Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

and

eer

110
135
75¢

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM CIRCUMSPICE

THE GIFT OF
Dr. H. Kiefer

2950
830.6
U22

Band 91. 1904.

Ueber Land und Meer

Deutsche Illustrirte Zeitung

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt.

Inhalts-Verzeichnis

Sach-Regiſter

Romane, Novellen u. Erzählungen

Ewig-Menſchliche, das. Novelle von Leonore Frei 110. 133.
Falſcher Fährte, auf. Humoreske von Teo von Torn 437.
Fridas Verlobung. Von Marie v. Bunſen 503.
Geſtörte Biwakfreuden. Humoreske von Rich. Schott. Mit 1 Aquarell von E. Zimmer 14.
Grab der Julia, das. Novelle von Karl Herold 544.
Hinrich Sörenſen. Novelle von Theodor Duimchen 205. 232.
Hühnchen. Von Roda Roda 417.
Jahrmarkt in Schuminaz. Skizze aus dem oriental. Volksleben. Von Arslan Aga 180.
Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter. Novelle von Georg Frhr. v. Ompteda. Mit Zeichnungen von Wilh. Claudius 287. 308. 331.
Kinderwelt des Orients, die. Von Roda Roda 36.
Meditza und Mledina. Morlakkiſches Sittenbild von S. Barinkay 460.
Meyer. Novelle von Gg. Frhr. v. Ompteda 37.
Obriſt, der. Eine Geſchichte von Aug. Sperl 589.
Schlafende Heer, das. Roman von C. Viebig 1. 31. 57. 79. 101. 123. 145. 169. 195. 221. 247. 276. 298. 319. 343. 363. 385. 406. 428. 449. 471. 493. 513. 537. 568.
Sein Syſtem. Erzählung von A. Supper 482.
Sylvia. Roman von Emmi Lewald (E. Roland) 559. 579.
Teepflückerin, die. Chineſiſche Erzählung von Karl Kampf 87.
Unterm Apfelbaum. Skizze aus dem Leben. Von Maria Janitſchek 372.
Vater, der. Skizze von B. Rittweger 63.
Verlobungsfeier. Von Adele Gerhard 394.
Vogel Sputz, der. Von Henry F. Urban 523.

Biographiſche Artikel

Berlioz, Hector. Zu ſeinem 100. Geburtstag. Von Wilh. Klatte 230.
Chamberlain a. D. 113.
Kant, Immanuel. Zu ſeinem 100. Todestage. Von Dr. Ph. Münch 452.
v. Schwind, Moritz. (Zum 100. Geburtstag des Künſtlers.) Von Carl Anton Piper 367.

Kulturbilder, Sitten u. Gebräuche

Ablaſſen, das. Ein Kellerbild aus Niederöſterreich von Joh. Peter 157.
Deutſche Stadttore. Von Dr. Th. Hampe 324.
Deutſchtum in New York, das. Von Emil Klaeſſig 346.
Five o'clock-tea im Hotel Kaiſerhof in Berlin 238.
Frauentracht und Frauenſchönheit 108.
„Glückbringendes Krokodil" in Kairo 511.
Jahrmarkt in Schuminaz. Skizze aus dem oriental. Volksleben. Von Arslan Aga 180.
Kinderwelt des Orients, die. Von Roda Roda 36.
Lernjahr für Volksſchülerinnen, praktiſches. Von Luiſe Schulze-Brück 88.
Meditza und Mledina. Morlakkiſches Sittenbild von S. Barinkay 460.
Neapolitan. Straßenleben 178.
Sonntag eines Deutſchen. Von Otto Ernſt 355.
Tagewerk einer Pariſer Journaliſtin, das 458.
Unter Tage. Bilder aus einem weſtfäliſchen Steinkohlenbergwerk. Von Dr. Hecker 128.
Vorfrühling in den Pariſer Champs Elyſées. Von Karl Eugen Schmidt 522.
Weihnachten überall 290.
Wiener Blumenmädchen 221.

Geſchichte und Zeitereigniſſe.
Ausſtellungen

Aufſtand auf der Balkanhalbinſel, zum 140.
— in Deutſch-Südweſtafrika 209. 442. 463. 507.
Ausgrabung der Ara pacis in Rom 184.
Brandkataſtrophe von Aaleſund 487. 490.
Doppeljubiläum am däniſchen Hofe: König Chriſtian IX. im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel 211.
Chamberlain zu Hauſe. Zum Rücktritt des engl. Kolonialminiſters 113.
Ermordung des Herzogs von Enghien am 21. März 1804. Von Dr. K. Th. v. Heigel 583.
Geburtstagsfeier des Kaiſers von China (Gruppenbild) 117.
Graf Bülow ſpricht im Reichstag 568.
Italieniſches Königspaar in Paris 137.
— in England 261.
Krieg zwiſchen Rußland und Japan in Oſtaſien 375. 527. 552. 557. 575. 594.
Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin 234.
Lourdes. Von Karl v. Heilgenberg 256.
Matthias Corvinus von Ungarn vor Wien i. J. 1485 376.
Panama, die neue Republik 262.
Panamageſpenſt, das. Von Otto v. Gottberg 397.
Spaniens König in Liſſabon 377.
Südpolar-Expedition, Heimkehr der deutſchen („Gauß") 312.
Washingtons Abſchied von der Armee 300.

Rheiniſche Obſt- und Blumenausſtellung in Köln 235.
Weltausſtellung in St. Louis 1904 261. 486. 595.

Länder- und Völkerkunde.
Städtebilder

Aaleſund (Norwegen) 487. 490.
Adria: Winterſtürme 334.
Adrianopel 127. 140.
Alt-Berlin: an der Fiſcherbrücke 483.
Alwar (Vorderindien): der Maharadſcha und ſein Reich. Von Ernſt v. Heſſe-Wartegg 151.
Aroſa: auf der Hotelterraſſe 419.
Bern: neues Stadttheater 138.
Bozen: im Batzenhäusl 459.
China: Geburtstagsfeier für den Kaiſer Kuang-ſü (Gruppenbild) 117.
Davos: Winterkuren im Hochgebirge. Von Theo Seelmann 500.
Deutſch-Südweſtafrika (Zum Herero-Aufſtand) 209. 442. 463. 507.
Elſäſſiſche Frauentrachten. Von Roſe Julien 480.
Frieſiſches Mädchen 559.
Harzer Winterfeſte 484.
Hohkönigsburg 16.
Holland: Fiſchmarkt 247.
Japans nationale Verkehrsmittel. Von Dr. Carl Wiegand 591.
— Krieg in 375. 527. 552. 557. 575. 594.
Java: Vulkanbeſteigungen. Von Tanera 7.
Iſar-Ufergelände 81.
Kalifornien: Drahtſeilbahn auf den Mount Lowe in der Sierra Madre 68.
Kaukaſus: im ſwanetiſchen Hochgebirge. Von H. v. Ficker 549.
Liebenzell, Bad in Württb. 358.
London: Verkehr in einer Hauptſtraße 379.
Lourdes. Von Karl v. Heilgenberg 256.
Moen, dän. Kreide-Inſel 90.
Moki-Indianer Arizonas, die. Von Malwina Lampadius 46.
Montreal, Viktoriabrücke bei 50.
München: Corneliusbrücke 107.
— neues Volkstheater 210.
Münchner Architektur, neue. Von E. N. Pascent 563.
Neapolit. Straßenleben 178.
Neckartal, Abend im 154.
New York, das Deutſchtum in. Von Emil Klaeſſig 346.
Oſtaſien (zum ruſſ.-japan. Krieg) 375. 527. 552. 557. 575. 594.
Panama. Von Otto v. Gottberg 397.
Panamakanal und -Hafen 262.
Pariſer Champs Elyſées, Vorfrühling in den. Von Karl Eugen Schmidt 522.
Raguſa, Markt in 145.
Riviera: Saiſon an der. Von G. A. Maſche 431.
St. Louis: Weltausſtellung 1904 261. 486. 595.
Simplon, eine Winterfahrt über den. Von W. Hörſtel 283.
Stein am Rhein. Von L. Holthof 352.
Teltow-Kanal, der. Von Otto Jentſch 454.
Weihnachten überall 290.
Weſtfäliſches Steinkohlenbergwerk („Unter Tage". Von Dr. Hecker) 128.
Wien: Beethovens Sterbehaus 116.
Wiener Blumenmädchen 221.

Kunſt

Künſtler und ihre Frauen. Von Eduard Engels-München. Mit 9 Porträts 410.
Kunſtkritiker, deutſche, der Gegenwart. Mit 18 Porträts 250.
Moderne Galerie in Wien 357.
Muſik im Bilde. Von Dr. Oscar Bie. Mit 10 Abbildg. 585.
Oberländer, A., als Maler 289.
v. Schwind, Moritz. Zu ſeinem 100. Geburtstag. Von Carl Anton Piper. Mit 5 Abb. 367.
Weihnachten in der romaniſchen und germaniſchen Kunſt. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit 7 Abbildg. 280.

Baukunſt

Doppeltheaters, zum Problem des. Von Prof. Th. Fiſcher 478.
Faſſade, reſtaurierte, der Münchner Reſidenz 358.
Handelshochſchule in Köln. Entwurf von Prof. Vetterlein in Darmſtadt 485.
Jahn-Muſeum und Jahn-Halle in Freyburg a. d. U. 72.
Kaiſer Friedrich-Halle in M.-Gladbach 333.
Moſcheen Muradie u. Selimie in Adrianopel 127. 140.
M'ſchatta 521.
Münchner Architektur, neue. Von E. N. Pascent. Mit 12 Abbildungen 563.
Polizeipräſidialgebäude in Hannover 184.
Preuß. Herrenhaus in Berlin 441.
Reichsgerichtsgebäude 161.
Stadttheater in Bern 138.
Stadttore, deutſche. Von Dr. Th. Hampe. Mit 12 Abbildg. 324.
Umbau der Pariſer Börſe 377.
Univerſitätsneubau für Jena. Entw. v. Prof. Th. Fiſcher 464.
Volkstheater in München 210.
Weltausſtellungsbauten in St. Louis 261. 595.

Bildnerkunſt

Ara pacis (Ausgrabung) 184.
Bildhauermaſchine, die 399.
Braun, Kap., auf dem untergeh. „Iltis". Gipsgruppe von Guſt. Eberlein 51.
Brunnen-Entwürfe, zwei neue, für München 116.
Brunnengruppe auf der Piazza Termini in Rom 302.
Brunnenkünſtler, ein moderner (Hubert Netzer). Von Georg Habich 476.
Denkmäler, neue, für:
Kaiſer Wilhelm I. in Danzig 71.
Richard Wagner in Berlin 95.
Kaiſerin Auguſta in Köln 93.
Kaiſer Friedrich III. in Potsdam 160.
— in Köln 93.
— in M.-Gladbach 333.
— für Berlin (Maiſon) 553.
— u. Kaiſerin Friedrich vor dem Brandenbg. Tor 138.
Eça de Queiroz in Liſſabon 116.
Franz Liſzt in Stuttgart 160.
Kaiſerin Eliſabeth (Entwurf für Wien) 400.
Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M. Von H. Kaufmann 136.
Fechter, der. Bronzeſtatuette von Fritz Heinemann 50.
Grabdenkmal für F. X. Kraus in Freiburg i. B. Von Jul. Seitz 334.
Mutter und Kind. Grabrelief. Von Fritz Klimſch 357.
Plakette zur Erinnerung an Goethes Mutter. Von R. Boſſelt 400.

Malerei

Alte Meiſter

Auferſtehung Chriſti. Von Giovanni Bellini 508.
Mrs. Robinſon als Perdita. Von Thomas Gainsborough 83.
Raffael und Rembrandt (in Geſamtausgaben) 225.

Neue Gemälde

Abend im Neckartal. Von Herman Drück 154.
Abenddämmerung, in der. Von Georges Maroniez 396.
Abendſtille. Von Aug. Holmberg 427.
Abfahrt des Dampfers. Von Hans Herrmann 541.
Blick ins Freie, ein. Von Carl Seiler 195.
Brief ans Chriſtkindl. Von Emil Brack 233.
Chriſtus in Bethanien. Von Eugène Burnand 566/67.
Einſiedler, der. Von Ad. Oberländer 289.
Fähre an der Lys. Von Emil C. van Cauwelaert 323.
Felſenneſt, ein. Von Ludwig Neuhoff 479.
Fiſchmarkt in e. holländ. Stadt. Von Hans Herrmann 247.
Frage, eine. Von G. v. Max 449.
Frettchen auf der Kaninchenjagd. Von E. Douglas 471.
Graf Bülow ſpricht im Reichstag. Von Georg Waltenberger 569.
Heimkehr vom Markte. Von Herm. Knopf 101.
Hodlers Gemäldekollektion 533.
Hofgeſellſchaft. Von C. Seiler 31.
Hohkönigsburg. Von Fritz von Wille 17.
Ihrer Mutter Stimme. Von W. O. Orchardſon 587.
Immer fleißig. Von O. Piltz 513.
In dulci jubilo. Von Paul Vowe 385.
Italieniſche Kloſterſchule. Von F. Bergamini 389.
v. Keller, Porträt der Frau Profeſſor. Von Franz v. Lenbach 15.
König Matthias Corvinus von Ungarn vor Wien i. J. 1485. Von Otto Koroknyai 373.
Kreuz von Dreizehnlinden bei Schloß Corvey, das. Von Franz Hoffmann-Fallersleben 495.
Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin. Von Erich Mattſchaß 231.
Künſtler und ihre Frauen (Stuck, Lenbach, Keller ꝛc.) 405/413.
Kurier, der. Von A. Perez 203.
Kurzer Beſuch. Von Wilhelm Räuber 453.
Leichte Muſik. Von Paul Meyer-Mainz 309.
Luſtige Unterhaltung. Von L. Schmutzler 327.
Maisernte. Von A. Salinas 525.
Markt in Raguſa. Von V. Bukovač 145.
Markte, nach dem. Von P. F. Meſſerſchmitt 439.
Maskenball, nach dem. Von Ad. Echtler 456/57.
Modiſtin, bei der. Von Alonſo Perez 547.
Neue Nachrichten. Von Mathias Schmid 105.
Neugieriges Modell, ein. Von Alfred Weczerzick 181.
Nonne, die. Von Herm. Kaulbach 351.
Pferdemarkt, auf dem. Von Jaroslav Veſin 177.
„Quo vadis, domine?" Von R. Maluta 475.
Raſt auf der Düne. Von Hans v. Bartels 579.
Reſignation. Von A. H. Schram 34/35.
Ruhe auf der Flucht. Von Fritz v. Uhde 319.
Schildwache, Reg. Prinz Heinrich von Preußen Nr. 35. Von Franz Skarbina 47.
Schön Rohtraut. Von Herm. Seeger 537.
Schubert, Franz, im Kreiſe ſeiner Freunde. Von Karl Röhling 173.
Sie alle folgen dem Stern. Von Peter Janſſen 12/13.
Sirena di Capri. Von Karl Böhme 111.
Sonnenblumen. Von F. A. v. Kaulbach 581.
Sonntagnachmittag. Von Franz v. Defregger 493.
Spielhahnbalz im Moos. Von Otto Recknagel 517.
Stille Nacht, heilige Nacht. Von Graf Leopold v. Kalckreuth 275.
Stumme Frage, eine. Von Alois Hans Schram 434/35.
Tanz und Spiel in Pompeji, bei. Von E. Vaſarri 416.
Teufelsſee, der. Von Walter Leiſtikow 39.
Träumerei. Von F. A. Kaulbach 123.
Traum vom Glück, ein. Von Max Nonnenbruch 199.
Ufergelände an der Iſar. Von Joſ. Wenglein 81.
Ungewohnte Arbeit. Von Robert Erneſti 343.
Unter Blumen. Von Stefano Novo 57.
Urlaub im Elternhauſe, auf. Von Franz v. Defregger 286.
Wallfahrt nach Kevlaar, die. Von Imre Knopp 149.
Wandgemälde in der Aula des Kaiſer Friedrich-Gymnaſiums zu Frankfurt a. M. Von Wilh. Steinhauſen 254/55.
Washingtons Abſchied von der Armee. Von Andrew C. Gow 304/05.
Wichtige Beſprechung, eine. Von Frank Dadd 505.
Wiener Blumenmädchen. Von Joſef Engelhart 221.
Wintertag im Würmtale. Von F. Krauß-Halberg 461.
Zufriedener, ein. Von Richard Müller 169.

Zeichnungen

Abend im Berliner Ausſtellungspark am Lehrter Bahnhof. Von Hch. Wolff 90.
Angriff japan. Torpedoboote auf die ruſſiſche Flotte in Port Arthur. Von Alex. Kircher 575.
Atelierpunſch. Von Rich. Gutſchmidt 45.
Ballſzene (Cake-walk). Aquarell von Emil Roſenſtand 395.
Batzenhäusl in Bozen. Von W. Strich-Chapell 459.
Chriſtbaummarkt, auf dem. Von Martin Nänike 259.
Chriſtnacht. Von Walter Püttner 291.
Corneliusbrücke in München. Von Auguſt Mayer 106.
„Erzherzog Carl". das neue öſt.-ung. Schlachtſchiff. Von Alex Kircher 207.
Fiſcherbrücke in Alt-Berlin, an der. Von Georg Schöbel 483.
Five o'clock-tea im Hotel Kaiſerhof in Berlin. Von Ed. Cucuel 237.
Frieſiſches Mädchen. Studie von Otto H. Engel 559.
Japaniſche Flotte in Gefechtsformation dampfend. Von G. Martin 529.
Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter. Von Wilh. Claudius 287. 331.
Modellmarkt an der Münchner Kunſtakad. Von F. B. Doubek 59.
Neues Jahr. Von A. Schmidhammer 297.
Premiere, in der. Von Ed. Cucuel 125.
Silhouetten von E. Baron Cederkrantz 530.
Sylveſternacht auf der Friedrichſtraße zu Berlin. Von Emil Roſenſtand 313.
Tennis. Von Ed. Cucuel 18/19.
Unter Tage. (Aus einem weſtfäliſchen Kohlenbergwerk.) Von H. Zieger 128/133.
Viebig, Clara. Nach dem Paſtell von Marie v. Wartenberg-Esmarch 1.
Vulkanbeſteigungen auf Java. Von Ernſt Zimmer 7/10.
Zirkusſtall, im. Von Joſef Kerſchenſteiner 496.

Farbige Reproduktionen

Einfahrender Eiſenbahnzug. Nach dem Gemälde von H. Pleuer 279.
Geſtörte Biwakfreuden. Nach dem Aquarell von Ernſt Zimmer 4/5.
Nachtgefecht zwiſchen Linienſchiffen und Torpedobooten. Nach einem Aquarell von Willy Stöwer 64/65.
Orchideen. Von Chr. Votteler 41/44.

Kunſtgewerbe

Arbeiten Berliner Künſtlerinnen für St. Louis 486
Arbeitszimmer des Reichstagspräſidenten 420.
Rathausſaal-Ausſtattung in Schrobenhauſen 486.
Schmuckſachen, moderne Wiener. Von Karl Waſchmann 20.
Spielzeug, künſtleriſches 573.
Zimmereinrichtung, moderne, in der Winterausſtellung des öſterr. Muſeums in Wien 442.
—, neue, von Rich. Riemerſchmid 526.

Naturaufnahmen

Abendſtimmung (Riviera) 554.
Fernphotographie, die. Von Ed. Klam 593.
Fiſchfang, beim 418.
Guter Kamerad, ein. Von Hans Hildenbrand 363.
Mikro-Photographien. Von M. Dankler 462.
Miß Heliot mit ihrem Lieblingslöwen. Von H. Hildenbrand 79.
Streifzüge eines Lichtbildners. Von Dr. M. Wilh. Meyer 301.
Weihnachten überall 290.

Natur

Herbſtgeſang der Vögel. Plauderei von Fritz Skowronnek 84.
Hummel-Trompeter, der. Plauderei von Wilh. Bölſche 10.
Königin der Tropen, die (Kokospalme). Von Karl Marquardt 204.
Kunſtwerke des Winters (Eisblumen). Von Th. Haller 370.
Lebensmüdigkeit und Altersſchwäche bei Kulturpflanzen. Von A. Schiller-Tietz 413.
Marskanäle, die, als Illuſionen. Von K. 92.
Mikro-Photographien. Von M. Dankler 462.
Obſt- und Blumenausſtellung, Rheiniſche, in Köln 235.
Orchideen, heimiſche und fremdländiſche. Von Th. Seelmann 41.
Palme del Cura in Elche (Spanien) 50.
Radium, der gefundene Stein der Weiſen. Von Dr. M. Wilh. Meyer 430.
Seelöwen-Orcheſter 378.
Sonnenſyſtem, Eroberungen im. Von K. 44.
Spielhahnbalz im Moos 517.
Tierwelt, eine neue. Von Wilh. Bölſche 388.
Vulkanbeſteigungen auf Java. Von Tanera 7.
Wildtauben, unſre. Von Ed. T. Rapp 113.
Zebroiden. Eine praktiſch-zoologiſche Zukunftsfrage. Von Hanns M. v. Kadich 69.

Geſundheitspflege

Enthüllungen des Blutes, die. Von Theo Seelmann 202.
Fahrſtuhlkrankheit. Von Dr. P. Schütte 366.
Kinderhoſpital, ein ſchwimmendes, in New York 436.
Lazarettbaracken und Krankenſchweſtern in Deutſch-Südweſtafrika 507.
Sport und Hypnoſe. Von Balduin Groller 104.
Viktoria Luiſe-Kinderheilſtätte vom R. Kr. in Hohenlychen 210.
Wie arbeiten unſre Nerven? Von Theodor Haller 473.
Winterkuren im Hochgebirge. Von Theo Seelmann 500.
Wohnungshygiene für den Winter. Von L. Bürkner 148.

Rechtskunde, Sozialwiſſenſchaft

Bodenreformbewegung, aus der. Von Georg Tiſchert 408.
Frauenbewegung im Ausland, neueſte Fortſchritte der 518.
Hausfrau, die, und die Sozialpolitik. Plauderei aus Paris von Dr. Käthe Schirmacher 393.
Rechtsſchutz der Frauen durch Frauen. Von Dr. L. Fuld 36.

Handel und Verkehr. Technik

Apfelſinenernte, von der 506.
Automobil-Dampfſpritze 184.
Bergung geſunkener und geſtrandeter Schiffe. Von Franz Bendt 174.
Bildhauermaſchine, die 399.
Corneliusbrücke in München 107.
Dampfturbine, die. Von Franz Bendt 519.
Drahtſeilbahn auf den Mount Lowe (Kalifornien) 68.
Eliſabethbrücke in Budapeſt 115.
Elektriſche Ferndruckerzentrale in Berlin. Von Otto Jentſch 66.
Elektriſche Schnellbahnfahrten. Ein Rückblick von Otto Jentſch 306.
Fernphotographie, die. Von Ed. Klam 593.
Großſtadtverkehr, moderner (London) 379.
Hauptbahnhof in Hamburg (Entwurf) 236.
Japans nationale Verkehrsmittel. Von Dr. C. Wiegand 591.
Kabelſchiffs, an Bord eines 414.
Militäriſche Bedeutung der Eiſenbahnen. Von v. Witzleben 518.
Nachrichtenverkehr mit unſern Truppen in Deutſch-Südweſtafrika. Von Otto Jentſch 507.
Schottentür, hydrauliſche, auf einem Ozeandampfer 378.
Teltow-Kanal, der. Von Otto Jentſch 454.
Unter Tage. Bilder aus einem weſtfäliſchen Steinkohlenbergwerk. Von Dr. Hecker 128.
Viktoriabrücke bei Montreal 50.
Wie das Münchner Bier entſteht. Plaud. von B. Rauchenegger 85.
Wie unſer Emaillegeſchirr entſteht. Von Hans Oſtwald 200.

Militär und Marine

Bayerns 3 Generaloberſten 401.
Biwakfreuden, geſtörte (Humoreske) 14.
Kriegerbund, deutſcher, in New York 349.
Kriegsſchule, auf. Von Karl Aug. v. d. Pinnau 155.
Militäriſche Bedeutung d. Eiſenbahnen. Von v. Witzleben 518.
Offiziere, deutſche, ital. und engl., bei den Herbſtmanövern in England 94.
Schildwache, vom Reg. Prinz Heinrich v. Preußen Nr. 35 47.
Schweizeriſches Feldgeſchütz 236.
Selbſtfahrer und die Armee. Von v. Reden, Major z. D. 62.
Train im Krieg und Frieden, der. Von Karl A. v. d. Pinnau 328.
Uniform des Eiſenbahndetachements für Südweſtafrika 463.
Uniformen bayriſcher Reiterregimenter 261.

Angriff japaniſcher Torpedoboote auf die ruſſiſche Flotte in Port Arthur 575.
Bergung geſunkener und geſtrandeter Schiffe. Von Franz Bendt 174.
„Erzherzog Karl", neues öſterr.-ung. Schlachtſchiff 208.
Japaniſche Flotte 529.
Japans Wehrmacht zur See. Von v. Witzleben 375.
Kabelſchiffs, an Bord eines 414.
Nachtgefecht zwiſchen Linienſchiffen und Torpedobooten 63.
„Pallada", ruſſ. Kreuzer 528.
„Retwiſan", „ „ 528.
Schiffsartillerie und ihre Tätigkeit in der Schlacht. Von Graf E. Reventlow 497.
Sicherheitsvorrichtungen moderner Seeſchiffe (hydrauliſche Schottentür) 378.

148045

„Tſingtau", deutſches Flußkanonenboot 72.
Zeitvertreib an Bord. Von Karl Eugen Schmidt 228.

Sport, Jagd und Fiſcherei, Mode.

Boſton-Ballſpiel im Ballſaal 419.
Fahrſport, vom. Ein Brief von Rich. Schönbeck 542.
Kölner Herbſtmeeting 184.
Kronprinz, der deutſche, beim Rad-Poloſpiel 71.
Kronprinz von Schweden auf Schneeſchuhen 596.
Reiter- und Zirkusfeſt der Münchner Hofgeſellſchaft 261.
Rennen in Ludwigsluſt 115
Ski-Ausrüſtung eines norweg. Mädchens 467.
Sport im Winter. Von M. Koſſak 390.
Sport und Hypnoſe. Von Balduin Groller 104.
Tennis. Von Alfred Ehrmann 16.
Winterfeſte im Harz 484.
Zeitvertreib an Bord. Von Karl Eug. Schmidt 228.

Fiſchfang, beim 418.
Frettchens Kaninchenjagd 471.
Hering und Heringsfang, vom Von C. Lund 571.
Spielhahnbalz 517.

Elſäſſiſche Frauentrachten. Von Roſe Julien 480.
Frauentracht und Frauenſchönheit 108.

Poeſie

Abreiſe. Von Oskar Anwand 388.
Alte Sterne. Von F. Erdner 570.
An mein Lied. Von P. Grotowsky 174.
Augenblick, der. Von Hanns v. Gumppenberg 208.
Ausſicht in den Garten. Von Otto Julius Bierbaum 258.
Batzenhäusl, im. Von Anna Ritter 459.
Einſamkeit. Von A. H. Plinke 499.
Evas Haar. Von Chr. Morgenſtern 588.
Fliegendes Blatt. Von C. Iſenkrahe 107.
Gerechte Gevatter, der. Von Otto Ernſt 473.
Goldnen Hahn, im. Von Rich. Zoozmann 11.
Grauen im Walde. Von Carl Buſſe 354.
Grüne Blatt, das. Von Otto Julius Bierbaum 258.
Herbſtreigen. Von Fritz Erdner 46.
Herbſtſegen. Von Maurice v. Stern 153.
Herdflammen. Von Hanns v. Gumppenberg 332.
Kleine Stadt, die. Von Clotilde v. Schwartzkoppen 229.
Lied. Von Carl Buſſe 548.
— Von Chr. Morgenſtern 588.
Neues Jahr. Von Rudolf Herzog 297.
Rumpelſtilzchen. Von Elſe Nonne 440.
Schelmenlied. Von Carl Anton Piper 506.
Schönheit. Von Käte Cajetan-Milner 408.
Sterne im Waſſer. Von Carl Bulcke 85.
Tauſend Stirnen ... Von Carl Buſſe 415.
Unter der Bürde. Von Elſe Nonne 368.
Vollmondzauber. Von Maurice v. Stern 483.
Wanderſchaft, nach der. Von Wilh. Lobſien 398.
Weihnachtsfeſt, das. Von J. Trojan 283.

Aphorismen. Von Carl Bulcke 546.

Theater. Muſik

Berlioz, Hector. Zu ſeinem 100. Geburtstag. Von Wilh. Klatte 230.
Luſtſpiel, das deutſche. Von Heinrich Hart 548.
Muſik im Bilde, die. Von Dr. Oscar Bie. Mit 10 Abbild. 585.
Muſikabende beim Kaiſer 312.
New Yorker Geſangvereine 350.
Problem des Doppeltheaters. Von Prof. Th. Fiſcher 478.

„Elektra". Von Hugo v. Hofmannsthal. (Klytemnäſtra und Elektra) 184.
„Junker Kai". Von Holger Drachmann. (Bokken Laſſon als „Gred") 158.
„Kobold", der. Von Siegfried Wagner. (Gruppenbild) 485.
„Maria Thereſia". Von Franz v. Schönthan. (Gratulationstanz der Prinzeſſinnen) 158.
„Roſe vom Liebesgarten", die. Romantiſche Oper von Hans Pfitzner 555.
„Sturmgeſelle Sokrates". Von H. Sudermann. (Hartmeyer und Kellnerin) 94.

Humoriſtiſche Ecke 77. 597.

Literatur

Beſprechungen 25. 52. 70. 118. 135. 162. 182. 187. 212. 239. 266. 293. 314. 336. 360. 418. 422. 444. 466. 489. 530.
Bücher, eingegangene (Titel) 54 76. 100. 143. 167. 193. 215. 339. 361. 382. 404. 423. 470. 492. 536. 556.
Ebers „Uarda", illuſtrierte Ausgabe 267.
Herder und das Volkslied. Zum 100. Todestage des Dichters (18. Dez. 1903). Von Profeſſor Dr. Leo Langer 260.
Klaſſiker der Kunſt: Raffael und Rembrandt 225.
Literariſche Feſtgaben für den Weihnachtstiſch 264.

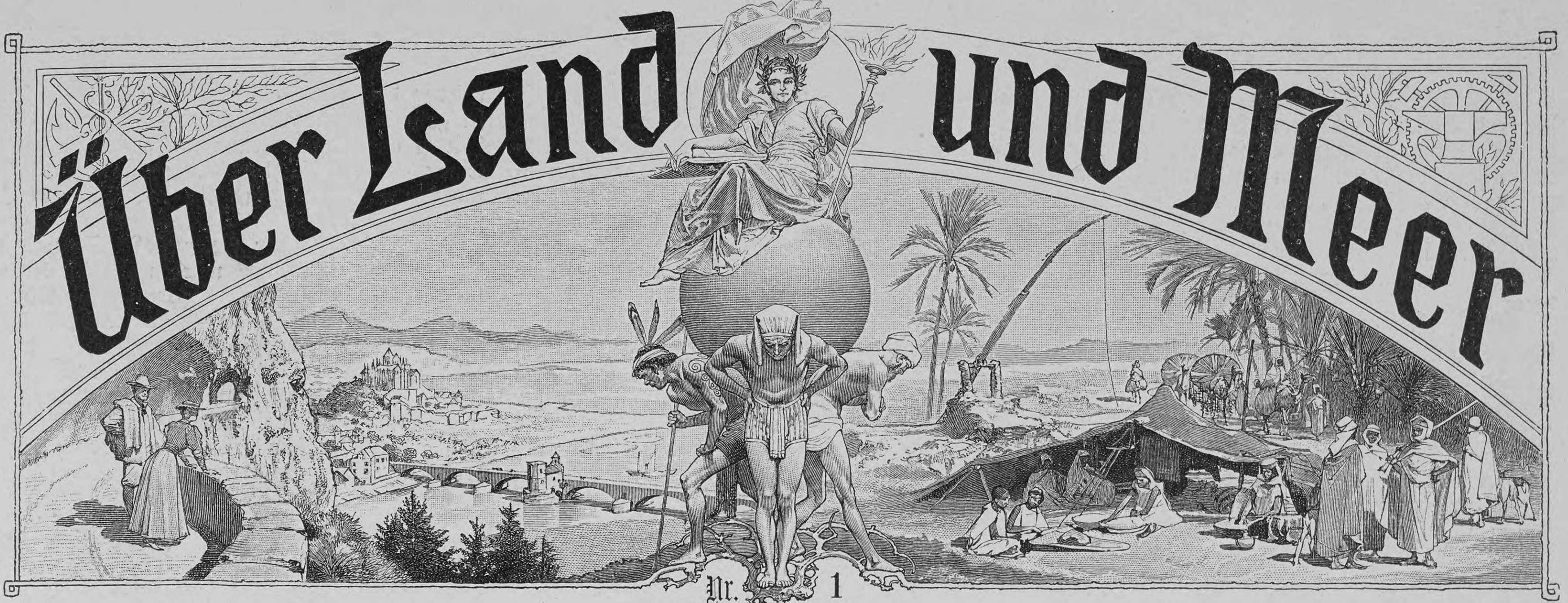
Schach

28. 55. 99. 165. 191. 219. 245. 273. 317. 340. 382. 424. 446. 469. 534. 556.

Alphabetiſches Regiſter

(Die mit einem * bezeichneten Artikel ſind illuſtriert.)

Aaleſund * 487. 490.
Abend im Neckartal * 154.
— -dämmerung * 396.
— -ſtille * 427.
Ablaſſen, das (Kellerbild) 157.
Abreiſe 388.
Adalbert, Prinz v. Preußen * 236.
Adria: Winterſtürme * 334.
Adrianopel * 127. 140.
Alexandra, Königin von England * 211.
Alexandra, Prinzeſſin von Cumberland * 358.
Alfons XIII. von Spanien * 377.
Alwar: der Maharadſcha und ſein Reich * 151.
Apfelbaum, unterm 372.
Apfelſinenernte * 506.
Aphorismen 546.
Ara pacis in Rom * 184.
Arnulf, Prinz von Bayern * 401.
Aroſa: Hotelterraſſe * 419.
Atelierpunſch * 45.
Augenblick, der 208.
Ausſicht in den Garten 258.
Automobildampfſpritze * 184.
Avenarius, Ferd. * 252.
Balkan-Aufſtand * 140.
Ballſzene (Cake-walk) * 395.
Batzenhäusl in Bozen * 459.
Bauwerke ſ. die betr. Städte und das Sachregiſter.
Bayerns 3 Generaloberſten * 401.
Bayriſche Kav.-Uniformen * 261.
Beethovens Sterbehaus * 116.
Bergung von Schiffen * 174.
Berlin: an der Fiſcherbrücke in Alt-Berlin * 483.
— Ausſtellungspark am Lehrter Bahnhof * 90.
— Five o'clock-tea im Hotel Kaiſerhof in Berlin * 238.
— Preuß. Herrenhaus * 441.
— Kaiſer und Kaiſerin Friedrich-Denkmäler * 138.
— Rich. Wagner-Denkmal * 95.
— Sylveſternacht * 313.
Berlioz, Hector * 230.
Bern: Stadttheater * 138.
Beſprechung, eine wichtige * 505.
Beſuch, kurzer * 453.
Bie, Oskar * 253.
Bierbrauen, das, in München * 85.
Bildhauermaſchine * 399.
Biwakfreuden, geſtörte * 14.
Blatt, das grüne 258.
Blick ins Freie * 195.
Blüthgen, Victor * 312.
Blumen, unter * 57.
— -Ausſtellung in Köln * 235.
Blutes, Enthüllungen des 202.
Bodenreformbewegung 408.
Bonaparte, Prinzeſſin Mathilde † * 400.
Boſton-Ballſpiel * 419.
Bozen: Batzenhäusl * 459.
Braun, Kapitän des „Iltis" * 40.
Brief ans Chriſtkindl * 233.
Briefmappe. Beil. zu Nr. 1—26.
Brooklyn: Arion-Halle * 350.
Brunnen, neue, f. München * 116.
— von Hubert Netzer * 476.
Budapeſt: Eliſabeth-(Schwurplatz-)Brücke * 115.
Bülow ſpricht! * 568.
Bürde, unter der 368.
Cäcilie, Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin * 211. 333.
Cake-walk * 395.
Capri, Sirena di * 111.
Carlos I. von Portugal * 377.
Chamberlain a. D. * 113.
Charlotte, Königin von Württemberg * 335.
China: zu Kaiſer Kuang-ſüs Geburtstag * 117.
Chriſtbaummarkt, auf dem * 259.
Chriſti Auferſtehung * 508.
Chriſtnacht * 291.
Chriſtus in Bethanien * 566/67.
Cumberland, prinzliche Familie * 211. 333.
Curie (Radium-Entdecker) * 441.
Däniſche Königsfamilie * 211.
— fürſtliche Radler * 333.
Dahn, Felix * 443.
Dampferabfahrt * 541.
Dampfturbine, die * 519.
Danzig: Kaiſer Wilhelm-Denkmal * 71.
Davos im Winter * 500.
Denkmäler, neue, ſ. die betr. Städte und das Sachregiſter.
Deutſches Haus in St. Louis * 261.
Deutſchtum in New York * 346.
Deutſch-Südweſtafrika, Aufſtand in * 209. 442. 463. 507.
Doppeltheater * 478.
Drahtſeilbahn in Südkalifornien * 68.
Dreizehnlinden-Kreuz * 499.
Eberlein, Guſtav * 95.
Einfädeln * 343.
Einſamkeit 499.
Einſiedler, der * 289.
Eisblumen * 370.
Eiſenbahnen, militäriſche Bedeutung der 518.
Eiſenbahnzug, einfahrender * 279.
„Elektra" * 184.
Elektriſche Ferndruckerzentrale in Berlin * 66.
— Schnellbahnfahrten * 306.
Eliſabeth, Prinz. v. Heſſen † * 236.
Elſäſſiſche Frauentrachten * 480.
Emaillegeſchirr, wie es entſteht * 200.
Enghien, Herzog von * 583.
Engliſche Herbſtmanöver * 94.
Ernſt, Otto * 355.
„Erzherzog Karl", öſterr.-ungar. Schlachtſchiff * 208.
Eugenie, Kaiſerin * 420.
Evas Haar 588.
Ewig-Menſchliche, das 110. 133.
Eyck, Jan van, Porträt ſeiner Gattin * 410.
Fähre an der Lys * 323.
Fährte, auf falſcher 437.
Fahrſport * 542.
Fahrſtuhlkrankheit 366.
Falb, Rudolf † * 93.
Fechter, der * 50.
Feldgeſchütz, ſchweizeriſches * 236.
Felſenneſt, ein * 479.
Fernphotographie * 593.
Fiſchfang, beim * 418.
Fiſchmarkt in Holland * 247.
Five o'clock-tea * 238.
Fliegendes Blatt 107.
Frage, eine * 449.
— eine ſtumme * 434/35.
Frankfurt a. M.: Einheitsdenkmal * 136.
— Steinhauſens Wandgemälde im Kaiſer Friedrich-Gymnaſium * 254.
Franzos, Karl Emil † * 485.
v. Frauendorfer, Miniſter * 358.
Frauenbewegung, ausländ. 518.
— -rechtsſchutz 36.
— -tracht und Frauenſchönheit * 108.
Fredensborg, Schloß * 211.
Frettchens Kaninchenjagd * 471.
Freyburg a. d. U.: Jahn-Muſeum und Jahn-Halle * 72.
Fridas Verlobung 503.
Friedrich der Große als Kronprinz und der Veteran von Fehrbellin * 234.
Friedrich, Herzog v. Anhalt * 464.
Friedrich Franz IV., Großherzog von Mecklbg.-Schwerin * 358.
Friedrich Karl, Prinzeſſin von Heſſen, mit 6 Söhnen * 183.
Frieſiſches Mädchen * 559.
Fürſtliche Radler, däniſche * 333.
Gainsboroughs Mrs. Robinſon * 89.
„Gauß", Südpolarſchiff * 312.
Geiſtinger, Marie † * 94.
Gevatter, der gerechte 473.
Goethes Mutter (Plakette) * 400.
Goldnen Hahn, im 11.
Grab der Julia 544.
Grauen im Walde 354.
Griechiſche Königsfamilie * 211.
Großſtadtverkehr (London) * 379.
Gurlitt, Cornelius * 252.
Gutbrod, Reichsger.-Präſ. * 161.
Habich, Georg * 253.
Hachmann, Hamburger Bürgermeiſter * 312.
Haeckel, Ernſt * 464. 594.
Hals, Franz, Porträt ſeiner Gattin * 410.
Hamburg: Hauptbahnhof (Entwurf) * 236.
Handſchriften-Beurteilung 29. 53. 97. 164. 189. 219. 339. 425. 446. 469.
Hannover: Polizeipräſidialgebäude * 184.
Hartmann, Ernſt, Schauſp. * 508.
Harz, Winterfeſte im * 484.
Hausfrau und Sozialpolitik 393.
Hayaſhi, japan. Geſandter * 528.
v. Heigel, K. Th. * 485.
Heilbut, Emil * 253.
Heimkehr vom Markte * 101.
Heinrich, Prinz d. Niederl. * 115.
Heinrich, Prinz von Preußen * 463.
— deſſen drei Söhne * 574.
Heliot, Claire, d. Löwenbraut * 84.
Herbſtgeſang der Vögel 84.
— -reigen 46.
— -ſegen 153.
Herder, Joh. Gottf. * 260.
Herdflammen 332.
Herero-Aufſtand * 209. 442. 463. 507.
Hering und Heringsfang * 571.
Heſſiſche Prinzen * 183.
Hindutempel in Alwar * 150.
Hinrich Sörenſen 205. 232.
Hofgeſellſchaft * 31.
Hohkönigsburg * 16.
Holländiſcher Fiſchmarkt * 247.
Holland: Abendſtimmung am Waſſer * 301.
Hühnchen 417.
Hummeltrompeter, der 10.
Humoriſtiſche Ecke ſ. Sachreg.
Jahn-Muſeum * 72.
Jahrmarkt in Schuminaz 180.
Janitſchek, Maria * 372.
Japans Marine * 375.
— nat. Verkehrsmittel * 591.
— Krieg ſ. Sachreg.
— Prinzen * 599.
Java: Vulkanbeſteigungen * 7.
Jena: Univerſität (Entwurf) * 464.
Immer fleißig * 513.
In dulci jubilo * 385.
Jobſt, W., Leutnant * 209.
Johann, Prinz von Schleswig-Holſtein * 211.
Journaliſtin, Pariſer * 458.
Iſarufer bei Tölz * 81.
Israels, Joſef 400.
Italieniſche Königspaar, das, in Paris * 137.
— in England * 261.
Ito, japan. Staatsmann * 509.
„Junker Kai" * 158.
Kabelſchiff * 414.
Kairo: „Glückbringendes Krokodil" * 511.
Kaiſer Wilhelm II. als däniſcher Admiral * 421.
v. Kalckreuth, Leop. Portr. ſeiner Gattin * 412.
Kamerad, guter * 363.
Kaninchenjagd m. Frettchen * 471.
Kant, Immanuel * 452.
Kaufmann, Hugo * 136.
v. Kaulbach, F. A. * 588.
— Porträt ſeiner Gattin * 413.
v. Keller, Frau Prof. * 15. 412.
Khuen-Héderváry, Graf * 93.
Kinderhoſpital, ſchwimmendes in New York * 436.
Kinderwelt des Orients, die 36.
Klaſſiker der Kunſt * 225.
Klavier, am * 588.
Klimſch-Skulpturen * 357.
Kloſterſchule, italieniſche * 389.
„Kobold", der * 485.
Koch, Dr., Reichsbankpräſ. * 183.
Koch, Rob., Geh. Rat * 262.
Köln: Handelshochſchule * 485.
— Denkmal für Kaiſer Friedrich III. u. Kaiſ. Auguſta 93.
Kölner Herbſtmeeting * 184.
Kokospalme, die * 204.
Konzert, das * 586.
Kriegsnachrichten in Paris * 594.
Kriegsſchauplatz in Oſtaſien * 375. 527. 552. 557. 575. 594.
Kriegsſchule, auf * 155.
Kronprinz, unſer * 359.
— beim Radpolo * 71.
Künſtler und ihre Frauen * 410.
Küſtrin: hiſtoriſches Friedrichszimmer * 160.
Kunſtklaſſiker * 225.
— -kritiker, deutſche * 250.
Kurier, der * 203.
Laſſen, Ed. * 441.
Laſſon, Bokken * 158.
Leipzig: Reichsgerichtsgeb. * 161.
Lenbachs Gattin * 409.
Leopold, Prinz von Bayern * 401.
Leßdorff, Ida v., liebt den Rittmeiſter * 287. 308. 331.
Lewald, Emmi (E. Roland) * 562.
Lichtbildners, Streifzüge eines * 301.
Liebenzell * 358.
Lied von Karl Buſſe 548.
— von Chr. Morgenſtern 588.
— an mein 174.
Liederwald, Oberſt † * 420.
Liſſabon: Eça de Queiroz-Denkmal 116.
Londoner Großſtadtverkehr * 379.
Lourdes * 256.
Ludwig, Prinz von Bayern * 401.
Ludwigsluſt: beim Rennen * 115.
Luitpold, Prinz von Bayern * 333.
Luſtige Unterhaltung * 327.
Luſtſpiel, das deutſche * 548.
Lyttelton, engl. Kolonialminiſter * 115.
Maharadſcha von Alwar * 151.
Maisernte * 525.
Maiſon, Rudolf † * 553.
„Maria Thereſia" (Luſtſpiel) * 158.
Markte, nach dem * 439.
Marskanäle als Illuſionen 92.
Maskenball, nach dem * 456/57.
Matthias Corvinus vor Wien i. J. 1485 * 376.
Meditza und Mledina 460.
Merry del Val * 159.
Meyer (Novelle) 37.
Mikro-Photographien * 462.
Militäriſche Bedeutung d. Eiſenbahnen 518.
Modell, neugieriges * 181.
— -markt * 59.
Modiſtin, bei der * 547.
Moen, däniſche Kreide-Inſel * 91.
Mönckeberg, Hamburger Bürgermeiſter * 312.
Moki-Indianer Arizonas * 46.
Mommſen, Theodor † * 185.
— Geburthaus * 183.
Monaco und Monte Carlo * 431.
Montreal: Viktoriabrücke 50.
Moſcheen in Adrianopel 127. 140.
v. Moſer, Guſtav † * 159.
M'ſchatta * 521.
München: Corneliusbrücke * 107.
— neues Volkstheater * 210.
Münchner Architektur * 563.
— Bier, wie es entſteht * 85.
— Hofgeſellſchaft: Reiter- und Zirkusfeſt * 261.
— Reſidenz: Faſſade * 358.
München-Gladbach: Kaiſer Friedrich-Halle * 333.
Muſik im Bilde * 585.
— leichte * 309.
— -abende beim Kaiſer * 312.
Muther, Richard * 253.
Mutter und Kind (Relief) 357.
— ihrer, Stimme * 587.
Nachrichten, neue * 105.
— -verkehr mit Deutſch-Südweſtafrika * 507.
Nachtgefecht zw. Linienſchiffen und Torpedobooten * 63.
Nation, Carrie * 441.
Neapolitaniſches Straßenleben * 178.
Neckartal, Abend im * 154.
Nervenarbeit 473.
Netzer, Hubert * 476.
Neues Jahr * 297.
New Yorks Deutſchtum * 346.
Nonne, die * 351.
Nymwegen: Trümmer der Kaiſerpfalz * 303.
Oberländer, A., als Maler * 289.
Obriſt, der 589.
v. Oettingen, Wolfgang * 253.
Orchideen * 41.
Osborn, Max * 253.
v. Oſtini, Fritz, Freiherr * 252.
„Pallada", ruſſ. Kreuzer * 528.
Palme del Cura in Elche * 50.
Panamageſpenſt, das * 397.
— -Republik * 262.
Pariſer Börſe, Umbau der * 377.
— Champs Elyſées * 522.
— Journaliſtin * 458.
— Kriegsnachrichten * 594.
Paſſini, Ludwig † * 214.
Pferdemarkt, auf dem * 177.
Pflanzen-Müdigkeit 413.
Pietſch, Ludwig * 252.
Pompeji, Tanz und Spiel in * 416.
Poppenberg, Felix * 253.
Port Arthur * 529. 557. 575/76.
Premiere, in der * 125.
„Quo vadis, domine?" * 475.
Radium, das 430.
Radler, fürſtliche * 333.
Rätſelecke. Beilage zu Nr. 1—26.
Raffael-Geſamtausgabe * 225.
Raguſa, Markt in * 145.
Raſt auf der Düne * 579.
Rechtsſchutz der Frauen 36.
Reichstag: Bülow ſpricht! * 569.
— Präſidenten-Arbeitszimmer * 420.
Rembrandt-Geſamtausgabe * 225.
Reſignation * 34/35.
„Retwiſan", ruſſ. Linienſchiff * 528.
Ridder, Hermann * 348.
Riviera-Saiſon * 431.
— Abendſtimmung * 554.
Robinſon, Mrs., als Perdita * 89.
Roland, E. (Emmi Lewald) * 562.
„Roſe vom Liebesgarten" * 555.
Roſenberg, Adolf * 253.
Roſenhagen, Hans * 253.
Rubens' zweite Gattin * 410.
Rüttenauer, Benno * 252.
Ruhe auf der Flucht * 319.
Rumpelſtilzchen 440.
Rußland: Kaiſerin-Witwe und Großfürſt-Thronfolger * 211.
St. Louis: Weltausſtellung 1904 * 261. 486. 595.
Schach ſ. Sachregiſter.
Schäffle, Albert † * 377.
Schelmenlied 506.
Schiff, Spiele auf dem * 228.
Schiffe und ihre Bergung * 174.
Schiffsart. in der Schlacht * 497.
Schildwache, Reg. Prinz Heinrich von Preußen Nr. 35 * 47.
Schlafende Heer, das Nr. 1—25.
Schmidt, O. E. (Otto Ernſt) * 355.
Schmuckſachen, mod. Wiener * 20.
Schneider, W., Hofſchauſp. † * 138.
Schnellbahnfahrten, elektr. * 306.
Schönheit (Gedicht) 408.
Silhouette * 530.
Schön Rohtraut * 537.
Schottentür, hydrauliſche * 378.
Schubert, Franz, im Kreiſe ſeiner Freunde * 173.
Schumann, Paul * 253.
Schurz, Karl * 348.
Schweizeriſches Feldgeſchütz * 236.
v. Schwind, Moritz * 367.
Seelöwen-Orcheſter * 378.
Selbſtfahrer und Armee * 62.
Semmeringbahn-Jubiläum * 442.
Servaes, Franz * 253.
Sie alle folgen dem Stern * 16.
Silhouette * 530.
Simplon-Winterfahrt * 283.
Sirena di Capri * 111.
Ski-Ausrüſtung * 467.
Söul * 552. 594.
Sonnenblumen * 588.
— -ſyſtem, Eroberungen im 44.
Sonntag eines Deutſchen * 355.
Sonntagnachmittag * 493.
Spencer, Herbert † * 334.
Sperl, Auguſt * 589.
Spielzeug, künſtleriſches * 573.
Spielhahnbalz im Moos * 517.
Sport im Winter * 390.
— und Hypnoſe 104.
Stadt, die kleine 229.
Stadttore, deutſche * 324.
Stahl, Fritz * 252.
Staſſow, Wladimir * 378.
Stein am Rhein * 352.
Steinhauſens Wandgemälde in Frankfurt a. M. * 254.
Steinkohlenbergwerk * 128.
Sterne, alte 570.
— im Waſſer 85.
Stille Nacht, heilige Nacht * 275.
Stoſch, Admiral † * 264.
Stromboli, Vulkan * 302.
Stuck, Franz, und ſeine Frau * 405.
„Sturmgeſelle Sokrates" * 94.
Stuttgart: Liſzt-Denkmal * 160.
Sudermann, Hermann * 94.
Swanetiſches Hochgebirge * 549.
Sylveſternacht in Berlin * 313.
Sylvia (Roman) Nr. 25/26.
Symphonie, eine * 369.
Syſtem, ſein 482.
Taormina: Theater * 303.
Tauſend Stirnen ... 415.
Teepflückerin 87.
Teltow-Kanal, der * 454.
Tennis * 16.
Teufelsſee, der * 39.
Theater-Problem * 478.
Tierwelt, eine neue * 388.
Tisza, Stephan, Graf * 159.
Tölz: Iſarufer * 81.
Torpedoboot-Angriff * 575.
— Nachtgefecht * 63.
Trachten, elſäſſiſche * 480.
Train in Krieg und Frieden * 328.
Träumerei * 123.
Traum vom Glück * 199.
Tſchemulpo * 529.
„Tſingtau", Kanonenboot * 72.
Turbinen * 519.
Unger, Hans, Portr. ſ. Gattin * 411.
Ungewohnte Arbeit * 343.
Unter Tage (Bergwerk) * 128.
Urlaub im Elternhauſe, auf * 286.
Vater, der (Skizze) 63.
Verlobungsfeier 394.
Viebig, Clara * 1.
Viktoria Luiſe-Kinderheilſtätte in Hohenlychen * 210.
Vogel Sputz 523.
Voigts, Oberkonſiſtorialrat * 262.
Volksſchülerinnen, prakt. Lernjahr für 88.
Voll, Karl * 252.
Vollmondzauber 483.
Vulkanbeſteigungen auf Java * 7.
Wagner, Siegfried * 485,
Walde, im * 588.
Walderſee, Graf † * 594.
Wallfahrt nach Kevlaar * 149.
Waltenberger, Georg * 568.
Wanderſchaft, nach der 398.
Waſhingtons Abſchied von der Armee * 300.
Weihnachten in der Kunſt * 280.
— überall * 290.
Weihnachtsfeſt (Gedicht) * 283.
Weltausſtellung in St. Louis 1904 * 261. 486. 595.
Wien: Beethovens Sterbehaus * 116.
— Einweihung der Caniſiuskirche * 159.
— Entwurf z. Kaiſerin Eliſabeth-Denkmal * 400.
— Moderne Galerie * 357.
Wiener Blumenmädchen * 221.
— Schmuckſachen * 20.
Wildtauben, unſre 113.
Wilhelm II., deutſcher Kaiſer, als dän. Admiral * 421.
Wilhelm II., König v. Württ. * 21.
Wilhelmine, Königin der Niederlande * 115. 210.
Winter im Hochgebirge * 419.
— -feſte im Harz * 484.
— -kuren im Hochgebirge * 500.
— -ſport * 390.
— -ſtürme auf der Adria * 334.
Winters Kunſtwerke * 370.
Wißner, Otto * 348.
Wohnungshyg. f. d. Winter 148.
Wolf, Hugo † 264.
Würmtal, Wintertag im * 461.
Zanardelli, Giuſeppe † * 377.
Zebroiden * 69.
Zeitvertreib an Bord * 228.
Zimmereinrichtungen * 442. 526.
Zirkusſtall, im * 496.
v. Zittel, Prof. † * 420.
Zufriedener, ein * 169.



91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

I

Wie im Backofen die Brote, ſo bräunten ſich jetzt die Landarbeiter in der glühenden, vor Hitze flimmernden Sommerluft. Auf den Hütten der Komorniks, die ſich hinter den Steinwall duckten, laſtete die Sonne. Heiß, unerträglich heiß war's ſchon in der Frühe um vier; kein Tau war gefallen, der die Erde erquickt hätte. Dreiſt ſpiegelte ſich das runde, tiefgelbe Sonnengeſicht in den blanken Senſen und leckte mit ſeiner gierigen Zunge über das flache, ſchier endlos eintönige Land; über meilenweite Kornfelder, die ſchwer ihre reifenden Aehren neigen, über dunkelſchollige Aecker, in deren fettem Boden, Pflanze an Pflanze gereiht, die Zuckerrübe wächſt, über verſtreute Herrenhöfe, die ſich, durch Baumtrüppchen markiert, aus dem Meer der Felder herausheben, über wenige, gleich dünnen Adern ziehende Straßen durchs ewig ſich wiederholende ſtaubige Grün der Rüben und ſtaubige Gelb der Weizenfluren.

Von der Kreisſtadt her, deren Straßen kaum verlaſſen, auch ſchon verſchlungen ſind von der Uebermacht des Ackers, deren Dom allein, als einziges Wahrzeichen, noch eine Weile über die Getreidewellen ragt, kam ein Gefährt. Eine kleine Bryczka, überpackt mit Menſchen. Und dahinter, in langſamerer, ſchwer ratternder Fahrt, ein Leiterwagen, mit allem möglichen Haus- und Ackergerät belaſtet.

Der Mann auf dem Vorderſitz der Bryczka ſtieß jetzt den Kutſcher, der, ihm vor den Füßen hockend, ſehr geſchickt auf der Deichſelſtange balancierte, faſt herab, ſo haſtig drehte er ſich um. Ihm war, als hätte hinten im Korbwagen jemand aufgeſchluchzt. Was, fing die Frau ſchon jetzt mit Heulen an?!

„Kettchen!“ Er ſagte es halb barſch, halb mitleidig; es war etwas Eignes in dem Ton, der ſtreng ſein wollte und doch eine gewiſſe Bangigkeit in ſich trug. Peter Bräuer fühlte ſelber ein ſeltſames Kribbeln in den Augen, die ihn ſchmerzten vom Sonnenbrand.

Zum Donnerwetter, daß auch hier gar kein Schatten war! Warum bepflanzten ſie denn nicht die Chauſſee mit Bäumen? Chauſſee! Hoppla, hat ſich was mit Chauſſee — au — war das ein Stoß!

Verdrießlich ſchob Bräuer die Mütze, die ihm vom gewaltigen Ruck über einen Stein ganz auf den Hinterkopf gerutſcht war, wieder nach vorn.

„Nennt ihr dat hierzuland en Chauſſee? En ganz miſerablen Landweg is dat ja,“ brummte er und ſtieß den vor ihm Kauernden mit dem Knie in den Rücken.

Keine Muskel in dem ſtumpfen Geſicht des Kutſchers regte ſich. Er hob nur die Peitſche und ließ ſie mechaniſch auf den grau beſtaubten breiten Rücken des Braunen niederſchwippen:

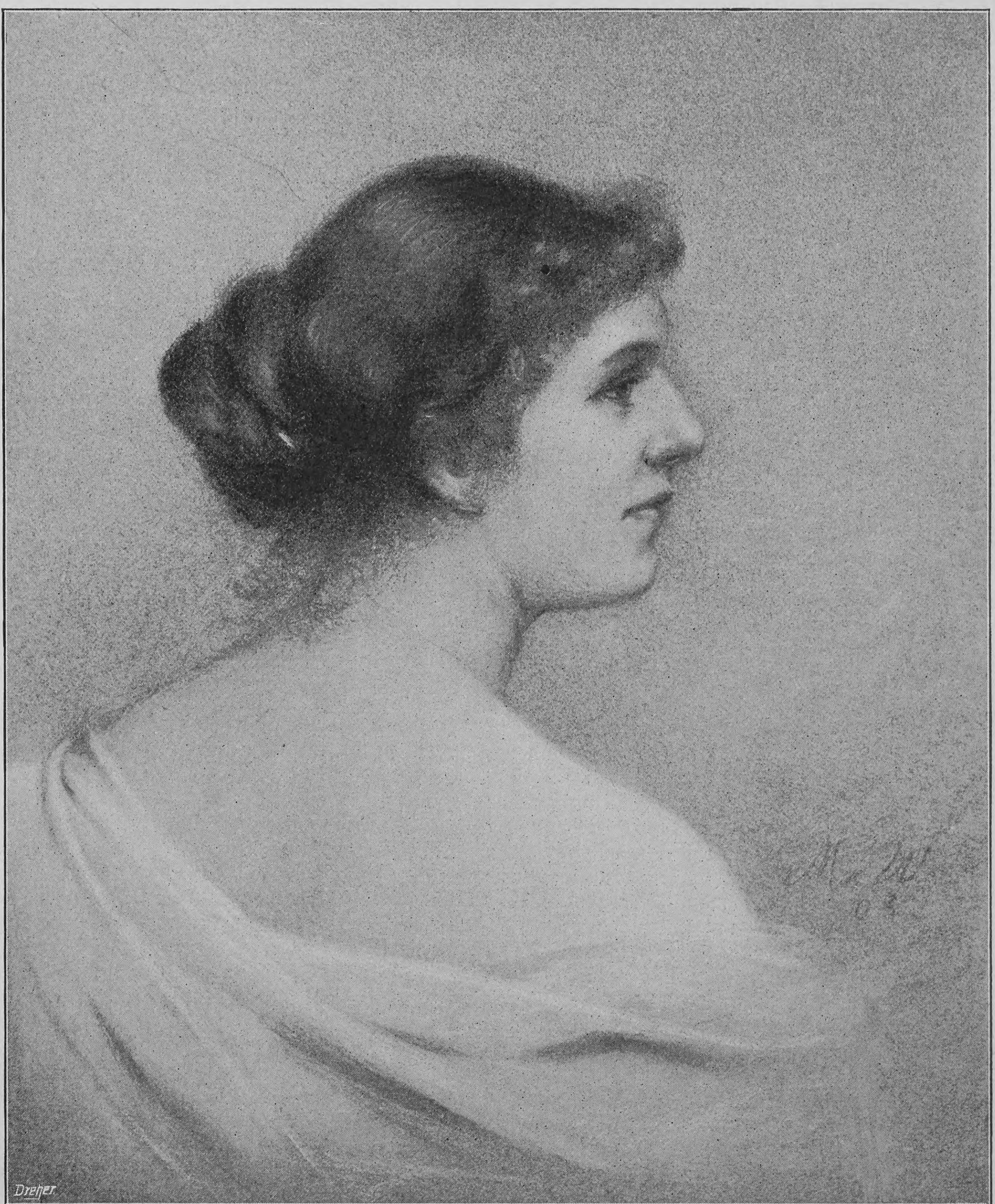
„Huj, het!“

„Peter,“ bat jetzt die Frau in der Bryczka, „ſag ihm doch, er ſoll wat ruhiger fahren. Man is dat gar nit ſo gewohnt. Mir tun als ſo ſchon alle Knochen weh von dem langen Eiſenbahnfahren. Bitte, ſag et ihm doch!“

„Fahrt langſamer, fahrt wat langſamer!“

„Huj, huj, het!“ Der Kutſcher hieb wie toll auf das ſo wie ſo ſchon unruhige, von Stechfliegen gepeinigte Pferd ein.

„Hört Ihr dann nit? Langſamer!“ ſchrie Peter Bräuer und faßte ihm über die Schulter



Clara Viebig. Nach einem Paſtell von Marie von Wartenberg-Esmarch in die Zügel. Der Eſel mit ſeinem einfältigen Hujhet! Hinter ſich hörte er ſein Weib und ſeine Kinder laut aufkreiſchen und ſein Jüngſtes, das der heftige Ruck beim jähen Anziehen des Pferdes aus dem Schlafe geſchreckt, jämmerlich weinen.

Unſanft packte er den Kutſcher an: „He, Polack, habt Ihr dann kein Ohren?“

Der zuckte nur ſtumm die Achſeln und ſpuckte dann aus.

Weiter ging es wie bisher, über Steine und durch Löcher.

Die Sonne ſengte. Noch war nicht das erſte Dorf in Sicht, und zwei Dörfer mußte man paſſieren, bis ganz hinten auf der Fläche, wie winziges Spielzeug unterm rieſenweiten Horizont, die Häuschen der Anſiedlung auftauchten mit ihren Zäunen von unbehauenen Fichtenſtämmen, mit ihren Aeckern rundum, die noch nicht teilhatten an der Fülle des Sommers.

Peter Bräuer ſchob ſich die Mütze auf dem Kopf hin und her und rutſchte unruhig auf ſeinem Sitz. Hm, was die Frau wohl dazu ſagen würde? Ach je! Merkwürdig, und ſo weit und unbequem war ihm der Weg von der Bahnſtation bis zur Anſiedlung noch nie erſchienen, und er hatte ihn doch ſchon ein paarmal gemacht in den acht Tagen, die er nun hier war. Das erſte Mal, als der Herr Gutsverwalter ſelber ihn abgeholt von der Kreisſtadt und ihn hinausgefahren hatte, ihm die ſchriftlich erſtandene Stelle zu weiſen, hatte ihn Neugier beſeelt, eine ſchier freudige Erregung. Da war es ihm geweſen, als führe ihn der, der ihm klar alle Vorteile des Ankaufs auseinanderſetzte, in ein gelobtes Land. Mit Fleiß und Arbeit mußte es ja hier gelingen, der Boden würde ſchon wiederzahlen, was man hineinſteckte an Kraft — natürlich, das war außer aller Frage!

Peter Bräuer reckte ſich in ſeiner ganzen Stattlichkeit, und dann klopfte er, wie prüfend, ſeinen gewölbten Bruſtkaſten. Hei, noch ein Tüchtiger, trotz ſeiner Fünfzig, er nahm's noch mit jedem von hierzuland, und war der auch zwanzig Jahre jünger, leicht auf!

Kritiſch betrachtete er den halb eingeduſelten Kutſcher — der hatte wohl Schnaps geſoffen, Wudki, wie ſie den puren Kartoffelfuſel nennen, daß er am hellichten Tage ſchlief?! Ein verächtliches Lächeln zog des ſtarken Mannes Mundwinkel herab, aber gleich wurde ſein Geſicht wieder ernſt: 's war doch keine Kleinigkeit, mit fünfzig Jahren noch einmal von vorn anzufangen, noch dazu im fremden Land!

Was ihn vor acht Tagen, an der Seite ſeines beredten Führers, freundlich angeſehn, dünkte ihn jetzt gewandelt. Blitzte ihn nicht der Himmel, der ſich wolkenlos, ſtahlblau, ehern ob der hartgebrannten Erde ſpannte, ſo grimmig an, daß er die Blicke ſenken mußte?

Bah — er rieb ſich ungeduldig die Augen — nur nicht zag! Warum denn bange ſein? Es hatte ihn ja auch bisher noch kein banger Gedanke beſchlichen, auch nicht, als er zum zweitenmal allein dieſes Weges gekommen. Da war er ſogar die vier Stunden zu Fuß herausgewandert und hatte ſich trotzdem unermüdet gleich ans Werk gemacht, hatte ſeine Stelle abgeſchritten und ſich den paſſendſten Platz zum Bau des Gehöfts ausgeſucht. Ein Brunnen war ſchon vorhanden; aber daß er ſich nicht auch das Haus von der Kommiſſion hatte herſtellen laſſen, das reute ihn nicht. Nein, eines ſo wie alle andern, ſo eine viereckige Doſe, in die man Käfer ſperrt, oder gar Stall und Scheune mit unter einem Dach — ſo eins ſtand ihm denn doch nicht an! Und kein Baum, kein Strauch, auch kein Garten dabei, nicht einmal eine grüne Bleiche, auf der die Hausfrau das Leinen ſpreiten kann! Nein, ein hübſches rheiniſches Bauernhaus ſollte es werden — ob weiß, ob waſſerblau oder roſenrot getüncht, wußte er noch nicht —, und ein Rebſtock mußte am Giebel ſein, der ſich bis zum Dachfenſterchen reckt, daß man von droben wie aus einem grünen Kranz durchgucken kann hin zu den Sieben-Bergen jenſeits des Stromes.

Ach, die Sieben-Berge — ein weicherer Ausdruck glitt über des Auswanderers hartes Geſicht — die würde man nun freilich hier nicht zu ſehen kriegen! Aber ein Gärtchen wenigſtens würde da ſein, mit einer Laube, um die das Geißblatt am warmen Abend duftet, und Pflaumenbäume würden wachſen und Aprikoſen am Spalier, daß die Frau was einzukochen hatte, leckeres Schmierchen für die Kinder aufs Vieruhr-Brot.

„Och, ſieh ens, Peter, kein einziger Apfelbaum ſteht hier im Feld!“ ſagte die Frau jetzt hinter ihm. Da ſchreckte er zuſammen.

Frau Bräuer ſtellte ſich aufrecht, mit beiden Händen ſtützte ſie ſich auf ihres Mannes Schultern, um ſo einen Halt zu haben im hin und her ſchleudernden Gefährt. Halb neugierige, halb ängſtliche Blicke ließ ſie über die ſonnenflimmernde Ebene ſchweifen. „Schöne Felder! Jeſes, wat en Korn! So'n Felder gibt es bei uns zu Haus doch nit. Sag, wem hören die zu?“

Er zuckte die Achſeln: „Weiß ich nit!“

„Och Gott!“ Wie in einem plötzlichen Schmerz zog das Weib die Brauen zuſammen: „Dat weiß mer nit! Och je, wat is dat doch alles ſo — ſo — keine Häuschen, keine Dörfchen — Jeſes, wat is dat alles eſo leer!“

„No, dat kannſte doch wahrhaftig nit ſagen!“ Er verſuchte ein heiteres Auflachen. „Sperr doch die Augen auf! Du haſt et ja ſelber geſagt — haſte je ſo viel Korn auf einem Haufen geſehen? Siehſte da, hier rechts, den Schlag Weizen? Kotzdonner, mindeſtens hundert Morgen ſind dat — als immerfort Weizen, und ſo ſchön von Farb', als ganz dunkelgoldig! Et is en Staat! Hier links hat Roggen geſtanden, den haben ſie als geſchnitten. Kuck einer an, den Klee drunter! Brrr!“

Er faßte wieder über den Kutſcher weg nach den Zügeln und war dann mit einem Plumps vom Wagen. Schon trappſte er jenſeits des tiefen Grabens in die Stoppel. Und jetzt ſtand er wieder bei ſeiner Frau und hielt ihr eine Fauſt haſtig ausgerupften Klees unter die Naſe.

„En Maſſ' Vierblätter drunter! Und ſo fett! Wart nur, wenn wir erſt ſo 'nen haben! Dann biſte auch vergnügt, gelt, Kettchen?!“

„Ja, och ja!“ Haſtig nickte ſie, aber ſie vermied ſeinen Blick, der fragend den ihren ſuchte. Sie hätte ihren Mann nicht anſehen können, Tränen füllten ihre Augen, der ſtrahlende Tag im wolkenloſen Mittagsglanz war ihr verdunkelt. Sie war froh, als Peter ſich wieder vorn auf den Sitz ſchwang.

Und weiter ging die Fahrt, immer weiter durch die Endloſigkeit der reifenden Felder. Da ſtand Gerſte, da Hafer — hoher, reichbeſetzter Hafer, wie ſchwere Tränen hingen die Körner an der ſich bleichenden Fahne — aber meiſt Weizen, Weizen ſo weit, bis dem Auge das tiefe Gold ſich im gläſernen Blau des Himmels zu verlieren ſchien.

Der mußte bald geſchnitten werden! Bräuer hielt prüfend Umſchau. Herrgott, was war hier zu ſchaffen! Unwillkürlich wiſchte er ſich den Schweiß von der Stirn. Da reichten Tauſende von Händen nicht zu, all dies Korn zu ſchneiden, zu binden, aufzuſetzen, zu verladen, heimzuführen in die Scheunen! Und da gab's auch rieſige Rübenfelder! Wenn die Ernte auch noch lange ausſtand, behackt will die Rübe auch ſein, bepflügt und behäufelt.

„Frau, Kettchen,“ rief er ganz aufgeregt, „ſiehſte alle die Zuckerrüben? Hier kannſte billig Zucker in deinen Kaffee tun! Donnerwetter, is da aber en Unkraut zwiſchen. Da müßten emal ſo en Stücker hundert Arbeiter erein. Hau, is dat noch en Arbeit!“

„Mer ſieht ja hier gar keine Leut,“ ſagte die Frau leiſe; ihre Stimme klang gepreßt. Die Hand über die Augen haltend, ſpähte ſie in die Ferne mit einem unruhig ſuchenden Blick. Kam die Anſiedlung denn noch nicht? So weit waren ſie nun ſchon gefahren! Doppelt weit kam ihr dieſe Fahrt vor; nun ſie dem Ziele ſo nahe, deuchten ſie dieſe paar Stunden ſchier länger als die ganzen Tage der Eiſenbahnfahrt vom fernen Rhein hierher in die öſtliche Provinz.

Wie mochte Pociecha ausſehen? Gab's da Wälder, Berge, einen Fluß? Nein, aber Bäume würden dort ſein — Peter hatte geſagt, ein Dorf ſei ganz nah, ein altes Dorf —, da gab's dann Gärten mit alten breiten, vieläſtigen Obſtbäumen. Eine wahre Sehnſucht nach Schatten, nach Bäumerauſchen ergriff die in Hitze und Seelenunruhe fiebernde Frau.

Wohin führte der Peter ſie? So weit in die Fremde? Und wie würden ſich die Kinder ſchicken? Voll zärtlicher Sorge wendete die Mutter ihre Augen auf die Kinder — lauter Blondköpfe, zehn, acht, ſieben und zwei Jahre alt, Settchen, Maria, Lena und das kleine Stinchen. Die drei älteſten mußten in die Schule. Frau Kettchen hielt nicht viel vom Studieren, aber ſchön ſchreiben und auch richtig ſchreiben mußten ſie doch lernen, und hell ſingen und brav beten. Ob ſie das auch alles hier lernen konnten?!

Ihr Blick ſuchte den Himmel: ach, der ſah ſo verſchloſſen, ſo eiſern aus wie ein blankes Schild, an dem auch die Gebete, geſtammelt von der Unſchuldigen Mund, abprallen! Mit leicht zitternder Hand fuhr ſie über einen lieben Kopf nach dem andern.

Schlaftrunken, übermüdet rekelten ſich die Kinder. Ihre blonden Häuptchen hingen matt und nickten willenlos hin und her wie ſchwere Aehren im Wind. Beim nächſten heftigen Rädergerumpel rutſchten alle vier vom unbequemen Sitz; da lagen ſie zuſammen auf einem Häufchen am Boden der Bryczka.

Die armen Kinder! Frau Kettchen ſuchte ſie zu ermuntern, aber dann gab ſie's auf. Es war das beſte, ſie ſchliefen, zu ſehen gab's doch immer nur dieſelbe gleiche, eintönige Weite. Ein Gefühl unendlicher Vereinſamung durchſchauerte ſie plötzlich, faſt überlaut ſtieß ſie heraus: „Peter, Peter!“

„Wat dann, Kettchen?“ Er drehte ſich raſch nach ihr um, ihre Stimme hatte ſo verängſtigt geklungen. „Is dir wat, Kettchen?“

„Och nix!“ Sie ſchämte ſich. Sie hätte es ihm ja auch gar nicht beſchreiben können, wie ihr zu Mute war, nun ſie immer weiter und weiter fortkamen von der Station, wo die Lokomotive ſchnaufte und dampfte, die ſie der Heimat entführt, die ſie aber auch wieder dorthin bringen konnte, dorthin, wo der Rhein fließt. War ihr nicht ſo, als läge die Welt und alles, was gut und ſchön und glücklich war, hundert Millionen Meilen weit hinter ihr? Sie ſchwebte in einem ungeheuren Raum, in dem ihr taſtender Fuß keinen Boden, ihre ſuchende Seele keinen Halt fand.

„Peter, ſind wir dann noch nit bald da?!“

„Nur noch en kleine Stund'!“ tröſtete er. „Dat erſte Dorf kömmt jetzt gleich. Siehſte, da is als Mais!“ Er wies ihr die hohen, tiefgrünen Maisſtauden, deren Fruchtkolben noch von weißlichen, löffelförmigen Blättern verhüllt waren, mit deren ſeidenfädigen Schweifen, die im Sonnenlicht wie ſilbernes Haar glänzten, aber das heiße Sommerlüftchen winkend wehte.

„Da dervon bauen wir uns auch wat an für die Hühner,“ ſagte er. „Da legen ſie gut nach. Und für die Schwein is dat überhaupt en Leckerbiſſen. Du ſollſt emal ſehen, wat du für Eier nach der Stadt verkaufen kannſt.“

„Och“ — ein wehmütiges Lächeln ſpielte um ihren Mund — „dat is doch nit wie bei uns zu Haus! Wie ſoll ich dann hier nach der Stadt kommen? Dat is ja viel zu weit!“

Aber gleich darauf machten ſie doch miteinander Pläne:

Wenn ſie erſt Pferd und Wagen hatten, dann ging das doch! Oder noch beſſer, wenn erſt die Eiſenbahn fuhr — in einem oder ſpäteſtens zwei Jahren hatte man die ja hier, ſchon war die Strecke abgeſteckt, Peter hatte es ſelber geſehen — dann konnte der Valentin leicht, immer regelmäßig zweimal die Woche, nach der Stadt fahren. Wo ſteckte übrigens der Junge? Bis vor kurzem noch war der Leiterwagen immer in Sicht geweſen, nun war der auf einmal ganz zurückgeblieben.

Beſorgt ſchaute der Vater zurück. Aber ſo ſehr er auch ſpähte, nichts zu ſehen als die Wogen goldenen Korns und das Sonnengeflimmer zwiſchen Erde und Himmel. Dem Jungen würde doch kein Malheur paſſiert ſein? Er war an ſolche

Wege nicht gewöhnt und auch nicht an dieſe Rackers von Pferden. Bräuer machte ſich Vorwürfe: hätte er doch lieber in der Stadt einen Kutſcher auch für den Leiterwagen gedungen, anſtatt auf den Valentin zu hören, der gemeint hatte, fahren könne er noch leicht ſo gut wie hier einer. Nun war bei der verdammten Rumpelei gewiß ein Rad abgegangen, oder der Wagen war in einem Loch ſtecken geblieben, lag vielleicht gar zur Seite in einem tiefen Graben?! 's war hier keine ſo glatte Chauſſee wie daheim längs des Rheins, wo die Gäule nur immer ſo von ſelber dahin traben, als machte es auch ihnen ein heilloſes Pläſier.

Das konnte eine ſchöne Beſcherung geben! Nun, vorderhand mußte man erſt mal noch geduldig ein wenig warten. Auf den Ruf, den der Vater zurückſchickte, kam keine Antwort. Die Bryczka hielt an. Die Sonne prallte.

„Fahr ein bißchen im Schatten," bat die Frau.

Schatten, wo war der? Kein Baum, kein Gebüſch, nichts Ragendes in der ganzen Runde.

Doch, halt, dort in der Biegung des Seitenwegs, was war das?!

„Peter, och, kuck da!" Faſt jubelnd ſtreckte die Frau beide Hände aus.

Da ſtand eine Bozyamenka, ein Heiligenhäuschen, friſch getüncht, mitten im goldenen Korn, die Aehren ſtreichelten ſeine riſſigen Mauern. Wie ein Backofen ſah ſich's an in ſeiner rund gewölbten Buckelform; aber wo man ſonſt die Brote einſchiebt, ſtanden hier drei Steinpüppchen in der Niſche, nicht mehr erkenntlich, Steinklümpchen gleich, die tauſend Jahre im Acker gelegen. Aber nun hatte ein Pflüger ſie aufgepflügt, und jetzt ſtanden ſie am Sonnenlicht in der Niſche, und des gläubigen Volkes Hände hatten die Heiligen mit Flitter und Papierroſen, mit welkenden Sträußchen von Mohn und Kornblumen geehrt.

„Och, Peter, ſieh, ſieh!" Die Frau ſtrebte vom Wagen, der Mann mußte ihr herunter helfen. Es zog ſie allmächtig zu jener Niſche — ach, wenigſtens etwas hier ſo wie daheim!

Auf die Knie ſinkend, ſich bekreuzend und fromm die Hände hebend zum Himmel, der doch nicht verſchloſſen war, murmelte ſie jenes Gebet, das ſie daheim viel hundertmal gebetet:

„Gegrüßt ſeiſt du, Maria, voll der Gnaden —" und die Kinder, aufgeweckt von vertrauten Klängen, falteten auch ihre Händchen und ſtammelten mit.

Vom polniſchen Dorf, vergraben hinter Kornwellen, kam jetzt dünnes Mittagsgeläut. Der Kutſcher zog den runden Hut und bekreuzte ſich, ſich ſo tief dabei verneigend, als ſtrebe er mit der Stirn zur Erde.

Peter Bräuer ſtand dabei und guckte ein wenig verdutzt von ſeiner Frau hin zum Kutſcher und von dieſem hin wieder zu jener — ja, ſieh mal einer an, der betete auch!

Und plötzlich zog es auch ihn hin zu der kleinen Niſche, eine Hand hatte auch ihn berührt, die reichte vom fernen Weſt bis zum fernen Oſt; raſch neben ſeine Frau tretend, beugte er das Haupt.

Peitſchengeknall und ein heller Pfiff ſchreckten die gläubig Verſunkenen auf. Mit Geraſſel und Gepolter kam der Leiterwagen nachgefahren, Valentin ſtand aufrecht darin und hieb luſtig auf die ſchnaubenden Gäule.

„He, Vater!"

„Endlich, Jung! Ich kriegt et als mit der Angſt!"

Peter Bräuer ſtieß einen erleichterten Seufzer aus. Gott ſei Dank, da war kein Malheur paſſiert! Die kleinen Schweſtern in der Bryczka erhoben ein helles Jubelgeſchrei, als ſie den großen Bruder ſahen.

„No, wat dann?" Der hübſche Burſche, dem eine noch unvertragene Soldatenmütze verwegen auf dem Krauskopf ſaß, zeigte lachend ſeine geſunden Zähne. „Habt ihr gedacht, ich wär' verloren gegangen? Ne — haha — ſo raſch nit!"

„Ne, aber man is doch hier noch fremd," entſchuldigte Frau Kettchen und ſah ihren großen Stiefſohn freundlich an. „Ich glaub', der Vater hatt' als Angſt, du hättſt Malör gekriegt!"

Valentin lachte wieder. „Dat hätt' ich auch leicht gekonnt. Ich denk' an nix, auf einmal machen die Pferd en Satz, dat ſe mer die Zügel aus der Hand reißen: rechts aus dem Korn ſpringen der Mädchen Stücker zehn, zwölf — wie 'n Volk Rebhühner — huſch — über die Straße in 't Rübenfeld links. Ich glaub', ſe hatten ihr Mittagsſchläfchen gehalten im hohen Korn. Ich ſchimpf' — ſie lachen. Mutter, du glaubſt gar nit, wie die eſo frech waren! In einem fort gelacht, und ſowie ich wat geſagt hab', haben ſie noch viel mehr gelacht!" Jetzt ſchmunzelte der junge Menſch behaglich in ſich hinein. „Und dann haben ſie mir Kußhändches geſchmiſſen und allerlei gerufen, wat ich nicht verſtehen konnt'. ‚Demibuſchi' und ſo wat! Weißte, Vater, polniſch müßt mer hier eigentlich doch können!"

„Unſinn — no, auch noch!" Bräuer konnte ſich ordentlich ärgern. „Laß ſie doch deutſch ſprechen. Und nu voran!"

Staubwolken wirbelten, Hunde kläfften, Kinder, die, nur mit einem Hemdchen bekleidet, halbnackt zwiſchen den Schweinen auf der Straße herum wuſelten, ſchrien gellend hinter den Wagen drein, die das Dorf paſſierten.

Frau Kettchen machte große Augen: gepflaſtert war hier nicht! O weh, wenn's hier regnete, dann tunkte man ja ein bis über die Knöchel! Unwillkürlich faßte ſie nach ihren Röcken.

Im großen Pfuhl, den die durſtige Sommerſonne halb ausgetrocknet, wuſchen Weiber ihre Wäſche zwiſchen dem grünſchleimigen Entengries. Ueberm blanken Hemd nur einen kurzen Kattunrock, aber alle das Mützchen feſt um die Ohren, ſchauten ſie wenig freundlich den raſſelnden Gefährten nach: he, wieder Neue!

Bräuers Kinder quälten die Eltern mit Fragen: war das ein Dorf? Doch nicht das Dorf, wo ſie hinſollten?! Kam das denn noch immer, noch immer nicht? Aber als die letzte der aus grauem Lehm zuſammengepatzten niedrigen Hütten mit ihrem dem Staub der Straße ähnelnden graugelben Strohdach verſchwunden war, ſchloß ihnen die gleißende Monotonie der Felder bald wieder den Mund.

Frau Kettchens Gemüt, das ſich noch eben aufgerichtet im Gebet, wurde wieder niedergedrückt — alſo das war ein Dorf? Die Hände im Schoß verſchlingend, ſtarrte ſie trübe vor ſich hin.

Die Stimme ihres Mannes ſchreckte ſie auf. Peter Bräuer rief ſeinen Sohn an. Ein Zug nahte aus öſtlicher Richtung; buntgeſcheckt wie aus allerlei Flicken zuſammengelappt, ſchob er ſich heran durchs ſonnige Gelb.

Die Frau reckte den Hals: wer waren die Männer im roten Hemd, Senſen auf der Schulter, Weiber müde dahinzockelnd wie Laſttiere, beladen mit Sack und Pack? Zigeuner etwa? Aengſtlich ſah ſie auf ihre Blondköpfe — Zigeuner ſollen doch Kinder ſtehlen! — und dann nach ihrem Leiterwagen, der das erſte unentbehrlichſte Gerät enthielt.

„Wanderarbeiter," ſagte Peter Bräuer und beſchattete die Augen mit der Hand, um beſſer ausſchauen zu können. „Die kommen 'rüber von Ruſſiſch-Polen. Gott bewahr' uns, ſind noch nit genug Polacken hier?! Aber ſie ſagen, ſelbſt der deutſche Herr in Przyborowo hat ihrer welche zum Schnitt gedungen."

„Och, die Weiber, wat die ſich abſchleppen!" Frau Kettchens Stimme klang mitleidig, und als ſie ein paar Halbwüchſige ſah, die ins Korn liefen, Aehren abrupften und die Körner daraus aßen, fing ſie an, im Körbchen, das ihr zu Füßen ſtand, zu kramen. „Jeſes, die ſind hungrig, mer könnt' ihnen doch wat zu eſſen geben! Unſre Kinder ſind ja als ſatt!"

Aber ihr Mann verwies es ihr: „Laß dich nit ein! Die arbeiten im Akkord, die verdienen genug, aber im Winter wird eben alles verjuxt!" Doch ſie konnte den Blick nicht wenden.

Näher und näher kam der Trupp, langſamen, aber durch ſeine Stetigkeit unaufhaltſam fördernden Schrittes. All die ſtumpfen Geſichter mit den breiten Backenknochen glänzten braunrot vom Sonnenbrand. Am hölzernen Weiſer, der da, wo der eine breite Fahrweg ſich in noch drei andre fahrbare Straßen verzweigt, ſeine Kreuzesarme reckte, ſtießen die Wanderer und die Wagen zuſammen.

Der ſtumme Kutſcher der Bryczka hielt an. Der vorderſte der Senſenmänner war vor den Wagen getreten; den Hut bis zur Erde ziehend, ſchien er nach dem Weg zu fragen. Konnte er denn nicht leſen?

Bräuer wunderte ſich. Da ſtand's doch groß und breit deutlich an jedem Kreuzesarm, wohin!

„Gwiadliborczyce" belehrte der jetzt plötzlich lebhaft gewordene Kutſcher und wies nach rechts; und dann ein wenig mehr nach links: „Niemczyce" und dann ganz nach links: „Przyborowo."

„Przyborowo — Przyborowo!" Mit einem Aufatmen der Erleichterung wiederholte es die ganze Schar.

Mochten die müde ſein! Frau Kettchens blaue Augen muſterten die braunen Weiber — ach ja, die waren ja noch alle ganz jung, nur eine Alte ſchien dabei — und dieſe wiederum muſterten ſie. Plötzlich trat eine der Braunen, der das rote Kopftuch in einer ſpitzen Falte über der Stirn vorſtand, dicht an die Bryczka, haſchte nach dem Kleid der darin Aufrechtſtehenden und drückte es demütig an die Lippen. Aus der an den vier Zipfeln zuſammengebundenen Plachta, die ihr ſchwer auf dem Rücken hing und ihre Schultern nach vorn drückte, guckte neben dem irdenen Dwojak, dem Zwillingstopf zum Eſſentragen, neben einer Keſſeltülle, einer Hacke und einem Löffelſtiel, in ein Bettkiſſen eingebündelt ein Kinderköpfchen. Allen Strahlen der Sonne preisgegeben, ſchlief der Säugling, beperlt von Schweiß.

Begehrlich funkelten die Augen der jungen Mutter; haſtig langte Frau Kettchen nach ihrem Körbchen — ach, wie mochte der zu Mute ſein! Und ſie teilte aus in die ausgeſtreckten Hände, denn auch die andern Weiber hatten ſich hinzugedrängt. Alle Müdigkeit ſchien plötzlich von den erſchöpften Geſtalten gewichen; die bei der Anſtrengung des belaſteten Wanderns zuſammengepreßten Lippen hatten ſich, glücklich lachend, geteilt, Dankesbeteurungen und Segnungen, von denen die deutſche Frau nichts verſtand, rauſchten nur ſo dahin.

Peter Bräuer hatte ſeine Frau gewähren laſſen, ihn intereſſierten die Männer, dieſe unterſetzten und doch muskulöſen ſehnigen Geſtalten. Alſo ſo ſahen die aus! Hm! Sahen ſchon aus, als wenn ſie arbeiten könnten! Aber wer wird die nehmen? Solch fremdes Geſindel! Daß es ſich hier feſtſetzt! Die Herren, die in der Zeitung ſchrieben, die man ihm zugeſtellt, hatten ſchon ganz recht: weg mit ihnen, deutſche Arbeiter her, dann hat man auch deutſches Land und dann —

„No, wat is dann?" Ein Zetergeſchrei ſtörte ihn in ſeinen Betrachtungen. Die Halbwüchſigen, die ſich im Korn verloren hatten, kamen jetzt ſchreiend angerannt: „Poludnica, Poludnica!" Und die Weiber griffen den Schreckensruf auf: „Poludnica, Poludnica!" und gaben ſämtlich Ferſengeld. Die Männer blieben zwar ſtehen, aber auch ſie blickten beunruhigt: war da das Mittagsgeſpenſt, die Poludnica, die, wenn die Sonne hoch ſteht, durchs Korn ſtreicht, um darin umherſtreifende Kinder zu fangen?

Gen Niemczyce zu ſchlug das Korn im heißen Wind Wellen. Wie flutendes Waſſer ſchwappte und wogte der goldene Schwall, und die ſcheitelrechte Sonne goß noch einen goldenen Strom vom Himmel dazu nieder. Mitten in dieſem Meer, im blendenden Mittagszauber der Aehren war eine Geſtalt aufgetaucht, hell der Hut und das Gewand, hell das Geſicht, und die Flechten wie reifer Weizen.

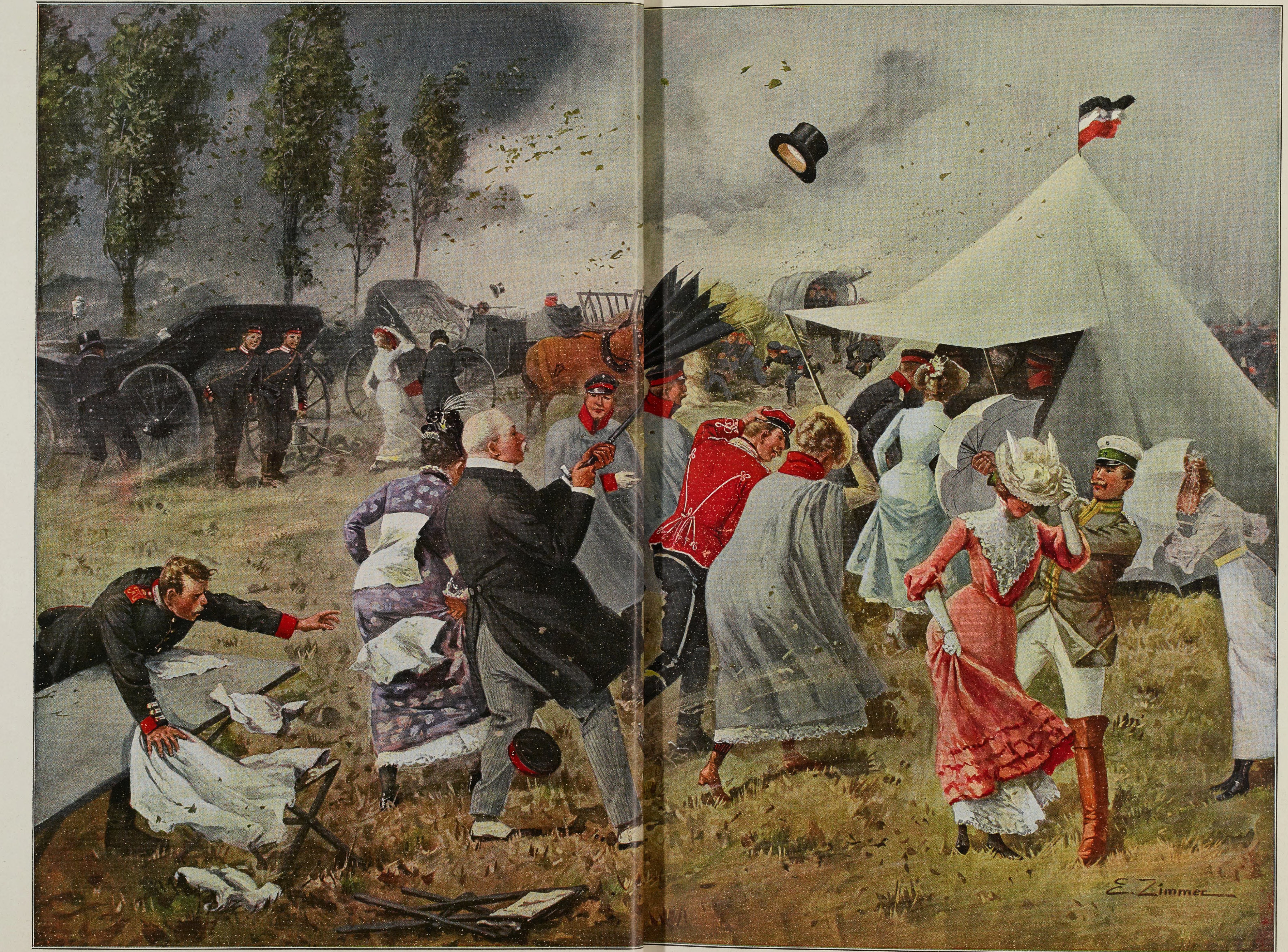
„Hu, Poludnica!" Noch einmal kreiſchten die Weiber auf.

Selbſt die Bräuers waren erſchrocken, hatten ſie doch niemand kommen hören, noch ſehen; im wogenden Getreide war jene ſacht dahergewandelt, auf kaum kenntlichem Fußpfädchen. Verdutzt ſtarrten ſie in das helle Geſicht.

Aber der Kutſcher war blitzſchnell von der Deichſel geſprungen; den Hut bis zur Erde reißend, wie vorhin bei der Bozyamenka, grüßte er ehrfurchtsvoll-untertänig.

Da zog auch Peter Bräuer den Hut, — die ſchien eine vornehme Dame!

Ein raſcher Blick aus den hellen Augen der



Geſtörte akfreuden

Nach einem Ernſt Zimmer

blonden Frau ſtreifte ihn, dann nickte ſie ihm freundlich zu: „Guten Tag!“

Horch, was war das? War das Muſik? Glockenklang aus heimiſchem Land? Oder kam’s vom Himmel herab?!

Frau Kettchen war auf den Sitz zurückgeſunken, ihre Lippen fingen plötzlich an zu zucken, heiß ſchoß es ihr in die Augen — jähe Tränen der Sehnſucht begannen über ihre Wangen zu rinnen. Aber es waren auch Tränen der Hoffnung. Einen Nebel legten ſie vor ihre Augen; doch der Nebel war nicht grau wie die Schleier des Abends, golden durchleuchtete ihn Licht des Morgens, und mitten darin ſtand eine freundliche Geſtalt, die Frau mit blonden Flechten und hellen Augen, und — die ſprach deutſch.

„Guten Tag!“ ſchrien die Kinder; es klang jubelnd.

„Guten Tag, gnädige Frau,“ rief Valentin keck.

„Guten Tag,“ ſprach auch bedächtig und reſpektvoll der alte Bräuer, und ſeine Kettchen ſtammelte nach, leiſe, ſie konnte nicht laut ſprechen vorm heftigen Klopfen des gerührten Herzens: „Guten Tag!“

II

Auf Niemczyce-Deutſchau ſtand die Gutsherrin, Helene von Doleſchal, am Fenſter ihres Zimmers und ſchaute, beide Hände auf die Brüſtung geſtützt, hinunter in den Garten. Die Terraſſen abwärts, unten am See, von wo die leichte Briſe wehte, ſpielten ihre Knaben, ſie hörte die hellen Stimmen zu ſich heraufſchallen. Sie wartete auf ihren Mann; der war gleich nach dem Mittageſſen wieder aufs Feld geritten. Kam er jetzt bald? Sie neigte ſich weiter heraus; zwiſchen den Blumenbeeten herauf führte das Pfädchen, das er gern einſchlug, wenn er, ungeduldig abkürzend, den Braunen allein zum Hof traben ließ und ſich ſelber durchs Seitenpförtchen in den Garten ſtahl. Helene blickte über die Hängeroſen unterm Fenſter, die die Glocken ihrer Kronen auf den ſammetig geſchorenen Raſen niederſtülpten, weg, hinüber zum Hügel, jenſeits des Sees, deſſen ſandiger Gipfel, mit einer einzigen Kiefer beflaggt, faſt wie ein Berg in der Ebene erſchien. Dort hinter jenem Berge lag Kolonie Augenweide, der Weg war weit, und Hanns-Martin hatte doch verſprochen, heute noch mit ihr hinzufahren! Neue Koloniſten bauten ein Haus — ob das die Leute waren, denen ſie neulich an der Grenze begegnet war, als die mit ratterndem Leiterwagen und müden Kindern einzogen?

Wenn Hanns-Martin doch käme! Schon legte ſich ein Schatten über die blanke Metallplatte des Sees; die Schwäne, die zur Zeit der hohen Sonne im Schwanenhäuschen unter der alten Silberpappel der Inſel Zuflucht ſuchten, ruderten jetzt langſam über die mildbeleuchtete Fläche, ihr Bild mit den ſchön gewölbten Flügelbogen ſchneeig im tiefen Waſſer ſpiegelnd. Von den Blumenkiſſen der Terraſſen ſtiegen verſtärkte Wohlgerüche auf, die Heliotrope, Levkojen und Reſeden, die um Mittag ſchlaff hängen, ſtanden jetzt erfriſcht; die waldigen Ausläufer des Parks bis zum ſandigen Hügel hin, von beiden Seiten den See umſchließend, zeigten um ihre Kronen ſchon weicheren Flimmer.

Nun kam er wohl nicht mehr zur Zeit!

Enttäuſcht wollte Helene vom Fenſter zurücktreten, da hörte ſie ſeine Stimme. Die Gruppen der Kannas und Muſen verdeckten noch ſeine Geſtalt, aber jetzt, jetzt war er zu ſehen. Eiligen Schrittes ſtürmte er den kleinen Pfad hinauf. Die Knaben hatten ihn entdeckt, ausgelaſſen umſprangen ihn die vier großen, den kleinen Kurt ließ er auf der Schulter reiten. Das Kindermädchen folgte, während wiederum hinter dieſem, zeternd vor Beſorgnis um ihres Herrn Küchlein, die alte Pelaſia nachhumpelte.

Die Knaben jauchzten: hurra, nun rannte Väterchen über den Raſen, und der Gärtner durfte doch nicht ſchelten!

„Helene!“ Schon war er unter ihrem Fenſter. Die weiße Mütze aus der erhitzten Stirn zurückſchiebend, ſchaute er zu ihr hinauf. „Endlich! Entſchuldige, liebe Frau! Ich mußte noch aufs Vorwerk, Scheftel aus Miaſteczko war da wegen der Milchkälber. Der Vogt wußte ſich nicht zu helfen, der Kuhſchweizer will ſich immer von keinem Stück trennen. Sie zankten. Ich mußte ein Machtwort ſprechen.“

„Wie du dich um alles kümmerſt,“ ſagte ſie zärtlich. „Haſt du gut verkauft an Löb Scheftel?“

„Es geht. Na,“ — er klopfte ſich mit der Gerte den Staub aus den enganliegenden Reithoſen — „laſſen wir das! Ich werde mich erſt ein bißchen menſchlich machen, und dann fahren wir.“

Sie lächelte ihn an. „Komm herein, trink nur erſt Kaffee! Die Mamſell hat ſchon ſechsmal fragen laſſen, ob ſie die friſchen Waffeln heraufſchicken dürfte.“ —

Weniges ſpäter fuhren die Doleſchals auf dem leichten Korbwägelchen davon. Kein Diener ſaß hinten auf. Er kutſchierte ſelber, ein Zungenſchlag trieb das gut eingefahrene Pferd an. Der ſchlichte Schleier, den Helene als einzigen Schmuck um den Hut trug, wehte im Sommerwind. Den Park zur Linken, immer am hohen Drahtzaun entlang, führte zuerſt die Straße, dann trat ſie näher zum See; mühſelig knirſchten die Räder durch tiefen Sand und dann noch mühſeliger die Hügelſteigung hinan. Aber von oben herab lohnte ein herrlicher Blick auf den glatten See mit ſeiner bebuſchten Inſel, auf das weiße Herrenhaus jenſeits, mit den Blumenbeeten davor, von den grünen Wipfeln des Parkes wie ein freundliches Bildchen eingerahmt.

Noch ein paar Räderumdrehungen, und raſch ging es jetzt wieder bergab; der Sandbuckel mit der einſamen Kiefer ſchob ſich wie eine Schutzwand vor die Oaſe von Deutſchau. Nichts begrenzte nun mehr den Blick. Felder, Felder, Felder. Einzig in der Ferne hinter Gwiadliborczyce ein paar Waldlinien, aber ſie erſchienen heut noch ferner als ſonſt; der ſtaubige Dunſt, der über der reifen Ebene lagerte, hatte das Blau des Kiefernforſtes verhängt.

Ueberall wurde Weizen gehauen. Auf Deutſchauer Land waren die Hemden der Schnitter alle weiß. Die Leute ſchafften ſchwer; jeder Mann hatte ein Weib hinter ſich, oft ein kaum erwachſenes Mädchen, das mit keuchender Bruſt in unabläſſig gebückter Stellung hinter ihm drein ſchritt und die Schwaden raffte, die unter der blanken Senſe fielen.

„Wir hätten Schnaps für ſie mitnehmen können,“ ſagte Helene, „bei dem Staub tut’s ihnen not.“

„Schnaps? Du weißt, ich bin nicht für Schnaps. Die Vögte ſind angewieſen, Kaffee auszuteilen. Aber wie das Volk ſo iſt! Kaffee wollen ſie nicht, dann trinken ſie lieber gar nichts.“

„Sie ſind eben mal Schnaps gewöhnt,“ entſchuldigte ſie. „Bei uns zu Hauſe gab es auch immer Schnaps in der Ernte. Mutter miſchte ihn ſelber: ein Liter Kartoffelſpiritus, ein Liter Waſſer und ein bißchen Himbeer dazu. Weißt du, es war für mich das größte Vergnügen, wenn ich mit meinem Pony herumfahren durfte, ihn austeilen. Und wir waren doch ganz deutſch!“

„Nein, Fuſel nicht,“ ſagte er faſt eigenſinnig, und eine Falte der Verſtimmung trat ihm zwiſchen die Brauen. Sie ſchwieg, kannte ſie doch ihren Mann viel zu genau, um in ſolchen Momenten dagegen zu reden.

Noch hatten ſie Deutſchauer Land zu beiden Seiten, aber ein Zipfel von Gwiadliborczyce ſchob ſich wie ein Keil von links her, mitten hinein, und aus der Weite zur Rechten tauchten die Akazien von Przyborowo auf. Auf Gwiadliborczycer Land gab’s rote Hemden, ihre blutige Farbe, grell leuchtend im ſtaubfarbenen Erntedunſt, überſchrie jede andre.

Alle Schnitter kannten das Gefährt von Niemczyce, aber nicht alle grüßten. Wenige nur; viele grinſten höhniſch: ach, der Niemczycer! Daß ihn der Donner erſchlage! Die Arbeiter ſollten nicht Schnaps bekommen? Haha, mochte er ſehen, wo er noch Arbeiter herkriegte!

Der Gwiadliborczycer Inſpektor, Herr Sziulc, der auf tänzelndem Braunen in der Nähe ſeiner Schnitter hielt und, mit der verknoteten, vielſchwänzigen Lederpeitſche hier- und dorthin weiſend, Befehle ſchrie, tippte mit dieſer nachläſſig an ſeinen Hut.

Das ſollte ein Gruß ſein? Unverſchämt, dieſer Schulz! Helene warf einen ſchnellen, ängſtlichen Seitenblick auf ihren Mann.

Aber die Lider halb über die Augen ſinken laſſend, ignorierte der den Inſpektor vollſtändig. Nur eine feine Röte überzog flüchtig ſein blaßbräunliches Geſicht. „Sieh mal, Gwiadliborczycer Weizen!“ Er zeigte mit der Peitſche.

„Aber er iſt lange nicht ſo ſchwer wie unſrer,“ ſtieß ſie haſtig heraus; es drängte ſie förmlich, ihm raſch etwas Angenehmes zu ſagen.

„Du irrſt dich, Kind, er iſt ebenſo wie unſrer. Er könnte ſogar beſſer ſein. Deutſchau hat längſt nicht den Weizenboden wie Gwiadliborczyce. Aber Garczynski will nichts mehr hineinſtecken. Ich denke, er wird verkaufen.“

„Was — Garczynski verkauft?! An wen denn? An die Kommiſſion?“ Helene blickte ganz entſetzt. „Sein ſchönes Gut! Ueber vierhundert Jahre in der Familie — wenigſtens ſagt er ſo! Muß er verkaufen? Schrecklich! Sag, Hanns-Martin, geht’s ihm denn ſo ſchlecht?“

„Ach, Unſinn!“ Doleſchal lachte. „Das verſtehſt du nicht, Kind. Wie ſoll es ihm denn ſchlecht gehen — bewahre. Er mag vielleicht auch an die Erziehung ſeines Sohnes denken, er hat nur den einzigen Jungen, und ſeine Frau kann ſich abſolut nicht entſchließen, ſich von dem zu trennen, wie er erzählt. Und auf die Dauer geht das doch nicht: nur der Unterricht beim Vikar. Ich bitte dich, ſo ein katholiſcher Geiſtlicher — nur Seminarbildung —, was kann der Junge da lernen?! Aber vor allem, wenn es einem ſo bequem geboten wird wie jetzt! Er kann ſich jetzt glänzend rangieren. Er geniert ſich nur noch ein bißchen. Die Großpolen und die Volkspartei werden es ihm ordentlich anſtreichen, wenn er an die Anſiedlung verkauft; das halftert ihm auch ſein ‚Kuryer Poznanski‘ nicht ab!“

„Ich mag ihn nicht,“ ſagte die junge Frau beſtimmt, „ich mag ihn ganz und gar nicht. Wie kann er ohne zwingende Not verkaufen? Würdeſt du je Deutſchau verkaufen, Hanns-Martin?“

„Da ſei Gott vor — nie!“ Sein Geſicht wurde ſehr ernſt. „Ich würde mich ja verſündigen am Andenken meiner Vorfahren. Der Großvater, mein Vater haben es gehalten, mit vielen Opfern. Nun halte ich’s!“

Sie lachte fröhlich. „Grade ſo denk’ ich. Die Jungens ſollen auch ſo denken. Weißt du, und dann werden wir im Erbbegräbnis, das der alte Großvater ſo ſchön im Park angelegt hat, alle miteinander ſchlafen. Es muß einem doch im Grabe noch ein angenehmes Gefühl ſein: du liegſt im eignen Grund und Boden!“

Er nickte. „Natürlich! Aber ſprich nicht ſo was, Helene, wir ſind noch zu jung dazu. Und wir haben ja noch ſo viel vor uns — zu ſchaffen, zu beſſern! Wenn die Zeit nur reicht. Uebrigens, wenn Garczynski verkauft, ſoll mir’s recht ſein. Dann bekommen wir noch mehr Anſiedler her, hoffentlich rein deutſche und recht viele! Kleine Leute, die machen das Volk aus. Siehſt du,“ — er hob die Peitſche und wies gerade aus, wo einzelne kleine Häuschen, wie ängſtlich auf der weiten Fläche, ſich zuſammenduckten — „da haben wir Anſiedlung Augenweide!“

„Ach, und da iſt der Kirchturm von Pociecha-Dorf! Sie haben ihn gerade im Rücken. Wie guckt er ſchwarz!“

„Laß ihn! Siehſt du“ — er hielt das Pferd an — „da, ſelbſt der Grenzſtein iſt jetzt ſchwarz-weiß! Holla, wer trampelt denn darauf herum? Iſt das nicht der Gwiadliborczycer Schäfer?“

Auf dem Grenzſtein, der auf ſchwarz geteertem Grund in weithin leuchtenden weißen Buchſtaben „Anſiedlung Augenweide“ wies, ſtand Dudek, der Schäfer.

Schwer ſtützte er ſich, um oben auf dem ſchmalen, ſcharfgekanteten Stein die Balance zu halten, auf ſeinen langen Hirtenſtab, der mit der eiſengekrümmten Spitze wohl gewichtig genug war, einen Wolf niederzuſchlagen. Der blaue Strumpf, an dem er ſonſt unermüdlich ſtrickte, lag achtlos am Boden. Die vielen hundert Schafe, des Schäfers Obhut anvertraut, hatten ſich von der Gwiadliborczycer Roggenſtoppel längſt hinüberverloren auf Nachbarland. Auch der Hütejunge war davongeſchlichen und träumte im Grenzgraben unterm Dornenbuſch einen ſchönen Traum.

Dudek, der Alte, hatte des alles nicht acht. Er ſtand ganz verſunken, ragend wie ein dürrer, blattloſer Baum unterm gläſernen Himmel, und ſtarrte vom Grenzſtein hinab auf die kleinen Häuschen, ängſtlich in der großen Weite zuſammengeſchart. Er ſeufzte: was wollten die hier? Früher als ſein, Kuba Dudeks, Vater noch jung geweſen, da war hier nichts geweſen als der Himmel und die Länder des Szlachcicen, nichts als die Hütten ſeiner Komorniks. Da konnte der Szlachcice reiten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang — alles war ſein. Und als er, Kuba Dudek, noch jung geweſen, da hatten alle geſprochen in der Sprache, die Gott der Herr ſpricht, darin die heilige Mutter zum Sohne ſpricht.

Die da — Hundeblut! Energiſch hob der Alte das mit Lappen und Schnüren umwickelte Bein und ſtampfte mit dem Baſtſchuh den Grenzſtein. Sein Mund, deſſen Lippen ſo ſchmal geworden, daß ſie ganz in der verſchrumpften Kinn- und Backenhaut verſchwanden, murmelten den Fluch: „Möge ſie der feurige Blitz zerſchmettern!“ Konnten ſie nicht bleiben, wo ſie geboren worden? Jeder ſoll bleiben, wo ihn die Mutter geboren — was mußten ſie hierher kommen?! Trugen ſie keine Scheu, ſo dicht zu kommen zum Neſt des weißen Adlers?

Drohend hob Dudek den ſchweren Stock, die geballte Fauſt ſchüttelte er gegen die kleine Kolonie. Da waren ihrer wieder neue hinzugekommen — weiße Eindringlinge mit gelben Haaren —, ſie bauten ein Haus!

Noch ſchimmerten die unbedeckten Dachſparren wie die Rippen eines Skeletts, aber geſchäftig eilten die Männer beim Bau; man ſah ihre Geſtalten ſich richten und bücken, ſich drehen und wenden in emſiger Bewegung, wie unruhige Zwerge auf dem Teller der großen Ebene.

„Sie bauen, ſie bauen,“ rief Helene erfreut und klatſchte in die Hände.

Da drehte ſich der Alte um. Er hatte den Wagen nicht herankommen hören, ſein Ohr war nicht mehr ſcharf, aber ſein Auge noch. Ohne Uebereilung, ſchwerfällig ſtieg er nieder vom Grenzſtein und zog, das Knie beugend, den Hut.

Freundlich grüßte ihn Helene, war doch ſeine Frau die Schweſter von ihres Mannes einſtiger Amme, der alten Pelaſia.

„Tag, Dudek, wie geht's? Kommt Ihr nicht auf einen Sonntag die Pelaſia beſuchen? Sie beklagt ſich, daß niemand nach ihr ſieht!“

„Wenn ſie ſich ſehnt nach ihren Eignen, ſoll ſie kommen!“

„Ihr ſeid viel rüſtiger als ſie, Dudek, und Eure Frau iſt auch wohl beſſer noch zu Fuß! Sagt, was machen denn Eure Enkel, der Jendrok und die Michalina? Daß ich's Pelaſia erzählen kann!“

„Hat der Jendrok bei Soldaten gemußt. Haben ſie ihn geſchickt weit, ſehr weit, wo niemand verſteht ihn. Is die Michalina zu Herrſchaft gezogen, is ſie auch Amme geworden bei fremdes Kind!“

„Nun, Dudek, und was machen Eure Schafe? Ich ſehe ſchon, ſie ſind gut imſtande. Sie ſind gewaſchen, ſind ja weiß wie Schnee!“

„Mutterſchafe ſind ſich gewaſchen; aber wie lange noch werden Lämmer ſeinige ſein? Alles nimmt ſich Fremder, alles!“ In einer reſignierten Melancholie ließ der alte Mann den Kopf auf die Bruſt ſinken.

„Wieviel Schafe habt Ihr jetzt?“ fragte Doleſchal.

Nun hörte Dudek auf einmal gar nicht mehr. Mit weit ausholenden Schritten in die Roggenſtoppel ſtapfend, ſchrie er ſchimpfend nach ſeiner Herde und dem läſſigen Hütejungen. Der wolfsähnliche Hund, der bis jetzt träg am Stein geblinzelt, jagte mit wütendem Gekläff vor ihm her.

Vergebens rief Helene: „Soll ich Pelaſia grüßen?“ Keine Antwort mehr. Taub war der Schäfer, aber auch blind, denn er ſuchte ſeine Herde, wo die gar nicht zu finden war. Ein heißer Wind, der plötzlich mit Kraft über die Ebene ſchnob, lüftete ſeinen Schafpelz und warf die weißen Haare, die ihm langſträhnig unterm Hut vorhingen, wild durcheinander.

Als Helene nach einer Weile zurückblickte, ſtand Kuba Dudek wieder auf dem Grenzſtein, unbeweglich, wie der Weiſer an der Wegſcheide reckte ſich ſein Arm. —

In der Kolonie war nicht die muntere Geſchäftigkeit, die man aus der Ferne zu ſehen vermeint. Nur die Bräuers waren beim Hausbau; von den andern Anſiedlern ließ ſich niemand ſehen. Helene war einigermaßen enttäuſcht, hatte ſie doch geglaubt, die Frauen auf den Türſchwellen ſitzend zu finden, ſchwatzend beim Kartoffelſchälen, wie ſie die Frauen viel hundertmal geſehen hatte im deutſchen Dorf beim elterlichen Gut.

Aber Doleſchal war ſehr befriedigt: noch war nicht Feierabend gemacht. Drüben in Pociecha-Dorf ſtiegen ſchon Rauchſäulchen aus den zuſammengeſunkenen Schloten der grün vermooſten Strohdächer, aber hier ſchafften noch alle fleißig auf dem Felde.

„Soll ich dich mal über die Aecker fahren?“ fragte er ſeine Frau. „Viel zu ſehen wird freilich noch nicht ſein. Aber ſie haben ja die Freijahre!“

Wohlgefällig ſchaute er ſich um. „Sieh mal, wie nett, wie ſauber! Wie aus der Spielſchachtel! Unſre Anſiedlung iſt die am meiſten verſprechende. Erinnerſt du dich noch, vor fünf Jahren, als ſie hier das Gut parzellierten? Wie heruntergewirtſchaftet das war?! Und wie ſieht es jetzt aus? Freilich, es wird noch eine Weile dauern, bis der ausgeſogene Boden ſich wieder ganz erholt. Aber unter tüchtigen Arbeitshänden — da, ſieh mal!“ Sich unterbrechend, zeigte er auf eine kreisrunde mächtige Scheune. „Wie ein Zirkus! Ein bißchen groß, aber, na — die hat ſich der Amerikaner gebaut! Famoſes Ding, was? Links das niedliche Gehöft gehört einem Schwaben. Ach, ſieh mal an, hat ſich der Mann neben den Obſtbäumchen auch Rebſtöcke gepflanzt — iſt das nicht rührend? Da hinten ſitzen die Koloniſten hier aus der Provinz alle zuſammen. Und hier ſind wir bei den Rheinländern!“

Sie waren die ungepflaſterte Straße, an der die Häuschen und die Scheunen ſich rechts und links verteilten, ein paarmal langſam auf und nieder gefahren. Nun hielten ſie bei dem Neubau an.

(Fortſetzung folgt)

Vulkanbeſteigungen auf Java

Reiſeſkizze

von

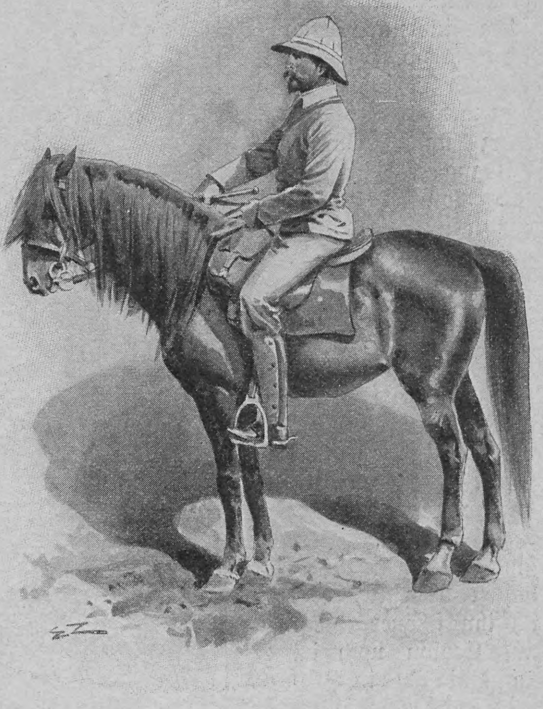
Tanera

(Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Ernſt Zimmer)

An der nordöſtlichen Grenze des Indiſchen Ozeans liegt der reichſte, glänzendſte und farbenprächtigſte Juwel, den die Erde beſitzt: Java. Alles muß gegen dieſe geſegnete Inſel zurücktreten, und ſelbſt das Paradies der Erde, Ceylon, erreicht ſie nur in dem verhältnismäßig kleinen Teil, der ſeit längerer Zeit der europäiſchen Kultur eröffnet iſt. Java iſt daher unvergleichbar; es gibt nichts, was ſich in ſo gewaltiger Ausdehnung mit ſeiner Tropenpracht vergleichen könnte. Ob man im Weſten in Weltevreden und Buitenzorg, in der Mitte in Samarang und Djokjakarta, oder im Oſten in Soerabaja und im Daſargebirge umherwandelt, überall iſt es paradieſiſch.

Auf dieſer glücklichen Inſel gibt es unter den beinahe 30 Millionen Einwohnern faſt keine Bettler; allen ſcheint es gut zu gehen; man meint hier wirklich in einem Paradies zu leben. Aber dieſes hat doch auch ſeine großen Nachteile. Erſtens die Hitze. Wenn das Thermometer im Winter, d. h. in der Regenzeit, einmal auf + 24 ° R. ſinkt, ſo freut man ſich über die Kühlung, die eingetreten iſt. Doch daran gewöhnt ſich der Menſch, das iſt nicht ſo ſchlimm. Aber was unter der Erde lauert! Das heißt Tod und Verderben, und dagegen ſchützt keine Vorſicht, keine Wiſſenſchaft. Den grauenvollen Ausbrüchen der Vulkane erliegt rettungslos alles, was in ihren Bereich fällt, und immer wieder kommen ſolche vor.

Die letzte entſetzliche Kataſtrophe dieſer Art fand vor 20 Jahren ſtatt, nämlich am 27. Auguſt 1883. Es war der Ausbruch des dicht weſtlich von Java gelegenen Inſelvulkans Krakatau in der Sundaſtraße. Unter dem Meeresſpiegel ſoll eine Erdſpalte teilweiſe eingeſtürzt ſein; das Seewaſſer drang in das Erdinnere, in verborgene glutflüſſige Maſſen, es entwickelten ſich koloſſale Dampfmengen, und der durch ſie entſtandene ungeheure Druck ſprengte den 200 Jahre ruhig gebliebenen Krater vollſtändig in die Luft. 27 Kilometer hoch ſtiegen die Dampfwolken empor, etwa 18 Kubikkilometer Erde, Lava und Bimsſtein wurden ausgeworfen, und es bildete ſich eine 24 Meter hohe Flutwelle, die die Weſtküſte Javas überſchwemmte, einen Landſtrich von 92 Kilometern Länge und 5 Kilometern Breite total verwüſtete, zahlreiche Dörfer hinwegſchwemmte und 36000 Menſchen ſowie unzählige Tiere, Bäume und Felſen mit in den Abgrund des Meeres zog. Aber ſchon 10 Jahre ſpäter hatte die wunderbare Tropenſonne Javas faſt alle Spuren dieſes fürchterlichen Ausbruches verwiſcht, und jetzt iſt die Wüſte wieder in eine üppig bewachſene Waldlandſchaft verwandelt, und ſogar auf dem neu entſtandenen Kegelberg des Krakatau wachſen ſchon Bäume von 10 bis 15 Metern Höhe.



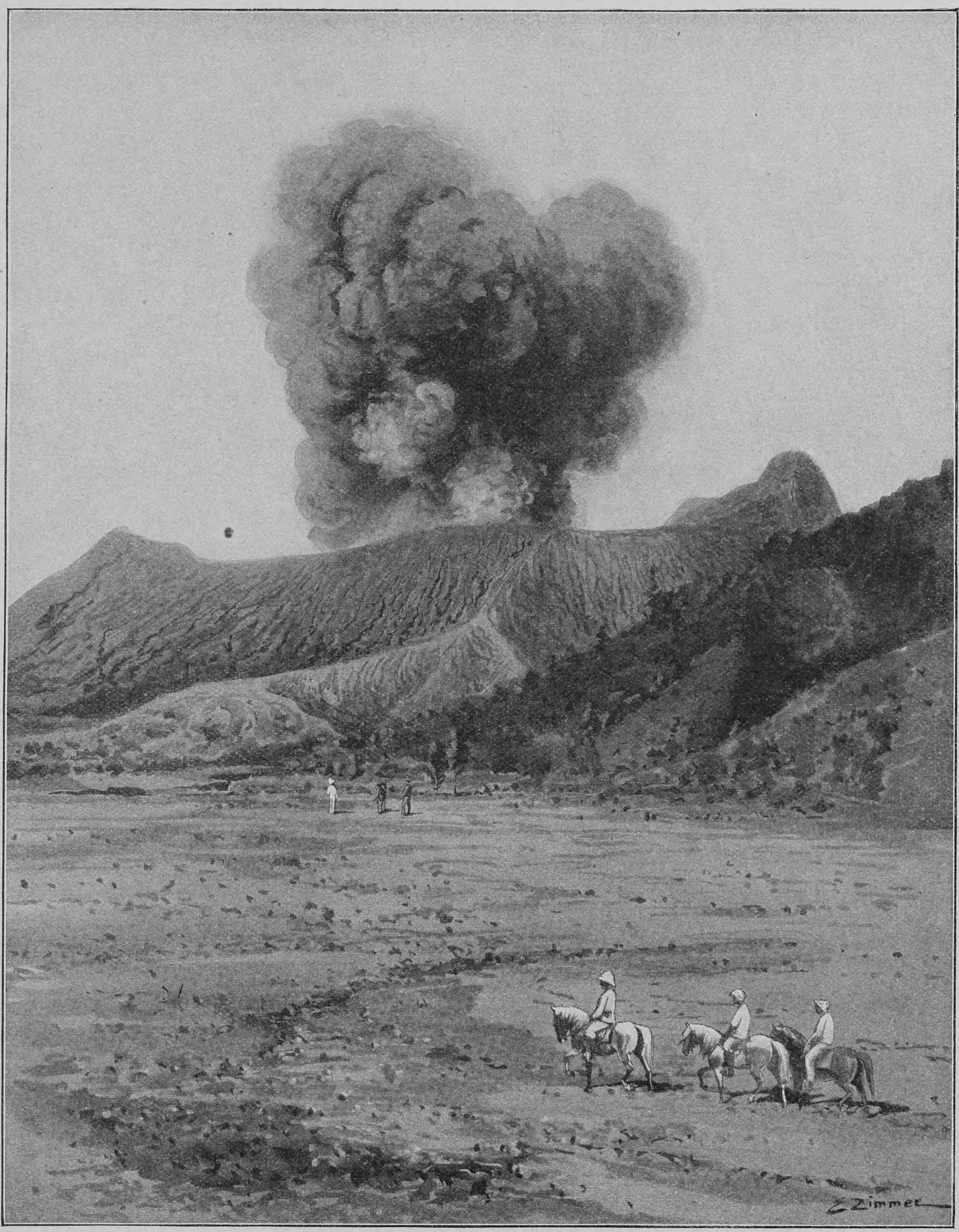
Vor dem Aufbruch

Java beſitzt 51 Krater, von denen noch 28 in Tätigkeit ſind. Zwei der bedeutendſten unter den letzteren habe ich beſtiegen, den Papandajan (zu deutſch Schmiedeberg) bei Garoet und den Bromo bei Toſari im Daſargebirge.

Wenn man mich frägt, welches das idylliſchſte Hotel ſei, das ich auf der ganzen Erde kennen gelernt habe, ſo muß ich antworten: van Horcks Hotel in Garoet. Man ſtelle ſich vor: ein großer, in tropiſcher Ueppigkeit angelegter Garten; darin kleine Pavillons mit je zwei oder drei Zimmern, jedes mit ſehr hübſcher, ſchattiger Veranda verſehen. Im Garten düſtere Laubgänge, in denen man in beſcheidenſten Toiletten, meiſt nur im Pidſchama (Nachtanzug), umherwandelt, exotiſche Vögel, mäuschenſtill ihres Amtes waltende Diener, abends wunderbare Leuchtkäfer, und ſtets Ruhe und verhältnismäßig kühle, jedenfalls ſehr aromatiſche Luft, das iſt das Hotel und ſeine Umgebung.

Aus dieſer Idylle brach ich früh 4½ Uhr auf. Im dreiſpännigen Karren ging es im Trab ununterbrochen bergauf. Bei dem klaren Sternenhimmel erkannte man die Schattenriſſe der Alleebäume und die Waſſerſpiegel der Reisfelder.

Die Javaner ſind höfliche Leute. Es gilt als Zeichen der Achtung, vor Höheren möglichſt klein zu erſcheinen. Alſo hocken die Javaner ſtets vor Europäern nieder. Wenn ein Kaufmann ſeine Waren anbietet, hockt er auf ſeine Waden nieder; Männer hocken auf der Straße nieder, wenn ein hoher Herr kommt, und ſehen ihn an; Frauen ſind noch reſpektvoller, denn ſie hocken ſich zur Erde und drehen dem Fremden den Rücken zu, weil es ſich nicht paßt, ihn mit Blicken zu beläſtigen. Ländlich-ſittlich. Aber die Neugierde! Da ſchielen ſie doch um die Seite herum und machen in ihrer abgewendeten hockenden Stellung dann einen unglaublich komiſchen Eindruck. So ſah ich während der Fahrt bis zum Dorf Tjiſeroepan mehrere Gruppen. Kurz nach Sonnenaufgang kam ich dort an. Von da begann ein zweiſtündiger Ritt auf ſteilem Bergpfad. Zuerſt führte er durch ſchattige Alleen von Wiringinbäumen oder Bambus. Die Gärten zur Seite waren meiſt von Büſchen der giftigen, aber mit ſchönen, großen, weißen Blüten bedeckten Datura eingefaßt. Dann ging es in einen zauberhaften Urwald, wie ich ihn ſchöner weder auf Ceylon noch im Himalaja oder in Braſilien geſehen. Rieſige, dicht verſchlungene Netze, bei denen mächtige Laubbäume als die großen durchgehenden Fäden und die unzähligen Lianen als das feine Maſchennetz wirkten, faßten den Weg ein. Das Unterholz bildeten wilde Bananen, Büſche der fleiſchfreſſenden Pflanzen mit ihren langen Blütentulpen, die verſchiedenartigſten Farne u. ſ. w. Die meiſten Bäume ſahen wie rieſige Sträuße aus, ſo waren ſie mit Orchideen aller Arten und mit Schmarotzern bedeckt. Aromatiſcher Duft erfüllte die Luft, entzückend war der Geſang zahlreicher Singvögel, und einmal lief ein Tragopan, der javaniſche blaue Glanzfaſan, einige Zeit vor mir her, ehe er im Buſch verſchwand. Nun kamen hohe Rhododendren, der Wald wurde lichter, grüngelbe Waſſerrinnen ſchlängelten ſich über den Weg, man roch hie und da Schwefeldämpfe. Noch 15 Minuten ritt ich im Bett eines Baches aufwärts, dann hörte plötzlich die Vegetation auf, ich befand mich im Krater des Papandajan, 2350 Meter über dem Ozean. Wie ein mächtiges Amphitheater, auf drei Seiten von 250 bis 270 Meter hohen Wänden eingefaßt, ſtieg es vor mir auf; nur da, wo ich herkam, war der Kraterrand tief ausgeſchnitten.



Im Krater des Bromo

Der gewaltige, eingeſchloſſene Keſſel hat einen Umfang von rund 12 Kilometern, alſo faſt 4 Kilometer Durchmeſſer. Er beſitzt einen ungeahnten Farbenreichtum, der den europäiſchen Kratern, ſo dem Veſuv und Aetna, fehlt. Vom reinſten Weiß geht es durch alle Schattierungen des Gelb, Lila, Rot, Grau, Braun bis zum Schwarz. Ein ſicherer aber ſteiniger Weg führt in die Mitte. Seitwärts davon kann man in gefährliche Schwefeldämpfe oder auf dünne Stellen geraten und ſich durch Erſticken oder Durchbrechen und Verſinken in glühende Maſſen den Tod holen. Aus vielen Oeffnungen ſtrömt heißer Waſſer- oder Schwefeldampf mit ſolchem Getöſe hervor, daß man an ein Schmiedegebläſe erinnert wird. An einer andern Stelle, die die Eingeborenen „Kareta api“, d. h. Feuerwagen, nennen, glaubt man den Pfiff einer Lokomotive zu hören, hie und da vernimmt man unterirdiſche Donnerſchläge; kurz, die Javaner haben mit ihrem Vergleich des Kraters mit einer Rieſenſchmiede vollſtändig recht. Der ganze Papandajan iſt ihnen ſehr unheimlich, obwohl er ſich ſeit dem 12. Auguſt 1772 ruhig verhält. Damals freilich zerſtörte ſein fürchterlicher Ausbruch 40 Dörfer und tötete über 3000 Menſchen. Feuer ſieht man aber jetzt nicht mehr; merkwürdigerweiſe auch faſt keine Lava, ſondern meiſt nur Schwefel, Bimsſtein und Aſche. Einige große, gelbe Schwefelfelſen, die menſchlichen Figuren gleichen, erregen aber eine ganz beſondere Scheu der Eingeborenen.

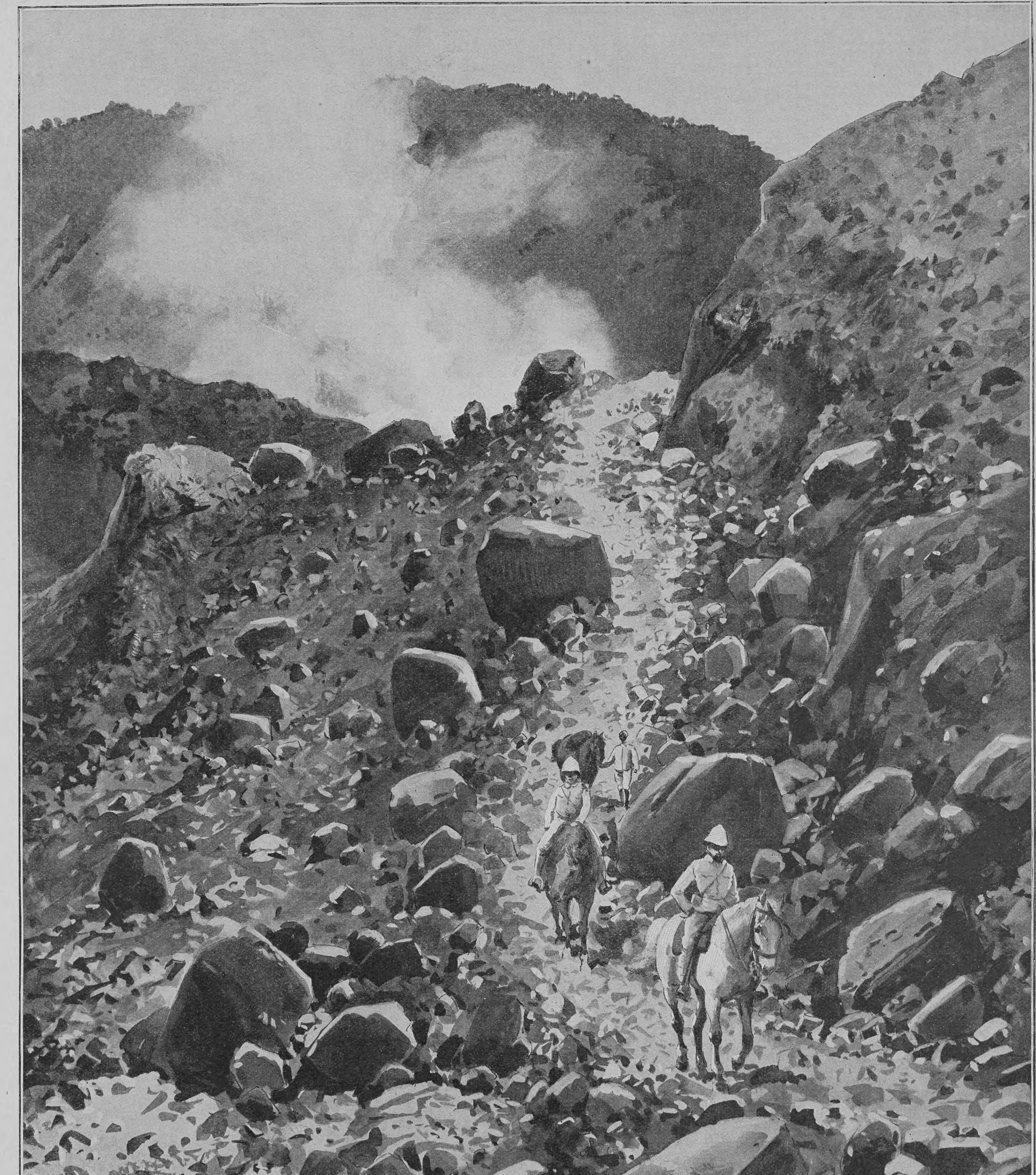
Mein Bergpony wollte nicht mehr auf den Kraterrand klettern. Aber er mußte. Oben war die Ausſicht auf das Tal von Garoet entzückend. Unten ſchien, umgeben von wunderbarem Urwald, ein herrlicher Garten zu liegen, und eingefaßt war dies alles von wildromantiſchen Vulkanen, unter denen der „Donnerberg“, Gunong Guntur, ganz beſonders auffiel. Innen im Krater aber ſah ich eine wilde Scenerie von Geröll, verwitterten Lavablöcken, Schwefelfelſen und weißen Sinterablagerungen, zwiſchen denen heiße Dämpfe emporſtiegen, eine Hexenküche oder die Schmiede eines malaiiſchen Hephaiſtos.

Einige Wochen ſpäter beſuchte ich den mächtigſten Vulkan von Java, den Bromo im Daſargebirge. Von Soerabaja aus fuhr ich mit der Eiſenbahn 4 Stunden oſtwärts, und dann begann eine außerordentlich intereſſante Landreiſe zu Wagen und zu Pferd. Ich ſaß in einem kleinen zweiräderigen, der Sonnenglut wegen bedeckten Karren, mit dem drei Ponys, meiſt in ſcharſem Trab, oft aber auch im Galopp, dahinjagten. Alle $2^1/_2$ Stunden wurden die Pferde gewechſelt. Ich paſſierte verſchiedene javaniſche Dörfer, die reinlich und freundlich ausſahen. Hier lernt man ſo recht die Verwendung des Bambus kennen. Man macht alles daraus, Häuſer, Möbel, Wagen, Brücken, Muſikinſtrumente, Gefäße für Milch und Waſſer, Brunnen, Leitungen u. ſ. w. Man trägt die Laſten an Bambus, man raucht und trinkt aus Bambus, man ſchläft in Bambusbetten, kurz, ohne Bambus wären dieſe tropiſchen Dörfer gar nicht denkbar.

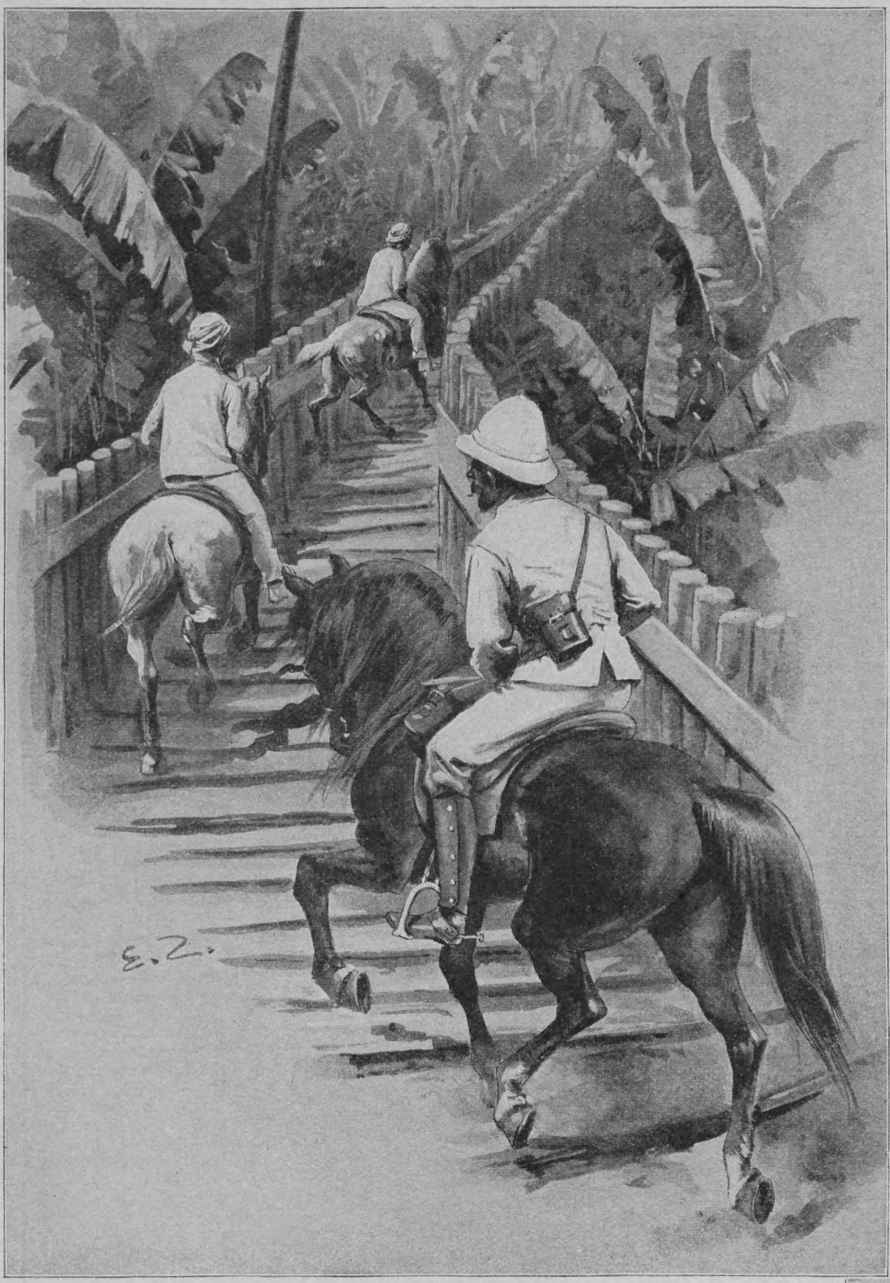
Nachmittags 4 Uhr war ich in einer 700 Meter hoch gelegenen Relaisſtation angekommen. Sie lag in üppigſter Vegetation ganz reizend. Nun mußte ich reiten. Was dieſe kleinen Bergpferde leiſten, iſt ſo großartig, daß man ſich faſt ſcheut, davon zu erzählen. Nur wer von Jeruſalem auf dem alten Saumpfad nach Mar Saba oder nach Nablus, oder vom Schwarzen Meer über Trapezunt nach Kars geritten iſt, kann ſich annähernd ſolche Leiſtungen eines Pony vorſtellen. In $2^1/_2$ Stunden erreichte ich, meiſt bergauf trabend, den 1770 Meter hoch gelegenen Luftkurort Toſari. Der Urwald iſt hier nicht ſo ſchön wie am Papandajan, weil er ſchon zu ſehr der Kultur weichen mußte. Dagegen ſieht man ſehr ſchöne Kaffeeplantagen, Mais- und Bananenfelder und Gärten und Obſtanlagen. Die letzte Strecke zum Kurort bildet eine aus Holzſtämmen angelegte ſteile Treppe von etwa 800 Stufen, die den weit umführenden Fahrweg ſehr verkürzt. Ueber dieſe Treppe lief mein Pony mit mir wie ein Pudel hinauf, ſtolperte nicht einmal und war oben gar nicht ſtark ermüdet.

Nun befand ich mich in einem ſehr netten Hotel und genoß von der Terraſſe eine entzückende Ausſicht auf die unten wie ein bunter Teppich ſich ausbreitende Ebene und auf die gegenüberliegenden Krater und Gebirgsketten.

Am Spätabend ſah ich vier Gewitter teils



Im Krater des Papandajan



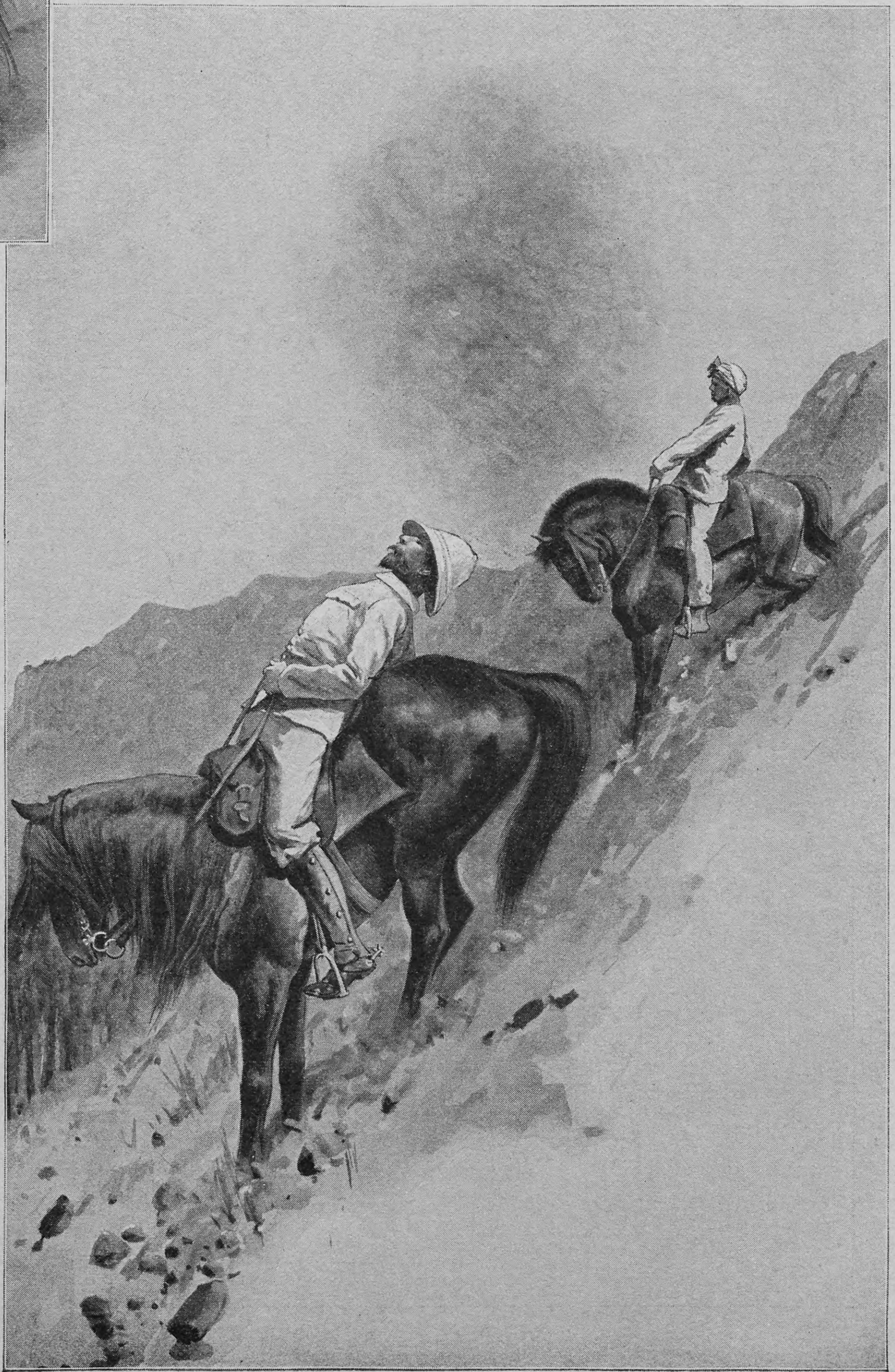
Aufſtieg

über, teils unter mir, und eine geradezu wunderbare Beleuchtung wechſelte über dieſer eigenartigen Landſchaft.

Am andern Morgen ging es weiter aufwärts auf den Bromo. Abermals erkletterte der gute Pony einige hundert Stufen ſo gut wie jede Ziege. Was dann kam, muß man mir glauben, ſo unglaubhaft es auch klingt. Der Lehmboden des Weges hatte viele, oft 1½ bis 2 Meter tiefe Riſſe. Dazwiſchen blieben häufig nur ſäulenartige Lehmblöcke ſtehen. Darüber ſtieg, ſprang oder ſchritt vorſichtig der unvergleichlich brave Pony mit mir, ohne ein einziges Mal zu ſtolpern. Wäre er geſtolpert, dann: leb wohl Roß und Reiter, denn hart neben dieſem Höllenpfad ſtand links der unerſteigbare Berg, und rechts fiel mit 60 Grad Böſchung der Steilhang 500 bis 600 Meter ab. Einmal ſchritt mein Pony auf einem höchſtens 20 Zentimeter breiten Lehmblock mehr als 4 Meter lang dicht neben dem Abgrund dahin. „Das muß ja brechen, und wir fliegen hinab!“ Ich wagte kaum zu atmen, und es ging. Endlich war ich oben am Rand des 250 Meter tiefen, 7 Kilometer im Durchmeſſer aufweiſenden Kraters. Unten breitet ſich das ſogenannte Sandmeer aus, und mitten in dieſem erheben ſich die drei gegenwärtig vorhandenen kleinen, noch tätigen Krater. In den holländiſchen Führerbüchern ſteht: „Wer Schwindel befürchtet oder nicht ſehr ſicher reitet, möge hier abſteigen!“ Na, ſo etwas gibt es doch für einen deutſchen Offizier nicht. Alſo weiter! Der Weg führt in einer Böſchung von 25 bis 30 Grad abwärts. Da muß man ſich hie und da mit dem Rücken auf die Kruppe des Pferdes legen. Aber es geht, denn der vorzügliche Bergpony leiſtet Fabelhaftes. Unten fliegt man im Galopp über die Sandebene des großen Kraters und hält vor einem der kleinen. Ihn zu erſteigen lohnt nicht, denn hineinzuſehen, wie manchmal in den des Veſuvs, iſt doch nicht möglich, und wenn ſich der Wind dreht, kann man durch die ausgeſtoßenen Schwefeldämpfe erſtickt werden. Aber intereſſant iſt es wirklich, in dem weiten, vollſtändig abgeſchloſſenen, faſt kreisförmigen Rieſenkrater zwiſchen den grauſchwarzen drei kleinen Pyramiden der neuen Krater auf dem hellgelben Sand herumzureiten und dem Donner der unterirdiſchen Gewalten zu lauſchen.

Beim Rückweg muß nun zunächſt wieder der Rand des großen Kraters erklettert werden. Dabei liegt man faſt auf dem Hals des Pony und hält ſich an der Mähne feſt, um nicht über die Kruppe abzurutſchen. Dann der Abſtieg nach Toſari! Wer ſich erinnert, was ich vom Aufſtieg ſagte, kann ſich vorſtellen, daß der Rückweg keineswegs behaglicher iſt.

Als ich wieder in Toſari ankam, hatte ich das unendlich wohltuende Gefühl, das man immer empfindet, wenn man einer ſehr heiklen Lage glücklich entkommen iſt. Schon das allein lohnt den Ausflug auf den Bromo. Dann der intereſſante Vulkan ſelbſt, und zuletzt das Bewußtſein, den größten feuerſpeienden Berg Javas — der weiteſte Krater iſt der des erloſchenen Raon — und damit den größten Vulkan der Erde geſehen zu haben. Dies alles berechtigt, die nur 3 bis 4 Tage beanſpruchende Tour jedem Java beſuchenden Reiſenden zu empfehlen.



Abſtieg

Der Hummel-Trompeter

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Wie der Wolf zum Hund, wie der Auerſtier zum zahmen Ochſen, ſo ſteht in der ſchlichten Betrachtung die Hummel zur Biene. Dem Laien ſind die beiden ja die einzigen Vertreter des Bienengeſchlechts. Aber die echte Biene iſt das Haustier, ſie gehört zu „uns“; ſchon in ihrer Geſtalt hat ſie etwas Veredeltes, in ihrem Weſen einen vergeiſtigten Zug. Die Hummel daneben iſt der zottige Bär mit aufdringlich groben Manieren, der Wildling von jenſeits des Gartenzauns, des Kulturrains. Von der Biene ſind die geheimen Wunder nicht auszuahnen; von der Hummel glaubt man durchweg nicht mehr, als ihre wenig liebenswürdige Perſon beſagt, man nimmt ſie hin wie die Fliege, — ohne Geſchichte.

Und doch hat auch ſie ihren genugſam verwickelten Roman. Nur daß es in der Tat der Lebensroman des freien Wildtiers iſt, das nie in den Bann des großen Erdenzauberers Menſch getreten iſt.

Aber als ſolch unabhängiges Naturkind hat dieſe Hummel dem Wiſſenden das tiefſte Geheimnis jener Biene eigentlich gerade aufbewahrt. Sie iſt heute noch in vielem Sinne die Urform der Biene, das, was die Biene vor Jahrmillionen vielleicht geweſen iſt, die Ahnfrau, die, ſeltſam hereinragend, heute noch der hochgeſtiegenen Enkelin begegnet — begegnet auf dem Blütenfelde, das zum Teil ihrer beider Werk iſt. Denn durch ihre emſige Arbeit des Ab- und Zufliegens von Blume zu Blume haben beide durch Uebertragung des Blütenſtaubes feine Dienſte bei den Pflanzen geleiſtet, ſie haben eine Ausleſe der Blumenarten dabei geübt, ſie haben die Pflanzen ſelber zu Einſtellungen, Umwandlungen, Anpaſſungen gezwungen. Dabei aber ſind ſie beide ſchließlich weit getrennte Bahnen ihrer eignen Entwicklung gegangen: die Biene iſt zu ſchwindelnder Höhe geſtiegen, bis ſelbſt der weiſe Erdenſohn, der Menſch, aufmerkſam auf ſie geworden iſt und ſie ſeiner Schutzfreundſchaft gewürdigt hat; die Hummel aber iſt in der alten Tradition geblieben bis heute — der Tradition, die doch einſt ſchon ſelber einen ganz gewaltigen Gipfel wieder über das tiefer ſtehende Inſekt hinaus bedeutete.

Schon auf der Stufe der Hummel war der große Schritt geſchehen vom einſamen Bienentier zur Staatsbildung. Wenn der Winterſturm über Feld und Wald fegt und Schnee wirft, dann ſchlummern die Hummeln tief verborgen im Winterſchlaf, jede ganz einſam jetzt ohne Staat. Einſam auch beginnen ſie im erwachenden Frühling ihr Lebenswerk. Einſam baut das Hummelweibchen ſeine erſten Kinderzellen, in denen das Ei zu ſüßer Honigkoſt gebettet liegt. Aber allmählich dann, wenn aus dieſen erſten Zellen die jungen Hummeln auskriechen, während die Mutter noch an den ſpäteren ſchafft, dann entſteht in raſchem Wachstum das Urbild deſſen, was wir bei unſern Bienen den „Staat“ zu nennen pflegen. Indem eine große Maſſe der jungen Hummelfräulein ſich ſogleich und faſt ausſchließlich der Pflege ihrer noch jüngeren Neſtgenoſſen zuwendet, entſteht jener eigenartige Stamm von Staatsbürgerinnen, die wir bei den Bienen Arbeiterinnen nennen. Und im Laufe des Sommers erwächſt durch das vielköpfige Gewimmel dieſes ganzen ſonderbaren Haushalts wirklich etwas auch hier ſchon wie ein Volk, ein Staat. Nur: der Herbſt macht alledem doch wieder ein Ende, und in den Winter gehen ſchließlich nur wieder eine Anzahl einſamer Weibchen, ein Elite-Reſt an Stärke und Jugendgeſundheit aus dem großen Haushalt, der ſonſt als verbraucht von der Sommerkampagne dahinſank.

Viel Wunderbares im einzelnen iſt zu erzählen auch aus dieſen ewig neu mit dem neuen Jahr aufblühenden Sommerſtaaten der wilden Hummeln. Wie ein jäh entfeſſelter Strom brechen in dieſen geſelligen Sommergenerationen alle möglichen ſozialen Gefühle vor, dem ſinnigen Beobachter zu lehrreichſter Analogie mit andern geſellſchaftlichen Trieben und Lieben auf dieſem weiten Erdplaneten bis ins brennende Leben unſers Menſchentages hinauf. Freilich, auch erſchwert wird die rechte Schätzung gar leicht durch das Verführeriſche ſolcher Analogien am falſchen Fleck. Von ſolcher Verkehrtdeutung, die aber nachher nur zur Aufdeckung eines eigentlich noch viel amüſanteren wirklichen Sachverhalts geführt hat, iſt ein wunderbares Exempel die Geſchichte vom Hummel-Trompeter.

Es war im Jahre 1685, als ein Inſektenbefliſſener, Goedard, zum erſtenmal von einer rätſelhaften Gewohnheit im Hummelſtaate berichtete. Andre prüften ſpäter nach, und als erſtes allgemeines Tatſachenbild ſtellte ſich ungefähr folgendes feſt.

Das Hummelneſt, ein im Vergleich zu den ſchönen echten Bienenwaben noch ziemlich wüſter Zell- oder Kokonklumpen, ſteckt als Ganzes in einem Erdloch. Auf das Dach dieſes Neſtes da unten nun ſteigt in früheſter Morgenſtunde regelmäßig ungefähr zwiſchen halb vier und vier eine recht dicke Hummel vom Stande jener Pflegeweibchen oder Arbeiterinnen. Alsbald beginnt ſie dort aufs heftigſte mit ihren Flügeln zu ſchlagen und einförmig zu ſummen. Und dieſes „Konzert“ mit nachhaltiger Leibesübung dauert eine halbe bis zu einer ganzen Stunde. Da die Beobachter zunächſt auf das andauernde Summen aufmerkſam wurden, ſo nannte man die laute Frühaufſteherin den „Trompeter“. In der Tat iſt, wenn ſie ihren Lärm beginnt, wenigſtens in der Regel der ganze übrige Stock noch ſtill und untätig. Es iſt, als ſchnarre in einem noch völlig ungeſtörten Schlafſaale plötzlich von der Decke her eine Weckuhr los. Einmal in dieſe Ecke der Betrachtung gedrängt, verſuchte man jetzt auch eine erſte Erklärung.

Kein Zweifel, wir befinden uns bei genoſſenſchaftlich lebenden Tieren mit ſtarken Sozialempfindungen. Jedesmal, wenn dieſer Hummelſtaat im Laufe ſeines Sommers ſich ordentlich konſtituiert hat, treten unter ſeinen Teilhabern auch ganz regelrechte Arbeitsteilungen ein. Die alte Mutter-Hummel übernimmt dieſen Reſſort, die pflegenden Hilfsweibchen jenen, ſehr ähnlich ſchon, wie es bei Königin und Arbeiterinnen im Bienenvolk iſt. Unter allen Einzelhummeln gelten gegenſeitige Hilfeleiſtungen. Wenn aus der im Kokon verſponnenen Puppe die fertige Jung-Hummel auskriechen ſoll, ſo legen ſich freie Hummeln oben auf den Kokon und nagen von oben her mit, um dem „Küken“ das innere Zernagen der „Eiſchale“ zu erleichtern. Bei ſolchem Sachſtand ſteht alſo wahrlich nichts im Wege, ſich auch den ſonderbaren Trompeter als eine Staatsbürgerin zu denken, die in der allgemeinen Arbeitsteilung mit einem Amt betraut ſei, einer Leiſtung zum Nutzen des ganzen Volkes. Fragt ſich bloß, was für ein Amt es ſein ſoll. Der Trompeter lärmt bis zu einer Stunde lang früh morgens über dem noch regungsloſen Neſt. Bis zum Schluß ſeines Frühkonzertes iſt der ganze Stock munter. Sollte er alſo nicht einfach der wirkliche Wecker ſein? Der Hornbläſer, der zum Tagewerk ruft? Die feſt angeſtellte wirkliche Weckuhr des Stammes? Der Hahn, um auch ein zoologiſches Bild beizubringen, der zur richtigen Stunde kräht?

Eine Theorie gilt, ſolange ſie nicht durch eine beſſere erſetzt iſt, vorausgeſetzt, daß ihr nicht zu plauſible Allgemeingründe widerſprechen. So auch dieſe. Wenn man das im Grunde wunderbarſte bei dieſen Sozialtieren einmal zugibt: nämlich Arbeitsteilung überhaupt, ſo läßt ſich eine Gewaltgrenze des „Unmöglichen“ nicht feſtſetzen. Möglich war ſchließlich auch das allerkühnſte. Daß ein Tier in Arbeitsteilung ein paar hundert andre weckt, iſt wirklich nicht viel wunderbarer als etwa die ſichere Tatſache aus dem Bienenſtaat, daß in einem verhungernden Volke die Königin zuletzt ſtirbt, weil die Arbeiterinnen bis zuletzt für ſie eintreten und ihr das letzte Brot geben.

Es mußte aber nach gewiſſen gelegentlichen Beobachtungen doch ein Zweifel kommen, ob in dieſem Trompeterfalle nicht wirklich ein irriger Deutungsweg eingeſchlagen ſei. So wurde einmal feſtgeſtellt, daß die Hummelkolonie ſchon völlig munter war, noch ehe der „Wecker“ ſein Werk begonnen hatte, und daß trotzdem dann das angebliche Weckwerk einſetzte und ſeine Zeit durchhielt, als ſei nichts verändert. Hatte der Trompeter ſich verſchlafen und wollte es durch die zweite Unſchicklichkeit ſühnen, daß er in den hellen Arbeitstag doch noch hineinblies? Ausgeſchloſſen war ja auch das noch nicht ganz, denn es iſt nicht zu leugnen, daß ſolche feſt eingepaukten Inſtinkte bei den Tieren meiſt wie eine Maſchine losarbeiten und vorkommenden Falles auch einmal ins ganz Sinnloſe hineinarbeiten können. Es gibt einſam lebende Bienenarten, die ihr Neſt in leeren Schneckenhäuſern anlegen. Das Schneckenhaus wird dann jedesmal mit großer Sorgfalt in eine kleine Sandhöhle befördert und der Eingang dieſer Höhle ebenſo ſorgſam wieder durch Zuſchütten unkenntlich gemacht. Ein Beobachter nahm nun einer ſolchen Biene im Moment, da ſie ihr Schneckenhaus in das Höhlenloch rollen wollte, ihre koſtbare Laſt fort und erwartete, was ſie tun würde. Automatiſch aber rollte die Kette ihres Inſtinkts bis zu Ende ab trotz der Sinnloſigkeit weiterer Leiſtung: ſie ſchloß die Höhle, als ſei das Schneckenhaus wirklich darin! Vergeſſen wir nicht, daß auch wir Menſchen noch in gar manchem Falle der Herrſchaft ſolchen automatiſchen Handelns verfallen; jahrelang wachen wir noch zu beſtimmter Stunde morgens aus dem Schlaf auf, auch wenn längſt jeder Zweck ſolchen frühen Aufſtehens (etwa eine beſtimmte Schulſtunde) in Fortfall gekommen iſt; jahrelang greift unſre Hand noch in die linke Weſtentaſche nach der Uhr, auch wenn uns längſt irgend ein Bewußtſeinsſchluß veranlaßt hat, ſie fürder in der rechten zu tragen.

Hier iſt es nun das Verdienſt eines trefflichen Inſektenforſchers aus neueſter Zeit, des Herrn von Buttel-Reepen, eine tatſächliche neue, und wie mir ſcheint, doch weſentlich beſſere Erklärung für beſagten Hummel-Trompeter aufgeſtellt zu haben. Er hat ſich gefragt, ob nicht der weſentlichere Punkt der myſteriöſen Handlung das Flügelſchwirren anſtatt des Muſizierens ſei? Wenn wir uns aber weiter fragen, was für einen Zweck ſolches ſtundenlange energiſche Flügelſchwirren am Neſt haben könnte, ſo geben uns da unſre vielgewandten Hausbienen alsbald einen ſehr guten Anhalt.

Bei dieſen Honigbienen beſteht vielfältig ein ausgeſprochenes Bedürfnis nach Ventilieren, nach Lüften im Bau. Man muß ſich ja den Bienenſtock als eine regelrechte große Fabrik vorſtellen, mit allen Sorten Wohlfahrtseinrichtungen und raffinierten techniſchen Vorkehrungen einer ſolchen. Das Ventilieren, das zuerſt von dem alten Bienenklaſſiker François Huber geſchildert worden iſt, hat nun verſchiedene praktiſche Zwecke in dieſer Fabrik. Es dämpft die Hitze, es ſcheucht einen Todfeind des geſunden Bienenvolks: etwaigen entſtandenen üblen Geruch. Endlich aber dient es auch im unmittelbaren Fabrikbetrieb zur Kondenſierung des Nektars, indem durch den Luftzug eine tüchtige Menge Feuchtigkeit in kurzer Zeit verflüchtigt und fortgewirbelt wird. Was tun nun die Bienen, um in ihrem dicht verſchloſſenen Bienenhauſe „Wind zu machen“? Sie bewegen emſig fächelnd ihre Flügel, einen kräftigen Luftſtrom in der Tat ſo künſtlich erzeugend. Tut es not, ſo ſtellen ſie ſich reihenweiſe am Flugloch auf und werfen eine der andern die Luft zu. „Entfernt man,“ erzählt von Buttel-Reepen, „eine Biene aus der Reihe der Fächler, ſo merken die Bienen bald, daß der Zwiſchenraum zu groß geworden iſt und die Luftwelle nicht richtig aufgefangen werden kann. Unverzüglich ſchließen ſie ſich dann wieder in der richtigen Diſtanz aneinander.“ Wie nicht anders zu erwarten, geht es aber bei dieſer Ventilationsgymnaſtik nicht ohne ein eigenartiges Summen ab, das eben die Flügelbewegung ſelbſt hervorbringt.

Dieſe ſicher gefeſtigte Tatſachenreihe war für unſern neuen Deuter jetzt die Anſchlußſtelle auch für ſeine Theorie des Hummel-Trompeters. Der Trompeter, ſchloß er, iſt ebenfalls nichts andres als eine ſtaatlich angeſtellte Ventilier-Hummel. Vergeſſen wir wieder nicht, daß das Hummelneſt ſich in einem kellerhaft feuchten Erdloche befindet. Ueber Nacht ergibt ſich geradezu als Notwendigkeit, daß in dem Neſte eine dicke und ſchlechte Luft entſteht. Einmal dringt die Erdfeuchtigkeit ſtärker ein. Dann verdunſtet Honig und gibt Niederſchläge. Auch die Hummeln ſelber, die nicht ſo kleine Reinlichkeitsfanatiker ſind wie die Honigbienen, tragen ihr Teil bei. Dafür fehlt aber ihre emſige, unwillkürlich die Luft bewegende Tätigkeit des beſtändigen Ein- und Ausfliegens wie am Tage. Wir würden menſchlich ſagen: es tut am frühen Morgen gar gewaltig da einer not, der zunächſt einmal die Fenſter öffnet. Nun denn, meint von Buttel-Reepen, dieſe Lüftungshummel iſt eben unſer Trompeter. Wenn ſich das erſte Leben im Stock zu regen beginnt, ſo beſteigt er — ein ausgeſucht ſtarkes Exemplar — das Dach und fächelt und fächelt wohl eine Stunde lang die Nachtluft aus, er erzeugt einen „Ventilationsſtrom“. Daß er dazu ſummt, iſt lediglich eine Begleiterſcheinung wie das Geräuſch unſrer menſchlichen Ventilationsapparate. Daß die Hummelkolonie aber während ſeiner Arbeit allmählich auch ſonſt ihr Tageswerk beginnt, ergibt ſich ebenſo ſelbſtverſtändlich, ohne daß eine abſolute Abhängigkeit wie beim „Wecken“ gefordert würde. Vortrefflich ſtimmt auch zu dieſer Theorie, daß oberirdiſch lebende Hummelkolonien, die es ja gleichfalls gibt, keinen Ventilator beſitzen: ſie werden eben von der friſchen Luft ſelber genügend durchpumpt. Und es ſtimmt ebenſo ausgeſucht gerade zu ihr, daß in bewußtem Dach des Neſtes auch noch beſondere „Ventilationslöcher“, regelrechte Luftkanäle, ſchon beim Bau genau vorgeſehen und durchgebohrt ſind, in deren unmittelbarer Nähe der Ventilationstrompeter ſeinen Sitz nimmt.

Mag dieſe höchſt realiſtiſch-praktiſche Rolle auch, wie Herr von Buttel meint, nicht ſo „poetiſch“ ſein wie ein „Minaretrufer“ — für meinen Geſchmack iſt ſie mindeſtens ebenſo anziehend und ſinnig im großen Rahmen dieſer Sozialinſtinkte der Inſekten und durchaus wert, unſre Bewunderung zu ſteigern vor der Prachtleiſtung der Natur, die in dieſem Mikrokosmos des Liliputanerlebens überhaupt ſteckt.

Im Goldnen Hahn

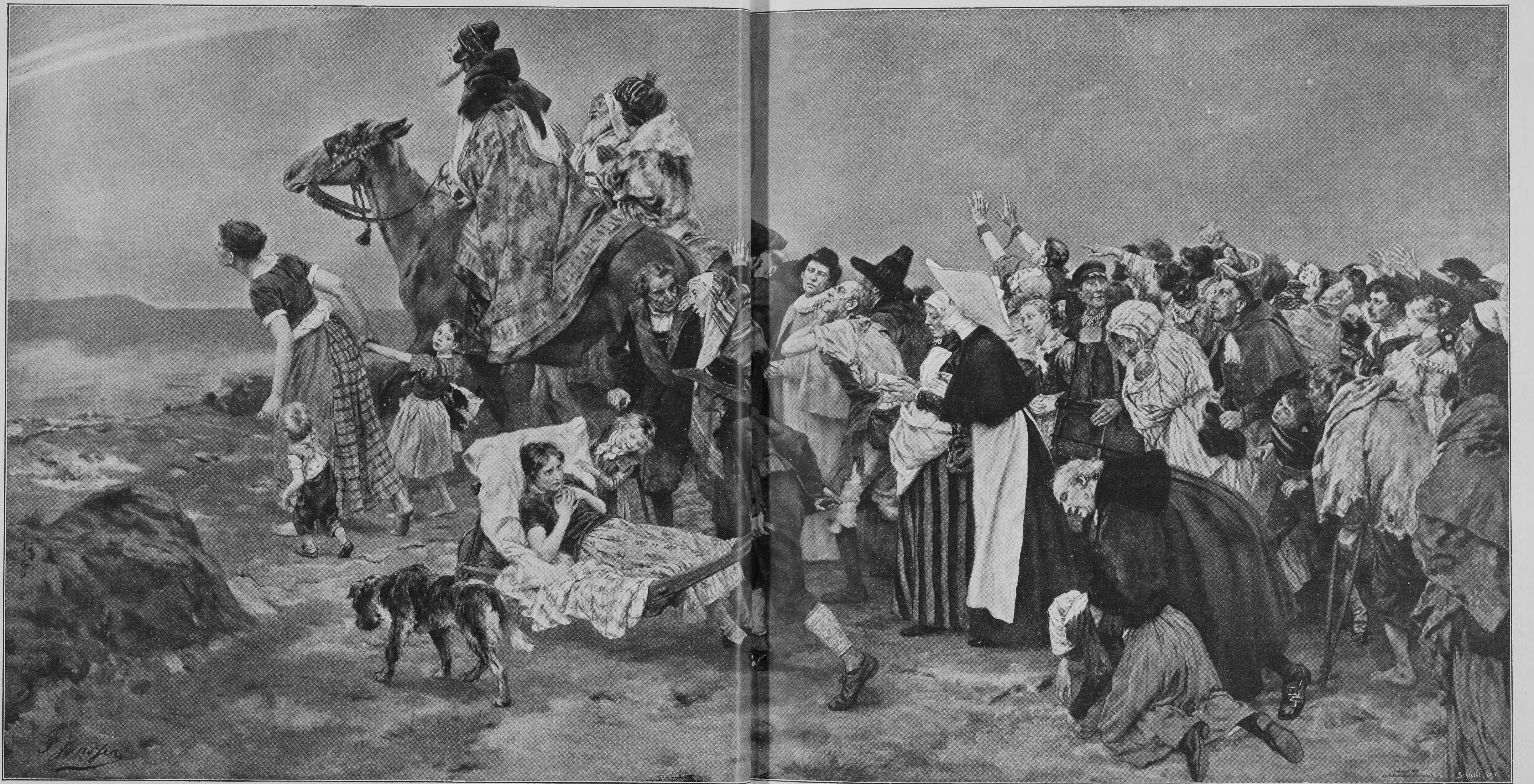
Waldeinwärts klingt das Jägerhorn,
Rot färbt der Herbst die Wälder,
In schweren Garben liegt das Korn,
In Stoppeln stehn die Felder.
Der Alte-Weibersommer fliegt
In Lüften nah und ferne,
Und um die jungen Weiber schmiegt
Er sich besonders gerne.

Wohl wandert sich's durch dick und dünn
Mit Lust bei solchem Wetter,
Leis rascheln unterm Fusse hin
Die bronzefarbnen Blätter.
Die Traube am Spaliere hängt,
Und wird sie nicht gegessen,
So wird sie uns ins Glas geschenkt
Dereinst aus Kelterpressen.

Die Fuhrleut' und die Bauernschaft
Sind schon im „Goldnen Hahne“,
Es rinnt der weiss und rote Saft
Aus unerschöpftem Krane.
Hochwürden selbst einmal vergisst
Heut seiner Seelenhirtschaft,
Er probt und lobt als guter Christ
Den Wein der Hahnenwirtschaft!

So wollen wir es tun wie er,
Ein Tröpflein auch probieren —
He, Liese, stell die Humpen her,
Dass wir uns delektieren!
Es macht der Wein die Seelen frei,
Die Herzen höher klopfen,
Und tut der Hahn den ersten Schrei,
So fliess' der letzte Tropfen!

Richard Zoozmann


Schreiber, chm.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Sie alle fol n dem Stern

Nach dem Gemälde vo eter Janssen (Text S. 16)

Geſtörte Biwakfreuden

Humoreske

von

Richard Schott

(Zu dem farbigen Bilde Seite 4 und 5)

Aber liebe Thereſe! Er denkt doch gar nicht daran!“ entgegnete der Amtmann Pfefferkorn ſeiner Gattin, als ſie ihm zum xten Male auseinanderſetzte, daß der Leutnant von Heller, der fünf Tage bei ihnen in Quartier geweſen und geſtern mit ſeinem Truppenteil abgerückt war, ganz beſtimmt Abſichten auf Liſelottchen an den Tag gelegt, und daß nur Liſelottes unausſtehliches Benehmen ihn zurückgehalten habe, ſich zu erklären. „Ich ſage dir, der Leutnant denkt gar nicht daran, und das Mädel erſt recht nicht!“

„Nun ja, das Mädel!“ unterbrach ihn die Amtmännin. „Der ſteckt doch noch immer dieſer Menſch, der Kurt Müller von Bebenrode, im Kopf, der jetzt glücklicherweiſe ſein Jahr abdient. Ich glaube gar, du wäreſt ſchwach genug, darauf Rückſicht zu nehmen?“

Der Amtmann lächelte ſtill vor ſich hin, ging an ſeinen Zigarrenkaſten, um ſich eine Virginia anzuſtecken, und ließ eine ganze Weile vergehen, ehe er die Ruder der Unterhaltung wieder ergriff, um langſam an der, wie er wußte, ſehr heiklen Stelle vorbeizuſteuern.

„Höre mal, liebe Thereſe,“ begann er endlich, den Strohhalm aus der Virginia ziehend, „der Kurt Müller — hm — iſt doch eigentlich ein ſehr netter Menſch, — beſcheiden, vermögend, — und ein tüchtiger Landwirt ſoll er auch ſein; — ich weiß wirklich nicht, was du an dem auszuſetzen haſt.“

„Was? Das weißt du nicht?“ rief jetzt die Amtmännin, ſich ſtolz aufrichtend und den Gatten durch ihr Lorgnon betrachtend. „Wenn einer Müller heißt? — Müller? — Nichts als Müller! — Glaubſt du vielleicht, ich will es verantworten, daß es meinem einzigen Kinde einmal ebenſo ergeht wie mir? Du ſcheinſt ganz zu vergeſſen, aus welcher Familie ich ſtamme, und daß ich genug darunter gelitten habe in den zwanzig Jahren, daß wir nicht den kleinſten Titel haben; denn den Amtmann, den uns die Leute auf dem Hofe zugelegt haben, den reſpektiert doch die hochmütige Geſellſchaft nicht. Sie haben ja ein förmliches Vergnügen daran, einem das Pfefferkorn immer wieder unter die Naſe zu reiben. Frau Baronin hier und Frau Rittmeiſter da! Selbſt die Holzbacherin, die doch ſonſt wahrhaftig allen Grund hätte, beſcheiden zu ſein mit ihrer verſchuldeten Klitſche, ſelbſt die iſt wenigſtens Frau Leutnant und bläht ſich auf wie ein Pfau, wenn ſie mich anredet: ‚Nun, liebe Frau Pfefferkorn? Was macht die Geſundheit, Frau Pfefferkorn?‘ — Nein, lieber Heinrich, dieſe ewigen Demütigungen ſollen meinem Kinde erſpart bleiben. Herr von Heller wird einmal Hauptmann, vielleicht ſogar Major, wenn wir's erleben, — und wenn dann die jungen Leute das Gut übernehmen, hat Liſelottchen ihre Poſition. Frau Majorin ſoll ſie werden, und deshalb werden wir heute nach Sinsheim in das Biwak fahren, und zwar ohne das Kind, um wieder gut zu machen, was ſie mit ihrer Unliebenswürdigkeit verdorben hat.“

„Nach Sinsheim — ins Biwak?!“ rief der Amtmann, den die Ausſicht, bei der Hitze zwei Stunden über Land fahren zu müſſen, doch etwas aus ſeiner Ruhe zu bringen drohte. „Aber Thereſe! Das iſt doch wohl nicht dein Ernſt. Wenn du ein Biwak ſehen willſt, das kannſt du doch bequemer haben. Wir bekommen doch auch eins hier ins Dorf. Hinten auf der Wieſe liegen ja ſchon die Strohbündel und die Holzſcheite. Ich glaube ſogar, es ſind die Hundertundachtziger. Bei denen pflegen, wie du weißt, die Bebenroder zu ſtehen. Da werden wir gewiß Bekannte treffen.“

„Zu dem, was ich vorhabe, bedarf es keiner Bekannten; — im Gegenteil!“ antwortete die Amtmännin mit einem ſehr überlegenen Blick auf ihren Gemahl. „Oder muß ich dir vielleicht erſt ſagen, daß in dem Sinsheimer Biwak Herr von Heller liegt, und daß —? Aber was bemühe ich mich nur ſo lange? Mit euch Männern iſt in dieſem Punkt ja doch nichts anzufangen. Ich erſuche dich alſo, zu vier Uhr die Halbchaiſe anſpannen zu laſſen, ſie iſt erſt im vorigen Jahre friſch auflackiert und wird ſich am beſten ausnehmen. Anton zieht natürlich die neue Livree an. Ferner bitte ich dich, in den Keller zu gehen und ein paar gute Sorten herauszugeben; — bitte, ſträube dich nicht! Ich wünſche den alten Rauentaler und natürlich Laroſe. Wegen der kalten Küche weiß die Mamſell ſchon Beſcheid. Ich habe ein delikates Roaſtbeef machen laſſen, Rebhühner und ſelbſtverſtändlich mein berühmtes Rippeſper. Liköre und Zigarren dürfen auch nicht vergeſſen werden. Um halb vier Uhr muß alles fertig ſein.“

Damit ging die energiſche Dame aufgeregt hinaus, ohne den Amtmann noch einmal zu Worte kommen zu laſſen.

*

Punkt zehn Minuten vor vier Uhr hielt denn auch die Halbchaiſe vor der Tür. Anton thronte in vollem Wichs auf dem Bocke. Sein Zylinderhut ſah allerdings aus, als ob er links herum gebürſtet worden wäre. Das treue Möbel hatte, bevor Anton es bekam, ein Jahrzehnt hindurch das Haupt des Herrn Amtmanns geziert, und der Haſe, der das Material dazu geliefert hatte, war über dieſe Degradation anſcheinend ſo empört geweſen, daß ihm ſeitdem die Haare zu Berge ſtanden. Aber die neue Livree ſaß tadellos. Hinten auf dem Gepäckgeſtell war der mächtige Futterkorb aufgeſchnürt. Die Amtmännin trug ihr neues Foulardkleid, violett mit weißen Tupfen, und der Amtmann hatte ſich trotz allen Sträubens in full dress werfen müſſen, ſchwarzen Rock, weiße Gamaſchen und Zylinder. Es war wirklich feierlich, und als Liſelottchen die Eltern zum Wagen begleitete, meinte ſie lachend, es ſähe ja beinahe aus, als ob ſie zu einer Hochzeit fahren wollten.

Dieſe Heiterkeit hätte der Amtmännin eigentlich auffallen müſſen; denn Liſelottchen war ſonſt immer ſehr übler Laune, wenn ſie einmal nicht mitgenommen wurde. Aber Frau Thereſe dachte heute nur an den Leutnant und ihre diplomatiſche Miſſion, und ſo hatte ſie überhaupt nichts von Liſelottchens ſeltſamem Benehmen bemerkt, wie ſie erſt entſetzt aufhorchte, als von der Fahrt nach Sinsheim geſprochen wurde, und wie ſie dann plötzlich vor Glückſeligkeit ſtrahlte, als ſie erfuhr, daß ſie „gewiſſer Umſtände halber“ zu Hauſe bleiben ſolle. Dem Amtmann dagegen war es nicht entgangen. Er ſagte aber nichts und dachte ſich ſein Teil.

Als ſie die Dorfſtraße verlaſſen hatten und an der großen Wieſe vorüberkamen, die rechts und links den Bach umgab, der jetzt nach der langen Trockenheit ſo friedlich ausſah, bei heftigen Regengüſſen aber weit über die Ufer zu treten pflegte, war eben das Bataillon angelangt, das dort biwakieren ſollte.

„Der Einjährige da! Gehen Sie mit zehn Mann ins Dorf zum Waſſerholen!“ hörten Amtmanns im Vorbeifahren eine Kommandoſtimme.

Unwillkürlich ſchaute die Amtmännin hinaus, fuhr aber im nächſten Augenblick erſchreckt zurück.

„Heinrich, ich glaube gar, das war dieſer Menſch, der Kurt Müller!“

Der Amtmann ſchaute nun auch hinaus, lachte verſchmitzt und ſagte: „Aber liebe Thereſe! Dieſer martialiſche Jüngling da — und Müller? Keine Spur von Aehnlichkeit. Im übrigen, was wäre denn dabei? Liſelottchen würde jedenfalls nichts dagegen einzuwenden haben.“

„Ich bitte dich, unterlaß ſolche Scherze!“ entgegnete die Amtmännin ſtreng, ſah aber der Sicherheit halber doch noch einmal durch ihr Lorgnon hinaus, bis der Weg abbog und die Ausſicht verſperrt war, und fuhr dann fort: „Uebrigens bin ich jetzt ganz beruhigt. Er war es beſtimmt nicht. Der junge Mann ſah in der Tat viel zu ſchneidig aus für dieſen Müller; dem würden ſie auch ſicher nicht den Befehl über zehn Mann anvertrauen. Außerdem habe ich ja dem Kinde ſtreng verboten, den Hof zu verlaſſen.“

„Na, ſiehſt du!“ meinte der Amtmann ſtillvergnügt. „Dann können wir ja in Gemütsruhe unſerm Schickſal entgegenfahren. — Du haſt doch den Regenmantel nicht vergeſſen, Anton?“

„I nee, Herr Amtmann, bei die neie Livree!“ entgegnete Anton, ſich mit grinſendem Geſicht umdrehend. „Ich hab' merſch übrigens ooch gleich gedacht, daß es heite noch was ſetzt; es is ſo ſchwiele, und die Fliegen beißen.“

„Gib auf die Pferde acht und unterlaß derartige Vertraulichkeiten. Wie oft ſoll ich das denn ſagen?“ verwies ihm die Amtmännin und ſchüttete dann den Reſt ihres Zornes über den Amtmann aus: „Ich glaube, du haſt es darauf abgeſehen, mir die Partie zu verleiden! Aber damit haſt du kein Glück. Ich weiß, was ich will, und habe noch immer durchgeſetzt, was ich mir vorgenommen hatte.“

Der Amtmann ſchwieg und lachte ſtill in ſich hinein. Das tat er immer, wenn Thereſe ihren Kopf aufgeſetzt hatte, und das Mittel war probat. Denn trotz ihres Eigenſinnes war ſie doch nicht unvernünftig und ſchickte ſich ſchließlich in das Unvermeidliche; das heißt, nachdem ſie ſelbſt ſich ſo gründlich feſtgefahren hatte, daß ſie weder vor- noch rückwärts konnte. Eine ſolche heilſame Kataſtrophe erhoffte der Amtmann denn auch für den heutigen Tag, und deshalb ſah er dem Verlauf der Dinge mit der größten Gemütsruhe entgegen, während Thereſe immer aufgeregter wurde, je näher ſie dem Ziele kamen und je zahlreicher und grauwolliger die Lämmerherde wurde, die ſich ganz unverſehens oben auf der blauen Himmelswieſe zu verſammeln begonnen hatte.

Endlich war Sinsheim erreicht, gerade noch rechtzeitig, um die Schätze des Futterkorbes zur Geltung zu bringen; denn die Burſchen waren eben dabei, vor dem großen Offizierszelt die Tafel zu decken.

„Fahre dort in die Pappelallee, und wo die Fahne auf dem Zelt iſt, hältſt du an!“ rief die Amtmännin in freudiger Erregung dem Kutſcher zu; denn mit dem ſcharfen Inſtinkt der Mutter, die den „Richtigen“ für ihre Tochter auf dem Korn zu haben meint, hatte ſie bereits die ſchlanke Geſtalt des erſehnten Leutnants erſpäht. Aber ihre Freude wurde merklich gedämpft, als ſie ſah, daß in der Pappelallee bereits einige andre Equipagen hielten, und daß einer von dieſen, von einem ganzen Schwarm von Offizieren umringt, ſoeben die vier Holzbachſchen Töchter entſtiegen waren.

„Was? Die ſind auch hier?“ rief ſie, mit ſolcher Energieentfaltung aus dem Wagen kletternd, daß die Federn der Halbchaiſe ächzten. „Empörend! Vier junge Mädchen allein unter dieſem Kriegsvolk! Es iſt ein Skandal! Und dieſe Toiletten! Alles auf Kredit! Man müßte wirklich dieſen Herren einmal die Augen öffnen!“

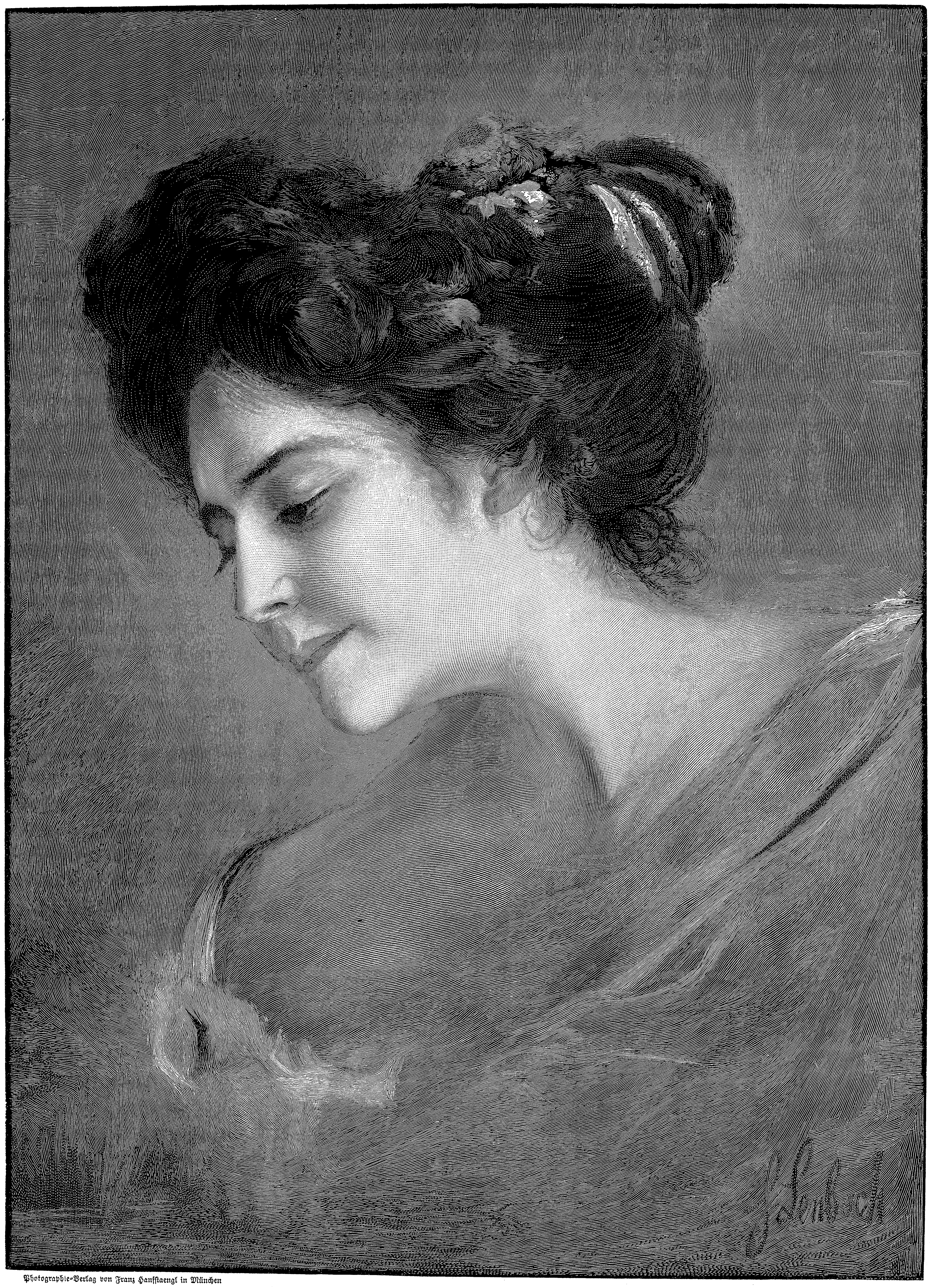
Wie um die Wirkung dieſes Zornausbruchs zu bekräftigen, ließ ſich im ſelben Augenblick aus der Ferne das dumpfe Grollen des heraufziehenden Gewitters vernehmen. Aber für die Amtmännin war das nur eine Mahnung, keine Zeit zu verlieren und nun erſt recht mit vollen Segeln zum Angriff vorzugehen. Nachdem ſie Anton den Auftrag gegeben hatte, den Futterkorb abzuſchnallen und nach dem Zelte zu ſchaffen, ſteuerte ſie geradeswegs auf den Leutnant zu, der in ſeinem Eifer, den vier hübſchen Mädchen ſeine Huldigungen darzubringen, die Ankunft des Pfefferkornſchen Geſpannes ebenſo wenig bemerkt hatte wie die andern Offiziere.

Erſt als er die weißen Tupfen auf der violetten Foulardhülle der Frau Amtmännin ganz dicht vor ſich aufleuchten ſah, wurde er aufmerkſam und beeilte ſich nun, die gaſtliche Wirtin des fetteſten aller ſeiner diesjährigen Quartiere in gebührender Weiſe zu begrüßen. Auch die andern Offiziere kamen nun, von den verheißungsvoll aus dem Futterkorb hervorblinzelnden Goldkapſeln angelockt, herbei, um ſich den nahrhaften Biwakgäſten vorſtellen zu laſſen, und die Amtmännin zweifelte nicht, daß ſie die Holzbacher Vier nunmehr glänzend aus dem Felde ſchlagen und das zarte Geſtändnis des Leutnants im Triumph davontragen würde.

Was kümmerte ſie die warnende Stimme, die ſich immer näher und drohender vom düſtern Gewitterhimmel vernehmen ließ? Ihre Gedanken weilten auf der Erde, nicht dort oben. Sie baute auf ihren Laroſe und ihr Rippeſper, auf das Liebesflämmchen, das ihrer feſten Ueberzeugung nach bereits im Buſen des Leutnants glimmte, und auf die Kraft ihrer mütterlichen Beredſamkeit, der es bald genug gelingen ſollte, dieſes Flämmchen zu lodernder Glut anzufachen.

Und wirklich! Schon war die Stimmung ſo weit gediehen, daß ſie die Zeit für gekommen hielt, das Geſpräch langſam auf das Heiratsthema herüberzuleiten, als ein von orkanartigen Böen begleiteter, plötzlich niederpraſſelnder Platzregen ihre ſchönſten Hoffnungen zunichte machte. Im Nu war die ganze Geſellſchaft auseinander geſtoben, und nun geſchah das Entſetzlichſte: während die Offiziere ein förmliches Wettrennen veranſtalteten, um die Holzbacher Damen in dem nahen Offizierszelt in Sicherheit zu bringen, während ſelbſt er, der Leutnant von Heller, die Schamloſigkeit beſaß, der jüngſten ſeinen Arm anzubieten, überließ man das Ehepaar Pfefferkorn ſchutzlos dem Kampf mit den entfeſſelten Elementen, und nur in dem Sturmgotte ſelbſt fand die Amtmännin inſofern einen Kavalier, als dieſer ihr ein paar Servietten auf den Rücken wehte, um auf dieſe Weiſe wenigſtens das neue Foulardkleid vor dem Untergange zu bewahren.

Sie war außer ſich! Und ohne auf die Vorſtellungen ihres Gatten, ohne auf die Bitten des Leutnants zu hören, dem ſchließlich doch eingefallen war, daß auch Damen geſetzteren Jahrganges im Platzregen naß zu werden pflegen, befahl ſie Anton, ſich ſofort zur Abfahrt bereit zu machen. Was kam es jetzt darauf an, wer und was dabei zu Grunde



Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Porträt der Frau Profeſſor von Keller
Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach

ging? Nur fort wollte ſie, fort von dieſem undankbaren Ungeheuer, von dieſem Leutnant, der ihr die bitterſte Enttäuſchung ihres Lebens bereitet hatte.

Bis auf die Haut durchnäßt, in einer Stimmung, die derjenigen Napoleons nach der Schlacht von Bellealliance nicht unähnlich geweſen ſein mag, langten ſie endlich vor der Hochburg der heimiſchen Penaten wieder an, waren aber nicht wenig verwundert, aus dem Salon die Klänge einer männlichen Geſangsſtimme zu vernehmen: „Ich lii—iebe dich in Zeit und Ewigkeit!“

Von einer ſchrecklichen Ahnung getrieben, eilte die Amtmännin hinauf. Wenige Minuten ſpäter ſtand ſie oben und einem Einjährigen gegenüber, der ſich zu der am Klavier ſitzenden Tochter des Hauſes niedergebeugt hatte und offenbar gerade im Begriff war, die Liebesſchwärmerei des eben geſungenen Liedes in die Praxis zu überſetzen.

„Herr Müller!“ rief ſie, ſich wie eine gereizte Löwin zwiſchen den Eindringling und ſein errötendes Opfer werfend, „Herr Müller! Was machen Sie denn hier?“

„Ich — ich?“ ſtammelte der überraſchte Krieger, faßte ſich aber ſofort wieder und fuhr in tadelloſer militäriſcher Haltung fort: „Entſchuldigen Sie, Frau Amtmann, aber ich liege hier im Biwak! Die Wieſe iſt nämlich überſchwemmt, und da ſind wir hierher in Notquartier geſchickt worden.“

Glücklicherweiſe trat in dieſem Augenblick auch der Amtmann mit dem Kompagniechef ein, der den Herrn des Hauſes ſchon mit Ungeduld erwartet hatte, um die Erlaubnis zu erbitten, ſeine Leute in einer der Scheunen unterbringen zu dürfen. Die beſchnürte Einquartierung zog es nun zwar vor, ſo ſchnell als möglich durch eine Seitentür zu verſchwinden. Nachdem aber der Kompagniechef, von dem Amtmann über die Sachlage aufgeklärt, der Amtmännin verſichert hatte, daß der Einjährige Müller ein ſehr tüchtiger Soldat ſei, der ſicher bald zum Reſerveleutnant avancieren würde, wurde Kurt wider ſein Erwarten doch noch zu Tiſch gebeten, und als er am andern Morgen wieder abrückte, hatte Liſelottchen allen Grund, von den geſtörten Biwakfreuden des geſtrigen Tages angenehmere Folgen zu erhoffen als Anton, der Kutſcher, deſſen neue Livree trotz des Regenmantels für immer ihre Pracht eingebüßt hatte.

Zu unſern Bildern

Die ſchöne bibliſche Erzählung von dem Wunderſtern, der die Geburt des Erlöſers in der Krippe zu Bethlehem verkündete und dem die armen Hirten wie die Weiſen aus dem Morgenlande zu der Stätte folgten, wo das Kindlein lag, hat Prof. Peter Janſſen zu ſeinem Gemälde „Sie alle folgen dem Stern“ angeregt, das wir auf Seite 12 und 13 wiedergeben. Er hat den Zug der durch die Nacht dem Stern folgenden Menge in der Auffaſſung Eduard von Gebhardts dargeſtellt, die realiſtiſche Kraft mit ſeeliſcher Vertiefung paart. An der Spitze reiten die Magier aus Chaldäa oder Perſien, denen eine buntgemengte Schar von Vertretern der verſchiedenſten Stände und Altersklaſſen folgt: Männer und Weiber mit Kindern, Arme und Reiche, Kleriker und Laien, alle von ſehnendem Verlangen getrieben. Ein Bauer führt ſein krankes Weib auf dem Schiebkarren daher, und neben ihnen trottet der Hund. Die Kompoſition des Bildes iſt ebenſo meiſterhaft wie die Charakteriſtik der einzelnen Geſtalten. Gläubig hoffend ſtreben ſie alle — die geſamte Menſchheit verſinnbildlichend — ungeduldig vorwärts, durch die Wüſte dem Stern folgend, der ihnen das Heil verheißt. Das Gemälde, das zuerſt auf der vorjährigen Düſſeldorfer Ausſtellung erſchien, befindet ſich im Beſitz der Kunſthalle in Düſſeldorf.

Im Jahre 1899 machte die an einem der ſchönſten Punkte des Elſaß gelegene Stadt Schlettſtadt ihre etwa zwei Stunden entfernte Burgruine Hohkönigsburg dem Deutſchen Kaiſer zum Geſchenk. Die Hohkönigsburg, neben Girbaden die größte Burg im Elſaß, wird gegenwärtig auf Reichskoſten vollſtändig wiederhergeſtellt nach dem von dem Berliner Architekten Bodo Ebhardt nach Maßgabe der vorhandenen Reſte und auf Grund alter Abbildungen entworfenen und vom Kaiſer genehmigten Plane. Unſer Bild auf Seite 17 ſtellt die Ruine vor dem Beginn der Reſtaurationsarbeiten in ihrer alten maleriſchen Romantik dar. Die Gründung der Burg geht wahrſcheinlich auf den Herzog Friedrich von Hohenſtaufen (1080) zurück; der urſprüngliche Name war Hohen-Kinspurg. Seit 1250 war die Feſte Lehen der Herzöge von Lothringen und im Beſitz verſchiedener Landgrafen des Unterelſaß. Dann kam ſie an den Biſchof von Straßburg und wurde ſpäter habsburgiſches Lehen. 1633 verwüſteten die Schweden die Burg, die im Weſtfäliſchen Frieden mit dem Elſaß in franzöſiſchen Beſitz gelangte. Bis 1770 blieben die Grafen von Sickingen Lehensträger; von den Herren von Boug-Orſchweiler kam die Hohkönigsburg an die Familie Dreyfus in Mannheim, die ſie 1864 an die Stadt Schlettſtadt verkaufte. Sie gehörte zu den mächtigſten und ſchönſten Burgen des Mittelalters; ihre Länge von Weſten nach Oſten beträgt 275 Meter, die größte Breite 70 Meter. Der Bau bedeckte den ganzen Gipfel des 750 Meter hohen ſteilen Berges und beſtand aus der öſtlichen Vorburg und der weſtlichen, durch zwei Ringmauern nebſt Wällen und Gräben geſchützten Hauptburg. Ein mächtiges Bollwerk bildete den Abſchluß nach Weſten; in der Mitte befand ſich der Palas mit dem 60 Meter hohen Bergfried.

Tennis

Von

Alfred Ehrmann

(Mit Illuſtrationen von Eduard Cucuel)

Langſam aber ſicher hat ſich das von England zu uns herüber gekommene Lawn-Tennis-Spiel das Feld bei uns erobert. Es iſt noch nicht gar zu lange her, daß ernſthafte Menſchen das Lawn-Tennis oder Tennis kurzweg nur als eine Modeſpielerei betrachteten und verurteilten, die, weil ſie vom Auslande kam, von den „auslandbewundernden“ Deutſchen mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde, und vielleicht nach kurzer Zeit, wie jede Mode, ſang- und klanglos wieder zu andern abgetanen Moden ins Grab der Vergeſſenheit ſinkt.

Man konnte es nicht begreifen, daß das „Hin- und Herſchleudern der Bälle“ irgendwelchen Reiz haben könne, und fürſorgliche Väter und ſorgliche Mütter wehrten ihren Kindern ernſtlich die Teilnahme an dieſer „unnützen Zeitverſchwendung“ und fanden, daß die beim Tennis verlorene Zeit viel nützlicher anzuwenden ſei.

Das iſt heute anders geworden. Das Tennis iſt heute dem Tennisſpieler ſelbſt allerdings in erſter Linie noch das Spiel, oder beſſer geſagt der heißgeliebte Sport, dem er ſich mit Leib und Seele ergibt, und daß es eine ſo ungeahnte Ausbreitung erlangt hat, ſich einer ſtets wachſenden Beliebtheit erfreut, iſt gewiß der beſte Beweis dafür, daß das Tennis an ſich als Spiel doch ſeine großen Reize haben muß.

So iſt es auch. Es gibt wohl kaum ein Spiel — oder behalten wir einmal den Ausdruck Sport bei — einen Sport, der ſo viele Feinheiten hat, ſo viele Variationen bietet, mit ſo viel „Fineſſen“ ausgeſtattet wird wie gerade das Tennis. Aber mehr als das. Tennisſpieler müſſen eine ganze Menge von Eigenſchaften beſitzen oder ſich aneignen, die den guten Spieler bedingen, und die — das eben iſt es, was dem Tennis ſeine außerordentliche, weit über ein Spiel hinausgehende Bedeutung verſchafft — nicht nur für das Spiel, ſondern für das ganze Leben des Spielers von Bedeutung ſind. Das iſt auch von einſichtigen Fachmännern, Pädagogen, Aerzten und Volkswirtſchaftlern längſt erkannt. Soweit ſie nicht auf völlig einſeitigem, veraltetem Standpunkt ſtehen, ſondern die harmoniſche Ausbildung aller Kräfte, auch der des Körpers, als das Ideal der Menſchenbildung betrachten, ſind ſie ſämtlich begeiſterte Fürſprecher des Tennis geworden.

Und das iſt begreiflich. Unſer deutſches Volk iſt das Volk der Gelehrten, unſer Land das Land der beſten Schulbildung, der ſtärkſten geiſtigen Arbeitsleiſtung. Es darf nicht verkannt werden, daß hierin auch eine hohe Gefahr für den geſundheitlichen Status der geiſtig arbeitenden Bevölkerungsklaſſe liegt. Und vor etwa zwanzig Jahren war die einſeitig geiſtige Ausbildung bereits zu einer wirklichen Volksgefahr geworden. Unſre jungen Gymnaſiaſten, die zukünftigen Beamten, Aerzte, Lehrer unſers Volkes waren ſchmal aufgeſchoſſene, engbrüſtige, bebrillte junge Menſchen, die über ihren Büchern vergaßen, daß ſie auch einen Körper hatten, und daß es kaum ein wahreres Wort gibt, als daß nur im geſunden Körper ein geſunder Geiſt wohnen könne. Und unſre Töchter, die zukünftigen Mütter kommender Generationen, die, angefeſſelt an Schulbank und Handarbeitsunterricht, ihre ſchönſten Jahre verſaßen, waren bleichſüchtige, ſchwächliche Geſchöpfe, zu jeder körperlichen Anſtrengung unfähig, vor allem aber unfähig dazu, ihren Gatten fröhliche, tapfere Gefährtinnen, ihren Kindern geſunde Mütter zu ſein.

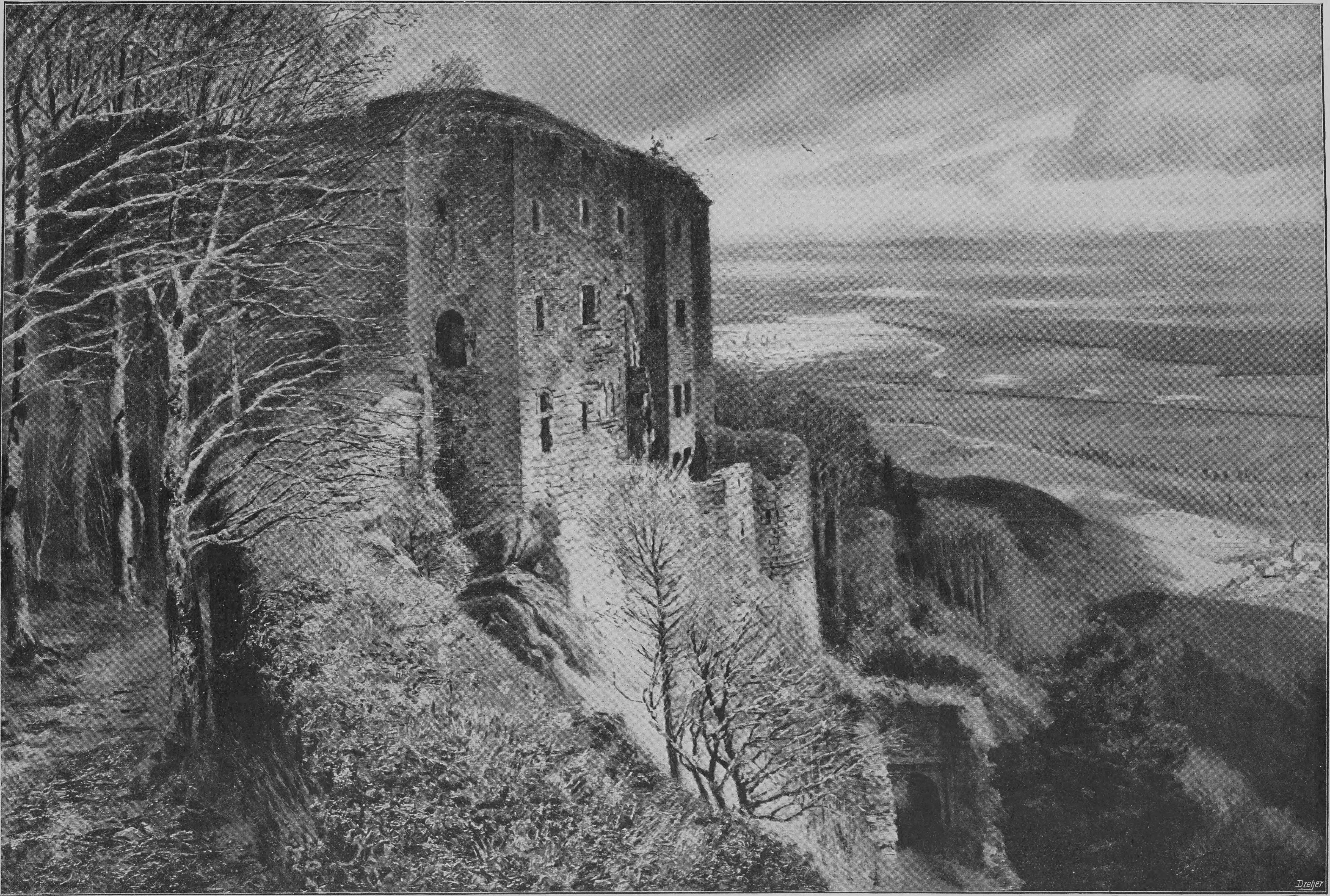
Das iſt keine Uebertreibung. Statiſtiſche Nachweiſe haben den erſchreckend hohen Prozentſatz militäruntauglicher Jünglinge, bleichſüchtiger Mädchen zu jener Zeit feſtgeſtellt.

Dann kam als Erlöſer und Befreier der Sport: Sport jeder Art. Ruder- und Radſport zunächſt, dann das Tennis. Was Ruder- und Radſport für unſer Volk geweſen ſind und noch heute ſind, ſteht auf einem andern Blatt, und es iſt gewißlich ein Ruhmesblatt des Sports. Das Tennis iſt inſofern der ideale Sport für die Jugend der beſſeren Stände, als es zugleich eine völlige Reform ſowohl in den Vergnügungen als auch in dem Zuſchnitt der Geſelligkeit unſrer Jugend herbeigeführt hat, die für jeden tiefer Blickenden und unbefangen Urteilenden mit innigſter Freude begrüßt werden kann. Zunächſt iſt es für unſre jungen Männer heutzutage kein Ruhm mehr, ein eifriger Wirtshausbeſucher, auch nicht mehr ein Gigerl oder ein beſonders eifriger „Courmacher“ zu ſein. Es iſt nicht mehr „chic“, in ſchlaffer Haltung durchs Leben zu ſchleichen, den müden, blaſierten Genüßling zu markieren. Heute ſuchen unſre jungen Männer wieder ihr Ideal darin, ihren Körper in eifrigem Sport zu trainieren, mit ſtraffen Sehnen und ſtarken Muskeln ſtundenlang den Anſtrengungen des Spiels ſtandzuhalten, das bei dem einigermaßen guten Spieler hohe Anforderungen an Kraft und Geſchicklichkeit ſtellt. Und unſre jungen Mädchen, die ſonſt viele Meter Häkelſpitzen oder feine, augenverderbende Stickereien fertigten und deren Mütter es als das höchſte Ideal betrachteten, wenn die Töchter ſchon zur Ausſteuer ganze Kaſten voll unnützen und für wenige Mark zu kaufenden Krimskrams fertiggeſtellt hatten, fahren jetzt womöglich hoch zu Rad, den Schläger an der Seite, zum Tennisplatz und holen ſich klare Augen, rote Wangen, geſunden Appetit, Kraft und Friſche beim Tennis.

Das Tennis hat auch die früheren Geſelligkeitsformen völlig umgewandelt. Während ſich unſre jungen Männer und Mädchen früher nur im Zwange konventioneller Geſelligkeit, unter der Obhut einer Mütter- und Tantenſchar in heißen Ballſälen in hypereleganter Toilette im Tanze drehten, jedes freiere Wort, jede laute Fröhlichkeit verpönt war, und auch die ſommerlichen Vergnügungen ſtets unter dem Zwange der beſonderen „Vergnügensveranſtaltung“ alle Unbefangenheit verloren, vereinigt das Tennisſpiel die junge Welt in geradezu idealer Freiheit. Das Moment des „Flirts“ tritt dabei ſehr zurück gegen die Betätigung des ſportlichen Könnens, und die Unbefangenheit im Verkehr der beiden Geſchlechter wird dadurch eine bedeutend größere. Ja, man kann ſagen, daß bei uns in Deutſchland überhaupt erſt der Sport dieſe Unbefangenheit hervorgebracht hat, eine ganz andre Art des Verkehrs der jungen Menſchen untereinander, eine Art, die freilich bei gar mancher Mutter der guten alten Schule, die eine ſtete Beaufſichtigung ihrer Tochter als unerläßlich zur Aufrechterhaltung des guten Tons und geſelligen Anſtandes betrachtet, bedenkliches Kopfſchütteln hervorruft oder doch -gerufen hat. Es wird und muß indeſſen das Ideal der Erziehung unſrer Töchter werden — wie es eigentlich ſelbſtverſtändlich iſt —, daß ſie auch ohne mütterliche Ueberwachung im unbefangenen fröhlichen Zuſammenſein mit jungen Männern Maß und Sitte bewahren.

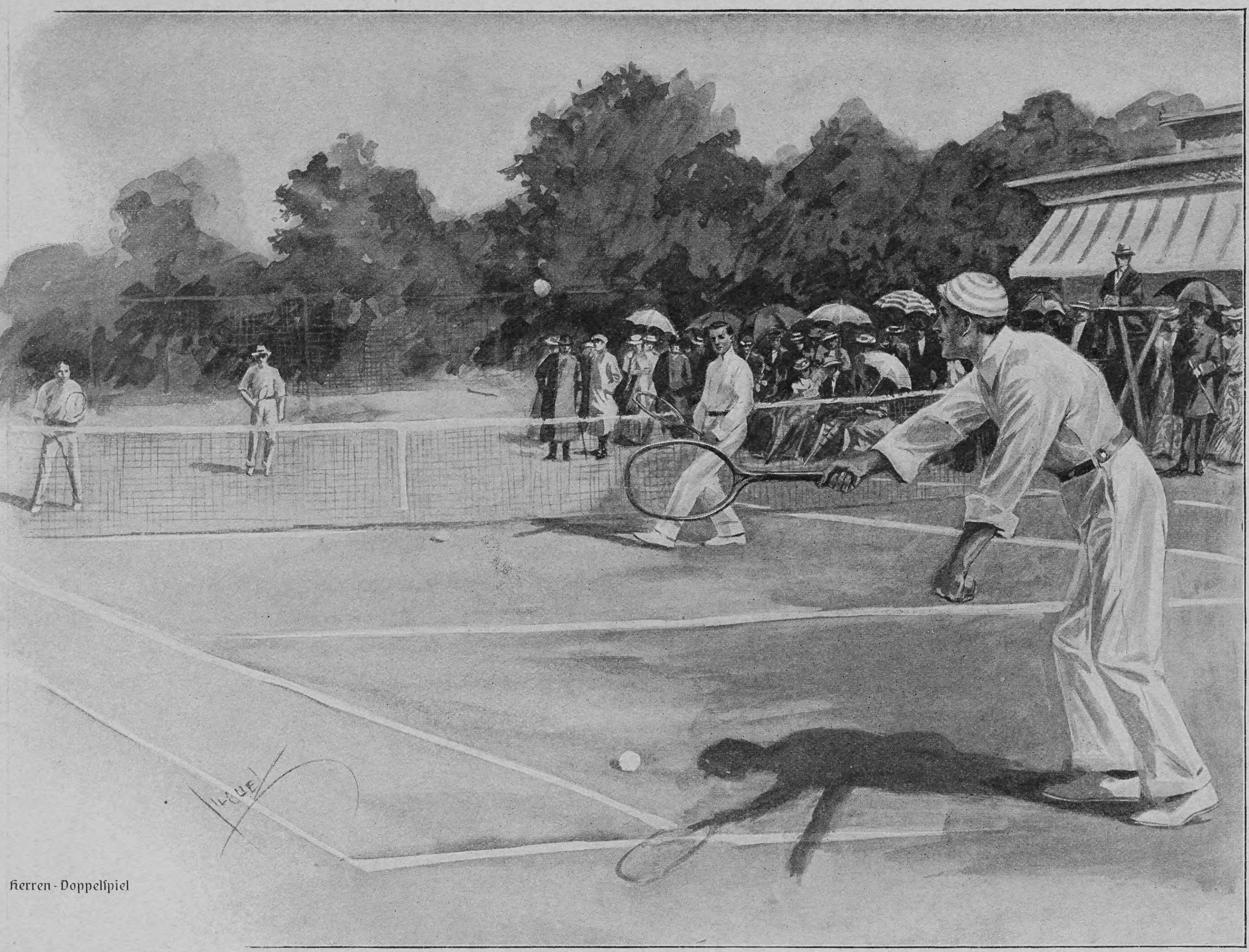
Ein ſolches Zuſammenſein, frei von dem Zwange der geſellſchaftlichen Schablone, fördert übrigens ganz anders das Kennenlernen auch von der rein menſchlichen Seite aus, und Tennisſpieler, die einen Sommer lang zuſammen geſpielt haben, kennen ihre Eigenſchaften, Fehler und Schwächen ganz anders als junge Leute, die eine Saiſon zuſammen durchtanzt haben. Das iſt jedenfalls auch im Hinblick auf eine etwaige Heirat ganz beſonders wünſchenswert und wird die Zahl der modernen „unbefriedigten“ Ehen gewißlich vermindern helfen. Für unſre Töchter ſpeziell kommt noch ein weiteres, außerordentlich wichtiges geſundheitliches Moment hinzu, es iſt dies die zum Tennis unbedingt notwendige Kleidung oder vielmehr das Fehlen jenes Bekleidungsſtückes, das von den Aerzten ebenſo bekämpft, wie gerade von unſern jungen Mädchen bevorzugt wird, oder vielmehr wurde — des Korſetts.

Eine Tennisſpielerin im Korſett iſt unmöglich, jedenfalls wird ſie niemals etwas leiſten können. Und ſo hat denn das Tennis erreicht, was alle Predigten der Aerzte, was dickleibige Bücher voll abſchreckender Beiſpiele über die geſundheits- und lebensſchädlichen Wirkungen des „Marterpanzers“ nicht erreichen konnten — unſre Jugend hat das



Hohkönigsburg

Nach dem Gemälde von Fritz von Wille (Text S. 16)



Herren-Doppelſpiel

Korſett abgelegt, und die furchtbare „ſchlanke Taille“, die früher das Ideal unſrer Töchter war, iſt wenigſtens teilweiſe verſchwunden und hat der „Sportfigur“ Platz gemacht, der allerdings ſchlanken, aber ganz anders ſchlanken Erſcheinung der ſporttreibenden Dame, die mit völlig natürlicher Taillenlinie nur durch die allgemeine geſchmeidige Biegſamkeit zeigt, daß der Sport ihren Körper völlig „trainiert“ hat.

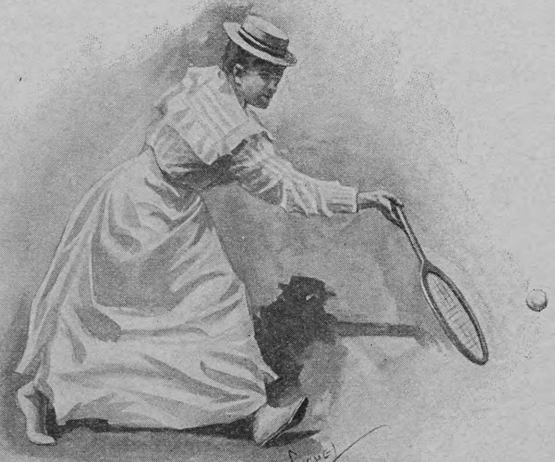
Allein dieſe Errungenſchaft wäre es ſchon wert, daß jede denkende Mutter auf das Erziehungsprogramm ihrer Tochter den Tennisſport in die erſte Reihe ſetzte. Und wenn ſelbſt die für das Tennis verwendeten Stunden irgend einem der ebenſo beliebten wie nutzloſen „Kurſe“ entzogen würden, die zur Bildung unſrer Töchter als ſo überaus notwendig erklärt werden, und die doch im Grunde immer Stückwerk bleiben und zur wirklichen Geiſtesbildung kaum etwas beitragen, gewöhnlich aber nicht viel mehr ſind als ein mit wiſſenſchaftlicher Etikette verſehenes Totſchlagen der Zeit, — es wäre dennoch ein großer Gewinn! Denn es kann gar nicht genug betont und den Eltern immer wieder ans Herz gelegt werden, daß in unſrer Zeit der Nerven, der Decadence, jedes Mehr an körperlicher Geſundheit und Kraft ein unendlicher Gewinn für ihr Kind iſt.

Das mögen auch die Väter bedenken, die in völlig verkehrtem Eifer mit Argusaugen darüber wachen, daß ihre Söhne nur ja dem Lernen, dem Studium, der Vorbereitung zum Beruf keine Stunde, keine Minute entziehen, die jeden Sport als Zeitvergeudung und Müßiggang betrachten. Sehr oft hört man von Vätern mit Ueberzeugung den Ausſpruch, daß es vor allem in unſrer Zeit, die an die geiſtige Ausbildung der Söhne die höchſten Anforderungen ſtelle, darauf ankomme, daß die jungen Leute nur ja „keine Zeit verlieren“. Wenn man das hört, ſo möchte man glauben, der Zweck und das höchſte Ziel des Lebens beſtehe darin, auf der Stufenleiter des erwählten Berufes möglichſt hoch zu klimmen, wenn irgend möglich mit Zurücklaſſung und Ueberflügelung aller andern.

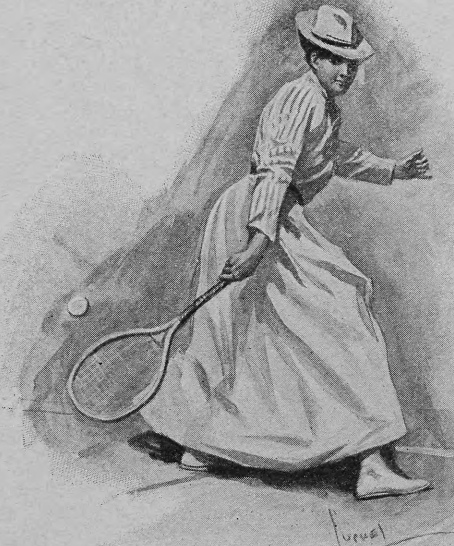
Und iſt das wirklich der Zweck, das erſtrebenswerteſte Ziel des Lebens? Man ſollte es faſt glauben, wenn man die Scharen junger Leute ſieht, für die der Ausdruck „Streber“ ſo bezeichnend iſt, und die es in allen Berufsklaſſen gibt. Iſt es wirklich das höchſte Ideal, in einſeitigen Berufsintereſſen aufzugehen, den Sinn für alles andre, was doch eigentlich erſt das Leben ſchmückt, ſchön und lebenswert macht, zu verlieren, einem Ziel zuzuſtreben, das nicht in der Erreichung einer beſtimmten Lebensſtellung beſteht, und dies Ziel unter günſtigen Bedingungen auch wirklich zu erreichen, aber zu erreichen als ein ſtumpfer, abgearbeiteter Menſch, der ſich kaum noch des Erreichten zu freuen vermag, mit gebrochener Geſundheit, unfähig zum Genuß deſſen, was ihm ſeine Lebensarbeit errungen hat?

Iſt nicht vielmehr maßvoller Lebensgenuß bei feſter Geſundheit und ſchöner Harmonie aller Geiſtes- und Körperkräfte das Ideal, das jeder Vater für ſeinen Sohn als das erſtrebenswerteſte betrachten ſollte?

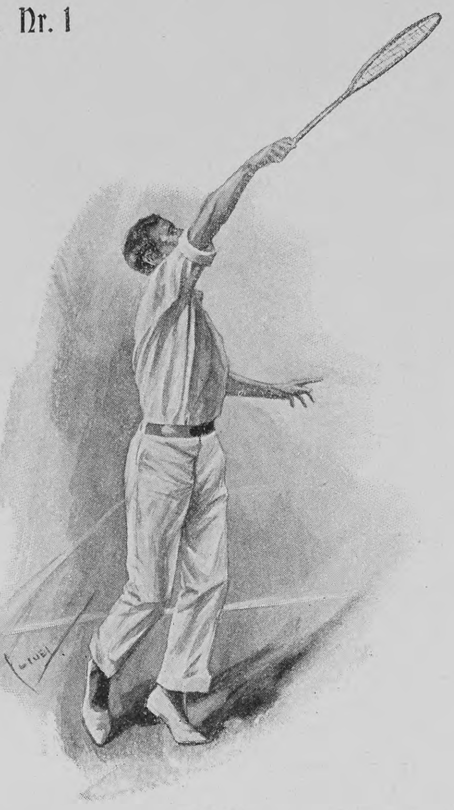
Und muß es nicht der innigſte Wunſch jedes Vaters ſein, ſo viel an ihm liegt, ſeinem Sohne die Wege zu dieſem Ziel zu ebnen? Einer der erſten Wege dazu iſt die Geſundheit und Kraft des Körpers, der ſich dann ſchon von ſelber gegen das Uebergewicht des Geiſtes wehrt. Und durch den Sport wird dies erreicht. Sache der Erziehung muß es ſein, das Uebergewicht des Sports zu vermeiden, zu verhindern, daß der Sohn ein Sportfex werde, die Tochter eine Sportmaid, deren Intereſſen ganz im Sport aufgehen. Auch hier muß, wie in allen Dingen dieſer Welt, die goldene Mittelſtraße eingehalten werden. Wie ſehr auch in unſerm Kaiſerhauſe bei der Erziehung unſrer Kaiſerſöhne, die gewiß ein Maß des Lernens bewältigen müſſen, das nur von wenigen Söhnen unſrer gebildeten Mittelklaſſe übertroffen wird, der Sport gepflegt wird, iſt bekannt. Der Kronprinz wie auch



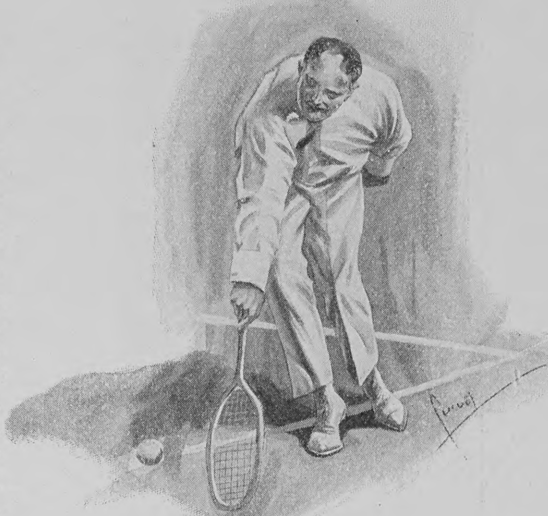
Im höchſten Eifer



Ein Rückſendball

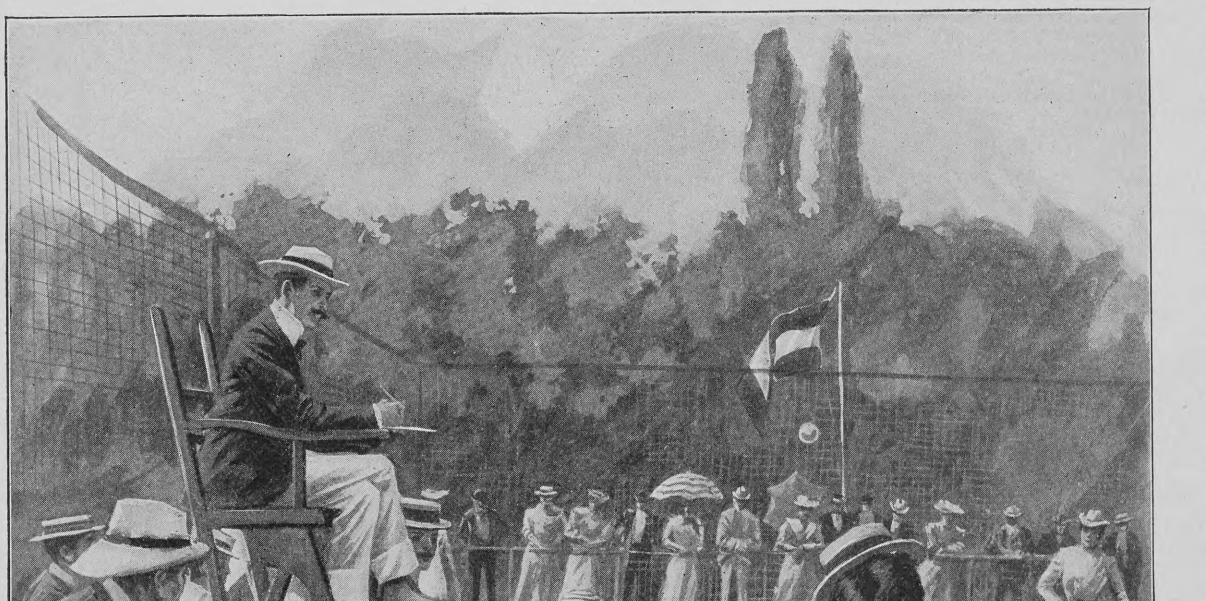


Luftball



Ein „ſcharfer“ Ball

die übrigen Prinzen ſind eifrige Tennisſpieler, und ihr Beiſpiel wirkt naturgemäß ſehr kräftig weiter. Es gibt wohl auch kaum einen Sport, der die allgemeine Durcharbeitung des ganzen Körpers, die ja das Ideal des Sports iſt, ſo gleichmäßig bewirkt, wie das Tennis. In Sprung und Lauf, in Schlag und Rückſchlag treten alle Muskeln in Aktion, ohne doch übermäßig angeſtrengt zu werden. Daß zugleich das Tennis eine ganze Menge beſonderer Spieleigenſchaften entwickelt, die dann zur Bildung von Charaktereigenſchaften das ihrige beitragen, wurde ſchon erwähnt. Beobachtungsgabe und Kombinationstalent, ſchnelle Entſchloſſenheit, der raſches Handeln folgt, Fügſamkeit in feſte beſtehende Regeln, Unterwerfung des Eigenwillens unter den des Spielerverbandes, das alles ſind notwendige Erforderniſſe für die Tennisſpieler, deren beſtändige Uebung im Spiel ſchließlich auch die Bildung der allgemeinen Charaktereigentümlichkeiten beeinflußt.

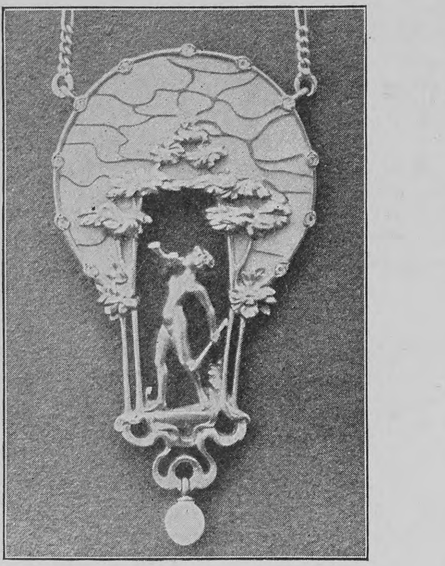


Der Unparteiiſche in Tätigkeit

Es erübrigt ſich wohl, über das rein Techniſche des Tennis viel zu ſagen. Der Laie ſieht ja nur das aufgeſpannte Netz auf dem Tennisplatz, über das hinweg ſich zwei, drei oder vier Spieler „die Bälle zuſchleudern“. Der Kenner freilich folgt mit Entzücken und Begeiſterung den verſchiedenen Phaſen des Spiels, er beobachtet genau, wie „ſcharf“ die Bälle „gegeben“ werden, er weiß ſchon, wenn der Ball geſchlagen wird, wie er zurückkommt, er ſieht Fehler und Feinheiten, von denen der Laie ſelbſtverſtändlich keine Ahnung hat. Und geht nun gar ein Tennisturnier in Szene — weltberühmt und auch dem Laien bekannt ſind ja die Turniere im reizenden Bad Homburg, wo die beſten Spieler und Spielerinnen der internationalen Geſellſchaft ihre Kräfte meſſen —, dann iſt im Zuſchauerkreis die Aufregung kaum minder groß als bei den Spielern. Aber auch für den „kraſſen Laien“ bietet ein ſolches Tennisturnier ein überaus feſſelndes Bild. Im Spielhofe ſelbſt die Spieler, der Unparteiiſche auf ſeinem hohen Beobachtungsſtuhl, Damen und Herren im bequemen Sportanzug. Die blitzſchnellen Bewegungen, die Kraft und Elaſtizität vereinigen, ſind für jeden Zuſchauer immer wieder reizvoll. Die ſachverſtändigen Zuſchauer, die den Spielplatz umſäumen, folgen aber mit fieberhaftem Intereſſe jedem einzelnen „Ball“, und Beifallsgemurmel oder enttäuſchtes „Ach“ und „O“ begleiten alle Phaſen des Spiels, vom einfachen „Trieb“ bis zum komplizierteſten „Drall“. Unſre Bilder zeigen ſehr hübſch einige dieſer „Bälle“. Die Sieger im Tennisturnier aber können der allgemeinen Bewunderung ebenſo gewiß ſein wie die Sieger von Marathon klaſſiſchen Angedenkens, wenn auch im kleineren Kreiſe und nicht ganz ſo ſtürmiſch.

Es wäre indes in hohem Grade wünſchenswert, daß ein dem ganzen deutſchen Volke eigner Fehler, der ſich gerade beim Tennis manchmal unliebſam bemerkbar macht, mit allen Mitteln bekämpft werde: die Sucht, den Ausländer zu kopieren, wie es bei den ſpieltechniſchen Ausdrücken des Tennis noch immer üblich iſt. Freilich iſt das Tennis aus England zu uns gekommen. Dort aber heißt es Lawn-Tennis, Raſenballſpiel, während bei uns ja von vornherein dieſe Bezeichnung nur höchſt ſelten richtig iſt, da es faſt ſtets auf hartem Grunde geſpielt wird, ſchon deshalb, weil unſer Klima keinen ſolchen Raſen hervorbringt, wie er zum Lawn-Tennis nötig iſt. Wenn aber ſchon das Tennis ein engliſches Spiel iſt, warum denn auch gleich engliſche Spielausdrücke?

Es iſt wirklich hoch an der Zeit, daß wir uns von dem Ausländerkultus frei machen, und daß deutſche Spieler auf deutſchen Spielplätzen auch deutſche Ausdrücke gebrauchen. Nichts wirkt lächerlicher, als wenn beim Tennis mit Abſicht engliſche Brocken gebraucht werden, noch dazu recht oft in ſehr mangelhaftem Engliſch. Gerade dem ſo ſehr ausgeprägten engliſchen Nationalſtolz auch der Tennisſpieler gegenüber ſollte der deutſche Spieler eine Ehre darein ſetzen, ſich ſeiner Mutterſprache zu bedienen, die ebenſo präziſe Bezeichnungen hat wie die engliſche. Oder iſt vielleicht „Vorteil“ nicht noch kürzer und präziſer als „advantage“, „Flankenſchlag“ nicht deutlicher als „drive down the side line“ und „Flugball“ ſo klar wie „volley'd ball“? Auch bei den Tennisturnieren, die ja ſehr oft einen Kampf zwiſchen Engländern und Deutſchen zeitigen, müßten die deutſchen Spieler feſt an ihren deutſchen Ausdrücken halten, genau ſo, wie die Engländer an den ihrigen feſthalten und den Deutſchen in ihrem eignen Lande keinerlei Konzeſſionen machen. Alſo darum: im deutſchen Tennisſpiel auf deutſchem Boden auch das deutſche Wort!



Anhänger: Diana

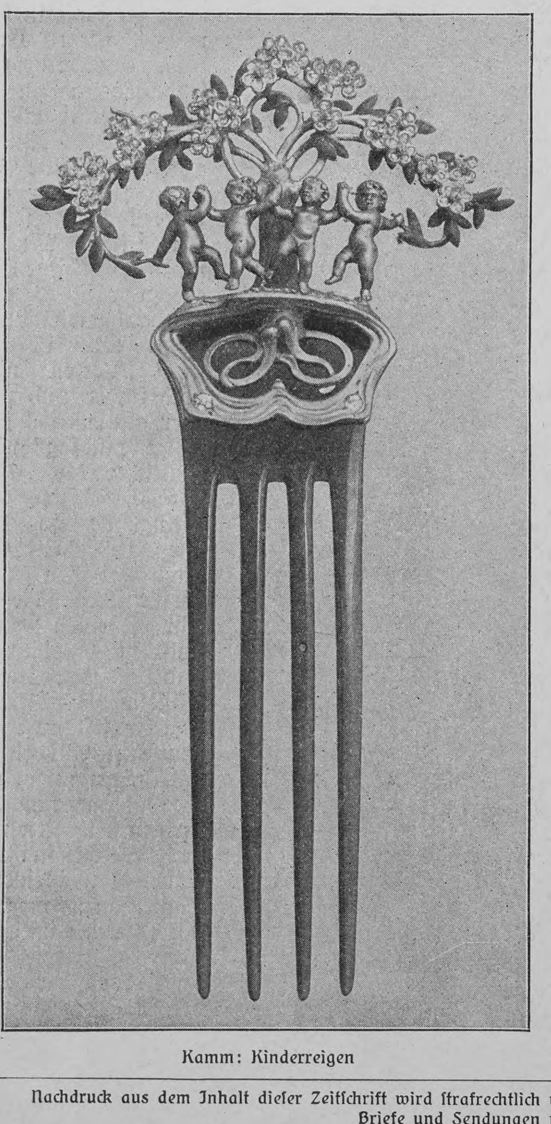
Notizblätter

Moderne Wiener Schmucksachen von Karl Waschmann

Als die Wiener Kunſtwanderer im heurigen Frühling das Atelier des als Bildhauer und Ziſeleur rühmlichſt bekannten Profeſſors Karl Waſchmann beſuchten, bot ſich ihnen Gelegenheit, jene modernen Schmuckſachen zu ſehen, die ſchon kurz vorher in einer Ausſtellung im Wiener Künſtlerhaus berechtigtes Aufſehen hervorgerufen hatten. Es ſind teils Anhänger, teils Haarkämme, die Waſchmanns Meiſterhand in techniſch und künſtleriſch gleich vollendeter Weiſe ausgeführt hat. Der Anhänger „Odaliske“ zeigt das in Elfenbein ausgeführte zierliche Figürchen, während die Ornamente in Gold geſchnitten ſind und die Blätter in grünem durchſcheinenden Email glänzen. Der „heilige Käfer“ ſchillert in grünflammigem Opal. „Diana“ und „Meeres-Idylle“ ſind gleichfalls prächtige Anhänger. Die in Gold getriebene Göttin der Jagd ſchwebt in blau leuchtendem Email, die Bäume ſchimmern in Grüngold Das Ganze iſt in Brillanten gefaßt. Einen beſonderen Effekt erzielt der Künſtler durch die ohne Faſſung verwendeten Brillanten, die den Glanz der Wellen darſtellen, in dem Stück „Meeres-Idylle“. Während in dem Kamm „Brombeeren“ die Früchte aus gebranntem Karneol kunſtvoll geſchnitten ſind und die Ahornblätter in durchſcheinendem Emails ſchimmern, iſt der anmutige „Kinderreigen“ in Gold ausgeführt, und die Apfelblüten ſind in Brillanten gefaßt. Der Künſtler iſt in Wien 1848 geboren, erhielt aber ſeine Ausbildung in Paris. Aus ſeinem Atelier iſt ſchon eine Reihe von in Silber ausgeführten Tafelaufſätzen, Reliefs, Medaillen und Plaketten hervorgegangen. **M. W.**

Der grösste Wald in Preussen

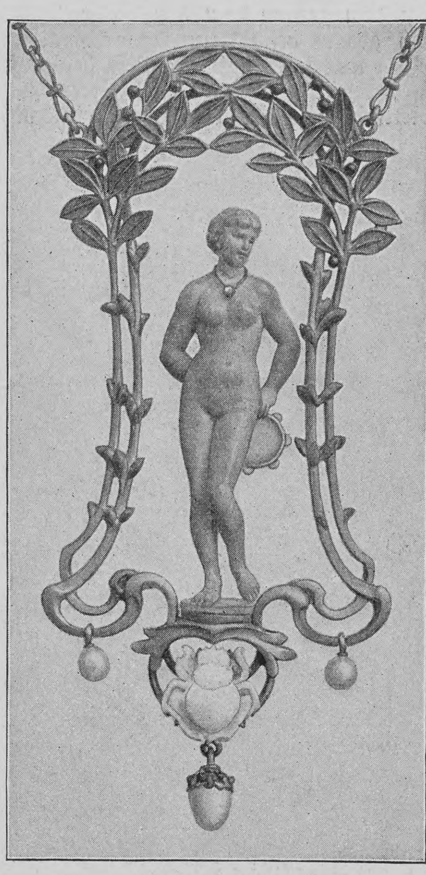
Die Johannesburger Heide in Oſtpreußen (Regierungsbezirk Gumbinnen) umfaßt eine Fläche von 96,445 Hektar, die von 20 Oberförſtereien bewirtſchaftet wird. Vorwiegend iſt es Kiefernwald; auf dem mit Lehm vermiſchten Sandboden iſt auch die Fichte heimiſch, und in der Nähe von Bruchſtellen treffen wir auf größere Erlen- und Birkenbeſtände. Die Rominter Heide iſt nur 19578 Hektar groß und wird von 4 Oberförſtern bewirtſchaftet. Die Johannesburger Heide iſt der größte zuſammenhängende Wald im ganzen preußiſchen Staate.



Kamm: Kinderreigen

Mitternächtliche Eheschliessungen

In einem franzöſiſchen Blatte las man kürzlich: „In der vornehmen Geſellſchaft der Vereinigten Staaten herrſcht jetzt ein neuer Hochzeitsbrauch, der wieder einmal einen Beweis liefert für die Exzentrizität der Amerikaner. Die ‚ariſtokratiſchen‘ Eheſchließungen finden nur noch um Mitternacht ſtatt. Am Abend geht das Brautpaar ins Theater, dann fährt es nach Hauſe, wo ein üppiges Hochzeitsmahl eingenommen wird. Das Eſſen dauert bis gegen Mitternacht, worauf das junge Paar, die Brautführer, die Ehrendamen und die Gäſte ſich in die nächſtgelegene Kapelle begeben. Hier findet die Trauung ſtatt, die nur einige Minuten dauert, dann geht es zum Tanz, und wenn die Sonne erwacht, unternimmt man wohl noch eine kleine Automobilfahrt. Im vorigen Monat ließen ſich bereits 16 Paare nach dieſer neuen Methode trauen.“ Dazu bemerkt der „Matin“: „Die Methode iſt wahrſcheinlich nur für Amerika neu. In Frankreich, beſonders in den bretoniſchen Gegenden, iſt die Eheſchließung um Mitternacht ein alter Brauch. In Rennes, Vannes, Quimper u. ſ. w. kann man oft mitternächtlichen Trauungen beiwohnen, und alles ſpielt ſich ſo ab, wie es jetzt von Amerika berichtet wird, alles, mit Ausnahme der Automobilfahrt bei Sonnenaufgang. Es gibt — leider! — nichts Neues unter der Sonne.“



Anhänger: Odaliske

Die „Fixigkeit“ der weiblichen Stenographen

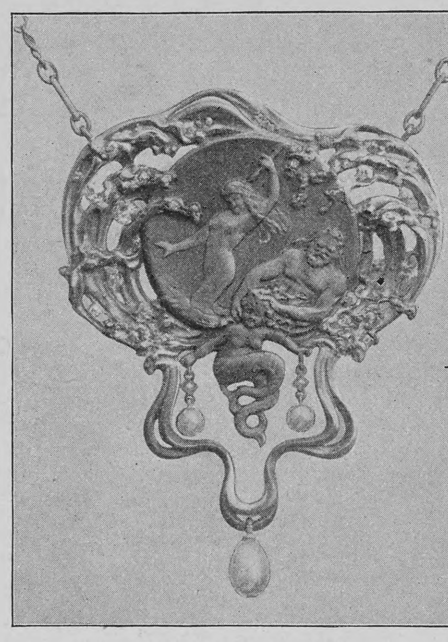
Man glaubte bisher, daß die weiblichen Stenographen ihren männlichen Kollegen wohl unter normalen Verhältniſſen gewachſen wären, dagegen verſagen würden, wenn es ſich um ſehr angeſtrengte Arbeit und beſondere Schnelligkeit handle. Unlängſt veranſtaltete nun die Londoner Phonetic Shorthand Society eine Preiskonkurrenz, bei der 33 Perſonen, 21 Stenographen männlichen und 12 weiblichen Geſchlechtes, den Wettkampf unter ungewöhnlich ſchwierigen Verhältniſſen antraten. Sie nahmen ein Diktat über einen fremdartigen Gegenſtand in dem Tempo von 150 Worten die Minute auf. Das nachher bekannt gemachte Ergebnis erweiſt, daß die beſten Niederſchriften von weiblichen Stenographen geliefert wurden. Ihnen fielen die goldene und ſilberne Medaille zu. Das heruntergekommene Männervolk mußte ſich mit einer bronzenen Medaille und vielen Enttäuſchungen beſcheiden.

Ein aussterbendes Dorf

Ganz hinten im Vergaskatal (Teſſin) liegt Indemini, das mehr und mehr ausſtirbt. Dem rings von hohen Bergketten umgebenen Dorfe bleibt nur ein einziger natürlicher Ausgang nach Italien übrig. Die nächſtliegende Gemeinde auf Schweizergebiet liegt ſechs Wegſtunden entfernt, und um dieſe zu erreichen, müſſen die Dorfleute ſchwierige Bergpfade, die im Winter beinahe ungangbar ſind, benutzen. Die männliche Bevölkerung, größtenteils Maurer, wandert jedes Jahr in großer Zahl nach der deutſchen Schweiz aus und kehrt oft gar nicht mehr zurück, da ihr zu Hauſe doch nur eine traurige Exiſtenz bevorſteht. Die Bevölkerung nimmt deshalb fortwährend ab, und die Schülerzahl, die ſich vor 15 Jahren auf über 100 belief, erreicht jetzt kaum 50.

Eine Statistik der „weissen Kohle“

Die Waſſerfälle, die jetzt mehr und mehr zur Erzeugung von Arbeitskraft benutzt werden, haben in der Technik den hübſchen Spitznamen der „weißen Kohle“ erhalten. Ihre Verwertung iſt verhältnismäßig noch immer gering, wie eine kürzlich veröffentlichte Statiſtik lehrt. In Deutſchland und Oeſterreich zuſammengenommen werden erſt 180000 Pferdeſtärken aus fließendem Waſſer gewonnen, in der Schweiz 160000, in Schweden 200000 und in den Vereinigten Staaten 400000. Die geſamte, zu dieſem Zweck nutzbare Naturkraft wird dagegen in Schweden allein auf 2 Millionen Pferdeſtärken geſchätzt, in Frankreich auf 10 Millionen, ebenſoviel etwa für Deutſchland, Oeſterreich, Schweiz und Italien zuſammen, während die Niagarafälle in den Vereinigten Staaten allein 10 Millionen Pferdeſtärken zu liefern imſtande wären.



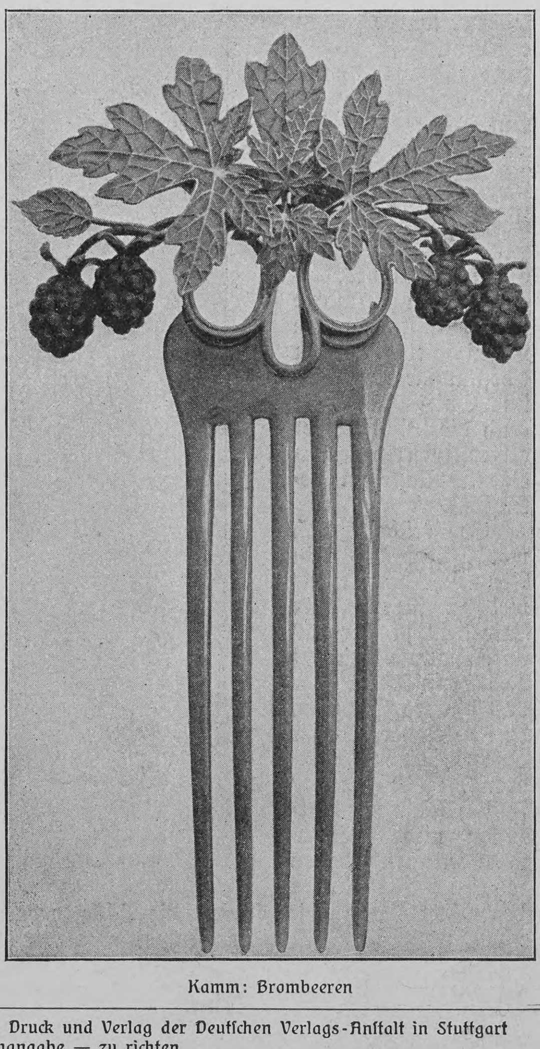
Anhänger: Meeres-Idylle

Englands Hundebevölkerung

In England iſt die Hundeſteuer eine Staatsſteuer Sie beträgt 7 Mark 50 Pfennige pro Jahr; befreit ſind nur Hunde unter ſechs Monaten, Schäfer- und Schlächterhunde und die Hunde blinder Perſonen. Geſtützt auf dieſe Steuer, findet das landwirtſchaftliche Amt, daß England letztes Jahr 1 871 619 Hunde über ſechs Monate beſaß, wovon 346 346 als Nutzhunde ſteuerfrei waren. Es kommt alſo ungefähr ein Hund auf je zwanzig Perſonen. London allein beſitzt 153567 erwachſene Hunde, wovon nur 14 ſteuerfrei waren, während umgekehrt in der Grafſchaft Weſtmoreland und in neun der zwölf waliſiſchen Grafſchaften die Zahl der ſteuerfreien Hunde die der ſteuerpflichtigen übertraf.

Kanäle und Gewitterbildung

Mehrjährige Beobachtungen haben das Ergebnis gezeitigt, daß die Waſſer des Kaiſer Wilhelm-Kanals die Gewitter im Holſteiniſchen ſtark beeinfluſſen. Die intereſſante Tatſache trat bei dem in den letzten Monaten ſtetig herrſchenden Weſtwinde ſehr auffällig zutage. Die an der Elbmündung aufſteigenden Gewitterwolken folgen auf ihrem Zuge über Land durchweg der neuen Waſſerſtraße. Die auf beiden Seiten des Kanals entfernter liegenden Landſtrecken werden ſeit der Kanaleröffnung weit ſeltener von Gewittern heimgeſucht. Damit haben gleichzeitig die oft für den Landmann ſehr verderblichen Hagelniederſchläge abgenommen. Namentlich auf dem Gebiete zwiſchen dem Kanal und der Nordſee bis zur Eider hinauf ſind die Gewitter eine Seltenheit geworden.

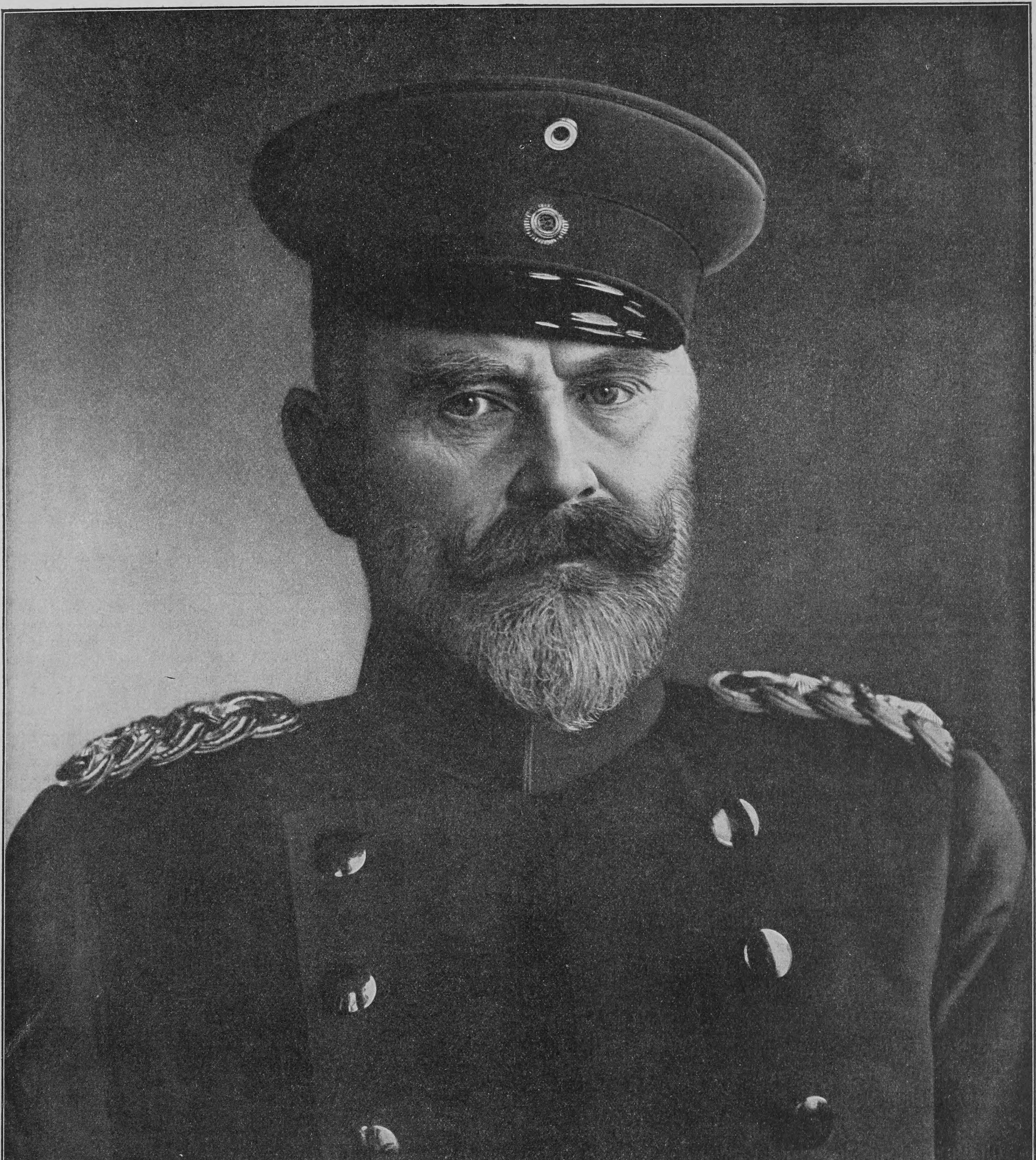


Kamm: Brombeeren

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 1



Wilhelm II., König von Württemberg

Nach einer Spezialaufnahme für „Über Land und Meer“

Über Land und Meer,

das vornehmste und am meisten verbreitete deutsche Familienblatt grossen Stils, beginnt mit der vorliegenden Nummer einen neuen, den **sechsundvierzigsten** Jahrgang. Getreu seinen Ueberlieferungen, wird **Über Land und Meer** auch ferner eifrig bemüht sein, durch Gediegenheit des literarischen Inhalts und vollkommene Gestaltung der künstlerischen Beiträge die Gunst der alten Leser und Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

Nach wie vor wird **Über Land und Meer** seine Aufgabe darin suchen, ein

echt deutsches Familienblatt

zu sein, dem deutschen Hause zu dienen als ein reiner und lauterer Quell der Unterhaltung und des Wissens, der das Herz erfrischt und den Geist erhebt.

Unterstützt durch unsre ersten Dichter und Schriftsteller bietet **Über Land und Meer** eine zugleich fesselnde und geistig veredelnde Lektüre, und darum darf ihm ein bevorzugter Ehrenplatz auf dem Büchertische des deutschen Hauses sicher sein.

In gefälliger, allgemein verständlicher Form sollen alle Fragen behandelt werden, die das geistige Leben unsrer Zeit bewegen. Auf allen Gebieten, auf denen der Geist modernen Forschens und Schaffens Neues und Verheissungsvolles zu Tage fördert, werden die Leser durch berufene Schriftsteller unterrichtet, in allen Zweigen der Wissenschaft, in Literatur und Kunst, in Technik und Industrie, in Erfindungen und Entdeckungen, in Jagd und Sport u. dergl. m.

Insbesondere werden auch die Interessen der deutschen Frauenwelt volle Berücksichtigung finden.

Unter sorgfältiger Verwertung aller Errungenschaften der modernen Illustrationstechnik wird **Über Land und Meer** nach wie vor den Holzschnitt und den Farbendruck pflegen und auch bei Anwendung mechanischer Reproduktionsverfahren stets Vollkommenes bringen.

Der **neue Jahrgang** beginnt mit einem Roman von

Clara Viebig: Das schlafende Heer,

worin die berühmte Meisterin realistischer Darstellungskunst ein in noch höherem Grade fesselndes Seitenstück zu der ebenfalls in **Über Land und Meer** zuerst erschienenen „Wacht am Rhein“ geschaffen hat. Mitten in die politischen Gegensätze unsrer Zeit hineingreifend, entrollt die Dichterin farbenreiche, zu den stärksten Wirkungen gesteigerte Bilder aus dem Kampfe, den das Deutschtum mit dem Polentum in den Ostmarken unsers Vaterlandes zu bestehen hat. Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die noch in aller Erinnerung sind, haben in diesem Meisterwerke der Erzählungskunst eine poetische Verklärung gefunden.

Weiter werden von Romanen erster Autoren zunächst erscheinen:

Hanns von Zobeltitz: Der Bildhauer, ein von feinster Beobachtung zeugendes Lebensbild aus der Berliner Gesellschaft — **Ernst Zahn: Die Clari-Marie**, eine gestaltenreiche, durch markige Kraft der Charakteristik und durch prächtige Naturschilderungen gleich ausgezeichnete Erzählung aus der Heimat des unbestritten Ersten unter den lebenden schweizerischen Dichtern — **August Sperl: Der Obrist**, eine dramatisch reich bewegte Erzählung aus dem Dreissigjährigen Kriege — **Balduin Groller: Die Ehre des Hauses**, ein durch die feine psychologische Entwicklung der Hauptfiguren ungemein anziehender Roman aus österreichischen Adels- und Bürgerkreisen — **Emil Roland: Sylvia**, ein Roman, in dem eine unbefriedigte Weltdame durch schmerzliche Erfahrungen zur Erkenntnis des wahren Frauenberufes geführt wird.

Diesen führenden Romanen werden sich kurze Novellen und Erzählungen von **Ida Boy-Ed, Georg Freiherrn von Ompteda, Adolf Schmitthenner, Margarete von Oertzen, Lotte Gubalke, Karl Herold** u. a. gesellen.

Der 46. Jahrgang von Über Land und Meer, Grossfolio-Ausgabe (Oktober 1903/1904) erscheint a) in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten. Preis vierteljährl. (13 Nummern) M. 3.50; beim Abonnement durch die Postanstalten M. 3.75.
b) in vierzehntägigen Heften von je mindestens 40 Seiten. Preis jedes Heftes 60 Pfennig.

Abonnements auf den 46. Jahrgang von Über Land und Meer nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in Wochen-Nummern (Post-Zeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 7949, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 4186).

Mit Über Land und Meer zugleich beginnt auch die

Deutsche Romanbibliothek

einen neuen, den 32. Jahrgang. Diese beliebte Unterhaltungs-Zeitschrift wird, ihren alten Grundsätzen getreu, auch fernerhin bestrebt sein, eine Auslese aus dem Besten zu geben, das die zeitgenössische Literatur bietet. Neben den anerkannten Autoren kommen die jungen, frisch aufstrebenden Talente zu Worte, und nach wie vor wird auch der Lyrik ein ansehnlicher Raum gewährt werden. Gelegentlich sollen sich zu den Werken unsrer heimischen Erzählungskunst besonders hervorragende Erzeugnisse fremder Literaturen gesellen, doch wird das Hauptgewicht, dem Namen des Blattes entsprechend, stets auf Pflege und Förderung des deutschen Schrifttums ruhen.

Den neuen Jahrgang eröffnen zwei in hohem Grade fesselnde, in ihrer Eigenart völlig voneinander verschiedene Werke:

Die Reise nach Mentone von **Richard Voss**, worin der berühmte Dichter den Leser von der norddeutschen Tiefebene nach der Riviera führt, mit der farbenglühenden Naturschilderung eine reich bewegte Handlung verbindend, und

Der Gardestern von **Freiherrn von Schlicht**, ein Roman aus Offizierskreisen, in dem der launige Schilderer militärischen Lebens seinen Humor in ergötzlicher Weise, doch ohne verletzende Schärfe, zum Ausdruck bringt.

Von weiteren, die verschiedenartigsten Stoffe behandelnden Romanen und Novellen sind für den neuen Jahrgang zunächst vorgesehen: **Johannes Richard zur Megede: Der Ueberkater — Julius R. Haarhaus: Die Michaelskinder — Georg Wasner: Professor Unverfähr — Paul von Schönthan: Hoheit Mieze — Karl von Heigel: Die Flucht nach Italien — Teo von Torn: Die weisse Weste — Adolf Schmitthenner: Der Landsmann — Marie Schlumpf: Remigius — Lotte Gubalke: Die kleine Lene — Frida Schanz: Sommerwolken — Anna Hartenstein: Der Hausfreund — Karl Herold: Zum ewigen Glöckchen — Ph. Hartl-Mitius: Die Zauberwurzel — Johanna Klemm: Die Namensschwestern — Paul Anders: Im Banne des Ruhms — Leonard Merrick: Liebe und Ruhm.**

Der 32. Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek erscheint in 52 wöchentlichen Nummern — Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 2.— und in 26 vierzehntägigen Heften — Preis jedes Heftes 35 Pfennig.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämter des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in wöchentlichen Nummern (Post-Zeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 2005, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 1052).

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt**

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0: chemisch reines Glycerin 20,0; Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)

bewirkt bei

Kindern jeden Alters wie Erwachsenen

schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Nachstehend einige ärztliche Aeusserungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franco zur Verfügung.

„Patient, Knabe, 9 Jahre alt, hat 2 Monate hindurch an **schwerer Malaria** gelitten, die Gegend von Bobrow ist von Malaria durchseucht. Pat. ist furchtbar heruntergekommen. Es wird Haematogen Hommel ordiniert, 3 mal täglich zu 1 Dessertlöffel. **Nach einem Fläschchen besserte sich der Appetit. Die anaemischen Erscheinungen schwanden, der allgemeine Zustand besserte sich und Pat. nahm an Gewicht zu.“**

(**Dr. med. Maximow, Bobrow,** Woronesch-Gouv.)

Dr. med. Grekow, Merv (Transkasp. Gebiet) schreibt am Schlusse eines längeren Gutachtens: **„Daher begrüsse ich in Haematogen Hommel mit Freuden ein Präparat, das für unsere Gegenden, wo in Folge Malaria viel Blutarmut und Appetitlosigkeit vorkommt, ganz unschätzbaren Wert besitzt.“**

„Ich habe Dr. Hommel's Haematogen einem 7-jährigen Mädchen verordnet, das ein **Jahr lang an Malaria** gelitten hatte und durch die häufigen Fieberanfälle sehr entkräftet und blutarm geworden war. **Der Erfolg der Kur war glänzend.** Der Appetit stellte sich wieder ein, Patientin wurde lebhafter und kräftiger. **Die Haut und die Schleimhäute nahmen eine rötere Färbung an.“**

(**Dr. med. Meisel,** Oberarzt am Lazaret von **Sakataly.**)

„Haematogen Hommel hat in einem Falle von hochgradiger, auf **vorausgegangener Malaria** beruhender Blutarmut **einen grossartigen Erfolg** gehabt und ist die betreffende Patientin seitdem zu einem förmlichen Apostel von Hommel's Haematogen geworden.“

(**Dr. med. Kux,** Stadtarzt, **Olmütz,** Mähren).

„Ich habe Hommel's Haematogen mit sehr gutem Erfolge bei **meinen beiden Kindern** (Zwillingen im Alter von 5/4 Jahren) angewandt. **Namentlich** das eine von ihnen, das erheblich in der Entwicklung zurückgeblieben war, **blühte unter dem Gebrauche des Präparates förmlich auf** und nahm innerhalb eines Monats 2 Pfund zu.“ (**Dr. med. H. Goldschmidt, Breslau.**)

„Mit Dr. Hommel's Haematogen bin ich äusserst zufrieden. Ich habe von diesem Mittel **ausgezeichnete Erfolge gehabt** und gesehen. In einem schweren Falle von Blutarmut, Scrophulose und Rhachitis, wo der Appetit und die Ernährung ganz darniederlagen **und durch die neueren Nährpräparate nicht zu heben waren, erwies sich Haematogen Hommel geradezu lebensrettend.** Gleich nach der ersten Flasche hob sich der Appetit und die Kräfte nahmen rasch zu.“

(**Dr. med. Bartels, Friedewald,** Hessen-Nassau.)

„Hommel's Haematogen ist ein Präparat, welches ganz der modernen Generation angepasst ist und der modernen Nerven- und Blutbildungs-Absicht der Aerzte und Laien zu statten kommt. Vom klinischen Standpunkt kann man der Verwertbarkeit des Hommel'schen Haematogens das Recht geben, das es in Tagesblättern für sich beansprucht. **Bei Kindern sowohl wie Erwachsenen, nach allen den heutigen subakuten Erschöpfungszuständen, Influenza, bei Blutarmut, Rhachitis, Scrophulose, bei allen nervösen und menstruellen Verstimmungen,** ist Hommel's Haematogen am Platze.“ (**Dr. med. A. Rahn, Krippen** i. Sachsen.)

„Ich habe Hommel's Haematogen bei meinen 2 Knaben in Anwendung gebracht, die **2½ und 1 Jahre** alt **durch eine vorausgegangene Influenza** sehr geschwächt waren und deren Appetit zu heben mir nicht gelingen wollte. Beide nahmen das Haematogen ungemein gerne; der grössere zitterte förmlich darnach und bat fortwährend um dasselbe. Der Erfolg stellte sich prompt ein, der Appetit nahm von Tag zu Tag zu, **die blasse Gesichtsfarbe schwand** und **nun sehen — nach kaum 2 wöchentlichem Gebrauch des Haematogen — die Kinder so blühend aus wie vorher.“** (**Dr. med. Démeter R. v. Bleiweiss, Laibach.**)

„Dr. Hommel's Haematogen hat sich in meiner Praxis insbesondere bei **blutarmen Wöchnerinnen** und **Tuberkulosen, sowie bei Nervenkranken auf's Beste bewährt.** In einem Falle von Nervenschwäche war es mir möglich, selbstverständlich bei geeigneten sonstigen diätetischen Vorschriften, das Körpergewicht binnen 2 Monaten um ca. 13 Pfund zu heben. Ich werde nicht verfehlen, das Präparat auch fernerhin bei Ernährungsstörungen jeglicher Art anzuwenden.“

(**Dr. med. Mayer, München.**)

„Ich wendete Dr. Hommel's Haematogen in einem Falle hochgradiger Bleichsucht an, wo vollständige Appetitlosigkeit, ja geradezu Widerwillen gegen jede Speise vorhanden war und wo selbst Eisen-Arsenwässer nicht vertragen wurden. **Gleich nach der ersten Flasche erwachte der Appetit und nach 3 Wochen war sowohl blühendes Aussehen eingetreten, als auch Herzklopfen, Athemnot und rasches Ermüden verschwunden.“**

(**Dr. med. Ernst Schlichting,** Distriktsarzt, **Eggersdorf,** Steiermark.)

„Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nervenstärkungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain-fag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. **Ich werde es meinen Collegen auf's Wärmste empfehlen.“**

(Prof. **Dr. Gerland** in **Blackburn,** England.)

„Dr. Hommel's Haematogen hat mir ganz vorzügliche Dienste geleistet. Ich war bei meinem Alter von 65 Jahren durch die Anstrengungen des Dienstes sehr heruntergekommen und hatte den Appetit vollständig verloren. **Ihr Haematogen hat mich aber (ohne nebenher etwas anderes zu gebrauchen) wieder völlig auf die Beine gebracht.“**

(Sanitätsrat **Dr. A. Nicolai, Greussen** in Thüringen.)

„Haematogen Hommel hat sich bei meiner **90 Jahre alten Mutter sehr gut bewährt.“**

(**Dr. med. E. Liedtke,** Kreisarzt, **Insterburg,** Ostpr.)

„Besonders möchte ich eines Falles erwähnen; es handelte sich um eine nach vorausgegangenen Unterleibsentzündungen sehr heruntergekommene, blutarme, völlig appetitlose Dame; diese hat nach **zweimonatlichem Gebrauch von Hommel's Haematogen 14 Pfund an Körpergewicht zugenommen.“**

(**Dr. med. Emil Meyer** in **Bad Grund** i. Harz, Prov. Hannover.)

„Ich habe Dr. Hommel's Haematogen bei meinem eigenen 9-jährigen, sehr blutarmen Sohne angewendet und **schon nach den ersten paar Löffeln einen so überraschenden Erfolg** in Bezug auf den Appetit gesehen, wie bei keinem andern derartigen Mittel.“ (**Dr. med. Ad. Hippelein, München.**)

„Seit Jahren kenne ich Ihr Haematogen Hommel und von allen Seiten höre ich es nur loben. Ich habe **ganz vorzügliche** Erfolge damit erzielt und verordne es seit langem. Es leistet brillante Dienste bei Schwächezuständen, wo der Appetit darnieder liegt, in der Rekonvaleszenz, bei Blutarmut und bei nervösen Zuständen, die mit Mattigkeit und Appetitmangel einhergehen. Das Präparat habe ich für **meine eigenen Kinder** verwendet, die eine Zeit lang nicht recht essen wollten. Sie verlangten stets von selbst danach und ihr Appetit und ihre Blutverhältnisse besserten sich sofort.“

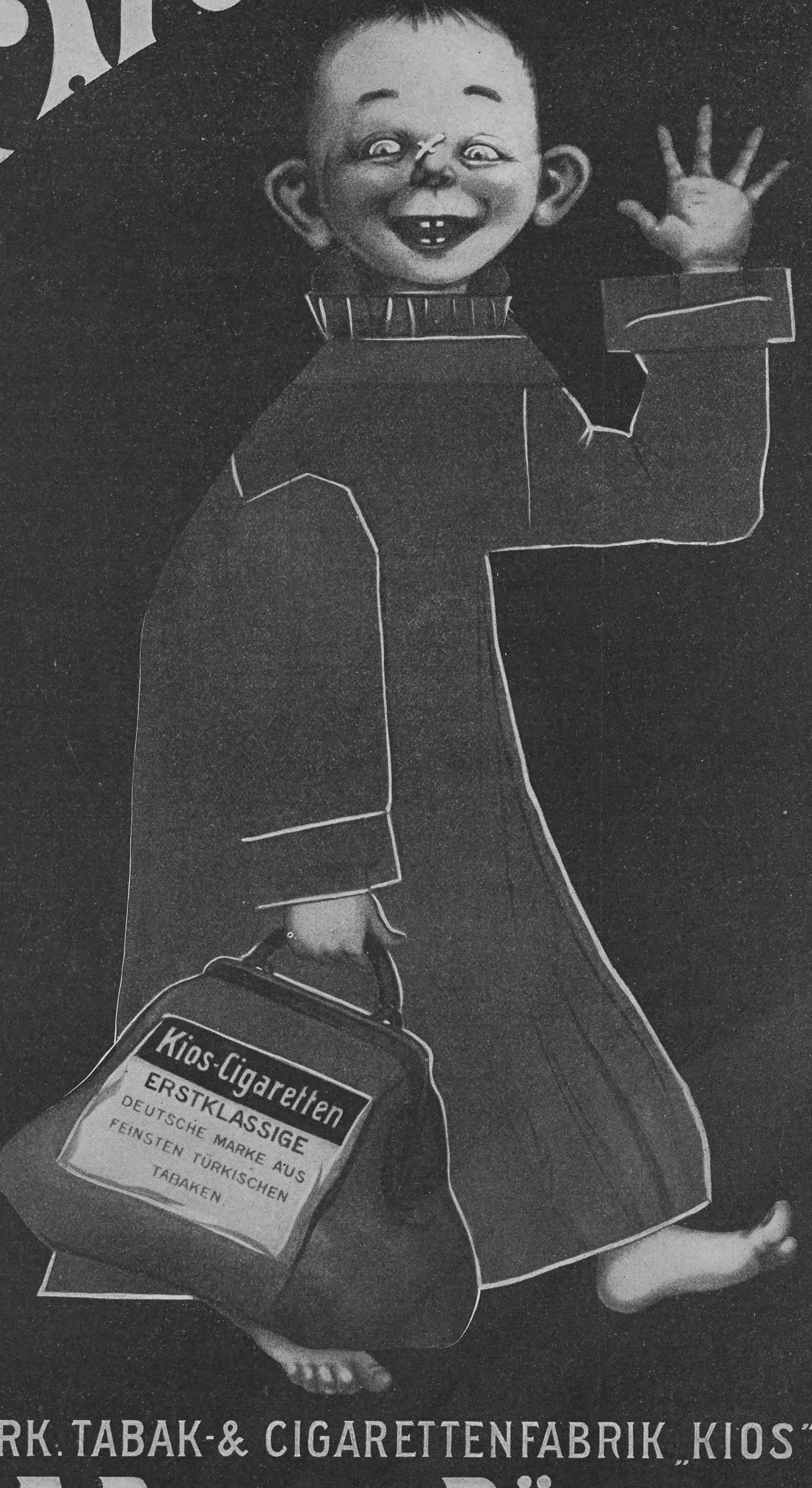
(**Dr. med. Behrens, Mieste,** Prov. Sachsen.)

☞ **Warnung vor Fälschung!** Weder in Pillen noch in Pulverform noch mit Cacao gemischt, sondern **nur** in Flaschen mit eingeprägtem Namen ist **Dr. Hommel's Haematogen** echt. ☜

Nicolay & Co., Hanau a. Main.
Zürich.
London, E. C., 36 & 36a, St. Andrew's Hill.

Vertretung für **Nordamerika:** Lehn & Fink, William Street 120, **New-York.**
Haupt-Depôt für **Russland:** Apotheke Gross-Ochta in **St. Petersburg.** „Abteilung Haematogen“.

Kios-Cigaretten



per Stück 10 Pfennige

Kaiser-Wilhelm II
St Georg
Deutsche Macht
Souverain

per Stück 7½ Pfennige

Erbgrossherzog
Tokio
Goldkrone

per Stück 6 Pfennige

Kaiser Wilhelm II
Jockey-Club
Schlaraffia

per Stück 5 Pfennige

Prinz Alfons von Bayern
Fleur de Kios
Welt-Macht
Diner (Damen Cigarette)

per Stück 4 Pfennige

König Georg
Regatta
Fürsten
Kronprinzessin (Damen Cigarette)

per Stück 3 Pfennige

Herzog Ernst Günther
Graf Waldersee
Kronprinz
Bismarck (Damen Cigarette)

per Stück 2½ Pfennige

Jacca-Dubec
Anti-Trust
Regent
Jlios (Damen Cigarette)

per Stück 2 Pfennige

Alason
Kios No 8
Kleine Kios
Pherezly (Damen Cigarette)

per Stück 1 Pfennig

Kios No 1
Elegant
Tunis
Nidda

TÜRK. TABAK- & CIGARETTENFABRIK „KIOS"

E. ROBERT BÖHME

Königlicher und Fürstlicher Hoflieferant.
DRESDEN.

Literatur

Als in der „Deutſchen Revue“ eine Folge von Briefen und Tagebuchblättern aus dem Nachlaß des am 29. Februar 1896 verſtorbenen Generals und Admirals a. D. v. Stoſch, herausgegeben von ſeinem Sohne, Ulrich v. Stoſch, Hauptmann a. D., erſchien, erregten dieſe Aufzeichnungen alsbald in ſeltenem Grade die öffentliche Aufmerkſamkeit. Sie liegen nunmehr, an verſchiedenen Stellen vervollſtändigt, in einem ſtattlichen, mit dem Bildnis des Verewigten geſchmückten Bande als Buch vor unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stoſch, erſten Chefs der Admiralität“ (Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlags-Anſtalt. Preis geb. in vornehmem Leinenband M. 7). Es iſt ſehr erfreulich, daß der Oeffentlichkeit die Denkwürdigkeiten des Mannes nicht vorenthalten wurden, der ſchon 1866 als Oberquartiermeiſter der kronprinzlichen Armee ſich hervortat, ſich dann im deutſch-franzöſiſchen Kriege hohe Verdienſte als Generalintendant der deutſchen Heere wie als Generalſtabschef des Großherzogs von Mecklenburg erwarb und endlich als Chef der Admiralität der deutſchen Kriegsmarine eine feſte innere Ordnung und Gliederung ſicherte. Dieſe Aufzeichnungen dürfen unter den in neuerer Zeit erſchienenen Memoirenwerken einen Platz in allererſter Reihe beanſpruchen und bilden wegen ihrer Friſche und Unmittelbarkeit eine ungemein anziehende und feſſelnde Lektüre. Sie geben wertvolle Aufſchlüſſe über die wichtigſten Perioden der vaterländiſchen Geſchichte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts und werfen überraſchende Streiflichter auf viele diplomatiſche und militäriſche Vorgänge und die daran beteiligten Perſönlichkeiten. Es fehlt auch nicht an zahlreichen charakteriſtiſchen und pikanten Einzelzügen. Mit beſonders lebhaftem Intereſſe verfolgt man die Entwicklung der Beziehungen zwiſchen Stoſch und Bismarck, zu deren Kennzeichnung die Aeußerung des erſteren in einem Briefe an v. Normann vom 8. Februar 1888, nach der berühmten Reichstagsrede des Kanzlers, hervorgehoben zu werden verdient: „Ich kann ihn nicht lieben, aber ich muß ihn bewundern mit allen meinen geiſtigen Kräften.“ Das Werk ſchließt mit der Ernennung Stoſchs zum Chef der Kaiſerlichen Admiralität im Jahre 1872, da der Herausgeber ſeine Fortſetzung bis 1896 für alle abſehbare Zukunft als ausgeſchloſſen betrachtet; man hat aber allen Grund, ihm auch für das hier Gebotene aufrichtig dankbar zu ſein.

— Von dem Feſten unſrer Erde ſind die Waſſer- und die Lufthülle nirgends genau zu ſcheiden, die das erſtere als wirkliche Hüllen von greifbarem mechaniſchen Effekt umgeben. Das Feſte ſtellt eigentlich den Boden zweier Meere: eines Waſſer- und eines Luftmeeres dar, und die ganze Erde ſteht unter der Herrſchaft des Waſſers und der Luft, die dauernd, aber immer beweglich ſie umſpülen. „Wir ſelbſt wandeln auf dem Boden des Meeres der Luft und der dampfförmigen Teile des Waſſers. Die Formen der Erdoberfläche ſind nur vorübergehende Erſcheinungen auf dem Grunde des Waſſer- und Luftmeeres, und alle tragen den Stempel des Umflutetſeins,“ ſchreibt Profeſſor Dr. Friedrich Ratzel in der Einleitung zu dem zweiten Bande ſeines Werkes „Die Erde und das Leben, eine vergleichende Erdkunde“ (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut). Dieſe Auffaſſung der Erde, „die das Feſte, Flüſſige und Luftförmige, ſowie alles Leben, das aus ihnen und in ihnen erblüht, als ein durch Geſchichte und ununterbrochene Wechſelwirkung zuſammengehöriges Ganze betrachtet“, ſtellt Ratzel in dieſem trefflichen Buche als organiſche Erdauffaſſung derjenigen gegenüber, die dieſe Teile des Erdballs wie zufällig zuſammengekommene auseinanderlöſt und den einen ohne den andern verſtehen zu können meint. Wie in dem ſeinerzeit von uns gleichfalls beſprochenen erſten Bande die Vorgeſchichte und Geſchichte der Erdkenntnis, der Planet Erde und ſeine Umwelt und die Erdrinde mit ihren Kontakterſcheinungen an Waſſer und Luft geſchildert wurden, ſo behandelt dieſer dem erſten würdig zur Seite tretende zweite Band in drei Hauptabſchnitten die Waſſer- und die Lufthülle und das Leben der Erde. Die Waſſerhülle wird zunächſt als Ganzes vorgeführt, daran ſchließen ſich das Waſſer der Seen und Flüſſe, das Leben im ſüßen Waſſer, die Quellen, Flüſſe, Seen, das Meer und das „feſte Waſſer“ in Form von Schnee, Firn und Eis. Der Abſchnitt über die Lufthülle umfaßt die Kapitel: Luft, Licht, Wärme, Luftdruck und Winde, die Feuchtigkeit der Luft und Niederſchläge, Aenderungen und Schwankungen der Klimate, das Klima und das Leben und das Klima im Leben der Völker. Die Schilderung des Lebens der Erde im engeren Sinne, die ganz beſonders anregend wirkt, umfaßt die Biogeographie und die Anthropogeographie, letztere in der bereits aus mehreren Sonderwerken bekannten Auffaſſung des geiſtvollen Autors. Den Band ſchmücken 223 Abbildungen und Karten im Text, 12 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzſchnitt und Aetzung, ſämtlich ebenſo zweckentſprechend ausgewählt wie tadellos ausgeführt.

— Obwohl erſt ſeit zehn Jahren in der ſkandinaviſchen Literatur bekannt, zählt Johan Bojer zu den gefeiertſten Poeten ſeines norwegiſchen Heimatlandes, und gleicher Erfolge rühmt er ſich auf dem Gebiete des Romans wie auf dem des Dramas. In beiden Kunſtrichtungen wendet er ſich vornehmlich den Forderungen und Bewegungen des modernen Lebens zu. Ein ſchwieriges Kapitel der Frauenfrage behandelt er in dem vieraktigen Schauſpiel „Theodora“, das die Feuerprobe der Bühnenwirkſamkeit bereits beſtanden hat und nun in der trefflichen Verdeutſchung von Adele Neuſtädter auch als Buch vorliegt (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt, M. 1.60). Mit Aufwendung höchſter ſeeliſcher Kraft ſucht ſich die Heldin über die konventionellen Anforderungen der Geſellſchaft zu erheben, um ſchließlich zu erkennen, daß die großen Opfer, die ſie im Zwieſpalt der Herzensneigung mit der Liebe zur Wiſſenſchaft gebracht, doch vergebens waren. Auch in der Buchform erweckt das Drama inniges Mitgefühl mit der Heldin, und ebenſo treten aus der Lektüre die andern ſcharfgezeichneten Figuren plaſtiſch vor das Auge des Leſers. Nach ſeinem erſten Erfolge iſt das Schauſpiel von vielen deutſchen Bühnen zur Aufführung angenommen worden.

— Allen Beſuchern des Schloſſes Herrenchiemſee, die ſich in den Beſitz eines Andenkens ſetzen wollen, das ihnen die geſchaute Pracht und Herrlichkeit zu jeder Zeit wieder vor Augen zaubert, empfehlen wir die kürzlich von der Photoglob-Geſellſchaft in Zürich veröffentlichte Reihe von zwölf Blättern, die außer einer Außenanſicht des Schloſſes elf der prunkvollſten Säle und Zimmer wiedergibt. Durch die Reproduktion in reichſtem Farben- und Golddruck wird die ſinnverwirrende, berauſchende Pracht dieſer Räume, in denen ein Königstraum ſeine glänzende Verwirklichung gefunden hat, in geradezu vollkommener Weiſe veranſchaulicht. — Zu gleicher Zeit hat die Geſellſchaft mehrere Anſichten aus Nürnberg (Germaniſches Nationalmuſeum, altdeutſche Küche darin und Sakramentshäuschen in der Lorenzkirche) und zwei umfangreiche Reproduktionen nach farbenreichen Gemälden franzöſiſcher Meiſter herausgegeben, die von neuem den Beweis liefern, daß das von der Geſellſchaft angewendete Verfahren auch höheren künſtleriſchen Aufgaben gerecht wird.

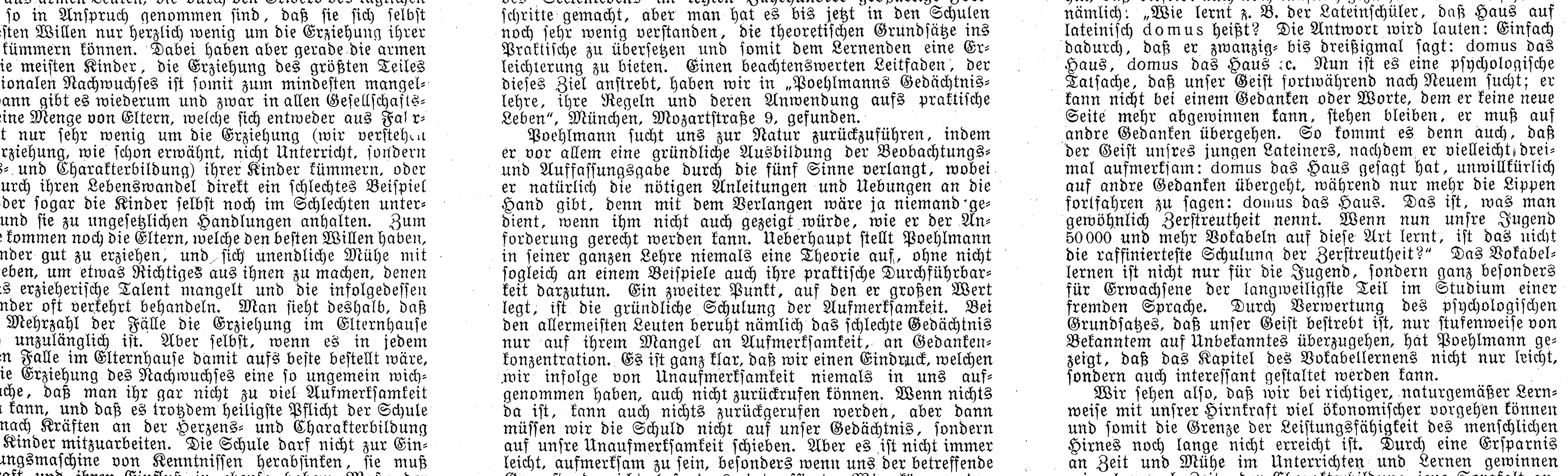
Erziehung und Unterricht

Dieſe beiden Begriffe werden von vielen Perſonen als gleichbedeutend gehalten, und doch ſind ſie voneinander ſo grundverſchieden. Es herrſcht heute vielfach die Anſicht vor, daß der Unterricht die Erziehung ſei, oder dieſelbe doch in ſich berge. Daher kommt es auch, daß in der heutigen Schule der Schwerpunkt auf den Unterricht gelegt wird, während das erzieheriſche Moment ſehr in den Hintergrund getreten iſt. Andere hinwiederum meinen, die Schule ſei überhaupt nur zum Unterrichten da, die Erziehung ſei Sache des Elternhauſes. In dieſen Anſichten liegt zweifelsohne ein Körnchen Wahrheit, aber es liegen bei genauerer Unterſuchung mehr Körnchen des Irrtums darin. Die Erziehung wäre objektiv genommen ſicherlich Sache des Elternhauſes, aber Vorbedingung dazu wäre, daß eine Nation aus lauter wohlhabenden Leuten beſteht, welche genügend Zeit haben, ſich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen, denn daß eine ordentliche Erziehung viel Zeit beanſprucht und nicht in einer Tracht Prügel von vielleicht fünf Minuten Dauer beſteht, iſt wohl kein Geheimnis mehr. Eine weitere Vorbedingung wäre, daß die Eltern alle ſelbſt ein ordentliches Leben führen und die Kinder auch durch ihr gutes Beiſpiel erziehen. Wie lächerlich iſt es z. B., wenn man in manchen Familien ſieht, wie die Kinder wegen einer Lüge aufs ſtrengſte beſtraft werden, während die Eltern ſich den ganzen Tag über der ſogenannten Notlügen aufs reichlichſte bedienen, wobei die Kinder natürlich ſehr oft zugegen ſind. Eine dritte Vorbedingung wäre, daß alle Eltern die richtigen erzieheriſchen Grundſätze kennen und die nötige Befähigung zum Erziehen haben. Sobald man anfängt, über dieſe drei Punkte nachzudenken, wird einem klar und immer klarer, wie ſehr es mit der Erziehung im Elternhauſe im argen liegt. Denn fürs erſte beſteht der größere Teil einer Nation aus armen Leuten, die durch den Erwerb des täglichen Brotes ſo in Anſpruch genommen ſind, daß ſie ſich ſelbſt beim beſten Willen nur herzlich wenig um die Erziehung ihrer Kinder kümmern können. Dabei haben aber gerade die armen Leute die meiſten Kinder, die Erziehung des größten Teiles des nationalen Nachwuchſes iſt ſomit zum mindeſten mangelhaft. Dann gibt es wiederum und zwar in allen Geſellſchaftsklaſſen eine Menge von Eltern, welche ſich entweder aus Fahrläſſigkeit nur ſehr wenig um die Erziehung (wir verſtehen unter Erziehung, wie ſchon erwähnt, nicht Unterricht, ſondern Herzens- und Charakterbildung) ihrer Kinder kümmern, oder ihnen durch ihren Lebenswandel direkt ein ſchlechtes Beiſpiel geben oder ſogar die Kinder ſelbſt noch im Schlechten unterrichten und ſie zu ungeſetzlichen Handlungen anhalten. Zum Schluſſe kommen noch die Eltern, welche den beſten Willen haben, ihre Kinder gut zu erziehen, und ſich unendliche Mühe mit ihnen geben, um etwas Richtiges aus ihnen zu machen, denen aber das erzieheriſche Talent mangelt und die infolgedeſſen ihre Kinder oft verkehrt behandeln. Man ſieht deshalb, daß in der Mehrzahl der Fälle die Erziehung im Elternhauſe gänzlich unzulänglich iſt. Aber ſelbſt, wenn es in jedem einzelnen Falle im Elternhauſe damit aufs beſte beſtellt wäre, ſo iſt die Erziehung des Nachwuchſes eine ſo ungemein wichtige Sache, daß man ihr gar nicht zu viel Aufmerkſamkeit widmen kann, und daß es trotzdem heiligſte Pflicht der Schule wäre, nach Kräften an der Herzens- und Charakterbildung unſerer Kinder mitzuarbeiten. Die Schule darf nicht zur Eintrichterungsmaſchine von Kenntniſſen herabſinken, ſie muß ihre Kraft und ihren Einfluß in ebenſo hohem Maße der Ausbildung des Charakters widmen. Wohin käme ein Staat oder irgend ein bürgerliches Gemeinweſen, das aus lauter hochgebildeten oder ſagen wir mit Wiſſen vollgepfropften, aber charakterloſen Leuten beſtünde?

Kenntniſſe und Herzensbildung müſſen deshalb Hand in Hand gehen. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß die Erwerbung von Kenntniſſen vernachläſſigt werden ſoll, im Gegenteil, genau ſo wie die Menſchheit ſich durch wahre Herzensbildung fortwährend zu veredeln beſtrebt ſein muß, muß ſie auch verſuchen, auf höhere Stufen des Wiſſens zu gelangen. Aber hier tritt uns eine andre Frage entgegen: „Iſt das menſchliche Hirn fähig, mehr und mehr Wiſſen in ſich aufzunehmen, oder iſt uns hier eine gewiſſe Grenze gezogen, über die wir nicht hinauskommen können?“ Zweifelsohne gibt es für die Aufnahmefähigkeit des menſchlichen Hirnes eine Grenze, es frägt ſich nur, wie weit ſind wir noch von dieſer Grenze entfernt? Es ſind Anzeichen vorhanden, wie die ſtarke Vermehrung der Irrſinnigen, die allgemeine Nervenſchwäche u. ſ. f., die darauf hinzudeuten ſcheinen, daß wir dieſer Grenze ſchon bedenklich nahe rücken. Und doch, wenn wir uns wieder vergegenwärtigen, wie unendlich gering eigentlich das menſchliche Wiſſen noch iſt, und wie rapid ſich gerade ſeit den letzten Jahrzehnten der Wiſſensſtoff vermehrt, ſo müſſen wir uns wieder ſagen, daß die Aufnahmefähigkeit des menſchlichen Gehirnes auch annähernd im Einklang mit der Möglichkeit des menſchlichen Wiſſens ſtehen und ſomit jene Grenze noch in weiter Ferne ſtehen muß. Wie läßt ſich dieſer Widerſpruch erklären? Nur dadurch, daß wir bis jetzt mit unſrer Gehirntätigkeit nicht haushälteriſch genug umgegangen ſind, daß wir auf die Aneignung gewiſſer Kenntniſſe unverhältnismäßig viel Hirnkraft verwendet und uns ſomit ſelbſt die engen Schranken geſetzt haben. Der Wiſſensſtoff, den wir uns aneignen müſſen, hat ſich während des letzten Jahrhunderts in je 25 Jahren verdoppelt, aber die Erleichterung im Lernen hat damit nicht Schritt gehalten. Wir ſind zu weit von der Natur abgeirrt und müſſen erſt mühſam unſern Weg wieder zu ihr zurückfinden. Die Pſychologie hat in der Erforſchung des Seelenlebens im letzten Jahrhundert großartige Fortſchritte gemacht, aber man hat es bis jetzt in den Schulen noch ſehr wenig verſtanden, die theoretiſchen Grundſätze ins Praktiſche zu überſetzen und ſomit dem Lernenden eine Erleichterung zu bieten. Einen beachtenswerten Leitfaden, der dieſes Ziel anſtrebt, haben wir in „Poehlmanns Gedächtnislehre, ihre Regeln und deren Anwendung aufs praktiſche Leben“, München, Mozartſtraße 9, gefunden.

Poehlmann ſucht uns zur Natur zurückzuführen, indem er vor allem eine gründliche Ausbildung der Beobachtungs- und Auffaſſungsgabe durch die fünf Sinne verlangt, wobei er natürlich die nötigen Anleitungen und Uebungen an die Hand gibt, denn mit dem Verlangen wäre ja niemand gedient, wenn ihm nicht auch gezeigt würde, wie er der Anforderung gerecht werden kann. Ueberhaupt ſtellt Poehlmann in ſeiner ganzen Lehre niemals eine Theorie auf, ohne nicht ſogleich an einem Beiſpiele auch ihre praktiſche Durchführbarkeit darzutun. Ein zweiter Punkt, auf den er großen Wert legt, iſt die gründliche Schulung der Aufmerkſamkeit. Bei den allermeiſten Leuten beruht nämlich das ſchlechte Gedächtnis nur auf ihrem Mangel an Aufmerkſamkeit, an Gedankenkonzentration. Es iſt ganz klar, daß wir einen Eindruck, welchen wir infolge von Unaufmerkſamkeit niemals in uns aufgenommen haben, auch nicht zurückrufen können. Wenn nichts da iſt, kann auch nichts zurückgerufen werden, aber dann müſſen wir die Schuld nicht auf unſer Gedächtnis, ſondern auf unſre Unaufmerkſamkeit ſchieben. Aber es iſt nicht immer leicht, aufmerkſam zu ſein, beſonders wenn uns der betreffende Gegenſtand nicht beſonders intereſſiert. Wir können den beſten Willen haben und den ſtärkſten Vorſatz faſſen, daß wir dieſes oder jenes Kapitel eines Buches mit voller Aufmerkſamkeit leſen, aber wir kommen oftmals nur bis zur zehnten oder zwanzigſten Zeile, und dann ſtoßen wir auf ein Wort, das uns an etwas andres erinnert, und flugs gehen die Gedanken weg. Die Augen folgen immer noch den Zeilen, aber unſre Gedanken ſind ganz wo anders, und am Schluſſe des Kapitels ſchrecken wir auf und werden erſt gewahr, daß wir gar nicht wiſſen, was wir geleſen haben, weil unſre Gedanken in weiter Ferne waren. Mit dem guten Willen und dem guten Vorſatz allein iſt es deshalb nicht getan. Damit allein können wir uns alſo nicht von dem läſtigen Uebel der Zerſtreutheit heilen. Das ſchlimmſte aber iſt, daß die Zerſtreutheit, ſo oft wir darin verfallen und in ihr verweilen, immer ſtärker wird. Eine Gewohnheit iſt die Wiederholung ein und derſelben Handlung. Je öfter wir die Handlung wiederholen, deſto ſtärker wird die Gewohnheit, deſto ſchwächer unſer Widerſtand, unſer Wille. Umgekehrt, je öfter wir der Zerſtreutheit augenblicklich entgegenarbeiten, deſto ſtärker wird unſer Widerſtand, unſer Wille, deſto ſchwächer die Zerſtreutheit, bis ſie am Ende ganz verſchwindet. Damit wir aber imſtande ſind, der angehenden Zerſtreutheit augenblicklich entgegenzuarbeiten, müſſen wir dieſelbe ſofort gewahren, ſobald ſich ein fremder Gedanke einzuſchleichen ſucht. Poehlmann gibt uns Uebungen an die Hand, welche uns die augenblickliche Kontrolle über uns ſelbſt ermöglichen und uns dadurch in den Stand ſetzen, uns von dem läſtigen Uebel der Zerſtreutheit, das für ſo viele ein ſo bedeutendes Hemmnis in ihrem Streben nach höheren Zielen bildet, zu befreien. Wer Poehlmanns Gedächtnislehre gründlich durchnimmt, der ſieht überhaupt, daß die ganze Kunſt des Lernens und des Behaltens darin beſteht, daß wir in jedem einzelnen Falle unſre Aufmerkſamkeit voll und ganz auf das vor uns liegende Thema konzentrieren, und ſeine Anleitungen dienen dazu, uns zu zeigen, wie wir das erreichen können. Die Zerſtreutheit iſt gerade heutzutage infolge der allgemeinen Nervenſchwäche ein ſehr weitverbreitetes Uebel, aber Poehlmann weiſt ſchon in ſeinem Proſpekt darauf hin, daß dieſelbe auch noch künſtlich gezüchtet wird. Er ſchreibt nämlich: „Wie lernt z. B. der Lateinſchüler, daß Haus auf lateiniſch domus heißt? Die Antwort wird lauten: Einfach dadurch, daß er zwanzig- bis dreißigmal ſagt: domus das Haus, domus das Haus ꝛc. Nun iſt es eine pſychologiſche Tatſache, daß unſer Geiſt fortwährend nach Neuem ſucht; er kann nicht bei einem Gedanken oder Worte, dem er keine neue Seite mehr abgewinnen kann, ſtehen bleiben, er muß auf andre Gedanken übergehen. So kommt es denn auch, daß der Geiſt unſres jungen Lateiners, nachdem er vielleicht dreimal aufmerkſam: domus das Haus geſagt hat, unwillkürlich auf andre Gedanken übergeht, während nur mehr die Lippen fortfahren zu ſagen: domus das Haus. Das iſt, was man gewöhnlich Zerſtreutheit nennt. Wenn nun unſre Jugend 50000 und mehr Vokabeln auf dieſe Art lernt, iſt das nicht die raffinierteſte Schulung der Zerſtreutheit?“ Das Vokabellernen iſt nicht nur für die Jugend, ſondern ganz beſonders für Erwachſene der langweiligſte Teil im Studium einer fremden Sprache. Durch Verwertung des pſychologiſchen Grundſatzes, daß unſer Geiſt beſtrebt iſt, nur ſtufenweiſe von Bekanntem auf Unbekanntes überzugehen, hat Poehlmann gezeigt, daß das Kapitel des Vokabellernens nicht nur leicht, ſondern auch intereſſant geſtaltet werden kann.

Wir ſehen alſo, daß wir bei richtiger, naturgemäßer Lernweiſe mit unſrer Hirnkraft viel ökonomiſcher vorgehen können und ſomit die Grenze der Leiſtungsfähigkeit des menſchlichen Hirnes noch lange nicht erreicht iſt. Durch eine Erſparnis an Zeit und Mühe im Unterrichten und Lernen gewinnen wir aber auch Zeit, der Charakterbildung jene Sorgfalt angedeihen zu laſſen, welche derſelben gebührt, die allein uns zu glücklichen Menſchen, unſre Nation zu einer großen, zu einem Vorbild für alle, zu einer im friedlichen wie im kriegeriſchen Wettbewerbe unbeſieglichen machen kann.



Briefmappe

E. N.-E. in Wien. In den Bureaux der Pariſer Stadtverwaltung befaßt man ſich gegenwärtig mit der Frage der Konzeſſionsverlängerung für den Eiffelturm auf weitere zehn Jahre. Dieſe Verlängerung würde allerdings erſt im Jahre 1909 beginnen, da die gegenwärtige Konzeſſion für die zwanzig Jahre nach der Ausſtellung von 1889 erteilt war. Der berühmte Turm würde alſo bis 1919 wenigſtens erhalten ſein, und es liegt kein Grund vor, die Konzeſſion nicht ſo lange zu verlängern, wie der Turm ſelbſt dauern kann. Man hat ſich alſo die Frage vorgelegt, wie lange es dauern könnte, bis der Turm von ſelbſt einſtürzt. Die Ingenieure ſind darüber jedoch verſchiedener Meinung. Die einen, die nur die Oxydation des Eiſens berückſichtigen, ſagen ihm eine Lebensdauer von mindeſtens 200 Jahren voraus; andre, die auch die Wirkungen der ſtändigen Schwingungen des höchſten Turmes der Welt in Rechnung ziehen, glauben, daß er nur etwa 50 Jahre ſtehen bleiben wird.

Amateurphotograph in H. Es wird Sie zu vernehmen intereſſieren, daß die Kodak Geſ. m. b. H. in Berlin einen Mitbewerb für Amateurphotographen veranſtaltet, in dem die bisher unerreichte Anzahl von 404 Preiſen in bar im Geſamtbetrag von 20 000 Mark zur Verteilung gelangt. Alle Mitbewerber können nach ihrer Wahl in drei verſchiedenen Klaſſen an der Konkurrenz teilnehmen; die betreffenden Arbeiten müſſen ſpäteſtens bis Ende Dezember d. J. eingeſandt werden. Wir empfehlen deshalb Ihnen und allen Intereſſenten, recht bald an die Arbeit zu gehen, um einen der von 400 Mark abwärts rangierten Preiſe zu gewinnen. Nähere Einzelheiten ſind von der Kodak Geſ. m. b. H., Berlin, ſowie durch alle photographiſchen Handlungen zu erhalten.

Frau H. K. in Darmſtadt. Wir haben außer Ihrer liebenswürdigen Zuſchrift noch mehrere Briefe erhalten, die das lebhafte Intereſſe bekunden, das der ſo anſchaulich und friſch geſchriebene Aufſatz von Frau Maud Wundt „Quer durch die Montblanc-Gruppe“ (in Nr. 48) geweckt hat. Es ſei deshalb an dieſer Stelle darauf hingewieſen, daß als eine gewiß vielen Leſern wertvolle Ergänzung der Illuſtrationen jenes Artikels in dem bekannten rührigen Verlage „Illuſtrato Luzern“ ſoeben ein neues Anſichtenalbum „Chamonix und der Montblanc“ mit 36 Anſichten nach Originalaufnahmen (Preis M. 1,75) erſchienen iſt, das wir Ihnen beſtens empfehlen können.

Frau Ottilie B. in Kiel. Wir nennen Ihnen die in der Sammlung wiſſenſchaftlich-gemeinverſtändlicher Darſtellungen aus allen Gebieten des Wiſſens „Aus Natur und Geiſtesleben“ erſchienenen „Acht Vorträge aus der Geſundheitslehre“ von dem trefflichen Münchener Hygieniker Prof. Dr. H. Buchner, die nach dem leider zu früh erfolgten Tode des Verfaſſers jetzt Prof. Dr. Gruber in einer nur an wenigen Stellen berichtigten zweiten Auflage herausgegeben hat. Dieſe Vorträge enthalten in feſſelnder Darſtellung das Wichtigſte der modernen Hygiene: Licht, Luft, Hautpflege, Kleidung, Wohnung, Pilze und Bakterien, Heilſerum, Desinfektion u. ſ. w. Dabei warnt der Verfaſſer vor der nur ſchädlichen Aengſtlichkeit und der heutzutage ſo vielfach übertriebenen Bazillenfurcht, indem er als das Wichtigſte im Kampfe gegen die Infektionskrankheiten neben vernünftiger Vorſicht die Pflege und Entwicklung der natürlichen Widerſtandsfähigkeit unſers Körpers betont, dabei auch nicht den großen Einfluß ſeeliſcher Zuſtände auf dieſelbe vergißt. Das ſolid ausgeſtattete Büchlein iſt mit 27 den Text erläuternden, guten Abbildungen verſehen.

O. Ph. in Reichenhall. In Berlin beabſichtigt man Regenſchirm-Automaten einzuführen, um dem Mangel an Schirmen bei plötzlich ausbrechendem Regen zu begegnen. Die Regenſchirm-Automaten ſollen ähnlich in der Form gehalten ſein wie die Feuermelder; ſie enthalten je ein Dutzend Schirme zum Preiſe von 2 Mark, die von dem Paſſanten nach Einwurf des Geldſtückes dem Automaten entnommen werden können. An beſtimmten Stellen werden die gebrauchten Schirme nach Abzug einer kleinen Gebühr wieder eingetauſcht. In andern Großſtädten will man mit dieſer Einrichtung gute Erfahrungen gemacht haben.

Alfred H. in Oberhauſen. Mit Ihren Klagen, die man als vollauf berechtigt anerkennen muß, ohne daß eine Möglichkeit zu erſehen wäre, wie ſich eine Beſſerung erzielen ließe, ſtimmen manche Ausführungen in den Skizzen überein, die Joſef Rieder unter dem Titel „Zwei Pfarrer und andre Bilder aus dem Erwerbsleben“ (Verlag von H. Robert, Genf, G. Hedeler, Leipzig) zuſammengeſtellt hat. Es ſind wichtige ſoziale Fragen, die er darin behandelt, allein er führt uns nicht die Not der unteren Volksſchichten vor, ſondern vorzugsweiſe das vielfach zu findende Elend in den ſogenannten beſſeren Berufen.

Grösste Uhrenfabrik der Welt: Vereinigte Uhrenfabriken von Gebr. Junghans und Th. Haller A. G. Schramberg.

JUNGHANS J

Tägliche Produktion:
9000 Wanduhren u. Wecker,
der beste Beweis, dass die
Marke Junghans
als die beste und zuverlässigste
anerkannt ist.
Verkauf durch die Geschäfte der Branche.

köstlich
anhaltend
duftend

Grossartiger Zugartikel

JÜNGER & GEBHARDT
BERLIN.
RIVIERA-VEILCHEN
QUINTESSENZ.
in Fl. M. 5-M. 3.-M. 2.-M. 1,50
Neu DUFTTRÄGER Neu
als Knopf z. Einnähen
in Kleider Wäsche u.s.w.
in verschiedenen Gerüchen
in besseren Drogen u. Parfümeriehdlg
Preislisten kostenfrei.

Verstellbare, zusammenlegbare
Gardinen-Spanner
mit eingesetzten Nadeln z. Aufhaken.
Hochstell-Spanner à Mk. 12.50
aufgestellt 4 m lang, 2 m hoch.
Flachstell-Spanner,
aufgestellt 4 m lang, 2 m breit,
mit 6 St. 35 cm lang, Pflöck. M. 10.—
„ 6 „ 65 „ „ „ „ 11.—
Passend für alle Gardinen-Grössen bis zu 3,80 m Länge und 1,80 m Breite, durch deren Benutzung das lästige Plätten der Gardinen erspart wird und letztere ein prachtvolles Aussehen erhalten, empfiehlt
inkl. Verpackung ab Olbernhau i. S. gegen vorherige Kasse oder Nachnahme.
Einhorn Nachfolger, Olbernhau i. Sa.
Abbildungen gratis und franko.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

INDISCHE BLUMENSEIFE
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE & WIEN.
SAVON AUX FLEURS DES INDES.
PARFUMERIE der FAMILIEN
KARLSRUHE BADEN
E. ADE NFG. STUTT

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

DOLLFUS-MIEG & Cie AKTIENGESELLSCHAFT
BAUMWOLLE
LEINEN & SEIDE
ZUM STICKEN, HÄKELN & STRICKEN
D·M·C
DEPONIRTE FABRIKMARKE
SPEZIALITÄT WASCHECHTER FARBEN
MATERIAL Iter QUALITÄT
FÜR WEIBLICHE HANDARBEITEN
MÜLHAUSEN i/E - BELFORT - PARIS

Jede sparsame Hausfrau

BILLIG! NAHRHAFT!

kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt **reichen Nutzen** ziehen, indem sie die von der **D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser** aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ **Bratschellfische** „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Es giebt nichts Besseres
für die
Pflege der Haut
als regelmässige
tägliche
Anwendung
der
CREME SIMON
Man
verlange
den
Namen
J. Simon
59, Faubourg Saint-Martin
PARIS (10e)
und hüte sich vor Nachahmungen

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Soeben erschienen:

Denkwürdigkeiten
des Generals und Admirals **Albrecht v. Stosch.**
Briefe und Tagebuchblätter.
Herausgegeben von
Ulrich v. Stosch.
Mit dem Bildnis Albrecht v. Stoſchs.
Geheftet M. 6.—, in vornehmem Leinenband M. 7.—

Dieſe Denkwürdigkeiten haben ſchon bei ihrer teilweiſen Veröffentlichung in der „Deutſchen Revue“ eine faſt beiſpielloſe Beachtung gefunden. Allmonatlich bei Erſcheinen eines neuen Heftes hat die geſamte deutſche und ein großer Teil der ausländiſchen Preſſe ſich eingehend mit den einzelnen Abſchnitten beſchäftigt und viele neue, hiſtoriſch wichtige, dann aber auch außerordentlich ergötzliche und pikante Einzelheiten daraus wiedergegeben. Durch dieſe vielverheißenden Proben iſt eine ungewöhnlich ſtarke Nachfrage nach einer Buchausgabe hervorgerufen worden, die wir jetzt in einem ſtattlichen Bande darbieten. Das Werk bildet **eine ungemein wertvolle Bereicherung unſrer Memoirenliteratur.**

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

„Trompeter von Säkkingen“,
„Sei nicht bös“, „Verlaſſen, verlaſſen“, „Die Poſt im Walde“, „Ich weiß ein Herz“, „Waſhington-Poſt“, „Cavalleria Rusticana“, „La Paloma“ und noch ca. 200 andere ausgewählte Muſikſtücke bläſt **ſofort** Jedermann **ohne Studium, ohne Notenkenntniſſe,** auf unſerer neuerfundenen 18 tönigen elegant ausgeführten Trompete
„Das Trombino“
durch bloßes Einfügen der dazu paſſenden Notenſtreifen. Das überall Senſation erregende Trombino koſtet mit leichtfaßlicher Anleitung und reichhaltigem Liederverzeichnis
I. Sorte, feinſt vern., m. 9 Tönen M. 5.70
II. „ „ „ 18 „ „ 10.35
Notenſtreifen für die I. Sorte 30 Pfg., für die II. Sorte 60 Pfg.
Allein-Verſandt gegen vorherige Einſendung oder Nachnahme durch
M. Winkler & Co., München, Sonnenstr. 10/Z.

Matheus Müller „Champagne“
süss, halbtrocken, trocken.
Jn Deutschland auf Flaschen gefüllt.

Silbenrätſel

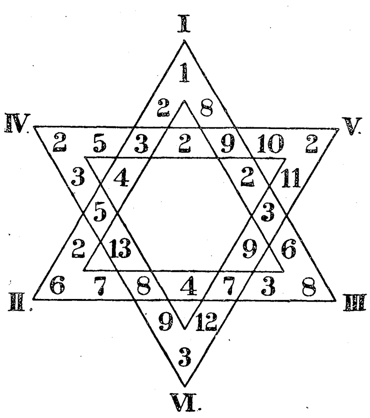
1.
Es atmet freier deine Bruſt,
Biſt du zu mir hinauf geſtiegen,
Weit in die Runde voller Luſt
Bewundernd deine Blicke fliegen.

2.
Je nach dem Individuum
Zeigt ſich mein Einfluß ſehr verſchieden:
Geſprächig mach' ich hier, dort ſtumm,
Zum Streit geneigt, zum ſtillen Frieden.

Das Leben weiß ich himmelblau
Wie melancholiſch auch zu färben,
Und ſcheid' ich, ihm ein düſtres Grau
Ganz ohne Gnade zu vererben.

1. 2.
Wie höchſte Preiſe ſich allein
In ernſtem Kampf und Ringen bieten,
Will mühlos auf den Weg dir ſtreun
Natur nicht ihre ſchönſten Blüten. M. Sch.

Sternrätſel



Die Zahlen ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die Wörter auf den 6 Leiſten bezeichnen I.—II. einen engliſchen General; II. bis III. eine indo-britanniſche Präſidentſchaft; III.—I. einen Zwiſchenzuſtand; IV.—V. eine Muſe; V.—VI. einen Auszug; VI.—IV. eine Abgabe.

F. P.

Füllrätſel

Ein Seebad liegt im Norden,
Umſpült von der Wellen Gebraus;
Zweiſilbig wird es geſchrieben,
Einſilbig ſpricht man es aus.

Fügt in das Wort man r ein,
Dann nennt es ſofort einen Mann,
Der Anwalt, Notar und Richter,
Miniſter ſelbſt werden kann. F. M.-S.

Buchſtabenrätſel

Iſt euch im preußiſchen Sachſenland
Als Kreis und als Stadt ein Wort bekannt?
Es hat der Name acht Zeichen.
Wird man das letzte ihm ſtreichen —
Eine Stadt dann wird es in fernem Land,
Die oftmals wird in der Bibel genannt.
Nimmt man nun Kopf und Fuß noch fort:
Zum Männernamen wird das Wort. F. M.-S.

Sirolin

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20 per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, **Basel & Grenzach** (Baden).

NACH PROFESSOR GRAHAM:
AMBROSIA BROD u. CAKES
GERICKE-POTSDAM
Verträgt der schwächste Magen schon morgens früh.
Echt bei:
Verkaufsstellen in allen Städten.
9 Pack Ambrosia-Cakes, -Zwieback und Graham-Biscuits, 5 Ambrosiabrode frc. Mk. 5.—

Vice-Präsident der International. Jury auf der Weltausstellung in Paris 1900.

Leichner's ✳ ✳ Fettpuder

Leichner's Hermelinpuder und Aspasiapuder

sind die besten unschädlichen Gesichtspuder der Welt, geben dem Teint einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton, und man merkt nicht, dass man gepudert ist. Zu haben in der Fabrik **Berlin**, Schützenstrasse 31 und in allen Parfümerien. Man verlange stets: Leichner'sche Waaren!

Leichner's Fettpuder.
Leichner's Fettpuder.

Lungenleiden
(chron. Katarrhe u. Schwindsucht)
heilbar!
Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik **Jos. Wertheim** in **Meerane No. 7** (Sachsen) gratis und franko.

Schönheit
zartes, reines Gesicht, blendend schöner Teint, rosiges, jugendfrisches Aussehen, sammetweiche Haut, weisse Hände, in kurzer Zeit nur durch **Crême Benzoë.** Beseitigt wunderbar leicht **Runzeln**, Sommersprossen gelbe Haut, u. Hautunreinigkeiten, Dose Mk. 2,— (fr. 2,50) nebst wissenschaftlich. Ratgeber **Die Schönheitspflege.**
Tausende Anerkennungen. Erfolg garantirt.
Otto Reichel, Berlin SO. 9, Eisenbahnstr. 4.

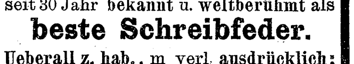
Lysoform
unentbehrlich in jeder gebildeten Familie
ein Antiseptikum für den Haushalt. Ausgezeichnet für Wundreinigung. Spülungen u. Waschungen **schützen vor Ansteckung** jeder Art, **beseitigen jeden üblen Geruch. Wichtig für Frauen!** Es ermöglicht **ungefährliche** Desinfektion, und zwar **im Gegensatz zu Lysol ohne üblen Geruch** zu hinterlassen. Erzeugt keine Flecke. Eingeführt in ersten Krankenhäusern. Bestens bewährt in der **Kinder-Krankenpflege.**
Flasche 65 Pf., 1.30, 2.20 in den Apotheken, Drogerien etc.

Thee-Meßmer
Das tägl. Frühſtück feinſter Kreiſe. Probe-Packete 60, 80, 100 u. 125 Pfg.

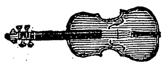
Geg. Einsend. v. M. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen
Rheinwein.
Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennung. treuer Kunden.
Probefässchen von 25 Liter zu M. 15.—
desgl. Oberingelheim. Rotwein M. 25.—

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.

Technikum Neustadt i. Meckl.
Höhere Lehranst. f. Ingenieure.
Abteilungen für Techniker u. Werkmeister
Elektrot. Laborat. — Staatl. Prüf.-Commissar.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- und Tiefbau.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder


seit 30 Jahr bekannt u. weltberühmt als
beste Schreibfeder.
Ueberall z. hab., m verl. ausdrücklich:
S. Roeder's Bremer Börsenfeder.


Violinen, Mandolinen, Zithern, Blas-Instrum., Spieldosen, Polyphons, Grammophons u. alle and. Musik-Instrum. bez. man a. best. u. unt. Gar direkt a. d. grösst. südd. Musik-Instr.-Fabrik von R. Barth, K. Hofl., Stuttgart 9. Preisl grat. (Bitte ang. f. w. Instr.)

Gefahrlos

rasirt sich in 2 Minuten jeder Ungeübte mit dem patentirten
Fidelio-Sicherheits-Rasirmesser 2.50 Mk.
per Stück gegen Nachnahme.
Compl. Rasirgarnitur mit obigem Messer, Streichriemen, Seife, Pinsel in elegantem Etui Mark 7.50.
Haupt-Catalog mit ca 2500 Abbildungen uns. sämmtl. Waaren, über Stahl-Waaren, Haushaltgeräthe, Werkzeuge, Waffen, Musikinstrumente, Gold- und Silberwaren, Uhren und viele Neuheiten umsonst und portofrei.
E. von den Steinen & Cie., Wald-Solingen 5, Stahlwaarenfabrik und Versandhaus.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die **feinsten Tafelliköre**, wie à la **Chartreuse**, à la **Benédictine**, **Curaçao** etc. **selbst bereiten**, u. zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schraders Likör-Patronen**, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma ***Julius Schrader*** in ***Feuerbach*** bei ***Stuttgart*** bereitet werden. Jede Patrone giebt **2½ Liter** des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma **gratis** u. **franco** deren hübsche Broschüre kommen.

Cäsar & Minka, Zahna (Preussen)
Racehundezüchterei und -Handlung.

Lieferant vieler kaiserl., königl. u. fürstl. Höfe, prämiirt mit gold. u. silb. Staats- u. Vereinsmedaillen, empfehlen
Racehunde
jeden Genres, als **Ulmer, Dänische und Bulldoggen, Berghunde, Neufundländer und Windhunde, Affenpinscher, Pudel, Kingcharles** etc, sowie alle Arten **Vorsteh-, Dachs- und Braquierhunde**, sowie **Fleischfaser-Hundekuchen** 50 kg M. 18.50, 5 kg M 2.50. **Süssmilch-Hundekuchen** 50 kg M 20, 5 kg M 2.50.
Bei der Hundefütterung ist bisher **viel gesündigt** worden und haben wir durch Erbauung einer **eigenen Fabrik** diesem Uebelstande abgeholfen. Wir stellen auf Grund unserer langjährigen bewährten Erfahrung in obengenannten Marken ein sauberes, nahrhaftes, dem Organismus des Hundes zuträgliches Futter her, mit dem jeder Hundefreund im Interesse seines Lieblings einen Versuch machen sollte.
Der grosse illustr Preiscourant, enth. 40 Racen, gratis und franco.

PFAFF-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.
Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit**, mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**
Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.
Niederlagen in fast allen Städten.
G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Das beste Schönheitsmittel bleibt unstreitig
„ALAISKA"-Creme u. Puder.
Wiederholt prämiiertes Cosmeticum par excellence. Aerztlich begutachtet. Nicht fettend, unschädlich und metallfrei.
Das beste Mittel gegen Mitesser, Sommersprossen, Sonnenbrand, Wimmerln etc.
Preise. Creme per Tiegel **5 M.** und **3 M.** Probetiegel **M. 1.20.** **Puder** per Dose **5 M.** und **3 M.** Seife dazu **80 Pf.**
Versand durch
Apotheker ROB. LINDNER
Wien, XIII/9.m

Vorzüglich unterrichtet
über **Kapital-Anlage** und **Spekulation** sind
Neumann's Börsen-Nachrichten.
Berlin NW. 7. Schadowstr. 10/11.
Probenummern kostenfrei.

Sommer- u. Winterkuren.
510 m **BAD** ü. d. M.
Rudolfshöhe
bei Alpirsbach (Schwarzwald).
Streng wissenschaftlich geleitete Kuranstalt I. Ranges. ***Modern eingerichtet mit allen neuzeitlichen Heilfaktoren.*** Zentralheiz. u. elektr. Beleucht. Prosp. grat. u. frco. durch die **Direktion.**

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttauſend Francs, ſilberne u. goldene Medaillen und hors concours.
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Cléry** in Marſeille, Frkr.

reell, gut, nicht theuer
HONIG
zu haben in fast allen besseren Geschäften Deutschlands, wo nicht erhältlich, direct unter Nachnahme.
Preise einschliesslich hübschen Emailleeimers von 8 Pfd. netto.
Geschleuderter Bienenhonig IV hell M 7,20
" " II dunkler 6,20
Mischhonig „Centrine" F.F. (Verschnitt mit Invertraffinade, vielfach bevorzugt) 4,75
Alles portofrei. Umtausch od. Zurücknahme bereitwilligst.
Norddeutsches Honig- u. Wachswerk
Visselhövede. 22. Lüneburger Heide.

Schach (Bearbeitet von **E. Schallopp**)

Partie Nr. 1

Geſpielt im internationalen Gambitturnier zu Wien am 11. Mai 1903

Salvio-Gambit

Weiß: F. Marſhall-New York, zweiter Sieger im Turnier.
Schwarz: M. Tſchigorin-Petersburg, erſter Sieger.
(Der dritte Preis fiel an G. Marco-Wien.)

	Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e5**
2.	**f2—f4**	**e5×f4**
3.	**Sg1—f3**	**g7—g5**
4.	**Lf1—c4**	**g5—g4**
5.	**Sf3—e5**[1]	Dd8—h4†
6.	Ke1—f1	Sg8—h6[2]
7.	d2—d4	Sb8—c6[3]
8.	Se5×c6	d7×c6
9.	Lc1×f4	Lc8—e6
10.	Lc4×e6[4]	f7×e6
11.	Dd1—d2	Lf8—g7
12.	g2—g3	Dh4—h3†
13.	Dd2—g2[5]	Dh3—h5
14.	c2—c3	e6—e5![6]
15.	d4×e5	Lg7×e5
16.	h2—h3[7]	0—0—0
17.	Sb1—a3	Th8—f8
18.	h3×g4	Dh5×g4
19.	Dg2—h3[8]	Lc5×f4
20.	Dh3×g4†	Sh6×g4
21.	g3×f4	Tf8×f4†
22.	Kf1—g2	Sg4—f6
23.	Ta1—f1[9]	Td8—d3†
24.	Kg2—h3	Td2—d3†
25.	Kh3—g2	Tf4—g4†
26.	Kg2—f2	Tg4×e4
27.	Kf2—g2	Te4—g4†
28.	Kg2—f2	Tg4—g3
29.	Sa3—c4	Sf6—e4†
30.	Kf2—e2	b7—b5
31.	Tf1—f8†	Kc8—b7
32.	Th1—h4	b5×c4[10]
33.	Th4×e4	Tg3—g2†
34.	Tf8—f2	Tg2×f2†
35.	Ke2×f2	Td3—d2†
36.	Kf2—e3	Td2×b2
37.	a2—a4	Tb2—g2
38.	Te4×e4[11]	h7—h5
39.	Tc4—b4	Kb7—a6
40.	Tb4—e4[12]	Tg2—g6
41.	Ke3—d3	Tg6—d6†
42.	Kd3—c2	Td6—h6
43.	Tc4—h4	Ka6—b6
44.	Kc2—b3	Kb6—c5
45.	Th4—c4†	Kc5—d5
46.	Tc4—d4†	Kd5—e5
47.	Kb3—b4	h5—h4
48.	Kb4—a5	h4—h3
49.	Td4—d1	h3—h2
50.	Td1—h1	c6—c5
51.	c3—c4	Ke5—f4
52.	Ka5—b5	Kf4—g3
53.	Kb5×c5	Kg3—g2
54.	Th1—d1	h2—h1D
55.	Td1×h1	Kg2×h1

Weiß gibt die Partie auf.

[1] 5. 0—0 (oder 5. Sb1—c3 oder 5. d2—d4) nebſt Opfer des Sf3 gewährt jedenfalls etwas mehr Chancen.

[2] Sehr gut iſt hier Sb8—c6.

[3] Dies iſt auch jetzt noch recht ſtark. Auf d7—d6 folgt 8. Se5—d3, und wenn dann f4—f3, ſo 9. g2—g3 Dh4—h3† 10. Kf1—f2 Dh3—g2† 11. Kf2—e3 mit der Drohung, durch Sd3—f2 und Le4—f1 die Dame zu erobern.

[4] Die f-Linie dem Gegner zu öffnen, während der eigne König auf f1 ſteht, iſt jedenfalls bedenklich. 10. d4—d5 war entſchieden vorzuziehen.

[5] Abermals nicht gut; 13. Kf1—f2 verdiente den Vorzug. Die ſchwarze Dame wäre auf h3 ohnehin nicht geblieben.

[6] Sehr geſchickt geſpielt. Schwarz öffnet auch die d-Linie für ſeinen Damenturm.

[7] Weiß hat keinen andern Weg, um dem drohenden Angriff zu begegnen. Es gehen dabei allerdings einige Bauern verloren.

[8] Oder 19. Th1×h6 Le5×f4 20. g3×f4 Dg4×f4† ꝛc.

[9] Nicht 23. e4—e5 wegen Td8—g8† 24. Kg2—h3 Sf6—e4.

[10] Dies führt zu einem gewonnenen, aber etwas mühſamen Endſpiel. Bei Se4—g5 geſtaltete es ſich wohl bequemer.

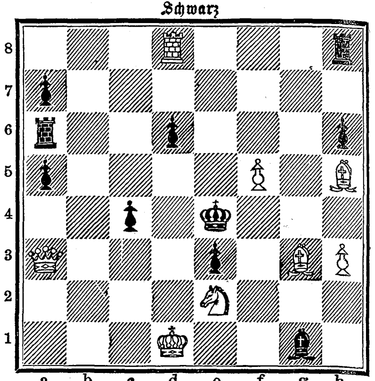
[11] 38. Te4—h4 könnte mit Tg2—c2 beantwortet werden; wenn dann 39. Ke3—d4, ſo Tc2—a2.

[12] Oder 40. Tb4—h4 Tg2—g5 ꝛc.

Aufgabe 1

Von **A. Ellkan** in Skerniewicze

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Schwarze Seiden

in edelſter Färbung u. Garantieſchein für gutes Tragen, ſowie Seidenſtoffe jeder Art in großartiger Auswahl und hochmodernen Deſſins. Verſandt in jedem Maß porto- u. zollfrei an Jedermann. Muſter bei Angabe des Gewünſchten frko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenſtoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

LIEBIG's
FLEISCH-EXTRACT.

Überall vorrätig
Nr 012
1 Gros
M 2.50

SOENNECKEN
BONN

1 Ausw.
(15 Fed.)
30 Pf
Vorzüglichste Konstruktion

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **"Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

Lanolin-Creme-Seife!
VOR! dem Gebrauch
Nimmt der Haut
RAUHEIT UND RÖTE
NACH! dem Gebrauch
und giebt ihr die Jugendfrische!
JÜNGER & GEBHARDT, BERLIN S.

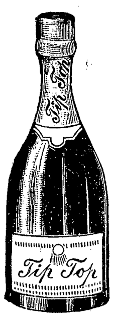
Zu haben in Drogen- u. Parfümerie-Handlungen.

Franz Christoph's
Fußboden-Glanzlack
in gelbbraun, mahagoni, nußbaum, eichen und grauer Farbe,
Sofort trocknend,
geruchlos,
von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meiſt. Städten, ſonſt direkter Verſandt. **Poſtcolli**, ausreichend zum Anſtrich zweier Zimmer **à 9 Mk. 50 Pfg.** franko ganz Deutſchland. Farbenmuſter und jede weitere Auskunft bereitwilligſt durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.**, Mittelſtraße 11.

Gesichtshaare

Haare an Händen u. Armen **entfernt** auf chem. Wege — **schmerzlos u. für immer** — **DEPILATOR.** Zerstört die Haarwurzeln allmählich, aber sicher und vollständig. Der Haut völlig unschädlich. Dose 2.— Für starken Wuchs 3.—, Porto 25 Pf. **Otto Reichel**, Berlin 9, Eisenbahnstr. 4.



Marke
Tip Top
Grempler & Co.
Grünberg i. Schles.
Gegründet 1826.

Oehme & Weber, Leipzig 8.

Fabrikation von **patentierten u. geſchützten** Artikeln für **Gartenbau, Blumen- u. Obſtkultur.** Spezialitäten: Blumenſpritzen Marke **„Nibelungen-Ring"**, **drehbare** Blumenbretter, **zuſammenlegbare** Blumentreppen u. ſ. w. — Vielfach preisgekrönt. Preisliſten gratis und franko.

Gildemeister's Institut,
Hannover, Leopoldstr. 3.

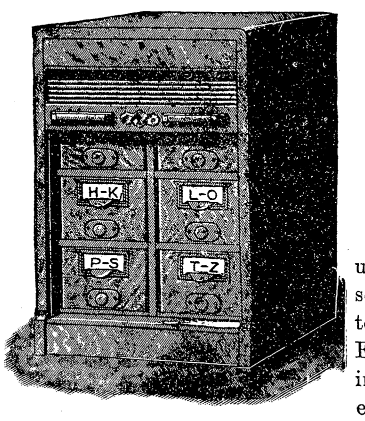
Altbewährte Erziehungs- und Vorbereitungs-Anſtalt für alle höheren Militär- und Schul-Examina incl. Maturitätsprüfung. Klaſſen von Sexta bis Oberprima mit gymnaſialem und realgymnaſialem Lehrplan. Beſondere Klaſſen zur Vorbereitung für das Einj.-Freiwillige Examen. Hervorragende Lehrkräfte. Anerkannt gute Penſion und gewiſſenhafte Beaufſichtigung. **Stets gute Erfolge.** Im Schuljahr 1902/03 beſtanden **98 Zöglinge** der Anſtalt ihre Prüfungen. Nähere Mitt. d. d. Direktor des Inſtituts **Blumberg.**

Photograph. Apparate
Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrierte Preisliste kostenfrei.
G. Rüdenberg jun.
Hannover.

Unseren Damen

genügen fünf Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeiſt" (Alcool de Menthe de Ricqlès), um ein ſofort fertiges, erfriſchendes und pikantes Getränk herzuſtellen, deſſen Koſten nur einen halben Pfennig betragen. Gleichzeitig bewährtes Hausmittel bei Kopfſchmerzen, Migräne und Neuralgien, welches auch bei Nervenaufregung und Schlafloſigkeit wohlthuende Beruhigung verſchafft. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Colonialwaarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M.

Ich habe etwas Neues!



Mein Union Karten Register!

In Amerika und England seit Jahrzehnten bewährt! Für Jedermann in Zukunft unentbehrlich!

Einer der grössten Lehrmeister unserer Zeit, ein Ersatz für alle Bücher! Verlangen Sie ausführliche Cataloge No. 200 kostenlos und portofrei.

Heinrich Zeiss (UNIONZEISS)
FRANKFURT a. M., Kaiserstrasse 36.

Vereinigung Cauber Weingutsbesitzer
CAUB a. Rhein empfehlen ihre **reingehaltenen** Weine **eigener Crescenzen.** Man verlange Preisliste.
Preisgekrönt Ausstellung, Düsseldorf 1902

Hewel & Veithen,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten,
Köln und Wien.
Gesundheit ist Reichthum
Fabrik Marke
Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolade.
Vertreter für ganz Russland: **Rud. W. Seuberlich** in **Riga.**

Keine schlaflosen Nächte

wenn Sie abends **1—** Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3.** Prosp. gratis.
**Best.: Lecithin (Hauptbestandteile des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

Handschriften-Beurteilung

Abonnent M. in Braunſchweig. Der Schreiber hat einen gewiſſen Schwung und etwelche Phantaſie, er iſt warmherzig, begeiſterungsfähig, hält aber auch, was er verſprochen hat, und iſt überhaupt eine wahre, gerade Natur. Er kann ſich auf gewiſſe Dinge verſteifen und führt ſie dann mit Energie durch. Die Diskuſſion ſcheut er nicht, iſt umgänglich und geſprächig. Er hat ſeine beſtimmten Schutzbefohlenen, für die er auch bereit iſt, Opfer zu bringen. Sein Auftreten iſt ſicher und ſelbſtbewußt, er hält auf Wahrung des guten Tones.

G. H. Livland I. G. H. iſt in Gefahr, zu ſehr nur die Außenſeite der Dinge in Betracht zu ziehen und ſich auch mit Scheineffekten zu begnügen. Sie iſt nicht ohne Prätentionen. Im Verkehr luſtig, ſchlagfertig, umgänglich und liebenswürdig. Sie hat Sinn für Humor, iſt beweglich, lebhaft und gewandt. Ihr Wille iſt mehr lebhaft und eigenſinnig als energiſch; wenn man ſie richtig zu nehmen weiß, läßt ſie ſich leicht beeinfluſſen und leiten. Sie iſt verſtändig und intelligent. Irgend etwas in ihrem Leben ſcheint nicht nach Wunſch gegangen zu ſein, ſie hat eine Enttäuſchung noch nicht ganz überwunden.

G. H. II. Sie ſind eine ſenſible, feinfühlige Natur mit warmem, liebebedürftigem Gemüt, tun ſich aber Zwang an und ſind reſerviert und zurückhaltend. Sie geben ſich oft anders, als Sie wirklich ſind, und fühlen ſich innerlich unfrei. Etwas empfindlich. Sie haben einen klaren Kopf und gute Intelligenz.

A. B. Südafrika. Innere Ausgeglichenheit und Harmonie fehlen Ihnen. Sie ſind erregbar, unruhig, wechſelnd in der Stimmung, auch oft müde oder entmutigt. Sie arbeiten raſch, ſind überhaupt fleißig und tätig. Sie kombinieren geſchickt und gewandt und verſtehen es, eine gegebene Situation auszunutzen. Ihre Intereſſen ſind weniger geiſtiger als geſchäftlicher Art. Ihre ganze Anſchauungsweiſe iſt verſtändig-realiſtiſch. Sie ſind empfindlich und dann ſchroff abweiſend. Nicht angenehm in der Diskuſſion, weil etwas barſch und unvermittelt ſcharf mit Ihrer Anſicht herausfahrend. Lebhaft. Temperamentvoll. Beweglichen Geiſtes.

A. B. II Südafrika. Sympathiſch. Rein weiblich im Empfinden. Gleichmäßig warm in den Gefühlen. Einfach und natürlich. Gibt ſich ſo, wie ſie iſt. Gewinnt und bewährt ſich im näheren Verkehr, hat aber nichts Blendendes. Beharrlich, manchmal auch eigenſinnig. Ueberlegt und vorſichtig im Handeln, läßt ſich in nichts ein, was zu weit führen könnte.

E. G. Lawken. Die Neigung, über Nebenſächlichem die Hauptſache zu wenig in Betracht zu ziehen, haben Ihnen den Blick getrübt und erſchweren Ihnen ein klares, objektives Urteil. Sie ſind überhaupt in Gefahr, Kleinigkeiten zu viel Beachtung zu ſchenken und ſich zu zerſplittern. Von Natur wahr bis zur Unvorſichtigkeit, gehen Sie im Beſtreben, dieſen Fehler zu bekämpfen, manchmal zu weit in entgegengeſetzter Richtung und ſind deshalb nicht ſtreng zuverläſſig in Ihren Ausſagen. Sie ſind empfindlich und oft ſchroff abweiſend, können durch Schärfe verletzen und haben nicht die Gabe, ſich raſch und in liebenswürdiger Weiſe in andre einzuleben. Der Wille iſt lebhaft, aber wirkliche Energie fehlt. Von ſich haben Sie nicht die ſchlechteſte Meinung. Ihre Ordnungsliebe und Pünktlichkeit ſtreift oft an Pedanterie.

Mary F. in Saloniki. Sie halten in Ihrer Art auf Zierlichkeit und Nettigkeit, aber Ihr Geſchmack iſt kein durchgebildeter. Sie ſind ordentlich, pünktlich, gewiſſenhaft, genau, beſtrebt, in allem korrekt zu ſein. Gewandtheit und Behendigkeit fehlen, werden aber durch Fleiß und Ausdauer erſetzt. Sie ſind intelligent und verſtändig. Sentimentalität iſt nicht Ihre Sache, und doch liegt unter kühler Außenſeite mehr Empfindungsfähigkeit verborgen, als mancher vermutet. Sie ſind ſehr treu und ausdauernd in Ihren Gefühlen. Was fehlt, iſt Anpaſſungsfähigkeit und eine gewiſſe Biegſamkeit.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz)

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Angeſichts der ſich häufenden Fälle von Lyſol- und Karbolvergiftungen lenkt ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit immer mehr auf das neue Desinfektionsmittel „Lyſoform“, das in der Aerztewelt ſchon längſt geſchätzt wird. Die Lyſoformlöſungen ſind im Gegenſatz zu Lyſol und Karbol frei von üblem Geruch, im Gebrauch vollkommen ungefährlich und können ſelbſt bei verſehentlich falſcher Anwendung keinerlei Vergiftung oder Verätzung verurſachen. Aus dieſem Grunde geben die Aerzte das Mittel dem Laien unbeſorgt in die Hand und empfehlen deſſen Gebrauch beſonders in der Familie. Lyſoform bietet Schutz vor Anſteckung, iſt angenehm im Gebrauch und hält jeden üblen Geruch fern.

Alleinige Inſeraten-Annahme
bei **Rudolf Moſſe**
Annoncen-Expedition
für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren
für die
fünfgeſpaltene
Nonpareille-Zeile
M. 1.80 Reichswährung,
für die **Schweiz, Italien** und **Frankreich** Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

KALODONT
BESTE
ZAHN-CRÊME
erhält die Zähne
rein, weiss, gesund.

MARQUE DE FABRIQUE
Canfield
Canfield Schweissblatt.
Nahtlos. Geruchlos.
Wasserdicht.
Unübertreffl. Schutzmittel für jed. Kleid.
Canfield Rubber Co.,
Hamburg, Grosse Bleichen 16.
Nur echt mit unserer Schutzmarke „**Canfield**“.
Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigefügt.

3 Ärzte
Prospecte frei
Bilz
Naturheilanstalt
Dresden Radebeul.
Gute Heilerfolge.
Bilz' Naturheilbuch. 1 Million Expl. verkauft. Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen **der Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.
Brief- und Telegram̄-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

Beste Schreibmaschine
Hammond
60000
in Gebrauch
Sichtbare Schrift
Auswechselbarer Typensatz
Ferd. Schrey, Berlin. SW 19. Wien. Hamburg.
Fabrikant der „Tiro“-Schnellhefter, -Kopiermaschine, -Goldfüllfeder.

Von 20 Mark an postfrei.
Preislisten, Muster kostenfrei.

GEGRÜNDET 1862.

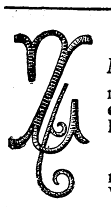
Nur gegen Bar-Einsendung
oder Nachnahme.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei
Berlin W. 8. **F. V. Grünfeld** Leipziger Str. Nr. 25.

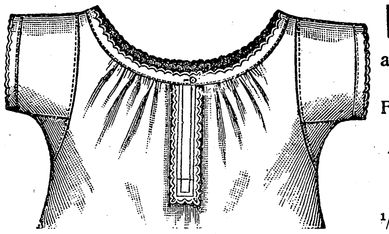
Bett-Einschüttungen (Inlette),
fertig genäht,
aus rosa oder blau Bettköper.

	Oberbetten Gr. 130/200 Cm.	Kopfkiss. Gr. 83/83 Cm.
Marke CBL, mittelf. St. *M.*	**8.70**	**2.50**
Marke BF 1, feinfäd. St. *M.*	**11.90**	**3.45**
Marke CBF, hochf. St. *M.*	**13.—**	**3.80**

Weisse Rein-Leinen
Aus nur zuverlässigen Gespinnsten gefertigt,
vorzüglich geeignet
für jede Art Haus- und Leibwäsche.
Marke LU, mittelfeinf., weissgarn. ungeklärt.
Breite 83 Cm.,
das Stück von $33\frac{1}{3}$ Mtr. **nur** *M.* 25.—.
d. h. das Meter **nur** *M.* **—.75.**

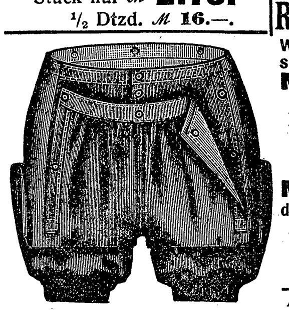

Batist-Taschentücher
Marke 650, weissleinen,
mit 2 Cm. breitem Hohlsaum und **einem** weissen handgestickten Buchstaben in Grösse wie Abbildung.
Grösse 37 Cm. $\frac{1}{2}$ Dutzend in netter Geschenks-Verpackung **nur** *M.* **3.50.**

Weisse Taschentücher.
Rein-Leinen, gesäumt.
Grösse 46 Cm., **für Damen.**
Dutzend *M.* **3.80, 5.30, 6.—, 7.30, 8.50.**
Grösse 49 Cm., **für Damen** und **Herren.**
Dutzend *M.* **5.—, 5.50, 6.40, 8.—, 9.30.**


Nr. 1565,
aus baumwollen. Stuhl-Creas;
Form Bündchen, mit Maschinenspitze.
Stück nur *M.* **1.55.**
$\frac{1}{2}$ Dtzd. *M.* **9.—.**

Damen-Taghemden.
Nr. 1649z (w. Abbild.)
aus mittelfeinem Stuhl-Creas; Form Bündchen mit guten Handbogen.
Nr. 1649, Ausführung wie 1649z, jedoch m. kurz. Ärmeln.
Länge 115 Cm.
Stück nur *M.* **2.75.**
$\frac{1}{2}$ Dtzd. *M.* **16.—.**

Nr. 1566, aus mittelstarkf. Stuhl-Creas, mit Handbogen.
Länge 105 Cm.
Stück nur *M.* **2.20.**
$\frac{1}{2}$ Dutzend *M.* **12.80.**
Länge 115 Cm.
Stück nur *M.* **2.30.**
$\frac{1}{2}$ Dutzend *M.* **13.40.**


Reform-Rockhosen.
Weit geschnitten, mit Seitenschluss und gezogenem Bund.
Nr. 7774, Dunkelblau oder schwarz reinwollen Cheviot.
Backfisch-Grösse Stück *M.* **7.25.**
Normal-Grösse Stück *M.* **8.25.**
Nr. 7775, Grau, modefarb., dunkelblau od. schwarz Panama.
Backfisch-Grösse Stück *M.* **7.—.**
Normal-Grösse Stück *M.* **8.—.**

Zu vorstehenden Rockhosen:
Weisse Einknöpf-Beinkleider.
Aus Chiffon, ohne Besatz:
Backfisch-Grösse Stück *M.* **2.15.**
Normal-Grösse Stück *M.* **2.25.**
Aus Halbwollen-Flanell:
Backfisch-Grösse Stück *M.* **3.75.**
Normal-Grösse Stück *M.* **4.—.**
Ersatz für Unterbeinkleider.

Jacquard-Gedecke
Reinleinen, Marke 711. Kleeblatt.
Hausmacher, gesäumt.
Tischtuch-Grösse 130×170 Cm. mit 6 Mundtüchern *M.* **7.80.**
Tischtuch-Grösse 156×170 Cm. mit 6 Mundtüchern *M.* **8.40.**

Einzel. Damast-Tafel-Mundtücher
wozu Tischtücher nicht mehr vorrätig, in verschiedenen Blumen-, Figuren- und Stil-Mustern.
Marke 1050. Verbürgt Reinleinen!
Grösse 65×65 Cm., gesäumt. Dutzend statt *M.* **12.—** nur *M.* **8.40.**

Hausmacher Jacquard-Handtücher
Marke LJ,
Weissleinen in Streifen- u. Blumen-Mustern
Grösse 48×125 Cm., gesäumt und gebändert, das Dutzend *M.* **8.50.**

Gerstenkorn-Handtücher
Marke 200 G,
Reinleinen, mittelstarkfädig,
weiss mit a) **roter,** b) **blauer** Borde, abgepasst, gesäumt und gebändert.
Grösse 42×115 Cm., Dtzd. nur *M.* **6.40.**

Kleiderstoff „Victoria“
Ersatz für Wollstoff.
Tuchartiges Baumwollgewebe in dunklen und lebhaften Streifen- und Karo-Mustern.
Breite 60 Cm., das Meter **nur** **52** Pf.
Stück von 24 Metern (3 Kleider) *M.* **12.—.**

Eigene mechanische u. Hand-Weberei, Näherei- u. Stick-Werkstätten: **Landeshut i. Schl.**
Bitte die neu erschienene Haupt-Preisliste Nr. 403 zu verlangen.

Drei grosse KODAK Preis-Ausschreiben
193
404 Preise
im Gesamt-Werte von
M. 20.000
IN BAR
Nähere Bedingungen durch alle Händler oder durch die
KODAK Ges. m. b. H. **BERLIN**
Leipzigerstrasse 114 — Friedrichstrasse 16

Elsäſſer Hemdentuch
dir. zu beziehen zu Engros-Preiſen
von **L. Wyler, Mülhausen i. Els.**
— Man verlange Muſter. —

Seltene und koſtbare Werke
aus allen Fächern enthält unſer Katalog 100,
Inkunabeln
(Wiegendrucke vor 1501)
enthält unſer Katalog 105,
die auf Verlangen zu Dienſten ſtehen.
Ludwig Rosenthal's Antiquariat
in **München,** Hildegardſtr. 16.

Maschinenbau. Elektrotechnik.
Städtisches
Technikum Limbach bei **Chemnitz**
Hochbau.
Modernes Laboratorium. Programm frei.

Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernst Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Alles
für Dilettantenarbeiten.
Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien und Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge f. 30 Pf.)
Mey & Widmayer, München 3.

Gesichtshaare u. ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Classen) versendet geg. 145 ₰ Apotheker **Wegener, Reinfeld i. H.**

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Werke von
August Sperl.
Hans Georg Portner. Eine alte Geſchichte. **5. Auflage.** Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.
So war's! Ernſt und Scherz aus alter Zeit. **5. Auflage.** Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Herzkrank. Eine heitere Badegeſchichte. Mit Illuſtrationen von O. Meyer-Wegner. **4. Auflage.** Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Versand-Geschäft **MEY & EDLICH** Leipzig-Plagwitz

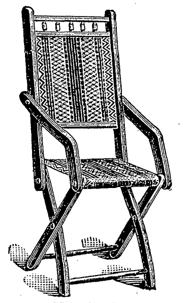
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

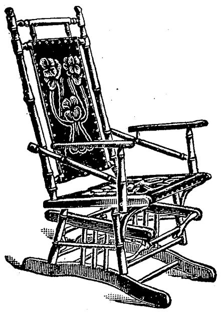
Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

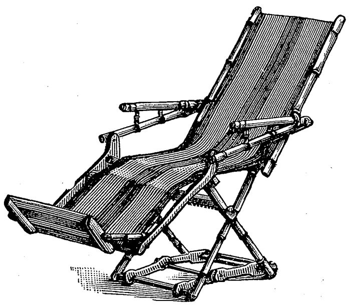
Nichtgefallende Waren werden **bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.**

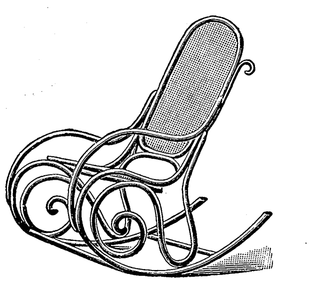
Abteilung:

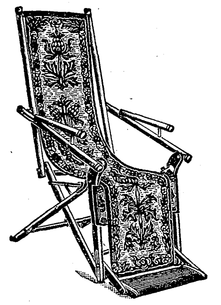
Ruhe-Klappstühle und Schaukelstühle.

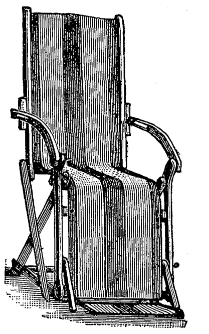

Nr. 575.


Nr. 1193.


Nr. 562.


Nr. 524 und 526.


Nr. 1191.


Nr. 560.

Nr. 524. Schaukelstuhl, massiv geb. Holz, Nussbaum pol., m. Rohrsitz u. Lehne, in eleg. Ausf., 98 Cm. h., 45 Cm. Sitzhöhe. **M. 25.50.**

Nr. 526. Derselbe Stuhl, stärker gebaut, 110 Cm hoch, 52 Cm Sitzhöhe . . . . **M. 40.—.**

Nr. 558. Ruhe-Klappstuhl, jede gewünschte Lage sofort herzustellen, ohne den Stuhl zu verlassen, bequeme und leichte Handhabung. Hartholz in einfach. Ausführung, wie Nr 560, jedoch ohne Fusstritt, mit starkem, gestreiftem Manilastoff. **M. 8.—.**

Nr. 560. Derselbe Stuhl, Hartholz, hell lackiert, mit Fusstritt, gestreifter Manilastoff . . . . **M. 13.50.**

Nr. 562. Ruhe-Klappstuhl, Hartholz, hell lackiertes, bambusartiges Gestell, mit Fusstritt, starker gestreifter Manilastoff, mit Vorrichtung zum Feststellen in jeder Lage . . . . . . **M. 16.50.**

Nr. 575. Klapp-Armstuhl, nussbaumartig lackiert, mit starkem, braun- und graumeliertem Manilastoff, zusammenlegbar, Sitzhöhe 48 Cm. . . . . **M. 6.—.**

Nr. 1191. Ruhe-Klappstuhl, in feiner Ausführung, Hartholz, nussbaumartig poliert, mit hochfeinem Teppichbezug, selbsttätige Stellvorrichtung (Hebel und Feder vernickelt) überzogener Fusstritt . . . . **M. 27.—.**

Nr. 1193. Schaukelstuhl, in feiner Ausführung, Hartholz, nussbaumartig lackiert, Weite zwischen den Armlehnen 48 Cm., mit hochfeinem Velvetbezug, sehr beliebter Stuhl . . . . **M. 21.—.**

Unsern mit ca. 5000 Abbildungen ausgestatteten Hauptkatalog versenden wir unberechnet und portofrei.

Thee Riquet

die alte vortreffliche Marke
═ seit 1745 eingeführt ═

	Nr. IV	III	II	
1/8 Ko. Probepakete	M. —.60 ₰.	—.75 ₰.	1.—	und höher.

Vorrätig in feinen Colonialw.-, Delikatess- und Drogenhandlungen, in feinen Conditoreien und Spezialgeschäften.

Gratis! erhält jeder, der durch Selbstunterricht **ohne Lehrer** und **ohne Vorkenntnisse** fremde Sprachen leicht, wohlfeil und sicher erlernen will, die Einführung in den Unterricht nach der **Methode Toussaint-Langenscheidt.** Letztere ermöglicht in kurzer Zeit das geläufige Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen fremder Sprachen und verhilft dadurch zu besserer Stellung mit höherem Einkommen. Tausende von Anerkennungen. Wir bitten um Angabe der gewünschten Sprache.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW. 11 (Prof. G. Langenscheidt) **Hallesche Str. 17**

Wiesbaden! *Wintersaison!*
Fortdauer aller Kurmittel u. Veranstaltungen
Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

Cannstatter Misch- Knetmaschinen- u. Dampf-Backofen- Fabrik
Werner & Pfleiderer

Eingetragene WP Schutz Marke
Knet & Misch-Flügel

99 höchste Auszeichnungen.
Patente überall.
Cannstatt (Württbg.), London,
Berlin * Wien * Paris * Moskau
Saginaw U.S.A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

Cederlunds allein ächt **GENUINE CALORIC PUNCH**
Feinste Marke.
Haupt-Niederlage für Deutschland: Carl v. Freidenfelt, Lübeck.

Jede Docke trägt diese Schutzmarke.
Wm. HOLLINS & Co. Ld. NOTTINGHAM

Hollins'
echt englisches
Vigogne Strickgarn,
für Hand- und Maschinenstrickerei,
sehr haltbar, angenehm und gesund, **läuft nicht ein!**

Auf „Ueber Land und Meer" kann abonniert werden

bei **allen deutschen Buch-** und **Kunsthandlungen** des **In-** und **Auslandes,** ebenso
bei **jedem Postamt** in **Deutschland** und den **deutschen Kolonien, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland, Schweden** und der **Schweiz,** bei allen diesen Postämtern jedoch nur auf die **Wochennummern-Ausgabe.** (Zeitungs-Preisliste für Deutschland 7949, für Oesterreich-Ungarn 4186).

Ferner besorgen Abonnements **ausser den deutschen Buchhandlungen am Platze:**

für ***Frankreich, Spanien und Portugal:***
das **deutsche Reichspostamt in Strassburg i. E.;**
Haar & Steinert, 21 Rue Jacob in **Paris;**
A. Ammel, 5 Brandgasse in **Strassburg i. E.;**
H. Arthaud & Co., 48 Rue du Faubourg Saint Martin in **Paris;**
J. Boyveau & Chevillet, 22 Rue de la banque in **Paris;**
Libreria Internacional von **Germán Schulze** in **Barcelona,** Calle Fernando VII, 57

für ***England:***
Dulau & Comp., Buchh., **London W.,** 37 Soho Square;
Aug. Siegle, Bookseller to H. M. the late Queen, **London E. C.,** 30 Lime Street

für ***Italien,*** ausser den italienischen Postämtern
U. Hoepli, K. Hofbuchh., **Mailand,** Galleria de Cristoforis 59/63.
Loescher & Co., Hofbuchh., **Rom,** 307 Corso Umberto I.

für die ***Türkei:***
das **kaiserlich deutsche Postamt in Konstantinopel;**
Otto Keil, Hofbuchh., **Konstantinopel,** Grand' Rue de Pera 457.

für ***Griechenland:***
Carl Beck, Internat. Buchh., **Athen.**

Desgleichen erteilen Auskunft und vermitteln Abonnements unsere nachverzeichneten

Vertreter und Agenturen in überseeischen Ländern:

Für Afrika:
Alexandria (Aegypt.): Deutsche Buchhandlung **A. Kaufmann.**
Johannesburg (Kapland): **Herrmann Michaelis,** Buchhandlung, Postfach 2664;
J. H. de Bussy, Buchhandlung.
Kairo (Aegypten): **F. Diemers Nachf.,** Internationale Buchhandlung, Shepheards Hotel.
Kapstadt (Kapland): **Herrmann Michaelis,** Deutsche Buchhandlung, Long Street 26. Postkasten 233.
Pretoria (Kapland): **J. H. de Bussy,** Buchhandlung.
Swakopmund (Deutsch-Südwestafrika): **Swakopmunder Buchhandlung** G. m. b. H.

Für Nordamerika *(Vereinigte Staaten, Canada und Mexiko).*
Durango (Mexiko): **Stahlknecht & Co.,** Buchhandlung.
New York (Vereinigte Staaten):
The International News Company, 83 & 85 Duane Street; liefert auch nach Canada.
S. Zickel, Buchhandlung, 129 Duane Street, P. O. Box 3001.
E. Steiger & Co., Buchhandlung, 25 Park Place.
Mexiko (Mexiko): **Ruhland & Ahlschier,** Libreria Internacional, Coliseo Viejo 16

Für Südamerika:
Asuncion (Paraguay): **G. von Kaufmann,** Buchhandlung.
Blumenau-Santa Catharina (Brasilien).
E. Currlin, Buchhandlung
Artur Koehler, Buchhandlung.
Buenos Aires (Argentinische Republik):
Gustav Krause, 508 Casilla de Correo.
Libreria Jacobsen (Platzfirma **Libreria Europea**), Florida Esq. Lavalle.
Jacobo Peuser, San Martin Esq. Cangallo.
Callao (Peru): **Colville & Co.,** Buchhandlung.
Cochabamba (Bolivia): **R. Krüger.**
Concepcion (Chile): **Carlos Brandt,** Buchhandlung, Correo Casilla 450.
Curityba (Brasilien): **Carlos Meissner,** Buchhandlung.
Joinville (Brasilien): **L. H. Schultz,** Buchhandlung.
Iquique (Chile): **Lorenzo Petersen,** Buchhandlung, Casilla 476.
La Plata (Argentinische Republik): **Jacobo Peuser,** Buchhandlung, Boulevard Independencia Esq. 53.
Lima (Peru): **Colville & Co.,** Buchhandlung.
Gmo. Stolte, Buchhandlung.
Montevideo (Uruguay): **Libreria Jacobsen,** Calle Ituzaingo 141.
Osorno (Chile): **P. Springmüller,** Buchhandlung.
Pelotas (Brasilien): **R. Strauch & Co.,** Buchhandlung.
Porto Alegre (Brasilien): **Krahe & Cia.,** Buchhandlung.
Rio Grande do Sul (Brasilien): **R. Strauch,** Buchhandlung, Rua Pedro II 102.
Rio de Janeiro (Brasilien): **Laemmert & Co.,** Buchhandlung, 66 Rua do Ouvidor
Rosario de Santa Fé (Argentin. Republ.): **Jacobo Peuser,** Calle San Martin 524.
Sao Leopoldo (Brasilien): **Wilhelm Rotermund,** Buchhdlg.
Santiago (Chile): **José Ivens,** Buchhandlung, Casilla 205.
Carlos Brandt, Casilla 567.
Sao Paulo (Brasilien):
Carlos Gerke & Cia., Buchhandlung, Caixa do Correio 123.
H. Grobel, Buchhandlung.
Valdivia (Chile): **P. Springmüller,** Buchhandlung.
Valparaiso (Chile): **C. F. Niemeyer,** Libreria Universal.
Carlos Brandt, Casilla 104.

Für Asien:
Batavia (Java): Boekhandel **Visser & Co.**
Hongkong (China): **Kelly & Walsh Limit.,** Buchhandlung.
Jerusalem (Palästina): **Buchhandlung des Syrischen Waisenhauses.**
Kobe (Japan): **Conrad Behre,** Buchhandlung.
Samarang (Java): **G. C. T. van Dorp & Co.**
Shanghai (China): **Kaiserlich deutsche Postagentur.**
Kelly & Walsh Limit., Buchhandlung.
Max Nössler & Co., Buchhandlung.
Singapore (Hinderindien): **Kelly & Walsh Limit.,** Buchhdlg.
Soerabaya (Java): **G. C. T. van Dorp & Co.,** Buchhandlung.
Tientsin (China): **Kaiserlich deutsche Postagentur.**
Tsingtau (Deutsch-China): **Lipsius & Tischer,** Buchhdlg.
Otto Rose, Buchhandlung.
Tokio (Japan): **Max Nössler,** Buchhandlung.
Yokohama (Japan): **H. Ahrens & Co. Nachfolger,** Buchhdlg.

Für Australien:
Adelaide (Süd-Australien): **F. Basedow,** Buchhandlung.
Brisbane (Queensland): **Hoyer, Tiegs & Co.,** Buchhandlung.
Charters Towers (Queensland): **J. Wallstab,** Buchhandlung.
Sydney (Neu-Süd-Wales): **J. N. Fischer,** Musik-Seller, 101 Clarence-Street.
Tanunda (Süd-Australien). **F. Basedow,** Buchhandlung.

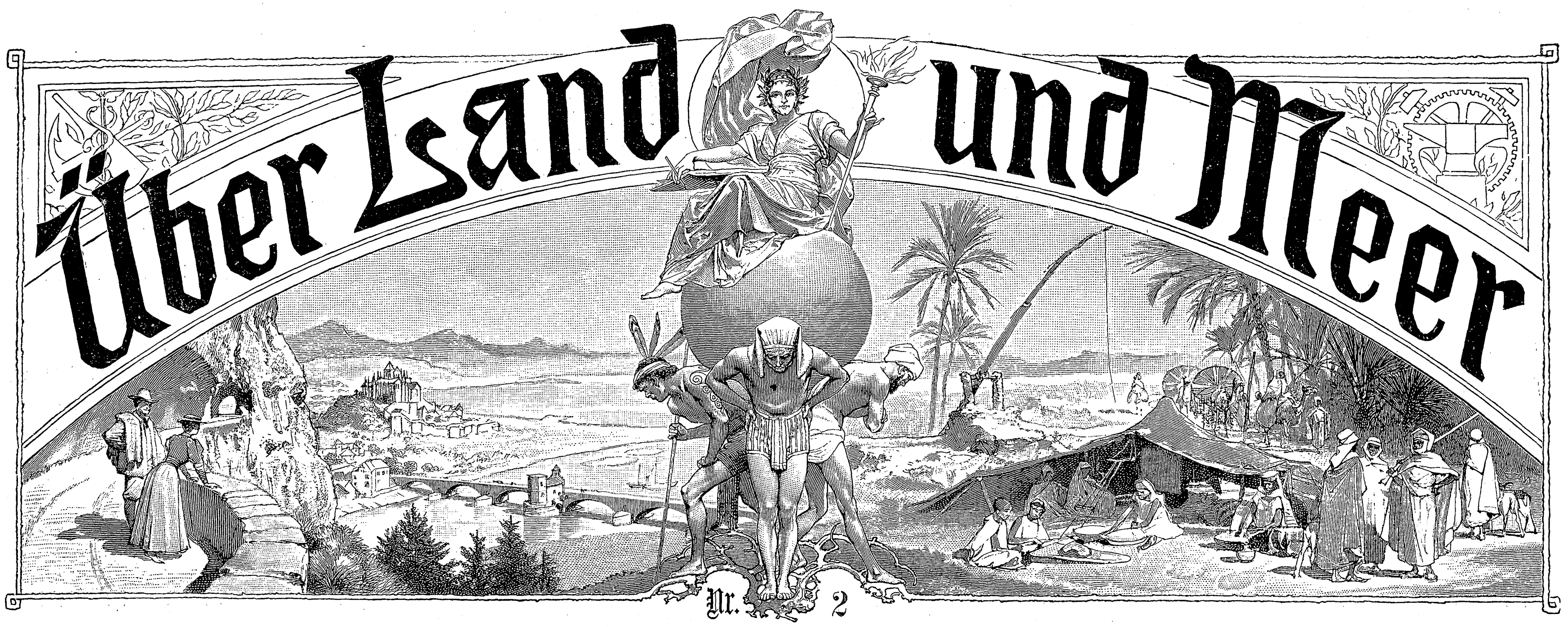
Levuka (Fiji-Inseln): **Hoerder & Co.**

Auf Wunsch nimmt auch die Expedition von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart Abonnements für den vollständigen Jahrgang an und versendet jede Wochennummer sofort nach Erscheinen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse. Auf Anfrage teilt die Expedition sofort den Jahresabonnementspreis mit.

Probenummern werden von vorstehenden Firmen sowie von der Expedition in Stuttgart gratis und franko verschickt.

Stuttgart,
Neckarstrasse 121/23.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman
von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Peter Bräuer und ſein Sohn ſägten gerade an einem Balken. Die Säge war ſtumpf geworden, widrig klang ihr Gequietſch, und widerwillig nur gab der Balken nach. Mit einer gewiſſen Verdroſſenheit arbeiteten beide Männer, ſie blickten auch kaum auf, als Doleſchal vom Wagen abſprang und ſeiner Frau die Zügel übergab.

Er trat zu den Arbeitenden und ſagte: „Nun, wie ſtehts mit dem Bau?“

„Tag!“ Vater Bräuer faßte an die Mütze, während der Sohn die ſeine wohl heruntertat, aber ſogleich wieder aufſetzte. „Könnt' beſſer ſein. Mer kömmt nit voran. Hätt' ich dat gewußt!“

„Wieſo — hätten Sie was gewußt?“ fragte Doleſchal lebhaft. „Ueber was haben Sie ſich zu beklagen?!“

„Der Herr iſt wohl auch einer von der Kommiſſion?“ ſagte Peter mißtrauiſch und wechſelte einen Blick mit ſeinem Sohne.

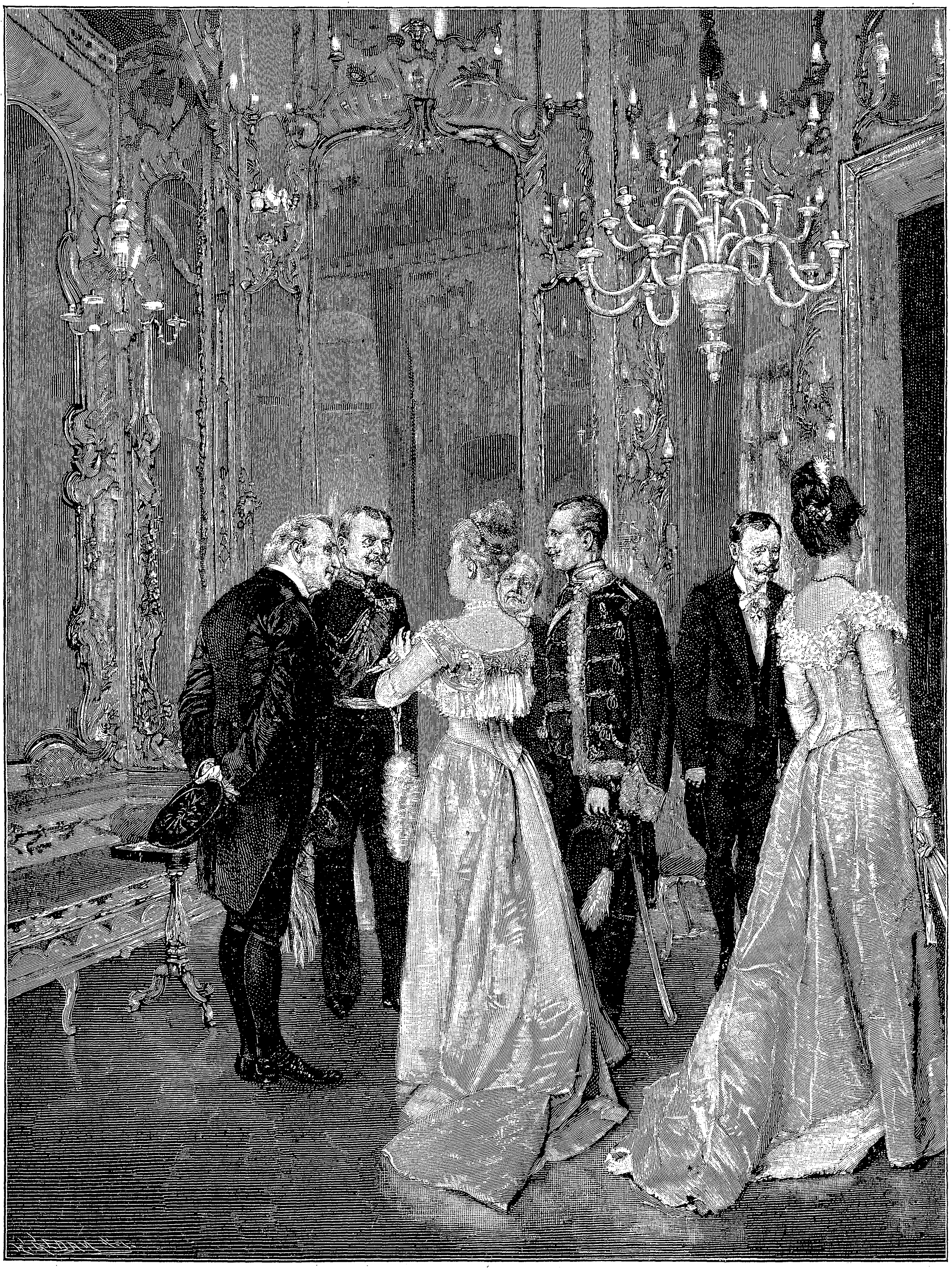
„Nein!“ Doleſchal hatte den Blick aufgefangen. „Aber Sie können mir ruhig ſagen, was Ihnen nicht behagt. Ich intereſſiere mich für die Koloniſation, ich bin auch Deutſcher. Hier in der Nachbarſchaft anſäſſig — Doleſchal auf Deutſchau!“

„Aha, Sie ſind der von Doleſchal?! — So, no dann“ — Peter Bräuer ſtreckte treuherzig die Hand hin — „dann is dat wat andres. Ich hab' als von Ihnen gehört. Un dat is Ihre Frau?“ Er grüßte mit einer ungelenken Verbeugung nach dem Wagen hin. „Ja, wiſſen Sie, Herr von Doleſchal, Sie müſſen mir dat nit übelnehmen, aber mer wird ganz mißtrauiſch. Se haben einem dat doch all ganz anders vorgeſtellt — oder ob ich mir nur dat ſo anders gedacht hab'!? Ich weiß et nit. Jedenfalls hätt' ich, wenn ich früher gewußt hätt', dat mer hier ſo ſchlecht Arbeitskräft' kriegt — ich weiß nit, ſind ihrer wirklich keine da oder wollen ſie nur nit — mir dat Haus vom Bauamt bauen laſſen. Se hatten mir dat angeboten, aber ich dacht', et käm' ſo billiger. Ja, und wenn ich dat all ganz genau gewußt hätt', wär' ich gar nit hierhin gekommen, da hätt' ich doch ebenſogut nach Amerika auswandern können!“

„Das dürfen Sie nicht ſagen!“ Doleſchal warf einen wohlgefälligen Blick auf den jungen Mann, der zu den Worten des Vaters beiſtimmend nickte. „Sie müſſen doch Ihre Kinder, Ihren Sohn da dem Vaterland erhalten!“

„Och, wat dat anbelangt, de kann in Amerika ebenſogut deutſch bleiben wie hier. Un hier muß mer ſich ja plagen, genau ſo wie wo anders — ne, noch viel mehr!“

Es tat dem Mann augenſcheinlich gut, ſein Herz zu entlaſten. Da hatte ihm wohl die Kommiſſion faſt alles, was zum Hausbauen gehörig, prompt und nicht teuer zur Stelle geliefert: Mauer-, Ziegel-, Firſtſteine, Feldſteine zum Fundament, und auch Bauholz — auch hatte



Hofgeſellſchaft. Nach dem Gemälde von Carl Seiler er für ſich und ſeine Familie derweilen drüben in der Holzbaracke die erſte Unterkunft gefunden, aber nun würde der Bau doch doppelt ſo lange dauern als vorausgeſehen, denn der Zimmermann mit ſeinen Geſellen aus Miaſteczko war nur zwei Tage erſchienen, dann nicht mehr, und der Maurer drüben aus dem Dorf, der ſich, gegen hohen Tagelohn, für die ganze Zeit verpflichtet, war nach einer halben Woche auch nicht mehr gekommen. Als Valentin hingegangen, ihn zur Rede zu ſtellen, hatten ſie ſich durchaus nicht verſtändigen können; ein wüſtes Gezänke war's geworden. Wer konnte es dem Jungen denn verdenken, daß er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, war er nicht im guten Recht?! Aber das Geſindel hatte lautes Hallo erhoben, und die Frau hatte drohend nach dem Waſſerkeſſel gegriffen, der grade auf dem Herd ſprudelnd kochte. Und niemand, niemand anders war zur Hilfe aufzutreiben geweſen. Ganz allein blieben ſie ſitzen mit aller Arbeit. Ein Glück noch, daß ſie etwas davon verſtanden, aber freilich, 's war nur ein Stall geweſen, den ſie derzeit allein gebaut hatten, und noch dazu zu Hauſe am Rhein!

Der Gutsverwalter auf dem Reſtgut, an den man ſich doch mit allen Anliegen wenden ſollte, hatte die Achſeln gezuckt: ja, warum mußte denn durchaus ſelber gebaut ſein?! Und mit den Leuten hierzulande müßte man eben in Frieden auskommen, ſagte der. Er könnte da auch gar nichts bei machen!

Unwirſch fuhr ſich der Vater durch die Haare:

„Et geht ſo langſam, viel zu langſam! Un dat Kettchen jammert in der Barack — keine Ordnung, keine Reinlichkeit is möglich! Un da ſind geſtern noch welche derzugekommen — ſie ſagen, ſie ſind deutſch, der Mann ſpricht auch deutſch, aber die Weibsleut ſchnattern polackiſch — und mit *den* Weibern ſoll nun meine Frau in einem Raum ſchlafen. Denken Sie nur! Und wie lang noch, und et is hier ſchon Herbſt! Die Tag ſind ſo heiß, aber die Nächt ſind als kühl — bei uns zu Haus iſt dat anders, da blühen Allerheiligen die Roſen noch. Och, hätt' ich dat gewußt! Ne, ich ſag' ſchon — wie krieg' ich dat Haus trocken?!“

Eine tief innere Angſt lag unter dieſen Worten; Doleſchal fühlte ſie heraus.

„Ich werde Ihnen meinen Stellmacher zu Hilfe ſchicken. Der Mann hat freilich noch kein Haus gebaut, aber er wird doch jedenfalls von Nutzen ſein. Und er iſt deutſch.“

„Dat — dat wollten Sie tun?!“ Ein Ausdruck freudigſter Erleichterung erhellte des Anſiedlers bekümmertes Geſicht. „Den Stellmacher — Donnerſchlag! Valentin, Jung, hörſte, wir kriegen Hilf'!“

Der Sohn hatte die Mütze vom Kopfe geriſſen, ſein ganzes hübſches Geſicht lachte. Unverfrorene Herzlichkeit lag in der Bewegung, mit der er nun raſch auf den Herrn zutrat; man ſah's, er hätte dem gern die Hand geſchüttelt, aber der beim Militär anerzogene Drill hielt ihn zurück.

Er nahm die Hacken zuſammen: „Beſten Dank, Herr Baron!“

Wohlgefällig muſterte Doleſchal den ſtattlichen Menſchen: „Garde, was?“

„Nein, Herr Baron, Deutzer Küraſſier!“

„So, ſo! Ich bin Rittmeiſter bei den Gardeküraſſieren!“

Valentin ſchlug wieder die Hacken zuſammen. Er murmelte etwas von großer Ehre, und eine helle Röte ſtieg ihm dabei ins Geſicht, man hörte ſeiner Stimme die Freude an.

Eine Verbindung war plötzlich vorhanden, zwiſchen ihm und jenem vornehmen Herrn da.

Auch Doleſchal ſagte: „Wir müſſen zuſammenhalten hier!“ Die Leute gefielen ihm, der Alte war recht ein knorriger Stamm, der dem Wetter trotzt, und der Junge, nun — unwillkürlich verglich er zwiſchen ſich und dem krausköpfigen Burſchen — der war ja faſt noch ſchlanker als er ſelbſt, und elaſtiſch in jeder Bewegung wie ein gut Trainierter! Die Leute mußten unterſtützt werden, nach Kräften.

„Ich werde Ihnen morgen meinen Stellmacher herſchicken und auch noch den Schmied!“ —

Helene ſaß ſchon lange wartend auf dem Wagen. Sie hatte ihren Mann, den einen Fuß auf den Balken ſtützend und die Hand mit der Peitſche in die Seite geſtemmt, den Leuten zuhören ſehen; nun verſchwanden alle drei miteinander hinterm Neubau.

Sie wartete noch eine Weile ganz geduldig, aber als ſie noch immer nicht zurückkehrten, ſchlang ſie die Zügel um den Haken am Kutſchbock und ſprang vom Wagen. Der Traber ſtand auch ſo.

Ueber den gläſernen Himmel, leicht angegraut vom mehligen Dunſt der Felder, kroch ſchon ein Abendrot. Im Schleier der ſich mählich ankündenden Dämmerung wurde alles milder. Noch lag viel Glanz über der Flur, aber kein grauſamer mehr, der den Augen weh tut; er wurde friedlich. Aus einem Tümpel, den man nicht ſah, ſtieg Fröſcheſang, wie im Schlaf, ganz traumhaft. Und — horch! — war das nicht ſchon die Wachtel, die zu Abend im Kornfeld ruft?

Die junge Frau lächelte: ſieh da, ganz dicht hinter jener Anſiedlerſcheune kam jetzt ein Rebhuhn aus dem Acker ſpaziert! Als wüßte es, daß die Jagd noch nicht drohe, trippelte es vertrauensſelig, wie eine gute Henne auf dem Hühnerhof, über die Straße, in den Acker jenſeits, und die jungen Hühnchen folgten unbefangen.

Langſam glitt das Abendrot weiter und weiter über die Himmelsglocke, während das koloſſale Rund des Sonnenballs ungehindert, von überall frei zu ſehen, mehr und mehr hinabrutſchte gegen ihren Rand. Wie ſchön!

Von einem Gefühl, das ſie manchmal überwältigte, angeſichts dieſes weiten Himmels, der wie ein Meer über dem Meer der Felder ſchwimmt, ohne Ufer, ohne Begrenzung, ſchauerte die Einſame. Am wirklichen Meer war ſie geweſen, die mächtigen Wogen der Nordſee hatte ſie aufgewühlt im Sturm geſehen, und auch wieder glatt. Ihr Mann hatte ſie auf Schweizergipfel geführt — ſie ſtanden auf einem ſehr hohen Berg und ſahen unter ſich alle Schätze der Natur und ihre Herrlichkeit, im ſich teilenden Grauen der Morgennebel glänzte die Weite der Welt zu ihnen herauf, ſie ſelber waren ein junges Paar im erſten Rauſche nicht endenden Glücks geweſen — aber nie, nie war ihr die ewige Unendlichkeit ſo klar geworden wie hier.

Starren Auges ſchaute ſie: da gradaus Pociecha-Dorf, der Turm der ſchwarzen Holzkirche zeigte es weithin! Dort Gwiadliborczyze! Ganz auf der andern Seite: Przyborowo, Miaſteczko, das kleine Landſtädtchen, im Rücken! Und dort grüßte der Deutſchauer Berg! Lyſagora, kahler Berg, wie ihn die Leute nannten. Jeden Gutskomplex — eine Inſel im Meer — wußte ſie zu benennen, wußte, wieviel Pappeln die dünne Allee von Gwiadliborczyce zählt, hatte ſo oft ſchon die dornigen Akazien von Przyborowo blühen und ſich entblättern ſehen, war ſo glücklich hier, und doch — ſie fühlte die Nebel der Niederung, die um Sonnenuntergang plötzlich ſchauern, durchs leichte Sommerkleid kalt auf der Haut.

„Hanns-Martin,“ rief ſie fröſtelnd, „Hanns-Martin, wo biſt du?“

Ihr Ruf hallte. Aus der Holzbaracke, unweit des Neubaus, trat eine Frau, und Kinder drängten ſich ihr nach; ſie ſchauten alle neugierig zu der fremden Dame herüber.

Helene erkannte die Frau: es war dieſelbe, die ſie letzthin bei den einziehenden Koloniſten geſehen, aber deren Geſicht ſah jetzt älter aus, als ſeien nicht erſt vier Wochen ſeit jener Begegnung am Kreuzweg verſtrichen.

„Wünſcht die Dam' wat?“ fragte die Frau höflich.

Helene trat raſch auf ſie zu. „Mein Mann iſt, glaube ich, mit Ihrem Mann fortgegangen, ſonſt hätte er mich gehört. Ich werde hier bei Ihnen warten!“ Sie hatte das Bedürfnis, nicht länger allein zu ſein.

„Settchen, hol der Madam raſch ene Stuhl heraus,“ wies Frau Kettchen ihr älteſtes Töchterchen an; und als die Kleine einen Schemel brachte, wiſchte ſie, wie entſchuldigend, mit der Schürze drüber hin: „Nehmen Sie als vorlieb! Wir ſind et auch beſſer gewöhnt, Madam! Aber mer muß ſich als jetzt in alles ſchicken, ſagt mein Mann.“ Sie ſeufzte. „Mer darf der Mut nit verlieren, und, ſagt der Peter, die Kommiſſion hat uns hierher gebracht, die hat nu auch für uns aufzukommen. — Sie ſind wohl auch nit von hier, Madam?“

Augenſcheinlich erkannte ſie die Dame nicht wieder. Als Helene ſie an ihre erſte Begegnung erinnerte, ſchoſſen ihr plötzlich die Tränen in die Augen.

„Och, wie wir zugezogen ſind — dat waren Sie? Och herrje!“ Geſchwind faßte ſie nach Helenes Hand: „Dat freut mich aber, dat ich Ihnen danken kann! Dat erſte Guten-Tag! Ne, dat hab' ich nit vergeſſen! Och, Madam, entſchuldigen Sie,“ — ſie fuhr ſich mit der Schürze über die Augen — „bei uns zu Haus bin ich gar nit ſo, aber hier muß ich immer weinen!“

Helene tröſtete: „Das iſt nur im Anfang ſo, der iſt ja überall ſchwer. Paſſen Sie mal auf, nächſtes Jahr wiſſen Sie nichts mehr von Heimweh; da lachen Sie drüber. Es iſt hier auch ſchön!“

„Meinen Sie?“ Zweifelnd ſchüttelte die Frau den Kopf. „No, wenn Sie 't ſagen, dann ſoll et wohl wahr ſein.“

Vertrauend ſchaute Kettchen zu der hochgewachſenen Dame auf, und dann lächelte ſie hoffnungsvoll: „Wenn et ſo kommt, wie Sie ſagen, Madam, dat et uns gut geht hier, dann will ich auch wallfahren gehen nächſtes Jahr. Sicher und gewiß, dat gelob' ich. Hier kann mer doch wallfahren gehen, gelt, Madam?“

„O ja.“ Eine leichte Zurückhaltung lag plötzlich in Frau von Doleſchals Ton — wie ſchade, dieſe nette Frau nicht proteſtantiſch!

Und als ob die andre inſtinktiv dieſe Enttäuſchung fühle, hielt auch ſie ſich mehr zurück.

Schweigend blickten beide hinaus auf die Ebene, in den laſtenden Horizont, den flammende Abendröte wie mit blutigen Schwertern zerfetzte.

Als Helene jetzt ihren Mann ſehr eilig zwiſchen den Anſiedlern daher kommen ſah, unterdrückte ſie nicht einen Vorwurf: „Aber Hanns-Martin — endlich!“

„Verzeih! Ungeduldig geworden, mein Herz?! Bitte, verzeih! Es hat mich ſo intereſſiert! Herr Bräuer hat mir ſeine ganze Stelle, ſeinen Bau, ſeinen Acker, kurz alles, was drum und dran, gezeigt.“ Er war angenehm erregt und reichte beiden Männern die Hand zum Abſchied: „Es wird jetzt ſchon werden, wird ganz famos werden. Auf Wiederſehen!“

„Du,“ ſagte Helene leiſe, als ſie am Arm ihres Mannes zum Wagen ſchritt, „die ſind katholiſch. Und ich dachte doch, hier ſollten nur Evangeliſche her?“ Es klang bedauernd. „So nette Leute!“

„Ja, das läßt ſich doch nicht ſo ſtreng durchführen, dieſe Sonderung der Konfeſſionen. Aber was macht's? Es ſind doch Deutſche!“

Der Traber, der bis dahin lammfromm geſtanden, ſtutzte plötzlich, nun ſie einſteigen wollten. Unruhig zog er an, ſtieg wild und prallte dann zur Seite; grade noch, daß Doleſchal ihn vom Graben zurückriß. Eine Staubwolke kam vom Dorf her über die Felder geflogen, und in der Staubwolke Peitſchengeknall, Pferdegetrappel und Hundegebell.

„Ach, die Garczynskis!“ Nicht angenehm überraſcht, faßte Helene nach dem Arm ihres Mannes.

Da war auch ſchon der hochrädrige Jagdwagen, glänzend lackiert, mit viel Rot an den Rädern, und innen die Sitze hell ausgeſchlagen.

„Attrappiert, meine Herrſchaften — halt!“

Auf einen Ruck ſtanden die vier jungen Pferde neben dem Korbwägelchen, mit ſchnaubenden Nüſtern, noch zitternd vor Erregung, und ſchäumten ins Gebiß; zwei engliſche Doggen, rieſige Tiere mit Stachelhalsbändern, ſchnappten ihnen dumpf bellend nach den Mäulern.

Der Lenker hoch oben auf dem Bock grüßte galant mit der Peitſche: „Ich lege mich Ihnen zu Füßen, gnädigſte Baronin — das nenne ich Glück, Ihnen hier zu begegnen! Ihr Diener, Doleſchal! Ihr Weizen iſt großartig! Sehr erfreut, wie ſteht das Befinden?“

Herr von Garczynski hatte viel von einem Pariſer oder Wiener an ſich. Gewandt ſchwang er ſich vom hohen Sitz herunter, dem Diener, der hinten aufgehockt und nun befliſſen herbei eilte, die Zügel zuwerfend. An ihre Seite tretend, führte er Helenes Hand an die Lippen.

Die Doleſchals mußten halten bleiben.

Im Gwiadliborczyzer Jagdwagen ſaßen gegenüber von Frau von Garczynska der einzige Sohn, ein vornehm ausſehender Junge, und der Vikar Gorka.

Frau von Garczynska hatte ſich den Sitz auf der ſeitlichen Bank noch durch eine Menge von ſeidenen Kiſſen bequemer machen laſſen; ſie lag zurückgelehnt, und der Schirm, den eine blonde junge Perſon, halb Dame, halb Dienerin, zum Schutz zwiſchen ſie und die feurig untergehende Sonne hielt, ließ warmroſige Schatten auf ihr blaſſes Geſicht fallen.

„Gnädigſte Baronin haben ſich wohl Neues in der Kolonie angeſehen?“ fragte Garczynski. „Sehr erfreulich, nicht wahr? — ſehr! Wir haben unſern hochverehrten Herrn Vikar ein wenig entführt. Die Herrſchaften kennen ſich? Ah, nur vom Hörenſagen? Geſtatten Sie!“ Er ſtellte vor, und dann verwickelte er, den Arm auf die Lehne des Korbwägelchens gelegt, Helene in ein längeres Geſpräch. Eingehend fragte er nach ihren Kindern.

Es blieb Doleſchal nichts übrig, als ſich mit Frau von Garczynska zu beſchäftigen. Sie winkte ihn zu ſich herüber. Mit dem zärtlich-wehmütigen Lächeln, das ihr Geſicht ſehr anziehend machte, lächelte ſie ihn an, als er zu ihrem Wagenſchlag trat. Ob dieſe Frau glücklich war? Doleſchal legte ſich im Augenblick, als ihn ihr Lächeln traf, dieſe ſelbe Frage vor, die ſich ſchon viele vorgelegt. Der feuchte Flimmer in den Augen kam von Tränen, und was ſuchte dieſer ſtarr verlorene Blick in weiter Ferne?

Als Doleſchal die weiche Hand bei der Begrüßung in die ſeine nahm, fühlte er einen kurzen, feſten Druck, den er dieſen zarten Fingern kaum zugetraut.

„Ich werde zu Ihnen herüber kommen,“ ſagte ſie. „Ich ſetze mich in Ihr Korbwägelchen, es iſt ganz reizend! Ja, ich will,“ ſetzte ſie im Tone eines verzogenen Kindes hinzu, als er etwas von unbequem und eigentlich nur zwei Sitzen murmelte. „Ihre Gattin wird mit Garczynski auf dem Thron ſitzen. Alekſander,“ rief ſie ihrem Mann zu, in elegantem Polniſch, „wir fahren gleich weiter, ich bin müde. Die Kolonie intereſſiert mich zu wenig — ein andermal! Nimm die Baronowa auf deinen Bock; ich fahre mit Doleſchal. Wir fahren über Niemczyce nach Haus zurück!“

Plötzlich lebhaft geworden, drückte ſie ihrem Gegenüber, dem prieſterlichen Herrn, ein paar der weichen Kiſſen in die Arme: „Hier, Herr von Gorka, ſeien Sie auch einmal galant! Bitte, tragen Sie mir die dort hinüber! Herr von Doleſchal, bitte!“ Ganz hilflos ſtreckte ſie beide Arme aus. „Der Wagen iſt abſcheulich hoch, ich traue mich nie allein herunter. Ah — ah —!“

Wie eine Feder flog ſie durch die Luft; als Doleſchal ſie herunterhob, fühlte er ihre ganze Grazie. Ihr ein wenig verſchobenes Kleid zurechtzupfend, lachte ſie und klatſchte dankend in die Hände: „Scharmant, ganz ſcharmant! Changez les dames, changez!“

‚Muß ich?‘ ſchien Helenes Blick ihren Mann zu fragen, als Herr von Garczynski ihr die Hand zum Umſteigen bot. Doleſchal ſenkte die Lider — ſie verſtand dieſe ſtumme Bejahung; es lag ihm nun einmal daran, mit den Nachbarn, wenn auch nur in rein äußerlich aufrecht erhaltenen, guten Beziehungen zu ſtehen. So ſchickte ſie ſich darein; aber ihre Bewegungen waren ſteif, ihre Mienen abgemeſſen.

Mit liebenswürdigen Lobpreiſungen neſtelte ſich Frau von Garczynska auf dem kleinen Korbwägelchen ein; ſie war noch nie ſo niedlich gefahren; dies war tauſendmal bequemer als der große Jagdwagen! Als der junge Vikar ihr die gewünſchten Kiſſen in den Rücken ſchob, dankte ſie ihm mit ihrem zärtlichſten Lächeln, aber ſie hatte die hier gar nicht nötig, er konnte ſie nur wieder mitnehmen.

Mit einer ſtummen Verbeugung trat er zurück. Er hielt ſich ebenſogut in der Zucht wie ſeinen Schüler. Sie hatten beide noch kein Wort geſprochen.

Auch die blonde Zofe, die ſich anſchickte, mit dem Schirm hinter ihre Herrin zu klettern, wurde zurückgewieſen. „Ich brauche dich nicht, Staſia! — Wie herrlich iſt die Sonne, wie wunderbar gefärbt die Wolken ſind!“ Frau Jadwigas Augen ſchwammen. „Fahren Sie, Baron, he, voran!“ Ihre Bruſt hob ſich, als wolle ſie ſpringen im Uebermaß der Empfindung. „Ich bin entzückt! Fahren Sie, fahren Sie — ſchneller in die Sonne hinein, ſchneller!“

Der Traber ſtrengte ſich an. Mit ausgezeichneter Kunſt die vier wilden Pferde, die der Diener inzwiſchen kaum hatte zügeln können, zu langſamem Tempo zwingend, fuhr Garczynski nach.

Im Jagdwagen lachte die Zofe plötzlich auf, und dann, wie erſchrocken über ihr Lachen, warf ſie von unten her einen verſtohlen ſchielenden Blick auf Lehrer und Schüler. Der Vikar hatte ein Büchlein herausgezogen, in das er mit ernſter Miene vertieft war; das junge Herrchen dagegen merkte auf. Ein Aufflackern ſeines Auges begegnete dem leicht ſchielenden Blick der Blonden. Da lächelte ſie kaum merklich, aber weiche Grübchen kamen in ihre jungen Wangen; ſie lehnte ſich ein wenig hintenüber, ließ die Wimpern über die Augen fallen und ſpielte am Schirmgriff ihrer Herrin.

Der Traber, durch die vier Pferde, die hinter ihm ſchnaubten, durch das Gebell der Doggen, die wie raſend zwiſchen beiden Wagen hin und her ſprangen, nervös gemacht, ſchoß dahin wie ein Vogel auf fliehendem Flug. Das Viergeſpann ihm nach. Sich verfolgende Schatten, durch ſteigende Nebel vergrößert, jagten über die raſch dunkel werdende Ebene.

Dudek, der Schäfer, ſchlug ein Kreuz: wer war das?! Fliegende Pferde, fliegende Wagen und fliegende Hunde? Heilige Mutter, hilf, das war Mysliwypan, der Nachtjäger, auf wilder Fahrt! Scheu pfiff er ſeinem Hund und trieb eilig die Schafe zuſammen. Daß die heilige Mutter ſie hüte! Auch über ihnen machte er das fromme Zeichen.

Horch, klang's jetzt nicht ſchon ferner, das ‚Huch haha‘ und das ‚Hoho‘? Aber jetzt noch ein Lachen, hell, wie die Kania lacht, wenn ſie am Himmel im Abendrot fliegt und Seelen raubt und ſie dahin trägt, von wo ſie nie mehr zurückfinden können.

„Herr Gott, ſei bei uns!“ Sein Haupt verhüllend vorm Grauen der Ebene, betete Kuba Dudek, der Alte.

III

Tiefes Dunkel der Auguſtnacht hüllte das Herrenhaus von Gwiadliborczyce wie in ein dickes, warmfeuchtes Tuch.

Der Vikar hatte ſich eben von den Herrſchaften verabſchiedet. Es war ſpät geworden, der Umweg über Niemczyce hatte das Nachhauſekommen verzögert, dann war geſpeiſt worden, und dann hatte der Vikar wie immer, wenn er in Gwiadliborczyce als Abendgaſt blieb, eine Andacht gehalten, an der auch das Geſinde teilnahm. Frau Jadwiga war ihm dankbar dafür, ſie hatte ihn auch heute, trotzdem ſie erſchöpft war bis zum Umſinken, wie ſie ſagte, darum gebeten.

Nun ſtand Gorka draußen, unten am Fuß der ausgetretenen und vielfach geriſſenen Freitreppe, die vom Gartenzimmer hinab in den Park führte, war erſchrocken, als ihm ſeine Uhr — ein koſtbares Namenstaggeſchenk der Garczynskis — halb elf wies, und zögerte doch noch.

Drinnen ſpielte die Garczynska Chopin — warum tat ſie das, wenn ſie müde war?!

Tadellos perlten die Läufe, aber — Xaverius Gorka ſchüttelte den Kopf — ſo war's doch nicht gut. Sie ſpielte denn doch zu willkürlich launenhaft, presto, wo ritardando ſein mußte, con dolore anſtatt scherzando. Das hatte er ſchon viele Male beſſer ſpielen hören.

Aber er blieb noch ſtehen. Garczynski hatte für ihn anſpannen laſſen wollen — es war ja ſelbſtverſtändlich, daß der Herr Vikar fuhr, — doch er hatte dankend abgelehnt. Er wollte heute gehen, mußte gehen, es war ihm Bedürfnis, ſich müde zu laufen.

Zwiſchen den geborſtenen Steinplatten der Treppe und im hohen Gras der verwilderten Parkwieſe ſchirpten Hunderte von Grillen; unausgeſetzt, gleich melodieloſem Saitenſchwirren klang ihr Gezirp, ohne Tonfülle, ohne Poeſie, und doch war etwas darin wie im Lied der Nachtigallen. Deren hatte es viele gegeben im Seminargarten zur Frühlingszeit, und der junge Gorka hatte oft geſtanden im weichen Dunkel, damals ſo wie heute hier. Hörten die andern Seminariſten denn nicht die Nachtigall? — ſie hatten es nie geſagt.

In Gwiadliborczyce gab's keine Nachtigall; in den beiden Frühjahren, die er nun ſchon hier erlebt, hatte nie eine ihren ſchluchzenden Aufſchrei erhoben. Man hielt ein Katzenrudel, denn aus dem Wallgraben, der den Park umſchließt, ſtiegen Ratten und zernagten die Portieren und Fenſtergardinen im großen Eßſaal zu ebener Erde.

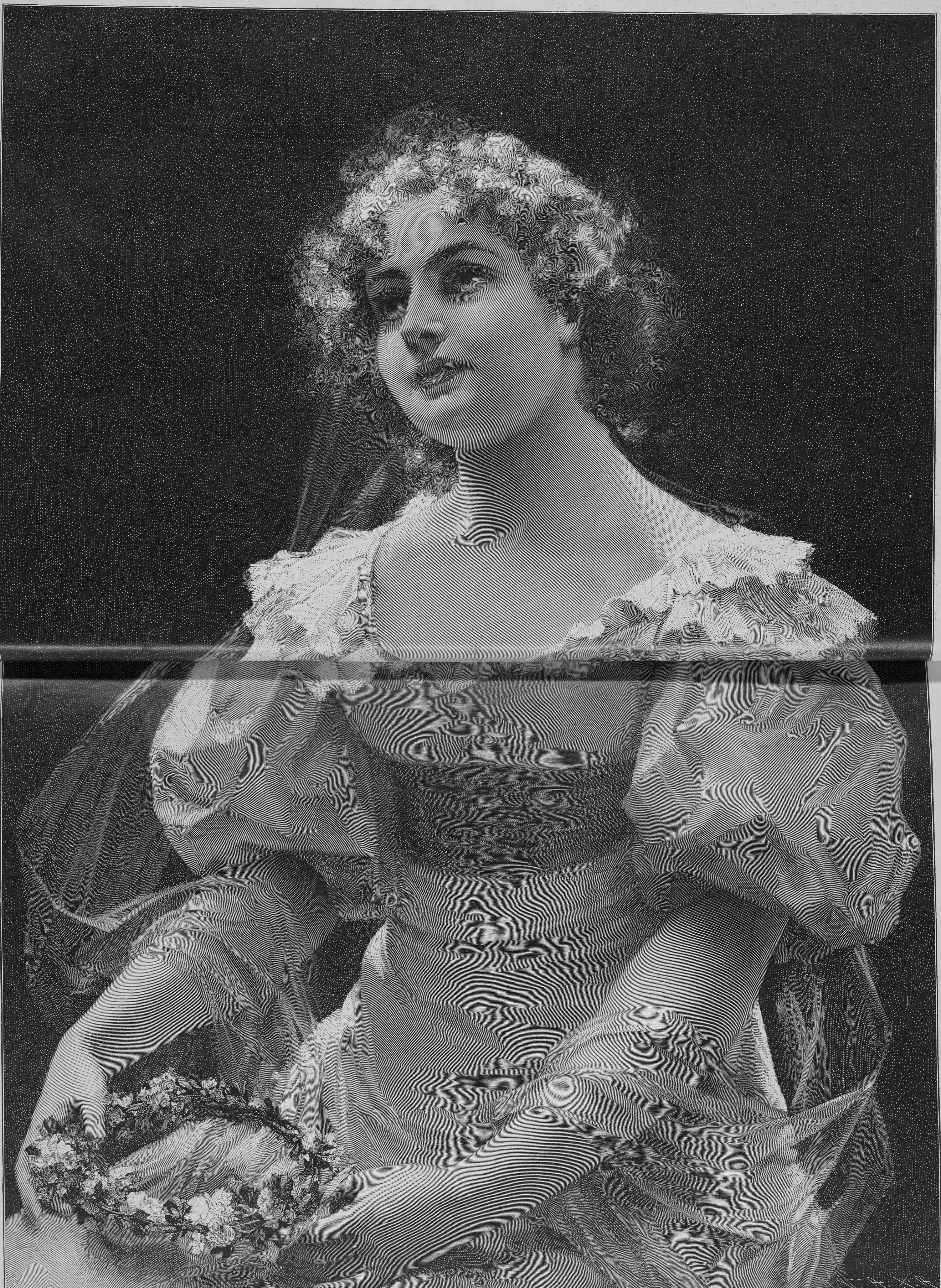
Aber jetzt — horch! Durch die zwei Reihen der uralten Hainbuchen, die ſich wie ein dicht gefügtes Dach über den Wallgang diesſeits des Grabens wölben, fuhr ein halb erſchrockener, halb jauchzender Mädchenſchrei. Aha, da badeten wieder die Hofmägde im Wallgraben, und die Knechte kamen ihnen dabei über den Hals! Wenn die Nächte ſo ſchwül ſind und der Ernteſtaub ſo brennend, dann heben ſich die Leiber, die behend Rock und Hemd abgeſtreift, wie weiße Statuen jenſeits vom dunkeln Grabenrain, leuchtend glänzen ſie herüber zu der einſamen Bank, die ganz verborgen ſteht unter den tiefhängenden Buchenäſten.

Das Baden im Wallgraben war dem Geſinde verboten — ob man es anzeigte? Lieber nein! Der Inſpektor war gleich grob, ſchlug darauf los mit der Ledergeſchwänzten oder zog Strafgeld vom Lohn ab. Und wuſch das etwa die Seele rein, die eine Verfehlung auf ſich geladen?!

Ein feines Lächeln überhuſchte für einen Augenblick des Geiſtlichen ernſtes Geſicht; langſam ſtreckte er die Hand aus, hielt ſie hinaus in die Dunkelheit und zog ſie dann langſam und feſt zur Fauſt geſchloſſen wieder an ſich zurück. Dieſe Hand, ſo dünn, daß die Adern blau durchſchimmerten, dieſe Hand, zart wie eine ſchöne Frauenhand, dieſe hielt viel!

Ein Atemzug hob die ſchmalſchultrige Geſtalt; ſie ſchien ſich höher zu recken. Die trocknen Lippen mit der unruhigen Zungenſpitze befeuchtend, lächelte der junge Vikar überlegen. Und dieſe Vikarzeit bei dem bäueriſchen, ſtumpfſinnigen alten Propſt von Pociecha, war ſie nicht nur ein Uebergang? Was ſollte wohl ein Gorka bei den Bauern? Den Zögling, dem man beim Abſchied vom Seminar von ‚beſonderen Hoffnungen‘ geſprochen, die man auf ihn ſetzte, den Erben eines uralten Namens — freilich nur eines Namens — den Verwandten eines Kardinals, läßt man nicht hier verkommen! Und war nicht die Freundſchaft mit den Garczynskis ſchon ein Tritt auf die erſte Sproſſe der Leiter? Garczynski würde keinen andern ſimplen Dorfvikar den ‚hochverehrten Lehrer‘ ſeines Sohnes nennen — da hatten ſich ſchon Einflüſſe von oben her geltend gemacht. Es war kein Genuß, den jungen Boleslaw zu unterrichten, der Junge war ſündhaft faul, — faul wie alle, die einen reichen Vater hinter ſich wiſſen — aber dieſe Zubereitung des kommenden Geſchlechts, das Polens neuen Glanz wieder begründen ſoll, war ein Vertrauensvotum. Polens neuen Glanz begründen — die?!

Haſtig wendete ſich der Einſame um: hatte jemand gelacht? Niemand war da, nur die Nacht auf verfallender Treppe und im verwilderten Park. Nein, dieſe Jungen, die franzöſiſch plappern bei der Bonne, dann am Wiſſen herumnippen und dann im preußiſchen Drill ihr Vaterland öfter verleugnen wie Petrus Jeſum Chriſtum, den Herrn, die gründen kein neues Polenreich, wenn nicht dieſe, dieſe — die Hand wieder ausſtreckend, ſie erhebend in der Dunkelheit, atmete der Prieſter tief auf — dieſe hier ſie ſtützt! Vom Dom in



Heliogravüren-Verlag von S. Czeiger in Wien

Resignation

Nach dem Gemälde von A. H. Schram

der Stadt auf den ſieben Hügeln hallen die Glocken weit ins Land. Der Komornik im langſchößigen Rock, die Kobieta im ſonntäglichen Spenzer, das Mädchen mit vielfarbenen Bändern an der Halsperlenſchnur, Männer, Weiber, Burſche, Dirnen, Greiſe, Kinder, Abgeſchiedene und noch Ungeborene, alle liegen vor dem Altar im Staub, gehorſam der einen großen, heiligen, unergründlichen Macht, alle, auch dieſe da drinnen!

Der Vikar drehte ſich um nach den Fenſtern des Gartenzimmers; ſie waren nicht mehr erleuchtet, das Spiel hatte aufgehört. Da ging er.

Die Grillen im Gras und Gemäuer zirpten immer ungeſtümer, wie bebend vor Liebesungeduld. Jetzt hörte er ſie nicht mehr.

Als er über den dunkeln Hof ſtieg, vorſichtig, auf den Zehen, und ſeinen langen Rock raffend, daß ihn die Jauche, die da floß, nicht beſpritze, hörte er auch nicht das ſehnſüchtige Muhen einer Kuh im dunſtigen Stall halb im Schlaf durch die nächtliche Stille rufen und das Schnaufen des Bullen an der ihn feſſelnden Kette.

Beim Futterſpeicher begegnete ihm der Stórz, der Nachtwächter; den Spieß vorgeſtreckt, die trübſelige Laterne hochhaltend, daß ſie doch ein wenig leuchte, ſchrie der grob den heimlichen Wandrer an: „Wer geht da? Hundeblut, verfluchter Dieb!“

Aber als der alte Mann den jungen Vikar erkannte, ſank er zuſammen wie niedergeſchmettert. Seine von Nachtwachen und Schnapstrinken rotplierigen Augen verdrehten ſich vor Ehrfurcht; demütig küßte er das Kleid des geweihten Herrn.

(Fortſetzung folgt)

Rechtsſchutz der Frauen durch Frauen

Es zeugte von weſentlichem Verſtändnis für die Bedürfniſſe unſrer Zeit und die Notwendigkeit, ihnen in jeder Weiſe Rechnung zu tragen, daß die Frauenbewegung in Deutſchland die Gewährung des Rechtsſchutzes für Frauen durch Frauen als eine ihrer wichtigſten Aufgaben betrachtete und mit Eifer an die Löſung der Frage heranging. Die außerordentliche Vermehrung der Zahl der Mädchen und Frauen, die durch Tätigkeit außerhalb des Hauſes und der Familie ihren Unterhalt erwerben müſſen, hat es vor allem mit ſich gebracht, daß in zahlloſen Fällen die weibliche Bevölkerung der Rechtsauskunft zum Zwecke der Rechtsbelehrung in nicht geringerem Grade bedarf als die männliche. Dazu kommt, daß die moderne Geſetzgebung, die beſtrebt iſt, durch wohldurchdachte Anordnungen und Einrichtungen die Lage der arbeitenden Klaſſen im weiteſten Sinn zu heben und zu beſſern, zwiſchen den Geſchlechtern keinen Unterſchied macht, ſondern ihre Wohltaten auch den weiblichen Perſonen zuwendet, anderſeits aber ſie mit der Erfüllung beſtimmter Verpflichtungen belaſtet. Rechtsunkenntnis ſchützt aber die Arbeiterin ebenſowenig vor empfindlichen Nachteilen wie den männlichen Arbeiter. Die Notwendigkeit des Schaffens von Einrichtungen zum Zwecke koſtenloſer Rechtsauskunft an die Angehörigen der unbemittelten Klaſſen iſt alſo durch die Entwicklung der Verhältniſſe auch gegenüber der weiblichen Bevölkerung gegeben, und es lag nahe, daß die Frauenvereine ſolche Einrichtungen ſchufen, da erfahrungsgemäß das Weib dem Weibe ohne Zurückhaltung entgegenkommt und die Frauen einander auch ſolche Angelegenheiten und Bekümmerniſſe vertrauensvoll mitteilen, die ſie dem Manne nur ſelten offenbaren.

Allerdings war der Verſuch, Rechtsſchutzſtellen der Frauenvereine für die weibliche Bevölkerung zu errichten, nach Lage der Verhältniſſe ein gewagter, und es gab genug Perſonen, die an ſich der fortſchreitenden Frauenbewegung durchaus ſympathiſch gegenüberſtanden, gleichwohl aber ſich der ernſten Zweifel nicht erwehren konnten, ob die Frauen nicht ihre Tätigkeit hier auf ein Gebiet erſtreckten, das Anforderungen ſtellt, denen ſie noch nicht gewachſen ſeien. Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß der Verſuch durchaus gelungen und die ſtille Hilfsarbeit, die von den Rechtsſchutzſtellen geleiſtet wird, heute ſchon von nicht zu unterſchätzender Bedeutung iſt. Die Zahl der Rechtsſchutzſtellen hat ſich in den letzten Jahren in erfreulicher Weiſe vermehrt; nicht nur in den Großſtädten finden ſich ſolche, ſondern auch verſchiedene Mittelſtädte entbehren ihrer nicht mehr, und der Gedanke, auf dem dieſe Organiſationen beruhen, gewinnt, wenn auch langſam, ſo doch ſtetig an Boden, auch da, wo beſondere Verhältniſſe es mit ſich bringen, daß ſeine Verwirklichung noch keine greifbare Geſtalt angenommen hat.

Wer der Tätigkeit einer Rechtsſchutzſtelle näher ſteht, wird gewiß keinen Augenblick mit der Anerkennung zögern, daß hierdurch dem Rechtsſchutzbedürfnis eines Teiles der weiblichen Bevölkerung in der Hauptſache in befriedigender Weiſe Rechnung getragen wird. Ueberraſchend ſchnell und überraſchend gut haben ſich die an der Spitze dieſer Einrichtungen ſtehenden Frauen an die Erteilung der Rechtsbelehrung gewöhnt; die Erwerbung gewiſſer Rechtskenntniſſe war ſelbſtverſtändlich die unabweisliche Vorbedingung, ſie begegnete aber keiner Schwierigkeit, da ſich überall Vertreter des Juriſtenſtandes fanden, Rechtslehrer, Richter oder Rechtsanwälte, die die erforderliche Anweiſung und Belehrung erteilten. Die Angelegenheiten, die der Rechtsſchutzſtelle unterbreitet werden, ſind zumeiſt einfacher Art, ſo daß die Beantwortung keine Schwierigkeiten verurſacht. Betrifft die Anfrage verwickelte Verhältniſſe, ſo ſetzt ſich die Rechtsſchutzſtelle mit den ihr naheſtehenden Juriſten in Verbindung, die ſich überall im Intereſſe der guten Sache bereit erklärt haben, die gewünſchte Auskunft zu erteilen. Das Beſtreben der Rechtsſchutzſtellen iſt vor allem darauf gerichtet, eine gütliche Einigung und Beilegung der Differenzen herbeizuführen, und hierin hat manche Rechtsſchutzſtelle ganz bedeutende Erfolge erzielt, ſo daß der Spott, der ſich im Anfange der Wirkſamkeit der Rechtsſchutzſtellen vielfach breit machte, ſo gut wie verſtummt iſt.

Die Inanſpruchnahme dieſer Einrichtungen des Rechtsſchutzes für Frauen durch Frauen iſt in den einzelnen Städten ſehr verſchieden; es gibt Stellen, deren Sprechſtunden ſtets überfüllt ſind, und ſolche, die nur einen ſchwachen Beſuch haben. Die Urſachen dieſer Verſchiedenheit ſind komplizierter Art; vor allem kommen dabei die allgemeinen ſozialen und gewerblichen Verhältniſſe in Betracht. Städte, in denen die Zahl der weiblichen Fabrikarbeiter oder der weiblichen Handlungsgehilfen ſehr bedeutend iſt, bieten naturgemäß für die Tätigkeit der Rechtsſchutzſtelle ein viel ausgedehnteres Arbeitsfeld als kleinere Provinzialſtädte ohne nennenswerte Entwicklung von Handel und Induſtrie. Da und dort iſt auch noch mit einem gewiſſen Vorurteil gegen die Leiſtungsfähigkeit der Rechtsſchutzſtelle zu rechnen, das allerdings mehr und mehr im Schwinden begriffen iſt. Aber auch die ſchwächer beſchäftigten Stellen tragen dazu bei, daß ſelbſt für die ſchüchternſten und die mittelloſen weiblichen Perſonen die Gelegenheit beſteht, ſich ohne Scheu über eine für ſie wichtige Frage Auskunft zu holen. Bemerkenswert iſt es, daß vielfach unter den Klienten der Rechtsſchutzſtellen die Angehörigen des kleinen Beamtenſtandes ein nicht unerhebliches Kontingent ausmachen. Wenn man einen Blick auf die Gegenſtände wirft, derenthalben der Rechtsſchutz in Anſpruch genommen wird, ſo fällt ſofort die bedeutende Anzahl von Fragen auf, die ſich auf die ehelichen Verhältniſſe beziehen. Die Klagen über rohe Behandlung ſeitens des Mannes, der ſeiner Familie keinen Lebensunterhalt gewährt, ſondern den Verdienſt vertrinkt oder überhaupt nicht arbeitet, ſind bei allen Rechtsſchutzſtellen ſehr zahlreich, ebenſo Fragen, die ſich auf Unterhaltsanſprüche beziehen; im Verhältnis weit ſeltener ſolche, bei denen es ſich um Rechte und Pflichten aus einem Arbeitsverhältnis, insbeſondere aus dem Geſindeverhältnis handelt, Mietſtreitigkeiten, Klagen wegen Ehrverletzung u. ſ. w. Vielfach werden die Rechtsſchutzſtellen auch von Verlobten wegen der Regelung ihrer güterrechtlichen Verhältniſſe in der Ehe befragt; es erfolgt dann ſtets eine Auskunft, durch deren Befolgung die vermögensrechtliche Selbſtändigkeit der verheirateten Frau geſichert wird.

Für diejenigen Frauen, die in den Rechtsſchutzſtellen tätig ſind, bietet ſich die Gelegenheit, das Leben nach den verſchiedenſten Richtungen hin kennen zu lernen; ſie erhalten einen viel tieferen Einblick in die Lebensverhältniſſe als die übergroße Mehrheit ihrer Schweſtern; Not und Elend in den verſchiedenſten Formen offenbaren ſich ihnen, und die unmittelbare Einwirkung der ſtaatlichen Rechtsordnung auf das Leben des Volkes, auf ſein Lieben und ſein Haſſen, tritt ihnen förmlich plaſtiſch vor Augen. Die Arbeit in der Rechtsſchutzſtelle iſt daher für die Frauen ein Quell unſchätzbarer Belehrung und Bereicherung ihrer Lebensanſchauung und ihrer Erfahrungen, ſie kommt ihnen mittelbar und unmittelbar zu gute. Der Rechtsſchutz für Frauen durch Frauen hat in Deutſchland ſeine Feuerprobe ruhmvoll beſtanden, er wird eine dauernde Einrichtung im öffentlichen Leben bilden, die zwar im ſtillen arbeitet, aber doch von außerordentlichem Werte für diejenigen iſt, in deren Intereſſe ſie beſteht.

Ludwig Fuld

Die Kinderwelt des Orients

Von

Roda Roda

Kaum irgendwo genießt das Kind eine ſolche Schätzung wie bei den Muſlimanen. Kinder bilden die Freude des Hauſes, kinderlos bleiben iſt für die Frau nicht nur ein Unglück, ſondern auch eine Schande. Die Feſſeln der muſlimaniſchen Ehe, die das Weib nach unſerm Maßſtabe ſo hart bedrücken, löſen ſich in dem Augenblicke, da es ſich erweiſt, daß dem Hauſe keine Erben erwachſen werden. In einem Liede, das Antun Hangi in ſeinem Buche „Život i običaji Muslimana“ aufgezeichnet hat, ſpricht der Freier zu ſeiner Braut:

„Sieh, mein Mädchen, dieſe Goldorangen.
Wenn der Baum nicht jährlich Früchte trüge,
Hätte ihn mein Bruder längſt gerodet.

Sieh, mein Mädchen, dieſe Goldzitronen.
Wenn der Baum nicht jährlich Früchte trüge,
Hätte ihn mein Bruder längſt gerodet.

Sieh, mein Mädchen, dieſe roten Roſen.
Wenn der Roſenſtock nicht jährlich blühte,
Hätte ihn mein Bruder längſt gerodet.“

Selbſt die ärmſte Frau iſt ſtolz auf den reichen Segen Allahs.

„Wie konnteſt du ſieben Kinder aufziehen, da du doch ſelbſt nichts zu eſſen haſt?“ fragte mein Blutsbruder Hamſa Aga Huſſejindjinowitſch ſeine Verwandte.

„Mit Gottes Hilfe!“ antwortete die Frau. „Ich liebte das Jüngſte immer am meiſten, und ſo wurden alle groß.“

Die Sorge um das Wohl der Kleinen beginnt ſchon lange, ehe ſie das Licht der Welt erblickt haben. Hunderte von günſtigen und ungünſtigen Vorzeichen werden beachtet und die böſen Einflüſſe durch hundert Bräuche des Glaubens und Aberglaubens hintangehalten. Hat ſich der Storch eingeſtellt, ſo gilt es auch gleich, ſeine teure Gabe vor dem böſen Blick, vor Hexen und Krankheiten zu wahren. Das Häubchen des Kindes iſt beſpickt mit Talismanen: Wolfzähne, Hirſchkäfergeweihe, Wurzelwerk und Münzen. Daneben wird das Kind noch reich geſchmückt. Man ſieht kleine Mägdlein umherlaufen, die wahre Schuppenketten von Dukaten um den Hals tragen.

Die Liebe zu den Kindern hat natürlich ihre Verwöhnung zur Folge. Alles iſt ihnen erlaubt. Eine hübſche Geſchichte davon erlebte ich bei Salih, dem Neffen meines ſchon genannten Blutsbruders.

Salih hatte als Sechsjähriger ein Eſelchen zum Geſchenk bekommen und ritt es mit „Schneid“ und Wonne all die Jahre hindurch. Endlich wuchs er ſo weit heran, daß man ihn auch einem Pferdchen anvertrauen konnte, und ſein Großvater, Hadji (Mekkapilger) Hamid, kaufte ihm einen hübſchen Goldfuchs. Das Eſelchen aber ſollte aus dem Stalle; ein Beamter hatte es erſtanden.

„Ich will den Eſel ſelbſt zum neuen Beſitzer bringen,“ ſagte der kleine Salih finſter.

„Und wozu haſt du das Meſſer im Gürtel?“ fragte der Hadji.

Dem kleinen Salih kamen die Tränen in die Augen: „Damit will ich den Eſel totſtechen. Wenn ich ihn nicht haben kann, ſoll ihn auch kein andrer Knabe reiten.“

Im gebildeten Weſten hätte Salih jetzt eine Tracht Prügel bekommen. Im „rohen“ Oſten ſchloß Hadji Hamid ſeinen Enkel glückſtrahlend ans Herz, und wenn der Eſel überhaupt noch lebt, ſo frißt er ſicher Hadji Hamids Futter.

Wamik überliefert das folgende Geſchehnis aus den erſten Tagen des Islams:

Der Emir ul-Muminin (Herrſcher der Gläubigen) Omer-el-Faruk lag in ſeinem Zimmer, und ihm zu Füßen ſpielten ſeine beiden Kinder. Auf einmal erhoben ſie ſich, kletterten dem Vater auf Hals und Bruſt und begannen ihn mit ihren Fäuſtchen zu ſchlagen. In dieſem Augenblick betrat Omer-el-Faruks Statthalter das Gemach, blieb beim Anblick der eigenartigen Gruppe wie angewurzelt ſtehen und rief: „Herr, wie magſt du es dulden, daß die Kinder auf dir, dem Beherrſcher der Gläubigen, herumtreten?“

„Pflegſt du es mit deinen Kindern anders zu halten?“ fragte Omer-el-Faruk.

„Gewiß! Wenn ich heimkomme, dürfen meine Kinder ſich nicht muckſen.“

„Mein Lieber, wenn du ſchon deine Kinder ſo herzlos behandelſt, wie magſt du erſt die Untertanen quälen!“ ſagte der Herrſcher und entließ den Statthalter auf der Stelle.

Ihr deutſchen Mütter, ihr deutſchen Väter, die ihr manchmal unter dem allzu üppig entwickelten

Selbſtbewußtſein eurer Lieblinge ſeufzt — bereiſet doch einmal den Orient! Ihr werdet zurückkommen und euren unartigſten, trotzigſten, ausgelaſſenſten Bengel — Engel nennen! Was ein kleiner Muſlimanjunge oder ſein Schweſterchen an ſchnippiſchen Reden und übermütigen Streichen leiſtet, das können ſieben enggedruckte Foliobände nicht wiedergeben! Der Türke iſt ein geborener Herr und fühlt ſich Herr, wenn er noch nicht ſtammeln kann.

Drei Jahre alt, iſt der kleine Omer-beg ſchon der Tyrann des Frauenhauſes und darf nur noch „Beg“ (etwa Freiherr) angeſprochen werden. Ungeſtraft ſchlägt und ſtößt er nach den Dienerinnen, der Mutter und dem Vater. Er läuft in die Küche und begehrt den Kuchen, der noch nicht gar gebacken iſt, läuft in den Stall und läßt ſich auf des Vaters kleinem Araber im Hof ſpazieren führen — das Reiten iſt ja ſeine Leidenſchaft! — kneift und pufft rein zum Spaß ſeine um zehn Jahre ältere Schweſter und wird bei all dem von allen zärtlich, ja abgöttiſch geliebt!

Aber — er verdient es auch. Wer den putzigen Jungen mit dem kleinen Fez, dem beſtickten Jäckchen, Seidengürtel und Pluderhöschen ſieht (die muſlimaniſche Tracht der Jungen iſt ein getreues, verkleinertes Abbild der Kleidung der Erwachſenen), muß ihn lieb gewinnen.

Es iſt wahr — leicht zu behandeln iſt er nicht. Im kleinen Omer-beg iſt ſchon das ſtarrköpfige Beharren der Verteidiger von Plewna ausgeprägt. „Ich will,“ das iſt ſein oberſtes Geſetz, iſt Begründung genug für alles, was er tut. Nur ſelten läßt er ſich auf Erörterungen ein.

Omer-beg ſieht in einem Laden der Tſcharſchija (des Geſchäftsviertels) einen Säbel, „ganz wie ihn die Leibwache des Sultans trägt“. Den Säbel möchte er haben.

„Laß ſein, Kind,“ ſagt der Vater, „ich fahre nächſtens nach Sarajewo, da bekommt man dieſe Säbel viel billiger.“

„Und wieviel verbrauchſt du auf dem Wege, Vater?“ wirft der Kleine ein.

Omer zählt noch nicht fünf Jahre, da muß er, wie alle Jungen ſeines Alters, in den Mekteb, die Glaubensſchule. Dort erſt wird ſein Stolz gebrochen. Mit untergeſchlagenen Beinen ſitzt er auf dem Boden, vor ſich auf niederem Bänkchen das Buch, und nun heißt's lernen und lernen! Denn ſobald er nicht folgt, kommt der Hodja (Prieſter) und bearbeitet unbarmherzig des kleinen Omer Fußſohlen.

Da hat's Namuna, ſeine Schweſter, beſſer In bauſchigen, bunten Höschen tummelt ſie ſich draußen im Sonnenſchein, daß die Holzſohlen nur ſo klappern. Namuna trägt das rotgefärbte Haar zu dreizehn Zöpfchen geflochten, Korallen um den Hals, einen Dukaten und eine Roſe am Fes und dreht mit den rotgefärbten Fingern allen Vorübergehenden Naſen.

Ihr Onkel, Hadji Schemſi, kommt die Straße herunter. Namuna dreht die Naſe und ſtreckt überdies die Zunge heraus.

„Wie geht's, kleine Zigeunerin?“ fragt Hadji Schemſi beluſtigt.

„Danke, gut, Onkel aus demſelben Stamme!“ gibt ſie flink zurück und läuft mit flatternden Höschen davon.

Einmal ſpielt ſie „Kula“, Nußwerfen, mit den Nachbarskindern. Plötzlich packt Omer ſämtliche Nüſſe zuſammen und verſchwindet. Allgemeines Heulen der Beraubten. Namuna beruhigt ſich zuerſt und fällt nun vorwurfsvoll über die andern her: „Was ſchreit ihr, wenn der Vater ſchläft?“

„Aber du haſt doch ſelber auch geſchrien?“ entgegnen die andern Kinder.

„Namuna darf ſchreien,“ ſagt ſie im Hochgefühle ihres Hausrechtes.

Die Geſellſchaft des Morgenlandes hat kein Plätzchen für unſre ſogenannten „Wunderkinder“ übrig. Aber frühreife Kinder gibt es auch dort und hat es allezeit gegeben.

Fehim Spaho, ein junger muſlimaniſcher Schriftſteller, erzählt nach arabiſchen Quellen vom kleinen Rekad, der ſchon im Alter von vier Jahren ob ſeiner Antworten Aufſehen erregte. Man brachte ihn zum Kalifen Harun-el-Reſchid, der ihn zu ſehen begehrt hatte.

„Ich will dir ein Geſchenk machen, Rekad,“ ſprach der Kalif. „Was möchteſt du am liebſten?“

„Deinen klugen Kopf; er wird mir hüben und drüben nutzen,“ entgegnete der Knabe.

Harun-el-Reſchid ſchüttelte ſich vor Lachen und ließ dem Kinde Gold- und Silbermünzen vorlegen. „Wähle,“ ſagte er, „was du gern haben magſt.“

„Ich liebe Eure Hoheit, nächſt Euch aber das hier,“ ſprach der Kleine und deutete auf das Gold. Der Kalif nahm ihn an den Hof und ließ ihn auf ſeine Koſten erziehen.

Eine luſtige Kindergeſchichte berichtet uns auch Schemßuddin. In einer Hauptſtadt des Orients lebte einmal ein Krämer, der ein ungemein geſcheites Söhnchen von zehn Jahren hatte. Als der Knabe eines Tages, wie gewöhnlich, zur Schule ging, begegnete er dem Sultan, der verkleidet die Stadt beſuchen wollte.

„Wohin, mein Kind?“

„Ich gehe in die Schule.“

„Was lernſt du da?“

Das Kind erzählte von ſeinen Aufgaben und Prüfungen ſo fließend und nett, daß ihm der Sultan ein Goldſtück als Belohnung reichte.

Der Kleine rührte ſich nicht.

„Wie, du willſt das Geſchenk nicht annehmen? Warum nicht?“

„Der Vater wird mir nicht glauben, daß ich es bekommen habe.“

„So ſag ihm, ich, der Sultan, hätte dir's geſchenkt.“

„O, das glaubt er nun erſt recht nicht. Für ein kaiſerliches Geſchenk iſt ein Goldſtück zu gering.“

Der Sultan gab ihm lachend eine Handvoll Münzen und ließ ſich den Laden des Vaters bezeichnen. Dann ſetzte der Knabe ſeinen Weg zur Schule fort, der Sultan aber trat in den Laden des Krämers, fragte nach dem und jenem und konnte ſich nicht genug wundern, daß der Kaufmann die Preiſe all der vielen Dinge auswendig zu ſagen vermochte.

„Je nun, ich habe ja nichts andres im Kopf als das,“ meinte der Krämer.

„Dann kennſt du am Ende gar nicht einmal die ſechs Glaubensartikel ‚sifati iman‘ und fünf Religionspflichten ‚sifati islam‘?“

„Nein, kaiſerlicher Herr!“

Der Sultan ging empört von dannen.

Als der Knabe nach dem Ikindijagebet aus der Schule kam, hatten die Häſcher ſeinen Vater ſchon ins Gefängnis abgeführt. Weinend lief der Knabe zum Seraj, um die Gnade des Sultans zu erflehen. Der Kapidjibaſcha — Torhüter — hielt ihn an.

„Laß mich doch ein, ich bitte dich,“ ſprach der Knabe.

„Geh!“ entſchied der Torhüter nach einigem Beſinnen. „Aber das ſage ich dir: die Hälfte deſſen, was dir der Sultan etwa geben wird, muß mir gehören.“

„Nicht die Hälfte, Kapidjibaſcha, ſondern neun Zehnteile will ich dir abtreten, nur laß mich zum Sultan ein.“

Als der Herrſcher den weinenden Kleinen erblickte, erkannte er ihn ſogleich, winkte ihn herbei und fragte ihn nach ſeinen Wünſchen.

„Du haſt meinen Vater einkerkern laſſen, Herr!“

„Ja, weil er die ‚sifati iman‘ und ‚sifati islam‘ nicht kennt. Sag du mir ſie.“

Der Knabe begann mit den ſechs Artikeln, die der Islam „mit dem Herzen zu glauben und mit den Lippen zu ſprechen“ gebietet, und nannte dann auch noch, ohne zu ſtocken, die fünf Pflichten: Beten, Faſten, Almoſengeben, Pilgern und den Glauben verbreiten.

„Um deiner kindlichen Frömmigkeit willen mag dein Vater frei ſein,“ rief der Sultan und bot dem Knaben wieder Gold an.

„Nein, kaiſerlicher Herr, Gold bekam ich ſchon morgens von dir, laß mir jetzt zehn Rutenhiebe geben.“

Der Sultan war neugierig, welche Bewandtnis es mit dem ſeltſamen Wunſche habe, und befahl, den Knaben zu peitſchen. Als der erſte Streich gefallen war, ſchrie der Kleine: „Halt! Die andern neun gehören dem Torhüter, dem ich neun Zehntel des Geſchenkes verſprechen mußte.“

Der Kapidjibaſcha bekam wirklich ſeinen Teil, der Knabe das zugedachte Gold und der Krämer die Freiheit. —

Eine herzegowiniſche Volksromanze, die Rebatz Haſſan aufgezeichnet hat, wirft ein verklärendes Licht auf das muſlimaniſche Familienleben. Haſſan Agas Frau lag im Sterben. Alle ihre Gedanken waren bei dem Schickſal ihrer beiden Kinder, drei Polſter weinte ſie naß um ſie. Sie ließ Haſſan Aga ſchwören, daß er Ajka, der Sterbenden jüngere Schweſter, freien werde, damit die Kinder keine fremde Stiefmutter bekämen.

Aber Ajka erfüllte die Erwartungen ihrer Schweſter nicht. Als ſie in Haſſan Agas Hof einzog, ſchob ſie die beiden Waiſen rauh beiſeite. Nachts darauf erſchien die Tote im Traume Ajkas und ſprach:

„Schlag die Kinder nicht, die ich geboren,
Pflück die Roſen nicht, die ich gezogen,
Denn von Sonntag lebſt du nur bis Montag.“

Am Morgen ſtarb Ajka. Man trug ſie hinaus — die Türken begraben ihre Toten, kaum daß die Seele ausgehaucht iſt —, und Haſſan Aga gab den Kindern eine dritte Mutter — Fatima, Disdarews Tochter. Als ſie einzog, begrüßten ſie die Kleinen, Fatima aber umarmte ſie und antwortete:

„Selig möge eure Mutter ruhen,
Ihr mein Glück und meine Augenweide!
Eure Muhme wird euch Kleidchen nähen,
Eure Muhme wird euch ſticken lehren.“

Als Fatima einſchlief, erſchien auch ihr Haſſan Agas erſte Frau:

„Holde Schöne, Disdarews Fatima,
Meine Kinder haſt du wohl empfangen!
Schlag ſie, lieb ſie, ich hab' ſie geboren,
Pflück die Roſen, ich hab' ſie gezogen,
Und umarm' den Aga Haſſan Aga!
Lange wirſt du, gute Fatma, leben,
Töchter drei und Söhne vier gebären.“

Drei Töchter und vier Söhne — das ſchwebt der türkiſchen Frau als Allahs ſchönſtes Gnadengeſchenk vor. Sie trägt ihr Los, das unſre Frauen gerne Knechtſchaft nennen, mit Freuden — für die Kinder, ihr ein und alles. Wie ſagte doch meines Blutsbruders Verwandte? „Ich liebte das Jüngſte immer am meiſten, und ſo wurden alle groß.“

Meyer

Novelle
von

Georg Freiherrn von Ompteda

Herr Meyer hatte eben die Abfahrt der Hochzeitswagen von der Jeruſalemerkirche mit angeſehen. Die Menge verlief ſich, er ließ ſich von ihr treiben, nachdenklich, denn er überlegte eben, ob es nicht angebracht wäre, auch zu heiraten.

Aber wie? Er war kein Jüngling mehr und hatte auch kein leicht entzündbares Herz, er war alſo vollkommen geeignet, um in aller Vernunft und Ruhe ſich eine Frau zu wählen, deren Vermögensverhältniſſe ſeinen Wünſchen entſprochen hätten, deren Familie keinen Makel aufwies, die einen guten verträglichen Charakter beſaß.

In früheren Jahren, als er noch als Wildfang auf der Friedrichſtraße gebummelt, da wäre es etwas andres geweſen, da hätte er ſich die Sache nicht ſo überlegt. Wenn er damals geheirat hätte, o Gott! O Gott! Eigentlich konnte er ſich freuen, daß er es nicht getan, denn er wäre ſicher dabei 'reingefallen. Und er dachte an die ſtolze ſchlanke Helene Schlackenberg, in die er ſo verliebt geweſen, daß es doch beinahe zur Hochzeit gekommen wäre. Und was hätte er davon gehabt? Heute hatte ſie ſchon den dritten Mann unter die Erde gebracht, er hätte alſo ſchon zwei Nachfolger gehabt!

Meyer ließ ſich weiter von der Menge treiben, aber immer kehrte ihm der Gedanke wieder, denn der Bräutigam, der eben an der Seite ſeiner jungen Frau die Kirche verlaſſen, war auch nicht jünger als er und hatte es doch noch gewagt, er hatte ſogar ein ganz junges Mädchen genommen, denn die Braut mochte kaum mehr als achtzehn Jahre zählen. Aber nein, nein, ſo etwas tat er nicht; ſeine Frau hätte älter ſein müſſen; er wollte Ruhe haben in ſeiner Ehe und nicht noch Aufregung, da brauchte er ſich ja gar nicht erſt zu verheiraten.

Und merkwürdig, da fiel ihm wieder Helene Schlackenberg ein. Heute hieß ſie natürlich ganz anders, aber wer konnte ſich das merken, da ſie doch dreimal ſchon den Namen gewechſelt. Im Grunde genommen — Gott, vielleicht hatte ſie auch ihre drei Männer nicht gerade unter die Erde geärgert, ſie hatte eben Pech gehabt. Es gab ja auch Leute, die das Pech hatten, ihre Ehehälfte ſiebzig Jahre lang zu behalten; bei ihr war es eben gerade das Gegenteil.

Herr Meyer begann ſchon in Gedanken allerlei Gutes an Helene Schlackenberg zu finden. Er überlegte: wie alt mochte ſie ſein? Nun, höchſtens achtunddreißig bis neununddreißig! Er war ein hoher Vierziger, alſo gerade recht. Und plötzlich ertappte ſich Herr Meyer dabei, daß er links abgebogen war und im Begriff ſtand, nach der Wilhelmſtraße zu gehen, wo ſie wohnte. Er hatte ſich die Nummer genau gemerkt, er wußte ſie, ſeitdem die Todesanzeige ihres letzten Mannes gekommen, denn im ſtillen hatte er immer einmal ſeine alte Liebe aufſuchen wollen.

Das Haus enthielt unten links einen Korſettladen, die andre Seite neben der Tür hatte ein Buchhändler inne. Herr Meyer blieb ſtehen und ſah zu den Fenſtern hinauf; er wußte nicht, in welchem Stock ſie wohnte, konnte den Portier auch nicht fragen, denn er hatte den Namen vergeſſen. Wer ſollte ſich denn auch dreimal einen andern merken?

Während er noch überlegte, ob es vielleicht beſſer wäre, nach Haus zu gehen, um die Todesanzeige zu ſuchen, erſchien ein Schatten in der Tür. Er prallte zurück. Eine gewaltig dicke Dame kam heraus, in ſtolzer, aufrechter Haltung, von einer andern, viel kleineren, ganz ſchlanken gefolgt. In einem Augenblick war es Herrn Meyer klar, weniger durch die Augen als durch das Gefühl: das war Helene Schlackenberg, und unwillkürlich lüftete er den Hut, indem er zurücktrat und ihr Platz machte.

Die Dame blickte ihn an; dankte durch ein leiſes Kopfnicken, und über ihr Geſicht ging etwas wie ein Lächeln. Er redete ſie an: „Ach, gnädige Frau, Sie ſind es!“

Sie fragte zögernd, als wäre ſie ihrer Sache nicht ganz gewiß: „Herr Meyer?“

„Gewiß, Auguſt Meyer. Ich habe doch die Ehre, mit Frau Schlackenberg zu ſprechen?“

Sie verbeſſerte ganz mechaniſch: „Kirchhübel!“

Und er ſagte, ohne darauf einzugehen: „Ich wollte mir gerade erlauben, Ihnen meine Aufwartung zu machen!“

„Sehr liebenswürdig!“

„Ich habe nämlich ein ſchlechtes Gewiſſen. Sie haben einen ſo ſchweren Verluſt gehabt!“

Frau Helene Kirchhübel meinte nur trocken: „Ja, mein Mann iſt vor einem halben Jahr geſtorben!“

Er fuhr fort: „Und Sie haben die Liebenswürdigkeit gehabt, es mir anzuzeigen, und ich habe darauf gar nichts getan, und das wollte ich erklären, ja mit — ja, eigentlich mit meiner Vergeßlichkeit und Bummelei.“

Sie waren ein paar Schritte die Straße hinuntergegangen, da erinnerte ſich Frau Kirchhübel ihrer Tochter und ſtellte Herrn Meyer vor. Sie gebrauchte dabei die Worte: „Ein Jugendfreund“.

Das gab den Anlaß, daß er von der Vergangenheit ſprach, und indem er die drei Männer überſchlug, die er nicht gekannt hatte, eigentlich immer wie mit der ſtolzen einſtigen Helene Schlackenberg redete. Auch Frau Kirchhübel friſchte Erinnerungen auf, und der Spaziergang endigte an der Leipzigerſtraße damit, daß die Witwe ſagte: „Ich habe jetzt während meiner Trauer keinen „Jour“, aber kommen Sie doch einmal ſo zu uns, morgen zum Beiſpiel bin ich zu Hauſe.“

Er zog zum Abſchied den Zylinder, der wundervoll glänzte, wie er ſich dabei durch einen Seitenblick überzeugte. Die beiden Damen gingen weiter, und er kehrte denſelben Weg wieder zurück. Er fühlte ſich ein wenig enttäuſcht. Donnerwetter noch mal, war die dick geworden! Der reine Koloß! Und dabei hatte er ſie in der Erinnerung ſchlank wie eine Pappel!

Sofort war er ſich darüber klar: Frau Kirchhübel kam für ihn nicht in Frage! Aber die Tochter, den Teufel noch mal, das war ja die Mutter wie vor zwanzig Jahren, nur nicht ganz ſo groß! Immerhin kein Nachteil, denn Helene war, noch verſtärkt durch ihre gewaltige Körperfülle, doch vielleicht etwas zu groß für ihn, aber die Tochter wäre ſchon recht geweſen.

Am nächſten Tage erſchien Herr Meyer zur feſtgeſetzten Zeit. Kirchhübels wohnten im erſten Stock, und es war ein prachtvolles Haus. Der Salon war reizend, das Boudoir ein Idyll; im Herrenzimmer, das etwas Unbewohntes hatte, ſchien wirklich der Geiſt der drei Verſtorbenen zu ſchweben. Sie machten ſchnell die Tür zu, — da war es drüben hübſcher. Nur eins ärgerte Herrn Meyer: die Tochter erſchien nicht! Aber er war mit Frau Kirchhübel ſehr liebenswürdig. Sie erzählte ihm ihre Lebensgeſchichte, und er hatte offenbar richtig geurteilt, ſie hatte wirklich Pech gehabt. Die Männer waren ihr nur ſo unter den Händen geſtorben.

Als Herr Meyer wieder auf der Straße ſtand, war er ſich über eins noch klarer als am Tage zuvor: Nr. 4 würde er nicht ſein! Dagegen Schwiegerſohn . . . na, das ließe ſich hören. Und hierin ward er noch mehr beſtärkt. Zufällig erfuhr er im Café durch einen Bekannten, daß das ganze Rieſengeld von dem erſten Mann, einem Herrn Säumling, dem Vater des jungen Mädchens, ſtammte; die beiden andern hätten nicht einen Pfennig beſeſſen.

Ein paar Tage darauf machte Herr Meyer ſeinen zweiten Beſuch. Geduldig ſaß er eine Viertelſtunde da, aber immer erſchien nicht die Tochter. Da fragte er endlich nach ihr. Es hieß, ſie wäre von einer Freundin abgeholt worden. Nach ein paar Augenblicken ſtand Herr Meyer auf und empfahl ſich.

Er ließ wieder ein paar Tage verſtreichen, dann kam er, aber etwas früher, da konnte ſie doch nicht ausgegangen ſein. Er ſaß abermals eine Viertelſtunde da, dann fragte er wieder nach der Tochter. Sie war vom Spaziergang noch nicht zurückgekehrt, und Herr Meyer, dem die wohlbeleibte Jugendfreundin auf die Nerven zu gehen begann, erhob ſich beinahe ſofort.

Frau Kirchhübel ſchien traurig, daß er ſie verlaſſen wollte; ſie ſagte, ſie fühle ſich ſehr einſam, die Trauer brächte es mit ſich, daß ſie beinahe keinen Verkehr hätte, und ſie lud ihn zu Tiſch ein. Er nahm dankend an und rieb ſich vergnügt die Hände, denn einmal mochte er, der Feinſchmecker, das Junggeſellenleben im Reſtaurant nicht leiden, und dann mußte er ja nun endlich die Tochter ſehen.

Den ganzen Tag war er guter Laune und konnte den Augenblick kaum erwarten. Aber die Tochter erſchien nicht im Salon. Das Mädchen machte die Tür auf, man ſah den gedeckten Eßtiſch. Herr Meyer reichte Frau Kirchhübel den Arm, und die beiden ſetzten ſich zu Tiſch.

Bevor er ſeine Suppe zu eſſen begann fragte er: „Nun, das gnädige Fräulein?“

Ueber das runde Geſicht der liebenswürdigen Wirtin lief ein freundliches Lächeln: „Ach, ich vergaß es Ihnen zu ſagen, lieber Freund, meine Tochter iſt nämlich gerade heute eingeladen.“

Herr Meyer war verſchnupft, er ſagte ſich: ‚Aha, das iſt Abſicht, ſie ſoll verſteckt werden!‘ Und der Entſchluß ſtand bei ihm feſt, trotz allem offenbaren Entgegenkommen ſeiner Jugendfreundin, auf ſie keinesfalls hineinzufallen! So eine Hinterliſt mußte beſtraft werden.

Er ſprach kaum ein Wort mehr, aber das Eſſen ſchmeckte ihm ſehr gut. Er hatte keinen feſten Mittagstiſch, ſondern pflegte, wie es gerade kam, in der Stadt herum zu eſſen, und das hatte er ſchon ſehr ſatt. Denn da er, der nichts war und nur eine magere Rente beſaß, aus Sparſamkeit nicht gerade die erſten Reſtaurants aufſuchte, ſo pflegten ſeine Mahlzeiten ihm meiſt nicht zu ſchmecken. Eins konnte er aber geſtehen — man muß immer gerecht ſein —, eine ſolche Suppe hatte er ſeit Jahren nicht mehr gegeſſen. Sie war mit Liebe gemacht; ſie enthielt die kondenſierte Kraft von vielen Pfunden Fleiſch. O, er war einſt Kenner geweſen!

Das Mahl verlief ziemlich einſilbig; einerſeits war Herrn Meyer die Laune verdorben, anderſeits aber ſammelte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Eſſen. Denn in demſelben Stil wie die Suppe ging es weiter. Teufel noch einmal, die Jugendfreundin ſchien auf gute Küche zu halten. Das war ja alles erſte Klaſſe! Keine komplizierten ſchwierigen Speiſen, aber richtige, gute bürgerliche Küche. Und der Faſan — Donnerwetter! — war der getrüffelt! Das war ja ſchon mehr Trüffeln mit Faſan! Herr Meyer aß dreimal davon.

Und einen Salat gab es! Einen Salat, ſcharf wie der Teufel, daß einem gleich ganz heiß wurde! O, wie er den liebte! Er hätte ganze Berge davon vertilgen können.

Endlich wiſchte ſich Herr Meyer den Mund, man ſtand auf, und feierlich führte er ſeine Gaſtgeberin wieder in den Salon zurück.

„Hat es Ihnen geſchmeckt?“ fragte ſie freundlich und ſchien gar nicht darauf zu achten, wie einſilbig er geweſen.

Er antwortete in ehrlicher Begeiſterung: „So gut habe ich ſeit Jahren nicht gegeſſen!“

Da ging ein ſtrahlendes Lächeln über ihre Züge, und ſie ſagte „Ja, ſehen Sie, mein lieber Auguſt,“ — jetzt nannte ſie ihn angeſichts ihrer alten Freundſchaft beim Vornamen —, „hätten Sie ſich Ihrer alten Freunde erinnert! Das kommt davon, wenn man ſie ſo lange vergißt. Na, ich hoffe, daß Sie nun öfters bei mir eſſen werden. Es iſt ſo traurig, ſo ganz allein!“

Dabei machte ſie mandelförmige, ſchwermütige Augen, ſo daß ſie ihm doch nicht ganz ohne Reiz zu ſein ſchien.

Sie ſetzten ſich jetzt ins Boudoir, und zum erſtenmal, ſeitdem ſie ſich wiedergeſehen, begann ſie von ihren verſtorbenen drei Männern zu ſprechen. Sie redete von ihnen weich und zärtlich, aber doch wie von etwas, das eben längſt hinter ihr lag. Jeder hatte ſeine beſonderen Verdienſte gehabt Den erſten hatte ſie ſeines Vermögens wegen geheiratet, und ſie ließ dabei durchblicken, als hätte ſie es bloß getan wegen ihres Schmerzes, daß ſich ihr einſt ein gewiſſer Auguſt Meyer nicht genaht. Den zweiten hatte ſie genommen wegen ſeiner unendlichen Güte, und vom dritten hatte ſie ſich eigentlich, wie ſie geſtand, überrumpeln laſſen, allerdings mit dem Gedanken, daß es für die Zukunft ihrer Tochter beſſer wäre, wenn ein Mann im Hauſe ſei. Am Schluß begann ſie zu weinen, und das konnte Herr Meyer nicht vertragen. Wenn eine Frau weinte, war es um ihn geſchehen, da mußte er gleich mittun. Und da er ſeine Schwäche ſchon kommen fühlte, ſtand er auf und empfahl ſich, mit dem Verſprechen, bald wiederzukommen.

Am nächſten Tage ſaß er in einem kleinen Reſtaurant in der Taubenſtraße, wo eilige Geſchäftsleute zwiſchen zwei Abſchlüſſen in einer Viertelſtunde für ein geringes Geld ihr Mahl hinunterwürgen. Er fand ſchon die Suppe ſo entſetzlich, das reine Spülwaſſer, daß er kaum den Mut mehr hatte, weiter zu eſſen. Am zweiten Tage ging er in ein Bräu im Norden. Das tauſendmal tauſend Menſchen vorgeſetzte Allerweltseſſen zu gewiß ſehr annehmbaren Preiſen flößte ihm faſt Ekel ein. Und richtig, am dritten Tage ſagte er ſich, wie er verſprochen, bei ſeiner Jugendfreundin an.

Die Tochter war wieder nicht da, ſie weilte auf einige Zeit bei einer Freundin in Stendal, wie die Mutter erzählte. Aber ihre Abweſenheit kränkte Herrn Meyer diesmal nicht, er dachte eigentlich nur ans Eſſen. Schweigend ſetzte er ſich hin, ſchweigend genoß er einen Gang nach dem andern: ausgezeichnet, ja faſt noch beſſer wie das erſte Mal. Und am Schluß wiſchte er ſich den fettigen Mund, trank den Reſt ſeines Glaſes Schloßabzug und ſagte, als er mit Frau Kirchhübel im Salon ſtand: „Das war aber gut!“

Sie ſtrahlte über das ganze Geſicht: „So, hat es Ihnen geſchmeckt? Das freut mich. Ich lege nämlich Wert aufs Eſſen!“

Nun begannen ſie von der Küche zu reden. Er klagte ſein Leid, wie ſchlecht man im Durchſchnitt äße, und er ſagte, obgleich das der Wahrheit nicht ganz entſprach, denn bei ſeinen nicht glänzenden Verhältniſſen und da er nie in ſeinem Leben eigentlich etwas getan, konnte er die erſtklaſſigen Reſtaurants nicht aufſuchen:

„Ich eſſe ab und zu bei Hiller, Riebenſtahl, Briſtol oder bei Borchert, aber wiſſen Sie, ſo wunderbar es dort iſt, ich ziehe doch die richtige Hausmannskoſt vor, die echte bürgerliche Küche. Für ein Stück Rinderbruſt mit Meerrettich könnte ich mich hängen laſſen.“

Wieder lächelte Frau Kirchhübel: „Aber lieber Freund, das können Sie ja haben, das können Sie ja täglich haben! Sehen Sie mal, mein erſter Mann hat mich in Verhältniſſen zurückgelaſſen, die ſo ſind, daß ich mich nicht zu fragen brauche, ob ich einen Gaſt zu Tiſch haben darf. Na alſo, bitte, eſſen Sie doch hier! Eſſen Sie bei mir ſo und ſo oft die Woche, jeden Tag, ſo oft Sie wollen!“

Er war ganz ſtarr, aber er ſagte, indem ihm plötzlich das möglicherweiſe Unpaſſende einfiel: „Ja, würde denn das gehen?“

Jetzt lachte ſie ihn aus: „Ach, Sie meinen, was die Menſchen dazu ſagen! O bitte, das iſt ja meine Sache, und laſſen Sie ſich nur davon nicht beirren; wenn die Menſchen reden wollen, reden ſie doch!“

Von dieſem Tage an kämpfte Herr Meyer einen Heldenkampf mit ſich ſelbſt. Er wußte nicht, durfte er wirklich die Gaſtfreundſchaft in dieſer Art mißbrauchen? Und wenn er auf dem Wege zur Wilhelmſtraße war und um die Eſſenszeit aus irgend einer Garküche, aus einem kleinen Reſtaurant, wo er ſelbſt einmal gegeſſen, der Geruch ihm in die Naſe zog, ſo widerte es ihn förmlich an, und er war entſchloſſen, dorthin nie wieder zurückzukehren.

Vierzehn Tage gingen vorbei, Herr Meyer hatte täglich bei Frau Kirchhübel gegeſſen, er kannte es jetzt gar nicht anders, und der Gedanke, dieſe Angewohnheit etwa aufgeben zu ſollen, kam ihm nicht einen Augenblick. Die Tochter hatte er nicht wiedergeſehen. Es hieß, es gefiele ihr außerordentlich in Stendal. Frau Kirchhübel zeigte ihm Briefe, worin ihre Tochter ſie bat, ſie doch noch bei ihrer Freundin zu laſſen. Dabei fragte Helene ihren Jugendfreund Auguſt um Rat: „Soll die Kleine dort bleiben, oder rufe ich ſie zurück?“

Da meinte er, in deſſen Erinnerung die Tochter mehr und mehr verblaßt, ja faſt verſchwunden war: „Laſſen Sie ſie ruhig dort, das arme Kind unterhält ſich gewiß ſehr gut.“

Aber die Mutter hatte Bedenken: „Wenn ſie ſich nun meiner ganz entwöhnt? Es wird ihr dann vielleicht zu Hauſe gar nicht mehr gefallen.“

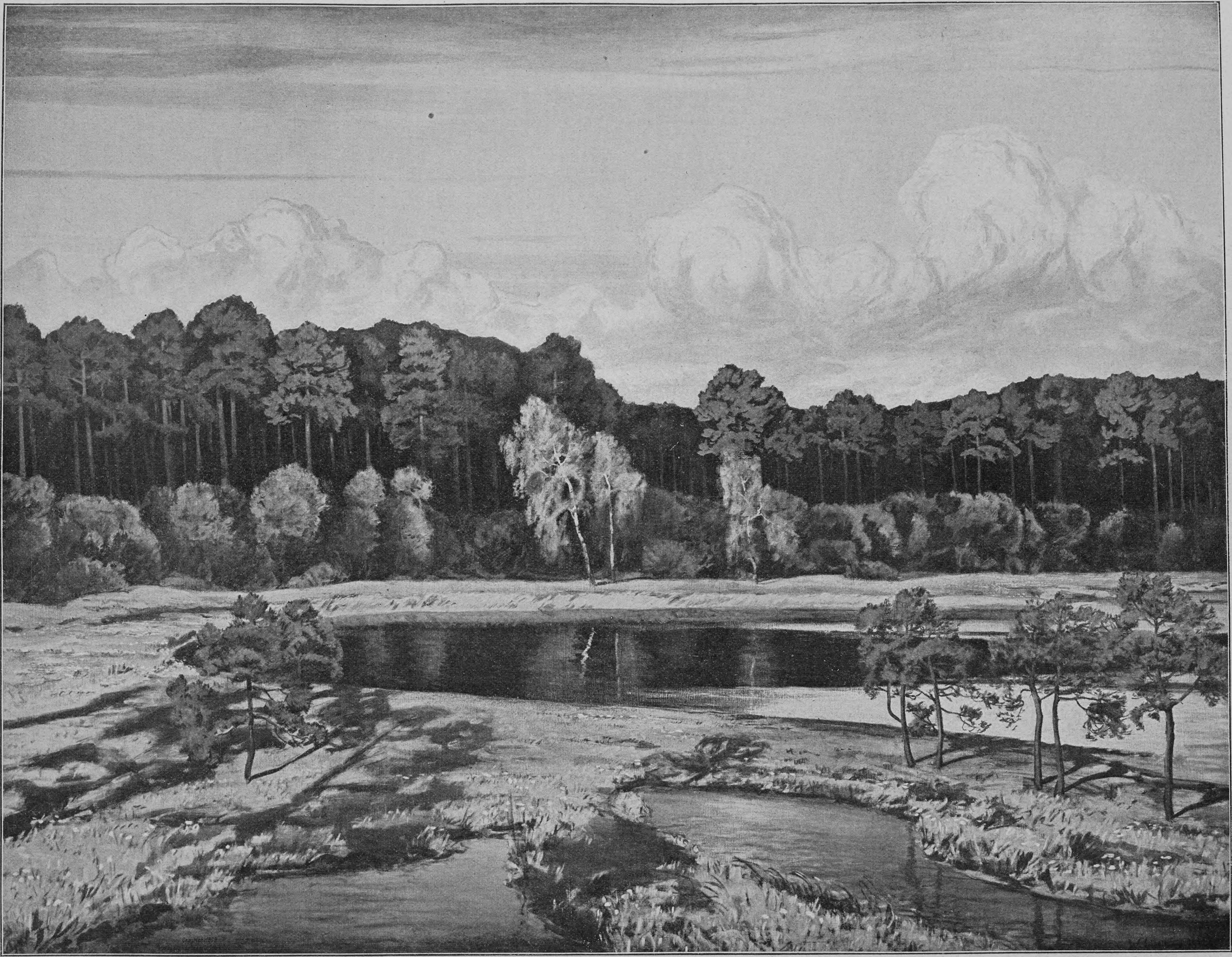
Er ſchlug die Hände zuſammen: „Nicht gefallen? Wie ſollte das möglich ſein? Wem ſollte es hier nicht gefallen?! Bei der Küche?“

Helene ſagte, indem ſie ihn von der Seite anſah: „Sie ſind ja ganz begeiſtert!“

„Gewiß, das bin ich auch!“

„Das freut mich! Es gefällt Ihnen alſo bei mir?“ Und er geſtand, daß er ein ganz andrer Menſch wäre, ſeitdem er täglich bei ihr ſäße.

So ging wieder eine Woche dahin, während der er auch noch ein- oder zweimal zum Frühſtück



Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin

Der Teufelsſee

Nach dem Gemälde von Walter Leiſtikow

dageweſen war. Und als Herr Meyer wieder eines Tages an der Jeruſalemer Kirche vorüberkam und wieder die Hochzeitswagen dort warteten, drängte er ſich durch die Menſchen und ſah, wie abermals ein Brautpaar aus der Kirche trat, durch die Menge der Gaffer ſchritt und in den Wagen ſtieg.

Das brachte ihn ſeinem Gedanken wieder nahe, zu heiraten, und er ſagte ſich, nur eine käme in Betracht, ſeine Jugendfreundin! Es erſchien ihm faſt ſelbſtverſtändlich. Da gab es täglich gut zu eſſen, da brauchte er ſich nicht mehr vor dem unſauberen Tiſchtuch zu ekeln und heimlich Meſſer und Gabel abzuwiſchen. Da bekam er keine Brühe vorgeſetzt, in der kein Fleiſch je geweſen, und nicht Pferd und Kaninchen!

Er war entſchloſſen. Und wie er an die ſteife Sauce Mouſſeline dachte, die er geſtern zu den Artiſchocken bekommen, lief ihm das Waſſer im Munde zuſammen, ſo daß ihm faſt übel wurde vor Hunger. Sofort rannte er nach der Wilhelmſtraße, blieb keine Sekunde vor dem Hauſe ſtehen, wo links der Korſett-, rechts der Buchladen war, ſondern ſtürmte die Treppe hinauf, klingelte, ward angenommen, und nachdem ſich die Tür hinter ihm geſchloſſen, ſagte er bloß: „Meine liebe Freundin, wenn wir nun immer zuſammen äßen?“

Sie ſtreckte ihm beide Hände entgegen und antwortete: „Mein lieber Auguſt, dann würden wir immer gut eſſen!“

Sie wurden aufgeboten, und nun kam die Tochter zurück. Herr Meyer gab ihr einen väterlichen Kuß auf die Stirn, und unwillkürlich verglich er die etwas zu ſchlanke Geſtalt des Mädchens mit der angenehmen Fülle ihrer Mutter. Und er, der, da er unwillkürlich in der Rundung die Wirkung guter Ernährung erblickte, jetzt eine wahre Vorliebe für dicke Menſchen hatte, war einen Moment ganz verdutzt und ſagte ſich „Herrgott nochmal, wie habe ich bloß zweifelhaft ſein können!“

*

Helene und Auguſt wurden ein glückliches Paar. Er ſtellte keine Anforderungen ans Leben, als gut zu eſſen, und ſie erfüllte ihm das. Er wurde fauler mit jedem Tag, er dachte nur noch daran, was es zum Mittag- oder zum Abendeſſen geben würde. Und ſie beſtärkte ihn darin: das Eſſen ſchien auch ihr Lebensinhalt zu ſein. Sie zerbrach ſich den Kopf, wo man am beſten dieſes und jenes einkaufte. Sie zeigte ihm ein Rezeptbuch von einem ganz erſchreckenden Umfang, das ſie in ihren früheren drei Ehen zuſammengebracht.

Die Unterhaltung des Ehepaares nach Tiſch beſtand darin, eine förmliche Kritik über die Küche abzuhalten. Sie waren immer einig, ein Herz und ein Sinn, und mit einem liebevollen Lächeln pflegte Helene zu ſagen: „Meinungsverſchiedenheiten ſind nicht gut für den Magen, ſie ſtören die Verdauung. Biſt du nicht glücklich, mein Herzens-Auguſt?“

Er geſtand es ihr zu, und er war glücklich. Er hätte nie geglaubt, einmal ſo glücklich werden zu können. Die ganze frühere Zeit ſeines Lebens erſchien ihm wie ein törichter Streich. Wenn er damals Helene Schlackenberg geheiratet hätte, würde er vielleicht fünfundzwanzig Jahre mehr Glück und Zufriedenheit in ſeinem Leben gehabt haben, als ihm beſchieden geweſen war. Und als er nun eines Tages ſeine Stieftochter verheiratet hatte, gut verheiratet, an einen liebenswürdigen und ſehr wohlhabenden Mann, war jede Sorge für die Zukunft dem Paar genommen, und ſie konnten ſich ganz ihrer Leidenſchaft hingeben.

Und die Leidenſchaft ſchlug bei Herrn Meyer gut an. Sein Bäuchlein rundete ſich, ſeine Wangen wurden dick, wenn auch etwas ſchwammig; Wülſte bildeten ſich auf den kurzen, breiten Fingern. Die Kleider waren ihm alle zu eng geworden, er wurde dick, dicker und immer dicker.

Seine Frau freute ſich darüber Sie betrachtete ihn liebevoll, ſie ſtrich ihm die Wange und den runden Rücken, und ſie ſagte zärtlich, wie eine ganz junge Frau: „Mein Dickchen, du warſt ſo ein armes verhungertes Hühnchen, wie wir heirateten. Gott, biſt du jetzt ſchön rund!“

Sie hatte ihre Freude daran, etwa wie eine Köchin, die Gänſe mäſtet. Und ſie redete ihm zu, wenn er nicht gleich zugriff, ſie häufte ihm den Teller voll, er mußte eſſen, eſſen und immer eſſen. Hatte er früher ſich an der Qualität begeiſtert, ſo kam jetzt bei zunehmendem Körperumfang die Quantität dazu. Er hatte immer Hunger, und er legte ſich die Redensart zurecht, indem er lachend auf ſeinen gewaltigen Umfang ſah: „Eine große Maſchine braucht auch ſtarke Feuerung!“

Da ſagte eines Tages Doktor Kraut, der langjährige Hausarzt der Kirchhübels, den ſie eben zu Tiſch gehabt, zu ihm: „Hören Sie mal, mein Lieber, das Eſſen war ja wundervoll, aber nehmen Sie es mir nicht übel, Sie leiſten zu viel. Stärker dürfen Sie nun nicht werden!“

Meyer, deſſen Stimme jetzt etwas Fettiges bekommen hatte, näherte ſich ihm, ſoweit es ſein Umfang erlaubte, klopfte ihm freundſchaftlich auf die Schulter und ſagte: „Glauben Sie etwa, daß ich wieder ein Hungerleider werden will, wie ich früher einer war?“

Der Doktor meinte, indem er ſich den Dampf der guten Zigarre, die ihm Meyer gegeben, zuwehte: „Ich meine bloß, Sie ſollten ſich doch ein bißchen in acht nehmen Es gibt allerlei Folgen von zu gutem Leben! Einer kriegt dies, und einer kriegt das.“

Aber Meyer fing herzhaft zu lachen an: „Ihr Aerzte bleibt euch doch immer gleich!“

Der Doktor runzelte die Stirn: „Nein, nein, ich erlebe es doch oft genug in meiner Praxis: einer kriegt Gicht, einer Magenerweiterung, einer gar Herzverfettung.“

Doch der Dicke bewegte die wulſtigen Finger hin und her und verzog das Geſicht, daß das Unterkinn aus dem Kragen quoll: „Papperlapapp!“

Dieſer Unglaube ärgerte den Arzt, er paffte den Rauch ſeiner Zigarre zur Seite und ſagte, indem er ſich umblickte, ob Frau Helene Meyer nicht etwa im Zimmer wäre: „Nehmen Sie ſich nur ein Beiſpiel an dem ſeligen Kirchhübel!“

Meyer machte große Augen: „Was iſt denn mit dem?“

„Gott, der iſt doch an den Folgen zu guten Lebens geſtorben!“

Meyer öffnete den Mund und ſah den Doktor an: „So, ſo, meine Frau hat mir aber doch geſagt, er iſt am Herzen geſtorben!“

Der Doktor lächelte. „Gewiß, Herzverfettung! Eben durch zu gutes Leben.“

Meyer ging im Zimmer auf und ab und ſagte, indem er eine abwehrende Bewegung machte: „Na ja, der, aber die Naturen ſind verſchieden. Das war wahrſcheinlich ein kranker Menſch.“

Der Doktor ſchüttelte den Kopf: „Durchaus nicht! Als ſie heirateten, war er ganz geſund. Ich habe ihn doch von Anfang an gekannt. Der hat ſich das bloß durch zu gutes Eſſen zugezogen.“

Meyer wurde nachdenklich. Es fiel ihm plötzlich auf, wie er allerdings jetzt die Treppe ſchwer ging, wie er manchmal nicht gut hatte ſchlafen können, daß er ab und zu — erſt neulich nach der Kramtsvogelpaſtete — ein dumpfes Gefühl mitten auf dem Leib empfunden. Und plötzlich fragte er den Arzt: „Sagen Sie mal, haben Sie den zweiten Mann meiner Frau etwa auch gekannt?“

„Weinigel? Natürlich! Selbſtverſtändlich!“

Zögernd fragte Meyer: „Der war aber wohl nicht dick?“

Der Doktor ſchüttelte den Kopf. „Nein, durchaus nicht! Wie ein Span Aber kein Wunder, wo ſollte das bei dem auch herkommen? Er war ja immer ganz gelb, der arme Kerl! Die letzten Jahre konnte er die Speiſen nicht mehr bei ſich behalten. Er ſtarb ja auch an einem unheilbaren Magenleiden!“

Meyer hatte ſiegesgewiß gelächelt, nun nahm er eine etwas ernſtere Miene an und fragte: „Aber das hing doch nicht mit dem Eſſen zuſammen?“

„Gewiß! Es kam eben durch das Eſſen. Ich habe es damals ſeiner Frau oft geſagt: nur nicht ſo fette Speiſen! Aber ſie konnte es nicht laſſen, er mußte immer Gänſeleberpaſtete eſſen, immer gab es die unverdaulichſten, ſchwerſten Sachen! Kein Wunder, kein Wunder!“

Meyer ſpielte nervös mit ſeiner Uhrkette, die wie ein Seil ſtraff geſpannt über dem faßartigen Leibe ſaß. Er ſtarrte vor ſich hin. Ein Gedanke ſchien ihn fortwährend zu beſchäftigen. Endlich meinte er. „Sagen Sie mal, Doktor, den erſten Mann meiner Frau, den haben Sie aber doch wohl nicht gekannt?“

Der Arzt ſtrich ſich den grauen Bart: „Aber natürlich, ich bin doch ſeit zwanzig Jahren Hausarzt!“

Meyer fragte faſt ängſtlich: „Nun, wie war denn der?“

„Ein ſehr netter Mann!“

„Ja, das mag ſein, ich meine aber, ich meine geſundheitlich?“

Der Doktor runzelte die Stirn und ſah ſich wieder um, ob nicht etwa doch Frau Meyer hereinkäme. Dann flüſterte er: „Er hatte zu viel Geld! Der hat ja nie was andres gemacht wie gut gelebt! Von ihm ſtammt ja das Vermögen. Der konnte ſich gar nicht zügeln, der hat ja die Freude am guten Eſſen und Trinken ſeiner jungen Frau erſt beigebracht. Als ſie heirateten, war ſie ja gar nicht ſo! Sie hatte ja kein Pfund Fett am Leibe!“

Meyer ſtarrte den Arzt mit aufgeriſſenen Augen an. Er konnte nicht erwarten, die Entſcheidung zu hören, er war nervös, ſeine Finger zitterten, und er blickte dem Doktor auf die Lippen, um ſchnell die Antwort zu vernehmen, nachdem er gefragt: „Woran iſt er denn geſtorben?“

Doktor Kraut zuckte die Achſeln und ließ langſam die Hände zur Seite niederſinken: „Ich habe es ihm vorher geſagt. Ein Schlaganfall bei Tiſch! Es war ſcheußlich! Die arme junge Frau!“ Dann aber legte er plötzlich den Finger auf den Mund und ſagte: „Pſt!“

Man hörte im Boudoir ein Kleid rauſchen und die übervolle Geſtalt der Frau Helene Meyer, verwitweten Kirchhübel, verwitwet geweſenen Weinigel, verwitwet geweſenen Säumling, geborenen Schlackenberg, trat ein. Sie ging auf ihren Mann zu, faßte ihn unter den wulſtigen Arm und ſagte mit einem freundlichen Lächeln und einem Seitenblick auf den alten Hausfreund: „Hör mal, Dickchen, die Köchin iſt auf eine wundervolle Idee gekommen. Du haſt doch jetzt abends beim Schlafengehen immer noch ſolchen Heißhunger gehabt! Nun, ich ſage dir, ſie hat einen Aſpik heute, goldig! Der wunderbarſte Fleiſchſaft, nicht ein bißchen Gelatine!“

Und ſie wandte ſich zum Doktor: „Denn das darf in einer guten Küche nicht ſein, lieber Doktor, wir verſtehen das! — Und dann hat ſie dir eine Trüffelpaſtete dazu gemacht, einfach wundervoll! Wenn du die Schüſſel ſiehſt, wirſt du ſtaunen, ſo appetitlich! Ach, unſre Jette iſt ein Juwel! Sie hat dir die Paſtete auf den Nachttiſch geſtellt.“

Aber Meyer war bleich wie eine Wand geworden. Er wich vor der Verſucherin zurück, als hätte er ein Geſpenſt geſehen. Er wehrte mit beiden dicken Händen ab und rief mit tragiſcher Gebärde des fürchterlichſten Entſetzens: „Um Gottes willen, ich eſſe nichts! Ich eſſe nichts! Ich rühre nichts an!“

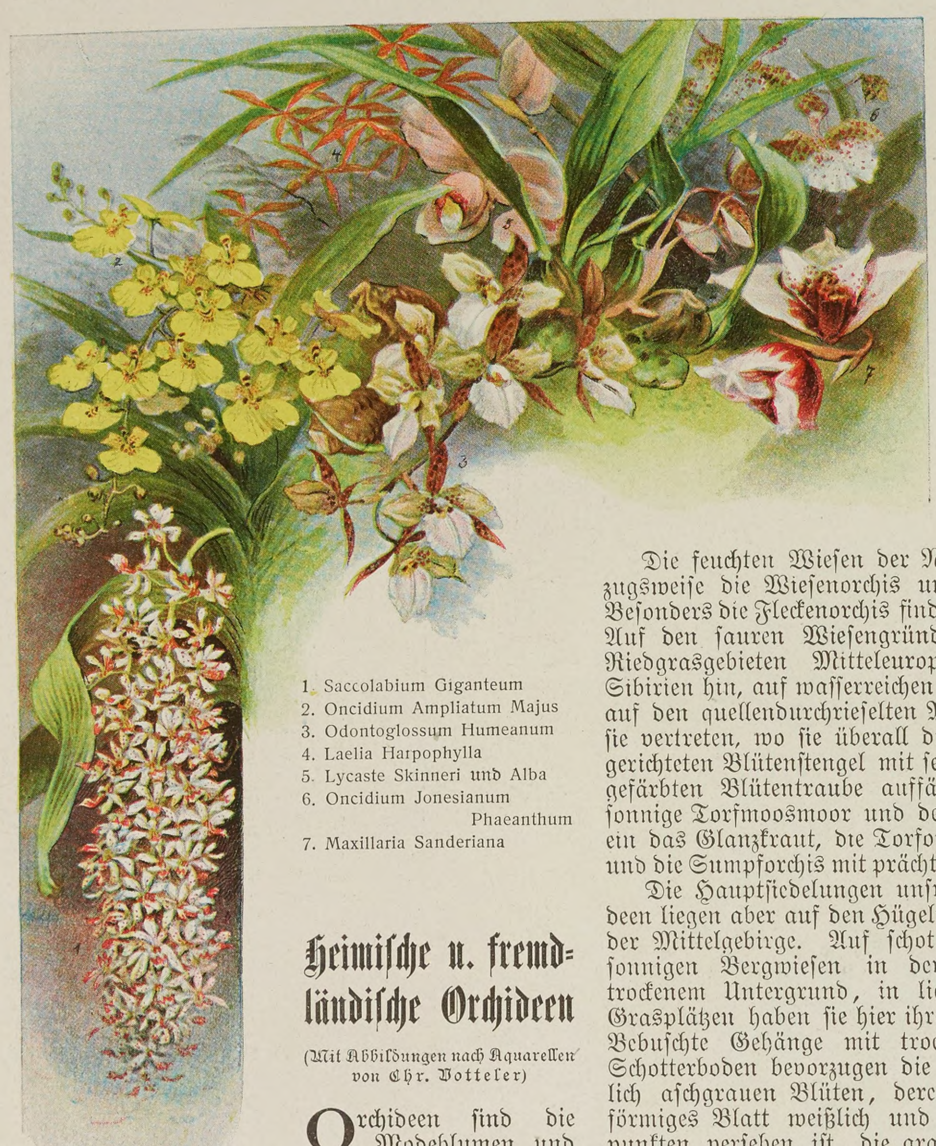
Frau Meyer war ganz erſtaunt, ſie verſtand ihn nicht, ſie fragte, faſt erſchrocken über das Ausſehen und die Abwehr ihres Mannes: „Aber um Gottes willen, was haſt du denn?“

Doch der Dicke ſchrie, als drohe ihm eine furchtbare Gefahr, als ſähe er ſchon den ſicheren Tod wie ſeine drei Vorgänger vor Augen: „Ich rühre nichts an! Ich eſſe keinen Biſſen mehr! Und wenn ich verhungern ſollte!“

Gustav Eberleins: Kapitän Braun auf dem untergehenden „Iltis“

(Zu dem Bilde Seite 51)

Unter den plaſtiſchen Werken auf der diesjährigen Großen Berliner Kunſtausſtellung erregte die Gipsgruppe von Profeſſor Guſtav Eberlein-Berlin „Auf dem untergehenden Schiff ‚Iltis‘ bringt der Kapitän Braun im Angeſichte des Todes das letzte Hurra auf Seine Majeſtät den Kaiſer aus“ in ganz beſonderem Maße die Aufmerkſamkeit der Beſucher durch die temperamentvolle, packende Darſtellung. Es iſt in Deutſchland noch unvergeſſen, wie das Kanonenboot „Iltis“ mit 6 Offizieren und 62 Unteroffizieren und Mannſchaften am 23. Juli 1896 in einem Taifun während einer Kreuztour von Schifu nach Kiautſchou unterging. In der vom Wirbelſturm durchbrauſten regneriſchen Nacht befand das kleine Fahrzeug ſich nicht weit von dem Vorgebirge von Schantung; es wurde durch eine unwiderſtehliche Strömung zu dicht an die chineſiſche Küſte herangetrieben und dann von den wilden Wogen mit ſolcher Macht auf einen Felſen geſchleudert, daß es in zwei Teile zerbarſt. Den Tod unmittelbar vor Augen, brachte der Kommandant, Kapitänleutnant Braun, drei Hurras auf den Kaiſer aus, in die die todesmutige Mannſchaft begeiſtert einſtimmte. Dann verſchwand das Hinterſchiff mit ſämtlichen Offizieren und dem größten Teil der Mannſchaft in den Wellen; alle ſanken furchtlos in das naſſe Grab, unter den Tönen des vom Feuerwerksmaaten Rähm angeſtimmten deutſchen Flaggenliedes. Nur elf Mann von der ganzen Beſatzung wurden gerettet, von denen zwei an die Küſte geſpült wurden, während die andern auf dem Vorderſchiff ausharrten, bis das Unwetter vorüber war, und dann vom Land aus geborgen wurden. — An dieſen Schiffsuntergang, der eines der ruhmreichſten Blätter in der Geſchichte der deutſchen Kriegsmarine darſtellt, erinnert nun Eberleins monumentales Bildwerk. Mit der Linken ſtützt ſich Kapitän Braun auf das Steuer, ſeine Rechte ſchwingt die Mütze, während er das letzte Hurra auf den oberſten Kriegsherrn ausbringt, felſenfeſte Entſchloſſenheit und begeiſterte Hingebung in ſeinen Zügen, zugleich jedoch auch einen Ausdruck, den wohl der kühnſte Held angeſichts des Todes nicht zu bezwingen vermag.



1. Saccolabium Giganteum
2. Oncidium Ampliatum Majus
3. Odontoglossum Humeanum
4. Laelia Harpophylla
5. Lycaste Skinneri und Alba
6. Oncidium Jonesianum Phaeanthum
7. Maxillaria Sanderiana

Heimiſche u. fremdländiſche Orchideen

(Mit Abbildungen nach Aquarellen von Chr. Votteler)

Orchideen ſind die Modeblumen und Luxuspflanzen der Gegenwart. Durch die Seltſamkeit ihrer Blütenformen, die funkelnde Farbenpracht und den ſüßen Wohlgeruch verdienen ſie auch vollauf die Bevorzugung, die ſie genießen. Hier begegnet ſich einmal die Mode mit wirklicher Schönheit. Aber es gibt kaum eine Pflanzenfamilie, über die irrtümlichere Auffaſſungen herrſchen. Wer weiß etwas von unſern heimiſchen Orchideen? Ja, es iſt kein Scherz, auch auf deutſchem Boden grünen und blühen Orchideen. Und ſie ſind nicht weniger anziehend in ihrer ganzen Eigenart und ihren wechſelnden Lebensbedingungen als ihre fremdländiſchen Verwandten. Aber auch über dieſe ſelbſt walten vielfache falſche Vorſtellungen. Durchaus nicht alle ſind dort heimiſch, wo in den Baumgipfeln die Papageienſchwärme kreiſchen und im Dickicht der Tiger und der Puma ſchleicht, und durchaus nicht alle ſind mit beſtrickenden, zauberiſchen Reizen geſchmückt.

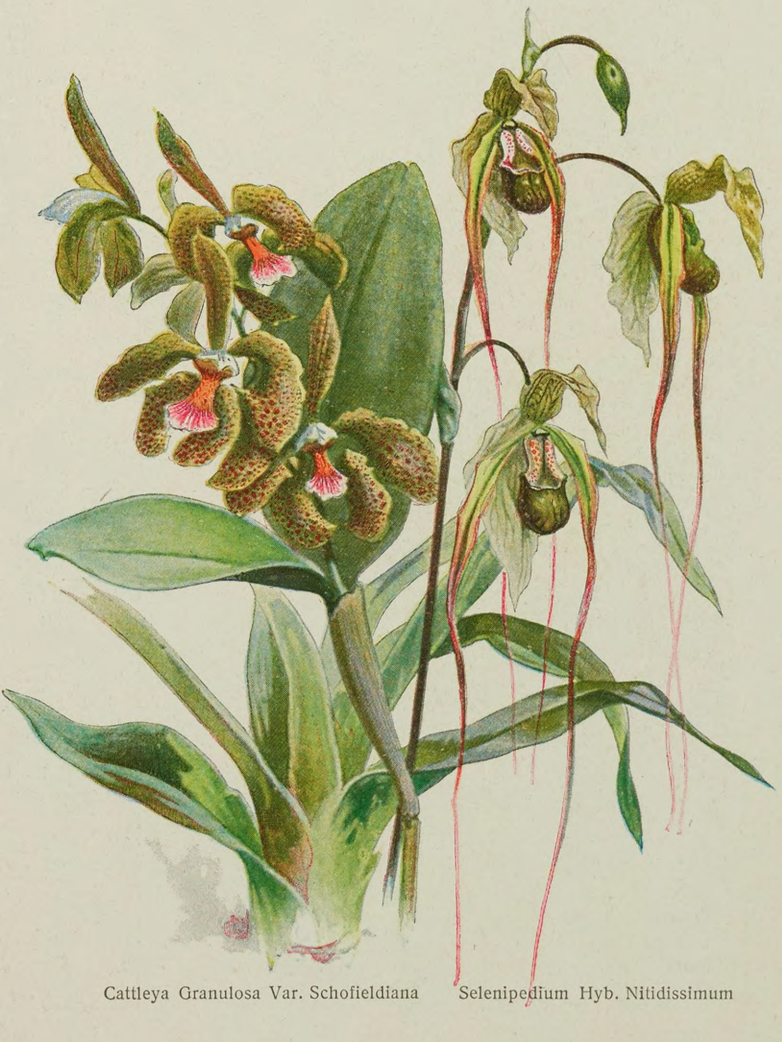
Auf den Mooren Norddeutſchlands, in den Buchenwäldern Schleswig-Holſteins, den Fichtenwäldern Pommerns, der Mark und der Lauſitz, auf den Wieſen der Niederungen, auf den Matten und Gehängen Thüringens, des Harzes und des Erzgebirges, überall werden Orchideen angetroffen. Sie ſteigen ſogar das Hochgebirge hinauf und bewohnen noch die graſigen Hochtriften der Alpen und ihrer Ausläufer. Waldbewohner ſind die hellbraunſtengelige und gelbbraunblütige Neſtwurz, die Korallenwurz, die weiß und gelb und violett geſcheckte, nach Vanille duftende Blütchen trägt, das Ohneblatt mit ſeinen weißgelblichen, violett angehauchten, wohlriechenden Helmblüten und der Dingel, deſſen mit blaßbläulichen Scheiden beſetzte Stengel faſt einen halben Meter hoch werden und in eine Aehre mit dunkelvioletten großen Blüten auslaufen. Alle dieſe Orchideen ſind blattlos. Nur ſehr kleine Blätter tragen die Buſchwurz und der durch ſeine zottigen Blüten auffallende Kriechſtendel. Das Ohneblatt blüht oftmals mehrere Jahre gar nicht, ſondern ruht verborgen unter der Moosdecke und der Moderſchicht des Waldes. Dann wiederum ſchießen ſeine rötlich überflogenen Stengel in wenigen feuchtwarmen Sommertagen hoch empor. Die übrigen Waldorchideen dagegen beſitzen ſehr große und breite, glänzend dunkelgrüne Blätter. Hierzu gehören die langſtengelige Waldhyazinthe mit einer lockeren weißen Blütenähre, der braune Stendel mit ſchwärzlichroten glockenartigen Blüten, die ſich durch einen köſtlichen Vanillegeruch auszeichnen, das weißblühende und das rotleuchtende Waldvögelein und ferner die bekannteſte heimiſche Orchidee, der Frauenſchuh, deſſen große Blüte aus fünf oberen braunen, gezwirbelten Blumenblättern beſteht, während das ſechſte und untere gelb und ballonartig aufgeblaſen und hohl iſt.

Die feuchten Wieſen der Niederung lieben vorzugsweiſe die Wieſenorchis und die Fleckenorchis. Beſonders die Fleckenorchis findet weite Verbreitung. Auf den ſauren Wieſengründen und den naſſen Riedgrasgebieten Mitteleuropas und bis nach Sibirien hin, auf waſſerreichen Flächen Thüringens, auf den quellendurchrieſelten Matten der Alpen iſt ſie vertreten, wo ſie überall durch den gerade aufgerichteten Blütenſtengel mit ſeiner ſpitzen, blaßroſa gefärbten Blütentraube auffällt. In das offene, ſonnige Torfmoosmoor und den Sumpf gehen hinein das Glanzkraut, die Torforchis, die Moororchis und die Sumpforchis mit prächtig roten Blütenähren.

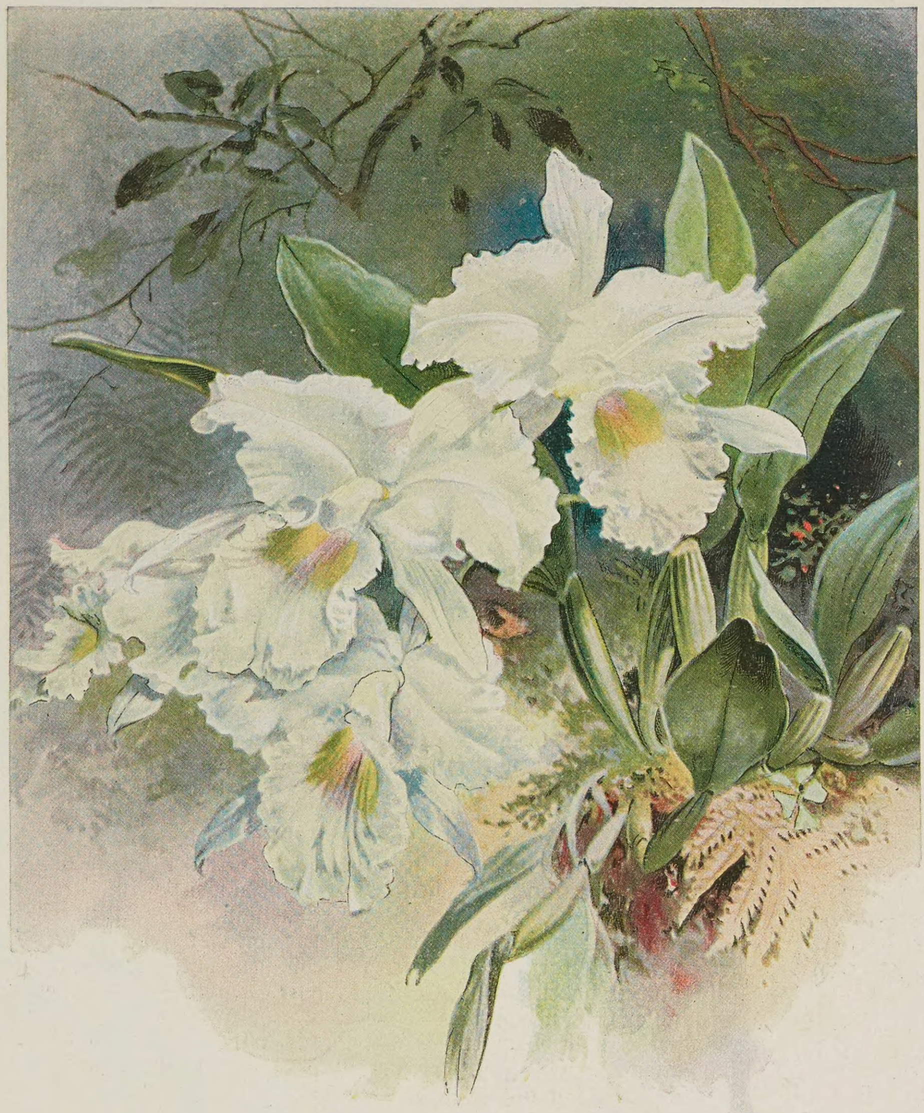
Die Hauptſiedelungen unſrer heimiſchen Orchideen liegen aber auf den Hügeltriften und Gehängen der Mittelgebirge. Auf ſchotterigen Hügelflanken, ſonnigen Bergwieſen in der Buchenregion mit trockenem Untergrund, in lichten Gebüſchen mit Grasplätzen haben ſie hier ihren Standort gewählt. Bebuſchte Gehänge mit trockenem, kalkhaltigem Schotterboden bevorzugen die Helmorchis mit rötlich aſchgrauen Blüten, deren unterſtes, lippenförmiges Blatt weißlich und mit dunkeln Haarpunkten verſehen iſt, die graue Orchis mit einem blaßrötlichen, von ſammetigen purpurnen Punkten bedeckten Lippenblatt, die ſehr früh blühende falbe Orchis mit hellgelben Blüten, das grünlichgelbblütige Ohnhorn, die braune Orchis, die Hundswurz mit ihren blendend roten Blütenpyramiden und die Riemenzunge, deren Blüten ſehr eigentümlich ſind, indem ſie durch ihre Form an einen Bocksbart erinnern und einen ſcharfen Geruch aushauchen. Auf friſchen Bergwieſen mit nahrhaftem, tiefergründigen Erdreich dagegen ſind vertreten die Saleporchis, deren bis fingerlange Blütentraube in der Farbe außerordentlich wechſelt und bald weiß oder zartroſa, bald hellrot, dunkelrot oder violett iſt, die Kugelorchis mit purpurroten und von Haarſpitzen beſetzten Blumen, die blaßgelbe, zuweilen aber auch fleiſchfarbene Holunderorchis, die Fliegennacktdrüſe, die weiß bis purpurrot blüht, und die kleine Nacktdrüſe, die herrlich nach Vanille duftet, ſowie die Kleinorchis, deren Blütenähre ſehr zierlich geſtreckt und oben purpurbraun iſt. Ihnen ſchließen ſich noch an das Wieſenzweiblatt und jene Orchideen, die von ihrer Aehnlichkeit mit ruhenden Inſekten kurzweg als Fliege, Spinne, Hummel und Biene bezeichnet werden und mit ſammetig braunen Lippenblättern geſchmückt ſind.

Auf den höher gelegenen Bergwieſen endlich, den Borſtgrasmatten, Alpenweiden und den Hochgebirgsgeröllen herrſchen vor die winzige, kaum daumengroße Zwergorchis, die weiße Nacktdrüſe mit weißen Blütentrauben und die Herminie mit grünlichgelben Blüten. Sie laſſen die Baumgrenze weit hinter ſich und miſchen ſich mit den Hochgebirgsſtauden auch da, wo der Graswuchs fehlt. Noch höher hinauf, bis faſt an die Schneegrenze, geht der rotblühende Alpenſtendel, der in der Schweiz auch als Männertreu bezeichnet wird und wegen ſeines ſtarken Vanillegeruchs berühmt iſt. Unſre Orchideen wachſen zumeiſt nicht geſellig. Nur auf den Bergwieſen der Mittelgebirge und den Matten und Triften des Hochgebirges finden ſie ſich mitunter ſo zahlreich vor, daß ſie die grüne Grasnarbe mit ihren leuchtenden Blumen in roten und gelblichweißen Farben in einen bunten Teppich verwandeln. Der Blütenreichtum wechſelt übrigens in den einzelnen Jahren recht beträchtlich. Zuweilen muß man nach blühenden Orchideen aufmerkſam ſuchen, dann wieder blüht und blinkt es allerwegen, ſo daß man von wirklichen Orchideenjahren reden kann.

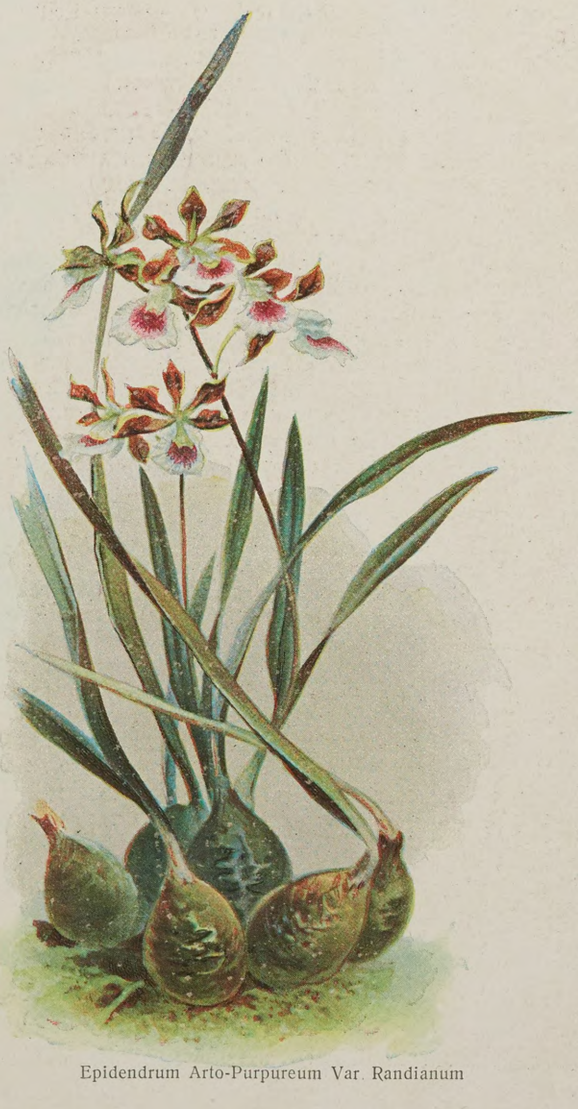
Man zählt in Deutſchland 55 Hauptarten. Iſt auch eine Reihe von ihnen, wie die Hundswurz, das rote Waldvögelein und die Saleporchis, mit prunkenden Farben geſchmückt, ſo iſt es doch mehr der zarte Schmelz, der bei der falben Orchis ſogar mit demjenigen tropiſcher Alpenroſen wetteifern kann, und die eigentümliche Form der Blüten, die unſern Orchideen den feſſelndſten Reiz verleihen. Im allgemeinen gleicht die Einzelblüte einem Helm. Am bemerkenswerteſten iſt jenes Blütenblatt, das gewöhnlich nach abwärts gewendet iſt und nach unten am weiteſten hervorragt und, wie ſchon angedeutet, wegen ſeiner Geſtalt als Lippe bezeichnet wird. Jedoch hat es verſchiedentlich auch die Form einer Zunge, eines Kahnes oder eines Schuhes. Die Lippe dient den Inſekten, die die Orchideen ihres Honigs willen beſuchen, als Anflugsplatz. Die Hummeln ſuchen auf die Saleporchis, die Wieſenorchis, den Kriechſtendel, die Bienen den Frauenſchuh, die weiße Sumpfwurz, die Weſpen die grüne Sumpfwurz, Schlupfweſpen und Käfer das Wieſenzweiblatt, die Fliegen die Fleckenorchis, die Neſtwurz und die Fliegenorchis, Nachfalter die kleine Stendelwurz und die große Nacktdrüſe. Bei dem Aufſpüren des Honigs beladen ſich die Inſekten mit dem Blütenſtaub der einen Blüte, den ſie dann bei der Abſuchung der andern Blüte auf deren Narbe übertragen. Gerade unſre heimiſchen Orchideen zeigen Einrichtungen von wunderbarer Vollendung, um die Beladung der Inſekten mit dem Blütenſtaub und ſeine Uebertragung zu bewirken. Es ſeien nur einige der intereſſanteſten Beiſpiele davon angeführt. Die Lippe unſers Frauenſchuhs gleicht einem Holzſchuh mit einer weit hinaufreichenden Kappe für die Zehen und den Fußrücken. Von dem Hackenteil dieſes Holzſchuhs wölbt ſich eine breite, ſchildförmige und purpurgefleckte Platte in die Höhlung des Schuhs hinein. Dieſe Platte trägt unten an ihrer Spitze die Narbe und weiter hinten an der rechten und linken Seite je ein Blütenſtaubkölbchen. Es werden auf dieſe Weiſe drei Oeffnungen hergeſtellt. Die eine, und zwar die größere, befindet ſich oben zwiſchen dem Rand der Schuhkappe und der von hinten vorſpringenden Platte, die beiden andern kleineren



Cattleya Granulosa Var. Schofieldiana Selenipedium Hyb. Nitidissimum dagegen liegen rechts und links von der Platte zwiſchen ihrer Anſatzſtelle und dem Hackenteil des Schuhs. Auf dem Boden der Schuhhöhlung ſtehen ſafterfüllte und winzige, Nektartröpfchen ausſcheidende Haare. Die Beſucher der Frauenſchuhblüten ſind eine kleine Bienenart. Wollen die Bienchen zu den ſaftreichen Haaren gelangen, um ſie auszuſaugen, ſo kriechen ſie durch die obere und größere Oeffnung in die Schuhhöhlung. Haben ſie die Haare ausgeſaugt und trachten ſie danach, die Höhlung wieder zu verlaſſen, ſo iſt für ſie jetzt die obere, große Oeffnung nicht paſſierbar. Denn die inneren Seiten der Wände der Schuhhöhlung ſind ſehr glatt und ihre Ränder etwas nach einwärts gebogen. Es bleibt ihnen daher nichts andres übrig, als unter der Spitze der Platte und der Narbe hindurchzukriechen und durch eine der beiden hinteren ſeitlichen Oeffnungen einen Ausweg zu ſuchen. Während ſie ſich durch die eine dieſer kleinen Oeffnungen hindurchzwängen, ſtreifen ſie je nachdem mit der rechten oder linken Schulter ein Blütenſtaubkölbchen und beladen ſich dabei mit dem klebrigen Blütenſtaub. Bei der nächſten Blüte, der ſie einen Beſuch abſtatten, wiederholt ſich der ganze Vorgang. Wollen die Bienchen dieſe Blüte verlaſſen, ſo müſſen ſie auch hier zuerſt unter der Narbe hinwegkriechen und ſtreifen dabei den an der Schulter haftenden Blütenſtaub der erſten Blüte an der Narbe dieſer zweiten Blüte ab.


Cattleya Mendelli Quorndon House Var.

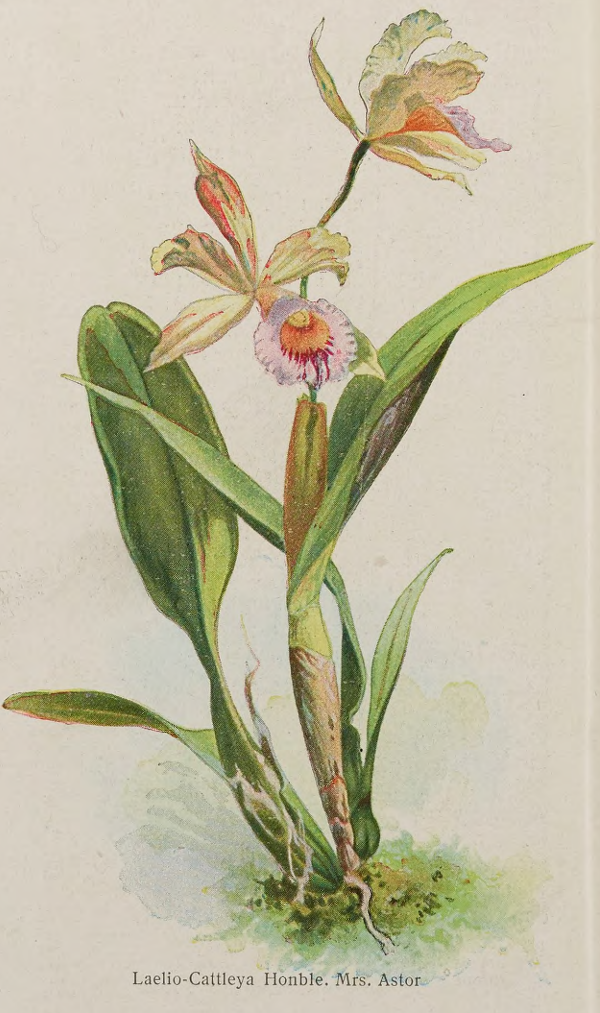
Die grüne Sumpfwurz beſitzt eine andre, aber ebenſo ſinnreiche Einrichtung. Ihre Beſucherinnen ſind Weſpen. Die Lippe der grünen Sumpfwurz iſt in ihrem oberen Teile beckenförmig vertieft und birgt dort reichlichen Honig. Ueber der Anſatzſtelle der Lippe liegt die viereckige Narbe, über dieſer eine Warze, die eine vogelleimartige, klebrige Maſſe ausſondert, und über dieſer Warze und an ihren Fußenden mit ihr verbunden ſtehen zwei Blütenſtaubkölbchen. Die herbeigeflogene Weſpe leckt das honighaltige Becken der Lippe von unten nach oben aus, drückt dabei auch die Stirn auf die Klebſcheibe der Warze, die nun ſogleich auf der Stirn der Weſpe feſtklebt. Bei der Hebung des Kopfes reißt die Weſpe die beiden an der Klebſcheibe anſitzenden Blütenſtaubkölbchen aus der Blüte heraus, und wenn ſie jetzt davonfliegt, ſo hat ſie auf dem Kopf in Geſtalt der beiden Staubkölbchen zwei kleine Hörner ſtehen. Dieſe Hörnchen ſtehen zunächſt noch aufrecht. In den nächſten Minuten indeſſen biegen ſich die Blütenſtaubhörnchen nach vorn gegen die Mundwerkzeuge der Weſpe herab. Wenn jetzt die Weſpe auf der nächſten Blüte wiederum deren Lippe von unten nach oben nach Honig abſucht, ſo berührt das Inſekt mit den beiden Blütenſtaubwülſten die Narbe und läßt auf ihr den Blütenſtaub zurück. Das ſo zweckmäßige und wunderbare Herabbiegen der Staubkölbchen kommt auch bei den Nacktdrüſen und den Stendelwurzarten vor. Die Blütenſtaubvermittler ſind hier Falter. Sie müſſen ſich ſo weit in den Dienſt ihrer Lieblingsblüten ſtellen, daß zeitweilig ihr Sehvermögen beeinträchtigt wird. Wollen die Falter den Honig aus dem langen Sporn der Lippen dieſer Blüten ausſaugen, ſo müſſen ſie den Kopf unter den beiden Staubkölbchen hinwegführen und zugleich die dort befindlichen Klebſcheiben ſtreifen. Die Kölbchen mit ihren Klebſcheiben ſtehen hier weiter auseinander, ſo daß die Scheiben zum Teil auf den Augen der Falter feſthaften. Ihr Sehvermögen wird demnach beſchränkt. Sie gewinnen es erſt vollſtändig wieder, wenn die Staubkölbchen auf den Narben der nächſten Blüte kleben bleiben und ſich von den Augen abreißen. Bei dem Wieſenzweiblatt ſpielt ſogar eine Exploſion mit. Der Klebſtoffbehälter wölbt ſich hier blattartig über die Narbe, und auf dem Rücken des Blättchens ſind zugleich die Staubkölbchen angebracht. Bei der leiſeſten Berührung explodiert der Klebſtoffbehälter und ſtößt zwei ſich zu einem Tropfen vereinigende Maſſen von Klebflüſſigkeit aus, die ſich an die Schlupfweſpen und Käfer anklebt und die Staubkölbchen befeſtigt. Die Exploſion geſchieht ſo ſchnell, und die an der Luft erhärtende Flüſſigkeit iſt ſo klebrig, daß es ſchwer hält, den Klebſtoffbehälter mit einer Nadel zu berühren, ohne die Staubkölbchen mit zu entfernen.

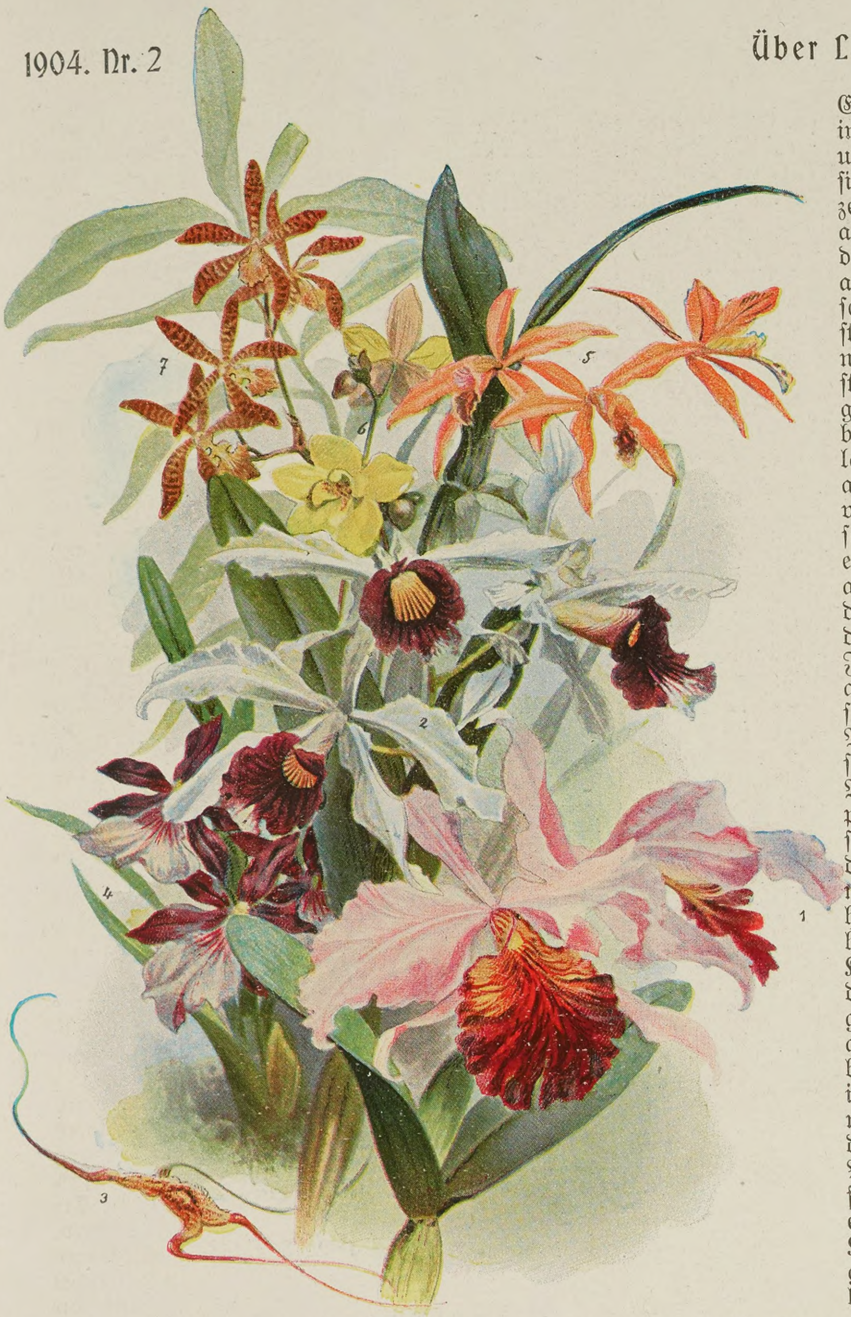

Epidendrum Arto-Purpureum Var. Randianum

Die Blüten unſrer Orchideen zeichnen ſich außerdem durch lange Dauerhaftigkeit aus. Sie bleiben wochenlang friſch und welken auch abgeſchnitten nur ſehr langſam. Der Same iſt ſtaubförmig klein. Ein Samenkörnchen der Fliegennacktdrüſe wiegt 0,000008 und dasjenige des Kriechſtendels ſogar nur 0,000002 Gramm.

Unſre heimiſchen Orchideen verdienen aber auch in andern Beziehungen eine eingehende Beachtung. So entwickeln die in den Sümpfen wachſenden Orchideen an den oberirdiſchen Teilen Brutknoſpen, die, wie ſchon ihr Name beſagt, die Grundlage von jungem Nachwuchs abgeben. Bei der Torforchis entſtehen dieſe winzigen Brutknöſpchen an der oberen Blattfläche und am Blattrande der grünen Laubblätter; ſie ſehen wie kurze Wimperhärchen aus. Wer es nicht weiß, daß dieſe Brutknöſpchen Gebilde der Laubblätter ſind, würde ſie für Samenkörnchen halten, denn ſie ähneln in ihrem feineren Bau dem Samen der Torforchis außerordentlich, indem ſie aus einem gelbgrünen Kern beſtehen, der von einem lockeren Säckchen umſchloſſen wird. Eine andre Sumpforchidee entwickelt aus dem unterſten Gliede des Blütenſtandes eine wirkliche kleine Luftknolle, ein Vorgang, der ſonſt nur den tropiſchen Luftorchideen eigentümlich iſt. Die Bildung von Brutknoſpen und Luftknollen hat den Zweck, die Erhaltung der Art zu fördern. Die ſumpfliebenden Orchideen ſind ſehr klein und werden leicht vom Sumpfmoos überwuchert. Durch die Ueberwucherung wird dann der Inſektenbeſuch erſchwert und damit die Entſtehung des Samens gehemmt, wenn nicht völlig verhindert. Das Ausbleiben der Samenbildung wird erſetzt durch die Brutknoſpen und Luftknollen. Sie löſen ſich ab, fallen zu Boden, keimen und wachſen zu neuen Pflanzen heran.

Wir haben in unſrer Heimat nur Erdorchideen. So merkwürdig die Ernährung der tropiſchen


Laelio-Cattleya Honble. Mrs. Astor

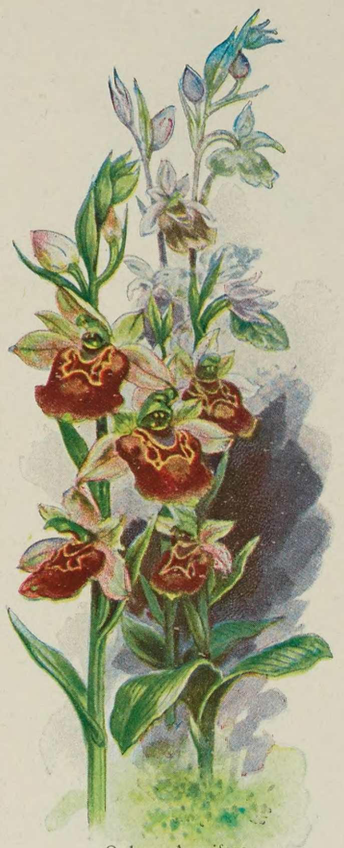


1. Cattleya (Hybrida) Hardiana — 2. Laetia Purpurata — 3. Masdevallia Chimaera Var. Mooreana — 4. Miltonia Moreliana — 5. Laelio-Cattleya (Hybrida) Phoebe — 6. Spatoglottis Kimballiana — 7 Arachnanthe Clarkei

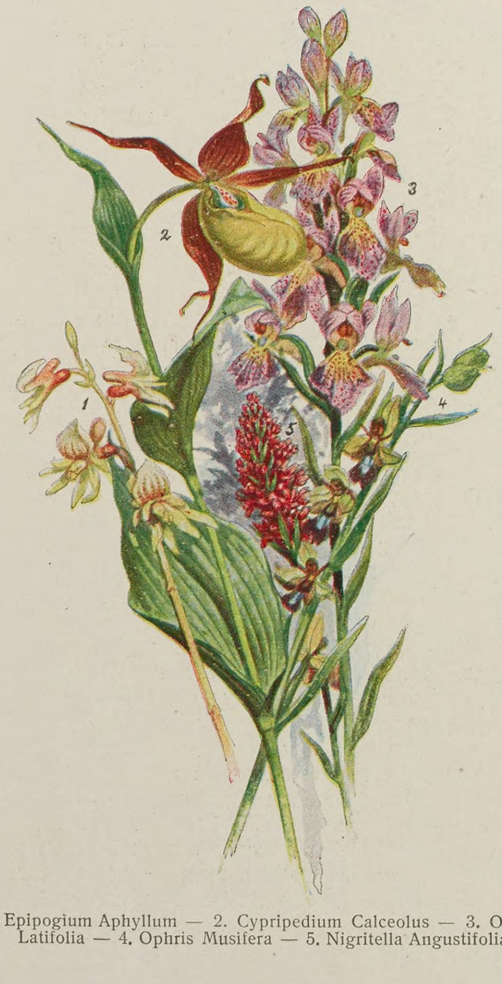
Luftorchideen iſt, die mit ihren Luftwurzeln aus der Atmoſphäre Waſſerdampf und Nährgaſe aufſaugen, ſo merkwürdig ſind doch auch in ihren Ernährungsverhältniſſen einige der bei uns verbreiteten Orchideen, ſo daß ſie einen Vergleich mit ihren tropiſchen Verwandten ſehr wohl aushalten. Zu dieſen unſern Ernährungsſonderlingen gehört in erſter Linie die Korallenwurz und das Ohneblatt. Man kann ſie als wurzelloſe Pflanzen bezeichnen, inſofern wenigſtens, als ſie keine Wurzelhärchen, die die Nährſtoffe aus dem Boden aufnehmen, beſitzen. Dieſe im ſchwarzbraunen Waldhumus ſtehenden Orchideen endigen nach unten in einen Wurzelſtock. Bei der Korallenwurz gehen vom Wurzelſtock blaßbraune, breit gepreßte und lappenförmige Verzweigungen aus, die ſich untereinander verſchränken und in ihrer Geſamtheit an einen Korallenſtock erinnern. Ganz ähnlich ſind auch die unterirdiſchen Teile des Ohneblatts geſtaltet, nur daß von ihnen noch längere Fadenſproſſen auslaufen, die an ihren Enden knollig anſchwellen. Die Ernährung dieſer Pflanzen übernehmen nun verſchiedene Gattungen von im Waldhumus gedeihenden Kleinpilzen. Die Kleinpilze ſiedeln ſich zuerſt auf der Oberfläche der unterirdiſchen Teile an, wuchern dann in die Oberhautzellen hinein, entwickeln ſich hier zu förmlichen Neſtern und Knäueln, werden aber dann von dem flüſſigen Zellinhalt ausgeſogen und ihrer Eiweißſtoffe, an denen ſie ſehr reich ſind, beraubt. Die Eiweißſtoffe finden im Haushalt der Pflanzen Verwendung. Man kann daher dieſe Orchideen Pilzfreſſer nennen. Sie ſind auf den Wiedererſatz der verdauten Kleinpilze zur Befriedigung ihrer Nahrungsbedürfniſſe ebenſo angewieſen wie die Spinne auf das Einfangen der Fliegen in ihrem Netz. Unſre heimiſchen Orchideen haben den Vorzug, daß ſie ſich ohne größere Schwierigkeiten im Garten ziehen laſſen. Berückſichtigt man auch nur einigermaßen die beſonderen Anforderungen, die die einzelnen Arten ſtellen, indem man den Kalkliebhabern eine leichte Kalkdüngung gibt und denen, die ihren natürlichen Standort auf ſchwerem Lehmboden haben, lehmige Erde unter den Gartenboden miſcht, ſo gedeihen ſie vortrefflich. Eine ſonnige Lage vertragen auch diejenigen gut, die eigentlich im Waldesſchatten wachſen. Dazu ſind ſie winterhart. Endlich blühen die verſchiedenen Arten das ganze Jahr hindurch. Anfang Mai blüht die Saleporchis, Ende Mai die Helmorchis und die falbe Orchis, im Juni gelangen zur Blüte die Waldvögelein und der ſchwarzrote Stendel, im Juli die Hundswurz, im Auguſt Stendelwurzarten und im September die Schraubenorchis. Wer den Verſuch macht, in ſeinem Garten ein Orchideenbeet anzulegen, wird an ihm Vergnügen und Freude erleben.

Die fremdländiſchen Orchideen ſind im Gegenſatz zu unſern heimiſchen vorwiegend Luftorchideen. Mit ihren von einer weißen Hülle umgebenen Luftwurzeln ſaugen dieſe Ueberpflanzen jedes Waſſertröpfchen wie Löſchpapier auf. Feuchtigkeit und Licht beſtimmen ihren Wohnort.

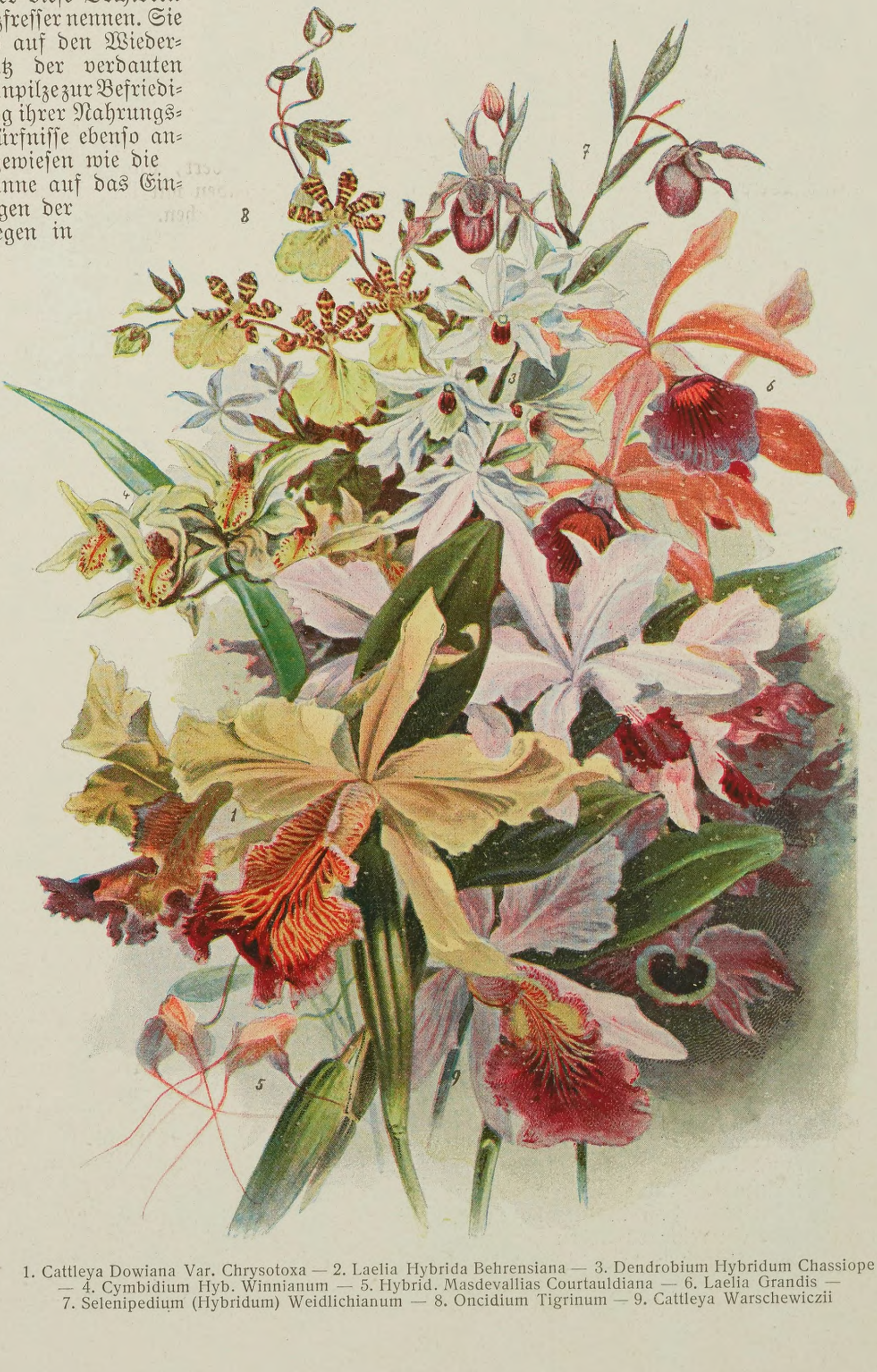
Man kennt gegenwärtig 410 Gattungen mit gegen 10000 Arten. Die Gattung Odontogloſſum und Masdevallia zählen 100 verſchiedene Arten, Dendrobium und Oncidium je 300 und Epidendrum über 400 Arten. Die Hauptverbreitungsgebiete der Luftorchideen ſind Süd- und Mittelamerika, ſowie die ſüdlicheren Teile Nordamerikas, mit Braſilien, Peru, Ecuador, Guayana und Mexiko, Südaſien mit Oſtindien, Birma, Java und China, und die Küſtenſtriche Weſtafrikas. Etwas mehr zurück tritt Polyneſien und Auſtralien. Von den in unſern Gewächshäuſern am häufigſten gepflegten



Ophrys Aranifera

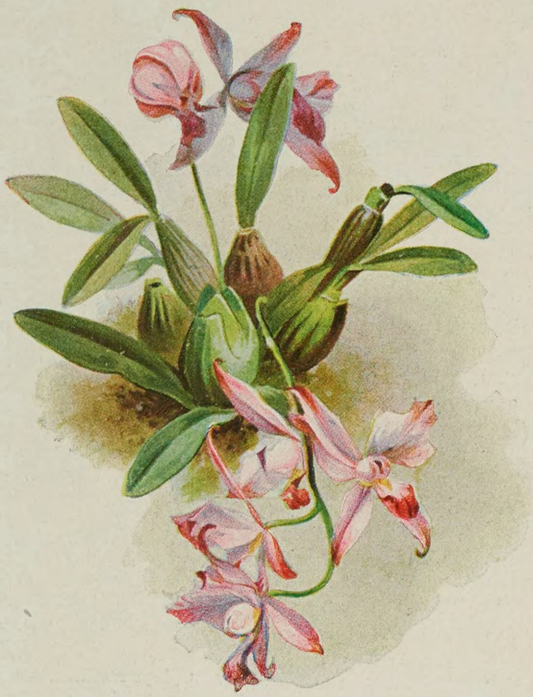


1. Epipogium Aphyllum — 2. Cypripedium Calceolus — 3. Orchis Latifolia — 4. Ophris Musifera — 5. Nigritella Angustifolia



1. Cattleya Dowiana Var. Chrysotoxa — 2. Laelia Hybrida Behrensiana — 3. Dendrobium Hybridum Chassiope — 4. Cymbidium Hyb. Winnianum — 5. Hybrid. Masdevallias Courtauldiana — 6. Laelia Grandis — 7. Selenipedium (Hybridum) Weidlichianum — 8. Oncidium Tigrinum — 9. Cattleya Warschewiczii

und zu den Blumenarrangements am meiſten verwendeten Orchideen entſtammen die Gattungen Cattleya, Epidendrum und Oncidium: Braſilien, die Arten von Odontogloſſum, Masdevallia und Stanhopea: Mexiko und Guatemala, während die Dendrobium- und Vandaarten Oſtindien angehören. Schon dieſe kurze Ueberſicht deutet an, daß die fremdländiſchen Orchideen nicht ausſchließlich ein tropiſches Klima erfordern, ſondern daß ſie auch in der gemäßigt wärmeren Zone gedeihen. Im Himalaja ſteigt eine Vandaart ſogar bis zu dem Gürtel der Eichenwaldungen auf. Die feuchten, vom Urwald bedeckten Bergabhänge, wo die Luft beinahe vollſtändig mit Waſſerdampf geſättigt iſt, ſind denn auch die Lieblingsſtätten der Orchideen. Hier wachſen ſie auf den Stämmen und in den Gabelungen der Zweige oder auf geſtürztem Holz. Daneben breiten ſie ſich über Felſen aus und hängen an den Stirnflächen ſteiler Felsgründe herab. Keineswegs aber darf man glauben, daß man von der Ueppigkeit der Entwicklung und von der Farbenpracht und Formenfülle der Blüten auf Schritt und Tritt geblendet wird. Die Größe der einzelnen Orchideenarten ſchwankt außerordentlich. Es gibt unter ihnen winzige, kriechende Stämmchen, die mit ihrer kleinen und flachen Beblätterung Mooſen gleichen. Auf der andern Seite bilden die großen Grammatophyllumarten Borneos eine dichte Maſſe von drei Meter langen, laubreichen Schöſſen. Die Rieſenvanda Birmas trägt mehr als einen Fuß lange, hängende Blütentrauben von gelbleuchtender Farbe. Eine einzelne, von einem Baume losgelöſte Pflanze macht eine ſchwere Manneslaſt aus. Der glänzende Prunk der in unſern Gewächshäuſern gezogenen Orchideenarten erweckt in uns wiederum eine falſche Vorſtellung über die Farbenpracht und den Blütenreichtum dieſer Pflanzenfamilie. Viele tragen nur unanſehnliche Blüten. Man führt dieſe Arten nicht ein, weil ſie für die Kultur nicht lohnen. Außerdem blühen die einzelnen Arten zu verſchiedenen Zeiten.



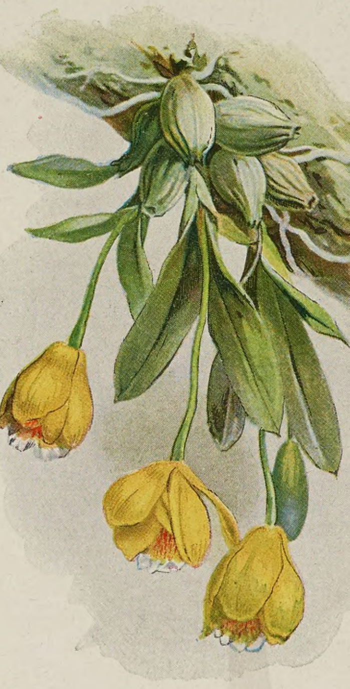
Laelia Autumnalis Xanthotropis

Verſetzen wir uns in einen Bergurwald Weſtindiens. Tiefer Schatten waltet in ihm. Nur ſchwach entwickelt iſt das Unterholz der Baumfarne. Dicht gedrängt ſtehen die Waldrieſen, aber ihre Gipfel entziehen ſich in dem undurchdringlichen Laubgewölbe unſern Blicken. Wo ſind alle die zahlloſen Schmarotzerpflanzen, wo ſind die Orchideen, die wir anzutreffen hofften? Zwar fehlen die Ueberpflanzen nicht gänzlich, wir ſehen einige Vertreter der Bromeliaceen, Arongewächſe und Farne auf den Aeſten angeſiedelt, zu den Stämmen hinaufklettern oder ihre Blatttrichter aufhalten, in denen ſie die herabfallenden, abgeſtorbenen Blätter aufſammeln, aber doch iſt es nur eine ſpärliche Anzahl. Nur einige wenige Anzeichen verraten uns, daß in dem hohen Wipfelgewölbe ein reicheres Leben herrſcht. Aus der Höhe herab hängen dichte Bündel von Luftwurzeln verſchiedener Arongewächſe und Kluſiaceen, aber ihr Blattwerk ſelbſt iſt in dem Laubdach der Bäume verborgen. Abgebrochene und zu Boden gefallene Zweige endlich, die mit grauen Tillandſien und dickblätterigen Orchideen beſetzt ſind, verkünden uns, daß auch dieſe letzteren in den ragenden Gipfeln zu ſuchen ſind. Hier, hoch oben im ſtrahlenden Sonnenlicht, haben ſie Fuß gefaßt, hier breiten ſie ihre wunderbar geformten und farbenprächtigen Blüten aus. Mit Recht hat man daher geſagt, daß in den Tropenwäldern der Botaniker nicht unter, ſondern in den Baumkronen ſammeln und forſchen ſoll. Wenn der Sturm oder das Alter einen Baumgreis zu Boden geſtreckt hat, dann zeigt ſich ſo recht, welch buntes Blumengewinde ſich über Aeſte und Zweige ſchlang.

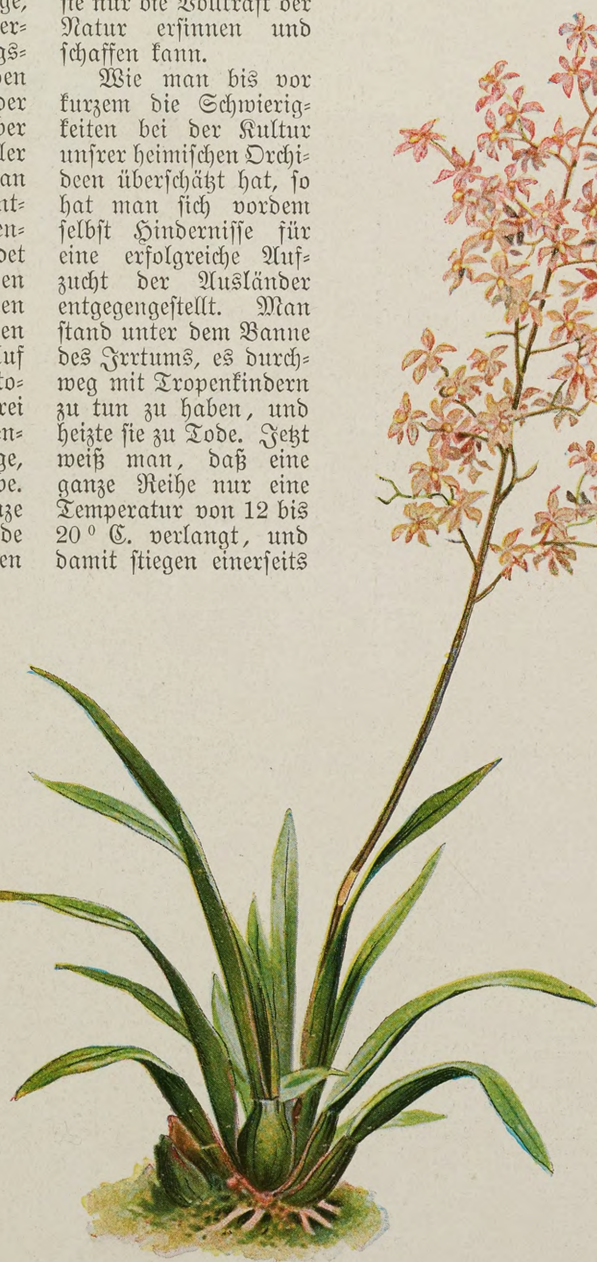
Vereinzelt überraſchen indeſſen auch in ihren Heimatländern die Orchideen durch ihre Blütenfülle. Die goldenen Oncidien der überfluteten Wälder des oberen Amazonas, die wellig gekräuſelten Cattleyas der mehr trockenen Wälder, die träumenden Cölogynes der Sümpfe und die faſt drei Meter langen Blütentrauben der Vandas in den Hügelwäldern Borneos bieten einen Anblick von entzückendem Reiz. Aber wir brauchen heute nicht mehr in die Ferne zu ſchweifen. Die Kunſt und der Fleiß unſrer Gärtner führen uns die zauberhafte Schönheit dieſer Pflanzenfamilie tagtäglich vor Augen. Welch ein wunderſamer Wechſel der Formen! Falter, Kolibris, Ampeln, Urnen, Kelche, zierliche Pantöffelchen werden in dieſen Blüten verkörpert Und welch ein berückender Farbenrauſch! Wer hätte ſie nicht ſchon feſtgebannt bewundert: die weißblütigen, gelb getupften Blütenzweige von Odontogloſſum, die gelbzungigen Blütenbüſchel von Dendrobium, das rotgetigerte Trichocentron, die weißen oder zartroſa Cattleyas mit purpurroten Lippen, die lila Vandablütenähren, die großblütige, rote Masdevallia mit gedrehtem Sporn, die weißen, gelben und rötlichen Trauben der Lälienarten, die einen halben Meter langen, ſchmalen braunen Wimpel von Selenipedium und die braungelben, gefleckten Falter von Oncidium und Stanhopea? Ein Formenreichtum verbindet ſich hier mit einer Farbenſymphonie, wie ſie nur die Vollkraft der Natur erſinnen und ſchaffen kann.

Wie man bis vor kurzem die Schwierigkeiten bei der Kultur unſrer heimiſchen Orchideen überſchätzt hat, ſo hat man ſich vordem ſelbſt Hinderniſſe für eine erfolgreiche Aufzucht der Ausländer entgegengeſtellt. Man ſtand unter dem Banne des Irrtums, es durchweg mit Tropenkindern zu tun zu haben, und heizte ſie zu Tode. Jetzt weiß man, daß eine ganze Reihe nur eine Temperatur von 12 bis 20° C. verlangt, und damit ſtiegen einerſeits die Zuchtergebniſſe, während anderſeits für die willigeren Arten die Preiſe fielen. Man braucht heute nicht mehr ein eignes Orchideenhaus zu beſitzen oder Millionär zu ſein, um ſich einen Strauß mit Orchideen in die Vaſe ſetzen oder eine roſarote Cattleya mit ſchwefelgelber Lippe im Zimmer halten zu können, die raunend erzählen, wie es im fernen Urwald lebt und webt.

Th. Seelmann



Cattleya Citrina

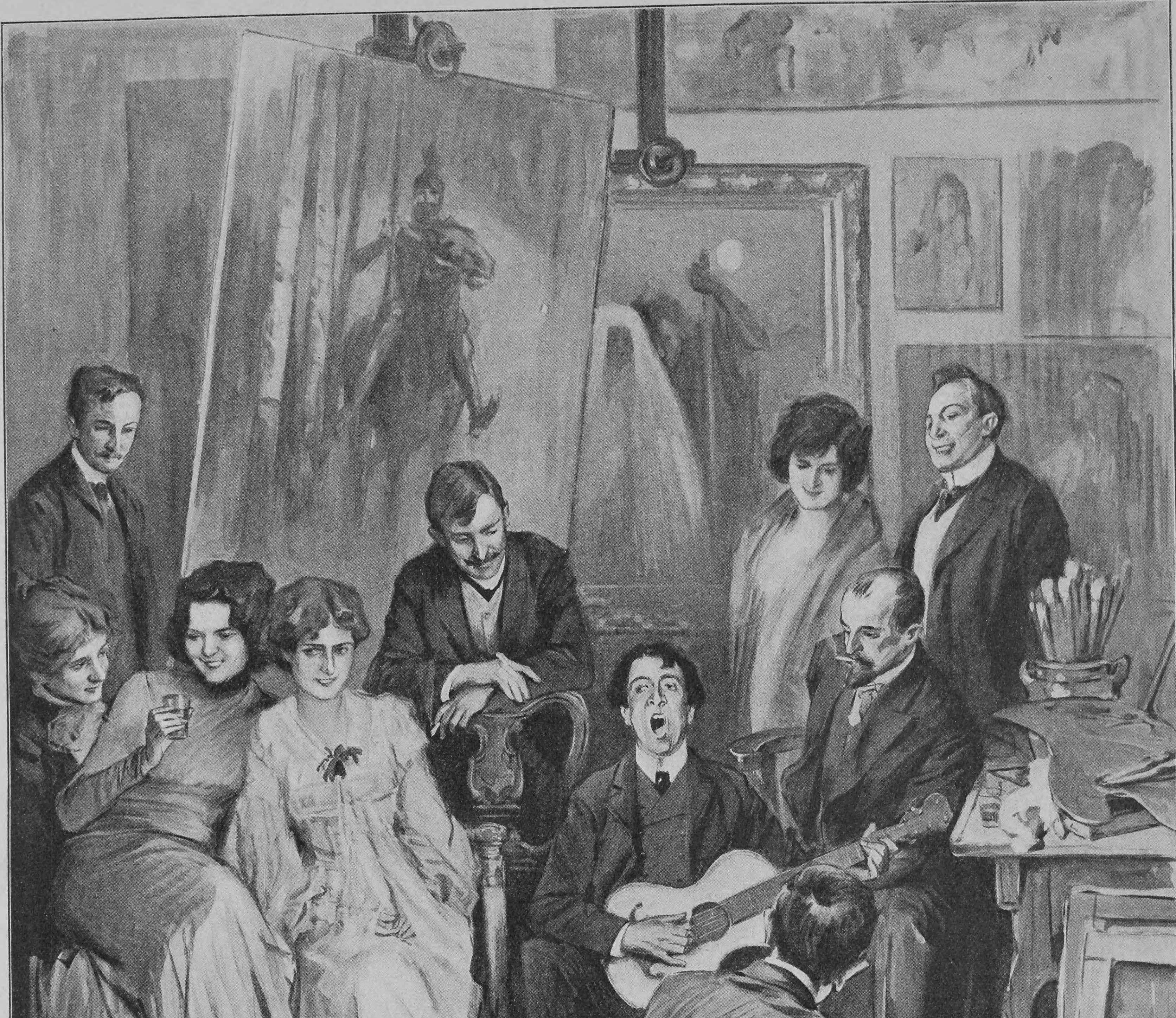


Odontoglossum Edwardii

Eroberungen im Sonnenſyſtem

Nicht bildlich, ſondern im eigentlichen Sinne des Wortes darf man von Eroberungen innerhalb unſers Sonnenſyſtems ſprechen, von einer gelegentlichen Zunahme der Zahl der Weltkörper, die ſich um die Sonne oder die Planeten bewegen. Allerdings iſt man gewöhnt, unſer Planetenſyſtem als etwas ſeit uralten Zeiten in ſich Abgeſchloſſenes und Vollendetes zu betrachten und den heutigen Zuſtand anzuſehen als das endgültige Ergebnis von Vorgängen, die viele Millionen Jahre zurückdatieren und im weſentlichen auch noch Millionen Jahre hindurch andauern werden. Bezüglich der großen Planeten, zu denen unſre Erde gehört, iſt dies auch richtig; doch kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß unter den kleinen Planeten, die überaus zahlreich und in vielfach durcheinander geſchlungenen Bahnen um die Sonne kreiſen, im Laufe ſehr langer Zeiträume Zuſammenſtöße erfolgen mögen, durch die einzelne dieſer Planeten zertrümmert werden. Indeſſen ſind dies keine Eroberungen innerhalb des Planetenſyſtems, d. h. es wird dadurch dem Syſtem unſrer Sonne nichts aus dem Weltraum zugeführt. Vorgänge der letzteren Art finden aber tatſächlich ſtatt, und zwar in der Form wirklicher Gefangennahme von Kometen durch Planeten.

Der erſte, der auf die Vermutung kam, daß ſolche Vorgänge ſich in der Tat abſpielen, und daß hauptſächlich der Planet Jupiter dabei tätig ſei, war der große Forſcher d'Alembert um die Mitte des 18. Jahrhunderts, ſpäter wurde dieſe Idee von dem nicht minder berühmten Mathematiker Laplace aufgegriffen und ihre Richtigkeit an einem Beiſpiel erwieſen. Im Jahre 1770 erſchien nämlich ein Komet, der nach der Rechnung Lexells in $5^1/_2$ Jahren um die Sonne laufen mußte, dennoch aber war er weder vorher geſehen worden, noch erſchien er 1776 wieder. Das Befremdliche dieſes Verhaltens erklärte ſich aber durch weitere Unterſuchungen, aus denen ſich ergab, daß der Komet im Jahre 1767 ſehr nahe bei dem Planeten Jupiter vorbeigezogen ſei, und daß er erſt damals durch die Anziehung dieſes großen Planeten in die Bahn geworfen worden war, die er 1770 beſchrieb. Ohne dieſe Anziehung wäre der Komet, der aus dem fernen Weltraum kam, in großem Abſtand um die Sonne gelaufen und hätte ſich auf Nimmerwiederkehr alsbald in den Weltraum zurückbegeben. Durch die


Rich. Gutschmidt

Atelierpunſch

Nach einer Zeichnung von Richard Gutſchmidt

Wirkung des Jupiter aber wurde die neue Bahn des Kometen nach einigen Jahren wiederum verändert. Der letztere kam 1779 dem Jupiter abermals nahe, jetzt aber war ſeine Stellung zu dem Planeten eine ſolche, daß die umgekehrte Wirkung eintreten mußte: der Komet wurde aus der neuen Bahn heraus und in eine andre geworfen, in der er der Erde zunächſt nicht mehr ſichtbar werden konnte.

Ein ähnlicher und noch intereſſanterer Fall kam 1889 zur Kenntnis der Aſtronomen. Damals erſchien ein Komet, der von einer Anzahl ganz kleiner Kometen begleitet war, eine Erſcheinung, die man bis dahin noch niemals wahrgenommen hatte. Noch mehr wuchs aber das Erſtaunen der Himmelsbeobachter, als die Berechnung ergab, daß dieſer Komet im Jahre 1886 durch den Jupiter in ſeine gegenwärtige Bahn geworfen worden war, daß er ſich vorher aber in einer weit größeren elliptiſchen Bahn um die Sonne bewegte und damals 27 Jahre zu einem Umlaufe bedurfte. Als man nun mit dieſer Umlaufszeit weiter zurückrechnete, fand ſich, daß der Komet im Jahre 1779 ebenfalls dem Jupiter ſehr nahe gekommen war und ſich zugleich nahe dem Ort befunden hatte, wo um dieſelbe Zeit der Lexellſche Komet aus ſeiner Bahn geworfen worden war. Die Vermutung liegt daher nahe, daß beide Kometen identiſch ſind, doch bleibt die Sache noch etwas zweifelhaft. Was die Nebenkometen des Hauptgeſtirns anbelangt, ſo konnte für einen von ihnen durch Rechnung nachgewieſen werden, daß er ſich im Mai 1886 von dem letzteren abgetrennt hatte, alſo zu der Zeit, als Jupiter ſeine gewaltige Einwirkung auf die Bahn des Kometen ausübte. Aber noch mehr. Um die nämliche Zeit befand ſich der Hauptkomet ſo nahe bei dem Planeten Jupiter, daß er ſich deſſen Oberfläche bis auf 28000 Meilen näherte, ja mit einem oder mehreren Monden des Jupiter zuſammengeſtoßen iſt. Damals hat auch wahrſcheinlich die Abtrennung der kleinen Kometen ſtattgefunden. Im Jahre 1896 kehrte der Hauptkomet, der Rechnung entſprechend, zurück, von ſeinen kleinen Begleitern aber war jede Spur verloren.

Wie in dieſem Fall, ſo hat der mächtige Planet Jupiter in einer ganzen Reihe andrer Fälle Kometen, die ſich ihm zufällig näherten, in neue, engere Bahnen geworfen und für das Sonnenſyſtem erobert, andre Kometen wahrſcheinlich in zwei oder ſelbſt mehrere Körper aufgelöſt. Ueberhaupt kennt man gegenwärtig eine ganze Reihe von Kometen mit kurzen Umlaufszeiten, die ſich meiſt innerhalb der Bahn des Planeten Jupiter bewegen und die von letzterem höchſt wahrſcheinlich erobert worden ſind; man bezeichnet ſie deshalb bisweilen als die Kometenfamilie des Jupiter. Man darf indeſſen nicht glauben, nur der Planet Jupiter ſei in dieſer Weiſe mit Eroberungen für das Sonnenſyſtem beſchäftigt; das gleiche gilt auch von allen andern Planeten, nur ſind dieſe zu klein, und daher iſt ihre anziehende Kraft zu gering, um auf große Entfernungen hin zu wirken, wie Jupiter dies vermag.

Der mächtigſte Planet nach Jupiter iſt Saturn, und auf dieſen folgend Uranus. Einer von dieſen oder beide vereinigt haben vor alten Zeiten den im Jahre 1866 ſichtbar geweſenen Kometen von dreiunddreißigjähriger Umlaufszeit in dieſe Bahn gebracht, außerdem exiſtiert noch etwa ein halbes Dutzend andrer Kometen, die vom Saturn erobert worden ſind. Die Zeiten, wann dieſes geſchehen iſt, laſſen ſich nur in einzelnen Fällen genauer angeben, allein manche dieſer periodiſchen Kometen müſſen doch ſchon ſeit Jahrtauſenden Mitglieder unſers Sonnenſyſtems ſein.

Da iſt es nun eine merkwürdige und zunächſt noch nicht zu erklärende Tatſache, daß von dieſen Kometen mindeſtens zwei im Verlaufe von etwa 30 Jahren, während deren ſie beobachtet wurden, völlig verſchwunden ſind. Dieſes Verſchwinden beruht aber nicht etwa darauf, daß dieſe Kometen etwa abnorme Bahnen eingeſchlagen hätten, ſondern iſt lediglich dem Umſtand zuzuſchreiben, daß ſie ſich aufgelöſt haben. Warum letzteres aber, nach vieltauſendjährigem Beſtand der Kometen, plötzlich in drei Jahrzehnten erfolgte, iſt zurzeit unbegreiflich. Es ſcheinen ſich bei ihnen Vorgänge abzuſpielen, von denen wir keine Ahnung haben. Jedenfalls iſt es eine überaus merkwürdige Tatſache, daß durch die Anziehung der Planeten fremde Kometen gezwungen werden, in verhältnismäßig engen Bahnen unſre Sonne zu umkreiſen, und daß dieſe Kometen in manchen (vielleicht in allen) Fällen damit dem Untergange geweiht ſind, indem ſie ſich, und zwar ebenfalls infolge der Anziehung der Planeten, auflöſen. Aus dieſer Auflöſung aber reſultieren die Sternſchnuppen, die beim Durcheilen unſrer Atmoſphäre aufleuchten, vereinzelt wohl auch als Meteormaſſen auf den Boden herabſtürzen und ihre Laufbahn in den mineralogiſchen Sammlungen beſchließen. K.

Herbstreigen

Auf samtenem Rasen, da drehen den Reigen
Mit blühenden Knaben die Mädchen, die holden;
Aus lauschigen Lauben ein Flöten und Geigen!
Es flattern die Falter von Dolden zu Dolden;
O Wiegen und Wirbeln! O Beugen und Neigen!
Wie fliegen die Locken so braun und so golden,
Die Füsse so rosig, die Kleider so rot!
  Und rings in den Büschen und Bäumen,
  Da singen die Blätter und träumen:
    „O dürften wir fliegen,
    Im Reigen uns wiegen
  So golden, so braun und so rot,
  Von Gluten des Lebens umloht!“

Nun geigt der Nordwind die rauschenden Weisen
Auf Büschen und Bäumen zu herbstlichen Tänzen;
Es winden die Blätter in luftigen Gleisen
Nach Lüsten sich lose zu taumelnden Kränzen:
Welch Wiegen und Wirbeln! Welch Ringeln und Kreisen,
In Braun und in Golde welch Gleissen und Glänzen!
Wie prahlt und prangt es in brennendem Rot!
  Und raschelnd raunt's in der Runde:
  „O Flucht der entzügelten Stunde!
    Nun dürfen wir fliegen,
    Im Reigen uns wiegen
  So golden, so braun und so rot —
  Wir fliegen hinein in den Tod!“

Fritz Erdner

Die Moki-Indianer Arizonas

Unter den zahlreichen Indianerraſſen Nordamerikas iſt der Volksſtamm der Mokis (auch Moquis geſchrieben) einer der intereſſanteſten. Um ſo mehr muß man bedauern, daß er im Ausſterben begriffen iſt. Völlig abgeſchieden von der Welt, haben die Mokis ſeit vielen Jahrhunderten im nordweſtlichen Arizona gehauſt. Man hat bisher nicht genau erforſchen können, woher ſie eigentlich gekommen ſind. Die kulturhiſtoriſchen Forſcher Bancroft, Davis, Prescott, George Grinnel, Dr. Ten Broeck halten ſie jedoch übereinſtimmend für einen Zweig des großen berühmten Uto-Aztekengeſchlechts, wofür Sprache, Gebräuche und religiöſe Zeremonien zeugen.

Die erſte Kunde von ihrer Exiſtenz erhielten die Spanier durch Don Pedro de Tabar, ein Mitglied der Expedition des Vasquez de Coronado, der 1540 durch die Navajoe-Indianer auf deren Nachbarn, eben die Mokis, aufmerkſam gemacht wurde. Mokiland, von den Navajoes „Uſaya“, ſpäter von den ſpaniſchen Erobern „Province Tuſayan“ genannt, hat einen Flächeninhalt von 3863 Quadratmeilen, 2472320 Acker enthaltend, von denen aber nur eine geringe Anzahl wegen Waſſermangels und ſchlechter Bodenbeſchaffenheit kultivierbar iſt. Durch eine Proklamation des Präſidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom 16 Dezember 1882 wurde dieſe ſogenannte Indianerreſervation den Mokis als Grundeigentumsbeſitz zugeteilt Die Navajoes bezeichneten ihre Nachbarn mit dem Namen A-mo-kwi, woraus die Spanier Moki machten. Das Wort Moki bedeutet in der Indianerſprache „Tod“; wahrſcheinlich wurde es zugleich als Bezeichnung ihres Stammes benutzt, weil die Mokis der Welt völlig abgeſtorben ſchienen, da ſie ſich in die Einſamkeit von allem Verkehr zurückgezogen hatten. Die Mokis ſelbſt aber nannten und nennen ſich „Hopis“, abgeleitet von den Worten ihrer Sprache „Ho-pi-tuh-lei-nyu-muh“, d. h. friedliebendes Volk. Als ſolches haben ſie ſich auch von jeher bewieſen; allen feindlichen Angriffen, beſonders denen des wilden, kriegeriſchen und ränkeſüchtigen Stammes der Apachen, ſind ſie ſtets nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen.

Die Provinz Tuſayan iſt 100 engliſche Meilen von der Pacificeiſenbahnlinie entfernt gelegen. Von der Station Hollbrook im nördlichen Arizona aus hat man dieſe Strecke zurückzulegen, um nach den ſieben Pueblos (Dörfern) der Mokis zu gelangen. Der lange Ritt durch die Wüſtenebene von Tuſayan unter faſt tropiſcher Sonnenglut iſt ein höchſt beſchwerlicher. Ueber alle Beſchreibung herrlich ſind dort die Sonnenauf- und -untergänge mit ihren magiſchen Beleuchtungseffekten. Wie in Purpur getaucht ragen die Krater erloſchener Vulkane vom ſandigen Erdreich empor, und die Koloſſalruinen der Bauten einer grauen Vorzeit (die noch weiter zurückreicht als die der Dynaſtie des mächtigen Montezuma) heben ſich gigantiſch, wie ein ausgegrabenes Pompeji, im klaren Aether Tuſayans ab.

Am Morgen der zweiten Tagereiſe zu Pferd erblickt man die beiden mächtigen Felsvorſprünge, auf denen die ſieben Pueblos etwa 800 Fuß (engl.) über dem Tale erbaut ſind. Wenn man bereits auf einen Kilometer herangekommen iſt, kann man noch immer nicht die Bauten von den Felſen unterſcheiden, da jene mit ihren horizontalen Linien ganz aus Felsgeſtein erbaut ſind und völlig wie Felſen ausſehen. Auch die Eſſen der Häuſer, wozu die bodenlos gewordenen „Ollas“ (Waſſertragbehälter) gedient haben, gleichen Felsſtücken. Ein ſchmaler, in Fels gehauener Fußpfad, der ſo ausgetreten iſt, daß Bancroft ihm ein Alter von 1600 Jahren zuſchreibt, führt zu den weltabgeſchiedenen Behauſungen empor. Die Pueblos heißen: Wolpi, Si-chom-avi, Hano, Mi-ſhong-uſowi, Shi-paul-ovi, Shunga-pavi und Oraibi; das letzte 6730 Fuß über dem Meeresſpiegel liegende Dorf iſt das am altertümlichſten ausſehende und hat die größte Einwohnerzahl, 900 Köpfe. Die Nachkommen jener 13000 Mokis, die die Spanier 1542 vorfanden, ſind heute bis auf 2000 zuſammengeſchmolzen. Blatternepidemien, zumal die in den Jahren 1775 und 1853, haben am meiſten zu dieſer Verminderung der Moki-Raſſe beigetragen. Oraibi und Wolpi ſind ſozuſagen die Hauptſtädte der Mokis, in denen ihre Volksfeſte und religiöſen Zeremonien ſtattfinden. Wenn der Reiſende Oraibi erreicht hat, wird er von den Mokis, die ihm auf halbem Wege entgegeneilen, aufs freundlichſte bewillkommnet, ganz beſonders dann, wenn er ſie in ihrer Sprache anredet: „Een quaqui esi?“ (Bin ich willkommen?) Dann rufen ſie ihm entgegen: „pitè“ (ſei gegrüßt!), ſtrecken aber auch ſofort ihre Hände aus und fragen nach „piba“ (Tabak) und „matchi“ (Streichhölzern). Letzteres Wort iſt das engliſche „matches“, das ſie von den Amerikanern aufgegriffen haben, die ſie „Melly cavuoni“ nennen. Die nackten Mokikinder, die ausſehen wie braunmarmorne Putten, jauchzen auf: „Hello, Kente!“ (Paß auf, Zuckerwerk, engliſch = candy.)

Die eigenartigen Behauſungen ſind terraſſenartig und zwei bis vier Stockwerke hoch aus Steinen und Lehm übereinander gebaut. Die Dächer der oberſten Terraſſen ſind meiſt ganz von Korn bedeckt, da man ſie als eine Art Speicher benutzt. An den Mauern herab hängen auf Stäbe und Faden aufgereihte Früchte zum Dörren, ebenſo „chilé“ (ſpaniſcher Pfeffer), deſſen Schoten in allen Schattierungen vom lichten Grün bis zum tiefen Scharlachrot ſchimmern.

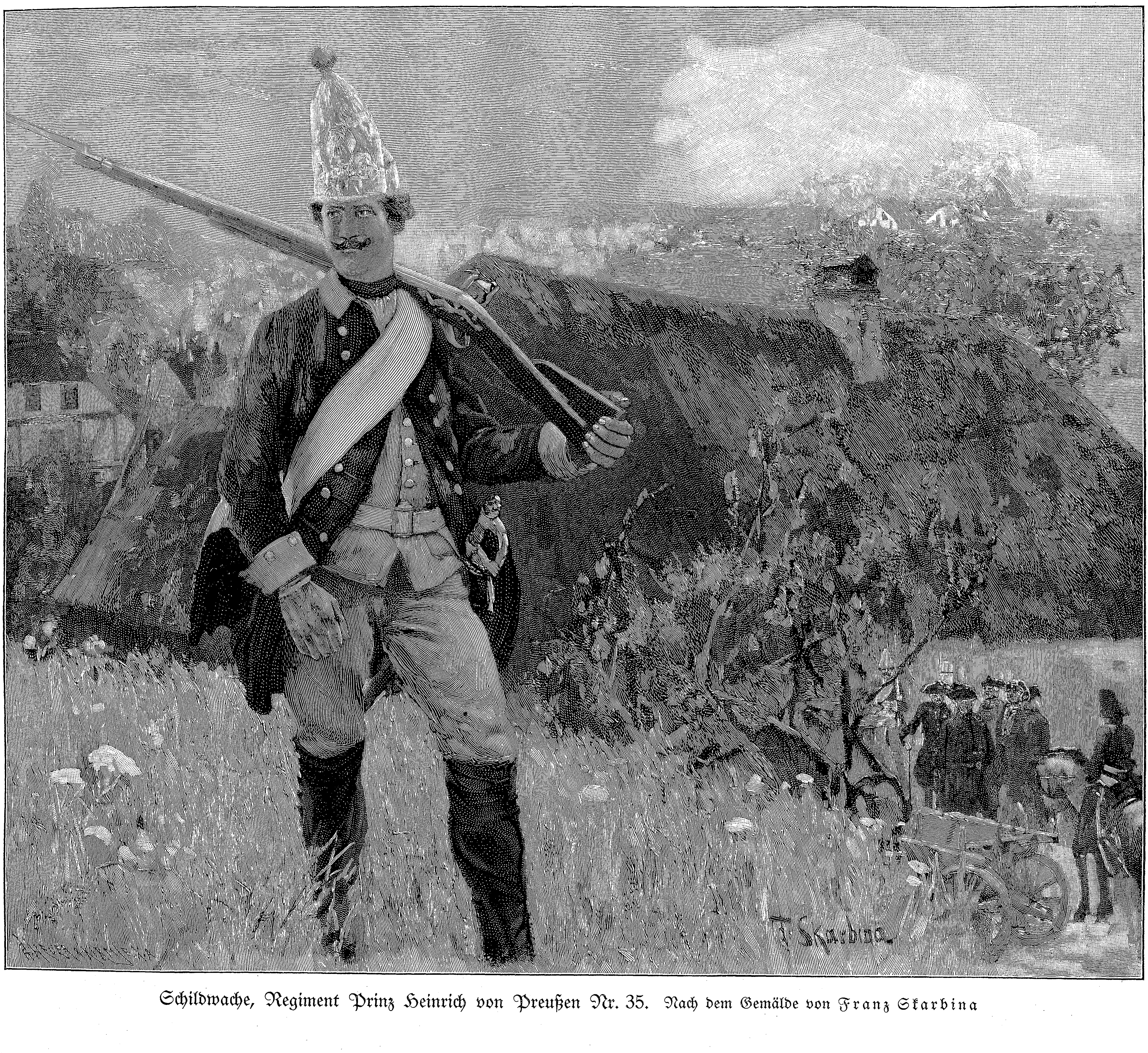
Das Dach des unterſten, 8 bis 10 Fuß hohen Geſchoſſes bildet den Balkon des zweiten Stockwerks, und ſo fort bis zur leicht aufſteigenden oberſten Etage von 6 Fuß Höhe. Sämtliche Häuſer ſtehen nebeneinander in Reihen, eine Straße oder einen viereckigen Platz, die „plaza“, bildend. In die Behauſungen kann man nur vermittelſt der außen angelegten Leitern gelangen, die von den Hunden mit eben ſolch affenartiger Geſchwindigkeit erklettert werden wie von den Mokis. Iſt man oben angekommen, ſo laden die Inſaſſen den Beſucher ſofort ein, Platz zu nehmen und bieten ihm ſtets Erfriſchungen an. Dieſe beſtehen aus Brot und Melone, nie Waſſer, das von den 800 Fuß tiefer gelegenen Quellen in die Höhe geſchafft werden muß und deshalb ſehr rar iſt. Das Waſſerholen beſorgen die Frauen, entweder zu Fuß oder mit Hilfe eines Maultieres. Die Ollas hängen dann rechts und links vom Sattel des Tieres, während im erſteren Falle die Indianerweiber die mit Waſſer gefüllten irdenen Behälter auf dem Kopfe tragen. Ganz merkwürdig iſt es, daß die Moki-Indianerinnen die Häuſer bauen, während ihre Männer die Weberei der zarapees (wollene Decken, Frauenkleidungsſtücke u. ſ. w.) beſorgen.

Die Wohnräume der Mokis ſind faſt gemütlich zu nennen. Ihre gepflaſterten Dielen ſind mit Ziegenfellen und Zarapees belegt; übrigens iſt das Wohnzimmer zugleich Salon und Schlafraum, und die Felle dienen als Nachtlager. Zuweilen findet man auch mit Fellen belegte Seitenbänke längs der Wand eingemauert. 15 bis 30 buntbemalte Holzfiguren, 2 Zoll bis 4 Fuß hoch, fehlen in keinem Mokiheim. Sie ſind gewöhnlich in Reih' und Glied an der Wand aufgebaut und ſtellen Götzen dar. An den weißgetünchten Wänden hängen öfters Muſikinſtrumente. Die Mokis ſpielen eine Art Mandoline, gefertigt aus einem ausgehöhlten Kürbis, mit einer Ziegenhaut überſpannt, über die zwei bis drei Metallſaiten aus Kupfer oder Silber gezogen ſind. Auch haben ſie eine Trommel, ebenfalls hergeſtellt aus einem ausgehöhlten Kürbis, überſpannt an beiden Endöffnungen mit einer Tierhaut, die mit flachen Klöppeln geſchlagen wird. Einer Flöte aus Holz entlocken ſie wunderbare Töne. Sie ſind offenbar ſehr muſikliebend und ſingen ihre Gebete. Sind die Götzen zerbrochen, dann werden ſie von den Mokikindern als Spielzeug benutzt. Das Mokiweib iſt die Seele des Hauſes, das ihr auch nach dem Geſetze gehört. Dieſe Indianer führen wirklich ein trautes Familienleben. Der Vater wiegt die Kinder auf ſeinen Armen, und wenn die Eltern außerhalb des Hauſes beſchäftigt ſind, ſorgen die Großeltern für ihre Enkel. Wie ſehr die Eltern an ihren Kindern hängen, beweiſt, daß die Mokis ihren Häuptling ſo lange gefangen hielten, bis er ſich ihrem Verlangen gemäß bereit erklärte, die Unionsregierung zu veranlaſſen, daß keine Mokikinder mehr in die 1887 von ihr gegründete Penſionsſchule geſchickt zu werden brauchten. Dieſe Schule in „Keam Cañon“ war 12 Meilen von den Pueblos entfernt, und die Moki-Eltern hatten keine Luſt, Schulzwang zu ertragen, da ſie ihre Kinder nicht neun Monate jährlich entbehren wollten. Die Schule koſtete die Regierung jedes Jahr gegen 12000 Dollars. Sie ſtand unter der Leitung von zehn Lehrern und fünf Lehrerinnen, darunter drei Indianerinnen.

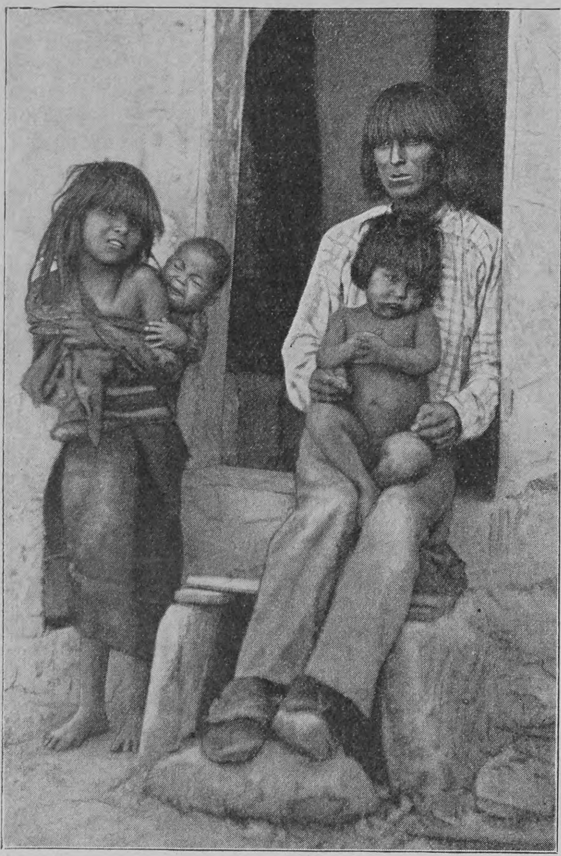
Die Mokis ernähren ſich von gekochtem Fleiſch, Gemüſe und Obſt. Sie bereiten ihre Speiſen in 250 bis 300 Jahre alten Erdöfen, die ſich außerhalb des Hauſes befinden. Neben den Wohnzimmern iſt häufig ein kleiner Raum, worin auf einer ausgehöhlten Steinplatte mittels eines abgerundeten Steines das Korn mit den Händen zu Mehl zerrieben wird. „Piki“ (Brot) und „Pigame“, eine Art Pudding in Maishülſen eingewickelt, wird in den Oefen während der Nacht gebacken. In dieſen in die Erde gemauerten Oefen wird mit Zedernholz ein tüchtiges Feuer gemacht. Nach ſeinem Erlöſchen ſetzt man die zum Backen fertigen Speiſen auf die glühende Aſche und deckt das Loch auf der Erdoberfläche mit einer Steinplatte zu, dann werden die Speiſen während der Nacht gar.

Die Mokimädchen (Mashoucce) ſind meiſt ſchön von Geſicht und haben oft die Körperformen einer Venus. Ihre Hautfarbe iſt zuweilen gar nicht ſo dunkel und zeigt einen ſammetnen Glanz. Sie haben herrliche grün-graue Augen, die bald hell, bald dunkel ſchimmern. Ihr üppiges Haar tragen ſie bis zu ihrer Verheiratung geſcheitelt und zu runden Räderrollen über den Ohren zuſammengedreht, nach ihrer Vermählung aber in ſogenannten Schlangenlocken, die rückwärts von den Ohren nach vorn herabfallen. Bis zum zehnten Jahre gehen die Kinder nackt, dann werden die Mädchen in gewebte Kleidungsſtücke geſteckt. Dieſe ſind geſchmackvoll hergeſtellt, einfarbig mit bunten Kanten; der kurze Rock und die der altgriechiſchen ähnelnde Tunika werden durch einen Ledergürtel zuſammengehalten. Der ſchöngeformte Hals wird mit Ketten aus Türkiſen, Korallen, Muſcheln geſchmückt, die Arme zieren Silberſpangen. Aeltere Frauen (Pisalas) ſind wie Mexikanerinnen gekleidet, mit langen ſchwarzen Röcken und dreieckigen Schaltüchern. Die Maſhoucces beſchäftigen ſich mit Korbflechten und Herſtellung von allerhand Töpferwaren, die ſie mit hübſchen und eigenartigen Muſtern bemalen. Die Indianerweiber vom Pueblo Hano (Nampos) ſind berühmt wegen ihrer Töpferwaren, die als die beſten im Mokiland gelten. Es würde den Raum eines Buches füllen, wollte man über dieſe wunderbar feinen Flechtereien und töpfernen Gegenſtände mit ihren eigenartigen Muſtern, Farben u. ſ. w. eingehend berichten. Die Körbe koſten oft bis zu 200 Dollars und gehören ſchon jetzt zu den Raritäten.

Die Maſhoucces heiraten manchmal ſchon mit dem elften Jahre, gewöhnlich aber mit dem ſechzehnten. Ihnen fällt es zu, den Heiratsantrag zu machen, indem ſie einem Mokijüngling ihrer Wahl ein Körbchen, gefüllt mit ſelbſtgebackenem Brote, zuſenden. Iſt dieſer willig, ſo kommt er zum Hauſe der Auserkorenen mit dem Geſchenke ſelbſtgewebter Hochzeitszarapees fürs Brautbett und verſtändigt ſich mit den Eltern der Braut. Am Hochzeitstag findet ein großes Feſteſſen mit den Verwandten der Braut und des Bräutigams ſtatt, wobei die Geladenen Geſchenke bringen. Vor dem Eſſen muß das Paar ein Bad nehmen und wird dann von den Brauteltern neu gekleidet. Die Heiratszeremonie im Hauſe der Brauteltern und in Gegenwart der Verwandten beſteht in einem Gelübde, das das Paar ſich gegenſeitig gibt und lautet: „Wir verbinden uns heute einander fürs Leben vor allen unſern Freunden, die hier verſammelt ſind, im

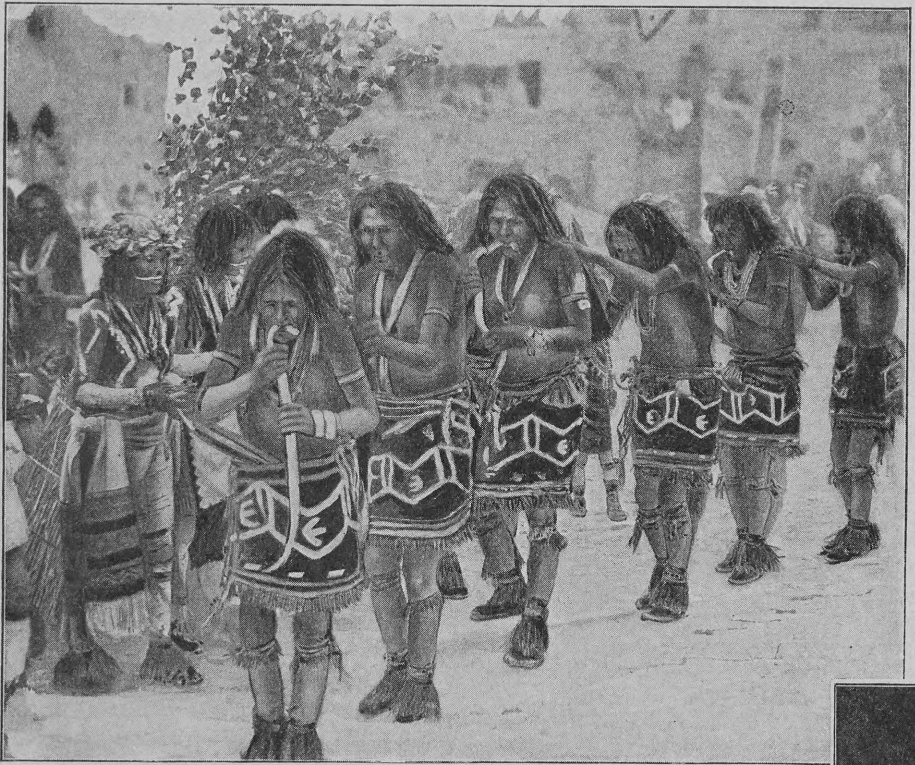


Schildwache, Regiment Prinz Heinrich von Preußen Nr. 35. Nach dem Gemälde von Franz Skarbina



Mokifamilie in Oraibi

Mokimädchen mit dem Medizinweib Salako



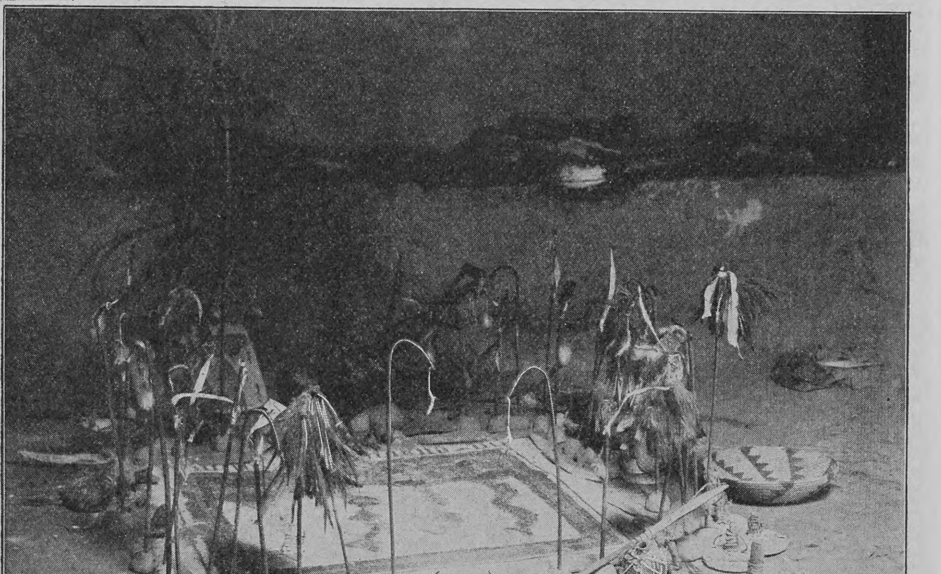
Schlangentänzer

Namen des großen Geiſtes, der uns vereinigt.“ Hierauf beſiegeln Kuß und Handſchlag den Bund fürs Leben. Die Brauteltern binden die Gewänder der Neuvermählten mit bunten Bändern zuſammen, die erſt gelöſt werden, wenn das Paar das Elternhaus verläßt. Der Ehemann ſetzt dann ſeine Frau auf ein Maultier und geleitet ſie, einen roten Schirm über ſie haltend, nach ſeinem Heim.

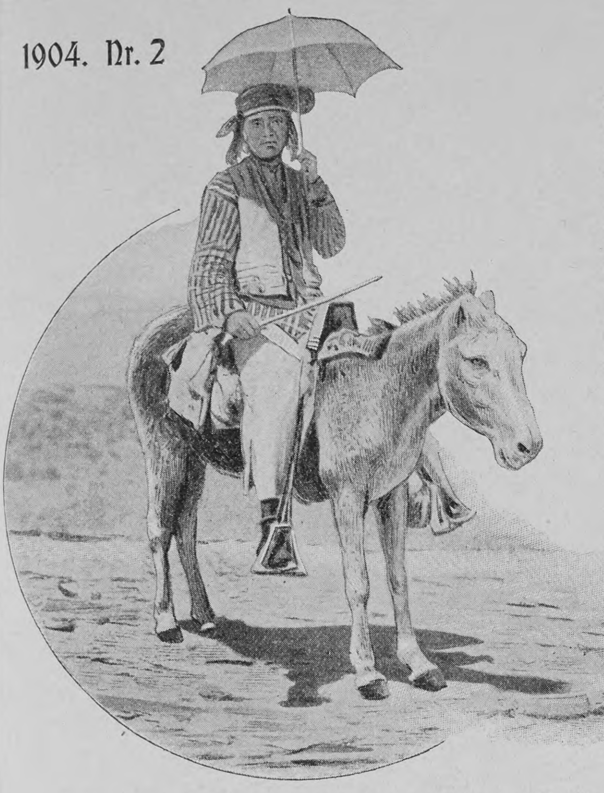
Die männlichen Moki-Indianer ſind faſt häßlich zu nennen – das Haar tragen ſie bis zu den Augenbrauen herabfallend —, ſie ſind aber als treu, gaſtfreundlich und arbeitſam bekannt. Ihr Geſetz verbietet ihnen, Verwandte zu heiraten. Polygamie iſt völlig unbekannt und würde als Verbrechen mit dem Tod beſtraft werden. Der Moki genießt keine ſpirituoſen Getränke, doch kommt er mit ſeinesgleichen in den Eſtufas (unterirdiſchen Gemächern) zuſammen. Dieſe Eſtufas ſind teils Krämerladen, teils Beratungs- und Verſammlungsorte. Hier rauchen die Mokis Zigaretten und Pfeifen. Letztere ſind oft alte Erbſtücke, aus koſtbaren polierten Steinen gefertigt, und werden hoch in Ehren gehalten. Beim Rauchen hört man ſie lamai (gut) oder calo-lamai (ſchlecht) rufen.

Sie haben ihre Beamten, Wahlen und Geſetze. Ihr oberſter Regent iſt der Häuptlingsprieſter „Shi-mo“, der in ſeiner Reichsſtadt Wolpi reſidiert. Sein Amt iſt erblich und geht vom Vater auf den Sohn über. Der Shi-mo hat über Krieg und Frieden zu entſcheiden. Iſt Krieg entſchieden, dann muß der „Medizinmann“ (Honi) ein Lamm ſchlachten. Bluttriefend zeigt er ſich darauf dem Volke, in ſeiner Rechten Pfeil und Bogen nach der Himmelsrichtung, wo die Sonne ſteht, emporhaltend. Dieſer Akt bedeutet die Kriegserklärung. Die Mokis haben auch ein Banner von grobem weißen Baumwollzeug mit hellroten Kanten auf dunkelblauem Grund. Gouverneure für die ſieben Pueblos werden von Zeit zu Zeit durch die Mokiprieſter gewählt. Jedes Dorf hat ſeinen Kriegshauptmann, nach dem Spaniſchen von den Mokis „Capitane“ genannt. Die Medizinmänner aber beſitzen größere Macht als Häuptlinge und Gouverneure. Ihr Kriegsgott, deſſen Namen ſie jedoch niemals ausſprechen, heißt merkwürdigerweiſe Jehovah Sie rufen ihn an, indem ſie beide Hände und ihr Geſicht gen Himmel emporrichten. Die Mokis ſind in hohem Grade abergläubiſch; ſie fürchten ſich z. B. vor gewiſſen Höhlen, in denen böſe Geiſter walten ſollen. Sie beſitzen die wunderbarſten Legenden. Der Schriftſteller Frank Hamilton Cuſhing hat in ſeiner Sammlung der Inni-Volksſagen einige davon eingereiht Die Mokis glauben an die Seelenwanderung. Sie haben „O-mows“ (männliche) und „A-to-se-ka“ (weibliche Götter) Sie beten den „großen Vater“ an, der lebt, wo die Sonne aufgeht, und die „große Mutter“, die in dem Bereich der untergehenden Sonne ihren Sitz hat. Eine alte Ueberlieferung erzählt, daß vor vielen Jahren einmal die „große Mutter“ aus dem Weſten ihrer Heimat neun Menſchenraſſen nach Tuſayan brachte, die aber aus verſchiedenen Tiergattungen entſprangen, in die nach dem Tode die Seelen der Menſchen wieder zurückkehren. So berichten die Mokis, daß ſie dem „Bôli“ (Schmetterling), dem Kuâja (Adler), der Chia (Klapperſchlange), dem „Sui“(Kaninchen) und dem Houou (Bär) verwandt ſeien. Einige Mokis nehmen aber auch an, daß ſie der Ta-jna (Sonne), dem Kúja (Feuerholz) oder dem Ko-ah (Korn) entſtammen. Der Mokiglaube iſt eine wunderbare Miſchung von Götter- und Götzendienſt. Sie haben nämlich auch Halbgötter, die ſogenannten „Cachinas“, von denen ſie erzählen, daß dieſe auf der Erde lebten, als ſie noch in der Morgendämmerung lag; ſie gelten als eine Art von Götterboten. Die Sagen über dieſe haben eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der germaniſchen Mythologie.

Der große Mangel an Regen iſt die Urſache der hervorragendſten religiöſen Zeremonien, des „Schlangentanzes“. Dieſes Feſt wird alljährich im Auguſt, abwechſelnd in Wolpi und Oraibi, abgehalten. Ein Hornruf des großen Medizinmannes vom hohen Felſen herab verkündet den ſieben Pueblos den Tag des Feſtbeginns, gewöhnlich 16 Tage zuvor. Die lange Friſt wird gegeben zum Nähen der Feſtgewänder und zur Zubereitung der Feſtſpeiſen. Salako, das alte Medizinweib, die Wahrſagerin von Wolpi, braut inzwiſchen ihr berühmtes Gegengift für den Schlangenbiß aus einer Pflanze, von Botanikern



Der heilige Altar in der unterirdischen Kiva

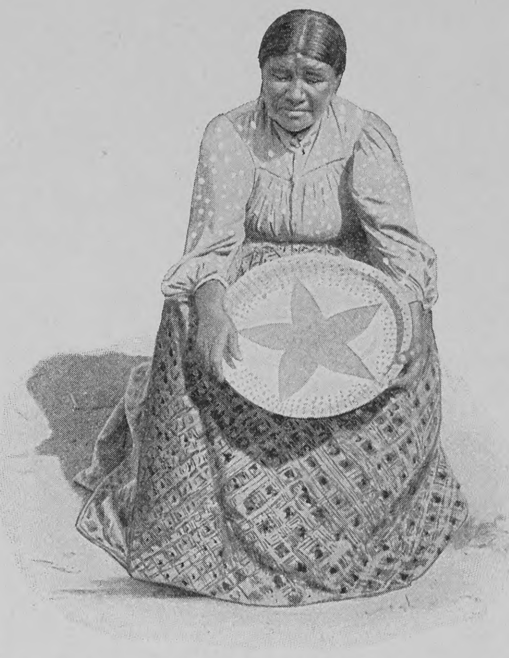


Reiter auf einem durch Abſchneiden der Ohren beſtraften Maultier

„gaura parviflora“ genannt. Jhr Geheimnis der Zubereitung verrät ſie ſelbſt nicht für „shiba“ (Silbermünze). Die für den Tanz benutzten Klapperſchlangen werden von auserwählten Jünglingen*) aus dem Ruinengeſtein Tuſayans hervorgeholt und in die unterirdiſche „Kiva“ nach dem heiligen Altar der Mokis gebracht. Jn feierlichem Zuge ſteigen die Schlangenprieſter die Leiter, die zum Gemach in der Erde Tiefe führt, hinab. Hier umſtellen ſie in Reih' und Glied die heilige Stätte, ein mit Sand beſtreutes Viereck, das von pahos (Gebetſtöcken), mit Federbüſcheln und bunten Bändern aufgeputzt, gebildet wird. Dicht am Eingang ſteht das Weihwaſſerbaſſin für die Schlangen. „Su-pe-lá“ (der hohe Prieſter) hebt beide Hände hoch empor und murmelt ein Gebet. Hierauf reichen einige Prieſter ihm aus dem aufgetürmten Schlangenknäuel in der Ecke des Raumes die mit dem Schwanz klappernden Tiere eines nach dem andern zu. Mit Unterſtützung von ſechs Prieſtern wird den Schlangen mit dem Weihwaſſer zu wiederholten Malen der Kopf gewaſchen. Ein gedämpftes Stimmengeſumm erhebt ſich, begleitet vom Taktſchlag der getrockneten Klappern getöteter Schlangen, die ſich in den Händen der übrigen Prieſter befinden. Die geweihten Schlangen werden auf den Altarplatz geworfen und bei jedem Verſuch, davonzukriechen, zurückgepeitſcht. Lauter und lauter wird das Geſumme, bis es in wildes, tobendes Kriegsgeſchrei ausartet. Es iſt ein grauſenerregender Anblick, wie ſich die Leiber der Gefolterten im ſandigen Geknäuel winden, wie ſie züngeln und ſich zur Wehr bereit halten. Leiſer und leiſer wird dann der Geſang, bis die Waſchungen beendet ſind. Die Schlangen werden in einen großen Sack aus Tierhaut geſteckt, den die Prieſter mit ſich nehmen, die Kiva verlaſſend Dieſelbe Zeremonie wird täglich wiederholt bis zum Beginn der großen Feier, die ihren Anfang in dem Augenblick nimmt, da die untergehende Sonne ihren letzten Schein von einer beſtimmten Felswand auf den Feſtplatz wirft. Jn ſeiner Mitte befindet ſich der „Kiſi“, ein großer Strauch der Baumwollenpflanze, in den die geweihten Schlangen geworfen werden. Der Oberprieſter kommt langſam dahergeſchritten und beſtreut die Feſtſtätte mit heiligem Mehl. Eine lange Prozeſſion der Prieſter und Schlangentänzer folgt ihm. Sie umkreiſen den „Kiſi“ viermal, wobei ſie jedesmal laut auf ein davor liegendes Brett ſtampfen, das als Pforte zur Unterwelt gilt und die Geiſter der Vorfahren aufmerkſam machen ſoll, daß die Zeremonie beginnt. Nun werden den Tänzern die Schlangen eingehändigt; ſie nehmen deren Köpfe zwiſchen die Zähne, die Leiber der Tiere ſchlingen ſich um ihre Arme, und ſo hopſen ſie mehr als ſie tanzen in Reih' und Glied, bald zu zwei und zwei, bald zu drei und drei, bald wie exerzierende Soldaten Linien ſchließend und öffnend hintereinander her. Es iſt ein kaum zu beſchreibender Anblick: dieſe buntbemalten, faſt wie Teufel ausſehenden Mokis mit den wedelnden Fuchsſchwänzen, den ſchillernden Halsketten von Muſcheln und Türkiſen, den an den Knien befeſtigten Schildkrötenklappern, den bunten Schärpen, den wunderbaren Tierfellſchuhen. Unwillkürlich denkt man an Schillers Worte:

„Und wo ſonſt Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollnen Bäuche blähn.“

Der Tanz währt 50 Minuten. Nicht weniger intereſſant und maleriſch iſt die feſtgeſchmückte Zuſchauermenge der Mokis, die bis zu den Dächern hinauf Tribünenplätze einnimmt und die Zeremonie mit Geſang und Applaus begleitet.

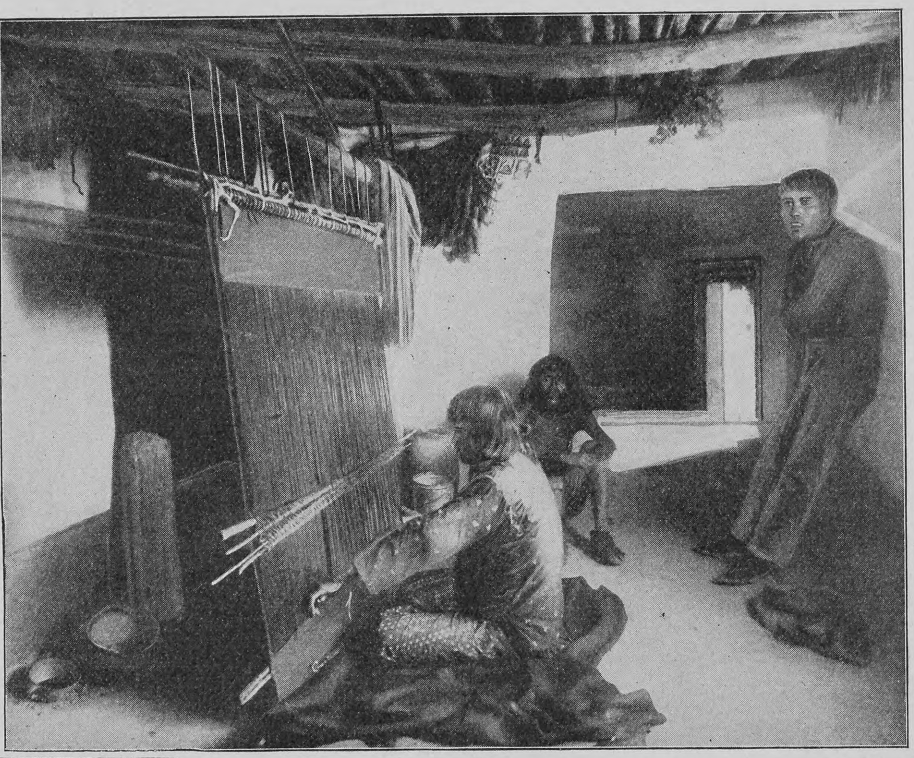


Korbflechterin aus dem Dorfe Shungopavè

Der Schluß der Feierlichkeit beſteht darin, daß die Schlangenprieſter in ſauſendem Galopp mit den Schlangen davoneilen, ſie nach einem beſtimmten Felſenorte bringen, damit ſie von dort aus als abgeſandte Botſchafter des Mokivolkes die Bitte um Regen der großen Schlangengottheit „Gatojá“ übermitteln.

Nachdem die Schlangenprieſter zurückgekehrt ſind, trinken ſie alle oben am Felſenabhang aus der Bowle der Salako den Zaubertrank gegen den Schlangenbiß. Auf dieſen Genuß folgt alsbald der ſchauerliche Anblick, den ſonſt die Folgen der Seekrankheit gewähren, und dies wiederholt ſich, bis das geheimnisvolle Gefäß geleert iſt. Nach der Zeremonie auf der „plaza“ findet großer Feſtſchmaus ſtatt, auch Wettrennen mit Preisverteilung an die Burſchen und Mädchen. Hat inzwiſchen aber ein Maultier die Gelegenheit benutzt und ein Bündel Korn geſtohlen und verſpeiſt, ſo werden ihm zur Strafe dafür die Ohren abgeſchnitten, damit jedermann weiß, daß der „burro“ ein „Mauſeeſel“ iſt. Früher ſchnitten die Mokis auch ihren Frauen die Ohren ab, wenn ſie geſtohlen hatten; heutzutage ſind die Ohren der Mokiindianerinnen aber ſämtlich unverſehrt — ein Beweis, daß auch die Frauenemanzipation in den ſieben Dörfern Fortſchritte macht.

Malwina Lampadius



Weber in ihrer Hütte

Mokimädchen, Kornmehl trocknend

Die Verfaſſerin im Garten ihres Beſitztums zu Los Angeles

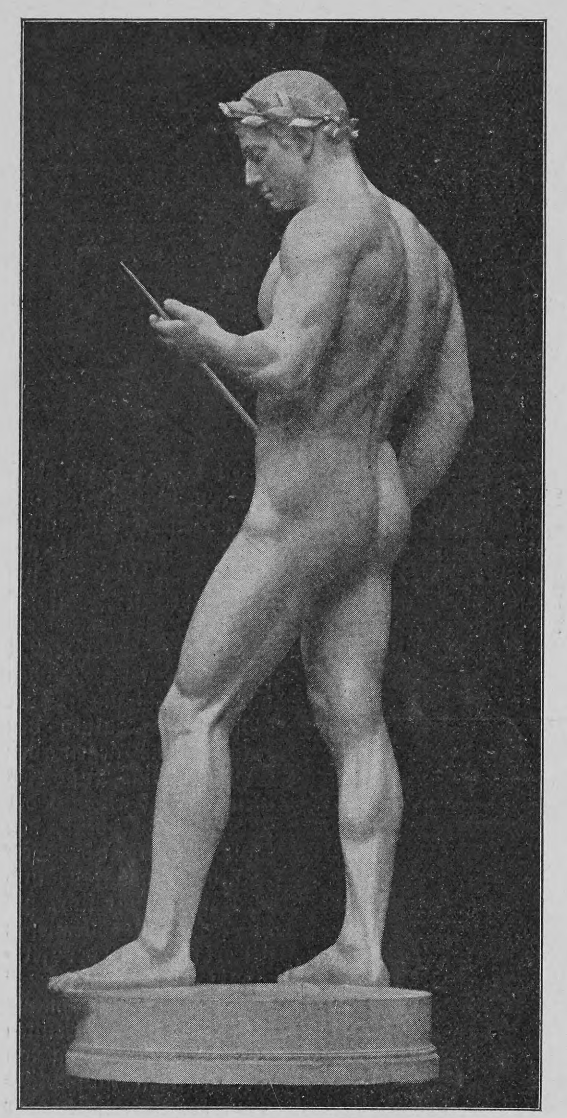
---

*) Jakulali (Schlangenſammler).

Notizblätter

Der Fechter

Auf der Großen Berliner Kunſtausſtellung dieſes Jahres hat der Kaiſer die ausgezeichnete Bronzeſtatuette eines Fechters von Fritz Heinemann angekauft. Sie zeigt das Können des reichbegabten Bildhauers im beſten Lichte und darf ſeinen reifſten Arbeiten zugerechnet werden. Die kraftvolle Mannesgeſtalt des lorbeergekrönten Fechters erſcheint in ruhiger Auffaſſung; mit der Hand und mit ſachverſtändigem Blick prüft er die Schärfe des Schwertes, mit dem er manchen Streich zu führen gedenkt. Die ſichere, feine Zeichnung, die einfache Behandlung der Formen gibt dem Bildwerk einen beſonderen Wert



Der Fechter. Bronzeſtatuette von Fritz Heinemann

Wälder auf Beſtellung

Eine äußerſt originelle neue Induſtrie iſt die Lieferung von Wäldern auf Beſtellung, in einigen Wochen und auf beliebigem Terrain. John Wilkins aus Indianapolis iſt der Urheber dieſer Induſtrie, der ſich anheiſchig macht, in einem Monat einen ganzen Tannenwald von 8000 bis 10000 Bäumen von den Ufern des Stillen Ozeans zum Geſtade des Atlantiſchen zu verpflanzen. Vor kurzem hat er, wie berichtet wird, in dieſer Beziehung eine Glanzleiſtung vollbracht. Ein reicher Kapitaliſt namens Blair hatte ſich in der Nähe von Far Hills eine prächtige Reſidenz aus Hauſteinen und Marmor bauen laſſen, die etwa 10 Millionen Mark koſtete, da es aber an Schatten fehlte, telegraphierte er an John Wilkins, ihm einen Wald von 7 Hektaren, der in der Nähe von Cheſter lag, auf ſein Beſitztum zu verpflanzen. Der Auftrag wurde ausgeführt. Der Unternehmer ließ eine Hilfseiſenbahn zwiſchen Cheſter und Far Hills — über 9 Kilometer — bauen und überführte in weniger als einem Monat mit ſeiner beſonderen Methode alle Bäume, darunter auch alte Eichen, an den beſtimmten Ort, ohne daß dieſe litten. Der Millionär erhielt ſo ſeinen Wald; er mußte allerdings gegen 800000 Mark dafür bezahlen.

Zur Geſchichte des Hopfenbaues

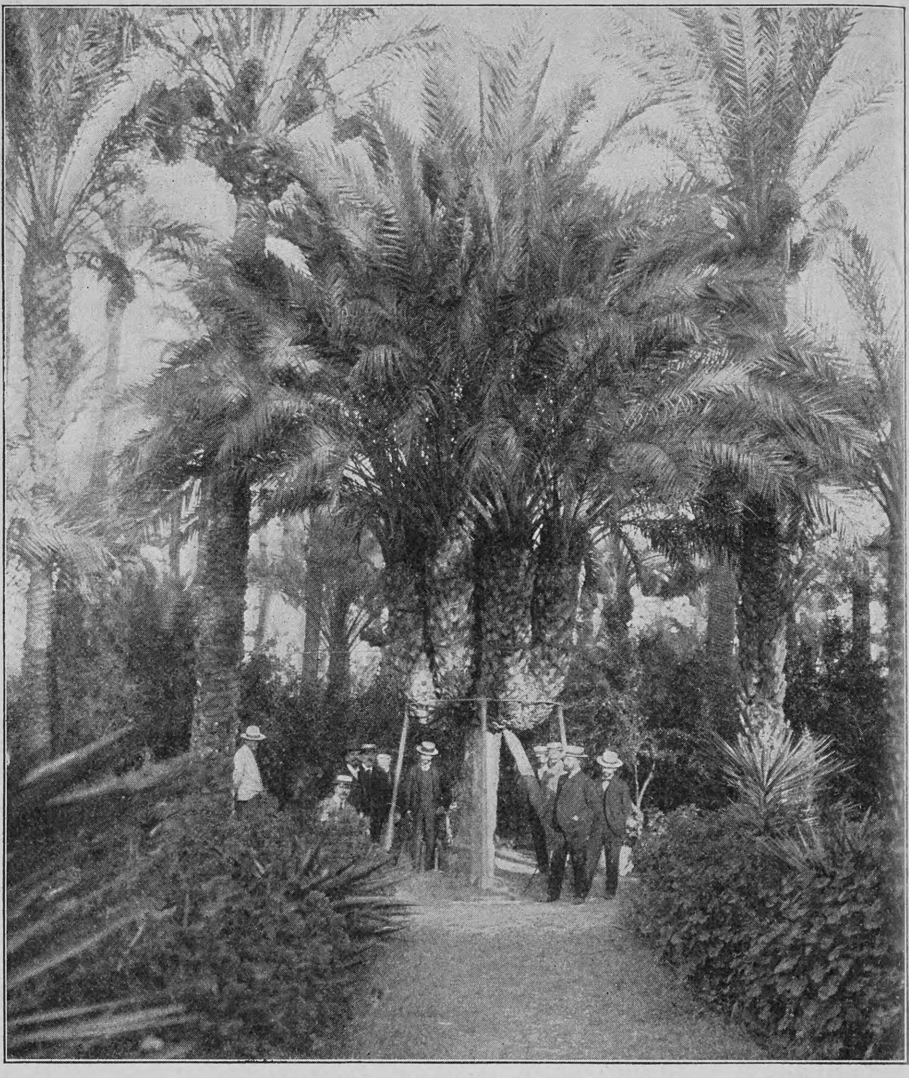
Nach der verbreitetſten Annahme iſt der Hopfen während der Völkerwanderung nach Europa gebracht und hier angepflanzt worden, wenn man ihn auch noch nicht zur Bierbereitung benutzte. Das Bier wird zwar in den älteſten Zeiten bereits als das gewöhnliche Getränk der alten Deutſchen bezeichnet, doch iſt es nach Dr. S. A. von Schwarzkopf keineswegs zu erweiſen, daß man es damals ſchon mit Hopfen verſetzt hat, zumal noch im 18. Jahrhundert viele Arten von Bier ohne ſeine Zutat gebraut wurden. Am wahrſcheinlichſten iſt der Gebrauch, das Bier mit Hopfen zu würzen, ſlawiſchen Urſprungs. In Deutſchland erwarben ſich die geiſtlichen Fürſten und Reichsſtädte ſowie die Klöſter, die Hopfengärten anlegten und die Bierbrauerei betrieben, um die Hopfenkultur große Verdienſte. Im 14. Jahrhundert finden wir den Hopfenbau in Deutſchland allgemein verbreitet; zu ſeiner vollen Blüte gelangte er im 15. und 16. Jahrhundert in Böhmen und Bayern

Sonderbarer Brauch

Bei den Uskoken, einem ſibiriſchen Volksſtamme, iſt es Sitte, daß die Mutter bei der Beerdigung ihres Kindes deſſen Wiege auf dem Kopfe trägt. Bei dem Einſcharren ſchimpft ſie auf den Tod, daß er ihr das Kind geraubt, aus dem ein großer Held oder ausgezeichneter Mann hätte werden können, und ſchließt ihre Rede mit den Worten „Du grimmiger, wüſter, unerbittlicher Tod, du haſt mir das Kind genommen, nimm auch noch die Wiege dazu und ſtopfe damit deinen nimmerſatten Mund, daß dir alle Zähne ausbrechen mögen.“

Radium im Erzgebirge

Das Radium, deſſen wunderbare Eigenſchaften erſt in letzter Zeit entdeckt worden ſind, findet ſich ausſchließlich im Uranerz, an dem das Erzgebirge außerordentlich reich iſt. Die vornehmſte Fundſtätte des Urans iſt die Bergſtadt Joachimstal, wo die Bergverwaltung ein großes Uranwerk beſitzt. Das Radium iſt freilich bisher nur als radio-aktiver Satz bekannt und faſt ſo gut wie gar nicht aus dem Urſtoff iſoliert. Es dürfte aber der Wiſſenſchaft in nicht allzu ferner Zeit gelingen, eine nicht zu koſtſpielige Ausſcheidungsweiſe des Radiums aus dem Uran zu finden. Damit eröffnet ſich für das Erzgebirge eine ganz ungeahnte Zukunft. Wäre es jetzt ſchon möglich, ein Kilogramm dieſes Metalls herzuſtellen, ſo würde es einen Wert von 8 Millionen Mark repräſentieren.



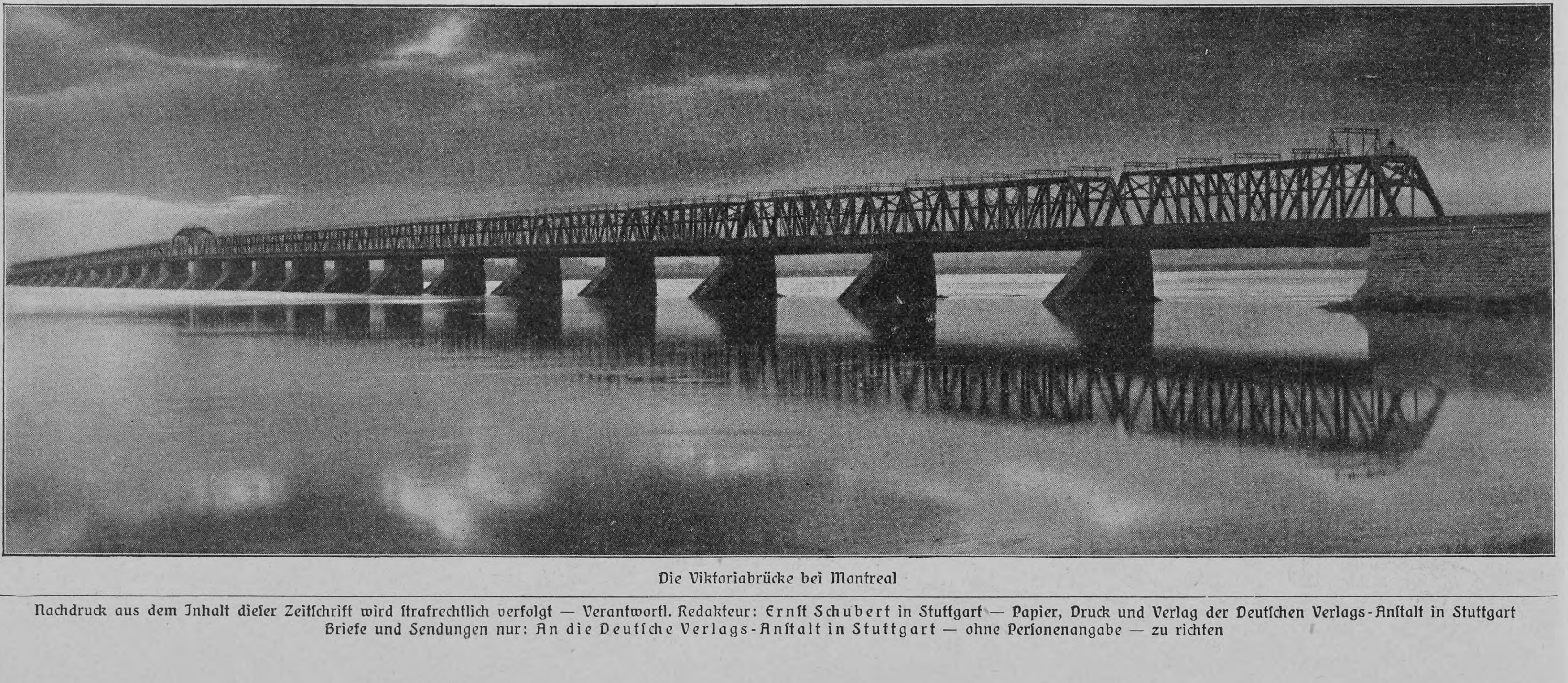
Die Palme del Cura (des Prieſters) in Elche (Spanien)

Die Palme del Cura in Elche

Eine botaniſche Seltenheit erſten Ranges befindet ſich in der ſpaniſchen Stadt Elche ſüdweſtlich von Alicante. Im dortigen Prieſtergarten ſteht eine zweihundertjährige Palme, die einen Ausläufer des großen, mehr als 50000 Stämme umfaſſenden Palmenwaldes bildet, der die Stadt umſchließt. Von dem Hauptſtamme zweigen ſich acht gewaltige Aeſte ab, deren Gewicht jenen mit Zerſplitterung bedrohte. Deshalb brachte man Stützen an, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. So ſteht die Rieſenpalme heute noch geſund und aufrecht da.

Die Viktoriabrücke bei Montreal

Als eine Art Weltwunder galt viele Jahre die von dem berühmten engliſchen Ingenieur Robert Stephenſon für die Grand Trunk-Eiſenbahn mit einem Koſtenaufwande von 6½ Millionen Dollars erbaute Viktoriabrücke, die, bei Montreal in Kanada den St. Lorenzſtrom überſpannend, 1860 eröffnet wurde. Durch Jahrzehnte diente ſie lediglich dem Bahnverkehr, aber als ſich die Notwendigkeit einer Brücke für Perſonen und Wagen immer fühlbarer machte, beſchloß man, die in Tunnelform hergeſtellte Brücke freizulegen und nach beiden Seiten hin weſentlich zu verbreitern. Dieſe Arbeit, die weitere 1½ Millionen Dollars erforderte, iſt nunmehr beendet, und der mächtige, auf 25 Pfeilern ruhende Bau gewährt jetzt einen impoſanten Anblick. Am meiſten wird die Brücke vom Publikum aufgeſucht, wenn zu Beginn des Frühlings der Ausbruch des Eiſes auf dem St. Lorenz zu erwarten ſteht. Tauſende möchten dieſes impoſante Schauſpiel genießen, aber nur wenige ſind ſchließlich die Auserkorenen.

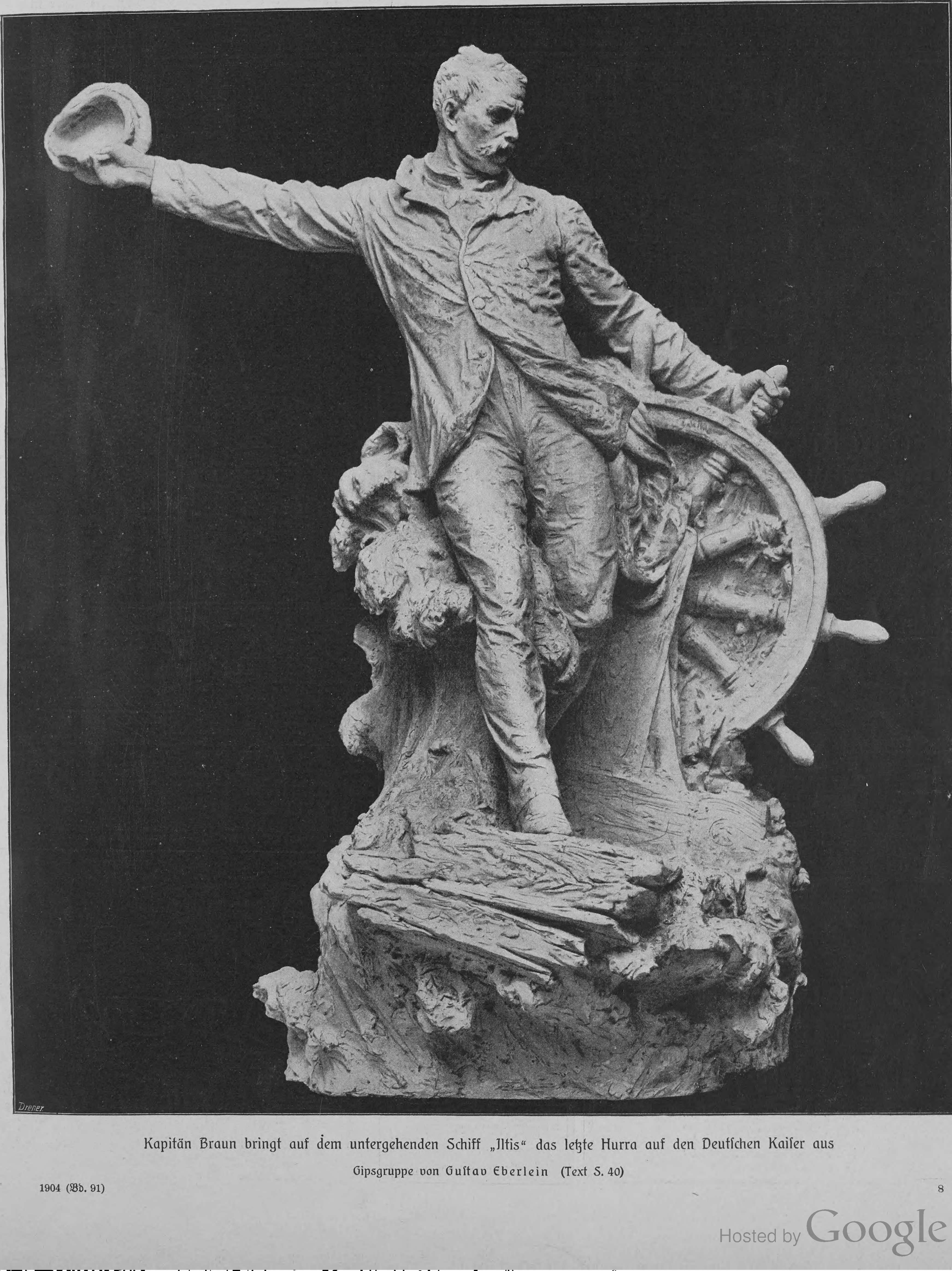


Die Viktoriabrücke bei Montreal

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 2



Kapitän Braun bringt auf dem untergehenden Schiff „Iltis“ das letzte Hurra auf den Deutſchen Kaiſer aus

Gipsgruppe von Guſtav Eberlein (Text S. 40)

Literatur

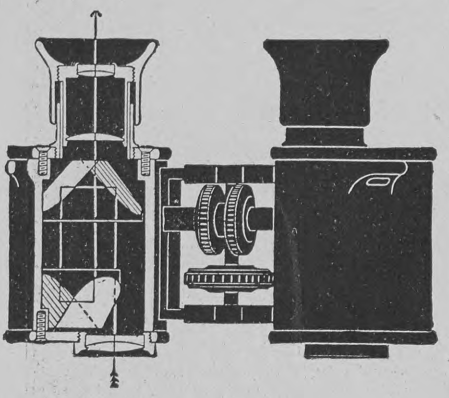
Von **Gregor Samarows** berühmtem Zeitroman „**Um Zepter und Kronen**“ iſt jetzt bei der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart eine neue Ausgabe erſchienen, deren billiger Preis (3 Mark gegen 18 Mark der früheren Ausgabe) die Anſchaffung dieſes Meiſterwerkes des jüngſt verſtorbenen Schriftſtellers allen ermöglicht, die es bisher noch nicht kennen gelernt haben. Auch heute, dreißig Jahre nach dem erſten Erſcheinen des Romans, begreift man noch das große Aufſehen, das dieſe Schilderung der politiſchen Vorgänge vor und bis 1866 durch ihre Anſchaulichkeit und Lebendigkeit erregt hat. Die Weltereigniſſe im Gewande des Romans vor dem geiſtigen Auge vorüberziehen zu laſſen, wird immer einen eignen Reiz ausüben, und kein deutſcher Schriftſteller hat das Intereſſe der Leſer für ſeine Romanſchöpfungen dieſes Genres ſo zu ſpannen vermocht wie Gregor Samarow, der in dieſem Roman alle jene gekrönten Häupter, diplomatiſchen und militäriſchen Perſonen lebenswahr porträtiert, deren Handlungen die Kataſtrophe von 1866 herbeiführten. Die Art, wie er alle auftretenden geſchichtlichen Perſönlichkeiten jener denkwürdigen Zeit darſtellt und die verborgenſten Begebenheiten enthüllt, wird immer ungeteilte Bewunderung finden. Die Form iſt allerdings Dichtung, aber der Kern Wahrheit, die durch die zeitgeſchichtlichen Veröffentlichungen der beiden letzten Jahrzehnte volle Beſtätigung erfahren hat.

— Was Deutſche und Franzoſen in dem letzten großen Kriege an Entbehrungen und Strapazen durchmachen mußten, nimmt ſich doch nur wie ein Kinderſpiel aus, verglichen mit dem, was die Hunderttauſende, die Napoleon I. auf dem für ihn verhängnisvollen Zuge nach Rußland über den Niemen führte, erduldet haben. Ueber jenen Feldzug mit ſeinen blutigen Schlachten und der furchtbaren Kataſtrophe, die den Stern des großen Korſen zum Sinken brachte, wurde ſchon viel geſchrieben, allein trotzdem iſt ein neues Werk: „**1812. Das Völkerdrama in Rußland**“, von Stabsarzt a. D. Dr. **W. Zelle** (Braunſchweig und Leipzig, Rich. Sattler) beſtens willkommen zu heißen. Der Verfaſſer gibt nämlich nicht nur ein ungemein klares Bild der erſchütternden Ereigniſſe jenes Jahres, ſondern er berichtigt in dankenswerter Weiſe auch eine große Anzahl falſcher Angaben (namentlich über die beiderſeitigen Stärkeverhältniſſe und die Verluſte) und Anſchauungen, die ſich irrtümlich oder in tendenziöſer Weiſe einmal eingeſchlichen hatten und dann in den größten Teil der ſpäteren Schilderungen des Jahres 1812, ohne das kein 1813 möglich geweſen wäre, übergingen.

— Einen feſſelnden Ueberblick über den Stand der heutigen Aeronautik gibt Dr. **Franz Linke**, Aſſiſtent am Geophyſikaliſchen Inſtitut der Univerſität Göttingen, in ſeinem Buche „**Moderne Luftſchiffahrt**“ (Berlin, Alfred Schall). Während die Werke der einſchlägigen Literatur faſt ausſchließlich ſtreng fachmänniſch gehalten ſind und darum dem großen Publikum trocken erſcheinen, gibt der Verfaſſer allgemein verſtändliche Schilderungen, die, obwohl durchaus wiſſenſchaftlich gehalten, doch ſehr unterhaltſam und wohl geeignet ſind, der Luftſchiffahrt auch in Laienkreiſen warme Freunde zu erwecken. An eine Geſchichte der Aeronautik von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart reiht ſich eine Darlegung der Technik, und hieran ſchließt ſich die Beſchreibung beſonders merkwürdiger Fahrten. Weiter folgt die Schilderung der wiſſenſchaftlichen Luftſchiffahrt unter näherer Beleuchtung ihrer Ziele, ebenſo der militäriſchen Aeronautik, und das Schlußkapitel behandelt den lenkbaren Luftballon. Zahlreiche Abbildungen erhöhen den Reiz der lebendigen Darſtellung.

— Dreizehn **Humoresken** hat **Benno Rauchenegger** zu einem hübſch ausgeſtatteten Bändchen vereinigt (München, Braun & Schneider). Der Sommerfriſche und dem Bureau, der Kegelbahn und dem Stammtiſch, dem Ballſaal und dem edlen Weidwerk entlehnt der Autor ſeine Stoffe, und er weiß ſeinen Hiſtörchen überall eine zündende Pointe zu geben. Flotte Bildchen begleiten die heiteren Darſtellungen.

Goerz' Trieder-Binocles
sind im deutschen Heere, in vielen ausländischen Armeen offiziell eingeführt und finden auch beim Privatpublikum (Touristen, Sportleuten, Theaterbesuchern etc.) immer grösseren Absatz. Nahezu 50000 Stück wurden bisher geliefert.
Die hierdurch erreichten Vorteile in der Fabrikation erlauben uns eine
grosse Preisermässigung
eintreten zu lassen Trieder-Monocles von M. 45.—, Trieder-Binocles von M. 90.— an.
Bezug direkt ab Fabrik oder von den optischen Handlungen. Preisliste kostenfrei.
Optische Anstalt C. P. Goerz,
Aktiengesellschaft,
Berlin-Friedenau 4.
NEW YORK: 52 East Union Square. PARIS 22 Rue de l'Entrepôt. LONDON: 1/6 Holborn-Circus, EC.



Göricke's Westfalen Rad.
bekannt durch hervorragende Qualität!
Bielefelder Maschinen und Fahrrad Werke
GEGR. 1874 · AUG. GÖRICKE · GEGR. 1874
Abt. I Fahrräder Abt. II Motorräder Abt. III Nähmaschinen Abt. IV Milchcentrifugen

Alles
für Dilettantenarbeiten.
Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien und Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge f. 30 Pf.)
Mey & Widmayer, München 3.

Krankenselbstfahrer,
Krankenfahrstühle
fabriziert
Rich. Maune,
Dresden-Löbtau.
Katalog gratis.
Musterlager:
Berlin,
Dresdenerstr. 34/35.

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER
REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt
der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural 1.0 | Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Extr. rhei spin sicc. | Solv. in Aqu. Marienb. q. s.
" " chinae reg frig. par. aa 2.0 | Evapor. ad. mass. pil. adde:
" " Aloes 0.10 | Natr. Taurocholic 0.60
" " cascar. sagr. am. sicc. 2.0 | Solve in aquae.
Fiat pilul. No 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.
Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.
General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20 a
Die allein echten Marienbader Reducticns-Pillen.

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen
schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
" Bratschellfische " " " 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.

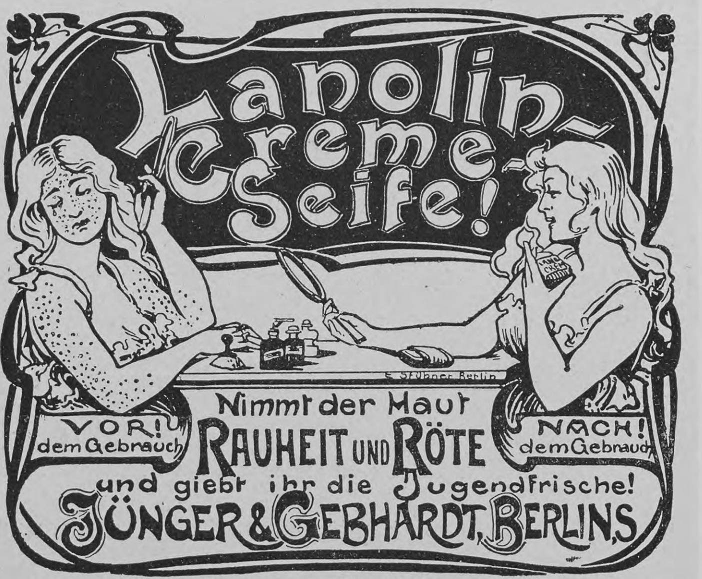
Sommer- u. Winterkuren.
510 m BAD ü. d. M.
Rudolfshöhe
bei Alpirsbach (Schwarzwald).
Streng wissenschaftlich geleitete Kuranstalt I. Ranges.
Modern eingerichtet mit allen neuzeitlichen Heilfaktoren. Zentralheiz. u. elektr. Beleucht. Prosp. grat. u. frco. durch die Direktion.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die feinsten Tafelliköre, wie à la Chartreuse, à la Benédictine, Curaçao etc. selbst bereiten, u. zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit Jul. Schraders Likör-Patronen, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma Julius Schrader in Feuerbach bei Stuttgart bereitet werden. Jede Patrone giebt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von genannter Firma gratis u. franco deren hübsche Broschüre kommen.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Soeben erſchienen:
41.—45. Tauſend
Prof. Friedr. Delitzſch
Zweiter Vortrag über
Babel und Bibel.
Mit 19 Abbildungen im Text und 3 farbigen Tafeln.
Neue durchgeſehene Ausgabe.
Geheftet M. 2.—, kartoniert M. 2.50.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Violinen, Mandolinen, Zithern, Blas-Instrum., Spieldosen, Polyphons, Grammophons u. alle and. Musik-Instrum. bez. man a. best. u. unt. Gar. direkt a. d. grösst. südd. Musik-Instr.-Fabrik von R. Barth, K. Hofl., Stuttgart 9. Preisl. grat. (Bitte ang. f. w. Instr.)

Photograph. Apparate
Von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber
Wiesbaden.



Zu haben in Drogen- u. Parfümerie-Handlungen.

Briefmappe

Numismatiker in St. Die große Münzverſteigerung bei **Adolf Heß Nachf.** in Frankfurt a. M. beginnt am 15. Oktober. Zunächſt kommen zum Verkauf Mittelaltermünzen (zum Teil Dubletten des königl. Münzkabinetts in Berlin) und Goldſtatere aus einem kleinaſiatiſchen Münzfunde (Alexander der Große und König Lyſimachos von Thrakien), ſodann Münzen und Medaillen der Neuzeit, Dubletten aus dem Berliner Münzkabinett. Die Kataloge geben beſonders intereſſante Exemplare im Bilde wieder.

S. in T. Als Verfaſſerin wird die Gemahlin eines bekannten Diplomaten genannt, und nach dem Inhalte des Buches entbehrt die Vermutung nicht der Wahrſcheinlichkeit. Bevor aber die Autorin nicht ſelbſt ihr Inkognito aufgibt, halten wir uns nicht für befugt, Näheres mitzuteilen.

K. in Rom. 1. **Schinnerer**, Lehrgänge für Weißſtickerei und Knüpfarbeit (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt, geb. M. 2.50); 2. Grammatica tedesca von C. M. Sauer, G. Ferrari und P. Motti (Heidelberg, J. Groß, geb. M. 2.50).

Dr. H. M. in Wittenberg. Dieſe poetiſche Ausdeutung eines militäriſchen Signals ſtammt aus Dresden. Im dortigen Zeughauſe ſtand früher eine rieſige alte Kartaune, die „Faule Magd“ geheißen, und wenn der Horniſt auf der nahen Wache die Retraite blies, ſo bedeutete das:

„Putzt mir nicht mit Hammerſchlag,
Putzt mir nicht mit Sand,
Sonſt kommt er, ſonſt kommt er,
Sonſt kommt der Herr Serjant.“

D. H. in B. Wir können an dem alten Herkommen nicht rütteln, um ſo weniger, als die Anſichten hierüber ſehr verſchieden ſind.

Domina in Z., K. v. L. in G., M. N. in W. Mit Dank abgelehnt.

Handſchriften-Beurteilung

Paul W. K. in A. Was zuerſt auffällt an Ihrer Schrift, das ſind die geſuchten Formen, und die deuten auf geſuchtes, gekünſteltes Weſen, auf Effekthaſcherei. Die Lebendigkeit, die in dem ganzen Schriftduktus liegt, die Gewandtheit der Formen und die hochfliegenden, akzentartig geſetzten i-Zeichen ſind alles Beweiſe

Nicht weinen, weil sie vorüber,
lächeln, weil sie gewesen,
und werden die Tage auch trüber,
unsere Sterne erlösen.

von Lebhaftigkeit und geiſtiger Regſamkeit, gerade ſo wie die ungleiche Lage der Buchſtaben oft in ein und demſelben Wort einen Mangel an Harmonie erkennen läßt und auf innere Konflikte deutet. Es liegt aber auch ein Druck oder Zwang auf Ihnen (ſiehe die zerzauſten Buchſtaben, die geknickten Oberlängen, z. B. in „trüber“ und „Sterne“).

L. Z. Ungarn. Umgänglich (gezogene Schrift mit unteren Rundungen am Fuße der Minuskeln). Harmoniſch, intelligent (ganzer Schriftduktus). Geiſtesklar (gut ſchattierte, ſehr klare Schrift, nirgends Verwicklungen von Unter- und Oberlängen zweier Zeilen). Lebhaft, mit ihren Intereſſen gar nicht nur am Boden (hochfliegende, akzentartige i-Punkte). Charakterfeſt (ſehr gerade Linienbaſis und dabei auch Zeichen von großer Wahrheitsliebe und Energie). Recht energiſch, weiß, was ſie will. Geneigt zu dominieren (nach rechts abbiegende Endſchleifen in „g“ u. ſ. w., und dabei auch Eigenſinnshäkchen, ſ. Endſtrich in „d“ bei „und“). Hat den Mut, zu ihrer Ueberzeugung und zur Wahrheit zu ſtehen

die ich beilege und
interessieren würde
zufällig dazu

(Schrift offen, klar und dabei feſt). Etwas exkluſiv (wagrechter Endſtrich in „die“, „und“, „würde“ u. ſ. w.), gewinnt aber im intimen Verkehr (Kombination von vorher Geſagtem).

L. Z. Nr. II. „Buddhismus“. Ein ziemlich harmoniſcher Charakter, aber nicht unbedingt maßvoll, manchmal vorübergehend geneigt, den Gefühlen und dem Impuls zu große Konzeſſionen zu machen, im übrigen recht reſolut und widerſtandsfähig. Weiß ſich den Menſchen und Verhältniſſen anzupaſſen und bereits gegebene Ideen aufzugreifen und den eignen Zwecken dienſtbar zu machen. Keine ſchwärmeriſche Philanthropin, ſondern ausgeſprochen in Sympathien und Antipathien und manchmal recht ſchwierig, ſowie auch nicht ſtreng objektiv im Urteil.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz

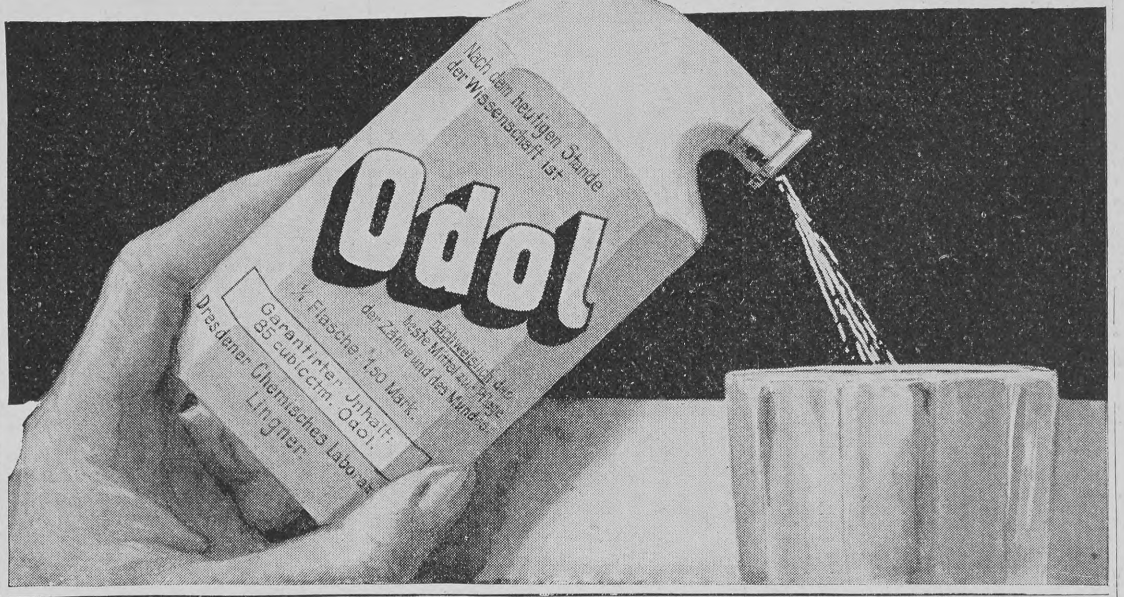
NACH PROFESSOR GRAHAM:
AMBROSIA
BROD u. CAKES
GERICKE-POTSDAM
Verträgt der schwächste Magen schon morgens früh.
Echt bei: Verkaufsstellen in allen Städten.
9 Pack Ambrosia-Cakes, -Zwieback und Graham-Biscuits, 5 Ambrosiabrode frc. Mk. 5.—

Oehme & Weber, Leipzig 8.
Fabrikation von **patentierten u. geschützten** Artikeln für **Gartenbau, Blumen- u. Obstkultur.** Spezialitäten: Blumenſpritzen Marke **„Nibelungen-Ring“, drehbare** Blumenbretter, **zusammenlegbare** Blumentreppen u. ſ. w. — Vielfach preisgekrönt.
Preisliſten gratis und franko.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Staatskommissar.

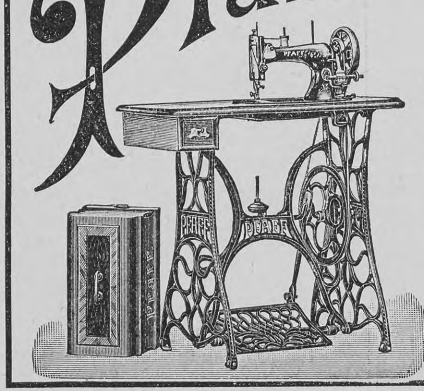
Parfumerien
von
J. F. Schwarzlose Söhne
Hofl. Sr. Majest. d. Kaisers u. Königs
Berlin Markgrafenstrasse 29, Fabrik: Dreysestrasse 5
Hohenzollern-Kornblume
Neuheit 1903. Proben gratis. Flasche M. 3, im eleg. Carton M. 3.50
Bouquet-Electa
Wohlgeruch v. auserlesener Feinheit Fl. M. 7, Seife St. M. 3, 3 St. M. 8.50
Hohenzollern-Veilchen
beliebte, wohlfeile Marke, Flasche M. 1.50, 2.50, Seife Cart. à 3 St. M. 3
Preisliste sonstiger Spezialitäten gratis

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
Romane und Novellen ausländischer Schriftsteller
L. Andrejew, Im Nebel und andre Novellen. Aus dem Russischen übersetzt von Elisawetinskaja und Yorik Georg. Geheftet M. 2.—, elegant geb. M. 3.—
J. M. Eça de Queiroz, Stadt und Gebirg. Roman. Aus dem Portugiesischen übersetzt von Luise Ey. Geheftet M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—
A. Fogazzaro, Die Kleinwelt unsrer Väter. Roman. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Gagliardi. Geheftet M. 3.50, eleg. geb. M. 4.50.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.


Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist
Odol
nachweislich das beste Mittel zur Pflege der Zähne und des Mundes.
½ Flasche 1,50 Mark.
Garantirter Inhalt: 85 cubicctm. Odol.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner.

Meßmer 1903er 's Thee
von Kennern bevorzugt, der Name iſt eine Garantie.

Pfaff-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.



Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit,** mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**
Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.
Niederlagen in fast allen Städten.
G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, Kaiserslautern.
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Billig im Verbrauch.
Ronnefeldt's THEE
aromatisch und ausgiebig.
Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— Sendungen v. M. 10.— an „Franco“.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den **Kindern gerne genommen.**
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20 per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Drei grosse
KODAK
Preis-Ausschreiben
193
404 Preise
im Gesamt-Werte von
M. 20.000
IN BAR
Nähere Bedingungen durch alle Händler oder durch die
KODAK Ges.m.b.H. BERLIN
Leipzigerstrasse 114 — Friedrichstrasse 16

Das beste Schönheitsmittel bleibt unstreitig
„ALAISKA“-Creme u. Puder.
Wiederholt prämiiertes Cosmeticum par excellence. Aerztlich begutachtet. Nicht fettend, unschädlich und metallfrei.
Das beste Mittel gegen Mitesser, Sommersprossen, Sonnenbrand, Wimmerln etc.
Preise: Creme per Tiegel **5 M.** und **3 M.** Probetiegel **M. 1.20.** **Puder** per Dose **5 M.** und **3 M.** Seife dazu **80 Pf.**
Versand durch
Apotheker ROB. LINDNER
Wien, XIII/9.m

Kauft nur Rondholz Frankft. Würstchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)

Musikinstrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernst Reinh. Voigt, Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

reell, gut, nicht theuer
HONIG

zu haben in fast allen besseren Geschäften Deutschlands, wo nicht erhältlich direct unter Nachnahme.
Preise einschliesslich hübschen Emailleeimers von 8 Pfd. netto.
Geschleuderter Bienenhonig: I hell M 7,20
II dunkler 6,20
Mischhonig „Centrine“ F.F.
(Verschnitt mit „Invertraffinade“ vielfach bevorzugt) 4,75
Alles portofrei. Umtausch od. Zurücknahme bereitwilligst.
Norddeutsches Honig- u. Wachswerk
Visselhövede. 22. Lüneburger Heide.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Aufhäuſer, Dr. Dav., Lucindens Fluch. Ein Goetheſpiel in 3 Aufz. ℳ 1.50. Dresden, E. Pierſon.

Biendl, Hans, Licht und Schatten. Skizzen und Erzählungen. ℳ 1.50. Dresden, E. Pierſon.

Claretie, J., Brichanteau, der Mime. Aus dem Franzöſ. überſ. von Leop. Roſenzweig. 2. Aufl. ℳ 2.50. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Fabre, J.-H., Souvenirs enthomologiques. Études sur l'instinct et les mœurs des insectes. VIII. série. Fr. 3.50. Paris, Ch. Delagrave.

Faller, Otto, Das Billardſpiel. ℳ 1.80. München, Th. Ackermann.

Geißler, F. A., Chriſtroſen. Weihnachtsmärchen in 5 Bildern. Hannover, L. Oertel.

Gorjki, Maxim, Foma Gordjejew. Aus dem Ruſſ. überſ. von Klara Brauner. 5. Aufl. ℳ 2.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

v. Hebentanz-Kaempfer, Taubenflug. Roman. ℳ 4.—. München, Allg. Verlagsgeſellſchaft.

Holz, Jul., Die Teppichknüpferei und der neue zuſammenlegbare Webſtuhl. 90 ₰. Leipzig, Jul. Werner.

Kublin, Siegmund, Weltraum, Erdplanet und Lebeweſen. Eine dualiſtiſch-kauſale Welterklärung. ℳ 5.—. Dresden, E. Pierſon.

Kuntze, Otto, Nomenclaturae botanicae Codex brevis maturus. ℳ 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Silbenrätſel

1.

Klein und nichtig, kann's zur Macht
Unheimlich, in Maſſen werden;
Weiblich hat es viel erdacht
Und geſchrieben einſt auf Erden,
Und der Deutung Schluß enthüllt
Leider eines Mörders Bild.

2.

Wie willkommen es ſich zeigt
Und verlockend oft dem Müden,
Der mehr als zum Wandern neigt
Zu beſchaulich ſtillem Frieden;
Doch wer Gelder ihm vertraut,
Schau, ob ſicher es gebaut.

1. 2.

In dem naſſen Element,
Wo Poſeidon herriſch waltet,
Unter ſeinem Regiment,
Aus dem Erſten ſich's geſtaltet,
Daß vermehrt um eine ſei
Der Gefahren lange Reih'. M. Sch.

Dreiſilbige Charade

Seit Edens Pforte ohne Gnade
Den Menſchenkindern ſich verſchloß,
Geſellt die Erſte ihrem Pfade
Sich überall, klein oder groß.

Der Hauptperſon die andern werden
Gewöhlich ungefragt zuteil;
Mitunter blüht ja noch auf Erden
Auch ohne eignes Zutun Heil.

Wo banger Sorge Schatten walten,
Schwach glimmt ein kleines Lebenslicht,
Vermag zum Feſte zu geſtalten,
Zum frohen, ſich das Ganze nicht. M. Sch.

Homonym

Die Erdbeere hat mich, die dicht und grün
In üppiger Fülle das Beet bedeckt;
Das Gebirge hat mich, das ſchroff und kühn
Seinen Kamm empor zu den Wolken ſtreckt;
Der Kaufmann hat mich, der in der Stadt
Eine große Anzahl von Kunden hat. F. M.-S.

Altes Hausmittel.

Eins der älteſten und bewährteſten Hausmittel, Lebertran, bietet ſich heute in einem neuen Kleide, in moderner, verbeſſerter Form und unter dem neuen Namen von Scotts Emulſion, die ſich jedoch ſchon in aller Welt eingebürgert und einen guten Ruf erworben hat. Scotts Emulſion iſt aus reinem beſten Medizinal-Lebertran hergeſtellt und enthält außerdem Zuſätze, die ihn ſchmackhaft und leichtverdaulich machen, die den Appetit anregen und ſeine Wirkſamkeit ſogar erhöhen. Es ſind dies die Kalk- und Natron-Hypophosphite, und die Emulgierung des fetten Oeles verhindert alle Verdauungsbeſchwerden. Wir erhielten nachſtehenden Brief aus

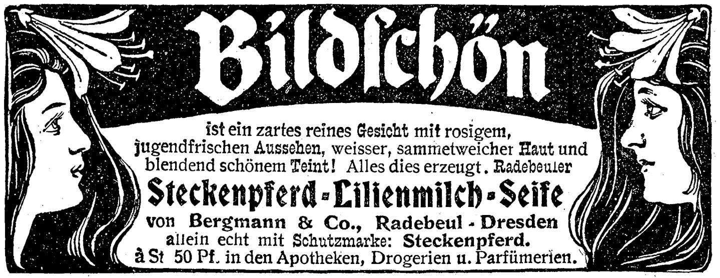
Plötzenſee bei Berlin, Evang. Johannesſtift, den 17. Nov. 1902.

Es drängt mich, Ihnen meine Anerkennung und aufrichtigſten Dank für die Wohltat, die Sie uns durch Scotts Emulſion an unſerer kleinen Johanna erwieſen haben, auszuſprechen. Unſer Kind konnte mit 14 Monaten noch nicht gehen, ja ſie machte ſelbſt wenig Verſuche, aufzuſtehen; auch hatte ſie bis dahin noch kein Zähnchen, war jedoch ſonſt wohl und munter. Da wir aber bei ihr den Ausbruch der Engliſchen Krankheit befürchteten, entſchloſſen wir uns zu einem Verſuche mit Scotts Emulſion, und wir ſind mit dem Erfolge ſehr zufrieden. Unſere Kleine hat ganz weſentliche Fortſchritte gemacht in der Entwicklung. Sie hat nun im Laufe von 5—6 Monaten 10 Zähne ohne jede Schwierigkeit bekommen und kann auch bereits frei gehen.

Achtungsvoll (gez.) Carl Bach.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimmt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.



ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt. Radebeuler
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders

Ludwigs-Apotheke zu München.

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

Neue Kinder-Nahrung
nach Professor von Mering.
Odda
Packet M. 1,25
Hervorragend bei Darmkrankheiten
Kräftiges Knochenwachsthum
Ueberraschende Gewichtszunahmen.
Generalvertrieb:
Schülke & Mayr,
Hamburg.
Odda
Odda

Grossartiger Zugartikel
köstlich anhaltend duftend
JÜNGER & GEBHARDT BERLIN.
RIVIERA-VEILCHEN
QUINTESSENZ.
in Fl. M. 5-M. 3-M. 2-M. 1,50
Neu DUFTTRÄGER Neu
als Knopf z. Einnähen
in Kleider Wäsche u.s.w.
in verschiedenen Gerüchen
in besseren Drogen u. Parfümeriehdlg
Preislisten kostenfrei.

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobſtr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

S. Roeder's
Bremer Börsenfeder

S. ROEDER'S
BREMER BÖRSENFEDER
BERLIN

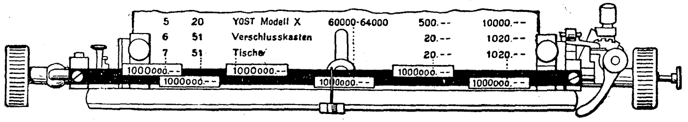
seit 30 Jahr. bekannt u. weltberühmt als
beste Schreibfeder.
Ueberall z. hab.; m. verl. ausdrücklich:
S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Pflegt die Zähne mit:
Tilit

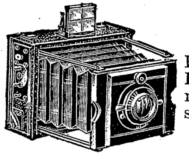
IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.
Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

So wird es gemacht
das Zusammensetzen meiner **Unionzeiss-Bücherschränke.** Einfach, praktisch, handlich! Man kauft sich die einzelnen Abteile nach Bedarf und wenn man Geld hat. Alle passen auf oder neben die schon vorhandenen. Mit ca. Mk. 30.— kann man seine Bücherei beginnen. Tausende **Union-Schränke** im Gebrauch! Preisbücher No. 200 sagen alles Nähere.
HEINRICH ZEISS, Grossherz. Hoflieferant
Kaiserstrasse 36
Frankfurt a. M.

☛ *Hochwichtige Neuheit!* ☚
Beyerlen's Reihen-Steller
(Reform-Tabulator)


5 20 YOST Modell X 60000-64000 500.-- 10000.--
6 51 Verschlusskasten 20.-- 1020.--
7 51 Tische 20.-- 1020.--
1000000.--

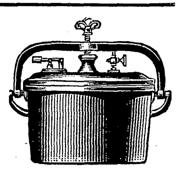
für alle Schreibmaschinen.
Apparat zum bequemen und schnellen Schreiben von Fakturen, Tabellen etc. Preis 15 Mk.
A. Beyerlen & Co., Stuttgart.



Billigste photogr. Handlung!
Klappcamera 9×12 mit verstellbarem Schlitzverschluss, extra Rapid-Aplanat und 6 Cassetten 70 Mk. Stativ Camera 13×18 mit doppeltem Auszug und Zahnbetrieb und 3 doppelten Cassetten 25 Mk. **Neueste, soeben erschienene Preisliste gratis.**
Grass & Worff, Berlin S.W., Junkerstr. 1.

Um eine **SCHÖNE BÜSTE** zu erhalten, gebrauchen Sie die **PILULES ORIENTALES** welche in zwei Monaten die hervortretenden Schulterknochen verschwinden lassen, den Busen entwickeln, festigen and wiederherstellen und der Büste ein graziöses Embonpoint verleihen. — Von den medizinischen Autoritäten anerkannt, gesundheitsfördernd und deshalb auch bei zartestem Temperamente zu empfehlen.-Leichte Behandlungsweise. Dauerndes Resultat.-Weltrenommee. Per Schachtel mit Anweisung M. 5.30 franko (gegen Nachnahme M. 5.50).
J. RATIÉ, Pharmacien, 5, Passage Verdeau, PARIS (9e).
Depot in BERLIN: B. HADRA, Apotheker, Spandauerstrasse, 77.
In Oesterr.-Ungarn: J. V. TÖRÖK, Apoth., Königsgasse, 12, BUDAPEST.

☛ **Sparsame Hausfrauen**
kochen nur mit
Umbach's Dampftöpfen
Halbe Kochzeit. Erhöhte Schmackhaftigkeit aller Speisen.
In allen einschläg. Geschäften; sonst direkt vom Fabrikanten
Chr. Umbach, Bietigheim (Württemberg.)



Illustrierte Prospekte gratis.

Soeben erſchienen:

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Denkwürdigkeiten
des Generals und Admirals **Albrecht von Stosch.**
Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von **Ulrich von Stosch.**
Mit dem Bildnis Albrecht von Stoschs. Geheftet M. 6.—, in vornehmem Leinenband M. 7.—

Dieſe Denkwürdigkeiten haben ſchon bei ihrer teilweiſen Veröffentlichung in der „Deutſchen Revue" eine faſt beiſpielloſe Beachtung gefunden. Allmonatlich bei Erſcheinen eines neuen Heftes hat die geſamte deutſche und ein großer Teil der ausländiſchen Preſſe ſich eingehend mit den einzelnen Abſchnitten beſchäftigt und viele neue, hiſtoriſch wichtige, dann aber auch außerordentlich ergötzliche und pikante Einzelheiten daraus wiedergegeben. Durch dieſe vielverheißenden Proben iſt eine ungewöhnlich ſtarke Nachfrage nach einer Buchausgabe hervorgerufen worden, die wir jetzt in einem ſtattlichen Bande darbieten. Das Werk bildet **eine ungemein wertvolle Bereicherung unſrer Memoirenliteratur.**

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 2

Beratungspartie, geſpielt zu Wien am 5. Januar 1903

Allgaier-Gambit

Weiß: B. Fleißig und G. Marco
Schwarz: H. Fähndrich und K. Schlechter

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e5**	13.	0—0—0	Th8—f8
2.	**f2—f4**	**e5×f4**	14.	Lf4—e5	Sb8—c6
3.	**Sg1—f3**	**g7—g5**	15.	Th1—f1!	Dd8—e7 ? 3)
4.	**h2—h4**	**g5—g4**	16.	Sc3—d5 4)	Sf6×d5
5.	**Sf3—g5**	h7—h6	17.	De2×e4†	Kh7—h8
6.	Sg5×f7	Ke8×f7	18.	Tf1×f8†	De7×f8
7.	d2—d4	d7—d5	19.	Td1—f1	Lc8—f5 5)
8.	Lc1×f4	Sg8—f6	20.	Tf1×f5	Sd5—f6
9	Sb1—c3	d5×e4	21.	Tf5×f6! 6)	Lg7×f6
10.	Lf1—c4†	Kf7—g6	22.	Le4—d3	Df8—f7
11.	h4—h5†!	Kg6—h7 1)	23.	Le5×f6†	Kh8—g8
12.	Dd1—e2	Lf8—g7 2)	24.	De4—g6†	Aufgegeben. 7)

1) Nimmt Schwarz den Bauern, ſo opfert Weiß auf h5 die Qualität und gewinnt dann durch 13. Lc4—f7†.

2) Der Läufer ſteht hier andern Figuren im Wege; doch hat Schwarz auch ſonſt keine befriedigende Fortſetzung. Man prüfe: 12. .... Lf8—d6 13. Lf4—e5 Sb8—c6 14. 0—00; 12. .... Sb8—c6 13. 0—0—0 Sc6×d4 14. Td1×d4 Dd8×d4 15. Th1—d1; 12. .... Dd8×d4 13. Ta1—d1.

3) Dieſer Fehlzug entſcheidet ſofort. Aber auch bei Sg8—e7 oder Lc8—d7 ſteht Schwarz ſchlecht genug.

4) Dies iſt die elegantere Spielweiſe. Einfach und entſcheidend war auch 16. Le5×f6 Lg7×f6 (oder Tf8×f6 17. Sc3—d5 Tf6×f1! 18. Sd5×e7 Tf1×d1† 19. Kc1×d1 Sc6×e7 20. De2×e4† Se7—f5 21. De4—e8 ꝛc.) 17. Sc3—d5 Lf6—g5† (oder De7—d8 18. De2×e4† Kh7—h8 19. Sd5×f6 Tf8×f6 20. Tf1×f6 Dd8×f6 21. De4—e8† ꝛc.) 18. Kc1—b1 Tf8×f1 19. Td1×f1 und gewinnt, z. B. 19. .... Sc6×d4 20. Sd5×e7 Sd4×e2 21. Tf1—f7† Kh7—h8 22. Se7—g6† Kh8—g8 23. Tf7—d7 matt.

5) Oder 19. .... Df8×f1† 20. Lc4×f1 Sc6(oder Lg7)×e5 21. De4×d5 nebſt 22. Lf1—c4.

6) Auch 21. De4—f4 genügte.

7) Auf 24. .... Df7×g6 folgt 25. h5×g6 Sc6—a5 26. b2—b4.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Ueberaus reichhaltig erweiſt ſich auch in dieſem Jahre die Herbſt- und Winterpreisliſte von Heinrich Jordan in Berlin, Markgrafenſtraße 102—107. Der Katalog verzeichnet Konfektionsgegenſtände aller Art für Damen, Herren und Kinder, Wäſche, Kleiderſtoffe, Hüte, Putz- und Pelzwaren, ebenſo Gardinen, Möbelſtoffe und Teppiche. Die überſichtliche Anordnung geſtattet einen genauen Einblick in die Vorräte des Welthauſes, die in ihren mannigfachen Abſtufungen einen weiten Spielraum für die Käufer gewähren.

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 19. Heft enthält: In doppelten Banden (La double Maîtresse). Roman von Henri de Régnier. Aus dem Franzöſiſchen. — Die Olivenleſerin. Kretiſche Erzählung von Argyris Heftaliotis. Aus dem Griechiſchen. — Die Sünde des Vaters. Von Karel V. Rais. Aus dem Tſchechiſchen. — Loſe Blätter: Gedichte von Johannes Jörgenſen. Aus dem Däniſchen.

Monatlich erſcheinen 2 Hefte à 50 Pfg.

Deutsche Romanbibliothek.

Die ſoeben erſchienene Nr. 2 enthält: Die Reiſe nach Mentone. Eine Geſchichte von der Riviera. Von Richard Voß. — Der Gardeſtern. Humoriſtiſcher Roman von Freiherrn von Schlicht.

Vierteljährlich M. 2.—

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Anzeigen

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile M. 1.80 Reichswährung, für die **Schweiz, Italien** und **Frankreich** Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

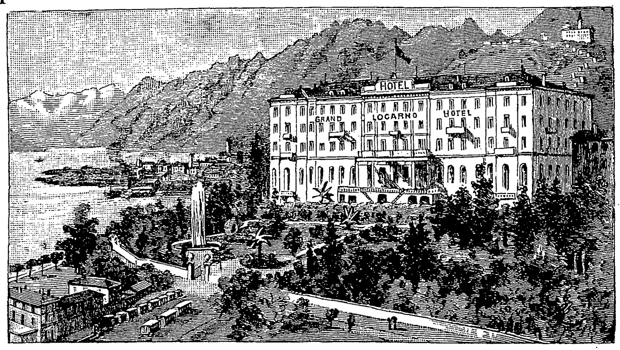
Seiden-Grieder-Seiden

Wundervolle Neuheiten für Roben und Blouſen in unerreichter Auswahl zu billigſten Preiſen porto- und zollfrei an Jedermann. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Locarno **Gd. Hôtel Locarno**
am Lago Maggiore.
Kopfstation der Gotthardbahn. Direkte Wagenverbindungen.

Dampfbootstation nach den Borromeischen Inseln.



Elektr. Licht u. Centralheizung in allen Räumen.

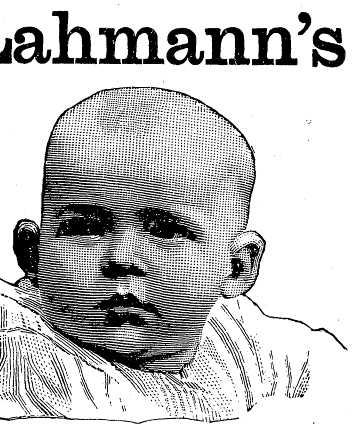
Das **vollendetste Etablissement** für den **Winteraufenthalt** im **prächtigsten Winterklima Europas,**
von allen ärztlichen Autoritäten und speziell vom Kgl. Bayr. Medizinal-Rat Professor Dr. Martin proklamiert.

Die vorzüglichste und nächste Herbst-, Winter- und Frühlingsstation.

Deutsche Kirche, deutscher Arzt. Prospekt u. Mediz.-Rat Martins Beschreibung gratis durch **Balli**, Besitzer.

Wiesbaden. *Wintersaison.*
Fortdauer aller Kurmittel u. Veranstaltungen
Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

Dr. Lahmann's



vegetabile Milch

der Kuhmilch zugesetzt, bildet das der Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.

Man verlange ausführliche Abhandlung von

Hewel & Veithen, Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, **Köln u. Wien.**

Vertreter für ganz Russland: **Rud. W. Seuberlich in Riga.**

Für unsere Kinder

genügen fünf Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeiſt“ (Alcool de Menthe de Ricqlès), um ein ſofort fertiges, erfriſchendes und pikantes Getränk herzuſtellen, deſſen Koſten nur einen halben Pfennig betragen. Sehr empfohlen bei ſchlechter Verdauung, Magendrücken, Blähungen und Mattigkeit. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Colonialwaarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen **der Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo“** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt **übermässigen Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz **Mk. 5,30** franko. RATIÉ, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. HADRA, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, TÖRÖK, Königsg. 12, Budapest.

→: **Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.** :←

ODONTA unübertroffenes MUNDWASSER F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- & FRISEUR-GESCHÄFTEN

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Soeben erſchien:

In der Welt der Verstossenen.

Erzählungen von **L. Melschin.**

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von G. Polonsky.

Inhalt: Einleitung. — Ein Fünkchen. — Die Lieblinge der Sträflinge. — Per Etappe durch Sibirien. — Der kleine Adler von Fergan. — In den Bergwerken.

Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

In der ruſſiſchen Literatur hat Melſchins Werk „In der Welt der Verſtoßenen“, das dieſelbe Sphäre wie Doſtojewskys „Memoiren aus dem toten Hauſe“ unter ganz veränderten Verhältniſſen ſchildert, keinen Rivalen. Aber auch die Weltliteratur hat nur wenige Werke aufzuweiſen, die in ſo unmittelbarem Sinne des Wortes mit dem beſten Blut des Herzens und dem Saft der Nerven geſchrieben ſind.

Theodora. Schauspiel in 4 Akten von **Johan Bojer.**

Einzig berechtigte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen von Adele Neuſtädter.

Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.50.

Obwohl erſt ſeit einigen Jahren bekannt, zählt der Verfaſſer doch heute zu den gefeiertſten Dichtern ſeines Heimatlandes, mit gleichem Erfolg auf dem Gebiete des Romans wie des Dramas. Johan Bojer behandelt in „Theodora“ ein ſchwieriges und heikles Kapitel der Frauenfrage — den Kampf der modernen Frau zwiſchen Naturrecht des Weibes und geiſtigem Drang zur Wiſſenſchaft — mit beiſpielloſem Freimut und ergreifender Anſchaulichkeit. Das Drama wird mit Luiſe Dumont in der Titelrolle in nächſter Zeit auf den bedeutendſten Bühnen Deutſchlands zur Aufführung gelangen.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Franz Christoph's Fussboden-Glanzlack in gelbbraun, mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meiſt. Städten, ſonſt direkter Verſandt. **Poſtcolli,** ausreichend zum Anſtrich zweier Zimmer **à 9 Mk. 50 Pfg.** franko ganz Deutſchland. Farbenmuſter und jede weitere Auskunft bereitwilligſt durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelſtraße 11.

Zauber- und **Nebelbilder-Apparate** für **Künſtler, Dilettanten** u. **Kinder.** Illuſtr. Preisliſte grt. fr.
Wilhelm Bethge, Magdeburg, Jacobſtr. 7.

Verstellbare, zusammenlegbare
Gardinen-Spanner
mit eingesetzten Nadeln z. Aufhaken.
Hochstell-Spanner à Mk. 12.50
aufgestellt 4 m lang, 2 m hoch.
Flachstell-Spanner,
aufgestellt 4 m lang, 2 m breit,
mit 6 St. 35 cm lang. Pflöck. M. **10.—**
„ 6 „ 65 „ „ „ „ **11.—**
Passend für alle Gardinen-Grössen bis zu 3,80 m Länge und 1,80 m Breite, durch deren Benutzung das lästige Plätten der Gardinen erspart wird und letztere ein prachtvolles Aussehen erhalten, empfiehlt
inkl. Verpackung ab Olbernhau i. S. gegen vorherige Kasse oder Nachnahme.
Einhorn Nachfolger, Olbernhau i. Sa.
Abbildungen gratis und franko.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttauſend Francs, ſilberne u. goldene Medaillen und hors concours.
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Oléry** in **Marſeille, Frkr.**

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.

Photograph. Apparate
Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrierte Preisliste kostenfrei.
G. Rüdenberg jun. Hannover.

Gütermann & Co. fabriciren die anerkannt beste, im Gebrauch die vortheilhafteste **Schappe-Näh-Seide.** Man verlange **ausdrücklich**

Rollen-Seide

GÜTERMANN's Näh-SEIDE

Jdeal-Seide.

NÄHSEIDE 50 Meter

Peloton-Seide.

Versand-Geschäft

MEY & EDLICH

Leipzig-Plagwitz

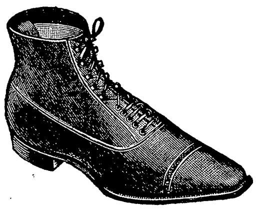
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

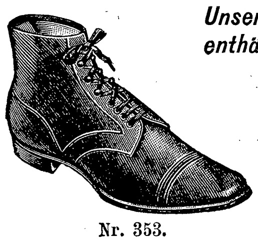
Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Schuhwaren.

Unser ausführlicher, mit ca. 5000 Illustrationen ausgestatteter Hauptkatalog enthält eine weit grössere Auswahl in allen hier aufgeführten Schuhwarensorten; wir versenden denselben unberechnet und portofrei.



Nr. 354 und 355.



Nr. 353.

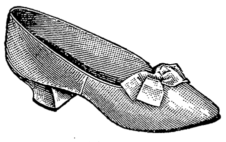
Herren-Schnürstiefel.

Nr. 353. Feinstes schwarzes Boxcalfleder, bequeme breite Form. Elegant und preiswert . . . . Das Paar M. 14.75.

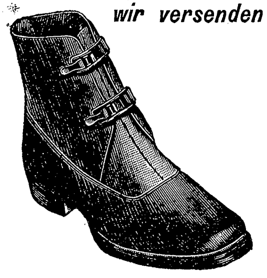
Nr. 354. Sehr gutes schwarzes Wichskalbleder mit Satineinsatz. Elegante halbbreite Form . . Das Paar M. 13.—.

Nr. 355. Bestes schwarzes Boxcalfleder, moderne halbspitze Form . Das Paar M. 13.75.

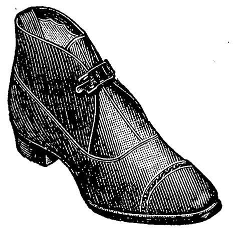
Nr. 157. **Damen-Ballschuh** aus feinem, weissen Glacéleder. Spitze Form. Elegant und preiswert . . . . M. 4.25.



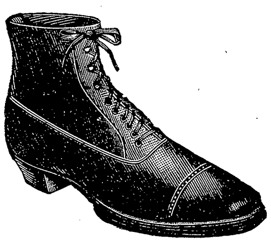
Nr. 157.



Nr. 358.



Nr. 359.

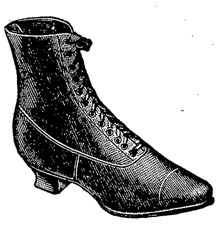


Nr. 119.

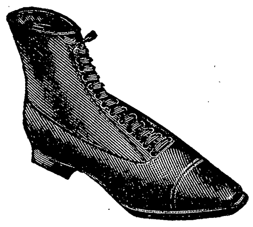
Nr. 358. **Herren-Jagdstiefel** mit zweifacher verstellbarer Schnallvorrichtung, Gummizwischensohle und aufgeschraubter Doppelsohle. Kipsledereinsatz und kariert Rindlederbesatz. Wirklich praktischer Jagdstiefel. Das Paar M. 18.—.

Nr. 359. **Herren-Schnallenstiefel,** schwarz Chromsatineinsatz mit Boxcalfbesatz, halbspitze Form, englischer Absatz . . . . Das Paar M. 12.25.

Nr. 119. Genarbtes Kalbleder mit Spiegelrosslederbesatz, schwarz, mit Doppelsohle und warmem Wollfutter. Bequeme breite Form, dauerhafter Strapazierstiefel. Das Paar M. 14.—.



Nr. 318.

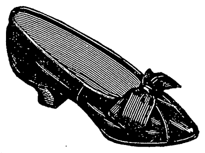


Nr. 361.

Damen-Schnürstiefel.

Nr. 318. Gutes schwarzes Rindkidleder mit genarbtem Kalblederbesatz. Spitze Form. Sehr preiswert . . . . Das Paar M. 9.—.

Nr. 361. Feinstes schwarzes Kidleder mit russischem Kalblederbesatz. Halbbreite Form. Sehr beliebter Stiefel . . Das Paar M. 12.25.

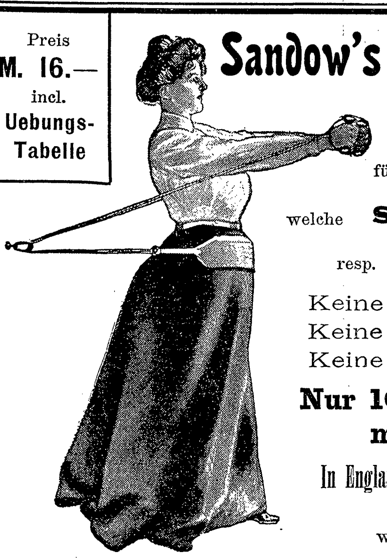


Nr. 331 und 332.

Nr. 331. **Damen-Ballschuh** aus gutem Ziegenleder. Spitze Form. Sehr preiswert . . . . M. 3.—.

Nr. 332. **Derselbe Schuh** aus feinem, schwarzen Kalblackleder . . . . . M. 4.25.

Preis
M. 16.—
incl.
Uebungs-Tabelle



Sandow's Obesity Reducer

ist das rationellste Mittel für **DAMEN** welche **schlank werden** resp. **bleiben** möchten.

Keine besondere Diät!
Keine Hungerkur!
Keine Medicamente!

Nur 10 Minuten pro Tag mässiges Ueben.

In England mit enormem Erfolge eingeführt.

Bezugsquellen werden nachgewiesen von

Sandow's Own Combined Developer, HAMBURG I.

Kaufmann, 30 J. alt, geſund, ſehr ſolid, edl. Charakter, wahre Herzensbildung, **wünſcht Heirat.** Geehrte Damen, die dieſem aufricht. Geſuch Vertrauen ſchenken, werden gebeten, ihre Adreſſen unter Angabe näh. Verhältniſſe sub L. K. 4926 an **Rudolf Moſſe, Leipzig,** zu ſenden.

Lungenleiden

(chron. Katarrhe u. Schwindsucht)

heilbar!

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik **Jos. Wertheim** in **Meerane No. 7** (Sachsen) gratis und franko.

Hohenzollernkranz

je älter — je besser

ein sehr beliebter Kuchen, passend für Wein, Tee, Kaffee etc. Viele Anerkennungen und Dankschreiben. Ein Versuch führt zu dauernder Kundschaft. **3,50 Mk.** franko Nachnahme. Tadellose Ankunft garantiert. **Otto Carl Boehme,** Hohenzollernkonditor, **Cassel 27.**

Jede Docke trägt diese Schutzmarke.

WM HOLLINS & CO LD NOTTINGHAM

Hollins'

echt englisches

Vigogne Strickgarn,

für Hand- und Maschinenstrickerei, sehr haltbar, angenehm und gesund, **läuft nicht ein!**

„Lilienmilch Seife Stern des Südens"

Seit 22 Jahren anerkannt vollendeste Seife für die Pflege der Haut. Ueberall zu 50 Pfennig pr. Stück käuflich.

Thee Riquet

die alte vortreffliche Marke
= seit 1745 eingeführt =

Nr. IV III II
$^1/_8$ Ko. Probepakete M. —.60 ₰ —.75 ₰ 1.— und höher.

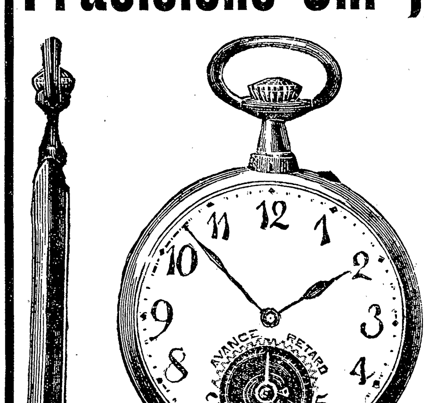
Vorrätig in feinen Colonialw.-, Delikatess- und Drogenhandlungen, in feinen Conditoreien und Spezialgeschäften.

Gärtner-Lehranstalt und gärtnerische Handelsschule
Werneuchen bei Berlin.

— 120 Morgen große Plantage. —

Auf Wunſch Vorbereitung auf d. Einj.-Freiw.-Examen. Penſion beim Direktor. Eintritt jederzeit. Proſpekt frei. Der Direktor: **Möschke.**

Präcisions-Uhr „Glashütte".



Höchste Gangleistung!

Ganz flache Cavalier-Herren-Remontoir-Anker-Uhr.

Hermetisch verschlossenes, also vor Eindringen von Staub und Wasser geschütztes und dadurch auch dem Einfluss von Temperaturveränderungen nicht ausgesetztes Präcisionswerk, 15 Rubis, mit am Zifferblatt sichtbarem Ankergang. **5 Jahre schriftliche Garantie für präcisen Gang. Preis in Stahl Mk. 25.—, in Silber Mk. 30.—, in Doppel-Gold-Doublé** (Gehäuse mit solider echter Goldplatte überzogen, also nicht vergoldet) mit 25 Jahre Garantie für Goldaussehen, von massiv goldener Uhr nicht zu unterscheiden, **nur Mk. 35.—, in massiv 14 karat. Gold nur Mk. 95.—. Doppel-Doublé-Ketten** in modernsten Façons à Mk. 8.— und Mk. 12.—, je nach Gewicht. Versand franco u. zollfrei gegen vorherige Geldeinsendung oder Nachnahme durch das

Uhren-Versandhaus „Chronos" in Basel (Schweiz).

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pfg., Postkarten 10 Pfg.

Elsässer Hemdentuch

dir. zu beziehen zu Engros-Preiſen von **L. Wyler, Mülhausen i. Els.**

— Man verlange Muſter. —

Nöthe Candis
G. A. Glafey Nürnberg

Glafey-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich. **Beste Beleuchtung** f. Schlaf-, Krank.- u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Jugend-Geschenkbücher.

Ferien-Bilderbuch von **Über Land und Meer.** Reich illustriert. Kartoniert M. 1.50.

Oskar Meding, Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I. Ein Menschen- und Heldenbild unsers unvergesslichen Kaisers Wilhelm I. Reich illustriert. Gebunden M. 4.—

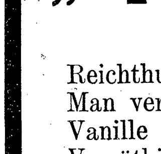
Theobald Kerner, Prinzessin Klatschrose. Ein Blumen-Bilderbuch für Kinder. Kartoniert M. 3.50.

Harriet Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte. Reich illustriert. Gebunden M. 7.—

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

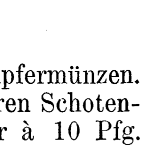
„Sparsamkeit ist

Reichthum" steht auf den chilenischen Kupfermünzen. Man verwende deshalb an Stelle der theuren Schoten-Vanille stets **Dr. Oetkers** Vanillin-Zucker à 10 Pfg. Vorräthig in den besten Geschäften!



C. Maquet, G. m. b. H.

Berlin W. 35, Lützowstrasse 89/90. — Mit 24 gold. **Medaillen** prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle,** verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle,** verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.



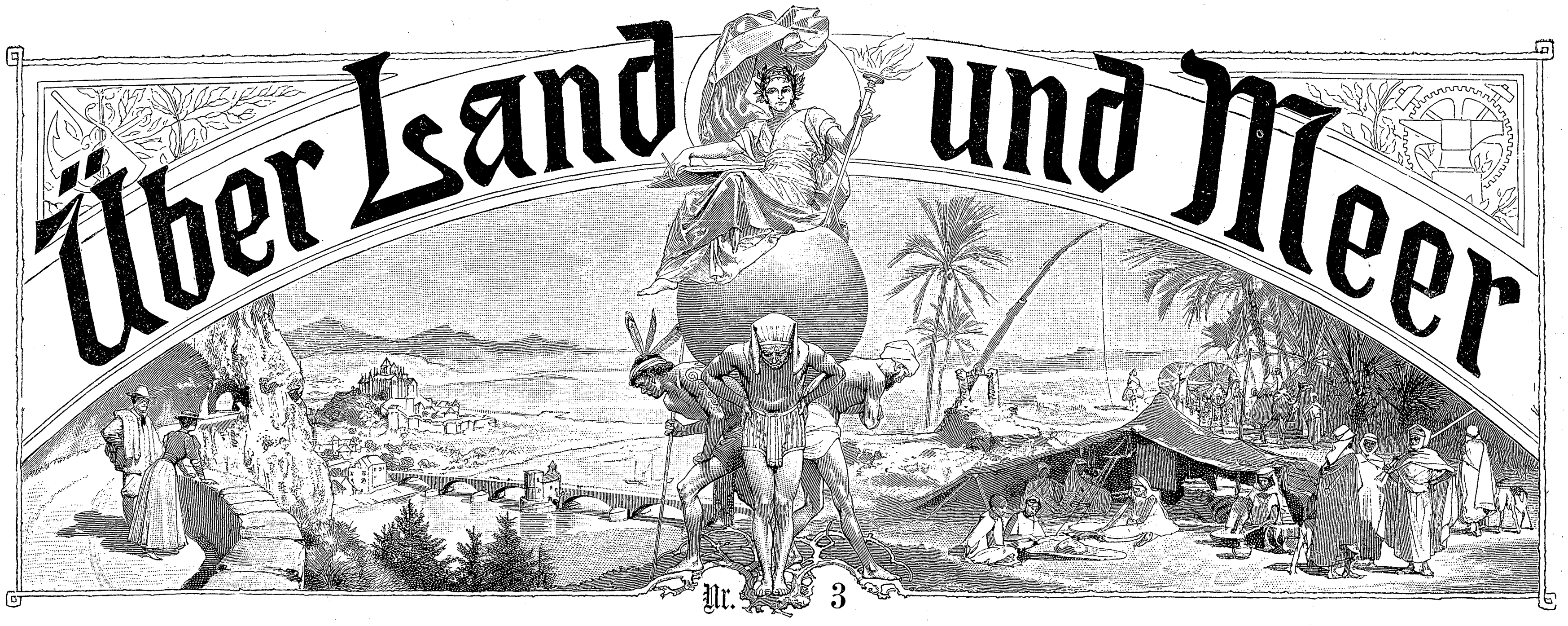
MAGENLEIDENDE & Zuckerkranke

Erste ärztl. Autoritäten empfehlen

Günther's Aleuronat-Gebäck

Versand von **Aleuronat-**Brod-, -Zwieback, -Biscuit und -Praeparaten nach allen Ländern. Dr. Otto Gotthilf's Hygienische Studie versendet kostenlos **F. Günther's Aleuronat-Gebäck-Fabrik** Frankfurt a. Main.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



Nr. 3

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

An den Hütten der Komorniks vorbei führt der Weg nach Pociecha. Wie dunkle Haufen liegen die Häuſer niedrig an der Straße; ſelten daß ein glattes Dach ſich viel höher erhebt als der aus Feldſteinen unſymmetriſch zuſammengetragene Wall, der zu ſchützen hat gegen Sturm und Schnee, gegen Kälte und Sonne. Vorn an der Straße ein paar halbabgeſtorbene Pappeln, hinter den Hütten als einzig Ragendes die Stange eines Ziehbrunnens, der mit ſeinem gen Himmel gerichteten hohen Arm, daran der Eimer hängt, einem Galgen nicht ungleich ſieht.

Alle Häuſer waren dunkel; nur aus der einen Stube, darin man fremde Schnitter untergebracht hatte, flinzelte Lichtſchein. Die Männer hatten ſich ſchon aufs Stroh geſtreckt, mit dem roten Hemd, wie ſie's am Tag tragen, angetan; die Fußſohlen gegen das Fenſter gekehrt, ſchnarchten ſie alle in einer Reihe. Die Weiber hatten ſich noch nicht hingelegt. Sie kauerten bei der Alten um den Kartoffelhaufen, der inmitten des Raumes auf den Eſtrich geſchüttet war, und halfen ihr die Knollen abkeimen zur morgenden Mahlzeit. Eine junge Dirne ſaß noch und flickte eine Männerhoſe; ungeſchickt hielten die müde gearbeiteten Finger die Nadel. Sie flickte den Riß zuſammen, wie man einen Sack flickt, und doch gab ihr das Lämpchen auch hierzu kaum Licht genug; trüb nur ſchwelte es durch die Stube, deren Luft dick war vom Dampf der Feuerſtelle, vom kellerigen Dunſt der keimenden Kartoffeln, vom Schweiß und Staub und Atem der zuſammengepferchten Männer und Weiber.

Aber der durchs Fenſter Lugende ſah: das Lämpchen brannte unterm Muttergottesbild.

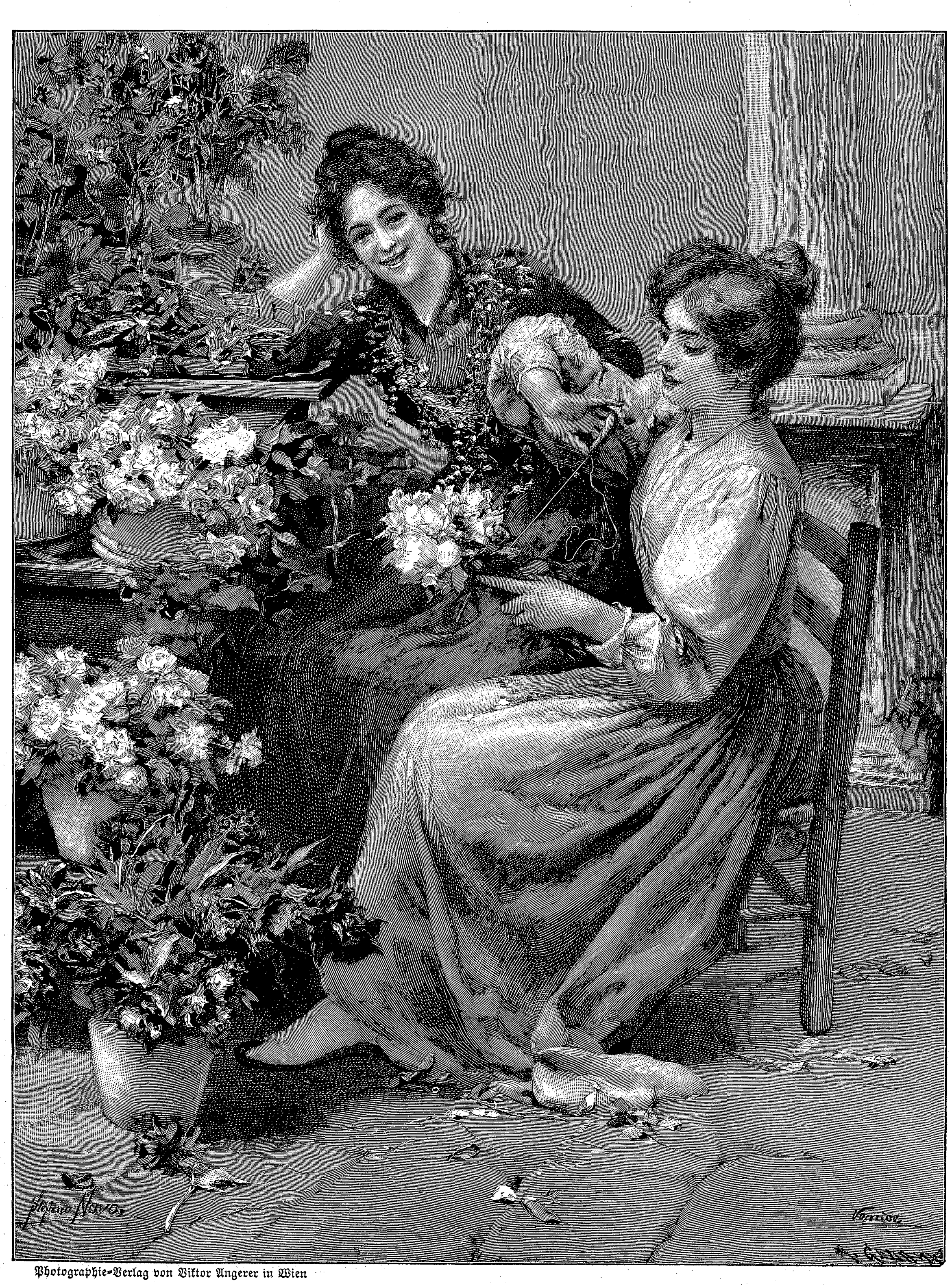
Der Vikar fuhr vom niedrigen Fenſter zurück. Ihm war, als ſei durchs trennende Glas der geſchloſſenen Scheibe doch etwas zu ihm durchgedrungen von der verpeſteten Luft da innen. Verletzt rümpfte ſich ſeine Naſe. Er lief eilig, bis ihn die reine Luft der freien Felder ganz umfing.

Durch die Einſamkeit tönte der zitternde Schrei eines Brachhuhns — wie, ſchon Herbſt? Unwillkürlich verlangſamte Gorka jetzt wieder ſeinen Schritt, nahm den runden Hut ab, deſſen Troddel ihm in den Nacken baumelte, und ließ den Tau, der in der großen Stille hörbar tropfte, ſeine Stirn kühlen.

War's möglich, ſchrie der Brachvogel ſchon auf der Stoppel? Der Sommer war vorbei, und er hatte ihn nicht geſehen, trotz Erntefeldern und Sonnenglut?!

Ein flüchtiges Bedauern huſchte über das ernſte Geſicht und machte deſſen Züge für Augenblicke jugendlich weich. Der Mund öffnete ſich und ſog durſtig die von Grün und Tau vollſatte Luft ein.

Ach, jetzt ſich hinlegen, dort an den Rain unter die Feldblumen, die, wenn der Nachttau ihnen den Staub abgewaſchen, ſüß duften! Horch, die Grillen ſchrillen noch immer herüber aus dem fernen Park!



Photographie-Verlag von Viktor Angerer in Wien

Unter Blumen. Nach dem Gemälde von Stefano Novo

Sich umwendend blickte Gorka noch einmal zurück nach Gwiadliborczyce. Das dunkle Herrenhaus hob ſich nicht mehr ab von der dunkeln Fläche; auch der Park, die Hainbuchen und die Pappeln waren zerfloſſen in der Nacht. Doch jetzt blinkten zwei gelbe Pünktchen auf, ſie ſchienen heller und heller — das waren die Lichter im oberen Stock, im Zimmer der gnädigen Frau! Auf einem Nebelſtrahl zitterte der Glanz, flimmernd umwoben, hinaus bis in die Felder.

Mit großen Augen ſtarrte der junge Mann: jetzt ſitzt die Garczynska im Seſſel, bereit, ſich von der Zofe das lange Haar auskämmen zu laſſen — die runden Arme des dienenden Mädchens bewegen ſich zierlich — ach, und jetzt! — die zitternden Strahlen verſchwanden — jetzt hat Staſia die Laden vorgelegt, ihr blonder Kopf neigt ſich hinaus mit einem leiſen „Pſt“ für den unten auf ſie lauernden Inſpektor — — —

Dunkel ward’s. Wie aus einem Traum auffahrend ſtrich ſich Gorka über die taubenäßte Stirn und ſetzte ſich den Hut auf. Nun aber raſch! Peter Stachowiak, der Propſt, würde heut ſchon vergeblich auf ihn gewartet und noch ein Glas Ungar mehr getrunken haben, zur Tröſtung in ſeiner Vereinſamung.

Wie war es doch geiſttötend, alle Abend bis Mitternacht mit dem Karten zu ſpielen! Aber es half nichts, es war ja nur ein Uebergang.

Raſchen Schrittes eilte nun der Vikar, unbeirrt vom Spuk der Nachtebene, der den Bauer ängſtigt, auf Pociecha zu.

*

Das blonde Mädchen hatte wirklich die Läden im Schlafzimmer der Herrin vorgelegt, aber dieſe ſchien noch nicht daran zu denken, ſich zur Ruhe zu legen, ſehr zum Verdruß von Staſia, die unruhig hin und her trippelte. Heute war ‚Anaſtaſia‘, ihrer Heiligen Tag, und Pan Szulc, der Inſpektor, wollte den mit ihr feiern. Wie lange das heut wieder dauerte! Zornig biß Staſia die Unterlippe — daß der Teufel ſie alle miteinander hole, die einem im Wege ſind! Aber beim armen Menſchen heißt’s eben immer: ‚Duck dich!‘

„Die Nepomukena wartet ſchon ſeit einer Stunde,“ wagte ſie endlich leiſe zu ſagen.

„Laß ſie warten!“ Frau Jadwiga, die im Seſſel vor ihrem Bett mit den blauen Seidengardinen ſaß, hob gähnend die Arme und legte ſie hinter den Kopf. „Ich langweile mich, erzähle mir was!“

„Gnädige Pani ſollten ſchlafen gehen — ich weiß nichts!“

„Ich kann nicht ſchlafen. Wo iſt der gnädige Herr?“

„Er ſitzt im Bureau. Er wird noch dem Schreiber diktieren.“

Frau von Garczynska zuckte unmutig die Schultern: „Ach, immer dieſe Rechnereien! Ich komme hier um. Wenn wir nur erſt in Poſen wären, beſſer noch in Warſchau, am beſten in Paris! Was würdeſt du ſagen, Staſia, wenn ich dich mit nach Paris nähme? Oder ſonſt wohin, wenn der Herr verkauft hat!“

„Wird der gnädige Herr verkaufen?“ fragte neugierig-haſtig das Mädchen.

„Das gebe die heilige Mutter!“

Die Augen des jungen Mädchens funkelten — ach, das war noch eine Ausſicht, dafür ließ man ſich’s ſchon noch eine Weile gefallen! Unterwürfig ſchlich Staſia zur Herrin heran und küßte ihr die Hand: „Ich danke der gnädigen Pani tauſendmal! Gott wolle es ihr ſegnen millionenmal, ihr und an dem gnädigen Herrn, und an dem gnädigen jungen Herrn, daß ſie will an mich denken, wenn es ihr gut geht! Wird der gnädige Herr bald verkaufen, wenn Pani die Frage geſtatten?“

„Ich weiß nicht. Ach!“ Ungeduldig ſeufzend ſprang Jadwiga auf und ging haſtig hin und her. „Sie finden noch immer den geforderten Preis zu hoch. Ja“ — ſie lachte auf — „das möchten ſie wohl, ſelber abſchätzen! O nein, wir gehen nicht ab vom Preis! Wenn ihnen daran liegt, nun, dann ſollen ſie wenigſtens genug zahlen, dieſe —!“ Sie verſchluckte das letzte Wort.

Die Zofe lachte leiſe. „Gnädige Pani lieben die Schwabbe*) nicht ſehr?!“

„Wieſo?“ Die Garczynska ſah ihr Mädchen einen Augenblick hochfahrend an, dann aber lachte ſie, wie dieſes lachte. „Du biſt ein Racker!“ Doch jetzt wurde ihr lächelndes Geſicht plötzlich ernſthaft, zornig zog ſie die Brauen zuſammen. „Habe ich etwa beſondere Urſache, ſie zu lieben, he? Und du? Kam nicht deine Mutter zu mir und hat die Hände gerungen: ‚Meine Tochter lernt deutſch in der Schule, wird ſie auch nicht ihre Mutterſprache verlernen?‘ Ach, unſre Männer ſind feige, ſie dürften kein Wort deutſch leiden! Aber ſie laſſen ſich ducken!“

„Ja, Pani haben keine Angſt,“ ſchmeichelte Staſia. „Was wir gelernt haben, verdanken wir allein unſrer gnädigen Herrſchaft!“ Sie küßte, da ſie die Hand nicht erhaſchen konnte, den weiten Aermel am Negligé der Herrin. „Neulich ſprach erſt die Michalina zu mir, als ſie kam, ihre Familie zu beſuchen auf einen Sonntag: ‚Das Glück, was ich gemacht, verdanke ich allein Pani von Gwiadliborczyce!‘ Pani erinnern die Michalina, die mit den ſchwarzen Zöpfen, die Enkelin vom Schäfer Dudek und der Nepomukena; ſie ſaß neben mir im Unterricht, den gnädige Pani uns gaben. Es geht ihr ſehr gut, freilich bei deutſcher Herrſchaft, aber,“ — ſie zuckte die runden Schultern — „was tun? Man muß mit den Wölfen heulen!“

„Man muß mit den Wölfen heulen!“ Nachdenklich wiederholte die Herrin die Worte der Dienerin. „Du biſt klug, Staſia! Es kommt nichts heraus bei der offenen Feindſchaft. Ich begreife oft unſre Politiker nicht. Aber iſt es denn nicht auch ſchändlich, wie man uns unterdrückt? Uns, die wir mehr Bildung haben, mehr Vaterlandsliebe, mehr Opferfreudigkeit, mehr Mut, mehr — mehr ...“ Die Stimme verſagte ihr vor Erregung. Sie war ganz blaß geworden, jetzt wurde ſie glühend heiß. Mit dem Fuß aufſtampfend, ſchrie ſie laut: „Und wir haben ſie arglos aufgenommen, gaſtfreundlich in unſer — ja, in unſer Land! — zum Dank wollen ſie uns ausrauben, ganz herausdrängen. Aber das gelingt ihnen nicht!“ Leidenſchaftlich ballte ſie die Hände. „Wir Frauen werden nicht müde, wir haben unſern Glauben und —“ haſtig vor den großen Spiegel tretend, ſah ſie ihr Bild vom Kopf bis zu den Füßen und lächelte wieder.

„Ich begreife nicht, warum Pani ſich ſo erregen,“ ſagte die Zofe ruhig.

„Was du verſtehſt!“ Jadwiga kehrte ſich vom Spiegel ab und gähnte laut. „Huh, dieſe Nachbarn, gräßlich! Man verbauert hier. Ich werde krank, langweilig, häßlich! Zum Sterben langweilig, wie die Baronowa mit den ſtrohgelben Flechten!“ Sie lachte hell auf: „Als ob ſie einen Stock im Rücken hätte, ſo ſteif!“ Und unſre Przyborowoer Nachbarn — Gott ſei uns gnädig! Er iſt ein großer Bauer — weiter nichts. Haha! Kriecht dabei um einen Orden — wie alle Deutſchen! Haſt du geſehen, Staſia, wie er neulich betrübt die Augen auf ſein leeres Knopfloch niederſchlug?“

„Unſer gnädiger Herr hatte alle ſeine Orden zum Diner angelegt!“ ſagte geſchmeidig die Zofe.

„Ja, ja, das war ganz nett!“ Jadwiga ließ ſich lachend in ihren Seſſel fallen, aber dann gähnte ſie wieder und ſah mit einem troſtloſen Ausdruck ins Leere. „Das ſind aber doch nur Momente! Das Leben iſt zu eintönig. Ich kann doch unmöglich, wie die Przyborowoer Frau, in hohen Stiefeln durch den Miſt ſtapfen und höchſt eigenhändig die Mägde ohrfeigen!“

„Haha, das tut ſie, ja, das tut ſie!“ Hell lachend ſchlug Staſia die Hände zuſammen, und dann ſchwatzte ſie: „Gnädige Pani wiſſen doch? Der Sohn, was der Huſar iſt, der junge Rittmeiſter, der ſoll Vater ſein zu der Michalina ihrem Kind. War die Michalina doch Stubenmädchen in Przyborowo. Und da ſoll der Alte, der Herr Keſzner, ſie furchtbar geſchimpft haben und mit dem Stock bedroht; aber nur gedroht hat er. Aber die Pani hat ſie beim Arm gekriegt und ihr links eine geſchlagen und rechts eine. Da iſt ſie vor Angſt gelaufen, ſo ſchnell ſie konnte, und hat ſich nie mehr aufs Dominium getraut. Was ſagen gnädige Pani zu der Geſchichte?“ Staſia ſtemmte die Arme in die Seiten und ſah ihre Dame erwartungsvoll an; man merkte ihre Freude, ein wenig ſkandalieren zu können.

„So — nun, und was weiter?“ Jadwiga gähnte anhaltend. „Man kann hier keinem Menſchen was übelnehmen, dem nicht und auch dem nicht — bei dieſer Langeweile! Ach! Doleſchal wäre noch der einzige, der paſſabel ſein könnte!“

„Und hat er ſich in die Pani verliebt?“ fragte vertraulich blinzelnd das Mädchen.

„Du biſt unverſchämt!“ Die Garczynska zuckte wie von einer unangenehmen Erinnerung berührt.

Staſia ſchlug die Augen nieder. „Verzeihen gnädige Pani, ich bin nicht unverſchämt. Ich bin nur wißbegierig. Möchte gern wiſſen, ob der große Niemczycer Baron auch ſo leicht zuſchnappt wie ſo ein kleiner Schwabbe. Da braucht’s nur einen Blick — nur ein ganz kleines Blickchen!“ Sie lachte ſpitzbübiſch und hob die demütig geſenkten Augen mit drolligem Ausdruck.

Die Herrin war ſchon wieder verſöhnt.

Eine Neigung, mit der ihr Mann ſie oft neckte, zog Frau von Garczynska zu Staſia. Als Tochter des langjährigen herrſchaftlichen Förſters, hatte die von vornherein eine andre Stellung eingenommen wie ein gewöhnlicher fremder Dienſtbote. Schon die zierliche Siebenjährige war aufs Schloß gekommen; ſie hatte der Pani Erdbeeren aus dem Gwiadliborczycer Wald gebracht, und dann — wenn auch Förſter Frelikowski einſt Fröhlich geheißen — zu den polniſchen Kindern gehört, die den beſonderen Unterricht der gnädigen Herrin genoſſen.

Wenn Garczynski ſie mit ihrer Vorliebe für die Förſterstochter aufzog und Frau Jadwiga ſchlechter Stimmung war, pflegte ſie von einer Wüſte zu ſprechen, in der man einen grünen Fleck ſchon einen Garten nennt. Dann neckte er nicht mehr, im Gegenteil, er pflichtete ihr bei. Ja, wie anders war es früher hier geweſen! Unbefangener der Ton, heiter die Geſelligkeit, geradezu glänzend! Man hatte ſich amüſiert auf den Bällen in Poſen — auf einem dieſer Bälle hatte er die ſchöne Tochter des reichen Warſchauer Bankiers kennen gelernt, deſſen Reichtum weder, noch deſſen Katholizismus ererbt waren — auch die Kaſinofeſte in der Kreisſtadt waren ſehr angenehm geweſen. Man war eben unter ſich. Aber jetzt —?! Auf dem Lande wenigſtens, eingekeilt zwiſchen deutſchen Beſitzern, war es nicht möglich, exkluſiv zu bleiben. Und immer näher rückte einem Plebs auf den Hals. Wer hatte ſonſt hier kleine Leute gekannt? Leute, die kaum zehn Hektar ihr eigen nannten, oft nicht einmal ſo viel, machten jetzt Anſpruch, wie Beſitzer gegrüßt zu werden. Schmarotzend, wie Milben auf der kranken Roſe, hockten die Anſiedler im Land. Unerträgliche Zuſtände!

Alekſander von Garczynski vergaß ganz, daß in ſeiner Jugendzeit Przyborowo und wenigſtens Niemczyce längſt ſchon in deutſchen Händen geweſen, aber er hatte es damals nicht ſo unliebſam empfunden. Woran lag das?!

Nun, jedenfalls ſo ſchnell wie möglich verkaufen. Und ſo hoch wie möglich. Wenn Garczynski an die Anſiedlungskommiſſion dachte, fühlte er ſich ſehr erleichtert. Ueberdies waren ihm die letzten Jahre nicht günſtig geweſen, und die Bank Ziemski würde nicht in der Lage ſein, ihn ſo mit einem Ruck ſicher hinzuſtellen wie die deutſche Anſiedlungskommiſſion.

Auch an dieſem ſpäten Abend noch beſchäftigten ihn ſolche Gedanken. Sie beſchäftigten ihn ſo lebhaft, daß er, trotz der Tinte an ſeinen Fingern und ohne den Rock zu wechſeln, der von der Nähe des Schreibers unliebſam angezogen hatte, ſeine Frau aufſuchte.

Staſia konnte einen kleinen Freudenſchrei kaum unterdrücken, als der gnädige Herr unvermutet eintrat.

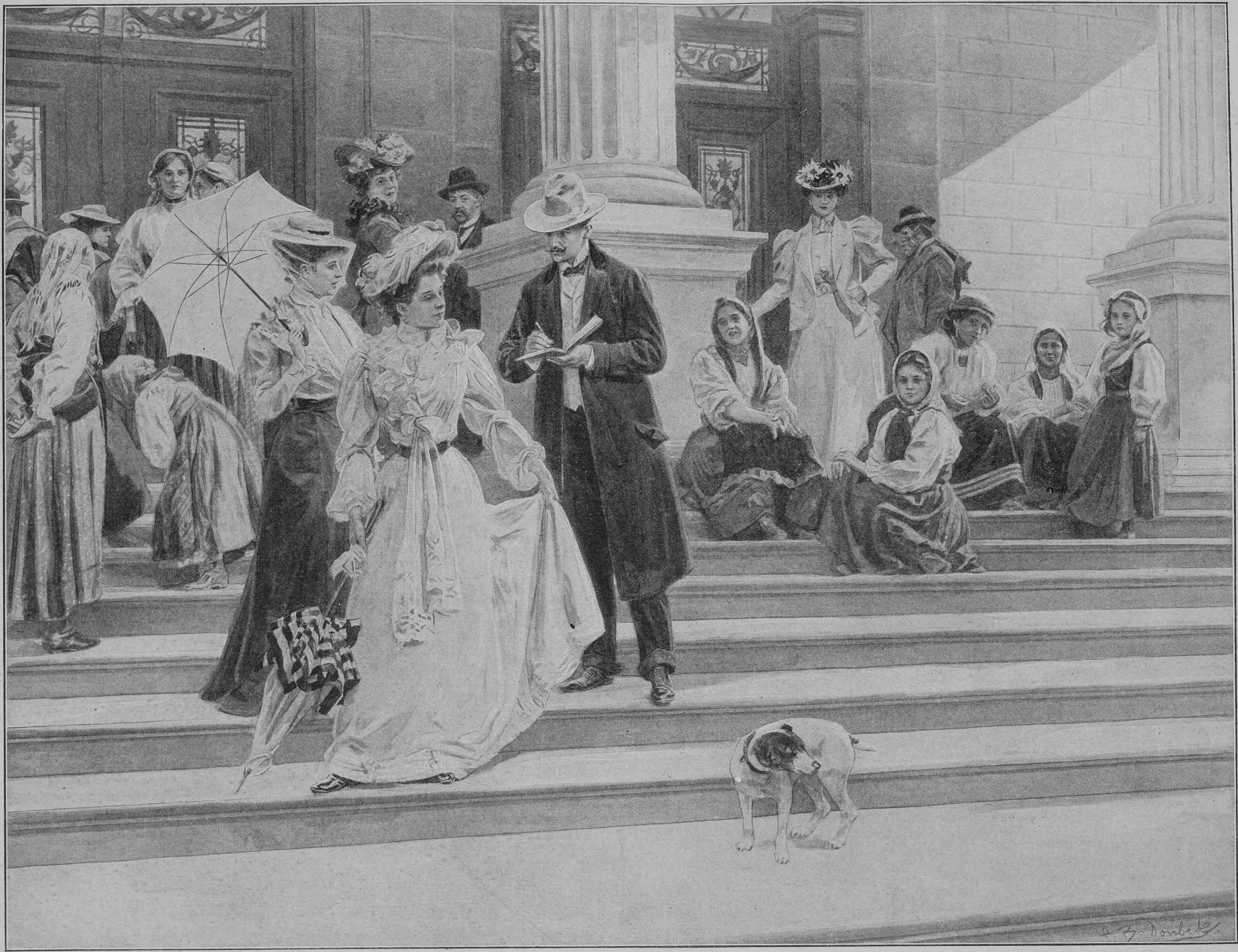
„Soll ich jetzt gehen und die Nepomukena wegſchicken? Sie wartet ſchon zwei Stunden!“

Aber ſie kam doch nicht fort, wie ſie gehofft.

„Laß ſie warten,“ war die Antwort, „und du warteſt auch!“

---

*) Spottname für die Deutſchen.



Modellmarkt an der Münchener Kunſtakademie

Nach einer Zeichnung von F. B. Doubek

„Es iſt nur Staſia,“ ſagte Jadwiga zu ihrem Gatten, als ſie ſeinen unwilligen Blick bemerkte.

„Ich möchte etwas mit dir allein beſprechen!“

„Nun, ſo ſprich doch! Nun? Was willſt du?“

Sich auf die Seitenlehne ihres Seſſels ſetzend, nahm er ſpielend ihre Hand. Und dann ſagte er ihr, daß er eben vom Schreiber habe ausrechnen laſſen, daß Gwiadliborczyce ſo und ſo viel bringen müſſe, wenn der Verkauf lohnen ſollte.

„Du biſt eine kluge Frau, Jaguſia,“ ſagte er zärtlich und küßte ihre Hand, „und —“ er hielt an und ließ ſeinen Blick über ſie hingleiten mit einem leichten lächelnden Nicken — „du biſt eine ſchöne Frau! Was hältſt du davon, mein Täubchen, wenn wir die Herren von der Kommiſſion zum Diner einlüden? Doleſchal möchte ich auch dazu bitten. Er iſt mir wichtig. Er iſt mit der Regierung liiert; ich habe gehört, erſt neulich war er in Poſen beim Oberpräſidenten. Iſt dir's recht? Mach's echt national, mein Seelchen! Barszcz und Entenpotrawka und — ach, du wirſt's ſchon wiſſen! Und viel alten Ungar! Ich ſage dir, ſie trinken beim Deſſert aus deinem Schuh. Sag, was hältſt du davon?“

„Sehr viel,“ ſagte ſie lächelnd und lehnte den Kopf an ſeine Schulter. „Und dann ziehſt du auch mit mir hin, wo mir's gefällt, nicht wahr, Saſcha?“

Er ſtrich ihr ſacht über die gelöſte Friſur: „Dein ſchönes Haar!“

„Pſiakrew!“ Aergerlich bog ſie den Kopf zur Seite; es fing an in ihrem Geſicht zu zucken, als wollte ſie weinen. „Verkaufe doch endlich! Was habe ich davon, wenn's zu ſpät iſt! Sieh hier“ — ſie ließ die Strähnen durch die Finger gleiten — „ich werde grau! Schon lange Fäden. Aus Kummer, aus lauter Kummer! O, unſer armes Polen! Täglich gelobe ich bei der heiligen Mutter: kein Kleid aus Berlin — keinen Hut aus Wien — nicht Wiesbaden, nicht Homburg im künftigen Jahr — nicht einmal in die deutſche Konditorei zu Poſen! Ach, hätte ich dich doch nicht geheiratet! Wär' ich in Warſchau geblieben! Lieber unter Ruſſen als in dieſer langweiligen Oede!“

Sie ließ ihren Mann gar nicht zu Wort kommen, heftig ſchrie ſie ihn an: „Gedenke deiner Pflichten gegen Boleslaw! Wenn Gorka von hier fortkommt, was doch gewiß ſein wird, was dann? Dann iſt alles aus! Dieſe Hauslehrer mit den ſchwarzen Nägeln, die mit allen Mägden herumliebeln — pfui, widerlich! Wir haben das doch zwanzigmal durchgemacht! Gorka ſagt: ‚die Zukunft Polens iſt in der Mütter Hand gegeben‘ — nun wohl, ich bin eine Mutter! Und ich ſage dir, wenn du nicht bald verkaufſt, ſo ziehe ich allein mit Boleslaw in die Stadt. Ich bin es meinem einzigen Sohn und meinem Vaterland ſchuldig!“

Der Gatte erhob ſich leiſe. Seine Frau auf die Schulter küſſend, machte er keine weiteren Unterhaltungsverſuche mehr. Nun wußte er, er konnte getroſt die Einladungskarten verſchicken.

„Schlaf wohl, mein Herz! — Staſia!“ Die Zofe fuhr auf. „Rufe die Nepomukena!“ Er ging, um wieder ins Bureau zurückzukehren, wo der todmüde Schreiber noch immer ſaß und jetzt krampfhaft die verſchlafenen Augen aufriß. Die Einladungen wurden noch poſtfertig gemacht. —

Oben, ins Zimmer der gnädigen Frau trat die alte Nepomukena ein; ihr ſchneeweißes Haar war mit Fett unter die Haube geſtrählt, und ſie hatte ſich gewaſchen. Sich zu den Füßen der Herrin, die regungslos ſaß, das Geſicht in den Händen verborgen, niederkauernd, begann ſie, ihr die Pantöffelchen und Strümpfe abzuziehen. Sacht ſtrich ſie dabei über den hohen Spann, und dann über die Waden; immer herauf, herunter — und wieder: herunter, herauf.

Seit fünfzehn Jahren, ſeit der Geburt des jungen Herrchen, ſchonte die Nepomukena ihre Nägel, und nahm ſie in acht, daß ſie nicht immer wieder abſtumpften bei der Arbeit — die Pani liebte das Kratzen mit ſtumpfen Nägeln nicht.

Garczynski hatte ſeiner Frau ſchon mehrmals einen hölzernen Kratzer mit langem Stiel aus Poſen mitgebracht, auch Händchen aus Elfenbein mit ſpitzen Krallen, auch ein Bürſtenſyſtem, aber das Streichen und Kratzen der alten Hand, deren Haut von der ſchweren Arbeit eines Lebens ſo rauh geworden wie ein Reibeiſen, war nicht zu erſetzen.

Nun ſchnitt die Filomena, die Mutter der Michalina, ſchon ihre Nägel ſpitz, denn Großmutter Nepomukena fürchtete, daß bald der Tod kommen würde, ſie holen — und wer ſollte dann die Herrin kratzen?!

Auf den ſchwachen Knien liegend, bückte die alte Nepomukena ihren alten Rücken geduldig. Wie früher hinterm raſchen Schnitter im Korn, ſo hielt ſie ihn in einem fort gebeugt; ſie richtete ihn gar nicht auf.

Die Uhr ſchlug Mitternacht, da ließ ſich die Herrin ins Bett helfen. Das Geſicht nach der Wand gekehrt, auf der Seite liegend, ließ ſie ſich auch den Rücken kratzen. Immer auf, ab — ab, auf.

Staſia ſchlief in einem Winkel. Der hübſche Kopf war hintenüber geſunken — ſo pflegte ſie immer am Abend zu ſitzen, ein Fettfleck an der riſſigen Tapete bezeichnete die Stelle —, ſie hielt den Mund halb geöffnet und lächelte wie ein Kind im Traum.

Auch Frau Jadwiga fielen die Augen zu, aber ſie riß ſie immer noch einmal auf; ſie dehnte und reckte ſich im überrieſelnden Wohlgefühl.

Die alte Nepomukena kratzte und kratzte, die Waden, den ſchlanken Rücken herauf — den Rücken, die Waden herunter, auf, ab — ab, auf — hin, her — her, hin. Mit ſeltſamer Kraft ſtrömte etwas aus von dieſen verarbeiteten Fingern, von der Hand, die noch dient an der Schwelle des Grabes.

IV

Wie eine Offenbarung kam es über Herrn Keſtner zu Przyborowo, als er, unter ſeinem Hoftor ſtehend, von Miaſteczko her zwei Wagen auf voller Fahrt in der Richtung nach Gwiadliborczyce ſah. Sie nahmen nicht die Straße über Przyborowo-Niemczyce, ſondern den ſchlechteren, aber direkteren Landweg quer durch die Felder.

Aha, alſo es war wirklich ſo, die Kommiſſion, die heute vormittag die Parzellierungen beim Städtchen in Augenſchein genommen, fuhr jetzt zu Garczynski? Ja, der Pole war ein Schlauer, der wußte es geſchickt anzufangen! Und hier waren ſie nicht einmal vorgekommen; ſie hatten Przyborowo links liegen laſſen, als wäre das gar nicht vorhanden!

Der Przyborowoer zog die Stirn kraus: man muß eben Pole ſein, um Seide zu ſpinnen! Dieſe Bevorzugungen von ſeiten der Regierung gingen doch wirklich zu weit — das reine Kokettieren!

Die Sonne blendete. Der Gutsherr trat unter die Akazie beim Hoftor, die wenigſtens einigen Schatten gab, und blickte, die Hand über die Augen gelegt, hinaus auf ſein Reich.

Ueberall Schober. Räder knarrten. Jenſeits der Straße, gleich drüben auf der erſten Stoppel, ſtanden drei große Weizenſchober; und vier, fünf hochbepackte Erntewagen ſchwankten eben von weiterher noch heran, um auch hier abzuladen. Die Schober ſtanden wie im Feuer, gleich hinter der Stoppel, die mit ſcharfem Rand gegen den Himmel abſchnitt, ſtand das Rieſenrund der Sonne. Als tauchten die Wagen aus der Sonne empor, ſo kamen ſie daher; feinem Geſpinſt gleich hoben ſich die Speichen der Räder gegen die goldrote Scheibe, und die Rothemden, die hoch auf dem Korn thronten, flammten. Sie ſtakten die Bunde auf und ſchwangen ſie, mit ſtarkem Arm die Gabel hochhaltend, von oben niederwärts. Jedes Garbenbündel ſchwebte für Augenblicke, wie ein dunklerer Fleck, aber von einer Gloriole umſtrahlt, mitten im Rund der großen Sonne, als teile die ſelber gütige Gaben in unendlicher Fülle aus.

Der Przyborowoer rechnete: was koſtete das nun wieder für Arbeitslöhne! War die Ernte geringer, brachte ſie nichts ein — war ſie gut, ſo brachte ſie erſt recht nichts ein. Man weiß wahrhaftig nicht, um was man heutzutage bitten ſoll!

Vor ſich hin grämelnd ſtand er.

Gelächter ſchallte von der Stoppel herüber und dazwiſchen Kommandorufe des Vogtes. Beim neuen Schober tummelten ſich die Arbeiter. Ein paar Abſtakerinnen, die kattunenen Kopftücher tief über die Mützchen gezogen, in flatternden Röcken, kamen jetzt gegen das Hoftor geweht mit dem ſtaubigen Wind. Ihre geleerten Waſſerkrüge brachten ſie.

Aber mit ſtremgem „Dali, dali“ und in die Hände klatſchend, wie man die Gänſe ſcheucht, jagte der Herr ſie zurück an die Arbeit: hier wurde nicht beim Brunnen gelungert! Keſtner ſchüttelte den Kopf: ja, Thereſe hatte ganz recht, der Hoppe war gar nicht mehr recht auf dem Poſten, Ohren und Augen nicht mehr ſcharf genug, die Leute tanzten ihm auf der Naſe! Wenn der Inſpektor ſchneidig wäre, würden auch die Vögte ſchneidiger ſein. Wie durften die Dirnen ſich unterſtehen, mitten aus der Arbeit wegzurennen! Ja, wenn man den Sziulc aus Gwiadliborczyce kriegen könnte! Der verſtand die Bande zu nehmen!

Mit weitausholenden Tritten ſchritt Rittergutsbeſitzer Keſtner über die Straße auf die Stoppel und weiter über dieſe auf den neuen Schober zu. Der fing ſchon an, ſich aufzurichten. Die unterſte Runde war bereits gelegt; in der Mitte ſtand ein Rothemd und ordnete die Bündel, und die Mägde fingen an, hinaufzuklettern und die Mandeln feſtzutrampeln. Die Knechte ſtarrten mit lachenden Mäulern nach den vom kitzelnden Stroh zerſtochenen Waden.

„Włódarz!“ brüllte der Herr mit aller Kraft. „Włódarz!“

Der Vogt, der dem eben anrumpelnden nächſten Wagen entgegengegangen, kam geſprungen.

„Włódarz, daß mir hier ordentlich gerichtet wird! Setzt den Schober nicht auch wieder ſo ſchief wie die andern! Wie ſieht denn das aus? Wo iſt denn der Inſpektor?!“

Der Vogt wußte es nicht.

Natürlich, wo wäre denn je ein Inſpektor da, wo er ſein ſollte! Der Herr ließ die Blicke über die Endloſigkeit ſeiner Felder ſchweifen.

Aha, ganz dahinten, wo die Rübenfelder des Vorwerks einen grünen Strich unter dem Himmel ziehen, tauchte jetzt etwas auf! Ein krabbelndes Käferchen. So langſam, wie eine Schnecke ſo langſam. Man ſah kaum das Sichbewegen der Pferdebeine. Wahrhaftig, nicht mal mehr reiten konnte der! Nein, nein — Keſtner ſchüttelte energiſch den Kopf — man mußte hier keinen Deutſchen nehmen, der Hoppe hatte ſich koloſſal früh verbraucht!

Mit einem ‚Padam do nók‘ knickſten die Erntearbeiter, als der gnädige Herr muſternd ſeinen Blick über ſie hingleiten ließ. Die Männer ſahen rotbraun aus, kupfern wie die Indianer, das Hemd ſtand ihnen auf der Bruſt offen, die Hoſen in den hohen Stiefelſchäften waren bei der angeſtrengten Bewegung gerutſcht, kaum hielt ſie mehr der verſchabte Ledergurt, darin der Wetzſtahl für die Senſe ſteckte. Auch die Mädchen waren halb aufgelöſt. Wie eine Wolke hüllte ein ätzender Schweißgeruch den Schwarm und den Schober ein.

Befriedigt nickte Keſtner: die konnten arbeiten! Schafften in einer Stunde mehr als deutſche Leute in dreien!

„Włódarz, laßt den Leuten heut die doppelte Ration geben — auch den Weibern das Mäßchen voll!“

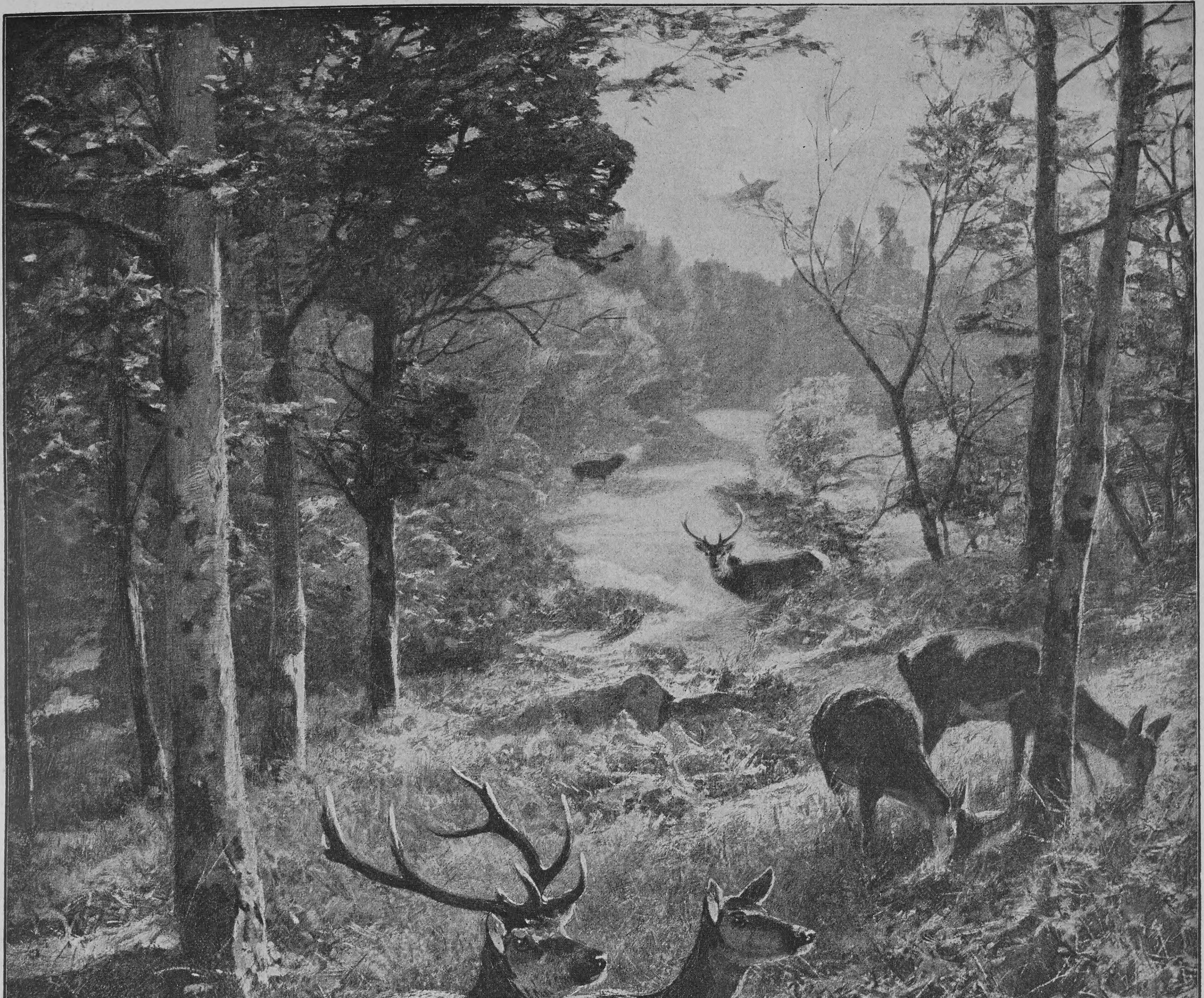
Der Vogt bückte ſich:

„Ich falle zu Füßen!“ Und dann mit einem ermunternden Blick ringsum: „Pan Keszner gibt euch doppelt ſo viel Schnaps heut — daléj, daléj, arbeitet flink! He, aufgepaßt! Wir danken dem gnädigen Herrn!“ Er riß den runden Hut bis zur Erde: „Daß der gnädige Herr lebe!“

Schnaps — die doppelte Ration Schnaps heut?! Alle Hüte flogen herunter. „Wir danken! Daß der gnädige Herr lebe!“

Alle Arbeitenden ſtimmten in den Ruf mit ein; in einem kurzen Aufjauchzen ſchoß der über den Schober. —

Als Keſtner in ſein Hoftor zurücktrat, prallte die Sonne noch; nur an den Aehren, die vor



Herbſtmorgen

Nach dem Gemälde von Chr. Kröner

den geſchloſſenen Türen der Scheunen zertreten lagen, und an denen ſich eine Schar von Gänſen, Enten, rotgelappten Puten und Perlhühnern gütlich tat, merkte man den Herbſt. Wie ein Ungetüm ſtand unterm ſchindelgedeckten Remiſendach die Lokomobile. Der Monteur aus der Kreisſtadt ſchaffte um ſie, und der Stellmacher vom Dominium leiſtete ihm Handlangerdienſte.

Morgen ſollte ſie hinaus, den Anfang machen auf der entfernteſten Stoppel und fauchen und freſſen und ſtöhnen und Garben ſchlucken, als wären's Halme, und ſich ſo durchfreſſen, immer näher, bis zu den letzten Weizenſchobern auf der Stoppel beim Hoftor. Aergerlich genug, daß man ſchon ausdreſchen mußte, aber was ſollte man machen? Die Scheunen waren voll, man würde zu früh verkaufen müſſen!

Mit hochgezogenen Augenbrauen ſtand der Przyborowoer vor der mit eiſernen Bändern beſchlagenen Tür ſeines Kornſpeichers und beſah ſich dies langgeſtreckte, einzige maſſive Gebäude des Hofes vom unterſten Mauerſtein bis zum oberſten Dachziegel: für diesmal viel zu klein! Und doch ein andermal wieder viel zu groß!

Die Mauer entlang, auf dem ſchmalen Pflaſterſtreifen, zwiſchen deſſen ſpitzen Steinen Stechapfel wuchs und ſehr viel Brenneſſel, ſaßen Weiber, den Rücken gegen die Speicherwand gelehnt, die Beine platt in den Hof hinaus geſtreckt. Das waren die Frauen der Komorniks, Mütter und Großmütter, die jetzt die Kornſäcke zu flicken hatten, die von den Mäuſen zernagt. Alle Säcke würde man brauchen.

„Dali, dali,“ ſagte der Herr wieder. Sein Blick ſtreifte die lange Reihe: wahrhaftig, da hatte ſchon jede einen großen Topf bei ſich ſtehen! Da würden ſie nun gleich in den Kuhſtall rennen, ſowie die Glocke zur Melke ertönte, gierig auf ihr Deputat — keine kleine Abgabe, dieſe zwei Liter fette Milch täglich!

„Kſch, kſch, wollt ihr gehen?!“ Aergerlich trieb Keſtner das Federvieh auseinander, das um verlorene Körner zankte. Wo war denn die Hütemagd? „Marinka, Marinka! — Unverſchämtes Viehzeug — kſch, kſch!“

Schnatternd watſchelten Gänſe und Enten dem kleinen Pfuhl zu, der mitten in der grasbewachſenen Narbe des ungepflaſterten Hofes wie ein rundes, tiefes Loch ſich auftat, während die Hühner verängſtigt umherrannten.

„Kſch, kſch, kſch!“ Zornig ſchleuderte Keſtner ſeinen Stock mitten unter ſie, ein junges Perlhühnchen ſank um und ſtand nicht mehr auf. Hatte er nicht ſchon hundertmal befohlen, das Federvieh ſollte ſich nicht hier bei Futterſpeicher und Tennen herumtreiben? Wie leicht, daß ſie ein Loch fanden, um bequem hineinzuſchlüpfen! Das verſtand Thereſe nun doch nicht ſo, im kleinen muß auch geſpart werden! Die Ausgaben wurden zu groß, was koſteten die Jungen nicht alles! Es war ſchrecklich. Sie dachten wohl, des Vaters Taſche wäre unerſchöpflich!

Mit einem Seufzer bückte ſich der Vater und las eine Handvoll der verſtreuten Aehren zuſammen. Sie wie einen Strauß in der Hand haltend, blickte er, den Kopf nachdenklich wiegend, darauf nieder.

Die Hühner, die ſich vom erſten Schrecken erholt, kamen ſchon wieder dreiſt nach dem Futter gerannt; auch die Enten, ein blaugrüner Erpel voran, nahten mit „katſch, katſch“. Selbſt die Tauben, die bis dahin in ihrem Schlag, der ſein hölzernes Häuschen mit dem runden Durchſchlupftürchen auf baumhoher Stange beim Pfuhl erhob, gegurrt hatten, ließen ſich jetzt nieder wie eine beſonnte weiße Wolke vorm Scheunentor.

„Marinka! He, Marinka!“

Laut hallte der Ruf über den weiten Hof und weckte das Echo, das hinterm Kuhſtall wohnte. Zum Kuckuck, wo ſchlief denn die faule Dirne?! Hatte denn niemand Ohren?

„He — psiakrew!“

Von den Pferdeſtällen her kam jetzt ein Fornal geſtürzt. O weh, der gnädige Herr war böſe! Scheu guckte der Knecht; es war ſeines Amtes, draußen bei den Geſpannen zu ſein, aber die noch grünen Winteräpfel und die Miſtbeetmelone, die er heut nacht mit dem Stróz zuſammen aus dem Herrſchaftsgarten geholt, kollerten ihm im Leibe. Vor Schmerzen und Verlegenheit ſchnitt er ein klägliches Geſicht.

Aber der gnädige Herr bemerkte es nicht. „Wo iſt die Marinka — he?!“

Der Pferdeknecht atmete erleichtert auf, wenn ihm auch grade wieder ein Schneiden durch den Leib fuhr wie mit Meſſern. „Ah, die Marinka?! Die Marinka, da iſt ſie, beim Kompoſt!“ Der Schmerz verzog ſein grinſendes Geſicht, er verſchwand eilig.

Auch Keſtner verließ ſchnell den Hof, durchs Lattentor mit dem Stacheldraht ſchritt er in den Garten. Da lag hinterm Treibhaus der Kompoſthaufen, an dem Frau Thereſe die Champignons züchtete, die ſie friſch den Söhnen ſchickte oder auch eingemacht.

Wollte das Frauenzimmer, die Hühnermagd, etwa auch Champignons pflücken, jetzt, wo alles draußen auf dem Felde und ſie ſich unbeobachtet wähnte? Ganz ſacht ſchlich der Herr ſich heran, den Stock erhoben — weiß Gott, da kniete die Diebin vorm Kompoſthaufen, ganz vertieft in ihre Mauſerei!

„Daß dich die Kurzcepluka*) hole! He, du!“

Schwer ließ der Herr ſeinen Stock auf den Rücken der Knienden niederfallen.

Mit einem erſchrockenen Aufſchrei fuhr die kleine Marinka herum. Ihr Geſicht war ganz von Tränen überſtrömt; ein ſich ſträubendes, junges Perlhuhn hatte ſie unter den Händen, zwiſchen den Zähnen hielt ſie das zum Schlachten beſtimmte Meſſer.

„Werd' ich es ja ſchlachten, gleich, gleich!“ ſchluchzte ſie. „O mein liebes Hühnchen, ſo jung und ſoll ſchon ſterben. Sagt die Mamſell, gnädige Pani hat beſtimmt dieſes, es muß gebraten werden und fahren weit, wo iſt Deutſchland. Hat es gelbe Füßchen und iſt ſo ſchön ſchwarz und weiß! Ach, Panie Keszner“ — ſie drückte das zitternde Huhn an ihr Kindergeſicht und ſah den gnädigen Herrn, unter Tränen blinzelnd, bittend an: „Muß Hühnchen dieſes wirklich ſterben?!“

So — hm — alſo Thereſe ſchickte ſchon wieder einen Freßkober nach Berlin? Als ob man da nicht genug zu eſſen kriegte. Der Junge ließ ſich doch wahrlich nichts abgehen! Keſtner zog die Augenbrauen hoch, aber dann ſagte er unwirſch: „Dali, dali, laß die Pani nicht warten! Schlachte ſofort das Huhn! Und hier“ — er ſcharrte mit dem Stock — „hier gräbſt du die Eingeweide ein!“ Das gab guten Dung für die Champignonbrut, die wuchſen dann reichlicher. Die Jungen würden ſich freuen!

Er ging am Bienenſtand und den Spargelbeeten, die jetzt in hohen grünen Bäumchen mit roten Beeren ſtanden, vorbei, und durch das Blumenrundell zur Veranda auf der Rückſeite des Wohnhauſes. (Fortſetzung folgt)

Die Selbſtfahrer und die Armee

Von

von Reden, Major z. D.

Vor wenigen Jahren noch war der Selbſtfahrer ein Wunder, bei deſſen Erſcheinen alle Menſchen ſtehen blieben, Kutſcher und Reiter aber entſetzt ihre Pferde zum Halten brachten oder eine Nebenſtraße zu gewinnen ſuchten. Heute iſt der Perſonenſelbſtfahrer zu einer ſtändigen Erſcheinung nicht nur der Großſtädte geworden, ſondern auf faſt allen großen Verkehrswegen, auf den Touriſtenſtraßen ſieht man faſt täglich die „Autos“ in großer Eile vorüberfahren. Menſchen und Tiere haben ſich an dieſes neue Verkehrsmittel gewöhnt.

Während der Perſonenſelbſtfahrer zu einer alltäglichen Erſcheinung geworden iſt, ſieht man nur ſelten und faſt nur in den Großſtädten einen Laſtſelbſtfahrer. Die Konſtruktion dieſer Fahrzeuge hat bislang nicht die Fortſchritte gemacht, wie ſie der Perſonenſelbſtfahrer, wohl infolge vielfacher Wettfahrten, aufweiſt.

Die Militärverwaltung, die eifrig beſtrebt iſt, jeden Fortſchritt der Technik auch für die Armee nutzbar zu machen, hat der Entwicklung der Selbſtfahrer von Anfang an großes Intereſſe entgegengebracht. Schon ſeit dem Jahre 1899 nehmen an den Kaiſermanövern ſtets eine Anzahl Perſonenſelbſtfahrer teil. Im Kaiſermanöver 1902 bei Frankfurt a. O. wurden zur Füllung verſchiedener Manövermagazine von dem als Etappen-Endort angenommenen Frankfurt a. O. Laſtſelbſtfahrer teils mit, teils ohne Anhängewagen verwendet. Während die Perſonenſelbſtfahrer, die zur Verbindung der Manöverleitung mit den höheren Truppenkommandos und zur Verbindung weit vorgeſchobener Abteilungen mit ihrem Hauptkorps dienten, faſt durchweg den an ſie zu ſtellenden Anforderungen genügten, war dies bei den Laſtſelbſtfahrern nicht der Fall. In dem diesjährigen Kaiſermanöver wurden deshalb nur zwölf Perſonenſelbſtfahrer benutzt, von denen ſechs der Militärverwaltung gehörten, während ſechs andre von verſchiedenen Fabriken zu Verſuchszwecken zur Verfügung geſtellt waren. Bedient wurden ſämtliche Selbſtfahrer von Unteroffizieren und Mannſchaften der Eiſenbahnbrigade.

Nachdem das Kriegsleiſtungsgeſetz auch auf die Selbſtfahrer ausgedehnt iſt, kann die Militärverwaltung im Falle einer Mobilmachung eine genügende Anzahl Selbſtfahrer ausheben, um die oberen Kommandobehörden damit auszuſtatten. Jedem Laien wird es einleuchten, welch außerordentlicher Zeit- und Kräftegewinn durch die Verwendung der Perſonenſelbſtfahrer erzielt wird. Generale und Generalſtabsoffiziere, die den Tag über zu Pferde geſeſſen, können mit ihnen auf Entfernungen zu einer mündlichen Beſprechung zuſammenkommen, die bisher entweder gar nicht oder nur mit der größten körperlichen Anſtrengung zurückgelegt werden konnten. Der ungeheure Wert einer kurzen mündlichen Beſprechung gegenüber einem ſchriftlichen oder telegraphiſchen Gedankenaustauſch braucht nicht erſt beſonders hervorgehoben zu werden. In Frankreich iſt man bereits ſo weit gegangen, den höheren Generalen ſchon im Frieden Selbſtfahrer zu überweiſen und dafür Pferderationen einzuziehen.

Wie bereits geſagt, iſt der Bau von Laſtſelbſtfahrern nicht ſo vervollkommnet, daß die Militärverwaltung mit der Aushebung einer größeren Anzahl im Falle einer Mobilmachung rechnen kann. Da aber ein kriegsbrauchbares Modell eines Laſtſelbſtfahrers von einer noch viel größeren Wichtigkeit iſt wie das eines Perſonenſelbſtfahrers, ſo hat das Kriegsminiſterium in Verbindung mit dem Landwirtſchaftsminiſterium eine Konkurrenz für Laſtſelbſtfahrer ausgeſchrieben, die im Lauf dieſes Herbſtes zur Entſcheidung kommen ſoll. Wie viel Pferde, wie viel Wagen und wie viel Fahrer können erſpart werden, wenn es gelingt, auch nur einen Teil der Kolonnen, dieſer „Impedimenta“ der Armee, durch leiſtungsfähige Selbſtfahrer zu erſetzen.

Während der Perſonenſelbſtfahrer ſeine Verwendung in der vorderſten Linie der Armee finden ſoll, iſt man zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Laſtſelbſtfahrer nur außerhalb des eigentlichen Operationsgebietes, im Etappengebiete, ſeine Verwendung findet. Bei dem Eigengewichte des leiſtungsfähigen Laſtſelbſtfahrers erſcheint es bei dem jetzigen Stande der Technik ausgeſchloſſen, einen ſolchen auf größere Strecken außerhalb feſter Straßen verwenden zu können. Deshalb muß der Laſtſelbſtfahrer dort Verwendung finden, wo die Benutzung der Chauſſeen die Regel bildet, bei den Armee- und Etappenfuhrparkkolonnen, die beſtimmt ſind, Lebensmittel und Munition von der letzten Eiſenbahnſtation bis in die unmittelbar hinter der Armee angelegten Magazine und Munitionsdepots zu überführen

Wenn es gelingt, auf dieſem Gebiete des Kriegsſchauplatzes die langen Wagenzüge der Munitions- und Proviantkolonnen durch Selbſtfahrer zu erſetzen, wenn die Menge der notwendigen Pferde, deren Ernährung mit großen Schwierigkeiten verbunden iſt, verringert werden kann, ſo iſt dies ein Erfolg, der nicht hoch genug angeſchlagen werden kann.

Wenn Deutſchland, abgeſehen von Rußland, auch das pferdereichſte Land Europas iſt, ſo ſtößt die Beſchaffung der bei einer Mobilmachung notwendigen Menge von Pferden doch auch bei uns auf Schwierigkeiten. Als 1870 das immer weitere Vordringen der deutſchen Heere dieſe immer mehr von den letzten Eiſenbahnſtationen entfernte, als die vielfachen Bahnzerſtörungen die Benutzung weiter Landetappenwege notwendig machte, war die Beſchaffung der Pferde bereits damals mit großen Schwierigkeiten verbunden. Jetzt iſt die mobile Armee faſt doppelt ſo groß wie damals, und der Pferdebedarf iſt, da die ſchnellfeuernden Geſchütze eine größere Munitionsausrüſtung bedingen, noch über dieſes Verhältnis geſtiegen.

---

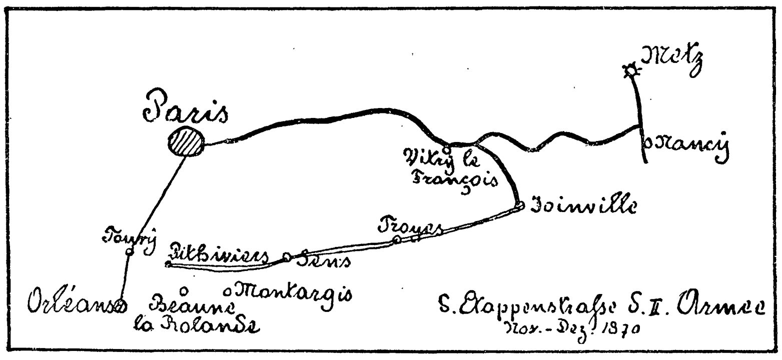
*) Geſpenſt mit Hühnerfüßen.

Nach einer ungefähren Berechnung hat ein mobiles Armeekorps einen Verpflegungsſtand von 26 000 bis 26 500 Pferden. Die 22 deutſchen Armeekorps brauchen alſo etwa 572 000 bis 583 000 Pferde bei der Mobilmachung. Hiervon ſind nach dem Militäretat 105 642 Dienſtpferde im Frieden vorhanden, zu denen etwa noch 20 000 vorhandene Offizierspferde treten dürften. Bei der Mobilmachung müſſen alſo noch 447 000 bis 458 000 Pferde beſchafft werden. Dieſe Zahlen gelten nur für die Feldtruppen. Landwehrformationen, Erſatztruppen und vor allem etwa aufzuſtellende Belagerungstrains ſind hierbei noch gar nicht berückſichtigt. Auch mit einem ganz bedeutenden Nacherſatz muß gerechnet werden. Im Feldzuge 1870/71 hat dieſer etwa ein Sechſtel des Beſtandes betragen, was weitere 100 000 Pferde notwendig machen würde. Auf eine bedeutende Einfuhr von Pferden aus außerdeutſchen Ländern dürfen wir bei einer Mobilmachung nicht rechnen. Denn bekanntlich iſt ein Pferdeausfuhrverbot die erſte Maßregel einer Regierung, die befürchten muß, mit in die kriegeriſchen Verwicklungen hineingezogen zu werden.

Nach dem Statiſtiſchen Jahrbuch für das Deutſche Reich beſaß Deutſchland am 1. Dezember 1900 4 195 000 Pferde. Bei einer Mobilmachung muß alſo jedes achte oder neunte Pferd zur Armee ausgehoben werden; nur die allerſchlechteſten werden der Landwirtſchaft, dem Gewerbe verbleiben, mit denen es nur ſchwer halten wird, den Betrieb fortzuſetzen. Iſt es der Militärverwaltung möglich, den Pferdebedarf für die Armee durch Einſtellung von Laſtſelbſtfahrern zu verringern, ſo erzielt ſie nicht nur für ſich ſelbſt einen großen Vorteil, ſondern leiſtet auch dem Lande einen unberechenbaren Nutzen.

Welche Pferdekräfte erſpart werden können, wenn es gelingt, einen kriegsbrauchbaren Laſtſelbſtfahrer mit Anhängewagen zu konſtruieren, wie ihn das Preisausſchreiben des Kriegsminiſters verlangt, das möge eine den v. Löbelſchen Jahresberichten für 1902 entnommene Berechnung zeigen.

Als die Armee des Prinzen Friedrich Karl, die zweite Armee, nach dem Falle von Metz (27. Oktober 1870) in Eilmärſchen nach Orleans rückte, um die Einſchließung von Paris gegen die neuaufgeſtellte franzöſiſche Loire-Armee zu ſichern, zählte ſie nur 49 600 Mann Infanterie, 10 160 Pferde aller Gattungen und 376 Geſchütze. Am 25. November erreichte ſie, nachdem ſie faſt ohne Ruhetage marſchiert war, die Linie Toury-Pithiviers-Beaune la Rolande, in der ſie dann längere Zeit verblieb. Die der Armee für den Nachſchub überwieſene Eiſenbahnlinie war an verſchiedenen Stellen derartig zerſtört, daß erſt am 20. Januar 1871 ein regelmäßiger Betrieb wieder aufgenommen werden konnte. Bis zum 7. Dezember war Joinville der Endpunkt der Eiſenbahnverbindung mit der Heimat. Von hier begann die über 200 Kilometer lange Landetappenſtraße, die über Troyes-Sens nach Pithiviers führte. Auf ihr mußten der Armee alle ihre Bedürfniſſe an Verpflegung, Munition und Bekleidung nachgeführt werden.



Wäre das von der zweiten Armee durchzogene Land nicht ſo reich und nicht erſt ſo wenig von Truppendurchzügen berührt geweſen, ſo daß es der Armee möglich war, faſt ganz von den im Lande vorhandenen Lebensmitteln ſich zu verpflegen, ſo hätten ihr täglich etwa 200 Tonnen = 4000 Zentner zugeführt werden müſſen, d. h. es hätten jeden Tag 40 000 Tonnen-Kilometer*) geleiſtet werden müſſen.

Ein zweiſpänniges Fahrzeug kann etwa 1 Tonne Nutzlaſt befördern. Die durchſchnittliche Tagesleiſtung beträgt etwa 30 Kilometer, wovon die Hälfte für die leere Rückfahrt zu rechnen iſt. Um alſo jene 40 000 Tonnen-Kilometer täglich zu leiſten, wären 40 000 : 15 = 2666 Fahrzeuge oder unter Hinzurechnung einer Reſerve von 20 Prozent etwa 3000 Fahrzeuge mit 3000 Trainſoldaten und 6000 Pferden notwendig geweſen.

Der von dem Kriegsminiſter ausgeſchriebene Wettbewerb verlangt die Konſtruktion einer Exploſionsvorſpannmaſchine mit Spiritusmotor, die bei einem Eigengewicht nicht über 8 Tonnen auf zwei Anhängewagen 12 Tonnen Nutzlaſt 70 Kilometer in 24 Stunden auf Wegen aller Art, die für belaſtete, mit Pferden beſpannte Fahrzeuge benutzbar ſind, fortbewegen kann. Ein ſolcher Laſtſelbſtfahrer leiſtet alſo unter Berückſichtigung der Leerfahrten 420 (12 × 35) Tonnen-Kilometer. Wäre unſre Armee 1870 bereits mit Laſtſelbſtfahrern ausgerüſtet geweſen, ſo hätten 95 Vorſpannmaſchinen (40 000 : 420) oder bei 25 Prozent Reſerve 120 Maſchinen mit 240 Anhängewagen genügt, um jene 40 000 Tonnen-Kilometer für die zweite Armee zu leiſten. Für jede Vorſpannmaſchine mit Anhängewagen iſt mindeſtens ein doppeltes Perſonal von je 3 Mann, alſo 6 Mann (darunter 1 Unteroffizier als erſter Führer) zu rechnen, bei unſerm Beiſpiel alſo 720 Mann, und mit 10 Prozent Reſerve rund 800 Mann. Welche Kräfteerſparnis zugunſten der Selbſtfahrer! Hier 360 Fahrzeuge mit 800 Mann, dort 3000 Fahrzeuge mit 3000 Mann und 6000 Pferden! Wie viel Pferde können bei ihrer gewohnten Beſchäftigung belaſſen werden, wie viel Nichtkombattanten werden erſpart, wenn es gelingt — und daran dürfen wir nicht zweifeln —, einen leiſtungsfähigen und kriegsbrauchbaren Laſtſelbſtfahrer nebſt Anhängewagen zu konſtruieren!

Um das bei einer Mobilmachung notwendige, immerhin recht zahlreiche Perſonal auszubilden, zur Verwendung im Manöver und zu Verſuchszwecken, wird die Militärverwaltung bereits im Frieden eine größere Anzahl Laſtſelbſtfahrer beſchaffen müſſen. Weitere Fahrzeuge dürften notwendig ſein, um durch Verleihen an Privatunternehmer, Gemeinden, Gutsbeſitzer u. ſ. w. zu möglichſt günſtigen Bedingungen ihre Rentabilität darzutun und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Hat ſich die Landbevölkerung erſt durch die Praxis von dem wirtſchaftlichen Nutzen der neuen Fahrzeuge überzeugt, ſo wird ſich auch das Kapital finden, um ihnen, wenn auch nur langſam, eine immer größere Verbreitung zu verſchaffen.

Ob es ſpäter auch der nie raſtenden Technik gelingen wird, einen Laſtſelbſtfahrer zu bauen, deſſen Verwendung auch als Truppenfahrzeug bei den in vorderſter Linie verwendeten Munitions- und Proviantkolonnen möglich iſt, iſt heute noch nicht vorauszuſagen. Auf jeden Fall dürfen wir überzeugt ſein, daß unſre Militärverwaltung mit Eifer dieſe wichtige Frage ſtudiert und alle neuen Konſtruktionen eingehend prüft, um auch auf dieſem Gebiete ſtets auf der Höhe der Situation zu verbleiben.

---

*) Unter Tonnen-Kilometer verſteht man den Transport einer Tonne auf einen Kilometer, hier alſo 200 Tonnen auf 200 Kilometer = 40 000 Tonnen-Kilometer.

Nachtgefecht zwiſchen Linienſchiffen und Torpedobooten

(Zu dem Bilde Seite 64 und 65)

Unſer prächtiges Farbendruckbild veranſchaulicht den nächtlichen Nahkampf zwiſchen einem modernen deutſchen Schlachtſchiff der Kaiſerklaſſe („Kaiſer Wilhelm II.“) und den Koloß angreifenden flinken Hochſee-Torpedobooten. Der eiſerne Geſchoßhagel der leichten Artillerie überſchüttet die anſtürmenden ſchwarzen Geſellen, und Scheinwerfer ſenden ringsum ihre leuchtenden Strahlen. Bei der äußerſten Kraft, mit der die Torpedoboote heranſauſen, glüht die heiße Lohe aus den Schornſteinen der Boote, die ſich entdeckt ſehen und nun mit der größten Schnelligkeit die Dunkelheit zu gewinnen ſuchen. Ein Lichtkegel aus dem elektriſchen Scheinwerfer des hinteren Gefechtsmaſtes des „Kaiſer Wilhelm II.“ trifft rechts im Bilde einen kleinen Kreuzer (das Führerſchiff für die Torpedobootflottille), und auch dieſer wird nun unter Feuer genommen.

W. St.

Der Vater

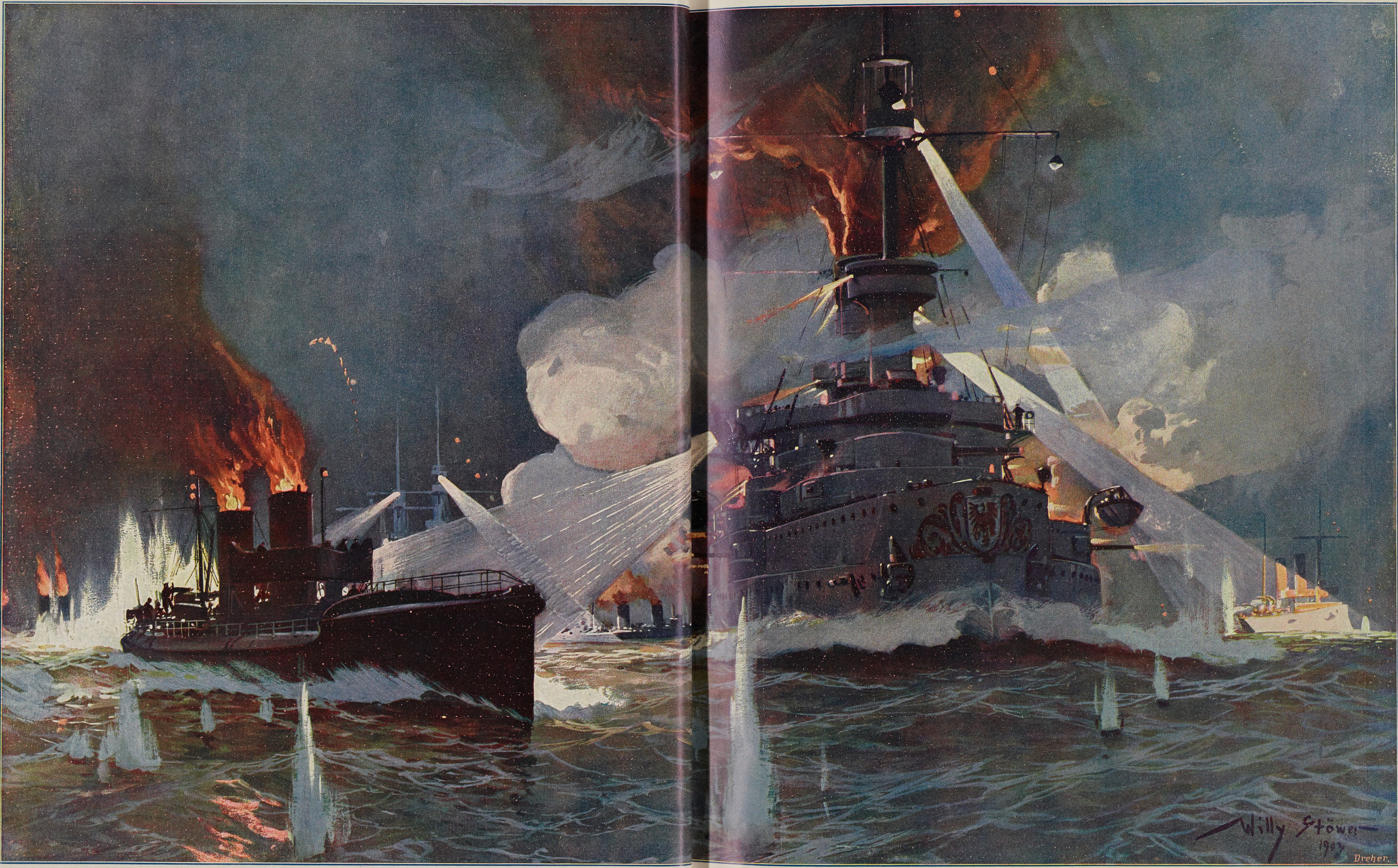
Skizze

von

B. Rittweger

Medizinalrat Doktor Robert Althoff hat ſich nach dem frühen Tod ſeiner Gattin von aller Geſelligkeit zurückgezogen und nur noch ſeinem Beruf und ſeinem einzigen Kind, einem Sohn, gelebt. Eine ältere Wirtſchafterin verſorgt den Haushalt. Der Sohn, ebenfalls Mediziner, ſteht ſchon vor dem Examen, der Vater hat graue Haare bekommen und wird von den Bekannten, namentlich von den jungen Töchtern befreundeter Familien, als alter Herr betrachtet. Und doch iſt er noch gar nicht ſo alt. Ein guter Fünfziger, das iſt doch noch kein Alter, wenn man geſund und rüſtig iſt, wenn man ſeinen Mann ſteht im Beruf, und wenn man ſich jung fühlt, innerlich jung. Nein, nein, er, Medizinalrat Robert Althoff, hat wohl das Recht, ſich gegen die Bezeichnung „alter Herr“ aufzulehnen, ſie ſich wenigſtens von ſeinem Sohn zu verbitten. Früher hat er gutmütig gelächelt, wenn er mal zufällig hörte, daß der Hans von ſeinem „alten Herrn“ ſprach. Das iſt eben ſo Mode unter der heutigen Jugend, ſo ſagte er ſich. In letzter Zeit kann er’s nicht mehr ertragen und hat ſich den Ausdruck als „unpaſſend“ entſchieden verbeten. Er habe zu ſeinem Großvater „Sie“ geſagt und von ſeinem Vater immer nur reſpektvoll geſprochen. Hans hatte im ſtillen den Kopf geſchüttelt. Komiſch! Papa war doch ſonſt nicht ſo, ließ doch ſonſt der Jugend und ihren Dummheiten ihr Recht. Aber in letzter Zeit iſt überhaupt manches anders geworden. Hans Althoff findet es gar nicht gemütlich zu Hauſe während der Sommerferien. Sein alter Herr — ja ſo — ſein Herr Papa iſt ganz ſonderbar empfindlich und ſehr wenig zugänglich für den Sohn, den er früher doch immer ein bißchen verwöhnte. Und er hat doch nicht mal Schulden gemacht im letzten Semeſter. Iſt der Vater einmal ſo recht freundlich zu ihm, dann ſcheint’s Hans, als zwinge er ſich förmlich dazu. Und ſo iſt’s in der Tat. Aus eben dem Gefühl heraus, daß der Junge ihm diesmal wirklich im Weg, iſt der Medizinalrat bald heftig und zurückſtoßend, bald ganz übertrieben liebenswürdig gegen ihn. Er kann kaum den Beginn des Semeſters erwarten. Es iſt auch ’ne Schande, wie lange dieſe Studenten Ferien haben! Vollſtändig verbummeln tun ſie dabei. Der Vorwurf iſt ganz ungerecht. Hans hat noch nie ſo eifrig gearbeitet wie in dieſen Ferien. Aber der Vater iſt nicht in der Stimmung, dies anzuerkennen.

Die Laune des Medizinalrats hebt ſich ſichtlich und wird gleichmäßiger, als das Ende der Ferien da iſt und die alte Wirtſchafterin alles zur Abreiſe des Hausſohnes rüſtet. Wären nur die paar letzten Tage erſt vorbei! Althoff kann kaum die Zeit erwarten. Denn ſo lange muß er ſich noch gedulden. Schriftlich wird ſich’s ganz anders machen. So dem Jungen ins Geſicht ſagen, daß er, daß ſein Vater eine junge Frau — nein, das geht einfach nicht! Wenn er ihm alles ſchreibt, wie’s gekommen, wie die reizende Nachbarin ſich in ſein Herz geſtohlen, wie es ihn danach verlangt, noch einmal glücklich zu werden an der Seite einer geliebten Gattin, wie er, der Hans, es in Zukunft doch auch behaglicher zu Hauſe finden wird, wenn eine Hausfrau ſorgt, anſtatt der grämlichen alten Perſon, der Kathrine — wenn er ihm das alles vorſtellt, dann wird’s der Junge einſehen. Und begreifen wird er des Vaters Neigung. Er kennt ja Elsbeth bereits, hat mit ihr getanzt auf einigen Landpartien, die er, der Medizinalrat, natürlich nicht mitmachen konnte. Solche Scherze überläßt man der grünen Jugend, die noch nichts will als ſich amüſieren. Daß Elsbeth daran teilnimmt, iſt natürlich. Sie iſt noch jung, und es würde auffallen, wenn ſie ſich zurückzöge. Großen Spaß hat ſie ſicherlich nicht an ſolchen Vergnügungen. Sie iſt ſo gereift. Er hat ſie beobachtet, ſeit ſie ſeine Nachbarin iſt, ſeit faſt zwei Jahren. Da iſt ihre Mutter als Witwe in die Heimatſtadt zurückgekehrt. Wie ſich Elsbeth ihm gegenüber gibt, ſo voll Vertrauen, darf er die feſte Zuverſicht hegen, daß ſie nicht „Nein“ ſagen wird, wenn er ſie um ihre Hand bittet. An ſeiner Seite würde ſie geborgen ſein vor der Not des Lebens, die ihr ſonſt nicht fern bleiben dürfte. Sie hat noch drei Brüder, und die Mittel ſind beſchränkt. So was bleibt dem Hausarzt nicht verborgen. Um der ängſtlichen Mutter Sorge zu erſparen, hat Elsbeth ſchon manchmal am Gartenzaun, der die beiden Grundſtücke trennt, ſich von ihm einen Rat wegen der Jungen


Willy Stöwer
1907
Dreher.

Nachtgefecht zwiſchen Li ſchiffen und Torpedobooten

Nach einem Aq von Willy Stöwer

erbeten. Bald ging's bei einem nicht mit dem Latein, bald haperte es beim andern in der Mathematik. Und nur zu gern ſtand Althoff ihr bei, ſo gut es eben möglich war. Es hatte ſich eine förmliche Freundſchaft entwickelt zwiſchen ihm und Elsbeth. Und aus dem Samen dieſer Freundſchaft ſollte, ſo hoffte er, eine köſtliche Frucht reifen: die Liebe des Weibes zum Mann. An Jahren jung iſt Elsbeth, aber durch den Tod des Vaters, die Sorge für die Brüder ernſter und verſtändiger, als ſonſt Mädchen ihres Alters zu ſein pflegen. Sie wird die Neigung des älteren Mannes zu ſchätzen wiſſen und ihm freudig ihr Jawort geben. Und dann würde das Glück einziehen in ſein verödetes Heim. Er hat doch ein Recht darauf, ſo friſch und ſtark wie er ſich noch fühlt. Verjüngt förmlich, ſeit das Gefühl in ihm lebt, die Liebe zu dem reizenden Mädchen, das er an ſein Herz nehmen will und es hegen in treuer Hut.

Es iſt der Abend vor Hans' Abreiſe. Der Medizinalrat und ſein Sohn haben zuſammen gegeſſen und ſitzen noch am Tiſch. Der Vater in beſter Stimmung, über die er ſich freilich innerlich faſt Vorwürfe macht. Er freut ſich, daß ſein Einziger geht! Na ja, das liegt eben diesmal an den Verhältniſſen. Dafür ſoll der Hans aber, wenn er wiederkommt, zu Weihnachten, ganz beſonders liebevoll empfangen werden, da ſoll er eine Mutter finden, die den Chriſtbaum anzündet und Behagen und Freude und Frieden im Haus verbreitet. Eine Mutter? Nun ja, ſo iſt's doch. Wenn auch — ſie iſt faſt zwei Jahre jünger als ihr künftiger Sohn. Tut nichts. Es liegt ſo viel Mütterlichkeit in ihrem Weſen den Brüdern gegenüber, von denen der älteſte doch zu Oſtern auch ſchon das Abiturientenexamen machen ſoll. Es wird alles ganz gut gehen. Und natürlich, bald muß es ſein. Morgen ſchon, gleich nach Hans' Abreiſe, wird er Elsbeth fragen, und dann — man wartet nicht lange mit der Hochzeit in ſeinen Jahren. Das muß alles ſchnell ſein. Auch für Hans iſt's am beſten, er findet bei ſeinem Wiederkommen alles geordnet. Den Vater als Bräutigam — nein, das wäre nicht das richtige. In der Zeit muß er fern bleiben, der Hans. Ueberhaupt, an die Zeit denkt er nicht ſo gern. Er malt ſich immer lieber aus, wie es ſein wird, wenn er Elsbeth erſt heimgeführt. Dann werden alle die Unbequemlichkeiten, die ein Brautſtand mit ſich bringt, hinter ihm liegen. Leider ſind die nicht zu umgehen, aber auf ein Mindeſtmaß kann man ſie beſchränken, und das wird er beſtimmt tun. Schon ſein Beruf entbindet ihn von mancher Verpflichtung, die ein Bräutigam ſonſt hat, und dann — nein — an ſeine Jahre will er nicht denken!

Der Medizinalrat iſt völlig in ſeine Gedanken verſunken. Es iſt ſchon ſeit geraumer Zeit nichts mehr geſprochen worden. Er hat auch nicht bemerkt, daß Hans ein paarmal ungeduldig nach der Uhr geſehen hat, und er ſchrickt förmlich zuſammen, als der Junge jetzt anhebt:

„Hör, Papa, ich hab' noch allerlei zu packen, du erlaubſt, daß ich ſchon aufſtehe." Hans weiß, mit gewiſſen Formen nimmt's der Vater ſehr genau.

„Geh nur, mein Junge, geh nur. Später trinken wir noch eine gute Flaſche zuſammen."

„Schön, Papa, ich bin durchaus kein Unmenſch."

Hans verſchwindet, und der Medizinalrat, von innerer Unruhe getrieben, erhebt ſich ebenfalls nach kurzer Weile, um ſeine Zigarre im Garten fertig zu rauchen. Es iſt zwar ſchon ziemlich dunkel, aber die Luft iſt wunderbar mild, faſt wie im Sommer. Und man iſt doch ſchon Anfang Oktober. Ein Gang durch die Wege des parkartigen Gartens wird den erregten Nerven gut tun. Dieſe Erregung iſt dem Medizinalrat durchaus nicht unangenehm, iſt ſie doch ein Zeichen jugendlichen Fühlens und Empfindens! Auch ein junger Mann würde erregt ſein bei einer bevorſtehenden wichtigen Wendung ſeines Lebens.

Elaſtiſchen Schrittes wandelt Althoff auf den gutgehaltenen Sandwegen zwiſchen allerlei Strauchwerk hin und her, ſie in Gedanken ſuchend, die dort drüben wohl jetzt hausmütterlich zwiſchen den Brüdern waltet. Da hört er gedämpfte Stimmen — Hans' Stimme und — ja, es iſt keine Täuſchung — die ihre! Ein Blutſtrom dringt ihm jäh zum Herzen. Unwillkürlich ſucht er eine Stütze, lehnt er ſich gegen einen Baumſtamm. Und dann lächelt er krampfhaft. So dumm, dieſer Schrecken! Was iſt's denn nun? Hans wird eben auch noch einen letzten Gang durch den Garten haben machen wollen. Und daß Elsbeth gerade drüben noch etwas zu ſchaffen hatte — nun ja, das iſt eben ein Zufall. Höflicherweiſe wird ihr Hans Lebewohl ſagen. Er wird ganz unbefangen näher treten und ein wenig mit den beiden plaudern. Aber ohne daß er's will, tritt der Medizinalrat leiſer auf, und nun unterſcheidet er im Dämmerlicht des zunehmenden Mondes die beiden Geſtalten. Nun kann er auch verſtehen, was Elsbeth eben ſpricht. Es iſt totenſtill ſonſt, und deutlich dringen die halblauten Worte ins Ohr des atemlos Lauſchenden.

„Liebſter, ach nein, noch länger verheimlichen, das geht mir gegen die Natur. Ich könnte ja dem gütigen alten Freund, der nun mein Vater werden ſoll, gar nicht mehr unbefangen unter die Augen treten mit dem ſeligen Geheimnis auf dem Herzen. Wir müſſen's ihm ſagen."

„Ja, Liebling, das iſt ja recht ſchön, aber ich bin doch noch nicht fertig. Am Ende wär's beſſer, zu warten, bis ich mein Examen hinter mir habe."

„Nein, auf keinen Fall. Sieh, es macht mich ſo glücklich, der Gedanke, daß ich dem Vater, dem ich ſchon ſo viel danke, dann doch manches Liebe erweiſen darf. Er iſt ſo einſam, wenn du fort biſt. Und — ich hätte doch auch jemand, mit dem ich von dir ſprechen könnte. Gelt, Liebſter, wir ſagen's ihm? Morgen früh, hier im Garten, und Mama muß es doch auch wiſſen. Sonſt niemand. Auch die Jungen nicht, die könnten's verplaudern. Wann geht dein Zug, Hans?"

„Um zehn Uhr."

„Gut, die Sprechſtunde iſt um neun Uhr zu Ende. Du beichteſt ihm noch heute abend, und morgen nach neun Uhr treffen wir uns hier. Bitte, Hans, ich könnte ſonſt nicht ſo recht glücklich ſein."

„Und wenn er nicht will? Wenn er meint, ich ſei noch zu jung, ich ſollte warten bis nach dem Examen —"

„O Hans, dazu kenn' ich ihn zu gut. Er iſt der liebſte, beſte Menſch von der Welt und —"

„Halt, Herzkind, ſonſt werd' ich eiferſüchtig. Wer iſt der liebſte, beſte Menſch auf der Welt für dich, du Böſe?"

„Ach, Hans, wie du nur biſt!" Elsbeth lacht, ein leiſes, klingendes Lachen — „eiferſüchtig, wo ſich's um einen alten Herrn handelt, um deinen Vater! Ich will doch nur damit ausdrücken, daß ich weiß, wie gut er iſt. Und ich hab' das ſichere Gefühl, auch er hält was auf mich, und gewiß, er willigt ein."

„Recht haſt du, Kind!"

Das junge Paar fährt erſchrocken auseinander. „Kennſt den Alten beſſer wie der eigne Sohn. Darum ſollſt du auch gar nicht bis morgen früh warten auf meine Zuſtimmung." Damit reicht der Medizinalrat dem Mädchen die Hand, die ſie dankbar an ihre Lippen führt, freudige Worte dabei ſtammelnd.

Der Vater wendet ſich nun an den Sohn: „Schlingel du, nennſt du das Einpacken? Und überhaupt, ſo hinter meinem Rücken! Dank's der Elsbeth, wenn ich nicht ſchelte. Und mach raſch vorwärts, damit du bald hier in meine Praxis einſpringen kannſt. Platz im Haus gibt's genug. Ich zieh' oben hin."

„Aber, Papa, du biſt doch noch viel zu rüſtig, um ſchon daran zu denken."

„Dummes Zeug! Ich bin alt, Kinder, ganz alt, das muß ich am beſten wiſſen. Alſo, Gott ſegne euch, wie ich es tue. Und nun, ihr werdet euch noch mancherlei zu ſagen haben, was euer ‚alter Herr' nicht zu hören braucht. Gute Nacht für heute." Damit geht der Medizinalrat ſchweren Schrittes, müde und langſam, dem Haus zu.

Elsbeth ſchmiegt ihren Kopf an des Geliebten Schulter und flüſtert: „Der gute Vater! Wie rührend er war! Aber haſt du bemerkt, ſeine Stimme zitterte ſo beim Sprechen. Ich glaube doch, es hat ihn ſehr bewegt."

„Ja, Liebchen, das iſt kein Wunder. Alte Leute greift ſo etwas an. Ich bin nur froh, daß er's ſo gut aufgenommen hat."

„Siehſt du, Hanſel, ich kenn' ihn beſſer wie du."

„Scheint beinah ſo, Elschen. Ich glaub', ich hätt' wirklich nicht den Mut gefunden jetzt. Papa war in dieſen Ferien oft ſo ſonderbar, gar nicht wie früher. Ich hab' mir ordentlich Sorge um ihn gemacht."

„Nun, wart nur, Hans. Wenn wir ihn erſt zuſammen pflegen können, dann ſoll er's gut haben, dann ſoll er ſich verjüngen am Glück ſeiner Kinder. Und ich will ſchon recht für ſein Behagen ſorgen. Ich bin ihm ja ſo ſehr, ſo ſehr dankbar!" —

In ſeinem Zimmer angelangt, nimmt der Medizinalrat die Lampe vom Tiſch und tritt mit ihr vor den Spiegel, ſich aufmerkſam betrachtend. Ein wehmütiges Lächeln umſpielt ſeine Lippen, und er murmelt: „So ſieht ein alter Mann aus, einer, der nur noch Vater ſein darf." Dann ſetzt er ſich in ſeinen Lehnſtuhl und verſinkt in tiefes Sinnen. Und eine große Ruhe kommt über ihn. Die Ruhe des Alters. Aber merkwürdig — unglücklich fühlt er ſich nicht.

Als Hans nach längerer Weile erſcheint, muß Katharine eine Flaſche edelſten Rheinweins beſorgen, und des Medizinalrats Stimme zittert nicht, als er, das Glas hebend, ruft: „Proſit, euer Wohl, Hans! Es lebe die Jugend und ihr Recht auf Liebe und Glück!"

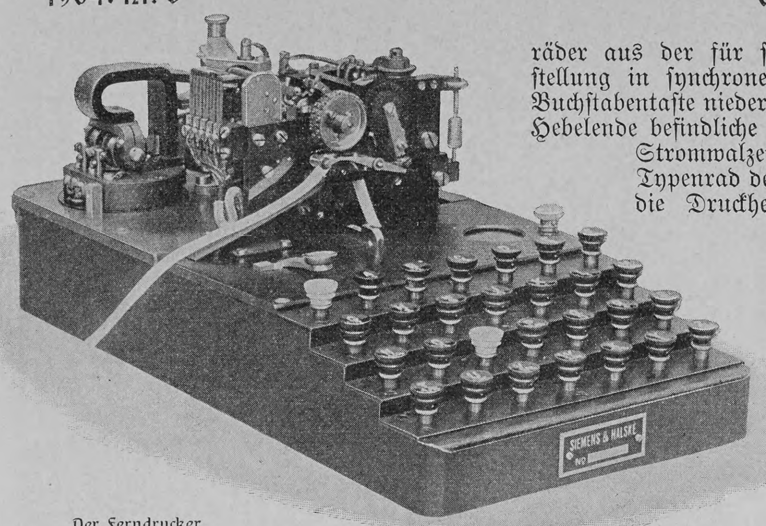
Die elektriſche Ferndruckerzentrale in Berlin

Die Mittel zur Befriedigung des Nachrichtenbedürfniſſes in der Reichshauptſtadt: Poſt, Rohrpoſt, Telegraphie und Fernſprecher haben durch die am 1. Oktober erfolgte Inbetriebnahme einer Ferndruckerzentrale eine bedeutſame und wertvolle Ergänzung erfahren. Berlin hat in der Ferndruckerzentrale der Geſellſchaft m. b. H. „Elektriſcher Ferndrucker" ein Verkehrsmittel erhalten, das ſonſt noch nirgends zur Einführung gekommen iſt, ſondern hier zum erſtenmal ins Leben tritt.

Die Ferndruckerzentrale ſoll eine Ergänzung der Telephonzentralen bilden und damit einem Bedürfnis Rechnung tragen, das die gewaltige Ausdehnung des Fernſprechers in den letzten Jahrzehnten, namentlich in den großen Städten und insbeſondere in Berlin mit ſeinen nahezu 68 000 Fernſprechteilnehmern, gezeitigt hat. Das Telephon gibt nur das geſprochene Wort wieder; dies genügt aber im geſchäftlichen Leben vielfach nicht. Viele Geſchäfte erfordern nicht allein die richtige Uebermittelung einer Nachricht, ſondern auch ein ſchriftliches Anerkenntnis dieſer Uebermittelung. Oft iſt auch die Uebermittelung von Nachrichten, deren Kenntnis Unbeteiligten vorenthalten bleiben muß, durch das Telephon nicht angängig, da bei dieſer mündlichen Mitteilung ein zufälliges Hören der Geſpräche durch dritte nicht vollſtändig ausgeſchloſſen iſt. Beſonders ſtörend aber wird es empfunden, wenn die Perſon, die man durch das Telephon ſprechen will, das Zimmer, in dem der Fernſprechanſchluß untergebracht iſt, vielleicht gerade kurz vor dem Anruf auf einige Zeit verlaſſen hat. Dann bleibt nur übrig, bis zur Rückkehr des Betreffenden am Telephon zu warten, und dabei werden bekanntlich Minuten zu Stunden, oder die Verbindung aufzugeben und nach einiger Zeit wieder anzurufen, um vielleicht dieſelbe Enttäuſchung noch einmal erleben zu müſſen.

In allen dieſen Fällen ſoll der neue Ferndrucker helfend eingreifen. Wenn man den eleganten, wie eine moderne Schreibmaſchine ausſehenden Apparat betrachtet, ſo wird man kaum vermuten, daß er bereits eine Entwicklungsgeſchichte von einem halben Jahrhundert bis zu ſeiner heutigen Vollkommenheit hinter ſich hat. Der berühmte Werner von Siemens erfand den Urtypus des Ferndruckers gegen Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Der Apparat wurde zwar von einigen Eiſenbahnverwaltungen eingeführt; eine Verwendung für den allgemeinen Telegraphenverkehr konnte er aber nicht finden, weil ſeine Leiſtungsfähigkeit bald darauf durch den neu erfundenen, bedeutend ſchneller arbeitenden Typendrucktelegraphen des Profeſſors Hughes übertroffen wurde. Da aber die Bedienung des Hughes-Apparates ſich recht ſchwierig geſtaltete, ſo griff Werner von Siemens nach einigen Jahren wieder auf ſeine Erfindung zurück und geſtaltete den Apparat zu einem „Börſendrucker" um. Solche Börſendruckerapparate ſind in England und Amerika über 30 Jahre im Gebrauch. Sie dienen dazu, von einer Zentrale aus die Börſenkurſe allen angeſchloſſenen Intereſſenten gleichzeitig zu übermitteln. Zu dieſem Zwecke ſind in der Zentrale mehrere Geberapparate aufgeſtellt, während die Teilnehmerſtellen lediglich mit einfach konſtruierten Empfangsapparaten ausgerüſtet ſind, die ſich ſelbſttätig auslöſen, alſo zu jeder Zeit empfangsbereit ſind. In Deutſchland hat man ſich im allgemeinen der Einführung von Börſendruckerzentralen gegenüber kühl verhalten, wohl deshalb, weil faſt alle größeren Bankgeſchäfte an den Börſen ſelbſt vertreten ſind. Nur in Bremerhaven fand der Siemensſche Apparat Gelegenheit, ſeine Feuerprobe zu beſtehen. Es kam dort 1893 eine Zentralanlage zur telegraphiſchen Uebermittelung der Schiffsmeldungen mit dem Börſendrucker zur Einrichtung. Die Anlage hat ſich im Betriebe dauernd bewährt; ſie umfaßt heute gegen 100 Teilnehmer und iſt ſo eingerichtet, daß von einem Zentralapparat die in vier parallelen Kreiſen zu je 25 hintereinander geſchalteten Empfangsapparate gleichzeitig betätigt werden.

Die telegraphiſche Schiffsmeldezentrale in Bremerhaven iſt der Vorläufer der Ferndruckerzentrale in Berlin. Dieſe beſchränkt ſich aber nicht darauf, den Abonnenten Nachrichten zu übermitteln, ſondern



Der Ferndrucker

ſie nimmt ſolche auch von ihnen entgegen. Dies war erſt möglich, als es nach jahrelangen Verſuchen gelungen war, den Börſendrucker ſo umzubauen, daß er ſowohl als Geber wie auch als Empfänger benutzt werden konnte. Der neue Apparat hat den Namen „Ferndrucker“ erhalten.

Der Ferndrucker in ſeiner heutigen Ausführung iſt ein Typendrucktelegraph, der ſich von den vorhandenen ähnlichen Apparaten, wie dem Hughes-Typendrucker und dem Baudot-Apparat dadurch unterſcheidet, daß ſeine Bedienung äußerſt einfach iſt, und daß das Telegraphieren auf ihm in kürzeſter Friſt von jedem Laien erlernt werden kann. Es gehört dazu nur Schreibmaſchinenfertigkeit. Wie bei der Schreibmaſchine erfolgt bei dem Ferndrucker das Abtelegraphieren eines Buchſtabens, einer Ziffer oder eines Satzzeichens lediglich durch das Niederdrücken einer dem betreffenden Zeichen entſprechenden Knopftaſte, ſo daß man den Apparat auch Fernſchreibmaſchine nennen könnte.

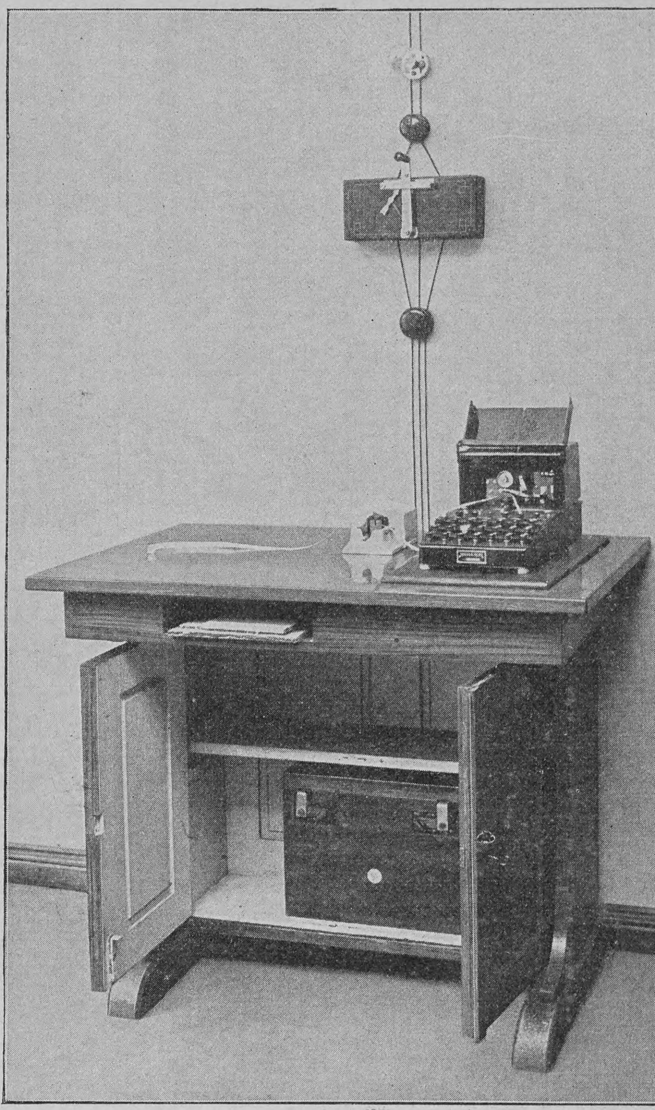
Das Taſtenwerk beſteht aus vier übereinander gelagerten Reihen von je ſieben Druckknöpfen, von denen 26 mit je einem Buchſtaben und einer Ziffer oder einem Satzzeichen verſehen ſind. Von den übrigen beiden Taſten dient die eine als Anfangs- oder Buchſtabentaſte, die andre, mit der Aufſchrift „Zahl“ verſehene, als Zahlen- oder Satzzeichentaſte. Durch den Niederdruck der einen oder der andern Taſte wird das Typenrad des Ferndruckers in ähnlicher Weiſe wie beim Hughes-Telegraphen auf Buchſtaben- oder Zahlengebung eingeſtellt.

Soll mit dem Ferndrucker telegraphiert werden, ſo wird zunächſt die Anfangstaſte heruntergedrückt. Hierdurch wird der Stromkreis des Geberapparates geſchloſſen, und eine dadurch in Umdrehung verſetzte metallene Stromwalze ſendet elektriſche Ströme wechſelnder Richtung in die Ferndruckerleitung und durch die mit den Apparaten verbundenen Linienrelais. Dieſe Linienrelais ſchalten bei dem Geber- und bei dem Empfangsapparate Lokalſtröme ein, die durch ſogenannte Fortſchaltemagnete die Typenräder aus der für ſämtliche Stationen gleichen Anfangsſtellung in ſynchronen Umlauf bringen. Wird jetzt eine Buchſtabentaſte niedergedrückt, ſo ſchlägt der an ihrem andern Hebelende befindliche ſtiftförmige Anſatz gegen die rotierende Stromwalzenbürſte und hält dieſe und damit das Typenrad des Ferndruckers an. Gleichzeitig werden die Druckhebel. beider Apparate angezogen und bringen dadurch die entſprechenden Buchſtaben zum Abdruck. Solange die Taſte niedergedrückt bleibt, können die Typenräder ſich nicht weiter bewegen; man kann alſo nach Belieben ſchnell oder langſam telegraphieren. Nach Beendigung eines Telegramms ſchalten ſich Geber und Empfänger bei einer beſtimmten Stellung der Typenräder ſelbſttätig aus; die Apparate ſtehen von ſelbſt ſtill.

Als Betriebsbatterie dienen zwölf Sammlerzellen, die in einen Kaſten eingebaut ſind. Die Batterie iſt in der Mitte geteilt, und es kommt beim Telegraphieren immer nur eine Batteriehälfte im Orts- oder im Linienſtromkreiſe zur Verwendung. Die infolgedeſſen im Linienſtromkreiſe auftretenden Spannungen von nur zwölf Volt*) ſind ſo gering, daß eine induktoriſche Beeinfluſſung benachbarter Fernſprechleitungen durch die Ferndruckerleitungen ausgeſchloſſen erſcheint. Ein ungeſtörtes Nebeneinanderarbeiten von Fernſprechzentralen und Ferndruckerzentralen in derſelben Stadt iſt alſo durchaus angängig. Da in Berlin in den größeren Geſchäftshäuſern durchgängig elektriſche Lichtleitungen vorhanden ſind, ſo erhalten die hier zur Einrichtung kommenden Ferndruckerſtellen auch einen Anſchluß an das Lichtnetz, durch deſſen Strom die Sammlerzellen des Ferndruckers wieder mit elektriſcher Energie verſehen werden.

Zu dieſem Zwecke iſt jede Teilnehmerſtelle mit einem beſonders konſtruierten Ladeſchalter und zwei Batterien ausgerüſtet. Durch Umlegen des Ladeſchalters wird jeden Tag eine Batterie eine Stunde lang in den Ladekreis geſchaltet. Während der Dauer der Einſchaltung leuchtet eine über dem Ladeſchalter angebrachte Glühlampe, ſo daß die vorgeſchriebene Ladedauer von täglich einer Stunde aus Vergeßlichkeit kaum überſchritten werden wird, zumal die Koſten des Stromverbrauchs für die Ladung der Teilnehmer bezahlen muß.

Aus der Sammlerbatterie wird auch ein kleiner Elektromotor geſpeiſt, der die Triebfeder des Apparates aufzieht. Da ferner der Apparat und der Elektromotor durch den erſten Stromſtoß in Gang geſetzt werden, ſo können auch in Abweſenheit eines Teilnehmers an der Ferndruckeranlage ihm Telegramme von beliebiger Länge übermittelt werden, ohne daß ein Ablaufen und Stehenbleiben des Apparates zu befürchten wäre.



Die Ferndruckerteilnehmerſtelle

Nach den Beſtimmungen des zwiſchen der Reichstelegraphenverwaltung und der G. m. b. H. „Elektriſcher Ferndrucker“ abgeſchloſſenen Vertrages iſt für die Zulaſſung eines Ferndruckeranſchluſſes an die Zentrale Vorbedingung, daß der betreffende Intereſſent Teilnehmer am Ortsfernſprechnetz iſt und hierfür nicht die Einzelgeſprächsgebühr, ſondern die Bauſchgebühr bezahlt. Die für die Ferndruckeranſchlüſſe erforderlichen Leitungen werden von der Reichstelegraphenverwaltung hergeſtellt und unterhalten, während die Einrichtung und Unterhaltung der Ferndruckerſtellen ſelbſt durch die Ferndruckergeſellſchaft erfolgt. Für die Hergabe und Unterhaltung der Leitungen hat die Geſellſchaft eine jährliche Gebühr an die Reichstelegraphenverwaltung zu entrichten, ingleichen auch für die Geſtellung der Telegraphenbeamten, die den Dienſt in der Ferndruckerzentrale wahrzunehmen haben.

Von ihren Abonnenten erhebt die Ferndruckergeſellſchaft für einen Anſchluß innerhalb der Weichbildgrenzen von Berlin eine Jahresgebühr von 500 Mark und eine einmalige Inſtallationsgebühr für die Apparate von 20 Mark.

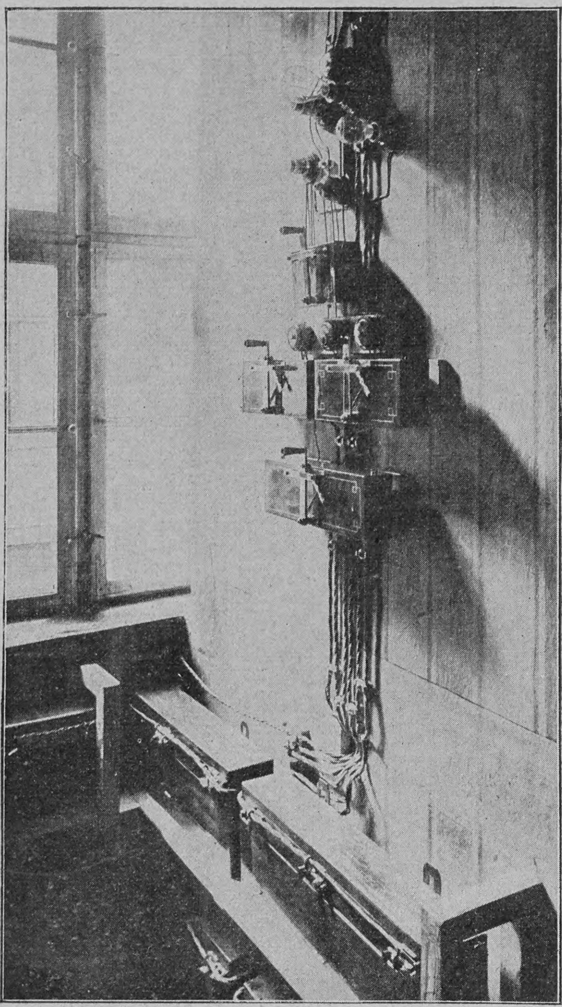
Die Teilnehmer an der Anlage können durch Vermittelung der Zentrale miteinander in Fernſchreibverkehr treten, ſie können aber auch mit der Zentrale oder durch ſie mit dem Haupttelegraphenamte zum Zwecke der Auflieferung von Nachrichten Verbindung erhalten, die durch den Telegraphen, die Poſt oder durch

Die Ferndruckerzentrale in Berlin mit Verbindungsſchrank, Abfangapparaten und Zirkularſchaltern

---

*) Das Volt iſt die Einheit der elektromotoriſchen Kraft; 1 Volt iſt ungefähr der elektromotoriſchen Kraft eines Meidinger Elementes gleich.

Eilboten befördert werden ſollen. Gleicherweiſe können den Teilnehmern die angekommenen Telegramme durch das Haupttelegraphenamt mit dem Ferndrucker übermittelt werden. Die Gebühren für die Uebermittelung der angekommenen Telegramme an die Ferndruckerteilnehmer ſind auf 5 Pfennig für jedes Telegramm, ohne Rückſicht auf deſſen Länge, und für die Aufnahme der weiterzubefördernden Nachrichten auf 0,5 Pfennig für ein Wort und mindeſtens 10 Pfennig für eine Nachricht, ausſchließlich der übrigen tarifmäßigen Beförderungsgebühren, feſtgeſetzt worden. Eine Ferndruckerſtelle darf nur durch deren Inhaber und die zu ſeinem Hausſtande oder Geſchäfte gehörigen Perſonen benutzt werden, andern Perſonen darf er die Benutzung weder gegen Bezahlung noch unentgeltlich geſtatten. Nur für die in Hotels und Gaſtwirtſchaften eingerichteten Anlagen iſt eine Ausnahme dahin zugelaſſen, daß ſie unentgeltlich von den daſelbſt verkehrenden Perſonen benutzt werden können.



Batterien und Ladeeinrichtung der Ferndruckerzentrale

Sämtliche Teilnehmerleitungen der Ferndruckerzentrale führen in dieſer zunächſt zu einem Kabelverteilerſchrank; dieſer enthält Klemmengruppen für die Zuführungen nach den Anrufklappen des Verbindungsſchrankes der Zentrale, und ferner Klemmengruppen für die Zuführungen nach beſonderen Zirkularſchaltern, mit Hilfe derer eine Anzahl Teilnehmerleitungen gleichzeitig miteinander verbunden werden können.

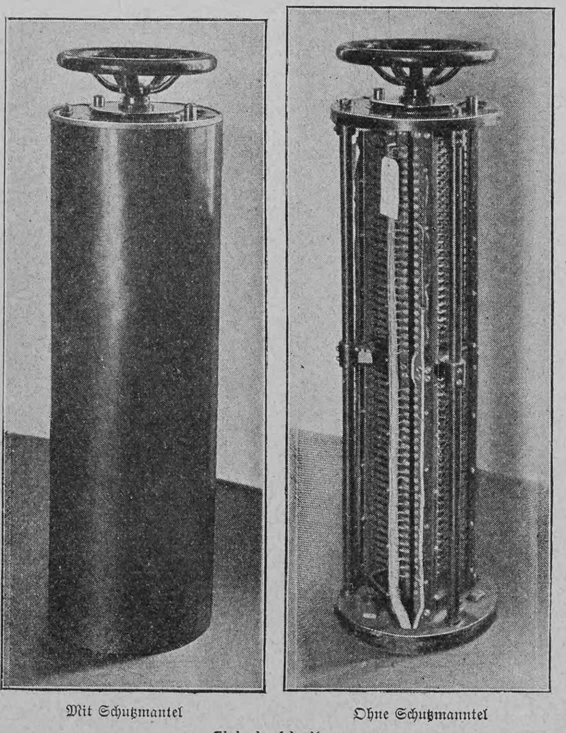
Der zur Verbindung der Ferndruckerteilnehmerleitungen in der Zentrale Berlin, Zimmerſtraße 28, einem Gebäude des Wolffſchen Telegraphenbureaus, aufgeſtellte Klappenſchrank hat zunächſt ein Faſſungsvermögen von 100 Teilnehmerleitungen erhalten, die an Elektromagnetklappen von der Bauart der Anrufklappen des Fernſprechverkehrs geführt ſind. Zur Herſtellung der Verbindungen dienen 16 Schnurpaare mit Doppelſtöpſeln. In jede Schnur iſt ein Galvanometer als Schlußzeichenvorrichtung eingeſchaltet, deſſen Magnet in auffälliger Weiſe hin und her pendelt, ſolange in der betreffenden Verbindung gearbeitet wird. Da die ſchwingenden Maſſen des Galvanometers erſt einige Zeit nach Schluß des telegraphiſchen Verkehrs zur Ruhe kommen, ſo dürfte eine frühzeitige Trennung der Verbindungen ausgeſchloſſen erſcheinen.

Zum Abfragen, d. h. zur Entgegennahme der Wünſche der Teilnehmer ſind in der Zentrale ſechs Ferndrucker aufgeſtellt, deren Zuführungsleitungen an den Abfrageſtöpſeln des Klappenſchrankes enden. Der für den Betrieb dieſer Apparate und für die Glühlämpchen des Verbindungsſchrankes der Zentrale erforderliche elektriſche Strom wird einer Anzahl in Käſten untergebrachten Sammlerbatterien entnommen, für deren Aufſtellung und Ladung durch den elektriſchen Lichtſtrom ein beſonderer Batterieraum vorgeſehen worden iſt.

Will ein Teilnehmer mit der Ferndruckerzentrale in Verbindung treten, ſo drückt er die Anruftaſte ſeines Apparates nieder. Der hierdurch in die Leitung geſandte Strom bringt auf der Zentrale die zu dem Anſchluß gehörige Klappe des Verbindungsſchrankes zum Fallen und damit einen Wecker zum Anſchlag. Der Beamte der Zentrale, hierdurch aufmerkſam gemacht, ſteckt den einen Stöpſel eines Verbindungsſchnurpaares in die unter der Teilnehmerklappe angeordnete Verbindungsklinke und den Abfragſtöpſel eines freien Abfrageapparates in die Abfrageklinke des Verbindungsſchnurpaares; er kann ſich dann mit dem Ferndrucker zur Entgegennahme der Wünſche des Teilnehmers melden. Will dieſer eine Verbindung mit einem andern Ferndruckerteilnehmer haben, ſo ſteckt der Vermittelungsbeamte den zweiten Stöpſel der Verbindungsſchnur in die Verbindungsklinke dieſes Teilnehmers. Sein Abfrageapparat iſt dann mit den Apparaten der beiden Teilnehmer ſo verbunden, daß, wenn auf dem einen Ferndrucker etwas gegeben wird, die beiden andern Apparate dies zugleich empfangen. Der Vermittelungsbeamte kann auf dieſe Weiſe beide Teilnehmer gleichzeitig von der Herſtellung der Verbindung benachrichtigen. Iſt die Korreſpondenz zwiſchen den Teilnehmern im Gang, ſo ſchaltet ſich der Vermittelungsbeamte durch Herausziehen des Abfrageſtöpſels aus der Abfrageklinke von der Verbindung ab.

Hervorragendes Intereſſe verdienen die in der Ferndruckerzentrale getroffenen Einrichtungen für die ſogenannten Zirkularſchaltungen. Dieſe ermöglichen es, daß Telegramme von der Zentrale oder von einem Teilnehmer an eine größere Anzahl beſtimmter Teilnehmer gleichzeitig abgegeben werden können. Da die Teilnehmer im allgemeinen auf derſelben Leitung und mit demſelben Apparat miteinander korreſpondieren und auch Zirkulartelegramme erhalten ſollen, ſo müſſen ihre Ferndrucker für gewöhnlich mit dem Klappenſchrank der Zentrale in Verbindung ſtehen und für den Empfang von Zirkulartelegrammen durch eine beſondere Einrichtung vom Verbindungsſchranke abgetrennt und mit dem Zirkulargebeapparat verbunden werden. Dieſe Umſchaltung erfolgt für je eine Gruppe der Zirkulartelegramme erhaltenden Teilnehmer durch einen beſonderen Zirkularſchalter. Es ſind zunächſt zwei ſolcher Zirkularſchalter zur Aufſtellung gekommen.

In der Ruheſtellung des Zirkularſchalters führen die Teilnehmerleitungen über ſeine Metallkontakte zu den Elektromagneten des Verbindungsſchrankes; wird er in ſeine Arbeitsſtellung gedreht, ſo ſind dagegen die Leitungen ſämtlicher die Zirkulartelegramme der betreffenden Gruppe empfangenden Teilnehmer vom Verbindungsſchranke abgetrennt und in Parallelſchaltung mit dem Zirkulargeber verbunden. Gleichzeitig ſind am Verbindungsſchranke die Klinken der das Zirkulartelegramm empfangenden Teilnehmer durch das Leuchten kleiner Glühlampen kenntlich gemacht.



Mit Schutzmantel

Ohne Schutzmanntel

Zirkularſchalter

Dem neuen Verkehrsmittel möchte ich ein recht günſtiges Prognoſtikon ſtellen; es beſeitigt eine empfindliche Lücke im Nachrichtenverkehr der Großſtädte und wird ſich um ſo leichter einbürgern, je früher es bei ſteigender Frequenz der Ferndruckergeſellſchaft möglich ſein wird, die jetzige erhebliche Jahresmiete für einen Anſchluß bedeutend zu ermäßigen.

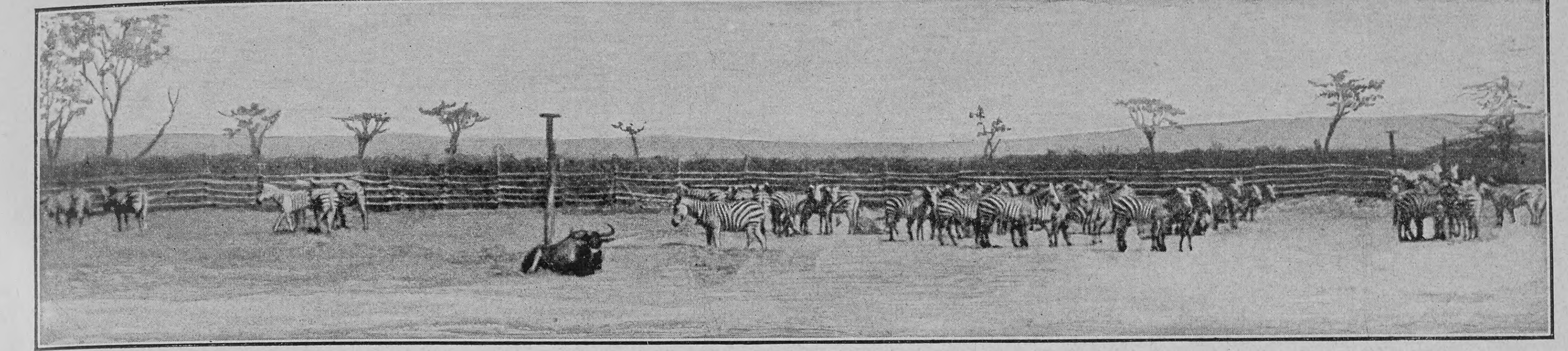
Otto Jentſch

Eine Drahtſeilbahn in der ſüdkaliforniſchen Sierra Madre

(Zu den Abbildungen Seite 73)

Eine der großartigſten Bergbahnen der Welt in bezug auf techniſche Anlage und die ſie umgebende Naturſzenerie iſt ohne Zweifel die Drahtſeilbahn der Sierra Madre in Südkalifornien, die auf den Mount Lowe führt. Von dem zauberhaft ſchönen Altadenatal fährt man zunächſt mit der elektriſchen Bahn $2^1/_2$ engliſche Meilen aufwärts zu dem Rubico Cañon mit dem Rubico-Inn, einem kleinen Gaſthaus, von dem aus die Bergpfade für den Fußgänger in die wildromantiſchen Cañons (Steilſchluchten) führen. Wer jedoch zum Gipfel des Mount Lowe wie auf Adlerſchwingen gelangen will, der beſteigt hier den in dreiteiliger Terraſſenform gebauten, weiß angeſtrichenen Paſſagierwagen — White Chariot — der Drahtſeilbahn. Ihre erſte direkte Linie erſtreckt ſich 2200 Fuß (engl.) über dem Meeresſpiegel zum Gipfel des ſogenannten Echo-Mountain (3500 Fuß). Die Steigung beginnt mit 60 Prozent (d. h. 60 Fuß auf je 100); nachdem die Weiche paſſiert iſt, erreicht ſie für eine ziemliche Strecke 62 Prozent. Dann macht die Linie zwei Krümmungen, eine zu 58 Prozent und in der Nähe des Gipfels eine mit 48 Prozent. Als Zugmittel dient ein endloſes Drahtſeil; die Wagen ſind ſo balanciert, daß ſie ſich beim Auf- und Abſtieg in einer automatiſch bedienten Weichſtelle genau in der Mitte der ganzen Strecke begegnen. Die Ausſicht, die ſich den Paſſagieren während der Fahrt bietet, wird immer grandioſer, je mehr ſich das Panorama ausdehnt. Bewunderung erregt auch die Ueppigkeit und Schönheit der Vegetation in dieſem fruchtbaren Lande mit ewigem Sonnenſchein. Nachdem man das große Hotel Echo-Mountain auf halber Bergeshöhe erreicht hat, findet ein Wagenwechſel ſtatt. Nun windet ſich die Bahn in ſtaunenswerter Weiſe geradezu wie eine Spirale. Oft führt der Weg über ſchwindelnde Stege an Abgründen vorüber, die ſteil 4000 bis 5000 Fuß abfallen; es iſt einem auf dieſen Strecken zumute, als ſchwebe man ganz in der Luft. Dann wieder hat man das Gefühl, als ſei man eingemauert zwiſchen ſteilen Felswänden ohne einen ſichtbaren Ausgang. Mitten aus ſchneeiger Landſchaft ragen blütenduftende Büſche und fruchttragende Bäume hervor, und die Urgroßväter des kaliforniſchen Baumrieſengeſchlechts wurzeln in ſo unabſehbarer Tiefe, daß man außerſtande iſt, ihre Höhe zu ermeſſen. Das Endziel der Fahrt bildet das Alpine Club Houſe (Alpenklubhaus), 5000 Fuß hoch gelegen, eine Art großer, aus Holz erbauter Tirolerhütte, mit einem Kamin, 12 Fuß lang und 7 Fuß breit, vielen Schaukelſtühlen, einem Klavier und Sofa. Ueber dem Kamin ſteht in altengliſcher Sprache und bunten Lettern: „Ye ornament of a house is ye guest, who does frequent it“ (Der Schmuck des Hauſes iſt der Gaſt, der es beſucht). Um zum Gipfel des Mount Lowe, noch 300 Fuß höher, zu gelangen, benutzt man Mauleſel oder, wenn man nicht ſo bequem iſt, Schuſters Rappen. Der Weg iſt allerdings beſchwerlich wegen des ſandigen, ſchneebedeckten Bodens, der ſo weich iſt, daß man bei jedem Schritte tief einſinkt; auch iſt das Gebüſch ſehr dicht. Die Ausſicht bei klarem Wetter iſt die grandioſeſte und ausgedehnteſte, die man ſich denken kann: eine Rundſchau über Tauſende von Meilen im Umkreis, bis weit hinüber zum Stillen Ozean. Auf der Heimfahrt leuchtete uns das berühmte Great World's Fair Searchlight von Chicago. Seine elektriſchen Strahlen können 150 engliſche Meilen weit am Stillen Ozean geſehen werden. In einer Entfernung von 35 Meilen kann man noch den Kleindruck amerikaniſcher Tagesblätter leſen. Es hat 3000000 Wachslichtſtrahlengewalt, Totalgewicht 6000 engliſche Pfund, Linſen $3^1/_4$ Zoll dick, iſt aufgeſtellt in der Mount Lowe Sternwarte, nahe dem Echo-Mountain Hotel. Die Mondaufnahme, die eines unſrer Bilder zeigt, geſchah vermittelſt des dortigen 16zölligen Equatorial Teleſkop.

Malwina Lampadius



Hagenbecks Zebrakral in Oſtafrika

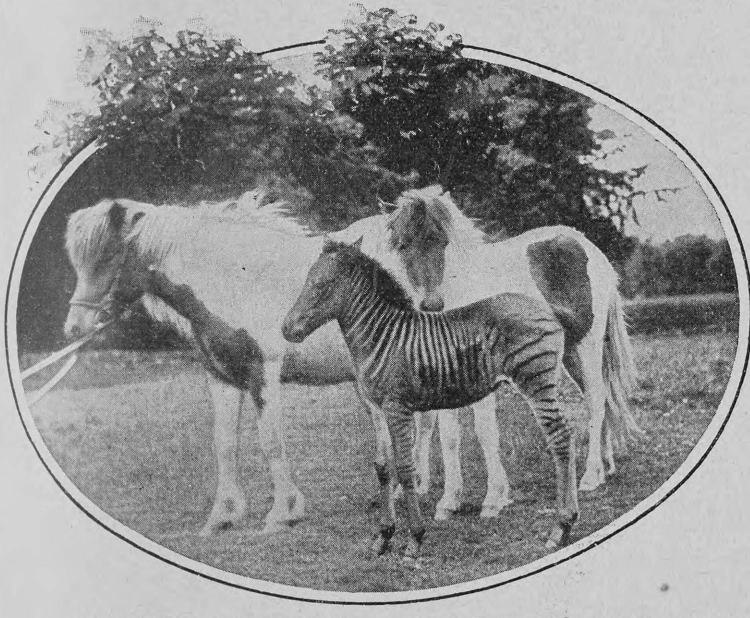
Zebroiden

Eine praktiſch-zoologiſche Zukunftsfrage

von

Hanns M. von Kadich

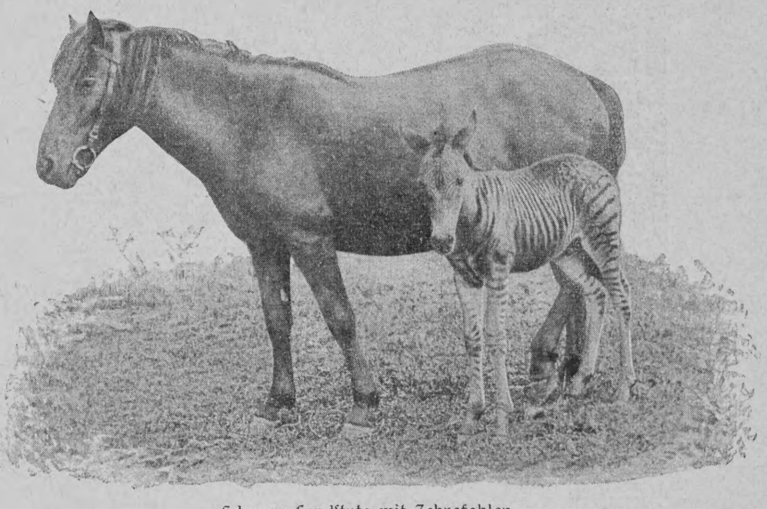
Bis vor wenigen Jahren wußte man von dem über Afrika in zahlreichen Varietäten verbreiteten Zebra kaum mehr, als daß es zu den naturwiſſenſchaftlich ſehr intereſſanten Wildeſeln gehört, auch von jeher von Afrikareiſenden als beliebtes Jagdobjekt angeſehen werde. Selbſt in naturgeſchichtlichen Hand- und Lehrbüchern wiederholten ſich regelmäßig jene Angaben, die das „ungebärdige und ſtörriſche Weſen“, die „Untauglichkeit, im Haushalte der afrikaniſchen Eingeborenen eine wichtige Rolle zu ſpielen“, ja die Unzähmbarkeit der Zebras betonten. Wenn man hie und da manchmal von gut eingefahrenen Zebrageſpannen las, die reiche Sportsleute oder Zirkusbeſitzer beſaßen und öffentlich vorgeführt haben ſollten, ſo war man gewöhnt, derartige Leiſtungen als ſeltene Meiſterſtücke der Dreſſur einzuſchätzen, und es blieb nach dieſer Richtung hin bei ganz vereinzelten Verſuchen. Am allerwenigſten wäre es noch vor wenigen Jahren jemand eingefallen, auch nur daran zu denken, daß das Zebra binnen kürzeſter Zeit zur Kreuzung mit den verſchiedenſten Pferderaſſen herangezogen werden könnte, und daß ſolche Züchtungsverſuche, weit über den Rahmen intereſſanter zoologiſcher Experimente hinaus, vielmehr Ergebniſſe von ungemein praktiſcher Bedeutung und Tragweite liefern könnten. Letzteres nicht allein für den Haushalt der Afrikaner oder für die Erſchließung des ſchwarzen Erdteiles, ſondern für jede Weltgegend, in der klimatiſche und andre ſchwierige Verhältniſſe bei Reit- und Zugtieren ganz beſondere Eigenſchaften vorausſetzen, und ferner für jedes Land, in dem die Zucht von Maultieren beziehungsweiſe Mauleſeln betrieben wird, deren Wert für die vielſeitigſten und härteſten Gebrauchszwecke man ſpeziell auch in Europa erſt in der letzten Zeit richtig erkennen lernte. Die Verſuche, die vor etlichen Jahren anfangs ganz im ſtillen und kleinen mit Zebrahengſten und Pferdeſtuten begannen und allmählich in größerem Maßſtabe fortgeſetzt wurden, haben nicht allein die zwei genannten Momente unwiderleglich erwieſen, ſondern auch noch andre neue, und zwar gerade die gewichtigſten Anhaltspunkte zutage gefördert, die uns die Rolle, zu der das Zebra ſchon heute berufen erſcheint, in einem viel klareren Lichte zeigen.



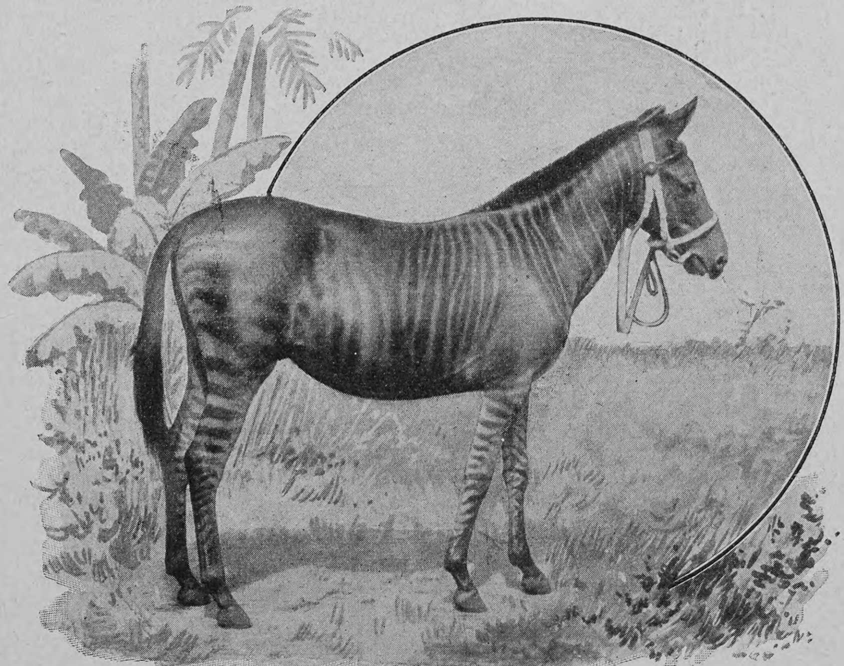
Iriſche Ponyſtute mit ihren Fohlen, das eine nach einem Zebrahengſt, das andre nach einem Shetland-Pony

In erſter Linie haben die Zuchtverſuche zur unmittelbaren Folge gehabt, daß ſich weitere Kreiſe ſowohl mit der Naturgeſchichte wie mit den Eigenſchaften dieſes bisher ſo arg verſchrienen Wildeſels eingehend beſchäftigten. Und gerade durch den vertrauten Umgang mit einer großen Zahl von Wildlingen, die aus den verſchiedenſten Gegenden Afrikas friſch importiert wurden, alſo durch die Lehrmeiſterin Erfahrung, kam man überraſchend ſchnell zu der Einſicht, daß das Zebra nicht bloß zu den leicht zähmbaren Geſchöpfen gehört, ſondern daß es auch Eigenſchaften beſitzt, die man früher niemals an ihm geſucht hätte: gutmütiges Weſen, Genügſamkeit in bezug auf Futter, Wartung und Pflege und ſchließlich ein geradezu unglaubliches Widerſtandsvermögen ſelbſt dem rauhen Winter Norddeutſchlands gegenüber.

Als der eigentliche Vater des Planes, zur Verbeſſerung von Pferdeſchlägen wie zur Schaffung neuer und tauglicher Miſchlingsraſſen Zebras zu verwenden, iſt Profeſſor J. Coſſar Ewart von der Univerſität Edinburgh zu betrachten, und deſſen Kreuzungsverſuche auf breiter Baſis auszugeſtalten, unternahm der Chef des Welthauſes Karl Hagenbeck in Hamburg. Er, der ſich durch ſeine weitreichenden Verbindungen in den verſchiedenſten Gebieten Afrikas (beſitzt er doch unter der Leitung des Herrn von Bronſart eigne Fangſtationen im Kilimandſcharogebiete) in der glücklichen Lage befand, die wirklichen Eigenſchaften und Tugenden des Zebra aus eigner Erfahrung zu kennen und richtig zu würdigen, ging bei ſeinem groß angelegten Plane von folgenden, ſcheinbar ſelbſtverſtändlichen Grundgedanken aus: Das heute ſo geſchätzte Maultier, ſagte Karl Hagenbeck ſich und andern, iſt nichts weiter als das Zuchtprodukt zwiſchen einem zahmen Eſelhengſt und einer Pferdeſtute. Um wie viel beſſer muß ſich nun das Blut eines edlen, ſeit Uranfang an vollſtändig frei und wild aufgewachſenen Wildeſels (Zebrahengſtes) in der Durchkreuzung mit Pferdeſchlägen bewähren, und was für ein prächtiges Maultier müßte eine ſolche Verbindung höchſt wahrſcheinlich liefern! Dieſe leitende Idee lag und liegt doch ſo außerordentlich nahe, daß es eigentlich verwunderlich iſt, weshalb ſie nicht ſchon längſt erfaßt und in die Praxis überſetzt wurde. Schon die heute vorhandenen, drei bis vier Jahre alten Kreuzungsprodukte haben ſich nach jeder Richtung hin gut bewährt und laſſen deutlich erkennen, welche praktiſche Tragweite dieſe „Zebroidenfrage“ beſitzt. Zeigen doch die photographiſchen Aufnahmen unverkennbar, um wie viel edler und beſſer die aus der Kreuzung zwiſchen Zebrahengſten und Pferdeſtuten hervorgegangenen Produkte ausſehen als die gewöhnlichen Maultiere. Sämtliche Zebroiden, die ich bisher zu ſehen Gelegenheit hatte — und es iſt deren eine ſehr ſtattliche Zahl —, waren außerordentlich „figurant“ und „viel mehr Pferd als Eſel“, was man vom Maultier keineswegs ſagen kann. Auch zeichneten ſich erſtere durch edelgeformte Köpfe, eine enorm entwickelte Muskulatur ſowie durch prächtige, ungemein wirkungsvolle Farbenmiſchungen aus. Man betrachte nur „Mazeppa“ und den „Dreijährigen“, den Hagenbeck junior an der Halfter hält. Beide werden das Entzücken jedes Pferdekenners hervorrufen. Wenn es heute noch nicht gelungen iſt, die Zebroiden bis zu jener Höhe zu züchten, die beiſpielsweiſe das vorgeſchriebene Militärmaß fordert, ſo ſcheint mir der Hauptgrund dafür einzig darin zu liegen, daß man mit den Zuchterfolgen eben noch nicht ſo weit vorgeſchritten iſt.

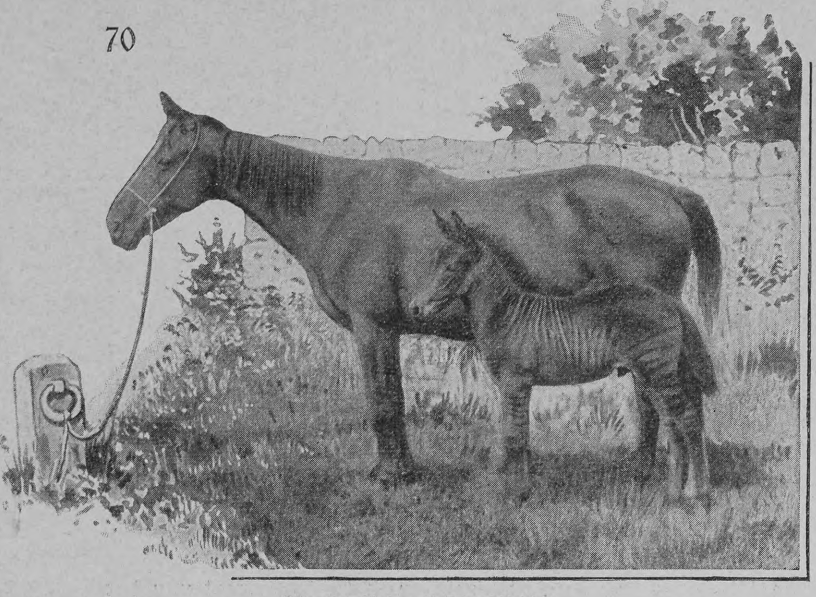


Schwere Landſtute mit Zebrafohlen



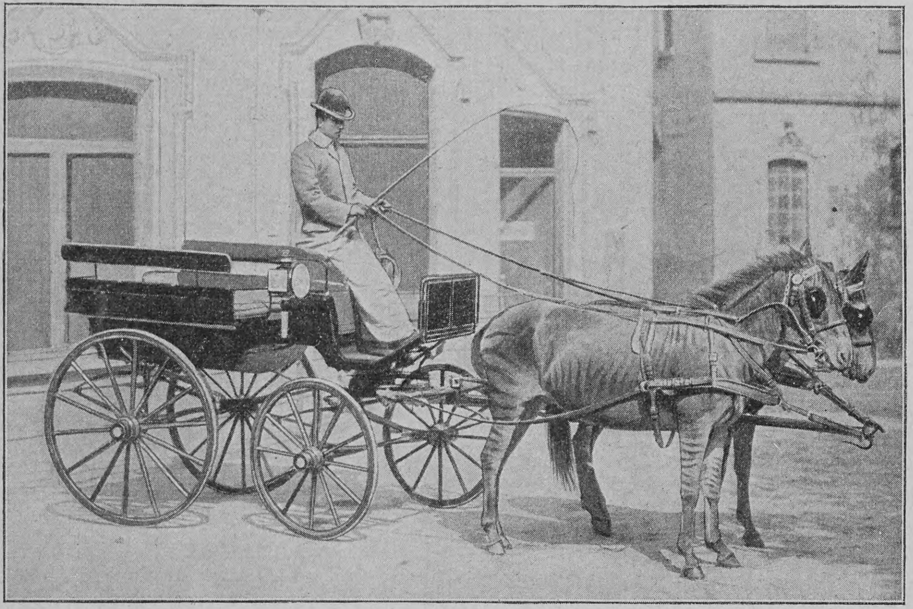
Dreijähriger Zebrahengſt

Doch erreichen viele gegenwärtig ſchon ausgewachſene Zebrabaſtarde immerhin Höhenziffern von 12—14 Fauſt, und es dürfte daher lediglich die



Polo-Ponyſtute mit Zebroidfohlen

Aufgabe weiterer züchteriſcher Beſtrebungen bilden, durch zielbewußte Auswahl der Elterntiere jede gewünſchte und mögliche Höhe zu erreichen Nachgerühmt wird den Zebroiden von allen, die ſie aufwachſen ſahen und ſich praktiſch mit ihnen beſchäftigten, ihre Gelehrigkeit, Schnelligkeit auf kurze Diſtanzen, ſowie die denkbarſte Ausdauer — ſomit Eigenſchaften, die dieſe Tiere für Militärzwecke, ſpeziell Expeditionen in tropiſchen Ländern geradezu prädeſtiniert erſcheinen laſſen. Auch ſind ſie viel weniger ſtörrig als der Mauleſel oder das „Common Mule“, deſſen Ungebärdigkeit in Amerika ſprichwörtlich geworden iſt, vielmehr durchaus fügſam, ſehr leicht zu leiten, allerdings nur durch gute und geduldige Behandlung. Gerade dieſe Tugenden haben ſie zum großen Teile von ihren Vätern, den Zebrahengſten, mit auf den Lebensweg bekommen. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, mit anzuſehen und zu verfolgen, wie bei Hagenbeck in Hamburg und Stellingen wild eingefangene und friſch importierte Vollblutzebras in der kurzen Friſt von acht Tagen, manchmal mit einem Begleitpferde, häufig aber ohne ein ſolches, fertig eingefahren wurden, und wie ſie, die noch niemals einen Zaum im Maule oder ein Geſchirr am Leibe geſpürt, willig ihre Arbeit verrichteten wie das beſte kleine Pferd, nur ungleich temperamentvoller in der Aktion, ausdauernder in der Leiſtung. Und von den Zebroiden iſt noch viel Beſſeres zu ſagen, doch laſſen ſich hier alle ihre Tugenden nicht eingehend ſchildern.

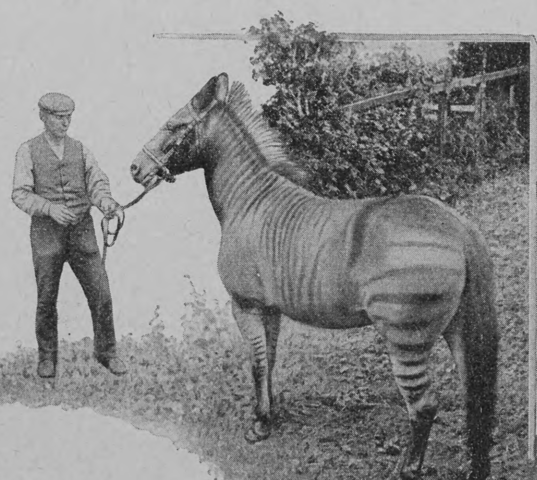


Hagenbeck jun. mit Zebroiden, erſt ſeit einem Vierteljahr eingefahren

Welche Zukunft der Zebroidenzucht bevorſteht, welche praktiſchen Vorteile man von den Tieren erwartet, wie oft wurde mir dieſe Frage, namentlich in Offizierskreiſen, vorgelegt. In großen Umriſſen hier die Antwort. Ich ſehe zunächſt von jener ſicherlich ſehr großen Zahl enragierter Sportleute im In- und Auslande ab, die einen gewiſſen Stolz darein ſetzen werden, ſo bildſchön und dazu noch apart ausſehende Geſchöpfe vor leichte Wagen zu ſpannen, und will nur jene praktiſchen Geſichtspunkte andeuten, die für die Züchtung von Zebrabaſtarden in großem Stile von vornherein als leitende zu betrachten waren.

Da finden wir nun, daß den Armeeverwaltungen aller Länder, die in den letzten Jahren kriegeriſche Unternehmungen in fernen heißen Zonen zu führen hatten, die Leiſtungsfähigkeit und der Wert guter Mauleſel als Tragtiere wie als Beſpannungen deutlich vor Augen geführt wurde. So wurden während des Burenkrieges und der vereinigten Aktion der Mächte in China durch europäiſche Offiziere viele Tauſende von Maultieren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgekauft und verſchifft, und über die Härte, Ausdauer und Genügſamkeit dieſer „Mules“ hörte man nur eine Stimme des Lobes.

Wenn aber bezüglich ihrer Eignung für militäriſche Zwecke im allgemeinen und für den Kriegsdienſt im beſonderen Klagen erhoben wurden, ſo betrafen dieſe ſtets und einzig jenes ſehr häufig unberechenbare und ſtörriſche Weſen, das das gewöhnliche Maultier dem Blute des zahmen Eſelhengſtes verdankt. Verbeſſern oder vielleicht gänzlich beſeitigen läßt ſich dieſer entſchieden ſehr große Fehler dadurch, daß man zur Züchtung von Maultieren ſtatt zahmer Eſelhengſte, wie bisher, Wildeſel, alſo Zebrahengſte, verwendet. Das haben die ſchon heute vorhandenen und ausgewachſenen Zebroiden, an denen noch niemand „unberechenbares Weſen“ oder Störrigkeit zu beobachten vermochte, namentlich als Zugtiere dargetan, und die einſchlägigen Verſuche berechtigen zu der Annahme, daß die Einſtellung von Vollblutzebrahengſten der Maultierzucht überall, wo dieſe betrieben wird, gänzlich neue Bahnen weiſen werde. Darin liegt aber der enorme Wert gerade für militäriſche Zwecke. Ein andres Moment, das die weittragende und eminent praktiſche Bedeutung der Zucht von Zebroiden für — man kann ruhig ſagen — „kulturelle und ziviliſatoriſche Zwecke“ deutlich erkennen läßt, dürfte durch die Tatſache noch beſſer zu illuſtrieren ſein, daß nahezu ſämtliche Forſchungsreiſenden und Expeditionsführer, die meiſten Offiziere der Schutztruppen verſchiedener Mächte, faſt alle weißen „Afrikaner“, die Beruf oder Pflicht an die tropiſchen Gegenden des ſchwarzen Erdteiles feſſelt, ſeit jeher darüber klagen, daß es ſo außerordentlich ſchwer halte, ja nahezu unmöglich ſei, Pferde irgend welcher Raſſe in vielen Gebieten zu akklimatiſieren und längere Zeit zu erhalten. Friſch aus Europa, Amerika oder Auſtralien eingeführte Pferde unterliegen, ſelbſt wenn ſie den härteſten Schlägen angehören, in den Regionen der Tropenwaldungen und Sümpfe Afrikas ſowohl den bösartigen Stichen der Tſetſefliege wie allgemeinen klimatiſchen Einflüſſen und ſpeziellen Krankheiten in der kürzeſten Zeit. Mit ihnen wird aber dem weißen ziviliſatoriſchen und kulturverbreitenden Elemente vielfach jenes einzige Fortbewegungsmittel geraubt, das ihm geſtattet, große Entfernungen in kurzer Zeit zurückzulegen. Gilt doch für den verſchwindend geringen Prozentſatz ausländiſcher Pferde, die man in beſtimmten Gegenden Zentralafrikas zu akklimatiſieren vermochte, als überaus charakteriſtiſche und ſehr koſtſpielige Bezeichnung „salted horse“, d. h. ein Pferd, das alle fremden und ſchädlichen Einflüſſe gänzlich und gut überſtanden hat, ſomit „geſalzen“ oder gefeit iſt. Mit Reitochſen, die übrigens ſelten und ebenfalls ſehr teuer ſein ſollen, werden ſich auch nur die wenigſten reitgewohnten Europäer befreunden können, und das gleiche dürfte nach den Worten bekannter „Afrikaner“ vom Maskat-Eſel gelten. Man darf daher ohne Uebertreibung ſagen, daß ſehr viele Menſchen noch heute in ungeheuren Gebieten Afrikas weder ein Reittier noch ein Zugtier beſitzen, das auch nur einigermaßen den abnormen klimatiſchen und örtlichen Anforderungen zu entſprechen vermag, daß aber auch dieſe im Intereſſe der dort Lebenden ſo dringend notwendigen Geſchöpfe eine rationelle und im größten Maßſtabe betriebene Züchtung von Zebroiden in abſehbarer Zeit und in genügender Menge liefern wird. Hoffentlich findet dieſe hochwichtige aktuelle Frage gerade in Deutſchland von maßgebender Seite jene praktiſche Förderung, die ſie ihrer Bedeutung nach unzweifelhaft verdient.



Zebroidhengſt „Mazeppa“ aus einer Burchell-Zebraſtute nach einem amerikaniſchen Traberhengſt

Literatur

Vor zehn Jahren veröffentlichte Ricarda Huch ihren erſten Roman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“, der von allen kompetenten Beurteilern als die erſte Probe eines ungewöhnlich ſtarken und eigenartigen Talents erkannt wurde Die folgenden Romane haben ihre hervorragende Begabung immer klarer zutage treten laſſen und ihr einen Leſerkreis gewonnen, der mit Spannung jeder ferneren Gabe der Dichterin harrt. Auch ihr neueſtes Werk, der Roman „Von den Königen und der Krone“, der ſoeben bei der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſchienen iſt (Preis gebunden 5 Mark), offenbart in der groß angelegten und durchgeführten Kompoſition wie in allen Einzelheiten eine reife künſtleriſche Meiſterſchaft, und man wird ihm das Lob nicht vorenthalten dürfen, daß ein Hauch Goetheſchen Geiſtes darin wehe. Ricarda Huch liebt es, in die Erzählung ſymboliſche Momente einzuführen. Diesmal beginnt ſie mit einem halb ſagenhaften Geſchlecht uralter Herrſcher, um uns die Schickſale der letzten Abkömmlinge dieſer von ihrer Höhe geſtürzten Könige vorzuführen. Der Roman offenbart in jeder Zeile die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Geſtaltungskraft; er iſt ganz und gar perſönlichſte Kunſt und feſſelt ebenſo ſehr durch die Kraft der Charakteriſtik und die Feinheit der pſychologiſchen Beobachtung wie durch die oft an Böcklin gemahnende Glut des Kolorits.

— Eine bürgerliche Heraldik, die Dr. Paul Knötel herausgegeben (Tarnowitz, A. Kothe), hat ſchon ein Jahr nach ihrem Erſcheinen eine zweite Auflage erlebt — ein Beweis, daß des Verfaſſers Mahnung, die Kunſt auch auf dem Gebiete der Heraldik gegen bisherige Formloſigkeit und gegen unkünſtleriſchen Bureaukratismus zur Geltung kommen zu laſſen, auf fruchtbaren Boden gefallen iſt. Der Wappenſucht in bürgerlichen Kreiſen ſoll damit nicht Vorſchub geleiſtet werden. Hauptſächlich kommt es dem Verfaſſer darauf an, für Städte-, Gemeinde-, Innungs- und Vereinswappen heraldiſch richtige und zugleich künſtleriſche Grundſätze aufzuſtellen.

Kunſt

Zum hundertſten Geburtstag Ludwig Richters hat David Koch, dem wir bereits eine treffliche Monographie über den jenem geiſtesverwandten Wilhelm Steinhauſen verdanken, eine Feſtſchrift unter dem Titel Ludwig Richter, ein Künſtler für das deutſche Volk herausgegeben, die mit über hundert Bildern des Künſtlers geſchmückt iſt (Stuttgart, J. F. Steinkopf). Wenn der Verfaſſer ſich, wie er ſelbſt ſagt, die Aufgabe geſtellt hat, die Volkstümlichkeit Richters zu begründen und pſychologiſch aus ſeiner ganzen Welt- und Kunſtanſchauung heraus zu erklären, ſo muß man ihm das Lob ſpenden, daß er ſeine Aufgabe mit großem Geſchick durchgeführt hat, und daß es ihm in hohem Grade gelungen iſt, aus dem Menſchen die Werke und das Wollen des Künſtlers zu erklären. So iſt dieſe Monographie in ihrer liebevollen Durchführung zu einem echten Volksbuch geworden, das jedem Freunde Richterſcher Kunſt warm empfohlen ſei.

— In das Verſtändnis der Eigenart des vornehmlich durch ſeine Steinzeichnungen bekannt gewordenen Otto Greiner führt vortrefflich eine von Johannes Guthmann verfaßte Studie ein, die, mit 3 Lichtdrucktafeln und 14 Illuſtrationen im Text verſehen, bei W. Hierſemann in Leipzig erſchienen iſt. Der Verfaſſer gibt ein klares Bild von Greiners Entwicklung, von ſeinem Verhältnis zu Klinger und von ſeiner ſelbſtändigen künſtleriſchen Bedeutung, wobei er zugleich Gelegenheit nimmt, die abſprechenden Urteile, die über Greiners Kunſt laut geworden ſind, auf das richtige Maß zurückzuführen. Der Verleger hat geſorgt, daß eine Schrift, die von einer ſo vornehmen Kunſt handelt, ſich ſelbſt auch als ein Kunſtwerk in Druck und Ausſtattung darſtellt.

— Wer ſich mit der aufs Großartige gerichteten Kunſt des Münchener Landſchaftsmalers Ludwig Willroider innig vertraut machen will, dem ſei eine Mappe mit zwölf Landſchaften des Meiſters empfohlen, die eine Reihe ſeiner beſten Zeichnungen in getreuer Nachbildung auf Kupferdruckpapier wiedergeben (München, Friedrich Rothbart). Willroider verbindet mit ſeiner großartigen Naturanſchauung eine feine Empfindung für maleriſche Stimmung und Wirkung, und dieſer Vorzug, durch den er ſich über die Meiſter der hiſtoriſchen oder ſtiliſierten Landſchaft weit erhoben hat, kommt in dieſen Zeichnungen zur beſten Geltung. Selbſt die flüchtigſten unter ihnen tragen den Stempel vollendeter Kunſtwerke.

Notizblätter

Das Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Danzig,

das am 21. September enthüllt wurde, iſt ein Werk des Berliner Bildhauers Eugen Boermel. Auf einem reich gegliederten Sockel erhebt ſich in prächtigem Sattelſitz die ehrwürdige Heldengeſtalt Kaiſer Wilhelms auf vorzüglich modelliertem Roſſe. Jede theatraliſche Poſe hat der Künſtler in glücklicher Weiſe vermieden. Einfach, ſchlicht, mit den freundlich ſchauenden Augen zeigt ſich der Herrſcher im Interimsrock mit Helm und offenem Mantel. Das mit poliertem Granit verkleidete Poſtament trägt an der Stirnſeite die Inſchrift: „Kaiſer Wilhelm dem Großen die dankbare Provinz Weſtpreußen 1903.“ Davor befindet ſich eine Boruſſia von klaſſiſchen Formen. Ein langwallender Mantel mit dem Wappen der Provinz auf der Bruſt hängt von ihren Schultern herab. Die rechte Hand berührt leicht den Schwertknauf, das mit dem Flügelhelm bedeckte Haupt iſt zielbewußt in die Ferne gerichtet. Zu beiden Seiten befinden ſich Bronzereliefs: rechts Panzerſchiffe auf den Wogen der Oſtſee, davor als Vollfigur Aegir mit waſſertriefendem Haupt, in der Rechten den Dreizack, die Linke auf einen Delphin geſtützt; die Skizze zu den Panzerſchiffen rührt von der Hand des Kaiſers her. Links eine Weichſeluferlandſchaft mit Kähnen, den von den charakteriſtiſchen polniſchen Holzflößern nach Danzig überführten Holztraften, mit Landleuten und Bauernmädchen, die landwirtſchaftliche Arbeiten verrichten. Vor dem Relief lagert zwiſchen Baumſtämmen an einem murmelnden Quell eine weibliche Idealgeſtalt, die die Weichſel verſinnbildlicht. Die Höhe des Denkmals beträgt 9 Meter.

Weintrauben mit — Kreosotgeruch

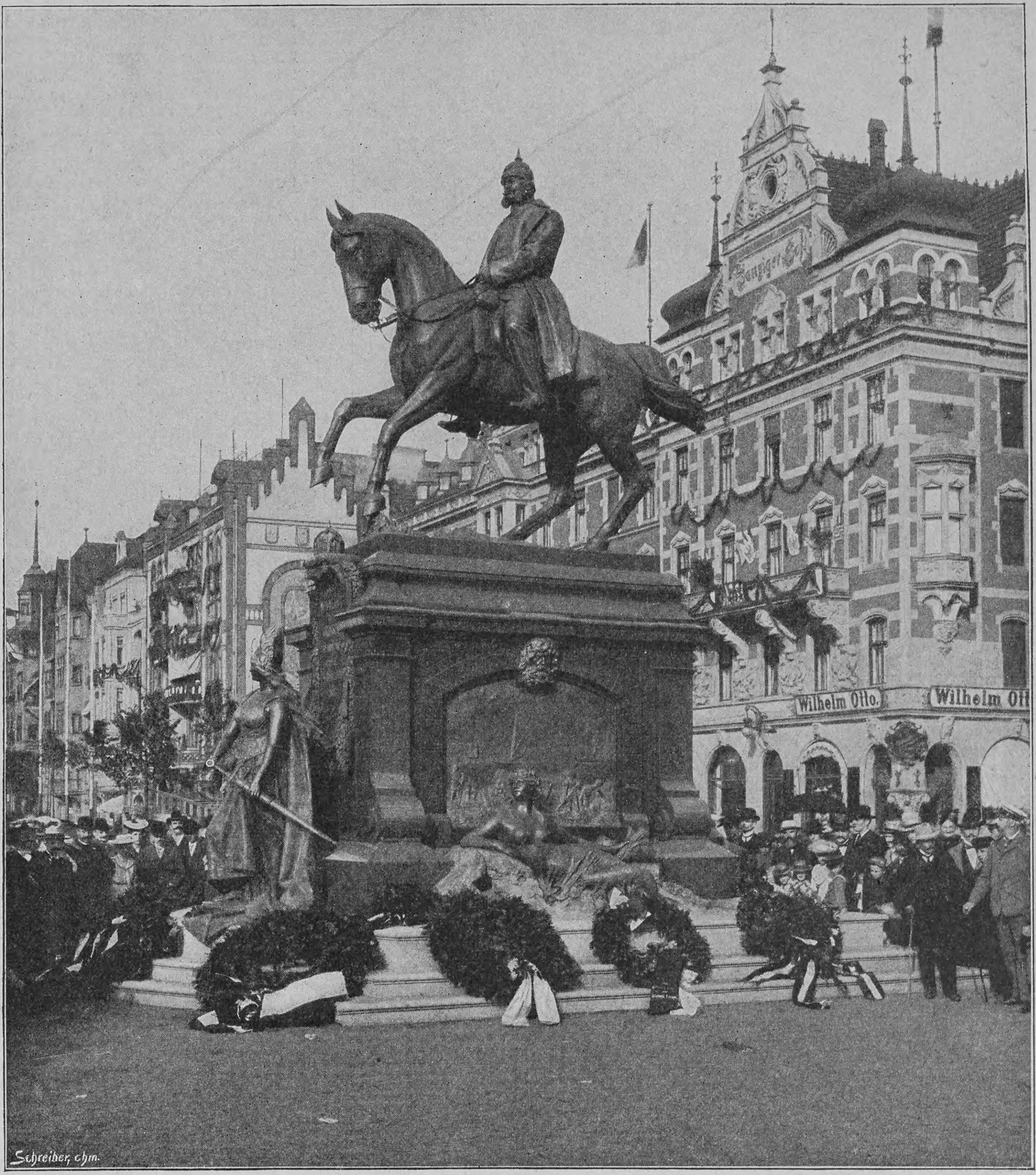
Es iſt wohl zu beachten, daß Weintrauben, ebenſo wie Milch und Butter, leicht Gerüche benachbarter, ſtark riechender Subſtanzen annehmen. So nahmen z. B. Weintrauben Kreoſotgeruch an in einem Weinberge, der nahe einer Fabrik lag, in der Eiſenbahnſchwellen mit Kreoſot getränkt wurden. Der Geruch von ans Ufer geſpülten Meerespflanzen, der jedem Küſtenbewohner genugſam bekannt iſt, wird noch mehrere hundert Meter von der Küſte entfernt von Weintrauben aufgenommen und verſchwindet ſelbſt bei der Gärung des Moſtes nicht. Auch der Geruch benachbarter Abdeckereien dringt in die Weintrauben und haftet ihnen ſehr feſt an.

Künstliche Färbung lebender Tiere

Kanarienvögel, die mit Cayennepfeffer gefüttert werden, nehmen bekanntlich eine rote Färbung an. Verfährt man in derſelben Weiſe mit rein weißen Hühnern, ſo nehmen ſie eine blaßrote Färbung an, die in feuchter Luft tief rot wird. Derartige Hühner zeigen unter anderm das Herannahen des Regens ſchon mehrere Stunden vor ſeinem Eintritt durch einen deutlichen Farbenwechſel an. Der Dotter in den Eiern ſolcher Hühner iſt tief rot gefärbt. Schon vor Jahrzehnten ſind übrigens ſolche Verſuche an Hühnern mit Hilfe der Alkannawurzel (Anchusa tinctoria), die einen violett-roten, in Fett löslichen Farbſtoff enthält, angeſtellt worden. Auf den malaiiſchen Inſeln, wo man zu beſtimmten Zeiten den Orang-Utan verſpeiſt, iſt es Sitte, ein ſolches Tier zuvor eine Zeitlang mit Krapp zu füttern. Infolge ſolchen Genuſſes färben ſich die Knochen eines „Opfer-Orang-Utans“ tief rot.

Artesische Brunnen in Australien

Nirgendwo auf der Erde haben die arteſiſchen Brunnen eine ſolche Bedeutung wie in dem waſſerarmen Auſtralien. Im Staate Queensland allein gibt es nach den eben veröffentlichten Angaben des Ackerbauminiſters 934 arteſiſche Brunnen, gegen 574 im Jahre 1898. Ueber 600 ſind auf Staatskoſten hergeſtellt. Die durchſchnittliche Tiefe der Bohrungen beträgt 400 Meter, die Geſamttiefe 378 Kilometer. Der tägliche Waſſerausfluß beläuft ſich auf 15½ Millionen Hektoliter; der jährliche Abfluß würde eine Fläche von ½ Million Acker = 1920 Hektar etwa ⅓ Meter hoch bedecken. Die größte erreichte Tiefe beträgt 1100 Meter. Vielfach dringt das Waſſer mit ſolcher Gewalt empor, daß das Bohrgeſtänge turmhoch in die Luft geworfen wird; an manchen Orten ſind natürliche Springbrunnen von bedeutender Höhe entſtanden. Oft iſt das erbohrte Waſſer warm und ſalzig, zumeiſt aber ſüß und dann für Menſchen und Tiere im wahrſten Sinne des Wortes Gold wert. Ohne dieſe Brunnen würden ſich viele Tauſende von Farmern und Viehzüchtern auf ihrem Beſitztum nicht halten können.


Schreiber, chm.

Das Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Danzig. Von Eugen Börmel

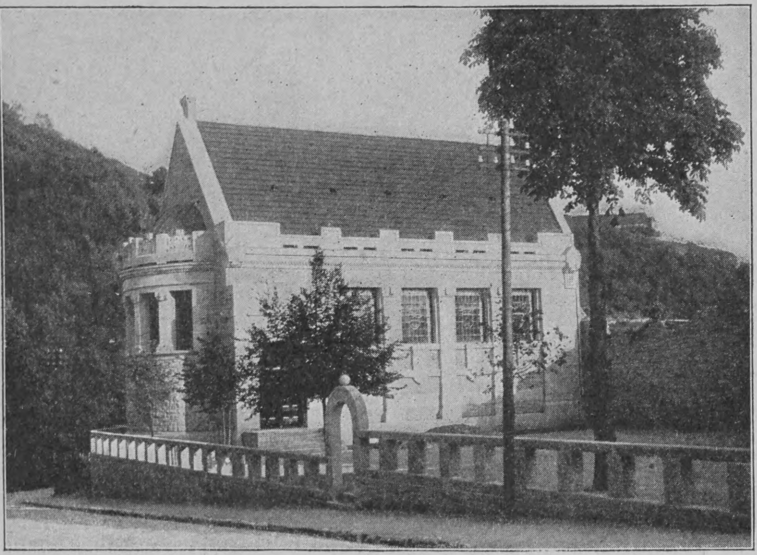
Aennchen von Tharau

Die Bibliothek der Stadtparochie zu Inſterburg beſitzt ein Exemplar von Fr. Paſtenaris Buch: „Kurzgefaßte Nachrichten von allen im Königreich Preußen befindlichen Kirchen und Predigern“ (1735), in dem ſich folgende handſchriftliche Notiz befindet, die ſich auf die Heldin des allbekannten Liedes bezieht: Aennchen von Tharau, auf die Simon Dach als Studioſus das Hochzeitslied „Annke von Tharau ös, de mir geföllt“ dichtete, war die Tochter des Pfarrers Neander von Tharau. Sie war 1615 geboren, kam 1630 zu ihrem Vormund, dem Mälzenbauer Stolzenberg in Königsberg, heiratete 1633 den Pfarrer Johann Portatius in Laukiſchken, nach deſſen Tode ſeinen Nachfolger Grube, und nachdem auch dieſer geſtorben, wieder deſſen Nachfolger Melchior Beilſtein. Als Witwe zog ſie zu ihrem Sohne erſter Ehe, Friedrich Portatius, Pfarrer in Inſterburg, woſelbſt ſie am 26. September 1689 ſtarb. Aennchen von Tharau hat ſomit einer ganzen Reihe von Männern „gefallen“.

Der Kronprinz

Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Der Deutſche Kronprinz beim Rad-Poloſpiel im Potsdamer Schloßhof



Das neue Jahn-Muſeum in Freyburg a. d. U.

Das neue Jahn-Museum in Freyburg a. d. U.

Am 27. September wurde in Freyburg an der Unſtrut das neue Jahn-Muſeum eingeweiht. Das ſchöne, einfache Gebäude wird von der alten Stadtmauer begrenzt. Im Hintergrunde erblicken wir das Freyburger Schloß und die Weinberge des Unſtruttales. Hier in Freyburg ſtarb Friedrich Ludwig Jahn am 15. Oktober 1852. Sein Andenken wurde 1859 geehrt durch die Errichtung eines Grabdenkmals (Bronzebüſte von Schilling). 1894 aber erbaute die deutſche Turnerſchaft über ſeinem Grabe eine prächtige Erinnerungsturnhalle. Durch das neue Jahn-Muſeum iſt die Stadt Freyburg um eine ſchöne Sehenswürdigkeit bereichert worden.

„Tsingtau“, das neue für China bestimmte deutsche Flusskanonenboot

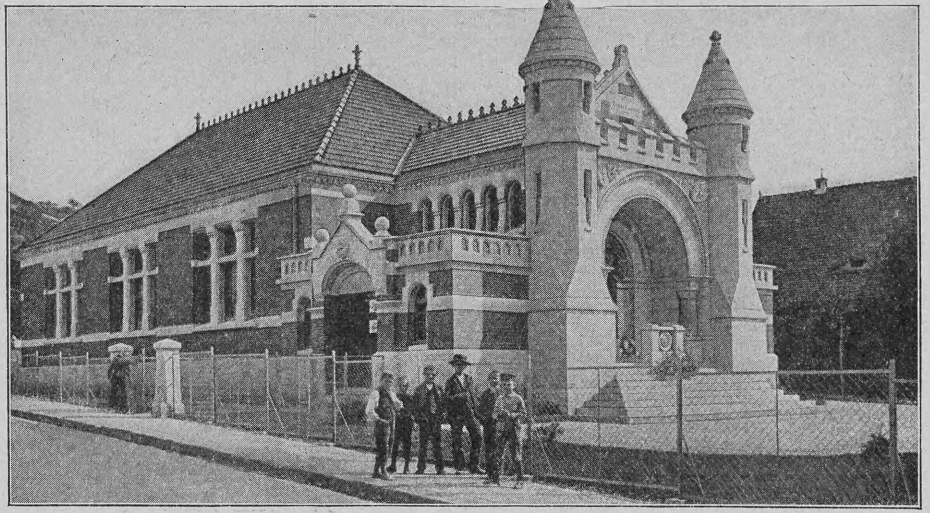
Während früher an der weit ausgedehnten Küſte Chinas den Schutzdienſt für die deutſchen Anſiedler allein die alten Kanonenboote „Wolf“ und „Iltis“ ausübten, liegt jetzt in den chineſiſchen Gewäſſern das neu gebildete Oſtaſiatiſche Geſchwader, beſtehend aus großen und kleinen Kreuzern, großen Kanonenbooten und Torpedobooten. Gelegentlich der Beſchießung der Takuforts hatte es ſich jedoch herausgeſtellt, daß die Kanonenboote von dem Typ des heldenhaften „Iltis“ mit einem Tiefgang von 3,3 Metern nicht befähigt ſind, die an den Flußmündungen vorgelagerten Barren ungehindert zu paſſieren und die oft ſehr ſeichten Flüſſe befahren zu können. Von der Reichsmarineverwaltung wurden daher vorläufig zwei neue Flußkanonenboote in Auftrag gegeben, die in der Lage ſind, jene Hinderniſſe zu bewältigen. Der Bauauftrag wurde der bekannten Schichau-Werft in Elbing zuteil. „Tſingtau“, das erſte dieſer Flußkanonenboote, iſt bereits fertiggeſtellt und nach vorzüglich verlaufenen Probefahrten auf der Oſtſee und dem Friſchen Haff wieder demontiert, um in Kiſten verpackt nach Hongkong befördert zu werden, wo es unter Leitung eines Ingenieurs der Schichau-Werft wieder zuſammengeſetzt wird. Zur Verpackung waren 87 Kiſten von rieſigen Dimenſionen nötig. Die Abmeſſungen dieſes neuen Schiffstyp ſind folgende: Länge 50 Meter. Breite 8 Meter, Tiefgang 0,8 Meter. Das Deplacement des Bootes beträgt 200 Tonnen. Die Maſchinen- und Keſſelanlage entwickelt 1300 Pferdeſtärken, die dem Schiff eine Geſchwindigkeit von 13,5 Knoten geben. Die Armierung beſteht aus einer 8,8 Zentimeter-Schnellfeuerkanone auf dem oberen Brückendeck, einer 5 Zentimeter-Schnellfeuerkanone auf dem Achterndeck und drei 8 Millimeter-Maſchinengewehren, von denen eines im Gefechtsmars ſeinen Platz hat. Das aus beſtem Stahl gebaute Flußkanonenboot hat zwei Schrauben, die unter dem flachen Schiffsboden angeordnet ſind, ſo daß bei dem geringen Tiefgang von nur 0,8 Metern jede Barre mit Leichtigkeit paſſiert werden kann. „Tſingtau“ hat ferner eine leichte Panzerung und einen ſtarken Kohlenſchutz. Das Schiff legt bei einer Geſchwindigkeit von etwa 12 Knoten eine Dampfſtrecke von etwa 2000 Seemeilen zurück, ohne den Kohlenvorrat ergänzen zu müſſen. Die Beſatzung wird 53 Mann betragen, wovon 4 Offiziere. Zum Kommandanten iſt Kapitänleutnant z. S. Franz Giebler ernannt. Ein zweites Schiff für denſelben Zweck befindet ſich auf der Schichau-Werft im Bau. **O. M.**

Die Geflügelzucht in Nordamerika

In der Union hat ſich während der letzten zehn Jahre die Geflügelzucht zu einem wichtigen Handelsfaktor aufgeſchwungen, vor allem, weil die amerikaniſchen Landwirte der Geflügelzucht mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, als dies leider bei uns geſchieht, und ſie als einen Zweig ihres Farmbetriebes betrachten. Gegenwärtig wird auf mehr als 12 000 Farmen Geflügelzucht betrieben. Das größte Gebäude im Weſten (Kanſas) für Schlachtung und Herrichtung von Geflügel für den Markt wurde 1899 vollendet und von der Armour-Co. in Betrieb geſetzt. Es iſt 53 mal 200 Fuß (engl.) groß, und es können 20 000 bis 25 000 Hühner darin untergebracht werden. 130 bis 150 Perſonen, meiſtens Neger, ſind darin beſchäftigt, und täglich werden etwa 15 000 Hühner geſchlachtet und hergerichtet.

Parfümfabrikation an der Riviera

Der gewerbereichſte Ort an der Riviera iſt Graſſe, das vor allem wegen ſeiner Parfümfabrikation bekannt iſt. Es gibt dort 35 Eſſenzenfabriken, die jährlich im Durchſchnitt 1 200 000 Kilogramm Roſen und 300 000 Kilogramm Orangenblüten verbrauchen und für 5 Millionen Franken Eſſenzen verkaufen. Die Blumenfelder nehmen einen Raum von 25 000 Hektar ein. Vallauris hat neun Parfümfabriken. Das wichtigſte Produkt dieſer bedeutendſten Induſtrie iſt das Neroli-Oel, das aus den Blüten der bitteren Orangen hergeſtellt wird. Ein Kilo dieſes Oeles kommt auf 300 Franken zu ſtehen. Aus den Schalen der bitteren Orangen wird Pomeranzenöl fabriziert; nur ſehr wenig Oel wird aber aus den Schalen der ſüßen Orangen gewonnen. Sehr bedeutend iſt auch die Fabrikation der Roſen-Eſſenzen, wobei zu 1 Liter Eſſenz 12 000 Kilogramm Roſen im Werte von 1200 bis 1500 Franken verwendet werden. Das ſogenannte Roſenöl wird aus einem Graſe Andropogon Schoenanthus hergeſtellt.



Die Jahn-Halle in Freyburg a. d. U.

Die älteste Münze der Welt

In der Sammlung des Britiſchen Muſeums zu London befindet ſich, dem „Numismatiker“ zufolge, die älteſte bis auf uns gekommene wirkliche Münze, alſo ein nach Gewicht und Feingehalt (Schrot und Korn) glaubwürdig geſtempeltes Geldmetall. Sie iſt, nach der Roheit ihres Stils zu urteilen, ſpäteſtens im 7., vielleicht ſchon im 8. Jahrhundert v. Chr. geſchlagen worden und ſtellt einen elliptiſchen, ziemlich dicken Klumpen von Elektron dar im Gewicht von 141 Gramm. Elektron hieß unreines, ſtark mit Silber gemiſchtes Gold, das man, weil man ſeine Beſtandteile nicht zu trennen vermochte, als ein Metall für ſich neben Gold, Silber und Bronze wie auch Eiſen anſah. Auf der einen Seite trägt die Münze nur den rohen Eindruck des Punzens, mit dem man das Metallſtück beim Prägen auf dem Amboß feſthielt, auf der andern Seite das Bild eines Hirſches mit der Ueberſchrift in griechiſcher Sprache: „Ich bin das Abzeichen des Phanes.“ Wer dieſer Phanes war, iſt nicht bekannt, es hat daher den Anſchein, als ob nicht vom Staat, ſondern von Privatperſonen, vielleicht von angeſehenen griechiſchen Geſchäftsleuten, der erſte Anſtoß zur Prägung des Metalls in Münzform ausgegangen iſt.

Aus dem Haydn-Haus in Mariahilf

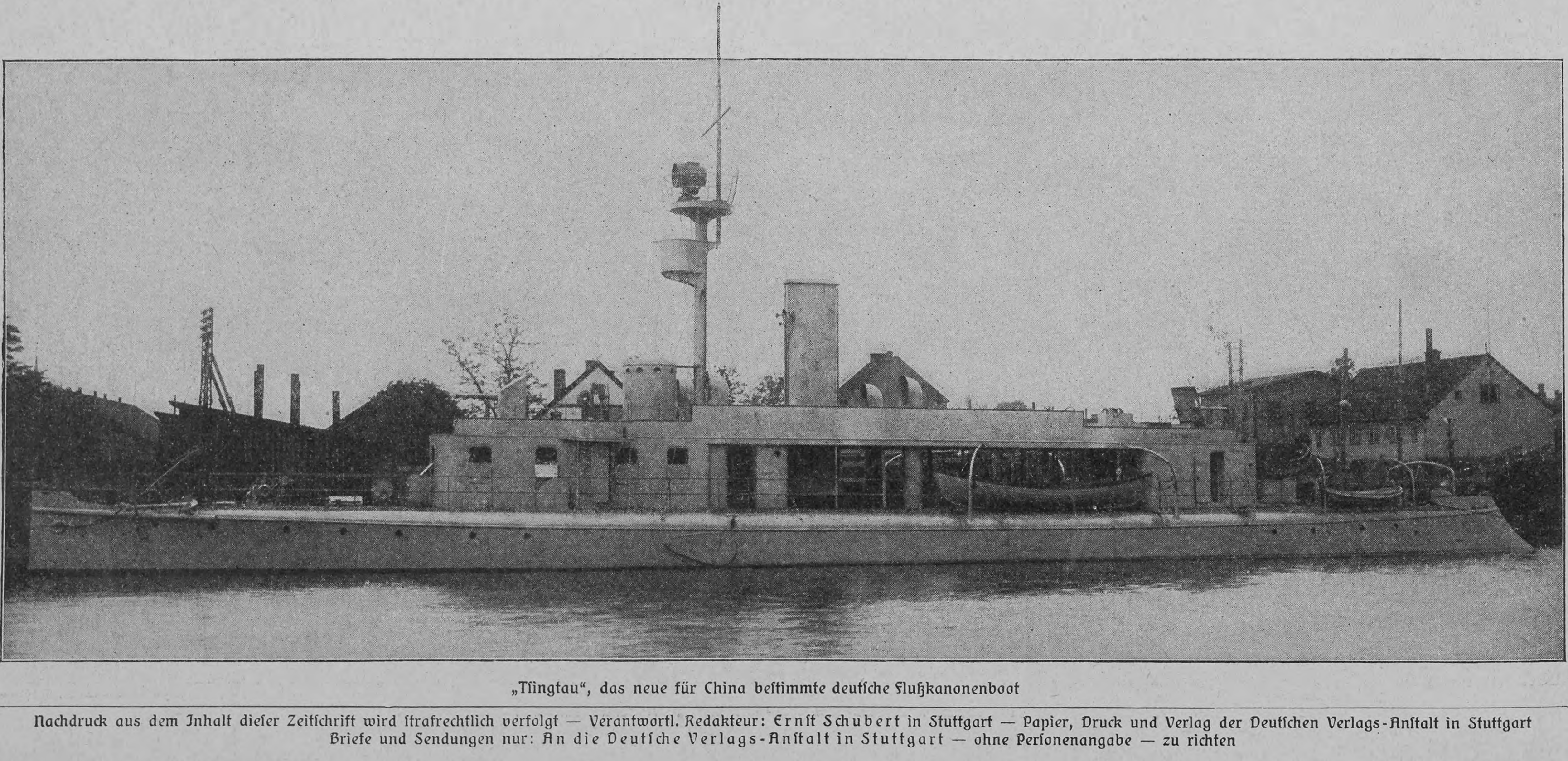
In der Wiener Vorſtadt Mariahilf ſteht das Haus, in dem Joſeph Haydn gewohnt hat und in dem er auch geſtorben iſt. Unter den mancherlei dort aufbewahrten Erinnerungen an den liebenswürdigen Tondichter wirkt beſonders ergreifend ein kleines Blättchen, auf dem ein kurzer Kanon ſteht. Er iſt von Haydn auf ſeinem Totenbett notiert worden, als er den köſtlichen Reichtum ſeiner Melodien ſchwinden fühlte. Unter den Noten ſtehen die Worte: „Hin iſt alle meine Kraft — alt und ſchwach bin ich. Joſeph Haydn.“ Und in wehmütigem Humor ließ er daraus ſeine letzte Viſitenkarte anfertigen, um ſo der Welt ſein „p. p. c.“ zu ſchreiben.

Rückkehr von Haustieren zur Wildheit

Vor einigen Jahren ließ man zur Unterſtützung der Hirten beim Hüten der Herden ſchottiſche Schäferhunde nach Patagonien kommen, Die Tiere waren gutmütig, vortrefflich dreſſiert und ſehr gelehrig, ſo daß eine Zeitlang alles in befriedigender Weiſe verlief. Neuerdings aber erheben die patagoniſchen Hirten laute Klagen, indem die Schäferhunde die Herden, ſtatt zu ſchützen, auffreſſen. Die Hirten haben im Laufe der Zeit zahlreiche Nachkömmlinge der Hunde im Dickicht ſich ſelbſt überlaſſen. Die Tiere wuchſen heran und vermehrten ſich, wurden aber mangels an Zucht durch den Menſchen wieder wild und beanſpruchen daher auf die Herden dieſelben Rechte wie dieſer. Sie fallen, ſobald ſie hungrig ſind, über das Weidevieh her, zu welchem Zwecke ſie ſich zu Banden vereinigen und förmliche Jagden abhalten. Dabei iſt es nicht ſelten, daß ſelbſt Hirten ihnen erliegen.

Eine Negerzeitung

Die Norddeutſche Miſſionsgeſellſchaft in Bremen verbreitet unter den Evhenegern Togos ein Blatt unter dem Titel „Nutifaſa na mi“, auf deutſch „Friedensbote“. Dieſe zum erſten Male ſoeben ausgegebene Zeitung wird in Stuttgart gedruckt. Sie erſcheint zunächſt vierteljährlich und beſchränkt ſich in ihrem Inhalt auf das chriſtliche, gemeinnützige und vaterländiſche Gebiet.



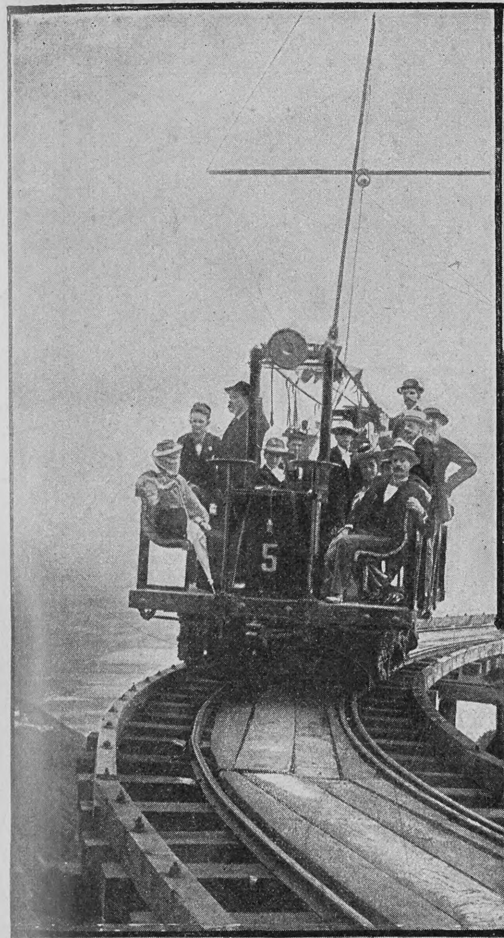
„Tſingtau“, das neue für China beſtimmte deutſche Flußkanonenboot

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

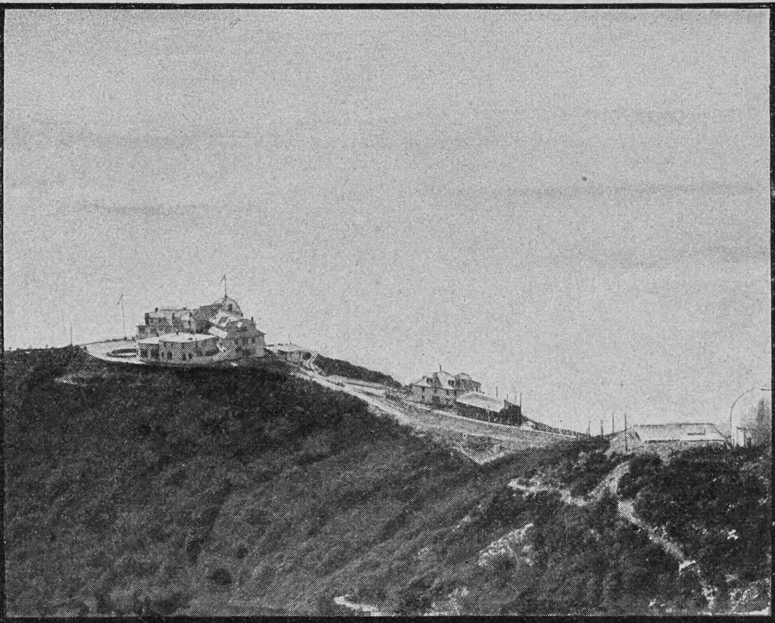
Über Land und Meer

Nr. 3

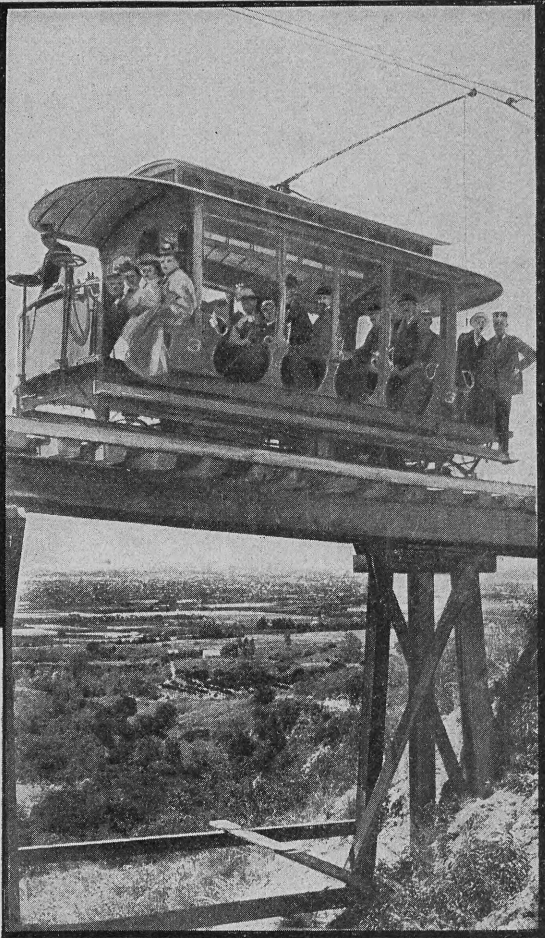
In der Luft ſchwebende Bahnſtrecke



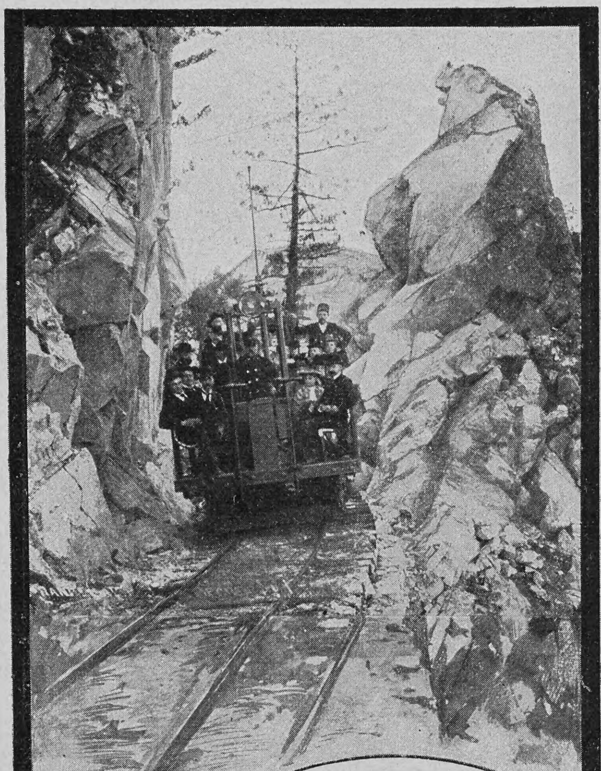
Mount Lowe mit Hotel und Sternwarte

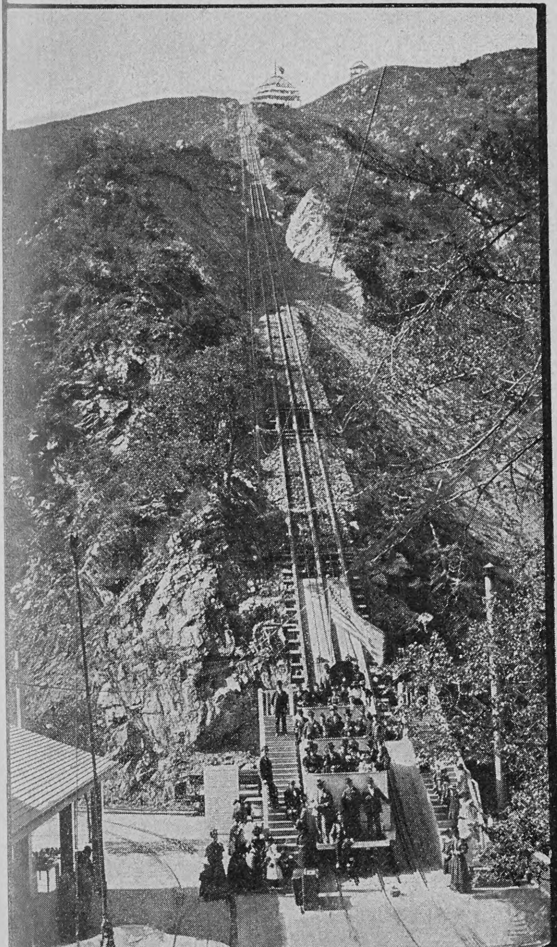


Brücke auf halber Bergeshöhe

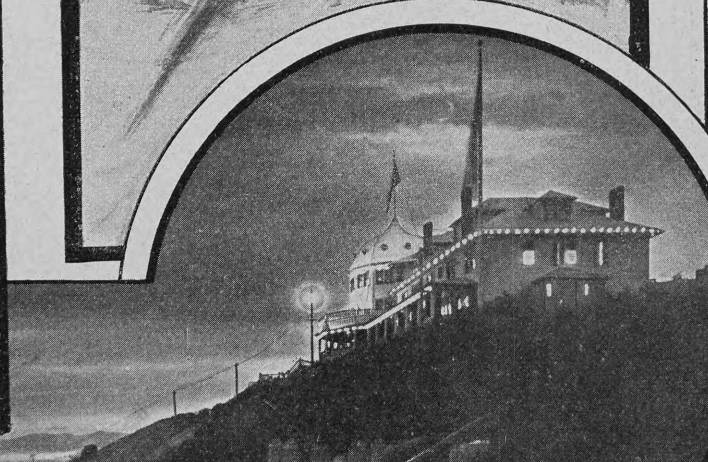


Das ſogenannte Große Tor

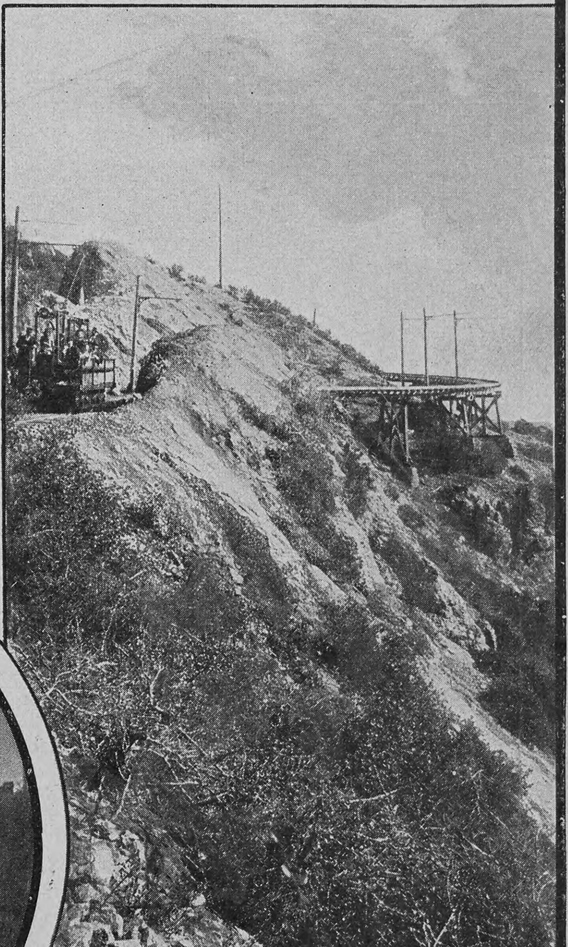




Die ſteilſte Strecke der Bahn

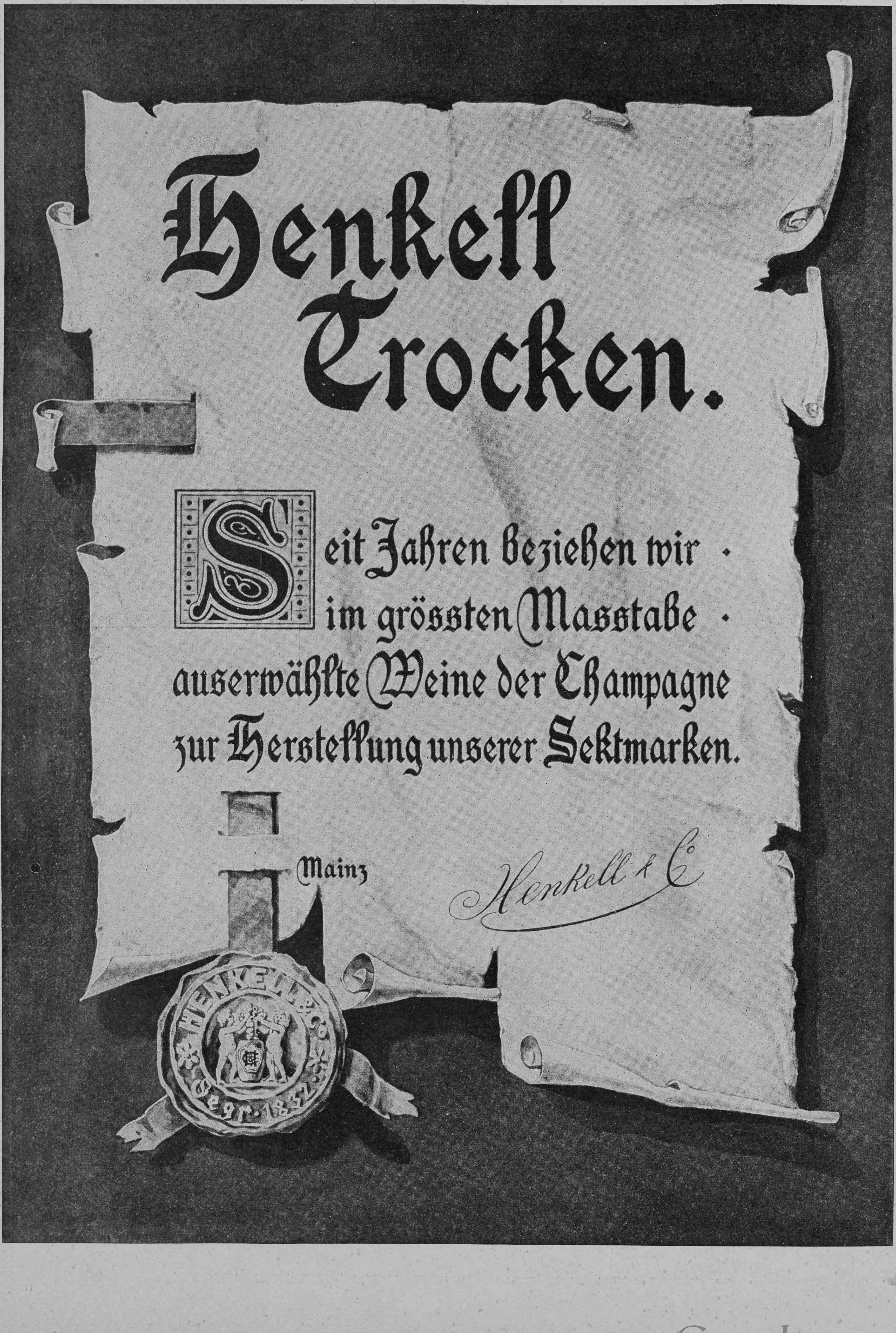


Hotel „Echo Mountain“ auf halber Bergeshöhe



Bahnbrückenweg in der Nähe des Gipfels

Eine Drahtſeilbahn auf den Mount Lowe in der ſüdkaliforniſchen Sierra Madre (Text Seite 68)



Henkell Trocken.

Seit Jahren beziehen wir
im grössten Masstabe
auserwählte Weine der Champagne
zur Herstellung unserer Sektmarken.

Mainz

Henkell & Co

Briefmappe

O. Z. in Frankfurt a. M. Wir empfehlen Ihnen das im Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts, Leipzig und Wien, erſchienene und als muſtergültig anerkannte Werk: „Rechtſchreibung der Buchdruckereien deutſcher Sprache“. Auf Anregung und unter Mitwirkung des Deutſchen Buchdruckervereins, des Reichsverbandes Oeſterreichiſcher Buchdruckereibeſitzer und des Vereins Schweizeriſcher Buchdruckereibeſitzer herausgegeben vom Bibliographiſchen Inſtitut, bearbeitet von Geh. Regierungsrat Dr. Konrad Duden. (In Leinwand gebunden 1,60 Mark.) Der Verfaſſer, einer der hervorragendſten Mitarbeiter an dem Zuſtandekommen der neuen Orthographie, hat in dieſem ſtattlichen Bande von 376 Seiten mit großem Verſtändnis und nach kritiſcher Abwägung der einzelnen Fälle eine feſte Norm gebildet, die alle Zweifel ausſchließt und ſich auch der amtlichen Orthographie gut anpaßt. Das Werk enthält zirka 58000 Wörter, darunter natürlich ſehr viele Fremdwörter, die aber in den deutſchen Sprachgebrauch übergegangen ſind und teilweiſe in der Schreibweiſe der deutſchen Sprache akkommodiert worden ſind. Genau wurde auch der Flexion, Deklination, Pluralbildung und Konjugation Rechnung getragen an den Stellen, die einen Zweifel zulaſſen könnten, während im allgemeinen — und darin liegt ein Hauptunterſchied des „Buchdrucker-Duden“ von Dudens „Orthographiſchem Wörterbuch“ — derartige Vermerke unterblieben ſind, wo kein Zweifel möglich iſt. Auch die Doppelſchreibungen wurden, ſoweit es überhaupt angängig iſt, beſeitigt. Syntaktiſche Erklärungen und Regeln ſind gleichfalls in kurzer, beſtimmter Form aufgenommen worden.

Frau A. v. H. in Ulm. Der nunmehr auf den Ausſterbeetat geſetzte altehrwürdige Taler war das erſte ſilberne Großſtück, das in Umlauf kam, und zwar in Tirol. Die Münze ſollte dem Werte eines alten deutſchen Goldguldens in Silber entſprechen und hieß deswegen urſprünglich Güldengroſchen: die erſten Stücke wurden 1484 in Hall bei Innsbruck geprägt. Der Name Taler ſtammt von dem böhmiſchen Ort Joachimsthal, deſſen Silberbergbau einſt berühmt war, her, wo die Herren von Schlick zu Anfang des 16. Jahrhunderts dieſe Münze als Joachimsthaler Guldengroſchen ſchlagen ließen. In der Folge nannte man ſie abgekürzt zuerſt Joachimstaler und dann bloß Taler.

Fr. v. G. in Glogau. Eine Wehrſteuer wird ſeit 1878 in der Schweiz, ſeit 1880 in Oeſterreich und ſeit 1889 in Frankreich von allen freigekommenen Vollerwerbsfähigen erhoben. Bei uns iſt ein Verſuch, ſie gleichfalls einzuführen, ſeinerzeit an der Haltung des Reichstags geſcheitert.

Frl. L. P. in Konſtanz. Die kultivierte Brunnenkreſſe iſt fleiſchiger, ſaftiger und milder im Geſchmack als die wildwachſende und gibt von Oktober bis gegen Ende April ein angenehmes Gemüſe und einen pikanten und ſehr zuträglichen Salat. Letzterer wird mit Eſſig, fein gewiegter Zwiebel und gutem Speiſeöl zubereitet oder auch nur mit etwas Salz.

W. B. in Trier. Sie dürfen ganz beruhigt nach Metz reiſen, da jene übertriebenen Gerüchte längſt widerlegt worden ſind. Um auf alle Ihre Fragen genügende Auskunft zu geben, fehlt es uns hier an Raum; Sie werden ſie aber ſämtlich in ausführlicher und zuverläſſiger Weiſe beantwortet finden in der vom Verkehrsverein für Metz und das Metzer Land herausgegebenen und ſehr hübſch ausgeſtatteten Flugſchrift: „Willkommen in Metz“, die wir Ihnen beſtens empfehlen können.

Anna in Wien. Jener ſo ungemein charakteriſtiſche volkstümliche Stadtteil Neapels, den das hübſche Gondellied Santa Lucia verherrlicht, iſt dem neuerdings von der ſtädtiſchen Verwaltung durchgeführten Durchbruch- und Erweiterungsſyſtem, das hygieniſch ſeine volle Berechtigung hatte, zum Opfer gefallen. Es zieht ſich dort an dem Geſtade des herrlichen Golfes jetzt eine breite und helle Straße hin, die in die elegante Via Caracciola einmündet.

Cailler's
Milch-Chocolade
Grösster Absatz der Welt

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**
*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!

Hoehl
Kaiser-
Blume
Goldene Medaille
Weltausstellung Paris 1900.
Feinster Sect
Deutsches Erzeugniss.
Kaiser Blume
Feinster Sect
Gebrüder Hoehl
Geisenheim a/Rhein

Drei grosse
KODAK
Preis-
Ausschreiben
193
404 Preise
im Gesamt-Werte von
M. 20,000
IN BAR
Nähere Bedingungen durch alle Händler oder durch die
KODAK Ges.m.b.H. BERLIN
Leipzigerstrasse 114 — Friedrichstrasse 16

Vorzüglich unterrichtet
über Kapital-Anlage und Spekulation sind
Neumann's Börsen-Nachrichten.
Berlin NW. 7. Schadowstr. 10/11.
Probenummern kostenfrei.

Elektrische Klingelanlagen

fertig z Selbstanlegen M. 4, desgl. Telephone, kleine Lichtanlag. für Minutenlicht, Glühlampen, elektr. leucht. Shlipsnadeln etc., Elemente, Accumulatoren, Vernickelungseinrichtungen, kleine Dynamo-Elektromotoren, Elektrisir-Appar., Elemente, Leitungsdrähte u. alle elektr. Bedarfsartikel.
O. H. Meder's Institut, Leipzig,
Abtheilg. f. Elektrotechnik. Gegründ. 1850.
Jll. Kataloge „E“ gegen 10 Pfg. Briefm.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der „Pilules Apollo“ auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse 12, Budapest.

Gesichtshaare u. ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Classen) versendet geg. 145 ₰ Apotheker Wegener, Reinfeld i. H.

Deva-Roman-Sammlung.
Jeder Band 50 Pf., gebunden 75 Pf.
Verzeichnis durch jede Buchhandlung.

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei
Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich
auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf,
bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20 per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Honig
reell, gut, nicht theuer

zu haben in fast allen besseren Geschäften Deutschlands, wo nicht erhältlich, direct unter Nachnahme.
Preise einschliesslich hübschen Emailleeimers von 8 Pfd. netto.
Geschleuderter Bienenhonig I. hell M 7,20
„ „ II. dunkler 6.20
Mischhonig „Centrine“ F.F.
(Verschnitt mit „Invertraffinade“ vielfach bevorzugt) 4,75
Alles portofrei. Umtausch od. Zurücknahme bereitwilligst.
Norddeutsches Honig- u. Wachswerk
Visselhövede 22, Lüneburger Heide.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Gyp, Baron Sinai. Roman. ℳ 3.—. Dresden, H. Minden.
Haan, Otto, Parnaßblüten. Lyriſche Fiktionen. ℳ 2.—. Dresden, E. Pierſon.
Lehmann, E., Silbierfibel. ℳ 1.—. Wenigenjena, Selbſtverlag.
Liebesleben des Königs Leopold II. von Belgien. Von einem Eingeweihten. ℳ 3.—. Zürich, C. Schmidt.
Map of the Republic of Peru. 1903. Southampton, Ed. Higginson.
Voß, Rich., Römiſches Fieber. Roman. 3. Aufl. ℳ 6.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.
Woerls Reiſe-Kompaß. Leipzig, Woerl.
Wolff-Thüring, Th., Wilhelm II. Eine kritiſche und Charakterſtudie. 80 ₰. Zürich, C. Schmidt.
Zabel, Eug., Zur modernen Dramaturgie. Studien u. Kritiken. ℳ 5.—. Oldenburg, Schulzeſche Hofbuchhandlung.
Zola, Emile, Fruchtbarkeit. Roman. Aus dem Franzöſ. überſ. von Leop. Roſenzweig. 2 Bde. 10. Aufl. ℳ 6.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Füllrätſel

Eine leichte Verletzung durch Stoß oder Fall —
Wie wird ſie genannt wohl überall?
Wenn in dieſes Wort einen Mann man ſtellt,
Der jüngſt erſt kämpfte als tapfrer Held;
Dann nennt das neu entſtandene Wort
Einen braven, fleißigen Mann ſofort,
Der ſich bemüht bei Tag und bei Nacht,
Daß er einen guten Stoff uns macht. F. M.-S.

Homonym

Was manches Wort im Deutſchen iſt,
Wie Brot und Gold und Bier und Liſt:
Das iſt auch mancher ernſte Mann —
Wer gibt des Rätſels Löſung an? F. M.-S.

Silbenrätſel

1.
Nicht nur ein äußeres Geräuſch, es kann
Erſchüttrung tiefe auch bedeuten,
Und weite Kreiſe zieht in ſeinen Bann
Es unheilvoll in ſchweren Zeiten.

2. 3.
Bei Eiern wird von deinem Appetit
Es übermäßiges verlangen,
Bei Nüſſen aber und ihm ſelber ſieht
Die Zumutung man ohne Bangen.

1. 2. 3.
Das Ganze zu den kleinſten Plätzchen zählt,
Die hier zum Schaden, dort zum Heile,
Der Herzensjäger Amor ſich erwählt,
Um zu verſenden ſeine Pfeile. M. Sch.

„Ein erfolgreicher Verſuch.“

Um eine Sache beurteilen zu können, muß man das Beweismaterial prüfen. Was dem Söhnchen des Herrn Hapke fehlte, iſt in dem folgenden Briefe beſchrieben. Wenn Herr Hapke ſeinem Kind das erwähnte Mittel gab, war die Veranlaſſung dazu wahrſcheinlich die ſeit vielen Jahren anerkannte Tatſache, daß es kaum ein geeigneteres Mittel gibt, als Lebertran, um Abmagerung ſowie weiterer Abnahme der Körperkräfte Einhalt zu tun.

Scotts Emulſion, die feinſten Medizinal-Lebertran in leicht verdaulicher Form enthält, iſt von vorzüglichem Geſchmack und beſitzt alle die heilkräftigen Eigenſchaften des Tranes in erhöhtem Maße. Sie hebt den Appetit raſch, befördert die Bildung von neuem Blut, kräftigen Muskeln und macht den Körper widerſtandsfähig. Leſen Sie jedoch, was Herr Hapke darüber ſagt:

Lindhorſt (Schaumburg-Lippe), den 13. November 1902.

Ich kann Ihnen zu meiner großen Freude mitteilen, daß Scotts Emulſion an meinem Walter ſichtbaren Erfolg gezeigt hat. Als der Kleine etwa 1 Jahr alt war, erkrankte er nach den Maſern zweimal heftig an Lungenentzündung. Er konnte ſich ſchlecht wieder erholen. Dazu machte ihm das Zahnen große Schmerzen und ein böſer Huſten quälte ihn oft furchtbar. Da kam ich durch die Zeitung auf Scotts Emulſion und bereits nach kurzem Gebrauch derſelben verſchwand der Huſten, das Zahnen ging vortrefflich vonſtatten, und der Junge hat ſeitdem einen ausgezeichneten Appetit. Er iſt jetzt geſund wie ein Fiſch im Waſſer, kann laufen und iſt ſo lebhaft, daß es eine Luſt iſt, ihn zu beobachten. Ich werde bei jeder Gelegenheit dieſes prächtige Kraft- und Appetitmittel empfehlen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
(gez.) T. Hapke, Lehrer.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Gicht Ihr Arzt erteilt Auskunft!
Reumat.: Eine Hauskur o. Berufsstör. m.
Wiesbadener Kochbrunnen
Steinleid.: 1 Heft ärztl. Heilberichte von Weltautorität. u. Anweis. durch d. Amtl. Versand, Brunnen-Contor, Wiesbaden.

PFAFF
PFAFF

PFAFF-Nähmaschinen

für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.

Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit,** mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**

Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.

Niederlagen in fast allen Städten.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Billig im Verbrauch.
Ronnefeldt's THEE
aromatisch und ausgiebig.
Proben der 4 Hauptsorten **M. 1.—** Sendungen v. M. 10.— an **„Franco“.**
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Abonnements auf **„Über Land und Meer“** in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Demois. enseignerait français, anglais, piano
Prof. Jamin, 4 Mt Blanc, Genève.

Technikum Neustadt i. Meckl.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule.
Maschinenbau.
Elektrotechn.
Elektrot. Laborat.—Staatl. Prüf.-Commissar
Baugewerk-
Bahnmeister-
Tischler-Fach-
Schule.

Von 20 Mark an postfrei.
Preislisten, Muster kostenfrei.

GEGRÜNDET 1862.

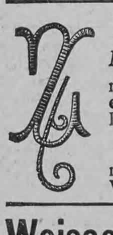
Nur gegen Bar-Einsendung oder Nachnahme.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei
Berlin W. 8. F. V. Grünfeld Leipziger Str. Nr. 25.

Bett-Einschüttungen (Inlette),
fertig genäht,
aus rosa oder blau Bettköper.

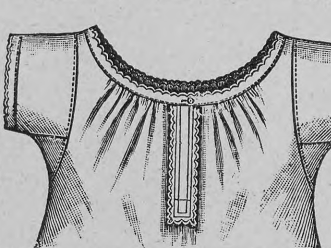
	Oberbetten Gr 130/200 Cm.	Kopfkiss. Gr. 83/83 Cm.
Marke CBL, mittelf. St. ℳ	**8.70**	**2.50**
Marke BF1, feinfäd. St. ℳ	**11.90**	**3.45**
Marke CBF, hochf. St. ℳ	**13.—**	**3.80**

Weisse Rein-Leinen
Aus nur zuverlässigen Gespinnsten gefertigt,
vorzüglich geeignet
für jede Art Haus- und Leibwäsche.
Marke LU, mittelfeinf., weissgarn. ungeklärt.
Breite 83 Cm., das Stück von 33⅓ Mtr. nur ℳ **25.—.**
d. h. das Meter **nur** ℳ **—.75.**



Batist-Taschentücher
Marke 650, weissleinen,
mit 2 Cm. breitem Hohlsaum und **einem** weissen handgestickten Buchstaben in Grösse wie Abbildung.
Grösse 37 Cm. ½ Dutzend in netter Geschenks-Verpackung **nur** ℳ **3.50.**

Weisse Taschentücher.
Rein-Leinen, gesäumt.
Grösse 46 Cm., **für Damen.**
Dutzend ℳ **3.80, 5.30, 6.—, 7.30, 8.50.**
Grösse 49 Cm., **für Damen** und **Herren.**
Dutzend ℳ **5.—, 5.50, 6.40, 8.—, 9.30.**

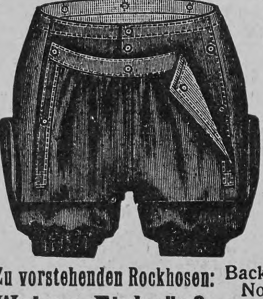


Damen-Taghemden.
Nr. 1649z (w. Abbild.) aus mittelfeinem Stuhl-Creas; Form Bündchen mit guten Handbogen.
Nr. 1649, Ausführung wie 1649z, jedoch m. kurz. Ärmeln. Länge 115 Cm.
Stück nur ℳ **2.75.**
½ Dtzd. ℳ **16.—.**

Nr. 1565, aus baumwollen. Stuhl-Creas; Form Bündchen, mit Maschinenspitze
Stück nur ℳ **1.55.**
½ Dtzd. ℳ **9.—.**

Nr. 1566, aus mittelstarkf. Stuhl-Creas, mit Handbogen. Länge 105 Cm.
Stück nur ℳ **2.20.**
½ Dutzend ℳ **12.80.**
Länge 115 Cm.
Stück nur ℳ **2.30.**
½ Dutzend ℳ **13.40.**

Reform-Rockhosen.
Weit geschnitten, mit Seitenschluss und gezogenem Bund.
Nr. 7774, Dunkelblau oder schwarz reinwollen Cheviot.
Backfisch-Grösse Stück ℳ **7.25.**
Normal-Grösse Stück ℳ **8.25.**
Nr. 7775, Grau, modefarb., dunkelblau od. schwarz Panama.
Backfisch-Grösse Stück ℳ **7.—.**
Normal-Grösse Stück ℳ **8.—.**



Zu vorstehenden Rockhosen:
Weisse Einknöpf-Beinkleider.
Aus Chiffon, ohne Besatz:
Backfisch-Grösse Stück ℳ **2.15.**
Normal-Grösse Stück ℳ **2.25.**
Aus Halbwollen-Flanell:
Backfisch-Grösse Stück ℳ **3.75.**
Normal-Grösse Stück ℳ **4.—.**
Ersatz für Unterbeinkleider.

Jacquard-Gedecke
Reinleinen, Marke 711. Kleeblatt.
Hausmacher, gesäumt.
Tischtuch-Grösse 130×170 Cm. mit 6 Mundtüchern ℳ **7.80.**
Tischtuch-Grösse 156×170 Cm. mit 6 Mundtüchern ℳ **8.40.**

Einzel. Damast-Tafel-Mundtücher
wozu Tischtücher nicht mehr vorrätig, in verschiedenen Blumen-, Figuren- und Stil-Mustern.
Marke 1050. Verbürgt Reinleinen!
Grösse 65×65 Cm., gesäumt. Dutzend statt ℳ **12.—** nur ℳ **8.40.**

Hausmacher Jacquard-Handtücher
Marke LJ,
Weissleinen in Streifen- u. Blumen-Mustern Grösse 48×125 Cm, gesäumt und gebändert, das Dutzend ℳ **8.50.**

Gerstenkorn-Handtücher
Marke 200G,
Reinleinen, mittelstarkfädig, weiss mit a) roter, b) blauer Borde, abgepasst, gesäumt und gebändert. Grösse 42×115 Cm., Dtzd. nur ℳ **6.40.**

Kleiderstoff „Victoria“
Ersatz für Wollstoff.
Tuchartiges Baumwollgewebe in dunklen und lebhaften Streifen- und Karo-Mustern.
Breite 60 Cm., das Meter **nur 52** Pf.
Stück von 24 Metern (3 Kleider) ℳ **12.—.**

Eigene mechanische u. Hand-Weberei, Näherei- u. Stick-Werkstätten: **Landeshut i. Schl.**

☞ ***Bitte die neu erschienene Haupt-Preisliste Nr. 403 zu verlangen.***

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Soeben erschienen:

Um Zepter und Kronen.

Zeitroman
von
Gregor Samarow.

Neue billige Ausgabe.

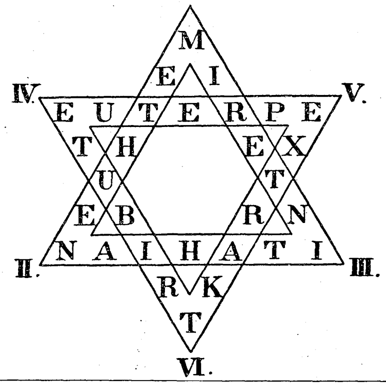
Geheftet (früher M. 18.—) M. 3.—,
gebunden (früher M. 22.—) M. 4.—.

Die Weltereigniſſe im Gewande des Romans vor dem geiſtigen Auge vorüberziehen zu laſſen, hat einen eigenen Reiz. Kein deutſcher Schriftſteller hat wohl das Intereſſe der Leſer für ſeine Romanſchöpfungen dieſes Genres ſo zu ſpannen vermocht wie Gregor Samarow, der in dieſem Roman alle jene gekrönten Häupter, diplomatiſchen und militäriſchen Perſonen lebenswahr porträtiert, deren Handlungen die Kataſtrophe von 1866 herbeiführten. Die Art, wie er alle auftretenden geſchichtlichen Perſönlichkeiten jener denkwürdigen Zeit darſtellt und die verborgenſten Begebenheiten enthüllt, iſt bewunderungswürdig. Die Form iſt allerdings Dichtung, der Kern aber Wahrheit.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Der Jugend liebstes Spiel ist **REX** Das Schach für alle Welt. Neuestes Brettspiel. **REX** Ueberall erhältlich. Rexverlag Berlin 16. Koepenickerstr. 31 B.

Auflöſungen der Rätſelaufgaben Seite 27:



Des Sternrätſels:

Des Silbenrätſels: Almrauſch.

Des Füllrätſels: Juiſt, Juriſt.

Des Buchſtabenrätſels: Jerichow, Jericho, Erich.

Richtige Löſungen ſandten ein: Frau Ida Rengert in Berlin (3); „Der kluge Eduard“ in Stuttgart (3); Joh. B. Stoppel in Hamburg (3); Frl. Jenny Rohen in Dresden (3); „Oedipus“ in Emden (4); Baron Charles Reislin jun. in Baden (3); „Süddeutſche“ am Klingelpütz in Köln a. Rh. (3); L. Meyer in Hannover (3); Frau G. Bernhardi in Budapeſt; Ernſt Zimmermann in Frankfurt a. M. (2); H. Steinmüller in Breslau; Frau Olga Kühn in Wien (2); P. Richter in Baſel; Fritz Menne in Leipzig; Otto Scherer in München (4); „Hans und Anna“ in Innsbruck (2); Frau Roſa Hechinger in München; Erich Borchardt in Königsberg i. Pr. (3); „Paula“ in Hildesheim; Frau Agnes Fiedler in Wien (3); „Maus und Muki“ in Hamburg (3); Louis S. Oppenheim aus New York, z. Z. in Caſſel (3).

Aus Induſtrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Angeſichts der ſich häufenden Fälle von Lyſol- und Karbolvergiftungen lenkt ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit immer mehr auf das neue Desinfektionsmittel Lyſoform, das ſich in der Aerztewelt ſchon ſeit langem einer wohlverdienten Wertſchätzung erfreut. Die Lyſoformlöſungen ſind im Gegenſatz zu Lyſol und Karbol frei von üblem Geruch, im Gebrauch vollkommen ungefährlich und können ſelbſt bei verſehentlich falſcher Anwendung keinerlei Vergiftung oder Verätzung verurſachen. Aus dieſem Grunde geben die Aerzte das Mittel dem Laien unbeſorgt in die Hand und empfehlen deſſen Gebrauch beſonders in der Familie. Lyſoform bietet Schutz vor Anſteckung, iſt angenehm im Gebrauch und hält jeden üblen Geruch fern.

Deutsche Revue. Herausgegeben von **Richard Fleischer.**

Das ſoeben erſchienene Oktober-Heft enthält: Friedrich Graf Revertera: Rechberg und Bismarck 1863 bis 1864. — General der Artillerie z. D. Rothe: „Wehrkraft“. — Tommaſo Salvini: Der Urſprung der italieniſchen dramatiſchen Kunſt im Laufe des 16. Jahrhunderts. — Einige weitere ungedruckte Briefe des Generalfeldmarſchalls Grafen v. Roon. — Profeſſor W. Manz: Wie Blindgeborene ſehen lernen. — Alberta v. Puttkamer, unter Mitwirkung von Staatsſekretär a. D. Max v. Puttkamer: Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elſaß-Lothringen. — Dr. v. Schulte: Was iſt von Pius X. zu erwarten? — Germain Bapſt (Paris): Der Friede von Villafranca. — Balduin Groller: Die Sünde, die nicht vergeben wird, Skizze. — Der Aufſtand in Makedonien. — Sprachwiſſenſchaft und Ethnographie: Max Müller und Heinrich Barth.

Monatlich ein Heft von 128 Seiten. Vierteljährlich M. 6.—.
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

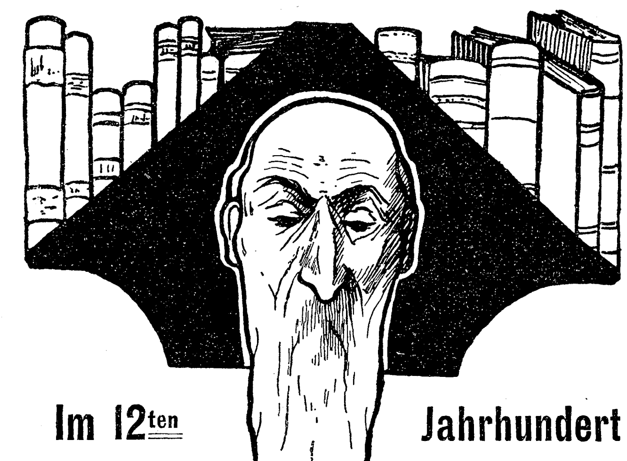
Billige Seiden-Preise

lohnen den direkten Bezug von Seidenſtoffen jeder Art. Wundervolle Neuheiten. Foulards von 95 Pf. an per Meter. Verſandt porto- und zollfrei an Jedermann. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Nach jeder Mahlzeit

genügen fünf Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeiſt“ (Alcool de Menthe de Ricqlès), um ein ſofort fertiges, erfriſchendes und pikantes Getränk herzuſtellen, deſſen Koſten nur einen halben Pfennig betragen. Bewährter Haustrunk bei ſchlechter Verdauung, Magendrücken, Blähungen und Mattigkeit. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Colonialwaarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M.



Im 12ten Jahrhundert
fand man Büchereien

nur in den Klöstern, die Bücher mit Ketten an Gestelle angeschlossen! Heute hat Jedermann Bücher, aber wie und wo am besten unterbringen, das ist die Frage. Die Antwort: in **Union-Bücherschränken,** den besten, praktischsten, billigsten.

Heinrich Zeiss' Union-Bücherschränke sind jederzeit zu vergrössern. Mit einem Abteil, Auf- und Untersatz fängt man an, fügt Abteil auf oder Abteil neben Abteil, so hoch, so breit, wie man will. Preisbücher kostenlos.

Heinrich Zeiss, 36 Kaiserstrasse 36
Grossherzogl. Hoflieferant. **Frankfurt a. M.**

Stiftung v. Zimmermann'sche Naturheilanstalt Chemnitz.

Neues zweites Kurhaus, Heilgymnast. Zander- u. orthopädisches Institut. Elektromagnetisches Institut (System Conrad) (bei **Nervenschmerzen, Rheumatismus, Schlaflosigkeit** etc.). **Elektr. Vierzellenbad** und **Wechselstrombäder** (bei Nervenleiden, Herzvergrößerung etc.), **d'Arsonvalisation** (bei Nervosität), **Röntgen-, Finsenbehandlung, neue Sonnenbäder** (auch im Winter), **Sandbäder** (mit Elektromotorbetrieb). Sommer- und Winterkur, tägl. von 5—12½ Mk. Alles inbegr., auch 1. Konsult. u. Zwischenmahlzeiten. **Dir. Arzt Dr. Disqué,** Verf. von „Naturg. Behandl. der Krankheiten“ und „Diätet. Küche“, O. Spamer, Leipzig. Gr. Erfolge b. **Nervenleiden** (Hypnose, Hydrotherapie, Elektrizität, Luft-, Sonnen-, elektr. u. kohlensaure Bäder), **Rückenmarkskrankh.** (kompensatorische Uebungstherapie), **Nieren-, Blasenleiden, Gicht, Rheumatismus** (Sandbäder, Fango), **Zuckerkrankheit, Magen-, Darmleiden** (Feststellung der Diät nach Untersuchung des Mageninhalts), **Korpulenz** (elektr. Lichtbäder), **Herz-, Frauenleiden** (Thure-Brandt), **Rückgratsverkrümmung** etc., 3 Ärzte, 1 in Deutschland approb. Ärztin, 1 schwedische Orthopädin. Prospekte frei durch die Inspection. Der Vorstand.

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3.** Prosp. gratis.

**Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

3 Ärzte
Prospecte frei
Bilz
Naturheilanstalt
Dresden Radebeul.
Gute Heilerfolge.

Bilz' Naturheilbuch. 1 Million Expl. verkauft. Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

Ges. geschützt.
(citronens. Mentholäther.)
Bestes **Schnupfenmittel** der Welt.
— In allen Apotheken. —
Dr. E. Krause, Leipzig.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis — Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. — Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Kuntze's Rasse-Hunde-Züchterei u. Handelszwinger

Inhab. Frau Kuntze, Wiesenburg (Mrk.) versendet nach all. Weltteilen moderne Renommir-, Sports-, Luxus-, Gebrauchshunde, Schoss- und Salonhündchen jed. Alt. Preisliste 30 ₰.

Buchführung
Deutsch. Reichs Patent.

Correspondenz
Rechnen
Comtoirpraxis
Verlangen Sie gratis Prospect u. Probe
FERDINAND SIMON
gerichtlicher Bücher-Revisor
BERLIN O. 27.
Mit dem patentirten Schönschriftfederhalter u. der Schönschriftfeder wird jede Schrift schön
Probe Lection gratis

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobſtr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

Haar-Feind von Franz Schwarzlose entfernt alle hässl. Gesichts- u. Armhaare sicher sofort und unschädlich. Dose 2 M. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 n. Colonnaden.
Enthaarung.

Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernſt Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

O. H. MEDER
LEIPZIG MARKT No 11.

Artikel für die Jugend. Modell-Dampfmasch., Dampf- und Uhrwerk-Eisenbahnen, Laterna magica, Elektr. Appar.
Lehrmittel, Globen, Phonographen, Influenzmaschinen etc.
Jll. Weihnachts-Catal. geg. 10 Pfg.-Marke.

Vorbildungsanstalt für
Militär & **M**arine
verbunden mit Pensionat.
Stuttgart, Hasenbergsteige Nro. 5.
Dirigent: **Osc. Hanke,**
Königl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.

KALODONT
BESTE
ZAHN-CRÊME
erhält die Zähne
rein, weiss, gesund.

Bei der Constipation (Stuhlverstopfung) ist

Cascarine Leprince

nach dem Gutachten vieler Professoren und Aerzte dasjenige Mittel, welches die Krankheit heilt und absolut unschädlich ist. Bestandteile: Cascarine Extrakt 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.— In allen Apotheken erhältlich. Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.

Serravallo's

China-Wein mit Eisen.

Unentbehrlich für Schwächliche, Blutarme und Reconvalescenten.
Appetit anregendes. — Nerven stärkendes.
Blut verbesserndes Mittel.
Vorzüglicher Geschmack.
Ueber 2000 ärztliche Gutachten.
J. SERRAVALLO, Trieste-Barcola.
Nur in Originalflaschen zu ½ Liter à M. 3.— oder zu 1 Liter à M. 5.50.
Käuflich in den Apotheken.

Vino di China Serravallo
Ferruginoso
Farmacia Serravallo

Preis M. 16.— incl. Uebungs-Tabelle

Sandow's Obesity-Reducer

ist das rationellste Mittel für **DAMEN** welche **schlank werden** resp. **bleiben** möchten.

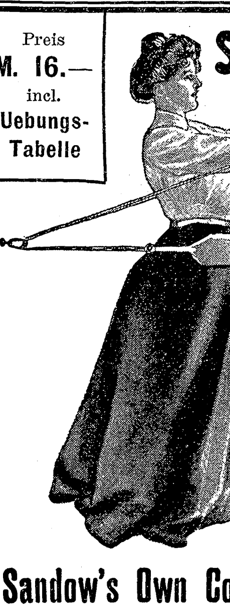
Keine besondere Diät!
Keine Hungerkur!
Keine Medicamente!

Nur 10 Minuten pro Tag mässiges Ueben.

In England mit enormem Erfolge eingeführt.

Bezugsquellen werden nachgewiesen von

Sandow's Own Combined Developer, HAMBURG I.



Hewel & Veithen,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.
Köln und Wien.

Gesundheit ist Reichthum — Fabrik Marke

Dr. Lahmann's Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.

Vertreter für ganz Russland: **Rud. W. Seuberlich in Riga.**

Cederlunds allein ächt
GENUINE CALORIC PUNCH
Feinste Marke.
Haupt-Niederlage für Deutschland: Carl v. Freidenfelt, Lübeck.

Versand-Geschäft **MEY & EDLICH** Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nichtgefallende Waren
werden
bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Kleiderröcke.

Nr. 6042. **Beliebter Kleiderrock aus gutem, schwarzen, reinwollenen Cheviot,** durchweg gefüttert, vorn an der Seite zu schliessen. hinten mit gegenseitig gelegter Falte, fünfteilig geschnittener Rock . . . . M. 10.50.

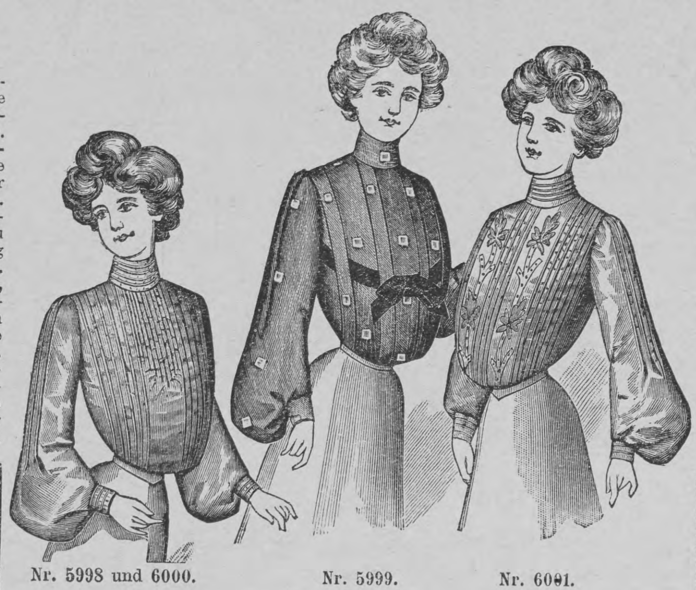
Nr. 6043. **Moderner Kleiderrock aus gutem, schwarzen, reinwollenen Cheviot,** durchweg gefüttert, vorn an der Seite zu schliessen, hinten ohne Falte, siebenteilig geschnittener Rock . . . . M. 12.50.

Nr. 6045. **Moderner Kleiderrock aus gutem, schwarzen, reinwollenen Cheviot,** durchweg gefüttert, vorn an der Seite zu schliessen, hinten mit gegenseitig gelegter Falte, siebenteilig geschnittener Rock mit ausspringenden Falten . M. 17.25.

Nr. 6046. **Kleiderrock** in gefälliger Form aus **gutem, schwarzen, reinwollenen Cheviot,** durchweg gefüttert, siebenteilig geschnittener Rock, vorn an der Seite zu schliessen, hinten ohne Falte, gefällig mit schwarzer, gemusterter Tresse garniert . . . . M. 18.—.

Nr. 6049. **Eleganter Kleiderrock** aus **gutem, schwarzen, reinwollenen Cheviot,** durchweg gefüttert, siebenteilig geschnittener Rock, hinten glatt **gearbeitet,** Nähte sehr hübsch mit schwarzem Atlasbesatz garniert, wodurch eine sehr schlanke Figur erzielt wird . . . . M. 21.—.

Stoffproben
versenden wir
unberechnet und portofrei.



Nr. 5998 und 6000. Nr. 5999. Nr. 6001.

Damen-Blusen.

Nr. 5998. **Sehr preiswerte Bluse** aus **reinseidenem Taffet,** durchweg gefüttert, **schwarz, rot, hellblau, weiss** oder **champagne** (hellbastfarben) mit reicher Fältchengarnitur, Vorderteil hemdblusenartig gearbeitet . . . . M. 10.50.

Nr. 5999. **Sehr warmhaltende Bluse** aus **reinwollenem Zibellinestoff** mit bunten Würfeln, durchweg gefüttert. Vorderteil in Falten genäht mit Garnitur von schwarzem Samtband, **marinemeliert** mit bunten Würfeln, **blaugraumeliert** mit bunten Würfeln oder **braunmeliert** mit bunten Würfeln . M. 10.75.

Nr. 6000. **Beliebte Bluse,** Form wie Nr. 5998, aus **gutem, schwarzen, reinseidenen Merveilleux,** durchweg gefüttert. Stehkragen, Vorderteil, Rücken und Aermel mit reicher Fältchengarnitur . . . . M. 13.—.

Nr. 6001. **Reizende Bluse** aus **reinseidenem Taffet,** durchweg gefüttert. Stehkragen, Vorderteil, Aermel und Rücken mit Fältchengarnitur, Vorderteil mit Applikation und Seidenschnurstichstickerei, **weiss** mit goldfarbiger Applikation und Chenilleknötchen, weisser Schnurstickerei, **champagne** (hellbastfarben) mit reseda Applikation und reseda Chenilleknötchen und champagne Schnurstichstickerei. **hellblau** mit schwarzer Applikation und schwarzen Chenilleknötchen, hellblau Schnurstichstickerei. Vorderteil hemdblusenartig gearbeitet . . . . M. 13.50.

Unser ungemein reichhaltiges,
mit über 5000 Abbildungen ausgestattetes
Preisverzeichnis
versenden wir
unberechnet und portofrei.

Matheus Müller „Champagne“
süss, halbtrocken, trocken.
Jn Deutschland auf Flaschen gefüllt.

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER
REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural. 1.0
Extr. rhei spin sicc.
" " chinae reg frig. par. aa 2.0
" " Aloes 0.10
" " cascar. sagr. am. sicc. 2.0
Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Solv. in Aqu. Marienb. . . . . . q. s.
Evapor. ad. mass. pil. adde:
Natr. Taurocholic 0.60
Solve in aquae.
Fiat pilul. N° 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.

Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.

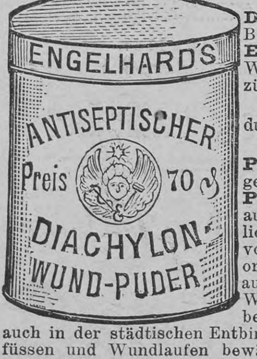
Die allein echten
Marienbader Reductions-Pillen.

General-Depôt:
Hubertus Barkowski
Berlin, Weinstr. 20 a

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut
KALODERMA
KALODERMA-GELÉE ⁂ KALODERMA-SEIFE
KALODERMA-PUDER.
F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.



Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders.

„Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen.“

Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Zu beziehen durch die Apotheken.

Lysoform

unentbehrlich in jeder gebildeten Familie

ein Antiseptikum für den Haushalt. Ausgezeichnet für Wundreinigung. Spülungen u. Waschungen **schützen vor Ansteckung** jeder Art, **beseitigen jeden üblen Geruch. Wichtig für Frauen!** Es ermöglicht **ungefährliche** Desinfektion, und zwar **im Gegensatz zu Lysol ohne üblen Geruch** zu hinterlassen. Erzeugt keine Flecke. Eingeführt in ersten Krankenhäusern. Bestens bewährt in der **Kinder-Krankenpflege.** Flasche 65 Pf., 1.30, 2.20 in den Apotheken, Drogerien etc.

Oehme & Weber, Leipzig 8.

Fabrikation von **patentierten u. geschützten** Artikeln für **Gartenbau, Blumen- u. Obstkultur.** Spezialitäten: Blumenſpritzen Marke **„Nibelungen-Ring“, drehbare** Blumenbretter, **zusammenlegbare** Blumentreppen u. ſ. w. — Vielfach preisgekrönt. Preisliſten gratis und franko.

Sommer- u. Winterkuren.

510 m **BAD** ü. d. M.
Rudolfshöhe
bei Alpirsbach (Schwarzwald).
Streng wissenschaftlich geleitete Kuranstalt I. Ranges. *Modern eingerichtet mit allen neuzeitlichen Heilfaktoren.* Zentralheiz. u. elektr. Beleucht. Prosp. grat. u. frco. durch die **Direktion.**

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttauſend Francs,
ſilberne u. goldene Medaillen
und hors concours.
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Cléry** in Marſeille, Frkr.

VOR GEBRAUCH.

Wirkung
durch
Charis
ärztl. geprüft

NACH GEBRAUCH.

„Charis“ Deutsches Reichspat. 131122 (pat. i. Oest., Schweiz etc.), bes. **Falten, Runzeln, eck., hässl. Gesichts- u. Nasenform, unschöne Züge.** Dauernd. Erfolg. gar. N. Aussage w. Kund. a. b. Kopfschmerz u. Schlaflosigk. vorz. bew. **Orthop.** Anwendg. **„Sei gegrüsst!“** Deutsch. Reichs- pat. 143308, m. d. z. Hause. **Teint natürl. ros. zart.** Prosp. g. Porto. **Frau Schwenkler, Berlin W. 71, Potsdamerstr. 86B,**

Herz-Stiefel

mit dem „Herz“ auf der Sohle

berühmt durch Solidität

Eleganz u. vorzügliche Passform.

Engros von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A. G.
vorm: Otto Herz & Co.

Seit dem Jahre 1868 in Verwendung.

Berger's Theer Seife

durch Wiener medicinische Capacitäten empfohlen, wird in den meisten Staaten Europas mit glänzendem Erfolge angewendet gegen

Hautausschläge aller Art,

insbesondere gegen chronische und Schuppenflechten, parasitäre Ausschläge sowie gegen Kupfernase, Frostbeulen, Schweissfüsse, Kopf- und Bartschuppen. **Berger's Theerseife** enthält **40 Percent Holztheer** und unterscheidet sich wesentlich von allen übrigen Theerseifen des Handels.
Bei hartnäckigen Hautleiden wendet man auch an die sehr wirksame

Berger's Theerschwefelseife.

Als **mildere Theerseife** zur Beseitigung aller **Unreinheiten des Teints,** gegen Haut- und Kopfausschläge der Kinder sowie als unübertreffliche kosmetische **Wasch-** und **Badeseife** für den **täglichen Bedarf** dient

Berger's Glycerin-Theerseife,

die 35 Percent Glycerin enthält und parfümirt ist.
Preis per Stück jeder Sorte 60 Pfg. oder 70 h sammt Broschüre.
Zu haben in allen Apotheken und besseren Droguerien des deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns.
Begehren Sie in den Apotheken und Detailgeschäften ausdrücklich **Berger's** Theerseifen und sehen Sie auf die hier abgebildete Schutzmarke.
Da aber auch Fälschungen mit dem Namen Berger vorkommen, so beachten Sie ausser der **Schutzmarke** auch den Ursprung: **Fabrik G. Hell & Comp., Troppau.**
Ehrendiplom der intern. pharm. Ausstellung und Goldene Medaille Paris 1900.

Schutz-Marke A.B. & Cp.

KÖHLER Nähmaschine
ANERKANNT BESTES FABRIKAT DER GEGENWART.
Käuflich in allen besseren Geschäften des IN- und AUSLANDES.
Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.
Hermann Köhler Altenburg S/A.
NÄHMASCHINENFABRIK.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

Dieser Nummer liegt ein **Probebogen** der **„Deutschen Romanbibliothek“** gratis bei, der gefälliger Beachtung besonders empfohlen wird.

Über Land und Meer

Nr. 4

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman
von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Die kleine Marinka, das Meſſer zwiſchen den Zähnen, ſah ihrem Herrn traurig nach. Ach, armes Hühnchen! Wenn ſie „put, put“ gemacht, war es immer zuerſt gekommen!

Unwillkürlich lockerten ſich ihre Hände, mit einem Aufkrähen entwiſchte ihr das Huhn — fort war es, ſaß auf dem Lattentor und drehte äugelnd das Köpfchen, war jetzt ſchon drüben auf dem Hof und ſtob mit geſpreizten Flügeln davon.

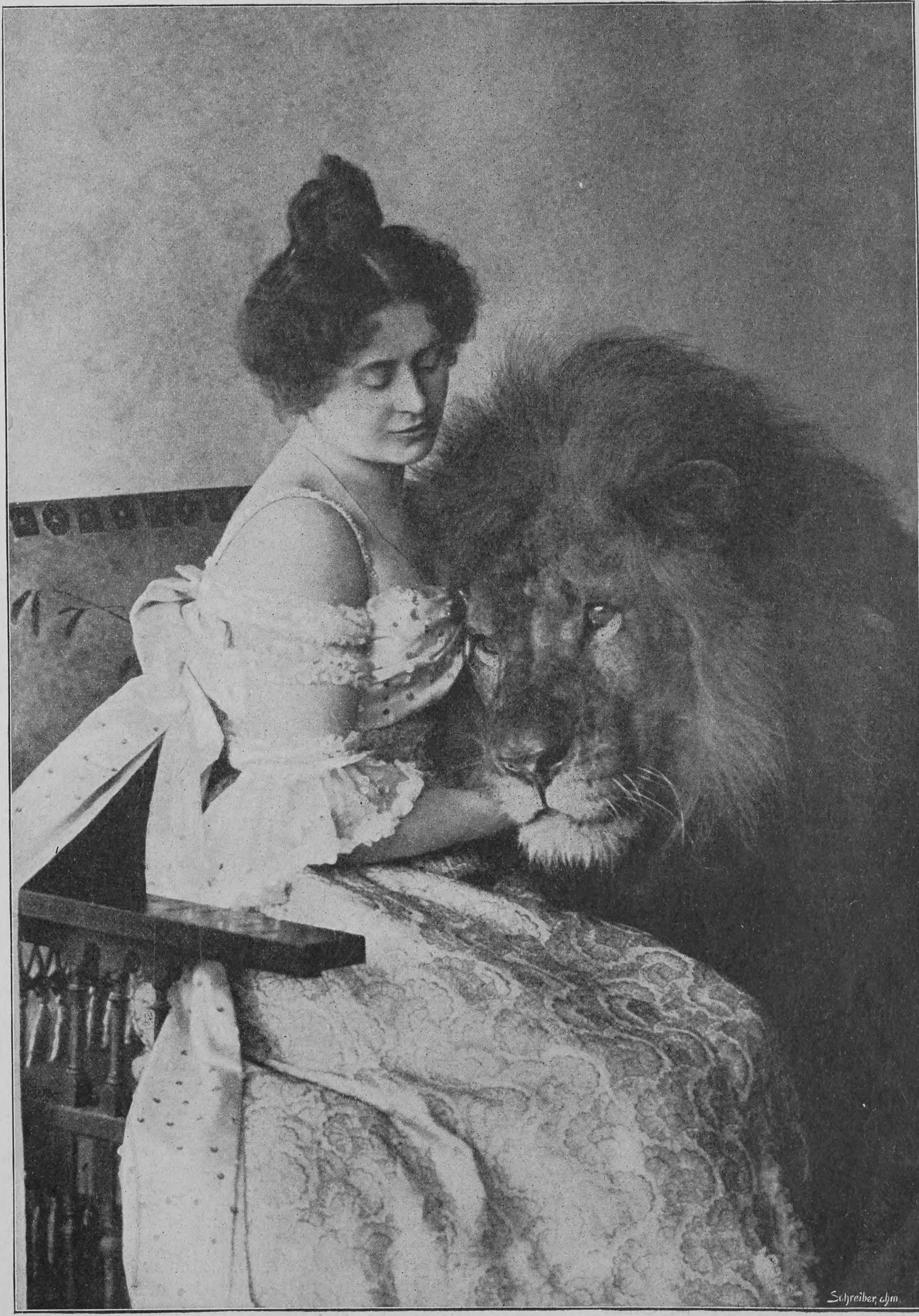
Sie war ihm nachgelaufen, die Hände ausſtreckend, um es zu greifen. Ueber den Hof bis zur erſten Scheune ging die Jagd. Es ließ ſich nicht fangen.

„Put, put — put, put!“ Da hielt es zutraulich an, pluſterte ſich auf und pickte ein Körnchen.

Heilige Maria, nein, ſie konnte es nicht ſchlachten! Vater, Mutter waren im Himmel, Hühnchen durfte nicht auch dahin gehen! Sich niederkauernd beim pickenden Liebling, weinte die kleine Marinka aufs neue bitterlich. Hilfeſuchend irrte ihr Blick über den öden Hof. Da — ſah ſie recht? — wie Sonnenſchein blitzte es plötzlich durch den Schleier ihrer Tränen, ſchnell war ſie auf den Füßen, ſchnell zugeſprungen — da lag was am Boden zwiſchen Unkraut und Spreu mit gelben Füßchen und ſchön ſchwarz und weiß und war ſchon tot!

„Heilige Mutter, heilige Schutzpatronin, du haſt geſehen armes Waiſenkind!“ Entzückt ſtammelte die kleine Marinka; das Meſſer entglitt ihren Zähnen, flugs nahm ſie es wieder zur Hand. Raſch das tote Hühnchen noch abgeſchlachtet! Perlhuhn iſt Perlhuhn — wer wird es merken?!

Frau Thereſe war beſchäftigt, in der geräumigen Speiſekammer, auf dem Tiſch hinter dem nach dem Hofe herausgehenden ſtark vergitterten Fenſter, die Kiſte für ihren Aelteſten zu packen. Er hatte geſchrieben, daß er einem abkommandierten Regimentskameraden ein letztes kleines Frühſtück zu geben beabſichtige. Und das war ſo viel gemütlicher in den eignen hübſchen Räumen als bei Dreſſel — und auch ſo viel billiger! Die Mutter ſchickte. Ein Korb Krebſe, in Neſſeln verpackt, kam morgen früh noch dazu, per expreß; Löb Scheſtel hatte ſich beim Haupt ſeiner Kinder verſchworen, daß er die in der Nacht gefangenen Krebſe bereit halten würde bei Morgengrauen. Der Milchjunge konnte ſie bei ihm abholen, vielmehr beſſer, ſie beſorgten beide miteinander die Kollis zur Poſt, Scheſtel den Milchjungen und der Milchjunge den Löb Scheſtel kontrollierend.


Schreiber, chm.

Ein gefährliches Tete-a-tete: Miß Heliot mit ihrem Lieblingslöwen
Nach einer Naturaufnahme von Hofphot. Hildenbrand in Stuttgart (Text S. 84)

Die Krebſe aus dem See von Miaſteczko hatten eine gewiſſe Berühmtheit im Kreis der Kameraden; Frau Thereſe konnte ſchon eine ganze Anzahl von Anſichtspoſtkarten aufweiſen:

‚Der gütigen Frau Mama unſers lieben Keſtner heißen Dank!‘

Die ſelbſtbereitete Gänſeleberpaſtete — die Mamſell hatte ein Geheimrezept — war auch nicht zu verachten, konnte neben jeder Straßburger beſtehen. Entenpotrawe in einem hohen Steintopf, ſorglich mit Pergament verbunden, brauchte nur warm gemacht zu werden; Rebhühnchen, in Weinblättern und Speckſcheiben geſchmort, lagen ein Dutzend bei, und für Paul, der keine Rebhühner mehr ſehen konnte, wurde eben noch raſch ein ganz zartes Perlhuhn abgebraten.

Wenn nur alles gut ankam, die friſchen Butterkuchen nicht zermürbten, die Ananaserdbeeren im dicken Zuckerſaft und die Glaskrauſe voll Rumfrüchte nicht in Scherben gingen!

Beſorgt packte die Mutter, und ihr ſtrenges Geſicht wurde weich dabei. Der gute Junge, wie würde er wieder ſchmunzeln! Sie ſah ſo deutlich ſein gebräuntes Geſicht mit der weißen Stirn über dem roten Attila und ſeine lachenden Augen. Sie konnte es nicht ändern, der Huſar war nun einmal ihr Verzug; nicht, daß ſie den Referendar weniger geliebt hätte, aber der war ja ſo in der Nähe, kam faſt alle Sonntage von Poſen herüber. Und Cornelia? Nun, die war ohnehin ſchon des Vaters Liebling! Frau Thereſe wußte, ihr Mann legte bereits zurück für eine große Mitgift.

Wenn nur der Hoppe nicht ſo abgängig wäre, dann würde man noch beſſer fahren bei den ſchlechten Zeiten! Solange ſie ſelber ihren guten Augen trauen durfte, ging's ja noch an, aber wenn Gott ihr die Kraft nicht mehr ließ, was dann? Wenn denn durchaus keiner der Söhne Przyborowo übernehmen wollte — und konnte man's ihnen verdenken, daß ſie nicht auf der Klitſche verbauern, ſich nicht in der Provinz vergraben wollten? — war es das beſte, zu verkaufen. Der Boden war glänzend und noch hoch in Kultur — das liebe Przyborowo, es war einem doch ſehr teuer!

Frau Keſtner verſchloß ihre Vorratsſchränke und hakte die Schlüſſel in ihren Schlüſſelbund; den überließ ſie niemand, auch der Mamſell nur für Augenblicke. Mit dem Bewußtſein, die Kiſte bis zum Rande gefüllt zu haben, ſchritt ſie, ihre ſtattliche Geſtalt ein wenig bückend, unter den ſelbſt gegoſſenen Talglichtern her, die in langen Kränzen von der Decke baumelten, zum Ausgang.

Da hörte ſie ihren Mann aufgeregt rufen:

„Thereſe, Thereſe!“

Gott verhüte, es war doch etwa keine ſchlechte Nachricht von den Jungen gekommen? Eben hatte ſie den Landbriefträger mit ſeinem Knotenſtock und der umgehängten Poſttaſche vom Hof gehen ſehen.

Sie lief ins Studierzimmer.

Keſtner ſaß auf ſeinem Sofa unter dem Bildnis des Kaiſers und rang nach Luft.

„Da ſiehſt du nun, Thereſe, da haben wir's — da ſchreibt der Paul ſchon wieder nach Geld!“ Er legte den im erſten Aerger zerknitterten Brief vor ſie auf den Tiſch. „Und warum? Haha!“ Er lachte gezwungen. „Weil er jetzt, da er Rittmeiſter geworden, noch ein Pferd haben müßte — was ſagt man dazu: zwei für ſich, eins für den Burſchen und eins für das neue Break! — Der Junge denkt wohl, ich finde das Geld auf der Straße! Lies nur, lies!“

Sie las, las lange. Die großen ſteilen Schriftzüge waren leicht zu entziffern, viel ſtand nicht auf dem Bogen, aber ſie überlegte bei jeder Zeile: war es wirklich nur wegen des neuen Pferdes, oder hatte er etwa wieder geſpielt?!

Keſtner ſtöhnte. „Da hab' ich ihm was von ganz leidlicher Ernte geſchrieben — natürlich, nun wird gleich darauf losgelebt wie ein Wilder!“

„Das kannſt du nicht ſagen, das iſt unrecht!“ Die Mutter hielt ſich den Brief dichter vor die Augen und las und las. „Er ſchreibt, alle andern haben mindeſtens ſo viel im Stall!“

„Unſinn! Das ſoll er jemand anderm einreden — mir nicht!“

„Aber da lies doch — es iſt nicht anders möglich!“ Thereſens Stimme klang gereizt. „Baron Kramſtal hat vier, Herr von Korendowski fünf, Graf Dohnat vier, Falk von Falkenſtein fünf, und der Bleichmeier hat ſogar einen ganzen Rennſtall! Da kann man es Paul doch wahrhaftig nicht verdenken, daß er nicht gänzlich zurückſtehen will. Du mußt ein Einſehen haben, Moritz! Dann hätten wir unſern Sohn eben nicht Offizier werden laſſen dürfen!“

„Ja, da haſt du recht — hm, ja!“ Er nickte mehrmals raſch hintereinander. „Freilich — was ſein muß — hm — muß ſein!“ Den Kopf in die Hand ſtützend, grübelte er vor ſich hin.

Thereſe ſtand ruhig und wartete. Sie wußte, er würde ſich ihrer beſſeren Einſicht nicht verſchließen. Sie würde übrigens mal ſelber Hoppe vornehmen und ſich informieren, was in dieſem Monat einging. Ohnehin wollte ſie ihm ſagen, daß dieſe Verſchwendung von Hofperſonal nicht am Platz ſei. Mochten die Dirnen nur draußen mehr mithelfen — weibliche Arbeitskraft iſt doch immer noch nicht ſo teuer wie männliche —, wenn zwölf zur Melke blieben, waren's reichlich genug, die konnten ſiebzig Milchkühe bequem ſchaffen, mochten ſie ihre Daumen brauchen! Und die Hühnermagd konnte noch die Schweine mit übernehmen — Hühner machen ja gar keine Arbeit! Man mußte ſparen an allen Enden!

Ihre ſcharfen Augen gingen durchs Fenſter auf den Hof, deſſen Breite, mit dem Tor in der Mitte, man bequem vom Studierzimmer aus überſehen konnte. Und noch weiter ſah man, wie ein Bild, von den Pfoſten des offenen Hoftors eingerahmt, ein Stück der Felder, ſich in den Himmel verlierend.

Auf der baumloſen Fläche, dunkel gereckt, ragte am Horizontrand der Turm von Pociecha. So hatte man den immer geſehen, alle die 35 Jahre, die man hier gewohnt, er würde einem ordentlich fehlen. Aber daß ſich da jetzt noch Ziegeldächer erhoben — wenn die Sonne darauf ſchien, blendeten ſie — das war ſtörend!

„Du,“ ſagte Frau Keſtner plötzlich und wendete ſich ihrem Manne zu, „iſt es wahr, daß der Niemczycer mit den Anſiedlern fraterniſiert? Er ſoll immer hinfahren, ſich um jeden Quark kümmern, als wär's ſeine eigne Angelegenheit. Wenn Scheftel das Fleiſch in die Küche liefert, erzählt er immer der Mamſell — natürlich, der Jude iſt entzückt von ſo was! Ich muß geſtehen, ich hätte Doleſchal für innerlich vornehmer gehalten. Man ſieht, das Hochnäſigſein macht's nicht!“

„Ein Eſel iſt er!“ Unwirſch fuhr Keſtner auf. „Proletariat ladet er uns auf den Hals! Was ſollen wir mit den Leuten? Zu Arbeitern ſind ſie viel zu anſpruchsvoll, ſie hetzen uns nur unſre eignen Leute auf. Hätte ſich früher einer von den Hieſigen unterſtanden, zu ſagen, er will nur bis acht Uhr arbeiten?! Bis die Sterne am Himmel ſtanden, bei Mondſchein noch haben unſre Senſen gemäht! Die Ruſſen im Akkord hauen die ganze Nacht durch, wenn's ſein muß. Und Sonntag, Sonntagsruhe — ei, daß dich!“ Er zog die ſeidene Mütze herunter, die er immer trug, ſowohl im Hauſe als auf dem Hofe, und warf ſie auf den Tiſch. „Nun muß man ruhig zuſehen, wie einem das ganze Getreide verpladdert!“

„Rege dich nicht auf,“ bat Thereſe. „Jeder vertritt eben, was er für gut hält!“

„Gut hält — gut hält! Kann ich denn tun, was ich für gut halte?! Wie ein Spürhund iſt die Regierung einem auf den Hacken. Und der Doleſchal macht den Aufpaſſer. Ich werde es aber Paul ſagen, daß mir die dicke Freundſchaft nicht mehr paßt. Wenn wir uns hier zuſammenſchlöſſen, alle an einem Strang zögen, dann möchte ich doch ſehen, wer die Karre anders ſchiebt. Aber Doleſchal iſt eben liiert mit dem H-K-T — ſeit wir den hier haben, iſt alles zugeſpitzt. Es iſt einfach nicht mehr auszuhalten!“

„Ja,“ ſagte ſie raſch, „es wäre das beſte, wir verkauften, dann wiſſen doch auch die Kinder, woran ſie ſind.“

„Nun natürlich!“ Er ſtand auf und ging an ſeinen Geldſchrank. Umſtändlich ſchloß er auf. Und dann entnahm er einem beſonderen Käſtchen einen Schein. „Da, ſchick das dem Jungen! — Aber nicht von Miaſteczko aus,“ grämelte er nach einer Pauſe, in der er geſtanden und ſtarr in den noch geöffneten Geldſchrank hineingeguckt. „Es wird ſonſt gleich ruchbar. Ich mag nicht, daß ſie wiſſen, was ich verſchicke. Man wird ſo wie ſo immer überſchätzt.“

„Ich werde morgen nach der Kreisſtadt fahren — ſchade, daß es heute zu ſpät — und von da ſchicken, per eingeſchriebenen Brief. Bei der Gelegenheit fahre ich bei der Landrätin vor. Ich will ihre Kinder in den Herbſtferien zu uns heraus laden.“

„Die Kinder — in den Ferien?“ Sein Geſicht wurde lang. „Muß das ſein?!“

„Ich bitte dich, Moritz, es muß nicht grade ſein, aber“ — eine kleine, ungeduldige Röte ſtieg in ihr Geſicht — „wenn wir verkaufen wollen! Und — da es mir gerade einfällt —, du hätteſt auch längſt mal einen Beſuch bei Doleſchal machen können! Garczynski iſt zehnmal klüger — neulich ſollen ſie ſogar zuſammen ſpazieren gefahren ſein. Das weißt du doch ſelbſt ganz gut, wie man ſich heutzutage dazu halten muß!“

„Gott weiß es — das muß man!“ Er ſtieß einen tiefen Seufzer aus. —

Ueber den Hof kam jetzt der Inſpektor Hoppe. Breitbeinig ging er, man ſah's, er war ſteif vom Reiten.

Thereſe, die ſchon im Gehen begriffen, zögerte noch. Da konnte ſie ihm ja gleich wegen morgen ſagen.

Hoppe trat zugleich mit ſeinem Klopfen ein; mit den ſchweren, vom Ackerſtaub wie mit grauem Mehl beſiebten Stiefeln tappſte er achtlos in die Stube.

Ein unwilliger Blick der Gutsherrin traf ihn: hatte der denn noch immer nicht gelernt, eine ſaubere Diele zu ſchonen? Womöglich lief er ſo auf den Teppich! Und nicht einmal die Mütze nahm er ab!

Die Miene des Inſpektors war erregt; die Zornesader ſeiner Stirn dick geſchwollen, aber um den Mund lag Bekümmernis. „Herr Keſtner,“ ſagte er haſtig, „kommen Sie doch, bitte, mal 'raus! Herr Keſtner, beim neuen Schober machen ſie Skandal!“

„Wo, wer? Ach was!“ Ungläubig ſah ihn der Herr an. Frau Thereſe lächelte ein wenig ſpöttiſch: da wurde mal wieder aus der Mücke ein Elefant gemacht!

„Herr Hoppe,“ ſagte ſie, „ich brauche morgen den Landauer. Bitte, um zwei Uhr! Und ſchicken Sie gefälligſt den Milchwagen ſtatt um vier ſchon um drei Uhr nach Miaſteczko. Eine Kiſte muß zur Frühpoſt zurecht kommen.“

Er hörte ſie gar nicht. „Sie glauben es nicht, Herr Keſtner? Sehen Sie!“ Er nahm die Mütze ab. Ueber den grauen Kopf, mitten herüber, lief eine tüchtige Schmarre; das Blut war geronnen und hatte ringsum das Haar verklebt. Der wetterharte Mann ſchloß einen Moment wie im Schmerz die Augen, und dann machte er ſie groß und vorwurfsvoll auf. „Sie haben den Leuten die doppelte Ration Schnaps geben laſſen, Herr Keſtner! Auch den Weibern. Nun ſind ſie aus Rand und Band. Halb acht Uhr Arbeitsſchluß wollen ſie jetzt haben. Der Vogt hat mich zur Hilfe gerufen, er iſt ihnen nicht gewachſen.“

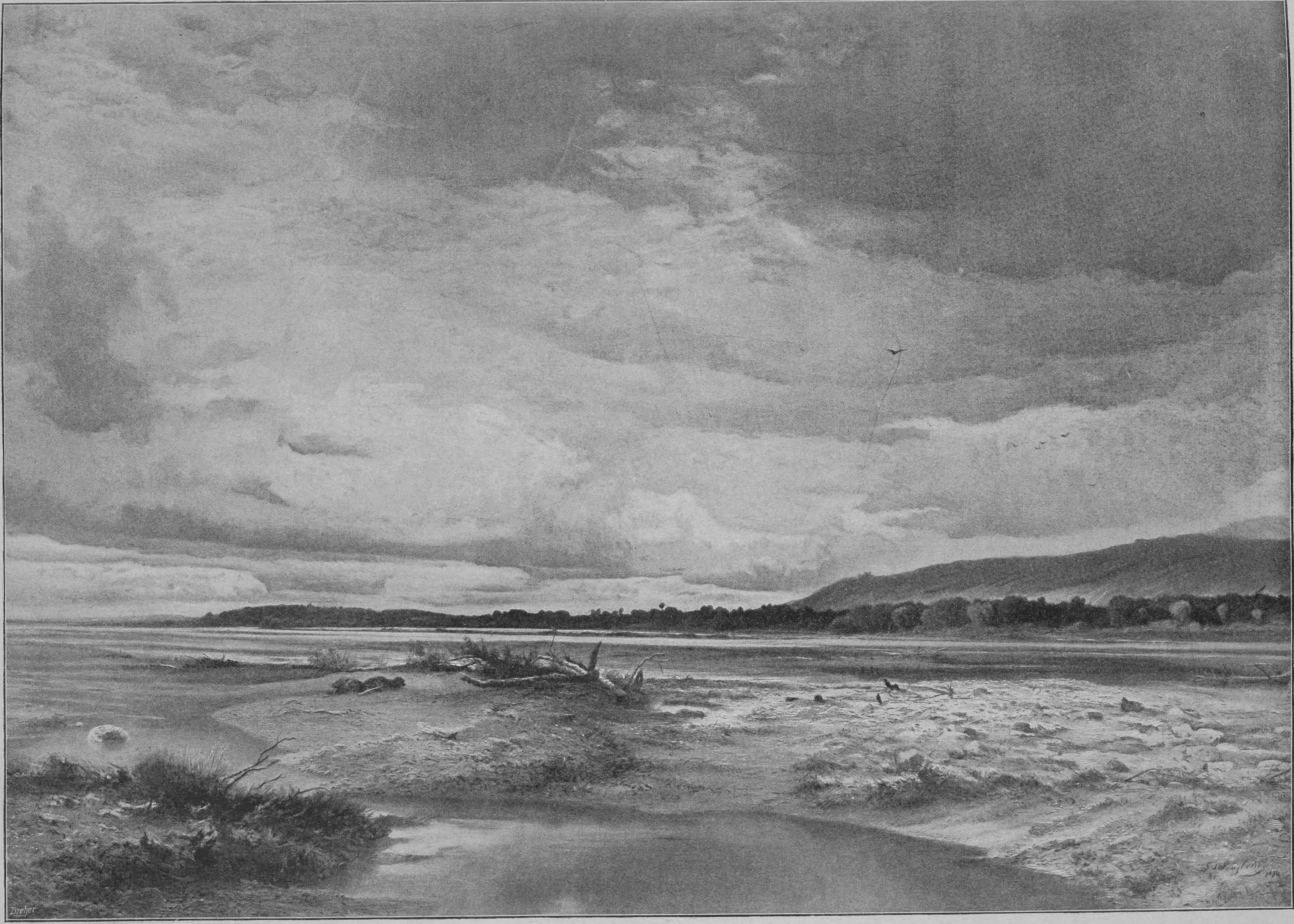
„Und Sie auch nicht,“ brüllte der Przyborowoer. „Dummes Zeug! Warum haben Sie nicht drunter gehauen?!“

„Ich habe.“

„Aber wie! Ich weiß ja, es widerſtrebt Ihnen, ſonſt wäre die Sache ſofort erledigt. Alſo heute abend: keinen Gurkenſalat fürs Geſinde, die ſaure Milch pur zu den Kartoffeln! Und den Komorniks erlaube ich es nicht mehr, daß ſie ſich die Sau halten, wenn ſie nicht kuſchen. Ueber den Scheffel Weizen reden wir auch noch einen Ton. Und den Ruſſen ſagen Sie nur: ‚paſcholl‘ — einfach ‚paſcholl‘!“

„Herr Keſtner, wir brauchen aber die Leute, alle Leute!“

„Ach was! Offner Aufruhr, was wollen Sie denn?“ Er zeigte auf des Inſpektors



Das Ufergelände von Gaiſach bei Tölz an der Iſar

Nach dem Gemälde von Joſef Wenglein

blutrünſtige Schmarre. „Sie ſind Zeuge. Na, die haben Ihnen ja ordentlich eins ausgewiſcht! Mütze vom Kopf 'runter geſchlagen, und dann mit der Gabel drauf los — was? Und die Weiber natürlich! Haha! Kenne ich. Auf mich ſind auch ſchon mal ein paar Abſtakerinnen losgegangen — wegen 'ner Lappalie, ſozuſagen aus Uebermut — ich habe ſie aber umgeritten, und nachher war nie mehr davon die Rede. Wie die Kinder ſind ſie, wie die Kinder, nicht wahr, Thereſe?“

Frau Keſtner nickte ſtumm. Sie ärgerte ſich über den Inſpektor.

Der Gutsherr hatte ſich nach und nach beruhigt. „Keine Sorge, Hoppe, die Kerle gehen nicht; wohin ſollen ſie denn auch jetzt? Ruhe, ſonſt paſcholl! Ich brauche nur zur nächſten Behörde zu ſchicken, und — eins, zwei drei — über die Grenze ſeid ihr per Schub!“

Der Inſpektor ſah vor ſich nieder; er ging noch nicht, es kämpfte in ſeinem Geſicht. „Wenn die Weiber wenigſtens um halb acht aufhören dürften! Es ſind Mütter darunter von ganz kleinen Kindern. Und die Arbeit iſt ſchwer!“

„Lieber Hoppe, tun Sie mir den Gefallen,“ — verdrießlich faßte ſich der Przyborowoer an die Stirn — „kommen Sie mir nicht mit den Geſchichten! Die Leute ſind an Arbeit gewöhnt. Um acht, nicht früher, ſagen Sie ihnen das! Sie müſſen eben 'ran, jede Minute iſt koſtbar!“

Schwerfällig wandte ſich der Inſpektor zur Tür.

„Bitte, einen Augenblick!“ Frau Keſtner hielt ihn noch zurück. „Alſo der Milchwagen fährt morgen um drei ſtatt um vier, nicht wahr?“

„Schon um drei?! Gnädige Frau“ — er ſah ſie verdutzt an —, „dann müßten die Mägde ja ſchon um zwei in der Frühe zur Melke aufſtehen!“

„Es muß unbedingt etwas zur erſten Poſt!“ Die helle Röte ſtieg ihr ins Geſicht. Der Ton, in dem ſie jetzt ſagte: „Und um zwei nachmittags den Landauer mit den beiden Füchſen für mich!“ hatte nichts mehr von einer Bitte an ſich.

Sie ſah nach ihrem Manne hin: würde der ihn nicht zurechtweiſen?

Der Inſpektor hatte einen ungeſchickten Diener gemacht, aber er ſtand noch wie angewurzelt. „Herr Keſtner,“ — er ſagte es leiſe, aber es zitterte etwas in ſeiner Stimme — „könnte die gnädige Frau nicht vielleicht einen andern Tag fahren? Grade morgen?! Die Geſpanne haben dringend zu tun. Das Wetter droht umzuſchlagen. Ich brauche alle Pferde, auch die Kutſchpferde; ſie müſſen eben 'ran, jede Minute iſt koſtbar!“

Keſtner zögerte, der Einwand leuchtete ihm ein. Frau Thereſe ſah's an ſeiner gerunzelten Stirn und dem verlegenen Blick. So ſagte ſie ſchnell — der Schein brannte ſie förmlich in der Taſche —: „Moritz, bedenke — Paul wartet!“ Und dann, mit einem verabſchiedenden Neigen des Kopfes: „Ueberhaupt, Feldarbeit iſt viel zu ſchwer, die Füchſe müſſen geſchont werden!“

V

Wie der Inſpektor auf Przyborowo gefürchtet, ſo war es bald eingetroffen. Das Wetter war umgeſchlagen. Regen hatte der Lokomobile den Atem ausgeblaſen, tot ſtand ſie unterm Schuppendach.

Landregen. Regen am Morgen, Regen am Mittag, Regen am Abend, Regen den ganzen Tag. Und Regen die ganze Nacht. Er trommelte nicht auf die Dächer im plötzlichen Guß, hart und heftig, nein, friedlich rauſchte er, gleichmäßig ſacht wie ſtilles Meer, das an Inſeln wäſcht.

Alle Höfe ſpiegelnde Seen, die Ställe nur watend zu erreichen, ſelbſt der Herrenhäuſer Treppenſtufen bis hoch hinauf beſpült. Aus allen Dachrinnen gießende Bäche, ſchwimmenden Blumentellern gleich die Rundelle der Gärten; tiefgeneigt, beſchwert von den Himmelsfluten, die Bäume des Parkes. Von Näſſe dampfend die Hütten der Komorniks, der Rauch der kleinen Schlöte niedergedrückt von der ſchweren Luft, der Acker weich zum Verſinken. Zähſchlammig, wie mooriges Land, Wege und Pfade, kein Vorwärtskommen für die Räder, kein feſter Grund für den Fuß. Waſſerſchleier über Stoppel- und Rübenfeldern, faſt ertrunken die Rebhühner und jungen Häschen, die Schutz geſucht in den Furchen. Laſtende, einſchläfernde Regenmüdigkeit über Anſiedlung und Dorf, kein Ton auf den Feldern, kein Zuruf, kein Peitſchenknall; nur die Glocke im Turm von Pociecha ruft noch.

Der Przyborowoer ſtand am Fenſter ſeines Studierzimmers und ſah durchs Hoftor hinaus in die Waſſerweite. Seine Ernte war drin, Gott ſei Dank! Was die Scheuern nicht zu faſſen vermocht, ſtand draußen in den Schobern, geborgen unter ſtrohernem Schutzdach. Und für die Rüben war der Regen ſogar ſehr erwünſcht, jämmerlich ſchlapp hatten die gehangen; jetzt ſtanden ſie aufgereckt, glänzend und friſch grün mit ihren erquickten Blättern. In den drei Regentagen ſah man ſie wachſen. Nur nicht zu lange durfte der Regen anhalten, ja nicht zu lange! Ob der Gwiadliborczycer auch alles drin hatte? Und der Niemczycer?

Ein behagliches Lächeln glitt über Keſtners Geſicht. Der Niemczycer ſollte noch etwas draußen haben in Mandeln — na, das konnte er wohl in den Schornſtein ſchreiben! Nun zeigte es ſich mal wieder, was bei dem früh Feierabendmachen herauskam und auch, was ein Landwirt, der auf dem Platze iſt, zu leiſten imſtande iſt. Freilich, der da oben — er ſandte einen Blick hinauf zum grauen Himmel, der dicht und gleichfarben wie ein Sack tief niederhing — mußte ſeinen Segen dazu geben!

Noch kein Schieben in den Wolken — Donnerwetter! Da mußte ſich aber doch bald der Oſtwind aufmachen und klären, ſonſt kriegten die Rüben zu viel Waſſer. Und die Kartoffeln — ſorgenvoll ſchaute er drein —, an die durfte man gar nicht denken, die faulten ſicher! Ein Hundewetter, ein ganz miſerables Hundewetter, zum Verzweifeln!

Mit finſterem Blick ging er zur Stubentür und dann auch zur Haustür hinaus und ſtapfte, trotz des ſtrömenden Regens, mitten durch hochaufſpritzende Pfützen zum Hoftor. Unter der triefenden Akazie hielt er Umſchau. Troſtlos, keine Beſſerung zu hoffen! Niemczyce ganz verhangen, nicht mal der Lyſagora zu ſehen! Auch gegen Gwiadliborczyce alles grau. Na, die würden ſich auch ſchön langweilen! Es war vielleicht ganz angebracht, heut nachmittag dahin zu fahren — die Füchſe würden ſchon durchkommen. Was mochte der Pole neulich bei der Kommiſſion erreicht haben? Ob ſie ſchon einig waren? Freundnachbarlicher Beſuch, das war noch das einzige bei dieſer Sündflut!

‚Wie bei der Sündflut,‘ dachte auch die Garczynska. Sie ſtand am Fenſter und ſah hinaus, umflorten Auges. Was ſollte ſie machen? Das Rauſchen des Regens hatte ihren leiſen Schlaf geſtört, früher als ſonſt war ſie aufgewacht. Sie hatte gefrühſtückt, Klavier geſpielt — o wie langweilig! Sie hatte ſich von Staſia etwas erzählen laſſen, im Miſſionsbuch der Redemptoriſten-Patres geleſen, das Gorka ihr gebracht, auch im neueſten Sienkiewicz geblättert, den er ihr empfohlen — ach, auch „Quo vadis“ langweilte ſie heut! Draußen eine Waſſerwüſte, öde, öde, öde! Sie gähnte. Ein Wind hatte ſich plötzlich aufgemacht und ſchüttelte die ſchon lang nicht mehr ausgeholzten Wipfel des Parkes, daß dürre Zweige praſſelten.

Ha, auch ſo ſchütteln und rütteln können — hei, der Wind hatte Gewalt! Sieh, jetzt muß ſich der ſchlanke Stamm beugen, der dort ganz allein ſteht und ſich nicht lehnt an andre Bäume! Krach, hei — nieder mit ihm auf die Knie, auf die Knie!

Ein grauſames und doch wollüſtig-weiches Lächeln öffnete die Lippen der Frau. In der nervöſen Unruhe, die ſie immer peinigte, wenn draußen ſtark der Wind ging, eilte ſie von Fenſter zu Fenſter. Noch immer nichts zu ſehen! Doch da — halt — was zeigte ſich da auf dem Lyſagora, der eben jetzt ſeinen Kopf aus den Regenſchleiern wickelte? Neben der einſamen Kiefer, die ſie immer ragen ſah, flatterte etwas in der bewegten Luft, nickte, wehte, winkte — wie ein Gruß, ein Gruß!

Ihr matter Blick belebte ſich plötzlich, die Augen bekamen Glanz. So nah ſchien ihr heute der Berg gerückt — ſie ſtreckte die Hände aus — und dicht dahinter lag Niemczyce! Heute bei dem ſchlechten Wetter würde der Baron gewiß zu Hauſe ſein, heute traf man auch ihn, nicht bloß die langweilige blonde Frau!

Jadwiga öffnete das Fenſter, nicht achtend, daß der Regen die vielen Wellen ihres Haares verdarb, die Staſia gebrannt. Sie ſtrengte die Augen an — was, was ließ denn nur der Baron da oben wehen? Ah — eine jähe Enttäuſchung legte ſich über ihre Züge — die Fahne war es, ſchwarz-weiß-rot!

„Pſiakrew!“ Zornig klirrte die Garczynska das Fenſter zu. Daß ihr das nicht eingefallen! Heute war ja der Tag, jener Tag, an dem die Deutſchen einſt den franzöſiſchen Kaiſer gefangen. Und den feierte der deutſche Baron wieder — wie geſchmacklos! — und gab der Nachbarſchaft ein Aergernis!

Heftig riß ſie am Klingelzug. Als Staſia kam, ließ ſie ſich ein ſchwarzes Kleid bringen, ein Trauerkleid mit Crepe — ſie hatte es unlängſt um ihre Mutter getragen — und legte es heute wieder an und hatte heute auch Tränen in den Augen.

*

Die Garczynska hatte recht geſehen, auf dem nackten Sandbuckel des Lyſagora wehte die deutſche Fahne.

Doleſchal hatte ſie aufrichten laſſen, trotzdem es eine große Mühe geweſen, die Stange in dem vom Regen unterſpülten, rutſchenden Sand feſtzurammen. Er ſelbſt war mit Arbeitern hinaufgegangen. Und als ſie nun die Arbeit vollbracht — ſelbſt der deutſche Stellmacher Krauz hatte im ſtrömenden Regen geflucht —, war er allein noch oben geblieben.

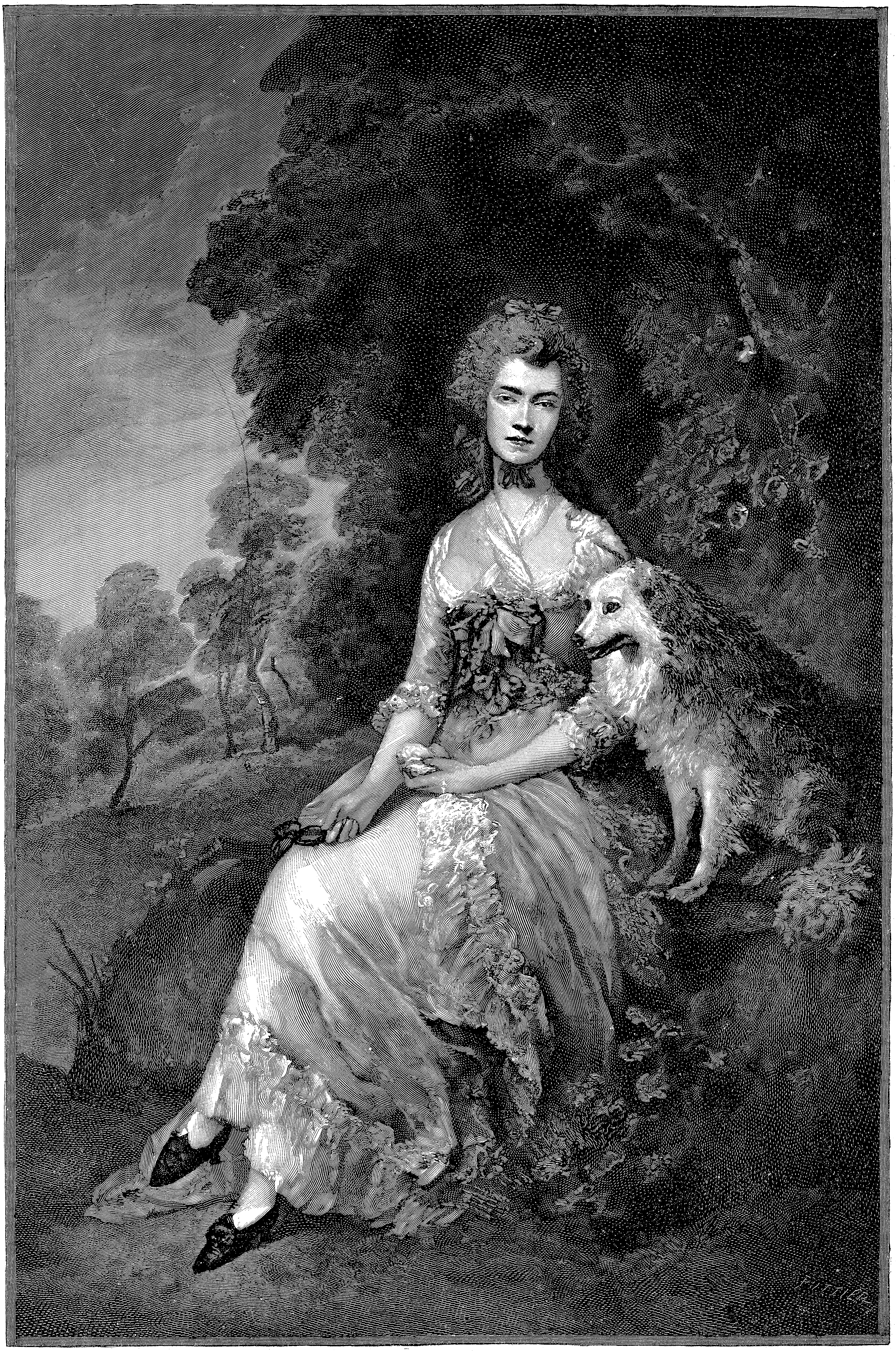
Schlapp hing der Wimpel an der Stange nieder, ſchwer von Näſſe; aber nun kam hilfreich ein Wind, hob mit ſtarkem Atem das Tuch in die Höhe und blähte es luſtig. Die deutſche Fahne flaggte vom Hügel weit ins flache Land.

Hanns-Martin hatte den Arm um die Stange geſchlungen. Ihm war, als müßte er, wie einſt als Knabe, fröhlich die Mütze vom Kopf reißen und ſie mit „Hurra“ ſchwenken. Siehe, es hatte genug geregnet!

Auseinanderweichend zeigte plötzlich das Wolkengefüge, das ſo undurchdringlich geſchienen, einen fein-blauen Streif. Es war doch kein Landregen geweſen, nur der Nachregen eines Gewitters, das irgendwo fern niedergegangen. Schon hoben ſich die ſchweren Nebel von den Aeckern, zerriſſen vom ſtöbernden Oſt. Es war kühler geworden, faſt kalt, aber wie lange noch, und die Sonne würde auch wieder kommen und wärmen. Wind und Sonne, die trocknen raſch.

Der Niemczycer drehte den Kopf nach der Richtung, wo er ſeine letzten Mandeln liegen wußte. Morgen wurden die umgeſtellt, heute nicht, heute war Feſttag, Ruhetag wie ein Sonntag! Nun, die paar Mandeln würden ja auch noch trocken hereinkommen!

In einem Gefühl großer Sicherheit ſah er zu dem ſich immer mehr und mehr lichtenden Himmel auf, hinaus ins weite Land, in die Rieſenebene bis gen Rußland, und dann zurück auf ſein Deutſchau. Schöner lag kein andres Herrenhaus und auch ſtolzer keins auf vorgeſchobenem Poſten! Es war eine Verantwortung, die damit der Vater, der jetzt längſt am See unterm Stein ſchlief, auf ſeine Seele gelegt; aber auch eine Genugtuung. Damals freilich, als der Tod des Vaters ihn jäh vom Regiment abgerufen, hatte er nur die Verantwortung gefühlt — achtundzwanzig Jahre, ſo jung noch, und ein ſo großes Gut und ſo ernſte Zeiten! Aber jetzt? Zwölf Jahre ſeitdem ſchon allein gewirtſchaftet und jeden Fußbreit Erde lieben gelernt, noch anders lieben, als der Knabe den Boden geliebt, auf dem er geſpielt. Hatte er doch darum gekämpft in Sonnenſchein und Regen, in hellen und dunkeln Tagen, in guten und ſchlechten Ernten, gekämpft auch darum gegen Böswilligkeit und Unverſtand. Ja, die Zeiten waren noch dieſelben geblieben, immer noch ernſt, dem Anſchein nach jetzt faſt wirrer noch, aber — Gott ſei Dank, es waren Männer aufgeſtanden, die die Fahne des Deutſchtums hochhielten, unentwegt!



Ein Meiſterwerk engliſcher Porträtmalerei: Die Schauſpielerin Mrs. Robinſon als Perdita

Gemälde von Thomas Gainsborough im Wallace-Muſeum (London) [Text S. 89]

In einem jäh aufwallenden Gefühl ſchoſſen ihm Tränen in die Augen, aber er wiſchte ſie haſtig weg. Pfui, ein Mann auf der Höhe des Lebens und noch weinerlich wie das Jungchen, das Pelaſia einſt an der Windel gegängelt?! Mochte man ihn lieber für kalt halten und für hochmütig dazu — er wußte es, Paul Keſtner hatte es ihm lachend erzählt —, lieber dafür gelten, als es aller Welt zeigen, wie empfindlich man iſt, ſchier überempfindlich, zum Darunterleiden. Selbſt Helene durfte nicht alles merken — war es Rückſicht, war es eine gewiſſe Scham? Ach, nicht an alles rühren, — es war ihm peinlich, wenn ſie auch ſeine Frau war, und eine Frau, wie es keine zweite mehr auf Erden gab!

Mit einer tief innerlichen Begeiſterung dachte er ihrer. Das hätte er ſelber nicht gedacht, als er ſich damals auf dem letzten Hofball, den er mitmachte, in das ſchüchterne, blonde Landfräulein mit der herben Jugendſprödigkeit verliebte, daß er ſo glücklich werden würde. Die herbe Jugend war mütterliche Weichheit geworden, die mädchenhafte Schüchternheit vornehme Zurückhaltung.

„Meine Frau! Meine Kinder!“ Er ſagte es innig vor ſich hin. Die Fahnenſtange loslaſſend, fügten ſich ſeine Hände ineinander. Wäre es nicht recht und billig, heute nachmittag, wenn alle Männer und Weiber, Knechte und Mägde, und hintennach noch die Kinder, wenn alle kamen im höchſten Putz, die Erntekrone zu bringen, und er dann von der Freitreppe ihnen entgegentrat, auf die zu deuten, die neben ihm ſtand? Hinzurufen über all die lauſchend gereckten Köpfe:

> Wem ein tugendſam Weib beſcheret iſt, die iſt
> viel edler denn die köſtlichſten Perlen!

Und wenn ſie dann gafften mit verdutzten Blicken, die Mäuler offen, dann mußte er weiter ſagen von der Frau, die ihrem Manne Liebes tut und kein Leides ihr Leben lang, die mit Wolle und Flachs umgehet und gern arbeitet mit ihren Händen, die vor Tag aufſteht und Speiſe gibt ihrem Hauſe und Eſſen ihren Dirnen, die an den Acker denket und gürtet ihre Lenden mit Kraft, die ihre Hände ausbreitet den Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen — die ihren Mund auftut zu holdſeliger Lehre, daß ihre Söhne aufſtehen und preiſen ſie ſelig!

Er lächelte: und die Krone reichen würde er ihr, die — ach nein, das blieb doch beſſer ungeſagt, ſie würden ihn ja gar nicht verſtehen! Aber von anderm würde er zu ihnen reden, was ihm gleich teuer am Herzen lag. Nicht umſonſt hatte er den letzten Auguſtſonntag, den hergebrachten Tag des Erntefeſtes, verſtreichen laſſen und den heutigen gewählt — Sedan! Wann konnten Deutſche freudiger ſingen: ‚Nun danket alle Gott‘!?

Heiter ſummend ſtieg der Niemczycer vom Hügel herab.

(Fortſetzung folgt)

Claire Heliot,

eine moderne Löwenbraut

(Zu dem Bilde Seite 79)

In dem rieſigen Zirkus Buſch in Berlin, der ja durch die alljährlich dort ſtattfindende Verſammlung der deutſchen Agrarier genugſam bekannt iſt, geht jetzt Abend für Abend ein nervenaufregendes Schauſpiel vor ſich. Der ungeheure Raum von Tauſenden von Menſchen erfüllt, die Manege in einen großen Käfig verwandelt, und inmitten einer Geſellſchaft von zwölf mächtigen Löwen eine auf das eleganteſte gekleidete junge Dame von einnehmender Schönheit, der die Wüſtenkönige wie Schoßhündchen gehorchen. Sie läßt ſie die gewagteſten Kunſtſtücke aufführen, und ganz beſonderen Jubel erregt es jedesmal, wenn ſie einen eleganten Abendmantel über ihr Spitzenkleid zieht, um den größten ihrer Lieblinge auf den Schultern aus der Manege zu tragen. Miß Heliots Löwen intereſſieren außerdem noch ganz beſonders dadurch, daß ſie eigentlich deutſche Löwen ſind. „Nero“, „Cäſar“ und „Sultan“ wurden vor etwa fünf Jahren von deutſchen Offizieren bei Moſchi am Kilimandſcharo als Babies auf der Jagd erbeutet, nachdem die Eltern durch Büchſenſchüſſe zur Strecke gebracht worden; „Prinz“, „Ralf“ und „Fauſt“ ſind Geſchenke der Deutſchen in Dar es Salam.

Der Herbſtgeſang der Vögel

Plauderei

von

Fritz Skowronnek

Die Vögel ſind von der Natur in zwiefacher Weiſe bevorzugt worden, durch die Fähigkeit, zu fliegen und zu ſingen. Zwar haben alle Säugetiere eine Stimme, ihre Anwendung iſt jedoch auf einige wenige Fälle beſchränkt. Die Vögel dagegen, von einzelnen Ausnahmen abgeſehen, beſitzen für verſchiedene Empfindungen und Begriffe beſondere Laute. „Sie locken oder rufen,“ ſagt Brehm, deſſen klaſſiſche Schilderung ich zitiere, „geben ihre Freude und Liebe kund, fordern ſich gegenſeitig zum Kampf heraus oder zu Schutz und Trutz auf, warnen vor Feinden und anderweitiger Gefahr und tauſchen überhaupt die verſchiedenſten Mitteilungen aus. Und nicht bloß die Arten unter ſich wiſſen ſich zu verſtändigen, ſondern Bevorzugte auch zu minder Begabten zu reden. Auf die Mahnung größerer Sumpfvögel achtet das kleinere Strandgeſindel, eine Krähe warnt Stare und andres Feldgeflügel, auf den Angſtruf der Amſel lauſcht der ganze Wald. Während der Zeit der Liebe unterhalten ſich die Vögel, ſchwatzend und koſend, oft in allerliebſter Weiſe, und ebenſo ſpricht die Mutter zärtlich mit ihren Kindern. Einzelne wirken gemeinſchaftlich in regelrechter Weiſe am Hervorbringen beſtimmter Sätze, indem ſie ſich gegenſeitig antworten; andre geben ihren Gefühlen Worte, unbekümmert darum, ob ſie Verſtändnis finden oder nicht. Das ſind die Singvögel, die Lieblinge der Schöpfung ...“

Sie gleichen darin dem Goetheſchen Sänger:

„Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.“

Leider iſt die Zeit, in der uns die Singvögel durch ihre lieblichen Weiſen erfreuen, ſehr kurz bemeſſen. Mitte oder Ende März treffen die erſten Sänger in der Heimat ein, und ſie verſtummen, ſobald die junge Brut aus den Eiern ſchlüpft, was etwa Mitte Juni einzutreten pflegt. Dann iſt nicht mehr Zeit, zu ſingen. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend muß das Elternpaar ſich abmühen, um ihre Kindlein mit Nahrung zu verſorgen.

Unter ſeinen ſinnigen Erzählungen aus der Tierwelt beſitzt der Maſur auch eine Sage, die ſich mit dem Verſtummen der Singvögel befaßt. Eines Abends, es war gerade Johanni, ging der liebe Herrgott mit einem Apoſtel durch die Flur. Als die beiden Wanderer an einem Roggenfeld vorüber kamen, richtete der Herrgott an ſeinen Begleiter die Frage, ob in den Aehren bereits die Körnchen angeſetzt ſeien. Der Apoſtel aber überhörte die Worte, denn ringsum ſangen die Vögel. Da reckte der Herr ſeine Hand aus und gebot Ruhe. Seitdem befolgen die Vögel alljährlich das Gebot und verſtummen um Johanni. Nur die Lerche nicht, ſie ſtand ſo hoch in der Luft, daß ſie die Worte des Herrn nicht vernahm, ſie ſingt daher bis zu ihrer Abreiſe an jedem Morgen ein kurzes Lied.

Von Johanni bis zum September iſt der Wald ſtumm. Nur ab und zu ertönt der laute Ruf des fleißig hämmernden Schwarzſpechts oder der heiſere Schrei eines Buſſards, der über den Wipfeln der Bäume ſeine Kreiſe zieht. Im September jedoch beginnt der Herbſtgeſang der Vögel. Es iſt nicht das laute, jubilierende Schmettern wie im Frühling, ſondern ein wehmütiges Zwitſchern, das genau ſo klingt, als wäre es aus Abſchiedsſtimmung geboren. Auch die Unruhe, die alle Zugvögel in dieſer Zeit befällt, kann man deutlich heraushören. Es iſt, als wenn die weite Reiſe mit ihren Gefahren das Herz der kleinen Tiere mit Sorge erfüllt.

Das mag vielleicht übertrieben klingen, iſt es aber nicht. Denn gerade die Alten ſind es, die bei uns bis zum letzten Augenblick ausharren, während die Jungen ſchon längſt davongeflogen ſind. Ein dunkler Drang führt ſie ſüdwärts, ſorglos ziehen ſie dahin, die Alten aber, die bereits ein oder mehrere Male den weiten Weg zurückgelegt haben, zögern und harren aus, bis Nahrungsmangel ſie davontreibt.

Dieſe Tatſache iſt erſt neuerdings unbeſtreitbar feſtgeſtellt. Früher glaubte man, die jungen Vögel würden von ihren Eltern geführt. Und wenn die Stare auf den Wieſen in großen Scharen ihre Flugkünſte entfalteten, dann meinte der Volksmund, die Jungen würden zu der großen Fahrt übers Meer einexerziert. Das iſt aber nicht richtig! Die jungen Stare ſind ſchon lange weggezogen und bereits in ihrem Winterquartier, wenn die alten ſich hier noch eifrig umhertummeln.

Der Star iſt auch einer der eifrigſten Herbſtſänger. Iſt das ein Geſchnatter und ein Gezanke, wenn eine Schar von mehreren hundert Vögeln im Rohrdickicht einfällt! Wer die Stimmen der Natur zu deuten vermag, wird nicht im Zweifel ſein, daß dieſe Laute eine Erregung bekunden. Und man vernimmt ſie vom Star nicht eher, als bis er ſich mit vielen ſeinesgleichen zu großen Reiſegeſellſchaften vereinigt hat. Vorher ſucht er ſtets ſeine Niſtplätze auf, um Abſchied zu nehmen. Das habe ich kürzlich wieder einmal beobachten können. Der Garten des einſamen Forſthauſes, in dem ich dieſe Zeilen ſchreibe, iſt mit haushohen Eichen umſäumt, in deren Gezweig der Förſter zahlreiche Niſtkäſten angebracht hat. Acht Tage hindurch erſchienen die Stare morgens früh auf den Bäumen, ſaßen ſtundenlang auf den Sitzſtangen und ſangen ihr einfaches Lied. Und dieſen rührenden Zug hat der Grünrock in jedem Jahr beobachtet!

Von andern Singvögeln iſt es namentlich die Droſſel, die im Herbſt noch einmal ihre Stimme ertönen läßt. Damit iſt aber nicht die große Schnarrdroſſel gemeint, die jetzt lauter und öfter als je ihre Stimme erhebt, um die kleineren Genoſſen vor den Raubvögeln zu warnen, die als arge Gäſte auf dem Zug nach Süden bei uns erſcheinen und auf jedes Getier eifrig Jagd machen. Nein, ich meine die eigentliche Singdroſſel, auch Zippe genannt, deren flötende Strophe dem Jäger im Vorfrühling das baldige Eintreffen der ſehnlich erwarteten „Langſchnäbligen“, der Waldſchnepfe, ankündigt. Auch ſie ſingt im Herbſt ein kurzes Abſchiedslied, ehe ſie davonzieht. Dann aber wird es auf eine Woche oder zwei ganz ſtill im Walde, bis der Kramtsvogel aus dem Norden auf dem Durchzug hier erſcheint. Sie ziehen in Geſellſchaften von zwanzig bis vierzig Stück und verweilen manchmal mehrere Tage an einem Ort, der ihnen zuſagt. Wo zahlreiche Ebereſchen mit ihren rotgelben Beeren ſie locken, halten ſie ſich ſo lange auf, bis die letzte Frucht verzehrt iſt.

Die Jäger, die den Kramtsvögeln mit Schlingen, den ſogenannten Dohnen, nachſtellen, wiſſen ganz genau, ob dieſer Vogel im Revier iſt oder nicht, denn die nordiſchen Gäſte erfüllen den Wald, der ihnen für einige Zeit Obdach und Nahrung gewähren ſoll, mit lauten Rufen. Da hört man das heiſere „Zipp zipp“ der Singdroſſel, das ſcharfe „Tſchak tſchak“ der Wacholderdroſſel und das „Zieh—pack“ der Rot- oder Weindroſſel. Früh am Morgen, wenn die kleinen Vögel nach durchflogener Nacht dicht geſchart auf einem Baume raſten, klingt ihr Geſang wie eine Aeußerung der Freude. Am Tage dient er dazu, die Mitglieder der Reiſegeſellſchaft beieinander zu halten.

Es iſt viel darüber geſtritten worden, ob der Fang der Kramtsvögel im Dohnenſtrich zu verbieten iſt oder nicht. Die Jäger verteidigen ihr von alters her überkommenes Recht zum Droſſelfang mit großer Energie. Sie weiſen darauf hin, daß die heimiſchen Vögel ſchon längſt weggezogen ſind, wenn ſie mit dem Fang beginnen, und meinen, daß man ihnen die kleine Einnahme ſchon gönnen könne, da ſie ſo viel für die Vertilgung des Raubzeugs täten. Ihnen ſtimmen alle Feinſchmecker zu, die den kleinen, aber würzigen Braten nicht miſſen möchten. Die Vogelfreunde aber weiſen, und nicht mit Unrecht, darauf hin, daß wir genau ſo handeln wie die Barbaren in den Mittelmeerländern, die unſre gefiederten Lieblinge maſſenhaft hinmorden, um ſie zu verſpeiſen. Ganz ſo ſchlimm iſt es mit dem Kramtsvogelfang nun nicht, aber immerhin ſind es viele Tauſende Vögel, die im Herbſt auf den Märkten der Großſtädte verkauft werden. Und alljährlich geht die Zahl der gefangenen Vögel zurück, ein Beweis dafür, daß der Nachwuchs geringer iſt als die Zahl der verſpeiſten Vögel. Es wäre daher wohl angebracht, den Fang der Kramtsvögel zu verbieten. Die Jäger haben bereits auf Vogelherd und Lerchengarn verzichtet, ſie können im Intereſſe der Singvögel und ihrer Erhaltung auch dies kleine Opfer bringen.

Weſentlich verſchieden von dem Herbſtgeſang mancher Vogelarten ſind die Rufe, die faſt alle Zugvögel ausſtoßen, wenn ſie auf der Reiſe nach dem Süden hoch in der Luft dahinfahren. Sie dienen dazu, um in finſterer Nacht die Schar beiſammen zu halten, werden aber auch bei Tage angewendet, wie mir ſcheint, um die ſchwächeren zu ermuntern und anzutreiben. Dafür ſpricht auch eine Beobachtung, die ich am 29. Auguſt dieſes Jahres in Oſtpreußen machte. Von Nordweſten her kam etwa in der fünften Stunde nachmittags ein gewaltiger Schwarm Kraniche gezogen. Etwa dreißig flogen in geordneter Schlachtreihe, d. h. keilförmig, mit dem ſpitzen Winkel nach Süden hintereinander gereiht. Etwa ſechzig wimmelten regellos durch die Luft; deutlich ſah man, wie ſie ſich ſtießen und im Fliegen behinderten. Da erſchollen laute, ſcharfe Rufe, und ehe noch eine Minute vergangen war, hatte auch dieſe Schar ſich zu zwei Keilen geformt. Von einem befreundeten Forſtmann erfuhr ich noch an demſelben Abend, daß der anfangs ſo regelloſe Haufen auf den Wieſen am Haaſchnerfluß geraſtet hatte und eilends aufgeſtiegen war, um ſich den in geordneter Linie daherziehenden Genoſſen anzuſchließen. Die Rufe, die wir gehört, waren alſo kein zweckloſes Geſchrei, ſondern Befehle, deren Bedeutung jedem Vogel auf der Stelle klar war.

Noch ärger als die Kraniche ſchreien die wilden Gänſe nachts auf dem Zuge. Wer dies Lärmen und Trompeten jemals in ſtiller Nacht aus nächſter Nähe vernommen, findet es begreiflich, daß die Sage vom wilden Jäger entſtehen konnte, der mit Peitſchenknall und Hundeblaff, mit Horrido und Huſſaſſa nächtens durch die Lüfte dahinſauſt. Von den wilden Enten hört man außer dem Sauſen der ſcharfen Flügelſchläge nur manchmal ein leiſes Quaken, das der Führer der Schar, ein alter Erpel, ertönen läßt.

All die kleinen Vögel, die nicht übers Meer ziehen, ſondern nur ſtrichweiſe vor dem Froſt zurückweichen, zwitſchern fröhlich, denn ſie haben ja nicht eine große beſchwerliche Reiſe vor ſich, ſondern eine vergnügte Wanderfahrt, auf der ſie hier und dort einkehren. Solche luſtige Geſellen ſind z. B. die Rotkehlchen. „Wenn man in der Zugzeit des Abends im Zwielicht in einem Walde iſt,“ ſo ſchreibt Naumann, „hört man ihre fröhlichen Stimmen aus jedem Strauch erſchallen, anfänglich nahe an der Erde, dann immer höher, bis ſie die Baumwipfel erreichen. Hier verſtummen ſie, denn ſowie der letzte Schein des Tages verſchwindet, wird alles ſtill im Walde . .“

Selbſt der winterliche Wald iſt nicht ganz ſtumm. Es gibt luſtige Geſellen, die ſich durch nichts abhalten laſſen, ihr Lied anzuſtimmen. So hört man das ſanfte „Gühl, gühl“ des Dompfaffen, das vergnügt klingende Zwitſchern des raſtloſen Zaunkönigs und das ſchnarrende Geſchrei des Eichelhähers. Nicht ſelten wird man auch durch den Schlag der Droſſel oder den munteren Ruf eines Finken überraſcht. Schleicht man aber hinzu, um den Frühlingsſänger im Winter zu überraſchen, dann findet man den — Eichelhäher, der aufgepluſtert im Wipfel einer Fichte ſitzt und ſich die Langweile durch Nachahmung aller möglichen Naturlaute kürzt. Den Ruf des Buſſards gibt er ſo täuſchend wieder wie den des „Vogel Bülow“, des Pirols, und wenn der Jäger oder Naturforſcher nicht die ſeltene Kunſtfertigkeit dieſes deutſchen Papageies kennen würde, könnten allerlei Märchen von Singvögeln, die im Winter bei uns geblieben ſeien, entſtehen.

Im Garten erfreuen uns zur Winterszeit die munteren Meiſen durch ihren zwitſchernden Geſang, und wer ein wenig Herz für die fleißigen Tierchen beſitzt, die unermüdlich jeden Obſtbaum nach Inſektenlarven abſuchen, kann ſich durch Ausſtreuen von Futter ſelbſt die Freude bereiten, daß die Vögelchen zutraulich ans Fenſter picken, um die milde Gabe zu heiſchen. Auf dem Dachfirſt trippelt die Haubenlerche entlang und ſingt im ärgſten Froſt ihre kurze Strophe. Nur an einem „Singvogel“ findet der Menſch wenig Gefallen: an der Krähe, von der man im Winter nichts andres hört als ärgerliches, aufgeregtes Krächzen.

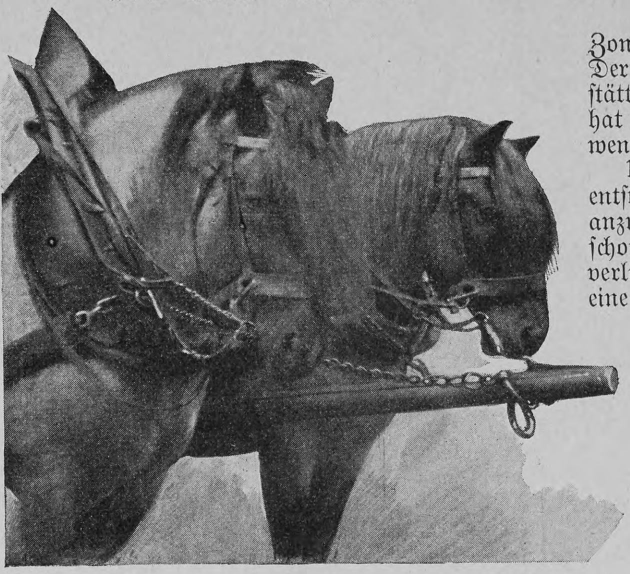
Sterne im Waſſer

Weiß im Mondlicht träumt der Hafen,
Ruderſchlag in weiter Ferne;
Meine müden Segel ſchlafen,
Und im Waſſer ſtehn die Sterne,
Selig blinkend.

Leis bewegen ſich die Maſte,
Still zum Meere gehn die Wellen,
Was ich liebte, was ich haßte,
Wandert von mir auf dem hellen
Blanken Waſſer.

Erſt der Tod löſt alle Qualen,
Erſt der Tod bricht alle Riegel;
Deines Glückes Sterne ſtrahlen
Spät zur Nacht erſt auf dem Spiegel
Deiner Seele.

Carl Bulcke



Ein Geſpann Münchener Bräupferde

Wie das Münchener Bier entſteht

Plauderei von B. Rauchenegger

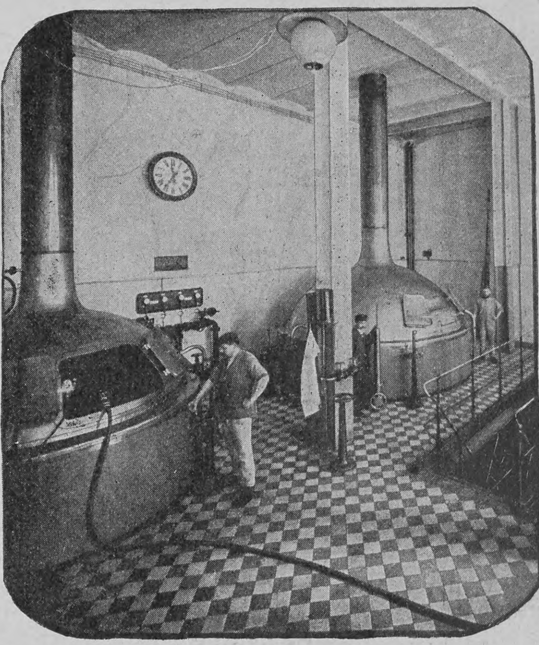
Unter den vielen Tauſenden, die jährlich die Stadt München beſuchen, werden nur wenige weiter wandern, ohne dem berühmten Produkt des Münchener Gewerbefleißes, dem Münchener Bier, und dem, was damit in Zuſammenhang gebracht werden kann, einige Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben. Unter den ſogenannten Sehenswürdigkeiten der bayriſchen Metropole nimmt beiſpielsweiſe das Hofbräuhaus einen hervorragenden Platz ein. Man geht dorthin, um den originellen Verkehr in Augenſchein zu nehmen, der ſich ſchon zur Vormittagszeit in den weitgedehnten Hallen entwickelt. Da gibt es keine Seidel- oder Schoppengläſer; der Gaſt verſieht ſich mit einem der zu Hunderten vorrätig daſtehenden Steinkrüge und holt ſich in den meiſten Fällen ſein Liter Bier ſelbſt, das von den flinken Schenkknechten eilfertigſt abgegeben wird, weil die Abwicklung dieſes dringenden Geſchäftes keine Verzögerung geſtattet. Dann nimmt der Fremdling mit einiger Befangenheit Platz, wo eben Platz zu finden iſt, gleichviel, in welche Geſellſchaft er verſetzt wird; Rangunterſchiede gibt es bekanntlich im Hofbräuhauſe nicht. Er kann nicht begreifen, daß man um dieſe Zeit Bier trinken könne; aber er nippt an dem ſchäumenden Getränk, er nippt wieder — es darf auch eine „ſie“ ſein — und endlich iſt der Zeitpunkt des Begreifens erreicht.

So wie hier geht es aber auch in den verſchiedenſten andern Domänen des Gambrinus zu; München ſteht eben im gewiſſen Sinne unter der Herrſchaft des Bieres, das als Genuß- und Volksnahrungsmittel eine hervorragende Stellung einnimmt.

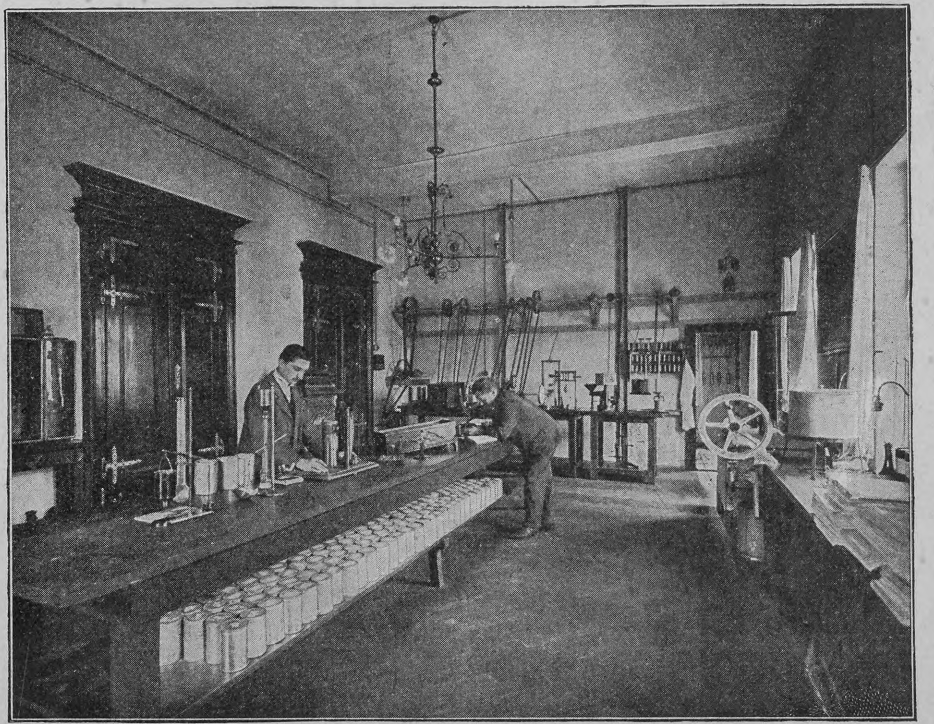
Aber die Beliebtheit des Münchener Bieres iſt nicht durch die Mauern der Stadt begrenzt; ſeine Verehrer ſind über das ganze Erdenrund verſtreut; das echte Münchener geht durch alle Länder und Zonen und findet überall freudigen Willkomm. Der hierdurch bedingte Konſum hat die kleinen Brauſtätten zu Großbetrieben umgewandelt, und heute hat München eine Bierinduſtrie, deren Weſen einer, wenn auch nur ſkizzenhaften, Betrachtung wert iſt.

Um welche Zeit die erſte Brauſtätte in München entſtanden iſt, weiß auch der Chroniſt nicht genau anzugeben. Ein herzogliches Brauhaus gab es ſchon im dreizehnten Jahrhundert; im Jahre 1286 verlieh Herzog Ludwig der Strenge dem Spital eine Bierbrauergerechtigkeit. 1360 gab es ſchon 12 Brauer; 1372 bereits 21, Anno 1500 deren 38, im Jahre 1618 zählte man 69; ihre Zahl ſank im weiteren Verlaufe der Zeit bis auf 18 im Jahre 1870 und ſtieg dann im Jahre 1900 wieder bis auf 36. Im Hofbräuhauſe wurde im Jahre 1591 mit dem Brauen begonnen; der erſte Braumeiſter war Haimeran Pongraz aus Geiſenfeld; dieſer bezog einen Wochenlohn von 2 Gulden.. Im Jahre 1621 wurde das erſte Bockbier gebraut, 1808 ſiedelte das Bräugeſchäft nach dem „Platzl“ über; 1890 wurde die Bierfabrikation in ein für den Großbetrieb eingerichtetes Anweſen verlegt; 1897 wurde der gegenwärtige Prachtbau bezogen.

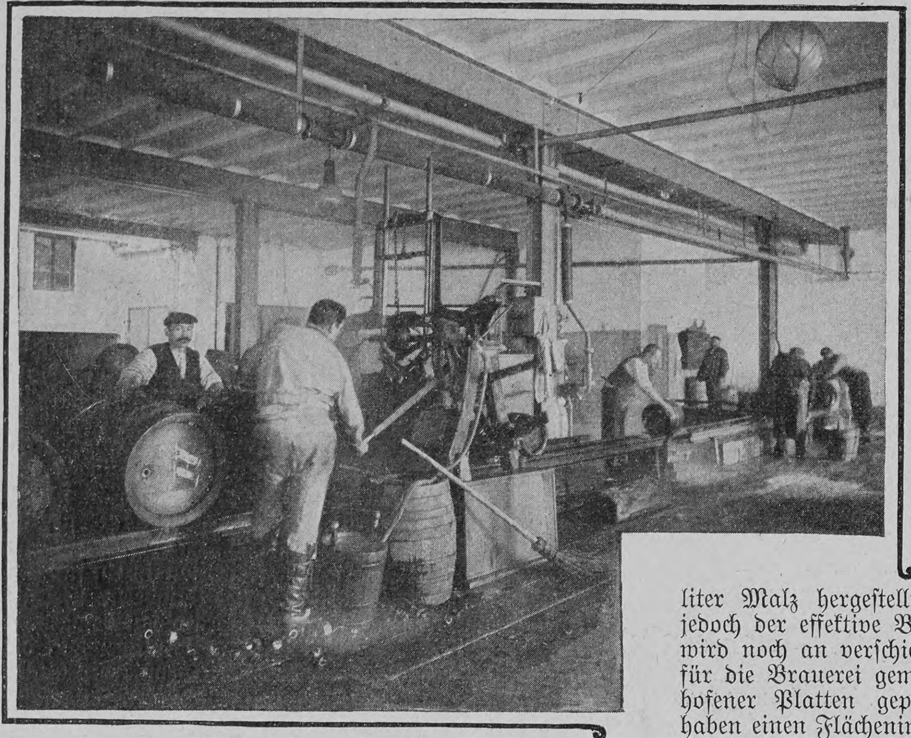
Eine der älteſten Brauereien Münchens iſt die Löwenbrauerei; ſie wird in der Chronik der Stadt ſchon um das Jahr 1500 erwähnt; damals befand ſie ſich inmitten der Stadt in der Nähe der Frauenkirche. Sie hat ſich, wie bekannt, als Aktiengeſellſchaft zum größten Einzelbetriebe in ganz Deutſchland entwickelt. Alle Münchener Brauereien betrieben ihre Bierfabrikation anfänglich in ihren in der Stadt gelegenen Anweſen; die zur Lagerung des Bieres notwendigen Keller befanden ſich außerhalb der Stadt auf den dieſe umgrenzenden, damals noch nicht bebauten Höhen. Mit Beginn des Großbetriebs wurden alle Sudwerke dorthin verlegt, und an Stelle der alten Brauſtätten erhoben ſich faſt durchweg prächtige Bierpaläſte, die nur noch dem lokalen Abſatz dienen. Wie ganz anders ſtellt ſich jetzt der fabrikmäßige Großbetrieb im Gegenſatz zum handwerksmäßigen Betrieb dar! Das Verfahren iſt ja im Grunde genommen das gleiche. Zuerſt kommt die Malzbereitung, dann die Bereitung der Würze, hernach die Gärung und ſchließlich die Lagerung. Das Mälzen oder



Im großen Sudhaus

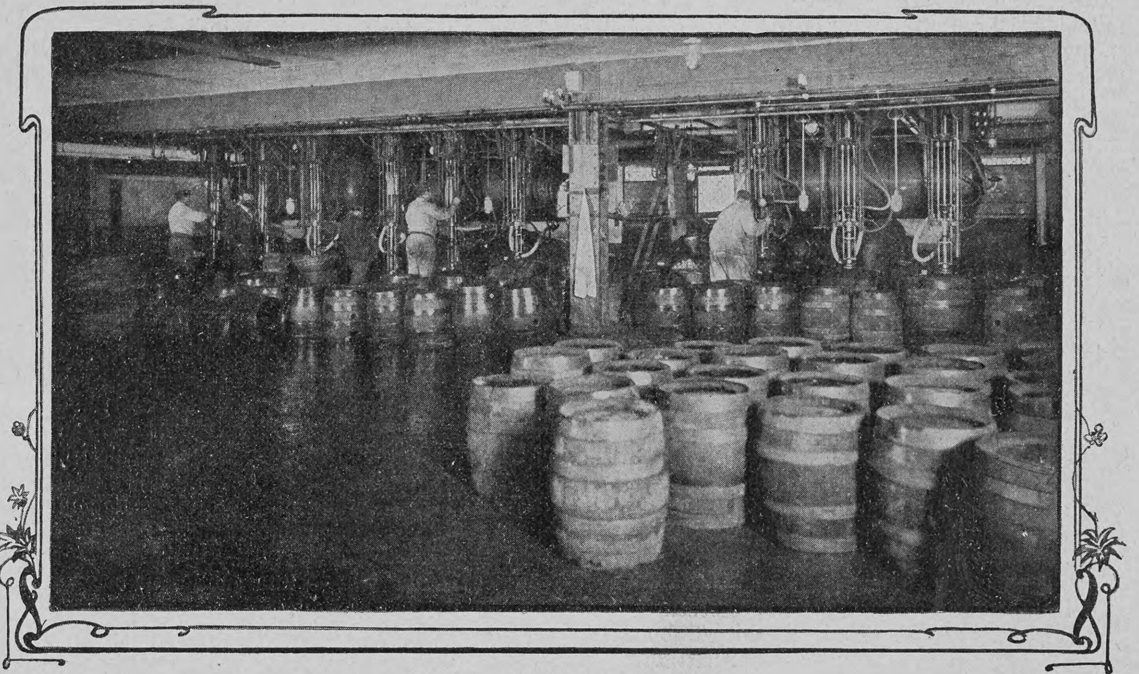


Die Brauchemiker bei der Arbeit im Laboratorium



Ein Fortſchritt der Technik: die Faßwaſchmaſchine

die Verwandlung der Gerſte in Malz geſchieht folgendermaßen: Zuerſt wird die Gerſte geputzt, ſortiert und gewaſchen, dann wird ſie in Waſſer eingeweicht, um das notwendige Keimen zu fördern, und endlich wird die gekeimte Gerſte getrocknet und kommt dann auf die Darre, um hier förmlich geröſtet zu werden; das ſo behandelte Produkt iſt das Malz. Das fertige Malz wird wieder geputzt, d. h. von den Keimen befreit, und dann in ſogenannten Silos, geſchloſſenen Käſten aus Holz oder Eiſen, ſechs bis zehn Wochen gelagert. Hierauf wird es zur Würzebereitung hergenommen. Das Malz wird auf der Schrotmühle zerquetſcht, dann mit Waſſer gemiſcht, und nun gelangt es zuerſt in den Maiſchbottich, dann in den Maiſchkeſſel, in den Läuterbottich und endlich in die Würzepfanne. Das Umrühren der Maiſche, das früher von den Bräuknechten mit großem Kraftaufwand beſorgt werden mußte, geſchieht jetzt auf mechaniſchem Wege. Beim Kochen der Würze wird das nötige Quantum Hopfen zugeſetzt. Nach dem Kochen muß die Würze möglichſt raſch abgekühlt werden, das geſchieht auf den Kühlſchiffen; zuvor paſſiert ſie den Hopfenſeiher, der das Hopfenſtroh zurückhält. Nach der Abkühlung wird die Würze in den Gärkeller geleitet und in Eichenbottiche, die einen Inhalt von 20 bis 30 Hektolitern haben, abgefaßt; dann wird die Hefe zugegeben. Die Temperatur im Gärraum wird immer mehr verringert, bis ſie derjenigen des Lagerkellers gleich iſt. Nunmehr wird das Bier gefaßt, d. h auf irgend einem Wege in den Lagerkeller abgeführt, wo es eine nochmalige Gärung durchmacht. Biere mit einer Lagerdauer von drei bis ſechs Wochen heißen Winterbiere, ſolche mit mehrmonatlicher Lagerung Sommerbiere.



Das Bier wird in die Fäſſer gefüllt

Zur Bierfabrikation bedient man ſich der verſchiedenartigſten ſinnreich konſtruierten Maſchinen. Bei den Großbrauereien iſt durchweg der Dampfbetrieb eingeführt. In der Art und Weiſe der Produktion werden die Münchener Großbrauereien: Auguſtiner, Bürgerbräu, Eberl, Franziskaner, Hacker, Hofbräuhaus, Löwenbräu, Matheſer, Münchner Kindl, Paulaner, Pſchorr, Spaten und Thomas wenig voneinander abweichen; ſie alle wetteifern in bezug auf neueſte und bewährteſte Einrichtungen. Um aber ein Bild des, wie erwähnt, überall gleich gearteten Betriebes zu geben, ſoll einiges über Produktion und Produktionsverhältniſſe des größten Einzelnbetriebes, der Löwenbrauerei, hier kurz erwähnt werden.

Eine Lagerkellerabteilung drei Stock unter dem Straßenniveau

Dieſe Brauerei arbeitet mit fünf Dampfmaſchinen von mehr als 600 Pferdekräften, 9 Dampfkeſſeln mit 660 Quadratmetern Heizfläche; in der Mälzerei können 250 000 Hektoliter Malz hergeſtellt werden. Damit iſt jedoch der effektive Bedarf nicht gedeckt; es wird noch an verſchiedenen andern Stellen für die Brauerei gemälzt. Die mit Solnhofener Platten gepflaſterten Malztennen haben einen Flächeninhalt von 18 861 Quadratmetern $= 5\frac{1}{2}$ bayriſchen Tagwerken. Die 15 Doppeldarren bemeſſen ſich auf 1156 Quadratmeter. Auf 4 Sudwerken können täglich über 2000 Hektoliter Bier geſotten werden. Die Gär- und Lagerkeller ſind mit einer modernen Kühlanlage auf Grund großartiger Lindeſcher Eismaſchinen verſehen, die im Jahre 56 940 000 Kilo Eis liefern können. Teilweiſe wird dieſe Kälte auch zur Erzeugung von Eis zum Verſand und zur Abgabe an die Kunden benutzt. In den Lagerkellern können 200 000 Hektoliter Bier gelagert werden; die Leiſtungsfähigkeit der Brauerei beträgt im Jahre weit über eine halbe Million Hektoliter.

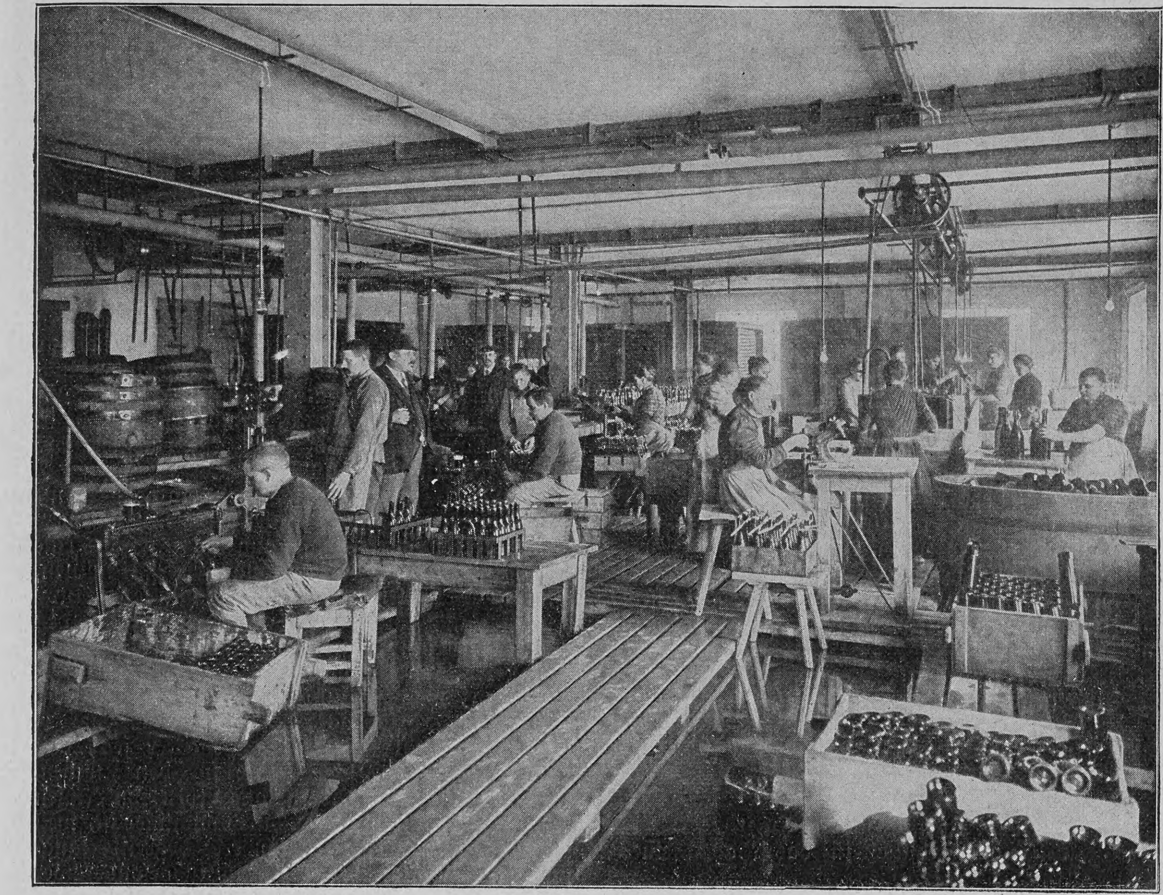
Etwa zwei Dritteile des erzeugten Bieres werden in der Stadt München und Umgebung konſumiert; das letzte Drittel wird durch die Bahn verſendet, zu welchem Zwecke die Brauerei über 100 eigne Eiſenbahnwaggons angeſchafft hat. Intereſſant dürfte auch ſein, daß der ſogenannte Haustrunk, d. h. das Freibier, das täglich an die in der Brauerei beſchäftigten Perſonen abgegeben wird, ein Quantum von 25 bis 30 Hektolitern repräſentiert, was einem Jahreskonſum von 7500 bis 8000 Hektolitern gleichkommt. Die Anzahl der Verſandfäſſer beträgt 80 000 Stück. An Transportkoſten für Materialien und Bier werden an die bayriſche Staatsbahn allein über 1 Million Mark bezahlt. Bemerkenswert erſcheint auch der außerordentliche Waſſerverbrauch einer ſolchen Brauerei; er beträgt in der Löwenbrauerei täglich etwa 4 Millionen Liter, und die Brauerei hat einen jährlichen Waſſerzins von etwa 90 000 Mark an die Stadt München zu bezahlen. Die Brauerei beſchäftigt durchſchnittlich 600 bis 700 Perſonen.

Der Export geht, wie bei den andern Brauereien, nach allen Ländern der Welt; in die überſeeiſchen Länder wird das Bier in Flaſchen verſchickt, ſonſt erfolgt der Verſand in Fäſſern. In Paris und London hat die Brauerei eigne Kellereien angelegt, dorthin wird nämlich das Bier in größeren Gebinden geſchickt, die dann am Platze in kleinere Fäſſer nach Bedarf abgefüllt werden. Der Grund hierfür liegt darin, daß z. B. in Frankreich Bier nach dem Gewicht, wobei die Behälter mit eingerechnet werden, verzollt werden muß.

Ein mächtiger Wagenpark iſt für Transportzwecke am Platze vorgeſehen; die Beſpannung beſteht aus ungefähr 100 Pferden belgiſcher Abkunft und ebenſoviel Zugochſen.

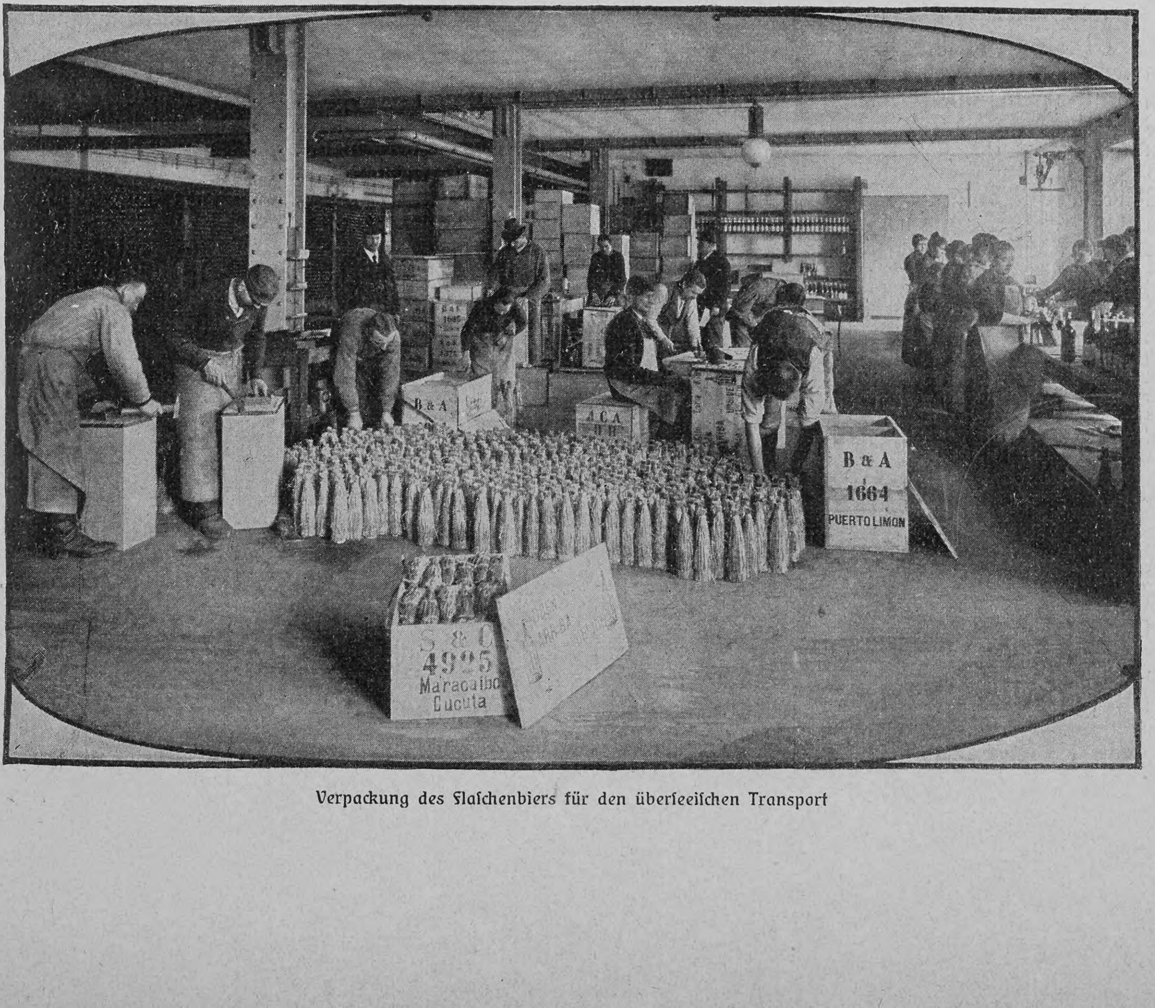
Selbſt für den Laien iſt es höchſt intereſſant, den ganzen Betrieb in voller Tätigkeit zu ſehen, weil ſich gar vieles ſeinen Blicken bieten wird, von dem er bislang kaum eine Ahnung gehabt hat.

Betritt man den Hofraum, ſo wird man ſich in erſter Linie über die Maſſe des aufgeſtapelten Faßmaterials wundern. Ganze Eichenwälder ſind ſolchem Bedarfe zum Opfer gefallen; glücklicherweiſe kommt dabei nicht unſre vielbeſungene deutſche Eiche, ſondern hauptſächlich ſlavoniſches und bosniſches Produkt in Betracht. Die Fäſſer werden gewaſchen und zwar mittels beſonderer Vorrichtungen auf mechaniſchem Wege; iſt die Manipulation vollzogen, dann wird noch jedes Faß eigens elektriſch durchleuchtet und einer ſtrengen Kontrolle hinſichtlich der höchſten Sauberkeit unterzogen. Dann kommt es erſt zur Füllung. Die für auswärtige Sendungen beſtimmten Fäſſer werden innen ausgepicht; das Pichen war ehedem eine gefährliche und beſchwerliche Arbeit, die zudem der Nachbarſchaft viele Beläſtigung durch Rauch und Geruchsbeleidigung verurſacht hat. Heute benutzt man



Füllen und Verſchließen der Flaſchen in der Brauerei

auch zu dieſem Geſchäfte einen Dampfapparat, der die ganze Prozedur ſchnell und ſicher in kürzeſter Friſt erledigt; an den verpichten Fäſſern müſſen jeweils die loſe gewordenen Reifen wieder angetrieben werden; das beſorgt gleichfalls eine ſinnreich konſtruierte Maſchine, die mit gewaltigem hydrauliſchen Druck die ehemalige Arbeit des Eiſenſchlegels vollzieht. Es iſt eine Freude, durch die Sudhäuſer zu wandern und die blitzblanken Maſchinen und Keſſel zu betrachten; alles zeigt die peinlichſte Reinlichkeit. Man läßt ſich hier den ganzen Prozeß der Biermacherei erklären und betrachtet mit Befriedigung alle Apparate, die ſo genau, ſo ſicher und mit ſo großer Rückſichtnahme auf die Hygiene arbeiten; aber der Aufenthalt in dieſer Bierküche iſt nicht beſonders angenehm wegen der dort herrſchenden tropiſchen Hitze. Bei Beſichtigung der prächtigen Malzböden kann man ſich etwas abkühlen, während beim Betreten der rieſigen Lagerkeller mit ihrer künſtlich niedergehaltenen Temperatur eine gewiſſe Vorſicht nötig iſt, um ſich gegen Erkältung zu ſichern. Es iſt geradezu unheimlich, zwiſchen den Rieſenfäſſern in dieſer totenſtillen Unterwelt herumzuwandeln, und man ſteigt gern wieder ans Tageslicht empor zu jenen Räumen, wo die Flaſchenfüllerei ſich befindet. Auch hier erfreut man ſich an der außerordentlichen Reinlichkeit, mit der die leeren Flaſchen behandelt werden. Das Putzen und Ausſpülen der Flaſchen geſchieht wieder auf mechaniſchem Wege, ebenſo raſch wird das Füllen und Verſchließen beſorgt. Die für die überſeeiſche Reiſe beſtimmten Flaſchen werden noch paſteuriſiert; ſie kommen nämlich nach und nach in ein Bad mit etwa 56° R. Wärme, wodurch auch die letzten Gärkeime vernichtet werden; dann folgt eine wiederholte Abkühlung, und nun kommt die ſeetüchtige Verpackung. Die Kiſten, die bereits die Aufſchrift ihres Beſtimmungsortes tragen, werden nicht genagelt, ſondern verſchraubt, und jede Flaſche erhält noch ein hübſches Reiſekleid aus Stroh. Eine eigne kleine Fabrik beſchäftigt ſich mit Herſtellung dieſer Hülſen. Mitleidig ſehen wir Beſitzer der maſſiven Literkrüge auf die kleinen Flaſchen, die nach den fernſten Zonen wandern, um dort die Lebemänner und Wohlhabenden zu erquicken, aber mit einem gewiſſen Stolze muß es uns doch erfüllen, daß auch dieſe kleinen Flaſchen dazu helfen, das Lob der deutſchen Induſtrie in die fernſten Weltteile zu tragen und überdies dem fernen Landsmann freundliche Grüße und Augenblicke beſeligender Erinnerung an das Heimatland übermitteln.



Verpackung des Flaſchenbiers für den überſeeiſchen Transport

Die Teepflückerin

Chineſiſche Erzählung

von

Karl Kampf

Der Herbſt kam ins Land, und mit ihm brach auch die Zeit der dritten Tee-Ernte heran. Die Pflücker und Pflückerinnen der Ebene näherten ſich in hellen Scharen den Hügeln von Fu-Tſcheu, ja ſelbſt die Bewohner der ſchwimmenden Häuſer kehrten dem Fluſſe den Rücken und verdingten ſich gegen einige Stücke Ziegeltee an die Plantagenbeſitzer als Erntearbeiter.

Auch Ty-May verließ den Sampan*) ihrer Großeltern, unter deſſen Rohrdecke ſie ſich ſonſt ihren träumeriſchen Gedanken hingab, und ſtieg das Gelände hinan. Sie ſchlüpfte zwiſchen den doppelten Reihen der Arbeitſuchenden hindurch, die der alte Tſcheng, ein reicher Teepflanzer, muſternd abſchritt. Er unterwarf die Hände der Arbeiter und Arbeiterinnen in bezug auf ihre Feinheit und Behendigkeit einer ſorgfältigen Prüfung und überzeugte ſich, ob ihr Mund vollſtändig rein ſei, denn er war beſonders darauf bedacht, daß man ſeine zarten Lieblinge nicht mit groben Fingern antaſte und ihnen den feinen Wohlgeruch nicht durch einen ungeſunden Atem benähme.

Er war freudig überraſcht, als ihm aus dem weiten Aermel des groben Linnenkleides die zarteſten Finger, die er je geſehen hatte, entgegengeſtreckt wurden, weidete ſich hierauf an dem Anblick der entzückend friſchen, korallenroten Lippen und der herrlichen Perlenzähne Ty-Mays und rief mit bewegter Stimme: „Haſchim! Haſchim! Komm raſch her! Ich hab' ſie endlich! Ich habe unſre erſte Pflückerin gefunden!“

Der Kopf eines jungen Mannes, der einen Schreibſtift aus feinem Bambusrohr hinter dem Ohre trug, lugte zwiſchen den Zweigen eines Wurzelbaumes hervor und verſchwand ſofort wieder ohne ein Wort der Zuſtimmung. Das junge Mädchen aber hatte, als ſein Blick den ihrigen kreuzte, die Augen geſenkt, und die große Zehe ihres nackten Fußes bohrte ſich in den Sand des Vorhofes tief ein. — —

Kaum hatte die Sonne die Augen des jungen Tages geöffnet, als der ganze Abhang von dem Leben neuer Schaffenskraft erbebte. Ein geheimnisvolles Rauſchen hatte ſich in der andächtigen Stille des lauen Frühmorgens erhoben, der von emporſteigenden balſamiſchen Düften erfüllt worden war.

Die Pflücker hatten ſich in den Gärten zerſtreut. Sie waren ſchwarz gekleidet, hatten einen Tragkorb auf dem Rücken und huſchten wie kleine, bewegliche Schatten, die ſich bückten und immer wieder aufrichteten, rührig von Strauch zu Strauch. Unter den Bewegungen der Tauſende ging's wie das Säuſeln einer lauen Briſe durch das Laubwerk, und es drang wie ein leiſes Flehen der Luftwellen, die über die Höhen des Fu-Tſcheu ſtrichen, bis zu den Toren der Hafenſtadt.

Der alte Tſcheng, deſſen Geſichtsfalten eine neue ſtrahlende Freude geglättet hatte, führte Ty-May ſeinen koſtbarſten Anlagen zu. In der einſamen Einfriedung, die ſich hinter einem Vorhang buntblättriger Bambuſen, ſchmächtiger und mannigfaltiger Bäumchen und Sträucher den Blicken der Neugierigen entzog, öffneten ſich die erſten und wohlriechendſten Knoſpen, die zur Bereitung des für den Kaiſer beſtimmten und von ihm bevorzugten Aufguſſes beſtimmt waren. Winzig kleine Pagoden ſtiegen an den vier Enden der Gartenmauer ſtufenweiſe an, und das junge Mädchen glich in ihrer langen weißen Tunika der Fee eines reizenden Puppengartens. Man verehrte ſie während der ganzen Erntezeit faſt wie eine geheiligte Perſönlichkeit. Sie lebte ganz allein, von den übrigen Arbeitern abgeſchloſſen; man vermied es, ihr zu begegnen, ebenſo wie einer Witwe oder einer vermummten Geſtalt; man ſetzte ihr bloß Früchte und Blumen vor und wies ihr ein kleines Häuschen, das wie ein Lampion durchſcheinende Papierwände hatte, als Wohnung an.

Haſchim, der Sohn des Teepflanzers, der einer gelehrten Geſellſchaft angehörte und an einem wiſſenſchaftlichen Werke arbeitete, wurde mit der Ueberwachung der kaiſerlichen Ernte betraut. Er nahm mit ſeinem Tuſchnapf und einer Papierrolle im Schatten eines alten Ahornbaumes Platz, folgte aber, ſtatt zu ſchreiben oder die Teezweige zu zählen, den lieblichen Bewegungen der ſchlanken, zarten Geſtalt Ty-Mays mit den Augen und bewunderte die Behendigkeit ihrer Finger, die ſich wie weiße Kolibris zwiſchen den Teeknoſpen bewegten. Sie huſchte emſig hin und her, ſtand bald auf den Fußſpitzen oder kniete nieder; die herrlichen Armſpangen, die ſie an ihren feinen Handgelenken trug, ſtrahlten ein magiſches Feuer aus; es waren die Amulette einer guten Ernte. Das rote Band, an dem das Körbchen hing, hob ſich wie ein Blutſtreifen von dem weißen Halskragen ab, und der junge Mann verfiel auf den Gedanken, zwiſchen dem ſchönen Kind und einer zum Tode verurteilten Waſſerjungfer, die vor den ſchönſten Blüten des Frühlings ihren Lieblingsreigen tanzt, Vergleiche anzuſtellen.

---

*) Flußfahrzeug, das als Wohnung dient.

Bald darauf begann er zu ſchreiben. Die Metaphern vereinigten ſich mit Alliterationen und Aſſonanzen zu langen rhythmiſchen Sätzen, die mit den Bewegungen der kleinen Ty-May übereinſtimmten.

Als am Abend die Teepflückerin die Knoſpen, die ſie tagsüber geſammelt, vor ſeinen Augen ausbreitete, warf er ihr die beſchriebene Rolle ins Körbchen und eilte verwirrt davon.

An den darauffolgenden Tagen machte er weitere Verſe und legte ſie ihr wie am erſten Abend in das geleerte Teekörbchen.

Er ſah einmal in der Nacht beim Vorbeigehen an dem Häuschen des jungen Mädchens, daß es über ſeine Verſe gebeugt ſaß und mit ihren feinen Fingern die großen ſchwarzen Lettern ſtreichelte, aber gleichzeitig wurde er auch gewahr, daß ſie ſie verkehrt betrachtete.

„Was nutzt es mir, zu ſchreiben, wenn Ty-May nicht leſen kann!“ ſagte ſich der Jüngling, machte keine Verſe mehr, betrachtete ſie aber um ſo aufmerkſamer, und ſie ſchien ihm von Tag zu Tag ſchöner und begehrenswerter zu ſein.

Er ſchloß gar oft die Augen, um nicht der Verſuchung zu unterliegen, ſah ſie aber doch immer vor ſich, hörte ſie und fühlte ſie ſtets in ſeiner Nähe. —

Tſcheng, der mit dem Tee-Ertrag ſehr zufrieden war, beſchenkte die Pflücker und Pflückerinnen am letzten Erntetage, der feſtlich begangen wurde, mit je einem Kleidungsſtücke. Ty-May aber bekam ein vollſtändiges, ganz neues Kleid aus ſchwerer Seide und eine goldene Haarnadel.

Die dem Gotte der kleinen, wohlriechenden Blätter geweihte Pagode war mit Blumenkränzen und Roſenſträußen geſchmückt.

Die Erntearbeiter und -Arbeiterinnen kamen am Morgen, um dem Götzen je eine Taſſe Tee als Opfer darzubringen. Ty-May ſchritt mit einer Tonvaſe voll feinſter Teeknoſpen in der Hand allen voran. Sie hatte aus dieſem Anlaſſe das neue Kleid und allen ihren Schmuck angelegt, friſche weiße Blüten in ihr ſchwarzes Haar geflochten, ihr Antlitz geſchminkt und ſah wie eine Braut aus.

Haſchim fand ſie ſchöner und reizender denn je. Plötzlich aber bemerkte er ſeinen Vater, der den Gegenſtand ſeiner Liebe und Verehrung begehrlich anſtarrte. Bei dieſem Anblick verflog im Nu die ganze Freude des Sohnes, und er fühlte ſich plötzlich unwohl; es ſchien ihm, als ſeien die Roſen in Ty-Mays Haaren welk geworden und die feinen Teeknoſpen, die ſie opfern wollte, hätten ſich in lebendes Gewürm verwandelt.

Er blieb allen Beluſtigungen des Erntefeſtes fern, ging die Abhänge hinan und betrat den koſtbarſten Teegarten ſeines Vaters. Das Liſpeln der zarten Knoſpen war verſtummt, die Sträucher ſtreckten ihm die entlaubten Zweige traurig entgegen, und der Erde entſtieg ein eigentümlicher Duft wie von zertretenen toten Blüten. Von weitem drang das Krachen und Ziſchen der abgebrannten Feuerwerkskörper, die Muſik der Schauſpielertruppe und das monotone Dröhnen des Gong der Pagoden an ſein Ohr.

Erſt beim Anbruch der Nacht trat er den Heimweg an, ſah, als er an der Behauſung der Teepflückerin vorbeiging, eine Silhouette, die ſich von der Papierwand ſcharf abhob, und hielt im Gehen inne, um ſich an dem Anblick des Schattens Ty-Mays zu ergötzen. Sie hatte ihn bemerkt und ſich dem Fenſter genähert. Sie blieben ſo eine Zeitlang einander gegenüber und bloß durch die dünne Papierwand getrennt, ſtehen. Haſchim glaubte, ihre feine Haut zu fühlen, und die Wärme, die ihr Körper ausſtrahlte, machte ihn liebetrunken.

„Höre mich an, kleines Schweſterchen,“ ſagte er zu ihr, „ich reiſe morgen mit deinem Tee in meiner Dſchunke gen Peking; ich bitte dich, hier nicht länger zu verweilen, ſondern auch abzureiſen. Kehre in den Sampan deiner Großeltern zurück, gehe dort deiner Beſchäftigung nach und webe dir, teuerſtes Schweſterchen, dein Brautgewand, denn in einem Jahr werde ich zurückkehren und dich als mein ſüßes Weibchen heimführen! Willſt du, teuerſtes Schweſterchen?“

„Bruder, großer, geliebter Bruder! Ich werde morgen abreiſen und in einem Jahr mit meinem Sampan und meinem Brautgewande deiner ſchönen Dſchunke auf dem breiten, gelben Fluſſe entgegenfahren!“

„Ty-May, meine Verlobte, bedenke, daß uns die Nacht hört und der Mond uns ſieht! Reiche mir deine Lippen, damit ich deine Seele einatmen kann!“

Ty-May zog die goldene Haarnadel, die ihr der alte Tſcheng geſchenkt hatte, aus ihrem Haargeflecht, durchſtach mit ihrer Spitze das Papierglas ihres Fenſters und reichte Haſchim durch den Riß ihre Korallenlippen.

*

Nach elf Monaten kam Haſchim mit ſeiner Dſchunke zurück, ſpähte aber vergebens bei der Flußmündung nach der Barke ſeiner Braut aus. Er rief alle Fiſcher an, konnte aber nichts erfahren.

Endlich begegnete er einer alten Fiſcherfrau, die ihm mitteilte, daß Ty-May das ſchwimmende Häuschen ihrer Großeltern gegen einen Palaſt auf einem Hügel vertauſcht habe und dort den einſt ſelbſt gepflückten Tee trinke.

„Und ihre Großeltern?“

„Sind geſtorben und in Ehren beſtattet.“

„Und ihr Sampan?“

„Ich verwende ſein Holz, um mir damit Waſſer zu wärmen.“

„Und ihr Brautgewand?“

„Iſt längſt zerriſſen. Ha! . . . Ha!“

Haſchim kehrte troſtlos in das Haus ſeines Vaters zurück.

Das geheimnisvolle Rauſchen hatte ſich neuerlich erhoben, und die laue Morgenluft erfüllten balſamiſche Düfte. Die Pflücker hatten ſich in den Teegärten zerſtreut, aber der junge Mann ſchritt an der Einfriedigung vorüber, ohne einzutreten.

Sein Vater gab anläßlich ſeiner Rückkehr ein großes Feſt. Er ließ Muſiker und Tänzerinnen kommen, aber Haſchim merkte gar nicht, daß man ſeine eignen Gedichte, die er einſt im Schatten eines alten Ahornbaumes niedergeſchrieben hatte, vortrug. Er hörte eine andre Stimme, die er in den Frauengemächern zu erkennen glaubte; es war eine liebliche Stimme, die ihn an das Säuſeln und Surren der Blätter und an die Korallen eines ſchönen Mundes erinnerte, der gegen das Papier eines Fenſters gedrückt war.

Er ſchloß die Augen die ganze Nacht hindurch nicht und betrat ſpät am Abend des nächſten Tages ganz unwillkürlich den koſtbarſten Garten ſeines Vaters.

Er erkannte ihn kaum. Zwiſchen den ſchmächtigen und mannigfaltigen einheimiſchen Bäumchen und Sträuchern erhob ſich ein großes, majeſtätiſches Doppelgrab, vor dem eine zarte weiße Frauengeſtalt auf den Knien lag und weinte.

Er trat näher, um die Inſchrift des Grabſteines zu leſen. Die Kniende wendete ſich plötzlich um, und er erkannte bei dem Glanze der funkelnden Sterne Ty-May. Er breitete die Arme aus und wollte ſie küſſen, ſchreckte aber zurück, denn er hatte bemerkt, daß ſie die Goldketten und Kleider der Sklavinnen ſeines Vaters trug.

Er blieb vor ihr ſtehen, ſie betrachteten einander ſehr lange, und eine große Traurigkeit malte ſich in ihren Geſichtern. Ty-May erhob endlich den Finger, wies auf die Inſchrift in Marmor, und Haſchim las, daß ſich Ty-May für das Grabdenkmal ihrer Großeltern ſeinem Vater verkauft habe. Er faßte ſie bei der Hand; ſie nahmen auf einer der Denkmalſtufen Platz und begannen vor der herrlichen Tür, die mit friſchen Blumen geſchmückt war und in die Gruft führte, über die Bitterkeit ihres irdiſchen Lebens nachzudenken.

Der Mond einer ſchönen Herbſtnacht kam eben jenſeits des Hügels zum Vorſchein, die Blütenknoſpen des Tees waren in dem fahlen Lichte blaß geworden und erzitterten bei dem kühlen Winde, der die Aeſte bewegte.

Haſchim ſagte zu Ty-May:

„Erinnerſt du dich, kleines Schweſterchen, des erſten Tages, an dem du Teepflückerin meines Vaters geworden? Du hatteſt damals an Stelle deiner Halskette ein rotes Bändchen, und ich habe dich mit einer zum Tode verurteilten Waſſerjungfer verglichen, die vor den ſchönſten Blüten des Frühlings ihren Lieblingsreigen tanzt . . .“

Sie weinten ſtill vor ſich hin, wußten aber, daß die Lebenden den Toten Opfer ihres Glückes ſchulden, und gaben ſich mit ihrem Schickſal zufrieden.

Praktiſches Lernjahr für Volksſchülerinnen

Von

Luiſe Schulze-Brück

Im nachfolgenden ſoll der Verſuch gemacht werden, zur Löſung der ſozialen Frage ein Teilchen beizutragen durch die Anregung zur Einführung eines praktiſchen Lehr- oder Lernjahres für unſre Volksſchülerinnen. Entweder möge das ganze letzte Jahr der Volksſchulzeit, mit Ausnahme der Stunden in Deutſch und Rechnen, für die Schülerin nur dazu verwendet werden, ihr eine praktiſche Ausbildung zu geben, oder man verlängere die Schulzeit überhaupt um ein halbes Jahr, ſo daß dann nur ein halbes Jahr des bisherigen Unterrichts geopfert werden müßte.

Man wird einwenden, daß das Maß der Schulbildung, das unſre Volksſchüler erhalten, nicht verringert werden dürfe, daß auch die Mädchen eine möglichſt umfaſſende Schulbildung genießen müſſen, daß gerade das letzte Jahr das wichtigſte ſei, kurz, man wird alle jene Gründe anführen, die auf den erſten Blick richtig und ſchwerwiegend erſcheinen, bei näherer Betrachtung jedoch zu dem zuſammenſchrumpfen, was ſie ſind: theoretiſche Bedenken, die vor der Praxis das Feld räumen müſſen.

Zunächſt ſteht es für den Praktiker feſt, daß das letzte Jahr der Volksſchule für den Knaben, dem jedes Bildungsmehr für das Leben von Nutzen werden kann, auch ſchon dadurch wichtiger iſt, weil der Knabe im allgemeinen ſchwerer begreift, langſamer faßt als das Mädchen, weil insbeſondere der Knabe von dreizehn, vierzehn Jahren viel weniger reif iſt als das gleichaltrige Mädchen. Für ihn iſt jeder Tag, den er in der Schule zubringt, ein Gewinn, weil in ſeinem ſchwerer arbeitenden Aufnahme- und Begriffsvermögen gerade dann erſt das Erlernte feſte Wurzel ſchlägt.

Ganz anders bei dem Mädchen. Die Mädchen der oberen Klaſſe einer Volksſchule kann man, einzelne Ausnahmen abgerechnet, in zwei Hälften ſcheiden: in eine intelligente, begabte und eine weniger intelligente. Die intelligente Hälfte hat das Penſum der Volksſchule bei Beginn des letzten Jahres völlig erledigt. Für dieſe iſt dies Jahr, das zugleich das körperliche Entwicklungsjahr des Mädchens iſt, in bezug auf Schulbildung lediglich eine Wiederholung, die dem Mädchen mit beweglichem flüchtigen Geiſt und Sinn nicht viel mehr nützt, da es das Erlernte entweder ganz feſt gefaßt hat, wo dann keine Wiederholung nötig iſt, oder es infolge ſeiner Flüchtigkeit ſich noch nicht völlig zu eigen gemacht hat, was dann auch eben dieſer Flüchtigkeit halber in dieſem letzten Jahr am allerwenigſten geſchieht. Die unintelligente Hälfte aber, die zu dieſer Zeit noch nicht völlig „ausgelernt“ hat, dieſe wird auch das letzte Jahr nicht dazu verwenden, es wird ihr ſo wenig mehr nützen als ihre ganze Schulbildung überhaupt. Wenn Mädchen dieſer Art leidlich ſchreiben, leſen, rechnen können — und das müſſen ſie zu dieſer Zeit können, oder ſie lernen es niemals —, dann haben ſie das Maß von Schulbildung, das ihnen für ihr Leben notwendig iſt, und das ſie allein auch wirklich ſich völlig zu eigen machen können. Alles andre iſt Schulweisheit im ſchlimmſten Sinne, jene Schulweisheit, die mühſelig eingetrichtert und mechaniſch auswendig gelernt iſt, um bald wieder vergeſſen zu werden, die den Menſchen weder nützlich iſt zu irgend einem Ding noch ihn klüger, beſſer, edler macht, weil ſie ihm nur angezwungen, kein Teil ſeines Selbſt geworden iſt. Es erſcheint gewagt, dies auszuſprechen zu einer Zeit, da das Schlagwort „Bildung für das Volk“ auf der Fahne der ſozialen Bewegung obenan geſchrieben ſteht. Und um allen Mißverſtändniſſen vorzubeugen, ſei noch bemerkt, daß auch für die „höhere“ und „höchſte“ Tochter, ja für jeden Menſchen, der im praktiſchen Leben ſteht, genau dieſelben Grundſätze zu gelten hätten, daß auch für ſie jedes Quentchen dieſer Schulweisheit genau ebenſo unnütz, ja ſchädlich iſt wie für die Tochter des Volkes, daß ferner gerade der Unterricht in Deutſch, der den Mädchen noch erteilt werden ſoll, ihnen ein größeres Maß allgemeiner Bildung geben kann als ein ganzes Jahr des jetzigen Unterrichts.

Etwas ganz andres iſt es aber noch, was die Volksſchule der Schülerin ins Leben mitgeben müßte. Etwas überaus Notwendiges, das Notwendigſte, was es für das Mädchen, für die ſpätere Hausfrau, Gattin, Mutter gibt. Etwas, worin früher die Mutter der Tochter Lehrmeiſterin war, woran ſie jedoch jetzt durch die Not der Zeit, durch die ſozialen Verhältniſſe in den allermeiſten Fällen gehindert wird: die praktiſche Ausbildung für das Leben, die Ausbildung für ihren ſpäteren Beruf als Hausfrau.

Mögen ſich hier tauſend Stimmen erheben, die einwenden, daß das nicht Sache der Schule, des Staates ſei! Warum nicht? Iſt es nicht etwa Sache des Staates, die Hand mit anzulegen zur Heilung eines Krebsſchadens, eines der ſchlimmſten Schäden jener ſchlimmſten Krankheit, die wir ſoziales Elend, Proletarierelend nennen?!

Wer wollte es beſtreiten, daß die Unfähigkeit der Frau des vierten Standes, den Haushalt zu führen, das beſcheidene Einkommen ihres Mannes richtig zu verwenden, ihre Kinder zu erziehen, Ordnung, Reinlichkeit, Behaglichkeit zu ſchaffen und zu erhalten, in gar zu vielen, ja in den meiſten Fällen die Grundlage zu der häuslichen Miſere iſt, die den Mann aus der Familie, dem Alkohol, dem Laſter in die Arme treibt?! Alltäglich kann man ja beobachten, daß von zwei Arbeiterfamilien mit gleichem Einkommen die eine, Mann, Frau und Kinder, gut gekleidet, wohl genährt, geſund und zufrieden dahinleben, die andre, dürftig, unreinlich, verhungert und verkommen. Woher das kommt? Ganz einfach daher, weil die eine Frau eine tüchtige, häusliche, fleißige, reinliche und ordentliche Familienmutter iſt, die andre das Gegenteil. Und daß der fleißigſte, ordentlichſte und ſparſamſte „kleine Mann“ zu nichts kommen kann ohne eine tüchtige Frau, das ſagt ja ſchon das alte Verslein, das wir als Kinder beim „Abzählen“ herunterleierten:

„Sechs mal ſechs iſt ſechsunddreißig,
Iſt der Mann auch noch ſo fleißig
Und die Frau iſt liederlich,
Geht die Wirtſchaft hinter ſich.“

Daß aber ein Mann, der in ſeinem Hauſe, in ſeiner Familie kein Behagen, mit ſeinem Einkommen kein Auskommen findet, kein zufriedener Menſch und Staatsbürger ſein kann, das iſt ſelbſtverſtändlich.

Nicht in unzureichenden Löhnen, in der Teuerung der Lebensmittel allein liegt der Grund zu der Not und Unzufriedenheit in dieſen Ständen, hier liegt er in den meiſten Fällen, und wenn ſich heute das Einkommen dieſer Familien, die beſonders in der Großſtadt eine erſchreckende Ueberzahl bilden, verdoppeln würde, ſo würde morgen doch das Elend wieder faſt das gleiche ſein. Nicht etwa, daß dieſe Frauen alle faul, unſauber, pflichtvergeſſen wären. Das wäre ſehr traurig, wenn es wahr wäre. Aber dem iſt durchaus nicht ſo. Sie ſind nur ihrer Aufgabe nicht gewachſen, aus dem einfachen Grunde, weil ſie niemals etwas von dem, was das Leben von ihnen fordert, gelernt haben. Und warum haben ſie es nicht gelernt? Weil ſie keine Zeit, keine Gelegenheit dazu hatten! Wie geſtaltet ſich denn das Daſein der Volksſchülerin, zumal der Großſtadt, oft aber auch ſchon der Mittel- und Kleinſtadt nach der Schulentlaſſung! Bleibt ſie etwa zu Hauſe, um nun bei ihrer Mutter den Haushalt zu erlernen, oder ſucht ſie eine Stelle, wo ſie alles lernt und übt, was ſie für ihren ſpäteren Beruf ſo notwendig braucht? Das wäre das Ideale, das Richtige. Wenn es ſo wäre, dann hätten die recht, die behaupten, daß dieſe Ausbildung nicht Sache des Staates ſei. Aber wir wiſſen ja alle, daß dies faſt nie der Fall iſt. Das ſchulentlaſſene Mädchen der Stadt geht in den meiſten Fällen in die Fabrik. Manchmal „ins Geſchäft“, manchmal in die Lehre als Näherin. Sehr ſelten als Dienſtmädchen, denn das iſt für die Städterin ein überwundener Standpunkt. Und aus der Fabrik oder einem ähnlichen Betrieb heraus heiratet ſie dann, meiſt ſehr früh, und ſteht nun plötzlich vor der Aufgabe, einen Haushalt mit wenigem zu führen, zu kochen, zu ſäubern, zu nähen und zu flicken, Kinder zu warten — kurz, vor einer Aufgabe, die viel zu ſchwer für ihre ungeübten Kräfte iſt. Der Mann will ein kräftiges, ſchmackhaftes Eſſen für wenig Geld, will ſaubere, ausgebeſſerte Kleidungsſtücke, Reinlichkeit und Ordnung. Die Kinder wollen ernährt, verſorgt, reinlich gehalten werden. Von all dem verſteht ſie nichts, gar nichts. Die Arbeit, die der kundigen Frau ſchnell und gut von der Hand geht, iſt ihr ſchwer, läſtig, ermüdend. Erſt verſucht ſie es vielleicht, ſo gut ſie kann, dann erlahmt ihre Kraft und ihr guter Wille, der Mann iſt unzufrieden, findet ſchnell den Weg ins Wirtshaus, der häusliche Zwiſt iſt da und damit dann auch die Unluſt der Frau, ſich weiter zu quälen. Sie verſinkt dann ſchnell in Nachläſſigkeit, und der Haushalt bietet das troſtloſe Bild der Verkommenheit.

Alſo auch hier der furchtbare Zirkel. Weil das Mädchen ſchnell verdienen will und muß, kann es nicht das erlernen, was es als Hausfrau ſo nötig braucht, und weil es als Hausfrau nichts verſteht, verſinkt es in Not und Elend, und die Kinder dieſer Mutter, — nun, die müſſen eben wieder möglichſt früh in die Fabrik, in den Verdienſt.

In der Kleinſtadt, auf dem Lande iſt es nicht ganz ſo ſchlimm. Aber ſehr ähnlich liegen doch auch hier die Verhältniſſe. Auch hier wächſt immer mehr die Zahl der Frauen, die durch die Not der Zeit verhindert ſind, tüchtige Hausfrauen zu werden. In richtiger Erkenntnis dieſer Sachlage hat man manches zur Beſſerung verſucht: Haushaltſchulen für ſchulentlaſſene Mädchen, Kochkurſe und Aehnliches. Aber all dieſe Bemühungen, ſo gut ſie auch gemeint ſind, kommen doch immer nur einer ſehr kleinen Minderheit zugute, einer Minderheit, die dazu noch naturgemäß gerade nicht diejenigen Mädchen in ſich begreift, für die es wirklich am nötigſten wäre, denn um Haushaltſchulen und Wirtſchaftskurſe zu beſuchen, dazu gehört doch, wenn auch nicht viel, Geld und vor allem Zeit. Und wo ſollten die armen Mädchen wohl beides hernehmen, die — oft bis zum Tage ihrer Hochzeit — vom Morgen bis zum Abend ſchaffen um das tägliche Brot. Man hat auch in einigen großen Städten, zumal im Badiſchen, bereits den Volksſchulen einen Koch- und Wirtſchaftskurſus für einige Stunden der Woche im letzten Schulhalbjahr angegliedert. So wohlgemeint dieſe Verſuche ſind, ſo freudig man ſie begrüßen muß und ſo hübſche Erfolge ſie auch erzielt haben, ſo ſind ſie doch lange nicht das, was ſie ſein ſollten. Sie geben den Mädchen nicht die nötige allgemeine Ausbildung, und außerdem ſind ſie auch gar zu ſehr nach dem Schema eingerichtet. Auch wirkt der Wechſel von Schul- und praktiſchem Unterricht nicht günſtig. Gewöhnlich leidet der Schulunterricht, weil die Mädchen ein lebhaftes Intereſſe für den Kochkurſus bekunden, doch können die wenigen Stunden der Kurſe keine rechten Erfolge erzielen, und ſo kommt nicht viel Erfreuliches zuſtande.

Ein wirklicher, umfaſſender Kurſus, der dem ſchulentlaſſenen Mädchen eine feſte, ſichere Grundlage für das ganze Leben gäbe, es tüchtig und geſchickt machte zu allen häuslichen Verrichtungen, müßte unbedingt ein volles Jahr dauern. Es würde alſo, um an der beſtehenden Schuldauer nicht zu rütteln, dieſer Kurſus mit der Vollendung des dreizehnten Lebensjahres beginnen. Im Intereſſe der Schülerinnen und um die Gegner der Verminderung der wirklichen Schuldauer zu verſöhnen, wäre es allerdings beſſer, wenn von dieſer Zeit nur ein halbes Jahr weggenommen und der allgemeinen Dauer noch ein halbes Jahr zugunſten des Kurſus zugeſetzt würde, mit andern Worten, wenn er mit 13½ Jahren beginnen und die Schülerinnen erſt mit 14½ Jahren entlaſſen würden. Doch iſt dies wohl ſchwer zu erreichen, und es muß alſo mit den beſtehenden Verhältniſſen gerechnet werden.

Umfaſſen ſoll dieſer Lehrgang alles, was zur Führung eines Haushalts gehört. Alſo Kochen, Scheuern, Putzen, Aufräumen und in Ordnung halten. Ferner Ausbeſſern, Nähen, das Anfertigen einfacher Kleider und Kinderkleider, ſodann Geſundheitskunde, als: Hygiene der Wohnung und Kleidung, Körper- und Hautpflege, einige einfache Grundregeln und Handgriffe der Krankenpflege ſowie, vielleicht in Angliederung an eine Kinderbewahranſtalt oder Krippe, die Elemente der Kinderpflege. Das iſt ein umfangreiches Programm. Aber ein Jahr iſt lang, und in dieſer Zeit kann bei ſyſtematiſcher Unterweiſung gar vieles gelehrt und gelernt werden. Das dürfte aber nicht „ſchulmäßig“ geſchehen, es müßte ſich ſtets an die Bedürfniſſe des wirklichen Lebens anlehnen. Ein Beiſpiel: Beim Kochen ſoll den Kindern das richtige Verhältnis der notwendigen Nährſtoffe, die der Menſch zur rationellen Ernährung bedarf, klar gemacht werden. Das kann aber nicht ſchulmäßig mittels toter Formeln geſchehen — ſo viel Prozent Fette, ſo viel Stärke, ſo viel ꝛc. —, ſondern mittels rationeller Küchenzettel, die das Kind, nachdem ſie praktiſch ausprobiert ſind, in ein Buch einträgt, das ihm dann ſpäter zum Kochbuch und Wegweiſer wird. Auch muß der Kochunterricht ſo betrieben werden, daß die Schülerin wirklich für das Leben kochen lernt, alſo für einen kleinen Hausſtand mit beſchränkten Mitteln. Das Führen eines Haushaltsbuches, die Berechnung und richtige Verteilung der verfügbaren Mittel auf Wohnung, Nahrung, Kleidung ꝛc., all dies gehört natürlich zum Haushaltslehrgang wie alle Arbeiten des Haushalts überhaupt. In den Lehrſtunden für Handfertigkeit muß vor allen Dingen das Ausbeſſern gründlich erlernt werden, ſodann das Zuſchneiden und Nähen einfacher Wäſcheſtücke, Kleider und Kinderkleider.

Ein ſehr wichtiger Gegenſtand iſt die Geſundheitskunde. Gerade den unteren Klaſſen fehlt in einer Weiſe, die ſich ſchwer an der Geſundheit unſers ganzen Volkes rächt, die Erkenntnis für die Notwendigkeit und Nützlichkeit einer rationellen, natürlich ganz einfachen und koſtenloſen Körperpflege, der ſegenſpendenden Wirkungen von Luft, Licht, Sonne und Waſſer, von Bädern und Waſchungen, von Reinlichkeit am Körper und in der Wohnung.

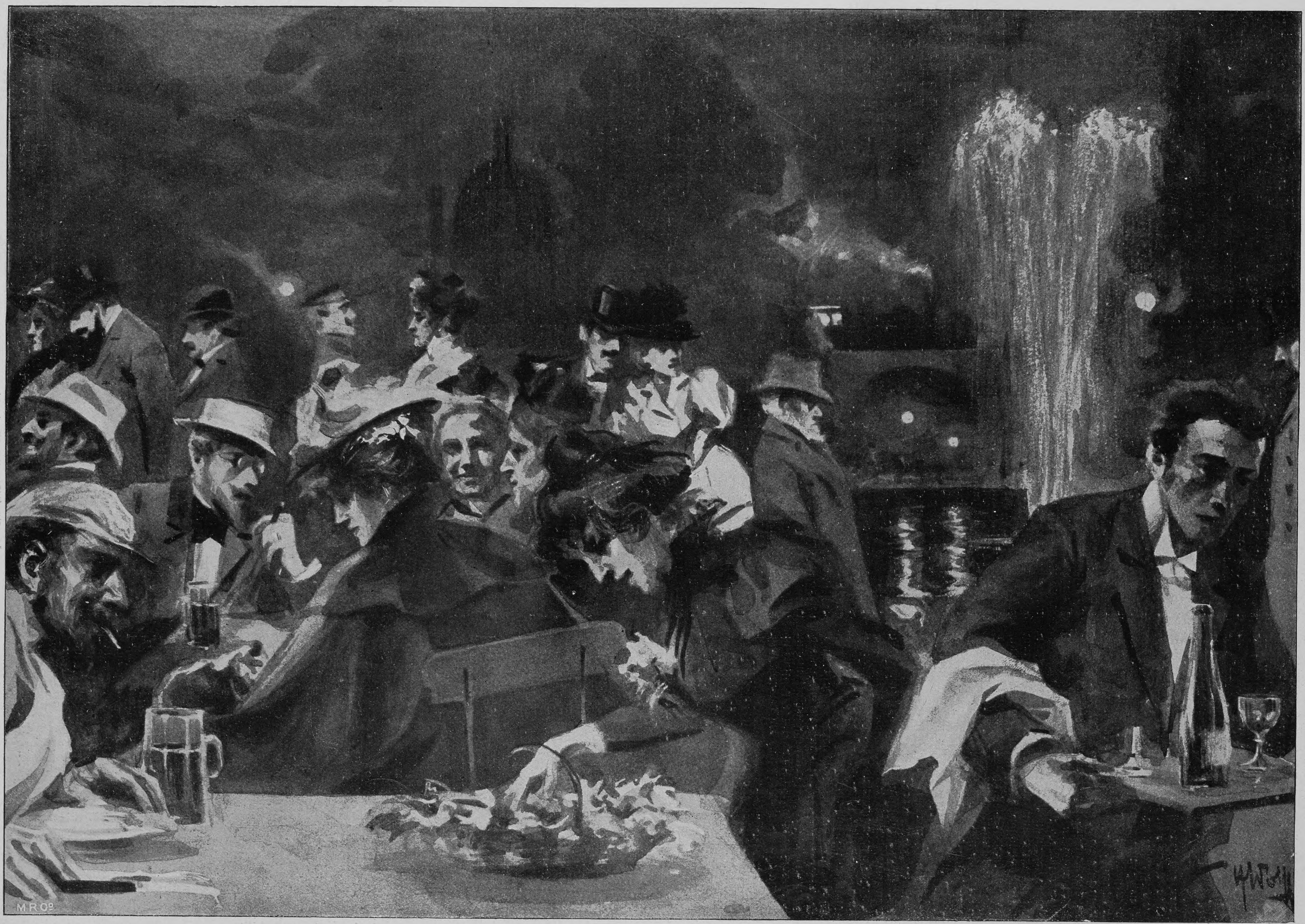
Ueber all dieſe Lehrgegenſtände hätten die Schülerinnen alsdann als häusliche Arbeit während dieſes letzten Jahres Aufſätze zu liefern, im Anſchluß an die Buchhaltung praktiſches Rechnen zu treiben. Hier wären alſo die Hauptfaktoren der Volksſchulbildung — Schreiben, Rechnen, deutſcher Aufſatz — dem praktiſchen Leben in geradezu idealer Weiſe dienſtbar gemacht, ſo daß wohl auch das wirkliche Reſultat der „Schul“bildung am Schluß des Jahres kaum von dem bis jetzt Erreichten abweichen würde. Die Stunden des Handfertigkeitsunterrichts aber müßten dazu benutzt werden, den Schülerinnen durch Vorleſen geeigneter Stoffe mit nachfolgender Beſprechung eine ganze Menge von praktiſchen und idealen Gütern zugänglich zu machen, die ihnen für das ganze fernere Leben einen feſten Halt, moraliſche Stütze und Hinleitung zum Geſchmack an guter Lektüre geben würden. Wenn, wie die Verfaſſerin ſich das denkt, jeden Tag eine bis anderthalb Stunden Handfertigkeitsunterricht erteilt werden ſoll, welche Fülle von Anregung, Belehrung und Bildung kann von dieſen Stunden ausgehen, wenn die Lehrerin es verſteht, ihre Schülerinnen nicht nur ſchwerfällig pädagogiſch lehrhaft zu beſchäftigen, ſondern ihnen durch richtige Abwechſlung wirkliche Geiſtesnahrung zu bieten.

Und wenn dieſe Schülerinnen nun hinaustreten in das Leben, ſo ſind ſie ausgerüſtet mit einem reichen Schatz all der Kenntniſſe, die für ſie die nötigſten ſind, deren Beſitz für die ganze Geſtaltung ihres Lebens, für das Glück ihrer Familie, das Wohl ihres Gatten und ihrer Kinder, die Geſundheit, Kraft und Zufriedenheit ihres ganzen Standes nötiger iſt als irgend etwas andres, und die ſie ſich doch unter den herrſchenden Verhältniſſen ſonſt ſo gut wie niemals zu erwerben in der Lage ſind. Mögen auch noch Jahre hingehen, ehe ſie dieſe Kenntniſſe anwenden, mag manches ihnen verloren gehen, vieles verlieren können ſie nicht. Es wird immer noch ſo viel gute Saat zurückbleiben, daß ſpäter eine reiche, geſegnete Ernte aufwächſt.

Ein Porträt von Thomas Gainsborough

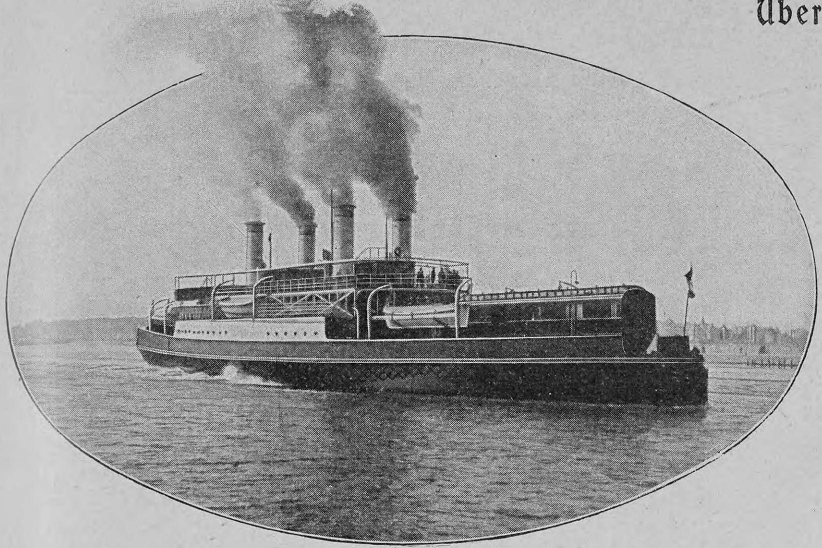
(Zu dem Bilde Seite 83)

Im England des 18. Jahrhunderts erlebte die Bildnismalerei eine Zeit der Blüte, die man wohl mit der klaſſiſchen Periode des venezianiſchen Porträts im Cinquecento vergleichen darf. Eine lange Reihe glänzender Kunſtwerke läßt ein paar Generationen der engliſchen Geſellſchaft, verkörpert in kraftvollen, tat- und genußfrohen Männergeſtalten und in Frauenbildern von friſcher Grazie und blühender Geſundheit, für alle Nachwelt fortleben. Faſt ein Jahrhundert lang hat England die Schätze dieſer Kunſt für ſich bewahrt, ohne daß viel mehr als ein Nachhall ihres Ruhmes aufs Feſtland gedrungen wäre. Heute, dank dem wachſenden Verkehr und dank der Vervollkommnung unſrer Reproduktionsverfahren, ſind auch die engliſchen Meiſterwerke in den Allgemeinbeſitz der „europäiſchen“ Kunſt aufgenommen, und die Namen Reynolds und Gainsborough, ſowie eine Vorſtellung von ihrem Schaffen und ihrer Eigenart ſind auch dem, der noch nicht jenſeits des Kanals war, heute faſt ſo vertraut geworden, wie die eines Tizian, Rembrandt, Velasquez. In Gainsborough (1727—1788) feiern wir zugleich einen der Ahnen der modernen Landſchaftsmalerei und einen Meiſter des Frauenbildniſſes, der mit den vornehmſten maleriſchen Qualitäten ein intuitives Verſtändnis für die Frauenſeele verbindet. Für dieſe Seite ſeiner Kunſt iſt ein gutes Beiſpiel das Porträt der Schauſpielerin Robinſon, das wir heute unſern Leſern vorführen. Echte Anmut, ihres ſiegreichen Zaubers bewußt und doch wieder in einer gewiſſen Unbewußtheit des geſunden Lebensgefühls vor ſich hinträumend, ſpricht aus dem vollen, aber pikant geſchnittenen Geſicht, aus der graziöſen Haltung der jungen Dame. Nur die kleine Larve, die ſie in der Hand hält, erinnert uns daran, daß wir eine Schauſpielerin vor uns haben, und nur die kokette Läſſigkeit der Toilette, die dem Rokoko als „ländlich“ gelten mochte, ſowie der Schäferhund, der neben der Schönen ſitzt, markieren die Rolle der Schauſpielerin als die der „Perdita“, des lieblichen, von ſeiner königlichen Abkunft nichts ahnenden Hirtenmädchens in Shakeſpeares „Wintermärchen“. So iſt das ſchöne Bild, das zu den Koſtbarkeiten des Wallace-Muſeums in London gehört, zugleich auch ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte des Theaterkoſtüms.



Zum Schluß der Ausſtellungsſaiſon: Abend im Berliner Ausſtellungspark am Lehrter Bahnhof

Nach einer Zeichnung von Heinrich Wolff



Der neue Fährdampfer mit dem Schnellzug Berlin-Kopenhagen an Bord

Eine Herbſttour nach der Inſel Moen

Wer von der kreidigen Klippe Arkona auf Rügen ſeine Blicke nordwärts über die blaue Oſtſee ſchweifen läßt, der ſieht bei längerem Hinſchauen fern am Horizonte dunkle Schatten auftauchen. Sie verſchwimmen in nichts, wenn flüchtige Wolken durch das Luftmeer ſchweben, und nur wenn ein Sonnenblitz blendend den Horizont ſtreift, gewinnen ſie feſtere Form und Geſtalt. Das ſind die zackigen Kreidefelſen der Inſel Moen, die hinüberwinken nach der Schweſterinſel Rügen wie ein phantaſtiſcher Gruß der nordiſchen Welt. Vor vielen, vielen Jahrtauſenden gehörten wohl beide Inſeln zuſammen, jetzt wogt zwiſchen ihnen die Oſtſee, und hier iſt deutſcher Boden, während drüben der Danebrog weht. Aber ein Ausflug nach Dänemark gehört jetzt nicht mehr zu den großen Reiſen, die man lange überlegt.

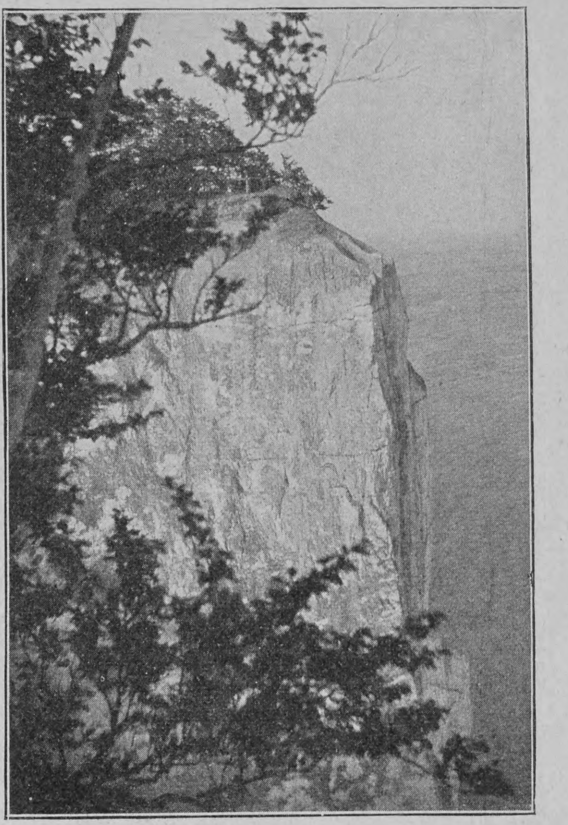
Lange Jahre hegte die Bevölkerung des kleinen Landes mit der großen Vergangenheit eine zähe Abneigung gegen die deutſchen Nachbarn. Die Ereigniſſe von Vierundſechzig, die endgültige Losreißung von Schleswig-Holſtein hatten ſich tief in das Gedächtnis der ehrgeizigen Nation eingeprägt. Aber der ſtetig wachſende Verkehr, der friedliche Austauſch von geiſtigen und materiellen Gütern hat dieſe Gegenſätze heute faſt völlig ausgeglichen. In der Hauptſtadt Kopenhagen ſpricht faſt jeder Gebildete deutſch, und auch auf dem platten Lande iſt die Verſtändigung nicht allzu ſchwierig.

Seitdem die neue Fährverbindung zwiſchen Warnemünde und Gjedſer hergeſtellt iſt, kann man ſich abends getroſt auf dem Bahnhof in Berlin im Schlafwagen zur Ruhe legen, und wer einen geſunden Schlummer hat, wird erſt wieder aufwachen, wenn der Zug den großen Fährdampfer bereits wieder verlaſſen hat und durch das lachende däniſche Land rollt. Nach dieſem Sommer des Mißvergnügens hat uns der Herbſt noch einige herrliche Tage geſchenkt. Sonniger Herbſt! Das iſt die köſtlichſte Zeit an den Geſtaden der Oſtſee hüben und drüben! Wenn ſich die Buchen rot färben, wenn die See ſo tiefblau daliegt, dann ſtimmt ſich mit dem blendenden Weiß der Kreide ein Farbenakkord zuſammen, der den Wanderer in der friſchen Luft aufjauchzen läßt vor innerem Vergnügen. Alſo auf nach Moen!

Der Kopenhagener Schnellzug führt uns noch durch die Inſel Falſter, eine kleinere Fähre ſetzt uns über den Masnedſund bis zur gleichnamigen Eiſenbahnſtation auf Seeland. Hier beſteigt man die Küſtenbahn, die uns nach Kallehave führt, von wo uns das Dampfſchiff über den Stegeſtrand und den Ulfſund nach Stege, der größten Ortſchaft auf der Inſel Moen, bringt. Das iſt die ganze Reiſe, aber ſie führt uns weit, weit fort von dem lauten Leben der großen Welt.

Stege iſt ein altes Städtchen, ſpärliche Reſte einer Burg und hier und dort die Ruinen der Ringmauer erzählen von vergangenen Zeiten. In ſeinen Straßen herrſcht die Stille der kleinen Landſtadt. Ein friſcher Herbſtmorgen liegt über der Landſchaft, als wir unſre Wanderung nach dem pittoresken Klippengewirre an der Küſte antreten. Leiſe, langſam löſen ſich die Nebel aus den Tälern, hier und dort hängt noch ein Schleier an den ragenden Buchen, dann bricht die Sonne durch, und ihr Schein liegt warm auf der Landſtraße. Ringsum breitet ſich ein echt däniſches Landſchaftsbild, weite Felder und behäbige Gehöfte. Fern am Hörizont erhebt ſich der 141 Meter hohe Aborrebjerg, Moens höchſter Punkt. Bei Hunoſögaard an dem lieblichen, ganz von Wald umſäumten Hunoſee, ſteigt das Terrain an. Von Liſelund folgen wir dem Waldweg in öſtlicher Richtung, und es währt nicht lange, ſo ſtehen wir am Abhange, vor uns das weite Meer, hinter uns der herbſtliche Wald, unter uns die weißen Klippen und Felſen. Hier iſt die Sage zu Hauſe, und manch Märchen, das noch jetzt in den däniſchen Bauernhäuſern an langen Winterabenden erzählt wird, tauchte aus dieſen phantaſtiſchen Schluchten auf. Vor uns in allernächſter Nähe erhebt ſich an einem ſteilen Abhange das Felſenkreuz, wo nach der Sage, die in Anderſens romantiſcher Dichtung „Das Felſenkreuz auf Moen“ benutzt worden iſt, ein tollkühner Jäger in die Tiefe ſtürzte.

Wir gehen am Abhang weiter, immer dem Laufe eines Bächleins nach, das ſich wie ein Gebirgswaſſer hurtig und munter durch eine tiefe Schlucht zum Strand ſeinen Weg bahnt. Unten ſteht die Tellskapelle, eine getreue Nachahmung des in der Schweiz am Vierwaldſtädterſee befindlichen Originals. Sie wurde hier von Verehrern der ſchönen Gegend errichtet, weil die Umgebung den gleichen großartigen Charakter trägt wie die Ufer des ſagenumwobenen Vierwaldſtätterſees im Herzen der Schweiz. Ueberall ſtarren jetzt um uns die hervorſpringenden Felſen, die ſteil in das Meer abfallen. Je weiter wir vordringen, deſto wilder wird die Gegend. Tiefe Schluchten durchfurchen das hohe Ufer, das zur Rechten von dichtem Wald bedeckt iſt. Bei dem Felſen „der Redner“ (Taleren) betreten wir das Gebiet der großen Felſen. Seinen Namen erhielt er wegen ſeines klaren Echos. Steht man auf ſeinem Gipfel und ruft in die Runde, ſo erwacht die ganze Gegend zu unheimlichem Leben. Jetzt haben wir die höchſte Stelle des Ufers, den „Hylledalsklint“, erreicht, bei dem die Felſen aus einer Höhe von 128 Metern ins Meer hinabſtürzen. Der nächſte bemerkenswerte Felſen iſt „Forchhammers Pynt“ mit ſeinen ſenkrecht aus dem Meer emporſteigenden Kreidewänden, deren Fuß von dem weißen Schaum der Brandung umſpült wird, während hoch oben der Wald rauſcht. Und über alles ſpannt der blaue Himmel ſeine Kuppel! Es folgt jetzt der „Königinnenſtuhl“ (Dronningestolen), deſſen Gipfel im Dezember 1870 in das Meer ſtürzte. Blendend weiß ſtrahlen hier die von tiefen Furchen durchzogenen Felsabhänge. Nach der Sage hatte an dieſer Stelle der Felſenkönig, der Beherrſcher der Inſel, ſeine Burg.



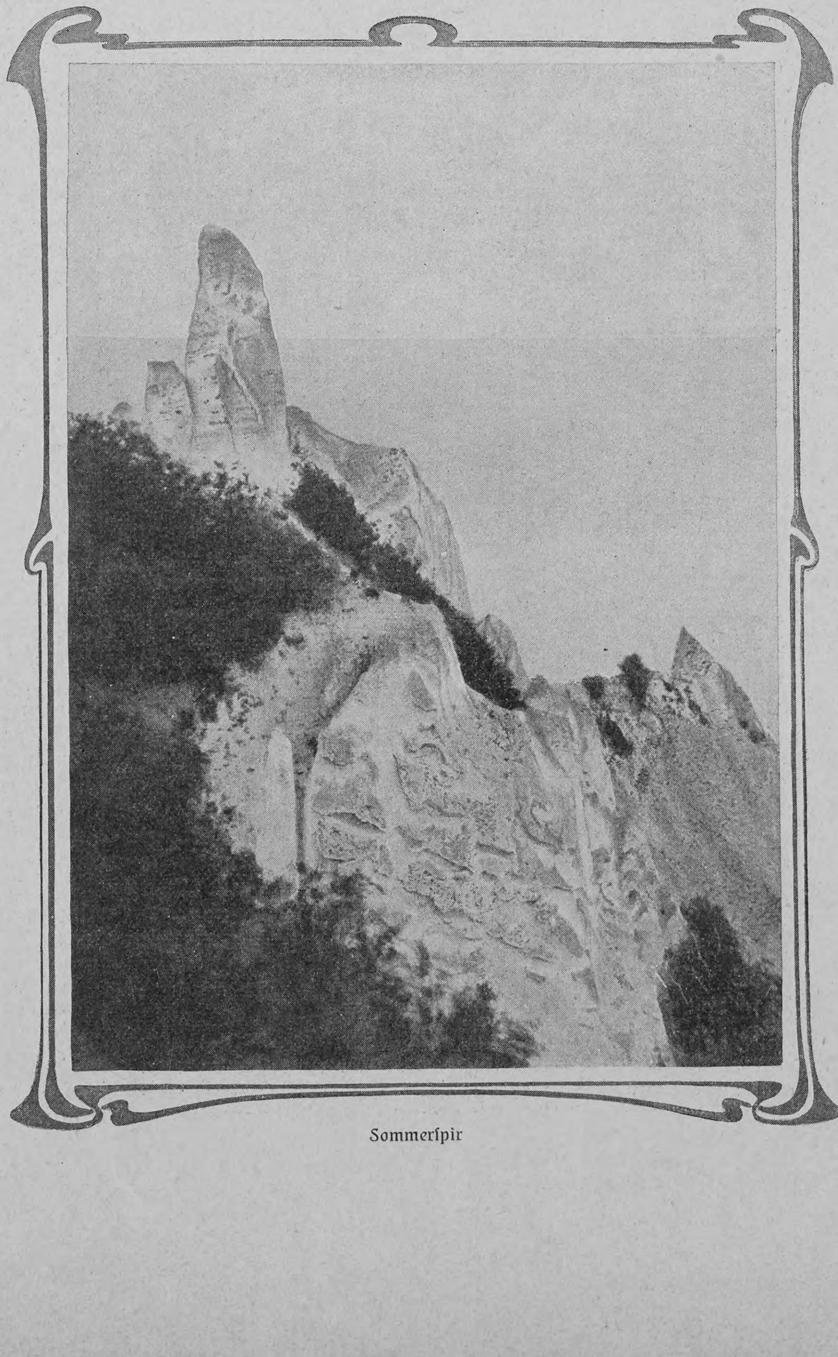
Forchhammers Pynt auf Moen

Wie eine erhobene Hand mit drohendem Finger ſteigt der „Sommerſpir“ 117 Meter empor. Von ſeinem Gipfel bietet ſich eine weite Fernſicht. Bei klarem Wetter überblickt man die pommerſche Küſte, von der ſich die Kreidefelſen auf Rügen abheben; ja, man kann ſogar die Südſpitze Schwedens mit der Ortſchaft Falſterbo wahrnehmen.

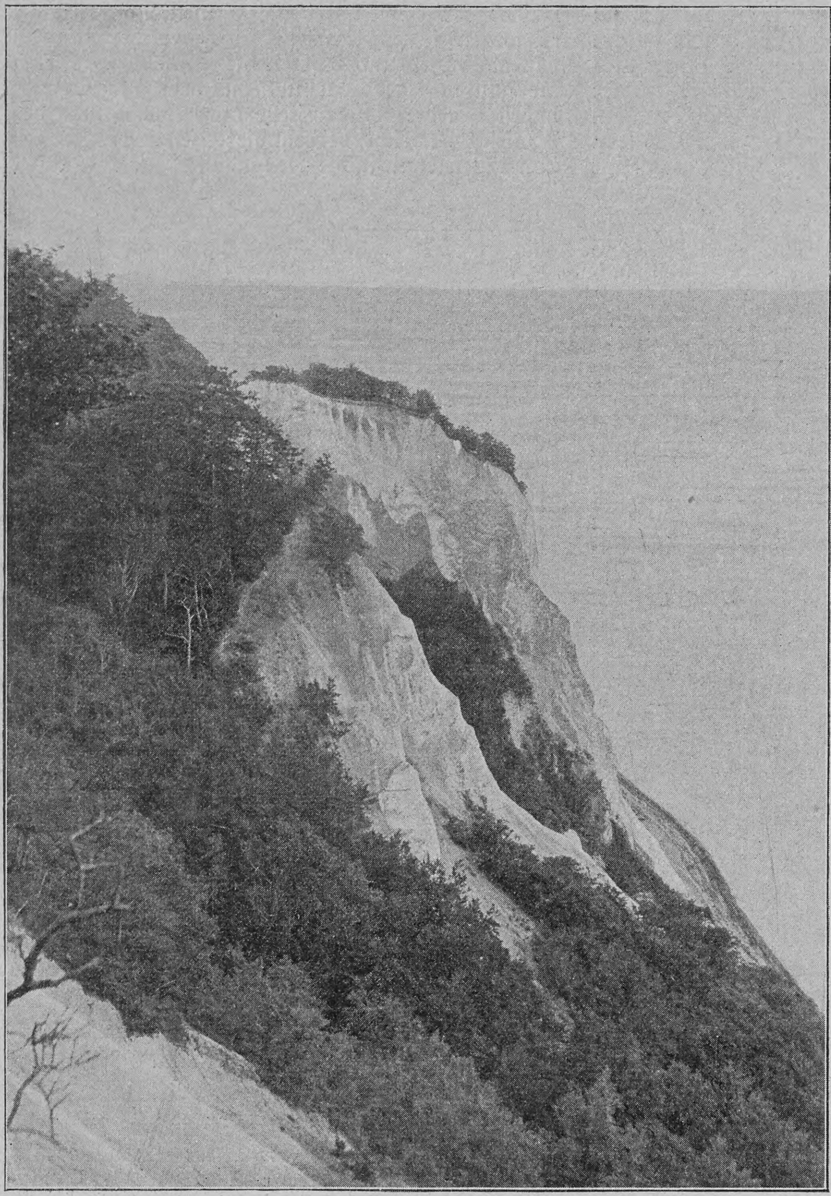
Das ſind die Hauptpunkte an Moens kreidiger Küſte. Vom Strande aus betrachtet, gewähren die Felſen mit ihren grotesken Formen, aus denen ſich die Phantaſie allerlei Gebilde hervorzaubern kann, einen geradezu überwältigenden Anblick. Doch ein langer Aufenthalt an ihrem Fuße iſt nicht ratſam, denn die überhängenden Felsmaſſen ſchauen drohend hernieder und können leicht abſtürzen.

Indeſſen ſinkt die Sonne, ſchräg treffen ihre glühenden Strahlen die zerklüfteten Wände, das herbſtliche Rot der Wälder flammt jäh auf, und die weiße Kreide glitzert und glänzt. Ein wunderbarer Anblick, aber nur für flüchtige Minuten. — Als wir die letzten Scheideblicke auf das weiße Gebirge am Strand der See zurückwarfen, da hatten die Klippen ſchon wieder ihre milchweiße Farbe angenommen, und allmählich traten ſie zurück in den Dunſt und Nebel des Abends wie die verſchwimmenden Gebilde einer Fata Morgana.

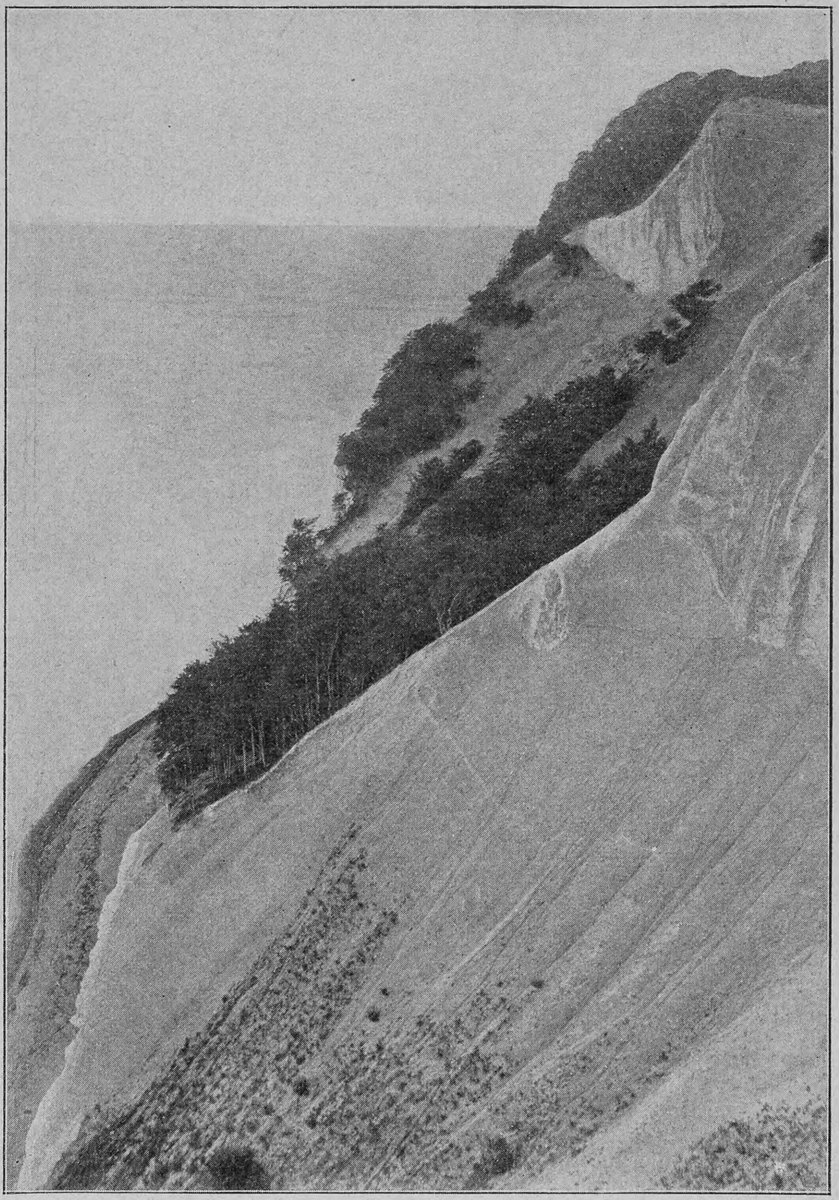
Das großartige Naturbild in ſeiner ergreifenden Einſamkeit liegt



Sommerspir



Der Kreidefelſen Taleren auf Moen



Hylledalsklint, die höchſte Erhebung auf Moen

hinter uns! Während die Eindrücke des eben Geſchauten noch nachwirken, ſchweifen die Gedanken ſchon wieder nach neuen Zielen. Aus der Stille der Natur nach dem brauſenden Leben! Eine kurze Fahrt nur, und andern Tags umfängt uns bereits das Straßengetriebe Kopenhagens, und das Klein-Paris im Norden, dieſe eigenartige Verbindung von Seeſtadt und Reſidenz an der ſchönſten Waſſerſtraße der Welt, wirkt auf uns mit allen ſeinen Reizen.

Die Marskanäle als Illuſionen

Jedermann, der zu den Gebildeten zählt, hat von den Marskanälen geleſen oder wenigſtens gehört von jenen feinen, ſchnurgeraden, in faſt geometriſcher Anordnung ſich zeigenden dunkeln Linien, die von verſchiedenen Aſtronomen mit Hilfe ihrer großen Fernrohre auf dem Planeten Mars geſehen worden ſind. Der erſte, der eine Anzahl dieſer feinen Linien ſah und ſeit 1877 beobachtete, war der berühmte Himmelsforſcher Schiaparelli in Mailand. Von ihm rührt auch die Bezeichnung „Kanäle“ her. Freilich durfte man dabei nicht unmittelbar an irdiſche Kanäle denken, denn die dunkeln Linien auf dem Planeten Mars hatten ihrem Ausſehen nach immerhin eine Breite von mindeſtens 50 km bei einer Länge bis zu 1000 und ſelbſt über 2000 km. Verbindet man mit der Vorſtellung eines Kanals wie gewöhnlich den Gedanken an Herſtellung durch vernunftbegabte Weſen und zu Kulturzwecken, ſo lag auf der Hand, daß die Marskanäle von zu großen Dimenſionen ſind, als daß ſie mit Hilfsmitteln, vergleichbar denjenigen der heutigen Menſchheit, ausführbar wären. Auch hat Schiaparelli in ſeinen erſten Mitteilungen nicht daran gedacht, die Marskanäle als künſtliche Ausführungen von Marsbewohnern hinzuſtellen. In den Jahren 1879 bis 1896 zeigten ſich aber immer mehr Kanäle auf dem Mars, indem auch andre Beobachter, die über große Fernrohre verfügten, ſolche entdeckten, ja zuletzt ſtieg die Zahl der Kanäle auf mehr als 100. Dazu kam, daß dieſe Kanäle ſehr häufig oder faſt immer große dunkle Flecke, die man als Meere oder Waſſeranſammlungen betrachtete, auf kürzeſtem Wege miteinander verbinden, daß an andern Stellen mehrere Kanäle ſich unter beſtimmten Winkeln durchſchneiden, ſo daß eine zweckdienliche Anordnung geradezu augenfällig ſchien. In der Tat vereinigten ſich alle Umſtände zu dem Schluſſe, daß dieſe Kanäle beſtimmt ſeien, Süßwaſſer aus den polaren Gegenden der nördlichen Marshalbkugel dem Innern der Feſtländer dieſes Planeten zuzuführen.

Ein Umſtand machte jedoch der Deutung große Schwierigkeiten, nämlich die ſeit 1882 und wiederum zuerſt von Schiaparelli wahrgenommene Verdoppelung vieler Kanäle. Zur Rechten oder Linken einer ſchon beſtehenden Linie zeigte ſich nämlich, ohne Aenderung des Laufs oder der Richtung dieſer letzteren, eine zweite gleiche und parallele Linie, äußerſt nahe bei der erſten, ſo daß beide wie ein Schienenpaar ſich darſtellten. Dieſe Verdoppelungen, die auch von andern Beobachtern geſehen wurden, ſetzten der Erklärung die größten Schwierigkeiten entgegen, man ſtritt jahrelang über ihre Deutung. Mittlerweile fand ſich aber, daß die größten Fernrohre die Doppelkanäle keineswegs deutlicher zeigten als kleinere Inſtrumente, ſondern daß ſtets die Verdoppelung an der Grenze der Wahrnehmbarkeit blieb und nur mit der äußerſten Schwierigkeit eben noch erkannt oder vermutet werden konnte. Nach dem Ausſehen in Schiaparellis Fernrohr mußten die beiden Linien eines Doppelkanals 350 bis 500 km voneinander entfernt ſein; gemäß dem Ausſehen in den viel größeren amerikaniſchen Fernrohren dagegen nur 150 bis 250 km. Damit war erwieſen, daß die Verdoppelung nur eine Augentäuſchung ſein konnte, und ſo fiel eine große, ja unüberſteigliche Schwierigkeit in der Deutung dieſer Gebilde fort. An dem Vorhandenſein der einfachen Kanäle aber zweifelte kein Beobachter. Jetzt ſind nun höchſt merkwürdige Nachrichten über Verſuche bekannt geworden, die geeignet ſind, die Exiſtenz der zahlreichen einfachen Marskanäle ſtark in Zweifel zu ſetzen, ja alle Theorien über die Zuſtände auf dem Mars, die man auf Grundlage der Kanalentdeckungen aufgeſtellt hatte, umzuſtürzen. Die beiden Aſtronomen Maunder und Evans von der königlichen Sternwarte in Greenwich haben folgendes Experiment angeſtellt. Eine runde Scheibe von einigen Zoll Durchmeſſer wurde vor einer Klaſſe von Schulknaben zum Abzeichnen aufgeſtellt. Dieſe Knaben waren in verſchiedene Entfernungen von der Scheibe poſtiert, und jeder erhielt ein Stück Zeichenpapier, auf das ein runder Kreis vorgezeichnet war, mit dem Auftrage, in dieſen Kreis alles einzuzeichnen, was er auf der entfernt aufgeſtellten Scheibe wahrnehmen könne. Auf dieſer letzteren waren die dunkeln Flecke des Mars eingezeichnet, die man in ſehr guten Fernrohren ſieht, aber keinerlei Spur von feinen Linien oder Kanälen; nur war der helle Grund zwiſchen den dunkeln Flecken in durchaus unregelmäßiger Weiſe mit zerſtreuten Punkten beſät. Die Knaben wußten durchaus nicht, um was es ſich handle, auch hatten ſie niemals eine Darſtellung des Mars geſehen; die meiſten waren im Alter von 12 bis 14 Jahren. Die Verſuche mit ihnen wurden häufig wiederholt. Als Ergebnis ſtellte ſich heraus, daß dieſe Knaben in faſt allen Fällen feine gerade Linien zeichneten, die durchaus mit den Kanallinien der Aſtronomen übereinſtimmten und zwar ſowohl im Ausſehen als in ihrem Verlauf. Viele von den Kanälen der Marskarten erſchienen auf dieſen Knabenzeichnungen wieder, ſogar vereinzelte Doppelkanäle. Die beiden Aſtronomen Maunder und Evans ziehen aus dieſen Verſuchen den Schluß, daß Linien, die alle charakteriſtiſchen Merkmale der Marskanäle beſitzen, von vollſtändig unbefangenen, ſcharfſehenden Beobachtern auf Objekten geſehen werden können, die tatſächlich durchaus keine ſolchen Linien aufweiſen. Dieſe Wahrnehmungen ſind aber keineswegs Einbildungen, ſondern nur durch das Auge veranlaßte Verbindungen von Formen, die in Wirklichkeit einen ganz andern Charakter beſitzen. Die Hauptquelle, aus der die kanalähnlichen Eindrücke hervorgehen, iſt die Tendenz der Wahrnehmung, ſehr kleine Punkte miteinander zu verbinden. Aus allem ſchließen die beiden genannten Aſtronomen, daß die ſo viel beſprochenen Marskanäle lediglich Illuſionen und alle darauf gebauten Schlüſſe hinfällig ſind. Bis jetzt ſtehen die Bemerkungen derjenigen Aſtronomen, die Marskanäle zeichneten, zu den vorſtehenden Schlußfolgerungen noch aus, aber man kann nicht in Abrede ſtellen, daß letztere ſehr vieles für ſich haben und die Exiſtenz der meiſten dieſer Kanäle durchaus zweifelhaft geworden iſt

K.

Notizblätter

Die Kriſis in Ungarn

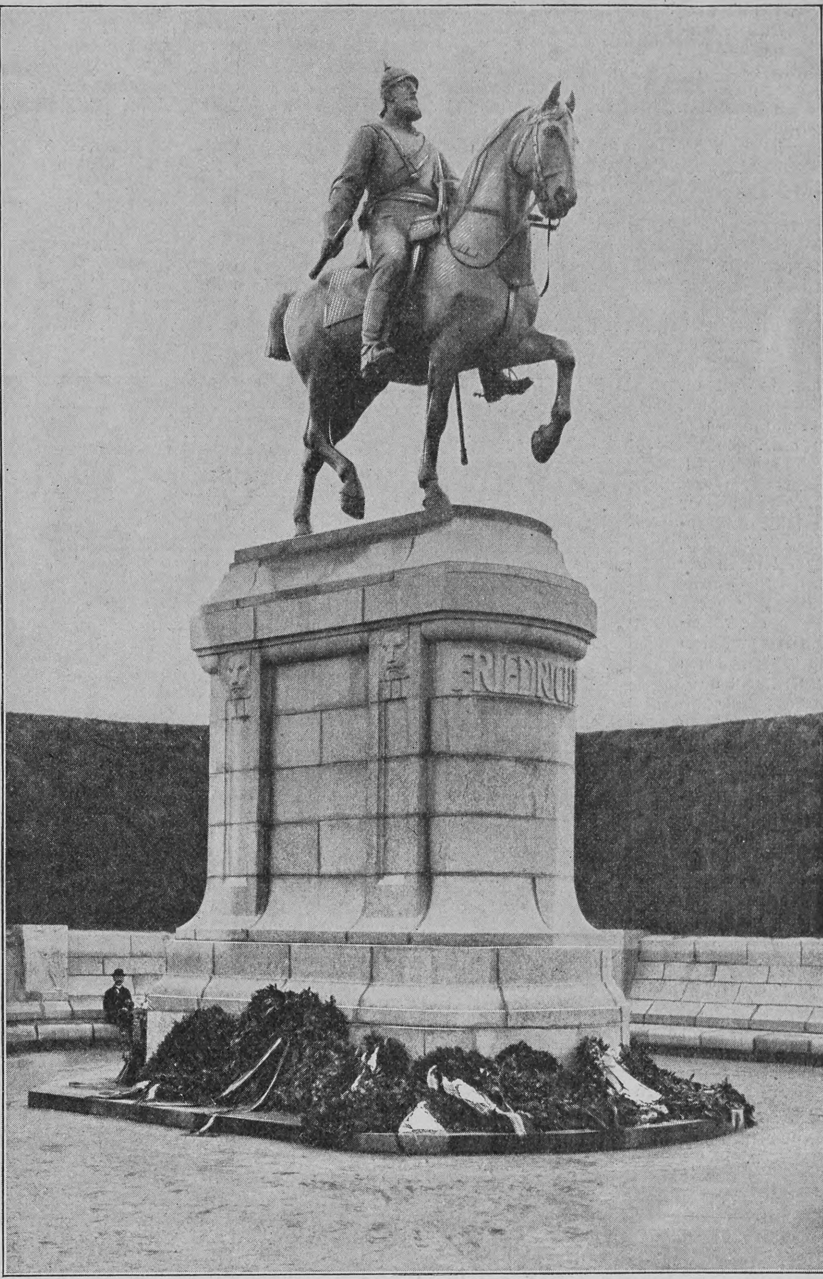
Unter normalen Verhältniſſen iſt es ausreichend, wenn ein leitender Miniſter einmal geſtürzt wird; der ungariſche Miniſterpräſident Graf Karl Khuen-Héderváry hat ſeinen Gegnern dieſes Vorkommnis aber zweimal hintereinander vorgeführt. Sein Kabinett hatte eigentlich ſchon ausgelebt, als die radikale Unabhängigkeitspartei ſich von der zuvor eingegangenen Verpflichtung losſagte, nach der einerſeits die Rekrutenkontingentserhöhung und anderſeits die Obſtruktion fallen gelaſſen werden ſollte. Das Miniſterium konnte aber, da ein Teil der Radikalen nicht mit abſchwenkte, zunächſt noch ein kurzes Scheindaſein friſten, bis die vielbeſprochene Beſtechungsaffäre Papp-Szapary, die alle Radikalen gegen Khuen vereinigte, dem ein Ende machte. Noch in der erſten Auguſthälfte überreichte Graf Khuen erſtmals ſeine Demiſſion, und es wurde hierauf eine ganze Reihe hervorragender ungariſcher Parlamentarier zu dem Monarchen berufen, um über die Neubildung des Kabinetts zu Rate gezogen zu werden. Es zeigte ſich jedoch alsbald, wie ſchwierig eine ſolche inzwiſchen unter den obwaltenden Umſtänden geworden war, und daß ſich die Lage ſeit dem Rücktritt des Kabinetts Szell ſehr im erſchwerenden Sinne verändert habe. Alle Verhandlungen blieben ergebnislos, und am 22. September erfolgte die mit Spannung erwartete Entſcheidung des Monarchen in der feierlichen Form kaiſerlicher Handſchreiben, von denen das eine den Grafen Khuen-Héderváry in ſeiner bisherigen Stellung beſtätigte und ihn zugleich mit Vorſchlägen zur Bildung eines neuen Kabinetts beauftragte, während das andre in manifeſtartiger Faſſung die Entſchließungen des oberſten Kriegsherrn bezüglich der Armeefrage zum Ausdruck brachte. Der Graf wurde in Wien zweimal vom Kaiſer Franz Joſef in Audienz empfangen und reiſte dann nach Peſt zurück, um ſich dem Klub der liberalen Partei als wieder ernannter Miniſterpräſident vorzuſtellen. Er ſollte jedoch nicht einmal bis zur Verteilung der Portefeuilles für ſein neues Miniſterium gelangen, ſondern ſah ſich unmittelbar nach der ſtürmiſchen Sitzung des Peſter Abgeordnetenhauſes vom 29. September genötigt, den Monarchen telegraphiſch zum zweitenmal um ſeine Entlaſſung zu bitten.

Phot. Prof. Kollers Nachf., Budapeſt

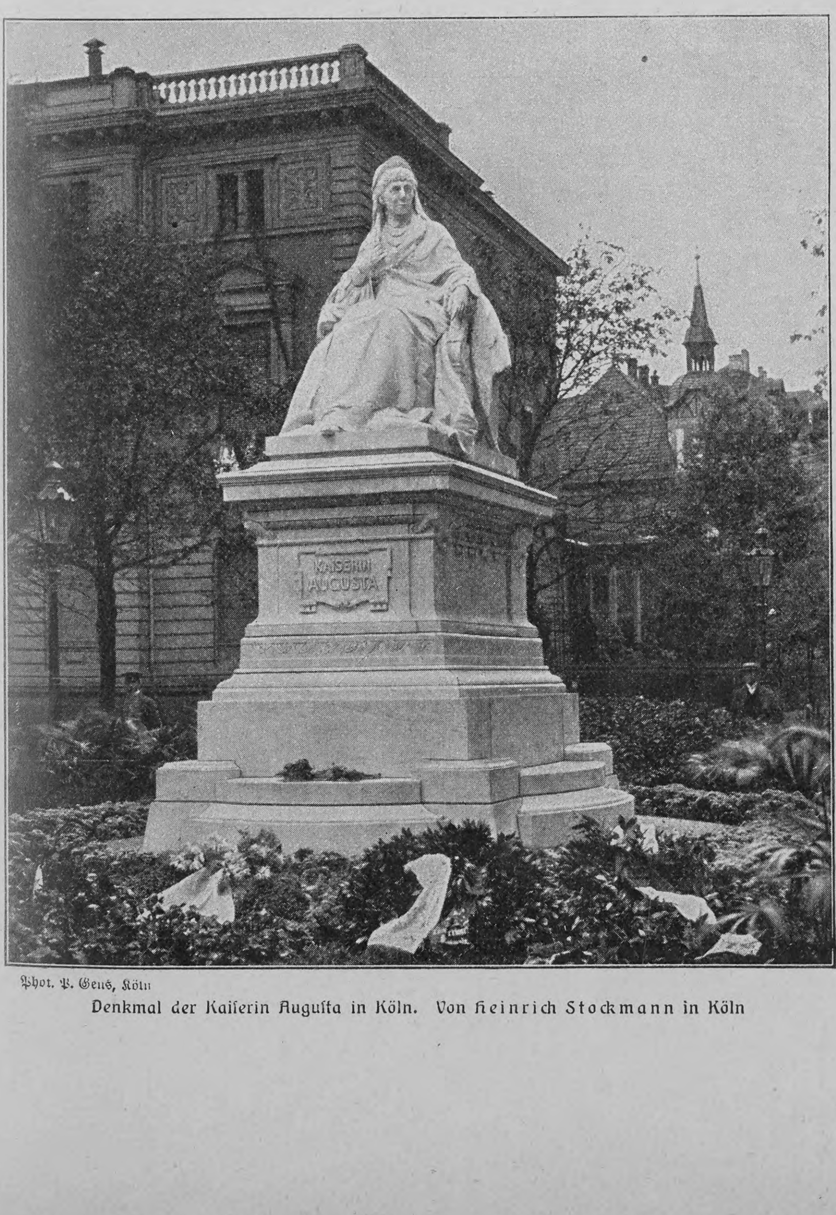
Graf Karl Khuen-Héderváry

Zwei neue Denkmäler in Köln

Das „alte heilige Köln“, das zuerſt unter allen deutſchen Städten den erſten Reichskanzler durch ein Denkmal ehrte und das ſeit mehreren Jahren auch ein ſtattliches Monument Wilhelms I. aufzuweiſen hat, iſt ſeit dem 1. Oktober d. J. um zwei neue Kunſtwerke reicher geworden, die von dem vaterländiſchen und monarchiſchen Empfinden der Kölner Zeugnis ablegen ſollen: an jenem Tage wurde auf dem Kaiſer Wilhelm-Ring ein Denkmal der Kaiſerin Auguſta, am Oſtende des Deutſchen Ringes ein Reiterſtandbild Kaiſer Friedrichs III. enthüllt. Zu der Doppelfeier waren der Deutſche Kronprinz (in Vertretung des Kaiſers) und die badiſche Großherzogsfamilie erſchienen. — Das Denkmal der Kaiſerin Auguſta iſt eine Schöpfung des in Köln lebenden Bildhauers Heinrich Stockmann, eines geborenen Weſtfalen. In Marmor ausgeführt, ſtellt es die Gemahlin Wilhelms I. in einem Seſſel ſitzend in anderthalbfacher Lebensgröße dar, etwa in jenem Lebensalter, da der Tochter Karl Auguſts die Würde der Deutſchen Kaiſerin zufiel. Die Geſamthöhe des Denkmals, das ſich durch vornehme Einfachheit auszeichnet, beträgt 4,80 Meter. — Das Reiterſtandbild „unſers Fritz“, ein Werk des aus Köln gebürtigen Bildhauers Peter Breuer, erhebt ſich auf hohem ſchmalen Sockel, dem durch einen architektoniſchen, nach beiden Seiten in Brunnenanlagen auslaufenden Abſchluß die durch die Situierung des Denkmals notwendig gewordene Verſtärkung gegeben wurde. Die Architekturanlage hat der Regierungsbaumeiſter Karl Moritz entworfen. Die künſtleriſche, lokal bedingte Aufgabe, ein hochragendes, weithin ſichtbares, in der Fernwirkung bei jeder Beleuchtung kräftig wirkendes Freiluftdenkmal zu ſchaffen, haben ſo Bildhauer und Architekt in befriedigender Weiſe gelöſt und für die ganze Stadt eine würdige Zierde geſchaffen.


Phot. P. Geus, Köln

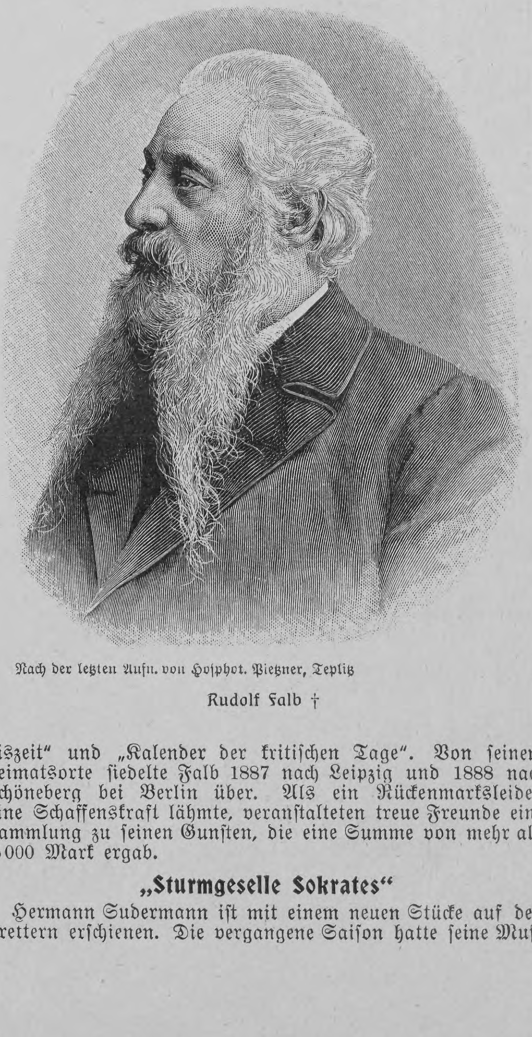
Denkmal Kaiſer Friedrichs III. in Köln. Von Peter Breuer in Berlin


Phot. P. Geus, Köln

Denkmal der Kaiſerin Auguſta in Köln. Von Heinrich Stockmann in Köln

Rudolf Falb †

Mit dem am 30. September in Schöneberg bei Berlin verſtorbenen Privatgelehrten Profeſſor Rudolf Falb iſt der Träger eines in den weiteſten Kreiſen populär gewordenen Namens aus dem Leben geſchieden. Falbs Wetterprophezeiungen und ſeine Lehre von den „kritiſchen Tagen“ hatten ihn überall bekannt gemacht und ihm in der Laienwelt zahlreiche Anhänger erworben, während die wiſſenſchaftlichen Kreiſe ſich gegen ſeine Theorien entſchieden abweiſend verhielten. Unermüdlich aber entwickelte Falb immer von neuem ſeine meteorologiſchen Anſchauungen in Büchern, Zeitungsartikeln und öffentlichen Vorträgen und zog darin gegen ſeine gelehrten Widerſacher zu Felde. Ungewöhnlich wie ſeine ganze Perſönlichkeit iſt auch ſein Lebensgang geweſen. Falb war am 13. April 1838 zu Obdach in Steiermark als Sohn eines armen Müllers geboren und ſollte urſprünglich, gleich ſeinem ſpäteren Schüler und Freunde Roſegger, das Schneiderhandwerk erlernen. Der aufgeweckte Knabe zog aber die Aufmerkſamkeit der Kloſterherren in ſeiner Heimat auf ſich und wurde nun für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Er empfing auch die Prieſterweihe und war eine Zeitlang ſeelſorgeriſch tätig; zwei Jahre nachher finden wir ihn aber bereits als Lehrer an der Handelsakademie in Graz. Dann war Falb ein Jahr lang Erzieher in einer ariſtokratiſchen Familie und ſtudierte gleichzeitig in Prag Mathematik, Phyſik und Aſtronomie, ſeit 1872 in Wien Geologie. In demſelben Jahre trat er zum Proteſtantismus über, um die Frau, die er liebte, heiraten zu können. Schon 1868 hatte er die populäre aſtronomiſche Zeitſchrift „Sirius“ gegründet; im folgenden Jahre begann er die Herausgabe eines Werkes, das ſeinen Namen zuerſt bekannt machte: „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche“, dem er fünf Jahre ſpäter ſeine „Gedanken und Studien über den Vulkanismus“ folgen ließ. Von 1877 bis 1880 unternahm er zum Zwecke vulkaniſcher und archäologiſcher Studien eine Reiſe nach Süd- und Nordamerika, deren Frucht das Werk „Das Land der Inka in ſeiner Bedeutung für die Urgeſchichte der Sprache und Schrift“ war. Ferner ſchrieb er: „Sterne und Menſchen“, „Von den Umwälzungen im Weltall“, „Wetterbriefe“, „Das Wetter und der Mond“, „Ueber Erdbeben“, „Kritiſche Tage, Sintflut und Eiszeit“ und „Kalender der kritiſchen Tage“. Von ſeinem Heimatsorte ſiedelte Falb 1887 nach Leipzig und 1888 nach Schöneberg bei Berlin über. Als ein Rückenmarksleiden ſeine Schaffenskraft lähmte, veranſtalteten treue Freunde eine Sammlung zu ſeinen Gunſten, die eine Summe von mehr als 75000 Mark ergab.


Nach der letzten Aufn. von Hofphot. Pietzner, Teplitz

Rudolf Falb †

„Sturmgeſelle Sokrates“

Hermann Sudermann iſt mit einem neuen Stücke auf den Brettern erſchienen. Die vergangene Saiſon hatte ſeine Muſe geruht, und nur durch einen Federkampf mit den „verrohten“ Theaterkritikern hatte er die öffentliche Aufmerkſamkeit zu feſſeln gewußt, wobei er übrigens nicht gerade glänzend abſchnitt. Nun war es an ihm, dem „Schaffenden“, über ſeine Gegner durch die künſtleriſche Tat zu triumphieren, aber leider war ſeine Rüſtung nicht ohne Lücken, und wieder ſaß manch treffſicherer Pfeil der Kritik. Sudermann hat einen alten Ehrgeiz, er möchte uns gern politiſch kommen. Den politiſchen Strömungen der Gegenwart und Vergangenheit dramatiſch wirkſame Form zu geben, danach ringt er mit heißem Bemühen. Es heißt, er habe ſich, als er, ein junger Student, in der vierten Klaſſe die Reiſe nach Berlin antrat, die Reichshauptſtadt zu erobern, bereits mit dem Gedanken getragen, die ſturmbewegte achtundvierziger Zeit in einer Komödie ſatiriſch darzuſtellen. Aber Sudermanns Verhältnis zur Politik, der zehnten Muſe unſers Jahrhunderts, iſt nicht gerade intim, beide verſtehen ſich nicht recht; und wenn er ſich ſelber für einen Politiker hält, ſo irrt er. Das Stück hat es denn auch nur zu einem halben Erfolge gebracht.

Der Verfaſſer führt uns wieder in ſeine oſtpreußiſche Heimat. Dort lebt in der zweiten Hälfte der ſiebziger Jahre ein Häuflein Achtundvierziger, die im ſtillen unentwegt das ſchwarz-rot-goldene Banner hochhalten und von der veränderten Gegenwart nichts wiſſen wollen. Unter ihnen iſt der Zahnarzt Hartmeyer, der den Beinamen Sokrates der Sturmgeſelle in dieſem harmloſen Verſchwörerkreiſe führt, der feurigſte Hitzkopf. Ihm naht ſich die Verſuchung in etwas ſeltſamer Form. Ein prinzlicher Jagdhund, der an Zahnſchmerzen leidet, apportiert gewiſſermaßen den dramatiſchen Konflikt. Der Landrat, ein früherer Gegner, mutet dem alten Hartmeyer zu, dieſes edle Tier zu operieren. Niemals, entgegnet der Nachzügler der Heckerſchen Freiſchar und bezeugt ſo ſeinen Mannesſtolz vor Fürſtenthronen. Andre Zeiten, andre Sitten! Sein Sohn hat Mitleid mit dem armen Tier und befreit es von ſeinen Schmerzen. So etwas verzeiht ein alter Achtundvierziger nicht, und der dramatiſch wirkſame Streit zwiſchen Vater und Sohn iſt da. Indeſſen ziehen ſich die Wolken über dem alten Hartmeyer zuſammen. Die Akten des Bundes fallen dem Landrat in die Hände — bei einer Kellnerin werden ſie gefunden —, am Sedantag tritt er nun vor die entlarvten Verſchwörer und verhängt als Strafe — einen Orden! Dieſe etwas fadenſcheinige Handlung trug wenig zu dem Erfolge der erſten Aufführung im Berliner Leſſing-Theater bei. Selbſt ein Schauſpieler wie Georg Engels wußte eigentlich nichts mit der Hauptrolle anzufangen. Aber die Nebenfiguren, gut beobachtete Typen aus dem oſtpreußiſchen Kleinſtadtleben, eine etwas weitherzige oſtpreußiſche Kellnerin, von Vera Witt trefflich dargeſtellt, ein freiſinniger Rabbiner und deſſen Sohn, der vielleicht auch einmal ein verrohter Theaterkritiker werden wird, zeigten Sudermanns Talent von einer beſſeren Seite. Sudermann ſelbſt iſt längſt kein Sturmgeſelle mehr — oder iſt er es nie geweſen?

Deutſche, italieniſche und engliſche Offiziere bei den Herbſtmanövern in England

Hermann Sudermann

Neueſte Aufnahme von Erwin Raupp, Dresden

Bühne

Die deutſchen Bühnenleiter ſind geſchäftskundige Leute. Wie ſie zum Schluſſe einer Spielzeit ſolche Werke aufführen, die ihnen ſelbſt nicht ausſichtsreich erſcheinen, die ſie aber doch auf Grund kontraktlicher Verpflichtung bis zu einem beſtimmten Termin bringen müſſen, ſo ſchicken ſie zu Beginn der neuen Saiſon Stücke ins Vordertreffen, zu denen ſie gleichfalls kein rechtes Vertrauen haben; über dieſe Leichen mag dann der Siegeszug der Elitetruppen gehen! So iſt es auch diesmal geſchehen. Zu Herbſtanfang tauchte auf den Schaubühnen eine ganze Reihe von „Dichtungen“ auf, die, kaum ans Lampenlicht gelangt, ſofort in den Orkus verſanken. Dieſe Eintagsfliegen im einzelnen anzuführen, wäre zu viel der Ehre, darum ſei ihnen hier nur ein ſtilles Maſſengrab vergönnt. Jetzt aber hat die Saiſon kräftiger eingeſetzt, und ſogar einige der notoriſchen Berühmtheiten ſind bereits zu Worte gelangt, freilich nicht mit gleichem Glück.

Die großen Hoffnungen, die das Leſſing-Theater zu Berlin auf Hermann Sudermanns Komödie „Der Sturmgeſelle Sokrates“ geſetzt, haben ſich nicht erfüllt. Wir widmen dem Werke an andrer Stelle eine beſondere Notiz, auf die wir hiermit hinweiſen. — Mit einem heitern, einem naſſen Auge mag Octave Mirbeau, der bekannte Pariſer Roman- und Bühnendichter, das Schickſal ſeiner Komödie „Geſchäft iſt Geſchäft“ verfolgt haben. Während das Stück, deſſen Tendenz ſich gegen die brutale Gewalt des ſchnöden Mammons und die gewiſſenloſe Spekulation wendet, im Deutſchen Theater zu Berlin, dank der trefflichen Darſtellung, ungeſchmälerten Beifall fand, ſtieß es im Burgtheater zu Wien, wo die Aufführung minder gut war, auf entſchiedene Ablehnung. — Im Berliner Theater errang Emil Roſenow, ein Neuling auf der Bühne, mit ſeiner Dorfkomödie „KaterLampe“ einen freundlichen Erfolg.

— Stürmiſchen Beifall fand im Lobe-Theater zu Breslau das Schauſpiel „Stella und Antonie“ von Otto Julius Bierbaum. Mit kräftigen Zügen hat der Dichter eine Szenenfolge aus dem 18. Jahrhundert gezeichnet, in deren Vordergrund eine vagierende Komödiantentruppe ſteht. Dem Werke ſind ſtarke humoriſtiſche Lichter aufgeſetzt, doch iſt der Ausgang tragiſch. — Das Wagnis, Ferdinand Raimunds romantiſche Dichtung „Der Alpenkönig und der Menſchenfeind“ in Muſik zu ſetzen, hat mit gutem Glück Leo Blech unternommen. Im Opernhauſe zu Dresden fand die Oper, deren Text Richard Batka geſchickt nach dem Original verfaßt hat, eine glänzende Aufnahme. — Auf ſeine alten Tage iſt Emil Thomas, der bekannte Komiker, noch unter die Dichter gegangen. Zuſammen mit Adolf Selig hat er ein Luſtſpiel „Alexander der Große“ geſchrieben, zu deſſen Aufführung ſich das Thalia-Theater in Hamburg herbeiließ. Nur der perſönlichen Beliebtheit, deren Thomas ſich an der Stätte ſeines früheren Wirkens erfreut, hatte er den reich bemeſſenen Beifall zu danken.

— Die Wiener Bühnen halten, abgeſehen von dem oben erwähnten Falle, noch mit ihren Neuheiten zurück, indeſſen läßt ſich doch von einem Erfolg berichten, den das Hofoperntheater mit dem Ballett „Der faule Hans“ erzielte. Der Idee des Werkes (Muſik von Oskar Nedbal, Choreographie von Joſef Haßreiter) liegt das bekannte Volksmärchen zugrunde.

Marie Geistinger †

Als die anerkannte Königin der Operetten- und Volksbühne ward Marie Geiſtinger in ihrer Blütezeit gefeiert, die „ewige Soubrette“, die noch als Zweiundſechzigjährige den Schimmer ſchier unverwüſtlicher Jugendlichkeit auf der Bühne zu wahren wußte, und die nun am 29. September in ihrer kleinen Villa zu Klagenfurt dahingeſchieden iſt. Die Künſtlerin, deren Helena, Boulotte und Herzogin von Gerolſtein in den Offenbachſchen Operetten, deren Roſalinde in der Straußſchen „Fledermaus“ noch ebenſo unvergeſſen ſind wie ihre Verkörperungen Anzengruberſcher Geſtalten, ihre Schuſterin in Görners „Drei Paar Schuhe“ u. ſ. w., und deren Begabung und vollendete Technik es ihr ermöglichten, auch eine Maria Stuart und eine Medea zu ſpielen, war ein Theaterkind und gewann ſpielend das Heimatsgefühl auf den Brettern. Am 26. Juli 1836 in Graz als Tochter eines penſionierten ruſſiſchen Hofſchauſpielers geboren, debütierte ſie 1842 in Kinderrollen auf der Bühne ihrer Vaterſtadt und entwickelte ſich zunächſt zur Lokalſoubrette. 1852 kam ſie ans Joſephſtädtiſche Theater in Wien, wo ſie kaum beachtet wurde; dann ſpielte ſie mit ſteigenden Erfolgen in Berlin, Riga und Hamburg, um 1865 als ein Stern der Operettenbühne wieder nach der Kaiſerſtadt an der Donau zurückzukehren, wo ſie im Theater an der Wien nun ein volles Dezennium hindurch in den Operetten Offenbachs, Suppés und Strauß’ einen Triumph nach dem andern feierte. Ein höheres Kunſtgebiet betrat Marie Geiſtinger in den Volksſtücken Anzengrubers, deſſen „Pfarrer von Kirchfeld“ und „Meineidbauer“ von ihr emporgetragen wurden. Von 1869 bis 1875 hatte ſie mit Steiner auch die Leitung der oben genannten Bühne inne, dann ſtrebte ſie die Lorbeeren der Tragödin an und erntete auch als ſolche Beifall, obwohl ihre Eigenart dieſem Kunſtgebiet doch eigentlich fremd gegenüber ſtand. Zunächſt ließ ſie ſich von Heinrich Laube für das Wiener Stadttheater verpflichten und war dann von 1877 bis 1880 am Leipziger Stadttheater als Heroine tätig. Seitdem wandte ſie ſich ohne feſtes Engagement Gaſtſpielen zu und wurde auch in Amerika wiederholt außerordentlich gefeiert. Seit 1888 lebte ſie, von der Bühne zurückgezogen, erſt auf ihrem in Oberſteiermark gelegenen Gute Raſtenfeld und nach deſſen Verkauf in Klagenfurt, unternahm aber 1897 eine neue Tournee nach Amerika und trat 1898 noch einmal in Berlin und Wien auf.

Phot. Pietzner, Wien

Marie Geiſtinger †

Totenschau

Komponiſt Theodor Kirchner, 79 J., † 18. Sept., Hamburg. — Prof. Alexander Bain, ber. Pſychologe, 85 J., † 18. Sept., Aberdeen. — Komponiſt Anton Rückauf, 45 J., † 19. Sept., Schloß Alt-Erlaa. — Louis Arſène Delaunay, ber. Schauſpieler, 77 J., † 22. Sept., Verſailles. — Hiſtoriker Prof. Friedrich Bienemann, 65 J., † 22. Sept., Freiburg i. B. — Geh. Kommerzienrat Dr. Kilian v. Steiner, Vorſ. des Aufſichtsrats der Württemb. Vereinsbank, 70 J., † 25. Sept., Stuttgart. — Richard Härtel, Gründer und langjähriger Präſident des Deutſchen Buchdruckerverbandes, 68 J., † 26. Sept., Leipzig. — Senator Dr. Theophil Rouſſel, bed. Sozialhygieniker, 87 J., † 27. Sept., Mende, Südfrankreich. — Herzog Charles von Richmond, vormals Staatsſekretär für Schottland, 86 J., † 27. Sept., London. — Prof. Dr. Ernſt Pflüger, bed. Ophthalmolog, 57 J., † 30. Sept., Bern. — Sir Michael Herbert, britiſcher Botſchafter in Waſhington, 46 J., † 30. Sept., Davos. — Hofrat Profeſſor Alexander Rollett, ber. Phyſiologe, 69 J., † 1. Okt., Graz. — Albert Lacroix, bek. Buchverleger, 70 J., † 1. Okt., Paris. — Geh. Regierungsrat Friedrich Lippmann, Direktor des Kgl. Kupferſtichkabinetts zu Berlin, 63 J., † 2. Okt. — General der Kavallerie Karl von Lariſch, vormals Kommandeur der 6. Diviſion, 79 J., † 3. Okt., Böckey bei Gläſersdorf. — Konſiſtorialrat Prof. D. Dr. Hermann Cremer, 69 J., † 4. Okt., Greifswald.

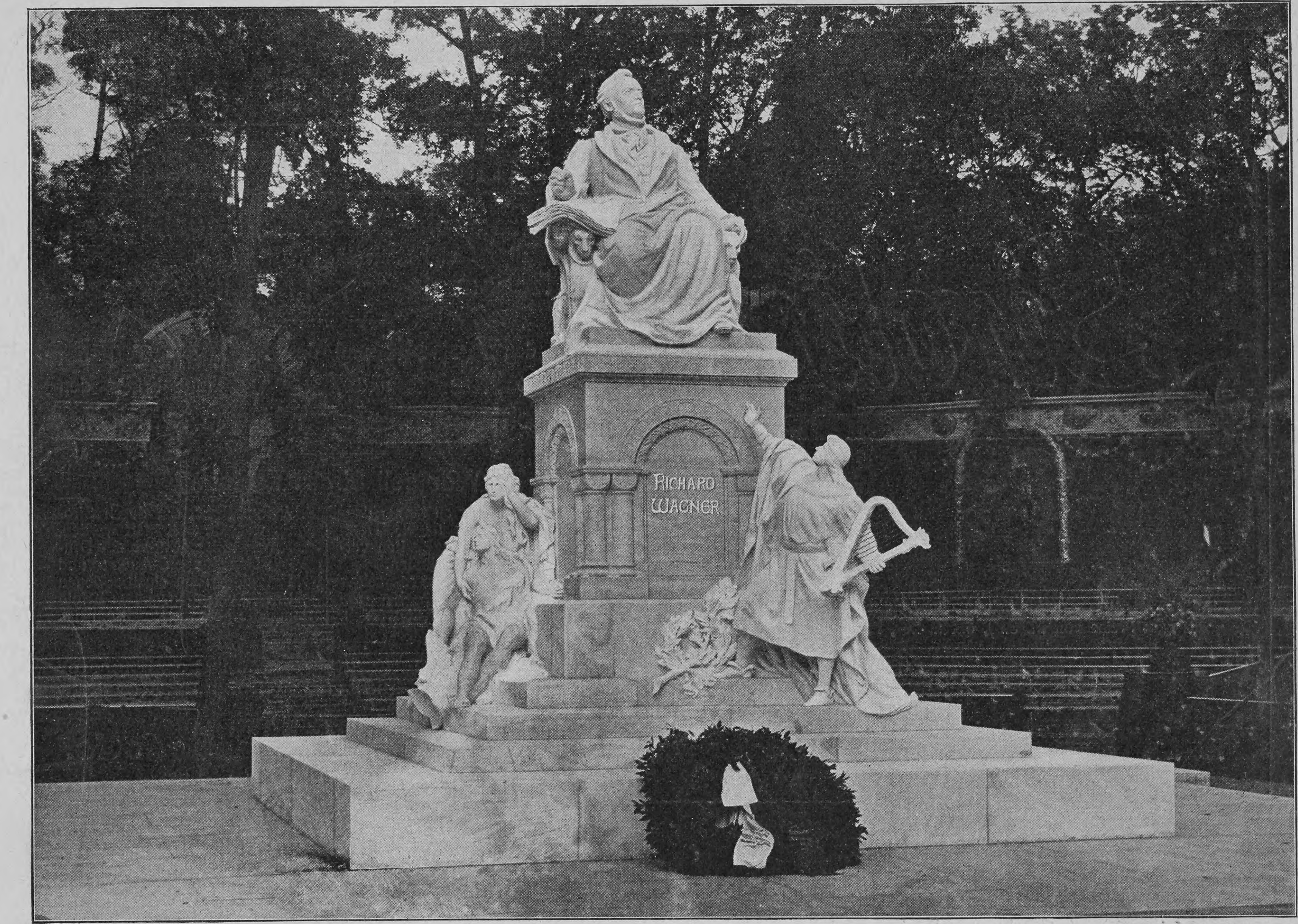
Phot. Zander & Labiſch, Berlin

Georg Engels (Hartmeyer) und Vera Witt (Kellnerin) in Sudermanns neuem Drama „Der Sturmgeſelle Sokrates“

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 4



Phot. Hugo Rudolphy, Berlin

Das Richard Wagner-Denkmal im Berliner Tiergarten

Entworfen von Profeſſor Guſtav Eberlein

Lange, unerfreuliche Kämpfe ſind der Enthüllung des Denkmals vorausgegangen, das man in der Reichshauptſtadt dem Bayreuther Meiſter errichtet hat. Nicht dem Denkmal ſelbſt galten dieſe Kämpfe, ſondern den Feierlichkeiten, mit denen es der Oeffentlichkeit übergeben werden ſollte. Das gibt wenigſtens die Hoffnung, daß mit der Enthüllung, die am 1. Oktober ſtattfand, dieſer Kampf im weſentlichen nun zu Ende iſt. Am Südrand des Tiergartens erhebt ſich das hohe, geſtaltenreiche Monument, in dem Guſtav Eberlein für Perſönlichkeit und Schaffen des gewaltigen Dramatikers mit den Ausdrucksmitteln ſeiner Kunſt, der Plaſtik, eine Verkörperung zu ſchaffen geſucht hat. Das Ganze ſchimmert im fleckenloſen Weiß des edelſten karrariſchen Marmors, aus dem die einzelnen Geſtalten und das Nebenwerk mit jener Virtuoſität herausgearbeitet ſind, die für die neuere Berliner Plaſtik faſt ebenſo charakteriſtiſch geworden iſt wie für die moderne italieniſche Skulptur. Der Meiſter ſelbſt thront auf hohem Poſtament, in einem breiten romaniſchen Seſſel ruhend, das in den Formen heroiſch geſteigerte Haupt mit dem Ausdruck ſchöpferiſchen Schauens hoch emporgerichtet, mit der Linken auf der Lehne des Stuhles den Rhythmus eines Tongebildes markierend, das ſich ſeinem Geiſte entringt, die Rechte über den Blättern einer Partitur geballt wie in der Ekſtaſe des Schaffenden, der die raſch entfliehenden Viſionen halten und in feſte Form bannen will. Das moderne bürgerliche Gewand, das ſeinen Körper bekleidet, ſoll der über die Knie ſich in ſchweren Falten breitende Mantel idealiſieren. Den in romaniſchen Architekturformen gegliederten Sockel umgeben Geſtalten aus dem volkstümlichſten und aus dem gewaltigſten der Wagnerſchen Dramen. In direkte Beziehung zur Figur des Meiſters ſelbſt iſt Wolfram von Eſchenbach geſetzt. Er ſcheint die Stufen zum Denkmal heraufzueilen; in der Linken die Harfe, ſtreckt er die Rechte mit huldigendem Gruß nach oben, dem Thronenden entgegen. Der reich herabfließende Mantel erhöht den Schwung dieſer lebhaft bewegten, mächtig aufwärtsſtrebenden Geſtalt, zu der der Tannhäuſer (an der rechten Seite des Sockels) einen ſtarken Kontraſt bildet. Als verzweiflungsmüder Büßer, im rauhen Pilgergewand, iſt der Sänger, mit der Linken noch den Pilgerſtab umklammernd, im Sterben niedergeſunken. Die Tragik der „Götterdämmerung“ hat ihren Ausdruck gefunden in der Gruppe an der andern Seitenwand des Sockels: da ſtützt ſich, halb ſitzend, an die Wand des Poſtaments die in düſterem Schmerz erſtarrte Brünhilde mit dem Leichnam Siegfrieds. — Ganz maleriſch bewegt iſt die Gruppe an der Rückſeite: eine Rheintochter, aus den Wellen auftauchend, packt mit der Rechten den Bart des tückiſchen Alberich, der eben mit ſeiner Beute, dem weltbeherrſchenden Rheingold, davoneilt.

Gustav Eberlein,
der Schöpfer des Richard Wagner-Denkmals

Briefmappe

Alfred H. in Baſel. Allerdings kannten die Jäger des Altertums bereits die **Jagd auf Rebhühner**, wie denn überhaupt die Jagd auf Federwild zu den Lieblingsbeſchäftigungen der das Weidwerk ausübenden Griechen und Römer gehörte. Nach unſern Vorſtellungen wurde dieſe Jagd aber in ganz und gar nicht weidgerechter Weiſe ausgeübt, da Schlingen, Netze und Leimruten die Hauptrolle dabei ſpielten. Rebhühner ſpeziell wurden in Netzen oder mittels der Lockpfeiſe oder eines Lockvogels gefangen. Desgleichen die Wachteln am Abend mit dünnen Netzen, in die ſie durch den Schlag einer gezähmten Wachtel hineingelockt wurden. Lerchen fing man beſonders im Frühjahr mittels Leim an Ruten oder in Schlingen.

J. St. in Mannheim. Die betreffenden Szenen in „Götz von Berlichingen“ und „Käthchen von Heilbronn“ können keine Prüfung auf die geſchichtliche Richtigkeit vertragen, um die ſich der Dichter in ſolchen Fällen übrigens auch nicht zu kümmern braucht. Tatſächlich wurden die **Femgerichte** aber nicht in dunklen Gewölben von vermummten Geſtalten abgehalten, ſondern im freien Tageslicht unter Teilnahme von mindeſtens ſieben Freiſchöffen.

Klärchen in Braunſchweig. Das hübſche Pantoffelrätſel iſt von Theodor Körner. Es lautet:

> „Die **erſte** Silb' ein Gott, beherrſcht des Landes Auen,
> Die **zweit'** und **dritte** iſt ein Name, oft belacht,
> Das ſchwache **Ganze** wird in der Gewalt der Frauen
> Der Donnerkeil des Zeus und ſpottet aller Macht.“

Frau Ottilie P. in Zürich. Jene Franzöſin, mit der ſich Richard Wagner während ſeines Pariſer Aufenthalts verlobte, war die ſchöne und als Klavierſpielerin und Tonſetzerin gleich hervorragende **Auguſta Holmès**, die eine glühende Leidenſchaft mit ihm verband. Der Tag der Hochzeit war bereits feſtgeſetzt, als es plötzlich zum Bruch zwiſchen den beiden kam — weshalb, hat kein Menſch erfahren.

Ph. G. in Magdeburg. Alle nach Rußland beſtimmten Züge können in Deutſchland nur bis zur ruſſiſchen Grenze gelangen, wo ein Wechſel der Maſchinen und Wagen erfolgt. Die Spurweite der ruſſiſchen Schienengleiſe (1,524 Meter) iſt nämlich größer als die der deutſchen, und ein Uebergang der Züge deswegen ausgeſchloſſen.

X. Y. in Berlin. Bei Erkrankungen infolge von Auſterngenuß ſind niemals die die Krankheit verurſachenden Schaltiere an ſich giftig. Im freien Meere gefangene und unmittelbar verzehrte Auſtern können keinerlei Krankheiten erzeugen. Anders verhält es ſich mit Auſtern, die auf Bänken gefangen wurden, durch die die unreinen Abwaſſer großer Städte ins Meer führen. Werden ſolche Auſtern genoſſen, ſo ſind ſie natürlich Krankheiten verſchiedener Art zu erregen imſtande, wie das in den vor einiger Zeit aus England gemeldeten Fällen geſchehen war.

C. L. in L., K. W. in St., O. R. in K., F. P. in Z. Mit Dank abgelehnt.

Sirolin

erhältlich in den Apotheken
zum Preise von M. 3.20, ö. Kr. 4.—, Fr. 4.— per Flasche.

empfohlen von den
hervorragendsten Professoren und Aerzten bei
Lungenkrankheiten, Scrophulose,
Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten,
und namentlich auch in der
Reconvalescenz nach Influenza.

Hebt den Appetit und das Körpergewicht,
beseitigt Husten und Auswurf und bringt den
Nachtschweiss zum Verschwinden.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann, der an länger dauerndem **Husten** leidet. Denn es ist besser Krankheiten verhüten, als solche heilen.
2. Personen mit **chronischen Bronchial-Katarrhen**, die mittels Sirolin geheilt werden.
3. **Asthmatiker,** die durch Sirolin wesentl. erleichtert werden.
4. **Scrophulöse Kinder** mit Drüsenschwellungen, Augen- und Nasenkatarrhen etc., bei denen Sirolin von glänzendem Erfolg auf die gesamte Ernährung ist.

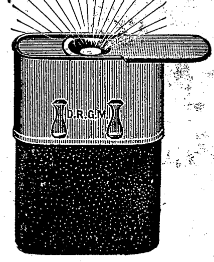
Man achte genau darauf, dass jede Flasche mit unserer Firma versehen ist und weise Nachahmungen zurück.

F. Hoffmann-La Roche & Co.
Fabrik chem.-pharmac. Produkte
Basel (Schweiz) **Grenzach** (Baden).

“KODAK” SELBSTTONENDES SOLIO-PAPIER
Eine grosse Wohltat für Amateur-Photographen. Kein Goldbad notwendig.
Keine komplizierten Lösungen. Wunderbare Tönungen mit grösster Leichtigkeit.
In M. 1.– und 60 Pfg. Packeten.
187 *Preisliste gratis.*
KODAK GES. m. b. H. BERLIN.

Wiesbaden.
Saison das ganze Jahr.
Weltbekannter Kur- & Badeort.
Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

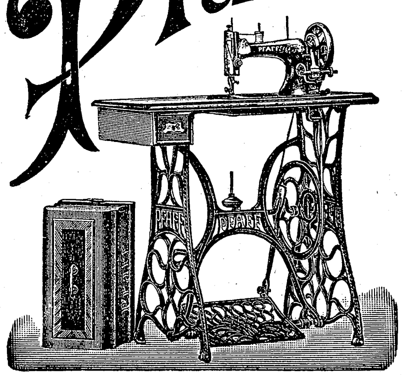
Ueber die vorzügliche Wirkung von
Cascarine Leprince
bei der so lästigen Constipation (Stuhlverstopfung) haben viele medizinische Zeitschriften des In- und Auslandes berichtet. Bestandteile: Cascarine Extract 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.—, In allen Apotheken erhältlich. Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.



E. R. Weise,
Schöneberg-Berlin W.
Schutz- und Kontroll-Apparate für Fabriken.

Solide Elektr. Taschenlampe,
in der Westentasche zu tragen, für viele Tausend Erleuchtungen, durch einen Druck stets helles Licht, mit guter Batterie **Mk. 2.**—, desgl. in hochfein vernickelter Ausführung mit extra starker Batterie und grosser Linse **Mk. 3.**—. Jede Ersatzbatterie **80 Pfg.**
Elektr. Gas-Anzünder
in eleganter Ausführung **Mk. 6.**—.
Beim Dutzend 4 Stück gratis.

Pfaff-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.



Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit,** mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**

Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.

Niederlagen in fast allen Städten.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Billig im Verbrauch.
Ronnefeldt's THEE
aromatisch und ausgiebig.
Proben der 4 Hauptsorten **M. 1.**— Sendungen v. M. 10.— an „Franco“.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Handſchriften-Beurteilung

O. Schwahn Sttgt. Etwas umſtändlich in der Art und Weiſe, in der Sie auch Kleinem und Nebenſächlichem Beachtung ſchenken; nicht geneigt, die Dinge in Bauſch und Bogen zu nehmen, überhaupt etwas langſam, aber dabei gründlich, genau, gewiſſenhaft. Ueberlegt in Ihren Handlungen und dabei den eignen Vorteil und die perſönlichen Intereſſen nie aus dem Auge verlierend.

Eine Blumenfreundin in Osnabrück. Der ganze, etwas gezogene Duktus Ihrer Schrift läßt darauf ſchließen, daß Sie an gute Verhältniſſe gewöhnt ſind, die Ihnen ein ſorgloſes, angenehmes Daſein geſtatten, aber keinen Anſpruch auf raffinierten

E. Blumenfreundin aus
Osnabrück –

Lebensgenuß in Ihnen geweckt haben. Uebrigens ſind Sie noch jung und in mancher Richtung unfertig (ſiehe die noch unfertige, wenig individualiſierte Schrift). Sie leben noch etwas „in den Tag hinein“, ſind ohne Falſch und Tücke.

F. T. Nagy Becſerek. Sie halten auf Anſtand und guten Ton, auf gute Manieren, überhaupt auf Aeußerlichkeiten und lieben Eleganz (breiter Rand, ſorgfältige, ziemlich große Schrift). Sie ſind allerdings manchmal in Gefahr, auf Nebenſächliches zu viel

freuen, recht bald
zu können. Nehmen
Sie besten Dank entgegen.

Wert zu legen (ſiehe unnötige Schnörkel und Verzierung im d des Wortes „bald“). Sie ſind beſtimmt und energiſch (ſpitze Schrift und gute Schattierung, weiche Kurven fehlen), pflichtgetreu und reell. Aber anderſeits bringt Ihre Widerſtandsfähigkeit gegenüber äußeren Einflüſſen auch mit ſich, daß Sie manchmal zu wenig weich und biegſam ſind, auch wäre oft zartere Rückſichtnahme wünſchenswert, trotzdem Sie nie derb und nie inkorrekt ſind.

Ilſe aus Hbg. Eine harmoniſche Frauennatur, in der Herz, Gemüt und Verſtand zu ungefähr gleichen Teilen entwickelt ſind. Maßvoll in allem. Heiter. Schlagfertig. Hat guten Geſchmack und Formenſinn. Hält auf ſich und auf Aeußeres. Iſt etwas eitel. Weiß ſehr genau, was ſie will, hat aber genügend Takt und Zartgefühl, um nie rückſichtslos dreinzufahren.

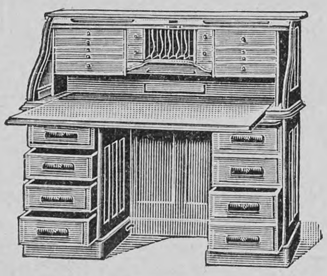
J. L. in B. Sie ſind verſchloſſen und beſtrebt, ſich nicht durchſchauen zu laſſen (fadenförmige Schrift, ſiehe n in „Herrn“, „in“, Endung in „höflichen“). Senſibel, aber ohne Geſchmeidigkeit

An Herrn L. Meyer – Maien-
feld bei Ragaz zu übersen-
den mit der höflichen Bitte

und Biegſamkeit (ſtark liegende Schrift, dabei ziemlich fein). Empfindlich und dann abweiſend. Sie ſind einfach in Weſen und Bildung (ungewandter, einfacher Schriftduktus). Sie ſtehen nicht über dem Durchſchnitt, machen aber auch keine Prätentionen.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen
schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!



Die Arbeit ist ein Hauptgenuss,
sagte Mozart! zumal wenn man an einem praktischen Schreibtisch arbeitet! Union-Schreibtische sind practisch, bequem, solid und billig, ein Beweis dafür: tausende in Deutschland verkauft. Preisliste kostenlos und portofrei.
Heinrich Zeiss
Grossherzogl. Hoflieferant
36 Kaiserstrasse 36.
Frankfurt a. M.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart
Werke von
J. R. zur Megede.
Unter Zigeunern. Roman. 3. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—
Kismet. Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska. 2. Auflage. Geheftet M. 3.—, eleg. gebd. M. 4.—
Quitt! Roman. 9. Tauſend. Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—.
Von zarter Hand. Roman. 5. Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 6.—, elegant gebunden M. 8.—
Félicie. Aus den Briefen eines Thoren. 4. Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—
Das Blinkfeuer von Brüſterort. 5. Auflage. Geheftet M. 3—, elegant gebunden M. 4.—
Trianon und andere Novellen. 4. Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Koch & Haushaltungsschule Gesundheitsstation
Schloss Ralligen am Thunersee.
Prospect d. Christen, Bern (Schweiz)
1. Nov.: Herbstkurs (50 Tage) Fr. 130—170. — 6. Jan.: Winterkurs (50 Tage) Fr. 100—140
6. Jan.. Winterkurs (100 Tage) Fr. 180—240. — 6. Jan.: Halbjahrskurs Fr. 380—500.

Preis
M. 16.—
incl.
Uebungs-Tabelle
Sandow's Obesity-Reducer
ist das rationellste Mittel
für DAMEN
welche schlank werden
resp. bleiben möchten.
Keine besondere Diät!
Keine Hungerkur!
Keine Medicamente!
Nur 10 Minuten pro Tag mässiges Ueben.
In England mit enormem Erfolge eingeführt.
Bezugsquellen
werden nachgewiesen von
Sandow's Own Combined Developer, HAMBURG I.

DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION

Moderne Wohnungs-Ausstattung
Das Interesse für moderne Kunst-Litteratur auf dem Gebiete der Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungs-Kunst und künstlerische Frauen-Arbeiten wächst von Tag zu Tag. ◇ Die bedeutendsten Künstler und Kunstfreunde rühmen die Vorzüge und Vielseitigkeit der
Deutſchen Kunſt u. Dekoration
als verbreitetstes Journal für angewandte Kunst. Soeben erschien Nummer 1 des VII. Jahrgangs
= OKTOBER-HEFT 1903 =
mit 150 Illuſtrationen und 8 farbigen Beilagen zum Einzelpreis von nur Mk. 2.50. Jährlich erscheinen 12 reichillustr. Monats-Hefte oder 2 Semester-Bände mit über 800 Illustrationen. Bei jeder Buchhandlung zu beziehen, sonst bei
Verlagsanſtalt Alexander Koch · Darmſtadt 30

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der "Pilules Apollo" auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt übermässigen Embonpoint unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von Fettleibigkeit beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz Mk. 5,30 franko. RATIÉ, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. HADRA, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, TÖRÖK, Königsg. 12, Budapest.

PETER's UNION PNEUMATIC
Mitteldeutsche Gummi-Waaren-Fabrik, Louis Peter, Frankfurt a. M.

Leistenrätsel

	a		a		a		a	
a	b	b	b	c	d	d	d	d
	e		e		e		e	
e	e	e	h	h	i	j	j	k
	k		l		l		m	
m	m	m	n	n	n	n	n	n
	n		n		n		o	
o	o	r	r	r	s	s	s	t
	u		w		w		w	

Die Buchſtaben ſind ſo umzuſtellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine ruſſiſche Stadt am Schwarzen Meere; 2. eine ruſſiſche Stadt am Kaſpiſchen Meere; 3. einen Volksſtamm im Norden Rußlands und Sibiriens; 4. den Stifter einer griechiſchen Philoſophenſchule. Die ſenkrechten: 1. einen beſuchten deutſchen Badeort; 2. ein franzöſiſches Königsgeſchlecht; 3. eine niederländiſche Inſel; 4. ein Werk Boccaccios.

F. P.

Scherz-Pluralrätsel

Wohl gibt es in Wirklichkeit
Angſt und Qual genug zu tragen,
Ohne daß ich noch bereit,
Täuſchend euch damit zu plagen;

Und wie gut es mir gelingt,
Wehrlos ſich die Opfer fügen,
Doch getroſt! nicht lang erzwingt
Meine Macht ein Unterliegen.

Wollt ihr einen Plural nun,
Der mir fehlt, für mich erſinnen,
Seht zum Lohn für ſolches Tun
Ihr mich wunderbar gewinnen:

Auf zu blauen Himmelshöhn
Meine weißen Häupter ſteigen,
Und ihr fühlt der Gottheit Wehn,
Staunt in andachtsvollem Schweigen. M. Sch.

Silbenrätsel

Seht doch die erſte Silbe dort!
Er ward der reichſte Mann im Ort.
Stolz ſitzt er nun auf Zwei und Drei,
Gefüllt mit Aktien allerlei:
Den Drachen, der den Schatz bewacht,
Hab' ich mir immer ſo gedacht.
Da ſeh' ich lieber doch das Ganze,
Wenn friſch und froh im Sonnenglanze
Mit Feldgeſchütz und Pulverwagen
Soldaten übers Feld hinjagen. F. M.-S.

Rätsel

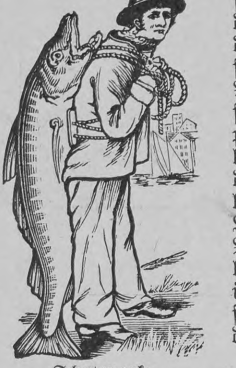
Ein Ausruf, eine fremde Welt —
Man fragt, wann wohl das Ganze fällt. E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 54:

Des Silbenrätſels: Sandbank.
Der dreiſilbigen Charade: Nottaufe.
Des Homonyms: Ausläufer.

Die Lebertran-Saiſon.

Die Zeit für das Einnehmen von Lebertran iſt wiederum herangekommen, und in vielen Familien fangen die Kinder die Lebertrankuren wieder an, um den Körper zu kräftigen, denn den Körper abzuhärten und widerſtandsfähig zu machen, iſt eine der erſten Aufgaben der Hygiene. In je höherem Maße der Körper dieſe Eigenſchaften beſitzt, um ſo weniger können Krankheitskeime in ihm Wurzel faſſen, um ſo beſſer iſt er befähigt, ein auftretendes Uebel im Keime zu erſticken. Daß der Lebertran in erſter Linie berufen iſt, dem menſchlichen Körper dieſe Fähigkeit zu verleihen, darüber iſt man ſich einig. Leider mußte jedoch früher oft von der Verordnung von Lebertran abgeſehen werden, da es in vielen Fällen außerordentlich ſchwierig, ja zuweilen unmöglich ſchien, dem Patienten das widerlich ſchmeckende, fette und ſchwerverdauliche Oel beizubringen. Ein Präparat wie Scotts Emulſion ſollte demnach eine hochwillkommene Erſcheinung auf dem Gebiete der modernen Therapie ſein. Scotts Emulſion beſteht in der Hauptſache aus beſtem Medizinal-Lebertran mit Hypophosphiten von Kalk und Natron, welch letztere ſehr günſtig auf Knochenbau und Nervenſyſtem einwirken. Dieſe Emulſion iſt nicht nur von ausgezeichnetem Geſchmack, ſondern regt auch den Appetit an und regelt die Verdauung.



Schutzmarke.

Es empfiehlt ſich, genau darauf zu achten, daß jede Flaſche die nebenſtehende Schutzmarke trägt; wir bürgen nur für Emulſion mit unſerer Schutzmarke.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

„Lilienmilch Seife Stern des Südens"
Seit 22 Jahren anerkannt vollendetste Seife
für die Pflege der Haut. Ueberall zu 50 Pfennig pr. Stück käuflich.

Gratis! erhält jeder, der durch Selbstunterricht **ohne Lehrer** und **ohne Vorkenntnisse** fremde Sprachen leicht, wohlfeil und sicher erlernen will, die Einführung in den Unterricht nach der **Methode Toussaint-Langenscheidt.** Letztere ermöglicht in kurzer Zeit das geläufige Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen fremder Sprachen und verhilft dadurch zu besserer Stellung mit höherem Einkommen. Tausende von Anerkennungen. Wir bitten um Angabe der gewünschten Sprache.
Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW. 11 (Prof. G. Langenscheidt) **Hallesche Str. 17**

Pflegt die Zähne mit:
Tilit

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.

Musikinstrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernst Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

Karl Heinrich
Erzählung von
W. Meyer-Förster
17.—21. Tauſend
geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—
(Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt)
bildet bekanntlich die
Urform des Schauſpiels
Alt-Heidelberg.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Photograph. Apparate
von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber
Wiesbaden.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Vorrätig in den Buchhandlungen.
In Preußen von der Cenſur verboten!
Max Dreyers
hiſtoriſcher Schwank
Das Tal des Lebens
Mit Bildern von Lyonel Feininger.
Neuntes bis elftes Tauſend. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Vereinigung Cauber Weingutsbesitzer
CAUB a. Rhein empfehlen ihre **reingehaltenen** Weine **eigener Crescenzen.** Man verlange Preisliste.
Preisgekrönt Ausstellung, Düsseldorf 1902

Kauft nur Rondholz Frankft. Würstchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)

Glafey-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich.
Beste Beleuchtung
f. Schlaf-, Krank.- u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.

Moment-Aufnahme mit Goerz Doppel-Anaſtigmat, Univerſal-Objektiv für Portraits, Moment-Aufnahmen, Gruppen, Landſchaften, Architekturen ꝛc. Goerz-Anſchütz-Klapp-Camera: Kleine, leichte Hand-Camera für Aufnahmen aller Art, ſpeciell für Moment-Aufnahmen bis zu $^{1}/_{1000}$ Sekunde. Goerz' Photo-Stereo-Binocle: Combination von Doppelfernrohr und Stereoſkop-Camera. Die Apparate ſind zu beziehen durch alle photographiſchen Handlungen oder direkt durch die Optiſche Anſtalt C. P. Goerz Aktiengeſellſchaft, Berlin-Friedenau 54. Filialen: New-York, 52 Eaſt Union Square. London 1/6 Holborn-Circus. Paris, 22 Rue de l'Entrepôt. Reich illuſtrierte Kataloge koſtenfrei.

Präcisions-Taschenuhren A. Lange & Söhne
Glashütte i. S.

Ges. Gesch.
Um eine **SCHÖNE BÜSTE** zu erhalten, gebrauchen Sie die **PILULES ORIENTALES** welche in zwei Monaten die hervortretenden Schulterknochen verschwinden lassen, den Busen entwickeln, festigen und wiederherstellen und der Büste ein graziöses Embonpoint verleihen. — Von den medizinischen Autoritäten anerkannt, gesundheitsfördernd und deshalb auch bei zartestem Temperamente zu empfehlen. - Leichte Behandlungsweise. Dauerndes Resultat. - Weltrenommee. Per Schachtel mit Anweisung M. 5.30 franko (gegen Nachnahme M. 5.50).
J. RATIÉ, Pharmacien, 5, **Passage Verdeau, PARIS** (9e).
Depot in BERLIN: **B. HADRA**, Apotheker, **Spandauerstrasse, 77.**
In Oesterr.-Ungarn: **J. V. TÖRÖK**, Apoth., **Königsgasse, 12**, BUDAPEST.

Zaren-Chocolade
zum Rohessen
per Tafel M. 0 40 und 0.75.
Franz Sobtzick
Königl. Hoflieferant
Fabriken in Ratibor und Breslau.

Schach (Bearbeitet von **E. Schallopp**)

Partie Nr. 3

Kürzlich in einem engliſch-iriſchen Korreſpondenzwettkampf geſpielt
(Nach „The Weſtern Daily Mercury“)

Königsspringer gegen Königsläufer

Weiß: F. H. Merrick (England)
Schwarz: L. Bracken (Irland)

	Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e5**
2.	**Lf1—c4**	**Sg8—f6**
3.	d2—d3	Sb8—c6 [1]
4.	Sg1—f3	d7—d5 [2]
5.	e4×d5	Sf6×d5
6.	Dd1—e2	Lc8—g4
7.	c2—c3	Dd8—d6
8.	Sb1—a3 [3]	0—0—0
9.	h2—h3	Lg4—h5
10.	g2—g4	Lh5—g6
11.	Sa3—c2	h7—h6
12.	Lc1—d2	Sd5—b6
13.	0—0—0? [4]	Sb6×c4
14.	d3×c4	Lg6—d3!
15.	De2—e3	Ld3×c4
16.	b2—b3	Lc4—d3! [5]
17.	Ld2—e1	Lf8—e7
18.	h3—h4 [6]	e5—e4
19.	Sf3—d4	Sc6—e5
20.	Sd4—f5	Dd6—a3† [7]
21.	Sc2×a3	Le7×a3†
22.	Kc1—d2	Se5—f3†!
23.	De3×f3	e4×f3 [8]
24.	Kd2—e3	g7—g6 [9]
25.	Sf5—g3	Th8—e8†
26.	Ke3×f3	Ld3—e2†
27.	Sg3×e2	Td8×d1
28.	Se2—d4	La3—b2

Weiß gibt die Partie auf.

---

[1] In einer Partie Leipzig-Berlin, 1885/87, geſchah Lf8—c5, jedoch unter Aufſchub der Rochade. Die Partie wurde remis.

[2] Mannheim zog gegen Frankfurt Lf8—c5 nebſt d7—d6.

[3] Falls 8. Lc4—b5, ſo Sd5—e7, und wenn dann 9. De2×e5, ſo 0—0—0 mit gutem Spiel; z. B. 10. De5×d6 Td8×d6 11. Lb5—c4 Lg4×f3 12. g2×f3 Sc6—a5 13. Lc4×f7 Td6×d3 14. Lf7—h5 g7—g6, und Schwarz wird den Bauern mit Vorteil zurückerobern.

[4] Weiß ſollte den Lc4 nicht abtauſchen laſſen, ſondern ihn nach b3 zurückziehen.

[5] Droht Matt in ſpäteſtens 4 Zügen durch Dd6—a3† 1.. Kc1 bis b1! Ld3×c2†.

[6] Es drohte (nach e5—e4) Le7—g5; Weiß muß dem vorbeugen.

[7] Das entſcheidende Schlußmanöver.

[8] Nun droht Turmverluſt durch Ld3—e2†.

[9] Das weiße Spiel iſt nun rettungslos.

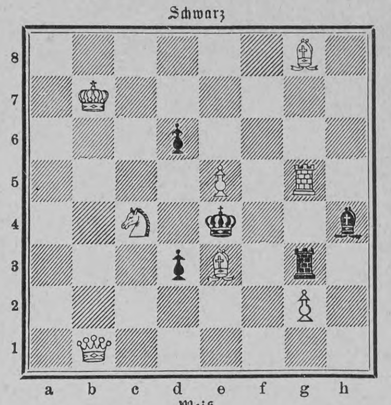
Schachbriefwechſel

O. L. in Hamburg. Nr. 26 des vorigen Jahrgangs löſten Sie vollkommen richtig; nur die Entgegnung b4—b3 ließen Sie außer Betracht. Aber weshalb vermuteten Sie, eine Nebenlöſung gefunden zu haben?

P. P. in Czarlin. Beſten Dank für die Aufgabe, die demnächſt erſcheinen wird.

Aufgabe 2

Von **A. V. Ohlsson** in Born



Weiß zieht an u. ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflöſung der Aufgabe 1:

W. 1. Da3—c5!
S. 1. d6×c5
W. 2. Td8—d5!!
S. 2. Ke4×d5 oder belieb. anders
W. 3. Lh5-f3, Se2(×) c3 matt.

A.

S. 1. Th8—e8
W. 2. Td8×e8†
S. 2. Ke4—d3
W. 3. Dc5—d4 matt.

B.

S. 1. Th8×d8 od. bel.
W. 2. Lh5—f3†
S. 2. Ke4×f3 (—d3)
W. 3. Dc5—d5 (auch d4) matt.

Auf 1. . . . . Ke4—d3 oder d6—d5 folgt ſofortiges Matt, auf andre Züge wie unter B, auf 1. . . . . c4—c3 auch 2. Se2×c3† ꝛc.

Ball-Seiden

reizende Neuheiten in weiß, ſchwarz und farbig in allen Preislagen. Verſandt in jedem Maß porto- und zollfrei. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Die Firma **Tilit-Laboratorium, Leipzig,** hat auf der Ausſtellung für Geſundheitspflege in Wiesbaden für ihre Präparate **(Tilit-Mundwaſſer)** die höchſte Auszeichnung **„Das Ehren-Diplom zum Ehrenkreuz und zur goldenen Medaille“** zuerkannt erhalten.

ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt. Radebeuler
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von **Bergmann & Co., Radebeul - Dresden**
allein echt mit Schutzmarke: **Steckenpferd.**
à St 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

Hewel & Veithen,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten,
Köln und Wien.
Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolade.
Vertreter für ganz Russland: **Rud. W. Seuberlich** in **Riga.**

VOR GEBRAUCH.
NACH GEBRAUCH
Wirkung durch **Charis** ärztl. geprüft

„Charis“ Deutsches Reichspat. 131122 (pat. i. Oest., Schweiz etc.), bes. Falten, Runzeln, eck., hässl. Gesichts- u. Nasenform, unschöne Züge. Dauernd. Erfolg. gar. N. Aussage w. Kund. a. b. Kopfschmerz u. Schlaflosigk. vorz. bew. Orthop. Anwendg. z. Hause. **„Sei gegrüsst!“** Deutsch. Reichs-pat. 143308, m. d. Teint natürl. ros. zart. Prosp. g. Porto. Frau Schwenkler, Berlin W. 71, Potsdamerstr 86B.

NIRVANA
CRISTALL-SEIFE
übertrifft an
Wirkung und Güte
alle Seifen der Welt.
Stück 50 Pfg.
Käuflich UEBERALL.
Wm RIEGER · Frankfurt a/M.

Vegetabilisches Kopf- und Haarwasser
PHILODERMINE
von F. WOLFF u. SOHN KARLSRUHE
ist das Beste aller Haarwässer!
PHILODERMINE
stärkt und reinigt den Haarboden und verhindert die Schuppenbildung.
Goldene Medaille Paris 1900.
Zu haben in besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Sommer- u. Winterkuren.
510 m **BAD** ü. d. M.
Rudolfshöhe
bei Alpirsbach (Schwarzwald).
Streng wissenschaftlich geleitete Kuranstalt I. Ranges.
Modern eingerichtet mit allen neuzeitlichen Heilfaktoren. Zentralheiz. u. elektr. Beleucht. Prosp. grat. u. frco. durch die **Direktion.**

Werft Eure Anſichtspoſtkarten
u. Photographien in Rieſengröße, mit den Original-Farben an die weiße Wand mittels des **Negascop.**
Auch als Zeichenapparat zu verwenden. Ill. Catalog gratis. **A. Deutsch, Leipzig.**

Echte Briefmarken! Billigst!
11 **Barbados** 91 ₰ — 15 **China** 99 ₰
17 **Guatemala** 99 ₰ — 7 **Hawai** 99 ₰
9 **Korea** 78 ₰ — 15 **Montenegro** 91 ₰
10 **Kreta** 79 ₰ — 20 **Nicaragua** 98 ₰
16 **Persien** 95 ₰ — 21 **Peru** 94 ₰
Alle verschieden! — Preisliste gratis!
Ernst Hayn, Naumburg (Saale).

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttauſend Francs, ſilberne u. goldene Medaillen und hors concours.
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Cléry** in Marſeille, Frkr.

Umtausch von
Ansichts-Post-Karten.
Sende an alle, welche mir eine Ansichtskarte senden, eine reizende Karte der schweizerischen Hochalpen. Sichere Antwort. **Traugott Pfaff, Neuchâtel** (Suisse).

Bienen-Honig
garantirt rein
Beste Medicin * * * für Kinder
in feinen und feinsten Qualitäten versendet
Netto 9 Pfd. Qualität I. ℳ 9.— / „ II. „ 8.— / „ III. „ 7.—
franco gegen Nachnahme
Rudolph Hamann, Löwenberg i. Schl. 6.

Sofort fertig!

iſt ein pikantes und erfriſchendes Getränk, wenn man fünf Tropfen Ricqles Pfeffermünzgeiſt (Alcool de Menthe de Ricqlès) in ein Glas Zuckerwaſſer gießt; die Koſten betragen nur einen halben Pfennig. Gleichzeitig bewährtes Mittel bei Kopfſchmerzen, Migräne und Neuralgien, welches auch bei Nervenaufregung und Schlafloſigkeit wohlthuende Beruhigung verſchafft. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Colonialwaarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen **der Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.
Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Deutſche Verlags-Anſtalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Die Erde in Einzeldarſtellungen.

II. Abteilung.

Die Tiere der Erde.

Von **Prof. Dr. W. Marshall.**

Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben.

In 50 Lieferungen zu 60 Pfg. Alle 8 bis 14 Tage erſcheint eine Lieferung.

Der erſte Band — in Prachteinband M. 12.— ſoeben erſchienen.

Der Text iſt von köſtlicher Friſche und Anſchaulichkeit, gelegentlich von wohltuendem Humor durchleuchtet. Der ſehr wertvolle Bilderſchmuck beſteht durchweg aus guten Wiedergaben vorzüglicher photographiſcher Aufnahmen nach dem Leben, **ein beſonders lehrreiches Anſchauungsmaterial, wie es in dieſer authentiſchen Zuverläſſigkeit und Reichhaltigkeit wohl noch in keinem Werke geboten wurde.**

Tagblatt der Stadt St. Gallen.

Zahnoperation bei einem Flußpferd. Illuſtrationsprobe aus dem Werk.

Ein illuſtrierter Proſpekt iſt koſtenfrei, die erſte reichilluſtrierte Lieferung zur Anſicht durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

May, George, Das Höchſte. Roman. ℳ 2.—. Dresden, E. Pierſon.

Meyers Reiſebücher: Deutſche Alpen. I. Teil: Bayriſches Hochland, Algäu, Vorarlberg, Tirol, Gardaſee. 8. Aufl. ℳ 5.—. Oeſterreich-Ungarn, Bosnien und Herzegowina. 7. Aufl. ℳ 6.—. Harz- und Kyffhäuſergebirge. 17. Aufl., große Ausg. ℳ 2.50; kleine Ausg. ℳ 1.50. Leipzig, Bibliograph. Inſtitut.

Norberg, Leo, Unter dem Direktorium. 3 Novellen. ℳ 2.80. Zürich, C. Schmidt.

Rieder, Joſ., Zwei Pfarrer und andre Bilder aus dem Erwerbsleben. ℳ 1.—. Leipzig, G. Hedeler.

Titus, Johanna, Allerlei Getränke. 310 erprobte Rezepte. ℳ 1.50. Leipzig, E. Twietmeyer.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Frauen des Orients in Geſchichte, Dichtung und Leben. Mit ca. 400 Abbildg. Liefg. 1 (25 Liefg. à ℳ 1.—). Wien, A. Hartleben.

Stenglin, Felix v., Der Synodale. Eine faſt wahre Geſchichte. ℳ 2.—. Dresden, H. Minden.

Zahn, Ernſt, Herrgottsfäden. Roman. 4. Aufl. ℳ 3.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Als man die Tuberkuloſe für eine unheilbare Krankheit hielt und die Diagnoſe der Lungentuberkuloſe noch gleichbedeutend erſchien mit einem Todesurteil, ſcheute man ſich, dieſes furchtbare Wort auszuſprechen, und ſuchte es durch den milderen Ausdruck „Lungenſpitzenkatarrh“ zu erſetzen. Heute, wo die Heilbarkeit der Tuberkuloſe nachgewieſen erſcheint, braucht man zu dieſer Täuſchung nicht mehr die Zuflucht zu nehmen. Im Gegenteil, je früher die Diagnoſe feſtgeſtellt iſt, um ſo beſſer, da man die Krankheit nun wirkſamer bekämpfen kann. Als ſehr wirkſames Heilmittel gegen Tuberkuloſe wird heute von den Aerzten, zuſammen mit der klimatiſchen Kur, das Sirolin angewendet. Dieſer Sirup, der entweder allein oder in Verbindung mit einer klimatiſchen Behandlung angewendet wird, hat bereits bei zahlreichen Bruſtkranken Heilung oder doch Beſſerung herbeigeführt. Aber nicht nur bei Tuberkuloſe, ſondern auch bei einfachen Bronchial- und Luftröhrenkatarrhen liefert er ausgezeichnete Reſultate.

Als ein vortreffliches Bekämpfungsmittel der Fettleibigkeit hat ſich Sandows Obeſity-Reducer bewährt. Der Apparat beſteht aus einem Gummikabel und Handgriffen; das Kabel läuft über Rollen und endigt in einem ſpeziell konſtruierten Gurt, der beim Gebrauch um den Unterleib gelegt wird. Jede Bewegung der Arme bewirkt, daß der Gurt feſt aber gleichmäßig auf den Unterleib drückt und hierdurch die Unterleibmuskeln zum Widerſtand anreizt. Auf dieſe Weiſe wird gleichzeitig Maſſage und Muskeltätigkeit, die beiden wichtigſten Faktoren zur Bekämpfung der Fettleibigkeit, erreicht. Der Apparat wird namentlich den Damen empfohlen.

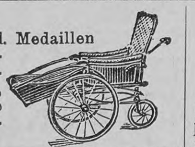
Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 20. Heft enthält: Ohne Sprache. Von Wladimir Korolenko. Aus dem Ruſſiſchen. — Erzählungen. I. Yeta. Von Camille Lemonnier. Aus dem Franzöſiſchen. — Maciej, der Maſſure. Eine ſibiriſche Novelle. Von Adam Szymanski. Aus dem Polniſchen. — Loſe Blätter: Aus der ſchwediſchen Lyrik.

Monatlich erſcheinen 2 Hefte à 50 Pfg.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster



C. Maquet, G. m. b. H.
Berlin W. 35, Lützowstrasse 89/90. — Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle,** verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle,** verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.

Neuheiten der Deutſchen Verlags-Anſtalt, Stuttgart.

Albrecht von Stosch, General u. Admiral,
Denkwürdigkeiten. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeb. v. **Ulrich von Stosch.**
Geheftet M. 6.—. In vornehmem Leinenband M. 7.—.

Wertvolle Aufſchlüſſe über die wichtigſten Perioden der vaterländiſchen Geſchichte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, überraſchende Streiflichter auf viele diplomatiſche und militäriſche Vorgänge und die daran beteiligten Perſönlichkeiten.

L. Melschin,
In der Welt der Verstossenen. Erzählungen. Aus dem Ruſſiſchen.
Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Die Weltliteratur hat nur wenige Werke aufzuweiſen, die in ſo unmittelbarem Sinne des Wortes mit dem beſten Blut des Herzens und dem Saft der Nerven geſchrieben ſind.

Johan Bojer,
Theodora. Schauſpiel in 4 Akten. Aus dem Norwegiſchen.
Geheftet M. 1.50. Gebunden M. 2.50.

Behandelt ein ſchwieriges und heikles Kapitel der Frauenfrage — den Kampf der modernen Frau zwiſchen Naturrecht des Weibes und geiſtigem Drang zur Wiſſenſchaft — mit beiſpielloſem Freimut und ergreifender Anſchaulichkeit.

Ricarda Huch,
Von den Königen und der Krone. Roman.
Geheftet M. 4.—. Gebunden M. 5.—.

Dieſes neue Werk offenbart in jeder Zeile die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Geſtaltungskraft; es iſt ganz und gar perſönlichſte Kunſt.

Ernst Zahn,
Schattenhalb. Drei Erzählungen. Geheftet M. 4.50. Gebunden M. 5.50.

Auch in dieſen Erzählungen erweiſt ſich der Dichter wieder als Meiſter in der Charakteriſierung ſeiner Geſtalten, die er lebenswahr vor das Auge des Leſers rückt, wie nicht minder groß in der Kunſt der Naturſchilderung ſeiner Heimat.

Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faisst. Herausgegeben von **Dr. M. Haberlandt.**
Geheftet M. 3.50. In feinem Leinenband M. 4.50.

Aus den Briefen Wolfs an ſeinen Freund Faißt, den begeiſterten Propheten und Interpreten der Wolfſchen Muſe, läßt ſich eine völlig intime und unverſtellte Selbſtcharakteriſtik dieſer verſchloſſenen Künſtlerſeele erlauſchen.

John Bigelow,
Das Geheimnis des Schlafes. Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Der Verfaſſer führt in dieſem Werke mit zwingender Logik den Nachweis, daß der Schlaf kein Zuſtand abſoluter Ruhe iſt. Den Standpunkt des bibelgläubigen Chriſten wahrend, entwickelt er dabei ſo viel Geiſt, Scharfſinn und Gelehrſamkeit, daß ihm jeder Leſer mit lebhaftem Anteil folgen wird.

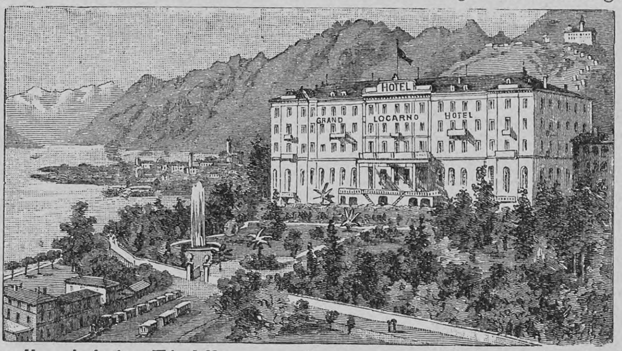
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Arco
Wärmster klimatischer Curort Südtirols nächst dem Gardasee. Hauptstation der reizenden Mori-Arco-Riva-Bahn. Saison Oktober—Mai. Palmen, Oliven, Lorbeer u. Orangen. Neue Winteranlagen u. grosse Wandelhallen, staubfreie Promenaden, tägl. **2mal Curconcerte.** Grosser Festsaal, Reunions. Alle Gattungen Bäder. **Kaltwassercuren, Inhalatorium. Hôtels und Pensionen.** Privatvillen mit vermietbaren Familienwohnungen. Kath. u. evang. Gottesdienst. **Telefon zwischen Arco—Trient—Roveredo etc.** Elektr. Beleuchtung. Neue Hochquellenleitung. Prospekte u. Auskünfte durch die **Curvorstehung.**

Vergessen ist verschwenden!

Gute Bezugsquellen schreibe man auf und wer für den Hausbedarf Einkäufe macht, denke daran, dass **Dr. Oetkers** Fabrikate: Backpulver, Pudding-Pulver wie Vanillin-Zucker à 10 Pfg. in Qualität unerreicht sind.

Locarno **Gd. Hôtel Locarno**
am Lago Maggiore.
Kopfstation der Gotthardbahn. Direkte Wagenverbindungen.



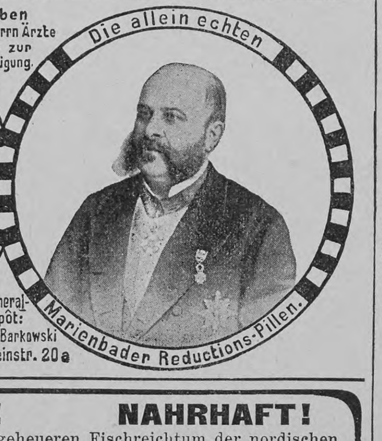
Dampfbootstation nach den Borromeischen Inseln.
Elektr. Licht u. Centralheizung in allen Räumen.

Das **vollendetste Etablissement** für den **Winteraufenthalt** im **prächtigsten Winterklima Europas,**
von allen ärztlichen Autoritäten und speziell vom Kgl. Bayr. Medizinal-Rat Professor Dr. Martin proklamiert.
Die vorzüglichste und nächste Herbst-, Winter- und Frühlingsstation.
Deutsche Kirche, deutscher Arzt. Prospekt u. Mediz.-Rat Martins Beschreibung gratis durch **Balli,** Besitzer.

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural. 1.0
Extr. rhei spin sicc.
" " chinae reg frig. par. aa 2.0
" " Aloes 0.10
" " cascar. sagr. am. sicc. 2.0
Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Solv. in Aqu. Marienb. q. s.
Evapor. ad. mass. pil. adde:
Natr. Taurocholic 0.60
Solve in aquae.
Fiat pilul. N° 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.

Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.

General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20a



Die allein echten Marienbader Reductions-Pillen.

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt **reichen Nutzen** ziehen, indem sie die von der **D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser** aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt
Arthur Seyfarth,
Köstritz, Deutschland.
Weltbekanntes Etablissement.
Gegründet 1864.

Lieferant vieler europäischer Höfe.
Prämiiert m. höchsten Auszeichnungen.
Versand divers. Spezialitäten modern. Renommier-, Luxus-, Salon-, Jagd- u. Sporthunde! Jagd- u. **Vorstehhunde,** Pointer, Setter, Schweisshde., Bracken, Dachshde., Russ. Windhde., Bernhardin., Neufundländer, Wolfshunde, Mastiffs, Kolossal-Doggen, Dänische Doggen, Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudel, Rattler, Affenpintscher, Möpse, Zwergpintscher, Spitzer, Malteser, Wachtelhunde, Colleys, Schäferhunde.
Gar. erstkl. Qual. **Pracht-Album u. Katalog Mark 2.** Das interess. Werk **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten“** — Mark 6 franko.
Export nach allen Weltteilen!

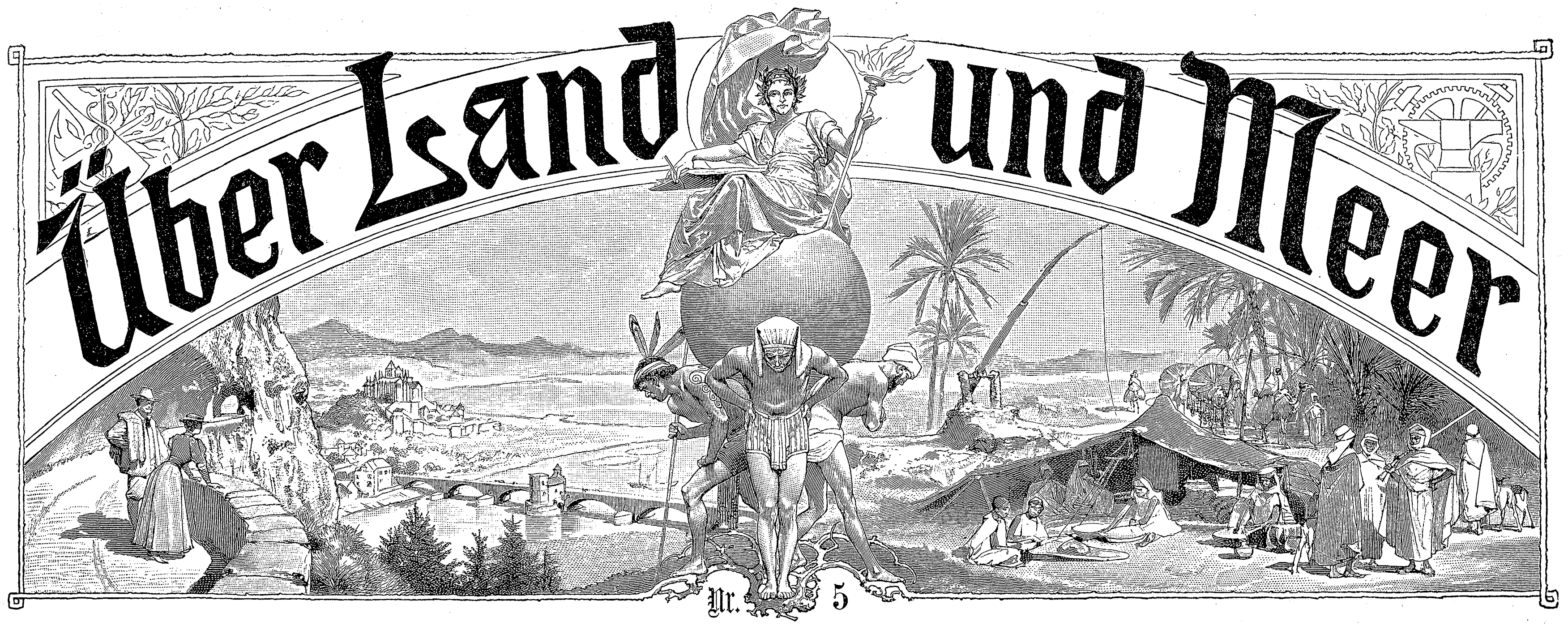
Unübertroffen
ſind meine neuen, beſond. präpariert. **Holzwollebinden** für Damen u. Hämorrhoidalleidende à 1 ℳ p. Dtzd., gewöhnl. Konkurrenzware zu 70 ₰ p. Dtzd., einf. Gürtel dazu 40 ₰, verbeſſerte 60 ₰ p. St., alle and. Gürtelſorten (n. Dr. Fürſt, Dr. Credé ꝛc.) billigſt. **Moosbinden** à ℳ 1.25 p. Dtzd. **Bei 12 Dtzd. Binden 30% Rabatt.** — Sämtliche Artikel z. Geſundh.- u. Krankenpflege nach Preisliſte. **Emil Schäfer,** Verbandſtofffabr., Chemnitz 1.

Parfumerien
von
J. F. Schwarzlose Söhne
Hofl. Sr. Majest. d. Kaisers u. Königs
Berlin Markgrafenstrasse 29, Fabrik: Dreysestrasse 5
Hohenzollern-Kornblume
Neuheit 1903. Proben gratis.
Flasche M. 3, im eleg. Carton M. 3.50
Bouquet-Electa
Wohlgeruch v. auserlesener Feinheit
Fl. M. 7, **Seife** St. M. 3, 3 St. M. 8.50
Hohenzollern-Veilchen
beliebte, wohlfeile Marke, Flasche M. 1.50, 2.50, **Seife** Cart. à 3 St. M. 3
Preisliste sonstiger Spezialitäten gratis

Hohenzollernkranz
je älter — je besser
ein sehr beliebter Kuchen, passend für Wein, Tee, Kaffee etc. Viele Anerkennungen und Dankschreiben. Ein Versuch führt zu dauernder Kundschaft. **3,50 Mk.** franko Nachnahme. Tadellose Ankunft garantiert. **Otto Carl Boehme,** Hohenzollernkonditor, **Cassel 27.**

Photograph. Apparate
Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrierte Preisliste kostenfrei.
G. Rüdenberg jun.
Hannover.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Es wurde ein Sonntag, als hätte der Morgen nicht noch mit naſſen Füßen im Schmutz geſtanden. Als am frühen Nachmittag die Niemczycer in den Hof einzogen, der älteſte Vogt auf hoher Stange die bändergeſchmückte Erntekrone tragend, voran, tanzten Sonnenkringel über die in aller Eile aufgeſchlagenen Bänke und Tiſche. Hier auf dem Hof ſollten ſie feiern, nicht im Krug, ſo wollte es der Herr.

Er ſelber ſtand mit der Frau auf der Freitreppe. Helene lächelte glücklich. An ihr Kleid drängten ſich die Knaben, alle ſtramm in blauen Matroſenanzügen, nur der kleinſte trug noch ſein weißes Mädchenröckchen — fünf Knaben — und doch ſprach die Rozalia, des Vormähers Kurek hübſche Tochter:

„Wir wünſchen der Pani 'nen goldenen Tiſch,
An allen vier Ecken gebratenen Fiſch,
Wir wünſchen der Pani 'ne goldene Kron'
Und übers Jahr einen jungen Herrn Sohn!“

Die hübſche Rozalia in der weißen Tüllſchürze, viele Bernſtein- und Korallenperlen um den Hals, unzählig flatternde Bänder über den Rücken, ſtammelte, blutrot im Geſicht, mit ungelenker Zunge die mühſam erlernten Verſe; hart klang das Deutſch in ihrem Mund, und die ‚R's‘ rollten. Aber Helene erklang der ſchon oft gehörte Reim heute lieblicher denn je, und das ſchneeweiße Huhn mit den roſenroten Bändern um die Flügel und dem Goldſchaum auf dem Köpfchen, das ihr das Mädchen mit Knickſen bot, hatte ſie nie ſo hübſch gedeucht.

Jubelnd empfingen die Knaben ihre geſchmückten Täubchen, der älteſte aber, der zukünftige Herr, hielt ſtolz ſeinen buntſchillernden Gockel.

Der erſte Vogt hatte vor dem gnädigen Herrn das Knie gebeugt:

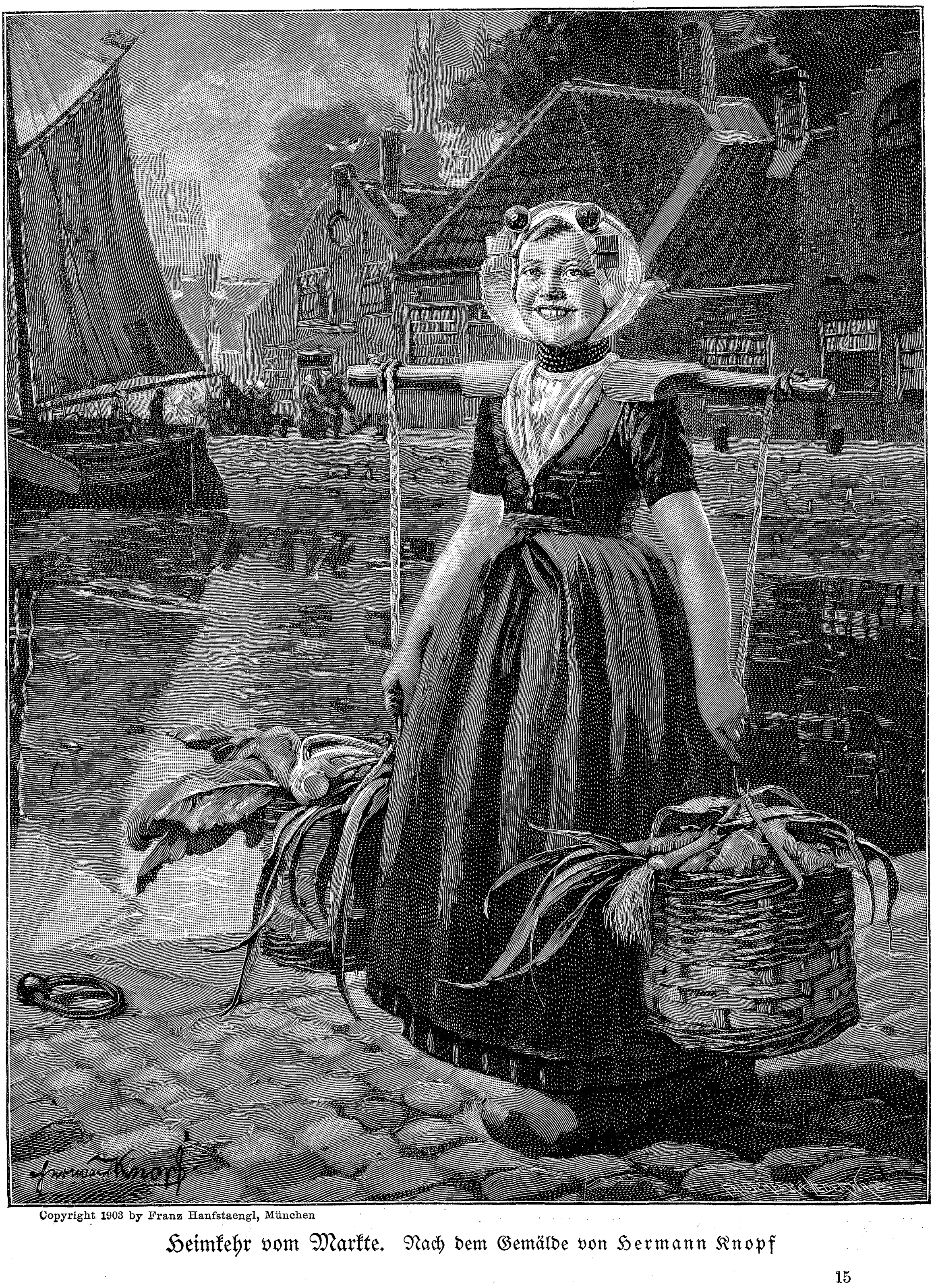
„Nach den ſchweren Erntetagen
Hab' die Ehr, ein Wünſchchen ich zu ſagen —“

Der Mann ſchwitzte; erklang nur irgendwo ein Räuſpern oder Fußſcharren, ſo kam er aus dem Konzept. Die ſchon oft gelernten Reime machten ihm jedes Jahr wieder neue, unüberwindliche Schwierigkeiten.

„Wir wünſchen dem Herrn für ſein ferner Leben
Viel Glück und reichen Ernteſegen!
Nehm' er die Krone als Unterpfand
Aus einer braunen Schnitterhand!“

Nun war er glücklich zu Ende. Freundlich ernſt ſchauten die Herrſchaften drein. Helenes Blicke ſuchten die ihres Mannes; eine tiefe Befriedigung kam über ſie beide, und ihre Herzen waren voll Dank. Wieder ein Erntefeſt, golden der Tag, golden die Aehren der Erntekrone.

Die war ſchier ein Wunderwerk. Die alte Nepomukena, des Dudek Frau, war eine Meiſterin in der Kunſt. Kein Gut in der Runde, dem ſie nicht die Erntekrone flocht, ſchon wenn das Korn



Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl, München

Heimkehr vom Markte. Nach dem Gemälde von Hermann Knopf noch Saat war, erhielt ſie die Beſtellungen, und dies Jahr hatte ſie ſich ſelbſt übertroffen.

Drei Reihen von tieffarbenen Weizenähren übereinander, durch Stäbe in hellerem Roggen- und Gerſtengelb verbunden, umzittert von den vergoldeten Samenkapſeln des Flachſes und den ſchlanken Tropfen des Hafers, bildeten die Krone. Diesmal war ihr die Krone der Kronen geglückt: die Form der Tiara. Selbſt das Kreuzchen fehlte nicht darauf, von roten Beeren gereiht. Stolz ſtreckte der Vogt ſie dem Herrn entgegen.

Eine plötzliche Verſtimmung legte ſich über des Gutsherrn Geſicht; unter zuſammengezogenen Brauen ſah er auf die Krone.

Fragend, um Ausrufe der Bewunderung betrogen, ſtarrten ihn ſeine Leute an: warum gefiel ſie dem gnädigen Herrn nicht, war ſie nicht ſchön, trug wohl der heilige Vater eine ſchönere auf ſeinem heiligen Haupte? Da gab Doleſchal ſie raſch ſeinem Aelteſten, daß er ſie hineintrage. Und wie ſie ihm aus den Augen war, war auch die Verſtimmung fort. Gewiß, die Krone war ſchön, ſehr ſchön, flatterten doch auch luſtige bunte Bänder von ihrem unterſten Rand; ſie ſollte auch wieder an Stelle der vorjährigen überm Eingang zu ſeinem Zimmer prangen — ja, die Leute hatten es ſehr gut gemeint!

Und er dankte ihnen. Seine Stimme ſchallte von der Freitreppe hinunter über den Hof und klang deutlich bis hinüber zu den Wirtſchaftsgebäuden. Mochten es alle hören! Die Türen der Ställe ſtanden geöffnet, das Muhen des Rindviehs hörte auf, beim ſchläfrigen Wiederkäuen geſtört von der lauten Stimme.

„Leute! Ich danke euch. Wie ſchon manches Jahr, ſo auch in dieſem. Gott hat mir eine gute Ernte gegeben. Der Winterroggen lohnt gut. Auch die Sommerung iſt gut; wir haben ſchwereren Weizen gehabt als andre Jahre. Die Einſaat iſt famos aufgegangen. Die Rübenausſichten ſind vielverſprechend. Das verdanke ich, nächſt Gott, eurem Fleiß! Ihr habt euch für mich gemüht in Sonne und Regen. Und ich —“ er hielt an, mit einem glänzenden Blick ſah er ſich ringsum, — „ich habe mich auch für euch gemüht, euer Wohl habe ich mir allezeit angelegen ſein laſſen.

„Die patriarchaliſchen Zeiten ſind vorbei, hört man ſagen. Das iſt in vielem auch gut — ihr ſeid freie Leute geworden. Ihr braucht nicht mehr zu ſcharwerken wie früher. Ihr bekommt nicht nur Naturallohn, ihr bekommt auch feſtgeſetztes Geld. Ihr habt eure große Stube und Kammer, euren Stall, Bodenraum und Keller. Ihr könnt euch im Gartenland Gemüſe bauen und Kartoffeln in eurem Stück Acker. Auch eine Kuh noch neben dem Schwein zu halten, iſt euch geſtattet. Ihr braucht nicht mehr dem Herrn mit Zittern zu dienen — nur noch Vertrauen verlange ich von euch und gebe euch das meine dafür wieder. Und wem verdankt ihr das alles?“

Er hielt wieder an und ließ ſeinen Blick ſuchend von Mann zu Mann gehen.

Mit geſenkten Köpfen ſtanden die Leute und hörten zu, ſtumpf-ergeben wie in der Kirche. Kein aufſtrahlendes Gegenblicken des Verſtändniſſes.

Aber das verwunderte ihn nicht, ſo war es ihre Art; er wollte ſie ſchon aufrütteln. Und mit ſtärker erhobener Stimme fuhr er fort:

„Wem ihr das verdankt?! Euren Wohlſtand, euer Behagen, menſchenwürdige Wohnung, Schule für eure Kinder, daß ſie leſen und ſchreiben lernen und ihr Fortkommen finden auf der Welt?! Nun, ich will es euch ſagen, dem —“ das Herz ſchlug ihm, es verſetzte ihm faſt den Atem, als er's ausſprach, laut und feſt und doch wie mit einer ſtillen Andächtigkeit:

„Dem Deutſchtum! Daß ihr's nun wißt und behaltet. Ich ſage es euch mit Abſicht heute an dem Tage, der unſer Vaterland vor nun mehr als fünfundzwanzig Jahren groß gemacht hat und den Erbfeind in unſre Hand gegeben — ich meine den Franzoſenkaiſer. Denn es gibt noch — gibt noch einen andern —“

Er ſtockte. Ein Blick Helenens hatte ihn getroffen, überraſcht, faſt erſchrocken, warnend zugleich. Sie fürchtete wohl etwas Unbeſonnenes? Nun ja, es mochte beſſer ſein, ſich nicht hinreißen zu laſſen! So verſchluckte er den Reſt des Satzes. Sich räuſpernd, ſprach er, aber mit einer gewiſſen Strenge und die Stirn zuſammenziehend:

„Ich will euch noch ſagen, daß ihr immer ans Deutſchſein denken ſollt, ans Deutſchſein denken müßt. Ihr ſollt es aber nicht nur ſein, ihr ſollt es auch bleiben. Die meiſten von euch tragen polniſche Namen, ich weiß es wohl, aber was tut das? Im Herzen ſeid ihr deutſch!

„Auf dem Lyſagora weht die Fahne, ſchwarz-weiß-rot — Niemczyce iſt Deutſchau geworden! Unſer allergnädigſter Herr und König, dem eure Söhne mit derſelben Begeiſterung dienen werden, wie ich die Ehre hatte, ihm zu dienen, und meine Söhne ihm dienen werden — der Deutſche Kaiſer, unſer Kaiſer: Hurra!“

Jauchzend riefen's die Knaben dem Vater nach:

„Hurra, hurra, hurra!“

Auch die Leute ſtimmten mit ein, wie die Herde dem Leittier folgend, aber ihr Hurra hatte kein Mark, matt fiel es zu Boden.

Doleſchal merkte es nicht, er hörte ſeine Söhne hell um ſich. Sein Blick war wieder freudig geworden. Mit kräftiger Stimme intonierte er den Choral, der auf Deutſchau geſungen worden war, am gleichen Feſt in gleicher Weiſe, ſolange er zurückdenken konnte:

„Nun danket alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen!“

Helenens hoher Sopran fing hell an zu ſchweben, die Knaben ſtrebten der Mutter nach, aber der Geſang der Leute fiel auseinander. Ein paar rauhe Bäſſe verſuchten mitzuhalten — die Melodie war ihnen zwar geläufig, doch der Text nicht — ſie fielen polniſch ein; die Weiber, deren einige anfänglich nachgezetert, ſchwiegen bald gänzlich. Ein unharmoniſches Durcheinander, vor dem das Vieh keine Scheu mehr trug und laut drein brüllte, ſtieg zum Himmel auf.

Aber unbeirrt, aus allen Kräften, aus ganzer Seele ſang Hanns-Martin von Doleſchal mit den Seinen — alle Verſe.

Und dann, die Hand ſeiner Frau faſſend, rief er froh erregt: „Geht nun und feiert! Trinkt, eßt, tanzt! Man wird euch Kaffee und Kuchen, Semmeln und Würſte und Bier geben, ſo viel ihr mögt. Aber ich bitte, freut euch mit Maßen! Wir wollen uns alle freuen. — So!“ Die Vögte zu ſich heran winkend, übergab er ihnen das Geldgeſchenk zur Verteilung.

Der Sprecher zog tief den Hut und winkte den andern zu: „Unſer gnädiger Pan, und die gnädige Pani, und die jungen gnädigen Herren, — daß ſie leben hoch!“

„Hoch, hoch, hoch!“

Dieſer Ruf hatte mehr Kraft, er ſchmetterte laut, daß das ‚Niech zyje Polſka‘ — ‚Es lebe Polen‘, das plötzlich verſtohlen von der hinterſten Reihe her erklang, nicht das Ohr des Herrn erreichte. —

Ueber den Hof flatterten die bunten Bänder. Die Ciotka, die Witwe von Sierakowſki, dem Dorfmuſikanten, die deſſen Erbſchaft, die Baßgeige, angetreten, ſaß auf der umgeſtülpten Tonne, das Ungetüm zwiſchen den Knien und ſtrich wacker drauf los.

Ignaz Ruda, der Lehrer von Pociecha, kratzte die erſte Violine; Krzywouſty, das Schiefmaul, blies das Horn, und Kurek, das Hähnchen, der Mann ohne Naſe, ein kleiner, halb närriſcher, krähend-lachender Alter, ſpielte den Dudelſack.

Himmliſche Muſik! Aller Augen funkelten. Sie ſpielten den Krakowiak — was war ſchöner als der?!

„Wlodarz, laßt Eure Alte ſitzen, verſucht's mit 'ner Jungen, da geht's beſſer!

„Grykarz, tritt du mit der Magduſia an! Lukaſz nimmt die Malgoſia! He, he, angetreten, ſtellt euch auf! Daléj, daléj!“

„Komm, Krajutſch, tanz mit mir,“ rief die Zoſia, die Tochter des Dwornik vom Vorwerk, ihrem Liebſten, dem Stellmacher Krauz, zu; ſie hatte ihn längſt den Krakowiak tanzen gelehrt.

Die Fornals faßten die Melkmägde um, der Schmied nahm die Gänſemagd, der Schafmeiſter die Geſindeköchin, Schnitter und Schnitterinnen paarten ſich; der Gärtner ſuchte ſich was Feineres aus, die hübſche Rozalia, die den Reim geſprochen, kam ihm gerade recht. Jeder Tänzer ſchlägt den langſchößigen Rock über den Arm und packt ſeine Tänzerin mit beiden Händen feſt um die Taille — dicht Bruſt an Bruſt.

Jozef Grykarz hebt an:

„Eine Krakauerin hatte ein Söhnchen aus Holz“ —

Rechtsum, linksum, immer in der Runde herum, in den Knien gewippt, feſt zugetrampelt, daß der Boden dröhnt. Die Paare ſind wie miteinander verwachſen. Raſcher wird der langſam begonnene Tanz, enger noch die Umſchlingung, ſtärker das Kniewippen, röter die Köpfe, feuriger der eintönige Rhythmus. Die Zuſchauenden brüllen den Refrain und klatſchen in die Hände. Es trampelt und ſtampft, es dudelt und keucht. Raſcher, raſcher!

Der Ciotka war die Mütze ins Genick gerutſcht, unbedeckt hingen ihr die grauen Strähnen bis auf die verdächtig erglühende Naſe. Ruda, der Lehrer, war totenblaß geworden, auf den Backenknochen brannten ihm hektiſche Flecken, aber es lohnte ſich die Anſtrengung ſchon — wann hätte er je ſo viel verdient?! Krzywouſty ſchlenkerte ſein Horn haſtig aus, allen Speichel aus dem Schiefmaul hatte er da hinein getutet; der Mann ohne Naſe blies die Backen auf, daß man die Naſe nicht geſehen, auch wenn er noch eine gehabt hätte.

Am Himmel blinkte der Abendſtern — Krakowiak, Geld in der Taſche! — jetzt fehlte nur noch Schnaps. Aber — o weh! — nur Bier in den Krügen! Wie ſie auch goſſen, kein Schnaps floß heraus. Und auch keiner zu kriegen.

Es machten ſich ihrer ein paar Verwegene auf und ſtolperten nach der Küche im Seitenbau. Da hantierte die Mamſell, und auf dem Tiſch ſtand die Satte mit dicker Milch für die Herrſchaft, Zucker und Zimt und geriebenes Brot. Aber das reizte ſie heute nicht — auch nicht der Schinken und die Bratkartoffeln in der Pfanne — ſie hatten heut ſelber gut gegeſſen, nur trinken wollten ſie, trinken!

Doch trauten ſie ſich nicht recht; die Mamſell mußte erſt dreimal fragen, was ihr Begehr. Sie grinſten verlegen und ſtießen ſich an, traten von einem Bein aufs andre und wichen doch nicht. Endlich ſtotterte es der eine heraus: „Wudki!“

„Nichts da Wudki! Keinen Schnaps, der gnädige Herr hat's verboten!“

Und als ſie nicht gingen, hob die Entſchloſſene drohend die Schöpfkelle: „Paſcholl!“

Gehorſam machten ſie ſich fort, die Köpfe duckend; aber draußen murrten ſie. Was, keinen Schnaps?! Nirgendwo ein Erntefeſt ohne den! Es war auch dem Nüchternſten gegen den Spaß. Wenn denn der Pan durchaus keinen Schnaps gab zur Arbeitszeit, wollte man ſich am Ende, wenn auch ſchwer, drein ſchicken, aber heut, heut, an dem Tag, wo man nicht Knecht war, wo man feierte, frei wie ein Herr, heute wollte man Schnaps haben.

Bier mochte man gar nicht mehr. Wenn man Krakowiak getanzt hat, gehört ſich ein Schnaps, ſonſt verkühlt man das Blut.

„He, Tantchen, was meint Ihr zu einem Schnäpschen? Streicht auf! Ignaz Ruda, gebt nur den Takt an zum Trinklied! He, aufgepaßt:

Kuba trinkt dem Jakob zu,
Jakob trinkt dem Michal zu —

Im Krug von Pociecha gibt's Schaps genug bei Eljakim Eiweih! Brüder, auf, laßt uns hingehen und einen trinken! Mein Seelchen, Täubchen, komme du auch mit uns! Aber ſacht — ſacht — ganz ſacht!“ —

„Ich weiß gar nicht,“ ſagte Helene, die am offenen Fenſter lehnte und auf den dunkelnden Park hinausſah, dem die Nebel des Sees weiße Schleier überzogen, „die Leute ſind diesmal lange nicht ſo vergnügt!“

„Das kommt dir nur ſo vor!“ Hanns-Martin trat zu ihr und legte den Arm um ihre Schultern. Sie waren beide faſt gleich groß; hochgewachſen ſtanden Mann und Frau in der Dämmerung und ſchauten hinüber zum Lyſagora, auf deſſen hochſtämmiger Kiefer eben noch ein letzter Tagesſtrahl rot geglüht, aber jetzt jäh erloſchen. Von den Farben der Fahne, die den ganzen Tag luſtig gewinkt, war auch nichts mehr zu ſehen, die Dunkelheit, die herbſtlich herangekrochen, hatte alles verſchluckt.

„Ein dunkler Abend heut,“ ſagte er, „'s kann leicht ſein, daß es morgen wieder trüb iſt. Aber der heutige Tag war wie ausgeſucht. Wie mich das freut!“

„Nein, ich höre doch gar kein fröhliches Lachen,“ ſagte ſie und hielt den Kopf lauſchend vorgeneigt.

„Du kannſt es nicht bis hierher hören. Geh an ein Fenſter, das nach dem Hof hinaus ſieht, da wirſt du ſchon was zu hören kriegen. Vor einer Stunde etwa war ich draußen, die Tanzerei und die Fröhlichkeit waren in vollem Gange.“

„Nein, nein,“ — ſie blieb hartnäckig dabei — „andre Male hab' ich den Jubel gehört; faſt bis zur Qual. Aber es war mir doch lieber. Weißt du, Hanns, die Leute ſind wie die Kinder, wenn die ſo ſtill ſind, iſt's immer nicht recht geheuer.“

Er lachte laut auf. „Da merkt man die Mutter von Fünfen! Nein, nein, du kannſt dich beruhigen, die ſind kreuzfidel, harmlos vergnügt. Und ſeit ich dem Schnapstrinken Einhalt getan, auch viel geſitteter.“

„Warum wollteſt du heut eigentlich von dem — dem — nun, von dem ‚andern Erbfeind‘ anfangen?“ ſagte ſie ganz unvermittelt. „Ich weiß wohl, was du damit ſagen wollteſt, aber ich meine —“

„Hab' ich nicht gut geſprochen?“ fragte er raſch.

„Doch — das wohl — aber —“

„Du biſt nicht zufrieden mit mir, Helene?“ Es klang leicht verletzt. „Das Herz floß mir über. Wenn man wie wir auf ſo vorgeſchobenem Poſten lebt — eigentlich exponiert — ohne rechten — nun, wie ſoll ich ſagen? — ja, ohne ſo rechten Rückhalt, dann klammert man ſich um ſo feſter an ſein Deutſchtum an. Es wird einem A und O. Man ſteift ſich darauf. Verſtehſt du das?“

„O ja.“ Ihr ſehr regelmäßiges und dadurch Fremden oft ausdruckslos erſcheinendes Geſicht wurde klug. „Ich verſtehe es. Aber man müßte nie vergeſſen, auch den Gefühlen andrer —“

„Verſtimm mich nicht!“ Er unterbrach ſie mit einer gewiſſen Gereiztheit. „Es tut mir leid, daß dir nicht gefallen hat, was ich ſagte, aber ich mußte ſo ſprechen, ja, ich war in heutiger Zeit geradezu verpflichtet dazu. Wären nicht die Kontraſte in unſrer Provinz jetzt ſo zugeſpitzt, und ſpitzten ſie ſich nicht noch immer mehr zu, hätte ich gewiß was andres geſprochen. Dann hätte ich“ — er ſah ſie mit einer aufleuchtenden Freundlichkeit an — „von dir geredet! Ja, ihr Leute, wem ein tugendſam Weib beſcheret iſt, die iſt viel edler denn köſtlichſte Perlen!“

Er zog ihren Kopf an ſeine Bruſt und ſtrich ihr zart über das blonde Haar.

„Und dann hätte ich auch von ihren Frauen geſprochen, daß ſie die in Ehren halten ſollen, — hebt nicht die Hand gegen ſie, ſie ſind die Mütter eurer Kinder! Und den Weibern hätte ich auch ins Gewiſſen geredet, daß ſie nicht herumſchlampen ſollen, wie ſie es ſo gerne tun!“

„O, hätteſt du's geſagt!“ Das brach laut aus ihr heraus. Den Kopf aufrichtend, warf ſie beide Arme um ſeinen Hals. „Warum nicht das?! Dann — ja, dann hätten ſie dich verſtanden! Mein guter Mann!“ Sie ſagte es mit großer Innigkeit, faſt wie mit zärtlicher Beſorgnis; er fühlte, wie feſt ſie ihn umſchlang.

Er küßte ſie. Mund ruhte auf Mund in einer glücklichen Verſunkenheit.

Da ſchreckten ſie auf: horch, was für ein Schrei?! Kein Schreckensruf war es, vielmehr ein Aufjohlen des Jubels. Vom Lyſagora her kam's.

Aber wie ſie auch lauſchten und ſich ſpähend zum Fenſter hinaus neigten, der Schrei erklang nicht zum zweitenmal. Ueberm See laſtete ſchweigend der dunkle Herbſtabend, der Berg drüben war nicht mehr zu erkennen.

Sie wandten ſich ins Zimmer zurück.

Als der Diener jetzt die Lampe herein brachte und die Mamſell erſchien, die Herrſchaften zum Abendbrot zu bitten, ſagte Doleſchal: „Friert dich, Helene, du biſt ſo blaß?!“

„Ja!“ Sie ſchauerte leicht zuſammen. „Und ich habe mich erſchrocken.“

„O! Hier nimm dieſes Tuch um! Es hing eines über ihrem Stuhl am Nähtiſch, er legte es ihr ſorglich um die Schultern. „Geh ſchon ins Eßzimmer — ja, wir müſſen im Kamin zum Abend heizen, es wird Herbſt — ich will nur eben noch einmal nach den Leuten ſehen, ehe wir uns zu Tiſche ſetzen. Zwei Minuten, entſchuldige!“

„Die wird der gnädige Herr nicht mehr finden,“ ſagte die Mamſell. „Nicht wahr, Karl?“

Der altgeſchulte Diener verzog keine Miene. „Zu Befehl, gnädiger Herr, fort ſind ſie, ganz heimlich. Nur ein paar kleine Kinder haben ſie dagelaſſen und die Ciotka. Die liegt unter ihrer Tonne.“

„Was, fort?! Und ganz heimlich?!“

Helene ſah, wie ihr Mann die Farbe wechſelte. Er wurde glühend rot und dann ganz fahl. Aber er verlor kein Wort mehr darüber. Er ſagte nur noch: „Sorgen Sie, daß die Ciotka ins Stroh kommt, in den Stall oder ſonſt unter Dach. 's iſt nicht mehr die Jahreszeit, draußen zu liegen.“

„Iſt ſchon beſorgt, gnädiger Herr!“ Die alte Mamſell lachte. „Sternhagelvoll, mit Erlaubnis zu ſagen. Na, ſo was kann vorkommen!“ — —

Helene wachte in der Nacht einmal auf — was, was war, ſeufzte hier jemand? Wer — wo? Was war's, das ſie geweckt?! Verſchlafen, noch mit geſchloſſenen Lidern, taſtete ſie nach ihrem Manne. Nein, der lag ganz ſtill, der ſchlief ja! Beruhigt horchte ſie ein paar Minuten auf ſeine Atemzüge — ſonſt alles ſtill —, dann ſchlief ſie weiter.

Aber ſie träumte: aus der Ferne, vom Lyſagora her, kamen Stimmen. Geſang, den Park entlang, am Garten vorbei — ah, hin zu den Leutehäuſern. Es war Sommer, ein ſchöner Tag — ſie lächelte — froh zogen die Schnitter heim, die Senſe über der Schulter, aber jetzt —

In jähem Schreck fuhr ſie empor: o, es graute ja ſchon der Morgen! Die ſchweren Lider aufreißend, war ſie plötzlich ganz wach.

Von jenſeit der Parkmauer trunkenes Gröhlen. Und dann, wüſt geſchrien, und doch pathetiſch, ein Lied, jenes Lied! Das verbotene polniſche Revolutionslied:

> „Mit dem Rauch von Feuersbrünſten,
> Mit des Bruderblutes Dünſten
> Steigt, o Herr, zu deinem Thron
> Unſrer Rächerſtimme Ton!“

VI

Die Fahne auf dem Buckel des Lyſagora hatte Doleſchal umgeſtürzt gefunden am Morgen nach ſeinem Erntefeſt, die Stange zerbrochen und zertreten, in Atome zerſplittert, die deutſchen Farben zerfetzt. An den unteren Aeſten der Kiefer waren noch ein paar Läppchen hängen geblieben, er nahm ſie da herab; alles übrige hatte der Wind verweht, erſäuft im See.

Zu niemand hatte er darüber geſprochen — Gott ſei Dank, daß Helene nicht gefragt! Er hatte auch nicht nach den Schuldigen geforſcht. Wozu? Sollte er ſie ſchlagen? Es zur Anzeige bringen? Das hätte doch an der Tatſache nichts geändert, und — nur nicht darüber reden müſſen! Wie in einer Scham war ihm der Mund verſchloſſen. Jenen Schrei, den einzigen, aber lauten Schrei des aufjohlenden Triumphs am dunkeln Abend vom Lyſagora hörte er immer noch; der hatte ihn nervös gemacht. —

Nun waren auch die letzten Mandeln längſt eingebracht. Schwarz hing das Kartoffelkraut, und ſein ſtarker Geruch zog wie Verweſungsdunſt über die Felder.

Der Przyborowoer war ſchon dabei, ſeine Rüben herauszunehmen. In Gwiadliborczyce waren ſie noch nicht ſo weit; in Niemczyce erſt recht nicht, da ſtand die Rübenernte noch am längſten aus, denn der Boden war näſſer, kälter wie bei den andern.

Aber überall knallten Schüſſe. Die Haſen, die ſonſt ſo frech im Acker geſeſſen und Männchen gemacht, ſah man jetzt nur in langgeſtrecktem Lauf auf der Flucht. Die Rebhühner hatten längſt den Reiz der Neuheit verloren, bloß die Bauern warfen ſie noch mit Steinen tot.

Der herrſchaftliche Förſter Frelikowski lief herum und warb bereits Treiber an, da ſich ihrer von ſelber nicht genug meldeten, zu der erſten großen Haſentreibjagd auf Gwiadliborczycer Flur. Nüchterne Leute ſollten es ſein — Trunkenbolde ſind nicht verläßlich — aber da er ſelber gern eins trank, nahm er es damit nicht ſo genau. Beim erſten Novemberſchnee würde die Jagd ſtattfinden, bis dahin waren die Aecker ſämtlich blank, leer wie eine gekehrte Tenne. Die Einladungen waren ſchon ergangen; den Landrat hatte man zuerſt bedacht, diejenigen Herren von der Kommiſſion, die Jäger waren, und Doleſchal.

Auch die Przyborowoer hatten angenommen; der junge Rittmeiſter war nach dem Manöver zu Hauſe eingetroffen, um ſich bei vier Wochen Haſenjagd von den Strapazen des Dienſtes zu erholen.

Er ſchlenderte viel herum. Die Flinte über der Schulter, die Hände in den Hoſentaſchen, ſtieg er über die Felder. Nie ging er an einem Acker vorbei, ohne daß die Weiber, die beim Rübenausziehen ſo gebückt ſtanden, daß ſie mit der Naſe faſt den Erdboden berührten, leiſe kicherten. „Pan Pawel“ war ein luſtiger Herr!

Es verging faſt kein Vormittag, daß Paul Keſtner nicht in Niemczyce erſchien. Dann frühſtückte er mit den Doleſchals, und wenn Hanns-Martin zu tun hatte, blieb er bei Helene ſitzen. Wenn ſie nähte oder ſtrickte — die Weihnachtsarbeiten für die Leutekinder fingen jetzt ſchon an —, guckte er unverwandt auf ihre ſchönen, ſchlanken Finger, die den dickwollenen Strickſtrumpf hielten. Und beim Raſſeln der groben Nadeln kam ſein leicht entzündliches, alle paar Wochen neu entflammtes Herz zur Ruh'. Vor dieſem Klappern und den friedlichen Augen dieſer Frau flüchteten alle Gedanken, die nicht ſchneeweiß waren, wie Lämmchen auf der Weide, ſagte er lachend ſelber. Hier war er ganz der gute alte Freund, — den flotten Huſaren hatte er in der Garniſon gelaſſen — der mit Hanns-Martin einſt Habichte in den verkrüppelten Akazien von Przyborowo gejagt und den Sandbuckel des Lyſagora gegen die anſtürmende Meute der Polenjungen verteidigt. Sie hatten miteinander im See getaucht und zu gleicher Zeit die Schulbank in der Kreisſtadt gedrückt. Der Aeltere, Doleſchal, war zuerſt fortgekommen in die Welt. Knabenfreundſchaften pflegen ſich nicht in Briefſchreiben zu äußern, aber als ſpätere Jahre den Gardeküraſſier und den kleinen Huſaren aus der benachbarten Garniſon wieder zuſammenführten, hatten ſie ſtundenlang oft nichts andres getan, als von „damals“ und von „zu Hauſe“ erzählt.

Als Hanns-Martin den Dienſt quittierte, das väterliche Erbe übernahm und Helene, die Tochter des Herrn von Reder auf Klein-Höfchen, freite, war Paul der erſte Brautführer geweſen, der hinter dem ſchönen Paar zum Altar ſchritt. Der Freund trug damals noch den Trauerflor um den Arm für den verſtorbenen Vater, ſein „Ja“ hatte ſehr ernſt geklungen, und der damals überſchlanken Braut waren Tränen tiefſter Bewegung aufs Myrtenbukett gefloſſen.

Donnerwetter, wenn man doch auch eine ſolche Frau kriegen könnte! Die Mutter, die gern Heiratspläne für ihren Rittmeiſter ſchmiedete und nicht verfehlte, ſämtliche erreichbaren Töchter des Landes, vorausgeſetzt, daß ſie vornehm oder reich genug waren, ihm vorzuführen, hatte bis jetzt kein Glück gehabt.

Wozu? Er fühlte ſich ja ſo äußerſt wohl in ſeiner Haut. „Laß Papa mit Kornelie erſt mal den Anfang machen! Ich habe noch Zeit.“

Die Vierzehnjährige war in dem letzten halben Jahr gehörig in die Höhe geſchoſſen. Ein allerliebſter Racker! Der Bruder zog ſie ſchäkernd am langen Zopf, der ihr nach Kinderart über den Rücken hing.

Ein allerliebſter Racker war aber auch die Gouvernante, das Fräulein Wollenberg, trotz der etwas verdächtig formierten Naſe und den zu geſcheiten Augen! Der Rittmeiſter verſchmähte es nicht, mit dem Fräulein oft und lange im Garten auf und ab zu promenieren und angelegentliche Konverſation zu machen.

Kornelie hatte jetzt gute Zeit. Zu den Mahlzeiten brachte ſie einen ganz intenſiven Stallduft mit; immer ſteckte ſie im Pferdeſtall. Wenn ſie ſich auch noch vor der Mutter Augen ſicher wußte, ritt ſie, ein Bein hüben, ein Bein drüben, die Pferde zur Schwemme in den Hofpfuhl.

Das gab mal eine tüchtige Landwirtin! Keſtner bedauerte es aufrichtig, daß die Tochter nicht ein Sohn und zwar nicht gleich der älteſte war; dann würde er doch vielleicht nicht an Verkaufen denken. Aber ſo! Und er animierte den Sohn zu Beſuchen in Gwiadliborczyce.

„Ich mag nicht,“ ſagte der Rittmeiſter. „Die Garczynska erwartet immer, daß man ihr die Cour macht. Und der Vikar, der immer da herumſitzt, iſt mir unheimlich. Potz Kuckuck, ſo ein junger Kerl muß doch auch noch Wünſche haben! Und er, Garczynsky ſelber — na, weißt du, Papa, dem traue ich nicht recht. Die einzig Nette iſt die kleine Staſia, die Zofe — wirklich ein allerliebſtes Mädel!“

Der Vater überhörte das letzte. „Ein ſehr intelligenter Menſch, der Garczynsky — und ſo zuvorkommend! Kein Wunder, daß er diverſe Orden hat! Ich muß geſtehen, mir ſind die Polen noch immer lieber als dieſe — nun, dieſe Leute, die ſich jetzt auf einmal berufen fühlen, hier die Vorſehung zu ſpielen. Alle Welt ſtoßen ſie vor den Kopf, ihr Deutſchtum tragen ſie in geradezu herausfordernder Weiſe zur Schau!“

Das ging auf Doleſchal! Paul klapperte ungeduldig mit ſeinen langen, ſpitzen Nägeln auf dem Tiſch.

Es war im Studierzimmer des Vaters. Draußen auf dem Hof kommandierte Kornelie, man hörte ihre ſpitze Jungmädchenſtimme; ſie ließ ſich die kleinen Schecken aufzäumen, um zur Poſt nach Miaſteczko zu fahren.

„Es iſt ekelhaft,“ grämelte der Vater weiter. „Wozu das Geſchrei? Wir ſollen uns keine Wanderarbeiter aus Ruſſiſch-Polen mehr kommen laſſen?! Das wäre ja noch netter! Da könnten wir ja bald unter Armenlaſten und dergleichen erſticken! So, wenn einer ſeine Arbeit getan hat und ſeine Bezahlung gekriegt hat, geht er eben wieder, und weiter was geht uns nichts an. Dem Doleſchal werden ſie ſchon noch die Haare vom Kopf freſſen — na, mir kann's gleich ſein! Nur uns ſoll er ungeſchoren laſſen!“

„Aber, Papa!“ Der Rittmeiſter amüſierte ſich über ſeinen alten Herrn. „Hanns-Martin tritt dir doch wirklich nicht zu nah', du ſiehſt ihn ja kaum!“

„So, ſo — was du weißt! Ich ſehe ihn nicht, aber ich höre ihn. Er verdirbt alles hier, rein alles. Ich bin wahrhaftig ein Reichsgetreuer und ein gut proteſtantiſcher Chriſt — unſre Familie hat ſeit Generationen den Proteſtantismus hochgehalten in der Provinz — aber warum denn dieſer Trara mit Sedan? Das iſt lange her! Und was hat das mit hier zu tun? Er ſoll eine höchſt taktloſe Rede gehalten haben, der Propſt von Pociecha war tief verletzt. Ich ſprach ihn kürzlich. Wir ſpielen manchmal einen Skat zuſammen — ein ganz gemütlicher Mann! Das geht nicht, hier immer den Deutſchen 'rausbeißen! Hier haben Polen und Deutſche mitſammen auf der Schulbank geſeſſen, hier können wir keine Hetzer brauchen. Und dazu noch ſind wir ja auf die Leute angewieſen! Ich habe mich aber amüſiert, die Fahne auf dem Lyſagora haben ſie ihm umgeriſſen und in tauſend Stücke zerfetzt.“

„Laſſen wir das, Papa!“ Des Sohnes lachendes Geſicht wurde ernſt. Er runzelte die Brauen. Was ihm Helene erzählt, ganz im geheimen — ſie hatte ihn dringend gebeten, bei Hanns-Martin nichts davon zu erwähnen, der ſollte es ja gar nicht ahnen, daß ſie darum wußte — das, was ſie ihm mit bebender Stimme, Tränen des Zorns und der Kümmernis in den Augen, anvertraut, das wurde nun ſchon öffentlich beſpöttelt.

„Ich muß doch ſehr bitten!“ Er ſprang auf, wie die Herren im Offizierkaſino aufzuſpringen pflegen, und hielt ſich ſehr gerade. „Freiherr von Doleſchal iſt mein Freund. Kein Wort mehr auf ihn. Adieu, Papa!“

Er ging ſteif zur Tür und machte ſie unſanft hinter ſich zu.

„Na, na!“ Ganz verdutzt ſah ihm der Vater nach. Aber dann ärgerte er ſich: was war denn das für eine Manier? Und alles wegen Doleſchal?!

Er trat ans Fenſter und ſah Paul auf den kleinen Wagen klettern, den Kornelie eben vom Hof herunter kutſchieren wollte. Wahrhaftig, da fuhr der Junge mit, und ſie hatten ſich doch verabredet, zuſammen zu den Fohlen zu gehen! Nun hatte man ſchon mal den Sohn hier und hatte doch nichts von ihm!

Ein heftiger Zorn gegen Doleſchal erhob ſich in ihm — wäre der nur, wo der Pfeffer wächſt! —

Die Geſchwiſter fuhren gen Miaſteczko. Kornelie hatte ſich die Zügel nicht nehmen laſſen. Der Huſar fand raſch ſeine gute Laune wieder. Die Kleine fuhr ja wie ein Daus, immer auf dem Strich, trotz des miſerablen Weges! Er fragte ſie aus nach Fräulein Wollenberg: wie alt war die, noch unter zweiundzwanzig?

„So ſagt ſie!“ Die Kleine lachte verſchmitzt. „Die ich voriges Jahr hatte, ſagte zwar auch ſo, aber ſie war viel älter; ſo gräßlich alt iſt die jetzige nicht. Panienka iſt ganz nett, was, Pawelek?“ Die Augen halb ſchließend, ſo daß die langen Härchen der Wimpern ſich goldig auf die leicht beſommerſproßte blühende Wange legten, blinzelte ſie den großen Bruder an.

Der Rittmeiſter hatte ſich ſelten ſo gut amüſiert wie auf dieſer Fahrt mit der kleinen Schweſter. War die ein geſcheites Mädel! Ueber alles wußte ſie Beſcheid: was dieſer Acker eingebracht und jener, wie der Roggen gelohnt und wie hoch die Weizenpreiſe, und daß Papa verkaufen wollte — an die Kommiſſion natürlich, wer ſollte ſonſt ſo hoch bezahlen? Das Verkaufen war ihr unangenehm. Sie wollte gern auf dem Lande bleiben; was ſollte man in der Stadt? Wenn doch einer käme und ſie heiratete, der ein recht großes Rittergut hätte; am ſchönſten wäre ſchon eine Herrſchaft! Schade, daß der Boleslaw von Garczynsky erſt fünfzehn war — Papa würde gar nichts dagegen haben! Und der Inſpektor ging, Mama konnte ihn nicht mehr ſehen. Es hatten ſich ſchon andre gemeldet, aber Papa hatte ſich noch nicht entſchließen können; im Winter war ja ſo faule Zeit, vielleicht daß Papa da einen ganz ſparen wollte! Wenn doch ein netter genommen würde, ein junger, nicht ſo ein alter Knopp!

Sie ſagte „Knopp“, nicht „Knopf“, und beide lachten ſie herzlich darüber. Der leichte Wagen flog luſtig dahin. Weiße Fäden flogen auch luſtig über das Land. Altweiberſommer. Aber heute merkte man es der Natur gar nicht an, daß ſie traurig war über die ſcheidende Jugend. Die Sonne lachte noch einmal freundlich, nicht wie im Sommer — da tat ſie weh —, aber wie in einem guten April. Klar wie reines Glas war die Luft. Man konnte noch weiter ſehen wie ſonſt, als ſei der Horizont in ewige Fernen gerückt. In den Akazien von Przyborowo flüſterte ein Wind und ſchaukelte die reifen Fruchtſchoten.

Der See von Miaſteczko, an deſſen hinterem Sandzipfel ſich der kleine Flecken mit der großen Kirche um den freiſtehenden Glockenturm ſchart, wurde gekräuſelt von Wellen und Wellchen. Milchiges Weiß ſchwamm auf dem heut tiefblauen, himmelfarbenen Becken; der mutwillige Wind hatte drin Schaum geſchlagen. Kräftigen Odem hauchten das letzte Grün der Raine und die ſchon wieder neu eingeſäten, feingedrillten Aecker aus. Der Abdecker, der ſonſt, dicht beim Städtchen, die Luft verpeſtete, hatte heute nichts in Arbeit.

Ganz oben auf der Himmelsbahn tummelten ſich unzählige runde, weißwollige Wölkchen gleich Lämmern, die auf der Weide ſpringen, und wie ein Aufpaſſer ſtand ſchon der blaſſe, ſchmalwangige Halbmond bei ihnen.

Es war wirklich ſchön. (Fortſetzung folgt)

Sport und Hypnoſe

Von

Balduin Groller

Der Radfahrſport hat der Welt eine wiſſenſchaftliche Offenbarung gebracht, für die die eigentliche ausreichende Begründung noch immer fehlt. Es iſt ein Wunder, das wir anſtaunen, ohne es recht zu verſtehen. Und doch kein Wunder. Denn jede Täuſchung, auch die Selbſttäuſchung, iſt ausgeſchloſſen, und wir haben handgreifliche Tatſachen vor uns, die jeden Augenblick mit mathematiſcher Genauigkeit zu umſchreiben und zu beweiſen ſind.

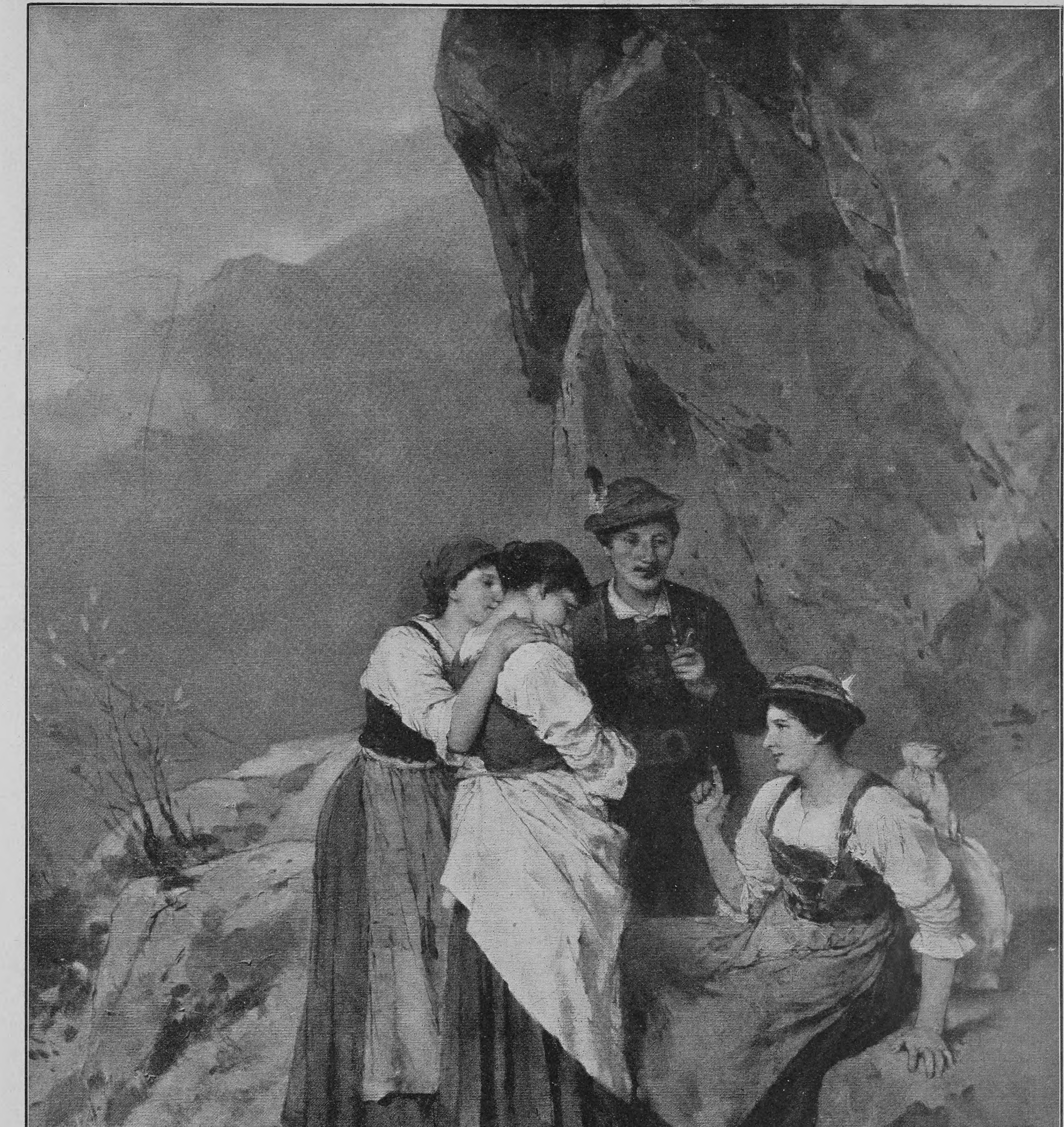
Man kann die körperliche Leiſtungsfähigkeit eines Menſchen durch ein überaus einfaches Mittel außerordentlich ſteigern, ja verdoppeln! Vor etwa einem Jahrzehnt noch wäre eine ſolche Behauptung leicht und raſch abzutun geweſen: allerdings kann man das, und das einfache Mittel beſteht im Training. Der Abſtand zwiſchen der Leiſtungsfähigkeit eines trainierten und eines nichttrainierten Menſchen iſt ein ganz koloſſaler, jedenfalls viel größer, als in Laienkreiſen angenommen wird. Das wiſſen wir, aber nicht das iſt hier gemeint. Das Wunder beſteht vielmehr darin, daß von zwei gleich ſtarken und gleich trainierten Menſchen der eine durch das erwähnte ſehr einfache Mittel ſofort doppelt ſo leiſtungsfähig gemacht werden kann wie der andre, und dabei iſt das Mittel eigentlich nur ein pſychologiſches.

Es iſt bekannt, daß tiefe ſeeliſche Erregungen, die wilde Verzweiflung, ein leidenſchaftlicher Wahn, ein raſender Zorn in der Tat auch die phyſiſchen Kräfte verdoppeln können. Aber davon iſt hier nicht die Rede. Im Gegenteil, der Mann wird in die denkbar größte Gemütsruhe verſetzt — das eben iſt das Merkwürdige. Begeben wir uns auf das Gebiet der Tatſachen! Die Radfahrerei begann als Sport, und erſt im weiteren Verlaufe entwickelte ſich das Fahrrad zu einem Verkehrsmittel. Der urſprüngliche Zweck war neben dem Vergnügen die Erzielung hoher Geſchwindigkeiten. Es begann die Rekordjagd, und in der ganzen Welt verfolgte die Radfahrerſchaft dieſe Jagd mit geſpannteſtem Intereſſe. Wer die engliſche Meile = 1609 m in drei Minuten hinter ſich brachte, durfte ſich ſchon ſehen laſſen. Als der Deutſche Auguſt Lehr in England die beſten Männer ſchlug und die engliſche Meiſterſchaft eroberte, da war das förmlich ein Nationalfeſt für die deutſche Radfahrerſchaft. Lehr hatte, um die Meilenmeiſterſchaft zu gewinnen, etwas mehr als drei Minuten gebraucht.

Die Rekords wurden immer mehr gedrückt, und in der internationalen Radfahrerſchaft wurden aufregende Debatten darüber geführt, ob das nahende zwanzigſte Jahrhundert zuerſt den Zweiminutentraber oder den Zweiminutenradfahrer ſehen werde. Gemeint war, ob das Traberpferd, deſſen Schnelligkeit zu erreichen damals den Ehrgeiz des Radfahrſportes bildete, oder der Radfahrer zuerſt die engliſche Meile in zwei Minuten oder darunter werde hinter ſich bringen können.

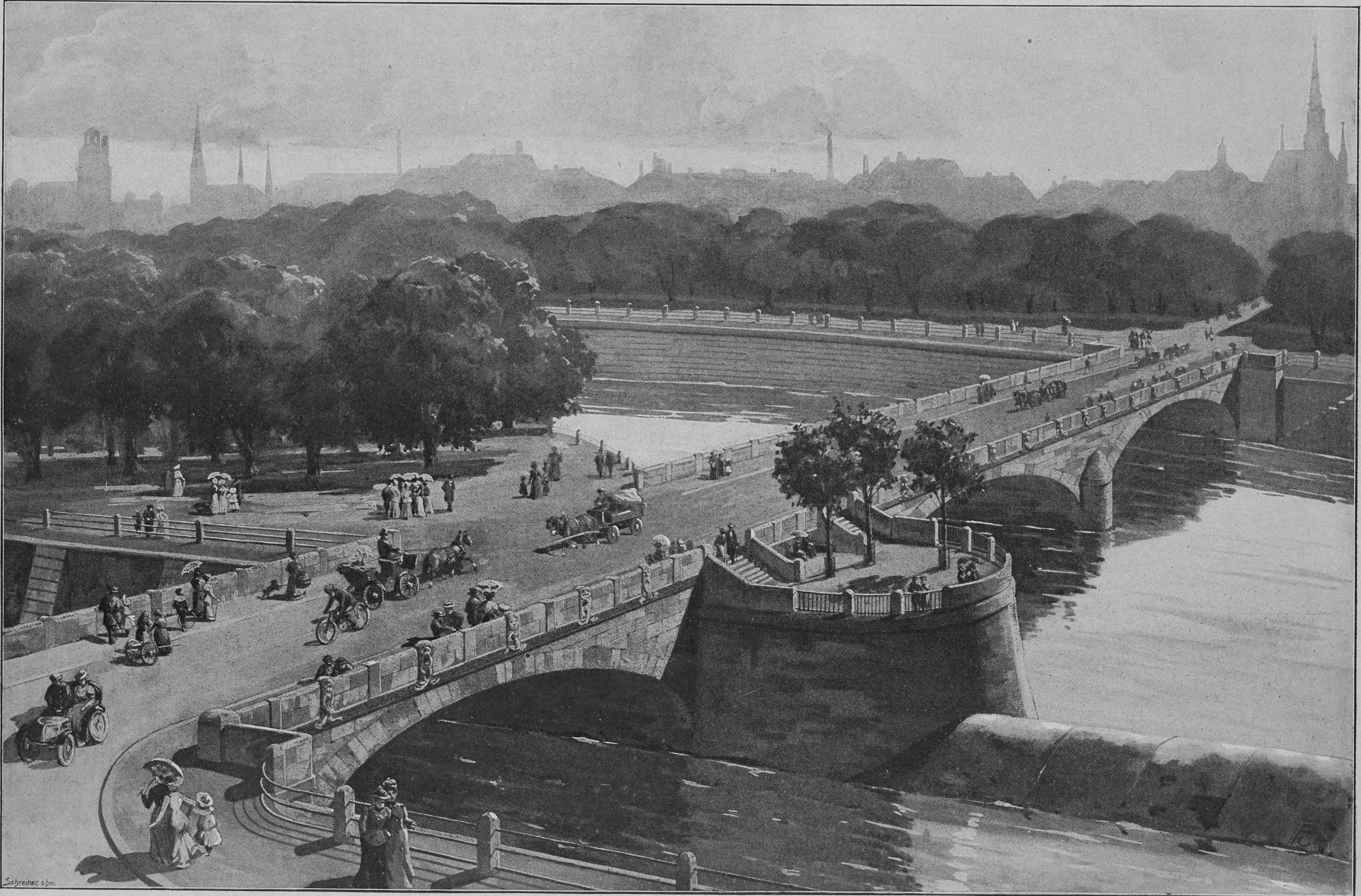
Weiter regte man ſich darüber auf, ob es wohl menſchenmöglich ſei, auf dem Rade in einer Stunde eine Strecke von 40 km zu bewältigen, und es gab ein gewaltiges Staunen, als die Nachricht eintraf, daß der Südafrikaner Meintjees als Erſter die Leiſtung vollbracht habe. Noch mehr Bewunderung gab es, als der Engländer Frank Shorland die Rieſenleiſtung von 500 km in 24 Stunden aufſtellte. Die Strecke entſpricht genau der Entfernung zwiſchen Wien und Trieſt.

Wenige Jahre ſpäter — und das Bild iſt völlig verändert. Der Ehrgeiz richtet ſich nicht mehr gegen das Traberpferd, nicht einmal gegen das Rennpferd, als deſſen ſchnellſte Zeit über die Meile 1 Minute 35 Sekunden notiert iſt. Denn der Radfahrer hat die Meile ſchon längſt in einer Minute bezwungen. Die Geſchwindigkeit, die Meintjees mit ungeheurer Anſtrengung für eine Stunde aufbrachte, wird vom Radfahrer durch 24 aufeinander folgende Stunden durchgehalten, und was Frank Shorland, jener ob ſeiner Kraft und Ausdauer, ſeiner Energie und wunderbaren


Mathias Schmid.
Schreiber chm.

Neue Nachrichten

Nach dem Gemälde von Mathias Schmid


Schreiber chm.

Die kürzlich eröffnete neue Cornelius-Brücke in München
Nach einer Zeichnung von August Mayer (Text S. 107)

Mutes ſo viel gefeierte Jüngling vor etwa zehn Jahren vollbrachte, das ſieht er nun verdoppelt.

Was iſt geſchehen? Das Mittel hat gewirkt, das einfache Mittel. Welches iſt dieſes Mittel? Die Führung.

Das Merkwürdigſte, was man ſich denken kann. Einer der wichtigſten Zwecke des Sportes iſt die Entwicklung der Fähigkeit, alle ſeeliſche und körperliche Energie zuſammenzuraffen für den entſcheidenden Kampf, und doch kann ſelbſt der energiſchſte und beſttrainierte Kämpfer im Radfahrſport auch nicht für eine Minute ohne Führung dieſelbe Leiſtung aufbringen wie mit ihr. Eine phyſiſche Unterſtützung wird ihm durch die Führung nicht zuteil; er wird nicht gezogen, er wird nicht geſchoben, und keine Gewichtsbegünſtigung kommt ihm zu ſtatten. Und doch — nicht eine Minute, nicht eine halbe, nicht eine Viertelminute kann er ſich ohne Führung neben einem geführten Konkurrenten behaupten. Dieſer geht ſpielend über ihn hinweg und wird ihn, mag er ſich noch ſo verzweifelt wehren, in kürzeſter Zeit beſiegt haben. Und nicht nur zwei Gegner, bei denen ſchließlich doch ein Unterſchied in der Qualität angenommen werden könnte, bieten dieſes Schauſpiel dar, es iſt auch ein und derſelbe Mann vollauf ausreichend, das merkwürdige Phänomen zu erhärten. Er fliegt mit der Führung wie ein Triumphator dahin, und verſagt dieſe, dann gleicht er plötzlich einem hilfloſen Kinde und iſt mit einem Schlage auf die Hälfte ſeiner Leiſtungsfähigkeit geſetzt. Man kann's ihm mit der Uhr in der Hand vorrechnen! Und da nützt auch keine Anſtrengung, kein Aufraffen; er iſt förmlich ſeiner Kraft beraubt. Es kommt ihm nicht nur die Schnelligkeit, ſondern auch die Ausdauer abhanden, er klappt zuſammen, ein Häufchen Unglück, kläglich anzuſchauen.

Der Wert der Führung iſt ein unermeßlicher; jedenfalls kennen wir ſeine Grenze noch nicht. Denn bisher hat es ſich gezeigt, daß der geführte Radfahrer jedes ihm vorgelegte Tempo zu halten vermag. Erſt kamen die zweiſitzigen Maſchinen zur Führung, die ſchneller ſind als die einſitzigen, dann die vier-, fünf-, ſechsſitzigen; dann kam die Motorführung mit Benzin und Elektrizität, ſchließlich für die Meile in der Minute die Lokomotive — und der Radfahrer riß nicht ab. Die Rekords werden immer wieder pulveriſiert, aber die Grenze iſt noch nicht zu ſehen. Bisher war kein Vehikel ſchnell genug, den Radfahrer abzuſchütteln zu können. Vielleicht werden es die neukonſtruierten Monſtren des automobiliſtiſchen Schnelligkeitswahns ſein.

Die wunderbare Wirkung der Führung iſt noch durchaus nicht zur Genüge erklärt. Vielleicht weil die Radfahrer im allgemeinen zu wenig Philoſophen und die Philoſophen zu wenig Radfahrer ſind. Die einzige und ſchon darum die beſte Erklärung, die ich nach langer geduldiger Beobachtung und vielfachen perſönlichen Verſuchen zu geben vermag, iſt die, daß der Geführte durch das höchſt aufmerkſame Hinſtarren auf das Hinterrad der Führungsmaſchine, das ihm wie ein weißlichgrauer Nebelſtreif erſcheint, in einen hypnotiſchen Zuſtand, eine Art von Halbſchlaf, verfällt, der ihn wunderbar friſch erhält. Alle phyſiſche und pſychiſche Energie konzentriert ſich auf die zu leiſtende Arbeit. Es gibt keinen Nebengedanken und keine Nebenempfindung, und alle ſonſtige Gehirntätigkeit iſt förmlich eingeſtellt. Das iſt es, was die Leiſtungsfähigkeit für den einen Zweck ins Ungeheure ſteigert. Das Hinſtarren erfolgt aus allernächſter Nähe. Je näher das Vorderrad des Geführten dem Hinterrad des Führenden, deſto wirkſamer die Führung. Ein Meter Entfernung ſchwächt die Wirkung ſchon außerordentlich ab, und bei einem Zwiſchenraum von mehreren Metern verſagt ſie überhaupt. Wie ſehr da ein aufmerkſames Hinſtarren erforderlich iſt, liegt auf der Hand. Die Geſchwindigkeit iſt eine raſende; dabei ſoll der Geführte ſeine Maſchine ſtetig womöglich auf Fingerbreite der Maſchine vor ihm nahe halten, ſie aber um keinen Preis berühren, denn das gäbe ſicheren und böſen Sturz. Da heißt es denn ordentlich hinſtarren, und das bewirkt in wenigen Sekunden jenen wundertätigen Halbſchlaf, der allein zu der erhöhten Leiſtung befähigt. Iſt dann die Fahrt zu Ende, dann gibt es ein Erwachen in verhältnismäßiger Friſche, ſo daß man immer noch weiter gekonnt hätte. Reißt aber die Führung ab oder verſagt ſie, auch auf halber Strecke, dann ſtellt ſich beim Fahrer in unglaublich kurzer Zeit totale Erſchöpfung ein. Es iſt, als wäre er plötzlich ſeiner beſten Kraft beraubt, und er iſt leiſtungsunfähig geworden.

So die Tatſachen, an denen nicht zu rütteln iſt, da ſie tauſendfach beglaubigt ſind und täglich aufs neue beglaubigt werden. Und nun die Frage: warum ſind aus ihnen noch nicht die weiteren Konſequenzen gezogen worden? Für alle Freunde der leichten Athletik, für die vielen Tauſende von Klubs, die ſich der Pflege der athletiſchen Sports widmen, bietet ſich da ein Problem dar, dem näher zu treten ſich aus ſportlichen wie aus wiſſenſchaftlichen Gründen wohl verlohnte. Iſt das Wunder der Führung nur auf das Gebiet des Radfahrſports beſchränkt? Wahrſcheinlich nicht, man darf wohl ſagen, gewiß nicht. Man hat auch ſchon viel damit herumprobiert. Das Führpferd auf dem Turf iſt keine ſeltene Erſcheinung, und bei Rekordverſuchen auf der Traberbahn iſt der Running mate, der galoppierende Begleiter, ſehr häufig als unerläßlich erachtet worden, und ſelbſt Schwimmer unterſtützt man ſchon durch wechſelnde Führung, — aber all das iſt die „wahre Liebe“ nicht. Den Schwimmer wird man nicht in einen Halbſchlaf verſenken, dazu erhält ihn ſchon das kalte Waſſer zu munter, und ob die Pferde immer geneigt ſein werden, ſich hypnotiſieren zu laſſen, das iſt noch ſehr die Frage. Tatſächlich ſind die feſtgeſtellten Vorteile der Führung auf dieſen Gebieten durchaus nicht erheblich.

Gerade dort aber, wo die Verſuche am eheſten Erfolg zu verſprechen ſcheinen, auf dem Gebiete des Pedeſtrianismus, ſind ſie noch gar nicht angeſtellt worden. Die Geher und Läufer, die ſich am leichteſten dieſelben Führungsbedingungen verſchaffen können, wie ſie dem Radfahrer zu ſtatten kommen, haben noch nichts beigetragen zur Aufhellung eines Phänomens, das in gleicher Weiſe das phyſiologiſche wie das pſychologiſche Intereſſe für ſich in Anſpruch nimmt. Allerdings waren bei den kürzlich abgehaltenen Diſtanzmärſchen der Londoner und Pariſer Börſebeſucher, bei denen, nebenbei geſagt, ſehr achtungswerte Reſultate zu Tage gefördert worden ſind, auch Radfahrer als Führungsmannſchaften beteiligt, aber das war keine ſyſtematiſche Führung und konnte es unter den gegebenen Verhältniſſen nicht ſein. Der Führer war hier Begleiter, der, wo es not tat, vorausfuhr und eine Erfriſchung beſorgte, und der dann wieder ſeinem Schützling bei beginnender Verzagtheit Mut zuſprach, ihn anfeuerte und moraliſch aufrichtete. Auch das iſt ſehr wertvoll, aber damit iſt der eigentliche Wert der Führung noch nicht erſchöpft.

Der Weltrekord im Laufen über 100 engliſche Ellen = 91,4 m ſteht auf $9^{4}/_{5}$ Sekunden. Die Höchſtleiſtung für eine Stunde beträgt 18,878 km, gelaufen. Gegangen wurden bereits 13 km in der Stunde. Das ſind ganz außerordentliche und erſtaunliche Leiſtungen, die erzielt wurden ohne Führung. Wäre es nun nicht möglich, alle dieſe Weltrekords in der Luft zu zerreißen, wenn es gelänge, ſich die Vorteile der Führung zu erobern? Es iſt heute kein deutſcher Athlet auf den Beinen, überhaupt in der ganzen Welt keiner, der 100 m in 10 Sekunden hinter ſich bringen könnte. Gelingt es, ſich die ſyſtematiſche Führung nutzbar zu machen, dann müßten ſich Hunderte finden, die die Strecke mit fliegendem Start in 8 Sekunden bewältigen, und dann werden nicht mehr 18 km die Höchſtleiſtung für die Stunde vorſtellen, ſondern wohl 24 und in abſehbarer Zeit vielleicht 30 km! Das klingt natürlich ſehr phantaſtiſch, aber man halte ſich vor Augen, daß man vor kaum mehr als zehn Jahren den fürs Tollhaus reif erklärt haben würde, der da behauptet hätte, ein Radfahrer könne aus eigner Kraft 84 km in der Stunde bewältigen.

Es käme alſo auch auf einen Verſuch an, und nicht auf einen, ſondern auf viele, ſehr viele. Als Führungsmaſchine müßte ein Motorzweirad dienen, deſſen Gang ſo genau zu regulieren wäre, wie der einer Uhr. Man ſtelle die Maſchine zunächſt auf 12 km in der Stunde ein, und bei fortſchreitender Uebung ſteigere man die Schnelligkeit. Nicht zu vergeſſen die große Tafel hinter dem Rücken des Motorfahrers mit dem weißen Strich! Der weiße Strich iſt unerläßlich. Es müßte doch merkwürdig zugehen, wenn da die Welt nicht noch ganz koloſſale Ueberraſchungen erleben ſollte. Gelingt das Experiment, und nach der gegebenen Analogie ſehe ich nicht ein, warum es nicht gelingen ſollte, dann wird der Schnellauf der kommenden Generation ſich zu dem der früheren verhalten wie die Lokomotive zur Poſtkutſche. Weltrekords, die jahrzehntelang nicht gebrochen werden konnten, werden zerſplittern, und alle Leiſtungen aller früheren Jahrhunderte werden kläglich in den Schatten geſtellt ſein. Eigentlich eine tolle Sache und wirklich nicht recht glaublich, aber des Verſuches doch wert.

* * *

Fliegendes Blatt

Es flog ein Blatt im Winde —
Am Bergeshang auf hohem Aſt
Ward plötzlich es vom Sturm erfaßt,
Und losgeriſſen flog's dahin
Im Zickzack ohne Zweck und Sinn
Das Tal hinab geſchwinde.

Hier ſtand ein Fenſter offen
An einem alten, düſtern Haus,
Da guckte einer grad heraus;
Das war ein menſchenſcheuer Tropf
Mit einem halbergrauten Kopf,
Und den hat es getroffen.

„Was ſoll denn das bedeuten? —
Daß hier es dürre Blätter ſchneit,
Iſt auch nichts, was den Menſchen freut,
Hätt's einen Sinn, ſo wär' es der:
Du biſt ja ſelbſt geſchneit hierher,
Biſt fremd bei fremden Leuten!“ —

Er nimmt das Blatt herunter,
Zum Fenſter weit hinaus gewandt
Legt er es auf die flache Hand
Und bläſt es weg. Da fliegt es fort
Und ſenkt ſich hier und hebt ſich dort
Und wiegt ſich keck und munter.

Doch lang hat's nicht getrieben
Dies Schaukelſpiel, da fiel's herab,
Ein ſchwerer Fuß grub ihm ſein Grab,
Der Alte ſah's, und dieſes hier
Hat flugs er auf ein Blatt Papier
Mit flinkem Stift geſchrieben:

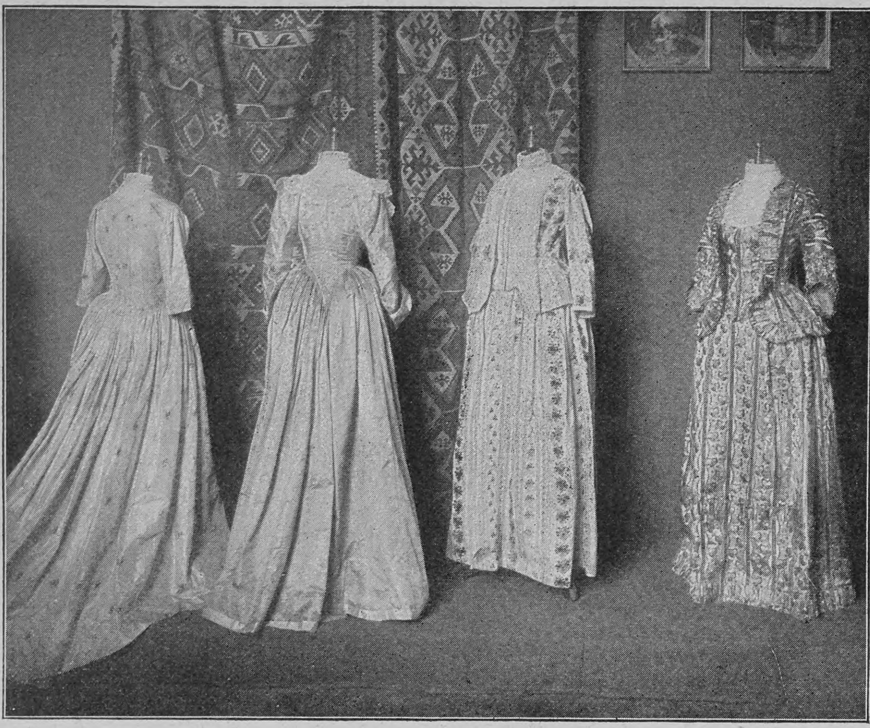
So flieg hinaus geſchwinde
Auch du mein Blatt! Dir wird's ergehn,
Wie jenem andern iſt geſchehn.
Denn all mein Streben, all mein Glück
Erlag dem gleichen Mißgeſchick —
Ich bin ein Blatt im Winde.

C. Iſenkrahe

Die Cornelius-Brücke in München

(Hierzu das Bild Seite 106)

Die Iſar, der freudige Gebirgsſtrom, deſſen graugrüne Fluten in ihrem eiligen Lauf die Friſche und Kühle des Hochgebirges in die Großſtadt München hereinbringen, ſchien ſich in den erſten Septembertagen des Jahres 1899 in einen ſchadenfrohen Dämon wilder Zerſtörung verwandelt zu haben. Zwei der Brücken, die das München „r. d. J.“ mit dem „l. d. J.“ verbinden, fielen dem tobenden Fluß zum Opfer, an ein paar andern erprobte er ſeine ungeſtüme Kraft in bedenklicher Weiſe. Aber die Tatkraft und der Unternehmungsgeiſt, die ſich in einem großen modernen Gemeinweſen verkörpern, laſſen ſich von den Elementen nicht ſo leicht einſchüchtern, ſondern ſie nehmen nur in verdoppeltem Schaffenseifer den Kampf mit den Naturgewalten auf. Und ſo war die Vergeltung Münchens für das Zerſtörerwerk der Iſar dieſe, daß nicht die beiden fortgeriſſenen Brücken allein, ſondern auch einige der älteren, die eben noch mit Mühe den Angriffen des Hochwaſſers ſtandgehalten, durch neue und ſchönere erſetzt wurden. So waren ſchon vor kürzerer oder längerer Friſt die Prinzregenten-Brücke, das königliche Geſchenk des greiſen Regenten an die Stadt, ſo die Max Joſef-Brücke bei Bogenhauſen, in ihrer künſtleriſchen Ausgeſtaltung eine echt monumentale Schöpfung Theodor Fiſchers, und die Reichenbachbrücke dem Verkehr wieder übergeben worden. Nun iſt ſeit Anfang Oktober auch die Cornelius-Brücke eröffnet. In drei Bogen, von denen der mittlere 44 Meter breit iſt, überſpannt ſie mit einer Geſamtlänge von 150 Metern und einer Breite von $18^{1}/_{2}$ Metern den Fluß; ſie ſchneidet die Kohleninſel an deren Südſpitze, die in einen gewaltigen Brückenvorkopf umgeſtaltet worden iſt. Die künſtleriſche Durchbildung der Brücke ſtammt von Profeſſor Friedrich von Thierſch; nach ſeinen Entwürfen ſind auch durch den Bildhauer Profeſſor Ernſt Pfeifer die „Masken“ ausgeführt, die an den Außenſeiten der Steinbrüſtungen angebracht ſind und die alle möglichen Typen des Münchener Volkslebens, zum Teil bis in deſſen tiefſte Schichten hinab, darſtellen ſollen. Außer dieſem mehr genrehaften Schmuck hat die Brücke vielleicht auch noch einen monumentalen zu erwarten: es beſtand der Plan, das projektierte Denkmal des unglücklichen Königs Ludwig II. auf dem oben erwähnten Brückenkopf zu errichten. Doch iſt dieſe ganze Denkmalsfrage noch in einem ſo problematiſchen Stadium, daß ſich hierüber heute nichts Beſtimmtes ſagen läßt.



Rokoko-Koſtüme aus dem Familienbeſitz Baſſermann-Jordan in Deidesheim

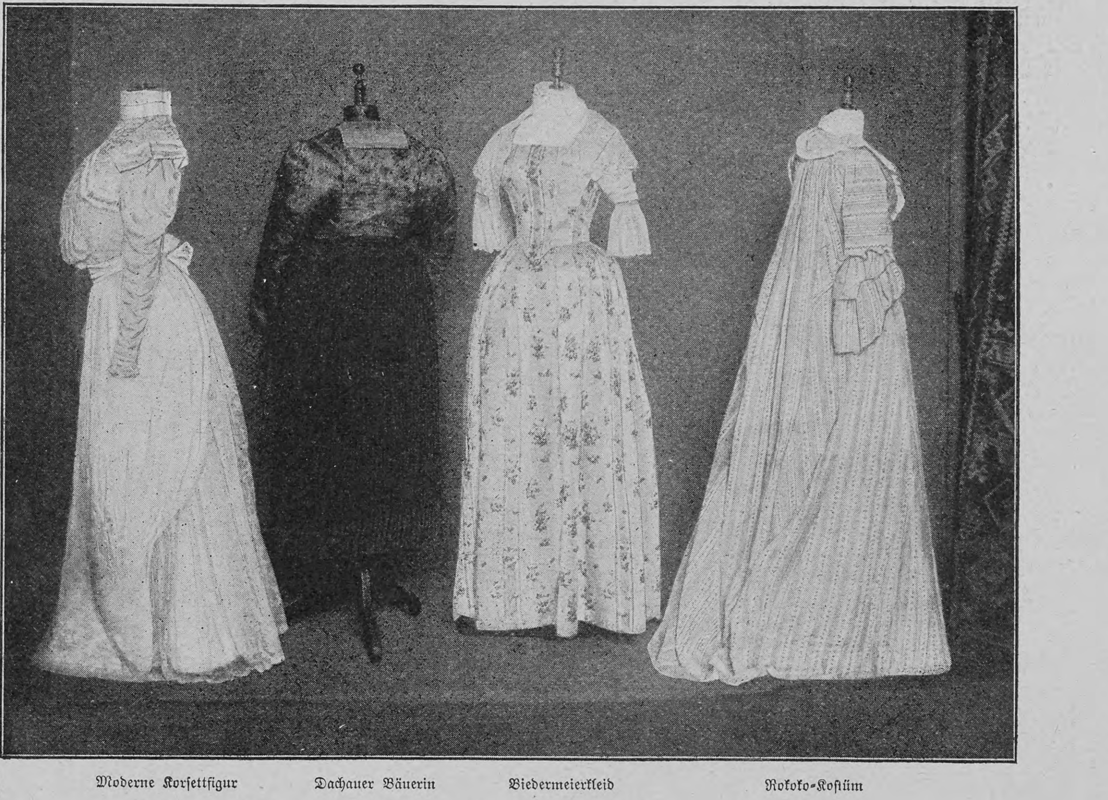
Frauentracht und Frauenſchönheit

Im kurbayriſchen Intelligenzblatte von 1783 findet ſich unter der Ueberſchrift: „Warnung an das Frauenzimmer“ ein von einem Arzte geſchriebener Aufſatz, der höchſt erbaulich zu leſen iſt und alſo beginnt: „Alle Aerzte kommen darin überein, daß die Schnürbrüſte, oder Mieder, wie man ſie hierzulande nennt, auf die Geſundheit die ſchädlichſte Wirkung haben, und einige neuere eifern dagegen mit Gründen, die das beredſamſte Frauenzimmer zu widerlegen vergebens ſuchen wird. Frauenzimmer, die ſich in dieſen Küraß ſo gern einpanzern, mögen es zu ihrer Warnung, und die, welche denſelben ſelten oder gar nicht anlegen, zur Befeſtigung ihrer vernünftig gefaßten Geſundheitsregel leſen.“ Dann kommt ein ausführliches Verzeichnis aller durch das Korſett hervorgerufenen Krankheiten, eine lange Liſte, die heute noch ihre Geltung hat, abgeſehen vielleicht von einer zu ſtarken Hervorhebung der Milz, deren Bedeutung in der ganzen älteren Heilkunde überſchätzt wurde. Der Aufſatz ſchließt mit den Worten: „Wahrlich eine Summe aller möglichen Uebel! Bloß darin könnte man den Schnürbrüſten oder Miedern einigen Nutzen eingeſtehen, daß ſie gewiſſen Leibsmängeln aushelfen könnten.“ So geſchrieben in jener Zeit, da Philoſophen und Künſtler gegen die Ueberkultur des Rokoko zu Felde zogen, der Klaſſizismus den „Zopfſtil“ bekämpfte und die Schäferinnen in Reifrock und Schnürbruſt ſchließlich den à la grecque gekleideten Schönen weichen mußten. Faſt ein Menſchenalter behauptete ſich die Empiretracht, die den Frauen die Wertſchätzung der eignen unverſchnürten Körperſchönheit wiedergab. Erſt als nach dem Empire die ganze organiſche Kunſtentwicklung abbrach, tauchte das Korſett wieder auf, und auch die Krinoline blieb dem 19. Jahrhundert nicht erſpart. Die Aerzte waren reſigniert geworden, die Künſtler, ſelbſt die Plaſtiker, begannen ſchon da und dort den durch die Tracht verbildeten Körper als den normalen anzuſehen und in die Kunſt zu übertragen. Erſt in den letzten Jahren regt es ſich wieder mächtig, um dem Frauenkörper zu ſeinem natürlichen Rechte zu verhelfen und ihn von Fiſchbein und Stahl zu befreien. Heute wie damals im 18. Jahrhundert tönt der Mahnruf der Aerzte ſehr vernehmlich, und eine Menge namhafter Künſtler iſt an der Arbeit, die naturgemäße und hygieniſche Kleidung auch ſchön zu geſtalten.

In München findet zurzeit eine Ausſtellung ſtatt, die ein getreues Bild vom gegenwärtigen Stande der Bewegung gibt, um ſo mehr, als gerade in München zum erſtenmal die ganze Frage in umfaſſender und dadurch um ſo überzeugenderer Weiſe behandelt wird. Auch an Ausdehnung übertrifft die Münchener alle bisherigen ähnlichen Veranſtaltungen; nimmt doch die Ausſtellung das ganze Studiengebäude des Neuen Nationalmuſeums, 12 Säle mit mehr als 1000 Quadratmetern Flächenraum, ein.

Gleich beim Eingange ſind in Rahmen eine große Anzahl von Modebildern aus illuſtrierten Zeitſchriften ausgeſtellt, ſowie Photographien nach bekannten Pariſer und internationalen Modeköniginnen. Zu denken gibt ſchon ein Rahmen mit Illuſtrationen aus franzöſiſchen und deutſchen Korſettkatalogen, inmitten aber eine antike Gewandſtatue. Noch beunruhigender wirkt die Gegenüberſtellung der Körperumriſſe einer Modeſchönheit, wie ſie erſtrebt, wenn auch glücklicherweiſe nicht immer erreicht werden, daneben die Geſtalt eines Kaffernweibes, und wir ſind überraſcht, zu ſehen, daß beide ganz bedenkliche Aehnlichkeiten aufweiſen. Allmählich dämmert das Empfinden auf, daß wir den bekleideten, verſchnürten Körper zwar ſchön finden, denſelben Körper dagegen in nacktem Zuſtande nicht mehr, ſondern daß hier das Schönheitsideal der Antike und der Renaiſſance auch noch das unſre iſt, ſo ſehr ſich auch die Mode beſtrebt, es zu entſtellen und unwiederbringlich zu zerſtören.

In einer eignen anatomiſch-pathologiſchen Abteilung der Ausſtellung wird nun mit Hilfe von anatomiſchen Präparaten, Abgüſſen nach Leichen, Röntgenaufnahmen u. ſ. w. die Schädlichkeit des Korſetts dargelegt. Nichts iſt beſchönigt, nichts verſchwiegen, aber auch nichts übertrieben, wie die als Gegenbeiſpiele überall angebrachten Photographien von Modeſchönheiten zeigen. Es iſt im Gegenteil beſonderer Nachdruck darauf gelegt, die Schädlichkeit auch des nicht feſt geſchnürten Korſetts zu beweiſen, was um ſo wichtiger iſt, als ſich bekanntlich keine Dame — nach ihrer eignen Ausſage — überhaupt ſchnürt oder je geſchnürt hat. Beſonders überzeugend wirken zwei Skelette, das normale einer jungen Frau, mit nach der Leibesmitte zu immer weiter und kräftiger ausladenden Rippen, das andre mit verſchnürtem, nach unten trichterförmig ſich verengerndem Bruſtkorbe. Anatomiſche Abgüſſe nach geöffneten Leichen machen die Beweisführung in dieſem Teile der Ausſtellung beſonders draſtiſch, aber auch unbedingt zwingend, mit ſo reichem und überzeugendem Material iſt ſie noch nie verſucht worden. Alſo das Korſett ſoll fallen, ebenſo alle Schnürvorrichtungen an der Unterkleidung; der Rumpf muß ſeine volle Bewegungsfähigkeit wiedererlangen. Das Gewicht der Oberkleidung wird ſoviel wie nur möglich verringert und von den widerſtandsfähigſten Teilen des Knochengerüſtes, den Schultern vor allem, aber mit Zuhilfenahme des feſten Beckengürtels getragen, bei der Arbeitskleidung ſogar vorwiegend von den Hüften. Der wichtigen Frage der Unterkleidung iſt ein ganzer Saal gewidmet.

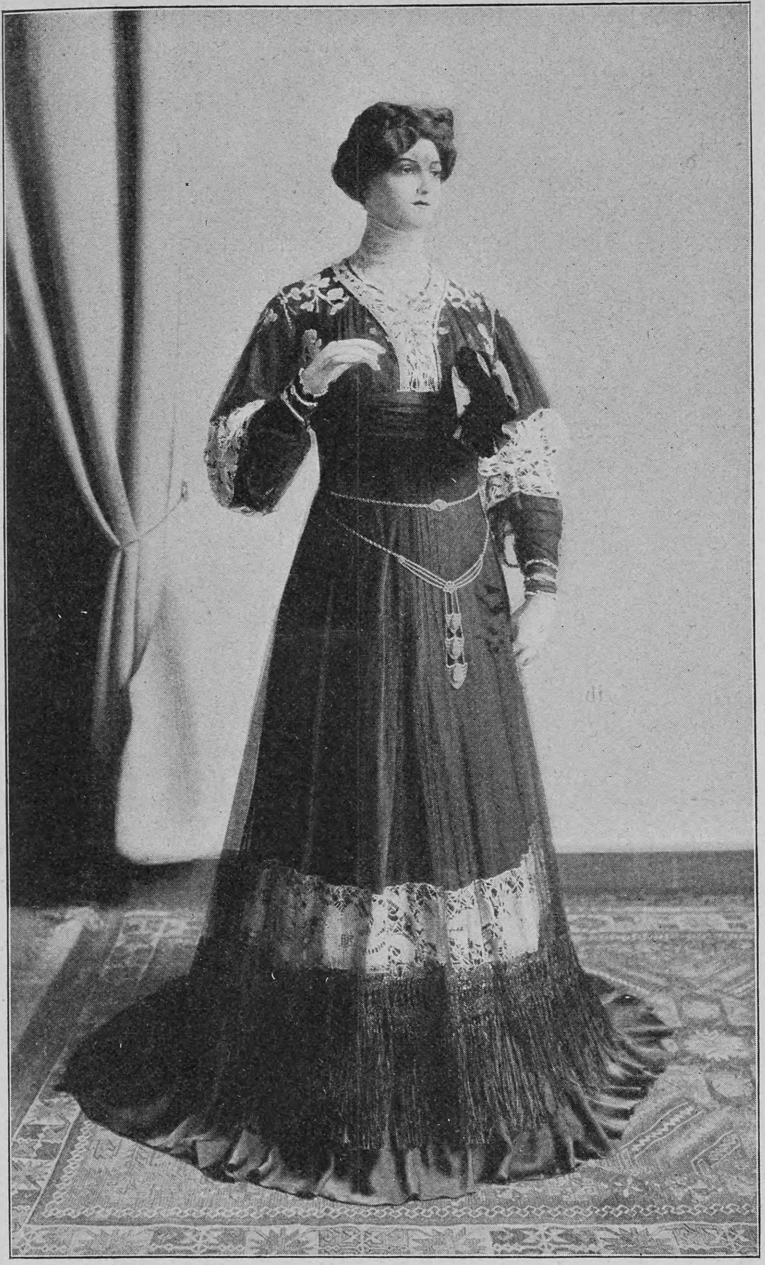


Moderne Korſettfigur — Dachauer Bäuerin — Biedermeierkleid — Rokoko-Koſtüm

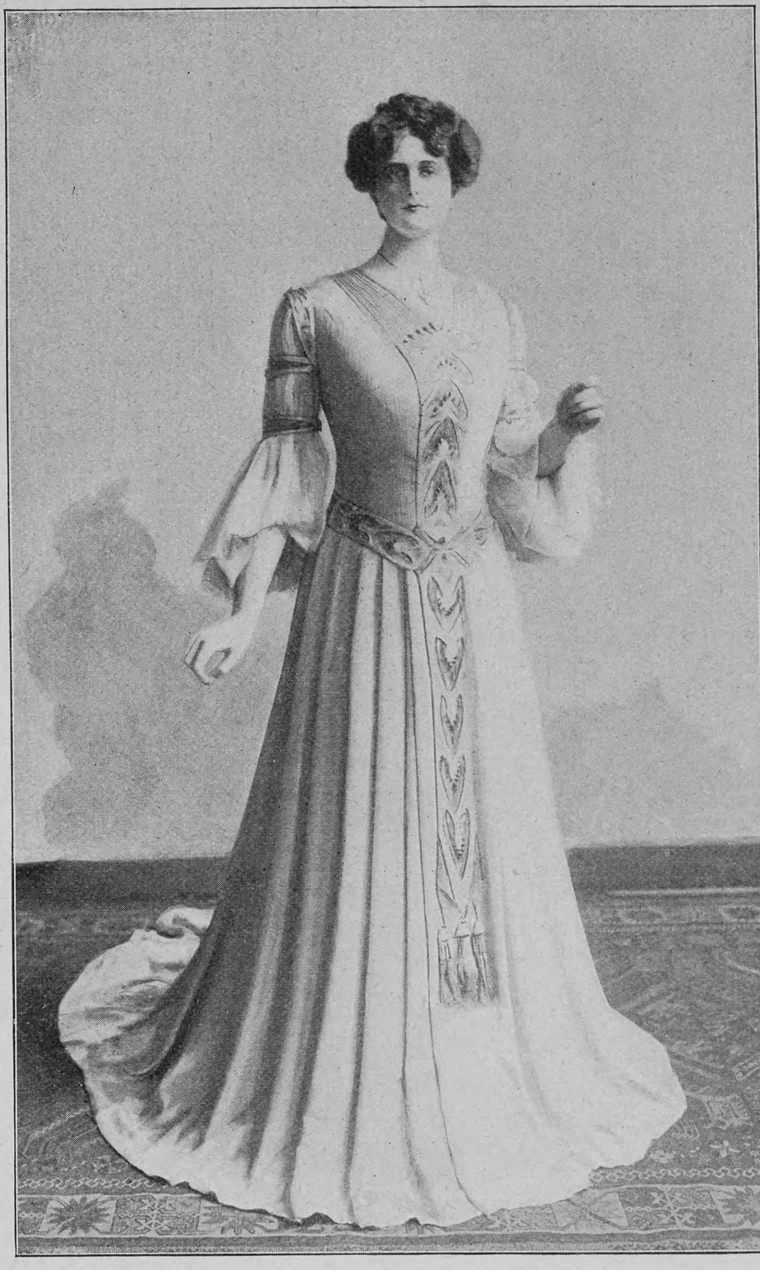
Korſett-Trachten von heute und einſt

Hygieniſche Trachten der Vergangenheit (Empire)

Der nächſte Saal gibt eine Geſchichte der Korſetttrachten, dargeſtellt durch ein reiches Material von gleichzeitigen Gemälden, Handzeichnungen und Stichen ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Daneben fehlen nicht Originalmieder vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Rokoko- und Biedermeierkoſtüme, Karikaturen gegen das Korſett und gegen die Krinoline des 18. und des 19. Jahrhunderts, ſowie die älteren Streitſchriften der Aerzte. Als Beiſpiel für



Schwarze Crêpe de Chine-Toilette



Helles Feſtkleid für junge Frauen

Künſtleriſche und hygieniſche Frauentrachten der Gegenwart. Entworfen von Max Pfeiffer (München)

unhygieniſche Volkstrachten iſt das Kleid einer Dachauer Bäuerin ausgeſtellt, die einen Teil ihres Wohlſtandes auf dem Leibe trägt, indem ſie einen Rock aus über zehn Metern ſchwerſten Wollenſtoffs benutzt. Den gegenwärtigen und hoffentlich endgültigen Schlußpunkt der Reihe bildet eine moderne Toilette „façon sans ventre“.

Der nächſte Raum ſucht die Vorſtellung vom normalen weiblichen Körper und von einer naturgemäßen Bekleidung wieder wachzurufen und zu befeſtigen, nachdem ſie uns, dank unſrer heutigen modiſchen Frauentracht, faſt ganz verloren gegangen iſt. Hier iſt deshalb eine größere Zahl von Abgüſſen nach antiken Bildwerken und ſolchen aus der Renaiſſance ausgeſtellt, die uns alle, wenn auch in verſchiedenen Stiliſierungen, eine Vorſtellung geben vom normalen weiblichen Körper und ſeinem Mangel an allem, was die Mode „Taille“ nennt. Aus der ganzen Reihe der korſettloſen und geſunden Trachten des vorklaſſiſchen Altertums, der aſiatiſchen Kulturvölker, ſowie des ganzen Mittelalters ſind nur verhältnismäßig wenige Proben gegeben, da die oft ſehr primitive Stiliſierung und das geringe Verſtändnis der alten Künſtler für den von der Kleidung bedeckten Körper meiſt nicht normale Körper, ſondern lediglich die geſunden Trachten wiederzugeben imſtande war.

In allen übrigen Sälen ſind die Kleider ausgeſtellt, die als Vorwürfe dienen für geſunde und dabei künſtleriſch ſchöne Frauenkleidung. Schmuck und Spitzen ſind dabei ſo wenig vergeſſen wie naturgemäßes Schuhwerk, das beiden Geſchlechtern noch in gleicher Weiſe fehlt.

Es iſt eine Menge des Anregenden und Hochkünſtleriſchen, was hier geboten wird, neben manchem noch Unfertigen und einzelnem Mißglückten. Ausgeſchieden ſind alle Sack- und Trägerkleider, die der guten Sache in der Oeffentlichkeit bisher nur geſchadet haben. Das Geſellſchaftskleid und das Hauskleid überwiegen zwar noch, doch ſind auch einfache Straßenkleider und zweckmäßige Arbeitskleider, die vor allem nottun, ſchon in größerer Anzahl ausgeſtellt. Zwei Gruppen von Kleidern ſind vor allem zu unterſcheiden, eine kleine, die in Aeußerlichkeiten nicht alle Beziehungen zur herrſchenden Mode abbrechen will, um zaghaften Frauen, die nicht auffallen wollen, den Uebergang zur neuen Tracht zu erleichtern, und eine größere Gruppe, die auf eignen Wegen zu ganz neuen, ſelbſtändigen und durchaus perſönlichen Ergebniſſen gelangt iſt. Wir müſſen leider hier darauf verzichten, einzelnes von dem hervorzuheben, was uns als beſonders gelungen aufgefallen iſt.

Daß die neue Frauentracht allmählich aufhört, nur belächelt und bewitzelt zu werden und Stiefkind der modernen Kunſt zu ſein, beweiſt das lebhafte Intereſſe, das man in München und auch außerhalb Bayerns der ganzen Ausſtellung entgegenbringt. Bayerns greiſer Regent und faſt alle zurzeit in München anweſenden Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes haben eingehend die Ausſtellung beſichtigt, die von einer ganzen Anzahl von Staatsinſtituten in jeder Weiſe gefördert wurde. Schon zwei Wochen nach der Eröffnung hatten über 11000 vollzahlende Beſucher die Ausſtellung beſichtigt, an 2000 Schülerinnen ſtädtiſcher und privater Lehranſtalten wurden durch Führungsvorträge mit den Zielen der Veranſtaltung vertraut gemacht, die dahin gehen, nicht eine neue Mode zu ſchaffen, die raſch verſchwindet, ohne Fortſchritt gebracht zu haben, vielmehr eine geſunde Grundlage, die der Weiterentwicklung der Mode in Zukunft den weiteſten Spielraum gewähren ſoll für lange Zeit.

Wenn Prophezeiungen überhaupt zwecklos ſind, ſo ſind ſie es beſonders auf dem Gebiete der Entwicklung unſrer Tracht. Tatſache iſt, daß heute ſchon Tauſende von Frauen in Deutſchland den Mut gefunden haben, ſich loszumachen von der herrſchenden, geſundheitſchädigenden Mode. Die Münchener Ausſtellung wird die Zahl derer, die ſich geſund und vernunftgemäß kleiden, beträchtlich vermehren und dazu beitragen, daß die Frage der Umgeſtaltung der Frauenkleidung auch immer mehr in künſtleriſcher Weiſe beantwortet wird.

Und wenn wir noch einmal — zugleich an den Aufſatz aus der Feder Alfred Mohrbutters in Nr. 44 des letzten Jahrgangs dieſer Zeitſchrift erinnernd — das Wort „künſtleriſch“ betonen, ſo erſcheint uns ſofort die mit wachſender Energie und wachſendem Erfolg geführte Reformbewegung auf dem Gebiete der Frauentracht in einem noch größeren, kulturgeſchichtlichen Zuſammenhang; ſie iſt ein Teil des ſehnſuchts- und einſichtsvollen Strebens unſrer Zeit, unſerm Volke allmählich wieder eine künſtleriſche Kultur zu erringen, d. h. eine Art und Höhe der Lebensführung, die künſtleriſchen Geiſt und praktiſchen Sinn nicht mehr als gegenſätzliche Kräfte anſieht, ſondern ſie in wechſelſeitiger Durchdringung zu einer höheren, unſer ganzes Daſein adelnden Macht einigt. Daß bei dieſem Streben vor allem der Kleidung ſich die Aufmerkſamkeit zuwenden muß, iſt faſt ſelbſtverſtändlich. Und kaum minder ſelbſtverſtändlich ſollte es ſcheinen, daß auch auf dem Gebiete der Frauenkleidung eine Erkenntnis zum Durchbruch käme und ſich ſiegreich in die Tat umſetzte, eine Erkenntnis, die ſchon in Architektur und Kunſtgewerbe umgeſtaltend eingegriffen hat: daß nämlich das Zweckmäßige, das organiſch Konſtruierte ſchon an ſich einen gewiſſen äſthetiſchen Wert hat, den herauszuheben und zum ſtilgebenden Faktor auszuprägen es oft nur einer leiſen, taktvollen Betonung bedarf. Wir haben die Schönheit in den Linien und Verhältniſſen eines leicht und praktiſch gebauten Wagens, einer Jacht, eines großen Bauwerkes in Eiſenkonſtruktion empfinden gelernt. Und unſre Erfindungsgabe, unſer richtiges Gefühl ſollte verſagen, wenn es ſich darum handelt, für die edelſte Schöpfung der Natur, den menſchlichen Leib, die zweckentſprechende und geſundheitgemäße Hülle zu ſchaffen und als ſchön anzuerkennen?

Das Ewig-Menſchliche

Novelle

von

Leonore Frei

Es war an einem dunkeln lauen Sonntag abend. Der Sommer hatte vergeſſen, daß es Roſen gab. Er war müde von all dem Blühen und Leuchten. Er ſehnte ſich nach Stille und Sterben. Die Erde duftete nach Vergänglichkeit und klammerte ſich doch mit allen Faſern an den Reſt des Lebens, der ihr geblieben war.

In der lampenhellen Laube des Pfarrgartens ſaßen drei Perſonen um den runden Tiſch, auf dem noch Ueberbleibſel des Abendbrots ſtanden.

Paſtor Johannes Keller hatte ſeinen ſchönen hageren Römerkopf hintenüber an den Stamm des alten Fliederbaumes gelehnt. Mit den weit offenen dunkeln Augen blickte er drohend und hart zu den Sternen hinauf, die durch das Laubgewirr niederblitzten. Frau Renate ſaß ihm gegenüber. Die ſchweren dunkelblonden Haarwellen deckten faſt die Hand, mit der ſie die Schläfe ſtützte. Ein bitteres Lächeln verzog die vollen, heißroten Lippen. Unter den blonden Wimpern ſchlich es immer wieder wie Haß und Schmerz zu ihrem Manne hinüber. Zwiſchen den Eheleuten ſaß der kleine Kreisphyſikus Griebenow mit ſeinem guten, alten, klugen Geſicht und lächelte ſein verſtehendes, verzeihendes Lächeln.

Für die Dauer von mehreren Minuten herrſchte volle Stille. Da klang nahe vom dunkeln Hauſe her das abgebrochene Schluchzen eines Kindes. Die Frau fuhr auf, aber der Paſtor hielt ſie, ohne die Stellung zu verändern, mit ſchweigend erhobener Hand gebieteriſch zurück. Der alte Arzt ſchüttelte den Kopf.

Und wieder war es ſtill. Das Weinen verſtummte allmählich. Fern, ganz fern im Weſten zuckte ein weißer Schein durch den dunkeln Himmel.

„Ja,“ ſagte der Paſtor aus ſeinen Gedanken heraus zu den Sternen hinauf: „Das war es, was er nicht begreifen konnte! Dieſes Unglaublichſte von allem: daß alle wiſſen, wie ſie fortwährend lügen und Lügen hören, daß auf Lügen unſre ganze Exiſtenz gebaut iſt, und daß trotzdem alles bleibt, wie es war! Herausreißen wollte er ſie aus all der engen Talſchwüle, aus all dem gemütlichen Behagen des Dahinlebens, aus all der Konzeſſionsmacherei! Da warf er den Geiſtesblitz ſeiner Lehre in ihr Strohleben — zu einer einzigen gewaltigen Flamme vereint ſollten Leben und Lehre aufleuchten! Das war vor zweitauſend Jahren! Und heut? Wie weit ſind wir heut?!“

Der Arzt trommelte nervös auf dem Tiſch und warf einen forſchenden Blick auf das düſtere Antlitz der Frau: „Lieber Freund, das iſt, wie geſagt, alles wunderſchöne Theorie! Aber Theorie iſt immer das, was es eigentlich nicht gibt. Theorie, ſehen Sie, das iſt — geradeaus gehen! Leben iſt ausweichen! In der Theorie hat man nach allen Seiten Platz genug. Aber im Leben — ja, du lieber Gott, wenn man ſich und andern nicht fortwährend die Stirn blutig rennen will! Ohne Konzeſſion kommen wir nun mal nicht durch die Welt. Na, und ſchließlich: das Ewig-Menſchliche ſiegt eben doch!“

„Nur daß dieſes Ewig-Menſchliche uns nicht hinan-, ſondern hinabzieht! Nein, Herr Doktor! Das iſt die billige Reſignation der Bequemen, der Inkonſequenten, nicht die Ihre!“

„Lieber Herr Paſtor, ſagen Sie, wer iſt denn konſequent? Bis zu einem gewiſſen Grenzpunkt ſind wir's natürlich alle. Nämlich bis zu dem, an dem unſer Gefühl Sieger über unſern Verſtand wird. Hier beginnt die Konzeſſion. Bei dem einen früher, bei dem andern ſpäter, aber ſchließlich — ſeinen Preis hat wohl jeder!“

„Das iſt ein Irrtum, Herr Doktor! Ich nicht! Das weiß ich! Ich nicht, wenn ich dadurch mir ſelber untreu werden müßte! Selbſt mit der kleinſten Lüge würde ich mir auch die größten Lebenswerte nicht erkaufen können! Nie!“

„Man ſoll nie ‚nie‘ ſagen, Herr Paſtor! Uebrigens, glauben Sie mir, wenn z. B. ich verheiratet wäre und Kinder hätte, ich würde ihnen ja nicht geradezu befehlen: ‚Du ſollſt lügen!‘ aber ich würde ſie lehren, abzuwägen, wo es zweckmäßiger, d. h. für die Allgemeinheit wohltätiger iſt, die Wahrheit zu umgehen, als ſie unverfälſcht zu predigen. Und am wenigſten würde ich von einer Mutter, die für ihr Kind ſpricht, verlangen —“

„Laſſen Sie, Doktor!“ Frau Renate machte eine abwehrende Bewegung mit dem Kopf. Ihre Stimme klang rauh: „Das hat keinen Zweck. Johannes und ich wiſſen, daß man nur dann ſtreiten und rechten kann, wenn es noch eine Möglichkeit der Verſtändigung gibt. Nicht wahr?“

Der Paſtor hatte ſich erſchreckt aufgerichtet; halb ſcheu, halb flehend ſtarrte er ſeine Frau an. Es war das erſte Mal, daß ſie einen andern den tiefen Riß ſehen ließ, der ſeit Jahren durch ihre Ehe ging.

„Was willſt du?“ Sie drängte offenbar mit ſtarker Anſtrengung die aufwallende Leidenſchaft zurück, um kalt und ironiſch zu ſprechen: „Ich weiß nicht, was du willſt! Ich weiß aber, was ich will! Ich will, genau wie du, von jetzt an Wahrheit, nur Wahrheit! Mag dann darüber auch alles andre zu Grunde gehen.“

Auge in Auge ſaßen ſie. Seit drei Jahren hatten die Lippen der beiden nur das Notwendigſte geredet, die Augen waren einander ausgewichen. Nun ſenkte ſich Blick in Blick und ſprach deutlicher, als Worte es konnten, von dem Paſſionsweg der Seele. Und etwas mußte in den Augen des Mannes zu leſen ſein, was die Frau verwirrte. Sie ſtockte, obgleich er ſtumm und reglos ſaß, und wandte den Blick.

Der Arzt ſtand auf: „Ich habe einen Krankenbeſuch zu machen, Kinder! Entſchuldigt, wenn ich ſchon aufbreche.“

„Nein, Doktor!“ Renate krampfte ihre Hand in Griebenows Aermel. „Sie denken vielleicht, hier ſoll große Abrechnung gehalten und danach große Verſöhnung gefeiert werden. Nein, Doktor, bleiben Sie ruhig! Ich habe nur noch eins zu ſagen, dann bin ich fertig!“

Ihr Buſen wogte. Triumphierend blickte ſie auf ihren ſchweigenden Mann: „Ich möchte dieſen großen Prediger der Wahrheit nur fragen, ob er ſelbſt immer die ganze Wahrheit ſpricht, die er glaubt. Ob er ſich ſelbſt denn wirklich nie ungetreu iſt! Der Geiſtliche, der auf das offenbarte Apoſtolikum, die Dreieinigkeit, die Göttlichkeit Jeſu eingeſchworen iſt und auf der Kanzel von Jeſus als von einem Menſchen, einem Manne ſpricht, der, wie Bismarck und Andreas Hofer, ſein Vaterland und ſein Volk geliebt hat —“

„Um Gottes willen, liebſte Frau Paſtor!“ Der kleine Herr ſah ängſtlich zu Johannes hin. „Ich bitte Sie, liebſte Frau, rühren Sie doch nicht daran! Das iſt wirklich nicht recht — gerade heut!“

„Laſſen Sie nur, Herr Doktor, meine Frau weiß noch nichts davon.“ Paſtor Keller lächelte mit blaſſen Lippen. „Ich wollte es dir ſchon vorhin ſagen. Da kam die Sache mit Hänschen dazwiſchen.“

„Was, was weiß ich noch nicht?“

„Daß ich heute die Bewilligung meines Abſchiedsgeſuches erhalten habe. Es hat Unannehmlichkeiten in der Synode gegeben, und ich — kann nicht nachgeben.“

Für einen Augenblick war ſie ſprachlos.

„Und — biſt — nicht mehr — Paſtor?“ Ihr war, als ſchwinde ihr der Boden unter den Füßen, als werde ihr eine letzte, lang aufgeſparte Waffe entriſſen. „Haſt dich auch davon ganz frei gemacht?“

Mißverſtehend klopfte der alte Herr ſie tröſtend auf die Schulter.

„Zum Glück ſeid ihr nicht auf das Amt angewieſen! Und ſelbſt mit ſeiner Feder allein könnte Johannes Keller eine Familie ernähren. Sonſt wär' er vielleicht am Ende doch ein bißchen vorſichtiger geweſen, ſchon aus Rückſicht —“

„Nein,“ unterbrach ſie und ſah Johannes groß an. „Auch ſonſt nicht! Nicht wahr, Johannes?“

„Nein,“ ſagte der Paſtor leiſe.

Renate atmete tief und ſtand mit einem höhnenden Lächeln auf: „Sie ſehen, Doktor! Auch ſonſt nicht! Was iſt Exiſtenz und Weib und Kind für einen Fanatiker der Wahrheit!“ — —

Der Arzt war gegangen, Renate hatte ſich ſogleich ins Haus zurückgezogen.

Langſam wandelte der Paſtor noch in den mondbeglänzten Gartenwegen auf und nieder. Ein Fenſter des dunkeln Hauſes war hell. Dort ſchlief Renate mit dem Jungen. Jetzt lag ſie wohl am Bett des ſchlafenden Kindes in tränenloſem Jammer. Nicht um ihn, der hier draußen ſtand, nur um das Kind, — um ſich — um ihr verlorenes Leben.

Haſtig ging Johannes Keller tiefer in den Garten hinein, um das helle Fenſter nicht mehr zu ſehen. Aber der Lichtſchein verfolgte ihn. Da ſetzte er ſich im Schatten auf eine Bank, ſtützte beide Arme auf die Knie und vergrub das Geſicht in den Händen. Sein tiefes, ringendes Atmen klang wie das Stöhnen eines tödlich Verwundeten. Er liebte ſein Weib mit aller Glut ſeiner darbenden Seele. Er liebte ſie mit all der heimlich ſorgenden Zärtlichkeit, mit all der quälenden Sehnſucht nach Liebe, die dem eigen iſt, der das furchtbare Leid des Wahrſeinwollens und damit die Einſamkeit des Herzens auf ſich genommen hat ...

Das Licht im Hauſe erloſch bald. Wieder wandelte der Paſtor raſtlos durch die Wege. Das Leben der letzten acht Jahre ließ er durch die Erinnerung gleiten.

Damals, vor acht Jahren, hatten ſie ſich gefunden. In der Hauptſtadt, wo Johannes ſtudierte, war ihr Vater, ein entfernter Verwandter der Kellers, zu jener Zeit ein vermögender Kaufmann geweſen. Daß Renate in dieſem vergnügungsluſtigen leichten Kreiſe die einzige war, die mit fragenden Augen ins Leben blickte, das hatte ihn zuerſt zu ihr hingezogen. Eine großzügige Natur war ſie. Zu ſtolz zu lachen, wo es nichts zu lachen gab, und zu weinen, wo es etwas zu weinen gab.

Lange hatten ſie nur von „Freundſchaft“ geſprochen. Sie war ſtolz darauf geweſen, daß er ihr ſeine Arbeiten vorlas, mit ihr von ſeinen Plänen ſprach; und ihn machte es glücklich, zu ſehen, wie der tiefe Blick ihrer grauen Augen mit wachſendem Verſtehen an den ſeinen hing. Nur in einem nicht: ihr, der Frau, die von Jugend auf gewöhnt worden war, in der Scham ihre Ehre und damit im Verheimlichen ein hohes weibliches Verdienſt zu ſehen, ihr war trotz aller Ehrlichkeit doch der abſolute Wert der inneren Wahrheit, des Bekennens um jeden Preis, fremd und unwichtig.

Allmählich aber war in ihren Verkehr, in ihre ſachlichen Geſpräche doch etwas wie eine perſönliche Unterſtrömung gekommen. Und einmal, an einem goldblauen Sommerſonntag geſchah es, daß die Familie in heiterer Geſellſchaft einen Ausflug nach einem der Vororte machte.

Während die andern noch in dem Wirtshauſe frühſtückten, ging Renate ins Feld hinaus. Johannes folgte ihr. Schweigend wandelten ſie durch das ſchimmernde Kornfeld. Mit heißen Liebesarmen umfing der Sonnengott die ſehnende Erde. Unruhiges Rauſchen ging durch die Luft, kniſternd drängte es zum Licht in den glutumfloſſenen Aehren. Der ewige Werdenswunſch der Welt wühlte in dem Herzen der Natur.

Da tauchte Johannes ſeinen Blick in all das glühende Leben und warf den Kopf in ſeiner eigentümlichen Art zurück: „Was war im Anfang alles Werdens, Renate?“

Ihr Blick hing an ſeinen leuchtenden Augen: „Der Geiſt,“ ſagte ſie. „Nein, die Tat — die Kraft!“

Da breitete er die Arme aus, als wollte er dieſe glühende Welt an ſein Herz ziehen und rief: „Im Anfang war die Leidenſchaft! Und aus der Leidenſchaft wuchs die Kraft! Und aus der Kraft die Tat: wer Neues ſchaffen will, den muß es packen mit unabweisbarer Notwendigkeit, mit ſchmerzlicher Glut, daß er nicht anders kann, daß ihn der innere Trieb nicht ruhen läßt, bis aus Schmerz und Leidenſchaft ſich das emporringt zum Licht, was ſeine Seele in dunklem Ahnen gebildet hat!“

„So glauben Sie, daß ein leidenſchaftlicher Gott dieſe Welt gebildet hat?“ fragte ſie in ſcheuer Bewunderung

„Ja!“ rief Johannes. „Verſtehen Sie mich recht, Renate! Gott iſt die Leidenſchaft, die große Unruhe des Emporſtrebens, die dieſe Welt bewegt. Wollen Sie für den gewaltigen Geiſt, den Sie ‚Gott‘ nennen, einen Begriff, ſo denken Sie ſich ihn als das ewige Geſetz der Leidenſchaft, die all ihr Wollen und Begehren einem einzigen Ziel unterordnet: der Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts!“

Sehr leiſe hatte ſie nach langer Pauſe geſprochen: „Müſſen wir denn, wir einzelnen, dieſem großen Geſetz zuliebe alle eigne Leidenſchaft in uns ertöten?“

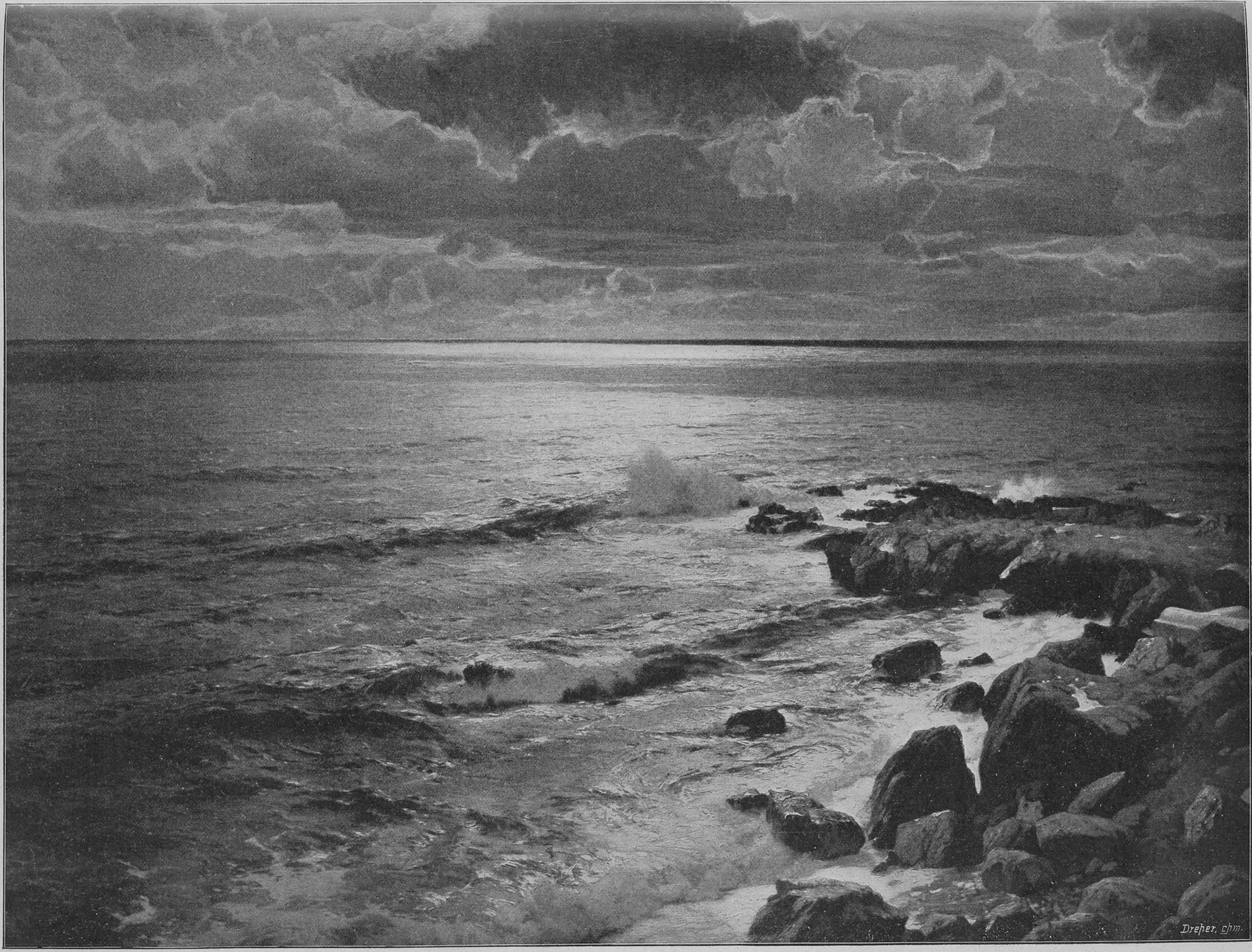
Ihre Blicke trafen ſich, und eine ſchnelle Röte flog über beider Stirn.

Johannes vergaß zu antworten. Wieder gingen ſie eine Weile ſchweigend, bis das Schweigen peinlich wurde und Renate nach irgend einem Geſprächsſtoff griff. So kamen ſie auf Goethe. Endlich zu deſſen Briefwechſel mit Frau von Stein.

Da ſagte Johannes gedämpft: „Das Band, das zwiſchen Mann und Weib ſich webt, kann nur dann Freundſchaft ſein, wenn beide Teile innerlich nach andrer Richtung gefeſſelt ſind. Sind ſie das nicht, iſt ihr Wunſch frei, dann heißt dieſes Band — Liebe, und Liebe iſt Sehnſucht.“

Und dann hatte er den Arm um ihren Hals geſchlungen und ihre Lippen geküßt. — —

Die Brautzeit war wie ein Traum unter blühenden Linden. Ein einziges Mal nur geſchah es, daß beide, halb erwachend, in den Spalt eines Abgrunds ſtarrten, der ſich urplötzlich zwiſchen ihnen auftun wollte. Renates alte, ſterbende Kinderfrau hatte ihr Botſchaft geſendet. Johannes



Sirena di Capri

Nach dem Gemälde von Karl Böhme

begleitete die Braut an das Sterbebett. In ihren Schmerzen lag die alte Schmidt und graute ſich vor dem Tode. Als ſie den „Herrn Paſtor“ ſah, beachtete ſie Renate kaum noch. Nur den Geiſtlichen ſah ſie an, als hielte er ihr Seelenheil in ſeinen Händen. Ob es wahr ſei, was der alte Paſtor ihr geſagt habe vom Paradies. Ob ſie dort die Ihren wiederfinde und bei Gott weiterlebe als ein reiner Engel ohne Schmerz und Not.

Und Johannes hatte die Hand der Alten genommen und eindringlich von ihrer erfüllten Pflicht geſprochen, von der herrlichen Ruhe des Todes nach all der Lebensunruhe.

Die Alte aber hörte gar nicht darauf. Immer entſetzter, verzweifelter blickten die erlöſchenden Augen. Die ſchweißkalten Hände klammerten ſich flehend an Johannes', an Renates Hand. Immer röchelnder ging der Atem, immer zwingender wurden die Blicke.

In namenloſer Angſt ſtarrte Renate in das unbewegte Antlitz ihres Verlobten. „Sprich doch,“ ſtieß ſie abgebrochen hervor, „ſag ihr alles, was ſie will, daß ſie ſterben kann in Ruhe!“

Da war ein großer, ſtaunender Blick auf ſie gefallen, und Johannes hatte ſich tief zu der Sterbenden gebeugt: „Jeſus hat geſprochen: Gott iſt Geiſt der Lebendigen, nicht der Toten! Die Kraft deiner Seele aber, meine Schweſter, wird ewig lebendig bleiben im Weltall, und deshalb wird ſie bei Gott ſein im Leben wie im Tode.“

Mit unſagbarem Grauen ſtierte die Alte in das dunkle Geſicht, das ſich über ſie neigte. Noch einmal raffte ſie ihre letzte Kraft zuſammen: „O Gott, o Gott! Hilf mir, mein Jeſus! Hilf mir! Wiederſehn, ja Wiederſehn! — Wiederſehen! — O Gott, Herr Jeſus — ſeh' ich da drüben meinen armen Mann wieder?“

Sie war in ihrer Atemnot förmlich an ihm emporgekrochen und ſtarrte ihn unverwandt an: „Seh' — ich — ihn — wieder — Herr Paſtor?“

Johannes ſchwieg.

Aufſchreien wollte die Sterbende, aber kein Ton kam mehr aus der Kehle. Wie angeſchmiedet lag ſie, reglos, und nur in den Augen war noch Leben: Entſetzen, Verzweiflung, Anklage, Drohung!

Die beiden an ihrem Bett wagten nicht, ſich zu rühren. Todblaß blickten ſie in dieſe unbeweglichen Augen. So ſaßen ſie, ohne zu wiſſen, wie lange. Da kam die Tochter der Schmidt herein und ſchrie laut auf: die alte Frau war tot.

Schweigend geleitete Johannes Renate zu ihrem Hauſe. Kein Wort ſprachen ſie auf dem ganzen langen Wege. Und erſt beim Abſchied in ihrem kleinen Zimmer, als ſie ſich wieder in die Augen ſahen, griff Renate haſtig nach des Mannes Hand und murmelte mit einem tränenloſen Schluchzen in der Stimme: „Laß uns nie, nie über dieſe Stunde ſprechen. Nie! Ich bitte dich!“

Er hatte ſie angeſehen, wie ſie vor ihm ſtand in ihrer Schönheit, mit dem weißen Geſicht und den tiefgrauen Augen, aus denen heiße Liebe und Schmerz zu ihm aufleuchteten, und in der Todesangſt, ſie zu verlieren, hatte er die Lippen geſchloſſen und ſchweigend genickt. Und dann hatten ſie ſich geküßt, glühender, verlangender, ſeliger als je. Es war, als ſähen ſie ſich nach langer, langer Trennung zum erſten Male wieder.

Von da ab war etwas wie Vorſicht in ihr Verhältnis gekommen. — —

Nur der Blinde ſieht unverwandt in die Sonne.

Sie ſchloſſen die Augen und tauchten Leib und Seele in die flammenden Gluten der Leidenſchaftsſonne, die über den erſten Jahren ihrer jungen Ehe leuchtete.

Blind aber waren ſie trotz allem beide nicht. An manchem Tage geſchah es, daß ein allzugreller Strahl in ihre dämmerſüchtigen Augen drang. Dann ſah ſie ihn: hart, unbeugſam gegen alle, auch gegen ſie, am meiſten gegen ſich ſelbſt; von der Gemeinde mehr gefürchtet als geliebt, in Zwieſpalt mit ſich und ſeinem Amt.

Und er ſah dann ſie, wie ſie ihn einſpann in ihre Schönheit, in ihre Liebesglut, ſo daß er ſich zwang, ihre „Halbheiten“ nicht zu merken, ſah, wie ſie, der Konvention nachgebend, ausweichend, impulſiv und prinzipienlos lebte und ſcheu fortblickte, ſobald er „Ernſt machte“.

Immer enger drängten ſich ſolche Tage des Klarſehens. Schweigend litt jeder für ſich. Beiden verſiegelte die Furcht den Mund: die Furcht vor der Helle.

Noch gab es keine Ereigniſſe, keine Abſchnitte in ihrem Leben. Hänſchens frühe Kinderjahre gehörten noch ganz der Mutter.

Das erſte war dann der Bruch mit ſeinem Bruder Otto, den er zärtlich liebte.

Um ein Nichts!

Auf der Durchreiſe hatte der kleine Leutnant ſie hier beſucht. Durch Zufall kam es heraus, daß er ein paar Zigarren ſehr geſchickt über die Grenze geſchmuggelt hatte.

Renate lachte amüſiert über den kindiſchen Triumph. Johannes ſchwieg, aber in ſo ausdrucksvoller Weiſe, daß Otto lachend ſagte: „Du, hör mal, Großer, ich weiß ganz gut, was recht iſt, ich tu's nur nicht!“

Allmählich begann er aber doch, ſich gereizter zu verteidigen. Da ſprach Johannes offen, wie er dachte, und ſchloß: „So eine kleine Lüge oder Heuchelei iſt an ſich natürlich Lappalie! Aber ſie wirkt zurück. Sie zieht die Vornehmheit der Menſchenſeele herunter. Alle Sünde kann vergeben werden, nur nicht die Sünde an dem heiligen Geiſt unſrer Wahrhaftigkeit!“

Renate hatte einlenken wollen, aber es war einer von den ſchlimmen Tagen. Ihr Wort ſchürte das Feuer. Otto verließ das Haus und die Stadt eine Stunde ſpäter in Zorn und Groll gegen den Bruder, in Mitleid für die ſtumm gewordene Frau.

So kam allmählich der furchtbare Tag heran.

Vor drei Jahren war es. Eine unklare Depeſche aus der Hauptſtadt rief Renate zu der Mutter. Am nächſten Tage ſchon holte Johannes ſeine Frau wieder von der Bahn ab. Im Wagen auf dem Wege zum Pfarrhaus erfuhr er, daß ſein Schwiegervater ruiniert ſei und ſeinen Verpflichtungen nicht nachkommen könne.

Johannes hielt Renate im Arm, küßte die blaſſe Wange und ſagte nur: „Dein Vater iſt der meine! Das weißt du. Selbſtverſtändlich helfen wir ihm, ſoweit wir können. Morgen iſt Sonntag. Uebermorgen reiſen wir zuſammen zu den Eltern.“

In der Hauptſtadt erfuhr er Schlimmes. Der Schwiegervater war körperlich und geiſtig gebrochen. Die Mutter lebte nur für ſeine Pflege. Ein intimer Freund des Hauſes hatte die Ordnung der Angelegenheit übernehmen müſſen und zog nun Johannes ganz ins Vertrauen. Da zeigte ſich falſche Buchführung und Unterſchlagung von deponierten Geldern. Der Freund des Alten nahm an, daß vor dem hilfreichen Schwiegerſohn kein Geheimnis walten dürfe. „Daß die Sache unter uns bleibt, iſt ſelbſtverſtändlich,“ verſicherte er treuherzig.

Johannes ſchüttelte den Kopf. Sein Geſicht war aſchfahl, und ſeine Lippen zuckten, aber er ſagte feſt: „Es geht nicht anders. Anzeige muß erſtattet werden. Es wäre ſehr freundlich von Ihnen, wenn Sie mir dieſe ſchwere Pflicht abnähmen.“

„Anzeige?! Ich? Ja, Sie ſind wohl ... Ich, der Denunziant meines alten Freundes! Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, was Sie da ſagen!“

„Dann bleibt mir nichts übrig, als ſelbſt zu tun, was Sie verweigern!“

Der andre ſtarrte ihn an wie einen Tollhäusler. Dann redete er ihm zu wie einem Kinde. Endlich tobte und fluchte er grimmig und ging, um nicht in dieſen Wahnſinn eines rohen, undankbaren Menſchen hineingezogen zu werden.

Als Johannes Renate geſagt hatte, was er tun müſſe, ſaßen ſie ſich in ihrem kleinen Mädchenzimmer lange Auge in Auge gegenüber, ſchweigend. Sie ſchrie nicht auf. Sie bat nicht. Sie warf ſich nicht vor ihm nieder. Sie kannte ihn jetzt. Und er kannte ſie. Er wußte, was er tat, und was ſie tun würde.

An jenem Tage ſchied ſie ſich von ihm. Nie mehr ſeitdem hatte er ſie berührt. Sie hatte ſich im Innerſten von ihm losgelöſt. Seine Natur war zu vornehm, um Aeußerliches zu erbetteln. Nur noch das Notwendige des täglichen Lebens ſprachen ſie miteinander.

Mit den Jahren des Kindes mehrte ſich dieſes Notwendige. Hänſchen hatte Renates Augen und Mund, aber die Stirn, die ganze Kopfbildung und die langgeſtreckten Glieder des Vaters. Johannes liebte in dem Kinde auch ſein Weib. So liebte er es mit doppelter Innigkeit.

Zwiſchen den beiden einſamen Menſchen wuchs das Kind in ſonniger, ausgelaſſener Heiterkeit heran, mit ſtarken, wilden Trieben und wunderſamem Feingefühl zugleich begabt.

Die Mutter, die nur für den Knaben zu leben ſchien, war ſeine Sklavin geworden. Zu dem großen, ſchweigſamen Vater, der ſparſam in ſeinen Liebkoſungen, unbeugſam in Tadel und Strafen, aber ſtets gerecht war, blickte er auf wie zu einem höchſten Weſen.

Es iſt ſchwer für ein Kind, ſich von kleinen Lügen, Heucheleien, Beſchönigungen frei zu halten. Es gibt zu viele Gelegenheiten zur Furcht vor der Strafe der Erwachſenen und vor der Mißachtung der Genoſſen. Und der ſchlimmſte Tyrann iſt die Schule. Der Komment der Schule zwingt das Kind zu Lug und Trug oder zur Unkameradſchaftlichkeit. Es hat meiſt nur die Wahl, entweder den Genoſſen ein ſchlechter Kamerad oder den Lehrern gegenüber Lügner, mindeſtens Hehler zu werden. Es gibt nur ein Drittes. Das iſt der Märtyrer. Und der liegt nicht in der Natur geſunder Kinder.

Mit ſchwerem Herzen ſtrafte Johannes das geliebte Kind; leicht zuerſt — nachdrücklich und hart in ſpäteren Fällen. Nie züchtigte er körperlich. Aber ſtundenlang ſprach er mit dem Knaben kein Wort, ſah über ihn fort oder iſolierte ihn völlig. Und dieſe Strafe wirkte auf das feinfühlende Kind ſtärker und laſtender, als Schläge es konnten.

So kam es allmählich, daß die „Furcht vor der Lüge“ dem kleinen Hans die Unbefangenheit raubte und ihn ängſtlich und mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt machte, ihn jedes Wort vorſichtig abwägen ließ.

Renate litt tief, wenn ſie ſah, wie die heitere Sonne im Antlitz ihres Jungen einem verwirrtnachdenklichen Schatten wich und er ſich gequält und ſchüchtern im Hauſe herumdrückte. Und auch Johannes litt. Er ſah und fühlte das alles, aber er konnte nicht anders. Es war Naturgebot! Wie er atmete, aß und trank, wie er ſein Weib und Kind liebte, mußte er auch kämpfen gegen Lüge und Heuchelei — für das Wahrſein des Menſchen. Am heißeſten für ſeines Kindes Wahrheitskraft!

Und ſeltſam war es zu ſehen, wie Hänſchen trotz aller Strenge des Vaters die Liebe durchfühlte und in guten Tagen ſo vergötternd und beglückt auf ſeiner Spur ging, daß Renate in heftiger Eiferſucht lebte, er ſtehle ihr die Liebe des Kindes.

Und nun war dieſes Letzte gekommen.

Alles, was der Paſtor erfuhr, war, daß in der Schule ein Streich verübt worden ſei, daß ſein Sohn bei dieſer Gelegenheit gelogen habe, um Strafe von ſich abzuwenden, dann das Ordnungsbuch mit dem Tadel für die Lüge vernichtet und, um dies zu verdecken, ein ganzes Gewebe neuer Lügen vorgebracht habe.

Das war alles, was der Paſtor wußte, was er je über dieſe Begebenheit erfuhr, obgleich ihm ſpäter eine Ahnung davon kam, daß alle Tatſachen wahr ſein können, und die wahre Wahrheit dennoch dieſen Tatſachen entgegengeſetzt ſein kann.

Denn das, was der Paſtor nicht wußte, war folgendes. Der Schulſtreich war verübt worden. Alle kannten den Täter, alle leugneten, ihn zu kennen. Doktor Dielitz, der Lehrer, fragte den Paſtorsſohn. Der ſagte etwas ängſtlich, aber wie ihn der Vater gelehrt hatte: „Ich weiß, wer's war, aber ich ſag's nicht.“

Doktor Dielitz forſchte zornig weiter. Zuerſt ſchwieg das Kind. Allmählich verwirrten ihn die heftigen Fragen des Lehrers. Die Jungen winkten ihm drohend. Er ſtotterte endlich ratlos, um den Kameraden nicht zu verraten: „Ich weiß nicht, wer's war.“

Der Widerſpruch war erwieſen. Doktor Dielitz nagelte ihn darauf feſt. Hänſchen verwickelte ſich mehr und mehr. Schließlich erklärte der Lehrer ihn ſelbſt für den Miſſetäter, der die Papierſchnitzel geworfen hatte. Er leugnete heftig. Aber der „Tadel für Lügen“ wurde in das Ordnungsbuch eingetragen.

Und nun war die Schule geſchloſſen. Zögernd, ſchleppend ging der Junge nach Haus. Fieberhaft flogen ihm die Gedanken. Und alle liefen darauf hinaus: „Nie darf der Vater das Ordnungsheft ſehen! Nie!“

Keine Ahnung kam ihm, daß man eine Unterſchrift fälſchen könnte, ſo etwas Hinterhaltiges, Ueberlegtes gab es gar nicht in ſeiner reinen Kinderſeele. Nur eins: fortwerfen! Er atmete förmlich auf bei dieſer rettenden Idee. Ohne Beſinnen riß er das Heft in kleine Stücke und warf die Fetzen auf die Straße. Dann rannte er wie gehetzt nach Haus. Ganz glückſelig und vergnügt war er. Alle Angſt und „Sünde“ war vergeſſen. Am nächſten Tage in der Schule ſchwieg er zunächſt auf alle Fragen. Und als der Lehrer ihn zum Sprechen zwang, erzählte er eine lange Phantaſiegeſchichte, die er im Erzählen ſelbſt zu glauben begann.

Das war es, was der Paſtor nicht wußte, als heut am Sonntagmorgen Doktor Dielitz zu ihm kam, „um die Sache klarzuſtellen“.

Dielitz war eine Strebernatur, dabei ein ſeelenmörderiſcher Pädagoge. Er ſtand in ewigem Kampf mit dem freigeiſtigen Paſtor. Nicht undeutlich ließ er heut merken, daß bei dem Kind eines Geiſtlichen, der gezwungen ſei, den Abſchied aus ſolchen Gründen zu nehmen, wie Paſtor Keller, eine andre, ſittlichere Erziehungsfrucht kaum zu erwarten ſtehe.

Der Paſtor hatte die Stichelei nicht beachtet. Wer an einer tiefen Wunde krankt, merkt den Nadelſtich nicht. Nur auf das Kind hatte er geblickt, das mit aufregungsheißen Backen und krampfhaft verſchlungenen Händen in der Mitte des Zimmers ſtand und mit Renates tränenloſen, großen, verzweifelten Augen zu ihm hinſtarrte.

Dann war er entlaſſend aufgeſtanden. Vor dieſem Menſchen wollte er ſein Kind nicht ſtrafen. Er begleitete Dielitz mit kurzem Abſchied hinaus. Als er in ſeine Stube zurückkehrte, traf er im Hausgang auf Renate, die von dem Nebenzimmer aus das peinliche Verhör des Kindes miterlebt hatte.

„Was willſt du tun?“ fragte ſie unruhig. „Willſt du ihn — ſchlagen?“

Ihm ſelbſt war die Kehle zugeſchnürt. Aber er kämpfte alles eigne Fühlen nieder: „Geh in den Garten hinaus, Renate. Und — komm nicht zu ihm, bis ich es dir ſage.“

Da — zum erſten Male ſeit drei Jahren — griff ſie nach ſeiner Hand, die ſich zu der Klinke hob, und hielt ſie flehend feſt. In ihren Augen war ein unbeſtimmbarer Ausdruck.

„Tu's nicht!“ ſagte ſie leiſe. „Tu's nicht, Johannes! Um — deinetwillen!“

Einen Augenblick ſtand er reglos, wie gefangen von der Berührung der geliebten Hand, und in ſeinem Herzen wollte es aufjubeln. Und dann hatte er ſie doch von ſich geſchoben: „Ich kann nicht anders. Es muß ſein! Geh!“

Da war ſie zur Seite gewichen und gegangen.

In ſeinem Zimmer, immer auf der gleichen Stelle, immer mit den gleichen Augen, hatte er das Kind gefunden.

Schweigend griff er nach ſeinem Lineal und befahl dem Knaben, die Hände auszuſtrecken. Mit einem großen ſtaunenden Blick ließ Hänschen den erſten Schlag über ſich ergehen. Er zuckte nicht einmal. Es ſchien, als ſei ſein Körper fühllos geworden, als hätte ſein Seelenleid alle Kraft zum Schmerz gefeſſelt. Den Körper des Vaters durchlief ein Schauer.

Als der zweite Schlag gefallen war und das Kind noch immer reglos verharrte, da warf Johannes das Lineal auf den Schreibtiſch zurück, von Ekel gegen ſich ſelbſt gepackt, und rang nach Worten. „Geh in dein Zimmer!“ ſtieß er endlich heraus. „Dort bleibſt du allein bis morgen.“

Hänschen ſtand noch immer mit vorgeſtreckten Händen. Langſam ließ er ſie ſinken. Jetzt erſt, bei dem bekannten Gebot, zuckte es in dem heißen Geſichtchen. Draußen lachte der Spätſommerſonntag. Tauſend zerſtörte Pläne, Verſprechungen der Mutter, Verabredungen mit den Schulfreunden flogen im Nu durch den Kindergeiſt.

Einen ganzen Sonntag lang allein! Für das Kind, das weder Vergangenheit noch Zukunft verſteht und nur in der Gegenwart lebt, iſt eine Stunde, ein Tag eine unendliche Zeit.

Johannes las die troſtloſe Verzweiflung in dem flehenden Blick ſeines Jungen, aber er merkte auch, daß dieſe Verzweiflung nur der Strafe galt, nicht der Lüge.

„Geh!“ ſprach er hart, „und denke daran, daß die Lüge dich immer ausſchließen wird von allen, die du lieb haſt.“ —

Schwer und trübe war der Tag verfloſſen. Renate hatte er nur bei der Mittagsmahlzeit geſehen. Erſt am Abend, als der alte Doktor erſchien, war auch ſie wieder zum Vorſchein gekommen. Und dann war zwiſchen ihm und dem alten Herrn die Diskuſſion über „Theorie und Leben“ aufgekommen, und Renate hatte geſchwiegen, bis ſie den Alten unterbrochen hatte. (Schluß folgt)

Unſre Wildtauben

Im Vergleich zu Ländern andrer Erdteile iſt unſre deutſche Heimat an wilden Tauben, d. h. jenen Taubenarten, die frei lebend im Verein mit all den großen und kleinen gefiederten Sängern unſern ſchönen deutſchen Wald bevölkern, ſehr arm. Während Südamerika und Auſtralien eine überaus große Anzahl der verſchiedenſten Arten Wildtauben aufzuweiſen haben, finden wir bei uns nur die Hohltaube, auch Lock-, Kohl- und kurzweg wilde Taube genannt, die Holz- oder Ringeltaube und endlich als bekannteſte Gattung die Turtel- oder wilde Lachtaube.

Dieſe drei Arten ſind ſämtlich als Zugvögel anzuſehen; im März und April ziehen ſie in unſre deutſchen Wälder ein, um im September und Oktober nach ſüdlichen Ländern, Südeuropa und Nordafrika zum Winteraufenthalt zu wandern. Wir erwähnen dieſe Eigenſchaft im voraus, um ſie, da allen gemein, nicht bei jeder der drei Arten wiederholen zu müſſen. Beginnen wir mit der großen, der Holz- oder Ringeltaube, ſo genannt, weil ein weißer, halbmondförmiger Ring die metalliſch ſchillernden Halsſeiten ziert. Der Oberrücken ſowie die Flügel, die einen hellen Querſtreifen tragen, ſind von blaugrauer Färbung, Hals und Oberbruſt dunkelmohnblau mit grünem und purpurnem Metallſchimmer. Der circa 17 Zentimeter lange Schwanz zeigt an ſeiner oberen Seite eine grauſchwarze Farbe und läßt am unteren Ende ebenfalls eine hellere Querbinde erkennen. Bauch und untere Seite des Schwanzes ſind bläulich-weiß. Der vorn ſchwefelgelbe, hinten hochrote Schnabel iſt — charakteriſtiſch für alle Wildtaubenarten — an der Spitze etwas gewölbt und herabgebogen, am Grunde mit weicher Haut überzogen. Die kurzen Füße ſind blutrot, die Augen hellgelb. Die Ringeltaube iſt trotz ihrer bedeutenden Größe — ſie mißt ca. 43 Zentimeter Länge bei einer Flügelbreite von 75 Zentimetern — ein ſehr gewandter und anmutiger Vogel, leider aber von großer Scheu und Flüchtigkeit. Beim Bau ſeines Neſtes, das immer auf Bäumen von beträchtlicher Höhe errichtet wird, geht das Pärchen meiſt ſehr oberflächlich zu Werke; einige wenige kreuz und quer übereinander gelegte Reiſer ohne Neſtmulde genügen ihm zur Aufnahme der beiden reinweißen Eier, die Täuber und Taube abwechſelnd in 17 Tagen ausbrüten, vorausgeſetzt, daß ſie nicht aufgeſcheucht werden; in dieſem Falle kehren ſie faſt nie zu ihrem Neſte zurück. Wenige Wochen nach Flüggewerden der erſten Brut geht das Paar im Juli an eine zweite. In der Gefangenſchaft legen die Tierchen ihre Wildheit ziemlich raſch ab, werden äußerſt zahm und zutraulich und erfreuen durch ihr Girren, Ruckſen und Schnäbeln ihre Pfleger. Hier nehmen ſie das Futter unſrer Haustauben, während ſie in der Freiheit den Samen der Nadelhölzer, Eicheln und Bucheckern jeder andern Nahrung vorziehen; daher bilden auch Nadel- und Laubwaldungen ihren Lieblingsaufenthalt.

Weſentlich kleiner (32 Zentimeter Länge und 67 Zentimeter Flügelbreite), in Farbe und Ausſehen, aber der Ringeltaube ſehr ähnlich iſt die Hohltaube, deren Grundfarbe wohl mit blaugrau am beſten bezeichnet ſein dürfte; ihr Oberrücken und die Flügel ſind von etwas dunklerem Ton, letztere mit zwei undeutlich ausgedrückten ſchwärzlichen Binden verſehen; Hals und Oberbruſt, von rötlichblauer Färbung, zeigen ebenfalls den prächtigen grünen und purpurnen metalliſchen Schimmer. Der dunkelblaugrau gefärbte Schwanz trägt eine mattſchwarze Binde, Bauch und Unterſeite des Schwanzes ſind von lichter mohnblauer Farbe. Schnabel und Füße ſind wie bei der Ringeltaube beſchaffen, die Augen aber glänzend tiefbraun. Die Hohltaube wählt als Aufenthalt mit Vorliebe Wälder mit vielen alten und hohlen Bäumen, in die ſie ſich zur Nachtzeit zu verkriechen pflegt. Zweimal, nicht ſelten ſogar dreimal — im April, Juni und Ende Juli — zur Brut ſchreitend, ſchlägt das, wie alle Taubenarten in zärtlicher Ehe lebende und eheliche Treue ſtreng beobachtende Pärchen ſeine „Wochenſtube“ faſt ſtets in Baumhöhlungen auf und läßt ſich gemeinſam die Bebrütung der beiden Eier und die Aufzucht der Jungen gewiſſenhaft angelegen ſein. Die bedeutend weniger ſcheuen Tierchen ſitzen auf dem Neſte mitunter ſo feſt, daß ſie ſich mit der Hand berühren laſſen, ohne von ihrem Poſten zu weichen. Eigentümlich iſt es, daß das Paar für jede ihrer zwei bis drei Bruten eine andre Baumhöhle bezieht, in die es im nächſten Jahre in der gleichen Reihenfolge wiederkehrt. Es iſt nur bedauerlich, daß dieſe Taubenart in manchen Gegenden faſt ganz verſchwunden iſt, einerſeits vielleicht, weil ihr nicht genügend hohle Bäume als Niſtgelegenheit zur Verfügung ſtanden, anderſeits, weil ihr während der Brutzeit zu viel nachgeſtellt worden ſein mag. Um ſie daher zu hegen, empfiehlt es ſich, von alten, kernfaulen Bäumen Stücke von 60 bis 80 Zentimetern Länge und 20 Zentimetern Weite auszuhöhlen und ſie ſodann mit Boden, Deckel, Schlupfloch und Flugſtange zu verſehen. Läßt man dieſe künſtlichen Bruthöhlen und ihre Umgebung ungeſtört, ſo kann man — vorausgeſetzt, daß überhaupt Hohltauben ſich angeſiedelt haben — mit Beſtimmtheit darauf rechnen, daß ſie auch bezogen werden.

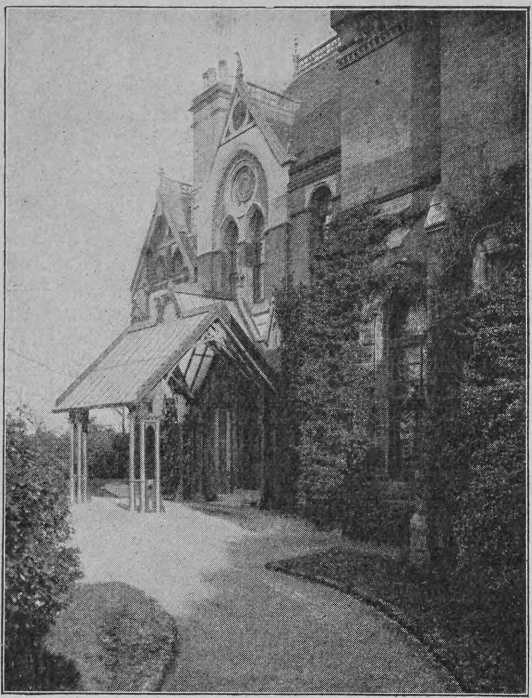
Als letzte unſrer Wildtaubenarten verbleibt nun noch die Turteltaube, die kleinſte, aber bekannteſte, die ſich wegen ihrer Zierlichkeit ganz beſonderer Beliebtheit erfreut, und die man infolgedeſſen auch ſehr häufig in Volieren und großen Käfigen als Stubengenoſſen findet. Kopf und Nacken ſind blaugrau; den purpurrotgrauen Hals ziert ein Band von ſilbergrauen und ſchwarzen Federchen. An den ſchieferblauen Flügeln iſt jede Feder mattroſtfarben gekantet; der ebenfalls ſchieferblaue Schwanz mit weißen Enden zeigt an der Unterſeite faſt reinweiße Färbung. Hierzu lebhafte, feuerrote Augen, karminrote Füße und ein ſchwarzes Schnäbelchen. Alles in allem eine ſchmucke Erſcheinung, die durch ein überaus anmutiges Weſen, durch das zutrauliche Girren, das ſchnurrende „Turr Turr“, nur noch gewinnt. In gewandtem Fluge ſchießt das Turteltäubchen pfeilſchnell durch das dichteſte Gebüſch, ſein Gang iſt zierlich, ſein Köpfchen dabei ſtets in nickender Bewegung. Faſt überall, wo es Nadelholzwaldungen mit Unterholz und nahegelegenem fließenden Waſſer gibt, iſt das etwa 25 Zentimeter lange Täubchen zu finden; es nährt ſich hauptſächlich von Nadelholzſamen und andern Sämereien wie Weizen, Erbſen, Hirſe und Aehnlichem, regelmäßig wie nach der Uhr ſeine Mahlzeiten einnehmend und nach der Tränke fliegend. Sein kunſtlos aus dünnen Reiſern gefertigtes Neſt baut es mit Vorliebe in die Kronen niedriger Bäume oder in dichtes Unterholz, oft nur wenige Meter hoch über dem Erdboden. Es legt im Mai und zum zweitenmal im Juli zwei weiße Eier, die abwechſelnd vom Männchen und Weibchen in 17 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen werden von beiden Alten mit gequellten Sämereien aus dem Kropfe gefüttert. In der Gefangenſchaft werden Turteltauben ſehr zahm und ſchreiten bei ſachgemäßer Haltung in nicht zu kleinem Käfig auch regelmäßig zur Brut; empfehlenswert aber iſt es für jeden, der ſich ein Wildtaubenpärchen, einerlei ob Holz-, Hohl- oder Turteltaube, als Stubengenoſſen erkieſt, es getrennt von andern Vögeln zu halten, denn die ſprichwörtliche Sanftmut der Tauben laſſen Wildtaubenarten nicht immer erkennen, im Gegenteil erweiſen ſie ſich häufig ihren Käfiggenoſſen gegenüber als überaus zankſüchtig, unverträglich und futterneidiſch. Nicht außer acht darf ferner gelaſſen werden, daß ihnen neben reichlichem Futter auch ſtets viel Sand zum Aufpicken geſtreut wird, da ſie deſſen zur Verdauung des Körnerfutters ebenſo bedürfen wie des friſchen Waſſers zum Aufquellen der Sämereien im Kropfe. Wer in der Lage iſt, einem ſolchen Paare ein entſprechendes Heim in ſeiner Behauſung zu bieten, der tue es. Er wird an den drolligen Tierchen, die 8 bis 10 Jahre ausdauern, ſeine Freude haben.

Ed. T. Rapp

Chamberlain a. D.

Joe Chamberlain hat ſein Amt niedergelegt und das Regierungsgebäude in Downingſtreet verlaſſen. Wie lange er zwar dieſer ſeiner Wirkungsſtätte den Rücken kehren wird, ſteht noch nicht feſt, und ob er nicht in ganz kurzer Friſt dort wieder ſeinen feſtlichen Einzug hält, wer weiß? Indeſſen hat er ſein prachtvolles Heim in Highbury wieder bezogen, das er jetzt zum Hauptquartier bei ſeinem großen redneriſchen Feldzug für eine neue engliſche Zollpolitik gemacht hat. In Deutſchland iſt Chamberlain immer noch eine der beſtgehaßten Perſönlichkeiten auf der politiſchen Bühne; die brutale Vergewaltigung der beiden Burenrepubliken iſt heute noch zu friſch in aller Erinnerung. In ſeinem Vaterlande dagegen genießt er eine Popularität, wie nur die größten Staatsmänner der früheren Zeiten. Das Volk nennt ihn meiſtens nur mit ſeinem Vornamen Joe (Joſef), und wo er ſich nur zeigen mag, das ſtereotype Monokel ins Auge geklemmt, eine prachtvolle ſeltene Orchidee im Knopfloch, das engliſche Publikum, das für eigentlich ſtaatsmänniſches Wirken immer mehr Sympathie gehabt hat als andre Nationen, jubelt ihm ſtürmiſch entgegen. Als die Nachricht von ſeinem Rücktritt ſich verbreitete, nannten engliſche Blätter dieſe Abdankung ſogar das größte politiſche Ereignis ſeit dem Rücktritt des Fürſten Bismarck. Das iſt etwas hoch gegriffen in der Wertung des Mannes, der für uns doch niemals mehr als der groteske Nachahmer des eiſernen Kanzlers ſein wird. Jedenfalls ſteckt aber in dem ehemaligen Schraubenfabrikanten eine

Chamberlain bei einer Agitationsrede

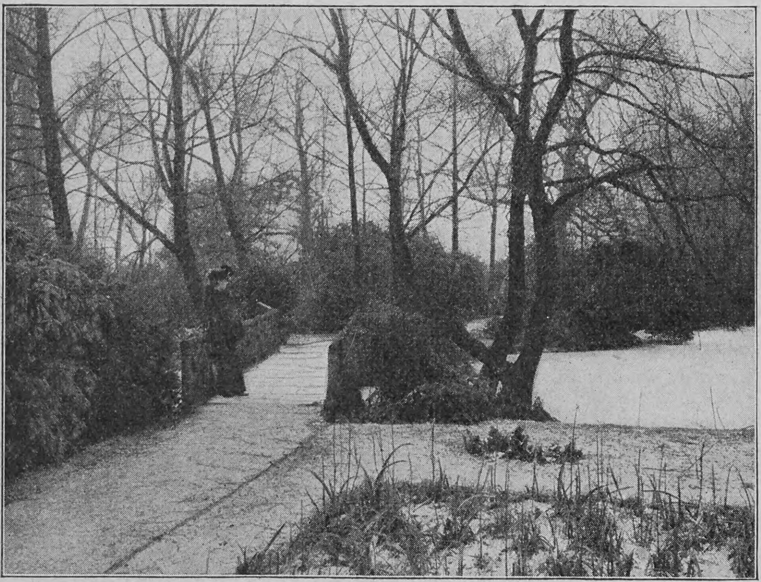


Eingang zum Tuskulum des früheren Kolonialminiſters

gewaltige Energie, eine große Summe lebendiger Kraft; er weiß die Augen einer großen Nation immer wieder auf ſich zu ziehen, und die ganze gebildete Welt verfolgt ſein Wirken mit Spannung.

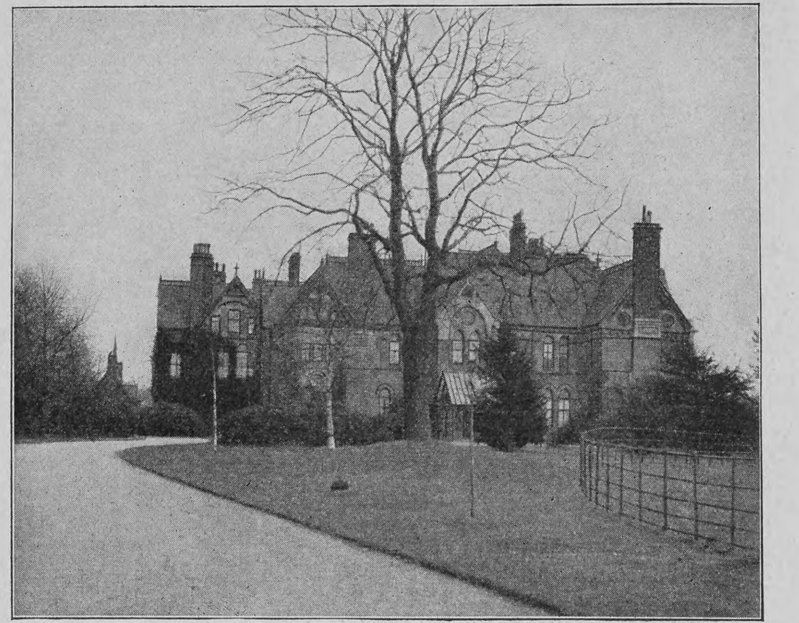
Wie anders iſt die Stellung, die der geweſene Kolonialminiſter zurzeit in England einnimmt, verglichen mit der Rolle, die ein geſtürzter Miniſter in Deutſchland ſpielt! Hier das ſtille, lautloſe Verſchwinden auf einen Oberpräſidentenpoſten oder eine ausländiſche Botſchaft — dort das fortgeſetzte politiſche Wirken großen Stils, hinausgetragen in die weiteſte Oeffentlichkeit vor das Forum eines ganzen Volkes.

Chamberlain kann ſich das leiſten! Ein nicht geringfügiger Faktor, die engliſchen Miniſter ſelbſtändig zu machen, iſt der Umſtand, daß ſie meiſtens pekuniär unabhängig geſtellt ſind. So trat denn auch Chamberlain erſt in das politiſche Leben ein, als er bereits in jungen Jahren ein beträchtliches Vermögen erworben hatte und den Launen der veränderlichen Hexe Politik ruhiger zuſehen konnte. Obwohl er eigentlich ein Londoner Kind iſt — er wurde dort im Jahre 1836 geboren, zählt alſo bereits 67 Jahre —, war Birmingham, die Metropole des Midland, die Stadt, wo er zuerſt im Geſchäft ſeines Vaters Reichtum und als kommunaler Politiker auch Ruf erwarb.



Der See in Chamberlains Garten

Als er dann zum erſten Male im Unterhauſe erſchien, betrachtete Disraeli, damals ſein wütendſter Gegner, lange die markante Figur und bemerkte dann trocken: „Er trägt ſein Monokel wie ein Gentleman!“ Welche Fülle der Ironie in dieſen Worten aus dem Munde des friſchgebackenen Lord Beaconsfield. Und ganz leicht iſt die Stellung des Birminghamer Großinduſtriellen inmitten eines hochariſtokratiſchen Kabinetts niemals geweſen. Uebrigens iſt es nicht richtig, Chamberlain als den Typus eines Vollblutengländers hinzuſtellen, er hat viele durchaus unengliſche Eigenſchaften. So ſteht er z. B. dem Sport, dieſem Schoßkind der ganzen Nation, ziemlich kühl gegenüber, und beſonderen körperlichen Anſtrengungen iſt er durchaus abgeneigt. Richtiger Engländer iſt er jedoch in ſeinem „home“. Er hat ſelber einmal ſcherzhaft in einer Rede geäußert, man müſſe nicht glauben, daß er einen kleinen Buren täglich zum Frühſtück verſpeiſe, und in der Tat führt er ein einfaches, herzliches Familienleben und iſt ein muſterhafter Gatte und zärtlicher Familienvater. Wenn es ſich um ſeine Kinder handelt, kann dieſer Mann mit der ehernen Stirn ſogar weich werden. Als ſein Sohn Auſten Chamberlain, der jetzt, dank der väterlichen Fürſorge, Finanzminiſter mit einem jährlichen Einkommen von 100000 Mark geworden iſt, im Unterhauſe ſeine Jungfernrede hielt, bemerkte Gladſtone, dem gerade damals Chamberlain durch ſeinen Abfall in der iriſchen Politik wohl den ſchwerſten Schlag ſeines Lebens verſetzt hatte, das ſei eine Rede, über die das Herz eines Vaters ſich freuen könne. Da ſtürzten ihm die Tränen aus den Augen!



Chamberlains Haus und Park in Highbury

Seine Vorliebe für die Orchideen, dieſe Modeblumen unſrer Zeit, iſt weltbekannt. Einen großen Teil ſeiner freien Zeit verbringt er in den rieſigen Gewächshäuſern, und ſeine Fürſorge für dieſe zarten Kinder Floras kann man beinahe zärtlich nennen. In ſeiner Heimat iſt er jedoch noch bekannter als Landſchaftsgärtner. Immer weiter hat er ſeinen Beſitz nach und nach ausgedehnt, und jetzt umgeben ſein Heim weite Raſenflächen, prächtige Parkanlagen mit ſtillen Seen und fließendem Waſſer. Sein Haus zeigt den charakteriſtiſchen engliſchen Villenſtil. Ein Ziegelrohbau mit mannigfachen Erkern und Vorbauten, von friſchem Grün umrankt, paßt es ſich harmoniſch der umgebenden Landſchaft an. Eine große Halle empfängt den Beſucher, ein helles Kaminfeuer verbreitet an trüben, unwirtlichen Tagen, die ja in England nicht ſelten ſind, eine angenehme Wärme, und die vornehm einfache Ausſtattung des Raumes, die bequemen Polſtermöbel, mit dunklem Leder bezogen, laſſen bald die behagliche Stimmung aufkommen, die jedem, der einmal in England gelebt hat, unvergeßlich ſein wird. In dieſer Umgebung bereitet zurzeit Chamberlain ſeine großen Redeſchlachten vor. Er iſt ein Mann von eiſernen Nerven, dem man ſein Alter nicht anmerkt. Stundenlang kann er vor einem Auditorium von Tauſenden von Köpfen ſprechen, ohne zu ermüden. Ob ihn raſender Beifall umtoſt oder ob gellende Pfiffe ſeine Ausführungen begleiten, er bleibt völlig gelaſſen. Auch am Tage vor ſolchen entſcheidenden Reden iſt ihm keine Erregung anzumerken. Er arbeitet wie gewöhnlich. Schon im Bette beginnt er mit der Lektüre der Zeitungen, denn er iſt kein Frühaufſteher. Dann folgt die Erledigung der Korreſpondenz und der Verkehr mit den Vertretern der Preſſe, denen Chamberlain beſonders liebenswürdig entgegenkommt. Nur das gemeinſchaftliche Dinner am Abend mit ſeiner Familie reißt ihn für kurze Stunden aus der Arbeit. Seine Frau — er iſt zum zweitenmal verheiratet —, eine geborene Amerikanerin, nimmt lebhafteſten Teil an ſeiner öffentlichen Tätigkeit. Als ihn nach der glücklichen Beendigung des ſüdafrikaniſchen Krieges die Nation nach dem unglücklichen Lande entſandte, damit er nach den Kriegsjahren den Boden für die Saat des Friedens bereiten möge, war ſie an ſeiner Seite.

Chamberlain benutzt für ſeine großen öffentlichen Reden meiſtens eigne Notizen; für ſeinen zollpolitiſchen Feldzug jedoch haben ihm außerdem hervorragende Autoritäten auf dieſem Gebiet das nötige Material geliefert. Es heißt, daß er förmliche Generalproben vor ſeinem Auftreten auf der Rednerbühne abhält. Sein Sekretär ſtellt das Auditorium dar, er ſelbſt geht deklamierend im Zimmer auf und ab. In dieſer Werkſtatt werden dann die prägnanten Sätze, die klingenden Schlagworte, die darauf bedacht ſind, von Mund zu Mund zu gehen, ſehr ſorgfältig geprägt und fein ſäuberlich ziſeliert. Im übrigen iſt die Gabe der politiſchen Beredſamkeit in England zu Hauſe, und Chamberlain hat im engliſchen Parlament manchen nicht ebenbürtigen Gegner. Auſten Chamberlain iſt das treue Abbild ſeines Vaters, ſogar das Augenglas fehlt nicht. Nur weiſen ſeine Züge nicht dieſe unheimliche Schärfe auf. Er begann ſeine Karriere als Sekretär ſeines Vaters und lebte auch bis jetzt in ſeinem Hauſe. Nach ſeiner letzten Beförderung erlauben ihm ſeine Verhältniſſe allerdings, ſich etwas auszudehnen.

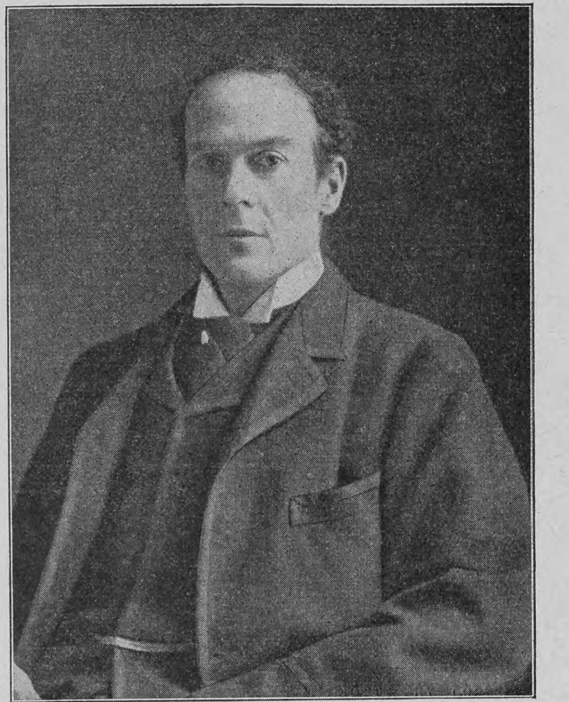
Man mag über den Politiker Chamberlain denken, wie man will, mag vor der Skrupelloſigkeit, mit der er ſeine Mittel wählt, innerlich zurückbeben — eine impoſante Erſcheinung bleibt er immerhin, der „Abenteurer aus Birmingham“, wie man ihn wohl treffend genannt hat. Seine Pläne ſind groß gedacht, vielleicht manchmal uferlos, ſeine Rede dagegen von äußerſter Prägnanz, von lakoniſcher Schärfe und ungeheurer Treffſicherheit, ſeine Wirkung auf die große Maſſe beinahe unwiderſtehlich. Wenn aber etwas imſtande iſt, Licht und heitere Farben dem Bild dieſes düſteren und ſcharfen Charakters zu verleihen, ſo iſt es ſein Leben im Kreiſe der Seinen in Highbury.

Chamberlains Lieblinge: Orchideen im Treibhaus

Notizblätter

Der neue engliſche Kolonialminiſter

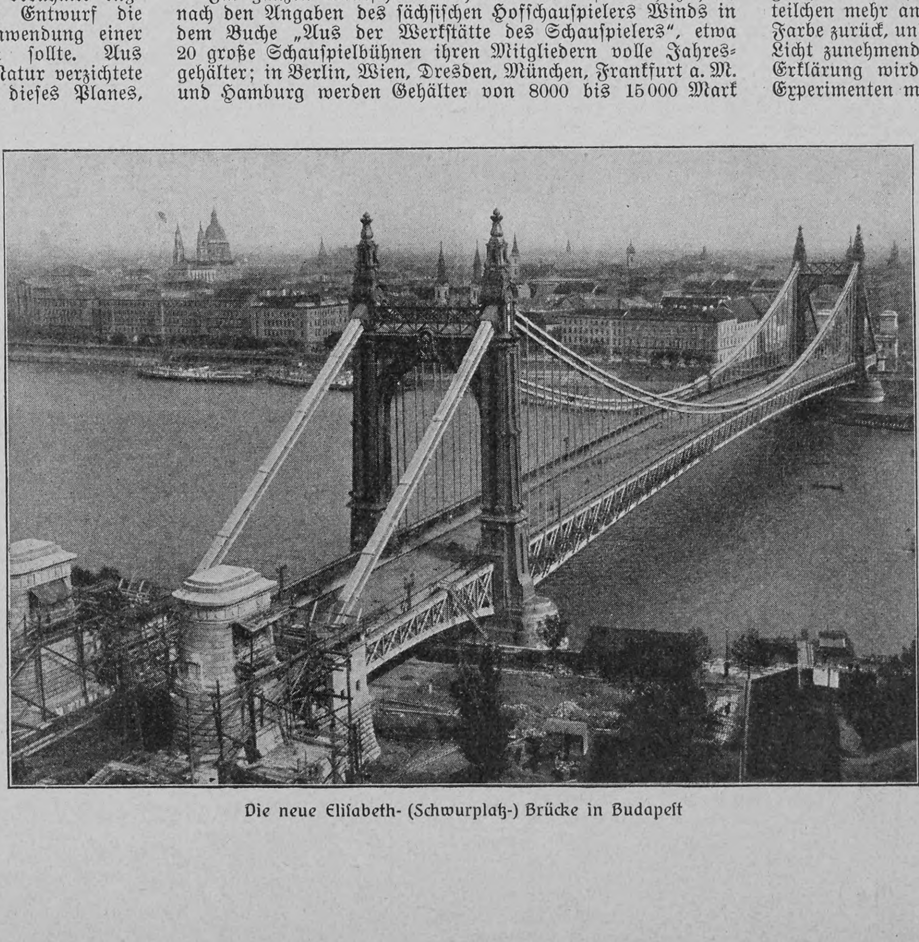
In England iſt jetzt gute Zeit für ehrgeizige Politiker oder ſolche, die es werden wollen. Das Miniſterium Balfour entblätterte ſich bei dem Sturm, den die Verkündigung der Chamberlainſchen Zollpläne entfachte, mit verblüffender Schnelligkeit. Vergeblich bot der Premierminiſter die vakanten Poſten aus, die Staatsmänner von Ruf hielten ſich vorſichtig abwartend zurück, denn die Wahlen ſind nicht mehr allzufern, und ſo erging es ihm wie dem Mann im Gleichnis: da die geladenen Gäſte nicht kamen, mußte er ſich — mit der jüngſten Jugend begnügen. Beſondere Schwierigkeit bot die Beſetzung des Poſtens, den Chamberlain innegehabt hat. Lord Milner, der Prokonſul von Südafrika, lehnte wiederholt ab, und ſchließlich ging auch durch dies Ziel ein Außenſeiter. Mr. Alfred Lyttelton war bisher ein ziemlich unbeſchriebenes Blatt. Er iſt zwar Advokat, Mitglied des Parlaments und hat in manchen Kommiſſionen geſeſſen, bekannt war er aber erſt geworden durch wiederholte Siege im Kricketſpiel. „Es iſt nicht unwahrſcheinlich,“ bemerkt ein boshafter deutſcher Kritiker, „daß er dieſen Erfolgen ſeine Wahl verdankt. Wann werden wir ſo weit ſein, daß wir einen Miniſterpoſten dem Manne verleihen, der in einem Turnier am häufigſten ‚Alle neune‘ geſchoben?“



Alfred Lyttelton, der neue engliſche Kolonialminiſter

Die neue Eliſabeth-Brücke in Budapeſt

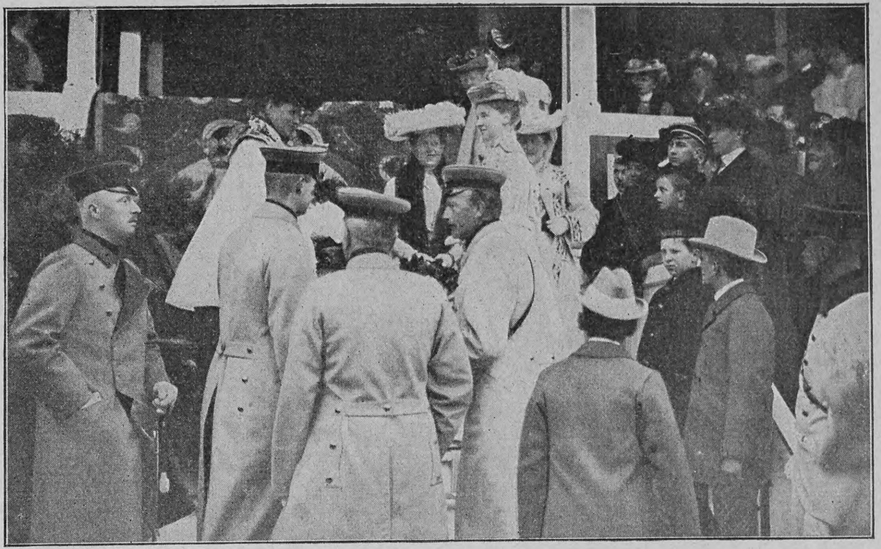
Die vom Schwurplatz in Budapeſt über die Donau führende neue Eliſabeth-Brücke, die unlängſt in feierlicher Weiſe dem Verkehr übergeben worden iſt, gehört in techniſcher Beziehung zu den bemerkenswerteſten Bauten der Gegenwart. Das Bedürfnis nach einer weiteren Ueberbrückung des Stromes, die in erſter Linie dem ſchweren Laſtenverkehr zu dienen hätte, war ſchon ſeit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Kettenbrücke im Bau ſtand, empfunden worden. 1887 beſchloß die Legislative, aus den Brückeneinkünften über 650000 Gulden einen neuen Brückenfonds anzulegen, aus dem dann zunächſt die Vorarbeiten für die nunmehr vollendete Eliſabeth-Brücke beſtritten wurden. In einem für die Pläne ausgeſchriebenen Wettbewerb erhielten zwei berühmte engliſche Ingenieure den Preis, nach deren Entwurf die Brücke in einem einzigen Bogen unter Anwendung einer neuen Drahtkonſtruktion errichtet werden ſollte. Aus Gründen materieller und gewerbepolitiſcher Natur verzichtete die Regierung jedoch auf die Ausführung dieſes Planes, ſondern ließ in einer im Handelsminiſterium eigens dafür ins Leben gerufenen Donaubrückenſektion einen neuen Entwurf ausarbeiten, der gleichfalls die Brücke in einem einzigen Bogen, ohne Mittelpfeiler, den Fluß überſchreiten ließ. Im Frühjahr 1898 wurde der erſte Spatenſtich getan, und obwohl ſich bei der Ausführung ganz unvorhergeſehene Schwierigkeiten durch eine unvermutet zutage tretende Quelle geltend machten, war die Eliſabeth-Brücke dennoch in ihrem konſtruktiven Teil im Mai dieſes Jahres vollendet. Der leicht geſchwungene Bogen, in dem ſich das mächtige Eiſengerüſt von einem Ufer zum andern ſpannt, überbrückt eine Strecke von 390 Metern, und mit dieſer ſonſt noch nicht erreichten Spannweite ſtellt die impoſante neue Brücke einen „Rekord“ dar. Vier ungewöhnlich hohe Türme tragen die den Brückenkörper haltenden Ketten, die hier nicht in die Brückenpaſſage hineinragen, wodurch einerſeits die ſonſt unvermeidlichen Schwankungen der Brücke bei ſtärkeren Erſchütterungen vermieden werden und anderſeits eine Scheidung von Fußſteig und Fahrdamm unnötig gemacht wird. Die einige Tage vor der Eröffnung der Brücke vorgenommene Belaſtungsprobe hatte das zufriedenſtellendſte Ergebnis; denn bei einem Gewicht, das dem von etwa 35000 Menſchen gleichkam, war an keinem Teil der Schienen auch nur die geringſte Deklination der Richtung wahrzunehmen.



Die neue Eliſabeth- (Schwurplatz-) Brücke in Budapeſt

Europas Holzbedarf

Gewaltige Summen werden alljährlich von verſchiedenen europäiſchen Ländern für eingeführtes Holz bezahlt, wobei England mit 400 Millionen Mark an der Spitze ſteht. Daß die Holzeinfuhr auch in Deutſchland mit 280 Millionen ſo bedeutend iſt, liegt freilich weniger an der Holzarmut als an dem ſehr ſtarken Verbrauch zu induſtriellen Zwecken. Von den europäiſchen Ländern ſind, der „Nat.-Ztg.“ zufolge, nur noch Schweden, Norwegen, Rußland und Oeſterreich imſtande, Holz abzugeben, der übrige Holzbedarf muß aus andern Erdteilen und namentlich aus Amerika gedeckt werden. Da er noch dauernd weiter ſteigt, die Holzvorräte aber eher abnehmen, ſo werden in Zukunft Maßregeln gegen eine unnütze Verwendung notwendig ſein. In Schweden iſt bereits ein Verbot von der Regierung erlaſſen worden, demzufolge in gewiſſen Provinzen die Bäume erſt nach einem beſtimmten Wachtumsgrad abgeſchnitten werden dürfen. Das Heizen mit Holz wird wohl ſchließlich ganz aufhören. Norwegen führt jetzt ſchon etwa 350000 Tonnen Zelluloſebrei aus, während die Ausfuhr an dieſer Ware 1875 ſich erſt auf 8500 Tonnen belief.



Prinz Heinrich der Niederlande — Großherzog von Mecklenburg — Königin Wilhelmina

Eine Momentaufnahme vom letzten Rennen in Ludwigsluſt (Mecklenburg)

Desinfektion der Seedampfer

Eine neue wirkſame Methode der zur Verhütung von Seucheneinſchleppung ſo wichtigen Desinfizierung der Schiffe durch Schwefelſäure mittels des Claytonſchen Apparats wird von Profeſſor Dr. Cantacuzino in Konſtantinopel beſchrieben. Der neue Apparat, der mit Hochdruck in wenigen Minuten in allen Schiffsräumen wirkt, iſt imſtande, jedes Lebeweſen in kurzer Zeit zu töten. Es wird dabei Schwefelſäure verwendet, die nach einigen Stunden Ratten und dergleichen, aber ebenſo die Mikroben der Peſt, der Cholera, des Typhus, des gelben Fiebers und andrer Infektionskrankheiten mit Sicherheit tötet. Den angeſtellten Verſuchen gemäß leiden Waren wie Nahrungsmittel, Stoffe, Papier, Gewebe, Leder dabei nicht im mindeſten, Edelmetalle werden aber angegriffen. Die Desinfektion iſt in ſechs bis höchſtens zwölf Stunden ausführbar. Verſuche in den Vereinigten Staaten, England und Frankreich haben die Wirkſamkeit des Claytonſchen Apparates glänzend dargetan. Der Apparat koſtet freilich 20000 Mark. Der Norddeutſche Lloyd hat bereits begonnen, ihn auf allen ſeinen Schiffen einzuführen.

Der Kuckuck der Insektenwelt

Frau Kuckuck legt bekanntlich ihre Eier in die Neſter von Grasmücken, Bachſtelzen, Rotkehlchen u. a. Etwas Aehnliches findet in der Inſektenwelt ſtatt, ihr Kuckuck iſt die Goldweſpe. Sie iſt nämlich unfähig, eine eigne Zufluchts- und Wohnſtätte für ihre Nachkommenſchaft herzuſtellen, und bemächtigt ſich deshalb mit Liſt der Neſter, die von geſchickteren Verwandten angelegt worden. Wie man ſie deshalb unter die „ſchamloſen Schmarotzer“ hat zählen wollen, iſt nicht recht einzuſehen; denn die Natur hat ihr die Weiſe, wie ſie für ihre Nachkommenſchaft ſorgen ſoll, genau vorgeſchrieben. Und ſo lauert denn die Goldweſpe ſo lange, bis eine einſame Biene ihr Neſt verläßt, und geht dann hurtig ans Werk, die lange Legeröhre in das erkorene Neſt zu ſchieben und zwiſchen den Vorräten, die die Biene anhäuft, ihr Ei neben demjenigen der rechtmäßigen Beſitzerin niederzulegen. Ungeſtraft kommt ſie dabei nicht immer weg, und wenn ſie ſich von der ſtärkeren Biene ertappen läßt, ſo wird ſie meiſt von deren Kiefern oder Stachel verſtümmelt oder getötet

Die Gehälter der Schauspieler

Im ganzen Deutſchen Reich und in Oeſterreich zahlen, nach den Angaben des ſächſiſchen Hofſchauſpielers Winds in dem Buche „Aus der Werkſtätte des Schauſpielers“, etwa 20 große Schauſpielbühnen ihren Mitgliedern volle Jahresgehälter; in Berlin, Wien, Dresden, München, Frankfurt a. M. und Hamburg werden Gehälter von 8000 bis 15000 Mark an die erſten Kräfte, in Leipzig, Hannover, Stuttgart, Wiesbaden 6000 bis 10000 Mark gewährt, zweiten und mittleren Kräften etwa die Hälfte. Ueber 15000 Mark geht nur ganz ausnahmsweiſe ein Schauſpielergehalt, und im allgemeinen ſind ſogar ſchon ſolche über 10000 Mark ſelten. Weiter gibt es noch 8 bis 10 Hofbühnen: Braunſchweig, Kaſſel, Karlsruhe, Weimar, Schwerin, Koburg und Mannheim, die ihre Mitglieder ebenfalls jahrweiſe verpflichten, doch höchſtens für 7000 bis 8000 Mark; auch die Kölner, Bremer und Breslauer Theater bieten noch gute Beſoldungen, doch immer nur für eine höchſtens achtmonatige Spielzeit. An den übrigen größeren Theatern, wie in Magdeburg, Düſſeldorf, Danzig, Königsberg, Mainz, werden Monatsgehälter von 200 bis 400 Mark gezahlt, das gibt bei einer ſiebeneinhalbmonatigen Spielzeit (15. September bis 1. Mai) eine durchſchnittliche Jahreseinnahme von 3000 Mark, wovon jedoch etwa ein Drittel für Geſchäftsunkoſten (Garderobe, Reiſen u. ſ. w.) in Abzug zu bringen iſt.

Koreanische Gartenkunst

Die Japaner zeichnen ſich bekanntlich dadurch aus, daß ſie den Bäumen, die ſie kultivieren, die ſeltſamſten Formen geben. In Korea gehen einige Gärtner noch weiter und laſſen gleich richtige Möbelformen, Tiſche, Stühle, Seſſel u. ſ. w. wachſen. Natürlich ſind die Verfahren, durch die man ſolche Reſultate erhält, zugleich ſehr langwierig und kompliziert. Man braucht z. B. acht bis zehn Jahre, um einem Rebſtock das Ausſehen eines einfachen Kinderſtuhles zu geben. Andre Möbelformen erfordern ſogar 20 Jahre ſorgfältigſter Pflege. Dieſe Zeit brauchte ein Gärtner aus der Umgebung von Söul, um einen ſehr merkwürdigen Seſſel wachſen zu laſſen, den kürzlich ein franzöſiſcher Marineoffizier erwarb. Sehr bequem ſind dieſe Möbel natürlich nicht. Das Holz zeigt infolge der gewaltſamen Behandlung eine ununterbrochene Folge von Knoten und Buckeln. Der einzigartige Seſſel iſt durch das gleichzeitige Wachſen eines Weinrebenſtammes und eines Gingkoſtrauches gebildet; er iſt 1,50 Meter hoch, 70 Zentimeter breit und wiegt faſt 50 Kilogramm.

Warum ist der Himmel blau?

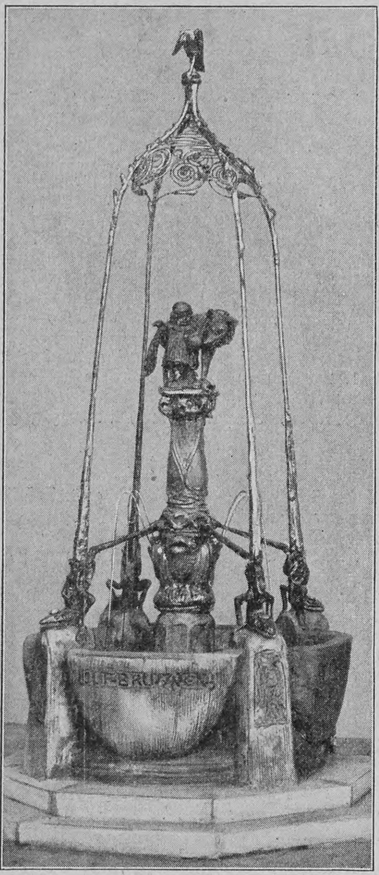
Nach dem berühmten engliſchen Phyſiker Lord Rayleigh wird das ſchöne Blau des wolkenfreien Himmels erzeugt durch die Luftmoleküle, die dies blaue Licht am intenſivſten zerſtreuen und zurückwerfen; je größer ihre Anzahl, um ſo reiner erſcheint das Himmelsblau. Auf ſehr hohen Bergen erſcheint der Himmel dunkler blaugefärbt, weil die Luftſchicht über dem Beobachter geringer iſt und der dunkle leere Weltraum als Hintergrund mehr zur Geltung kommt. Iſt umgekehrt die Luft mit Waſſertröpfchen und größeren Staubteilchen mehr angefüllt, ſo tritt das Blau vor der grauweißen Farbe zurück, und mit ſinkender Sonne wird das durchgelaſſene Licht zunehmend reicher an gelben und roten Strahlen. Dieſe Erklärung wird nun aber von W. Spring auf Grund von Experimenten mit gewichtigen Gründen beſtritten. Nach ſeiner Anſicht iſt das Himmelblau lediglich eine Folge der blauen Färbung des Sauerſtoffs und Ozons der Atmoſphäre, es iſt alſo die Eigenfarbe der Luft. Wäre, ſagt er, die Luft an und für ſich farblos, ſo würde uns die Helligkeit des Himmels nicht vermindert erſcheinen, wohl aber das zerſtreute Tageslicht weißer, beſonders in den höheren Teilen, gegen den Horizont hin etwas orangefarben infolge der Trübung der unteren Regionen.

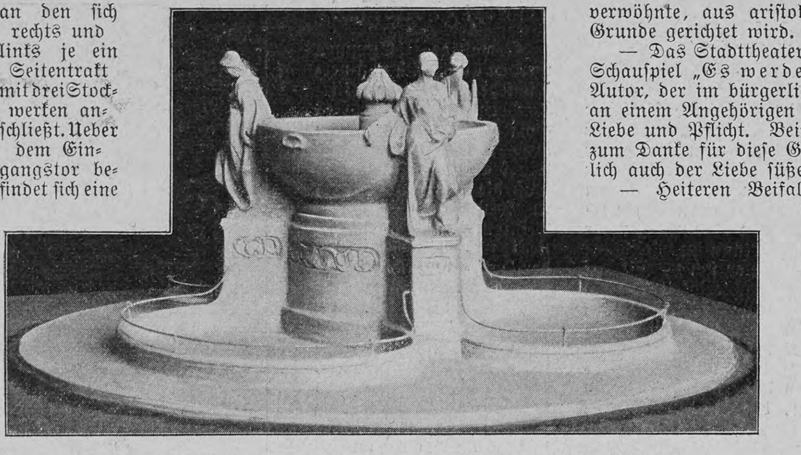
Das „süsseste“ Land der Erde

Einer unlängſt veranſtalteten internationalen Statiſtik zufolge darf England auf dieſen Superlativ Anſpruch erheben, da auf jeden ſeiner Einwohner jährlich im Durchſchnitt 30 Kilogramm Zucker kommen. Es folgen die Vereinigten Staaten, wo jeder Bewohner im Jahre 29 Kilogramm verbraucht; in Dänemark 22, in der Schweiz 21, in Schweden und Norwegen 15, in Frankreich 12, in Deutſchland ebenfalls 12, in Holland 11, in Italien und Belgien 11 und in Oeſterreich 8 Kilogramm. Der Ruſſe endlich nimmt die letzte Stelle in dieſer Beziehung ein. Dort kommen auf den Bewohner im Jahre nur 5 Kilogramm Zucker. Von der Geſamtproduktion des Zuckers auf der ganzen Welt, die auf zwölf Millionen Tonnen geſchätzt wird, entfallen auf Deutſchland, das damit die erſte Stelle einnimmt, 2300000 Tonnen (zu je 1000 Kilogramm), während Frankreich und Oeſterreich nur 1300000 Tonnen produzieren.

Zwei neue Zierbrunnen für München

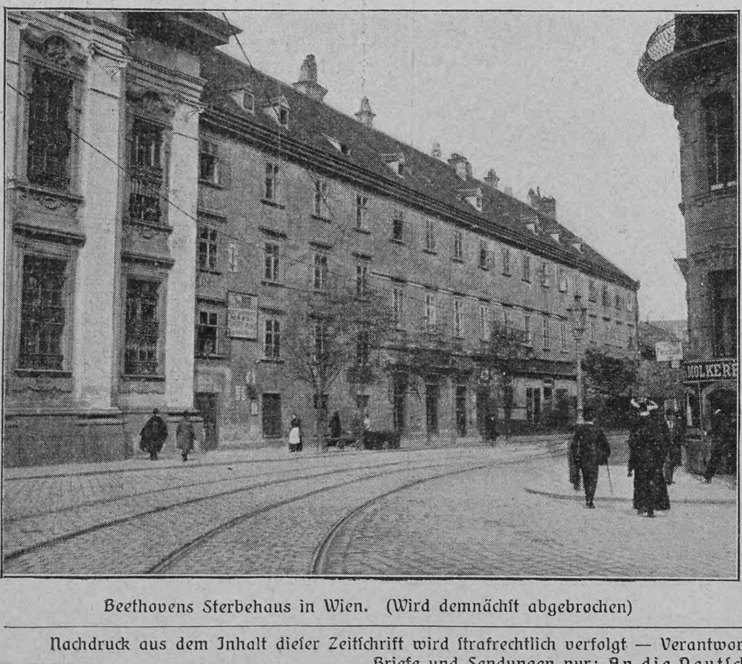
„Brunnenkonkurrenzen“, d. h. Wettbewerbe um Entwürfe zu Zierbrunnen, gehören jetzt zu den regelmäßig wiederkehrenden Erſcheinungen im Leben der Münchener Plaſtik. Faſt jede nur einigermaßen bedeutende Stadt Bayerns, die was auf ſich hält, läßt ſich einen Monumentalbrunnen errichten, ſei es zur Huldigung für das Königshaus, ſei es zur Erinnerung an die Heldentaten von 1870 oder zur Verherrlichung beſtimmter lokalgeſchichtlicher Ereigniſſe. Und die Wahl einer Brunnenanlage, die einen friſchen, idylliſchen Zug in den ſo arg verfahrenen Denkmalsbetrieb bringt, iſt dabei als ebenſo glücklich zu bezeichnen wie die Ausſchreibung von Wettbewerben, in denen ſich die Künſtler vor den Augen des Publikums meſſen und manch junges Talent zum erſtenmal die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde auf ſich lenkt. Denn die Entwürfe, die bei dieſen, meiſt auch noch vom Staat unterſtützten Konkurrenzen einlaufen, werden dann in München auch öffentlich ausgeſtellt, und dieſe Ausſtellungen finden bei Künſtlern und Laien immer lebhafte Beachtung. Beſonderes Intereſſe weckten zwei ſolche Konkurrenzausſtellungen, die in den letzten Wochen gleichzeitig in München ſtattgefunden haben; denn bei beiden handelte es ſich um Brunnen, die der Stadt München ſelbſt zum Schmucke gereichen ſollen. Der eine, von der Stadtgemeinde geſtiftete, ſoll auf dem Iſartorplatz aufgeſtellt werden; die Wahl des Stoffs war hier ganz freigegeben. Der andre iſt die hochherzige Schenkung eines kunſtfreundlichen Privaten, der die Bedingung ſtellte, daß der figürliche Schmuck des Brunnens an ſeinen Namen, Wolf, erinnern ſolle. Dieſe Bedingung, von Laien anfangs viel beſpöttelt, hat im Gegenteil, wie Erfahrene leicht vorausſehen konnten, den Künſtlern manch hübſche, volkstümliche Inſpiration gegeben; und der mit dem erſten Preis gekrönte Entwurf von Düll und Pezold, der Rotkäppchen mit dem Wolf zeigt, iſt denn auch eine ſehr liebenswürdige, graziöſe Schöpfung, in der Kompoſition dem ziemlich engen Platz, auf den dieſer Brunnen zu ſtehen kommen ſoll (am Koſttor), geſchickt angepaßt. Bei der andern Konkurrenz (für den Iſartorplatz) hat Bildhauer Killer für ſeinen von einer zierlichen Fortuna gekrönten Entwurf den erſten Preis erhalten; eine mehr monumentale, großzügige Wirkung hat Hubert Netzer mit ſeinem „Nornenbrunnen“ erſtrebt, der mit dem zweiten Preis ausgezeichnet wurde und den wir hier nebſt dem Rotkäppchen-Brunnen unſern Leſern im Bilde vorführen.


Aus der Münchener Brunnen-Konkurrenz: Rotkäppchen-Brunnen von A. Düll und G. Pezold (I. Preis)


Aus der Konkurrenz für einen Brunnen auf dem Iſartorplatz in München: Nornenbrunnen von Hubert Netzer (II. Preis)

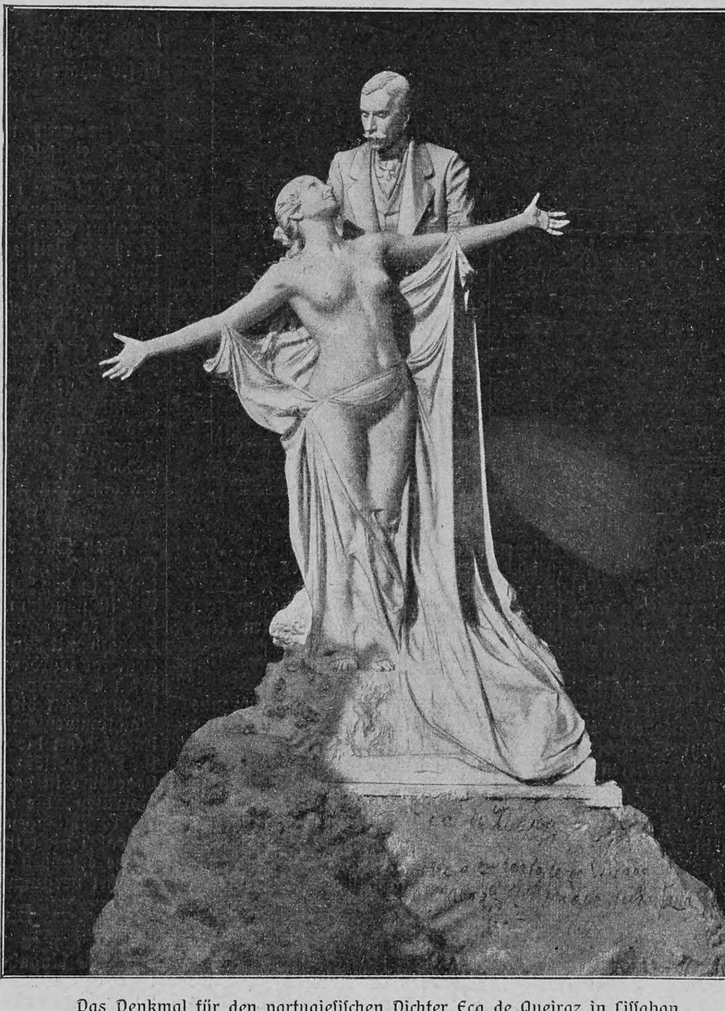
Beethovens Sterbehaus

In kurzer Zeit wird das Sterbehaus Ludwig van Beethovens, des größten muſikaliſchen Genies aller Tage, vom Erdboden verſchwunden ſein. In dem rieſigen Gebäude, das allein faſt eine ganze Seite der Schwarzſpanierſtraße in Wien einnimmt, bewohnte der Tondichter zwei kleine Zimmer. Hier verbrachte er in tiefer Abgeſchiedenheit die letzten Tage ſeines Lebens. Der Bau, der jedes beſonderen architektoniſchen Schmuckes entbehrt, hat einen zwei Stock hohen Mitteltrakt, an den ſich rechts und links je ein Seitentrakt mit drei Stockwerken anſchließt. Ueber dem Eingangstor befindet ſich eine Gedenktafel, die in halbverwitterten Lettern die Inſchrift trägt: „Beethovens Sterbehaus 26. März 1827.“ Der Wiener Arzt Dr. von Bräuning, in deſſen Hauſe der junge Beethoven freundliche Aufnahme gefunden hatte, als er noch arm und bedürftig bei Haydn und Salieri Muſikunterricht genoß, erzählt, daß der Aufenthalt des Meiſters im Schwarzſpanierhauſe ihm im allgemeinen angenehm und behaglich geweſen ſei. Dabei muß man allerdings die überaus geringen Bedürfniſſe und die tiefe Abgeſchloſſenheit des unſterblichen Künſtlers berückſichtigen. Außerdem hat aber Beethoven gerade in dieſer Zeit durch das Verhalten ſeines Neffen wie ſeines Bruders Johann manchen Kummer erfahren. Das hiſtoriſche Haus befindet ſich heute im Eigentum des Stiftes Heiligenkreuz.


Beethovens Sterbehaus in Wien. (Wird demnächſt abgebrochen)

Das Eça de Queiroz-Denkmal für Lissabon

In Liſſabon wird demnächſt dem portugieſiſchen Dichter Joſé Maria Eça de Queiroz ein Denkmal errichtet, von dem wir hier eine Abbildung vorführen. Eça de Queiroz iſt einer der wenigen portugieſiſchen Schriftſteller der Gegenwart, deren Name auch in Deutſchland bekannt iſt. Eines ſeiner liebenswürdigſten Werke, der Roman „Stadt und Gebirg“, iſt vor kurzem ins Deutſche übertragen worden und hat ſich bei uns ſchon viele Freunde erworben (Ueberſetzung von Louiſe Ey, erſchienen in der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart). Seine Landsleute haben Eça de Queiroz den „portugieſiſchen Zola“ genannt; in dem angeführten Roman aber erweiſt er ſich mehr als zur Familie Dickens gehörig. Die Art, wie er die Ueberkultur modernen Großſtadtlebens mit luſtigen Uebertreibungen, die doch einen bitteren Ernſt durchklingen laſſen, ſchildert, iſt nicht naturaliſtiſch, ſondern humoriſtiſch im beſten Sinne des Wortes, und ein zarter, liebenswürdiger Humor liegt auch über den köſtlichen Schilderungen des portugieſiſchen Landlebens, in deſſen idylliſchem Zauber der Held des Romans, „mein Freund Jacintho“, von dem Pariſer Spleen geneſt und zum tatfrohen, ſegenwirkenden Mann heranreift. Der Schöpfer dieſes gemüt- und geiſtvollen Werkes iſt im Jahre 1900 in der Blüte ſeiner Mannesjahre geſtorben; von der Verehrung, mit der ſeine Landsleute ſein Andenken pflegen, ſoll das Denkmal Zeugnis ablegen, das, von dem Bildhauer Antonio Teixeira Lopes geſchaffen, den Dichter mit der vor ihm ſich enthüllenden Geſtalt der Natur zeigt. Die Kompoſition, die für unſern Geſchmack durch die Verbindung modernen bürgerlichen Koſtüms mit klaſſiſcher Nacktheit etwas Befremdendes hat, erinnert an den Wahlſpruch, den Eça de Queiroz ſich nach den bekannten Verſen in Goethes „Zueignung“ gewählt: „Ueber die kraftvolle Nacktheit der Natur den durchſichtigen Mantel der Phantaſie.“


Das Denkmal für den portugieſiſchen Dichter Eça de Queiroz in Liſſabon
Von Antonio Teixeira Lopes

Bühne

Einen literariſch intereſſanten Verſuch unternahm das Hoftheater in Stuttgart mit der Vorführung von Grillparzers Fragment „Eſther“, ergänzt durch Rudolf Krauß. Der als feinſinniger Literaturhiſtoriker geſchätzte Nachdichter lehnt ſich im weſentlichen an die bibliſche Erzählung an, und es iſt ihm auch gelungen, eine Reihe wirkſamer Auftritte zu ſchaffen, doch bleibt die Ergänzung erheblich hinter dem poetiſchen Schwunge des Fragmentes zurück. Immerhin fand das Drama, unterſtützt durch treffliche Wiedergabe der Hauptrollen, eine günſtige Aufnahme. Als Buch iſt es in der Muthſchen Verlagshandlung zu Stuttgart erſchienen.

— Im Schauſpielhauſe zu München errang das fünfaktige Drama „Peter Hawel“ vom Grafen Eduard von Keyſerling ſtarken Beifall. Das Stück behandelt die Tragödie des ſchlichten Mannes, der durch ſeine verwöhnte, aus ariſtokratiſchen Kreiſen ſtammende Frau zu Grunde gerichtet wird.

— Das Stadttheater in Köln hatte guten Erfolg mit dem Schauſpiel „Es werde Recht“ von Walter Bloem. Der Autor, der im bürgerlichen Leben Rechtsanwalt iſt, ſchildert an einem Angehörigen dieſes Berufes den Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht. Beim Helden ſiegt das Pflichtgefühl, und zum Danke für dieſe Geſinnungstüchtigkeit winkt ihm ſchließlich auch der Liebe ſüßer Lohn.

— Heiteren Beifalls erfreute ſich im Stadttheater zu Altona das Luſtſpiel „Madame Pompadour“, worin Thilo von Trotha ein Stückchen Sittengeſchichte aus der Zeit des Königs Jérôme von Weſtfalen entrollt.

— Im Deutſchen Theater zu Prag fand die zweiaktige Oper „Zaïre“ von P. de la Nux eine freundliche Aufnahme. Das Libretto iſt aus Voltaires gleichnamigem Drama geſchöpft.

Rettungsboote aus Bimsstein

Während man bisher zur Herſtellung von Rettungsbooten Kork oder luftgefüllte Behälter verwendete, ſtellt neuerdings eine Liverpooler Werft Rettungsboote aus Bimsſtein her. Die Boote werden ſo konſtruiert, daß der Bimsſtein den Raum zwiſchen den doppelt ausgeführten Holzwandungen ausfüllt.

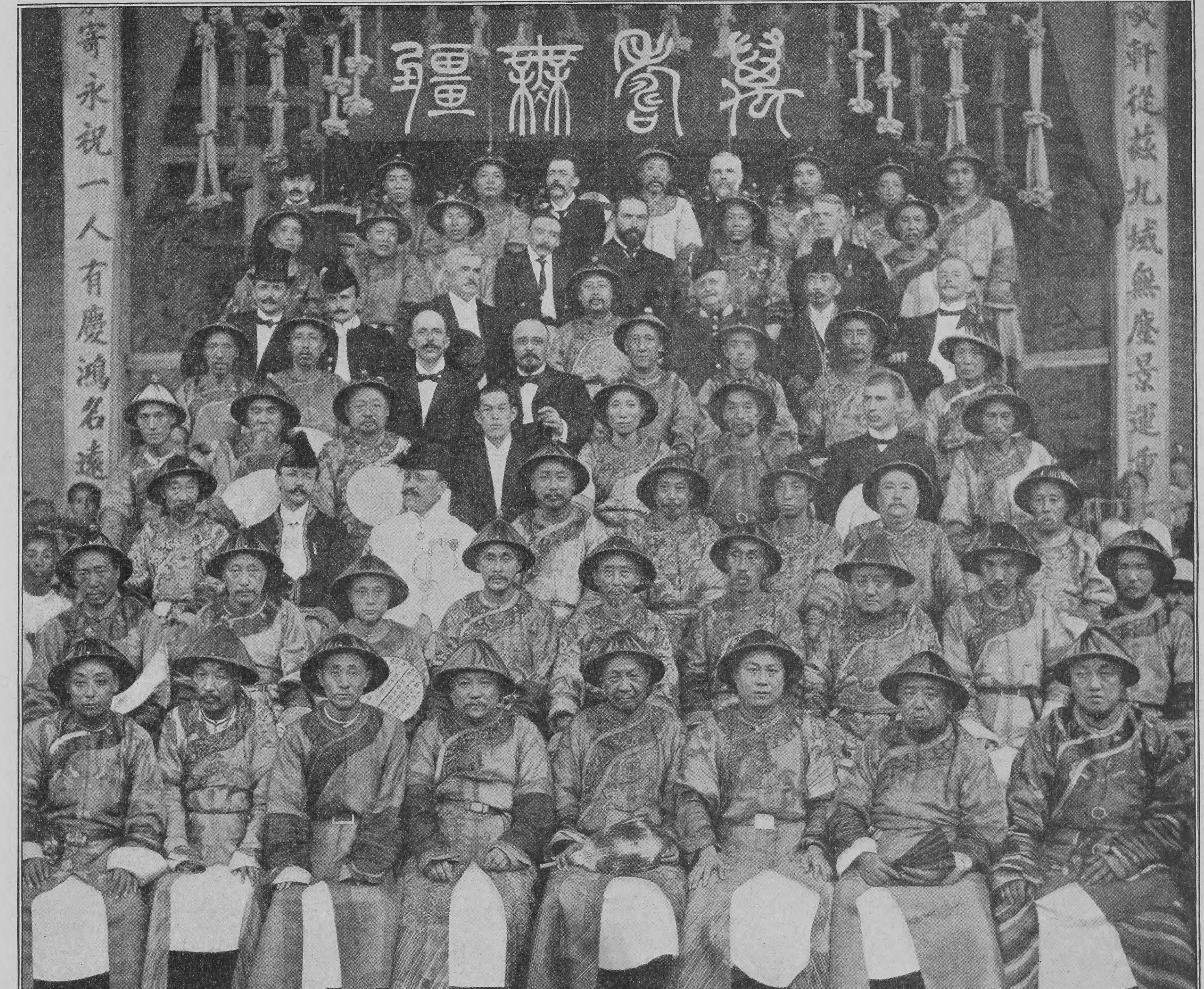
Totenschau

Baurat Dr. Oskar Mothes, Reſtaurator der Rudelsburg, auch als Kunſthiſtoriker geſchätzt, 76 J., † 5. Okt., ; Dresden. — Prof. Dr. Domenico Tibone, bed. Gynäkolog, 72 J., † 6. Okt., Rom. — Prof. Dr. Ricardo Secondi, ber. Augenarzt, 71 J., † Genua. — Demeter Roſetti, vormals rumäniſcher Unterrichtsminiſter, 72 J., † Jaſſy. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Rudolf Lipſchitz, bek. Mathematiker, 71 J., † 7. Okt., Bonn. — Vizehofkapellmeiſter Karl Bruckner, 48 J., † 7. Okt., Mödling bei Wien. — Georg Zenic, vormals ſerbiſcher Juſtizminiſter, ſpäter Präſident des Staatsrats, 79 J., † 7. Okt., Wien. — Gabrielle Krauß, einſt Primadonna der Pariſer Großen Oper, 61 J., † 7. Okt., Paris. — Dr. Daniel Saul, bek. Journaliſt, langjähriger Vertreter der Frankf. Ztg. in Stuttgart, 49 J., † 8. Okt., Jugenheim. — Wirkl. Geheimer Rat Otto Julius v. Tſchirſchky u. Bögendorff, vormals Generaldirektor der ſächſiſchen Staatsbahnen, 85 J., † 8. Okt., Dresden. — Generalleutnant Werner v. d. Schulenburg, vormals Kommandeur der 19. Inf.-Brigade, 77 J., † 9. Okt., Berlin. — Rudolf Oldenbourg, Begründer des gleichnamigen Verlagshauſes, 92 J., † 10. Okt., München. — Kommerzienrat Joſeph Rathgeber, Inhaber der großen Waggonfabrik, 57 J., † 10. Okt., München. — Dr. Karl Eugen Valuſſi, Fürſtbiſchof von Trient, 67 J., † 11. Okt. — Camille du Locle, vormals Direktor der Pariſer Komiſchen Oper, Verf. zahlreicher Operntexte, 71 J., † Capri. — Wirkl. Geheimer Rat J. P. Novikow, vormals ruſſ. Botſchafter in Wien und Konſtantinopel, 77 J., † bei Moskau. Kark Jänicke, zweiter Bürgermeiſter von Breslau, geſchätzt als Novellen- und Luſtſpieldichter, 53 J., † 11. Okt., Breslau. — Romandichter Richard Henry Savage, 58 J., † 11. Okt., New York. — Verlagsbuchhändler Gerhard Stalling, 73 J., † 12. Okt., Oldenburg. — Baurat Viktor Luntz, bek. Kirchenerbauer, 63 J., † 12. Okt., Wien. — Karl von Scholl, württemb. Landoberſtallmeiſter, 55 J., † 13. Okt., Stuttgart. — Baurat Dr. Richard Fellinger, Generalbevollmächtigter der Firma Siemens & Halske in Wien, 55 J., † 13. Okt., Wien.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 5


萬壽無疆
寄永祝一人有慶鴻名遠
Schreiber, chm.

Tuan-Fang, ſtellvertretender Generalgouverneur der Provinzen Hunan und Hupeh, in der Mitte der dritten Reihe von oben

Die Feier des Geburtstages des Kaiſers von China in Wuchang: Gruppenbild der europäiſchen und chineſiſchen Feſtteilnehmer

Eigentlich hätte in dieſem Jahre der Geburtstag des chineſiſchen Kaiſers Kuang-ßü am 20. Auguſt von den Bewohnern des „himmliſchen Reiches“ gefeiert werden ſollen; weil auf dieſes Datum jedoch der Todestag eines früheren Herrſchers fiel, ſo hatten die kaiſerlichen Hofaſtronomen einen günſtigeren Tag zur Feier ausgeſucht, und zwar den 18. deſſelben Monats. Wie im ganzen Reiche begann am Morgen des Feſttages die chineſiſche Beamtenſchaft der Städte Wuchang, Hankou und Hanyang ihre Feier nach dem ſtreng vorgeſchriebenen Zeremoniell bei Sonnenaufgang mit dem „Kotau“ vor der Kaiſertafel, die in jeder Provinzialhauptſtadt ihren Platz in einem eigens dafür errichteten Gebäude hat. Gegen Mittag wurde in Wuchang eine Heerſchau mit nachfolgendem Bankett abgehalten, wozu Tuan-Fang, der ſtellvertretende Generalgouverneur von Hupeh und Hunan, neben den Spitzen ſeiner chineſiſchen Behörden auch das geſamte Konſularkorps, Vertreter der chineſiſchen Seezoll- und Poſtverwaltungen und die Direktoren der Pei-Han-Eiſenbahngeſellſchaft eingeladen hatte. Die Heerſchau ſchloß mit dem Abſpielen der chineſiſchen Nationalhymne, worauf die Truppen ein Hoch auf den Kaiſer ausbrachten, indem ſie dreimal „Wan-Shou“ (d. h. wir wünſchen dem Kaiſer zehntauſend Jahre) riefen. Bei dem nun folgenden Bankett, das in einer offenen, kühlen Halle der prächtig dekorierten Wuchanger Baumwollſpinnerei ſtattfand, wurde von einem Dolmetſcher im Namen des Generalgouverneurs eine Anſprache verleſen. Der amerikaniſche Generalkonſul Dr. L. Wilcox antwortete im Namen des Konſularkorps, dankte für die Einladung und brachte die Geſundheit des Kaiſers von China aus. Den Schluß der Feier machte eine photographiſche Gruppenaufnahme, die wir obenſtehend wiedergeben und die namentlich wegen der verſchiedenartigen, darauf vertretenen nationalen Typen beſonderes Intereſſe erregen dürfte.

Literatur

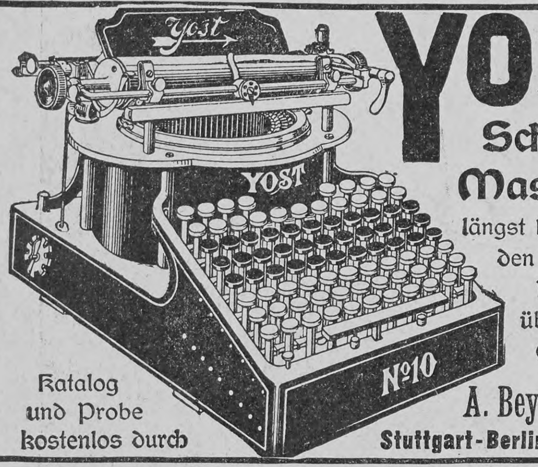
Unter den billigen Klaſſiker-Ausgaben, durch die der deutſche Buchhandel die Werke unſrer Großen in immer weitere Kreiſe des Volkes bringt, nehmen die einbändigen Ausgaben der Deutſchen Verlags-Anſtalt eine beſondere Stellung ein. Nicht allein durch ihren billigen Preis, ſondern auch durch die große Annehmlichkeit, die darin liegt, daß man ſich die verſchiedenen Werke eines Dichters nicht aus verſchiedenen Bänden zuſammenſuchen muß, ſondern ſie wie Koſtbarkeiten und liebe Andenken, die man in einem Schatzkäſtchen vereinigt aufbewahrt, auf den Blättern eines Buches bequem beieinander findet. Dazu kommt bei den einbändigen Ausgaben der Deutſchen Verlags-Anſtalt, daß ſie, bei aller Ausnutzung des Raumes, doch durchaus würdig ausgeſtattet ſind. Daraus erklärt ſich leicht die große Beliebtheit dieſer Klaſſiker-Editionen und die ſtetig wachſende Zahl ihrer Auflagen. So iſt ſoeben von der Schiller-Ausgabe dieſer Serie (Schillers Werke. Herausgegeben von J. G. Fiſcher. 1 Band von 960 Seiten Lexikon-Oktav, mit einer Reproduktion der Danneckerſchen Schillerbüſte. Eleg. geb. 3 Mk.) die neunte und von der Goethe-Ausgabe (Goethes Werke. In einer Auswahl herausgegeben von Heinrich Düntzer. 1 Bd. von 1304 Seiten Lexikon-Oktav mit Reproduktion der Trippelſchen Büſte. Eleg. geb. Preis 4 Mk.) die fünfte Auflage erſchienen. Es ſei dabei bemerkt, daß die erſte Auflage des „einbändigen Goethe“ als Jubiläumsausgabe im Jahre 1899, zum 150. Geburtstag des Dichters, alſo vor kaum vier Jahren, herauskam.

– Von einem wahrhaft heroiſchen Opfer berichtet Klara Eyſell-Kilburger in ihrem Roman „Wenn die Schatten wachſen“ (Dresden und Leipzig, Karl Reißner). Ein armes, verwaiſtes Mädchen heiratet um der Verſorgung willen ihren Oheim, einen wackeren Mann, dem ſie ein treues Weib wird. Nach Jahren aber – ſie iſt inzwiſchen Mutter zweier Kinder geworden — erſcheint der Jüngere auf dem Plane, dem ihr Herz zufliegt. Und nun verſteht ſich der greiſe Gatte und Vater zu einer ſchier übermenſchlichen Entſagung: er, der an Weib und Kind mit ganzer Seele hängt, gibt die Frau frei und überläßt ihr ſogar die Kinder. Ja, noch mehr! Nach Verlauf weiterer Jahre ſucht er die frühere Gattin in ihrem neuen Glücke auf, läßt ſich von ſeinem Nachfolger als geehrten Gaſt und von ſeinen eignen Kindern als Großpapa behandeln. Im Innern leidet er freilich bittere Qualen, und der Tod kommt ihm als Erlöſer. Soweit das bei einem ſolchen Vorwurf möglich iſt, hat es die Autorin verſtanden, ihn glaubhaft zu geſtalten, aber völlig überzeugen dürfte ſie nicht viele. Immerhin weiß ſie das Intereſſe des Leſers zu feſſeln.

— „Rauſchende Palmen“ benennt Richard Deeken eine Sammlung von zwölf Skizzen und Erzählungen aus der Südſee (Oldenburg, Gerhard Stalling). Mit den Verhältniſſen in Polyneſien durch längeren Aufenthalt innig vertraut, gibt der Verfaſſer feſſelnde Einblicke in die merkwürdige Inſelwelt, das Leben der Eingeborenen und der dort angeſiedelten Europäer. Die Skizzen, die den größeren Teil des Buches einnehmen, ſind in munterem Plaudertone gehalten, der auch die ſcherzhafte Anekdote nicht verſchmäht, während ein Teil der Novelletten tragiſch ausklingt. Das von mehreren Abbildungen begleitete Buch iſt wohl geeignet, dem Leſer die Kenntnis der Zuſtände in jenem Teile der deutſchen Schutzgebiete zu erweitern.

Cailler's
Schweiz.
MILCH-CHOCOLADE
GRÖSSTER ABSATZ DER WELT

KODOID-PLATTEN
ERHOHEN DEN WERT EINER GLASPLATTEN-CAMERA UM 100%.
Sie bilden einen vollkommenen Ersatz für Glasplatten mit allen ihren Vorteilen jedoch ohne ihre Nachteile. Sie sind unzerbrechlich, leicht, dünn, hochempfindlich, orthochromatisch, lichthoffrei mässig im Preise.
Bei allen Händlern zu haben. Preisliste gratis. 185
KODAK GES. m. b. H. BERLIN.



YOST
Schreib-Maschine,
längst bewährt, mit den modernsten Neuerungen, übertrifft jede Erwartung.
Katalog und Probe kostenlos durch
A. Beyerlen & Co.
Stuttgart-Berlin-Karlsruhe.

O. H. MEDER
LEIPZIG MARKT No 11.
Artikel für die Jugend.
Modell-Dampfmasch., Dampf- und Uhrwerk-Eisenbahnen, Laterna magica, Elektr. Appar.
Lehrmittel,
Globen, Phonographen, Influenzmaschinen etc.
Jll. Weihnachts-Catal. geg. 10Pfg.-Marke.

Vorzüglich unterrichtet
über Kapital-Anlage und Spekulation sind
Neumann's Börsen-Nachrichten.
Berlin NW. 7. Schadowstr. 10/11.
Probenummern kostenfrei.

Bei der Constipation (Stuhlverstopfung) wirkt
Cascarine Leprince
nicht nur vorübergehend, sondern heilt auch, was zahlr. Gutachten von Professoren u. Aerzten bestätigen. Bestandteile: Cascarine Extract 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.—. In allen Apotheken erhältlich. Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt **reichen Nutzen** ziehen, indem sie die von der **D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser** aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kotteletes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen
*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!

„LUTOCAR"
Kehricht-Apparate Gm
Berlin SW.
Friedrichstrasse 18
D.R.P.

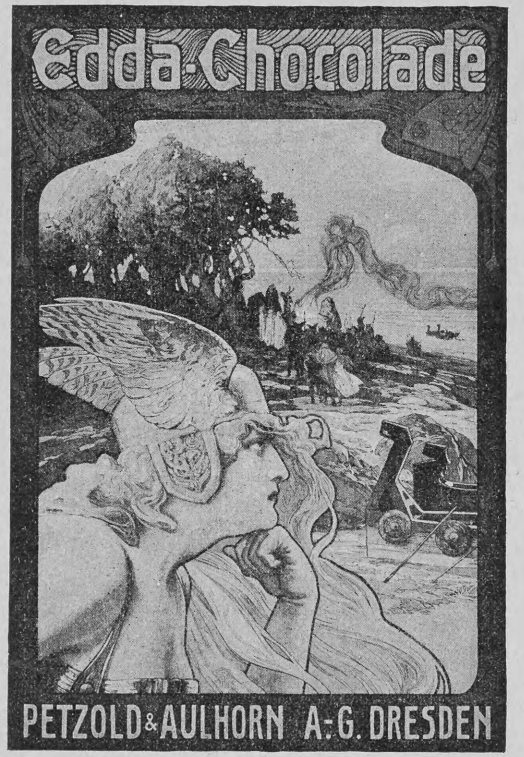
Grösste Sauberkeit
erzielt man bei Verwendung des
D. R. P. „Lutocar“ D. R. G. M. fahrbaren Kehrichtsammler.
!!! Patentirt in allen Kulturstaaten !!!
Bequemste und leichteste Handhabung!
Bedeutende Ersparnis an Zeit u. Geld! Keine Reparaturen!
Unentbehrlich für:
Gartenhäuser, Villen, Gutshöfe und Parkanlagen,
Strassen und Plätze,
Fabrikanlagen (Maschinenfabriken, Brauereien, Mälzereien, Zuckerfabriken etc.)
Friedhöfe,
Kasernen, Militär-Werkstätten,
Schiess- und Uebungsplätze,
Marställe, Rennbahnen u. Sportplätze,
Krankenhäuser, Sanatorien u. Irrenanstalten,
Hafenanlagen und Schiffswerften,
Markthallen, Bahnhöfe etc. etc.
Solvente Vertreter an allen grösseren Plätzen gesucht.
Prospecte und Auskünfte
„Lutocar“, Kehricht-Apparate-Gesellschaft m. b. H. Berlin S. W. 48.
Fernsprechamt IV. 3432.
Friedrichstrasse 16.

— Schon damals, als die Benutzung andrer Metalle, wie Eiſen und Kupfer, den auf der Kindheitsſtufe kultureller Entwicklung ſtehenden Völkern der Urzeit noch völlig fern lag oder doch nur in beſchränktem Maße ſtattfand, verarbeiteten ſie in gediegenem Zuſtande gefundenes Gold zu Geräten und Schmuckſachen. Man darf alſo wohl behaupten, daß die Verwendung des gleißenden Metalls ſo alt ſei wie die Kultur überhaupt. Wenn der Titelheld der Meyerbeerſchen Oper „Robert der Teufel“ ſingt: „Ja, das Gold iſt nur Schimäre“, ſo iſt das eine nur bei einem Heldentenor entſchuldbare Behauptung; das Gold ſtellt vielmehr einen der wichtigſten Kulturträger dar, und das allgemeine Intereſſe wird durch zahlreiche finanzielle oder ſonſtige wirtſchaftliche wie politiſche Beziehungen mit der Entwicklung der Goldinduſtrie eng verknüpft. Es iſt daher kein überflüſſiges Beginnen, wenn Hütteningenieur Manuel v. Uslar in ſeinem Büchlein „Das Gold“ (Halle a. S., W. Knapp) das Vorkommen, die Gewinnung und Bearbeitung dieſes Edelmetalls uns in gemeinverſtändlicher Weiſe vorführt. Das mit 19 Abbildungen im Texte und 2 Tafeln ausgeſtattete Werkchen iſt für den gebildeten Laien, nicht für den Fachmann geſchrieben und bildet für Inhaber von Goldaktien und für Finanzmänner wie für Kolonialpolitiker und nach Gold erzeugenden Ländern exportierende Kaufleute einen ſchätzenswerten Führer und Berater auf fachtechniſchem Gebiete.

— Zu den bemerkenswerteſten neueren Werken über Inſulinde oder Niederländiſch-Indien gehört Dr. H. Breitenſteins „Einundzwanzig Jahre in Indien“, das durch den kürzlich ausgegebenen III. Teil: „Sumatra“ (Leipzig, Th. Griebens Verlag, L. Fernau) vollſtändig geworden iſt. Der Verfaſſer, der als holländiſcher Militärarzt Sumatra genau kennen gelernt hat, beſchreibt ſeine Fauna und Flora — letztere im Verhältnis zur Größe der Inſel eine der reichſten auf der ganzen Erde —, die Hauptſtämme der Eingeborenen und die koloniale Tätigkeit der Holländer in Krieg und Frieden. Beſonders intereſſant iſt, was er über den gefährlichen Kleinkrieg mit den Atjeern erzählt, ferner die Schilderung der dort herrſchenden Tropenkrankheiten und das Kapitel über malaiiſche Muſik. Die Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen ergänzen den Text in wünſchenswerter Weiſe. Die Tendenz des dritten Bandes wird durch die Mahnung des Vorwortes ausgedrückt: „Holland! raffe dich auf! Hebe auch die Schätze der Inſel Sumatra und ſchaffe allen ſeinen Bewohnern ein menſchenwürdiges Daſein! Du ſollſt, denn du kannſt!“

— Ihren feſſelnden Kulturbildern aus Ruſſiſch-Polen reiht Klara Naſt mit der „Familie Swetzow“ ein neues an (Stuttgart, A. Bonz & Comp.). Die im Titel genannte Familie iſt ein gar ſeltſames Völkchen, in dem ſich das heruntergekommene, ſchon ſtark ans Gaunerhafte ſtreifende Künſtlertum ergötzlich widerſpiegelt. Indeſſen birgt ſich hinter dem draſtiſchen Humor auch tiefe Tragik, denn aus der verlotterten Geſellſchaft und ihrer widrigen Umgebung ragen wohltuend zwei edle Geſtalten hervor, die ein grauſames Geſchick dem Untergange weiht. Wie die Charakteriſtik der Perſonen, ſo iſt auch die Lokalfarbe der ruſſiſch-polniſchen Kleinſtadt trefflich gelungen.

Künstlerische Plakate,
Reklamekarten, Kataloge etc.



liefert die
Aktiengesellschaft für Kunstdruck
Niedersedlitz bei Dresden.

Arco
Wärmster klimatischer Curort Südtirols nächst dem Gardasee. Hauptstation der reizenden Mori-Arco-Riva-Bahn. Saison Oktober—Mai. Palmen, Oliven, Lorbeer u. Orangen. Neue Winteranlagen u. grosse Wandelhallen, staubfreie Promenaden, tägl. 2mal Curconcerte. Grosser Festsaal, Reunions. Alle Gattungen Bäder. Kaltwassercuren, Inhalatorium. Hôtels und Pensionen. Privatvillen mit vermietbaren Familienwohnungen. Kath. u. evang. Gottesdienst. Telefon zwischen Arco—Trient—Roveredo etc. Elektr. Beleuchtung. Neue Hochquellenleitung. Prospekte u. Auskünfte durch die Curvorstehung.

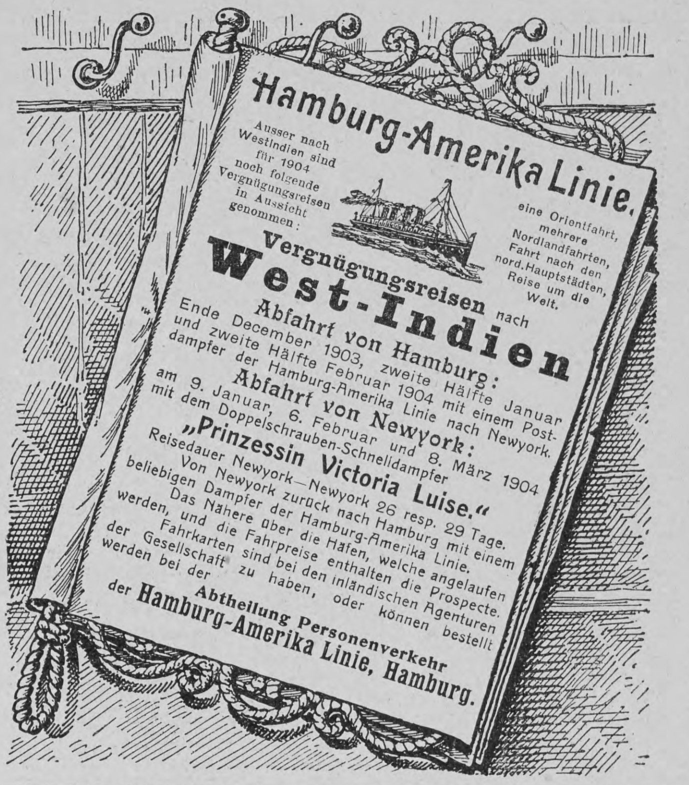
Cederlunds
allein ächt
GENUINE CALORIC PUNCH
Feinste Marke.
Haupt-Niederlage für Deutschland: Carl v. Freidenfelt, Lübeck.

Sparsame Hausfrauen
kochen nur mit
Umbach's Dampftöpfen
Halbe Kochzeit. Erhöhte Schmackhaftigkeit aller Speisen.
In allen einschläg. Geschäften; sonst direkt vom Fabrikanten
Chr. Umbach, Bietigheim (Württemberg.)

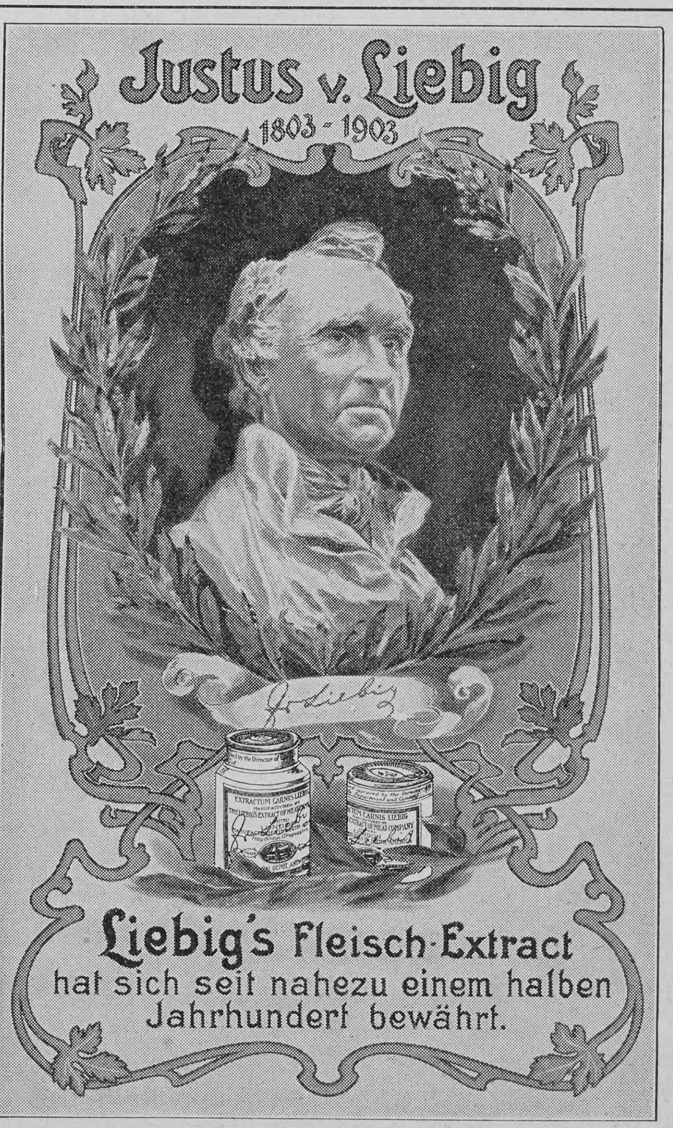
Illustrierte Prospekte gratis.

Schweizer Stickerei
für Wäsche-Ausstattungen
aller Art (Festons und Einsätze).
Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl.
Eigene Fabrik. Billigste Preise.
Directer Versandt an Private. Ware zollfrei.
Bitte Musterkatalog verlangen.
Briefe nach der Schweiz 20 ₰., Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

106



Hamburg-Amerika Linie.
Ausser nach Westindien sind für 1904 noch folgende Vergnügungsreisen in Aussicht genommen:
eine Orientfahrt, mehrere Nordlandfahrten, Fahrt nach den nord. Hauptstädten, Reise um die Welt.
Vergnügungsreisen nach
West-Indien
Abfahrt von Hamburg:
Ende December 1903, zweite Hälfte Januar und zweite Hälfte Februar 1904 mit einem Postdampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork.
Abfahrt von Newyork:
am 9. Januar, 6. Februar und 8. März 1904 mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Prinzessin Victoria Luise.“
Reisedauer Newyork—Newyork 26 resp. 29 Tage.
Von Newyork zurück nach Hamburg mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie.
Das Nähere über die Häfen, welche angelaufen werden, und die Fahrpreise enthalten die Prospecte.
Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu haben, oder können bestellt werden bei der
Abtheilung Personenverkehr
der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.



Justus v. Liebig
1803 - 1903
Liebig's Fleisch-Extract
hat sich seit nahezu einem halben
Jahrhundert bewährt.

Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.
Das ist die Firma, welche die prachtvollen, luftreinigenden, selbsttätigen Zimmerfontänen in unübertroffener Auswahl seit langen Jahren fabriziert.
Prachtkatalog B gratis.
Geschenk von dauerndem Wert!

Photograph. Apparate
schon von *M.* 3.— an, bis zur feinsten Ausführung, sowie sämtl. Bedarfsartikel zu billigsten Preisen.
Katalog gratis.
Hess & Sattler,
Augsburg.

Deva-Roman-Sammlung
Jeder Band 50 Pfg.
Verzeichnis der bis jetzt erſchienenen Bände koſtenlos durch jede Buchhandlung oder direkt von der
Deutſchen Verlags-Anſtalt,
Stuttgart.

Nebelbilderapparate
SCIOPTICON
Laterna magica, Wunder-Megaskop,
Kinematograph, Lichtbilder,
Vortrags-Serien
für Vereins- und Gemeinde-Unterhaltung.
Neuheiten Liste VIIa frei.
Gebr. Mittelstrass, Hoflieferanten,
Magdeburg 6.

Buchführung
Correspondenz
Rechnen
Comtoirpraxis
Verlangen Sie
gratis
Prospect u. Probe
FERDINAND SIMON
gerichtlicher Bücher-Revisor
BERLIN O. 27.
Mit dem patentirten Schönschriftfederhalter u. der Schönschriftfeder wird jede Schrift schön
Probe Lection gratis

Für Weihnachten
prächtige Stoffe für Tapiſſerien und Handarbeiten, äußerſt preiswert, werden auf Verlangen (unter K. T. 5648 durch Rudolf Moſſe, Cöln) ſofort bemuſtert. Vermittlerinnen von Verkäufen an Private geſucht gegen hohe Proviſion.

Photograph. Apparate
von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber
Wiesbaden.

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20 per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Briefmappe

W. v. G. in L. Eine hübſche Richard Wagner-Plaquette in Bronze hat die Stuttgarter Metallwarenfabrik Wilhelm Mayer & Franz Wilhelm hergeſtellt. Sie zeigt das wohlgetroffene Bildnis des Meiſters, umrahmt von Lorbeerzweigen, darunter den Namen nebſt Geburts- und Todestag.

L. K. in M. Die Angabe des Berliner Blattes über das poetiſche Schaffen des Prinzen Georg von Preußen beruht auf einem Schreib- oder Druckfehler. Nicht Bauernſpiele hat der Prinz unter ſeinem Dichternamen G. Conrad verfaßt, ſondern Trauerſpiele.

O. v. B. in R. Briefmarkenſammlern läßt ſich die Monatsſchrift „Die Poſt" beſtens empfehlen (Leipzig, Verlag des Univerſal-Briefmarkenalbums, F. Reinboth, jährlich M. 1.—). Das Blatt, das etwa 50 Vereinen als Organ dient, iſt trefflich geeignet, den Verkehr unter Sammlern zu vermitteln.

E. K. in Wien. Der Ausſpruch, daß Liebe „die ſchönſte aller Geiſtesſtörungen" ſei, rührt von Balzac her. Daß faſt alle verliebten Männer ſehr oft gegen ihren Willen komiſch wirken, kommt aber daher, daß ein jeder noch liebenswürdiger ſein möchte, als er kann

R. v. G. in Stettin. General von Haeſeler iſt durchaus nicht der erſte Kriegsheld geweſen, der entſchiedener Antialkoholiker war. Schon der helmumflatterte Hektor wehrt bei Homer ſeiner Mutter, die ihm vor dem Aufbruch zur Schlacht einen Trunk zur Stärkung bieten will, mit den Worten:

> „Nicht des ſüßen Weins mir gebracht, ehrwürdige Mutter,
> Daß du mich nicht entnervſt und des Muts und der Kraft ich vergeſſe."

Hierin ſpricht ſich die klare Erkenntnis aus, daß der Alkohol bei Anſtrengungen jeder Art nur eine vorübergehende Nervenerregung zu ſchaffen vermag, die der Trinker hernach mit einer längeren Erſchlaffung büßen muß.

Palindrom

Man braucht zur Ortsveränderung ein Weſen,
Das kannſt du vorwärts ſo wie rückwärts leſen;
Noch zu beachten iſt dabei:
Der Löſungen gibt es hier zwei. E. S.

Kreuzrätſel

		A	A	A		
		A	A	A		
A	A	A	A	C	C	C
C	E	E	M	N	N	N
N	N	N	O	O	R	R
		R	R	S		
		S	S	V		

Die Buchſtaben ſind ſo umzuſtellen, daß die wagerechten ſowie die entſprechenden ſenkrechten Reihen bezeichnen:

1.
2. } zwei Städte Italiens;
3. ein altes Schloß in Italien.

F. P.

Rätſel

Mit S im Meer, mit G im Haus —
Bringſt du das, Leſer, wohl heraus? E. S.

Scherzrätſel

Mein Rätſelwort lies umgekehrt — du findeſt
Den Ausdruck für ein Ding, mit dem du bindeſt. E. S.

Matador neueste Sekt-Marke von **Kloss & Foerster.**

PFAFF-Nähmaschinen

für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.

Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit**, mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**

Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.

Niederlagen in fast allen Städten.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Meßmer's Thee 1903er

der beliebteſte u. verbreitetſte. Die plomb. Packete tragen Firma u. Preisaufdruck.

Täglich 9000 Uhren

Wanduhren und Wecker

liefert die grösste Uhrenfabrik der Welt:

Die vereinigten Uhrenfabriken von
Gebr. Junghans und Th. Haller, A.G., Schramberg.

Marke Junghans

ist anerkannt die beste.

Lehruhr „Tick-Tack"

das reizendste und lehrreichste Weihnachtsgeschenk für Kinder.

Die regulierbare, gutgehende Lehruhr wird zerlegt geliefert u. kann nach der beigegebenen Anleitung leicht von Kindern zusammengesetzt u. wieder auseinander genommen werden.

Verkauf nur durch die Geschäfte der Branche.

VOR GEBRAUCH.

Wirkung durch **Charis** ärztl. geprüft

NACH GEBRAUCH.

„Charis" Deutsches Reichspat. 131122 (pat. i. Oest., Schweiz etc.), bes. **Falten, Runzeln,** eck., hässl. **Gesichts- u. Nasenform,** unschöne **Züge.** Dauernd. Erfolg. gar. N. Aussage w. Kund. a. b. Kopfschmerz u. Schlaflosigk. vorz. bew. Orthop. Anwendg. z. Hause. **„Sei gegrüsst!"** Deutsch. Reichspat. 143308, m.d. Teint natürl. ros. zart. Prosp. g. Porto. Frau Schwenkler, Berlin W. 71, Potsdamerstr. 86B.

Kieler Koch-Schule

und wirtschaftliches Töchter-Pensionat besserer Stände.
Ländlicher Aufenthalt im Eigenbesitztum:
„Heuer-Adler's Ruh", Ellerbek b. Kiel.
Vorsteherin: **Frau Sophie Heuer.**
Während des langjährigen Bestehens der Anstalt von 1881 bis 1903 wurde eine grosse Schülerinnenzahl ausgebildet.
Lawn Tennis- u. Spielplätze. — Bootfahrt.
Ia. Referenz. Beginn d. Lehrgänge 4. Januar, 15. Mai. Alles Nähere durch den Lehrplan.

Dr. Lahmann's vegetabile Milch

der Kuhmilch zugesetzt, bildet das der Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.

Man verlange ausführliche Abhandlung von

Hewel & Veithen, Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, **Köln u. Wien.**
Vertreter für ganz Russland: **Rud. W. Seuberlich** in **Riga.**

SANATOGEN
zur Kräftigung des Körpers
zur Stärkung der Nerven

Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker

reine **Dextrin-Maltose** mit Verdauungssalzen; ohne Abführwirkung; rationellster Zusatz zur Kuhmilch für die Ernährung gesunder und kranker Säuglinge, vom frühesten Lebensalter an, klinisch bewährt bei acuten und chronischen Verdauungsstörungen. Preis der Dose von ½ Kilo Inhalt **Mk. 1.50.**

Nährzucker-Kakao,

wohlschmeckendes, kräftigendes Nährpräparat für Kinder u. Erwachsene, Kranke u. Genesende. Preis der Dose von ½ Kilo Inhalt **Mk. 1.80.**

In Apotheken, Drogerien u. Colonialwaarenhandlungen.

Nährmittelfabrik München G.m.b.H. in Pasing.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 76:

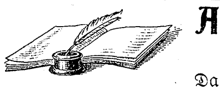
Des Füllrätſels: Brauburſche (Brauſche, Bur).
Des Homonyms: einſilbig.
Des Silbenrätſels: Krachmandel.

Richtige Löſungen ſandten ein: Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg-St. Georg (4. — Beſtens dankend erwidert! D. Red.); L. Meyer in Hannover (7); Joh. P. Stoppel in Hamburg (4); Otto Scherer in Berlin (3); Georg Ohly in Prag (5); „Hans und Anna“ in Innsbruck; Erich Borchardt in Königsberg i. Pr. (3); Alfred Schröder in Wiesbaden; „Oedipus“ in Emden (4); Frau Agnes Fiedler in Wien (2); Karl Veithen in Magdeburg; Frau Roſa Hechinger in München (3).

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Ueber die Herrlichkeiten, die Frau Mode für die kommende Saiſon bringen ſoll, ſchreibt uns die bekannte Seidenſtoff-Fabrik-Union Adolf Grieder & Cie. in Zürich: Nachdem die Seideninduſtrie ſeit bald zwei Jahren geruht, hat ſie ſich wieder aufgerafft, und der Erfolg iſt ein durchſchlagender. Die hervorragenden Pariſer Schneider arbeiten ihre neuen Modelle beinahe nur noch auf Seide. Die Toiletten, die ſie aufbauen, ſind Kunſtwerke, vom ſeidenen Unterrock angefangen bis zur letzten Schleife am Seidenkleide. „Weich, durchſichtig, ſchmiegſam“ lautet die Forderung, die jetzt die Mode an die Stoffe ſtellt. Beſondere Geltung erlangen daher alle crêpe- und gazeartigen Stoffe wie Crêpe de Chine, Voile de Soie, Seiden-Mouſſeline, Crêpe Météor, Crêpe Claire de Lune, Gazes-Ninon, Grenadines, Gazes façonnées u. a., und zwar einfarbig ſowohl als bedruckt. Für die heurige Pliſſee-Mode, ſpeziell für Plissés Eventail, ſind dieſe Stoffe beſonders geeignet. Ganz neu iſt Voile Grenadine, ein leichtes, duftiges und doch ſolides Gewebe, das weich und geſchmeidig die Figur umfängt. Alle die genannten Stoffe werden auf verſchiedene Weiſe mit chiné-artigen Blumendeſſins oder halbverſchwommenen Figuren bedruckt, und hierdurch haben beſonders die Crêpes de Chine eine große Reichhaltigkeit erfahren. Die Druckmuſter, die in zarten Paſtelltönen den luftigen Geweben entſprechend auf die Stoffe hingezaubert erſcheinen, geben ihnen ein reiches und doch zartduftiges Ausſehen. Eine neue Behandlung beſteht darin, das Deſſin mit weißen Konturen zu umrahmen, wodurch der Ausdruck diskret und reizvoll gehoben wird. Chinés werden jetzt ſchon in ganz billigen Qualitäten hergeſtellt, und reich iſt die Neuausmuſterung in aparten Farbſtellungen und Deſſins. Statt taffetartigen Artikeln bringt man jetzt ſatinartige, weiche, einfarbige, dünne, geſchmeidige Stoffe wie Nonpareil-Silk, Satin Mousseline, Messaline, die äußerſt ſolide im Tragen ſind. Grüne Farbtöne gelten für hochmodern, auch „Blaugrün“ wird viel verlangt. Muſter ſendet die Firma jedem Intereſſenten gern zu.



Aus fremden Zungen.

Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 21. Heft enthält: Ohne Sprache. Von Wladimir Korolenko. Aus dem Ruſſiſchen. — Das grüne Land. Friſche Dorfgeſchichten. II. Die Jagd auf den Pooka. Von Andrew Merry. Aus dem Engliſchen. — Rauch. Skizze von Marya Konopnicka. Aus dem Polniſchen. — Loſe Blätter: Erzählungen der armorikaniſchen Briten. — Von Leo Tolſtoj.

Monatlich erſcheinen 2 Hefte à 50 Pfg.
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Eine Erfindung für das Haus.

Drahtloſe Telegraphie, gleichviel ob Marconis oder ein anderes Syſtem, hat in der letzten Zeit ſolche Rieſenfortſchritte gemacht, zu Waſſer ſowohl, wie zu Land, daß ſie ſchon eine ganz bedeutende Rolle in unſerem gewöhnlichen Alltagsleben ſpielt. Jedermann iſt heutzutage darüber unterrichtet, daß ſich Botſchaften über Tauſende von Meilen über den Ozean telegraphiſch ſenden laſſen ohne Benutzung der üblichen Kabel. Im menſchlichen Körper gibt es nun auch eine Art drahtloſer Telegraphie, die ſehr raſch meldet, wenn irgendwo ein krankhafter Zuſtand beſteht. Die Warnung beſteht in der Regel in einem Gefühl von Mattigkeit und Schwäche, und wenn dieſer Warnung nicht Gehör geſchenkt wird, kann ſich leicht eine gefährliche Krankheit entwickeln.

Sofort nach Empfang einer derartigen drahtloſen telegraphiſchen Warnung ſollte man ſich nach Hilfe umſehen, und dieſe findet man in Scotts Emulſion, die ſich nach 30jähriger Laufbahn in allen Teilen der Welt einer ſtets wachſenden Anzahl von Freunden und Gönnern erfreut. Sie liefert deutlich ſichtbare Erfolge in Fällen von Blutarmut, Bronchitis, Keuchhuſten, Engliſcher Krankheit, Skrofeln, Maſern und ähnlichen Leiden. Sie enthält als Hauptbeſtandteile die drei folgenden die Geſundheit kräftigenden Elemente: Medizinal-Lebertran und Kalk- und Natron-Hypophosphite.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

STICKEREI
STOFFE

Grosses Lager in Stoffen aller Art für Tapisserie, Leinenstickerei, Portièren, Decken, u. s. w.
Point-lace-Bändchen.

STICKEREI
MUSTERBÜCHER
TH. DE DILLMONT, MÜLHAUSEN i. Els.

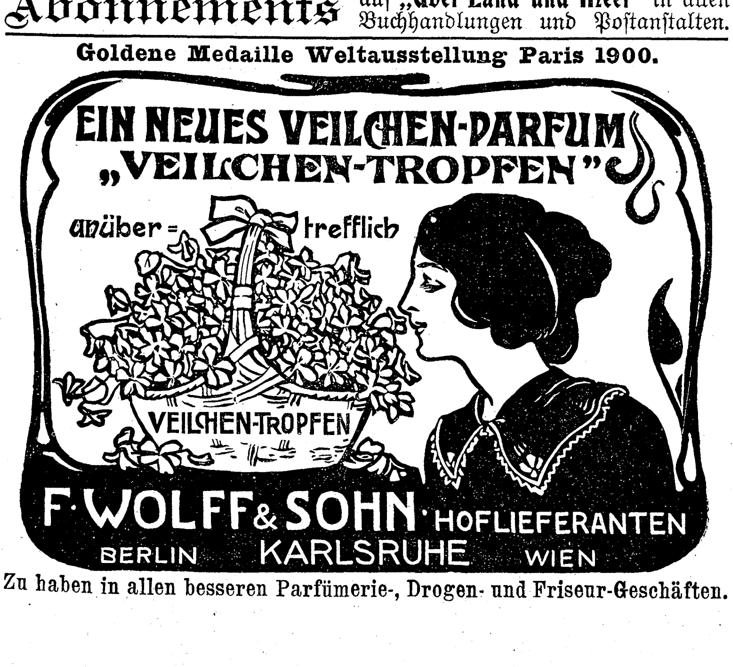
STICKGARNE
Baumwolle, Leinen, Seide
Waschechte Farben
Muster, Katalog und Preiscourant sendet auf Verlangen gratis und franco die Firma **Th. de Dillmont,** in **Mülhausen** (Elsass) und in **Wien,** Stefansplatz N° 6.

MARQUE DE FABRIQUE
Canfield

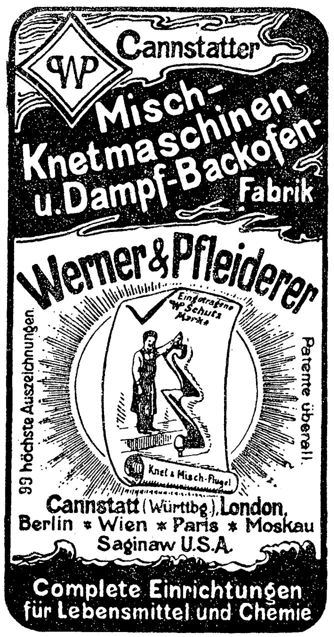
Canfield Schweissblatt.
Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unübertreffl. Schutzmittel für jed. Kleid.
Canfield Rubber Co.,
Hamburg, Grosse Bleichen 16.
☞ Nur echt mit unserer Schutzmarke **„Canfield“.** ☜
Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigefügt.

Abonnements auf „Über Land und Meer“ in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

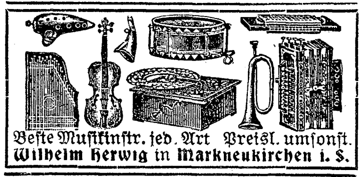


Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.



WP
Cannstatter
Misch-Knetmaschinen- u. Dampf-Backofen-Fabrik
Werner & Pfleiderer
Eingetragene WP Schutz Marke
Knet & Misch-Flügel
99 höchste Auszeichnungen
Patente überall.
Cannstatt (Württbg.), London,
Berlin * Wien * Paris * Moskau
Saginaw U.S.A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5.
Preisliſten gratis und franko.



Beſte Muſikinſtr. jed. Art Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.

Ges. geschützt.
(citronens. Mentholäther.)
Bestes
Schnupfenmittel
der Welt.
— In allen Apotheken. —
Dr. E. Krause, Leipzig.

Geg. Einsend. v. M. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennung. treuer Kunden.
Probefässchen von 25 Liter zu M. 15.—
desgl. **Oberingelheim. Rotwein** M. 25.—

Gesichtshaare u. ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Classen) versendet geg. 145 ₰ Apotheker **Wegener, Reinfeld i. H.**

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.
Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

Umtausch von
Ansichts-Post-Karten.
Sende an alle, welche mir eine Ansichtskarte senden, eine reizende Karte der schweizerischen Hochalpen. Sichere Antwort. **Traugott Pfaff,**
Neuchâtel (Suisse).

Zucker-, Magen-, Darm-Kranke verlangen Prospect
Von ärztl. Autoritäten empfohlen.
Rademann's Nährmittelfabrik Frankfurt a. M. S. & Berlin S.W.

Des Abends bei Tisch

genügen fünf Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeiſt“ (Alcool de Menthe de Ricqlès), um ein ſofort fertiges, erfriſchendes und pikantes Getränk herzuſtellen, deſſen Koſten nur einen halben Pfennig betragen. Sehr empfohlen bei ſchlechter Verdauung, Magendrücken, Blähungen und Mattigkeit. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Colonialwaarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M.

Braut- und Hochzeit-

Seidenſtoffe in großartiger Auswahl. Hochmoderne Genres in weiß, ſchwarz u. farbig zu billigſt. Preiſ. meter- u. robenweiſe, porto- u. zollfr. an Jedermann. Wundervolle Foulards ſchon von 95 Pf. an. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders

Ludwigs-Apotheke zu **München.**

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

Aulhorns
Nähr-Cacao
Höchster Nährwerth!
Grösster Wohlgeschmack!
Leichteste Verdaulichkeit!
Wiederholt ärztlich empfohlen!
Fabrikanten: Petzold & Aulhorn A.-G., Dresden.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo“** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

HYPNOTISMUS

meistert das Geschick des Menschen.

Hypnotismus ist eine Wissenschaft über das menschliche Geschick; er hat die ganze Welt zum Denken veranlaßt. Sie können denselben im eigenen Hause erlernen und einen besonderen und mächtigen Einfluß über andere ohne deren Kenntnis ausüben. Wenn Sie den zauberhaften Reiz, den Willen eines jeden menschlichen Wesens zu meistern, kennen lernen wollen, dann bestellen Sie sich ein Exemplar unserer Gratis-Broschüre, betitelt **„Die Philosophie des persönlichen Einflusses“.** Dieselbe enthält die geheimnisvolle Methode des ersten aller Hypnotiseure, des Dr. X. La Motte Sage. Er beschreibt in leicht verständlicher Form, wie man Hypnotismus, um seinen Zweck zu erreichen, gebrauchen kann. Er lehrt Ihnen, wie Sie Personen nur durch Anblicken hypnotisieren können. Niemand kann widerstehen. Er sagt Ihnen, wie Sie denselben gebrauchen müssen, um in Ihren geschäftlichen Unternehmungen Erfolge zu erreichen, um die Liebe und Freundschaft derer, die Ihnen gefallen, zu erlangen, um Krankheit zu lindern und üble Angewohnheiten auszurotten. Das Buch hat große Sensation gemacht. Es enthält die überraschendsten Enthüllungen der Geheimnisse des Hypnotismus und des persönlichen Magnetismus, die je veröffentlicht wurden. Dr. Sage hat sich entschlossen, den Nutzen von dem, was er über diese mystische, mächtige Kraft durch jahrelanges, unaufhörliches Studium ergründet hat, der Allgemeinheit zu teil werden zu lassen. Wenn Sie ein Exemplar dieses bemerkenswerten Buches zu erhalten wünschen, dann schreiben Sie sofort darum; es wird vollständig **kostenlos** geliefert. Adressieren Sie eine 10 Pfennig-Postkarte an

Lernen Sie kostenlos, ein Hypnotiseur zu werden.

New York Institute of Science,
Abt. A. S. 1 Rochester, N. Y.

Zur Ankündigung von Festgeschenken aller Art auf Weihnachten

eignet sich

Ueber Land und Meer

in ganz hervorragendem Masse infolge seiner umfassenden Verbreitung in den besten Gesellschaftskreisen und unter einem kauflustigen sowie kaufkräftigen Publikum, besonders aber auch deshalb, weil die Anzeigen im Journal selbst, anschliessend an den redaktionellen Teil, zum Abdrucke gelangen, wodurch ihnen andauernde Wirksamkeit gesichert ist.

Für Weihnachts-Anzeigen kommen hauptsächlich nachstehende Nummern in Betracht:

Nr. 8 erscheint am 22. November, Inseratenannahme bis 2. November.
Nr. 9 erscheint am 29. November, Inseratenannahme bis 9. November.
Nr. 10 erscheint am 6. Dezember, Inseratenannahme bis 16. November.
Nr. 11 erscheint am 13. Dezember, Inseratenannahme bis 23. November.

Mit Probe-Nummern und Kostenanschlägen steht gern zu Diensten

Stuttgart, Königsstrasse 33. die **Anzeigen-Geschäftsstelle** von **„Ueber Land und Meer“.**

Von 20 Mark an postfrei. Preislisten, Muster kostenfrei.

GEGRÜNDET 1862.

Nur gegen Bar-Einsendung oder Nachnahme.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei

Berlin W.8. F. V. Grünfeld Leipziger Str. Nr. 25.

Baumwollene Hemdentuche.

Ohne Appretur, für Leib- u. Bettwäsche geeignet.

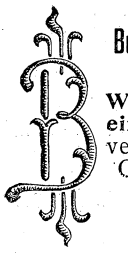
Marke HC, mittelfeinfädig.
Br. 82 Cm., Mtr. **42** Pf., 20 Mtr. ℳ **8.—.**
Marke VF, feinfädig.
Br. 83 Cm., Mtr. **52** Pf., 20 Mtr. ℳ **10.—.**
Br. 132 Cm., Mtr. **88** Pf., 25 Mtr. ℳ **21.30.**
Br. 162 Cm., Mtr. **115** Pf., 20 Mtr. ℳ **22.30.**

Weiss Rein-Leinen

Marke FG 19, gewaschen, mittelfeinfädig.
Breite 80 Cm., Meter **95** Pf. Stück von 33⅓ Meter nur ℳ **30.70.**
Breite 160 Cm., für Bettlaken, Mtr. ℳ **2.—.**

Grünfelds Halbleinen

Marke HG 21, geklärt,
mittelfeinfädig, für jede Art Wäsche.
Breite 84 Cm., Meter ℳ **0.90.** 20 Meter ℳ **17.50.**
Breite 130 Cm., Meter ℳ **1.50.** 25 Meter ℳ **36.40.**
Breite 160 Cm., Meter ℳ **1.85.** 20 Meter ℳ **35.80.**
Breite 200 Cm., Meter ℳ **2.35.** 20 Meter ℳ **45.50.**



Handgestickte

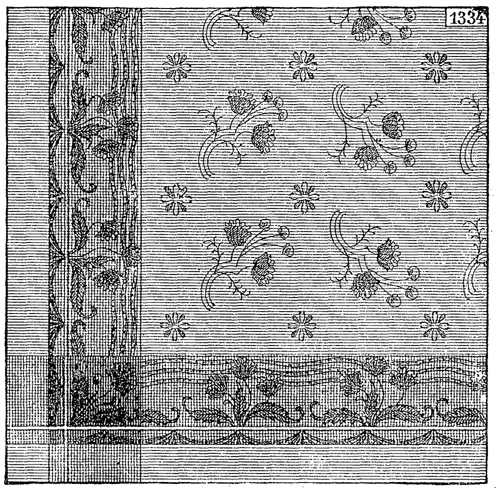
Buchstaben-Taschentücher

Marke 750,

Weiss Reinleinen, mit **einem** weiss gestickten, verzierten Buchstaben in Grösse wie Abbildung.

Grösse 46 Cm.

Dutzend gesäumt ℳ **7.50.**



Kaffee-Gedeck Marke 1334

Weiss Damast mit a) **rot,** b) **blau,** c) **gold Blumen-Borde.** Gesäumt im Karton

Tischtuch-Grösse 130×130 Cm.
Mundtuch-Grösse 32×32 Cm.
Gedeck mit 6 Mundtüchern **nur** . ℳ **3.—.** **3.—.**

Schürzen-Pakete

je enthaltend 6 verschiedene, bewährte **Küchen-, Haus- und Tee-Schürzen.**

Gruppe M. A. R. G. O.

zusammen **nur** ℳ 5.—, 7.50, 10.—, 12.50, 15.—.

Jacquard-Gedecke

Marke 739. Weintraubenmuster.
Weiss, Reinleinen, gesäumt.
Tischtuch-Grösse 160×170 Cm., mit 6 Mundtüchern ℳ **10.30.**
Tischtuch-Grösse 160×340 Cm., mit 12 Mundtüchern ℳ **20.60.**

Hausmacher Jacquard-Handtücher

Marke 1282,
Weissleinen, in Streifen- u. Blumen-Mustern. Grösse 48×120 Cm.
Gesäumt und gebändert, das Dutzend ℳ **7.—.**

Jacquard-Handtücher

Marke 350 W. Reinleinen,
weissgarnig, in verschiedenen Streifen- und Blumen-Mustern.
Abgepasst, gesäumt und gebändert.
Grösse 52×132 Cm., das Dutzend ℳ **12.—.**

Wischtücher, Marke OT.

Reinleinen, gesäumt und mit einem Band versehen.

Grau, weiss oder rot kariert.
Grösse 52×52 Cm., Dutzend . ℳ **2.80.**
Grösse 52×75 Cm., Dutzend . ℳ **4.—.**
Weiss, rot oder blau kariert.
Grösse 52×52 Cm., Dutzend . ℳ **3.20.**
Grösse 52×75 Cm., Dutzend . ℳ **4.50.**

Kleiderstoff „Diana“,

Baumwollen, dunkelgrundig, buntfarbig kariert.

Breite 70 Cm., Mtr. nur **60** Pf. 24 Mtr. (3 Kleider) ℳ **14.—.**

Eigene mechanische u. Hand-Weberei, Näherei- u. Stick-Werkstätten: **Landeshut i. Schl.**

☞ ***Bitte die neu erschienene Haupt-Preisliste Nr. 403 zu verlangen.***

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt

Arthur Seyfarth,

KÖSTRITZ, Thüringen.
Gegründet 1864.

Lieferant vieler europäisch. Höfe. Prämiiert m. höchsten Auszeichnungen. Versand divers. Spezialitäten moderner Renommir-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sporthunde! Vorstehhunde, Pointer, Setter, Bracken, Dachshunde, Russ. Windhunde, Sct. Bernhardshunde, Neufundländer, Wolfshunde, Kolossal-Doggen, Dänische Doggen, Dalmatiner, Bulldoggen, Bull-Terrier, Foxterrier, Pudel, Rattler, Rehpintscher, Affenpintsch., Zwergpintsch., Spitzer, Malteser, Colleys, Schäferhde. Erstkl. Qual. Album edler Hunderassen M. 2. Katalog franko. Das interess. Werk „Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten“ Mark 6.

Referenzen aller Länder!
Export nach allen Weltteilen!

Nur an Damen!

Höchst interess. sehr wertvolle u. für jede Dame geradezu unentbehrliche Sendung gegen 50 Pfg. (Briefmarken).

Heinr. Lehmann, Kunstverlag, **Hamburg.**

Musikinstrumente

aller Art in vorzüglichster Qualität bei billigster Berechnung.

Ernst Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Stellung. **Existenz.**

Prospect gratis

Probebrief franco.

Gratis Prospect.

Brieflicher prämiierter **Unterricht.**

BUCHFÜHRUNG

Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.

Keine Vorherzahlung.

Gratis Prospect.

Sicherer Erfolg garantiert

Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Hohe Provision

ist leicht zu verdienen durch Vermittelung von Verkäufen in Confectionsstoffen an Familien. Mitteilungen unt. **K. O. 5644** durch **Rudolf Mosse, Cöln.**

Zauber- und **Nebelbilder-Apparate** für **Künstler, Dilettanten** u. **Kinder.**
Illustr. Preisliste grt. fr.
Wilhelm Bethge, Magdeburg, Jacobstr. 7.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Otto von Leitgeb.

Um Liebe. Vier Novellen.
Geheftet M. 3.—
Gebunden M. 4.—

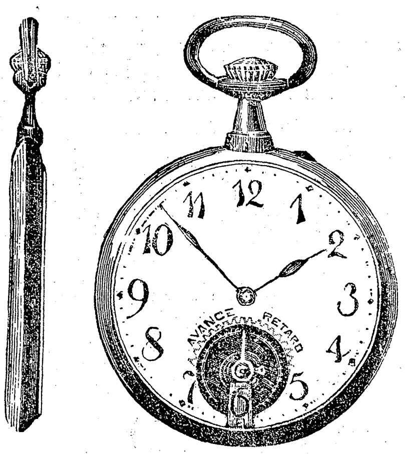
Psyche. Novellen.
Geheftet M. 3.—
Gebunden M. 4.—

Das Gänsemännlein.
Illustriert. Erzählung.
3. Auflage. Geheftet M. 3.—
Gebunden M. 4.—

Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul.
2. Auflage. Geheftet M. 4.—
Gebunden M. 5.—

Der verlassene Gott. Novellen.
2. Auflage. Geheftet M. 3.50
Gebunden M. 4.50

Präcisions-Uhr „Glashütte“.



Höchste Gangleistung!

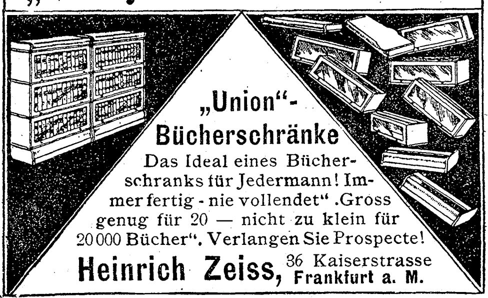
Ganz flache Cavalier-Herren-Remontoir-Anker-Uhr.

Hermetisch verschlossenes, also vor Eindringen von Staub und Wasser geschütztes und dadurch auch dem Einfluss von Temperaturveränderungen nicht ausgesetztes Präcisionswerk, 15 Rubis, mit am Zifferblatt sichtbarem Ankergang. **5 Jahre schriftliche Garantie für präcisen Gang. Preis in Stahl Mk. 25.—, in Silber Mk. 30.—, in Doppel-Gold-Doublé** (Gehäuse mit solider echter Goldplatte überzogen, also nicht vergoldet) mit 25 Jahre Garantie für Goldaussehen, von massiv goldener Uhr nicht zu unterscheiden, **nur Mk. 35.—, in massiv 14 karat. Gold nur Mk. 95.—. Doppel-Doublé-Ketten** in modernsten Façons à Mk. 8.— und Mk. 12.—, je nach Gewicht. Versand franco u. zollfrei gegen vorherige Geldeinsendung oder Nachnahme durch das

Uhren-Versandhaus „Chronos“ in Basel (Schweiz).

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pfg., Postkarten 10 Pfg.

„Ein System von Abtheilen.“



„Union“-Bücherschränke

Das Ideal eines Bücherschranks für Jedermann! Immer fertig - nie vollendet“. Gross genug für 20 — nicht zu klein für 20000 Bücher“. Verlangen Sie Prospecte!

Heinrich Zeiss, 36 Kaiserstrasse Frankfurt a. M.

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3**. Prosp. gratis.

**Best.:* *Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1 g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

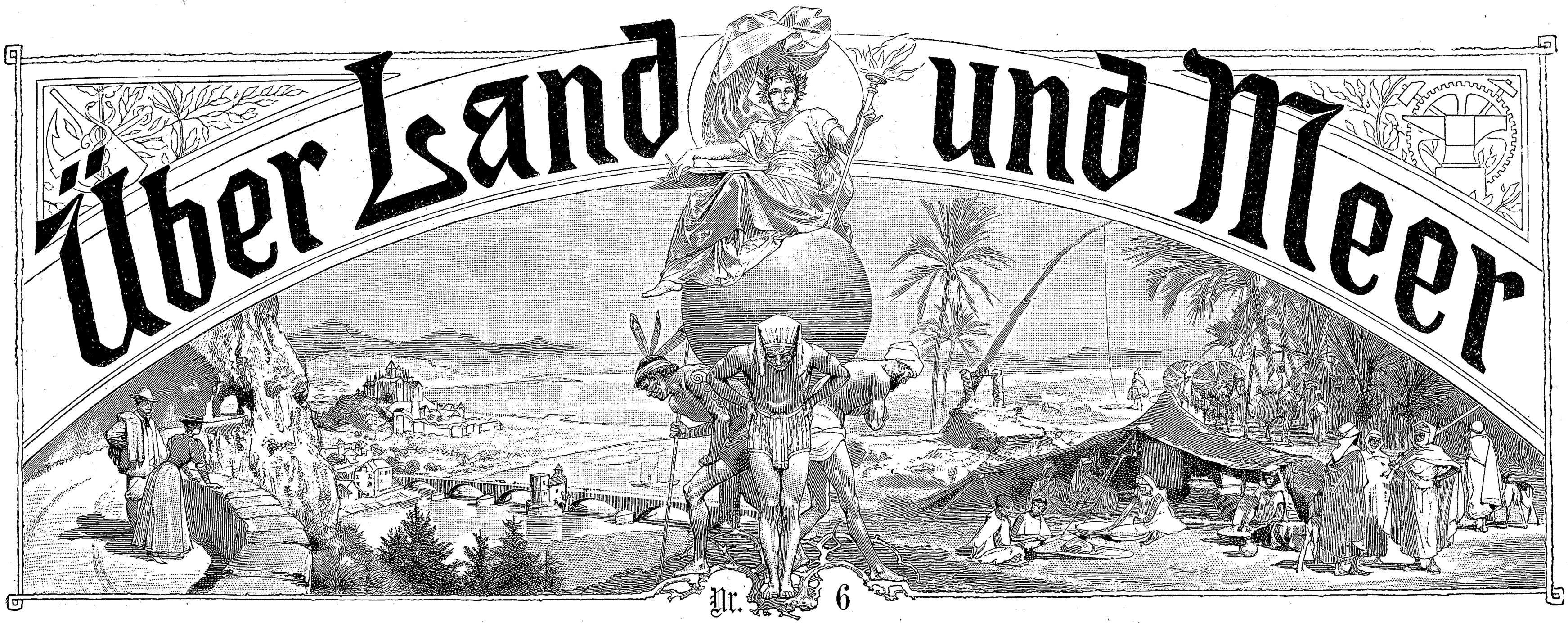
Der Gegenwart interessantestes Spiel ist **REX**

Das Manöver auf dem Spieltisch. In einigen Minuten zu erlernen.

REX

Ueberall erhältlich. Rexverlag Berlin 16. Koepenickerstr. 31 B.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



Über Land und Meer

Nr. 6

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

„Hui, het!“ Mit gellendem Zuruf, wie Kornelie ihn vielhundertmal im Felde gehört, feuerte ſie ihre ruſſiſchen Schecken an. Faſt wäre Inſpektor Hoppe umgefahren worden, der, vom Städtchen her, dem Wagen entgegen kam. Er war auf der Poſt geweſen und ſo vertieft in die Briefſchaften, die er ſich abgeholt, daß er gerade vor die Pferde rannte.

Kornelie riß ſie noch eben zurück. „Pſiakrew!“ und brummte dann „Dämelak“ bei ſeinem Gruß.

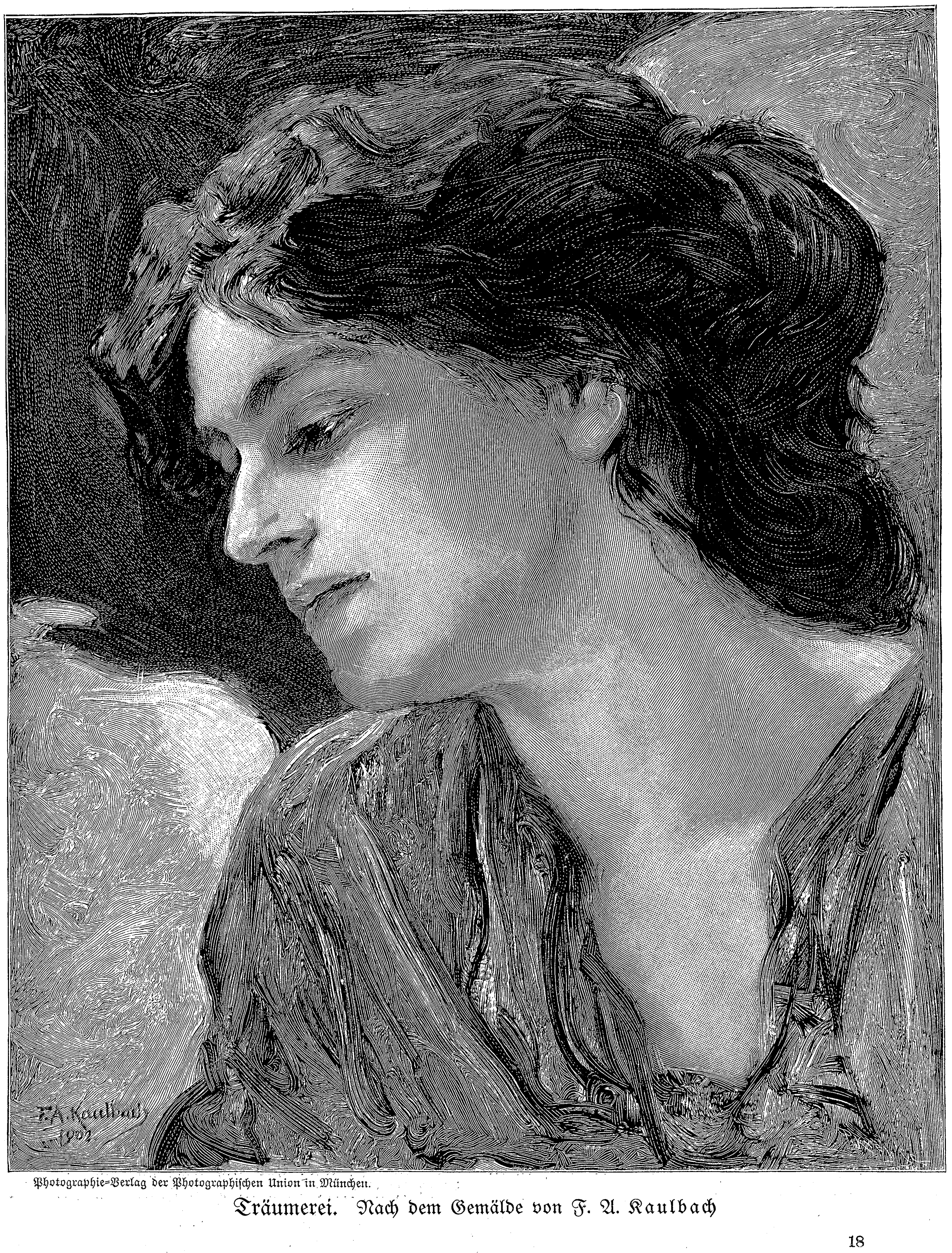
Er war in den Weggraben geſprungen; mit trübem Ausdruck ſah er dem Wagen nach, dann ging er langſam weiter, wie einer, der müde iſt. Der Briefbogen, den er entfaltet in der Hand hielt, zitterte — oder war es der Wind, der den kniſternd ſchwanken machte?

Der letzte Brief, und wieder eine Abſage! Und auf ſo viele Annoncen hin hatte er ſich gemeldet, ſelber ſo und ſo viel Offerten eingerückt! Einen Inſpektor, der den Fünfzigen nicht mehr viel näher iſt als den Sechzigen, den nimmt man nicht, warum blieb der nicht auf der Stelle, auf der er elf Jahre geweſen?

Ein unendlich bitteres Lächeln verzog das Inſpektorengeſicht. Ja, wenn er noch jung wäre, friſch und kräftig wie der Herr Rittmeiſter dort auf dem Wagen, oder wenigſtens noch um etwa zehn Jahre jünger als jetzt, da käme er wohl ſchon an. Damals, als ihn das Mißgeſchick getroffen, als er, kein weiteres Vermögen im Rückhalt, ſein Gütchen nicht halten konnte, als alles unter den Hammer kam, ihm nichts zu eigen blieb als der Stock in der Hand und der Rock auf dem Leib, damals war er nicht ſo unglücklich geweſen wie heut; er hatte raſch eine Stelle gefunden, trotz ſeines Bankerotts — vielleicht gerade darum, ſo einer macht wenig Anſprüche. Und auch Herr Keſtner hatte ſich vor elf Jahren nicht daran geſtoßen. Jetzt aber hieß es: „Schlechte Wirtſchaft!“ — grämlich wurde es ihm zum Anhören gegeben, alle Tage, das eigne Unglück. Und ſo hatte er ſelber gekündigt, überwältigt von ſeinem Gekränktſein, fortgeriſſen von einer Empfindlichkeit ohne Beſinnung, wie ein Jüngling. Er war dem Herrn durch ſeine Kündigung nur entgegen gekommen, das fühlte er wohl. Der hatte zwar verwundert getan, geradezu gekränkt, aber dann die Achſeln gezogen: „Wenn Sie denn durchaus wollen, lieber Hoppe! Ich denke, wir haben lange genug zuſammen gewirtſchaftet, um zu wiſſen, was wir aneinander haben. Aber ich will Ihnen nicht im Wege ſein!“

Wohin — wohin nun?!

Mit einem verdüſterten Blick ſah der alte Mann um ſich: da war der Acker, den er nun elf Jahre beſtellt hatte, als ſei er ihm ſelber zu eigen. Wenn man nichts Teures auf der Welt hat — die Eltern längſt im Grab, Frau und Kind nie beſeſſen, nichts, für das man zu ſorgen hat und das für einen ſorgt —, dann hängt man ſein Herz an ein Stückchen Erde. Und es war ein dankbares Land, dieſes Land von Przyborowo,



Photographie-Verlag der Photographiſchen Union in München.

Träumerei. Nach dem Gemälde von F. A. Kaulbach nie hatte es ihn enttäuſcht. Wo gab es ſo ſchweren Weizen, ſo zuckerhaltige Rüben? Keines der Güter ringsum konnte konkurrieren; und wenn Herr Keſtner ewig klagte, ach, ſo geſchah das mehr aus Angewöhnung.

Der Inſpektor bückte ſich und raffte eine Handvoll Erde vom nächſten Acker: das war ſchwarze, gut gedüngte, ſchwere Krume. Den Schweiß, der auf ſie niedergetroffen, zahlte die reichlich wieder! Und hier ſollte er nun nicht mehr herumwandern — wenn es auch oft mit müden Füßen geſchehen — dieſe Winterſaat ſollte er nicht mehr aufgehen ſehen, fett grünen auch unterm Schnee!

Ein Schmerz ohne gleichen bewegte ſein einſames Herz, und zugleich übermannte ihn die Bitterkeit. Er haßte den Beſitzenden, wußte der denn eigentlich, was Liebe iſt? Ja, wenn hineinſtecken, um doppelt herauszupreſſen, wenn das Liebe iſt, dann liebte Herr Keſtner in der Tat ſein Przyborowo!

Mit einem tiefen Seufzer ſetzte ſich Hoppe auf den nächſten Grenzſtein. Er fühlte ſich auf einmal ſo müde, die Füße waren ihm dick in den ſchweren Schmierſtiefeln. Nun merkte er's erſt, er war ja ſchon viel zu weit gegangen, der Gutshof von Przyborowo lag ihm bereits im Rücken, nur Hahngekräh ſchrillte noch bis hierher. Hier fing ſchon Niemczyce an.

Auch ganz nett! Der Niemczycer plagte ſich redlich. Die Brache war auch ſchon umgebrochen, — da ſtand eine Drillmaſchine — aber — aha, der ſäte jetzt erſt ein! Mit liebendem Stolz vergleichend, blickten des Inſpektors Augen hinüber und herüber — nicht mit Przyborowo in einem Atem zu nennen!

Dort, mitten im Acker, lag ein Lug! Ja, Niemczyce war etwas naß — ſchade, trotz allen Drainierens entſchieden zu naß — und ſieh, unvermittelt, gleich neben dem naſſen Land wieder Sandſtreifen! Hm, komplizierte Beſtellung!

Kopfſchüttelnd war Hoppe aufgeſtanden und niedergeſtiegen zum umbuſchten Tümpel. Nun ſtand er am Rand, zwiſchen dem Weidengeſtrüpp, und guckte ins Waſſer.

Schnitter und Schnitterinnen badeten hier am heißen Tag, es war verboten, der Lug war tückiſch — in der Mitte ſtieg das Waſſer einem ausgewachſenen Mann bis unters Kinn, eine ungeſchickte Bewegung nur, ſchwupp hatte man den Mund voll — aber die leichtſinnige Jugend tat es doch und lagerte dann zwiſchen den Büſchen, wo die Störche ſpazierten. Jetzt waren die auch ſchon fort, fort wie alle Freuden!

In tiefer Niedergeſchlagenheit ſtand der müde Mann. Ach, wär' man doch auch fort! Aber nicht wie jene, um nächſtes Jahr wiederzukommen — nein, ganz fort!

Wohin — wohin?! Der Winter war vor der Tür — wie lange noch, und dieſer Kopf beugte ſich ſchneeweiß?

Eine heftige Verzweiflung packte den Heimatloſen. Schweiß trat ihm auf die Stirn, ſein Geſicht verzerrte ſich wie im Krampf. „Siehe, ich ſtehe vor der Tür und klopfe an," hatte Herr Keſtner geſtern als Text der allabendlichen Betrachtung geleſen — wer tat ihm, ihm denn auf? Niemand! Er hatte keine Stelle und würde auch keine mehr bekommen, er war zu alt.

Immer heftiger wurde das jähe, ſchreckliche Gefühl, das ihm ſo am Herzen riß, daß dies zitterte und alle Glieder mitzitterten, ohne Kraft zum Widerſtand. Das Maß war voll bis zum Rand, voll wie der tiefe Lug hier, den Herbſtregen geſchwellt — nur ein Schritt tat not.

„Hoppe! Pſt, Herr Hoppe!"

Eine Stimme rief aus den Büſchen, ganz leiſe, doch für den Zuſammenſchreckenden überlaut.

Hinter einer Strauchweide richtete ſich der Niemczycer auf. Da hatte er auf den Knien gelegen, das Gewehr im Anſchlag.

„Aber, beſter Hoppe, pſt — gehen Sie weg, weg da," er winkte — „Sie verſcheuchen mir ja alle Wildenten! Huſch, — da haben wir's!"

Ein kleines Volk der buntſchillernden Vögel war aufgeſchwirrt; der Schuß knallte zwar, aber unverletzt fielen die Enten an einer entfernten Stelle des Röhrichts wieder ein.

Mit einem Lachen kam der Niemczycer auf den Erſchrockenen zu, der ſtand da wie ein ertappter Knabe. Doleſchals Augen blieben, trotz des Lachens, ernſt; ſie forſchten in dem zerwühlten Geſicht. „Hören Sie mal, Herr Hoppe, meine Frau wird Ihnen ſehr böſe ſein, wenn ich heute, ohne was geſchoſſen zu haben, nach Hauſe komme, ſie rechnet auf ein paar Enten! Gehen Sie mal hier weg, mein beſter Inſpektor. Zum Kuckuck, was haben Sie an meinem Lug zu ſuchen?!"

Das klang alles ſehr ſcherzhaft.

„Herr Baron, Herr Baron!" ſtotterte der ſehr Blaßgewordene. Weiter brachte er nichts heraus. Die Knie knickten ihm ein. Sein Geſicht verzog ſich, wie bei einem, der weinen möchte. Es war ein kläglicher Anblick.

„Hören Sie," ſagte Doleſchal und drängte den andern leicht vor ſich her, die Böſchung hinauf aufs Ackerland, „hätten Sie jetzt vielleicht ein wenig Zeit für mich? Ich würde gern über einiges Ihre Meinung hören. Sie ſind doch ein gewiegter Fachmann."

„Ich — ich?! O, Herr Baron!" In einem harten Lachen rang die Bitterkeit nach Ausdruck. „Ich verſtehe nichts, gar nichts! Fragen Sie Herrn Keſtner! Ich bin entlaſſen!"

„So, alſo dar —," das fuhr Doleſchal ſo wider Willen heraus; er verſteckte es unter einem Räuſpern. Und dann ſagte er, unter einem harmlos gleichgültigen Ton ſein Mitgefühl verbergend: „Wenn ich bitten darf, hier entlang — ſo — nach meinem Gerſtenſchlag zu!" Er ließ den andern vor ſich her durch die Ackerfurche ſchreiten, blieb ihm aber immer dicht auf den Ferſen.

„So — alſo Sie gehen von Przyborowo fort, hm!"

„Ja, ich gehe!" Der Inſpektor ſah nicht den ihm Folgenden, er hörte nur eine Stimme im Wind, wie einen freundlichen Klang aus beſſerer Zeit; und er redete, gleichſam zu ſich ſelber, immer vor ſich hin, in den Acker hinein: „Ich habe Unglück gehabt, ich habe mein Gut verloren. Ich habe eine gute Stellung gehabt, ich habe ſie verloren, — mein Prinzipal ſtarb, die Erben verkauften. Ich habe eine ſchlechte Stellung gehabt — elf Jahre bin ich bei Herrn Keſtner geweſen, — ich habe auch die verloren. Ich habe Unglück gehabt — unſer einer hat immer Unglück — wer keinen Geldſack hinter ſich hat, der hat keine Berechtigung zum Glück — krepieren ſollte er lieber gleich, der Hund!"

Er ſchrie das letzte heraus.

Sichtlich unangenehm berührt furchte der Niemczycer die Stirn: war das ein gehäſſiger Menſch, der reine Sozialdemokrat! Aber es war doch ein Unglücklicher! Und ſo blieb ſein Ton freundlich, wenn er auch um eine Nüance kühler wurde: „Seien Sie außer Sorge, Herr Hoppe, für Sie findet ſich leicht etwas!"

„Für mich — für mich? Haha! Für mich findet ſich nichts! Ich weiß das jetzt beſſer. Hab's auch gedacht und habe gekündigt — ich ſelber, ich Herrn Keſtner! — und doch, wenn er jetzt ſagen würde: wollen Sie bleiben? — ich weiß nicht, ob —!" Er ſtockte und drehte ſich dann plötzlich jäh nach dem hinter ihm Schreitenden um. „Sehen Sie, Herr Baron, ſolch ein Hund wird man. Aber" — er lachte wieder auf, daß es dem Hörer weh tat — „er ſagt's ja gar nicht! Er iſt froh, mich los zu ſein, ich bin ihm zu alt. Und ſie, die Gnädige, die mag mich erſt recht nicht leiden, die" —

„Bitte ſehr, Herr Inſpektor, laſſen wir das!" Der Niemczycer machte eine abwehrende Handbewegung. „Es intereſſiert mich nur, was Sie jetzt zu tun gedenken. Werden Sie nach Poſen ziehen, bis Sie etwas gefunden haben?"

„Sie hören doch, ich finde nichts! Ich bin vierundfünfzig Jahre — noch älter, denn ich bin verbraucht!" Haſtig riß der Inſpektor ſeinen Rock auf und ſuchte mit zitternden Händen nach der Brieftaſche. „Hier: eins, zwei — ſechs, ſieben, acht Briefe! Da — da — da —! Leſen Sie! Immer abſchlägig beſchieden! Und mehr als fünfzig ſolcher hab' ich noch zu Hauſe! Auf jedes ‚Inſpektor geſucht' mich gemeldet, gleichviel wohin. Und ſelber inſeriert — wie oft! — mehr als ein ganzes Monatsgehalt hat's mich gekoſtet. Immer umſonſt. Immer: zu alt, zu alt, zu alt! Ich kann's nicht mehr hören, ich kann's nicht mehr leſen, ich kann's nicht mehr ertragen! O Herr Baron," — ein trockenes Schluchzen erſchütterte die Geſtalt des Mannes, der zermürbt war wie ein von Gewürm und Wetterunbill ausgehöhlter Akazienſtamm an der Straße von Przyborowo — „hätten Sie mich doch ruhig gelaſſen! Mit mir iſt's doch vorbei!"

Eine Klage tönte aus der rauhen Stimme, die Doleſchal erſchütterte. Wie, hatte er's doch wieder nicht recht gemacht?!

‚Hätten Sie mich gelaſſen' — eine Verantwortung für dieſes Leben legte ſich plötzlich auf ſeine Seele. Seine Hand hatte dieſen vom Tode zurück gehalten, ſeine Hand mußte dieſen nun auch ſtützen!

Inſpektor Hoppe nahm die Mütze ab und fuhr ſich durch ſein graues Haar. „Ein paar Groſchen hab' ich mir erſpart," ſagte er tonlos, „viel iſt's nicht. Ich habe noch lange Zeit Schulden nachgeſchleppt. Und wenn man auch freie Station hat, Kleidung und Stiefel müſſen doch ſein — anſtändige Kleidung, man kann nicht wie ein Bauer zu Tiſch kommen, wenn die Herrſchaften befehlen, — und ein Pfeifchen und 'ne Zeitung ſind doch nicht gerade Luxus, und über landwirtſchaftliche Neuerungen ſoll man doch auch informiert ſein. Zum Hinfriſten bis zum Sterben, wenn's nicht zu lange währt bis dahin, und dann zum Begrabenwerden würd's nun vielleicht reichen, aber leben ohne den Acker, ohne das hier" — er breitete beide Arme gegen das Land — „Herr Baron, das kann ich nicht! Gott ſei mir gnädig, ich kann's nicht!"

Der helle Tag hatte ſich verdunkelt; über die freundliche Sonne waren Wolken gezogen, und ſie zeigte ſich auch nicht mehr.

Doleſchal fühlte den winterlichen Hauch, der ihn ſtreifte. Eine Sehnſucht überkam ihn nach Helene, nach den Kindern, nach ſeinem ganzen Glück, aber zugleich auch ein Mitleid, das ihm jede reifliche Ueberlegung raubte. Nein, dieſer alte Mann ſollte nicht von hier gehen!

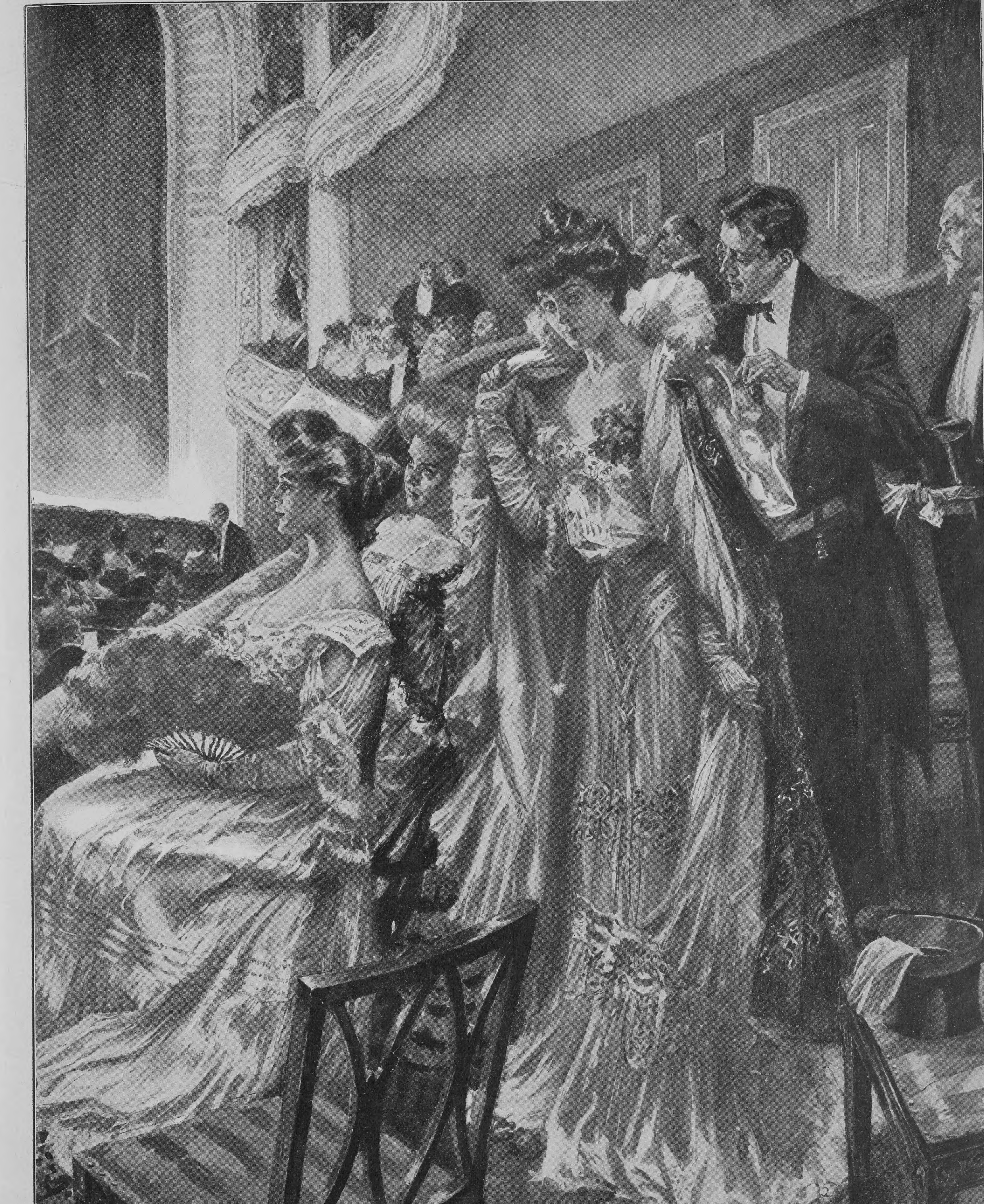
Ohne zu zaudern, wie ein edles Pferd, das dem leiſeſten Sporn gehorcht, bot er an: „Herr Hoppe, wie wär's, wenn Sie bei mir einträten? Bis jetzt habe ich mich auf dem Vorwerk mit einem einfacheren Inſpektor, ſagen wir Wirtſchafter, auf Deutſchau ſelber mit Vögten beholfen, aber es wäre doch gut — es wäre wirklich wünſchenswert, ja, ich — ich" —, er ſuchte nach einem glaubhaften Vorwand, und plötzlich fiel's ihm ein: „ich könnte dann ſo viel mehr für die Allgemeinheit leiſten!" Mit einer aufquellenden Freudigkeit ſagte er das, der Gedanke war ihm gekommen, wie ein ſchneller Lohn für eine freundliche Tat; und faſt im Ton eines Bittenden wiederholte er noch einmal: „wie wär's?!"

Und als der andre ihn mit großen, ungläubigen Blicken, in denen es aber doch wie von aufſteigender Hoffnung glimmte, anſtarrte, nickte er lächelnd: „Helfen Sie mir, damit mir Zeit bleibt, auch noch einer andern Pflicht zu gedenken! Deutſch werden, aber auch deutſch bleiben, das dünkt mich ein Ziel, aus allen Kräften anzuſtreben. Und ſollte es auch Opfer koſten!"

*

Der alternde Mann und der auf der Höhe des Lebens gingen miteinander über den Acker. Ringsum war die große Ebene. Nichts Ragendes als der ſchwarze Kirchturm von Pociecha-Dorf und Kuba Dudek in ſeinem ſchmutzigen, einſt weißen, jetzt auch faſt ſchwarzen Schafpelz.

Der Schäfer ſtand bei ſeiner Herde, groß und hager, auf ſeinen langen Stab geſtützt, und ſchaute angeſtrengt hinüber zu den zweien, die da ſo ganz vertieft miteinander redeten. Was ſie ſprachen, verſtand er nicht, auch wenn er es hätte hören können — pſiakrew, die ſprachen ja deutſch! Die Hunde! Er machte eine Fauſt. Da, der Niemczycer, dem Land auf den Nacken tretend, der Teufel, der allerſchlimmſte — und der andre, mit wirrem Haar und böſem Geſicht, wie der Räuber Zagac, der im Korn raubt! Ei,


Schreiber, chm.

In der Premiere

Nach einer Zeichnung von Ed. Cucuel

er, Kuba Dudek, der ſchon ein langes Leben geſehen, wußte gar wohl, was das für Vögel ſind, wenn ſie auch ein gar feines Lied zwitſchern, Polen zu betören. Nein, das würde ihnen nie gelingen!

Der alte Schäfer öffnet ſeine kleinen, ſonſt immer von den ſchrumpligen Lidern halb verdeckten Augen mit einem innigen, ſehnſüchtig-traurigen Ausdruck weit. Er ſucht den Berg dort am Rande des Sees, der alle Tage ſchaut, was der Böſe treibt — jenen Berg der Verheißung, darinnen die Hoffnung ſchläft.

Hunderttauſend Ritter und noch viele mehr, ein ganzes großes Heer, ſchlafen tief im Lyſagora. War es noch nicht Zeit? Würden ſie noch nicht bald erwachen, aufſtehen zu Polens Befreiung?!

Horch! Ach, noch rührt ſich kein Waffengeklirr im Lyſagora. Noch klingt nicht Kommandoruf und Marſchieren im Takt — noch iſt die Zeit nicht da!

Zitternd vor Inbrunſt ließ der Alte ſeinen Stecken fahren; das Geſicht zum Berge gekehrt, ſtreckte er bittend die Hände aus. Halb ſingend, halb ſagend, ohne Melodie in eintönigem Rhythmus klagte er in den Wind:

„O mein Polen, wann wirſt du vom Schlaf auferſtehen?!
Wann, mein Polen, zerbrichſt du das Eis und ſtehſt wieder blühend?!
Ein Jahrhundert ſchon liegſt unter Schnee du und ſchlummerſt.
Wann ſteht der Sturzbach der Lüge ſtill? Wann ſtraft Gott die Hunde?!
Wann erhellt ſich dein Angeſicht, Polen, meine Mutter?!
Wann wirſt du dich ſetzen mit deinen Kindern zur Hochzeit?!
O wann?! Gib Antwort! — Werde auch ich dich noch ſehen?!“

VII

Förſter Frelikowski hatte heut viel zu tun, darum war er unwirſch. Sein Weib, das gegen ſieben früh ihn wecken kam, ward angeſchnauzt: wie, war ſie toll, mitten in der Nacht ſchon aufſtehen?! Darin ähnelten er und ſeine Tochter Staſia einander, ſie ſchliefen beide gern bis in den hellen Tag.

Gähnend wälzte der Mann, der noch in den beſten Jahren, ſeinen ſtarken Körper und drohte ſeiner Jozefa, als ſie zum zweiten Mal unter der Tür erſchien, mit dem Revolver, der immer geladen am Haken über dem Bette hing. Er riß ihn herunter und legte auf ſie an. Mit lautem Aufkreiſchen entfloh die Geängſtigte, er aber lachte dröhnend hinter ihr drein: das war einmal ein feiner Spaß, ſo gut wie lange keiner geweſen!

Verdammt, daß der Schnee auch dies Jahr ſo früh fallen mußte! Daß ſie alle zuſammen eine Ladung Schrot in die Beine kriegten, dieſe Sonntagsjäger, denen zu lieb er heute ſo früh aus dem Bette mußte!

Förſter Frelikowski machte ſich ſein Amt nicht ſchwer, er hatte ja noch ein paar Jagdburſchen unter ſich, den Feldſchütz und auch noch einen Waldhüter — mochten die ſich doch plagen! — aber heute galt es zu repräſentieren. Seine Frau, die ſonſt nicht gerade die pünktlichſte, hatte heute ſchon alles zurecht gelegt; ſich duckend vor der ſchweren Hand, die an ſolchen Tagen immer bereit war, niederzufallen, half ſie ihm in die beſte Montur. Er ſah ſehr ſchmuck aus, faſt vornehm, in ſeinem grünen Jägerrock mit den Hirſchhornknöpfen, auf den der noch nicht angegraute rotblonde Bart lang herab hing, in der Mitte geteilt.

Seine ſtämmige Figur aufreckend, trat er endlich vor die Tür. Da harrten die Treiber, alte Männer und halbwüchſige Buben, ſchon ſeit ein paar Stunden; ‚beim erſten Tageslicht‘ war ihnen anbefohlen worden. Am Rand der Sumpfwieſe, die ſich vom Waldſaum gegen die Flur zieht, lungerten ſie in Trüppchen; es hatten ſich ihrer welche, trotz der Kälte, platt auf die Erde geſetzt. Gern hätten ſie ein Feuerchen angemacht, trockenes Reiſig lag genug herum, aber ſie fürchteten den Förſter; ſo hatten ſie ſich nur an der Schnapsflaſche gewärmt.

Ein ſchneidender Wind ging. Wenn der ein paar Augenblicke geraſtet, nahm er die Backen doppelt voll und puſtete über die Leere der Aecker. Schnee flog, deſſen Flocken hart waren wie Eis.

„He, he!“ ſchrie Frelikowski und klatſchte in die Hände — waren ſie alle da? Er ließ zählen: wieviel Stück?

Ein Jagdgehilfe trieb ſie, immer zehn und zehn, an ihm vorüber.

„Zehne, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig, ſechzig, ſiebzig, achtzig, neunzig — ſo!“ das waren ihrer nicht zu viele, der Keſſel war weit, ſie würden tüchtig rennen müſſen.

„Hundeblut, was lungert ihr?! Soll ich euch Beine machen? Dalli, dalli! Und Mäntel ab! Das wäre ſo was, Haſen verſtecken darunter! Diebsgeſindel, verfluchtes!“

Mit ſcheuem Blick, die Mäntel abwerfend, und den Kopf zwiſchen die hochgezogenen Schultern duckend, paſſierten die Treiber. Unter ihnen war auch die Ciotka. Ihre Hütte war eiskalt, im Krug gab's keinen Schnaps umſonſt, Luſtbarkeiten, bei denen man der Baßgeige bedurfte, waren jetzt rar — warum ſollte ſie ſich da beim Treiben nicht die paar Groſchen verdienen?! Sie hatte Förſter Frelikowski wohl zehnmal winſelnd den Rockzipfel geküßt.

Nun flog ihr armſeliger Lumpenrock — ihren Mantel hatte ſie abtun müſſen — frei im Wind; einen alten Schalfetzen hatte ſie über die Haube geknüpft, drunter glühte ihr pockennarbiges Geſicht, auf deſſen klobiger Naſe eine Rieſenwarze hockte, in blaurotem Feuer. Ein paar Keſſeldeckel hatte ſie mitgebracht, raſſelnd ſchlug ſie die zuſammen — das war Muſik, die die Haſen ſchreckte.

Frelikowski hob den Stiefel und gab ihr lachend einen Tritt gegen die breite Kehrſeite. „Pſiakrew, einen Gruß, Alte, von deinem Liebſten, von dem mit dem Pferdefuß!“

Meckernd nahm ſie den Spaß auf. Wenn ſie trunken über die Dorfgaſſe trudelte, die ganze Jugend mit Gejohle hinter ihr drein, regnete es noch ganz andre Späße. „Hehe — der Herr Förſter! Panie Frelikowski, ich falle zu Füßen, hehe!“ Sie ſchielte ihn an. „Schönes Herrchen mit dem ſchönen Bart, Ziegenböckchen, willſt du mit mir tanzen?!

Podkoziolek, ſchönes Herrchen,
Mußt du geben, mußt du geben“ —

begann ſie mit überſchnappender Stimme zu krähen und, die Deckel zuſammenſchlagend, ſich wie ein Kreiſel vor ihm herumzudrehen.

Die war am frühen Morgen ſchon voll! Die Männer lachten.

Des Förſters Hunde, die hinter ihrem Herrn her liefen, fuhren ihr an die Waden, über die die blauen Strümpfe halb heruntergerutſcht.

„Apport! Faß — kß, kß, kß!“

Mit wütendem Gebelfer faßten die Tiere den verlumpten Kattun des armſeligen Rockes zwiſchen die Zähne.

„Dann wirſt du das ganze Jährchen
Ohne Armut glücklich leben!“

Immer toller ſprang die Ciotka und ſchlug ihre Becken. Die Teckel, die nicht losließen, ſchleifte ſie mit ſich im Kreiſe herum.

Der Förſter hielt ſich die Seiten; ſchon hundertmal hatte er's erlebt, daß ſie tanzte, bis ſie umfiel, wenn ſie betrunken war, aber ſo komiſch wie heute, mit den raſſelnden Deckeln und den Hunden, die ihr am Rock bammelten, hatte ſich's noch nie angeſehen!

„Haha, hohoho!“ Er feuerte ſie noch an: „He, Ciotka, dalli! Tanze, mein Täubchen, tanze! Faß, mein Hündchen — ei, ſchönes Hündchen — faß, kß, kß, kß!“

Und die Hunde belferten und verbiſſen ſich von neuem, ſchäumend vor Wut, in die flatternden Röcke. Die Fetzen flogen, die Ciotka quirlte herum, immer toller, wilder, wie behext, wie beſeſſen.

„Podkoziolek mußt du geben — mußt du — geben —“

Der Atem war ihr ausgegangen, keuchend lallte ſie nur noch abgeriſſene Worte — pardauz, da, jetzt lag ſie, die breite Kehrſeite in die Höhe gereckt. Das Lachen der Männer ſtieg wie ein Brüllen zum winterlichen Himmel.

„Will ſie wohl aufſtehen, pſiakrew!“ Ein Tritt und ein Zerren brachten das Tantchen wieder auf die Beine.

Von fern her war ein Rollen gekommen, ein Dröhnen über holprigen Sturzacker — aha, ſchon die erſten Jagdwagen!

„Wollt ihr wohl das verdammte Lachen laſſen?! Hundeblut! Schweine! Achtung, aufgepaßt!“

Mit abgezogenem Hut, reſpektvoll zur Seite ſtehend, die Bruſt, auf der die Kriegsmedaille und das Eiſerne Kreuz von 1870 prangten, vom langen Bart überwallt, begrüßte Förſter Frelikowski die Gäſte ſeines gnädigen Herrn.

*

Ein ſchlimmer Tag war es heute für die Haſen von Gwiadliborczyce. Löb Scheftel, der in reſpektvoller Entfernung von der Schußlinie mit ſeinem Wägelchen hielt, ſagte zu Iſidor, ſeinem Sohne: „Gott ſoll hüten, ich rechne an die zweihundert! Was rechneſt du?“

„Bin ich allwiſſend?“ Der Sohn zog die Schultern hoch. „Wer' ich der ſchon ſagen wieviel, wenn ich wer' gezählt haben de Fellcher!“

Löb Scheftel hatte ſich eingefunden, weil er ein Geſchäft zu machen hoffte. Das wußte er, hätte er vorher erſucht um die Ehre, von den zu erlegenden Haſen welche erhandeln zu dürfen, wäre er rundweg abſchlägig beſchieden worden. Der Herr von Gwiadliborczyce machte keine Geſchäfte mit Juden. Aber ſein Förſter nahm's nicht ſo genau. Nun, und was wußte denn der gnädige Herr auch, ob fünfzig Haſen mehr oder weniger an den Wildhändler Janiszewski nach Poſen abgingen.

Scheftel zog die Stirn in tiefe Furchen und legte den Zeigefinger bedenklich an die große Naſe: wenn der Frelikowski nur nicht gar ſo teuer mit ſeiner Ware war! Wer ſollte denn an einem Haſen noch was verdienen bei den ſchlechten Zeiten!

Er ſeufzte und ſah bekümmert in die wintergraue Weite. Gar keine Ausſichten mehr! Vor zwanzig Jahren war's anders hier geweſen und vor fünfzig erſt recht. Da waren die ‚Faktors‘ gefahren von Gut zu Gut, und man hatte ſie in die Stube geführt und hatte ſie auch wieder herausbegleitet und hatte ihnen gereicht die Hand. Kein Handelchen ohne ſo einen, kein großes und auch kein kleines. Jetzt beſorgten ſie's alle alleine!

„Ei weih!“ Da war die Madame Keſtner auf Przyborowo, eine reiche Dame, eine vornehme Dame, aber handeln konnte die — Gott ſoll hüten! Die redete um einen Groſchen, und um ein Viertelpfündchen, was am Gewicht fehlte — nein, um zehn Gramm ſtritt ſie, als ging's um einen Ochſen!

Löb Scheftel ſeufzte tief und fuhr ſich mit dem Aermel des Flauſchrocks unter der ſchnüffelnden Naſe her: es war ein Elend mit der Konkurrenz! Und daß dem Leiſer Hirſch, ſeinem Schwiegerſohn, dem einzigen Warenhaus im Städtchen, ſich jetzt auch noch einer auf den Hals geſetzt, der eine große Spiegelſcheibe im Ladenfenſter hatte und Nepomuk mit Vornamen hieß, wie der Heilige, zu dem ſie hier beteten, das war gar nicht zu verwinden. Ehe der ſeinen Laden aufgemacht, war der Herr Propſt um den Ladentiſch geſchritten und hatte ſeinen Segen geſprochen und mit dem Weihwedel die Wände angeſpritzt. Wer konnte da noch konkurrieren?! Und war auch der Kleiderſtoff bei Leiſer Hirſch drei Groſchen billiger, der Kaffee das Pfund fünf Pfennige billiger, der Sirup ſüßer, das Petroleum heller, der Schnaps ſtärker, der Hering ſalziger, koſtete die Hoſe auch nur einen Spottpreis, verloren die Keſſel nicht gleich die Böden und die Kartoffelhacken nicht gleich die Stiele, ſie liefen doch zum Nepomuk Wisniewski, denn der Herr Propſt hatte geſprochen: ‚Kauft bei dem!‘

„Iſidor,“ ſagte Löb Scheftel und kraute ſich nachdenklich den ſpitz zugeſchnittenen, von den Ohrläppchen in ſchmalen Streifen nach dem Kinn ziehenden Bart, „wirſte ſehen, wird er mer nich verkaufen die Haſen, nich einen einzigen. Wird er mer nehmen ſo hoch, daß es geht über meine Kraft. Nix mehr zu wollen, nix mehr zu handeln! Seit der Herr Propſt hat's Geſchäft eingeweiht, können wir gehen mechulle.“

„Nu, mer hofft doch!“ Der junge Mann blickte ſeinen Vater verweiſend an: „Wenn du tuſt deinen Mund immer zum Böſen auf! Ich zieh nach Poſen, ich wer' mer nich ärgern hier alle Tag!"

„Gott ſoll hüten, in die große Stadt?!" Aengſtlich ſah der Alte ſeinen Sohn an, als wolle er ihn mit den Augen feſthalten.

Aber Iſidor lachte. „Bin ich 'n Schlemiehl?! Werden ſe mer aufeſſen, de Poſener?! Wer verſteht's Geſchäft, kann da machen auch ſein's. Ich bin nich meſchugge, es fällt mer nich ein zu warten, bis der Propſt auch wird weihen 'nen Fleiſcher. Dann werden ſe dem verkaufen 's Rindvieh, und du kannſt wieder laufen nach Haſenfellcher!"

„Tu du deinen Mund nich zum Böſen auf!"

Ganz erſchrocken duckte Löb Scheftel den Kopf zwiſchen die Schultern und hob abwehrend beide Hände. „Gott der Gerechte wird's nicht leiden, daß er mer ruiniert auch mein Geſchäft! Soll mer jedes Pfund Fleiſch auf der Seele brennen, was ich je hab' zu ſpitz gewogen!"

„Nu nu!" Iſidor fing leiſe an zu pfeifen, und dann machte er eine weite Handbewegung: „Ich wer' der ſagen, Vater, mir is es auch in Poſen zu eng. Ich wer' lieber gleich ziehen nach Berlin. Da kann man machen noch en beſſeres Geſchäft. Und wenn ich heirat 'ne Frau mit Meſummes, wer' ich der laſſen kommen nach. Und meine Söhne wer' ich laſſen ſtudieren Rechtsanwalt!"

„Wie heißt?!" Der Vater ſah ganz verdutzt drein. „Du wirſt heiraten 'ne Frau mit Meſummes?! Dem Löb Scheftel ſein Sohn aus Miaſteczko! Du wirſt ſtudieren laſſen de Herrn Söhne Rechtsanwalt?!"

„Nu, mer hofft doch! Nu, und warum nich?!"

Der junge Menſch mit dem intelligenten Geſicht lächelte. „Was ich jetzt noch nich kann, wer' ich ſchon lernen nach und nach. Was meinſte, bin ich der erſte, der zieht nach Berlin? Der Naphtali Cohen, mit dem ich hab' auf der Schulbank geſeſſen und mit dem ich hab' Makkes gekriegt von den andern Jungens, der ſoll ſchon gehen an de Börſe für eigne Rechnung. Und der Salomon Itzig, der gewohnt hat in der Straße, die ſe heißen ‚Roſenthal', die aber keins is, der wohnt jetzt im Tiergarten, ſoll fahren auf Gummi und hat 'ne Frau aus 'ner feinen Meſchboche. Bin ich 'n Chammer, daß ich ſoll bleiben noch länger in Miaſteczko?!"

„Iſidor —" der Alte ſah ihn mit einer gewiſſen Bewunderung an — „du biſt 'n Chochum! Du haſt recht, 's Geſchäft is zu mies!" Er gähnte und horchte dann. „Gott der Gerechte, ſe knallen noch immer! Was meinſte, ob er mer wird laſſen de Haſen zu zivilem Preis?!"

„Nu, mer hofft doch!" Dann ſchwiegen ſie beide und harrten fröſtelnd.

Es war ſehr rauh geworden. Den ganzen Tag hatte ſich keine Sonne vorgewagt, jetzt am Nachmittag kam die Dämmerung früher geſchlichen noch als ſonſt. Wie ein Rauch ſtand die Luft über den Feldern. Der Atem der Kälte legte ſich auf den Wald in zuckrigem Grus; das ſtruppige Kieferngebüſch am Rand zeigte jede Nadel beſetzt von weißen, flimmernden Härchen.

Heiſer klangen die Stimmen der Treiber, müde geſchrien, zwiſchen dem Lärmen der Haſenklappern und dem Knallen der Schüſſe. Ein Höllenſpektakel, der die Haſen ſchreckt, daß ſie aufſpringen aus ihrem Lager und davon rennen, blindlings rennen, immer der Schützenlinie entgegen. Ein Blitz — ein Knall — jeder Schuß ein Treffer. Allenthalben kleine Rauchwölkchen, für kurze Momente über den Furchen ſchwebend und dann verſchwindend, zerriſſen von der harten Luft.

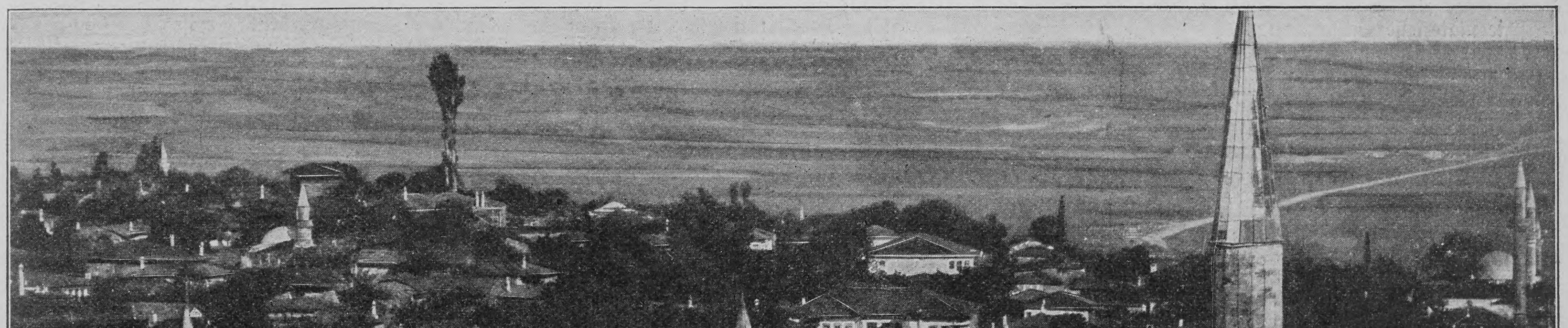
„Hallo — huch, huſſa — hoho — het, hetz!" Neues Geſchrei, ohrenbetäubendes Klatſchen, Klappern, Knarren, Knattern, Krachen, Kreiſchen, Tuten, Pfeifen, Trommeln, Deckelſchlagen. Wütend bellen die Apporteure, hinter der Schützenlinie von den Jagdgehilfen am Strick gehalten. Schaum vorm Mund, die Leiber lang gezerrt, gieren ſie nach etwaigen Durchbrennern. Ein „Apport", ein Loslaſſen vom Strick und — ſchnapp — mit gebrochenem Genick liegt das angeſchoſſene und doch noch flüchtige Häschen in der Ackerfurche.

Auch hinter den Treibern in den Kuſſeln am Waldrand haben ſich noch einige Schützen aufgeſtellt. Oft macht das gehetzte Wild in der Todesangſt kehrt und ſucht auszubrechen; zwiſchen den Beinen der Treiber durch ſpringt es verzweifelt zurück ins Verſteck des Buſchwerks.

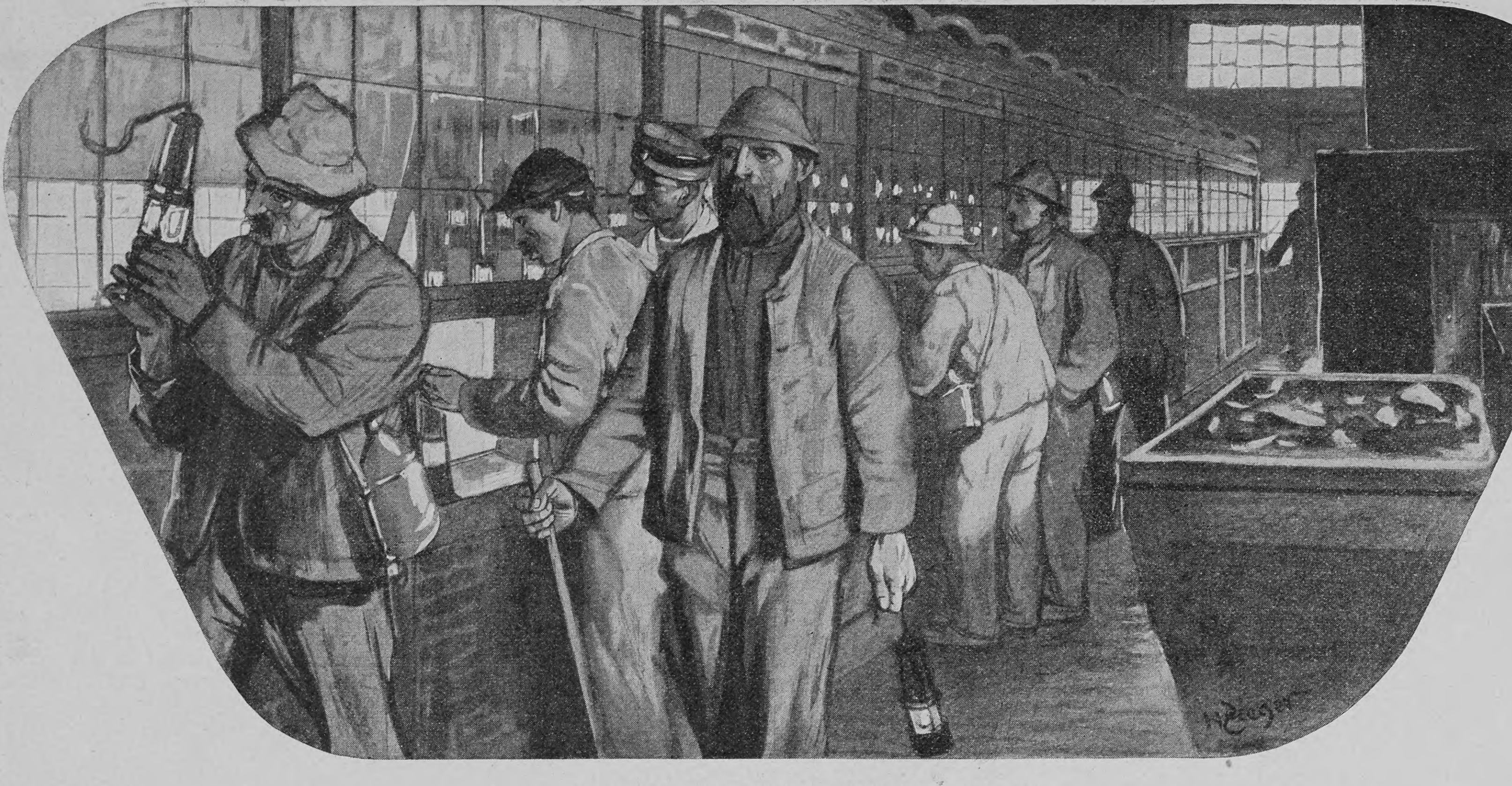
Hinter einer Kiefer, gut gedeckt, ſtand Doleſchal. Es machte ihm mehr Spaß, auf einzelne Entkommene gut gezielte Schüſſe abzugeben, als blindlings zu feuern in die ganze getriebene Herde hinein. Er hatte Feinſchrot geladen.

Ferner und ferner klang ſchon das Geſchrei der Treiber, faſt ruhig ward's im dämmernden Wald — da — ein Sichrühren im dürren Reiſig! Gewehr an die Backe, Finger an den Hahn. Knall. Der Rammler ſchnellt heftig in die Höhe und überſchlägt ſich dabei — aus, ein Kopfſchuß. Und da, dort in der Dickung noch ein zweiter! Jetzt ſieht man ihn deutlicher: ein kranker, er ſchweißt ſchon ſtark, ſein zerſchoſſener Lauf ſchleudert auf der Flucht hin und her. Auch der andre Lauf iſt verletzt; jetzt ſcheint der kranke Haſe nur mehr über die Erde zu rutſchen, jetzt verſchwindet er ganz. Raſch, auch ohne genauen Zielpunkt den erlöſenden Schuß!

(Fortſetzung folgt)



Zum Aufſtand auf der Balkanhalbinſel: Blick auf Adrianopel mit der Moſchee Muradie. (Text S. 140)



Lampenausgabe auf Zeche „Wilhelmine Victoria“

Unter Tage

Bilder aus einem weſtfäliſchen Steinkohlenbergwerk

Von

Dr. Hecker

(Mit 8 Abbildungen nach Zeichnungen von H. Zieger)

Die materielle Entwicklung der modernen Welt ſeit Erfindung der Dampfmaſchine und der übrigen, ſpäter entſtandenen Maſchinen, der Eiſenbahnen und der Dampfſchiffe, hat die Kohle und das Eiſen zur Grundlage. Dieſe beiden nutzbaren Mineralien, nicht Gold und Silber, ſind die Träger unſrer jetzigen Kultur. Aber auch die wohlfeile Erzeugung des Eiſens, durch die es zum unentbehrlichen Verkehrs- und Kulturmittel geworden iſt, wurde erſt ermöglicht mit Hilfe der Kohlen, der ſeit Jahrmillionen im Schoße der Erde aufgeſpeicherten Sonnenenergie. Der Wert des jährlichen Kohlenverbrauchs in den Kulturländern der Erde hat gegenwärtig die Summe von 4 Milliarden Mark erreicht, und was die „ſchwarzen Diamanten“ für den Einzelhaushalt bedeuten, hat ſich uns in der Zeit der Kohlennot, die bei uns im Winter 1900/1901 herrſchte, genugſam fühlbar gemacht. Im vorigen Jahre erfuhren wir es wieder aus den Vereinigten Staaten, wo die gleiche Kalamität großes Elend heraufbeſchworen hat.

Wohl nur wenige Leſer dürften eine genaue Vorſtellung davon haben, auf welche Weiſe die Kohlen gewonnen werden. Sicherlich werden ſie uns mit Intereſſe folgen, wenn wir ſie zu einer Fahrt „unter Tage“, in den Schacht eines weſtfäliſchen Kohlenbergwerks, einladen. Die Schilderung illuſtriert eine Reihe ungemein naturwahrer und ſtimmungsvoller Bilder des Düſſeldorfer Kunſtmalers Zieger, die das ſchöne Heim des Vereins für die bergbaulichen Intereſſen im Oberbergamtsbezirk Dortmund in Eſſen a. d. Ruhr ſchmücken.

Die Erlaubnis zur Grubenfahrt haben wir ſchon ſeit einiger Zeit von der Zechenverwaltung erwirkt und machen uns nun eines Morgens frühzeitig auf zur Grube. Der Betriebsführer heißt uns in ſeiner biederen Art willkommen und gibt uns einen ſeiner beſten Steiger als Führer mit. Dieſer bringt uns, entſprechend der ihm gewordenen kurzen Inſtruktion, zuerſt zur „Kaue“, der Waſchanſtalt, wo jedem eine Badezelle, einſtweilen nur zum Umkleiden, angewieſen wird. Der Kauenwärter holt eine ganze Anzahl blauer und weißer Grubenanzüge, wollene Unterkleider, Strümpfe und wohl ein Dutzend Paar Stiefel herbei. Bald haben wir das Paſſende gefunden und kleiden uns ſchnell um. Nun noch das Halstuch umgebunden und die Meterlatte zur Hand genommen.

Der Steiger wartet bereits. Zunächſt führt er uns zur Lampenbude, wo wir eine Wetterlampe erhalten ſollen. Man muß wiſſen, daß der Bergmann die in den Bergwerken befindliche Luft, gleichviel, ob ſie gut oder ſchlecht, „Wetter“ nennt. Da in Kohlenbergwerken wegen der gefährlichen „ſchlagenden Wetter“, eines exploſiblen Gemiſches von Luft mit Kohlengaſen, kein offenes Licht brennen darf, ſo geſchieht die notwendige Beleuchtung durch Sicherheitslampen, von denen jeder, der in die Grube einfährt, eine mitbekommt.

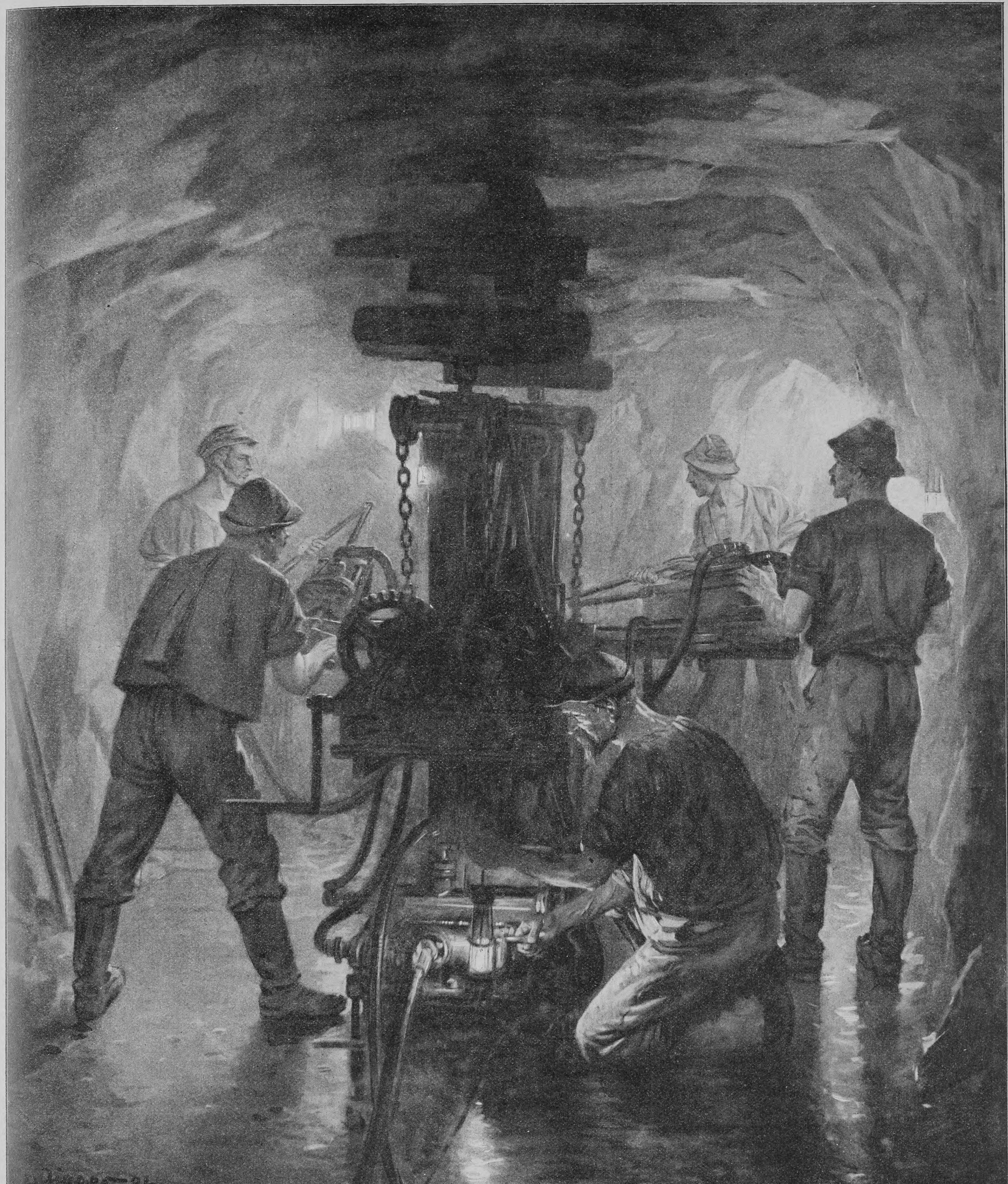
Wir ſind früh aufgeſtanden; es iſt erſt ¼6 Uhr. Deshalb treffen wir auch noch einige Leute der Belegſchaft, die ſich ihre Lampen holen; ſie geben an den Schaltern eine Blechmarke mit einer Nummer darauf ab und erhalten dafür die Lampe mit derſelben Nummer. Wir warten, bis die Männer abgefertigt ſind. Keiner geht an uns vorüber, ohne uns ein höfliches „Glückauf“ zuzurufen. Arg verwetterte Geſtalten ſind es; die ernſten, bleichen, faſt abgehärmten Geſichter ſcheinen das Lachen verlernt zu haben. Einer trägt eine Soldatenmütze; er iſt ohne Zweifel erſt vor kurzem vom Militär zurückgekehrt. Ich kann nicht unterlaſſen, ihn zu fragen, ob er mit dem Tauſch zufrieden ſei. Ohne Zögern antwortet er: „Schon mein Vater und Großvater waren Bergleute; ich möchte nichts andres ſein. Ich bin ſtolz auf meinen Beruf!“ Und ſo denken die meiſten eingeſeſſenen Arbeiter; anders die zahlreichen Polen und andern fremden Arbeiter.

Was das für Blechflaſchen ſeien, die die meiſten Leute umgehängt haben, fragen wir den Steiger. „Sie enthalten kalten Kaffee, das allgemeine Erfriſchungsmittel der Bergleute,“ antwortet er. „Alkoholiſche Getränke mit in die Grube zu nehmen, iſt durch Bergpolizeiverordnung ſtrengſtens verboten.“

Wir betreten jetzt den eigentlichen Lampenraum. Da hängen die Lampen an eiſernen Geſtellen. Mehrere Geſtelle ſind leer; es fehlen die für die Morgenſchicht ausgegebenen Lampen; an ihrer Stelle hängen die Blechmarken. Der Steiger läßt uns durch einen Putzer eine Lampe öffnen. Sie beſteht aus vier Hauptteilen, dem mit Watte zum Aufſaugen des Benzins gefüllten Behälter, dem dicken Glascylinder, dem Drahtkorb und dem Geſtell. Der Drahtkorb aus feinmaſchigem Meſſingdrahtgewebe verteilt durch ſein gutes Wärmeleitungsvermögen die Temperatur der Lichtflammen auf eine große Oberfläche und verhindert dadurch die Entzündung der vorhin erwähnten exploſiblen Gasgemiſche. Wird das Geſtell aufgeſchraubt, wodurch Drahtkorb und Cylinder feſtgehalten werden, ſo ſchnappen Sperrhebel vor, die das willkürliche Oeffnen der Lampe durch die Leute ſelbſt verhindern. Sollen die Lampen über Tage von den dazu beſtimmten Beamten behufs Neufüllung geöffnet werden, ſo müſſen die Sperrhebel mittels ſtarker Magnete zurückgezogen werden. Damit nun die Leute unter Tage nicht bei einem plötzlichen Verlöſchen der Lampen im Dunkeln bleiben, beſitzen die Lampen im Innern eine Zündvorrichtung.

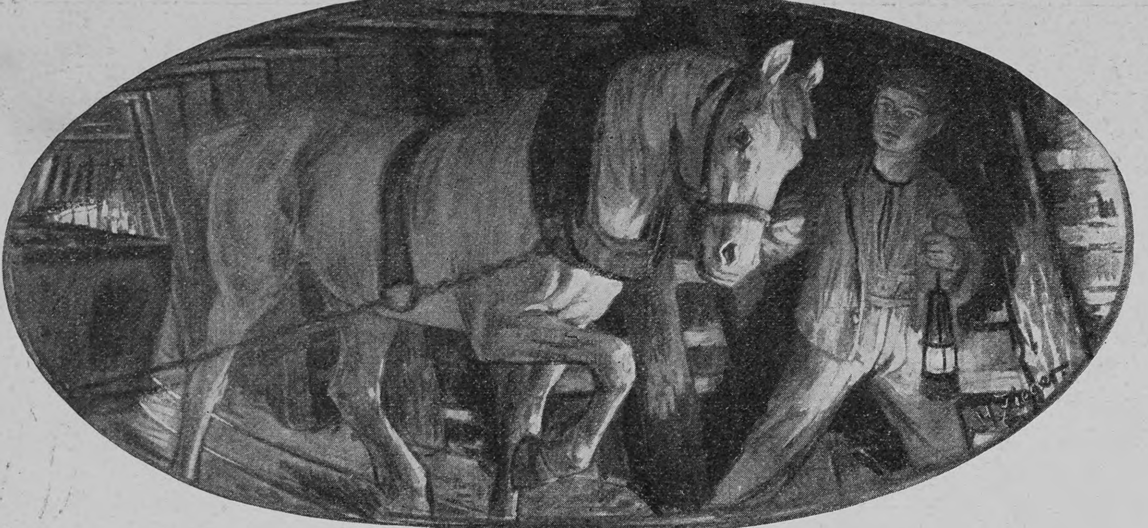
Jeder von uns erhält eine meſſingene Beſuchslampe, worauf wir wieder auf den Zechenplatz hinaustreten. „Wir wollen zunächſt das Schachtabteufen beſichtigen,“ meint der Steiger, „weil dies in unſrer Gegend ſtets die Einleitung des Bergbaues iſt. Unſer Hauptſchacht reicht bloß bis zur ſogenannten Gaskohlenpartie, worin hauptſächlich nur Kohlen zur Leuchtgasfabrikation gewonnen werden. Da die Gaskohlen zum Teil ſchon abgebaut ſind, müſſen wir darauf bedacht ſein, die Fettkohlen, die ſich zur Koksfabrikation beſonders gut eignen, aufzuſchließen. Hierzu ſoll ein neuer Schacht abgeteuft werden. Er iſt ſchon 360 Meter tief und ſteht bereits im Steinkohlengebirge. Ueber dieſem befinden ſich Mergelgeſtein und darüber ſchwimmendes Gebirge, ein inniges Gemenge aus Sand und Waſſer. Die Arten des Abteufens ſind nun ganz verſchieden und richten ſich nach der Beſchaffenheit des Gebirges. Durch den Schwimmſand, der 27 Meter Mächtigkeit beſaß, haben wir einen mit ſcharfer Schneide verſehenen Mauercylinder bis in den feſten Mergel gepreßt. Hierauf konnten wir das Waſſer aus dem Schacht auspumpen; die Schneide ſteckte ſo tief im Mergel, daß das Waſſer faſt vollkommen abgeſchloſſen war. Von da an konnte der Schacht bis auf 80 Meter Tiefe ‚von Hand‘ abgeteuft werden, wie Sie es nachher ſehen werden. Dann brachen aber in den ſogenannten turonen Mergeln ſolche Waſſermaſſen herein, daß wir ſie mit den ſtärkſtmöglichen Pumpen nicht bewältigen konnten und ‚erſoffen‘. Es blieb nun nichts andres übrig, als den Schacht unter Waſſer abzubohren. Es wurde zuerſt mit einem kleineren Bohrer von 2,5 Meter Schneidebreite vorgebohrt und dann dieſe Oeffnung mit einem größeren auf 4,8 Meter Durchmeſſer erweitert. Gebohrt wird ſtoßend, indem man die Meißel etwas anhebt, fallen läßt und hierbei ſtets etwas dreht. Nachdem auf dieſe Weiſe das Steinkohlengebirge erreicht war, ließen wir zunächſt, um das Eindringen von Waſſer aus den oben genannten Schichten unmöglich zu machen, in den Schacht einen aus einzelnen aufeinandergeſetzten Ringen beſtehenden Gußeiſencylinder von 4,5 Metern Durchmeſſer hinab, der alſo eine Art von eiſerner Mauer jenes Teiles bildete, und ſchloſſen dann die Waſſerzuflüſſe durch ſorgfältiges Betonieren des Raumes zwiſchen Cylinder und Gebirge ab. In dem feſten und trockenen Steinkohlengebirge konnten wir dann wieder von Hand weiterteufen.“

Unter dieſen Erklärungen unſers Begleiters ſind wir mittlerweile zum Schacht gelangt. Wir treten durch einen hohen, mit Brettern verſchlagenen Turm ein und befinden uns am Rande eines runden, tiefen Loches. In dieſen Abgrund hinein hängt ein daumendickes Drahtſeil und daran der Förderkübel, ein tonnenartiges Gefäß aus Blech. Auf einmal ſetzt ſich das Seil in Bewegung und geht nach oben; bald erſcheint auch über dem Schachtrand der mit Ketten am Seil befeſtigte Kübel; er wird, ſowie er die obere Oeffnung, Hängebank geheißen, erreicht, von Leuten beiſeite gezogen und ſeiner aus unten losgebrochenem Stein beſtehenden Ladung entledigt. Jetzt fordert uns der Steiger



Bohrmaſchine im Innern des Bergwerks

auf, die am Schacht hängenden Gummijacken zum Schutz gegen das aus den Schachtwänden herabtropfende Waſſer anzuziehen und in den Kübel zu ſteigen. Wir klettern, ſo gut es geht, hinein; der Steiger ſchwingt ſich auf den Rand des Kübels und hält ſich mit einer Hand am Seil feſt. Ein Glockenſchlag, der Kübel hebt ſich etwas; drei Schläge, und langſam ſinken wir hinab in den 360 Meter tiefen Abgrund. Der Gedanke, daß unſer Leben an einem daumendicken Seil hängt, hat doch etwas Aufregendes, doch der Steiger blickt ganz ruhig; er kennt ein ſolches Gefühl ſchon längſt nicht mehr. Da, was iſt das? Wir drehen uns um uns ſelbſt, ſchnell und ſchneller; alles ſchwimmt uns vor den Augen. Sobald der Steiger das Unbehagen darüber in unſern angſtvollen Geſichtern ſieht, ſtreckt er die freie Hand nach der Schachtwand aus; ein Ruck, und ruhig geht es weiter hinab. Jetzt ſcheint ein Summen von unten heraufzudringen, allmählich wird es deutlicher, man hört die Schläge von Werkzeugen und mit lauter Stimme erteilte Befehle heraufſchallen. Auf einmal halten wir, rauhe Hände faſſen uns, ziehen uns aus dem Kübel und ſtellen uns auf die Füße. Wir treten an den äußerſten Rand des kreisrunden Loches, um die Kameradſchaft ungeſtört bei der Arbeit beobachten zu können. Der Steiger gibt uns die nötigen



Pferdeförderung im Bergwerk

Erklärungen: der Mann rechts, der den Signalzug in der Hand hat, iſt der ſogenannte Drittelführer; er gibt das Signal, damit der Kübel ſich etwas hebt. Die drei Leute im Hintergrund ſind mit dem Bohren des Geſteins beſchäftigt; ſie ſchlagen mit den Fäuſteln (eiſerne Hämmer) fortwährend auf die Bohrer, letztere nach jedem Schlage etwas drehend. Dies wird ſo lange fortgeſetzt, bis die dadurch erzeugten Löcher 1 bis 2 Meter tief ſind. Iſt eine Anzahl davon fertig, dann werden ſie mit Dynamit beſetzt oder geladen. Nun müſſen alle Leute aus dem Schacht, nur der Drittelführer mit einem Hauer bleibt unten. Sie warten, bis der Kübel wieder erſcheint, dann ſtecken ſie die Zündſchnüre an, geben ſchnell das Signal und ſpringen in den Kübel. Einen Augenblick noch, dann hebt ſich der Kübel, und längſt iſt er mit ſeinen Inſaſſen aus der gefährlichen Nähe, da krachen die Schüſſe wie Kanonenſchläge. „Einmal,“ ſo erzählt uns der Steiger, „als ich noch Drittelführer war, hatte ich gerade mit meinem Kameraden die Schüſſe angeſteckt und das Signal ‚auf‘ gegeben. Aber der Maſchiniſt zieht nicht an; er muß das Signal überhört haben. Was tun? Noch einmal aus dem Kübel ſpringen und ſchellen, geht nicht; jeden Augenblick können die Schüſſe losgehen. Der Angſtſchweiß tritt uns auf die Stirn, die Sekunden werden zur Ewigkeit. Da endlich geht der Kübel hoch; aber es war auch die höchſte Zeit. Noch keine 10 Meter waren wir über der Sohle, da donnert es los. Schwere Stücke treffen den Kübel, ihm arge Beulen beibringend, wir ſelbſt aber kamen noch mit dem Schrecken davon. Auf der Sohle ſelbſt wäre der Kübel und wir mit ihm in Fetzen zerſchmettert worden.“

Mittlerweile hat ſich durch fortwährendes Hereintropfen von oben her ziemlich viel Waſſer auf der Schachtſohle angeſammelt. Der Drittelführer läßt es von zwei Leuten mit Eimern in den Kübel ſchöpfen, der ungefähr gerade einen Kubikmeter faßt. Bis der Kübel wieder herunterkommt, ſehen wir noch den Leuten bei der Arbeit zu. Zwei ſind damit beſchäftigt, die größten Stücke des losgeſprengten Geſteins mit der Hacke zu zerſchlagen, weil ſie ſonſt nicht in den Kübel gehen würden, während ein dritter mit dem Brecheiſen Gebirgsmaſſen, die durch die Schüſſe nicht völlig gelöſt ſind, hereinwuchtet. Wir fragen noch unſern Begleiter, wozu die ſchweren eiſernen Ringe im Schacht angebracht werden, die wir beim matten Schein der Grubenlichter noch eben über unſern Köpfen erkennen können. Sie ſollen, wie wir belehrt werden, einer vollſtändigen Bretterverkleidung des Schachtes den nötigen Halt geben, die angebracht werden muß, damit ſich keine Geſteinsſtücke aus den Wänden löſen und die auf der Schachtſohle arbeitenden Leute treffen können. Später wird die Bretterverkleidung durch eine ſolide Mauerung erſetzt.

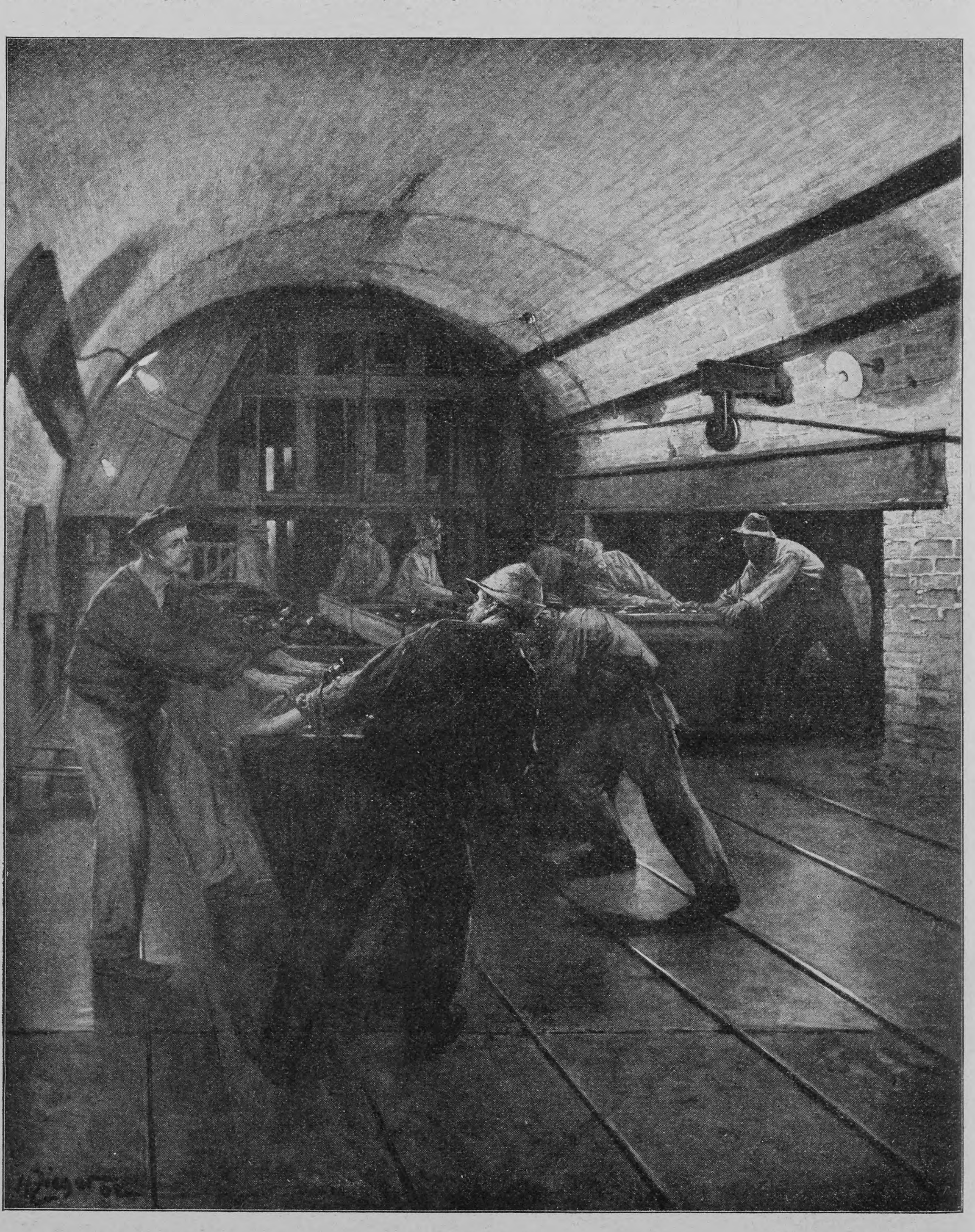
Der leere Kübel langt wieder an, wir ſteigen ein, und ſchnell geht es nach oben, nachdem wir uns von der Kameradſchaft mit „Glück auf!“ verabſchiedet haben. Anfangs erſcheint uns die Tagesöffnung des Schachtes als ein ganz kleiner weißer Punkt, der ſich aber ſchnell vergrößert. Oben angelangt, entledigen wir uns ſchnell der triefenden Gummijacken und begeben uns zum Hauptförderſchacht.

Dieſer Hauptſchacht dient, wie unſer Führer auseinanderſetzt, verſchiedenen Zwecken. Einmal werden in ihm die unten gewonnenen Kohlen zu Tage gehoben, dann enthält er die Steigrohre für die unterirdiſche große Waſſerhaltungsmaſchine, ferner befindet ſich in ihm eine ununterbrochene Fahrtentour (aus Leitern beſtehend) für den Fall, daß die Belegſchaft ausnahmsweiſe nicht auf den Förderkörben ein und aus fahren kann, und endlich nimmt er die Leitung für die Wetterführung (Zuleitung friſcher Luft) auf, während die verbrauchte Grubenluft aus einem beſonderen zweiten Schacht, dem Wetterſchacht, mittels großer Zentrifugalventilatoren herausgeſaugt wird.

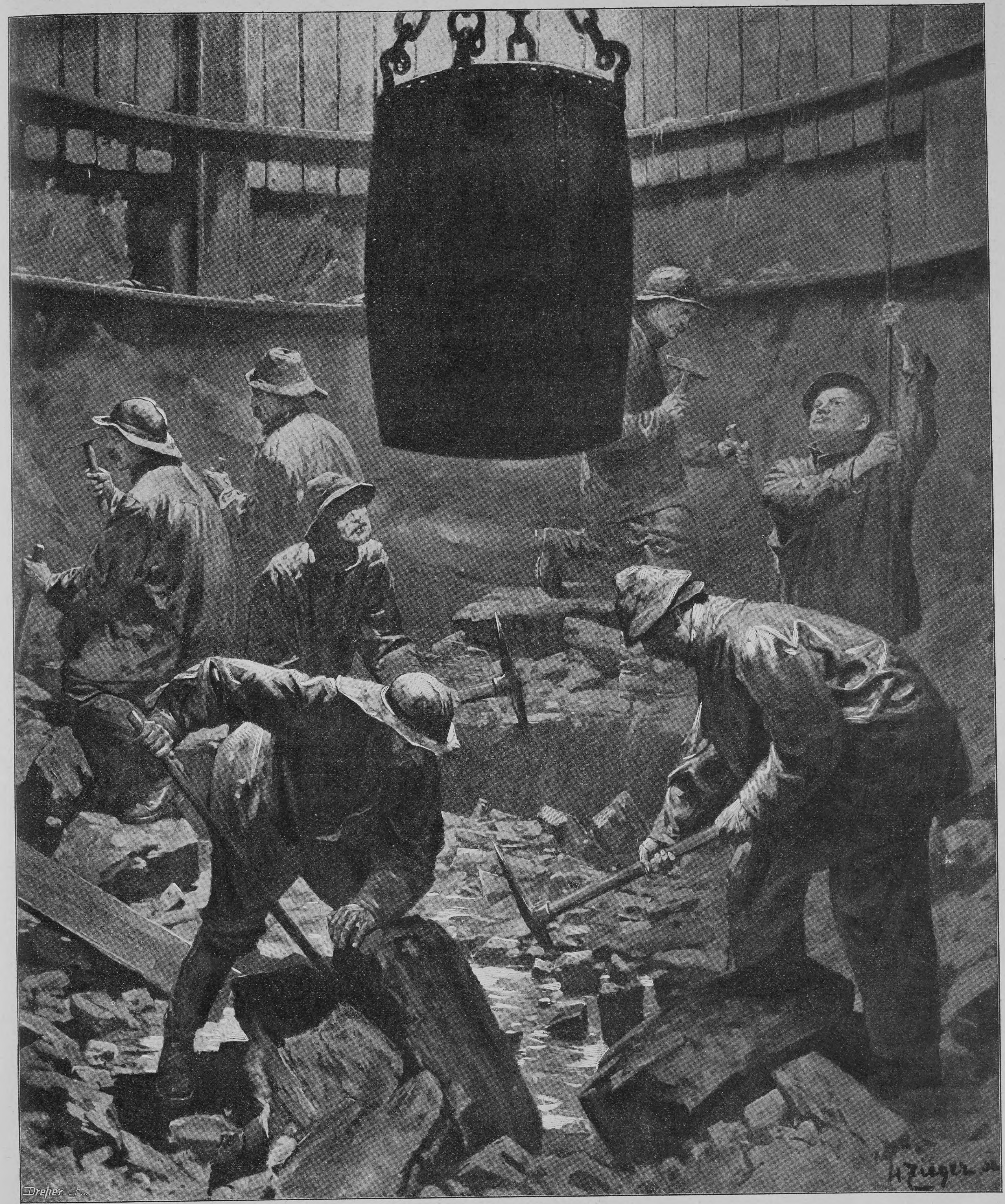
Eine Weile ſahen wir uns das Treiben an der „Schachthängebank“ an, wo die mit Kohlen beladenen Wagen aus dem eiſernen Förderkorb gezogen und leere Wagen aufgeſchoben werden. Es ſind zwei Förderabteilungen mit je einem Förderkorb vorhanden. Iſt der eine Korb oben, ſo befindet ſich der andre unten, geht der eine aufwärts, ſo bewegt ſich der andre hinab, genau ſo, wie bei den Perſonenaufzügen in Gaſthöfen. Solchen Fahrſtühlen ähnliche Geſtelle ſind auch die Förderkörbe, nur viel größer; die unſrigen beſitzen drei Etagen, von denen jede zwei Förderwagen von je 12 Zentner Kohlenladung faßt. Die Bewegung der Körbe erfolgt, wie bei dem Schachtkübel, durch Auf- und Abwickeln der Förderſeile auf bezw. von großen Trommeln mit 8—10 Metern Durchmeſſer. Macht eine ſolche Trommel von 8 Metern Durchmeſſer eine Umdrehung, ſo wickelt ſie 25 Meter Seil auf oder ab, und um ebenſoviel bewegt ſich dann der Korb. Geradezu verblüffend iſt die Schnelligkeit, mit der die Bedienung der Körbe erfolgt. Alle 45 Sekunden kommt ein Korb von der 480 Meter tiefen Hauptförderſohle mit ſeiner Laſt von 72 Zentner Kohlen nach oben zur Hängebank oder Ladebühne.

Dieſe Förderkörbe bringen auch die Bergarbeiter, Geräte, Grubenhölzer und alles, was man unten braucht, in die Tiefe; nach beendeter „Schicht“ oder Arbeitszeit, die täglich acht Stunden mit Einſchluß der Ein- und Ausfahrt beträgt, befördert der Aufzug die Leute dann wieder nach oben.

Eben iſt wieder ein Korb angekommen; der Steiger winkt der Bedienungsmannſchaft, keine leeren Wagen aufzuſtoßen, und fordert uns auf, aufzutreten. Kaum iſt dies geſchehen, ſo gibt der „Anſchläger“ dem Maſchiniſten das Signal: Perſonenfahrt. Der Korb hebt ſich erſt etwas, um gleich darauf mit raſender Geſchwindigkeit in die Tiefe zu ſtürzen. Wir haben das Gefühl, als ob uns der Boden plötzlich unter den Füßen wiche und wir in die Höhe flögen. Dazu kommt eine eigenartige Beklemmung, die uns beinahe den Atem raubt, aber faſt ſo ſchnell, wie ſie gekommen, nachläßt. Allmählich merken wir, daß der Korb langſamer geht; wir vermögen ſchon Einzelheiten der Schachtzimmerung zu erkennen. Mit zunehmender Tiefe empfinden wir einen ſtarken Druck auf den Ohren,



Am Füllort



Das Abteufen eines Schachtes

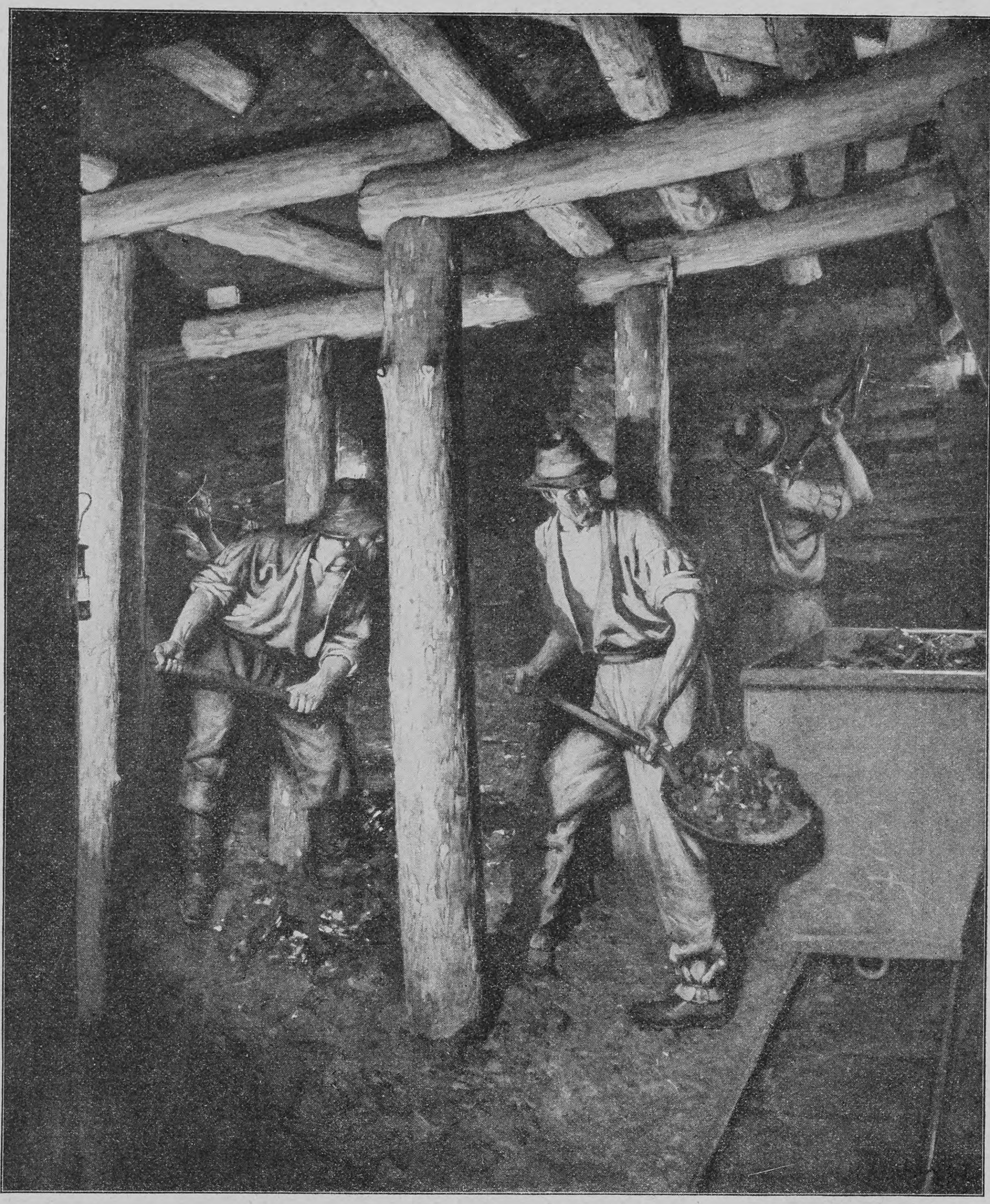
den der Steiger als Folge des größeren Luftdruckes erklärt; er verſchwindet aber gleichfalls bald. Plötzlich ſteht der Korb ſtill; faſt unmerklich hat ihn der geſchickte Maſchiniſt aufgeſetzt. Wir treten heraus und befinden uns am „Füllort der Hauptförderſohle“. Der Steiger führt uns ein wenig ſeitwärts aus dem Getriebe heraus, damit ſich unſre Augen erſt an das Grubendunkel gewöhnen. Das Treiben hier am Füllort auf der Schachtſohle iſt ähnlich dem auf der Hängebank oben. Von allen Seiten kommen, von Pferden gezogen, die Züge von beladenen Förderwagen an. Sie werden entkuppelt, auf den Korb geſtoßen und dafür die leeren heruntergezogen. Dieſe werden zu Zügen von etwa 12 Wagen rangiert, ein Pferd davor geſpannt, und hurtig geht es mit Geraſſel in die Grubenbauten.

Nun treten auch wir den Weg in die Grube an; der Steiger will uns zunächſt in einen Querſchlagsbetrieb führen, d. h. in eine „Strecke“ (Tunnel), die quer durch die Gebirgsſchichten getrieben wird. Und zwar ſoll mit dem Querſchlag, den wir beſichtigen wollen, wie der Steiger erläutert, der neue im Abteufen begriffene Schacht „unterfahren“ werden.

Der Hauptſchacht bildet die Zentrale eines Bergwerkes; von ihm aus geht in Abſtänden von 50 bis 100 Metern jedesmal ein Syſtem horizontaler Gänge, die „Sohlen“. Die meiſten Gruben haben mehrere Sohlen in Betrieb; jedesmal die oberſte heißt Wetterſohle, weil ſich auf ihr die ſämtlichen verbrauchten Wetter ſammeln und von da zum Wetterſchacht geführt werden.

Auf der Wanderung dringt uns ein unaufhörliches Geknatter in die Ohren, um ſo deutlicher, je weiter wir kommen, und ſchließlich kann man ſein eignes Wort nicht mehr verſtehen. Wir ſind bei den Bohrmaſchinen angelangt. Der Steiger hatte uns ſchon auf dem Wege die nötigen Erklärungen gegeben, weil eine Unterhaltung an Ort und Stelle unmöglich iſt. In unſerm Querſchlag werden die Bohrlöcher nicht von Hand, wie in dem Schacht, den wir abteufen ſahen, ſondern durch Maſchinen hergeſtellt, die den Betrieb zwar nicht verbilligen, aber weſentlich beſchleunigen. Wir erblicken vor uns den fahrbaren Bohrwagen mit zwei ſenkrechten Säulen, die an der Firſte — ſo nennt der Bergmann die Decken ſeiner unterirdiſchen Grubenbauten — feſtgeſpannt ſind. Jede Säule trägt noch einen wagerechten Arm und dieſer die Bohrmaſchine. Die Hoch- und Tiefverſtellung der Maſchine geſchieht mittels Winden und Ketten. Die Bohrmaſchinen werden durch komprimierte Luft betrieben, die über Tage in großen Maſchinen erzeugt und in einem weit verzweigten Rohrſyſteme durch die ganze Grube geleitet wird. In den Maſchinen nun werden Kolben hin und her geſchleudert, an denen der Bohrer befeſtigt iſt. Wegen des hölliſchen Lärms halten wir uns nicht lange auf; der Steiger will uns jetzt einen Kohlengewinnungspunkt zeigen. Wir gehen ein kurzes Stück zurück und gelangen bald zu dem edeln Flötz „Zollverein“. Auf der einen Seite des Querſchlages iſt es noch unverritzt, d. h. unangebrochen; es ſtellt dort eine etwa 1,5 Meter dicke Kohlenbank dar, die ganz gleichmäßig dem Gebirge eingelagert iſt, etwa wie ein Blatt zwiſchen den andern Blättern eines dicken Buches. Auf der andern Querſchlagsſeite iſt in dem Flötz eine Strecke aufgefahren; in dieſe biegt der Steiger ein. Nachdem wir etwa 100 Meter gegangen ſind, hören wir plötzlich in der Ferne ein ſtarkes Rollen; wir vermögen aber noch nicht zu unterſcheiden, aus welcher Richtung es kommt. Allmählich wächſt das Rollen zu einem heftigen Getöſe an, ſo daß wir ängſtlich auf unſern Führer blicken. „Es iſt nichts,“ ſagt er, „ein Zug kommt uns entgegen; treten Sie nur ein wenig nach links.“

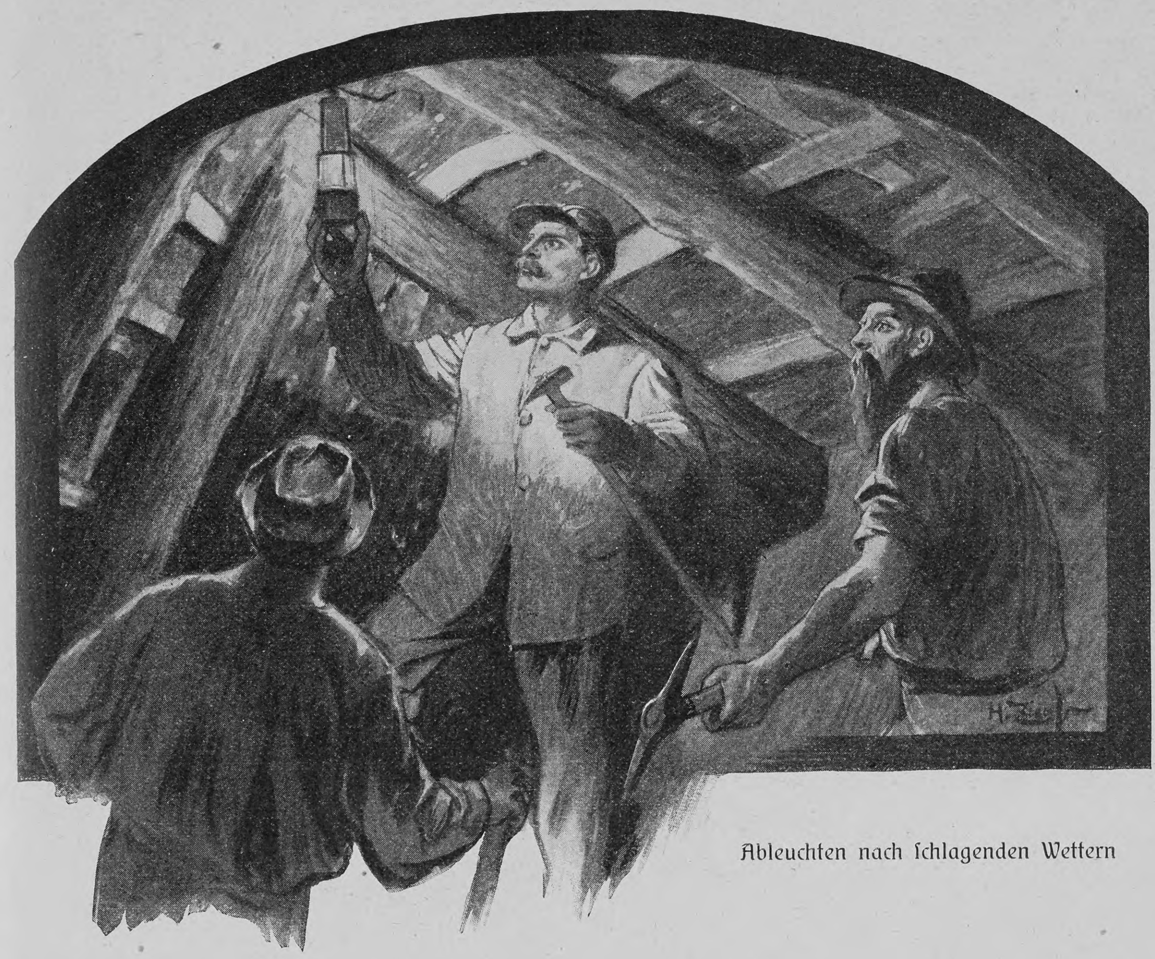
Schon ſehen wir auch vor uns eine Lampe aufblitzen; ſie gehört dem Pferdejungen, der mit dem Pferd am Zügel im Trab daherkommt. Das Pferd iſt ein ſtarkes, von vielem Hafer wohl genährtes Tier. Als der Steiger den Schimmel ſieht, lacht er und meint: „Das iſt der Max, unſer intelligenteſtes Grubenpferd; er tut wohl jetzt ſchon ſieben Jahre Dienſt. Niemals zieht er an, trotz der härteſten Schläge, wenn ihm der Junge nicht ein Stückchen Zucker vorhält. Dann bleibt er aber ſofort wieder ſtehen, wenn es mehr wie zwölfmal ‚ruckt‘. Die Wagen werden nämlich, um dem Pferd das Anziehen zu erleichtern, zuſammengeſchoben, ſo daß ſie ſtets mit einem gewiſſen Ruck in die Kuppelung fliegen. Ruckt es mehr wie zwölfmal, dann ſind mehr als dreizehn Wagen angehängt, die Max zu ziehen ſich weigert.“



Vor Ort

Nachdem wir noch etwa 200 Meter weiter gegangen ſind, kommen wir zu einem „blinden Schacht“, ſo genannt, weil er nicht zu Tage ausgeht, ſondern nur zwei Sohlen verbindet. Wir klettern in ihm etwa 40 Meter hoch auf ſteilen Fahrten (Leitern) aufwärts, gehen noch ein Stück in einer ähnlichen Strecke wie die, die wir ſoeben verlaſſen haben, unter mehrmaligem heftigen Kopfanrennen vorwärts und befinden uns dann „vor Ort“, d. h. an einer Arbeitsſtelle. Wir treffen gerade vier Leute bei der Arbeit; ſie haben die Strecke, durch die wir gekommen ſind, weiter zu treiben. Zwei von ihnen ſind mit Kohlenhauen beſchäftigt, einer macht ſich an der Zimmerung zu ſchaffen, während der Lehrhauer die gewonnenen Kohlen in die Wagen einlädt. Beſonderes Intereſſe erweckt in uns die Art des „Verbauens“ mit Holz, die das Zuſammenbrechen der Strecken verhindern ſoll. Auch die Art der Kohlengewinnung können wir deutlich ſehen. Die Kohle wird nicht regellos mit der Hacke herausgehauen, ſondern zunächſt wird am Liegenden des Flötzes (Sohle) mit der Hacke ein tiefer Schlitz hergeſtellt. Erſt dann bricht man die Kohle über dem Schlitz herunter, die nunmehr in ſchönen großen Stücken „hereinkommt“.

Allmählich verſpüren wir ein gewiſſes knurrendes Gefühl im Magen, das uns veranlaßt, den Steiger zu bitten, uns einen bequemen Platz zum Frühſtück zu zeigen. Er führt uns auch einige Meter in der Strecke zurück, wo er uns auffordert, einige herumliegende Stempel (Hölzer für den Ausbau) als Sitze zu benutzen. Wacker ſprechen wir dem mitgebrachten Butterbrot zu. Daß ſich unſre ſchwarzen Finger darauf in gleicher Färbung abdrücken, ſtört uns weiter nicht. Während wir eſſen, gibt uns der Steiger noch einige techniſche Erklärungen über den „Abbau“. „Die einzelnen Flötze,“ ſo erzählt er, „werden durch eine obere und untere Sohlenſtrecke, die bei uns durchſchnittlich 60 Meter ſenkrechten Abſtand haben, und durch ſogenannte ‚Aufhauen‘, die innerhalb des Flötzes etwa alle 200 bis 300 Meter obere und untere Sohlegrade verbinden, in große rechteckige Abſchnitte eingeteilt. Von dieſen Aufhauen aus wird die Kohle nach beiden Seiten hin weggenommen, ſo daß die Abbaue in der Mitte zwiſchen zwei Aufhauen zuſammentreffen. Dieſe Hohlräume läßt man nun nicht als ſolche beſtehen, weil ſie bald zuſammenbrechen und dadurch Senkungen der Tagesoberfläche veranlaſſen würden, ſondern man füllt ſie mit den in Querſchlägen u. ſ. w. gewonnenen Bergen (Geſteinen) wieder vollſtändig aus. Die verſchiedenen Vorteile dieſes ſogenannten ‚Bergeverſatzes‘ ſind ſo groß, daß man mangels der nötigen Berge in der Grube ſogar die Halden (Bergeanſchüttungen über Tage) wieder einfördert.“ Mittlerweile haben wir unſre Butterbrote verzehrt und bitten nun den Steiger, uns vor dem Ausfahren noch einiges über die gefürchteten ſchlagenden Wetter zu erzählen und uns wo möglich einmal ſolche zu zeigen. „Mit beidem kann ich dienen,“ ſagt der Steiger. Die ſchlagenden Wetter ſind ein Gemiſch von Grubengas und Luft, das ebenſo exploſibel iſt wie ein Gemiſch von Leuchtgas mit Luft. Kommt mit einem ſolchen Gemiſch eine offene Flamme in Berührung, ſo explodiert es mit furchtbarer Heftigkeit, alles Lebendige im Bereiche der Exploſion zerſchmetternd und verbrennend. Faſt noch ſchlimmer und verderblicher wie die Exploſion ſelbſt ſind die ‚Nachſchwaden‘, d. h. die kohlenoxydhaltigen, alſo äußerſt giftigen Gaſe, die ſich durch die Exploſion bilden. Bis jetzt haben wir nur ein Mittel, ſchlagende Wetter unſchädlich zu machen, das iſt eine gute Wetterführung oder Ventilation, durch die wir allen Grubenbauen ſo viel friſche Luft zuführen, daß die ſchlagenden Wetter bis zur Ungefährlichkeit verdünnt werden. Ein Mittel, ſchlagende Wetter, ſogar ihren Prozentgehalt an Grubengas mit Sicherheit erkennen zu können, haben wir in unſrer Sicherheitslampe, die Sie ſchon kennen gelernt haben. Bei Vorhandenſein von Schlagwettern ſieht man nämlich um den ganz klein geſchraubten Lampendocht einen grünlichblauen Lichtkranz, die ſogenannte Aureole, die bei einem Gehalt von 6 Prozent Grubengas, dem Beginn der Exploſionsfähigkeit, ſchon den ganzen Drahtkorb der Lampe ausfüllt, bei geringerem Gehalt entſprechend kleiner iſt und bei etwa $1^{1}/_{2}$ Prozent zuerſt erkannt werden kann. Da das Grubengas nur halb ſo ſchwer iſt wie Luft, ſammelt es ſich ſtets an der Firſte der Strecken an. Ganz in unſrer Nähe iſt ein Betriebspunkt in Flötz 14, der eine ſolche Gasentwicklung beſitzt, daß trotz beſter Wetterführung ſtets ein geringer Gehalt an Grubengas nachzuweiſen iſt. Dort kann ich Ihnen die Aureole zeigen; Sie dürfen mir unbeſorgt dahin folgen; das Experiment iſt, von ſachkundiger Hand ausgeführt, ganz



Ableuchten nach ſchlagenden Wettern

gefahrlos.“ Nach einigem Kreuz- und Quermarſchieren kommen wir auch an dem betreffenden Punkt in Flötz 14 an. Der Steiger ſchraubt ſeine Lampe ſo klein, daß nur noch ein blaues Lichtfünkchen bleibt, und heißt uns, unſre Lampen abzublenden. Darauf hebt er ganz langſam ſeine Lampe hoch, und wirklich, bald zeigt ſich die grüne Aureole, die immer größer und größer wird, bis ſie den oberen Rand des Drahtkorbes erreicht, worauf die Lampe plötzlich verliſcht. Erleichtert atmeten wir auf, ſo ganz geheuer war uns das Experiment doch nicht erſchienen.

Nun iſt aber unſer Wiſſensdrang geſtillt Der Steiger führt uns zum Hauptſchacht zurück, wo wir bald einen leeren Korb betreten und aufwärts fahren. Mit heller Freude begrüßen wir das goldige Sonnenlicht, froh, der finſteren Unterwelt entronnen zu ſein. In der Kaue nehmen wir dann zur äußerlichen Reinigung ein warmes Bad mit nachfolgender kalter Brauſe; zur innerlichen Reinigung kredenzt uns der Kauenwärter einen „Bergalten“, der nicht einmal zu ſehr brennt. Noch ein „Glückauf!“ und hochbefriedigt verlaſſen wir die intereſſante Zeche.

Das Ewig-Menſchliche

Novelle

von

Leonore Frei

(Schluß)

Der Schmerz von heute ſiegt immer über den von geſtern. Die Qual, die das Strafen des Kindes ihm bereitet hatte, verblaßte. Immer ſah er Renates ſchönes, wild leuchtendes Antlitz vor ſich, wie ſie zum erſtenmal vor dem Fremden das Tuch von der Wunde ihrer Ehe geriſſen hatte. Immer hörte er ihre Worte: „Was iſt Exiſtenz und Weib und Kind für den Fanatiker der Wahrheit!“

Ihm fiel ein, wie er zu dem Kinde geſprochen hatte: „Die Lüge wird dich ſtets ausſchließen von allen, die du liebſt!“

Die Lüge? Nein! Die nicht! Die Wahrheit ſchloß aus! Die war es, die ausſchloß, die verbannte, die in die Einſamkeit trieb! Es flieht keiner in die Wüſte, der nicht dorthin gehetzt wird ...

Johannes lehnte ſich wieder an die große alte Linde auf dem Platz vor dem Hauſe. Er blickte zu den Scheiben hin, hinter denen Renate bei dem Kinde ſchlief.

Er dachte an die Jahre, an die Stunden, in denen er das geliebte Weib an ſeinem Herzen gehalten hatte, er dachte an ein Glück, das er nie vergeſſen hatte, und das nun quälend und mahnend ſeinen matten Körper, ſeinen erregten Geiſt beherrſchte. Das ihn anſah mit Renates Augen, ihn küßte mit Renates Lippen und zu ihm ſprach: „Kein andrer quält ſich wie du! Es ſtreben doch alle nach Glück! Weshalb nur du allein nicht?“

Und dann griff er zu dem großen Mittel der Großen: ſtolz zu ſein auf den Schmerz!

*

Am nächſten Morgen erfuhr Hänschen zu ſeiner ſtaunenden Freude, daß er hier in der Stadt nicht mehr in die Schule gehen werde, ſondern bis zu der Zeit des Umzugs nach der Hauptſtadt bei Papa unterrichtet werden ſolle. Jubelnd ſtürmte er nach dem Frühſtück in die Studierſtube, wo der Paſtor am Schreibtiſch ſaß.

Alles Geſchehen des vergangenen Tages war bis dahin völlig verlöſcht geweſen. Nur noch das Glück und den Stolz gab es, bei dem Vater Stunde zu haben. Als er ihn nun hier ſitzen ſah wie geſtern, da erwachte plötzlich die Erinnerung. Beklommen hielt er an der Schwelle an und kam nur langſam näher.

Johannes’ müde, überwachte Augen ſahen den Wechſel in ſeines Kindes Zügen. In unwillkürlichem Triebe öffnete er die Arme: „Komm!“ rief er mit aufwallender Bewegung.

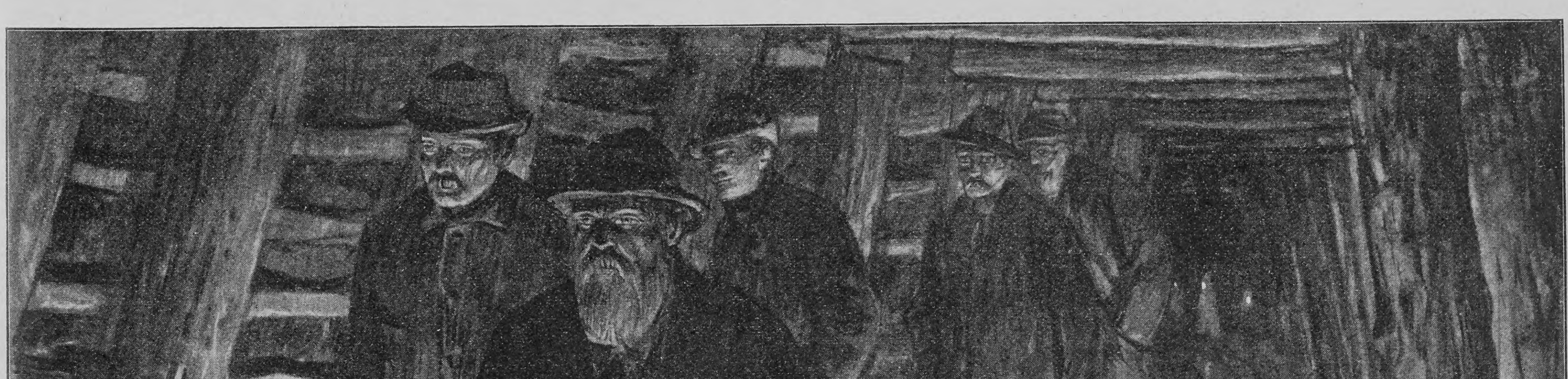
Noch einen Augenblick zögerte der Junge, dann ſtürzte er glückſelig an des Vaters Bruſt, umſchlang ſeinen Hals zärtlich und ſchmiegte ſeine warme Kinderwange an die hagere des Mannes.

„Papa!“ ſagte er in ſeinem überquellenden Glücksgefühl, „bitte, Papa, wünſch dir doch mal was von mir! Ich möchte dir doch ſo gern was ſchenken!“

Liebevoll fuhr der Paſtor dem Jungen durch die Locken: „Dann wünſch’ ich mir ein paar recht ſchöne Blumen von dir! Keine Gartenblumen, ſondern ſolche, die du mir ſelbſt ſuchen und pflücken ſollſt.“

„Heckenroſen ſind nicht mehr! Alle Roſen ſind verblüht,“ überlegte Hänschen ſehr ernſtlich.

„Ja,“ ſagte der Vater vor ſich hin, „die Roſen ſind verblüht.“



Ausfahrt

„Aber Waſſerlilien und Vergißmeinnicht gibt's noch,“ tröſtete Hänschen.

„Schön, mein Junge! Und nun wollen wir anfangen.“

Er ſetzte ſich an den Mitteltiſch, Hänschen legte ſeine Bücher zurecht, faltete die Hände und begann, wie in der Schule, zu leiern:

„Unſern Eingang ſegne Gott, unſern Ausgang —“

„Nein, Hänschen!“ unterbrach ihn der Paſtor. „Ganz ſo, wie dir's ums Herz iſt.“

Hänschen überlegte ein paar Minuten lang mit ernſtem Geſicht. Dann verklärte ſich ſeine Miene. Er faltete abermals die Hände und betete andächtig und inbrünſtig: „Lieber Gott, ich danke dir, daß ich nicht mehr in die Schule zu Herrn Dielitz zu gehen brauche!“

*

Zur Mittagszeit war ein ſchweres Gewitter niedergegangen.

Noch am Spätnachmittag ſchlug der Regen an die Scheiben des Studierzimmers, wo der Paſtor an ſeiner Arbeit ſaß. Er ſchrieb: „Wie alle Großdenkenden ſah Jeſus die Welt aus der Gipfelperſpektive, einheitlich, als ein Ganzes. Deshalb verlangte er, daß jeder einzelne Teil ſich in dieſes Ganze einpaſſe, ebenſo wie ſich die Figuren eines vielgeſtaltigen Bildes in den begrenzenden Rahmen fügen. Warum verſtanden ſie ihn nicht? Warum verſtand er ſie nicht?

Auch die Elendeſten wollten nicht aufgehen im Ganzen, ſie wollten bleiben, was ſie waren. Das trieb ſie immer wieder zurück in die Lüge, in die Arme einer Macht, die Rute und Zuckerbrot in Händen hielt. Er aber wollte die Macht und die Kraft und die Verantwortung in ſie ſelbſt hineinlegen. Doch es kamen die Darbenden, die Glückloſen und ſahen ihn an mit bittenden Augen: ‚Wozu lebten wir?‘ Und höhniſch lachte der Tod ... Sollte er zweierlei Wahrheit lehren? Die eine für die Starken, die andre für die Schwachen? Nein, er wollte keinen Kompromißgott, er wollte keinen Kompromißmenſchen! Alle ſollten ſich beugen unter das Gebot des heiligen Geiſtes der Wahrheit —“

Bis hierhin war er gekommen. Da trat Renate mit Hut und Schirm haſtig ins Zimmer. Hinter ihr ſah die alte Mine geſpannt hinein.

„Nein,“ ſagten beide zugleich.

Johannes hob erſtaunt den Kopf von der Arbeit. „Was iſt denn, Renate?“

„Der Junge —! Wir wiſſen nicht — ſeit zwei Stunden — Mein Gott, wo kann er nur ſein —?“

„Nur ruhig! Er wird zu ſeinem Freund Fritz Müller herumgelaufen ſein. Mine, gehen Sie doch —“

„Da is er auch nich, Herr Paſtor. Ich hab' ja ſchon überall 'rumgefragt. Gott, Frau Paſtorn, ich weiß ja nich — aber der olle Drähnbartel von Gendarme, der Frieſe, der meinte ja, er hätt' ihn gegen Fünfen mitten im Regen nach'm Prerower Wald laufen ſehn. Ich wollt' ja noch nich von reden, aber nu —“

Der Paſtor ſtand ſchnell auf: „Die Blumen!“ rief er erſchrocken.

„Was für Blumen?“

„Ich weiß nicht — er wollte mir welche pflücken — Vergißmeinnicht oder — Waſſerlilien — Renate! Nur ruhig! Ruhig!“

Sie hatte ſich an den Türpfoſten gelehnt. Als er herankam, richtete ſie ſich auf und griff haſtig nach ſeiner Hand: „Komm! Nach dem Waldſee!“ —

Durch den menſchenleeren Wald zog das gleichmäßige, ſchwüle Rauſchen des Gewitterregens. Kurze Windſtöße warfen die ſchwerhängenden Wolken zuweilen auseinander. Dann flogen fahle Lichter über das dunkle Antlitz der Erde wie ein blaſſes, ſchmerzliches Lächeln. Herbſtfäden hingen grau und waſſerſchwer an den Büſchen. Ein Flüſtern und Raunen ging durch die Luft: ‚Balder ſtirbt!‘

Und dann wurden die Stimmen der Natur übertönt durch Menſchenruf. Nach allen Seiten hin gellten die Rufe der Suchenden durch den Wald.

Der Paſtor und Renate eilten dem Waldſee zu.

Durch Baumſtämme und Schilfkranz blitzte es grünlich funkelnd. Die Blicke ſuchten fieberhaft und wagten doch kaum zu ſehen. Plötzlich ſtockte Renates Fuß. Stumm deutete ſie auf eine Stelle im Farnbuſch. Dort lag eine kleine Botaniſiertrommel — Hänschens Botaniſiertrommel.

„Ruhig, nur ruhig,“ ſagte Johannes. „Er kann hier vorübergekommen ſein. Noch wiſſen wir nichts —“

Seine Stimme klang ſo verändert, daß Renate die Augen zu ihm hob. Große Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn. Da vergaß ſie faſt den eignen Kummer; nur unſägliches Mitleid, tiefes, angſtvolles Fühlen für ihn war in ihren Augen. „Ich bin ſchuld,“ murmelte ſie und hielt ſeine Hand feſt in der ihren. „Nur ich —“

Sie wollte reden, wollte ihm ſagen, daß ſie das Kind allein gelaſſen, weil es ſie gekränkt habe, daß es bei dem Vater ſo glücklich geweſen war. Aber dann wieder gewann ſie es nicht über ſich, ſo offen zu ſprechen, als ſei ſchon alles verloren. „Und wir wiſſen ja noch gar nichts, Johannes, nicht wahr —? Wir müſſen erſt —“

Von allen Seiten klangen die Rufe durch den düſteren, dämmernden Wald: „Hänschen! — Hänschen Keller! — Hänschen!“

Stumm, mit abwehrendem Forſchen gingen die Eltern rings um den See herum.

Nichts. Kein Zeichen. In dem Gewirr von Sumpfgras und Blumen haftete keine Spur. Tückiſch grün funkelte der See, gurgelte, wallte auf unter dem peitſchenden Regen, als wolle etwas herauf aus den Tiefen. Als verſuche irgend ein Verzweifeltes da unten, ſich loszureißen von Tang und Algen, hinaufzukommen ans Licht —

Renate ſieht etwas Weißes — Auftauchendes — mitten auf dem See — Krampfhaft packt ſie Johannes' Arm.

Der fühlt einen kalten Schauer über den Rücken gleiten. Für Augenblicke iſt er wie blind.

„Nein! Nichts!“ ſagt er endlich aufatmend. „Ein Stück Papier! — Komm — wir wollen — Still!“

Reglos ſtehen ſie — halten den Atem an.

„Frau Paſtorn! — Herr Paſtor! — Frau Paſtorn —“

Mines ſchrille Stimme. Von weit her. Andre miſchen ſich ein. Wie an einer Kette läuft der Ruf:

„Frau Paſtorn! Herr Paſtor! Frau Paſtorn!“

„Hier! Hier ſind wir!“

Durch das triefende Farngebüſch ſtürmt es heran. Ein ganzer Haufen. Ein Junge — Fritz Müller, der Rotkopf, voran.

„Er is ja da! Frau Paſtorn! Herr Paſtor! Er is ja da!“

Und nun noch einen Augenblick der Todesangſt.

„Wie? Wo?“

„Zu Hauſe ſitzt er ja und heult! Weil er die Blumen verloren hat! Und wie er ausſieht! Au je! Alles quietſchnaß!“

Und dann kommt Mine ihnen entgegengekeucht und läuft lachend und weinend und berichtend neben ihnen her.

Jeder ſagte nun irgend etwas. Gerade ſo, wie vorhin jeder das Schlimmſte erwartete, ſo ſtellte es ſich nun heraus, daß jeder ſich gleich gedacht hatte, „es würde ſo kommen“.

Johannes und Renate fanden das Gleichgewicht der Seele wieder, bis dann zu Haus die paar hervorgeſchluchzten Worte des Kindes alle mühſam niedergezwungene Bewegung von neuem weckten.

Der Anblick der ſo lange und ſchmerzlich geſuchten grünen Botaniſiertrommel brachte die Wahrheit auf Hänschens Lippen. Er hatte ſich geſchämt, ohne die Blumen nach Hauſe zu kommen. Erſt am Vormittag hätte der Vater geſagt, man ſolle nichts halb tun. Vielleicht hätten die Eltern nicht einmal geglaubt, daß er dazu in den Wald gelaufen ſei! Da wollte er lieber gar nichts von den Blumen geſtehen und ſich ruhig dafür ſtrafen laſſen, daß er in den Regen hinausgelaufen ſei! Dann fiel ihm plötzlich mit Schrecken ein: das iſt ja auch Lüge! „Gedankenlüge“ hatte der Vater geſagt. Verzweifelte Pläne wirbelten in dem ratloſen Kinderhirn. Er wußte nicht mehr aus noch ein.

In dieſem Zwieſpalt, in dieſer tödlichen Furcht vor der Lüge hatte er ſich in der Nachbarſcheune verſteckt, um die Kleider trocknen zu laſſen und ſo vielleicht unbefragt zu bleiben. So war er eingeſchlafen, und ſo hatte ihn Fritz Müller entdeckt.

Schweigend hörten die Eltern zu. Kein Blick wurde zwiſchen ihnen gewechſelt. Beide vermieden unwillkürlich alle Schlußfolgerung. Beide beſchränkten ſich auf die Sorge für den Augenblick.

Da die Röte auf Hänschens Backen ſich als Fieber erwies, ſteckte Renate ihn eiligſt ins Bett.

Am nächſten Tage ſtand der alte Griebenow an Hänschens Krankenbett. Das Fieberthermometer zeigte auf 39,9. Der alte Arzt murmelte etwas von Nervenfieber und gab Chinin. Als er am Abend das Thermometer aus der Achſelhöhle des Kindes nahm, machte er ein finſteres Geſicht: „Vor allen Dingen Ruhe, abſolute Ruhe! Schlafmittel möchte ich nicht geben. Wenn irgend eine Veränderung eintritt, laſſen Sie mich's wiſſen.“

Einſam blieb der Paſtor auf ſeiner Studierſtube. Einſam ſaß Renate am Bett des unruhigen Kindes. Der Hausgang trennte die Stuben.

Johannes las und ſchrieb nicht. All die angeſchlagenen Töne des geſtrigen und heutigen beängſtigenden Tages ſchwangen nach.

„Wenn man zuſammen hofft und fürchtet, ſo iſt man eins und untrennbar,“ klang es wunderlich lockend und beſänftigend in ihm.

Raſtlos ſchritt er auf und nieder. Immer wieder trieb es ihn über den Gang, um zu lauſchen, zu fragen. Schweigend winkte Renate ihn zurück. Endlich verſuchte er doch zu arbeiten. Die Müdigkeit überwältigte ihn. Immer wieder raffte er ſich auf.

In der Mitte der Nacht wurde er aus ſchweren Träumen geweckt; Renate ſtand neben ihm.

„Komm! Er ruft immerfort nach dir! Ich will Mine doch lieber zu Griebenow ſchicken. Ich weiß nicht —“

Während ſie über den Gang eilten, ſagte ſie tonlos, wie gehetzt ſprechend: „Wenn er ſich nur nicht ſo furchtbar quälte! Wenn er nur ſchlafen könnte! Er ſpricht — ſpricht immerfort. Ich habe ſchon alles verſucht — es nutzt nichts — er hört mich nicht —“ Wieder ſtarb das Wort im Schauer der Mutterangſt.

Vorſichtig öffnete Johannes die Tür zum Krankenzimmer. Auf der Waſchtoilette in der einen Ecke brannte trübe ein flackerndes Nachtlämpchen und warf einen ungewiſſen Schein über den Raum. Mine, die ſonſt auf ſchweren, gleichgültigen Holzſchuhen durchs Leben ſchritt, kam ihnen auf Socken entgegen.

„Nu will ich nur ſchnell bei Herrn Doktor, Frau Paſtorn,“ flüſterte ſie und ſah dabei ängſtlich zu dem Bett hinüber, wo das Kind ſich in den Kiſſen warf.

Renate winkte ihr eilig, zu gehen.

Seit ſie in das Zimmer getreten war, hatte ſie ein ruhiges, gleichmütiges Geſicht. Jetzt rief ſie lächelnd zu dem Kinde hinüber: „Siehſt du, Hänschen, da kommt der Papa! Da bring' ich ihn!“

Unwillkürlich flog es Johannes durch den Sinn: „Wie ſie ſich in der Gewalt hat! Wahrheit iſt das nicht! Liebe iſt es! Und iſt das — mehr?!“

Er beugte ſich über das Kind. Der Atem flog über die dunkelroten Lippen, abgebrochene Fieberworte miſchten ſich hinein. Johannes legte ſeine Hand auf die glühende Stirn.

Hänschen lag einen Augenblick ganz ſtill. Dann ſchlug er plötzlich die Augen weit auf: „Bleib hier!“ flüſterte er haſtig. „Bleib du hier, Papa! Der liebe Gott ſoll fort! — Ich will nicht zum lieben Gott! Ich will hier bleiben! Mutter! Muttchen! Laß mich hier! Ich will ganz artig ſein. Der liebe Gott denkt, ich bin unartig, weil ich gelogen habe! Herr Dielitz hat geſagt, wenn ich unartig bin, ſtraft mich der liebe Gott — Laßt mich doch hierbleiben — bitte, bitte —“

Das Kind richtete ſich auf und faltete flehend die Hände.

Renate war an dem Bett in die Knie geſunken und hatte die Arme um den kleinen zuckenden Körper geworfen.

Da ſchrie das Kind in heiſerem Flüſtern auf: „Papa! Papa! Sag du's ihm! Sag du's ihm, er ſoll fort! Er hört nicht auf Mama! Sie ſagt's ihm —, und ſagt's ihm — und er geht nicht! Sag du's ihm, Papa, bitte, bitte! — Da — da. In der Ecke — am Ofen — da ſteht der liebe Gott! Ich hab' Angſt! Ich hab' Angſt, Papa! Ich will ja nie wieder lügen! Sag du ihm — ich will nie — wieder — lügen —“

Renate ſtieß einen Laut aus wie ein gequältes Tier.

Da nahm Johannes den Kopf des Knaben in ſeine beiden Hände und ſagte laut und beſtimmt in die Ecke hinüber: „Hänschen iſt ein gutes Kind — Hänschen bleibt bei uns! Gehe fort aus dieſer Stube — du — Gott!“

Eine bange Pauſe. Das Kind ſtarrte mit dem umflorten Blick der übergroßen Augen zu dem Ofen hinüber.

„So,“ ſagte Johannes entſchieden, „nun iſt er fort!“

Tief auf atmete Hänschen: „Ja, nun iſt er fort.“

Er wollte wieder anfangen, aufgeregt zu flüſtern; aber Johannes gebot ſtreng in ernſtem Tone: „Schweige, Hans. Du biſt jetzt hier in der Stunde bei Papa und darfſt nur ſprechen, wenn du gefragt wirſt. Verſtehſt du?“

„Ja,“ ſagte das Kind gehorſam und blickte ruhiger in die Augen, die ſich zu ihm hinabneigten. Die Macht der Gewohnheit, die Macht der Perſönlichkeit ſiegte. Feſt hielten die heißen Händchen noch die Finger des Mannes umklammert, aber das Kind ließ ſich doch geduldig in die Kiſſen zurückbetten.

Eine Weile blieb es ſtill im Zimmer. Nur der Atem des Kindes und das Kniſtern des Lichtes war zu hören.

Renate hob den Kopf, der auf die Bettkante geſunken war. „Schläft er?“ fragte ſie leiſe.

Nein, er ſchlief nicht. Wieder öffneten ſich die Augen weit, als ſähen ſie etwas Furchtbares. Unwillkürlich trafen ſich die Blicke der Eltern in ratloſer Liebesangſt.

„Wenn er das Schreckliche nur vergäße! Wenn er nur ſchlafen könnte!“ flüſterte Renate verzweifelt.

Da kam Johannes ein rettender Gedanke. Auf dem Tiſch lag noch die Botaniſiertrommel! Die Blumen!

Ehe Hänschen von neuem aufſchreien konnte, nahm der Vater die beiden an der Decke zupfenden heißen Hände feſt in die ſeinen:

„Nun höre, Hänschen, möchteſt du wohl deine Blumen haben? Weißt du, die du für mich gepflückt haſt?“

Das Kind hielt inne, lauſchte auf.

Johannes ſchlang den Arm um Hänschens Leib und holte eine Handvoll trockenen Heus aus der Kapſel, die Renate in Eile geholt hatte.

„So! Siehſt du! Nun ſind wir beide auf der großen Wieſe. Siehſt du, hier wachſen herrliche Blumen. Nun kannſt du pflücken, ſoviel du willſt.“

„Pflücke du, bitte, Papa! Ich bin ſo müde!“ Das Köpfchen lehnte ſich an die Schulter des Mannes.

„Hier iſt Vergißmeinnicht! Siehſt du, ich leg’s hier in deine Hand. Und hier ſind Veilchen —“

„Nein, nein!“ Das Kind ſtieß die Hand zurück. „Keine Veilchen! Roſen will ich! Pflücke mir Roſen!“

Unwillkürlich flog es ihm vom Munde: „Roſen? Die Roſen ſind verblüht!“

Aber das Kind ſchrie auf: „Ich will Roſen haben! Nur Roſen! Die andern Blumen will ich nicht! Papa, gib mir Roſen — bitte, bitte!“

Da nahm Johannes Keller irgend eine trockene Blume und legte ſie in die Hand ſeines Jungen.

„Iſt das eine Roſe, Papa?“

„Ja, Hänschen!“

„Schöne Roſe,“ liſpelte das müde Kind, ein wenig lächelnd.

Und wieder lag der heiße Kopf an der Schulter des Vaters. Stiller wurden die Augen, ruhiger und gleichmäßiger der Atem. Unverwandt ſahen die Eltern auf das leicht ſchlummernde Kind.

So verging mehr als eine halbe Stunde. Dann wurden draußen Schritte hörbar. Der alte Griebenow trat eilig ein. Hinter ihm Mine.

Die drei im Zimmer rührten ſich nicht. Mine ſtellte ſich an den Ofen und blickte von dort aus mit gefalteten Händen zu dem Bett hin. Griebenow beugte ſich prüfend über das Kind. Ein leichter Schweiß deckte das kleine müde Geſicht.

Mürriſch zuckte der Alte die Achſeln: „Ja, wozu, um alles in der Welt, bin ich denn eigentlich hierher geſprengt worden?! Na — um ſo beſſer! — Tut nichts! — Iſt alles in Ordnung! Laßt den Jungen ruhig ſchlafen. Medizin nur, wenn er von ſelbſt aufwacht —“

Ueber Hänschens Geſicht gleitet bei dem bekannten polternden und wenig gedämpften Ton ein ſchwaches Lächeln. Halb heben ſich die Lider: „Onkel — Doktor —“

„Ja, mein Junge, Onkel Doktor will dir gute Nacht ſagen. Und jetzt wird artig geſchlafen!“

„Papa — gehen wir morgen — wieder auf die Wieſe?“

„Ja, Hänschen!“

„Und pflücken Roſen?“

„Viele rote Roſen!“

Schläfrig, wohlig kommt es von den Kinderlippen:

„Buko von Halberſtadt,
Bring mir morgen vom Markte was,
Bringe mir ein halbes Lot
Mandel, Roſin und Zuckerbrot.“

„Und — Zuckerbrot,“ ſagte Johannes Keller tonlos.

Der alte Griebenow warf ihm von der Seite einen erſtaunten, prüfenden Blick zu: „Herrgott, wie ſehen Sie aus!“ murmelte er erſchreckt und winkte Renate, das Kind niederzubetten.

Auf den Zehenſpitzen gingen die beiden Männer in das Studierzimmer zurück. Griebenow ließ ſich gähnend an dem Mitteltiſch nieder und fragte nach den Vorgängen im Krankenzimmer.

Der Paſtor ging ruhelos vor ihm auf und nieder und berichtete in möglichſt trockenem Ton. Ein paarmal nickte der Alte ſtill vor ſich hin und ſah dem andern mitleidig zufrieden nach.

Es war ein unglücklicher Zufall, daß Johannes bei ſeiner Wanderung ſich einmal zu früh umdrehte und dieſes mitleidige Lächeln noch bemerkte. Er ſtutzte und ſah den alten Herrn groß an. Eine tiefe Röte flog über ſeine Stirn, er blieb vor Griebenow ſtehen und ſagte finſter und heftig: „Recht haben Sie doch nicht, Herr Doktor! Glauben Sie nicht, daß ich bereit bin, Ihnen jetzt deshalb recht zu geben, weil ich ſelbſt heute nacht —“

Er brach ab und wehrte dem energiſch Einredenden und Beteuernden im Tone tiefſter Entmutigung: „Nein, laſſen Sie nur, Herr Doktor! Ich habe Sie ſchon verſtanden — ja! Ich verſtehe ſchon! Ich verſtehe!“

Der gutmütige Arzt hatte vergebens verſucht, zu unterbrechen: „Aber, lieber Freund! Lieber Freund! Wie können Sie denn das alles nur ſo tragiſch nehmen!“

Er war aufgeſprungen und zu dem Paſtor gelaufen, der ſich an das Fenſter geſtellt hatte und geiſtesabweſend hinausſtarrte, ohne zu merken, wie der kleine Herr reuevoll und bedauernd ſeine Schulter, ſeinen Arm ſtreichelte.

„Aber, was ſind Sie nur für ein komiſcher Menſch, lieber Paſtor! Immer — ſchuldbewußt, wenn Sie einmal das Einfach-Menſchliche getan haben, anſtatt mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Immer unzufrieden, wenn alle andern mit Ihnen zufrieden ſind. Iſt das wohl recht?“

Er bekam keine Antwort und fuhr deshalb eifrig fort: „Wir wollen uns freuen, daß wir Ihren Jungen ſo weit haben. Vielleicht wirklich vor allem dadurch, daß Sie es fertig gebracht haben, ihn zu beruhigen. Als ob es ſolchem Reſultat gegenüber auf das Mittel ankäme!“

Er ſchüttelte betrübt den Kopf, klopfte dem Paſtor noch einmal auf die Schulter und ging langſam zur Tür.

„Und im übrigen, lieber Freund, ſiegt eben doch immer das Ewig-Menſchliche! Und darum iſt es gut, wenn man ſich von vornherein nicht zu ſehr für eine Ausnahme von der Regel betrachtet und möglichſt nie ‚nie‘ ſagt. Verzeihen Sie den Scherz! Und nun: Gute Nacht, Herr Paſtor, oder vielmehr: Guten Morgen. Grüßen Sie Frau Renate.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor!“

*

An der Tür zu Hänschens Zimmer lauſchte Johannes einen Moment. Es war alles ſo ſtill, daß er nicht zu ſtören wagte. Vielleicht hatte ſich Renate dort auf ihr Bett geſtreckt.

Langſam ging er in ſein Zimmer zurück. Am Fenſter ſtand er und blickte in den aufdämmernden Morgen hinaus: Das Ewig-Menſchliche! Sich ſelbſt untreu werden, das nennen ſie das „Ewig-Menſchliche“!

Er preßte die Stirn ſo gewaltſam gegen das Fenſterſchloß, daß ſich ein tiefes Mal in die Haut eingrub. Der körperliche Schmerz tat ihm wohl.

Fern am Horizont, über dem dunkeln Waldrand lag ein goldgelber Streifen. Dort wollte ſich die Sonne heben. Aber ſie drang nicht durch die regloſen, ſchwerhängenden Wolkenballen. Dann verlöſchte auch der helle Streifen im Nebel. Alles wurde grau — düſter — kalt.

Tiefe Sehnſucht nach Helle und Wärme packte den Einſamen. Fröſtelnd ſetzte er ſich in ſeinen Schreibtiſchſtuhl, ſchlang die Arme ineinander und zog den Rock enger um ſich. Sein Kopf ſenkte ſich gegen die Lehne. Er ſchloß die Augen. „Ein Blinder, der das Licht träumte!“ wühlte es ſchmerzlich in ihm — „Das iſt alles!“

„Johannes!“ ſagte da Renates Stimme neben ihm.

Er wollte aufſpringen, aber ſie hielt ihn zurück: „Hänschen ſchläft ganz ruhig. Mine klingelt, wenn er ſich rührt —“

„Und willſt du dich nicht auch —“

„Ich — kann nicht — ich — Johannes!“

Sie liegt auf den Knien neben ſeinem Stuhl und reißt ſeine Hand an die Lippen. Sie möchte reden — erklären — klagen — jubeln — und kann nur in abgebrochenen Worten ſtammeln.

Johannes will ihr wehren, will ſie aufrichten. Flehend ſchmiegt ſie ſich in ſeine Arme, zieht ſeinen Kopf zu ſich nieder, küßt ſeinen Mund ſo heiß, ſo ſehnſüchtig, daß alle Worte verſiegen und alles Denken verlöſcht.

Und dann hat er ſie zu ſich heraufgezogen. Beide ſitzen in dem großen Lehnſtuhl. Er hält ſie eng in den Armen.

Und ſie flüſtern! Lange!

„Ich hab’s ja nicht mehr gewußt! Ich hab’ ja gedacht, du biſt ſo hart und unmenſchlich, wie du dich ſtellſt, und liebſt uns nicht, und nun weiß ich’s! Das Kind iſt dir doch mehr als deine furchtbare, eiskalte Wahrheit!“

Schweigend küßt er ſie. Da ſchlingt ſie die Arme um ſeinen Hals und murmelt leiſe und ſtockend: „Ich will’s dir nur lieber ſagen — ich hätte es nicht mehr ertragen — ich wäre in den Wald gegangen — in den Waldſee —, wenn du auch jetzt noch — an Hänschens Bett —“

„Schweig!“ ſagt er heftig und drückt ihren Kopf mit zitternder Hand an ſeine Bruſt. — —

Draußen hebt ſich der Tag mehr und mehr. In alle Winkel kriecht das Licht. Die Vögel beginnen ſich zu regen; Stadtlärm erwacht.

Drinnen im Zimmer die beiden ſind ſtill geworden. Renate ſchläft; an Johannes’ Schulter liegt ihre Wange. Auf ihrem Antlitz ruht ſein Blick. Und in all dem Glück, mit dem der Mann das wiedergefundene Weib umſchlungen hält, fühlt er die tödliche Scham des geiſteseinſamen Menſchen, der ſich ſelbſt verloren hat, weil er die nicht verlieren wollte, die er liebt.

Mit weit offenen Augen blickt Johannes in das Licht des neuen Tages. Ein ahnendes, tiefſchmerzliches Schauen dämmert in ihm auf. Er ſieht ſie heraufſteigen, die neuen Tage — ſeine neuen Tage!

Das ſchwermütige Zarathuſtrawort klingt in ihm:

„Ich liebe die, die nicht zu leben wiſſen, es ſei denn als Untergehende, denn es ſind die Hinübergehenden.

„Ich liebe die, deren Seele tief iſt auch in der Verwundung, und die an einem kleinen Erlebniſſe zugrunde gehen können: ſo gehen ſie gern über die Brücke —“

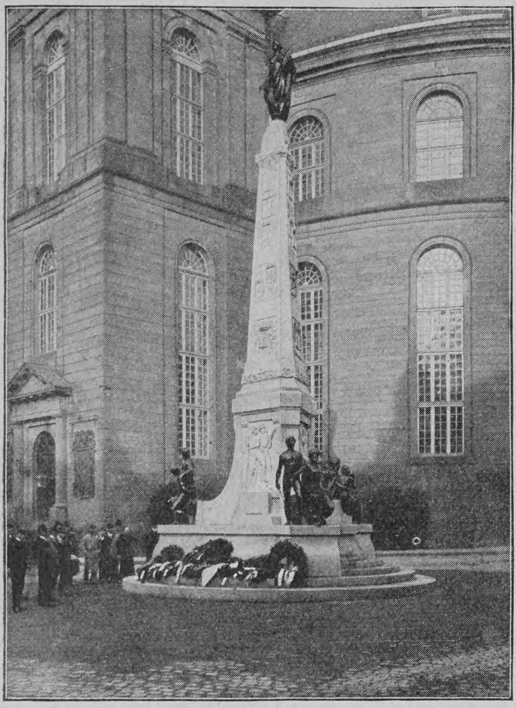
Und er weiß: er wird gern über die Brücke gehen!

Literatur

Neben dem gewaltigen Bühnenerfolg, den Wilhelm Meyer-Förſter mit ſeinem „Alt-Heidelberg“ errungen, gehen die ruhigeren, aber darum kaum weniger ſtattlichen Bucherfolge ſeiner Romane her. Wie „Karl Heinrich“, die epiſche Urform von „Alt-Heidelberg“, ſo erleben auch die andern, im gleichen Verlage (Deutſche Verlags-Anſtalt) erſchienenen Romane des Autors immer neue Auflagen. So ſind jetzt gleichzeitig „Die Fahrt um die Erde“ (illuſtrierte Ausgabe, geh. 2, geb. 3 Mk.) und „Lena S.“ (geh. 3, geb. 4 Mk.) gleichzeitig in ihr achtes Tauſend getreten. Die humor- und gemütvolle Radfahrgeſchichte „Die Fahrt um die Erde“ haben die hübſchen Illuſtrationen von Adolf Wald vielleicht noch anziehender für viele geſtalten helfen. „Lena S.“ bildet gewiſſermaßen ein Gegenſtück zu dem Sportroman „Süderſſen“ und gewinnt den Leſer durch die gleichen Vorzüge; auf dem lebhaften, bunt und ſpannend bewegten Hintergrund des Sportlebens eine innerlich vereinſamte heimatloſe Menſchenſeele, deren Weg ſich im Dunkel verliert. Die „kleine Lena“ gehört zu den Romanfiguren, zu denen wir in Gedanken noch manchmal zurückkehren, wenn wir das Buch ſelbſt ſchon lange aus der Hand gelegt haben.

— Unter den zeitgenöſſiſchen weiblichen Autoren hat ſich Ida Boy-Ed längſt einen Platz in erſter Reihe durch ihre Schöpfungen errungen, ſo daß man jedem neuen Erzeugnis ihrer Feder mit Spannung entgegenſehen darf. Ihr ſoeben erſchienener Roman „Die ſäende Hand“ (Stuttgart, Cotta) behandelt die wichtigen Fragen der weiblichen Berufswahl und des Verhaltniſſes der Frau zum Manne in überaus feſſelnder Weiſe. Nach beiden Seiten hin werden die Extreme zurückgewieſen, und das Leitmotiv des Romans gewiſſermaßen bilden die ſchönen Worte: „Des Weibes Hand ſät gut und böſe auf den Acker der Menſchheit; das iſt ein ungeheures Walten.“ Ebba Herlingen, die Tochter eines ſeit Jahren verwitweten, in Sachen des praktiſchen Lebens durchaus unerfahrenen Profeſſors, verlobt ſich mit Doktor Andreas Alteneck, einem bedeutenden und ſehr tüchtigen Großinduſtriellen. Sie erwidert die Liebe ihres Bräutigams von ganzem Herzen; während er jedoch nichts als eine geliebte und liebende Gattin für ſeine Häuslichkeit ſucht und in ſeiner ſorgſam waltenden alten Mutter das Ideal einer Frau erblickt, will ſie ſich damit nicht begnügen, ſondern ihm geiſtige Genoſſin und Mithelferin auf allen Gebieten werden. Von jeher hat ſie dafür geſchwärmt, mit dem Manne, dem ſie ſich zu eigen geben würde, Schulter an Schulter zu arbeiten, „in ſegensreicher, weithin ſichtbarer Tätigkeit Taten zu vollbringen, die ihr ganzes Geſchlecht ehrten und über die Gegenwart hinaus auch für die Zukunft Bedeutung gewannen.“ Dieſe Gegenſätze vertiefen ſich, es kommt zum Bruch, und Ebba löſt ihre Verlobung. Sie geht nach Berlin, um zu ſtudieren; in hartem Ringen erkennt ſie jedoch, daß weder ihre Kraft noch ihre geiſtige Begabung dafur ausreichen. Anſtatt den Doktorhut zu erringen, muß Ebba ſich damit begnügen, ihr Lehrerinnenexamen zu machen, aber gereift und geklärt in ihren Anſchauungen, gefeſtigt in ihrem Weſen, kehrt ſie in die Heimat zurück, um dort ſchwere Pflichten zu übernehmen. Hier hat auch ihr Verlobter inzwiſchen eine Wandlung durchgemacht und ſeine ehemalige Einſeitigkeit abgelegt; der Schluß des Romans führt die beiden, in deren Herzen die Liebe immer wach geblieben iſt, wieder zuſammen. Den Gegenſatz zu Ebba bildet ihre Verwandte Helene, die nur genießen und nicht tätig ſein, nur Schönheit um ſich haben will, und deren Ehe mit dem reichen Bankier Richard von Kunowsky einen tragiſchen Abſchluß findet. Eine bis zum Schluſſe feſſelnde Handlung, pſychologiſche Vertiefung und lebensvolle Zeichnung der Hauptperſonen wie der Nebenfiguren zeichnen dieſen Roman aus, den wir namentlich unſern Leſerinnen warm empfehlen möchten.

— Von Goethes Werken, die Profeſſor Dr. Karl Heinemann unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten herausgibt, liegt der 14. Band vor (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut). Er enthält den größten Teil der „Italianiſchen Reiſe“ nebſt einigen aus Anlaß dieſer Reiſe entſtandenen Aufſätzen. Der Herausgeber Dr. Robert Weber bekundet eine ebenſo genaue Kenntnis des Dichters wie des Landes Italien, in dem er ſorgfältig deſſen Spuren nachgegangen iſt. Die Einleitung legt die Entſtehung der Reiſebeſchreibung dar, die Goethe bekanntlich erſt nach Jahren auf Grund von Briefen und Tagebüchern redigierte, und die erläuternden Anmerkungen beweiſen, daß der Herausgeber die einſchlägige Literatur gründlich ſtudiert hat. Durch Vergleiche und Verweiſe gewinnt er manchen neuen Geſichtspunkt, der die Beobachtungen Goethes in intereſſante Beleuchtung ruckt.



Das Einheitsdenkmal vor der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Das Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.

Am 18. Oktober iſt in Frankfurt a. M. ein Denkmal enthüllt worden, das man im Gegenſatz zu ſo viel Fürſtenſtandbildern, die jetzt überall in Deutſchland errichtet werden, als ein Denkmal des deutſchen Volkes bezeichnen könnte.

Als im Jahre 1898 Frankfurt a. M. die fünfzigſte Wiederkehr des Tages beging, da das Parlament in der Paulskirche eröffnet wurde, da tauchte der Gedanke auf, der Erinnerung an das Sehnen und Ringen jener bewegten Zeit, dem ehrenden Andenken an die Ideen, die damals unſer Volk beſeelten, und an die Männer, die dieſen Ideen, ſiegend oder fallend, den Weg bereitet, ein Monument zu weihen. Es wurde eine Konkurrenz ausgeſchrieben, in der der Archikekt Fritz Heſſemer und der Bildhauer Hugo Kaufmann Sieger blieben. Freilich nicht unbeſtritten. In Frankfurt wie anderswo möchte man, daß ein Denkmal nicht nur etwas darſtellt, ſondern auch alles mögliche „bedeutet“, und namentlich, wo ein Kollegium zuſammenſitzt, deſſen einzelne Mitglieder jeder eine eigne Idee und Lieblingsanſchauung in dem neuen Werke der Plaſtik verkörpert ſehen wollen, da könnte der Künſtler, der es allen recht zu machen ſtrebte, gar nicht genug „Mythologie und Zoologie“ anbringen. So gab es auch in Frankfurt, den politiſchen Schattierungen entſprechend, gar manchen Spezialwunſch; auch die hiſtoriſch gegebene Stelle für das Denkmal, ein verhältnismäßig enger Platz an der Paulskirche, in den von drei Seiten her Straßen münden, machte Schwierigkeiten.

Den beiden Künſtlern iſt es vortrefflich gelungen, dieſer Schwierigkeiten Herr zu werden. Ein ſchlank aufſtrebender Obelisk wird der Knappheit des Raumes, die nach drei Seiten auseinandergehende Entwicklung des Poſtaments den drei zum Platz führenden Zugängen gerecht.

Je zwei Geſtalten, zu einer Gruppe vereinigt, ſtehen an jeder der drei Ecken des Sockels. Sie verkörpern jene geiſtigen Mächte, die das Feuer der großen nationalen Ideen wachhielten und nährten: den Freiheitsdrang, an dem das Bürgertum ſich immer wieder begeiſterte, allen Enttäuſchungen zum Trotz; die Poeſie, die nicht müde ward, von Einheit und Freiheit zu ſingen; die Wiſſenſchaft, die den Jüngling nicht allein Kenntniſſe, ſondern die ſelbſtloſe Hingabe an allgemein menſchliche Ideale lehrt.

So zeigt uns die erſte Gruppe „Zur Freiheit“ (an der linken Seite des Poſtaments), wie ein kraftvoll und kühn aufgerichteter Jüngling, mit erhobenem Haupt gleichſam in eine ſchönere Zukunft hinausblickend, die Feſſeln ſeines älteren Gefährten löſt, der ermattet und entmutigt auf ſeinem Sitz in ſich zuſammengeſunken iſt.

Das dramatiſche Pathos dieſer erſten Gruppe ſcheint zu einer heroiſch geſtimmten Lyrik abgemildert in der zweiten (rechte Seite des Poſtaments): neben einem bärtigen älteren Mann, der ſitzend und die Saiten ſeiner Lyra rührend ein Lied anſtimmt, ſteht, in der kampfbereiten Rechten das kurze Schwert, ein Jüngling, freudig in den Geſang einſtimmend. Es iſt die fortreißende Gewalt des Freiheitsliedes, die ſo ihren plaſtiſchen Ausdruck gefunden hat.

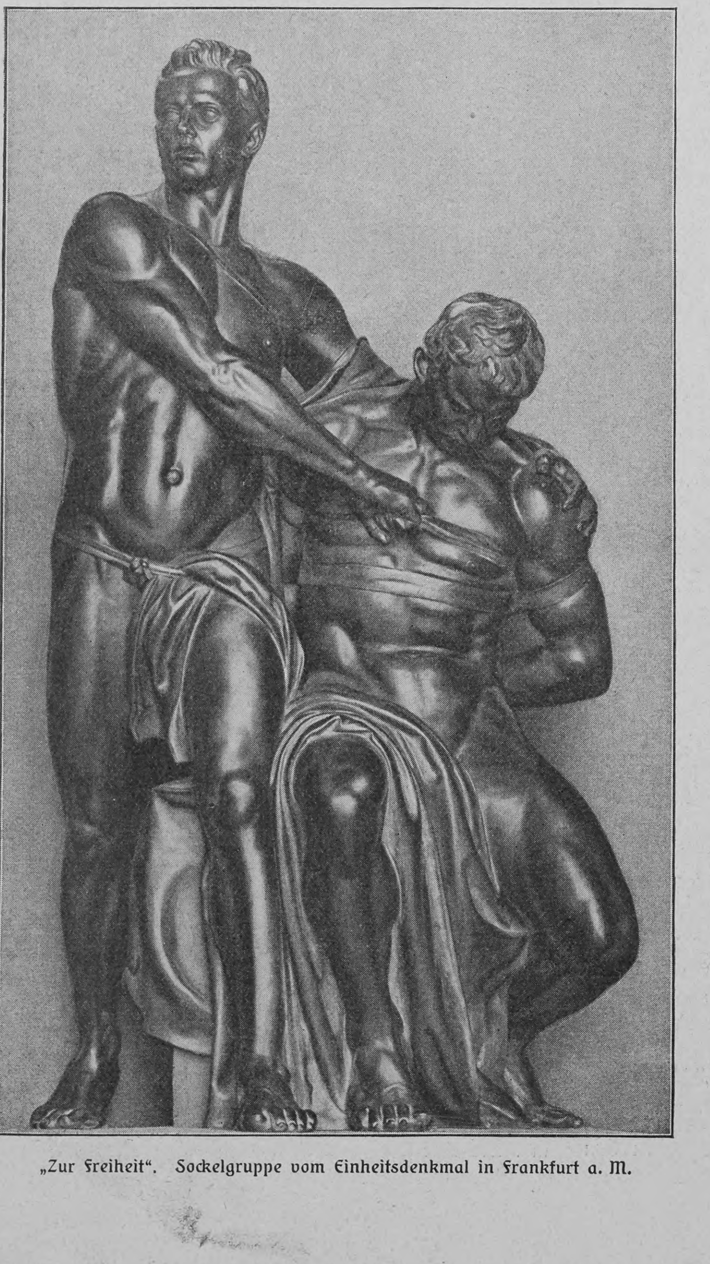
Die dritte Gruppe, an der Rückſeite, wirkt gegenüber den beiden andern faſt mit idylliſcher Stimmung auf uns: die deutſche Wiſſenſchaft in der Geſtalt der Alma mater, eine lieblich ernſte, jugendſchöne Frau, reicht mit mütterlicher Sorgfalt einem neben ihr ſitzenden Jüngling von beinahe noch knabenhaftem Ausdruck die Schale mit dem lautern Trank, den er in durſtigen Zügen ſchlürft. Es iſt ein ſehr anmutiges Motiv, wie die Linke der Frau und die Rechte des Jünglings gemeinſam die Schale halten, während die Rechte der Alma mater den ſich an ſie ſchmiegenden Jünglingskörper leiſe ſtützt, deſſen Nacktheit in ihren großen ruhigen Flächen einen guten Kontraſt zu den reich, aber nicht kleinlich fließenden Falten ihres antiken Gewandes bildet.

Dieſe drei Gruppen aber hoch überragend erhebt ſich auf dem Obelisken die Muſe der Geſchichte. Geſichtsausdruck und Haltung der edel empfundenen Figur erinnern an die Auffaſſung Goethes von der Geſchichte, der der große „Realiſt“ nur dann einen Wert zuſprechen wollte, wenn ſie begeiſternd auf die nachfolgenden Geſchlechter wirke. Und wenn dieſe Klio die Nachwelt auch belehren und ermahnen will — auch ihr Mahnwort, das ſie auf den in ihrem linken Arm ruhenden Schild eingegraben hat, es iſt nichts andres als ein Dichterwort von begeiſternder Kraft, das die Loſung in den jahrzehntelangen Kämpfen unſers Volkes war, das Wort, das Schiller im „Wilhelm Tell“ ſeinen Deutſchen zurief und das nicht mehr verhallen ſollte: „Seid einig!“

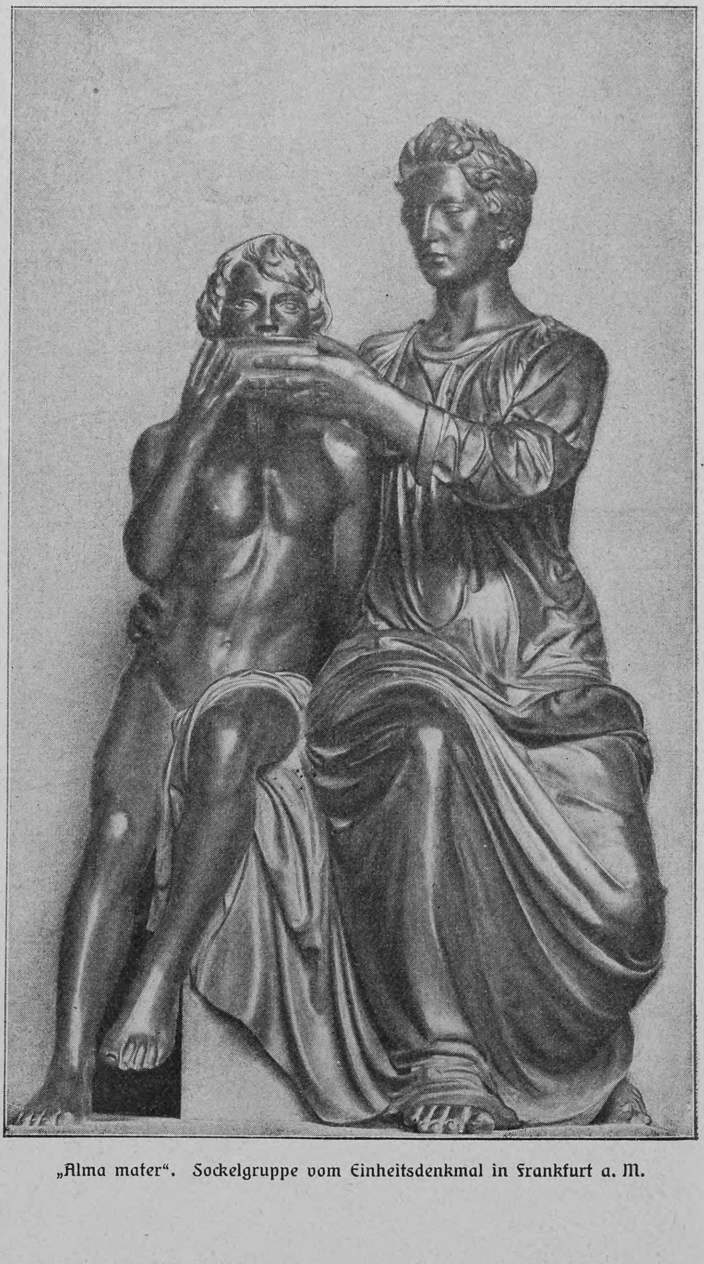
Hugo Kaufmann,
der Schöpfer des Frankfurter Einheitsdenkmals

So hat Hugo Kaufmann in dieſem Einheitsdenkmal ein Werk von ſtarkem dekorativen Wert und von hoher monumentaler Auffaſſung geſchaffen — ein Werk, das in ſeinem ſtrengen Stil auch für die Beſtrebungen der neuen Münchener Plaſtik bezeichnend iſt.

Hugo Kaufmann, der Frankfurt a. M. ſeine Vaterſtadt nennt, hat in München unter Rümann ſeine künſtleriſche Ausbildung genoſſen und nimmt heute, im 35. Lebensjahr ſtehend, unter den jüngeren Münchener Bildhauern eine hervorragende Stelle ein.



„Zur Freiheit“. Sockelgruppe vom Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.



„Alma mater“. Sockelgruppe vom Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.

Aufbruch des italieniſchen Königspaares zu ſeiner Pariſer Reiſe

Notizblätter

Das italienische Königspaar in Paris

Paris, die ſchönſte und furchtbarſte Stadt der Welt, hat eine Reihe glänzender Feſttage hinter ſich. Zum erſtenmal ſeit geraumer Zeit konnte ſich die Hauptſtadt der bürgerlichen Republik wieder an der Sonne monarchiſcher Gunſt wärmen. Das italieniſche Königspaar weilte zum offiziellen Beſuch in ihren Mauern. Könige und Prinzen ſind ſonſt ja gerade kein ſeltener Beſuch an der Seine. Der jetzige König von England war als Prinz von Wales ſtändiger Gaſt auf der Terraſſe des Café de la Paix und ſchon eine typiſche Erſcheinung auf den Trottoirs der Boulevards geworden. Vom König von Belgien und vom König der Hellenen werden in den Cabarets auf dem Montmartre ſogar Lieder geſungen, deren Inhalt man lieber verſchweigt. Aber das Vergnügen eines offiziellen Fürſtenbeſuches allergrößten Stils haben die Pariſer ſeit der erſten Reiſe des Zaren 1896 nicht wieder genoſſen. Da war zwar die ganze Stadt außer Rand und Band geraten, und der ſtürmiſche Jubel, den die Nachkommen der Baſtillenſtürmer dem Selbſtherrſcher aller Reußen darbrachten, zeigte alle Merkmale politiſcher Hyſterie. Diesmal ging es diskreter und trotzdem aber einen Ton wärmer zu. Paris iſt ja ganz und gar geſchaffen für rauſchende Feſte. pomphafte Auffahrten, und ſo zufrieden die Franzoſen auch ſonſt mit ihrer republikaniſchen Regierung ſein können, es haftet ihr doch etwas ſehr Nüchternes an. Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Nachkomme eines uralten Herrſchergeſchlechtes im Schmucke der Uniform durch die jubelnden Volksmaſſen fährt oder ob der reichgewordene Gerber aus Le Hâvre oder der liebenswürdige Advokat Loubet aus Montélimar im ſimplen Fracke die Ovationen entgegennimmt. Und ſo benutzten denn die wackeren Pariſer, unbeſchadet ihrer republikaniſchen Geſinnung, die gute Gelegenheit, um einem liebenswürdigen, aufgeklärten König und einer ſchönen Königin aus vollem Herzen zu huldigen. So groß die Ehre auch für die Machthaber der dritten Republik ſein mag, einmal an der Seite eines Königs zu Tafel zu ſitzen — die meiſten haben nämlich als ganz ſimple Advokaten oder Journaliſten begonnen, und der Marineminiſter Pelletan war ſogar ein Bohémien, wie er typiſcher nicht gedacht werden kann —, ſo macht doch ein ſolcher Beſuch der Regierung großes Kopfzerbrechen. Die Etikettenfrage iſt nämlich im heutigen Frankreich eines der ſchwierigſten Probleme. In dem harmloſen, ſtets zufrieden lächelnden Loubet hat zwar die Republik ein ſehr würdiges Oberhaupt. Aber offiziell fehlte dem Staatsoberhaupt bisher — die beſſere Hälfte. Es gab wohl Monsieur le président, es gab aber nur Madame Loubet. Für die Zarin waren die Gattinnen der Präſidenten ſowohl wie der Miniſter ſo gut wie Luft geweſen. Dieſem Uebelſtande hatte man nun aber abgeholfen, und Frau Loubet machte als Dame die Honneurs der Republik. Die liebenswürdige Art, wie das Königspaar gerade der Frau Loubet entgegenkam, gewann ihm die Herzen der Franzoſen im Sturm, die für ſolche Regungen ein beſonders feines Verſtändnis beſitzen. und wenn etwas den König, dieſen ernſten, unſcheinbaren Mann, in der Gunſt der Pariſer ausſtechen konnte, ſo war es eben nur die Königin, die ſchöne Tochter der Schwarzen Berge. Eine der ſchwierigſten Fragen für den Oberzeremonienmeiſter der Republik war aber, wo den königlichen Beſuch unterbringen. Schlöſſer gibt es in Frankreich genug. In Paris ſelber iſt man aber etwas unzart mit dieſen Zeichen königlicher Macht umgegangen. Die Tuilerien exiſtieren nicht mehr, St. Cloud ſtürzte unter den Geſchoſſen des Mont Valérien zuſammen, der Louvre, Verſailles ſind Muſeen geworden. Das Zarenpaar quartierte ſich in der Botſchaft ein, reſidierte aber ſonſt den größten Teil ſeines Aufenthaltes auf Schlöſſern fern von Paris. Diesmal hat die Republik in der Hauptſtadt den königlichen Beſuch in eignen Räumen im Miniſterium des Auswärtigen am Quai d'Orſay empfangen. Im Eifer, ihren Gäſten den Aufenthalt angenehm zu machen, verfielen die Franzoſen auf die ſonderbare Idee, die Wohnräume der Majeſtäten förmlich in Muſeen umzuwandeln. Viktor Emanuel mußte ſeinen müden Leib im Prunkbett des großen Korſen zur Ruhe ſtrecken, und Königin Helene war umgeben von den Möbeln Marie Luiſens und Marie Antoinettes. „Ob in dem Schlaf auch Träume kommen mögen?" Was Paris an Sehenswertem zu bieten hat — und wo wäre mehr? — wurde den hohen Gäſten vorgeführt. Die ſtolze franzöſiſche Armee paradierte vor dem Enkel Viktor Emanuels II., der ſelber in der Reihe der Zuaven geſtanden, und unter Waffenklirren hielt man die üblichen Friedensreden. Die Boulevards und Straßen waren illuminiert, und die Große Oper entfaltete ihre ganze Pracht. Der bekannte Maler Bonnat führte die Majeſtäten durch die weltberühmten Gemäldeſammlungen. Verſailles, die ſchönſte Schöpfung des Sonnenkönigs, wurde beſucht und die Zimmer der Maintenon nicht vergeſſen, die als fromme Erzieherin endete, wie die der Dubarry, die ihr Haupt unters Fallbeil legte. Die Schleppe der ſchönen Königin, die übrigens nicht nur ihren Gemahl, ſondern auch das Ehepaar Loubet weit überragt. rauſchte leicht dahin über dieſen vulkaniſchen Boden. Die verſchiedenen Pariſer Primadonnen fanden Gelegenheit, ſich vor dem Königspaar hören zu laſſen. Rezitation wechſelte mit Geſang. Seine Freiſtunden benutzte der König, ſich über militäriſche Fragen zu orientieren. Es heißt, er habe ſich das Lebel-Gewehr von einem Soldaten ſeiner Wache auseinandernehmen laſſen, um den Mechanismus dieſer Waffe zu ſtudieren. Im übrigen gehört gerade in der Bewaffnung die franzöſiſche Infanterie zu den am weiteſten zurückgebliebenen unter den europäiſchen Armeen, und lernen konnte der italieniſche König jedenfalls nichts. Schließlich ſchoß man in Rambouillet auf Faſanen! Einen Beſuch aber unternahm das italieniſche Königspaar in Paris noch, der ſelten auf dem Programm einer derartigen Viſite zu ſtehen pflegt: es fuhr nach der franzöſiſchen Münze. Der König iſt bekannt als eifriger Numismatiker. Nirgends aber werden wohl ſchönere Stücke geprägt als in Paris. Der König beſichtigte die ganze Einrichtung und die Sammlungen auf das eingehendſte. Die Republik ließ ſodann eine Goldmünze als Erinnerung an den Tag ſchlagen. Boshafte Finanzpolitiker aber legen dieſem königlichen Beſuch in der Werkſtätte des klingenden Metalls ſymptomatiſche Bedeutung bei und blicken beſorgt in die Zukunft. Die Zarenbeſuche ſind in finanzieller Hinſicht den Franzoſen noch recht gut in der Erinnerung. „Frankreich iſt eine gute Schweſter," ſagte ein Pariſer Camelot, als er von dem herzlichen Einvernehmen der beiden romaniſchen Schweſternationen gehört hatte, und ſetzte dann gleich hinzu: „Elle a beaucoup de galette!" Mit dieſem Ausdruck belegt der Pariſer Volksmund das Geld. Allerdings pflegen kleine Gefälligkeiten die Freundſchaft zu erhalten — auch zwiſchen Nationen.

König Viktor Emanuel auf der Jagd in Rambouillet

In Verſailles: Königin Helena am Arm des Präſidenten Loubet; im Hintergrund der König und Frau Loubet

Beſuch des italieniſchen Königspaares in Paris. Königin Helena und Frau Loubet im Wagen

Hofſchauſpieler Wilhelm Schneider-München †

Der Münchener Hofſchauſpieler Wilhelm Schneider iſt am 17. Oktober in ſeiner Villa auf der Prinz-Ludwigshöhe an der Iſar einem Herzſchlage erlegen; ſein Hinſcheiden bedeutet für das Hoftheater der Iſarſtadt, zu deſſen allererſten Kräften der Künſtler gehörte, einen großen Verluſt. Wilhelm Schneider war im Jahr 1847 in Petersburg geboren. Er begann ſeine künſtleriſche Tätigkeit am Schweriner Hoftheater und kam im Februar 1878 von dort nach München, um als Odoardo und Alba an der Hofbühne zu gaſtieren. Dies Gaſtſpiel führte ſofort zum Engagement, und ſeitdem gehörte Schneider in weitverzweigter, von Jahr zu Jahr wachſender Tätigkeit, die ſich in neuerer Zeit auch auf die Regie erſtreckte, dem dortigen Hofſchauſpiel an, in deſſen wohlgefügtem Enſemble er eine feſte Säule bildete. Er verfügte über glänzende äußere Mittel, eine edle männliche Erſcheinung und ein herrliches, machtvoller Steigerung fähiges Organ, und war ein denkender Künſtler im beſten Sinne des Wortes, der raſtlos ſtrebte und mit eiſernem Fleiße ſtudierte, wobei er durch eine hohe Intelligenz und gründliche literariſche Bildung gefördert wurde. So wußte ſich Schneider als Charakterdarſteller bald einen bedeutenden Ruf zu erwerben, der um ſo gerechtfertigter war durch ſeine ſchlichte, wahre und allem Theatraliſchen abholde Darſtellungsweiſe, an der er unverbrüchlich feſthielt. Eine ſeiner größten Leiſtungen war der Lear, mit deſſen erſchütternder Darſtellung er noch am 20. Mai d. J., als er das Jubiläum ſeiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit an der Hofbühne feierte, Stürme von Begeiſterung entfeſſelte. Aber auch als Wallenſtein und Götz, als Meiſter Anton in Hebbels „Maria Magdalena“, als Erbförſter, Richter von Zalamea und Präſident in „Kabale und Liebe“, wie als John Gabriel Borkmann und „Volksfeind“, im feinkomiſchen Luſtſpiel u. ſ. w. bot er prächtige künſtleriſche Geſtalten. Schon ſeit ſeinem oben erwähnten Jubiläum, bei dem in ſo herzlicher Weiſe zutage trat, welcher allgemeinen Verehrung und Hochſchätzung er ſich erfreute, war Schneider nicht mehr der frühere ſtarke, kerngeſunde Mann; ſeine erſchütterten Nerven zwangen ihn, der Hofbühne vom 22. Juni an fernzubleiben, worauf er am 28. Auguſt als König Thoas in „Iphigenie auf Tauris“ wieder auftrat. Zum letzten Male iſt er am 1 September in Philippis „Das große Licht“ auf der langjährigen Stätte ſeines Wirkens erſchienen, dann begann das wohl ſchon lange im geheimen an ſeiner Geſundheit nagende Uebel bedenklich zu werden. Von Reichenhall und Bad Kreuth kehrte Schneider todkrank nach ſeinem Heim zurück, immerhin iſt aber das Ende unerwartet ſchnell eingetreten.

Phot. A. Baumann, München

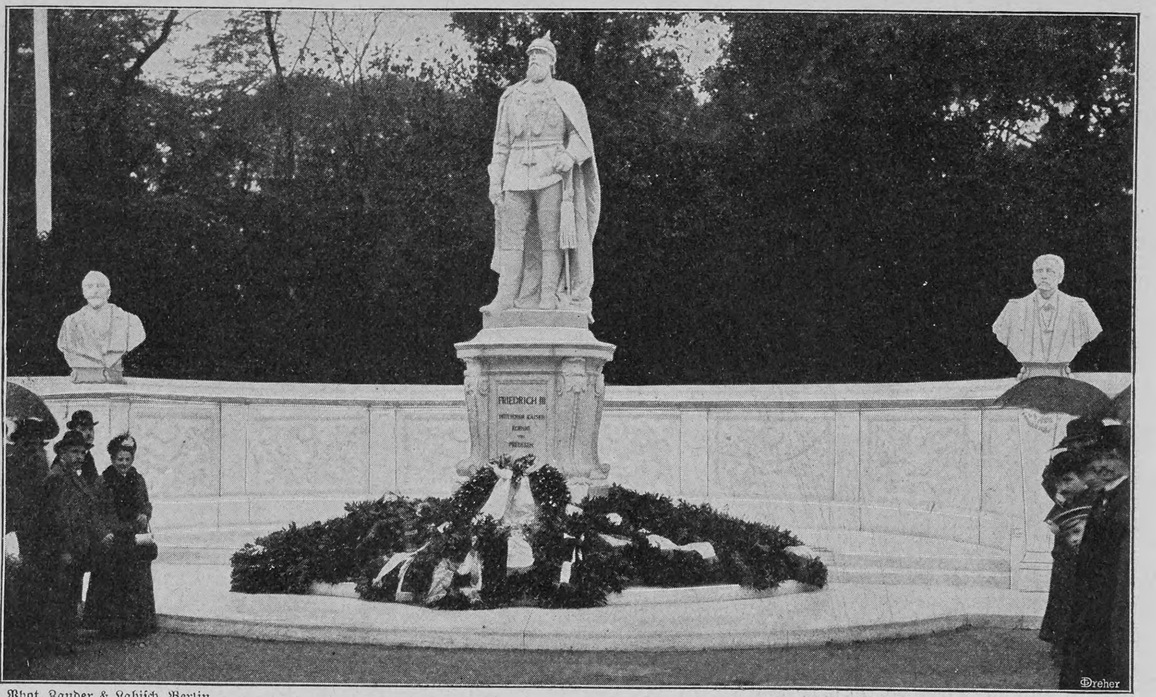
Hofſchauſpieler Wilhelm Schneider †

Bühne

Als erſte aller Bühnen überhaupt brachte das Hoftheater zu Stuttgart das romantiſche Schauſpiel „Junker Kai“ des däniſchen Dichters Holger Drachmann zur Aufführung. Das Stück, im Original „Brav-Karl“ (Braver Kerl) betitelt, bringt neben dem Helden, der wagemutig in die Welt zieht, als zweite Hauptfigur eine „reine Magd“, die an Kleiſts Käthchen von Heilbronn und in manchem Zuge auch an Goethes Mignon erinnert. Dieſe Figur, der reizvolle Lieder und Gedichte in den Mund gelegt ſind, wurde von Fräulein Bokken-Laſſon, einer Verwandten des Dichters, vorzüglich dargeſtellt, und ihr war namentlich der ſtarke Erfolg zu danken. Dramatiſche Kraft entwickelt das Schauſpiel nicht, aber es iſt reich an lyriſchen Schönheiten, die ihre Wirkung nicht verfehlen werden, ſobald ſich für die Rolle der aufopferungsfrohen Gerd eine ſo ausgezeichnete Interpretin findet, wie ſie in der nordiſchen Darſtellerin und Sängerin das Stuttgarter Publikum entzückte.

— Lebhaften Beifall fand im Schauſpielhauſe zu Hamburg das Schauſpiel „So ich dir“ von Paul Lindau. Das Stück behandelt feſſelnd das Problem der geſellſchaftlichen Ehre und bringt in geſchickter Bühnenmache neben vielen heiteren Szenen effektvolle ernſte Situationen. — Im Neuen Theater zu Köln hatte die Operette „Der Hochſtapler“ von Guſtav Meyer (Text von Hänſeler und Möller) freundlichen Erfolg — Maeterlincks ſatiriſche Legende „Die Wunder des heiligen Antonius“, die unlängſt in Brüſſel abgelehnt wurde, gelangte in Frankfurt a. M. zur erſten Aufführung in deutſcher Sprache. Auch hier begegnete das Werk einer ſehr kühlen Aufnahme.

— Im Burgtheater zu Wien errang Max Halbes Drama „Der Strom“ großen Beifall. Das Stück, das ein düſteres Drama vom Strande der Weichſel entrollt, enthält viele Szenen von ſtarker dramatiſcher Wirkung. — Im Deutſchen Volkstheater erfreute ſich das Luſtſpiel „Maria Thereſia“ von Franz von Schönthan eines guten Erfolges. Dieſer war freilich weniger dem ſeichten Stücke zu danken, das die Eiferſuchtsanwandlungen der großen Kaiſerin gegenüber ihrem Gemahl Franz Stephan behandelt, als dem trefflichen Spiele der Frau Katharina Schratt und ihrer verblüffenden Toilettenpracht.

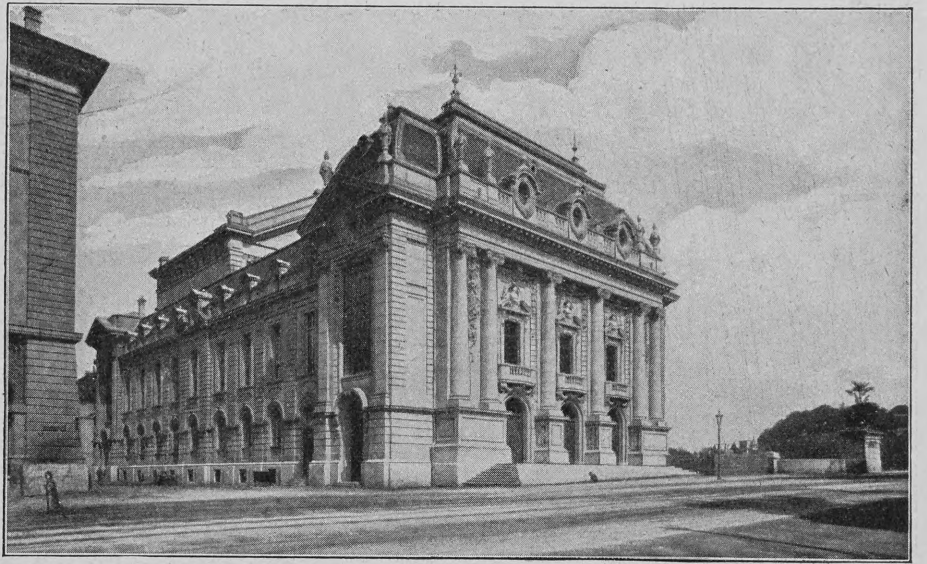


Phot. Zander & Labiſch, Berlin

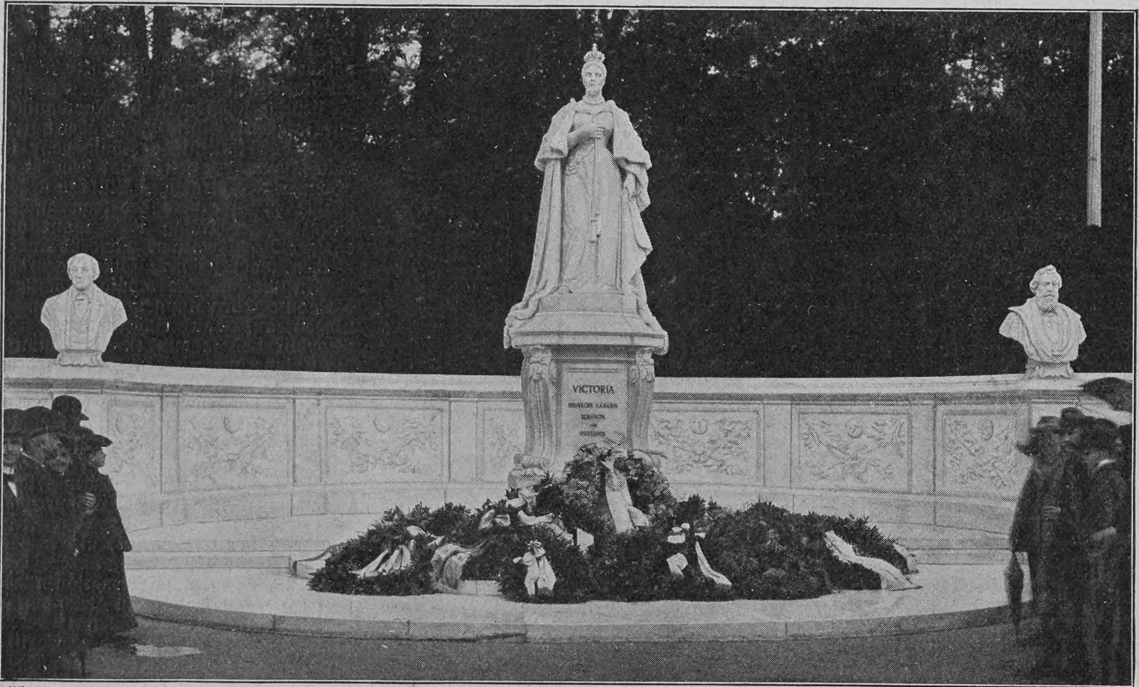
Das Kaiſer Friedrich-Denkmal vor dem Brandenburger Tor in Berlin. Von Adolf Brütt

Das neue Stadttheater in Bern

Am 25. September wurde in Bern ein neues ſtädtiſches Theater mit einem Feſtakt von J. V. Widmann und einer Aufführung des Tannhäuſers feierlich eröffnet. Das neue Haus iſt ein ſtattlicher Bau, hoch über dem Aarebett gelegen, mit dem großartigen Ausblick auf die Alpenkette. Das architektoniſche Hauptſtück iſt die 30 Meter breite Vorderfaſſade mit den ioniſchen Säulen, den reichen Verzierungen und dem ſchweren kuppelartigen Dach. Eine durch die ovalen Fenſter des oberen Foyers unterbrochene Baluſtrade krönt als Attika das Hauptgeſims; Giebelpavillons bilden die Endabſchlüſſe der Seitenfaſſaden, über deren Dach das Bühnenhaus mit ſeinem hohen, 29 Meter über der Straße ruhenden Giebel hervorragt. Die äußere Erſcheinung des von dem Berner Architekten R. von Wurſtemberger erbauten Hauſes fügt ſich ausgezeichnet in das ſtolze Städtebild des alten Bern. Der Zuſchauerraum enthält 940 Sitzplätze und etwa 160 Stehplätze. Die Bühnenmaſchinerie wurde unter Leitung des Herrn Lautenſchläger (München) eingerichtet. Für Feuerſicherheit und Rettungsmöglichkeiten iſt im ganzen Bau reichlich geſorgt. Ueber dem prächtigen Plüſchvorhang der Bühne thront, von zwei geflügelten Genien gehalten, in monumentalem Guß das Berner Bärenwappen. Das Deckengemälde des Bühnenſaales iſt von Bieler gemalt.



Das neue Stadttheater in Bern. Erbaut von R. von Wurſtemberger



Phot. Zander & Labiſch, Berlin

Das Kaiſerin Friedrich-Denkmal vor dem Brandenburger Tor in Berlin. Von Fritz Gerth

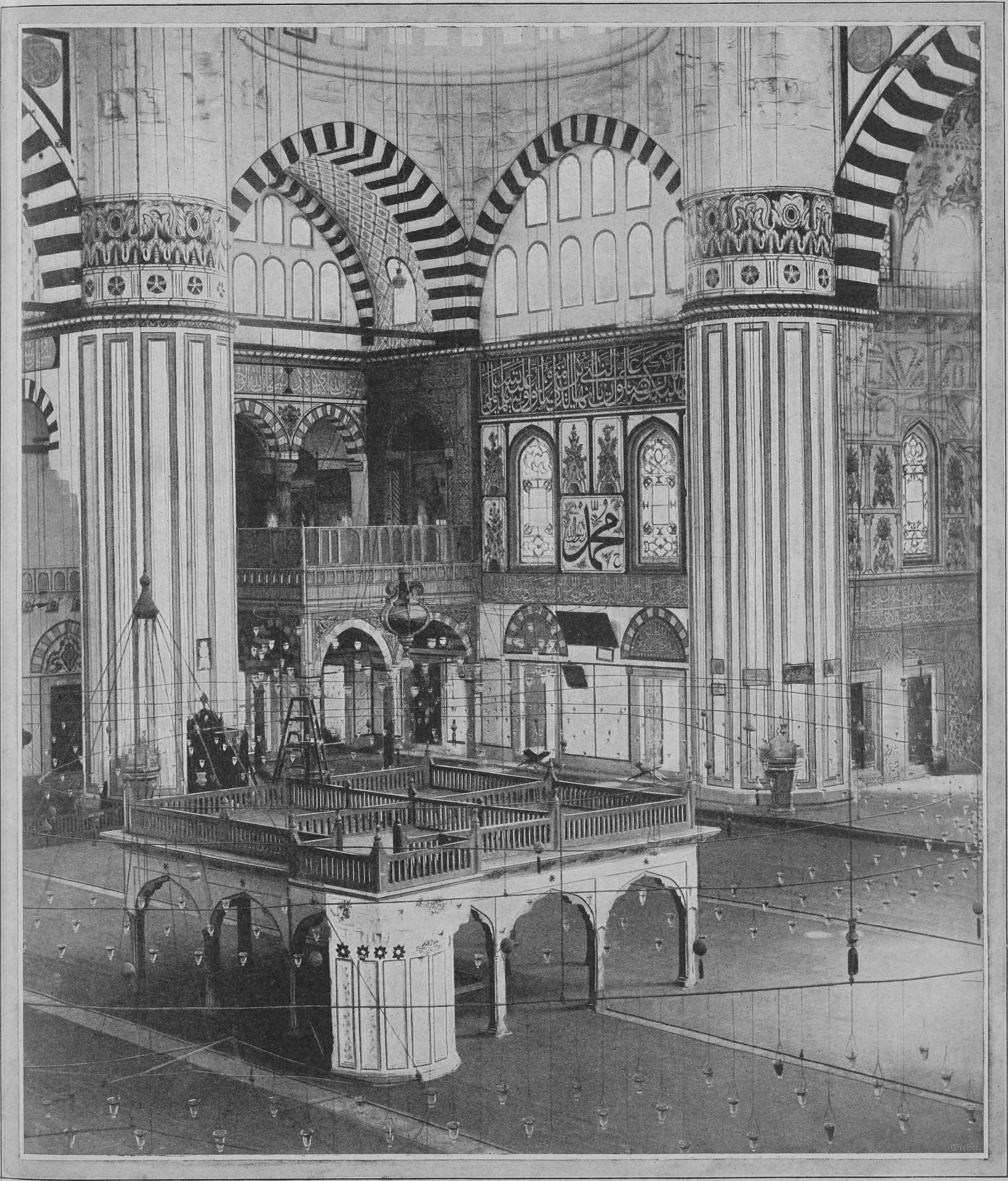
Die Denkmäler des Kaiſers und der Kaiſerin Friedrich in Berlin

Am 18. Oktober ſind in Berlin vorm Brandenburger Tor die Denkmäler des Kaiſers und der Kaiſerin Friedrich enthüllt worden. Entſprechend den Denkmälern der Siegesallee iſt jedes der beiden Standbilder Mittelpunkt einer Bankanlage, flankiert von je zwei Büſten großer Männer, die den Fürſtlichkeiten im Leben beſonders nahe ſtanden: an dem von Profeſſor Brütt geſchaffenen Kaiſer Friedrich-Denkmal ſind Helmholtz und Feldmarſchall Blumenthal, am Viktoria-Denkmal, dem Werke Fritz Gerths, ſind der Philoſoph Eduard Zeller und der Chemiker von Hofmann mit verewigt. Ferner erhielt jedes der beiden Denkmäler mehr „Maſſe“ und Gewicht durch lang gedehnte Marmorwände zu beiden Seiten und durch vorgelegte Marmorbaluſtraden; endlich wird der durch dieſe Anlage geſchaffene Halbkreis nach außen noch durch zwei große Brunnen abgeſchloſſen. Der architektoniſche Entwurf für das Ganze ſtammt von Hofbaurat Ihne, die dekorative und bauliche Ausgeſtaltung im einzelnen von den Profeſſoren Vogel und Widemann. — Eine intereſſante Perſpektive eröffnet ein Wort des Kaiſers bei der Enthüllungsfeier, das dahin gedeutet wird, die Denkmäler ſeiner Eltern ſollten die Eröffnung bilden für eine Fortſetzung der Statuenreihe der Siegesallee, die Standbilder dieſer Fortſetzung würden dann die künftigen Kaiſer aus dem Hauſe Hohenzollern darſtellen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 6



Zum Aufſtand auf der Balkanhalbinſel: Das Innere der Moſchee Selimie in Adrianopel. (Text umſtehend)

Zum Aufstand auf der Balkanhalbinsel:

Bilder aus Adrianopel

(Zu den Abbildungen Seite 127 und 139)

Eine anläßlich der gegenwärtigen Balkanwirren beſonders in letzter Zeit vielgenannte Stadt iſt Adrianopel, das türkiſche Edirneh. In einem fruchtbaren Tale am Zuſammenfluß der Maritza, Tundſcha und Arda gelegen, hat Adrianopel nicht nur in ſtrategiſcher Hinſicht als Feſtung mit zahlreichen Außenforts und Sitz des 2. türkiſchen Armeekorps Bedeutung, ſondern auch als Mittelpunkt eines weit ausgedehnten lebhaften Handels, als Uebergangsſtation zwiſchen den türkiſchen Ländern und dem reichen Oſtrumelien, deren Warenaustauſch die Orientaliſche Eiſenbahn vermittelt; durch letztere liegt es auf dem großen Verkehrswege nach dem weſtlichen Europa. Die Stadt ſelbſt iſt etwa eine Stunde vom Bahnhofe entfernt; um dieſen herum lagert ſich eine Art Villenvorſtadt, Karagatſch genannt. Schlecht gepflaſterte Straßen, eng und düſter, in denen der zur Toilette der orientaliſchen Städte unentbehrliche Schmutz nicht fehlt, altersgraue Holzhäuſer, wohin man blickt, aus luftigem, leicht brennbarem Material erbaut, eine buntgemiſchte Bevölkerung von zirka 75000 Einwohnern (die Hälfte Türken, der Reſt Griechen, Bulgaren, Armenier und ſpanioliſche Juden), das iſt Adrianopel.

Wie bei allen bedeutenderen Städten der Türkei, ſtößt man auch in Adrianopel auf zahlreiche hiſtoriſche Erinnerungen. Die Stadt war unter dem Namen Uskudama oder Oreſtia bereits im Altertum bekannt; Kaiſer Hadrian verſchönerte die damalige thrakiſche Metropole und gab ihr ſeinen Namen. Konſtantin der Große beſiegte im Jahre 323 bei Hadrianopolis ſeinen Gegner Licinius, und am 8. Auguſt 378 wurde in der Nähe die berühmte Gotenſchlacht geſchlagen, in der Kaiſer Valens einen elenden Tod in einer brennenden Hütte fand. Eine ebenfalls mörderiſche Schlacht wütete bei Adrianopel am 15. April 1205, wobei der lateiniſche Kaiſer Konſtantinopels, Balduin, in die Gewalt des Bulgarenfürſten Kalo-Joannis geriet, der ihn nach einigen Monaten Gefangenſchaft grauſam ermorden ließ. Von Murad I. im Jahre 1361 erobert, war Adrianopel von 1366 bis zur Einnahme Konſtantinopels 1453 Reſidenz der türkiſchen Sultane, und auch nachher bewahrte es ſtets ſeinen Rang als zweite Hauptſtadt des türkiſchen Reiches und zeitweilige Sultansreſidenz. Dort entwickelte ſich die Weltmacht der Osmanlis, und von dort aus ſtrömten die zahlloſen Heerſcharen, die jahrhundertelang Europa in Angſt und Schrecken verſetzten. Der Schwedenkönig Karl XII. weilte nach der unglücklichen Schlacht von Pultawa, die ihn zur Flucht nach der Türkei zwang, in der Nähe von Adrianopel, bei Demir-Taſch. Feldmarſchall Diebitſch-Sabalkanski eroberte es im ruſſiſchen Kriege am 20. Auguſt 1829, und am 14. September desſelben Jahres fand dort der Friedensſchluß von Adrianopel ſtatt. Abermals rückten die Ruſſen am 20. Januar 1878 in Adrianopel ein, und wiederum wurde dort ein Waffenſtillſtand am 31. Januar 1878 unterzeichnet.

Von der Bedeutung Adrianopels zeugen einige Monumente, vor allen Dingen mehrere große Moſcheen, darunter die alles überragende Moſchee Sultan Selims II., in der Mitte des 16. Jahrhunderts vom Architekten Sinan erbaut. Ihre vier ſchlanken, kannelierten Minaretts ſind über 60 Meter hoch, und zu ihren drei Galerien führen im Innern drei beſondere, ſich nicht berührende Wendeltreppen von 300 Stufen hinauf, jede Treppe auf eine andre Galerie. Das ſonſt wenig prunkvolle Innere der Moſchee macht durch die großartige Kuppel Eindruck. Unter den übrigen Moſcheen verdient noch Erwähnung die Moſchee Murads IV. mit neun Kuppeln.

JST DIE BESTE
GRÖSSTER ABSATZ DER WELT
JÄHRLICH 100 000 000 TABLETTEN
Cailler's
Schweiz MILCH-CHOCOLADE

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei *Kindern jeden Alters wie Erwachsenen*
*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!

Kieler Koch-Schule
und wirtschaftliches Töchter-Pensionat besserer Stände.
Ländlicher Aufenthalt im Eigenbesitztum.
„Heuer-Adler's Ruh", Ellerbek b. Kiel.
Vorsteherin **Frau Sophie Heuer.**
Während des langjährigen Bestehens der Anstalt von 1881 bis 1903 wurde eine grosse Schülerinnenzahl ausgebildet.
Lawn Tennis- u. Spielplätze. — Bootfahrt.
Ia. Referenz. Beginn d. Lehrgänge 4 Januar, 15. Mai. Alles Nähere durch den Lehrplan.

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER REDUCTIONS PILLEN
von Dr Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural....1.0 | Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Extr. rhei soin sicc. | Solv. in Aqu. Marienb. ....q. s.
„ „ chinae reg frig. par. aa 2.0 | Evapor. ad. mass. pil. adde:
„ „ Aloes....0.10 | Natr. Taurocholic 0.60
„ „ cascar. sagr. am. sicc. 2.0 | Solve in aquae.
Fiat pilul. No 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.
Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.
Die allein echten Marienbader Reduoticns-Pillen.
General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20 a

Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.

Das ist die Firma, welche die prachtvollen, luftreinigenden, selbsttätigen Zimmerfontänen in unübertroffener Auswahl seit langen Jahren fabriziert.
Prachtkatalog B gratis.
Geschenk von dauerndem Wert!

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

Verlag: C. Regenhardt, Berlin W V., Kurfürstenstr. 37.

Mein Feld ist die Welt

Weltverkehr
29. Jahrgang 1904 **Preis 3 Mark** 624 S. u. Tagebuch
Adressbuch der bewährtesten Bankfirmen, Spediteure, Advokaten, der Gerichte, Gerichtsvollzieher, Prozessagenten, Konsulate und **Auskunftserteiler** in etwa 25000 Orten der Welt.

Präcisions-Taschenuhren A. Lange & Söhne
Glashütte i. S.

3 Ärzte Prospecte frei
Bilz Naturheilanstalt
Dresden Radebeul. Gute Heilerfolge.

Bilz' Naturheilbuch. 1 Million Expl. verkauft. Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt **übermässigen Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts Flacon mit Notiz **Mk. 5,30** franko. RATIÉ, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. HADRA, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, TÖRÖK, Königsg. 12, Budapest.

Grösste Sauberkeit
erzielt man
bei Verwendung des
D. R. P. **„Lutocar"** D. R. G. M. **fahrbaren Kehrichtsammler.**
!!! Patentirt in allen Kulturstaaten !!!

„LUTOCAR"
Kehricht-Apparate Gm
Berlin S.W.
Friedrichstrasse 16
D.R.P.

Bequemste und leichteste Handhabung!
Bedeutende Ersparnis an Zeit u. Geld! Keine Reparaturen!
Unentbehrlich für:
Gartenhäuser, Villen, Gutshöfe und Parkanlagen,
Strassen und Plätze,
Fabrikanlagen (Maschinenfabriken, Brauereien, Mälzereien, Zuckerfabriken etc.)
Friedhöfe,
Kasernen, Militär-Werkstätten,
Schiess- und Uebungsplätze,
Marställe, Rennbahnen u. Sportplätze,
Krankenhäuser, Sanatorien u. Irrenanstalten,
Hafenanlagen und Schiffswerften,
Markthallen, Bahnhöfe etc. etc.
Solvente Vertreter an allen grösseren Plätzen gesucht.

Prospecte und Auskünfte
„Lutocar", Kehricht-Apparate-Gesellschaft m. b. H. Berlin S. W. 48.
Fernsprechamt IV. 3432.
Friedrichstrasse 16.

Briefmappe

Stadtpf. F. in St. Verbindlichen Dank! Ihre Bemerkung iſt natürlich durchaus zutreffend; auf volkstümlichen Darſtellungen findet man indes neben den Weiſen faſt immer Leute aus dem Volke und darunter auch Hirten, bei denen man ja nicht an die von dem Engel geleiteten zu denken braucht.

Johanna in Merſeburg. Die von Ihnen gemeinte Sentenz findet ſich ſehr häufig in allen Stammbüchern, beiſpielsweiſe in ſolchen aus dem 17. Jahrhundert, in nachſtehender Faſſung und Schreibweiſe:

„Ein Schweinen braden kaldt
Ein Mägdlein Achtzehen Jahr aldt
Wer ſich daran nicht kan laben,
Der Muß Keinen großen hunger haben."

Oder auch: „Ein gebratener Hahn kalt,
Ein Weibchen von achtzen jaren alt,
Wem dieſer biſſe nicht ſchmecket,
Der iſt gewiß vom ſtorck gehecket."

K. R. in Leipzig. Um Offizier werden zu können, müſſen Sie vorher entweder die Fähnrichsprüfung beſtanden oder das Reifezeugnis eines Gymnaſiums, Realgymnaſiums oder einer Oberrealſchule erworben haben.

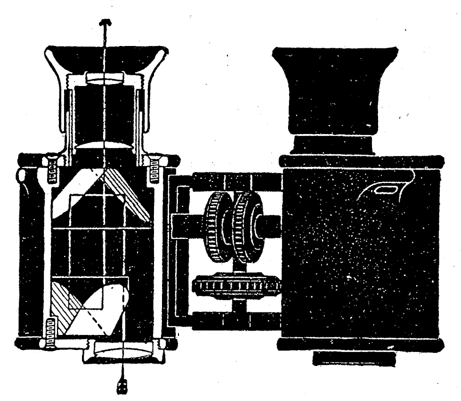
Frau F. v. B. in H. bei W. Die Sage von der in den Schlöſſern der Hohenzollern, namentlich im Berliner Schloß, umgehenden Weißen Frau wird auf die Gräfin Agnes von Orlamünde zurückgeführt. Sie hatte ihrem Gemahl, dem Grafen Otto, zwei Kinder geſchenkt. Als er 1293 ſtarb, hätte ſie ihm gern den Burggrafen von Nürnberg, Albrecht den Schönen, zum Nachfolger gegeben, und als dieſer die Aeußerung tat, daß er ſie nicht heiraten könne, ſolange dem vier Augen entgegenſtänden, bezog Agnes das auf ihre beiden Kinder und ermordete ſie. Albrecht hatte aber ſeine Eltern gemeint, die jene Ehe nicht billigen würden, und wandte ſich mit Abſcheu von der Mörderin. Agnes pilgerte nach Rom, tat harte Buße und ſtarb in Hof. Sie wurde nebſt den von ihr ermordeten Kindern in der von ihr geſtifteten Kloſterkirche Himmelskron begraben.

C. B. in Ellwangen. Da Sie ſich ſo lebhaft für die auch von unſern Tierſchutzvereinen verfolgten Beſtrebungen intereſſieren, durch vervollkommnete Technik des Abſchlachtens dem notwendigen Akte wenigſtens etwas von ſeiner Grauſamkeit zu nehmen, ſo ergänzen wir unſre früheren Mitteilungen noch durch die Notiz, daß Behrs Induſtriegeſellſchaft Bremen eine neue Konſtruktion für dieſen Zweck, den Schießbolzenapparat „Blitzbetäuber", verbreitet, der unlängſt im Münchener Schlacht- und Viehhof mit gutem Erfolg erprobt wurde. Es iſt eine große Scheiben-Hinterladerpiſtole, in deren Lauf ein 3 Zentimeter langer, bleiſtiftdicker Stahlſtift in beweglicher Feſſelung angebracht iſt. Eine Patrone mit 0,30 Gramm Pulver hat das Geſchoß auszuwerfen. Die Verſuche, die zunächſt an zehn Ochſen und fünf Stieren vorgenommen wurden, hatten ein befriedigendes Reſultat. Das unmittelbar auf die Gehirnſchale der Tiere abgegebene Projektil durchbohrte augenblicklich die Schädeldecke, um dann kraft der erwähnten mechaniſchen Feſſelung, die das Geheimnis der Erfinder iſt, ſofort wieder in den Lauf zurückzukehren. Die Tiere brachen nach je einem Schuß vollſtändig betäubt zuſammen. Die Verſuche zeigten, daß mit Hilfe des neuen Inſtrumentes die Betäubung von drei Stück Großvieh leichthin im Zeitraum von einer Minute zu bewerkſtelligen iſt.

Totenschau

Robert Scott Fittis, bek. ſchottiſcher Geſchichtſchreiber und Altertumsforſcher, † 11. Okt., Perth. — Geh. Hofrat und Baurat Prof. **Ernſt Friedrich Gieſe**, vormals Leiter des Ateliers für Baukunſt an der Techniſchen Hochſchule zu Dresden, 71 J., † 12. Okt., Charlottenburg. — Hofrat **Robert Gumpl**, Direktor des Wiener Hauptpunzieramtes, 63 J, † 12. Okt., Wien. — **Wiljalba Frickell** (eigentlich Wilhelm Frickel), einſt berühmter Taſchenſpieler, 85 J., † Kötzſchenbroda. — Bildhauer **Georg Küſthardt**, 40 J., † 13. Okt., Hannover. — Feldmarſchalleutnant **Freiherr Emil v. Lichtenberg**, 73 J., † 14. Okt., Wien. — Prof. Dr. **Heinrich Möhl**, bek. Meteorolog, 71 J., † 14. Okt., Kaſſel. — Generalleutnant à la suite **Georg Mootz**, 96 J., † 15. Okt., Darmſtadt. — Geh. Kommerzienrat **A. Sartori**, Präſident des Deutſchen Nautiſchen Vereins, 66 J., † 15. Okt., Kiel. — Profeſſor Dr. **Guſtav Schlegel**, bed. Sinolog, 63 J., † 16. Okt., Leiden. — Geh. Sanitätsrat Dr. **Karl Martini**, bek. Frauenarzt, † 17. Okt., Breslau. — General der Kavallerie **Wilhelm Freiherr v. Gemmingen**, 76 J., † 18. Okt., Karlsruhe. — Oberſt **Eduard Zorn**, Kommandeur des Kadettenkorps in München, † 19. Okt. — General der Kavallerie **Karl v. Weinrich**, 85 J., † 19. Okt, München. — Geh. Admiralitätsrat **Raimund Meyer**, Intendant der Marineſtation der Nordſee, 49 J., † 19. Okt., Wilhelmshaven.

Goerz' Trieder-Binocles



sind im deutschen Heere, in vielen ausländischen Armeen offiziell eingeführt und finden auch beim Privatpublikum (Touristen, Sportleuten, Theaterbesuchern etc.) immer grösseren Absatz. Nahezu 50000 Stück wurden bisher geliefert. Die hierdurch erreichten Vorteile in der Fabrikation erlauben uns eine

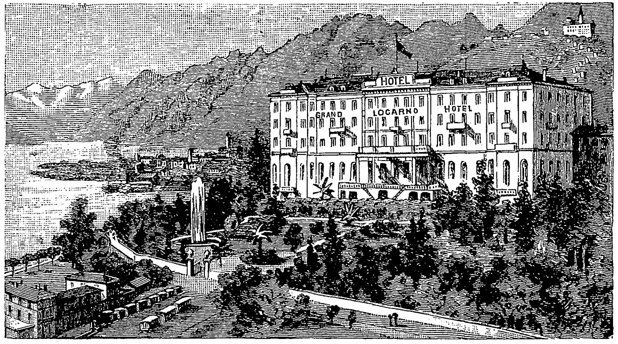
grosse Preisermässigung

eintreten zu lassen. Trieder-Monocles von M. 45.—, Trieder-Binocles von M. 90.— an.
Bezug direkt ab Fabrik oder von den optischen Handlungen. Preisliste kostenfrei.

Optische Anstalt C. P. Goerz,
Aktiengesellschaft,
Berlin-Friedenau 54.
NEW YORK: 52 East Union Square. PARIS: 22 Rue de l'Entrepôt. LONDON: 1/6 Holborn-Circus, EC.

Locarno **Gd. Hôtel Locarno**
am Lago Maggiore.
Kopfstation der Gotthardbahn. Direkte Wagenverbindungen.

Dampfbootstation nach den Borromeischen Inseln.



Elektr. Licht u. Centralheizung in allen Räumen.

Das **vollendetste Etablissement für den Winteraufenthalt** im **prächtigsten Winterklima Europas,**
von allen ärztlichen Autoritäten und speziell vom Kgl. Bayr. Medizinal-Rat Professor Dr. Martin proklamiert.
Die vorzüglichste und nächste Herbst-, Winter- und Frühlingsstation.
Deutsche Kirche, deutscher Arzt. Prospekt u. Mediz.-Rat Martins Beschreibung gratis durch **Balli**, Besitzer.

Arco
Wärmster klimatischer Curort Südtirols nächst dem Gardasee. Hauptstation der reizenden Mori-Arco-Riva-Bahn. Saison Oktober—Mai. Palmen, Oliven, Lorbeer u. Orangen. Neue Winteranlagen u. grosse Wandelhallen, staubfreie Promenaden, tägl. **2mal Curconcerte.** Grosser Festsaal, Reunions. Alle Gattungen Bäder. **Kaltwassercuren, Inhalatorium. Hôtels und Pensionen.** Privatvillen mit vermietbaren Familienwohnungen. Kath. u. evang. Gottesdienst. **Telefon zwischen Arco—Trient—Roveredo etc.** Elektr. Beleuchtung. Neue Hochquellenleitung. Prospekte u. Auskünfte durch die **Curvorstehung.**

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Kalodema- GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Waaren-Einkaufs-Verein zu Görlitz
gegründet 1861 — versendet an Jedermann zu billigsten Preisen in besten Qualitäten **Kolonialwaren, Delikatessen, Wein, Tabak** u. **Zigarren** und gewährt auf die **Detailpreise 5% Rabatt.** Preislisten stehen kostenfrei zu Diensten.

Parfumerien
von
J. F. Schwarzlose Söhne
Hofl. Sr. Majest. d. Kaisers u. Königs
Berlin Markgrafenstrasse 29, Fabrik: Dreysestrasse 5
Hohenzollern-Kornblume
Neuheit 1903. Proben gratis.
Flasche M. 3, im eleg. Carton M. 3.50
Bouquet-Electa
Wohlgeruch v. auserlesener Feinheit
Fl. M. 7, **Seife** St. M. 3, 3 St. M. 8.50
Hohenzollern-Veilchen
beliebte, wohlfeile Marke, Flasche M. 1.50, 2.50, **Seife** Cart. à 3 St. M. 3
Preisliste sonstiger Spezialitäten gratis

Die Wunder der fernen Gangesländer

werden uns nach dem Urteil von Weſtermanns Monatsheften in Braunſchweig vor Augen gezaubert in dem Werke: **Durch den Indischen Archipel.** Eine Künstlerfahrt von **Hugo V. Pedersen.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Reich illuſtriert.
In Prachteinband 25 Mark.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

Kauft nur Rondholz Frankft. Würstchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)

Ges. Gesch.

Um eine **SCHÖNE BÜSTE** zu erhalten, gebrauchen Sie die **PILULES ORIENTALES** welche in zwei Monaten die hervortretenden Schulterknochen verschwinden lassen, den Busen entwickeln, festigen und wiederherstellen und der Büste ein graziöses Embonpoint verleihen. — Von den medizinischen Autoritäten anerkannt, gesundheitsfördernd und deshalb auch bei zartestem Temperamente zu empfehlen.-Leichte Behandlungsweise. Dauerndes Resultat.-Weltrenommee. Per Schachtel mit Anweisung M. 5.30 franko (gegen Nachnahme M. 5.50).
J. RATIÉ, Pharmacien, **5, Passage Verdeau, PARIS** (9e).
Depot in BERLIN: **B. HADRA**, Apotheker, **Spandauerstrasse, 77.**
In Oesterr.-Ungarn: **J. V. TÖRÖK**, Apoth., Königsgasse, 12, BUDAPEST.

Das Spezialmittel zur Heilung der Constipation (Stuhlverstopfung)
Cascarine Leprince
ist der wirksamste Bestandteil der Cascara-Rinde, aus welchem die schädlichen Stoffe entfernt wurden. Dasselbe ist in der ganzen Welt vorteilhaft bekannt und darf mit den gewöhnlichen Cascarapräparaten nicht verwechselt werden. Bestandteile: Cascarine Extract 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.—. In allen Apotheken erhältlich.
Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.

Alles
für Dilettantenarbeiten.
Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien und Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge f. 30 Pf.)
Mey & Widmayer, München 3.

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei
Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich
auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf,
bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20 per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, **Basel & Grenzach** (Baden).

Photograph. Apparate
Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrierte Preisliste kostenfrei.
G. Rüdenberg jun.
Hannover.

Zweiſilbige Charade

Die Erſte würdig tragen,
Zu edlem Zweck allein
Sie zu gebrauchen wagen,
Muß Stolz des Mannes ſein.

Sie hält wohl auch zuweilen,
Daß in dem raſchen Lauf
Es weniger darf eilen,
Ein muntres Bächlein auf.

Der Zweiten halt die Treue,
Und fiel's dir noch ſo ſchwer,
Es bliebe ſonſt die Reue
Erſpart dir nimmermehr.

Das Ganze hat geſchlungen
Ein Band um Süd und Nord
Und machtvoll mit errungen
Der Ein'gung feſten Hort.

M. Sch.

Rätſel

Mit d eine Gruppe, mit b aber Geld;
Ob dies zu erraten zu ſchwer euch wohl fällt? E. S.

Rätſel

Ein Fluß, ein Tier und ein vulgär Verneinen,
Ob die zu einem Inſtrument ſich einen? E. S.

Richtige Löſungen ſandten ein: Fritz Menne in Leipzig (2); Frau G. Bernhardi in Budapeſt; Frl. Anna Zimmermann in Linz a. D. (4); F. v. L. auf H., Böhmen (7); „Süddeutſche“ am Klingelpütz in Köln a. Rh. (4); „Maus und Muki“ in Hamburg-Uhlenhorſt (2); Frau Jenny Rohen in Dresden (3); „Oedipus“ in Emden (4); Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg-St. Georg (2); F. Köhler in Magdeburg; Joh. P. Stoppel in Hamburg; Guſtav Ziegler in Linz a. D. (3); Otto Gerlach in Halle a. S.; Frau Frida Bernheim in Warſchau (2); „Hans und Anna“ in Innsbruck (3); Alfred Schröder in Wiesbaden; Konrad Reichel in Salzburg; Frau Agnes Fiedler in Wien (3); Georg Ohly in Prag; F. Wolf in Berlin (2).

Auflöſungen der Rätſelaufgaben Seite 98:

Des Leiſtenrätſels:

	W		B		W		D	
N	i	k	o	l	a	j	e	w
	e		u		l		k	
A	s	t	r	a	c	h	a	n
	b		b		h		m	
S	a	m	o	j	e	d	e	n
	d		n		r		r	
M	e	n	e	d	e	m	o	s
	n		n		n		n	

Des Scherz-Pluralrätſels: Alp — Alpen.

Des Silbenrätſels: Protzkaſten.

Des Rätſels: O — ſtern.

ROM ROM

ROM

Gd Hotel Quirinal.

Vornehmes Haus, im höchsten und gesundesten Theile Roms, an der **Via Nazionale,** der schönsten Strasse der ewigen Stadt gelegen. In sämmtlichen, nach dem prächtigen Hotelgarten zu gelegenen Zimmern, in voller Südfront, finden Ruhebedürftige geräuschlose Wohnungen, fern von allem Strassenlärm. Dampfheizung in allen Zimmern. Grossartiger Wintergarten. Aufzüge.

Restaurant français.

PEGLI PEGLI

PEGLI bei GENUA.

Italiens mildester, gleichmässigst temperirter u. mit den schönsten und zweckentsprechendsten Spaziergängen ausgestatteter

Winter-Kurort.

Prospekte und Broschüren.

Gd Hôtel Méditerranée

(Aufenthalt S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1880.)

I. Ranges mit grossartigstem Park. Lift. Dampfheizung u. elektr. Licht. Casino am Meer. **Hydrotherapie, Elektrotherapie und elektr. Bäder.** Spezieller Kurtisch für Magen- und Zuckerkranke.

Kurarzt: **Dr. Th. Heusser** (Sommer: Rigi-Kaltbad).

MILAN MILAN

Bei absolut gleichen Mitteltemperaturen tägl. 5—7° geringere Schwankungen als überall, daher **vorzügl. Winterklima d. Riviera.**

MAILAND

Palace-Hotel.

Haus allerersten Ranges, in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofes gelegen und mit allem modernen Comfort ausgestattet. Wohnungen mit Privat-Bade- und Toilettezimmer. Elektrisches Licht und Centralheizung in allen Räumen.

Restaurant français.

LUGANO LUGANO

LUGANO

Grand Hôtel

(früher Hotel du Parc)

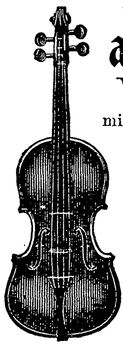
Vom neuen Besitzer vollständig umgebaut, neu möbliert und mit modernstem Comfort ausgestattet. 250 Betten.

Wiedereröffnung Frühjahr 1904.

Bucher-Durrer, Besitzer.

LUGANO LUGANO

Zweiggeschäfte:
in Luzern: Hôtel de l'Europe
bei „ : „ Bürgenstock
„ „ : „ Stanserhorn
in Basel: „ Euler.



Versenden gratis Katalog

alter Violinen, Violen, Celli

mit Original-Illustrationen berühmter italienisch. Meister. Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise. **Tausch. Gutachten.** Atelier für Reparaturen

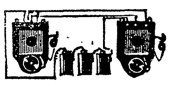
Hamma & Co.,
Grösste Handlung alter Meister-Instrumente,
Stuttgart.

Hauskunst Berlin, Potsdamerstr. 55.

Mod. Kunst- & Weihnachtsarbeiten

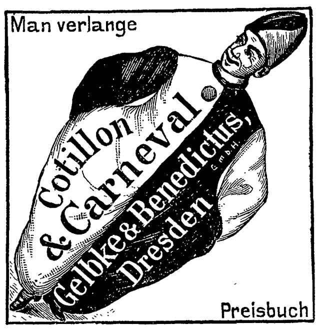
Reich illustr. Broschüre 1,60 fr., bringt auch geschäftl. Verwertung d. Arbeiten. Illustr. Hauptcat. all. Neuheiten 50 Pfg. Unterrichtsatelier. Verkauf v. fert. Sachen 4-6 Uhr.

Elektrische Klingelanlagen



fertig z. Selbstanlegen M. 4, desgl. Telephone, kleine Lichtanlag. für Minutenlicht, Glühlampen, elektr. leucht. Shlipsnadeln etc., Elemente, Accumulatoren, Vernickelungseinrichtungen, kleine Dynamo-Elektromotoren, Elektrisir-Appar., Elemente, Leitungsdrähte u. alle elektr. Bedarfsartikel.

O. H. Meder's Institut, Leipzig,
Abtheilg. f. Elektrotechnik. Gegründ. 1850.
Jll. Kataloge „E“ gegen 10 Pfg. Briefm.



Leichten Nebenverdienſt

verſchaffen ſich Damen durch Verkauf ſehr ſchöner billiger Stoffe in Bekanntenkreiſen. Muſter und Bedingungen auf Verlangen unter **K. S. 5647 durch Rudolf Moſſe, Cöln.**

Königreich Sachsen

Maschinenbau und Elektrotechnik

Ingenieurschule Zwickau

Ingenieur- und Techniker-Kurse

Prospekte kostenfrei

Musikinstrumente

aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernst Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Zucker-, Magen-, Darm-Kranke verlangen Prospect

Von ärztl. Autoritäten empfohlen.

Rademann's Nährmittelfabrik Frankfurt a. M. S. & Berlin S. W.

Werft Eure Anſichtspoſtkarten

u. Photographien in Rieſengröße, mit den Original-Farben an die weiße Wand mittels des **Negascop.** Auch als Zeichenapparat zu verwenden. Ill. Catalog gratis. **A. Deutsch, Leipzig.**

Glafey-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich.
Beste Beleuchtung
f. Schlaf-, Krank.- u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.

Soeben erschien eine

Neue durchgesehene Ausgabe.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zweiter Vortrag über Babel und Bibel

von Prof. **Friedrich Delitzsch.**

41.—45. Tausend. Reich illuſtriert. Geheftet M. 2.—, kartoniert M. 2.50.

„Luſtig und mutwillig.“

Wer dies von ſeinem Kinde ſagen kann, bezeugt, daß ſich dasſelbe der beſten Geſundheit erfreut. Wenn die Kinder geſund, luſtig und guter Dinge ſind, ſo herrſcht Freude am häuslichen Herd, wie ſie durch nichts erſetzt werden kann. Herr Ritter iſt auch dankbar für dieſes ſein Glück und gibt in dem folgenden Briefe die Erklärung:

München, Landsbergerſtraße 148, den 3. Juni 1902.

Es iſt uns eine große Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß unſere Kleine durch Ihre Scotts Emulſion von der Engliſchen Krankheit gerettet worden iſt. Dieſelbe war ein ſehr ſchwächliches Kind und bekam mit 6 Monaten auch noch Maſern und Lungenentzündung. Nachdem wir ſtärkende Bäder und anderes ohne Erfolg angewendet hatten, hörten wir von Ihrer heilkräftigen Emulſion und haben nun nach kurzer Zeit ſchon einen ſehr günſtigen Erfolg damit gehabt. Trotzdem das Kind erſt 12 Monate alt iſt, ſchickt ſie ſich ſchon an zu gehen, hat zwei Zähne ohne alle Schmerzen bekommen und iſt über alle Maßen luſtig und mutwillig. Bei einem andern unſrer Kinder hat ſich übrigens auch durch den Gebrauch von Scotts Emulſion ein ſkrofulöſes Augenleiden verloren.

Ihr dankſchuldiger (gez.) Joſ. Ritter.

Die Kalk- und Natron-Hypophosphite, die neben dem heilkräftigen Lebertran in Scotts Emulſion enthalten ſind, ſpielen eine wichtige Rolle bei Engliſcher Krankheit, da ſie zu einem kräftigen Knochenbau verhelfen und das Zahnen erleichtern. Scotts Emulſion befördert außerdem die Bildung von geſundem, feſten Fleiſch und gibt dem Körper Lebenskraft und Widerſtandsfähigkeit. Dabei iſt ſie ſo ſchmackhaft und leicht verdaulich, daß man nicht vermutet, daß Lebertran den Hauptbeſtandteil bildet.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Schenken Sie Seiden-

ſtoffe zum Feſt. Hochwillkommen für Blouſen oder Kleid. Wundervolle Neuheiten. Porto- und zollfreier Verſandt an Jedermann. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Im Ballsaal

genügen fünf Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeiſt“ (Alcool de Menthe de Ricqlès), um ein ſofort fertiges, erfriſchendes und pikantes Getränk herzuſtellen, deſſen Koſten nur einen halben Pfennig betragen. Gleichzeitig bewährtes Hausmittel bei Kopfſchmerzen, Migräne und Neuralgien, welches auch bei Nervenaufregung und Schlafloſigkeit wohlthuende Beruhigung verſchafft. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Colonialwaarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM
„VEILCHEN-TROPFEN“
unüber-trefflich
VEILCHEN-TROPFEN
F·WOLFF & SOHN · HOFLIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Gratis! erhält jeder, der durch Selbstunterricht **ohne Lehrer** und **ohne Vorkenntnisse** fremde Sprachen leicht, wohlfeil und sicher erlernen will, die Einführung in den Unterricht nach der **Methode Toussaint-Langenscheidt.** Letztere ermöglicht in kurzer Zeit das geläufige Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen fremder Sprachen und verhilft dadurch zu besserer Stellung mit höherem Einkommen. Tausende von Anerkennungen. Wir bitten um Angabe der gewünschten Sprache.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW. 11 (Prof. G. Langenscheidt) **Hallesche Str. 17**

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Barry, W., Der Zauberknoten. Roman. *M.* 4.—. München, Allgemeine Verlagsgeſellſchaft.

v. Bülow, Frieda, Allein ich will! Roman. Dresden, C. Reißner.

Dovsky, Beatrice, Der Wiener Fratz. Memoiren der Huber-Guſti. *M.* 1.—. Wien, Verlag der „Wiener Bilder“.

Eifelkarte. 1:240000. Bearbeitet von J. L. Algermiſſen. *M.* 1.50. Trier, H. Stephanus.

Enking, Ottomar, Familie P. C. Behm. Roman. Dresden, C. Reißner.

Gerold, Otto, Die letzten Tage König Ludwigs II. Erinnerungen eines Augenzeugen. *M.* 1.50. Zürich, C. Schmidt.

Griebens Reiſeführer: Bd. 15: Oberitalieniſche Seen: Como-See u. ſ. w. *M.* 1.50. Berlin, A. Goldſchmidt.

Gorjki, Maxim, 2 Novellen (Malwa — Konowalow). Aus dem Ruſſ. überſ. v. Klara Brauner. 3. Aufl. *M.* 1.50. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Hoffmann, Hermann, Gemeinſame Erziehung von Knaben und Mädchen. (Programm.) Berlin, Gördes und Hödel.

Hofmann, Dr. Karl, Gedichte zur Heimatkunde Badens. Karlsruhe, Fr. Gutſch.

Kühling, Fr., Blumen am Wege. Gedichte. Dresden, E. Pierſon.

Lyck, Hugo, Gedichte. (Eine Seelengeſchichte.) Dießen, Joſ. C. Huber.

Rittland, Klaus, Anna Priszewska. Roman. Dresden, C. Reißner.

Salzer, Dr. A., Illuſtr. Geſchichte der deutſchen Literatur. Lfg. 2. *M.* 1.—. München, Allgemeine Verlagsgeſellſchaft.

Zola, Emile, Arbeit. Roman. Aus dem Franzöſ. überſ. von Leop. Roſenzweig. 2 Bde. 7. Aufl. *M.* 6.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Aus Induſtrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Meßmers Tee wirkt anregend auf Geiſt und Körper und wird ſelbſt vom empfindlichſten Magen gut vertragen. Engliſche Miſchung ſtellt ſich auf kaum mehr als 8 Pfennig pro Liter; ſie iſt alſo viel billiger als Kaffee, dabei doch von ſolcher Feinheit, daß ſie zahlreiche Anhänger bis in die höchſten Kreiſe hinein beſitzt. Meßmers Tee wirkt bei Wohlgeſchmack und Bekömmlichkeit auch durſtſtillend.

In unſrer heutigen nervöſen Zeit wird auch viel die Frage erörtert, ob Alkoholgenuß erlaubt, der Geſundheit förderlich oder nachteilig iſt. Die Anſichten ſind ſehr geteilt. Indeſſen gibt es ein Getränk, das den verſchiedenen Anſichten Rechnung trägt, den naturreinen Aepfelwein. Nicht allein durch ſeine hervorragenden geſundheitsfördernden Eigenſchaften, ſondern auch durch ſeine Eigenart als alkoholarmes Getränk iſt er der geeignetſte Trunk unſrer Zeit. Als eine der leiſtungsfähigſten und zuverläſſigſten Keltereien in naturreinem Aepfelwein verdient die ſeit 1851 gegründete Firma Adam Rackles, Hoflieferant, Frankfurt a. M., in erſter Linie genannt zu werden.

Deutſche Revue. Herausgegeben von **Richard Fleiſcher.**

Das ſoeben erſchienene November-Heft enthält: Friedrich Graf Revertera: Rechberg und Bismarck 1863 bis 1864. — Weitere Mitteilungen aus Roons Nachlaſſe. — General der Infanterie z. D. v. Lignitz, Chef des Füſilierregiments v. Steinmetz: Der Donauübergang der Ruſſen am 27. Juni 1877. — Vizeadmiral z. D. Paſchen: Admiral Wilhelm v. Tegetthoff. Eine Charakterſkizze nach eignen Erinnerungen. — Profeſſor Dr. v. Bruns, Tübingen: Die Häufigkeit von Unfällen durch landwirtſchaftliche Maſchinen und ihre Verhütung. — Alberta v. Puttkamer, unter Mitwirkung von Staatsſekretär a. D. Max v. Puttkamer: Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elſaß-Lothringen. — Profeſſor J. Lieblein: Aegypten, Babel und Bibel. — Germain Bapſt (Paris): Der Friede von Villafranca. — Profeſſor Frantz Funck-Brentano (Paris): Blaubart. — Thusnelda Kühl: Das Haus im Grunde. Novelle.

Monatlich ein Heft von 128 Seiten. Vierteljährlich *M.* 6.—. Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster

Gebr. Schmidt's Biscuits sind die besten!
Sahne-Cakes, Hafer-Cakes, Kolonial-Biscuits, Feinste Wiener Dessert-Biscuits.
Lommatzscher Biscuitfabrik, Gebr. Schmidt, Lommatzsch i. Sa.

Gütermann & Co. fabriciren die anerkannt beste, im Gebrauch die vortheilhafteste **Schappe-Näh-Seide.** Man verlange ausdrücklich
Jdeal-Seide.
Rollen-Seide
GÜTERMANN's Näh-SEIDE
Peloton-Seide.

Zaren-Chocolade
zum Rohessen
per Tafel M. 0 40 und 0.75.
Franz Sobtzick
Königl. Hoflieferant
Fabriken in Ratibor und Breslau.

Hewel & Veithen,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.
Köln und Wien.
Dr. Lahmann's Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.
Vertreter für ganz Russland: Rud. W. Seuberlich in Riga.

HARBURGER GUMMISCHUHE
Bestes deutsches Fabrikat
Nur
mit Rhombus-Stempel versehene Schuhe bieten Garantie für
Prima Qualität und Haltbarkeit.
In allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.

VEREINIGTE GUMMIWAAREN-FABR. HARBURG-WIEN GEGR. 1856

Drei grosse KODAK Preis-Ausschreiben
193
404 Preise
im Gesamt-Werte von
M. 20.000
IN BAR
Nähere Bedingungen durch alle Händler oder durch die
KODAK Ges. m. b. H. BERLIN
Leipzigerstrasse 114 — Friedrichstrasse 16

Pfleget die Zähne mit:
Tilit

Aeltere Damen
können ſchönes Geld verdienen, wenn ſie nach unſern Stoffmuſtern Verkäufe in Privatkreiſen vermitteln. Näheres ſub **K. P. 5645 durch Rudolf Moſſe, Cöln.**

Neuheiten
der Deutſchen Verlags-Anſtalt, Stuttgart.

L. Melschin, In der Welt der Verstossenen. Erzählungen. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von G. Polonsky. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Die Weltliteratur hat nur wenige Werke aufzuweiſen, die in ſo unmittelbarem Sinne des Wortes mit dem beſten Blut des Herzens und dem Saft der Nerven geſchrieben ſind.

J. Bojer, Theodora. Schauſpiel in vier Akten. Einzig berechtigte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen von Adele Neuſtädter. Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.50.

Johan Bojer behandelt in „Theodora“ ein ſchwieriges und heikles Kapitel der Frauenfrage — den Kampf der modernen Frau zwiſchen Naturrecht des Weibes und geiſtigem Drang zur Wiſſenſchaft — mit beiſpielloſem Freimut und ergreifender Anſchaulichkeit.

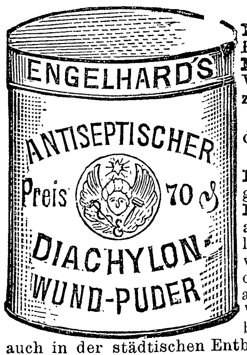
G. Samarow, Um Zepter und Kronen. Zeitroman. Neue billige Ausgabe. Geheftet M. 3.— (früher M. 18.—), gebunden M. 4.— (früher M. 22.—)

Im Gewande eines Romans läßt der Autor an dem geiſtigen Auge des Leſers alle jene gekrönten Häupter, diplomatiſchen und militäriſchen Perſonen, lebenswahr porträtiert, vorüberziehen, deren Handlungen die Kataſtrophe von 1866 herbeiführten. Die Form iſt allerdings Dichtung, der Kern aber Wahrheit.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Zur Ankündigung von Festgeschenken aller Art auf Weihnachten
eignet sich
Ueber Land und Meer
in ganz hervorragendem Masse infolge seiner
umfassenden Verbreitung in den besten Gesellschaftskreisen und unter einem kauflustigen sowie kaufkräftigen Publikum, besonders aber auch deshalb, weil die Anzeigen im Journal selbst, anschliessend an den redaktionellen Teil, zum Abdrucke gelangen, wodurch ihnen andauernde Wirksamkeit gesichert ist.
Für Weihnachts-Anzeigen kommen hauptsächlich nachstehende Nummern in Betracht:
Nr. 9 erscheint am 29. November, Inseratenannahme bis 9. November.
Nr. 10 erscheint am 6. Dezember, Inseratenannahme bis 16. November. | Nr. 11 erscheint am 13. Dezember, Inseratenannahme bis 23. November.
Mit Probe-Nummern und Kostenanschlägen steht gern zu Diensten
Stuttgart, Königsstrasse 33. die **Anzeigen-Geschäftsstelle** von **„Ueber Land und Meer“.**

Matheus Müller
Eltville a/Rh.
HOFLIEFERANT
S. Maj. d. Deutschen Kaisers
Jhrer Majestäten d. Könige
von Bayern, Sachsen,
Württemberg etc.
Gegründet 1838.
Germania-Sect.
Extra.
Champagne.
An Qualität
u. Preiswürdigkeit
unübertroffen.
Jn Deutschland
auf Flaschen gefüllt.



Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders:

„Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen.“

Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Zu beziehen durch die Apotheken.

Bildschön
ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt. Radebeuler
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden**
allein echt mit Schutzmarke: **Steckenpferd.**
à St 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

Jede sparsame Hausfrau

BILLIG! NAHRHAFT!

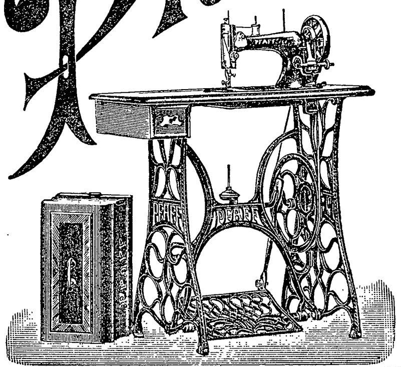
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt **reichen Nutzen** ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kotelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Südd. Heilanstalt für Lungenkranke
Schömberg bei Wildbad (Württ. Schwarzwald)
650 m. ü. d. Meer, hervorr. schöne u. geschützte Lage. Gleichm. Temperatur, starke Besonnung. Moderne Anstalt. Grosser Garten. Waldliegehallen. Eigene Wasserleitung. Inhalatorium. Bäder. Lift. Vorzügliche Verpflegung und gewissenhafte Ueberwachung. Zwei Aerzte im Hause. Sommer und **Winter** gleich gute Erfolge. Mässige Preise. Minderbemittelte, Lehrer, Beamte etc. besondere Vergünstigungen. Prospecte grat. u. frco. durch den leit. Arzt. Die Direction: **Dr. med. Weber.**

„Lilienmilch Seife Stern des Südens“
Seit 22 Jahren anerkannt vollendetste Seife
für die Pflege der Haut. Ueberall zu 50 Pfennig pr. Stück käuflich.

Eine Tasse Milch

und ein Stück selbstgebackenen Kuchen, bereitet mit **Dr. Oetkers** Backpulver, à 10 Pfg. zieht jedes Kind den Fleischspeisen vor. Sehr nahrhaft und stets bekömmlich!


Pfaff-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.

Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit,** mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**

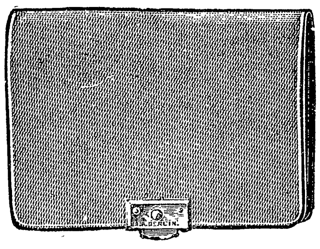
Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.

Niederlagen in fast allen Städten.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Billig im Verbrauch.
Ronnefeldt's THEE
aromatisch und ausgiebig.
Proben der 4 Hauptsorten **M. 1.—** Sendungen v. M. 10.— an **„Franco“.**
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Albert Rosenhain's
Neuestes Portemonnaie Marke: Finanz
D. R. G. M.



findet durch seine besonderen Vorzüge überall den grössten Beifall. Ist sehr elegant, leicht, flach, schmiegsam und biegsam, dauerhaft, fasst viele Geldstücke ohne aufzutragen.

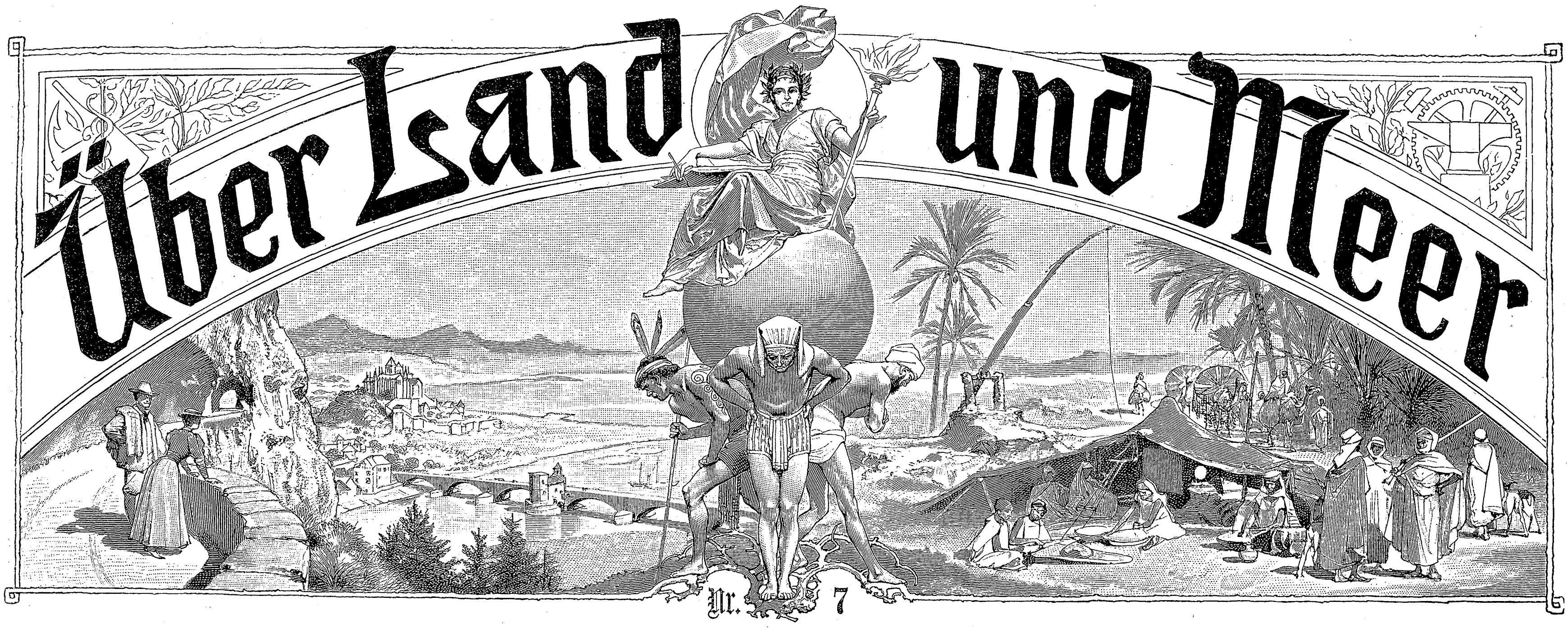
Aus **echtem Seehundleder** mit 4 Taschen und Extra-Tasche für Gold- und Papiergeld	Aus **echtem Cap-Saffianleder** mit Kalbleder-Banknotentasche, **hochelegant**
M. 3.—.	**M. 5.—.**

Albert Rosenhain, Berlin S.W., Leipzigerstr. 73/74, am Dönhofsplatz.
Neueste Hauptpreisliste über 2000 Illustrationen von Leder- und Luxus-Waren kostenlos.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Albrecht von Stosch, General u. Admiral, **Denkwürdigkeiten**
Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von **Ulrich von Stosch.** Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—.
Die Neue Preußiſche (†) Zeitung in Berlin ſchreibt über das Buch:
Eine Fülle wichtigen Materials zur deutſchen Geſchichte aus der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts.

KÖHLER Nähmaschine
ANERKANNT BESTES FABRIKAT DER GEGENWART.
Käuflich in allen besseren Geschäften des IN- und AUSLANDES.
Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.
Hermann Köhler Altenburg S/A.
NÄHMASCHINENFABRIK.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags=Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman von C. Viebig

(Fortſetzung)

Ein Blitz — ein Knall — he, was iſt das?! Doleſchal ſteht noch immer, das Gewehr an der Backe. Eine Weiberſtimme iſt laut geworden, gellend hat ſie aufgeſchrien. Nun alles ſtill. Wer — wo — iſt da jemand getroffen? Ein Treiber vielleicht?! Ach was! Und doch — doch —

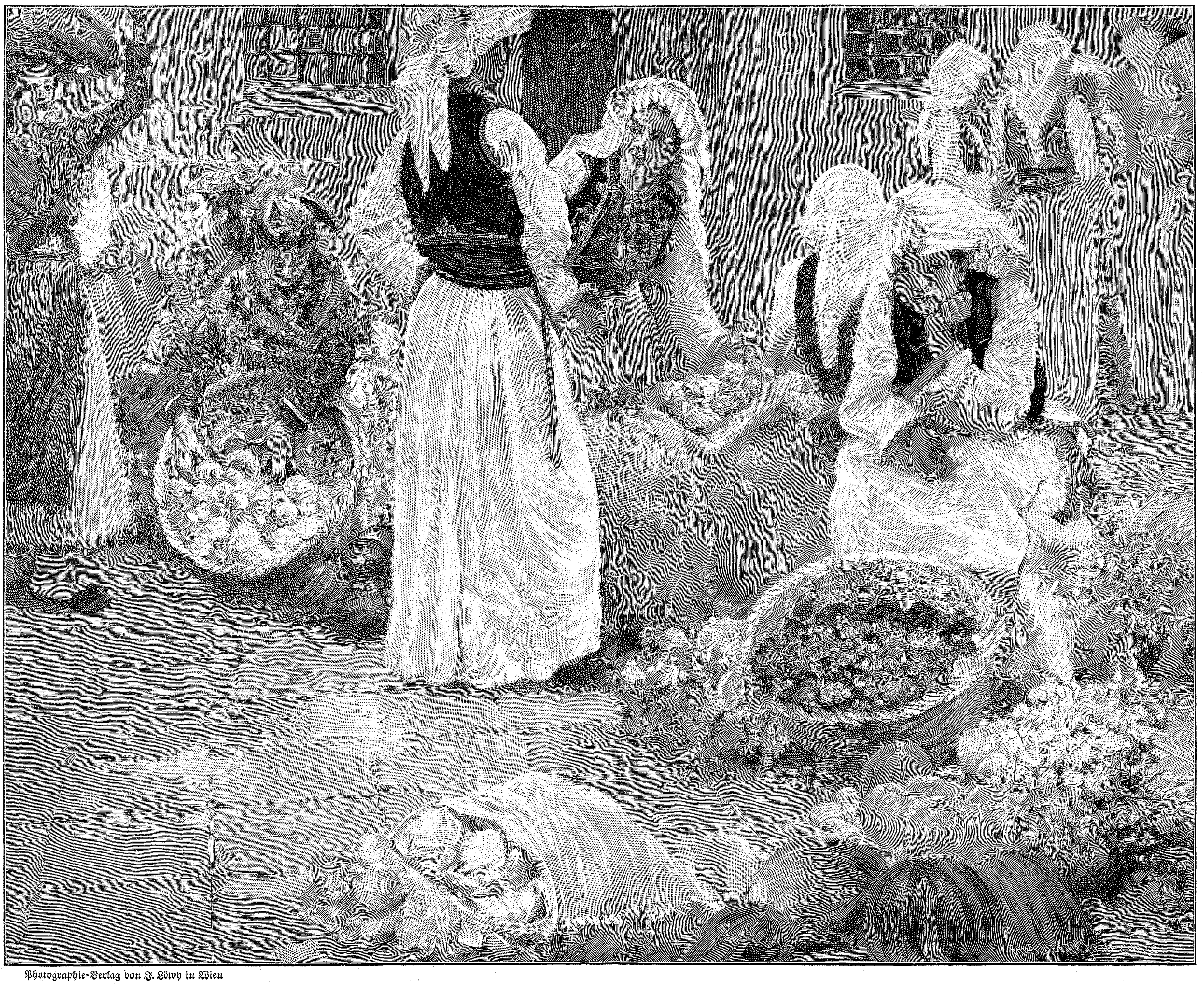
Vor Doleſchals Augen flimmerte es. Er ſtand wie angewurzelt. Da hörte er den Förſter Frelikowski, der ſchalt laut: „Pſiakrew, muß ſie denn ihre Breitſeite hinſtrecken, wo ſie nichts zu ſuchen hat?! Dämliches Luder!“

Es war jemand getroffen! Da — ja da! Aus ſeiner Erſtarrung auffahrend, ſtürzte der Schütze hinter die Dickung. Da lag eine Geſtalt.

„He, Ciotka! Auf! Pſiakrew!“ Frelikowski zerrte an der Liegenden.

„Iſt ſie getroffen? Um Gottes willen!“

„Der Herr Baron brauchen ſich nicht zu ängſtigen, das hat gar nichts zu ſagen! Schmeißt



Photographie-Verlag von J. Löwy in Wien

Markt in Raguſa. Nach dem Gemälde von V. Bukovač

Euch nicht hin! Wollt Ihr wohl?! He, Ciotka!“

„Iſt ſie getroffen — hab’ ich ſie getroffen?!“

Doleſchal war totenblaß geworden, auf dem durchlöcherten Rock des Weibes ſah er Blut.

Beim Klang dieſer zitternden Stimme erhob die Getroffene ein lautes Lamento. Eben hatte der Förſter ſie auf die Füße gebracht, mit einem gewaltigen Plumps ließ ſie ſich wieder niederfallen: nein, ſie konnte nicht ſtehen, nein, ſie konnte nicht gehen, ſie war tot, mauſetot! Furchtbar ſtieg ihr Heulen in die dämmernde Winterluft.

Der Förſter fluchte. Doleſchal war zur Ciotka hingekniet — wo, wo war ſie getroffen? Gefährlich?! Seine bebenden Finger befühlten die zerlumpten Röcke, ein Grauſen ſchüttelte ihn: Blut! Reichlicher begannen die Tropfen zu ſickern, er hatte das klebrige Naß an den Händen. „Um Himmels willen, raſch zum Doktor! Schicken Sie nach Miaſteczko! Zu Wollinski, ſchnell!“

„Ach, Herr Baron,“ — Frelikowski blieb ganz ruhig, — „das iſt ja alles nur Anſtellerei! Willſt du jetzt wohl gleich ſtill ſein, alte Vettel?“ Er ſchnauzte gewaltig. „Diebsgeſindel! Dem gnädigen Herrn die Haſen ſtehlen, hinter ’nem angeſchoſſenen dreinlaufen, dem eins ins Genick geben, und ihn dann unter den Rock verſtecken! Das kommt nun davon! Seht Ihr wohl?!“ Er wendete ſich drohend zu den Treibern, deren einige herbeigelaufen waren und mit aufgeriſſenen Augen glotzten. „Daß ihr euch nicht unterſteht, auch nur einen einzigen Haſen zu mauſen! Nicht ein Löffel kommt mir fort, hört ihr? Diebsbande, ihr!“ Und dann fuhr er die Verwundete an: „Halt’s Maul jetzt! Der gnädige Herr Baron wird dir geben ein Trinkgeld!“

„Ja, natürlich, ja, ja!“ Doleſchal fühlte eine ungeheure Erleichterung: wenn das mit Geld gut zu machen war, darauf ſollte es ihm gewiß nicht ankommen! Er zog ſeine Börſe und ſchüttete ſie in des Förſters Hand aus: „Geben Sie ihr das, bitte, geben Sie ihr das!“

„Ein Schmerzensgeld! Was Angenehmeres kann der ja gar nicht paſſieren,“ ſagte irgend jemand.

Das Geheul der Ciotka hatte auch Schützen herbeigelockt; die ſtanden nun im Kreiſe herum und zeigten lachende Geſichter. Auch die Treiber, deren immer mehr geſchlichen kamen, grinſten. In ihren Mienen lag ſogar Neid: was war da weiter? Eine Ladung Schrot ins Dickfleiſch! Macht nichts! Jeder von ihnen hätte das gern hingenommen, denn der gnädige Herr würde nun zahlen, eine Mark, einen Taler, ein Goldſtück vielleicht gar! Ha, wie die Ciotka ſich wälzte, die verſtand’s! Immer wenn man ſie ein wenig aufgerichtet, fiel ſie wieder platt hin; ihre Hände krallte ſie ins Gebüſch: au, au, au, ſie mußte ſterben, au, au, au, ſie war ſchon tot!

Bei jedem neuerhobenen Schmerzensgeheul zuckte der Baron zuſammen. Wie war es nur gekommen, wie war es möglich, daß er ſie getroffen?! Sie mußte hinterm Buſchwerk gekrochen ſein, auf allen vieren, gegen das Verbot. Aber wenn auch, wie konnte er nur ſo unvorſichtig ſein, ſo leichtſinnig — unverzeihlich! Er ſtöhnte.

„Aber Hanns-Martin, laß dich doch nicht von der alten Hexe ins Bockshorn jagen!“ Das war Paul Keſtners fröhliche Stimme. Er ſtand neben dem Freund und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Meinſt du, meinſt du wirklich, daß es nicht gefährlich iſt?“ Doleſchal hob ſein ganz verſtörtes Geſicht. „Ich begreife gar nicht, wie mir das paſſieren konnte, ich — ich —“ Er wiſchte ſich über die Stirn, auf der, trotz der Kälte, Schweiß ſtand.

Der Rittmeiſter lachte. „Wie das paſſieren konnte? Nichts leichter als das, ’s wäre doch nicht das erſtemal! Die wollte auch was bei der Jagd lukrieren. Iſt dem kranken Haſen nachgekrochen — nun hat ſie ’ne Ladung Schrot ſtatt deſſen. Geſchieht dem Volk ganz recht, wenn’s mauſen will! — Na, nun laß die Geſchichte ruhen, komm!“

Er zog eben den Freund von den Knien auf, da kam der Gwiadliborczycer. Der hatte ſich in äußerſter Zuvorkommenheit gegen ſeine Gäſte den entfernteſten und ungünſtigſten Standpunkt ausgewählt, nun eilte er atemlos herbei.

„Ich bitte Sie, lieber Nachbar, entſchuldigen Sie nur! Ich bin außer mir, ich bin ganz empört! Wie kann man ſolche Treiber einſtellen! Es iſt unverantwortlich! Nein, nein“ — abwehrend hob er die Hände, als der andre etwas ſagen wollte — „nein, nein, kein Wort, ſehr liebenswürdig von Ihnen, aber es iſt meine Schuld!“ Er kehrte ſich ab, ſein Blick ſuchte den Leiter der Jagd. „He, Frelikowski!“

In einer Weiſe, zu der er ſich kaum je hinreißen ließ, fuhr er den Förſter an: „Habe ich nicht befohlen: nüchterne, zuverläſſige Leute?! Wie können Sie ſich unterſtehen?! Sie können gehen — auf der Stelle — Sie können gehen!“ Er ſchrie und ſtampfte mit dem Fuß.

In dienſtlich-unterwürfiger Haltung ſtand der Förſter, ohne ein Wort, die Blicke niedergeſchlagen auf die Ehrenzeichen ſeiner Bruſt.

Doleſchal ließ ſich von Paul Keſtner fortführen. Die Jagd war ſo wie ſo zu Ende, es wurde raſch ganz dunkel.

Munter ſchwatzte der Rittmeiſter: Gott ſei Dank, daß man bald was zu eſſen kriegte, ſeit der erſten Streife nichts über die Lippen gebracht, nur mal ab und zu einen Schluck aus der Jagdflaſche. Das Diner würde famos munden. Und Garczynsky hatte gute Weine. Und Frau Jadwiga würde alle Minen ſpringen laſſen!

„Auf dich hat ſie’s ja beſonders abgeſehen,“ ſagte er vertraulich und puffte den Freund leicht in die Seite. „Donnerwetter, wird die ’ne Toilette gemacht haben — ich möchte ſie nicht bezahlen. Na, Garczynsky wird ſich auch Zeit damit laſſen. Weißt du, die kleine Staſia hat mir’s verraten — allerliebſte Perſon! — ich habe ſie Sonntag ein Stückchen auf dem Wagen mitgenommen, als ſie aus der Predigt kam. Aber auch ein Racker. Ich ſage dir, alter Junge“ — lachend blinzelte er Doleſchal an — „nimm dich in acht vor der Garczynska, ſo ’ne unverſtandene Frau geht gleich aufs Ganze!“

„Keine Sorge!“ Ein geringſchätziges Lächeln zog für einen Augenblick über das vornehme Geſicht.

„Du biſt heute ja ſcheußlicher Stimmung,“ ſagte der Rittmeiſter, „warum denn? Wegen der alten Weibsperſon? Ah bah, davon wirſt du dir doch nicht gleich die Laune verderben laſſen?!“

*

„Nebbich, die Ciotka!“ hatte Löb Scheftel ausgerufen und die Hände hoch erhoben, als er, ſeine Neugier in der Entfernung nicht länger bezähmen könnend, herbeigeeilt war.

Nun luden ſie ihm die Laſt auf ſein Wägelchen.

Von der Seite ſchielend ſah Iſidor zu: da packten ſie ſeinem Alten die ‚Schickre‘ auf, ſtatt der erhofften Haſen! Hatte er nicht recht, zu ziehen nach Berlin? Das Geſchäft war mies!

Löb Scheftel hatte nicht den Mut zu opponieren: was ging ihn eigentlich die Ciotka an, hatte er ſie geſchoſſen? Aber freilich, da waren lauter herrſchaftliche Wagen, Gott ſoll hüten, es ging doch nicht an, daß die wurden mit dem Blut beſudelt! So ſchickte er ſich ergeben drein und half den vier Mann die jetzt vom Schreck und Schreien Schwachgewordene aufs Wägelchen ſchroten. Die Decke, die er mitgenommen, die Haſen zu bedecken, gab er her, um ſie ihr noch überzuſpreiten.

Huh, war das kalt! Die Zähne klapperten ihm. Er hatte ſchon einen halben Tag auf die Haſen gewartet und nichts Warmes im Magen.

„Ihr fahrt ſie nach Pociecha,“ hatte der Förſter Frelikowski geſagt, „Ihr wißt ja, wo ſie wohnt. Und dann holt Ihr den Doktor — dalli — dalli —!“

Nun raſſelten ſie hin auf eiliger Fahrt; hin und her gerüttelt jammerte die Ciotka bei jedem Stoß.

„Nebbich, die Ciotka,“ ſagte Löb Scheftel wieder. Und dann: „Was meinſte, Iſidor, wird der Herr Baron dran denken, mer zu zahlen de Fuhre?“

„Mer hofft doch,“ ſprach Iſidor mit undurchdringlicher Miene.

„Nu —,“ der Alte zuckte die Achſeln — „wenn er auch nich wird dran denken, mer zu zahlen de Fuhre, wer’ ich drum doch nich machen en langes Geſeire. En braver Mann, en aufgeklärter Mann! Un vielleicht, daß er mer wird laſſen ’s nächſte Kalb billiger!“

VIII

Es wäre Doleſchal eine Wohltat geweſen, nach Hauſe fahren zu können, anſtatt beim Diner ſitzen bleiben zu müſſen. Um ihn her das Geſchwirr quälte ihn. Durch das Klirren der Gläſer, das Klappern des Silbers, im Durcheinanderwirren der lebhaften Tiſchunterhaltung hörte er immer den einen Ton: er hatte einmal einen alten räudigen Hund totgeſchoſſen hinter der Scheune, der hatte gerade ſo aufgeheult.

Wenn das Weib nur nicht ernſthaft verletzt war! Was gäbe er darum, wäre ihm das heute nicht paſſiert! Wäre er doch gar nicht zu der verwünſchten Jagd gefahren! Es hatte ihm nicht umſonſt ſo widerſtrebt. Aber er hatte ſich gezwungen. War es denn nicht klug, mitzumachen? Faſt die ganze Kommiſſion war da, der Landrat, alle großen Beſitzer der Umgegend. Man ſprach davon, daß Boguszynski auf Groß-Wirſchowitz ſein Mandat niederlegen würde; Differenzen waren aufgekommen zwiſchen ihm und ſeinen Wählern, man war nicht zufrieden mit ſeiner Haltung im Reichstag. Ja, es war ſo, der alte Herr hatte ihm neulich ſelber Andeutungen gemacht. Wenn er nun daran dächte, ſich aufſtellen zu laſſen für die nächſte Reichstagswahl?! Er war noch jung, er würde ihnen ſchon entſchieden genug ſein. Und warum ſollten ſie ihn denn eigentlich nicht wählen? War er nicht aus gutem altem Haus — ſein Wappenſchild zeigte keinen Flecken —, lebte er nicht in geordneten Verhältniſſen, förderte er nicht die Koloniſation nach beſten Kräften, in jeder Weiſe? Die Leute hatten Zutrauen zu ihm, vielleicht faſt mehr als zu dem eigens dazu beſtellten Vertrauensmann, dem Gutsverwalter. Der Bräuer zum Beiſpiel hatte ſich lieber bei ihm die Zugochſen gekauft und die Kühe, anſtatt durch Vermittlung der Kommiſſion, und zu ſeinem Saatgetreide hatten ſie auch mehr Zutrauen als zu dem gelieferten. Und vor allen Dingen: war ſein Deutſchau nicht der innerſte Kernpunkt des hieſigen Deutſchtums und war das auch ſtets geweſen, mitten im Polentum ſchon von Vaters, von Großvaters Zeiten her? Wer konnte ſich desgleichen rühmen?

Stolz hob er den Kopf und ließ ſeinen Blick die Tafel hinunterſchweifen. Wer konnte wider ihn ſein? Höchſtens doch der Pole! Aber da — halt! Er ſtieß auf das Geſicht von Keſtner, und ſeine Brauen ſchoben ſich zuſammen: leider verknüpfte nicht alle Deutſchen miteinander das gleiche ſtarke Band! Da waren manche, denen es ſchwer wurde, die eignen kleinlichen Intereſſen dem großen allgemeinen Intereſſe unterzuordnen. Pah, aber nur keine Sorge, die —

„So in Gedanken?“

Doleſchal fuhr zuſammen. Die Hausfrau, die neben ihm ſaß, hatte für einen Augenblick die Hand auf den Aermel ſeines Jagdfracks gelegt.

„Haben Sie mich denn ganz vergeſſen?“

„Verzeihung, Gnädigſte!“ Er errötete. Sie hatte recht, er hatte ſie ſchmählich vernachläſſigt! Ihre Fingerſpitzen ergreifend, führte er ſie leicht an die Lippen; ſein Schnurrbart kitzelte die ſchöne Hand.

Frau Jadwiga lächelte ihn an; den entblößten Nacken näher zu ihm neigend, wollte ſie ihm eben eine ihrer amüſanten Bemerkungen zuflüſtern, die ſie machte, wenn ſie in Laune war, als gegenüber der Landrat an ſein Glas ſchlug.

Ah, ein Toaſt! Das Stimmengewirr verſtummte nur allmählich, wie widerwillig; die Herren waren ſchon äußerſt animiert. Es war ſcharf getrunken worden. Ueberall erhitzte Geſichter. Keſtner am linken Flügel, in einer Gruppe von Landwirten, hatte bereits ganz kleine müde Augen, aber er beteiligte ſich doch noch intereſſiert an der Unterhaltung. In der plötzlich eintretenden Stille hörte man ihn gerade noch grämeln: „Das ſagen Sie ſo: **hochnehmen! hochnehmen! Natürlich,** höheren Zoll verlangen wir — müſſen wir verlangen! Ganz meine Meinung. Herunterhandeln wird uns der Staat doch ſchon wieder was! Ae, der —"

„St!"

Der Landrat klopfte noch einmal energiſcher ans Glas.

„Gnädigſte Frau! Meine Herren!"

Was würde nun kommen? Doleſchal ſah ernſt, aufmerkſam drein. Der Landrat war nie ein hervorragender Redner, heute ſchien er es noch weniger zu ſein; ſein Kopf war ſehr rot, die Zunge gehorchte nur ſchwerfällig.

Himmel, was redete er denn da von Deutſchtum, immer von Deutſchtum? Das war doch kein Thema zwiſchen Eis und Käſe! Und gerade hier in dieſem Hauſe! Man war bei einem Polen zu Gaſt! Peinlich berührt biß ſich Doleſchal auf die Lippen, einen raſchen Blick warf er die Tafel hinunter: lauter Deutſche! Keſtner und ſeine beiden Söhne — hier Rittergutsbeſitzer von Klinkor auf Uſtaszewo, da Amtmann Rittner aus Paulsborn bei Miaſteczko, dort Müller aus Wilhelmshöh und Riedemann aus Bismarcksau — da Baron Bobrau auf Bobrowo — der Laskowoer, der Zajezierzer, Herr von Libau auf Michalcza — unten am Tiſch ein paar Gutsverwalter, frühere Offiziere — links und rechts vom Hausherrn die Herren der Kommiſſion. Garczynski der einzige von der andern Nationalität! Wahrhaftig, dieſes ſtarke Betonen des deutſchen Uebergewichts war in dieſer Situation nicht am Platze.

Doleſchal rückte unruhig mit ſeinem Stuhl, das Blut ſtieg ihm zu Kopf — der Gaſtgeber mußte ſich ja verletzt fühlen! Er, der ein ſo außerordentlich liebenswürdiger Wirt war, mußte ſich im eignen Hauſe ſagen laſſen, daß nur dort, wo Deutſche zuſammenſitzen, ein einiger Geiſt, eine harmloſe Fröhlichkeit zu finden ſind, daß nur dort, wo deutſche Herzlichkeit und deutſche Bildung in ſchöner Paarung den Ton der Geſellſchaft beeinfluſſen, die ſich — die ſich — wie heute hier —

Hier geriet der Redner etwas aus dem Fahrwaſſer, um dann mit kühnem Sprung auf den eigentlichen Zweck ſeines Toaſtes zu kommen, nämlich den: den liebenswürdigen Jagdherrn und ſeine ebenſo liebenswürdige, durch Gaben der Schönheit und des Geiſtes gleich ausgezeichnete Gemahlin leben zu laſſen:

„Meine Herren, und dann erheben Sie ſich von Ihren Sitzen! Unſer verehrter Garczynski, als getreuer Nachbar und lieber Freund — nein, mehr als das — als Vertreter einer Nation, die allzeit dafür berühmt war, Ritterlichkeit und Gaſtfreundlichkeit in vollendetſter Weiſe zu üben, wird, wenn er auch —"

Der Landrat ſtutzte. Ein Klirren ſtörte ihn. Das Sektglas, deſſen feinen Stil Doleſchals Hand umfaßt gehalten, war zerbrochen — ein Knick, die kriſtallenen Scherben lagen auf dem Tiſch.

Aber es war nur eine flüchtige Unterbrechung. Wenn auch nicht ganz den abgeriſſenen Faden wiederfindend, ſchloß ſiegreich der Redner:

„Unſer liebenswürdiger Gaſtgeber wird mit uns rufen: Dem oberſten Jagdherrn aller Jagden, dem ſtarken Schirmherrn unſrer Oſtmark ein donnerndes Weidmannsheil!"

Was nun? Von Verlegenheit übermannt, wagte Doleſchal kaum zu Garczynski hinzublicken, aber verwundert und zugleich erleichtert ſah er's — dieſer lächelte und hob ſein Glas.

Im allgemeinen, jetzt doppelt laut losbrechenden Geſchwirr hörte man deutlich die ſcharf akzentuierende Stimme:

„Meine Herren, und ich trinke noch beſonders auf das Wohl der ſtarken Stützen unſrer Oſtmark — meine Gäſte, ſie leben hoch!"

„Hoch! Hoch! Hoch!"

Allgemeine Begeiſterung. Man war aufgeſprungen, ſtieß die Gläſer aneinander und ließ ſich mit Vergnügen ſelber leben. Ein famoſer Kerl, der Garczynski! Ja, die Polen, die verſtanden's!

Alle Gäſte, auch ſolche, die nicht mehr ganz feſt ſtanden, ſtrömten zu Garczynski hin. Jeder wollte mit ihm anſtoßen. Es gingen der Sektgläſer noch mehrere in Scherben. Man lachte, klopfte ſich auf die Schultern, ja, man umarmte ſich ſogar.

„Du, mein alter Herr hat einen ſitzen! Hör mal," flüſterte Paul im Vorbeipaſſieren, ſein Glas hochhaltend, lachend dem Freunde zu.

Keſtner hatte eben mit dem Hausherrn angeſtoßen. „Mein lieber Garczynski, das haben Sie gut geſagt! Alter Freund, ſehr gut! Wir ſtarke Stützen der Oſtmark, ſtarke Stützen" — das Wort ſchien ihm ausnehmend zu gefallen, er konnte ſich gar nicht davon trennen — „ſtarke Stützen, proſt, proſt!"

Doleſchal fühlte eine jähe Gereiztheit. Seine Brauen zogen ſich zuſammen, ſeine Lippen ſchürzten ſich. Als nun Keſtner auch auf ihn zutrat, vergnüglich ſein Glas hinhaltend, in Weinlaune, zeigte ſein Geſicht eine eiſige Abwehr.

Aber Keſtner bemerkte ſie nicht. Er ſtieß gegen das Glas des andern, das unerhoben auf dem Tiſch ſtand:

„Na, da wollen wir uns mal leben laſſen — hoch, hoch, — wir ſtarken Stützen der Oſtmark — ſtarke Stützen — proſt!" Sein ſonſt ſo verdrießliches Geſicht lachte heute breit, er war ſehr gemütlich.

Aber in Doleſchal ſtieg etwas Unbezähmbares auf; die Nervoſität, die heute in ihm vibrierte, wurde zur Heftigkeit. Bis in die Lippen erblaſſend, lachte er heraus: „Stützen der Oſtmark?! Haha!" Dieſer hier mit ſeiner erbärmlichen Krämerpolitik wagte ſich eine Stütze der Oſtmark zu nennen, eine Stütze!

Sein Lachen wurde beleidigend. Jetzt dämmerte dem andern etwas trotz der Benebeltheit. Ganz verdutzt ſah Keſtner erſt drein, dann zog er argwöhniſch die Brauen hoch: „Was — warum lachen Sie denn ſo?"

Da drehte ſich Doleſchal kurz von ihm ab: „Ueber die ſtarken Stützen," und hatte zugleich das Gefühl: ſag's nicht, du machſt dir einen Todfeind! Aber er ſagte es doch.

Um ihn her ging das Geſchwirr weiter, immer angeregter wurde es und immer zwangloſer. Man war jetzt vom Deſſert aufgeſtanden, hatte ſich geſegnete Mahlzeit gewünſcht und ſtand in Gruppen beiſammen. Er ſtand allein; wie lange ſchon, wußte er nicht, aber er fühlte ſich plötzlich vereinſamt. Er ſah ſich nach Paul um, dem präſentierte die hübſche Zofe eben Likör, er beugte ſich gerade mit einem Scherz zu ihr, und ſie lächelte, die Augen niederſchlagend auf das ſilberne Tablett. Auch der jüngere Keſtner war in Anſpruch genommen. Der Vater hatte ſeinen Referendar den Herren von der Kommiſſion präſentiert und hatte ihn nun mit dem Landrat zuſammengebracht; der junge Mann ſtand, reſpektvoll zuhörend, in wohlerzogener Haltung.

Aha — um Doleſchals Lippen zuckte es ſarkaſtiſch — überall die eignen kleinen Sonderintereſſen! Und von dem warmen erleuchteten Eßſaal, auf deſſen Tiſch, unter den dicken duftenden Wachskerzen der Armleuchter, reiches Silber ſtand und eisgekühlte Sektflaſchen, glitten ſeine Gedanken hinaus ins weite Land. Draußen war's rauh. Von allen Seiten ſchnob der Wind über die ungeſchützte Fläche; um die kleinen Häuschen der Anſiedlung fauchte er wie ein böſes Tier. Und ſchwarz drohte der Kirchturm von Pociecha.

„Geſegnete Mahlzeit — na, immer noch ſo ſchlechter Laune?" Paul war zu ihm getreten und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt. „Na, warum denn nur? Ich begreife dich nicht! Doch ganz famos heut! Ich muß wirklich Garczynski alles abbitten — Diner tiptop, Sektmarke vorzüglich — glänzender Wirt! Komm, ſetzen wir uns jetzt ein bißchen zuſammen, ſei nicht ungemütlich!"

Auch der Referendar kam nun heran: „Kommen Sie, Doleſchal, im Nebenzimmer gibt's Kaffee! Paul, ihr ſeid doch dabei? Wir wollen dann eine kleine Bank auflegen. Was ſagſt du?" — er ſtieß lachend ſeinen Bruder an — „Garczynski hat ſelbſt unſern alten Herrn 'rumgekriegt!" Beide Brüder waren höchlichſt amüſiert.

„Ich ſpiele nicht!" Doleſchal warf den Kopf in den Nacken.

„Aber warum denn nicht?" Ganz verwundert riß der Rittmeiſter ſeine gutmütigen Augen auf. „Was ſoll man denn ſonſt machen, ſo nach Tiſch?"

„Ich werde mich empfehlen. Adieu, Paul! Adieu, Richard!" So kühl hatte Doleſchal ſonſt nie den beiden Brüdern die Hand gereicht. „Ich gehe ganz ſtill fort, macht kein Aufhebens, adieu!"

Er war zur Tür hinausgekommen, ohne daß jemand ſein Fortgehen bemerkte; draußen auf dem Steinflur, deſſen ausgetretene rote Ziegel heut mit koſtbaren Teppichen überdeckt waren, ſtob ein Pärchen auseinander. War das nicht der Inſpektor Schulz und ein Frauenzimmer? Aber er hatte nicht weiter acht darauf; all ſeine Gedanken, all ſeine Sinne waren in Anſpruch genommen von einem Gefühl, deſſen Urſprung ihm nicht klar zum Bewußtſein kam. War es einzig ſein Jagd-Malheur, das ihn ſo niederdrückte?

Mit eiligen Schritten ging er auf den Hof, ſelber ſeinen Kutſcher zu ſuchen. Raſch angeſpannt, nach Hauſe! Sowie er nur wieder in Deutſchau war, nur wieder Helenens Auge auf ſich ruhen fühlte, ihre Hand in der ſeinen hielt, würde ihm leichter ſein, freier zu Sinn. Aber wie er auch rief und pfiff — kein Kutſcher. Wo ſteckte der? Den Nachtwächter, der gerade die erſte Runde machte, ſchickte er, ihn zu ſuchen.

Der fand ihn auch gleich. Aus der nächſten Scheune kam der Niemczycer Kutſcher angeſtürzt, kurz von Atem und ſehr verlegen. Er behauptete, geſchlafen zu haben, Strohhalme hingen ihm auch noch an, aber Doleſchal ſah trotz der ſpärlichen Beleuchtung einen fliehenden Weiberſchatten. Schämte ſich der Menſch nicht, war ein alter Ehemann, hatte ſchon große Kinder und gab ſich mit den Hofdirnen ab?

Heute ſchien alles darauf angelegt, ihn zu verſtimmen! Mit gerunzelter Stirn ſtand Doleſchal und wartete, bis angeſpannt war; da kam die Zofe aus dem Hauſe gelaufen: „Herr Baron, Herr Baron!" Die gnädige Frau ließe doch ſehr bitten, der Herr Baron möchte doch nicht fortgehen, ohne der gnädigen Frau Adieu zu ſagen.

Doleſchal fühlte ſich ganz beſchämt. Er hatte ſich heute ſo wenig um die Dame des Hauſes gekümmert, er hatte es nicht einmal acht gehabt, daß ſie ſich beim Deſſert ſchon zurückgezogen — es war wirklich liebenswürdig, ihm das nicht nachzutragen! Ja, die Frauen waren doch immer noch die Großherzigen in dieſer Welt der Kleinlichkeiten!

Willig folgte er der Zofe, die in ihrem für eine dienende Perſon unverhältnismäßig eleganten Kleid, lange baumelnde Goldgehänge in den Ohren, vor ihm her huſchte. Er ſah nicht ihr verſchmitztes Geſicht. Die Treppe hinauf, durch einen langen halbdunkeln Gang führte ſie ihn, dann öffnete ſie raſch eine Tür und ſchloß ſie eben ſo raſch und leiſe wieder hinter ihm. Es wäre ihm an einem andern Tag vielleicht aufgefallen, daß ſie ſo tat, als führe ſie ihn zu einem Stelldichein.

Sie hatte ihn in Frau Jadwigas Zimmer eingelaſſen. Auf der roten riſſigen Tapete lag ein vertrauliches Halbdunkel; die verhängte Lampe auf dem Tiſchchen warf nur einen weichen Schein auf die Dame im Seſſel und das elegante, ſeidenverhängte Himmelbett hinter ihr. Das ganze Zimmer war durchduftet von dem Parfüm, das Frau Jadwiga liebte.

Sie war noch in Toilette; der ſchöne weiße Hals frei. Ungezwungen reichte ſie ihm die Hand. „Sie wollen ſchon fortgehen, Baron?" Ihre langbewimperten Lider ſchlugen raſch auf und nieder, wie die zarten Flügel eines Schmetterlings.

„Gnädigſte Frau, ja! Ich bin heute ein ſchlechter Geſellſchafter, — verzeihen Sie, aber Sie wiſſen vielleicht" — ihm kam's plötzlich wie ein rettender Gedanke, ſich dahinter zu verſtecken — „welch ein Malheur ich heute bei der Jagd gehabt habe?"

„Ich weiß!" Sie nahm ſeine Hand und drückte ſie herzlich, faſt liebkoſend glitt ihr Blick über ihn hin. „Das tut mir ja ſo leid! Mußte Ihnen gerade das paſſieren! Wenn's einem andern paſſiert wäre, meinem Mann zum Beiſpiel," — ſie lachte hart und zog wie in plötzlicher Schmerzempfindung die Brauen zuſammen —

„der hätte ſich gar nichts draus gemacht. Aber beunruhigen Sie ſich nicht, bleiben Sie nur noch, ich habe ja ſchon nach Pociecha geſchickt, es hat gar nichts auf ſich, es geht der Perſon ganz gut!"

„Sie — Sie haben ſich ſchon erkundigen laſſen? O!" Er war völlig überraſcht. „Gnädigſte Frau, das haben Sie getan?"

Sie lachte wie ein Kind, dem eine Ueberraſchung geglückt iſt. Und dann ſagte ſie leiſe, faſt ſchüchtern, mit geſenktem Blick: „Ich wußte ja, daß es Sie freuen würde!"

„Liebe gnädige Frau!" Er faßte ihre Hand und küßte ſie. Aber diesmal war es nicht bloß der blonde Schnurrbart, der ihren Handrücken ſtreifte, ſie fühlte ſeine warmen Lippen.

Für einen Moment ſchloß ſie die Augen; das war dasſelbe wonnige, zum Vergehen angenehme Gefühl, das ſie durchrieſelte unterm Kratzen der alten Nepomukena. Mehr — mehr! Sie öffnete die Lippen, den Kopf ein wenig hintenüberlegend, ſchlug ſie die großen ſchwimmenden Augen auf.

Er ſah den Blick nicht. Neben ihr ſitzend, ſah er gerade aus und ſprach wie zu einer Dritten in einem warmen Gefühl: „Das beſte, was wir haben, ſind doch unſre Frauen! Eines Mannes größtes Glück iſt eine gute Frau!"

Wie er das ſagte! Ganz einfach, ſchlicht, aber in einem Ton, den ſie noch nicht von ihm gehört hatte. Ha, das galt nicht ihr, das galt einer andern, jener, ſeiner Frau!

Wie eine Katze, der man das Fell gegen den Strich ſtreichelt, vibrierte ſie. Ihre Naſenflügel bebten nervös, die kurze Oberlippe zuckte. Das Taſchentuch in ihren Händen zu einem Bällchen drehend und wieder auseinander zerrend, hörte ſie gar nicht mehr, was er ſagte. Dieſe Worte galten nicht ihr — ſie fühlte das. Und ein Haß ſtieg in ihr auf gegen jene langweilige blonde deutſche Frau. Und auch gegen ihn. Er war beſchränkt — dieſe großen, blonden deutſchen Männer, o wie dumm! Sie gähnte.

„Sie ſind abgeſpannt!" Doleſchal ſprang haſtig auf. „Verzeihung, ich hätte längſt gehen ſollen, aber Ihre große Güte und Liebenswürdigkeit haben mir das Herz warm gemacht. Haben Sie tauſend Dank! Nun," — ein freundlicher Glanz machte ſein Geſicht ſehr anziehend, — „raſch zu meiner Frau!"

Sie hielt an ſich, bis ſein feſter Tritt draußen auf dem Gang ausgehallt hatte, bis ſie nicht mehr ſeine Befehle an den Kutſcher hörte, auch nicht mehr das Rollen ſeines Wagens auf dem hartgefrornen Hof; dann brach ſie in ein Lachen aus. Das war einmal verlorene Mühe geweſen — haha — nicht einmal angeſehen hatte er ſie! Glühendes Rot der Beſchämung und des Zorns ſtieg ihr zu Kopf. Das Lachen ging in ein Weinen über, in ein heftiges ungebärdiges Schluchzen. Sie biß in ihr Taſchentuch, zerriß es, ſchleuderte die Fetzen in einen Winkel; ihr Schluchzen wurde zum Schreien. Ein Krampf ſchnürte ihr die Bruſt zuſammen, in die Kehle ſtieg es ihr wie eine Kugel; gerade noch, daß ſie den Klingelzug erreichte.

Als Staſia nach geraumer Weile erſchien, lag die Herrin vorm Bett auf den Knien, ſtöhnend, das Geſicht verzerrt. Kein Kognac half, keine Eau de Cologne; die Zofe lief, den Herrn zu rufen. Garczynſki blieb ruhig; er kannte dieſe Zufälle. Geſchickt das enge Kleid aufſchnürend, hob er ſeine Frau aufs Bett und füllte dann die kleine Spritze mit der waſſerhellen Flüſſigkeit, die Doktor Wollinſki verſchrieben hatte, freilich nur für den äußerſten Notfall. Aber war's jetzt nicht der äußerſte Notfall? Vielleicht ſchaffte der Anblick allein ſchon Linderung. Er legte die Spritze aufs Tiſchchen am Bett; ſich über die Leidende beugend, hauchte er erſt auf ihre linke, dann auf ihre rechte Wange einen leichten Kuß: „Gute Beſſerung, meine Teuerſte!" und ſtahl ſich dann auf den Zehenſpitzen wieder hinaus. Nach dem Doktor hatte er ſchon einen Wagen geſchickt, auch die alte Nepomukena rufen laſſen — etwas andres konnte er wirklich beim beſten Willen nicht tun; und ſeine Gäſte warteten, er hielt die Bank, ohne ihn ſtoppte das Spiel.

Jadwiga lag, mühſam atmend, wie unter einer ſchweren Laſt. Sie fühlte Schmerzen in der Bruſt, im Magen, im Rücken, ein Ziehen bis in die Fingerſpitzen und um die Taille ein eiſernes Band.

Kam der Doktor denn noch nicht, wo blieb der ſaumſelige Menſch? Sollte ſie hilflos ſterben? Ach, keiner, dem ſie teuer war, — ihr Mann unten bei ſeinen Spielern, und — er bei ſeiner Frau!

Wieder ein neuer Anfall; ſie knirſchte mit den Zähnen und verdrehte die Augen. Staſia näherte ſich mit einer Wärmflaſche; die Herrin hatte über eiſige Füße geklagt. „Au, du brennſt mich ja! Tollpatſch!" Die Hand der Kranken fiel klatſchend auf die Wange des Mädchens. Und dann ein Tritt — krach — die Wärmflaſche flog zum Bett heraus und ergoß, aufſpringend, all ihr heißes Waſſer über den Teppich.

„Ach, ich ſterbe, ich ſterbe! Gnade! Heilige Mutter! Au, dieſe Schmerzen! Bete, Staſia, bete!"

Die Zofe war's gewohnt, wenn die Herrin litt, mußte ſie beten. Und ſo kniete ſie denn, ihr elegantes Kleid ein wenig raffend, auf den durchnäßten Teppich nieder, kehrte die Augen nach oben, legte die Hände zuſammen und begann. Ihr monotones Leiern verfehlte ſeine Wirkung nicht. Der Herrin ſtarrer Blick begann ſich zu mildern, die Lider zuckten, nun ſenkten ſie ſich, und Tränen in nicht endenwollender Flut ſtrömten darunter hervor.

„Bete, bete, ich ſchenke dir auch die rotſeidene Bluſe — den Sonnenſchirm — ach, bete nur, bete!"

Staſia leierte noch eine Weile. Ah, nun hatte die Pani die Augen zugemacht! Psiakrew, wenn ſie doch einſchliefe! Das würde wieder eine ſchöne Nacht werden, ſtatt ſich zu amüſieren, konnte man wohl gar hier auf den Knien liegen. Wenn doch wenigſtens die Nepomukena bald käme, das alte Geſpenſt!

„Bete, bete!" ſtöhnte die Herrin.

„Ich bete ja in einem fort!" Staſia ſchnitt eine Grimaſſe — was ſcherte ſie die rotſeidene Bluſe, der Sonnenſchirm, ſie wollte doch lieber bei Pan Sziulc auf dem Sofa ſitzen.

Draußen raſchelte es, leiſe wurde an die Tür geklopft. Aha, die Nepomukena!

Aber es war nur der Bote, den man nach ihr geſchickt: die Nepomukena ſei krank, ſie liege im Bett und ſchwitze, und der Huſten quäle ſie auf der Bruſt.

„Krank — ?!" Staſia machte ein langes Geſicht.

„Krank?" wiederholte die Leidende. Sie ſetzte ſich haſtig aufrecht in den Kiſſen, ihr Geſicht rötete ſich: die Nepomukena ſollte kommen, mußte kommen!

„Die Filomena läßt fragen, ob die gnädige Pani nicht will ihr erlauben zu kommen, anſtatt der Mutter?" flüſterte der Bote.

„Psiakrew, die Nepomukena ſoll kommen, auf der Stelle!" Die Herrin ſchrie laut: „O, die Schmerzen, die Schmerzen!" Nein, das Morphium half diesmal gar nichts! „Die Nepomukena, die Nepomukena!"

Weniges ſpäter jagte ein zweiter Wagen zum Hoftor hinaus, hin nach den Hütten der Komorniks. Wenn die Nepomukena denn nicht gehen konnte, ſo ſollte ſie fahren. (Fortſetzung folgt)

Wohnungshygiene für den Winter

Nicht umſonſt iſt der Winter von vielen Kranken oder auch nur Kränklichen, Schwächlichen, gefürchtet, wie er auch für kleinere Kinder und Greiſe bisweilen gefährlich wird. Und wiederum iſt es nicht der Winter an ſich, die Jahreszeit, die wir Winter nennen, die dieſe Gefahr bewirkt, ſondern die Art, wie wir während des Winters uns kleiden, ernähren, ganz beſonders aber, wie wir wohnen. Und von den vielen Opfern, die der Winter fordert, fallen wenigſtens zwei Drittel der mangelnden oder unrichtigen Hygiene der Wohnung zum Opfer. Es erſcheint deshalb wohl angebracht, die Hygiene unſrer Wohnung zu beſprechen und gerade auf die kleinen, oft ganz unbeachteten Details einzugehen, von deren Beachtung unſre Behaglichkeit und unſre Geſundheit abhängen.

Beim Eintritt der Kälte müſſen unſre Wohnungen vor allem ſo inſtand geſetzt werden, daß ſie das Eindringen jener ſo viel als möglich verhüten. Aber mit dem Ausſperren der Kälte ſperren wir leider gewöhnlich auch die friſche Außenluft aus, die doch gerade im Winter, wo der ängſtlich um ſeine Geſundheit Beſorgte ohnehin ſchon zum luftſcheuen Stubenhocker wird, doppelt notwendig iſt. Wie oft ſieht man, ganz beſonders auf dem Lande, daß Vorfenſter mit dicken Mooskränzen umgeben ſind, die jedes Oeffnen des Fenſters verhüten. Wie mag wohl die Luft in ſolchen Zimmern ſein, wo jede Außenluft ſorglich abgeſperrt iſt, und wo im überheizten Zimmer vielleicht ein halbes Dutzend Menſchen den Tag zubringt. Das erſte Geſetz der Hygiene aber iſt es, der friſchen Luft Zutritt zu geſtatten. Auch ſollen im Winter die Fußböden der Zimmer möglichſt warm ſein. Nun hat aber die kalte Luft, weil ſie ſchwerer als die warme iſt, die Neigung, zu Boden zu ſinken, die warme hingegen ſteigt in die Höhe. Die Folge davon iſt, daß im geheizten Zimmer bei unrichtigem Luftzutritt der Fußboden wie überhaupt die untere Zimmerluft kalt iſt, die obere hingegen deſto wärmer, je höher die Temperatur ſteigt. Auch dies iſt wieder ſehr unhygieniſch, denn es bewirkt die gefürchteten fußkalten Böden der Zimmer, die kalten Füße und heißen Köpfe der Bewohner.

Die künſtlich erwärmte Luft wird außerdem ihres Feuchtigkeitsgehaltes durch das Heizen beraubt, ſie wird trocken, dadurch zum Einatmen ungeeignet, bewirkt Reizung und Katarrhe der Naſen- und Rachenſchleimhaut und die gefürchteten Erkrankungen der Luftwege. Zugleich wird die Luft bei der meiſtens mangelhaften Ventilation unrein und damit, von Kohlengaſen und Ausdünſtungen aller Art geſättigt, im höchſten Grade gefährlich als Atemluft.

Hier haben wir die drei Hauptverſtöße gegen die Geſetze der Hygiene, zugleich die drei Grundurſachen der meiſten „Winterkrankheiten": Abſperren der Außenluft, unrichtige Verteilung warmer und kalter Luft, Einatmen trockener, ſchlechter Luft.

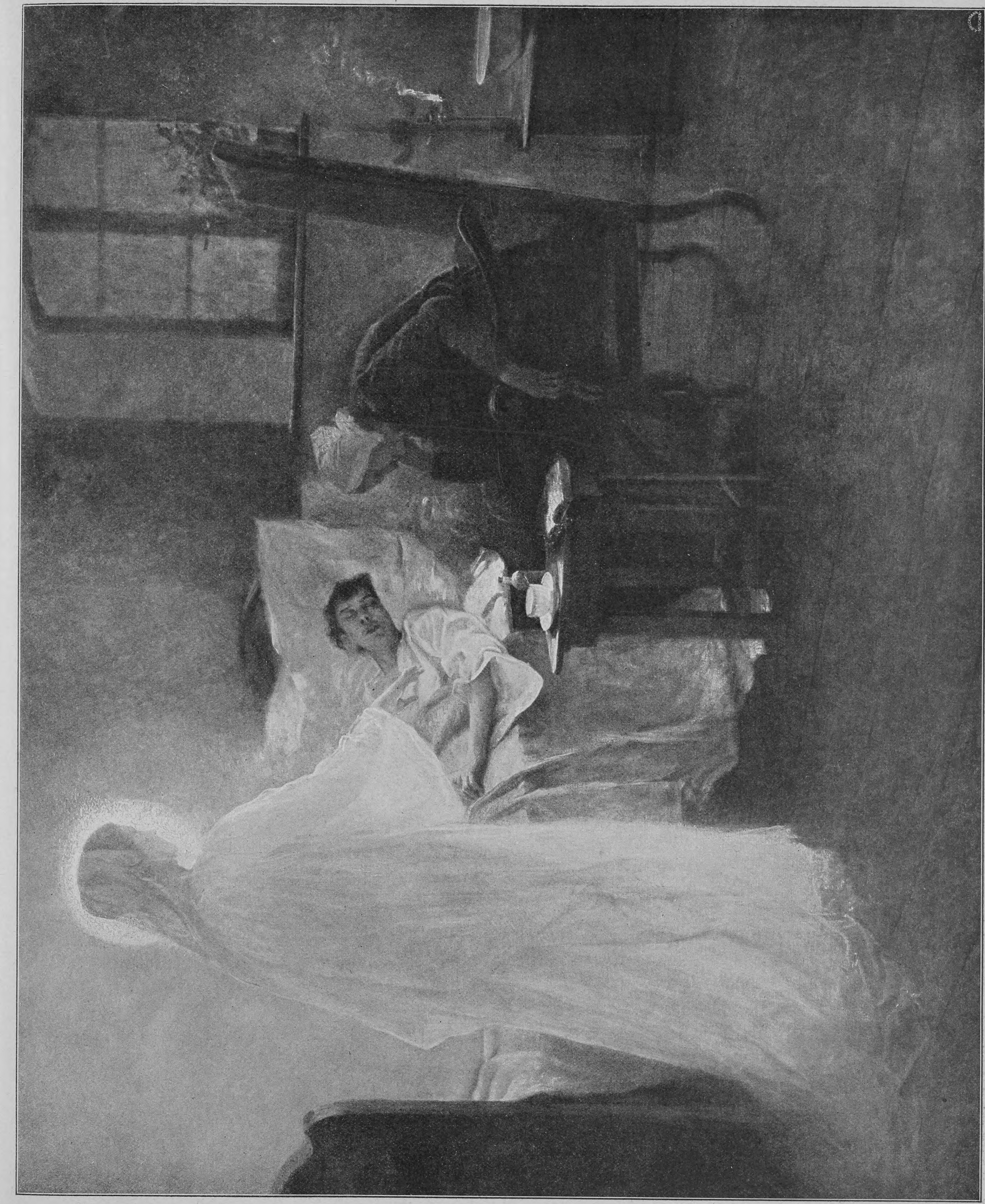
In einer Wohnung, einem Zimmer, die mit Außerachtlaſſung der hygieniſchen Vorſichtsmaßregeln ſchlechthin ſo geheizt ſind, wie dies allerorten noch geſchieht, geſtaltet ſich nun der Vorgang, der unſrer Geſundheit ſchadet, Tag für Tag folgendermaßen. Das Zimmer iſt möglichſt erwärmt, möglichſt von der friſchen Luft abgeſchloſſen. Dem Ofen wird immer neue Nahrung zugeführt, die Luft im Zimmer wird immer wärmer und zugleich durch die Kohlengaſe des Ofens und die Ausatmungen der Inſaſſen immer reicher an ſchädlichen Stoffen. Durch das Oeffnen der Tür, das flüchtige, ſchnelle Aufmachen eines Fenſters dringt zuweilen kalte Luft herein, dieſe ſinkt nach unten und macht die Luft an dem ohnehin ſchon kälteren Fußboden noch kälter. Der Bewohner des Zimmers bekommt kalte Füße. Es drängt ſich ihm dadurch das Blut zum Kopfe, er atmet heiße, trockene, ſchlechte Luft. Die trockene Hitze aber entzieht zugleich ſeinem ganzen Körper Feuchtigkeit, die Blutzirkulation, die ohnehin geſtört iſt, beginnt zu ſtocken, und es entſteht jener unleidliche und für kränkliche Menſchen gefährliche Zuſtand, in dem man bei kalten Füßen, heißem eingenommenen Kopfe, Trockenheit, Kitzel und Huſtenreiz im Halſe zu fröſteln beginnt. Das iſt natürlich ein Beweis, daß der Ofen nicht genug heizt, — alſo ſchleunigſt mehr Kohlen herbei, mehr Wärme und damit noch mehr Schädlichkeiten!

Kommt man in einem ſolchen Zuſtande an die kalte Außenluft, ſo atmet der geſunde Menſch erleichtert auf, der kränkliche aber kann den plötzlichen Wechſel nicht ertragen, die Kälte wirkt auf die erhitzte Haut, die ausgetrockneten, gereizten Schleimhäute, und es entſtehen die Schnupfen und Huſten, die Hals- und Rachenkatarrhe, die Bronchial- und Lungenentzündungen. Dazu iſt es nicht einmal nötig, auszugehen, jeder kalte Luftzug kann bei empfindlichen, verweichlichten Menſchen dieſe Folge haben. Daß Greiſe, die ohnehin gegen Temperaturſchwankungen empfindlich ſind, und deren brüchiges Gefäßſyſtem vorſichtigſter Lebensweiſe bedarf, und zarte Kinder unter zwei Jahren durch dieſe Schädlichkeiten beſonders leiden, iſt ſelbſtverſtändlich.

An all dieſen Uebeln iſt, wie geſagt, die mangelhafte Wohnungshygiene ſchuld. Um die Wohnung im Winter ganz geſundheitsgerecht zu wiſſen, genügt es alſo nicht, ſie nur warm zu machen, wie ſo viele meinen. Dieſe Wärme muß ſich vielmehr genau nach den allgemeinen Geſetzen der Hygiene richten, wenn ſie nicht direkt geſundheitsſchädlich ſein ſoll.

Wie iſt nun unſre Wohnung im Winter hygieniſch herzurichten?

Zunächſt muß die ganze Wohnung auf ihren Zuſtand unterſucht werden. Außenwände eines Hauſes, beſonders nach der ſogenannten Schlagſeite



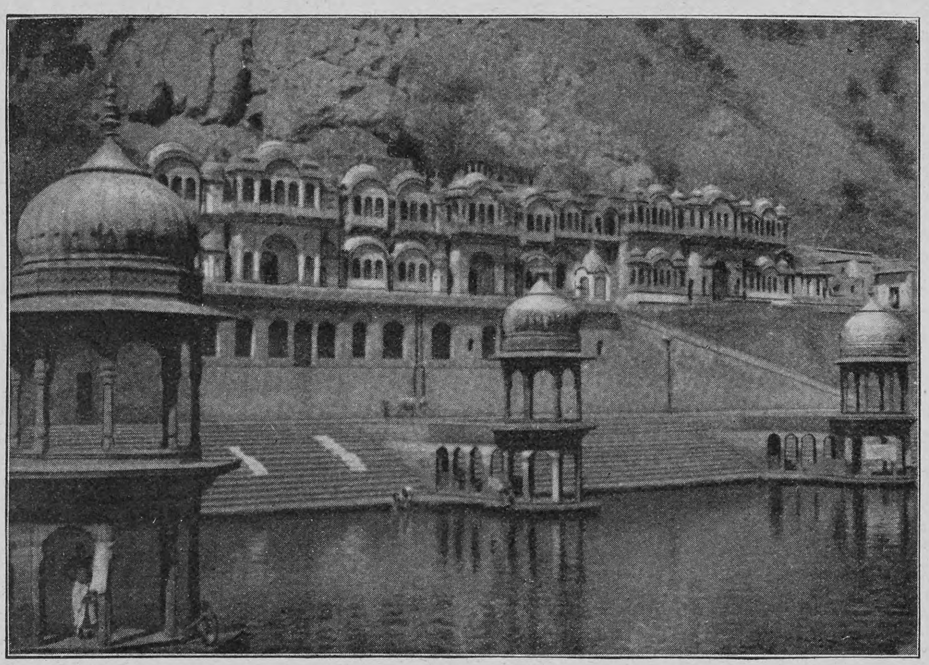
Die Wallfahrt nach Kevlaar

Nach dem Gemälde von Imre Knopp

hin, ſind leicht etwas feucht und Zimmer mit mehreren Außenwänden ſtets kalt. Solche Zimmer ſoll man nicht als Schlafzimmer benutzen, da dieſe weniger geheizt werden, eher als Wohnzimmer. Werden ſie gut durchgeheizt und vernünftig gelüftet, ſo trocknen ſie meiſt bald aus; jedenfalls bedarf ein ſolches Zimmer ſtets ſtärkerer Heizung als eingebaute Räume. Daß man beſtändig feuchte Zimmer überhaupt nicht bewohnen ſoll, iſt ja bekannt. Alle Oefen müſſen gut nachgeſehen und etwaige Riſſe in Kachelöfen, etwaige Defekte in der Ausmauerung eiſerner Oefen ſehr ſorgfältig ausgebeſſert werden. Oft will ein Ofen den ganzen Winter nicht recht brennen, man verſchwendet eine Maſſe Brennmaterial und hat niemals ein warmes Zimmer. Das liegt oft an einem kleinen Defekt, der in wenigen Stunden beſeitigt wäre. Schlechtſchließende Türen, beſonders ſolche, die nach dem Flur gehen, müſſen ebenfalls in Ordnung gebracht werden. Sehr oft hat ſich, beſonders in neueren Häuſern, der Boden etwas geſenkt, und durch die ſo entſtandenen Ritzen dringt kalte Luft auf ſehr unangenehme Art an die Füße. Hier muß entweder eine feſt ſchließende Leiſte vorgenagelt werden oder ein Filzſtreifen. Fenſter, beſonders ſolche, an denen ſich Sitzplätze, wohl gar der Schreibtiſch befinden, müſſen gut gedichtet werden. In ganz Norddeutſchland finden ſich die praktiſchen Doppelfenſter, die beide ganz geöffnet werden können. Hier iſt nur ein Fenſtermantel nötig, der völlig die Luft abhält. An einfachen Fenſtern müſſen jedoch ſogenannte Verdichtungsſtränge gelegt werden. Dieſe ſollen jedoch nur um die untere Scheibe laufen. Die obere Scheibe laſſe man frei, hier mag die friſche Luft ſich beſtändig etwas Eingang ſchaffen und die verbrauchte abziehen. Dieſe natürliche Ventilation iſt unbedingt notwendig.

Iſt in einer Etagenwohnung der Abſchluß nicht ganz dicht und das Treppenhaus kalt, was ſehr oft der Fall iſt, ſo benagle man die Tür ringsum mit einem vier Finger breiten, doppelt gelegten Friesſtreifen, der ſo viel überſteht, daß er das Oeffnen der Tür nicht hindert. Unten darf er natürlich nur ſchmal vorſtehen. Ein ſolcher Streifen hält die kalte Luft ſehr gut ab und macht den Vorſaal wärmer.

Gegen fußkalte Böden, die ebenſo unangenehm wie geſundheitsſchädlich ſind, iſt es ein probates Mittel, den Zimmerteppich mit einer drei- bis vierfachen Lage Zeitungspapier zu unterlegen. Hierdurch wird die von unten eindringende Kälte ſehr abgehalten. Von Zeit zu Zeit iſt das Papier zu wechſeln. Wenn es irgend angeht, ſo wähle man das Wohnzimmer ſo, daß das darunter gelegene Zimmer ebenfalls täglich geheizt iſt. Solche Zimmer ſind dann viel weniger fußkalt.



Ein Hindutempel in Alwar (Vorderindien). (Zum Aufſatz auf Seite 151)

Hat man ſo die ganze Wohnung inſtand geſetzt, ſo gibt es ein vorzügliches Mittel, ſie recht warm zu machen, nur iſt es etwas umſtändlich. Man heize nämlich einige Tage — drei bis vier — ſehr ſtark ein, damit ſich die Wände durch und durch erwärmen. Läßt ſich dies nicht durchführen, weil man die Räume bewohnen muß, ſo heize man wenigſtens die Nacht durch das Wohnzimmer recht gut, indem man am Abend die Dauerbrandöfen, die ja jetzt wohl überall gebräuchlich ſind, noch einmal nachfüllt und nicht ganz ſchließt. Am Tage kann man dann die Schlafzimmer ebenſo heizen. Dadurch werden die Wände ausgetrocknet und ſehr warm, ſo daß man nachher nur noch mäßig zu heizen braucht. Die Mehrkoſten dieſes Verfahrens werden ausgeglichen dadurch, daß man nachher bedeutend weniger Brennmaterial benötigt. Heizt man in den erſten kühlen Tagen nur wenig, ſo wird man die Erfahrung machen, daß es bei gar nicht kalter Witterung doch nicht recht warm wird. Die Wände ſaugen eben die Wärme auf, ohne doch ſelbſt recht warm zu werden, da ihnen nicht genug Hitze geboten wird.

Was nun die Oefen anbetrifft, ſo iſt jedenfalls der norddeutſche, mit Briketts geheizte Kachelofen bei weitem der praktiſchſte. Er gibt eine völlig gleichmäßige, nicht zu ſtarke Wärme, bedarf keines Nachfüllens nach dem allmorgendlichen Auflegen der Briketts, ſtaubt und rußt nicht und läßt keine Kohlengaſe entweichen. Der amerikaniſche Dauerbrandofen ſteht ihm erheblich nach. Er ſtrahlt grelle Hitze aus, was der Kachelofen nie tut, heizt leicht zu ſtark und läßt Gaſe entweichen, trocknet auch die Luft zu ſtark aus. Doch iſt er leider allgemein eingeführt, man muß alſo dafür ſorgen, die ihm anhaftenden Schädlichkeiten möglichſt zu mildern. Dies geſchieht zunächſt dadurch, daß man den Ofen vorſichtig behandelt, ihn niemals zu ſehr aufſchraubt und ſtets aufmerkſam auf Dichtigkeit prüft. Auf dem Ofen muß ſtets ein Gefäß mit Waſſer ſtehen, und zwar ein ſolches mit weiter Oeffnung, ſo daß die Luft feucht bleibt.

Das Kinderzimmer iſt mit beſonderer Sorgfalt zu behandeln. Am beſten belegt man den Fußboden mit Linoleum. Das hält ihn warm, was im Kinderzimmer ſo beſonders nötig iſt, weil die Kinder viel am Boden ſpielen. Hier müſſen auch die Türen am Fußboden beſonders gut verwahrt werden, während man die Fenſter nicht dichtet, ſondern nur mit einem Fenſtermantel verſichert. Die wenigen Fenſterritzen bilden hier eine natürliche Ventilation, die im Kinderzimmer ſehr nötig iſt. Natürlich dürfen keine großen Spalten vorhanden ſein. Der Ofen im Kinderzimmer ſoll unter allen Umſtänden ein Dauerbrenner ſein, der tadellos funktioniert. Ein ſchlechter Ofen in dieſem Raum iſt direkt lebengefährdend für die kleinen Bewohner. Auf dieſem Ofen, ſo daß ſie für keine Kinderhand erreichbar iſt, muß eine große, flache Verdampfſchale ſtehen, die leicht abhebbar iſt und ſorgfältig gefüllt erhalten werden muß. Der Ofen ſelbſt ſoll mit einem Gitter umgeben ſein, deſſen Verſchluß ſich nicht von Kinderhänden öffnen läßt, wobei man berückſichtigen muß, daß dieſe Händchen ſich als ſehr geſchickt erweiſen, wenn es gilt, Unheil anzurichten. Daß die Lampe im Kinderzimmer kein unwichtiger Gegenſtand iſt, liegt auf der Hand. Sie muß hoch hängen, darf nicht zum Herabziehen eingerichtet ſein.

Hat man nun die ganze Wohnung ſo für den Winter ausgerüſtet, ſo handelt es ſich darum, ſie richtig zu heizen, zu lüften, zu ſonnen. Es iſt allgemein bekannt, daß die Temperatur eines geheizten Zimmers nicht über 15 Grad betragen ſoll; für Greiſe und blutarme Perſonen kann ſie jedoch 16 haben. Alles, was darüber, iſt vom Uebel. Das Lüften der Zimmer muß mehrmals des Tages, und zwar gründlich, vorgenommen werden, nicht etwa in der Weiſe, daß ein Fenſterſpalt einige Minuten geöffnet wird. Man öffne vielmehr alle Fenſter zugleich weit und mache Zugluft — dies braucht nur wenige Minuten zu dauern —, dann ſchließt man alles wieder. Auf dieſe Weiſe erfolgt eine gründliche Durchlüftung des Zimmers, deſſen friſche, reine Luft ſich ſehr ſchnell wieder erwärmt, weit ſchneller als ſchlechte, verbrauchte Luft. Das Behagen, das man beim Betreten eines ſo durchlüfteten Zimmers empfindet, belehrt uns ſehr nachdrücklich über die Vorzüge dieſer Art der Lüftung, wie überhaupt die Sinne uns es am deutlichſten machen, was nützlich und richtig iſt. Soll eine Wohnung, ein Zimmer hygieniſch richtig gelüftet ſein, ſo darf die Naſe keinerlei Empfindung irgend einer Art von Dunſt haben. Beſonders des Abends wird ſehr gegen dieſe Bedingung geſündigt. Die Familie ſitzt in dem von Ofenwärme, Lampendunſt, Speiſegeruch erfüllten Zimmer oft ſtundenlang, ohne daran zu denken, daß Halsorgane und Lungen und damit der ganze Körper empfindlich geſchädigt werden.

Vor dem Schlafengehen muß das Wohnzimmer doppelt gründlich durchlüftet werden. Unterläßt man das, ſo ſetzt ſich während der Nacht die ſchlechte Luft in allen Winkeln, in Teppichen, Vorhängen, Polſtermöbeln ſo feſt, daß nach einiger Zeit der muffige Geruch gar nicht mehr fortzubringen iſt. Wo geraucht wird, müſſen namentlich alle Cigarrenreſte ſorgfältig entfernt werden.

Die Verdampfſchale wird allabendlich gut ausgewaſchen, mit Sodawaſſer, und für die Nacht friſch gefüllt.

Das Lüften des Schlafzimmers wie der Betten wird im Winter meiſt ſehr mangelhaft beſorgt. Gerade dann aber iſt es am notwendigſten. Es iſt nicht nötig, daß das Schlafzimmerfenſter ſtundenlang offen ſtehe. Aber es darf auch nicht bloß notdürftig gelüftet und dann ängſtlich geſchloſſen werden. Während die Betten ausgelegt ſind, mache man gründlich Zugluft; iſt alles wieder geordnet, was aber nicht ſofort geſchehen darf, und das Zimmer gründlich gelüftet, ſo kann man die Fenſter ruhig wieder ſchließen, um ſie dann am Mittag wieder für einige Zeit zu öffnen. Die Betten dürfen im Winter durchaus nicht mit einer dicken, undurchläſſigen Bettdecke zugedeckt ſein, die das Auslüften verhindert. Am beſten iſt es, ſie aufgedeckt, d. h. mit zurückgeſchlagener Decke den ganzen Tag über zu laſſen. Können ordnungsliebende Hausfrauen das nicht übers Herz bringen, ſo mögen ſie wenigſtens die Bettüberdecke weglaſſen.

Das naſſe Aufwiſchen der Zimmer ſollte im Winter ſo viel als möglich vermieden werden. Es iſt bei nicht ganz tadelloſen Böden ſehr ſchädlich, weil die feuchten Stellen ſchlecht trocknen und ein dumpfer Geruch entſteht. Ein trockenes Aufwiſchen, höchſtens mit feuchtem Scheuertuch, genügt für gewöhnlich auch vollkommen.

Von Zeit zu Zeit, etwa am wöchentlichen Putztage, müſſen alle Zimmer gründlich durchgelüftet werden, während man die Oefen gut eingeheizt hat. Je ſtärker die Räume bewohnt ſind, deſto nötiger iſt dies. Auch hier iſt die Naſe der beſte Richter. Die Wohnung muß nach dieſer Prozedur ganz „friſch“ ſein.

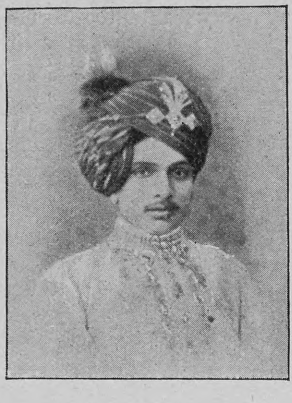
Das ſo ſehr beliebte Ausräuchern mit Eſſenz, Kiefernduft, Eſſig und wie alle die Mittelchen heißen, die eine Wohnung in „guten Geruch“ bringen ſollen, haben nicht den geringſten Wert, ſie verdecken nur durch irgend einen Duft die ſchlechte Luft, die aber genau ſo vorhanden iſt, wie vor dem Räuchern, und genau ſo ſchädlich wirkt.

Der Sonne verſtatte man den völlig ungehinderten Eintritt in die Wohnung. Wo ſie ſich auch nur mit einem Strahl zeigt, öffne man Vorhänge und Fenſter ſo weit als möglich. Sie iſt die große Heilbringerin, vor deren Erſcheinen ſich alle Krankheitskeime und -Erreger flüchten. Lieber mag einmal ein Teppich, ein Möbel verblaſſen, obgleich die Winterſonne ja kaum den Farben ſchädlich wird. An heiteren Wintertagen „ſonne“ man auch die Betten, klopfe ſie, laſſe ſie ſo lange als möglich in der Sonne liegen.

Aber auch die Bewohner ſelber mögen ſich ſonnen ſo viel als möglich. Auch durchs geſchloſſene Fenſter ſpendet die Sonne noch ihr Heil, macht auch verdrießliche Stubenhocker munterer.

Beobachtet man dieſe einfachen Vorſchriften, ſo wird der Winter viel von ſeinen geſundheitgefährdenden Nachteilen verlieren. In reiner Luft, in richtiger Temperatur, vor Kälte wie vor erſchlaffender Hitze bewahrt, überſteht auch der Schwächliche die ſchlechte Jahreszeit um vieles leichter. Kommt zu der richtigen Hygiene der Wohnung dann noch verſtändige Körperpflege und regelmäßige Bewegung, dann iſt der Winter, beſonders wenn er nicht naß und mild, ſondern kalt und trocken iſt, keineswegs eine ungeſundere oder gefährlichere Jahreszeit als Frühling, Sommer und Herbſt.

L. Bürkner



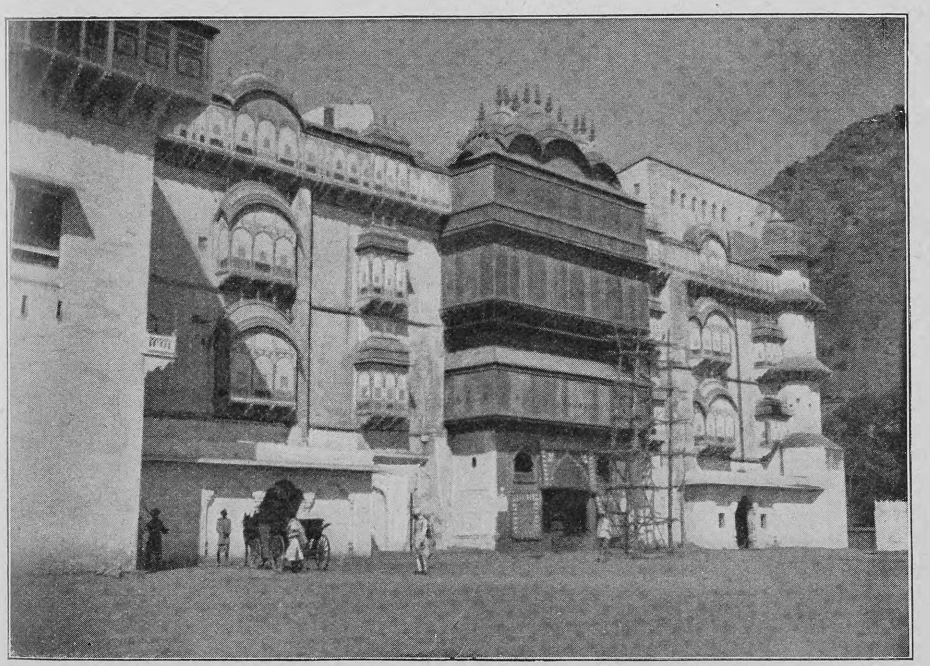
Yours Sincerely -
Jey Singh.
Maharajah of alwar.

Der Maharadſcha von Alwar und ſein Reich

Von

Ernſt von Heſſe-Wartegg

Auf den Landkarten von Vorderindien findet man etwa in der Höhe von Bombay und Kalkutta ein großes Gebiet, über das das Wort Rajputana gedruckt iſt. Es enthält viele der bisher noch „unabhängig“ gebliebenen Staaten der indiſchen Maharadſchas und Radſchas, Raos, Begums und wie die altangeſtammten Herrſcher ſonſt noch heißen mögen. „Unabhängig“ natürlich nur inſoweit, als es die Herren von Indien, die Engländer, zugeben. In jedem der nach Hunderten zählenden Staaten ſitzt ein engliſcher Reſident, der das Gebaren der Fürſten und ihrer Regierung in bezug auf den Verkehr mit den Nachbarſtaaten überwacht, den jährlich an England zu zahlenden Tribut einkaſſiert und acht gibt, daß es zu keinem Aufſtand gegen die Engländer kommt. In bezug auf die innere Verwaltung ihrer Staaten ſind die Fürſten vollſtändig unabhängig. Sie haben ihre eignen Veziere oder „Diwans“, die etwa unſern Miniſtern entſprechen, ihre eigne Gerichtspflege, Polizei, Steuer-, Stadt- und Dorfverwaltung. Die Staatsfinanzen ſind ihnen unterſtellt, ſie haben ihr eignes Militär, in manchen Staaten ſogar ihr eignes Poſt- und Münzweſen, grundverſchieden von dem engliſchen. Viele dieſer indiſchen Königreiche und Fürſtentümer, beſonders in Bundelkhand, umfaſſen nur ein paar hundert Quadratkilometer mit kaum hunderttauſend Einwohnern, eine ganze Reihe ſind ſogar kleiner als der kleinſte Staat des Deutſchen Reiches, andre dagegen können ſich an Größe und Bevölkerungszahl mit den Staaten Süddeutſchlands meſſen.

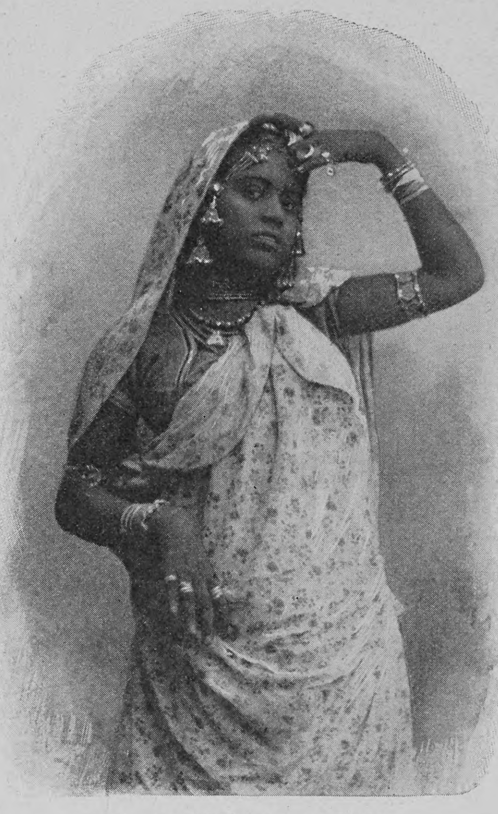


Der Hauptpalaſt des Maharadſcha

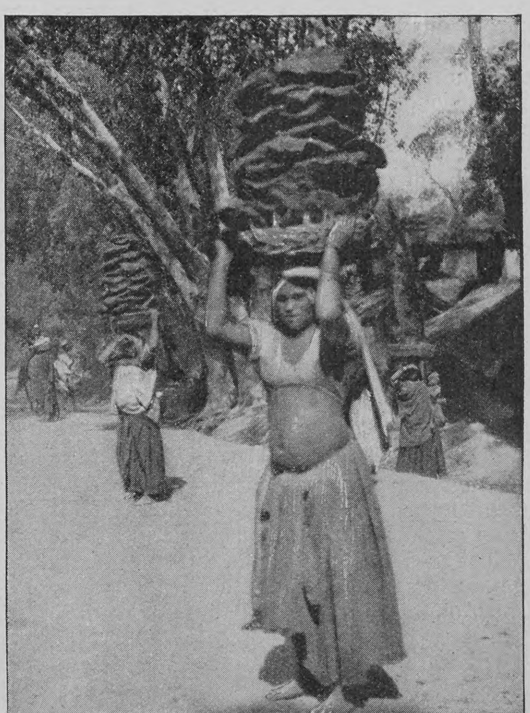
Ein ſolcher Staat iſt Alwar. Vor Jahrhunderten gelang es einem tapferen Heerführer des Meosſtammes, eine Reihe kleiner Staaten im Gebiet von Merwar zu unterwerfen, und ſein heutiger Nachkomme, der Maharadſcha von Alwar, herrſcht über ein Gebiet ſo groß wie das Großherzogtum Heſſen. Wie einſt der Großmogul von Indien auf dem weltberühmten Pfauenthron von Delhi über die Mehrzahl der Radſchas herrſchte, ſo herrſcht heute der Maharadſcha von Alwar über eine Reihe kleiner uralter Feudalſtaaten, die ihm Tribut zahlen und Heerfolge leiſten müſſen. Dafür muß der Beherrſcher von Alwar den Engländern im Bedarfsfalle von ſeiner Armee 600 Reiter und 1000 Fußſoldaten zur Verfügung ſtellen. Sonſt aber iſt er vollſtändig unabhängig und, was ſeine Einkünfte und die Pracht ſeines Hofſtaates anbetrifft, ſelbſt ein kleiner Großmogul.

Ich hatte von dem ſeltſamen, urſprünglichen Leben in dieſem altberühmten Staat der Radſchputen, d. h. Königsſöhne, ſo viel gehört, daß ich Alwar von Delhi aus beſuchte. Dank meinen Empfehlungen ſeitens der engliſchen Regierung wurde ich in der Hauptſtadt als Gaſt des Landesherrn empfangen. Ein Hofbeamter erwartete mich bei der Ankunft des Eiſenbahnzuges und brachte mich in einem eleganten Wagen nach einem reizenden kleinen Palais außerhalb der Stadt. Dieſes, ebenſo wie Wagen, Reitelefant, Reitpferd und ein Dienerſchwarm von einem Dutzend beturbanter unterwürfiger Indier blieben während meines mehrtägigen Aufenthaltes zu meiner Verfügung. Ich wohnte in dem ganz modern eingerichteten Palais ſo bequem wie nur irgendwo im Herzen Europas, und doch befand ich mich in einem der wildeſten Gebiete Indiens. In den hohen, kahlen, kühn geformten Bergen, die ich von meinen Fenſtern ſah, hauſen Tiger und Leoparden, die zur Nachtzeit ihre Raubzüge bis in die Umgebung der Stadt ausdehnen, die großen Seen unweit von Alwar ſind erfüllt mit gefräßigen Krokodilen und Schlangen, derart, daß die auf den Inſeln und an den See-Ufern befindlichen Paläſte des Fürſten unbewohnbar geworden ſind. Auf den weiten Steppen gegen Süden und Weſten gibt es zahlreiche Antilopen, Füchſe, Luchſe und Hyänen, und in meinem ſchönen Tropengarten, gefüllt mit ſeltenen Blumen und ſchattigen Fruchtbäumen, tummelten ſich wilde Affen, Papageien und Pfauen umher.

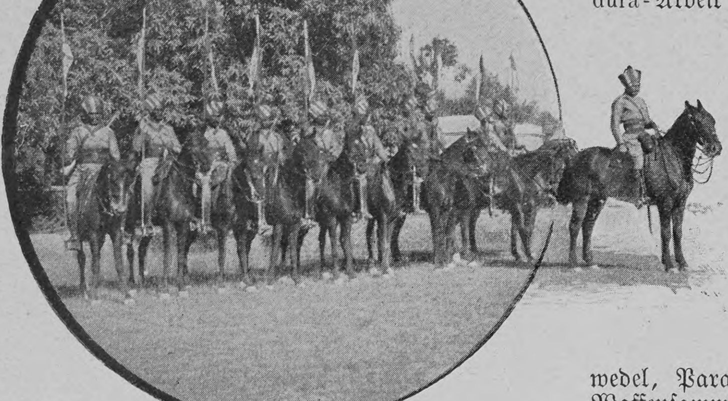
Von meiner Wohnung aus war von der an 100 000 Einwohner zählenden Hauptſtadt dieſes, das berühmteſte Jagdgebiet Indiens umfaſſenden Reiches nichts zu ſehen, nicht einmal das Haus eines Europäers, wie ſolche ſich ſonſt in den Hauptſtädten der Eingeborenenſtaaten in der Nähe der Eiſenbahnſtation befinden. Im ganzen Staate Alwar gibt es mit Ausnahme einiger Offiziere und Miſſionare überhaupt keine Europäer. Erſt als ich auf der Fahrt nach der von üppigen Obſtgärten umgebenen Stadt die zu ihren Toren führende Hauptſtraße erreichte, konnte ich aus dem hier herrſchenden Verkehr auf das Leben ſchließen, das in ihr ſelbſt wogen mußte. Scharen von halbnackten, dunkelhäutigen Landleuten trugen auf ihren beturbanten Köpfen in großen Körben Gemüſe, Tabak, Brennholz und andre Landesprodukte; zwiſchen ihnen wandelten Weiber mit nacktem Oberkörper und kurzen, faltenreichen Röckchen, die von den Lenden bis an die Knie fallen. Kopf und Schultern waren mit leichten Schleiern in den bunteſten Farben bedeckt, Bruſt und Rumpf freilaſſend. Manche dieſer, Phulkaris genannten Umhängetücher blitzten und ſtrahlten bei jedem Schritt ihrer leichtfüßigen Trägerinnen, als wären ſie mit Diamanten beſät. In Wirklichkeit rührt dieſes beſonders im hellen indiſchen Sonnenlichte blendende Gefunkel von unzähligen kleinen Spiegelſtückchen her, die auf den Stoff genäht ſind. Kam ich an Weibern vorüber, ſo zogen ſie in ihrer Naivität dieſe Schleier wohl über ihren Näschen zuſammen und verbargen ſo höchſt ſittſam einen Teil ihrer Geſichter, aber der Reſt des Körpers bis zu den Hüften blieb unbedeckt. An jeder einzelnen, ſelbſt der ärmſten, blitzte Geſchmeide. In den durchlochten und bis zu Fingerlänge ausgezogenen Ohrläppchen ſteckten ſchwere Ohrgehänge, vom linken Naſenflügel hingen Gold- und Silberringe, manchmal mit Edelſteinen beſetzt, bis an den Mund. Auf den Unterarmen und Fußknöcheln blitzten Armſpangen aus Gold, Silber oder Meſſing in ſolcher Zahl, daß ſie bei manchen bis an die Ellbogen und halb bis zu den Waden reichten; an allen Fingern und Fußzehen ſteckten Ringe aus verſchiedenem Metall, mit kleinen Behängſeln, die bei jeder Bewegung wie Sporen klirrten. Die ärmſten unter ihnen ſchritten zu Fuß einher, trugen wohl auch ſchwere Laſten auf den Köpfen, andre ſaßen in eigenartigen Droſchken, bei denen der wie eine offene Spitzpagode geformte Wagenkaſten zwiſchen den zwei Rädern auf den Achſen ruht. Auf der Deichſel dieſer durchweg von weißen Rindern gezogenen Droſchken hockt der Kutſcher. In langen Karawanen ſtolzierten langſam Laſtkamele einher; zeitweilig erſchienen auch Reiter auf buntgeſchirrten, kräftigen Pferden, einen langen Speer in der Fauſt, das Schwert zur Seite, den Schild auf dem Rücken, durchweg martialiſche, große Geſtalten mit blitzenden Augen und langen, ſchwarzen, nach rückwärts geſtrichenen Bärten.



Eine Hinduſchönheit im Feſtkleid

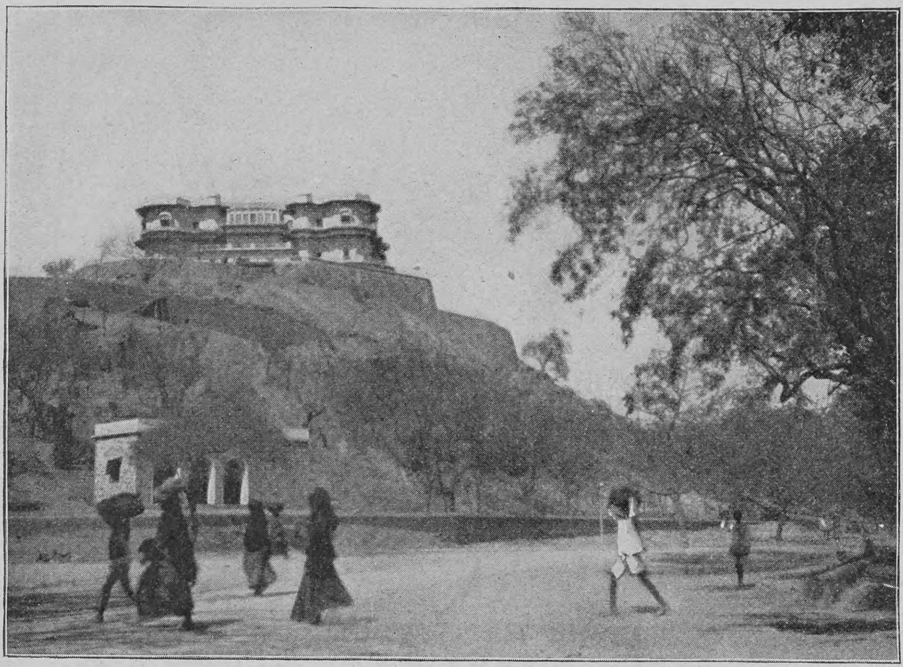


Straßenbild aus Alwar: Bhilsfrauen, Brennmaterial tragend



Leibgarde des Maharadſcha

Noch bunter, bewegter, fremdartiger war das Bild, als ich durch das ſtark befeſtigte Tor der Stadtmauer in die Stadt einfuhr. Zu beiden Seiten der langen, engen Straße einſtöckige, buntbemalte Häuſer mit flachen Dächern, Balkonen und Veranden, die glasloſen Fenſter ſtark vergittert, an der Straßenſeite überall Kaufläden und Werkſtätten, in denen die fleißigen Waffenſchmiede, Schuſter, Schneider, Müller, Gold- und Silberarbeiter, Sticker und Weber unter den Augen der Paſſanten ihren Gewerben oblagen. In der Mitte der Stadt kreuzen ſich die beiden Hauptſtraßen, und über dieſe Kreuzung wölbt ſich ein hoher Bau in mauriſch-indiſchem Stil, das Grabdenkmal von Sultan Tarang, einem Bruder des berühmten Großmoguls Feroz Schah, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auf dem Thron von Delhi ſaß. Jenſeits dieſes hohen Kuppelbaues gewahrte ich einen eigenartigen, mit Hunderten kleiner Figuren und pyramidenartigen Türmchen geſchmückten Hindutempel, und an dieſen ſchließt ſich die Mauer, die die Palaſtſtadt des Maharadſcha umgibt. Unbehindert durch die in maleriſchen Uniformen prangenden Leibwachen durchfuhr ich mehrere Höfe mit anſpruchsvollen, mehrſtöckigen Gebäuden aus weißem Marmor, die Regierungsämter von Alwar, dazu die Bibliothek, Waffen- und Schatzkammern, ſowie die Wohnungen des aus Tauſenden von Perſonen beſtehenden Hofſtaates enthaltend. In der Mitte der wohlgepflaſterten Höfe plätſcherten Fontänen, umgeben von Marmorterraſſen und reizenden indiſchen Pavillons mit Spitzkuppeln auf Marmorſäulen. Hinter dieſen Haupthöfen dehnen ſich andre aus mit den Stallungen der Staatselefanten, deren es am Hofe von Alwar an fünfzig gibt; in eiſernen Käfigen ſind die Jagdfalken, Jagdleoparden und Tſchitahs (Geparde) untergebracht, mit denen der Fürſt zeitweilig auf Antilopen jagt. Am Tore zum letzten Hofe mußte ich den Wagen verlaſſen und den Schirm, der mich gegen die ſengenden Gluten der Sonne ſchützte, ſchließen, denn dort befindet ſich der eigentliche Palaſt des Beherrſchers von Alwar.



Neue Fürſtenreſidenz vor den Toren der Stadt

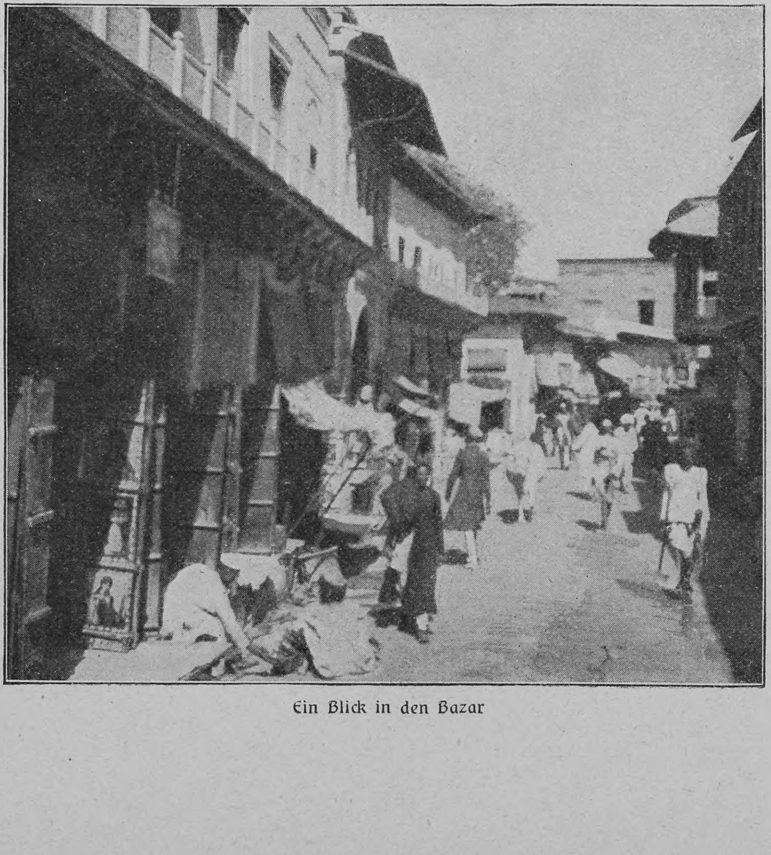
Eine ganze Seite des Hofes einnehmend, erhebt ſich dieſer prächtige Marmorbau mit ſeinen Balkonen und gedeckten Galerien mehrere Stockwerke hoch, jedes Fenſter mit einem kuppelgekrönten Erker verſehen. Pavillons auf zierlichen Marmorſäulen ſchmücken das flache Dach, zu dem durch die einzelnen Stockwerke im Innern des Baues nicht Treppen, ſondern Rampen emporführen. Was den Bau ſo entzückend macht, ſind die herrlichen Skulpturen, mit denen alle Tore, Balkone, Erker, Veranden und Pfeiler geſchmückt ſind und die an Zartheit der Ausführung und Schönheit der Zeichnung jene der weltberühmten Großmogulpaläſte von Delhi und Agra erreichen. Jedes Fenſter iſt mit einer Marmorplatte von kaum einem Zentimeter Dicke und einigen Quadratmetern Größe verſchloſſen und mit durchbrochenen Skulpturen ſo bedeckt, daß man glauben könnte, die Indier kennten das Geheimnis, den Marmor in zarte Fäden zu zerlegen und daraus venezianiſche Spitzengewebe herzuſtellen. Beſonders reich iſt die große Durbar-Halle im erſten Stockwerk ausgeſtattet, ein feenhaft glänzender Raum, deſſen Wände mit Mica- und Spiegelſcheibchen und Halbedelſteinen in anſcheinend italieniſcher Pietra-dura-Arbeit ausgelegt ſind, bunte Blumen und großblätterige Pflanzen darſtellend. Mit Ausnahme einiger Porträts früherer Fürſten iſt dieſer, den Thronſälen unſrer Schlöſſer entſprechende Raum ohne Einrichtung, denn bei den Durbars (Feſtverſammlungen) ſitzen die Teilnehmer, ebenſo wie der Fürſt ſelbſt auf Teppichen, die über den Marmorboden gebreitet werden. Welchen Anblick eine derartige Feſtlichkeit indeſſen darbieten muß, entnahm ich aus der Pracht der Flaggen, Pfauenwedel, Paradewaffen, Teppiche u. ſ. w., die die Waffenſammlung enthält, und aus dem fabelhaften Reichtum der Schatzkammer, mit deren köſtlichen Juwelen der Fürſt ſich bei ſolchen Anläſſen bedeckt.

Ich durfte dieſe Schatzkammer, Taſcha Khana genannt, nur im Beiſein des Großveziers und einiger Hofbeamten beſuchen, deren jeder den Schlüſſel zu einer der Türen beſitzt. War ich ſchon von den in der Waffenkammer aufgeſpeicherten, mit Rubinen, Smaragden, Perlen und Diamanten beſetzten Schwertern, Dolchen, Schilden, Rüſtungen, Pferdegeſchirren u. ſ. w. geblendet, ſo übertraf die Menge der in der Taſcha Khana befindlichen Schätze meine kühnſten Erwartungen. In Glaskäſten ruhen hier Hals-, Arm- und Fußbänder aus haſelnußgroßen Edelſteinen, von blitzenden Golkondadiamanten bis zu blutroten Rubinen, Turbanagraffen, Schwertgürtel, Ohren- und Naſenringe für die Frauen des Harems, ganz mit köſtlichen Edelſteinen bedeckt, von denen ein einziger den größten Stolz einer abendländiſchen Modedame bilden würde. Generationen von Fürſten müſſen zu dieſer Anhäufung von Geſchmeiden beigetragen haben. Dazu kommen Reihen von großen eiſernen Käſten, die mit „Mohurs", den Goldmünzen von Alwar, bis an den Rand gefüllt ſind und Millionen an Wert beſitzen müſſen. Aber die koſtbarſten Objekte dieſes Raumes bilden zwei kleine Teetaſſen, von denen eine aus einem einzigen großen Rubin, eine zweite aus einem Saphir geſchliffen iſt.

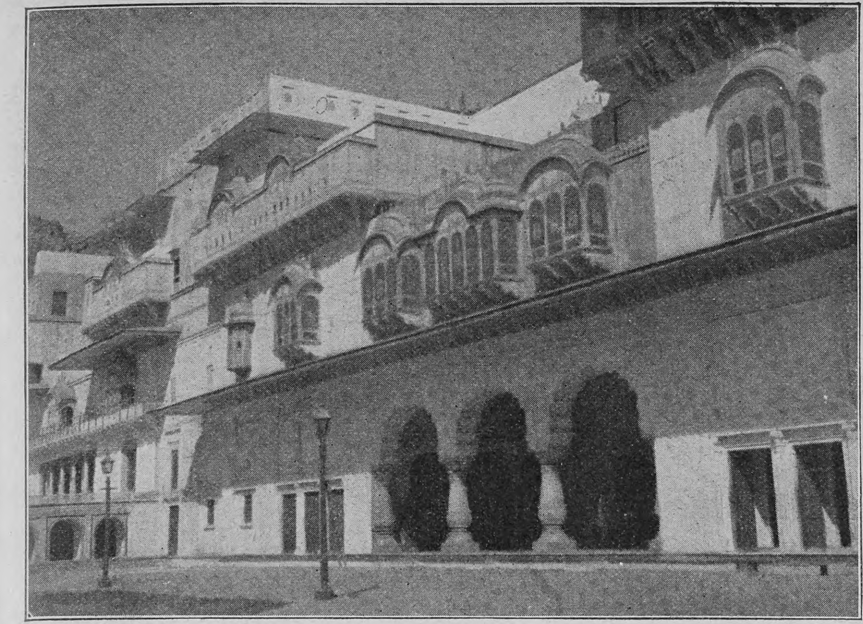
Der Gebrauch vieler Gegenſtände von ſeltſamer Form wurde mir von meinen Begleitern erklärt; ſie gehören zu den eigenartigen Feſten, die an dieſem indiſchen Fürſtenhofe zeitweilig gefeiert werden. So z. B. die koſtbaren Standbilder der Götzen Siwa und Rama, die ſich in Alwar beſonderer Verehrung erfreuen und an einem Tage im Jahre feierlich durch die feſtlich geſchmückte Stadt getragen werden. Bei ſolchen Anläſſen fährt der Maharadſcha in einem reich vergoldeten Rieſenwagen von zwei Stockwerken umher, auf dem neben ihm noch ſeine fünzig oberſten Beamten und Würdenträger in ihren juwelenſtrotzenden Prunkgewändern Platz nehmen. Als Beſpannung dienen vier Elefanten mit reichem Goldſchmuck an den Stoßzähnen und Fußgelenken, bedeckt mit goldgeſtickten Decken. Beſonders am Geburtstage des Fürſten und bei der Deſara, der feierlichen Einſegnung der Waffen durch die Brahminen, herrſcht in der ganzen Stadt ein Leben und werden Feſtlichkeiten abgehalten, wie ſie wohl kaum mehr anderswo vorkommen. Eine Hauptfreude iſt es dabei, einander mit verſchieden gefärbtem Waſſer zu beſpritzen oder ſich gegenſeitig mit waſſergefüllten Wachsbomben zu bewerfen, die beim Auffallen den Getroffenen vollſtändig durchnäſſen. Der auf einem Elefanten oder im oberen Stockwerk ſeines Prunkwagens thronende Fürſt nimmt an dieſem tollen Treiben ebenfalls teil, und es wird den europäiſchen Gäſten keineswegs verübelt, wenn ſie den Fürſten in gleicher Weiſe mit farbigem Waſſer begießen.

Leider nehmen an dieſen und andern Feſten die Frauen nicht teil, denn ſie ſind verborgen hinter den marmornen Gittern ihrer Paläſte und kommen kaum jemals über die Mauern der Palaſtgärten heraus. Durfte ich die oberen Räume des geſchilderten, Banni Bilas genannten Palaſtes nicht betreten, ſo war es, weil ſie eben von den Witwen des letzten Maharadſcha, Seiner Hoheit Mangal Singh, bewohnt werden. Dort verbringen die Frauen mit ihrem zahlreichen weiblichen Hofſtaat und etwa tauſend Sklaven oder vielmehr Frondienern, von Eunuchen bewacht, ihr freudloſes Leben, jedoch immerhin noch beſſer, als daß ſie, wie es noch bis zur letzten Generation der Fall war, ſich beim Ableben ihres Gatten in die lodernden Scheiterhaufen ſtürzen und bei lebendigem Leibe verbrennen mußten.

In allen andern Einzelheiten wird jedoch vom Fürſtenhauſe und Volke von Alwar noch ganz den altangeſtammten Hindugebräuchen gehuldigt, und der Siwa- und Wiſchnukultus führt zeitweilig gerade hier zu ſchamloſen Orgien, in denen ſich beſonders die berüchtigte Sakti-Sekte hervortut. Die heiligſten Siwa- und Wiſchnutempel erheben ſich hinter dem Palaſt, am Fuße eines ſteil aufſtrebenden, kahlen Felſens. Zwiſchen ihnen und dem Palaſt dehnt ſich ein weites, von marmornen Treppenfluchten umgebenes Waſſerbaſſin aus, mit zahlreichen offenen Pavillons aus weißem Marmor an den Ufern. Eben nahmen dort eine Anzahl Hofleute und



Ein Blick in den Bazar



Faſſade eines Palaſtes

Brahminen ein kühles Bad. Dem Fürſten ſtehen eine ganze Menge andrer Paläſte zur Verfügung, die ſich in der Umgebung der Stadt inmitten herrlicher Gärten erheben. Er bewohnt aber mit Vorliebe einen modernen Palaſt, den ſein Vorgänger vor einigen Jahren für fremde fürſtliche Gäſte auf einem iſolierten Felſen nahe der Stadt erbaut hat. Dorthin war ich am erſten Nachmittage zum Tee geladen. Mein Wagen hielt am Fuße des Felſens, an deſſen ſteilem, jäh abſtürzendem Abhang gerade Hunderte von Indern mit der Herſtellung einer Fahrſtraße beſchäftigt waren. Als ich mich in Anbetracht der drückenden Tropenhitze nur ſchweren Herzens auf den Weg machte, die ſteile Anhöhe zu erklimmen, wurde mir von den reich betreßten Dienern des Fürſten ein feuriger ſchwarzer Hengſt vorgeführt. Kaum hatte ich einen Fuß im Bügel, ſo ließen die Diener das Tier los, und in großen Sätzen galoppierte es nun, wie plötzlich ſcheu geworden, ſchnurſtracks die ſchwindelnde Anhöhe empor. Nur mit Mühe konnte ich mich im Sattel erhalten, alle Augenblicke erwartend, mit dem Pferde einen der ſteilen Abhänge herabzuſtürzen oder an einer der Stützmauern zu zerſchellen. Aber ehe ich mir noch die Gefahr ſo recht vergegenwärtigen konnte, hielt der Hengſt ohne mein Zutun am Hauptportal des Palaſtes an. Das feurige Tier iſt für den Aufſtieg zugeritten und bringt täglich den Maharadſcha wie ſeine Gäſte und Beamten in der gleichen Weiſe hinauf und wieder herunter.

Auf dem weiten, mit Baluſtraden eingefaßten Plateau des Palaſtes ſah ich einen jungen Engländer im Reitanzug ſtehen, der mich in zuvorkommender Weiſe begrüßte. Während unſers Geſprächs trat der engliſche Geſandte, Oberſt Fagan, aus dem Palaſt, um mich einzuladen, die weiten, ganz in europäiſchem Stil möblierten Räume zu beſichtigen, und als ich ihn bat, mich zunächſt zu ſeiner Hoheit dem Maharadſcha des Reiches Alwar zu bringen, wies er auf den kaum ſiebzehn Jahre zählenden jungen Mann zu meiner Seite. Er war der Maharadſcha Sawai Jai Singh in eigner Perſon! Ich hatte nach all dem, was ich von dem Beherrſcher in der Stadt unten vernommen, einen Hindufürſten mit ſtolz aufgewirbeltem Schnurrbart, in juwelenbedecktem Kaftan mit Turban, Schwert und Schnabelſchuhen erwartet, wie ſeine Kollegen von Jeypore, Indore, Udaipur und andre Fürſten Indiens, die ich auf meinen Fahrten kennen gelernt hatte, und nun ſtand ein Engländer vor mir, wie irgend einer aus Piccadilly oder James Street in London! Seine Zuvorkommenheit überwand jedoch meine Enttäuſchung, und beim Tee, den er ſelbſt eingoß, wurden wir die beſten Freunde. Gegen ſechs Uhr abends zog er die Uhr aus der Taſche und meinte: „Wenn Sie jetzt nach dem Dſchungel jenſeits des Bahnhofs drüben fahren wollen, werden Sie ein ſeltenes Schauſpiel ſehen.“ Ich verabſchiedete mich, nicht ohne für die nächſten Tage Einladungen zu Jagden, Lunches und Spazierfahrten erhalten zu haben, und eilte, diesmal den feurigen Hengſt vermeidend, zu Fuß den Berg hinab zu meinem Wagen. Jenſeits des Bahnhofs ſchien mich ein Hornbläſer erwartet zu haben, denn kaum wurde er meiner gewahr, ſo blies er langgezogene Signale in den Wald hinein. Bald ſah ich dort die Aeſte ſchwanken, die Büſche ſich bewegen, Staubwolken wirbelten von dem ausgetrockneten Boden auf. Ich hörte Pferdegewieher und Getrappel, und plötzlich galoppierten Hunderte von Roſſen hervor, in großen Sprüngen über Gräben und Buſchwerk ſetzend. Nach wenigen Minuten war der weite, von Waſſertrögen umgebene Platz, auf dem ich ſtand, mit den ſchnaubenden, wiehernden, munteren Tieren gefüllt, die dem wohlbekannten Trompetenſignal gefolgt waren. Sie wurden nun getränkt und in die Stallungen geführt, um am nächſten Morgen wieder freigelaſſen zu werden.

Ich hatte den Maharadſcha gebeten, unter anderm auch ſeine Elefanten und ſeine Truppen photographieren zu dürfen. Bereitwilligſt wurde mir die Erlaubnis erteilt. Wie erſtaunte ich aber, am nächſten Vormittag in dem Hof vor meiner Wohnung Trompetengeſchmetter zu hören und, heraustretend, verſchiedene Abteilungen der Armee von Alwar in Parade-Uniform aufmarſchiert zu ſehen. Der Fürſt hatte ſie zu mir befohlen, um mir den Weg nach der Kaſerne zu erſparen. Kaum waren ſie abmarſchiert, traf auch die Elefantenherde in ihrer Feſtausrüſtung, mit goldgeſtickten Decken behängt, die Howdahs auf den breiten Rücken, die Kornaks in Uniform mit ſilbernen Leithaken auf den Köpfen ſitzend, ein. Weiter konnte die Freundlichkeit des Fürſten wahrhaftig nicht gehen. Aber es folgten doch noch Feſtlichkeiten, Vorſtellungen von Zauberkünſtlern und Bajaderen. Ich genoß den ganzen Märchenzauber dieſes ſeltſamen Hofes im Innern von Indien. Reiche Geſchenke ſandte der liebenswürdige Gaſtgeber mit fürſtlicher Freigebigkeit in meine Wohnung, und als endlich die Stunde des Abſchieds gekommen war, der mir wirklich ſchwer wurde, gab er mir die herzliche Einladung mit auf den Weg, doch bald wiederzukommen. Vielleicht mache ich noch einmal eine Rundreiſe durch das maleriſche Land von Alwar.

Herbſtſegen

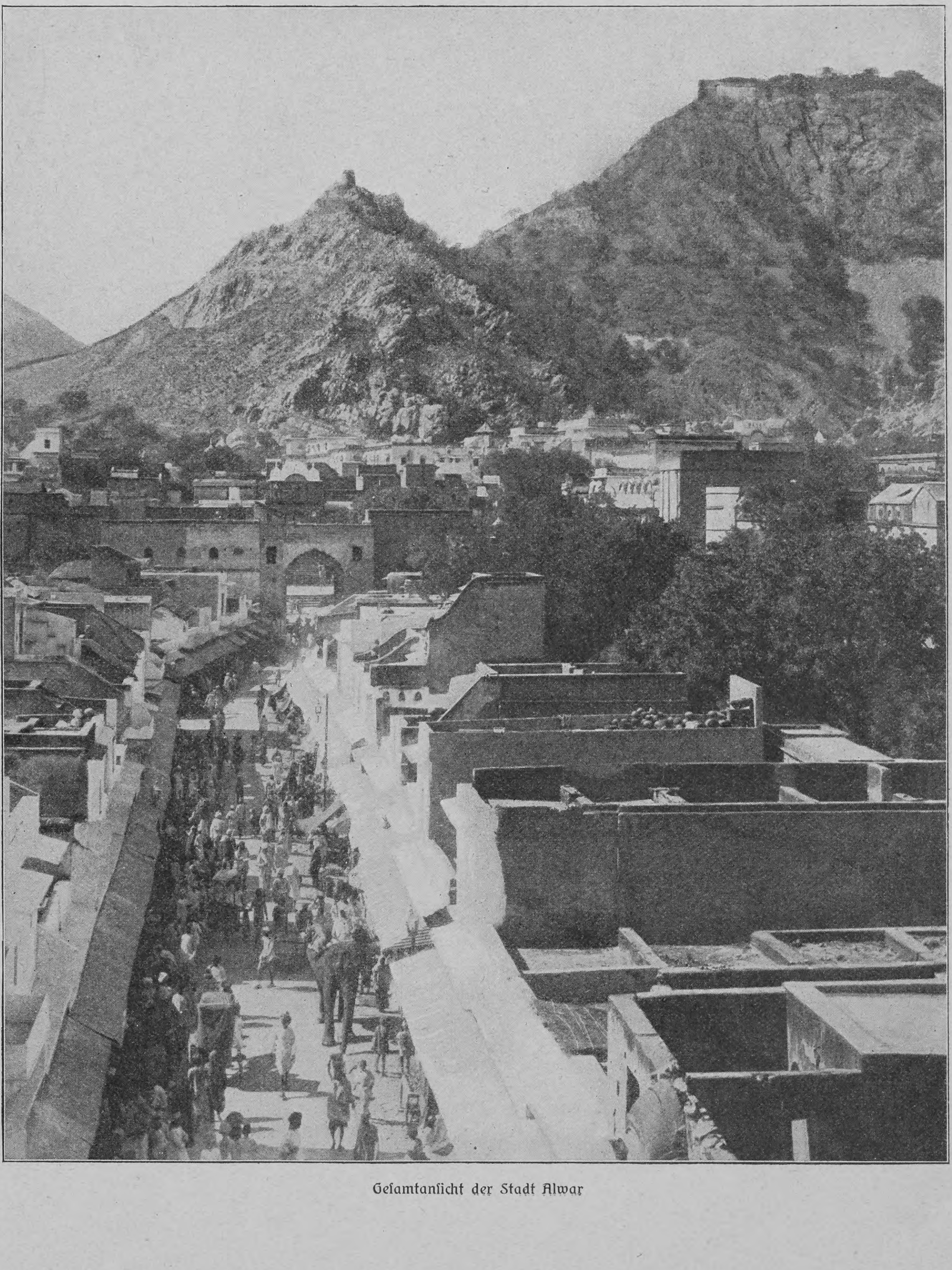
In ſonniger Laube ſtehn behaucht vom Taue
Die blauen Trauben ſchon in ſüßer Reife.
Aufblitzend ſtürzt ſich von des Daches Schleife
Ein Zug von zahmen Tauben in das Blaue.

In Duft verloren ruhn die fernen Lande,
Vom Hauch des Herbſtes wie von Gold begoſſen,
In Krümmungen, bis weit ins Blau', durchfloſſen
Von ihres Stromes hellem Silberbande.

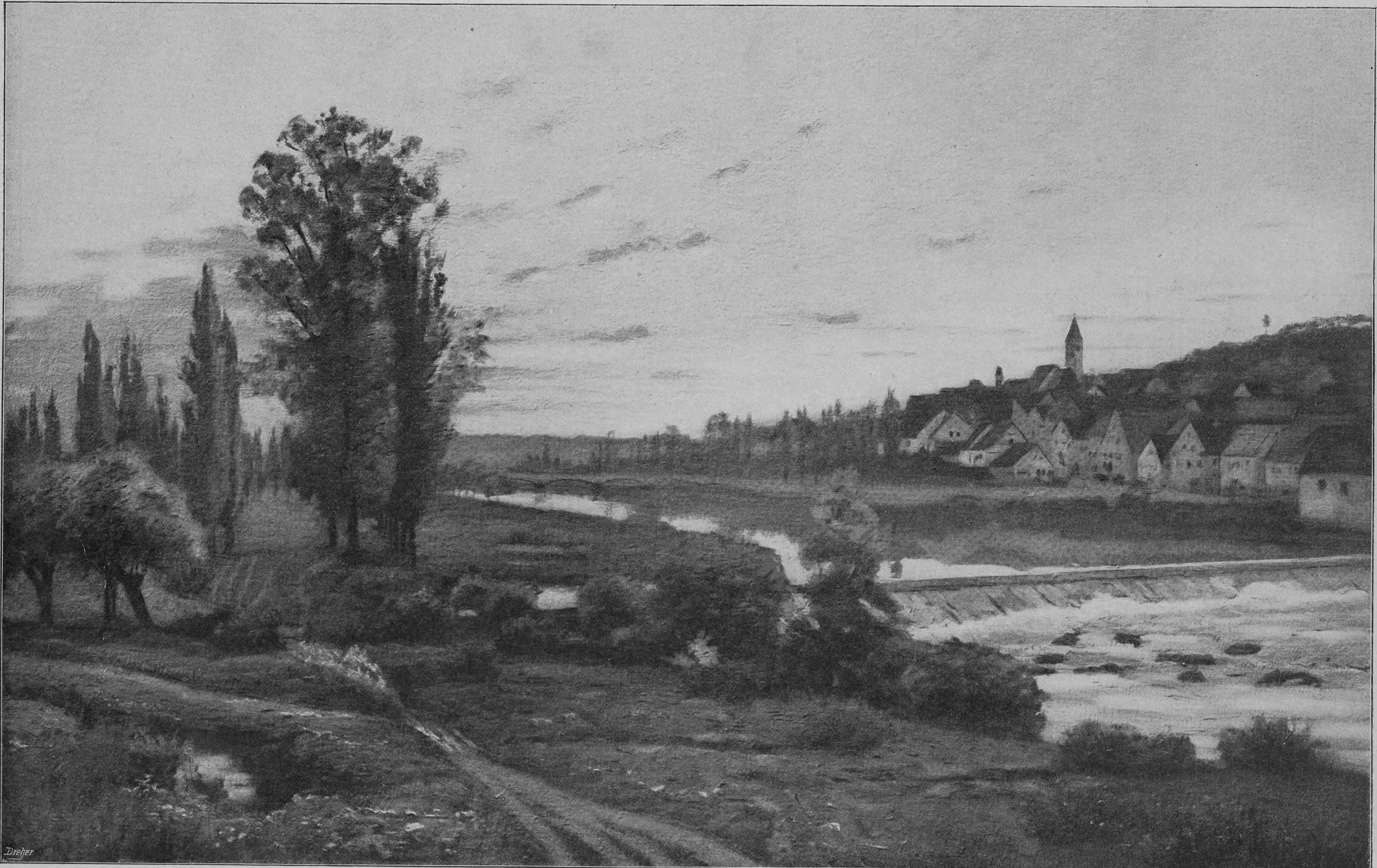
Vergilbend träumen hinter güldnen Gittern
Des Parkes Bäume von verwichnem Schlendern,
Von Sommerwind und leuchtenden Gewändern —
Und durch die Blätter geht es wie ein Zittern.

Das Gold des Herbſtes und die blauen Trauben,
All dieſer Seim, der, ach, ſo ſüß zu ſchlürfen,
Wir preiſen ihn, weil wir genießen dürfen
Und neuen Frühling, neuen Sommer glauben.

Maurice von Stern



Gesamtansicht der Stadt Alwar



Abend im Neckartal

Nach dem Gemälde von Hermann Drück

Auf Kriegsſchule

Militäriſche Skizze

von

Karl Auguſt von der Pinnau

Mit ſechs Bildern nach Aufnahmen von Hofphotograph O. Tellgmann in Eſchwege

Die Tageszeitungen brachten in letzter Zeit häufig Artikel, in denen über den mangelnden Offiziersersatz geklagt wird. Und in der Tat iſt der Andrang zur Offizierslaufbahn jetzt bedeutend zurückgegangen. Dies mag einerſeits darin liegen, daß die Avancementsverhältniſſe durch die lange Friedenszeit ſich ſehr verſchlechtert haben — braucht man doch 15 Jahre bis zum Hauptmann oder Rittmeiſter, die Fähnrichszeit nicht eingerechnet, und mindeſtens weitere 10 Jahre bis zum Major —, und anderſeits darin, daß die Gehalts- und Verſorgungsverhältniſſe ſchlecht und der Dienſt, beſonders ſeit Einführung der zweijährigen Dienſtzeit, außerordentlich anſtrengend und aufreibend geworden iſt. Hier wird der Staat entſchieden eingreifen müſſen, wenn anders die Schlagfertigkeit unſers Heeres nicht leiden ſoll. Aber nicht dieſe Frage ſoll hier unterſucht werden, ſondern wir wollen kurz einmal das Leben der Fähnriche auf Kriegsſchule an uns vorüberziehen laſſen.

Nachdem der Fahnenjunker — dieſe Bezeichnung iſt ja zum Glück an die Stelle des entſetzlichen Wortes Avantageur getreten — bei der Truppe in mindeſtens ſechsmonatlicher Dienſtzeit die praktiſchen Kenntniſſe als Gemeiner und Unteroffizier erworben hat, wird er zum Beſuch einer Kriegsſchule einberufen. Die große Frage iſt dann die, wohin? Denn Städte wie Potsdam, Kaſſel, Hannover, Metz, Danzig bieten ja ſchließlich mehr Abwechſlung als Anklam, Glogau, Neiße, Hersfeld und ſelbſt Engers, bei dem allerdings die herrliche Lage am Rhein mitſpricht, vorausgeſetzt, daß man im Sommer dorthin kommandiert wird. Früher begannen die Kriegsſchulen nur am 1. März und 1. Oktober, ſo daß man häufig ſehr lange warten mußte, wenn man zu einem ungünſtigen Termin eintrat. Jetzt öffnen die Kriegsſchulen zu allen Jahreszeiten ihre Pforten, ſo daß dieſer Nachteil beſeitigt iſt.

Endlich kommt das entſcheidende Schriftſtück der Inſpektion der Kriegsſchulen beim Regiment an: Hurra, Metz! In vierzehn Tagen heißt es abdampfen, und die Zeit bis dahin muß noch ordentlich ausgenutzt werden. Da werden zunächſt die verſchiedenen Garnituren verpaßt, die Extraſachen in Ordnung gebracht, neue beſtellt und verſchiedene Anſchaffungen, ſo für den Reitunterricht, gemacht. Am letzten Tage wird dann noch im Offizierskaſino Abſchied gefeiert; von allen Seiten wird ein guter Erfolg gewünſcht, und jeder dieſer Wünſche wird mit einem blitzartigen Aufſpringen und dem Heruntergießen des ſüßen Nektars quittiert. Die Folge davon iſt, daß unſer Junker nicht mehr ſo recht weiß, wie er zur Bahn gekommen iſt, aber er ſitzt im richtigen Zuge, und er erinnert ſich dann allmählich dunkel, daß einige jüngere Offiziere ihn „aufgegeben“ haben. Die Fahrt will auch gar nicht enden, denn die Militärverwaltung wählt immer die langſamſten Züge aus, weil ſie die billigſten ſind, und dann noch dazu dritte Klaſſe auf Fahrſchein — brrr! Allmählich finden ſich Leidensgenoſſen ein, man ſtellt ſich vor, iſt ſehr förmlich und furchtbar fein. „Von X.“, „Graf Y.“, „Meyer“. Manche kennen ſich ſchon, beſonders diejenigen, die aus dem Kadettenkorps hervorgegangen ſind.

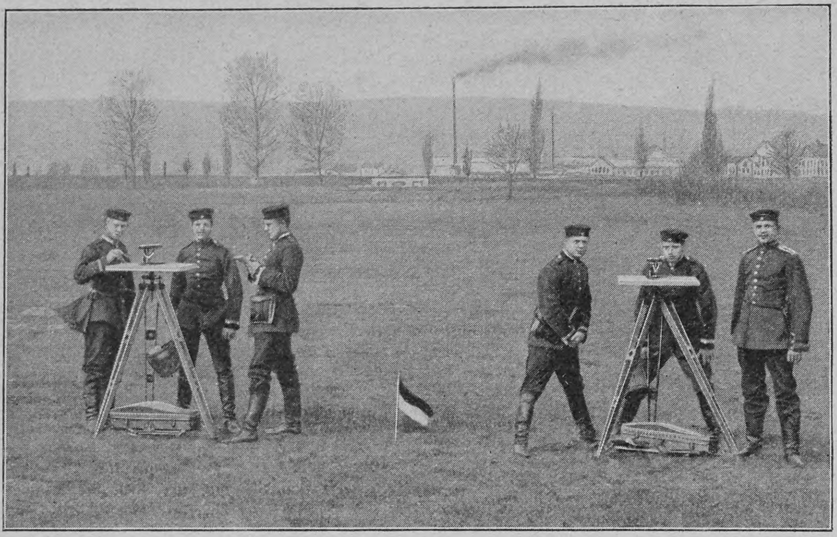
Arbeitsſtunde auf der Fähnrichsſtube

Jeder Zug bringt neuen Zuwachs, von allen Seiten ſtrömt es der Kriegsſchule zu; die Meldung beim dienſthabenden Offizier iſt ſchnell erledigt, und dann geht es auf die Stuben. Ein Teil der Plätze iſt von den früher Eingetroffenen ſchon belegt, in dem einen Bett liegt ſogar ſchon eine „Leiche“, d. h. keine wirkliche, ſondern einer, der voll des ſüßen Weines iſt. Die Ordonnanz iſt ſchon dienſteifrig um ihn beſchäftigt. Man macht ſich gegenſeitig bekannt, räumt ſeine Sachen ein, und dann geht es in die Klappe. Die erſte Nacht ſchläft man unruhig, doch man wird ſich ſchon eingewöhnen, die Betten ſind gut. Am Morgen, als alles noch ſchlaftrunken in den Federn liegt, erhebt ſich auf Stube 22 eine Stimme: „Geſtatten Sie, meine Herren, daß ich mich vorſtelle — Müller.“ Es iſt die Leiche! Ein ſchallendes Gelächter antwortet ihm: „Wir kennen Sie ſchon lange, haben Sie Ihren Rauſch ausgeſchlafen?“ tönt es von allen Seiten ihm entgegen. Der Bann iſt gebrochen. Doch jetzt ſchnell in die Kleider, zum erſten Appell. Sie ſind alle eingetroffen, wie bei der Verleſung feſtgeſtellt wird. Die Inſpektionen, die je einem Offizier zur Oberaufſicht unterſtellt ſind, dem der älteſte Fähnrich als Inſpektionsälteſter zur Seite ſteht, werden gebildet, die Stubenälteſten ernannt. Und dann heißt es „Wegtreten“. Wie ein Wirbelwind ſtürzt alles in den Eßſaal, um das Frühſtück einzunehmen. Dann geht es in die Hörſäle, an deren Spitze ebenfalls ein Fähnrich als Hörſaalälteſter ſteht, eine ſchwierige Aufgabe, die viel Taktgefühl erfordert. Früher vereinigte man die Fähnriche je nach ihrer Vorbildung in den einzelnen Hörſälen, jetzt ſetzt man ſie durcheinander. Es hat dies ſicher ſeine großen Vorteile, die Anregung iſt eine lebhaftere, der Anſporn ein größerer. Wie vor dem gottloſen Mund der Fähnriche nichts heilig iſt, ſo hatte die Hörſaaleinteilung auch Stoff zum Spott gegeben: im Hörſaal A ſaßen die Abiturienten, in B die Bornierten, in C die Cadetten, in D die Dummen, in E die Einfältigen, in F die Faulen oder Feinen, welch letztere meiſtens wegen allzu alten Adels des Schreibens und Leſens kaum kundig ſein ſollten.

Der tägliche Dienſt iſt zwiſchen Praxis und Theorie geteilt: früh morgens Unterricht, dann Turnen und Fechten, abwechſelnd mit Reiten, Exerzieren, Dienſtunterricht. Um 1 Uhr wird das Mittageſſen eingenommen, einfach aber kräftig, der Nachmittag iſt wieder dem Dienſt gewidmet, dann folgen Arbeitsſtunden, und dann iſt Freizeit bis 10 Uhr abends.

Der Unterricht will manchem nicht ſchmecken. Man iſt es ſo gar nicht gewöhnt, ſtundenlang ſtill zu ſitzen und all das „Zeug“ in ſich aufzunehmen. Am intereſſanteſten ſind noch die Taktikſtunden, beſonders wenn man Detachements, Brigaden und Diviſionen auf der Karte hin und her wirft, trotz einem Moltke und Walderſee. Welche Freude, wenn es dann gelungen iſt, die „Patentlöſung“ zu treffen und eine gute Note zu erhalten. Denn ſo ein bißchen Streberei herrſcht doch auf Kriegsſchule. Vor allen Dingen ſuchen manche das hohe Ziel zu erreichen, das Offiziersexamen mit Allerhöchſter Belobigung zu beſtehen. Neben dieſer hohen

Eine Felddienſtübung: Die Kriegsſchüler im Schützengraben



Aufnehmen im Gelände

Auszeichnung haben die Glücklichen noch den nicht zu unterſchätzenden Vorteil, daß ſie die älteſten ihres ganzen Jahrganges werden.

Sehr viel weniger beliebt als Taktik iſt die Geländekunde. Und doch iſt ſie von großer Bedeutung für den zukünftigen Offizier. Beſteht doch ein großer Teil der militäriſchen Kunſt im richtigen Erkennen und in guter Ausnutzung der vielen Vorteile, die das Gelände den Bewegungen der Truppe bietet. Aber wenn dann erſt der Unterricht über das Aufnehmen beginnt, dann wird es fürchterlich. Meßtiſch, Kippregel, Buſſole, fehlerzeigende Dreiecke, Rückwärtseinſchnitte beläſtigen die Schüler manchmal noch im Traum. Und weſſen Mathematik nicht auf feſten Füßen ſteht, der wird ſchweres Kopfzerbrechen über die Formeln, die man zum Verſtändnis nun einmal wiſſen muß, haben. Aber auch hier trifft einmal wieder die Richtigkeit des Spruches von der grauen Theorie zu, denn ſowie die Fähnriche draußen mit Meßtiſch und Kippregel arbeiten, klärt ſich ihr Geſicht auf. Es iſt doch nicht ſo ſchwer, wie man ſich anfangs gedacht hatte, und gar häufig werden die beſten Theoretiker in der Praxis durch andre Kameraden übertroffen, die eben praktiſcher veranlagt ſind. Was nutzt denn auch die beſte Kenntnis aller Grundſätze und Beſtimmungen, wenn die Kunſt des Zeichnens verſagt? Wer hierfür nicht etwas Talent mitbringt, wird im Aufnehmen immer ein Stümper bleiben. Trotz allen Radierens und aller Tuſche werden ſolche Krokis und Skizzen doch nur einen problematiſchen militäriſchen Wert haben. Einen großen Vorteil haben in dieſer Beziehung die Kadetten, die ſchon von Jugend auf im Krokiszeichnen unterrichtet werden.

Auch bei der Waffenlehre iſt die Mathematik nicht ganz zu entbehren, beſonders wenn man an das heikle Thema der Balliſtik kommt. Da man ja aber ſpäter ſelbſt den harten Köpfen der Rekruten die Schießlehre einbleuen ſoll, ſo wird es nicht zu viel verlangt ſein, wenn die zukünftigen Offiziere über die allgemeinen Grundſätze unterrichtet ſind. Exerzieren an den verſchiedenartigen Geſchützen findet unter der Aufſicht eines Artillerieoffiziers ſtatt, dem die „Bombenſchmeißer" unter den Fähnrichen als Ausbildungsperſonal beigegeben werden.

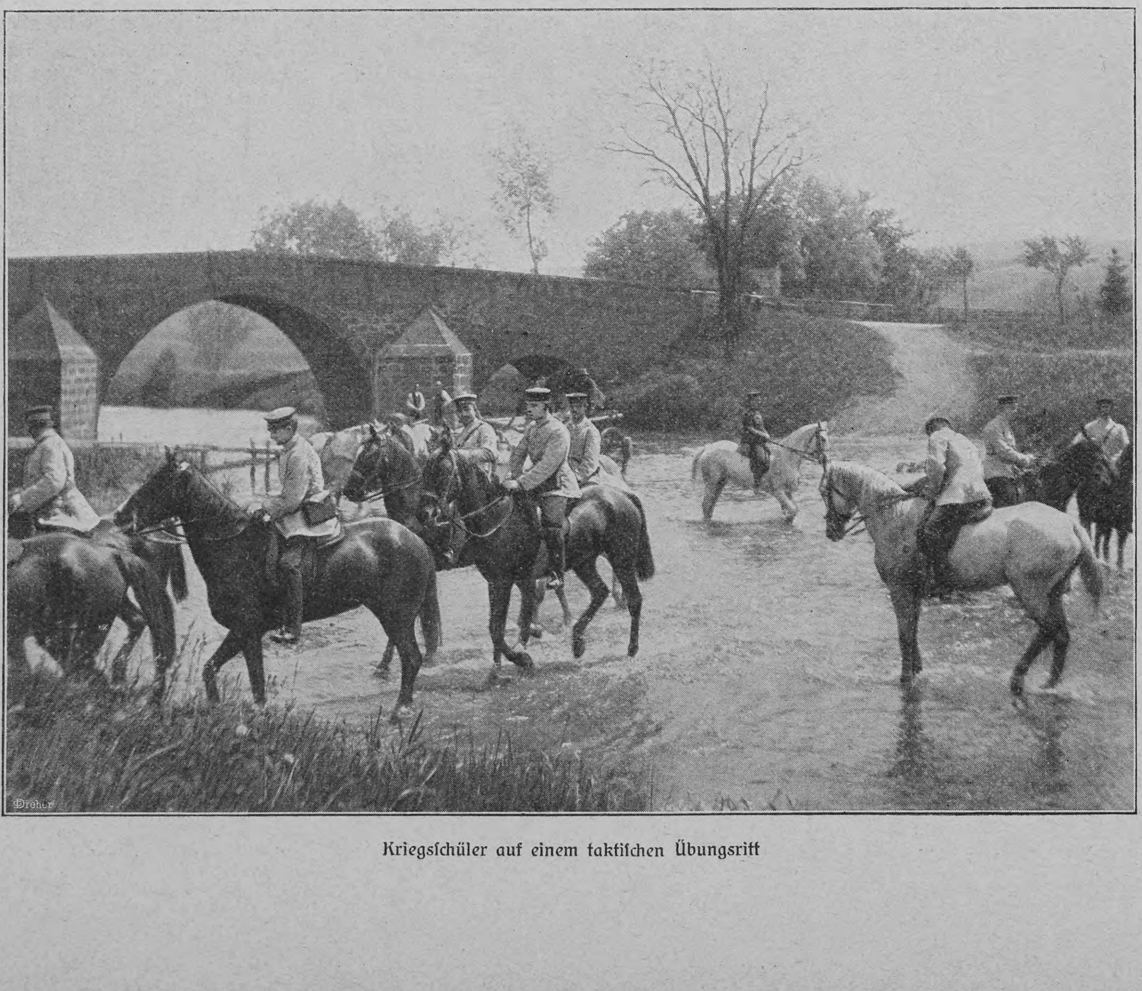
In gleicher Weiſe findet Unterricht in der Feldbefeſtigungskunſt ſtatt; auch hier wechſeln Theorie und Praxis ab. Aber auch das Gebiet des Feſtungsbaues und Feſtungskrieges wird behandelt, und gar bald weiß der Fähnrich mit Kaponieren, Panzertürmen, Grabenflankierung, Glacis, Wallgang und Fortsgürtel Beſcheid trotz einem Vauban und Brialmont oder wie die Feſtungsbaukünſtler ſonſt heißen mögen. Befindet ſich die Kriegsſchule nicht in einer Feſtung — und das iſt ja in der Regel der Fall —, ſo wird zur Beſichtigung einer ſolchen eine Reiſe unternommen. Unter Führung des Kommandeurs und der Offiziere geht es eines Morgens früh hinaus, frohen Sinnes und mit geringem Gepäck. Die Infanteriſten tragen ihre Siebenſachen im Torniſter verpackt keuchend zum Bahnhof; den berittenen Waffen iſt ein kleines Köfferchen mitzunehmen geſtattet. Man iſt froh, daß man ein paar Tage aus dem ewigen Einerlei herauskommt. Gewöhnlich ſchließt ſich noch eine Beſichtigung von militäriſchen Inſtituten, Fabriken und Laboratorien an, und ſchließlich wohnt man einem Scharfſchießen von Feld- und Fußartillerie bei. Man iſt in Bürgerquartieren und Hotels untergebracht, und der Urlaub dauert bis zum Wecken. Nachdem das Eſſen in Gemeinſchaft mit den Offizieren eingenommen, iſt man ſein freier Herr. Da wird dann die Zeit ordentlich ausgenutzt und manch harmloſer Ulk ausgeübt. Diejenigen, die das Glück haben, nach Berlin zu kommen, ſind natürlich fein heraus, und man möchte wetten, daß jeder irgend einen Freund oder Verwandten ausfindig gemacht hat, dem er ſeine Extra-Uniform vorweg geſchickt hat. Manch einer wird auch wohl der Verſuchung nicht widerſtehen können, einmal wieder das bürgerliche Gewand anzuprobieren. Die Hauptſtadt iſt ja ſo groß! Aber hütet euch, daß euch eure Offiziere nicht in die Quere kommen, denn der Teil, in dem ſich der Fremde in Berlin bewegt, iſt doch nur ſehr, ſehr klein.

In der Garniſon wird der Unterricht durch den ſogenannten praktiſchen Kurſus unterbrochen, der die Fähnriche ins Gelände führt. Am beliebteſten ſind die taktiſchen Ausflüge, und wohl denen, die hierbei ein Pferd ergattern, denn nicht alle können beritten gemacht werden, gar mancher muß per pedes die Uebung mitmachen. Doch wird hierbei natürlich regelmäßig abgewechſelt, nur die ganz Faulen dürfen ſchon einmal mehr laufen.

Im Turnſaal: Die Rieſenwelle

Es iſt ganz merkwürdig, wie jeder das Reiten als die ſchönſte Beſchäftigung und eigentlich als den einzig ſtandesgemäßen Dienſt auffaßt, und häufig gerade diejenigen, die vom lieben Herrgott zu allem andern als zum Reiter geſchaffen ſind. Aber es muß von jedem Offizier verlangt werden, daß er ſich mit Anſtand zu Pferde im Gelände fortbewegen kann. Die Pferde, die von den Kavallerieregimentern abgegeben werden, kennen den „Rummel" ſchon. Mit Decke ohne Bügel, nur mit Trenſe verſehen, harren ſie ihrer Opfer. Einige der gewandteſten haben ſich mit kühnem Schwunge in den Sitz gebracht, bei den andern helfen die Ordonnanzen. Nur ein dicker Infanteriſt kann den hochbeinigen Schimmel nicht erklimmen. Drei Mann wuchten an ihm herum, da — endlich — aber ſchon rollt er auf der andern Seite wieder in den Sand. Vielfältiges Gelächter begleitet dies Debüt. Wartet nur, bald wird er Nachfolger finden! Im Schritt geht alles tadellos, der Sitz wird korrigiert, die Zügelhaltung iſt beinahe ſchon vorſchriftsmäßig. „Eskadron — Terrab!" Die Gäule ſetzen ſich ſchon von ſelbſt in Bewegung, man ſieht bereits ſchwankende Geſtalten, da liegt der erſte im weichen Sand. Schnell iſt er wieder oben. Da ein zweiter, ein dritter. Man verankert ſich mit den Sporen in den Weichen der Gäule, und das können ſelbſt die härteſten Schinder nicht vertragen. Im Galopp ſegelt einer durch die Bahn, ängſtlich den Hals der treuen Roſinante umklammernd. Ein andrer nimmt ſeinen Weg an der Bande entlang. Das iſt den Pferden aber zu viel. Laut polternd bricht die ganze Geſellſchaft aus, man glaubt, das wilde Heer käme dahergeſtürmt, der Offizier iſt in höchſter Gefahr. Aber auf ſein lang gedehntes „Eskadron — Halt" ſtehen die Beſtien, ſie ſind zu gut gezogen. Wenn auch mancher Tropfen Schweiß fließt, manch durchgerittenes Bein argen Schmerz verurſacht, mancher Purzelbaum erſt gepurzelt ſein muß, ſchließlich lernt man ſich doch einigermaßen ſicher zu Pferde fühlen, und es ſind wenige, denen das Pferd ein „wildes Tier" geblieben iſt.

Weit weniger beliebt als das Reiten iſt das Turnen. Hierbei werden die Fähnriche ſehr ſcharf herangenommen, und blaue Flecken und Striemen



Kriegsſchüler auf einem taktiſchen Übungsritt zeugen von dem Eifer, der, beſonders beim Fechten, entwickelt wird. Hierin etwas Gutes zu leiſten, kann ſchon auf Kriegsſchule einen praktiſchen Wert haben. Werden doch Streitigkeiten ernſterer Art durch Menſuren, die unter Aufſicht von Offizieren ausgefochten werden, ausgetragen. Das iſt dann eine Aufregung auf der ganzen Kriegsſchule, die ſich gewöhnlich in zwei Lager ſpaltet. Das Ergebnis iſt meiſtens, daß beide Gegner mit blutigen Köpfen heimkommen.

Im Turnen wird von einzelnen manchmal Hervorragendes geleiſtet, ſie könnten dreiſt mit den beſten Akrobaten konkurrieren. Auch hier ſchießen die Kadetten den Vogel ab. Exerzieren, Dienſtunterricht, Schießen und im Sommer Schwimmen ergänzen die dienſtliche Ausbildung.

Man ſollte denken, daß den Fähnrichen kaum Zeit bleiben könnte, um auch für ſich etwas zu unternehmen. Aber weit gefehlt. Kaum gibt die Glocke das Zeichen für den Schluß der Arbeitsſtunden, da ſtrömt auch ſchon die Maſſe aus den Toren heraus. Die Extra-Uniform ſitzt tadellos, und die Promenade in der Hauptſtraße wird ſofort bunt belebt. Nur ſchade, daß man die Hand ununterbrochen an der Mütze haben und ſeine Aufmerkſamkeit den Vorgeſetzten widmen muß, — es ſind ſo viele niedliche Käfer unterwegs, die wohl des Anſehens würdig ſind. Dann fordert der Magen ſein Recht; man lenkt ſeine Schritte dem Stammlokal zu. Ganz von ſelbſt bilden ſich Kliquen, Garde, Kavallerie, Sachſen, Württemberger, die ſich dann abends auch zuſammenfinden. Ein ſorgſamer Fähnrichsvater, oder noch beſſer -Mutter, erfüllt alle Wünſche. Manchmal geht es hoch her, und manchmal wird auch ein kleiner Pump angelegt, trotzdem es ſtreng verboten iſt. Leider kommt es auch vor, daß unſaubere Elemente die Unerfahrenheit der jungen Leute ausbeuten, aber zum Glück wird ihnen in der Regel rechtzeitig das Handwerk gelegt.

Man kann es den Fähnrichen gönnen, wenn ſie in der Freiheit ſich erholen und auch amüſieren. Deſto ſchwerer trifft ſie dann die Strafe des Verbots des Ausgehens. Schlechte Leiſtungen im Hörſaal, ſonſtige Verfehlungen können das zur Folge haben, während gute wiſſenſchaftliche Arbeiten die Befreiung von der Arbeitsſtunde mit ſich bringen. Iſt das Vergehen ein ſchwereres, ſo können Arreſtſtrafen eintreten, und ſchließlich kann ein arger Sünder ſogar zu ſeinem Truppenteil zurückgeſchickt werden. Da iſt der Empfang natürlich kein ſehr freundlicher, und es heißt erſt eine längere Probezeit wieder durchmachen, bis die alten Vergehen durch gute Führung aufgehoben ſind, um ſo würdig zum Beſuch einer andern Kriegsſchule zu ſein.

Auch ſchlechte wiſſenſchaftliche Leiſtungen können die direkte Verſetzung zu einer andern Kriegsſchule notwendig machen, und es wird gar nicht ſo ſelten davon Gebrauch gemacht. Eine ſchriftliche und mündliche Prüfung der Leiſtungen erfolgt alle Vierteljahr, und endlich kommt der große Tag des Offiziersexamens. Die ſchriftlichen Arbeiten ſind erledigt, jetzt heißt es vor dem Präſes der Militärexaminationskommiſſion zu beweiſen, was man in in den neun Monaten gelernt hat. Man muß im Durchſchnitt in jedem Fach genügend haben. Und trotzdem eigentlich recht milde zenſiert wird, kommt es doch vor, daß einzelne die nötigen Punkte nicht erreichen. Sind ſie ſonſt würdig, Offizier zu werden, ſo werden ſie der Allerhöchſten Gnade empfohlen. Es klingt nicht ſehr gut und hat wohl ſtets einige ernſte Ermahnungen zur Folge, wenn der Herr Fähnrich mit dem Zeugnis aus „Kaiſers Gnade“ zum Regiment zurückkommt. Da iſt es ſchon ein ander Ding, wenn es heißt mit „Kaiſers Belobigung“. Und ſtolz ſieht man ſeinen Namen auf der Ehrentafel, die im Kaſino der Kriegsſchule hängt, verewigt.

Das Examen iſt beendigt, die Koffer ſind gepackt, und nach allen Richtungen geht man auseinander. Wer weiß, ob man ſich im Leben wieder begegnen wird, ob die auf der Kriegsſchule geſchloſſene Freundſchaft ſich erneuern wird? Das ſteht jedenfalls feſt: es war ſchön auf Kriegsſchule trotz aller Strenge, trotz aller Arbeit und Aufſicht. Man hat eine vorzügliche militäriſche Schulung durchgemacht, man hat aber auch gelernt fürs Leben. Man iſt jung, deshalb wird der Abſchied nicht ſo tragiſch genommen, und in der Ferne winken ja auch die Epauletten. Hurra, in zwei Monaten iſt man Offizier!

Das Ablaſſen

Ein Kellerbild aus Niederöſterreich

von

Johann Peter

Längſt vorüber iſt die Weinleſe, und im Keller hat ſich ein hochwichtiger chemiſcher Prozeß vollzogen: die geiſtige Gärung. Der ſüße, erdgeſchmackige und erdfarbene Moſt hat ſich in Wein verwandelt, in goldechten „Heurigen“, Wonne und Labſal für den echten Weinbeißer, der nur mit dem „Jahrgang“ geht, alſo ſtets nur dem Heurigen huldigt.

Alles hat nun der Hauer (Weinbauer) im Hauſe: Milch, Schmalz, Eier, Mehl und Fleiſch, nur eines geht ihm öfter aus — das Geld. Und der Hauer braucht es gerade vor Weihnachten und Lichtmeß notwendiger als zu irgend einer andern Zeit des Jahres. Da laufen ſeine Rechnungen ab, und derer gibt es ſo manche. Nun aber heißt es zahlen. Sein Stolz duldet es nicht, länger ſchuldig zu bleiben, und ſo zählt er mit ſichtlicher Aufregung die Tage bis zu der Zeit, wo die erſten Weinwirte aus der Reſidenz im Dorf auftauchen, um Wein einzukaufen.

Und der Gläubiger gibt es mancherlei. Allen voran der Bader und der Doktor. Beide heilen den Bauern von ſeinen wirklichen und eingebildeten Krankheiten. Und krank wird er oft, weil er oft über Gebühr zecht. Doch nicht gefährlich. Er unterſcheidet „gemeine“ und „feine“ Krankheiten. Unter den erſteren verſteht er die leichteren, unter den letzteren die ernſten Uebel. Ein verdorbener Magen iſt bei ihm eine gemeine, eine Lungenentzündung eine feine Krankheit. Für jene braucht er den Bader, für dieſe den Doktor. Alſo: der Bader iſt der gemeine, der Doktor der feine Arzt. Das ganze Jahr wird auf Konto „doktriert“. Der Arzt kann ſchon ſo lange warten, denn er hat zu leben, und nach der Weinleſe ſchneit es ihm dann Geld in ſchwerer Menge; da ſchickt er dem Bauern die Rechnung, und dieſer iſt nun ein pünktlicher Zahler. Er zahlt entweder mit Bargeld oder mit Moſt, denn oft nimmt der Arzt mit Moſt ebenſo gern vorlieb wie mit barem Geld. Aber nicht jeder Bauer zahlt mit Moſt, weil er weiß, daß er für den Wein mehr einnimmt, und ſo muß ſich dann der Arzt ſchon gedulden, bis der Bauer den erſten Wein verkauft.

Aehnlich verhält es ſich mit dem k. k. Steueramt, das auch ſo ein ſteter Gläubiger des Hauers iſt. Ein volles Jahr wartet es mit der Einhebung der nicht unbeträchtlichen Steuern, nun aber, nach der Leſe, pocht es an den Geldſäckel des Hauers und ſendet zu dieſem Behufe den Exekutor. Pfänden läßt ſich der Hauer nicht, denn das wäre eine Schande, und aus dieſem Grunde ſehnt er ſich nach dem Weinwirt.

Schmied und Wagner ſenden zu Neujahr ihr Jahreskonto oder erſcheinen perſönlich im Bauernhauſe zum „Rechnen“, und es iſt Sitte, daß, ſobald die Rechnung fertiggeſtellt iſt, auch ſofort gezahlt wird. Und zu Lichtmeß wechſeln die Dienſtboten ihren Dienſt und begehren den Jahreslohn, den man auch bar und voll auszahlen muß, weil es etwas Unerhörtes wäre, wenn ein Bauer ſeinem Knechte ſchuldig bliebe.

Stecken- und Brennholz, erſteres für die Weingärten, letzteres für den Haushalt, muß aus dem Manhartsberge geholt und gleich bezahlt werden, Weib und Kinder brauchen Winterkleider, die Männer einen Pelz oder hohe Stiefel, Sachen, die man billig und ſolid gearbeitet auf dem Jahrmarkt kauft und wozu man wieder Bargeld braucht, und die Zinſen müſſen auch zu Neujahr in der Sparkaſſe entrichtet werden, wenn man das zweifelhafte „Glück“ hat, bei einer ſolchen zu „hängen“. Aus all dieſen Nöten befreit den Hauer der Weinwirt, der gerade in dieſer kritiſchen Zeit im Dorf erſcheint, um heurigen und auch alten Wein einzukaufen. Und deshalb ſehnt ſich der Hauer ſo ſehr nach ihm und atmet erleichtert auf, wenn er endlich eines Tages an ſeine Tür klopft und ſpricht: „Kann man einen Wein koſten? Brauch' eine Ladung von ſo und ſo viel Eimern Heurigen und Alten — alles eins! Wenn er mir nur paßt!“

Bereitwillig führt ihn der Hauer in den Keller zum „Koſten“, das oft eine geraume Weile dauert. Von jedem Faſſe nimmt der Weinwirt eine „Probe“. Bedächtig „beißt“ er den Wein auf der Zunge, macht dabei ein ſehr ernſtes Geſicht, als wollte er andeuten, daß er mit dem Tropfen nicht ganz zufrieden ſei. Iſt aber ein „Schlaucherl“, der Wirt, und will den Bauern nur gefügig machen zum — Handeln und Feilſchen. Denn wenn ihm eine Sorte ſchmeckt, ſo koſtet er davon öfter, bis er ſich endlich zur Genüge auf des Hauers Koſten geazt hat. Nun beginnt das „Handeln“, das ſchier kein Ende nehmen will. Immer wird der Preis für ein Liter beſtimmt. Der Wirt fragt, wie viel der Hauer verlange. Dieſer nennt den Preis. Abwehrend ſchüttelt der Wirt den Kopf und dreht ſich um, wie wenn er gehen wollte. Der Bauer ſpielt den Stolzen und läßt ihn gehen. Weiß er doch, daß dem Wirt die Sorte, die er ſo oft gekoſtet, zuſagt, und daß er nicht unverrichteter Sache fortgeht. Und er täuſcht ſich nicht in ſeiner Annahme. An der Kellertür dreht ſich der Wirt um und ſpricht in feſtem Ton: „Einen Kreuzer geb' ich zu, ſonſt keinen Heller! Sind S' zufrieden, ſo ſchlag'n S' ein!“ Und er hält ihm ſeine Rechte hin.

„Ich bleib' bei meiner Sach'!“ erklärt der Bauer und hebt wieder einen Heber voll Wein aus dem Faſſe, füllt das Glas und reicht es dem Wirt. Dieſer trinkt, beißt und „ſinniert“, wie wenn er erſt jetzt auf den rechten Geſchmack kommen wollte — dann ſpricht er: „Alſo, daß die G'ſchicht' einmal ein End' nimmt: So und ſo viel geb' ich! Das iſt mein letztes Wort!“

Abermals beginnt das Feilſchen um einen Heller, bis endlich der eine oder der andre nachgibt und man handelseins wird, worauf man erſt recht aus Herzensluſt trinkt.

Nun verſiegelt der Wirt das Faß, das er gekauft, und das jetzt ſein Eigentum iſt. Auf den Spund drückt er in geſchmolzenes Siegellack ſein Siegel, das nicht verletzt werden darf bis zum „Ablaſſen“, das erſt ſpäter vor ſich geht, denn ſonſt könnte ja der Hauer fleißig aus dem verkauften Faſſe trinken und mit Waſſer nachfüllen.

Hierauf zahlt der Wirt ein entſprechendes „Drangeld“ und verpflichtet ſich mit Handſchlag, innerhalb einer beſtimmten Zeit „ins Ablaſſen“ zu erſcheinen. Und eines Tages bringt der Poſtbote eine Karte vom Wirt ins Bauernhaus, auf der zu leſen ſteht, daß an dieſem oder jenem Tage „abgelaſſen“ wird. Meiſtens wird der Wein per Achſe in die Reſidenz verfrachtet, ſeltener per Bahn. In der Regel ſendet der Wirt ſeine eignen Fäſſer, und der Bauer ſtellt das Geſpann, wofür er beſonders entſchädigt wird.

Endlich erſcheint der Wirt ſelbſt zum Ablaſſen. Mit ſeinem „Steirerwagl“ hat ihn der Bauer vom Bahnhof abgeholt. Und nun gibt es im Bauernhaus einen Feſttag, an dem die Arbeit ruht und alles im Keller beſchäftigt iſt. Räuſche gibt es dabei wie am „Kirta“, und auch des Eſſens will es dabei kein Ende nehmen, weil die ſonſt ziemlich knauſerige Bäuerin an dieſem großen Tag zu einer wirklichen Charitas wird.

Sobald der Wirt angekommen, wird ein ausgiebiges Gabelfrühſtück eingenommen, dann geht es hinaus in den Keller, wo der Wirt zuerſt das Siegel prüft.

Er findet es in beſter Ordnung und äußert ſeine Zufriedenheit in ſchmeichelhaften Worten. Draußen vor dem Keller, auf der Straße, ſteht der Wagen mit den Fäſſern, die den Wein aufzunehmen haben. Meiſtens findet man drei Fäſſer auf ſo einem Wagen. Ein Vertrauter, den der Weinwirt mitgebracht, meiſt der „Senſal“, der das Geſchäft vermittelt, ſteht auf dem Wagen, um den aus dem Keller herausgeſchafften Wein in Empfang zu nehmen und in die Fäſſer zu füllen. Er macht ein großes Weſen aus ſich, denn die Vorübergehenden ſollen ſehen, mit welch edlem Stoff er es zu tun hat und wie gnadenſpendend er ſich zeigen kann. Deshalb hat er auch auf einem Faß ein Glas ſtehen, das er jedem, der während des Ablaſſens vorübergeht, in freigebiger Weiſe füllt und zum Beſcheidtrunke reicht.

Der Wirt ſteht drinnen im Keller beim Faſſe. Er ſelbſt trinkt während des Ablaſſens nur wenig; denn nach getaner Arbeit heißt es rechnen, und dazu muß er einen hellen Kopf haben. Der Bauer ſteht bei der Piepe und läßt den Wein in breitem Strome aus dem großgebauchten Faß in das etwa einen Achteleimer füllende „Tragſchaffl“ rinnen. Wie ein über ſteile Felsmaſſen hinabſtürmender Waſſerfall ſchäumt der edle Wein und verbreitet in der nächſten Nähe einen Duft, der ebenſo berauſchend wirkt wie das Traubenblut ſelbſt, und deshalb bekommt der Bauer, trotzdem auch er während des Ablaſſens faſt gar nichts trinkt, den erſten Rauſch — vom „Weindunſt“.

Um ſo beſſer geht es aber beim Ablaſſen dem Geſinde, das heute mit einer Luſt und Liebe bei der Arbeit iſt wie ſonſt nie. Eine förmliche Kette von hin und her langenden Armen zieht ſich vom Faſſe durch den tiefen Kellerſchlund bis hinaus zum Wagen. Auf doppelte Armeslänge ſtehen Burſchen und Mädchen voneinander entfernt, aus einem

Händepaar wandert das Tragſchaffl ins andre, bis es draußen am Wagen anlangt, wo es vom Wagenhüter in Empfang genommen und in die Fäſſer geleert wird. In gleicher Weiſe wandern die leeren Gefäße zum Faſſe zurück, wo ſie neuerdings gefüllt werden. Auf allen Fäſſern und Bänken ſtehen Gläſer in Bereitſchaft, mit denen man den Edelwein aus den „Schaffeln" ſchöpft, ſo oft es einem beliebt, und wenn das Geſchäft endlich beendet iſt, ſo iſt das ganze Völklein total benebelt, oft toll berauſcht.

Sind des Wirtes Fäſſer gefüllt, ſo werden ſie feſt zugebeilt, d. h. verſpundet, worauf dann die Beſtimmung ihres Inhalts erfolgt. Dies geſchieht nach Litern. Da die Fäſſer geeicht ſind, ſo macht dieſe „Rechnung" keine Schwierigkeiten. Und nun beginnt das Rechnen, wozu man gewöhnlich die Kellertür als Schreibtafel benutzt. Mit Kreide wird die Anzahl der Liter aufgeſchrieben und dieſe mit der Preiszahl eines Liters multipliziert, ein Geſchäft, das ſich der Bauer nicht nehmen läßt, weil er erſtens dem Wirte nicht recht traut, da er von Natur aus in Geldſachen etwas argwöhniſch iſt, und weil er zweitens zeigen will, daß er von der kopfzerbrecheriſchen Rechenkunſt auch etwas verſteht.

Und der ſchmunzelnde Wirt gönnt ihm dieſen Stolz gern, denn eine Freude muß der Bauer doch auch haben, und es macht ihm wirklich eine unbändige Freude, wenn man ihm ſagt, daß er ein geſcheiter Mann iſt.

Ein ausgiebiger Schmaus bildet den Abſchluß des Ablaſſens, wobei die ehrgeizige Bäuerin ihr ganzes Licht in der Kochkunſt leuchten läßt. Für den Wirt und den Bauern wird extra gedeckt, und beiden ſchmeckt das vortrefflich zubereitete Eſſen über die Maßen, bis ſie endlich nicht mehr können und nun erſt ein wonneſeliges Trinken beginnen. Zum Schluſſe bringt die Bäuerin noch ſchwarzen Kaffee, dann zieht der Wirt ſeine Geldtaſche hervor, zählt dem Bauernpaar einen Hunderter nach dem andern auf den Tiſch und rüſtet ſich hierauf zur Abreiſe.

Der Knecht oder Bauernſohn ſpannt die Pferde an den Weinwagen, um die Fahrt nach Wien anzutreten, die zwei bis drei Tage dauert. Ein mit edlem Wein gefülltes Fäßchen führt er mit ſich, aus dem er ſchlürft, wenn es ihn gelüſtet, und mit deſſen Inhalt er die übrigen Weinfuhrleute in der Herberge bewirtet, wo er auch den Hausknecht mit einem guten Tropfen bedenkt. Und es iſt eine luſtige Fahrt durch die ſonnigen Rebengaue an der ſchönen blauen Donau, und jeder Burſche betrachtet es als große Ehre, eine Weinladung nach Wien führen zu dürfen. Fürs erſte ſieht man dabei die gemütliche Kaiſerſtadt, zweitens kann man ſich's da während der Fahrt und in der Reſidenz vortrefflich ergehen laſſen, denn alles geht auf Koſten des Wirtes, der kein „Schmutzian" iſt und ſich „ſehen" laſſen will.

Der im abgelaſſenen Faſſe zurückbleibende Wein wird als Haustrunk in die kleineren Gebinde gefüllt, und nun gibt's ein Herrgottsleben im Bauernhauſe: man hat zu eſſen und zu trinken in Hülle und Fülle, die Arbeit iſt im Winter auch nicht „gnädig" und an Geld mangelt es nicht mehr, Bader, Doktor, Apotheker, Steueramt und Dienſtboten kann man befriedigen, einen beträchtlichen Teil kann man in die Sparkaſſe legen, und all dieſen Herrgottsſegen hat das Ablaſſen gebracht, das ſich im Lauf eines Jahres noch mehrmals wiederholt.

Aus dem Theaterleben

Das Stuttgarter Hoftheater brachte vor kurzem ein neues Werk des däniſchen Dichters Holger Drachmann „Junker Kai" zur erſten Aufführung in Deutſchland. Das Stück, eine romantiſche Dichtung, die in mannigfach wechſelnden Bildern ein ganzes ſymboliſch aufgefaßtes Menſchenleben darſtellt, entbehrt des eigentlichen dramatiſchen Lebens, bietet dafür aber eine reiche Fülle lyriſcher Schönheiten. Ueberall hat der Dichter kleine, feine Lieder eingeſtreut, und er bezaubert den Hörer durch die Anmut und die Harmonie ſeiner Verſe. Das Gänſemädchen Gerd, das ihrem Herrn, dem Junker Kai, wie einſt das Käthchen von Heilbronn dem Ritter Wetter vom Strahl, auf Schritt und Tritt folgt, mit ihrer Laute ihn erheitert, ja ſogar für ihn ſingt und ſpielt, als beide die Tiefen des Lebens durchwandern, iſt die liebenswürdigſte Geſtalt des Stückes. Ihr ſind auch die Lieder in den Mund gelegt. Die Stuttgarter Hoftheater-Intendanz hatte in der bekannten norwegiſchen Liederſängerin Bokken Laſſon, die ſelber mit ihrer Guitarre und dem reichen Schatz alter und neuer Volksweiſen von Land zu Land gezogen, wohl die beſte Darſtellerin für dieſe Rolle gefunden, die man ſich nur denken kann. Die Künſtlerin, die aus der Zeit des Ueberbrettls ja noch gut bekannt iſt, tat den Schritt auf die weltbedeutenden Bretter mit entſchiedenem Erfolg. Sie ſpielte ihre Rolle, die nicht nur eine ſchlichte und innige Geſangeskunſt verlangt, ſondern auch ſicheres ſchauſpieleriſches Können, unter ſtetig wachſendem Beifall. Der Erfolg des Stückes war eigentlich ihr Erfolg.

Die Liederſängerin Bokken Laſſon als „Gerd" in Holger Drachmanns „Junker Kai"
Spezialaufnahme von Hofphotograph H. Brandſeph, Stuttgart

Die Wiener hatten kürzlich eine theatraliſche Senſation allererſten Ranges. Katharina Schratt, die ſeit zwei Jahren der Bühne ferngeblieben war, kehrte zu ihr zurück und zwar in der Rolle der Maria Thereſia. Franz von Schönthan, einer unſrer erfolgreichſten Luſtſpieldichter, hat entſchieden von Sardou gelernt und wollte nun auch mal ſeinen Wienern den öſterreichiſchen Hof auf der Bühne des Deutſchen Volkstheaters vorführen. Maria Thereſia iſt ihm nicht die geniale Regentin, die die öſterreichiſche Monarchie von Grund aus reformierte und das Staatsſchiff in ſtürmiſchen Zeiten mit ſicherer Hand lenkte; er ſchildert ſie nur als die liebenswürdige Gattin und Mutter, die ihren Gemahl eiferſüchtig liebt, mit ihren Staatsmännern bald franzöſiſch, bald lateiniſch ſpricht, am liebſten aber echt „weaneriſch plauſcht". Allerhand Intriguen am Hofe und harmloſe Liebſchaften des Prinzgemahls geben die etwas magere Handlung. Unſer Bild ſtellt eine der reizendſten Epiſoden dar: die beiden kleinen Prinzeſſinnen kommen, um der kaiſerlichen Mama zum Geburtstag Verſe aufzuſagen, die ihnen der Vater beigebracht, und ihr in ihren Reifröcken ein Gratulationsmenuett vorzutanzen.

Phot. V. Angerer, Wien

Aus Franz von Schönthans neuem Luſtſpiel „Maria Thereſia": Gratulationstanz der Prinzeſſinnen

Literatur

Seit Doſtojewskys berühmten „Memoiren aus einem toten Hauſe" iſt kein Buch erſchienen, in dem Leben und Treiben der nach Sibirien Verſchickten anſchaulicher und packender geſchildert wäre als es in den Novellen geſchieht, die L. Melſchin unter dem Titel „In der Welt der Verſtoßenen" vereinigt hat (Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlags-Anſtalt, geh. 2 Mark, geb. 3 Mark). Der Band umfaßt fünf Erzählungen, die den Leidensgang des Sträflings gewiſſermaßen etappenweiſe vorführen, von der Verurteilung und dem Beginn der furchtbaren, Monate währenden Wanderung bis zum Beſtimmungsort. Nicht minder ergreifend iſt die Schilderung des Lebens in den Zuchthäuſern und der harten Zwangsarbeit in den Bergwerken, aus denen nur wenigen eine Art Erlöſung durch Entlaſſung zum „Freikommando" zuteil wird. Alle dieſe Leidensſtationen hat der Verfaſſer, einſt wegen politiſcher Vergehen verurteilt und heute von ſeinen Landsleuten als Dichter hoch gefeiert, ſelber zurückgelegt. Nichts blieb ihm erſpart von all dem Schaurigen, das der Gebildete empfindet, dem die Gemeinſchaft mit niedrigen Verbrechern auferzwungen wird, und doch weiß der Dichter, ſeine ſchmerzlichen Erfahrungen wiedergebend, den Leſer über dieſe düſtere Sphäre emporzuheben. Er geht von dem der reinen Menſchenliebe entquellenden Grundſatz aus, daß auch in der Seele des Entarteten, Verkommenen, von aller Welt Verachteten ein Fünkchen beſſeren Bewußtſeins lebt, das, zu rechter Zeit angefacht, ihn vielleicht zu einem brauchbaren Mitgliede der Geſellſchaft hätte machen können. Nicht als ob nun der Autor ſeine Figuren als ſchuldlos Verkannte darzuſtellen ſuchte! Das liegt ihm fern, aber er weiß doch beim Leſer für dieſe Unglücklichen und Verirrten das tiefſte Mitgefühl zu erwecken. Und eine beſondere Gabe iſt ihm beſchieden: ſelbſt aus dieſer düſteren Umgebung vermag er hie und da ein Fünkchen Humor emporſprühen zu laſſen, das inmitten der grauen Schatten doppelte Helle gibt.

Notizblätter

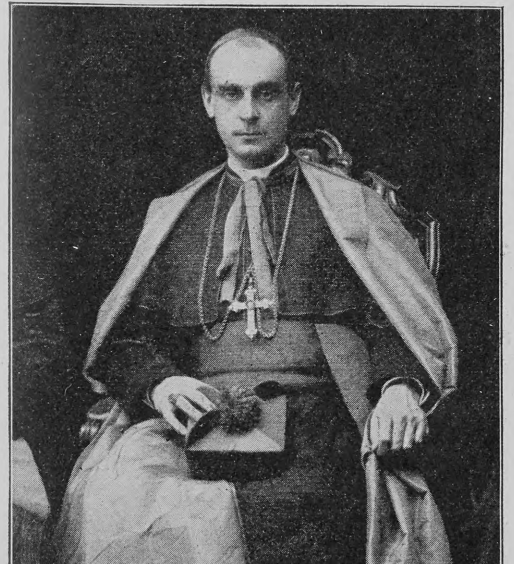
Der neue ungarische Ministerpräsident

Die ungariſche Kriſis iſt vorläufig zum Abſchluß gelangt. Die Länder der Stephanskrone haben wieder einen Miniſterpräſidenten. Nachdem in den letzten Wochen die Kabinettsbildung immer und immer wieder geſcheitert, hat der Kaiſer und König den Grafen Stephan Tisza mit der Neubildung eines Miniſteriums betraut, nachdem der Entwurf eines Programms, den er vorgelegt, die Billigung der Krone gefunden hat. Der Erfolg der Miſſion des Grafen Tisza hängt weſentlich von der Stellung der liberalen Partei ab. Wenn ihm aber auch die Kabinettsbildung gelingen ſollte, ſo hat er dann noch die viel ſchwierigere Aufgabe zu löſen, die Beendigung der Obſtruktion und damit ein geordnetes parlamentariſches Regiment herbeizuführen. Graf Stephan Tisza iſt der älteſte Sohn Koloman von Tiszas und iſt am 22. April 1861 in Budapeſt geboren. Er erhielt ſeine Erziehung zum größten Teile im Elternhauſe, nur die letzten zwei Gymnaſialjahre brachte er in Debreczin zu. Nachdem er in Berlin, Heidelberg und Budapeſt ſeinen Univerſitätsſtudien obgelegen hatte, trat er zuerſt in das Miniſterium des Innern ein, um die Verwaltungsfragen praktiſch kennen zu lernen. Ins Abgeordnetenhaus gelangte er im Jahre 1886. Er nahm an den Debatten des Abgeordnetenhauſes ſtets regen Anteil, vermochte es jedoch damals nicht, ſich Sympathien zu erwerben; ſo kam es, daß er 1892 in ſeinem Wahlbezirke in der Minorität blieb. Er konnte erſt ſeinen Sitz im Abgeordnetenhauſe wieder erlangen, als ihm der in zwei Wahlbezirken gewählte damalige Miniſterpräſident Graf Julius Szapary den einen Bezirk überließ. Tisza verlegte das Schwergewicht ſeiner parlamentariſchen Tätigkeit dann hauptſächlich auf die wirtſchaftlichen und Verwaltungsfragen. Von ſeinem Onkel, dem Grafen Ludwig Tisza, der nach der Ueberſchwemmung von Szegedin in den Grafenſtand erhoben worden war, erbte Stephan Tisza den Grafentitel. Nach der Demiſſion des Herrn von Szell im Juni d. J. wurde Graf Tisza bekanntlich auch ſchon mit der Kabinettsbildung betraut, doch gelang es ihm nicht, die Unterſtützung der liberalen Partei zu finden, ſo daß ſeine Miſſion ſcheiterte.

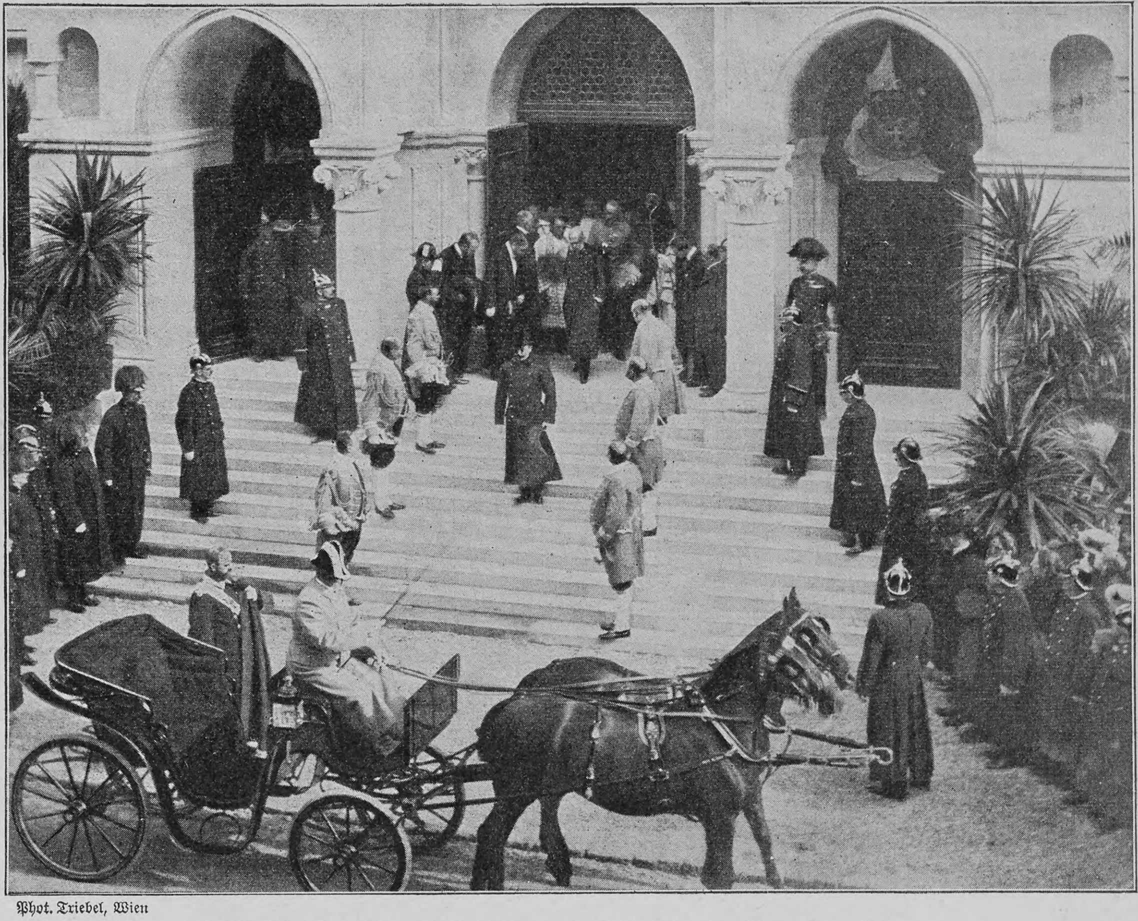
Graf Stephan Tiſza, der neue ungariſche Miniſterpräiſdent

Rampollas Nachfolger

Nach langem Zögern hat ſich Papſt Pius X. entſchloſſen, dem bisherigen Kardinalſtaatsſekretär Rampolla, der, wenn die Nachrichten, die aus dem verſchwiegenen Konklave an die Oeffentlichkeit drangen, richtig waren, ſein gefährlichſter Gegner bei der Bewerbung um die dreifache Krone war, einen Nachfolger zu geben. Nach dem ehrgeizigen ſizilianiſchen Prälaten, der in ſechzehnjähriger unermüdlicher Arbeit die auswärtige Politik des heiligen Stuhles geleitet hat, übernimmt ein verhältnismäßig junger Mann dies wichtige Amt. Monſignore Merry del Val ſteht erſt im 39. Lebensjahre und war weiteren Kreiſen ſo gut wie unbekannt geblieben, bis er zum Sekretär des Konklave erwählt wurde. Er iſt kein Italiener, ſondern wurde in London geboren, wo ſein Vater ſpaniſcher Geſandtſchaftsſekretär war. Seine Mutter iſt eine Engländerin. Als Sekretär des Nuntius Galimberti kam er 1888 zu den Beiſetzungsfeierlichkeiten für Kaiſer Wilhelm I. nach Berlin, nachdem ſchon vorher Leo XIII. den Zweiundzwanzigjährigen zu ſeinem Geheimkämmerer ernannt hatte. 1897 wurde er päpſtlicher Hausprälat, 1900 Titularbiſchof von Nicäa, ſpäter Präſident der Accademia dei Nobili Ecclesiastici, in der junge Adlige zum päpſtlichen diplomatiſchen Dienſt herangebildet werden.



Raphael Merry del Val, der neue Kardinalſtaatsſekretär



Phot. Triebel, Wien

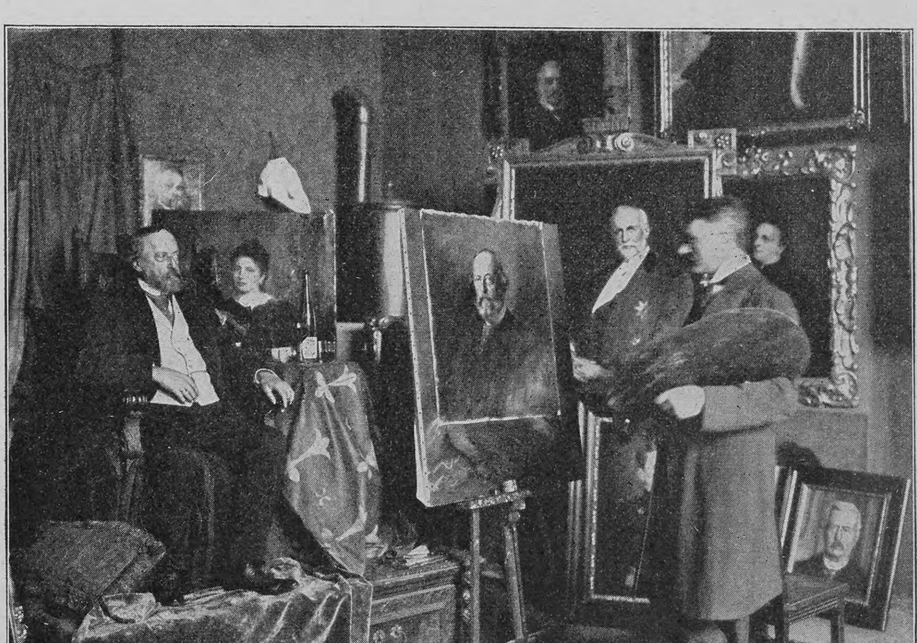
Die Einweihung der neuen Caniſiuskirche in Wien: Abfahrt des Kaiſers Franz Joſeph

Gustav von Moser †

Am 23. Oktober ſchied ein Mann leicht und ſchmerzlos aus dieſer Welt, der ſeinen Mitmenſchen gar manche vergnügte Stunde bereitet hatte, der Luſtſpieldichter Guſtav von Moſer. Er gehörte nicht zu den Größen unſrer Literatur, und die Zeit, da ſeine zahlreichen Luſtſpiele die deutſchen Bühnen beherrſchten, wird niemand als eine Blütezeit künſtleriſcher Kultur bezeichnen. Er war ein harmloſes, liebenswürdiges Talent; ein ſicherer Blick für das theatraliſch Wirkſame, launige Erfindungsgabe und ein munterer, ungezwungener Witz, das waren ſeine beſten Gaben. Den deutſchen Offizier mit ſeinen ritterlichen Eigenſchaften und mit ſeinen kleinen Schwächen wählte Moſer zum Helden ſeiner Luſtſpiele, und die fröhliche Schilderung des Lebens unſrer Leutnants und der ganzen militäriſchen Geſellſchaftskreiſe bedeutete das eigentlich Neue in ſeiner Produktion, das das Publikum lange Jahre immer wieder feſſelte. Moſer wurde im Jahre 1825 als Sohn eines Majors geboren und im Kadettenkorps erzogen. Er trug dann ſelber die Epauletten, bis er noch als Offizier ſein erſtes Luſtſpiel, „Der Huſar“, verfaßte. In Görlitz wurde das Erſtlingswerk aufgeführt, und nun quittierte Moſer den Dienſt, um ſich auf ſeinem Gute Holzkirch bei Lauban in Schleſien ganz ſeiner heiteren Muſe zu widmen. Die bekannteſten ſeiner Luſtſpiele ſind „Kaudels Gardinenpredigten“, „Ultimo“, „Der Veilchenfreſſer“. Später arbeitete er meiſtens mit andern Autoren zuſammen. Sein erfolgreichſtes Stück war „Krieg im Frieden“, das er im Verein mit Franz von Schönthan geſchrieben hatte. Beide Autoren ließen dieſem Luſtſpiel dann noch einen minder wirkſamen Epilog „Reif-Reiflingen“ im Jahre 1882 nachfolgen. Die Schöpfung dieſes liebenswürdigen Leutnants von Reif, der beide Stücke beherrſcht, iſt der glücklichſte Wurf, den Moſer je getan. Das Vortreffliche an dieſer Luſtſpielfigur, die für die Zeit ihrer Entſtehung als beinahe klaſſiſch gelten kann, liegt eben darin, daß bei allen komiſchen, ja lächerlichen Zügen die guten und ritterlichen Charaktereigenſchaften des jungen Offiziers immer wieder ſiegreich zum Durchbruch kommen und ſo dem Hörer bei innigſtem Behagen trotzdem Achtung und Sympathie abnötigen. Eine Zeitlang war Moſer wohl der Autor, deſſen Stücke die zahlreichſten Aufführungen auf deutſchen Bühnen erlebten. Seine Einkünfte aus den Tantiemen zählten nach Millionen. Moſer war aber auch in Wirklichkeit der heitere, ſorgloſe Lebemann, den er ſo oft in ſeinen Stücken dargeſtellt, und ſo kam es, daß die ſchnell erworbenen Summen ebenſo ſchnell zwiſchen ſeinen Händen wieder zerrannen. Als dann ein friſcherer Wind in der deutſchen Literatur einſetzte, mußte auch er den Wandel im Geſchmack des Publikums an ſich erfahren. In Görlitz, der Stadt ſeines erſten Erfolges, iſt er nun im hohen Alter von 78 Jahren geſtorben.

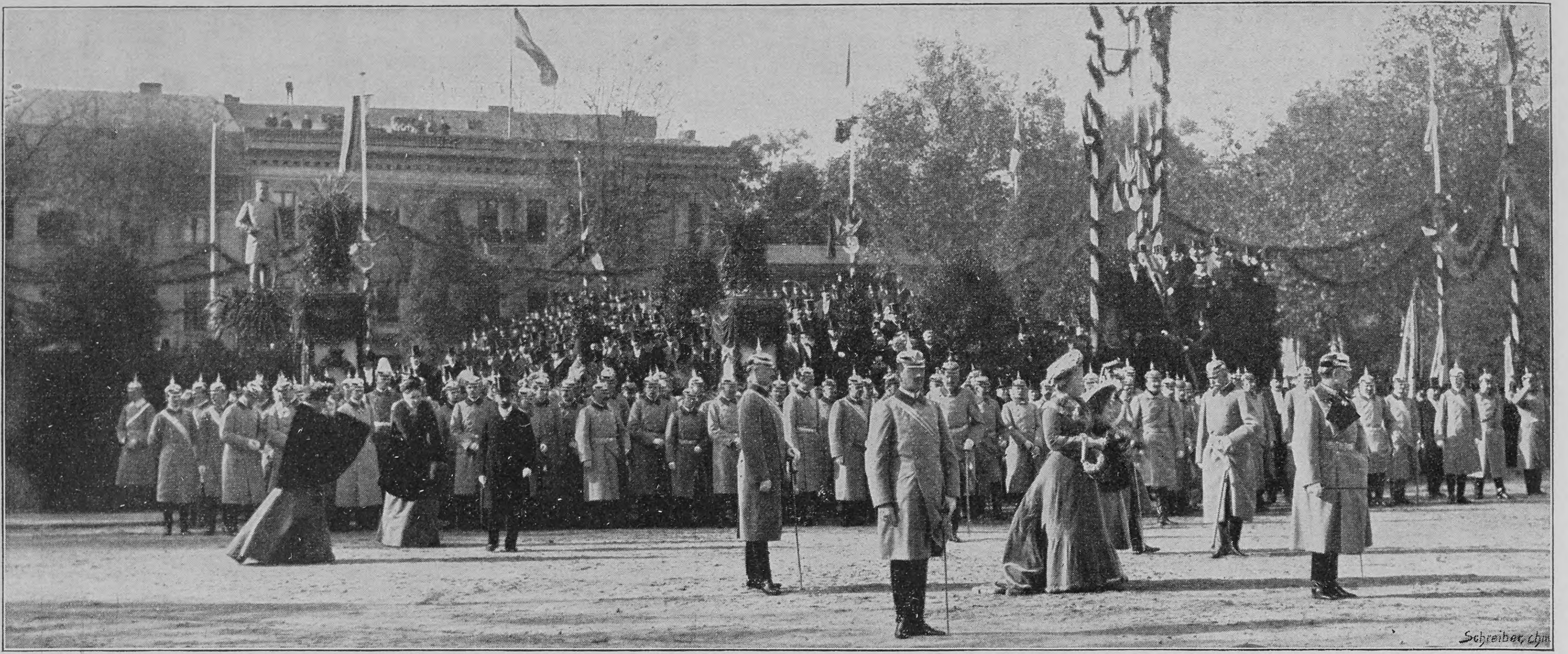
Die Einweihung der Canisiuskirche in Wien

Trotz der heftigen Stürme, die das politiſche Leben der vielſprachigen öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie in der letzten Zeit bewegten, findet der greiſe Kaiſer Franz Joſeph immer noch Zeit, den Pflichten der Repräſentation in weiteſtem Umfange zu genügen. Er läßt ſo leicht keine Gelegenheit vorübergehen, ſich ſeinen lieben Wienern zu zeigen, und er nimmt innigſten Anteil an dem ganzen öffentlichen Leben der Kaiſerſtadt. So ließ er ſich denn auch nicht nehmen, der Einweihung der Caniſiuskirche im 9. Stadtbezirk perſönlich beizuwohnen. Die neue Kirche, eine weitere Verſchönerung des an prächtigen Gotteshäuſern reichen Wiener Stadtbildes, wurde von dem Architekten Guſtav Ritter von Neumann in romaniſchem Stil mit teilweiſer Benutzung gotiſcher Motive erbaut. Am 15. Oktober 1899 wurde der Grundſtein gelegt, und am 27. April 1902 konnte die Unterkirche geweiht werden. Dort wurde dann der Gottesdienſt abgehalten, bis der Oberbau vollendet war.



Phot. H. Boll

Der verſtorbene Luſtſpieldichter Guſtav von Moſer bei einer Porträtſitzung im Atelier des Profeſſors Kraut



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

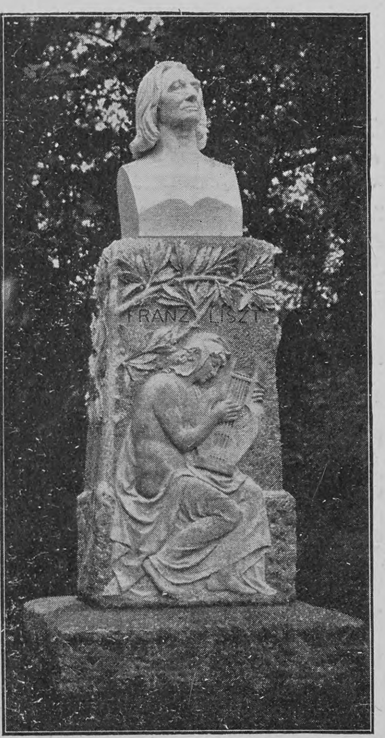
Die Kaiſerin und Prinzeſſin Viktoria Luiſe

Der Kaiſer

Die Enthüllung des Kaiſer Friedrich-Denkmals in Potsdam: Parademarſch der Ehrenkompagnie vor dem Kaiſer

Die Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals in Potsdam

Seit einigen Tagen hat nun auch Potsdam, die liebliche Reſidenz an den blauen Havelſeen, ein würdiges Monument des unter ſo tragiſchen Umſtänden dahingegangenen zweiten Hohenzollernkaiſers. Während in dem kürzlich enthüllten Denkmal vor dem Brandenburger Tor in Berlin, in dem Reiterſtandbild in Köln, deren Abbildungen wir bereits brachten, die kaiſerliche Würde und Majeſtät betont iſt, zeigt das Potsdamer Standbild, ein Werk Eugen Börmels, mehr eine ſchlichte, gemütvolle Auffaſſung. Der Kaiſer iſt ſo dargeſtellt, wie er als Heerführer im Felde zu gehen pflegte, die Mütze auf dem prächtigen Kopfe, in langen Stiefeln und Ueberrock, in der Hand den mächtigen Pallaſch. So lebt er auch fort im Gedächtnis ſeiner Krieger, die ihn mit einem der ſchönſten Ehrennamen zu nennen pflegten, die je ein Fürſt getragen: „Unſer Fritz“.



Das Liszt Denkmal in Stuttgart
Entworfen von Bildhauer A. Fremd

Das Stuttgarter Liszt-Denkmal

Wir leben in einer denkmalsfreudigen Zeit. Es vergeht faſt keine Woche, in der nicht irgend ein Monument der Oeffentlichkeit übergeben wird. Meiſtens ſind es aber Herrſcher, Staatsmänner und Heerführer, denen dieſe Ehre zuteil wird. Die waffenklirrende Zeit, da die deutſchen Stämme durch Blut und Eiſen geeinigt wurden, lebt in dieſen Bildwerken fort. Erſt nach und nach kommen auch die Heroen der Kunſt und Wiſſenſchaft zu ihrem Recht. Vor kurzem wurde das Berliner Richard Wagner-Denkmal enthüllt, und die unerquicklichen Streitfragen, die die ganze Denkmalsgründung begleiteten, ſind noch in aller Erinnerung. Liszt hat ſchon früher ein würdiges Denkmal erhalten. Der Münchener Bildhauer H. Hahn ſchuf die ernſte hoheitsvolle Statue für den Weimarer Park, und verſchiedene andre Künſtler, unter ihnen Max Klinger, verſuchten die ſeltſam gewaltigen Züge des genialen Virtuoſen in der Plaſtik wiederzugeben. Das Stuttgarter Denkmal, eine Schöpfung des Bildhauers A. Fremd, ſchließt ſich den vorhandenen Werken nicht unwürdig an. Es hat in den Stuttgarter Anlagen einen herrlichen Platz. Ohne von beſonderen Schmuckanlagen umgeben zu ſein, erhebt es ſich aus dem grünen Raſenboden, und alte Bäume ſtehen ringsumher. Als Sockel dient ein wuchtiger, nur roh behauener Muſchelkalkblock in braunem Ton, der auf der Vorderſeite ein Hochrelief trägt: ein Lorbeerbaum rankt ſich empor, und ſeine Zweige umgeben den Namen Franz Liszt, während in ſeinem Schatten der Genius der Muſik die Leier ſchlägt. Die Büſte zeigt die Züge Liszts aus ſpäterer Zeit, mit energiſcher Bewegung iſt der Kopf aufwärts gerichtet, als ſänne der Meiſter verklingenden Tönen nach. Am 27. Oktober fand die Enthüllung ohne weitere Feierlichkeiten ſtatt. Das Stuttgarter Hoftheater ehrte das Andenken Liszts durch eine Aufführung der „Heiligen Eliſabeth“. Dazu hatten ſich eine ganze Anzahl von Perſonen eingefunden, die dem Meiſter im Leben nahe geſtanden oder für ſeine Kunſt tätig gewirkt hatten. Wahnfried war durch Siegfried Wagner vertreten und andre Freunde und Verwandte des Meiſters von Bayreuth.

Bühne

In der Reichshauptſtadt iſt auf den Sturm, den der Sturmgeſelle Sokrates entfeſſelt hatte, eine flaue Stille gefolgt. Ein Drama von literariſchem Wert brachte nur das Berliner Theater mit dem Schauſpiel „Lucifer“ des Mailänder Dichters Enrico Annibale Butti. Das Stück, verdeutſcht durch Otto Erich Hartleben und Ottomar Piltz, behandelt den Widerſtreit zwiſchen freigeiſtiger und kirchlicher Weltanſchauung, und zwar zugunſten der letzteren. — An dem Soldatenſchwank „In Vertretung“ von Heinz Gordon fand das Publikum des Belle-Alliance-Theaters Gefallen.

— Lebhaften Beifall errang im Stadttheater zu Elberfeld die Volksoper „Röslein im Hag“ von Cyrill Kiſtler (Text von Th. A. Kolbe), und einer gleich günſtigen Aufnahme erfreute ſich in Bremen die Oper „Jodocus der Narr“ von Oskar Schröter, der auch den Text des heiter-romantiſchen Werkes verfaßt hat.

— Eine „Novität“ von mehr als 80 Jahren brachte das Stadttheater zu Magdeburg mit der komiſchen Oper „Der Herr Kapellmeiſter“ von Ferdinando Paër. Der Komponiſt ſchrieb ſein Werk im Jahre 1820, als er Direktor der Italieniſchen Oper in Paris war, aber erſt jetzt hat es den Weg auf die deutſche Bühne gefunden. Dank der Neubearbeitung der Partitur durch Dr. Wilhelm Kleefeld war der Erfolg glänzend. — Der flämiſche Komponiſt Jan Blockx fand in Frankfurt mit ſeiner Oper „Die Meeresbraut“ eine wohlwollende Aufnahme.

— Das Kaiſerjubiläums-Stadttheater in Wien brachte mit dem Volksſtück „Schwarzblattl“ von Anita Fiſcher das erſte der Werke, die aus der ſogenannten Nieſe-Konkurrenz preisgekrönt hervorgegangen ſind. Es iſt ein herzlich ſchwaches Opus, bietet aber eine glänzende Rolle für Frau Hanſi Nieſe, die in Spiel und Geſang einen großen Triumph feierte. — Gerhart Hauptmanns „Weber“ ſind endlich auch auf der öſterreichiſchen Bühne zugelaſſen worden. Im Stadttheater zu Graz errang das Drama ſtürmiſchen Beifall.

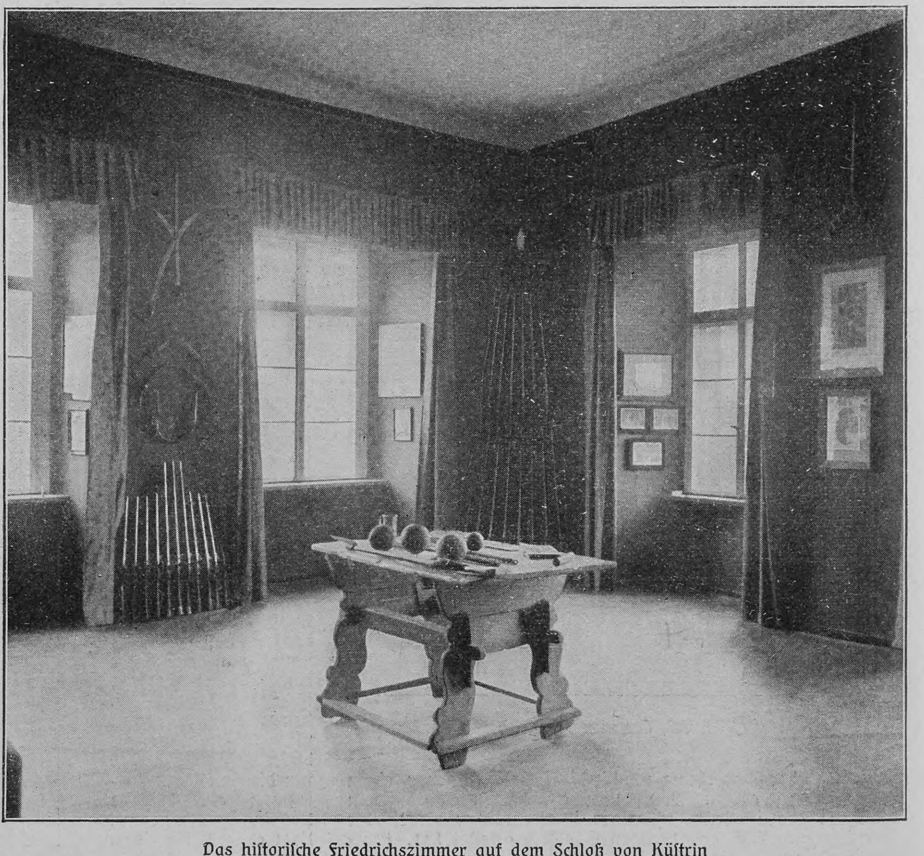
— Paris kann ſich zweier guter Erfolge rühmen. Den einen erzielte das Renaiſſance-Theater mit dem Schauſpiel „Der Gegner“ von Alfred Capus und Emanuel Arène, den andern das Renaiſſance-Theater mit dem Drama „Antoinette Sabrier“ von Romain Coolus. In beiden Fällen handelt es ſich um tragiſch ausklingende Ehewirren.

Küstriner Festtage

In den letzten Tagen konzentrierte ſich nach langen Jahren zum erſtenmal wieder die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die Stadt Küſtrin, die, einſt ein Hauptbollwerk des jugendlich aufſtrebenden Staates, jetzt das ſtillere Daſein einer betriebſamen Provinzialſtadt führt. Der Kaiſer weilte in den Mauern der alten Feſte in den tiefen Wieſengründen zwiſchen Oder und Warthe, um die Denkmäler des Markgrafen Johann und des Großen Kurfürſten zu enthüllen. Das Haus der Hohenzollern iſt durch mannigfache hiſtoriſche Erinnerungen mit der Stadt Küſtrin verknüpft. Friedrich der Große verlebte hier die dunkelſten Tage ſeiner freudloſen Jugend. Von 1730—1732 weilte er als Gefangener in der Feſtung, nachdem ſein Fluchtverſuch mißlungen war. Am 6. November 1730 wurde dort ſein Freund, der Leutnant Katte, hingerichtet, und die barbariſche Härte des Vaters zwang ihn, der Hinrichtung aus dem Fenſter zuzuſehen. Das Zimmer des Kronprinzen zeigt unſer Bild. Im Siebenjährigen Kriege war Küſtrin eine der am meiſten heimgeſuchten Städte. Im Jahre 1758 wurde ſie von den Ruſſen bombardiert. Friedrich eilte aus Schleſien herbei, zwang den Feind, die Belagerung aufzuheben, und ſchlug ihn dann in der Schlacht bei Zorndorf.

Totenschau

Pater Dr. Jakob Wichner, bek. Kirchenhiſtoriker, 78 J., † 21. Okt., Graz. — Genremaler und Zeichner Friedrich Gareis, 59 J., † 21. Okt., Wien. — Kommerzienrat Ernſt Kuhn, Inhaber der großen Maſchinen- und Keſſelfabrik zu Stuttgart-Berg, 50 J., † 22. Okt., Winnenden. — Eduard Decarli, einſt gef. Baſſiſt der Dresdener Hofoper, 57 J., † 22. Okt., Radebeul. — General d. Inf. Freiherr Julius v. Gemmingen, Präſident des Reichsmilitärgerichts, 60 J., † 23. Okt., Berlin. — Hiſtoriker William Lecky, 65 J., † 23. Okt., London. — Reichsgerichtsrat Horten, 65 J., † 23. Okt., Leipzig. — Prof. Dr. Ulrich Köhler, Dozent der klaſſ. Altertumskunde, † 24. Okt., Berlin. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Chriſtian Auguſt Nagel, Autorität auf dem Gebiete der Geodäſie, 83 J., † 24. Okt., Dresden. — Prof. Dr. Adolf Schmidt, bed. Pandektiſt, 85 J., † 24. Okt., Baden-Baden. — Muſikſchriftſteller Dr. Oskar Berggruen, † 25. Okt., Paris. — Johann Fadrusz, ungariſcher Bildhauer, 45 J., † 25. Okt., Budapeſt. — Maurice Rollinat, Dichter und Komponiſt, 50 J., † 26. Okt., Ivry bei Paris. — Theatermaler Julius Mühldörfer, 44 J., † 26. Okt., Bremen. — Opernkomponiſt Victorin de Joncières, 64 J., † 27. Okt., Paris.



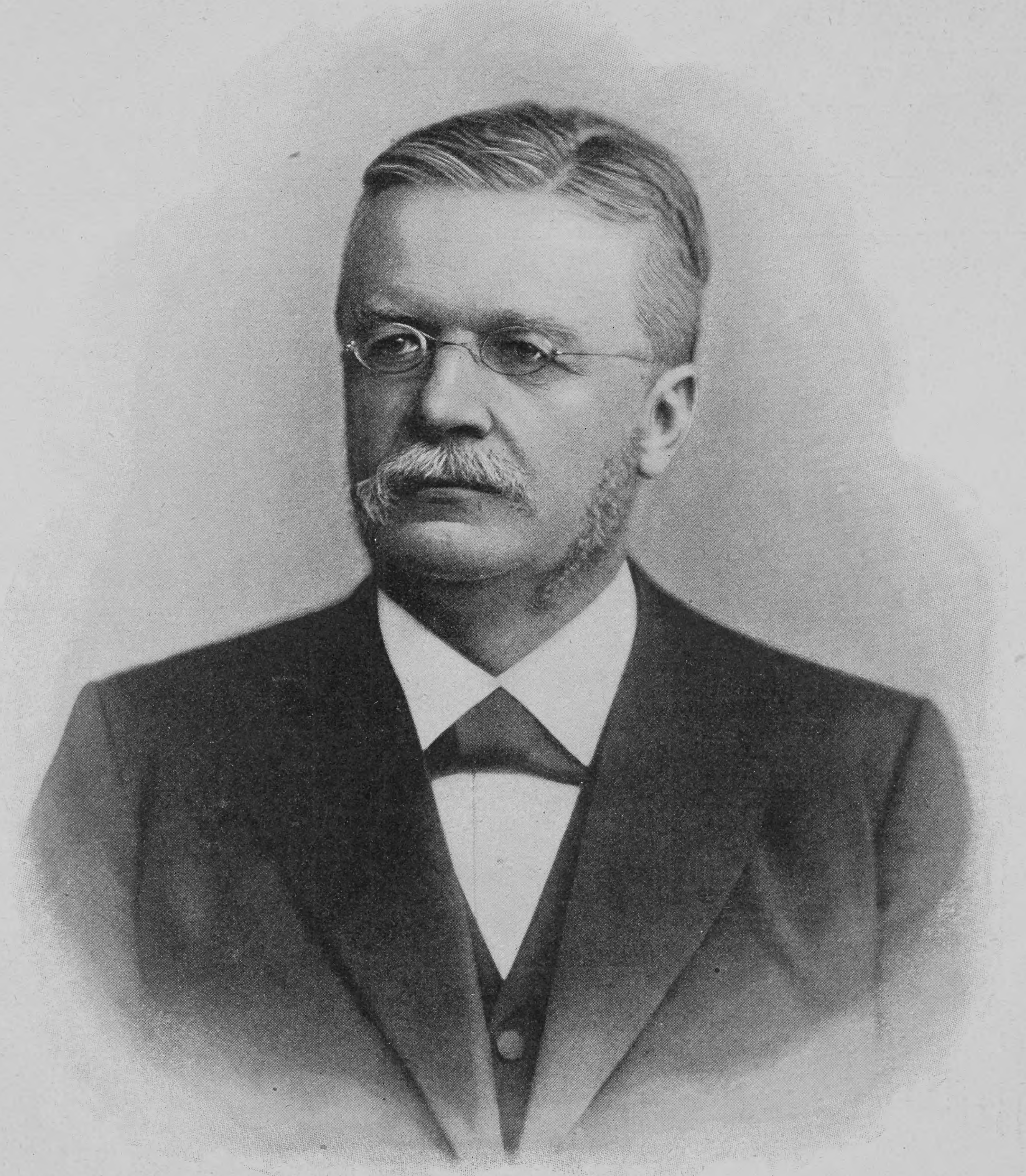
Das hiſtoriſche Friedrichszimmer auf dem Schloß von Küſtrin

Durch das Fenſter an der rechten Seite mußte Kronprinz Friedrich der Hinrichtung des Leutnants Katte zuſehen

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 7



Der neue Reichsgerichtspräſident Wirklicher Geheimer Rat Dr. Carl Gutbrod

Das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig

Der oberſte Gerichtshof des Deutſchen Reiches hat kürzlich einen neuen Präſidenten erhalten, den dritten ſeit ſeiner Errichtung. Auf Eduard von Simſon, dem dieſe Würde nach einer an Erfolgen überreichen politiſchen und akademiſchen Laufbahn übertragen wurde, folgte Otto von Oehlſchläger, der aus der Staatsanwaltſchaft hervorgegangen war. Ihn löſt nun wiederum der Wirkliche Geheime Rat Dr. Gutbrod ab, der aus dem Reichsjuſtizamt, wo er die Stelle eines Direktors inne hatte, auf den Präſidentenſtuhl berufen wird. Nach der Ernennung des Freiherrn von Stengel zum Staatsſekretär des Reichsſchatzamts wird damit zum zweitenmal in ganz kurzer Friſt ein Süddeutſcher mit einem der wichtigſten Aemter, die das Reich zu vergeben hat, bekleidet. Dieſe Tatſache wird überall in Nord und Süd Befriedigung hervorrufen; ſie beweiſt wieder, daß die höchſten Ehrenſtellen im Reich den Angehörigen aller Bundesſtaaten in gleicher Weiſe offen ſtehen. Der neue Reichsgerichtspräſident iſt ein geborener Württemberger. Er wurde im Jahre 1844 zu Stuttgart als Sohn eines praktiſchen Arztes geboren. Nachdem er auf den Univerſitäten Heidelberg, Leipzig und Tübingen ſtudiert hatte, trat er in den Juſtizdienſt ſeines Heimatlandes ein, den er im Jahre 1877 verließ, um als ſtändiger Hilfsarbeiter mit dem Titel Regierungsrat beim Reichsjuſtizamt angeſtellt zu werden. Seitdem befindet er ſich im Reichsdienſt. An allen großen Geſetzesvorlagen der letzten Zeit hat er hervorragenden Anteil genommen.

Literatur

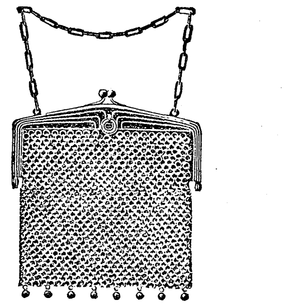
Die Firma Franz Hanfſtaengl in München hat ein vollſtändiges, bis auf die neueſte Zeit ergänztes Verzeichnis ihrer „Galerie-Publikationen Alter Meiſter“ herausgegeben, das in einem durchlaufenden Alphabete der Künſtlernamen über 7000 Sujets (Gemälde und Skulpturen) in verſchiedenen Formaten und Reproduktionsarten: Silber- und Kohlephotographien, Pigmentdrucke, Facſimile-Aquarelle und Photogravüren, umfaßt. Von den hervorragenden Muſeen Deutſchlands, Belgiens, Englands (hier ſind allein zwölf Galerien vertreten!), Hollands, Italiens, Oeſterreich-Ungarns, Rußlands und zahlreichen Privatſammlungen ſind faſt alle Hauptwerke verzeichnet. Der Umſchlag des reich mit Abbildungen ausgeſtatteten Katalogs iſt mit einer Zeichnung von Walter Crane geſchmückt.

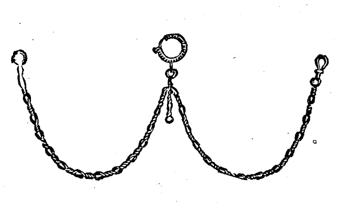
— Einen Sammelplatz für alle beachtenswerten Beſtrebungen der künſtleriſchen Photographie hat der bekannte Kunſtphotograph F. Matthies-Maſuren durch die Begründung eines Jahrbuchs geſchaffen, deſſen erſter Band unter dem Titel „Die Photographiſche Kunſt im Jahre 1902“ bei Wilhelm Knapp in Halle a. S. erſchienen iſt. Das Werk enthält ca. 150 Illuſtrationen, darunter 38 Tafeln mit begleitendem Text aus der Feder bekannter Autoren. Männer wie Dr. Henneberg, Baron Hübl, Dr. Carſtanjen, Kalkſchmidt, Kühn, Profeſſor Dr. Miethe, Profeſſor Dr. von Sallwürk u. ſ. w. haben neben dem Herausgeber intereſſante Beiträge geliefert. Auch das neue Schutzgeſetz findet durch H. Traut Berückſichtigung. Unter den Bildern ſehen wir Porträt, Landſchaft und figürliche Szenen gleichmäßig vertreten. Neben Deutſchland und Oeſterreich ſind hier England, Frankreich, Belgien, Holland und Amerika beteiligt. Ein Verzeichnis mit genauen Adreſſen der beſtehenden Vereine in Deutſchland und Oeſterreich beſchließt den Band. — In demſelben Verlage hat F. Matthies-Maſuren auch ein mit 40 Vollbildern ausgeſtattetes Werk über Bildmäßige Photographie herausgegeben, das allen Amateurphotographen, die ihre Arbeiten zu künſtleriſcher Bedeutung erheben wollen, auf das wärmſte zu empfehlen iſt. In dieſem Buche verbreitet ſich der Verfaſſer ausführlich über die Bedingungen, unter denen eine bildmäßige Wirkung möglich wird, und über die Mittel, die geeignet ſind, zum Ziele zu führen. Das Buch beſteht aus zwei Teilen (Landſchaftsphotographie — Porträt), von denen jedem ein reiches Bildermaterial beigeheftet iſt. Die Erziehung zum Sehen — Kompoſition — Einheit des Bildes — Wahl des Vorwurfes: das ſind Themata einzelner intereſſanter Kapitel. Die Illuſtrationen des erſten Teiles beſchließt ein vorzüglich beobachtetes, außerordentlich lebendig erfaßtes Figurenbild Friedrich Spitzers vom holländiſchen Strand, bei dem alle, auch die letzten Schwierigkeiten der Momentphotographie überwunden erſcheinen. Der zweite Teil iſt ganz der Porträtphotographie gewidmet und wendet ſich vor allen an die, die Photographie gewerbsmäßig ausüben. Die vielen Mahnungen an die Fachphotographen ſind ohne jegliches Vorurteil geſchrieben und ſollten von dieſen auch als ernſt gemeinter guter Rat aufgenommen und beherzigt werden.

— Der bekannte Kartograph Profeſſor Langhans in Gotha hat es unternommen, in einer neuen wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift „Deutſche Erde“ (Verlag von Juſtus Perthes in Gotha) für die Kenntnis des deutſchen Volkstums und ſeiner Kultur eine Zuſammenfaſſung des Materials zu ermöglichen, das bisher in den zahlreichen geographiſchen und geſchichtlichen Zeitſchriften ſich zerſplitterte und ſo gutenteils nur engſten Kreiſen zugänglich war. Wir finden den Plan durchaus berechtigt, die Anerkennung, die der klaſſiſchen Philologie als der Wiſſenſchaft vom Griechentum und Römertum längſt zugeſtanden iſt, darf auch der Wiſſenſchaft vom Deutſchtum nicht vorenthalten werden. Der Herausgeber hat für ſeine Zeitſchrift, die jährlich 6 Hefte mit zahlreichen Karten für den Preis von 6 Mark bieten wird, an 200 hervorragende Mitarbeiter geworben, ſo daß für die gediegene Ausführung des Programms alle Bürgſchaften gegeben ſind.

KODAK NC FILM.
NON-CURLING
lichthoffrei. Keine Preiserhöhung. 186
DER FILM DER ZUKUNFT.
Der vollkommenste Film, der je fabriziert wurde. Rollt sich nicht, ist orthochromatisch und
Man verlange Preisliste. KODAK GES. m. b. H. BERLIN.

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei ***Kindern jeden Alters wie Erwachsenen***
*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!





Ueberraschende Neuheiten
sind in hervorragender Auswahl eingetroffen

Neue, beliebte
Echt Silber
Damen-Handtaschen
800/1000 gestempelt,
mit geschmackvollen Bügeln u. Kette,
M. 20.—, 22.50, 25.—, 27.50,
30.— u. s. w.

Cavalierketten
Tula-Silber mit vergoldeten Zwischenteilen. Sehr elegant. M. **10.—**.

Mit **14kar. Gold** im Feuer vergoldet, von **Echt** nicht zu unterscheiden, mit 5jähriger schriftlicher Garantie. M. **4.—**.

Neueste Hauptpreisliste mit vielen Illustrationen kostenlos.
Albert Rosenhain **Berlin SW.**
Leipzigerstr. 73/74
am Dönhofsplatz.

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.
Das ist die Firma, welche die prachtvollen, luftreinigenden, selbsttätigen Zimmerfontänen in unübertroffener Auswahl seit langen Jahren fabriziert.
Prachtkatalog B gratis.
Geschenk von dauerndem Wert!

Wittwen
können ihr Einkommen leicht erhöhen durch Empfehlung und Verkauf an Private von Stoffen für Hausbedarf. Anfragen unter **K. R. 5646** beſorgt **Rudolf Moſſe, Cöln.**

Technikum Neustadt i. Meckl.
Höhere Lehranst. f. Ingenieure.
Abteilungen für Techniker u. Werkmeister
Elektrot. Laborat. — Staatl. Prüf.-Commissar.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- und Tiefbau.

Graue Haare
erhalten ihre ursprüngl. Farbe von Blond Braun od. Schwarz sofort, dauernd waschecht wieder d. mein unschädl. u. untrügliches Mittel „Kinoir“ (gesetzl. gesch.) à 4 M. — 1 Jahr ausreich. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 (Kolonnaden) bei **Franz Schwarzlose.**

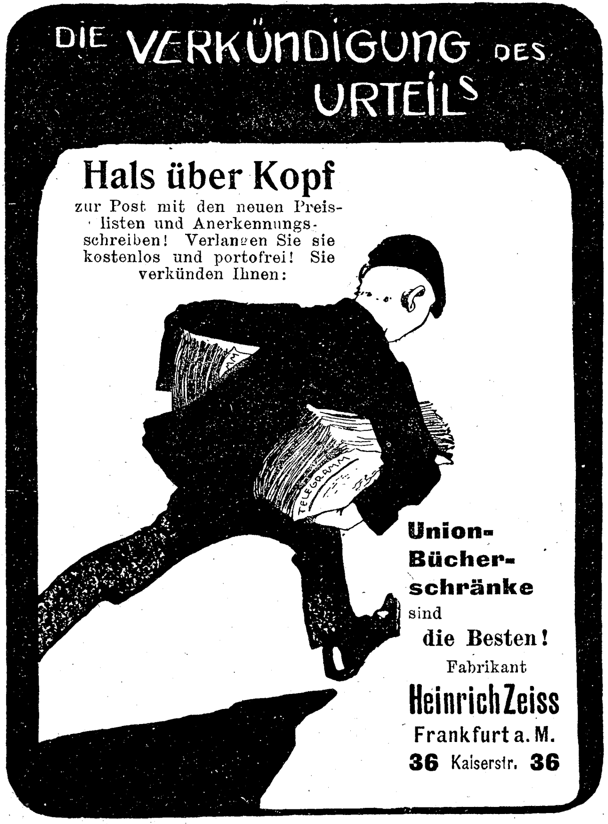
Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Werke
von
August
Sperl.

Hans Georg Portner. 5. Auflage.
Eine alte Geschichte. Geheftet M. 7.—, elegant gebunden M. 8.—.

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M. 4.50, elegant gebunden M. 5.50.

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. Illuſtriert. 4. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.



DIE VERKÜNDIGUNG DES URTEILS
Hals über Kopf
zur Post mit den neuen Preislisten und Anerkennungsschreiben! Verlangen Sie sie kostenlos und portofrei! Sie verkünden Ihnen:
Union-Bücherschränke
sind
die Besten!
Fabrikant
Heinrich Zeiss
Frankfurt a. M.
36 Kaiserstr. **36**

Hewel & Veithen,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten,
Köln und Wien.
Dr. Lahmann's
Nährsalz-Cacao u. Chocolade.
Gesundheit ist Reichthum
Fabrik Marke
Vertreter für ganz Russland: **Rud. W. Seuberlich** in **Riga.**

Neue literarische Erscheinungen
der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Ernst Zahn,
Schattenhalb. Drei Erzählungen. Geheftet M. 4.50. Gebunden M. 5.50.

Auch in dieſen Erzählungen erweiſt ſich der Dichter wieder als Meiſter in der Charakteriſierung ſeiner Geſtalten, die er lebenswahr vor das Auge des Leſers rückt, wie nicht minder groß in der Kunſt der Naturſchilderung ſeiner Heimat.

Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faisst. Herausgegeben von **Dr. M. Haberlandt.** Geheftet M. 3.50. In feinem Leinenband M. 4.50.

Aus den Briefen Wolfs an ſeinen Freund Faißt, den begeiſterten Propheten und Interpreten der Wolfſchen Muſe, läßt ſich eine völlig intime und unverſtellte Selbſtcharakteriſtik dieſer verſchloſſenen Künſtlerſeele erlauſchen.

Ricarda Huch,
Von den Königen und der Krone. Roman. Geh. M. 4.—. Gebunden M. 5.—.

Dieſes neue Werk offenbart in jeder Zeile die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Geſtaltungskraft; es iſt ganz und gar perſönlichſte Kunſt.

John Bigelow,
Das Geheimnis des Schlafes. Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Der Verfaſſer führt in dieſem Werke mit zwingender Logik den Nachweis, daß der Schlaf kein Zuſtand abſoluter Ruhe iſt. Den Standpunkt des bibelgläubigen Chriſten wahrend, entwickelt er dabei ſo viel Geiſt, Scharfſinn und Gelehrſamkeit, daß ihm jeder Leſer mit lebhaftem Anteil folgen wird.

Briefmappe

K. v. W. in M. Ihren Wünſchen dürfte Mittelbachs Automobilkarte von Mitteleuropa entſprechen, die im Maßſtabe 1:1500000 Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn, Schweiz, Holland und die benachbarten Teile andrer Länder umfaßt (Leipzig, Mittelbach, ℳ 2.50).

N. B. in H. Von Ihren ebenſo ſtimmungsvollen wie formgewandten Dichtungen ſei die ſchönſte hier in Lebensgröße mitgeteilt:

Frühherbſt.

Fort iſt die ſchöne Frühlingszeit;
Zur Neige ging der Sommer,
Mir blieb von alle ſeine Freud
Im Herzen nur der Kummer.

Ach einmal nur möcht ich den Blick
Zur goldnen Sonne heben,
Und glauben, daß es noch ein Glück,
Ein letztes, noch wird geben.

Doch heult der Sturm, die Wolken fliehn,
Und ſchaurig tönt die Weiſe;
Und letzte Roſen, die da blühn,
Im Wind erzittern leiſe.

Wozu iſt all die Freude wehrt?
Wozu auch all die Klagen?
Wozu das Glück, daß jeh zerſtört? —
So hörſt manch' Herz du fragen.

Was wollt ihr noch, mit Duft und Pracht,
Ihr Aſter und Reſeden?
Was mir in trüber Herbſtesnacht,
Von eurem Frühling reden?

Bald, und auch euch nimmt er zum Raub,
Der Herbſt, der freudenloſe,
Ach, wie ſchon bald liegt welk im Staub
Des Sommers letzte Roſe.

Durch meinen Haaren ſauſt der Wind
Und bleichet meine Wangen . . .
Auch mir iſt ja mein Frühlingskind,
Mein einz'ges, fortgegangen.

O. G. in Wien. Eine Papſtwahl iſt für den Gewählten ein recht teures Vergnügen. Früher war es Sitte, daß der neue Pontifex maximus jede ihm gegebene Stimme mit 100000 Lire (1 Lire = 81 Pfg.) bezahlte; Leo XIII. ermäßigte dieſen Preis jedoch auf 29250 Lire. Von einer Bezahlung der Stimmen an die Kardinäle kann dabei keine Rede ſein; jedes derartige Abkommen iſt vielmehr unter ſehr ſchweren Strafen verboten. Die Koſten des Konklaves Pius X. ſollen ſich alles in allem auf 200000 Lire belaufen haben.

Ph. v. D. in H. Die engliſchen Züchter kennen faſt nur noch Shorthorns, Hochländer, Devons und Herfords als Maſtvieh. Für Tiere der erſteren Art ſind bis dahin unerhörte Preiſe erzielt worden: 20000 und ſelbſt 40000 Mark für eine Kuh. Die beſten Preiſe zahlen die Amerikaner; dort wurde, allerdings ſchon vor einer Reihe von Jahren, ein Shorthornkalb mit 42900 Mark, dann mit 62,370 und, 3 Monate alt, mit 78320 Mark bezahlt.

Alfred F. in Darmſtadt. Bei den alten Germanen ſcheint das Hängen auf gewiſſen hohen Bäumen (Eiben), die entblättert oder wegen ihres Verdorrtſeins ausgewählt wurden, zwiſchen zwei Wölfen (nachmals in Hunde abgeſchwächt), die urſprünglich häufigſte Art der Vollſtreckung der Todesſtrafe geweſen zu ſein. Unverkennbar iſt ihre ſymboliſche Natur, ihr Opfercharakter; nach F. Dahns Angabe dürfte der dadurch zu verſöhnende Gott Odhin geweſen ſein.

B. in Groden. 1. Von ſolchen Werken gibt es eine ganze Menge; es kommt nur darauf an, wie umfangreich das von Ihnen gewünſchte ſein und wieviel es koſten ſoll — ohne dieſe Angabe können wir Ihnen keinen brauchbaren Rat geben. Viel beſſer aber iſt es, ſich an eine größere Sortimentsbuchhandlung zu wenden, die Ihnen die betreffenden Bücher gleich zur Auswahl vorlegen oder zuſenden kann. 2. Weder über den Zeitpunkt noch über die Perſon iſt unſers Wiſſens Sicheres bekannt. Der Text, den unſre Drucke auf Grund der handſchriftlichen Ueberlieferungen bieten, gibt eine mittelalterliche Textreviſion, wenngleich deren Wurzeln mindeſtens bis ins zweite vorchriſtliche Jahrhundert zurückreichen. Dieſer Charakter geht ſchon aus der Schrift hervor, in der dieſer Text überliefert iſt. Die Synagogenhandſchriften haben nur den Konſonantentext, dem dann in Privat- und Schulhandſchriften eine von zweiter Hand hinzugefügte Vokalſchrift beigegeben worden iſt.

L. Sch. in W. bei Markt Redwitz. Wir müſſen beſtens danken, da wir reichlich verſehen ſind.

G. P. in Hamburg. Die Etatsſtärke des Militärperſonals der kaiſerlichen Marine iſt für das Rechnungsjahr 1904 auf rund 38000 Köpfe feſtgeſtellt (gegen 35500 für das laufende Etatsjahr).

Frl. Anna H in Mainz. Das Urbild der Margarete im „Trompeter von Säkkingen“ iſt Scheffels liebliche Baſe aus dem Schwarzwald, Emma Heim, geweſen; ihr galt ſein volkstümlichſtes Gedicht „von der häßlichen Einrichtung“. Während des Aufenthalts in Italien, wohin er im Mai 1852 gereiſt war, ſchrieb er ſein Epos, das er ihr bei der Rückkehr nach Deutſchland überſandte; inzwiſchen aber war Emma die Braut eines andern geworden.

A. Th. in M. Der Bund für Vogelſchutz hat wie jedes Jahr ſo auch heuer den Teſſiner Grenzwächtern eine Belohnung dafür zugehen laſſen, daß ſie auf ihren Streifgängen im Gebirge auch zugleich dem Schutz der Vögel dienten. Sie haben in dieſem Jahr 5438 Fallen, 8938 Bogen und ähnliche Vorrichtungen und 4228 Roßhaarſchlingen weggenommen.

H. B. in Budapeſt. Ranavalo Manjeka III., die entthronte Königin von Madagaskar, hat als ſtändigen Aufenthaltsort ein Landhaus an der algeriſchen Küſte zugewieſen erhalten; kürzlich durfte ſie mit Erlaubnis der franzöſiſchen Regierung ein Mineralbad im Departement Cantal beſuchen und ſich dann — bereits zum zweiten Male — eine Zeitlang in Paris aufhalten, wo ſie in einem ziemlich beſcheidenen Gaſthofe untergebracht war.

Frau C. v. H. in O. Ganz gewiß: Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit; nur dürfen Sie nicht vergeſſen, daß man es den Kindern baldmöglichſt abzugewöhnen ſucht und die Narren deswegen einſperrt.

Von 20 Mark an postfrei.
Preislisten, Muster kostenfrei.

GEGRÜNDET 1862.

Nur gegen Bar-Einsendung oder Nachnahme.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei

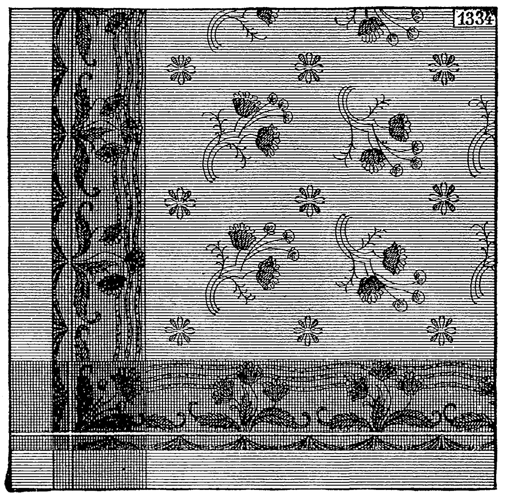
Berlin W.8. **F. V. Grünfeld** Leipziger Str. Nr. 25.

Baumwollene Hemdentuche.
Ohne Appretur, für Leib- u. Bettwäsche geeignet.
Marke HC, mittelfeinfädig.
Br 82 Cm., Mtr 42 Pf., 20 Mtr. ℳ 8.—.
Marke VF, feinfädig.
Br. 83 Cm., Mtr. 52 Pf., 20 Mtr. ℳ 10.—.
Br. 132 Cm., Mtr. 88 Pf., 25 Mtr. ℳ 21.30.
Br. 162 Cm., Mtr. 115 Pf., 20 Mtr. ℳ 22.30.

Weiss Rein-Leinen
Marke FG 19, gewaschen, mittelfeinfädig.
Breite 80 Cm., Meter 95 Pf.
Stück von 33⅓ Meter nur ℳ 30.70.
Breite 160 Cm., für Bettlaken, Mtr. ℳ 2.—.

Grünfelds Halbleinen
Marke HG 21, geklärt,
mittelfeinfädig, für jede Art Wäsche.
Breite 84 Cm., Meter ℳ 0.90. 20 Meter ℳ 17.50.
Breite 130 Cm., Meter ℳ 1.50. 25 Meter ℳ 36.40.
Breite 160 Cm., Meter ℳ 1.85. 20 Meter ℳ 35.80.
Breite 200 Cm., Meter ℳ 2.35. 20 Meter ℳ 45.50.

Handgestickte
Buchstaben-Taschentücher
Marke 750,
Weiss Reinleinen, mit einem weiss gestickten, verzierten Buchstaben in Grösse wie Abbildung.
Grösse 46 Cm.
Dutzend gesäumt ℳ 7.50.



Kaffee-Gedeck Marke 1334
Weiss Damast mit a) rot, b) blau, c) gold Blumen-Borde. Gesäumt im Karton
Tischtuch-Grösse 130×130 Cm.
Mundtuch-Grösse 32×32 Cm.
Gedeck mit 6 Mundtüchern nur . ℳ 3.—.

Schürzen-Pakete
je enthaltend 6 verschiedene, bewährte Küchen-, Haus- und Tee-Schürzen.
Gruppe M. A. R. G. O.
zusammen nur ℳ 5.—, 7.50, 10.—, 12.50, 15.—.

Jacquard-Gedecke
Marke 739. Weintraubenmuster.
Weiss, Reinleinen, gesäumt.
Tischtuch-Grösse 160×170 Cm., mit 6 Mundtüchern ℳ 10.30.
Tischtuch-Grösse 160×340 Cm., mit 12 Mundtüchern ℳ 20.60.

Hausmacher Jacquard-Handtücher
Marke 1282,
Weissleinen, in Streifen- u. Blumen-Mustern. Grösse 48×120 Cm.
Gesäumt und gebändert, das Dutzend ℳ 7.—.

Jacquard-Handtücher
Marke 350 W. Reinleinen, weissgarnig, in verschiedenen Streifen- und Blumen-Mustern.
Abgepasst, gesäumt und gebändert.
Grösse 52×132 Cm., das Dutzend ℳ 12.—.

Wischtücher, Marke OT.
Reinleinen, gesäumt und mit einem Band versehen.
Grau, weiss oder rot kariert.
Grösse 52×52 Cm., Dutzend . ℳ 2.80.
Grösse 52×75 Cm., Dutzend . ℳ 4.—.
Weiss, rot oder blau kariert.
Grösse 52×52 Cm., Dutzend . ℳ 3.20.
Grösse 52×75 Cm., Dutzend . ℳ 4.50.

Kleiderstoff „Diana“,
Baumwollen, dunkelgrundig, buntfarbig kariert.
Breite 70 Cm., Mtr. nur 60 Pf. 24 Mtr. (3 Kleider) ℳ 14.—.

Eigene mechanische u. Hand-Weberei, Näherei- u. Stick-Werkstätten: Landeshut i. Schl.

☞ *Bitte die neu erscnienene Haupt-Preisliste Nr. 403 zu verlangen.*

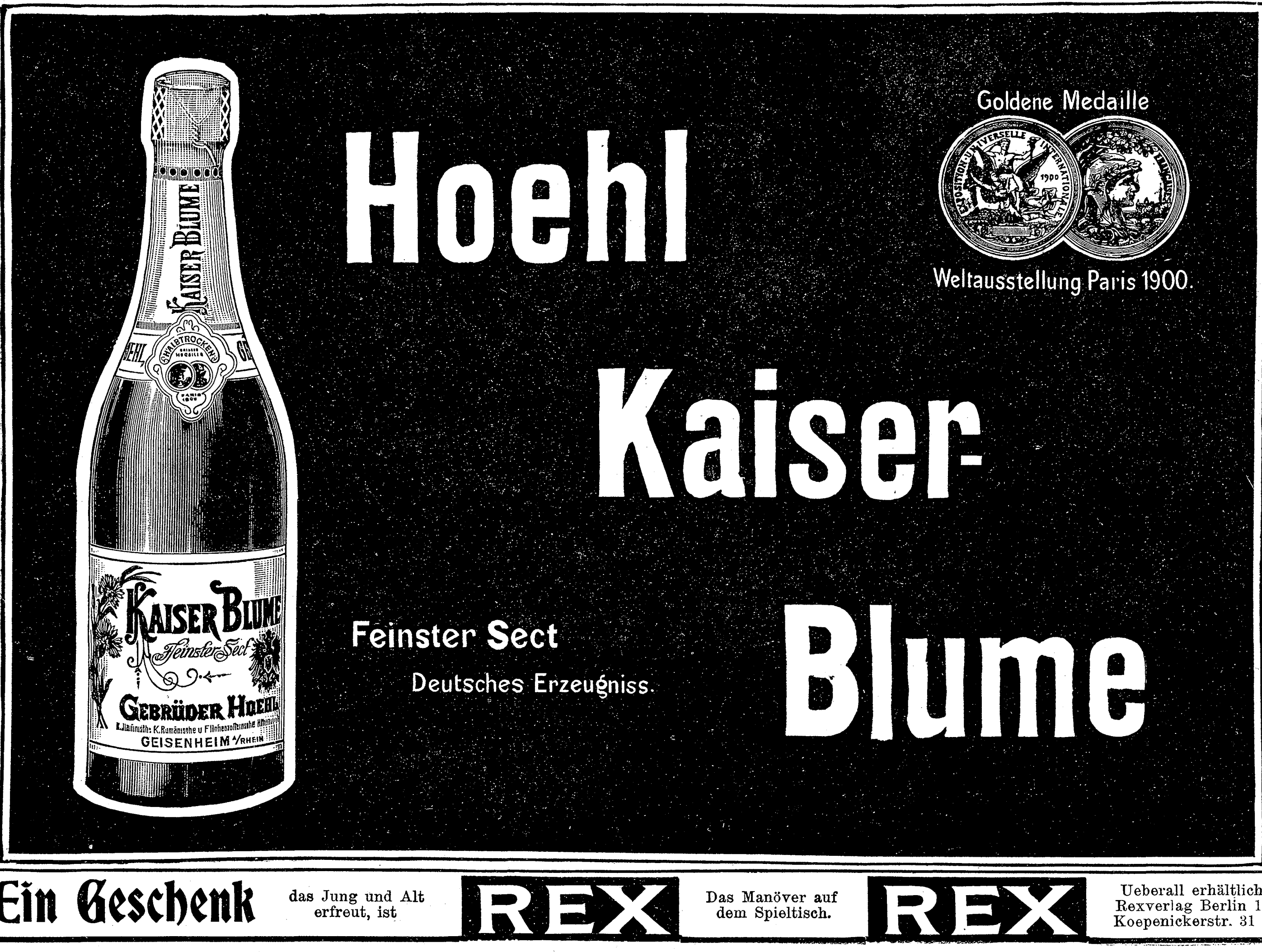
Die Wunder der fernen Gangesländer

werden uns nach dem Urteil von Weſtermanns Monatsheften in Braunſchweig vor Augen gezaubert in dem Werke: **Durch den Indischen Archipel.** Eine Künstlerfahrt von **Hugo V. Pedersen.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Reich illuſtriert.
In Prachteinband 25 Mark.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.



Hoehl Kaiser-Blume

Feinster Sect
Deutsches Erzeugniss.

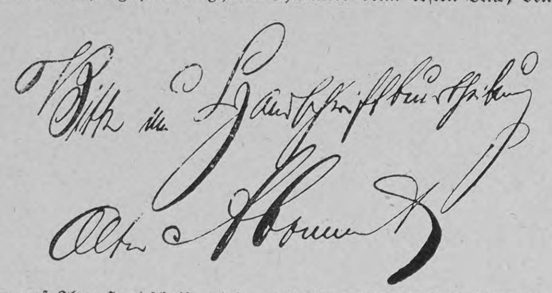
Goldene Medaille
Weltausstellung Paris 1900.

Ein Geschenk das Jung und Alt erfreut, ist REX Das Manöver auf dem Spieltisch. REX

Ueberall erhältlich.
Rexverlag Berlin 16.
Koepenickerstr. 31 B.

Handſchriften-Beurteilung

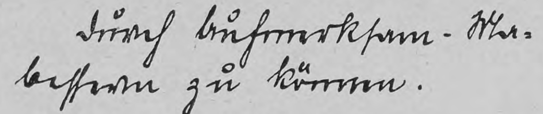
Z. in Petersburg. Selbſt Nichtgraphologen muß der hervorſtechendſte Fehler in Ihrem Charakter beim erſten Blick, den


Bitte um Handſchriftbeurteilung
Alter Abonnent

er auf Ihre Handſchrift wirft, auffallen: Maßloſigkeit (ſiehe die unproportionierten Formen und Buchſtaben: B, H, g u. ſ. w.), dabei ſind Sie ſehr lebhaft (ganzer Duktus), energiſch (keulenartige Verdickungen), heftig und manchmal etwas derb (ſchwere, unſchöne Schrift in Verbindung mit dem Vorhergeſagten). Sie ſind eitel — auch geiſtig — (ſtarke Druckſtellen und Schnörkel). Materiell (ſchwere, unſaubere Schrift). Sie ſind tätig und haben Initiative (lebhafter, energiſcher Duktus), ſind entſchloſſen und laſſen ſich durch Schwierigkeiten mehr momentan als auf die Dauer entmutigen.

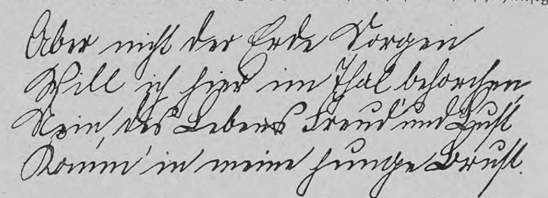
G. L. Nagybecſerek. Sie üben ſtarke Selbſtdisziplin, ſind ſehr energiſch, ſehr beſtimmt. Vor allem Verſtandesmenſch. Sie wiſſen ſich in Wort und Schrift wohl zu verteidigen. Sie ſind kein kluger Diplomat, der eventuell auch krumme Wege geht, aber Sie ſind vorſichtig genug, um ſich in nichts einzulaſſen, das zu weit führen könnte. Sie halten auf Vornehmheit, pflegen das Beſondere und Bizarre und laſſen ſich auch bloß am Schein genügen.

J. B. Nagybecſerek. Nicht maßlos ehrgeizig, aber ſtrebſam und ausdauernd (feſte, gleichmäßige Schrift mit etwas an-


durch aufmerkſam-Ver-
beſſern zu können.

ſteigender Linie). Steckt ſich ſeine Ziele mit Ueberlegung in erreichbarer Höhe und ermüdet nicht, bis er ſie erreicht hat. Beſcheiden (Majuskeln wohlproportioniert im Verhältnis zu den Minuskeln), korrekt, pflichtgetreu (gleichmäßige, ſorgfältige Schrift, gut und genau geſetzte u- und i-Zeichen). Nicht ein Blender, aber im intimen Verkehr gewinnend und in der Kriſis ſich bewährend.

Theodor Körner H. Sie ſind eigenwillig (ſtark auffahrende Endungen, unverbundene d — ſiehe „der“, „Erde“ u. ſ. w. —, ſpitze Schrift), energiſch und tätig (gut ſchattierte, lebhafte Schrift, häufig


Aber nicht der Erde Sorgen
Will ich hier im Thal behorchen
Nein, des Lebens Freud und Luſt
Komm' in meine junge Bruſt.

Keulenendungen). Nichts weniger als ein Heuchler oder Intrigant (anwachſende Endungen, gerade Linienbaſis), aber im Verkehr recht ſchwierig, weil ſcharf und nicht geneigt, Konzeſſionen zu machen; auch rückſichtslos (Endungen wachſen an). Schnell fertig mit Ihrer Anſicht und nicht objektiv im Urteil. Schlagfertig. Nichts weniger als ſentimental, aber empfindungsfähig (liegende, mehr kräftige als feine Schrift). L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz

Matador neueste Sekt-Marke von **Kloss & Foerster.**

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Deutſche Verlags-Anſtalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.
Die Erde in Einzeldarſtellungen.
II. Abteilung.
Die Tiere der Erde.
Von **Prof. Dr. W. Marshall.**
Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben.
In 50 Lieferungen zu 60 Pfg. Alle 8 bis 14 Tage erſcheint eine Lieferung.
Der erſte Band — in Prachteinband M. 12.— ſoeben erſchienen.
Der Text iſt von köſtlicher Friſche und Anſchaulichkeit, gelegentlich von wohltuendem Humor durchleuchtet. Der ſehr wertvolle Bilderſchmuck beſteht durchweg aus guten Wiedergaben vorzüglicher photographiſcher Aufnahmen nach dem Leben, **ein beſonders lehrreiches Anſchauungsmaterial, wie es in dieſer authentiſchen Zuverläſſigkeit und Reichhaltigkeit wohl noch in keinem Werke geboten wurde.**
Tagblatt der Stadt St. Gallen.

Ein Walroß und ein Seehund. Illuſtrationsprobe aus dem Werk.

Ein illuſtrierter Proſpekt iſt koſtenfrei, die erſte reichilluſtrierte Lieferung zur Anſicht durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Wer die Urteile zahlreicher Eltern und angeſehener Pädagogen über Richters **Anker-Steinbaukaſten und Anker-Brückenkaſten** kennen lernen und gleichzeitig Ausführliches über die verſchiedenen Anker-Kaſten und deren beſte Ergänzung erfahren will, der wende 5 Pf. für eine Poſtkarte an und verlange von F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt (Thüringen), die neue illuſtr. Baukaſten-Preisliſte, nach der man leicht, gut u. ſicher wählen kann. Wer Muſik liebt, der verlange auch die Preisliſte über die berühmten Libellion-Muſikwerke.
NUR 5 PFENNIG
NUR 5 PFENNIG

Krankenfahrstühle, Krankenmöbel
jeder Art fertigt
Rich. Maune, Dresden-Löbtau.
Catalog gratis.

Neue moderne, künstlerische **Brandmalerei-** und Kerbschnitt-Gegenstände liefert billig **J. Brendel, Maxdorf 40 Pfalz.** *Grosser Prachtkatalog gegen 40 Pf. Briefmarken franko.*

Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung
Ernſt Reinh. Voigt, Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

O. H. MEDER
LEIPZIG MARKT № 11.

Artikel für die Jugend. Modell-Dampfmasch., Dampf- und Uhrwerk-Eisenbahnen, Laterna magica, Elektr. Appar.
Lehrmittel, Globen, Phonographen, Influenzmaschinen etc.
Jll. Weihnachts-Catal. geg. 10 Pfg.-Marke.

Stellung. Prospect gratis **Existenz.** Probebrief franco.
Gratis Prospect. Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb. Stenographie. Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

SANATOGEN
zur Kräftigung des Körpers
zur Stärkung der Nerven

Die Versuche, welche in Spitalern mit **Cascarine Leprince** bei chronischer Constipation (Stuhlverstopfung) gemacht wurden, zeigten, dass Cascarine deshalb heilend wirkt, weil es, ohne den Darm zu reizen, denselben zur normalen Thätigkeit anregt und dessen Drüsensecretion steigert. Bestandteile: Cascarine Extract 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.— In allen Apotheken erhältlich.
Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.

Schweizer Stickerei für **Wäsche-Ausstattungen** aller Art (Festons und Einsätze).
Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl.
Eigene Fabrik. Billigste Preise.
Directer Versandt an Private. Ware zollfrei.
Bitte Musterkatalog verlangen.
Briefe nach der Schweiz 20 ₰, Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

Bei Bedarf von Tel. Adr. Austernbank.
feinsten holländischen Austern & Caviar
wende man sich an **Adolph Weber & Sohn, Hamburg I.**
Weihnachtsaufträge erbitten rechtzeitig.

Beliebte Reisetasche

von kaffeebraunem Rindleder, solidem Bügel und Schloss.

		Bügellge.		Preis
No.	1350 A.	33 cm	M.	7.—
„	1350 B.	36 „	„	8.50
„	1350 C.	39 „	„	10.—
„	1350 D.	42 „	„	11.50
„	1350 E.	45 „	„	13.—

desgl. in feineren Ausführungen.

Solide Faltentasche

von kaffeebraunem Rindleder, eingenähtem kräftigen Bügel, vierfachem Verschluss, Drellfutter mit grosser Innentasche.

		Bügellge.		Preis
No.	1138 A.	48 cm	M	28.—
„	1138 B.	54 „	„	36.—
„	1138 C.	60 „	„	42.—
„	1138 D.	70 „	„	50.—

Meine Fabrikate sind zu beziehen **nur** durch Fabrik und Versandgeschäft
Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau
Verkaufslokale: **LEIPZIG** Petersstrasse 8 **BERLIN** Leipzigerstrasse 101-102 **HAMBURG** Neuerwall 84.

Schach (Bearbeitet von **E. Schallopp**)

Partie Nr. 4

Geſpielt zu Barmen am 24. September 1903, ſeitens des Anziehenden gleichzeitig mit 14 andern Partien; er gewann 11½ und verlor 3½ Partien.

Sizilianiſche Partie

Weiß: E. Schallopp. — Schwarz: Adolf Keller (Elberfeld).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**c7—c5**	21. Ta1—b1	Dc3×h8
2. Sb1—c3	Sb8—c6	22. Lf1—d3	Sc6—e7
3. Sg1—f3	e7—e6	23. Ld3—e4 6)	Se7—f5
4. d2—d4	c5×d4	24. Le4×f5	g6×f5
5. Sf3×d4	g7—g6 1)	25. Th1—e1	a7—a5
6. Lc1—e3	Lf8—g7	26. Dd6—c5 7)	Ke8—f7
7. Sd4—b5	Lg7×c3†	27. Te1—e5	Dh8—g7
8. b2×c3	Dd8—a5	28. g2—g3	Dg7—g4†
9. Sb5—d6†	Ke8—e7	29. Kd1—c1	Dg4—f3?
10. Dd1—d2	h7—h6 2)	30. Tb1—b6	Df3—h1† 8)
11. f2—f4 3)	Sg8—f6	31. Kc1—b2	Dh1×h2
12. Sd6—c4	Da5—c7	32. Te5×f5†!	e6×f5
13. Le3—c5†	Ke7—e8! 4)	33. Dc5×f5†	Kf7—e8
14. Sc4—d6†	Ke8—d8	34. Df5—e5†!	Ke8—d8
15. Sd6×f7†	Kd8—e8	35. Tb6—g6 9)	d7—d5
16. Lc5—d6 5)	Dc7—b6	36. De5—d6†	Kd8—e8
17. Sf7×h8	Sf6×e4	37. Tg6—g8†	Ke8—f7
18. Dd2—d3	Se4×d6	38. Tg8—f8†	Kf7—g7
19. Dd3×d6	Db6—e3†	39. Dd6—f6†	Kg7—h7
20. Ke1—d1	De3×c3	40. Tf8—h8 matt	

1) Dieſer Zug empfiehlt ſich in der ſizilianiſchen Partie nur, wenn e7—e6 unterblieben iſt und ſtatt deſſen früher oder ſpäter d7—d6 geſchieht. An gegenwärtiger Stelle iſt Lf8—b4 der gegebene Zug.

2) Bei Sg8—f6 fürchtet Schwarz die Entgegnung 11. Le3—g5.

3) Es konnte auch ſofort 11. Sd6—c4 geſchehen.

4) Bei Ke7—d8? geht ausgerechnet durch 14. Lc5—d6 die ſchwarze Dame verloren.

5) Gut iſt auch 17. Sf7×h8 und auf Sf6×e4 dann entweder 18. Dd2—e3 (Se4×c5 19. De3×c5 Dc7×f4 20. Sh8×g6) oder 18. Dd2—d3 (Se4×c5 19. Dd3—g6† ꝛc., bezw. 18. . . . Dc7×f4 19. Lc5—e3 Df4—f6 20. Le3—d4 Sc6×d4 21. Dd3×d4 oder 19. . . . Df4—f5 20. g2—g4 Df5×g4 21. Th1—g1).

6) Dies erzwingt den Abtauſch und beſeitigt damit den einzigen Offizier, der den ſchwarzen König noch ſchützt.

7) Verhindert Ta8—a6 und droht 27. Dc5×f5.

8) Schwarz unterſchätzt die drohende Gefahr.

9) Noch ſtärker nach f6; denn wenn dann d7—d5 (d6), ſo 36. De5(×)d6† und 37. Tf6—f8 matt.

Schachbriefwechſel

K. H. in Budapeſt. Mit Bedauern hören wir, daß Ihre Aufgabe doch noch einen Haken hat; wir erwarten demnach Umarbeitung oder Erſatz.

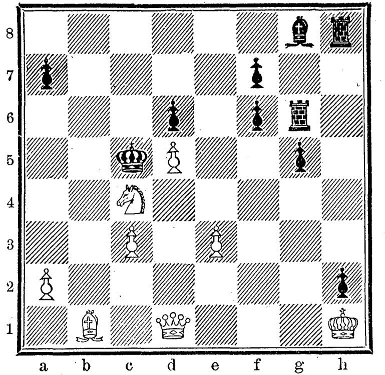
F. Sch. in Neunkirchen. Die Partien des Wiener Schachturniers werden demnächſt in Buchform erſcheinen. Beſtellungen unter Einſendung des Betrages von 3 Kronen ö. W. = 2,50 Mark ſind zu richten an die Adminiſtration der Wiener Schachzeitung, Wien IX, Währingerſtraße 24.

Richtige Löſungen ſandten ein: Wilibald Kühne in Oldisleben, C. H. Menzel in Hamburg und Auguſt Höſe in Bialyſtok zu Nr. 26 des vorigen Jahrganges; Lambert Einſpieler in Laibach zu Nr. 1 und 2; H. Mentzel in Hamburg-Borgfelde (wir bitten, das Verſehen freundlichſt zu entſchuldigen; es handelt ſich um eine bedauerliche Auslaſſung), Senglier in Bulgrin (ſehr erfreut, von Ihnen wieder ein Lebenszeichen zu erhalten; auch Selbſtmattaufgaben werden gelegentlich wieder erſcheinen — ſie ſind im allgemeinen jetzt ſeltener geworden), E. L. in Graz und F. Schneider in Neunkirchen zu Nr. 1. (Selbſtverſtändlich ſind dieſe Einſendungen bereits erfolgt, ehe die betreffenden Löſungen unſrerſeits veröffentlicht wurden; ſie konnten nur aus techniſchen Gründen nicht früher an dieſer Stelle Aufnahme finden.)

Aufgabe 3

Von **Dr. F. Binder** in Weimar (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Nächtliche Feinde

Wir glauben in Abrahams Schoße zu liegen und das Non plus ultra von Sicherheit und friedlicher Ruhe zu genießen, wenn wir uns Abends im wohlverſchloſſenen und durchwärmten Zimmer behaglich auf unſer Lager ſtrecken. Dabei ahnen wir nicht, daß, ſobald wir das Licht ausgelöſcht und die Augen zum Schlummer geſchloſſen haben, unſre gefährlichſten Feinde ihr verhängnisvolles Zerſtörungswerk *ungeſtört* beginnen und ruhelos bei der Arbeit ſind, eines der nützlichſten und edelſten Organe unſers Körpers langſam aber ſicher zu vernichten. Dieſes Organ ſind unſre *Zähne* und dieſe furchtbaren Feinde die *zahlloſen kleinen und kleinſten Lebeweſen* (Bakterien), die gerade während der Nacht in unſrer Mundhöhle die günſtigſten Bedingungen für ihr Fortkommen und ihre beiſpielloſe Vermehrung finden. Das iſt vielleicht noch Niemandem eingefallen, daß gerade während des Schlafes unſre Zähne conſtant ruiniert werden, daß die Milliarden von Zähnen, die im Laufe der Jahre verloren gehen, ausſchließlich während des Schlafes, während der Zeit, in welcher ſich der Menſch für gewöhnlich in jeder Beziehung am ſicherſten und gegen jegliche Unbill am geſchützteſten wähnt, zu grunde gerichtet worden ſind. Der Grund hiervon iſt leicht erſichtlich. Wer nur oberflächlich etwas von Bakteriologie gehört oder geleſen hat, weiß, daß zu den günſtigſten Lebensbedingungen der Bakterien, unſrer unſichtbaren und daher unheimlichſten Feinde, vor allem viererlei gehört: erſtens — *Wärme* und zwar *Blutwärme*, zweitens — eine *ungehinderte und ununterbrochene Thätigkeit*, oder beſſer geſagt, Bethätigungs-Möglichkeit, drittens — *Feuchtigkeit* und viertens — ſogenannte *Subſtanzherde*, — d. h. *Fäulnisherde*. Der Bakteriolog ſtellt dieſe Lebensbedingungen, wenn er Bakterien züchten will, in einem Brutofen künſtlich her. Was ein ſolcher Brutofen künſtlich darſtellt, das leiſtet unſer Mund während der Nacht auf natürliche Weiſe. Während des Tages dagegen wird unſer Mund durch freieres Atmen ventiliert und durch Sprechen, Kauen ꝛc. fortwährend in Bewegung gehalten, ſodaß während dieſer Zeit die verderbliche Zerſtörungsthätigkeit der Bakterien und Bacillen beſtändig unterbrochen wird. Aus dieſem allem geht mit Evidenz hervor, daß es von der allergrößten Wichtigkeit iſt, ja daß einfach die *Exiſtenz unſrer Zähne davon abhängt*, daß man den Mund des Abends vor dem Schlafengehen auf das gründlichſte, peinlichſte und vor allem auf das *zweckmäßigſte* reinigt. Gerade das Letztere iſt von entſcheidender Bedeutung. Iſt der Abend aus den angeführten Gründen der richtigſte und wichtigſte Zeitpunkt für die Mundreinigung, ſo kommt bei dem Reinigungsprozeſſe ſelbſt alles darauf an, daß man ſich des geeignetſten und vollkommenſten *Mittels* dazu bedient, d. h. eines Mittels, welches vermöge ſeiner antiſeptiſchen Kraft die Fäulnis- und Gährungsprozeſſe verhindert, und daß man die in dem Munde zurückgebliebenen Speiſereſte mittels Zahnbürſte oder Zahnſtocher mechaniſch entfernt. Am ſicherſten geht man, wenn man als antiſeptiſches Mittel Odol verwendet, das bis jetzt von allen Mitteln als das zweckmäßigſte antiſeptiſche Mundwaſſer erkannt worden iſt. Man kann nicht eindringlich genug darauf hinweiſen, daß die *abendliche* Reinigung der Zähne vor dem Schlafengehen das Allerwichtigſte iſt. Will man überhaupt ſeine Mühe zur Pflege der Zähne einſchränken, dann möge man lieber am Tage die Zahnreinigung unterlaſſen. Die Abendreinigung der Zähne iſt geradezu eine Exiſtenzfrage für die Zähne. Beſonders ſoll man die Kinder von früheſter Jugend an daran gewöhnen, als letztes vor dem Schlafengehen Mund und Zähne mit Odol zu reinigen und ſo gegen die nächtlichen Feinde der Zähne zu ſchützen. Den Segen dieſer erzieheriſchen Maßregeln werden die Kinder erſt einmal im Alter anerkennen und ihren Eltern zeitlebens dafür dankbar ſein; denn es iſt zweifellos, daß bei Leuten, die von früheſter Jugend an eine geregelte Zahnpflege gewöhnt ſind, die Zähne bis ins Alter intakt gehalten werden können, und die meiſten Menſchen, die Zahnlücken oder hohle Zähne im Munde haben, haben dies in der Hauptſache einer vernachläſſigten Zahnpflege zuzuſchreiben.

PFAFF-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.

Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit,** mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**

Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.

Niederlagen in fast allen Städten.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Entfernung ist kein Hindernis.

Die Einsendung einer Postkarte genügt, um innerhalb 24 Stunden unseren reichillustrierten
Katalog gratis und franco
zu erhalten. Derselbe bietet Gewähr für allerbilligsten Einkauf von gediegen-eleganter Damen- und Herrenbekleidung, Wäsche, Gardinen, Ausstattungsartikel, etc., sollte daher in keiner Familie fehlen.
Stoffmuster und Aufträge von 15 Mk. an portofrei.

Tuchausstellung Augsburg 305.
Wimpfheimer & Cie.

G. C. KESSLER & Co
Aelteste deutsche Schaumweinkellerei
gegründet 1826
ESSLINGEN.

Kessler Sect

HOFLIEFERANTEN:
S. M. des Königs von Württemberg
S. Kgl. H. des Grossherzogs von Sachsen Weimar Eisenach.
I. Kais. H. der Herzogin Wera Grossfürstin von Russland
sowie Lieferanten vieler anderer Fürstlichkeiten, Casinos etc.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

ODONTA
unübertroffenes MUNDWASSER
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE
ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- & FRISEUR-GESCHÄFTEN

Kieler Koch-Schule
und wirtschaftliches Töchter-Pensionat besserer Stände.
Ländlicher Aufenthalt im Eigenbesitztum:
„Heuer-Adler's Ruh", Ellerbek b. Kiel.
Vorsteherin: **Frau Sophie Heuer.**
Während des langjährigen Bestehens der Anstalt von 1881 bis 1903 wurde eine grosse Schülerinnenzahl ausgebildet.
Lawn Tennis- u. Spielplätze. — Bootfahrt.
Ia Referenz. Beginn d. Lehrgänge 4. Januar, 15. Mai. Alles Nähere durch den Lehrplan.

100 ſeltene Briefmarken! v. China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Perſ., Siam, Sudan ꝛc. — alle verſch. - gar. echt - **nur 2 Mk.** Preisl. grat. E. Hayn, Naumburg a/S.

Fein geschnitzte Kuckuck-Uhr
M. 6.50, ohne Kuckuckruf M. 1.80. Prima Werke. — Wetterhäuschen aus Naturholz M. 1.50. Katal. frei. Reelle Garantie, ev. Zurücknahme.
Wilhelm Gerland, Triberg 14 - Schwarzwald.

Sirolin

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei
Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich
auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf,
bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Photograph. Apparate
schon von M. 3.— an, bis zur feinsten Ausführung, sowie sämtl. Bedarfsartikel zu billigsten Preisen.
Katalog gratis.
Hess & Sattler,
Augsburg.

Worträtſel

Das erſte Wort

Noch nie hat ſie der Blick erfaßt,
Auf Erden iſt ſie nur zu Gaſt,
Doch alles, was im Innern lebt,
Unlösbar iſt's mit ihr verwebt,
Und wenn ihr Weſen noch nicht klar,
Dereinſt wird es wohl offenbar.
Bis dahin müſſen wir vertrauen
Und feſt auf ihre Dauer bauen.

Das zweite Wort

Des Rheinlands muntres, wildes Kind,
Gewundne Wege lieb ihm ſind,
Und in dem reißend ſchnellen Lauf
Hält's nicht des Tales Enge auf.
Doch von der Frucht der grünen Reben,
Die reich und lockend es umgeben,
Läßt es ſich nur im Fluge winken
Und muß im Bruderarm verſinken.

Das Ganze

Wenn anders ſich in ein Wort binden
Die Laute beider, läßt ſich finden
Ein Name, der mit goldnen Lettern
Verzeichnet in den Ruhmesblättern,
Die unſerer Armee geweiht,
Ein Schatz für ſie in Ewigkeit.
Mag gold'ger Abendſonnenſchein
Sich der erwählten Ruhe leihn,
Und ob ſein Scheiden uns bedrücke
Und unerſetzlich ſcheint die Lücke,
Wir laſſen uns den feſten Glauben
Den Troſt im Trennungsweh nicht rauben:
Sein tapfrer Arm, ſein klarer Blick,
Sie kehren zu dem Heer zurück,
Sobald das Vaterland bedroht
Und ſolch' erprobte Stütze not. M. Sch.

Rätſel

Ein Räuber wird zum Vorſchein kommen,
Wird einem Keim der Kopf genommen. E. S.

Homonym

In wechſelnder Beziehung ſpricht
Dein Mund es aus zu jeder Zeit;
Hier legt es auf dich ſelbſt Gewicht,
Für andre iſt es dort bereit.

Sollſt du es aber jemand leihn,
So prüfe ernſt und mit Bedacht,
Daß nur ein Würd'ger es mag ſein,
Der dem Vertrauen Ehre macht. M. Sch.

Auflöſungen der Rätſelaufgaben Seite 120:

Des Kreuzrätſels:

		R	C	C		
		a	r	a		
R	a	v	e	n	n	a
C	r	e	m	o	n	a
C	a	n	o	s	s	a
		n	n	s		
		a	a	a		

Des Palindroms: Reittier, Renner.

Des Rätſels: Sardine, Gardine.

Des Scherzrätſels: Lies, Seil.

Richtige Löſungen ſandten ein: „Süddeutſche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (9); Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg-St. Georg (2); „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorſt (2).

Das Leben des Kindes.

Daß für Eltern dies jederzeit die wichtigſte Frage iſt, ſteht außer Zweifel. Iſt das Leben des Kindes gegen Krankheit geſichert, ſo ſteht ihm auch eine geſunde Zukunft bevor, eine wichtige Bedingung für das Kind ſowohl wie für die Eltern, ja nicht minder für den Staat ſelbſt. Herr Menke beſchreibt ſeine Erfahrung in ſeinem Briefe wie folgt:

Barmen, Schloßſtraße 20a, den 11. Dezember 1902.

Scotts Emulſion habe ich bei dreien meiner Kinder, welche ſehr ſchwächlich waren, angewendet und es war geradezu frappant, wie ſchnell ſchon eine Wirkung nach dem Gebrauch der Emulſion bemerkbar war. Die Kinder wurden munter, es entwickelte ſich ſtarker Appetit und ſie ſind heute nach ſehr kurzer Zeit friſch und geſund. Auffällig war aber der Erfolg beſonders bei einem der Kinder, welches durch Engliſche Krankheit, verbunden mit Brechdurchfall dermaßen abgemagert und kümmerlich war, daß ich für das Leben des Kindes fürchtete. Alle möglichen anempfohlenen Mittel richteten gar nichts aus und habe ich alsdann auf Anraten eines Freundes auch Scott's Emulſion eben nur verſucht, um nichts unverſucht zu laſſen, wobei ich mich eines gewiſſen Mißtrauens nicht mehr erwehren konnte.

Jedoch ſchon nach 2—3 Tagen war eine merkwürdige Veränderung zum Beſſern deutlich wahrzunehmen, und das Kind iſt innerhalb einiger Wochen derart geſundet, daß es wie von neuem geboren ſchien. Eine originelle Wahrnehmung war noch die, daß, wenn die Emulſion unvorhergeſehen erſchöpft war und eine neue Sendung einige Tage auf ſich warten ließ, das Kind ganz traurig und niedergeſchlagen wurde. Das Kind iſt heute 2¾ Jahre und iſt es der Mühe wert zu ſehen, wie es von Geſundheit ſtrotzt.

Hochachtend
(gez.) Th. Menke, Buchdruckereibeſ.

Scotts Emulſion iſt in allen Fällen anwendbar, wo früher gewöhnlicher Lebertran verordnet wurde, wie bei Blutarmut, Engliſcher Krankheit, Skrofuloſe, Huſten, Lungenleiden u. ſ. w. Während ſonſt häufig von der Verordnung von Lebertran abgeſehen werden mußte wegen deſſen widerlichen Geſchmacks, der ſchweren Verdaulichkeit und anderer unangenehmer Nachwirkungen, bietet derſelbe ſich nun in der Form von Scotts Emulſion als ein Präparat, das von großem Wohlgeſchmack und großer Bekömmlichkeit iſt und auf Appetit und Verdauung anregend wirkt.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

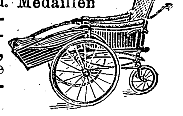
Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Eine grosse Freude

bereiten Sie Ihren Angehörigen mit der an Wohlgeschmack unübertroffenen

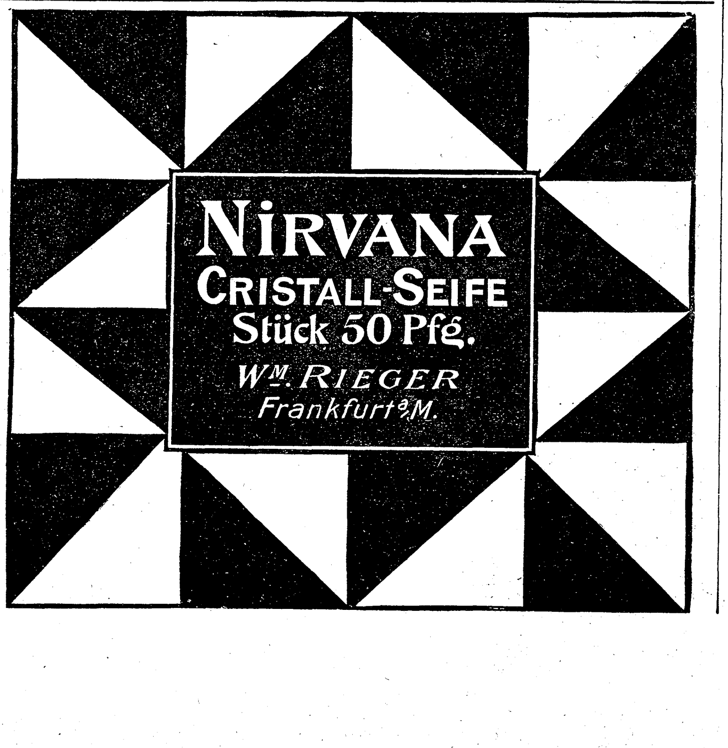
Edda-Chocolade

Fabrikanten: Petzold & Aulhorn A.-G., Dresden.



C. Maquet, G. m. b. H.

Berlin W. 35, Lützowstrasse 89/90. — Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Kranken-fahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle**, verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle**, verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.



NIRVANA
CRISTALL-SEIFE
Stück 50 Pfg.
Wm RIEGER
Frankfurt a/M.

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Buchführung
Correspondenz
Rechnen
Comtoirpraxis
Verlangen Sie
gratis
Prospect u. Probe
FERDINAND SIMON
gerichtlicher Bücher-Revisor
BERLIN O.27.
Mit dem patentirten Schönschrift-federhalter u. der Schönschriftfeder wird jede Schrift schön
Probe Lection gratis

Mech. Ruhestühle,
Universalstühle,
Closetstühle,
verstellb. Keilkissen

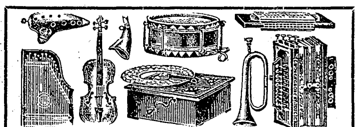
für Herz, Asthma und an Schlaflosigheit Leidende sehr praktisch.

Rich. Maune,
Dresden-Löbtau 1.

Photograph. Apparate

von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.

Christian Tauber
Wiesbaden.



Beſte Muſikinſtr. jed. Art Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

Ges. geschützt.

NASOL

Bestes
Schnupfenmittel
der Welt.
— In allen Apotheken. —
Dr. E. Krause, Leipzig.

(citronens. Mentholäther.)

Seide zum Kleide

und Blouſen in unerreichter Auswahl. Wundervolle Neuheiten in allen Preislagen von 95 Pf. an. Porto- und zollfreier Verſandt an Jedermann. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Ihnen
leuchtet es

ja ein, dass die **Closet-Lampe „Ever Ready"** in keinem Haushalte fehlen darf. **Keine** Feuersgefahr. **Ein** Hebeldruck: **Helles elektrisches Licht. Kinderleichtes** Auswechseln der Trockenbatterie. Lampe No. 111 M. **15.**— Prachtkatalog O und **Anerkennungs-Abschriften** gratis von der

Electrical Specialty Co. **Berlin W.**, Leipzigerstrasse 113.

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3.** Prosp. gratis.

**Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1 g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

Gesichtshaare u. ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Classen) versendet geg. 145 ₰ Apotheker **Wegener, Reinfeld i. H.**

Pensionnat de Demoiselles, *1er ordre.* **Hæussler-Humbert, pasteur, Beau-Séjour,** *Neuchâtel; fondé 1874. — Villa avec jardin magnifique. Demandez prospectus.*

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Deva-Roman-Sammlung

Jeder Band geheftet 50 Pf., gebunden 75 Pf.

Neue Serie: Band 36—45.

Bd.		Bd.	
36	Richard Voß, Juliane. Roman.	41	Adam Szymanski, Sibiriſche Novellen. Aus dem Polniſchen.
37	Henri de Régnier, Seltſame Liebſchaften. Novellen. Aus dem Franzöſiſchen.	42	Karl Herold, Die Orden des Prinzen Riza. — Fatum. Zwei Erzählungen.
38	Agnes Harder, Unter goldenem Joch. Roman aus der Geſellſchaft.	43	Marya Konopnicka, Leben und Leiden. Novellen. Aus dem Polniſchen.
39	Paul Oskar Höcker, Närriſche Käuze. Novelletten und Skizzen.	44	Teo von Torn, Der Garniſonſchreck und andre Militär-Humoresken.
40	Lotte Gubalke, Von ſeltſamen Leuten. Novellen.	45	Paul Weiſe, Rotes Haar. Kriminalroman.

Ein Verzeichnis der früher erſchienenen Bände auf Verlangen koſtenlos.

Billiger Preis. — Großer klarer Druck.
Neue elegante Ausſtattung.
Spannende Unterhaltungslektüre.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Billig im Verbrauch.

Ronnefeldt's THEE

aromatisch und ausgiebig.

Proben der 4 Hauptsorten **M. 1.**— Sendungen v. M. 10.— an **„Franco".**

Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Bock, Alfred, Kantor Schildköters Haus. Roman. ℳ 2.—. Berlin, Egon Fleiſchel & Co.
Eyth, Max, Hinter Pflug und Schraubſtock. Skizzen aus dem Taſchenbuch eines Ingenieurs. 2 Bände. 6. Aufl. ℳ 6.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.
Helene, Einmachen und Konſervieren der Früchte und Gemüſe. 3. Aufl. ℳ 1.—. Zürich, Th. Schröter.
Heller, O., Primadonna. Erzählg. — Geinborg, W. H., Ein Feldpoſtbrief. Nov. 50 ₰. Berlin, A. Goldſchmidt.
Heyſe, Paul, Romane Wohlfeile Ausgabe. Liefg. 29 – 33 à 40 ₰. Stuttgart, Cotta Nachf.
Merk, E., Das Rätſel der Bergnacht. Roman. 50 ₰. Berlin, A. Goldſchmidt.
v. Ompteda, Georg Frhr., Nerven. Novellen. ℳ 5.—. Berlin, Egon Fleiſchel & Co.
Oppermann, Otto, Neue Gedichte. ℳ 2.—. Dresden, E. Pierſon.
Sandor, P., Bei Licht und Lampenſchein. Gedichte. ℳ 1.50. Dresden, E. Pierſon.
v. Thilo, Marie, Dr. med., Was ſollen unſre erwachſenen Töchter von der Ehe wiſſen? 3. Aufl. 80 ₰. Zürich, Th. Schröter.
v. Uslar, Manuel, Das Gold. Sein Vorkommen, ſeine Gewinnung und Bearbeitung. ℳ 2.—. Halle, W. Knapp.
Wasner, Georg, Walter Eichſtädt. Roman. ℳ 3.—. Berlin, Egon Fleiſchel & Co.
Zola, Emile, Der Zuſammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman. 3 Bde. 19. Aufl. ℳ 5.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.
— — illuſtr. Ausgabe Gebd. ℳ 12.—. Ebd.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Unter dem Namen „Reiſebegleiter“ hat die Firma Aug. Zeiß & Co., Shannon-Regiſtrator-Co., Berlin W., Leipzigerſtraße 126, eine Schreibmappe in den Handel gebracht, die unter beſonderer Berückſichtigung der Bedürfniſſe des Handlungsreiſenden hergeſtellt wurde, aber auch jedem andern Reiſenden gute Dienſte tun wird. Die 36×58 Zentimeter große Mappe iſt ſowohl außen wie innen mit widerſtandsfähigem braunen Segeltuch überzogen, und die Ränder ſind mit rotem Leder eingefaßt. Ein ſtark vernickeltes flaches Schloß ſichert den Inhalt vor unberufenen Augen. Wenn man die Mappe öffnet, findet man am äußeren Rande nebeneinander zwei geſchloſſene Taſchen aus Segeltuch, die für größere und kleinere Briefumſchläge beſtimmt ſind. Darunter liegen zwei größere Taſchen für das entſprechende Briefpapier, während die im kaufmänniſchen Verkehr meiſt gebräuchlichen Quartbriefbogen in einer großen Taſche Platz finden, die ſich über die ganze Fläche des einen Mappendeckels ausdehnt. Auf der Decke dieſer vier Taſchen ſind mannigfache Schreibgeräte befeſtigt. Zur Aufbewahrung der Briefſchaften dienen zwei Schnellheftermappen. Die ganze Mappe iſt haltbar, zweckmäßig und gefällig hergerichtet

---

Feine Parfümerien und Toiletteſeifen waren lange Zeit faſt ein Monopol unſrer Nachbarn im Weſten. Deutſcher Fleiß und deutſche Geſchicklichkeit haben es jedoch verſtanden, auch auf dieſem Gebiete den franzöſiſchen Fabrikaten die frühere Bevorzugung ſtreitig zu machen. Zu den Pionieren, denen wir die Hebung der in Frage ſtehenden Induſtriezweige zu ihrer heutigen Bedeutung verdanken, ſind unſtreitig die Königl. Hoflieferanten J. F. Schwarzloſe Söhne und Treu & Nuglisch, beide in Berlin, zu rechnen. Die erſteren, die ſich mit der Herſtellung von Parfümerien befaſſen, bringen Marken zum Verkauf, die ſowohl nach Qualität als auch nach Preiswürdigkeit einzig in ihrer Art daſtehen, während die letztere, 1823 als die erſte Toiletteſeifenfabrik Deutſchlands gegründete Firma es im Laufe der Jahre erreicht hat, ihren Erzeugniſſen weit über die Grenzen Deutſchlands hinaus einen guten Klang zu verſchaffen. Als Spezialität bringt dieſe Firma überdies ein altbekanntes Räuchermittel, „Double Ambrée Eau de Lavande“, das zum Parfümieren von Zimmern dient.

Deutsche Romanbibliothek.

Die ſoeben erſchienene Nr. 7 enthält: Die Reiſe nach Mentone. Eine Geſchichte von der Riviera. Von Richard Voß. — In der Ibenhorſt. Eine Erzählung aus Litauen. Von Willy Linck. — Der Gardeſtern. Humoriſt. Roman von Freiherrn von Schlicht.

Vierteljährlich M. 2.—

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Anzeigen

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

Nur ein Grammophon mit

Trompeten-Arm reproduziert in bisher nicht erreichbarer Natürlichkeit Sprache, Musik, Gesang aller Kultur-Staaten.

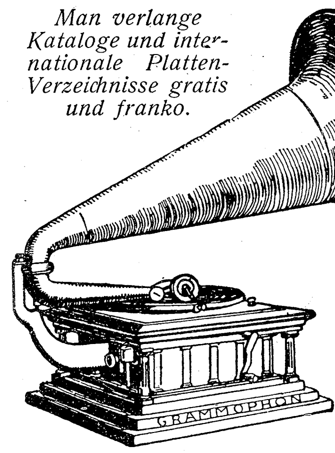
Man verlange Kataloge und internationale Platten-Verzeichnisse gratis und franko.

Grammophon-Apparate Platten Nadeln

nur echt mit Schutzmarke ☞ TRADE MARK „GRAMMOPHON“

„Grammophon“ H. Weiss & Co., Berlin W. 8, Friedrichstr. 189.

Wien I Kärntnerstrasse 10.
Hamburg Neuerwall 17.
Budapest Karolyi Körut 2.



der neue Glühkörper der Auergesellschaft zeichnet sich durch schönstes Licht u. grösste Haltbarkeit aus. Er leuchtet 1500 Stunden ohne Lichtabnahme. Zu haben in allen einschl. Geschäften.
Deutsche Gasglühlicht Aktienges.
Berlin SW., Alte Jacobstr. 139.

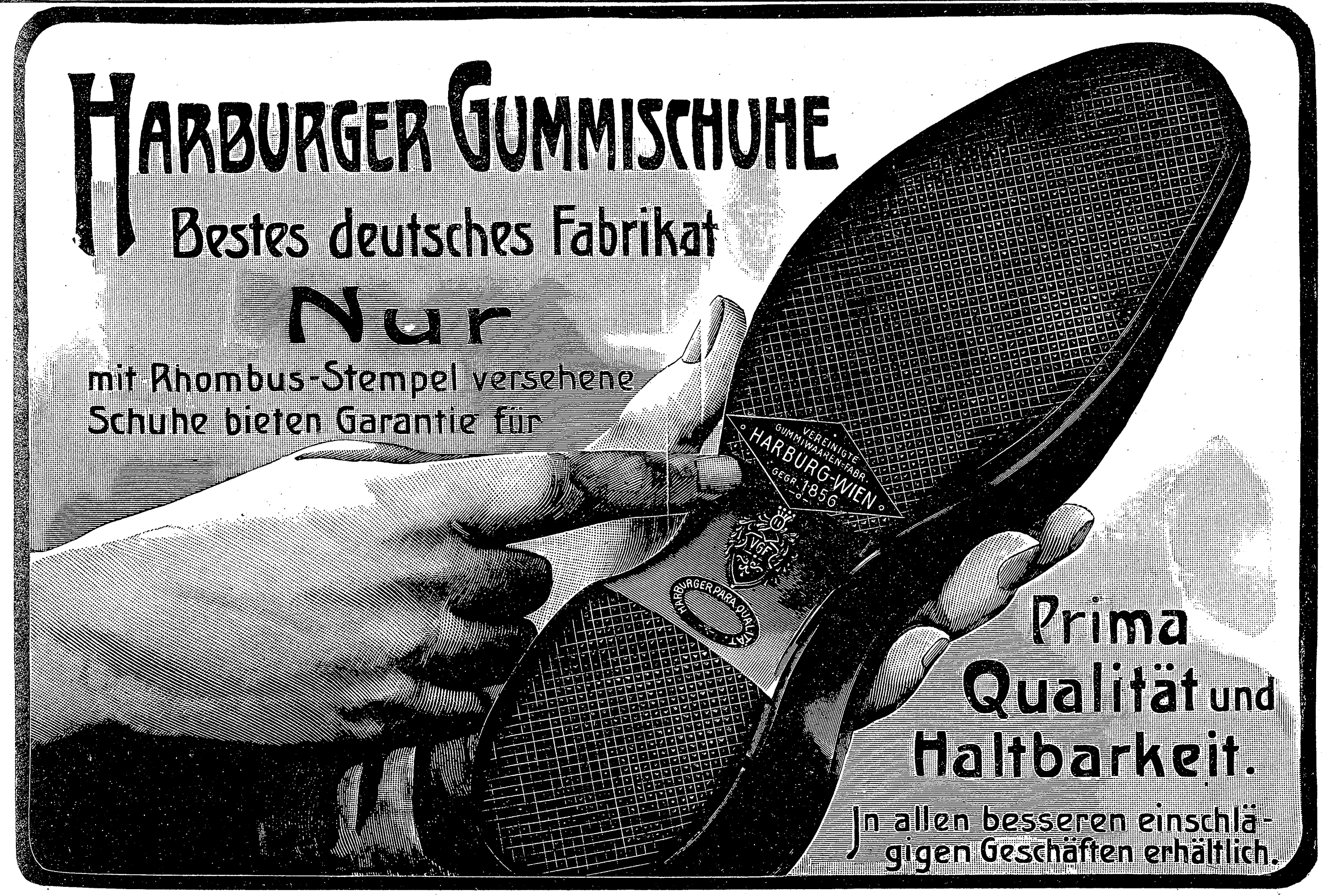
Arco Wärmster klimatischer Curort Südtirols nächst dem Gardasee. Hauptstation der reizenden Mori-Arco-Riva-Bahn. Saison Oktober—Mai. Palmen, Oliven, Lorbeer u. Orangen. Neue Winteranlagen u. grosse Wandelhallen, staubfreie Promenaden, tägl. 2mal Curconcerte. Grosser Festsaal, Reunions. Alle Gattungen Bäder. Kaltwassercuren, Inhalatorium. Hôtels und Pensionen. Privatvillen mit vermietbaren Familienwohnungen. Kath. u. evang. Gottesdienst. Telefon zwischen Arco—Trient—Roveredo etc. Elektr Beleuchtung. Neue Hochquellenleitung. Prospekte u. Auskünfte durch die Curvorstehung.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke für feine Sorten

Cederlunds allein ächt GENUINE CALORIC PUNCH
Feinste Marke.
Haupt-Niederlage für Deutschland: Carl v. Freidenfelt, Lübeck.

Gicht Ihr Arzt erteilt Auskunft!
Reumat.: Eine Hauskur o. Berufsstör. m. **Wiesbadener Kochbrunnen**
Steinleid.: 1 Heft ärztl. Heilberichte von Weltautorität. u. Anweis. durch d. Amtl. Versand, Brunnen-Contor, Wiesbaden.

Kanarienvögel. Echte Harzer Hohl-, Lach- und Klingelroller à 8, 12, 15 ℳ u. höher. Garantie f. Güte u. geſund. Empf. Preisl. fr. **W. Walter, St. Andreasberg** i. Harz 76, Züchterei I. Ranges.


HARBURGER GUMMISCHUHE
Bestes deutsches Fabrikat
Nur
mit Rhombus-Stempel versehene
Schuhe bieten Garantie für
VEREINIGTE GUMMIWAAREN-FABR. HARBURG-WIEN GEGR. 1856
HARBURGER PARA QUALITÄT
Prima Qualität und Haltbarkeit.
In allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Werke von

J. R. zur Megede.

Unter Zigeunern. Roman. **3. Auflage.** M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Kismet. Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska. M. 3.—, **2. Auflage.** eleg. geb. M. 4.—

Quitt. Roman. **9. Tauſend.** M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Von zarter Hand. Roman. **5. Auflage.** 2 Bde. Mk. 6.—, elegant gebunden M. 8.—

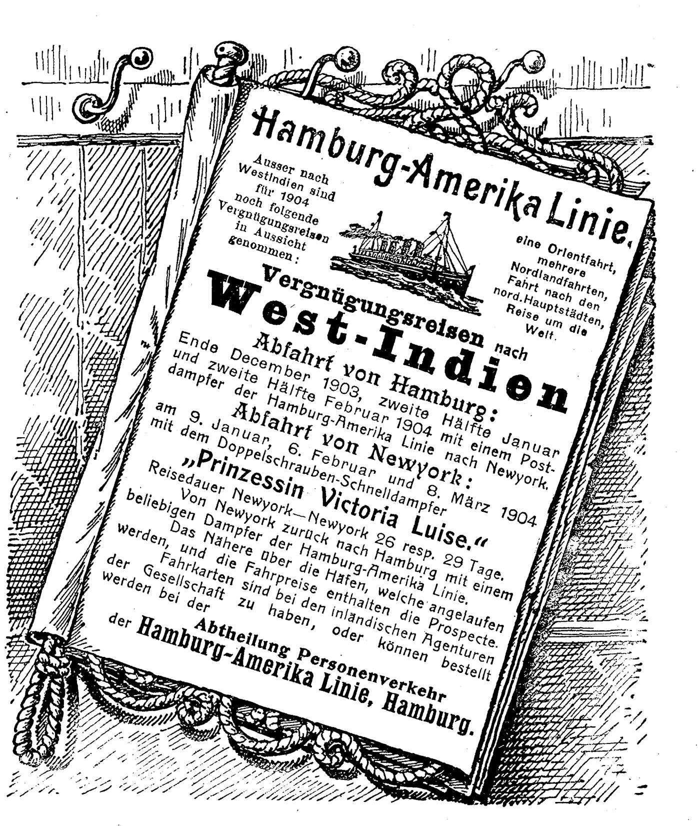
Félicie. Aus den Briefen eines Thoren **4. Auflage.** M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Das Blinkfeuer von Brüsterort. M. 3.—, **5. Auflage.** eleg. geb. M. 4.—

Trianon und andere Novellen. **4. Auflage.** M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

106



Hamburg-Amerika Linie.

Ausser nach Westindien sind für 1904 noch folgende Vergnügungsreisen in Aussicht genommen:

eine Orientfahrt, mehrere Nordlandfahrten, Fahrt nach den nord. Hauptstädten, Reise um die Welt.

Vergnügungsreisen nach

West-Indien

Abfahrt von Hamburg:

Ende December 1903, zweite Hälfte Januar und zweite Hälfte Februar 1904 mit einem Postdampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork.

Abfahrt von Newyork:

am 9. Januar, 6. Februar und 8. März 1904 mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer

„Prinzessin Victoria Luise.“

Reisedauer Newyork—Newyork 26 resp. 29 Tage. Von Newyork zurück nach Hamburg mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie. Das Nähere über die Häfen, welche angelaufen werden, und die Fahrpreise enthalten die Prospecte. Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu haben, oder können bestellt werden bei der

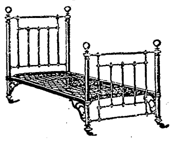
Abtheilung Personenverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Älteste Deutsche Versand- und Ausstattungs-Häuser

Julius Henel vorm. C. Fuchs, Breslau

(Gegründet 1780) Kaiserl.-Kgl., Kgl., Kgl.-Prinzl., Herzogl. u. Fürstl. Hoflieferant ++ Am Rathhause 24–27. (Gegründet 1780)

Metall-Bettstellen



mit einmontierter verzinkter Stahlfeder-Matratze von **22**,50 Mk. an; mit reicher Messing-Verzierung von **57**,50 Mk. an.

Messing-Bettstellen

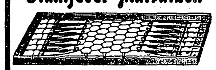
mit verzinkter Stahlfeder-Matratze von **87**,50 Mk. an.

Moderne Schlafzimmer-Einrichtungen

in gediegener Ausführung und reichhaltigster Auswahl.

	Garnitur bestehend aus	
Eiche oder **Satin-Nussbaum,** engl. Styl	2 Bettstellen 2 Nachttischen 1 Wasch-Toilette 1 Schrank	von **295** Mk. an
Satin-Nussbaum mit Mahagoni und Gold-Gravierung		**510** „
Satin-Nussbaum mit grau Ahorn u. Gold-Gravierung		**520** „
Massiv Eiche mit Anatarsien		**860** „
Massiv Eiche, grün gebeizt, im Jugendstyl		**880** „

Verzinkte Stahlfeder-Matratzen



zum Einlegen in Holz- und Eisen-Bettstellen von **16** Mk. an

Stahlspringfeder-Matratzen mit Gegendruck-Federung

von **22**,50 Mk. an.

Indiafaser-Matratzen

von **9** Mk. an.

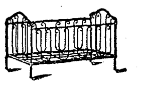
Woll-Matratzen

von **20** Mk. an.

Rosshaar-Matratzen

von **50** Mk. an

Kinder-Betten.



massiv Eisen, bruchsicher von **10** Mk. an

do. mit dopp. abklappbaren Seiten . . .	„ **20**	„ „
do. mit doppelt Spiral-Matratzen . . .	„ **27**	„ „
do. mit Schnurgeflecht	„ **32**	„ „

Hochelegante Ausführungen

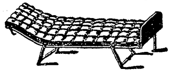
englischen Styls, weiss-gold **37**,50, **42**,—, **51**,50 etc. Mk.

Bettfedern, garantiert neu, doppelt gereinigt.

Rupffedern . ½ Ko. von **1** bis **1**,50 Mk.	Daunen . . ½ Ko. **6**,50 bis **10** Mk.
Schleissfedern ½ . . „ **2** bis **6**,50 Mk.	Eiderdaunen . ½ „ **24** bis **33** Mk.

Imitiert seidene Decken	von **1**,75 Mk. an	Waschtische	von **1**,50 Mk. an
Wolldecken	„ **3**,25 „ „	Nachttische.	„ **11**,50 „ „
Mailänder Decken . . .	„ **6**,— „ „	Bidets	„ **9**,— „ „
Steppdecken	„ **3**,— „ „	Nachtstühle	„ **25**,— „ „
Satin-Steppdecken . . .	„ **8**,75 „ „	Spanische Wände 3teilig	„ **16**,50 „ „
Seidene Steppdecken . .	„ **26**,— „ „	Rollschutzwände . .	„ **18**,75 „ „
Daunen-Steppdecken . .	„ **30**,50 „ „	Triumphstühle . . .	„ **2**,75 „ „

Feld-Betten. Zusammenlegbar.



mit buntem Jutebezug . .	**12**,50 Mk.
mit Leinen-Atlas-Drellbezug .	**15**,25 bis **25**,— „
mit Möbel-Crêpe-Bezug . . .	**27** bis **37**,50 „

Neu! Patent-Sofa „Unikum“

ohne Veränderung des Standplatzes bequem und leicht in ein Bett, Diwan, oder Sofa zu verwandeln, mit Sprungfeder-Polsterung u. dauerhaft. Crêpe-Bezug, von **160** Mk. an.

Reich illustrierte Preislisten **kostenfrei.**

Zur Ankündigung von Festgeschenken aller Art auf Weihnachten

eignet sich

Ueber Land und Meer

in ganz hervorragendem Masse infolge seiner

umfassenden Verbreitung in den besten Gesellschaftskreisen und unter einem kauflustigen sowie kaufkräftigen Publikum, besonders aber auch deshalb, weil die Anzeigen im Journal selbst, anschliessend an den redaktionellen Teil, zum Abdrucke gelangen, wodurch ihnen andauernde Wirksamkeit gesichert ist.

Für Weihnachts-Anzeigen kommen hauptsächlich nachstehende Nummern in Betracht:

Nr. 10 erscheint am 6. Dezember, Inseratenannahme bis 16. November. | Nr. 11 erscheint am 13. Dezember, Inseratenannahme bis 23. November.

Mit Probe-Nummern und Kostenanschlägen steht gern zu Diensten

Stuttgart, Königsstrasse 33. die **Anzeigen-Geschäftsstelle** von **„Ueber Land und Meer“.**

Stuttgart.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Unſere Herren Aktionäre werden hiermit zu der am

Montag den 30. November 1903, nachmittags 3 Uhr,

im Oberen Muſeum hier ſtattfindenden

zweiundzwanzigsten

ordentlichen Generalversammlung

unſerer Geſellſchaft eingeladen.

Gegenſtände der Tagesordnung:

1) **Geſchäftsbericht und Jahresbilanz pro 30. Juni 1903;**
2) **Erteilung der Entlaſtung an Vorſtand und Aufſichtsrat;**
3) **Beſchlußfaſſung über die Verwendung und den Termin der Auszahlung des Reingewinnes;**
4) **Antrag der Verwaltung auf folgende Aenderung des Statuts:**
   in § 2: von den Preßorganen, in denen die öffentlichen Bekanntmachungen der Geſellſchaft zu erfolgen haben, „Ueber Land und Meer“ zu ſtreichen.
5) **Mitteilung des Geſchäftsberichts und der Bilanz der Aktiengeſellſchaft Neues Tagblatt vom Jahre 1902;**
6) **Neuwahlen in den Aufſichtsrat.**

Behufs Legitimation zur Teilnahme an der Verſammlung (§§ 28 und 29 des Statuts) ſind die Aktien oder die Hinterlegungsſcheine eines Notars **bis ſpäteſtens 28. November d. J., abends 6 Uhr,** entweder bei der Geſellſchaftskaſſe oder bei einem der Bankhäuſer:

Gebrüder Bethmann
v. Erlanger & Söhne } in **Frankfurt a. M.,**
Dörtenbach & Co. in **Stuttgart**

gegen Empfang einer Beſcheinigung nebſt Einlaß- und Stimmkarte zu hinterlegen.

Der gedruckte Geſchäftsbericht mit Bilanz- und Gewinn- und Verluſtrechnung kann vom 10. November ab im Comptoir der Geſellſchaft, Neckarſtraße Nr. 121 hierſelbſt, ſowie bei den obengenannten Bankhäuſern in Empfang genommen werden.

Den 2. November 1903. **Der Aufſichtsrat.**

Das beste Schönheitsmittel bleibt unstreitig

„ALAISKA“-Creme u. Puder.

Wiederholt prämiiertes Cosmeticum par excellence. Aerztlich begutachtet. Nicht fettend, unschädlich und metallfrei.

Das beste Mittel gegen Mitesser, Sommersprossen, Sonnenbrand, Wimmerln etc.

Preise: Creme per Tiegel **5 M.** und **3 M.** Probetiegel **M. 1.20.** **Puder** per Dose **5 M.** und **3 M.** Seife dazu **80 Pf.**

Versand durch
Apotheker Robert Lindner
Wien XIII/9
Generaldepôt u. Adresse für Deutschland
Alaiska - Filiale
Charlottenburg, Friedbergstr. 27.

Für Weihnachten

prächtige Stoffe für Tapiſſerien und Handarbeiten, äußerſt preiswert, werden auf Verlangen (unter **K. T. 5648** durch **Rudolf Moſſe, Cöln**) ſofort bemuſtert. Vermittlerinnen von Verkäufen an Private geſucht gegen hohe Proviſion.

Hauskunst Berlin Potsdamerstr. 55.

Mod. Kunst- & Weihnachtsarbeiten

Reich illustr. Broschure 1,60 fr., bringt auch geschäftl. Verwertung d. Arbeiten. Illustr. Hauptcat. all. Neuheiten 50 Pfg. Unterrichtsatelier. Verkauf v. fert. Sachen 4–6 Uhr.

Hohenzollernkranz

je älter — je besser

ein sehr beliebter Kuchen, passend für Wein, Tee, Kaffee etc. Viele Anerkennungen und Dankschreiben. Ein Versuch führt zu dauernder Kundschaft. **3,50 Mk.** franko Nachnahme. Tadellose Ankunft garantiert. **Otto Carl Boehme,** Hohenzollernkonditor, **Cassel 27.**

Waaren-Einkaufs-Verein zu Görlitz

gegründet 1861 — versendet an Jedermann zu billigsten Preisen in besten Qualitäten **Kolonialwaren, Delikatessen, Wein, Tabak u. Zigarren** und gewährt auf die **Detailpreise 5 % Rabatt.** Preislisten stehen kostenfrei zu Diensten.

Verlag: C. Regenhardt, Berlin W.V., Kurfürstenstr. 37.

Mein Feld ist die Welt

Weltverkehr

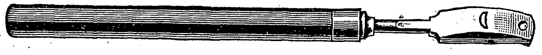
29. Jahrgang 1904 **Preis 3 Mark** 624 S. u. Tagebuch

Adressbuch der bewährtesten Bankfirmen, Spediteure, Advokaten, der Gerichte, Gerichtsvollzieher, Prozessagenten, Konsulate und Auskunftserteiler in etwa 25000 Orten der Welt.

Alle die an Hühneraugen leiden

sollten den **gesetzl. geschützten Hühneraugenhobel „Omega“** probiren. Gefahrloses Entfernen aller Hühneraugen in wenigen Minuten. Sehr bequeme Handhabung nach genau beiliegender Gebrauchsanweisung.

½ natürl. Grösse



Der Apparat, sehr gediegen hergestellt, ist doppelt so gross wie vorstehende Abbildung und kostet

per Stück 3,— Mk. franco geg. Nachnahme mit Reservemesser.

Hauptcatalog unserer sämmtl. Waaren, mit ca. 2500 Abbildung. umsonst und portofrei.

Stahlwaaren-Fabrik und Versandhaus

E. von den Steinen & Cie., Wald bei Solingen 5.

UM SCHLANK ZU WERDEN

ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo“** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

Vereinigung Cauber Weingutsbesitzer

CAUB a. Rhein

empfehlen ihre **reingehaltenen** Weine **eigener Crescenzen.** Man verlange Preisliste.

Preisgekrönt Ausstellung, Düsseldorf 1902.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 8

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Der Stróz auf dem Hofe hatte längſt mitternacht gepfiffen, als endlich Ruhe ins Herrenhaus kam.

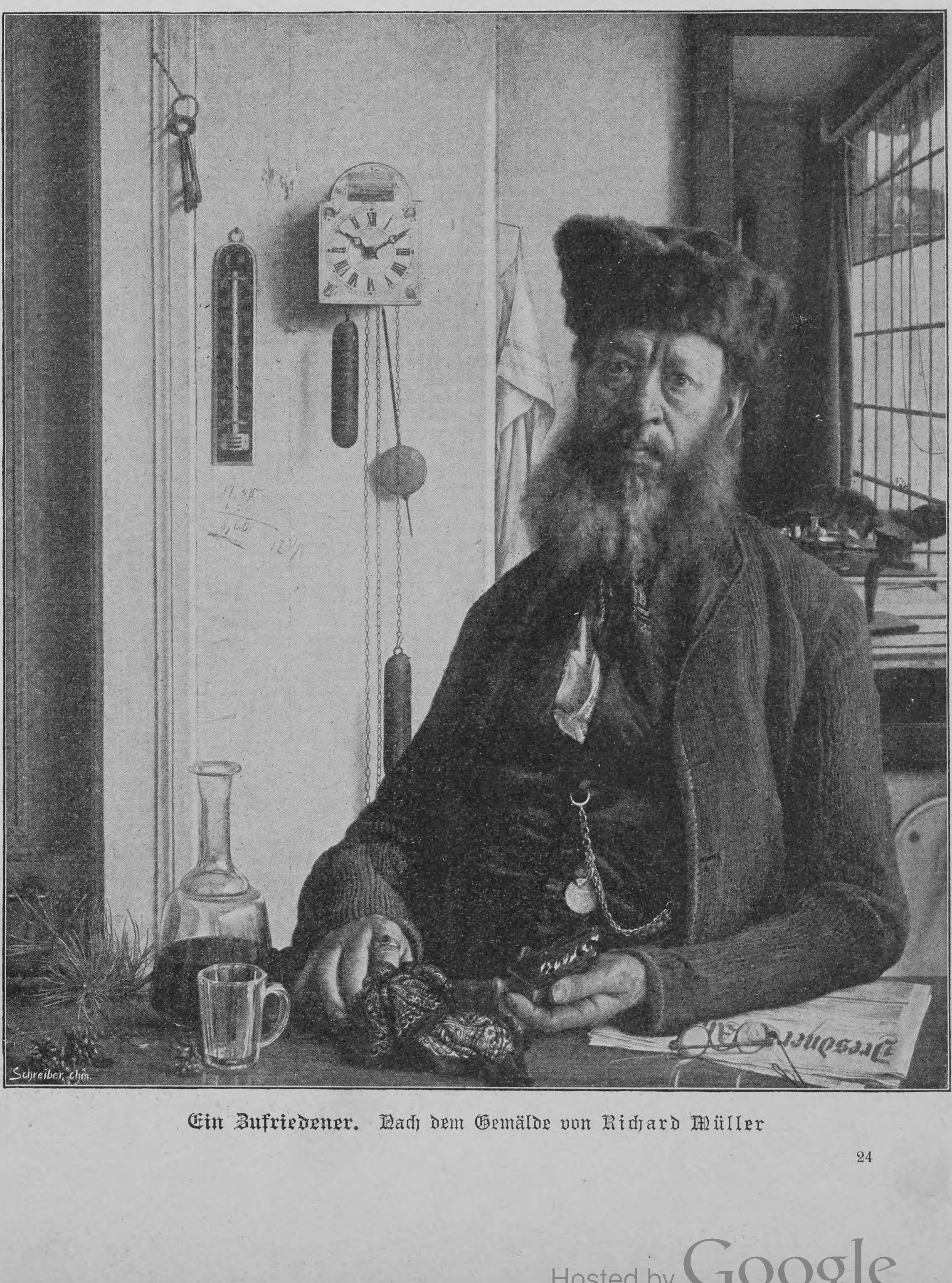
Die alte Nepomukena war da geweſen; von zweien geführt war ſie hinauf gewankt, aber da war die Herrin ſchon eingeſchlafen geweſen.

Frau Jadwiga ſchlief ſo feſt, daß ſie nicht einmal mehr die Abfahrt der Gäſte gehört hatte. Mit viel Gepolter war die vor ſich gegangen und mit viel Gelächter. Türen waren geworfen worden, über den Flur ſchlorrten die Herren und verſtrickten die ſchweren Füße in die Teppiche; auf den Stufen der Hoftreppe, die die Mitternacht mit ihrem eiſigen Hauch überglaſt, waren ihrer einige faſt zu Falle gekommen. Noch auf den Wagentritten ſtrauchelten ſie.

Garczynski taten Arm und Schulter weh; er hatte es ſich nicht nehmen laſſen, perſönlich jedem ſeiner Gäſte in den Wagen zu helfen, der Diener durfte nur ein wenig nachlupfen, die Pelzdecke zurechtzupfen und den Schlag ſchließen. Erleichtert atmete der Hausherr auf, als die letzte Verbeugung gemacht, zum letztenmal grüßend mit der Hand gewinkt war: „Auf Wiederſehen, auf Wiederſehen! Herzlichſten Dank! Wohl bekomm's!“ Mit dem befriedigenden Gefühl, ein gutes Stück dem Ziele näher gekommen zu ſein, ſuchte Garczynski ſein Bett auf. Er überdachte: das hatte wiederum eine Menge Geld gekoſtet, aber der Erfolg würde ſchon zeigen, daß es ſich verlohnte, noch einmal ein Stückchen Wald zu ſchlagen! Die Kommiſſion würde ja wahrſcheinlich doch alles herunterhauen. Eigentlich ſchade um den Wald, in dem die alten Garczynskis einſt Wolf und Bär und Hirſch und Elch gejagt — pah, jetzt gab's ja doch nur noch miſerable Haſen, ſelten genug Rehe darin — die Hauptſache war, daß die Kommiſſion kaufte. Und ſie würde kaufen; angebiſſen hatte ſie bereits, das heutige Jagddiner hatte den Wert des Objekts entſchieden um zwanzigtauſend Mark erhöht. Viel fehlte nicht mehr am geforderten Preis. Und die Kandidatur war entſchieden auch ausſichtsreicher geworden. Alle Gäſte hatten ihn ihrer Hochachtung verſichert, der Landrat ihn noch vor der Abfahrt heimlich in eine Ecke genommen: „Mein Beſter, ich höre, Sie wollen ſich aufſtellen laſſen bei der nächſten Wahl? Gratulor, gratulor!“ hatte mit den weinmüden Augen gezwinkert und ihm verſtändnisinnig die Hand gedrückt. Wenn die nicht wider ihn waren, wer ſollte denn wider ihn ſein? Gorka hatte ihn verſichert, daß er's wagen könne; von höchſter Stelle aus werde die Hand über ihn gehalten, und — der Pole dehnte ſich behaglich in ſeinem weichen Bett und gähnte aus Herzensgrund —, dann war ja kein Fehlſchlag zu fürchten! Der Niemczycer konnte einem ordentlich leid tun — wenn der ſich etwa mit Hoffnungen trug! Ganz ruhig ſchlief Alexander von Garczynski ein.

Der Hauptbau lag dunkel, nur im Seitenflügel, im Zimmer von Pan Sziulc brannte noch Licht. Man genierte ſich da ſo wenig, daß man nicht einmal die Rouleaux herunterließ. Staſia hatte über die ſteile Dienerſtiege, die verfetteten und beſpuckten Steinſtufen, die zur Inſpektorwohnung führten, manches hinaufgeſchafft: Auſtern, Paſtete, Mayonnaiſe, Kompotts, Torte, Eis, und vor allem Wein: Ungar und Sekt. Der kleine Tiſch in der engen Inſpektorſtube war überladen, im Waſchbecken ſtanden die Sektflaſchen.

Gott ſei Dank, die Mamſell ſchlief ſchon; die hatte genug von den Laſten des Tages, aber der fremde Koch, den man aus Poſen hatte kommen laſſen, machte mit. Staſia hatte auch einen


Schreiber, chm.

Ein Zufriedener. Nach dem Gemälde von Richard Müller anſtrengenden Tag hinter ſich; ſeit dem frühen Morgen war ſie auf den Füßen, man hatte ſie hier und dorthin gerufen, überall gebrauchte man ſie. Was hatte allein die Friſur der Herrin für Schweiß gekoſtet, und jetzt zuletzt die Beterei! Und doch tanzten ihr noch die Augen im Kopf. Nur mit einem leichten Gähnen lehnte ſie ſich an Herrn Sziulc. Ein klein wenig maulte ſie: kaum ein Trinkgeld hatte es gegeben für all die Plackerei! Alle Herren hatten in den Taſchen geſucht — der Herr Rittmeiſter war ganz ſchamrot geworden, daß er keinen Taler mehr für ſie fand, nur ein lumpiges Markſtück!

„Hihihi!“ Sie kicherte in ſich hinein, und dann ſchüttelte ſie ſich vor Lachen, daß ihre langen goldenen Ohrgehänge baumelten: „Die hatte der gnädige Pan wieder ordentlich ausgebeutelt!“

Der hübſche Inſpektor ſchlang den Arm um die Luſtige. Sie ſaßen miteinander auf dem harten Lederſofa, deſſen Heufüllung durch verſchiedene Schlitze herausquoll. Sziulc ſpießte mit ſeinem Taſchenmeſſer die Leckerbiſſen auf — Gabel und Meſſer hatte man nicht —, Staſia aß mit den Fingern. Nur ein paar Biertulpen waren oben, ſie tranken den Sekt aus dieſen. Uebermütig goß das Mädchen die Neige ſeines Glaſes dem Manne auf den Kopf: „Wohl bekomm es dir!“ Der Poſener Koch amüſierte ſich: ei, konnte die ſaufen!

Die Männer hätten ſie gerne trunken gemacht, aber Staſia widerſtand: da würde ſie ſich ſchön hüten, da ſollten ſie ſich andre holen!

Ja, das wollten ſie auch! Sziulc ſchlug auf den Tiſch: eine, noch dazu eine, die nicht trunken war, war viel zu wenig! Wenn die Hofmägde nicht ſtruppig waren, nicht voll vom Staub des Ackers, waren ſie hübſch genug!

Staſia lachte: mochte er ſich doch welche holen! Aber daß er ſich nicht verriet, wenn er zum Mägdehaus tappte — leiſe, leiſe! — und dann durch die Gitterſtäbe des Fenſterchens die Hand gezwängt und angepocht, dann machten ſie auf.

Er lachte ſie aus; als ob er das nicht ſelber wüßte!

Ihrer fünf, die Hübſcheſten, fanden ſich bald ein — wie durften ſie zögern, wenn Pan Inſpektor ſagte: „Dalli?!“

Mit rotgeſchlafenen Backen, die Augen erſchrocken aufreißend, drückten ſie ſich erſt ſtumm auf einen Haufen. Aber der ſüße Wein, den man ihnen reichlich gab, löſte ihnen bald die Zungen. Sie ſchwatzten und ſangen; am liebſten hätten ſie getanzt. Die kleine Inſpektorſtube, ſo niedrig, daß die Decke faſt mit der Hand zu erreichen, war überfüllt. Auch den Schreiber, der nebenan wohnte, hatte man noch zuziehen müſſen. Man mußte ſich dicht zuſammendrängen, jeder Mann hatte zwei Mädchen auf dem Schoß.

Ein Gekicher, ein Gejuchze, ein Gepolter, ein Gekreiſch, ein Geſinge, ein Gegröle war in der Inſpektorſtube, daß der Stróz, der ſeine einſame nächtliche Runde über den Hof machte, unterm Fenſter ſtehen blieb und verlangend mit ſeinen roten Augen hinaufplierte: die tranken, wenn doch auch etwas für ihn abfiele! Er pfiff — daß ſie doch merkten, daß einer unterdes für ſie wachte!

Da öffnete ſich das niedrige Fenſter: „He, Stróz!“

Er glotzte nach oben mit offenem Mund: im Lichtſtreifen, der aus der Stube fiel, ſchwenkte ein Arm eine Flaſche. „He, Kopf hintenüber, Maul auf! Sollſt auch was abkriegen! Aufgepaßt!“

Der Nachtwächter riß den zahnloſen Mund auf und ſtreckte gierig die Zunge.

Von oben herunter goß eine Sekttraufe, aber ſie traf nicht ins geöffnete Tor, auf die Pflaſterſteine unterm Fenſter plätſcherte ſie. Da kniete der alte Mann nieder und ſchlürfte.

Oben waren ſie jetzt alle des ſüßen Weines voll. Die Hofmägde lachten ſinnlos. Pan Sziulc hatte ſie heimlich alle mit ihren langen Zöpfen aneinander gebunden — nun hieß er ſie aufſtehen, und ſie riſſen ſich kreiſchend zu Boden.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Tür. Auf der Bordſchwelle ſtand der junge gnädige Herr, im eleganten Nachthemd, nur die Hoſen an. Sein Knabengeſicht blickte mit weitaufgeriſſenen Augen.

„Psiakrew!“ Der Inſpektor taumelte auf, um haſtig die Lampe zu verlöſchen.

Aber Staſia hatte noch Beſinnung genug: es war ja nur Pan Bolek, das machte nichts!

Und ſie ſprang auf den jungen Menſchen zu, faßte ihn um den Hals und zog ihn vollends in die Stube. —

Der Tag graute, froſtig und nüchtern. Wie Opfer der Seekrankheit über Bord, hingen die Hofmägde ihre Köpfe über die Fenſterbrüſtung. Drinnen auch ein Bild der Verwüſtung. Flaſchen und Schüſſeln und Ueberreſte am Boden, ſchwerer Zigarettenduft in der Luft, gemiſcht mit dem Dunſt der Weinneigen.

Grünblaß ſaß Herr Boleslaw auf dem Lederſofa zwiſchen Staſia und Herrn Sziulc. Vergebens pries der Inſpektor lallend jetzt einen kräftigen Schnaps an. Der junge Herr ſchüttelte verneinend den Kopf, wie zerbrochen hing er in des Mädchens Armen. Auch Staſia war jetzt kreidebleich, aber durch ihr umnebeltes Gehirn ſchoß noch ein Gedanke: der junge Herr mußte zu Bett — fort — zu Bett! Sie rüttelte ihn, er fiel ihr weinend um den Hals.

Drunten plötzlich ein donnerndes Pochen am hölzernen Hoftor — Wortwechſel — Schlüſſelraſſeln —, zögernd machte der Stróz auf. Ein Wagen fuhr ein. Jetzt ein Reißen an der Klingel — noch einmal — noch einmal — ein Läuten unausgeſetzt. Das kam aus dem Zimmer der Herrin.

„He, Staſia, pſt!“ Der Nachtwächter pfiff gellend unterm Fenſter. „Iſt Pan Doktor gekommen für gnädige Pani! Staſia, he, du!“

Aha, ſie wurde verlangt! Aus alter Gewohnheit taumelte Staſia auf, der Knabe entglitt ihren Armen, ſie ließ ihn fallen. Ueber ihn weg ſtieg ſie und ſtolperte zur Tür.

Aber nicht weit kam ſie. Ihr ſchwindelte, ſie wußte gar nichts mehr — mochte die läuten, läuten, läuten! In einem Winkel des Ganges ſank ſie hin.

IX

Doktor Wollinski in Miaſteczko war nicht zu Hauſe geweſen, als der Wagen kam, ihn nach Gwiadliborczyce zu holen. Da hatte ſich der Kutſcher, auf ihn wartend, in die Schenke geſetzt, durch deren Lädenritzen noch Licht ſchimmerte; der Schenkwirt neben Löb Scheftel hatte auch Bäckerei, darum kümmerte ihn die Polizeiverordnung nicht — wer konnte wiſſen, ob er Brot buk oder Schnaps ſchenkte?!

Doktor Wollinski war nach Pociecha-Dorf gefahren, von Löb Scheftel gerufen. „Spaß, hab' ich 'ne Fahrt gehabt,“ hatte er gejammert und die Hände hoch erhoben; er hatte es mit der Ciotka ſehr gefährlich gemacht. Nebenbei intereſſierte den Doktor dieſer Fall noch beſonders: ein polniſches Weib, angeſchoſſen von einem deutſchen Herrn!

Die junge Frau Doktor Wollinska, die, in Nachtjacke und Nachthaube, ſich und den Gwiadliborczycer Kutſcher mit der Verſicherung tröſtete, der Herr Doktor käme nun bald, wurde Lügen geſtraft.

Als der Arzt in ſeinem vom Vorgänger übernommenen alten Kutſchkaſten von der Hütte der Ciotka zurückgeraſſelt kam, war er an der Propſtei aufgehalten worden. Der junge Vikar war unbedeckten Hauptes herausgeeilt und hatte ihn gebeten, doch einmal einzutreten. Und Wollinski folgte gern; die Nacht war rauh, ein Glas Ungar würde erwärmen, und überdies drängte es ihn zu einer Ausſprache. Mit der Ciotka ſtand's zwar weiter nicht gefährlich — bei richtiger Behandlung würde die Ladung Feinſchrot ins Geſäß keinerlei nachteilige Folgen haben — aber war die ganze Sache nicht doch empörend und tief betrübend?! Armes polniſches Volk, fremdherrlicher Ausnutzung, fremdherrlichem Uebermut ausgeſetzt! Dieſe Sache mußte in die Zeitung. Eine genaue Schilderung mußte gegeben werden. Dieſes arme Weib, nun lag es darnieder, nicht imſtande, ſeiner Arbeit nachzugehen, infolgedeſſen die Hütte kalt, kein Labetrunk da für die dürſtenden Lippen.

Der Doktor erregte ſich ſehr, leidenſchaftlich bebten ſeine Lippen — nein, dieſer Notſchrei durfte nicht ungehört verhallen!

Peter Stachowiak, der Propſt, hörte mit rotem Kopf zu. Er vergaß dabei nicht, ſich einzuſchenken. Stöhnend rieb er ſich ab und zu die mit Flanellbinden dick umwickelten Beine. Au, wie das bohrte und riß und ſtach! Jede Aufregung mußte er büßen. Mit Zetern war ihm vorhin die Köchin in die Stube geſtürmt, und einen Zuſammenlauf hatte es auf der Gaſſe gegeben, daß man hätte meinen können, das Dorf brennte. Seit er ſeiner leidenden Beine wegen ſich ſo wenig Bewegung machen konnte, war Peter Stachowiak choleriſch geworden. Mit einem „Pſiakrew“ ließ er jetzt die Fauſt, die doch immer eine Bauernfauſt geblieben, ſchwer auf den Tiſch fallen: wer hieß das dumme Weibsbild denn auch treiben?!

„Sie iſt arm,“ ſagte der Vikar, weiter nichts, und ſchloß dann herb die Lippen.

„Sehr richtig, ſehr richtig.“ Wollinski nickte ihm zu. „Sie ſagen's in drei Worten, Herr Vikar! Das empört ja gerade ſo, daß die Armut unſre Landleute zwingt, den fremden Herren aufzuwarten. Empörende Zuſtände, unerträgliche Zuſtände! Armut hat es natürlich immer gegeben, aber noch zu meiner Knabenzeit nicht in dem Maße. Die letzten fünfundzwanzig Jahre haben uns wirtſchaftlich grauſam zurückgebracht. Deutſches Geſindel, das daheim es zu nichts gebracht hat, macht ſich hier breit und bereichert ſich; unſer Bauer muß zuſehen, wie ſein Land, ſeine Muttererde, die er ſeit Generationen mit ſeinem Schweiß gedüngt, fortgegeben wird zu halbem Preis, halb verſchenkt an fremde Anſiedler? Unſre alten polniſchen Edelſitze werden umzingelt, belaufen, überkrochen von dieſen — dieſen —“ heftig ſuchte er nach einem Ausdruck.

„Sagen Sie: Wanzen! Wanzen!“ Peter Stachowiak lachte. „Brüderchen, man weiß doch, iſt ihrer erſt eine wo, ſind es gleich viele. Nicht weit von Biala hatt' ich meine erſte Stelle — Haſen und Füchſe ſagen ſich da gute Nacht — aber Wanzen waren da. Und hier, na,“ — er machte eine kleine Pauſe und beſchmunzelte wohlgefällig ſeinen Witz — „hier herum haben wir nun ſchon hunderte!“

Der Doktor lachte nicht mit. Um Gorkas Mund zog ein flüchtiges Lächeln, aber etwas Verächtliches war darin. Wollinski ſagte ernſt:

„Kann man es unſerm Adel verdenken, daß er ſich fortmacht aus dieſer Nachbarſchaft? Und unſer Landvolk verläßt uns auch. Unſre Burſchen, unſre Mädchen — Polens Zukunft — ziehen zu fremden Ernten, in die Fabriken des Rheinlandes, Gott weiß wohin. Unſern Landleuten hat man die Söhne verſchickt, hundert Meilen weit zum Militär, nun bleiben die gleich da, wo ſie Lohn finden. Was ſollen ſie auch hier?! Unſer Wohlſtand liegt danieder, wir haben kein Geld. Und — ‚deutſche Arbeiter, nehmt deutſche Arbeiter!‘ iſt die Loſung. Der Pole muß nachſtehen!“

„Sie würden doch keinem Polen zureden, bei einem Deutſchen Arbeit zu nehmen?“ ſagte raſch der Vikar. „Eine Mark Tagelohn bei einem polniſchen Beſitzer iſt beſſer als zwei Mark bei einem ſolchen Deutſchtumsförderer.“ Er ſchwieg einen Augenblick und ſetzte dann im Ton einer überzeugenden Feierlichkeit hinzu: „Gott wird ihm dieſe eine Mark verdoppeln; er wird mit ihr ebenſoweit reichen als mit jenen zweien!“

„Sehr gut, ſehr gut,“ rief Peter Stachowiak erfreut, „das werd' ich mir merken, ein einleuchtender Troſt!“

„Ja“ — der Arzt zuckte die Achſeln und ſeufzte — „dann müſſen wir eben zuſehen, daß unſre ſtrammen Burſchen, unſre friſchen Mädel fremdem Land ihre Jugendkraft geben! Daß von polniſchen Müttern polniſche Kinder geboren werden, die deutſch ſprechen und deutſch denken!“

„Sie irren!“ Gorka lächelte fein. „Deutſch ſprechen — vielleicht! — aber deutſch denken, niemals!“

„Wieſo?“ Wollinski hob den Kopf, den er kummervoll in die Hand geſtützt hatte, und ſah den Vikar an: dieſer junge Mann mit der ſchmächtigen Geſtalt hatte eine Unbeugſamkeit im Ausdruck, eine Zuverſichtlichkeit im Ton, die wahrhaft beruhigte.

„Trinkt, Brüderchen, trinkt!“ ſagte Peter Stachowiak und ſchenkte die Gläſer voll. „Proſt!“

Er ſtieß gegen das noch unberührte Glas ſeines Vikars: „Alles kann er, nur das Trinken nicht, zulpt den ganzen Abend an einem Gläschen! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus und ſeine Mutter Maria — ja, die Hand unſers Herrn Erzbiſchofs reicht weit!“ Behaglich dehnte er ſich: „Sehen Sie, Doktorchen, mein Seelchen, wenn mir hier ſo 'n Mädel in die Ernte zieht oder in 'ne Fabrik oder ſonſtwo in Dienſt, dann red' ich erſt mit ihr — ich!“ Er ſtieß ſich mit dem plumpen Zeigefinger vor die Bruſt und nickte bekräftigend. „Und da iſt wirklich keine, die das je vergäße.“

„Ach, ich bitte Sie, Hochwürden, wie wollen Sie das kontrollieren?“ Der Arzt war noch nicht überzeugt, bedenklich ſchüttelte er den Kopf: „Da müßte man doch der miſerabelſte Stümper im Beruf ſein, ein Eſel, wenn man nicht wüßte, daß, wenn das heiße junge Blut wallt, alles andre vergeſſen wird. Polniſch — deutſch — ah bah, alles vergeſſen!“

Wieder dieſes feine Lächeln um den Mund des Vikars. Er war aufgeſtanden; die eine Hand auf den Tiſch geſtemmt, reckte er ſich, als ſei ihm die eigne Länge noch nicht lang genug. „Und wenn auch! Haben Sie aber je gehört, daß eine Mutter ihrer Kinder vergäße? Und wären ſie noch ſo weit, man wird immer über ſie wachen!“ Er ſetzte ſich wieder.

„Ja, ja, ich weiß wohl, man tut ſehr viel: eigne Gemeinden, eigne Geiſtliche, eigne Zeitungen, eigne Kaſſen — aber —“

„Na, ſiehſt du wohl, mein Sohn“ — der Propſt hub ſein dröhnendes Lachen an, — „warum denn bange ſein?“

„Sie werden ausziehen und Seelen gewinnen, eher als daß ſie die eignen verlieren,“ ſprach Gorka.

„Sehr richtig!“ Der Propſt ſah faſt zärtlich ſeinen Vikar an: „Du verſtehſt's! Doktor, da ſehen Sie mal,“ — er ſtreckte das eine umwickelte Bein ſteif von ſich — „was ſollt' ich bloß machen, wenn ich den Xaverius nicht hätte?!“

„Nicht ſo viel trinken,“ mahnte der Arzt.

„Trinken — trinken — Pſiakrew, was Sie da ſagen! Mal ein Gläschen! Was ſoll man denn machen die ganze Zeit?!“

„Na ja, man weiß ſchon!“ Wollinski lachte. „Aber, eh ich's vergeſſe, ſagen Sie mal, Hochwürden, ſäuft eigentlich das Weib, die Ciotka? Die Naſe ſieht ſo aus; der Puls iſt auch danach.“

Peter Stachowiak machte ein Geſicht wie weiland ſein Ahnherr, Pieczor Stachowiak, der Dorfgeiger, der, trunken von einem Tanze heimkehrend, in die Wolfsgrube fiel und dem Wolf, der drinnen ſaß, aufſpielen mußte, daß er ihn nicht fraß — ſo bitterſüß, ſo gegen den Strich. „Mal ein Gläschen — ein Gläschen — wer wird nicht?! Aber ſaufen, was denken Sie? Hier ſäuft kein Menſch!“

„Na, Sie müſſen's ja wiſſen!“ Der Arzt empfahl ſich, und der Vikar gab ihm höflich das Geleit.

Draußen ſchnob der Wind, das Dorf lag ſtill und dunkel, die Hütten ruhten wie ſchwarze Särge, in denen kein Leben mehr atmet. Als die davonrumpelnde Doktorkaleſche längſt nicht mehr zu hören war, ſtand der Vikar noch immer unter der Haustür. Ganz fern, in Gwiadliborczyce, ſaßen ſie jetzt noch beim Jagddiner — wie Frau Jadwigas weißer Nacken blendete! — Diener in der Garczynskiſchen Livree präſentierten. Als die Gorkas noch ihre Güter beſaßen, hatten ſie auch Jagddiners gegeben und ſchöne Frauen gehabt und — bah, alles vergänglich! Der junge Geiſtliche hob ſein blaſſes Geſicht: nur, was zur Ehre Gottes geſchieht, iſt unvergänglich.

*

Als der Niemczycer am andern Vormittag zeitig in Pociecha-Dorf einritt, ſaßen bei Eljakim Eiweih etliche im Wirtshaus. Als ſie den Hufſchlag des Pferdes hörten, ſtürzten alle neugierig vor die Tür. Der Herr hielt an. Der Wirt zerriß ſich faſt: wollte der gnädige Herr nicht einen trinken, ganz extrafein, viel zu fein für die Bauern?! Nein, trinken wollte der Herr nichts. Er fragte nur den ſich immer wieder von neuem tief bückenden Wirt nach der Wohnung der Ciotka.

Ah, der Herr Baron wollten zur Ciotka. Durfte man dem gnädigen Herrn Baron zeigen? Durfte man dem gnädigen Herrn Baron das Pferdchen halten? Alle waren dazu erbötig.

Ein zerlumpter Burſche trabte vorauf. Doleſchal trabte nach; ſeine Augen waren nicht hell, der Kopf war ihm ſchwer. Die Weine beim geſtrigen Diner konnten's nicht gemacht haben, die waren gut, aber doch war ihm, als hätte er einen Katzenjammer.

Helene hatte ſchon geſchlafen, als er nach Hauſe gekommen war, und es hätte ihm zu leid getan, ſie zu wecken. Er hatte nur an ihrem Bett geſtanden, die Kerze hochhaltend, daß ihr Schein voll auf das helle Geſicht fiel, und ihren Schlaf betrachtet. Die Lider waren ſo ſanft geſchloſſen, die Stirn glatt — ſollte er dieſen Frieden ſtören? Es dünkte ihn grauſam. Wußte er doch, beim erſten Wort zogen ſich dieſe graden Brauen geſpannt ängſtlich hoch — nein, nicht! Warum hatte er ſich auch zu einem Benehmen fortreißen laſſen, das ihn jetzt reute? Er hatte das Gefühl, etwas Dummes gemacht zu haben und wußte doch nicht recht was — nein, zu erzählen war da eigentlich nichts. Und das mit der Ciotka erfuhr ſie morgen noch früh genug!

Aber am andern Morgen fühlte Helene ſich nicht ganz wohl, nun konnte er ihr auch davon nichts erzählen, würde ſie doch ſicher darauf beſtanden haben, ihn trotz ihrer Erkältung nach Pociecha-Dorf zu begleiten. Alſo ſpäter, ſpäter einmal!

Der Niemczycer mußte ſich bücken, als er unter der Ciotka Tür trat. Er fand ſie nicht allein, ein halbes Dutzend Weiber waren bei ihr; die Stube war voll von Geſchwätz und Geſtank. Es verneigten ſich alle tief.

Die Ciotka, die bäuchlings zwar, aber ſonſt ganz vergnügt auf der Ofenbank lag, erhaſchte ſeinen Mantelzipfel: Der gute gnädige Herr, der beſte gnädige Herr im ganzen Königreich! Jeſus Chriſtus und ſeine Mutter Maria ſollten es ihm geſegnen millionenmal, ihm und ſeinen Kindern und ſeinen Kindeskindern! Nein, es war gar nicht ſchlimm, es hatte ihr gar nichts getan, nur der Schreck hatte ſie zu Boden geworfen, nur der Schreck! Wenn der gnädige Herr nur ein paar Groſchen würde geben, um Feuerung zu kaufen, und ein paar Groſchen für Brot, würden alle Heiligen es ihm geſegnen hundertmillionenmal!

Wie, hatte ſie denn noch kein Geld bekommen? Er hatte doch Frelikowski ſolches für ſie eingehändigt!

Nein, ſo wahr ihr Gott helfe! Gleich auf der Stelle wolle ſie ſterben, fahren in die unterſte Hölle, wenn ſie ſchon einen Pfennig geſehen hätte! „Daß der Wolf ihn freſſe, der Donnerſtein ihn erſchlage, den Dieb, den Schinder, den Räuber, den Zagak!“ ſchrie ſie.

Mit glänzenden Augen lugten die Weiber: nun würde der Herr Baron ſeine Börſe ziehen! Ach, ſie waren auch arm, ſehr bedürftig — kalte Zeit und keine Feuerung! — hungrige Zeit, kein Mehl im Kaſten, die Kartoffeln ſchlecht geraten! „Bitte, bitte!“

Sie drängten ſich alle um ihn und küßten ſeinen Rockſaum. Die Ciotka ließ den Zipfel nicht fahren.

Er teilte noch einiges aus, vertröſtete auf Frelikowski — der würde ja das Geld bald bringen — und entkam ſo aus der Hütte, von den Segnungen der Weiber umrauſcht.

Draußen bei dem Burſchen, der das Pferd hielt, hatten ſich noch einige Männer aufgeſtellt. Demütig zogen ſie die Hüte: ſie waren auch Treiber geſtern bei der Jagd geweſen, wenig gefehlt, und der Herr Baron hätte auch ihnen eine Ladung Schrot zu koſten gegeben. Sollten ſie denn gar nichts haben? Ein Gröſchchen für ein Bier, ein halbes Gröſchchen nur für einen Wudki!

Aber Doleſchal ſchwang ſich aufs Pferd: „Aus dem Weg!“ Das fehlte noch, das Saufen unterſtützen! Raſch ritt er davon.

Eine große Erleichterung fühlte er, als er zum Dorf hinaus war — Gott ſei Dank, mit der Ciotka ſtand es gar nicht ſchlimm! Der Kopf war ihm auf einmal viel leichter, der Nebel, der ihm vor dem Blick gelegen, war fort. Er ſah nicht den ſchwarzen Kirchturm, der ihm im Rücken blieb; vor ſich ſah er die ſauberen Häuschen der Anſiedler und drei kleine Mädchen, die auf Pociecha-Kolonie zuwanderten. Alle drei in wollenen Kapüzchen, darunter die blonden Zöpfchen ordentlich geflochten. Alle drei trugen Tafel und Griffelbüchſe und ein Büchlein unterm Arm.

Aber was war ihnen denn? Die Größte in der Mitte weinte laut, und die Kleineren, rechts und links, troddelten ſtill betrübt. Arme Kleinen! Der Wind hatte ſich in ihre Röckchen verfangen und trieb ſie vor ſich her wie vom Stengel geriſſene Blüten.

Doleſchal hielt ſein Pferd an — das waren deutſche Kinder! „He, ihr da, warum weint ihr?“

Zu Tode erſchrocken blickten die kleinen Mädchen auf. Er lächelte ſie freundlich an, aber ſcheu, ſich an den Händen faſſend, rannten ſie davon, querfeldein, bis ſie ſich duckten im nächſten Graben. —

Doleſchal ritt durch die Anſiedlung. Vom Haus der Rheinländer her wurde ihm ein Gruß. Das Haus ſtand nun ſchon ſeit Ende Oktober recht ſtattlich unter Dach, aber die Hilfe der Kommiſſion hatte man doch noch in Anſpruch nehmen müſſen, ſonſt wäre es nimmer ſo raſch fertig geworden, der Winter wäre einem über den Hals gekommen. Peter Bräuer ſtand unter ſeiner Tür, breitbeinig die mächtige Geſtalt hingeſtellt. Aber ſeine Stirn war nicht frei; angeſtrengt, dem Wind entgegen, der ihm ganze Hände voll winterharten Ackerſtaubes ins Geſicht warf, blinzelte er finſter in die Weite.

„Kommen Sie von Pociecha-Dorf, Herr? Haben Sie mein' Kinder nit unterwegs geſehen?“

„Ich ſah drei kleine Mädchen unterwegs — wenn das die Ihren ſind?“

Doleſchal hatte angehalten. Bräuer kam dicht zu ihm heran: „Wiſſen Sie, Herr,“ ſprach er gedämpft, „mer darf et ja nit laut ſagen, hier nebenan die polackſchen Weiber tun einem ſonſt gebrannt Herzeleid an — die hangen all zuſammen wie die Kletten — aber dem Ruda, dem Kerl, dem Schwein, dem brech' ich noch ens dat Genick! Dat will en Lehrer ſein?! De verwechſelt ja die Artiklen und mir und mich wie die ganz gewöhniglichen Leut'! Aber de ſoll dat doch beſſer wiſſen, de ſoll doch die Kinder wat lernen!“ Er ſchüttelte ärgerlich den Kopf.

„Ich begreife Sie nicht“ — Doleſchal war ungeduldig, immer, wenn er den Mann ſah, hatte der zu klagen — „der Ruda iſt doch ein tüchtiger Menſch und auf dem deutſchen Lehrerſeminar in Frauſtadt gebildet!“

„No, da hat de aber ſein Deutſch ſchnell verſchwitzt!“ Bräuer lachte erbittert. „Und dann hat er mich dat Settchen als ſchon e paarmal nachſitzen laſſen! Dat is en klug Kind und macht ſein Arbeit — dat darf de Kerl nit tun. Dat hat mer nit nötig, ſich gefallen zu laſſen! Hören Se, Herr,“ — etwas ruhiger werdend, lenkte er das Pferd am Zaum ſeinem Hauſe zu — „ſteigen Se 'ne Momang ab! De Frau möcht' Ihnen doch ſo gern wat ſagen!“

Was war denn nun ſchon wieder?! Das war wirklich ſchlimm mit den Bräuers, ſo umgänglich ſie ſchienen, ſo kribbelig waren ſie. Und etwas breitſpurig!

Die klobige Geſtalt des ſtarken Mannes füllte faſt den ganzen Flur aus. Vor ſeinem Gaſt herſchreitend, riß er die Tür zur Küche auf: „Kettchen, da is de von Doleſchal!“

„O, nit hier erein,“ rief erſchrocken die Frau, die beim Abwaſchfaß ſtand, „drüben in die gute Stub'!“ Und die naſſen Hände an der Schürze trocknend, ſtürzte ſie vor den Männern her und riß das weiße Schutzlacken vom Kanapee. Nun ſtand es, prangend in ſeinem geſchonten grünen Rips mit ſeiner Garnitur Häkeldeckchen, unter dem Glaskäſtchen mit dem Goldrahmen, darin die Frau ihren Brautkranz verwahrt hielt.

Doleſchal wollte ihr ein Vergnügen machen, er ſah ſich um und ſagte: „Wie hübſch haben Sie's hier!“ — obgleich ihm die feuchtkalte Luft im Zimmer unangenehm auffiel. An der Wetterwand wollte die neue Tapete ſchon wieder abfallen; das Haus war gar zu ſchnell bezogen worden.

„Gelt ja, dat is ganz nett hier," ſeufzte die Frau und ſtrich wie zärtlich mit der Hand über die Häkeldecke der Kommode, auf der Familienphotographien ſtanden und bunte Taſſen mit Goldrand. „Se ſagen all, dat wär en Unſinn, dat wir ſo viel hierhin mitgeſchleppt hätten, aber mer kann ſich doch nit von allen Andenken trennen! Dann fühlt mer ſich ja nie zu Haus!"

„Und geht's denn jetzt beſſer?" Doleſchal nickte ihr zu, ihr Weſen und ihr Geſicht, das einſt hüſch geweſen ſein mochte, als es noch rund war, gefielen ihm wohl.

„Och ja, danke, et is ja ſoweit ganz gut hier! De Herr Propſt is 'ne freundliche Mann, und de Herr Vikar hat uns als en paarmal beſucht. In der erſten Zeit, als ich ſehr unglücklich war und mich gar nit ſchicken konnt', hat de mich immer ſo ſchön getröſt. Und et is ja auch ſchon beſſer geworden, Gott ſei Dank!" Sie faltete die Hände. „‚Und et wird noch immer beſſer,‘ ſagt de Herr Vikar. Aber traurig is dat doch, dat ich nit verſtehen kann, wat ſe in der Kirch ſagen. ‚Am zweiten Weihnachtsfeiertag kriegen wir en deutſche Predigt,‘ ſagt de Herr Vikar, aber wat is dat noch lang hin! Ich ſoll mir nur Müh geben, ſagt de, dat ich ſein Predigt verſtehen lern' — und wenn ich ſe auch nit verſtänd', zum Segen tät ſe mir doch gereichen. Dat ſoll ja wohl ſo ſein, wenn der Herr Vikar dat ſagt — aber kucken Se, lieber Herr, et hängt doch nu jeder an ſeinem Glauben, und et is mich doch immer ſo, als wär dat hier wat ganz andres. Ich ſagt als zum Peter, dadrum möcht ich de Herr Baron zu gern emal fragen, dat wird de ſchon verſtehen, wenn de auch nit unſern heiligen Glauben hat!" Sie ſah ihn vertrauend an, über und über errötend ob ihrer Kühnheit.

Doleſchal errötete auch. Eine Verlegenheit ergriff ihn: was ſollte er dieſer armen Seele ſagen, die, von der alten Heimat losgeriſſen, in der neuen ängſtlich nach ihrem alten Glauben ſuchte? War es nicht unrecht, zu ſagen: hüte dich —?! Es würde ihr den Boden noch fremder machen. Mochte ſie ſich nur erſt einwurzeln, dann war's ja noch immer Zeit, ihr die Augen zu öffnen. Aber es würde ſich ſchon einmal eine Gelegenheit finden, mit dem Mann ein Wort im Vertrauen zu reden.

„Sie ſagen ja nix, Herr von Doleſchal?" fragte die Frau. „Sie haben mir doch mein Freiheit nit übel genommen?"

„Nein, nein, Frau Bräuer!" Er reichte ihr die Hand. „Aber es iſt gar nicht ſo leicht, Ihnen zu antworten. Im Grunde iſt es ja eigentlich ebenſo egal, ob ich deutſch oder polniſch bete, wie evangeliſch oder katholiſch, wenn ich nur —"

„Och ne," unterbrach ſie ihn raſch, „dat is et doch nit! Evangeliſch oder katholiſch — dat is nit einerlei, dat dürfen Se nit vergleichen." Sie war förmlich beleidigt und hatte ihre Schüchternheit ganz überwunden.

„Sie haben mich ja nicht ausreden laſſen, liebe Frau! Aber am Ende iſt es auch beſſer, wir ſprechen jetzt nicht darüber." Er ſah auf die Uhr. „Es iſt Zeit, ich muß fort."

„Och, nu ſind Sie doch bös," jammerte ſie.

„Laß die Dummheiten, Kettchen," fuhr ihr Mann auf. „Sie glauben et nit, Herr von Doleſchal, wat die mir jetzt als den Kopf warm macht!" Sie wollte etwas entgegnen, da ſchrie er ſie an: „Halt den Mund," und ſie lief, die Schürze vors Geſicht haltend, raſch hinaus.

In verlegenem Schweigen blieben die Männer zurück.

„Sie hätten Ihre Frau aber auch nicht ſo anfahren ſollen," ſagte Doleſchal dann.

„Anfahren — och wat, anfahren!" maulte der Mann. „Dat Kettchen is en brave Frau, und ich bin ihr von Herzen gut — ich hab' ſe faſt noch lieber als ich mein' erſte hatt', und dem Valentin ſein' Mutter war auch kein Pappenſtiel, dat kann ich Ihnen ſagen; en richtig raſch und luſtig rheiniſch Mädchen war die; de Jung, de Valentin, hat viel von ihr und dat ſchöne Geſicht auch — aber ‚nit anfahren‘, dat ſagen Sie ſo! Wat ſoll mer dann machen, wann einem die Gall' überläuft?! Denken Se an, ſagt neulich der Propſt zum Kettchen — de junge Vikar hätt' dat nit getan — et ſoll en Haub' tragen, wie die polniſchen Weiber ein' tragen, dat gehörte ſich ſo für en gute chriſtliche Ehefrau! Zum Donnerwetter, wat geht dat den Propſt an?! Dat Kettchen ihr ſchön Haar ſo unter en Haub' ſtechen — ja wohl!" Er hub ein herausforderndes Lachen an. „Wenn mir auch katholiſch ſind, Polacken ſind mir deswegen doch nit."

„Das hat er geſagt, verlangt? Nicht möglich!" Doleſchal machte die Augen weit auf. Er war ganz blaß geworden. Ein paarmal ſetzte er zum Sprechen an und biß ſich dann auf die Lippen: nein, lieber nichts weiter ſagen, der Mann da wußte ſchon ganz genau, woran er war.

„Wiſſen Se" — Peter Bräuer ſtellte ſich breitſpurig hin und ſtemmte die Fäuſte in die Seiten — „laß die nur ens kommen! Denen werd' ich ſchon zeigen, wer Herr iſt!" Er ſpuckte auf die Diele und verſcharrte es dann mit dem Fuß: „So viel kehr' ich mich dran — 'ne Dreck! Aber wiſſen Se —" ſeine Stirn runzelte ſich — „Aerger hat mer en Maſſ' drum. Die Frau tribuliert einen. Und die andern" — er machte eine umfaſſende Bewegung nach allen Seiten hin, — „die geben ei'm immer ſo Nadelſtich; die kann ich gar nit gut vertragen; 'ne ordentliche Rippenſtoß kann mer doch wiedergeben, aber ſo en Piſackerei —! Sehn Se, wie mit der Schul' — wat mach' ich da nu? Dat Settche" — er ſtutzte plötzlich und horchte: „Da is dat Settche!"

(Fortſetzung folgt)

Schubert im Kreiſe ſeiner Freunde

(Zu dem Bilde von Karl Röhling)

Ein Leben, hingebracht in drückenden Sorgen und beklemmender Armut, abgebrochen mitten in der Fülle des Schaffens und ehe noch die Welt Anerkennung und Dank für dies Schaffen gefunden — das iſt das Leben Franz Schuberts. Und doch, wenn wir heute auf dieſes Künſtlerdaſein zurückblicken, ſcheint es uns zu leuchten in Glanz und Sonnenhelle. Denn wie eine goldene Wolke umfließt es der Wohllaut der Weiſen, die mühelos und unerſchöpflich in himmliſcher Klarheit dem Künſtlerherzen entſtrömten, bis der Tod es brach. Aber nicht für den Blick der Nachgeborenen allein übergoldet der Reichtum ſeiner Kunſt die Not ſeines Lebens; auch ihn ſelbſt hob immer wieder der eigne Genius über das kleine Elend des Tages hinaus. Und dann: er war ein echtes Kind des lebensfrohen Wien, und er lebte in einer Zeit, da die Armut, man darf faſt ſagen, allgemein war. Man verſtand damals die vornehme Kunſt, geſellig zu ſein ohne prunkenden Aufwand, fröhlich zu ſein bei den einfachſten Feſten; und wenn Schubert arm war, ſo trieb ihn ſeine Armut doch nicht in die Einſamkeit, ſchloß ihn nicht aus von einem Kreiſe guter, feiner und kluger Menſchen. Der arme Muſikus Schubert war der nächſte Freund des armen Malers Schwind, der damals noch Lithographien ums tägliche Brot zeichnen mußte, ein Freund auch des reichen Kunſtliebhabers Franz von Schober, und den Freundeskreis vervollſtändigten tüchtige junge Männer und wohlgeſittete ſchöne Mädchen und Frauen. So ſind jene Zuſammenkünfte, deren Mittelpunkt Schubert wurde, wenn er am Klavier ſeine neuen Schöpfungen vortrug, als „Schubertiaden" noch lange in dem Kreis der Teilnehmer und weit darüber hinaus berühmt geweſen, und noch heute hat es eine unwiderſtehliche Anziehungskraft, eine ſolche Stunde der Geſelligkeit, „erhöht von Lieb' und Wein", verklärt vom dreifachen Zauber der Jugend, der Freundſchaft und der Kunſt, ſich im Geiſte auszumalen. Auch bildende Künſtler folgen immer wieder dieſer Lockung. So hat Röhling ſein freundliches Bild geſchaffen, das uns den Komponiſten umgeben von jungen und älteren Freunden und Verehrerinnen zeigt, wie ſie ſeinem Spiel andächtig lauſchen. Wie oft mögen in ihnen noch manches Jahrzehnt ſpäter die Weiſen und Harmonien, die ſie damals vernommen, aufgeklungen ſein! Von dem treueſten all ſeiner Freunde, Moritz v. Schwind, wiſſen wir es, wie er ſich noch im Alter mit wehmütiger Freude an „die paar flüchtigen Lebensjahre" erinnerte, die er mit Schubert „in glücklicher Not und Freundſchaft verſungen und vermuſiziert."

Reformen im Theaterweſen

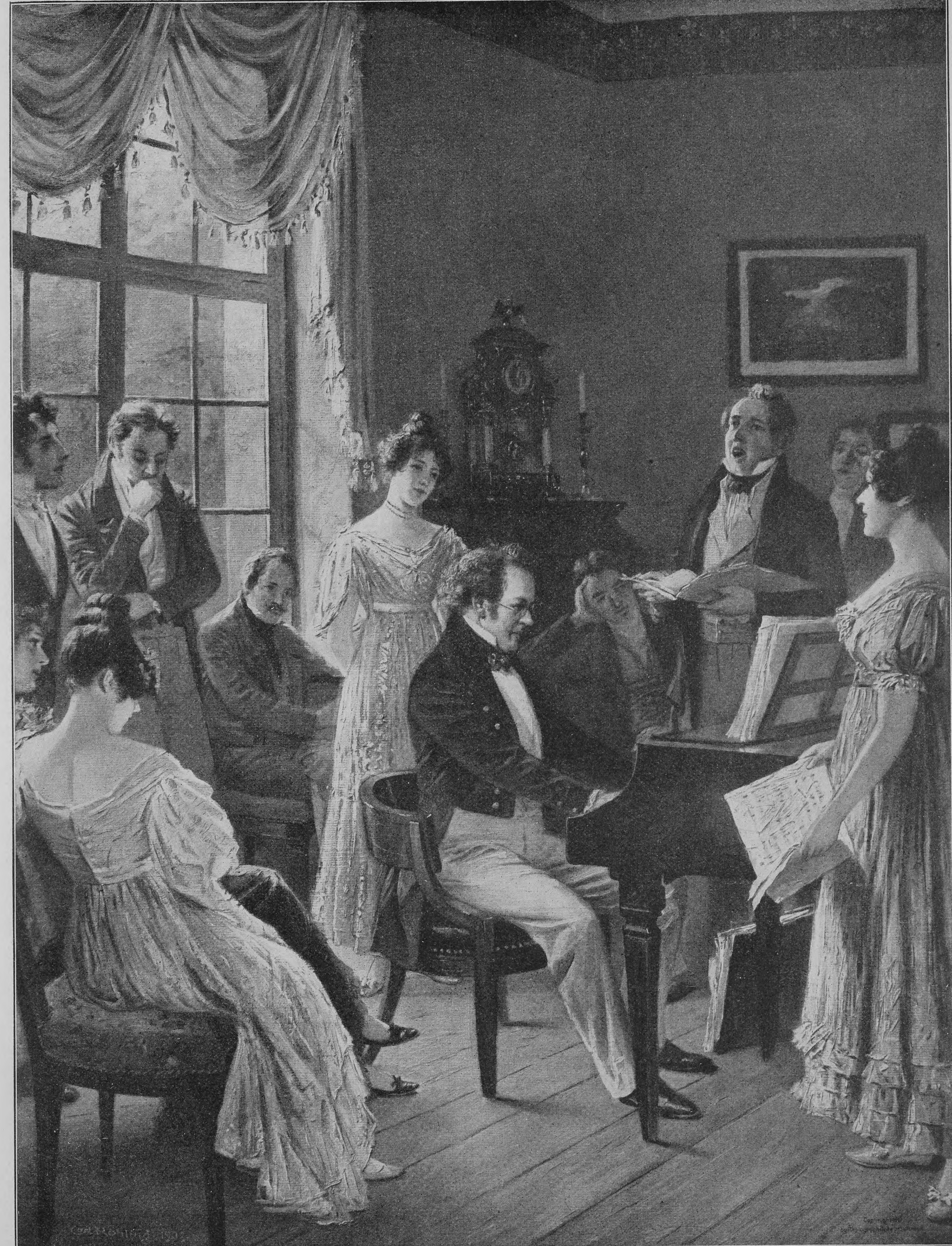
Von

Karl Skraup

Auch das leichtlebige Völkchen der Bühnenkünſtler, die Jünger und Jüngerinnen Thaliens folgen dem Zuge der Zeit. Seit Jahren gehören ſie mit zu dem beſtorganiſierten Stande, und ein regelrechtes „Bühnenparlament" berät alle Fragen, die den Schauſpielerſtand als ſolchen intereſſieren. Schritt für Schritt haben ſie ſo eine Beſſerung ihrer materiellen Lage erſtritten, aber ihre Wünſche haben noch lange kein Ende! Umgeſtaltung der bisher gültigen Vertragsformulare, das iſt die jüngſte Forderung, mit der die oft ſehr beredten Wortführer des Bühnenperſonals hervortreten. Nach den bisherigen Verträgen müſſen die Mitglieder vor Beginn des Engagements einige Tage die nötigen Vorproben unentgeltlich mitmachen. Dieſe Beſtimmung wollen nun die Mitglieder beſeitigt ſehen und verlangen Gagezahlung vom Tage der erſten Probe, der erſten Dienſtleiſtung, an. Dieſe Forderung erſcheint faſt berechtigt; aber erwägt man, daß bei einem Theater das „Geſchäft" erſt mit der erſten Vorſtellung beginnt, daß der Gagenetat eines Theaters pro Tag zwiſchen Hunderten und Tauſenden ſchwankt und bei Zahlung der Probentage mancher Direktor finanziell notleidend werden könnte, ſo begreift man, daß die Direktoren die Proben nur als eine Vorbereitung zur Ausübung des Berufes aufgefaßt ſehen und für dieſe Dienſtleiſtung keine Extrazahlung leiſten wollen. Und doch iſt der Theaterverein, eine Vereinigung ſämtlicher Hoftheaterintendanten und faſt aller Direktoren, hierin ſo weit entgegengekommen, daß er die gagenloſe Probezeit auf vier Tage beſchränkt und für jede Mehrleiſtung die Zahlung der halben Gage feſtgeſetzt hat.

Die ſtärkſte Anfechtung von ſeiten der Bühnenmitglieder erfährt der bisherige Kündigungsparagraph, nach dem den Theaterleitern das Recht zuſteht, dem Mitglied, ſofern das Engagement nicht nach einem Probegaſtſpiel perfekt wurde, in den erſten drei Wochen des Engagements zu kündigen. Die Bühnenmitglieder verlangen nun das Recht gegenſeitiger Kündigung, was ihnen von den Bühnenleitern wohl niemals zugeſtanden werden kann. Das künſtleriſche und materielle Gedeihen eines Theaters hängt von dem organiſchen Zuſammenwirken aller ab. Das Ausſchalten auch nur eines wichtigen Faktors kann dem Theater unter Umſtänden künſtleriſchen und materiellen Ruin bringen; dadurch wird dann wiederum auch die Exiſtenz eines ganzen Perſonals in Frage geſtellt. Ein Theaterleiter hat ſich z. B. mit Mühe und vorzeitiger Sorge einen erſten Tenor für die kommende Spielzeit geſichert. Nach dem erſten Erfolge wird dem Tenor, kurz nach Beginn der Spielzeit, ein günſtigeres Engagement angeboten. Mit dem Rechte der Kündigung ausgeſtattet, wird der Tenor nicht anſtehen, ſeinem bisherigen Direktor zu kündigen, und deſſen Oper und vielleicht das ganze Geſchäft iſt, weil ſich ein vollwertiger Erſatz nicht ſo raſch finden läßt, auf das empfindlichſte geſchädigt. Und was vom Tenor gilt, ſtimmt auch für jedes andre wichtige Fach in der Oper und im Schauſpiel. Wie oft würde ferner das leicht erregbare Temperament, die gekränkte Eitelkeit der Künſtler Urſache einer ſolchen Kündigung und der Gefährdung des ganzen Unternehmens ſein!

Auf das Kündigungsrecht bei Beginn eines Engagements werden die Theaterleiter wohl nicht leicht verzichten; einmal, weil ſich nicht alle Engagements, namentlich an häufigen Perſonaländerungen unterworfenen kleineren Bühnen, durch vorhergehende Probegaſtſpiele herbeiführen laſſen, und zweitens, weil durch bloße Erkundigung beim Theater, wo ſo manche ſubjektive Beurteilung trügen kann, nicht immer ein klares Bild über die Verwendbarkeit der Mitglieder zu erhalten iſt. Ein Schauſpieler oder Sänger kann ſehr leicht an einem Orte gefallen und an einem andern abſolut nicht genügen, wobei der Unterſchied an Größe und künſtleriſcher Kultur der beiden Plätze gar nicht ſo erheblich zu ſein braucht. Um nun die Mitglieder vor gewiſſenloſen Kündigungen zu ſchützen, um eine Garantie zu ſchaffen, daß nur künſtleriſche Gründe eine Kündigung veranlaſſen ſollen, will der deutſche Bühnenverein künftig das Kündigungsrecht der Machtvollkommenheit eines Kollegiums anvertrauen, das an jeder Bühne zu bilden wäre und aus Perſonen beſtehen ſoll, die vom Bühnenleiter und den Bühnenmitgliedern in gleicher Anzahl zu wählen wären. Hierdurch würde die Abſtimmung über



Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin

Franz Schubert im Kreiſe ſeiner Freunde

Nach dem Gemälde von Karl Röhling

die Zuläſſigkeit und Notwendigkeit einer Kündigung in die Hände beider Parteien gelegt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Generalverſammlung der deutſchen Bühnengenoſſenſchaft, die im Dezember über dieſen Vorſchlag des deutſchen Bühnenvereins zu beraten haben wird, ihn annimmt, um ſo mehr, als auch in der Koſtümfrage die Theaterleiter ein großes Entgegenkommen an den Tag legen.

Nach den bisherigen Gepflogenheiten und Vertragsbeſtimmungen wird an allen Bühnen den männlichen Mitgliedern das hiſtoriſche Koſtüm von der Direktion geliefert. Das moderne Koſtüm jedoch müſſen ſich die Herren ſelbſt anſchaffen. Die weiblichen Mitglieder haben aber noch die Laſt, außer den modernen Toiletten das hiſtoriſche Koſtüm ſelbſt zu beſchaffen. Die Damen, deren moderne Toiletten mehr der Mode unterworfen ſind als die Herrentracht, haben alſo doppelte Laſten zu tragen; zudem ſind ihre hiſtoriſchen Koſtüme allein ſchon durch die wertvollen Stoffe meiſt ſehr koſtſpielig.

So iſt es nur begreiflich, wenn die Forderung aufgeſtellt wird, daß auch den weiblichen Mitgliedern die hiſtoriſchen Koſtüme geliefert werden. Auch vom künſtleriſchen Geſichtspunkt aus iſt dieſe Forderung zu unterſtützen, denn die nun ſo häufig zutage tretende Stilwidrigkeit weiblicher Koſtüme wird ſchwinden. Eine ſtilgerechtere, harmoniſch wirkende Inſzenierung wird erſt dann möglich ſein, wenn die Damenkoſtüme, wie dies bisher bereits an allen Hoftheatern geſchieht, geliefert und nach einem einheitlichen künſtleriſchen Geſchmack hergeſtellt werden.

Um den teilweiſen Widerſtand zu verſtehen, den die Theaterleiter dieſer Forderung entgegenſtellen, muß man ſich vergegenwärtigen, daß an allen Bühnen, mit Ausnahme der Hoftheater und einiger ganz weniger Stadttheater, der Fundus, alſo alle Dekorationen, Möbel, Requiſiten, Koſtüme, Eigentum des jeweiligen Direktors ſind. Ein ſolcher Fundus hat aber, je nach der Größe des Theaters, einen ziemlich bedeutenden Wert. Der Fundus muß im Laufe der Zeit durch viele neue Anſchaffungen ergänzt werden, die natürlich aus dem laufenden Etat des Direktors zu beſtreiten ſind. Einen Fundus neu anſchaffen, würde eine ganz gewaltige Kapitalkraft in Anſpruch nehmen, und da bisher die Privatdirektoren keine weiblichen Koſtüme zu liefern brauchten, ſo müßten ſie jetzt einen ſolchen Damenkoſtümfundus erſt beſchaffen, was für ſie eine neue plötzliche Kapitalanlage bedeutet. So kann man der Ausſage mancher kleineren Direktoren Glauben ſchenken, daß es ſich hierbei beinahe um ihren Ruin handelt. Die Theaterleiter ſind nun geneigt, die Koſtümfrage in dem Sinne zu löſen, daß ſie die Koſtüme nach einem Staffeltarif nur an Mitglieder bis zu einer gewiſſen Gagenhöhe, z. B. nur an ſolche, die unter 100 Mark Monatsgage beziehen, liefern wollen. Damit würde eine Halbheit geſchaffen, die nicht nur die bisherigen Uebelſtände nicht beſeitigen, ſondern noch vermehren würde. Bei dem gegenwärtigen Stand des Kunſtgewerbes würden die neuen, von der Direktion beſchafften Koſtüme ſicher ſtilvoller, farbenprächtiger ſein als diejenigen der Damen, die ſich weiter ihre Koſtüme ſelbſt anfertigen laſſen müſſen, und ſo würden letztere nur zu noch größeren Ausgaben veranlaßt werden. Auch würde in der Inſzenierung, bei der Nebeneinanderſtellung ſtilgemäßer und ſtilwidriger Koſtüme, der Kontraſt noch mehr zutage treten, denn die bisherigen Damenkoſtüme zeichneten ſich, da ſie für allen möglichen Bedarf veränderlich ſein mußten, nicht beſonders durch künſtleriſchen Geſchmack aus. Es wäre ſehr zu wünſchen, wenn der deutſche Bühnenverein in der Koſtümfrage die äußerſten Konſequenzen zöge. Noch mehr aber wäre zu wünſchen, wenn er von den Behörden und Korporationen, die Theater zu vergeben haben, hierbei materiell unterſtützt würde. Jede Inſtanz, die ein Theater zu vergeben hat, müßte ſich die Anſchaffung eines eignen Fundus zur Pflicht machen. Wenn die Direktionsbewerber und Privatdirektoren einmal keinen eignen Fundus mehr brauchen, ſo würde bei der Vergebung eines Theaters nicht wie bisher zumeiſt die Vermögenslage des Bewerbers, ſondern deſſen künſtleriſche Qualität den Ausſchlag geben. Das wäre wohl bei einem Theaterleiter, der einen großen Einfluß auf die geiſtige Entwicklung einer ganzen Bevölkerung ausüben kann, und namentlich auch im Intereſſe der Kunſt ſelbſt aufs innigſte zu wünſchen.

An mein Lied

Singe, du armes, verlorenes Kind,
Sing deine Weiſen hinaus in den Wind!
Wo deine ſchluchzenden Klänge gehn,
Bleibt am Wege der Wanderer ſtehn.

Wiſcht ſich die Augen und lehnt ſich zurück,
Träumt eine Weile das Märchen vom Glück,
Haſtet dann weiter durch Regen und Wind:
Singe, du armes, verlorenes Kind!

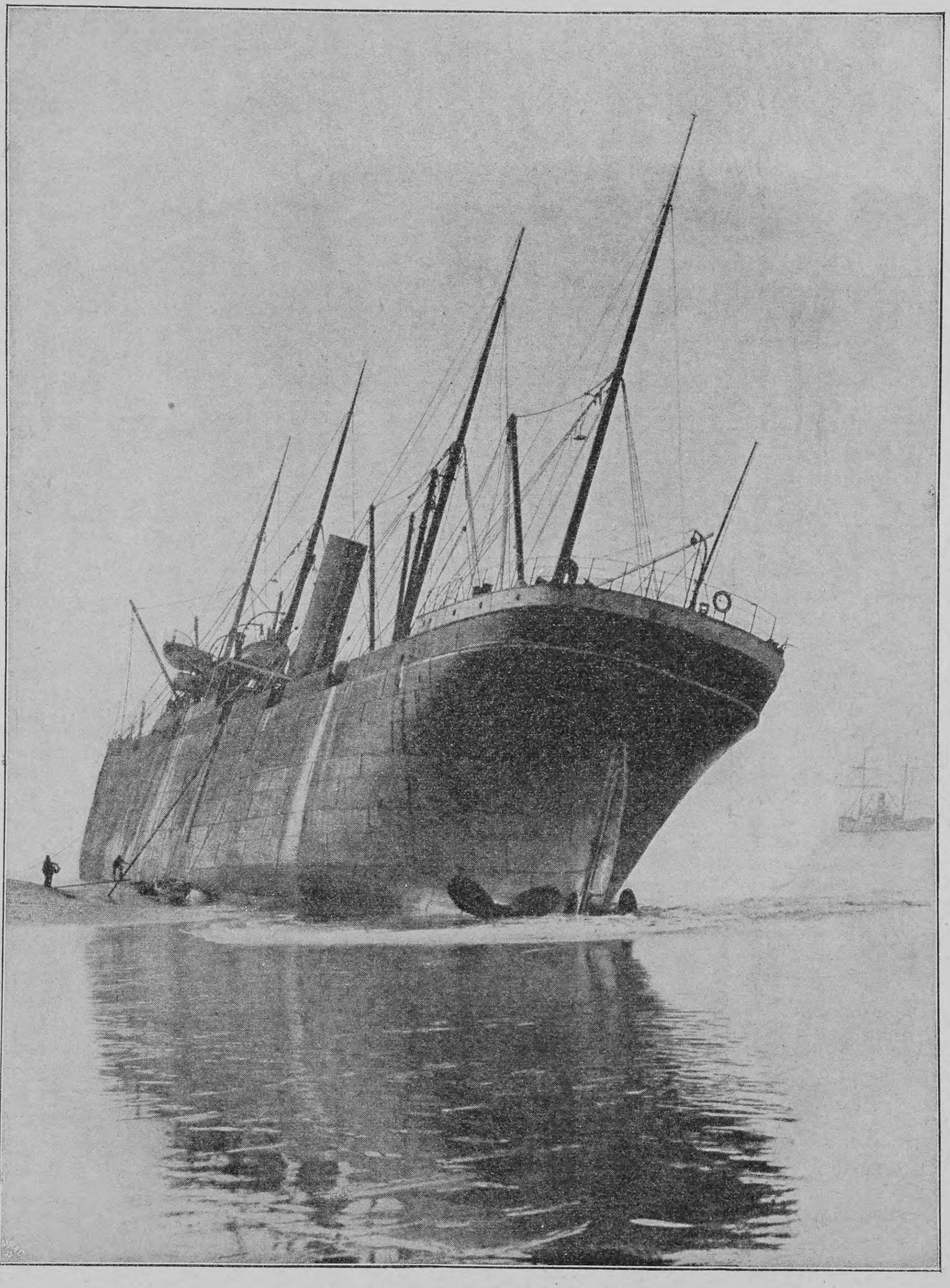
Paul Grotowsky

Die Bergung geſunkener und geſtrandeter Schiffe

Von

Franz Bendt

Gewaltige Kapitalien werden durch die Schiffe dargeſtellt, die den Ozean befahren, und durch die Waren, die ſie in ſich bergen. In ihnen rollt gleichſam das Geld von Kontinent zu Kontinent und vermittelt die Intereſſen der Menſchheit. Trotz allen Fortſchrittes iſt es bisher nicht gelungen, dieſen gewaltigen Verkehr auf eine geſicherte Baſis zu ſtellen, und immer gilt nach wie vor der alte Satz, daß das Waſſer keine Balken habe.

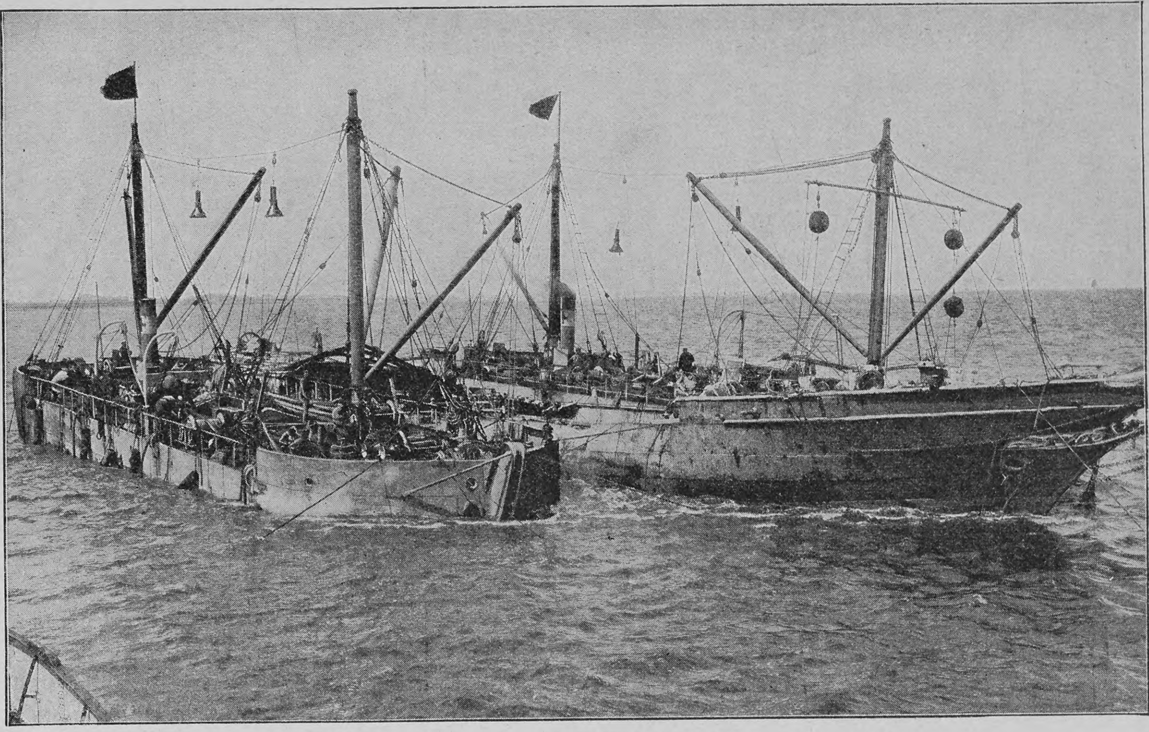


Ein geſtrandeter Ozeandampfer

„Vieles iſt gewaltig, aber nichts gewaltiger als der Menſch,“ ſagt der griechiſche Chor. Das Wort muß verſtummen, ſowie der „Herr“ der Erde in Berührung mit dem Ozean kommt. Auch jetzt noch, im Zeitalter der Technik und Naturwiſſenſchaft, ſteht der Menſch den zürnenden Gewalten des Ozeans ſo ſchwach und klein gegenüber wie im Kindesalter des Menſchengeſchlechts. Gleich einem Janushaupte zeigt das Weltmeer dem Erdenbewohner ſein doppeltes Antlitz. Bald erſcheint es als vornehmſter Erzieher der Völker, als Vermittler ferner Kulturen, bildend und ſegenſpendend, bald reißt es mit kalter Grauſamkeit, einer mechaniſchen Naturnotwendigkeit folgend, den Menſchen und die Arbeiten ſeiner Hand in die Tiefe, das ſchwankende Fiſcherboot wie den modernen Verkehrsrieſen. Sind ſie beide in der Tat doch auch nur Atome im Vergleich zu den gewaltigen Wellen, die der erzürnte Ozean aufwirbelt.

Die Menge der Menſchenleben und der Schätze, die alljährlich das Meer verſchlingt, ſtellt das entſetzlichſte Kapitel aus den Regiſtern der Statiſtik dar, doppelt entſetzlich, weil uns hier ein Naturereignis entgegentritt, dem wir nur mit verſchränkten Armen begegnen können. Wo der Menſch nicht imſtande iſt, ſeine Kräfte zu betätigen, pflegen um ſo energiſcher, lebhafter und kräftiger die Phantaſie und die Dichtung einzutreten. So erzählt uns die Sage von kühnen Tauchern, denen es gelang, dem Ungeheuer Meer den Raub wiederum zu entreißen, und in den Märchen der Strandbewohner ſpielt die Hebung geſunkener Schiffe eine große Rolle.

Als ein Fortſchritt der neueſten Zeit iſt es zu betrachten, daß man begonnen hat (wir folgen hier zum Teil dem Jahrbuch der Schiffsbautechniſchen Geſellſchaft, 1903, J. Springer), die Bergung vom Sturm verſchlagener, geſtrandeter oder geſunkener Schiffe ſyſtematiſch zu betreiben. Die Bergungs- und Hebungsarbeiten ſind außerordentlich kompliziert. Sie verlangen zu ihrer Durchführung eine ſeegeſchulte Leitung, ein wetterhartes Perſonal und ein auf breiteſter Erfahrung aufgebautes Schiffs- und Bergungsmaterial. Die Theorie hat bisher auf dieſem Gebiete noch wenig Lorbeeren pflücken können. Der Grund iſt ſehr leicht einzuſehen. Eine Bergungsarbeit, die begann, als das Meer ſich in Ruhe befand, wird unausführbar, ſobald ſich ſein Spiegel nur mäßig zu erregen beginnt. Deswegen gelingen Bergungsarbeiten nur in der Nähe der Küſten, und der erfahrene Bergungsingenieur wagt es niemals, ſeine Pontons und



Transport eines gehobenen Schiffes zwiſchen den Hebeprähmen

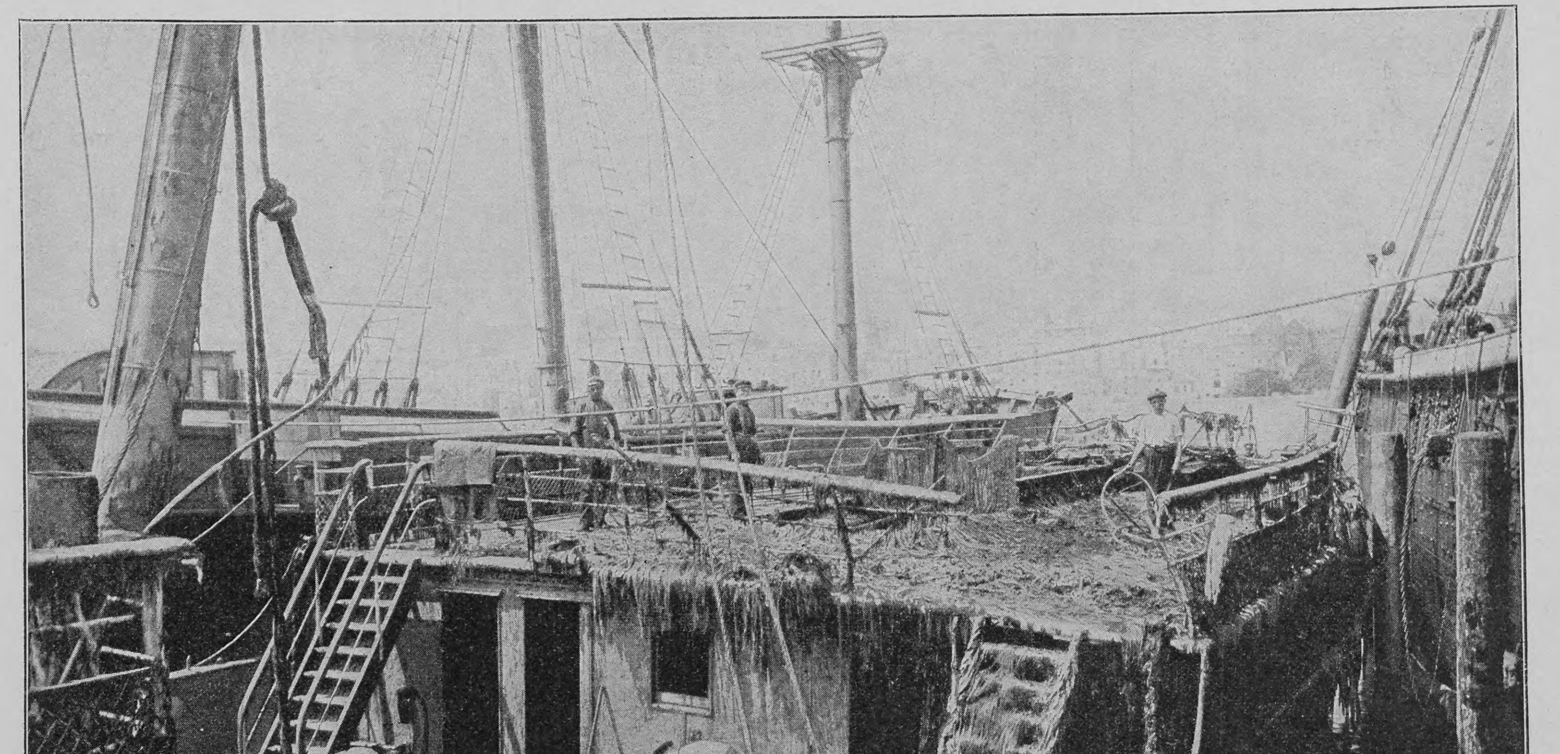
koſtbaren Bergungsdampfer den Launen der hohen See auszuſetzen.

Um geſunkene Schiffe zu heben, muß ihre Lage genau ſondiert werden. Das geſchieht durch die Taucher. Es iſt eine eigenartige Gilde, die Korporation der Taucher; ſie beſteht aus wetterfeſten Leuten, deren Beruf ſich meiſt vom Vater auf den Sohn vererbt. Die techniſchen Hilfsmittel, deren der Taucher bedarf, ſind nur ſehr beſchränkt. Nicht mit Unrecht iſt er mißtrauiſch gegen alle Neuheiten, und nur das alte Erprobte flößt ihm Vertrauen ein. Die einzige Vorrichtung, die die moderne Technik den Tauchern zur Verfügung geſtellt hat und die ſie adoptierten, iſt der bekannte Taucherhelm, in dem der Mann unter Waſſer atmen kann und der ihm zugleich einen Schutz bietet gegen die Angriffe der Seeungeheuer. Der Helm ſteht durch einen Schlauch mit der Taucherſtation in Verbindung, und ein Manometer und andre geeignete Apparate geben die Möglichkeit, die Atemtätigkeit des Tauchers genau zu kontrollieren. Die gebräuchlichen Signalvorrichtungen ſind die denkbar einfachſten; ſie beſtehen faſt ausſchließlich aus einem einfachen Seil, mittels deſſen — durch einen kurzen oder langen Ruck — die Verſtändigung erfolgt. Der Gebrauch von Telephonen, elektriſchen Signalapparaten, aber auch von elektriſchen Lampen u. dgl. hat ſich durchaus nicht bewährt. Schon deshalb ſind ſie nicht zu empfehlen, weil die Menge der Drähte die Gefahr in ſich birgt, den Luftſchlauch zu verletzen oder einzuſchnüren; das bedeutet aber den Tod für den Mann unter Waſſer.

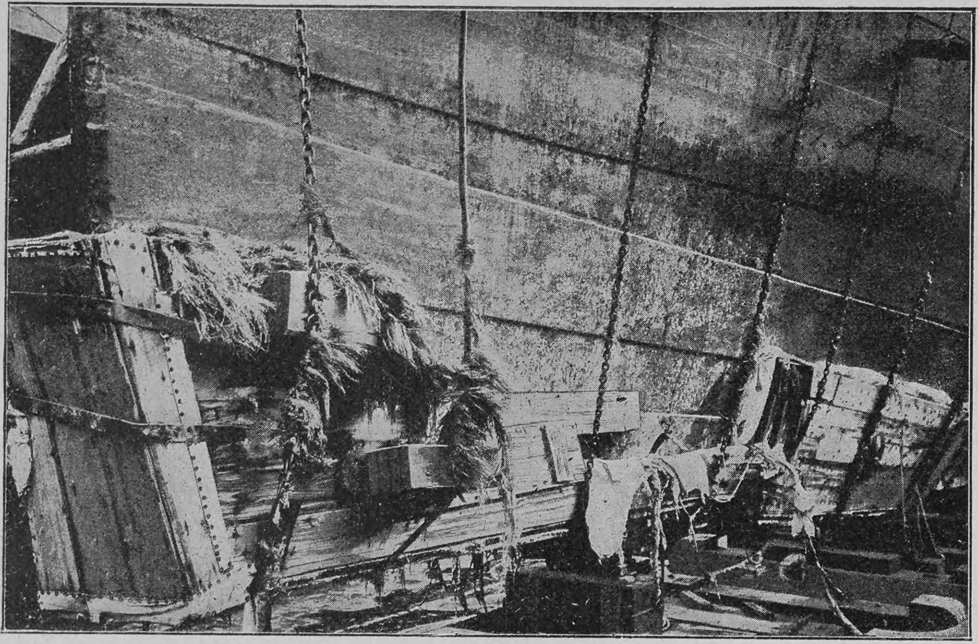
Bei durchſichtigem Meerwaſſer und hellem Sonnenſchein oder auch bei Anwendung ſtarker elektriſcher Lichter empfängt der Taucher das nötige Licht für ſeine Arbeiten von oben her. Zuweilen aber iſt er gezwungen, in vollkommener Dunkelheit zu arbeiten. Dann muß er ſich auf die taſtende Hand verlaſſen und auf ſeine Abmeſſungen mittels des Armes. Die Tiefe, bis zu der ſich für längere Zeit der Taucher hinab begeben kann, hat ihre Grenze bei etwa 50 Metern. Ein wenig Ueberlegung zeigt ſofort, wie gewaltig der Druck iſt, unter dem ſich dort der Menſch befindet. Der Druck der atmoſphäriſchen Luft entſpricht bekanntlich etwa dem Druck einer Waſſerſäule von 10 Metern. Der in der angegebenen Tiefe wirkende Druck iſt alſo fünfmal ſo groß! Beſonders gefährlich kann dieſer Druck den Atmungsorganen werden. Um die großen Druckunterſchiede ertragen zu können, muß der Taucher ganz allmählich zu ſolchen Tiefen hinabgelaſſen und mit noch größerer Vorſicht aus ihnen herausgeholt werden. Ein ſchnelles Aufſteigen würde den Körper des Tauchers zum Platzen bringen! Bei unvorſichtiger Hebung gerät das Blut ins Schäumen, und die unausbleibliche Folge iſt Lähmung und Tod. Natürlich ſpielt neben der Beurteilung der Leiſtungsfähigkeit und der richtigen Wertſchätzung der eignen Kräfte auch die Individualität des Tauchenden eine große Rolle. Charakteriſtiſch dafür iſt das folgende Beiſpiel. Der ſpaniſche Dampfer „Alfons II.“ war mit zehn Kiſten ſpaniſcher Dublonen von je 10000 Pfund Sterling Wert geſunken. Um dieſe Kiſten zu heben, wurden Taucher verwendet, denen 10 Prozent vom Werte zugeſprochen waren, wenn ihnen die Bergung gelinge. Der eine der beiden Taucher ging ſiebzehnmal in die Tiefe, ohne Schaden an ſeiner Geſundheit zu erleiden. Der zweite kam nach der zweiten Tauchung gelähmt nach oben und ſtarb bald darauf. Im Durchſchnitt hat ſich herausgeſtellt, daß erfahrene Taucher noch in Tiefen von 25 Metern fünf bis ſechs Stunden tätig ſein können und dabei in der Lage ſind, feine mechaniſche Arbeiten auszuführen und auch ſchwere Gegenſtände zu bergen. Sind doch von ihnen Konzertflügel und andre voluminöſe Gegenſtände emporgeſchafft worden.

Um ein geſunkenes Schiff zu heben, iſt vor allen Dingen von Tauchern feſtzuſtellen, ob es ſich noch in einem Zuſtande befindet, der die Koſten der Hebung lohnend macht, wie ſeine Lage iſt, und ob und wie ſich das Leck beſeitigen läßt. Hat man es mit nicht zu großen, aber feſtgefügten Fahrzeugen zu tun und liegt das Deck nur einige Meter unter Waſſer, dann pflegt man nach Dichtmachen des Decks und des übrigen Schiffsrumpfes den Schiffskörper auszupumpen. So gelingt es zumeiſt, das Aufſteigen des Schiffskörpers zu bewirken. Häufig baut man auch an den Seiten des Schiffes aus Holzbohlen einen ſogenannten „Kofferdamm“ an, der bei geringen Tiefen das Schiff gleichfalls zum Aufſteigen zwingt. Allerdings erfordert ein ſolcher Anbau oft einen Zeitraum von mehreren Monaten.

Eine anſehnliche Zahl von Vorſchlägen wird alljährlich gemacht, um das Heben großer und koſtbarer Fahrzeuge aus größeren Tiefen zu ermöglichen. Beſonders gelegentlich bedeutender Kataſtrophen pflegen derartige Vorſchläge wie Pilze aus der Erde zu ſchießen. Eine ſolche Hochflut erfinderiſcher Neuerungen trat auch zutage, als im Jahre 1878 das ſtolze deutſche Panzerſchiff „Der Große Kurfürſt“ bei Folkeſtone zugrunde gegangen war. Man ſchlug u. a. vor, den Koloß ganz abzudichten und ihn dann mit Gaſen zu füllen. Das ſchien um ſo mehr Erfolg zu verſprechen, als der Rumpf des Schiffes mit dem Kiel nach oben lag. Die Ausführung war dennoch ausſichtslos, weil die Strömung an der Stelle, wo der Koloß noch immer ruht, ſo heftig iſt, daß Taucher dort nicht zu arbeiten vermögen. Wie gefährlich die Füllung von Fahrzeugen mit



Nach der Bergung: Der gehobene Dampfer wird im Hafen geſäubert



Das gehobene Schiff im Dock: Die durch Taucher ausgeführte Dichtung des Lecks

Gaſen übrigens iſt, mag ein intereſſantes Beiſpiel lehren.

In der Bucht von Gibraltar war der engliſche Dampfer „Mount Olivet“ geſunken und lag in einer Tiefe von 20 Metern auf dem Meeresgrund. Da das Deck ſich nicht luftdicht machen ließ, ſo füllte man den Raum unter dem Zwiſchendeck mit komprimierter Luft, ſogenannter Preßluft. Zudem unterſtützte man die Hebung durch Luftſäcke, die überall im Schiffsraum verteilt wurden und die, wie kleine Luftballons, einen Zug nach oben ausübten. Der Verſuch ſchien gut gelingen zu ſollen. Zwei große Luftkompreſſoren arbeiteten energiſch an der Ausfüllung des unteren Schiffsraumes, und ſchnell kam das Fahrzeug, mit dem hinteren Teil zuerſt, nach oben. Dann aber hörte man ein explosionsartiges Krachen, Holz- und Eiſenſtücke flogen in die Luft, und das Schiff ſank wiederum in die Tiefe.

Außer der Preßluft iſt zum Zwecke der Hebung geſunkener Schiffe auch vielfach Kohlenſäure und neuerdings das Kalziumkarbid in Vorſchlag gebracht worden. Bekanntlich entwickelt dieſer Stoff das Azetylen, wenn man ihn mit Waſſer übergießt. Mehrere Erfinder haben vorgeſchlagen, ein auf dem Meeresboden mit dem Kiel nach oben liegendes Schiff mit einer genügenden Menge Kalziumkarbid zu füllen; es würde ſich Azetylen entwickeln und das Waſſer aus dem Fahrzeuge verdrängen. Das ſoll dann das Schiff nach oben tragen! Mit größerer Ausſicht auf Erfolg dürfte die Hebung geſunkener Schiffe mittels Gas durch Anwendung von Ballons oder Luftſäcken gelingen, wie wir ſchon an einem Beiſpiel zeigten. Sie heben unter günſtigen Umſtänden das Schiff in die Höhe oder unterſtützen wenigſtens die Bergung.

Das ſind freilich alles nur Methoden, derer man ſich in verzweifelten Fällen bedient. Liegt das Schiff nicht zu tief, dann zieht man unter dem Rumpf Ketten oder Seile hindurch und ſchafft mittels gewaltiger Dampfkrane, die ſich auf den Bergungsdampfern befinden, den geſunkenen Schiffskörper an das Tageslicht. Zuweilen werden die Krane auch wohl auf Pontonſchiffbrücken geſtellt. Das iſt aber immer mit Gefahren verbunden, weil ſchon der leiſeſte Seegang die Pontons gegeneinander und gegen die Schiffe treibt und dadurch leicht den Untergang der Hebungsexpedition herbeiführen kann.

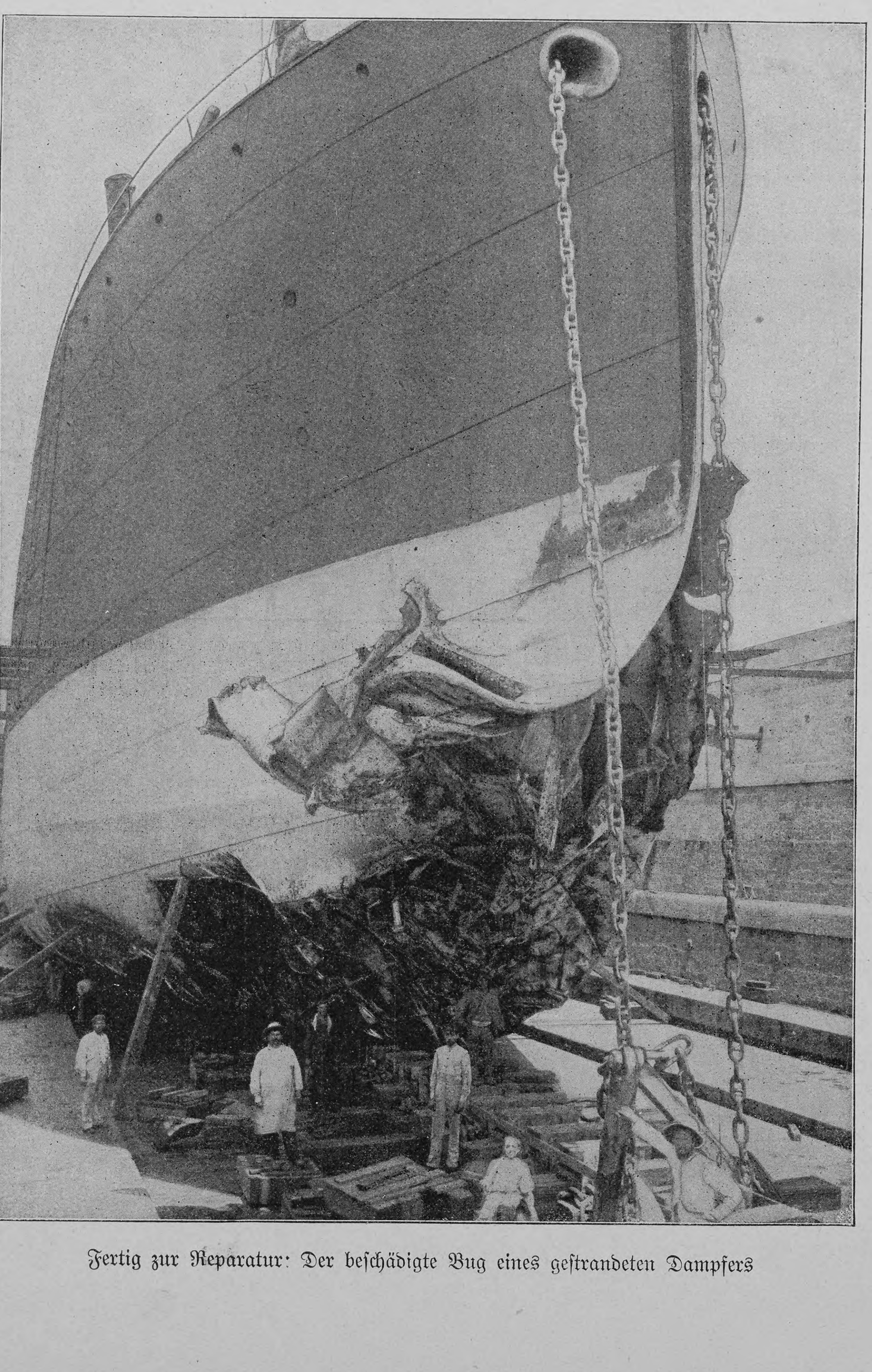
Einfacher als die Hebung geſunkener Schiffe geſtaltet ſich zumeiſt die Bergung *geſtrandeter* Fahrzeuge, ſchon aus dem Grunde, weil die immerhin kritiſche Arbeit der Taucher faſt ganz fortfällt. Dabei iſt wohl zu unterſcheiden, ob das Fahrzeug im Sande ſteckt oder auf felſigem Boden feſtfuhr. Zu den letzteren Fällen gehört u. a. die Bergung des engliſchen Poſtdampfers „China“, der bei Perim im Roten Meer in voller Fahrt mit zwei Dritteln ſeiner ganzen Länge auf felſigen Meeresboden aufgelaufen war. Tief in das Schiffsinnere waren die Felsvorſprünge eingedrungen. Es blieb nichts andres übrig, als die Felſen vorſichtig abzuſprengen und die Oeffnungen im Schiffsboden durch Anbringung von Holzplanken zu verſtopfen. Die Arbeit nahm zehn Monate in Anſpruch. Auf die volle Bergung der „China“ wurde ſogar ein ganzes Jahr verwendet, und drei Bergungsdampfer waren nötig, um die Arbeit zu vollenden. Das Beiſpiel gibt eine Vorſtellung, wie außerordentlich koſtſpielig die Bergung von Schiffen iſt, und daß ſich die Techniker in jedem ſpeziellen Falle darüber klar werden müſſen, ob ſich denn die Bergung eines Schiffes auch lohnt.

In einem andern Falle wurde ein deutſcher Dampfer während eines ſtarken Nordweſtſturmes durch Brechen der Ruderkette in die Weſermündungen getrieben und geriet in den Sand hinein. Um das Schiff flott zu machen, wurde zuerſt die Ladung gelöſcht, und dann mußte verſucht werden, das Fahrzeug durch den Sand hindurch in tiefes Waſſer zu ziehen. Dazu war eine Zeit von ſechs Wochen notwendig. Natürlich bedurfte es der größten Vorſicht, um das Schiff auf ſeiner ſonderbaren Reiſe nicht zu beſchädigen.

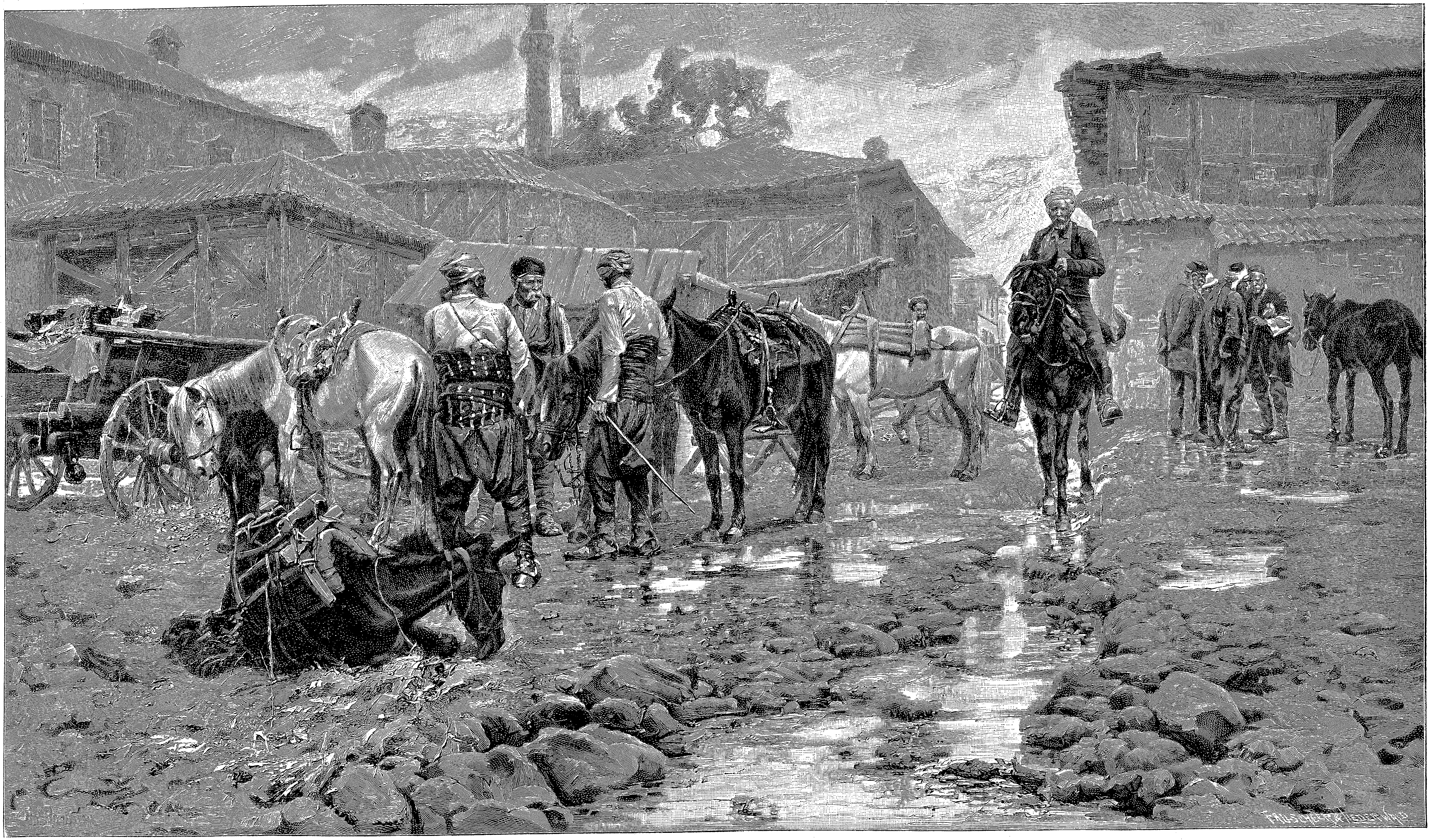
Um Bergungsarbeiten mit Erfolg ausführen zu können, bedient man ſich beſonders geeigneter Fahrzeuge, die mit all den Maſchinen ausgerüſtet ſind, die eine ſyſtematiſche Bergung erfordert. Solche werden von den wenigen Bergungsgeſellſchaften, die es bis jetzt gibt, auf Grund reifer Erfahrung gebaut. Ein moderner Bergungsdampfer gleicht einer Ausſtellung, die alle Apparate und Inſtrumente in ſich faßt, die der Rettungsdienſt auf der See fordert. Gewaltige Zentrifugalpumpen, Saug- und Druckwerke unter dem Antrieb mächtiger Dampfmaſchinen ſtehen dort alle Zeit zur Verfügung. Von welchen Dimenſionen dieſe Maſchinen ſein müſſen, um ſchnell und wirkſam arbeiten zu können, beweiſen u. a. Saugpumpen mit Leiſtungen von 6000 Litern in der Minute. Es würde weit das Verſtändnis eines Nichtfachmannes in techniſchen Dingen überſteigen, wenn wir eine Schilderung eines ſolchen ſchwimmenden „Werkhauſes“ verſuchen wollten.

Trotz der verhältnismäßig ſehr hohen Forderungen, die die Bergungsgeſellſchaften den Reedern liquidieren, iſt ihr Nutzen nur ein geringer. Das liegt daran, weil die an ſich teuren Bergungsdampfer ſtets zur Arbeit fertig unter Dampf gehalten werden müſſen, und daß zuweilen in den Gegenden, wo ſie ſtationiert ſind, Jahre verfließen, ehe ſie Gelegenheit haben, ſich zu betätigen.

Deutſchland iſt in dieſem neuen Zweige des Rettungsweſens mit großem Erfolg vorangegangen. Im Intereſſe der Seefahrt iſt es zu wünſchen, daß der glänzende Anfang zu glänzenderem Ziele führen möge. Iſt es doch der erſte Schritt, den der Herr der Erde macht, um auch Gebieter der See zu werden.

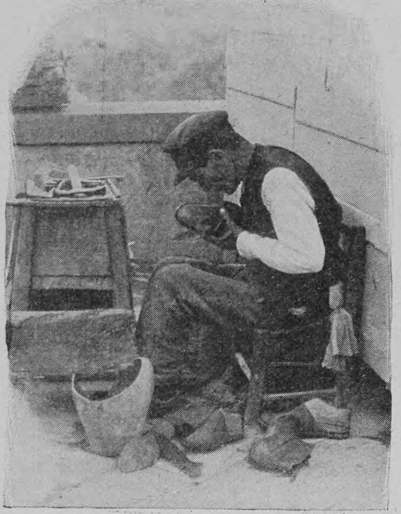


Fertig zur Reparatur: Der beſchädigte Bug eines geſtrandeten Dampfers



Auf dem Pferdemarkt

Nach dem Gemälde von Jaroslav Vešin



Schuſterwerkſtätte in Santa Lucia

Neapolitaniſches Straßenleben

Mit ſechs Bildern nach phot. Aufn. von Karl Abeniacar

Ein deutſcher Gelehrter kommt jüngſt in Neapel an, und ſparſam, wie die Gelehrten zu ſein pflegen, nimmt er ſeine Reiſetaſche in die Hand, um den kurzen Weg ins Hotel zu Fuß zurückzulegen. Aber er hat nicht mit der Sonne Campaniens gerechnet und mittwegs, als er gerade an einer Kirchentür vorüberſchreitet, in deren Schatten ein Lazzaroni den Schlaf des Gerechten ſchläft, ſetzt er ſeine Laſt nieder, tritt an den Liegenden heran und fordert ihn auf, ſeine Taſche den Reſt des Weges zu tragen. Langſam erwacht der ſchwarzlockige Sohn des Südens, reibt ſich die großen Augen, ſieht den Fremden lange an, und als er ſein Anliegen endlich begriffen, entgegnet er kopfſchüttelnd: „Nein, Herr, heute habe ich ſchon gegeſſen!“ Spricht's, dreht ſich wieder auf die Seite und ſchläft weiter, bis aufs neue die Sorge um das tägliche Brot an ihn herantritt. Die kleine Geſchichte liefert einen wertvollen Beitrag zur Pſychologie des neapolitaniſchen Volkes. Wer wird auch unter dieſem lachenden Himmel arbeiten, auf einem Boden, den jahrhundertelange Mißwirtſchaft nicht auszuſaugen vermocht, unter einer Sonne, die des Lebens quälendſte Sorgen, was werden wir eſſen, wo werden wir wohnen, womit werden wir uns kleiden, gar nicht aufkommen läßt. Irgend ein Winkel genügt als Unterſchlupf für die Nacht, je zerriſſener das Gewand, um ſo maleriſcher wirkt es und deſto eher öffnet ſich die Hand des Fremden. Mit einem Augenaufſchlag, mit einer ſchönen Poſe kann man ein Mittagsbrot verdienen. Darum will auch der Kleinſte ſeine Komödiantenrolle ſpielen auf dem großen Amphitheater zwiſchen Sorrent und dem Poſilipp, wo die Natur und Geſchichte für Spannungen und Ueberraſchungen reichlich geſorgt haben. Aber wozu arbeiten? — Das iſt ungefähr die Lebensphiloſophie der Neapolitaner, wie wir ſie aus alten Kupferſtichen kennen, wie ſie die großen Reiſenden beſchrieben, die ihrer Sehnſucht folgend über die Alpen und den Apennin ſtiegen, als die Bergwände noch nicht durchbohrt waren und das Reiſen noch kein abgeſchmacktes Allerweltsvergnügen geworden. Ganz ſo iſt das Volk von Neapel aber doch nicht! Hart neben der heiterſten Sorgloſigkeit, neben naiver, ſchamloſer Bettelei finden wir auch das Volk bei der Arbeit, bei nimmer ruhender Arbeit. In den dumpfigen Kellerhöhlen, in Straßenecken, unter den Portalen der Kirchen und Paläſte haben ſich die Handwerker eingeniſtet. Sie arbeiten mit raſtloſer Emſigkeit vom Morgen bis zum ſpäten Abend. Die lockende Landſchaft umher exiſtiert für ſie nicht. Sie kennen keinen Sonntag, nur an den höchſten kirchlichen Feſten ruhen ſie aus. So liegen die Gegenſätze dicht nebeneinander, und es iſt ungemein ſchwer, trotz dieſer Widerſprüche den Charakter des ſeltſamen Volkes klar zu erkennen. Gregorovius noch fällt über die Neapolitaner das harte Urteil: „Das Volk lebt nur für den Augenblick. Es iſt im innerſten Weſen untragiſch und unpolitiſch, jeder männlichen Leidenſchaft bar, ohne die das geſchichtliche Tun nicht denkbar iſt. So lange Neapel ſteht, waren ſeine Herrſcher Fremde: Byzantiner, Normannen, Schwaben, Anjous, Spanier, Bourbonen, Joachim Murat.“ Seitdem der deutſche Hiſtoriker dieſe bitteren Worte ſchrieb, hat ſich vieles geändert. Neapel iſt ein Teil des einigen Königreichs Italien, und wenn die Neapolitaner es auch im großen und ganzen den Norditalienern überließen, den modernen Staat zu ſchaffen, ſo beteiligen ſie ſich jetzt dafür um ſo eifriger an der Politik. Die Kritik war wohl immer ihre ſtärkſte Seite. Aber noch heute iſt Neapel und die umgebende Landſchaft der Teil Italiens, der am ſtärkſten den ſtrengen Anforderungen eines modernen Staatsweſens widerſtrebt. An Ordnung und geregelte Verwaltung wird ſich dies bunte Völkergemiſch, das ſämtliche Stämme, die um das Mittelmeer herum wohnen, zu ſeinen Ahnherrn zählen kann, wohl niemals gewöhnen. Darum ſind dort auch die großen Senſationsprozeſſe zu Hauſe, die das ganze Königreich in Spannung verſetzen, und dann und wann erwacht wieder ein Hauch der alten Romantik. Es iſt, als ob das Volk niemals zur Ruhe kommen könnte, wie der Boden, auf dem es lebt. Erſtaunlich iſt die Summe von Energie, die zu der kleinſten Verrichtung des täglichen Lebens benötigt wird. Wer von dem Kaſtell San Elmo auf das herrliche Panorama des Golfes herniederblickt, der hört, wie das Leben der Stadt wie eine Welle zu der Höhe heraufbrandet. Nichts tut der Neapolitaner ohne Lärm, und all das Treiben und Haſten eint ſich zu einem dumpfen chaotiſchen Brauſen. Wie dem Leben von Neapel ſeit Jahrhunderten ein großer leitender Gedanke gefehlt hat, ſo mangelt auch der Stadt ein überragender Mittelpunkt. Unüberſehbar drängt ſich Haus neben Haus, kein beherrſchendes Bauwerk entringt ſich der Maſſe, wie St. Peter in Rom. Die geſchwungene Linie des Golfs gibt dem Ganzen die Form, und hoch über dem Gewimmel erhebt ſich in der Ferne der Veſuv wie ein gewaltiges Memento mori.

Milchverkauf aus erſter Hand

Seit Jahren wird daran gearbeitet, Neapel zu ſanieren und zu moderniſieren. Durch das Gewirr der Gaſſen und Gäßchen ſind breite Boulevards gelegt, und der berühmte Kai von Santa Lucia hat ein andres Geſicht erhalten. Wo ſonſt die alten Herbergen ſtanden, die ſchon viele Generationen gaſtlich aufgenommen, werden jetzt weltſtädtiſche moderne Hotels von fabelhaftem Luxus erbaut. Die Auſternverkäufer mit ihren charakteriſtiſchen Buden ſind vertrieben. Aber nach wie vor breitet der ſchönſte Golf der Welt ſein Panorama vor dem entzückten Auge aus, und im innerſten Weſen hat ſich das neapolitaniſche Leben wenig gewandelt. Wer abends am Hafen dahinſchlendert, könnte ſich in die Zeit des Altertums zurückverſetzt wähnen, denn in wahrhaft antiker Nacktheit tummelt ſich da die Jugend in dem lauen Waſſer. Die Abendſonne glänzt auf den braunen, feuchten Leibern, ganze Scharen von Jungen klettern auf den Molen herum. Ein Jubelſchrei ertönt, wenn ein Fremder eine Münze ins Meer wirft, und aalgleich ſtürzen die flinken Taucher in die ſchimmernde Tiefe. Antik iſt auch die völlige Harmloſigkeit des neapolitaniſchen Volkes, das unbefangen ſein ganzes Leben fremden Augen preisgibt. Alles vollzieht ſich in vollſter Oeffentlichkeit. Da ſitzt der alte Briefſchreiber in der Ecke wie in den Straßen des Orients, ein Mädchen diktiert ihm gerade einen Liebesbrief an den Erwählten, der wohl fern in einer Garniſon des Nordens weilt. Sie hält nichts zurück, alles, was ſie auf dem Herzen hat, will ſie den krauſen Lettern auf dem winzigen Bogen Papier anvertrauen, und wer den gemurmelten Worten nicht lauſchen will, der kann Erregung, Verzweiflung, Beſchwörungen und Drohungen mühelos von ihrem Geſichte ableſen.

Dicht daneben machen andre Schönen Toilette. Eine Friſeuſe iſt bei der Hand und übernimmt es für ganze 5 Centeſimi, das ſchwarze Wuſchelhaar mit dem Kamm zu entwirren und daraus eine kunſtvolle Friſur nach der letzten Pariſer Mode aufzubauen. Wohin wir blicken mögen, überall bietet ſich unſern Augen ein Bild von einſchmeichelnden Reizen. In den Straßenecken ſtellen ſich wirkungsvolle Gruppen zwanglos zuſammen, und fehlt den Neapolitanern auch die machtvolle plaſtiſche

Straßenküche am Hafen von Neapel

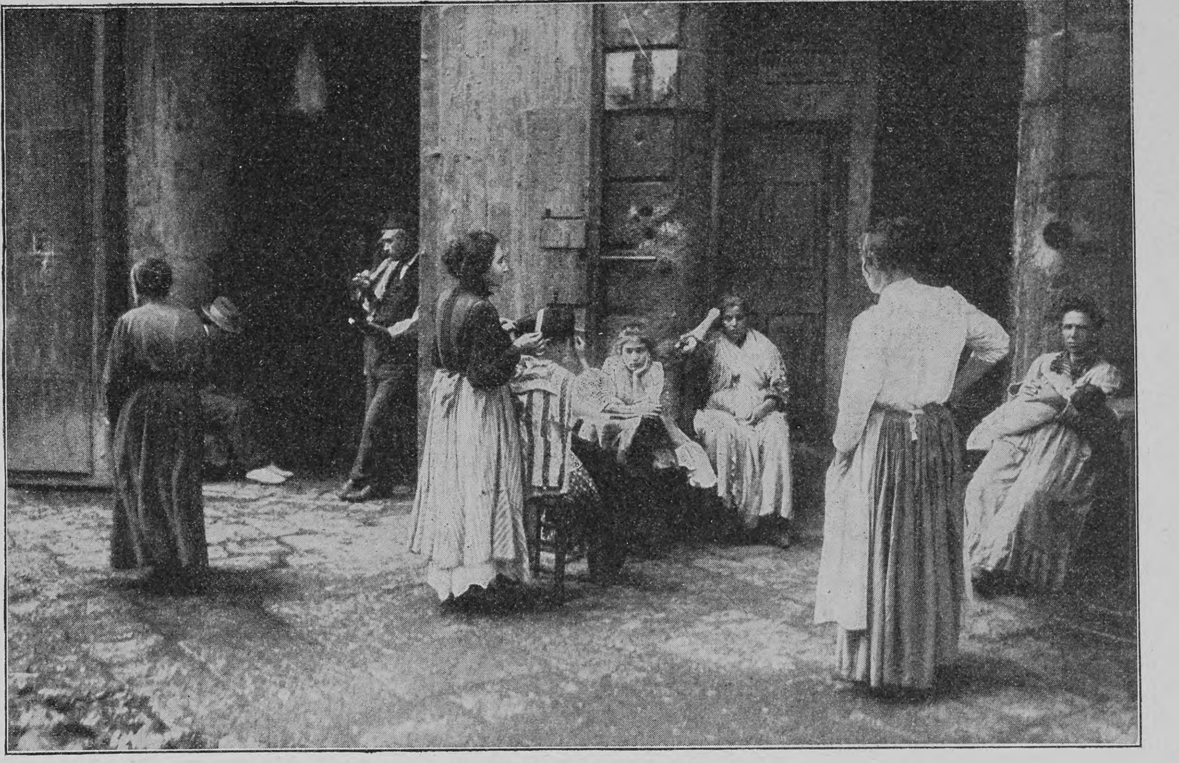
Poſe der römiſchen Bevölkerung, ſo wirken ſie dafür um ſo maleriſcher. Renaiſſanceportale, antike Säulenreſte, ſeit Jahrhunderten immer wieder verbaut, Ausblicke in angſtvoll enge Straßen mit himmelhohen Häuſern geben den Hintergrund. Vielfach wird man auch an den Orient erinnert. Hier ſaßen ja jahrhundertelang die Mauren, Amalfi, Majori und Minori, Cetara waren ihre Hauptſitze, und die blühende Republik Neapel ſchloß ungeachtet der Bannſtrahlen des Papſtes ein Bündnis mit den Ungläubigen. Indifferent in religiöſer wie in politiſcher Hinſicht waren die Neapolitaner von je. Sie umſtanden mit derſelben Neugier das Schafott des letzten Hohenſtaufen auf dem Mercato, wie ſie der Flotte der Sizilianer zuſahen, die nach der blutigen Veſper unter dem Befehl des großen Ruggiero Loria die Schiffe der Anjous im Angeſicht der Stadt vernichtete. Die jüngſte Geſchichte, ſpeziell das Mißgeſchick der italieniſchen Kolonialpolitik in Abeſſinien, hat ähnliche Beiſpiele gezeitigt.

Neapel iſt heute neben Genua der bedeutendſte Handelshafen der Monarchie. Ein großer Teil des aufſtrebenden italieniſchen Handels wickelt ſich dort ab. Spiegelt ſich darin die zunehmende Bedeutung Italiens im Weltverkehr wider, ſo bleiben uns andre Bilder, die von haltloſen inneren Verhältniſſen, von ungerechter Verteilung der Laſten und Rechte zeugen, nicht erſpart. Ueber Neapel ergießt ſich der große Strom der Auswanderer, die Italien alljährlich in die Neue Welt und ſpeziell nach Südamerika entſendet. Wir ſehen die prächtigen Geſtalten aus allen Teilen des Landes, die Bewohnerin der Albaner Berge neben der Toskanerin, ſtumpf und ergeben der Stunde harrend, die ſie von der ſchönen Heimat vorausſichtlich für immer trennen ſoll. Aber für ernſte Erwägungen iſt Neapel nicht der Ort. Das laute Leben übertönt Klagen und Seufzer, die ganze Stadt wimmelt wie ein Ameiſenhaufen, weder Ohr noch Auge haben auf Momente Ruhe, und wie auf tanzenden Wellen läßt der Strom des täglichen Verkehrs Bild auf Bild an uns vorüberziehen. Am Marinearſenal findet man in der brennenden Mittagsſonne eine luſtige Geſellſchaft. Es ſind Nichtstuer, junge wie alte, unter ihnen manch Individuum, das allen Grund hätte, die offene Straße zu meiden. Aber die Karten haben ſo dämoniſche Anziehungskraft, und dann iſt es gerade zwiſchen zwei und drei Uhr. Das iſt die Stunde, wo auch ein Schutzmann zu Mittag eſſen muß. Alſo kann man eine Partie wagen. Sobald aber das Käppi eines Wachmannes erſcheint, verſchwindet die ganze Geſellſchaft, als habe der Boden ſie verſchlungen.

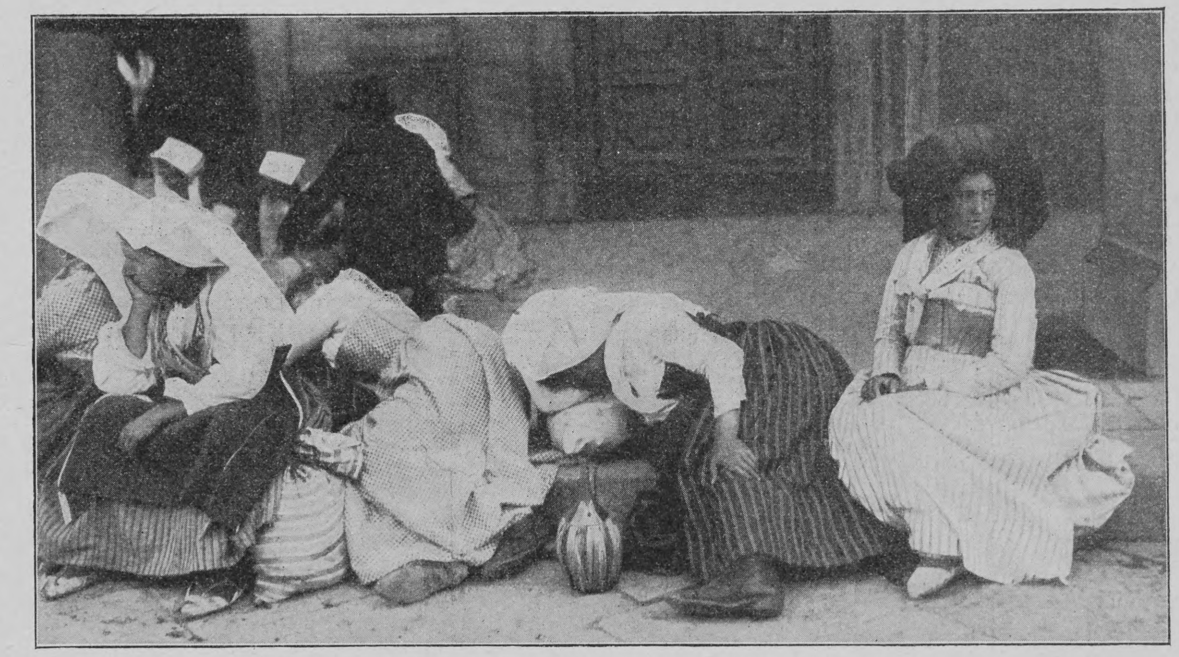
Es gibt wohl keinen Gegenſtand zwiſchen Himmel und Erde, der in Neapel nicht feilgeboten wird. Wenn der Neapolitaner nicht ſchläft, feilſcht er, ſucht er für die geringwertigſte Sache einen möglichſt hohen Preis herauszuſchlagen. Was in allen andern Städten als wertlos weggeworfen wird, iſt hier immer noch Objekt des Straßenhandels, und es genügt, feſtzuſtellen, daß Zigarrenſtummel noch lange nicht die geringſte Ware ſind, die ſich hier in Geld verwandeln. Für des Leibes Nahrung iſt reichlich geſorgt. Was ſonſt in der Regel den Augen der Konſumenten entzogen wird, die Verrichtungen und Handreichungen, die einmal notwendig mit der Herſtellung auch der Lieblingsſpeiſe verbunden ſind, ohne daß man gerade immer daran erinnert ſein möchte, wenn man den Löffel zum Munde führt, alles vollzieht ſich hier in der freieſten Oeffentlichkeit. Ein Oelgeruch lagert ringsumher, und es gehört die ganze Skrupelloſigkeit des Südländers dazu, um an dem ſo dargebotenen Menü Geſchmack zu finden. Aber für jeden Gaumen iſt geſorgt, da gibt es Fiſche, Reisknödel, Kürbisblumen, Muſcheln u. ſ. w., und die ſchöne Frau, die die Kunden bedient, hat reichlich Arbeit. Die Milch kauft man tatſächlich aus erſter Hand, in den Quartieren der Armen wie der Reichen. Um Sonnenuntergang kommen die Ziegenherden durch die Straßen. Mädchen und Frauen eilen herbei, und die Hirtin melkt die Gefäße voll, indem ſie die Ziege mit den zärtlichſten Schmeichelnamen belegt, um ſie zum Stilleſtehen zu veranlaſſen.

Kehren wir nach Santa Lucia zurück! Wo ſich früher die berühmte Promenade hinzog, liegt jetzt eine weite, trocken gelegte Strecke. Wo früher, wenn der Abend kam, das Volk ſich verſammelte, um zu ſcherzen und nach dem Klang Guitarre ſich im Tanze zu drehen, ſitzt jetzt einſam ein Philoſoph, ein alter Flickſchuſter. Melancholiſch begleitet er ſeine Arbeit mit dem bekannten Volkslied:

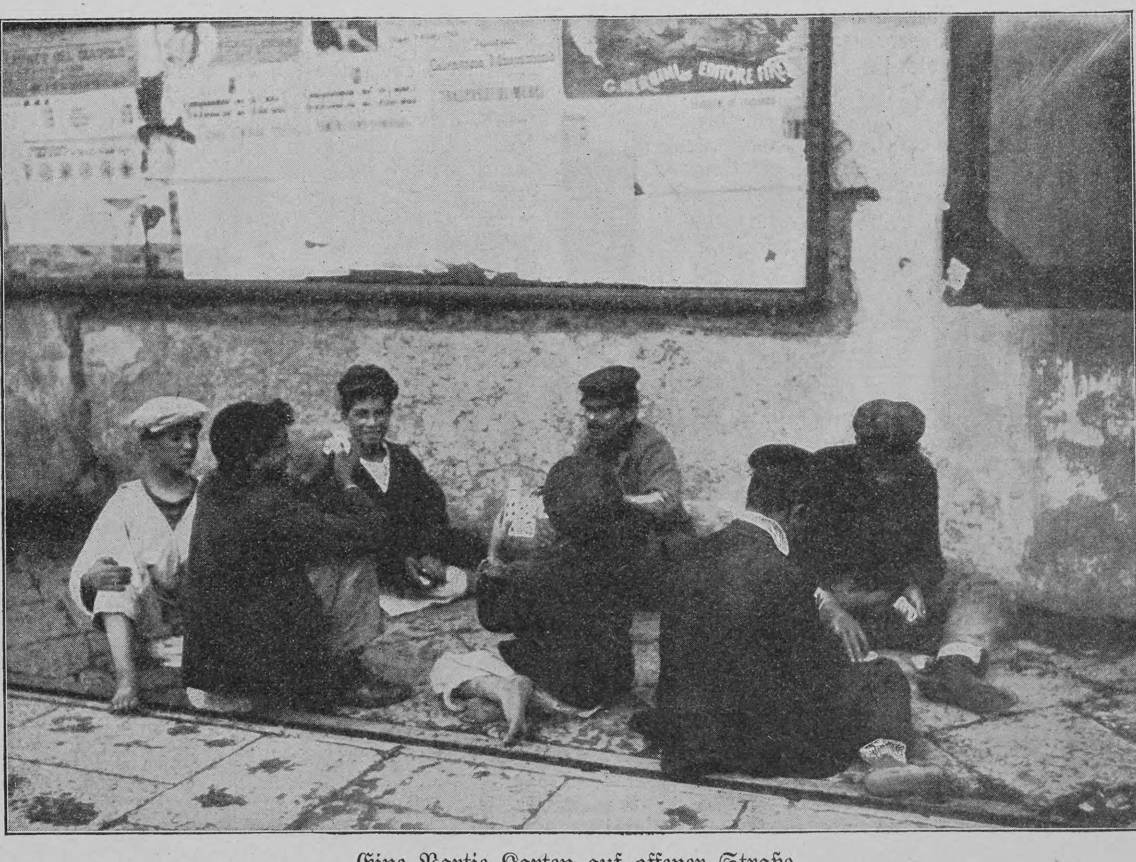
Venite all' agile
Barchetta mia!
Santa Lucia!
Santa Lucia!



Neapolitanerinnen bei der Toilette



Auswandererfrauen, die Abfahrt des Dampfers erwartend



Eine Partie Karten auf offener Straße

Jahrmarkt in Schuminaz

Skizze aus dem orientaliſchen Volksleben

Von

Arslan Aga

Diesmal haben die Moslim auf den Namenstag des heiligen Ilija (Elias) große Hoffnungen geſetzt. Voriges Jahr ließ ſie der Patron der ſerbiſchen Ortſchaft Schuminaz gänzlich im Stiche. Er ſchickte heftiges Gewitter, das den Jahrmarkt, auf den ſich Chriſt, Jude und Mohammedaner freuten, zunichte gemacht. Das Ausüben ſeines Rechtes, an der Feier ſeines Ehrentages mit etwas Donnerrollen teilzunehmen, unterläßt der Heilige wohl niemals. Stellt ſich dabei auch ein mäßiger Regen ein, ſo iſt dies für die Gegend von unſchätzbarem Vorteil. Die Regentropfen des Eliastages ſind ja äußerſt fruchtbar. Die Maiskolben werden groß davon, und die Körner bekommen eine beſondere Süßigkeit. Die orthodoxen Chriſten im ſüdöſtlichen Europa wiſſen das ſehr gut, und die Türken glauben es ihnen. Mit Recht. Denn ſie haben auf den Heiligen ebenſoviel Anſpruch wie die Andersgläubigen. Dieſe nennen ihn Ilija, für die Moslim aber iſt er — Ali Dſchun. Beide Religionen huldigen ihm an einem und demſelben Tage, hier im Tale allerdings bei weitem nicht ſo prunkvoll wie droben im Gebirge. Aber was ſich Freund Ilija im vergangenen Jahre herausgenommen, das ging den Vertretern der drei Glaubensbekenntniſſe denn doch über den Strich. Den ganzen lieben Tag ließ er den Regen in Strömen niederfallen. Der Markt, der ſo viel Volk, beſonders die Anhänger des Propheten aus weit und breit, herangelockt, konnte nicht einmal eröffnet werden. Mit Ausnahme des buckligen Dory, der auf dem Heimwege, im Rotka-Walde, ſein Kalb verkaufte, konnte ſich kein Menſch rühmen, auch nur ein Stück ſeiner Ware an Mann gebracht zu haben.

Aber heute! Sind denn die Moslim deſſen ſicher, daß der Tag ohne Gewitter vorüberzieht? Daran darf nicht gezweifelt werden. Sämtliche Chriſten dies- und jenſeits der Save ſind bereit, jeden Augenblick den Eid darauf zu leiſten. Kann man ſich doch auf den heiligen Ilija verlaſſen! Meldet ſich der Patron zeitlich morgens durch Donner und Blitz, dann heißt es in ſeiner Sprache deutlich und vernehmbar: für heute iſt mein Werk vollendet! Und ſo war es auch diesmal, und darum befand ſich auch das Marktleben ſchon in den erſten Vormittagsſtunden im vollen Gange. Aus dem benachbarten Städtchen Sakſch-Bunar, das ausſchließlich von Mohammedanern bewohnt wird, war nahezu die ganze Bevölkerung nach Schuminaz ausgewandert. Die ſiebzehn Häuſer des Dorfes waren wie ausgeſtorben. Wer auch nur zur Not den Fuß bewegen konnte, war zum Marktplatz geeilt, der ſich als ſchiefe Ebene von der lehmigen Dorfſtraße hinabzog zur Schumina, dem ſchmalen glitzernden Gebirgsbächlein. Oben, am Straßenrain, links und rechts von der ſtrohgedeckten Schmiede des Jovo Petratſch, kauern die ſingenden Bettler und die ſerbiſchen Weiber. Vor dieſen im Graſe liegen Häuflein trockener Käſe, Maisbrote, hie und da etwas Obſt und Geflügel. Wer kümmert ſich heute um ſolche Kleinigkeiten? Der heilige Elias iſt hier der Protektor des Vieh- und Roßmarktes. Und dem heißt es Rechnung tragen.

Menſchen und Vieh ſtehen da in dichtem Gedränge beiſammen. Schwere und leichte Ochſen, fette und magere Kühe, junge und ältere Kälber, Ziegen und Böcke, ebenſo wollige und geſchorene Schafe bilden bis zur größeren Hälfte der ausgedehnten Wieſe einen einzigen Klumpen, aus dem die unartikulierten Laute des Viehes, vermengt mit dem Geſchrei der Menſchen, zum Hügel hinandringen. Aus dem üppigen Grün der Anhöhe grüßen die friſchgetünchten Wände der Holzkapelle zum Talkeſſel herab, in deſſen Summen und Sauſen die Stimme der kleinen Glocke verloren geht. Doch das Weibervolk pflegt ihren Ruf niemals abzuwarten. Seit mehreren Stunden iſt es ſchon da verſammelt. In Gruppen ſind die Weiber herangezogen, um die Zeit bis zum Beginn der Meſſe durch angenehmes Plaudern zu vertreiben. Und erſt die Meſſe! Der Pope Marko aus Grinitſch-Selo hat die ſchönſte Stimme, die man ſich denken kann. Er ſingt ſo fein wie ein echter Kalugyer. Drunten auf dem Marktplatze geht es ſchon lebhaft zu. Die „weißen“ Zigeuner, die Rumi oder Kara-Wlahi, die niemals eine Kopfbedeckung tragen, haben ſchon einige Holzmulden verkauft. Die den Rumi feindlich geſinnten „ſchwarzen“ Zigeuner meiden den eigentlichen Viehplatz. Sie halten ſich mit Vorliebe in der Nähe des edelſten Standplatzes auf, da, wo Roß und Reiter ſich herumtummeln. In der kleinen Talebene, dies- und jenſeits der Schumina, herrſcht noch auffallende Ruhe. Ganz natürlich. Vorher müſſen die Viehbeſitzer ihre Ware los werden, dann erſt kann ſich der Pferdemarkt entwickeln. Das wiſſen die Moslim von jeher. Mit Wohlgefallen blicken ſie nun auf das geſchäftliche Treiben am oberen Teile der Gemeindewieſe. Schon iſt deren längliches Viereck gedrückt voll von Menſchen und Tieren, und noch immer kommen neue Verkäufer und neue Waren. Und mit ihnen zahlreiche Müßiggänger, die ſich nur einſtellen, um da geweſen zu ſein. Von den Gebirgsſtraßen ziehen ſie herbei, über den Landweg und die Kaldrma, die Heeresſtraße, in den Waldſteg, dicht an dem Wieſenzaun vorüber, wo die … Doch, was gehen die Moslim jene verbotenen Tiere an! Sollen nur verkauft werden, dieſe Borſtenträger. Für den Erlös — und der iſt ja rein — gibt der Gläubige recht gern ſeine auserleſenen Güter her.

Ungefähr hundert Schritte vom Bache entfernt ſtand ein dunkelbraunes Pferd neben einem Dornbuſch. Mit dem Halfter war es an einen niederen Weidenbaum gebunden. Hinter dem Rößlein befanden ſich deſſen Eigentümer, der Pferdehändler Mehemed Ugljen aus Zakoſan, und ſein Famulus Kerim Puhur.

„Wart, mein lieber Ridjo,“ ſprach Mehemed, ein Mann in den Fünfzigern mit dickem roten Kopf und graumeliertem Bart, „wart, Ridjo, mein koſtbares Gut, du ſollſt heute einen neuen Herrn bekommen. Ja, heute werden wir voneinander Abſchied nehmen, Ridjo.“

„Das wär’ doch traurig,“ meinte Kerim, ein jüngerer Mann mit überaus langem Geſicht, „wenn Mehemed Ugljen für ſein prächtiges Tier keinen Käufer finden ſollte.“

„Ob das ein prächtiges Tier iſt!“ rief Meho und blickte mit Stolz auf ſeinen Braunen. „Was glaubſt du, Kerim, wieviel werden wir für ihn bekommen?“ wandte er ſich an ſeinen Genoſſen, indem er den kurzen Stock in die Höhe ſchwang und die Peitſche zweimal durch die Luft ſauſen ließ. Ridjo nahm davon keine Notiz. Er ließ die Ohren hängen und ſchmiegte ſich an den Weidenſtamm, deſſen ſchüttere Zweige etwas Schutz boten gegen die heißen Sonnenſtrahlen.

„Ich hab’ dir’s ja geſagt, Meho,“ erwiderte der kleine Puhur, „unter ſechs und einem halben*) brauchſt du ihn nicht herzugeben.“

„Das will ich meinen,“ beteuerte Mehemed. Er ließ ſeinen Blick über die nächſte Umgebung ſchweifen und gewahrte mit Befriedigung, daß die Nachfrage nach Pferden allenthalben reger wurde. Bei Fadil Beg, deſſen Tiere unter Aufſicht eines Altknechtes ſtanden, wurde der Fuchs mit den weißen Füßen gerade ausprobiert. Der Beg ſchickt immer die teuerſten Pferde zu Markt. Wenn der losſchlägt, dann pflegt die Sache auch für andre gut zu ſtehen. Nun, der Elias-Tag, unſer Ali Dſchun, dürfte ſich wacker halten, dachte Meto. Sieh da! Nezirs Stute ſteht auch ſchon im Handel. Und Kiamils Füllen wird ſogar ſchon fortgeführt.

Immer mehr füllte ſich der Platz am Bächlein, wo die Roſſe zum Verkaufe ſtanden. Mehrere Pferdehändler, Wirtſchaftsbeſitzer und Bauern waren an Ridjo bereits vorübergegangen. Keiner ſchenkte dem Braunen viel Aufmerkſamkeit. Offenbar ſuchten die Leute etwas andres.

Meho und Kerim ſprachen kein Wort miteinander. Schweigend rauchten ſie ihre Zigaretten, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß alles vom Kismet abhänge. Wenn es Beſtimmung, wird Ridjo noch heute in ſeinem neuen Heim die Nacht zubringen. Und Meho rechnete mit Gewißheit auf dieſe glückbringende Beſtimmung.

Drei Männer kamen eben über den Holzſteig vom jenſeitigen Ufer des Baches und geradeaus auf Mehos Braunen los. „Wie hoch ſchätzeſt du dieſes Pferdchen?“ fragte der Vorderſte, ein Mann mit großem braunen Schnurrbart.

„Wozu ſoll dir ein Pferd, Omar Keſſegi!“ gab ihm der Beſitzer zur Antwort und drehte ihm den Rücken zu.

Omar und ſeine Begleiter ſuchten das Weite.

„Den kenn’ ich auch,“ meinte Kerim, verſchmitzt lächelnd, „der hat noch niemals mehr als ein Schaf gekauft. Aber ein Anſehen gibt ſich der Bettelſack, als könnt’ er wirklich ein edles Tier erſtehen.“

Mehemed Ugljen und Kerim Puhur kannten ſich gut aus. Meho war der bekannteſte Roßkenner des ganzen Kreiſes, und Kerim, der über ein Jahrzehnt Ugljens Begleiter auf allen Märkten war, genoß den Ruf eines bedeutenden Roßtäuſchers. Es war ein geborener Herzegowze, und das beſagt alles.

Mehr als eine Stunde war vergangen. Vier oder fünf Kaufluſtige — oder ſolche, die es zu ſein ſchienen, waren an Meho herangetreten, nach Verkünden des Preiſes aber ſofort weitergegangen. Auch hier herrſchte bereits dichtes Gedränge. Das laute Schreien der Feilſchenden klang weit in den Föhrenwald hinein. Juſt hatte ſich Meho eine friſche Zigarette angebrannt, als abermals zwei Männer in der Nähe des Weidenbaumes erſchienen. An der Kleidung erkannte man den einen als Serben. Wahrſcheinlich war auch der andre kein Moslem. Das war eben ſchwer feſtzuſtellen. Seine Sommertoilette ließ viel zu wünſchen übrig. Langſam gingen die beiden an Mehos Standplatz vorüber. Nach einigen Minuten kehrten ſie um, traten etwas näher an Ridjo heran. Sie warfen einen gleichgültigen Blick auf den Braunen und ſchritten wieder weiter.

Meho ließ die beiden nicht aus den Augen. Er tat jedoch, als wenn ſie ihn gar nicht bekümmerten. Wieder kam der Serbe mit ſeinem Begleiter zurück. Diesmal blieben ſie Meho gegenüber hinter dem Rückenteile des Pferdes ſtehen.

„Hej, Ugljen Mehemed,“ rief der Serbe. „Läßt ſich am Tage des heiligen Ilija mit dir ein Geſchäft machen?“

„Mit gutem Willen und ſchönem Geld — immer,“ gab Meho zur Antwort.

„Laß mich den Braunen anſehen.“

„Da ſteht er.“

„Ich will dir vorerſt ſagen,“ meinte der Serbe, unverwandt den Blick auf das Pferd geheftet, daß Gliſcho Paſſarin aus dem Lemeſch-Tale entweder kauft oder nicht kauft.“ (Zu deutſch: Nur wenn ich ernſte Abſicht zu kaufen habe, laſſ’ ich mich in den Handel ein.)

„So gefallen mir die Leute, Gliſcho Paſſarin,“ bemerkte Meho. „Wahrſcheinlich ſeid ihr alle ſo im Lemeſch-Tale.“

„Das iſt bekannt, wo man Kreuz und Halbmond ehrt,“ entgegnete ſtolz der Serbe.

Gliſcho ging langſam um Baum und Pferd herum. Er beſah Ridjo von der Stirne bis zu den Hufen, ohne Hand an ihn zu legen. Den Weg machte Gliſcho von rechts nach links. Mittlerweile hatte ſich um den Gaul ein Häuflein Neugieriger angeſammelt, Mohammedaner und Serben. Dieſe ſtellen ſich ein, um zu ſehen, welchen Gang das Geſchäft nimmt. Zuweilen läßt ihnen der Glaubensbruder nach geſchloſſenem Handel eine Zigarette oder ein Gläschen Sliwowitz zukommen. Die Moslim betrachten ſich ſozuſagen als Funktionäre des eventuellen Geſchäftsabſchluſſes. Denn es heißt im heiligen Buche: „Wenn ihr Verträge abſchließet, tuet es in Anweſenheit von Zeugen, und nicht zu deren Nachteil.“ Auf dieſen Satz legen ſie natürlich beſonderes Gewicht. Der Moslem unterläßt es auch niemals, den guten Bekannten oder freiwilligen Zeugen nach Abſchluß des Handels aus dem eignen Beutel die Pfeife zu ſtopfen.

Gliſcho machte nochmals den Weg um Ridjo. Diesmal von links nach rechts.

„Der Braune iſt klein,“ meinte er kopfſchüttelnd.

„Er iſt eben nicht größer,“ erwiderte Meho gleichgültig. „Im übrigen,“ fügte er hinzu, „glaub’ ich, kaufſt du ja kein Pferd für den Großvezier. Auch der Vali wird, ſo viel man weiß, durch dich kein Roß beſtellen laſſen. Nun, ſo iſt mein Ridjo groß genug für jeden Herrn aus dem Lemeſch-Tale.“

Meho ſtand bei dieſen Worten hinter dem Serben. Er ſprach dies über deſſen Rücken hinweg, und Gliſcho fand es nicht für notwendig, bei den Bemerkungen des „Turc“-Türken ſich nach ihm umzuwenden.

Die Mohammedaner begleiteten die Bemerkungen ihrer Genoſſen bejahend mit den Häuptern. Die Serben lächelten eigentümlich. Sie wollten damit ſagen: „Wart nur, Meho. Unſer Gliſcho wird dir ſchon zeigen, was er kann.“

„So laß uns das Pferdchen etwas genauer anſehen,“ ſprach Gliſcho zu dem hinter ihm ſtehenden Meho.

Kerim ſchritt gemächlich zum Braunen und band ihn los. „Jetzt wirſt du dich überzeugen können,“ wandte er ſich an den Serben, „was das für ein herrliches Tier iſt.“

„Nun, viel iſt an ihm gerade nicht zu ſehen,“ ließ ſich der Begleiter Gliſchos vernehmen.

„Du meinſt wohl, jeder iſt ſo kurzſichtig wie du, Steva Mukalj?“ bemerkte Kerim. Er ſchien den Mann zu kennen.

Steva wollte auf die Bemerkung des Roßtäuſchers erwidern, wurde aber durch einen Ausruf Mehos daran gehindert.

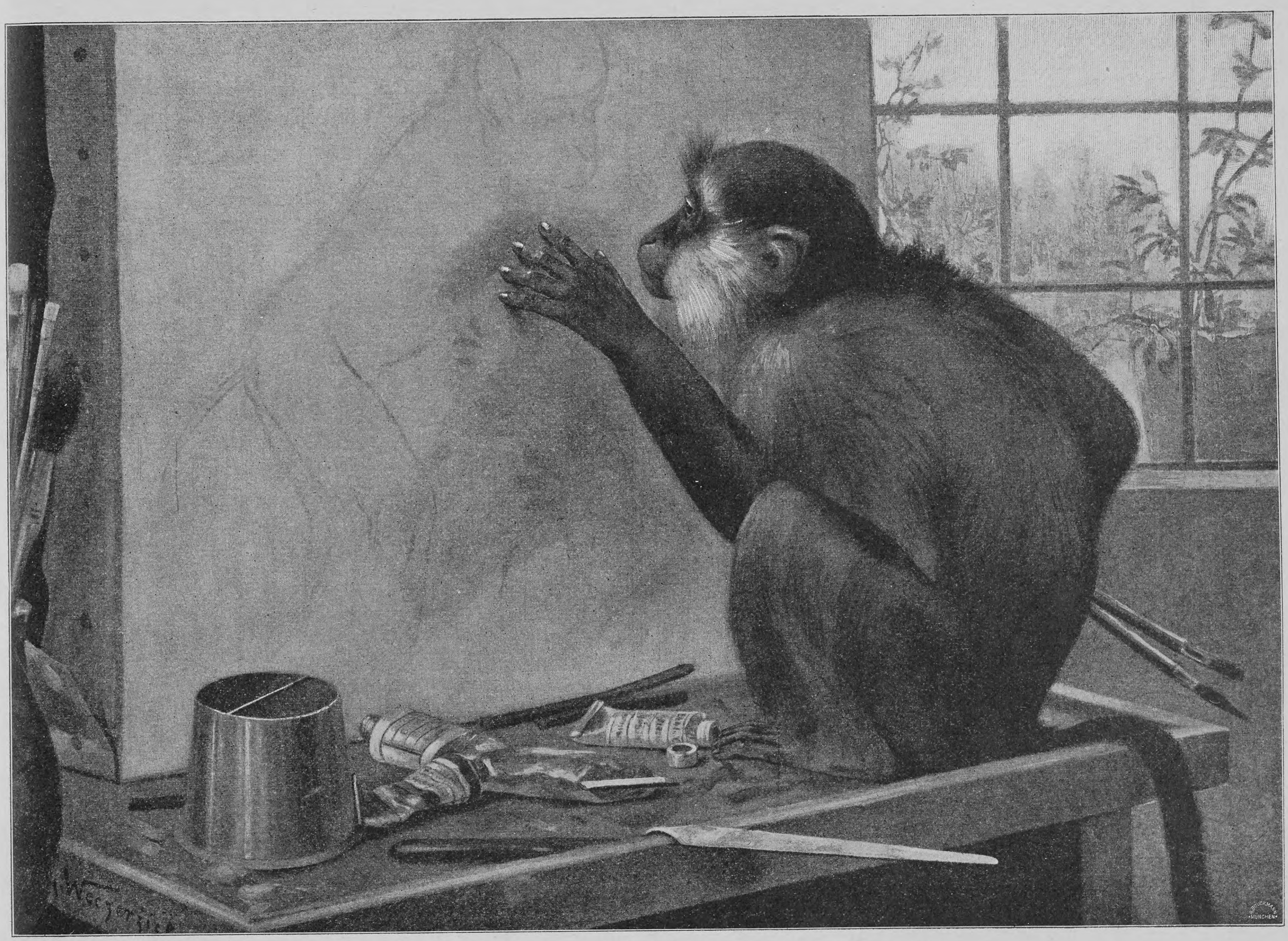
---

*) Jeder Einſer bedeutet 100 Piaſter, gleich 18 Mark.

„O Ridjo, mein teures Rößlein,“ rief Ugljen Meho und verſetzte dem Tiere einen ſanften Schlag auf die Flanke, „zeig dich nun in deiner ganzen Schönheit!“

Ridjo ſchien für das Lob nicht ſehr empfänglich zu ſein. Sei es, daß ihn die Hitze zu ſehr drückte, ſei es, daß ihm die Fliegen arg zuſetzten, teilnahmelos ließ er den Kopf hängen und peitſchte den mageren Leib mit dem ſpärlichen Reſt jenes Haarbüſchels, das die Würde des Paſchas bedeutet. Rings um den Klepper hatte ſich ein dichter Kreis gebildet. Vorne, an dem Haupte, ſtand Gliſcha, an ſeiner Seite Kerim und Meho.

Gliſcha öffnete Ridjos Schnauze, warf einen Blick auf die Zähne und ließ die Schnauze wieder fahren. „Dreizehn Jahre,“ ſprach er wie zu ſich, doch ſo laut, daß ihn die Umſtehenden hören konnten. Nun muſterte er den Leib des Tieres bückte ſich und betrachtete den Unterkörper. Jetzt wandte er ſich wieder dem Haupte Ridjos zu. Dreimal hintereinander fuhr er mit den Handflächen dicht an den Augen des Pferdes auf und nieder. Doch Ridjo ſchloß und öffnete die Augen regelmäßig: trotz ſeines vorgerückten Alters war er noch im vollſtändigen Beſitze des Augenlichtes.



Ein neugieriges Modell. Nach dem Gemälde von Alfred Werzerzick

„Laß ihn gehen, Kerim,“ wandte ſich Gliſcha an den Famulus Mehemeds.

Kerim zog den Halfter an, ging voraus, und Ridjo folgte ihm behäbig nach.

„Der Braune hat einen ſchönen Gang,“ meldete ſich ein Freund Mehos.

„Sein rechter Hinterfuß ſcheint ein wenig ſteif zu ſein,“ warf ein Serbe ein.

„Der ſieht wieder etwas, was gar nicht exiſtiert,“ äußerte ſich ein Genoſſe Ugljens.

„Kehr um,“ rief Gliſcha Kerim zu. Dieſer machte Kehrt und ſtand gleich mit Ridjo vor der Verſammlung.

„Meho,“ ſprach jetzt Gliſcha, an den Beſitzer des Pferdes herantretend, der ruhig den Vorgang beobachtete, „ſag mir aufrichtig, was iſt der Preis deines Gutes?“

„Sieben ein halb, Gliſcha,“ erwiderte Mehemed gelaſſen.

„Komm, Steva,“ rief der Serbe ſeinem Begleiter zu und wandte ſich zum Gehen.

„Sieben ein halb für einen ſolchen Zigeunerhund zu verlangen, das iſt ſtark,“ ſagte Steva unwirſch. Er trat an die Seite Gliſchas, und beide ſchritten ſtolz von dannen.

„Einen Zigeunerhund nennt der Menſch das edle Tier!“ eiferte Kerim. „Da ſieht man, was ſich dieſe Leute herauszunehmen wagen. He, Stevane, würdeſt du den Zigeunerhund um elf Piaſter nehmen?“ rief er den beiden höhniſch nach.

„Bind ihn an,“ befahl Meho mit lauter Stimme. Ins Ohr aber flüſterte er Kerim: „Paß auf, der Serbe kauft das Pferd.“

„Sieben und einen halben iſt das Tier unter Brüdern wert,“ meinte ein Moslem zu ſeiner Umgebung.

„Das iſt richtig,“ beſtätigte ein andrer Glaubensgenoſſe Mehos.

„Wenn es vergoldete Hufeiſen hätte,“ bemerkte ein Serbe.

„Und der Hals müßte aus reinem Silber ſein,“ ergänzte wieder ein Parteigänger Gliſchas.

„Was verſteht ihr von einem Pferde!“ äußerte ſich ein alter Türke, geringſchätzig mit der Achſel zuckend.

„Beim Pferdekauf ziehen die hohen Herren natürlich nur dich zu Rat,“ gab ihm ein jüngerer Serbe zur Antwort.

In dieſem Augenblicke kehrten Gliſcha und Steva von ihrem kurzen Spaziergang zurück. „Du, Meho,“ ſprach Gliſcha lächelnd, „nenne mir nochmals den Preis des Braunen.“

„So wie ich dir geſagt: zwanzig über ſieben,“ erwiderte Meho.

„Sagen wir alſo — fünf,“ offerierte der Serbe.

Mehemed Ugljen wandte ſich mißmutig von Gliſcha ab und kehrte ihm den Rücken zu. Allgemeines Schweigen folgte dieſen Worten. Da nahm Gliſcha wieder das Wort. „Meho,“ ſprach er, „ich habe das Bräunl noch nicht einmal laufen ſehen.“

„Bind ihn los, Kerim,“ gebot der Moslem. Kerim tat, wie ihm geheißen. Diesmal wandte er das Tier gegen die Ebene. Der Kreis der Zuſeher hatte ſich auf dieſer Seite raſch geöffnet. Dem edlen Renner eine Gaſſe! Meho und Gliſcha ſtellten ſich hinter den Braunen. Sie erhoben die Peitſchen, ließen ſie gleichzeitig auf Ridjo niederfallen und riefen wie aus einem Munde: „Aj!“

Ridjo bewegte ſich in etwas beſchleunigtem Tempo in die Richtung des Bächleins. Kerim, der ihn am Halfter feſthielt, lief mit.

„Das heiß' ich einen feinen Trab,“ wandte ſich Mehemed an ſeine Freunde.

„Etwas ſchwerfällig,“ meinte Gliſcha.

„Das nennſt du ſchwerfällig, Freund Gliſcha?“ lachte Meho. „Na, von einem leichten Schritt ſcheinſt du nicht den richtigen Begriff zu haben.“

„Der Braune iſt nicht gewöhnt, zu Fuß zu gehen,“ rief der chriſtliche Riemer Maſcha, der eben hinzukam, und auf ſeiten der Serben erſcholl lautes Gelächter.

„So raſch wie deine Zunge kann er ſich freilich nicht bewegen,“ gab ein Türke zur Antwort. Die Lacher ſtanden diesmal auf ſeiten des Halbmonds.

Indes war Kerim mit dem Braunen in der Nähe des Baches angelangt. Der Roßtäuſcher wollte da umkehren, doch Ridjo zeigte zu mindeſt nicht die Abſicht, ſich vom Fleck zu rühren. Mit dem ganzen Aufgebote ſeiner Roßlunge begann er zu wiehern. „Oho,“ rief Gliſcha, als er gewahrte, daß Kerim den Klepper nicht von der Stelle bringen konnte, „das ſchöne Tier mit dem feinen Trab iſt auch ſtutzig.“

„Was dir nicht einfällt,“ erwiderte Meho, „durſtig iſt es von Hitze und Staub.“

„Das werden wir gleich ſehen,“ meldete ſich ein Serbe.

An zwanzig Männer — Serben und Türken — löſten ſich von der Geſellſchaft und eilten dem Waſſer zu.

„Was, Meho,“ wandte ſich Gliſcha an den Moslem, „unſer Ilija hat ſich diesmal doch ausgezeichnet.“

„Höchſte Zeit, daß der Markt einmal gut wird,“ erwiderte Meho. „Sieh da“ — er zeigte über das nächſte Gebüſch auf den andern Teil der Wieſe — „Kalab hat ſein Füllen um zwanzig über vier hingegeben. War viel weniger wert. Allah ſei Dank, an Käufern fehlt es heute nicht. Im übrigen weißt du ja: vormittags Ilija, nachmittags Alija.“*)

„Und Mile Gajbal, der Wirt aus Nuſchin,“ bemerkte Gliſcha, „hat zwei ſchöne Röſſer um dreißig über tauſend Piaſter gekauft. Die Pferde haben eben gar keinen Preis.“

„Ich bin vom Gegenteil überzeugt,“ betonte Meho.

„Du kennſt eben die Verhältniſſe nicht,“ rief ihm der Serbe zu.

Verworrene Laute ſchlugen in dieſem Augenblick vom Bache aus an ihr Ohr. Ridjo wurde jetzt von einem Bekenner Mohammeds an dem Seile gehalten. Rückwärts ſtanden Kerim und Steva. Sie ließen nun ihrerſeits die Peitſchen auf den Körper des Braunen gleichzeitig niederfallen und riefen wie ihre Machtgeber:

„Aj!“

Wieder beſchleunigte Ridjo ſeine Schritte und war bald beim Weidenbaum angelangt. Binnen weniger Sekunden war auch die ganze Gemeinde der Zuſchauer wieder beiſammen.

„Hab' ich dir nicht geſagt, Gliſcha“, nahm der Türke das Wort, „das Pferd ſei durſtig!“

„Du magſt recht haben, Meho,“ ſagte der Serbe, „aber an deinem Braunen iſt nichts dran. Schau dir nur dieſen Kopf an.“

„Dieſer Kopf? Mein lieber Gliſcha,“ lächelte der Moslem, „jeder Blinde, der dieſen Kopf befühlt, wird dir beſtätigen, daß das ein feingeformtes Köpfchen iſt.“

„Und dieſe ſchwachen Beine,“ kritiſierte Gliſcha weiter.

„Laß dich nicht auslachen, Freund Gliſcha,“ widerlegte Meho, „ein Pferd mit dicken Füßen taugt ja nicht viel.“

„Dazu dieſer kurze Hals.“

„Ah ſo! Ich glaubte, du wollteſt ein Pferd kaufen, Gliſcha. Wenn du aber eines jener Tiere ſuchſt mit dem langen Hals — wie nennt man ſie nur ſchnell? — dann mußt du weit, weit hinüber nach Afrika.“

„Mit einem Worte ...“

„Mit einem Worte?“ wiederholte Meho.

„Für dieſes Pferd haſt du einen viel zu hohen Preis angegeben, Meho,“ ſprach der Serbe entſchloſſen.

Mehemed beobachtete einige Augenblicke tiefes Schweigen. Dann trat er einen Schritt vorwärts und ſprach im feierlichen Tone: „Gliſcha, willſt du den Braunen kaufen?“

„Natürlich will ich das, Meho. Wer weiß aber, ob wir einig werden.“

„Wenn du das Pferd wirklich kaufen willſt, Gliſcha, dann — bei deiner Seele — ſag mir, was du dafür bieteſt!“

Das Auditorium verfolgte mit Spannung den Vorgang. Letzter Akt, erſte Szene. Gliſcha ließ die Peitſche zu Boden fallen. Langſam näherte er ſich Ridjos Herrn und Gebieter. Mit ſeiner Linken umfaßte er deſſen Rechte und legte ſelbſt die Rechte darauf.

„Du, Mehemed Ugljen,“ begann der Serbe, jedes ſeiner Worte betonend, „ich werde dir jetzt ein Angebot machen! Aber nicht um eine Para mehr geb' ich dir, und wenn der heilige Ilija ſelbſt es verlangen möchte. Ein Angebot mach' ich dir, Meho — und damit hab' ich dir jeden Teil Ridjos ſeparat bezahlt. Da darfſt du aber kein Wort mehr verlieren. Höchſtens kannſt du ſagen: ‚Nimm den Klepper und zieh mit Gott!‘ Alſo, Meho, ich gebe dir für den Braunen fünf und einen halben!“

Während der Ausſprache hatte Gliſcha ſeine Rechte mehrere Male immer höher erhoben und ſie auf des Geſchäftsfreundes Hand niederfallen laſſen. Bei den letzten Worten zog er ſeine Linke zurück, hob mit der eignen Rechten den Arm Mehos in die Höhe und ſchleuderte ihn mit einem kräftigen Ruck nach unten.

Der Augenblick für Mehos Rolle war erſchienen. Der Peitſchenſtock entfiel ſeiner Linken. Mit vorgeneigtem Körper, den Blick ſcharf auf den Serben gerichtet, trat er an dieſen heran. Schweigend ergriff er mit der Linken deſſen Rechte, genau wie es Gliſcha getan, legte die ſeine darauf und ſprach, bei jedem Satze auf die Handfläche des Serben ſchlagend, in lautem Tone: „Hör mich an, Gliſcha! Die Vorzüge meines Ridjo kennſt du zur Genüge. Wenn nun mein Vater aus dem Paradieſe käme und zu mir ſpräche: ‚Meho, mein Sohn, ich weiß, dein Brauner iſt viel mehr wert, als du für ihn forderſt; Meho, mein Sohn, laß mir ihn für fünf und einen halben!‘ — ich würde ihm zur Antwort geben: ‚Babo, kehr zurück in dein Paradies. Du verlangſt von deinem Sohne Unmögliches!‘ Ja, das würd' ich ihm ſagen, Gliſcha! Dir aber will ich folgendes bemerken, und wenn ich fertig bin, mußt du in den Gürtel langen und das Geld hervorziehen. Alſo für dich, Gliſcha, koſtet der Braune ſechs und einen halben. Schlag ein, Gliſcha, und nimm dir mit Allah das ſchöne Pferd!“

Diesmal zog Meho den Arm ſeines Kunden in die Höhe und ließ ihn mit Kraft nach unten fallen.

„Jok!“*) meinte der Serbe, den Kopf ſchüttelnd. „Billiger geht's nicht, Bruder Gliſcha.“

„Ich glaube, Meho, du willſt mit dem Erlöſe aus dieſem Geſchäfte zur Kaaba ziehen.“**)

„Seid Ihr aber einfältig! Für den Betrag, den du mir bieteſt, Gliſcha, könnt' ich vielleicht zu Fuß nach Stambul gelangen.“

„Dann läßt ſich nichts machen, Freund Meho.“

Sie wandten ſich den Rücken zu. Der Moslem ging zu ſeinem Glaubensgenoſſen Kerim, der Serbe ſtellte ſich zu ſeinem Begleiter Steva. Auf beiden Seiten entwickelte ſich eine Rückſprache, eine Beratung im Flüſterton. Der Moment für das Auditorium, ſeine Anweſenheit zu rechtfertigen, war da.

„Dieſes Pferd um ſechs und einen halben losſchlagen, heißt es verſchenken,“ rief ein älterer Moslem, und verſetzte Ridjo einen kräftigen Streich auf den Rückenteil.

„Nicht einmal um fünfthalb möcht' ich es nehmen,“ meldete ſich ein Serbe, indem ſeine Hand auf Ridjo niederſauſte.

„Und ich ſage, das Tier iſt ſein Geld wert,“ äußerte ſich ein Parteigänger der Moslem. Natürlich bekam Ridjo dabei ſeinen Hieb.

„Ein ſolcher Krepierling!“ ließ ſich ein andrer Serbe vernehmen und ließ den Braunen die Kraft ſeines Armes fühlen.

Andre traten vor. Jetzt ein Serbe, dann ein Türke, manchmal zwei zugleich. Ob da einer für oder gegen den verlangten Preis war, immer bekam der arme Ridjo ſeine Hiebe. Die Leute ſchrien dabei, daß man glauben konnte, der Fauſtkampf müſſe jeden Augenblick losbrechen. Das muß ſo ſein, ſonſt erhält der Handel nicht die richtige Weihe.

„Ej, Steva,“ erhob nun Kerim ſeine Stimme, „Freund Meho läßt Euch fragen, ob Ihr das Pferd um zehn über ſechs nehmen wollet.“

„Um ſechzig über fünf,“ lautete die Antwort.

Das Auditorium verſtummt. Kurze Pauſe.

„Kerim,“ meldete ſich Steva, „ſiebzig über fünf!“

„Sechs Ganze,“ ſchallte es zurück.

Steva rief her, Kerim rief hin. Zehn Piaſter Differenz. Eine Mark achtzig Pfennige!

Des letzten Aktes letzte Szene ... Jetzt muß die Entſcheidung fallen. Das wußte jedermann. Stahl und Stein trafen aufeinander, der Funke wird ſprühen. Meho und Gliſcho traten ſich unter tiefem Schweigen des Publikums gegenüber. Ihre Rechten lagen alsbald ineinander. Schreiend ließ der eine Piaſter um Piaſter nach, ſchreiend gab der andre Piaſter um Piaſter zu.

„Vierundachtzig!“ rief Meho.

„Dreiundachtzig!“ antwortete Gliſcha.

„Vier ... und ... acht ... zig!“ rief Meho nochmals.

„Drei ... und ... acht ... zig!“ wiederholte Gliſcha.

„Du gibſt alſo nicht mehr?“

„Nicht um eine Para.“

Höchſte Spannung des Publikums.

„Er ſei dein, Gliſcho, mit Allah!“ ſprach der Moslem feierlich.

„Mit Gottes Glück!“ bemerkte Gliſcha in gleicher Stimmung.

Sie hoben die umſchlungenen Rechten, ſo weit es ging, in die Höhe. Kerim nahm auf einer, Steva auf der andern Seite Platz. Auch ſie erhoben ihre Hände und ließen ſie — mit der Schärfe der Handfläche nach unten — auf die der Geſchäftsfreunde niederfallen, als wollten ſie ſie auseinanderſchlagen. Ein Ruck — und die beiden Rechten flogen an die entſprechenden Seiten ihrer Eigentümer zurück.

Die Tat iſt vollbracht. Mehemed Ugljen hat ſeinen Klepper verkauft. Mit großer Aufmerkſamkeit zählte Gliſcha den Kaufpreis auf die Hand des Verkäufers. Aus den tiefſten Tiefen ſeines Gürtels holte er die einzelnen Geldſtücke. Dreimal wurde in Gegenwart ſämtlicher Zeugen das Geld auf beiden Seiten nachgezählt. Es ſtimmte auf eine Para.

Friedensgrüße allſeits. Steva führt Ridjo von dannen. Gliſcha mit den Freunden folgen hinterdrein.

„Du, Kerim,“ flüſterte Meho ſeinem verſchmitzt lächelnden Helfer zu, „den Serben haben wir aber anſtändig hineingelegt. Ich hätt' ihm das Pferd auch um fünf und einen halben gelaſſen.“

In der Mitte des Marktplatzes angelangt, ſprach Gliſcha leiſe zu ſeinem Freunde: „Steva, den Ture haben wir tüchtig eingeſalzen. Das Pferd iſt unter Brüdern ſechs und einen halben wert.“

Literatur

Kaum zehn Jahre ſind verfloſſen, daß Ernſt Zahn mit ſeinem erſten Werke an die Oeffentlichkeit trat, und heute gehört er nicht nur zu den gefeiertſten Poeten ſeiner Heimat, der Schweiz, ſondern zu den bevorzugten Dichtern in allen deutſchen Landen. Im Boden ſeines Geburtslandes ruhen die ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft. Wie kaum ein andrer weiß er die Herrlichkeit der erhabenen Alpenwelt hinreißend zu ſchildern, aber auch ihre Schrecken und die ſtarre Oede der Bergeinſamkeit ergreifend zu malen. Und wie verſteht er den gewaltigen Zauber der Landſchaft, der hier den Leſer wie in einem Rauſch zu lichteren Höhen hebt, dort ihn mit beklemmendem Schauer erfüllt, mit ſeinen Menſchen zu beleben! Das ſind keine ſchablonenhaften Allerweltsfiguren, nur mit einem alpinen Mäntelchen aufgeputzt, nein, das ſind die echten, urwüchſigen Gebirgsbewohner in ihrer ganzen knorrigen Eigenart, mit allen ihren Vorzügen und natürlich auch ihren Schwächen, die vorwiegend bedingt ſind durch den engen Geſichtskreis, innerhalb deſſen das Leben des weltabgeſchiedenen Aelplers ſich abſpielt. Freilich iſt das Grundmotiv auch hier das gleiche wie überall auf dem Erdenrund: die Liebe, die heißbegehrende, die vernichtende, die heldenmütig ſich aufopfernde, die ſtill entſagende. „Schattenhalb“ hat der Dichter nach einem Bezirk ſeiner Heimat ſein neues, drei Erzählungen umfaſſendes Buch benannt (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt, geh. 4,50 Mark, geb. 5,50 Mark). Die erſte, „Der Schatten“, die zuerſt in unſrer Zeitſchrift erſchien, behandelt ein wahrhaft tragiſches Frauengeſchick. Einſt in kindlicher Unerfahrenheit die Beute eines Gewiſſenloſen geworden, wird die Heldin nach Jahren das Weib eines wackeren Mannes, den ſie liebt und verehrt. Dadurch, daß ſie das Vergangene ihm verſchwieg, lud ſie eine ſchwere Schuld auf ſich, die ſie grauſam büßen muß. Denn der Verführer erſcheint wieder auf dem Plan, ſeine alten „Rechte“ geltend zu machen, ihr Ehe- und Mutterglück mit Vernichtung bedrohend. Indem ſie den Nichtswürdigen aus dem Wege räumt, gibt ſie ſich ſelbſt den Tod — eine neue, doppelte Schuld und doch eine heroiſche Tat, denn durch ihr Opfer bewahrt ſie Gatten und Kinder vor unauslöſchlichem Schimpf. — Als eine Art Gegenſtück zu dieſer ungewöhnlich packenden, ſeeliſch vertieften Erzählung erſcheint die zweite: „Lentin“. Hier iſt der Held ein armer Bub, der ſich verpflichtet fühlt, eine ſchwere Schuld ſeines Vaters zu ſühnen. Diejenigen, in deren Frondienſt er ſich nunmehr ſtellt, machen ſein Leben zu einem wahren Martyrium, aber er duldet ſchweigend und bleibt ſelbſt in äußerſter Bedrängnis dem am Sterbebette des Vaters geleiſteten Schwur getreu. Aufrecht erhält ihn in allen Qualen die Liebe zu einem Mädchen, das ſchließlich auch ſein eigen wird. — Im Vordergrund der dritten Erzählung, „Das Muttergötteſli“, ſteht wieder eine edle Frauengeſtalt. Die arme Stina iſt im dunkelſten Schatten geboren, nur einmal lächelt ihr ein flüchtiger Sonnenblick, um aber bald düſteren Wolken zu weichen. Und doch findet ſie in treuer Pflichterfüllung den Weg zu lichteren Höhen, erringt ſie ſich ihr trauliches Plätzchen an der Sonne. In allen drei Erzählungen bekundet Ernſt Zahn ſeine große Meiſterſchaft, mit der plaſtiſchen Naturſchilderung eine ſichere Charakteriſtik zu verbinden. Er ſchafft keine ſchemenhaften Gebilde, die ſchnell in der Erinnerung des Leſers verblaſſen, ſondern markige Geſtalten, die ſeinen Werken dauernden Wert verleihen.

— Bereits in ihren früheren belletriſtiſchen Arbeiten hat ſich Gertrud Francke-Schievelbein als eine ſcharfe Beobachterin und geſchmackvolle Darſtellerin bewährt, die ſeichtes „Leſefutter“ zu liefern verſchmäht und ernſte Probleme durchzuführen liebt. Das gilt auch von ihrem neueſten Roman „Der Gottüberwinder“ (Berlin, F. Fontane & Co.), deſſen Held, Geheimrat Profeſſor Bredenkamp, ein berühmter Phyſiologe und Vorkämpfer des Materialismus, den Genuß als höchſten Lebenszweck und die Unabhängigkeit des Menſchen von allen höheren Gewalten predigt. Sein Lieblingsſchüler und Aſſiſtent, Walter Juſt, den eine tiefe Neigung mit Bredenkamps Tochter Erika verbindet, ſagt ſich von ihm los, nachdem er die Haltloſigkeit dieſer Weltanſchauung erkannt hat. Auch ſeine Gattin, die ſeit zwanzig Jahren hinſiechende edle Dulderin Marie Luiſe, ruft ihm eines Tages mit ſchmerzlichem Vorwurfe zu: „Gib mir meinen Gott wieder!“ Er aber iſt ſtolz darauf, „durch die Kraft ſeines Geiſtes den alten Gott überwunden und in den Staub geworfen zu haben zu den Trümmern andrer überlebter Götzen.“ Bredenkamp iſt ein großer Kunſt- und Muſikfreund. Den gereiften Mann erfaßt eine glühende Leidenſchaft für die Sängerin Renée Möhring, deren ſinnbetörender Liebreiz ihn ihre Oberflächlichkeit und ſelbſtſüchtige Natur überſehen läßt. Obwohl er eine urſprünglich groß und edel angelegte Natur iſt, überredet er ſich doch, daß die ſogenannten Moralbegriffe für ihn kein Hindernis ſein dürfen, daß es gutes Recht, ja ſogar die Pflicht der Selbſterhaltung ſei, die Ehe mit der kranken Frau zu löſen, um an der Seite des geliebten Mädchens das höchſte Glück zu finden. Unerſchütterlich lehnt Marie Luiſe jedoch die ihr vorgeſchlagene Scheidung um ihrer Kinder willen ab. Der Sohn des Hauſes, Kurt Bredenkamp, der durch die Lehren des Vaters allen ſittlichen Halt verloren hat, liebt gleichfalls Renée, und als dieſe ihm den reichen und berühmten Vater vorzieht, erſchießt er ſich; Marie Luiſe ſtirbt vor Schreck und Kummer. Nun iſt Bredenkamp ganz frei, aber die Erinnerung an die beiden Toten und die immer mächtiger erwachenden Gewiſſensbiſſe verſperren ihm den Weg zu dem erträumten Glück. Er erkennt den Irrtum ſeines Lebens, und der „Gottüberwinder“ bricht überwunden zuſammen. Bei ſeinen Kindern Juſt und Erika lebt der ſieche Greis noch einige Jahre, dann entſchlummert er ſanft. Damit klingt der Roman ernſt, aber nicht traurig aus.

---

*) Sprichwort, das ſich auf den gemeinſamen Festtag der Heiligen bezieht.

*) Türkiſch: „Nein“. Wird von den Andersgläubigen wie in Deutſchland das „Nee“ gebraucht.

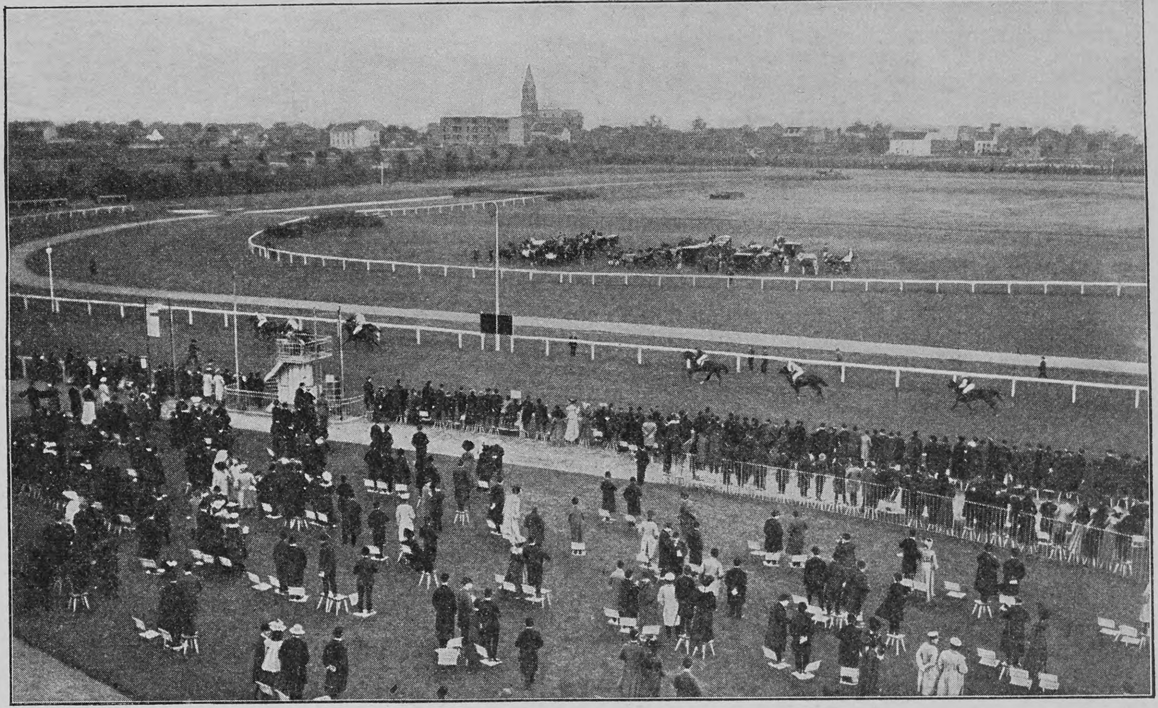
**) Die Koſten der Reiſe nach Mekka beſtreiten.

Notizblätter

Theodor Mommsen †

Mommſens Geburtshaus in Garding

Der Altmeiſter deutſcher Wiſſenſchaft iſt geſtorben, der Letzte aus der Reihe großer Geſchichtsſchreiber, die die Zeit unſers nationalen Werdens hervorgebracht, iſt von uns geſchieden! Ein günſtiger Stern hat über Theodor Mommſens Leben gewaltet. Nach einer langen Reihe von Jahren, die die uns vom Pſalmiſten zugemeſſene Friſt weit überragt, nachdem es ihm vergönnt war, nicht nur ſelber durch Sturm und Drang zur Klarheit und Größe emporzuſteigen, ſondern auch noch die Entwicklung ſeines Volkes aus der Zerriſſenheit zu ſtaatlicher Einheit mitzuerleben, rührt ihn leicht der Tod. Der unermüdliche Geiſt ſteht ſtill, und ohne das Bewußtſein wieder erlangt zu haben, tut er den letzten Atemzug. Es fällt den Ueberlebenden ſchwer, auszudenken, daß der kleine, zartgebaute Mann mit dem mächtigen Kopf, deſſen ſcharfgeſchnittene Züge, deſſen wallendes weißes Haar ſich dem Gedächtnis unauslöſchlich einprägten, nun nicht mehr von hoher Warte das wiſſenſchaftliche und politiſche Leben der Nation mit wachſamem Auge verfolgt. Wie oft hat er gerade in den letzten Jahren ſeine Stimme erhoben, wenn es galt, der Reaktion entgegenzutreten, und ſein Wort von der vorausſetzungsloſen Wiſſenſchaft lief von Mund zu Mund. In Mommſen einte ſich das liebevolle Verſenken in die Vergangenheit mit der lebendigen Anteilnahme an der Gegenwart zu vollendeter Harmonie. So weit der Politiker in ihm auch hinter dem Hiſtoriker an Bedeutung zurücktrat, ſeine politiſche Perſönlichkeit bleibt darum nicht minder anziehend, und die Mannhaftigkeit, mit der er ſelbſt einem Bismarck gegenübertrat, hat auch den Gegnern Reſpekt abgenötigt. In ſeiner Römiſchen Geſchichte hat er ſich ſelbſt ein monumentum aere perennius errichtet. Mögen die Fachgenoſſen auch ſein Römiſches Staatsrecht höher ſtellen, mit ſeiner Geſchichte eroberte Mommſen das deutſche Volk. Mit hinreißender Darſtellungsgabe und in vollendeter künſtleriſcher Gruppierung ſchildert er den dramatiſch bewegten Kampf der politiſchen Mächte auf der Bühne der Geſchichte. Mit treffſicherer Charakteriſtik ſtellt er die handelnden Perſonen lebendig vor das geiſtige Auge des Leſers. Ein ſprühender, feſſelnder Stil läßt den Zeitabſtand von Jahrhunderten vergeſſen und reißt zu warmem Mitempfinden fort. Das Buch fiel in die Hände eines Volkes, das gleichſam traumwandelnd ſeiner Einigung entgegenging. Es mußte zünden! Mommſens Römiſche Geſchichte ſpornte das deutſche Volk zur Teilnahme am öffentlichen Leben an, ſie half die Geiſter vorbereiten für die kommende Zeit. — Theodor Mommſen wurde am 17. November 1817 als däniſcher Untertan im evangeliſchen Pfarrhauſe in Garding in Schleswig geboren. Die Freiheitskriege waren gerade vorübergerauſcht, Goethes harmoniſche Greiſenerſcheinung beherrſchte noch das geiſtige Leben Deutſchlands. Die Poeſie gab denn auch dem jungen Studenten der Jurisprudenz und Philologie auf der Univerſität Kiel die erſte Gelegenheit, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Im Verein mit ſeinem Bruder Tycho und Theodor Storm gab er eine Sammlung lyriſcher Gedichte heraus. So weit ihn auch ſeine ſpäteren Forſchungen von der Lyrik abführten, der Poeſie iſt er zeit ſeines Lebens ein treuer Freund geblieben. Er kannte die Literaturen aller Völker, und Goethes Werke waren ihm ſtets zur Hand. In dem Sturmjahr 1848 wird er dann kurz entſchloſſen Zeitungsſchreiber und tritt für die Rechte der Elbherzogtümer in feurigen Artikeln ein. Die Berufung auf eine außerordentliche Profeſſur des Zivilrechts an die Univerſität Leipzig ſetzt ſeiner journaliſtiſchen Laufbahn ein Ziel. Der Leipziger Profeſſor wird bald wegen politiſcher Umtriebe vor Gericht geſtellt und als Verderber der Jugend ſeines Amtes enthoben. Er findet Aufnahme in der Schweiz und beginnt als Dozent in Zürich die Abfaſſung der römiſchen Geſchichte. Jetzt wächſt ſein Ruhm raſch und öffnet ihm bald wieder die Hörſäle der preußiſchen Univerſitäten. Nachdem er einige Jahre der Breslauer Hochſchule angehört, kommt er 1858 nach Berlin und 1874 wird er ſtändiger Sekretär der Akademie der Wiſſenſchaften. — Das iſt in kurzen Zügen der äußere Verlauf des Lebens, das jetzt abgeſchloſſen vor uns liegt. Er war einer der Letzten aus einer großen Zeit. An der lebenden Generation iſt es nun, die Stelle wieder auszufüllen, die der Tote leer gelaſſen.



Phot. P. Geus, Köln

Das Rennen um den Preis des Winterfavoriten im Kölner Herbſtmeeting

Schreiber ahm.

Phot. Aufn. von T. H. Vogt, Homburg

Prinzeſſin Friedrich Karl von Heſſen mit ihren ſechs Söhnen

Prinzessin Friedrich Karl von Hessen mit ihren Kindern

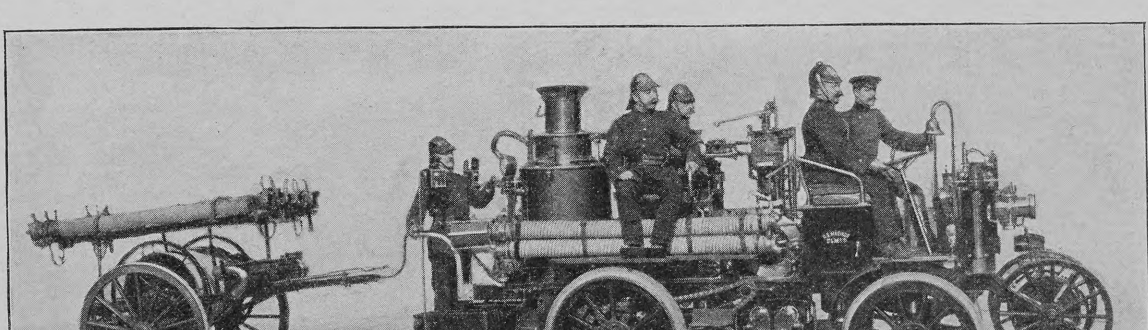
Unſer Bild gibt ein reizendes Idyll von einem deutſchen Fürſtenhofe wieder: die jüngſte Schweſter unſers Kaiſers im Kreiſe ihrer ſechs Jungen. Prinzeſſin Margarete von Preußen heiratete bekanntlich am 25. Januar 1893 den Prinzen Friedrich Karl aus dem landgräflichen Zweige des Hauſes Heſſen, der als Major zurzeit zur Dienſtleiſtung beim Generalkommando des XVIII. Armeekorps kommandiert iſt. Der Ehe ſind nur Knaben entſproſſen, die vier jüngſten ſind zwei Zwillingspaare. Prinz Philipp und Prinz Wolfgang wurden am 6. November 1896 in Rumpenheim geboren, Prinz Richard und Prinz Chriſtoph am 14. Mai in Frankfurt a. M. Das prinzliche Paar reſidiert mit ſeinen Kindern teils in Frankfurt a. M., teils auf Schloß Friedrichshof.

Reichsbankpräsident Dr. Koch

Am 2. November feierte der Präſident des Reichsbank-Direktoriums, Wirklicher Geheimer Rat Dr. Koch, ſein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Mancherlei Ehrungen wurden an dieſem Tage dem Jubilar dargebracht, der zurzeit wohl mit die wichtigſte Stelle im deutſchen Wirtſchaftsleben einnimmt. Unter ſeiner Leitung hat die Deutſche Reichsbank, die erſte Stütze unſrer ganzen Kreditorganiſation, ihren Geſchäftsverkehr immer weiter ausgedehnt, und ihre Einrichtungen ſind allmählich von immer mehr Erwerbsſtänden benutzt worden. Perſönlich iſt Präſident Dr. Koch noch beſonders für die Aufrechterhaltung der deutſchen Goldwährung eingetreten, und ſiegreich hat er alle Angriffe der Bimetalliſten innerhalb und außerhalb des Parlaments zurückgewieſen. Richard Koch iſt am 15. September 1834 in Kottbus geboren. Nach Abſolvierung des Gymnaſiums in ſeiner Vaterſtadt ſtudierte er in Berlin die Rechte und wurde am 2. November 1853 bei dem Kreisgericht in Kottbus vereidigt und 1855 zum Appellationsgerichtsreferendar ernannt. Nach beſtandenem

Aufn. von Hofphot. E. Bieber, Berlin

Reichsbankpräſident Dr. Koch



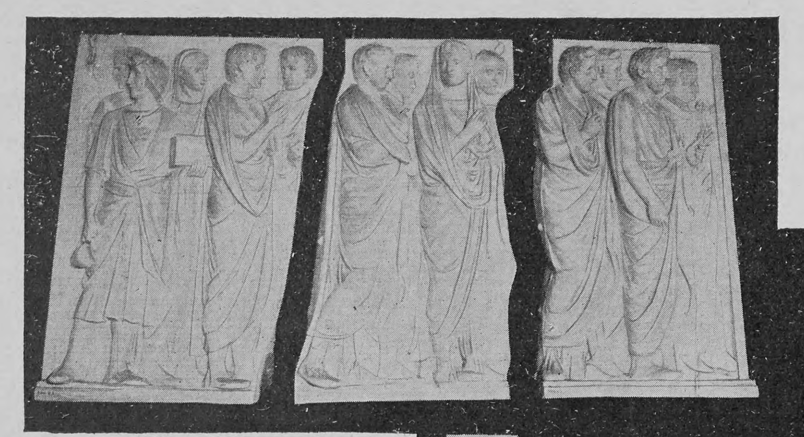
Phot. P. Geus, Köln

Die neue Automobil-Dampfſpritze der Kölner Feuerwehr

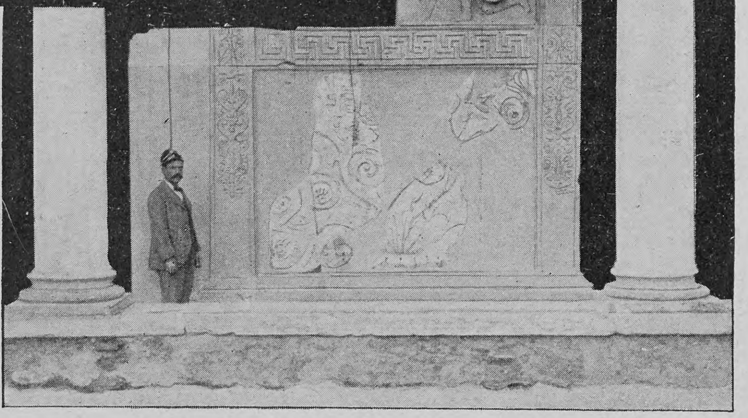
Aſſeſſorexamen war er in den verſchiedenſten richterlichen Stellungen in Spremberg, Kottbus, Berlin, Frankfurt a. O. und Ratibor tätig bis zu ſeiner im März 1862 erfolgten Ernennung zum Stadt- und Kreisrichter in Danzig. Seit dieſer Zeit wandten ſich ſeine Studien insbeſondere dem Handelsrecht und der Volkswirtſchaftslehre zu. Im Jahre 1865 wurde er an das Stadtgericht Berlin verſetzt und zwei Jahre ſpäter zum Stadtgerichtsrat daſelbſt ernannt. Im Oktober 1870 wurde er als Hilfsarbeiter in das Direktorium der Preußiſchen Bank berufen und ſchon am 24. März 1871 zum Geheimen Finanzrat, Hauptbankjuſtitiarius und Mitglied des Hauptbankdirektoriums ernannt. Als ſolcher hat er einen hervorragenden Anteil an der 1876 erfolgten Umwandlung der Preußiſchen Bank in die Reichsbank genommen. Im Mai 1876 war Koch zum Geheimen Oberfinanzrat befördert worden, im Jahre 1887 wurde er in die neugeſchaffene Stellung eines Vizepräſidenten des Reichsbankdirektoriums berufen und nach dem Tode des Präſidenten von Dechend im Jahre 1890 wurde ihm deſſen Stelle übertragen.

Die Ausgrabungen der Ara pacis in Rom

Die Gelehrten, die ſeit Jahren damit beſchäftigt ſind, den hiſtoriſchen Boden des alten Rom immer wieder und wieder umzugraben, haben in letzter Zeit eine glückliche Hand bewieſen. Wertvolle Reſte der berühmten Ara pacis aus der Epoche des Auguſtus ſind wieder ans Tageslicht gezogen worden, und es vergeht jetzt faſt kein Tag, daß nicht der Spaten auf neue künſtleriſche Zeugen der antiken Kultur ſtößt. Schon jetzt kann man hoffen, daß es in kurzer Zeit möglich ſein wird, das ganze Monument aus den einzelnen Fundſtücken wieder aufzubauen. Ungefähr 20 große Fragmente der künſtleriſchen Bekleidung des Altars hat man bereits gefunden, darunter ein Bruchſtück von allergrößtem Intereſſe, das eine verhüllte Geſtalt, der vier Liktoren voranſchreiten, darſtellt. Ein andres Bruchſtück dieſes Hochreliefs enthält eine Darſtellung des altrömiſchen Feſtes der Luperkalien. Die nächſte Aufgabe wird nun ſein, die in Florenz, im Vatikan, in der Villa Medici und in einigen Muſeen des Auslandes verſtreuten Fragmente zu einer umfaſſenden Rekonſtruktion wieder zu vereinigen.



Bruchſtück eines Hochreliefs



Die Ausgrabungen der Ara pacis in Rom

Das Kölner Herbstmeeting

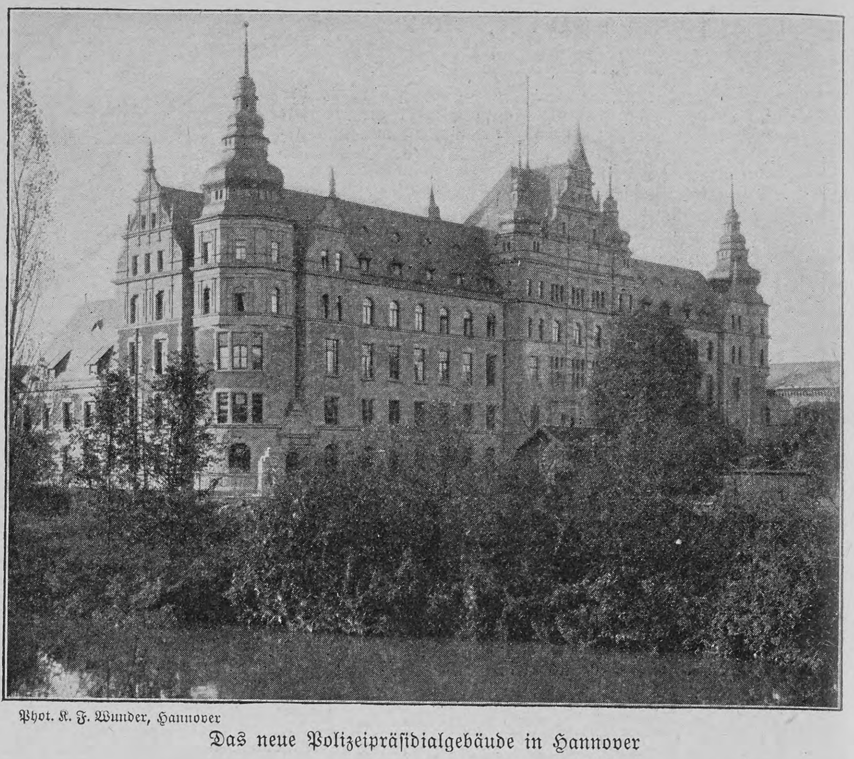
Das mit mehreren bedeutenden Preiſen dotierte Kölner Herbſtmeeting iſt das Finale der deutſchen Flachrennſaiſon. Wie gewöhnlich, hatten ſich auch diesmal zahlreiche Liebhaber des Turfs auf der rheiniſchen Bahn zuſammengefunden. Eine ganze Anzahl unſrer vielverſprechenden Zweijährigen ſtartete in dem Rennen um den Preis des Winterfavoriten (33400 Mark). Die braune Stute „Bravour“ aus dem Weinbergſchen Stall gewann den Sieg nach einem ausgezeichneten Rennen unter dem amerikaniſchen Jockei Hill. Nach dem Ausfall dieſes Rennens müßte ſie alſo die beſten Ausſichten für das nächſtjährige Derby haben. Aber in eingeweihten Sportskreiſen ſcheint man dieſen Erfolg trotzdem als nicht beſonders maßgebend anzuſehen.

Eine neue Automobil-Dampffeuerspritze

Die Stadt Köln hat kürzlich eine neue Automobil-Dampfſpritze dem Löſchpark ihrer Feuerwehr eingereiht, die einen großen Fortſchritt auf dem Gebiete des Feuerlöſchweſens darſtellt. Bei der neuen Spritze wird nämlich das Pferdematerial ganz ausgeſchaltet, die Bedienung auf 5 Mann beſchränkt und das ſofortige Abfahren beim Ertönen der Alarmglocke und volle Tätigkeit beim Eintreffen auf der Brandſtätte ſichergeſtellt. Die Fahrleiſtung iſt gegenüber der Fortſchaffung durch Pferde um das Doppelte geſteigert, während die eigentliche Spritzenleiſtung derjenigen aller bisherigen fahrbaren Dampfſpritzen mindeſtens ebenbürtig, wenn nicht überlegen iſt. Das 5,30 Meter lange Fahrzeug trägt den ſtehenden Röhrendampfkeſſel, der auf 15 Atmoſphären geprüft und alſo bis zu 10 ausnutzbar iſt, hinten zwiſchen den Rädern; gefeuert wird mit Petroleum, jedoch können auch Kohlen oder Kokes verwendet werden. Das für 4 Betriebsſtunden ausreichende Petroleum iſt in 3 Behältern im vorderen Teile untergebracht; an den Seiten liegt ein 10 Meter langer vierteiliger Sauger von 100 Millimetern Durchmeſſer; das weitere Sauger- bezw. Schlauchmaterial wird auf einem kleinen Wagen unter dem Fahrerſitze und auf einem Anhängewagen mitgeführt. Im Wagenhauſe wird der Waſſerkeſſel durch einen kleinen Gasbrenner fortlaufend unter einem Druck von 3 Atmoſphären gehalten. Ertönt die Alarmglocke, ſo wird der Gasbrenner herausgenommen, der Petroleumbrenner angeſteckt, die Spritze fährt ab, und der Keſſel hat ſchon nach 2 bis 3 Minuten 8 Atmoſphären Druck, womit für gewöhnlich gearbeitet wird.

Das neue Polizeipräsidialgebäude in Hannover

Ueber fünfzig Jahre, und zwar in einem Zeitraum, in dem die Stadt raſch zu großſtädtiſchen Verhältniſſen emporwuchs, hat ſich die Polizei von Hannover mit einem Dienſtgebäude begnügen müſſen, das, aus mehreren älteren Baulichkeiten zuſammengeflickt, in ſeiner inneren Unzulänglichkeit und ſeiner kleinſtädtiſchen äußeren Erſcheinung beinahe als eine Sehenswürdigkeit gelten konnte. Das Bedürfnis nach einem neuen, den veränderten Verhältniſſen angepaßten Hauſe wurde ſo zwingend, daß der preußiſche Landtag vor vier Jahren 1650000 Mark für einen Neubau bewilligte, der ſich jetzt in ſtattlichen Verhältniſſen und in einer kräftig-monumentalen Architektur auf einer neu angelegten Straße zwiſchen dem Waterlooplatze und dem neuen Maſchparke erhebt. Die Hauptfront in einer Breite von 83½ Metern iſt durch einen 36 Meter hohen, mit je einem kleinen Turme ſeitlich flankierten und von einem reich ausgebildeten Ziergiebel bekrönten Mittelbau und von je einem runden Ecktürmchen gegliedert, das den Anſchluß der Seitenflügel vermittelt. Beſonders reichen Schmuck hat der Mittelbau der Hauptfront und das Hauptportal mit der zum Treppenhauſe hinaufführenden großen Vorhalle erhalten. Im Gegenſatze zu der Hauptſchauſeite hat der Architekt, Geheimrat Reiſchle in Berlin, der Parkſeite des Hauſes eine auf maleriſchen Effekt berechnete bewegte Gruppierung gegeben. Von hier aus dringt das Auge in den Hof mit ſeinen bewegten Baumaſſen — und das Architekturbild, das ſich in den breiten Teichflächen des Parkes widerſpiegelt, erinnert an nordiſche Schloßbauten, die ſich mit ihren Giebeln und Türmen über dem blauen Sunde erheben.



Phot. K. F. Wunder, Hannover

Das neue Polizeipräſidialgebäude in Hannover

Bühne

Die Schauſtätten **Berlins** brachten eine ganze Reihe von Neuheiten, und zwar großenteils mit ungewöhnlichem Erfolge. Zwar erfüllte im Deutſchen Theater **Gerhart Hauptmann** mit ſeinem Schauſpiel „**Roſe Bernd**“ nicht ganz die hohen Erwartungen, die man an ihn zu ſtellen gewöhnt iſt, denn die erſten Akte leiden an ermüdenden Längen, aber die weiteren Aufzüge geſtalteten ſich um ſo wirkſamer. Das Stück, das wieder in der ſchleſiſchen Heimat des Dichters ſpielt, rückt die Tragödie einer Kindesmörderin, die gewiſſermaßen ſchuldlos ſchuldig wurde, mit realiſtiſcher Kraft vor Augen. — Zunächſt Staunen, dann tiefe Ergriffenheit rief im Kleinen Theater **Hugo von Hofmannsthal** mit dem Drama „**Elektra**“ hervor. Das Stück trägt unter dem Titel zwar den Vermerk „**nach Sophokles**“, und in der Tat ſind einige Motive dem unſterblichen Werke des großen Hellenen entnommen, ja mehrere Wendungen nach dem Wortlaut des antiken Originals wiedergegeben, trotzdem aber handelt es ſich um eine durchaus ſelbſtändige Dichtung, und zwar um eine von fortreißender Gewalt und höchſter poetiſcher Stimmung. Getragen von vorzüglicher Darſtellung (Frau Eyſoldt in der Titelrolle) und unterſtützt durch einen ſtimmungsvollen ſzeniſchen Aufbau, erzielte das Drama eine mächtige Wirkung. Eine der packendſten Szenen geben wir im Bilde wieder. — Einen ſtarken Erfolg errang auch im Leſſing-Theater **Franz Adam Beyerlein**, der Verfaſſer des vielgenannten Romans „Jena oder Sedan“, mit ſeinem Schauſpiel „**Zapfenſtreich**“. Es iſt ein Soldatenſtück, das in einer kleinen elſäſſiſchen Garniſon ſpielt und zur Hauptfigur einen in Ehren ergrauten Wachtmeiſter hat, der als Rächer ſeiner gekränkten Familienehre erſcheint. Das Drama endet tief tragiſch, doch weiſt es auch eine Reihe derbkomiſcher Szenen auf. — Ein kaum verhülltes Fiasko erlitt im Königlichen Schauſpielhauſe das aus dem Engliſchen überſetzte Luſtſpiel „**Im ſtillen Gäßchen**“ von **J. M. Barrie**. Man begreift nicht recht, aus welchem Grunde dieſe Nichtigkeit aus dem Auslande importiert wurde.

— Das Hoftheater zu **Dresden** brachte mit gutem äußeren Erfolge den vierten Teil von **Auguſt Bungerts** Odyſſeus-Tetralogie zur Aufführung: „**Odyſſeus’ Tod**“. Der Dichter-Komponiſt hat dem Helden, der nachhomeriſchen Sage folgend, ein übles Ende bereitet. Durch Schuld ſeines eignen Sohnes — natürlich nicht des braven Telemach, ſondern eines illegitimen Sproſſen, der ihm unbekannterweiſe aus ſeiner Verbindung mit der Zauberin Kirke erwachſen — kommt der Vieldulder ums Leben. Dem Werke, das mit großem Glanz ausgeſtattet war, werden Anklänge an Richard Wagners Art nachgeſagt.

— Ein Neuling auf der Bühne, **Otto Fiſcher**, erntete im Raimund-Theater zu **Wien** unbeſtrittenen Beifall mit ſeinem Volksſtück „**Waldherrſchaft**“. Es gibt kräftig gezeichnete Bilder aus dem Leben der nordmähriſchen Waldarbeiter. Als ein Fehlſchlag erwies ſich dagegen im Deutſchen Volkstheater **Gabriele d’Annunzios** Tragödie „**Gloria**“. Das Stück, das vor Jahren in der Heimat des Dichters einen Theaterſkandal hervorrief, weil man darin Anſpielungen auf Crispis Eheleben witterte, begegnete beim Wiener Publikum keinem Verſtändnis und dürfte ein ſolches auch ſonſt in deutſchen Landen nicht finden.

Klytämneſtra (Roſa Bertens)

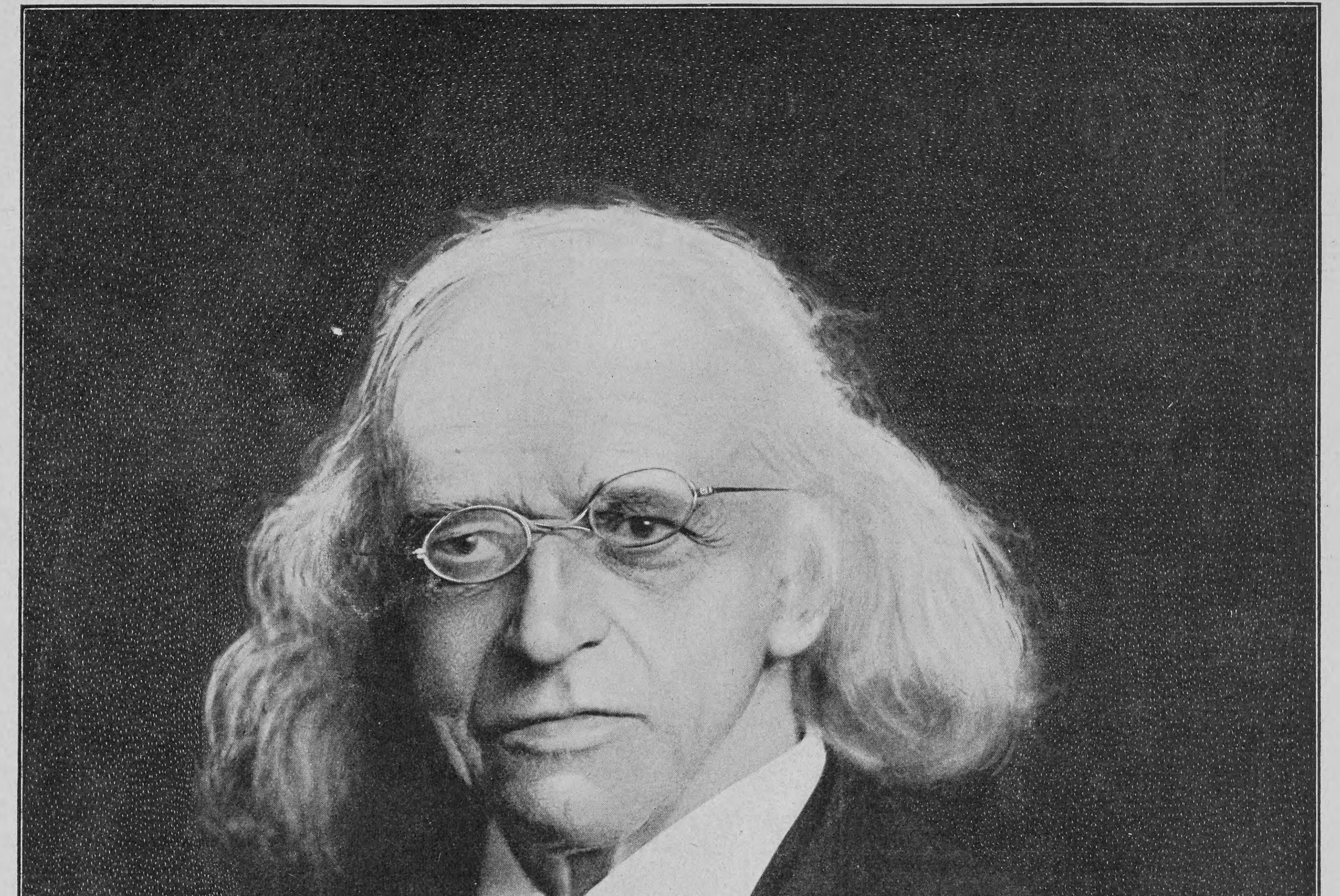
Elektra (Gertrud Eyſoldt)

Von der Erſtaufführung der neuen Dichtung „Elektra“ von Hugo von Hofmannsthal

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 8



Theodor Mommſen †

Aus aller Welt

Der Wein im alten Paläſtina

An zahlreichen Stellen der heiligen Schrift wird der Wein als Kennzeichen der Fruchtbarkeit des gelobten Landes bezeichnet; offenbar iſt Paläſtina damals noch ganz mit Weinbergen bedeckt geweſen, und neben dem Waſſer war der Wein das gebräuchlichſte Getränk in Israel; er wurde jedoch faſt allgemein mit Waſſer gemiſcht getrunken. Der dort gekelterte Wein war wohl durchweg Rotwein; im Alten wie im Neuen Teſtamente wird er daher öfters mit Blut verglichen. Ferner geht aus zahlreichen Schriftſtellen hervor, daß der Paläſtinawein ſich wie alle Südweine durch hohen Zuckergehalt auszeichnete. Es ſcheint nicht üblich geweſen zu ſein, ihn nach dem Orte ſeiner Herkunft zu bezeichnen. Gelegentlich werden erwähnt, jedoch ohne nähere Bezeichnung der Sorte, die Weinberge zu Silo, bei Jesreel am Palaſte des Königs Ahab, bei Sibma, ſowie beſonders der Wein am Libanon.

Durch den Schnee wachsende Pflanzen

Wie bei der Ernährung der Menſchen und Tiere ſtets Wärme erzeugt wird, erhöhen auch die mit der Ernährung der Pflanzen verbundenen chemiſchen Prozeſſe die Temperatur, wenngleich meiſt nur in geringerem Grade. In einzelnen Fällen werden jedoch auch hierbei größere Wärmemengen erzeugt, z. B. beim italieniſchen Aron (Arum italicum) 20 bis 26° C.; das gleiche geſchieht bei gewiſſen Alpenpflanzen. Wenn im Frühling die Erde noch mit Schnee bedeckt iſt, beginnen ihre Wurzeln die ihnen aus der Umgebung zukommende Nahrung zu verarbeiten, wobei eine ſo große Wärmemenge frei wird, daß ſie, über die Pflanze hinaufſteigend, den über dieſer liegenden Schnee zum Schmelzen bringt. Auf dieſe Weiſe wird es den jungen Trieben ermöglicht, durch die ſolcherart entſtandenen Lücken im Schnee hindurchzuwachſen und ſo mitten im Schneefeld eine friſche Vegetation hervorzurufen. Der Anblick dieſer umſtehenden Pflanzen iſt ebenſo anmutig wie ihre Entſtehung merkwürdig.

Eine neue Methode der Milchuntersuchung

Geheimrat Behring hat auf dem letzten Naturforſchertag auf die beſondere Wichtigkeit der Säuglingsernährung hingewieſen, in die er einzig und allein die Urſache der Dispoſition zur Tuberkuloſe legt. Zur Entſcheidung der Frage, ob Milch von einem geſunden oder kranken Tier vorliegt, war man bisher auf eine ſehr zeitraubende und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erfordernde Methode angewieſen. Nun iſt es einem Wiener Fachmann, dem Aſſiſtenten der landwirtſchaftlich-chemiſchen Verſuchsſtation Maximilian Ripper, gelungen, durch die Beſtimmung des Brechungsexponenten des Milchſerums auf einfache Weiſe den ſicheren Nachweis zu finden, ob die Milch von einem geſunden oder kranken Tier vorliegt. Je nachdem durch die Molke geleitete Strahlen mehr oder weniger abgelenkt werden, ſoll ſich dieſer Unterſchied ohne weiteres feſtſtellen laſſen.

Feuerbestattungen in Deutschland

Im Deutſchen Reiche haben bis zum Jahre 1902 insgeſamt 5814 Feuerbeſtattungen ſtattgefunden, und zwar in Gotha, wo 1878 zuerſt die Erlaubnis zum Bau eines Krematoriums gegeben wurde, 2934, in Heidelberg 1174, in Hamburg 1014, in Jena 2899, in Offenbach a. M. 323, in Mannheim 63 und in Eiſenach 17.

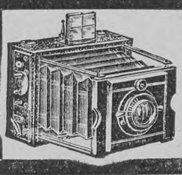
Das Dresdener Körner-Museum

Das unter Leitung von Hofrat Dr. Peſchel ſtehende Körner-Muſeum in Dresden hat jetzt 12 701 Nummern aufzuweiſen. Erſt kürzlich wurden ihm 32 neuaufgefundene Briefe des Heldenſängers an ſeine Braut Antonie Adamberger, ſpäter verehelichte v. Arneth, als Geſchenk einer Enkelin Antoniens einverleibt. Ferner ſind folgende Handſchriften Körners käuflich erworben worden: die lateiniſche Schülerarbeit „Laus diligentiae“, das ungedruckte Sonett „An Dorothea“, die letzten Strophen des Gedichts „An ſie“, das Gedicht „Zum 14. April 1811“ (mit einer Roſe), der Entwurf zu Körners gedruckter und komponierter Oper „Alfred der Große“, das Manuſkript zu dem epiſchen Fragment „Eduard und Veronika“ oder „Die Reiſe ins Rieſengebirge“, der Entwurf zu dem Trauerſpiel „Roſamunde“, zu der Oper „Toni“ und zu der Erzählung „Vergiß es nicht“.

"KODAK" SELBSTTONENDES SOLIO-PAPIER
Eine grosse Wohltat für Amateur-Photographen. Kein Goldbad notwendig.
Keine komplizierten Lösungen. Wunderbare Tönungen mit grösster Leichtigkeit.
In M. 1.– und 60 Pfg. Packeten.
187 *Preisliste gratis.*
KODAK GES. m. b. H. BERLIN.

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**
*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.
Gegen Blutarmut!
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.
München, den 10. Juli 1884.
Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).
Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu **München.**
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3–4 Wochen, 1/2 Fl. 1.60 M.



Billigste photogr. Handlung!
Klappcamera 9×12 mit verstellbarem Schlitzverschluss, extra Rapid-Aplanat und 6 Cassetten 70 Mk. Stativ Camera 13×18 mit doppeltem Auszug und Zahnbetrieb und 3 doppelten Cassetten 25 Mk. Neueste, soeben erschienene Preisliste gratis.
Grass & Worff, Berlin S.W., Junkerstr. 1.

Präcisions-Taschenuhren **A. Lange & Söhne** Glashütte i. S.

Bildſchön
ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt. Radebeuler
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von **Bergmann & Co., Radebeul - Dresden**
allein echt mit Schutzmarke: **Steckenpferd.**
à St 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

Wer die Urteile zahlreicher Eltern und angeſehener Pädagogen über Richters
Anker-Steinbaukaſten und Anker-Brückenkaſten
kennen lernen und gleichzeitig Ausführliches über die verſchiedenen Anker-Kaſten und deren beſte Ergänzung erfahren will, der wende 5 Pf. für eine Poſtkarte an und verlange von F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt (Thüringen), die neue illuſtr. Baukaſten-Preisliſte, nach der man leicht, gut u. ſicher wählen kann.
NUR 5 PFENNIG
NUR 5 PFENNIG
Wer Muſik liebt, der verlange auch die Preisliſte über die berühmten Libellion-Muſikwerke.

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernſt Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Aulhorns
Nähr-Cacao
Höchster Nährwerth!
Grösster Wohlgeschmack!
Leichteste Verdaulichkeit!
Wiederholt ärztlich empfohlen!
Fabrikanten: Petzold & Aulhorn A.-G., Dresden.

BRENN- UND MAL-ARTIKEL
FÜR HÄUSLICHE KUNSTARBEITEN
PREISLISTE KOSTENLOS
ADRIAN BRUGGER
KGL. BAYER. HOFLIEFERANT
MÜNCHEN
THEATINERSTR. 1

Die Erde in Einzeldarſtellungen. II. Abteilung.

Die Tiere der Erde.
Eine volkstümliche Uebersicht
über die Naturgeschichte der Tiere.
Von **Prof. Dr. W. Marshall.**
Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach **lebenden Tieren.**
Erſcheint in 3 Bänden, in Prachteinband je M. 12.—, wie auch in 50 Lieferungen zu 60 Pfennig.

Der Text iſt von köſtlicher Friſche und Anſchaulichkeit, gelegentlich von wohltuendem Humor durchleuchtet. Der ſehr wertvolle Bilderſchmuck beſteht durchweg aus guten Wiedergaben vorzüglicher photographiſcher Aufnahmen nach dem Leben, **ein beſonders lehrreiches Anſchauungsmaterial, wie es in dieſer authentiſchen Zuverläſſigkeit und Reichhaltigkeit wohl noch in keinem Werke geboten wurde.**
Tagblatt der Stadt St. Gallen.

Rechts und links Kragenbären. Illuſtrationsprobe aus dem Werk.

Der **I. Band**
ist soeben erschienen.
Inhalt:
Erster Stamm: Wirbeltiere. Erſte Klaſſe: Säugetiere.
I. Die Affen — II. Handflügler —
III. Inſektenfreſſer — IV. Lemuren —
V. Raubtiere — VI. Nagetiere —
VII. Klippſchliefer — VIII. Rüſſeltiere —
IX. Seekühe — X. Die Unpaarzeher —
XI. Paarzeher.
Ein illuſtrierter Proſpekt iſt koſtenfrei, die erſte reichilluſtrierte Lieferung zur Anſicht durch jede Buchhandlung zu erhalten.
Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Literatur

Den originellen Gedanken, in einem „Salonwörterbuch“ die blanken Lügen der Höflichkeit ins Gemeinverſtändliche zu überſetzen (z. B. Frauenalter: Ein drehbarer Kalender; Heiratsantrag: Der letzte Wille u. ſ. w.), hat Oskar Blumenthal in einer ergötzlichen Plauderei durchgeführt, die ſeine bereits in zweiter Auflage erſchienenen „Unerbetenen Briefe“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) enthalten. Ferner findet man u. a. darin eine prächtige Serie von „Anſichtskarten“; es ſind geiſtvoll zugeſpitzte Epigramme, „an dieſen und jenen“ adreſſiert, die bald abgeklärte Lebensweisheit künden, wie z. B:

„Wir ſagen zum Glück: ‚Warum weilſt du nicht?‘
Wir ſagen zum Schmerz: ‚Warum eilſt du nicht?‘
Und eh’ wir die Antwort eingetauſcht,
Iſt Schmerz und Freude vorbeigerauſcht,“

bald ſcharf ſatiriſch gefärbt ſind, namentlich die auf literariſche Verhältniſſe bezüglichen:

„Im Lande der Dichter und Denker —
Da gibt es ein wunderlich Paar.
Es ſucht der eine den andern
Schon manches liebe Jahr;
Sie können einander nicht finden,
Ob Mond auf Mond verfließt:
Der eine iſt lyriſcher Dichter,
Der andre — ein Menſch, der ihn lieſt.“

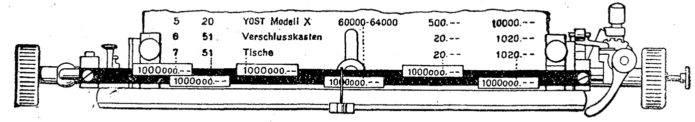
Daß Blumenthals „Unerbetene Briefe“ eifrig und gern geleſen werden, zeigt das Erſcheinen der neuen Auflage; in der Tat bietet dieſe Sammlung von humoriſtiſch-ſatiriſchen Eſſays, Plaudereien, Gedichten u. ſ. w. eine ſolche Fülle von Geiſt und heiterer Laune, daß ſie allen empfohlen zu werden verdient, die ſich einige vergnügte Stunden bereiten wollen.

— Der reiferen Jugend reicht Richard Schott zwei feſſelnde, von Abbildungen begleitete Erzählungen, deren Widmung der deutſche Kronprinz angenommen hat (Berlin, Schriftenvertriebsanſtalt). Beide ſpielen im Orient, und zwar ſchildert „Der Seidenhändler von Damaskus“ in packender Weiſe die Schickſale eines deutſchen Kaufmanns und ſeiner Familie während des großen Druſenaufſtandes in Damaskus und im Libanon im Jahre 1860. Im Mittelpunkt der Handlung ſteht der Seidenhändler, ein kerniger, echt deutſcher Mann, der mit unverwüſtlicher Kraft und unerſchütterlicher Treue unter den ſchwierigſten Umſtänden das Anſehen deutſcher Arbeit und deutſcher Rechtlichkeit aufrecht erhält. Das andre Buch, „Beduinenblut“, handelt von einem jungen Beduinen, der unter dem Einfluß deutſcher Geſittung allmählich von den wilden Anſchauungen ſeines Stammes abgebracht und dem Chriſtentum zugeführt wird. Die Erzählung ſpielt teils im Oſtjordanlande und am Toten Meere, teils in der deutſchen Kolonie bei Jeruſalem und gipfelt in der lebensvollen Schilderung der Feſttage aus Anlaß der Einweihung der deutſchen Erlöſerkirche durch unſer Kaiſerpaar.

— In einem ſtattlichen Kleinoktavband hat der ſchwäbiſche Dichter Carl Weitbrecht ſeine „Geſammelten Gedichte“ (Stuttgart, A. Bonz & Comp.) erſcheinen laſſen, die, mit dem Tübinger „Burſchenabſchied“ von 1839 anhebend, mit einem kraftvollen „Epilog“ im Jahre 1903 abſchließen. Auf die „Jugendſtimmungen“ mit dem ſchönen Gedichte an „Eduard Mörike“ und dem tief- und zartempfundenen Zyklus „Auf meines Kindes Tod“ folgen die „Bunten Bilder“, die eine Reihe prächtiger Balladen umfaſſen, dann „Zeit und Zorn“ mit den kampfesmutigen Klängen aus dem Jahre 1870 „Lieder von einem, der nicht mit darf“, und endlich „Vom Lebensmittag“, darunter der ergreifende Zyklus „Hilde“, der prächtige Sang auf „Meiſter Gottfried Kellers Tod“ und das für des Dichters mannhafte Art ſo bezeichnende „Bruder Tod“, um nur einiges hervorzuheben. Weitbrecht erweiſt ſich in dieſer Sammlung als einen echten Lyriker, der Sprache und Form mit wohltuender Gewandtheit behandelt; eine kraftvolle und markante Perſönlichkeit offenbart ſich in dieſen Gedichten, die bald humoriſtiſch oder je nachdem auch ſcharf-ſatiriſch ſind, dann aber wieder ein inniges Gemüt und tiefes Gefühl in eigenartiger und zu Herzen gehender Weiſe bekunden.

ALLE ANDEREN MARKEN SIND NACHAHMUNGEN.
DIE ERSTE ALLER
GALA PETER
MILCH-CHOCOLADEN
UNÜBERTROFFEN IN GÜTE UND BEKÖMMLICHKEIT.

Hochwichtige Neuheit!
Beyerlen's Reihen-Steller
(Reform-Tabulator)


5 20 YOST Modell X 60000-64000 500.-- 10000.--
6 51 Verschlusskasten 20.-- 1020.--
7 51 Tische 20.-- 1020.--
1000000.--

für alle Schreibmaschinen.
Apparat zum bequemen und schnellen Schreiben von Fakturen, Tabellen etc. Preis 15 Mk.
A. Beyerlen & Co., Stuttgart.

Mein Feld ist die Welt

Verlag: C. Regenhardt, Berlin W.V., Kurfürstenstr. 37.
Weltverkehr
29. Jahrgang 1904 Preis 3 Mark 624 S. u. Tagebuch
Adressbuch der bewährtesten Bankfirmen, Spediteure, Advokaten, der Gerichte, Gerichtsvollzieher, Prozessagenten, Konsulate und Auskunftserteiler in etwa 25000 Orten der Welt.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM
„VEILCHEN-TROPFEN“
unübertrefflich
VEILCHEN-TROPFEN
F. WOLFF & SOHN. HOFLIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Arco
Wärmster klimatischer Curort Südtirols nächst dem Gardasee. Hauptstation der reizenden Mori-Arco-Riva-Bahn. Saison Oktober—Mai. Palmen, Oliven, Lorbeer u. Orangen. Neue Winteranlagen u. grosse Wandelhallen, staubfreie Promenaden, tägl. 2mal Curconcerte. Grosser Festsaal, Reunions. Alle Gattungen Bäder. Kaltwassercuren, Inhalatorium. Hôtels und Pensionen. Privatvillen mit vermietbaren Familienwohnungen. Kath. u. evang. Gottesdienst. Telefon zwischen Arco—Trient—Roveredo etc. Elektr. Beleuchtung. Neue Hochquellenleitung. Prospekte u. Auskünfte durch die Curvorstehung.

Um eine SCHÖNE BÜSTE zu erhalten, gebrauchen Sie die PILULES ORIENTALES welche in zwei Monaten die hervortretenden Schulterknochen verschwinden lassen, den Busen entwickeln, festigen und wiederherstellen und der Büste ein graziöses Embonpoint verleihen. — Von den medizinischen Autoritäten anerkannt, gesundheitsfördernd und deshalb auch bei zartestem Temperamente zu empfehlen.-Leichte Behandlungsweise. Dauerndes Resultat.-Weltrenommee. Per Schachtel mit Anweisung M. 5.30 franko (gegen Nachnahme M. 5.50).
J. RATIÉ, Pharmacien, 5, Passage Verdeau, PARIS (9e).
Depot in BERLIN: B. HADRA, Apotheker, Spandauerstrasse, 77.
In Oesterr.-Ungarn: J. V. TÖRÖK, Apoth., Königsgasse, 12, BUDAPEST.

Gesetz u. Recht
schützen Dr. Oetkers Fabrikate! Wer diese direct verlangt, wird von jedem reellen Geschäfte auch die echten erhalten. Ueberall bekannt: Dr. Oetkers Backpulver, Vanillin-Zucker und Pudding-Pulver à 10 Pfg.

DOLLFUS-MIEG & Cie, AKTIENGESELLSCHAFT
BAUMWOLLE
LEINEN & SEIDE
ZUM STICKEN, HÄKELN & STRICKEN
D·M·C
DEPONIRTE FABRIKMARKE
SPEZIALITÄT WASCHECHTER FARBEN
MATERIAL Ier QUALITÄT
FÜR WEIBLICHE HANDARBEITEN
MÜLHAUSEN i/E - BELFORT - PARIS

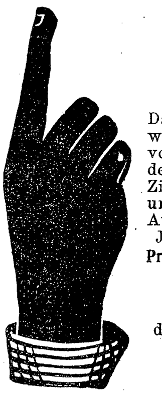
Wintersteins neuestes Sportportemonnaie weich gehalten ohne Metallbügel.

F. A. Winterstein, Leipzig, Hainstr. 2 gegr. 1828
Koffer-, Taschen- u. Lederwaarenfabrik
Gold. u. silb. Med.
Wintersteins neuestes Sportportemonnaie, durchaus Wildlederfutter mit 4 separaten Taschen, Goldfach extra Verschluss, 70 ℳ Silber fassend, trotzdem flach i. der Tasche,
No. 5388. Echt rot Juchten, Ia. braun Saffian oder schwarz Seehundleder . . . . M. 3.—
No. 5389. Echt Krokodil, hochfein . . . . . . M. 7.—
Wintersteins Idealkoffer der leichteste Koffer der Gegenwart, billiger wie jeder Rohr- und Patentkoffer.

Sparsame Hausfrauen
kochen nur mit
Umbach's Dampftöpfen
Halbe Kochzeit. Erhöhte Schmackhaftigkeit aller Speisen.
In allen einschläg. Geschäften; sonst direkt vom Fabrikanten
Chr. Umbach, Bietigheim (Württemberg.)

Illustrierte Prospekte gratis.

Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.



Das ist die Firma, welche die prachtvollen, luftreinigenden, selbsttätigen Zimmerfontänen in unübertroffener Auswahl seit langen Jahren fabriziert.
Prachtkatalog B gratis.
Geschenk von dauerndem Wert!

Deutſche Verlags-Anſtalt Stuttgart.
Schillers Briefe.
Kritiſche Geſamtausgabe.
Herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von
Fritz Jonas.
Mit zahlreichen Porträts in Holzſchnitt.
Neue Ausgabe.
7 Bände. Geheftet M. 10.50, gebunden M. 17.50.
Dem Ruf „Mehr Goethe, der vor einigen Jahren erſcholl, iſt heute lauter denn je der Ruf „Mehr Schiller“ gefolgt. Das deutſche Volk iſt im Begriff, müde der dekadenten Moderne und ihrer Auswüchſe, zu ſeinen alten Hausgöttern zurückzukehren, und deutſche Männer und Frauen zumal beginnen wieder an Schillers Idealen ſich zu begeiſtern und zu erheben. Den Rückweg zu ihnen wird unſere Zeit vielleicht am eheſten durch ein Nachgehen der Perſönlichkeit des Dichters finden. Der Menſch Schiller wird uns Deutſchen immer teurer und vertrauter werden, uns immer wärmer ans Herz wachſen. Der beſte und zuverläſſigſte Schlüſſel zu Schillers Perſönlichkeit aber ſind ſeine Briefe, die wir dem deutſchen Volke in einer würdigen Neuausgabe zu wohlfeilſtem Preiſe hier bieten.
Schillers Briefe ſind ein deutſcher Hausſchatz edelſter Art.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Die Wunder der fernen Gangesländer
werden uns nach dem Urteil von Weſtermanns Monatsheften in Braunſchweig vor Augen gezaubert in dem Werke: Durch den Indiſchen Archipel. Eine Künſtlerfahrt von Hugo V. Pederſen.
Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Reich illuſtriert. In Prachteinband 25 Mark.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

— Im Jahre 1868 erſchien ein Band „Gedichte“ von einem früheren bayriſchen Offizier Fr. H. Frey, der für ſein Erſcheinen auf dem deutſchen Parnaß das Pſeudonym Martin Greif gewählt hatte. Kein Geringerer als Mörike hatte dieſe Poeſien gelobt und der Aeſthetiker J. Klaiber ſie Cotta empfohlen; auch die Kritik erkannte das Talent ihres Verfaſſers an, trotzdem dauerte es dreizehn Jahre, bis eine neue Auflage nötig wurde. Seitdem ſind dieſer aber noch mehrere gefolgt; der Name Martin Greif iſt weithin bekannt und einer großen Gemeinde von Verehrern beſonders lieb und wert geworden. Soeben hat nun der Dichter eine neue Sammlung von Kindern ſeiner Muſe unter dem Titel „Neue Lieder und Mären“ (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) erſcheinen laſſen, die in ihrer Friſche und ſchlichten Natürlichkeit einen wohltuenden Gegenſatz zu ſo manchen modernſten Verſuchen, um jeden Preis originell zu ſcheinen, bilden. Das hübſch ausgeſtattete und mit einem Bildnis des Dichters geſchmückte Buch umfaßt: Lieder, Naturbilder, Stimmen und Geſtalten, Balladen und Mären, Widmungen, deutſche Gedenkblätter, Sinngedichte, Sprüche und Epigramme, und bekundet abermals, daß Greif ein echter Lyriker iſt, der tiefen Empfindungsgehalt beſitzt und der Eigenart nicht entbehrt. Von einer neuen Seite zeigt uns die Sammlung den Dichter freilich nicht; den Preis verdienen auch hier die Naturbilder, die lyriſchen Stimmungsbilder und die dem Ton des Volksliedes ſich nähernden Gedichte.

— Lange Zeit hindurch war in der Arzneiwiſſenſchaft der Grundſatz, daß Krankheiten verhüten beſſer und wichtiger iſt als Krankheiten heilen, ziemlich in Vergeſſenheit geraten, während dieſer Gedanke in der Gegenwart erfreulicherweiſe wieder durchaus vorherrſchend geworden iſt. Die moderne Hygiene iſt ganz von ihm durchdrungen, ſie vermag ihrer hohen Aufgabe jedoch nur dann völlig gerecht zu werden, wenn man die wichtigen Lehren der perſönlichen Hygiene auch der Laienwelt zugänglich macht, ſo daß ſie jedem einzelnen vertraut ſind. Eines der wertvollſten Mittel zur Erhaltung und Kräftigung unſrer Geſundheit, dabei jedermann zugänglich, iſt nun zweifellos das Waſſer, und deswegen iſt das in der „Bibliothek der Geſundheitspflege“ (Stuttgart, E. H. Moritz) ſoeben erſchienene (18.) Bändchen „Körperpflege durch Waſſeranwendung“ von Profeſſor Dr. Hermann Rieger in München beſtens willkommen zu heißen. Der Verfaſſer behandelt darin in eingehender, durch Illuſtrationen erläuterter Weiſe zunächſt die äußerliche Waſſeranwendung in ihren verſchiedenen Arten, kalte Abwaſchungen und Abreibungen, Umſchläge, Wicklungen und feuchte Einpackung, dann alle Arten der Bäder, die Uebergießungen und Duſchen u. ſ. w., ferner die Waſſeranwendung bei Kindern und endlich die innerliche Waſſeranwendung. Das Büchlein ſollte in keinem Hauſe fehlen, auch Volks- und Schulbibliotheken darf es zur Anſchaffung warm empfohlen werden.

Totenschau

Erika Niſſen, bek. norwegiſche Pianiſtin, 56 J., † 27. Okt., Chriſtiania. — Hofrat Dr. Ferdinand Graſſauer, vormals Direktor der Wiener Univerſitätsbibliothek, 63 J., † 29. Okt., Kloſterneuburg. — Paſtor Ludwig Wilhelm Seyffarth, bekannt durch zahlreiche pädag. Schriften, 74 J., † 30. Okt., Liegnitz. — Muſikſchriftſteller Robert Muſiol, 57 J., † 30. Okt., Frauſtadt. — Feldmarſchalleutnant Theodor v. Millinkovic, vormals öſterr. Miniſterreſident in Montenegro, 63 J., † 1. Nov., Wien. — Geh. Regierungsrat Dr. Karl Kieſel, vormals Direktor des Düſſeldorfer Gymnaſiums, 91 J., † 2. Nov., Düſſeldorf. — Dr. Johannes Lührſen, deutſcher Geſandter in Kolumbien, 66 J., † 3. Nov., Terlan, Südtirol. — Dialektdichter Fritz Hönig, 70 J., † 3. Nov., Köln. — General v. Heuſer-Paſcha, † 3. Nov., Konſtantinopel. — D. Heinrich Brück, Biſchof von Mainz, Verfaſſer kirchengeſch. und kirchenrechtlicher Schriften, 72 J., † 5. Nov., Mainz.

Moment-Aufnahme mit Goerz-Doppel-Anaſtigmat, Univerſal-Objektiv für Portraits, Moment-Aufnahmen, Gruppen, Landſchaften, Architekturen ꝛc. Goerz-Anſchütz-Klapp-Camera: Kleine, leichte Hand-Camera für Aufnahmen aller Art, ſpeciell für Moment-Aufnahmen bis zu $^1/_{1000}$ Sekunde. Goerz'-Photo-Stereo-Binocle: Combination von Doppelfernrohr und Stereoſkop-Camera. Die Apparate ſind zu beziehen durch alle photographiſchen Handlungen oder direkt durch die Optiſche Anſtalt C. P. Goerz Aktiengeſellſchaft, Berlin-Friedenau 54. Filialen: New-York, 52 Eaſt Union Square. London 1/6 Holborn-Circus. Paris, 22 Rue de l'Entrepôt. Reich illuſtrierte Kataloge koſtenfrei.

Versenden gratis Katalog
alter Violinen,
Violen, Celli
mit Original-Illustrationen berühmter italienisch. Meister.
Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.
Tausch. Gutachten.
Atelier für Reparaturen
Hamma & Co.,
Grösste Handlung
alter Meister-Instrumente,
Stuttgart.

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

Deutsche Verlags-Anstalt,
Stuttgart.

Soeben erſchien in

4. Auflage:

Die Sebalds

Roman

von

Wilh. Jordan.

2 Bände. Geheftet M. 5.—,
elegant gebunden M. 7.—.

Ein Buch, deſſen Ideengehalt einer königlichen Schatzkammer gleichkommt, deren Kleinodien man nicht mit einem erſten, noch ſchon mit einem zweiten Anſchauen vollſtändig überblicken und auf ihren faſt unermeßlichen Wert taxieren kann. In tauſende von Familien wird dies Buch eine Fülle ſchöner, lichtvoller, dem Heil der Menſchheit förderlicher Gedanken tragen. In dieſem Sinne können wir das deutſche Volk nur beglückwünſchen zu dieſer Gabe eines ſeiner bedeutendſten Lieblingsdichter. Bund, Bern.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

In allen Buchhandlungen ſind unter Vorlegung dieſes und bei der Großbuchhandlung: Paul Stiehl, Leipzig mit Poſtanweiſung (10 Pf. extra) zu beſtellen und in wenigen Tagen zu erhalten

Hoppe's Weltwende 20 Stück = 50 Pf.:

Hoppe's Wohlfahrtsausleſe = 75 Pf.:

Hoppe's vier Weltſchriften = 1 Mk.:

Briefliche Beſchwerden bei dem unterzeichneten Selbſtverlag wegen Nichtempfanges in den Buchhandlungen beſtellter Schriften werden erbeten und ſofort berückſichtigt. Poſtkarten verbeten.

Auch briefliche Beſtellung bei dem unterzeichneten Selbſtverlag. Die Zuſendung erfolgt jedoch in der Regel nicht vor Jahresfriſt gegen Bezahlung von 50 Pfg., 75 Pfg. oder 1 Mark an den Poſtboten bei Eintreffen mit den Schriften. Briefmarken verbeten. Eigene Benutzung und Weitergabe des Coupon im Haus und Ort, an Kleinſtädter und Landleute wird erbeten.

Buchhändler beziehen durch Commiſſion Paul Stiehl, Leipzig.

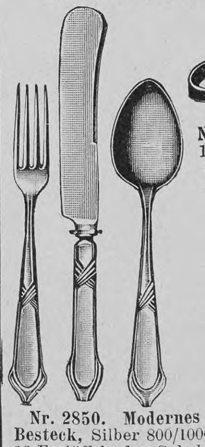
Fr. A. Hoppe, Selbstverlag, Frankfurt/M., Bergweg 37, I.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo“** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt **übermässigen Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz **Mk. 5,30** franko. Ratié, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, Török, Königsg. 12, Budapest.

Zu Geschenken geeignete, hochelegante Neuheiten in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus den **Pforzheimer Gold- und Silberwaren-Fabriken** bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. Todt, Pforzheim.

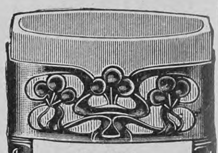
Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.
Spezialität: Feinste Juwelenarbeiten mit Ia. echten Steinen.



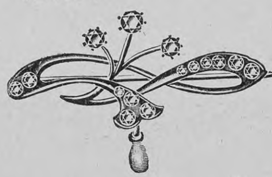
Nr. 2850. Modernes Besteck, Silber 800/1000, 12 Esslöffel oder Gabeln, 900 gr, M. 100.—, 12 Tafelmesser, 275 gr, M. 54.—, 13 Kaffeelöffel, 300 gr, M. 39.—.

Nr. 3240. Ring, 14 kar Gold, mit echtem Saphir, 1 Brillant und 6 Diamanten **M. 87.—.**

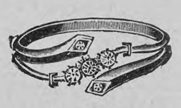
Nr. 195. Ring, 14 kar Gold, 1 echt. Brillant, 1 echter Saphir **M. 51.—.**



Nr. 341. Salzfass mit Löffel, Silber 800/1000 oxyd., mit Glaseinsatz, ½ natürl. Grösse, **M. 9.50.**



Nr. 332. Brosche, 14 kar. Gold, echte Perle und Ia. Brillanten **M. 160.—.**



Nr. 2874½. Ring, 14 kar. Gold, 4 echte Diamanten und 1 Saphir **M. 22.—.**

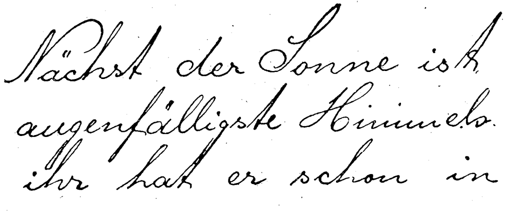
Reich illustr. Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko. Firma besteht über 40 Jahre; auf allen beschickten Ausstellungen prämiirt. Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber uud Edelsteine nehme in Zahlung.

Matheus Müller
Eltville a. Rh.
HOFLIEFERANT
Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers
Jhrer Majestäten d. Könige
von Bayern, Sachsen,
Württemberg etc.
Gegründet 1838.
Germania-Sect.
Extra.
Champagne.
An Qualität u. Preiswürdigkeit unübertroffen.
Jn Deutschland auf Flaschen gefüllt.

PETER's UNION PNEUMATIC
Mitteldeutsche Gummi-Waaren-Fabrik, Louis Peter, Frankfurt a. M.

Handſchriften-Beurteilung

H. S. in M. Mehr langſam und gründlich als raſch und gewandt (ſiehe ganzer Schriftduktus mit ſeinen ungewandten, aber genau geformten Buchſtaben). Liebt den Komfort (Punkt im Anſtrich, Haken in der Endung) und hat Sinn für Geſchäftliches, aber keine vornehmen Manieren. Sie iſt empfindungsfähig und gutherzig, ſcheut aber perſönliche Opfer (Zeichen von Gefühl und Weichheit, dabei eingerollte Endungen, ſiehe H in „Himmel“). Sie iſt zum Nachgeben bereit und in erſter Linie Gemütsmenſch (Rundungen am Fuß der Minuskeln), daneben immerhin auch praktiſch und verſtändig (vorwiegend verbundene Schrift, maßvoll in jeder Hinſicht).



Nächst der Sonne ist
augenfälligste Himmels
ihr hat er schon in

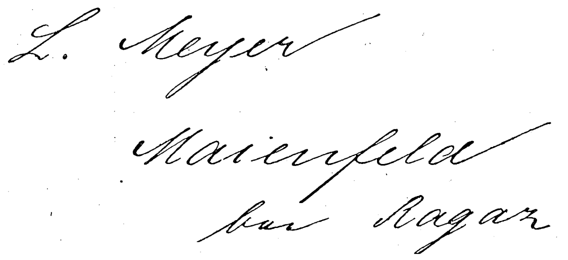
L. K. in Hameln. Eine rein weiblich empfindende Frauennatur mit geſundem Verſtand, gutem Urteil und klarem Blick. Sie begehren nicht zu ſcheinen, was Sie nicht auch ſind, haben nicht viel perſönliche Bedürfniſſe und wiſſen ſich geſchickt einzuteilen. Sie halten in allem Maß, ſind ordentlich, pünktlich, genau. Nicht rückſichtslos energiſch, aber beſtimmt im Wollen, manchmal auch recht eigenſinnig — beharrlich.

L. K. Nr. II. Sehr reſiſtenzfähig, ſehr energiſch, beſtimmt und ſehr wenig anpaſſungsfähig. Achtbar, reell, gewiſſenhaft, pünktlich, auch tief und ſehr gleichmäßig im Empfinden, aber weder biegſam noch weich. Verfeinerung und zarte Rückſichtnahme fehlen. Wahr bis zur Schonungsloſigkeit und Härte. Ein ſchwieriger Charakter.

Friedrich T. in Wien. „Ein Mann ein Wort“ fällt mir unwillkürlich ein, wenn ich Ihre feſte und dabei außergewöhnlich klare Schrift anſehe. Da gibt es kein Schwanken in Ihren Anſichten, kein Hin und Her in Ihren Entſchlüſſen. Sie haben den Mut, zu Ihrer Anſicht zu ſtehen, mit rückſichtsloſer Offenheit ſagen Sie die Wahrheit, beſchönigen nichts und ſind ſtreng gegen ſich und andre. Sie ſind kein „liebenswürdiger“ Mann im landläufigen Sinn des Wortes, aber ein durchaus reeller, Achtung abzwingender Charakter. Sie ſind intelligent und haben einen klaren Kopf. Geiſtreiche Originalität und ſtarke ſelbſtändige Ideenproduktion liegen gar nicht in Ihrer Veranlagung.

E. P. aus St. Petersburg. Leicht über Eindrücke und Erlebniſſe hinauszukommen, iſt nicht Ihre Art, haben Sie doch entſchiedene Neigung, alles ernſt zu nehmen. Grazie und Eleganz der Ausdrucksweiſe fehlen, aber Sie ſtreben auch nicht danach und machen nach keiner Richtung Prätentionen. Sie ſind einfach und natürlich in Ihrem ganzen Weſen und auch im Auftreten. Energiſch und ruhig führen Sie durch, was Sie ſich vorgenommen haben. In häuslichen Angelegenheiten dominieren Sie. Wohl überlegt in dem, was Sie tun und ſagen, laſſen Sie ſich nicht gedankenlos in Dinge ein, deren Ausgang unberechenbar iſt.

A. N. in H. Eine feinfühlende, ſenſible Frauennatur, liebegebend und liebeheiſchend (ganzer Duktus der Schrift fein, dabei liegende Schrift, wenig Egoismus). Sie haben Sinn für Zierlichkeit und Nettigkeit, auch für Praktiſches und Geſchäftliches (gute Verbindung, Punkt im Anſtrich). Sie ſind ſehr gleichmäßig in Ihren Gefühlen (Lage der Schrift) und überlegt im Anſchluß, aber treu und ausdauernd in den Gefühlen, nie ſich in Extreme verlierend.



L. Meyer
Maienfeld
bei Ragaz

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz)

Sirolin

empfohlen von den
hervorragendsten Professoren und Aerzten bei

Lungenkrankheiten, Scrophulose,
Katarrhen der Atmungsorgane,

wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten,
und namentlich auch in der
Reconvalescenz nach Influenza.

Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf und bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann, der an länger dauerndem **Husten** leidet. Denn es ist besser Krankheiten verhüten, als solche heilen.
2. Personen mit **chronischen Bronchial-Katarrhen,** die mittels Sirolin geheilt werden.
3. **Asthmatiker,** die durch Sirolin wesentl. erleichtert werden.
4. **Scrophulöse Kinder** mit Drüsenschwellungen, Augen- und Nasenkatarrhen etc., bei denen Sirolin von glänzendem Erfolg auf die gesamte Ernährung ist.

Man achte genau darauf, dass jede Flasche mit unserer Firma versehen ist und weise Nachahmungen zurück.

F. Hoffmann-La Roche & Co.
Fabrik chem.-pharmac. Produkte
Basel (Schweiz) **Grenzach** (Baden).

erhältlich in den Apotheken
zum Preise von M. 3.20, ö. Kr. 4.—, Fr. 4.— per Flasche.

3 Ärzte
Prospecte frei
Bilz
Naturheilanstalt
Dresden Radebeul.
Gute Heilerfolge.

Bilz' Naturheilbuch. **1** Million Expl. verkauft. Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

Eine Original-Schachtel

BESTES SPECIFICUM GEGEN Constipation
CASCARINE LEPRINCE
DOCTOR MED. APOTHEKER 1er KLASSE
62, RUE DU TOUR PARIS
ABFÜHRENDE PILLEN
GOLDENE MEDAILLE PARIS 1887
CASCARA SAGRADA
CONTREFAÇON DECRET

Wirksamste, durch die meisten Aerzte verordnete Behandlung zur Beseitigung der **chronischen Verstopfung, schlechten Verdauung, Migräne, Schwindelanfälle, Hämorrhoïden, Leberleiden, Verstopfung** während der **Schwangerschaft** und während des **Nährens.**
Dosis 1 bis 3 Pillen täglich.

Bestandteile: Cascarine Extract 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.—. In allen Apotheken erhältlich. Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.
Man achte beim Einkauf auf den Namen **Cascarine Leprince,** welcher auf jeder Pille aufgedruckt ist.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

W. Meyer-Förſter.

Die Fahrt um die Erde. Roman. **Neue illuſtrierte Ausgabe** mit 25 Bildern von Adolf Wald.
8. Tauſend. Geheftet M. 2.—, elegant geb. M. 3.—

Lena S. Roman.
8. Tauſend. Geheftet M. 3.—, elegant geb. M. 4.—

Süderſſen. Roman.
5. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant geb. M. 4.—

Karl Heinrich. Erzählung. Illuſtriert von Adolf Wald.
17.-21. Tauſd. Geheftet M. 3.—, elegant geb. M. 4.—

Heidenſtamm. Roman.
7. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant geb. M. 4.—

Derby. Sportroman.
4. Auflage Geheftet M. 3.—, elegant geb. M. 4.—

Alltagsleute. Roman.
Geheftet M. 3.50, elegant gebunden M. 5.—

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Herz-
Schuhe
HERZ
mit dem „Herz“ auf der Sohle
berühmt durch Solidität
Eleganz u. vorzügliche Passform.
Engros von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
vorm: Otto Herz & Co.

Briefmappe

R. S. in W. Schon häufig haben wir bemerkt, daß wir in Rechtsfragen kein Urteil abgeben können. Zumal in einem ſo kniffſlichen Falle! Sie müſſen unter allen Umſtänden den Rechtsanwalt fragen, ihm offen die Verhältniſſe darlegen und ihm die Belege für Ihre Behauptungen unterbreiten. Nur ſo können Sie eine Beſchleunigung des Verfahrens erzielen.

Johanna K. in Wien. Ihre ſchöne Dichtung „Rückkehr aus der Sommerfriſche“ kommt für die jetzige rauhe Jahreszeit zu ſpät, aber ſie läßt ſich doch noch drucken, wenn man den Titel ſinngemäß ändert:

Der schnöde Bahnhofsvorstand

Am Bahnhof bin ich wieder, im Zug,
Wie einſt, als Dein Blick tiefe Wurzeln ſchlug
In meinem Herzen. Du kommeſt wieder
Vom Amte heraus, geheſt auf und nieder
Beim Zuge, Bericht anhörend, Befehle
Erteilend. Und an die Gitterpfähle,
Die rebenumrankten, lehnſt Du Dich dann
Und ſchaueſt mich wieder ſo liebreizend an,
Wie ſo oft, wenn ich, um Dich zu ſehen,
Am Bahnhof ſtand und mit Tücherwehen
Von irgend jemand Abſchied nahm,
Der aus Zufall grad in den Weg mir kam.
Nur das Weinlaub, welches umgrünte Dein Haupt,
Als ich noch Deinen Augen geglaubt,
Iſt welk und raſchelt zu Deinen Füßen,
Vom Herbſtwind gefegt, auf den Bahnſteigfließen.
Es iſt alles welk . . . Nur grauſam geſpielt
Haſt Du mit mir, und ungeſtillt
Blieb das heiße Begehren, das Du entfacht
Mit unüberwindbarer Zaubermacht.
Und nun ſpotteſt du wohl noch meiner Wunden?
Die Sommerfriſche, wo alle geſunden,
Gedeihen, erſtarken, muß ich mit blaſſen,
Vergrämten Wangen heute verlaſſen.
Ich fahr’ jetzt zurück in die öde Stadt,
So glückenttäuſcht, ſo lebensmatt! . . .
Nun ein Pfiff, ein Brauſen, ein Rollen und Rücken.
Noch ein ſchmerzerfülltes, feuchtes Blicken,
Ohnmächtig verlangendes Armeſtrecken,
Ein letztes, langes Kopfausrecken,
Erſchütternd Schluchzen, ein ſchriller Schrei,
Und — ach! — all mein Hoffen iſt vorbei.

W. K. in H. Die Vereinigung alter deutſcher Studenten in Amerika hat ihren Hauptſitz in New York (Vereinslokal Arion); Zweigvereine befinden ſich in verſchiedenen Großſtädten, wie Baltimore, Boſton, Chicago, San Franzisko, St. Louis, Milwaukee, Philadelphia, Waſhington Zweck der Vereinigung iſt die Verbindung aller derjenigen in Nordamerika lebenden Männer, die einſt auf deutſchen Hochſchulen ſtudiert haben, die Anbahnung eines perſönlichen Verkehrs unter den Mitgliedern, die Befeſtigung des Rufes deutſcher Hochſchulen und deutſcher Wiſſenſchaft in Amerika und, wo es nottut, gegenſeitige Unterſtützung. Der Jahresbeitrag ſtellt ſich auf 3 Dollars.

Max und Moritz. Eine gute Anleitung erhalten Sie durch die Schrift „Die Kunſt des Schlittſchuhlaufens“ von Franz Caliſtus (Wien, Hartleben, *M.* 1.50). Das durch zahlreiche Figuren illuſtrierte Büchlein gibt ſeine Weiſungen ſowohl dem Anfänger wie dem vorgeſchrittenen Eisläufer.

Deutſcher Stammtiſch in Sidney. Der Dichter Detlev von Liliencron iſt in Kiel geboren und hat ſeinen Wohnſitz zu Alt-Rahlſtedt bei Hamburg. Am 3. Juni nächſten Jahres feiert er ſeinen 60. Geburtstag. Beſten Dank und herzliche Erwiderung Ihres Grußes „über Land und Meer“.

L. v. N. in P. Ob das von einem Pariſer Arzt angeblich erfundene Mittel gegen Furunkeln (Einführung von Sauerſtoff) wirklich heilkräftig iſt, bleibt noch abzuwarten. Unter allen Umſtänden muß der Leidende den Arzt befragen.

A. G. in H. Als anerkanntes Handbuch gilt das Werk „Kaninchenraſſen“, verfaßt und illuſtriert von J. Bungartz, dem bekannten Tiermaler (Magdeburg, Creutzſche Verlagshandlung, *M.* 2.—). Das Buch erteilt genaue Auskunft über die verſchiedenen Raſſen, deren Behandlung, Zucht und Verwertung.

H. B. in Zürich. Jener ſeither noch oft variierte Vergleich findet ſich wohl erſtmals in der Ilias. Dort ſagt Glaukos zu Diomedes:

„Gleich wie Blätter im Wald, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen,
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andre treibet
Wieder der grünende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So auch der Menſchen Geſchlecht: dies wächſt und jenes verſchwindet.“

F. O. in Köln. Der Muſikgelehrte Friedrich Chryſander, der hochverdiente Herausgeber der Werke Händels und Biograph dieſes Meiſters, iſt bereits am 3. September 1901 in Bergedorf geſtorben.

Alfr. Pf. in München. Auf dem Hügel von St. Cloud will die ſtaatl. Porzellanfabrik von Sèvres nach Mitteilungen franzöſiſcher Blätter einen Porzellanturm errichten. Er ſoll aus 30 000 Stücken zuſammengeſetzt werden, in hellen Farben gehalten ſein und als bildlichen Schmuck Darſtellungen der Tier- und Pflanzenwelt des Waldes und der um ihn ſich webenden Sagen erhalten. Die Ausführung wird etwa fünf Jahre in Anſpruch nehmen.

Frau M. S. in W., R. P. in Hamburg, Otto R—g in H. Mit Dank abgelehnt.

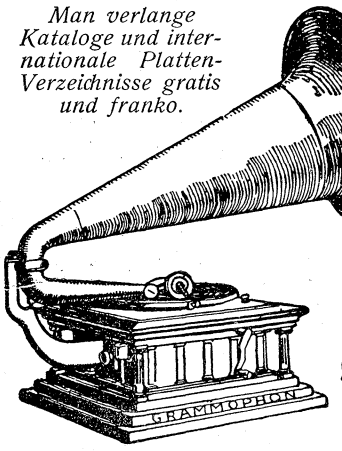
Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster

Chocolat Kohler
Welt berühmte Marke
für feine Sorten

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt **reichen Nutzen** ziehen, indem sie die von der **D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser** aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Die grösste Errungenschaft der Gegenwart
in Sprechapparaten ist **Grammophon Monarch mit Trompeten-Arm.**

Man verlange Kataloge und internationale Platten-Verzeichnisse gratis und franko.



Derselbe reproduziert in bisher
nicht erreichbarer Natürlichkeit Sprache, Musik, Gesang aller Kultur-Staaten.
Grammophon-Apparate -Platten -Nadeln
nur echt mit Schutzmarke ☛

TRADE MARK
"GRAMMOPHON"

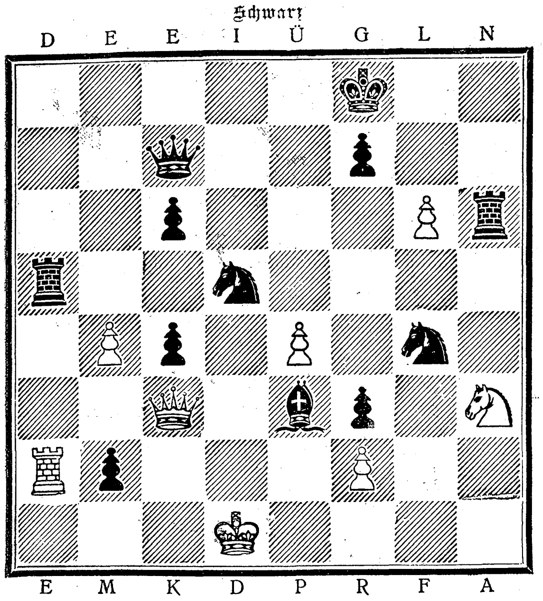
„Grammophon“ H. Weiss & Co., Berlin W. 8, Friedrichstr. 189.
Wien I Kärntnerstrasse 10.
Hamburg Neuerwall 17.
Budapest Karolyi Körut 2.

Harburger Gummischuhe
Bestes deutsches Fabrikat
Nur
mit Rhombus-Stempel versehene
Schuhe bieten Garantie für
Vereinigte Gummiwaaren-Fabr. Harburg-Wien gegr. 1856
Prima Qualität und Haltbarkeit.
In allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.

Soeben erschienen:
Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faisst.
Im Auftrag des Hugo Wolf-Vereins in Wien herausgegeben von **Dr. M. Haberlandt.**
Geheftet M. 3.50, in vornehmem Leinenband M. 4.50.
Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Aus den Briefen Wolfs an ſeinen Freund Faißt, den begeiſterten Propheten und Interpreten der Wolfſchen Muſe, läßt ſich eine völlig intime und unverſtellte Selbſtcharakteriſtik Wolfs, dieſer verſchloſſenen Künſtlerſeele, erlauſchen. Das intime Selbſtporträt, das der Briefſchreiber hier in ſeinen rückhaltloſen Ergießungen liefert, zeigt der Welt das wahre Geſicht dieſes ſo wenig verſtandenen, oft völlig verkannten und verleumdeten Genies. Allen Freunden moderner Muſik, vor allem natürlich den Mitgliedern der Hugo Wolf-Vereine, ſeien dieſe Freundesbriefe angelegentlich empfohlen.

Bilderrätsel: Schachaufgabe für Nichtschachspieler



Die unteren Buchſtaben gehören den weißen, die oberen den ſchwarzen Figuren an.

Buchstabenrätsel

1 hörſt du oft im Sprechen und im Singen,
1, 2 berichtet von entſchwundnen Dingen,
Mit einem Schlußwort aber trifft es hart
Als Prüfung häufig in der Gegenwart.
3 bis zur 7 ſuch in einem Land,
Das Preußen ſich nach blut'gem Krieg verband;
An Fluß und Bahn die Stadt uns freundlich grüßt
Und eine Herzogsgruft ſie in ſich ſchließt.
4, 5, 6, 7 wußte Maß zu halten,
Was aber bietet Schutz vor dem Veralten?
4 bis zur 8 weiſt jenſeits vom Kanal
Das Taufregiſter auf in großer Zahl,
Bei uns dagegen iſt es minder häufig,
Obgleich der deutſchen Zunge ganz geläufig.
6, 7, 8, 9 einen Herrſcher nennt,
Der, ſchwingt er auch ſich auf zum Regiment,
Indem er ſeinen Vorgänger vertreibt,
Verſchont von Feinden und von Neidern bleibt;
Und während ihm zulieb ſich alles ſchmückt,
Durch ſeine Macht er Herzen auch beglückt.
Die 7, 8 und 9 vom Schwarzwald hüpft
Und früh in ſtarke Bruderarme ſchlüpft.
Auf hohe Würde deutet 1 bis 9,
Die nur Erwählten kann erreichbar ſein.

M. Sch.

Silbenrätsel

1. 2.

Unheil, Segen und Gefahren
Wechſelnd es nach Laune ſchafft;
Suche dich vor ihm zu wahren
Und benutze ſeine Kraft!

4. 5.

Wo der wahre Glaube waltet,
Ihre Andacht warm beſeelt,
Sich gewiß der Mut entfaltet,
Der zu allem Guten ſtählt.

2. 4.

Ob vielleicht er bitter leidet
Und beklagt, was ihm geraubt,
Wird er vielfach oft beneidet,
An den Schmerz nicht jeder glaubt.

3. 4. 5.

Schmetterlingen gleich umſchwärmen
Sie der Jugend Blütenpracht —
Mag ſich manche ſpäter härmen,
Die beim Spiel an Ernſt gedacht!

1. 2. 3. 4. 5.

Iſt die Lehre, der ſie huld'gen,
Nicht der Poeſie verwandt,
Und weit eher zu entſchuld'gen
Als manch andrer Unverſtand?

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 142:

Der zweiſilbigen Charade: Wehrpflicht.
Des Rätſels: Rudel, Rubel.
Des Rätſels: Po—ſau—ne.

Richtige Löſungen ſandten ein: Frau M. Broſig in Stuttgart (8); Frau Elſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg-St. Georg (3); Baron Charles Reislin jun. in Wien (3); Frau Roſa Hechinger in München (5); „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorſt; Joh. P. Stoppel in Hamburg (2).

Wählen Sie zwischen

Spiritus- und Petroleum-Beleuchtung,

so beachten Sie, dass

Petroleum	Spiritus
die Bassins und Lampen durch Schwitzen stets unrein hält,	vollkommen reinlich ist,
tägliches Reinigen des Cylinders erfordert,	etwa alle 4 Wochen eine Reinigung des Cylinders erfordert,
tägliches sorgfältiges Putzen des Dochtes verlangt,	kein tägliches Putzen, sondern nur alle 3 bis 4 Monate einen leicht zu bewirkenden Ersatz der Dochte verlangt,
blakt und riecht,	vollkommen blak- und geruchfrei ist,
stark belästigende Hitze ausstrahlt,	durch Wärmeausstrahlung nicht lästig wird,
ein mattes gelbes Licht gibt,	schönes, weissstrahlendes, dem Gasglühlicht ebenbürtiges Licht gibt,
gegen Wind und Luftzug leicht empfindlich ist,	selbst bei starkem Winde und Luftzug nicht erlischt,
nach dem Anzünden ein wiederholtes Regulieren der Flamme erfordert,	gleichmässig ohne jegliche Regulierung brennt,
pro 10 Hefnerkerzen und Stunde 9/10 Pfg. kostet.	pro 10 Hefnerkerzen und Stunde 6/10 Pfg. kostet.

Man verlange nur

Spiritus-Glühlicht-Brenner

für **Innen- und Aussen-Beleuchtung,**

welche von der **Centrale für Spiritus-Verwerthung, Berlin** geführt werden. Für die meisten Verwendungsarten wird der von uns neuerdings in den Verkehr gebrachte **Amor-Brenner** geeignet sein. Unsere Brenner sind erhältlich in den **einschlägigen Geschäften** oder in unseren

Ausstellungs- und Verkaufs-Lokalen:

BERLIN NW. 7, Friedrichstr. 96, gegenüber dem Central-Hotel.

Breslau, Neue Schweidnitzerstr. 15.
Schlesische Genossenschaft zur Verwendung von Spiritus zu technischen Zwecken E. G. m. b. H.
Chemnitz, Friedrich Auguststr. 9.
Chemnitzer Spiritus-Versand-Geschäft Hennig & Lein
Cöln a. Rhein, Hohestr. 46.
Max Spiegelberg.
Cottbus, Sandowerstr. 20.
Cottbuser Essig-Sprit-Fabrik.
Danzig, Langenmarkt 23, Ecke Röpergasse.
Th. Kühl Nachf. Carl Olivier.
Erfurt, Johannesstr. 166.
Albert Schacke, Inh. Rudolph & Baumgarten.
Frankfurt a. Main, Gr. Kornmarkt 18.
Ludwig Wesp.
Halle a. Saale, Leipzigerstr. 43.
Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
Hamburg, Hermannstr. 22/24.
Carl Weiffert.
Hamburg-St. Pauli, Reeperbahn 99.
Ferd. Wittmaack.
Hannover, Louisenstr. 1.
Kraul & Wilkening.
Leipzig, Reichsstr. 6.
Leipziger Spritfabrik.
Lübeck, Breitestr. 91/93.
Heinr. Pagels.
Magdeburg, Alte Ulrichstr. 2.
F. C. Scheller.
München, Neuhauserstr. 33.
Bayerische Gesellschaft für Brennspiritus-Verwendung G. m. b. H.
Posen, Berlinerstr. 18.
Louis Perls.
Stettin, Kleine Domstr. 11.
Pommersche Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
Stuttgart, Leonhardsplatz 1 (Leonhardsbau), Gesellschaft für Brauerei, Spiritus- und Presshefe-Fabrikation, vorm. G. Sinner.
Ulm.
Karl Gaissmaier.
Würzburg, Sanderstr. 9.
Metzler & Lippert.

Brennspiritus Marke „Herold"
in Patentflaschen mit Original-Verschluss.

Original-Literflasche: ca. **90 Vol. %** **25—27 Pf.** je nach Gegend / ca. **95 Vol. %** ca. **30 Pf.** .... excl. Glas.

Ueberall erhältlich!

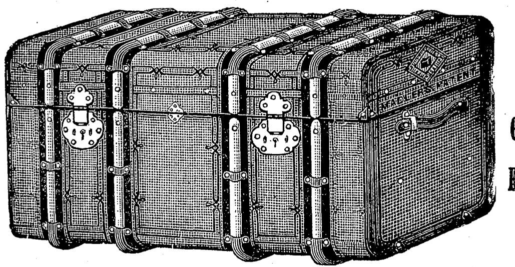
CENTRALE FÜR SPIRITUS-VERWERTHUNG G. m. b. H., BERLIN NW. 7.
Friedrich-Strasse 96.

Spezial-Katalog über Spiritus-Glühlicht-Brenner, Spiritus-Heizöfen, -Kocher und Bügeleisen versenden wir auf Wunsch gratis und franko.

Mädler's Patentkoffer

patentiert in allen Kulturstaaten, übertreffen alles bisher Dagewesene an:
Haltbarkeit, Eleganz und erstaunlicher Leichtigkeit.
Nicht zu verwechseln mit Rohrplatten- oder Rohrgeflecht-Koffern.

D. R.-Patent Nr. 85 676



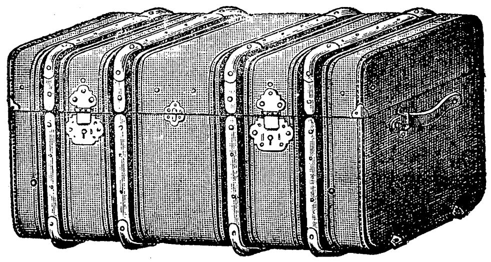
50 % Gewichts-Ersparnis

	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 581.	66 cm	43 cm	33 cm	M. 65.—
„ 582.	76 „	47 „	38 „	„ 75.—
„ 583.	86 „	49 „	40 „	„ 85.—
„ 584.	96 „	51 „	43 „	„ 105.—
„ 585.	106 „	54 „	47 „	„ 115.—
„ 586.	116 „	58 „	50 „	„ 135.—
Nr. 591.	66 cm	43 cm	43 cm	M. 75.—
„ 592.	76 „	47 „	47 „	„ 85.—
„ 593.	86 „	51 „	51 „	„ 100.—
„ 594.	96 „	56 „	56 „	„ 120.—
„ 595.	106 „	58 „	60 „	„ 140.—
„ 596.	116 „	60 „	66 „	„ 160.—

Nr. 581—583, 591 und 592 sind mit je 1 Einsatz, 596 mit 3, die übrigen mit je 2 Einsätzen.

Moderner **Bügel-Koffer** von festgewalzter Pappe (Faserstoff).

Leicht, solid und dauerhaft



Mit Havanna-Segeltuch bezogen und Rindleder-Einfassung

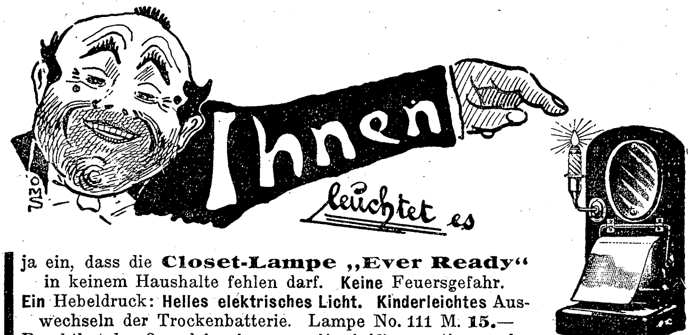
	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 691.	66 cm	43 cm	33 cm	M. 35.—
„ 692.	76 „	47 „	38 „	„ 40.—
Nr. 693.	86 cm	49 cm	40 cm	M. 45.—
„ 694.	96 „	51 „	43 „	„ 55.—

Nr. 695. 106 cm lang, 54 cm breit, 47 cm hoch M. 60.—
Nr. 691, 692, 693 sind mit je 1 Schloss und 1 Einsatz, Nr. 694 und 695 mit je 2 Schlössern und 2 Einsätzen versehen.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

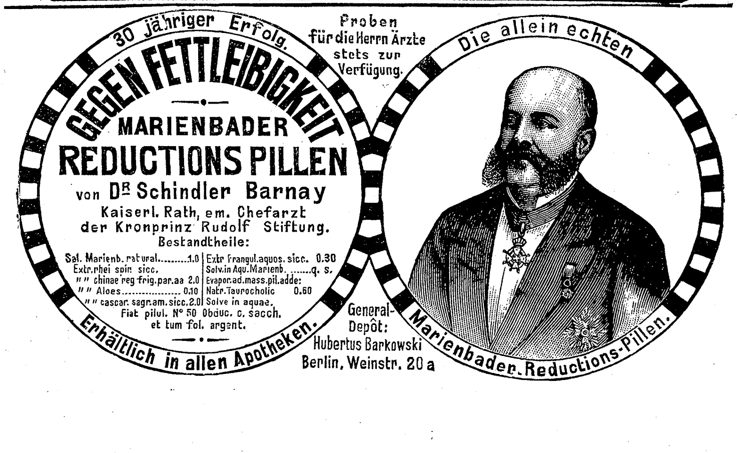
Illustrierte Preisliste gratis und franko.

Verkaufslokale: **LEIPZIG** Petersstrasse 8. **BERLIN** Leipzigerstrasse 101/102. **HAMBURG** Neuerwall 84.



ja ein, dass die **Closet-Lampe „Ever Ready"** in keinem Haushalte fehlen darf. **Keine** Feuersgefahr. **Ein** Hebeldruck: **Helles elektrisches Licht. Kinderleichtes** Auswechseln der Trockenbatterie. Lampe No. 111 M. **15.**—
Prachtkatalog O und **Anerkennungs-Abschriften** gratis von der

Electrical Specialty Co. Berlin W., Leipzigerstrasse 113.


30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER
REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt
der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural. 1.0
Extr. rhei spir. sicc.
" " chinae reg. frig. par. aa 2.0
" " Aloes 0.10
" " cascar. sagr. am. sicc. 2.0
Extr. frangul. aquos. sicc. 0.30
Solv. in Aqu. Marienb. q. s.
Evapor. ad. mass. pil. adde:
Natr. Taurocholic 0.60
Solve in aquae.
Fiat pilul. N° 50 Obduc. c. sacch.
et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.
Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.
Die allein echten
Marienbader Reductions-Pillen.
General-Depôt:
Hubertus Barkowski
Berlin, Weinstr. 20 a

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 5

Geſpielt zu Brighton am 9. Auguſt 1903 in einem zur Erforſchung des ſogenannten Rice-Gambits veranſtalteten Wettkampf, in dem Lasker den Angriff, Tſchigorin die Verteidigung übernahm. Das Ergebnis war, daß Lasker 1, Tſchigorin 2 Partien gewann, während 3 Partien unentſchieden blieben.

Rice-Gambit

Weiß: Dr. E. Lasker. — Schwarz: M. Tſchigorin.

	Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e5**
2.	**f2—f4**	**e5×f4**
3.	**Sg1—f3**	**g7—g5**
4.	**h2—h4**	**g5—g4**
5.	**Sf3—e5**	**Sg8—f6**
6.	**Lf1—c4**	**d7—d5**
7.	**e4×d5**	**Lf8—d6**
8.	**0—0** [1]	Ld6×e5
9.	Tf1—e1	Dd8—e7
10.	c2—c3	f4—f3
11.	d2—d4	Sf6—e4
12.	Te1×e4	Le5—h2†
13.	Kg1×h2	De7×e4
14.	g2—g3 [2]	0—0
15.	Lc1—f4 [3]	Tf8—e8 [4]
16.	Sb1—d2	De4—g6 [5]
17.	Lc4—f1	Lc8—f5
18.	Sd2—c4	Sb8—d7
19.	Lf4×c7	Sd7—f6 [6]
20.	Sc4—e5 [7]	Dg6—h6
21.	c3—c4 [8]	Dh6—e3
22.	Dd1—c1	De3—f2
23.	Kh2—h1	Sf6—e4
24.	Se5—d3	Se4×g3†
25.	Lc7×g3	Df2×g3
26.	Dc1—g5†	Lf5—g6
27.	Sd3—e5 [9]	f3—f2
28.	Lf1—g2 [10]	h7—h6 [11]
29.	Dg5×h6 [12]	Te8×e5!!
30.	d4×e5	Dg3×e5 [13]
31.	Ta1—f1	g4—g3
32.	Dh6—g5	De5×g5
33.	h4×g5	Kg8—g7
34.	Lg2—f3	Lg6—d3

Weiß gibt die Partie auf.

---

[1] Dieſer von Profeſſor Rice in New York erfundene Zug gibt der Eröffnung den Namen.

[2] Bis hierher war die Eröffnung vorgeſchrieben.

[3] Auch dieſe Züge waren allen ſechs Partien gemeinſam.

[4] Droht De4—e1, ſo daß Bc7 in dieſem Augenblick nicht geſchlagen werden darf.

[5] Beabſichtigt Lc8—f5 und eventuell Lf5—d3, um dem Punkt e2 die Verteidigung zu rauben.

[6] Schwarz erlangt für den Bauern in der Folge einen ganz guten Angriff.

[7] Beſſer nach Gunsberg 20. d5—d6.

[8] Hier empfiehlt Gunsberg 21. Lf1—c4.

[9] Falls etwa 27. h4—h5, ſo Te8—e2 mit alsbaldiger Entſcheidung.

[10] 28. Dg5×g4 hat Abtauſch nebſt Te8—e1 zur Folge.

[11] Eine prachtvolle Kombination, die den Sieg zu verbürgen ſcheint.

[12] Auch 29. Dg5—f6 rettet die Partie nicht. Es folgt Te8×e5 30. Df6×e5 (nimmt der Bauer, ſo entſcheidet Lg6—e4) Dg3×h4† 31. De5—h2 Dh4×h2† 32. Kh1×h2 Ta8—e8 33. Ta1—f1 Te8—e2 ꝛc.

[13] Dies genügt zwar zum Gewinn; aber Lg6—e4 war doch kräftiger und glänzender zugleich. Die Folge konnte ſein: 31. Dh6—g5† Kg8—f8 (hätte Schwarz die Qualität nicht geopfert, ſo würde jetzt der Se5 auf d7 mattſetzen) 32. Dg5—h6† Kf8—e8 ꝛc. Falls Lg2×e4, ſo Dg3—e3 matt.

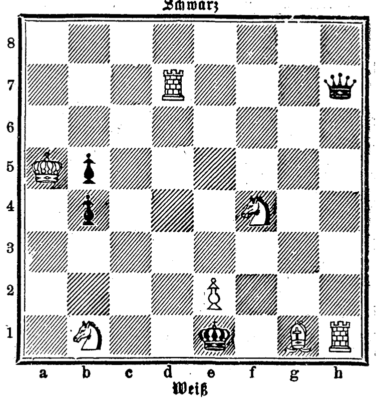
Schachbriefwechſel

Richtige Löſungen ſandten ein: Senglier in Bulgrin, H. Menzel in Hamburg-Borgfelde und E. Tiburtius in Fürſtenberg (Mecklenburg) zu Nr. 2.

Aufgabe 40

Von A. Klir in Prag
(Im Problemturnier des „Armeeklubs" preisgekrönt)

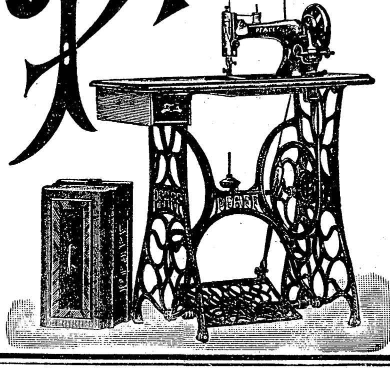
Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. ſetzt mit dem zweiten Zuge matt

Pfaff-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.



Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit**, mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit**.

Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.

Niederlagen in fast allen Städten.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Des Schiffers Sicherheitsmaßregel.

Wenn ein Kauffahrteiſchiff Waren nach fremden Ländern trägt, wird ein Ladeſchein ausgefertigt, auf dem die Ware deklariert iſt und auf dem ſich die Klauſel „auf Gefahr des Eigentümers" befindet. Dies bedeutet, daß das Schiff nicht für Verluſt oder Schaden aufzukommen hat und daß der Eigentümer der Ware das Riſiko übernimmt.

Gute Geſundheit iſt das größte Gut, das jemand beſitzen kann und auch dafür muß der Eigentümer jederzeit das Riſiko übernehmen. Niemand anders kann dafür aufkommen, wir müſſen Schaden und Verluſt ſelbſt fernzuhalten ſuchen. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Erreichung dieſes Zweckes iſt Scotts Emulſion, die ſich ſeit 30 Jahren als ein vortreffliches Kräftigungsmittel bewährt hat und die in Fällen von Anämie, Bronchitis, Keuchhuſten, ſowie Maſern, Rheumatismus und Skrofeln regelmäßig eine Wendung zur Beſſerung herbeiführt.

Scotts Emulſion bietet zur Erlangung und Erhaltung von Geſundheit die folgenden Sicherheitsmaßregeln, nämlich: Medizinal-Lebertran, ſowie Kalk- und Natron-Hypophosphite und Glycerin, die bekannten und von der Medizin ſo geſchätzten Mittel zur Beſchaffung von geſundem Blut, geſunden Knochen und einem geſunden Körper, ſie wirken ſtets raſch und dabei zuverläſſig.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Täglich 9000 Uhren
Wanduhren und Wecker
liefert die grösste Uhrenfabrik der Welt:
Die vereinigten Uhrenfabriken von
Gebr. Junghans und Th. Haller, A.G., Schramberg.
Marke Junghans
ist anerkannt die beste.
Lehruhr „Tick-Tack"
das reizendste und lehrreichste Weihnachtsgeschenk für Kinder.
Die regulierbare, gutgehende Lehruhr wird zerlegt geliefert u. kann nach der beigegebenen Anleitung leicht von Kindern zusammengesetzt u. wieder auseinander genommen werden.
Verkauf nur durch die Geſchäfte der Branche.

Versende **gratis u. franco** mein praktisch geordnetes **Preisbuch** über
Spielwaaren
und passende Gelegenheitsgeschenke für Erwachsene.
Dasselbe ist reich illustrirt und mit genauen Grössenangaben versehen.
A. Wahnschaffe, Kgl. Bayr. Hoflief., **Nürnberg.**
Billige Preise lohnen jeden Bezug, umsomehr als alle Aufträge mit gleicher Sorgfalt effectuirt werden.

Zaren-Chocolade
zum Rohessen
per Tafel M. 0.40 und 0.75.
Franz Sobtzick
Königl. Hoflieferant
Fabriken in Ratibor und Breslau.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Soeben erschien die **2. Auflage** von
Albrecht von Stosch, General u. Admiral, **Denkwürdigkeiten**
Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von **Ulrich von Stosch.** Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Die Rheiniſch-Weſtfäliſche Zeitung in Eſſen ſchreibt über das Buch:

Gehören zu den besten Denkwürdigkeiten, die wir von bedeutenden Männern aus einer grossen Zeit besitzen. Eine Fülle von hochwichtigen hiſtoriſchen Vorgängen, von feſſelnden Charakterzügen der handelnden Perſönlichkeiten, ein buntes Bild von dem Leben und Treiben am Hofe und im Heere, im Kriege und im Frieden, entrollt ſich vor unſern Augen. Jedem Vaterlandsfreund und Liebhaber deutſcher Geſchichte werden die Denkwürdigkeiten einen großen Genuß bereiten.

Waaren-Einkaufs-Verein zu Görlitz
gegründet 1861 — versendet an Jedermann zu billigsten Preisen in besten Qualitäten **Kolonialwaren, Delikatessen, Wein, Tabak** u. **Zigarren** und gewährt auf die **Detailpreise 5 % Rabatt.** Preislisten stehen kostenfrei zu Diensten.

Serravallo's
China-Wein mit Eisen.

China Serravallo
Farmacia Serravallo

Unentbehrlich für Schwächliche, Blutarme und Reconvalescenten.
Appetit anregendes. — Nerven stärkendes.
Blut verbesserndes Mittel.
Vorzüglicher Geschmack.
Ueber 2000 ärztliche Gutachten.
J. SERRAVALLO, Trieste-Barcola.
Nur in Originalflaschen zu ½ Liter à M. 3.— oder zu 1 Liter à M. 5.50.
Käuflich in den Apotheken.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Avtós, Ego, Gegen den Strom. Senſationsroman aus einem intereſſanten Lande. ℳ 3.—. Zürich, C. Schmidt.
v. Bernsdorff, Hellmuth, Die Egloffſteins. Roman. ℳ 1.—. Zürich, C. Schmidt.
Bibliothek der Geſamtliteratur. Nr. 1678/86: Sienkiewicz, Die Kreuzritter. ℳ 2.25. — 1687/88: Melchior Meyr, Der Sieg des Schwachen. Erz. aus dem Ries. 50 ₰. — 1689: Lord Byron, Belagerung von Korinth. Beppo. 25 ₰. Halle, O. Hendel.
Bock, Dr. Emil, Die Brille und ihre Geſchichte. ℳ 4.20. Wien, Joſ. Safar.
Böhlau, Helene, Die Kriſtallkugel. Eine altweimariſche Geſchichte. ℳ 2.—. Berlin, Egon Fleiſchel & Co.
v. Borgſtede, Emmy, Schickſale. Novellen. ℳ 1.20. Zürich, C. Schmidt.
Buchner, Dr. H., 8 Vorträge aus der Geſundheitslehre. (Aus Natur und Geiſteswelt Bd. 1.) 2. Aufl. ℳ 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Duden, Dr. Konrad, Rechtſchreibung der Buchdruckereien deutſcher Sprache. ℳ 1.60. Leipzig, Bibliogr. Inſtitut.
Dyckerhoff, Traugott Wilh., Geſammelte Schriften. Gebd. ℳ 6. Eſſen, Baedeker.
Erdmann-Jesnitzer, Selma, Der Stafflerfranzl. Roman. Bremen, G. Winter.
Frei, Leonore, Wegwende. Roman. ℳ 2.—. Leipzig, Frauen-Rundſchau.
— — Der neue Gott. Roman aus der Zeit Moſes'. 2 Bände. ℳ 5.—. Leipzig, H. Seemann Nachf.
Geheimniſſe des ſerbiſchen Königshofes. Von Baron v. S. ℳ 2.40. Zürich, C. Schmidt.
Geiger, Ludw., Aus Ad. Stahrs Nachlaß. ℳ 5.—. Oldenburg, Schulzeſche Hofbuchhandlung.
Goethes Werke, hrsg. v. Dr. K. Heinemann. Band 9 u. 15 à ℳ 2.—. Leipzig, Bibliogr. Inſtitut.
Grad, Max, Der Mantel der Maria. Novellen. ℳ 3.50. Berlin, Egon Fleiſchel & Co.
v. Kadich, Dr. Hanns M., „Hamſibeg". Ein Roman aus den Gebirgswildniſſen der Balkanhalbinſel. Wien, Karl Mitſchke.
Krueger, Ferd., Die Wahl. Schauſpiel. Leipzig, A. Schmidt.
Landauer, Guſtav, Macht und Mächte. Novellen. ℳ 3.—. Berlin, Egon Fleiſchel & Co.
v. Meerheimb, Henriette, Treue. Hiſtor. Roman aus den Jahren 1810—1814. ℳ 2.50. Dresden, E. Pierſon.
zur Megede, Joh. Rich., Trianon und andre Novellen. 4. Aufl. ℳ 4.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.
de Méville, H., Die Handelsmarine und ihre Laufbahnen. Gebd. ℳ 3.50. Roſtock, C. J. E. Volckmann.
v. Perfall, Karl, Die Treuloſen. Roman. ℳ 4.—. Berlin, Egon Fleiſchel & Co.
Rheiner, Dr. G., Wie wird dein Kind groß, ſtark, geſund? 2. Aufl. ℳ 1.20. Zürich, Th. Schröter.
Scapinelli, Carl Conte, Der Bezirkshauptmann von Lerchberg. ℳ 3.—. München, Allg. Verlagsgeſellſchaft.
Scholé, J. C., Der Ritter. Eine Dichtung. ℳ 1.50. Dresden, E. Pierſon.
Schott, Anton, Gottesthal. Roman. ℳ 4.—. München, Allgemeine Verlagsgeſellſchaft.
Sieroszewski, W., Sibiriſche Erzählungen. ℳ 2.—. München, Marchlewski & Co.
Stradner, Joſ., Neue Skizzen von der Adria. III: Liburnien und Dalmatien. ℳ 1.20. Graz, Verlag „Leykam".
Touſſaint-Langenſcheidt, Unterrichtsbriefe. Spaniſch. Brief 25—33 à ℳ 1.—. Berlin, Langenſcheidtſche Verlagshandlung.
— — Ruſſiſch. Brief 32—37 à ℳ 1.—. Ebd.
Vrchlicky, Jaroslav. Vittoria Colonna. Gedicht. Aus dem Böhmiſchen. ℳ 1.—. Dresden, E. Pierſon.
Weiſe, Dr. O., Die deutſchen Volksſtämme und Landſchaften. (Aus Natur und Geiſteswelt. Bd. 16.) 2. Aufl. ℳ 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Deutsche Romanbibliothek.

Die ſoeben erſchienene Nr. 8 enthält: Die Reiſe nach Mentone. Eine Geſchichte von der Riviera. Von Richard Voß. — In der Ibenhorſt. Eine Erzählung aus Litauen. Von Willy Linck. — Der Gardeſtern. Humoriſt. Roman von Freiherrn von Schlicht.

Vierteljährlich M. 2.—

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

---

Eckardt's selbstspielende **Christbaum-Ständer mit Musik**

drehen 1 Ctr. schwere Bäume.

MitWalzenmusik 2 Ausführungen: (Nickelgehäuse oderFelsgruppe).

Wo nicht erhältl., direkt v. Fabrik.

J. C. Eckardt,
***Cannstatt** bei Stuttgart.*

60000 verkauft!

Mit auswechselbaren Stahlnoten:

„Gloriosa".

Hochf. mechan. Musikwerk fürs ganze Jahr. Zierde jed. Festtafel.

Jllustrierte Preisliste frei.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875. Mit Aktiengarantie.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- u. Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.

Gesamtreserven über 30 Millionen Mark. Gesamtversicherungsstand 570000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- und portofrei.

☞ Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht. ☜

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Kalodema- GELEE SEIFE PUDER.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Pfleget die Zähne mit: Tilit

Georg Brühl, Kötzschenbroda 4

Weltbekannte Züchterei feinster tieftourenreicher **Kanarien-Edelroller,** neuest. Gesangsrichtung, präm. m. gold. Medaillen, Versand u. Garant. f. Wert, leb. Ankunft à St. 8, 10, 12, 15, 20, 25 bis 30 Mk. unter Nachn. auf 8 Tage Probez. Ia. Zuchtweibchen 2 Mk. Preisliste m. Dankschreiben gratis.

Glafey-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich. **Beste Beleuchtung** f. Schlaf-, Krank.- u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.

Hauskunst Berlin, Potsdamerstr. 55.

Mod. Kunst- & Weihnachtsarbeiten

Reich illustr. Broschure 1.60 fr., bringt auch geschäftl. Verwertung d. Arbeiten. Illustr. Hauptcat. all. Neuheiten 50 Pfg. Unterrichtsatelier. Verkauf v. fert. Sachen 4-6 Uhr.

Werft Eure Anſichtspoſtkarten

u. Photographien in Rieſengröße, mit den Original-Farben an die weiße Wand mittels des **Megascop.** Auch als Zeichenapparat zu verwenden. Ill. Catalog gratis. **A. Deutsch, Leipzig.**

Schenken Sie Seiden-

ſtoffe zum Feſt. Hochwillkommen für Blouſen oder Kleid. Wundervolle Neuheiten. Porto- und zollfreier Verſandt an Jedermann. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Dr. Lahmann's

vegetabile Milch

ler Kuhmilch zugesetzt, bildet das ler Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.

Man verlange ausführliche Abhandlung von

Hewel & Veithen, Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, **Köln u. Wien.**

Vertreter für ganz Russland: **Rud. W. Seuberlich in Riga.**

Wittwen

können ihr Einkommen leicht erhöhen durch Empfehlung und Verkauf an Private von Stoffen für Hausbedarf. Anfragen unter **K. R. 5646** beſorgt **Rudolf Moſſe, Cöln.**

Zucker-, Magen-, Darm-Kranke verlangen Prospect

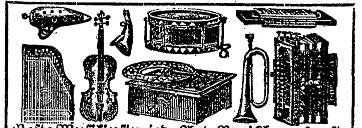
Von ärztl. Autoritäten empfohlen.

Rademann's Nährmittelfabrik Frankfurt a/M. S. & Berlin S.W.

Kauft nur Rondholz Frankft. Würstchen

Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.

(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)



Beſte Muſikinſtr. jed. Art Preisl. umſonſt. **Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.** Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

Regulateur 14 Tage Schlag, Mk. 12.– Fein Nussbaum-Gehäuse. Prima Werk. Reelle Garant. ev. Zurückn. Katal. fr. **Wilhelm Gerland, Triberg 14, Schwarzwald.**

Unübertroffen

ſind meine neuen, beſond. präpariert. **Holzwollebinden** für Damen u. Hämorrhoidalleidende à 1 ℳ p. Dtzd., gewöhnl. Konkurrenzware zu 70 ₰ p. Dtzd., einf. Gürtel dazu 40 ₰, verbeſſerte 60 ₰ p. St., alle and. Gürtelſorten (n. Dr. Fürſt, Dr. Credé ꝛc.) billigſt. **Moosbinden** à ℳ 1.25 p. Dtzd. **Bei 12 Dtzd. Binden 30% Rabatt.** — Sämtliche Artikel z. Geſundh.- u. Krankenpflege nach Preisliſte. **Emil Schäfer,** Verbandſtofffabr., Chemnitz 1.

Photograph. Apparate

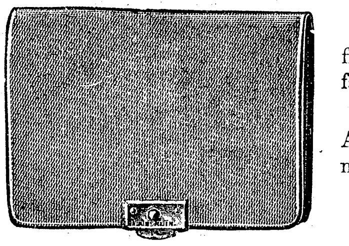
Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen. Auf Wunsch **bequemste Zahlungsbedingungen** ohne jede Preiserhöhung. Sämtliche Bedarfsartikel. Illustrierte Preisliste kostenfrei.

G. Rüdenberg jun. Hannover.

Albert Rosenhain's

Neuestes Portemonnaie Marke: Finanz

D. R. G. M.



findet durch seine besonderen Vorzüge überall den grössten Beifall. Ist sehr elegant, leicht, flach, schmiegsam und dauerhaft, fasst viele Geldstücke ohne aufzutragen.

Aus **echtem Seehundleder** mit 4 Taschen und Extra-Tasche für Gold- und Papiergeld **M. 3.—.**

Aus **echtem Cap-Saffianleder** mit Kalbleder-Banknotentasche, **hochelegant** **M. 5.—.**

Albert Rosenhain, Berlin S.W., Leipzigerstr. 73/74, — am Dönhofplatz. —

Neueste Hauptpreisliste mit vielen Illustrationen von Leder- und Luxus-Waren kostenlos.

Neuheiten der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Ricarda Huch,
Von den Königen und der Krone.
Roman. Geheftet M. 4.—. Gebunden M. 5.—.

Dieſes neue Werk offenbart in jeder Zeile die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Geſtaltungskraft; es iſt ganz und gar perſönlichſte Kunſt und feſſelt ebenſoſehr durch die Kraft der Charakteriſtik wie durch die Feinheit der pſychologiſchen Beobachtung.

Ernst Zahn,
Schattenhalb. Drei Erzählungen.
Geheftet M. 4.50. Gebunden M. 5.50.

Auch in dieſen Erzählungen erweiſt ſich der Dichter wieder als Meiſter in der Charakteriſierung ſeiner Geſtalten, die er lebenswahr vor das Auge des Leſers rückt, wie nicht minder groß in der Kunſt der Naturſchilderung ſeiner Heimat.

John Bigelow,
Das Geheimnis des Schlafes.
Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Der Verfaſſer führt mit zwingender Logik den Nachweis, daß der Schlaf kein Zuſtand abſoluter Ruhe iſt. Den Standpunkt des bibelgläubigen Chriſten wahrend, entwickelt er dabei ſo viel Geiſt, Scharfſinn und Gelehrſamkeit, daß ihm jeder Leſer mit lebhaftem Anteil folgen wird.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Parfumerien von **J. F. Schwarzlose Söhne**

Hofl. Sr. Majest. d. Kaisers u. Königs

Berlin Markgrafenstrasse 29, Fabrik: Dreysestrasse 5

Hohenzollern-Kornblume

Neuheit 1903. Proben gratis. Flasche M. 3, im eleg. Carton M. 3.50

Bouquet-Electa

Wohlgeruch v. auserlesener Feinheit Fl. M. 7, **Seife** St. M. 3, 3 St. M. 8.50

Hohenzollern-Veilchen

beliebte, wohlfeile Marke, Flasche M. 1.50, 2.50, **Seife** Cart. à 3 St. M. 3

Preisliste sonstiger Spezialitäten gratis

Pensionnat de Demoiselles, *1er ordre.* **Hæussler-Humbert, pasteur, Beau-Séjour,** *Neuchâtel; fondé 1874. — Villa avec jardin magnifique. Demandez prospectus.*

Leichten Nebenverdienſt

verſchaffen ſich Damen durch Verkauf ſehr ſchöner billiger Stoffe in Bekanntenkreiſen. Muſter und Bedingungen auf Verlangen unter **K. S. 5647 durch Rudolf Moſſe, Cöln.**

Sommer- u. Winterkuren.

510 m **BAD** ü. d. M.

Rudolfshöhe

bei Alpirsbach (Schwarzwald). Streng wissenschaftlich geleitete Kuranstalt I. Ranges. ***Modern eingerichtet mit allen neuzeitlichen Heilfaktoren.*** Zentralheiz. u. elektr. Beleucht. Prosp. grat. u. frco. durch die **Direktion.**

Filiale: BERLIN S.W., Puttkamerstrasse 10.

H·C·F
LEIBNIZ
HANNOVER

SÜSSE GESCHENKE

HANNOVERSCHE CAKES-FABRIK
H·BAHLSEN·HANNOVER
GOLDENE MEDAILLE·WELTAUSSTELLUNG·PARIS 1900

H·C·F
HANNOVER

Koffer mit Mischung bester Sachen *M.* 3.—

Feinste Biscuits

H·C·F
HANNOVER

Korb mit Mischung bester Sachen *M.* 3.—

Feinste Biscuits

	Mischung II	Mischung I	Dessert
ca. ½ Ko. Inhalt *M.*	1.90	2.20	2.75
„ 1/1 „ „ „	3.50	4.—	5.—

WAFFEL MISCHUNG
HANNOV. CAKES-FABRIK
H. BAHLSEN
HANNOVER

Waffel-Mischung *M.* 3.—

Überall zu haben!

BUNTE BISCUITS

Bunte Biscuits *M.* 1.20

Letzte Neuheit

Leibniz-Cigaretten

D. R.-P. a.

Bündel 10 *ℌ.*
Dose . 80 „

HANNOVERSCHE
DESSERT-MARMELADE
Hannoversche Cakes-Fabrik

Dessert-Marmelade *M.* 1.—

Birnen, Citronen etc. *M.* 1.—

HANNOVER CAKES-FABRIK
PETITS-FOURS
H. BAHLSEN
HANNOVER

Petits Fours *M.* 2.75

Apfelsinen Schnitte
LEIBNIZ-MARMELADEN
HANNOVER CAKES FABRIK
H. BAHLSEN

Apfelsinen-Schnitte *M.* 1.—

Ananas, Himbeeren etc. *M.* 1.20

Bunte WAFFELN

Bunte Waffeln .... *M.* 1.—
Leibniz-Waffeln (Packet) .. „ -.50
Leibniz-Biscuits „ .. „ -.50

NI·O·NE
Leibniz-Marmelade
CAKES-FABRIK

NI-O-NE Leibniz-Marmelade 50 *ℌ.*

NI·O·NE Biscuits

NI-O-NE Kinder-Mischung 25 *ℌ.*
NI-O-NE Biscuits .... 50 „
NI-O-NE Waffeln .... 50 „

Krachmandel-Mischung, decorirte Dose .... ca. ¼ Ko. Inhalt *M.* 1.20
Ohne Gleichen, Waffeln „ „ .... „ ¼ „ „ „ 1.—
LEIBNIZ-CAKES, beklebte Dose .... „ 1/1 „ „ „ 2.40
LEIBNIZ-CAKES, beklebte Dose .... ca. ½ Ko. Inhalt *M.* 1.20
LEIBNIZ-BISCUITS, geprägte Dose .... „ ¼ „ „ „ 1.20
Ohne Gleichen mit Chocolade .... Carton „ 1.10
Haushalts-Marmelade .... Carton *M.* -.70.

WELTAUSSTELLUNG CHICAGO 1893 HÖCHSTE AUSZEICHNUNG.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

Über Land und Meer
Nr. 9

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Draußen hörte man jetzt ein Weinen und dann ein tröſtendes: „Bis ſtill, bis ſtill“ der Mutter.

Bräuer riß die Tür auf: „No, wat is dann?!“

Sein Liebling, das Settchen, flog ihm entgegen und hing ſich an ſeinen Hals. „Pappa, Pappa!“

Sie war gar nicht zu beruhigen, ſo aufgeregt, ſo unglücklich in ihrem kindiſchen Weinen; das Schluchzen ſtieß ſie, daß man kein Wort aus ihr herausbrachte. War ſie geſcholten worden, hatte ſie nachſitzen müſſen, in der Ecke ſtehen? Auf alles Befragen nur ein ſtumm-jammervolles Kopfſchütteln.

„Zum Donnerwetter, jetzt tuſte den Mund auf!“ Dem Vater war die Geduld geriſſen. Da ſtreckte ſie mit erneut heftigem Weinen beide Hände aus und hielt ſie ihm vors Geſicht. Die Handrücken waren rot und aufgelaufen wie von einem Schlag.

„No, wat is dat?“ Bräuer rollte die Augen.

„Et hat wat auf de Fingern gekriegt!“ ſagte jetzt das kleinſte der drei Mädchen und nickte wichtig mit dem runden, weinerlich verzogenen Apfelgeſicht. „Weil et ſchon ſo groß is und gibt doch immer kein Antwort!“

Da ſchrie das Settchen auf: „Ich kann ihn nit verſtehn!“ und klammerte ſich feſter an den Vater. „Pappa, och Pappa, laß uns doch wieder nach Haus gehn!“

Peter Bräuer hielt ſein Kind im Arm, das vor Schluchzen zitterte, und machte ein ſeltſames Geſicht: bekümmert, wütend, verdutzt zugleich. Was, der Lehrer hatte ſein Settchen geſchlagen?! Der hatte ſich das unterſtanden?! Die Wut ſtieg ihm zu Kopf: „Hingehen tu' ich auf der Stell', Red' ſtehn ſoll er mir, drei Tag ſoll der Kerl nit mehr ſitzen können, der — der — der Polack!“

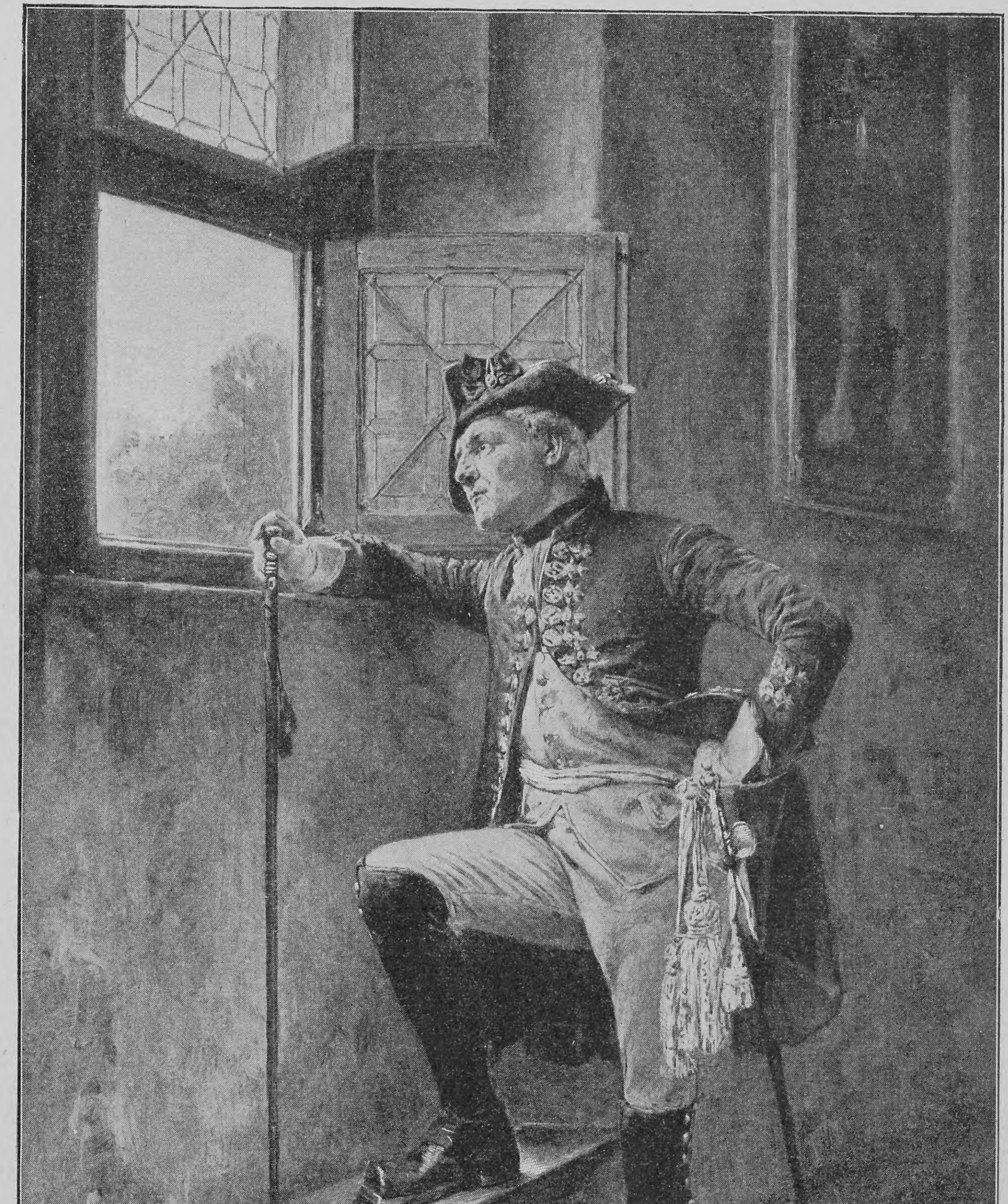
„Ich bitte Sie, Bräuer!“ Doleſchal legte dem Aufgebrachten die Hand auf die Schulter. „Seien Sie nicht ſo unbeſonnen! Sie machen ſich nur Ungelegenheiten!“

„Och wat!“ Der beleidigte Vater ſchüttelte die Hand ab. „Ich laß mir dat nit gefallen, ich laſſ' mir dat nit gefallen!“

„Bräuer, es nutzt Ihnen gar nichts. Sie vergreifen ſich an dem Lehrer, er zeigt Sie an, Sie werden verurteilt, ich garantiere Ihnen!“

„Jeſſes, ich ſag' ja“ — die Miene des Anſiedlers wurde tief niedergeſchlagen — „da hat man et nu! Och, wär' ich doch nach Amerika verzogen, ganz weit weg, wo et noch Wilde gibt. Da kann mer ſich doch wenigſtens ſelber ſein Recht verſchaffen!“

Es war Doleſchal nicht heiter zu Mute, aber er mußte doch über den Mann lächeln — als wäre man hier im wildeſten Weſten, wo die Juſtiz nicht hinreicht und jeder auf eigne Fauſt Richter ſpielt, den Revolver im Gurt. „Ich rate Ihnen,“ ſagte er, ernſt werdend, „begehen Sie keine Gewaltakte! Die könnten Ihnen hier teuer zu ſtehen kommen!“



Ein Blick ins Freie. Nach dem Gemälde von Carl Zeiler

„Och Gott, och Gott, Peter!“ Die Frau hing ſich an ihren Mann. „Jeſus Maria, ſei doch nit gleich eſo rappelig! Och, ich bitt dich, hör auf mich! Peter, Peterken!“ Sie flehte ihn an mit weicher Stimme und ſtrich ihm immerfort die harte Wange. „Et is ja nit eſo ſchlimm! Dat Settche quatſcht immer gleich! Du wirſt dich doch deswegen nit mit dem Lehrer hauen? Und dat nützt ja auch nix!“

Doleſchal winkte der Frau ermutigend zu. So war's recht! Wirklich, ſie war verſtändig! Wenn Bräuer glaubte, daß ſeinem Mädchen unrecht geſchehen, konnte er ſich ja bei der Schulinſpektion beklagen. Jedenfalls war der Lehrer verpflichtet, deutſch zu unterrichten; nur der Religionsunterricht durfte eine Ausnahme machen, mochte der den polniſchen Kindern polniſch erteilt werden — ſchlimm genug! — aber ſonſt durfte keine Rückſichtnahme walten und ſäße die ganze Klaſſe voll polniſcher Kinder. Deutſch ſollten ſie lernen!

„Ich werde übrigens mal dem Landrat über die Sache berichten!“

„Och, de Landrat, de Landrat!“ Bräuer ſpuckte wieder aus. Er ſchien kein rechtes Vertrauen zu dieſer Behörde zu haben.

„Sag et dem Herr Vikar,“ drängte Frau Kettchen. „Bei dem mußte dich beklagen. Vor dem hat der Lehrer de größte Reſpekt!“

„Hm,“ — der Vater kraute ſich nachdenklich den Kopf — „bei den Vikar ſoll ich gehen? Och ne!“

„Wenn der et dem Lehrer ſagt, da kannſte ſicher ſein, dann läßt de unſ' Kinder zufrieden!“

„Meinſte?“

„Sicher und gewiß!“ Sie ſagte es mit vollſter Ueberzeugung.

„So — no dann!“ Peter Bräuer entſchloß ſich ungern dazu, aber was half's, ſo konnte das nicht weiter gehen, eine Abhilfe mußte geſchafft werden, und zwar ganz direkt! Man merkte es ihm an, er konnte es kaum abwarten, daß ſein Gaſt ſich verabſchiedete. —

Doleſchal ritt davon. Er hatte ſich feſt in ſeinen Mantel gewickelt, aber er fror doch. Vom Dorf her ſchnob ihm der Wind in den Rücken und trieb ihn vor ſich her, als ſei er, wenn auch hoch zu Roß, mit Peitſche und Sporn, nur ein ohnmächtiges Garnichts, ein bißchen Spreu.

Ueber die toten Aecker flogen ganze Schwärme ſchwarzer Vögel. Dicht vor dem Reiter flatterten ihrer ein paar, ſie zankten um eine arme Maus. Ein Peitſchenhieb — noch einer — aber kaum, daß ſie ſich ſtören ließen, die Maus entkam ihnen nicht. Häßlich klang das ‚Krah — krah‘. Es war der einzige Laut in der winterlichen Todesſtille. Und grau die unabſehbare Weite, grau der ſchwere Himmel wie die Ebene unter ihm.

Der einſame Reiter ſuchte mit ſehnendem Blick: fern, ganz fern noch der Lyſagora! Aber er gab ſeinem Pferd die Sporen und jagte dem Berge zu, als ſei dort das Heil.

X

So leicht ſich die Verwundung der Ciotka angeſehen, ſo wenig gut nahm die Heilung ihren Fortgang. Doktor Wollinski ſchüttelte den Kopf bei ſeinem nächſten Beſuch: die Wundränder ſahen häßlich aus, blutrot entzündet und dick verſchwollen, der Puls der Patientin war fiebrig. Aber das Medikament, das der Arzt verordnete, wendete die Ciotka darum doch nicht an, eine gefällige Nachbarin ſchüttete es den Schweinen vor, mochten die's ſaufen, dann kam's wenigſtens nicht um!

Die Stube der Ciotka wurde nicht leer von teilnehmenden Beſucherinnen, denn einen Groſchen nach dem andern holte die Leidende aus ihrem Bettſtroh hervor; das Geld, das der Niemczycer dagelaſſen, wanderte zu Eljakim Hirſch.

Ungefähr acht Tage nach ſeinem erſten Beſuch betrat Doleſchal wieder die Hütte. Er gedachte ſich nur im Vorüberfahren zu überzeugen, daß die Ciotka wieder wohlauf; ſtatt deſſen lag ſie noch immer, ſogar jetzt im Bett; bei ihr ſaß der Vikar. Er erhob ſich ſofort, als der Niemczycer eintrat, mit einem ſtummen Gruß und einer Verbeugung, die höflich waren, aber zurückhaltend.

Welch ein intereſſantes Geſicht! Doleſchal, der den jungen Geiſtlichen noch nie ſo in der Nähe geſehen wie jetzt, auf Armeslänge entfernt, muſterte die hager vorſpringende und doch fein geformte Naſe, den etwas eingeſunkenen, feſtgeſchloſſenen Mund, die ſchön gebaute Stirn. Er fand nichts Slawiſches in dieſen Zügen. Unwillkürlich verglich er in Gedanken dies ſtolze Geſicht mit dem roten bäuriſchen des alten Propſtes, aber gemütlicher war das, gutmütiger.

Eine unbehagliche Empfindung überkam ihn plötzlich; er fühlte es, hier war eben von ihm geſprochen worden. Noch ſchien ihm der Nachhall davon geblieben zwiſchen den rußigen Wänden. Die Weiber, die ſich unten am Bett aufgeſtellt, glotzten ihn dreiſt an, ohne das gewohnte demütige „Ich falle zu Füßen“; die Ciotka ſah ihn gar nicht an, und der Blick des Vikars ſtreifte ihn nur von der Seite.

Was hatte er dieſem Menſchen getan? Es befiel ihn in der jähen Stille, die ſeinem Eintritt gefolgt war, eine verlegene Beklemmung. Um ihrer Herr zu werden, reckte er ſich höher auf und ſah von oben herunter auf die Gruppe am Bett.

Des Vikars ſchmale Lippen ſchloſſen ſich noch feſter, auch er reckte ſich höher auf. Ohne Wort, wie zwei Gegner, die ein böſes Geſchick plötzlich zuſammengehetzt, maßen ſie ſich.

Was fiel dem Pfaffen ein? Stellte er ſich nicht vor das Bett, als wollte er den Zutritt wehren? Doleſchal ſagte kurz: „Sie geſtatten!“ und machte einen ſo entſchloſſenen Schritt, daß der andre zur Seite treten mußte, wollte er nicht geradezu unartig ſein.

„Nun, Ciotka, wie geht es Euch?“ Er ignorierte den Vikar gänzlich.

War das Weib harthörig geworden? Es antwortete nicht. Er wiederholte die Frage noch einmal in erhobenem Ton; da ſchüttelte ſie den gedunſenen Kopf und brummte mürriſch: „Nierozumnie po niemiecku!“

Was — nicht deutſch verſtehen? Neulich hatte ſie ſein Deutſch doch recht gut verſtanden, und alle dieſe hatten ihn gut verſtanden, einige der Weiber ihn ſogar angebettelt auf gut deutſch! Was ſollte jetzt die Komödie?

Er fuhr ſie an: „Gebt Antwort!“

Aber ſtatt der Antwort fing die Ciotka an zu jammern — eigentlich war es mehr ein Schimpfen —, und ſchnatternd wie eine Herde Gänſe fielen ſämtliche Genoſſinnen ein.

Doleſchal ſtieg das Blut zu Kopf. Er ſah ein Lächeln um den Mund des Vikars. „Antwort,“ ſagte er ſehr laut und ſchlug mit der Peitſche, die er noch in der Hand hielt, auf das Deckbett, daß die Hühnerfedern, mit denen es geſtopft war, aus dem verlumpten Ueberzug herausflogen.

„Sprechen Sie polniſch, mein Herr,“ ſagte der Vikar.

„Mein Name iſt Doleſchal, Baron von Doleſchal!“ Es klang hochfahrend. „Ich glaubte von Ihnen gekannt zu ſein!“

Der Geiſtliche lächelte. „Pardon, Herr Baron! Wenn ich raten darf: ſprechen Sie polniſch, Herr Baron?“

„Bedaure!“

Wieder dieſes Lächeln! Es raubte Doleſchal jede Beſinnung. Alſo ſo weit war es gekommen, daß man gezwungen werden ſollte, polniſch zu ſprechen! Die Empörung machte ſeinen Ton rauh: „Hier iſt deutſches Land, und hier wird deutſch geſprochen!“

Er wendete ſich raſch, ſo daß er dem andern den Rücken drehte, und ging mit erhobenem Kopf davon. Wie ein Sieger ging er, aber innerlich fühlte er ſich doch geſchlagen: der andre blieb. Draußen vor der Hütte hörte er jetzt die ſonore Stimme — die ſprach polniſch!

Ein bitterer Geſchmack kam ihm auf die Zunge. Undankbares, wankelmütiges Volk! Wie hatte das Weib ihn neulich mit Segnungen überſchüttet — und heute? Warum nur ſo anders? Pah, es lohnte nicht, weiter darüber nachzudenken, die Sache war erledigt! Mußte erledigt ſein. Hatte der Landrat nicht auch heute geſagt: ‚Sie nehmen alles zu perſönlich warm! Wenn ich ſo wäre wie Sie, ich käme ja vor Aerger um bei den hieſigen Verhältniſſen!‘ Der Landrat hatte ganz recht, man mußte gelaſſener ſein; aber der hatte gut reden, war ihm dieſes Land Heimat? Vom Staat war er beſtellt, vom Staat bezahlt; er tat ſeine Pflicht. Aber lieben kann nur der die Provinz, dem der Wind über die eigne Scholle bläſt, der allzeit ſteht an ſeiner Grenze wie eine Schildwacht in finſtrer Mitternacht.

Das alte Soldatenlied ſchoß Doleſchal durch den Sinn, das er in ſeiner Küraſſierzeit ſo oft gehört, beim Biwak, um ſtille Lagerfeuer, von kräftigen Soldatenſtimmen hinausgeſungen in die dunkle Nacht. Und wenn er jetzt die Augen ſchloß, konnte er wähnen, auch dort auf dem Gipfel des Lyſagora brenne ein Feuer, und, getragen vom Wind, klang's ſtark hinaus über unabſehbares Land:

‚Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht —‘

So einſam — ja, einſam! Er ſenkte den Kopf; da gab es kein Verhehlen: ja, er hatte ſich in letzter Zeit oft einſam gefühlt, einſam, trotz Weib und Kinder. Man verlangt nach männlichem Austauſch gleicher Gedanken, gleicher Meinungen. Das hat etwas ſo Kräftigendes; es gibt das beruhigende Gefühl, ein Heer hinter ſich zu wiſſen, nicht allein zu ſtehen auf verantwortlichem Poſten. Paul Keſtner war abgereiſt, und wäre der auch hier, ändern würde das weiter doch nichts; der war ein guter Menſch, ein lieber Freund, aber was kümmerten den Land und Leute, ob ſie polniſch, ob deutſch? Der führte ſein Leben in der Garniſon; der ſäte auch nicht und erntete nicht — die Ernte intereſſierte ihn nur inſoweit, als ſich ſeine Extraausgaben bei guter Ernte noch vergrößerten.

Der Einſame ſeufzte. Kam das mit den Jahren, daß man die Unbefangenheit ſo ganz verlor, grübleriſchen Gemütes wurde und mißtrauiſch faſt? Oder ſpitzte ſich wirklich alles ſo zu? War's nicht recht geheuer im Schoße dieſer hartgefrorenen Erde, über die der Wagen jetzt mit Poltern holperte? Im Rollen der Räder klang ein Grollen mit. Tief unter dieſer Ackerkrume ſchlief etwas, das ſchlief nicht in ewigem Frieden. Hier war gedüngt mit Blut. Noch war kaum ein halbes Jahrhundert verſtrichen, daß die Koſchiniere*) zwiſchen dieſen Feldern gezogen, ihre blinkenden Senſen geſchultert, daß der weiße Adler auf blauem Grund ſeine Krallen geſtreckt, daß die Poſener Infanterie die Saaten zerſtampft, und die Breslauer Jäger die Empörer zuſammengeſchoſſen wie Haſen auf der Treibjagd. Nein, dieſe Erde konnte noch nicht ruhig ſein, dieſes Land hatte noch nicht vergeſſen. Würde es je vergeſſen? Das walte Gott!

Mit Schwermut ließ der Deutſchauer Herr ſeinen Blick über die winterliche Ebene ſchweifen. Von der ſiegesſicheren Freudigkeit, die er empfunden an jenem Sedantag beim Aufpflanzen der Fahne auf dem Lyſagora, war jetzt nichts in ihm. Man hatte die Fahne vom Gipfel geriſſen und in den Schmutz getreten; aber es galt, ſie wieder neu aufzurichten. Aber wer, wer half dabei?! ‚Coulant, tolerant,‘ hatte der Landrat geſagt und die Achſeln gezuckt, ‚es hilft nichts, wir müſſen ſo ſein! Mit der Fauſt iſt hier nichts zu machen. Ich werde dem Herrn Schulinſpektor Dzieciuchowicz Ihre Klagen wegen des mangelnden Deutſch beim Unterricht ſehr ſchonend ſtecken — wir ſtehen uns gut, ich denke, er wird entgegenkommen — aber, ſehen Sie: auch wir müſſen entgegenkommen, entgegenkommen ſo weit als möglich, das iſt meine Taktik!‘

Immer entgegenkommen?! „Nein!“ Doleſchal hatte es ſo laut gerufen, daß der Kutſcher ſich erſchrocken nach ſeinem Herrn umdrehte.

Tief verſtimmt ſaß der Deutſchauer in ſeine Wagenecke gedrückt. Wohin er auch ſah, nirgend ein Stützpunkt, nirgend ein andrer Anhalt für das ſchweifende Auge als hier der ſchwarze Turm von Pociecha-Dorf und dort der Lyſagora. Zwiſchen dieſen beiden rollte ſein Wagen dahin, fortgeriſſen von den ſchnaubenden Pferden. —

Hinterm Fenſter der Propſtei hatte Peter Stachowiak dem herrſchaftlichen Wagen nachgeſchaut, deſſen Raſſeln in der Stille des öden Dorfes einen Lärm machte, daß die Schweine in den Koben erſchreckt zu grunzen anfingen, und die Habichte, die dort in den zwei Pappeln am Pfuhl auf die Enten lauerten, mit gellendem Schrei davonflatterten.

---

*) Senſenmänner.

Auch der Propſt war unſanft aus ſeinem Mittagsſchlaf, den er jetzt, in der dämmernden Winterszeit, bis zum Abend auszudehnen pflegte, geweckt worden. Sich mit der einen Hand am Tiſchrand haltend und mit der andern auf den Stock ſtützend, humpelte er ans Fenſter ſeiner Studierſtube. Er mußte doch ſehen. Aha, der Niemczycer! Pſiakrew, was brauchte der einen ſolchen Skandal zu machen! Ja, dieſe Herren, die denken, ſie können ſich alles herausnehmen! War der ein Schwabbe, daß er nicht leſen konnte, was auf gut polniſch beim Eingang des Dorfes angeſchlagen ſtand: ‚Schritt fahren?‘ Es hatte ſchon einer einmal ein Kind überfahren und ein junges Ferkel dazu. Da heißt es: Bauer, hüte dich! Daß dieſe Herren der Wolf auffreſſe! Ueberhaupt der Niemczycer, das war der allerſchlimmſte, hochmütig wie Satanas vor dem Fall, ein rechter, dicker, eingebildeter Deutſchſchädel! Und in alles miſchte er ſich. Gorka hatte ſchon recht, auf den hieß es Obacht geben!

Peter Stachowiak ſtand und guckte noch in müßiger Langeweile, als das Gefährt längſt außer Hör- und Sehweite war. Auf dem Pfuhl vorm Haus ſchwammen zwei Enten und ein Erpel; der Erpel mühte ſich galant mit ſeinen ſtärkeren Ruderbewegungen das freie Waſſerloch in der Eiskruſte für ſeine Schönen größer zu machen, das machte dem Propſt Spaß. Als er noch nicht Hochwürden war, ſondern der kleine Piès, der mit nackten Füßen lief wie alle Dorfkinder, hatte er gern mit Steinen nach Enten auf Pfuhlen geworfen, — o la, wie alle Kinder! Er lächelte in der Erinnerung: es war zu entſchuldigen, man hatte ja damals noch nicht die Bildung!

Es klopfte.

Aus ſeinen Jugenderinnerungen aufgeſchreckt, rief der Propſt: „Herein!“ Aha, der Ruda!

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus,“ ſprach der Lehrer und ſtolperte mit ſeinen Flickenpantoffeln, aus Tuchleiſten zuſammengenäht, über die Schwelle. Er ſchien erregt, das hektiſche Rot auf ſeinen herausſtehenden Backenknochen brannte abgezirkelter.

„Hochwürden, Hochwürden,“ ſtammelte er haſtig, „haben Hochwürden nicht den Niemczycer durchfahren ſehen?“

„Nun wohl, er fuhr wie der Teufel — was ſonſt?“

„Hochwürden, er iſt in der Kreisſtadt geweſen! Sein Kutſcher hat es dem Löb Scheftel geſagt, derweilen der Pan drinne war bei der Ciotka! Der Löb Scheftel hat es mir wiedergeſagt.“

„Nun, was denn?“ Peter Stachowiak ſah den Aufgeregten verſtändnislos an und lachte dann gutmütig: „Laß ihn doch fahren in die Kreisſtadt! Er hat ſich auch einmal ein Vergnügen gemacht!“

„Nein, nein,“ jammerte der Lehrer, „er iſt beim Landrat geweſen, Hochwürden! Beim Landrat, ſagt der Löb Scheftel, und ich weiß warum. Hat ſich der Anſiedler Bräuer bei ihm beklagt, der iſt mit dem Niemczycer unter einer Decke. Und der Niemczycer wieder hat ſich beim Landrat beklagt. Das iſt ſo ſicher wie zweimal zwei vier iſt. Löb Scheftel hat es mir vorgerechnet an ſeinen fünf Fingern!“

„Ei, daß dich! Wer gibt ſich denn mit dem Juden ab!“ ſprach verweiſend der Propſt.

„Halten zu Gnaden, Hochwürden,“ — der Lehrer in ſeinem abgeſchabten Röckchen fröſtelte vor Kälte und Angſt —, „man kann ſein Ohr doch nicht verſchließen. Der Löb Scheftel hat Eier gekauft von der rheinländiſchen Frau, da hat er mit ihr geſchwatzt im Hühnerſtall. Ihr Mann iſt ſehr böſe auf mich, ſagt ſie, daß ich habe ſeine Tochter geſchlagen — Hochwürden, bei meiner Geſundheit ſchwör' ich's, nur mit dem Recht, das mir zuſteht, nur einen kleinen Streich über die Hände! Aber nun weiß ich, jetzt iſt der Niemczycer in der Stadt geweſen und hat mich verklagt, der Landrat hetzt mir die Schulinſpektion auf den Hals — heilige Mutter! Sie werden mir vom Gehalt abziehen, mich vielleicht gar meines Amts entſetzen!“ Er huſtete und hielt ſich die eingeſunkene Bruſt. „Hab' ich doch erſt geſtern drei Mark in der Apotheke gelaſſen und eine Mark bei Doktor Wollinski in der Sprechſtunde. Ich habe mir nichts geſpart. Was ſoll ich machen? Spreche ich deutſch, kommen mir die Mütter in die Klaſſe, ſchreien ſie mir nach auf der Straße, rempeln mich die Väter an. Ich bekomme das Brennholz nicht, das die Kinder ſonſt oft mitbringen in die Schule, kriege nie einen Fiſch in der Faſtenzeit, kein Stückchen Speck, wenn ſie ſchlachten, auch zu Oſtern kein einziges Ei, kein Bröckchen vom Kuchen. Ich bin ſchlecht zu Fuß und muß oft zum Arzte, da iſt keiner, der mich mit aufſitzen hieße nach Miaſteczko! Wenn ich Hemd und Strümpfe zum Sonntag waſche und hänge ſie auf, daß ſie trocknen, kommen meine Hausleute heimlich und gießen Waſſer darüber, ſie ſagen, das Dach iſt ſchadhaft. Und halte ich Klaſſe, ſo ſchlägt nebenan der Schmied ſo hart aufs Eiſen, daß ich nicht verſtehen kann mein eigen Wort und ſchreien muß, bis ich fürchte, die Bruſt ſpringt mir. Ich ſoll die Kinder lehren: ‚Ihr ſollt nicht ſtehlen‘, ‚ihr ſollt den Kaiſer lieben‘ — wie mache ich das? Mit der Anſchauungslehre ſchaffe ich nichts; ich kann wohl einen Ochſen an die Tafel malen und auch eine Kuh, aber das Stehlen nicht! Spreche ich aber polniſch, ſo ſchlägt der große Anſiedler Lärm — Löb Scheftel ſagt, daß er kommen wird, mich zu verhauen. Ach, ach! Was ſoll ich machen?“ Ratlos faßte ſich der Lehrer an den Kopf und rang nach Atem.

„Hochwürden wiſſen, ich bin ein friedfertiger Menſch! 's iſt ein ſaures Brot! Wenn Hochwürden doch würden ſprechen mit dem Herrn Schulinſpizienten, daß er ein Einſehen hat mit meiner Lage. Ach, ach!“ Der armſelige Menſch blickte ganz verzweifelt.

„Pſiakrew!“ Peter Stachowiak ſtrich ſich über den runden Leib. „Das iſt eine dumme Geſchichte! Deutſch iſt die Lehrſprache, aber es iſt in der Ordnung, daß du polniſch ſprichſt — hm, hm — was macht man da?“

Das Geſicht des Lehrers wurde immer angſtvoller, ganz kreidig, die Backenknochen glühten. Der alte Herr ſah's mit Bedauern. „Nur keine Angſt, man muß keine Angſt haben,“ tröſtete er. Und dann, wie ſelber von einem erlöſenden Gedanken beruhigt, ſprach er: „Warten wir, bis der Vikar kommt!“ —

Gorka hatte noch eine Weile bei der Ciotka geſeſſen. Das ging nicht an, daß die ihr Recht nicht bekam, ſie war ein armes Weib und der Niemczycer ein reicher Herr — nicht ungeſtraft ſpielt der Deutſche mit polniſchem Leben. Sie war verpflichtet, zu klagen, ſchon um der guten Sache des Vaterlandes willen. Einen Rechtsanwalt mußte ſie ſich annehmen! Wer weiß, ob ſie je wieder arbeitsfähig wurde? Der Niemczycer durfte ihr eine jährliche Rente nicht verſagen!

So zu Geld zu kommen alle Jahr, ohne die Hand darum zu regen, das hatte der Ciotka eingeleuchtet: nun natürlich, heute noch würde ſie klagen!

Als der Vikar endlich heimkehrte, fand er den Lehrer, ſehnſüchtig ſeiner harrend, vor.

Ein Schauer der Ehrfurcht lief Ignaz Ruda über den Rücken: was war der Herr Vikar doch für ein kluger, für ein ſeltener Mann! Es tat gar nicht not, daß er dem ſein Leid klagte, der wußte bereits alles.

„Sie tun Ihre Pflicht, darum dürfen Sie keine Angſt haben!“ Das klang ganz anders als die Tröſtung des Herrn Propſtes. Aber ein banges: ‚Ich bin ſtaatlich angeſtellt — und der Erlaß!‘ Und ein ‚Ach, ach —‘ ließen ſich doch nicht ganz unterdrücken.

„Schämen Sie ſich, Ruda!“ ſprach da ernſt der Vikar. „Wir ſollen nicht Menſchen fürchten. Erſt kommt Gott, dann das Vaterland, dann erſt —“ er ſprach nicht zu Ende. In leichterem Ton fuhr er dann fort: „Glauben Sie übrigens, daß Herr Dzieciuchowicz ſo wenig Einſicht hat?“ Er lächelte. „Fahren Sie ruhig fort wie bisher, und was man auch gegen Sie in Szene ſetzen mag, ich“ — er richtete ſeinen nachdenklich ein wenig geneigten Kopf kräftig auf —, „ich werde auch das meinige tun!“ —

Lehrer Rudas Beſuch war heute nicht der einzige in der Propſtei. Draußen ſaß Förſter Frelikowskis Tochter ſchon eine Weile bei der Köchin Zuzanna und wartete auf Vorlaß.

Die blonde Staſia ſah verweint aus und gar nicht guter Dinge. Auf ihrer weichen Wange brannten fünf rote Striemen, als hätten fünf kräftige Finger ihren Abdruck darauf gelaſſen.

War's möglich, ſie war entlaſſen worden von der gnädigen Herrſchaft in Gwiadliborczyce? Und ſo auf einmal, mir nichts dir nichts, Knall und Fall? Wegen dieſes kleinen, kleinwinzigen Späßchens, das man ſich gemacht?! Die Pfarrköchin tat ganz außer ſich, ſie ſchlug die Hände zuſammen: „Heilige Mutter!“ Aber im Grunde gönnte ſie es der Staſia wohl, die war gar zu üppig.

„Was wirſt du nun beginnen, mein Täubchen, mein armes, was fängſt du nun an? Einen ſo guten Dienſt kriegſt du nie wieder! Heilige Mutter erbarme dich, um deines heiligen Sohnes und ſeiner heiligen Wunden willen!“

Staſia ſaß auf dem Schemel beim Küchenherd, holte nun ihr Schnupftuch hervor — ein battiſtenes der Herrin — und wiſchte zierlich die Tränen, die ihr über die Wangen tröpfelten. Ja, und der Vater war ſo entſetzlich grob geworden; beim Arme hatte er ſie gegriffen und gerüttelt, daß ihr die Nadeln aus den Flechten geflogen, die ſchönen ſchildpattenen Nadeln, und zerſchellt waren auf dem Ziegelboden.

„O heilige Mutter!“ Sie ſchluchzte laut auf. Und gar nicht behalten wollte er ſie zu Hauſe. Sie ſollte Geld verdienen, aber wo denn jetzt ſo ſchnell? Sie mußte ſehen, daß ſie Stellung fand in der Kreisſtadt oder in Poſen — ach, und die Pani hatte ſie doch mitnehmen wollen nach Paris! Es war viel Schmerz in dieſen Tränen — immer reichlicher begannen ſie zu tröpfeln — aber noch mehr Wut. Alſo das war der Lohn dafür, daß man all die Jahre ein Sklave geweſen, weiter nichts als ein Sklave?! Mochte die Pani nur ihre Bluſen für ſich behalten, ihre Schmuckſachen und Schirme! Aber den Schlaf der Nächte ſollte ſie erſetzen, den jungen geſunden Schlaf, den man verloren, wenn man aufſitzen mußte beim Kratzen der alten Nepomukena! So viele Nächte geopfert! Und nun man einmal eine Nacht für ſich genommen, da, ja da — ei, was hatte die Pani für einen Lärm geſchlagen: ‚Verführerin, Dirne, Canaille!‘ Und der Herr hätte ſie niedergeſchmettert mit der erhobenen Fauſt, wäre nicht der Vikar dazwiſchen getreten und hätte ſie ſich nicht geflüchtet aus dem Zimmer!

Das hübſche Geſicht des Mädchens verzerrte ſich, das weiche Grau der Augen bekam einen ſchielenden, grünlichen Schiller, auffahrend ballte ſie die Fauſt. Aber dann lachte ſie ſpöttiſch: nun, eine Erinnerung würden die auch behalten, Bolek, das gehütete Herrenſöhnchen, war nun auf einmal kein Kind mehr, mochten ſie ihn nur hüten, das nützte jetzt alles nichts mehr! Ei, war der ein verliebtes Jungchen! Und betrunken hatte er ſich, daß er krank gelegen drei Tage lang! Das gönnte ſie ihnen. War ſie denn eine Nepomukena, ſo ein altes dummes Tier, das die Hand noch leckt, die es quält? Nein, ein gutes war doch dabei, daß die Deutſchen ins Land gekommen: nun wußte man, ein Sklave war man nicht!

Die Zuzanna ſah ganz verwundert drein, ſo ſehr lachte jetzt die Staſia. „Weißt du,“ ſprach ſie und trocknete ſich ebenſo zierlich die Lachtränen, wie vorhin die Schmerzenstränen, „ich wundere mich, daß der Herr Propſt noch immer nicht wird gerufen zur alten Nepomukena. Sie hat Waſſer. Wenn ſie ſich bückt beim Kratzen, ſo gluckſt es.“

„Sie wird doch nicht gerade ſterben zur Winterszeit?“ ſagte die um ihren Herrn beſorgte Pfarrköchin. „Da darf der Herr Propſt ſelber nicht zur letzten Oelung kommen! Aber, mein Seelchen, mein Täubchen, was ſchwatzen wir! Geh du jetzt und klopfe an, der Hungerleider iſt fort, ich hörte die Tür klappen. Sieh zu, daß du dich beeilſt. Polniſcher Karpfen iſt fett und ſüß, und das Leibgericht von Hochwürden, da muß er um ſechſe ſchon nachtmahlen, daß es ihn im Bette nicht drückt.“

Der Köchin Zuzanna Geduld wurde auf eine harte Probe geſtellt, ihre Karpfen drohten zu zerfallen, ſo lange blieb die Beſucherin drin. Ein paarmal ſchon hatte ſie an der Tür gehorcht — was redeten die? Ins Studierzimmer hineinzugehen getraute ſie ſich nicht, ſo blieb ihr nichts übrig, als mit den Herdringen zu raſſeln, mit den Topfdeckeln zu klappern und das Mädel zu verwünſchen, die Hexe, die ſchielige, die einen nicht gerade anſehen konnte. Die war ſicher, bevor ſie getauft, dreimal unter einem Tiſch zwiſchen deſſen Füßen durchgezogen. Betrachte nur einer ihre Augen, der Augenſtern war ja nicht rund, ſondern länglich wie bei einer Katze. Die hatte den böſen Blick. Alles, was die anſchaute, mußte eingehen!

„Auf den Hund den böſen Blick!“ Zuzanna ſpuckte dreimal aus und bekreuzte ſich dreimal. Die würde doch nicht etwa Pfarrköchin werden wollen?!

Es war ſchon längſt dunkel, als Staſia aus der Studierſtube herauskam. Sie hatte dem Herrn Propſt gebeichtet und viel dabei geweint. Sie ſchluchzte noch, als der Herr Vikar ſie hinausbrachte in den Flur. Er ſchloß feſt die Küchentür, die Zuzanna aufgelaſſen, um einiges erlauſchen zu können. So konnte ſie nichts mehr hören, aber es dauerte noch eine geraume Weile, bis die Haustür klappte und der Herr Vikar wieder zurückging ins Studierzimmer.

Winzigen Sternen gleich flimmerten die Lichtchen von Pociecha-Anſiedlung, auf die Staſia zuſchritt. Sie eilte, denn ſie fürchtete ſich ein wenig. Das Dorf lag weit hinter ihr, ſchwach hörte ſie nur noch ſein Hundegebell, und ſonſt war ringsum nichts als die ungeheure nächtliche Weite. Ihren Rock raffend, ſchritt ſie hurtiger aus. Pah, an Geiſter glaubte ſie nicht, wie die dummen Bauern — was ſchwatzten die immer vom Lyſagora?! Wenn wenigſtens ein Feuer dort brennte, wie im Berg der heiligen Dreifaltigkeit bei Miloslaw, von dem ſie auch erzählten. Da würde ſie hingehen, ſelbſt wenn der Teufel dabei ſäße und den brennenden Schatz bewachte; und die ganze Schürze würde ſie ſich voll Goldſtücke raffen; ſie fürchtete den Teufel nicht. Aber hier hatte ſie Angſt, es war ſo einſam, ſchon ſpät und ſie ganz allein. Wenn nun einer käme und ſie anfiele! Huh, trappſte da nicht ſchon ein Schritt?

Sie traute nicht, umzuſehen, aber haſtig fuhr ihre Hand nach den langen baumelnden Gehängen — wenigſtens die retten! Aber ſie hatte die Ringe noch nicht ausgehakt, da war der Gefürchtete auch ſchon bei ihr.

Sie guckte von der Seite. So viel ſie ſehen konnte beim ſchwachen Sternenlicht: blonder Krauskopf, breit in den Schultern und doch ſchlank wie eine Fichte. Ein Schwabbe!

Richtig, er redete ſie an auf deutſch: „N' Abend, Mädchen, gehſt du“ — er verbeſſerte ſich raſch, als er ihr vornehmes Kleid ſah — „gehen Sie ſo allein, Fräulein?“

Sie lachte leiſe: nein, der tat ihr nichts! Aber dann ſchauerte ſie zuſammen wie ein banges Kind und ſprach auch auf deutſch: „Ich fürchte mich!“

„No, warum dann? Vor mir doch nit?“

Sie nickte.

Nein, das hatte ſie nicht nötig! Gutmütig lachend ging er ein wenig ab von ihr auf die andre Seite der Straße. „Ich tu Ihnen nix, Fräulein! Wahrhaftigens Gott! Aber wenn et Sie nit geniert, geh' ich en Stückſken mit Ihnen langs. Wohin wollen Sie dann, Fräulein?“

Sie ſagte ihm, wer ſie wäre, und daß ſie zurück ins Forſthaus wolle.

Aha, da hatten ſie ja bis in die Kolonie denſelben Weg! Er nannte ihr auch ſeinen Namen. Das beſte Haus in der Anſiedlung, — es war ihr gewiß ſchon aufgefallen? — das mit den Fenſtern rechts und links von der Haustür, mit den Ställen apart und der Scheune, die das Viereck ſchloß, gehörte ſeinem Vater. Es tat ihm gut, ihr das zu ſagen, ſie war ſo ein hübſches Mädchen und gefiel ihm wohl. Bewundernd betrachtete er den zierlichen und doch vollen Wuchs: die polniſchen Mädchen waren alle nicht übel, aber die hier ſtach doch jede andre aus. Behend ging ſie und ſo leicht, man hörte kaum ihren Tritt. Das matte Sternenlicht zeigte nicht viel, aber es zeigte doch genug; es umflimmerte ein blaßrundliches, blutjunges Geſicht mit einem weichen Stumpfnäschen. Als ſie ihn anlächelte, ſah er Grübchen. Und blonde Haare kamen unterm Hut vor, eine ganze mächtige hochgekämmte Tolle über der Stirn.

Er machte verliebte Augen. Um ſie beide war eine ſo große Stille; wohin man auch blickte, nirgendwo ein Menſch, nicht einmal ein Tier. Die flinzelnden Lichtchen der Anſiedlung blinkten noch fern, kein Hundegebell aus dem Dorf war mehr zu hören, ſelbſt der Wind hielt ſich ſtill und puſtete nicht. Da machte er raſch die paar Schritte über die Straße an ihre Seite und legte keck den Arm um ihre Taille.

Stumm ließ ſie ſich's gefallen, und als ſein Arm etwas feſter drückte, ließ ſie auch das ſich gefallen. Dicht nebeneinander, bei jedem Schritt auf dem holprigen Landweg Schulter an Schulter reibend, gingen ſie in die Einſamkeit. Unwillkürlich dämpften ſich ihre Stimmen, zuweilen nur girrte ein Lachen des Mädchens auf. Als ſie in die Kolonie kamen, ließ Valentin den Arm von ihren Hüften, aber ſie gingen miteinander weiter. Der Burſche ging an ſeines Vaters Haus vorüber — dort war's, gefiel es ihr? Gemütlich fiel Lampenſchein durch die Lädenritzen; jetzt brachte die Mutter die kleinen Schweſtern zu Bett, dann würden ſie mit dem Nachteſſen auf ihn warten. Zum Pferdemarkt war er geweſen — einen Gaul wollten ſie kaufen, zum Frühjahr vielleicht noch einen zweiten — mochten die zu Haus denken, daß er ſich dabei verſpätet! Das ging doch nicht an, daß eine ſo Hübſche allein durch die Nacht wanderte! „Gelt?“

Er faßte ſie wieder um die Taille — die paar Häuſer lagen bereits hinter ihnen — und zog ſie näher, zärtlicher zu ſich.

Sie ließ ſich ziehen. Und durch ihre Gedanken ſchoß es: zwei Pferde, das ging an! Hofbeſitzers Sohn, der einzige noch dazu, das ging auch an! Und ein hübſches Haus, beſſer faſt als die Propſtei! Nach Poſen in Stellung zu gehen, ſich wieder quälen zu laſſen von einer neuen Herrin, das war doch gar nicht angenehm! Sie murrte und ballte die Hand: „Pſiakrew!“

„Wat gefällig?“ fragte er, „ſagt'ſt du wat?“

Sie lächelte ihn an und legte ſich für einen kurzen Augenblick gegen ſeine Schulter. „Ich danke der heiligen Mutter, daß ſie mich hat laſſen dich treffen!“ Feſt drückte ſie ſeine Hand: „Walenty!“

Wie ſeltſam ſein Name aus ihrem Munde klang, ganz anders als ſonſt! Aber hübſcher, viel hübſcher.

„Sag et noch einmal!“ Und als ſie mit ſchmeichelnder Stimme wiederholte: „Walenty, Walenty!“ — ſeufzte er in plötzlichem Begehren auf: „Staſcha, Staſcha!“

Sie korrigierte ihn, ſo war's noch nicht ganz recht geſprochen! Zehnmal ließ ſie ihn ſagen: ‚Staſia.‘ — Nun war's richtig! O, er hatte eine gelenke Zunge — wie ein Pole —, er würde gut lernen!

Und ſie redete ihm Schmeichelnamen vor:

„Mója duszynka! Mója serce!“

Er wiederholte gelehrig und lachend, dies Lernen machte ihm viel Spaß.

Dann machte ſie ſich plötzlich von ſeinem Arm frei und ſtellte ſich vor ihn hin: „He, aufgepaßt! Daj mi buzi!“

Was hieß das?

„Rate!“ Die Hände auf den Rücken gelegt, den Oberkörper immer mehr nach ihm hinneigend, lachte ſie ſchelmiſch und ſah ihn doch zärtlich dabei an. „Daj mi buzi!“ Sie ſpitzte den Mund.

Da begriff er. Mit beiden Armen ſie um die Schultern faſſend, zog er ſie gegen ſich und drückte ihr einen derben Schmatz auf. —

Es war ihm, als hätte er eins über den Durſt getrunken, als er zu Hauſe war. Schon manches Mädchen hatte er geküßt, ehe er zu den Soldaten kam ſchon, und dann erſt recht — da war ſogar eine in Köln, dem ſchönen Städtchen, die wartete nur darauf, daß er ſie hierher nachkommen ließ, und die war eine Bürgerstochter und hatte auch Geld — aber er dachte jetzt nur an Staſia. Ach, die war doch was ganz anderes!

Seine Augen glänzten. Er war viel zu ſpät heimgekommen, ſie hatten ſchon gegeſſen und ſich auch faſt ſchon geängſtigt. Die Mutter hatte ihm Kaffee warm gehalten, nun praſſelten die Bratkartoffeln in der Pfanne, und zwei mächtige Scheiben ſchnitt ſie ihm vom Schinken ab. Der Jung mußte ja tüchtig hungrig ſein.

Das war er auch, aber er ſaß beim Tiſch, hintenüber gelehnt an die Bank, die Fauſt mit der aufrecht darinſteckenden Gabel neben dem Teller und ſpießte doch keinen Biſſen auf.

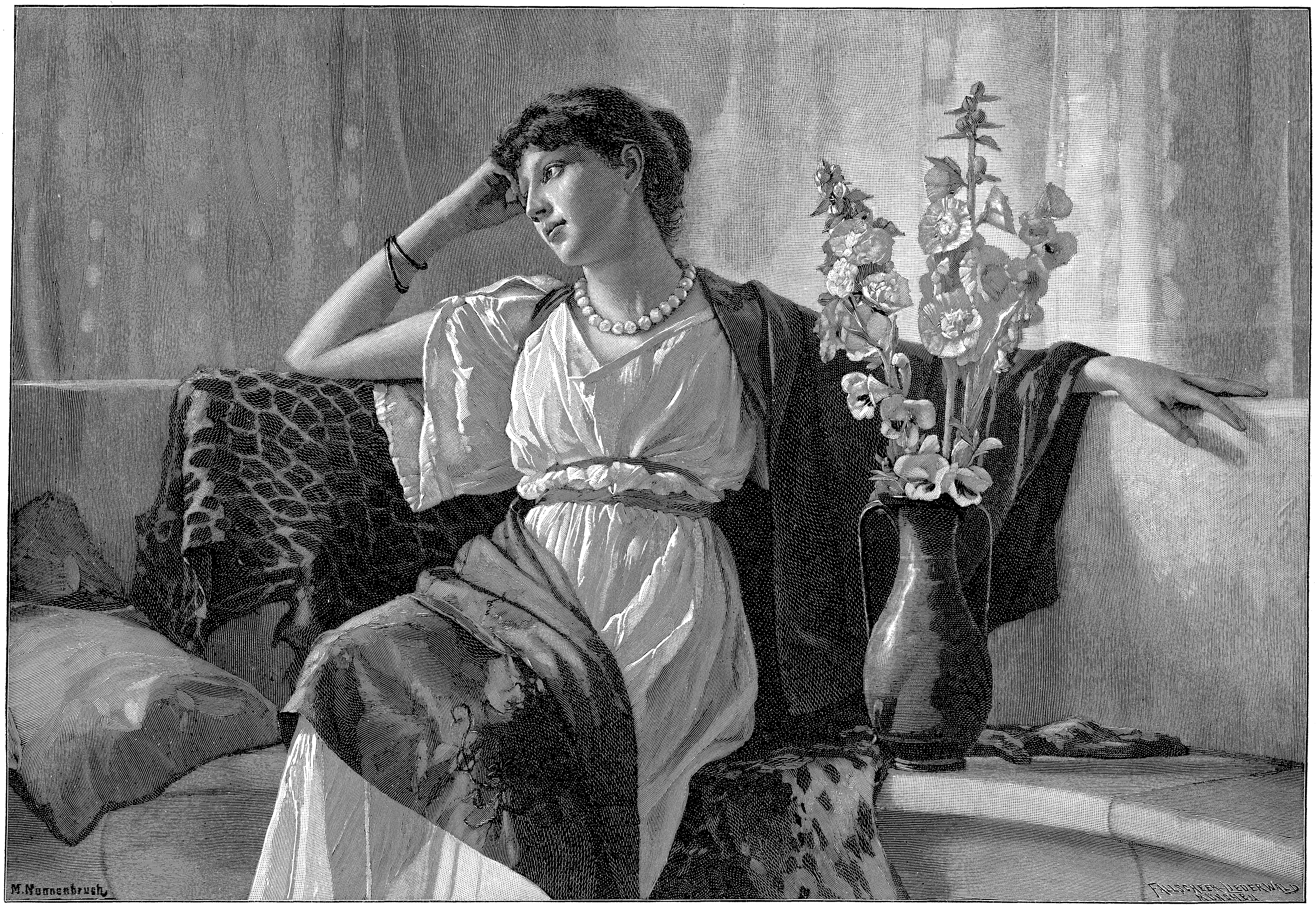
„Jung, haſte nit Hunger? Du biſt wohl müd?“ fragte die Mutter, und der Vater, der, ſeine Pfeife rauchend, in der Stube auf und ab ging, wollte gern etwas vom Markte hören. Aber Valentin blieb einſilbig, nur das Notwendigſte brachte er heraus: ja, ja, ſie würden ſchon einen Braunen kriegen, aber nicht vom Markt in der Kreisſtadt, da wurde man nicht handelseinig, die Polen wollten einen alle übers Ohr hauen. Ein Glück, daß der Löb Scheftel aus Miaſteczko mit ihm zuſammengetroffen. Der war mit ſeinem Sohn und dem Wägelchen auch zu Markte geweſen. Mit zurücknehmen hatten ſie ihn auch wollen — da hätte er ſchon am Nachmittag daheim ſein können — aber mit 'nem Juden zu fahren, hatte er ſich doch bedankt. Morgen würde der ihnen ein Pferd vorführen, zu zivilem Preis, und ein viel beſſeres, als die Ware auf dem Roßmarkt. Morgen — ja, morgen! Den Teller zurückſchiebend, verſank der junge Mann mit offenen Augen in ein Träumen: morgen, ja morgen! Ob er die Staſia vielleicht wieder traf?

Bis an die Sumpfwieſe vorm Wald, die jetzt ſo feſt gefroren war, daß man drüber hinweg den kürzeren Weg nach der Förſterei nehmen konnte, hatte er ſie begleitet. Weiter wollte ſie ſich nicht bringen laſſen: nein, nein, der Vater war ſo ſtreng! Wollte der Walenty wiſſen, wie es ihr, dem armen Mädel, ergangen? Und ſie hatte ihm die Wange hingehalten, deren weiches Fleiſch die Spuren einer Züchtigung wies. Der Alte war aber mal ein Grobian! Was konnte denn die Tochter dafür, daß ſie hübſch war, ſo hübſch, daß der Herr von Gwiadliborczyce ihr nachſtellte und ſie, da ſie ihm nicht willig war, bei ſeiner Frau ſo verpetzte, daß dieſe ſie Knall und Fall aus dem Dienſt entließ?! Das arme Mädchen! Valentin fühlte ein inniges Mitleid und einen Zorn dazu: mußte der Grobian denn nicht ein Einſehen haben? 's war doch brav von der Staſia, daß ſie ſich dem Herrn widerſetzt.

Ach, die Staſia! Die Sternlein hatten nicht mehr allein geleuchtet, auch der Mond hatte angefangen zu ſcheinen, er ſchien gerade in das liebe, runde Geſicht. Am Sumpfrand, beim Dornenſtrauch, der jetzt ganz entblättert ſtand, nur ein paar verſchrumpelte Hagebutten waren hängen geblieben, hatte ſie ihn um den Hals gefaßt: „Dobra noc!“ das hieß: „Gute Nacht!“ Sie hatte es mit beſonderer Betonung geſagt, ihn warm dabei gedrückt, und dann war ſie ſchnell von ihm fortgelaufen, mitten aufs Moor hinaus. In deſſen Mitte hatte ſie ſich noch einmal umgedreht, ihm gewinkt, eine Kußhand geworfen: „Daj mi buzi!“, und war dann lachend verſchwunden hinter dem Kieferngeſtrüpp des Waldrandes. —

Als Valentin ſeine Schlafkammer aufſuchte oben im Giebel, lief ihm das Blut raſch durch die Adern. Der Mond ſchien ihm aufs Bett, es war eiſig kalt in der Kammer, aber er lag, nur läſſig zugedeckt, mit offenen Augen auf dem Rücken und fror nicht. Vergnügt war er eigentlich immer, konnte es gar nicht begreifen, daß die Eltern ſo manches zu klagen hatten, aber ſo gut wie heute war ihm noch gar nie zumute geweſen. Des Neuen hatte er hier ſchon viel zu ſehen und zu hören gekriegt, aber das Allerneuſte war doch, daß er —, ſchon halb im Schlaf lachte er dabei übers ganze Geſicht und ſpitzte dann den Mund: „Daimi buſchi“ — daß er einen polniſchen Schatz kriegte.

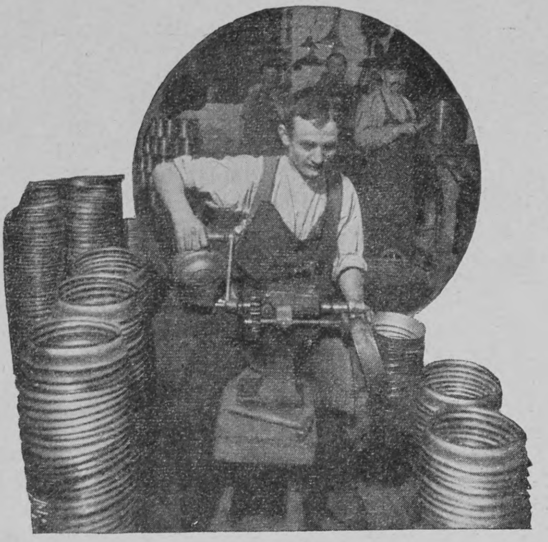
(Fortſetzung folgt)


M. Nonnenbruch
FALSCHER-LEDERWALD
MÜNCHEN

Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Ein Traum vom Glück

Nach dem Gemälde von Max Nonnenbruch



Formwalzen der unteren Ränder von Waſſereimern

Wie unſer Emaillegeſchirr entſteht

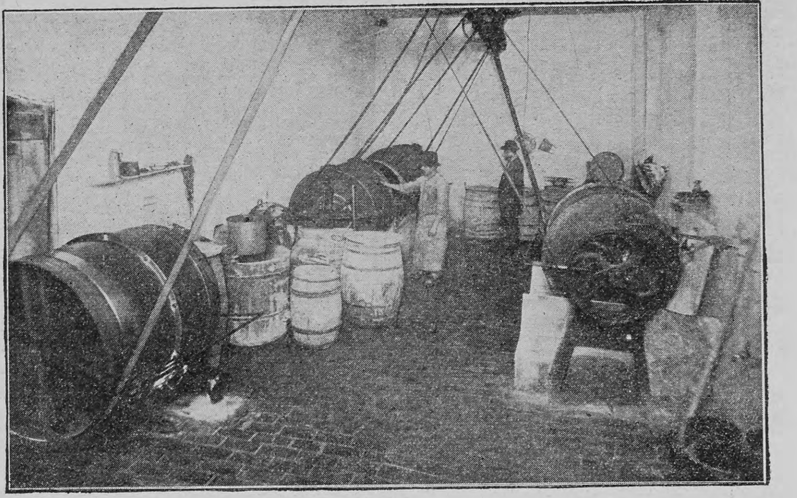
Von

Hans Oſtwald

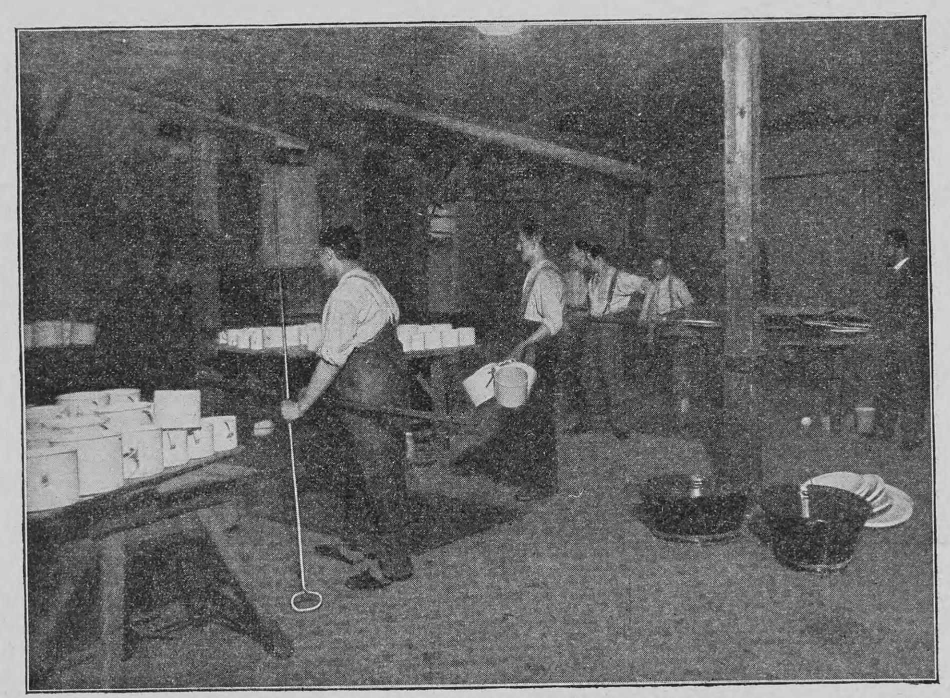
Unſer Zeitalter, das neben außerordentlichem techniſchen Können mit geradezu ungewöhnlichen chemiſchen Erkenntniſſen glänzen kann, hat, ausgerüſtet mit ſolch reichem Wiſſen, ſich auch an das Problem des unzerbrechlichen Geſchirrs gemacht. Welcher Hausfrau hat es nicht ſchon Schaden — und zum Schaden auch noch Aerger — zugefügt, wenn plötzlich irgend ein irdenes Gerät in Scherben ging? Immer wieder mußte Erſatz beim Töpfer gekauft werden, immer wieder mußten Scherben aus der Küche geſchafft werden.

Das iſt nun ſeit einer Reihe von Jahren anders. An die Stelle jener auf der Töpferdrehſcheibe geformten und nach dem Glaſieren im Brennofen gebrannten irdenen Ware, an die Stelle der gebrannten Tonſchüſſeln, Näpfe, Töpfe, Kannen, Becher und Pfannen iſt ein neues Erzeugnis getreten, das Emaillegeſchirr. Es iſt ja noch nicht das Idealgeſchirr; von ewiger Dauer iſt es auch nicht, aber es verträgt doch ſchon einen Puff, und man kann wohl ſagen, daß man ſich wenigſtens auf einige Jahre nicht von ihm zu trennen braucht. Vor ſolch unliebſamen Ueberraſchungen wie beim irdenen Geſchirr iſt man bei ihm jedenfalls ſicher.

So viel Verſchiedenheit nun die beiden Geſchirre aufweiſen — bei der Herſtellung beider ſtellen ſich doch manche einander ähnelnden Bilder heraus. Bei der erſten Manipulation allerdings nicht. Wird der geknetete Ton auf der Töpferſcheibe gedreht, ſo wird der Kern des Emaillegeſchirrs, das Eiſenblech, erſt aus langen Stücken Schwarzeiſenblechs von großen Stanzmaſchinen ausgeſchnitten und dann von andern Maſchinen zu einer beſtimmten Form gedrückt. Dann bekommt ſie der Nähtehefter. Der ſchiebt die runden, einer Hülſe ähnlichen Hauptſtücke von Bechern und Kannen auf ein langes Stück Eiſen und ſchlägt die Nähte, die von einer kleinen Handmaſchine angepreßt worden ſind, feſt zuſammen. Ein andrer Arbeiter, der an einer elektriſch getriebenen Drehbank ſteht, drückt die Gefäße auf einen genau hinein gepaßten Holzblock, ſteckt ihn auf ſeine Drehbank und drückt den runden oberen Rand an. Von dort wandert das Stück zum Nieter. Dort werden Henkel, Tüllen oder Griffe angenietet, und nun iſt das rohe Stück ſoweit fertig, daß es zum Emaillieren vorbereitet werden kann. Bis jetzt hatte es eine durchaus moderne Prozedur durchzumachen gehabt: es wurde geſtanzt, gedrückt, gewalzt und genietet. Gewalzt werden namentlich die unteren Ränder der Waſſereimer und die gleichmäßig runden Hülſen von Eimern, Kannen, Bechern, Sieben; gedrückt werden Schüſſeln und Töpfe, eben das, was ohne Naht iſt. Alles wird gleich zu Hunderten angefertigt. Die Emaillefabrikation iſt, wie ja ſo viele moderne Fabrikationen, ein Maſſenbetrieb. Neben, vor und hinter dem Arbeiter ſind die rohen Geſchirre aus Schwarzblech zu Hunderten aufgetürmt, und zu Hunderten liegen ſie vor ihm. Jedes einzelne Stück darf in ſeinen Händen nur wenige Sekunden ſein. Dann kommt es zum Nächſten. Während in dem einen Saal nur geſtanzt wird, wird im andern nur genietet. Mit Hilfe der Maſchinen und der Arbeitsteilung iſt im ganzen auf das einzelne rohe Geſchirr nur eine Zeit von wenigen Minuten verwendet worden.

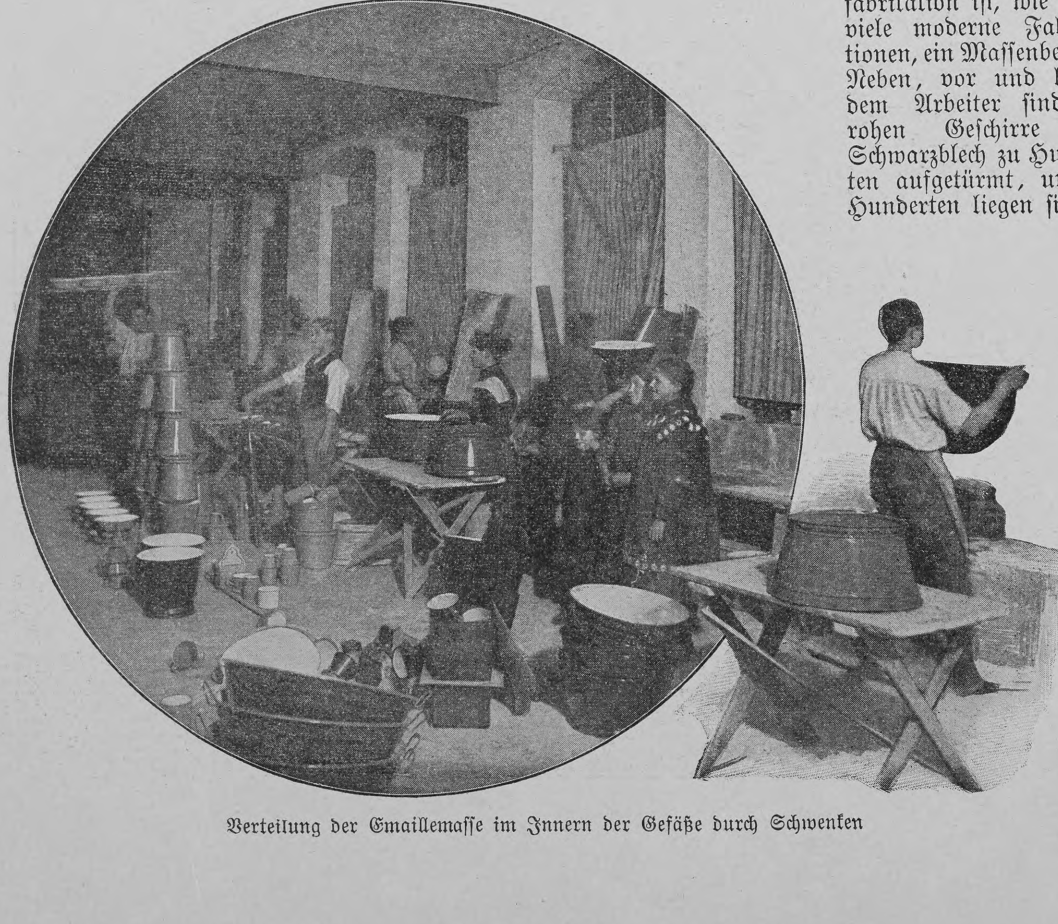


Die Emaillemaſſe wird gemahlen



Vor den Brennöfen: An der Erde ſteht glühendes Geſchirr, ungebranntes auf den Geſtellen

Iſt das Geſchirr genietet, ſo wird es in den Abbrennraum geſchafft. Dort ſtehen große irdene Tröge, die mit einer Salzſäurelöſung gefüllt ſind. In dieſe wird das beim Stanzen und Zuſammenſetzen beſchmutzte und hier und da angeroſtete Material aus Schwarzeiſenblech gelegt. Der Mann, der dies beſorgt und der die in der Säurelöſung abgebrannten Stücke herausnimmt, trägt große, dicke Gummihandſchuhe, die Hand und Arm vor der ätzenden Flüſſigkeit ſchützen. Hat die Säure die Unreinlichkeiten heruntergefreſſen, wird das Geſchirr mit kochendem Sodawaſſer abgeſcheuert. Nicht die geringſte Unreinlichkeit, nicht ein Tröpfchen der Säure darf auf dem Blech haften bleiben, da ſonſt an jener unreinen Stelle auch keine Emaille haftet — und das iſt ja das Wichtigſte am Geſchirr, die faſt jede Flüſſigkeit ertragende, nie roſtende Emaille. Zwar iſt das Schwarzeiſenblech der Kern des Geſchirrs, es gibt ihm die Form, den Halt, aber ohne die Emaille wäre es ein nicht ſehr wertvolles Geſchirr. Der Roſt hätte ſich bald drüber hergemacht und Löcher hineingefreſſen. Und von Beulen würde das dünne Blechgerät nur ſo ſtrotzen. Nein, die Emaille giebt ihm erſt Kraft und Stärke, Anſehen und Farbe, Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit.



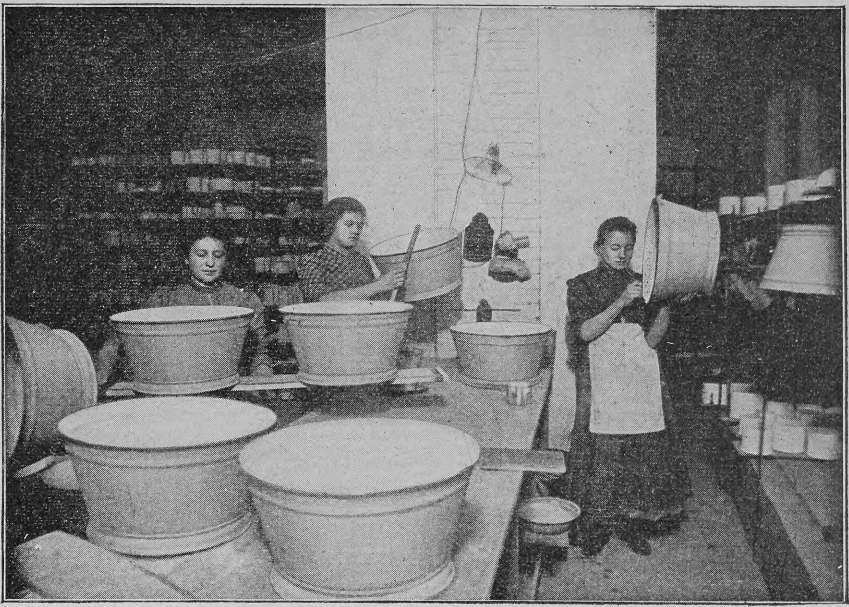
Verteilung der Emaillemaſſe im Innern der Gefäße durch Schwenken

Intereſſant iſt nun die heutige Herſtellung der Emaille. Zuerſt werden die Maſſen, die aus Quarz, Feldſpat, Borax und einigen Farbſtoffen zur Färbung des Materials beſtehen, unter hohen Hitzegraden geſchmolzen. Die ſich bildenden Glasflüſſe werden dann in Stahltrommeln geſchüttet und zerreiben ſich dort während eines ununterbrochenen vierundzwanzigſtündigen Rotierens zu einem feinen Mehl. Das wird zu einem Brei angerührt und auf die blechernen Geſchirre aufgetragen. Zuerſt erhält das Geſchirr eine dunkle Grundmaſſe. Iſt dieſe eingebrannt, wird jene Deckmaſſe aufgetragen, die in ſo ſchöner heller und reiner Farbe ſtrahlt, wie wir es von dem Emaillegeſchirr gewohnt ſind.

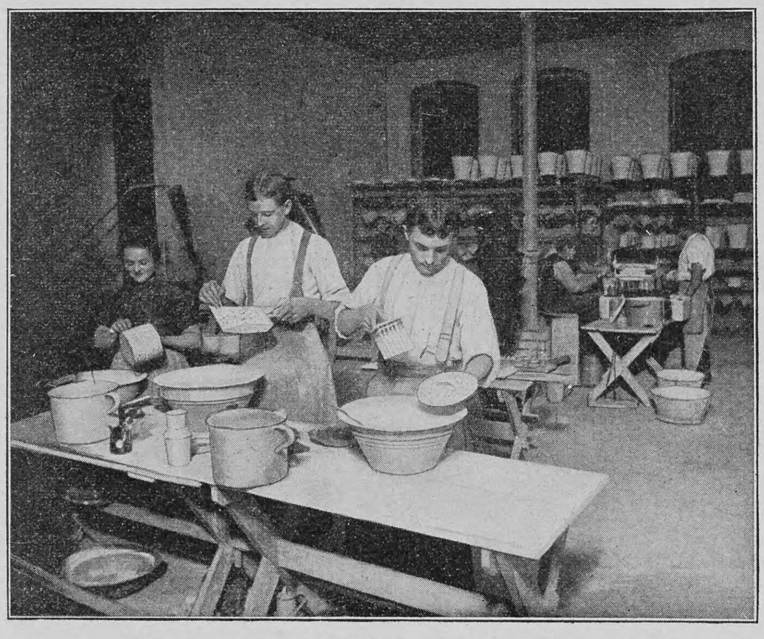
Zuerſt wird die Außenſeite mit der hellen, blauen oder grauen Maſſe bedeckt. Das ſieht faſt genau ſo aus wie das Glaſieren der Tongeſchirre. Das Geſchirr wird raſch in der Farbe herumgedreht, damit es ſich gleichmäßig und ohne ſtärkere oder dünnere Stellen überzieht. Anders die marmorierten

Stücke. Da taucht der Arbeiter ein pinſelartiges Inſtrument in den farbigen Brei und beſpritzt die Stücke. Durch eine kleine ſchüttelnde Bewegung läuft die Maſſe der Tupfen ſo auseinander, daß von dem dunklen Grund jene feinen Linien mit der weißen Maſſe zu dem eigenartigen Muſter verſchwimmen, das „marmoriert“ genannt wird.

In dieſem Raum der Emaillegeſchirrfabrik kann man wirklich glauben, in einer Töpferei zu ſein. Da ſtehen rund herum auf Geſtellen die Gefäße, bis die aufgetragene Maſſe getrocknet iſt. Iſt das geſchehen, kommt alles, was nicht eine kleine Beſchädigung erlitten hat, in den Brennofen. Das iſt nun allerdings kein derartiger Ofen, wie ihn die Töpfer verwenden. Das Emaillegeſchirr wird nicht wie irdenes Geſchirr in offenes Feuer zum Einbrennen der Glaſur geſtellt. Um eine Verunreinigung und damit auch Zerſtörung des bis zum Erkalten ſo leicht empfindlichen Emailleüberzuges durch Rauch oder Flugaſche zu verhindern, wird alles Emaillegeſchirr in Muffelöfen gebrannt. Das Feuer berührt alſo nicht unmittelbar das Geſchirr, ſondern heizt nur einen gemauerten oder eiſernen Raum. In dieſem Raum muß allerdings eine hölliſche Hitze glühen, denn das Geſchirr ſoll in etwa fünf Minuten fertig gebrannt ſein. Auf eiſerne Röſten, die oben eine ſcharfe Kante haben, wird es geſtellt. Dieſe ſcharfen Kanten verhindern, daß der ganze Boden aufliegt und ſo beim Brennen, in dem die Emaillemaſſe einen gewiſſen Schmelzprozeß durchmacht, gedrückt wird.



Arbeiterinnen legen einen bunten Rand um das getrocknete Geſchirr



Am Marmoriertiſch; im Hintergrund Trockengeſtelle

Wie Brote in einen Backofen werden die Geſchirre in den Ofen geſchoben. Nach fünf Minuten kommen ſie hellglühend heraus, werden vorſichtig mit langen Eiſenſtangen von der Röſte gehoben und auf den Steinboden gelegt, wo ſie bald erkalten.

Von dort wandern ſie wieder zurück in den Emaillierraum. Nun wird die Innenſeite mit einer weißen Maſſe ausgeſchwenkt. Die Arbeiter ſtehen vor einem mit dem Brei gefüllten Gefäß, ſchöpfen ein wenig von dem Brei in das Geſchirr und bewegen es raſch horizontal hin und her. Sie haben darin eine ſolche Geſchicklichkeit, daß in wenigen Sekunden das Geſchirr innen gleichmäßig mit der weißen Deckmaſſe bekleidet iſt.

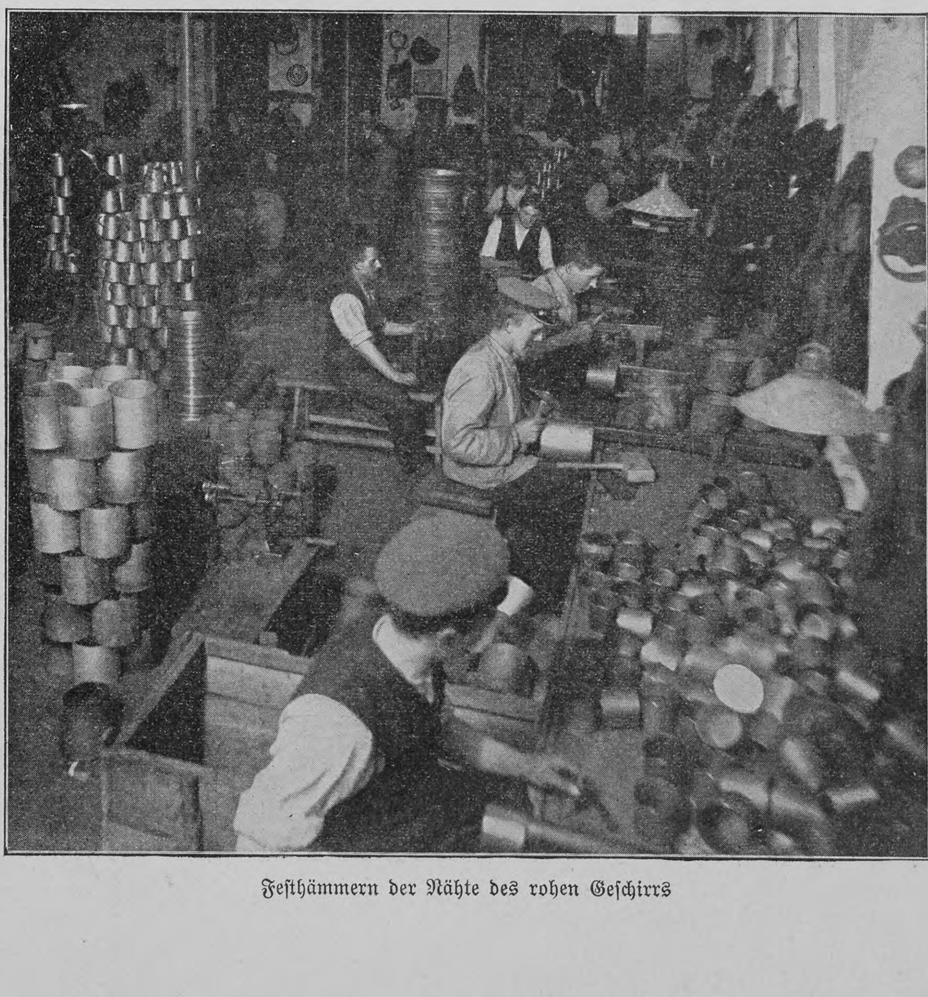
Wieder wird das Geſchirr auf Brettern fortgetragen, wieder muß es trocknen auf hohen Geſtellen, und dann erhält es den letzten Schliff. Junge Mädchen ſtreifen mit einem meſſerartigen Inſtrument den unebenen Rand ab und tragen mit einem feinen Pinſel einen dunkelblauen Rand auf. Iſt dieſer auch getrocknet, dann wandern die Gefäße und Geſchirre zum drittenmal zum Brennofen. Haben ſie deſſen ſprühende Hitze abermals überſtanden und ſind hierauf erkaltet, dann ſind ſie endgültig fertig. Ein ſteinartiges, feſtes Erzeugnis. Und dabei dünn und leicht. So kommt es aus den Fabrikräumen in die Lagerſäle, wo es ſortiert und zu hohen Pyramiden aufgeſchichtet wird, bis es ſeinen Weg über die Eiſenbahn, die Märkte oder den Laden in die Küche findet.

Da ſteht es nun als Zeichen moderner Tätigkeit — einfach und doch ein Produkt langer Denkprozeſſe. Denn daß die Glaſur des irdenen Geſchirrs, die dort nur ein Schutz des gebrannten Tones iſt, nun faſt zu einem ſelbſtändigen Geſchirr geworden, das doch um viele Grade haltbarer als das irdene Geſchirr iſt — das konnte nur die Frucht von jener vielſeitigen, regſamen, techniſchen Denkarbeit ſein, die heute geleiſtet wird. Wer zuerſt auf den Gedanken kam, dem Geſchirr ſtatt eines tönernen Kernes einen ſolchen von Eiſenblech zu geben, hat unſerm modernen Leben gewiß einen beſtimmten Zug aufgeprägt — und zugleich damit auch einen modernen Zug gedeutet: den Zug nach bequemerem, ſicherem Hantieren, der in unſern Jahren des haſtenden, jagenden Treibens ſtark hervortreten muß.

Wir können nicht mehr mit liebevollem Intereſſe das Geſchick eines jeden Stückes im Hausrat verfolgen wie früher, wo feine, reizvolle Geſchirre, von Meiſterhand im Kleinbetrieb entworfen, ſich von Generation zu Generation vererbten. Damals waren aber auch alle Verhältniſſe ſtabiler, und das kam gerade der gebrechlichen Ware zugute. Damals wechſelten die Menſchen, der Hausrat blieb der gleiche. Wie oft haben wohl zerbrechliche Taſſen oder Teller in ihren Glasſchränken das Leben ganzer Familien überdauert. In der guten alten Zeit, wie man ſie ja wohl zu nennen pflegt, wohnte man eben lange in ſeinen vier Wänden, und ſelten wurde die Wohnung gewechſelt. Heute ſind wir Nomaden! Nicht nur, daß wir eigentlich heimatlos in der Rieſenſtadt von einem Ort zum andern ziehen, bald der Laune folgend, bald äußeren Einflüſſen gehorchend, auch das Verhältnis zu unſern Hausgenoſſen und Dienſtboten iſt ein andres geworden. Wenn kein inneres Verhältnis mehr die Menſchen aneinanderkettet, wie ſoll ſich ein gewiſſes Zartgefühl auf die lebloſen Gegenſtände erſtrecken? Wir brauchten darum ein Geſchirr aus härterem Stoff. Es entbehrt der individuellen Züge, und die Vorkämpfer der künſtleriſchen Kultur werden wohl viel an ihm auszuſetzen finden. Nichtsdeſtoweniger iſt es ein rechtes Kind unſrer Zeit, mit all ihren Schwächen, aber auch all ihren Stärken. Ein grimmiger Feind erſtand dem Emaillegeſchirr vor kurzem in der modernen Medizin. Es hieß, beim Kochen löſten ſich kleine Teile der Emaillemaſſe vom Geſchirr los, vermengten ſich mit den Speiſen und gelangten ſo in Magen und Darm des Menſchen. Man wollte das ſo häufige Auftreten gefährlicher Darmkrankheiten in der letzten Zeit durch den koloſſal gewachſenen Gebrauch des Emaillegeſchirrs erklären. Die Technik iſt indeſſen ſtetig bemüht geweſen, auch dieſem Uebelſtand nach Kräften abzuhelfen, und es iſt wohl keine Frage mehr, daß ihr das auch gelingen wird. Im übrigen tut auch in dieſer Sache die Sauberkeit wohl das meiſte, und das iſt der Vorzug des Emaillegeſchirrs, daß es eine gründliche Reinigung auch bei weniger ſorgfältiger Behandlung gut verträgt.

Dieſes alſo mit Recht als das moderne Geſchirr zu benennende Emaillegeſchirr iſt allerdings auch nur in unſrer modernen Zeit ermöglicht. Ohne alle die großartigen, exakt funktionierenden Maſchinen wäre es nicht herzuſtellen. Ohne die chemiſchen Erkenntniſſe wäre es ebenfalls nicht denkbar, und ohne die heutige bis ins kleinſte durchgeführte Arbeitsteilung wäre wieder die Wohlfeilheit nicht möglich. Dieſe Wohlfeilheit aber führt das Geſchirr zu ſeiner Verbreitung, führt es in die Küche des Reichen wie auf den Herd des Armen. Und ſo können denn ſolche großen Emaillierwerke wie in Thale am Harz beſtehen, die jährlich für viele Millionen Mark Waren in die Welt ſchicken; ſo können auch in den Tälern des Erzgebirges zahlreiche Emaillewarenfabriken viele hundert Hände beſchäftigen und die Erzgebirgler der kümmerlichen Hausinduſtrie entziehen.

Wie viele Hausfrauen werden daran denken, wenn ſie das unſcheinbare Geſchirr in die Hand nehmen, daß auch ſeine Erfindung einen Schritt in der ſozialen Entwicklung bedeutet, daß durch den Erwerb aus ſeiner Herſtellung große Armut in weiten Gegenden gelindert wird?



Feſthämmern der Nähte des rohen Geſchirrs

Die Enthüllungen des Blutes

Von

Theo Seelmann

Abels Blut ſchrie von der Erde gen Himmel, als er Kains Streichen erlegen war. Wie oft hat ſeit jenem uralten Bruderzwiſt das Blut ſeine Stimme erhoben und um Rache gerufen, wie oft hat es als einziger Zeuge den Frevler ſeiner Tat überführt und ihn den Händen des Richters ausgeliefert. Zahlloſe Male hat das Blut geſprochen, aber nicht immer wurde es verſtanden. Der menſchliche Geiſt konnte bei allem ſeinem Scharfſinn nicht die Geheimniſſe aufdecken, die das Blut in ſich barg. So ſtand es bis vor kurzem. Aber man hat nicht geruht, das Dunkel zu erhellen, um die Rätſel des Blutes deuten und löſen zu können. Jetzt iſt es gelungen, auch die leiſeſten Regungen des Blutes zu vernehmen und zu erkennen. Die Enthüllungen, die das Blut der forſchenden Wiſſenſchaft darbietet, ſind von einer ungeahnten Tragweite. Nicht mehr gebrochen und ſtammelnd, ſondern klar und laut erklingt nun ſeine Sprache, und die Kunde, die ſie uns bringt, reicht zurück bis in die graue Urzeit der Menſchenwerdung.

Die Antwort, die vom Blut zumeiſt geheiſcht wird, iſt die, ob es den Menſchenkörper durchſtrömt hat oder nicht. Der Nachweis, daß ein Verdächtigter oder Angeklagter ſich des Mordes ſchuldig gemacht hat, ſpitzt ſich ja vielfach auf die Frage zu, ob Blutflecke, die ſich an ſeiner Kleidung, an Waffen und Geräten, die ihm gehören, oder ſonſtigen Gegenſtänden vorfinden, von Menſchenblut herrühren oder durch Tierblut entſtanden ſind. Von den bisherigen Unterſuchungsmethoden ſtützte ſich die eine auf die Feſtſtellung der in den Blutflecken enthaltenen Blutkörperchenart. Das Blut iſt bekanntlich eine Flüſſigkeit, in der weiße und rote Blutkörperchen ſchweben. Die letzteren, die bei der erwähnten Unterſuchungsmethode allein in Betracht kamen, ſind die Träger des Blutfarbſtoffs, der dem Blut die rote Farbe verleiht. In einem einzigen Kubikmillimeter enthält das Blut beim Manne über 5 Millionen, beim Weibe gegen 4 Millionen roter Blutkörperchen. Auf die durchſchnittliche Blutmenge von 5 Kilogramm entfallen beim erwachſenen Menſchen rund 25 Billionen roter Blutkörperchen.

Ein rotes Blutkörperchen des Menſchen ſtellt ein kreisrundes, münzenförmiges Scheibchen dar mit einer tellerartigen Aushöhlung auf beiden Seiten. Der Breitendurchmeſſer eines ſolchen Scheibchens beträgt 0,007, die größte Dicke annähernd 0,002 Millimeter. Die Blutkörperchen der Säugetiere ſind in der Form denen des Menſchen gleich. Nur in der Breite und Dicke unterſcheiden ſie ſich je nach der Art mehr oder weniger von den menſchlichen Blutkörperchen. Dagegen weiſen ſie bei den Vögeln, Reptilien, Amphibien und Fiſchen eine eirunde Form auf. In friſchem Blut kann man unter dem Mikroſkop die einzelnen Blutkörperchenarten gut erkennen und nach ihren Maßen beſtimmen, ob das Blut vom Menſchen oder von irgend einer Tierart ſtammt. Allein dies ändert ſich, wenn ältere Blutflecke zur Unterſuchung kommen. Es werden dann Blutteilchen von den betreffenden Gegenſtänden abgekratzt, in einer phyſiologiſchen Kochſalzlöſung, die davon ihren Namen hat, daß ihr Kochſalzprozentſatz dem des Blutes entſpricht, gelöſt und nun mikroſkopiſch unterſucht. Infolge der früheren Eintrocknung und der künſtlichen Wiederauflöſung verlieren aber die Blutkörperchen die ſie kennzeichnenden Formen und Maße. Im günſtigen Falle kann man wohl erkennen, ob das Blut von einem Vogel, einem Fiſch oder einer andern Wirbeltierart mit eiförmigen Blutkörperchen herrührt, aber die Hauptfrage, ob es ſich um Menſchenblut oder Säugetierblut handelt, kann nicht mit voller Sicherheit entſchieden werden. Auch die übrigen Unterſuchungsmethoden, ſo fein ſie an ſich ſind, die ſpektroſkopiſche Unterſuchung des Blutes, wobei es zwei ihm eigentümliche Abſorptionsſtreifen zeigt, ſowie die mikrochemiſche Darſtellung der Blutkriſtalle vermögen keine beſtimmte Auskunft darüber zu geben, ob Säugetierblut oder Menſchenblut vorliegt.

In dieſem wichtigen Punkt, von deſſen Klarlegung Geſchick und Leben eines Angeſchuldigten abhängen können, haben jetzt die neuen Forſchungsergebniſſe Wandel geſchaffen. Der Stabsarzt Profeſſor Uhlenhuth, der im hygieniſchen Inſtitut von Greifswald arbeitete, hat ein Verfahren entdeckt, das jeden Zweifel über die Abſtammung einer Blutſpur behebt. Er beſchäftigte ſich mit der Frage, ob die Eiweißſtoffe, die ſich im Eiweiß der Vogeleier vorfinden, mit denen, die das Blut der Vögel enthält, gleicher Art ſeien. Der Verlauf dieſer Unterſuchung führte dazu, Hühnerblut in den Körper eines lebenden Kaninchens einzuſpritzen. Wurde nun ſpäter dieſem Kaninchen Blut entnommen, ſo zeigte es, oder doch jener Teil, den man als Serum oder Blutwaſſer bezeichnet, eine ſehr merkwürdige Eigenſchaft.

Obgleich das Serum durch die Diphtherieſerumbehandlung auch dem Fernſtehenden nicht mehr ganz fremd iſt, ſo muß doch auf ſeine Entſtehung und ſeine Zuſammenſetzung kurz eingegangen werden. Läßt man friſches Blut längere Zeit in einem Gefäß ruhig ſtehen, ſo ſcheiden ſich aus ihm die Blutkörperchen ab, ſinken zu Boden und bilden hier mit dem Blutfaſerſtoff eine rote, gallertartige Maſſe, die Blutkuchen genannt wird. Oberhalb des Blutkuchens aber breitet ſich eine hellgelbliche, durchſichtige Flüſſigkeit aus, das Serum oder Blutwaſſer. Es beſteht zum größten Teil aus Waſſer, in dem aber eine anſehnliche Anzahl von andern Stoffen gelöſt iſt. Von dieſen gelöſten Stoffen ſeien das Kochſalz, das zu 0,6 Prozent enthalten iſt, und die Eiweißſtoffe Serumalbumin und Serumglobulin hervorgehoben. Doch kehren wir wieder zu jenem Serum zurück, das aus dem Blut eines Kaninchens gewonnen war, dem man früher Hühnerblut eingeflößt hatte. Die erwähnte merkwürdige Eigenſchaft dieſes Serums beſtand darin, daß es, dem Serum von reinem Hühnerblut zugeſetzt, dieſes trübte. Wurde dagegen dieſes ſelbe Serum dem von Pferdeblut zugeſetzt, ſo trat in dem letzteren keine Trübung ein, ſondern es blieb klar. Die Spur von Hühnerblut, die das Kaninchenblut barg, verriet ſich demnach durch die Trübung, die es hervorrief, ſobald es ſich mit anderm Hühnerblut, beziehungsweiſe mit Hühnerblutſerum, miſchte.

Dieſe Beobachtung brachte Uhlenhuth auf den Gedanken, zu unterſuchen, ob durch die Miſchung auch andrer gleichartiger Blutſera eine Trübung erzielt werden könne, und ob damit etwa ein grundlegendes Unterſcheidungsmerkmal für die einzelnen Blutarten gegeben ſei. Er ſetzte ſeine Studien zunächſt mit Rinderblut fort, indem er ſolches zu wiederholten Malen einem Kaninchen einſpritzte. Bei der nötigen Reinlichkeit und Vorſicht vertragen Kaninchen die Operation ohne erhebliche Störungen. Gleichzeitig wurden Blutlöſungen hergeſtellt von Pferd, Rind, Eſel, Hammel, Ziege, Schwein, Hund, Fuchs, Katze, Hirſch, Kaninchen, Igel, Meerſchwein, Ratte, Maus, Huhn, Gans, Ente, Eule, Krähe und Sperling, indem die betreffende Blutart mit Waſſer bis zu einer ſchwachrötlichen Färbung verdünnt, filtriert und mit doppelt phyſiologiſcher Kochſalzlöſung verſetzt wurde. Wurde jetzt aus dem Blut des Kaninchens, dem Rinderblut eingeflößt worden war, Serum dargeſtellt und fügte man davon ſechs bis acht Tropfen den genannten Blutlöſungen hinzu, ſo trübte ſich nur allein die Rinderblutlöſung, der Inhalt aller andern Gläschen dagegen blieb klar. Das im Kaninchenblutſerum verborgene Rinderblut weckte alſo nur in der Löſung von Rinderblut ein Echo.

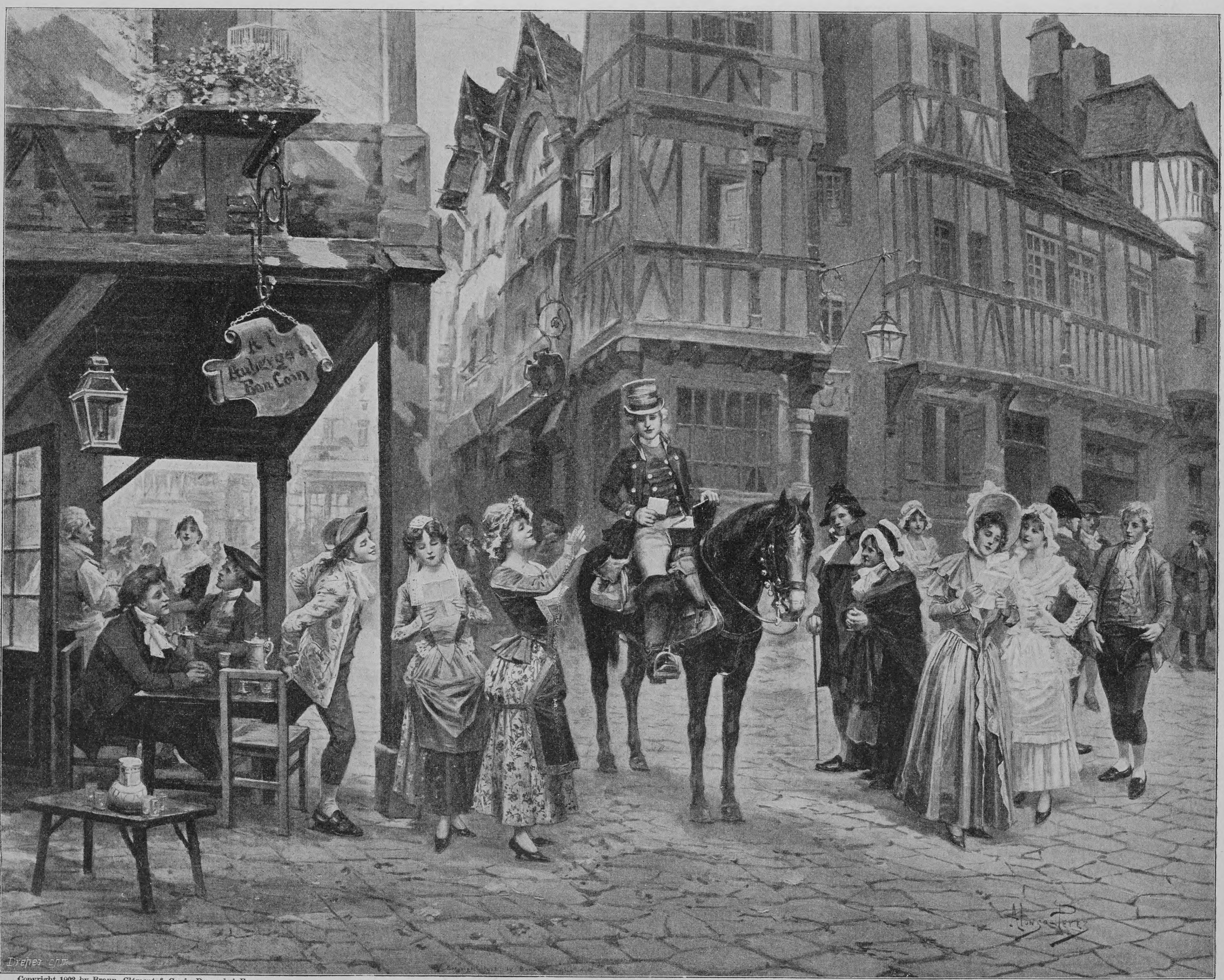
Das ermutigende Ergebnis veranlaßte Uhlenhuth, ſeine Experimente auch auf Menſchenblut zu erweitern. Es wurde, genau wie vorher, einem Kaninchen mehrfach Menſchenblut eingeflößt und dazu eine Menſchenblutlöſung hergeſtellt. Der Erfolg entſprach der Erwartung. Denn ſobald einige Tropfen des gewonnenen Kaninchenmenſchenblutſerums der Menſchenblutlöſung zugeſetzt wurden, trat in der letzteren die Trübung ein. Bei allen 19 genannten Tierblutlöſungen blieb ſie dagegen aus. Sie bewahrten nach der Hinzufügung des Kaninchenmenſchenblutſerums ihre volle Klarheit. Der nächſte Schritt war jetzt, zu prüfen, ob auch Menſchenblut, das aus älteren Flecken herrührte, in derſelben Weiſe antworten würde. Denn war der bisherige Befund auch rein wiſſenſchaftlich intereſſant genug, ſo wuchs doch ſeine Bedeutung erheblich, wenn er in gerichtlicher Beziehung praktiſche Geltung erlangte. Es wurden nun Flecke an verſchiedenen Gegenſtänden, wie Kleidungsſtücken, Beilen und Holzknüppeln, die in früheren Kriminalprozeſſen eine Rolle geſpielt hatten, unterſucht. Zu dieſem Zweck wurde ein Teil der Flecke abgeſchabt, in einer phyſiologiſchen Kochſalzlöſung aufgelöſt und ſodann Kaninchenmenſchenblutſerum hinzugeſetzt. In allen Fällen, wo es ſich um Menſchenblutflecke handelte, bildete ſich die Trübung. Vergleichsweiſe wurden nach demſelben Verfahren auch Flecke geprüft, deren Blutreſte nachweislich von Tieren herſtammten. Hier unterblieb die Trübung. Damit war die gerichtliche Verwendbarkeit der Methode glänzend erbracht.

Die von Uhlenhuth erzielten Ergebniſſe ſind durch Unterſuchungen, die Ziemke im Inſtitut für Staatsarzneikunde in Berlin ausführte, durchaus beſtätigt worden. Es wurden hier Menſchenblutflecke auf Kleidungsſtücken, Meſſern, Beilen, Holzſtücken, Glas, Papier geprüft, Flecke, die 2, 5, 8, 10 und 22 Jahre alt waren. Immer trat regelrecht die Trübung ein. Uhlenhuth ſelbſt hat dann weiter ſein Verfahren auf menſchenblutgetränkte Erde, auf in Fäulnis übergegangenes Blut, auf blutiges Waſchwaſſer angewendet, und ſtets entſtand die verräteriſche Trübung. Kein des Mordes Beſchuldigter wird jetzt mehr die Ausflucht gebrauchen können, daß Blutflecke, die ſich an ihm und ſeinen Beſitzſtücken vorfinden, nicht von dem Getöteten, ſondern von Tieren ſtammen. Die Trübung, die ſich aus dem Zuſatz von Kaninchenmenſchenblutſerum ergibt, wird laut und deutlich gegen ihn ſprechen. Aber auch indirekt wird man ihm die Falſchheit ſeiner Behauptung nachweiſen können.

Jedoch man iſt noch weiter vorgedrungen. Durch eine Steigerung der Wirkſamkeit der einzelnen Serumformen hat Uhlenhuth gefunden, daß die ausſchlaggebende Trübung außer bei dem Blute der zugehörigen Tiere auch bei demjenigen einer verwandten Tierart auftritt. Hier aber in ſchwächerer Weiſe. Die Gültigkeit der ganzen Unterſuchungsmethode in gerichtlicher Beziehung wird durch dieſen Umſtand nicht beeinträchtigt, da ja die Verwertung des Kaninchenmenſchenblutſerums den Sachverhalt ſtetig richtig beurteilen läßt. Ueber die Zuſammengehörigkeit der verſchiedenen Tierarten ſind wir zwar durch anderweitige Studien im allgemeinen unterrichtet. Viele Einzelheiten indeſſen, wie die Abſtammung und Verwandtſchaftsverhältniſſe der Haustiere, liegen immer noch im Dunkel. In allen dieſen ſtrittigen Punkten wird die neue Unterſuchungsmethode Sicherheit ſchaffen. Und ſie hat zugleich den unſchätzbaren Vorteil, daß man mit ihr jetzt imſtande iſt, die Verwandtſchaftsgrade der Tiere ſichtbar im Reagenzglaſe veranſchaulichen zu können. Unter den bisherigen Befunden iſt beiſpielsweiſe ſchon der Nachweis überraſchend, daß das Rind der Ziege verwandtſchaftlich näher ſteht als dem Hammel.

Wie es ſo oft vorkommt bei wiſſenſchaftlichen Fragen, hat es ſich nachträglich gezeigt, daß in derſelben Zeit, als Uhlenhuth ſeine Unterſuchungen anſtellte, auch andre Forſcher, wie Waſſermann, Schütz, Stern und Nuttal, in derſelben Richtung tätig waren. Aus ihren Ergebniſſen iſt es nun als beſonders bemerkenswert hervorzuheben, daß ſie auch Affenblut der Prüfung unterwarfen, und zwar mit Kaninchenmenſchenblutſerum. Waſſermann und Schütz zogen einen kleinen Pavian zur Unterſuchung heran, Stern Kronen- und Javaaffen, Nuttal 46 verſchiedene Affenblutſorten. Es ergab ſich nach dem Zuſatz von Kaninchenmenſchenblutſerum zu den einzelnen Affenblutarten, daß die Trübung nur ganz ſchwach bei den Kralläffchen, ſtärker bei den Meerkatzenaffen und am ſtärkſten bei den menſchenähnlichen Affen, den Anthropoiden, ausfiel. Endlich iſt Strauch in der Lage geweſen, die Prüfung an dem Blut eines Orang-Utanweibchens, das im Berliner Zoologiſchen Garten an einer Darmkrankheit ſtarb, vorzunehmen. Es wurde zu dem Orang-Utanblut Kaninchenmenſchenblutſerum hinzugefügt. Die Folge war: das Orang-Utanblut trübte ſich ſtark. Bei Kontrollverſuchen mit Pferdeblut, Hammelblut, Hundeblut blieben dieſe Blutlöſungen vollſtändig klar. Alle dieſe letzteren Experimente beweiſen alſo, daß zwiſchen den Menſchen und den Affen tatſächlich Blutsverwandtſchaft beſteht und daß uns aus dem geſamten Tierreich die menſchenähnlichen Affen am nächſten ſtehen.

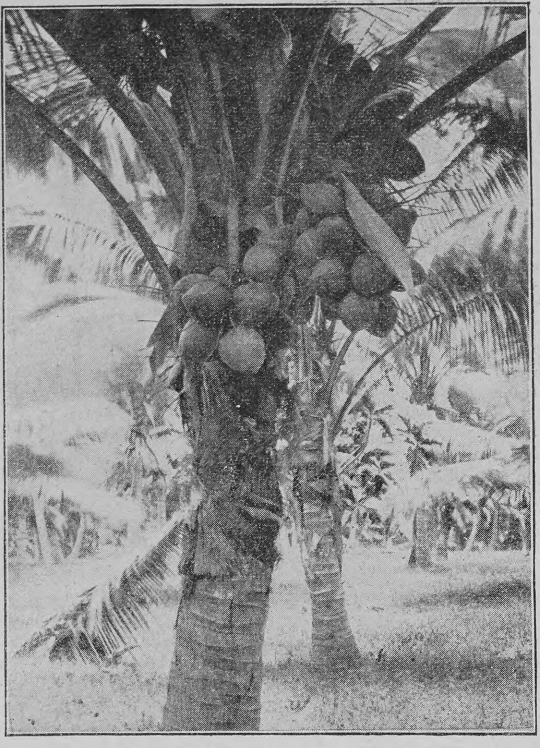
Unwillkürlich wirft man nun die Frage auf, worauf wohl die Bildung der vielſagenden Trübung zurückzuführen ſei. Unzweifelhaft ſpielen Eiweißſtoffe dabei mit. Es wurde ſchon bemerkt, daß im Serum die beiden Eiweißarten Serumalbumin und Serumglobulin enthalten ſind. Vermutlich iſt es nun das Serumglobulin, das, mit dem Blut in den Kaninchenkörper eingeflößt, hier gewiſſe Umſetzungen erfährt und dann ſpäter, mit dem Blut derſelben oder einer verwandten Tierart vermiſcht, wiederum die Fällung von Serumglobulin und die darauf beruhende Trübung veranlaßt. Das Blut iſt der Lebensquell von Tier und Menſch. Schon die Alten erkannten ſeine Bedeutung, indem ſie den Sitz der Seele in das Blut verlegten. Die moderne Forſchung hat es wiſſenſchaftlich zu durchleuchten geſucht, und ihre Beſtrebungen ſind auch ſchon vordem mit hohen Erfolgen belohnt worden. Aber die bisherigen Erkenntniſſe ſind weit überflügelt worden durch die jetzigen neuen Errungenſchaften. Sie lehren erſt vollends, wie ſehr der Ausſpruch Goethes zu Recht beſteht, wenn er vom Blute ſagt, es ſei ein ganz beſonderer Saft.


A l'
Auberge du
Bon Coin
Alonso Perez

Copyright 1902 by Braun, Clément & Co. in Dornach i. E.

Der Kurier

Nach dem Gemälde von Alonſo Perez



Krone einer Kokospalme mit reifen Früchten

Die Königin der Tropen

Von

Carl Marquardt

Fürſten der Pflanzenwelt hat Linné die Palmen genannt. Und wie Fürſten erſcheinen ſie dem Auge in der Tat, denn ſie heben ſich ſcharf von ihrer Waldgemeinſchaft ab, und hauptſächlich ihnen verdankt die Tropenlandſchaft den ihr eigentümlichen erhabenen und zugleich bezaubernden Reiz, der jedem unvergeßlich bleibt, den ſein Weg jemals in ſüdliche Breiten geführt hat.

Soweit wir nur die Menſchengeſchichte zurück verfolgen können, überall ſpielt der Palmbaum mit ſeinen gefiederten Blättern eine große Rolle im Leben der verſchiedenſten Völker. Als Symbol iſt gerade das Palmenblatt unſrer heutigen Bilderſprache ebenſo geläufig wie der des Altertums. Palmenzweige waren die äußeren Zeichen der Siegesfreude bei dem Feſte des Oſiris in Aegypten und bei den feierlichen Einzügen der Könige in Jeruſalem. Auf den Olympiſchen Spielen begrüßten ſie den Sieger, und bei den Triumphzügen der römiſchen Legionen zierten ſie das Kleid des Imperators. Einer der großen Feſttage der chriſtlichen Kirche heißt bis auf den heutigen Tag Palmſonntag. Sind aber die Palmen die Fürſten der Pflanzenwelt, ſo verdient die Bezeichnung „Königin der Palmen“ unſtreitig die majeſtätiſche Kokospalme. Verleiht ihr doch ſogar der an den Anblick gewaltiger Baumrieſen gewöhnte Südſee-Inſulaner den höchſten ihm bekannten Würdetitel, wenn er beim Rätſelſpiel auf die Frage: „Wer iſt der Mann, vor dem ſich Könige beugen?“ die Antwort gibt: „Der vom Meere kommende Wind, denn vor ihm neigen ſich alle Kokospalmen.“ Jedoch nicht nur Schönheit und Größe ſind die Eigenſchaften, denen der Baum ſeine hervorragende Stellung unter den Palmen verdankt, ſondern in weit höherem Maße noch die unvergleichlich wichtige Rolle, die ihm im Haushalte der Natur zugefallen iſt. Schon aus dieſem Geſichtspunkte verdient der Baum an die Spitze des Pflanzenreiches überhaupt geſtellt zu werden. Es gibt Völker, die auf ihn nahezu angewieſen ſind, und für unſre Südſeekolonien iſt er als Lieferant der Kopra, von der weiter unten die Rede ſein wird, der zurzeit gänzlich unentbehrliche Lebensnerv.

Die Heimat der Kokospalme kann mit Beſtimmtheit nicht nachgewieſen werden. Darf man jedoch Schlüſſe ziehen aus der Mannigfaltigkeit der Ausnutzung der Palme, ſo dürfte ihre Heimat nicht in Amerika zu ſuchen ſein, denn Aſiaten und Auſtralier verwerten ſie in ungleich ausgedehnterer Weiſe. Ihr Hauptverbreitungsbezirk ſind die Inſeln und Küſten des Stillen und Indiſchen Ozeans, und am ſchönſten gedeiht ſie zwiſchen dem 15. Grad nördlicher und dem 12. Grad ſüdlicher Breite. Innerhalb dieſes Gürtels und nur zu einem ganz kleinen Teile an deſſen Grenze liegen nun unſre geſamten Südſeekolonien. Man trifft jedoch Kokospalmen in Indien und China noch unter dem 25. Grad nördlicher Breite, vereinzelt ſelbſt noch unter dem 27. Grad auf den Liukiu-Inſeln, während ihre erſten Vorpoſten in entgegengeſetzter Richtung unter dem 25. Grad ſüdlicher Breite in Auſtralien gefunden werden. In Amerika ſind die Grenzen ihres Verbreitungsgebiets ungefähr dieſelben. Hier wird ſie beſonders zahlreich namentlich auf den Antilleninſeln angetroffen. Unbeſtritten aber büßt ſie an Schönheit und Ergiebigkeit ein, ſobald ſie die Wendekreiſe überſchreitet. Am üppigſten gedeiht ſie auf den Karolinen, den Marianen, auf Samoa, den Philippinen und den Sunda-Inſeln.

Man trifft es im Leben häufig, daß die hervorragendſten Geiſter die genügſamſten und ſchlichteſten Menſchen ſind. Etwas Aehnliches läßt ſich auch von der Kokospalme ſagen. Bei allen ihren Vorzügen wird es ſchwer fallen, einen Baum zu finden, der mit beſcheideneren Lebensbedingungen vorlieb nimmt. Namentlich an die Bodenbeſchaffenheit ſtellt er gar keine Anſprüche. Ueberall ſtrebt er mit derſelben Kraft und Beharrlichkeit dem Licht entgegen, ſei es nun, daß er ſeine Wurzeln in fruchtbare Erde ſenken kann, oder daß er ſich ſeine Exiſtenz auf lockerem Küſtenſand oder zwiſchen dürrem Geſtein mühſam erkämpfen muß. Ob ihm reichlichen Schattens Labſal zuteil wird oder ob er, vereinzelt ſtehend, den ausdörrenden Sonnenſtrahlen preisgegeben iſt, in ſechs bis acht Jahren beginnt er ſeine Beſtimmung zu erfüllen und dem dankbaren Menſchen ſeine Erſtlingsfrüchte darzubieten. Die Höhe ſeiner Fruchtbarkeit bedeutet der Zeitraum von ſeinem zwanzigſten bis zum ſechzigſten Lebensjahre, dann nimmt ſeine Kraft langſam ab. Er geht ein, wenn er ein Alter von neunzig bis hundert Jahren erreicht hat. Der Baum trägt nicht in jedem Jahre gleich, doch kann man erfahrungsmäßig in jedem dritten Jahre eine beſonders gute Ernte von ihm erwarten. Was ſeine Ertragsfähigkeit anbetrifft, ſo bringt nach Dr. Reinecke der Hektar ertragsfähiger Palmen der Deutſchen Plantagengeſellſchaft in Samoa ein Erträgnis von 290 bis 435 Mark, das iſt ein Erlös, der hinter den Bruttoerträgen der deutſchen Landwirtſchaft zwar zurückbleibt, nichtsdeſtoweniger jedoch einen erheblich höheren Gewinn bedeutet infolge des Fortfalls faſt aller Bodenarbeiten und der außerordentlich geringen Erntekoſten.

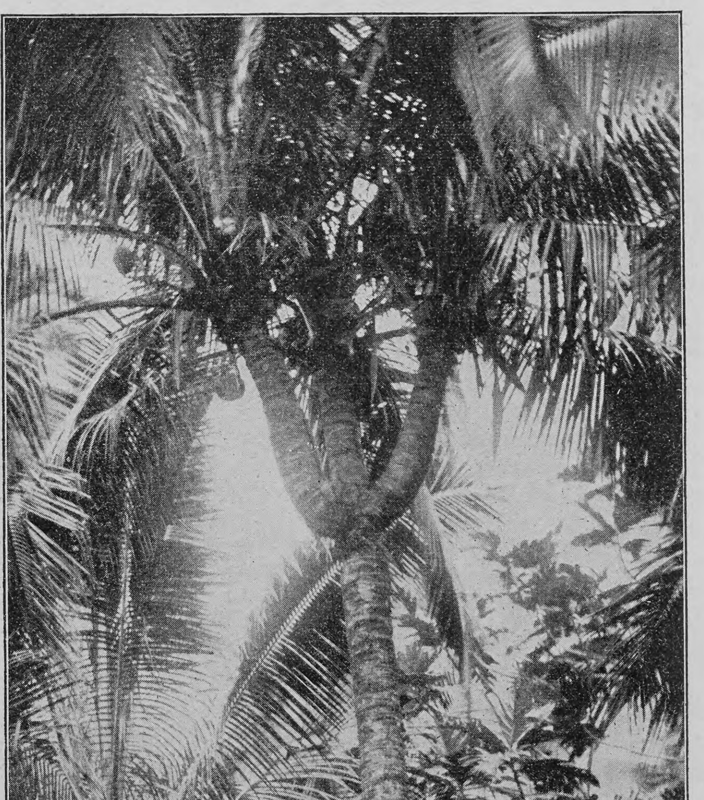
Die Frucht der Kokospalme wird in mannigfaltigſter Weiſe benutzt. Die Milch der unreifen Früchte iſt ein erfriſchendes, etwas ſüßlich ſchmeckendes Getränk, dem der an ſchärfere Genüſſe gewöhnte Gaumen des Europäers zwar nicht bereits beim erſten Koſten Geſchmack abgewinnen kann, deſſen Vorzüge man indeſſen bei häufigerem Genuſſe mehr und mehr ſchätzen lernt. Aus Taro- und Bananenblättern, mit Kokosmilch und Seewaſſer angerichtet, werden verſchiedene Gemüſe zubereitet, die auch dem europäiſchen Gaumen vortrefflich zuſagen. Sind die Nüſſe reifer, ſo enthalten ſie einen zarten, haſelnußartig ſchmeckenden Kern, der eine außerordentlich nahrhafte Speiſe abgibt und ebenfalls in den verſchiedenſten Zubereitungen genoſſen wird. Das ähnlich ſchmeckende junge Mark unter der Endknoſpe der Palme gilt als Delikateſſe, und die zarten jungen Blätter genießt man als Palmkohl. Das Fleiſch der feſten ausgereiften Nuß wird von Tieren aller Art gern gegeſſen. Neben Hunden, Schweinen und Hühnern ſah ich ſogar Katzen ſich daran laben.

Die zerſchlagenen und getrockneten Kerne der Nuß bilden ſeit Jahren den wichtigſten Exportartikel unſrer Südſeekolonien, der aber auch für Oſtafrika von erfreulicher Bedeutung zu werden verſpricht. Kamerun und auch Togo exportieren bis heute allerdings nur geringe Mengen, doch tritt gerade die letztere Kolonie durch ausgedehnte Anpflanzungen der Kokospalme jetzt ebenfalls in die Reihe der Produktionsländer. Große Neuanpflanzungen ſind in den letzten Jahren namentlich in Samoa, im Bismarckarchipel und in Oſtafrika entſtanden. In Europa wird aus der Kopra Oel gepreßt, das dann wieder induſtriell, namentlich zu Seifen, verarbeitet wird. Durch Entfernung der freien Fettſäuren wird ein faſt chemiſch reines Fett hergeſtellt, das unter dem Namen Kokosbutter eine wachſende Bedeutung als Speiſefett erlangt hat. Die Preßrückſtände finden als Kokosölkuchen in der Landwirtſchaft Verwendung. Aus der faſerigen Fruchthülle der Nuß wird das Coïr bereitet, deſſen Bedeutung im Handel immer mehr wächſt. Ceylon iſt das Land, das am meiſten davon exportiert. Es wird zu Kokosſtricken, Matten, Matratzen und Läufern verarbeitet. Leider geht, namentlich in unſerm Südſeegebiet, das Material maſſenhaft nutzlos zugrunde. Der Mangel an Arbeitskräften und die hohen Arbeitslöhne ſind die Erklärung hierfür. Der billige Artikel verträgt keine hohen Speſen.

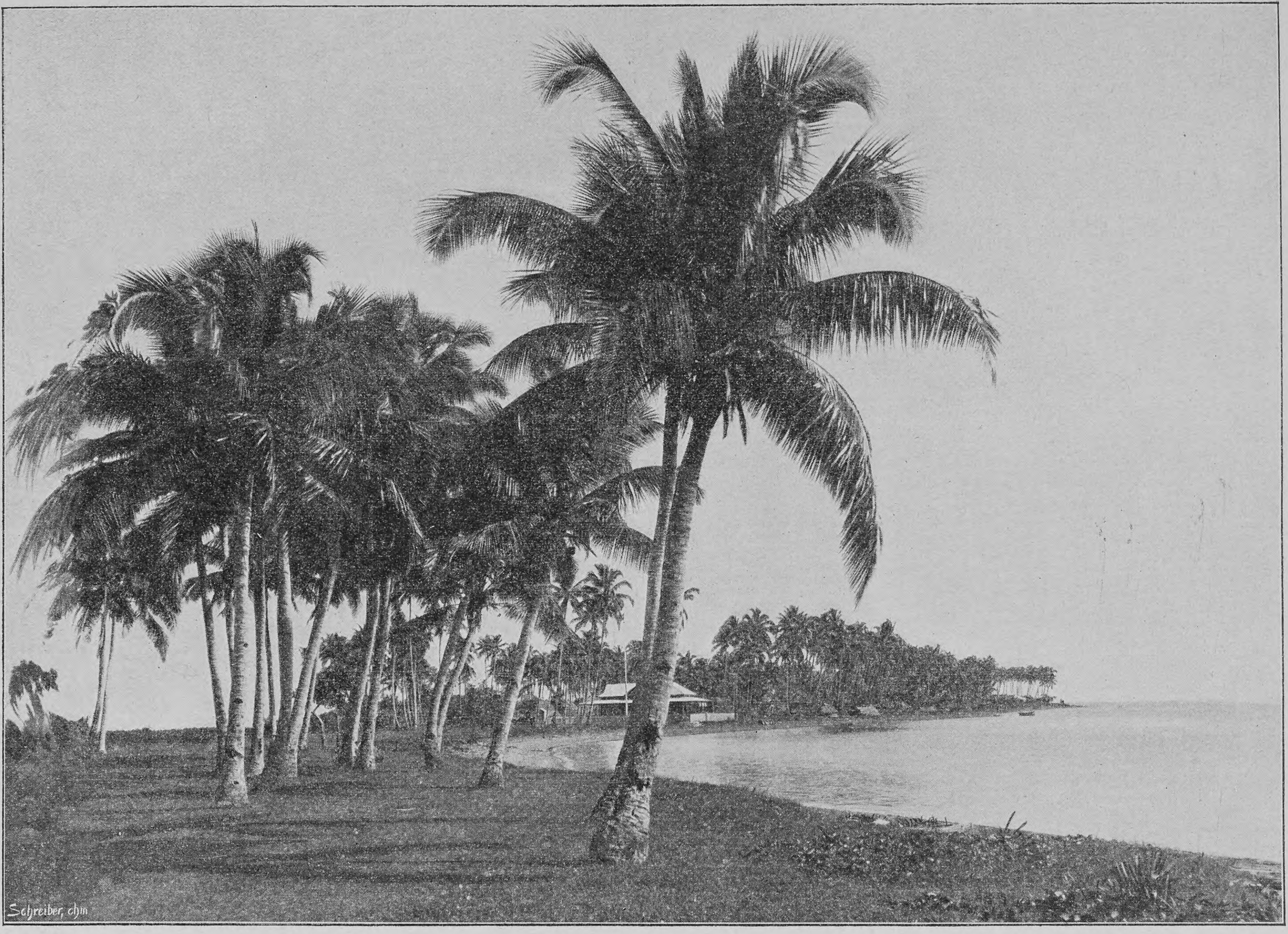
Die Blätter der Palme finden ebenfalls in einer ausgedehnten Weiſe Verwendung. Das ganze Blatt iſt als proviſoriſches Dachdeckmaterial geſchätzt, aus dem einmal geſpaltenen werden Körbe zu verſchiedenſtem Gebrauchszweck hergeſtellt. Aus den Fiedern flicht man ebenfalls Körbe, Matten, Fächer und Vorhänge, und die Rippen der Fiedern liefern das Material zur Anfertigung widerſtandsfähiger und geſchmackvoll ausſehender Kämme.

Selbſt die Samenſchalen gehen nicht unbenutzt zugrunde. Durch die Keimlöcher entleert und dann gereinigt, dienen ſie als Waſſerbehälter; die halbierte, ſauber abgeſchabte und fein polierte Schale aber ſpielt namentlich in Samoa als Kawatrinkbecher eine wichtige und ehrenvolle Rolle. Dieſer, der ipu ava, und die ava-Bowle fehlen in keinem Haushalt, der auf Reputation Anſpruch erhebt. In andern Ländern wird die Schale gedrechſelt und dem Kunſtgewerbe dienſtbar gemacht. Und daß nun ſchließlich auch der Stamm dieſes allverwendbaren Baumes den Eingeborenen der mit ihm geſegneten Länder ein zu den verſchiedenſten Zwecken geſchätztes Material liefert, iſt nach allem Vorhergeſagten beinahe ſelbſtverſtändlich. Allerdings iſt das Holz bis etwa zum 35. Jahre ſchwammig, dann aber, mit dem Nachlaſſen der Fruchtbildung, wird es immer feſter und widerſtandsfähiger, ſo daß es beim Haus- und Brückenbau, in der Möbel- und Drechſlerbranche Verwendung finden kann. Die Rinde dient zu Gerbzwecken. Ein aus der Rinde gewonnener Gummi iſt mancher indiſchen Dame ein zum kunſtvollen Arrangement des Haares unentbehrlicher Toilettenartikel. Palmwein liefern die Blütenknoſpen, ein Arzneimittel die Wurzeln.

So dürfte denn zur Genüge dargetan ſein, daß im Haushalte der Natur nicht leicht ein zweiter Baum zu finden iſt, der, alles in allem genommen, dem Menſchen die gleichen unſchätzbaren Vorteile bietet wie die Königin der Palmen. Und ſo iſt es auch nicht weiter verwunderlich, wenn der Menſch dem Baume in ſeiner Dankbarkeit die mannigfachſten Ehren erweiſt. Am weiteſten gehen hierin die Tahitier, denen die Kokospalme ſogar als das Sinnbild der obrigkeitlichen Würde gilt.



Eine botaniſche Seltenheit: Kokospalme mit dreifach geteilter Krone



Gruppe von Kokospalmen auf einer Inſel in der Südſee

Hinrich Sörenſen

Novelle

von

Theodor Duimchen

Ein halbes Dutzend Jahre mag es her ſein. Ich wohnte damals ſeit längerer Zeit in Dresden. Die Stadt und ihre Umgebung iſt bekanntlich ſehr ſchön, und Dresdens Bewohner ſind bekanntlich ſehr liebenswürdig. Ich kann alſo keinen vernünftigen Grund dafür angeben, daß bei mir mit einem Male eine Sehnſucht nach anderm Land und andern Leuten ſich entwickelt hatte. Aber es war ſo, und dieſe Sehnſucht hatte ſich nachgerade zu einem laſtenden Druck und chroniſcher Arbeitsunfähigkeit ausgewachſen. Vielleicht hatte auf dem Grunde der Dinge auch nur die angeborene Faulheit gelegen: es iſt ſo ſchwer, in einer Dichterſeele zu leſen, ſogar für den Dichter ſelber.

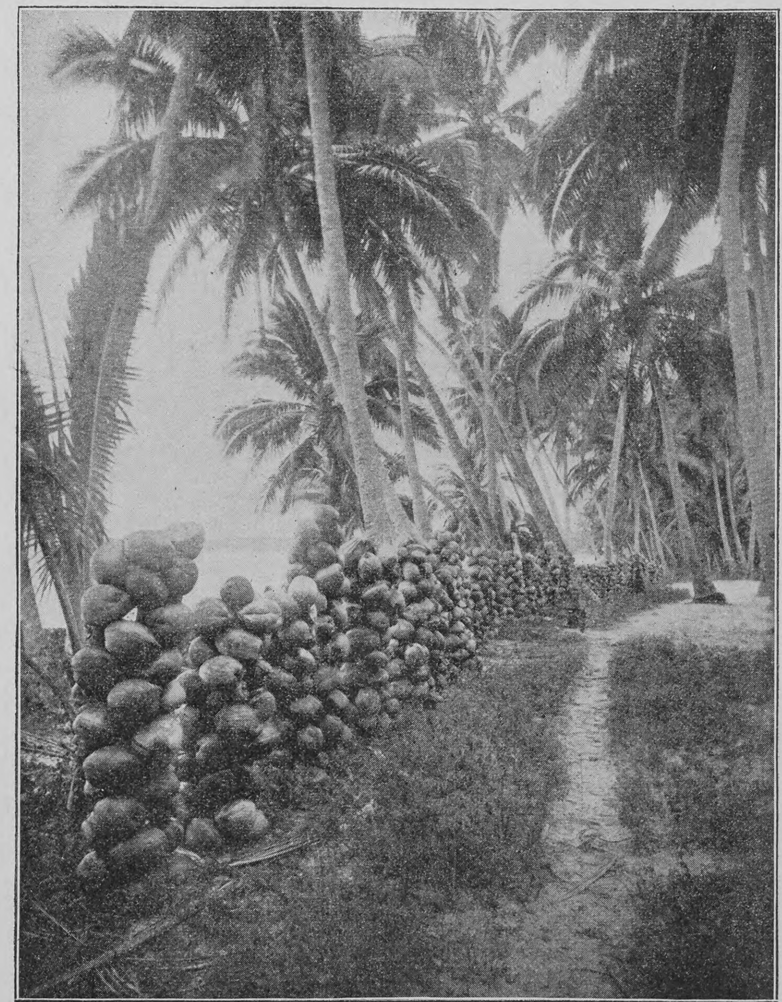
Da war mir Svendrup eingefallen, das an der Neuenburger Föhrde ſo wunderſchön gelegene Oſtſeebad. Ich war vor Jahren von Hamburg aus einmal acht Tage dort geweſen und hatte noch immer das Entzücken in der Erinnerung, mit dem mich dieſe acht Tage damals erfüllt hatten. So ein paar Monate da oben unter den Buchen zu liegen, im weißbeſchwingten Boot auf der weiten Föhrde herumzuſegeln, des Nachts durch das offene Fenſter das Plätſchern der Wellen am Strand, hie und da die heulende Dampfpfeife eines Steamers und im grauenden Morgen den Schrei der Möwen zu hören, das wäre doch mal was andres, als ſo immer zwiſchen Sedanſtraße, Engliſchem Garten, Café König und Löwenbräu hin und her zu pendeln. Völlig ſouverän, d. h. von niemand abhängig als vom Finanzminiſter, hatte ich der Sehnſucht, die ſich nun um ſo ſtärker auf einen beſtimmten Gegenſtand richtete, bald nachgegeben und den Entſchluß zur Reiſe nach Svendrup gefaßt. Mein Finanzminiſter war vernünftig geweſen, nachdem ich ihm klar gemacht hatte, wie ich den unſterblichen Roman, den ich unter der Feder hatte, gerade ſo gut oder wahrſcheinlich beſſer und mindeſtens ebenſo ſchnell in Svendrup ſchreiben könnte als am Elbeſtrand.

Die Koffer waren raſch gepackt, und Mitte Juni dampfte ich zunächſt nach Hamburg ab, mit der feſten Abſicht, vor Oktober nicht wieder zu kommen. In Hamburg machte ich noch ein paar Tage Station, ein paar alte Freunde wurden begrüßt, die Ausrüſtung für die Waterkant durch einige Anſchaffungen ergänzt, und dann ging die Reiſe vom Dammtorbahnhof über Altona „nach dem Norden“ weiter.

Merkwürdig: ſchon hinter Hamburg begann ſich die heilſame Ferienſtimmung einzuſtellen. Das beruhigende Gefühl, losgelöſt von allen Beziehungen des Tages, all den Leuten, denen ich gegenüberſaß oder die in den Gängen des Wagens vorübergingen, völlig unbekannt zu ſein, und die ſehr gute Ausſicht, es auch zu bleiben, wirkte höchſt angenehm auf die Nerven; obgleich die Fahrt ziemlich ſtaubig und heiß war, war ich doch mit der Welt zufrieden.

Als wir gegen halb fünf Uhr in Neuenburg ankamen, ſchickte ich das Gepäck durch einen Bahnhofsträger nach dem „Dampferpavillon“ voraus und ſchlenderte nach dem altbewährten „Herzog von Holſtein“. Den Weg kannte ich: in der nächſten breiten Querſtraße war's; ſie war ganz unverkennbar mit ihrem auf beiden Seiten von mächtigen Kaſtanienbäumen geſäumten Fleetzug in der Mitte, über den die alte Brücke führt. Es roch in der ganzen kleinen Hafenſtadt ſchon erquicklich nach Salzwaſſer, Tauwerk, kurzen Pfeifen und geölten Jacken. Aus der Stadt grüßte der uralte Dom herüber, und unten am Hafen zeichnete ſich ein ganzer Wald von Maſten, Rahen und Spieren gegen den klaren Himmel ab.

Im „Herzog von Holſtein“ hatte ich Glück: ich fand einen Platz unter einem der großen Bogenfenſter frei mit der Ausſicht nach den Bäumen draußen. Es war ein hübſches Bild und ſehr friedlich; dabei machte aber weder die Stadt noch machten die Leute den Eindruck der Untätigkeit. Keiner ſchien ſpazieren zu gehen, ſie hatten alle etwas vor, ſie gingen alle ihren Geſchäften nach, aber ſie überſchlugen ſich nicht dabei, ſie hetzten nicht, ſie ſahen nicht aus, als müßten ſie notwendigerweiſe



Nach der Ernte: Aufgeſtapelte Kokosnüſſe bis übermorgen reich werden: es lag ſo etwas von verſtändiger Ruhe, von Zähigkeit, Beharrlichkeit und Stetigkeit über den Menſchen und den Dingen. Als ich langſam nach dem Dampferpavillon hinunter ging, ſtand es mir ſchon völlig feſt, daß es ein ſehr kluger Einfall von mir geweſen war, für ein paar Monate hier herauf zu kommen, und als ich am Abend erſt an Deck ſaß, die hölzerne Shagpfeife zwiſchen den Zähnen, die blaue Mütze feſt in den Nacken geſetzt, als der ſtolze Salondampfer „Herzog Erich Anton“ losgeworfen hatte und wir gegen die untergehende Sonne hinausdampften aus dem Hafen, da war ich ſogar ganz außerordentlich mit mir zufrieden. Friedliche Zukunftsbilder ſtiegen vor dem inneren Auge auf: Erbſen mit Speck und gutem alten Rotwein, ſteifer Sommergrog auf abendlicher Veranda, Hvedkag (feines Weizenbrot) mit friſcher Butter, Schinken und Bommelunder (Kornſchnaps). Hier würde man zur Ruhe kommen, hier konnte einem nichts Aufregendes, nichts Tragiſches geſchehen. Als wir die offene Föhrde erreicht hatten, kletterte ich auf die Brücke hinauf, um mich mit dem „Kaptein“ anzufreunden. Der Mann kam mir bekannt vor — es war kein Zweifel, mit dem war ich ſchon vor ſechs Jahren gefahren. Nur den „Herzog Erich Anton“ hatte er damals noch nicht, das Schiff war neu, aber der Mann war der alte. Irren konnte ich mich gar nicht: die breite Geſtalt, nicht übertrieben groß, aber immerhin größer, als er ſeiner Breite wegen ausſah, ſtand er da — ganz wie damals ſtand er da in ſeinen feſten, faſt abſatzloſen Schuhen, die Hände in den Seitentaſchen ſeiner bequemen dunkelblauen Jacke aus Marinedüffel, die blaue Mütze mit dem goldenen Rand und dem großen Schirm ſo tief heruntergezogen, daß ſich der maſſive Langſchädel im Deckel markierte, das Geſicht mit den kleinen grauen Augen und der großen Habichtsnaſe, ein ſeltſames Gemiſch von eiſerner Energie und ruhiger Gutmütigkeit. Einer von der alten Schule: trotz aller Furchen und Runzeln tadellos raſiert und ein paar kleine goldene Ohrringe in den Ohrläppchen.

Endlich fiel mir auch der Name ein: „Guten Abend, Kapitän Sörenſen,“ ſagte ich.

Der Alte berührte grüßend ſein Mützenſchild: „Guten Abend, Herr.“

Nicht viel fehlte, ſo hätte ich ihn törichterweiſe gefragt, ob er ſich meiner auch noch erinnere, ich fing ſchon an, mich zur Familie zu rechnen hier oben. „Na, Sie haben ja einen neuen Dampfer bekommen, Kapitän,“ ſagte ich.

„Ich hab’ ihn ſchon drei Jahre. Sie ſind wohl lange nicht hier geweſen, Herr?“

„So fünf, ſechs Jahre mögen es her ſein, Kapitän; Ihnen ſieht man ſie aber nicht an, Sie ſehen noch ganz ſo aus wie damals.“

Der Alte lächelte: „Wenn man ſo erſt die Sechzig hinter ſich hat, bleibt man immer jung, dann verändert man ſich nicht mehr viel. Sie wollen wohl nach Svendrup?“

„Jawohl, aber nicht ſo als Badegaſt für drei, vier Wochen, ich will bis Oktober hier bleiben.“

Ich kam ins Erzählen: ich würde alſo das Vergnügen, ihn zu ſehen, häufig haben, eine Saiſonkarte für die Föhrdedampfer hätte ich mir ſchon genommen. Und viel ſegeln wollte ich. Wie es denn jetzt wäre mit der Segelei?

Der Alte kniff das linke Auge ein und ſah aus dem andern vergnügt über die weite Föhrde hin. Dann nahm er die Shagpfeife aus dem Mund und zeigte mit der zwiſchen Zeigefinger und Mittelfinger herausſtehenden Spitze auf eine ganze Reihe von Booten, die im näheren Umkreis zu ſehen waren. Die weißen Segel, von der ſcheidenden Sonne noch beſchienen, zogen den verſchiedenen Häfen, meiſt aber Svendrup zu, dem wundervollen Landſchaftsbilde mit den auf beiden Seiten ſichtbaren, ſich fern hinziehenden Ufern mit den dichten alten Buchenwäldern, Hügeln, Buchten, vorſpringenden Spitzen, mit den Schlöſſern, Dörfern und vereinzelt liegenden Bauernhöfen, mit den von leichtem Wind gekräuſelten Wellen noch einen beſonderen Reiz verleihend.

„Geſegelt wird genug, wie Sie ſehen,“ meinte er dann, „und genug geredet vom Segelſport wird auch, viel mehr als früher. Aber,“ ſetzte er dann trocken hinzu, „es macht mancher die Föhrde unſicher, der’s lieber laſſen ſollte — von den Fremden und von den Hieſigen.“

„Na, na, Kapitän, wenn’s auf mich gehen ſoll: ich werde das Fahrwaſſer nicht gefährlicher machen, ich habe nicht den Ehrgeiz, ſelber zu ſegeln, ich will nur im Boote liegen und gar nichts tun.“

„Können Sie alles haben,“ lachte der Alte; „drüben in Svendrup bekommen Sie Segelboote in allen Größen, gebaut und getakelt nach allen Moden, für Stunden, für Tage, für Wochen, für Monate, für den ganzen Sommer.“

„Auch Leute dazu, die zu ſegeln verſtehen? Können Sie mir nicht jemand empfehlen, Kapitän?“

„Na, wenn ich Ihnen ſchon einen empfehlen ſoll, dann nehmen Sie doch meinen Jungen, Hinrich. Segeln kann er, und er kommt jeden Nachmittag hinüber von Lykkenis, Sie brauchen ihn nur anzurufen. Thora heißt ſein Boot — wie ſeine Braut — und hellblauen Wimpel führt er.“

„Danke, Kapitän, ich werde jedenfalls probieren, ob ich mich mit ihm vertragen kann.“

Der Föhrdedampfer läuft von Neuenburg zunächſt nach Knudshoved. Dicht vor der Station paſſiert er die kleine Inſel Grönö; als ſie jetzt in Sicht kam, erlebte ich eine Ueberraſchung.

„Nanu, Kapitän,“ ſagte ich, „hat ſich der alte Janſen ein Schloß gebaut?“ Als ich nämlich die Inſel zum letzten Male geſehen, hatte nur ein kleines Bauernhaus inmitten von Feldern und Wald darauf geſtanden. Das ganze kleine Eiland war eben das Eigentum des alten Bauern geweſen.

„Nee,“ entgegnete Sörenſen, „der alte Janſen hat verkauft und iſt zu ſeiner verheirateten Tochter nach Kiel gezogen. Ein reicher Hamburger, Bartels heißt er, hat ſich das Ding da hingeſetzt.“

Das „Ding“ war hübſch, ſehr hübſch. Der Mann — oder ſein Architekt — hatte Geſchmack genug gehabt, im Stile der Gegend zu bleiben, hatte hier auf die Föhrde-Inſel kein engliſches Normannenſchloß und keines aus der italieniſchen Renaiſſance hingebaut, ſondern einen Herrenſitz, wie ihn die alten Holſtenritter und die däniſchen Barone ſich errichteten. Es wirkte gut, ſehr gut, aber groß, auffallend groß war es. Der Wald der Inſel war Park geworden, und das Herrenhaus mit den dahinter liegenden Wirtſchaftsräumen, die auffällig klein ausſahen, beherrſchte die ganze kleine Inſel. Etwas Gemüſe- und Obſtbau ſchien man zu treiben, — das war neben der Pflege des Parkes alles. Die Inſel hatte jahrhundertelang die Familien der Beſitzer und ihr Geſinde ſchlecht und recht ernährt, jetzt war ſie ein Beſitz geworden, der ſicherlich keinen Pfennig einbrachte, ſondern viele Tauſende jährlich koſtete. Kapitän Sörenſen mußte recht haben: reich war der Mann gewiß.

„Das Schloß iſt ſehr groß, Kapitän,“ ſagte ich. „Herr Bartels hat wohl viel Familie?“

„Nee, Herr,“ antwortete der Alte. „Er wohnt nur mit ſeiner Frau und einer Tochter jeden Sommer ein paar Monate drin, aber viel Dienerſchaft haben ſie, und dann ſind immer ein paar Dutzend Gäſte da, und viele Freundſchaften müſſen ſie haben. Die Badegäſte von Svendrup fahren hinüber und die Neuenburger Offiziere und alles, was ein bißchen was iſt aus der ganzen Umgegend. Wir haben auch heute ein paar Herren an Bord, die hinüber wollen, die werden dann von Knudshoved in einem Ruderboot abgeholt. Ich glaube, es iſt wieder großes Feſt heute.“

„Die Herrſchaften leben wohl ſehr luſtig?“

„Ja, die haben’s lang gut,“ ſagte Kapitän Sörenſen, kniff wieder das linke Auge ein und lachte gutmütig und vergnügt mit dem andern. „Geſellſchaft iſt hier alle Abend, und ein- oder zweimal jede Woche iſt großes Gartenfeſt mit Ball. Da hört man die Muſik bis weit in die Nacht hinein über die halbe Föhrde, und wer nicht eingeladen iſt, ärgert ſich.“

„Die Herrſchaften ſind alſo ſehr gaſtfrei?“

„Na ja, warum ſollen ſie nicht? Sie haben’s ja dazu.“

„Und iſt die Familie beliebt in der Umgegend? Ich meine, beliebt auch bei denen, die nicht eingeladen werden?“

„Jawohl, ſehr. Es ſind ja auch ganz nette Leute, tun keinem Menſchen was und bringen eine Menge Geld her, und für die Emmy Bartels, was die Tochter iſt, gehen ja hier alle durchs Feuer. Na, man muß ſie auch lieb haben, das muß wahr ſein.“

Der alte Sörenſen wurde in Anſpruch genommen: wir liefen die Landungsbrücke von Knudshoved an. Während er klar, deutlich, ganz bei der Sache, ſeine Kommandos gab, während das Boot vertaut wurde, die Landungsplanke von Bord auf die Brücke geſchoben wurde, die Paſſagiere, deren Fahrt hier endete, ausgeſchifft, die neuen an Bord genommen, Gepäck gelöſcht und geladen wurde, war ich mir ſelbſt überlaſſen. Ich war ſehr neugierig geworden auf die Hamburger Familie, namentlich auf die Tochter: eine fremde Dame, aus reichem, faſt verſchwenderiſchem Hauſe und dann ſo beliebt, ſelbſt bei einem ſo alten, wetterharten Knaben wie Sören Sörenſen, das war alles Mögliche.

Das Boot hatte wieder los geworfen, wir waren ſchon hundert, hundertfünfzig Meter von der Brücke ab, da wandte ſich Kapitän Sörenſen plötzlich zu mir: „Sehen Sie mal, da iſt ſie,“ und er zeigte auf ein Ruderboot, das eben vom Lande abſtieß. „Sie ſitzt ganz hinten; neben ihr, das iſt ihre Geſellſchafterin, und das ſind die beiden Herren, die mit uns gekommen ſind. Der in Uniform iſt Graf Tiefenbach, und der andre iſt ein Aſſeſſor von der Regierung — wie heißt er doch gleich?“

Ich ſah hinüber, konnte aber wenig erkennen. Faſt im Bug des Bootes ſaß ein rieſenhafter älterer Mann, der, mit langen Armen die beiden ſchweren Riemen führend und, ſich mit dem mächtigen Körper bei jedem Schlag weit hintenüber legend, das ſteuerloſe Boot ſtetig durch die Wellen trieb. Nur hie und da warf er einen Blick nach dem Eilande hinüber, dem er zuſtrebte, und trotzdem zog das Boot eine kurvenloſe, gerade Linie. Augenſcheinlich ein alter Bedienſteter von Grönö.

Ein verhältnismäßig kleines Ruderboot auf dem Meere, ſelbſt auf der eingeſchloſſenen Fläche der Föhrde, ſieht neben allen andern Fahrzeugen, die darauf verkehren, immer am hilfloſeſten aus. Dieſer Mann und dies Fahrzeug wirkten aber ganz vertrauenerweckend. Die kleine Geſellſchaft hatte auch allem Anſcheine nach volles Vertrauen zu ihrem Bootführer. Man ſah an den Bewegungen, daß eine lebhafte Unterhaltung im Gange war. Von den Geſichtern konnte ich wenig erkennen. Der Stern war mit einem weißleinenen Sonnendach überſpannt, und ebenſolche Gardinen reichten bis zu den an den Bordwänden entlang laufenden Sitzbänken hinunter. Ich konnte aus der Entfernung nur feſtſtellen, daß Fräulein Emmy Bartels blond war. Eine große ſchlanke Geſtalt, wie es ſchien. Sie war ganz in weißen Flanell gekleidet.

Das Boot kam uns bald außer Sicht. Der „Herzog Erich Anton“ ſteuerte jetzt an der andern Seite der Inſel vorüber, dem gegenüberliegenden Föhrde-Ufer, direkt auf Svendrup zu, das wir fahrplanmäßig und pünktlich erreichten. Die Dämmerung ſenkte ſich langſam herab, als ich von Kapitän Sörenſen Abſchied nahm.

Ich zog zunächſt mit meinem Gepäck nach dem Kurhaus und kam auch glücklich unter. Das Zimmer lag etwas hoch, in der Manſarde war es, aber ganz nett, und es ging nach der See hinaus. Ich hatte eine wundervolle, erquickliche Nacht.

Am nächſten Nachmittag ſtand ich auf der Svendruper Landungsbrücke. Ich hatte den Vormittag gut benutzt. Nach einem Frühſtück, das mir geſchmeckt hatte, wie ſeit Menſchengedenken nicht, hatte ich mich auf die Suche nach einer Wohnung begeben und merkwürdigerweiſe ſehr bald eine gefunden, die gerade meinen Wünſchen in idealer Weiſe entſprach. Daß ſie frei war, ſchien mir zunächſt unfaßlich. Aber der Geſchmack der Menſchen iſt ja glücklicherweiſe verſchieden. Ein kleines Häuschen, ganz hinten am Ende von Svendrup und abgelegen auf dem ſtillen Buchenhang, war es geweſen, an dem einer der nicht mehr ſehr zahlreichen Zettel mich zur Beſichtigung einlud. Eine alte Dame, Witwe eines herzoglichen Beamten, bewohnte es mit einem alten Dienſtmädchen, das aber ſehr rüſtig und ſehr freundlich ausſah.

Als ich auf dem Balkon des großen Zimmers ſtand, das faſt den ganzen oberen Stock des Hauſes einnahm, war ich überraſcht von der wunderbaren Ausſicht, die ſich mir über die Gipfel der Bäume des Hanges weg bot: von Svendrup ſah ich gar nichts, nicht einmal den Strand, aber die ganze weite Föhrde lag vor mir. Bis nach Lykkenis hinüber, bis nach Bläsnis hinaus, bis ins weite offene Meer ſchweifte ungehindert der Blick.

Ich hatte das Zimmer ſofort genommen und zwar für die ganze Saiſon. Um elf war ich ſchon eingezogen. Ehe ich um zwei Uhr nach dem Kurhaus zu Tiſch ging, hatte ich ſchon ausgepackt und einen wunderbar ſchönen, märchenhaft bequemen alten, großen Schreibtiſch in Beſchlag genommen. Der Schreibtiſch des verſtorbenen Herrn Rats, das liebevoll gehaltene Möbel eines Mannes, der ein Drittel ſeines Lebens mit der Feder in der Hand zugebracht hatte. Mächtige Dimenſionen, Rolladenverſchluß über der Schreibplatte und ein großer Aufſatz, teils offene Bücherſtände, teils verſchließbare Schränkchen: ſo wie man ſie vor hundert Jahren baute und wie man ſie ſeit ganz kurzem wieder von Amerika, wenn auch noch nicht ganz ſo bequem, als etwas ganz Neues wieder einführt. Eine kurze Unterhaltung mit meiner liebenswürdigen Wirtin und ihrer freundlichen Helferin hatte genügt, die Gewohnheiten des Hauſes mit meinen perſönlichen Wünſchen in Einklang zu bringen. Weitere Zimmer wurden nicht vermietet im Hauſe, das hatte ich auch noch zu meinem ſehr großen Vergnügen feſtſtellen können; ich würde alſo ganz ungeſtört ſein. Die Verpflegung im Kurhauſe war ausgezeichnet geweſen. Es ging mir alſo gut, als ich jetzt am Spätnachmittag auf der Landungsbrücke ſtand. Es war etwas nach fünf Uhr, und ich war hergekommen, um kritiſche Umſchau zu halten unter den vermietbaren Segelbooten und ihren Führern. Es war ſo um die Zeit, wo am meiſten ausgeſegelt wird. Die Mehrzahl der Badegäſte hat des Vormittags mit dem Baden und den Kurpflichten zu tun, jetzt ſtand eine ganze Anzahl in Gruppen auf der Brücke neben mir oder am Strand entlang, und eine Menge größerer und kleinerer Segelboote tummelte ſich auf den blauen Wellen. Teils ſtrebten ſie, ſchon gemietet, mit ihren Inſaſſen irgend einem der Ausflugsorte zu, teils, noch frei, ſchoſſen ſie einladend hin und her, möglichſt elegante Kurven und Schleifen ziehend, um die Blicke der Kundſchaft auf ſich zu lenken.

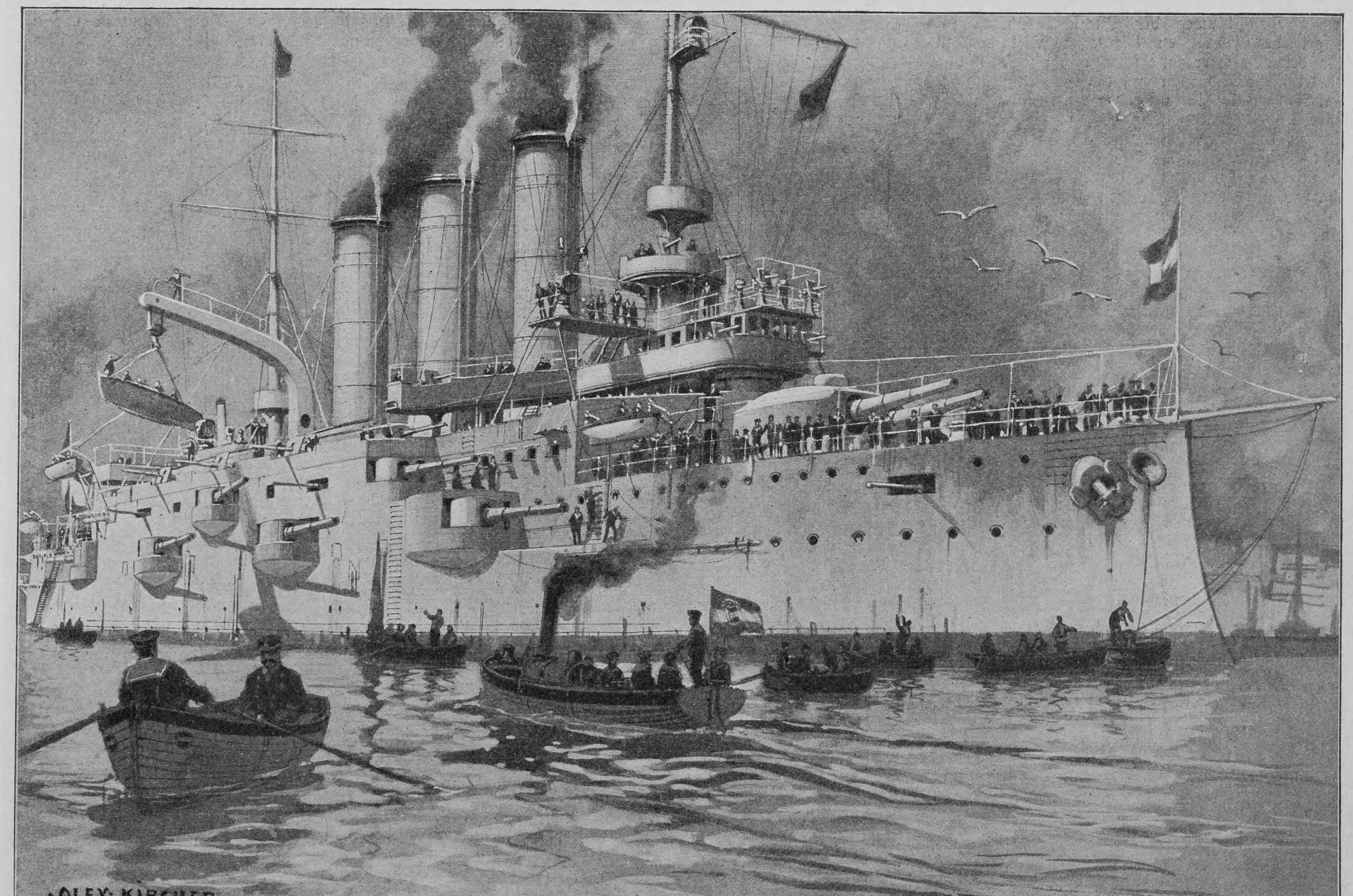
Nach des alten Sörenſen Sohn und ſeinem Boot ſpähte ich aber zunächſt vergeblich. Und er hätte es ſo bequem gehabt, heute von Lykkenis herüber zu kommen: es ſtand eine leichte Briſe aus Nordnordoſt, die angenehm den heißen Tag kühlte. Die Fahrt herüber konnte er alſo geradeswegs vor dem Winde machen. Schon wollte ich ihn für dieſen erſten Tag aufgeben und ein andres Boot nehmen, als ich bei dem letzten Blick, den ich nach dem andern Ufer hinüber warf, plötzlich hinter der ſchmalen, äußerſten Spitze von Lykkenis ein Segel aufblitzen ſah. Das Wetter war klar und die Luft ſehr ſichtig. Trotz der großen Entfernung ſah ich, wie im nächſten Augenblick das kleine Boot hinter der Landſpitze hervorkam, wie es ſein Lateinerſegel voll vor den Wind ſtellte und geradeswegs nach Svendrup herüber die Fahrt nahm. Es mußte ein guter Segler ſein: der anfänglich ſehr kleine weiße Punkt wuchs raſch, bald ſah man die weiße Doppelfurche vor dem Bug. Nicht lange, ſo konnte man deutlich die elegante Bauart, die weiß geſtrichenen Planken, die Goldlinie dicht unter dem Bordrand erkennen. Der Mann am Steuer war durch das Segel verdeckt, und den Namen, der, Gold auf Weiß, auf beiden Seiten am Bug ſtand, konnte man nicht leſen, da man das Boot zu ſcharf von vorn ſah. Der flatternde lange Wimpel aber zeigte deutlich das helle Blau, an dem ich Kapitän Sörenſens Sohn und deſſen Boot erkennen ſollte. Ich war ſehr neugierig auf Hinrich Sörenſen, der da jetzt herangeſchoſſen kam. Er hielt faſt ſenkrecht auf die Landungsbrücke zu: ungefähr 20 Meter davon ließ er das Segel los und wurde nun erſt, wie hinter einer aufgehenden Tür, dem Publikum ſichtbar: ein prachtvoller Kerl! Jetzt glänzte auch deutlich der Name herüber. Bei loſem Segel, frei vom Winde, gehorchte die ſchlanke „Thora“ folgſam und anmutig dem Druck des Steuers. In immer flacher verlaufender Kurve nach links kam ſie bis auf 10 Meter heran, zuletzt dem Rande der Landungsbrücke und dem Strande faſt parallel laufend. Der junge Sörenſen legte mit einem Handgriff das Segel feſt und ſegelte am Winde, vor dem er herübergekommen war, links den Strand hinauf. Ein ſchönes Boot! Und Kapitän Sörenſens Sohn zeigte, was er konnte: tief neigte ſich die Spitze des ſchlanken Maſtes dem Lande zu, die weiß aufſchäumenden Wellen fegten dicht unter dem Bordrand dahin, mit zunehmender und erſtaunlicher Geſchwindigkeit durchſchnitt die „Thora“ die blaue Flut. Etwa 150 bis 200 Meter weit ging die Fahrt, ſo weit als die dichtere Reihe der Badegäſte am Strande ſtand. Da ſah man, wie Hinrich das Segel wieder los machte und die Leine ſchießen ließ: mit gewaltigem Ruck warf er die Ruderpinne bis hart an Backbord, Kraft und ſtolze Sicherheit in jeder Bewegung, und „Thora“ drehte ſich „wie auf dem Teller“. Im nächſten Augenblick ſtand das Segel wieder feſt, und jetzt ſchoß das Boot von links nach rechts in derſelben Entfernung den Strand entlang. Ruhig führte Hinrich ſein ſchmuckes Fahrzeug durch das Gewimmel der andern Segel- und Ruderboote.

Die Augen aller Fremden hingen an dem ſchmucken Segler. Ich ſah voraus, daß er ſehr bald in feſten Händen ſein würde, und verlor keine Zeit. Auf der breiten Holztreppe, die an der Seite der Landungsbrücke hinunterführte, ſtieg ich hinab und über den ſchmalen Verbindungsſteg auf das lange Floß, das an der Innenſeite als Anlegplatz für die Ruderboote und an der Außenſeite zum Anlaufen der Segler dient.

Es iſt ſehr praktiſch angelegt. An den vier Ecken umfaßt es mit weiten, ſchmiedeeiſernen, feſten Ringen vier mächtige, in den Grund gerammte, hoch oben mit Weißblech beſchlagene Pfähle. Es ſchwimmt alſo frei und hebt und ſenkt ſich mit dem Waſſerſtand. Der loſe Steg hängt an der Treppe der Landungsbrücke in ſolidem, eiſernem Scharnier und liegt auf dem Floß mit niedrigen Rollen auf. Alles ſehr praktiſch und bequem. Ebbe und Flut hat ja die Oſtſee faſt gar nicht, aber je nachdem der Wind ſteht, ob er die Waſſer zur Föhrde hinauspeitſcht oder, vom Belt kommend, ſie hineintreibt und aufſtaut, ändert ſich der Waſſerſtand gelegentlich um viele Meter. Ich hatte kaum Poſto gefaßt, da kam die „Thora“ ſchon wieder an, nachdem ſie rechts oben in ungefähr derſelben Entfernung ebenſo elegant gedreht hatte. Ich ließ ihn gar nicht erſt nahe kommen. Was hier des Landes ſo der Brauch war, wußte ich nicht, ich verließ mich auf meine holländiſchen Reminiscenzen, legte die hohlen Hände an den Mund und brüllte ihm ſchon auf 120 Meter entgegen: „A—a—a—a—hoi — Thora!“ Es wurde auch hier verſtanden. Es iſt überhaupt merkwürdig: die Schiffer und Fiſcher verſtehen ſich entlang der ganzen Küſte von Danzig bis Dünkirchen. Hinrich Sörenſen begriff ſofort. Er legte die Hand an den Mützenſchirm und winkte mir mit erhobener Rechten bejahend zu. Der Vertrag war geſchloſſen.

Beim Näherherankommen wurde die „Thora“ noch verſchiedentlich angerufen, aber es half nichts mehr: Hinrich Sörenſen zuckte lächelnd die Achſeln.

Ich telegraphierte inzwiſchen drahtlos weiter; ſobald ich ſeinem Blick wieder begegnete, hob ich die flache Hand in Kopfhöhe und ließ ſie mehrmals kurz hintereinander in dieſer Stellung ſinken, dann beſchrieb ich mit dem Zeigefinger der rechten Hand dem Rande des Floßes entlang, auf dem ich ſtand, eine flache Kurve, die ich plötzlich nach links faſt rechtwinklig wieder in die offene See verlaufen ließ. Hinrich Sörenſen begriff auch das. Er lachte: die Sache machte ihm Spaß, wie es ſchien. Er war noch etwa 25 Meter entfernt, das Segel fiel, das Boot glitt, ſich aufrichtend, in langſamer



Das neue öſterreichiſch-ungariſche Schlachtſchiff „Erzherzog Karl“. Nach einer Zeichnung von Alex Kircher werdender Fahrt heran und ſtreifte grade vor mir faſt den Rand des Floßes: ein leichter Sprung, und ich ſaß neben Hinrich auf der Bank. In demſelben Augenblick hißte er das Segel wieder, die Steuerpinne ging hart Backbord, und „Thora" drehte über Steuerbord elegant in den Wind. Tief bückte ich mich; die lange Segelſtange ging über meinen Rücken hinweg, die große Leinwand flappte ein paarmal, dann lag ſie aber ſchon feſt, und hart am Winde ſchoſſen wir hinaus. Fein ausgeführt: wir ſahen uns beide an und lachten.

„Na, wohin wollen wir, Herr?" fragte Hinrich.

Das bequemſte für mich war, ſo in der Entfernung von ein paar hundert Metern an unſerm Ufer entlang die Föhrde hinaus zu ſegeln, etwa halben Wegs nach Bläsnis, und dann mit einmal Umlegen, in der Höhe von Bögeſund wieder am Winde am andern Ufer zurück nach Lykkenis; von dort konnte mich Hinrich dann vor dem Winde in fliegender Fahrt nach Svendrup zurückbringen. Wir ſegelten dann ein langes Dreieck und brauchten dazu nur zwei Manöver. Hinrich konnte ja in Svendrup bleiben oder meinetwegen auch nach Lykkenis zurück nach Hauſe kreuzen.

In Svendrup würde er nicht bleiben, ſagte er, aber ſonſt war er mit dem Programm ganz einverſtanden. Er ließ die „Thora" einige Strich abfallen, legte die Leine um eine Acht feſter, ſo daß ihm das Ende nicht ganz loſe bei jedem Winddruck in der Hand zog und er doch bei jedem unvorhergeſehenen Ereignis in einem Nu das Segel wieder los haben konnte. Dann ſetzte er ſich ſo, daß er mit dem Rücken gegen die Ruderpinne, die ihm unter dem rechten Arm hindurch ging, lehnte, ſo daß er das nötige Steuern durch leichtes Hinüber- und Herüberneigen des Oberkörpers leiſten konnte, und zog ſeine kurze Holzpfeife heraus. Ich bot ihm von meinem hervorragend guten engliſchen Birdseye an, dann ſtopfte ich mir auch eine, und nachdem wir unſre Pfeifen an ſeinem Luntenfeuerzeug, das beſſer arbeitete als das meinige, angezündet hatten, machten wir es uns behaglich.

Es war eine wundervolle Fahrt: über Steuerbord ſah man die buchenbewaldeten Hügel von Svendrup, vor uns die weite Föhrde und links über Backbord hinaus, über die ſpielenden, glitzernden Wellen hinweg die Buchten, Spitzen und Hügel des jenſeitigen Ufers. Wir kamen ins Plaudern. Ich erzählte ihm, daß ich auf ihn gewartet hätte und zwar auf die Empfehlung ſeines Vaters hin, daß ich am Tage vorher angekommen wäre und die Abſicht hätte, über ein Vierteljahr hier zu bleiben. Ich machte ihm den Vorſchlag, recht häufig miteinander zu ſegeln. Der Mann da mit dem kurzen, aſchblonden Kraushaar, der ſcharfgeſchnittenen Naſe, den ſtahlblauen Augen unter ſchwarzen Brauen gefiel mir mit ſeinem feinen, langen Junkergeſicht. Ich ſchien ihm wenigſtens nicht zu mißfallen, er war ſehr vergnügt und ganz einverſtanden. Nur einen feſten Ausſchließlichkeitsvertrag wollte er nicht eingehen. Das ſei gar nicht nötig, meinte er, er käme faſt jeden Abend regelmäßig um dieſe Zeit hinüber nach Svendrup, immerhin könne es ſich aber einmal ereignen, daß er keine Zeit hätte, daß ihn die Fiſcherei oder ſein Anweſen abhielte, in dem er ſeit der Mutter Tode, und da der Vater doch beinahe immer abweſend wäre, nur auf die Hilfe einer alten Magd angewieſen wäre, und auch Jesperſens müſſe er hie und da helfen. Bei dem Namen Jesperſen huſchte ein feines Rot unter das aſchblonde Kraushaar. „Jesperſen?" fragte ich auf gut Glück. „Heißt ‚Thora' Thora Jesperſen?"

„Ja, Herr — meine Braut," ſagte er etwas kurz und ſtolz und fuhr fort: alſo ganz binden dürfe er ſich nicht, käme er aber ja einmal nicht, ſo würde ich leicht, wenn ich trotzdem ſegeln wollte, ein andres Boot finden, und ebenſo würde er es lieber ſehen, daß ich nicht ſegelte, bloß weil es einmal abgemacht wäre. Wenn ich keine Luſt hätte, ſollte ich ihm nur ruhig vom Dampferſteg abwinken, dann wüßte er, woran er wäre, und er fände ſchon immer einen Kunden. So ſei es für beide Teile viel bequemer. So wurde es denn auch abgeſprochen. Die Fahrt an dieſem Abend verlief ſo ruhig, ſo angenehm, ſo geradezu wundervoll und programmmäßig, daß ich nach der Rückkehr am Abend, als ich mich von Hinrich mit Handſchlag verabſchiedete, meine ausſchweifendſten Erwartungen übertroffen fühlte: ich hatte Glück in Svendrup. Dieſe Monate hier oben verſprachen eine Fülle von Genuß und ſo nachhaltige Erholung, daß man es ſchon wieder ein paar Jahre auf dieſer beſten aller Welten zwiſchen den Ellbogen und Abſätzen der lieben Zeitgenoſſen würde aushalten können.

Mit einem herzlichen „Go Jauden" ſegelte Hinrich davon. So etwas Kartoffeldäniſch floß in ſein Hochdeutſch hie und da immer wieder mit ein. Ich rief ihm meinen „Guten Abend" lachend nach und ſchlenderte ſeelenvergnügt dem Kurhaus zu, um mich mit einem doppelten holſteiniſchen Schnitzel und einer Gelbgelackten zu ſtärken. Das Schnitzel war vorzüglich, die Gelbgelackte auch, und die Regalias, die ich mir von Hamburg mitgebracht hatte, erwieſen ſich als vorzüglich: was braucht der Menſch mehr, um glücklich zu ſein?

*

Acht Tage lang war ich ſchon mit Hinrich Sörenſen ausgeſegelt, immer erſt nachmittags. Vormittags arbeitete ich bis ein Uhr, nachdem ich ganz in der Frühe mein Bad genommen hatte. Um zwei war Wirtstafel im Kurhauſe, die immer eine bis anderthalb Stunden in Anſpruch nahm. Nach Tiſch kamen dann Kaffee, Zigarre und Zeitungen an die Reihe. So war ich nie vor fünf auf der Landungsbrücke, und Hinrich hatte ſich dieſe Zeit ſchon angewöhnt. Wir hatten uns bereits gut miteinander befreundet, wir drei: „Thora", Hinrich und ich.

Seit langem war ich ſchon neugierig auf Hinrichs Braut, aber bisher hatte ich ſie noch nicht zu ſehen bekommen. Es hatte ſich noch keine Gelegenheit geboten, die mich unauffällig zum Ziele geführt hätte, ohne Hinrich meine Neugierde zu verraten. Auch machte mir das Segeln zunächſt viel zu viel Spaß, als daß ich mich hätte entſchließen können, einen erheblichen Teil der kurzen Zeit zu opfern, nur um irgendwo anders wieder am Lande zu ſitzen.

Nun habe ich aber das Faulenzen immer angenehm, nützlich und der Arbeit förderlich gefunden. So beſchloß ich denn eines ſchönen Freitags, einmal ordentlich zu feiern, und fragte Hinrich, ob er Luſt hätte, am andern Morgen ganz früh herüber zu kommen und mit mir den ganzen Tag zu ſegeln. Er war damit einverſtanden.

Am andern Morgen ſegelten wir ziemlich früh, kurz nach acht Uhr, ab. Wir hatten uns ein umfangreiches Programm vorgenommen. Zunächſt ging die Fahrt weit die Föhrde hinaus bis zur letzten Landſpitze nach Bläsnis. Bei der Dampferſtation liegt ein kleiner Wirtsgarten, unmittelbar am Strand — dort legten wir an. Ein reizendes Plätzchen. Drüben in der Ferne zog ſich die Angeler Küſte hin. Alle Dampfer, die von und nach Kiel, Lübeck, Danzig, Kopenhagen fuhren, paſſierten hier aus und ein. Heute morgen hatten wir noch beſonderes Glück inſofern, als einer unſrer Kriegsdampfer unmittelbar vor dem Garten — die Fahrrinne liegt dicht am Lande — in die Föhrde hereindampfte, Seiner Majeſtät Kadettenſchulſchiff „Condor". Der Panzer kreuzte ſeit einigen Tagen zu Schießübungen im Belt. Ich hatte den Donner ſeiner Kanonen im Laufe der Wochen verſchiedentlich aus der Ferne gehört.

Nach kurzem Frühſtück ſchifften wir uns wieder ein. Weiter hinaus in die offene See konnten wir uns, obgleich keine allzu ſteife Briſe wehte, vernünftigerweiſe mit der kleinen offenen „Thora" nicht wagen. Die Fahrt ging alſo wieder in die Föhrde hinein. Der Weſtſüdweſt blies uns faſt direkt in die Zähne, und der Wind friſchte noch immer mehr auf. Wir mußten kreuzen. Jeder Schlag ging faſt über die ganze Breite der Föhrde. Es war herrliches Wetter, aber langſam vorwärts kamen wir. Es mochte ſo gegen vier Uhr ſein, als wir auf der Höhe von Lykkenis waren. Da ſchlug ich Hinrich vor, Lykkenis anzulaufen, ich würde ganz gerne ſein Heimatsdorf kennen lernen, und man würde doch da etwas zu eſſen bekommen. Ja, meinte er, das bekäme man wohl; wenn er es den Abend vorher gewußt hätte, dann hätte er es beſtellen können, und er wäre ſogar eines recht guten Mittageſſens bei Jesperſens ſicher geweſen.

„Bei Ihren zukünftigen Schwiegereltern?"

„Schwiegermutter," entgegnete er, „der Alte iſt lang tot, aber Frau Mette Jesperſen kocht ganz gut. Wenn ich geſtern abend hätte beſtellen können, hätten wir ein ganz ſchönes Mittageſſen bekommen, ſo wird es wohl nicht viel geben, aber banket Skink läßt ſich ja immer ſchnell machen, und banket Skink iſt ja etwas ganz Gutes." Darin hatte er recht: banket Skink, geklopfter Schinken, in Ei und geriebener Semmel gewälzt und ſcharf gebraten, iſt ein ſehr beliebtes und auch höchſt löbliches Nationalgericht. (Schluß folgt)

Der Augenblick

Der Augenblick iſt alles,
Denn all das andre ſchwankt —
Laß leben mich im Augenblick,
Du zeitumſpannendes Geſchick —
Nur dafür ſei bedankt!

Denk' ich zurück die Reihe,
Was ich und alles war,
So ſcheint verworren mir die Welt,
Die dies verſpricht und jenes hält —
Der Augenblick iſt klar.

Und denk' ich, was wohl werde
Aus unſerm wirren Tanz,
Dann find' ich weder ein noch aus,
Und lieber bleib' ich hier zuhaus!
Der Augenblick iſt ganz.

Denkt ihr zurück und weiter,
Und denkt euch matt und bleich —
Ich lobe mir den friſchen Tag!
Denn was er immer bringen mag:
Der Augenblick iſt reich!

Hanns von Gumppenberg

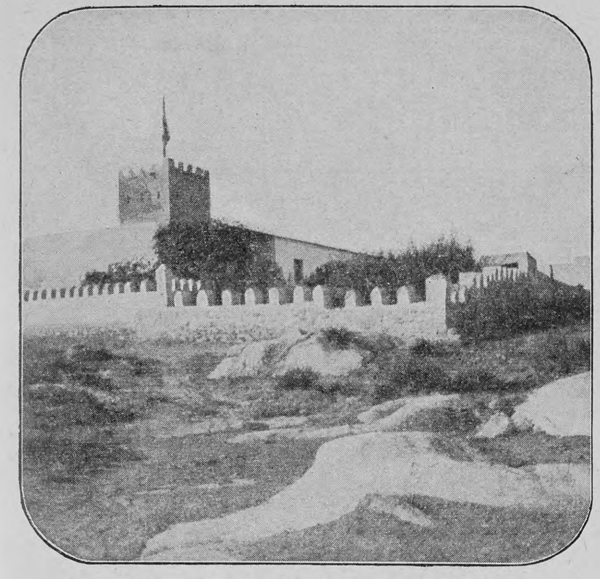
Das neue öſterreichiſch-ungariſche Schlachtſchiff „Erzherzog Karl"

(Zu dem Bilde Seite 207)

In dem neuen Linienſchiff „Erzherzog Karl" hat die öſterreichiſch-ungariſche Kriegsmarine ihr größtes Schlachtſchiff erhalten. Auf heimatlicher Werft, aus inländiſchem Material erbaut, iſt dieſes Schiff ein glänzender Beweis der Leiſtungsfähigkeit Oeſterreichs im Schiffbau. Dazu kommt noch, daß zum erſtenmal auch die Artillerie dieſes Schiffes durchwegs öſterreichiſches Erzeugnis iſt. Die Skoda-Werke in Pilſen haben ſowohl die leichten als auch die ſchweren Geſchütze geliefert. Nach dem neuen Flottenplane des Marinekommandanten Admirals Freiherrn von Spaun von 1898 ſoll die Marine Oeſterreich-Ungarns bis 1909, alſo im Laufe von vier Jahren, auf folgenden Schiffsbeſtand gebracht werden: 15 Schlachtſchiffe von 6000 bis 10000 Tonnen, 7 Kreuzer, davon 4 Panzerkreuzer von 4000 bis 7000 Tonnen, 7 Kreuzer zweiter Klaſſe von 1500 bis 2500 Tonnen, 15 Torpedofahrzeuge von 360 bis 600 Tonnen, 90 Torpedoboote von 360 bis 600 Tonnen. Außerdem ſoll die Donauflottille um 3 Monitore und 6 Patrouillenboote vermehrt werden.

„Erzherzog Karl" hat eine Länge von 118,55 Metern, die größte Breite beträgt 22 Meter, der mittlere Tiefgang 7,48 Meter. Das Deplacement beläuft ſich auf 10600 Tonnen. Das Baumaterial iſt durchweg Siemens-Martin-Stahl beſter Qualität. Der Gürtelpanzer erſtreckt ſich über 78 Meter, d. h. von der Schiffsmitte 39 Meter nach vorn reſp. achtern und reicht 1,45 Meter unter Waſſer. Seine Höhe über der Waſſerlinie beträgt 1,2 Meter. Ein gewölbtes Panzerdeck ſchließt den ganzen unteren Schiffsteil ab. Die ganze Panzerung iſt in Witkowitz erzeugt worden und hat das Gewicht von 2922 Tonnen. Die Hauptarmierung des Schiffes beſteht aus vier 24 Centimeter-Schnellladekanonen von 40 Kalibern Länge (Syſtem Skoda-Werke). Dieſe Geſchütze ſind in zwei Panzertürmen aufgeſtellt und haben einen Beſtreichungswinkel von 130 Grad nach jeder Bordſeite. Die Anfangsgeſchwindigkeit des 215 Kilogramm ſchweren Geſchoſſes iſt 750 Meter, die Durchſchlagskraft 400 Millimeter, die Tragweite 16 Kilometer. Weitere zwölf 19 Centimeter-Schnellladekanonen von 42 Kalibern Länge bilden die mittlere Artillerie. Dieſe ſind in zwei Etagen derart aufgeſtellt, daß je vier in der Kielrichtung nach vorn reſpektive nach hinten feuern und ſechs nach jeder Bordſeite. Eine ganze Anzahl Kleinkaliber-Schnellfeuergeſchütze vervollſtändigen die artilleriſtiſche Armierung.

Die Maſchinen entwickeln insgeſamt 14000 Pferdekräfte und geben dem Schiffe eine Fahrgeſchwindigkeit von 19,25 Seemeilen in der Stunde, was für ein Schlachtſchiff eine ſehr gute Leiſtung bedeutet.



Die kaiſerliche Station in Warmbad

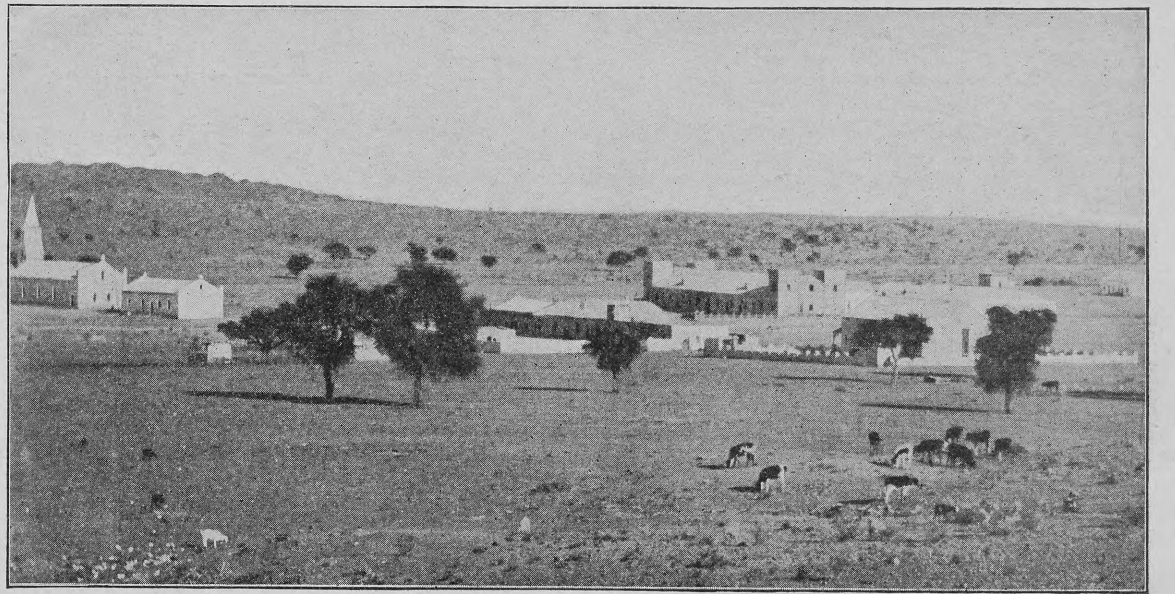
Notizblätter

Zum Aufstand in Deutsch-Südwestafrika

Wieder einmal tritt unſre älteſte, viel umſtrittene Kolonie „Südweſtafrika“ in den Vordergrund des Intereſſes. Leider iſt diesmal der Anlaß kein erfreulicher. Engliſche Kabeldepeſchen bringen allerhand ungünſtige Nachrichten aus unſerm Schutzgebiet, deren Beſtätigung vorläufig noch abzuwarten bleibt. Das eine geht aus den Meldungen nur mit Sicherheit hervor, daß der Stamm der Bondelzwaarts ſich im Aufſtand befindet und die Station Warmbad der am meiſten bedrohte Ort iſt. Warmbad liegt, wie der Name ſchon ſagt, an heißen Quellen, die ähnlich denen Windhuks ſchwefelhaltig ſind. Auf engliſchen Karten wird es auch vielfach Nisbeth bath genannt. Der Ort iſt ziemlich alt. Die Rheiniſche Miſſion hat daſelbſt einen Miſſionar angeſtellt und beſitzt ein ſchönes Miſſionshaus mit einem Garten; das Haus wurde bereits im Jahre 1805 von den Wesleyanern erbaut, 1811 aber wieder zerſtört und erſt ſpäterhin wiederhergeſtellt. Man ſieht ſchon hieraus, daß die Eingeborenen ſeit hundert Jahren unter chriſtlichem Einfluß ſtehen, ſich zum Teil ſogar zum Chriſtentum bekennen. Während meines Aufenthaltes hörte ich vom Miſſionar allerdings wenig Löbliches in bezug auf den Glaubenseifer ſeiner Schützlinge; den Eingeborenen wird auch in dieſer Hinſicht eine große Indolenz nachgeſagt, die ja überhaupt in ihrem Charakter liegt. Die Eingeborenen gehören zu dem Hottentottenſtamm der Bondelzwaarts und ſind natürlich nahe verwandt mit den Witboys und andern Stämmen der Nama. Wie ich ſelber hinreichend beobachten konnte, iſt der Stamm der Bondelzwaarts ein ganz unverfälſchter, reiner Hottentottenſtamm, der zurzeit noch eine große Anzahl Stammesgenoſſen beſitzt. Eine genaue Angabe der Kopfzahl des Stammes iſt ſchwer, da die Eingeborenen zerſtreut auf einem großen, zum Teil ſehr ſchwer zugänglichen Gebiet wohnen, jedoch iſt die kürzlich in den Zeitungen auftauchende Meldung, die von Tauſenden von Kriegern ſprach, ſicher falſch. Der Häuptling des Stammes, Willem Chriſtian, war zu meiner Zeit (1900 und 1901) ein hoher Sechziger; ich kenne den Mann als durchaus friedliebend; jeder Tätigkeit, den Krieg mit inbegriffen, abhold und dem Alkohol ergeben. Seine Reſidenz, ein kleines Haus aus Backſteinen oder Lehmziegeln, iſt in Warmbad. Hier hauſt er den größten Teil des Jahres, von Zeit zu Zeit, aber ſelten, zieht er an eine andre Waſſerſtelle, gewöhnlich nach Haib, das etwa acht Reitſtunden von Warmbad entfernt liegt. In ſeiner Umgebung ſieht man meiſtens ſeine Söhne und einige Ratsleute, auch Großleute genannt, mit ihren Familien. Bei der Unwiſſenheit, die leider noch vielfach in bezug auf unſre Kolonien herrſcht, bin ich häufig nach den „Wilden“, womit diesmal ſpeziell die Bondelzwaart-Hottentotten gemeint ſind, gefragt worden. Beſagte „Wilde“ ſprechen außer ihrer Sprache zum Teil holländiſch und engliſch, können vielfach leſen und ſchreiben und gehen Sonntags im ſchwarzen Rock zur Kirche. Auch die Umgangsformen dieſer Wilden laſſen manchmal gar nichts zu wünſchen übrig. Wenn auch ſelbſtverſtändlich nicht alle Stammesangehörigen auf dieſer Höhe ſtehen, ſo will ich nur ſagen, daß alſo von „Wilden“ in dem allgemein üblichen Sinne gar keine Rede iſt; das iſt ſchon durch den über hundertjährigen Verkehr mit Europäern ausgeſchloſſen. Der Charakter der Bondelzwaart-Hottentotten iſt im allgemeinen gutmütig; eine gewiſſe Verſchlagenheit und Hinterliſt iſt den ſämtlichen Stämmen der Nama jedoch eigen. Ich ſelber habe mich nie von dem Gedanken ganz frei machen können, daß die Leute es nicht ſo meinen, wie ſie ſich anſtellen. Außer der vorerwähnten ſteinernen Kirche und dem Miſſionshaus hatte der Ort Warmbad im Jahre 1901 nur noch wenige Gebäude. Zunächſt die Kaiſerliche Station, die unſer Bild zeigt, ferner zwei Warenniederlagen und einige Häuſer und Hütten. An weißen Bewohnern zählte Warmbad damals etwa 15 Köpfe, die Beſatzung mit eingerechnet, jedoch ſchwankte dieſe Zahl ſtets, da viel hin und her gereiſt wurde. Der Geſamteindruck Warmbads iſt für das Auge kein beſonders ſchöner. Umgeben von einzelnen ſteil aus der Ebene emporſtrebenden ſpitzen Bergen und langen Höhenzügen, liegt der kleine Ort im Revier des Houmfluſſes, der wie faſt alle Flüſſe Südweſtafrikas nur zur Regenzeit Waſſer hat. Gerade aber der Süden unſers Schutzgebietes iſt äußerſt waſſerarm, und ich habe mir erzählen laſſen, daß der Houmfluß einmal acht Jahre lang nicht „abgekommen“, d. h. überhaupt nicht gelaufen iſt. Wild zerriſſene Felſen und nur ſehr ſpärliches Grün geben dem Ort wie der ganzen Gegend ein ödes, freudloſes Ausſehen. Außerdem liegt Warmbad ziemlich abgeſchieden. Etwa ſieben Reitſtunden ſüdlich (zirka 75 Kilometer) liegt Station Ramansdrift, die ſüdlichſte des Schutzgebietes, wo ein Poliziſt ſtationiert iſt. Ramansdrift liegt am Ufer des Oranje, der gewöhnlich daſelbſt etwa 200 Meter breit iſt und ſich durch hohe, kahle und ſchwer zugängliche Gebirgszüge windet. Von Ramansdrift iſt in einem Tagesritt der Ort Steinkopf zu erreichen, von wo eine Schmalſpurbahn nach Port Nolloth führt; beide letztgenannten Orte liegen bereits in der Kapkolonie. Auch ſonſt ſind alle Entfernungen, ſelbſt für Südweſtafrika, wo man ſich aus 100 Kilometern zu Pferd weiter nichts macht, ziemlich große. Keetmanshoop, die Hauptſtadt des Südens, Sitz des Bezirkshauptmanns, Standort einer Feldkompagnie und Haupthandelsplatz, iſt von Warmbad 277 Kilometern entfernt; einzelne Reiter machen den Weg gewöhnlich in vier bis fünf Tagen. Nach der öſtlichen Grenze zu kommt man über Vellor und Wabis zur Schnitdrift, auf den Karten öfters Stolzenfels genannt; die Entfernung von Warmbad bis zu dieſer Südoſtecke beträgt zirka 115 Kilometer. Die Schnit- oder Skydrift iſt ebenſo wie die Ramansdrift eine Hauptübergangsſtelle über den Oranje; während des Burenkrieges und des Calvinia-Aufſtandes wurde die Furt von Einwanderern öfters benutzt. Etwas nördlich davon liegt Ukamas und Heirachabis. Erſteres iſt eine Farm und Unteroffizierſtation, letzteres katholiſche Miſſionsſtation. Das ganze Gebiet um Warmbad iſt wildreich, jedoch ſind es faſt ausſchließlich Springböcke, die in großen Herden auftreten. Ich habe daſelbſt die intereſſanteſten Jagden zu Pferde und zu Fuß mitgemacht. Es gelang uns zuweilen, in die flüchtende Springbockherde (von ſchätzungsweiſe über 1000 Stück) hineinzureiten, in ihr mitzureiten und vom Pferd herab zu ſchießen. Die zwei Reiter meiner Unterſtation Wabis haben einmal an einem Tage 32 Springböcke geſchoſſen. Das Fleiſch wird entweder gebraten oder gefleckt, d. h. geſalzen und in der Sonne gedörrt, wonach man es lange Zeit aufbewahren kann. Außer Springböcken ſind zahlreiche Vogelarten, darunter Patricen (Patriſchen geſprochen — eine Wachtelart), große Wildtauben u. ſ. w. vorhanden. Das wildreichſte, leider am wenigſten bekannte Gebiet liegt weſtlich von Warmbad. Es iſt dies die Gegend Haib, Uhalis, Gaibes, da, wo der Fiſchfluß in den Oranje mündet. Sie iſt ſchwer zugänglich und ſehr gebirgig, daher wird ſie wohl der Zufluchtsort der Bondelzwaarts im gegenwärtigen Aufſtande ſein, die in dieſem Teil des Diſtrikts alle Vorteile für ſich haben. Die Gegend iſt wildreich und, am Oranje und in der Nähe der Grenze gelegen, durch keine Stationen unter dauernder Kontrolle gehalten. Hier werden ſich alſo wohl die kommenden Ereigniſſe abſpielen. Wie überhaupt das ganze Schutzgebiet, ſo birgt auch der Diſtrikt Warmbad, nach der Anſicht aller Kenner des Landes, zahlreiche Mineralſchätze. Es iſt ſchon vielfach danach geforſcht worden, und zwar nicht nur ſeit der deutſchen Beſitzergreifung. Schon ſeit dem Jahre 1836 ſind, meiſtens von engliſcher Seite, die verſchiedenſten Erkundungen auf dieſem Gebiete vorgenommen worden. Auch Reſultate haben ſich ergeben, und ziemlich bedeutende Funde hat man gemacht. Kupfer, Silber und Zinn ſollen feſtgeſtellt ſein. Warum aber die Fundſtellen nicht abgebaut wurden, entzieht ſich meiner Beurteilung. Wahrſcheinlich dürften die Koſten des Betriebes größer ſein als die Ausbeute, und das kann ich mir, wenn ich alle Verhältniſſe: kein Waſſer, keine Kohle, keine billige Verbindung u. ſ. w. erwäge, recht gut denken.

Leutnant Walter Jobſt †
Kommandant von Warmbad

Ein Geſchütz der Gebirgsbatterie, die gegen die Aufſtändiſchen ausrückte



Keetmannshoop, Sitz der Bezirkshauptmannſchaft für den Süden der deutſchen Kolonie

Der Verkehr Warmbads geht, wie ſchon bemerkt, entweder über Steinkopf-Port Nolloth oder über Keetmanshoop, weniger nach andern Richtungen. Als Verkehrsmittel dient für den einzelnen das Pferd. Güter werden, wie überhaupt in ganz Südafrika, in den viel beſchriebenen Ochſenwagen befördert; daneben findet man aber zum raſcheren Fortkommen die Pferde- oder Maultierkarre, kleine zweiräderige, dem Dogcart ähnliche Fuhrwerke, die beinahe ein noch ſchnelleres Reiſen als zu Pferd erlauben. In dieſer Gegend iſt übrigens ſchon 1897 gekämpft worden, und in Ukamas befindet ſich ein kleiner Friedhof, auf dem der Leutnant von Altrock und fünf Reiter den letzten Schlaf ſchlafen, gefallen im Gefecht in der Ganſip-Schlucht, August 1897, und bei kleinen Zuſammenſtößen in dieſer Gegend. Auf jeden Menſchen von Gefühl macht dieſer kleine Friedhof, der in einer weiten, baumloſen Ebene ſo einſam und verlaſſen, aber nicht vergeſſen liegt, einen tiefen Eindruck.

F. Graf Stillfried

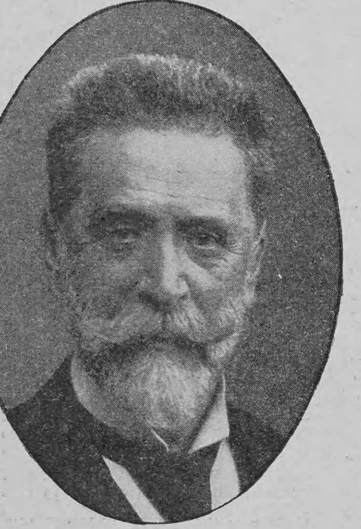
Oberleutnant im Grenadierregiment 110,
früher Diſtriktchef von Warmbad

Landſchaft bei Groendorn, nordöſtlich von Warmbad

Königin Wilhelmina von Holland in Wandsbek: Begrüßung am Bahnhof

Ludwig Passini †

Der bekannte und geſchätzte Aquarellmaler Profeſſor Ludwig Paſſini iſt am 6. November zu Venedig, einundſiebzigjährig, geſtorben. Er war ein geborener Wiener und hatte am 9. Juli 1832 als Sohn des Kupferſtechers Johann Paſſini in der Kaiſerſtadt das Licht der Welt erblickt. Nachdem er unter Anleitung des Vaters ſeine erſten Zeichenſtudien gemacht hatte, beſuchte der junge Künſtler die Wiener Akademie; 1850 ging er nach Trieſt und von dort nach der Lagunenſtadt, wo er den ausgezeichneten Aquarelliſten Karl Werner kennen lernte. Werners künſtleriſche Individualität und ſeine Schaffensweiſe wirkten ſo ſtark auf Paſſini ein, daß er ſich jenen als Vorbild nahm, ihn auf einer Reiſe durch Dalmatien und Italien begleitete, um ſich dann in Rom gänzlich der Aquarellmalerei zu widmen. Nachdem er zuerſt Architekturen gemalt hatte, wandte er ſich bald der Schilderung des italieniſchen Volkslebens zu und bekundete auf dieſem Gebiete eine ſeltene Meiſterſchaft. Seine Eigenart wurzelte im Sonnigen, Lichten und Leichten; neben dem bunten Treiben von Märkten und Aufzügen des Südens ſtellte er mit Vorliebe römiſche Kirchenſzenen dar, in denen Geiſtliche der verſchiedenen Rangſtufen, nicht ſelten mit humoriſtiſcher Auffaſſung, eine Rolle ſpielen. Später lebte Paſſini abwechſelnd in Berlin und Venedig und wurde als Darſteller von Szenen und Geſtalten aus dem Volksleben der Dogenſtadt, namentlich der venetianiſchen Frauen und Mädchen, allbekannt.



Phot. Wilh. Fechner, Berlin

Ludwig Paſſini †

Königin Wilhelmina der Niederlande bei den Wandsbeker Husaren

Die jugendliche Königin Wilhelmina der Niederlande, die bekanntlich ſeit dem 7. Februar 1901 mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin vermählt iſt, dem ſie den Rang eines niederländiſchen Prinzen verliehen hat, weilte Ende Oktober mit ihrem Gemahl auf ihrer mecklenburgiſchen Beſitzung Dobbin bei Krakow. Nachdem das hohe Paar alsdann die Großherzoginwitwe Marie von Mecklenburg-Schwerin auf Schloß Rabenſteinfeld beſucht hatte, wurde ein Abſtecher nach Wandsbek geplant zur Beſichtigung des dort in Garniſon ſtehenden (15.) Huſarenregiments, deſſen Chef die Königin Wilhelmina iſt. Anderweitige Dispoſitionen ſchienen zuerſt dieſes Vorhaben vereiteln zu wollen, jedoch gleich darauf kam die beſtimmte Ankündigung des königlichen Beſuches nach dem Hamburg unmittelbar benachbarten ſchleswigſchen Städtchen, wo nun vom Regiment wie von den ſtädtiſchen Behörden ungeſäumt alle Vorbereitungen für einen feſtlichen Empfang getroffen wurden. Am Vormittag des 5. November traf Königin Wilhelmina mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Heinrich der Niederlande, in Wandsbek ein und wurde am Bahnhofe von den Spitzen der Behörden empfangen. Die Königin hatte die Abſicht kundgegeben, eine Parade über ihr Huſarenregiment „Königin Wilhelmina der Niederlande“ (Hannoverſches, Nr. 15) abzunehmen, und fuhr mit dem Prinzen alsbald unter Begleitung einer Eskadron Huſaren durch die feſtlich geſchmückten Straßen nach dem Paradefeld. Sie fuhr dort im Wagen die Front des Regiments ab und nahm dann inmitten des Paradefeldes Aufſtellung, worauf das Regiment zunächſt im Schritt und dann ſchwadronsweiſe im Trab vorüberzog. Unter den brauſenden Hochrufen der zahlreich verſammelten Zuſchauer begab ſich das hohe Paar ſodann zu einem Beſuch des Regimentskommandeurs Oberſtleutnant v. Zitzewitz.

Viktoria - Luise - Kinderheilstätte vom Roten Kreuz in Hohenlychen

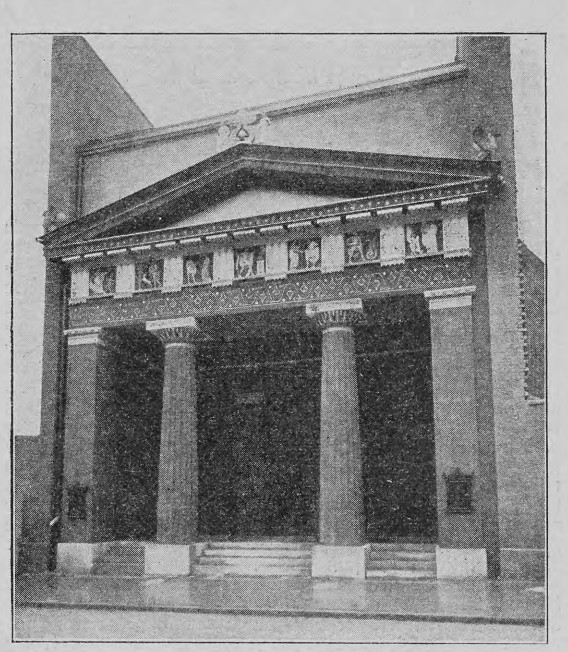
Vornehmlich für Berliner Kinder iſt die Viktoria-Luiſe-Kinderheilſtätte vom Roten Kreuz in Hohenlychen beſtimmt, die kürzlich durch den Vorſtand der Abteilung für Kinderheilſtätten des Volksheilſtättenvereins vom Roten Kreuz, an deren Spitze Frau Staatsminiſter v. Thielen ſteht, gemeinſam mit Teilnehmern an der gerade in der Reichshauptſtadt tagenden Verſammlung von Tuberkuloſe-Aerzten beſichtigt wurde. Mit dieſer Beſichtigung war die feierliche Uebergabe des Schlüſſels zu dem ſoeben fertiggeſtellten Wirtſchaftsgebäude verbunden. Als die Anſtalt vor zwei Jahren ins Leben trat, ſtanden nur Döckerſche Baracken zur Verfügung, die inzwiſchen mit Hilfe mehrfacher Spenden durch feſte Baulichkeiten erſetzt werden konnten. Als ſolche ſind gegenwärtig vorhanden: das Wirtſchaftshaus mit Speiſeſaal, ein Schlafſaal, ein Kaſino mit Küche und Speiſeſaal und das Maſchinenhaus. Außerdem iſt auf einem Gelände in der Nähe der Heilſtätte das Gebäude für die ländliche Kolonie „Königin Luiſe-Andenken“ entſtanden. Nach der feierlichen Schlüſſelübergabe, bei der Profeſſor Pannwitz dem Vorſtande der Abteilung für Kinderheilſtätten, allen Förderern der Sache und den bauausführenden Firmen dankte, vereinigte man ſich im Speiſeſaal der Heilſtätte zu einem Mittagsmahl, bei dem der Vorſitzende des Volksheilſtättenvereins, Vizeoberzeremoniemeiſter der Kaiſerin, v. d. Kneſebeck, einen Ueberblick über die Aufgaben, die der Verein ſich ſtellt und wie dieſe gewachſen ſind, gab.

Bühne

Auf eine kurze Periode erfreulichen Aufſchwungs iſt auf den deutſchen Bühnen ziemliche Dürre gefolgt, indeſſen läßt ſich auch Angenehmes berichten. In München wurde unter Leitung von Ernſt Schrumpf (früher am Stuttgarter Hoftheater) und Carl Rüthling das Neue Volkstheater eröffnet, ein ſchmuckes Haus, im Aeußern vom Architekten C. Tittrich einem altgriechiſchen Tempel nachgebildet und im Innern von anheimelnder Traulichkeit. Nach den bisherigen trefflichen Darbietungen läßt ſich für die Zukunft Günſtiges in Ausſicht ſtellen. — Im Deutſchen Schauſpielhauſe zu Hamburg fand das Versſpiel „Wann wir altern“, ein liebenswürdiges Rokokoſtückchen von Oskar Blumenthal, ungeteilten Beifall, während das Drama „Das heilige Leben“ von Hennie Raché infolge der techniſchen Mängel nicht zur rechten Geltung kam. Auch im Hamburger Thalia-Theater erwies ſich die Komödie „Neukunſt“, in der Georg Büchner und Wilhelm Viebeg eine Satire auf die Auswüchſe der modernen Kunſtbewegung zu ſchreiben gedachten, nur als halber Erfolg, und völliges Fiasko erlitt auf derſelben Bühne die Geſangsburleske „Die Tugendwache“ von Artur Lippſchütz und Friedmann Frederich. Hamburgs Nachbarſtadt Altona nahm das Luſtſpiel „Nur kein Leutnant“ von Wilhelm Wolters und Jesko von Puttkamer wohlwollend auf. Nur Verwunderung rief im Stadttheater zu Bremen mit einer neuen, „Sprechoper“ betitelten Kunſtgattung Theodor Gerlach hervor. Seine im Texte den Nordſeeliedern Heinrich Heines nachgebildeten „Liebeswogen“ ſchäumten nicht. — Großen Beifalls erfreute ſich in Weimar das Drama „Heinrich von Ofterdingen“ von Fritz Lienhard. Das Werk bildet den erſten Teil einer bereits im Druck erſchienenen Wartburg-Trilogie.

— Im Carl-Theater zu Wien erntete die Operette „Das Marktkind“ von Auguſt Stoll vielen Beifall. Die Kritik meint freilich, daß die Muſik lange nicht ſo gefällig ſei, als ſich das Publikum erwieſen habe. Mit gutem Glück wurden ferner aufgeführt: „48 Stunden Urlaub“ von Bernhard Buchbinder im Raimund- und „Ein Wiener Fabrikmädel“ von Fritz Lunzer im Jantſch-Theater. Von drei Einaktern, die das Joſefſtädter-Theater brachte, fand die Komödie „Wenn die Flocken fallen“ von Klara Eyſell-Kilburger (Frau Viktor Blüthgen) den meiſten Beifall.

— Ein Kunſtſtück, freilich nicht zu ſeinem Ruhme, hat Hermann Heyermanns in Amſterdam zuwege gebracht. In ſeinem Einakter „Der junge Jan“, das eine Gerichtsſzene vorführt, ſchrieb er dem Schauſpieler Henri de Vries nicht weniger denn ſieben Rollen auf den Leib. Es handelt ſich dabei um die Entlarvung eines Brandſtifters, und ſämtliche ſieben Zeugen werden von dem genannten Mimen dargeſtellt.



Das neue Volkstheater in München

— Alt-Heidelberg kommt jetzt auch als Ballett angehüpft, und in Kopenhagen iſt dies Wunder geſchehen. „Perkeo oder das wunderbare Weinfaß“ betitelt ſich die vom Ballettmeiſter Chriſtenſen auf die Beine gebrachte Neuheit, zu der Julius Oſiir die Muſik geſchrieben hat.

— Im Gaîté-Theater zu Paris ſprach die Oper „La Flamenca“ von Lucien Lambert nur wenig an. Der Text bietet ein Gemiſch aus den Opern „Carmen“ und „Lakhmé“, und die Häufung kubaniſch-ſpaniſcher Tanzweiſen wirkt ermüdend.

Phot. Hermann Boll

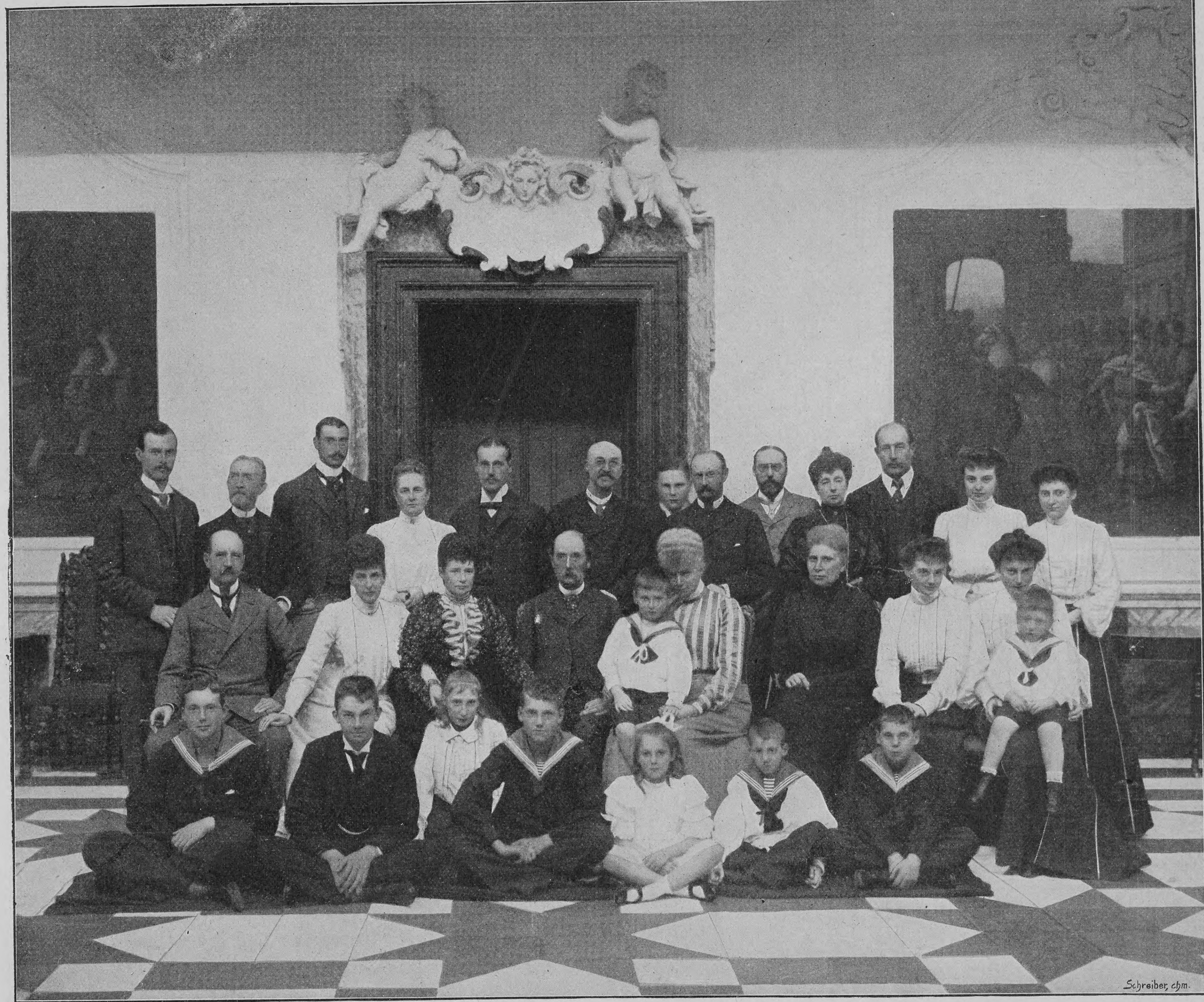
Frau Miniſter v. Thielen Handelsmin. Möller

Die Einweihung der Viktoria-Luiſe-Kinderheilſtätte vom Roten Kreuz in Hohenlychen

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 9


Schreiber, chm.

Untere Reihe: Prinz Aage von Dänemark — Prinz Ernſt Auguſt von Cumberland — Prinzeſſin Dagmar von Dänemark — Prinz Axel von Dänemark — Prinzeſſin Margarete von Dänemark — Prinz Viggo von Dänemark — Prinz Erich von Dänemark. — Mittlere Reihe: König Georg von Griechenland — Königin Alexandra von England — Kaiſerinwitwe von Rußland — König Chriſtian IX. — Prinz Frederik von Dänemark — Herzogin Thyra von Cumberland — Kronprinzeſſin Luiſe von Dänemark — Prinzeſſin Cäcilie von Mecklenburg-Schwerin — Prinzeſſin Alexandrine von Dänemark — Prinz Knud von Dänemark. — Obere Reihe: Prinz Georg Wilhelm von Cumberland — Prinz Johann von Schleswig-Holſtein — Prinz Chriſtian von Dänemark — Königin von Griechenland — Großfürſt-Thronfolger von Rußland — Herzog Ernſt Auguſt von Cumberland — Prinz Guſtav von Dänemark — Kronprinz Friedrich von Dänemark — Prinz Waldemar von Dänemark — Prinzeſſin Waldemar von Dänemark — Prinz Georg von Griechenland — Prinzeſſin von Cumberland — Prinzeſſin Thyra von Dänemark

Zum Doppeljubiläum am däniſchen Hofe: König Chriſtian IX. im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel

Es iſt wohl kaum jemals in der Weltgeſchichte vorgekommen, daß, nur getrennt durch einen Zeitabſtand von 14 Tagen, zwei Mitglieder desſelben Fürſtenhauſes, Vater und Sohn, das Jubiläum einer vierzigjährigen Regierung feiern konnten. Am 30. Oktober 1863 landete der jetzige König von Griechenland Georg I. im Piräus und übernahm am folgenden Tage die Herrſchaft über das Volk der Hellenen, und am 15. November 1863 trat ſein Vater Chriſtian IX., nachdem Friedrich VII. geſtorben war, die Regierung in der däniſchen Monarchie an. Der Thronfolger ſtand urſprünglich der Krone ziemlich fern. Er war als Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg geboren, und erſt dadurch, daß er nach ſeiner Vermählung mit einer heſſiſchen Prinzeſſin, einer Nichte des Königs Chriſtian VII., ſeinen Aufenthalt dauernd in Kopenhagen nahm, wurde er eigentlich zum Dänen. Während aber die Thronbeſteigung ſeines Sohnes für Griechenland den Beginn einer verhältnismäßig glücklichen Epoche bedeutete, brachte er doch ſeinem Volke als Morgengabe den Beſitz der ioniſchen Inſeln mit, ſo entfeſſelte gerade der Regierungsantritt Chriſtians IX. ſchwere Stürme für das kleine nordiſche Reich. Am 18. November mußte er, dem Drange der Kopenhagener Bevölkerung weichend, die eiderdäniſche Verfaſſung beſtätigen, wodurch das Herzogtum Schleswig mit dem Königreich völlig verſchmolzen wurde. Das war das Signal zum Ausbruch des Krieges, in dem die beiden meerumſchlungenen Herzogtümer endgültig für Dänemark verloren gingen. — Heute iſt der däniſche Königshof die gaſtliche Fürſtenherberge, und in den vielen Schlöſſern inmitten der grünen Buchenwälder Seelands am blauen Sund treffen ſich Jahr für Jahr die zahlreichen Fürſten und Fürſtinnen, die alle durch mehr oder minder enge Bande der Verwandtſchaft mit dem greiſen König Chriſtian IX. und ſeinem Hauſe verknüpft ſind.

Die däniſche Königsreſidenz Fredensborg

Literatur

Die mächtige Bewegung, zu der Friedrich Delitzſch mit ſeinen Vorträgen über Babel und Bibel den Anſtoß gegeben, wirkt noch immer in den Gemütern nach — ein Beweis, wie ſehr in unſern Tagen wieder Fragen religiöſer Natur in ihrer Wichtigkeit für die geſamte Weltanſchauung erkannt werden. Wie ſchon der erſte Vortrag des berühmten Aſſyriologen in vielen Tauſenden von Exemplaren Verbreitung gefunden hat, ſo werden auch vom zweiten, am 12. Januar d. J. gehaltenen, immer neue Auflagen nötig: es iſt ſoeben eine neue, durchgeſehene Ausgabe erſchienen (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt), die auf dem Titel den Vermerk trägt: 41. bis 45. Tauſend. Das ſind beredte Zahlen; ſie erzählen an ihrem Teil davon, wie wenig im Kampf der Geiſter ein mutiges, um der Sache willen und aus der Sache herausgeſprochenes Wort durch orthodoxe Verdammungsurteile unterdrückt oder auch nur aufgehalten werden kann.

— So viel und ſo gewichtige Gründe auch gegen unſre heutigen Kunſtausſtellungen geltend gemacht werden, ſie ſind nun einmal ſo wichtige Erſcheinungen im modernen Kunſtleben, daß, wer mit abgewandtem Blicke an ihnen vorbeigehen wollte, ſich ſchwer oder überhaupt gar nicht über die zeitgenöſſiſche Kunſtbewegung würde orientieren können. Dagegen wird eine Ueberſicht über die bedeutendſten Kunſtwerke, die innerhalb eines Jahres auf den verſchiedenen Kunſtausſtellungen dem Publikum gezeigt werden, ein beſonders für die Zukunft wichtiges und intereſſantes Bild von dem jeweiligen Stand der künſtleriſchen Leiſtungen geben. Es war darum ein glücklicher Gedanke der Verlagsanſtalt F. Bruckmann in München, das Hervorragendſte der Kunſt-„Jahresernte“ in einer eignen Publikation zuſammenzufaſſen, in der einfach die Reproduktionen der betreffenden Werke, in techniſch meiſt vorzüglicher Wiedergabe, nach den Ausſtellungsorten geordnet, in einem hübſchen handlichen Band dem Beſchauer vorgeführt werden. In dieſem Herbſt iſt nun ſchon der zweite Jahrgang dieſer Veröffentlichung erſchienen, er trägt den Titel „Die Kunſt des Jahres. Deutſche Kunſtausſtellungen 1903“, und gibt nicht weniger als 275 Abbildungen zu dem ſehr mäßigen Preis von 5 Mark. Wir wollen nicht verfehlen, anzumerken, daß der Titel in dieſem Jahr ſich als inkorrekt herausſtellt; liegt doch in dieſer Rüge zugleich eine neue Empfehlung: außer den deutſchen Kunſtausſtellungen, zu denen man, auch ohne Alldeutſcher zu ſein, die in Wien immerhin ohne Bedenken rechnen wird, iſt auch die Internationale Ausſtellung in Venedig berückſichtigt. Das iſt eine dankenswerte Erweiterung des Rahmens der Publikation, und wir begrüßen ſie in der Hoffnung, daß der kleine Lapſus, der dem Verlag im Titel des Buches unterlaufen iſt, diesmal noch keine internationalen Verwickelungen nach ſich ziehen wird!

— Große Beliebtheit hat ſich in kurzer Friſt die von der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart herausgegebene „Deva-Romanſammlung“ erworben, die eine quellende Fülle verſchiedenartigen und feſſelnden Unterhaltungsſtoffes unter Bedingungen bringt, wie ſie anderswo nicht geboten werden (der Band geheftet 50 Pfennig, gebunden 75 Pfennig). In der ſoeben erſchienenen neuen Folge iſt beſonders reich unſre heimiſche Literatur vertreten, und zwar eröffnet den Reigen kein geringerer denn Richard Voß. Der berühmte Dichter führt in der Titelheldin ſeines Romans „Juliane“ eine edle Frau vor, die einen Irrtum des Herzens hart büßen muß und zugunſten ihrer Kinder die ſchwerſten Opfer bringt. Daß ſie nicht vergebens waren, iſt ihr Troſt für die kommenden Tage. In die vornehmen Geſellſchaftskreiſe verſetzt uns Agnes Harder mit dem Roman „Unter goldenem Joch“. Mannigfach den Schauplatz wechſelnd, dorthin, wo das prunkende Leben der oberen Zehntauſend ſich entfaltet, berichtet die Erzählung von den Schickſalen zweier ungleichartiger Schweſtern und klingt in der goldenen Lehre aus, daß das kleine Glück doch das beſte iſt. Unter dem Titel „Närriſche Käuze“ vereinigt Paul Oskar Höcker ſechs Geſchichten, die größeren Teils von ſprudelndem Humor erfüllt ſind, während in den andern ein ſinniger Ernſt vorwaltet. Einige davon dürfen den Perlen der erzählenden Kleinkunſt zugerechnet werden. Das Gleiche läßt ſich den Novellen „Von ſeltſamen Leuten“ nachrühmen, in denen Lotte Gubalke ihre Meiſterſchaft in ſcharfer Charakteriſtik bewährt. Auch hier finden wir neben Geſchichtchen voll ſprühender Laune andre von ernſterer Stimmung, alle aber ſind durchweht von dem Hauche gewinnender Liebenswürdigkeit. In das Pharaonenland geleitet uns Karl Herold mit ſeiner ergötzlichen Erzählung „Die Orden des Prinzen Riza“. Drollig berichtet er von den Verlegenheiten, in die durch dieſe pompöſen Auszeichnungen ein wackerer Deutſcher gerät, und entwirft zugleich anſchauliche Bilder von dem bunten internationalen Treiben in Kairo. Eine elegiſch ausklingende Erzählung, „Fatum“ betitelt, ſchließt den Band.

Cailler's
Grösster Absatz der Welt
Milch — Chocolade ....

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)

bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**

*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*

Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!

Neuester Hutkoffer

Mädler's Patent, D. R.-Pat. Nr. 85676.

Der einzige Koffer aus patentierter Rohrflachsplatte, welcher **Damenhüte** auf Reisen vor Druck schützt. Mit Schubriegelschloss, 1 Einsatz und je nach Grösse mit 1 bis 6 gesetzlich geschützten Huthaltern. Der Koffer zeichnet sich besonders durch Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit aus.

Nr.	Länge cm	Breite cm	Höhe cm	Preis M.	
941.	40	30	30	27.—	ohne Halter.
947.	50	26	39	35.—	m. 4 Haltern.
948.	50	34	39	40.50	„ 6 „
949.	55	34	42	45.50	„ 6 „
950.	60	40	50	62.50	„ 6 „

Desgl. in einfacherer Ausführung:

Nr	Länge cm	Breite cm	Höhe cm	Preis M.	
971.	40	30	30	12.75	ohne Halter.
973.	50	34	39	14.75	„ „
974.	55	34	42	15.75	„ „
977.	50	26	39	18.75	m. 4 Haltern.
978.	50	34	39	22.25	„ 6 „
979.	55	34	42	23.25	„ 6 „
969.	60	40	50	33.—	„ 6 „

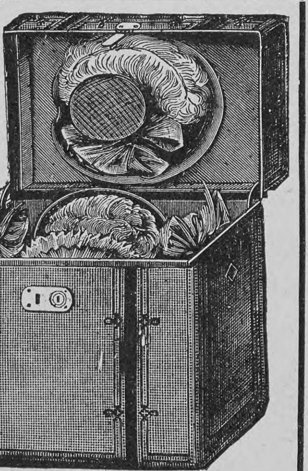
(**Hutkoffer** für mehrere Herrenhüte von M. **32.**— an.)

Illustr. Preisliste gratis u. franko.

Meine Fabrikate sind zu beziehen **nur** durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Verkaufslokale: **LEIPZIG,** Petersstrasse 8. **BERLIN,** Leipzigerstr. 101/102. **HAMBURG,** Neuerwall 84.



Soennecken's Schreibwaren

Beste Geschenke

Goldfüllfedern Nr 544: 12 Mk
Rundschrift z. Selbst-Unterr. m. Federn: M 2.50
Briefordner Nr 753 A für Haushalte: 2 Mk
Schräge Schreibmappen Nr 75: 6 Mk
Bücherstützen Nr 344 für den Schreibtisch. 5 Mk
Tintenfässer 293 M (1 Glas) M 2.50 294 M (2 Gl.) 3.50
Schreibtischkalender Nr 266: M 3.50
Ideal-Bücherschränke beliebig vergröſserba
Schreibtische m. Centralverschl. * Aktenschränke

*Ueberall vorrätig, wo nicht, Lieferung direkt und innerhalb Deutschlands von 3 M an frei * Preisliste kostenfrei*

F. SOENNECKEN Schreibw.- u. Schreibmöbel-Fabr. **BONN** * **BERLIN** Taubenstr. 16-18 * **LEIPZIG** * **WIEN IV** Mühlg. 20

Meßmer's 1903er Thee

in 100,000 Familien und an deutſchen Hofhaltungen tägl. getrunken. Probepackete 60 u. 80 Pfg.

Cederlunds

allein ächt

GENUINE CALORIC PUNCH

Feinste Marke.

Haupt-Niederlage für Deutschland: Carl v. Freidenfelt, Lübeck.

Neuheiten der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Ricarda Huch,

Von den Königen und der Krone.

Roman. Geheftet M. 4.—. Gebunden M. 5.—.

Dieſes neue Werk offenbart in jeder Zeile die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Geſtaltungskraft; es iſt ganz und gar perſönlichſte Kunſt und feſſelt ebenſoſehr durch die Kraft der Charakteriſtik wie durch die Feinheit der pſychologiſchen Beobachtung.

Ernst Zahn,

Schattenhalb. Drei Erzählungen.

Geheftet M. 4.50. Gebunden M. 5.50.

Auch in dieſen Erzählungen erweiſt ſich der Dichter wieder als Meiſter in der Charakteriſierung ſeiner Geſtalten, die er lebenswahr vor das Auge des Leſers rückt, wie nicht minder groß in der Kunſt der Naturſchilderung ſeiner Heimat.

John Bigelow,

Das Geheimnis des Schlafes.

Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Der Verfaſſer führt mit zwingender Logik den Nachweis, daß der Schlaf kein Zuſtand abſoluter Ruhe iſt. Den Standpunkt des bibelgläubigen Chriſten wahrend, entwickelt er dabei ſo viel Geiſt, Scharfſinn und Gelehrſamkeit, daß ihm jeder Leſer mit lebhaftem Anteil folgen wird.

Jede Docke trägt diese Schutzmarke.

Hollins'

echt englisches

Vigogne Strickgarn,

für Hand- und Maschinenstrickerei,

sehr haltbar, angenehm und gesund, **läuft nicht ein!**

Ueberaus luſtig kommt uns Teo von Torn, der in kurzer Zeit ſich den beliebteſten Militärhumoriſten ebenbürtig an die Seite geſtellt hat, in ſeinem „Garniſonſchreck“ und den beigefügten kleinen Geſchichten. Alle atmen ſie fröhlichen Soldatenhumor, und nicht nur diejenigen, die ſelber den „bunten Rock“ getragen oder noch tragen, ſondern auch andre Leſer werden daran ihr volles Behagen finden. Als ein Kriminalroman von höchſter Spannung ſtellt ſich die Erzählung „Rotes Haar“ von Paul Weiſe dar. In dramatiſcher Steigerung entwickelt ſich die Handlung, und geſchickt iſt die Löſung des dunkeln Rätſels bis zum Schluß aufgeſpart. — Aus der fremden Literatur bringt die neue Folge der Deva-Sammlung drei Novellenbände. Als ein Künſtler feinſter Art offenbart ſich Henri de Régnier in ſeinem Buche „Seltſame Liebſchaften“. Er ſchöpft ſeine Stoffe aus der italieniſchen Vorzeit wie aus den Tagen des ancien régime ſeiner Heimat, und überall weiß er durch die Eigenart des Vorwurfs wie durch die pſychologiſche Entwicklung ungemein zu feſſeln. Ein ſchwermütiger Hauch ruht über den Werken zweier polniſcher Autoren: „Sibiriſche Novellen“ von Adam Szymanski und „Leben und Leiden“ von Marya Konopnicka. Der erſtere Band ſchildert packend das ſchwere Geſchick unglücklicher Verbannter, während der andre feſſelnde Szenen aus dem polniſchen Volksleben vorführt; hinzugefügt iſt hier ein ergreifendes Sittenbild aus der Schweiz. Auf die äußeren Vorzüge der inhaltlich ſo reichen Deva-Sammlung haben wir ſchon früher hingewieſen.

— „Aus Urgroßmutters Garten. Ein Frühlingsſtrauß aus dem Rokoko“ betitelt ſich ein bei C. Reisner in Dresden erſchienener, überaus ſchmuck und ſtilvoll ausgeſtatteter Band Lyrik des 18. Jahrhunderts, den Arno Holz zuſammengeſtellt hat. Weißer Einband mit Goldpreſſung, die, wie auch der Goldſchnitt, in mannigfachen Farben ſpielt, buntes Vorſatzpapier nach altem Rokokomuſter, Titelblatt, Kopfſtücke und Schlußvignetten aufs genaueſte nach alten Holzſtöcken reproduziert — alle dieſe Aeußerlichkeiten ſchon verſetzen uns ganz in die zierlich philiſtröſe, geſpreizt anmutige Welt des Rokoko. Und gar die Gedichte, in denen Damon und Phyllis die ſüßen Reizungen verliebter Schwermut und wohlſchmeckender Küßgen ſingen, in denen der geſetztere Mann die Freuden des ſokratiſchen Bechers (aber des Wein-, nicht des Schierlingsbechers) preiſt, in denen der Landmann das beſcheidene Glück des Dorfes gegenüber dem unzufriedenen Prunk des Stadtlebens rühmt — ſie laſſen uns wirklich von einem alten Rokokogarten träumen, auf deſſen wohlabgezirkelten Beeten Muskathyazinthen und Goldlack duften und in deſſen ſchattiger Geißblattlaube vielleicht ein „artiges Mädgen“, in einem Band Gleim oder Uz oder Hagedorn blätternd, den Erkorenen ihres Herzens erwartet. Aber mitten unter den Levkojen und Balſaminen und Tulpen ſteht ein Roſenſtock, voll ſchwellender Knoſpen: die Lyrik des jungen Goethe, die, zu voller Blüte entfaltet, mit ihrem Glanz und Duft das harmlos künſtliche Reich des Rokoko verblaſſen machen ſollte. Urgroßmutters Garten iſt verſunken, aber wenn ein Dichter, wie Arno Holz, ſelbſt ein „Meiſter Autor“, nach Wilhelm Raabes Wort den Garten, der verſunken iſt, wieder aus der Tiefe hebt, freuen wir uns an der halbverblichenen Farbenpracht, an dem letzten ſchwachen Wohlgeruch ſeines verſchollenen Flors, und legen gern den „Blumenſtrauß aus dem Rokoko“ einem literariſchen Feinſchmecker, der ihn mit Behagen zu Wuſtmanns „Liederbuch für altmodiſche Leute“ ſtellt, oder einem „holden Kinde“ — ſofern es nicht allzu prüde iſt — unter den Weihnachtsbaum.

— Von dem Hausſchatz älterer Kunſt, den die Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt in Wien herausgibt, ſind die Lieferungen 18 und 19 erſchienen. Sie umfaſſen wieder eine Anzahl von vorzüglichen Radierungen nach wenig bekannten Gemälden alter Meiſter. Rubens iſt diesmal durch das Schlußbild des berühmten Decius Mus-Zyklus der Liechtenſteinſchen Galerie, die Leichenfeier des Decius Mus darſtellend, vertreten, Murillo durch eine prächtige Madonna mit Miſſionären, Tiepolo durch eine ſchwungvolle Verklärung Mariä, Terborch durch ein anmutiges Sittenbild, Hals durch ein kühn behandeltes männliches Bildnis. Auch die übrigen Blätter enthalten köſtliche Werke, Gemälde von A. van Oſtade, David Teniers d. J., Willem van der Velde, S. Koninck und Jakob Ochtervelt. Mit der nun noch folgenden 20. Lieferung, der ein erklärendes Verzeichnis der einzelnen Blätter beigelegt werden wird, gelangt dieſe auf das Intereſſe weiteſter Kreiſe berechnete Publikation zum Abſchluſſe.

Sanatogen
zur Stärkung der Nerven
zur Kräftigung des Körpers.
Illustrierte Broschüre auf Wunsch gratis und franko.
BAUER & Cie., Berlin SW. 48.

Arco
Wärmster klimatischer Curort Südtirols nächst dem Gardasee. Hauptstation der reizenden Mori-Arco-Riva-Bahn. Saison Oktober—Mai. Palmen, Oliven, Lorbeer u. Orangen. Neue Winteranlagen u. grosse Wandelhallen, staubfreie Promenaden, tägl. **2mal Curconcerte.** Grosser Festsaal, Reunions. Alle Gattungen Bäder. **Kaltwassercuren, Inhalatorium. Hôtels und Pensionen.** Privatvillen mit vermietbaren Familienwohnungen. Kath. u. evang. Gottesdienst. **Telefon zwischen Arco—Trient—Roveredo etc.** Elektr. Beleuchtung. Neue Hochquellenleitung. Prospekte u. Auskünfte durch die **Curvorstehung.**

Ueberraschende Neuheiten
sind in hervorragender Auswahl eingetroffen.

Neue, beliebte
Echt Silber
Damen-Handtaschen
800/1000 gestempelt,
mit geschmackvollen Bügeln u. Kette,
M. 20.—, 22.50, 25.—, 27.50, 30.— u. s. w.

Cavalierketten
Tula-Silber mit vergoldeten Zwischenteilen. Sehr elegant. M. **10.**—.

Mit **14kar. Gold** im Feuer vergoldet, von **Echt** nicht zu unterscheiden, mit 5jähriger schriftlicher Garantie. M. **4.**—.

Neueste Hauptpreisliste mit vielen Illustrationen kostenlos.
Albert Rosenhain **Berlin SW.**
Leipzigerstr. 73/74
am Dönhofsplatz.

Bei Bedarf von Tel. Adr. Austernbank.
feinsten holländischen Austern
& Caviar
wende man sich an **Adolph Weber & Sohn**, Hamburg I.
Weihnachtsaufträge erbitten rechtzeitig.

PHOTOGR. APPARATE
Grösste Auswahl in nur erstklassigen Fabrikaten
Verkauf streng zu Original-Fabrikpreisen
Auch bei Teilzahlung keine Preiserhöhung
G. Rüdenberg jun., Hannover
Ill. Preisliste Nr. 1A über phot. Apparate Nr. 17 über Prismengläser kostenfrei
PRISMEN-FERNGLÄSER

Nur das Beſte

was in **Heidſchnucken: Fellen für Vorlagen** exiſtiert, liefere ich. Preis von 3.50 an bis 7.50 per Stück. Ausführliche Preisliſte und Anerkennungsſchreiben frko. zu Dienſten.
Heinrich Baden, Walsrode N.W. 19.
Telephon No. 20.

Rudolph Hamann,
Löwenberg, Schles. 6,
liefert echten, reinen
Blüthen-Honig
in anerkannt feinsten Qualitäten
franco gegen Nachnahme
i. Postdos. von **Netto** 9 Pfd. Inhalt.
Qualität I. ℳ. **8.40**
„ II. „ **7.25**
Reiner Honig ist Medicin!

Ges. geschützt.
NASOL
Bestes **Schnupfenmittel** der Welt.
— In allen Apotheken. —
Dr. E. Krause, Leipzig.
(citronens. Mentholäther.)

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer
Hausfrauen ersparen daher Zeit u. Geld.
Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. Reinlichhaltung, die bei Kochk. unmöglich ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. **E. Blasberg & Co., Düsseldorf** oder deren Niederl. **Berlin, Schützenstr. 36.**

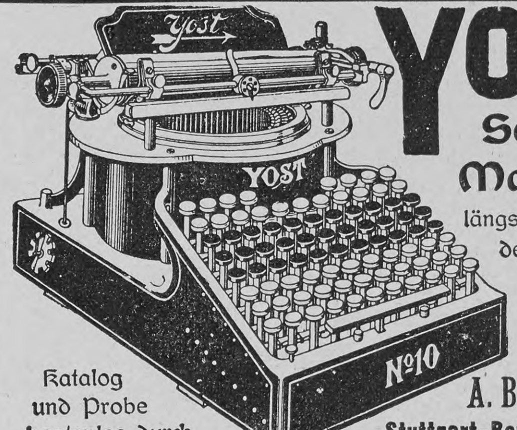
Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.

Das ist die Firma, welche die prachtvollen, luftreinigenden, selbsttätigen Zimmerfontänen in unübertroffener Auswahl seit langen Jahren fabriziert.
Prachtkatalog B gratis.
Geschenk von dauerndem Wert!

Die echten
Frankf. Brenten, Bethmännchen, Quittenpast., Quittenwürste und Echte Offenbacher Pfeffernüsse
(Probekistchen zu 5 u. 10 Mk.) empfiehlt
Erste Frankfurter Brentenfabrik
Heinrich Kurtz, Frankfurt a. M.

Georg Brühl, Kötzschenbroda 4

Weltbekannte Züchterei feinster tieftourenreicher **Kanarien-Edelroller,** neuest. Gesangsrichtung, präm. m. gold. Medaillen, Versand u. Garant. f. Wert, leb. Ankunft à St. 8, 10, 12, 15, 20, 25 bis 30 Mk. unter Nachn. auf 8 Tage Probez. Ia. Zuchtweibchen 2 Mk. Preisliste m. Dankschreiben gratis.



YOST
Schreib-Maschine,
längst bewährt, mit den modernsten Neuerungen, übertrifft jede Erwartung.
Katalog und Probe kostenlos durch
A. Beyerlen & Co.
Stuttgart-Berlin-Karlsruhe.

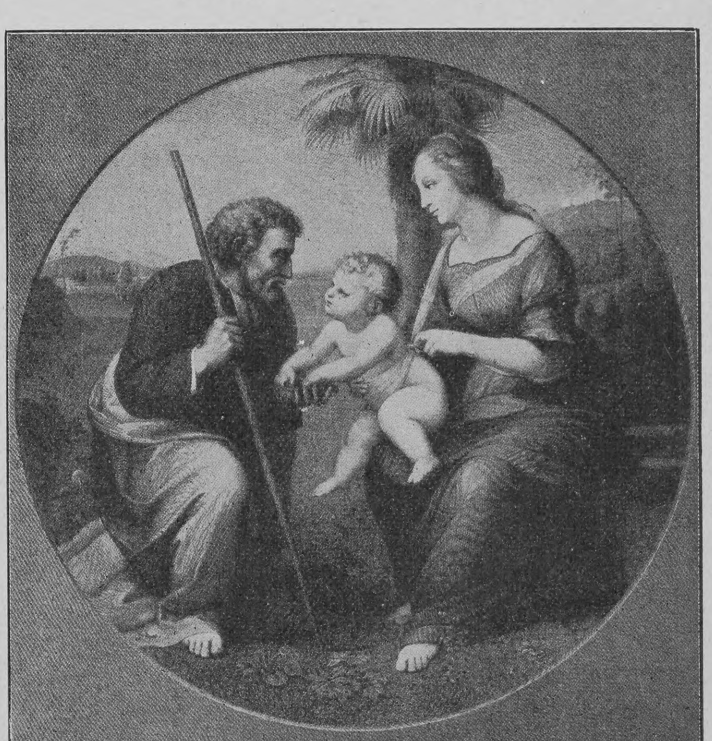
Schweizer Stickerei
für **Wäsche-Ausstattungen**
aller Art (Festons und Einsätze).
Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl.
Eigene Fabrik. Billigste Preise.
Directer Versandt an Private. Ware zollfrei.
Bitte Musterkatalog verlangen.
Briefe nach der Schweiz 20 ₰, Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In Kürze gelangt zur Ausgabe:
Klassiker der Kunst
in Gesamtausgaben.

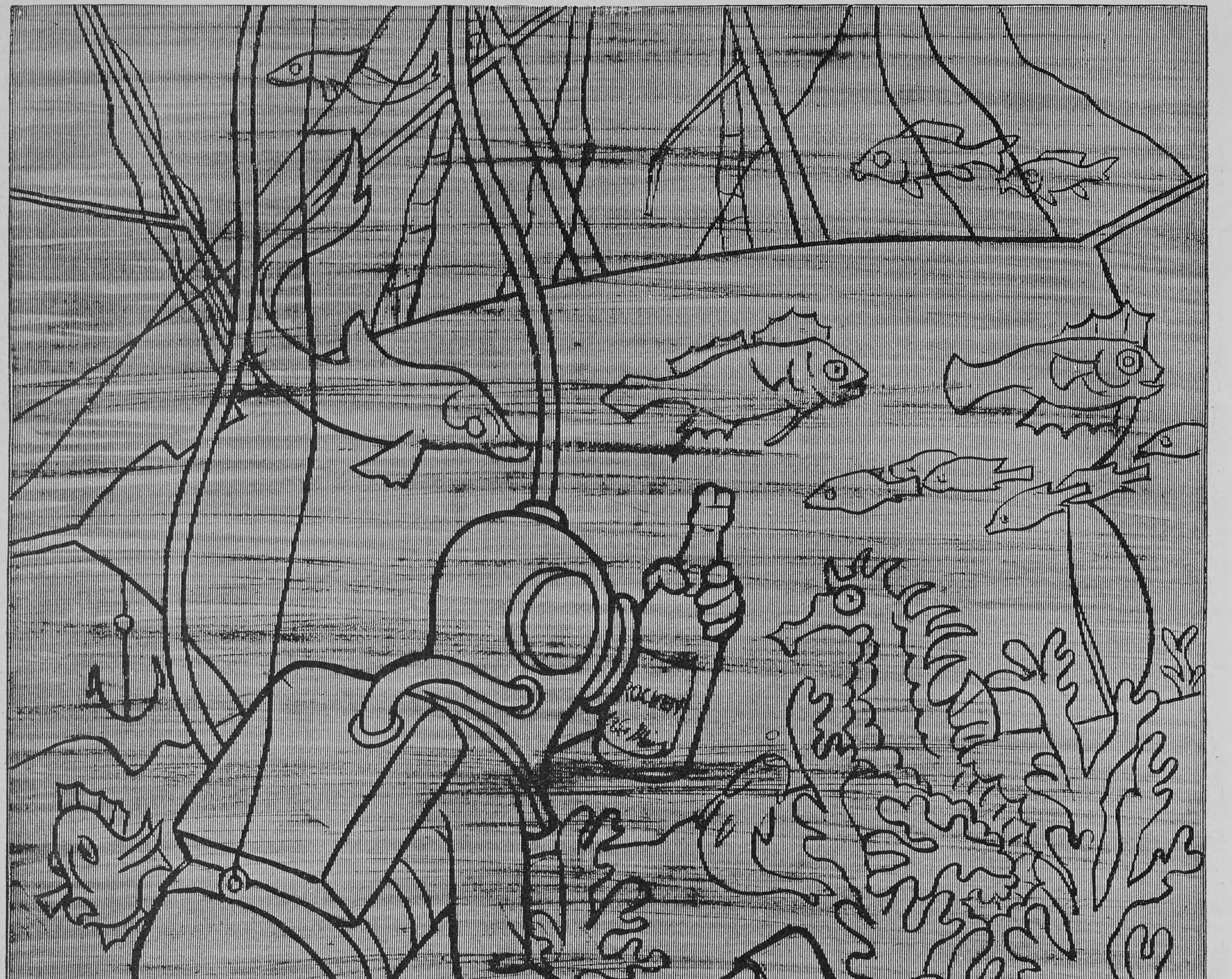
I
RAFFAEL
Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit biographischer Einleitung. In vornehmem Leinenband M. 5.— Luxusausgabe: 100 numeriert, feinster Lederband M. 25.—

II
REMBRANDT
Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit biographischer Einleitung. In vornehmem Leinenband M. 8.— Luxusausgabe: 100 numeriert, feinster Lederband M. 30.—

In der Kunst ist die Beschreibung nichts, die Anschauung alles; dazu gehört der Besitz der Werke unserer grossen Meister, der jetzt durch diese billigen Gesamtausgaben jedermann ermöglicht ist. Wie heute keine deutsche Hausbibliothek ohne die Klassiker der Literatur, ohne Goethe, Schiller, Lessing, denkbar ist, so sollen künftig die Klassiker der Kunst, Raffael, Rembrandt, Dürer u. a., in den neuen Gesamtausgaben ihrer Werke in jeder gebildeten Familie zur Hand sein.



Die heilige Familie unter der Palme.
Illustrationsprobe aus „Raffael“.


HENKELL
TROCKEN
HENKELL

„Ein Pechvogel!“

Zeichnung von Th. Th. Heine

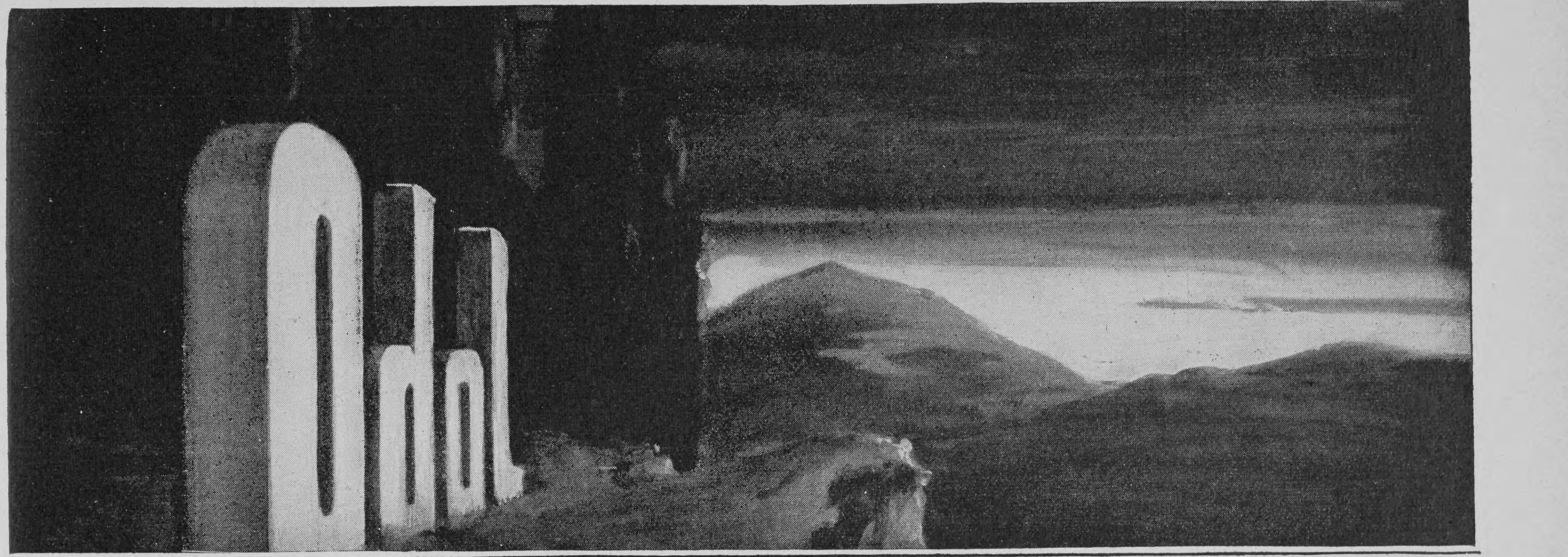
Eingegangene Bücher und Schriften

(Beſprechung einzelner Werke vorbehalten. Rückſendung findet nicht ſtatt)

v. Adlersfeld-Balleſtrem, Eufemia, „Trix“. Roman. *M.* 4.—. Leipzig, Ph. Reclam jun.
Arnhold, Dr. Karl, Frau und Herr Rübner. Luſtſpiel. Oedenburg, Selbſtverlag.
Behrbohm, Johs., Gedichte. *M.* 1.50. Dresden, E. Pierſon.
v. Beuſt, Carl Frhr., Im Freilicht. Gedichte. Dresden, C. Reißner.
Birnbaum, Georg, Komödiantenſpiel. (Luſtſpiel.) *M.* 1.50. Dresden, E. Pierſon.
Böhme, Marg., Im Irrlichtſchein. Roman. *M.* 3.—. Berlin, F. Fontane & Co.
— — Zum Glück. Roman. *M.* 1.50. Dresden, Moewig & Höffner.
Breitner, A., Randgloſſen zur deutſchen Literaturgeſchichte. IX: Joſef Lauff. 2 Kr. Wien, Ad. della Torre.
Buſch, A., Verwaiſt. Roman. *M.* 1.50. Dresden, E. Pierſon.
Entlicher, F. C., Sonnenſtäubchen. (Skizzen.) Wimpaſſing, Selbſtverlag.
Jaques, Hermann, Münchens Ende. Roman. Dresden, C. Reißner.
v. Kadich, Hch., Aus dem Tagebuch eines Sonntagsjägers. Erlauſchtes und Erlebtes. *M.* 1.50. Dresden, E. Pierſon.
Koch, David, Ludwig Richter. Ein Künſtler für das deutſche Volk. Mit 108 Abbild. *M.* 3.—. Stuttgart, J. F. Steinkopf.
Köſtlin, Thereſe, Gib acht auf die Gaſſen! Sieh nach den Sternen! Gedichte. *M.* 2.—. Stuttgart, M. Kielmann.
Mahn, Paul, Der kranke Fritz. Novelle. *M.* 2.—. Berlin, F. Fontane & Co.
zur Megede, M., Sport. Novelle. 2. Aufl. *M.* 2.—. Berlin, F. Fontane & Co.
Morgenſtern, Lina, Ernährungslehre. Grundlage zur häuslichen Geſundheitspflege. 5. Aufl. *M.* 2.50. Berlin, Schall & Rentel.
Müller, Guſt. Ad., Das Grab am Rhein. Roman von der Saalburg. Bremerhaven, L. v. Vangerow.
van Oeſtéren, Fr. Werner, Die Wallfahrt. Eine Erzählung aus Galizien. Dresden, C. Reißner.
Pfungſt, Arthur, Neue Gedichte. 3. Aufl. *M.* 2.—. Berlin, Ferd. Dümmler.
Rau, Hans, Franz Grillparzer und ſein Liebesleben. Mit Porträts. Berlin, H. Barsdorf.
Roland, Aſta Maria, Um Liebe. Die Geſchichte eines jungen Mädchens. *M.* 2.—. Dresden, E. Pierſon.
Sabel, Rob., Liederbüchel für gemittliche Leute. (Noch 100 Lieder aus der Schläſing.) 25 ₰. Striegau, A. Hoffmann.
Sello, Georg, Alt-Oldenburg. Geſammelte Aufſätze zur Geſchichte von Stadt und Land. *M.* 3.—. Oldenburg, Schulzeſche Hofbuchhandlung.
Semon, Rich., Im auſtraliſchen Buſch und an den Küſten des Korallenmeeres. 2. Aufl. *M.* 15.—. Leipzig, W. Engelmann.
v. Siengalewicz, Zeno, Donaufluten. Roman. *M.* 3.—. Dresden, E. Pierſon.
de Sinoja, J. E., Im Beichtſtuhl. Trauerſpiel. *M.* 1.—. Dresden, E. Pierſon.
Stoewer, Rud., Baltiſche Novellen und Humoresken. *M.* 2.—. Dresden, E. Pierſon.
Welter, Nik., Frühlichter. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 2.—. München, Allg. Verlagsgeſellſchaft.

Totenschau

Romandichter W. S. Sſolowjew, 54 J., † 3. Nov., Moskau. — Heinrich Salomon, einſt geſchätzter Baſſiſt der Berliner Hofoper, 78 J., † 4. Nov., Berlin. — Geſchichts- und Porträtmaler Prof. Wilhelm Krauße, 68 J., † 5. Nov., Dresden. — Heldentenor Walter Müller-Hartung, † Baden-Baden. — Landſchaftsmaler Oskar von Alvensleben, † 5. Nov., Dresden. — Geh. Legationsrat Graf Eberhard von Linden, vormals württemb. Geſandter in Petersburg, 67 J., † 6. Nov., Nizza. — Opernkomponiſt Crescenzo Buongiorno, 39 J., † 7. Nov., Dresden. — Hiſtoriker Ulyſſe Robert, Generalinſpektor der franz. Bibliotheken, 58 J., † Paris. — Marine-Oberbaurat Franz Petſch, 59 J., † 8. Nov., Charlottenburg. — Pietro Roſano, ital. Finanzminiſter, 55 J., † 9. Nov., Neapel. — Lord Rowton, Erbauer der nach ihm benannten Arbeiterwohnhäuſer, † 9. Nov., London. — Baritoniſt Willibald Horwitz, vormals Mitglied der Wiener Hofoper, 60 J., † 9. Nov., Inzersdorf. — Staatsrat v. Svenigorodskoi, bekannt durch Forſchungen auf dem Gebiete der byzantiniſchen Kunſt, † Aachen. — Landgerichtspräſident a. D. Friedrich v. Landauer, Mitglied des württ. Staatsgerichtshofs, 62 J., † 11. Nov., Ellwangen. — Richard Schmidt-Cabanis, bek. Humoriſt, 63 J., † 12. Nov., Berlin. — Ferdinand Warter, Prior des Malteſer Ritterordens, 75 J., † 12. Nov., Prag. — Camille Piſſarro, Genre- u. Landſchaftsmaler, 73 J., † 13. Nov., Paris.



Matador neueste Sekt-Marke von Kloss & Foerster.

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den Teint und für die *Toilette*
Poudre & Savon SIMON
PARIS

Präcisions-Taschenuhren A. Lange & Söhne Glashütte i. S.

Bei der Constipation (Stuhlverstopfung) ist
Cascarine Leprince
nach dem Gutachten vieler Professoren und Aerzte dasjenige Mittel, welches die Krankheit heilt und absolut unschädlich ist. Bestandteile: Cascarine Extrakt 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.— In allen Apotheken erhältlich. Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.

Buchführung
Correspondenz
Rechnen
Comtoirpraxis
Verlangen Sie gratis Prospect u. Probe
FERDINAND SIMON
gerichtlicher Bücher Revisor
BERLIN O. 27.
Mit dem patentirten Schönschrift-federhalter u. der Schönschriftfeder wird jede Schrift schön
Probe Lection gratis
Deutsch. Reichs Patent

BRENN- UND MAL-ARTIKEL
PREISLISTE KOSTENLOS
FÜR HÄUSLICHE KUNSTARBEITEN
ADRIAN BRUGGER
KGL. BAYER. HOFLIEFERANT
MÜNCHEN
THEATINERSTR. 1

Wer die Urteile zahlreicher Eltern und angeſehener Pädagogen über Richters
Anker-Steinbaukaſten und Anker-Brückenkaſten
kennen lernen und gleichzeitig Ausführliches über die verſchiedenen Anker-Kaſten und deren beſte Ergänzung erfahren will, der wende 5 Pf. für eine Poſtkarte an und verlange von F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt (Thüringen), die neue illuſtr. Baukaſten-Preisliſte, nach der man leicht, gut u. ſicher wählen kann. Wer Muſik liebt, der verlange auch die Preisliſte über die berühmten Libellion-Muſikwerke.
NUR 5 PFENNIG
NUR 5 PFENNIG

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural 1.0
Extr. rhei spin sicc.
" " chinae reg frig. par. aa 2.0
" " Aloes 0.10
" " cascar. sagr. am. sicc. 2.0
Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Solv. in Aqu. Marienb. ......q. s.
Evapor. ad. mass. pil. adde:
Natr. taurocholic 0.60
Solve in aquae.
Fiat pilul. N° 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.
Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.
Die allein echten Marienbader Reductions-Pillen.
General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20 a

Gebr. Heinrich, Fürth i. B. 12.
Bleisoldaten-Fabrik, Marke **NORIS**
kgl. bayer. Hoflieferant.
Ueberall erhältlich, wo nicht, bitten Preisverzeichnis zu verlangen.

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart.
Das deutsche Vaterland im neunzehnten Jahrhundert
von
Albert Pfister.
Mit 6 Karten. Gebunden M. 8.—
Mich hat das Buch mit hoher, uneingeſchränkter, oft bewundernder Anerkennung erfüllt.
Allgemeine Zeitung, München.

Briefmappe

„Schwäbiſches Meer". Sie nehmen Anſtoß an einer Wendung des Gedichtes „Tirols Gruß an die Schützen Vorarlbergs", mit dem Hermann von Gilm im Auguſt 1847 die in Bregenz am Bodenſee vereinigten Feſtgenoſſen willkommen hieß. Nach Ihrer Meinung ſtimmt es nicht, wenn es in der Dichtung heißt:

Wir bleiben deutſch, ſo deutſch wie dieſer See,
Wenn auch vier Fürſten und zwei Republiken
In das Ultramarinblau der Camée
Verſchiedenartig ihre Wappen drücken.

Die vier Monarchien, deren Gebiet ſich bis an den Bodenſee erſtreckt, ſind, wie allbekannt, Oeſterreich, Baden, Bayern und Württemberg, und dazu kommt, wie nicht minder bekannt, die Schweiz. Das ſei aber nur eine Republik, ſtellen Sie feſt, und fragen nach der zweiten. Nun, ſie iſt leicht zu finden, wenn man ſich erinnert, daß zwei Kantone der Schweiz an den Bodenſee grenzen: St. Gallen mit Rorſchach und Thurgau mit Arbon und Romanshorn. Ferner iſt zu berückſichtigen, daß die Schweiz zu der Zeit, da Gilms Dichtung entſtand, noch nicht der feſtgefügte Bundesſtaat war, wie wir ihn heute kennen, ſondern ein ziemlich loſer Staatenbund; brach doch noch in demſelben Jahre der vielberufene Sonderbundskrieg aus, der großes Unheil brachte, aber doch zu jener feſten Einigung führte, wie ſie in den Grundzügen noch heute in der Schweizer Verfaſſung beſteht. Hermann von Gilm durfte alſo im Auguſt 1847 mit vollem Rechte von zwei Republiken am Geſtade des Bodenſees ſprechen.

G. P. in Leipzig. Das in Nr. 7 veröffentlichte Bildnis des neuen Reichsgerichtspräſidenten Wirklichen Geheimrats Dr. Gutbrod wurde nach einer Aufnahme aus dem Atelier des Hofphotographen E. Bieber in Berlin und Hamburg hergeſtellt.

Hausfrau in W. Für Ihre Zwecke empfehlen wir Ihnen das in prächtiger Ausſtattung im Verlag der Allgemeinen Fleiſcher-Zeitung, Berlin, erſchienene Werk „Die kunſtgemäße Garnierung von Schüſſeln, mit 25 farbigen Tafeln, bearbeitet von Johanna Mackeldey". Der Text enthält viele brauchbare Anweiſungen, die farbigen Tafeln führen zum Teil Gegenſtände vor, die wir uns ohne Abbildungen allerdings nur ſehr ſchwer vorſtellen können, als da iſt: ein Meſſer, das auf einem Tranchierbrett liegt, eine runde Schüſſel und eine ovale Schüſſel, eine Schüſſel mit zwei Scheibchen Zervelatwurſt und eine mit 13 Scheibchen Leberwurſt. Ja, ja, es will eben alles gelernt ſein! Aber nach dieſem Abc-Unterricht folgen auch kunſtvolle Kompoſitionen in gemiſchtem Aufſchnitt, in Mayonnaiſen und in ſchwediſchen Schüſſeln, und da wird auch eine erfahrene Hausfrau wie Sie manch Hübſches und Neues lernen können.

F. D. in N. Der Ausdruck „Von Gottes Gnaden" (Dei gratia) wurde ſeit der Kirchenverſammlung zu Epheſus, 431, zunächſt von Biſchöfen, ſpäter auch von andern geiſtlichen Würdenträgern gebraucht. Pippin der Kleine († 768) ſoll der erſte weltliche Fürſt geweſen ſein, der die Formel auf ſich anwendete.

L. O. in Sch. Allerdings gibt es eine Reſedabowle, doch müſſen Sie mit der Bereitung warten, bis die duftigen Reſeden wieder blühen. Die nähere Anweiſung gibt das Buch „Allerlei Getränke" von Johanna Titus (Leipzig, E. Twietmeyer, ℳ 1.50), das über 300 Rezepte enthält.

K. v. G. in W. Das Illuſtrierte Lawntennis-Jahrbuch, herausgeg. von Freiherrn Robert von Fichard, erſcheint bei Emil Sommermeyer in Baden-Baden. Es liegt bereits der 9. Jahrgang vor, der ſeine Mitteilungen auf das Deutſche Reich, Oeſterreich-Ungarn und die Schweiz erſtreckt.

Aus Induſtrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Der Weihnachtskatalog des bekannten großen Kaufhauſes Heinrich Jordan, Hoflieferant der Kaiſerin, in Berlin, Markgrafenſtraße 102—107, iſt erſchienen. Er enthält eine Zuſammenſtellung praktiſcher und nützlicher Gegenſtände der Bekleidungs- und Einrichtungsbranche, die ſich durch Preiswürdigkeit und vornehme Aufmachung zu Feſtgeſchenken eignen. Der Katalog, der auf Wunſch gratis und poſtfrei zugeſchickt wird, verrät übrigens auf ſeinem geſchmackvollen Deckel, daß ſchon bei Einkäufen von 10 Mark an ein in Juchtenleder gebundener Notizblock mit Kalender und den wichtigſten Poſtbeſtimmungen diesmal als Weihnachtspräſent auf Wunſch verabfolgt wird.

Unter dem Namen „Rex" iſt ſoeben ein neues Brettſpiel auf dem Markt erſchienen, das nach mehr als einer Seite hin ein allgemeines Intereſſe beanſpruchen darf. Trotz denkbar einfachſter Spielweiſe nötigt „Rex" dem Spieler, alt und jung, ein hohes Intereſſe ab, das ſich mit jeder neuen Partie ſteigert. Häufig wird die günſtigſte Poſition durch eine geſchickte Kombination des Gegners mit einem Schlage in das Gegenteil verwandelt. Ueberraſchung folgt auf Ueberraſchung; der Kombinationsreichtum iſt unerſchöpflich.

Wie alljährlich vor Weihnachten, ſo verſendet auch jetzt wieder die bekannte, ſeit dem Jahre 1854 beſtehende Firma F. Todt in Pforzheim ihren reich ausgeſtatteten Katalog, der die neueſten Gegenſtände der Gold- und Silberwareninduſtrie verzeichnet. Die Pforzheimer Bijouterie hat Weltruf und beſchäftigt in ihren zahlreichen Gold- und Silberwarenfabriken über 20 000 Perſonen, die alljährlich für mehr als 80 Millionen Mark Waren erzeugen. Der F. Todtſche Katalog enthält zirka 3000 Abbildungen von Juwelen, Gold- und Silberbijouterie, Beſtecken, Tafelgeräten, Uhren u. ſ. w., und zwar vom billigſten Artikel bis zum feinſten Brillantſchmuck. Auch befaßt ſich die Firma mit der Umarbeitung und Umfaſſung alter Schmuckſtücke.

Nur ein Grammophon mit

GRAMMOPHON

Man verlange Kataloge und internationale Platten-Verzeichnisse gratis und franko.

Trompeten-Arm reproduziert in bisher **nicht erreichbarer Natürlichkeit Sprache, Musik, Gesang** aller Kultur-Staaten.

Grammophon- Apparate Platten Nadeln

nur echt mit Schutzmarke ☛

TRADE MARK
„GRAMMOPHON"

„Grammophon" H. Weiss & Co., Berlin W. 8, Friedrichstr. 189.

Wien I Kärntnerstrasse 10.
Hamburg Neuerwall 17.
Budapest Karolyi Körut 2.

Fein geschnitzte Kuckuck-Uhr
M. 6.50, ohne Kuckuckruf M. 1.80. Prima Werke. — Wetterhäuschen aus Naturholz M. 1.50. Katal. frei. Reelle Garantie, ev. Zurücknahme.
Wilhelm Gerland, Triberg 14 - Schwarzwald.

Mech. Ruhestühle, Universalstühle, Closetstühle, verstellb. Keilkissen

für Herz-, Asthma- und an Schlaflosigkeit Leidende sehr praktisch.

Rich. Maune,
Dresden-Löbtau 1.

Hohe Proviſion
iſt leicht zu verdienen durch Vermittelung von Verkäufen in Confectionsſtoffen an Familien. Mitteilungen unt. **K. O. 5644** durch **Rudolf Moſſe, Cöln.**

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobſtr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart

Hugo Wolfs Briefe
an Hugo Faißt

Im Auftrage des Hugo Wolf-Vereins in Wien
herausgegeben von Dr. M. Haberlandt
Geheftet M. 3.50, in feinem Leinenband M. 4.50.

Aus den Briefen Wolfs an ſeinen Freund Faißt, den begeiſterten Propheten und Interpreten der Wolfſchen Muſe, läßt ſich eine völlig intime und unverſtellte Selbſtcharakteriſtik Wolfs, dieſer verſchloſſenen Künſtlerſeele, erlauſchen. Das intime Selbſtporträt, das der Briefſchreiber hier in ſeinen rückhaltloſen Ergießungen liefert, zeigt der Welt das wahre Geſicht dieſes ſo wenig verſtandenen, oft völlig verkannten und verleumdeten Genies. **Allen Freunden moderner Muſik, vor allem natürlich den Mitgliedern der Hugo Wolf-Vereine, ſeien dieſe Freundesbriefe angelegentlich empfohlen.**

Stellung. Prospect gratis
Existenz. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter **Unterricht.**

BUCHFÜHRUNG

Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

O. H. MEDER
LEIPZIG MARKT № 11.

Artikel für die Jugend. Modell-Dampfmasch., Dampf- und Uhrwerk-Eisenbahnen, Laterna magica, Elektr. Appar.
Lehrmittel, Globen, Phonographen, Influenzmaschinen etc.
Jll. Weihnachts-Catal. geg. 10 Pfg.-Marke.

Von 20 Mark an postfrei.
Preislisten, Muster kostenfrei.

GEGRÜNDET 1862.

Nur gegen Bar-Einsendung oder Nachnahme.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei

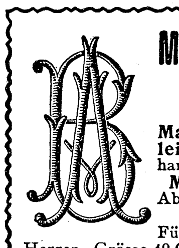
Berlin W. 8. F. V. Grünfeld Leipziger Str. Nr. 25.

Fertige weisse Bettbezüge,
genäht, mit Knopfschluss.
1 Satz: 1 Oberbett, Grösse 130×200 Cm.
2 Kissen, Grösse 83×83 Cm.

Marke 22.
Mittelstarkfädiger Wäschestoff mit Leinenglanz, 1 Satz . nur ℳ **6.—.**

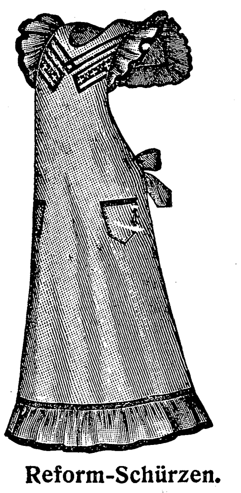
Marke DH.
Bett-Damast, vorzügliche Güte, in verschiedenen Streublumen- und gestreiften Blumen-Mustern, 1 Satz . . nur ℳ **7.80.**

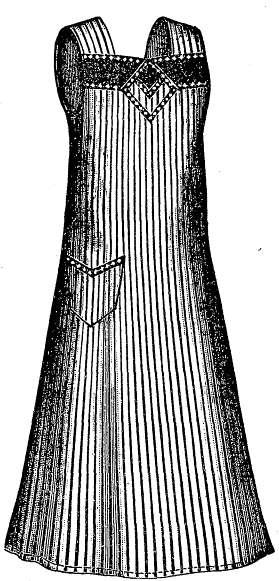
Fertige Bettlaken
Grösse 160×225 Cm.
Marke CS baumwollen, mittelstark Stück ℳ **2.95.**
Marke HF halbleinen, garnweiss Stück ℳ **3.50.**
Marke PK 19 reinleinen, geklärt Stück ℳ **6.—.**



Monogramm-Taschentücher
Marke 850. Weiss reinleinen, gesäumt, mit handgestickten **weissen Monogrammen** (wie Abbild.). Gebrauchsfertig gewaschen
Für Damen und Herren. Grösse 49 Cm. Dtzd. ℳ **10.—.**

Batist-Taschentücher
Marke 250. Weissleinen, klar, gesäumt. Grösse 40 Cm. Dtzd. im Kästchen nur ℳ **5.—.**
Marke 220. Weissleinen Batist mit 2 Cm. breitem Hohlsaum. Grösse 37 Cm. Dutzend im Kästchen . . nur ℳ **5.80.**





Reform-Schürzen.

Esther. Einfarbig, beige, rot od. blau Köper mit andersfarbigem Besatz. Länge v. d. Achsel 136 Cm. Stück ℳ **2.80.**

Rezia. Blauweiss gestreift. Schürzen-Satin. Länge v. d. Achsel 137 Cm. Stück ℳ **2.60.**

Ursel. Reform - Kleiderschürze aus blauweissem Cretonne. Länge v. d. Achsel 138 Cm. Stück nur ℳ **1.80.**

Schürzen-Pakete
je enthaltend 6 verschiedene, bewährte **Küchen-, Haus- und Tee-Schürzen.**
Gruppe M. A. R. G. O.
zusammen **nur** ℳ 5.—, 7.50, 10.—, 12.50, 15.—.

Jacquard-Tischtücher
Marke 1146, Reinleinen,
in verschiedenen Blumen- u. Arabesken-Mustern.
Grösse 130×140 Cm., Stück nur ℳ **2.80.**
Grösse 130×170 Cm., Stück nur ℳ **3.40.**

Damast-Tafeltücher
Marke 411, Reinleinen,
feinfädig, vorzügl. Güte, in modernen Mustern.
Grösse 160×180 Cm., gesäumt, Stück nur ℳ **5.50.**
Grösse 160×250 Cm., gesäumt, Stück nur ℳ **7.60.**

Reinleinen Jacquard-Handtücher
Marke EH,
weissgarnig, in Streifen-Mustern.
Grösse 48×125 Cm., Dutzend nur ℳ **7.—.**

Hausmacher Jacquard-Handtücher
verbürgt rein Leinen — gewaschen.
Marke 1141,
in verschiedenen Blumen-Mustern.
Grösse 50×130 Cm., gesäumt, Dutzend nur ℳ **11.50.**

Kleider-Gingham „Ella".
Feinfädig, waschecht, in dunkel- und hellgrundig, grossen und kleinen Karos.
Breite 90 Cm. Meter nur **70** Pfg.
18 Meter (3 Kleider) ℳ **12.—.**

Eigene mechanische u. Hand-Weberei, Näherei- u. Stick-Werkstätten: **Landeshut** i. Schl.

☛ ***Bitte die neu erschienene Haupt-Preisliste Nr. 403 zu verlangen.***

Aus aller Welt

Fischreichtum des Bodensees

Das etwa 50 Millionen Kubikmeter Waſſer enthaltende Becken des Schwäbiſchen Meeres iſt nach Profeſſor Dr. Heuſcher-Zürich belebt von Seeforellen, Röteln, Blau- und Weißfelchen, Gangfiſchen, Kilchen, Aeſchen, Barſch, Triſchen, Aal, Karpfen, Schleien, Barben, Naſen, Haſel, Wels, Brachſen u. ſ. w. Im Durchſchnitt werden jährlich im Bodenſee gefangen: 1800 Zentner Blaufelchen, 40 Zentner Sandfelchen, 2000 Zenter Gangfiſche, 130 Zentner Forellen, 100 Zentner Hechte; im Ganzen werden im Bodenſee jährlich 3400 Zentner Fiſche gefangen im Werte von 236800 Mark. 460 Perſonen mit 96 Booten und 264 Gondeln ſind auf dem Bodenſee mit der Fiſcherei beſchäftigt.

Englische Gesundheitsinspektorinnen

Die engliſche Regierung hat die Zahl der Geſundheitsinſpektorinnen, die im Jahre 1897 eingeſetzt wurden, um die Ueberwachung für die Innehaltung beſtimmter geſetzlicher Vorſchriften zum Schutze der Arbeiterinnen zu übernehmen, nun auf 45 erhöht, da die Einrichtung ſich als ſehr ſegensreich erwies. Tätig ſind Geſundheitsinſpektorinnen in Birmingham 12, in Liverpool 9, in Sheffield 7, in Leeds 6, in Mancheſter und Stockport je 2 und je eine in Bradford, Bootle, St. Helens, Norwich, Middlesborough, Oldham und Rochdale. Weitere Ernennungen finden demnächſt in ſechs andern Städten ſtatt. Die Damen beraten ſich in Konferenzen und tauſchen ihre Ideen über ihr Wirken aus.

Der älteste geschlossene Brief

Sehr dürftig iſt unſre Kenntnis über die äußere Form und zumal über die Art des Verſchluſſes der Briefe bis zum 13. Jahrhundert; erſt dann nimmt ihre auf uns gelangte Anzahl allmählich zu. Um ſo wertvoller iſt daher ein kürzlich von L. Schmitz im fürſtlich Salm-Horſtmarſchen Archiv entdecktes Schreiben des Mainzer Erzbiſchofs Konrad von 1188 an den Biſchof Hermann von Münſter (1174—1202). Daß es ſich um ein Original handelt, geht zweifellos aus der auf der Rückſeite ſtehenden Adreſſe, der noch genau erkennbaren Faltung und aus den Einſchnitten in dem Pergament hervor, durch die der Pergamentſtreifen für den Verſchluß und die Beſiegelung gezogen war. Gleichfalls iſt noch deutlich ſichtbar, in welcher Weiſe der Brief gefaltet geweſen iſt; er war völlig geſchloſſen, und ſo weit bekannt, dürfte dies der älteſte im Original erhaltene geſchloſſene Brief ſein, der bis auf uns gekommen iſt.

Gefährdete Riesenhäuser

Man will neuerdings die Beobachtung gemacht haben, daß die Stahlunterlagen der ſogenannten „Wolkenkratzer" von Chicago einer langſamen, aber ſicheren Zerſtörung durch Elektrolyſe ausgeſetzt ſeien, was dann natürlich auch bei den gleichartigen Rieſenbauten in New York und andern Städten der Fall ſein würde. Die Stahlgerüſte dieſer Fundierungen ſind allerdings in Zement gebettet, und Zement iſt ein ſchlechter Leiter; einen genügenden Schutz bietet aber das geringe Leitungsvermögen des Zements um ſo weniger, als dieſe günſtige Eigenſchaft durch die Bodenfeuchtigkeit, die ſich dem Zement mitteilt und ihn beſſer leitend macht, weſentlich beeinträchtigt wird. Wenn auch bei uns derartige Häuſerkoloſſe nicht vorkommen, wird man dennoch, namentlich in Großſtädten, den Umſtand nicht außer acht laſſen dürfen, daß bei der ſteten Zunahme der Straßenbahnen und ſonſtiger elektriſcher Anlagen, bei denen der Erdboden als Rückleiter dient, das im Boden liegende Metall ebenfalls der langſamen Zerſtörung durch den elektriſchen Strom ausgeſetzt iſt.

„Immer friſch und munter."

Dieſe Worte: „Immer friſch und munter", ſind eine jederzeit gern gehörte, freudige Botſchaft, die vom Morgen bis zum Abend von Glück und Freudigkeit erzählt, von Tagen, die wie Stunden verfliegen, von Geſundheit und frohem Mut. „Immer geſund und munter" wünſchen die Eltern ihre Kinder zu ſehen, und wenn Sie die im folgenden geſchilderte Erfahrung des Herrn Heim leſen, werden Sie vielleicht zu ſchätzen lernen, was ihm dieſe „wahre Freude" verſchaffte. Schon ſo manche Mutter hat verſucht, ein ſchmackhaftes Lebertranpräparat zu finden, denn vergeblich bemüht ſie ſich, ihren Lieblingen den widerlichen Lebertran mundgerecht zu machen. In Scotts Emulſion ſteht nun ſorgenden Müttern ein Präparat zu Gebote, das ſelbſt von dem verwöhnteſten Kinde als Leckerei betrachtet wird, außerordentlich bekömmlich iſt und zugleich den im Wachtum begriffenen Kleinen Kraft und Widerſtandsfähigkeit verleiht. Scotts Emulſion bringt Erleichterung während der Zahnzeit. Leſen Sie die eigenen Worte des Herrn Heim:

Lambrecht (Pfalz), Bergſtraße, den 16. Mai 1902.

Mein jetzt 2½jähriger Sohn hatte im erſten Lebensjahre die Engliſche Krankheit, blieb infolgedeſſen in ſeiner Entwicklung weit zurück und hatte viel unter dem Zahnen zu leiden. Nach kurzem Gebrauch von Scotts Emulſion brachen zwei Zähne ſchmerzlos durch, und nach weiterem Gebrauch bemerkten wir zu unſerem Erſtaunen, daß in kürzeſter Zeit fünf Zähne und dazu zwei Backenzähne ohne die geringſten Schmerzen zum Vorſchein gekommen waren. Aber nicht nur das — auch die Beine, die infolge der Engliſchen Krankheit ganz krumm geworden waren, wurden allmählich wieder gerade. Das Kind iſt ſeit dem Gebrauch von Scotts Emulſion immer friſch und munter, daß es eine wahre Freude iſt, und empfehle ich das Präparat überall mit vollſtem Zutrauen. Hochachtungsvoll (gez.) Fr. Heim.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Deva-Roman-Sammlung.

Jeder Band geheftet 50 Pf., gebunden 75 Pf.
Verzeichnis der bis jetzt erſchienenen Bände koſtenlos durch jede Buchhandlung oder direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

Hamburg-Amerika Linie.
Orientfahrt

Die Hamburg-Amerika Linie verfügt über 280 Schiffe — darunter 125 grosse Oceandampfer — mit einem Gesammtrauminhalt von 651151 Brutto Registertonnen ihre Schiffsverbindungen umspannen den ganzen Erdball.

Ausser nach dem Orient sind für 1904 noch folgende Vergnügungsreisen in Aussicht genommen: 3 Fahrten n Westindien, 10 Nordlandfahrten, 2 Fahrten n. d nord. Hauptstädten, 2 Reisen um die Welt.

106

mit dem transatlantischen Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Auguste Victoria"
nach dem eigens für solche Reisen vollzogenen Umbau
einer der grössten, schnellsten und comfortabelsten Dampfer der Welt.
Abfahrt von Genua 20. Februar 1904.

Angelaufen werden die Häfen: *Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Syrakus, Malta, Alexandria* (Kairo, Nil, Pyramiden von Gizeh und Sakkarah, Memphis, Luxor, Assuan), *Beirut* (Damaskus, Baalbec), *Jaffa* (Jerusalem, Bethlehem, Jericho, Jordan, Todtes Meer etc.), *Constantinopel* (Fahrt im Bosporus), *Athen* (Piräus), *Kalamaki*, (Korinth, Akrokorinth, Tyrinth, Argos, Mykenä), *Nauplia, Messina, Palermo* (Monreale), *Neapel* (Vesuv, Pompeji, Capri, Sorrento, Rom etc.), *Genua*. Reisedauer Genua—Genua 43 Tage, Fahrpreise von Mk. 1000 an. Das Nähere in den Prospecten.

Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu haben, oder können bestellt werden bei der
Abtheilung Personenverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Eckardt's selbstspielende Christbaum-Ständer mit Musik
drehen 1 Ctr. schwere Bäume.
Mit Walzenmusik 2 Ausführungen: (Nickelgehäuse oder Felsgruppe).
Wo nicht erhältl., direkt v. Fabrik.
J. C. Eckardt, Cannstatt bei Stuttgart.
60 000 verkauft!
Mit auswechselbaren Stahlnoten: **„Gloriosa".**
Hochf. mechan. Musikwerk fürs ganze Jahr. Zierde jed. Festtafel.
Jllustrierte Preisliste frei.

Wählen Sie zwischen
Spiritus- und Petroleum-Beleuchtung,
so beachten Sie, dass

Petroleum	Spiritus
die Bassins und Lampen durch Schwitzen stets unrein hält,	vollkommen reinlich ist,
tägliches Reinigen des Cylinders erfordert,	etwa alle 4 Wochen eine Reinigung des Cylinders erfordert,
tägliches sorgfältiges Putzen des Dochtes verlangt,	kein tägliches Putzen, sondern nur alle 3 bis 4 Monate einen leicht zu bewirkenden Ersatz der Dochte verlangt,
blakt und riecht,	vollkommen blak- und geruchfrei ist,
stark belästigende Hitze ausstrahlt,	durch Wärmeausstrahlung nicht lästig wird,
ein mattes gelbes Licht gibt,	schönes, weissstrahlendes, dem Gasglühlicht ebenbürtiges Licht gibt,
gegen Wind und Luftzug leicht empfindlich ist,	selbst bei starkem Winde und Luftzug nicht erlischt,
nach dem Anzünden ein wiederholtes Regulieren der Flamme erfordert,	gleichmässig ohne jegliche Regulierung brennt,
pro 10 Hefnerkerzen und Stunde 9/10 Pfg. kostet.	pro 10 Hefnerkerzen und Stunde 6/10 Pfg. kostet.

Man verlange nur
Spiritus-Glühlicht-Brenner
für **Innen- und Aussen-Beleuchtung,**
welche von der **Centrale für Spiritus-Verwerthung, Berlin** geführt werden. Für die meisten Verwendungsarten wird der von uns neuerdings in den Verkehr gebrachte **Amor-Brenner** geeignet sein. Unsere Brenner sind erhältlich in den **einschlägigen Geschäften** oder in unseren
Ausstellungs- und Verkaufs-Lokalen:
BERLIN NW. 7, Friedrichstr. 96, gegenüber dem Central-Hotel.

Breslau, Neue Schweidnitzerstr. 15.
Schlesische Genossenschaft zur Verwendung von Spiritus zu technischen Zwecken E. G. m. b. H.
Chemnitz, Friedrich Auguststr. 9.
Chemnitzer Spiritus-Versand-Geschäft Hennig & Lein
Cöln a. Rhein, Hohestr. 46.
Max Spiegelberg.
Cottbus, Sandowerstr. 20.
Cottbuser Essig-Sprit-Fabrik.
Danzig, Langenmarkt 23, Ecke Röpergasse.
Th. Kühl Nachf. Carl Olivier.
Erfurt, Johannesstr. 166.
Albert Schacke, Inh. Rudolph & Baumgarten.
Frankfurt a. Main, Gr. Kornmarkt 18.
Ludwig Wesp.
Halle a. Saale, Leipzigerstr. 43.
Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
Hamburg, Hermannstr. 22/24.
Carl Weiffert.
Hamburg-St. Pauli, Reeperbahn 99.
Ferd. Wittmaack.
Hannover, Louisenstr. 1.
Kraul & Wilkening.
Leipzig, Reichsstr. 6.
Leipziger Spritfabrik.
Lübeck, Breitestr. 91/93.
Heinr. Pagels.
Magdeburg, Alte Ulrichstr. 2.
F. C. Scheller.
München, Neuhauserstr. 33.
Bayerische Gesellschaft für Brennspiritus-Verwendung G. m. b. H.
Posen, Berlinerstr. 18.
Louis Perls.
Stettin, Kleine Domstr. 11.
Pommersche Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
Stuttgart, Leonhardsplatz 1 (Leonhardsbau),
Gesellschaft für Brauerei, Spiritus- und Presshefe-Fabrikation, vorm. G. Sinner.
Ulm.
Karl Gaissmaier.

Brennspiritus Marke „Herold"
in Patentflaschen mit Original-Verschluss.
Original-Literflasche: ca. **90 Vol. %** **25—27 Pf.** je nach Gegend / ca. **95 Vol. %** ca. **30 Pf.** .... excl. Glas.
Ueberall erhältlich!
CENTRALE FÜR SPIRITUS-VERWERTHUNG G. m. b. H., BERLIN NW. 7.
Friedrich-Strasse 96.
Spezial-Katalog über Spiritus-Glühlicht-Brenner, Spiritus-Heizöfen, -Kocher und Bügeleisen versenden wir auf Wunsch gratis und franko.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Soeben erschien die **2. Auflage** von
Albrecht von Stosch, General u. Admiral, Denkwürdigkeiten
Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von **Ulrich von Stosch.**
Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Rösselsprung

	ſte	inn=	hät=	wo	un=	zank	
der	ten's	bald	kranz	re	wacht	dacht	fer=
er=	heit=	wann	nie	ſern	nen	die	er=
ward	bald	ge=	im	wann	er=	nen	fer=
re	der	der	ziel	den	in	die	gen
und	wun=	ſun=	ward	feld	ta=	und	ſpiel
ſte	tanz	ans	flog	wohl	der=	lo=	völ=
den	gen	er=	er=	ſe	ker	ach	wann
	ball	wann	ſchla=	der	das	pfän=	

Worträtſel

Ein Gebot des Schweigens muß
Stehn noch an des Erſten Schluß,
Und beim Kreiſen voller Becher
Klingt's als Zuruf muntrer Zecher;

Doch gewiß erreichen ſie
Unſrer Ahnen Beiſpiel nie,
Die den Durſt am Zweiten ſtillten
Aus den Humpen, den gefüllten.

Wird das Dritte umgewandt
Schrieb es einſt im Nachbarland,
Und den ſpannenden Romanen
Oeffneten ſich weite Bahnen.

1. 2. 3.
Daß nur eines Gottes Bruſt
Faßt des Schaffens höchſte Luſt —
Er vergaß es, und bezahlen
Mußt' er's mit den ſchwerſten Qualen! M. Sch

Rätſel

Von welcher Waffe, frag' ich, wird der Reſt
Zum Vogel, wenn den Kopf man ſchwinden läßt?
E. S.

Rätſel

Fünf Sechſtel von beſtimmter Zeit,
Die gleichen ganz genau
Fünf Siebenteln von einem Tier,
Bekannt durch ſeinen Bau. E. S.

Auflöſungen der Rätſelaufgaben Seite 166:

Des Worträtſels: Seele, Ahr — Haeſeler.
Des Rätſels: Dotter, Otter.
Des Homonyms: Fürwort.

Richtige Löſungen ſandten ein: Hermann Muth in Torſtedt, Prov. Hannover (3); L. Meyer in Hannover (3. — Beſten Dank! Der Vorrat iſt noch ſehr groß. D. Red.); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); O. W. in Leipzig (3); Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg=St. Georg (3); Alexander VIII in Breslau (3); „Maus und Muki" in Hamburg (2. Unſern Glückwunſch! D. Red.); Frau Marg. Broſig in Stuttgart (3); Frau Agnes Fiedler in Wien; „Oedipus" in Emden (3); Georg Ohlig in Prag; Otto Scherer in Berlin (2).

Schachbriefwechſel

Richtige Löſungen ſandten ein: Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 1; Oswald Lungwitz in Hamburg und J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 2.

Wintersteins
neuestes
Sportportemonnaie
weich gehalten
ohne Metallbügel.

F. A. Winterstein, Leipzig, Hainstr. 2 gegr. 1828
Koffer-, Taschen- u. Lederwaarenfabrik
Gold. u. silb. Med.
Wintersteins neuestes Sportportemonnaie, durchaus Wildlederfutter mit 4 separaten Taschen, Goldfach extra Verschluss, 70 ℳ. Silber fassend, trotzdem flach i. der Tasche,
No. 5388. Echt rot Juchten, Ia. braun Saffian oder schwarz Seehundleder . . . . **M. 3.—**
No. 5389. Echt Krokodil, hochfein . . . . . . **M. 7.—**
Wintersteins Idealkoffer der leichteste Koffer der Gegenwart, billiger wie jeder Rohr- und Patentkoffer.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM
„VEILCHEN-TROPFEN"
unüber=trefflich
VEILCHEN-TROPFEN
F·WOLFF & SOHN·HOFLIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Neue moderne, künstlerische
Brandmalerei-
und Kerbschnitt-Gegenstände
liefert billig **J. Brendel,**
Maxdorf Pfalz. *Grosser*
Prachtkatalog gegen 40 Pf.
Briefmarken
franko.

Für Weihnachten
prächtige Stoffe für Tapiſſerien und Handarbeiten, äußerſt preiswert, werden auf Verlangen (unter **K. T. 5648** durch **Rudolf Moſſe, Cöln**) ſofort bemuſtert. Vermittlerinnen von Verkäufen an Private geſucht gegen hohe Proviſion.

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

Technikum Neustadt i. Meckl.
Höhere Lehranst. f. Ingenieure.
Abteilungen für Techniker u. Werkmeister.
Elektrot. Laborat. — Staatl. Prüf.-Commissar.
Maschinenbau,
Elektrotechnik,
Hoch- und Tiefbau.

Deutſche Verlags=Anſtalt in Stuttgart.

In Kürze gelangt zur Ausgabe:

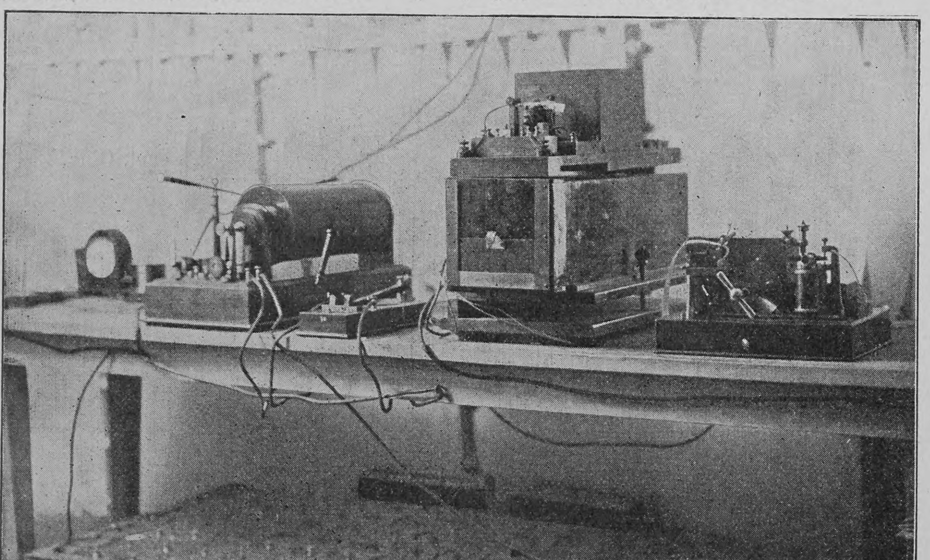
Naturwiſſenſchaft und Technik
in gemeinverſtändlichen Einzeldarſtellungen.

I
Die Phyſik des täglichen Lebens.
Gemeinverſtändlich dargeſtellt von Prof. Leopold Pfaundler. Mit 464 Abbildung. In Leinwand gebunden M. 7.50.

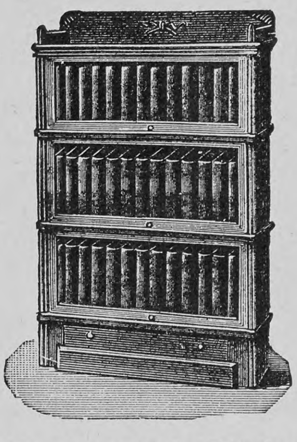
Der Neubearbeiter des bekannten Lehrbuchs der Phyſik von Müller=Pouillet führt durch zahlreiche praktiſche Beiſpiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Induſtrie dem Leſer auf die angenehmſte Weiſe das Maß von phyſikaliſchen Kenntniſſen zu, das heute von jedem Gebildeten erwartet wird.

II
Unter dem Zeichen des Verkehrs.
Von kaiſ. Oberpoſtinſpektor Otto Jentſch. Mit zahlreichen Abbildungen. In Leinwand gebunden M. 5.—.

Dampf und Elektrizität im Dienſte des Verkehrs — das iſt der Grundgedanke des Buches, in dem Dampf= und elektriſche Schnellbahnen, Funkentelegraphie und unterſeeiſche Kabel, das geſamte Fernſprechweſen und vieles andre von einem Manne behandelt werden, der ſelbſt mitten in einer der größten Verkehrszentralen der Welt ſteht.



Marconi=Station Borkum Leuchtturm
Funkeninduktor Morſe=Taſter Eiſenblechkaſten mit Fritter Schreibapparat
Illuſtrationsprobe aus „Jentſch, Unter dem Zeichen des Verkehrs".



So sieht er aus!

Der Union-Bücherschrank Style No. 7!
Eine schöne gefällige beliebte Form! Jedes Abteil einzeln käuflich, alle passen aufeinander! Verlangen Sie meine neuen ausführlichen Preisbücher über **Union-Bücherschränke,** anerkannt die praktischsten, einfachsten, handlichsten und billigsten Schränke! Zu tausenden im Gebrauch!

Heinrich Zeiss
Grossherzogl. Hoflieferant
36 Kaiserstrasse 36.
Frankfurt a. M.

Ihnen
leuchtet es

ja ein, dass die **Closet-Lampe „Ever Ready"** in keinem Haushalte fehlen darf. Keine Feuersgefahr.
Ein Hebeldruck: Helles elektrisches Licht. Kinderleichtes Auswechseln der Trockenbatterie. Lampe No. 111 M. **15.—**
Prachtkatalog O und Anerkennungs-Abschriften gratis von der
Electrical Specialty Co. Berlin W., Leipzigerstrasse 113.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.
Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt **reichen Nutzen** ziehen, indem sie die von der **D. D. G. „Nordsee", Nordenham a. d. Weser** aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ **Bratschellfische** „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee" in Nordenham IV a. d. Weser.**

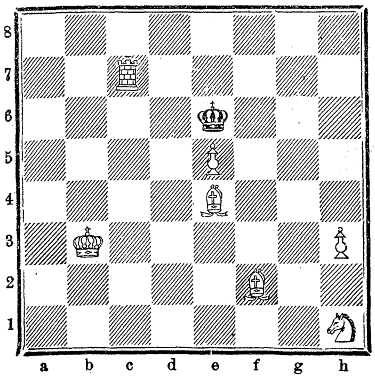
Bei schlaflosen Nächten
sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3.** Prosp. gratis.
**Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 5

Von **Karl Bernh. Schmidt** in Hamburg (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflöſung der Aufgabe 2

W. 1. Db1—h1
S. 1. Lh4×g5, d3—d2
W. 2. Dh1—h7, b1 matt.

A.

S. 1. d6—d5, ×e5
W. 2. Lg8—h7, Tg5 ×e5 matt.

B.

S. 1. Tg3—g4, ×g5
W. 2. g2-g3, g4 matt.

C.

S. 1. Tg3—f3, h3
W. 2. g2×f3, h3matt.

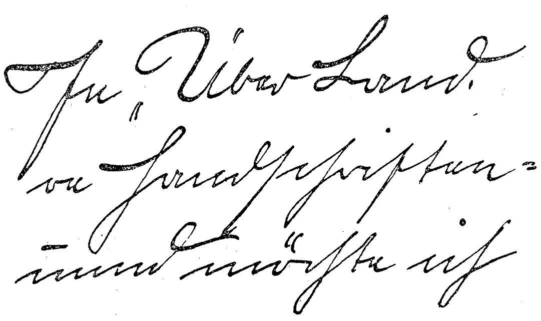
D.

S. 1. Tg3×g2, e3
W. 2. Dh1×g2, Tg5—g4 matt.

Handſchriften-Beurteilung

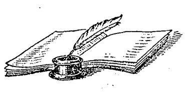
Ein Mädelfreund aus Osnabrück. Korrekt, gewiſſenhaft und pflichtgetreu — auch ſonſt treu, aber mehr Verſtandes- als Gemütsmenſch. Hält ſich genau an die Vorſchriften. Weiß genau, was er will.

Eliſabeth. Korrekt. Pünktlich. Ordentlich. Will dominieren.


An „Über Land"
Handſchriften=
und möchte ich

Scharfblickend. Verſtändig im Denken, Handeln und Fühlen, aber noch jung und unerfahren.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz).



Deutsche Romanbibliothek.

Die ſoeben erſchienene Nr. 8 enthält: Die Reiſe nach Mentone. Eine Geſchichte von der Riviera. Von Richard Voß. — In der Ibenhorſt. Eine Erzählung aus Litauen. Von Willy Linck. — Der Gardeſtern. Humoriſt. Roman von Freiherrn von Schlicht.

Vierteljährlich M. 2.—

Aus fremden Zungen. Halbmonatsſchrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 22. Heft enthält: Ohne Sprache. Von Wladimir Korolenko. Aus dem Ruſſiſchen. — Das grüne Land. Friſche Dorfgeſchichten. III. Wie Thady O'Riordan das Feld räumen mußte. Von Andrew Merry. Aus dem Engliſchen. — Balthaſar Aldramin. Kurze Lebensgeſchichte aus dem alten Venedig. Von Henri de Régnier. Aus dem Franzöſiſchen. — Loſe Blätter: Erzählungen der armorikaniſchen Briten. II. Marie-la-Galante. — Nächtlicher Angriff. Von Maurice Rollinat. Sonett. Aus dem Franzöſ.

Monatlich erſcheinen 2 Hefte à 50 Pfg.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

KODOID-PLATTEN

ERHÖHEN DEN WERT EINER GLASPLATTEN-CAMERA UM 100%.

Sie bilden einen vollkommenen Ersatz für Glasplatten mit allen ihren Vorteilen jedoch ohne ihre Nachteile. Sie sind unzerbrechlich, leicht, dünn, hochempfindlich, orthochromatisch, lichthoffrei mässig im Preise.

Bei allen Händlern zu haben. Preisliste gratis. 185

KODAK GES. m. b. H. BERLIN.

Savon aux Fleurs des Indes.
Karlsruhe Baden

— Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900. —

INDISCHE BLUMENSEIFE

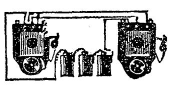
F. WOLFF & SOHN

KARLSRUHE & WIEN.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben. Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours. Auskunft gratis u. franko. Man ſchreibe an **Dr. Cléry**, 53 Boulevard St. Martin, **Paris**.



Elektrische Klingelanlagen

fertig z. Selbstanlegen M. 4, desgl. Telephone, kleine Lichtanlag. für Minutenlicht, Glühlampen, elektr. leucht. Shlipsnadeln etc., Elemente, Accumulatoren, Vernickelungseinrichtungen, kleine Dynamo-Elektromotoren, Elektrisir-Appar., Elemente, Leitungsdrähte u. alle elektr. Bedarfsartikel.

O. H. Meder's Institut, Leipzig,

Abtheilg. f. Elektrotechnik. Gegründ. 1850. Jll. Kataloge „E" gegen 10 Pfg. Briefm.

Mei Feld ist die Welt

Verlag: C. Regenhardt, Berlin W. V., Kurfürstenstr. 37.

Weltverkehr

29. Jahrgang 1904 Preis 3 Mark 624 S. u. Tagebuch

Adressbuch der bewährtesten Bankfirmen, Spediteure, Advokaten, der Gerichte, Gerichtsvollzieher, Prozessagenten, Konsulate und **Auskunftserteiler** in etwa 25000 Orten der Welt.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr. 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

August Sperl.

Hans Georg Portner. Eine alte Geſchichte. 5. Auflage. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.

So war's! Ernſt und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Herzkrank. Eine heitere Badegeſchichte. Mit Illuſtrationen von O. Meyer-Wegner. 4. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

der neue Glühkörper der Auergesellschaft zeichnet sich durch schönstes Licht u. grösste Haltbarkeit aus. Er leuchtet 1500 Stunden ohne Lichtabnahme. Zu haben in allen einschl. Geschäften.

Deutsche Gasglühlicht Aktienges. Berlin SW., Alte Jacobstr. 139.

Die deutsche Nähmaschinen-Industrie

beherrscht mit einer Jahresproduktion von über einer Million Nähmaschinen infolge der vollendeten Konstruktion, sorgfältigen Justierung und eleganten Ausstattung ihrer Erzeugnisse den Weltmarkt. — Nur im eigenen Lande muss die deutsche Nähmaschinen-Industrie leider noch immer gegen die alte völlig grundlose Vorliebe für fremdländische Fabrikate ankämpfen und muss trotz ihrer Ueberlegenheit vielfach das Feld einer amerikanischen Konkurrenz räumen.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verschliessen dagegen ihr Land der Einfuhr deutscher Nähmaschinen durch einen Prohibitivzoll in der Höhe von 45% vom Werte!

Die deutschen Maschinen vereinigen in sich mindestens die gleichen Vorzüge, welche die Amerikaner in ihrer Reklame an ihren Fabrikaten hervorzuheben pflegen und eignen sich in ganz hervorragendem Masse auch für die moderne Kunststickerei.

Der unterzeichnete Verein richtet daher die Bitte an das Publikum, beim Einkauf von Nähmaschinen das deutsche Fabrikat zu bevorzugen.

Verein deutscher Nähmaschinen-Fabrikanten.

PHONOGRAPH
ges. gesch.

Polyphon-Musikwerke

Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum *Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.*

Phonographen, Grammophone

nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten *zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.*

Photogr. Apparate

aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile *Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.*

Jllustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.

BIAL & FREUND in Breslau II.

Abonnements auf „Ueber Land und Meer" in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

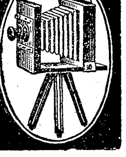
December 1903.

Ronnefeldt's THEE

in künstlerisch ausgestatteten Gratis-Weihnachtsdosen.

Bevorzugtes Festgeschenk. — Sendungen von M. 10.— an „Franco".

Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.



Photograph. Apparate

schon von ℳ 3.— an, bis zur feinsten Ausführung, sowie sämtl. Bedarfsartikel zu billigsten Preisen.

Katalog gratis.

Hess & Sattler, Augsburg.

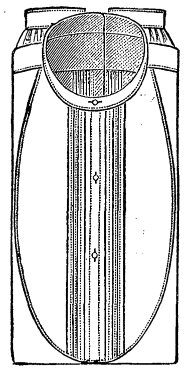
Versand-Geschäft **MEY & EDLICH** Leipzig-Plagwitz

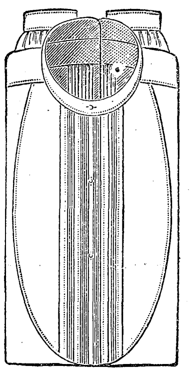
Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: **Herren-Wäsche.**

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nichtgefallende Waren
werden
bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

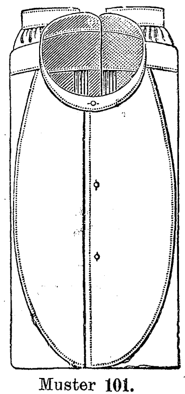




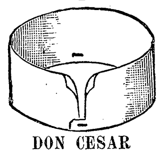
Qual. 1. Muster 380.
Falten-Einsatz.
Das Stück . M. 4.50.
Das Dutzend „ 51.—.

Qual. 3. Muster 382.
Mit Kordeln u. Falten.
Das Stück . M. 5.25.
Das Dutzend „ 60.—.

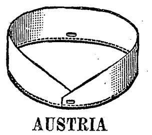
Vorder- oder Rückenschluss.



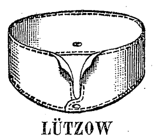
Muster 101.
Mit Rückenschluss.
Qual. Stück Dutzend
20. M. 4.—. M. 46.—.
1. „ 4.25. „ 48.—.
3. „ 5.—. „ 57.—.



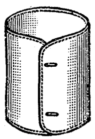
DON CESAR
Vordere Höhe $6\frac{1}{4}$ Cm.
Hintere „ $5\frac{1}{2}$ „
Weiten. 36—45 Cm.
Dtzd. M. 7.80.
Stück „ 0.70.



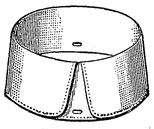
AUSTRIA
Geschweifte Form.
$3\frac{3}{4}$ Cm. hoch.
Weiten 36—45 Cm.
Dtzd. M. 5.60.
Stück „ 0.50.



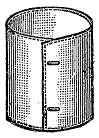
LÜTZOW
Vord. Höhe $5\frac{1}{2}$ Cm.
Hintere „ $4\frac{1}{2}$ „
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd. M. 5.50.
Stück „ 0.50.



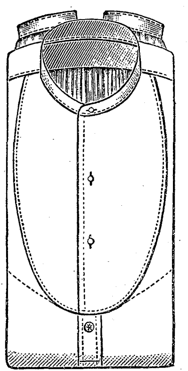
ROM
Breite: 11 Cm.
Weiten. 23—28 Cm.
Dtzd.-Paar M. 9.—.
Paar M. 0.80.



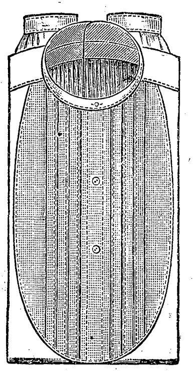
STEINITZ
Vordere Höhe 7 Cm.
Hintere „ $6\frac{1}{4}$ „
Weiten: 36—43 Cm.
Dtzd. M. 9.60.
Stück „ 0.85.

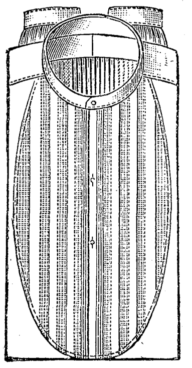


WIEN
Breite: 11 Cm.
Weiten: 23—28 Cm.
Dtzd.-Paar M 9.—.
Paar M. 0.80.



Must 3. Vorderschluss.
„ 103. Rückenschluss.
Kurzer Einsatz, bequeme Form.
Halsweiten: 35—46 Cm.
Qual. Stück Dutzend
6. M. 4.25. M. 48.—.
5. „ 5.25. „ 60.—.





Qual. 21. Muster 398.
Mit weich. Falteneins. ohne dopp. Seitenteil.
St. M. 3.75. Dtz. M. 43.-.

Qual. 3. Muster 369.
Mit gestärktem Falten-Einsatz.
St. M. 6.25. Dtz. M. 72.-.

Mit Vorder- oder Rückenschluss.

Anfertigung von Oberhemden nach Probe oder Mass. Lieferzeit 10—14 Tage.

Herren-Oberhemden halten wir nur in 95 bis 100 Cm. Rumpflänge und in der Halsweite entsprechenden normalen Körpermassen vorrätig und werden solche zumeist passend sein.

Unser ausführliches Preisverzeichnis versenden wir auf Wunsch unberechnet und portofrei.

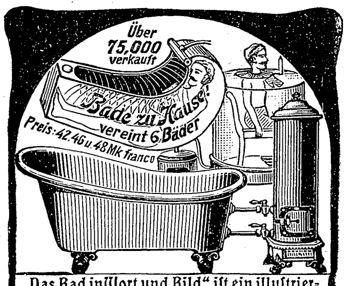
Die Wunder der fernen Gangesländer

werden uns nach dem Urteil von Weſtermanns Monatsheften in Braunſchweig vor Augen gezaubert in dem Werke: **Durch den Indischen Archipel.** Eine Künstlerfahrt von **Hugo V. Pedersen.**

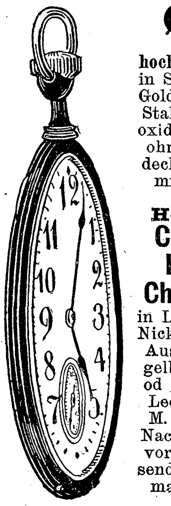
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

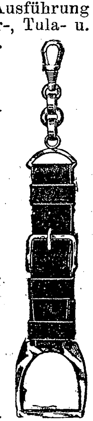
Reich illuſtriert.
In Prachteinband 25 Mark.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.



„Das Bad in Wort und Bild“ iſt ein illuſtriertes Preisverzeichnis aller modernen Badevorrichtungen mit Angaben über ihre Anwendung nach ärztlichen Vorſchriften; auch die neueſten Kloſetts, Bidets, Aufwaſchtiſche, Eisſchränke, Waſchtoiletten und Ventilatoren ſind darin verzeichnet. Man verlange koſtenfreie Zuſendung. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landſtraße. Goldene Staatsmedaille.





Cavalier-Uhr
(ganz flach)
hochelegante Ausführung in Stahl-, Silber-, Tula- u. Gold-Gehäusen. Stahl schwarz-oxidirt M. 20.— ohne Sprungdeckel, M. 28.— mit Sprungdeckel

Hochfeine Cavalier-Herrn-Chatelaine
in Leder mit ff. Nickel-Beschläg Ausführung in gelbem, braun. od schwarzem Leder. Preis M. 3.— gegen Nachnahme od. vorherige Einsendg. in Briefmarken aller Länder.

($\frac{1}{3}$ nat. Grösse)

Andreas Huber jr.
k. b. Hoflieferant,
München, Postamt II.
Preisliste gratis.

Gesichtshaare u. ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Classen) versendet geg. 145 ₰ Apotheker **Wegener, Reinfeld i. H.**

Pensionnat de Demoiselles, *1er ordre.* **Hæussler-Humbert, pasteur, Beau-Séjour,** *Neuchâtel; fondé 1874. — Villa avec jardin magnifique. Demandez prospectus.*

Deutsche Lebensversicherung Potsdam.

Lebens-Versicherung
Aussteuer-Versicherung

Versicherungsbestand am 1. Februar 1903: **127 Millionen Mark.**
Ausgezahlte Versicherungssumme: **29 Millionen Mark.**
Activa: 32 Millionen Mark.

Jede Art Versicherung auf Todesfall, Erlebensfall und Rente.

Günstige Bedingungen. – Mässige Prämiensätze.

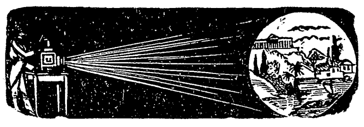
Der Ueberschuss, welcher seit Beginn $6\frac{1}{4}$ Millionen Mark beträgt, kommt den Versicherten zu Gute und gelangt im zweitfolgenden Jahre zur Verteilung.

Prospekte und Auskunft durch alle Vertreter und durch den

Vorstand in Potsdam.

Militär-Versicherung.
Renten-Versicherung.

Tüchtige Agenten u. Acquisiteure finden lohnende Beschäftigung.



Zu Weihnachtsgeschenken empfehle:

Stereoskope und Bilder

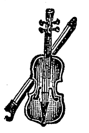
Ansichten aller Gegenden, Genrebilder, Opern, Märchen und Transparente, Vergrösserungs-Apparate f. Photographien, mit u. ohne Stereoskop.

Nebelbilder-Apparate,

Nebelbilder in allen Grössen, **Laterna magica** und Bilder, **Wunder-Camera** für Papier- und Glasbilder.

Dampfmaschinen mit Spiritusheizung und Modelle, Eisenbahnzüge mit Schienen, Elektrische Apparate, Influenzmaschinen, Experimentierkasten, Röntgen-Apparate. Reisszeuge, Zeichnen-Apparate, Operngläser, Krimstecher, Fernrohre, Barometer und Thermometer.

C. Eckenrath,
Berlin SW., Königgrätzerstr. 40 I.
3tes Haus von der Möckernstr.



Musikinstrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernst Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

28 goldene und ſilberne Medaillen und Diplome.

Schweizeriſche Spielwerke

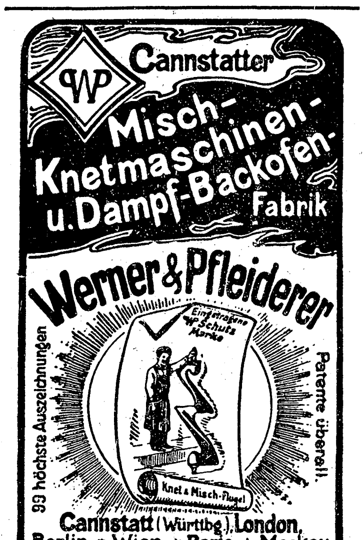
ſowohl mit Walzen als m. Notenſcheiben, anerkannt die vollkommenſten d. Welt.

Spieldoſen

Automaten, Neceſſaires, Schweizerhäuſer, Cigarrenſtänder, Photographiealbums, Schreibzeuge, Handſchuhkaſten, Briefbeſchwerer, Blumenvaſen, Cigarrenetuis, Spazierſtöcke, Flaſchen, Biergläſer, Deſſertteller, Stühle u. ſ. w. **Alles mit Muſik. Stets das Neueſte und Vorzüglichſte, beſonders geeignet für Weihnachtsgeſchenke empfiehlt die Fabrik**

J. H. Heller in Bern (Schweiz).

Nur **direkter** Bezug garantiert für Aechtheit; illuſtrierte Preisliſten franko.



WP
Cannstatter
Misch-Knetmaschinen-u. Dampf-Backofen-Fabrik
Werner & Pfleiderer
Eingetragene Schutz-Marke
Knet & Misch-Flügel
99 höchste Auszeichnungen
Patente überall.
Cannstatt (Württbg.), London, Berlin * Wien * Paris * Moskau Saginaw U.S.A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Die Erde in Einzeldarſtellungen.

II. Abteilung.

Die Tiere der Erde.

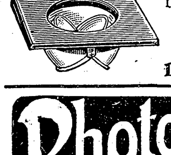
Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben.

Von **Prof. Dr. W. Marshall.**

50 Lieferungen zu 60 Pf. Alle 8—14 Tage eine Lieferung.

Der erste Band — in Prachteinband M. 12.— **ist soeben erschienen.**

Die Tägliche Rundſchau in Berlin ſchreibt: „Die Darſtellung iſt geiſtreich und mit Humor gewürzt, entbehrt ſtellenweiſe aber auch eines tiefen Ernſtes nicht. Der Reichtum an Illuſtrationen würde Marſhalls Buch allein ſchon zu einem Prachtwerk erheben, allein die Eigenart ihres Urſprungs macht ſie noch wertvoller, denn bis auf wenige ſind ſie Wiedergaben von Aufnahmen nach lebenden Tieren.“



Wellners Patent-Kugel-Closet-Einsatz
(nützlich u. angenehm für jeden Haushalt) ohne Waſſerſpülung, einfach, ſolid und praktiſch, gute Funktionierung, keine Zugluft, k. Dünſte, k. Einfrieren, k. Verſtopfen. Ueberall anbringbar. Viele Dankſchr. Ausführl. Proſpekt frei.
Emil Wellner,
Leipzig 17, Langeſtr. 24.

Photograph. Apparate

von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.

Christian Tauber
Wiesbaden.

Die sorgsame Mutter wird auf den Weihnachtstisch **REX SPIEL** das neueste Brettspiel nicht fehlen lassen.

Ueberall erhältl. Rexverlag Berlin 16. Koepenickerstr. 31 B.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

Über Land und Meer

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

XI

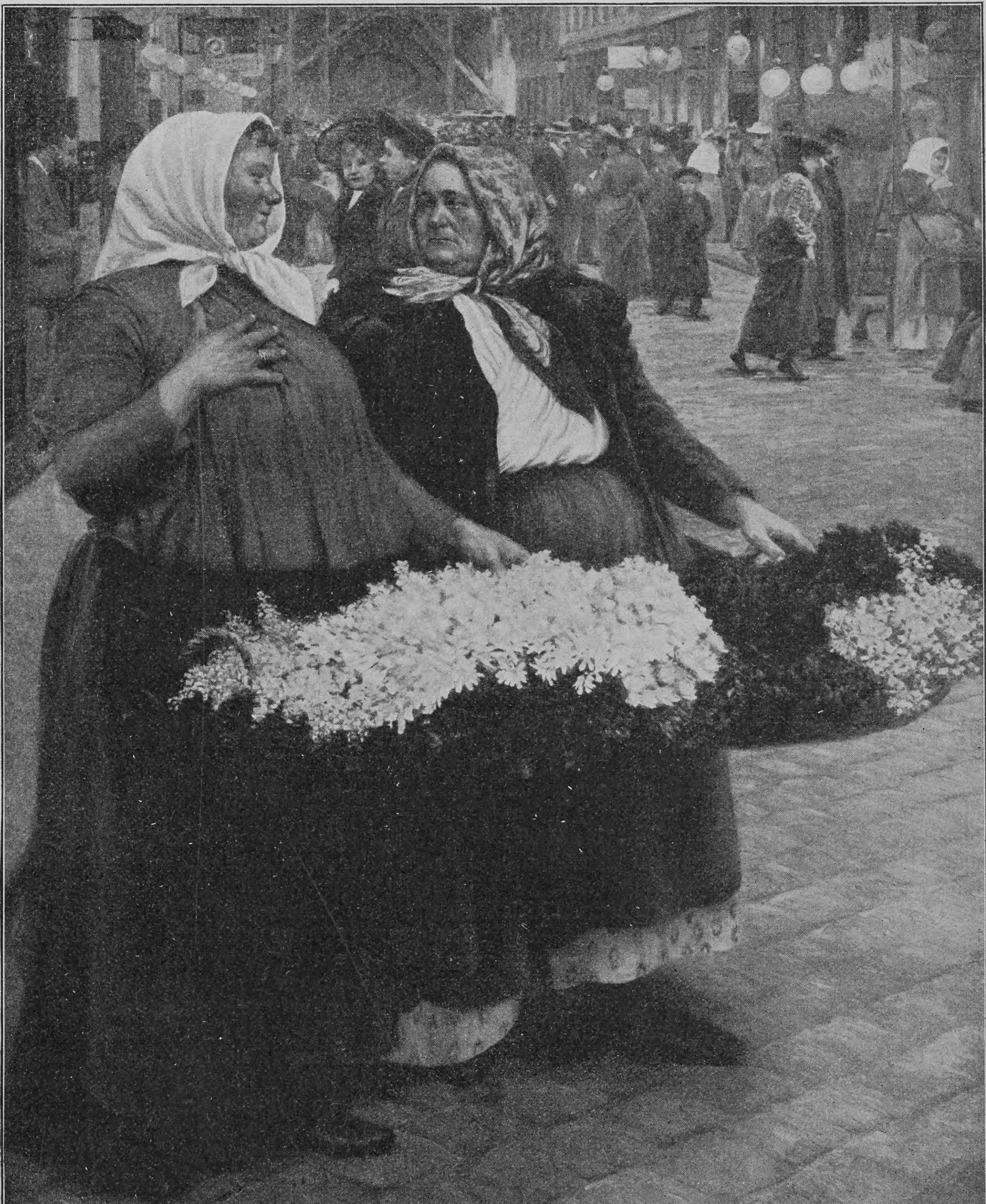
Die Garczynska konnte es noch immer nicht verwinden, daß ſie ihre Zofe verloren hatte. Das Stubenmädchen war jetzt zu dieſem Poſten erkoren worden, aber es hielt gar keinen Vergleich aus mit Staſia. Jeden Morgen floſſen die Tränen der Dienerin; die Herrin ſchalt und ſtampfte mit den Füßen, oft riß ſie die ganze mühſelige Friſur wieder auf und warf der Ungeſchickten die Haarnadeln an den Kopf. Frau Jadwiga geſtand ſich oft mit Seufzen: die Staſia war eine greuliche Perſon geweſen, leichtſinnig, verdorben, ganz gemein, aber höchſt brauchbar! Die alte Nepomukena hatte viel zu tun, um die Herrin, die der verlorenen Dienerin nachtrauerte, zur Ruhe zu bringen.

Auch Garczynski vermißte ſeinen Sziulc. Der hatte zu gleicher Zeit mit der Zofe den Laufpaß bekommen, darauf hatte Jadwiga beſtanden: er war der viel Schuldigere, er hatte das Mädchen verführt! Vergebens ſuchte ihr Gatte ihr verſtändlich zu machen, daß man einem Manne mehr nachſehen könne, mehr nachſehen müſſe als einer Frauensperſon — ſie bekam ihre Zufälle.

Ein treffliches Zeugnis konnte Garczynski ſeinem Inſpektor nicht verſagen, zumal der ſo anſtändig geweſen, nur noch für einen Monat ſein Gehalt, das er, böswilligerweiſe, für ein ganzes Vierteljahr noch hätte verlangen können, zu beanſpruchen. Doppelt fatal war Garczynski die Kündigung, als ihm zu Ohren kam, daß Inſpektor Sziulc ſich vom erſten Januar ab bei Keſtner in Przyborowo verpflichtet — nun hatte der den tüchtigen Kerl! Er war gereizt gegen ſeine Frau.

Jadwiga empfand die trübſeligen Wintertage trübſeliger, nichts unterbrach deren Einerlei. Die neunerlei Gerichte hatten auf der Weihnachtstafel geſtanden, der Geſindemarkt in Poſen war abgehalten, viel neues Geſinde war in Gwiadliborczyce aufgezogen, überall war ein Kommen und Gehen — aber keine Staſia kam wieder. Wenn die noch da wäre, ſo hätte die Herrin in der Sylveſternacht Blei gegoſſen, Staſia war immer behend geweſen in allerlei Auslegungen. Vergangenes Jahr, war's da nicht ein Ritter geworden, zu Pferd wie der heilige Georg, der den Drachen niederſticht? Staſia hatte es auf den deutſchen Baron gedeutet.

Frau Jadwiga konnte jetzt nur ſeufzen und beten. Der Vikar war ihre einzige Zuflucht. Es war zur Gewohnheit geworden, daß er, wenn der Unterricht von Boleslaw erledigt, bei ihr eintrat. Dann ſprachen ſie von Muſik und Literatur und von den ewigen Zielen. Gorka hatte eine angenehme Art, über alles mögliche zu ſprechen, er war beleſen und verſchloß ſich nicht engherzig. Jadwiga, die zwei Jahre ihrer Mädchenzeit in einer Genfer Penſion verbracht und oft mit ihrem Vater, dem reichen Bankier, Paris beſucht und die Modebäder, bevorzugte die franzöſiſche Literatur. Wenn ſie um ein Dichterwerk herumtändelte und mit einer gewiſſen Naivität und angeborenen Vorliebe bei heiklen Thematen verweilte, kam oft ein unruhiges Blicken in ſeine Augen und eine feine Röte in ſeine Stirn. Aber er wußte bald, ohne


Schreiber, chm.

Wiener Blumenmädchen. Nach dem Gemälde von Joſef Engelhart daß ſie es merkte, Seite nach Seite umzublättern in ihrer Seele, ſie fortzuführen von dem Wege, den zu gehen, gerade mit ihm, dem Geiſtlichen, ihr einen heimlich aufregenden Reiz gewährte. Wo ſie auch geweilt hatten, unterm Kreuz langten ſie doch an. Sie war oft in tiefer Zerknirſchung, wenn er ſie verließ — ach ja, ein Leben der Heiligen zu führen, ohne irdiſche Wünſche, welche Seligkeit!

Frau von Garczynska fuhr jetzt alle Woche nach Pociecha-Dorf zur Beichte. So ſtieß ſie nach dem Feſt der Heiligen Drei Könige auf Staſia; dieſe kam aus der Kirche, als ſie hineintrat. Eine faſt eiferſüchtige Regung durchſchoß das Herz der Dame unterm koſtbaren Zobelpelz — gehörte das Ohr im Beichtſtuhl ihr nicht allein? Wenigſtens das wollte ſie voraus haben vor dieſem Mädchen, das ſich ſo ausleben durfte ganz nach Gefallen! Die Unverſchämte, nicht einmal zerknirſcht hatte ſie die Augen niedergeſchlagen, nein, zierlich geknickſt und mit einem raſchen Blick die Toilette der Herrin gemuſtert. Jadwiga glaubte den Beichtſtuhl noch warm zu finden; eine Neugier erfaßte ſie: was mochte die alles hier durch das mit dunkelm Gardinchen verhangene Gitter geflüſtert haben? Was Gorka ſich wohl dabei gedacht? Ob dabei auch in ſeine Augen das Flimmern gekommen war und in ſeine Stirn die Röte?!

Sie war erſt beruhigt, als ſtatt der ſchönen Stimme des Vikars das bäuriſche Organ des alten Propſtes an ihr Ohr drang.

Gorka war zu Schäfer Dudeks Hütte gegangen; dort war nun wirklich der Tod in der Stube. Geſtern abend noch war die alte Nepomukena „zu Hofe“ gegangen, aber heut früh war der Schäfer aufgewacht von einem harten Klopfen. Es klopfte, als ſchlüge einer mit einem Stein aufs Hüttendach; da wußte Kuba Dudek, das war der Tod, der ſaß oben und meldete ſich an. Und als er nach ſeiner Ehefrau guckte, ſaß die wie immer aufrecht in den Kiſſen — platt liegen konnte ſie ſchon ſeit einem Jahr nicht mehr — und rang nach Atem, aber die Augen waren glaſiger, die Naſe ſpitzer. Er weckte die Filomena, daß ſie auf die Mutter paſſe, und machte ſich ſelber auf nach Pociecha-Dorf; der Lehrer ſollte ihm nach Poſen an die Michalina ſchreiben, daß ſie ſchnell heimkomme, auf daß ihre Großmutter ſie noch ſegne.

Der Lehrer hatte geſchrieben — einen Groſchen für die Bemühung, einen Groſchen fürs Papier, einen Groſchen für die Poſtmarke — beruhigt hatte ſich der Alte wieder heimbegeben wollen, da war er angerufen worden aus der Ciotka Tür: ob er nicht einmal nachſehen wollte? Der Doktor war für nichts gut, nicht einmal Pferde und Schweine verſtand der zu kurieren. Ciotka hatte wahrlich lange genug gedoktert. Da hätte ſie nun ein bißchen zum Tanze aufgeſpielt an Heilige Drei Könige, hatte beim Nachhauſegehen, da ſie ein wenig getrunken, nur ein Stündchen vielleicht auf den Steinen gelegen, und nun war ſie ſchon wieder ſo krank! Kalt war's freilich geweſen; den Leuten, die morgens Bernſtein und Kreide zur Kirche getragen, ſelbige weihen zu laſſen zum Schutz gegen böſe Geiſter, waren die Finger erfroren. Oder ob ſie vielleicht „verrufen“ war?

Faſt ſämtliche Weiber des Dorfes waren um die Ciotka verſammelt, die in brennender Fieberhitze lag. Sie beteten und klagten, die Ciotka würde wohl ſterben, wenn nicht die heilige Mutter Gnade gab und Dudek, der Alte, ſie heilte.

Dudek war ein wenig gekränkt: warum hatte man ihn nicht ſchon längſt geholt, damals gleich nach der Ciotka Unfall? Da hätte die in acht Tagen wieder getanzt!

Die Weiber entſchuldigten ſich: man hatte doch nicht gekonnt; der gnädige Herr aus Niemczyce hatte den Doktor geſchickt, und er wußte es doch, Doktor und Schäfer kurieren nicht zuſammen!

Der alte Schäfer lächelte geringſchätzig: ſo ein junger Menſch, wenn der auch in Büchern leſen gelernt hatte, was weiß der von den geheimnisvollen Kräften, die da wirken zwiſchen Erde, Waſſer und Luft?!

Er hieß die Weiber die Kranke auf den Bauch legen und ließ ſie alle rundum niederknien. Er ſelber machte das Zeichen des Kreuzes dreimal über die entzündeten Wunden, wendete ſich gegen Oſten und ſprach leiſe dreimal:

„Roſe, ich ſage dir:
Geh hinaus, geh hinein,
Geh in Gottes Haus hinein
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“

Und er puſtete dreimal. Nun war das Uebel weggeblaſen gen Sonnenaufgang, nun ging es, woher es gekommen, zurück zu Gott, dem Allmächtigen, der es geſandt. Hier hatte der Tod noch nicht auf dem Dache geklopft.

Aber daheim, bei der Nepomukena, gab's keine Beſſerung mehr; man ſoll auch nicht wehren, wo der Tod geklopft hat. Dudek fand, als er heimkam, ſein Weib bedeutend ſchwächer, wie er es verlaſſen. Er ſah's an der Naſe, um die hatte der Tod mit dem Finger gewiſcht.

Die Filomena ſaß beim Bett und verlas Erbſen, ihr zu Füßen hockte der kleine Jaſio, der Michalina Kind, und ſah mit verwunderten Augen der ſterbenden Urgroßmutter zu. Die war ganz teilnahmlos, ſah nicht Mann, noch Tochter, noch Enkelkind. Schade, daß der Brief an die Michalina ſchon fort war, ſie hätte ruhig dort bleiben können, einen Segen kriegte ſie doch nicht mehr!

Der alte Schäfer zupfte ein Flöckchen aus ſeinem Schafpelz und hielt das ſeiner Frau an die Lippen — ja, die atmete noch. Aber ihre Hände, ihre Füße waren ſchon eiskalt.

Eine grimmige Kälte ging draußen über die Flur und ſchnob durch alle Fugen der Hütte. Durch den großen Riß der Lehmwand hinter dem Bett blies ſie, und blies dem alten Weibe ins Geſicht. Das fühlte den Zugwind nicht mehr.

Der Vikar kam. Da er auf die Fragen der Beichte keine Antwort mehr erwarten konnte — die müden Augen ſchloſſen ſich ſchon —, gab er der Sterbenden die letzte Oelung. Die Grommika, die Wachskerze, zu Lichtmeß geweiht, brannte, der kleine Mesner hinter dem Geiſtlichen reckte ſich auf den Zehen, um ja was vom Sterben zu ſehen zu kriegen, die Filomena betete laut, und draußen vor der Tür antwortete das Gemurmel der verſammelten Nachbarinnen.

Es war um die Stunde, da die Nepomukena ſonſt zu Hofe zu gehen pflegte, daß ſie ſich noch einmal belebte. Sie ſtreckte die Arme aus, daß man ihr helfe. Wie, wollte ſie ſich erheben, aus dem Bette ſteigen und wandeln?! Faſt ſchien es ſo. Und ſie lallte: „dali,“ und in einem Röcheln dann noch etwas, das man nicht mehr verſtand. Unruhig glitten ihre Blicke zur Tür, einen Fuß noch ſtreckte ſie aus dem Bett, dann war's zu Ende.

Nun konnte ſie platt liegen. Man deckte ihr ihre Plachta*) übers Geſicht.

*

Als ſie die Nepomukena begruben, ging der Wind ſehr hart. Die Komorniks, die den Sarg trugen, froren, denn er war nicht ſo ſchwer, daß ſie unter der Laſt geſchwitzt hätten. Zwiſchen das Trauergeleit, das hinter dem Sarg her betete, fuhr ungehindert der Nordoſt und jagte die Leidtragenden auseinander, daß ſie die Ordnung bald aufgaben und durcheinander liefen wie eine verwirrte Herde. Jeder erkämpfte ſich einzeln ſeinen Weg nach Pociecha-Dorf.

Als ſie vom Kirchhof zurückkehrten, der hinter dem Dorf lag, preisgegeben allen Winden, nur durch eine dürftige Fliederhecke vom Acker geſchieden, tat ihnen ein Schnaps wahrlich not. So traten ſie alle in den Krug, nur die Michalina nicht, die wollte nicht mit einkehren. Die andern ſchalten über ſie: ei, warum wollte ſie denn nicht? War ſie etwa ſo vornehm geworden in Poznań,**) daß es ihr nicht mehr paßte bei Eljakim Eiweih?!

Nein, das war es nicht; Michalina war ſehr betrübt. Als ſie nun ſo allein zum Dorf hinaus ging, weinte ſie vor ſich hin. Ach, da war ſie nun geſtern aus Poſen gekommen, ſo ſchnell als möglich, aber die Großmutter hatte ſie doch nicht mehr am Leben gefunden, und die war immer ſo gut geweſen! Nun würde ſie die nicht mehr auf Erden ſehen; die würde ihr nicht mehr die Zöpfe flechten, ſchön zwölfſträhnig, daß ſie handbreit ſtanden, es war eine Pracht! Ach, die gute Babuſcha!*)

Sie heulte laut, ihr Herz floß über von Trauer.

Und daß der Jendrok nicht beim Begräbnis ſein konnte! Den hatte die Babuſcha doch auch immer ſo lieb gehabt! Aber der wußte ja nicht einmal, daß die geſtorben. Wo mochte der jetzt ſein in der weiten Welt? War er noch bei den Soldaten oder war er ſchon frei? Sie hatten von Hauſe nicht an ihn geſchrieben, ſchon lange nicht; Großvater hatte das Schreiben nicht gelernt, Großmutter auch nicht, die Mutter hatte es längſt vergeſſen, ihr ſelber, der Michalina, wurde es auch ſchwer, und der Jendrok ſparte auch gern die Tinte und das Papier. So hatten ſie ſehr lange nichts voneinander gehört.

Ach, wer doch als Sternlein am Himmel ſtehen könnte, heruntergucken auf die weite Welt! Wer ſich doch aufſchwingen könnte wie ein Täubchen und fliegen mit dem Wind bis wo der Jendrok wäre! Daß ſie doch ſingen könnte über ihm in der Luft: „Jendrok, kehre wieder, Brüderchen, komm zurück!“

Als ſie noch Kinder geweſen, nur mit dem Hemdchen angetan, da war er mit ihr über die Felder gegangen, hatte ſie ſorglich an der Hand geführt, und als ſie größer geworden und die Buben ſie narrten, hatte er ſich vor ſie geſtellt und alle abgewehrt. Und die dickſten Aepfel hatte er für ſie geholt aus dem Herrſchaftsgarten und einmal ſogar einen Salzhering aus der Herrſchaftsküche! Er war immer ein ſehr guter Bruder geweſen. Beim Raffen und Mandelaufſtellen in der ſchweren Erntezeit war er ihr ſtets beigeſprungen, und als ſie dann ſpäter Stubenmädel geworden in Przyborowo, da war er freilich ſchon beim Militär geweſen, aber er hatte geſchrieben:

„Liebe Schweſter, gräme Dich nicht, wenn ich werde zurück ſein, werde ich ihn verwammſen, wenn Du nur wirſt ſagen können, wer Vater iſt.“

Das konnte ſie wohl ſagen, aber was nutzte es ihr? Wie dürfte der Jendrok ſeine Hand erheben gegen einen ſo vornehmen Herrn? Seine Hand mußte er an die Mütze legen und ſtramm ſtehen — ja, das mußte er! Ach, wie war das alles ſo traurig, ſo traurig!

„Heilige Mutter!“ Eine Bozyameka ſtand am Wege zwiſchen Dorf und Anſiedlung, da knickſte die Weinende tief und ſchlug vielmals das Kreuz — mochte die Heilige nun alles machen, wie ſie's für gut fand! Die Großmutter ſaß ja nun auch neben der auf dem goldenen Thron, die würden jetzt miteinander ſorgen für die Michalina, bis der Jendrok heimkam.

Die traurige Michalina trocknete ihre Augen: was hilft's, man muß ja getröſtet ſein! Nach Poſen zurückkehren würde ſie nun nicht mehr; die Mutter hatte auch geſprochen: „Spare das Geld, das die Bahn koſtet!“ Amme konnte ſie nun doch nicht länger mehr ſein, und das kleine Kind kriegte ein Fräulein; ſie war jetzt nur noch gut, die Windeln zu waſchen und die Dielen zu ſcheuern, und der Lohn war auch danach, und „ſo viel,“ ſagte die Mutter, „kannſt du auch hier verdienen, bleibe jetzt; vielleicht, daß du wieder einmal Glück haſt, eine ſo feine Stelle annehmen zu können in Poznań!“

Michalina wußte nicht, ob ſie ſich freuen ſollte, daß ſie nun hier blieb, oder traurig darüber ſein. In Poſen hatte ſie immer ſchönſte Nationaltracht getragen: getollte Häubchen, weiß wie Schnee, ſchwerſeidene Bänder, handbreit, bunt wie alle Farben des Regenbogens, einen Spenzer von Sammet, Perlſchnüre ſo viele, daß der Nacken ſich bog — wenn ſie doch wenigſtens die Tüllſchürze behalten dürfte, ſich darin zu zeigen am Feſttag! Und zu arbeiten hatte ſie auch nichts gehabt, aber auf die Dauer hatte es ihr ſo doch nicht behagt; das gute Eſſen, das bequeme Leben hatten ſie dick gemacht, und ſie ſehnte ſich nach ihrer vormaligen Schlankheit. Wie behend hatte ſie ſich bücken können, wie flink ſpringen!

---

*) Tragtuch von grober Leinwand.
**) Poſen.

*) Großmutter.

Das Kattunmieder von früher wollte ihr jetzt gar nicht mehr paſſen, die Bruſt quoll über den Rand, die Haken platzten ab. Nein, es war nichts mit dem Faulenzen, ſogar der Kopf wurde einem dick davon, man kriegte Gedanken. Wo hätte ſie ſonſt je Gedanken gehabt — geprieſen ſei Gott! — wozu auch? Wenn man zu arbeiten hat und zu eſſen, iſt's gut.

Nun würde ſie wieder mit den andern Mädchen auf den Acker gehen und am Feſt den Krakowiak tanzen und immer ſingen! Hell lachte ſie auf bei dem Gedanken und ſah dann haſtig, ganz beſchämt nieder: ei, das war doch nicht fein von ihr, daß ſie lachte, heut am Begräbnis der Großmutter! Und die war doch ſo gut geweſen! Nun war die nicht mehr, die dem Jaſio den Brei gegeben und ihn auch gewaſchen — der Großvater war zu taub, der hörte nicht, wenn der Kleine weinte, und die Mutter mußte zu Hofe gehen, aber ſie würde es hören, denn er war ein niedlicher Knabe. Gott erhalte ihn, und die heilige Mutter ſchenke ihm Gnade! Als ſie geſtern angekommen und ſich über ihn gebeugt, hatte er mit beiden Händchen in ihre Perlenſchnur gegriffen und ſich ſo aufgerichtet auf ſeine Füße. Die Perlenſchnur war zerriſſen, aber es tat ihr nicht leid — ei, ſo ſtark war das Bürſchchen! Der würde einmal tüchtig die Senſe ſchwingen bei der Ernte — und hatte er nicht jetzt ſchon brav Geld eingebracht?

Michalina fühlte nach der Stelle ihres Unterrocks, wo ſie, in einen Leinwandflecken eingenäht, Goldſtücke barg. He, ſie war jetzt gar keine ſchlechte Partie! Wollte Gott, daß ſie einen braven Mann kriegte, der ſie auch nicht ſchlug, und mit dem ſie alt und grau wurde bei Sommerſonne und Winterſchnee!

Sie ließ ihre Blicke ſchweifen: hier war's noch immer gerade ſo wie vor anderthalb Jahren, als ſie nach Poſen gefahren; nur dort in der Anſiedlung waren der Häuſer mehr geworden. Vorzüglich das eine ſtach ihr in die Augen: Fenſter rechts und links von der Tür, auch im Giebel eine blanke Glasſcheibe, die Ställe ebenſo wie das Haus mit Ziegeln gedeckt, und die Scheune auch — das war einmal ein feiner Hof! Mußten das reiche Schwabben ſein, die darin wohnten!

Bewundernd hafteten die Augen des Mädchens auf dem Bau der Rheinländer. Es konnte ſeine Neugier nicht zähmen, es ging rund herum um das Viereck und lugte dann an der Zaunſeite in den Hof.

Eine Frau trat jetzt aus der Hintertür und ſchritt eilig dem Stall zu. Beſcheiden grüßte das Mädchen, verlegen errötend; die Frau nickte freundlich wieder, aber ihr Geſicht war beſorgt. Aus dem Stall drang dumpfes Muhen, es hörte ſich gar kläglich an.

Michalina ſchaute, ſich auf den Zehen reckend, neugierig über den Zaun weg in den geordneten Hof — wie fein! Da ſtanden Eimer und Miſtgabel in einer Ecke, keine Jauche floß, aller Schmutz war auf einen Haufen zuſammen gekehrt, an der Stallwand war hoch Reiſig geſchichtet, alles hübſch in Bündel gebunden; ſo ordentlich war's hier, wie in einer feſttäglich geputzten Stube. In Poſen hatte ſie wohl ſchöne Zimmer geſehen, auch in Przyborowo war's ſtattlich geweſen, in Gwiadliborczye ſollte ſogar Sammet an den Wänden hängen und das Sofa von Seide ſein, wie die Staſia Frelikowska erzählte, aber einen ſo ſchönen Hof gab's gewiß nicht wo anders! Michalina ſtaunte noch, als die Frau wieder aus dem Stalle herauskam. Das Muhen wurde immer kläglicher, es klang ſchier menſchlich, wie lautes Stöhnen.

Frau Kettchen war allein zu Haus, die Kinder noch nicht aus der Schule zurück, — das Kleinſte ſchlief in der Wiege. Die Männer waren mit Löb Scheftel noch nicht handelseinig wegen des Gauls, ſo waren ſie heute nach Miaſteczko gegangen — und gerade heute mußte es die junge rotbunte Kuh überkommen! Die wollte kalben zum erſten Male. Was anfangen?! Ratlos ſah Frau Bräuer in die meilenweite Ferne: Jeſus, Maria, Joſeph, welch eine Lage! Wann kamen die Männer zurück? Der Weg war weit, und keine, keine Hilfe in der Nähe!

Verzweifelt irrten die Augen der Frau, ſie weinte faſt. Horch, wie jammervoll das Tier klagte! Sollte ſie bei dem nächſten Nachbar anklopfen? Der würde doch nicht kommen, ihr Peter war nicht Freund mit ihm. Und mit dem zweitnächſten auch nicht; mit kaum einem hier. Er hatte ja auch recht, 's war ja meiſt Geſindel; aber nun war man ſo ganz allein hier, ſo ganz verlaſſen. Und allein traute ſie ſich nicht, Hand anzulegen; ſie hatte nicht die Kraft, und wenn ſie gar das Tier verletzte, das koſtbare Stück?! „Jeſus Chriſtus, erbarme dich!“ ſeufzte ſie in höchſter Not.

Da traf ihr hilfeſuchender Blick die verſchämt lächelnde Dirne am Zaun. Frau Kettchen konnte nicht mehr an ſich halten, weinend vor Angſt ſchlug ſie die Hände zuſammen: „O Jeſus Maria!“

Was war denn? He, warum weinte die reiche Anſiedlerfrau? Michalina wagte es, näher ans Gattertürchen zu kommen, Frau Kettchen winkte ihr — da trat ſie in den Hof. Beide ſprachen ſie zu gleicher Zeit aufeinander los und verſtanden ſich nicht; Michalina hatte auch bei der deutſchen Herrſchaft kein Deutſch gelernt, die ſprach immer polniſch mit ihr. Aber das Brüllen der Kuh verſtand ſie. Vor der blonden, zitternden Frau her eilte ſie zur Stalltür. Sie traten beide miteinander zur Leidenden ein, ihre Blicke trafen ſich. Da nickte die ſtämmige Dirne ermutigend und ſchritt zu dem Tiere heran.

Als Peter Bräuer und ſein Sohn eine Stunde ſpäter nach Hauſe kamen, den gekauften Braunen hinter ſich her ziehend, fanden ſie die Mutter geſchäftig in der Küche; ſie kochte einen Trank für die Rotbunte. Was, die hatte gekalbt?!

„Donner und Doria!“ Ohne weiter zu hören, ſtürmten die Männer auf den Hof. Dort hatte Michalina unterdeſſen friſches Stroh untergebreitet. Mit offenen Mäulern ſtanden Bräuers Kinder, die eben aus der Schule heimgekehrt, an der Stalltür und beobachteten, was die fremde Magd ſchaffte. Grade als die Männer auf die Schwelle traten, kniete das Mädchen, ihr Begräbniskleid hochgeſchürzt über dem feuerroten Rock, bei der jungen Mutter und legte ihr den Säugling an. Liebreich ſtützte Michalina das auf ſeinen hohen Beinen noch ſchwache Tierchen beim Trinken mit ihren Armen und gab der Kuh Schmeichelnamen, die, noch Angſt im feuchten Blick der ſchwarzbraunen Augen, den Kopf nach ihrem Kälbchen drehte und es zu lecken verſuchte.

Michalinas braune Wangen waren gerötet, zutraulich in ihrer Freude über das niedliche Kalb, nickte ſie den fremden Männern zu. Die ſtanden erſt verdutzt; Peter Bräuer runzelte die Stirn: was wollte die Polackin hier?! Aber dann vergaß er das Fragen vor Freude über das kräftige Kalb.

Als Michalina ein wenig ſpäter den Bräuerſchen Hof verließ, geleitete der Sohn ſie bis vor die Haustür. Der Vater hatte ihm einen Taler gegeben, — man durfte ſich doch nicht lumpen laſſen, vor dem Volk erſt recht nicht! — und nun verſuchte Valentin ihr den in die Hand zu ſtecken. Aber ſie widerſtrebte: die Hilfe hatte ſie ja aus freien Stücken und gern geleiſtet, einmal der armen Kuh zuliebe und dann auch der Frau zuliebe, die ſie ſo freundlich gegrüßt, nicht fortgejagt vom Zaun, als ſie neugierig dort geguckt. So gern ſie auch Geld hatte, hier beleidigte es ſie faſt, daß man ihr welches anbot; der dankbare Händedruck der guten Frau hatte ihr wohlgefallen, und wenn ihr nun der ſchöne Burſche auch noch die Hand reichen wollte! Den Kopf verneinend ſchüttelnd, wies ſie faſt heftig das Geld zurück: „Niz, niz!“

Verlegen ſtand Valentin: alſo kein Geld wollte ſie annehmen? Nun, dann würde er ihr ſpäter einmal eine Perlenſchnur mitbringen oder einen Roſenkranz aus der Bude am Dom, aber es war doch unangenehm, daß er jetzt nichts für ſie hatte — man durfte ſich nicht lumpen laſſen, ſagte der Vater.

Ihre blanken braunen Augen ſchauten ihm treuherzig, in offen gezeigtem Wohlgefallen ins Geſicht, ein Erröten nach dem andern jagte über ihre Wangen und machte ſie hübſch.

Da wiederholte er lachend, was er neulich gelernt: „Demi buſchi!“ bückte ſeine ſchlanke Geſtalt herunter zu der kleinen unterſetzten und drückte einen ſcherzenden Kuß auf die errötende Wange. —

Michalina war ſehr vergnügt, als ſie ihren Weg fortſetzte; der Tag hatte ſo traurig begonnen, noch klangen ihr die Sterbegebete in den Ohren, und doch mußte ſie jetzt ſchon ſingen. Die Erde war gefroren, ſo hart, daß ſie unter ihren Schuhen klapperte, die Krähen ſchrien hungrig über den toten Aeckern, aber ſie ſchaute doch unwillkürlich, ob da nicht irgendwo eine Lerche ſäße, ganz verborgen in beſchneiter Furche; ihr war, als hörte ſie immerfort leiſes Gezwitſcher. Da fing ſie auch an zu ſummen, wehmütig und luſtig zugleich klang das Liebeslied:

„O wär' ich ein Sternlein, wie droben
Am Himmel ſo viele ſtehn,
Ich blickte von droben herunter,
Nur auf dich, mein Bürſchchen, zu ſehn!“

Immer wieder von neuem das Liedchen beginnend, trabte ſie munter gen Gwiadliborczyce. Als ſie ſich den Hütten der Komorniks näherte, hörte ſie ſchon ihren Jaſio ſchreien, noch niemand war alſo zu Hauſe, das Bübchen noch immer allein. Unter der ausgehöhlten Schwelle lag der Schlüſſel, raſch holte ſie ihn hervor und ſchloß auf.

In Schäfer Dudeks einziger Stube war, trotzdem man mit Wacholderbeeren geräuchert und Eſſiglappen aufgehängt, doch noch der ganze Leichendunſt. Das Kind ſaß am Boden auf dem nackten Eſtrich und hatte ſich ganz rot und heiß geſchrien. Ei, das war gut, ſo hatte es auch nicht gefroren! Die Mutter legte flink ihr ſonntägliches Kleid ab, zog den alten Rock der Großmutter an und ſchlüpfte in deren Pantoffeln, dann nahm ſie ihren Buben auf den Arm. Von neuem ſummend, tänzelnden Schritts, begann ſie ihn durch die Stube zu tragen.

„Ei, was fehlt denn dem Bürſchchen, dem kleinen, daß es weint? Hat es nicht Härchen wie Flachs, einen Mund wie 'ne Kirſche, Aeugelchen wie ſchwarze Beeren? Hat es nicht ein rotes Bändchen um ſein Aermchen, daß keine Hexe es behexen kann? Bſchi, bſchi — ſtill, ſtill! Iſt der böſe Wil*) hinter dem Balken hervorgekrochen und hat dem Kindchen die Zähne gezeigt? Fürchte dich nicht — bſchi, bſchi! Geh, böſer Wil, geh zu unartigen Kindern, mein Bürſchchen iſt lieb, mein Bürſchchen iſt brav! Mein Bürſchchen bekommt ein Schlittenpferd, ein Wägelchen mit einem Glöckchen dran und, wenn es groß iſt, ein Schwert. Bſchi, bſchi, ſchlafe, mein Täubchen! Daß alle Engel dich hüten — bſchi, bſchi, — Jeſus Maria, Joſeph und der heilige Geiſt!“

Michalina machte über ihrem Bübchen das Zeichen des Kreuzes und drückte es koſend an die Bruſt. Jaſio lächelte und ſchmiegte ſich an; die Mutter lächelte auch, hell jauchzend ſchwang ſie das Kind in ihren ſtarken Armen hoch in die Höhe und wieder tief zum Boden und wirbelte ſich dann mit ihm herum. Unterm Mützchen hatte ſich ihr einer der feſtgeflochtenen Zöpfe gelöſt und hing, ſtark und ſtraff, über den Rücken; ein paar Haken am Mieder waren aufgeplatzt, unterm weißen Hemd quoll die weiße Bruſt, und in der weißen Bruſt klopfte das rote Herz.

XII

Während nun die alte Nepomukena von langer Arbeit ausruhte, und die junge Enkelin ihr Kind herzte, ſaß der Witwer in der Schenke. Heute mußte er die Leidtragenden ſämtlich freihalten und ſelber fleißig das Gläschen leeren. Es half ihm nichts, daß er ſich lange Jahre des Schnapſes enthalten, heute durfte er nicht gegen das Hergebrachte verſtoßen.

Sie ſaßen am Tiſch auf Bänken, die Männer zuſammen, und die Frauen zuſammen; auch den Weibern waren die Kehlen trocken geworden, ſie hatten viel geweint und gebetet.

---

*) Unhold, der unartige Kinder holt.

Auf die Leidtragenden herunter blickte das Bild Kaiſer Wilhelms II. Ein Oeldruck war's, wundervoll bunt die Uniform, mit einem goldenen Stern auf der Bruſt. Eljakim Hirſch war ſehr ſtolz darauf, ſtolz auf das ſchöne Gemälde, ſtolz auch auf ſeinen Mut — wer weiß auch, ob ſie es erkannten. Dagegen würde der Landrat, erfuhr er davon, ihm hold ſein, ſo hoffte er, und die deutſchen Anſiedler würden nun auch ſicherlich einkehren, wo ihres Kaiſers Bild hing.

Der alte Dudek ſah ſtumm ins Glas, als ſie ſeine Verſtorbene lobten. Er hatte an ihrer Leiche nicht geweint, nun weinte er; langſam ſickerte eine Träne nach der andern aus den des Weinens unkundigen Augen nieder auf den Tiſch. Sie tröſteten ihn alle: ei ja, das wollten ſie wohl glauben, daß es ihm ſchwer ankam, die Nepomukena in der Grube zu wiſſen, die gute Babinka,*) mit der er ein halbes hundert Jahre immer Seite an Seite gelebt, Tag und Nacht. Sie war eine treue Seele geweſen — daß Gott es ihr lohne! Aber der Witwer mußte nun nicht mehr weinen, wie lange noch und die Nepomukena würde ſich ihm zeigen im Totenhemd, ihn aufmerkſam zu machen auch auf ſeinen baldigen Tod!

Aber Kuba Dudek ſchüttelte den Kopf: nein, das konnte ihn nicht tröſten, ſie würde ſich auch nicht zeigen, denn ſie wußte wohl, daß er zu warten hatte. Und würde er hundert Jahre alt und darüber, immer zu warten!

Auf was denn warten, he? Hatte der Alte einen Pakt mit dem Teufel geſchloſſen, daß er ſprechen konnte: „Tod, bleib draußen“ — und erſt, wenn er's ſatt hatte: „So, nun hol mich“ —? Sie waren alle neugierig. Die Köpfe ſteckten ſie überm Tiſch zuſammen: auf was wartete der Dudek denn?! Daß er's ihnen doch erzählen möchte! Von einem geheimen Gruſeln überlaufen, ſtarrten ſie nach ihm hin.

Er ſaß da und ſchaute ganz verloren. Die Schöße ſeines Sonntagsrocks lagen rechts und links von ihm auf der Bank, wie die geſpreizten Flügel eines großen Vogels. Vom ungewohnten Schnapsgenuß war er müde geworden, die Lider wollten ihm zufallen. Da rückte die Filomena raſch neben ihn und ſtieß ihn in die Seite: „He, Vater, ſchlafe nicht, erzähle, ſie warten drauf!“

„Erzähle, erzähle,“ riefen alle, wußten ſie doch, der Schäfer hatte viel geheime Wiſſenſchaft. Der kannte die Unterirdiſchen, die kleinen Zwerge, die die Kinder vertauſchen, und die Hauskobolde, die als ſchwarzer Fleck an der Wandtünche ſitzen. Wenn der, in der Nacht von Allerheiligen auf Allerſeelen, beim letzten Schlag der Mitternacht auf die Kirchſchwelle trat, ſah er drinnen alle die, die einſt zu Lebzeiten hier die Meſſe gehört, knien, ſah die Kerzen am Hochaltar brennen, ſah den Prieſter beim heiligen Meßopfer und hörte das Miſerere vom Chor. Der ſah, was jedem andern verborgen. Konnte es auch gleich einem Weibsbild anmerken, ob es eine Hexe oder nicht, wußte ein Mittel gegen die fallende Sucht und wie man den Weichſelzopf los wird, verſtand das Fieber auszutreiben und die Roſe zu beſprechen, ſchaffte Hilfe gegen den böſen Blick und gegen das Behextſein der Schafe und Kühe. Der hörte in der heiligen Nacht die Tiere ſprechen und prophezeite aus Wind und Wolken, ob es ein gutes Jahr werde oder ein ſchlimmes.

„Was ſoll ich erzählen?“ ſprach Kuba Dudek, als ſie ihn bedrängten.

„Sag, auf was warteſt du? Warum ſprichſt du immer: ‚ich warte‘?!“

Da machte er ſeine müden Augen auf, ſo groß er konnte, und ſah ſie ernſthaft alle der Reihe nach an: „He, und wartet ihr denn nicht?!“

„Gott verdamm mich,“ ſagte Krzywouſti, das Schiefmaul, das ſich bei jeder Feſtlichkeit, ſei es Hochzeit oder Kindtaufe, Begräbnis oder Tanz, mit ſeinem Horn einfand, „ich warte nicht. Auf was ſoll ich denn warten?“ Er ſchlenkerte mit der Hand, als ſchwenke er den Speichel aus ſeinem Horn: „Ich habe nichts zu erwarten!“

„Vater,“ ſagte die Filomena und puffte ihn wieder in die Seite — ſie war ſtolz auf des Vaters Wiſſenſchaft — „nun ſage ihnen ſchon, auf was ſie warten ſollen!“

„Ich werde ihnen ſagen,“ ſprach Kuba Dudek. Er reckte ſeine hagere Geſtalt auf in einer gewiſſen Würde. Mit den Fingern ſeiner Rechten fuhr er wie mit Zinken durch ſein langes ſtrohhartes Greiſenhaar; und dann kratzte er ſich. „Ihr wißt nicht, auf was ihr warten ſollt? Seid ihr denn ſchon ganz blind gemacht, ganz taub?! Weh, das iſt das Werk des Teufels, und der Teufel, das ſind die Deutſchen! Alle Deutſchen ſind Teufel, aber ihr oberſter, das iſt der, der hinter dem Berge wohnt. Der hat auch die Ciotka geſchoſſen. Der tut immerfort Böſes; der ruft auch die Schwabbe in unſer Land, daß ihrer mehr werden wie unſer ſind, daß ſie uns verdrängen von unſerm Acker, daß man immerfort deutſch reden hört und unſre Kinder polniſch verlernen. Polen ſchläft!“ Mit einem tiefen Seufzer ſtützte er den Kopf in die Hand und ſchwieg. Seine Geſtalt ſank ganz zuſammen.

Die andern ſchwiegen auch betroffen: was hatte der Dudek, warum war er ſo traurig? Freilich, der Niemczycer war ein hartherziger Herr, keinen Groſchen hatte er den Männern für ein Schnäpschen gegeben, als ſie ihn darum gebeten vor der Ciotka Tür — aber, daß er die Ciotka geſchoſſen, potztauſend, das war doch nichts Böſes, ſie hatte ſo viel Geld gekriegt, daß ſie immerfort betrunken ſein konnte, alle Tage. Und der Anſiedler waren doch nicht gar ſo viele, und die waren ja auch nur wie die Mäuschen und verkrochen ſich!

„He, Großväterchen, warum ſollen wir traurig ſein? Polen ſchläft, ſagſt du? — laß es ſchlafen, wir ſchlafen ja auch, wenn wir müde ſind!“

„Dummköpfe!“ Der Alte fuhr auf. „Wo ſtammt ihr her?! Seid ihr Hundeblut? Ich ſage euch: eure Väter haben nicht geſchlafen. Die haben ihre Senſen geſchliffen, daß ſie ſchärfer wurden denn Schwerter, und haben die deutſchen Hunde gemäht bei Koſchmin und Tremeſſen, bei Miloslaw und Sokolowo. Bei Stenſchewo ſind die Kugeln um uns geflogen wie Hagelkörner, aber die heilige Mutter hat ſie aufgefangen in ihrer Schürze. Und die polniſchen Mütter haben auch nicht geſchlafen. Höret zu!

Als die deutſche Landwehr bei Buk im Quartier lag, in jedem Haus ihrer zwei und drei, da hat die Muttergottes der Weiber Herzen geſtärkt, daß die Tauben zu Adlern wurden. Und ſie haben den Deutſchen zu trinken gegeben — ſehr viel, bis ſie alle betrunken waren — und als ſie ſchliefen in Ställen und Scheunen, auf Tennen und Heuböden, da ſind Polens Mütter hingeſchlichen mit ihren Meſſern und haben den Teufeln die Bärte abgeſchnitten, die Naſen und Ohren, die Finger und Zehen und haben das Blut hinſtrömen gemacht von Polens Feinden. He, ihr!“ Mit ſo ſtarker Stimme ſchrie er ſeine Zuhörer an, daß vom Schenktiſch der Wirt gelaufen kam mit erhobenen Händen.

Mißtrauiſch und ängſtlich blickte Eljakim: wollte der Alte etwa Skandal machen? Wußte er denn nicht, daß der preußiſche Gendarm fleißig vigilierte? Wenn der nun Lärm hörte und ſchrieb es auf in ſein Buch?! „Eiweih, eiweih,“ jammerte er und wand ſich wie in Schmerzen, „ſe werden mer ſchließen 's Lokal, ſe werden mer entziehen die Konzeſſion!“

Die Gäſte lachten. Aus der Ecke drüben lachte einer mit, der war eingetreten, als ſie tranken; ſie hatten ihn noch gar nicht bemerkt. Nun grüßten ſie ihn. Es war Pan Sziulc, der Inſpektor. Er kam an ihren Tiſch, aber als er Dudek die Hand reichen wollte, ballte der die ſeine zur Fauſt und legte ſie ſchwer auf den Tiſch: nein, einem der zu dem Niemiec*) gegangen, gab er die Hand nicht!

Der junge Mann lachte und zuckte die Achſeln, aber dann wurde er ernſthaft:

„Was glaubt Ihr wohl, altes Kamel, nutzt die Axt mehr in der Hand oder am Nagel an der Wand? Bin ich darum deutſch, daß ich deutſches Brot eſſe? Glaubt ihr nicht, daß ich der guten Sache jetzt mehr nutzen kann als zuvor?“ Er klopfte dem Schäfer auf die Schulter: „Denke darüber nach, Väterchen! Und der Teufel ſoll mich holen und ſeine Großmutter mich freien, wenn ich Polen nicht liebe. Gott erhalte es! Hört ihr?“ Muſternd ließ er ſeinen geſtrengen Blick über die ſtumpfen Geſichter ſtreichen. „Hört ihr nicht? Gott erhalte Polen!“

Da murmelten ſie alle, die Köpfe geſenkt, kaum wagend aufzuſchauen: „Gott erhalte Polen!“

„Sie ſchlafen,“ klagte der Alte, „ſie warten nicht. Wenn ſie warten würden wie ich, dann würde der Lyſagora ſich eher auftun. Ich allein kann ſie nicht erwecken, die Dreimalhunderttauſend, die da ſchlafen im Berg. Ich warte und horche, aber ich kann noch nicht hören, daß ihre Waffen klirren.“ Er ſchüttelte den Kopf und legte die Hand hinters Ohr. „Meine Ohren ſind alt, Panje Sziulc, hört Ihr was?“

Der Inſpektor gab keine Antwort, aber er winkte dem Wirt: „Mehr Schnaps! Und — pſiakrew — was für Finkennäpfe! Ordentliche Gläſer her! Dieſe Herren ſind jetzt meine Gäſte!“

Die Scheu verließ ſie nach und nach. Pan Sziulc, der Geſtrenge, dem immer die Neunſchwänzige am Sattelknopf baumelte, war doch ein guter Herr, ein freundlicher Herr! Und Späße machte der! Sie pruſteten vor Lachen. Die Weiber ſtießen ſich in die Seiten und fielen faſt von der Bank. Und ein ſchöner Herr war er, ein freigebiger Herr! „Wiwat! Wiwat!“

Das Hähnchen krähte vor Vergnügen; das Schiefmaul hatte ſchon vollgeladen und manch andrer auch noch.

Plötzlich ſchrien alle hell auf: „Die Ciotka!“ Richtig, die dem Tod Nahegeglaubte trat plötzlich in den Krug! Ei, die hatte eine gute Naſe, der brauchte ſie nur nachzugehen. Und munter war die, war's möglich?!

Mit Ehrfurcht ſah man auf Dudek, wußte man doch, er hatte ſie beſprochen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes; drei Tage war's her, und nun wandelte ſie ſchon!

Die Filomena rückte und ließ die Ciotka neben ſich ſitzen. Man gab ihr gleich ein volles Glas, und ſie verſicherte allen, die ſie eifrig befragten: nichts tue ihr mehr weh, glatt und zart ſei ihre Haut wie ein junges Kalbsfellchen, mochten ſie alle nur gucken kommen. Sollte ſie etwa tanzen, he?! Und ſie hob ſchon die Beine.

Da fiel ihnen allen die Nepomukena wieder ein, und die Weiber begannen herzbrechend zu ſchluchzen: was war ſie doch für eine Gute geweſen!

Der Stróz aus Gwiadliborczyce hob ſein Glas, wehmütig mit den roten Plieraugen blinzelnd: „Wiwat, daß ſie lebe!“ Wie manche Nacht, wenn er Wache gehalten, war die gute Babinu*) über den Hof geſchlichen. An der Stallwand lehnte ſie, wenn die Atemnot kam, und dann ging ſie weiter, immer ganz langſam, ſich mit der Hand gegen die Mauern ſtützend. Ja, die gnädige Pani war gut bedient geweſen, die hatte nie zu warten gebraucht. Jetzt hatte die Filomena die Ehre!

Und er machte einen Diener vor dieſer.

Geſchmeichelt lächelte die Filomena, eiferſüchtig guckte die Ciotka. Der Stróz war einmal ihr Liebſter geweſen, es war ſchon lange her, aber ſie hielt noch darauf. Zornig fuhr ſie auf die Filomena los: wer hieß ſie Blicke werfen? Schickte ſich das für eine, die ſchon Großmutter war?!

Die Filomena, nicht faul, ſchlug ihr eine Maulſchelle: da hatte ſie Beſcheid! Schickte ſich das für eine, die immer betrunken war, über anſtändigere Leute ſich aufzuhalten?!

Laut kreiſchten beide auf. Der Ciotka Fauſt griff nach der Filomena Haube, der Filomena Nägel in der Ciotka Geſicht. Die Männer trennten ſie, aber auch ihre Augen funkelten, denn wenn ſich zwei prügeln, wacht beim dritten die Luſt auf. Unternehmend ſahen ſie ſich um, die ſtumpfen Geſichter flammend rot; leiſe fingerte die Hand am Knipek**) in der Taſche.

(Fortſetzung folgt)

---

*) Großmütterchen.

*) Der Deutſche.

*) Koſewort für: Alte; **) Taſchenmeſſer.

Klaſſiker-Ausgaben in der bildenden Kunſt

(Hierzu vier Abbildungen)

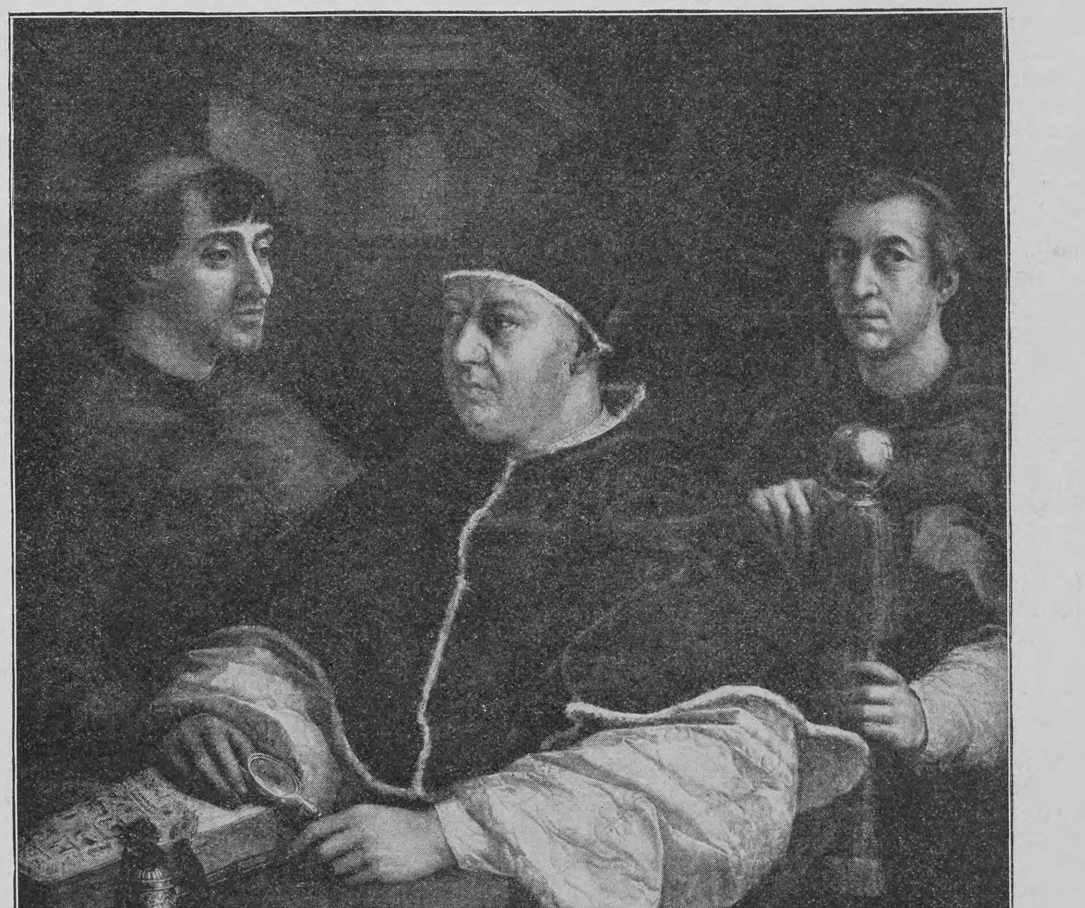
Im deutſchen Geiſtesweſen und -leben vollzieht ſich ſeit einigen Jahrzehnten eine merkwürdige Verſchiebung, die ſchon heute unſchwer zu erkennen iſt, die aber in ihrer ganzen Bedeutung und Weite wohl erſt einmal ſpäter abgeſchätzt werden kann. Aus dem Volk der Dichter und Denker beginnt ein Volk der Techniker und Kaufleute zu werden; die Eroberungen, mit denen deutſches Forſchen und Schauen die Menſchheit bereichert, liegen nicht mehr auf den Gebieten der Philoſophie, der Literatur, der Geſchichte, ſondern auf denen der Naturwiſſenſchaften, der Technik, der Sozialpolitik. Und der Schwerpunkt unſrer künſtleriſchen Intereſſen rückt allmählich von Poeſie und Muſik immer mehr zu den bildenden Künſten hinüber. Es beſtätigt ſich einmal wieder die alte Wahrheit, daß wohl Dichtung und Muſik in beſcheidenem Hauſe wohnen können, ja, daß ſie ihre reinſten Töne finden, ihren ſtolzeſten Flug wagen aus Schlichtheit und Enge der Umgebung heraus; daß aber die bildende Kunſt nur im Boden eines verbreiteten und geſicherten materiellen Wohlſtandes wirklich feſt wurzeln und zu Schmuck und Ehre des ganzen Volkes ſich entfalten kann. Des ganzen Volkes; denn ſo gewiß feine Kennerſchaft, vielſeitiges Verſtändnis immer nur die Sache Weniger bleiben werden, ſo gewiß kann durch geſunde, geduldige Pflege der kunſtſchaffenden Faktoren eine künſtleriſche Kultur heranwachſen, die ſich nicht in großen Aufgaben erſchöpft, ſondern auch kleinen Dingen ihr Adelsprädikat aufdrückt, und die zu den Nachkommen aus dem Eiſenbeſchlag einer einfachen Haustür ſo deutlich ſpricht wie aus einem ſtolzen Monumentalbau. Solche Kultur hat es im Deutſchland des 15. und 16. Jahrhunderts ſo gut, wenn auch in herberer und derberer Form, gegeben, wie im Italien der Renaiſſance; ſie hat ſich nach der Sintflut des Dreißigjährigen Krieges im 18. Jahrhundert wiederum zu entfalten begonnen, bis ihr die Auflöſung der alten Staatsformen und das Elend der napoleoniſchen Kriege aufs neue ein trauriges Ende bereiteten. Und ſie wagt ſich heute, nachdem die Einigung des Reiches die reale Grundlage für den Wohlſtand des Volkes neu geſchaffen und feſt geſichert hat, zum drittenmal hervor. Ob ſie diesmal zu Reife und Vollendung gedeihen wird, hängt zu gleichen Teilen von der Gunſt des Schickſals ab, das über Frieden und Krieg, über Sieg und Unterliegen entſcheidet, und von dem Verſtändnis und der Liebe, womit wir uns der Pflege der Kunſt zuwenden.

Jedenfalls, ob auch im großen und ganzen bei uns Sinn und Sinne zum Genießen bildender Kunſt noch recht wenig geſchärft ſind, eine Freude am Sehen, eine Luſt an Bildern herrſcht heute in Deutſchland, wie vielleicht nur in den Blütejahren des Reformationszeitalters. Wie damals die Erfindung der Buchdruckerkunſt, ſo kommen heute die Erfindungen der mechaniſchen Reproduktionsverfahren der Bewegung zu Hilfe, die die Kunſt ins Volk trägt oder, ſagen wir beſcheidener, beim Volk den Hunger nach Bildern weckt und ſteigert. Worauf es jetzt ankommt, iſt dies, daß die Freude am Sehen zu einem im edelſten Sinn erzieheriſchen Faktor ausgebildet, daß der Bilderhunger zum Kunſtſinn veredelt werde. Schon iſt dies Erziehungswerk von volksfreundlichen Kunſtgelehrten und von kunſtfreundlichen Schulmännern in Angriff genommen worden, und es wird ſeinen Fortgang haben trotz dem Gerede vom „ariſtokratiſchen“ Charakter der Kunſt und trotz der lächerlichen Furcht, daß nun jeder Junge, der ordentlichen Zeichenunterricht erhalten und an den früher ſo troſtlos kahlen Schulwänden ſchöne Bilder geſehen hat, werde Künſtler werden wollen. Es gilt eben auch hier, den Samen des Guten in weitem Bogen auszuſtreuen, denn die natürlichen Anlagen des Menſchen (zu denen Kunſtempfänglichkeit in erſter Reihe gehört) ſind nicht nach Ständen und Steuerklaſſen verteilt; und unſer ſoziales Gewiſſen, d. h. das ethiſch vertiefte Bewußtſein von den Notwendigkeiten der modernen Organiſation des Staates und der Geſellſchaft, gebietet uns, dafür zu ſorgen, daß keine Volksſchicht von der geiſtigen Kultur der Nation ausgeſchloſſen bleibe, und daß ſoweit nur irgend möglich jede Begabung geweckt werde und Gelegenheit erhalte, ſich ihrer ſelbſt bewußt zu werden und ſich zu entfalten.

Und üben wir Wohlhabenden, wir „Gebildeten“ doch ein wenig Selbſterkenntnis! So gewiß ein beſtimmter Grad allgemeinen Wohlſtands Vorbedingung für eine kräftige Kunſtblüte iſt — hat je der Reichtum an ſich beim Einzelnen Kunſtſinn und Geſchmack zur notwendigen Folge gehabt? So wenig, daß man vielmehr ſagen muß, der ſchlimmſte Kunſtverderber iſt der Banauſe im Goldpanzer, der Protz. Und welch ſchönes Ding es ſein mag, wenn einer recht viel Bücher geleſen hat — macht das Leſen allein, das für viele immer noch das eigentlichſte Symptom der Bildung iſt, das Auge klar und empfänglich, die Schönheit der Welt zu genießen und die Werke der Kunſt zu verſtehen? So wenig, daß die entſchiedene Hinwendung zu künſtleriſcher Kultur, von der oben die Rede war, geradezu mit eingeleitet wurde durch die Erkenntnis und das Bekenntnis wahrer Kunſtfreunde: wir haben bisher viel zu viel über Kunſt geleſen und geſchrieben; lernen wir lieber zuerſt ihre Werke ſehen! Nicht äſthetiſche Theorien, nicht hiſtoriſche Daten lehren uns ein Bild verſtehen: ſein Inneres erſchließt ſich nur unſerm Auge, und Dinge, die es uns nicht in ſeiner äußeren Erſcheinung, in Formen und Farben mitteilt, hat der Künſtler uns auch nicht mitteilen wollen.

Es darf wohl geſagt werden, daß eine neue Epoche in unſerm Verhältnis zur Kunſt mit dem Augenblick begonnen hat, da einige unſrer beſten Kunſtgelehrten dieſe Wahrheit, die lange nur bei Künſtlern und ein paar feinen Liebhabern in Anſehen geſtanden, als eine Grund- und Hauptnorm auch für die wiſſenſchaftliche Betrachtung aufſtellten. Die kunſtgeſchichtliche Forſchung tritt jetzt ihren Objekten ganz anders gegenüber, die Aeſthetik maßt ſich nicht mehr an, zu beſtimmen, was die Kunſt „ſoll“, ſondern bemüht ſich, zu erkennen, was die Künſtler wollten (oder richtiger: mußten), als ſie ihre Werke ſchufen. Und auch die künſtleriſchen Publikationen ſind in Tendenz und Ausſehen von der „neuen Lehre“ nicht unberührt geblieben. Es mehren ſich die Ausgaben von Reproduktionen, deren Zweck es iſt, das Publikum durch Anſchauung zur Anſchauung zu erziehen, und die nur mit ein paar beigefügten erklärenden Worten das Verſtändnis für die formale Eigenart und die bildneriſche Abſicht, die in dem betreffenden Werk liegt, fördern wollen. Wir erinnern hier an die bei Bruckmann erſcheinende Publikation moderner Bilder „Die Kunſt des Jahres“, an Spemanns „Muſeum“, das alte und neue Kunſt vorführt, und beſonders auch an die für die weiteſten Kreiſe beſtimmten „Meiſterbilder“ des „Kunſtwart“, der ja in dieſer ganzen Bewegung zu den Bahnbrechern und Führern gehört.

Am konſequenteſten aber und in einer ganz neuen, eigenartigen Weiſe durchgeführt iſt die Tendenz, vor allem, ja allein der Anſchauung zu dienen, in einer groß angelegten Publikation, deren beide erſte Bände ſoeben die Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart und Leipzig, herausgibt. „Die Klaſſiker der Kunſt in Geſamtausgaben“ heißt die Veröffentlichung, und ihre Abſicht wird auch dem, der nur den Titel hört, klar, wenn er ſich der im gleichen Verlag erſchienenen einbändigen Ausgaben der Klaſſiker der Literatur erinnert. Wie hier der Literaturfreund die Werke eines ſeiner Dichter, in einem handlichen Bande vereinigt, bequem und überſichtlich vor ſich hat, ſo ſoll ihm je ein Band jener neuen Serie die Schöpfungen eines Meiſters der bildenden Kunſt gleichſam als deſſen „Geſammelte Werke“ darbieten. Und die Wiſſenſchaft ſoll ihm den Zutritt zur Werkſtatt des ſchaffenden Künſtlers nicht erſchweren, ſondern nur erleichtern; in einer rein ſachlich gehaltenen Einleitung gibt ſie einen Ueberblick über das Leben des Künſtlers und tritt dann das Wort an die einzelnen Werke ſelbſt ab, die, chronologiſch geordnet, mit knapper Angabe der Größe, des Materials und des Standortes dem Beſchauer künden mögen, was ihr Meiſter in ihnen von ſeiner Art, die Welt zu ſehen und zu geſtalten, von ſeinen Erlebniſſen des Auges und der Seele, von ſeinem

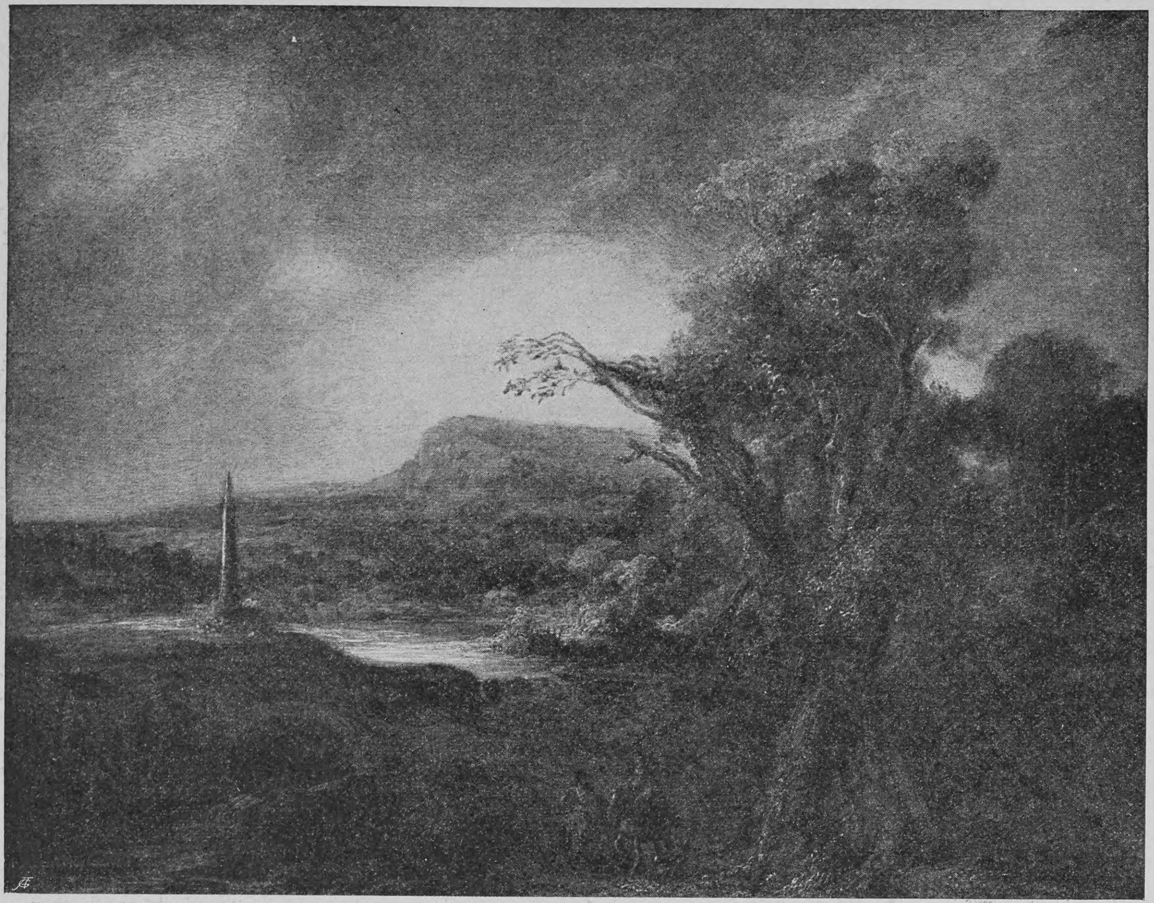


Florenz, Palazzo Pitti — Auf Holz, H. 1,55, B. 1,19

Papſt Leo X. und die Kardinäle Ludovico de Roſſi und Giulio de Medici

Nach dem Gemälde von Raffael (um 1517—1519)

Probe-Abbildung aus dem Raffael-Bande der „Klaſſiker der Kunſt“



Boſton, Mrs. Gardner-Muſeum

Auf Holz, H. 0,55, B. 0,715

Landſchaft mit einem Obelisken

Nach dem Gemälde von Rembrandt (um 1638)

Probe-Abbildung aus dem Rembrandt-Bande der „Klaſſiker der Kunſt"

Wachſen, Reiſſein und Altern in bewußtem oder unfreiwilligem Selbſtbekenntnis niedergelegt hat. So wird jeder dieſer Bände, wenn man es ſo nennen will, nichts ſein als ein Bilderbuch, aber ein ſolches, das nur Meiſterbilder enthält, zugleich jedoch neben und über den Bildern ein Bild gibt, das Bild eines Künſtlers, ſeines ganzen Wollens und Vollbringens.

Es leuchtet ohne weiteres ein, wie ſchon das wiederholte anſpruchsloſe Durchblättern, das rein genießende Betrachten eines ſolchen Bandes dem Beſchauer den betreffenden Künſtler näher bringen muß als die Lektüre des geiſtvollſten Buches, das über ihn geſchrieben iſt. Ganz unbewußt prägt ſich ſeine Formenſprache, die Eigenart ſeiner Bildwirkungen unſerm Auge ein; wir lernen dadurch wieder das einzelne Kunſtwerk inniger verſtehen, als Schöpfung für ſich in der Kraft und Schönheit ſeiner Erſcheinung voller würdigen, und erkennen es zugleich doch als Glied in der Entwicklung des Künſtlers, als Ausdruck ſeiner Perſönlichkeit.

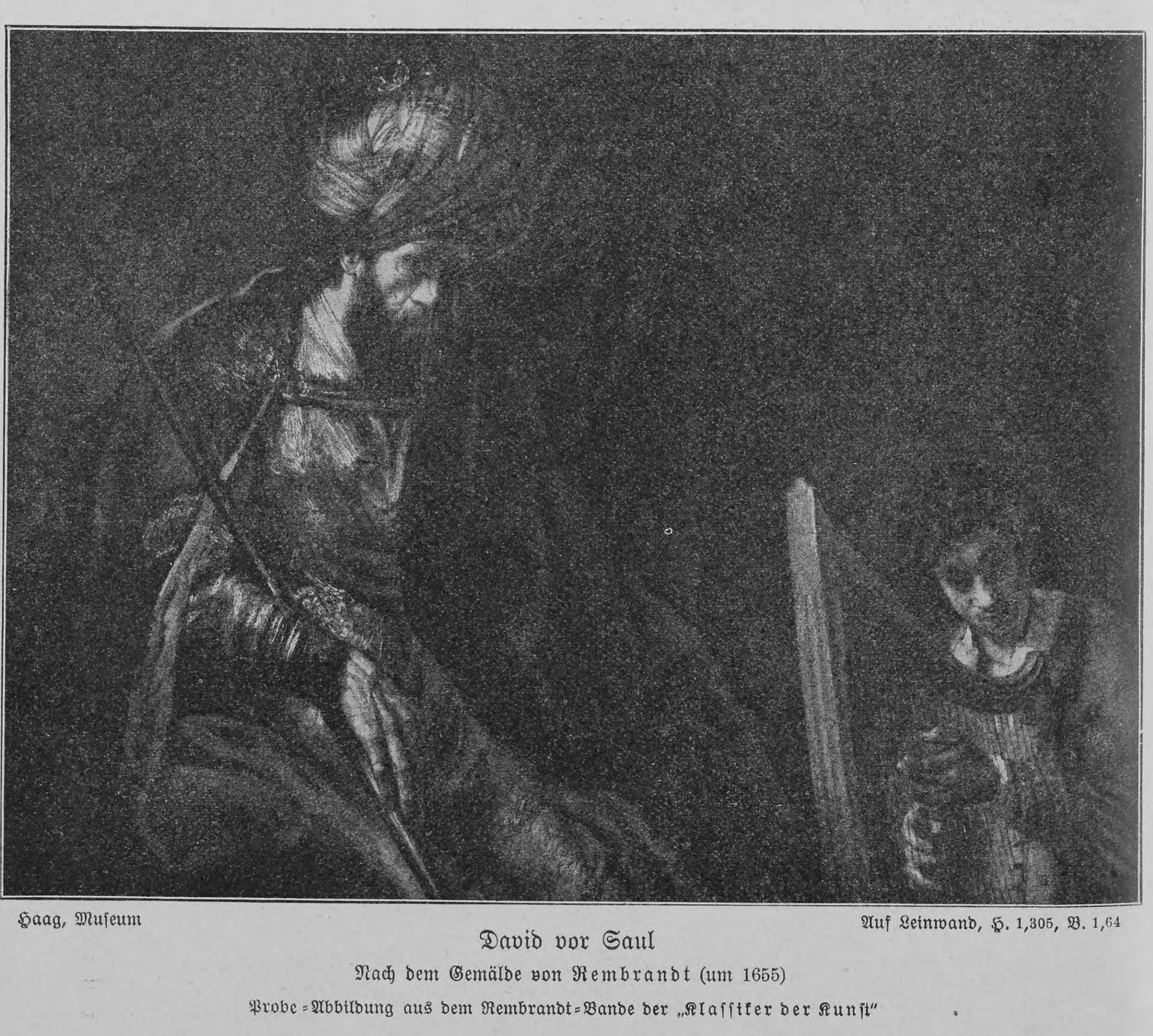
Aber auch der rein praktiſche Wert dieſer „Geſamtausgaben" iſt ſehr hoch anzuſchlagen. Bilden ſie doch für den Gelehrten und den Laien eine Sammlung ſyſtematiſch geordneten, vollſtändigen Materials, das bisher auf ſo bequeme Weiſe überhaupt nicht beiſammen zu haben war. So treten ſie vor allem auch als vorzügliches Supplement zu eingehenden Monographien hinzu, die keine oder nur wenige oder ungenügende Abbildungen der beſprochenen Kunſtwerke enthalten. Es ſei hier nur an Carl Neumanns klaſſiſches Buch über Rembrandt erinnert, dem verhältnismäßig wenige Reproduktionen, noch dazu in ſehr kleinem Maßſtabe, beigegeben ſind. Wie ſehr wird da dem Studium des Neumannſchen Buches der Rembrandt-Band der „Klaſſiker der Kunſt" zugute kommen können! Bringt er doch nicht weniger als 405 Werke des Meiſters, und zwar in einem Format, das auch die Einzelheiten noch gut erkennen läßt, und in techniſch vorzüglichen Wiedergaben der beſten Photographien. Und wenn wir bisher z. B. gerade von Raffael und Rembrandt Geſamtausgaben beſaßen, ſo waren das eben monumentale Prachtwerke, die nur große öffentliche Sammlungen oder die reichſten Privatleute erwerben konnten. Die neuen Klaſſiker-Ausgaben aber werden dank dem wohlfeilen Preis, der ſo niedrig angeſetzt iſt, wie es ſich mit dem Reichtum des Inhalts, der ſoliden Ausſtattung überhaupt ermöglichen ließ, den weiteſten Kreiſen zugänglich ſein. Jeder, dem überhaupt ſein Budget eine gewiſſe Summe zur Vermehrung ſeiner Bücher geſtattet, kann ſich nun „ſeinen" Raffael, „ſeinen" Rembrandt zu ſeinem Schiller und Goethe ſtellen.

Raffael und Rembrandt — das ſind die beiden Künſtler, deren Werke die Reihe der „Klaſſiker der Kunſt" eröffnen.*) Auch dies Nebeneinander erinnert an die große Wandlung, die ſich in den letzten Jahrzehnten in der allgemeinen Kunſtanſchauung vollzogen hat, vor allem eben infolge deſſen, daß wir wieder mehr gelernt haben, den Nachdruck auf die Anſchauung zu legen. Wie lange hat Raffael für die Malerei als das abſolute Ideal gegolten, ſeine Formenſprache als das im Grunde einzige Ausdrucksmittel, das der hohen Ideen würdig wäre, die ſich in der Kunſt verkörpern „ſollten". Heute aber erkennen und bewundern wir die Kunſt Raffaels nicht mehr als ein einzig Gültiges und Unbedingtes, ſondern als die harmoniſche und reine Vollendung einer langen, hiſtoriſch bedingten und organiſch verlaufenen Entwicklung.

Daß es eben keine allein und überall gültigen Normen in der Kunſt gibt, dieſe Erkenntnis verdanken wir zum großen Teil gerade der Offenbarung, die uns über die Größe Rembrandts zuteil geworden iſt. Bei ihm iſt nichts von der formalen Vollkommenheit der Raffaelſchen Formenwelt, nichts von jener Idealiſierung der menſchlichen Geſtalt, zu der die italieniſche Kunſt wie zu etwas Selbſtverſtändlichem hingeleitet wurde, während ſie im Norden Unwahrheit und Abſtraktion bleiben mußte. Statt deſſen aber eine Kraft in der Erfaſſung des Individuellen, eine Innerlichkeit in der Schilderung ſeeliſcher Vorgänge, eine Entfaltung der zarteſten und mächtigſten Wunder, die das Leben des Lichts, die Muſik der Farbe dem Auge erſchließt, wie bei keinem Künſtler vorher oder nachher. Neben dem apolliniſch hellen und heiteren Raffael ſteht Rembrandt als der Magus aus Norden, der Prophet der Dämmerung, der Künder neuer innerer Geſichte. Wem der Blick erſchloſſen worden iſt für die Eigenart und die Größe dieſer beiden, der wird nie mehr in dem befreienden Glauben wankend werden, daß es keine „ewig gültigen Ideale" in der Kunſt gibt, ſondern nur ein ewig gültiges Geſetz für die Künſtler: in Wahrhaftigkeit und mit dem Mut der Ueberzeugung ſich ſelbſt in ihren Werken zu geben. Nur wer ſich dieſer Wahrheit beugt, kann ohne Phraſe und ohne Aufopferung des eignen individuellen Empfindens Raffael und Rembrandt, Tizian und Dürer, Böcklin und Liebermann als die großen Meiſter bewundern, als die ihr Lebenswerk und ihre geſchichtliche Stellung ſie beglaubigt.

Zu ſolcher Erkenntnis aber gelangen wir, es ſei noch einmal wiederholt, allein durch die Anſchauung. Und ſo zweifeln wir nicht, daß die neue Publikation, auf die wir im Vorſtehenden hingewieſen haben, dazu beitragen wird, Liebe und Verſtändnis für die Klaſſiker der Kunſt verbreiten und vertiefen zu helfen im Sinne der Goetheſchen Worte:

Anſchaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erſt ins Inn're dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Biſt am herrlichſten belehrt.



Haag, Muſeum

Auf Leinwand, H. 1,305, B. 1,64

David vor Saul

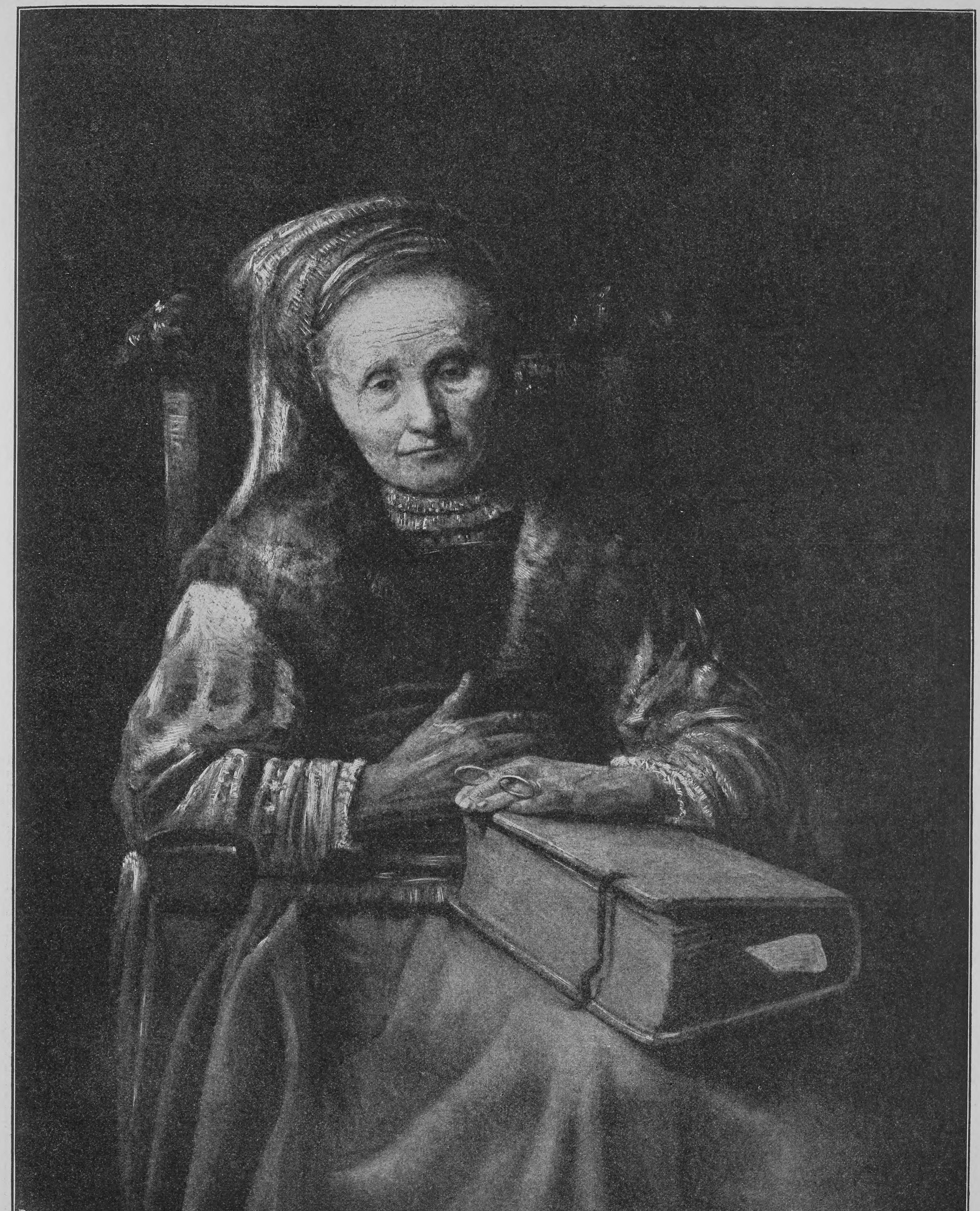
Nach dem Gemälde von Rembrandt (um 1655)

Probe-Abbildung aus dem Rembrandt-Bande der „Klaſſiker der Kunſt"

---

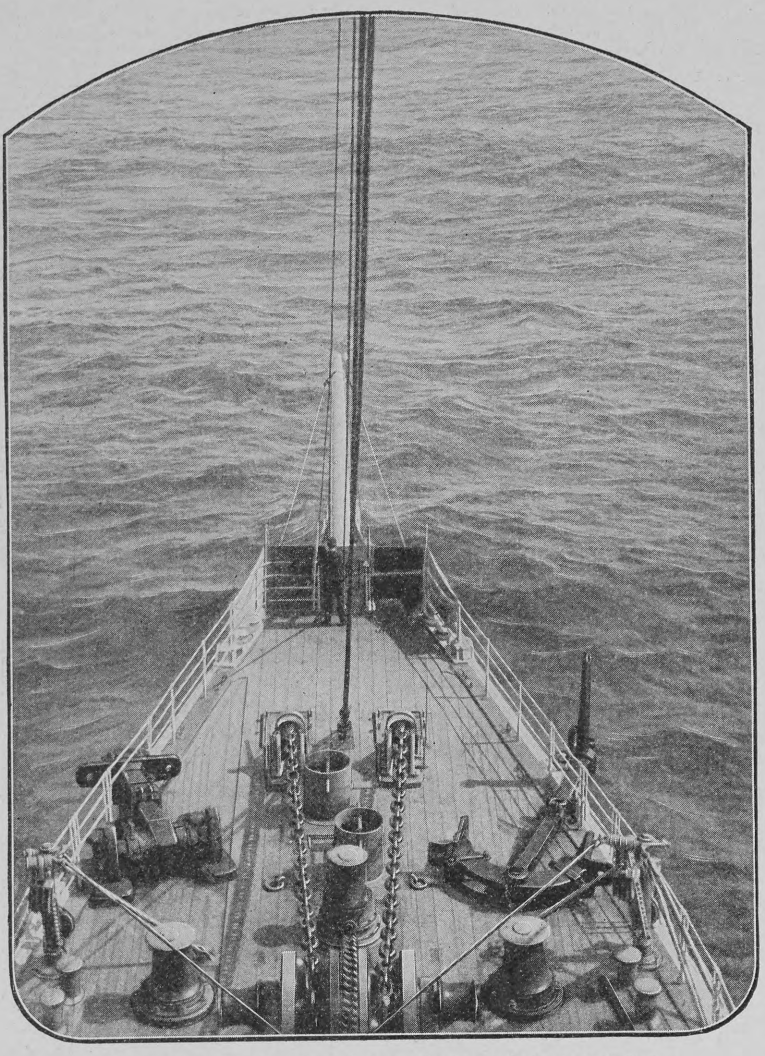
*) Klaſſiker der Kunſt in Geſamtausgaben. Erſter Band: Raffael. Des Meiſters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit einer biographiſchen Einleitung von Adolf Roſenberg. In vornehmem Leinenband M. 5.—. Luxusausgabe in feinſtem Lederband M. 25.—

Zweiter Band: Rembrandt. Des Meiſters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biographiſchen Einleitung von Adolf Roſenberg. In vornehmem Leinenband M. 8.—. Luxusausgabe M. 30.—



Eine alte Frau

Nach einem Gemälde von Rembrandt, im Beſitz des Herrn Jules Porgès in Paris



Blick vom Ausguck auf das Vorderteil des Schiffes

Zeitvertreib an Bord

Von

Karl Eugen Schmidt

Wer noch keine Seereiſe gemacht hat oder nur von Calais nach Dover gefahren iſt, weiß nicht, wie ſehr der ſchrecklichſte Feind des Menſchengemütes, die Langweile nämlich, den Seereiſenden bedroht. Das wird unter Umſtänden ſo abſcheulich, daß es mir ſchon vorgekommen iſt, die Seekranken zu beneiden. Die hatten doch wenigſtens etwas zu tun, aber ich? Nichts iſt greulicher, als allein geſund zu ſein unter lauter Seekranken. Wohin man ſich wendet, bleiche Geſichter, Seufzer und Stöhnen und das übrige. Die Leute, mit denen man geſtern oder noch vor einer halben Stunde amüſant plauderte, ſchauen uns mit ſterbend verdrehten Augen an und hauchen auf unſre fröhliche Frage nach dem Befinden oder auf ſonſt irgend eine zur Freude am Daſein auffordernde Bemerkung nur ein todesmattes: „Bitte, laſſen Sie mich allein,“ oder „Ach Gott, wie iſt mir übel!“

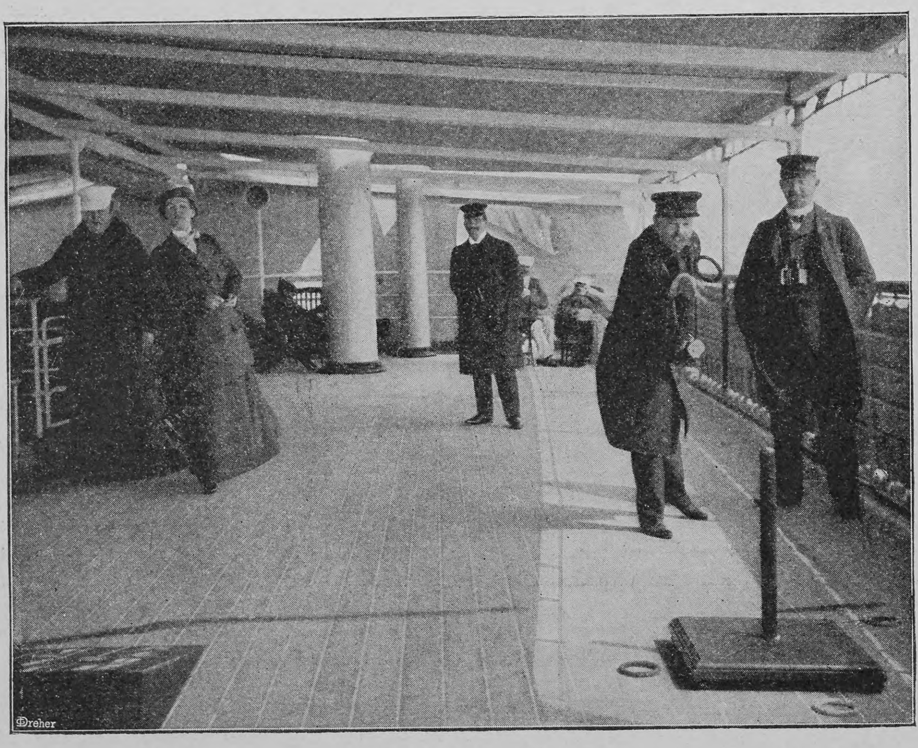
Das iſt ſchlimm, denn was ſoll man unter ſolchen Umſtänden tun? Immer ſind an Bord ein paar alte Seebären, die zum zwanzigſten- oder dreißigſtenmal über den „großen Fiſchteich“ fahren, und denen kein Wetter etwas anhaben kann. Dieſe Wetterfeſten ſitzen im Rauchſalon, trinken Whisky und Soda, rauchen Zigarren und reden von der Schnelligkeit und Größe der verſchiedenen Dampfer, die den Verkehr zwiſchen Europa und Amerika vermitteln. Sie kennen alle Schnelldampfer von außen und innen, wiſſen, wie die Kapitäne und erſten Offiziere heißen, und reden weiſe von der Lage der Kabinen, der Größe der Salons, der Güte der Küche und den geſellſchaftlichen Talenten der Schiffsärzte. Auch verſtehen es die Seelöwen, nachdem ſie eine Weile neben dem Maſchinenhaus geſtanden und mit der Uhr in der Hand die Zahl der Umdrehungen feſtgeſtellt haben, die Geſchwindigkeit des Schiffes zu berechnen und damit den Neulingen ſtark zu imponieren. Aber alles in allem iſt wenig Zeitvertreib an Bord, wenn ſchlechtes Wetter und die Mehrzahl der Paſſagiere ſeekrank iſt. Zu bemerken wäre dabei noch, daß die gute Hälfte der Seekranken ihren Stolz darein ſetzt, nicht krank zu ſein. Und da ſie das Unwohlſein an ſich nicht leugnen können, ſtellen ſie wenigſtens die Seekrankheit in Abrede. Wenn man ſie fragt, warum ſie nicht zum Eſſen kommen und warum ſie ſo bleich ausſehen, erhält man die Antwort, ſie hätten Zahnweh, oder ſie wären gerutſcht und gefallen, oder ſie ſeien vom Rheumatismus geplagt. Daß ſie ganz einfach ſeekrank ſind, wollen ſie nicht zugeben, und doch iſt dabei, ſoviel ich weiß, nichts Schändliches.

Denn die Seekrankheit kann jeder kriegen, mag er wollen oder nicht, mag er ein alter Reiſender oder ein Neuling ſein. Ich bin in zweimonatlicher Reiſe nach Auſtralien gefahren, habe in Auſtralien ſelbſt mehrere Seereiſen gemacht, deren längſte vier Wochen dauerte, bin dann mit einem kleinen Segelſchiff nach den Südſee-Inſeln und um das Kap Horn herum nach Europa gefahren, dabei nicht weniger als ſieben Monate auf See verbringend, dann bin ich zweimal nach Amerika und wieder zurück gefahren und habe in beinahe dreimonatiger Seefahrt die Antillen und die mittelamerikaniſchen Küſten beſucht: bei all dieſen Reiſen, die zuſammen mich beinahe anderthalb Jahre auf See feſthielten, bin ich nicht ſeekrank geweſen. Als ich aber eines Tages von Calais nach Dover fuhr, was anderthalb Stunden dauert, rettete mich nur die Kürze der Fahrt vor gänzlichem Zuſammenbruch, und bei der gerade eine Nacht dauernden Fahrt von Marſeille nach Baſtia auf Korſika war ich ſo krank, wie man es überhaupt ſein kann. Und ich kenne alte Seeleute, denen ſchwummerig wird, ſo oft ſie nach längerem Landaufenthalte wieder an Bord kommen. Andre werden bei ſchlechtem Wetter regelmäßig krank. Und Mittel dagegen gibt es nicht, trotz aller Erzählungen, Ratſchläge und Pillen, deren Bekanntſchaft man an Bord machen kann. Doch ja, es gibt ein Mittel, ein einziges, und das haben die Engländer erfunden. Es beſteht in einem „square-foot of firm ground to stand upon“, aus einem Quadratfuß feſten Landes, auf dem man ſtehen muß. Hat man dieſen Brocken Feſtland unter den Füßen, ſo mag die See raſen und toben, man ſpürt nichts von der Seekrankheit.

Bei ſchlechtem Wetter gibt es alſo wenig Zeitvertreib an Bord, und auch bei gutem ſind die Spiele und Scherze nicht ſehr mannigfaltig. Der immer ſchwankende Boden verbietet die meiſten Spiele des Feſtlandes: man kann weder Kegel ſchieben noch Billard ſpielen. Die Karten gewähren einigen Troſt, und bereits am zweiten Tage pflegt ſich eine Pokergeſellſchaft zuſammenzufinden. Aber davon wollen wir hier nicht reden. Damenbrett und Schachſpiel fehlen nicht an Bord, und um die Figuren gegen das Ueberholen des Schiffes zu ſichern, iſt eine jede mit einem Stifte verſehen, der in ein Loch auf dem Felde des Brettes paßt und ſo ſelbſt bei heftigem Schlingern und Stampfen die Figur feſthält. Aber das iſt Zeitvertreib in der geſchloſſenen Klauſe des Salons, amüſanter und luſtiger ſind die Spiele an Deck. Das Deck iſt der Garten und Hof, die Landſtraße und der Boulevard des Paſſagiers. Bei ſchlechtem Wetter gänzlich verlaſſen und leer, füllt es ſich bei Sonnenſchein und ruhiger See mit Paſſagieren beiderlei Geſchlechts. Die Kranken, Rekonvaleszenten, Müden oder Faulen ſtrecken ſich auf langen Klappſtühlen aus, die man, falls das unruhige Meer ein Ueberholen und ſomit ein Rutſchen der Stühle wahrſcheinlich macht, gehörig feſtbindet. Andre marſchieren eifrig auf und ab, von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, dabei kunſtgerecht und breitbeinig die Füße ſetzend, um mit dem ſchaukelnden Boden im richtigen Verhältnis zu bleiben.

Der jüngſte Paſſagier

Die mutwilligſten und lebensluſtigſten Leute aber beteiligen ſich an den Bordſpielen. Zwei davon ſind am beliebteſten und finden am meiſten Anklang. Wahrſcheinlich weil jedermann ſie ſpielen kann. Denn der unſichere Boden geſtattet kein kompliziertes Spiel. Das iſt zuerſt das Shuffleboard, das man ganz wörtlich mit Schiebebrett verdeutſchen kann. Man zeichnet mit Kreide zehn Felder auf den Fußboden, und nun gilt es, von dem durch einen Kreideſtrich bezeichneten Ziele aus mit einem ſpatenähnlichen Holzinſtrument eine flache Holzſcheibe in ein Feld mit möglichſt hoher Zahl zu ſchieben. Wie man ſieht, iſt die Sache ſo einfach, daß jedermann gleich mitſpielen kann, und das iſt die Hauptſache in einer Geſellſchaft, die doch nur acht oder zehn Tage beiſammen bleibt, und deren Mitglieder nicht Luſt haben, für dieſe kurze Zeit erſt ein verwickeltes Spiel zu erlernen. Das Ringelſpiel, das



Das Spiel der Ringe

eine andre unſrer Abbildungen darſtellt, iſt noch einfacher. Da iſt ein Beſenſtiel oder Zaunpfahl aufrecht in einem breiten, flachen Brett befeſtigt, damit er nicht umfallen kann, und nun bemüht man ſich, aus fingerdickem Tau gedrehte Ringe um den Stiel herumzuwerfen, genau wie man auf den Jahrmärkten eiſerne Ringe um die aufrechtſtehenden Meſſer zu werfen ſucht.

Damen, „Shuffleboard“ ſpielend, bei einer ſteifen Briſe

Hat man genug von dieſen Geſellſchaftſpielen, ſo mag man das Schiff, das mit Recht eine ſchwimmende Stadt genannt werden kann, durchwandern. Die wenigſten Paſſagiere machen eine ſolche überaus lehrreiche Wanderung, die uns von der Höhe des Ausguckkorbes am Vormaſte bis in die Tiefen des Höllenſchlundes führt, wo die mit Kohlenſtaub und Schweiß bedeckten Heizer und Trimmer ihr wenig beneidenswertes Daſein führen. Die Strickleitern hinaufzuklettern iſt nicht jedermanns Sache, obſchon eigentliche Gefahr dabei nicht vorhanden und der Blick von oben auf den langgeſtreckten, ſchmalen, gewaltig und ſtark die Wellen durchſchneidenden Schiffskörper überaus eigenartig und reizvoll iſt. Und die Maſchiniſten und Heizer zu beſuchen, gefällt den Paſſagieren erſt recht nicht, ſintemalen man hier nicht nur die ſteilen eiſernen Leitern hinunter- und hinaufklettern muß, ſondern außerdem da unten eine Höllenhitze zu überſtehen und ein Kampf mit Kohlenſtaub und Oel durchzumachen iſt, der im beſten Falle ein ſofortiges Bad und Wechſeln des Anzuges zur notwendigen Folge hat.

„Shuffleboard“ auf dem Verdeck eines Ozeandampfers

Bequemer iſt es ſchon, entweder von der Höhe des Oberdecks die Paſſagiere dritter Klaſſe zu beobachten oder ganz zu den Leuten hinabzuſteigen. Bekanntlich weiß die eine Hälfte der Menſchen nicht, wie die andre lebt, und deshalb kommen den Leuten erſter Klaſſe ihre Genoſſen im Zwiſchendeck beinahe ſo vor wie ſeltſame Tiere, die man im zoologiſchen Garten beſchaut. Den Zwiſchendeckern iſt dieſes Beſchauen gerade nicht angenehm, aber ſie machen ſich auch nicht ſehr viel daraus. Uebrigens muß man ſich ja nicht vorſtellen, daß mit dem Begriffe des Zwiſchendecks Elend und Armut verknüpft ſind. Das mag vielleicht vor hundert Jahren ſo geweſen ſein, als es noch keine Dampfer gab und widrige Winde oft die Reiſe auf das Doppelte oder gar Dreifache der gewöhnlichen Zeit ausdehnten. Dann wurden eben die Vorräte knapp, und die erſten, die darunter zu leiden hatten, waren die Leute im Zwiſchendeck. Zumal, da es damals ſehr häufig geſchah, daß die Leute ſich ſelbſt beköſtigten, was jetzt, ſoviel ich weiß, nirgends mehr üblich iſt.

Gegenwärtig lebt man im Zwiſchendeck ſehr gut. Das kann ich nicht nur vom Anſchauen, ſondern auch vom Mittun berichten: ich bin als Auswanderer mit einem engliſchen Dampfer von London nach Brisbane und ſpäter im Zwiſchendeck von Antwerpen nach New York gefahren. In beiden Fällen war die Koſt ſo reichlich und gut, wie ſie nur den wenigſten Bauern und Arbeitern zuteil wird. Ich bin völlig überzeugt, daß die allermeiſten Auswanderer niemals ſo gut gelebt haben wie auf dem Dampfer, der ſie von der Alten in die Neue Welt bringt. Natürlich immer abgeſehen von der Seekrankheit, die jedem Appetit ein Ende macht und das beſte Eſſen abſcheulich erſcheinen läßt. Bei ſchönem Wetter ſind denn auch die Zwiſchendecker mindeſtens ebenſo vergnügt und ſehr oft vergnügter als ihre Reiſegefährten erſter Klaſſe. Das iſt natürlich, denn im Zwiſchendeck knüpft man viel ſchneller und leichter Bekanntſchaft an als in der Kajüte. Die jungen Leute finden ſich bald zuſammen, man macht den Mädchen den Hof, erzählt Geſchichten, ſingt im Chor und vertreibt ſich die Zeit auf ſonſt mancherlei Art. Als ich damals im Zwiſchendeck nach Amerika fuhr, hatte ſich eine ganze Muſikkapelle gebildet mit Ziehharmonika, Trompete, Geige, Trommel und einigen andern Inſtrumenten, die ein Schneidergeſelle aus Landau dirigierte. Ich ſelbſt war tätiges Mitglied der Kapelle, obſchon meine Funktion allerdings ſehr untergeordnet war, indem ich weiter nichts tun durfte, als den Triangel ſchlagen. Und da paſſierte es mir noch, daß ich von dem Kapellmeiſter heftig ausgeſcholten wurde, weil ich nicht taktfeſt war.

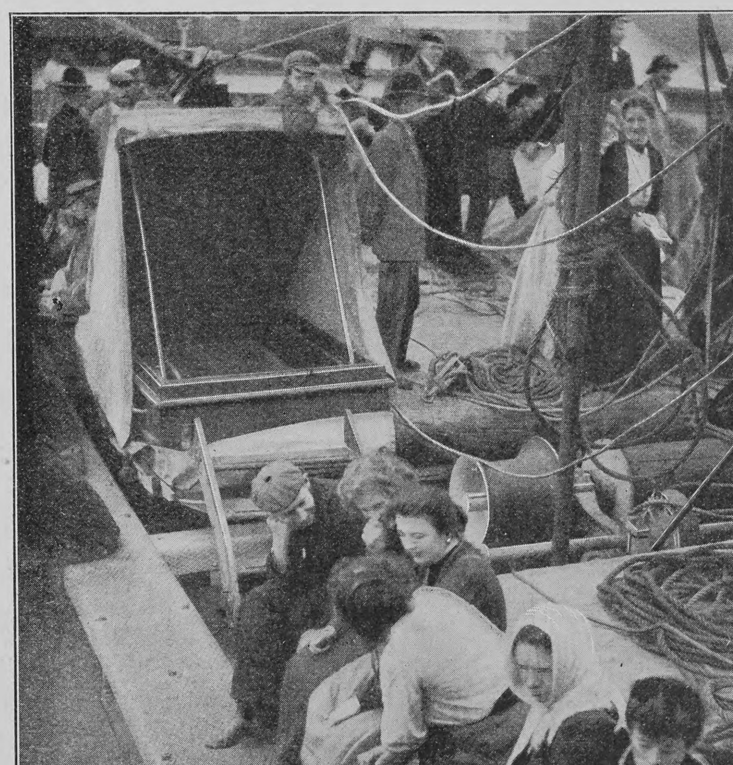
Und wenn ich jetzt Vergleiche anſtelle zwiſchen der erſten und der dritten Klaſſe, dann weiß ich wahrhaftig nicht recht, wo es am ſchönſten iſt. Gemütlicher iſt es im Zwiſchendeck, und vielleicht würde ich mich dafür entſcheiden, wenn es keine erſte Klaſſe gäbe. Wo es aber eine gibt, iſt es unangenehm, nicht zu ihr zu gehören. Denn auf dem Schiffe, wo der Zwiſchendecker ſich nur an einem beſtimmten Teile des Deckes aufhalten darf, ſind die Klaſſen ſomit ſtreng geſchieden, und während die Kajütenpaſſagiere dem Zwiſchendeck ihren Beſuch machen können, dürfen dieſe das Salondeck nicht betreten. Und dadurch fühlt man ſich als Menſch zweiter Klaſſe, was ein ſehr unangenehmes Gefühl iſt. Einzig um dieſes Gefühls wegen ziehe ich die erſte der dritten Klaſſe vor, im übrigen fand ich das Zwiſchendeck gut genug für mich und denke gerne zurück an die Zeit, wo ich zu dem Dirigentenſtabe des Landauer Schneiders den Triangel ſchlug.

Die kleine Stadt

Der Großſtadtlärm iſt nicht mehr zu ertragen,
Ich ſehne mich nach friedlichem Behagen,
Mir träumt von einer ſtillen, kleinen Stadt,
Wo die Elektriſche nicht durch die Straßen ſauſet,
Man nicht in lauten Mietskaſernen hauſet,
Wo man ſich ſelbſt auch einmal wieder hat.

Ich fand die kleine Stadt, die ideale,
In einem ſtillen, weltentlegnen Tale,
Und Wochen, Monde folgten friedlich ſich,
Doch wie, ſeh' ich am hellen Tag Geſpenſter?
Ein graues Weiblein droht mir durch das Fenſter —
Die Langeweile — Gott behüte mich!

Clotilde von Schwartzkoppen

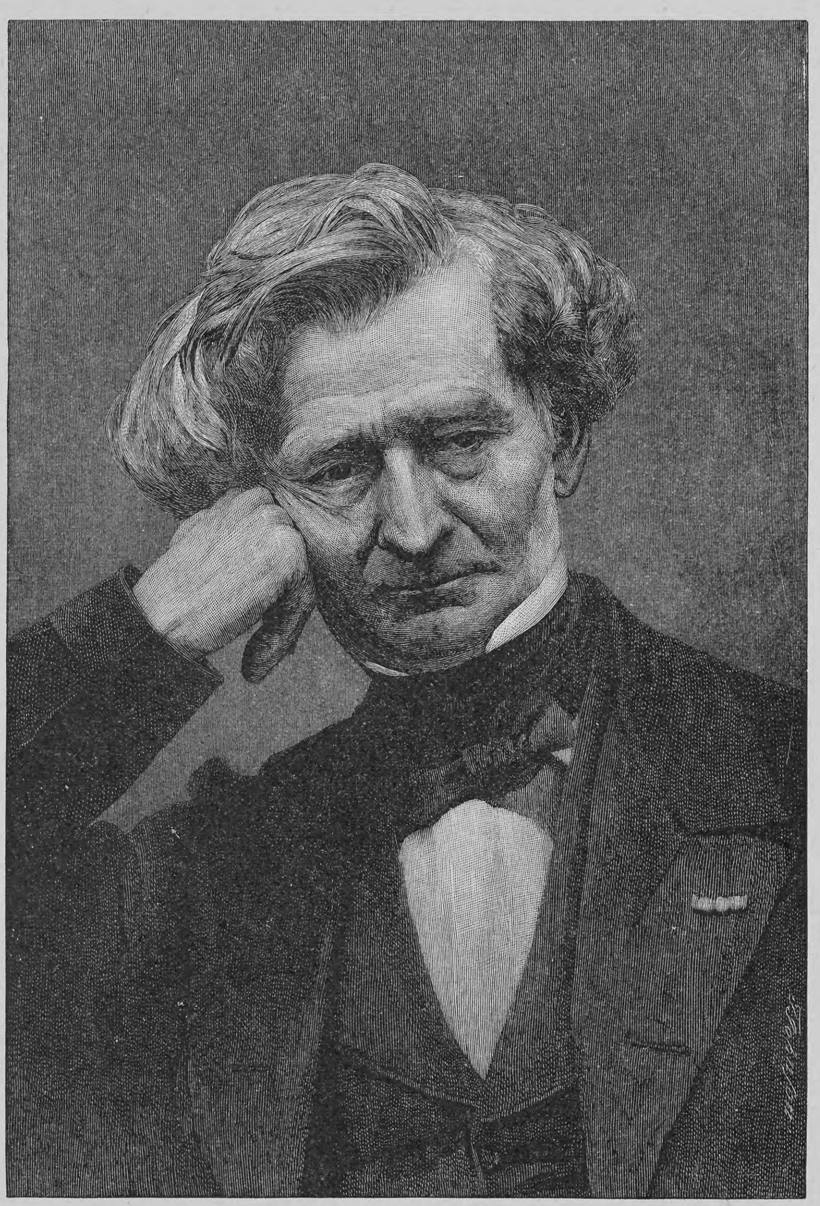


Zwiſchendeckspaſſagiere in friſcher Luft

Hector Berlioz

(Zu ſeinem hundertſten Geburtstag)

Am 11. Dezember d. J. werden hundert Jahre verfloſſen ſein ſeit dem Tage, an dem den Franzoſen ihr größter Tondichter und der muſikaliſchen Welt überhaupt einer ihrer originellſten Geiſter geboren wurde, Hector Berlioz. Eine eigenartige, ſeltſame Erſcheinung! Seltſam in den Spuren, die ihre Erdentage hinterlaſſen, ſeltſam aber auch in der Art, wie ſie dieſe Erdentage verbrachte. Die Schilderung von Berlioz’ Leben, Dichten und Trachten iſt ein buntbewegter Roman. Weniger vielleicht wegen der Einzelſchickſale und Erlebniſſe an ſich, als vielmehr wegen der unerhört intenſiven Einwirkung alles Erlebens und Geſchehens auf Seele und Gemüt dieſes Ausnahmemenſchen, wegen der unausgeſetzt heftig flutenden Wechſelbeziehungen zwiſchen ſeiner bis ins hohe Alter ſiedenden Phantaſie und der Außenwelt.



Hector Berlioz

Seine Jugendzeit verlebte Berlioz glücklicher als die meiſten unſrer großen Tonkünſtler. Sein Vater, ein angeſehener Arzt in La Côte-Saint-André (Dauphiné-Iſère), wachte mit zärtlicher Sorgfalt über dem Wohlergehen ſeines Sohnes und ſeiner beiden Töchter. Im Gegenſatz zu der ſehr religiös veranlagten Mutter widmete er von Anfang an den muſikaliſchen Neigungen des Knaben aufmerkſames Intereſſe. Allein die Bedenken des ſoliden Familienvaters überwogen ſchließlich bei ihm, und obwohl Hector mit zwölf Jahren ſchon zwei Quintette komponiert und ſich ausgezeichnete Fertigkeiten auf der Flöte und Guitarre, wie auch auf der Geige und Klarinette angeeignet hatte, mußte er ſich doch zum Studium der Medizin nach Paris begeben. Sehr ſchnell kam es hier natürlich nun, wie es kommen mußte. Der junge Student ließ bald Medizin Medizin ſein und warf ſich völlig der Muſik in die Arme. Leſueur und Reicha wurden ſeine Lehrer.

Zur ſelben Zeit aber, da Berlioz ſich mit Leib und Seele der Kunſt ergibt, Eltern und Geſchwiſter, Gegenwart und Zukunft darüber vergißt, tritt ein andrer Dämon ihm zur Seite, um nicht mehr von ihm zu weichen bis zu ſeinem Ende: der Dämon Liebe. Muſikleidenſchaft und Liebesraſerei fließen bei ihm von jetzt ab beſtändig ineinander. Sie wühlen ſein Innerſtes auf, ſie zerfleiſchen ſein Herz. Fortwährend leidet er unter einer Herzensneigung, gleichviel ob ſie glücklich oder unglücklich iſt. Denn „alle ſeine Empfindungen gingen bis zum Schmerz“, ſo bezeugt Erneſt Legouvé in ſeinen Memoiren; die Fähigkeit, zu leiden, ſei der vorherrſchende Zug bei Berlioz geweſen. Und immer wieder müſſe man auf die Liebe bei ihm zurückkommen, ſie ſei das Alpha und Omega ſeines Lebens. „Seine Liebe nahm ſo viel Formen an, daß jede neue Leidenſchaft etwas noch Unbekanntes in ihm enthüllte.“ Eine engliſche Schauſpielerin hatte es ihm angetan, Miß Harriet Smithſon, die damals die Pariſer als Julia und Ophelia in Enthuſiasmus verſetzte.

Er will etwas Unerhörtes leiſten, das die Augen der Geliebten auf ihn zwingt. Er ſchreibt ſeine geniale Sinfonie fantastique, in der der Gedanke an die Geliebte, zur muſikaliſchen „Idée fixe“ geworden, einen jungen Künſtler zu den ſeltſamſten Traumerlebniſſen führt. Am 5. Dezember 1829 wird das Stück zum erſten Male aufgeführt. Berlioz lernt an dieſem bedeutungsvollen Abend Franz Liszt kennen! Und Julia, Ophelia? Ach, ihr Bild war bereits in den Hintergrund getreten, und als die Töne, die ſie inſpiriert hatte, zum erſten Male erklungen waren, jubelt Berlioz über den Beifall, den ihm ſein zweiter „Ariel“, die ſchöne Camille Moke, ſpendet. Schwer nur trennt er ſich von ihr, als er nach dreimaliger vergeblicher Anſtrengung endlich den Prix de Rome erringt und ſich nun ſtatutengemäß auf ein paar Jahre nach Italien begeben muß.

Was ſollte Berlioz in Italien? Was ſollte überhaupt ein Muſiker dort? Das ehedem geprieſene „Land der Muſik“ war längſt künſtleriſches Flach-, ja Sumpfland geworden.

Die ergreifende Romanze „La Captive“, die machtvolle „König Lear“-Ouverture, Eindrücke und Ideen für die nach einigen Jahren vollendete Sinfonie „Harold in Italien“ und der Melolog „Lelio, ou Le retour à la vie“ bilden die künſtleriſche Ausbeute der Italienreiſe. Der höchſt ſeltſame Melolog wird als zweiter Teil der Sinfonie fantastique entworfen und mit dieſer gleich nach Berlioz’ Rückkehr in Paris aufgeführt. Miß Smithſon iſt wieder am Orte, in Berlioz lodert die alte Leidenſchaft auf, und als die Angebetete aus den verzweiflungsvollen Monologen des Lelio heraus die heißeſte Liebesſehnſucht und rührendſte Treue zu vernehmen glaubt, iſt es mit ihrem Widerſtand aus; ſie reicht ihrem ungeſtümen Verehrer die Hand. — Viel Glück ſtrahlt dieſem Ehebunde nicht. Nach qualvollen Jahren wird er wieder gelöſt.

In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre etwa entſtehen eine Reihe großer Werke: „Harold in Italien“, das „Requiem“ auf den Tod des Generals Damrémont, die Oper „Benvenuto Cellini“ und die Sinfonie mit Chören „Romeo und Julia“. Ueber Mangel an künſtleriſcher Anerkennung kann Berlioz ſich nicht beklagen. Aber materielle Sorgen, häusliche Miſeren, Herzenswirrniſſe aller Art machen ihm das Leben in Paris unerträglich. Mit Freuden hört er von dem Beifall, den dies und das ſeiner Kompoſitionen in Deutſchland gefunden (vor allem dank Liszts und Schumanns Propaganda!). Er zieht über den Rhein und genießt in vielen deutſchen Städten glückliche, ſonnige Tage des Erfolges.

Als Cherubini ſtirbt, ſucht Berlioz deſſen Platz in der Akademie zu erlangen. Er muß vor einem — Onslow zurücktreten! Ueber fünfzig Jahre alt, wird er endlich doch aufgenommen. Auch zum Ritter der Ehrenlegion hat man ihn ſchon gemacht. Zu einer eigentlichen feſten Stellung bringt es der Meiſter nicht; mit der Ernennung zum Bibliothekar des Konſervatoriums wird ihm mehr eine ehrenvolle Auszeichnung als ein wirkliches Amt verliehen.

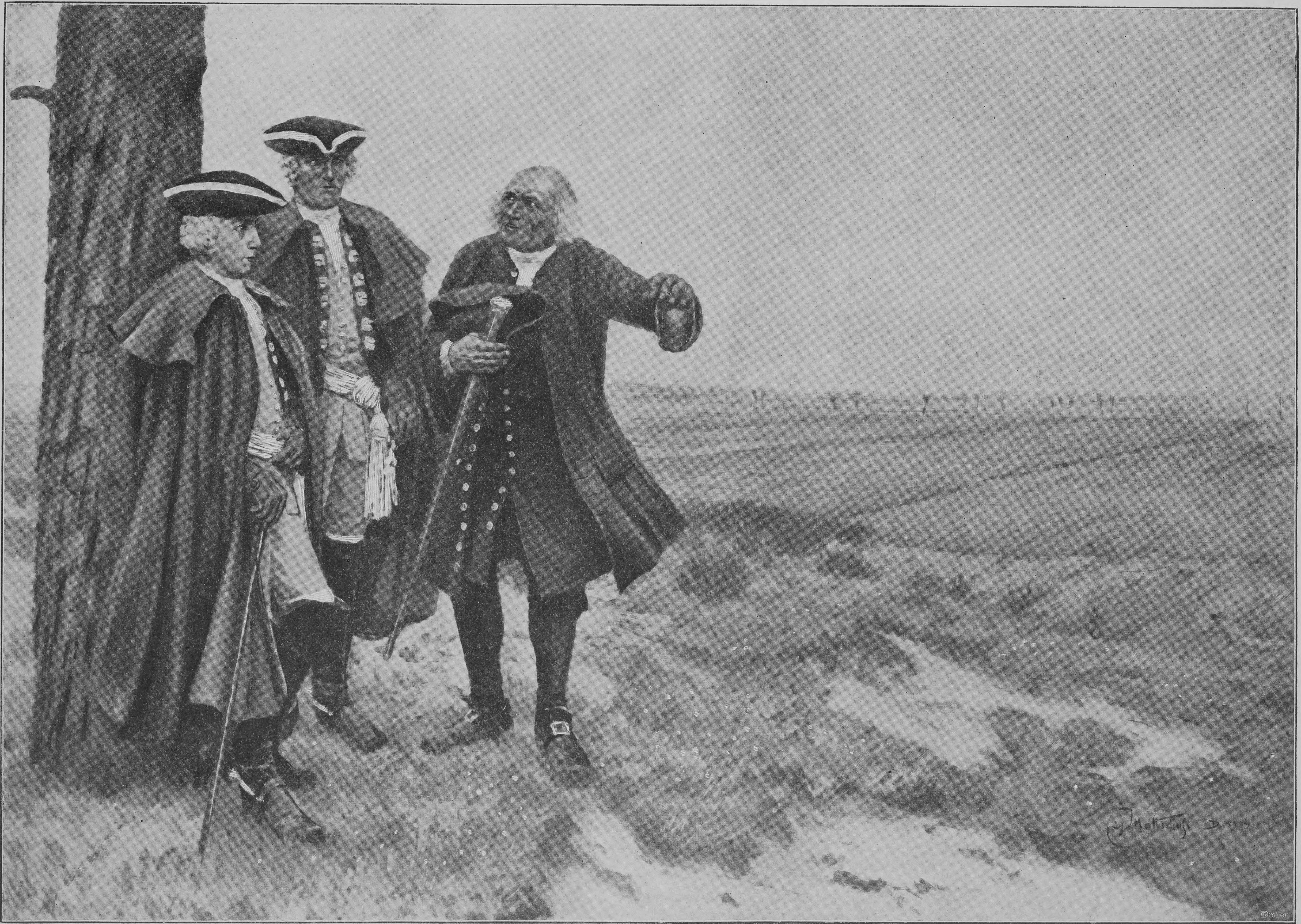
Berlioz begibt ſich abermals auf Reiſen nach Deutſchland, Rußland, England. An größeren Werken beendet er eine bibliſche Legende, „Die Kindheit Chriſti“, die kleine, für Baden-Baden geſchriebene heitere Oper „Beatrice und Benedict“ und das umfangreiche Opernwerk „Die Trojaner“. Daneben ſetzt er als Zeitungsſchreiber unentwegt den Kampf mit den kunſtwidrigen Mächten fort. Erſt mit ſeinem Tode (1869) iſt ſein „dreißigjähriger Krieg contre les routiniers, les professeurs et les sourds“ zu Ende.

Berlioz’ Lehr- und Wanderjahre fallen mit der Blütezeit der franzöſiſchen Romantik zuſammen. Victor Hugo iſt die ſtändige Lektüre des jungen Muſikers; aus der Poeſie Hugos hallt ihm das Echo des eignen Fühlens und Schwärmens entgegen. Und was er fühlt und wofür er ſchwärmt, das ſoll tönend lebendig, das ſoll Muſik werden. Durch die Muſik dünkt ihn alles darſtellbar. Das Machtvollſte aber, was bis dahin auf dem Gebiete der Inſtrumentalmuſik geleiſtet worden iſt, ſieht Berlioz in den Sinfonien Beethovens, und da es für ihn hinſichtlich der Inſtrumentalformen weiter keine ſonderlich verbindlichen Traditionen gibt, übernimmt er das Formengerüſt, wie er es bei ſeinem großen deutſchen Vorbilde findet. Unverſehens gerät ſein Schaffen hiermit aber in eine gewiſſe Unfreiheit. Berlioz erkennt wohl, daß ſich ſeine tondichteriſchen Intentionen keineswegs ohne weiteres mit dem, was des deutſchen Meiſters natürliche, ſozuſagen angeborene Aeußerungsform iſt, in Einklang bringen laſſen. Heute erblicken wir hierin ein intereſſantes muſikhiſtoriſches Moment: das Mißverhältnis zwiſchen der muſikaliſch-poetiſchen Abſicht und dem überkommenen Formenſchema mußte in Berlioz’ Schaffen evident werden, um Liszt den Weg finden zu laſſen von der klaſſiſchen Form zur „ſinfoniſchen Dichtung“.

Im Formalen — wie nebenbei bemerkt auch in der Harmonik — bringt Berlioz alſo nichts Unerhörtes. Denn für das Einbeziehen der menſchlichen Stimmen (ſoliſtiſch und choriſch) in das Bereich der Sinfonie, wie z. B. in „Romeo und Julia“, war ſchon Beethoven vorbildlich geweſen. Etwas Neuartiges ſcheint der Lelio zu bieten. Ein Schauſpieler muß den Titelhelden vor einem Vorhang mimen. Dahinter befinden ſich Chor und Orcheſter, und mit dieſem Klangkörper werden die muſikaliſchen Träumereien und Stimmungen, die in Lelios Gemüt aufſteigen, dargeſtellt. Die deklamierten Monologe ergeben die Verbindungsbrücken von einem Muſikſtück zum andern. Schließlich hebt ſich der Vorhang, und Lelio tritt ins Orcheſter, um mit dieſem (ſeinen „Schülern“) ſeine neue Kompoſition aufzuführen. Das Ganze iſt weniger eine fruchtbringende Neuheit als eine abſtruſe Verſtiegenheit, die aber wiederum aus Berlioz’ Eigenart heraus wohl zu verſtehen iſt. Er will in ſeiner Muſik ſo deutlich wie möglich ſein, er will ſein ganzes Herz ausſchütten, die Muſik ſoll ihm beinahe Verſtändigungsſprache werden, ſie ſoll ein Erleben ſo ohrenfällig wie möglich darſtellen. Eine andre Natur hätte das unfehlbar auf die Bahn des muſikaliſchen Dramas gelenkt. Wiederum iſt es Berlioz’ Individualität, die ihm hier ſelber im Wege ſteht und macht, daß er — nach Bülows Wort — zeitlebens „im blütenreichſten Opernirrtum tiefſt befangen“ bleibt.

Eins iſt nach all dieſem wohl klar: daß es Berlioz nie darum zu tun ſein kann, die Form nur ſozuſagen mit „abſtrakt ſchönem“ Inhalt zu füllen. In der Tat hat er denn auch kaum zwei oder drei Inſtrumentalkompoſitionen hinterlaſſen, die nicht mindeſtens durch eine poetiſche Ueberſchrift die Phantaſie auf das dichteriſche Gebiet hinlenken, aus deſſen Stimmungsbereich die muſikaliſchen Ideen des Tonſetzers ſtammen und die nicht dartun, daß es ſich für Berlioz keineswegs um ein oberflächliches Tonſpiel, um eitle Gefälligkeitskunſt, ſondern um die Kunſt des muſikaliſchen Ausdrucks im engſten Sinne handelt. Was Beethoven an Erweiterung und Vertiefung dieſer Kunſt geleiſtet hat, das erhält durch den kraftgenialen Berlioz eine Ergänzung nach ſeiten des Phantaſtiſchen, Dämoniſchen und Exaltierten hin.

Wilhelm Klatte



Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin

Nach dem Gemälde von Erich Mattschaß

Hinrich Sörenſen

Novelle

von

Theodor Duimchen

(Schluß)

Ein Viertelſtündchen ſpäter legten wir an einem ſchmalen Floß an, das in einer kleinen Bucht hinter der äußerſten Spitze von Lykkenis vor Frau Mette Jesperſens Hauſe verankert lag, und von dem ein ſchmaler, mit Querleiſten benagelter Steg zum Strand hinauf führte. Unter uralten Buchen lag das einſtöckige, ſtrohgedeckte Haus. Alle Wohnräume zu ebener Erde, nur in den hohen Giebeln auf jeder Seite die Fenſter von eingebauten Dachzimmern.

Ein großes Gaſtzimmer drinnen, draußen unter den Bäumen Tiſche und Bänke auf Pfählen. Unſre Annäherung war nicht unbemerkt geblieben. In der Haustür ſtand, die Hand über den Augen, eine hochgewachſene Mädchengeſtalt. Sobald ſie ſich vergewiſſert hatte, daß es ihr Bräutigam war, der da mit einem Fremden ankam, ſchritt ſie uns langſam entgegen. Hinrich übernahm die Vorſtellung, nicht ganz in Salonform, nur mit gewinnender Freundlichkeit und dem inſtinktſicheren Takt der Selbſtverſtändlichkeit.

Dieſe alten Raſſen hier oben haben überhaupt ein ſeltſam untrügliches Gefühl des Richtigen. Er ſtellte mich zunächſt ihr vor: „Das iſt der Herr, von dem ich dir ſchon erzählt habe, mit dem ich jetzt immer ſegle des Nachmittags,“ und ſetzte dann, zu mir gewendet, hinzu: „Und das iſt die wirkliche Thora, Herr.“

Thora reichte erſt mir und dann ihrem Bräutigam die Hand, freundlich lächelnd. Ausgelaſſene Freude zu zeigen oder gar ſich vor Fremden zu liebkoſen, gilt für mauvais genre, ruhige Gehaltenheit iſt des Landes hier der Brauch. Sie lächelte alſo nur freundlich, als ſie ihre Hand in der ſeinigen hielt, aber „ihre Augen lachten vor Wonne“.

Zwei ſchöne, hochragende Menſchen. Raſſig, vornehm, erſte Klaſſe in jeder Beziehung, durchaus der Typus der Gegend und doch beide mit einer kleinen Abweichung, die den Reiz der Erſcheinung unſagbar erhöhte. Wie bei ihm die ſchwarzen, fein gewölbten Brauen und aſchblonden Haare und ganz hellen, ſtahlgrauen Augen, ſo hatten vorhin bei der Begrüßung ihr rotgoldiges Haar und ihre dunkeln, großen ſchwarzen Augen geradezu packend auf mich gewirkt.

Wie ſie jetzt vor mir herſchritt an Hinrichs Seite, den fein modellierten Arm, an dem der Jackenärmel bis faſt an die Achſel aufgekrempelt war, auf ſeine Schulter gelegt, wirkte ſie in ihrer Schönheit geradezu beängſtigend auf mich, und ich hatte plötzlich ein ſeltſam unerklärliches Gefühl: dieſe zwei Leute hier oben als Nachbarskinder faſt zu gleicher Zeit geboren und aufgewachſen und ſich in Liebe findend, das war eine ſo günſtige Schickſalsfügung: mir graute vor der Götter Neide.

Ich ließ mich in einen der Stühle nieder, freute mich meiner ſelbſt und der Natur und wartete mit einem leiſen, undeutlichen Sehnen auf die Wiedererſcheinung der „wirklichen Thora“ und meines braven Hinrich. Sie ließen nicht lange warten. Der Kriegsrat in der Küche war kurz geweſen. Es war verfügt worden, daß es eine Fruchtſuppe, den berühmten banket Skink mit Kartoffeln, aber ganz friſch aus dem Garten, aus der Erde in den Topf, ſo gut wie ich es wahrſcheinlich noch nie erlebt hätte, verſicherte Thora, einen Salat, der auch erſt noch gepflückt werden ſollte und den ich mir ſelber machen dürfe, Butter, Käſe und Radieschen und dann einen hervorragend guten Kaffee geben ſollte. Das klang gar nicht ſchlecht, und als ich auf meine Frage, was es zu trinken gäbe, die Antwort bekommen hatte, daß außer Neuenburger Bier auch noch vom Vater her ein paar Dutzend Flaſchen alten Rotweines im Keller wären, hatte ich zunächſt keine Wünſche mehr. Von einer alten Firma in Lübeck wäre er: alter Rotwein, alte lübiſche Firma, das beruhigt. Hinrich hatte ſeiner ſchönen Zukünftigen einen flachen Korb nachgetragen mit dem Geſchirr, dem Leinenzeug, und half ihr jetzt beim Decken. Blendendweißes Linnen. Das Tiſchtuch wurde mit den ortsüblichen Klammern an den Tiſchecken feſtgemacht, und Thora ſtellte ſehr hübſches altes Porzellan, eine hübſche Menage in ſilbernem Ständer und auffallend ſchöne Gläſer auf. Auch Beſteck und Löffel waren von Silber. Aber Thora deckte nur für mich. Ich proteſtierte energiſch. Das könnte mir gerade paſſen, hier ganz allein zu ſitzen. Daß Hinrich lieber in der Küche eſſen wollte, könnte ich ihm nachfühlen, aber den Gefallen würde ich ihm nicht tun, ſie müßten mir ſchon Geſellſchaft leiſten. Hinrich fügte ſich lächelnd und machte mir dabei eine kleine unwillkürliche Verbeugung, ſo fein und beredt, daß ſie irgend einem Botſchafter an irgend einer Hoftafel Ehre gemacht hätte. Thora aber lehnte meine Einladung lachend ab. Auch meine Behauptung, daß ſie Hinrich zuliebe das doch eigentlich tun müßte, machte keinen Eindruck. Sie müſſe Muttern beim Kochen helfen und uns bedienen. Ich mußte mich fügen, tat es aber erſt, nachdem ſie wenigſtens das Verſprechen gegeben hatte, mit uns Kaffee zu trinken.

Wir ſaßen nach dem Eſſen zu drei beieinander.

Ich blies die raſch zerflatternden, leicht blauen Wölkchen gegen die tief herabhängende, mächtige Buchenkrone und war ſehr glücklich. Ich freute mich an den beiden Menſchen da vor mir und hatte mit ganz ungewöhnlicher Deutlichkeit das behagliche Gefühl, ſehr gut gegeſſen zu haben und mich in vorzüglichſter Geſellſchaft zu befinden.

Wir waren eben im gemütlichſten Plaudern: ich hatte mich bei Thora erkundigt, wann die Hochzeit ſein ſollte. „Ende September wollen wir heiraten,“ ſagte ſie. Ob ſie mich einladen wollten? Es würde ſie ſehr freuen, wenn ich käme, ſagten ſie beide eifrig. Da hob Thora plötzlich den Kopf und horchte nach dem Hauſe hin, auch Hinrich wurde aufmerkſam, und jetzt hörte ich eine tiefe Männerſtimme, im Geſpräch mit Frau Mette Jesperſen. Im nächſten Augenblick erſchien im Türrahmen eine hohe, breitſchulterige Geſtalt, die dann langſam auf den Tiſch zuſchritt.

„Ah, Peter,“ ſagte Thora. Ein leiſes Erröten ging über ihr Geſicht, aus dem das reizende Lachen verſchwand. Sie ſah dem Ankömmling faſt ernſt entgegen, aber ganz und gar nicht unfreundlich, und Hinrichs Augen hatten einen faſt milden Ausdruck, der ihm ſonſt fremd war, als er ſich jetzt erhob und mit herzlichem „Godau, Per“ dem andern die Hand entgegenſtreckte. Hinrich vermittelte meine Bekanntſchaft mit Peter Grimm, dem Nachbarsſohn. Er nahm die Einladung zum Kaffeepunſch und zu einer Zigarre an und ſetzte ſich zu uns. Er kannte mich ſchon, wie er ſagte, nachdem er Platz genommen hatte, er hätte mich ſchon ein paarmal mit Hinrich ſegeln ſehen. Ich glaubte mich dunkel zu erinnern, ihn gelegentlich an ſchönen Abenden auch ſchon drüben in Svendrup bemerkt zu haben, und behauptete das auf gut Glück. Jawohl, es wäre ſo, er käme auch hie und da hinüber. „Tine“ hieße ſein Boot, nach ſeiner Mutter.

Thora verſchwand mit unſrer Kaffeekanne, um für eine neue Auflage zu ſorgen. Peter Grimm ſah ihr nach, meine feine Regalia hielt er achtlos zwiſchen den Fingern. Es war eigentlich ein ſchöner Mann mit ſeinen flachsblonden Haaren und mit den großen grauen Augen, er hatte aber nichts, was auszeichnete, er war zu ſehr der Typus der Gegend, und im Vergleich mit Hinrich kam er geradezu ſchlecht weg. Aber ein braver Kerl war er, das ſah man auf den erſten Blick. Seltſam, wie er dem Mädchen nachſah. Trauer und Liebe und der Wille, ſich nicht merken zu laſſen, was doch jeder merken mußte. Ich kannte Hinrich ſeit acht Tagen, Thora ſeit ein paar Stunden und Peter Grimm einige Minuten, und deſſenungeachtet war mir die Geſchichte dieſer drei Herzen durchſichtig klar bis in alle Einzelheiten: Peter Grimm hatte die ſchöne Thora geliebt von Kindesbeinen an, ſo gut wie Hinrich Sörenſen, er hatte aber niemals eine Ausſicht gehabt, in Betracht zu kommen gegen ſeinen Freund; er liebte heute noch Thora und hing dabei doch mit zäher Jungenfreundſchaft an Hinrich; der Mann da würde ſich für Thora Jesperſen töten laſſen, jeden Augenblick, zollweiſe, mit Wonne und Begeiſterung, und würde ſich doch ebenſo jeder Gefahr ausſetzen, ſollte Hinrich ſeines Beiſtandes bedürfen. Nur ein paar Blicke waren zwiſchen Thora, Hinrich und Peter gewechſelt worden — was ich wußte, hatte ich nur für Sekunden auf dieſen drei Geſichtern geleſen, und dennoch war es mir viel beſſer beglaubigt, als wenn ich dicke Aktenbündel darüber ſtudiert hätte. Es hätte des weiteren Verlaufs der Unterhaltung für mich nicht bedurft, aber ich erhielt ſogleich noch die Beſtätigung meiner Viſion. Kapitän Nielſen hätte ihm geſchrieben von Flensburg, erzählte Peter, er wolle ihn auf Kapitän Sörenſens Empfehlung als Leichtmatroſe heuern und auf die erſte große Fahrt nach Singapore und Batavia mitnehmen. Die „Sigrid Nielſen“ — Kapitän Nielſens Schiff, wie es ſchien, das im Neuenburger Dock eine neue Kupferhaut bekam — würde Ende Auguſt fertig werden und dann in Ballaſt nach Hamburg gehen, da ſollte er dann im September an Bord kommen. Seine Mutter wäre nun auch damit einverſtanden, daß er doch zur See ginge und die paar Aecker und die Fiſcherei ſeinem jüngeren Bruder überließe. Bei der Hochzeit würde er ja nun leider nicht dabei ſein können, aber Thora und Hinrich wüßten ja, daß er ſehr gern dabei geweſen ſein würde, aber das ſei doch nun eine wichtige Sache. Dabei ſah Peter Grimm aber gar nicht aus, als ob er gern dabei geweſen ſein würde, und Hinrich Sörenſen und Thora Jesperſen ſahen auch gar nicht aus, als ob ſie ihm das glaubten. Aber man tat ſo, und man ſprach ſehr verſtändig darüber, und Thora lobte Peter Grimm ſehr und lieh ihrer Ueberzeugung ſehr beredten Ausdruck, daß der tüchtige Peter Grimm ſehr raſch vorwärts kommen und ſehr bald Kapitän mit einem großen Anteil an irgend einem ſtolzen Schiff ſein würde. Peter Grimm lächelte und ſagte: Nun ja, er würde das Seine tun, und das andre müſſe man eben abwarten. Wenn er nächſtes Jahr im Herbſt von der langen Fahrt zurückkomme, wolle er auf die Seemannsſchule nach Hamburg gehen, und arbeiten würde er ja gewiß.

Peter Grimm ſaß noch ein Viertelſtündchen, trank ſeinen Kaffeepunſch und rauchte ſeine Zigarre zu Ende und ſprach ſehr ruhig und verſtändig über dies und das, und dann erhob er ſich etwas ſteif, gab jedem die Hand und ſagte jedem von uns Guten Abend, und dann ging er mit ſchweren Schritten davon und verſchwand im Rahmen der Tür. Noch ein paar Worte hörte man, die er Frau Mette Jesperſen zum Gruß zurief, und dann war er weg, und wir drei ſaßen da beieinander, und zunächſt ſprach keiner, weil wir alle drei etwas wußten und nicht darüber reden wollten, und dann fragte Hinrich Sörenſen, ob es nun nicht Zeit würde, daß wir ſegelten, und ich fand, daß es in der Tat Zeit würde und ging an den Strand hinunter — um noch einmal die Ausſicht zu genießen. Ob aber Thora und Hinrich ſich hinter meinem Rücken geküßt haben, weiß ich nicht; die Leute da oben ſind, wie geſagt, von ſehr zarter Zurückhaltung; ſo leicht küſſen ſie ſich nicht, wenn ein andrer dabei iſt, auch wenn er nicht hinſieht.

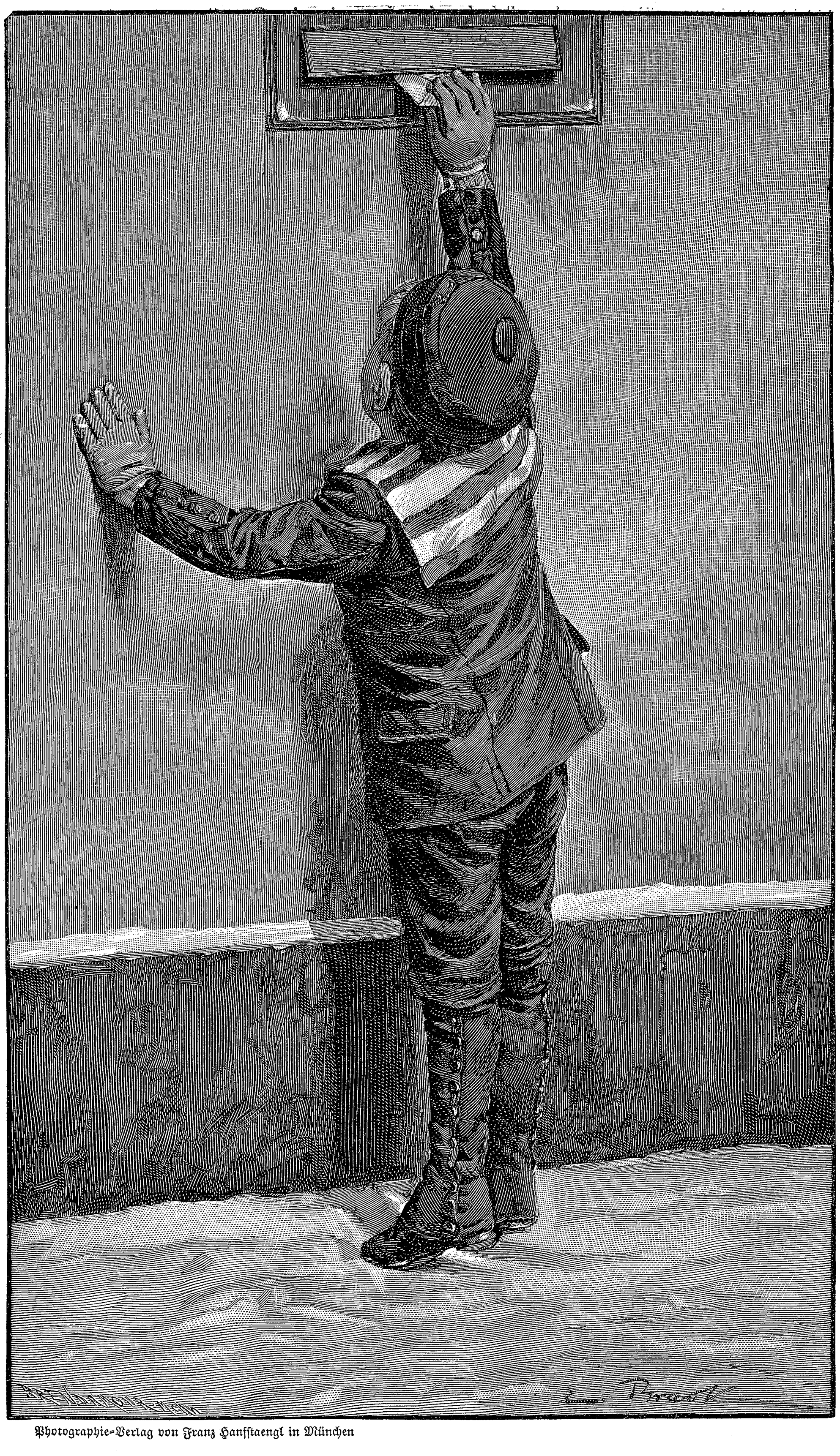
*

Im großen Park des Kurhauſes war Konzert, wie immer des Mittwochs, wenn das Wetter es irgend erlaubte. Wie dieſe Konzerte ſo ſind: die Muſik ſelbſtverſtändlich Nebenſache, der Flirt, die eleganten Toiletten, der Wunſch, zu ſehen und geſehen zu werden, das machte ſie zum Rendezvous der ganzen Föhrde. Am Abend wurde regelmäßig getanzt, und dieſe „Reunions“ waren berühmt, eigentlich der geſellſchaftliche Hauptreiz der Svendruper Saiſon.

Ich ſaß mit einem Freunde in einer ruhigen, im Hintergrund gelegenen Laube. Doktor Deruyter iſt einer meiner älteſten Freunde, ein geſcheiter Menſch mit weitem Horizont. Wir kannten uns von der Schule her, waren dann für etwa ein Jahrzehnt auseinander gekommen — auch er hat jahrelang im Ausland gelebt —, dann hatten wir uns, wie das Leben ſo ſpielt, in Hamburg wieder getroffen, wo er der techniſche Leiter einer Weltfirma der chemiſchen Induſtrie iſt. Jetzt war er, wie wir es ſchon bei meinem kurzen Aufenthalt in Hamburg abgeſprochen hatten, herüber gekommen, um ein paar Tage mit mir zu verleben. Wir hatten einen der hübſcheſten Plätze im Park und das ganze feſtlich heitere Treiben unmittelbar vor uns. Es wurde nach und nach ſchon recht voll, nur unmittelbar vor unſrer Laube blieb ein größerer Tiſch frei, an dem die Stühle umgelegt waren und der von dem Oberkellner perſönlich gegen alle Angriffe verteidigt wurde.

Da entſtand Bewegung. Alles wandte die Blicke dem Eingang zu. Augenſcheinlich war eben wieder ein Dampfer angekommen, der noch eine große Anzahl Konzertgäſte gebracht hatte. An ihrer Spitze aber ſchritt ein alter Herr mit einer jungen Dame am Arm, gefolgt von einer älteren, würdigen und etwas ſchweren Dame, die von einem ſehr vornehm ausſehenden Herrn geführt wurde. Dieſe beiden Paare wurden von einer Anzahl von Herren und Damen begleitet. Es bildete ſich ſofort freiwillig eine freie Gaſſe zu dem Tiſch vor unſrer Laube, auf den die ganze Gruppe zuſchritt. Jetzt ſchien man allgemein zu wiſſen, für wen er beſtellt war. Der Oberkellner, der ſie dort erwartete, machte einen ſo devoten Salem, daß ich keinen Moment im Zweifel war: das mußten die Herrſchaften von Grönö ſein, die Götzen der Föhrde.

Am Tiſche vor uns drehte ſich während der ganzen Dauer des Konzerts alles um des braven Herrn Askan Bartels' ſchöne Tochter. Ich fand's begreiflich. Sie ſaß rechts an der ſchmalen Seite des Tiſches, das Profil war entzückend, und ein



Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Brief ans Chriſtkindl. Nach dem Gemälde von Emil Brack

ſehr geſcheites, liebenswürdiges und luſtiges Mädchen mußte ſie ſein. So von der Art, die ſelbſt dumme Kerle vorübergehend geiſtreich macht.

Meinem Freund fiel ſie auch ſehr angenehm auf. Ich erzählte ihm, was ich von ihr wußte. Er kannte den Namen, die Firma des Vaters, aber weder ihn noch ſeine Damen perſönlich. „Ich habe davon gehört,“ ſagte er, „daß er ſich hier, Svendrup gegenüber, einen ſehr feudalen Sommerſitz gebaut hat.“

Na, Svendrup gegenüber ſei nicht ganz richtig, erklärte ich ihm, Grönö liege ganz drüben am Nordufer der Föhrde, nur durch eine ſchmale Waſſerſtraße von Knudshoved getrennt. Ich ſchlug ihm vor, ihm die Inſel und das Schloß nach beendigtem Konzert zu zeigen, und erzählte ihm dabei von meinem vorzüglichen Segelkameraden und ſeinen beiden Thoras; wir könnten nach beendigtem Konzert mit Hinrich noch ein Stündchen ſegeln und kämen dann immer noch rechtzeitig, um uns für die Reunion in den Frack zu werfen. Er war ganz damit einverſtanden, und als auch des Konzertes zweiter Teil überſtanden war und mit einem kernigen Parademarſch geendigt hatte, ſchlenderten wir nach der Dampferbrücke.

Ein großer Teil des Publikums, auch die ganze Geſellſchaft an dem großen Tiſche vor uns, zog ebenfalls zum Strand hinab. Fräulein Emma Bartels ging dicht vor uns her. Der vornehm ausſehende Herr — ich hatte ihn mehrmals Graf Tiefenbach nennen hören — bemühte ſich beſonders um ſie. Ich nahm mit lächelndem Intereſſe wahr, daß der Herr — den mir ja ſchon am Abend meiner Ankunft Kapitän Sören Sörenſen von weitem mit ihr im Ruderboote auf der Fahrt nach Grönö gezeigt hatte — ſich ſehr lebhaft um der jungen Dame Gunſt bemühte, und daß ihr das nicht unangenehm zu ſein ſchien.

Wir kamen am Strande an. Ich war einigermaßen beſorgt, daß Hinrich die Zeit vermutlich zu lang geworden wäre, denn es war ſchon gegen ſechs Uhr, und als wir unten im Strom der andern einigemal auf und ab geſchritten waren, war wirklich von Hinrich und ſeiner „Thora“ nichts zu ſehen. Im übrigen war das Bild ſehr belebt, noch belebter und reizender als ſonſt. Die größeren Segelboote zogen majeſtätiſch dahin, die kleineren offenen ſchwirrten nur ſo hin und her — es war wunderhübſch.

„Wunderhübſch“ nannte es auch Fräulein Bartels, wie wir vernahmen, denn wir ſtanden einen Augenblick zufällig faſt hinter ihr. „Weißt du, Papa, ich möchte eigentlich auch ſegeln,“ ſagte ſie zu ihrem Vater, der ſie jetzt wieder führte, der überhaupt auch mit ihr umzugehen ſchien wie ein Liebhaber mit ſeiner Angebeteten.

„Na, heute doch nicht, in Konzerttoilette,“ erwiderte er lachend. „Du kannſt ja jeden Tag herüber kommen mit dem Dampfer, du findeſt immer Boote hier. Mach doch morgen mit Fräulein Steffen einen Verſuch; wenn es dir wirklich Spaß macht auf die Dauer, ſchenke ich dir ein eignes Segelboot.“

„Die nette Kleine hat's gut,“ ſagte Freund Deruyter zu mir, „ſie iſt's ja aber wert, verwöhnt zu werden, wie's ſcheint.“

Ich antwortete nicht, denn eben ſah ich Hinrichs blauen Wimpel von weitem; er hatte wohl mit der durch das Konzert verurſachten Verſpätung gerechnet, denn augenſcheinlich kam er jetzt erſt von Lykkenis herüber. Ich eilte mit Doktor Deruyter auf das Anlegefloß und rief ihn an.

Wir ſegelten noch ein Stündchen, dem Doktor Deruyter gefiel alles: die Föhrde, Hinrich, „Thora“, Grönö und Herrn Bartels' Schloß, ſpäter auch Herrn Bartels' Tochter immer mehr. Wir warfen uns nämlich am Abend nicht nur in den Frack, ſondern ſchwangen ſogar das Tanzbein. Doktor Deruyter hatte ſich Herrn Askan Bartels vorgeſtellt. Der kannte den erſten Direktor der bedeutenden chemiſchen Fabrik auch bereits dem Namen nach, er wurde alſo freundlich aufgenommen. Auch ich, da ich doch mal zu Doktor Deruyter gehörte. Fräulein Emma bewilligte ſogar jedem von uns beiden einen Tanz. Deruyter bekam einen Walzer, ich eine Polka. Als wir gegen Morgen durch den friſchen, betauten Buchenwald nach meiner Wohnung ſchritten — Doktor Deruyter wohnte bei mir —, war zwiſchen uns kein Streit darüber: Emma Bartels war hinreißend.

Am andern Nachmittag ſtand ich mit Doktor Deruyter zu gewohnter Zeit auf dem Anlegefloß an der Dampferbrücke. Wir ſahen ſchon eine geraume Weile nach Hinrichs blauem Wimpel aus. Der Fünfuhrdampfer von Knudshoved war eben angekommen. Wir ſahen von unten zu, wie ſich der Strom der Neuangekommenen da oben über die Landungsbrücke auf den Strand ergoß. Da erſchienen zwei Damen auf der Treppe, die zum Anlegefloß herunterführte.

„By Jove, Fräulein Bartels,“ ſagte Doktor Deruyter. In der Tat, Fräulein Bartels mit ihrer Geſellſchafterin, Fräulein Steffen. Wir ſchritten den Damen entgegen. Fräulein Emma ſah reizend aus. Den Damen war der geſtrige Ball ſehr gut bekommen, und Fräulein Bartels freute ſich auf die Segelei wie ein Kind. Sie fragte mich, ob ich, der ich doch ſeit Wochen täglich hier ſegele, ihr einen Bootsführer empfehlen könne. „Der Frauen Schickſal iſt beklagenswert“, ſagt Goethe. Iſt es wirklich ſo arg? Ich finde manchmal unſre Knechtſchaft dem Ewigweiblichen gegenüber bedenklich. Mein Freund und ich, wir hatten uns beide auch ſehr aufs Segeln gefreut und hatten den braven Hinrich Sörenſen recht ſehnſüchtig erwartet, ich wußte außer ihm auch ſonſt niemand, mit dem ich hätte ſegeln mögen, ſelbſtverſtändlich aber ſagte ich Fräulein Bartels, daß ich ihr in der Tat einen ganz vorzüglichen Segelkünſtler empfehlen könnte, der wohl das beſte unter den kleinen Mietsbooten auf der Föhrde führe. Natürlich erzählte ich ihr, daß wir eben auf die „Thora“ mit Hinrich Sörenſen warteten, natürlich behauptete ich, daß es uns ein noch größeres Vergnügen wäre, das Boot den Damen zu überlaſſen, natürlich erklärte ich mich ganz überzeugt, daß es auch Hinrich Sörenſen ein weit größeres Vergnügen ſein würde, ſie als uns zu ſegeln, und natürlich — kam in demſelben Moment hinter dem davonrauſchenden Dampfer auch Hinrichs blauer Wimpel in Sicht. Elegant ſchoß die „Thora“ heran.

Hinrich, uns beide in Geſellſchaft der Damen ſtehen ſehend, hatte angelegt, war ausgeſtiegen und trat jetzt zu uns. Ich wandte mich mit einer kurzen Erklärung zu ihm, daß die beiden Damen, die junge Herrin von Grönö mit Fräulein Steffen, den Wunſch hätten, mit ihm zu ſegeln, und daß wir beide deshalb heute abend darauf verzichten wollten. Ich erzählte ihm, in wie hohen Tönen ich ſein Lob geſungen hätte und — merkte mit einem Male, daß er mir gar nicht zuhörte; er ſah ſtarr über mich hinweg auf Fräulein Bartels, die hinter mir ſtand. Die hellgrauen Augen unter den ſchwarzen Brauen blickten dunkel, als ob ſie ſchwarz wären, die Pupille war ſo groß, daß von der Iris nur ein ganz feiner ſchmaler Rand zu ſehen war. Er hatte ſeine Mütze in der Hand, das ſchmale Geſicht war todblaß, das feine, kurzlockige, aſchblonde Haar auf ſeinem Kopfe ſchien ſich zu ſträuben. Die Viſion währte kaum eine Sekunde. Im nächſten Augenblick ſah ich Hinrich Sörenſen wie immer daſtehen. Mit rotem Kopf zwar und etwas verlegen, aber nicht linkiſch, bot er den Damen ſeine Dienſte an, verſprach, daß er unſrer Empfehlung Ehre machen würde, ſetzte ſeine Mütze auf, wandte ſich zu ſeinem Boot und half den beiden Damen hinein. Im nächſten Augenblick ſtieg das Lateinerſegel am Maſt, der leichte Wind faßte hinein, das Segel blähte ſich leicht, und mit flacher Kurve trug die „Thora“ die drei hinaus in die ſpielenden Wellen.

*

Am nächſten Tage erſchien Hinrich Sörenſen nicht am Steg, und törichterweiſe warteten wir zu lange auf ihn, ſo daß wir überhaupt kein Boot mehr bekamen; tags darauf aber mußte mein vielbeſchäftigter Freund ſchon wieder abreiſen, ſo kam er überhaupt ums Segeln.

Ich gab Doktor Deruyter bis Neuenburg das Geleite und kam erſt am Abend ſpät zurück. Ob ſich Hinrich Sörenſen an dieſem Tage in Svendrup hat ſehen laſſen, weiß ich alſo nicht, aber in den nächſten Tagen erwartete ich ihn wieder ſtets vergeblich. Ein paarmal hatte ich mir ein andres Boot genommen, aber nicht viel Vergnügen dabei gefunden, ich war doch allzuſehr an die „Thora“ und an Hinrichs Meiſterhand gewöhnt. Es gingen mir auch allerlei Gedanken durch den Kopf, und ich merkte daraus erſt, wie ſehr er mich auch als Menſch intereſſierte. Es fing an, auf meine Laune zu drücken, und ſogar meine Arbeitsluſt litt darunter, und dabei war das herrlichſte Wetter. Ein Tag ſo ſchön wie der andre, und leichte, freundliche Segelwinde wehten — es war einfach ein Skandal.

Da bemerkte ich eines Abends — es war ſicher ſchon zehn, vierzehn Tage her, daß ich zum letzten Male mit der „Thora“ ausgeſegelt war — unter den Booten Per Grimms „Tine“. Ich rief ihn an. Er kannte mich ſofort wieder und lag im nächſten Augenblick am Floß, um mich aufzunehmen. Wir ſegelten ein paar Stunden lang zuſammen, auch er verſtand ſein Handwerk, und wenn ſich die „Tine“ auch nicht mit der eleganten „Thora“ meſſen konnte, ſo war ſie doch ein gutes Boot. Der lange Peter hatte ſich übrigens etwas verändert, wie mir ſchien. Es war ein neuer Zug in das Geſicht gekommen, einen Zug von Spannung möchte ich es nennen, wie eine Erwartung, und die Augen, die er über die Föhrde ſchweifen ließ, ſchienen mir nicht nur nach Windrichtung und Wellengang zu ſpähen. Es lag hie und da wie Unruhe in dem Blick, die dem ganzen Mann ſonſt fremd war. Eine Unterhaltung war nicht wohl mit ihm zu führen, er machte den Eindruck, als ob er immer an etwas andres dächte, als müſſe er ſich immer erſt zuſammennehmen und ſich erinnern, daß er mit einem fremden Badegaſt ſegelte.

Plötzlich fragte ich ihn nach ſeinem Freunde Hinrich Sörenſen: ich hätte ihn lange nicht geſehen, wo er denn ſteckte. Da flammte ein tiefes Rot über ſein Geſicht, in dem ein ſeltſam harter Zug erſchien. Die Stimme klang rauh, als er ſagte: „Der, der ſegelt jetzt den ganzen Tag mit dem Fräulein von Grönö; ſchon des Morgens früh fährt er hinüber, und wenn er nicht gebraucht wird, dann liegt er oder kreuzt er vor dem Schloß.“

„Intereſſiert ſich Fräulein Bartels mit einem Male ſo ſehr für den Segelſport?“

„Das ſcheint ja ſo,“ meinte er, „die Leute ſagen, daß nächſtens ein Boot für ſie ankommen wird, etwas ganz Feines, das ihr Vater in England beſtellt hat.“

Es lag ein grimmiger Ton in den ſcheinbar ganz gleichgültigen Worten Peters, und er ſchien es ſelbſt zu merken, denn er brach das Geſpräch ab.

*

Es war wieder Konzert und Reunion in Svendrup. Die Familie Bartels war wieder herübergekommen von Grönö, Graf Tiefenbach und einige andre Herren waren wieder mit dabei, und es war wieder ein ſchöner, ſehr unterhaltender Abend. Ich war ſeltſam luſtig: es waren alles ſo nette Leute. Graf Tiefenbach machte in ſeiner Balluniform ſogar auf mich einen verführeriſchen Eindruck: ein verbindlicher, liebenswürdiger Herr und ein ſympathiſcher Menſch außerdem. Und Emma Bartels war wieder entzückend, ganz entzückend. Sie erzählte mir begeiſtert von Hinrich Sörenſens Segelkunſt und dem vielen Vergnügen, das ihr dieſer neue Sport verſchaffe. Noch viel begeiſterter aber war ſie, ohne daß ſie davon ſprach, augenſcheinlich vom Grafen Tiefenbach, und das beruhte auf Gegenſeitigkeit. Die Zuſtimmung der Eltern war augenſcheinlich auch ſchon da, es war eine glanzvolle Stimmung den ganzen Abend: nach dem Schlußkotillon wurde noch eine große Sektbowle angeſetzt; ſie machte Herrn Askan Bartels und dem Kurhaus alle Ehre.

Einige Tage ſpäter hatte ich mit Peter Grimm mal wieder einen Tagesausflug unternommen. Wir ſaßen wie damals, als ich mit Hinrich ſegelte, in dem kleinen Wirtsgarten an der äußerſten Spitze von Bläsnis. Wir waren noch beim Frühſtück, da ſahen wir die „Thora“ anlegen und gleich darauf kam Fräulein Bartels mit ihrer Geſellſchafterin, Fräulein Steffen, gefolgt von Hinrich Sörenſen, in den Garten. Hinrich Sörenſen ſtrahlte. Er war ein ganz andrer Menſch geworden, ſeit ich ihn zuletzt geſehen hatte. In Stolz und Lebensfreude, wie ein junger Gott, ſchritt er daher, und ſeine Augen hingen an Fräulein Bartels aus Hamburg, die über die Schulter weg freundlich mit ihm ſprach. Arglos, völlig arglos! Der Gedanke kam ihr auch nicht von weitem, daß ſie Unheil anrichtete. Nur Fräulein Steffen ſtreifte etwas beſorgt den jungen Rieſen mit den abſchblonden Locken und den glänzenden grauen Augen unter den ſchwarzen Brauen, der ſich da benahm wie ein Kavalier. Fräulein Bartels bemerkte uns plötzlich. Ein leiſer Ausruf, ſie machte Fräulein Steffen aufmerkſam und kam auf uns zu. Ich erhob mich, Peter Grimm aber ſchoß förmlich in die Höhe. Ich fing einen Blick von ihm auf, in dem eine Welt lag. Ich verſtand ihn. Ich ging den Damen entgegen, begrüßte ſie ſchicklich, ſagte auch Hinrich Sörenſen guten Tag, warf ihm ſcherzhaft vor, daß er mich ganz über Bord geworfen habe, und verabſchiedete mich gleichzeitig: wir ſeien eben im Begriff geweſen, aufzubrechen. Ein kurzer gegenſeitiger Ausdruck des Bedauerns, wir ſchieden. Peter Grimm und Hinrich Sörenſen waren mit hart gewordenen Geſichtern aneinander vorbeigegangen. Den Damen war es wohl nicht aufgefallen, es waren doch immerhin nur zwei Bootsführer, zwei Angeſtellte, zwei bezahlte Leute, und es ſchickt ſich, daß ſie keine Begrüßungsſcenen aufführen, wenn ſie in Begleitung von Herrſchaften ſich begegnen.

Wir ſaßen wieder im Boot, Peter Grimm finſter am Steuer. Er ſprach kein Wort. Für den ſchnellen Aufbruch hatte er mir nur durch einen langen Blick aus ſeinen treuen Augen gedankt. Die „Tine“ ſchoß vor dem Winde dahin. Ich fragte ihn, ob wir nach Lykkenis ſegeln und zuſehen wollten, ob wir bei Jesperſens etwas zu Mittag bekämen. Nach kurzem Zögern meinte er, daß das wohl ganz gut wäre, und bald darauf ſaß ich wieder unter der alten mächtigen Buche am Strand an demſelben Tiſch, in demſelben Armſtuhl, und wieder gab es banket Skink und Kartoffeln aus der Erde in den Topf und Salat von der Staude in die Schüſſel, und wieder war der Kaffee gut und wieder die Regalia tadellos, und wieder bediente uns Thora Jesperſen — und alles war anders.

Thora Jesperſen fragte nicht nach Hinrich Sörenſen. Er wurde überhaupt nicht erwähnt. Thora kam mir größer vor, etwas gerader hielt ſie ſich, und ein paar ganz kleine Furchen waren unter den Augen, wie ſie Tränen ziehen, wochenlange, heiße, nächtliche, heimliche Tränen. Sie war ſehr freundlich und ſehr heiter, ſie ſah mir alle Wünſche mit großer Liebenswürdigkeit an den Augen ab, aber ſie lachte nicht mehr. Als wir ſo ſaßen, hörten wir wieder eine Stimme im Haus, die mit Mutter Jesperſen ſprach, aber diesmal war es der alte Sörenſen, der zufällig kam. Ich hatte ihn häufig geſehen gelegentlich größerer Dampferausflüge, und immer hatten wir uns freundlich begrüßt. Der brave Alte kam mir mit ausgeſtreckter Hand entgegen, und dann ſetzte er ſich zu uns und trank einen Kaffeepunſch mit uns. Auch Peter Grimm hatte er die Hand geſchüttelt, und beſonders herzlich war der Händedruck geweſen, den er mit Thora tauſchte, und bekümmert ſah er ihr nach, als ſie ins Haus ging, eine Taſſe für ihn zu holen. Dann wandte er ſich halb ab und ſah, das linke Auge zukneifend, über die weite glitzernde Fläche und die tanzenden Wellen hin. Dann murmelte er etwas zwiſchen den Zähnen, was niemand verſtand, und ſagte gleich darauf ganz ruhig, daß er für die Zigarre, die ich ihm anbot, recht ſehr danke, daß er aber vorzöge, ſeine Pfeife zu rauchen, wenn ich nichts dagegen hätte. Thora kam wieder. Wir ſprachen ruhig über dies und das, nur nicht über das, woran wir alle dachten. Nach einiger Zeit mußte Kapitän Sörenſen nach dem Dampfer, und mich ſegelte Peter Grimm nach Svendrup hinüber. Es war kalt geworden gegen Abend, und im Kurſaal war es öde.

*

Ich kam von Kopenhagen zurück, wohin ich zur Zerſtreuung einen Ausflug von etwa vierzehn Tagen gemacht hatte. Ich hatte das letzte Boot von Neuenburg zu nehmen, und es traf ſich, daß es wieder der „Herzog Erich Anton“ war, wie damals, als ich angekommen war, und ich ſaß wieder neben Kapitän Sörenſen auf der Brücke. Es war ſchon völlig dunkel, als wir hinausdampften in die Föhrde, und als wir um die Landſpitze herum in die Bucht einbogen, in deren Hintergrunde Knudshoved liegt, da tauchte Grönö vor uns auf in einem Meer von Licht. Alle Fenſter des Schloſſes waren hell erleuchtet, und Lampions ſchaukelten ſich in den Zweigen der Parkbäume, Feuerräder kreiſten und Raketen ſtiegen in die ſchwarze Nacht.

„Das Fräulein feiert ihre Verlobung mit dem Grafen Tiefenbach,“ antwortete Kapitän Sörenſen trocken auf meine Frage und ſah mir dabei in die Augen. Das war alles, was wir darüber ſprachen.

Als wir an der dunkeln Seite von Grönö herum den Kurs nach Svendrup nahmen, kam plötzlich ein Schrei vom Bug her: „Boot voraus!“ Im nächſten Augenblick tauchte, vom Toplichte unſers Dampfers getroffen, ein weißes Segel aus der Nacht auf. Kapitän Sörenſen fluchte und ſtampfte vor Wut: „Beſeſſener Kerl! Fährt uns gerade vor den Bug ohne Lichter. Stopp!“ brüllte er durch das Sprachrohr hinunter in den Maſchinenraum, „Schraube — rückwärts!“

Aber es half natürlich nichts: in der nächſten Sekunde gab es einen Krach, nicht ſehr ſtark, für unſern Dampfer war die Erſchütterung kaum merklich. „Ruder — Steuerbord“ kam das Kommando: der „Herzog Erich Anton“ drehte bei. „Steuerbord Boote aus!“ Es ging alles tadellos, die Boote wurden bemannt, ausgeſchwungen und ſuchten gleich darauf die See ab nach dem Inſaſſen des überrannten Seglers; der trieb, halb zerſchnitten, Kiel oben. Der Maſt war gebrochen, er ſchwamm, vom naſſen Segel noch gehalten, längsſeit der weißen Planken. Das kleine Wrack trieb in den Lichtkreis des Dampfers: von der Maſtſpitze flutete ein hellblauer Wimpel wie ſpielend, ſchmal und lang in den leichten Wellen. Das Geländer der Kommandobrücke zitterte: Kapitän Sören Sörenſens Rechte legte ſich ſchwer auf die Brüſtung, ſein Geſicht leuchtete weiß, ſeine Augen, weit und groß geöffnet, durchſuchten ſcharf das Dunkel ringsum.

Die Boote fanden ſeines Sohnes Leiche nicht, am andern Morgen erſt wurde ſie an den Strand von Grönö getrieben. Ich half Hinrich Sörenſen drei Tage darauf begraben; auf dem kleinen Kirchhof zu Lykkenis wurde der Notſarg des „Verunglückten“ in die Erde geſenkt, von Blumenbergen verdeckt. Ein Rieſenkranz der Grönöer Herrſchaften war die ſchönſte Spende zu Hinrich Sörenſens Ehre. Kapitän Sörenſen ſtand neben mir am offenen Grabe, und an der andern Seite Peter Grimm und Thora Hand in Hand.

Ich reiſte ab. Peter Grimm würde nicht auf lange Fahrt gehen — das hatte ich noch gehört.

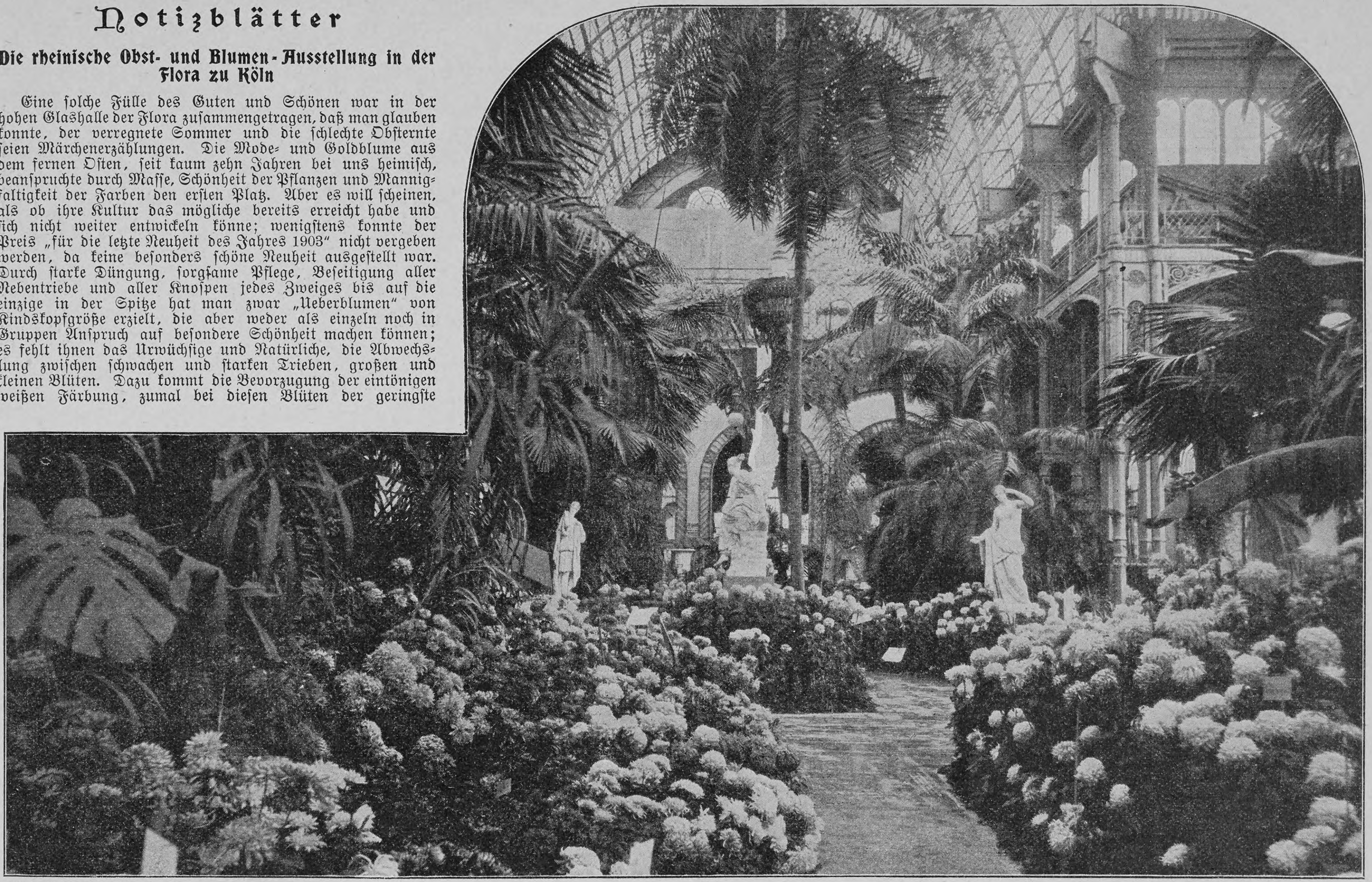
Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin

(Zu dem Bilde von Erich Mattſchaß auf Seite 231)

Die Jahre von Rheinsberg waren vielleicht die glücklichſten im Leben des genialen Hohenzollern, der als König ſeinen Staat zur Großmacht erheben ſollte. Die leidensſchweren Kindheits- und Jugendjahre lagen hinter dem Kronprinzen, ſie hatten in der Kataſtrophe von Küſtrin, mit der Hinrichtung Kattes, ihren tragiſchen Abſchluß gefunden. Aus den furchtbaren Erſchütterungen, denen wohl jeder Schwächere unterlegen wäre, ging Friedrich gereift, geläutert, gekräftigt hervor. In den Stunden, da der Schatten des Todes ſein Haupt ſtreifte, hatte er die Köſtlichkeit des Lebens recht empfinden gelernt, in den Monaten ſtrengſter freudloſer Pflichterfüllung den ſtillen Segen treuer Arbeit. Seinem Blick, der immer tiefer ins Innerſte der Dinge und Menſchen eindrang, offenbarte ſich in der rauhen Hülle die eherne Tüchtigkeit ſeines Vaters, und der König, der in ſeinem Sohn unbewußt den genialen Menſchen gehaßt hatte, fand in deſſen überreicher Natur immer mehr Züge, die ſeinem Ideal eines Hohenzollernherrſchers entſprachen. Seitdem Friedrich Wilhelm wußte, daß der Kronprinz ſeine Pflicht mit Ernſt und Liebe erfülle, ließ er ihm die Freiheit, die der junge Adler brauchte, um die Schwungkraft ſeiner Fittiche zu erproben und zu üben. Er gönnte ihm das friſche und doch vergeiſtigte Genußleben in Rheinsberg, konnte er ſich doch tagtäglich davon überzeugen, daß ſein Sohn nicht im Genießen aufging. Der mächtige Schaffensdrang des erwachenden Genius ließ dieſen königlichen „Jüngling, näher dem Manne“, zu gleicher Zeit alles in ſich aufnehmen, was damals den Beſitzſtand europäiſcher Kultur ausmachte, und ihn immer feſter alles umfaſſen, was als Tradition ſeines Hauſes, an Kräften ſeines Volkes die Grundlage ſeines künftigen Berufes bildete. In den Park von Rheinsberg, in dem franzöſiſches Plaudern und ſüßes Flötenſpiel erklang, wehte die Luft vom Schlachtfeld von Fehrbellin herüber, und die Taten ſeines größten Ahnen, deſſen Lebenswerk er zu vollenden beſtimmt war, wurden vor Friedrichs Geiſt lebendig. Zwei kriegeriſche Epopöen, eine ſchon verklungene und eine, deren erſte Töne noch in der Bruſt des jungen Helden ſchlummerten, knüpften ſich ineinander, zwei große Zeitalter, in einem vollendeten Herrſcher und in einem das Höchſte verheißenden Jüngling verkörpert, reichten ſich die Hand, als Kronprinz Friedrich die Walſtatt von Fehrbellin, den Schauplatz der glänzendſten Waffentat des Großen Kurfürſten, frommen und wißbegierigen Sinnes aufſuchte und ihm jener 18. Juni durch die Erzählung des alten Veteranen, der damals als junger Soldat mitgefochten, zur lebendigen Gegenwart wurde.

Notizblätter

Die rheinische Obst- und Blumen-Ausstellung in der Flora zu Köln

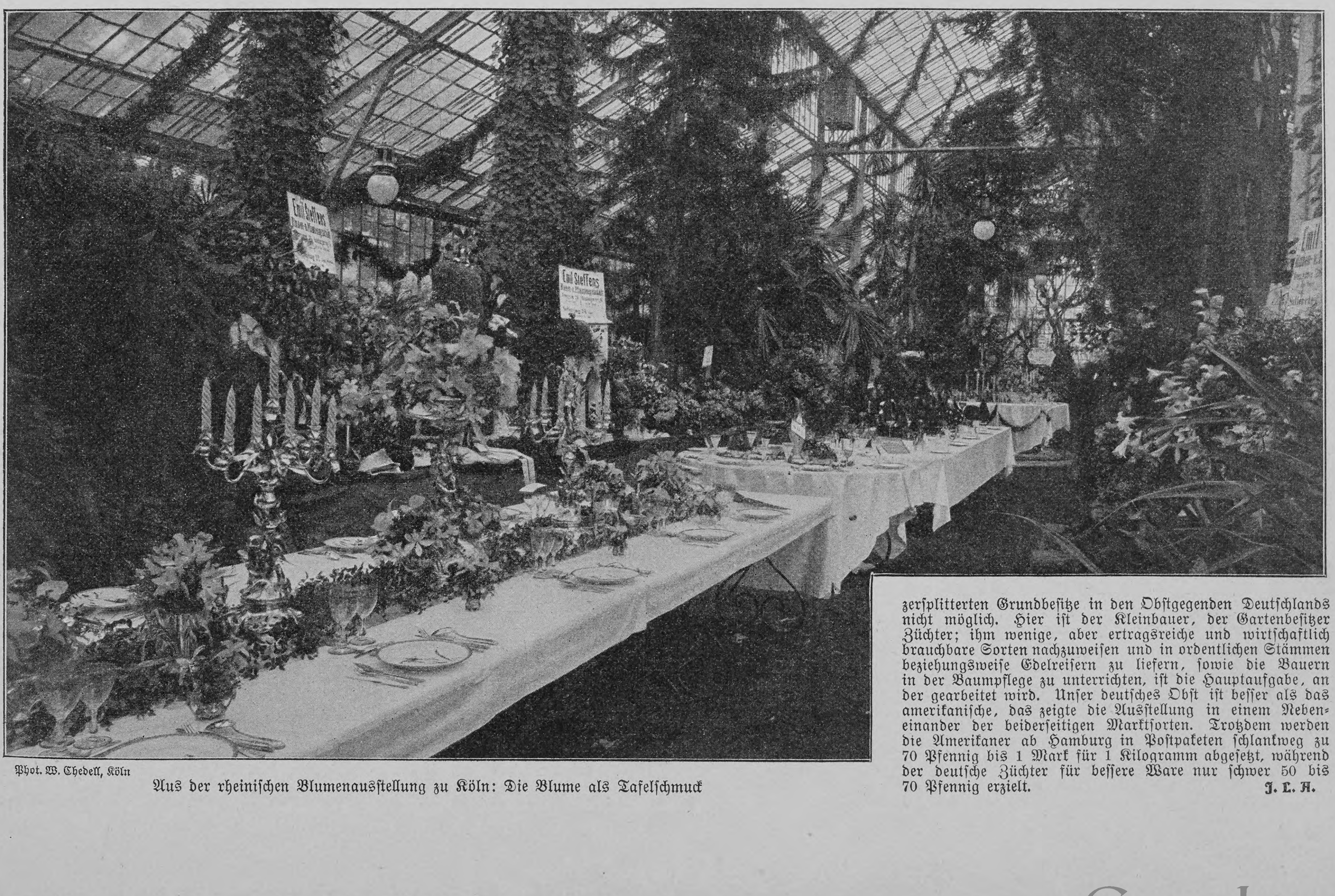


Phot. W. Chedell, Köln

Aus der rheiniſchen Obſt- und Blumenausſtellung in der Flora zu Köln: Blick in die Palmenhalle mit der Chryſanthemenausſtellung

Eine ſolche Fülle des Guten und Schönen war in der hohen Glashalle der Flora zuſammengetragen, daß man glauben konnte, der verregnete Sommer und die ſchlechte Obſternte ſeien Märchenerzählungen. Die Mode- und Goldblume aus dem fernen Oſten, ſeit kaum zehn Jahren bei uns heimiſch, beanſpruchte durch Maſſe, Schönheit der Pflanzen und Mannigfaltigkeit der Farben den erſten Platz. Aber es will ſcheinen, als ob ihre Kultur das mögliche bereits erreicht habe und ſich nicht weiter entwickeln könne; wenigſtens konnte der Preis „für die letzte Neuheit des Jahres 1903“ nicht vergeben werden, da keine beſonders ſchöne Neuheit ausgeſtellt war. Durch ſtarke Düngung, ſorgſame Pflege, Beſeitigung aller Nebentriebe und aller Knoſpen jedes Zweiges bis auf die einzige in der Spitze hat man zwar „Ueberblumen“ von Kindskopfgröße erzielt, die aber weder als einzeln noch in Gruppen Anſpruch auf beſondere Schönheit machen können; es fehlt ihnen das Urwüchſige und Natürliche, die Abwechslung zwiſchen ſchwachen und ſtarken Trieben, großen und kleinen Blüten. Dazu kommt die Bevorzugung der eintönigen weißen Färbung, zumal bei dieſen Blüten der geringſte Schmutzfleck oder ein einzelnes fahlfarbenes, beſchädigtes oder abſterbendes Blättchen unter den Hunderten der einzelnen Blüten ſofort den Geſamteindruck verdirbt; die gemiſchtfarbigen, beſonders aus Braun, Rot und Gelb in allen Schattierungen, leiden hierunter viel weniger. Es dürfte ſich empfehlen, auch bei der Chryſanthemenzüchtung wieder mehr in natürliche Bahnen einzulenken, wie dies bei Alpenveilchen, Heide- und Maiblumen, Orchideen, Schlüſſelblumen, Begonien u. ſ. w. längſt geſchehen iſt und zwar durchaus nicht zum Nachteile dieſer Sorten. Ihre Verwendungsmöglichkeit hat dadurch bedeutend zugenommen. Blumenſchmuck bildet eine Hauptzierde unſers Heims, von den einfachſten Topfpflanzen in der Hütte des Arbeiters bis zu den orchideengeſchmückten Prunktafeln im Palaſte. Eine Feſttafel ohne Blumen iſt heute kaum noch denkbar, hier feiert die Kunſt des Gärtners ihre Siege, beſonders wenn ſie protzige Ueberfüllung vermeidet, ſowie bei der Auswahl auf wenige Sorten und eine Leitfarbe ſich beſchränkt. „Ueber Roſen kann man dichten, in die Aepfel muß man beißen.“ Blumen ſind ſchön, aber Obſt iſt nützlich, ja bei der heutigen Lebenshaltung beinahe unentbehrlich. Um ſo mehr Aufmerkſamkeit ſollte ſeiner Zucht gewidmet ſein. Aber da hapert's in Deutſchland noch ganz gewaltig, nicht die Liebhaberzüchterei läßt zu wünſchen übrig, ſondern die Maſſenerzeugung brauchbarer Marktware. So haben wir z. B. 52½ Millionen im Ertrage ſtehende Apfelbäume. Trotzdem werden jährlich an 125000 Tonnen (à 1000 Kilogramm) Aepfel bei uns mehr ein- als ausgeführt; nur 6½ Millionen Bäume wären nötig, um den Fehlbetrag zu decken. Obſtzucht im großen, wie drüben in Amerika, wo ſie mit allen Hilfsmitteln des Großbetriebs gepflegt wird, iſt bei dem zerſplitterten Grundbeſitze in den Obſtgegenden Deutſchlands nicht möglich. Hier iſt der Kleinbauer, der Gartenbeſitzer Züchter; ihm wenige, aber ertragsreiche und wirtſchaftlich brauchbare Sorten nachzuweiſen und in ordentlichen Stämmen beziehungsweiſe Edelreiſern zu liefern, ſowie die Bauern in der Baumpflege zu unterrichten, iſt die Hauptaufgabe, an der gearbeitet wird. Unſer deutſches Obſt iſt beſſer als das amerikaniſche, das zeigte die Ausſtellung in einem Nebeneinander der beiderſeitigen Marktſorten. Trotzdem werden die Amerikaner ab Hamburg in Poſtpaketen ſchlankweg zu 70 Pfennig bis 1 Mark für 1 Kilogramm abgeſetzt, während der deutſche Züchter für beſſere Ware nur ſchwer 50 bis 70 Pfennig erzielt.

J. L. A.

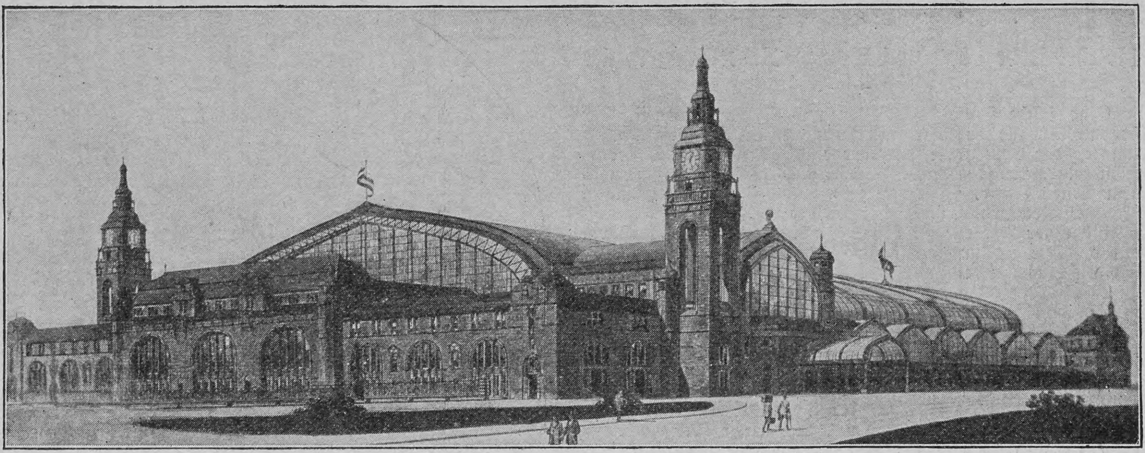


Phot. W. Chedell, Köln

Aus der rheiniſchen Blumenausſtellung zu Köln: Die Blume als Tafelſchmuck

Der neue Hamburger Hauptbahnhof

Die Umgeſtaltung der großen Bahnhofsanlagen in Hamburg iſt endlich in ein Stadium getreten, das auf eine baldige Beendigung der jahrzehntelangen Eiſenbahnmiſere mit Sicherheit hoffen läßt. Die auseinandergehenden Intereſſen der dabei beteiligten Körperſchaften (die preußiſche Eiſenbahnbehörde, der hamburgiſche Staat und die Lübeck-Büchener Eiſenbahngeſellſchaft) waren die Urſache, daß überhaupt erſt im Jahre 1898 eine Vereinbarung über die Umgeſtaltung der Eiſenbahnanlagen zuſtande kam. Doch auch noch während des Baues traten verſchiedene Verzögerungen ein, die allerdings hauptſächlich in dem Wunſch ihren Urſprung hatten, noch weitere Verbeſſerungen der erſten Pläne herbeizuführen. Der Kaiſer hat ſelbſt Gelegenheit genommen, ſeiner Meinung über die wenig monumentale Ausgeſtaltung des erſten Entwurfs zum Hauptbahnhof in draſtiſcher Weiſe Ausdruck zu verleihen. Der endgültig angenommene Entwurf, den unſer Bild zeigt, iſt eine große Verbeſſerung und wird äſthetiſchen Anforderungen, ſoweit das bei einem rein praktiſchen Bau möglich iſt, weit mehr gerecht. Stolz und ſtattlich wird ſich der Bau erheben. Auf der Nordſeite als Mittelmotiv der Warteſaal mit den drei mächtigen Fenſtern von je 9 Metern Breite und daneben — etwas niedriger gehalten — die die Dienſt- und Nebenräume aufnehmenden mehrgeſchoſſigen Anbauten, zu beiden Seiten dieſer Gruppe die Haupteingangshallen am Glockengießerwall und an der Kirchenallee, gekennzeichnet durch die hoch emporſtrebenden Uhrtürme; dieſe verſchiedenen Bauteile wiederum bekrönt durch die alles beherrſchende mittlere Bahnſteighalle, die mit ihrer weichen, charakteriſtiſchen Linienführung und der breiten gelagerten Maſſe den Zweck des Gebäudes nach außen zur Geltung bringt.



Der vom Kaiſer genehmigte Entwurf zum neuen Hamburger Hauptbahnhof

Prinzessin Elisabeth von Hessen †

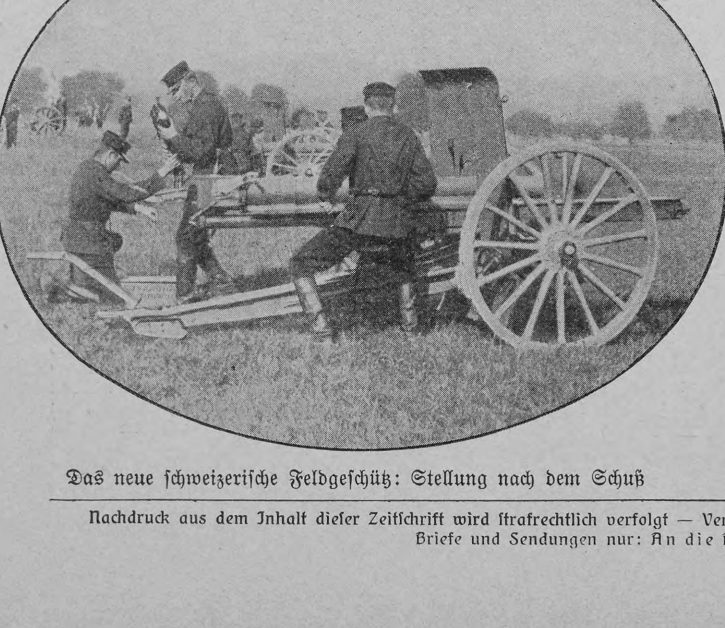
Tiefe Trauer iſt in die heſſiſche Reſidenz, in das einſame Schloß des Großherzogs Ernſt Ludwig eingezogen durch den ſo plötzlich, fern von der Heimat erfolgten Tod der lieblichen kleinen Prinzeſſin Eliſabeth, der überall aufrichtige Teilnahme wachgerufen hat. Vor wenigen Wochen erſt war es dem großherzoglichen Hauſe vergönnt geweſen, ein freudiges Familienfeſt zu begehen, zu dem ſich ein großer Kreis hoher fürſtlicher Verwandter in Darmſtadt eingefunden hatte; niemand konnte ahnen, daß ſo raſch nachher die meiſten der Feſtgäſte von damals ſchmerzerfüllt einen kleinen Sarg umſtehen würden, um das Liebſte, das Großherzog Ernſt Ludwig auf Erden ſein nennen konnte, zur ewigen Ruhe zu betten. — Prinzeſſin Eliſabeth hatte als Tochter des Großherzogs Ernſt Ludwig und ſeiner Gemahlin Viktoria Melitta, geborenen Prinzeſſin von Sachſen-Koburg und Gotha, am 11. März 1895 in Darmſtadt das Licht der Welt erblickt. Auf ihre Kindheit fiel bald ein tiefer Schatten, als zwiſchen ihren Eltern ſich Zerwürfniſſe einſtellten, die mehrfach zu längerer Trennung der Gatten und ſchließlich zu der am 21. Dezember 1901 durch das großherzogliche Oberlandesgericht ausgeſprochenen Scheidung der Ehe führten. Die kleine Prinzeſſin lebte ſeitdem infolge gütlicher Vereinbarung abwechſelnd bei dem Vater in Darmſtadt und bei Mutter und Großmutter, der Herzogin Marie, in Koburg oder auf Reiſen. Sie war niemals ernſtlich krank geweſen und machte den Eindruck eines kerngeſunden, lebensfrohen und heiteren Kindes; in Darmſtadt beſonders war ſie der Liebling aller. Mit dem Vater begleitete ſie die Zarenfamilie auf deren Rückreiſe von Darmſtadt nach Rußland. Zu Skierniewice in Ruſſiſch-Polen iſt ſie am 16. November plötzlich am Unterleibstyphus geſtorben.

Phot. B. Winter, Darmſtadt

Prinzeſſin Eliſabeth von Heſſen †

Das neue schweizerische Feldgeschütz

Die Schweiz hat von jeher darauf gehalten, ihre Armee mit den neueſten Errungenſchaften der Waffentechnik auszurüſten. Man iſt ſich eben wohl bewußt, daß der praktiſche Wert der völkerrechtlich garantierten Neutralität der Schweiz ſich richtet nach dem größeren oder geringeren Reſpekt, den man in den Generalſtäben unſrer Nachbarſtaaten den ſchweizeriſchen Heereseinrichtungen entgegenbringt. Nach jahrelangen Verſuchen hat die ſchweizeriſche Neubewaffnungskommiſſion ſich im letzten Frühjahr einſtimmig für das Kruppſche Rohrrücklaufgeſchütz ausgeſprochen; das Parlament hat ohne Oppoſition einen Kredit von 21 700 000 Franken für die Anſchaffung von 72 Batterien bewilligt, und im Jahre 1905 ſollen bereits zwei Armeekorps mit dem neuen Feldartilleriematerial ausgerüſtet werden. Die Lafette iſt länger und niedriger gehalten als bei den bisher gebräuchlichen Geſchützformen; das Rohr ruht auf einem beweglichen Schlitten, der Lafettenſchweif iſt mit einem ſtarken Spaten verſehen, ein Schutzſchild deckt die Bedienungsmannſchaft gegen die Infanterie- und Schrapnellkugeln und ſchließlich erhöht ein eintöniger, gelblichgrauer Khaki-Anſtrich den fremdartigen Eindruck des Ganzen. Das Kaliber beträgt 7,5 Centimeter, das Geſchoß iſt eine lange Einheitspatrone von $8^{1}/_{2}$ Kilogramm Gewicht. So kompliziert dies Geſchütz auf den erſten Blick ausſieht, ſo einfach iſt die Handhabung und ſo verblüffend ſind die Eigenſchaften des Geſchützes im Feuer. Bei der Schußabgabe gleitet das Rohr in einer ſanften und faſt phlegmatiſchen Bewegung um 1 Meter 30 Centimeter nach rückwärts und wird durch eine ſinnreiche Federvorrichtung wieder vorgeholt; das Geſchütz ſelbſt aber ſteht nach den erſten Schüſſen, nachdem ſich der Spaten eingehakt hat, derartig ruhig, daß ein Nachrichten kaum mehr nötig iſt.



Das neue ſchweizeriſche Feldgeſchütz: Stellung nach dem Schuß

Prinz Adalbert von Preussen an Bord des „König Albert"

Der drittälteſte Sohn des deutſchen Kaiſerpaares, Prinz Adalbert von Preußen, hat kürzlich an Bord des Reichspoſtdampfers „König Albert" ſeine erſte dienſtliche Auslandsreiſe nach Oſtaſien angetreten. Der Prinz iſt am 14. Juli 1884 im Marmorpalais bei Potsdam geboren; ſeine erſte Erziehung fand genau wie die ſeiner übrigen Geſchwiſter unter den Augen des Kaiſers und der Kaiſerin ſtatt. Der weitere Lebensgang verlief dann zunächſt ganz nach den Traditionen des Hohenzollernhauſes. Bei Vollendung ſeines zehnten Lebensjahres wurde der Prinz unter gleichzeitiger Stellung à la suite des 1. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiments Leutnant im 1. Garde-Regiment zu Fuß, doch da er von Hauſe aus zum Seeoffizier beſtimmt war, ſchon am 24. Juni 1894 mit Patent vom 14. Juli des gleichen Jahres bei der Marine als Unterleutnant eingereiht. In der Anſprache, die Kaiſer Wilhelm II. damals in Kiel hielt, hieß es, Prinz Adalbert ſei dazu auserſehen, in den Bahnen des 1873 verſtorbenen Prinz-Admirals Adalbert die rühmlichen Erinnerungen der deutſchen Marine fortzupflanzen. Demgemäß wurde von nun an Prinz Adalbert ausgebildet und zu den verſchiedenſten Aktionen der Marine beigezogen. Seinen erſten Dienſt tat er am 21. Juni 1895, als er bei der Eröffnung des Kaiſer Wilhelm-Kanals in die von der erſten Matroſen-Diviſion geſtellte Ehrenwache eintrat. Im September 1898 kam er nach Plön, um in der dortigen Kadettenanſtalt gemeinſam mit ſeinen älteren Brüdern unterrichtet zu werden. Der junge Prinz ſoll in Oſtaſien einen mehrjährigen Stationsdienſt durchmachen Unterwegs genießt er auf Anordnung des Kaiſers keinerlei andre Rechte oder Vergünſtigungen wie die ſeinem Offizierdienſtgrad entſprechenden.

Prinz Adalbert von Preußen auf ſeiner Auslandsreiſe

Bühne

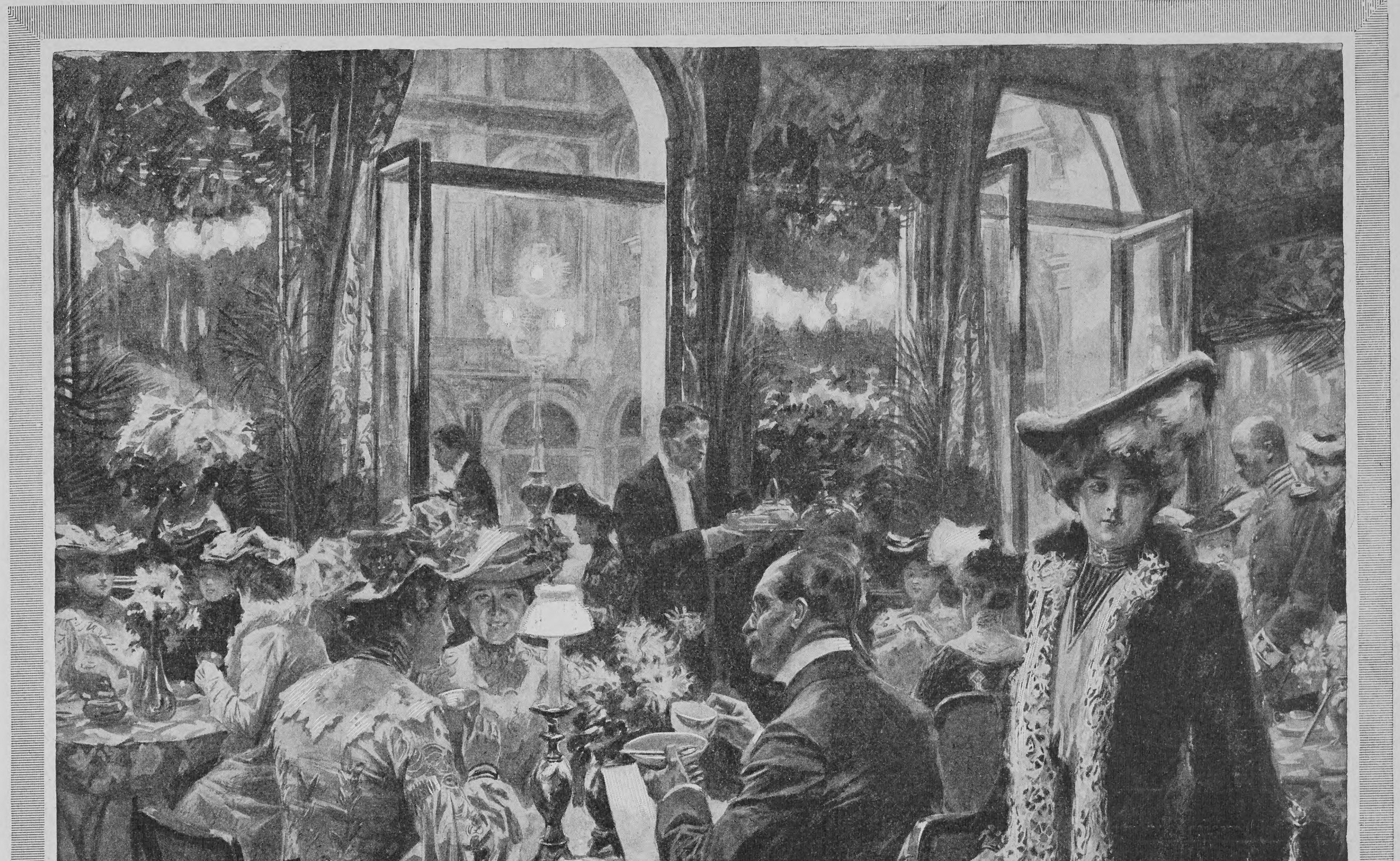
Das bedeutendſte Bühnenereignis ſeit unſerm letzten Ueberblick war die Aufführung von Eugen d'Alberts Muſikdrama „Tiefland" im deutſchen Landestheater zu Prag. Vor vielen andern Opern hat das Werk den Vorzug, daß Muſik und Text wirkungsvoll ineinander greifen. Letzterer, von Rudolf Lothar nach einer Dichtung von A. Guimera verfaßt, führt den Hörer und Zuſchauer in die Pyrenäen, auf deren romantiſchem Hintergrunde ſich ein ergreifender, doch verſöhnend ausklingender Konflikt abſpielt. Die Kompoſition hält ſich an die Prinzipien der modernen Tonkunſt; durchweg melodiſch, erzielt ſie ſtellenweiſe auch ſtarke Wirkung. Um bei der öſterreichiſchen Bühne zu bleiben, verzeichnen wir gleich den großen Erfolg, den im Raimund-Theater zu Wien Joſef Werkmann (Medelsky) mit ſeinem Schauſpiel „Liebesſünden" erzielte. Es iſt ein Tendenzſtück antiklerikaler Richtung.

— Das Stadttheater in Hamburg brachte zwei italieniſche Werke zur erſten Aufführung in deutſchen Landen. Die Oper „Adrienne Lecouvreur" von Francesco Cilea, deren Text das allbekannte Drama von Scribe und Legouvé zugrunde liegt, ließ nur kühl, dagegen fand das Schauſpiel „Zwei Gewiſſen", worin Gerolamo Rovetta einen tragiſchen Liebeskonflikt mit hochdramatiſcher Spannung behandelt, großen Beifall. — Die Märchenoper „Dornröschen" von Auguſt Weweler (Text von Hans Eſchelbach) dankte in Kaſſel ihren Erfolg hauptſächlich den zahlreich eingeſtreuten melodiöſen Liedern und der glänzenden, der Märchenſtimmung entſprechenden Inſzenierung. — Das Stadttheater in Köln hatte einen guten Treffer mit der Oper „Heimkehr" von Karl Pottgießer. Das Libretto, das aus einer Zſchokkeſchen Novelle geſchöpft iſt, klingt an das Enoch Arden-Motiv an.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 10



Eine geſellſchaftliche Neuerung der Berliner Saiſon: Five-o'clock-tea im Hotel Kaiſerhof

Nach einer Spezialzeichnung von Ed. Cucuel (Text umſtehend)

Five-o'clock-tea im Hotel Kaiſerhof zu Berlin

(Zu dem umſtehenden Bilde)

Der Beginn der Winterſaiſon hat der Reichshauptſtadt eine neue geſellige Veranſtaltung beſchert: den Five-o'clock-tea. Zwar traf man ſich auch in Berlin ſchon lange um die Dämmerſtunde, die Stunde der grünen Muſe, wie ſie die Abſinth trinkenden Franzoſen poetiſch nennen, um bei einer Schale Tee oder Kaffee über die Tagesneuigkeiten zu plaudern, die politiſchen Ereigniſſe zu beſprechen oder die friſch eingetroffenen Abendblätter zu durchfliegen. Die eigentlichen Pflegeſtätten des Nachmittagstees waren bisher entweder die Salons der Damen aus den Geſellſchaftskreiſen, in denen wenigſtens die Frau über ihre Zeit frei verfügen kann, und die Ateliers der Maler, denn der Maler kann mit gutem Gewiſſen, wenn das Licht ſchwindet, den Pinſel aus der Hand legen und ſein Tagewerk beſchließen. Das übrige Berlin hatte bisher um 5 Uhr noch keine Zeit.

Diesmal handelt es ſich aber um eine Veranſtaltung größten Stils. Ein Damenkomitee, an deſſen Spitze die Erbprinzeſſin von Wied ſteht, hatte die Einladungen ergehen laſſen. Ein wohltätiger Zweck iſt mit dem Unternehmen ebenfalls verbunden. Der Gaſt zahlt nämlich ein Eintrittsgeld von 1,50 Mark, wofür er eine Erfriſchung, die ſich etwas geringer bewertet, erhält. Der Ueberſchuß iſt für ein Säuglingsheim beſtimmt. Die Berliner Geſellſchaft iſt denn auch bisher den Einladungen ſehr zahlreich gefolgt, und ein auf das eleganteſte gekleidetes Publikum bewegte ſich im Lichthof und den angrenzenden Sälen des Kaiſerhofs.

Die Frage iſt nur: wird ſich die neue Einrichtung auf die Dauer halten? Die Berliner haben in den letzten Jahren mit fieberhafter Geſchäftigkeit die geſellſchaftlichen Veranſtaltungen der andern Weltſtädte, namentlich von Paris und London kopiert, ohne daß die Berliner Geſelligkeit davon in ihrem inneren Weſen beſonders berührt worden wäre. Die Veranſtalterinnen gingen jedenfalls von der Idee aus, einen neutralen Boden zu ſchaffen, auf dem ſich die verſchiedenen Geſellſchaftsklaſſen zwanglos treffen könnten, um ſo wenigſtens für ein paar flüchtige Stunden einen Austauſch von Gedanken zu ermöglichen zwiſchen Perſönlichkeiten und Kapazitäten, die ſich vielleicht ſonſt niemals von Angeſicht zu Angeſicht begegnen. Dem ſteht aber entgegen, daß das Publikum in Norddeutſchland, wenn es ſich auch auf noch ſo engem Raume trifft, eigentlich kaum voneinander Notiz nimmt; die Bekannten rücken zuſammen, es bilden ſich Kreiſe, und im übrigen bleibt man ſo fremd wie zuvor. Dazu kommt noch, daß die Nachmittagsſtunde gerade in Berlin keine beſonders günſtige Zeit für Vergnügungen iſt. Das ganze geſchäftliche Leben iſt nicht darauf eingerichtet. Noch hat Berlin nicht die feſtgeregelten Arbeitsſtunden wie London, deren früher Schluß es dem Geſchäftsmann, dem Advokaten, dem Politiker und Journaliſten ermöglichen, einen Teil des Nachmittags und den Abend der Familie oder der Geſelligkeit zu widmen. Und last not least ſteht den Zuſammenkünften am dritten Ort die häusliche Geſelligkeit gegenüber, deren intenſive Pflege und angenehme Formen vielleicht der größte Stolz des geſellſchaftlichen Berlin ſein können. Vorläufig hat der Five o'clock-tea aber den Reiz der Neuheit, und für eine Saiſon wird er ſeine Anziehungskraft wohl bewahren, denn in Berlin wie anderswo gilt die Parole: man muß dabei geweſen ſein!

ALLE ANDEREN MARKEN SIND NACHAHMUNGEN.
DIE ERSTE ALLER
GALA PETER
MILCH-CHOCOLADEN
UNÜBERTROFFEN IN GÜTE UND BEKÖMMLICHKEIT.

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**
*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!

Willkommenes Weihnachtsgeschenk.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM
„VEILCHEN-TROPFEN"
unüber=trefflich
VEILCHEN-TROPFEN
F·WOLFF & SOHN·HOFLIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

I-C-A Internationale Korrespondenz-Assoziation
Wien, Kärntnerstrasse 31, Postfach 205
ist ein den ganzen Erdball umfassender Verein von Herren und Damen aller gebildeten Stände, der schriftlichen, geistigen und praktischen Wechselverkehr zu jedem reellen Zwecke bietet.
4000 Mark in Gold betragen die Preise der sechs im Laufe des Jahres 1904 zur Entscheidung gelangenden Preisausschreibungen, und zwar: Literatur, Schach, Amateurphotographie, Sammelsport, Propaganda. — Sofort Beitretende zahlen für 1903 keinen Beitrag. — Prospekte gratis.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours. Auskunft gratis u. franko. Man ſchreibe an **Dr. Cléry**, 53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Wer die Urteile zahlreicher Eltern und angeſehener Pädagogen über Richters
Anker-Steinbaukaſten und Anker-Brückenkaſten
kennen lernen und gleichzeitig Ausführliches über die verſchiedenen Anker-Kaſten und deren beſte Ergänzung erfahren will, der wende 5 Pf. für eine Poſtkarte an und verlange von F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt (Thüringen), die neue illuſtr. Baukaſten-Preisliſte, nach der man leicht, gut u. ſicher wählen kann. Wer Muſik liebt, der verlange auch die Preisliſte über die berühmten Libellion-Muſikwerke.
NUR 5 PFENNIG
NUR 5 PFENNIG

Zaren-Chocolade
zum Rohessen
per Tafel M. 0.40 und 0.75.
Franz Sobtzick
Königl. Hoflieferant
Fabriken in Ratibor und Breslau.

ENGELHARD'S
ANTISEPTISCHER
Preis 70 ₰
DIACHYLON-
WUND-PUDER

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders:

„Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden: in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen."
Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.
Zu beziehen durch die Apotheken.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne.
(Chrestomathie du XIXème siècle) **9. Auflage.** Avec 31 portraits. Revue et remaniée par Marc-A. Jeanjaquet. In Prachteinband M. 7.—
„Wem es darum zu tun iſt, die franzöſiſchen Lyriker von ihrer feinſten und edelſten Seite kennen zu lernen, der wird nach Borels Anthologie greifen." Schwäbiſcher Merkur, Stuttgart.

Georg Scherer, Deutscher Dichterwald.
Lyriſche Anthologie. Mit zahlreichen Porträts, ſchwarzen und mehrfarbigen Illuſtrationen.
20. Auflage. In Prachteinband M. 7.—
Eine nach Auswahl und Ausſtattung anerkannt vortreffliche Anthologie. Ein feines, vornehmes Buch, bei ſehr mäßigem Preiſe.

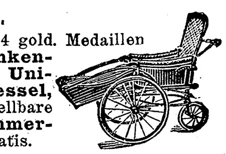
Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock.
A book of English Poetry, chiefly modern. With numerous illustrations.
7. Auflage. In Prachteinband M. 7.—
„**Die ſchönſten Perlen der engliſchen Dichtkunſt.** Für heranwachſende Töchter als Feſtgeſchenk warm zu empfehlen." Preuß. Lehrerzeitung, Spandau.

Des Kindes Chronik. Ein Merkbuch des Lebens, von Mutterhand begonnen, zur ſpäteren eigenen Fortführung, aus praktiſcher Erfahrung zuſammengeſtellt von **Helene von Schrötter.**
Elegant gebunden M. 5.—
Jedes Kind ſoll in „Des Kindes Chronik" ein Liebeswerk der Mutter mit hinaus ins Leben nehmen, das es an die Familie, der es entſproſſen, mahnt, es an ſie knüpft mit unlöslichem Band und es erinnert und anſpornt, ihrer wert zu bleiben, ihrer würdig zu werden! Einſinnigeres Gelegenheitsgeſchenk für junge Mütter iſt wohl kaum denkbar.

3 Ärzte Prospecte frei
Bilz Naturheilanstalt
Dresden Radebeul.
Gute Heilerfolge.

Bilz' Naturheilbuch. 1 Million Expl. verkauft. Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

C. Maquet, G. m. b. H.
Berlin W. 35, Lützowstrasse 89/90. — Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle,** verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle,** verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.



Versende **gratis u. franco** mein praktisch geordnetes **Preisbuch** über
Spielwaaren
und passende Gelegenheitsgeschenke für Erwachsene.
Dasselbe ist reich illustrirt und mit genauen Grössenangaben versehen.
A. Wahnschaffe, Kgl. Bayr. Hoflief., **Nürnberg.**
Billige Preise lohnen jeden Bezug, umsomehr als alle Aufträge mit gleicher Sorgfalt effectuirt werden.

Für den Weihnachtstiſch

Peter Roſegger, der gefeierte ſteiermärkiſche Dichter, hat 43 Novelletten, Skizzen und Plaudereien, die früher zerſtreut in verſchiedenen Zeitſchriften erſchienen, unter dem Titel „Das Sünderglöckl“ zu einem ſtarken Bande zuſammengefaßt (Leipzig, L. Staackmann). Die Erklärung der zunächſt ſeltſam anmutenden Bezeichnung gibt der Autor im Vorwort dahin, daß er ſein Buch als Weck- und Warnruf aufgefaßt wiſſen will, und in der Tat enthält jeder der Beiträge eine Nutzanwendung, die ſich gegen gewiſſe Schäden der modernen Geſellſchaft, gegen Begehungs- oder Unterlaſſungsſünden richtet. Hier ſchlägt der Dichter ernſte Töne an, dort ergeht er ſich in heiterem Scherz, und bisweilen wächſt ſein Humor zur ſcharfen Satire aus. — Gern werden die Verehrer des urwüchſigen Poeten auch die im gleichen Verlage erſchienene Schrift „Peter Roſegger“ von Hermine und Hugo Möbius willkommen heißen. Unter Begleitung zahlreicher Illuſtrationen gibt das Buch eine erſchöpfende Darſtellung vom Leben und Wirken des Dichters und gedenkt gebührend auch jener, die für ihn und ſein Schaffen Bedeutung hatten.

— Unter der Benennung „Wir ſind die Sehnſucht“ hat Karl Ernſt Knodt eine bemerkenswerte Blütenleſe aus der modernen Lyrik zuſammengeſtellt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Der Herausgeber unterſcheidet bei den Sängern der Gegenwart — denn es ſind mit der Ausnahme eines jüngſt Verſtorbenen nur lebende Dichter berückſichtigt — zwei Hauptgruppen: ſolche Poeten, die im Verlangen nach dem Hohen, Unerreichbaren zur Reſignation gelangt ſind und bewußt oder unbewußt den Weg der Schopenhauerſchen Lehre gehen, und die bewußt Religiöſen, die Chriſtusgläubigen. In dieſer Weiſe bringt der Herausgeber in alphabetiſcher Folge der Autornamen Dichtungen von 40 Poeten, und man muß ihm zugeſtehen, daß er mit gutem Geſchmack ſeine Auswahl getroffen hat. Es ſind durchweg vornehme Schöpfungen von edler Form und tiefen Gedanken. Natürlich wird mancher den einen oder andern Poeten vermiſſen, deſſen Art ihn beſonders angeſprochen hat, aber dergleichen iſt bei ſolchen Anthologien unvermeidlich. Mehrere der Poeten ſind den Leſern aus unſrer Zeitſchrift in beſter Erinnerung.

— Die von J. Kempes Verlag in Leipzig herausgegebene illuſtr. Jugendbibliothek bietet eine Reihe neuer Bände dar. Gemütvolle Erzählungen älterer wie neuerer Autoren enthalten „Allzeit Kopf hoch“ und „Deutſche Vergeltung“. In „Jugendbrunnen“, „Mancherlei Gaben“, „Quellwaſſer“ und „Im Kränzchen“ geſellen ſich zu hübſchen Geſchichten noch belehrende Aufſätze und viele kleinere Mitteilungen zu Scherz und Spiel. Ein weiterer Band bringt den alten, ewig jungen Robinſon nach der Bearbeitung von Campe, doch ohne die für die heutige Zeit nicht mehr paſſenden Geſpräche. Jedem Buche iſt eine größere Anzahl Farbenbilder beigegeben, einigen dazu noch Holzſchnitte.

— Das „goldene Buch der Erziehung“ betitelt J. G. Obſt ein Werk, das ſich als ein guter Berater für die körperliche Pflege des Kindes und die Ausbildung ſeiner Geiſteskräfte darſtellt (Breslau, Franz Goerlich). Auch über die Berufswahl des heranwachſenden Geſchlechtes werden ſchätzenswerte Fingerzeige erteilt.

Wählen Sie zwischen

Spiritus- und Petroleum-Beleuchtung,

so beachten Sie, dass

Petroleum	Spiritus
die Bassins und Lampen durch Schwitzen stets unrein hält,	vollkommen reinlich ist,
tägliches Reinigen des Cylinders erfordert,	etwa alle 4 Wochen eine Reinigung des Cylinders erfordert,
tägliches sorgfältiges Putzen des Dochtes verlangt,	kein tägliches Putzen, sondern nur alle 3 bis 4 Monate einen leicht zu bewirkenden Ersatz der Dochte verlangt,
blakt und riecht,	vollkommen blak- und geruchfrei ist,
stark belästigende Hitze ausstrahlt,	durch Wärmeausstrahlung nicht lästig wird,
ein mattes gelbes Licht gibt,	schönes, weissstrahlendes, dem Gasglühlicht ebenbürtiges Licht gibt,
gegen Wind und Luftzug leicht empfindlich ist,	selbst bei starkem Winde und Luftzug nicht erlischt,
nach dem Anzünden ein wiederholtes Regulieren der Flamme erfordert,	gleichmässig ohne jegliche Regulierung brennt,
pro 10 Hefnerkerzen und Stunde $^9/_{10}$ Pfg. kostet.	pro 10 Hefnerkerzen und Stunde $^6/_{10}$ Pfg. kostet.

Man verlange nur

Spiritus-Glühlicht-Brenner

für Innen- und Aussen-Beleuchtung,

welche von der **Centrale für Spiritus-Verwerthung, Berlin** geführt werden. Für die meisten Verwendungsarten wird der von uns neuerdings in den Verkehr gebrachte **Amor-Brenner** geeignet sein. Unsere Brenner sind erhältlich in den **einschlägigen Geschäften** oder in unseren

Ausstellungs- und Verkaufs-Lokalen:

BERLIN NW. 7, Friedrichstr. 96, gegenüber dem Central-Hotel.

Breslau, Neue Schweidnitzerstr. 15. Schlesische Genossenschaft zur Verwendung von Spiritus zu technischen Zwecken E. G. m. b. H.
Chemnitz, Friedrich Auguststr. 9. Chemnitzer Spiritus-Versand-Geschäft Hennig & Lein.
Cöln a. Rhein, Hohestr. 46. Max Spiegelberg.
Cottbus, Sandowerstr. 20. Cottbuser Essig-Sprit-Fabrik.
Danzig, Langenmarkt 23, Ecke Röpergasse. Th. Kühl Nachf. Carl Olivier.
Erfurt, Johannesstr. 166. Albert Schacke, Inh. Rudolph & Baumgarten.
Frankfurt a. Main, Gr. Kornmarkt 18. Ludwig Wesp.
Halle a. Saale, Leipzigerstr. 43. Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
Hamburg, Hermannstr. 22/24. Carl Weiffert.
Hamburg-St. Pauli, Reeperbahn 99. Ferd. Wittmaack.
Hannover, Louisenstr. 1. Kraul & Wilkening.
Leipzig, Reichsstr. 6. Leipziger Spritfabrik.
Lübeck, Breitestr. 91/93. Heinr. Pagels.
Magdeburg, Alte Ulrichstr. 2. F. C. Scheller.
München, Neuhauserstr. 33. Bayerische Gesellschaft für Brennspiritus-Verwendung G. m. b. H.
Posen, Berlinerstr. 18. Louis Perls.
Stettin, Kleine Domstr. 11. Pommersche Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
Stuttgart, Leonhardsplatz 1 (Leonhardsbau). Gesellschaft für Brauerei, Spiritus- und Presshefe-Fabrikation, vorm. G. Sinner.
Ulm. Karl Gaissmaier.

Brennspiritus Marke „Herold“

in Patentflaschen mit Original-Verschluss.

Original-Literflasche: ca. **90 Vol. %** **25—27 Pf.** je nach Gegend; ca. **95 Vol. %** ca. **30 Pf.** .... excl. Glas.

Ueberall erhältlich!

CENTRALE FÜR SPIRITUS-VERWERTHUNG G. m. b. H., BERLIN NW. 7.
Friedrich-Strasse 96.

Spezial-Katalog über Spiritus-Glühlicht-Brenner, Spiritus-Heizöfen, -Kocher und Bügeleisen versenden wir auf Wunsch gratis und franko.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faißt

Im Auftrage des Hugo Wolf-Vereins in Wien herausgegeben von Dr. M. Haberlandt
Geheftet M. 3.50, in feinem Leinenband M. 4.50.

Aus den Briefen Wolfs an ſeinen Freund Faißt, den begeiſterten Propheten und Interpreten der Wolfſchen Muſe, läßt ſich eine völlig intime und unverſtellte Selbſtcharakteriſtik Wolfs, dieſer verſchloſſenen Künſtlerſeele, erlauſchen. Das Selbſtporträt, das der Briefſchreiber hier in ſeinen rückhaltloſen Ergießungen liefert, zeigt der Welt das wahre Geſicht dieſes ſo wenig verſtandenen, oft völlig verkannten und verleumdeten Genies. **Allen Freunden moderner Muſik, vor allem natürlich den Mitgliedern der Hugo Wolf-Vereine, ſeien dieſe Freundesbriefe angelegentlich empfohlen.**

ROM ROM

ROM

Gd Hotel Quirinal.

Vornehmes Haus, im höchsten und gesundesten Theile Roms, an der **Via Nazionale,** der schönsten Strasse der ewigen Stadt gelegen. In sämmtlichen, nach dem prächtigen Hotelgarten zu gelegenen Zimmern, in voller Südfront, finden Ruhebedürftige geräuschlose Wohnungen, fern von allem Strassenlärm. Dampfheizung in allen Zimmern. Grossartiger Wintergarten. Aufzüge.

Restaurant français.

PEGLI PEGLI

PEGLI bei GENUA.

Italiens mildester, gleichmässigst temperirter u. mit den schönsten und zweckentsprechendsten Spaziergängen ausgestatteter

Winter-Kurort.

Prospekte und Broschüren.

Gd Hôtel Méditerranée

(Aufenthalt S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1880.)
I. Ranges mit grossartigstem Park. Lift. Dampfheizung u. elektr. Licht. Casino am Meer. **Hydrotherapie, Elektrotherapie und elektr. Bäder.** Spezieller Kurtisch für Magen- und Zuckerkranke.
Kurarzt: **Dr. Th. Heusser** (Sommer: Rigi-Kaltbad).

MILAN MILAN

Bei absolut gleichen Mitteltemperaturen tägl. 5—7° geringere Schwankungen als überall, daher **vorzügl. Winterklima d. Riviera.**

MAILAND

Palace-Hotel.

Haus allerersten Ranges, in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofes gelegen und mit allem modernen Comfort ausgestattet. Wohnungen mit Privat-Bade- und Toilettezimmer. Elektrisches Licht und Centralheizung in allen Räumen.

Restaurant français.

LUGANO LUGANO

LUGANO

Grand Hôtel

(früher Hotel du Parc)

Vom neuen Besitzer vollständig umgebaut, neu möbliert und mit modernstem Comfort ausgestattet. 250 Betten.

Wiedereröffnung Frühjahr 1904.

Bucher-Durrer, Besitzer.

LUGANO LUGANO

Zweiggeschäfte:
in Luzern: Hôtel de l’Europe
bei „ : „ Bürgenstock
„ „ : „ Stanserhorn
in Basel: „ Euler.

UM **SCHLANK** ZU **WERDEN** ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo“** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt **übermässigen Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz **Mk. 5,30** franko. RATIÉ, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. HADRA, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, TÖRÖK, Königsg. 12, Budapest.

— Mit einer ſtattlichen Anzahl prächtiger Bände, ſämtlich als Gaben für die Jugend beſtimmt, iſt auf dem diesjährigen literariſchen Weihnachtsmarkte Loewes Verlag (Ferdinand Carl) in Stuttgart vertreten. Wir ſtellen an die Spitze ein Werk für Knaben und Mädchen vom achten bis zwölften Jahre, deſſen Widmung die Deutſche Kaiſerin angenommen hat: Julius Lohmeyers „Deutſche Jugend“, eine ſorgſame Auswahl der beſten Erzählungen, Märchendichtungen, Reime und Sprüche aus den zwanzig Jahrgängen dieſes von dem inzwiſchen verſtorbenen Schriftſteller herausgegebenen trefflichen Kinderwerkes, geſchmückt mit 6 Buntbildern von A. Zick und 84 Textilluſtrationen verſchiedener Künſtler. — In neuer Bearbeitung liegen vor: Chriſtoph v. Schmids „Oſtereier“, mit ſechs andern Erzählungen dieſes beliebten Autors zu einem reich illuſtrierten Bande vereinigt. — Ein prächtiges Knabenbuch iſt die bekannte Robinſonade „Sigismund Rüſtig“, für die Jugend bearbeitet von Max Pannwitz (mit 27 Textbildern von F. Bergen und 4 Buntbildern), das die jungen Leſer ebenſo feſſeln wird wie einſt ihre Väter. — Friedrich Gerſtäckers ſchöne Erzählung „Eine Gemsjagd in Tirol“ liegt dem Bande zu Grunde, der den Titel trägt: „Gerſtäckers Erzählungen. Jagderlebniſſe“. Für die Jugend herausgegeben von Karſten Brandt. Mit 1 Bunt-, 8 Ton- und 22 Textbildern nach Originalen von Chr. Votteler. — Siebzehn Lebensbilder von Männern, die auf den mannigfachſten Gebieten des menſchlichen Lebens hervorgeragt haben, von Kolumbus, Gutenberg, Theodor Körner, Blücher, Stephenſon, Alois Senefelder u. a. bis zu Werner v. Siemens und Alfred Krupp, umfaßt Karſten Brandts Buch: „Aus eigner Kraft“ (mit 4 Farbdrucken, 4 Tonbildern und 16 Porträts), das zur Nacheiferung ſolcher Vorbilder anſpornt. — Frida Schanz hat ihre Erzählung „Heidefriedel“ (mit 4 Buntbildern von Wilhelm Hoffmann) für Kinder im Alter von neun bis zwölf Jahren beſtimmt. Sie berichtet darin in ihrer gemüt- und ſtimmungsvollen Art die Erlebniſſe des Heidemühmchens Friedel, die von ihrem Gutshofe zu Verwandten in die Stadt kommt, um dort die Schule zu beſuchen. — Die zwanzig Erzählungen für kleine Mädchen, die Martha Gieſe unter dem Titel „Maiblumen“ (mit 6 Buntbildern) zuſammengeſtellt hat, werden der Verfaſſerin raſch die Herzen ihrer Leſerinnen gewinnen. — Für junge Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren iſt die allerliebſte Erzählung „Kitty“ von Elſe Hofmann (mit 4 Ton- und 24 Textbildern), die eine Herz und Gemüt bildende und veredelnde Lektüre bietet. — Ein neues Bilderbuch von Elſa Beskow mit Reimen von Karſten Brandt betitelt ſich: „Hänschen im Blaubeerenwald“. Die Abenteuer des kleinen Titelhelden ſind in anſprechende Reime gebracht, die durch die hübſchen, farbenprächtigen Bilder anſchaulich gemacht werden.

— „Drei Märchen“, die Maria von Olfers erſonnen und mit bunten Bildern verziert hat, erſcheinen in zweiter Auflage (Berlin, B. Behr). Poeſie und Humor bringt die Malerin und Dichterin zu anheimelndem Ausdruck.

— Der Verlag von Mey & Widmayer in München bietet einige treffliche Schriften für die Pflege der Kunſtfertigkeit im Hauſe dar. „Für unſre Knaben“ wie „Für unſre Mädchen“ gibt J. R. Bergmeiſter eine große Menge bemerkenswerter, von zahlreichen Abbildungen begleiteter Ratſchläge, und an die mehr Vorgeſchrittenen wendet ſich derſelbe Autor mit dem Buche „Die vorzüglichſten Beſchäftigungen des Dilettanten“. Auch hier werden die Weiſungen durch Hunderte von Illuſtrationen erläutert.

Goldene Staats-Medaille
Berlin SW. **Heinrich Jordan** Markgrafen-Str. 102–107.
Königl. Preuss. Hoflieferant

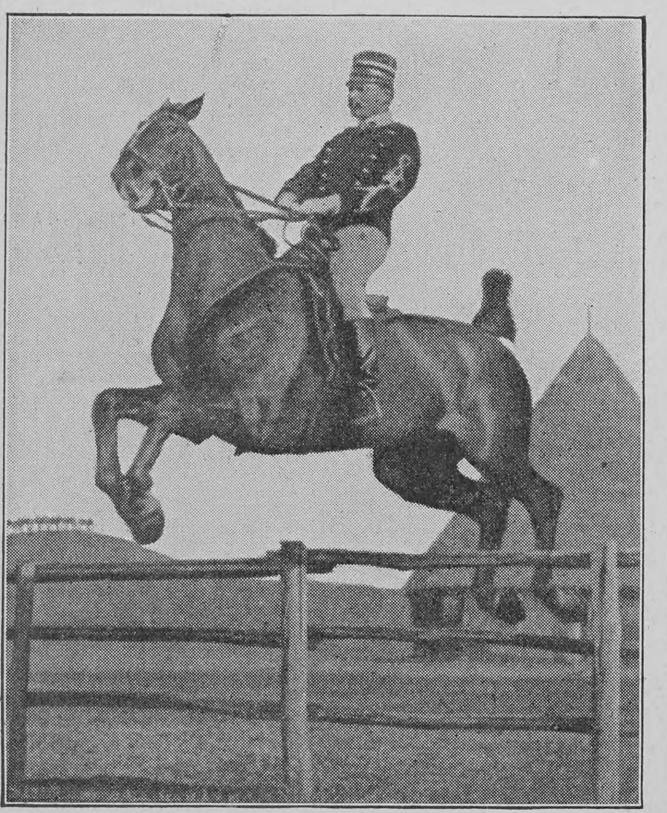
Vom 1. Dezember ab:
Weihnachts-Ausſtellung
von beſonders preiswerten Geſchenk-Artikeln.

Der neu erſchienene reich illuſtrierte
Weihnachts-Katalog
mit reicher Auswahl beſonders preiswerter Artikel auf Wunſch poſtfrei.

Die Weihnachts-Zugabe:
Eleg. in Juchtenleder gebund. auswechſelb. Notiz-Block (Oktav-Format s. Abbld.) m. Kalender u. den wichtigſt. poſtaliſch. Beſtimmungen auf Wunſch bei **Einkäufen** von Mk. 10 an.

Weihnachten 1903
Heinrich Jordan
Berlin SW.
Markgrafenstr. 102-107

Ueber die vorzügliche Wirkung von
Cascarine Leprince
bei der so lästigen Constipation (Stuhlverstopfung) haben viele medizinische Zeitschriften des In- und Auslandes berichtet. Bestandteile. Cascarine Extract 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.—. In allen Apotheken erhältlich. Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.



Moment-Aufnahme mit Goerz-Anſchütz-Klapp-Camera (Objektiv: Goerz-Doppel-Anaſtigmat), welche Augenblicksbilder bis zu 1/1000 Sekunde, ferner Portraits, Gruppen, Landſchaften, Architekturen ꝛc. aus der Hand und vom Stativ zu machen geſtattet. Goerz-Doppel-Anaſtigmat, vorzügliches Univerſal-Objektiv für alle Zwecke der Photographie. Goerz-Photo-Stereo-Binocle: Combination von Doppelfernrohr und Stereoſkop-Camera. Die Apparate ſind zu beziehen durch alle photographiſchen Handlungen oder direkt durch die Optiſche Anſtalt C. P. Goerz, Aktiengeſellſchaft, Berlin-Friedenau 54. Filialen: New-York, 52 Eaſt Union Square. London, 1/6 Holborn-Circus. Paris, 22 Rue de l'Entrepôt. Reich illuſtrierte Kataloge koſtenfrei.

Ges. geschützt.
NASOL
Bestes **Schnupfenmittel** der Welt.
(citronens. Mentholäther.)
— In allen Apotheken. —
Dr. E. Krause, Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Geschenkbücher für die Frauenwelt.

A. Baisch, Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allſeitiger Berater für die jungen Mädchen. 11. Auflage.
In Original-Einband M. 6.—.

A. Baisch, Das junge Mädchen auf eigenen Füssen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben. 3. Auflage.
Elegant gebunden M. 3.—.

A. Baisch, Ins eigene Heim. Ein Buch für erwachſene Mädchen und junge Frauen. 4. Auflage.
In Original-Einband M. 6.—.

M. v. Bennigsen, Deutsches Kochbuch Mit Zierleiſten und Schlußſtücken.
In Original-Einband M. 6.—.

J. v. d. Lütt, Das feine Dienstmädchen wie es sein soll. Eine Gabe für Hausfrauen und Dienſtmädchen. 6. Auflage.
Gebunden M. 1.20.

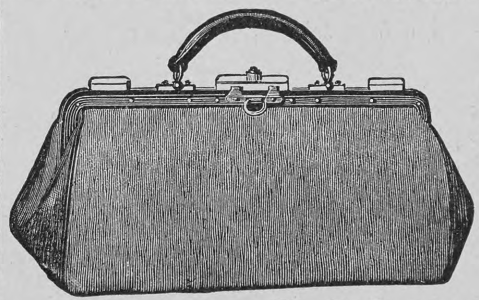
T. Schumacher, Ueberleg's! Plaudereien. 3. Auflage.
Elegant gebunden M. 4.—.

T. Schumacher, Spaziergänge ins Alltagsleben. Plaudereien. 3. Auflage.
Elegant gebunden M. 4.—.

T. Schumacher, Vom Schulmädel bis zur Grossmutter. Plaudereien. 3. Auflage.
In Leinwand gebunden M. 4.—, in Seide gebunden M. 5.—.

Die
Salzwedeler Baumkuchenfabrik
Inhaber:
Emil Schernikow
Kgl. Hoflieferant in Salzwedel
empfiehlt ihr überall beliebtes Fabrikat.

Beliebte Reisetasche

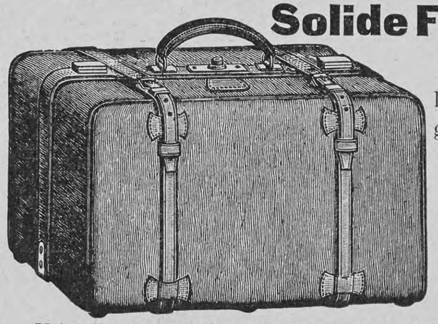


von kaffeebraunem Rindleder, solidem Bügel und Schloss.

	Bügellge.	Preis
No. 1350 A.	33 cm	M. 7.—
„ 1350 B.	36 „	„ 8.50
„ 1350 C.	39 „	„ 10.—
„ 1350 D.	42 „	„ 11.50
„ 1350 E.	45 „	„ 13.—

desgl. in feineren Ausführungen.

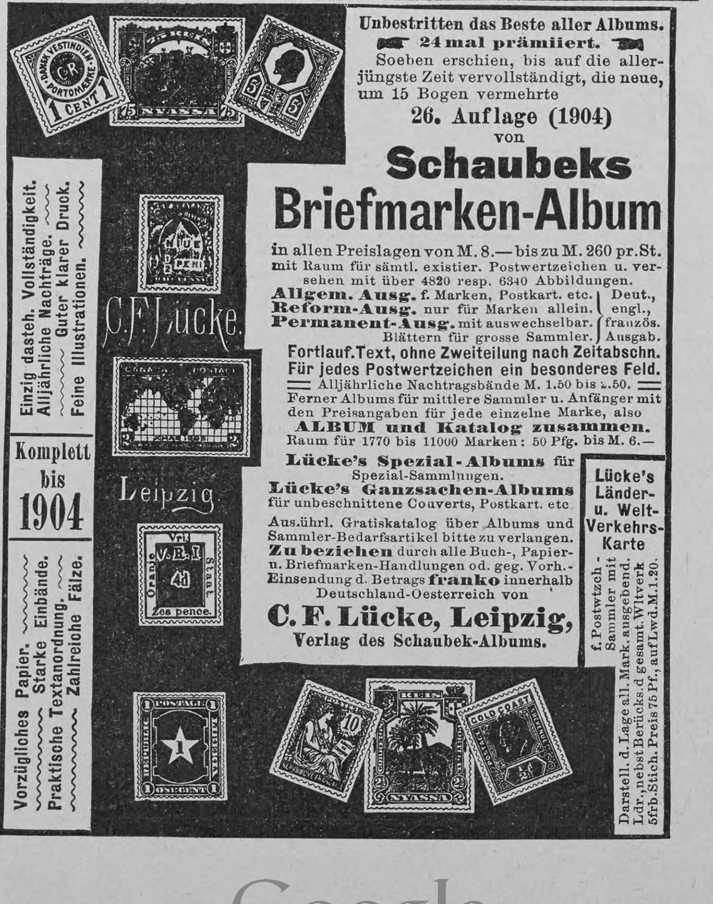
Solide Faltentasche



von kaffeebraunem Rindleder, eingenähtem kräftigen Bügel, vierfachem Verschluss, Drellfutter mit grosser Innentasche.

	Bügellge.	Preis
No. 1138 A.	48 cm	M 28.—
„ 1138 B.	54 „	„ 36.—
„ 1138 C.	60 „	„ 42.—
„ 1138 D.	70 „	„ 50.—

Meine Fabrikate sind zu beziehen **nur** durch Fabrik und Versandgeschäft
Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau
Verkaufslokale:
LEIPZIG Petersstrasse 8
BERLIN Leipzigerstrasse 101-102
HAMBURG Neuerwall 84.



Unbestritten das Beste aller Albums.
24 mal prämiiert.
Soeben erschien, bis auf die allerjüngste Zeit vervollständigt, die neue, um 15 Bogen vermehrte
26. Auflage (1904)
von
Schaubeks Briefmarken-Album
in allen Preislagen von M. 8.— bis zu M. 260 pr. St. mit Raum für sämtl. existier. Postwertzeichen u. versehen mit über 4820 resp. 6340 Abbildungen.
Allgem. Ausg. f. Marken, Postkart. etc.
Reform-Ausg. nur für Marken allein.
Permanent-Ausg. mit auswechselbar. Blättern für grosse Sammler.
Deut., engl., französ. Ausgab.
Fortlauf. Text, ohne Zweiteilung nach Zeitabschn.
Für jedes Postwertzeichen ein besonderes Feld.
Alljährliche Nachtragsbände M. 1.50 bis 2.50.
Ferner Albums für mittlere Sammler u. Anfänger mit den Preisangaben für jede einzelne Marke, also
ALBUM und Katalog zusammen.
Raum für 1770 bis 11000 Marken: 50 Pfg. bis M. 6.—
Lücke's Spezial-Albums für Spezial-Sammlungen.
Lücke's Ganzsachen-Albums für unbeschnittene Couverts, Postkart. etc.
Ausführl. Gratiskatalog über Albums und Sammler-Bedarfsartikel bitte zu verlangen. **Zu beziehen** durch alle Buch-, Papier- u. Briefmarken-Handlungen od. geg. Vorh.-Einsendung d. Betrags **franko** innerhalb Deutschland-Oesterreich von
C. F. Lücke, Leipzig,
Verlag des Schaubek-Albums.

Einzig dasteh. Vollständigkeit. Alljährliche Nachträge. Guter klarer Druck. Feine Illustrationen.
Komplett bis 1904
Vorzügliches Papier. Starke Einbände. Praktische Textanordnung. Zahlreiche Fälze.

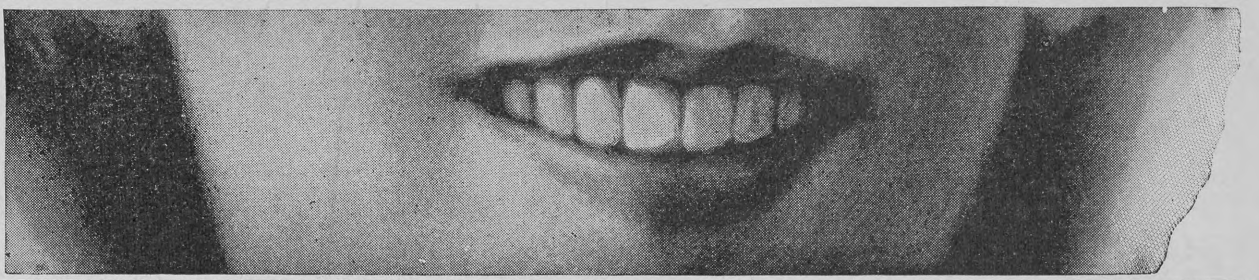
Lücke's Länder- u. Welt-Verkehrs-Karte f. Postwtzch.-Sammler mit Darstell. d. Lage all. Mark. ausgebend. Ldr., nebst Berücks. d gesamt. Wltverk 5frb. Stich. Preis 75 Pf., auf Lwd. M. 1.20.

— Der reiferen Jugend reicht der Verlag von Hirt & Sohn in Leipzig zwei anſprechende Gaben. In der Erzählung „Virtus Romana“ entwirft Ludwig Gurlitt feſſelnde Bilder aus dem altrömiſchen Leben zu jener Zeit, da der ältere Cato eine führende Rolle ſpielte. Er ſelbſt tritt als Hauptperſon auf, und ſowohl über den Charakter dieſes bedeutenden Mannes wie über die Anſchauungen, die damals die römiſche Welt beherrſchten, werden die Leſer zutreffend unterrichtet. Die anziehende Schilderung des Landlebens beruht auf der berühmten Schrift Catos „De re rustica“. So gibt das Buch neben der feſſelnden Unterhaltung ein gutes Stück Kultur- und Sittengeſchichte. — In einem zweiten Werke des Verlegers, „Heinz der Braſilianer“, berichtet Karl Tanera von den Abenteuern eines jungen Deutſchen, der wider Willen in die Unruhen verwickelt wird, die bald nach der Verjagung des Kaiſers Dom Pedro II. im Innern Braſiliens ausbrachen. Land und Leute werden anſchaulich geſchildert, ebenſo die öffentlichen Zuſtände, die freilich nicht in roſigem Lichte erſcheinen. Jeder der Bände iſt mit acht Abbildungen geſchmückt.

— Die jüngſten Wirren in Venezuela, in die auch Deutſchland eingreifen mußte, macht C. Falkenhorſt zum Hintergrunde ſeiner feſſelnden Erzählung „Leonidas Harpya“ (Dresden, Alexander Köhler). Der Held iſt eine jener abenteuerlichen Figuren, wie ſie in ſüdamerikaniſchen Republiken mit mehr oder minder Glück gelegentlich auftauchen. Auch das Land und ſeine Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche weiß der Verfaſſer intereſſant zu ſchildern. Von demſelben Autor bringt der gleiche Verlag zwei Bände, deren Handlung ſich in den deutſchen Südſeekolonien abſpielt. „Der Dawarra-Millionär“ führt uns in den Bismarck-Archipel, und zwar ſpeziell auf die Inſel Neu-Mecklenburg, während die Erzählung „Die Tanzdiebe“ ihren Schauplatz auf der Karolineninſel Yap hat. In beiden Erzählungen verſteht es der Verfaſſer trefflich, mit der ſpannenden Unterhaltung auch anregende Belehrung über dieſe Teile des deutſchen Kolonialbeſitzes zu verbinden.

— Seiner Sammlung illuſtrierter moderner Erzählungen reiht der Verlag von A. Bonz & Comp. in Stuttgart fünf neue Bände an. Zwei davon ſind echte und rechte Dorfgeſchichten. Im „Weg der Schmerzen“ führt Hermine Villinger den Leſer in den badiſchen Schwarzwald und ſchildert das Martyrium einer ledigen Mutter, der in reiferen Jahren doch noch volles Glück wird. Aus Südtirol, das er genau wie kaum ein andrer kennt, ſchöpft Richard Bredenbrücker wieder den Stoff ſeiner Erzählung „Die Flucht ins Paradies“. Auch hier ſteht im Vordergrunde der Handlung ein ſchwergeprüftes Weib, das mit ſeinem Kinde ein tragiſches Ende findet. An das Gebiet des hiſtoriſchen Romans ſtreift der Roman „Die Hexe von Garmiſch“ von Adolf Ott. Der Autor geleitet uns in jene reizvollen Gegenden Oberbayerns, mit denen die Beſucher der Schweſterorte Partenkirchen und Garmiſch wohl vertraut ſind, und läßt bei letzterem Flecken die Burg Werdenfels, die ſchon ſeit Jahrhunderten in Trümmern liegt, in alter Herrlichkeit wieder erſtehen. Ergreifende Schickſale ſpielen ſich hier und in der nächſten Umgebung ab. Vorwiegend heiteren Charakters ſind die fünf Novelletten und Skizzen, die Johannes Prölß unter dem Titel „Die ſchönſte Frau“ vereinigt, und fröhlichſte Laune entfaltet ſich in den vier Humoresken, die Hans Arnold nach deren erſter „Perücke“ benennt. Zwei der luſtigen und liebenswürdigen Geſchichten wurden zuerſt in unſrer Zeitſchrift veröffentlicht.

Mit ſolches friſchen Mundes Pracht,
Mit ſolchen blanken Zähnen lacht,
Wer täglich, namentlich vor Nacht,
„Odol“ ſich zum Geſetze macht!



Matheus Müller
Eltville a/Rh.
HOFLIEFERANT
S.r Maj. d. Deutschen Kaisers
Jhrer Majestäten d. Könige
von Bayern, Sachsen,
Württemberg etc.
Gegründet 1838.
Germania-Sect.
Extra.
Champagne.
An Qualität u. Preiswürdigkeit unübertroffen.
Jn Deutschland auf Flaschen gefüllt.

Hôtel Bellevue. Elektrisches Licht, Dampfheizung. Schöner Garten, direkt am See.
Fasano. Gardasee-Riviera.
Schönste Winterstation Oberitaliens. Mildes, gleichmässiges Klima.
Dampfschiffstation. C. Dirks vorm. Gigola.

EMIL WÜNSCHE
Aktieng. f. photogr. Jndustrie
REICK BEI DRESDEN.
Platten-Cameras
Film-Cameras auch für
Vidil-Films
Klapp- und Schlitzverschluß-
Cameras für Films und Platten
Reise-Cameras
Vergrößerungs- und
Projektions-Apparate
Sämtliches Zubehör
Zu beziehen durch alle Händler photographischer Artikel.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Das Kernerhaus und ſeine Gäſte. Von Theobald Kerner. Mit Bildnis und Fakſimile Juſtinus Kerners, ſowie vielen Porträts und Illuſtrationen. 2. vermehrte Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Juſtinus Kerners Briefwechſel mit ſeinen Freunden. Herausgeg. von ſeinem Sohne Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernſt Müller. Mit vielen Bildniſſen und Brieffakſimiles. 2 Bände. Geheftet M. 12.—, gebunden M. 14.—.

Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus ſeinem alltäglichen Leben. Von Rudolf Krauß. Mit zahlreichen, erſtmals gedruckten Gedichten und Zeichnungen Mörikes. Neue Ausgabe. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.

Das ist die Firma, welche die prachtvollen, luftreinigenden, selbsttätigen Zimmerfontänen in unübertroffener Auswahl seit langen Jahren fabriziert.
Prachtkatalog B gratis.
Geschenk von dauerndem Wert!

Eckardt's selbstspielende **Christbaum-Ständer mit Musik**
drehen 1 Ctr. schwere Bäume.
MitWalzenmusik 2 Ausführungen: (Nickelgehäuse oder Felsgruppe).
Wo nicht erhältl., direktv. Fabrik.
J. C. Eckardt, Cannstatt bei Stuttgart.
60000 verkauft!
Mit auswechselbaren Stahlnoten:
„Gloriosa“.
Hochf. mechan. Musikwerk fürs ganze Jahr. Zierde jed. Festtafel.
Jllustrierte Preisliste frei.

Billige Bücher
finden Sie im illustrierten Bücherkatalog. 37. Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch
J. M. Spaeth, Berlin C. 2,
gegenüber dem Rathhause. Gegr. 1834.

Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster

28 goldene und ſilberne Medaillen und Diplome.
Schweizeriſche Spielwerke
ſowohl mit Walzen als m. Notenſcheiben, anerkannt die vollkommenſten d. Welt.
Spieldoſen
Automaten, Neceſſaires, Schweizerhäuſer, Cigarrenſtänder, Photographiealbums, Schreibzeuge, Handſchuhkaſten, Briefbeſchwerer, Blumenvaſen, Cigarrenetuis, Spazierſtöcke, Flaſchen, Biergläſer, Deſſertteller, Stühle u. ſ. w. **Alles mit Muſik. Stets das Neueſte und Vorzüglichſte, beſonders geeignet für Weihnachtsgeſchenke empfiehlt die Fabrik**
J. H. Heller in Bern (Schweiz).
Nur **direkter** Bezug garantiert für Aechtheit; illuſtrierte Preisliſten franko.

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER
REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt
der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural.........1.0
Extr. rhei spin sicc.
" " chinae reg frig. par. aa 2.0
" " Aloes.................. 0.10
" " cascar. sagr. am. sicc. 2.0
Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Solv. in Aqu. Marienb. ....q. s.
Evapor. ad. mass. pil. adde:
Natr. Taurocholic 0.60
Solve in aquae.
Fiat pilul. N° 50 Obduc. c. sacch.
et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.
Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.
Die allein echten
Marienbader Reductions-Pillen.
General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20 a

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Kaloderma-GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Koch & Haushaltungsschule Gesundheitsstation
Schloss Ralligen am Thunersee.
Prospect d. Christen, Bern (Schweiz)

Kürzere und längere Kurse je nach Alter und Vorbildung. Schulgeld monatlich 60—120 Frs. je nach Jahreszeit und Zimmer. Prospecte franco.

Leichten Nebenverdienſt
verſchaffen ſich Damen durch Verkauf ſehr ſchöner billiger Stoffe in Bekanntenkreiſen. Muſter und Bedingungen auf Verlangen unter **K. S. 5647 durch Rudolf Moſſe, Cöln.**

Regulateur 14 Tage Schlag. Mk. 12.– Fein Nussbaum-Gehäuse. Prima Werk. Reelle Garant. ev. Zurückn. Katal. fr. Wilhelm Gerland, Triberg 14, Schwarzwald.

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei
Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich
auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf,
bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den **Kindern gerne genommen.**
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

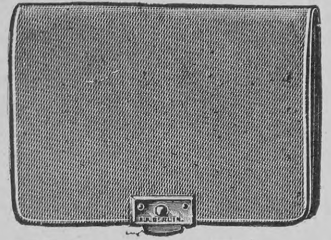
— Im Verlag von Otto Maier in Ravensburg hat „Tante Emmy“ (Frau E. Giehrl) ein neues Kleinkinderbuch „Ernſt und Scherz fürs Kinderherz“ erſcheinen laſſen, bei dem die ſorgſame Auswahl und anſprechende Zuſammenſtellung der Verſe wie der hübſche Bilderſchmuck in gleicher Weiſe lobenswert ſind. — In neuer Auflage erſchien „Der Strampelpeter“ von Karl Waldmann, illuſtriert von Henry Albrecht, ein wirkungsvoller Warnungsſpiegel für Kinder. — Spiel und Arbeit, Unterhaltung und nützliche Beſchäftigung vereinigt in ſinnreicher Weiſe „Puppenmütterchens Nähſchule“ von Agnes Lucas. Das gleichfalls bereits in einer Neuauflage vorliegende Arbeitsſpiel gibt eine Anleitung, nach der junge Mädchen ihre Puppenkleider ſelbſtändig herſtellen können, dazu eine niedliche Puppenerzählung. — Als Handarbeit für Knaben von zehn Jahren an beſtimmt iſt ein neues Heft der Sammlung „Spiel und Arbeit: „Die Burg“, zu deren Erbauung eine größere Anzahl von Detailbogen dient, die auf Pappdeckel verſchiedener Stärken zu kleben ſind. Die Herſtellung iſt einfach und wird durch eine illuſtrierte Anleitung erleichtert; nach der Vollendung entzückt die ſtolze, zinnengekrönte Burg groß und klein durch ihr maleriſches Ausſehen.

— „Alte Märchen“ in neuer Form erzählt E. von Nathuſius dem jungen Volke (Halle a. S., Gebauer-Schwetſchke). Es ſind teils humorvolle, teils ſinnige Geſchichten, begleitet von vielen Bildchen, meiſt Silhouetten. Eine Neuheit iſt die Beigabe illuſtrierter Poſtkarten.

— Ein Büchlein, das den luſtigen Titel „Ri-Ra-Rutſch!“ führt und echte Kinderreime von Carl Ferdinands mit köſtlichen Bildern von H. R. v. Volkmann enthält (B. Behrs Verlag, Berlin), wird unter der kleinen Welt hellen Jubel hervorrufen.

Totenschau

Prof. Dr. Thomas Ebenezer Webb, bed. Rechtsgelehrter, 85 J., † 11. Nov., Dublin. — Romandichter Wilhelm von Polenz, 42 J., † 13. Nov., Ober-Cunenwalde bei Bautzen. — Genremaler Leopold Burger, 42 J., † 13. Nov., Brixen. — Yrgo Koskinen, einſt Führer der finniſchen Nationalpartei, † Helſingfors. — Claudio Leigheb, Italiens berühmteſter Komiker, 55 J., † 14. Nov., Genua. — Adolf Tauſſig, bek. Journaliſt, 65 J., † 14. Nov., Wien. — Dechant Jakob Simbürger, bek. Volksſchriftſteller, 71 J., † Schöder, Oberſteiermark. — Geſchichtsmaler Wilhelm Peters, 86 J., † 15. Nov., Berlin. — Heinrich Bertram, einſt geſch. Baritoniſt der Stuttgarter Hofoper, 78 J., † 15. Nov., Stuttgart. — Kunſtſchriftſteller Camillo Sitte, Direktor der öſterr. Staatsgewerbeſchule, 60 J., † 16. Nov., Wien. — Ida Schuſelka-Brüning, einſt gef. Opernſängerin, 86 J., † 16. Nov., Baden b. Wien. — Antonie Böhm, unter dem Namen Alma Friedland als lyriſche Dichterin bekannt, 57 J., † 16. Nov., Wien. — Geh. Intendanzrat Ferdinand Diedicke, Leiter des Deſſauer Hoftheaters, † 17. Nov., Deſſau. — Kammerſänger Kaſpar Bauſewein, 64 J., † 18. Nov., München. — Miniaturmaler Karl Probſt, 76 J., † 18. Nov., München.



Albert Rosenhain's
Neuestes Portemonnaie Marke: Finanz
D. R. G. M.
findet durch seine besonderen Vorzüge überall den grössten Beifall. Ist sehr elegant, leicht, flach, schmiegsam und dauerhaft, fasst viele Geldstücke ohne aufzutragen.
Aus **echtem Seehundleder** mit 4 Taschen und Extra-Tasche für Gold- und Papiergeld **M. 3.—.**
Aus **echtem Cap-Saffianleder** mit Kalbleder-Banknotentasche, **hochelegant** **M. 5.—.**
Albert Rosenhain, **Berlin S.W.,** Leipzigerstr. 73/74,
— am Dönhofplatz. —
Neueste Hauptpreisliste mit vielen Illustrationen von Leder- und Luxus-Waren kostenlos.

Reisen
um die Welt

106
vermittelst des Doppelschrauben-Schnelldampfers
„Prinzessin Victoria Luise“.
Erste Reise um die Welt. Abfahrt der „Prinzessin Victoria Luise“ **von Hamburg** am 25. September 1904, **von Dover** am 26. September 1904, **von Genua** am 6. October 1904. Nach Abfahrt von Hamburg werden angelaufen. *Dover, Lissabon, Gibraltar, Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Genua, Athen, Constantinopel, Jaffa* (Jerusalem), *Port Saïd* (Kairo, Nil, Pyramiden), *Ismaïlia, Bombay* (Poona, Khandala, Karli Cave — Landtour durch Indien), *Colombo* (Kandy), *Calcutta* (Darjeeling im Himalaya-Gebirge), *Singapore, Manila, Hongkong* (Canton, Macao), *Shanghai, Tsingtau, Nagasaki, Hiogo* (Kobe), *Yokohama* (Tokio, Nikko), *Honolulu, Hilo* (Vulkan Kilauea), *San Francisco* (Ankunft 17. Januar 1905). Von San Francisco werden die Reisenden per Luxuszug durch Amerika nach New York, und von New York vermittelst Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Europa befördert. — Dauer der Reise von Hamburg bis zurück nach Hamburg etwa 135 Tage. Fahrpreise von ℳ. **4500** an aufwärts.
Zweite Reise um die Welt. Abfahrt **von Hamburg** Anfang Januar 1905 mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach New York. Abfahrt **von New York** etwa 19. Januar per Luxuszug nach San Francisco. Abfahrt der „Prinzessin Victoria Luise“ **von San Francisco** am 25. Januar 1905. Nach Abfahrt von San Francisco werden angelaufen. *Honolulu, Yokohama* (Tokio, Nikko), *Hiogo* (Kobe), *Nagasaki, Tsingtau, Shanghai, Hongkong* (Canton, Macao), *Manila. Singapore, Calcutta* (Darjeeling im Himalaya-Gebirge — Landtour durch Indien), *Colombo* (Kandy), *Bombay* (Poona, Khandala, Karli Cave), *Ismaïlia* (Kairo, Nil, Pyramiden), *Port Saïd, Jaffa* (Jerusalem), *Constantinopel, Athen, Neapel, Genua, Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Gibraltar, Lissabon, Dover, Cuxhaven, Hamburg* (Ankunft 15. Mai 1905). Dauer der Reise von Hamburg bis zurück nach Hamburg etwa 135 Tage. Fahrpreise von ℳ. **4500** an aufwärts.
Alles Nähere enthalten die Prospecte.
Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu haben, oder können bestellt werden bei der
Abtheilung Personenverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Die deutsche Nähmaschinen-Industrie
beherrscht mit einer Jahresproduktion von über einer Million Nähmaschinen infolge der vollendeten Konstruktion, sorgfältigen Justierung und eleganten Ausstattung ihrer Erzeugnisse den Weltmarkt. — Nur im eigenen Lande muss die deutsche Nähmaschinen-Industrie leider noch immer gegen die alte völlig grundlose Vorliebe für fremdländische Fabrikate ankämpfen und muss trotz ihrer Ueberlegenheit vielfach das Feld einer amerikanischen Konkurrenz räumen.
Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verschliessen dagegen ihr Land der Einfuhr deutscher Nähmaschinen durch einen Prohibitivzoll in der Höhe von 45 % vom Werte!
Die deutschen Maschinen vereinigen sich mindestens die gleichen Vorzüge, welche die Amerikaner in ihrer Reklame an ihren Fabrikaten hervorzuheben pflegen und eignen sich in ganz hervorragendem Masse auch für die moderne Kunststickerei.
Der unterzeichnete Verein richtet daher die Bitte an das Publikum, beim Einkauf von Nähmaschinen das deutsche Fabrikat zu bevorzugen.
Verein deutscher Nähmaschinen-Fabrikanten.

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt **reichen Nutzen** ziehen, indem sie die von der **D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser** aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kotelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

LIEBIG'S
FLEISCH-EXTRACT.

PFAFF-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.
Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit,** mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**
Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.
Niederlagen in fast allen Städten.
G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Briefmappe

E. Sſt. in B. Sie fragen, ob es nicht beſſer ſei, die Billards anſtatt des bisher üblichen grünen Tuches mit Hartgußglasplatten zu belegen. Ein vortrefflicher Gedanke, denn jeder Billardſpieler, der einmal das Unglück hatte, in das Tuch ein Loch zu ſtoßen, wird ſich mit Schmerzen der herben Geldbuße erinnern, zu der ihn der hartherzige Wirt anhielt. Bei einer derben Glasplatte wird dergleichen nur ſelten vorkommen, noch praktiſcher wäre aber wohl die Asphaltierung oder Zementierung der Billardfläche. Alsdann könnten auch anſtatt der teuren Elfenbeinkugeln, die leicht Riſſe und Sprünge kriegen, die haltbaren Kanonenkugeln verwendet werden, und die ſplitternden Queus wären durch die eiſernen Ladeſtöcke zu erſetzen, die ſich von den alten Flinten her gewiß noch maſſenhaft in den Zeughäuſern befinden. Oder es ließen ſich auch die alten ausrangierten Eiſenbahnſchienen, die jetzt ein kümmerliches Daſein im Chauſeegeländer u. ſ. w. friſten, zu dem gleichen Zwecke umarbeiten.

Ulrich H. in O. Sie kommen nochmals auf den „Mohren“ zurück, der ſeine „Schuldigkeit“ getan hat, und fragen, wie es gekommen ſein mag, daß beſagter Mohr faſt immer falſch zitiert wird. Das erklärt ſich ſehr einfach, wenn man bedenkt, daß wir gewöhnt ſind, Schiller meiſt in Jamben anzuführen, wofür ſich unzählige Beiſpiele erbringen ließen. Aber „Fiesco“ iſt nicht in Verſen geſchrieben, und ſo ſind auch die Worte Muley Haſſans zwangloſe Proſa. Legt man ihm aber ſtatt des Wortes „Arbeit“ das Wort „Schuldigkeit“ in den Mund, ſo ergibt das einen wunderſchönen fünffüßigen Jambus:

„Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit getan.“

Wer in dem holden Wahne, er müſſe bei Zitierung Schillers einen regelrechten Jambus bringen, die verflixte „Schuldigkeit“ an Stelle der ehrlichen „Arbeit“ eingeführt hat, läßt ſich wohl kaum feſtſtellen.

Frau Anna in Leer. Der „Zahn der Zeit“ (tooth of time) kommt in der Literatur wohl zum erſtenmal in Shakeſpeares „Maß für Maß“ (5, 1) vor; in Deutſchland wurde dieſer treffende Vergleich durch Wieland, der ihn in mehreren ſeiner Schriften anbrachte, eingebürgert.

Philipp H. in Ulm. „Morgen, morgen, nur nicht heute! Sprechen immer träge Leute,“ iſt der Anfang eines noch zur Zeit unſrer Großeltern allbekannten Kinderliedes „Der Aufſchub“ von Chr. F. Weiße. — „Wie kommt mir ſolcher Glanz in meine Hütte?“ fragt Vater Thibaut im 2. Auftritt des Prologs der „Jungfrau von Orleans“

Fr. O. Kl. in Salzburg. Dieſe Kalamität nimmt allerwärts überhand. In Nürnberg beſchloß der Magiſtrat neuerdings die Anſtellung eines eignen ſtädtiſchen Heizingenieurs, um der Beläſtigung durch Rauch und Ruß entgegenzuwirken.

Ed. B. in Magdeburg. Ihre Schätzung iſt viel zu hoch ausgefallen. Nach Profeſſor Dr. Lotz gibt es in Deutſchland nur etwas über 3000 Millionen Mark in Gold, einſchließlich der Goldbarren der Reichsbank, gegenüber 150 bis 180 Milliarden Mark des deutſchen Nationalvermögens. Das Gold macht alſo noch nicht einmal drei Prozent des letzteren aus.

Th. G. in R. Als Bezugsquelle für Heidſchnuckenfelle als Vorleger, Teppich u. ſ. w. wird die Firma Heinrich Baden, Walsrode, empfohlen.

G. v. M. in L. Selbſtverſtändlich ſind Fragen der Parteipolitik von der Erörterung in unſrer Zeitſchrift ausgeſchloſſen. Mögen Sie ſich mit der Darlegung Ihrer Anſichten an eine Tageszeitung wenden.

Junge Hausfrau in N. An die Grundſätze der ſüddeutſchen, ſpeziell der öſterreichiſchen Küche hält ſich das „Moderne Kochbuch“ von Sofie Meißner (Wien, A. Hartleben). Sie finden darin Hunderte von Rezepten, nach Art der Gerichte zu beſonderen Gruppen geordnet.

Frl. Anna Sch. in Wien. Beſtens dankend abgelehnt, da wir überreichlich verſehen ſind.

GRAMMOPHON

TRADE
MARK
"GRAMMOPHON"

Die grösste Errungenschaft der Gegenwart
in Sprechapparaten ist **Grammophon Monarch mit Trompeten-Arm.**
Man verlange Kataloge und internationale Platten-Verzeichnisse gratis und franko.
Derselbe reproduziert in bisher
nicht erreichbarer Natürlichkeit Sprache, Musik, Gesang aller Kultur-Staaten.
Grammophon-Apparate -Platten -Nadeln
nur echt mit Schutzmarke ☛
„Grammophon“ H. Weiss & Co., Berlin W. 8, Friedrichstr. 189.
Wien I Kärntnerstrasse 10. **Hamburg** Neuerwall 17. **Dresden-A.** Wilsdrufferstrasse 7. **Budapest** Karolyi Körut 2.

Wintersteins neuestes Sportportemonnaie weich gehalten ohne Metallbügel.

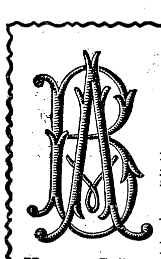
F. A. Winterstein, Leipzig, Hainstr. 2 gegr. 1828
Koffer-, Taschen- u. Lederwaarenfabrik
Gold. u. silb. Med.
Wintersteins neuestes Sportportemonnaie, durchaus Wildlederfutter mit 4 separaten Taschen, Goldfach extra Verschluss, 70 ℳ. Silber fassend, trotzdem flach i. der Tasche,
No. 5388. Echt rot Juchten, Ia. braun Saffian oder schwarz Seehundleder . . . . **M. 3.—**
No. 5389. Echt Krokodil, hochfein . . . . **M. 7.—**
Wintersteins Idealkoffer der leichteste Koffer der Gegenwart, billiger wie jeder Rohr- und Patentkoffer.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke für feine Sorten

Von 20 Mark an postfrei. Preislisten, Muster kostenfrei.
GEGRÜNDET 1862.
Nur gegen Bar-Einsendung oder Nachnahme.
Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei
Berlin W. 8. **F. V. Grünfeld** Leipziger Str. Nr. 25.

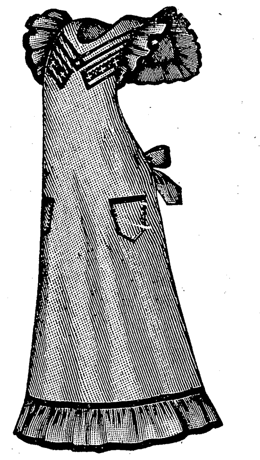
Fertige weisse Bettbezüge,
genäht, mit Knopfschluss.
1 Satz: 1 Oberbett, Grösse 130×200 Cm. 2 Kissen, Grösse 83×83 Cm.
Marke 22.
Mittelstarkfädiger Wäschestoff mit Leinenglanz, 1 Satz . nur ℳ 6.—.
Marke DH.
Bett-Damast, vorzügliche Güte, in verschiedenen Streublumen- und gestreiften Blumen-Mustern, 1 Satz . . nur ℳ 7.80.

Fertige Bettlaken
Grösse 160×225 Cm.
Marke CS baumwollen, mittelstark Stück ℳ 2.95.
Marke HF halbleinen, garnweiss Stück ℳ 3.50.
Marke PK 19 reinleinen, geklärt Stück ℳ 6.—.

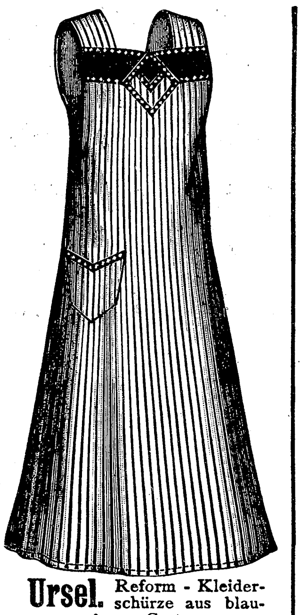


Monogramm-Taschentücher
Marke 850. Weiss reinleinen, gesäumt, mit handgestickten weissen Monogrammen (wie Abbild.). Gebrauchsfertig gewaschen Für Damen und Herren. Grösse 49 Cm. Dtzd. ℳ 10.—.

Batist-Taschentücher
Marke 250. Weissleinen, klar, gesäumt. Grösse 40 Cm. Dtzd. im Kästchen nur ℳ 5.—.
Marke 220. Weissleinen Batist mit 2 Cm. breitem Hohlsaum. Grösse 37 Cm. Dutzend im Kästchen . . nur ℳ 5.80.



Reform-Schürzen.
Esther. Einfarbig, beige, rot od. blau Köper mit andersfarbigem Besatz. Länge v. d. Achsel 136 Cm. Stück ℳ 2.80.
Rezia. Blauweiss gestreift. Schürzen-Satin. Länge v. d. Achsel 137 Cm. Stück ℳ 2.60.



Ursel. Reform-Kleiderschürze aus blauweissem Cretonne. Länge v. d. Achsel 138 Cm. Stück nur ℳ 1.80.

Schürzen-Pakete
je enthaltend 6 verschiedene, bewährte Küchen-, Haus- und Tee-Schürzen.
Gruppe M. A. R. G. O.
zusammen nur ℳ 5.—, 7.50, 10.—, 12.50, 15.—.

Jacquard-Tischtücher
Marke 1146, Reinleinen, in verschiedenen Blumen- u. Arabesken-Mustern.
Grösse 130×140 Cm., Stück nur ℳ 2.80.
Grösse 130×170 Cm., Stück nur ℳ 3.40.

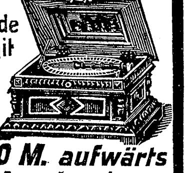
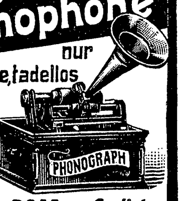
Damast-Tafeltücher
Marke 411, Reinleinen, feinfädig, vorzügl. Güte, in modernen Mustern.
Grösse 160×180 Cm., gesäumt, Stück nur ℳ 5.50.
Grösse 160×250 Cm., gesäumt, Stück nur ℳ 7.60.

Reinleinen Jacquard-Handtücher
Marke EH, weissgarnig, in Streifen-Mustern.
Grösse 48×125 Cm., Dutzend nur ℳ 7.—.

Hausmacher Jacquard-Handtücher
verbürgt rein Leinen — gewaschen.
Marke 1141, in verschiedenen Blumen-Mustern.
Grösse 50×130 Cm., gesäumt, Dutzend nur ℳ 11.50.

Kleider-Gingham „Ella“.
Feinfädig, waschecht, in dunkel- und hellgrundig, grossen und kleinen Karos.
Breite 90 Cm. Meter nur 70 Pfg.
18 Meter (3 Kleider) ℳ 12.—.

Eigene mechanische u. Hand-Weberei, Näherei- u. Stick-Werkstätten: Landeshut i. Schl.
☛ *Bitte die neu erschienene Haupt-Preisliste Nr. 403 zu verlangen.*

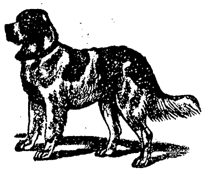



PHONOGRAPH

Polyphon-Musikwerke
Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Phonographen, Grammophone nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Photogr. Apparate aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Jllustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND in Breslau II.

Hohenzollernkranz
je älter — je besser
ein sehr beliebter Kuchen, passend für Wein, Tee, Kaffee etc. Viele Anerkennungen und Dankschreiben. Ein Versuch führt zu dauernder Kundschaft. **3,50 Mk.** franko Nachnahme. Tadellose Ankunft garantiert. **Otto Carl Boehme,** Hohenzollernkonditor, Cassel 27.

Pflegt die Zähne mit:
Tilit



Kuntze's Rasse-Hunde-Züchterei u. Handelszwinger
Wiesenburg (Mark) versendet nach all. Weltteilen moderne Renommir-, Sports-, Luxus-, Gebrauchshunde, Schoss- und Salonhündchen jeden Alters. Preisliste 30 Pfg.

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer
Hausfrauen ersparen daher **Zeit u. Geld.**
Bedeut. Verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. Reinlichhaltung, die bei Kochk. unmöglich ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. E. Blasberg & Co., Düsseldorf oder deren Niederl. Berlin, Schützenstr. 36.

Teppiche
Prachtſtücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelſtoffe, Steppd. ꝛc.
billigſt im Spezialhaus Berlin Oranienſtr. 158
Katalog (600 Illſtr.) grat. u. fr. Emil Lefèvre.

Worträtsel

Die Hälfte darfſt du vorwärts leſen,
Daß hohen Zwecken ſie ſich weiht,
Und dem gehaltvoll edlen Weſen
Die Dichtkunſt ihren Zauber leiht.

Die andre Hälfte mußt du drehen
Und ſiehſt dadurch im Kartenſpiel
Ein Glied, ein wichtiges, erſtehen,
Oft führend zum erwünſchten Ziel.

Wenn du das ganze Wort erblickteſt,
Am Strande, den das Meer umſchließt,
An ſeiner Lage dich entzückteſt,
Der Orient ſchon herüber grüßt. M. Sch.

Rätſel

Zwei Zeichen ſetzt man an die Mitte an;
So heißt ein Denker; wer ihn raten kann? E. S.

Dreiſilbige Charade

Wir laſſen bei Metallen
Die erſte uns gefallen,
Bei Brot und Fleiſch wird ſelten
Sie als willkommen gelten,
Am ſchlimmſten aber iſt
Wenn ſie das Herz nicht mißt.

Die andern wir auf Erden
Nie ganz ergründen werden,
Doch gut ſie zu verwenden,
Liegt oft in unſern Händen,
Und drum, ſo lang es Tag,
Ein jeder wirken mag!

Der Dichtkunſt ſich ergeben,
Ihr weihn ſein geiſtig Streben
Bringt nur Talenten Segen,
Die hoch die Schwingen regen.
Das Ganze ſich erfreut
Des Beifalls unſrer Zeit. M. Sch.

Auflöſungen der Rätſelaufgaben Seite 191:

Des Bilderrätſels: Schachaufgabe für Nichtſchachſpieler: Man leſe, ohne Rückſicht auf die Rangſtellung der Figuren, bei Weiß von unten nach oben zu, die in jeder Querreihe ſtehenden weißen Figuren mit ihren darunter ſtehenden Buchſtaben ab. Bei Schwarz werden dagegen von oben nach unten in gleicher Weiſe die bei Schwarz ſtehenden Buchſtaben geleſen. Es ergibt ſich: Weiß: „Der Kampf
Schwarz: gegen die Lüge.“

Des Buchſtabenrätſels: Excellenz.

Des Silbenrätſels: Feueranbeter.

Richtige Löſungen ſandten ein: Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg-St. Georg; „Süddeutſche“ am Klingelpütz in Köln a. Rh. (6); „Oedipus“ in Emden (3); „Maus und Muki“ in Hamburg; Frl. Ida G. in Salzburg (2); Frau Agnes Fiedler in Wien; Ernſt Zimmermann in Frankfurt a. M. (3); H. Steinmüller in Breslau; Frau Olga Kühn in Wien (4); P. Richter in Baſel (3); Fritz Menne in Leipzig (2); Frau Roſa Hechinger in München (3); Hans und Anna in Innsbruck (5); Erich Borchardt in Königsberg i. Pr. (2).

Die Jahreszeit für Erkältungen.

Wenn Sie geleſen haben, was Herr Bachſchuſter an uns geſchrieben hat, werden Sie wiſſen, warum Scotts Emulſion in keinem Hauſe fehlen ſollte. Leichte Erkältungen werden gewöhnlich wenig beachtet, und doch führen ſie oft zu weit größeren Uebeln. Das ganze Heer der Krankheiten der Atmungsorgane: Schnupfen, Huſten, Bronchialkatarrh, Lungenleiden u. ſ. w., hat häufig ſeinen Urſprung in ſogenannten Erkältungen. Man ſollte hier beizeiten einſchreiten, um einem Weitergreifen der Krankheitskeime vorzubeugen. Der Lebertran iſt von Alters her durch ſeine heilkräftigen Eigenſchaften bekannt und bietet ſich in neuer Form in Scotts Emulſion als ſchmackhaftes, leicht verdauliches Vorbeugungs- und Stärkemittel. Was Scotts Emulſion für Herrn Bachſchuſter getan hat, dürfte ſie wohl auch für andere vollbringen.

Köln-Ehrenfeld, Wahlenſtraße 6, den 1. April 1902.

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen meine Erfahrung über Ihre Scotts Emulſion mitzuteilen. Im Oktober vorigen Jahres erkrankte ich an Rippenfellentzündung und nachher an Lungenkatarrh Letzterer verurſachte mir die größten Schmerzen im Rücken und auf der Bruſt. Ebenfalls huſtete ich ſehr ſtark, beſonders morgens, wenn der Auswurf ſich nicht löſen wollte. Ich wandte alle erdenklichen Mittel an, aber dieſelben brachten mir keine Linderung. Endlich hörte ich von Ihrem Präparat und ſeinem Erfolge. Ich verſchaffte mir ſofort eine Flaſche, und nach Gebrauch derſelben war der Huſten mit allen Beſchwerden weg. Ich werde Ihre Emulſion regelmäßig weiternehmen. Für den merkwürdigen Erfolg bin ich Ihnen von Herzen dankbar. Ich werde nicht verfehlen, Ihr Präparat auf das Wärmſte zu empfehlen, und hoffe, daß dadurch auch anderen Kranken Hilfe gebracht wird. Hochachtungsvoll
(gez.) Guſtav Bachſchuſter.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Parfumerien
von
J. F. Schwarzloſe Söhne
Hofl. Sr. Majest. d. Kaisers u. Königs
Berlin Markgrafenstrasse 29, Fabrik: Dreysestrasse 5

Hohenzollern-Kornblume
Neuheit 1903. Proben gratis.
Flasche M. 3, im eleg. Carton M. 3.50

Bouquet-Electa
Wohlgeruch v. auserlesener Feinheit
Fl. M. 7, Seife St. M. 3, 3 St. M. 8.50

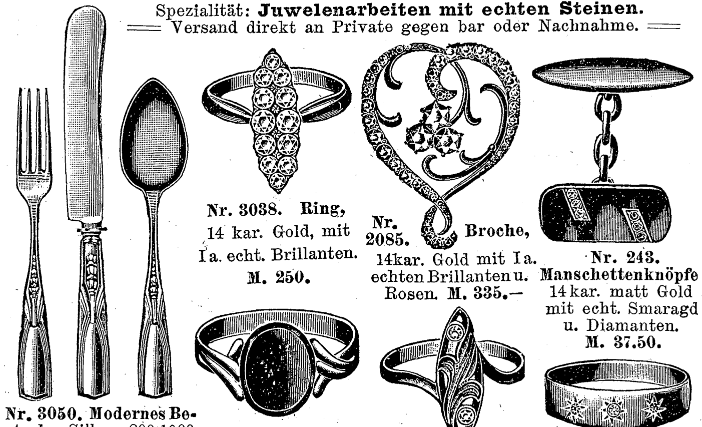
Hohenzollern-Veilchen
beliebte, wohlfeile Marke, Flasche M. 1.50, 2.50, Seife Cart à 3 St. M. 3
Preisliste sonstiger Spezialitäten gratis

Pensionnat de Demoiselles, 1er *ordre.* Hæussler-Humbert, pasteur, Beau-Séjour, *Neuchâtel; fondé 1874. — Villa avec jardin magnifique. Demandez prospectus.*

Zu Geschenken geeignete **hochelegante Neuheiten** in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus den **Pforzheimer Gold- und Silberwarenfabriken** bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. TODT, Pforzheim.

Spezialität: **Juwelenarbeiten mit echten Steinen.**
Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.



Nr. 3038. Ring, 14 kar. Gold, mit Ia. echt. Brillanten. **M. 250.**

Nr. 2085. Broche, 14kar. Gold mit Ia. echten Brillanten u. Rosen. **M. 335.—**

Nr. 243. Manschettenknöpfe 14kar. matt Gold mit echt. Smaragd u. Diamanten. **M. 37.50.**

Nr. 3050. Modernes Besteck, Silber 800/1000, 12 Eslöffel oder Gabeln, 900 gr., **M. 100.—** 12 Tafelmesser, 275 gr. **M. 54.—** 12 Cafélöffel, 300 gr. **M. 38.—**

Nr. 262. Herrnring, 14kar. Gold mit echtem Jaspis. **M. 20.25.**

Nr. 3689. Ring, 14kar. Mattgold m. 2 echt. Brillanten. **M. 35.—**

Nr. 2883. Ring, 14kar. matt Gold mit 2 echten Diamanten u. 1 Rubin. **M. 13.—**

Reich illustr. Kataloge mit über 3000 Abbild. gratis und franko. Firma besteht über 40 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiirt. Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber u. Edelsteine nehme in Zahlung.

Versenden gratis Katalog
alter Violinen, Violen, Celli
mit Original-Illustrationen berühmter italienisch. Meister.
Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.
Tausch. Gutachten.
Atelier für Reparaturen
Hamma & Co.,
Grösste Handlung alter Meister-Instrumente,
Stuttgart.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Lehrwerkstätte — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

Marke
Tip Top
Grempler & Co.
Grünberg i. Schles.
Gegründet 1826.

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

Älteste Deutsche Versand- und Ausstattungs-Häuser
Nicht konvenierendes wird bereitwilligst umgetauscht.
Julius Henel vorm. C. Fuchs, Breslau
Sämtliche Aufträge von 20 Mk. an portofrei durch ganz Deutschland.
Gegründet 1780. Kaiserlicher u. königlicher, königlicher, königlich-prinzlicher, herzoglicher u. fürstlicher Hoflieferant. Am Rathhause 24—27.

Die Firma Henel hat sich durch Lieferung der besten Qualitäten von Taschentüchern einen Weltruf erworben

Taschentücher

Das Sticken übernehmen wir zu den billigsten Preisen und bitten wir, Bestellungen uns möglichst zeitig aufgeben zu wollen.

Henels reinleinene Konsum-Taschentücher
für Damen und Herren
bewährtes schlesisch. Fabrikat, sauber gesäumt, 46 cm gross, im Karton Dtzd nur 5 M

Bielefelder reinleinene Taschentücher
für Damen und Herren
sauber gesäumt, 46 cm gross, im Karton . . . . Dutzend nur 6,50 M

Seidene Taschentücher

Spitzen-Taschentücher

Echt englische Batist-Taschentücher
mit bunt bedruckter Hohlsaumkante
Dutzend nur 3 M

Feine echt englische, weisse Batist-Taschentücher
für Damen und Kinder, mit waschechter, bunt bedruckter Steppsaum-Kante, in sauberen Kartons.

Abbildung 1.

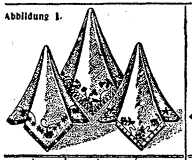


Abbildung 2.

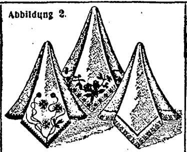
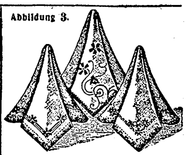


Abbildung 3.



Abbild.	Marke	Grösse	Dutzend	B. Abn. v. 3 Dz.
1	AAB	34 cm	2,55 M	2,40 M
2	AAC	34 cm	3 M	2,80 M
3	AAD	36 cm	4 M	3,85 M

Weiss reinleinene Batist-Taschentücher
mit Hohlsaum
nur so lange der Vorrat reicht
Dutzend 4,50 M

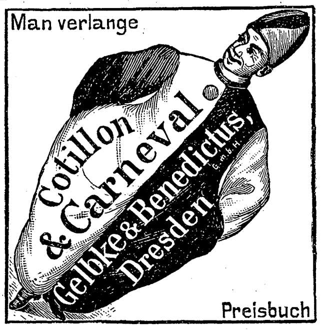
Weisse Taschentücher
mit bunt eingewebter Kante sauber gesäumt, im Karton 48 cm gross
Baumwolle
CDS . . Dutzend 2,35 M
Halbleinen GLZ . . . . Dutzend 3,60 M

Hochelegante weisse reinleinene Batist-Damen-Taschentücher
mit waschecht bedruckter Hohlsaum-Borde, im Karton . . . Dutzend nur 8,50 M

Weisse reinleinene Damen-Taschentücher
mit handgestickten Bogen (Madeira-Stickerei) in hochaparten Mustern
35 bis 37 cm gross . . . . ½ Dutzend 6 M
7, 9, 11,50 bis 25 M

Monogramm-Taschentücher
sauber gesäumt, gebrauchsfertig, mit gestickten Buchstaben
in Baumwolle oder Batist ½ Dutzend 1,20, 1,35 M
in garantiert rein Leinen ½ Dutzend 4,40 5,15 5,80 6 M etc.

Kinder-Taschentücher
Reichillustrierte Preislisten sowie Auswahl-Sendungen bereitwilligst
Trauer-Taschentücher



Man verlange
Cotillon & Carneval
Gelbke & Benedictus, G. m. b. H.
Dresden
Preisbuch

Aeltere Damen
können ſchönes Geld verdienen, wenn ſie nach unſern Stoffmuſtern Verkäufe in Privatkreiſen vermitteln. Näheres sub **K. P. 5645 durch Rudolf Moſſe, Cöln.**

Nur das Beſte

was in **Heidſchnucken-Fellen für Vorlagen** exiſtiert, liefere ich. Preis von 3.50 an bis 7.50 per Stück. Ausführliche Preisliſte und Anerkennungsſchreiben frko. zu Dienſten.
Heinrich Baden, Walsrode N.W. 19.
Telephon No. 20.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Oskar Jäger, Geschichte der neuesten Zeit.

Vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart. Drei Bände mit zahlreichen geſchichtlichen Abbildungen, Karten in Farbendruck und einem ſorgfältig gearbeiteten Namen- und Sach-Weiſer. Geheftet **M. 20.—**, in vornehmem Halbfranzband gebunden **M. 26.—**.

Werktätig teilzunehmen an dem Kampf der Gegenſätze, die ſich auf dem Boden der ſtaatlichen, kirchlichen und volkswirtſchaftlichen Anſchauungen befehden, iſt Pflicht jedes deutſchen Staatsbürgers. Dazu iſt es unerläßlich, daß man über die Geſchichte der neueſten Zeit, über die Entwicklung der europäiſchen Welt und der vaterländiſchen Dinge in dieſem an gewaltigen Umwälzungen ſo reichen Zeitabſchnitt gründlich unterrichtet iſt. Im Dienſte dieſes Gedankens iſt das Jägerſche Buch geſchrieben; es bietet den Stoff in einer Vollſtändigkeit, die den Leſer inſtand ſetzt, aus den Tatſachen ſelbſt ſich ein unabhängiges Urteil zu bilden.

Das beste Schönheitsmittel bleibt unstreitig „ALAISKA“-Creme u. Puder.
Wiederholt prämiiertes Cosmeticum par excellence. Aerztlich begutachtet. Nicht fettend, unschädlich und metallfrei.
Das beste Mittel gegen Mitesser, Sommersprossen, Sonnenbrand, Wimmerln etc.
Preise: Creme per Tiegel **5 M.** und **3 M.** Probetiegel **M. 1.20.** **Puder** per Dose **5 M.** und **3 M.** Seife dazu **80 Pf.**
Versand durch
Apotheker Robert Lindner
Wien XIII/9
Generaldepôt u. Adresse für Deutschland:
Alaiska - Filiale
Charlottenburg, Friedbergstr. 27.

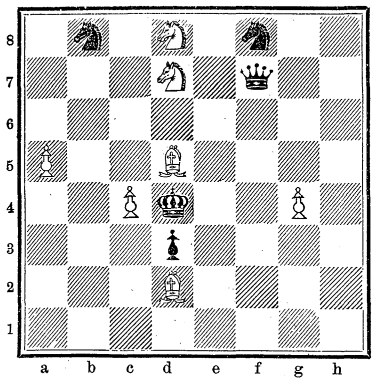
Seit Jahrzehnten bewährt. Man verlange **ausdrücklich**
Jdeal-Seide.
Rollen-Seide
GÜTERMANN's Näh-SEIDE
Peloton-Seide.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 6

Von Paul Paschke in Czarnin (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 3:

W. 1. Td7—c7
S. 1. Dh7×c7†
W. 2. Lg1—b6 matt.

A.

S. 1. Ke1—d1
W. 2. Lg1—h2 matt.

B.

S. 1. Ke1—f1, Dh7×h1
W. 2. Tc7—c1 matt.

C.

S. 1. Dh7×b1
W. 2. Lg1—e3 matt.

Schachbriefwechſel

Senglier in Bulgrin. Nr. 3 richtig bis auf die Wendung Kb5, worauf 2. a4† wegen K×c4 nicht zum Ziele führt.

Richtige Löſungen ſandten ferner ein: Auguſt Höſe in Bialyſtok zu Nr. 1; E. L. in Graz zu Nr. 2; Lambert Einſpieler in Laibach zu Nr. 3.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Machet euren Kindern Geſchenke, die nicht nur erfreuen, ſondern auch nutzen; reget im Spiel ihren Geiſt zum Denken an! Dies war wohl der Grundgedanke, der zur Entſtehung der Lehruhr „Tick-Tack“ führte, die von den Vereinigten Uhrenfabriken Gebr. Junghans & Thomas Haller in Schramberg (Schwarzwald) ſeit einigen Jahren fabriziert wird. Eine Lehruhr, mit dieſem Worte iſt bereits die Bedeutung, der pädagogiſche Wert ausgedrückt. Die Beſtandteile werden einzeln geliefert, dazu genaue Anweiſungen, nach denen das Kind ſich die Uhr ſelbſt zuſammenſtellen kann, und wie groß iſt dann das Entzücken, wenn es das kleine Kunſtwerk zum Leben erwacht ſieht. Die günſtige Aufnahme der neuen Idee zeigt ſich am beſten aus dem Abſatz, der zur vorjährigen Weihnachtsſaiſon über 70000 Stück betragen hat. Dieſer Erfolg hat die Fabrikanten aber nicht ruhen laſſen, ſie vielmehr zur Erweiterung des Gedankens, „durch Spiel zu unterrichten“, angeregt. Während bisher auch das Zifferblatt fix und fertig geliefert wurde, kommt in dieſem Jahre eine neue Ausführung in den Handel, bei der nur die Zeichnung des Zifferblattes vorhanden iſt. Die Fertigſtellung in Farben- oder Brandmalerei ſoll vom Kinde ſelbſt nach eignem Geſchmack bewirkt und ſo ſein Schönheits- und Farbenſinn geweckt werden.

Für manchen iſt es wohl erwünſcht, auf die weit über Deutſchlands Grenzen hinaus bekannte optiſch-okuliſtiſche Anſtalt von Joſef Rodenſtock, kgl. Hoflieferant, als eine allererſte Stelle zur Anſchaffung aller das ganze Gebiet der Optik und Phyſik umfaſſenden Gegenſtände aufmerkſam gemacht zu werden. Streng ſachgemäßer Erledigung aller Aufträge und Wünſche ihrer Klienten dankt die genannte Anſtalt ihren Ruf und ihre Größe. Die Rodenſtockſchen Spezialinſtitute zählen zu den bedeutendſten auf dem ganzen Kontinent.

Deutsche Romanbibliothek.

Die ſoeben erſchienene Nr. 10 enthält: Die Reiſe nach Mentone. Eine Geſchichte von der Riviera. Von Richard Voß. — Forſthaus Wolfgang. Roman von Ferdinand Runkel. — Tanzmuſik. Gedicht von Wilhelm Lobſien.

Vierteljährlich M. 2.—

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Anzeigen

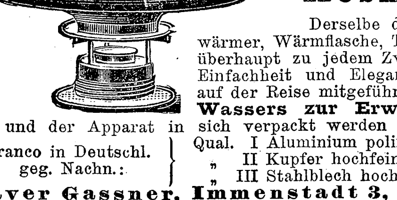
Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile M. 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

Schenken Sie Seidenſtoffe zum Feſt. Hochwillkommen für Blouſen oder Kleid. Wundervolle Neuheiten. Porto- und zollfreier Verſandt an Jedermann. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Präcisions-Taschenuhren A. Lange & Söhne Glashütte i. S.



Neu u. unentbehrlich bei rauher Jahreszeit für jeden Haushalt, Hôtels, Anstalten, Pensionen, Kinderstuben etc. etc. ist mein bereits in hohen u. höchst. Kreisen eingeführt.

Wärmeapparat Kosmopolit D. R. G. M. 196885.

Derselbe dient als Kochapparat, Speisewärmer, Wärmflasche, Tücher- u. Kompressenwärmer, überhaupt zu jedem Zweck geeignet. Infolge seiner Einfachheit und Eleganz kann Kosmopolit bequem auf der Reise mitgeführt werden, da der Gebrauch des **Wassers zur Erwärmung ausgeschlossen ist** und der Apparat in sich verpackt werden kann. Preis incl. Verpackung franco in Deutschl. geg. Nachn.:
Qual. I Aluminium polirt . . . . M. 20.—
" II Kupfer hochfein vernickelt . . . . M. 18.50
" III Stahlblech hochfein vernickelt . . M. 10.—

Xaver Gassner, Immenstadt 3, bay. Allg. Prospekte gratis.

Der Forschungsreisende Herr Eugen Wolf schreibt:
Ihr Wärmeapparat Kosmopolit ist ein Multum in Parvo und einzig in seiner Art, das man überall laut und öffentlich empfehlen möchte.

Bildſchön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt: Radebeuler **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd. à St 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

Drei grosse KODAK Preis-Ausschreiben

193

404 Preise im Gesamt-Werte von **M. 20,000** IN BAR

Nähere Bedingungen durch alle Händler oder durch die **KODAK** Ges.m.b.H. **BERLIN**
Leipzigerstrasse 114 — Friedrichstrasse 16

Alles für Dilettantenarbeiten.
Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien und Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge f. 30 Pf.)
Mey & Widmayer, München 3.

Glafey-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich. **Beste Beleuchtung** f. Schlaf-, Krank.-u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.

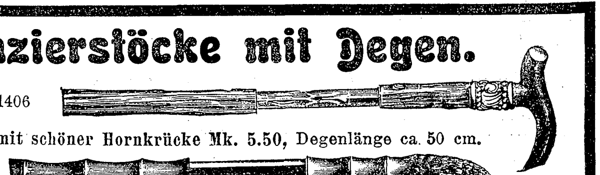
Kauft nur Rondholz Frankft. Würstchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)

Probieren Sie, bitte,
nur ein einziges Mal die an Wohlgeschmack unübertroffene
Edda-Chocolade
Fabrikanten:
Petzold & Aulhorn A.-G., Dresden.

Ges. Gesch.

Um eine **SCHÖNE BÜSTE** zu erhalten, gebrauchen Sie die **PILULES ORIENTALES** welche in zwei Monaten die hervortretenden Schulterknochen verschwinden lassen, den Busen entwickeln, festigen und wiederherstellen und der Büste ein graziöses Embonpoint verleihen. — Von den medizinischen Autoritäten anerkannt, gesundheitsfördernd und deshalb auch bei zartestem Temperamente zu empfehlen.-Leichte Behandlungsweise. Dauerndes Resultat.-Weltrenommee. Per Schachtel mit Anweisung M. 5.30 franko (gegen Nachnahme M. 5.50).
J. RATIÉ, Pharmacien, 5, Passage Verdeau, PARIS (9e).
Depot in BERLIN: **B. HADRA**, Apotheker, Spandauerstrasse, 77.
In Oesterr.-Ungarn: **J. V. TÖRÖK**, Apoth., Königsgasse, 12, BUDAPEST.

Spazierstöcke mit Degen.



No. 1406
Eichen mit schöner Hornkrücke Mk. 5.50, Degenlänge ca. 50 cm.
No. 1401
Pfefferrohr mit Knopf, Degenlänge ca. 70 cm, Mk. 2.50 gegen Nachnahme. Porto 50 Pfg.
Catalog über unsere Waaren, ca. 2500 Abbildungen, Umsonst und portofrei.
E. von den Steinen & Cie., Wald bei Solingen 5.
Stahlwaarenfabrik und Versandhaus.

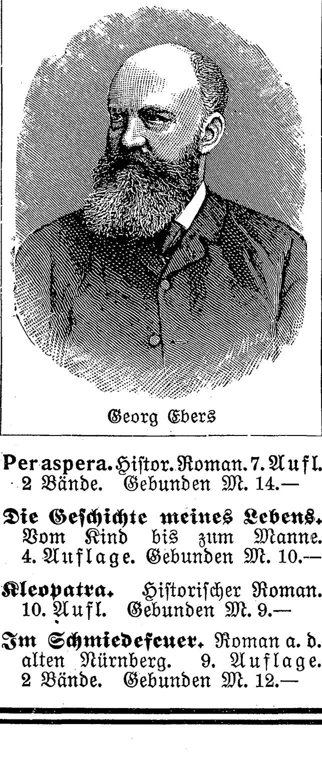
Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Neu! **Georg Ebers illustriert** Neu!

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Mit 160 Illuſtrationen von Richard Mahn. 2 Bände. Vornehm gebunden M. 12.—

In nicht illuſtrierten Ausgaben ſind von Georg Ebers früher erſchienen:

Eine ägyptiſche Königstochter. Hiſtoriſcher Roman. 18. Auflage. 3 Bände. Gebunden M. 15.—
Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. 15. Auflage. 3 Bde. Gebunden M. 15.—
Homo sum. Roman. 18. Auflage. Gebunden M. 7.—
Die Schweſtern. Roman. 21. Aufl. Gebunden M. 7.—
Der Kaiſer. Roman. 12. Auflage. Gebunden M. 12.—
Eine Frage. Idyll. 5. Auflage. Gebunden M. 5.—
Die Frau Bürgemeiſterin. Roman. 16. Auflage. Gebunden M. 7.—
Ein Wort. Roman. 14. Auflage. Gebunden M. 7.—
Serapis. Hiſtor. Roman. 10. Aufl. Gebunden M. 7.—
Die Nilbraut. Roman. 7. Auflage. 3 Bände. Gebunden M. 15.—
Eliſên, ein Wüſtentraum. Poet. Erzählung. 7. Aufl. Geb. M. 5.—
Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. 11. Auflage. 2 Bände. Gebunden M. 12.—
Joſua. Eine Erzählung aus bibliſcher Zeit. 10. Auflage. Geb. M. 7.—
Drei Märchen für Alt und Jung. 7. Auflage. Gebunden M. 6.—



Georg Ebers

Per aspera. Hiſtor. Roman. 7. Aufl. 2 Bände. Gebunden M. 14.—
Die Geſchichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. 4. Auflage. Gebunden M. 10.—
Kleopatra. Hiſtoriſcher Roman. 10. Aufl. Gebunden M. 9.—
Im Schmiedefeuer. Roman a. d. alten Nürnberg. 9. Auflage. 2 Bände. Gebunden M. 12.—
Im blauen Hecht. Roman a. d. deutſch. Kulturleben i. Anfang des 16. Jahrh. 11. Auflage. Gebunden M. 6.—
Barbara Blomberg. Hiſtoriſcher Roman. 8. Auflage. 2 Bände. Gebunden M. 12.—
Arachne. Hiſtor. Roman. 7. Aufl. Gebunden M. 10.—
Das Wanderbuch. Eine dramat. Erzählung aus dem Nachlaß und geſammelte kleine Schriften. 4. Auflage. Gebunden M. 6.—
Aegyptiſche Studien und Verwandtes. Zu ſeinem Andenken geſammelt. Gebunden M. 9.—

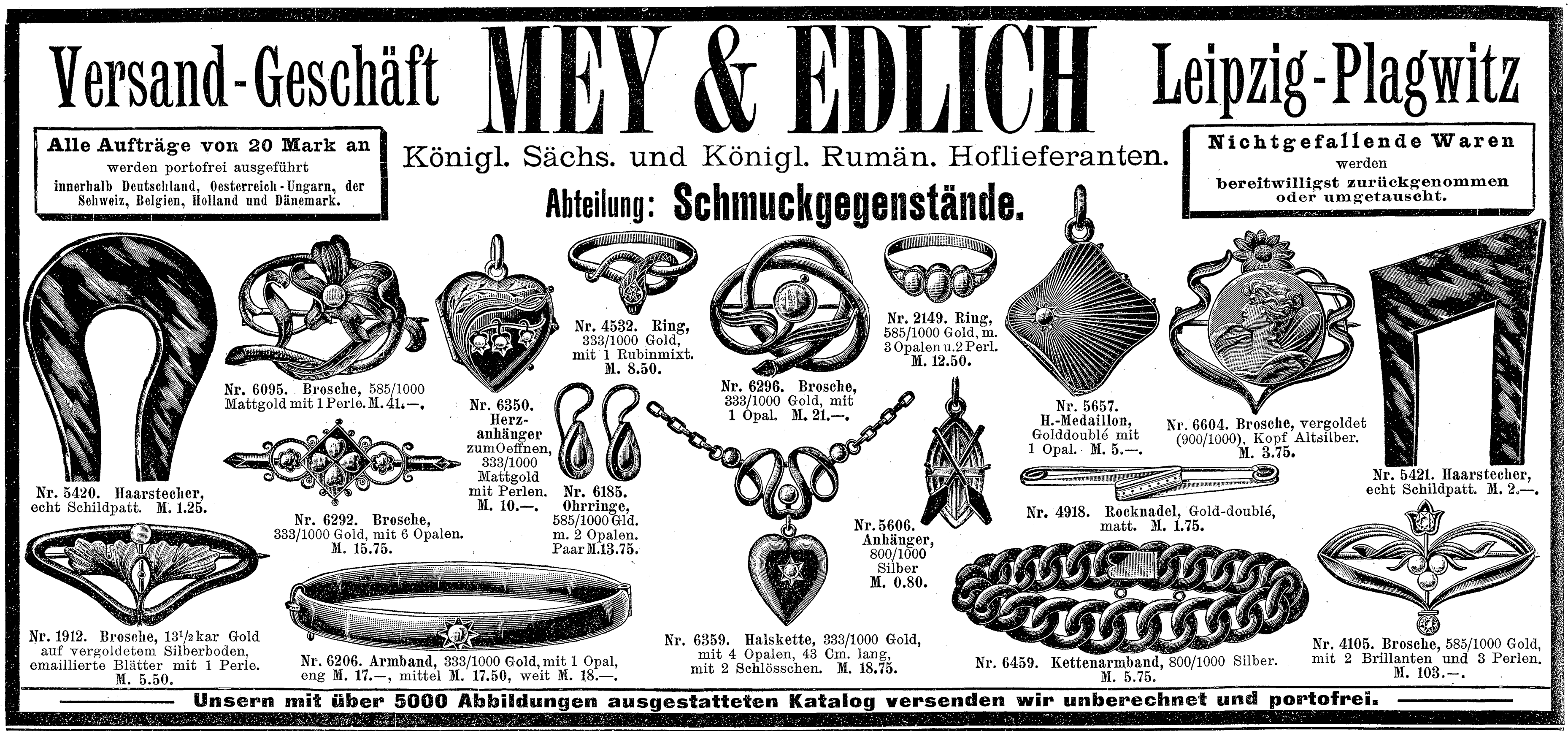
Georg Ebers geſammelte Werke.
Mit dem Porträt des Dichters.
32 Bände. Eleg. gebunden M. 112.—
Dieſe Ausgabe enthält die Romane: Eine ägyptiſche Königstochter — Uarda — Homo sum — Die Frau Bürgemeiſterin — Die Schweſtern — Ein Wort — Der Kaiſer — Serapis — Die Gred — Die Nilbraut — Joſua — Per aspera — Kleopatra — Im Schmiedefeuer — Im blauen Hecht — Barbara Blomberg; die Dichtungen: Eine Frage — Eliſên — Drei Märchen — Die Unerſetzlichen und die Selbſtbiographie: Die Geſchichte meines Lebens.
Einzelne Werke aus dieſer Geſamt-Ausgabe werden nicht abgegeben.

Es ist zwecklos

Nachahmungen zu kaufen! Das **echte Dr. Oetkers** Backpulper à 10 Pfg. ist in den **besseren** Geschäften vorräthig. Recepte gratis!

BRENN- UND MAL-ARTIKEL
FÜR HÄUSLICHE KUNSTARBEITEN
PREISLISTE KOSTENLOS
ADRIAN BRUGGER
KGL. BAYER. HOFLIEFERANT
MÜNCHEN
THEATINERSTR. 1

Vereinigung Cauber Weingutsbesitzer
CAUB a. Rhein empfehlen ihre reingehaltenen Weine eigener Crescenzen. Man verlange Preisliste.
Preisgekrönt Ausstellung, Düsseldorf 1902


Versand-Geschäft **MEY & EDLICH** Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Schmuckgegenstände.

Nichtgefallende Waren
werden
bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Nr. 5420. Haarstecher, echt Schildpatt. M. 1.25.

Nr. 6095. Brosche, 585/1000 Mattgold mit 1 Perle. M. 41.—.

Nr. 6350. Herzanhänger zum Oeffnen, 333/1000 Mattgold mit Perlen. M. 10.—.

Nr. 4532. Ring, 333/1000 Gold, mit 1 Rubinmixt. M. 8.50.

Nr. 6296. Brosche, 333/1000 Gold, mit 1 Opal. M. 21.—.

Nr. 2149. Ring, 585/1000 Gold, m. 3 Opalen u. 2 Perl. M. 12.50.

Nr. 5657. H.-Medaillon, Golddoublé mit 1 Opal. M. 5.—.

Nr. 6604. Brosche, vergoldet (900/1000), Kopf Altsilber. M. 3.75.

Nr. 5421. Haarstecher, echt Schildpatt. M. 2.—.

Nr. 6292. Brosche, 333/1000 Gold, mit 6 Opalen. M. 15.75.

Nr. 6185. Ohrringe, 585/1000 Gld. m. 2 Opalen. Paar M. 13.75.

Nr. 5606. Anhänger, 800/1000 Silber M. 0.80.

Nr. 4918. Rocknadel, Gold-doublé, matt. M. 1.75.

Nr. 1912. Brosche, 13½ kar Gold auf vergoldetem Silberboden, emaillierte Blätter mit 1 Perle. M. 5.50.

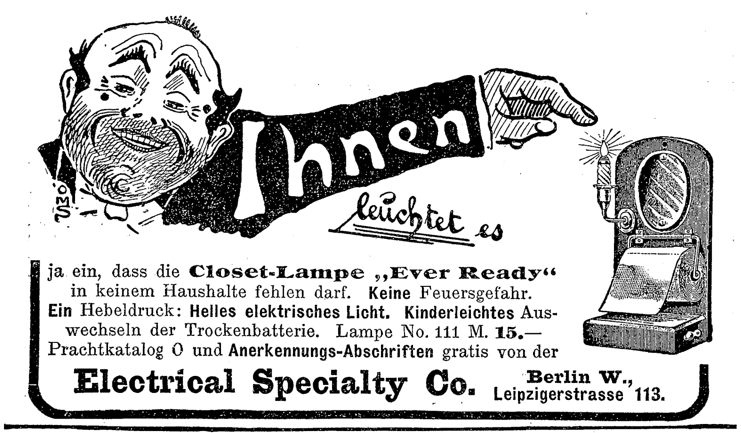
Nr. 6206. Armband, 333/1000 Gold, mit 1 Opal, eng M. 17.—, mittel M. 17.50, weit M. 18.—.

Nr. 6359. Halskette, 333/1000 Gold, mit 4 Opalen, 43 Cm. lang, mit 2 Schlösschen. M. 18.75.

Nr. 6459. Kettenarmband, 800/1000 Silber. M. 5.75.

Nr. 4105. Brosche, 585/1000 Gold, mit 2 Brillanten und 3 Perlen. M. 103.—.

Unsern mit über 5000 Abbildungen ausgestatteten Katalog versenden wir unberechnet und portofrei.



ja ein, dass die **Closet-Lampe „Ever Ready“** in keinem Haushalte fehlen darf. **Keine** Feuersgefahr. **Ein** Hebeldruck: **Helles elektrisches Licht. Kinderleichtes** Auswechseln der Trockenbatterie. Lampe No. 111 M. **15.**— Prachtkatalog O und **Anerkennungs-Abschriften** gratis von der

Electrical Specialty Co. Berlin W., Leipzigerstrasse 113.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Schloſſers Weltgeſchichte

für das deutſche Volk.

Von Neuem durchgeſehen und ergänzt von

Dr. Oskar Jäger.

25. Jubiläums-Ausgabe. 5. reichilluſtrierte Prachtausgabe in 100 Lieferungen à M. 1.—, oder 20 Bänden geheftet à M. 5.—, in Leinen gebunden à M. 6.25, in Halbfranzband à M. 7.50.

3. Volks-Ausgabe in 20 Bänden in Leinen gebunden à M. 2.—.

Schloſſers Weltgeſchichte für das deutſche Volk, ſeit länger denn zwei Menſchenaltern unerreicht durch Friſche, Klarheit der Darſtellung, ungeſchminkte Wahrheit, Reichtum und Vielſeitigkeit des Materials ſowie eine muſtergültige Schreibart, ſteht in der neuen Bearbeitung und Fortführung bis auf unſere Tage durch den bekannten Hiſtoriker

Geheimrat Professor Dr. Oskar Jäger

wieder vollkommen auf der Höhe moderner populärer Geſchichtſchreibung.

Aug. Spangenberg, Berlin SO., Neanderstr. 3.
Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss. z. Schlafen i. 20 v. Lag. Tragstühle.

„Punta“ das iſt ein hübſches Spiel,
Schafft Kurzweil und Vergnügen viel;
Es ſpielen's die Großen und Kleinen gern,
Zu haben vom Puntahaus Leipzig u. Bern,
à 1, 2 und 3 Mark
ſowie in Spielwaren- u. Papierhandlungen.

Werft Eure Anſichtspoſtkarten
u. Photographien in Rieſengröße, mit den Original-Farben an die weiße Wand mittels des **Megascop.** Auch als Zeichenapparat zu verwenden. Ill. Catalog gratis. **A. Deutsch, Leipzig.**

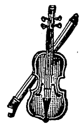
Königreich Sachsen

Maschinenbau und Elektrotechnik

Ingenieurschule Zwickau

Ingenieur- und Techniker-Kurse

Prospekte kostenfrei


Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernst Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Verstellbare, zusammenlegbare

Gardinen-Spanner

mit eingesetzten Nadeln z. Aufhaken.
Hochstell-Spanner à Mk. 12.50
aufgestellt 4 m lang, 2 m hoch.
Flachstell-Spanner,
aufgestellt 4 m lang, 2 m breit,
mit 6 St. 35 cm lang. Pflöck. M. **10.**—
„ 6 „ 65 „ „ „ „ **11.**—
Passend für alle Gardinen-Grössen bis zu 3,80 m Länge und 1,80 m Breite, durch deren Benutzung das lästige Plätten der Gardinen erspart wird und letztere ein prachtvolles Aussehen erhalten, empfiehlt
inkl. Verpackung ab Olbernhau i. S. gegen vorherige Kasse oder Nachnahme.

Einhorn Nachfolger, Olbernhau i. Sa.

Abbildungen gratis und franko.

Vorzügl. Musikinstrum. jed. Art bezieht man am billigsten direkt aus d. grössten württbg. Hof-Musikinstr.-Fabr. v **Rob. Barth, Stuttgart.** Preisl. grat. Bitte anz. f. welch. Instrum.

Zauber- und Nebelbilder-Apparate für Künſtler, Dilettanten u. Kinder. Illuſtr. Preisliſte grt. fr. **Wilhelm Bethge, Magdeburg,** Jacobſtr. 7.

Georg Brühl, Kötzschenbroda 4

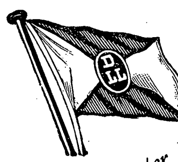
Weltbekannte Züchterei feinster tieftourenreicher **Kanarien-Edelroller,** neuest. Gesangsrichtung, präm. m. gold. Medaillen, Versand u. Garant. f. Wert, leb. Ankunft à St. 8, 10, 12, 15, 20, 25 bis 30 Mk. unter Nachn. auf 8 Tage Probez. Ia. Zuchtweibchen 2 Mk. Preisliste m. Dankschreiben gratis.

Adolph Göhring
Königlicher Hofmundbäcker
Dresden, Schloss-Strasse 19
hält seine altrenommierte, seit 1847 bestehende Bäckerei der **weltberühmten, mit ersten Preisen gekrönten**

Dresdner Christstollen

Sultania-, Rosinen- I. u. **II., Mandeln-** u. **Mohn-Stollen** im Preise von 2—30 M., je nach Grösse, bestens empfohlen. Versand nach allen Staaten des Welt-Post-Vereins geg. Nachnahme od. vorherige Einsendung d. Betrages.

Orient-Fahrten


Unter **Levante-Flagge** *nach*
Lissabon, Algier, Tunis, Malta, Piräus, Smyrna, Alexandrien bezw. Konstantinopel
alle 20 Tage **ab Hamburg** *mit den Expreßdampfern* **„THERAPIA“ „STAMBUL“ „PERA“**

Fahrpreis einschließlich Verpflegung I. Klasse von Hamburg
nach ***Konstantinopel*** *nach* ***Alexandrien . .*** } *von* ***Mk. 300.—*** *an*
Auf Wunsch Führung an Land und Prospekte durch
Carl Stangens Reise Bureau, Berlin W
Prospekte und Auskünfte durch

Deutsche Levante-Linie
Hamburg 11.

Sparsame Hausfrauen
kochen nur mit
Umbach's Dampftöpfen
Halbe Kochzeit. Erhöhte Schmackhaftigkeit aller Speisen.
In allen einschläg. Geschäften; sonst direkt vom Fabrikanten
Chr. Umbach, Bietigheim (Württemberg.)

Illustrierte Prospekte gratis.

PHOTOGR. APPARATE
Grösste Auswahl in nur erstklassigen Fabrikaten
Verkauf streng zu Original-Fabrikpreisen
Auch bei Teilzahlung keine Preiserhöhung
G. Rüdenberg jun., Hannover
Ill. Preisliste Nr. 1A über phot. Apparate, Nr. 17 über Prismengläser kostenfrei
PRISMEN-FERNGLÄSER

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 11

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

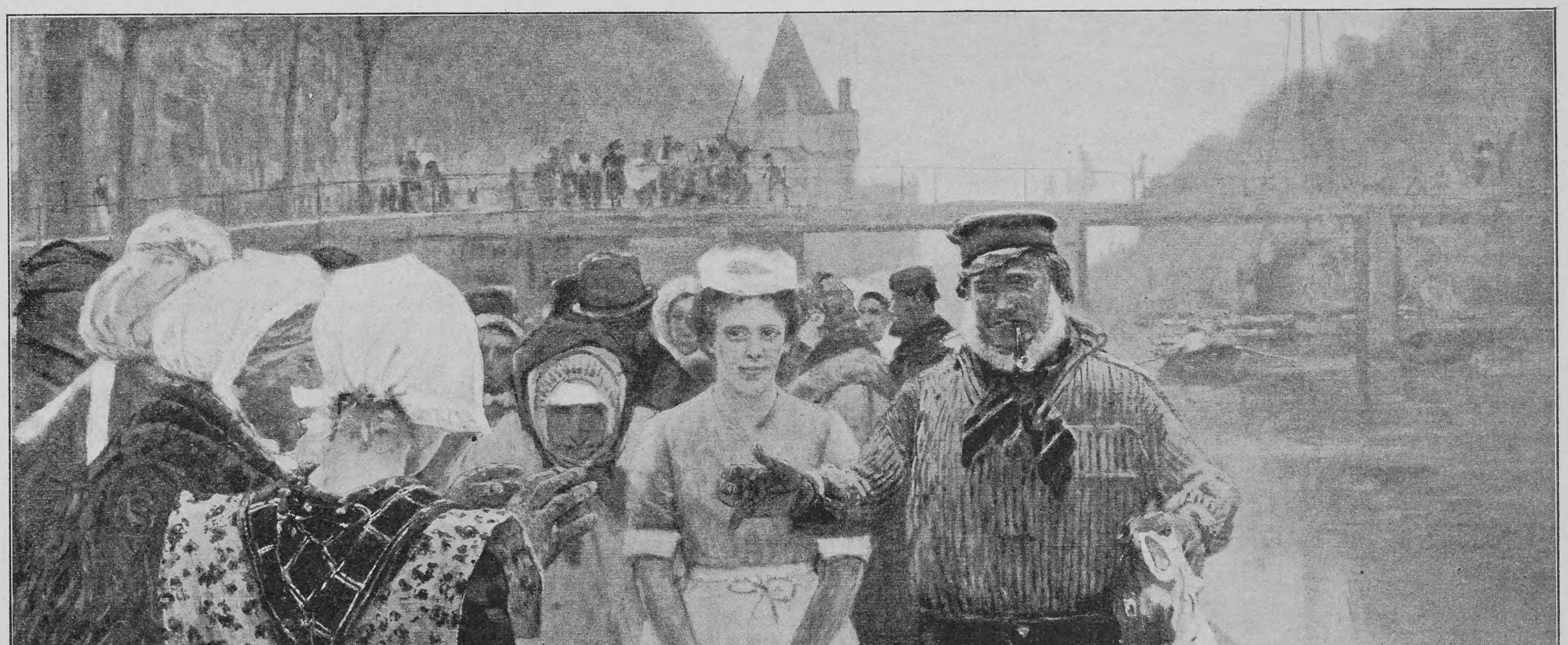
Das ſchlafende Heer

Roman von C. Viebig

(Fortſetzung)

Es war früh, gegen die Mittagsſtunde, geweſen, als ſie die Nepomukena begruben, jetzt fing das Dunkel ſchon an ſich zu recken. Vom weſtlichen Horizont kam eine Röte über den Himmel gekrochen und überzog das ganze Gewölbe; ſie ſtrahlte die weißgrauen Wolken an, daß die wie Rauch aus Flammen ſtiegen. Die Ebene lag im Widerſchein; der Pfuhl im Dorf mit ſeinen aufgehackten ſchwarzen Löchern bekam einen ſchmutzig-roten Spiegel, und am ſchwarzen Turm der Kirche wiſchten blutige Finger.

Das düſtere Winterrot machte das Dorf nicht freundlicher, auch die Gedanken des Vikars nicht, der, von Ignaz Ruda geleitet, jetzt vor die Tür der niedrigen Hütte trat, deren eine Seite die Schulſtube und die Wohnung des Lehrers enthielt,



Fiſchmarkt in einer holländiſchen Stadt. Nach dem Gemälde von Hans Herrmann während auf der andern Seite der Häusler Jezierski mit ſeinen neun lebendigen Kindern hauſte.

Ruda, in ſeinen Tuchleiſtenſchuhen, das Röckchen vorm Stöbern des blaſenden Windes über der Bruſt zuſammenhaltend, ſtammelte, halb ſinnlos vor Angſt: „Was nun, was nun, Herr Vikar, was mache ich nun?! Jeſus Maria! Sagt' ich's nicht, daß der Herr Baron mich wird ins Unglück bringen? Kein Menſch kümmert ſich ſonſt um mich, aber nun, nun — da iſt der dran ſchuld, der ganz alleine!" Sein zitternder Finger wies gen Niemczyce; blaß bis in die Lippen geworden, blickte er wie ein mißhandeltes Tier, das ſich gern rächen möchte, und nur nicht weiß wie. „Ich bin ruiniert, ich Unglücklicher! Was ſoll ich machen?" Hilfeſuchend faßte er den geiſtlichen Herrn am Aermel.

Gorka kniff die Lippen zuſammen. Unter der gerunzelten Stirn bekamen ſeine Augen einen düſter brütenden Ausdruck. Er war immer bleich, aber heute zeigte ſein gelbliches Blaß einen Stich ins Grünliche, wie bei einem, dem die Galle ins Blut getreten. Heute, vor wenig Stunden, war mit der Mittagspoſt ein Brief gekommen, ein Schreiben der Behörde an den geiſtlichen Vorſtand der Schule von Pociecha. Weder ſcharfe Worte noch eine Drohung waren darin ausgeſprochen, in höflich amtlichem Stil wurde nur die Verfügung des deutſch abzuhaltenden Schulunterrichts wiederholt. Aber den jungen Prieſter hatte beim Leſen die Wut gepackt, die Hände ballend war er in der Stube auf und ab geſtürmt, während Peter Stachowiak, in ſeinem Lehnſtuhl beim Ofen ſitzend, verwundert drein ſah: nun, was war denn da weiter? Laß ſie ſchreiben, man tut doch, was man will!

Ah, dieſe Unverſchämtheit, dieſe Ueberhebung! Ueber Geweihte des Herrn einfach weg zu verfügen, als ſeien ſie dumme Jungen!

In Gorka wallte das Blut ſeiner Ahnen auf: einem elenden Dorfhuhn mag man wohl den Wurm abjagen, den es im Schnabel trägt, einem Adler die Beute nie! Sollten ſich Szenen des Kulturkampfes noch einmal erneuern? Nun wohl, man würde jetzt den polniſchen Unterricht der Kinder ebenſo verteidigen, wie damals die Märtyrer der Kirche ihre Rechte. Es ſollte den Widerſachern nicht gelingen, der verfolgten Kirche eine der kräftigſten Stützen aus der Hand zu winden. Nur Ruhe, Beſonnenheit!

Zum Brevier nahm der Erregte ſeine Zuflucht. Und wie er, die Lippen lautlos bewegend, wieder und wieder las, was er längſt auswendig wußte, wurden ſeine Züge glatt. Dann war er zum Lehrer gegangen.

Eine mehrſtündige Unterredung hatte er mit Ruda gehabt, aber ſie hatte doch nicht viel gefruchtet. Mit einem verächtlichen Blick ſah der Vikar jetzt auf den ſich in tauſend Aengſten Windenden herab. Unſanft befreite er ſeinen Aermel aus den ſich daran klammernden Händen:

„Tun Sie Ihre Schuldigkeit, Ruda! Ich habe Ihnen unlängſt ſchon einmal geſagt, daß ich Sie nicht im Stiche laſſen werde. Aber zweien Herren können Sie nun einmal nicht dienen. Entweder Sie ſind ein guter Chriſt, ein treuer Sohn Polens, oder —" er ſprach es nicht aus, er machte nur eine wegweiſende Handbewegung. Und dann ließ er feſt ſeinen Blick auf dem Schwankenden ruhen: „Es gibt hier nur ein Entweder — Oder!"

„Ich muß ja wohl, ich muß ja wohl! Ich kann ja gar nicht anders, ſie ſchlagen mich ſonſt tot hier," jammerte der Erbarmungswürdige.

Der Geiſtliche zuckte die Achſeln: „Können Sie es Eltern verdenken, daß ſie das Beſte ihrer Kinder wünſchen? Mit der fremden Sprache kommt der fremde Glaube. Welche Mutter möchte ihr Kind verlieren?! Und iſt ſie nicht dereinſt verantwortlich für ſeine Seele vor Gottes Thron?!" Seine Stimme hatte etwas Pathetiſches bekommen; nun verlor ſich der Klang: „Aber tun Sie, was Sie wollen und — verantworten können!" Ernſt neigte er den Kopf und ging.

Er ging die einzige Dorfſtraße hinab, ſie führte zwiſchen Pfuhl und Propſtei durch, aber er trat nicht ins Haus ein. Er ging weiter. Noch war es ihm nicht möglich, zwiſchen den engen Wänden zu ſitzen, die Peter Stachowiaks engen Horizont begrenzten; draußen in der großen Einſamkeit der winterlichen Scholle mußte er den Blick ſchweifen laſſen über unendliches, unbegrenztes Land.

Der Himmel glühte nur noch ganz im Weſten, und da hinein, in das letzte Blutrot, das ſich wie eine Fackel aus dem Dunkel hob, mündete die Dorfſtraße. Der Prieſter ging ſie mit erhobenem Haupte wie ein Herrſcher, feſten Trittes wie ein Streitbarer, der da auszieht, das Seine zu verteidigen.

Hier und da grüßte ein Weib, das mit dem Futtereimer zum Stalle ſchritt, demütig den Herrn Vikar: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!"

Und er ſprach, das Haupt neigend und die Hand erhebend zum friedlichen Gruß: „In Ewigkeit, Amen!"

Ganz ſtill, erfroren lag das Dorf in der kälter und kälter werdenden Nachtluft. Nur aus dem Krug ſchallte lauter Lärm. Die Schenke war das erſte Haus im Dorf und auch das letzte, je nachdem, von welcher Seite man kam. Der Vikar mußte daran vorbei auf ſeinem Weg in die Felder. Er hielt an und horchte: welch ein Geſchrei! War das nicht eine Weiberſtimme, die da kreiſchte, wie in höchſten Nöten? Er ſtand noch und lauſchte, da wurde die Krugtür aufgeſtoßen; von einem kräftigen Tritt befördert, flog eine Geſtalt wie ein Bündel hinaus ins Dunkel, überſchlug die Stufen im Bogen und lag ihm zu Füßen. Er bückte ſich danach — war's ein Mann, eine Frauensperſon? Da rief auch ſchon eine Männerſtimme vom Eingang greuliche Flüche her, und innen jauchzten viele: „He, Ciotka, ade! Lebe wohl, Ciotka," und brüllendes Gelächter folgte.

Es war Frelikowski, der Förſter, der die Trunkene hinausgeworfen. Er pflegte oft im Pociechaer Krug einzukehren, der war der nächſte ſeinem Revier — wer wollte ihm das auch wehren? Aber jetzt ſtand der ſtämmige Mann doch einigermaßen verlegen vorm jungen Vikar und zwirbelte die Spitzen ſeines mächtigen Bartes. Er entſchuldigte ſich: der Herr Vikar ſollte nicht denken, daß er nicht nüchtern ſei, aber wer hieß das Weib, ihn anfallen? Ganz ahnungslos war er hier eingetreten, bei der grimmigen Kälte was Warmes zu trinken — der Herr Vikar glaubte es gar nicht, was ſo ein Förſter ſeine liebe Not mit den Wilddieben hat! Kaum daß es dunkelt, muß er auf den Beinen ſein, das Revier im weiten Umkreis zu durchſtreifen, — pſiakrew! Die Anſiedler, ja, die waren's ſicherlich, die keinen Reſpekt hatten vor des Herrn Wild!

„Die Anſiedler?" Der Vikar horchte auf. „Die Anſiedler — irren Sie ſich nicht, Herr Frelikowski?"

Der Förſter lachte. „Ich kenne meine Vögel! Fuchseiſen legen ſie auf den Aeckern, hat ſich neulich mein beſter Hund drin gefangen. Daß der Wolf ſie freſſe! Ich werde einmal ihre Gärten viſitieren — bei dem großſchnauzigen Rheinländer zuerſt — möcht' ich doch wetten, daß da Haſenſchlingen ſind, die Maſſe! Glauben der Herr Vikar," — er blinzelte — „daß man darum kurzen Prozeß mit ihnen machen könnte? Der Herr Vikar könnte uns raten, wir würden ihm ſehr dankbar ſein!"

Frelikowski hoffte, ſo das Geſpräch von der Ciotka abzubringen, aber der Vikar ging auf den Grund: was hatte das Weib getan, daß es hinausgeworfen ward?! Man hörte jetzt, wie die Ciotka ſich draußen jammernd und ſchimpfend davon machte.

Zum Teufel, wenn der Herr Vikar es denn wiſſen wollte — Frelikowski hatte ſich wieder gefunden, brutal ſtellte er ſich auf —, ja, wenn er es nur ſelber wüßte! Eingetreten war er eben hier, ganz harmlos, da war die Hexe ihm an den Hals geſprungen wie eine Katze, hatte geſchrien: mein Geld, mein Geld! und hatte ihn wütend gekratzt. War's nicht ſo geweſen?!

Mit ſeinen kalten Augen ſah er ſich ſcharf im Kreiſe um, da nickten ſie alle: ja, ja, ſo war's geweſen!

‚Hundeblut' hatte ſie ihn geſchimpft, ‚Spitzbube'! Und das ſollte er ſich gefallen laſſen?!

„Hier, Hochwürden," — er zeigte auf ſeine Bruſt — „hier ſchmücken die Ehrenzeichen meinen Rock! Ich habe gedient! Ich werde mich von ſo einer doch nicht ‚Spitzbube' ſchimpfen laſſen?! Sie hat wohl geträumt oder war betrunken, die Ciotka, oder —" er hielt an und ſah ſich um, als traue er ſich nicht recht, und ſprach dann leiſer, mit Achſelzucken: „Sie ſpricht, der Niemczycer habe ihr geſagt, daß er mir Geld für ſie gegeben — der Donnerſtein ſoll mich erſchlagen, wenn das ſo iſt! — ich denke, der Niemczycer wird wohl ge—, aber ich will nichts geſagt haben!" Raſch hielt er ſich ſelber den Mund zu. „Das wiſſen doch der Herr Vikar am beſten, wer nicht den rechten Glauben hat, der —" Er brach wieder ab und zuckte die Achſeln.

Zerſtreut nickte der Geiſtliche, er hatte gar nicht recht zugehört. Sein Blick hatte die Wirtsſtube durchforſcht, unter deren Eingang er ſtand; der widrige Dunſt von Fuſel und Tabak, der ihm entgegenſchlug, machte ihm Uebelkeit, aber er zwang ſich, zu bleiben.

„Geliebte," ſprach er mit leiſer und doch eindringlicher Stimme, indem er jeden einzelnen beſonders ins Auge faßte, „es iſt nicht fein, wenn ein Bruder und eine Schweſter miteinander ſtreiten. Seid einig — um zu ſtreiten gegen die, ſo nicht von den Euren ſind!" Er ſprach ein wenig ſtockend, der Gedanke war ihm erſt jetzt gekommen, plötzlich, beim Anblick der erhitzten Geſichter; er nützte ihn aus.

Raſcher, fließender ſprach er weiter: „Ihr habt gehört, was der Frelikowski geſprochen hat: ‚ſo jemand nicht den rechten Glauben hat'. Am nächſten Sonntag werde ich euch eingehender von jenen ſagen, die nicht den rechten Glauben haben, heut aber ſchon ſage ich euch: Hütet euch!" Er ſprach das ‚Hütet euch' plötzlich ganz ſtark, ſo daß auch diejenigen, die verſchlafen die Lider ſenkten und die Lippen hängen ließen, aufmerkten. „Hütet euch vor den Wölfen, die in Schafskleidern zu euch kommen, vor den Vögeln, die eine liebliche Stimme haben und euch mit Verſprechungen locken! Ihre Verſprechungen halten ſie nicht, ſie ſagen: ſie wollen euch wohl, aber — hört!" Die Stimme dämpfend, flüſterte er ganz leiſe, als raune er, ſelber erſchrocken, ihnen etwas Entſetzliches zu: „Man bedroht euren Glauben, man bedroht euer Vaterland! Eure Kinder ſollen nicht polniſch mehr ſprechen, nicht polniſch mehr ſoll der Lehrer ſie unterrichten, ihre Mutterſprache werden ſie verlernen, ihr werdet eure Kinder nicht mehr verſtehen, und eure Kinder werden euch nicht mehr verſtehen!"

Er machte eine Pauſe, und als ſie ihn alle verdutzt anſtarrten, erhob er laut die Stimme wie zu einem Schrei, während leidenſchaftliches Rot ſeine bleichen Wangen überflammte: „Polniſche Väter, polniſche Mütter vor allem, wollt ihr das leiden?!"

„Pſiakrew!" Einer, der noch ein wenig hell war, fluchte. Die Kinder nicht mehr polniſch ſprechen? Ei, was ſollten ſie denn ſprechen?!

„Deutſch, du Eſel," brüllte der Inſpektor, der noch zugegen war, und ſtampfte mit dem ſchweren Stiefel auf. „Deutſch, nur deutſch werden ſie ſprechen, — ‚evangeliſch', wenn du das beſſer verſtehſt! Ein Hundsfott, wer das zuläßt!"

„Huſſa, komme mir einer unter die Finger aus der deutſchen Schule," drohte Frelikowski, „der ſoll mich kennen lernen! Ich hänge ihn an den nächſten Baum." Sein Blick ſuchte unter den Leuten: „Frykacz, hattet Ihr geſtern nicht einen Haſen im Kartoffelſack? Ein zweitesmal laſſe ich Euch nicht durchſchlüpfen! Und Ihr, Stróz," — der Nachtwächter machte ſich noch kleiner als er ſchon war — „wenn Eure Enkeltochter noch einmal Reiſig ſucht und knickt dabei Aeſte ab, ſo werd' ich ihr einen gehörigen Denkzettel geben!"

„Kommt einer zu mir und fragt um Arbeit, der ſeine Kinder deutſch ſprechen läßt," ſchrie der Inſpektor, „der wird ſich ſchneiden. Ich habe keine Arbeit für ſolches Pack! Niech zyje Polska!"

„Niech zyje Polska!" Sie ſchrieen es alle nach.

Da fuhr der alte Dudek, der ganz allein noch am Tiſch ſitzen geblieben war, den Kopf auf beide Arme gelegt, auf. „Es lebe Polen!", das hörte er bis in den tiefſten Traum. Die Hand hinters Ohr legend, ſich nach vorn neigend, wie ein zitternd Lauſchender, drängte er: „Hört ihr ſie? Trommeln ſie im Lyſagora, Brüder?“ Schluchzend lallte er und fiel dem nächſten um den Hals: „Die Stunde iſt da! Auf, laßt uns eilen — ihnen entgegen — noch iſt Polen nicht ver—lo—ren!“

Er raffte ſich auf und wollte zur Tür, mit den Händen wild fuchtelnd, aber der Schnaps war zu kräftig geweſen, der zog ihn zu Boden.

Die andern wollten lachen, aber der Vikar ſprach raſch: „Hört ihn, er hofft auf das ſchlafende Heer! Polen hofft auf das ſchlafende Heer! Aber nicht aus dem Lyſagora wird das ſchlafende Heer erſtehen, nein, ihr ſelbſt, ihr alle hier, ihr ſeid das Heer, das erſtehen wird, Polen zu befreien! Stehet auf, rüſtet euch! Ihr ſeid beſtimmt dazu von Gott dem Herrn, des Vaterlandes Retter zu ſein!“ In leidenſchaftlichem Drängen ſtreckte er die Arme gegen ſie: „Ich bitte, ich beſchwöre euch, erwachet! Halte jeder ſeinen Glauben hoch! Euer Glaube iſt eure Waffe, das ſtärkſte Schwert zu Polens Befreiung! Laßt eure Kinder nur polniſch ſprechen, nur polniſch lernen! Haltet an eurer Sprache feſt — wie wollt ihr recht glauben, wenn ihr nicht recht ſprecht? — nur polniſches Gebet dringt zu Gottes Ohr. Und ſo jemand hier wäre, der“ — langſam blickte er in der Runde, ſeine bis dahin weichſtrömende, bittende Stimme wurde ſtreng — „der dieſes vergäße, ſo hätte ich das Recht, ja die Pflicht, ihm die Segnungen und Gnaden der Kirche zu verweigern. Bedenket alle, jetzt iſt die Zeit, in der der Teufel umhergeht, euch zu ſieben. Wie das Sieb unzählige Löcher hat, ſo gibt es zu dieſer Zeit unzählige Gelegenheiten zum Abfall vom Glauben. Hütet euch!“ Er hob den Finger, ſeine Miene war undurchdringlich ernſt. „Wer ſein Kind lieb hat, der gibt ſeinem Kinde Brot, aber er gebe ihm vorerſt das Heil der Seele, denn man wird dereinſt die Seelen eurer Kinder von euch fordern. Hütet euch!“

Totenſtill war's im Raum, kein Füßeſcharren, kein Räuſpern zu vernehmen. Raſch ſah der Vikar noch einmal rundum, ein leichtes Neigen des Kopfes, und fort war er.

Da brach es los: „Was, was hat er geſprochen?“

„Unſre Kinder ſollen nicht polniſch mehr ſprechen dürfen?“

„Unſre Kinder werden nur deutſch ſprechen?“

„Nur deutſch wird der Lehrer ſie fortab lehren?“

„Wir werden unſre Kinder nicht mehr verſtehen, unſre Kinder uns nicht mehr!“

„Ihr Gebet wird dann nicht mehr erhört werden, und ſie werden in die Hölle kommen!“

„Und wir werden auch brennen, weil wir ſie evangeliſch werden ließen!“

„Pſiakrew“ — ſie brüllten alle auf — „unſre Kinder ſollen nicht verderben! Schlagt die tot, die ihnen Uebles wollen, die Wölfe in Schafspelzen, die Vögel mit der lieblichen Stimme!“

Wen meinte eigentlich der Vikar damit? Wölfe in Schafspelzen? Ganz verſtanden hatten ſie ihn doch nicht.

„Ei, Dummköpfe, wen anders denn, als die Deutſchen!“ Wußten ſie das denn noch nicht? Die waren eine gefährliche Sippſchaft, aber der ſchlimmen Sippe Schlimmſter war der Niemczycer! In des Inſpektors Stimme bebte Haß: der Niemczycer, der hochnäſige Niemiec, der ſich zu vornehm deuchte, einen Inſpektor zu grüßen, der über den wegguckte, als wäre er Luft, der war ſchuld, daß die Kinder nicht mehr polniſch ſprechen durften, der am meiſten!

„Der Niemczycer, ja der war ſchuld,“ das wiederholten ſie alle; es leuchtete ihnen ein, denn Pan Sziulc wußte es genau, daß der Niemczycer beim Landrat in der Stadt geweſen, Löb Scheftel hatte den Wagen dort halten ſehen.

„Gerbt ihm das Fell, dem Kerl, dem Niemczycer!“ brüllte der Förſter, „was braucht's da noch lange Reden!“ Frelikowſki hatte es dem deutſchen Baron nicht vergeſſen, daß er ihm bei der Treibjagd einen Anſchnauzer eingetragen, wie er zeitlebens keinen hatte einſtecken müſſen, und noch dazu vor all den Gäſten! Er hetzte: „Nehmt ihn nur ſcharf aufs Korn, wenn er euch in Schußweite kommt! Piff, paff! Bringt ihn zur Strecke!“

Hei, der Teufel, der Schuft, der Drachenkopf, dem wollte man wohl das Handwerk legen, der ſollte ſich unterſtehen, polniſchen Kindern ihr Polniſch zu verbieten! An den Beinen aufhängen wollte man ihn, ihm die Ohren abſchneiden, die überall hinhorchten. Könnte man ihm nur an den Leib, dem Niemczycer, dem Hund, dem verfluchten Niemiec!

Ein entſetzlicher Lärm entſtand. Vergebens warf ſich Eljakim Hirſch über den Tiſch und breitete ſeine Arme ſchützend über ſeine Gläſer, er wurde zur Seite geſtoßen, und die Gläſer wurden gegen die Wand geſchleudert, daß ſie klirrend zerſchellten. —

Lehrer Ruda wälzte ſich dieſen Abend unruhig in ſeinem Bett, ihm ſchwante nichts Gutes. Ein Geſchrei kam vom Krug her; die nachtſtille Dorfſtraße drang das weit herunter, bis hin zur Schule. Hilf, Himmel, heilige Mutter, jetzt klang es ſchon näher! Horch!

„Es lebe Polen!“

O weh! Ignaz Ruda wickelte ſich feſter ein, ihn fing ſehr an zu frieren. Warum brüllten die ſo? Wußten die ſchon etwas? Sie würden doch nicht ihm auf den Hals rücken?

Ein Stein, plötzlich gegen die geſchloſſenen Fenſterladen der Schulſtube geſchleudert, war die Antwort.

Zitternd zog ſich Ruda das dünne Deckbett bis über die Ohren.

„Hund, Spitzbube, Halunke, komm heraus!“

Da fuhr er zitternd aus dem Bett in die Hoſe.

„Schwein, komm heraus, oder wir ſchmeißen dir die Schule über dem Kopf zuſammen!“

Da fuhr er zitternd in die Flickpantoffeln.

Ein Hagel von Steinen praſſelte gegen Läden und Wand. Blaß wie der Tod ſtand der Lehrer vor ſeinem Bett, die Zähne klapperten ihm.

„Du Hundeblut, für hundert Groſchen würdeſt du die Seelen unſrer Kinder verkaufen! Aber wir wollen es dir beibringen, das Polniſch-Lehren! Komm heraus! In den Pfuhl werden wir dich tauchen wie die Mädchen beim Dyngus!*) Bei der heiligen Mutter, wir ſchwören es dir!“

Da machte er ſich auf die Flucht. Durch das kleine Hinterfenſterchen der Schlafkammer zwängte er ſich, durch eine Lücke des Hofzaunes kroch er und entkam ſo, hinter den Zäunen her auf allen vieren ſchleichend. Nur mit Hoſe und Pantoffeln angetan, klopfte er, Zuflucht ſuchend, an der Hintertür der Propſtei.

Die eiſige Kälte der Nacht ſcheuchte die Trunkenen bald unter Dach. Der Niemczycer war nicht da, und der Lehrer, dem ſie an ſeiner Statt an den Kragen gewollt, kam nicht heraus, ſo gaben ſie ſich zufrieden. Noch einmal kehrten ſie in den Krug zurück.

XIII

Wenn ſie auch den Lehrer nicht in den Pfuhl getaucht, ſo war ihm doch vor Angſt der Schweiß am Leibe herunter gefloſſen wie das Waſſer den Mädchen beim Dyngus. Er hatte von ſeiner nächtlichen Flucht eine böſe Erkältung davongetragen. Mit pfeifendem Atem hatte er die zwei nächſten Tage noch Schule gehalten. Seine Backen glühten wie zwei feurige Roſen, und immer röter wurden ſie, immer brennender, denn in der Miene eines jeden Kindes glaubte er eine verſteckte Drohung zu leſen. Die ſchmalen Augen der Knaben blitzten unternehmend in der Klaſſe umher, und die Mädels hoben die Stumpfnaſen ſo frech in die Luft — hatten ſie nicht alle zu Hauſe gehört: deutſch ſollte unterrichtet werden? Und das würden ſie ſich nicht gefallen laſſen.

Ein ſonderlich großer Reſpekt vor dem Lehrer war nie vorhanden geweſen, aber heute war in den drei Knabenbänken zur Rechten eine ewige Unruhe; in den drei Mädchenbänken zur Linken war keine ſo offenkundige Reſpektloſigkeit, aber ein immerwährendes Kichern verwirrte ihn ganz. Er fühlte ſich machtlos. Es zuckte ihm wohl in den Fingern, nach dem Stock zu greifen, aber er traute ſich nicht; würden ihm die Eltern nicht auf den Hals kommen? Heute morgen, vor Beginn der Schule, hatte mit Kreide an der Schultür geſtanden — kaum zu entziffern war das unorthographiſche Gekritzel:

„Du Hund, wenn du unſre Kinder nicht polniſch lehrſt, ſo ſchlagen wir dich tot!“

Wer das wohl geſchrieben haben mochte! Das war das rechte Mittel, jemand zu verängſtigen! Ein gewaltiger Schreck war dem Lehrer in die Glieder gefahren. Gewiß, ja, er wollte gern polniſch unterrichten, aber da ſaßen doch die drei kleinen Anſiedlermädchen in der vorderſten Bank und ſahen ihn verſtändnislos an mit den Blauaugen, und hinter ihnen tauchte wie ein Rieſe der Vater auf und drohte mit der Fauſt: ‚Deutſch wird gelehrt!‘ Und überall, wohin er auch blickte, bäumte ſich ihm mit erhobenem Finger ein Geſpenſt entgegen: die Behörde.

In ſeiner Not verſuchte der Geängſtete allen gerecht zu werden. Erſt ſtellte er die Fragen polniſch und wiederholte ſie dann deutſch, oder umgekehrt. Aber ein unbändiges Füßeſcharren und Räuſpern entſtand, ſowie er das erſte deutſche Wort ſprach, und als er ſich nicht irre machen ließ, ſondern unentwegt weiter ſtockerte — das Ueberſetzen wurde ihm ſauer, und ſehr genau brachte er's nicht zuwege — meldete ſich kein Kind zur Antwort. Sie waren auf einmal ſämtlich taub, mochte er noch ſo ſehr ſchreien.

Auch Settchen, die älteſte der Bräuers, die doch verſtändig genug war, die Frage zu begreifen, hob nicht den Finger und ſtand nicht auf. Sie weinte. Neben ihr die Schwarzäugige hatte ſie ſchmerzhaft in den Arm gekniffen, und die hinter ihr hielt ſie an den Zöpfen feſt.

Der Lehrer ſah das Kneifen und hieß die Schwarzäugige ſich in die Ecke ſtellen. Da erhub die ein lautes Geheul und klemmte ſich in der engen Bank feſt, und in den Knabenbänken ſtand einer auf, hob gar nicht erſt den Finger, ſondern ſagte ganz dreiſt:

„Panie Lehrer, die Niſia ſoll nicht in der Ecke ſtehn, die Niemka*) ſoll in der Ecke ſtehn!“

In den wirren Fieberträumen, die dieſen böſen Schultagen folgten, ängſtigten den Lehrer immer das ſchwarze und das weiße Schaf, von denen ihm einſt ſeine Mutter geſungen; aber ſie hatten Hörner bekommen und ſtießen wie Böcke, ſie waren polniſch und deutſch und quälten ihn.

Ignaz Ruda glaubte ſeine letzte Stunde nahe. Vergebens pochten die Schulkinder am Morgen an die Tür, er war nicht mehr imſtande, ihnen zu öffnen; da hörte er ſie, vergnügt johlend, davon laufen. Niemand kam, nach ihm zu ſehen; er lag ganz verlaſſen. Drüben beim Jezierſki ſchrien die Kinder, man hörte die Mutter mit ihnen ſchelten. Wenn doch wenigſtens die Jezierſka einmal herüber käme, ihm das trockne Hemd zu reichen, das er dort im Schube hatte! Er hatte ſo ſehr geſchwitzt, nun ſchüttelte ihn der Froſt. Und auch einen Trunk begehrte er, die Lippen waren ihm ganz verbrannt; aber das Weib hörte nicht ſeine ſchwache Stimme.

Aus den Augen des Kranken liefen die Tränen. So elend ſein Leben war, er hing doch daran. Wenn nur jemand zu errufen wäre, den er zu Doktor Wollinſki ſchicken könnte! Er verſuchte, aus dem Bette zu kriechen, aber halb ohnmächtig ſank er zurück, er hatte die Kräfte nicht. Und dann begann er wieder zu rufen, zu ſchreien, bis ſeine kranke Bruſt das nicht mehr ertrug und ein würgender Huſten ihm blutigen Schaum über die Lippen drängte.

In der kalten Kammer rang der Verlaſſene mit Todesnot. Er fühlte ſich unſäglich elend. Was hatte er verbrochen, daß ſie ihn ſo krepieren ließen! War er ein Hund? Hatte ihn nicht auch einſtmals eine Mutter gewiegt? Die war jetzt ein altes Mütterchen und wohnte zu Wſchowa**) im Spital. Wenn die ihn ſo ſehen könnte! Weinen würde ſie über ihn, aber fluchen würde ſie dem, der ihren Sohn ſo weit gebracht. Ja, Fluch dem, der an allem Uebel ſchuld war, der ſchlimmer war als die Pociechaer, als die Schulkinder, als der große Anſiedler mit ſeinem Prügel, als der Teufel ſelber — der Niemczycer! Mochte die heilige Muttergottes es dem heimzahlen, was er leiden mußte!

---

*) Bäuerliche Sitte, die Mädchen beim Grauen des Oſtermorgens in Waſſer zu tauchen.

*) Die Deutſche.

**) Frauſtadt.

In ohnmächtiger Wut ballte der Armſelige die zitternden Hände und dann ſtreckte er ſich — jetzt kam ſein Tod! Daß der an dem Niemiec gerochen werde!

Aber nur wilde Fieberphantaſien kamen, in denen des Lehrers ſchwache Geſtalt gegen den hohen Niemczycer ankämpfte. —

Als Ruda wieder zu klarem Bewußtſein kam, ſaß der Vikar an ſeinem Bett, und im Ofen kniſterte ein Feuer. Eben war Doktor Wollinski dageweſen und würde bald eine Medizin ſchicken aus der Miaſteczkoer Apotheke. Die Jezierska, die eine Suppe aus der Propſtei geholt, von Zuzanna, der Köchin, aus lauter purem Fleiſch gekocht, weinte vor Rührung: ſo gut wie eine Mutter hatte der Herr Vikar für den Herrn Lehrer geſorgt!

Sie waren alle ſehr freundlich zu Lehrer Ruda. Er konnte ſich nicht mehr beklagen; er hatte Suppe aus der Propſtei und Hühnchen und Wein, wie der Herr Vikar es verordnet. Die Mütter der Schulkinder brachten, da der Herr Vikar es geheißen, Eier genug, obgleich ſie jetzt rar. Die Buben und Mädchen bezeigten gar keine Freudigkeit über die unverhofften Ferien, beſcheiden klopften ſie an die Tür und fragten: ob der Herr Lehrer denn noch nicht geſund ſei, und ſtammelten gute Wünſche, die der Herr Vikar ſie gelehrt.

Aber viele Wochen waren doch hingegangen über des Lehrers Krankheit. Er hatte weder beim Podkoziolek aufſpielen können, noch den Karneval durch bis Aſchermittwoch. Nun ging's ſchon auf die zweite Hälfte der Faſtenzeit.

Sankt Mattheis — ‚Sankt Mattheis kalt, die Kälte lang anhalt' — hatte viel Schnee heruntergeſchüttelt, noch lag er auf den Aeckern, aber er hatte nicht mehr die ſtarre Eiskruſte des Winters; es gelang der Sonne, die zuweilen um die Mittagszeit ſcharfe Strahlen ſandte, hier und da ſchon das ſchmutzige Weiß-grau abzulecken. Noch dampfte in allen Hütten der Zur, die gewohnte Faſtenſuppe aus Sauerteig, aber die Herzen freuten ſich ſchon in der Hoffnung der Oſterſpeiſen.

Der Niemczycer ließ fleißig Miſt fahren und pflügen. Alle Geſpanne waren draußen auf den Feldern. Man ſtand ſchon wieder früher auf als in der dunkelſten Winterzeit.

Es war am Tage nach Mittfaſten, daß der neue Inſpektor von Deutſchau, der alte Hoppe, in aller Frühe über den Hof ſtapfte. Da ſah er vor der Scheune No. 1, von den Leuten die Katrynka, der Leierkaſten geheißen, weil drinnen die alte Getreidereinigungsmaſchine zum Drehen ſtand, Knechte und Mägde in hellem Haufen. Was gafften ſie? Eben ſtieg das Sonnenrot aus der öſtlichen Ebene und ſchaute über die Hofmauer; man hatte Licht genug, um ſehen zu können, was mit vier großen roſtigen Nägeln am Scheunentor angenagelt war. Was buchſtabierten ſie denn da?

Der Inſpektor ſtieß die Gaffenden zur Seite und ſah und las und rieb ſich die Augen und las wieder, was auf grobem weißen Papier, wie auf einem Plakat geſchrieben ſtand.

Wenn der Herr Inſpektor doch einmal laut vorleſen wollte, bitte! Die Weiber reckten ſich auf die Zehen, auch die Männer trauten ihren eignen Augen nicht recht.

Wie kam das hierher?! Ueber Nacht mußte es angenagelt worden ſein, denn geſtern abend ſpät hatte der Inſpektor ſelber noch einmal die Runde gemacht mit dem Nachtwächter und geprüft, ob alle Scheunen verſchloſſen; der Nachtwächter hatte mit der Laterne geleuchtet, und ſie hatten nichts Weißes bemerkt auf dem Torflügel der Katrynka. Es mußte einer genau die Stunde des Morgengrauens abgepaßt haben, in der der Nachtwächter ſchon heimzugehen pflegte mit ſeinem Hund, und mußte über die Hofmauer gekrochen ſein, gewandt wie eine Katze, trotz der Höhe und der ſpitzigen Glasſcherben und des Stacheldrahtes. Unüberſteiglich war hier eben nichts.

„Hm, hm!“ Noch ſtand der Inſpektor kopfſchüttelnd, und die Leute ſtanden um ihn her und gafften bald ihn an, bald das Scheunentor, als man die Freitreppe herunter einen raſchen Schritt hörte.

Der gnädige Herr. Dumm lachend ſtießen ſich Knechte und Mägde an: was würde der für ein Geſicht machen?

Inſpektor Hoppe machte eine Bewegung, als wolle er das Plakat herunterreißen, aber es war zu ſpät, ſchon hatte Doleſchal es ins Auge gefaßt.

Und er las. Haſtig überflog ſein Blick die polniſchen Buchſtaben, die ſo hingemalt waren, wie ein Kind auf die Tafel ſchreibt, und doch eine geübtere Hand nicht verleugnen konnten.

> ‚Teufel, Schwein, Schächer erſter Klaſſe! Gauner, der du dich ein Chriſt nennſt, du biſt ſchlimmer als ein Heide, denn du willſt Gottes Werk zerſtören, du willſt, daß eine Nation, von Gott erſchaffen, untergehe und die Deutſchen allein ſich breit machen. Ihr Hakatiſten, wir ſprengen euch die Köpfe mit Dynamit wie Hunden, denn mehr ſeid ihr nicht wert! Und ich ſchwöre dir, daß ich an dir meine Rache nehmen werde! Ich ſpeie dich an! Du Ketzer, wir werden dich ans Kreuz ſchlagen wie den Schächer, aber du wirſt nicht am dritten Tage mit Jeſus Chriſtus im Paradieſe ſein. Meinen Knipek werde ich dir zwiſchen die Rippen ſtoßen, daß du zur Hölle fahreſt, denn durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm!‘

Doleſchals Geſicht war tief verfinſtert. Er hatte leiſe für ſich geleſen, aber unbewußt hatten ſeine Lippen die Worte mitgeformt.

(Fortſetzung folgt)

Deutſche Kunſtkritiker der Gegenwart

Die öffentliche Kunſtkritik, die wir heute beſitzen, iſt ein Kind der Tagespreſſe. Wenn wir den Künſtlern glauben wollen: ihr verworfenſtes. „Tageskritik“ — in dem einen Worte faßt ſich für gar manchen aus dem reizbaren Völklein unſrer Maler und Bildhauer alles zuſammen, was ſich an Ignoranz, Banauſentum und Böswilligkeit nur denken läßt. Alle Verkennung, die großen Künſtlern jahrzehntelang zuteil geworden, alles Mißverſtehen, gegen das jede neue Kunſtrichtung zu kämpfen hat — wen machen wir dafür verantwortlich? Natürlich die ſchlimme „Tageskritik“.

Das iſt ſo im allgemeinen der Standpunkt der Künſtler. Man wird ihn begreifen und verzeihen, wenn man bedenkt, wie oft in der Tat die Kritik ſich geirrt, wie oft ſie es war, die durch ungerechte Urteile den Künſtlern und der Kunſt Hemmniſſe bereitet und Schaden zugefügt hat. Oft, aber gewiß nicht in allen Fällen. Wenn große Meiſter, ſelbſt in Frankreich mit ſeiner alten künſtleriſchen Kultur, viele Jahre hintereinander zu den Refüſierten gehörten, ſo waren es nicht die Tageskritiker, ſondern Künſtler, Berufsgenoſſen, „Schaffende“, die ihnen den Weg zur Oeffentlichkeit, der heute nun einmal durch die Ausſtellungen geht, verſperrten. Wenn gerade ein paar unſrer bedeutendſten Maler in den ſiebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ſich enttäuſcht und grollend aus einem deutſchen Kunſtzentrum in eine ſtolze ſelbſtgeſchaffene Einſamkeit zurückzogen — nicht die Tageskritik hatte ſie vertrieben (die exiſtierte damals noch gar nicht im heutigen Umfang), ſondern ſie wichen vor liebevollen Kollegen zurück.

Im allgemeinen darf man ſagen, daß mit dem Wachſen der Teilnahme unſers Volkes an Dingen der bildenden Kunſt zum mindeſten bei den Führern der Kritik auch das Gefühl der Verantwortlichkeit, die hohe Auffaſſung ihres Berufs immer mehr gewachſen ſind. Ob die Kritiker auf dem Boden des l'Art pour l'Art ſtehend vor allem den einzelnen Künſtler und ſein Werk nach den ſpezifiſch künſtleriſchen Eigenſchaften analyſieren, oder ob ſie das rein Menſchliche und Nationale in der Künſtlerperſönlichkeit und in der Kunſtentwicklung betonen, ſie wiſſen, wie wichtig für unſre ganze Kultur ein geſundes Kunſtleben, eine rege, verſtändnisvolle Wechſelbeziehung zwiſchen Schaffenden und Genießenden iſt, und den Forderungen ihres Berufs, wie ſie ſich ihnen aus dieſer Einſicht ergeben, ſuchen ſie mit aller Kraft gerecht zu werden. Wie die Künſtler, ſetzen auch ſie, bei ihrer nicht im gleichen Sinne produktiven Arbeit, ihre Perſönlichkeit ein, und ſo hat es für den Kunſtfreund, der am Leben der Gegenwart regen Anteil nimmt, ein Intereſſe, auch über die hervorragendſten Kunſtkritiker Perſönliches zu erfahren.

Der älteſte Vertreter deutſcher Kunſtkritik iſt zurzeit Ludwig Pietſch. Obwohl er ſelber ſeine Laufbahn mit Stift und Pinſel begonnen, hat er die Kunſtkritik doch eigentlich ſtets nur als Nebenfach behandelt. In der Hauptſache war er Reiſeſchriftſteller und der Schilderer der großen geſellſchaftlichen Ereigniſſe. Im Laufe ſeines langen Lebens — Pietſch wurde am 25. Dezember 1824 in Danzig geboren — hat er faſt die ganze Welt bereiſt und beſchrieben, in der Reichshauptſtadt gibt es noch heute kaum eine geſellige Veranſtaltung größeren Stils, auf der Ludwig Pietſch nicht zu treffen wäre. In der Kunſt iſt er den alten Göttern treu geblieben, die in der Zeit ſeiner Jugend mächtig waren, der neueren Entwicklung ſteht er nicht gerade feindlich, aber innerlich fremd gegenüber. Seine Kritik enthält ſich meiſtens der Polemik, ſie verzichtet auch darauf, die inneren Strömungen des Kunſtſchaffens bloßzulegen, Zuſammenhänge aufzudecken und das Kunſtwerk im Rahmen des geſamten Kulturlebens unſerer Zeit einzureihen. Er ſchreitet auf den Ausſtellungen von Bild zu Bild, in behaglicher Breite erzählt er, was auf der Leinwand vor ſich geht, und ſucht ſo dem Leſer durch das geſchriebene Wort einen Eindruck zu übermitteln, weniger aber ſeinen kritiſchen Blick zu ſchärfen und ihn zum ſelbſtändigen Urteil heranzubilden.

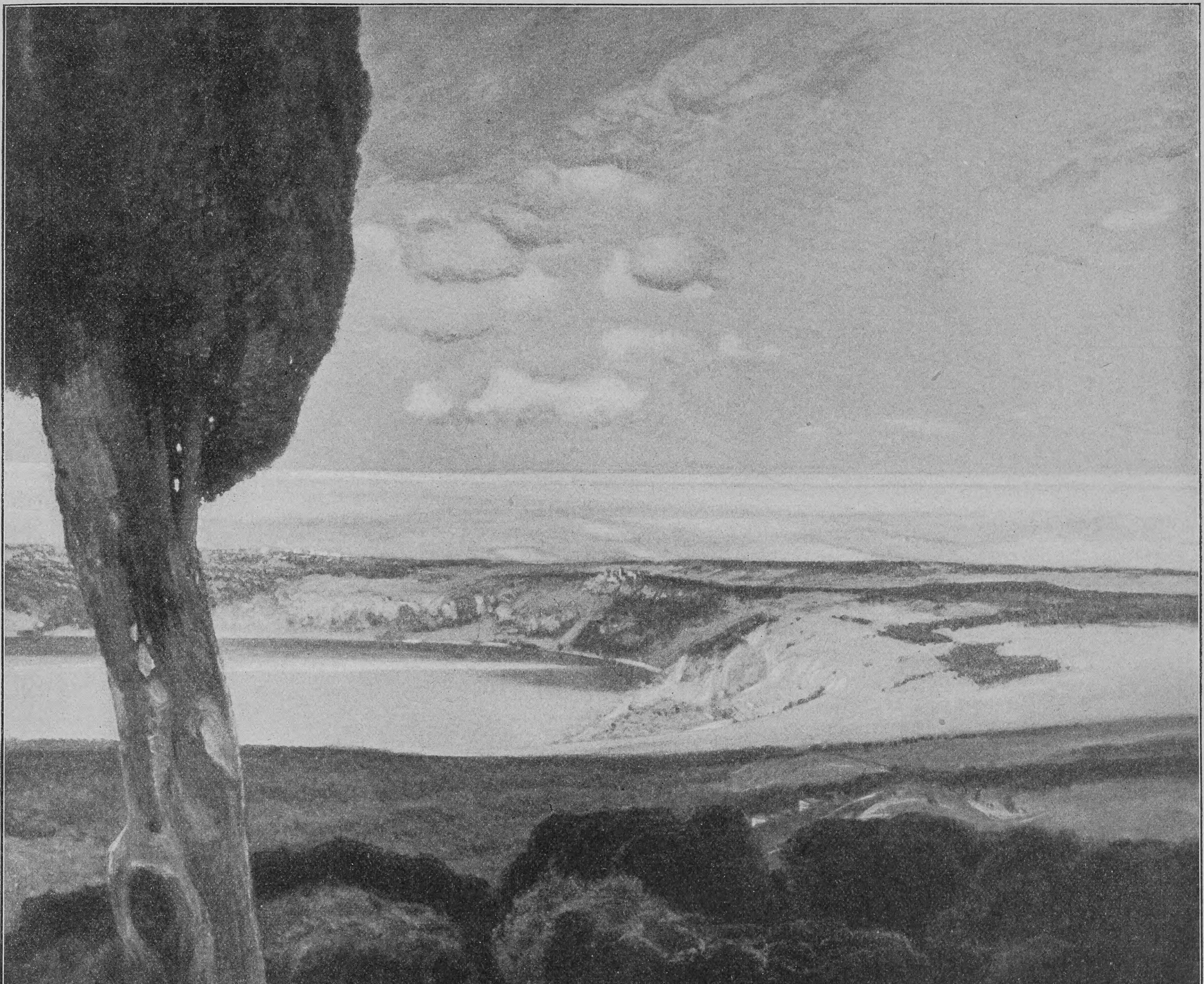
In der künſtleriſchen Anſchauung am nächſten ſteht ihm Adolf Roſenberg, der auch zu der älteren Generation der deutſchen Kunſtſchriftſteller gehört. Er wurde am 30. Januar 1850 in Bromberg geboren, ſtudierte Philologie und Archäologie und wandte ſich erſt nach ſeiner Promotion im Jahre 1872 dem Kunſtſtudium zu. Nachdem er jahrzehntelang eine hervorragende Stellung in der Tageskritik eingenommen, hat er ſich in letzter Zeit mehr auf die eigentliche Kunſtſchriftſtellerei geworfen.

Eine eigenartige Stellung unter den deutſchen Kunſtkritikern nimmt Ferdinand Avenarius ein (geboren 20. Dezember 1856). Er gehört nur loſe zur Zunft; ſeine Kritik erſtreckt ſich nämlich meiſtens nicht auf das einzelne Kunſterzeugnis, allgemeine Zuſtände unſres Kulturlebens, ſoweit es mit der Kunſt in Zuſammenhang ſteht, nimmt er unter die Lupe. Da er ſelbſt von einer andern Kunſt herkommt — Avenarius iſt ein feinſinniger Lyriker, deſſen warm empfundene Gedichte von keiner Gedankenbläſſe angekränkelt ſind —, ſo iſt er von vornherein vor jeder Einſeitigkeit bewahrt. Er treibt Kunſtpolitik edelſten Stils. Avenarius iſt auch ſtets warm für die Heimatkunſt eingetreten, aber nicht jene einſeitige Richtung, die mehr ihrer Etikette als ihrem Inhalt nach als ſolche bezeichnet werden kann, die ſich, um deutſch zu erſcheinen, ein Sträußchen an den Hut ſteckt und im 20. Jahrhundert die Eiſenbahn perhorresziert, ſondern für jene Kunſt, die wirklich in unſerm Volkstum wurzelt, wie es durch den großen Entwicklungsgang der letzten Jahrzehnte gewandelt und geworden iſt.

In Dresden lebt ebenfalls Cornelius Gurlitt, eine der anziehendſten Geſtalten unter den Männern des kunſtkritiſchen Handwerks. Als Sohn des Landſchaftsmalers Ludwig Gurlitt im Jahre 1850 geboren, iſt er der lebendige Zeuge einer alten künſtleriſchen Familientradition. Neben einer reichen ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit verwaltet er noch ein Lehramt als Profeſſor an der Techniſchen Hochſchule in Dresden und hat ſo einen beſonders ausgedehnten Wirkungskreis. Gurlitts Kritiken erregten beſonderes Aufſehen, da er als erſter für Uhde, Böcklin, Thoma und gegen die Malerei der Piloty-Schule auftrat. In neuerer Zeit hat er ſich die Kritik der Reſtaurierungen zur Aufgabe gemacht und zwar in dem Beſtreben, daß von der „ſtilvollen“ Ergänzung der Bauten abgegangen und auch bei dieſen Arbeiten der Geiſt unſrer Zeit zum Ausdruck gebracht werde. Seine Kritik iſt nie zerſtörend, ſondern im beſten Sinne ſchöpferiſch, auch dort, wo ſie angreift.

Neben Avenarius und Gurlitt ſpielt noch Profeſſor Paul Schumann im Kunſtleben Dresdens eine hervorragende Rolle. Er hat ſich beſonders publiziſtiſch um die Dresdener Kunſtausſtellungen verdient gemacht, deren feinſinnige Zuſammenſtellung und hohes künſtleriſches Niveau hinreichend bekannt ſind.

Einer der Rufer im Streit war auch ſtets Richard Muther, der jetzt ordentlicher Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Univerſität Breslau iſt.


Schreiber, chm

Herbſttag am Lago di Nemi

Nach dem Gemälde von Hermann Urban

Ferdinand Avenarius (Dresden)

Benno Rüttenauer (München)

Cornelius Gurlitt (Dresden)

Muther iſt wohl unter allen zurzeit lebenden Kunſtkritikern der begabteſte Schriftſteller. Sein Stil iſt von hinreißender Verve, von ſuggeſtiver Gewalt. Mag er uns durch das verödete Ravenna führen oder mitten hinein in das breite Volksleben des heutigen Spanien, ſpricht er, langſam durch die toten Straßen Brügges vorſchreitend, von den Bildern Hans Memlings im Johanneshoſpital oder ſchildert er die Porträts der großen Männer und Frauen aus der engliſchen Geſchichte in der Londoner Nationalgalerie, immer ſchlägt er den Leſer unwiderſtehlich in ſeinen Bann. Muther, der im Jahre 1860 in Gotha geboren wurde, der Kunſtſtadt an der Iſar jedoch die meiſte Anregung und Ausbildung verdankt, hat ſeine Stellung zu der gegenwärtigen Kunſt mannigfach geändert. In einem großen Werke über die Malerei des 19. Jahrhunderts, das ihn zuerſt bekannt gemacht, trat er begeiſtert für den modernen Impreſſionismus ein, ſpäter wandte ſich ſeine Sympathie mehr der wieder erwachten Stilkunſt zu.

Die hervorragendſte Perſönlichkeit auf dem linken Flügel der Kunſtkritik neben Muther iſt Hans Roſenhagen, der Referent des „Tag“. Der franzöſiſche Impreſſionismus hat in ihm ſeinen entſchiedenſten und erfolgreichſten Vorkämpfer in Deutſchland. Roſenhagens Intereſſe iſt vornehmlich der lebenden Kunſt zugewandt, ſeltener ſchweift er in frühere Zeiten ab, und ſeine Stärke iſt die Polemik. Seine Fanfarenartikel gegen die Münchener Kunſt ſind noch in friſcher Erinnerung und haben hüben und drüben ihren Eindruck nicht verfehlt. Hans Roſenhagen, der am 1. Mai 1858 in Berlin geboren iſt, iſt einer der wenigen, der die kritiſche Feder im Anfang überhaupt nur im Nebenberuf führte. Häusliche Verhältniſſe hatten ihn in der Jugend verhindert, ſeinen Neigungen folgend ſich dem Studium zu widmen, er wurde Kaufmann und ſetzte es durch raſtloſen Fleiß und Energie durch, neben ſeinen beruflichen Geſchäften ſich in der Wiſſenſchaft fortzubilden und bald auch ſchriftſtelleriſch tätig ſein zu können. Nachdem er ſelber einige Jahre hindurch eine Zeitſchrift „Das Atelier“ herausgegeben hatte, ermöglichten ihm ſein wachſender Ruf und ſeine immer mehr anerkannte Bedeutung als Kunſtkritiker, alle Feſſeln abzuſtreifen und nur für ſeine künſtleriſchen Ideale zu wirken.

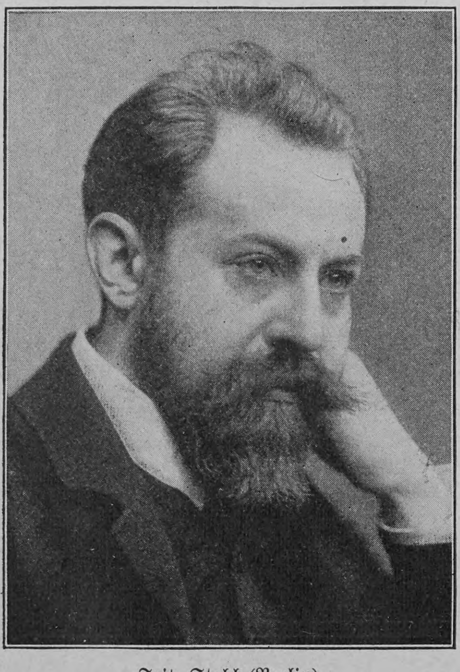
Emil Heilbut (Hermann Helferich) fand ebenfalls ſein künſtleriſches Ideal in Frankreich. Er gehört zu den erſten, die darauf hinwieſen, daß von Fontainebleau aus auch für die deutſche Kunſt das Heil kommen müßte. Sein Stil hat nichts von dem Schwung der Mutherſchen Darſtellung, der Schärfe Roſenhagenſcher Polemik; nervös, man möchte beinahe ſagen müde, reiht er Satz an Satz, aber ſeine kritiſchen Urteile ſind fein ziſeliert und von äußerſter Prägnanz.

Karl Voll (München)

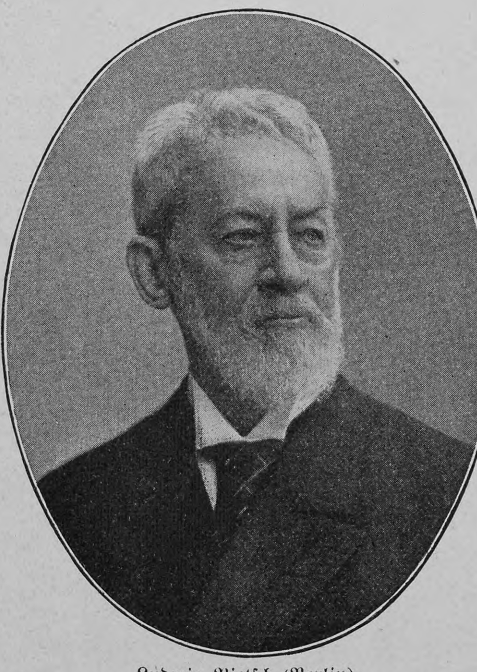
Eine vermittelnde Stellung zwiſchen den Parteien nimmt W. von Oettingen ein, der auch für das gleiche Blatt ſchreibt wie Roſenhagen. Er wurde am 25. März 1859 in Dorpat geboren und ſtudierte in Straßburg und Leipzig bei Janitſchek bezw. Springer. 1888 habilitierte er ſich als Privatdozent für Kunſtgeſchichte an der Univerſität Marburg und wurde 1892 als Lehrer der Kunſt- und Literaturgeſchichte an die Kunſtakademie in Düſſeldorf berufen. 1897 wurde er Erſter ſtändiger Sekretär der bildenden Künſte in Berlin.

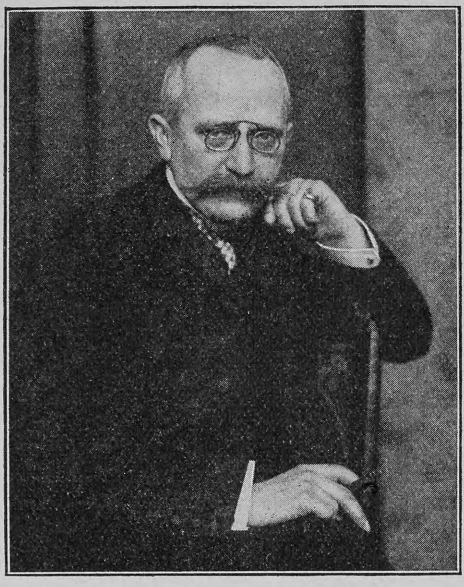
Unter der großen Schar Berliner Kunſtkritiker ſind dann noch folgende hervorzuheben. Oskar Bie, der Kritiker des Berliner Börſenkuriers. Während die Mehrzahl der heutigen Kunſtkritiker in einem engeren Verhältnis zur Literatur und Literaturwiſſenſchaft ſtehen, wenn ſie nicht überhaupt davon ausgingen, iſt Bie Muſiker und zugleich Muſikreferent. Geboren am 9. Februar 1864 in Breslau, habilitierte er ſich 1890 an der Techniſchen Hochſchule in Charlottenburg. 1901 wurde er zum Profeſſor ernannt. Fritz Stahl, der Kritiker des Berliner Tageblatts, wurde am 10. Dezember 1864 geboren. Seine Kritik hat eigentlich niemals eine ſpezielle Kunſtrichtung beſonders in den Vordergrund geſtellt, in den letzten Jahren ſcheint er jedoch von den Tendenzen, die die Berliner Sezeſſion vertritt, etwas abzurücken. Zu ſeiner kritiſchen Tätigkeit iſt in letzter Zeit eine rege Wirkſamkeit durch Vorträge u. ſ. w. hinzugetreten. Eine der meiſtverſprechenden Perſönlichkeiten unter den Jüngeren iſt Max Osborn, der Kritiker der „National-Zeitung“. Geboren am 10. Februar 1870, iſt es ihm gelungen, in kurzer Zeit als Kunſtſchriftſteller eine geachtete Stellung zu erringen. Er kommt urſprünglich von der Literaturgeſchichte her, und mit äußerſt ergiebiger und gewandter Feder betätigt er ſich auch heute noch dann und wann auf dem Nachbargebiet. Felix Poppenberg (geboren 1869 in Berlin) iſt beſonders durch ſeine feinſinnigen Arbeiten über das moderne Kunſtgewerbe bekannt geworden.

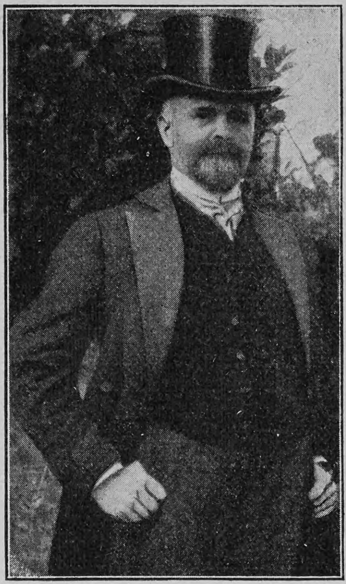
In München iſt die ſtärkſte und ſchärfſte kritiſche Kraft unſtreitig Karl Voll. Er wurde am 18. Juli 1867 in Würzburg geboren, ſtudierte neuere Philologie und war ſieben Jahre lang im praktiſchen Mittelſchuldienſte tätig. Nachdem er dann eine Zeitlang als Referent der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ erfolgreich gewirkt hatte, habilitierte er ſich an der Münchener Univerſität als Privatdozent für Kunſtgeſchichte und wurde 1902 als Nachfolger


Fritz Stahl (Berlin)

Fritz Freiherr von Oſtini (München)


Ludwig Pietſch (Berlin)


Hans Roſenhagen (Berlin)


Richard Muther (Breslau)

Franz Servaes (Wien)

Bayersdorfers Konſervator an der Alten Pinakothek. Auch in dieſer Stellung iſt er vorzugsweiſe kritiſch tätig geweſen, unermüdlich im Reſtaurieren und unerbittlich in der Entdeckung gefälſchter alter Meiſter. Sein Stil iſt ernſt und ſchwer wie die ganze Perſönlichkeit.

Eine beſonders liebenswürdige Erſcheinung iſt Fritz Freiherr von Oſtini, der neben ſeiner kritiſchen Tätigkeit die Redaktion der „Jugend" führt. Er wollte urſprünglich ſelber Maler werden und ſtand ſchon als eifriger Schüler der Akademie vor der Staffelei, als ihn die Verhältniſſe zwangen, plötzlich das Studium abzubrechen. Er griff zur Feder, trat in die Redaktion der Münchener Neueſten Nachrichten ein und wurde dort ſchließlich als Kunſtreferent der Nachfolger von Muther. Als ſolcher hat er alle die Kämpfe in der Münchener Künſtlerſchaft, die der Gründung der Sezeſſion vorangingen, wacker mitgefochten. Schließlich darf nicht verſchwiegen werden, daß Oſtini ein feinſinniger, humorvoller Poet iſt, dem wir manch launiges Gedicht verdanken.

Neben beiden iſt in München noch Georg Habich tätig, der die Stellung eines Aſſiſtenten am königlichen Münzkabinett bekleidet. Seit kurzem hat ſich auch Benno Rüttenauer in der Iſarſtadt niedergelaſſen. Er lebt dort als Privatgelehrter, und ſeine kritiſche Tätigkeit iſt nicht für den Tag berechnet, ſondern mehr zuſammenfaſſender Natur. Neben verſchiedenen Dichtungen hat er mehrere kritiſche Schriften veröffentlicht, darunter „Maler-Poeten" und „Symboliſche Kunſt".

In Wien nimmt Franz Servaes, der Kritiker der „Neuen Freien Preſſe", die hervorragendſte Stellung ein. Geboren am 17. Juni 1862 in Köln, wurde ſpäter Berlin ſein erſtes Wirkungsfeld. 1899 ſiedelte er in die Kaiſerſtadt an der Donau über. Die jung aufſtrebende Wiener Kunſtbewegung iſt von ihm immer auf das kräftigſte unterſtützt worden. Sein Stil iſt ungemein lebhaft und phantaſievoll; man merkt, daß ein Mann, der mit Poeſie in nächſter Verbindung ſteht, die Feder führt. Servaes hat denn auch ſelber mehrere belletriſtiſche und dramatiſche Werke herausgegeben.

Wolfgang von Oettingen (Berlin)

Emil Heilbut (Berlin)

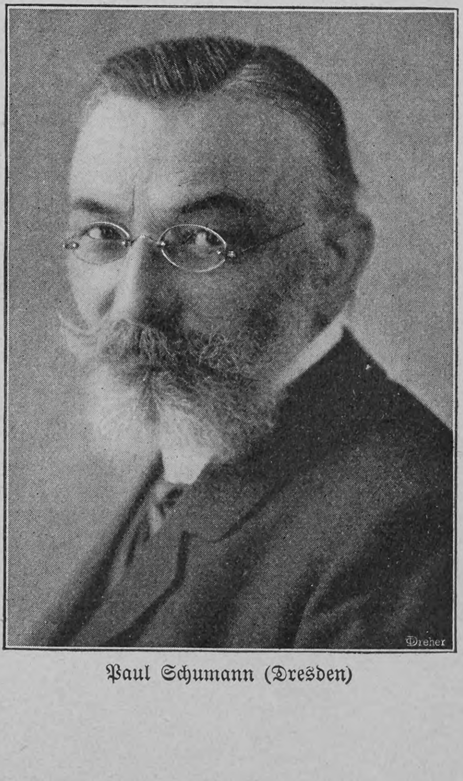
Felix Poppenberg (Berlin)

Oskar Bie (Berlin)

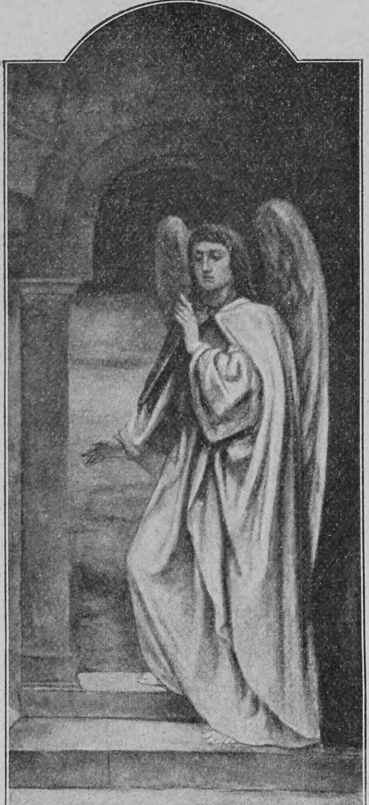
Max Osborn (Berlin)

Adolf Roſenberg (Berlin)

Georg Habich (München)


Paul Schumann (Dresden)

Wilhelm Steinhauſens Wandgemälde in der Aula des Kaiſer Friedrich-Gymnaſiums zu Frankfurt a. M.



„Gehet ein durch die enge Pforte“

Drei Werke monumentaler Malerei hat Wilhelm Steinhauſen, der edle Frankfurter Meiſter, im letzten Jahrzehnt des zu Ende gegangenen Jahrhunderts geſchaffen: für das St. Theobaldi-Stift in Wernigerode malte er die große „Kreuzigung“ und das „Gaſtmahlsbild“ — gleichſam zwei verſchiedene Betrachtungen über das Thema „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid!“ —; für die Grabkirche des Grafen Lanckoronski in St. Veit die „ſieben Werke der Barmherzigkeit“ und endlich für die Aula des Kaiſer Friedrich-Gymnaſiums in Frankfurt a. M. die Wandgemälde zu Worten der Bergpredigt.

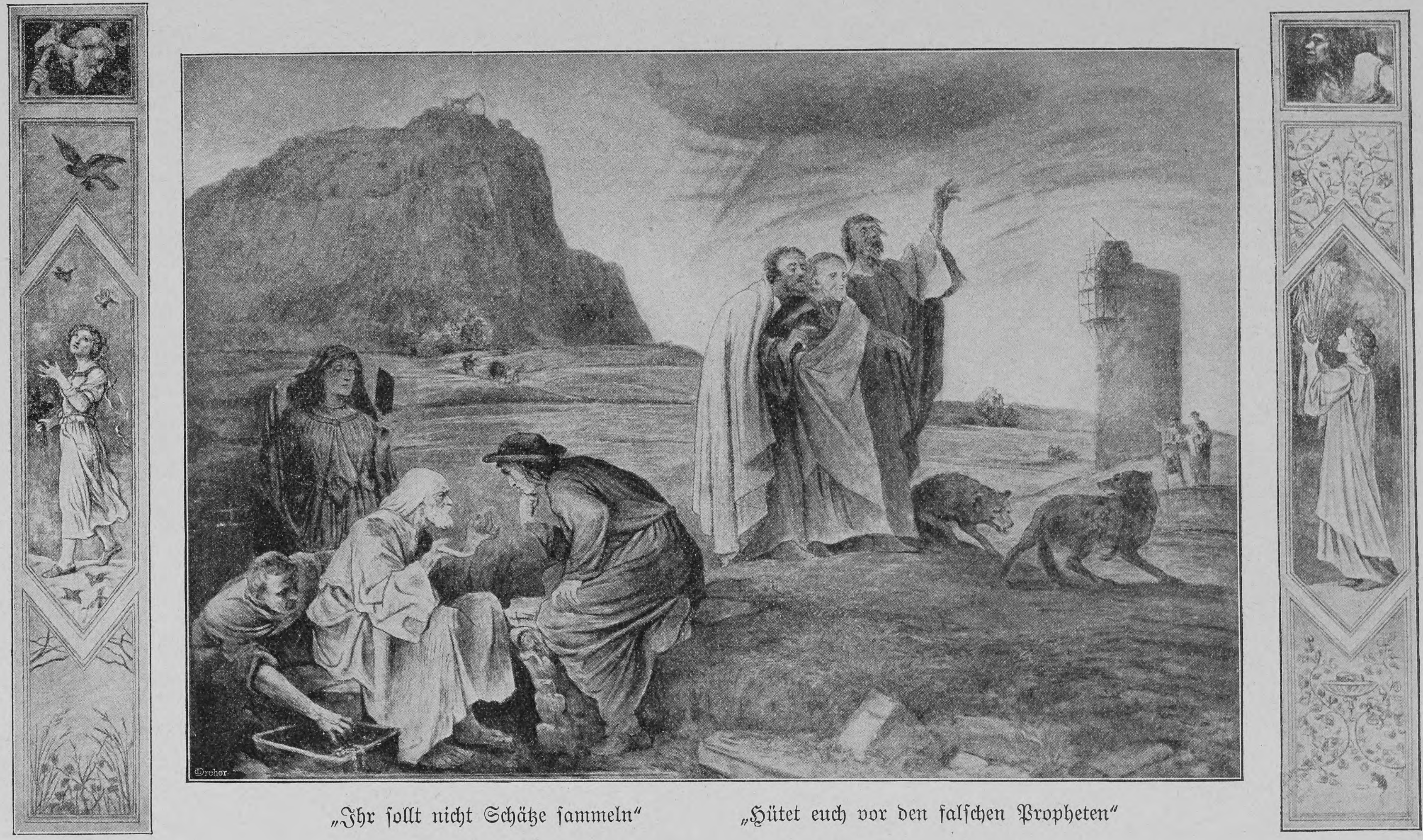
In dieſem jüngſten ſeiner Monumentalwerke hat der Künſtler ſich am freieſten und reichſten ausleben können. Das preußiſche Kultusminiſterium, das ihm den Auftrag der Ausſchmückung jenes Raumes gab, ſtellte ihm die Wahl und die Durchführung des Themas völlig frei. Ein erfreuliches Vertrauensvotum, wie es deutſchen Künſtlern von ihren Auftraggebern leider ſelten zuteil wird!

In fünf großen Bildern, die durch vier ſchmale Streifen getrennt und unten von einer Predella umſäumt werden, verkörperte der Künſtler den göttlichen Lehrer und ſein Wort.

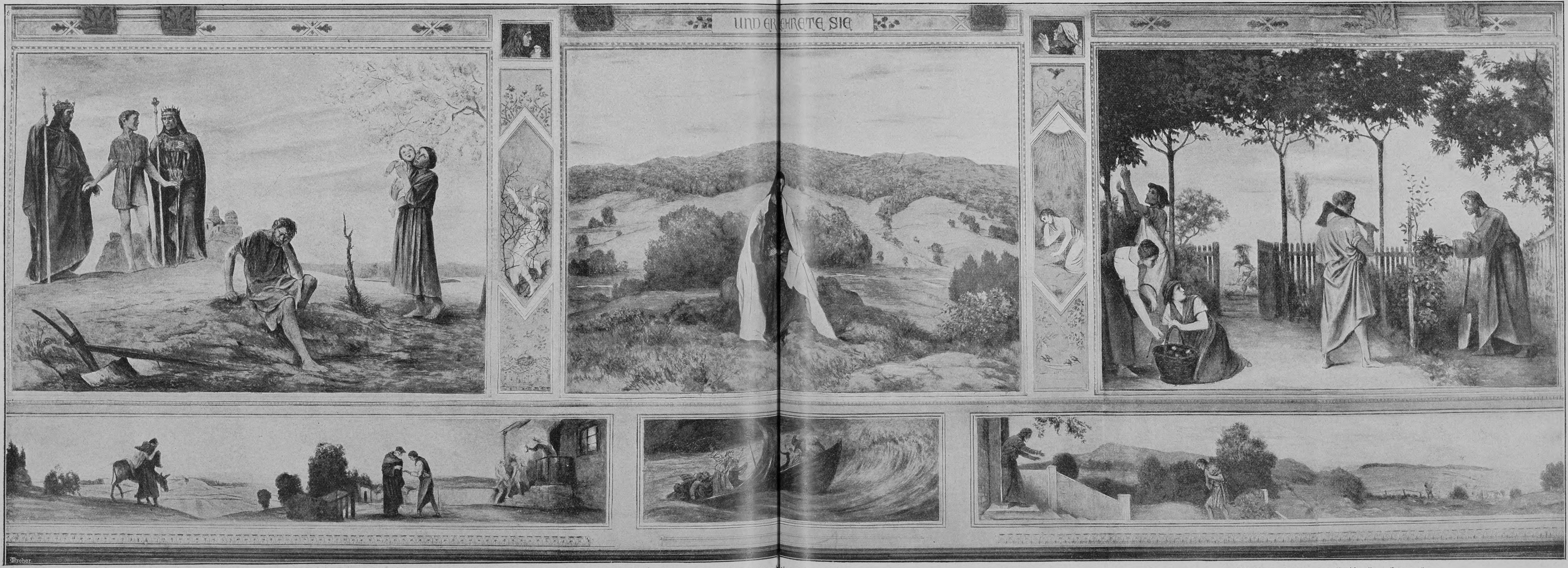
Das Mittelbild zeigt in weiter, lieblicher, echt deutſcher Berg- und Hügellandſchaft, über der ſich ein lichter Himmel wölbt, den lehrenden Chriſtus. Die Rechte wie ſegnend erhoben, ſpricht er die nie verhallenden Worte; die Zuhörer mit im Bilde darzuſtellen hat der Maler mit weiſem Bedacht unterlaſſen. Wie dieſes Bild zugleich zu den ſchönſten Schöpfungen des Landſchafters Steinhauſen gehört, ſo auch die lieblich-ernſte Gartenſzene, der das Wort „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen“ zugrunde liegt. — In wirkungsvollem Gegenſatz dazu das Doppelbild mit dem Engel, der hinweiſt auf die enge Pforte, die zum Leben führt, und das (hier nicht wiedergegebene) Nachtſtück der Kampf- und Wanderbereiten in dunkelm, nur von Fackelſchein erhelltem Gewölbe, die an das Wort gemahnen: „Ihr Jünglinge, laſſet eure Lenden umgürtet ſein und eure Lichter brennen und ſeid gleich den Menſchen, die auf ihren Herrn warten!“

Wieder ins Freie hinaus führen uns die beiden letzten großen Bilder, aber ernſt, ja düſter iſt hier der landſchaftliche Hintergrund, beſonders auf jenem, das die Irrenden, Betrogenen zeigt, die in weltlicher Weisheit und irdiſchen Schätzen das einzige Glück zu finden meinen, und die andre Gruppe der Betrüger und falſchen Propheten, die ins Weite hinausrufen, um Anhang für ihre Irrlehre werbend. Endlich noch die Doppelkompoſition des fünften Bildes: der Jüngling, der zwiſchen dem Herrn des Himmels und dem weltlichen Mammon wählen muß, da geſchrieben ſteht: „Niemand kann zween Herren dienen“, und der müde Pflüger, den die Sorge niedergedrückt hat, während neben ihm das arme Weib mit dem kleinen Kinde hoffend zum Himmel aufblickt, vertrauend der Verheißung: „Sorget nicht für den kommenden Morgen.“

Fügen wir noch hinzu, daß die Längsſtreifen und Predellenbilder Jeſus im Sturme auf dem See und mehrere neuteſtamentlichen Gleichniſſe veranſchaulichen, ſo iſt damit das Inhaltliche des Zyklus aufgezählt und das Weſentlichſte ſeiner Gedanken- und Stimmungswelt angedeutet. Die rein künſtleriſchen Eigenſchaften dieſes großen Werkes raumſchmückender Kunſt laſſen ſich, ſoweit ſie das Figürliche und die Kompoſition betreffen, aus den hier gegebenen Reproduktionen wohl erkennen; der Totaleindruck, der Zuſammenklang der kontraſtierenden Grundtöne, auf denen die einzelnen Darſtellungen ſich aufbauen, kann natürlich nur in dem Feſtſaal ſelbſt genoſſen werden, dem dieſer vornehme und weihevolle Schmuck zuteil geworden iſt.



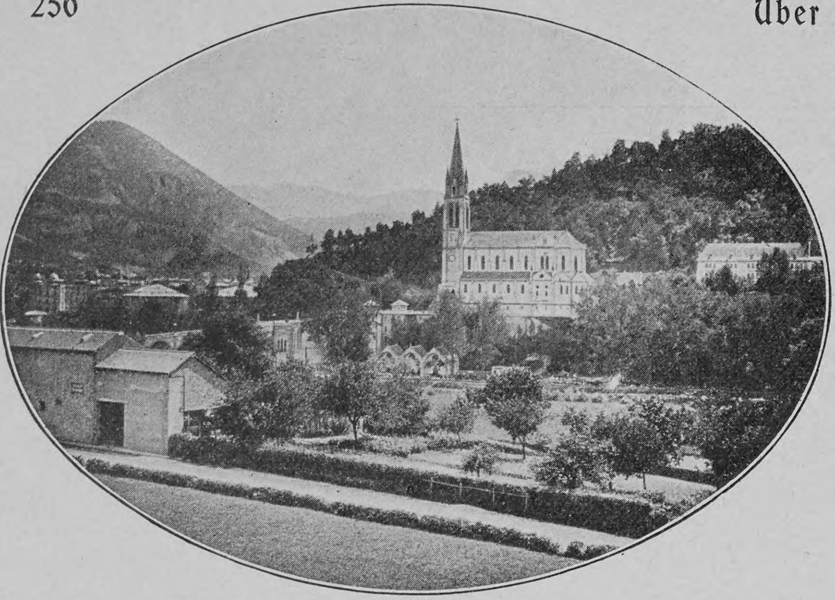
„Ihr ſollt nicht Schätze ſammeln“ „Hütet euch vor den falſchen Propheten“



„Niemand kann zween Herren dienen“ „Sorget nicht für den kommenden Morgen“
In der Predella: Der barmherzige Samariter

Chriſtus pre gt auf dem Berge
In der Predella: ie Gefahren des Lebens

„An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen“
In der Predella: Die Heimkehr des verlorenen Sohnes



Geſamtanſicht der Stadt Lourdes mit der Baſilika

Lourdes

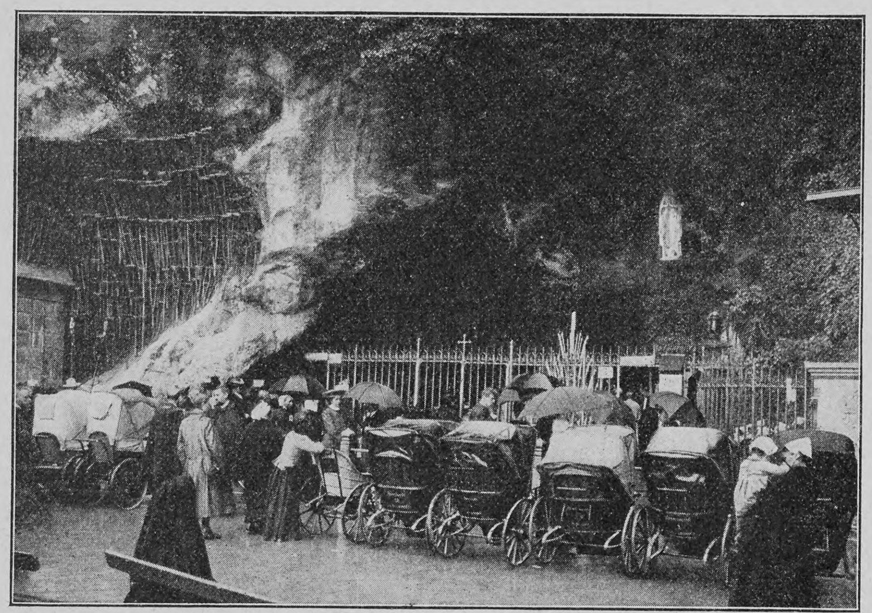
Von

Karl von Heilgenberg

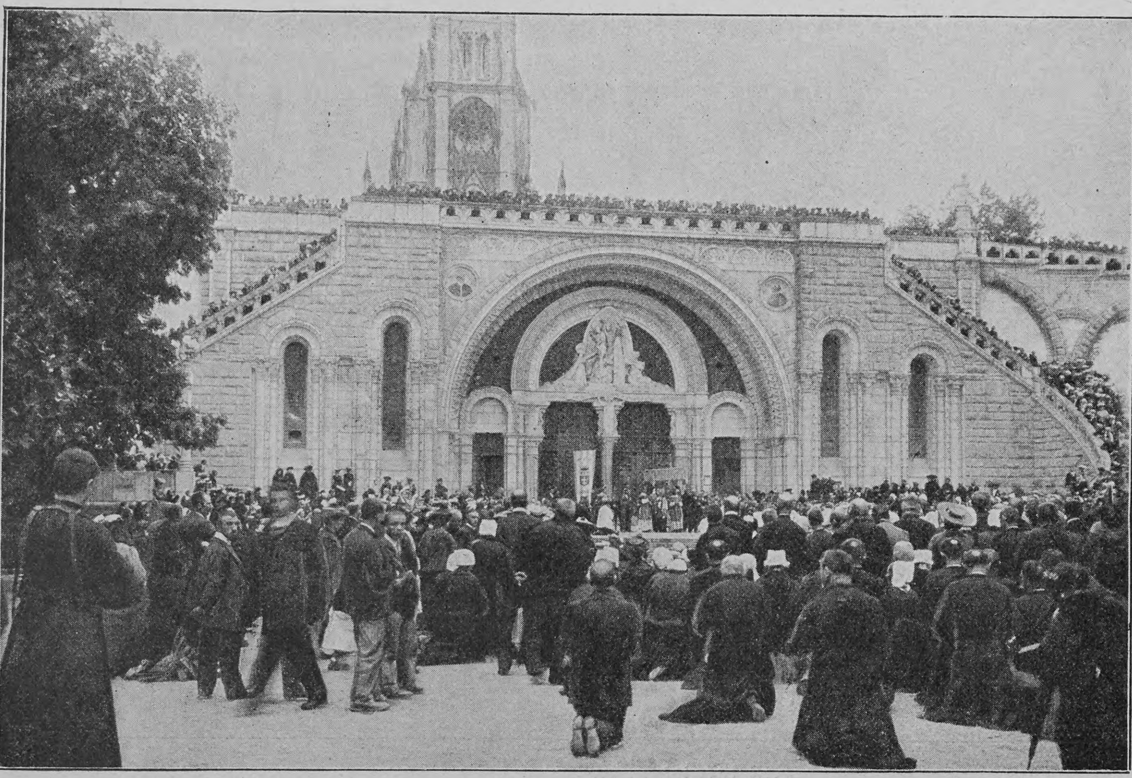
(Hierzu neun Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen von C. Chuſſeau-Flaviens, Paris)

In einem Winkel des ſüdweſtlichen Frankreich, nicht weit von der ſpaniſchen Grenze, liegt das kleine Gebirgsſtädtchen, das Jahr für Jahr die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich zieht. Man mag ſich zu Lourdes und ſeinen Wundern ſtellen, wie man will — dem hingebendſten Glauben und hoffender Zuverſicht ſteht der ſchroffſte Zweifel gegenüber —, die Tatſache aber, daß noch einmal in neuerer Zeit Tauſende und Abertauſende von Pilgern und Kranken ſich beinahe aus aller Herren Ländern aufmachen, um in einem weltentlegenen Orte, der vorher ſo gut wie unbekannt geblieben, nur dem Glauben folgend, von überirdiſcher Macht Troſt und Heilung zu ſuchen, iſt an ſich ſchon wunderbar genug. Wer zwar, wie der Schreiber dieſer Zeilen, nicht gerade zur Zeit der Hochflut des Pilgerverkehrs dort eintrifft, merkt zunächſt von der Heiligkeit des Ortes wenig. Wenn man ankommt, hat man ganz den nämlichen Eindruck wie bei der Ankunft in irgend einem vielbeſuchten Badeorte. Alle Häuſer, an denen man vorüberkommt, ſind Hotels oder haben doch möblierte Zimmer zu vermieten, und auf dem vom hochgelegenen Bahnhofe zur Wallfahrtskirche hinabſteigenden Wege wandelt man zwiſchen kleinen Verkaufsbuden hin wie in Ems oder Kreuznach. Bei näherem Hinſchauen entdeckt man jedoch bald die Unterſchiede. Zwar werden auch hier Anſichtspoſtkarten feilgeboten, aber in der Hauptſache handelt es ſich doch um kirchliche Dinge: Kruzifixe, Roſenkränze, Weihwaſſerbecken u. a. Die Geſchäftigkeit allerdings, mit der die Verkäufer ihren Vorteil wahrzunehmen ſuchen, iſt nicht nach jedermanns Geſchmack.

Predigt des Biſchofs



Kranke und Pilger vor der Grotte mit der Statue der Muttergottes

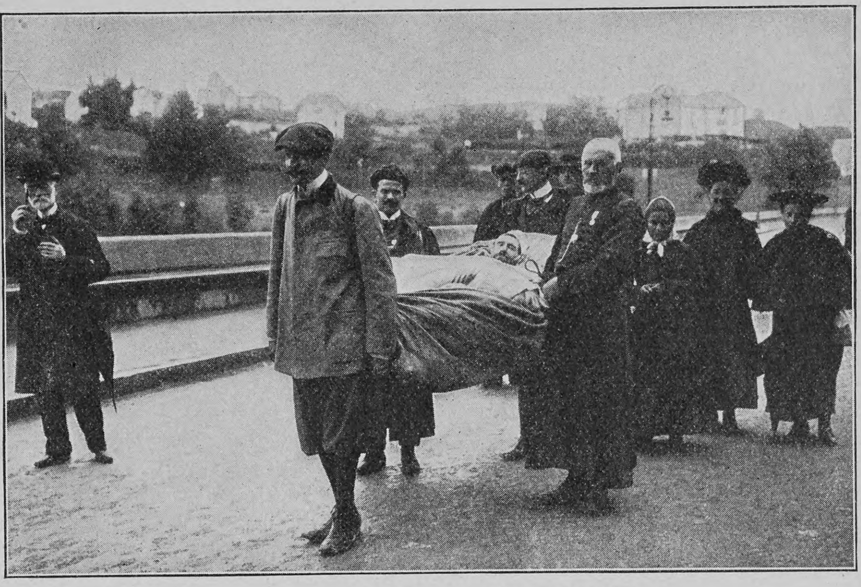


Die Pilger während der Segenſprechung vor der Baſilika

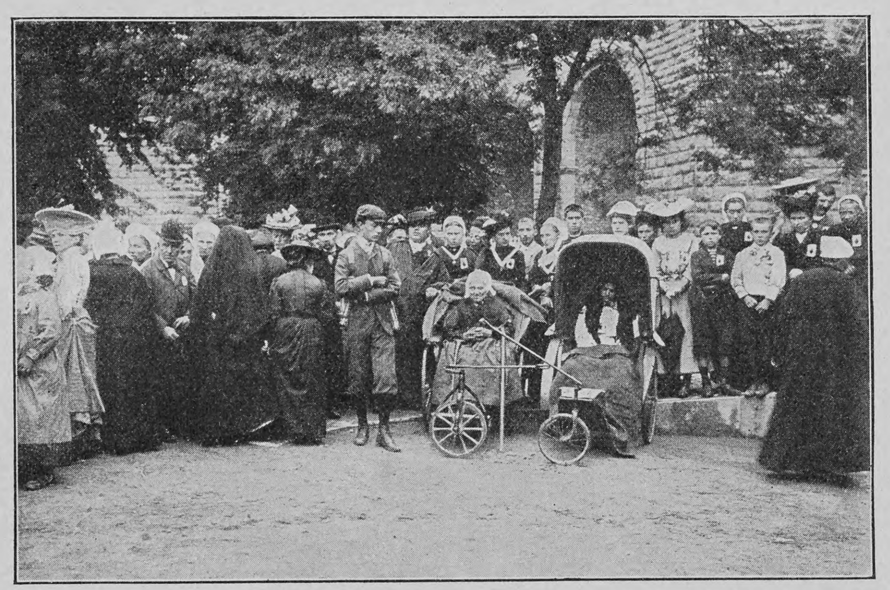
Der Ruhm von Lourdes iſt übrigens noch nicht ſehr alt. Im Jahre 1858 ſoll die heilige Jungfrau einem vierzehnjährigen Mädchen erſchienen ſein. Es hieß Bernadette Soubirous. Man kann ſich denken, welche Bedeutung dieſer Name für Lourdes hat. Ihre Brüder, Schweſtern, Neffen und Nichten leben noch heute von dieſer Verwandtſchaft. Die Stadt Lourdes liegt wunderſchön. Von der Bahn aus, die an der hohen Bergeshalde hinfährt, blickt man hinab in das grüne Wieſental der Gave, aus dem ſich rechts der ſchroffe Fels mit der alten Burg, links ein hoher Berg, der auf ſeinem Gipfel ein Kreuz, an ſeinem Fuße dicht am Fluſſe die von tauſend flackernden Kerzen beleuchtete Wundergrotte, etwas höher die dreiteilige hübſche Wallfahrtskirche trägt. Und im näheren und fernen Hintergrunde ſchließen dann die immer weiter zurücktretenden und immer höher anſteigenden Gipfel der Pyrenäen das prächtige Bild ab. Eine ſchöne, breite, mit hübſchen Bäumen bepflanzte Straße führt von dem Bahnhofe hinab in das Tal, immer zwiſchen den Verkaufsbuden hin. Wo dieſe aufhören, verwandelt ſich der Weg in einen breiten, mit ſauberem Kies beworfenen Pfad, der ſich zwiſchen grünem Raſen und Blumenbeeten zu dem Fluſſe hinzieht, auf einer hübſchen Brücke das jenſeitige Ufer erreicht und hier auf die breit ausladende Doppeltreppe der Kirche einmündet. Treppe iſt hier nicht das richtige Wort: es iſt vielmehr eine breite Wagenanfahrt, die von dem ebenen Tal bis vor das hochgelegene Portal der Kirche führt. Dieſe Kirche beſteht aus nicht weniger als drei übereinander gelegenen Abteilungen. Ohne die Auffahrt zu benutzen, kommt man zwiſchen den beiden breiten Armen dieſes Vorbaues an das Tor des ſogenannten Roſariums, darüber liegt die düſtere Krypta, und endlich kommt die Baſilika mit ihrem ſchlanken Turm. Alle drei Räume ſind im Innern von unten bis oben mit Votivtafeln bedeckt. Zumeiſt ſind das einfache Marmortafeln, auf denen in goldener Schrift eingemeißelt ſteht: Remerciements à Marie pour une grace obtenue. Sehr oft aber läßt ſich der Stifter mit dieſem einfachen Danke nicht genügen. Der Bildhauer und der Maler mußten ihm helfen, um den ſpäteren Beſuchern die Dankbarkeit zu zeigen und die Größe der Gefahr, aus der er entronnen iſt. Da ſieht man ein Marmorrelief, das den Zuſammenſtoß zweier Züge darſtellt, zahlloſe Gemälde mit brennenden Häuſern, Waſſersnot und Bergabſturz. Viele ſpaniſche und franzöſiſche Offiziere, darunter hohe Generale und Admirale, haben ihre Orden, Degen und Epauletten geſchickt, die da im Glasſchrank an der Wand hängen. Die Wände der drei Kirchenräume ſind von all dieſen Dingen dermaßen bedeckt, daß auch nicht mehr der geringſte Platz für neue Stiftungen iſt. Und von der Decke hängen unzählige Banner in allen Farben herab, teils ſind es die Fahnen der verſchiedenen Nationen, und dabei fehlt kaum eine einzige, außer vielleicht den rein proteſtantiſchen Farben der ſkandinaviſchen Völker, bald ſind es reich geſtickte Banner und Standarten, mit goldenen Franſen und leuchtenden Farben. Und tauſend Kerzen ſtrahlen von den vielen Altären, die Flammen brechen ſich in dem gleißenden Zierat an den Wänden, die bunten Farben ſtimmen laute Fanfaren an, und der ganze Eindruck iſt überaus feſtlich und froh. Vergebens forſchte ich nach den deutſchen Farben, aber deutſche Aufſchriften gibt es. Mitten in der oberen Kirche hängt ein mächtiges weißes Banner mit der Aufſchrift: „Königin des Heiligen Roſenkranzes, bitte für uns!“ Wie die Offiziere haben auch andre glänzende und im Kerzenſchein erſtrahlende Sachen geſchenkt: da gibt es ſilberne Kruzifixe und Herzen ohne Zahl, und viele Frauen haben einfach ihren Schmuck geſandt, Gold und Edelſteine, nichts iſt zu koſtbar für Notre Dame de Lourdes. Rundum ſtehen die braunen Beichtſtühle. In allen Sprachen wird hier gebeichtet und Abſolution erteilt; die Spanier haben drei, die Italiener zwei, die Deutſchen und Engländer je einen Beichtvater ihrer Nation.

Aber die dreifache Kirche iſt nicht die Hauptſache in Lourdes, und der Pilger, der große Eile hat, betritt ſie manchmal überhaupt nicht. Er läßt ſie links liegen und folgt dem zwiſchen dem Fels und dem Fluſſe angelegten Wege, der ihn in wenigen Schritten zur Grotte führt. Die Grotte öffnet ſich an der rechten Seite der Kirche gerade unter dieſem Bau. Sie iſt etwa ſieben Meter hoch, ebenſo tief und etwas breiter. Rechts oben über der Grotte iſt ein kleineres Höhlenloch, gerade hoch und breit genug, daß ein nicht zu großer Menſch darin aufrecht ſtehen könnte. Dort ſteht die Marmorfigur der heiligen Jungfrau, denn in dieſer Höhle iſt die Heilige dem am Fluſſe ſpielenden Mädchen erſchienen. Zwiſchen Grotte und Fluß iſt nur wenig Raum, zum Teil gepflaſtert, zum Teil grüner Raſen. Die Grotte ſelbſt iſt durch ein ſtarkes Eiſengitter von dem gepflaſterten Vorraume getrennt, aber zwei Türen führen ein und aus: auf der rechten Seite, da wo man das Standbild der Muttergottes gerade über ſich hat, tritt man ein und küßt den Fels, der von den Millionen Berührungen der Hände und Lippen ganz ſchwarz und glänzend geworden iſt. Sodann geht man vor dem mitten in der Grotte ſtehenden Altar vorüber und verläßt den Raum auf der linken Seite. Vor dem Altar iſt ein eiſerner Leuchter mit wohl hundert Armen aufgeſtellt, und hier brennen ohne Unterlaß unzählige Kerzen, die von den Pilgern geſtiftet werden. Die ganze Grotte iſt von dem beſtändigen Rauche dieſer Kerzen mit einer ſchwarzen Rußkruſte überzogen, die wie eine gleichförmige Patina die hier aufgehängten Gegenſtände bedeckt. Während man in den Kirchen durch Marmortafeln, Banner oder gar durch wertvolle Geſchenke ſeine Dankbarkeit dartut, hängt hier unten der Geneſene das Werkzeug auf, deſſen der Geſunde nicht mehr bedarf. Viele hundert Krücken, Krückſtöcke, Bandagen aller Art und ähnliche Gegenſtände bedecken das Gewölbe, wie oben die Votivtafeln die Kirchenwände bekleiden. Die Pilger bleiben vor der Grotte oft gleichſam verzückt auf den Knien liegen, die Augen feſt auf die Marmorfigur in der oberen Niſche gerichtet und Heilung ihrer Leiden erflehend. Das Wunderwaſſer läuft unter einer erklärenden Inſchrift links von der Grotte aus drei oder vier Meſſingkranen, und ebenſoviele Becher ſind da an Ketten befeſtigt. Es iſt reines und klares Quellwaſſer. Freilich ſieht es mit dem Badewaſſer nicht ſo gut aus. In gewöhnlichen Zeiten geht es noch. Dann kann ungefähr jeder Pilger ein reines Bad nehmen. Aber Lourdes iſt großartig organiſiert, und zu einer beſtimmten Zeit kommen von allen Ecken und Enden Frankreichs und Nordſpaniens, aus Belgien und Italien, ja ſogar aus Bayern, Irland und Amerika große Pilgerzüge nach Lourdes. Da treffen dann innerhalb dreier Tage manchmal über hunderttauſend Menſchen ein, und wenn das Waſſer nicht ganz ausreicht, müſſen fünfzig, ja hundert Menſchen in dem nämlichen Waſſer baden.

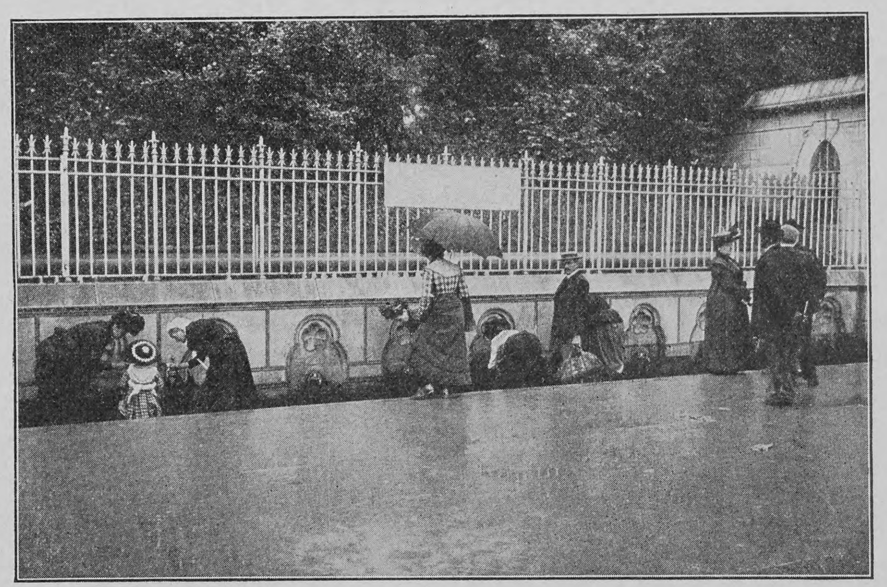
Von der Höhe der Burg ſah ich am Abend ein wunderbares Schauſpiel, ein Schauſpiel, das mir die bezwingende Gewalt des heiligen Ortes auf die Gemüter erklärte. Eine Prozeſſion ſtieg aus der oberen Kirche herab und zog in zwei Armen über die Auffahrten in das Tal. Tauſend Kerzen glänzten und Fackeln flammten, und in langem Schlangenzuge erſtieg die fromme Schar den Kalvarienberg. Durch die ſtille Luft klangen die Töne der Kirchenlieder zu mir herüber, und über dem ganzen Schauſpiel lag eine wunderbare Weihe. Wahrſcheinlich trug die Entfernung viel zu dieſem ſchönen Eindrucke bei; vielleicht wäre der ganze Zauber verflogen, wenn ich die Menſchen mit ihren Alltagsgeſichtern und Gewändern geſehen und ihre Stimmen aus nächſter Nähe vernommen hätte. So aber, wo ich nur den flimmernden und flackernden Zug der Lichter ſah und nur die gedämpft herüberklingenden Töne der Lieder hörte, umwob eine myſteriöſe Weihe die Feier. Mir war, als teilte ſich ein Vorhang vor mir und ich blickte in eine verſunkene, ferne Zeit.



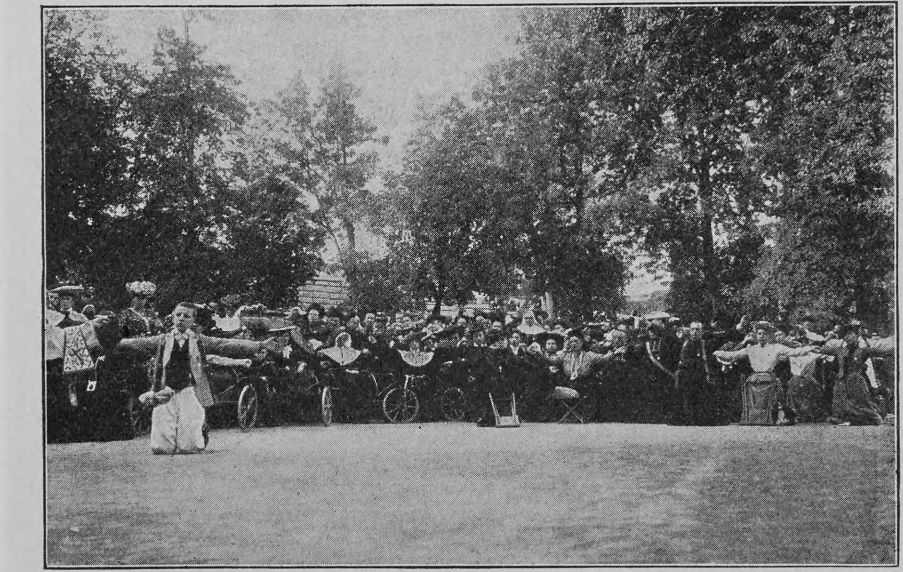
Ein Kranker wird zur wundertätigen Quelle getragen



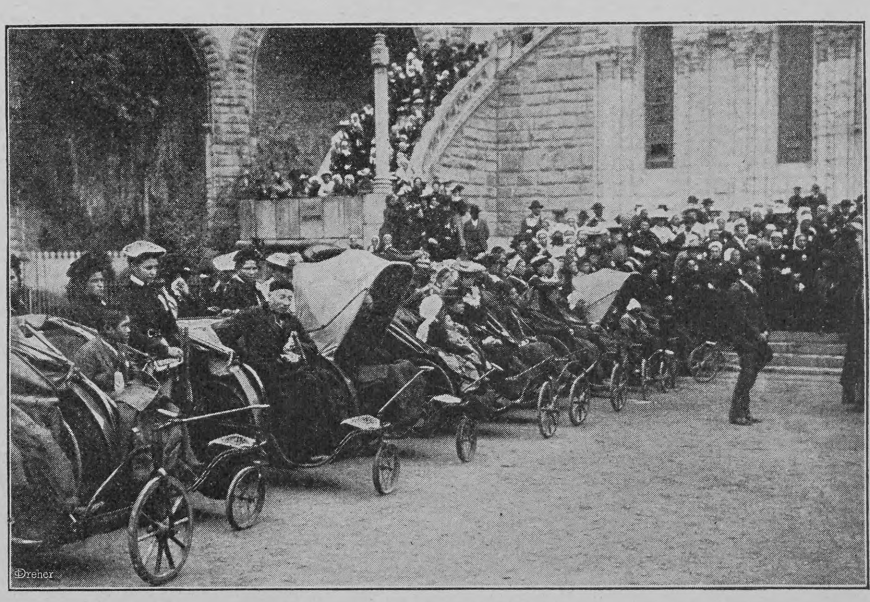
Kranke und Pilger auf die Beſprengung mit dem heilenden Waſſer wartend



Pilger an den wunderkräftigen Quellen



Gebet um die Heilung der Kranken

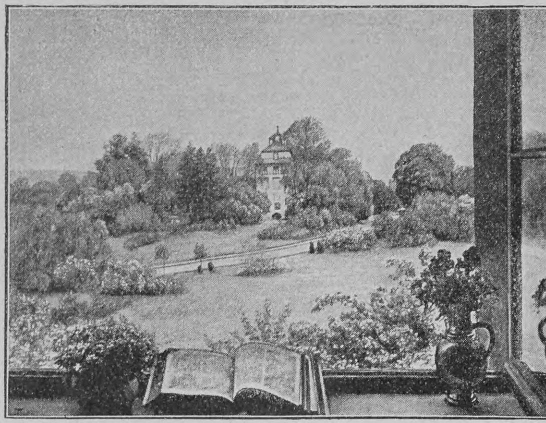


Kranke vor der Baſilika während der Prozeſſion

Zwei neue Gedichte

von

Otto Julius Bierbaum*)



Phot. Franz Hanfſtaengl Hans Thoma fec.

Ausſicht in den Garten

Liegt ein Buch am Fenſterbrette,
Aber keiner lieſt darin,
Denn es locken Blumenbeete
Frei ins Freie Blick und Sinn.

Anfangs ging ich brav und weiſe
Seitenzeilen hin und her,
Daß ich nach Gebot und Fleiße
Recht ein Weisheitswandrer wär.

Aber, ach, die Blumen ſtanden
Allzu nahe nebenbei,
Und die leichten Blicke fanden,
Daß es draußen ſchöner ſei,

Wo die weiten Wieſen wogen,
Wo die ſchwanken Büſche ſtehn,
Wo in himmelhohen Bogen
Leichte, weiße Wolken gehn,

Wo der Bäume Wipfel leiſe
Sich im Winde neigen. — Nein,
Heute mag ein andrer weiſe
Und ein Bücherleſer ſein.

Wenn es regnet, wenn es ſchauert,
Bin, o Buch, ich wieder da,
Doch ſolang ſchön Wetter dauert,
Lockt mich keine Kabbala.

Bleibe nur am Fenſterbrette!
Weisheit, lüfte dich heut aus!
Ich geh in die Blumenbeete,
Hol noch einen Blumenſtrauß.

◆

Das grüne Blatt

Vor meinem Fenſter weht
Ein Blatt; — der grüne Schein
Soll meine Zuverſicht
Und liebe Ruhe ſein.

Vor meinem Fenſter weht
Ein Blatt. Wir leben ſo
Im leiſen Auf und Ab
Und ſind des Schwebens froh.

Vor meinem Fenſter weht
Ein Blatt. Mir iſt ſo gut.
Komm an mein Herz, du Grün,
Das ſolche Wunder tut.

---

*) Die beiden Gedichte und das Bild von Hans Thoma ſind der neueſten Liederſammlung des beliebten Lyrikers entnommen, die unter dem Titel „Das Seidene Buch“ bei der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart und Leipzig erſcheint. Otto Julius Bierbaum hat hierin für die deutſche Frauenwelt die zarteſten und duftigſten Blüten ſeiner Dichtung zu einem Strauß zuſammengeſtellt, den er ihr in anmutiger ſeidener Hülle zu Weihnachten darbietet.

Wie und was ſollen wir ſchenken?

Eine Plauderei vor Weihnachten

von

F. Brandts

Wieder haben ſich die Läden in ſchimmernde Feenpaläſte verwandelt; es glänzt und gleißt in den hell erleuchteten Fenſtern, als ſeien beim Scheine von Aladins Wunderlampe alle Schätze des Orients ausgebreitet. Wer ſtaunend vor ſolcher Fülle und Pracht ſteht, meint wohl, hier könnten alle Wünſche, ſo viele, ſo heiße jetzt auch gerade vor dem Feſt in der Menſchenbruſt ſchlummern mögen, vollauf befriedigt werden. Man muß alles bewundern, jedes Stück ſcheint einen beſonderen Glanz angenommen zu haben, wenn es ſo im Scheine der Lichter vor den Augen daliegt, und die Wirkung iſt vollkommen, wenn es erſt ſeinen Platz unter dem Weihnachtsbaum gefunden hat. Die ſtaunende Bewunderung vor den Weihnachtsauslagen kennt beinahe keine Grenzen. Und es vergehen doch nur ein paar kurze Tage, und wenn nach dem Rauſch des Feſtes der Alltag wieder in ſein Recht tritt, erwacht mit einem Male wieder die Kritik, und man ſteht erſtaunt, wie ſich nun doch alles ſo ganz anders ausnimmt. Denn die kritiſchen Nachweihnachten ſind eine Tatſache, eine recht betrübende Tatſache! Man findet ſie in allen Ständen und allen Altersklaſſen. Vom Familienvater mit dem federleichten Portemonnaie, dem eine gewiſſe Berechtigung zur Ironie nicht abzuſprechen iſt, wenn er Urſache und Wirkung betrachtet, bis zum Junggeſellen und Erbonkel, der ganz unverdiente Zeichen der Zuneigung genießt. Der früher unter Schlummerrollen erſtickte und jetzt von Koranſtändern und Rückenkiſſen erdrückt wird, der den Tag verwünſcht, an dem ſeine Nichten Kerbſchnitt und Brandmalerei und Tiefbrand erlernten, und ſeither ſengend, brennend und klopfend die Lande verwüſten. Ueberall gärt heimliche oder offene Unzufriedenheit. Es iſt mit einem Male alles ſo ganz anders, wie es zuerſt geſchienen.

Wohin ſind die Farben geſchwunden, die uns in der Lichthäufung ſo beſtachen? Der Glanz, in dem die Dinge uns erſchienen, als ſie zu Dutzenden raffiniert aufgebaut im Schaufenſter lagen? Und dieſe Formen, die in der Auslage etwas geradezu Hypnotiſierendes für uns hatten, ſie entzücken uns außerhalb ihres Milieus nicht im geringſten mehr. Ja, das Schaufenſtermilieu! Eine große Zahl der „Weihnachtsirrungen“ kommt auf das Konto des Schaufenſtermilieus, das ſo blendend, verwirrend und bezaubernd wirkt.

Aber an allen Weihnachtsſünden iſt es nun doch nicht ſchuld. Die Urſache ſo allgemeiner Unzufriedenheit liegt tiefer. Sie rührt davon her, daß der Kreis der zu Beſchenkenden in den meiſten Fällen zu groß iſt. Nur noch mit einer gewiſſen Flüchtigkeit kann der Geber ſeinen Verpflichtungen nachkommen. Früher beſchenkte man nicht ſo viele. Nur die engere Familie kam in Betracht, und auch dort waren nicht viele Geſchenke üblich. Aber dieſe wenigen konnte man mit Ueberlegung und Nachdenken ausſuchen. Es war keine harte Arbeit wie heute, da man ruhelos von einem Magazin ins andre wandert, wo man gedrängt von einer ungeduldigen Menge prüft, wählt und ſich im Augenblick entſchließen muß. Man brauchte ſich damals noch nicht bloß auf das Auge zu verlaſſen, man konnte das einzelne Geſchenk wirklich eingehend prüfen und hatte Muße, Sachen, die nur für den Augenblick geſchaffen ſind, zu erkennen und ſich für unſcheinbarere, aber ſolidere, wertvollere zu entſcheiden. Nicht ſo viel ſchenken, aber mit mehr Liebe: darauf kommt es an! Wenn man jedes Geſchenk, auch das kleinſte, mit Rückſicht auf die betreffende Perſönlichkeit ausſuchte, auf ihr Alter, ihre Neigungen, ſo würden die Klagen über geſchmackloſe Weihnachtsgaben bald aufhören. Aber das iſt gar nicht möglich, wenn man beinahe ein Viertelhundert Menſchen beſchenken ſoll. Es iſt geradezu erſtaunlich, welch ein Heer von zu Beſchenkenden ſich in vielen Familien im Laufe der Zeit anſammelt, faſt unüberſehbar für den Draußenſtehenden, und auch nicht immer erfreulich für den, der ſelber in dieſe Armee eingereiht iſt. Denn auch er muß ſich revanchieren für ein Geſchenk, das weder ſchön noch nützlich iſt, ſondern oft nur in der Verzweiflung und Ratloſigkeit durchaus unpaſſend ausgeſucht wurde. In den meiſten Fällen ſoll er noch dazu die Wurſt mit der Speckſeite erwidern, zum mindeſten aber ewige Dankbarkeit heucheln!

Welche Qual dies oft für Herren, und namentlich ältere iſt, die ſonſt recht gerne das liebe Weihnachtsfeſt mit einer verwandten Familie verleben würden, glaubt man gar nicht. Es iſt manchmal wochenlang das Schreckgeſpenſt der Junggeſellen, die kein weibliches Weſen als Beraterin zu ihren Einkäufen mitnehmen können.

Dieſe Unſicherheit beim Einkaufen verſetzt faſt alle Herren in den Zuſtand der „Weihnachtsnervoſität“, — die ſich vor den Feſttagen durch geſpannten Geſichtsausdruck, Zerſtreutheit, ängſtliches Träumen und unruhiges Umherlaufen bei Tage erkennbar macht. Frauen ſind ja in dieſer Beziehung beſſer dran. Sie können wenigſtens nicht leicht von zungengewandten Verkäufern und Verkäuferinnen in die Falle gelockt werden, da ſie infolge einer natürlichen Oppoſitionsluſt ſelten gerade das wählen, was jene ihnen ſo dringend anpreiſen. Das ſchließt aber nicht aus, daß, wenn ſie bereits bei der Auswahl des zwölften Geſchenks angelangt ſind, ſie in eine Art Stumpfſinn und Gleichgültigkeit gegen die Welt im allgemeinen und die Weihnachtsgeſchenke im beſondern verfallen und ohne Gedanken auch manchmal gerade das Unpaſſendſte auswählen. So entſtehen die Schreckenskammern und Muſeen voll unbrauchbarer Geſchenke, die alle auf einen Bazar oder eine Wohltätigkeitslotterie harren, um wieder einen dritten glücklich zu machen! Im günſtigſten Falle wird unſre Auguſte oder Minna für treue Dienſte damit belohnt. Dann erlangen ſie wenigſtens ſpäter eine Exiſtenzberechtigung, wenn ſie auf dem „Vertikow“ irgend einer Portiersſtube Anerkennung und Bewunderung finden!

Weihnachten iſt bekanntlich das Feſt der Liebe. Aber dieſe Liebe zeigt ſich in tauſend andern Dingen, nur nicht darin, daß man mit Seufzen um all das ſchöne Geld unpraktiſche Dinge verſchenkt und eben ſolche einheimſt. Man macht die meiſten Menſchen — wenigſtens Herren — ganz gewiß viel glücklicher, wenn man ſie an der eignen Weihnachtsfeier teilnehmen läßt mit der Bedingung, nichts zu ſchenken. Das ſchließt eine kleine Aufmerkſamkeit, wie ein paar ſchöne Blumen, feines Konfekt oder Schokolade nicht aus, mit der ſich der Eingeladene angenehm bei der Hausfrau revanchieren kann. Und auch dieſe wird dem Gaſt gerne durch einen Scherz die Empfindung nehmen, als ſei er der einzige Unbeſchenkte. Ein Knittelverschen dabei verfehlt ſelten ſeine Wirkung.

Faſt in jeder Familie finden ſich Bekannte, die das ſchönſte Feſt einſam auf ihrem Zimmer verleben müſſen, oder in der Wirtsſtube, die an dieſem Tage immer öde iſt. Ihnen tut man viel mehr Liebe an, wenn man ſie in ſeinen Kreis zieht, als wenn man ihnen ein Geſchenk ſchickt. Und dieſer Art von Weihnachtsgeſchenk an traulichem Behagen kann nicht genug das Wort geredet werden. Darin mag man ſo viel tun, als das Herz eingibt!

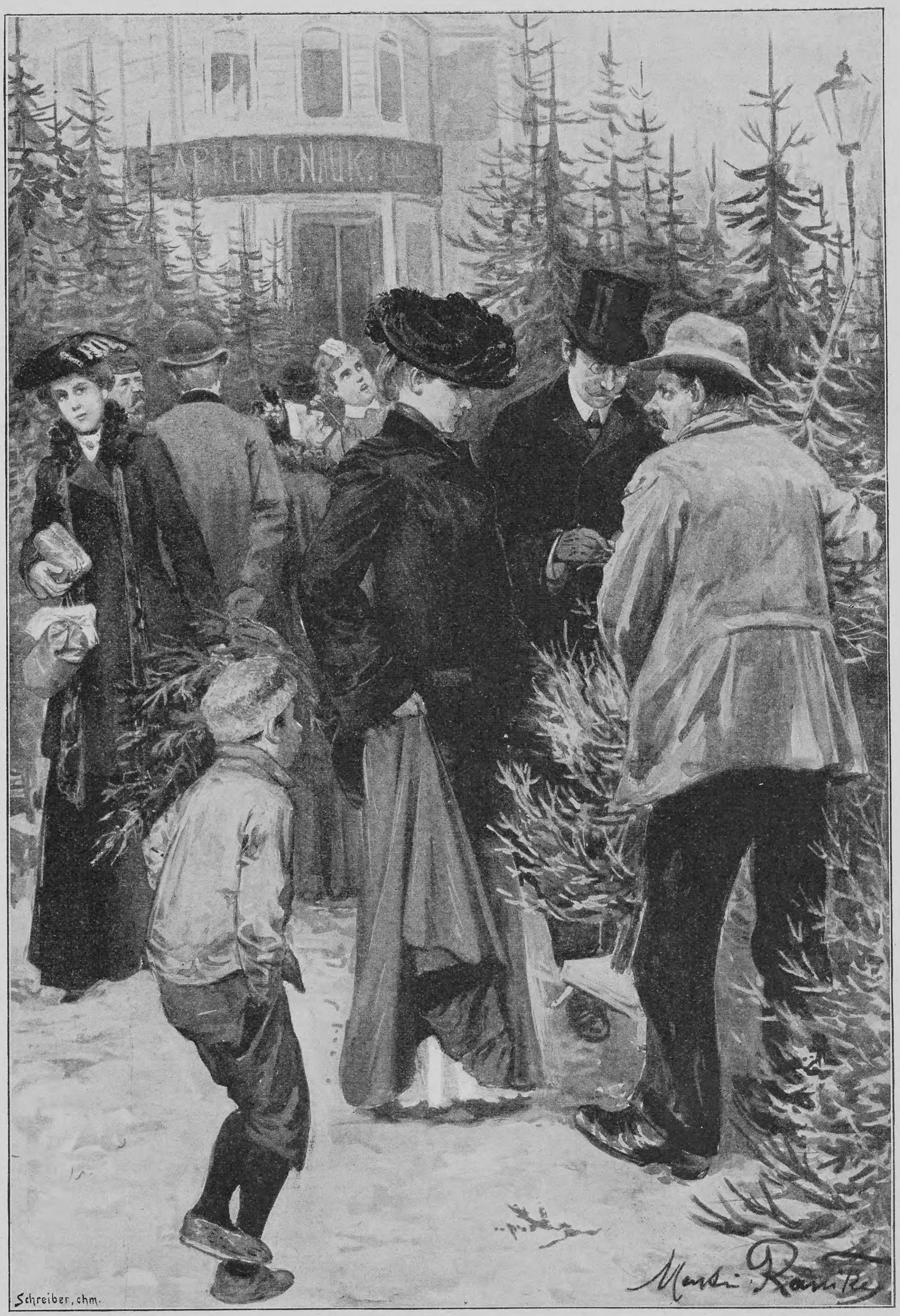
Hat man auch die Zahl der zu Beſchenkenden auf ein vernünftiges Maß eingeſchränkt, ſo bleibt doch noch genug zu überlegen.

Man kann von vornherein die gütigen Geber und beſonders Geberinnen in zwei Kategorien einteilen — in ſolche, die gar zu praktiſche, und in ſolche, die nur Luxusgeſchenke machen wollen. Iſt die richtige Mitte ſo außerordentlich ſchwer zu finden? Es gibt ſehr viele, rein nützliche Dinge, die man ſich doch nicht aus freien Stücken anſchafft und die beſonders einer Hausfrau als Geſchenk große Freude machen. Aber zu den allzu praktiſchen Gaben muß man die Anſchaffungen rechnen, die im Laufe des Jahres doch unbedingt gemacht werden ſollten, und die nun eigentlich nur auf dem Weihnachtstiſche liegen, um eine große Reichhaltigkeit der Geſchenke vorzuzaubern. In dieſer Beziehung kann man recht wunderliche Sachen erleben; oder iſt es nicht komiſch, wenn der eine Teil eines Ehepaares dem andern das ſchenkt, was er ſelbſt ſich ſchon lange heiß gewünſcht hat? Solche Geſchenke ſind keine Liebesgaben, ſondern Zeichen des Egoismus, der in Wirklichkeit nichts ſchenken will, ſondern nur für die Außenwelt den Schein eines Geſchenkes wahrt.

Da ſind wenigſtens der Abſicht nach die Luxusgeſchenke doch noch erfreulicher; ſie glitzern und ſchimmern wenigſtens unter dem Lichterbaume und geben einen Abend lang eine ſchöne Illuſion.

Es iſt nun eine alte Erfahrung, daß Herren bei allem unpraktiſchen Weſen doch faſt immer die Neigung haben, teure Dinge einzukaufen; ſie verfallen bei einer Auswahl regelmäßig auf das Beſte, wenn auch vielleicht nicht immer auf das Geſchmackvollſte, und ſchließlich laſſen ſie ſich ſehr leicht beeinfluſſen, mehr anzulegen, als ſie eigentlich beabſichtigt hatten. Die ſparſame Hausfrau dagegen ſucht, ihren ſonſtigen häuslichen Anſichten entgegen, für Fernerſtehende faſt immer das aus, was „etwas ausmacht“. Und dabei kommt das Sein ſehr oft dem Schein gegenüber zu kurz.

Ebenſo geht es mit den Handarbeiten der Töchter. Da wird ſchon wochenlang angeſtrengt gearbeitet. Aber das Reſultat! Statt wenige Menſchen mit einem ſchönen Stück zu erfreuen, tritt auch hier die Maſſenproduktion in die Erſcheinung, und das einzelne Machwerk hat ſtets die Tendenz, mehr vorzuſtellen als eigentlich dahinter iſt, um an einem Abend eine ſchöne Täuſchung vorzugaukeln. Maſſenbeſchenkung und Maſſenproduktion — das iſt das Schlagwort vieler heutigen Weihnachtsbeſcherungen. Wenn aber irgendwo, ſo muß man hier ſagen: weniger wäre mehr! Schränkt man den Kreis der zu Beſchenkenden auf die Hälfte ein, ſo kann man für jeden das Doppelte aufwenden an Geld, Zeit und Arbeit.



Auf dem Chriſtbaummarkt. Nach einer Zeichnung von Martin Ränike

Die Handarbeiten ſtehen heutzutage noch auf gar keiner hohen Stufe trotz allem, was über Kunſt, Kunſthandwerk und Kunſterziehung geredet wird. Ausnahmen beweiſen nichts. Mag man auch an den Schaufenſtern der Geſchäfte hier und da wirklich künſtleriſche Vorlagen ſehen, in den Familien herrſcht der kraſſe Dilettantismus. Die heutige Zeit mit ihrem haſtigen Leben, ſei es nun Erwerbsleben oder Genußleben der Großſtadtfrauen, iſt für eine mühſame, lange dauernde Handarbeit nicht günſtig. Die Frauen in Kleinſtädten wiederum, die Zeit und Luſt beſäßen, haben nicht die richtige Anregung, oder ſie wiſſen in dem Durcheinander der Kunſtrichtungen nicht aus noch ein.

Man wird es in jedem Hauſe an den Handarbeiten merken, ob der Hausherr ein wenig künſtleriſche Kenntniſſe und gediegenen Geſchmack beſitzt. Frauen haben faſt immer zu viel Sinn für Kleinkram, wobei die natürliche und löbliche Neigung, das Haus zu ſchmücken, oft fehlgreift. Fehlen ihnen die Mittel und die Einſicht, dies in großem Stil zu tun, ſo wollen ſie es mit ihrer Hände Arbeit leiſten und glauben, ein minderwertiges, billiges Material durch ſogenannte „Hauskunſt“ zu einem Kunſtwerke zu ſtempeln. So entſtehen die Wohnungen mit wackeligen Hockern, Tiſchen, auf die man nichts ſtellen kann, Spruchbrettern und Holzbrandmöbeln, die ſchon der Gipfel des Ungeſchmacks ſind.

Man kann wohl ſagen, jedes Haus hat die Handarbeiten, die der Hausherr verdient! Wenn die Männer ſich nur ein wenig mehr Mühe um den Kunſtgeſchmack im Hauſe geben wollten — um die Freude am Gediegenen, Bleibenden — es ſtünde beſſer um die Weihnachtsgeſchenke im allgemeinen und beſonderen.

Wer bei der Auswahl von Handarbeiten oder ſonſtigen Geſchenken auf ſich allein angewieſen iſt, möge es vor allem als Grundſatz anſehen, daß minderwertiges Material immer minderwertig bleibt, es mag in einer Verarbeitung erſcheinen, wie es will — daß keine Verzierung dieſen Grundfehler verbeſſern kann.

Beinahe alle Waren, die zu Dutzenden in den Schaufenſtern ausgeſtellt oder auf einmal, wie infolge einer Epidemie, von ſämtlichen weiblichen Weſen zugleich angefertigt werden, ſind in dieſer Hinſicht verdächtig. Die Kunſt iſt immer exkluſiv, wenn ſie nicht, wie etwa in den Hausinduſtrien gewiſſer Völker, durch langjährige, bewährte Traditionen vollſtändig in Fleiſch und Blut der Einzelnen übergegangen iſt. Hat man aber keinen ſicheren eignen Geſchmack und keinen zuverläſſigen Beirat, ſo wende man lieber nicht Geld, Zeit und Mühe an ein zweifelhaftes Unternehmen, ſondern kaufe etwas. Die Liebe kann ſich auch im Nichthandarbeiten zeigen!

Bei ſolchen gekauften Dingen, Möbelſtücken, Nippſachen, Decken u. ſ. w., bürgen gutes Material, einfache Form, unauffällige Ornamente immer am meiſten dafür, daß ein ſolcher Gegenſtand dem Auge auch gefällig bleibt, wenn die Modezeit vorbei iſt. Man betrachte nur einmal die Lieblinge früherer Modeepochen! Je überladener ſie waren, deſto unangenehmer ſind ſie jetzt unſern Augen.

Auch unſre jetzige Richtung iſt dem Wechſel aller Dinge unterworfen, wird Mode von geſtern werden. Sie wird es, ſobald das Ornament an ihr überwuchert, Schablone geworden iſt, von allen ausgeübt werden kann, nicht nur von Künſtlern. Sobald dieſe Verzierungen ihr Zerrbild werden, erregen ſie Ueberdruß und werden ebenſo unangenehm wie die Muſchelverzierungen der ausgegrabenen Renaiſſancemoden. Das wirklich Schöne und Einfache aus dieſer Zeit aber bleibt ebenſo zurück und wird unſre Augen immer erfreuen. Alſo gut und einfach, nie überladen! Die Farbe dagegen iſt ein Ornament, das nicht viel koſtet und dennoch angewandt werden darf — die einzige zuläſſige billige Verzierung!

Farbenſinn iſt zwar auch nicht häufiger als Formenſinn. Indeſſen wird man finden, daß der erſtere jetzt viel beſſer ausgebildet iſt als früher. Sei es nun, weil die neue Richtung, die einen ſo ſtarken Wert auf Farbe legt, da eingewirkt hat, ſei es, daß die vielen ſchönen orientaliſchen Decken und Teppiche, die man jetzt auch in beſcheideneren Haushaltungen vertreten findet, den Geſchmack verbeſſern. Tatſache iſt, daß die ſchmutzig-bräunlichen und gelblichen Nuancen, die früher allein als fein galten, ebenſo verſchwinden wie die grellen Farben und Teppiche einer noch früheren Zeit.

Die oben erwähnten Stücke fremder Hausinduſtrien, ſeien es nun orientaliſche, indiſche, ungariſche oder ſonſtige, haben übrigens für unentſchiedene Gemüter den Vorzug, daß ſie in jede Einrichtung und an jede Stelle paſſen und niemals etwas verderben.

Das vornehmſte Geſchenk iſt und bleibt immer ein gutes Buch. Ob es nun als Hauptgeſchenk erfreuen ſoll oder nur beigelegt wird — immer iſt es gern geſehen. Der Deutſche iſt wenigſtens zur Weihnachtszeit nicht ſo ſchlimm, wie er als Buchkäufer oft geſchildert wird. Das iſt aber ein Kapitel für ſich, nicht ſo ſchnell abzutun!

Man kaufe alle Weihnachtsgeſchenke, einerlei für wen, möglichſt rechtzeitig ein, natürlich nicht allzu früh. Aber ſobald die Läden ihre Vorräte ausgeſtellt haben, und nicht zur Abendſtunde, wenn die durchſtrömende Menge und das künſtliche Licht uns zu keiner ruhigen Betrachtung kommen laſſen. Im klaren Morgenlichte wird uns nicht ſo leicht eine Farbentäuſchung paſſieren und kaum ein Mangel uns entgehen. Die Nerven können uns keinen Streich ſpielen. Wenn der Maſſenkauf für eine Maſſenbeſcherung aufgehört hat — erſt dann wird auch die nachweihnachtliche Enttäuſchung ſchwinden!

Herder und das Volkslied

Zum hundertſten Todestage des Dichters

Von

Profeſſor Dr. Leo Langer

Hundert Jahre ſind am 18. Dezember ſeit dem Tode des großen Reformators verfloſſen, wir ſind in den Bahnen fortgewandelt, die er gewieſen hat, den Lehrer haben wir aber undankbarerweiſe beinahe vergeſſen. Herder hat uns gelehrt, die Geſchichte mit ihren Urſachen und Wirkungen philoſophiſch zu erfaſſen, die Menſchen und ihre Werke in ihrer Zeit und Umgebung zu betrachten, und ſo wurde er auch zum Vater der Literaturgeſchichte; er iſt ein feinfühlender Ueberſetzer von bewunderungswürdiger Schmiegſamkeit des Stiles und hat ſo den Weg geebnet zu einer Weltliteratur in deutſcher Sprache. Ebenſo hat er aber auch in geiſtvollen Träumen geahnt, was Grimm und ſeine Jünger auf ſtreng wiſſenſchaftlicher Grundlage aufbauten, die vergleichende Sprachforſchung. Obgleich er mit ſeiner Liebe, ſeinem Humanitätsdrange die ganze Menſchheit umfaßte und Jung-Stilling mit Recht von ihm ſagte: „Herder hatte nur einen Gedanken, und dieſer iſt die ganze Welt,“ obwohl er gegen eiteln Nationaldünkel eiferte, jedem Volke gerecht zu werden ſuchte, ſo iſt er doch einer unſrer nationalſten Dichter. Gleich Klopſtock warnte er die Deutſchen vor blinder Nachahmung der Franzoſen, ging aber noch einen Schritt weiter, indem er den nationalen Standpunkt auch gegenüber einer blinden Nachäffung der Antike verteidigte. Er ſprach das kühne, erlöſende Wort: „Wir ſind ſchiefe Römer in Sprache, Philoſophie, Mythologie, Ode, philoſophiſchem Lehrgedicht, wenn wir nichts als Horaze, Lucreze, Tibulle, Cicerone ſein wollen.“ Und er hat dieſes nationale Selbſtbewußtſein auch praktiſch betätigt. Wie Kaiſer Wilhelm II. einſt betonte, es müſſe dem Deutſchunterricht eine hervorragende Stelle eingeräumt werden, ſo tadelt er die Deutſchen in den „Fragmenten“ auf das heftigſte, weil ſie ihre Sprache der lateiniſchen zuliebe vernachläſſigten, er ſuchte am Weimarer Gymnaſium die alte Sitte des Lateinſprechens möglichſt zu beſchränken und in einer Schulanſprache daſelbſt rief er den Schülern zu: „Lernt Deutſch, denn ihr ſeid Deutſche: lernt es reden, ſchreiben, lernt, was ihr denkt und wollt, ſagen.“ So greift Herder mit unzähligen Faſern ſeiner Weſenheit in unſre Zeit herüber. Neu ſind ſeine Kunſtanſchauungen, die teilweiſe mit dem antikiſierenden Geſchmacke brechen und prophetiſch den modernſten Verismus predigen. So ſpricht er im vierten kritiſchen Wäldchen zugunſten der im 18. Jahrhundert verachteten Landſchaftsmalerei: „Diejenigen ſind nicht klug,“ ſagt er, „die die Landſchaftsmalerei, die Naturſtücke des großen Zuſammenhanges der Schöpfung verachten, herunterſetzen oder gar dem Künſtler unterſagen. Ein Maler und ſoll kein Maler ſein? Ein Schilderer und ſoll nicht ſchildern? Bildſäulen drechſeln ſoll er mit ſeinem Pinſel und mit ſeinen Farben zeigen, wie er ihrem echten antiken Geſchmacke behagt?“ Modern iſt ſein Beſtreben, die Wiſſenſchaft volkstümlich zu machen, und wenn man heute daran geht, in Volksbildungsvereinen und Univerſitätskurſen auch dem Volke die Pforten des ſtrengen Wiſſens zu öffnen, ſo befaßte er, angeregt durch ein Preisausſchreiben der Berner patriotiſchen Geſellſchaft vom Jahre 1763, ſich mit einer Unterſuchung, „daß und wie die Philoſophie für das Volk nutzbar zu machen ſei.“ Und wie er der Aufklärung als der Grundbedingung zum höchſten Menſchenideal, der Humanität, das Wort redet, ſo fordert er auch die Freiheit der Feder:

„Hört, ihr Mächtigen, hört! Der Feder größeſte Freiheit
Herrſchet anjetzt; es ſchreibt jede, was jeder gefällt.
Loben und tadeln dürfen wir laut ohn' alle Beſorgnis;
Was Pasquino gedenkt, ſpricht er und findet Gehör.
Eins nur wagen wir nicht, reinaus zu ſagen die Wahrheit.
Weihrauch liebet man wohl, aber kein würziges Salz.“

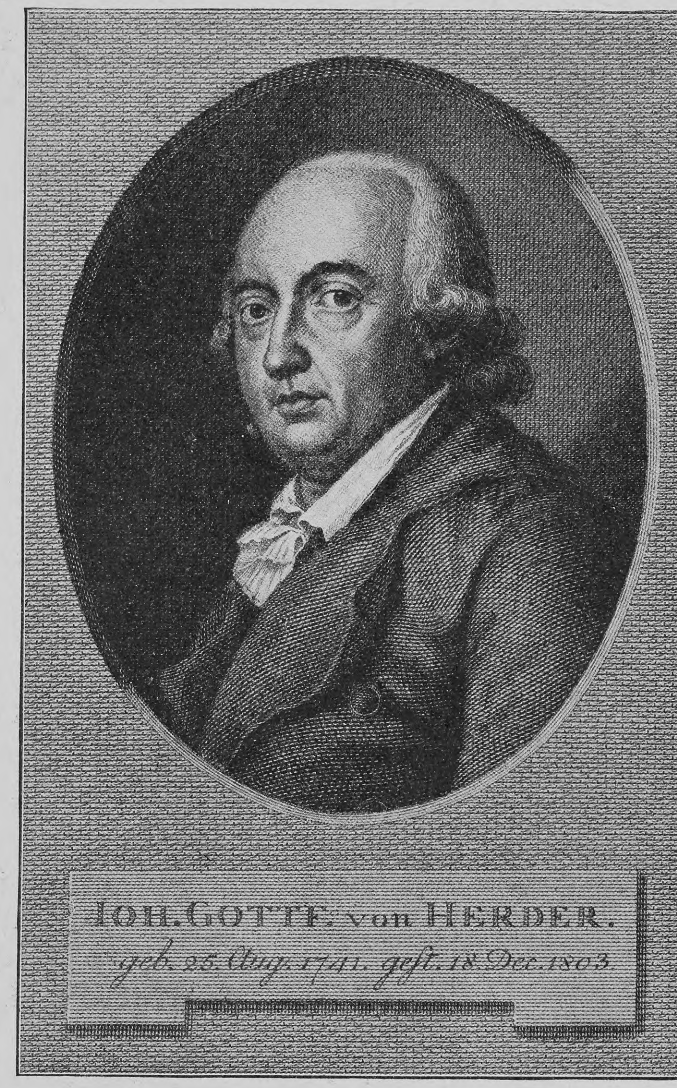
In den Humanitätsbriefen zieht er übrigens auch gegen die Zenſur zu Felde mit allen Waffen der Vernunft. Und ferner preiſt er die Univerſitäten als Wacht- und Leuchttürme der Wiſſenſchaft, die da ausſpähen, was in der Ferne und Fremde vorgeht, es fördern und andern ſelbſt voranleuchten. „Univerſitäten ſollten die letzten Freiſtätten und eine Schutzwehr der Wiſſenſchaften ſein, wenn ſolche nirgends eine Freiſtatt fänden. Was allenthalben verkannt würde, was im Geſchäft hier und da ſeine Stimme wehrlos erhöbe, ſollte hier einer unparteiiſchen Aufmerkſamkeit und eines Beiſtandes genießen, der von keinem Einfluß geſtört würde.“ So hat er die freie Forſchung gefordert und die hohen Schulen als ihren Sitz geprieſen, eine Mahnung, die gerade in der neueſten Zeit wieder erhoben werden muß. Er iſt in Befolgung ſeiner Humanitätsideale natürlich auch ein Vorläufer der modernen Friedensbewegung, der er in ſeinen Humanitätsbriefen praktiſche Winke gibt; und wie er den Menſchenſchutz predigt, wird er auch zu einem hervorragenden Förderer der Tierſchutzbeſtrebungen.

Dieſer ideale Sinn hat aber ſeinen politiſchen Scharfblick nicht getrübt und ihm das Verſtändnis für Deutſchlands Vorzüge und Schwächen nicht geraubt. Er iſt, wie ſchon erwähnt wurde, ein Feind des Chauvinismus und ſagt einen Völkerfrühling voraus, wo es nur einen kulturellen Wettbewerb geben werde. Als er davon träumte, der Reformator Livlands zu werden, wies er auf die Bedeutung hin, die der Oſten Europas für unſern Weltteil haben müßte, wenn auch dort die Leuchte der Aufklärung die Menſchen veredele. Er ſehnte ein geeinigtes Deutſchland herbei und forderte eine freiere Verfaſſung und verlangte auch, Bismarcks Gedanken vorauseilend, eine deutſche Kolonialpolitik. Deutſchland müſſe an der See feſten Fuß faſſen, da es ſonſt infolge ſeiner eingeengten Lage zu Verwicklungen kommen müſſe. Preußens Hegemonie in Deutſchland ahnte er in der „Adraſtea“ mit klugem Geiſte, wir finden aber auch bei ihm geradezu mit Sehergabe das Wahrwort geſprochen, die einzige Sicherung Deutſchlands gegen äußere Feinde, gegen den drohenden Ruſſen im Oſten und den ſtets bereiten Kämpfer im Weſten biete der Bund Preußens mit Oeſterreich.

„Weiter ſchaue. Du ſiehſt, ferne im Oſten ſteht
Dir ein Rieſe; du ſelbſt lehreteſt ihn, ſein Schwert,
Seine Keule zu ſchwingen.
Zorndorf probte ſie auch an dir.

Schau gen Weſten; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht.
Dir ein andrer Kämpfer,
Der dir ſchon eine Locke nahm.

Träume ich oder ich ſah welch einen Genius
Niederſchweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germaniſche Freundes-
Hände, Preußen und Oeſterreich.“


IOH. GOTTF. von HERDER.
geb. 25. Aug. 1741. geſt. 18. Dec. 1803.

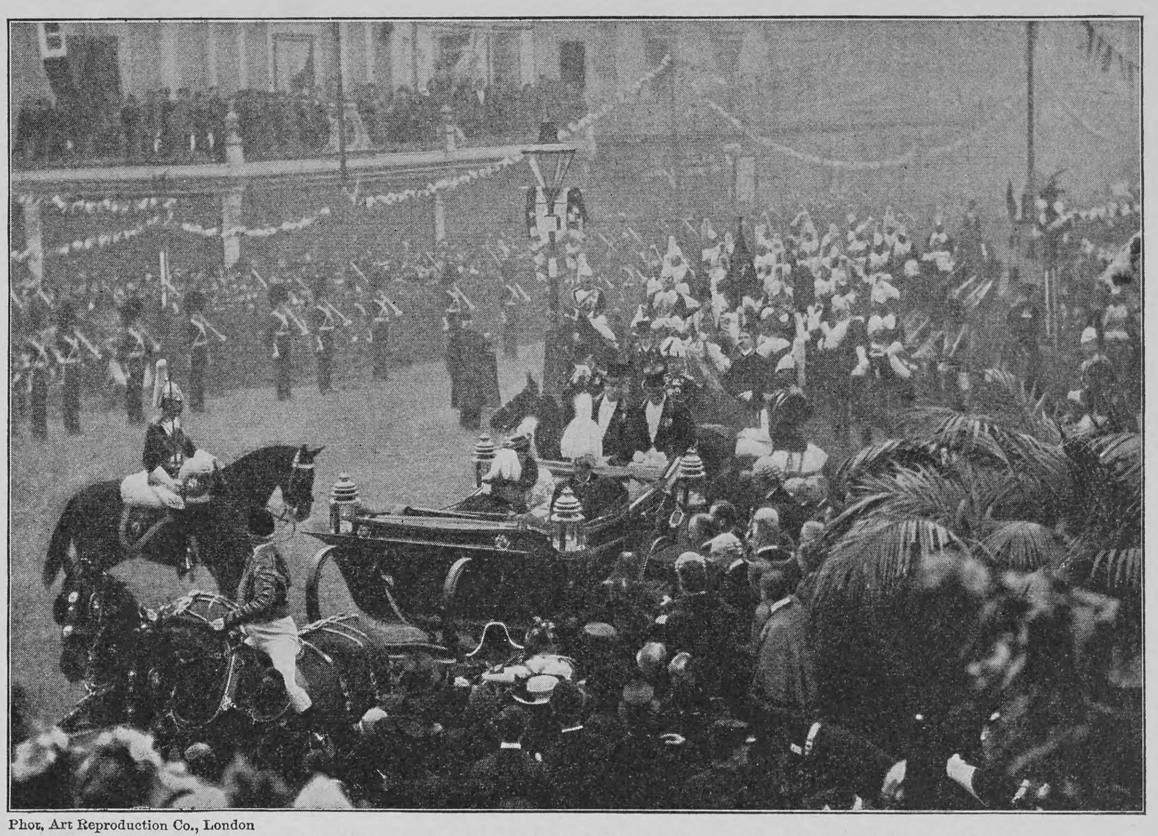
Die größte nationale Tat Herders aber iſt und bleibt ſeine Liebe zu dem Volkstümlichen in der Dichtung, ſeine Förderung des Volksliedes. Dieſe Neigung begleitete ihn von der Jugend bis zum Grabe, ihr blieb er treu in all den großen und kleinlichen Kränkungen ſeines Lebens. Herder ging aus dem Volke hervor. In Mohrungen ſtand ſeine Wiege in der ärmlichen Küſterſtube, und ſein Vater, ſelbſt dem Bauernblute entſproſſen, war früher Weber. Ein ſchlichtes geiſtliches Lied beſchloß den Tag im Kreiſe der Familie. Homer war die Lieblingslektüre des in ſich gekehrten ſtillen Knaben, Klavierſpiel und Kirchengeſang weckten in ihm jenes Verſtändnis für die Macht des Volksliedes, das für ſein ſpäteres Wirken ſo bedeutſam wurde. Und in der Königsberger Studentenzeit übte auf ihn Hamann einen gewaltigen Einfluß, dieſer führte ihn in ſeine Ideen von Originaldichtung und Volkspoeſie ein, las mit ihm Shakeſpeare und den im 18. Jahrhundert als Muſter alles Volkstümlichen geprieſenen Oſſian. Als Domſchullehrer in Riga begründete Herder ſeinen Ruhm durch ſeine „Fragmente über neuere deutſche Literatur“ und ſeine „kritiſchen Wälder“; in jenen unterſucht der Dichter die Sprache der neueren deutſchen Schriftſteller und tadelt an ihnen vor allem den Mangel an Originalität und Volkstümlichkeit und eifert gegen die Nachahmung. In dieſen preiſt er beſonders Homer als Naturdichter und Hauptvertreter der volkstümlichen Dichtung. Auf ſeiner Seereiſe nach Nantes wird ihm im Angeſichte der Nordlandsküſte die herbe Kraft Oſſians und die Skaldenpoeſie lebendig, in Straßburg pflanzte er die Liebe zum Volksliede auch in Goethes Herz und forderte ihn auf, im Elſaß die reichen Schätze im Schoße des Volkes zu ſammeln. Und als er in Bückeburg als Hofprediger und Konſiſtorialrat wirkte, hinderten ihn die Beſchwerden und kleinlichen Unannehmlichkeiten ſeines Amtes nicht, fleißig ſelbſt nach ſolchen Kindern der deutſchen und ausländiſchen Volksmuſe auszuſpähen, in ſeinem „Briefwechſel über Oſſian und die Lieder alter Völker“ in geradezu dithyrambiſchem Schwunge die Friſche, Lebendigkeit und Natürlichkeit des Volksgeſanges zu ſchildern und in der „älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechtes“ und in der Schrift „Vom Geiſte der ebräiſchen Poeſie“ auch den poetiſchen Gehalt der Bibel zu preiſen. In Weimar endlich erſchien die Frucht dieſer reichen Saat, die „Volkslieder“, ſpäter mit vollem Rechte „Stimmen der Völker in Liedern“ genannt, und noch nach ſeinem Tode erklangen die volkstümlichen ſpaniſchen Romanzen: im Jahre 1805 erſchien ſein „Cid“.

Er hatte aber auch ein feines Gehör für das Muſikaliſche dieſer Dichtungsgattung, in dem ja deren ganzes Weſen begründet iſt. „Geſang, nicht Gemälde,“ ſagt er in ſeiner Vorrede zu den Volksliedern, „bildet das Weſen des Liedes; ſeine Vollkommenheit liegt nicht in Glanz und Politur, ſondern im melodiſchen Gange der Leidenſchaft oder Empfindung, der Weiſe. Ohne Ton und Fortgang poetiſcher Modulation iſt es trotz Bild und glänzender Farbe kein Lied: hinweg dann mit Geſang und Freude! Ein Lied ſoll gehört werden, nicht geſehen: gehört mit dem Ohre der Seele, das nicht die Silben zählt und mißt und wägt, ſondern lauſcht auf ihren harmoniſchen Fortklang.“ So hat er denn nicht bloß zur literar-hiſtoriſchen Schätzung der Volkslieder gedrängt, ſondern auch daran gemahnt, daß ſie geſungen würden. Immer kehrt er zu dieſem ſeinem Lebensziele zurück. Immer dieſelbe Klage über die Teilnahmloſigkeit der Gelehrten, über ihre Vorurteile, das für barbariſch zu halten, was vom Volke komme. Voll Bitterkeit ruft er aus, als er mit ſeinem Sammeleifer wenig Anklang findet: „Der Reſt der älteren, der wahren Volksſtücke mag mit der ſogenannten, täglich verbreiteteren Kultur ganz untergehen, wie ſchon ſolche Schätze untergegangen ſind — wir haben ja Metaphyſik und Dogmatik und Akten und träumen ruhig hin.“ Weil aber Herder, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ſagt, von der Anſicht ausgeht, die Poeſie ſei nicht das Privaterbteil einiger weniger Gebildeten, ſondern vielmehr eine allgemeine Welt- und Völkergabe, weil er das Volkslied für die Naturgeſchichte der Nationen hält, ſo brachte er uns in ſeiner Sammlung nicht bloß deutſche Lieder, ſondern er wollte zeigen, wie bei allen Völkern, ſelbſt bei den ſogenannten wilden Stämmen, wahre Herzenstöne im Liede leben und weben.

Notizblätter

Der Besuch des italienischen Königspaares in England

Fürſtliche Beſuche ſtanden in letzter Zeit auf der Tagesordnung; den vorläufigen Schluß derartiger Reiſen bildete der Beſuch des italieniſchen Königspaares in England, der vom 17. bis zum 21. November gewährt hat. Nach der Landung in Portsmouth fuhren König Viktor Emanuel und Königin Helena nach Windſor, wo ſie von König Eduard, der Königin Alexandra und den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie auf das herzlichſte empfangen wurden. Am 18. November war Feſttafel in Schloß Windſor, bei der die beiden Monarchen Trinkſprüche ausbrachten. Der nächſte Tag war dem Beſuche Londons gewidmet, wo das Königspaar auf der italieniſchen Botſchaft Adreſſen der italieniſchen Kolonie entgegennahm. Auf der Fahrt nach der in der Londoner City gelegenen Guildhall wurden die Majeſtäten von der endloſen Volksmenge mit begeiſterten Zurufen begrüßt. Die Oxfordſtraße bot einen glänzenden Anblick dar, berittene Gardeſoldaten bildeten Spalier, und alle Fenſter waren von Zuſchauern dicht beſetzt. In der Guildhall wurde das Königspaar vom Lord-Mayor empfangen; bei dem folgenden Feſtmahl brachte dieſer als Dolmetſcher der Londoner Bürgerſchaft und der ganzen Nation einen Trinkſpruch auf die hohen Gäſte aus, in dem er des Beſuchs gedachte, den vor 48 Jahren der Großvater des Königs, Viktor Emanuel II., der Themſeſtadt abgeſtattet habe. Der König erwiderte mit einem Trinkſpruch auf den Lord-Mayor und die Vertreter der Stadt London, in dem er für die ihm gebotene glänzende Gaſtfreundſchaft und den herzlichen Empfang der Einwohnerſchaft dankte. Am Vormittag des 21. November traten die Majeſtäten von Windſor die Rückreiſe nach Italien an.



Phot. Art Reproduction Co., London

Zum Beſuch des italieniſchen Königspaares in England: Die Begrüßung in der City von London

Das Deutsche Haus auf der Weltausstellung in St. Louis 1904

(Zu dem Bilde auf der Umſchlagſeite)

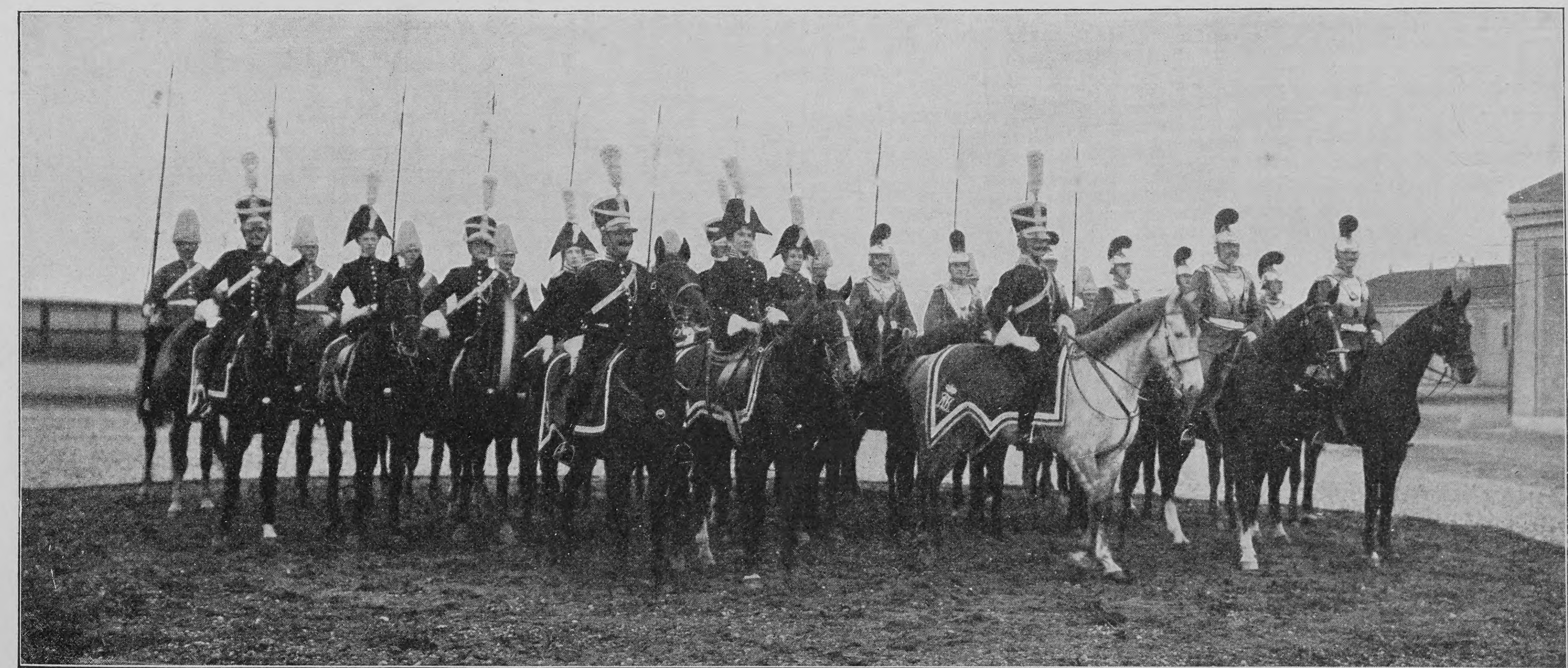
Wie auf der letzten Pariſer Weltausſtellung wird das Deutſche Reich auch in St. Louis ein eignes Haus errichten. Wirkungsvoll wird es ſich auf der bedeutendſten Anhöhe im Ausſtellungsgelände, dem ſogenannten German Hill, erheben. Der Entwurf ſtammt von Profeſſor Bruno Schmitz und iſt dem Charlottenburger Schloßbau nachgebildet. Sein Hauptſchmuck iſt die hochragende Kuppel. Eine ganze Reihe prächtiger Innenräume wird der Repräſentation gewidmet ſein, ſo die Eingangshalle, die Treſſenkammer, die Galerie und die Brandenburger Kammer. An der Rückfront des Deutſchen Hauſes liegt das durch Laubengänge mit ihm verbundene Deutſche Reſtaurant, ein kleines architektoniſches Schmuckſtück, für das als Vorbild das Dresdener Belvedere gedient hat. Im Grundriß bildet den großen Reſtaurationsſaal eine Säulenſtellung im Halbkreis mit parallel ziehendem Gange; die Säulen tragen eine Kuppel. Die Galerie iſt zu einem Muſikpodium erweitert; Ausgangstüren führen von ihr zu einer Terraſſe, die auf der Decke des vorhin erwähnten Ganges angelegt iſt. Das Ganze wird durch die Reſtaurationsgebäude und die aus dem Deutſchen Hauſe dorthin führenden Laubengänge, ſowie durch die Gartenarchitektur, Terraſſen und Treppenanlagen zu einem impoſant wirkenden Bautenkomplex, der an Größe das Deutſche Haus der Pariſer Ausſtellung bei weitem übertrifft. In weitem Bogen ſchließt ſich an das Deutſche Haus eine große Promenadenterraſſe, deren Mittelachſe zugleich die der ganzen Ausſtellung iſt.

Reiter- und Zirkusfest im Zirkus Bavaria zu München

Zugunſten des Vereins zur Gründung eines Sanatoriums für Lungenkranke aus dem Mittelſtande in Bayern fand am 17. November im Zirkus Bavaria am Eingang der Münchener Thereſienwieſe eine von der Hofgeſellſchaft in Verbindung mit der königl. Equitationsanſtalt und andern Offizieren und unter Mitwirkung des Männerturnvereins München veranſtaltete Wohltätigkeitsvorſtellung ſtatt. Dieſes Reiter- und Zirkusfeſt, dem der Prinzregent und faſt alle Mitglieder des königlichen Hauſes beiwohnten, eröffnete ein Feſtzug ſämtlicher mitwirkender Reiter und Reiterinnen, die in ihren prächtigen Uniformen und Koſtümen ein ungemein maleriſches Gruppenbild darboten, und ein von Oberſt Freiherrn v. Speidel, Kommandeur des 1. ſchweren Reiterregiments, dem Leiter des equeſtriſchen Programms, geſprochener Prolog Poſſarts. Nun folgten Schlag auf Schlag die verſchiedenen Vorführungen: Voltigen aller Art, Clownsſcherze, Turnerkünſte am hohen Reck und die National-Chevaulegers- und Küraſſier-Quadrille, die beſonderes Intereſſe gewährte durch die Beteiligung von Mitgliedern des Königshauſes: Prinz Leopold in der Uniform des 1. Küraſſier-Regiments, Prinzeſſin Giſela in der Uniform des National-Chevaulegers-Regiments „Prinz Carl“, desgleichen Prinz Franz.

Prinzeſſin Giſela von Bayern in der Uniform des National-Chevaulegers-Regiments „Prinz Carl“

Prinz Leopold von Bayern in der Uniform des 1. Küraſſier-Regiments „Prinz Carl“



Phot. Michael Dietrich, München

Prinzeſſin Giſela

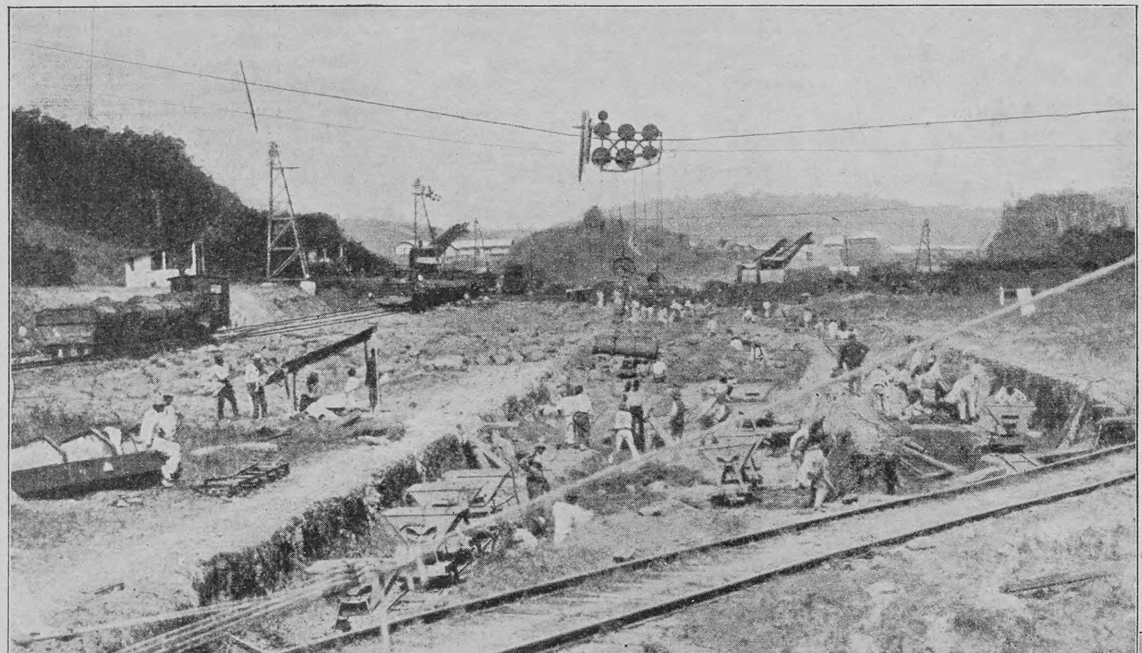
Prinz Leopold

Vom Reiter- und Zirkusfeſt der Münchener Hofgeſellſchaft: Die Damen und Herren der National-Chevauleger- und Küraſſier-Quadrille

Zum Beſchluß dieſer Nummer, die rauſchenden Beifall fand, formierte ſich die Reitergruppe vor der Hofloge zum Salut. Nach Beendigung der erſten Programmhälfte, die noch zahlreiche hervorragende Nummern enthielt, folgte eine Büfettpauſe; in der zweiten Hälfte gab es u. a. olympiſche Spiele, hohe Schule und Trambolinſprünge, während den effektvollen Schluß des Ganzen die Parforcejagd nach der Meute der königl. Equitationsanſtalt bildete. Das glänzend gelungene Feſt wurde am 18. November wiederholt; beide Vorſtellungen haben ein Brutto-Erträgnis von über 33 000 Mark ergeben.

Die neue Republik Panama

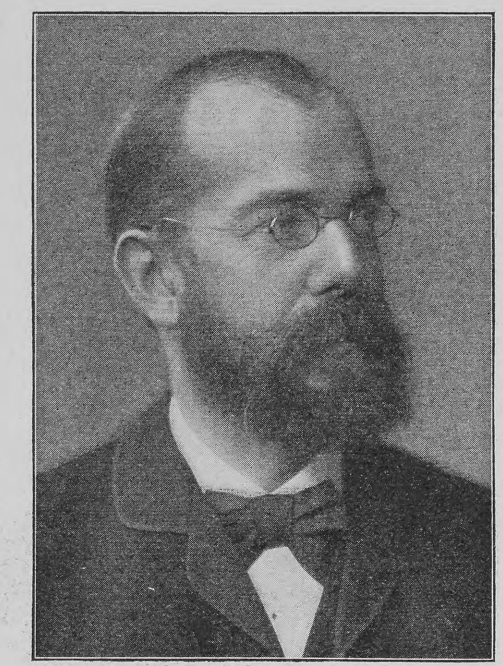
Die Losreißung des ehemaligen kolumbiſchen Departements Panama vom Mutterlande, die ſchon ſeit geraumer Zeit von Kennern der dortigen Verhältniſſe vorhergeſagt wurde, hat ſich nun vollzogen. Panama hat ſich im geheimen Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten für unabhängig von der Republik Columbia erklärt, nachdem der dortige Senat die Kanalvorlage abgelehnt hatte. Der neue Staat hat einen Umfang von 82 600 Quadratkilometern und eine Bevölkerung von kaum 300 000 Seelen, die meiſtens Miſchlinge aus verſchiedenen Raſſeelementen ſind. Städte beſitzt dies Ländchen nur zwei: die Hauptſtadt Colon am Atlantiſchen Ozean und Panama am Stillen Ozean, die zurzeit nur die etwa 75 Kilometer lange, quer über den Iſthmus geführte Eiſenbahn Colon-Panama verbindet. Die Stadt Panama liegt auf einer in den gleichnamigen Golf der Südſee vorſpringenden Landzunge, die eine ſichere Reede bildet. Es iſt eine alte ſpaniſche Seefeſte, im Innern ſchmutzig, mit engen Straßen zwiſchen den meiſt aus Holz gebauten Häuſern. Die Bedeutung des Hafens ſtieg mit jener der Stadt, als Panama im Anfang des 19. Jahrhunderts durch den Bau der Panamabahn ein wichtiger Platz für den Tranſithandel nach Kalifornien und dem weſtlichen Südamerika wurde, um dann zur Zeit der Bauten am Panamakanal erneuten Aufſchwung zu nehmen. Als der große Panamaſkandal mit einem furchtbaren Krach des Unternehmens endete, verließen Scharen der Bevölkerung die Stadt, und die begonnenen Kanalbauten wurden abgebrochen. Immerhin ſind aber beinahe 40 Prozent der auszuführenden Arbeiten bereits beendet, und man hofft, nachdem der neue Kanalvertrag am 18. November unterzeichnet worden iſt, die Waſſerſtraße von Meer zu Meer in acht bis zehn Jahren mit einem Koſtenaufwande von nicht über 102 Millionen Dollars fertigzuſtellen. Im Hinblick darauf darf man die Lostrennung Panamas von Kolumbien als ein höchſt bedeutungsvolles Ereignis betrachten, denn durch ſie allein wird für eine energiſche und glatte Durchführung des Kanalbaus Gewähr geſchaffen, und zwar durch die Union als denjenigen Staat, der nach ſeiner Vormachtſtellung und ſeinem eignen Intereſſe dazu beſtimmt erſcheint. Auf dem Iſthmus von Panama befinden ſich zurzeit 1800 Mann amerikaniſcher Truppen, von denen 400 Mann an der Kanallinie in Culebra und die übrigen in Panama und Colon ſtationiert ſind. Außerdem liegen amerikaniſche Kriegsſchiffe ſowohl vor Colon als auch vor Panama und kontrollieren den Schiffsverkehr an den geſamten Küſten der neuen Republik.



Der jetzige Stand der Bauten am Panamakanal

Geheimrat Robert Kochs ſechzigſter Geburtstag

Ein deutſcher Forſcher, deſſen Namen die ganze ziviliſierte Welt kennt, der Geheime Medizinalrat und Direktor des Berliner Hygieniſchen Inſtituts, Profeſſor Robert Koch, begeht am 11. Dezember ſeinen ſechzigſten Geburtstag. Der Entdecker des Tuberkel- und des Cholerabazillus, der die bakteriologiſche Methodik völlig neu geſtaltet hat, iſt am 11. Dezember 1843 zu Clausthal geboren. Während ſeiner Tätigkeit als praktiſcher Arzt ſtellte er eine Reihe von bakteriologiſchen Forſchungen über Wundinfektion, Septichämie und Milzbrand an, die großes Aufſehen erregten und 1880 ſeine Berufung als ordentliches Mitglied in das Reichsgeſundheitsamt zur Folge hatten. 1882 veröffentlichte Koch ſeine epochemachenden Unterſuchungen über die Natur und Urſache der Tuberkuloſe, als deren Erreger er die ſogenannten Tuberkelbazillen nachwies. Zum Geheimen Regierungsrat ernannt, wurde er 1883 als Leiter der deutſchen Cholera-Expedition nach Aegypten und Indien entſendet, deren Frucht die Entdeckung der Kommabazillen als der eigentlichen Träger des Choleragiftes war. Seitens des Reiches wurde er dafür durch eine Dotation von 100 000 Mark ausgezeichnet und 1885 zum ordentlichen Profeſſor an der Univerſität, Geheimen Medizinalrat und Direktor des neuerrichteten Hygieniſchen Inſtituts in Berlin ernannt.



Phot. Schaarwächters Kunſtverlag, Berlin

Geheimrat Profeſſor Robert Koch

Seit 1891 widmet er ſich vorzugsweiſe der Leitung des neuen Inſtituts für Infektionskrankheiten. Neuerdings hat Robert Koch große Reiſen nach Aſien und Afrika unternommen, um dort die tropiſchen Krankheiten zu ſtudieren. 1896 ging er im Auftrage der engliſchen Regierung zur Erforſchung der Rinderpeſt nach Südafrika, und ebendorthin hat er ſich neuerdings abermals begeben, um womöglich ein ſicheres Mittel gegen die verheerende Seuche ausfindig zu machen. Seine Verſuche, durch das Tuberkulin die Tuberkuloſe zu bekämpfen, haben bisher wenig praktiſche Erfolge ergeben, dagegen brachten ſeine neueſten Forſchungen über die Malaria ſo reiche Ergebniſſe, daß man mit ziemlicher Sicherheit hoffen darf, die Geißel aller tropiſchen Kolonien erfolgreich bekämpfen zu können.

Der neue Präsident des preussischen Oberkirchenrats

An Stelle des verſtorbenen D. Barkhauſen iſt der bisherige Präſident des Landeskonſiſtoriums in Hannover, Wirklicher Oberkonſiſtorialrat Voigts, zum Präſidenten des preußiſchen Oberkirchenrats ernannt worden. Im Jahre 1844 zu Lüchow im Kreis Lüneburg geboren, wurde Voigts nach beſtandenem juriſtiſchen Examen 1867 als Auditor in ſeiner Vaterſtadt verpflichtet. 1871 wurde er Gerichtsaſſeſſor und bekleidete von 1873 bis 1882 Amtsrichterſtellen in Hagen bei Bremen und in Freiburg a. d. E. Nachdem er 1882 zur Verwaltung übergetreten war, wurde er zunächſt Kreishauptmann des Stader Marſchkreiſes und 1885 Landrat im Kehdinger Kreis. 1889 wurde er als Verwaltungsdirektor nach Minden verſetzt und 1891 als Oberverwaltungsgerichtsrat nach Berlin berufen.

Dieſe Stellung bekleidete Voigts drei Jahre, um dann als Präſident des Landeskonſiſtoriums nach der Provinz Hannover zurückzukehren. Ihm geht der Ruf eines vorzüglich geſchulten Beamten voraus, der als hervorragender Juriſt und Kenner des öffentlichen Rechts in ſeinen verſchiedenen Wirkungskreiſen eine anerkannte Tüchtigkeit entfaltet hat.

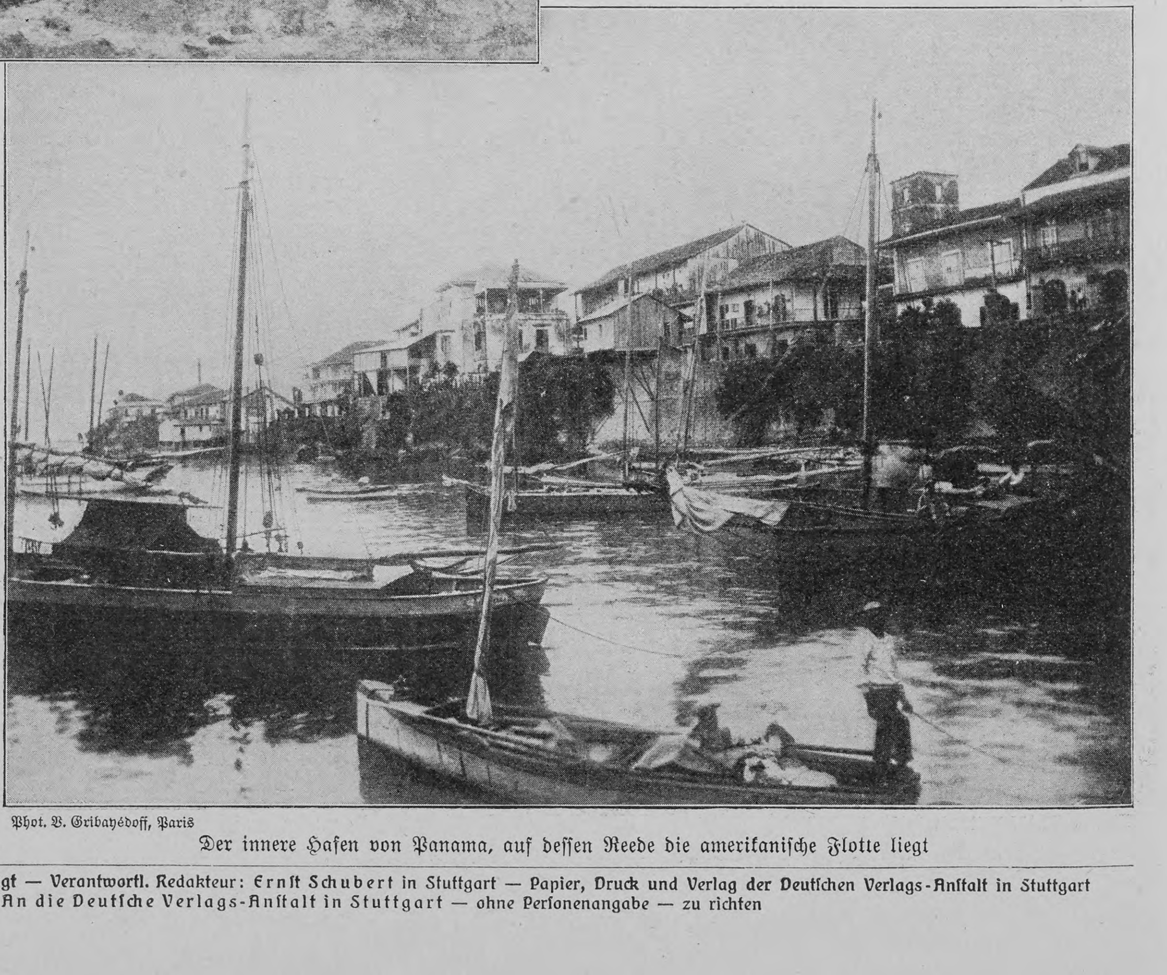
Oberkonſiſtorialrat Voigts,
der neue Präſident des preuß. Oberkirchenrats

Bühne

Nicht der volle Triumph lächelte **Ludwig Fulda** bei der Erſtaufführung ſeines Schauſpiels „**Novella d'Andrea**" im Wiener Burgtheater, aber die erſten drei Akte des in wohllautenden Verſen geſchriebenen Dramas fanden doch uneingeſchränkten Beifall, und nur der vierte Aufzug, der den allbeliebten, befriedigenden Schluß ſchuldig blieb, enttäuſchte. Die Titelheldin iſt eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, nämlich die aus der italieniſchen Rechtsgeſchichte des 14. Jahrhunderts bekannte, ebenſo durch Geiſt wie Schönheit ausgezeichnete Gelehrte, die an der Univerſität Bologna Vorleſungen halten durfte, indeſſen, um die jungen Hörer nicht zu verwirren, nur hinter einem ihren Liebreiz verhüllenden Vorhang oder Schleier. Dieſem ideal geſinnten Mädchen hat der Dichter ein hausbackenes Gegenſtück in ihrer Schweſter gegenübergeſtellt, zu deren Gunſten Novella auf den Geliebten verzichtet. Aber das edle Opfer iſt umſonſt, denn die Ehe wird unglücklich. So klingt die Dichtung in ſchmerzlicher Elegie aus.

— Das Kgl. Schauſpielhaus in **Dresden** brachte das Schauſpiel „**Candida**" von **Bernhard Shaw**, bearbeitet von Siegfried Trebitſch, zur erſten Aufführung in Deutſchland. Das Stück behandelt das Verhältnis eines Ehepaares zu einem jungen Freunde, der dem häuslichen Frieden gefährlich zu werden droht, aber vor dem entſchiedenen Willen der Heldin das Feld räumt. Biedermannstüchtigkeit auf der einen, Genialität auf der andern Seite, über beide ſiegend der ſtarke Charakter. Der Dialog iſt geiſtreich geführt, doch leidet das Drama an allzu großer Breite.

— Das Elſäſſer Theater in **Straßburg** hatte wieder einen hübſchen Erfolg mit einem neuen Werke des Dialektdichters **Guſtav Stoskopf**. Sein Schwank, „**E Demonſtration**" betitelt, iſt eine luſtige Satire auf kleinſtädtiſche Verhältniſſe im Reichslande.



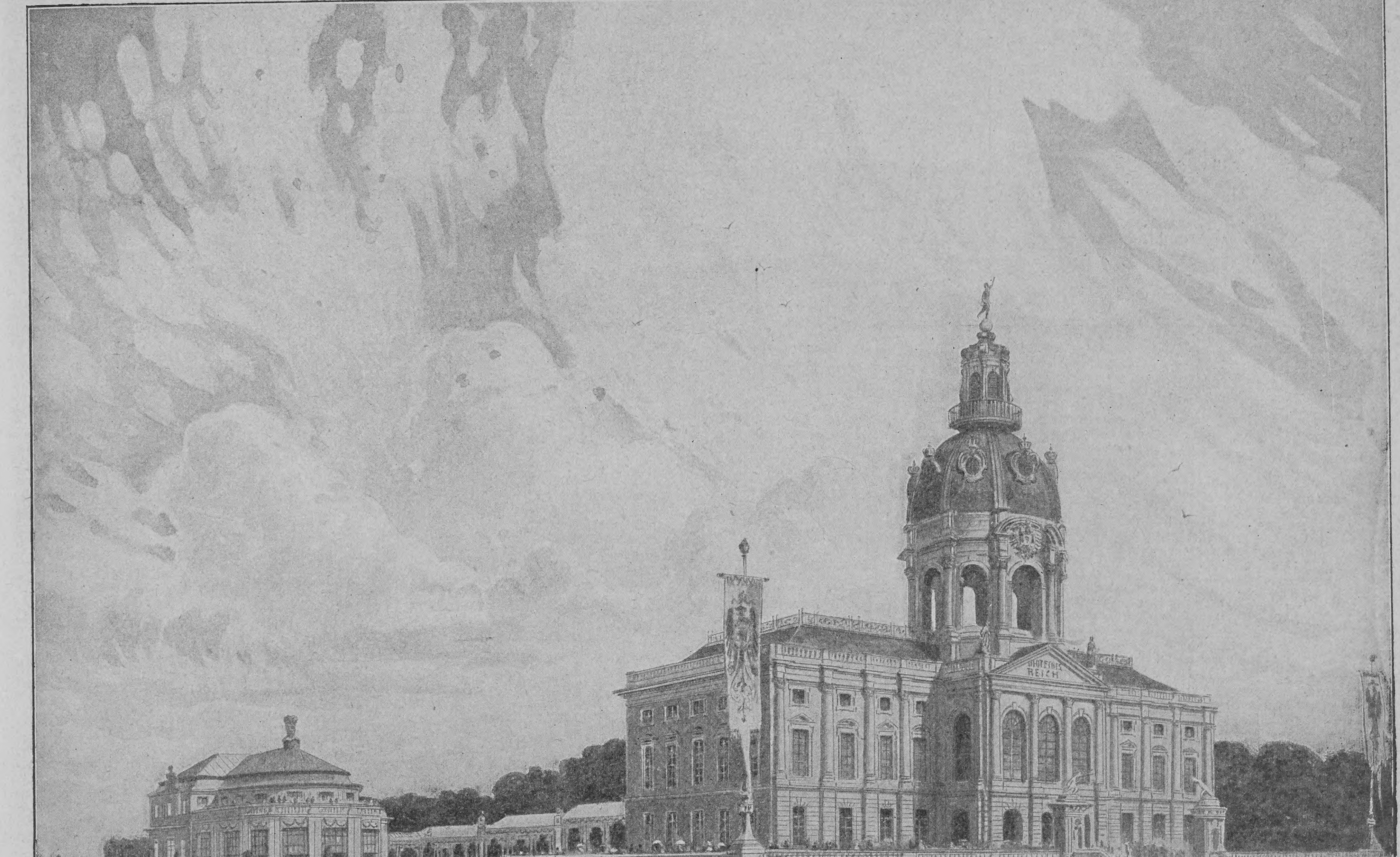
Phot. B. Gribayédoff, Paris

Der innere Hafen von Panama, auf deſſen Reede die amerikaniſche Flotte liegt

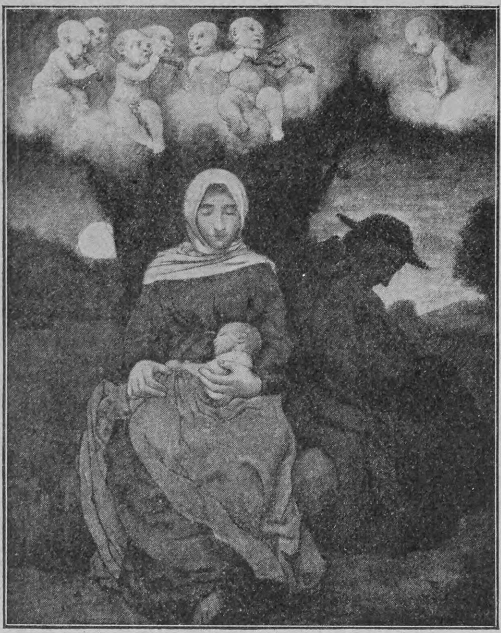
Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 11


Schreiber, Chm.
gez. v. E. Limmer.

Das Deutſche Haus auf der Weltausſtellung in St. Louis
Nach dem Entwurfe von Profeſſor Bruno Schmitz gezeichnet von Emil Limmer (Text S. 261)



Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Heilige Nacht. Von Hans Thoma
Probe des Buchſchmucks aus dem „Seidenen Buch“
von Otto Julius Bierbaum

Literariſche Feſtgaben für den Weihnachtstiſch

Wenn unſre Kleinen in der „gnadenbringenden Weihnachtszeit“ ihren Wunſchzettel für das liebe Chriſtkindlein zuſammenſtellen, ſo fehlt darin ſicherlich auch nicht die Bitte um ein recht ſchönes Bilder- oder Geſchichtenbuch. Nach guter alter Sitte darf aber auch für die Erwachſenen ein gutes Buch unter dem Tannenbaum des feſtlichen Abends nicht fehlen, und bei groß und klein wird die Freude um ſo lebhafter und dauernder ſein, je mehr die Gabe der Individualität, der Geſchmacksrichtung und dem geiſtigen Bedürfnis des Beſchenkten entſpricht. Bei der Fülle der alljährlich zu Weihnachten erſcheinenden Erzeugniſſe des Büchermarktes iſt nun eine ſolche paſſende Auswahl gar nicht leicht zu treffen, wie wohl ſchon jeder erprobt hat. Unſre Leſer werden es uns daher ohne Zweifel danken, wenn wir ihnen dabei etwas zur Hand gehen, indem wir die bei der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſchienenen neuen literariſchen Gaben, ſowie auch die beſten der früheren Veröffentlichungen, die ſich beſonders zu Feſtgeſchenken eignen, ihnen nachſtehend aufführen.

In gewohnter Weiſe weiſt das Neuheitenverzeichnis eine ſtattliche Anzahl trefflicher Erzeugniſſe verſchiedener Literaturzweige in geſchmackvoller und gediegener Ausſtattung auf, die jedem Gabentiſche zur Zierde gereichen werden. Die bemerkenswerteſte Weihnachs-Novität dieſes Jahres, die Geſamtausgaben der „Klaſſiker der Kunſt“, wurde ſchon in der vorigen Nummer dieſer Zeitſchrift ausführlich beſprochen. Wir beginnen heute mit der Belletriſtik und ſtellen an die Spitze das neueſte Werk des bekannten Dichters Otto Julius Bierbaum, betitelt: „Das Seidene Buch“, das der Autor ſelbſt als „eine lyriſche Damenſpende“ bezeichnet. Der ganz originelle, hochelegante Einband, dem das Buch ſeinen Namen verdankt, birgt eine Sammlung köſtlicher Gedichte, bald neckiſch und heiter, dem Volkstone ſich in glücklichſter Weiſe annähernd, bald von dithyrambiſchem Schwunge beſeelt, dann wieder tiefſinnig und ſchwermutsvoll. So vermag nur ein Dichter von Gottes Gnaden zu ſingen, deſſen formvollendete Verſe ſich gleich lieblichen Weiſen dem Gedächtnis einſchmeicheln. Geſchmückt iſt das reizende Buch mit zwölf Bildern von Meiſter Hans Thoma und mit Ornamenten von Peter Behrens; es ſtellt eine Spende dar, die ſicherlich allen damit Bedachten willkommen ſein wird — keineswegs jedoch, wie wir hervorheben möchten, bloß den Damen, ſondern vielmehr allen, die es lieben, ſich aus dem Lärmen und Haſten des Tages in das Wunderland echter Poeſie emportragen zu laſſen. — Daß letzteres aber auch ein in proſaiſcher Form geſtaltetes Werk vermag, dafür liefert Ricarda Huch in ihrem Roman „Von den Königen und der Krone“ den beſten Beweis. Sie liebt es, ſymboliſche Momente in die Darſtellung zu verflechten, und beginnt diesmal mit einem halb ſagenhaften Geſchlecht alter Herrſcher, um uns die Schickſale der letzten Abkömmlinge dieſer von ihrer Höhe geſtürzten Könige vorzuführen. Der in jeder Zeile die Eigenart und wunderbare Geſtaltungskraft der Dichterin offenbarende Roman feſſelt ebenſo ſehr durch die Kraft der Charakteriſtik und die Feinheit der pſychologiſchen Beobachtung wie durch die oft an Böcklin gemahnende Glut des Kolorits. — Von dem Schweizer Dichter Ernſt Zahn, der nicht nur einer der gefeiertſten Poeten ſeiner Heimat, ſondern längſt auch ein Liebling der geſamten deutſchen Leſerwelt iſt, liegt ein neuer Band vor, der drei Erzählungen umfaßt: „Schattenhalb“ iſt der Geſamttitel, den man etwa „Auf der Schattenſeite des Lebens“ umſchreiben könnte. Die erſte von ihnen, „Der Schatten“, iſt zuerſt in unſrer Zeitſchrift erſchienen; ſie gehört zu dem Reifſten, was Zahns Heimatkunſt bisher geboten hat, und wird unſern Leſern noch in beſter Erinnerung ſein. Auch die beiden andern Erzählungen: „Lentin“ und „Das Muttergöttesli“ bekunden des Autors hervorragende Meiſterſchaft, mit der plaſtiſchen Schilderung der erhabenen Alpenwelt eine ſichere Charakteriſtik zu verbinden. — Johannes Richard zur Megede, deſſen Romane ihm raſch einen Namen an der Seite der erſten deutſchen Erzähler erworben haben, hat in „Trianon und andre Novellen“ drei Erzählungen zuſammengeſtellt; neben der erſten, die dem Buche den Titel gegeben hat, noch „Die Tugendgans“ und „Das Prinzeſſinlächeln“. Auch in dieſer knapperen Form bewährt er ſein großes Talent und die Gabe, tiefgründige Seelenforſchung mit feſſelnder Handlung zu verbinden. — Von Max Dreyer liegt der vieraktige hiſtoriſche Schwank „Das Tal des Lebens“, der neuerdings ſo viel genannt wurde, in einer eleganten Buchausgabe vor. Der Verfaſſer iſt in erſter Linie als Dramatiker bekannt geworden; beſondere Beachtung verdient aber auch ſein Geſchichtenbuch „Lautes und Leiſes“, das ihm viele neue Freunde zuführen dürfte. — Zu den beſten Erzeugniſſen moderner Erzählungskunſt iſt ferner Paul Ernſts Roman „Der ſchmale Weg zum Glück“ zu zählen, der durch eine glücklich erfundene, ſpannende Handlung feſſelt und ſeinen literariſchen Wert namentlich durch ſeine ſchlichte Wirklichkeitstreue und die ſichere Kunſt der Menſchengeſtaltung erhält. — Von Wilhelm Meyer-Förſter, deſſen „Alt-Heidelberg“ (bekanntlich nach ſeiner ebenfalls bei der Deutſchen Verlags-Anſtalt erſchienenen Erzählung „Karl Heinrich“ dramatiſiert) noch immer auf dem Spielplan zahlreicher Bühnen ſteht, liegen die beiden Romane „Süderſſen“ und „Lena S.“ wieder in neuen Auflagen vor. In beiden bildet die Sportwelt, die Meyer-Förſter ja wie kein zweiter zu ſchildern verſteht, den Hintergrund für eine Reihe packender und ergreifender Szenen, allein ihr Hauptwert liegt doch in der überaus feinen und zarten Schilderung der ſeeliſchen Zuſtände und Konflikte. Des gleichen Verfaſſers mit ſo großem Beifall aufgenommener Band „Alltagsleute“ iſt jetzt gleichfalls in demſelben Verlag erſchienen. — Von Auguſt Sperls humoriſtiſcher Badegeſchichte „Herzkrank“, die Otto Meyer-Wegner ſo hübſch illuſtriert hat, iſt bereits die vierte Auflage nötig geworden; ſie iſt namentlich ein reizendes Geſchenk für Damen.

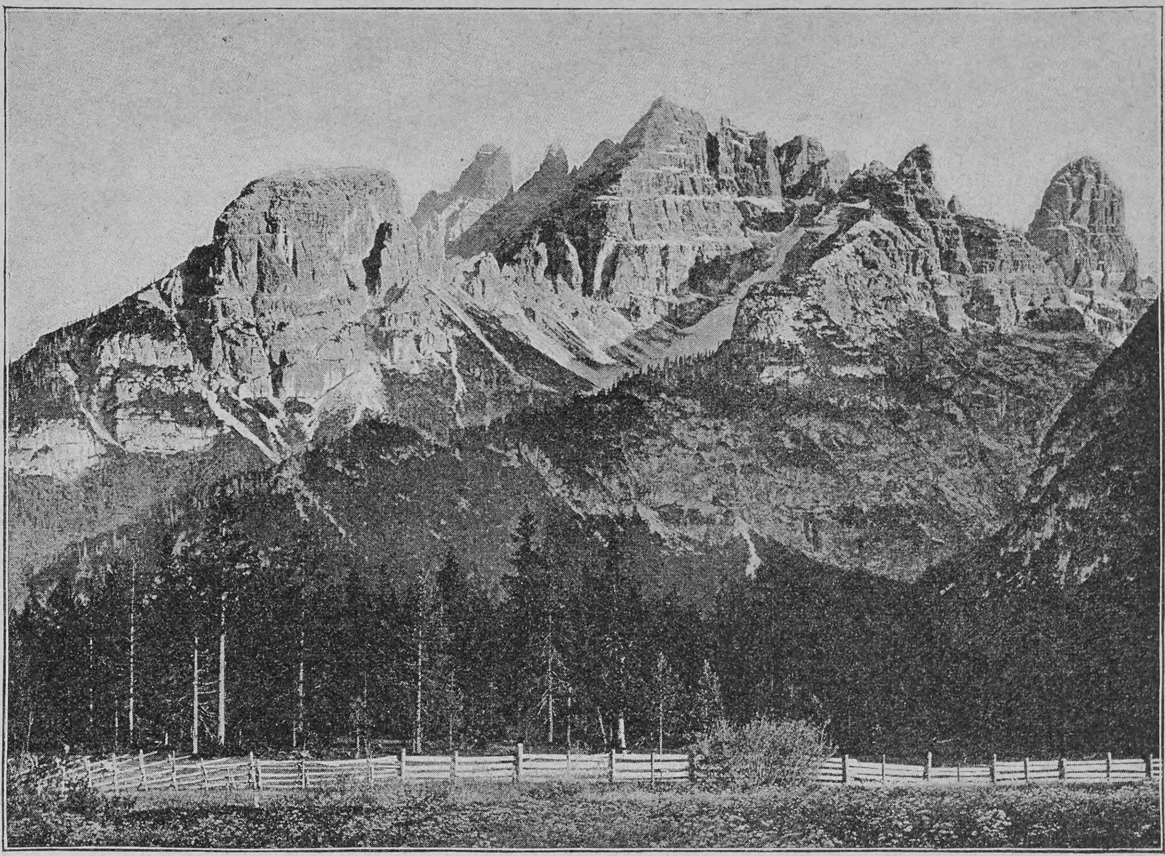
Albrecht von Stoſch
Porträt aus „Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stoſch“

Natſchni (Bajaderen) aus Kaſchmir
Illuſtrationsprobe aus Dr. Kurt Lampert: „Die Völker der Erde“

Hugo Wolf
Porträt aus „Briefe Hugo Wolfs an Hugo Faißt“

Alle jungen Mütter werden „Des Kindes Chronik“ von Helene von Schrötter freudig willkommen heißen. Die Verfaſſerin bietet ihnen darin ein ſehr hübſch ausgeſtattetes „Merkbuch des Lebens“ ihrer Lieblinge, von Mutterhand begonnen und zur ſpäteren eignen Fortführung aus praktiſcher Erfahrung in ſinniger Weiſe zuſammengeſtellt.

Unter den neueren deutſchen Memoirenwerken nehmen einen ganz hervorragenden Platz die „Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stoſch“, herausgegeben von ſeinem Sohn Ulrich von Stoſch, ein, die ja ſchon bei ihrer bruchſtückweiſen Veröffentlichung in der „Deutſchen Revue“ wegen ihrer Freimütigkeit und ihrer vielfach hochintereſſanten vertraulichen Mitteilungen über wichtige militäriſche und politiſche Ereigniſſe aus der Zeit von 1866 bis 1872 ungewöhnliches Aufſehen erregten. Dieſe hinterlaſſenen Aufzeichnungen ſind nicht nur eine wichtige und lehrreiche Geſchichtsquelle für jene große Zeit, ſondern ſie bilden auch in ihrer Friſche und Unmittelbarkeit eine ungemein feſſelnde Lektüre. — Nicht hinter die Kuliſſen der Weltgeſchichte, wohl aber in die Tiefe einer mit Hemmniſſen und Bitterkeiten aller Art ringenden Künſtlerſeele laſſen uns „Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faißt“ blicken. Dr. M. Haberlandt hat ſie im Auftrage des Wiener Hugo Wolf-Vereins herausgegeben und damit allen Verehrern des einem ſo tragiſchen Schickſale verfallenen genialen Tondichters, wie der modernen Muſik überhaupt, einen großen Dienſt erwieſen. Dieſe Herzensergüſſe Wolfs dem Stuttgarter Rechtsanwalt gegenüber, der ihm nicht nur ein aufopfernder Freund geweſen iſt, ſondern auch als begeiſterter und feinſinniger Interpret ſeiner Schöpfungen viel dazu beigetragen hat, daß des Komponiſten hohe Bedeutung endlich allgemeine Anerkennung fand, geben das erhebende Bild eines wirklich ideal zu nennenden Freundſchaftsbundes und, wie Haberlandt in ſeiner Einleitung mit Recht hervorhebt, durch ihre Offenheit und Rückhaltloſigkeit zugleich ein ungewolltes und deshalb um ſo anziehenderes

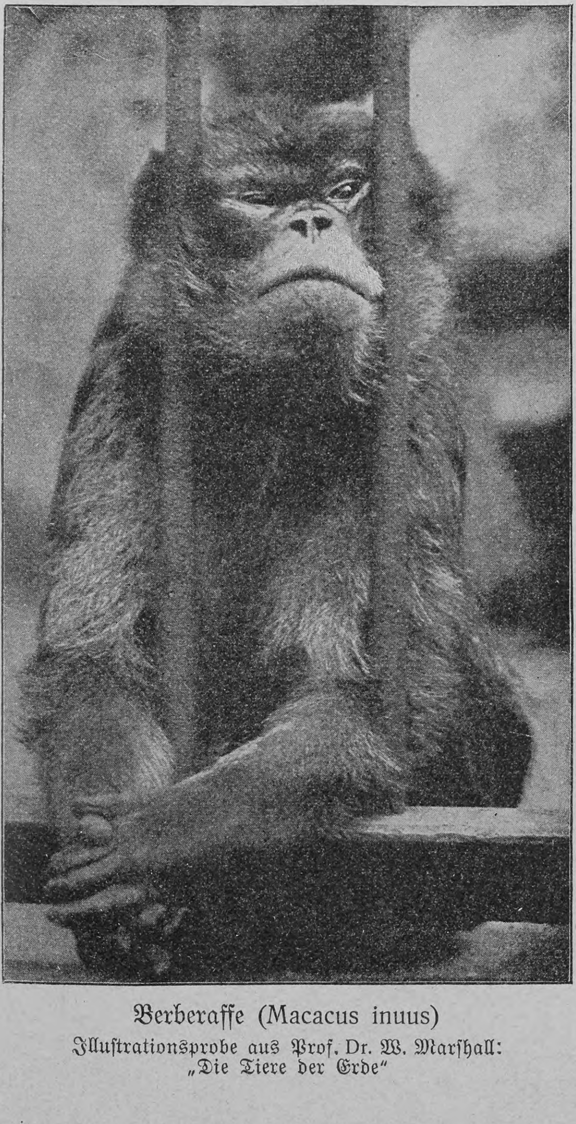


Der Criſtallin, von Schluderbach aus
Illuſtrationsprobe aus Theodor Wundt: „Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten"

Selbſtporträt des Schreibers dieſer Briefe. — In dem Augenblick, da überall bereits Vorbereitungen getroffen werden, um die hundertſte Wiederkehr des Todestages unſers nationalſten Dichters feierlich zu begehen, ſei auch hingewieſen auf die allgemein als muſtergültig anerkannte kritiſche Geſamt-Ausgabe: „Schillers Briefe" in ſieben Bänden, die Fritz Jonas herausgegeben und mit den nötigen Anmerkungen verſehen hat; eine Volksausgabe zu ſehr mäßigem Preiſe macht dieſen koſtbaren Schatz unſers Schrifttums den weiteſten Kreiſen zugänglich.

Als beſonders zeitgemäß in unſerm Zeitalter der Naturwiſſenſchaften muß das in ganz hervorragender Weiſe ausgeſtattete große populär-wiſſenſchaftliche Sammelwerk „Die Erde in Einzeldarſtellungen" bezeichnet werden. Seine erſte Abteilung bildet das in zwei Prachtbänden vollendet vorliegende Buch: „Die Völker der Erde", eine Schilderung der Lebensweiſe, der Sitten, Gebräuche, Feſte und Zeremonien aller lebenden Völker von Oberſtudienrat Dr. Kurt Lampert, der es vorzüglich verſtanden hat, in ſeiner alle neueren Forſchungsergebniſſe berückſichtigenden Darſtellung immer nur das Wichtigſte, Bezeichnendſte und Intereſſanteſte herauszunehmen. Auf dieſe Art iſt ein Werk entſtanden, das ebenſo lehrreich wie anziehend zum Leſen iſt. Für die bildliche Ausſtattung, die ſelbſt den weiteſtgehenden Anforderungen genügt und 776 Abbildungen und 4 farbige Kunſtblätter umfaßt, ſtand ein ganz einzigartiges Material zur Verfügung: eine durch Jahre hindurch mühſam zuſtande gebrachte Sammlung prächtiger photographiſcher Aufnahmen nach dem Leben aus allen im Werke behandelten Gebieten. — Als zweite Abteilung des genannten Sammelwerkes tritt eine nach den gleichen Grundſätzen in durchaus allgemein verſtändlicher Weiſe geſchriebene und ausgeſtattete Tierkunde hinzu unter dem Titel: „Die Tiere der Erde" von dem Leipziger Profeſſor der Zoologie Dr. W. Marſhall. Der erſte Band dieſer volkstümlichen Ueberſicht über die Naturgeſchichte der Tiere liegt abgeſchloſſen in Prachteinband vor und zeigt, daß der Verfaſſer des Textes, bekanntlich eine Autorität erſten Ranges auf dieſem Gebiete, auch zugleich ein Meiſter volkstümlicher Schilderung iſt, der ſeine Leſer fortdauernd zu feſſeln verſteht. Das Werk enthält über tauſend Illuſtrationen und 25 farbige Tafeln nach lebenden Tieren. Im Gegenſatze zu dem in den früheren zoologiſchen Büchern enthaltenen Illuſtrationsmaterial, das ſich aus mehr oder minder freien Phantaſieſchöpfungen der Tiermaler zuſammenſetzte, beruhen in dieſem Werk ſämtliche Abbildungen auf photographiſchen Abbidungen nach dem Leben, wodurch dieſe Tierkunde für jedermann in bezug auf die Treue und Naturwahrheit der Bilder völlig unerreicht und durchaus eigenartig daſteht.

Eine zweite, ſich hier folgerichtig anſchließende Serie ſoll „Naturwiſſenſchaft und Technik in gemeinverſtändlichen Schilderungen" behandeln. Als erſter Band liegt vor: „Die Phyſik des täglichen Lebens," gemeinverſtändlich dargeſtellt von Leopold Pfaundler, Profeſſor an der Univerſität Graz. Man braucht nur etwa die Abſchnitte über die Dampfmaſchine, über den Bau und die Einrichtung des Auges und über die Elektrizität und ihre Anwendung zu leſen, um ſich davon zu überzeugen, in welch hervorragender Weiſe der Verfaſſer ſeine ſchwierige Aufgabe gelöſt hat. Sein Buch ermöglicht es in der Tat einem jeden, ohne weitere wiſſenſchaftliche Vorkenntniſſe die ſchwierigſten Probleme der Phyſik verſtehen zu lernen und ſich über alle phyſikaliſchen Erſcheinungen des täglichen Lebens klar zu werden. Außerordentlich geſchickt ausgewählte Beiſpiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Induſtrie beleben die Darſtellung und machen ſie, in Verbindung mit 464 Abbildungen, ſo anſchaulich wie nur möglich. — Der zweite Band, vom kaiſerlichen Oberpoſtinſpektor Otto Jentſch verfaßt, führt den Titel: „Unter dem Zeichen des Verkehrs" und ſchildert an der Hand zahlreicher Illuſtrationen den Dampf und die Elektrizität im Dienſte des heutigen, von Tag zu Tag an Umfang und Bedeutung zunehmenden Verkehrsweſens. Wer ſich, ohne eine fachwiſſenſchaftliche Vorbildung genoſſen zu haben, eingehend über die Dampf- und elektriſchen Schnellbahnen, über Funkentelegraphie und unterſeeiſche Kabel, über die Fortſchritte des Fernſprechweſens und ähnliche, jeden modernen Menſchen intereſſierende Fragen unterrichten laſſen will, der greife zu dieſem vortrefflichen Buche.



Berberaffe (Macacus inuus)
Illuſtrationsprobe aus Prof. Dr. W. Marſhall: „Die Tiere der Erde"

Unter den zahlreichen illuſtrierten Prachtwerken unſers Verlages heben wir zunächſt die anziehenden „Wanderbilder aus den Dolomiten" und „Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten", beide aus der Feder des bekannten Alpiniſten Th. Wundt hervor, die mit einer Fülle von vortrefflichen Bildern ausgeſtattet ſind und aus deren Blättern dem Leſer ein Hauch friſcher Höhenluft entgegenweht. — Den großartig ausgeſtatteten illuſtrierten Klaſſiker-Prachtausgaben der Werke von Goethe, Hauff, Schiller und Shakeſpeare, in denen die klaſſiſchen Meiſterwerke mit Bildern von Künſtlerhand geſchmückt ſind, treten die ebenſo durch Billigkeit wie durch gediegene und würdige Ausſtattung hervorragenden einbändigen Klaſſiker-Ausgaben zur Seite, die man mit Recht als „Unika des deutſchen Buchgewerbes" bezeichnet hat. Dieſe umfangreichen und dabei doch ſo handlichen Bände bringen, mit je einer vorzüglich geſchriebenen Einleitung: Goethes ausgewählte Werke; Grillparzers Werke; Hauffs ſämtliche Werke; desgleichen Körners, Lenaus, Leſſings, Schillers Werke, Shakeſpeares dramatiſche und endlich Uhlands ſämtliche Werke (einſchließlich ſeiner literargeſchichtlichen Arbeiten). In dieſen Klaſſiker-Ausgaben iſt ein außerordentlich ſchwieriges verlagstechniſches Problem, das ganze reiche Lebenswerk eines Mannes wie etwa Grillparzers zu einem ſo preiswerten Band zuſammenzuſtellen, auf das glücklichſte gelöſt.

Ein Volksbuch im beſten Sinne des Wortes iſt „Das deutſche Vaterland" von General Dr. A. v. Pfiſter, eine ganz vortreffliche Zuſammenfaſſung der deutſchen Geſchichte im 19. Jahrhundert unter beſonderer Betonung der kulturgeſchichtlichen Momente; das Werk eignet ſich auch in hervorragender Weiſe für die reifere Jugend, um ihr das Verſtändnis für die neuzeitliche Entwicklung unſers Vaterlandes zu erſchließen.

Zum Schluß ſei noch auf Werke wie Max Eyths „Hinter Pflug und Schraubſtock", Robert von Mohls „Lebenserinnerungen 1799—1875", Helmuth von Moltkes Briefe an ſeine Braut und Frau und andre Anverwandte und auf zwei Romane hingewieſen, die in ihrem Gedankenreichtum und in ihrer poetiſchen Kraft immer aufs Neue dankbare, ja ergriffene Leſer finden: Fr. Th. Viſchers „Auch Einer" und Wilhelm Jordans „Die Sebalds". Im übrigen verweiſen wir auf die ſtändigen literariſchen Mitteilungen der Deutſchen Verlags-Anſtalt, die in eigenartiger, feſſelnder Form unter dem Titel „Bücher und Menſchen" erſcheinen und jedermann koſtenlos zur Verfügung ſtehen. Bücherverzeichniſſe älterer Autoren ſind durch jede Sortimentsbuchhandlung gratis zu beziehen. Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß dieſer kurzgefaßte Wegweiſer durch die Fülle literariſcher Feſtgaben ſeinen Zweck erfüllen und recht vielen Leſern bei ihrer Auswahl von Nutzen ſein möge!

Dahome-Kind
Illuſtrationsprobe aus Dr. Kurt Lampert: „Die Völker der Erde"

Für den Weihnachtstiſch

Neben den Unterhaltungs- und Bilderbüchern ſind vor allem hübſche Geſellſchaftsſpiele für den Weihnachtstiſch begehrt, mit denen man ſich an den langen Winterabenden ſo angenehm die Zeit vertreiben kann. Originell und ſinnreich iſt das neue, von dem Maler E. Lauterburg in Bern erfundene und herausgegebene Punta-Spiel (Punta-Haus Bern und Leipzig), das ſich auf die verſchiedenſten Arten ſpielen läßt, für jede beliebige Anzahl von Teilnehmern paßt und wegen ſeiner Einfachheit ſich gleich gut für Erwachſene wie für Kinder eignet. Es beruht auf der einfachen Kombination von Würfel und Karte einerſeits, von Farbe und Zahl anderſeits. Alle Kombinationen eines gewöhnlichen Würfels (mit Augen und Zahlen von 1—6) und eines beſonderen Farbenwürfels (deſſen ſechs Seiten die ſechs Hauptfarben tragen) finden ſich vertreten in 30 Karten (30, weil die Kombinationen von ſchwarz 1—6 als ungültig oder mit Bußen zu belegen ausſcheiden). Die Uebereinſtimmung von Würfel und Karte in Farbe und Zahl und die Erzielung dieſes Zuſammenſtimmens bildet nun das Punta-Spiel (Punta = Points = Punkte). Das Anregende und Intereſſante des Spiels beruht darauf, daß es den Teilnehmern ermöglicht, durch das Mittel des Gedächtniſſes und durch geſchickte Kalkulation (je nach der Spielart) die Ungunſt der Würfel auszugleichen oder deren Glück wirklich auszunutzen. Dabei wird das Gedächtnis geſtärkt und bei Kindern zudem Zahlen- und Farbenſinn geweckt und ausgebildet. Es gibt drei, in Format und Ausſtattung verſchiedene Ausgaben des Spieles.

— Durch Eigenart und Vielſeitigkeit empfiehlt ſich auch das neue Kartenbrettſpiel Scala (Scala-Verſandhaus Danzig), das in den verſchiedenſten Ausführungen (je nach Anzahl der Spielarten und einzelnen Spiele) zu haben iſt. Es heißt Scala Treis kai deka, wobei die griechiſche Zahl Treis kai deka = 13 auf die Anzahl der Steine jeder Partei hinweiſt und das italieniſche Wort Scala = Treppe oder Stufe anzeigt, daß die einzelnen Spielſteine von abgeſtuftem Werte ſind. Das Spielbrett iſt ein Schachbrett, deſſen vier Ecken, ähnlich wie beim Salta, im Umfange von 25 Feldern abgegrenzt ſind. Die Spielſteine tragen die Bezeichnung der franzöſiſchen Whiſtkarten vom Aß bis zur Zwei. Dies hübſche, von einem Stabsoffizier erfundene Familien- und Geſellſchaftsſpiel bietet eine große Mannigfaltigkeit von Spielarten, die dadurch noch erhöht wird, daß ſich nicht wie bei andern Brettſpielen nur zwei Perſonen, ſondern ebenſo gut drei oder vier daran beteiligen können. Es gibt Turniere, Beſetzungsſpiele, Nullſpiele u. ſ. w. Die Spielregeln ſind ſo leicht faßlich, daß ſelbſt Kinder ſie ſich raſch zu eigen machen, anderſeits aber bieten ſich auch Gelegenheiten zu den geiſtreichſten Kombinationen.

— Von dem durch G. Chr. Dieffenbach begründeten und nach ſeinem Tode von Frau Berta Mercator weitergeführten Bilderbuch: „Für unſre Kleinen“ (Gotha, F. A. Perthes, A.-G.) iſt zum diesjährigen Feſte bereits der neunzehnte Band erſchienen. Das reich illuſtrierte Werk wendet ſich an Kinder von vier bis zehn Jahren, und ſein Inhalt iſt in Wort und Bild, Poeſie und Proſa ſo reichhaltig und ſo trefflich ausgewählt, daß es den Kleinen Vergnügen machen und für die Bildung von Geiſt und Herz von Nutzen ſein wird.

— Für die ganz Kleinen beſtimmt iſt „Das fröhliche Tierbuch“ von Egon Hugo Strasburger und Theodor Etzel mit Bildern von E. Hall (München, Eduard Koch); die Kinder werden die charakteriſtiſchen, zum Teil farbigen Bilder mit immer gleichem Vergnügen betrachten und den Tiergeſchichten und Fabeln in Verſen und Proſa, die größtenteils in gefälliger Weiſe irgend eine gute Lehre oder ernſte Verwarnung enthalten, aufmerkſam lauſchen, wenn man ſie ihnen vorlieſt.

— Trauliche Erzählungen vereinigt Fr. Polack in dem Buche „Kantor Grobe und andre Leute“ (Wittenberg, R. Herroſé). Aus ſeinem Berufe als Schulinſpektor weiß er von allerlei Erfahrungen zu berichten, heiteren und ernſten, alle dieſe Geſchichten aber zeugen von tiefem Gemüt und edler Menſchenliebe.

Matador neueste Sekt-Marke von Kloss & Foerster.

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**
*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*
Warnung vor Fälschung! *Man verlange ausdrücklich* ***»Dr. Hommel's«*** *Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!*

Was bedeutet „B. T.“?

Unter dieſer Abkürzung bezeichnen die Zeitungen im Allgemeinen das „Berliner Tageblatt“, wenn ſie demſelben Nachrichten entnehmen.

Die univerſelle Verbreitung, die das „B. T.“ in Folge ſeines gediegenen und vielſeitigen Inhalts gefunden und die Bedeutung, die ſeinen Ausführungen in der ganzen gebildeten Welt beigelegt wird, geben ihm geradezu den Charakter

eines Weltblattes.

Das „B. T.“ iſt durch ſeine eigenen, an allen Weltplätzen, wie Paris, London, Petersburg, Wien, Rom, Konſtantinopel, Newyork, ſowie an allen größeren Verkehrszentren angeſtellten Spezial-Korreſpondenten vertreten, die dieſem Blatte allein zur Verfügung ſtehen.

Die Parlamentsberichte werden im „B. T.“ anerkanntermaßen ſehr ausführlich behandelt und erſcheinen in einer beſonderen, ſogenannten Parlamentsausgabe, die, noch mit den Nachtzügen verſandt, am Morgen des nächſtfolgenden Tages den Abonnenten des „B. T.“ zugeht.

Die ſorgfältig redigierte, vollſtändige Handels-Zeitung des „B. T.“ erfreut ſich wegen ihrer unbeeinflußten Haltung in kaufmänniſchen und induſtriellen Kreiſen eines vorzüglichen Rufes und wird wegen ihrer Unabhängigkeit als zuverläſſiger Wegweiſer auch von Privat-Kapitaliſten geſchätzt.

Großen Beifall finden auch die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft und ſchönen Künſte, ſowie die hervorragenden belletriſtiſchen Gaben, insbeſondere Romane und Novellen erſter Autoren, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „B. T.“ erſcheinen, ſo im nächſten Quartal zwei ſpannende und intereſſante Erzählungen „**Zigeunerbrot**“ von Rudolf Hirſchberg-Jura, „**Die Scholle**“ von E. Vely.

Ferner erhält jeder Abonnent des „Berliner Tageblattes“ koſtenfrei ſechs wertvolle Zeitſchriften, und zwar an jedem Montag: **„Zeitgeist“**, wiſſenſchaftliche und feuilletoniſtiſche Zeitſchrift, jedem Mittwoch: **„Technische Rundschau“**, illuſtrierte polytechniſche Fachzeitſchrift, jedem Donnerstag und Sonntag: **„Der Weltspiegel“**, illuſtrierte Halbwochenchronik, an jedem Freitag: **„Ulk“**, farbig illuſtriertes, ſatyriſch-politiſches Witzblatt, jedem Sonnabend: **„Haus Hof Garten“**, illuſtr. Wochenſchrift für Garten- und Hauswirtſchaft.

Unterzieht man alle dieſe Leiſtungen des „B. T.“ einer unbefangenen Prüfung, ſo wird man ſich bald überzeugen, daß in Bezug auf Reichhaltigkeit und Gediegenheit des gebotenen Inhalts, ſowie im Hinblick auf die raſche, zuverläſſige Berichterſtattung das „Berliner Tageblatt“ an erſter Stelle ſteht. Das „Berliner Tageblatt“, welches gegenwärtig

82000 Abonnenten

beſitzt, erſcheint täglich 2 mal, auch **Montags** in einer Morgen- und Abendausgabe, im ganzen **13 mal** wöchentlich. Abonnementspreis für alle 7 Blätter zuſammen bei allen Poſtanſtalten des Deutſchen Reiches 5 Mk. 75 Pf. für das Vierteljahr oder 1 M. 92 Pf. für den Monat. Dieſer Betrag iſt im Verhältnis zu dem überaus reichen Inhalt des Blattes und der oben genannten gediegenen 6 Wochenſchriften ein ſehr mäßiger. Annoncen im „B. T.“ finden namentlich in den gebildeten und beſſer ſituierten Kreiſen die erfolgreichſte Verbreitung.

Polyphon-Musikwerke
Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

Phonographen, Grammophone
nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

PHONOGRAPH

Photogr. Apparate
aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Jllustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND in Breslau II.

Preis-Ausschreiben!

Auf Anregung zahlreicher Freunde wollen wir eine neue Marke in den Handel bringen.

An der Benennung dieser Marke soll sich das Publikum beteiligen.

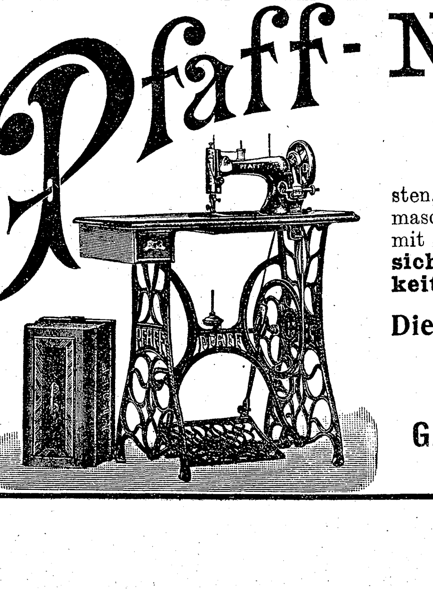
Der beste Name wird prämiirt mit einem Preise von **100 Flaschen der neuen Marke,** welche an Qualität hervorragend, die **preiswürdigste** auf dem Markt befindliche sein wird. Das Eigentumsrecht wird mit der Preiserteilung erworben.

Zusendungen erbitten franco bis **1. Januar 1904** und werden wir nach getroffener Wahl von dem Resultate Kenntnis geben.

Sektkellerei
Matheus Müller, Hoflieferant,
Eltville a. Rh.

Präcisions-Taschenuhren A. Lange & Söhne Glashütte i. S.

Pfaff-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.



Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit,** mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**

Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.

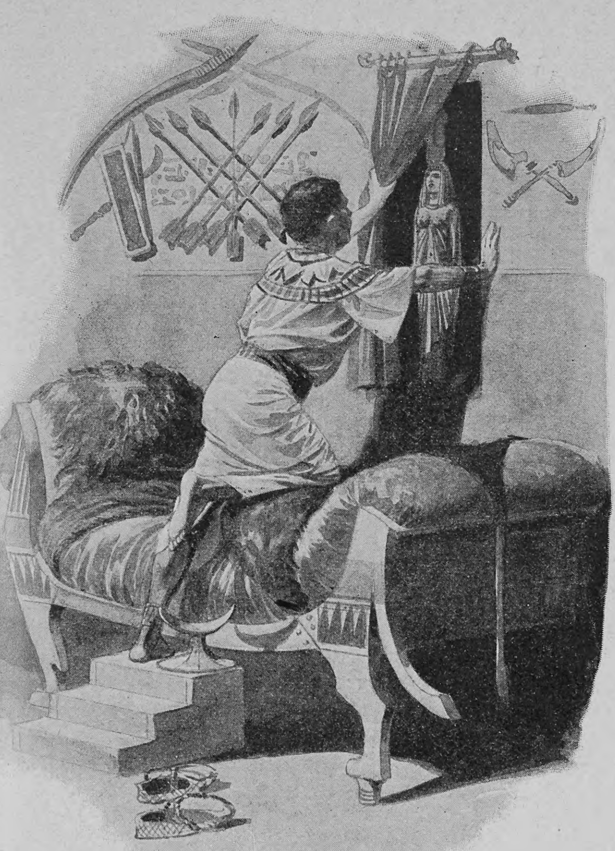
Niederlagen in fast allen Städten.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

EMIL WÜNSCHE
Aktieng. f. photogr. Jndustrie
REICK BEI DRESDEN.

ANSEL-DRSDN

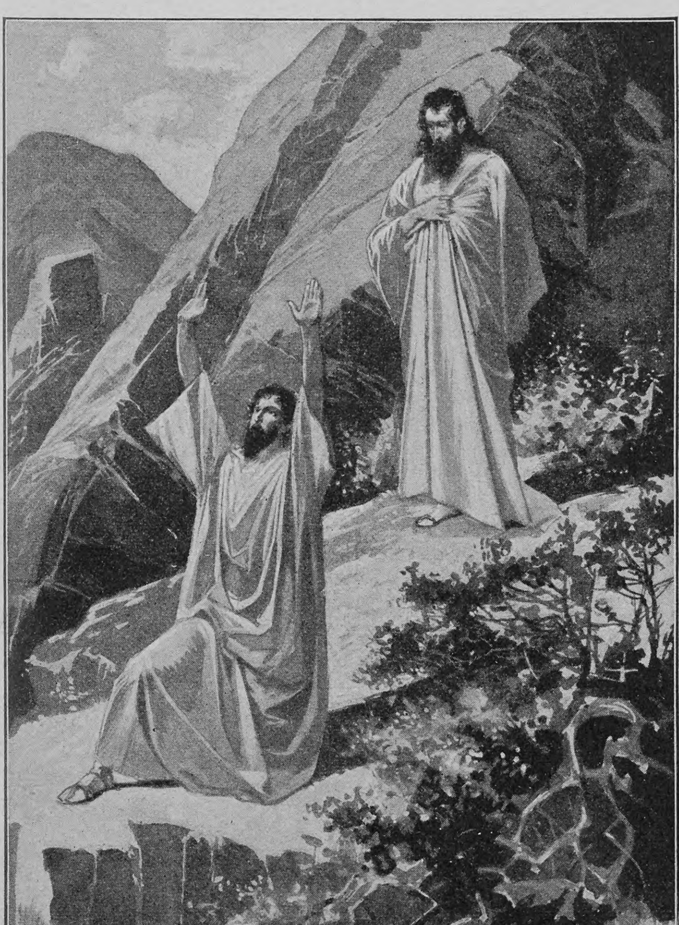
Platten-Cameras
Film-Cameras auch für Vidil-Films
Klapp- und Schlitzverschluß-Cameras für Films und Platten
Reise-Cameras
Vergrößerungs- und Projektions-Apparate
Sämtliches Zubehör
Zu beziehen durch alle Händler photographischer Artikel.



„Endlich raffte er ſich auf und öffnete die Gardine“

Illuſtrierte Ausgabe der „Uarda“ von Georg Ebers

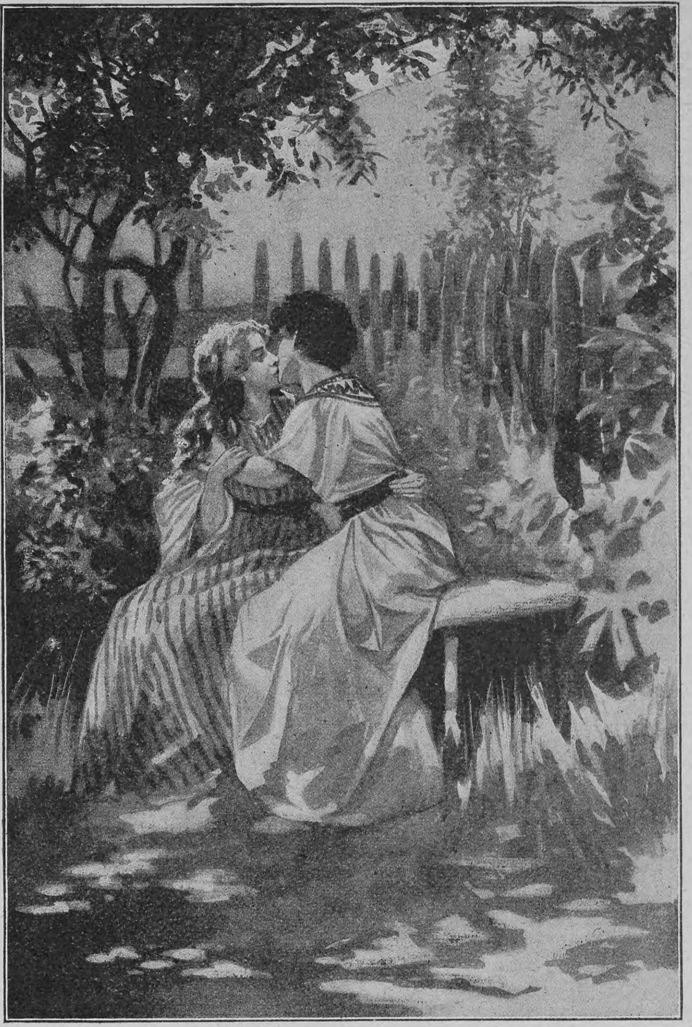
Im Jahre 1864 erſchien im Hallbergerſchen Verlage, der jetzigen Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, das Erſtlingswerk eines bis dahin unbekannten Verfaſſers, Georg Ebers, der Roman „Eine ägyptiſche Königstochter“, der ſich wie im Sturm das deutſche Publikum eroberte. Es war nicht das erſte Mal, daß der Verſuch gemacht wurde, eine alte Kulturwelt im Gewande der Dichtung wieder aufleben zu laſſen, allein die Verfaſſer derartiger Werke waren entweder Dichter oder Gelehrte geweſen, und das eine oder das andre hatte ihren Schöpfungen den deutlich erkennbaren Stempel aufgeprägt. In dieſem Roman aber fand man gründliche Gelehrſamkeit mit hoher dichteriſcher Begabung in glücklichſter Weiſe vereinigt, und dieſer Umſtand bewirkte den ungewöhnlichen Erfolg. „Es war,“ wie Karl Frenzel ſagte, „das anziehende, reizvolle Buch eines jungen poetiſch angehauchten Gelehrten, dem ſeine Wiſſenſchaft, weil ſie ihm ſelber noch ſo neu, ſo fremdartig und romantiſch iſt, wie ein Zauberland erſcheint, mit deſſen Schönheiten und Geheimniſſen er alle bekannt machen möchte: er redet, weil er des Gottes voll iſt, aus Begeiſterung, ohne Abſicht, gleichgültig, ob er Zuhörer findet.“



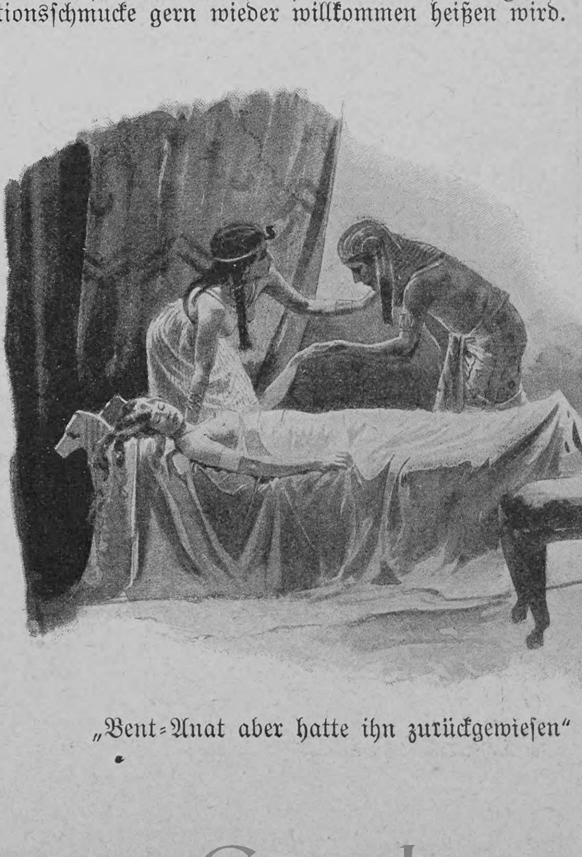
„Wohl dir, du ſuchſt den wahren Gott!“

Trotzdem aber der Dichter und Gelehrte eine ſo zahlreiche Gemeinde von Zuhörern gefunden hatte, mußten ſie eine Reihe von Jahren warten, ehe er ihnen ein neues belletriſtiſches Werk ſchenkte. 1876 erſchien „Uarda“, Roman aus dem alten Aegypten, deſſen Wirkung die des vorangegangenen noch übertraf, weil in ihm noch mehr als in der „Königstochter“ der Aegyptolog hinter dem Poeten zurücktrat. Und dieſe Wirkung iſt eine ſo nachhaltige bis auf den heutigen Tag geblieben, daß ſich die Deutſche Verlags-Anſtalt veranlaßt geſehen hat, eine neue illuſtrierte Ausgabe des Werkes mit zahlreichen wirkungsvollen und mit feinem künſtleriſchem Verſtändnis entworfenen und ausgeführten Bildern von Richard Mahn zu veranſtalten, die gerade noch rechtzeitig zum Weihnachtsfeſte erſcheint. In dieſer neuen Geſtalt, von deren Illuſtrationen wir einige Proben beifügen, wird das Werk, wohl das beſte des im Jahre 1898 aus dem Leben geſchiedenen Dichters, ſeinen vielen alten Freunden eine freudige Ueberraſchung ſein und ihm ſicherlich zahlreiche neue hinzugewinnen. Denn daß der hiſtoriſche Roman etwas Abgetanes, eine überwundener Standpunkt ſei, iſt eine Behauptung, die zwar von manchen Kritikern unermüdlich wiederholt, aber durch die Erfahrung, die ſich dabei auf unanfechtbare ſtatiſtiſche Nachweiſe ſtützen kann, mit aller Beſtimmtheit widerlegt wird. Gerade Ebers’ hiſtoriſche oder archäologiſche Romane, die in faſt alle europäiſchen, ja auch in außereuropäiſche Sprachen übertragen worden ſind, haben nicht nur zur Zeit ihres Erſcheinens das größte Aufſehen erregt, ſondern ſich auch die Gunſt der deutſchen Leſerwelt dauernd zu bewahren gewußt, wie die ſtarken und vielen Auflagen beweiſen. Ebers’ genaue Vertrautheit mit den dargeſtellten Zuſtänden, zumal mit denen des Pharaonenlandes, ſeine überaus lebendige und wirkſame Schilderungsweiſe und ſeine unerſchöpfliche Erfindungsgabe werden zwar von allen Beurteilern anerkannt, dagegen hat man ihm öfters vorgeworfen, daß ſeine Werke unter der Maske der Vergangenheit moderne Charaktere ſchilderten. In bezug auf dieſen Punkt hat P. Nerrlich ſeinerzeit ſehr treffend ausgeführt, daß allerdings ſeine Helden ſehr oft empfinden und reden, als lebten ſie im 19. Jahrhundert, und daß ihre Herzenskämpfe eine jenen fernen Zeiten fremde Verfeinerung und Einkehr ins Innere vorausſetzen. Allein ſollte ſich Ebers wirklich ohne jedes Recht auf den Unterſchied von dichteriſcher und hiſtoriſcher Wahrheit berufen? Iſt ihm nicht zuzugeben, daß, während letztere möglichſt unberührt von der Subjektivität ihres Verkünders bleiben ſoll, jene nur durch das Medium der künſtleriſchen Phantaſie zur Wirkung gelangen kann, und daß der Einfluß des eignen Ichs um ſo ſtärker ſein wird, je kräftiger dieſes entwickelt iſt? Sodann ſcheint nicht außer acht zu laſſen, daß Ebers mit einer einzigen Ausnahme ſich nie geſchichtliche und geſchichtlich bedeutſame, ſondern immer nur frei erfundene und mehr der mittleren Sphäre angehörige Perſonen zu Helden erwählt hat. Er verzichtet damit zwar auf die höchſten Ehren, gewinnt aber den nicht zu unterſchätzenden Vorteil, daß er dieſe Perſonen, eben weil ſie ihre Umgebung nur wenig überragen und eher noch von dem Strome der allgemeinen Kultur getragen werden, viel leichter mit dieſer ſelbſt in Uebereinſtimmung bringen kann. Damit ſind wir auf den Punkt geführt, worauf unſers Erachtens Ebers’ wahre Bedeutung beruht. Wie die epiſche Poeſie überhaupt, ſo ſoll auch, um mich der Worte Viſchers zu bedienen, der Roman ein ganzes Weltbild, ein Nationalleben, eine Totalität darſtellen; die Schilderung der Geſellſchaft, der Sitten- und Kulturformen gehört zu ſeinen wichtigſten Aufgaben. Der epiſche Dichter ‚muß,‘ heißt es bei Viſcher, ‚vorzüglich auf das Auge organiſiert ſein; wem es gleichgültig iſt, wie die Dinge ausſehen, wer ſich nicht um Körperformen, Kleider, Geräte . . . bekümmert, der iſt zum epiſchen Dichter verloren.‘ Wir brauchen dieſe Worte nur niederzuſchreiben, um von einem jeden das Zugeſtändnis zu erhalten, daß Ebers dieſem Ideale vollſtändig entſpricht Seine Zauberhand hat in der Tat das alte Aegypten und ſeine Kulturformen bis ins feinſte Detail hinein vor unſern überraſchten Augen wiederaufleben laſſen.“

Das gilt in erſter Linie von ſeiner „Uarda“. Der Roman entrollt ein farbenprächtiges Bild jener glanzvollen Zeit, als der große Ramſes, der Seſoſtris der Griechen, auf dem Thron „beider Aegypten“ ſaß, und verſetzt den Leſer mitten hinein in das reiche, in der Ammonſtadt Theben pulſierende Leben. Zwei Paare ſind mit beſonderer Liebe gezeichnet, die „Tochter der Sonne“, Prinzeſſin Bent-Anat, und der Prieſter und Dichter Pentaur, und Prinz Rameri und das blonde, als die Enkelin eines verachteten Paraſchiten oder Leichenöffners geltende Danaermädchen Uarda. Aber auch die zahlreichen Nebenfiguren, Prieſter, Höflinge und Krieger, Weiber aus der Hefe des Volkes und Damen der vornehmſten Kreiſe, ſind vorzüglich charakteriſiert und feſſeln das Intereſſe ebenſo, wie der den Mittelpunkt der Handlung bildende Kampf zwiſchen König- und Prieſtertum, in dem einer jeden ihre Rolle zugeteilt iſt. Ebers’ „Uarda“ iſt eine dichteriſche Schöpfung, die nicht veraltet und die man deswegen in ihrer jetzigen neuen Ausſtattung mit dem reichen, von Künſtlerhand entworfenen Illuſtrationsſchmucke gern wieder willkommen heißen wird.



„Das ſoll ſie!“ rief der Königsſohn



„Bent-Anat aber hatte ihn zurückgewieſen“

Für den Weihnachtstiſch

Die „Muſikaliſchen Silhouetten“ von Camille Bellaigue liegen in trefflicher Ueberſetzung von Margarethe Touſſaint vor (Leipzig, Carl Siwinna). Der Verfaſſer genießt in ſeinem Vaterlande den Ruf eines hervorragenden und gerechten Aeſthetikers, der ſeinen Stoff meiſterhaft beherrſcht und ihn in eine gediegene und geſchmackvolle Form zu kleiden verſteht. Für uns Deutſche kommt beſonders in Betracht, daß er unſern nationalen Meiſtern nicht mit Vorurteil gegenübertritt, ſondern ſich vielmehr liebevoll in ihr Weſen und Schaffen verſenkt und mit charakteriſtiſchen Strichen das Bleibende an dem Ewigkeitsgut deutſchen Muſikſchaffens darzuſtellen weiß. Es iſt eine ſtattliche, Achtung gebietende Galerie bedeutender Männer aller Nationen, die Bellaigue uns vorführt. Wenn er ſeine Eſſays „Silhouetten“ nennt, ſo iſt das nur ein Ausfluß perſönlicher Beſcheidenheit, denn was Bellaigue bietet, ſind keine Schattenriſſe, ſondern volltönige Lichtbilder, die mit Silhouetten nur die Schärfe der Konturen gemein haben. Das durch Artur Lewin geiſtvoll illuſtrierte Buch wird durch ſeinen gediegenen Inhalt wie ſeine vornehme Ausſtattung ſich ſchnell die Sympathien der gebildeten Welt erwerben. Es gehört nicht zu den Büchern, die, einmal geleſen, für immer aus der Hand gelegt werden, ſondern es hat einen dauernden Wert, und gern wird man es immer wieder hervorholen zur Bereitung von genußreichen Stunden.

— Eine nach Inhalt und Ausſtattung beſtens willkommen zu heißende Bereicherung unſrer Jugendliteratur bildet die im gleichen Verlage erſchienene „Phönix-Bibliothek“, von der uns drei Bände vorliegen. Der erſte Band bringt General Chriſtian R. de Wets Werk: „Der Kampf zwiſchen Bur und Brite“, für die Jugend bearbeitet von A. O. Klaußmann; der zweite: „Mit Büchſe, Spaten und Ochſenſtrick in Südweſt-Afrika“, für die reifere Jugend von A. O. Klaußmann, und der dritte desſelben Verfaſſers anziehende Schilderungen aus dem Leben auf einem deutſchen Schulſchiff: „Heiß’ Flagge und Wimpel“. Alle drei Bücher ſind prächtig illuſtriert und nach Bedarf mit Karten ausgeſtattet; ſie eignen ſich ganz vorzüglich für das reifere Knabenalter, weil ſie einmal ſehr lebendig und ſpannend geſchrieben ſind, daneben aber auch einen hohen erzieheriſchen Wert beſitzen.

— Solchen Familien, bei deren Kindern die Uebung in engliſcher Sprache von Jugend auf gepflegt wird, empfiehlt ſich das Buch „The Child Wonderful“ von Walter S. Stacey (London, Caſſell & Comp.). Maler und Dichter zugleich, erzählt der Autor nach der Schrift von der Geburt und den Jugendjahren Chriſti und begleitet die Schilderung mit neun großen Farbenbildern, zu denen ſich im Text noch eine größere Anzahl von Vignetten geſellt. Dieſer Bilderſchmuck iſt von höchſtem Reiz; ſowohl die Jugend wie das kunſtfrohe Auge der Erwachſenen wird er entzücken.

— Eine ſinnige Erzählung bietet Olga Arendt-Morgenſtern, die unlängſt in jungen Jahren verſtorbene Verfaſſerin, mit ihrem Buche „Ullas Kindheit“ (Berlin, Verlag der Deutſchen Hausfrauenzeitung). Ohne in der Tendenz aufdringlich zu ſein, erſcheint die hübſche Geſchichte wohl geeignet, auf das heranwachſende Geſchlecht einen erziehlichen Einfluß auszuüben.

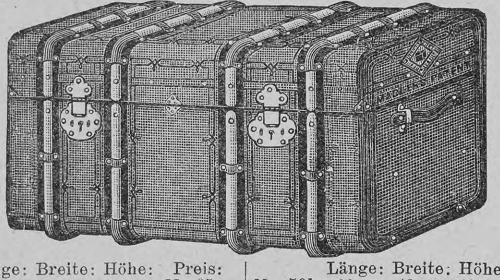
— Die „Deutſchen Götter- und Heldenſagen“, für die Jugend bearbeitet von Hermine Möbius, erfreuen ſich der vierten Auflage (Dresden und Leipzig, Alexander Köhler). In ihrer geſchickten Einkleidung ſind die Erzählungen trefflich geeignet, der reiferen Jugend das Verſtändnis für die Anſchauungen der germaniſchen Vorzeit zu vermitteln.

Suchard
Schweiz.
MILCH-CHOCOLADE
GRÖSSTER ABSATZ DER WELT

KODAK NC NON CURLING FILM.
lichthoffrei. Keine Preiserhöhung. 186
DER FILM DER ZUKUNFT. *Man verlange Preisliste.*
Der vollkommenste Film, der je fabriziert wurde. Rollt sich nicht, ist orthochromatisch und
KODAK GES. m. b. H. BERLIN.

Mädler's Patentkoffer
patentiert in allen Kulturstaaten, übertreffen alles bisher Dagewesene an:
Haltbarkeit, Eleganz und erstaunlicher Leichtigkeit.
Nicht zu verwechseln mit Rohrplatten- oder Rohrgeflecht-Koffern.

D. R.-Patent Nr. 85 676



50 % Gewichts-Ersparnis

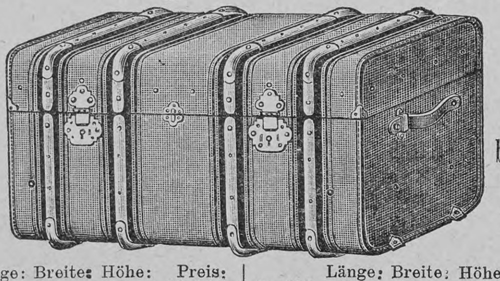
	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 581.	66 cm	43 cm	33 cm	M. 65.—
„ 582.	76 „	47 „	38 „	„ 75.—
„ 583.	86 „	49 „	40 „	„ 85.—
„ 584.	96 „	51 „	43 „	„ 105.—
„ 585.	106 „	54 „	47 „	„ 115.—
„ 586.	116 „	58 „	50 „	„ 135.—

	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 591.	66 cm	43 cm	43 cm	M. 75.—
„ 592.	76 „	47 „	47 „	„ 85.—
„ 593.	86 „	51 „	51 „	„ 100.—
„ 594.	96 „	56 „	56 „	„ 120.—
„ 595.	106 „	58 „	60 „	„ 140.—
„ 596.	116 „	60 „	66 „	„ 160.—

Nr. 581—583, 591 und 592 sind mit je 1 Einsatz, 596 mit 3, die übrigen mit je 2 Einsätzen.

Moderner **Bügel-Koffer** von festgewalzter Pappe (Faserstoff).

Leicht, solid und dauerhaft



Mit Havanna-Segeltuch bezogen und Rindleder-Einfassung

	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 691.	66 cm	43 cm	33 cm	M. 35.—
„ 692.	76 „	47 „	38 „	„ 40.—

	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 693.	86 cm	49 cm	40 cm	M. 45.—
„ 694.	96 „	51 „	43 „	„ 55.—

Nr. 695. 106 cm lang, 54 cm breit, 47 cm hoch M. 60.—
Nr. 691, 692, 693 sind mit je 1 Schloss und 1 Einsatz, Nr. 694 und 695 mit je 2 Schlössern und 2 Einsätzen versehen.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.
Illustrierte Preisliste gratis und franko.
Verkaufslokale **LEIPZIG** Petersstrasse 8. **BERLIN** Leipzigerstrasse 101/102. **HAMBURG** Neuerwall 84.

Haar-Feind von Franz Schwarzlose entfernt alle hässl. Gesichts- u. Armhaare sicher sofort und unschädlich. Dose 2 M Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 n. Colonnaden.
Enthaarung.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Cléry**, 53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

NASOL Ges. geschützt.
(citronens. Mentholäther.)
Bestes **Schnupfenmittel** der Welt.
— In allen Apotheken. —
Dr. E. Krause, Leipzig.

Mech. Ruhestühle, Universalstühle, Closetstühle, verstellb. Keilkissen

für Herz-, Asthma- und an Schlaflosigkeit Leidende sehr praktisch.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 1.

Die Salzwedeler Baumkuchenfabrik
Inhaber:
Emil Schernikow
Kgl. Hoflieferant in Salzwedel
empfiehlt ihr überall beliebtes Fabrikat.

DANSK VESTINDIEN PORTOMÆRKE 1 CENT
NYASSA 75
NIUE ½ PENI
CANADA POSTAGE
Oranje Staat V.R.I. 4d Zes pence.
REPUBLIC LIBERIA POSTAGE 1 ONE CENT 1
REPUBLIQUE FRANÇAISE 10
NYASSA
GOLD COAST POSTAGE ½d

Unbestritten das Beste aller Albums.
24 mal prämiiert.
Soeben erschien, bis auf die allerjüngste Zeit vervollständigt, die neue, um 15 Bogen vermehrte
26. Auflage (1904) von
Schaubeks Briefmarken-Album
in allen Preislagen von M. 8.— bis zu M. 260 pr. St. mit Raum für sämtl. existier. Postwertzeichen u. versehen mit über 4820 resp. 6340 Abbildungen.
Allgem. Ausg. f. Marken, Postkart. etc.
Reform-Ausg. nur für Marken allein.
Permanent-Ausg. mit auswechselbar. Blättern für grosse Sammler.
Deut., engl., französ. Ausgab.
Fortlauf. Text, ohne Zweiteilung nach Zeitabschn.
Für jedes Postwertzeichen ein besonderes Feld.
Alljährliche Nachtragsbände M. 1.50 bis 2.50.
Ferner Albums für mittlere Sammler u. Anfänger mit den Preisangaben für jede einzelne Marke, also **ALBUM und Katalog zusammen.** Raum für 1770 bis 11000 Marken: 50 Pfg. bis M. 6.—.
Lücke's Spezial-Albums für Spezial-Sammlungen.
Lücke's Ganzsachen-Albums für unbeschnittene Couverts, Postkart. etc.
Ausführl. Gratiskatalog über Albums und Sammler-Bedarfsartikel bitte zu verlangen.
Zu beziehen durch alle Buch-, Papier- u. Briefmarken-Handlungen od. geg. Vorh.-Einsendung d. Betrags **franko** innerhalb Deutschland-Oesterreich von
C. F. Lücke, Leipzig,
Verlag des Schaubek-Albums.
Einzig dasteh. Vollständigkeit. Alljährliche Nachträge. Guter klarer Druck. Feine Illustrationen.
Komplett bis 1904
Vorzügliches Papier. Starke Einbände. Praktische Textanordnung. Zahlreiche Fälze.
C. F. Lücke. Leipzig.
Lücke's Länder- u. Welt-Verkehrs-Karte f. Postwtzch.-Sammler mit Darstell. d. Lage all. Mark. ausgebend. Ldr., nebst Berücks. d. gesamt. Wltverk. 5frb. Stich. Preis 75 Pf., auf Lwd. M. 1.20.

Bei der Constipation (Stuhlverstopfung) wirkt
Cascarine Leprince
nicht nur vorübergehend, sondern heilt auch, was zahlr. Gutachten von Professoren u. Aerzten bestätigen. Bestandteile: Cascarine Extract 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.—. In allen Apotheken erhältlich. Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
ODONTA unübertroffenes MUNDWASSER F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE
ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- & FRISEUR-GESCHÄFTEN

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.
Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

Eckardt's selbstspielende **Christbaum-Ständer mit Musik**
drehen 1 Ctr. schwere Bäume.
Mit Walzenmusik 2 Ausführungen: (Nickelgehäuse oder Felsgruppe).
Wo nicht erhältl., direkt v. Fabrik.
J. C. Eckardt, Cannstatt bei Stuttgart.

60000 verkauft!
Mit auswechselbaren Stahlnoten:
„Gloriosa“.
Hochf. mechan. Musikwerk fürs ganze Jahr. Zierde jed. Festtafel.
Illustrierte Preisliste frei.

Das **„schönste“, angenehmste Weihnachtsgeschenk** ist unbedingt:

1
2
3
Stop
Stop
6
7
8
9
D.R.G.M. No 183476.
Stop-Stop
Gesellschaftsspiel

Hochintereſſant für Jung und Alt!
Spannend! — **Originell!** — **Belehrend!**
Darf in keiner Familie fehlen!
Preislage: 1.50, 2.—, 3.—, 4.—, 5.—, 6.— u. höher.
Ueberall erhältlich, wo nicht weiſt ſofort Bezugsquelle nach:
Carl Heinrich Krause, Georgiring 3, LEIPZIG.

— Ein groß angelegtes und mit Sorgfalt und Sachverſtändis ausgeführtes Familienbuch hat Luiſe Holle in Verbindung mit zahlreichen bewährten Fachleuten unter dem Titel: „Im deutſchen Hauſe“ bei Fr. König in Hanau herausgegeben. Das in zwei ſtattlichen, außen wie innen ſchön ausgeſtatteten Bänden mit etwa 900 Textabbildungen, 24 Tafeln in Autotypie und 8 Tafeln in Farbendruck erſchienene Werk ſoll ein Ratgeber und Helfer für das geſamte Leben der deutſchen Familie ſein und auf alle Fragen, die auf dieſem Gebiete ſich erheben können, eine zuverläſſige und erſchöpfende Antwort erteilen. Der erſte Band beginnt daher mit dem Bau eines behaglichen eignen Heims und erörtert die verſchiedenen Arten von Baulichkeiten, die in Betracht zu ziehen ſind. Hierauf werden die einzelnen Räume durchgegangen und ihre zweckmäßige Einrichtung und Ausſtattung beſprochen. Die andre Hälfte dieſes Bandes umfaßt die Chemie des häuslichen Lebens, Heizung und Beleuchtung, die Küche, das Waſchen und Bügeln, die Reinigung und Inſtandhaltung der Wohnung ſowie ihren Schmuck, Hausgarten und Geflügelhof u. ſ. w. In dem zweiten Bande wird zunächſt der Familie in geſunden und kranken Tagen Rat erteilt, dann kommen die verſchiedenen Arten der häuslichen Betätigung vom Nähen und Flicken bis zum künſtleriſchen Schaffen an die Reihe, und den Schluß bilden unſre Beziehungen nach außen: Geſelligkeit, Spiel und Sport, Reiſen, Vermögensverwaltung, Mädchen- und Frauen-, ſowie Knabenberufe u. ſ. w. Das Werk iſt ungemein reichhaltig, dabei bis in alle Einzelheiten korrekt und praktiſch, ſo daß es allen von Nutzen ſein wird, die es recht fleißig zu Rate ziehen.

— Daß von den vier bedeutenden Dichtern, die Oeſterreich im letzten Menſchenalter hervorgebracht hat: Ebner, Saar, Anzengruber, Roſegger, Ferdinand v. Saar in Deutſchland noch viel zu wenig bekannt iſt, wurde anläßlich der Feier ſeines 70. Geburtstages am 30. September von vielen Seiten mit Bedauern hervorgehoben. Wir wollen daher nicht unterlaſſen, auf ſeine ſchon in dritter Auflage vorliegenden, formvollendeten und gedankenreichen „Gedichte“ (Kaſſel, Georg Weiß) hinzuweiſen und ebenſo auf die im gleichen Verlage und in zwei Bänden erſchienenen „Novellen aus Oeſterreich“, die Meiſterwerke in Bezug auf Form wie Inhalt ſind, ſo daß man ſie mit voller Berechtigung den Schöpfungen eines Theodor Storm an die Seite geſtellt hat.

— Ein prächtiges Buch, gleich anziehend und lehrreich für den Sportsman wie für die Jugend, iſt Erich v. Salzmanns: „Im Sattel durch Zentralaſien“ (Berlin, Dietrich Reimer). Der Verfaſſer iſt jener kühne preußiſche Artillerieleutnant, der nach Beendigung der Unruhen in China vom Kaiſer die Erlaubnis erhielt, auf dem Landwege heimzukehren. Er ſchildert in ungemein friſcher und lebendiger Weiſe ſeinen mit ſeinem Burſchen und einem chineſiſchen Diener in 176 Tagen ausgeführten Ritt durch die mongoliſche Provinz Schendi, die Steppen von Kanſú, die Wüſte Gobi und durch Chineſiſch-Turkeſtan über Kaſchgar und den Altai bis Andiſchan (etwa 6000 Kilometer), von wo er mit der Bahn nach Deutſchland zurückkehrte. Sehr intereſſant ſind auch die 185 Illuſtrationen nach den von Salzmann während ſeines ſchneidigen Rittes gemachten Aufnahmen.

— In unſrer Weihnachtsbücherſchau ſoll das originelle „Nürnberger Bilderbuch mit Malbuch“ von Meiſter Johan (Verlag von S. L. van Looy, Amſterdam-Leipzig) nicht vergeſſen werden, von denen das erſtere zu buntfarbigen Bildern in kindlichen Verſen die Geſchichte der Erlebniſſe des kleinen Hans und der Lieſe berichtet. Das beigefügte Malbuch bringt dann die gleichen Bilder unkoloriert, zum Ausmalen für Kinder im Alter von vier bis acht Jahren.

— Zwei Bände gemütvoller Erzählungen bietet der Verlag von Julius Zwißler in Wolfenbüttel dar. Das ſchöne Thüringer Land iſt der Schauplatz der Geſchichten, die Betty Rittweger unter dem Titel „s Oberſtüble“ vereinigt hat. Hier mit ſchalkhaftem Humor, dort mit ſinnigem Ernſt erzählt ſie von den Freuden und Leiden der ſchlichten Dörfler und weiß die einzelnen Figuren lebenswahr zu ſchildern. Eine noch kräftigere Geſtaltungskraft prägt ſich in den hinterpommerſchen Geſchichten aus, die E. von Oertzen nach der erſten der Erzählungen „Meine Kuh“ benannt hat. Gutsherrſchaft und Diener, Bauern und Tagelöhner erſcheinen in ſcharfer Charakteriſtik, und zu ernſter geſtimmten Schilderungen geſellen ſich ſolche voller fröhlichen Humors. Vom Dialekt macht die Dichterin nur ſehr ſparſamen Gebrauch, ſo daß auch diejenigen, die mit dem Plattdeutſchen nicht vertraut ſind, an dem Buche ungeſtörte Freude haben können.

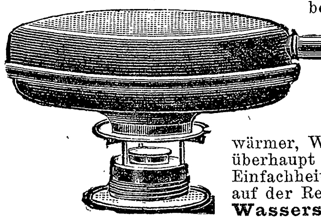
Wann und wie ſoll man Sekt trinken?

Dieſe Frage erſcheint für den erſten Augenblick lächerlich. Als ob man noch keinen Sekt getrunken hätte! Oder nicht wüßte, wie er zu trinken wäre! Und doch iſt die Frage berechtigt. Denn es gibt verhältnismäßig nur ſehr wenig Leute, die ihn zur rechten Zeit genießen. In der Regel kommt man auf ihn erſt zurück, nachdem ſo viele andere, leichte und ſchwere Weine, vorangegangen ſind. Das iſt grundfalſch. Abgeſehen davon, daß das Durcheinander von Weinen faſt immer einen trüben Kopf hinterläßt, wird man einen richtigen Genuß von Sekt in ſolchen Fällen nie haben. Den hat man nur dann, wenn man direkt zum Sekte greift, ſo lange alſo Zunge und Gaumen noch nicht überreizt ſind. Wer ſich davon nicht ohne Weiteres überzeugen laſſen will, der mache einen Verſuch. Er verlohnt ſich, weil er dem Betreffenden einen Genuß verſchafft, den er vorher nicht gekannt hat.

Man trinke auch nicht zu haſtig und zu viel auf einmal. Was für die Weine im allgemeinen gilt, gilt auch für den Sekt. Je mäßiger man im augenblicklichen Genuſſe iſt, um ſo mehr wird einem derſelbe bekommen. Man wird dann nicht die üblen Nachwirkungen haben, welche ſonſt einzutreten pflegen. Als ſelbſtverſtändlich iſt, daß man nur zu ſolchen Marken greift, welche in Qualität und Geſchmack völlig einwandfrei ſind, wie das deutſche Erzeugnis „Kupferberg Gold“. Für ſeine Güte und deliziöſen Geſchmack ſprechen nicht nur der Umſtand, daß es bei Hofe zu den immer wiederkehrenden Tafelgetränken gehört, ſondern auch die vielen bisher erhaltenen Auszeichnungen.

ALLE ANDEREN MARKEN SIND NACHAHMUNGEN.
DIE ERSTE ALLER
GALA PETER
MILCH-CHOCOLADEN
UNÜBERTROFFEN IN GÜTE UND BEKÖMMLICHKEIT.

Neu u. **unentbehrlich bei rauher Jahreszeit für jeden Haushalt, Hôtels, Anstalten, Pensionen, Kinderstuben** etc. etc. ist mein bereits in hohen u. höchst. Kreisen eingeführt.

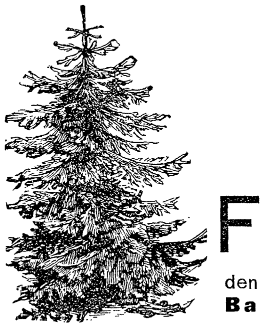


Wärmeapparat
Kosmopolit D. R. G. M. 196 885.

Derselbe dient als Kochapparat, Speisewärmer, Wärmflasche, Tücher- u. Kompressenwärmer, überhaupt zu jedem Zweck geeignet. Infolge seiner Einfachheit und Eleganz kann Kosmopolit bequem auf der Reise mitgeführt werden, da der Gebrauch des **Wassers zur Erwärmung ausgeschlossen ist** und der Apparat in sich verpackt werden kann. Preis incl. Verpackung franco in Deutschl. geg. Nachn.:
Qual. I Aluminium polirt . . . . M. 20.—
" II Kupfer hochfein vernickelt . . . . M. 18.50
" III Stahlblech hochfein vernickelt . . M. 10.—

Xaver Gassner, Immenstadt 3, bay. Allg. Prospekte gratis.

Der Forschungsreisende Herr Eugen Wolf schreibt:
Ihr Wärmeapparat Kosmopolit ist ein Multum in Parvo und einzig in seiner Art, das man überall laut und öffentlich empfehlen möchte.



Zum Feste
gelingt jeder Kuchen den man backt mit:
Dr. Oetker's Backpulver.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.
Gegen Blutarmut!
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.
München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

Import **Schülke & Mayr,** Hamburg.
Neues Fleisch Extract mit der Flagge.
S&M

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
macht keine Reklame wie die Liebig-Company, sondern bietet dafür den Konsumenten volles deutsches Gewicht und nicht wie Liebig's Extrakt englisches, welches nur ca. 450 gr. pr Pfd. beträgt.
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
giebt auch keine Liebig-Bilder, kommt dafür aber in schönen Kruken mit Aluminium-Schrauben-Verschluss in den Handel, die nach Gebrauch noch einen reellen Wert für Speisekammer und Küche haben.
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
garantiert beste Qualität durch ständige Kontrolle seitens des chemischen Laboratoriums des Geheimen Hofrats Dr. R. FRESENIUS.
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
ist trotz der wertvolleren Töpfe und 10% mehr Gewicht nicht teurer als Liebig's Extrakt, und daher wird jede praktische Hausfrau gebeten,
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
im eigenen Interesse wenigstens einmal zu probieren,
denn das Selbst-Probieren geht über — jede Reklame!
Überall käuflich.

PHOTOGR. APPARATE
Grösste Auswahl in nur erstklassigen Fabrikaten
☞ Verkauf streng zu Original-Fabrikpreisen ☜
Auch bei Teilzahlung keine Preiserhöhung
G. Rüdenberg jun., Hannover
Jll. Preisliste Nr. 1A über phot. Apparate Nr. 17 über Prismengläser kostenfrei
PRISMEN-FERNGLÄSER

Bei Bedarf von Tel. Adr. Austernbank.
feinsten holländischen Austern & Caviar
wende man sich an **Adolph Weber & Sohn,** Hamburg I.
Weihnachtsaufträge erbitten rechtzeitig.

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

Photograph. Apparate
von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber
Wiesbaden.

Technikum Neustadt i. Meckl.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule.
Maschinenbau.
Elektrotechn.
Baugewerk-
Bahnmeister-
Tischler-Fach-
Schule.
Elektrot. Laborat. — Staatl. Prüf.-Commissar
*

Alles
für **Dilettantenarbeiten.**
Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien und Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge f. 30 Pf.)
Mey & Widmayer, München 3.

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer
Hausfrauen ersparen daher
Zeit u. Geld.
Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. Reinlichhaltung, die bei Kochk. unmöglich ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. E. Blasberg & Co., Düsseldorf oder deren Niederl. Berlin, Schützenstr. 36.

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den **Kindern gerne genommen.**
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Teppiche
Prachtſtücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelſtoffe, Steppd. ꝛc.
billigſt im Spezialhaus Berlin Oranienſtr. 158
Katalog (600 Illſtr.) grat. u. fr. Emil Lefèvre.

Totenſchau

Herzog Joſef von Urſel, Präſident des belgiſchen Senats, 55 J., † 15. Nov., Brüſſel. — Edwin L. Weeks, bek. amer. Maler, 55 J., † 16. Nov., Paris. — Generalmajor Karl v. Oelhafen, Kommandeur des Truppenübungsplatzes Hammelburg, 58 J., † 17. Nov. — Prinz Michael Radziwill, letzter Sproß des Aſtes Nieborow des Hauſes Radziwill, 50 J., † 18. Nov., Warſchau. — Generalmajor Graf Karl Klinckowſtröm, vormals Kommandeur der 28. Kavalleriebrigade, 55 J., † 20. Nov., Berlin. — Romandichter Henry Seton Merriman (eigentlich Hugh Stowell Scott), 40 J., † 20. Nov., London. — Eduard Pochmann, Regiſſeur des Hamburger Thalia-Theaters, 64 J., † 20. Nov., Hamburg. — Jean Baureiß, bek. deutſch-amerik. Schauſpieler, 54 J., † Buffalo. — General der Kavallerie Ernſt von Leipziger, 66 J., † 21. Nov., Berlin. — Fürſt Dimitri Soltykow, bek. Sportsman, 76 J., † 21. Nov., London. — Kunſthiſtoriker Dr. Theodor Gaedertz, 88 J., † 22. Nov., Lübeck. — Baron Alexander von Mengden, vormals ruſſiſcher Geſandter am ſächſiſchen Hofe, † 22. Nov., Dresden. — Vizeadmiral Graf Franz Walderſee, Bruder des Generalfeldmarſchalls, 68 J., † 22. Nov., Meeſendorf, Schleſien. — Hofrat Dr. Johann Georg v. Steidle, vormals erſter Bürgermeiſter von Würzburg, † 22. Nov., Würzburg. — Marquis Joſef de Gabriac, vormals franzöſ. Botſchafter in Berlin, 73 J., † 22. Nov., Paris. — Giuſeppe Appolonio, Biſchof von Treviſo, 74 J., † 22. Nov. — Franziska Ammermüller, 1874—1891 Präſidentin des Schwäbiſchen Frauenvereins, 87 J., † 23. Nov., Stuttgart. — Joſef Naſſen, bekannt als Heine-Forſcher, 42 J., † Jülich. — Baurat Paul von Waſſerburger, Schöpfer zahlreicher bed. Bauten in und bei Wien, 79 J., † 23. Nov., Wien. — Muſikſchriftſteller Prof. Joſef Sittard, 57 J., † 24. Nov., Hamburg. — Sir John Blundell-Maple, bek. Sportsman, † 24. Nov., Saint Albans bei Hertford. — Biſchof Johann Baptiſt von Anzer, Haupt der deutſchen kathol. Miſſion in China, 52 J., † 24. Nov., Rom. — Heinrich Walcker, bek. Orgelbauer, 75 J., † 25. Nov., Kirchheim-Teck.

Briefmappe

F. R. in L. „Geſche" iſt das Diminutivum des Vornamens Geſina, der im nordweſtlichen Deutſchland bei Frauen noch häufig vorkommt.

W. K. in G. Artur Fitgers romantiſches Schauſpiel „San Marcos Tochter", das jüngſt an verſchiedenen Bühnen erfolgreich aufgeführt wurde, iſt in der Schulzeſchen Hofbuchhandlung zu Oldenburg als Buch erſchienen (ℳ 2.—). In freier Geſtaltung behandelt das Drama eine Epiſode aus der Zeit, da das oſtrömiſche Reich ſeinem Zuſammenbruch entgegenſchritt.

M. S. in W. „Ruten" (Route) iſt beim Kartenſpiel der niederdeutſche Ausdruck für Schellen oder Carreau.

B. U. in N. Paul Morphy, der einſt berühmte Schachſpieler, war 1837 in New Orleans geboren, wo er auch 1884 ſtarb. Von dem Wettkampf im königlichen Spiel hatte er ſich ſchon 1867 zurückgezogen.

C. L. in Neubrandenburg. An die Redaktion von „Ueber Land und Meer", Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

E. in Petropolis. Wir ſind noch ſo reichlich verſehen, daß wir mit beſtem Dank ablehnen müſſen.

J. M. in Heidelberg. Am großartigſten iſt der Sturmwarnungsdienſt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika organiſiert; für die dortigen Flußtäler beſonders wertvoll ſind die Warnungen vor Ueberſchwemmung. Die Koſten des meteorologiſchen Dienſtes in der Union belaufen ſich jährlich auf 1250000 Dollars, und der dortige tägliche Beobachtungsdienſt der Atmoſphäre iſt der größte, der je von einem Lande oder einer Vereinigung ins Werk geſetzt wurde.

H. R. in K. Ein alter Irrtum, der immer wiederkehrt! Der Mohr, der ſeine „Schuldigkeit" getan hat und nun gehen kann, iſt nicht Shakeſpeares Othello, ſondern Schillers Muley Haſſan, und abgeſehen von dieſer grotesken Verwechſlung werden auch die Worte des Mohren faſt immer falſch zitiert. Im „Fiesco", 4. Auftritt des 3. Aufzuges, ſpricht Muley Haſſan nicht von der „Schuldigkeit", ſondern von der „Arbeit", die er getan.

Sanatogen
für die Nerven
Broschüre auf Wunsch gratis und franco durch
BAUER & Cie., Berlin SW. 48.

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den *Teint* und für die *Toilette*
Poudre & Savon SIMON
PARIS

Erklärung.

Der letzte Jahresbericht des deutschen Acetylen-Vereins enthält die Mitteilung, dass dank der Munifizenz einiger Vereinsmitglieder die von Herrn Professor J. H. Vogel, Berlin, im Auftrage des Vereins verfasste Broschüre „Acetylen als Mittel zur Beleuchtung kleinerer Städte" in 15000 Exemplaren an Behörden etc. versandt ist.

Im Anschluss daran wird die Erklärung abgegeben, dass Aërogengas für Städtebeleuchtung durchaus ungeeignet sei und daher als ernstlicher Konkurrent des Acetylens in keiner Weise auftreten könne.

Diese Behauptung haben wir bereits eingehend wissenschaftlich im Journal für Gasbeleuchtung widerlegt.

Die Vogel'sche Broschüre ist lediglich ein Versuch, die Ausführungen unserer im vorigen Jahre erschienenen Druckschrift „Beleuchtungsanlagen für kleine Städte" zu entkräften.

Wenn wirklich das **Aërogengas** kein ernsthafter Konkurrent des **Acetylens** ist, weshalb sind dann seitens einer so grossen **Industrie,** wie der des Acetylens, **15000 Erwiderungen** auf **3000 Broschüren einer einzelnen Firma** erforderlich?

Wir zählen eine grosse Reihe von **Behörden, Privaten etc. zu unseren Abnehmern.** Diese werden bestätigen, dass wir bisher keinerlei **Garantien** übernommen haben, welche wir nicht voll erfüllen können.

Interessenten kann daher nicht dringend genug angeraten werden, unsere 13 Städteanlagen zu besichtigen und die Leistungen derselben mit den Angaben in der Vogel'schen Broschüre und der unsrigen zu vergleichen.

Referenzlisten und Broschüren stehen kostenlos zur Verfügung.

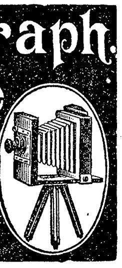
Hannover, im Novbr. 1903. **Aërogengas Ges. m. b. H.**

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt **reichen Nutzen** ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee", Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee" in Nordenham IV a. d. Weser.**

ZUCKERKRANKE
& Magenleidende
Erste ärztl. Autoritäten empfehlen
Günther's Aleuronat-Gebäck
Versand von **Aleuronat-** Brod-, -Zwieback, -Biscuit und -Praeparaten nach allen Ländern.
Dr. Otto Gotthilf's Hygienische Studie versendet kostenlos
F. Günther's Aleuronat-Gebäck-Fabrik Frankfurt a. Main.

Parfumerien
von
J. F. Schwarzlose Söhne
Hofl. Sr. Majest. d. Kaisers u. Königs
Berlin Markgrafenstrasse 29, Fabrik: Dreysestrasse 5
Hohenzollern-Kornblume
Neuheit 1903. Proben gratis.
Flasche M. 3, im eleg. Carton M. 3.50
Bouquet-Electa
Wohlgeruch v. auserlesener Feinheit
Fl. M. 7, **Seife** St. M. 3, 3 St. M. 8.50
Hohenzollern-Veilchen
beliebte, wohlfeile Marke, Flasche M. 1.50, 2.50, **Seife** Cart. à 3 St. M. 3
Preisliste sonstiger Spezialitäten gratis

„Punta" das iſt ein hübſches Spiel,
Schafft Kurzweil und Vergnügen viel;
Es ſpielen's die Großen und Kleinen gern,
Zu haben vom Puntahaus Leipzig u. Bern,
à 1, 2 und 3 Mark
ſowie in Spielwaren- u. Papierhandlungen.



Photograph. Apparate
schon von ℳ 3.— an, bis zur feinsten Ausführung, sowie sämtl. Bedarfsartikel zu billigsten Preisen.
Katalog gratis.
Hess & Sattler, Augsburg.

Nur das Beſte
was in **Heidſchnucken-Fellen für Vorlagen** exiſtiert, liefere ich. Preis von 3.50 an bis 7.50 per Stück. Ausführliche Preisliſte und Anerkennungsſchreiben frko. zu Dienſten.
Heinrich Baden, Walsrode N.W. 19.
Telephon No. 20.

Neue moderne, künstlerische
Brandmalerei-
und Kerbschnitt-Gegenstände
liefert billig **J. Brendel,**
Maxdorf 40 Pfalz. *Grosser Prachtkatalog gegen 40 Pf. Briefmarken franko.*

Wittwen
können ihr Einkommen leicht erhöhen **durch** Empfehlung und Verkauf an Private von Stoffen für Hausbedarf. Anfragen unter **K. R. 5646** beſorgt **Rudolf Moſſe, Cöln.**

Stellung. Existenz.
Prospect gratis
Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Braut- und Hochzeit-
Seidenſtoffe in großartiger Auswahl. Hochmoderne Genres in weiß, ſchwarz u. farbig zu billigſt. Preiſ. meter- u. robenweiſe, porto- u. zollfr. an Jedermann. Wundervolle Foulards ſchon von 95 Pf. an. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die **feinsten Tafelliköre,** wie à la **Chartreuse,** à la **Benédictine, Curaçao** etc. selbst **bereiten,** u. zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schraders Likör-Patronen,** welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader i. Feuerbach b. Stuttgart 2** bereitet werden. Jede Patrone giebt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma **gratis u. franco** deren hübsche Broschüre kommen.

Willkommenes Weihnachtsgeschenk.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM
„VEILCHEN-TROPFEN"
unübertrefflich
VEILCHEN-TROPFEN
F·WOLFF & SOHN HOFLIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Schweizer Stickerei
für **Wäsche-Ausstattungen** aller Art (Festons und Einsätze).
Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl.
Eigene Fabrik. Billigste Preise.
Directer Versandt an Private. Ware zollfrei.
Bitte Musterkatalog verlangen.
Briefe nach der Schweiz 20 ₰., Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke
für feine Sorten

Gebr. Heinrich, Fürth i. B. 12.
Bleisoldaten-Fabrik, Marke NORIS
kgl. bayer. Hoflieferant.
Ueberall erhältlich, wo nicht, bitten Preisverzeichnis zu verlangen.

NIRVANA
CRISTALL-SEIFE
übertrifft alle Seifen. 50 Pfg.
Wm Rieger · Frankfurt a/M.
Ueberall zu haben.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Ein Werk fürs deutſche Haus: Schillers Briefe

Kritiſche Geſamtausgabe Herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von **Fritz Jonas**

Mit zahlreichen Porträts in Holzſchnitt — Neue Ausgabe — 7 Bände. Geheftet M. 10.50, gebunden M. 17.50

Dem Ruf „Mehr Goethe“, der vor einigen Jahren erſcholl, iſt heute lauter denn je der Ruf „Mehr Schiller“ gefolgt. Das deutſche Volk iſt im Begriff, müde der dekadenten Moderne und ihrer krankhaften Auswüchſe, zu ſeinen alten Hausgöttern zurückzukehren, und deutſche Männer und Frauen zumal beginnen wieder an Schillers Idealen ſich zu begeiſtern und zu erheben. Den Rückweg zu ihnen wird unſre Zeit vielleicht am eheſten durch ein Nachgehen der Perſönlichkeit des Dichters finden. Der Menſch Schiller wird uns Deutſchen immer teurer und vertrauter werden, uns immer wärmer ans Herz wachſen. Der beſte und zuverläſſigſte Schlüſſel zu Schillers Perſönlichkeit aber ſind ſeine Briefe, die wir dem deutſchen Volke in einer würdigen Neuausgabe zu wohlfeilſtem Preiſe hier bieten.

Schillers Briefe ſind ein deutſcher Hausſchatz edelſter Art.

Immer wieder muß man ſtaunen über die Fülle dieſer Schätze, immer wieder ſich wundern, wie es denn nur möglich geweſen iſt, daß Ein kurzes Menſchendaſein einen ſolchen Reichtum hinterlaſſen konnte. Wer nur je einen Blick in Schillerſche Briefe geworfen hat, der weiß, daß ſie zu den ſchönſten gehören, die überhaupt geſchrieben worden ſind und daß ſie ein ergreifendes Bild von des Dichters geiſtigem Ringen und ſeiner ſittlichen Vervollkommnung bis zu der Höhe bieten, wo das Gemeine, das uns alle bändigt, in weſenloſem Scheine hinter ihm blieb und er die Angſt des Irdiſchen von ſich warf, um aus der Enge des Alltäglichen in das Reich der Ideale zu fliehen.

Unſre neue Ausgabe, die ſich gediegen und vornehm präſentiert, bildet eine Feſtgabe für das deutſche Haus, wie ſie würdiger nicht auf dem Weihnachtstiſche ſtehen kann.

Geſchenkbücher für die Jugend

Kinder- und Hausmärchen

geſammelt durch die

Brüder Grimm.

Illuſtriert von P. Grot Johann und R. Leinweber.

Wohlfeile Ausgabe: Geb. M. 8.—

Pracht-Ausgabe: Geb. mit Goldſchnitt M. 25.—

Eine literariſche Erſcheinung, von der man ohne Übertreibung ſagen kann, es ſei ein köſtlicher Hausſchatz und eine Zierde für die deutſche Familienſtube.

Schleſiſche Zeitung, Breslau.

Leben und ſeltſame überraſchende Abenteuer des

Robinſon Cruſoe.

Von ihm ſelbſt erzählt.
Nach der urſprünglichen engliſchen Ausgabe des

Daniel Defoe.

Mit 120 Abbildungen v. Walter Paget.
Neue, durchgeſehene Auflage.
Geb. M. 5.—

Eine ſorgfältige Überſetzung des Defoeſchen Werkes. Die prächtigen, ganz im Geiſte der Erzählung gehaltenen Holzſchnitte, der ſaubere Druck machen dieſe Ausgabe zu einer Pracht-Ausgabe.

Leipziger Zeitung.

Onkel Toms Hütte

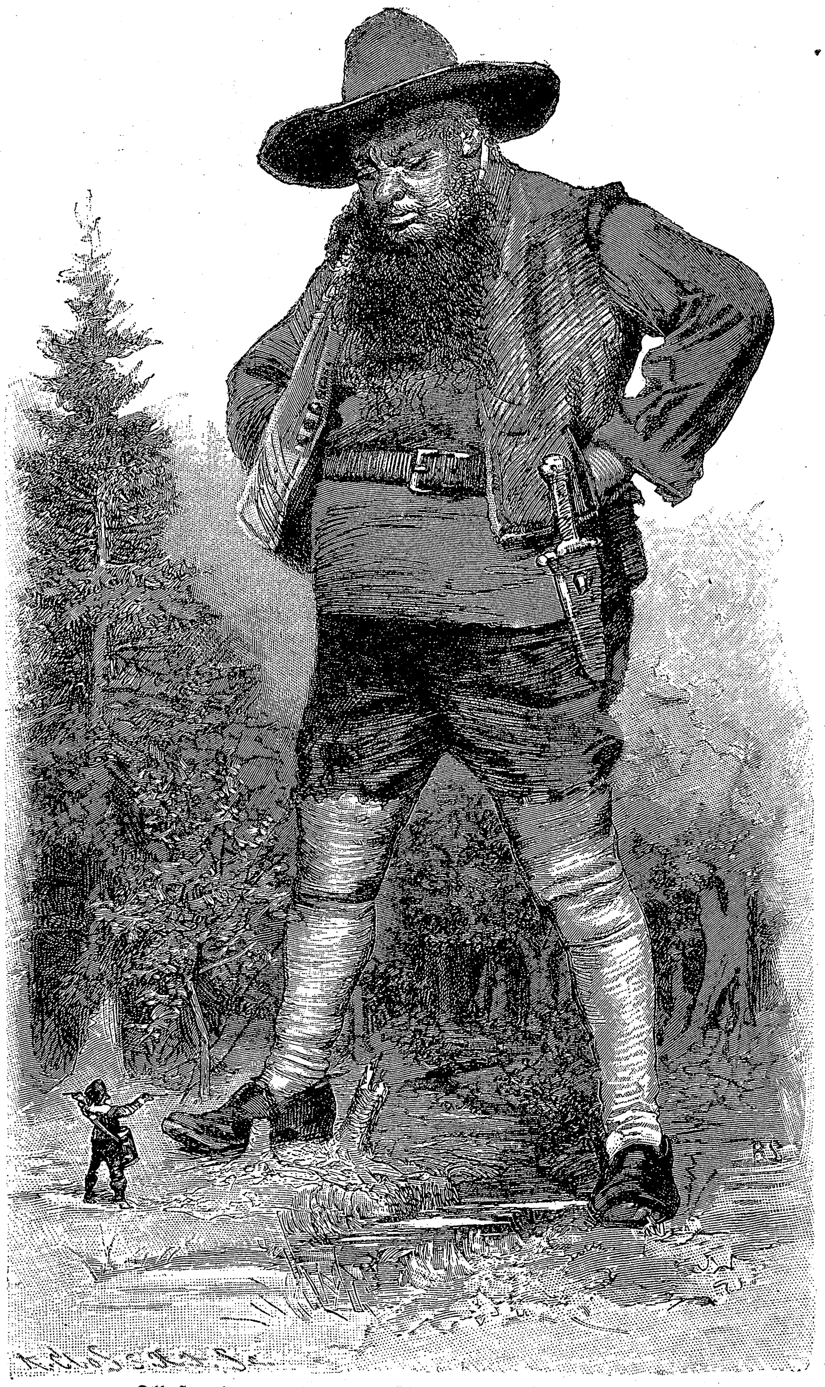
oder Negerleben in den Sklavenſtaaten Amerikas
von

Harriet Beecher-Stowe.

Aus dem Engliſchen neu überſetzt von Margarete Jacobi.
Mit 112 Illuſtrationen. Geb. M. 7.—

In dem neuen Gewande, reich illuſtriert, wird das Werk ſich neue Freunde erobern und in allen Familien den Ehrenplatz erringen, den es mit Recht verdient.

Neue Weſtdeutſche Lehrerzeitung, Elberfeld.



Illuſtrationsprobe aus „Kinder- und Hausmärchen“.

Ferien-Bilderbuch

von **Über Land und Meer.**

Mit 150 Abbildungen von L. Wain.
Kart. M. 1.50

Dieſes luſtige Bilderbuch ſprüht von jenem ſeltenen überwältigenden Humor, der, auf der Höhe eines Wilhelm Buſch ſtehend, auf jung und alt gleich erfriſchend wirkt.

Unerſchöpflicher Unterhaltungsſtoff für das kleine Volk.

Prinzeſſin Klatſchroſe.

Ein Blumen-Bilderbuch für Kinder von Theobald Kerner.
Kart. in farb. Umſchlag M. 3.50

Dies originelle Bilderbuch zeichnet ſich durch einen echt kindlichen Humor aus und dürfte in allen Kinderſtuben großen Jubel erregen.

Neue Preuß. (†) Zeitung, Berlin.

Werke von Wilhelm Buſch.

Hans Huckebein,

der Unglücksrabe.
Das Puſterohr. — Das Bad am Samstag Abend.

Quart-Ausgabe.
32. Auflage.
Mit ſchwarzen Abbildungen kart. M. 3.—
Mit kolorierten Abbildungen kart. M. 4.—

Oktav-Ausgabe.
6.—10. Tauſend.
Geh. M. 2.50, kart. M. 3.—

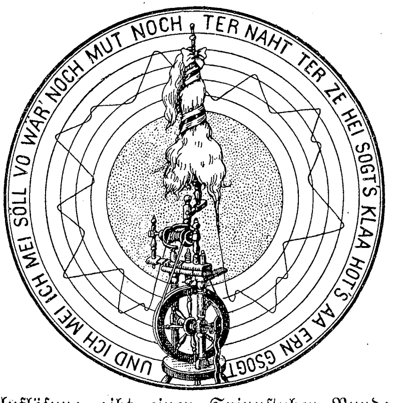
Die kühne Müllerstochter.

Der Schreihals. — Die Priſe.

Quart-Ausgabe.
16. Auflage.
Mit ſchwarzen Abbildungen kart. M. 2.—
Mit kolorierten Abbildungen kart. M. 3.—

Oktav-Ausgabe.
4.—6. Tauſend.
Geh. M. 1.50, kart. M. 2.—

Silben-Bilderrätsel


UND ICH MEI ICH MEI SÖLL VO WÄR' NOCH MUT NOCH
TER NAHT TER ZE HEI SOGT'S KLAA HOT'S AA ERN GSOGT

Die Auflöſung gibt einen Spinnſtuben-Rundgeſang in vogtländiſchem Dialekt.

Dreiſilbige Charade

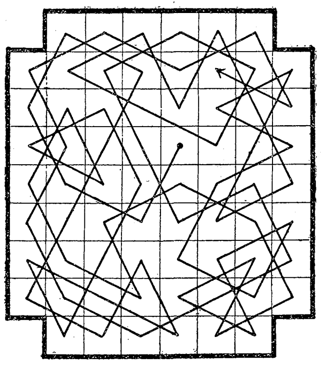
Durch die Erſte kann ein Schlag
Selbſt willkommen ſein,
Und mit einem Spruch ſie mag
Milden Troſt verleihn.

Ungeahnt das letzte Paar
Leicht dich überfällt,
Und nicht immer bietet dar
Schutz und Schirm die Welt.

Was auch lockt als Ganzes dich,
Laß es Edles ſein,
So daß Geiſt und Auge ſich
Ungetrübt ihm weihn. M. Sch.

Richtige Löſungen ſandten ein: Aug. Streb in Freiburg i. Breisgau (2); Frau M. Broſig in Stuttgart (5); „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorſt (3); F. Schmid in Haugsdorf N. Oe. (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); Georg Öhlig in Prag; Otto Scherer in Berlin (2); Frau Agnes Fiedler in Wien; „Oedipus" in Emden (4); P. Wetzolt in Warſchau (3); Erwin Schlüter in Magdeburg; Guſtav Leidig in Landsberg a. W. (3); Hans Fibrand in Lodz (4).

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 218:



Des Röſſelſprungs:
Wann ward der erſte Kranz gewunden?
Wann flog der erſte Ball ans Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden,
Und wann das loſe Pfänderſpiel?

Ach, wohl in fernen, fernen Tagen;
Die unſern hätten's nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker ſchlagen,
Und bald der innre Zank erwacht.

Des Worträtſels: Prometheus (Proſt, Meth, Sue).
Des Rätſels: Keule, Eule.
Des Rätſels: Termi — n, Termi — te.

Hoehl
Kaiser-
Blume
Feinster Sect
Deutsches Erzeugniss.
Goldene Medaille
Weltausstellung Paris 1900.
Kaiser Blume
Feinster Sect
Gebrüder Hoehl
Geisenheim a/Rhein

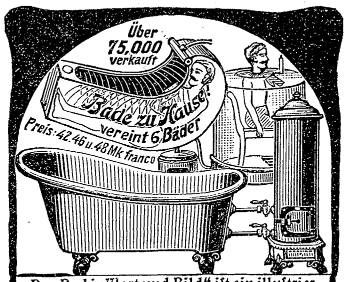
Eine Parthie Rex ist hochinteressant. REX Das Manöver auf dem Spieltisch. Neuestes Brettspiel. SPIEL Ueberall erhältlich. Rexverlag Berlin 16. Koepenickerstr. 31 B.

Gesichtshaare u. ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Classen) versendet geg. 145 ₰ Apotheker Wegener, Reinfeld i. H.

Johan Bojer, Theodora. Schauſpiel in vier Akten. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,50.
Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Pensionnat de Demoiselles, 1er *ordre.* Hæussler-Humbert, pasteur, Beau-Séjour, *Neuchâtel; fondé 1874. — Villa avec jardin magnifique. Demandez prospectus.*

Harburger Gummischuhe
Bestes deutsches Fabrikat
Nur
mit Rhombus-Stempel versehene
Schuhe bieten Garantie für
Prima
Qualität und
Haltbarkeit.
In allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.
Vereinigte Gummiwaaren-Fabr. Harburg-Wien gegr. 1856
VGF
Harburger Para Qualität


Über 75,000 verkauft
Bade zu Hause!
vereint 6 Bäder
Preis: 42. 46 u. 48 Mk franco

„Das Bad in Wort und Bild" iſt ein illuſtriertes Preisverzeichnis aller modernen Badevorrichtungen mit Angaben über ihre Anwendung nach ärztlichen Vorſchriften; auch die neueſten Kloſetts, Bidets, Aufwaſchtiſche, Eisſchränke, Waſchtoiletten und Ventilatoren ſind darin verzeichnet. Man verlange koſtenfreie Zuſendung. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landſtraße. Goldene Staatsmedaille.

— Zum Weihnachtsfeſt: —
Baumkuchen
in anerkannt tadelloſer Qualität, verſendet täglich frco. m. Verpack. f. ℳ 6.— u. größer
Paul Lange, Conditor,
Hofl. Sr. Kgl. Hoh. d. Kronpr.
Biſchofswerda i. S.

Zitherſpieler
erhalten 4 Zitherſtücke u. Katalog gratis bei
J. Neukirchner, Görkau, Böhmen.

Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.

Das ist die Firma, welche die prachtvollen, luftreinigenden, selbsttätigen Zimmerfontänen in unübertroffener Auswahl seit langen Jahren fabriziert.
Prachtkatalog B gratis.

Geschenk von dauerndem Wert!

Für Weihnachten
prächtige Stoffe für Tapiſſerien und Handarbeiten, äußerſt preiswert, werden auf Verlangen (unter K. T. 5648 durch Rudolf Moſſe, Cöln) ſofort bemuſtert. Vermittlerinnen von Verkäufen an Private geſucht gegen hohe Proviſion.

Buchführung
Correspondenz
Rechnen
Comtoirpraxis
Verlangen Sie
gratis
Prospect u. Probe
Ferdinand Simon
gerichtlicher Bücher-Revisor
Berlin O. 27.
Mit dem patentirten Schönschriftfederhalter u. der Schönschriftfeder wird jede Schrift schön
Probe Lection gratis

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

Vorzügl. Musikinstrum. jed. Art bezieht man am billigsten direkt aus d. grössten württbg. Hof-Musikinstr.-Fabr. v. Rob. Barth, Stuttgart. Preisl. grat. Bitte anz. f. welch. Instrum.

Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart.
L. Melschin,
In der Welt
der Verstossenen.
Erzählungen. Aus dem Ruſſiſchen.
Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Schach (Bearbeitet von **E. Schallopp**)

Partie Nr. 6

Geſpielt im ruſſiſchen Nationalturnier zu Kiew im September 1903.

Mittelgambit gegen Königsgambit

Weiß: M. Tſchigorin. — Schwarz: Snosko-Borowski.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. **e2—e4**	**e7—e5**	17. Se2—c3	Se4—f2
2. **f2—f4**	**d7—d5**	18. De1×e3	Sf2×h1
3. e4×d5	e5—e4[1]	19. Td1×h1	Tf8—e8
4. Lf1—b5†	c7—c6	20. De3—f2	Dd7—f5
5. d5×c6	Sb8×c6	21. La5—b4	Te8—e6
6. d2—d4	Dd8×a5†	22. Df2—f3	Ta8—e8
7. Sb1—c3	Lf8—b4	23. g2—g4	Df5—f6
8. Lc1—d2	Sg8—f6	24. Df3—f2	Te6—e3
9. a2—a3	Lb4×c3	25. d4—d5!	c6×d5
10. Lb5×c6†	b7×c6	26. Sc3×d5	Df6—c6
11. Ld2×c3	Da5—c7	27. Th1—d1!	Te3—e2
12. Sg1—e2	Lc8—a6	28. Df2—c5![6]	Dc6—g6[7]
13. Dd1—d2[2]	0—0	29. Sd5—e7†	Te8×e7[8]
14. Lc3—a5[3]	Dc7—d7	30. Td1—d8†	Te7—e8
15. 0—0—0	e4—e3!	31. Dc5—f8†!	Te8×f8
16. Dd2—e1[4]	Sf6—e4?[5]	32. Td8×f8 matt.	

[1] Falkbeers Fortſetzung, die als nicht ungünſtig für Schwarz gilt.

[2] Wir würden hier die Rochade vorziehen.

[3] Es droht e4—e3; Weiß ſteht nicht beſonders.

[4] Bei 16. Dd2×e3 erobert Tf8—e8 eine Figur.

[5] Sf6—g4 oder Tf8—e8 war beſſer (Sf6—g4 17. Se2—c3 Tf8—e8!).

[6] Alles dies iſt von Tſchigorin ſehr fein geſpielt. Tauſcht Schwarz jetzt die Damen, ſo gewinnt Weiß den Ba7 und damit die Partie.

[7] Mit dieſem Zuge wählt Schwarz von zwei Uebeln - das größere.

[8] Oder Te2×e7 30. Dc5×e7 ꝛc.

Schachbriefwechsel

Richtige Löſungen ſandten ein: Auguſt Höſe in Bialyſtok zu Nr. 2; F. Schneider in Neunkirchen und H. Menzel in Hamburg-Borgfelde zu Nr. 3; Lambert Einſpieler in Laibach zu Nr. 3 und 4; Senglier in Bulgrin und E. L. in Graz zu Nr. 4.

Aus Indutsrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Wenn je einem Spielzeug nachgerühmt werden darf, daß es das Kind zu ernſtem Nachdenken anhält und Auge und Hand gleichmäßig bildet, ſo iſt es ſicher der Richterſche Anker-Steinbaukaſten, dem dieſe Vorzüge zuzuerkennen ſind. Der Anker-Steinbaukaſten mit ſeiner neuen Ergänzung, dem Anker-Brückenkaſten, iſt gegenüber dem Holzbaukaſten von ehedem wirklich ein neues Spielzeug, und es bedarf nur einer einfachen Betrachtung der jedem Kaſten beigegebenen prachtvollen Vorlagen, um ſich ſelbſt dieſes Urteil zu bilden. Es iſt geradezu erſtaunlich, welch große und ſchöne Bauten ſchon mit einem verhältnismäßig kleinen Kaſten ausgeführt werden können. Um beim Einkauf keine minderwertige Nachahmung zu erhalten, merke man ſich, daß jeder echte Steinbaukaſten mit der Fabrikmarke „Anker“ verſehen iſt.

Deutsche Revue. Herausgegeben von **Richard Fleischer.**

Das ſoeben erſchienene Dezember-Heft enthält: C. Frhr. v. d. Goltz: Luxus im Heere. — Friedrich Graf Revertera: Rechberg und Bismarck 1863 bis 1864. — Ein Brief von Dr. Hans Thoma. — Profeſſor J. Lieblein: Aegypten, Babel und Bibel. — Alberta v. Puttkamer, unter Mitwirkung von Staatsſekretär a. D. Max v. Puttkamer: Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elſaß-Lothringen. — Germain Bapſt (Paris): Der Friede von Villafranca. — Dr. v. Schulte: Die erſte Enzyklika Pius X. — Profeſſor Frantz Funck-Brentano (Paris): Blaubart. — Heloiſe v. Beaulieu: Meine erſte Patientin. Porträtſkizze. — Dr. Albert Neuburger, Berlin: Neuere Forſchungen auf elektrochemiſchem Gebiete.

Monatlich ein Heft von 128 Seiten. Vierteljährlich ℳ 6.—.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

Wählen Sie zwischen

Spiritus- und Petroleum-Beleuchtung,

so beachten Sie, dass

Petroleum	Spiritus
die Bassins und Lampen durch Schwitzen stets unrein hält,	vollkommen reinlich ist,
tägliches Reinigen des Cylinders erfordert,	etwa alle 4 Wochen eine Reinigung des Cylinders erfordert,
tägliches sorgfältiges Putzen des Dochtes verlangt,	kein tägliches Putzen, sondern nur alle 3 bis 4 Monate einen leicht zu bewirkenden Ersatz der Dochte verlangt,
blakt und riecht,	vollkommen blak- und geruchfrei ist,
stark belästigende Hitze ausstrahlt,	durch Wärmeausstrahlung nicht lästig wird,
ein mattes gelbes Licht gibt,	schönes, weissstrahlendes, dem Gasglühlicht ebenbürtiges Licht gibt,
gegen Wind und Luftzug leicht empfindlich ist,	selbst bei starkem Winde und Luftzug nicht erlischt,
nach dem Anzünden ein wiederholtes Regulieren der Flamme erfordert,	gleichmässig ohne jegliche Regulierung brennt,
pro 10 Hefnerkerzen und Stunde 9/10 Pfg. kostet.	pro 10 Hefnerkerzen und Stunde 6/10 Pfg. kostet.

Man verlange nur

Spiritus-Glühlicht-Brenner

für **Innen- und Aussen-Beleuchtung,**

welche von der **Centrale für Spiritus-Verwerthung, Berlin** geführt werden. Für die meisten Verwendungsarten wird der von uns neuerdings in den Verkehr gebrachte **Amor-Brenner** geeignet sein. Unsere Brenner sind erhältlich in den **einschlägigen Geschäften** oder in unseren

Ausstellungs- und Verkaufs-Lokalen:

BERLIN NW. 7, Friedrichstr. 96, gegenüber dem Central-Hotel.

Breslau, Neue Schweidnitzerstr. 15.
Schlesische Genossenschaft zur Verwendung von Spiritus zu technischen Zwecken E. G. m. b. H.

Chemnitz, Friedrich Auguststr. 9.
Chemnitzer Spiritus-Versand-Geschäft Hennig & Lein.

Cöln a. Rhein, Hohestr. 46.
Max Spiegelberg.

Cottbus, Sandowerstr. 20.
Cottbuser Essig-Sprit-Fabrik.

Danzig, Langenmarkt 23, Ecke Röpergasse.
Th. Kühl Nachf. Carl Olivier.

Erfurt, Johannesstr. 166.
Albert Schacke, Inh. Rudolph & Baumgarten.

Frankfurt a. Main, Gr. Kornmarkt 18.
Ludwig Wesp.

Halle a. Saale, Leipzigerstr. 43.
Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.

Hamburg, Hermannstr. 22/24.
Carl Weiffert.

Hamburg-St. Pauli, Reeperbahn 99.
Ferd. Wittmaack.

Hannover, Louisenstr. 1, Ecke Theaterplatz.
Kraul & Wilkening.

Leipzig, Reichsstr. 6.
Leipziger Spritfabrik.

Magdeburg, Alte Ulrichstr. 2.
F. C. Scheller.

München, Neuhauserstr. 33.
Bayerische Gesellschaft für Brennspiritus-Verwendung G. m. b. H.

Posen, Berlinerstr. 18.
Louis Perls.

Stettin, Kleine Domstr. 11.
Pommersche Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.

Stuttgart, Leonhardsplatz 1 (Leonhardsbau), Gesellschaft für Brauerei, Spiritus- und Presshefe-Fabrikation, vorm. G. Sinner.

Ulm.
Karl Gaissmaier.

Brennspiritus Marke „Herold“

in Patentflaschen mit Original-Verschluss.

Original-Literflasche: ca. **90 Vol. %** **25—27 Pf.** je nach Gegend / ca. **95 Vol. %** ca. **30 Pf.** . . . . excl. Glas.

Ueberall erhältlich!

CENTRALE FÜR SPIRITUS-VERWERTHUNG G. m. b. H., BERLIN NW. 7.

Friedrich-Strasse 96.

Spezial-Katalog über Spiritus-Glühlicht-Brenner, Spiritus-Heizöfen, -Kocher und Bügeleisen versenden wir auf Wunsch gratis und franko.

Der Wechſel der Zeiten.

Die alten bekannten Schiffe, die den Verkehr mit fernen Ländern bewerkſtelligten und für die Produkte der heimiſchen Induſtrie fremde Erzeugniſſe eintauſchten, ſind heutzutage alle durch Dampfer erſetzt worden, die in halber Zeit Dreifaches leiſten.

Eine im gleichen Verhältnis größere Wirkungskraft iſt über Scotts Emulſion berichtet worden, in Fällen, wo dieſe an Stelle des gewöhnlichen Lebertrans angewendet wurde. Vor 200 Jahren ſchon wurde Lebertran für gewiſſe Leiden als vortreffliches Mittel gebraucht, aber er war damals und iſt noch heute von widerlichem Geſchmack; viele konnten ihn damals und viele können ihn auch heute nicht vertragen. Vor etwa 30 Jahren kam Scotts Emulſion in den Handel, welche beſten Medizinal-Lebertran, ſowie Kalk- und Natron-Hypophosphite in perfekt emulgierter Form enthält, wodurch die Wirkungskraft des Lebertrans ganz weſentlich erhöht wird. Außerdem iſt der Lebertran in Scotts Emulſion von ſeinem widerlichen Geſchmack gänzlich befreit und nicht nur ſchmackhaft, ſondern auch leicht verdaulich gemacht, und Kinder nehmen ſie mit beſonderer Vorliebe. Scotts Emulſion bewirkt die Entwicklung von feſtem Fleiſch und hilft, Schwäche in Geſundheit und Kraft zu verwandeln.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Aulhorns

Nähr-Cacao

Höchster Nährwerth!
Grösster Wohlgeschmack!
Leichteste Verdaulichkeit!
Wiederholt ärztlich empfohlen!

Fabrikanten: Petzold & Aulhorn A.-G., Dresden.

Wintersteins
neuestes
Sportportemonnaie
weich gehalten
ohne Metallbügel.

F. A. Winterstein, Leipzig, Hainstr. 2 gegr. 1828

Koffer-, Taschen- u. Lederwaarenfabrik

Gold. u. silb. Med.

Wintersteins neuestes Sportportemonnaie, durchaus Wildlederfutter mit 4 separaten Taschen, Goldfach extra Verschluss, 70 ℳ Silber fassend, trotzdem flach i. der Tasche,

No. 5388. Echt rot Juchten, Ia. braun Saffian oder schwarz Seehundleder . . . . **M. 3.—**

No. 5389. Echt Krokodil, hochfein . . . . . . **M. 7.—**

Wintersteins Idealkoffer der leichteste Koffer der Gegenwart, billiger wie jeder Rohr- und Patentkoffer.

Abonnements auf **„Ueber Land und Meer“** nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, wie auch die Poſtanſtalten jederzeit entgegen.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo“** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr. 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

30 jähriger Erfolg.

GEGEN FETTLEIBIGKEIT

MARIENBADER REDUCTIONS PILLEN

von Dr. Schindler Barnay

Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.

Bestandtheile:

Sal. Marienb. natural......... 1.0	Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Extr. rhei spin sicc.	Solv. in Aqu. Marienb. ....q. s.
„ „ chinae reg frig. par. aa 2.0	Evapor. ad. mass. pil. adde:
„ „ Aloes.................. 0.10	Natr. Taurocholic 0.60
„ „ cascar. sagr. am. sicc. 2.0	Solve in aquae.

Fiat pilul. No. 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.

Erhältlich in allen Apotheken.

Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.

Die allein echten Marienbader Reductions-Pillen.

General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20 a

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3.** Prosp. gratis.

**Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1 g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

Musikinstrumente aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung. **Ernst Reinh. Voigt, Markneukirchen** Nr. 514. Kataloge gratis.

100 ſeltene Briefmarken! v. China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Perſ., Siam, Sudan ꝛc. — alle verſch. - gar. echt - **nur 2 Mk.** Preisl. grat. E. Hayn, Naumburg a/S.

Älteste Deutsche Versand- und Ausstattungs-Häuser

Nicht konvenierendes wird bereitwilligst umgetauscht.

Julius Henel vorm. C. Fuchs, Breslau

Sämtliche Aufträge von 20 Mk. an portofrei durch ganz Deutschland.

Gegründet 1780. Kaiserlicher u. königlicher, königlicher, königlich-prinzlicher, herzoglicher u. fürstlicher Hoflieferant. Am Rathhause 24—27.

Die Firma Henel hat sich durch Lieferung der besten Qualitäten von Taschentüchern einen Weltruf erworben.

Taschentücher

Das Sticken übernehmen wir zu den billigsten Preisen und bitten wir, Bestellungen uns möglichst zeitig aufgeben zu wollen.

Henels reinleinene Konsum-Taschentücher
für Damen und Herren
bewährtes schlesisch. Fabrikat, sauber gesaumt, 46 cm gross, im Karton Dtzd nur 5 M

Bielefelder reinleinene Taschentücher
für Damen und Herren
sauber gesaumt, 46 cm gross, im Karton . . . . Dutzend nur 6,50 M

☞ **Seidene Taschentücher** ☜

☞ **Spitzen-Taschentücher** ☜

Echt englische Batist-Taschentücher
mit bunt bedruckter Hohlsaumkante
Dutzend nur 3 M

Feine echt englische, weisse Batist-Taschentücher
für Damen und Kinder, mit waschechter, bunt bedruckter Steppsaum-Kante, in sauberen Kartons.

Abbildung 1.

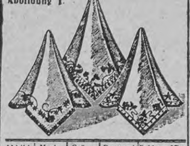


Abbildung 2.

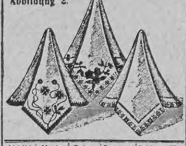
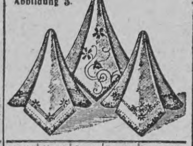


Abbildung 3.



Abbild.	Marke	Grösse	Dutzend	B.Abn.v.3Dz.
1	AAB	34 cm	2,55 M	2,40 M
2	AAC	34 cm	3 M	2,80 M
3	AAD	36 cm	4 M	3,85 M

Weiss reinleinene Batist-Taschentücher
mit Hohlsaum
nur so lange der Vorrat reicht
Dutzend 4,50 M

Weisse Taschentücher
mit bunt eingewebter Kante, sauber gesäumt, im Karton, 48 cm gross
Baumwolle
CDS . . Dutzend 2,35 M
Halbleinen GLZ . . . . Dutzend 3,60 M

Hochelegante weisse reinleinene Batist-Damen-Taschentücher
mit waschecht bedruckter Hohlsaum-Borde, im Karton . . . Dutzend nur 8,50 M

Weisse reinleinene Damen-Taschentücher
mit handgestickten Bogen (Madeira-Stickerei) u. hochaparten Mustern
35 bis 37 cm gross . . . . ½ Dutzend 6 M
7, 9, 11,50 bis 25 M

Monogramm-Taschentücher
sauber gesäumt, gebrauchsfertig, mit gestickten Buchstaben
in Baumwolle oder Batist ½ Dutzend 1,20 1,35 M
in garantiert rein Leinen ½ Dutzend 4,40 5,15 5,80 6 M etc

Kinder-Taschentücher

Reichillustrierte Preislisten sowie Auswahl-Sendungen bereitwilligst.

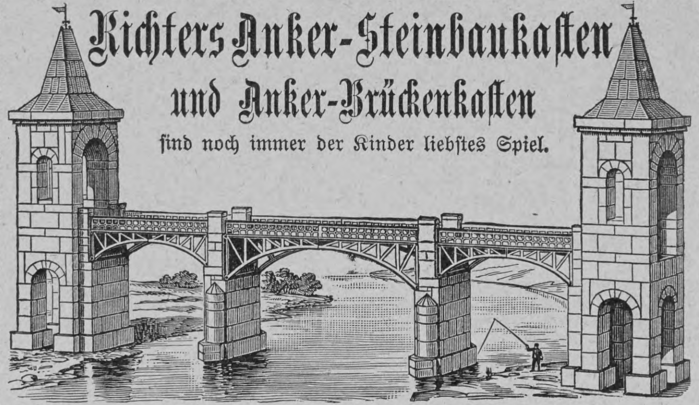
Trauer-Taschentücher

December 1903.

Ronnefeldt's THEE

in künstlerisch ausgestatteten
Gratis-Weihnachtsdosen.
Bevorzugtes Festgeschenk. — Sendungen von M. 10.— an „Franco“.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Richters Anker-Steinbaukaſten und Anker-Brückenkaſten
ſind noch immer der Kinder liebſtes Spiel.



Warum? — Weil ſie, wie die meiſten Eltern aus ihrer eignen Jugendzeit wiſſen, den Kindern dauernd feſſelnde und anregende Unterhaltung bieten und nicht wie andre Spiele ſchon nach einigen Tagen unbeachtet in der Ecke liegen. Weil ſie durch Ergänzungskaſten jederzeit **planmäßig vergrößert werden können** und dadurch für die Kinder immer **wertvoller und geiſtig anregender werden**; denn jeder Ergänzungskaſten bringt den kleinen und großen Baukünſtlern **immer Neues und Beſſeres!** Darum ſollte unter keinem Weihnachtsbaum ein Anker-Steinbaukaſten oder Anker-Brückenkaſten fehlen! Näheres über die verſchiedenen Anker-Kaſten und über die beſte Art der Ergänzung findet man in der neuen illuſtrierten Baukaſten-Preisliſte, die auf Verlangen franko zugeſandt wird. Wer **gut wählen und gut kaufen will**, der leſe vorher dieſe, intereſſante Gutachten enthaltende, Preisliſte.

Richters Anker-Steinbaukaſten und Anker-Brückenkaſten ſind in allen feineren Spielwarengeſchäften zum Preiſe von 1 M., 2 M., 3 M. und höher vorrätig. Der vielen Nachahmungen wegen ſei man aber beim Einkauf ſehr vorſichtig und weiſe jeden Kaſten **ohne** die berühmte Fabrikmarke **Anker als unecht zurück**; denn es wäre unklug, ſein gutes Geld für eine minderwertige Nachahmung zwecklos **auszugeben**, um ſo mehr, als die Kinder doch nicht eher Ruhe laſſen, **bis ſie einen der berühmten Anker-Kaſten erhalten.**

F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt, Nürnberg, Wien, Olten, Brüſſel, Rotterdam, New-York, St. Petersburg.

Gicht Ihr Arzt erteilt Auskunft!
Reumat.: Eine Hauskur o. Berufsstör. m.
Wiesbadener Kochbrunnen
Steinleid.: 1 Heft ärztl. Heilberichte von Weltautorität. u. Anweis. durch d. Amtl. Versand, Brunnen-Contor, Wiesbaden.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Tauſend-Bilder-Bibel

Die Heilige Schrift Alten und Neuen Teſtaments

2 Bände. 1559 Seiten Lexikon-Oktav. Mit 1015 Bildern, worunter die hervorragendſten Meiſterwerke der chriſtlichen Kunſt.

verdeutſcht von D. **Martin Luther**

a) Ausgabe auf gewöhnlichem Illuſtrationspapier:

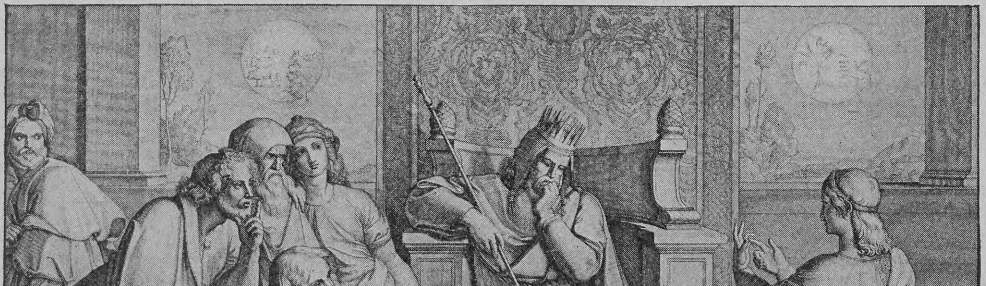
gebunden in 2 Bände in ſchwarzer Leinwand mit Goldſchnitt M. 23.—
gebunden in 2 Bände in ſchwarzes Leder mit Goldſchnitt M. 26.—
gebunden in 1 Band in ſchwarzer Leinwand mit Goldſchnitt M. 21.—
gebunden in 1 Band in ſchwarzes Leder mit Goldſchnitt M. 23.50.

Dieſe Ausgabe kann auch in 40 Lieferungen à 40 Pfennig in beliebigen Zwiſchenräumen bezogen werden.

b) Ausgabe auf Kunſtdruckpapier:

gebunden in 1 Band in Kalbleder mit Goldſchn. M. 30.—
gebunden in 2 Bände in Leinwand mit Goldſchn. M. 30.—

Dieſe Ausgabe kann nur vollſtändig gebunden, nicht aber in Lieferungen, bezogen werden.


Schreiber, sculp.

Cornelius. Joſeph deutet Pharaos Träume. — 1. Moſe 41, 25. Probe-Illuſtration aus der Tauſend-Bilder-Bibel.

Generalſuperintendent Pfeiffer in Kaſſel nennt die Tauſend-Bilder-Bibel:

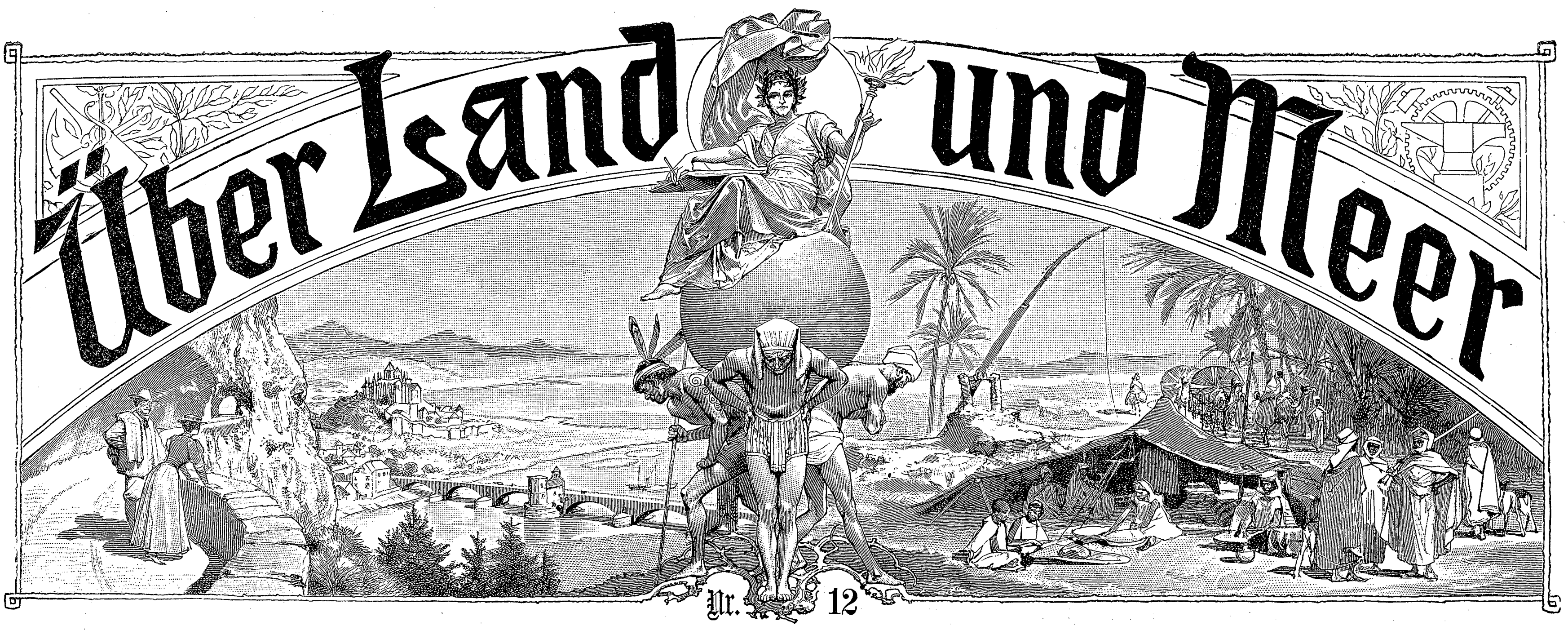
Ein Meiſterwerk erſten Ranges, das in Bezug auf künſtleriſche Ausſtattung das Beſte bietet, was geboten werden kann.

Oberhofprediger Prälat von Bilfinger in Stuttgart urteilt:

Eine Galerie des Schönſten aus der religiöſen Malerei. Die Ausſtattung iſt vornehm in jeder Richtung.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



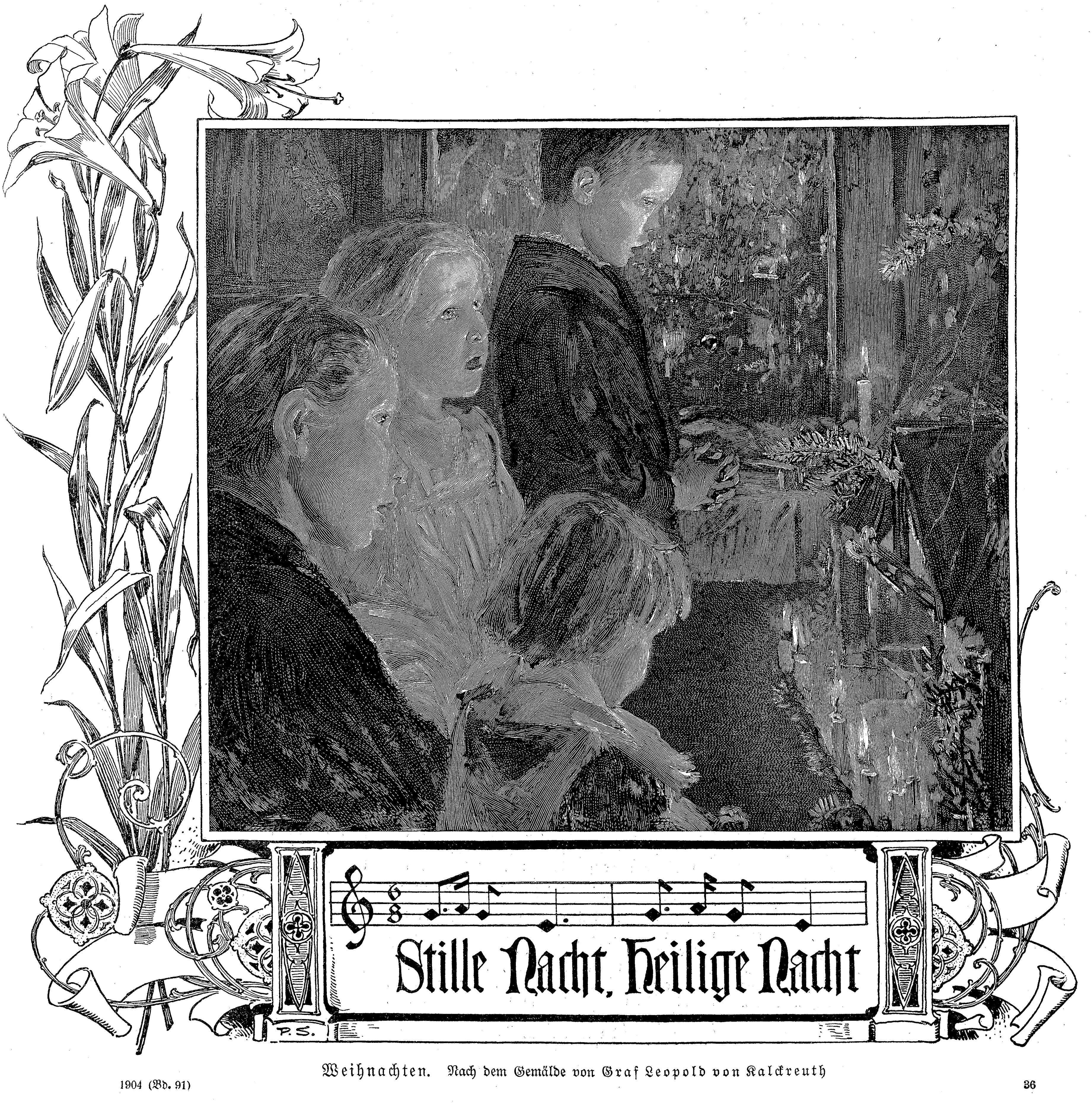
Über Land und Meer

Nr. 12

91. Band. Sechsundvierzigſter Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erſcheint jeden Sonntag

Deutſche Illuſtrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Poſtbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Beſtellgeld



Weihnachten. Nach dem Gemälde von Graf Leopold von Kalckreuth

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Die dummen Mägde hatten das Lachen aufgegeben, auch die Knechte blickten betroffen. Der Inſpektor ſcheuchte ſie an die Arbeit, und als niemand mehr auf dem Hof, der Herr aber immer noch ſtand und auf das Plakat ſtarrte, ging er zurück zu ihm und ſtellte ſich neben ihn. Der Herr ſah ihn nicht, da räuſperte er ſich ſtark, und als der immer noch nicht aufmerkte, wagte er es, ganz ſacht ſeine harte Hand auf den Aermel der ſammetnen Hausjoppe zu legen.

„Herr Baron, die Frau Baronin wird mit dem Frühſtück warten!“

„Ach ſo — ja, ja, ich danke Ihnen!“ Doleſchal war aufgefahren. Schon im Weggehen drehte er noch einmal um und ſagte haſtig und leiſe: „Laſſen Sie das Dings da abreißen — hören Sie, abreißen und verbrennen! Meine Frau darf nichts davon erfahren!“

„Sehr wohl, Herr Baron!“ Mit raſchem Griff löſte Hoppe die haltenden Nägel und warf ſie fort, das Papier aber faltete er zuſammen und ſteckte es in die Taſche. „Man weiß nicht, wozu es gut iſt, ſo was aufzuheben!“

Und als der andre ihn darauf wie fragend, aber ganz verſtört anſah, hielt er nicht mehr an ſich in ſeiner Empörung: „Herr Baron, das iſt 'ne Gemeinheit, 'ne ganz miſerable Hundsgemeinheit, ſo ein echtes polniſches Bubenſtück! Ich werde aber ſchon den Schreiber herauskriegen, da können ſich der Herr Baron darauf verlaſſen!“

„O bitte, bitte —“ Doleſchal hob abwehrend die Hand — „laſſen Sie die Sache auf ſich beruhen!“ Und dann, ſich gewaltſam zwingend, ſagte er in gleichgültigem Ton: „Sie laſſen heute die große Brache hinterm Lyſagora in Angriff nehmen, nicht wahr? Damit wir bei guter Witterung dann bald mit dem Sommerroggen ins Land können!“

Kopfſchüttelnd ſah Hoppe ihm nach: immer ſo haſtig, viel zu haſtig trotz der anſcheinenden äußeren Ruhe! Jetzt ſchon an Sommerroggen denken! Schnee lag ja noch, zehnmal noch würde die Saat ausfrieren! Da war Keſtner doch ein vorſichtigerer Mann geweſen, ein beſſerer Wirt! Und eine gewiſſe Sehnſucht ſtieg in dem alten Inſpektor auf nach den ſo lange bebauten, geſegneten Feldern von Przyborowo.

Es hatte Doleſchal doch tiefer gegriffen, als er zeigen mochte. Dieſes: ‚denn durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm‘ hielt ihn gepackt. Wenn er ſich auch zwingen wollte, nicht mehr daran zu denken, er riß ſich nicht los davon. Wem hatte er ſo viel Leides getan, daß der ihn dafür mit ſolchem Haß bewerfen konnte? Grübelnd rührte er in der Taſſe Tee, die ihm ſeine Frau eingeſchenkt.

Helene ſaß ihm gegenüber am Frühſtückstiſch. Ein wenig blaſſer und ein wenig ſchmaler hatte der Winter ſie gemacht. Sie war jetzt ſelten herausgekommen, die Knaben hatten die Maſern gehabt und die Mutter immerwährend beanſprucht. Aber ihr zartes Geſicht hob ſich lieblich über der dunkeln Hausbluſe, lieblicher noch, als es geweſen war mit der Sommerröte auf den runderen Wangen.

Ein wenig die Brauen hochziehend, ſah ſie ihren Mann beobachtend an: was hatte er nur? Die nervöſen Fältchen um ſeine Augenwinkel zeigten ſich heute tiefer als ſonſt, ein bitterer Zug war um ſeinen Mund. Er hatte Aerger gehabt und eben erſt, des war ſie ſicher, denn beim Aufſtehen war er noch vergnügt geweſen, hatte, was er ſelten tat, ſogar geſcherzt wie ein ganz Junger.

Geräuſchlos ſtand ſie auf, ſtellte ſich hinter ihn und legte ihre Wange auf ſeinen Scheitel. „Woran denkſt du? Haben ſie draußen Dummheiten gemacht?“

„Wieſo — wieſo?“

„Mein Gott, wie du auffährſt! Ich meinte ja bloß.“

„Du ſollſt mich nicht fragen, du weißt, ich kann es nicht vertragen, ich — ich — es macht mich ganz raſend!“

„Verzeih!“ Es lag keine Verletztheit in ihrer Stimme, aber eine ſtille Trauer in der Bewegung, mit der ſie nun von ihm forttrat und ſich wieder an ihren Platz ſetzte. Sie ſtrich ihm ein Butterbrötchen.

„Willſt du auch ein bißchen Honig darauf haben?“ fragte ſie.

Er gab keine Antwort. Aber als ſie auch noch Honig über die Butter geſtrichen und ihm das Brötchen ſtillſchweigend auf den Teller geſchoben, aß er es ſtillſchweigend auf.

In dem behaglichen Zimmer tickte die Uhr, die Zeit ging unaufhaltſam weiter — ſchade um jede Minute, die da verſtrich, unwiederbringlich, ohne genoſſen zu werden! Ja — mit einem tiefen Atemzug ſah Doleſchal auf —, er war doch glücklich, wirklich glücklich, hier im Hauſe, bei ſeiner Frau, bei ſeinen Kindern! Daran mußte man ſich eben halten.

Helene ſaß nicht mehr am Tiſch, ſie war ans Fenſter getreten, wo zwiſchen den Doppelſcheiben Hyazinthen, Tazetten und Primeln blühten, ein ganzer Flor. Sie begoß ihre Blumen, ein ſüßer Duft umſchwebte ſie. Ach, ſie war doch ſeine gute, ſeine geliebte Frau! Wie konnte er nur einen Augenblick wähnen, daß das Glück ihn fliehe, daß alles ſich verſchworen habe, ihn zu kränken, zu peinigen, zu reizen!

Reuig trat er zu ihr und küßte ihre Hand: „Helene, es war nicht böſe gemeint!“

„Das weiß ich, das iſt ſelbſtverſtändlich, daß du's nicht böſe meinſt!“ Ihr reines Geſicht ihm zuwendend, ſah ſie ihm tief in die Augen. „Wenn du nur glücklicher wäreſt, Hanns!“

„Bin ich denn nicht glücklich? Warum fragſt du mich? Wie kommſt du darauf?“ Er ſah ſie argwöhniſch an. „Du biſt wohl nicht glücklich, daß du ſo von mir denkſt?! Ich bin glücklich, ſehr glücklich — wer ſagt, daß ich nicht glücklich bin? Aber freilich, wenn du nicht glücklich biſt, dann —“

Er zuckte die Achſeln.

„Ich bin glücklich.“ Sie ſagte es ruhig, mit einer felſenfeſten Zuverſicht.

„Nun alſo — was wollen wir dann noch mehr?! Er ſchlug einen heiteren Ton an: „Weißt du, du mußt es nicht gleich tragiſch nehmen, wenn ich mal irgend welchen Verdruß habe!“

„Sag ihn mir,“ bat ſie raſch.

„Wozu? Männerſachen ſind keine Frauenſachen. Ich will ja auch nicht alles wiſſen, was du an deine Eltern, an deine Dutzend Freunde ſchreibſt!“

„Hanns“ — ſie ſah ihn innig an — „du weißt ſehr gut, daß ich nur dich auf der Welt habe. Selbſt meine Eltern ſind mir ferner getreten. Nicht, daß ich ſie weniger liebte, o nein, aber hier bei dir, nur hier wurzle ich ganz. Und du läßt mich jetzt ſo oft allein! Ich meine nicht,“ ſagte ſie raſch, als er ſie unterbrechen wollte, „daß du nicht aufs Feld gehen ſollſt, aufs Vorwerk, dich nicht um deine ganze Wirtſchaft kümmern ſollſt! O nein!“ Tränen ſtiegen ihr in die Augen, aber ſie unterdrückte ſie: „Deine Seele iſt nicht bei mir! Du haſt viel im Kopf, ja, aber ich würde mich gern drein finden, wenn ich nur ſehen könnte, daß es dich froh macht. Du haſt mir's zwar nicht geſagt, aber ich weiß es doch, du möchteſt dich gern aufſtellen laſſen zur nächſten Wahl — wie ſoll es dann erſt werden?!“ Sie rang leicht die Hände ineinander und blickte ſtarr geradeaus: „Ich fürchte, wir werden bald gar nichts mehr von dir haben, die Kinder und ich!“

„Setz dich,“ bat er und drückte ſie in den nächſten Seſſel. Auf der Lehne Platz nehmend, legt er vertraulich den Arm um ihre Schultern. „Sieh mal, wenn du meinſt, ihr hättet dann weniger von mir, dann irrſt du. Im Gegenteil, mehr! Denn ich würde ſo viel freudiger ſein, ſo viel zuverſichtlicher, ganz andrer Stimmung. Das verſtehſt du eben nicht, ihr Frauen ſeid zufrieden, wenn ihr für Mann und Kind und Haus geſorgt habt, aber wir Männer, ja wir haben eben noch etwas andres! Und das quält mich, daß ich nicht wirken kann, wie ich möchte, daß ich hier lebe wie auf einer wüſten Inſel!“

„Unſer Deutſchau eine wüſte Inſel!“ Sie machte einen ſchwachen Verſuch zu ſcherzen.

„Du weißt recht gut, wie ich's meine,“ ſagte er, ſchon wieder leicht gereizt. „Daß ich Deutſchau nicht lieb hätte, davon kann wohl keine Rede ſein. Aber gerade weil ich's liebe, ſo ſehr, daß mir jede Hufe deutſchen Bodens ſo teuer iſt, wie — wie —“ er ſuchte nach einem Vergleich —, „ich finde nichts, was mir teurer wäre! Es ärgert mich, es kränkt mich, es ſchmerzt mich tief“ — ſeine Stimme wurde erregt —, „wenn ich ſehe, wie —“

Er brach plötzlich ab; die Stirn furchend, verſank er wieder in Grübeln.

Leiſe ſtrich ſie ihm über die Wange. „Sprich dich aus, Hanns, ſprich! Es wird dir gut tun. Du ſagſt, ich verſtehe es nicht, Frauen können ſo etwas nicht verſtehen — ich werde es lernen, zu verſtehen. Und wenn ich es nicht ganz lernen kann, ſo wird mir Gott doch ins Herz geben, was ich zu tun habe. Immer!“

„Mein Gott, Helene, quäle mich nicht! Das ſind eben undefinierbare Dinge; man fühlt ſie — ſie liegen in der Luft — aber erzählen kann man ſie nicht. Ich habe nichts zu erzählen!“

Er wurde rot, da ertappte er ſich auf einer Lüge — hatte er wirklich nichts zu erzählen? Aber warum ihr von dem Drohbrief ſagen? Sie würde ſich beunruhigen, ihre Augen würden ihn ängſtlich begleiten, ihre Sorge ihm folgen, überall hin. War es nicht genug, daß er ſich erregt hatte? Wer wohl den Brief geſchrieben haben mochte? Da war niemand, dem er eine ſolche Gemeinheit zutraute. Auch war er ſich nicht bewußt, jemanden beleidigt zu haben.

Es klopfte. Der Diener überreichte die Poſt, die der Milchwagen aus Miaſteczko mitgebracht: Zeitungen, allerlei landwirtſchaftliche Offerten und da, zwei Briefe. Einer mit gerichtlichem Stempel, der andre in einem dünnen Kuvert von bläulichweißem, geringem Papier, wie es die Landleute für wenige Pfennige beim Dorfkrämer kaufen.

Ach, jedenfalls ein Bettelbrief! Erſt den andern! Doleſchal riß das Siegel ab und warf dann das gerichtliche Schreiben haſtig auf den Tiſch: das fehlte noch, mußte das auch noch heut gerade kommen! Eine gerichtliche Vorladung wurde ihm geſchickt in Sachen der Anna Sierakowska, Witwe des Dorfmuſikanten Waclaw Sierakowſki, wohnhaft zu Pociecha-Dorf. Sie klagte auf eine lebenslängliche Rente, da ſie durch die ihr am 20. November vergangenen Jahres zugefügte Körperverletzung zu andauernder Betreibung ihres Gewerbes außerſtand geſetzt, laut Gutachten des Doktor Zygmunt Wollinſki zu Miaſteczko.

War's möglich?! Jetzt kam die Ciotka mit einer Klage?! Doleſchal faßte ſich an die Stirn. Da begegnete ſein Blick dem Blick Helenens, und er lächelte: „Warum ſiehſt du mich ſo beſorgt an, mein Herz?“

Sie antwortete nicht.

Er griff nach dem zweiten Brief, aber er öffnete ihn jetzt nicht. „Der hat Zeit,“ ſagte er nachläſſig und ſteckte ihn ein. Aber kaum hatte ſeine Frau für Augenblicke das Zimmer verlaſſen, riß er ihn aus der Joppentaſche: da — da — wieder etwas! Wieder las er, mit heißen Augen, die Zähne aufeinander geſetzt, was er heute morgen ſchon einmal geleſen am Tor der Katrynka. Faſt denſelben Wortlaut hatte dieſer Brief wie das Plakat: Schimpfworte, wahnſinnige Beſchuldigungen einer getretenen, geknechteten Kreatur.

*

Vierzehn Tage waren verſtrichen ſeit dem Empfange des Drohbriefes, aber es war Doleſchal, als hätte er ihn geſtern erhalten.

In der Kreisſtadt zankten ſich ſein Anwalt und der der Witwe Sierakowska herum; ihm war es augenblicklich ganz gleichgültig, ob er verurteilt werden würde, arm würde es ihn ja noch nicht machen, der Ciotka eine Rente zu zahlen, Nur das fraß an ihm, daß er nicht wußte.

woher er auch dieſen Schlag erhalten. Im Kopf des halbverrückten Weibes war der Anſchlag ſicher nicht geboren, jemand hatte ihn ihr eingegeben — aber wer, wer? Seine Gedanken irrten umher, ſuchten und fanden nicht. Und das regte ihn ſeltſam auf.

Wenn er jetzt einſam über ſeine Felder ging, wie er es oftmals ſeit Jahren getan, fühlte er ſich nicht mehr allein und frei auf ſeiner Flur, der Nachhall ſeines Trittes auf der Scholle erſchreckte ihn. Ihn umlauerte etwas, das er nicht mit Augen ſah, nicht mit Händen greifen konnte, und das doch war. Wer mochte das Plakat und den Drohbrief verfaßt haben? Stand die Klage der Ciotka mit ihnen in Zuſammenhang? Die war der einzige Menſch, dem er Uebles getan, freilich wider Willen — aber geſchrieben hatte ſie's nicht, ſie konnte ja gar nicht ſchreiben. Diktiert vielleicht — wem? Wem denn nur?! Dies Denken darüber machte ihn ganz wirr. Alle Menſchen, die er kannte, ließ er an ſich vorbei paſſieren, vom unterſten Knecht an bis zum vornehmſten Beſitzer, vom Nachbar links, dem Polen auf Gwiadliborczyce, bis zum Nachbar rechts, Herrn Keſtner auf Przyborowo. Mit einem gewiſſen Argwohn klammerte ſich ſein Geiſt an Garczynski: der war viel zu geſchmeidig, um immer aufrichtig zu ſein! Aber, nein — mit Unwillen gegen ſich ſelbſt wies er dieſen Gedanken weit von ſich — der war ein Edelmann, und ob deutſch ob polniſch, Adel bleibt Adel! Und dann — er ſchlug ſich vor die Stirn — wie konnte er das vergeſſen, das: durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm?! Es war doch die Ciotka — nein, nein, ſie war's doch nicht! Aber wer — wer?! In tollem Wirbel drehten ſich die Geſichte: Bürger und Bauersleute, Städter und Dörfler, Förſter und Inſpektoren — auch nicht einer unter ihnen, bei dem er hätte ſagen können: der iſt's!

Er hatte unruhige Träume. Und wie er ſich auch gegen die Niedergeſchlagenheit ſträubte, die ihn gleich beim Erwachen überkam, ſie befiel ihn doch.

An den Weiden um den Lug im Niemczycer Acker zeigten ſich bereits die erſten Kätzchen, die man am Palmſonntag weihen läßt, auch die erſte Lerche ließ ſich hören am Feldrain, und grüner ſchien die Winterſaat zu grünen. Ein Oſtern war im Nahen, ein Auferſtehen aus Winterdunkel, aber der Deutſchauer Herr ſchritt mit geſenkter Stirn über ſeinen Acker, und ſeine Füße wurden kalt und naß von den getauten Schneelachen, in die er achtlos trat. — —

Löb Scheftel fuhr auf Niemczyce zu. Schon eine Weile vor der Karwoche war er immer auf der Tour, denn zu Oſtern aßen auch die kleinen Leute Fleiſch, die ſonſt das ganze Jahr keines kauften. Wenn die gnädigen Herren nur nicht gar ſo teuer ſein wollten mit dem ‚Lebend-Gewicht‘!

Der Handelsmann ſah den Baron ſchreiten, ſo ganz in Gedanken verloren, daß der ſeinen reſpektvollen Gruß mit tief abgezogener Mütze nicht bemerkte.

„Gott ſoll hüten, was der gnädige Herr macht for'n Ponum!“ ſprach Löb Scheftel zu ſeinem Sohne. „Iſidor, halt an, laß mer abſteigen! Wer' ich mal hingehn zum Herrn Baron, wer' ich zu ihm ſprechen: ‚Kein Kälbchen zu verhandeln, Herr Baron? Kein Lämmchen auf Paſſah?‘ Und wer' ich ihm dabei ins Auge blicken, daß er ſieht, er hat 'ne treue Seele. En freiſinniger Mann, en aufgeklärter Mann — ae, was tu ich mit der ganzen andern Meſchboche?!“

Mit leiſem Schritt machte ſich Löb Scheftel an des Niemczycers Seite. Hui, wie fuhr der auf!

„Bitte um Verzeihung, daß ich habe erſchrocken den gnädigen Herrn Baron! Nix zu handeln heute, Herr Baron? Der Herr Baron werden doch nich verkaufen dem Meïr Götz aus der Kreisſtadt? Laſſen Se mir zukommen den kleinen Verdienſt! De Zeiten ſind ſchlecht, de Zeiten ſind teuer, aber ich zahle die höchſten Preiſe, das wiſſen doch der gnädige Herr Baron!“

„Ich habe nichts zu verkaufen, Scheftel,“ ſagte Doleſchal müde. Aber dann dauerte ihn des Händlers enttäuſchtes Geſicht. „Sie können ja mal auf den Hof fahren und den Schweizer fragen. Ich weiß nicht, hat er was oder hat er nichts.“

„Ah, der Herr Baron, en guter Herr, en einſichtiger Herr! Aber der Herr Baron wiſſen doch, der Schweizer —,“ er hob, die Schultern hochziehend, beide Hände — „eiweih! Wenn der gnädige Herr Baron doch möchten lieber ſelber —“

„Dann fragen Sie den Inſpektor — meinetwegen — aber mich laſſen Sie in Ruhe!“

Der Ton klang ungeduldig. So war der Niemczycer doch ſonſt nicht geweſen! Von der Seite blinzelnd, guckte Löb Scheftel ſchlau. Und dann ſagte er geſchmeidig: „Wer' ich fahren zum Herr Inſpektor, wer' ich mer berufen auf den Herr Baron, wer' ich nich länger beläſtigen den gnädigen Herr Baron ſelber!“ Er zog die Mütze, aber ſchon im Fortgehen hielt er noch einmal an: „Der Herr Baron hat jetzt wichtigeres in ſeinem Geiſte. Wann werden ſein die Wahlen, wer' ich geben dem Herr Baron meine Stimme, und alle von unſre Leut' werden geben dem Herr Baron ihre Stimme. So en Mann!“ Er hob die Hände: „Gott der Gerechte, wie heißt, wie kann man antun dem Herr Baron ſo 'ne —“

„Was — was — was meinen Sie?“ fragte unwirſch Doleſchal.

„Nu,“ — Scheftel hatte die Daumen in die Armlöcher ſeines Rockes geſteckt und ſpreizte nun die übrigen vier Finger jeder Hand — „mer weiß doch, was der Herr Baron hat gefunden an ſeiner Scheune! So 'ne Frechheit, ſo 'ne — Chuzpe —! Aber Gott der Gerechte wird ſe ſtrafen bis ins vierte und fünfte Glied! Was meinen wohl der Herr Baron, wer's geſchrieben hat?!“ Er drängte ſich ein Schrittchen näher und lugte dem andern bedeutungsvoll ins Geſicht. „Unſereins kommt viel unters Publikum — en armer Jüd, vor dem geniert man ſich nich! Meine Hochachtung dem Herr Baron! Baron is er, aber er hat 'n Herz für den Fortſchritt und für unſre Leut'! Soll ich dem gnädigen Herr Baron ins Ohr flüſtern, wer's Papierchen hat an die Scheune geklebt?“

Er näherte ſeinen Kopf dem Ohr des Niemczycer's. Da fuhr dieſer zurück, als habe ihn ein widriges Inſekt geſtreift. „Nein,“ ſagte er hochfahrend, „ich will es nicht wiſſen!“ Schroff wendete er ſich ab, mit einem flüchtigen Greifen an den Rand ſeines Hutes. Raſch entfernte er ſich querfeldein.

Löb Scheftel ſtand wie begoſſen und ſah ihm nach.

Iſidor kam angefahren: „Nu, nu, was hat der Herr Baron geſagt? Wird er dir verkaufen — und wie billig?“

„Dreh um! Wer werden nich fahren nach Niemczyce,“ ſagte der Alte ganz melancholiſch und ein Zucken wie von wirklicher Betrübnis ging über ſein ſpitzbärtiges Geſicht. „Ich bin nich gekommen zu Rande mit dem Herr Baron. Er iſt 'n Roſche, ſo gut wie die Gojim alle!“ —

Da hätte er's nun erfahren können, was ihn ſo quälte! Das ſagte ſich Doleſchal in einem fort. Aber nein, ſo nicht, aus dieſer Quelle nicht! Er rümpfte die Naſe, ein Ekel zog ſeine Oberlippe in die Höhe. Und was hatte der Jude noch geſagt?! — ‚ich wer' geben dem Herr Baron meine Stimme‘ — unverſchämt! Vom Hof jagen ſollte man den Menſchen laſſen für dieſe Frechheit!

Aufs tiefſte verſtimmt, ſtapfte Doleſchal durch den aufgeweichten Acker. Er fühlte ſich beleidigt. Der Jude warf ſich auf zu ſeinem Protektor — haha, es war doch zu unſäglich naiv! Darüber konnte man wirklich nur lachen!

Aber er fand kein erlöſendes Lachen. Alles ärgerte ihn, die Furche, in die ſein Fuß ſank, die Sonne, die ſich aus den Wolken losgewunden und grell herunterſtach, die Beſtellung, die ihm viel zu weit zurück ſchien. Warum zögerte Hoppe nur ſo? Es mußte voran gemacht werden, voran, alle andern waren ſchon viel weiter!

Ohne daß er's wußte, war er hinauf geſtiegen zum Lyſagora. Den Rücken gegen die Kiefer gelehnt, von Deutſchau abgekehrt, ſah er mit gerunzelter Stirn hinaus ins weite Land.

Da grünte die Saat von Przyborowo, da blaute der Gwiadliborczycer Wald in der Ferne, die Aecker von Deutſchau umwitterte erdiger Duft. Drei Grenzen überſah hier der ſuchende Blick. Und über allem der Himmel mit ſchlängelnden Bändern von einem lichtem Blau, wie man es lange nicht geſehen. Frühling wollte es werden auf Erden. Nur ſchwarz wie immer reckte ſich der Turm von Pociecha-Dorf gegen den Horizont, und die Häuschen von Kolonie Augenweide lagen noch immer wie nackte Würfel auf dem Brett der großen Ebene.

Es verwunderte Doleſchal weiter nicht, daß er, nach Hauſe gekommen, den Anſiedler Bräuer dort vorfand — hatte er nicht eben dieſer Leute gedacht? Hoffentlich hörte er jetzt einmal etwas Gutes!

Aber die Miene des ſtarken Mannes war in ſich gekehrt.

Eine Aufforderung der Gutsherrin, drinnen Platz zu nehmen und im Zimmer ihren Gatten zu erwarten, hatte Bräuer abgelehnt. Ueber den Hof war er hin und her getrottet in einer gewiſſen Unruhe, hatte flüchtige Blicke in die Ställe geworfen und mit ſeinem derben Knotenſtock gedankenlos im Miſt geſtochert. Nun hatte er auf die Frage des Gutsherrn, wie es bei ihm ſtehe, nur ein mißvergnügtes Brummen.

Wie ſollte es wohl bei einem Anſiedler ſtehen, der hierzuland ſo aufgeſchmiſſen war, ſo aufgeſchmiſſen wie — no, gar nicht zu ſagen wie! Das neue Haus war feucht. In der trockenkalten Winterzeit war es noch leidlich geweſen, aber nun ſickerte und rieſelte es von allen Wänden; die tauten. In der guten Stube war nicht nur an der Wetterſeite die Tapete abgefallen; in der Küche ſtand auf dem Eſtrich alle Morgen ein großer Pfuhl. Das Grundwaſſer drang aus dem Boden. Alle Türen klafften, ſie hatten ſich geworfen; kein Fenſter ging auf, alle Rahmen waren verquollen. Aber was das Schlimmſte war, die Frau konnte das Klima nicht vertragen; die war krank. Den ganzen Winter hatte ſie Zahnreißen gehabt, jetzt hatte ſie's im Leibe, und immer Schmerzen in Seite und Rücken. Das harte Schaffen war ſie eben auch nicht gewohnt, ſie würde noch zum Liegen kommen.

„Jeſes Maria —,“ der Anſiedler fuhr ſich mit der flachen Hand über das verzogene Geſicht — „ein' Frau hab' ich als verloren, dem Valentin ſein Mutter war noch zehn Jahr jünger als dat Kettchen, als ſe ſterben mußt. Wenn ich dat nu noch einmal erleben ſollt, häng' ich mich am nächſten ſtarken Baum, den ich findt!“ Er lachte bitter auf: „Nit emal 'ne anſtändige Baum hat mer hier! Mein Obſtbäum kann ich als nur auch im Schornſtein ſchreiben, da wird ſein Leben nix draus. Der Wind biegt die, als wären die dünne Haar; im Winter hatt' ich ſie ſo eingepackt wie 'n Pupp', mit Moos und Stroh und Säck drum — jawohl, abgekratzt haben mir die Luders, die Haſen, die ganze Verpackung un die Bork' abgeknabbert. Die Bäum gehen kaput. Und wat glauben Sie wohl, werd' ich nu en Entſchädigung kriegen? Ne, ſo wat is hierzuland kein Mod'! Dat ſollt emal bei uns am Rhein paſſieren! Wann da dem Graf Spee ſein Wild oder dem von Arenberg ſeinet dem Bauersmann den Acker verbuddelt oder den Garten verruiniert, da muß de große Herr gleich Schadenerſatz geben. Da is doch noch Recht und Gerechtigkeit. Da ſind überhaupt nit ſo viel Unterſchied! Ne,“ er ballte die Rechte zur Fauſt und klaſchte unwillig mit dieſer in die offene Fläche der Linken — „wat mich dat ärgert, dat mir nit nach Amerika gezogen ſind! En größer Riſiko war dat auch nit als hierhin, un wenn einer ſchnell reich werden will, kann er dat da drüben viel beſſer!“

Immer dieſelben Klagen! Doleſchals Auge, das ſich beim Anblick des deutſchen Mannes erhellt, wurde wieder trüb. War denn das ‚ſchnell reichwerden‘ das einzige Ziel, nach dem ſie ſtrebten? Hatte dieſer Mann hier, der ſo recht als Urbild eines Deutſchen erſchien, deſſen Sohn ſoeben erſt im Heere gedient, denn gar kein nationales Empfinden?!

„Warum ſind Sie eigentlich vom Rhein fortgezogen, Bräucr?“

„Ja, wiſſen Se" — der Anſiedler kratzte ſich den Kopf — „no ja, dadrum! Et ſtand ja ſo viel dervon in den Zeitungen, von den großen Vergünſtigungen, un wat weiß ich noch alles! Un da dacht' ich mir: de große Jung hat ſein Teil von der Mutter ſelig, aber Vatersteil muß er doch auch kriegen, un da ſind die vier kleinen Mädches, die wollen doch auch emal wat haben, un du biſt ſelbſt doch auch noch nit alt, wer weiß, vielleicht kriegſte noch Kinder, un dich dein ganz Leben plagen möchtſte doch auch nit, aber am Rhein is et eſo teuer, da wirſte ja ganz gries, bis de dich ausruhen kannſt. Wiſſen Se, et is ſo wie ſo da nix mehr mit der Landwirtſchaft. Alles Fabricken. Selbſt die Sieben-Berg möchten ſe abkloppen, für Stein zu kriegen zum Fabrickenbauen. Wat ſoll da noch de Landmann? Ich hab' en ganz hübſch Vermögen, aber am Rhein is dat gar nix, da ſind ihrer viel, die Geld haben. Im Poſenſchen is et aber noch wat, die Polacken ſind power; jedenfalls is et da genug für 'ne ſchöne Anfang. Als ich zum Valentin dervon ſprach, war de gleich Feuer un Flamm'. De hat ſchon auf der Schul immer gern Indianerbücher geleſen. Da kriegt mer ja ſo die Luſt! Un dann, ſehn Se, da hatt' de Valentin in Köln eine ſitzen von ſeiner Soldatenzeit her — guter Bürgersleut Kind un wat Geld hatt' ſe auch —, aber er mocht doch nu nit mehr recht, loskommen wollt er. Drum weit fort. Ach —" er ſeufzte plötzlich auf und wiegte bedauernd den Kopf hin und her — „hätt' er lieber die geheirat, et hätt beſſer gegangen, denn nu — ach du lieber Gott!"

Er brach plötzlich ab.

Und dann, nachdem er ein paar Sekunden ſtarr vor ſich hingeguckt, fuhr er plötzlich auf: „Der Teufel ſoll ihn holen, den Kerl, den Frelikowski! Kömmt de Schweinhund, de Polackenſpion, mir auf einmal in meinen Garten geſtiegen, findt en erbärmliche Haſenſchling', macht en Schkandal, als wär dat 'ne Strick, wo 'ne Menſch dran gehängt is. Will mich aufnotieren, ſeinem Herrn anzeigen, vor't Gericht bringen, Gott weiß wat! Aber ich hab' dem heimgeleucht: ‚Macht, daß Ihr eraus kommt! Eraus aus der Tür!‘ Aber de Kerl is ſo ſtark wie ich. Un de Valentin wollt nit mit anpacken, de ſtand wie verdonnert. Da hat de Kerl mein Flint mitgenommen, die geladen über'm Bett hängt — Donner un Doria!"

Bräuer atmete haſtig, die Stimme zitterte ihm vor Erregung: „Herr, nu ſagen Se mir, muß ich mir dat gefallen laſſen? Ich mir gefallen laſſen von — dem — dem — Polack?! Ne, ich laß et mir nit gefallen! Un ich laß et mir nit gefallen! De Valentin ſagt zwar, ich hätt' unrecht — ach wat, de Jung is Partei! Ich laß et mir nit gefallen. Un wenn dat Wild mir mein Bäum ruiniert, ſchieß ich et eben, wie mer en Katz ſchießt, die auf die Vögel geht. Den will ich doch ſehn, der mir dat verwehrt!"

Protzig reckte er ſeine breitſchulterige Geſtalt, die Röte des Zorns brannte ihm auf der Stirn. Begierig nach Zuſtimmung ſuchte ſein Blick den Doleſchals.

In dieſem regte ſich der Unmut: war der Mann denn ganz ohne Disziplin? Wie ſollte man von Polen Geſittung verlangen, wenn Deutſche ein ſo ſchlechtes Beiſpiel gaben?!

„Hören Sie, Bräuer," ſagte er ſcharf, „Sie ſind wohl ganz des Kuckucks? Ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, ſchon früher geſagt: wir leben hier in einem ziviliſierten Lande! Wie können Sie einfach, wenn es Ihnen paßt, Wild ſchießen? Sie ſind ja nicht beſſer als ein Wilddieb!"

„Oho!" Der Anſiedler ſchlug eine grobe Lache auf. „Auf meinem Grund und Boden bin ich doch Herr! Ne, dann haben Sie eben keinen richtigen Begriff von der Sach'! Un mit dem Wilddieb, da ſeien Sie nur ganz ſtill von! Ich bin kein Wilddieb. Ich bin 'ne anſtändige Mann, un wer wat ſpricht von ‚Wilddieb‘, de is meine Freund nit mehr. Ich will nur lieber gehen. Sie haben viel Freundlichkeit für uns gehatt, Herr — danke —, aber verſtehn tun wir uns doch nit. Adjüs!" Er grüßte kurz, mit dem ganzen Stolz eines Mannes, der ſich in ſeinem guten Recht beleidigt fühlt, und ging, weitausholenden Schritts, den Knotenſtock feſt auffetzend, zum Hoftor hinaus.

Es gab dem Zurückbleibenden einen Stich durchs Herz. Auch der ging unzufrieden! Auch der, auf den er ſo viele Hoffnungen geſetzt, war nicht das Holz, aus dem man die Männer ſchnitzt, tauglich für die Scholle, die, gedüngt mit Blut, jetzt beackert ſein will mit liebender Hingabe, auf daß ſie Frucht trage!

Nun — er tröſtete ſich damit — dieſe Generation, Leute wie Bräuer, waren eben nicht geeignet zu der Miſſion; ſie waren nicht erzogen dazu. Aber die Kinder dieſer, der Sohn, der Valentin zum Beiſpiel, wenn der ſich hier feſtſetzte, noch jung genug dazu, das Land lieben zu lernen, in dem er zwar nicht geboren, aber zum Manne geworden, wenn der ſich eine Familie hier gründete, ſo wurde die eine Pflanzſtätte deutſchen Weſens, eine Feſte gegen das Slawentum!

Voller Sympathie gedachte Doleſchal des ſchmucken Anſiedlerſohnes, der, offen und heiter, jedem ins Geſicht ſah mit ſeinen blauen Augen.

Als er zu Helene eintrat, lächelte er. Sie ſaß in der Kinderſtube. Erfreut über ſein erheitertes Geſicht ging ſie ihm entgegen, umfaßte ihn und hob die Stirn zu ihm auf, daß er ſie küſſe.

Die Knaben umſprangen ihn. Früher hatte Väterchen ſie oft reiten laſſen auf ſeinen Schultern, das wollten ſie auch heut wieder gern. Und er willfahrte ihnen.

Er lachte, als er einen nach dem andern ſeiner Söhne auf die Schultern hob. Schwere Burſchen ſchon, das mußte man ſagen, aber er fühlte die Laſt nicht. Wie ein wildes Pferd galoppierte er um den großen Tiſch, an dem ſie eben ihre Nachmittagsmilch getrunken; noch ſtanden die ſilbernen Becher der Reihe nach, auf jedem der Name: Hanns-Martin, Friedrich, Erich, Werner, Kurt.

Ganz außer Atem ließ ſich endlich der müde Vater auf einen Stuhl fallen. Aber als Helene den Knaben, die nun ſtürmiſch ſeinen Schoß erkletterten, wehren wollte, ſagte er leiſe: „Laß ſie!"

Sein Auge war ſchnell wieder ernſt geworden. Lange ruhte es, wie prüfend, auf den noch kindlich-unentwickelten weichen Zügen ſeiner Knaben. Seiner Frau zunickend mit einem Lächeln, das heiter, aber nicht ohne Wehmut war, ſagte er: „Ja, ja, mein Herz, man wird alt! Und müde ſchon. Unſre Söhne wachſen heran!"

XIV

Peter Bräuer, der „große Anſiedler", wie ſie ihn in Pociecha-Dorf nannten, ſuchte eine Magd für ſeine Frau. Die konnte die Arbeit nun wirklich nicht mehr allein ſchaffen. Reinlich war ſie's gewöhnt, reinlich mußte es um ſie ſein; ſo war ſie beim Scheuern der Dielen, die all die kotigen Füße, die vom aufgeweichten Frühlingsacker hereintappten, immer wieder beſchmutzten, zuſammengebrochen.

Der beſorgte Ehemann lief ins Dorf, eine Hilfe zu ſuchen. Da konnte er lange reihum gehen und da und dort anklopfen. Im Winter vielleicht, ſagten ſie, da könnte er ja mal wieder anpochen, jetzt würde ſich kein Mädel bereit finden laſſen, jetzt ging man in die Ernte, da hatte man weit größeren Verdienſt. Am Oſterfeiertag hatte der Agent, der Meier Götz aus der Kreisſtadt, im Kruge beim Eiweih geſeſſen, und Burſchen und Mädchen hatte er angeworben nach Sachſen und Anhalt zum Schnitt und für die Rüben nach ‚Hala‘ (Halle).

Ganz verzweifelt kam Bräuer heim. Dieſes gottverlaſſene Land, nicht einmal für ſein gutes Geld konnte man eine Hilfe kriegen! Er machte ſich ſelber an die Hausarbeit, denn die Frau lag im Bett, hatte das Geſicht gegen die Wand gekehrt und wimmerte leiſe.

Verſchüchtert drängten ſich die kleinen Mädchen in einer Ecke zuſammen, es war ihnen ſo ungewohnt, daß die Hand der Mutter nicht für ſie ſorgte. Am Abend zwar half Settchen den jüngeren zu Bett, aber am Morgen konnte ſie mit dem Zöpfeflechten nur langſam fertig werden; aus Furcht, zu ſpät in die Schule zu kommen, machten ſich alle drei heulend auf den Weg, und das Kleinſte, das ſeine Milch nicht zur gewohnten Zeit bekommen, ſchrie Zeter.

Die heiße Stirn gegen die Scheibe gedrückt, ſtarrte der Anſiedler hinaus ins unwirtliche Land. Der Regen troff, der Wind peitſchte ihn gegen Fenſter und Hauswand, und die Weite war grau verhangen. Aus dem Stall tönte das hungrige Brüllen des Viehs.

„Peter," rief ſchwach die Frau vom Bette her, „hat dat Vieh dann noch nix?"

„Ne."

„Und ſind die Küh dann noch nit gemolken?"

„Ne."

„Ach Jeſus!" Frau Kettchen ſeufzte; mühſam richtete ſie ſich auf und guckte nach ihrem Mann hin. Der ſtand in verbiſſenem Trotz.

Als er gleich danach hinausgegangen — ſie hörte ihn draußen mit den Melkeimern raſſeln und dazu laut auf Valentin ſchelten —, raffte ſie ſich doch wieder auf. Es half ja nichts, ganz allein kam der Peter nicht zuſtande. Ja, wenn der Valentin noch ſo wäre wie früher! Aber der hatte jetzt gar keine Augen, keine Ohren, keinen Sinn für ſeine Eltern. Immer hinter dem polniſchen Mädchen her. Alle Abend bis ſpät ſaß er in der Förſterei. Und heute, ſtatt den Stalldünger auf den Schlag zu ſchaffen fürs Wickengemenge, hatte er den Braunen angeſpannt und war nach der Kreisſtadt gefahren; er müßte notwendig den Chiliſalpeter holen für den Gerſtenſchlag. Gewiß hatte er ſich mit ihr verabredet, mit der Tochter des Frelikowski, denn er hatte lange am Pferd geputzt, auch das neue Korbwägelchen genommen, trotz des ſchlechten Wetters, und als er in die Stube hineingenickt zum Adieu, hatte er ſelber ſo ſchmuck ausgeſehen wie ein Bräutigam.

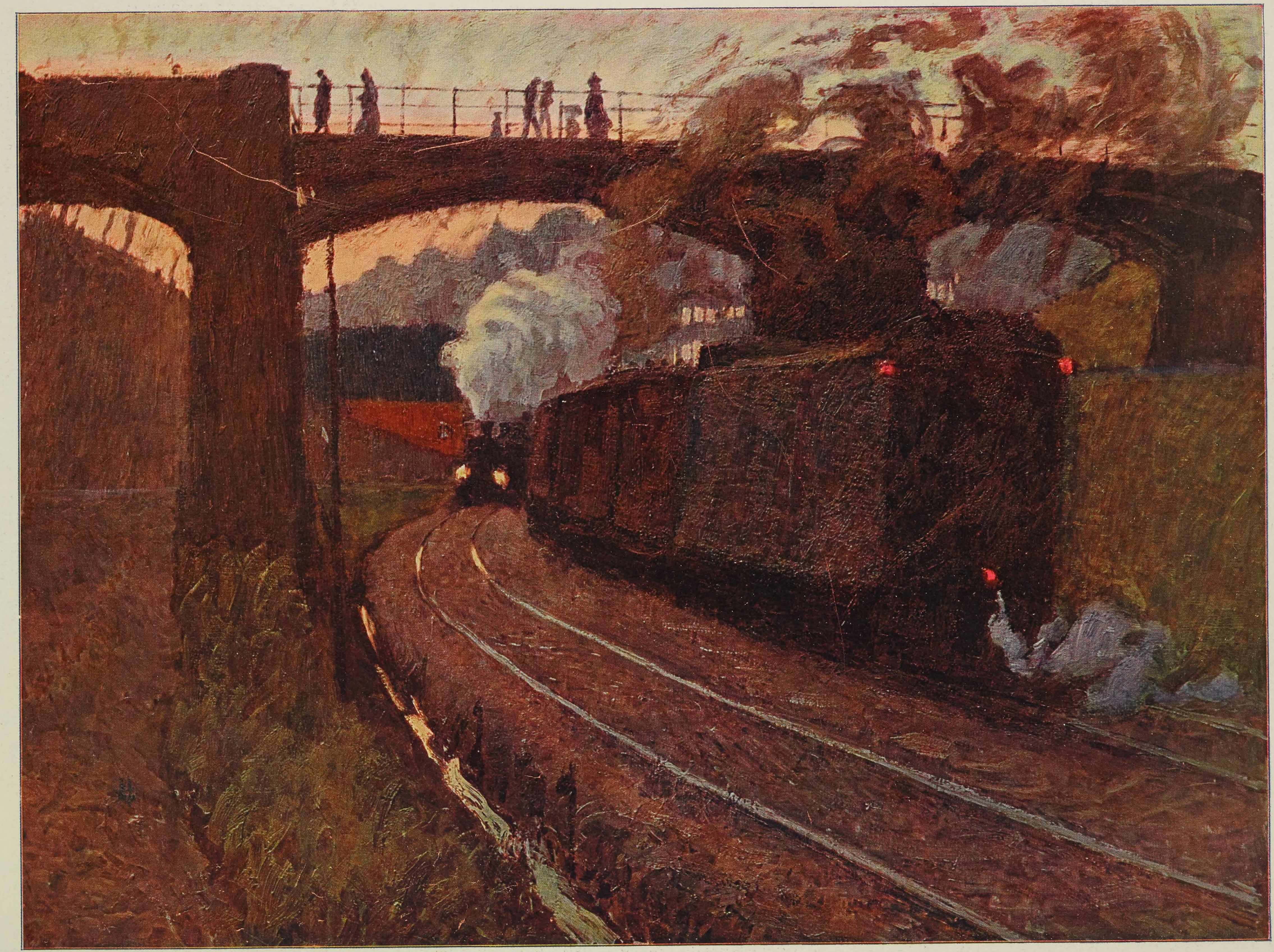
Die Mutter hatte recht vermutet. Während ſie ſich daheim plagten — was halfs Bräuer, er mußte nun doch die Frau ſich allein überlaſſen und hinaus aufs Feld —, fuhr Valentin mit Staſia zur Kreisſtadt. Geſtern, als er nach Feierabend bei ihr geſeſſen, hatte ſie den Wunſch geäußert, noch von der Oſtermeſſe auf dem Domplatz etwas zu ſehen zu kriegen; wie lange noch, und die Buden, die vom Feſt übrig geblieben, wurden abgebrochen, und ſie hatte nicht einmal ein Stück Honigkuchen gekauft!

Dröhnend hatte der Förſter bei ihrem ſeufzend herausgebrachten Wunſch gelacht, und die Förſterin hatte dem jungen Mann zugenickt.

Ei, wozu hatte man denn zu Haus Wagen und Pferd? Aber offen darum zu erſuchen, hatte der Sohn ſich nicht getraut. Wenn es der Vater wußte, daß es ſich um die Förſterstochter handelte, bekam er den Wagen ſicher nicht. Wie böſe, ja wie wütend war der neulich geworden, als er ſich auf des Frelikowski Seite geſtellt. Und der war wirklich ein ganz umgänglicher Menſch, man mußte ihn nur zu nehmen wiſſen. Jetzt hing freilich des Vaters Gewehr in der Förſterei, aber daran war er ſelber ſchuld — warum gleich ſo grob?! Ein gutes Wort iſt keine Schande. Hatte Frelikowski nicht auch jetzt zu verſtehen gegeben, daß er die Sache vergeſſen ſein laſſen werde? Eine Anzeige mußte er alſo doch noch nicht erſtattet haben. Ueberhaupt, daß der Vater immer auf den „Polacken" ſchimpfte, war hier ganz und gar nicht angebracht, der Förſter konnte ſo gut deutſch, er hatte den großen Krieg mitgemacht, hatte ebenſo den Franzoſen gegenüber geſtanden wie der Vater, war ſogar ausgezeichnet worden durchs Eiſerne Kreuz!

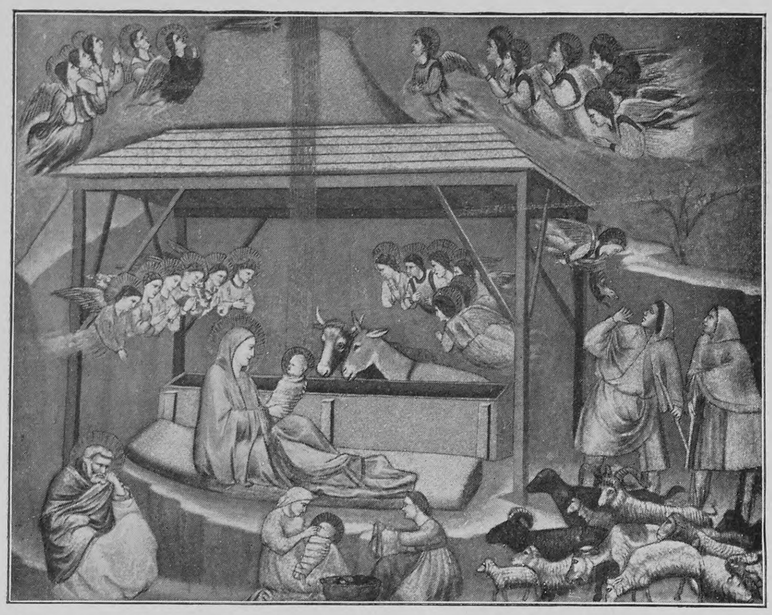
Förſter Frelikowski hatte dem aufhorchenden jungen Mann viel von Siebzig erzählt und von jenen Tagen, in denen er ſeine Zeit abgedient hatte bei den Breslauer Jägern. Valentin war ganz umſponnen von dem Reiz, den die Förſterſtube auf ihn ausübte, die, einſam im wilden Wald gelegen, voll von Gewehren war und ausgeſtopften Vögeln und allerlei Gehörn, und in der das hübſcheſte Mädchen ſaß, das er je geſehen.

(Fortſetzung folgt)



Einfahrender Eiſenbahnzug

Nach dem Gemälde von Hermann Pleuer



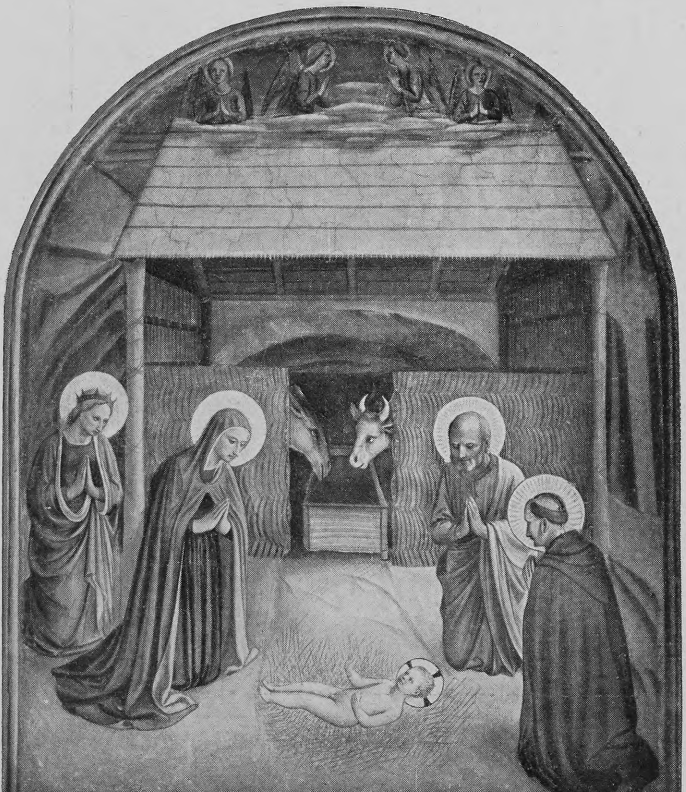
Giotto, Die heilige Nacht Aſſiſi, Unterkirche

Weihnachten in der romaniſchen und germaniſchen Kunſt

Von

Prof. Dr. Eduard Heyck

Bei dem Worte „Weihnachten“ ſtrahlt in unſrer Vorſtellung der flimmernde, glitzernde Tannenbaum mit ſeinen Lichtern auf, mit ſeinem ſatten Grün und ſeinen goldenen Sternen und Flittern. So untrennbar ſcheint das alles zum deutſchen Weihnachten zu gehören, daß der Verzicht auf den Tannenbaum beinahe ſchon Verzicht auf Weihnachtsſtimmung überhaupt iſt. Doch erſt ſeit dreihundert Jahren hat ſich der lichtſtrahlende Weihnachtsbaum über die deutſchen Landſchaften verbreitet. Und zwar nicht etwa von den großen Waldgebieten Skandinaviens, wie viele unwillkürlich annehmen, ſondern vom deutſchen, alamanniſchen Südweſten her, wo ihn neuere Forſchung als zuerſt in Straßburg auftauchend nachgewieſen hat. Von Straßburg aus hat er ſich, zuerſt langſam, dann raſcher, das proteſtantiſche Deutſchland erobert und iſt in jüngerer Zeit auch in die katholiſche Weihnachtsfeier eingedrungen, wo er als ſiegreicher Wettbewerber der „Krippen“ auftritt. Heute geht ſein Siegeslauf über die Welt, als eine Neuerung, die immer mehr Eingang bei den gebildeten Schichten der übrigen Nationen findet: in dieſem Falle eine Kulturmode, die ausnahmsweiſe nicht bloß der üblichen Nachahmungsſucht und Neuigkeitshaſcherei entſpringt, ſondern bei der die Saiten des Herzens mitklingen.



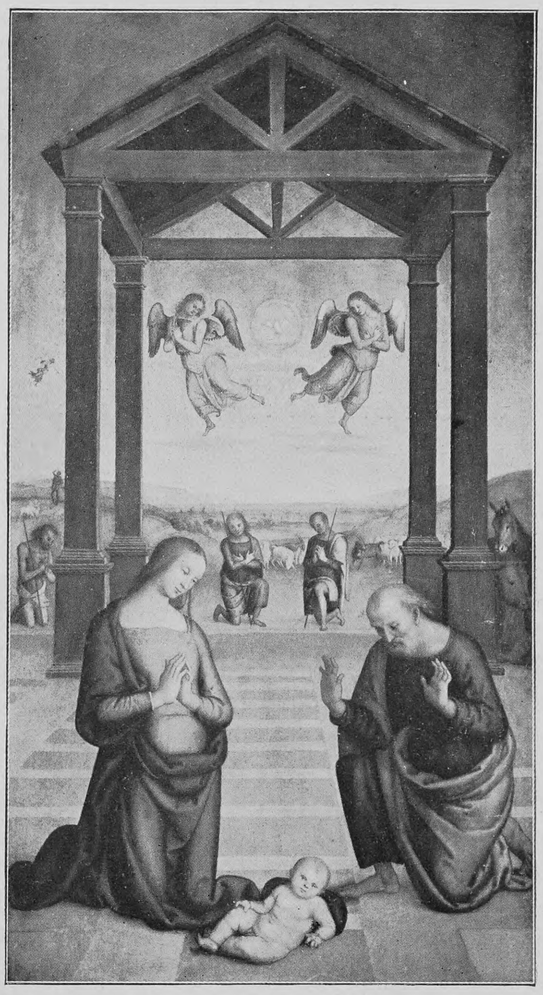
Fra Angelico, Geburt Chriſti Florenz, S. Marco

Mit dem ganzen lieblichen Zauber ſeiner zum deutſchen Herzen redenden Kunſt hat Ludwig Richter den lichterflammenden Weihnachtsbaum gezeichnet, mit dem die Engel durch die Chriſtnacht herabſchweben ins altertümliche Städtchen und ins Haus, wo ſeiner die ſelige Ungeduld der Kinder harrt. Die übrige Kunſt iſt ihm auf dieſe Behandlung des Themas wenig gefolgt, ſie geht, wenn man von Bildern wie das des Grafen Kalckreuth abſieht, dem Tannenbaum aus dem Wege. Durchaus logiſch und berechtigt ſtellt ſie über die Weihnachtsfeier den Weihnachtsgedanken, was ſelbſtverſtändlich auch Ludwig Richter dadurch nicht ändern wollte, daß er die Weihnachtsfeier ſo lieblich darſtellte. „Weihnachten in der Kunſt“ wird ſomit ſeit älteſten bis in neueſte Zeiten repräſentiert durch die Darſtellung der heiligen Nacht von Bethlehem.

Für die Geſchichte des Weihnachtsbildes bezeichnend iſt nicht ſo ſehr die Mannigfaltigkeit als vielmehr die Sparſamkeit und gewiſſe Scheu, womit ſich Neuerungen vorwagen. Der konſervative Charakter jeder religiöſen Kunſt, und zumal der älteren, wird dadurch bedingt, daß die Laien ſchon an der äußeren Behandlung des Gegenſtändlichen, an der Gruppierung der Perſonen und an deren Gebärden ohne weiteres erkennen ſollen, was das Bild darſtellt. Die Verkündigung an Maria, die Geburt Chriſti, die Anbetung der heiligen drei Könige, die Stationen der Paſſion Chriſti, das alles waren Darſtellungen mit feſtſtehendem Perſonal und unverbrüchlicher Anordnung. Der Künſtler blieb an dieſe gebunden; nur in den Einzelheiten hatte er Spielraum, konnte er ſeine individuelle Fähigkeit zur Charakteriſtik oder ſein maleriſches Talent entfalten. Und jeweils nur ganz leiſe, ſo daß er das ſofortige Verſtändnis nicht trübte, durfte ein ſchöpferiſcher Künſtler an der ſtofflichen Darſtellung ſelber modeln. Erſt durch den weiten Bogen von mehr als einem Jahrtauſend verfolgt, erhalten dieſe kleinen Wandlungen Beträchtlichkeit und wird aus lauter Uebergängen ſchließlich doch ein Neues.

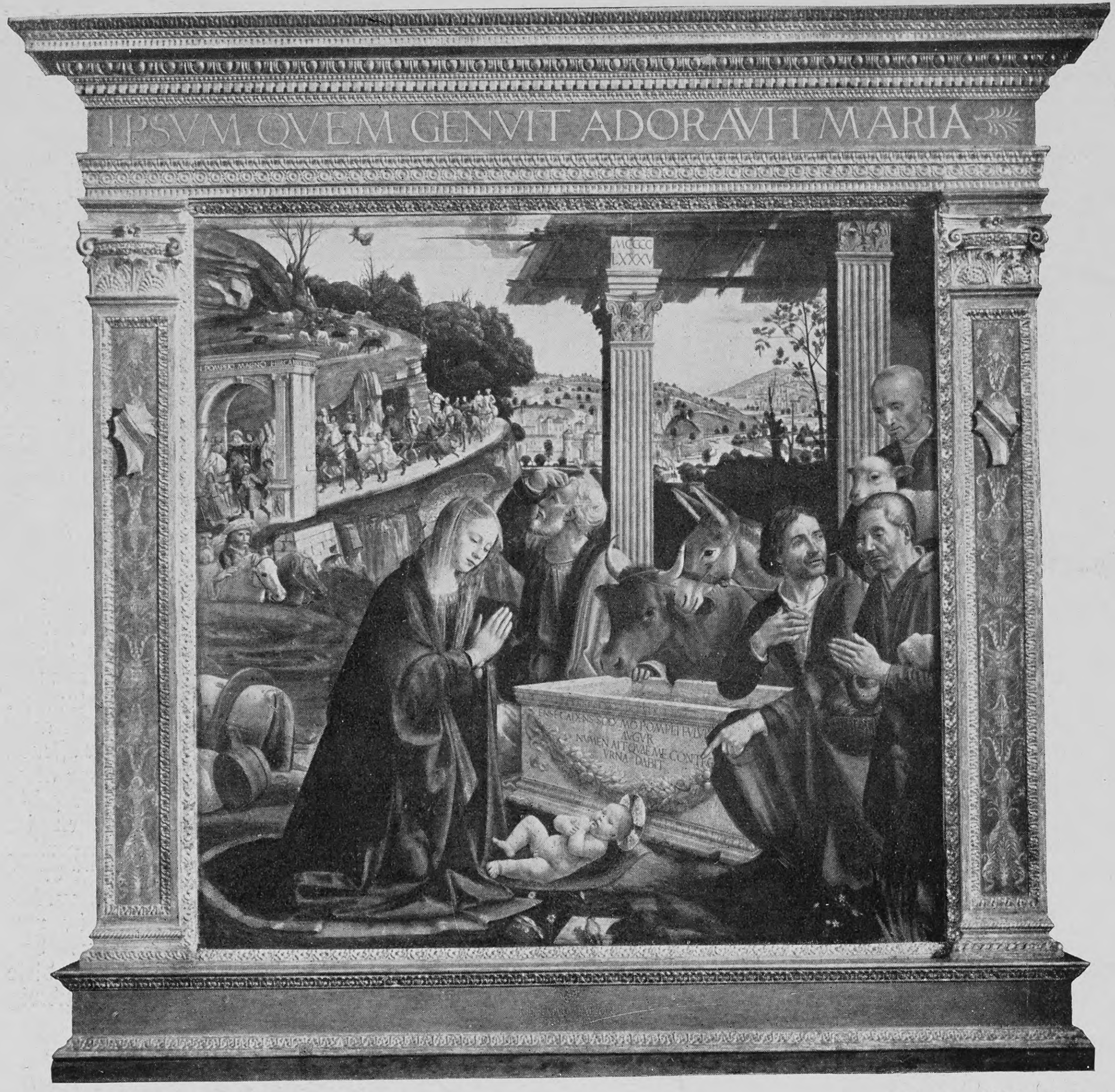
Weihnachtsdarſtellungen hat es natürlich erſt gegeben, ſeit Weihnachten ſelber, die Geburt Chriſti, zum kirchlichen Gedächtnisfeſt geworden war. Der Märtyrerſtimmung der erſten frühchriſtlichen Jahrhunderte entſprach es mehr, die Todestage zu feiern. Das Datum von Bethlehem wird uns von den Evangelien nicht überliefert. Aber nicht etwa des germaniſchen Julfeſtes wegen, wie gern gemeint wird, hat man Weihnachten auf ſeinen winterlichen Termin verlegt. Vielmehr iſt dies auf Grund einer ſchon älteren chronologiſchen Konſtruktion geſchehen. In dem julianiſchen, d. h. von Julius Cäſar reformierten Kalender der Römer bezeichnete der 25. März den Frühlingsbeginn. Auf dieſen Kalendertermin alles wiedererwachenden Lebens konnte die frühe Kirche nun zwar nicht die Geburt deſſen verlegen, der ſelber im höchſten Sinne das Leben war; ſie wäre damit zu ſehr in die geſchichtlich begründete Oſterfeſtzeit hineingeraten. Wohl aber legte ſie auf dieſen 25. März die Verkündigung von Chriſti Geburt durch den der Maria erſcheinenden Engel. Alſo den Vortermin, den Beginn ſeiner Menſchwerdung, womit ſich dann der drei Vierteljahre ſpäter liegende 25. Dezember von ſelber als Geburtstag ergab.

Seit der Zeit, da die frühchriſtliche Kirche die Geburt Chriſti zu beachten und zu feiern begann, ſtellte man dieſe unter den chriſtlichen Malereien dar, womit man die Grabgewölbe und Andachtſtätten ſchmückte. Ferner fehlen auf den gemeißelten Sarkophagen, die noch immer nach altrömiſcher Sitte mit Reliefs verziert wurden, wenn auch ſparſamer und bei ſinkender Kunſt, die Bezüge auf Weihnachten nicht. Der Akt, der dargeſtellt wird, iſt nun niemals die Fleiſchwerdung ſelber, ſondern regelmäßig die Verehrung des ſchon in Windeln daliegenden Kindes. Und zwar haben bei dieſer Verehrung die Hirten den zeitlichen Vorrang, Maria iſt ſehr viel ſeltener in den älteſten Darſtellungen anweſend. Noch weit entfernt von aller Marienmyſtik des künftigen Mittelalters faßt dieſe Zeit die Mutter Chriſti einfach als die Wöchnerin auf, der man außerhalb der Szene Ruhe gönnt. Dagegen tauchen neben den Hirten ſehr früh, auf Grund frühchriſtlicher, apokrypher Legenden, zwei Frauen auf, die hilfreich das Kind waſchen und pflegen, eine Salome und ihre Freundin Zelemi. Dieſe beiden Frauen gehören durch das ganze Mittelalter zum Weihnachtsbilde und ſchwinden erſt in der Zeit der Frührenaiſſance aus den Schilderungen des Vorganges. Dagegen verſchwinden überhaupt nicht wieder, ſondern gehören bis auf den heutigen Tag zu der Szene der heiligen Nacht untrennbar zwei Lebeweſen, die von den erſten Anfängen an aufgenommen worden waren. Das ſind der Ochſe und der Eſel, letzterer als das alltägliche und gegenüber dem Pferde viel wichtigere Reittier Paläſtinas. Sie in erſter Linie ſollten die Eigenſchaft der Geburtsſtätte als Stall kenntlich machen, während die bibliſche Krippe dem Künſtler die Veranſchaulichung eines darin liegenden Kindes etwas unbequem erſchwerte. Mit der unbekümmerten Naivität, die der frühmittelalterlichen Kunſt überhaupt eigen iſt, zeigt man nun das Chriſtuskind durchweg zweimal im Bilde anweſend. Das eine Mal, wie es von den beiden Frauen gebadet wird, das zweite Mal, wie es gewickelt in der angedeuteten Krippe oder auf einer ſtellvertretenden Plattform liegt, und Ochs und Eſel mit zutunlichem Anſchnaufen ihre großen Naſen in ſeine unmittelbare Nähe ſtrecken. Maria wird, nach den allerfrüheſten Darſtellungen, dann ebenfalls in die Szene mit eingeführt. Aber ſtets noch als ausruhend lagernde Frau, durchaus als Mutter, noch nicht als die über das Wunder auf ihrem Schoße ſtaunende mädchenhafte Jungfrau der hochmittelalterlichen Auffaſſung und der ſpäteren Kunſt.



Perugino, Anbetung des Jeſuskindes Perugia

Dies iſt für die Schilderungen der Weihnachtsſzene der Kanon, der ſich durch das eigentliche Mittelalter hindurch erhält. Man mag zu den anbetenden Hirten umrahmend auch noch die lobpreiſenden Engel geſellen, weſentlich für die Hauptdarſtellung iſt doch immer die Wochenſtubenſtimmung. Die Oertlichkeit war von der altchriſtlich-orientaliſchen Kirche und in deren bildlichen Darſtellungen regelmäßig als eine Höhle, eine Felsgrotte aufgefaßt worden. Solche dienten (und dienen) in Paläſtina tatſächlich als Unterſchlupf für Vieh und Menſchen. Sie ſind gerade im Kalkgeſtein um Jeruſalem und Bethlehem ſehr häufig; eben über


IPSVM QVEM GENVIT ADORAVIT MARIA
MCCCC LXXXV

Domenico Ghirlandajo, Geburt Chriſti

Florenz, Akademie

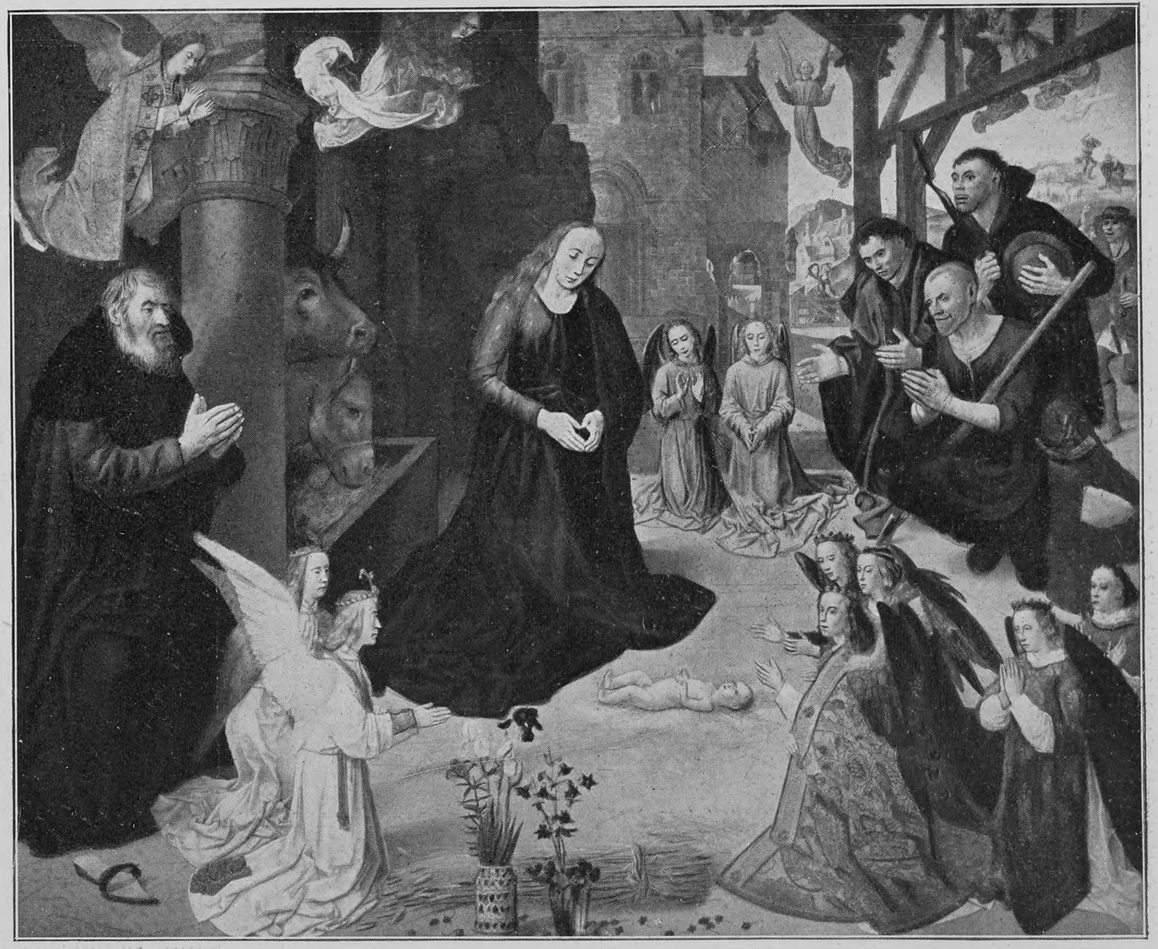
einer dieſer Felsgrotten von Bethlehem, derjenigen, die die lokale Tradition bezeichnete, iſt im Jahre 335 die heute noch ſtehende Geburtskirche des Heilandes erbaut worden. Auf den abendländiſchen Schilderungen dagegen hatte man die Höhle als Geburtsort durch eine Art Stadel, ein Schutzdach für Weidevieh, erſetzt, weil das den dortigen Vorſtellungen geläufiger war und ſich natürlicher mit dem italiſchen Hirtenweſen verband. Seit aber das verkehrsreiche Zeitalter der Kreuzzüge das Abendland auch mit den religiös-künſtleriſchen Schöpfungen des Morgenlandes und des Byzantinertums in ſehr viel engere Beziehung ſetzte, nehmen wir wahr, wie im Abendlande eine Kombination des Schutzdaches mit der Felsgrotte aufkommt, die ſich neben dem einfacheren, auf freiem Felde ſtehenden Stadel erhält.

Was Giotto di Bondone (um 1276 bis 1337) bedeutet, vermag der heutige Betrachter völlig nur dann nachzuverſtehen, wenn er den Künſtler an dem mißt, was vor ihm war, wenn er die Feſſeln erkennt, die dieſer bahnbrechende Florentiner, der Freund Dantes, von ſich geworfen hat. Giotto erlöſt von dem Schablonentum und der innerlichen Starrheit. Das Konventionelle, Typenhafte der mittelalterlichen Malerei macht bei ihm Platz für menſchliche Erſcheinungen, die weniger anmutig ſein mögen als oft bei den gleichzeitigen Sieneſen, die aber Eigenleben und Inhalt beſitzen. Giotto ſteht ſeinem Thema nicht als der ängſtliche Schüler des Bisherigen gegenüber, ſondern packt es mit originalem Denken an. Er ſchafft aus ſich ſelber ein jedesmal Eignes, und daher ſind auch ſeine Figuren Individualitäten, ſind Menſchen. So auf dem Geburtsbilde aus der Reihenfolge des Lebens Chriſti, die er in der Franziskanerkirche zu Aſſiſi gemalt hat. Wie natürlich ausdrucksvoll (italieniſch-natürlich!) ſind die Hirten, die der Botſchaft des Engels lauſchen, desgleichen die das Kind wartenden Frauen; wie gut kommt die beabſichtigte Stimmung Joſephs heraus, dem ſeit Jahrhunderten, aus einer Art halbbewußter Ironie, im Weihnachtsbilde nur die Rolle des Ueberflüſſigen, des Grübelnd-Unbeteiligten zugeſtanden worden war! Was aber in dieſer Giottoſchen Schilderung das ganz Neue iſt, das iſt, daß Maria ſich aufgerichtet hat und mit zärtlichem Ausdruck ihr Kindchen auf den Arm nimmt, anſtatt es fürder dem Ochſen und Eſel zu überlaſſen. Mit dieſer einen Neuerung wird der Bannkreis der alten Darſtellungen in folgenwichtiger Weiſe durchbrochen. Die Szene zerfällt nicht mehr in eine Anzahl iſolierter Figuren, es kommt Zuſammenhang, Charakteriſtik, Erzählung und Einheit in das Ganze. Nun iſt es lediglich weitere Konſequenz, wenn von den Schülern Giottos die abgeſonderte Badeſzene beſeitigt wird. Die beiden Frauen bleiben zwar zunächſt noch erhalten, denn, wie geſagt, alle Neuerungen geſchehen und müſſen geſchehen in allmählichen Uebergängen. Aber die Doppelvorführung des Kindes wird nach Giotto vermieden. Es wird von Marias Armen gehalten ruht in deren Schoß oder auch auf dem Boden, die beiden Frauen jedoch nehmen mit ihrer Waſchwanne und ihren Tüchern lediglich eine dienſtbereite, zuwartende Stellung ein. Sie ordnen ſich mit in die verehrenden Zuſchauer ein, und während des fünfzehnten Jahrhunderts, des Quattrocento, haben ſie die weitere Diskretion, aus der Darſtellung völlig zu verſchwinden.

Denn wir können weiterhin zwei Hauptrichtungen unterſcheiden, worin ſich die Schilderung der Geburt Chriſti ſeitens der von Giotto eingeleiteten Renaiſſance bewegt und ausbildet. Die einen Künſtler wollen vor allen Dingen erzählen, ſie ſchwelgen in der Fülle des Dargeſtellten. Die andern verfolgen das vornehmere Ziel der harmoniſchen Vereinfachung, der Konzentration und Verinnerlichung. Als Beiſpiel für letztere Art ſei die Darſtellung Fra Angelicos in dem von ihm ausgemalten Kloſter San Marco zu Florenz genannt. Die ganze demutvolle Andacht und herzenseinfache Innigkeit, die in dieſem Dominikanermönche von Fieſole, dem Manne des beginnenden fünfzehnten Jahrhunderts, wohnt, gelangt in dem kompoſitionell fein abgewogenen Bilde zum unmittelbarſten Ausdruck. Und dann ſei noch Perugino (1446 bis 1524), der Lehrmeiſter Raffaels, genannt, deſſen liebe Art eines Kommentars gleichfalls nicht bedarf.

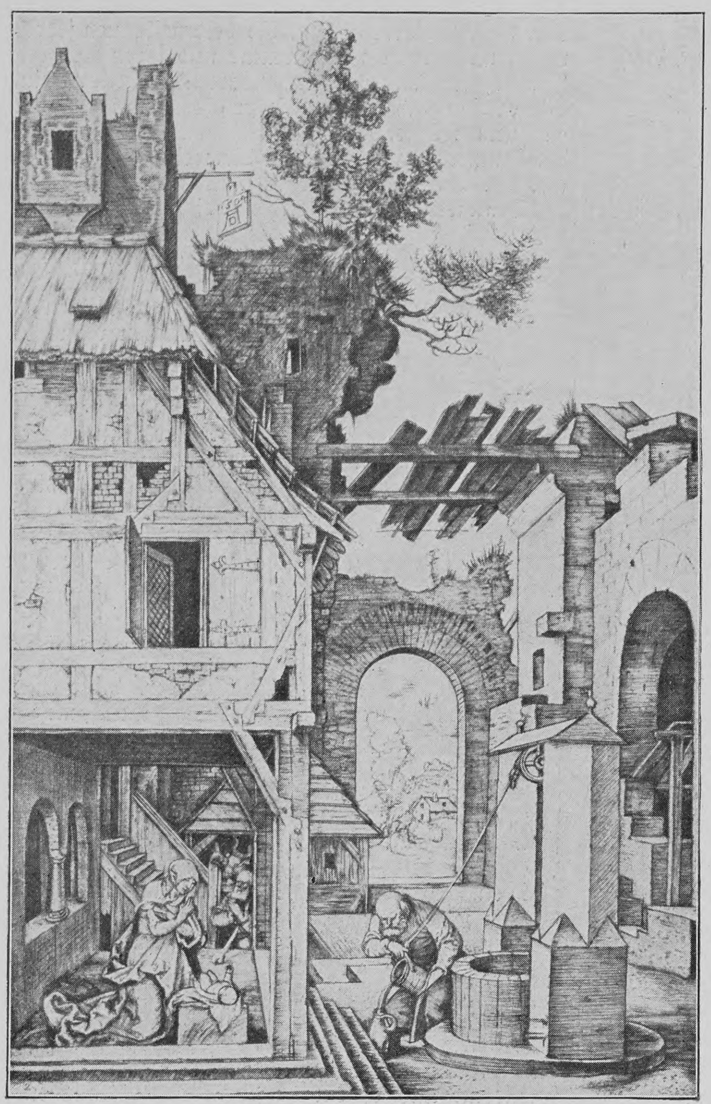
Auf der andern Seite die Erzähler. Aber eines bleibt ihnen nun mit Fra Angelico gemeinſam: die geiſtige Einheitlichkeit in der Hauptgruppe. Der halb verdroſſen für ſich hockende Joſeph des Mittelalters kommt nur noch ganz ausnahmsweiſe vor; die Regel iſt, daß er ſich anbetend zu Maria geſellt. Hauptgedanke des Bildes iſt durchaus dieſe Verehrung des Kindes geworden, womit letzteres viel eindrucksvoller als in den mittelalterlichen Szenen zum Mittelpunkt des Ganzen wird. Verſchwunden ſind die Windeln und Wickeln; die Freude der Renaiſſance an der Darſtellung des Körperlichen führt uns den nackten Putto mit mehr oder minder natürlichen Bewegungen vor.

Domenico Ghirlandajo (1449 bis 1494) muß zwar auch die Dürftigkeit des Stadels von Bethlehem reſpektieren, und er tut es durch ein verkommenes Bretterdach, aber er ſetzt dieſes auf ſchön kannelierte Renaiſſancepfeiler. Und den beiden von dem Vorgange unzertrennlichen Tierfiguren, Ochſe und Eſel, gibt er zum Trog einen jener ſchönen antiken Sarkophage, wie man ſie in Italien überall maſſenhaft hatte und, ſtatt ſie ſchon in Muſeen zu tun, tatſächlich gern als Brunnenbecken, als Stallkrippen und derlei benutzte. Wenn nun ferner bei Maria und Joſeph ebenſowenig Kleiderſtaat zu machen war wie bei den Hirten, ſo fanden die Künſtler doch einen Ausweg: auch bei Ghirlandajo öffnet ſich der Blick in die Landſchaft des heiligen Landes, ſo wie die italieniſche Phantaſie ſich dieſes dachte, und auf dem Felswege von Oſten her, durch einen ſchönen



Hugo van der Goes, Anbetung der Hirten

Florenz, Uffizien



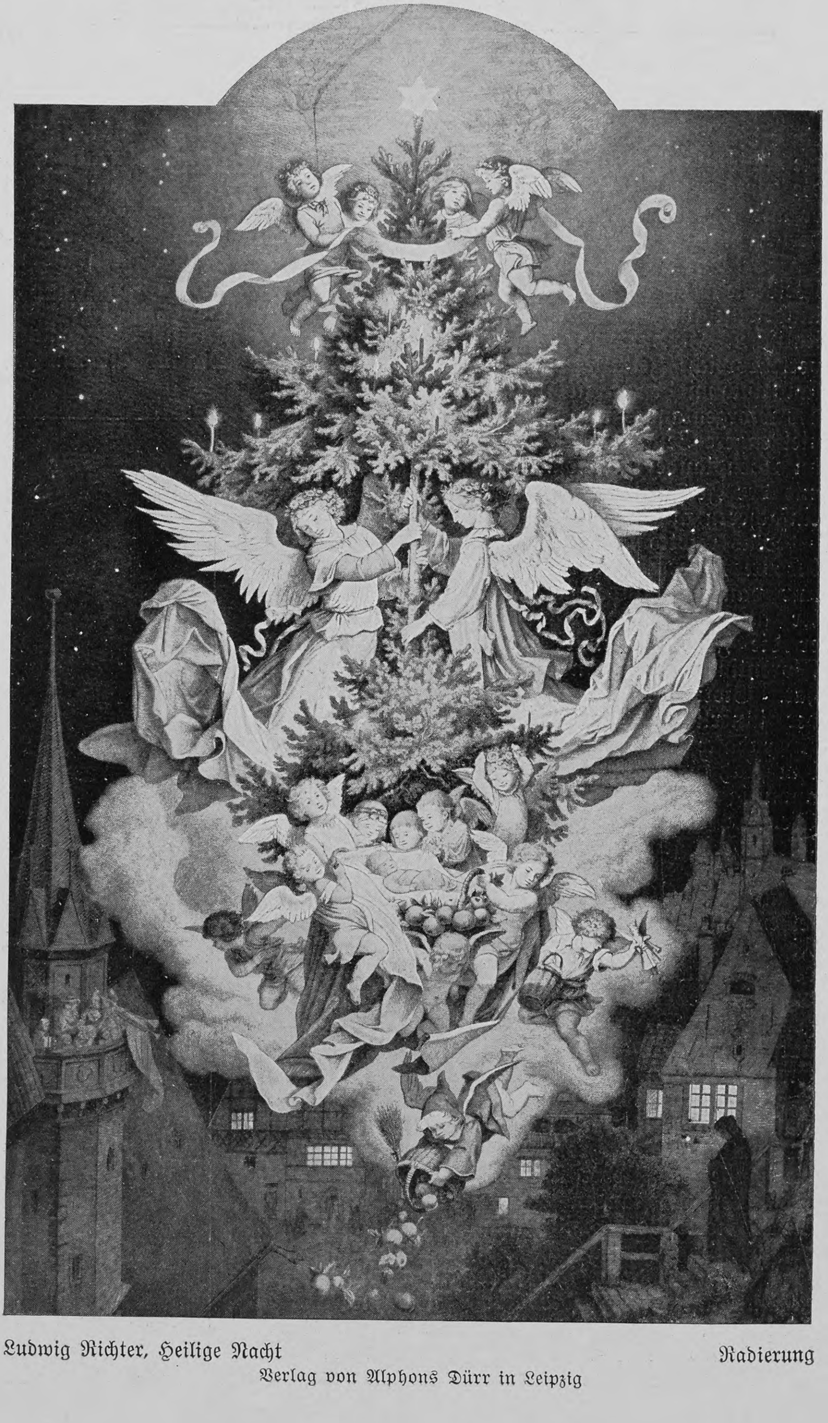
Albrecht Dürer, Bethlehem Kupferſtich

Portikus hindurch, rückt bereits der Zug der Weiſen aus dem Morgenlande, der heiligen drei Könige, mit Roſſen und Waffenträgern und Dienern, mit ſchimmernden Brokatgewändern und edeln Weihnachtsgeſchenken ſtattlich und prunkvoll heran. Vollends in den vielgemalten „Anbetungen der heiligen drei Könige“, die aber aus unſerm Thema hinausführen, zieht dieſe ganze Pracht in den Vordergrund ein.

Die florentiniſche und römiſche Hochrenaiſſance auf ihrer geiſtig und künſtleriſch vollendeten Stufe hat dieſes religiöſe Prunken mit irdiſchem Reichtum endgültig überwunden und durch die innere Erhabenheit der Vorgänge erſetzt. Anderſeits wird um dieſe Zeit der Stoffkreis der Malerei beträchtlich und namentlich nach der weltlichen Seite hin erweitert. Gerade Raffael hat ſeine höchſte Kraft auf die gewaltigen hiſtoriſch-theoſophiſchen Fresken in den Gemächern des Vatikans gewendet. Aber auch bei ſeinen lieblich-frommen Schilderungen der Madonna mit ihrem Kinde, alſo bei denjenigen ſeiner Gemälde, womit er von unſern Herzen für alle Zeiten Beſitz genommen hat, iſt er der Darſtellung der heiligen Nacht aus dem Wege gegangen, bis auf ein allenfalls zu nennendes Bild in den vatikaniſchen Loggien, das ihn doch nicht ſelbſtändig und vollſtändig vertritt. Das Thema der heiligen Nacht an ſich bleibt darum doch auch nach Raffael erhalten. Die Venezianer haben es mit ihrer ganzen Freude an leuchtender Farbe und anmutig-ſchöner, bewußter Menſchlichkeit gemalt. Und anderſeits bot ſich juſt die Geburtsſzene Chriſti in allererſter Linie dar, als in der nachraffaeliſchen Periode die Künſtler ſich, wenn ſie noch etwas Neues erſchließen wollten, auf die noch unangerührten Probleme des Lichtes und der Beleuchtung gewieſen fanden, weil nunmehr auf dem Gebiete der edelharmoniſchen Kompoſition, des ſeeliſchen Ausdrucks und der ſchönen Inhaltsvertiefung nichts mehr zu erobern übrig geblieben war. Eben aus ſolcher Abſicht nahm man mit Bewußtſein wieder auf, woran ſchon Fra Angelico und andre, aber nur ganz nebenbei, gedacht hatten: das himmliſche Kind, deſſen Menſchwerdung die Welt erleuchtete, zur Lichtquelle des Gemäldes zu machen. Die Meiſterſchaft, wie Correggio mit dem vom Kinde ausgehenden Glanze nicht nur die unmittelbar nahe Mutter, ſondern auch die Hirten und Engel überflutet und die Wirkung des wunderſamen mächtigen Schimmers erſt in der umgebenden Nacht da draußen auszittern läßt, das iſt es, was den Weltruhm ſeiner Heiligen Nacht (Dresdener Galerie) ausmacht. Auf die gleiche Weiſe haben ſowohl anderweitige Cinquecentiſten Italiens wie die Spanier des ſiebzehnten Jahrhunderts, voran Velasquez und Murillo, den Beleuchtungseffekt zur vertieften Stimmungsgebung verwendet.

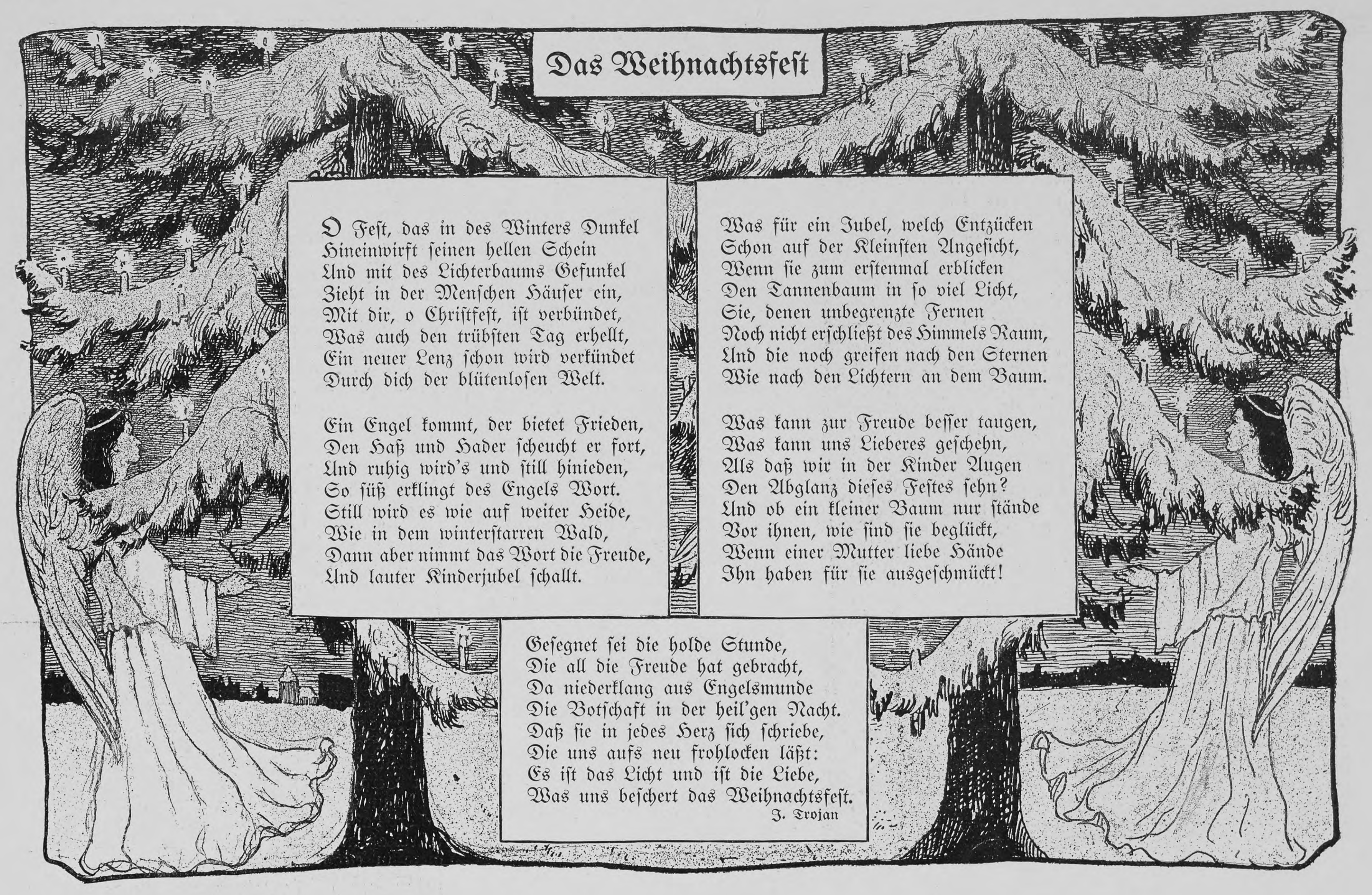
Fragen wir, wie die germaniſche Malerei diesſeits der Alpen ſich mit unſerm Weihnachtsbilde abgefunden hat, ſo ſpringt auch von dieſer Seite her der enge Zuſammenhang der ganzen älteren Kunſt, ihre internationale Einheitlichkeit in die Augen, die ſich keineswegs ja nur auf die gemeinſamen chriſtlich-religiöſen Auffaſſungen und Aufgaben ſtützt. In den mittelalterlich-deutſchen Schilderungen der heiligen Nacht macht ſich zwar gegenüber den Mittelmeerländern die etwas abweichende Täglichkeit geltend, worin unſre Vorfahren lebten. Wir haben mehr Holzbau, wo die Italiener Stein haben, haben Korbflechtwerk anſtatt des antiken Sarkophags, woraus bei jenen der Ochs und Eſel ihr Heu zupfen; anſtatt in bronzener Wanne wird das Chriſtuskind in einem biederen Holzbottich gebadet und ſchließlich wohl in eine deutſche Gängelwiege gelegt. Aber ſonſt, in den Grundzügen, iſt alles dasſelbe, und bei dem regen Kulturaustauſch zwiſchen Italien und Deutſchland, der ganz voran auf der „Pfaffengaſſe“ des Rheins ſtattfand und ſich bis in die Niederlande erſtreckte, hat man diesſeits der Alpen auch mit jenſeits aufkommenden Neuerungen gleichen Schritt gehalten. Die Darſtellungen der heiligen Nacht durch die große altniederländiſche Kunſt um 1500, in den reichen, blühenden Städtelanden Flandern und Brabant, weichen im Vortrag des Stoffes kaum von den Italienern ab. Die immerhin bemerkbaren Unterſchiede erſtrecken ſich auf die veränderten Raſſegeſichter der Menſchen, die bedächtige niederdeutſche Germanen ſind und deren trotz aller Innigkeit unverkennbare perſönliche Zurückhaltung einerſeits die lebhafte Geſtikulation der Romanen ausſchließt, andrerſeits ſich aber auch nicht ganz mit deren zeremoniöſer Grandezza deckt, wie das Bild von Hugo van der Goes zeigt, das übrigens, da es bald nach Italien kam, auf die italieniſchen Meiſter einwirkte. Natürlich haben wir Schulunterſchiede und ſolche der Technik; die altniederländiſche Kunſt iſt namentlich, von Anfang an, von den van Eycks her, viel minutiöſer, weil ſie durch die mikroſkopiſch feine Miniaturmalerei erzogen war. Und dann iſt der Germane ſtets der Denker und Logiker gegenüber dem leicht durch die Erſcheinung an ſich, durch das Auge befriedigten Italiener. Der Italiener malt ein ſchönes Weib und hält ihre Schönheit für Motivierung genug; der Germane gibt ihr noch einen Spiegel und nennt's „Eitelkeit“, weil er nach einer ſtofflichen Begründung ſeiner Darſtellung ſucht. Dieſe ſtete germaniſche Mitarbeit des Gedanklichen finden wir außer bei den Altniederländern, und ſogar noch deutlicher, in den Malerſchulen Deutſchlands (im engeren, heutigen Sinn) auch dann, wenn ſie die Bethlehemſzene darſtellen. Stoffliche Erfindungsgabe waltet hier umfänglicher als bei den Italienern, die, von Ausnahmen und gelegentlichen Neuerungen abgeſehen, den gleichen herkömmlichen Vorgang ſchildern und ihn nur durch die künſtleriſche Sonderart des betreffenden Malers variieren. Daher die auf deutſcher Seite relativ größere Mannigfaltigkeit und geiſtige Unabhängigkeit.

Gerade im Gedankenreichtum, in der Unerſchöpflichkeit der Erfindung kommt niemand Albrecht Dürer gleich. Niemand überhaupt kann weſensdeutſcher ſein als dieſer Nürnberger Meiſter mit der Grundtüchtigkeit ſeiner ganzen Veranlagung, der Innigkeit ſeiner Auffaſſung und nicht zuletzt mit ſeinem die freie Bahn erſt eröffnenden poetiſchen Landſchaftsſinn. Konnte Dürer dieſen bei dem Thema der Geburt Chriſti weniger betätigen — um ſo weniger, als er den Hergang konzentrieren und ihn nicht in der Art der ſchilderungsfrohen italieniſchen Quattrocentiſten räumlich zerflattern laſſen wollte —, ſo fühlt ſich Dürer überhaupt in der Malerei, bei aller Höhe des hier Erreichten, doch nicht derartig frei und überlegen, wie dies im Kupferſtich und Holzſchnitt bei ihm der Fall iſt. Und ſo hat er gerade in einem Kupferſtich die anmutigſte Geburt Chriſti geſchaffen. Die Szenerie iſt eine etwas herabgekommene Herberge unmittelbar an zerbrochener Stadtmauer. Sie hat eine offene Laube im Erdgeſchoß, das auch den Stall (für Eſel und Ochs) enthält. In der offenen Laube herbergt Maria mit dem Kinde; Joſeph aber, worauf kein Italiener verfallen wäre, iſt ſorglich-hausväterlich beſchäftigt, vom Ziehbrunnen im Hofe Waſſer zu holen. Alles traulich-bürgerlich, nichts von Engeln; ſelbſt die Hirten ſind nur durch eine beſcheiden im Hintergrunde, beim Stall, zurückbleibende Geſtalt vertreten. Mit Recht iſt von dieſer Schöpfung einmal geſagt worden, daß kaum eine Darſtellung ſo unmittelbar wie dieſe aus der Dürerſchen Zeit hinüberleite zu Ludwig Richters Art.



Ludwig Richter, Heilige Nacht Radierung
Verlag von Alphons Dürr in Leipzig

Das Weihnachtsfeſt



O Feſt, das in des Winters Dunkel
Hineinwirft ſeinen hellen Schein
Und mit des Lichterbaums Gefunkel
Zieht in der Menſchen Häuſer ein,
Mit dir, o Chriſtfeſt, iſt verbündet,
Was auch den trübſten Tag erhellt,
Ein neuer Lenz ſchon wird verkündet
Durch dich der blütenloſen Welt.

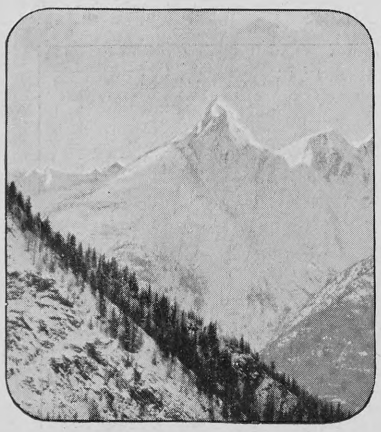
Ein Engel kommt, der bietet Frieden,
Den Haß und Hader ſcheucht er fort,
Und ruhig wird's und ſtill hienieden,
So ſüß erklingt des Engels Wort.
Still wird es wie auf weiter Heide,
Wie in dem winterſtarren Wald,
Dann aber nimmt das Wort die Freude,
Und lauter Kinderjubel ſchallt.

Was für ein Jubel, welch Entzücken
Schon auf der Kleinſten Angeſicht,
Wenn ſie zum erſtenmal erblicken
Den Tannenbaum in ſo viel Licht,
Sie, denen unbegrenzte Fernen
Noch nicht erſchließt des Himmels Raum,
Und die noch greifen nach den Sternen
Wie nach den Lichtern an dem Baum.

Was kann zur Freude beſſer taugen,
Was kann uns Lieberes geſchehn,
Als daß wir in der Kinder Augen
Den Abglanz dieſes Feſtes ſehn?
Und ob ein kleiner Baum nur ſtände
Vor ihnen, wie ſind ſie beglückt,
Wenn einer Mutter liebe Hände
Ihn haben für ſie ausgeſchmückt!

Geſegnet ſei die holde Stunde,
Die all die Freude hat gebracht,
Da niederklang aus Engelsmunde
Die Botſchaft in der heil'gen Nacht.
Daß ſie in jedes Herz ſich ſchriebe,
Die uns aufs neu frohlocken läßt:
Es iſt das Licht und iſt die Liebe,
Was uns beſchert das Weihnachtsfeſt.

J. Trojan



Eine Winterfahrt über den Simplon

Von

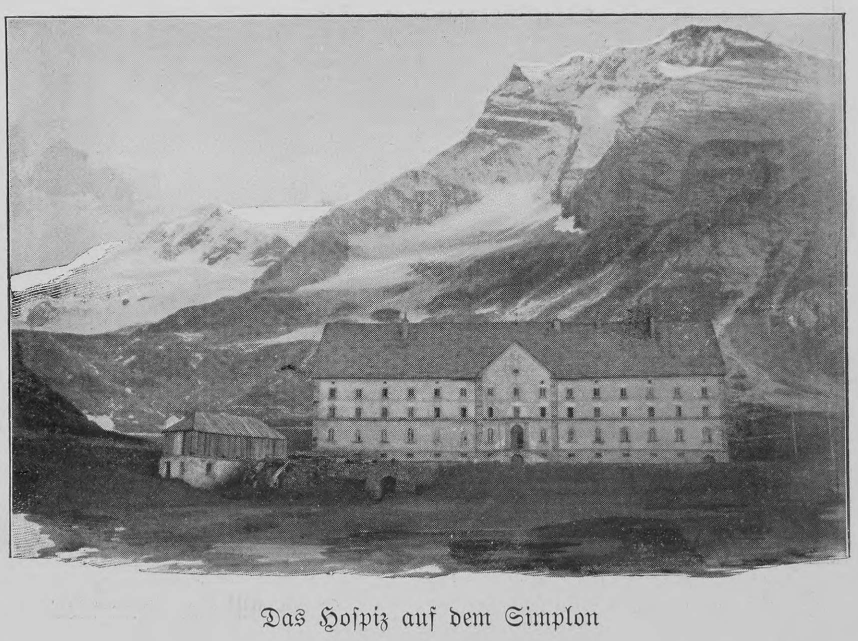
W. Hörſtel

(Hierzu 5 Abbildungen nach Photographien von Vittorio Sella)

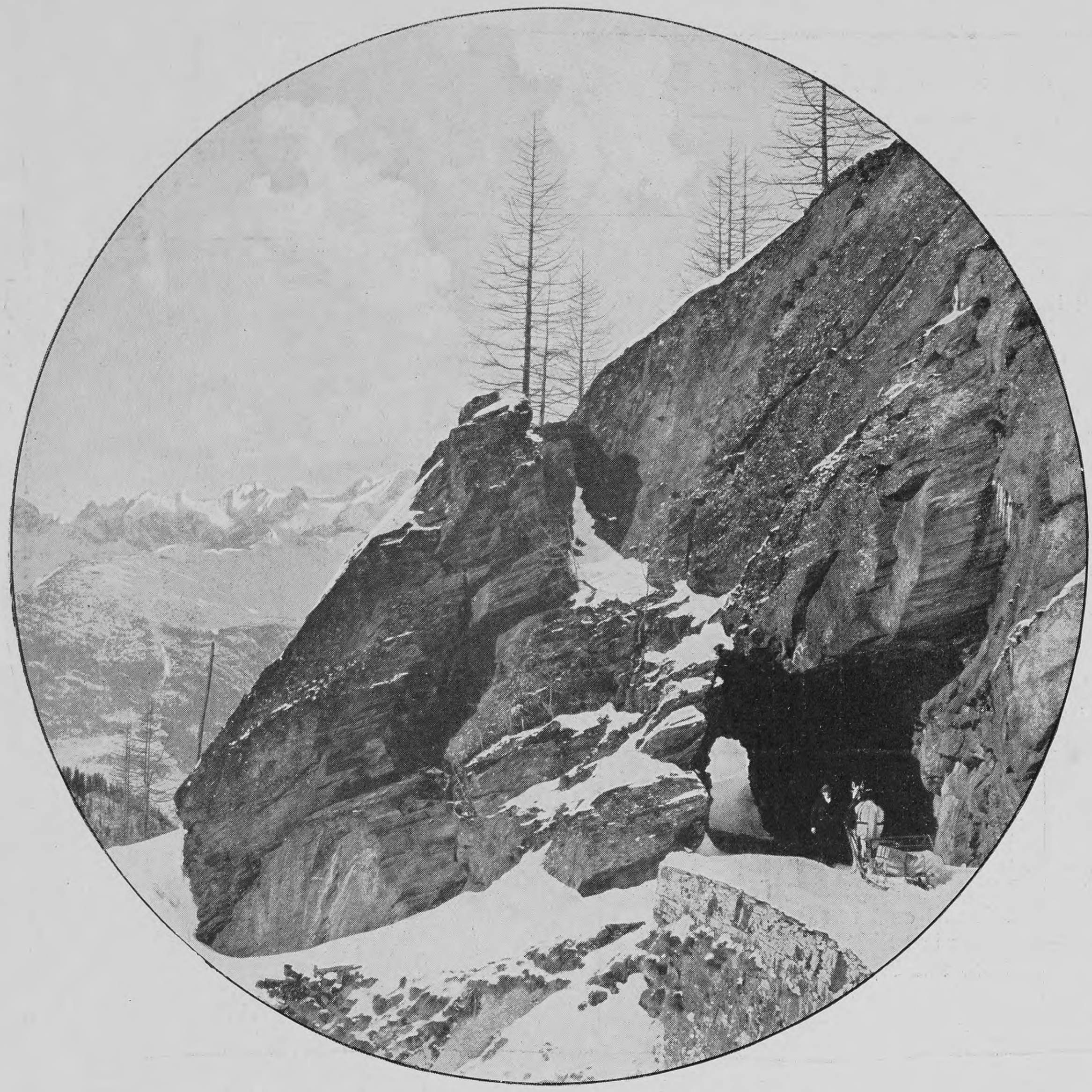
Kein Schweizer Bergpaß iſt in den letzten Jahren ſo viel genannt worden wie der Simplon, aber man dachte beim Klange dieſes Namens nicht an die hehre Majeſtät der Alpenſchönheit, nicht an blühende Matten, von ſchimmernden Schneebergen überragt, oder ſtürzende Wildbäche und die erquickende Luft des Hochgebirges; das düſtere Bild unermüdlicher Arbeit drängte ſich vor unſre Seele, dunkle Löcher, in den Fels gehauen, Scharen von Arbeitern beim Schein der Grubenlampen und das Surren und Sauſen der Maſchinen. Allmählich geht der Durchſtich des Simplon, eines der größten Wunderwerke moderner Technik, ſeiner Vollendung entgegen. Bis tief hinein in das Herz des Alpenlandes trägt der Menſch ſeine Unraſt, den Schoß der Berge durchraſt die Lokomotive, auf Gipfeln und Hängen bauen ſich prunkvolle Hotels auf, und angeſichts der Gletſcher entfaltet ſich weltſtädtiſcher Luxus. Erſt der Herbſt, wenn er mit griesgrämigem Geſicht über die Berge ins Tal hinabſchaut, ſcheucht den ganzen bunten Schwarm zurück in den dumpfen Bann der Städte. Wer aber die Alpen genießen will, frei von aller touriſtiſchen Ueberkultur, und ſich tief verſenken in die ſchweigende Größe der Alpenwelt, der breche mitten im Winter auf zu einer ſonnigen Bergfahrt. Zwar gemütlicher iſt es am ſtillen Herd zur Winterszeit, wenn am Weihnachtsabend die Lichter am grünen Baum erglänzen, aber wer einige Strapazen nicht ſcheut und für ein paar Tage den Taumel und Geſellſchaftsflitter, den wir mit dem Namen Saiſon belegen, vergeſſen will, der tue mir nach und mache einmal eine Schlittentour über den Simplon, wenn die ſchimmernde weiße Decke ſich über Berg und Tal breitet, wenn die Bäume am Wege im Schmucke des Rauhreifs oder unter der Laſt des Schnees wie Spukgeſtalten den Wanderer anſehen und ſich aus den Eiszapfen der Waſſerfälle glitzernde Grotten wie im Feenreich aufbauen.

Zwar im Winter iſt der Simplon gar kein ungefährlicher Geſelle, der Mons Sempronius der Römer, die ihn übrigens nur wenig benutzten; die eigentliche Heerſtraße nach Gallien ging über den Großen St. Bernhard, den Jupiterberg, doch führte ſeit dem Jahre 196 n. Chr. ein Saumpfad über den Simplon, was eine zum Teil verwitterte Felſeninſchrift im Tocetal bei Vogogna beweiſt. Erſt im 13. Jahrhundert ſieht der Simplon große Züge beladener Maultiere. Sie tragen orientaliſche Waren, die von Venedig über Mailand nach Frankreich geſchafft werden. Es entſteht auf dem Paß das St. Jakobsſpital der Malteſerritter und nach deſſen Verfall im 17. Jahrhundert ſüdlich unter dem Paß und in Gondo zwei noch heute erhaltene Turmbauten, vom Freiherrn Kaſpar von Stockalper, dem Beherrſcher des Paſſes, zur Aufnahme von Wanderern beſtimmt. Am 21. Februar 1801 verfügte Napoleon die Gründung eines Hoſpizes auf der Paßhöhe nach dem Vorbilde desjenigen vom Großen St. Bernhard. Im Kriegsfalle ſollte es zugleich als Kaſerne dienen, doch ſtand bei des Kaiſers Sturz erſt das untere Stockwerk, und dieſes würde wohl gleichfalls bereits zerfallen ſein, wenn nicht das Kloſter vom Großen St. Bernhard im Jahre 1825 den unvollendeten Bau erworben und zu Ende geführt hätte. Im Jahre 1831 ſandte es vier ſeiner Auguſtinermönche in das neue Hoſpiz, das 300 Perſonen bergen kann und namentlich den Tauſenden italieniſcher Arbeiter zugute kommt, die jährlich über den Simplon hin- und herwandern. Wie auf dem Großen Bernhard werden ſie unentgeltlich beköſtigt und beherbergt, während Touriſten ſelbſtverſtändlich mindeſtens den Betrag, den ſie für Unterkunft und Verpflegung im Gaſthaus zahlen würden, in den Opferſtock legen.

In den Sommermonaten iſt der Poſthalter verpflichtet, zweimal täglich 32 Perſonen zu befördern, im Winter dagegen nur einmal täglich 22, und er vermindert dann die Zahl der Poſtpferde von 150 auf etwa 75. Das genügt auch durchaus, denn ſo ſchön eine Winterfahrt über den Paß iſt, wenn die Sonne ſcheint, ſo ungemütlich wird es, wenn der Wettergott launiſch iſt. Weiß man doch beim Beginne der Tour nie, was für Wetter man oben antreffen wird. Schon mancher, der bei Sonnenſchein Brig oder Domodoſſola verließ, mußte, weil die Straße durch Schneewehen oder Lawinen geſperrt war, unterwegs unterſchlüpfen, in Simpeln, wo man freilich vorzüglich aufgehoben iſt, oder im Hoſpiz, wo man auch keine Not leidet, oder in



Das Hoſpiz auf dem Simplon

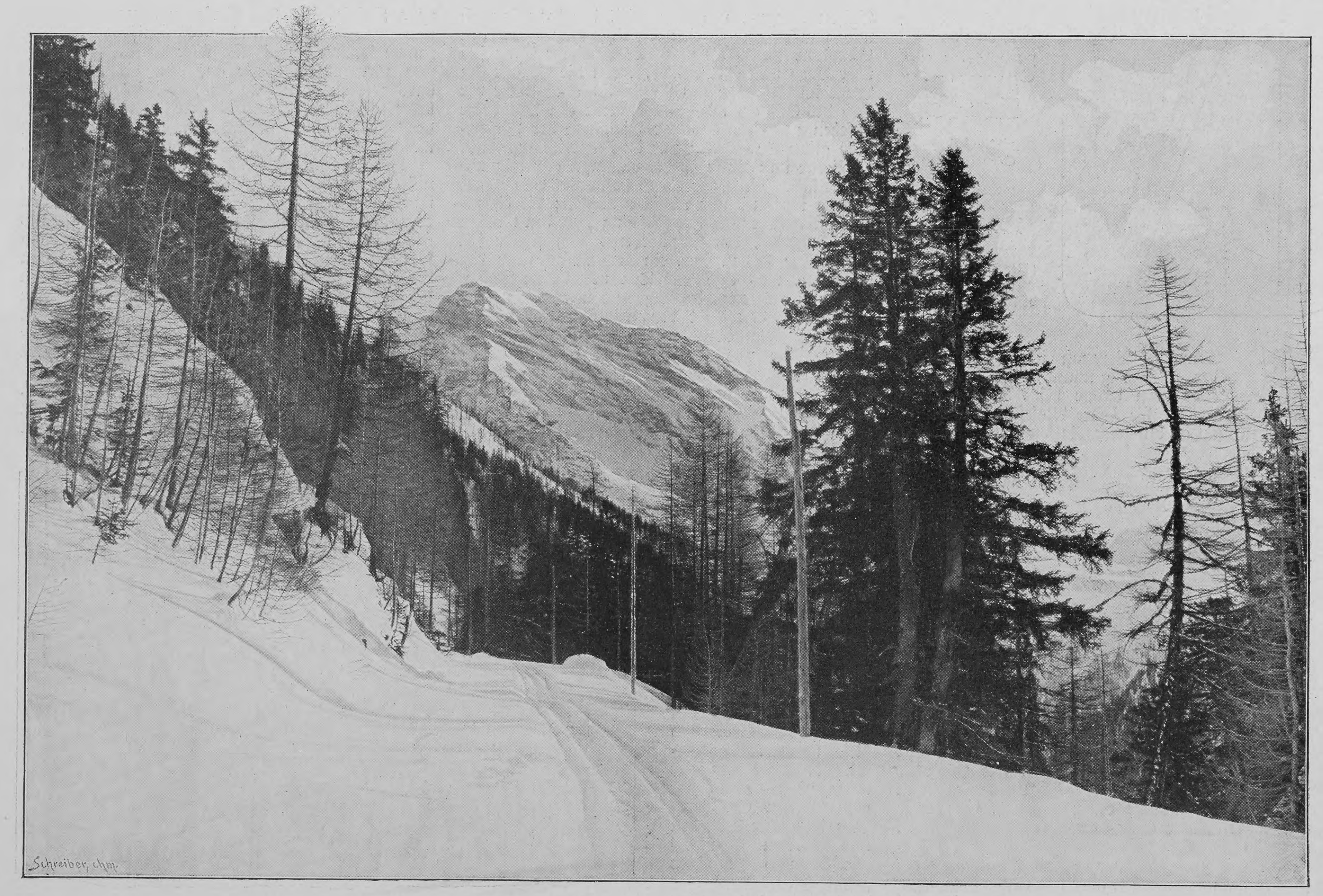


Eine in den Felſen geſprengte Schutzgalerie auf der Paßſtraße

einem der ſteinernen Schutzhäuſer, die außer dem Wegewärter und ſeiner Familie dann zwei oder drei „Schneeweger“ beherbergen und für feſtgeſchneite Wanderer ein oder zwei Zimmer zur Verfügung haben. Beſonders häufig ſind die Lawinen am Nordhang, namentlich unter dem Kaltwaſſergletſcher und zwiſchen dem fünften und ſechſten Schutzhauſe, weshalb auch die Schutzgalerien aus feſten Steinen von den Walliſern erbaut ſind, nachdem die Schutzbauten der Franzoſen in die Tiefe geſchleudert waren.

Trifft man aber auf der Paßhöhe einen ſonnigen Wintertag und iſt die Schneedecke hart, ſo weiß ich nichts, was ſchöner iſt als eine Winterfahrt über den Simplon, obgleich dann ein rieſengroßes, weißes Leichentuch nicht nur die Berge, ſondern auch die Almen, Sennhütten, Felſen und Wälder bedeckt, ſo daß alle Individualität der Landſchaft untergeht in den allgemeinen glänzenden Wellenformen des nivellierenden Weiß In ſolcher lichten Einöde unter dem hellen Geklingel des Poſtſchlittens zwiſchen meterhohen Schneemauern und durch Schneetunnels dahinzugleiten, nein, zu ſauſen, das hat einen unbeſchreiblichen Reiz.

Wir ſind vielleicht halb 7 Uhr früh im Poſtwagen aus Brig gefahren. In Beriſal iſt die „Umladeſtelle“, wie der Schweizer ſagt, und wir ſind es, die umgeladen werden, nämlich in die Schlitten hinein. Der Kondukteur weiſt uns die Plätze an; es werden Wärmflaſchen und für je zwei Reiſende eine Decke gebracht, die bis zur Bruſt hinaufreicht. Es ſtehen heute ſechs Schlitten bereit, teils für Perſonen, und zwar für je ſechs, vier oder zwei, teils für das Gepäck. Sie ſind mit zwei, auch wohl mit drei Pferden beſpannt, und zwar gehen dieſe nicht neben-, ſondern voreinander. Das vorderſte wird nicht am Leitſeil geführt, denn es iſt ſeit Jahren mit der Straße vertraut und kennt ſie beſſer als der Poſtillon. Langſam fahren wir den Berg hinauf und laſſen uns vom Kutſcher ernſte und heitere Reiſeabenteuer erzählen. Da wir gehört haben, daß zuweilen bei dem ſchnellen Abwärtsfahren an den ſcharfen Straßenkehren Paſſagiere in elegantem Bogen aus dem Schlitten geflogen ſein ſollen, freilich ohne in dem weichen Schneepolſter Rippen oder Knochen zu brechen, fragen wir, ob derartiges vorkäme. Unſer Roſſe-



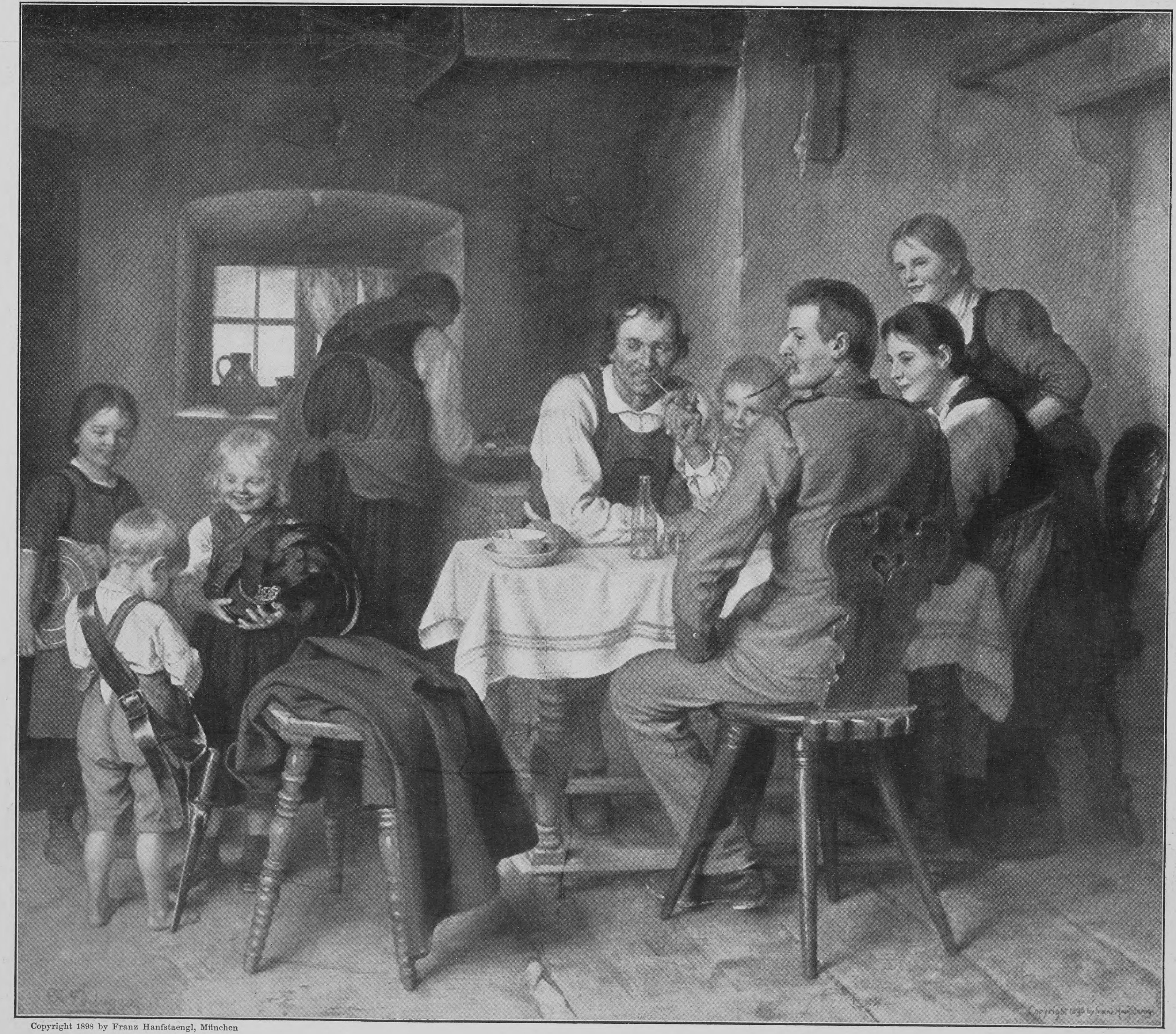
Die Straße auf dem Nordabhange des Simplonpaſſes im Winter

Schreiber chm.

Das Dorf Simpeln (Simplon) am Südfuß des Paſſes

lenker ſieht uns verſchmitzt an und berichtet: „Vorige Woche fuhr ich mit vier Engländern die Strecke hinunter, die wir jetzt hinauffahren. Die boten mir ein Trinkgeld an, wenn ich ſie ‚ausleeren‘ könnte. Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen, und an einer ungefährlichen Stelle lagen ſie alle vier im Schnee.“ Er lachte laut auf und hielt uns die fünf Finger ſeiner Rechten entgegen, woraus wir erkennen ſollten, daß er fünf Franken Trinkgeld erhalten hatte. Andre Reiſende dagegen hätten zu Scherzen keine Neigung verſpürt, weil ſie die „Schlittenkrankheit“ bekommen hätten, die namentlich im Frühjahr graſſiere, wenn die Straße einer „Himalajabahn“ gliche. „Die Schlittenkrankheit iſt ſo ähnlich wie die Meerkrankheit,“ ſetzt er hinzu, und nun folgen wieder in epiſcher Breite Schilderungen von Unglücksfällen, denn wir ſind an den gefährlichen Stellen der Straße angekommen. Das braucht er uns nicht durch ſeine ängſtlichen Blicke auf die weißen Berge zu verraten, das beweiſen die niedergegangenen Lawinen. Zu unſrer Rechten gähnt der Abgrund, zur Linken ſteigen die Felſen ſteil empor. Nach einer Raſt und einem wärmenden Trunk im Schutzhaus 5 geht es weiter, die gefährlichſten Stellen nehmen wir im Trab, und bald liegt eine Galerie nach der andern hinter uns, darunter die „Wintergalerie“ neben der offenen Sommerſtraße. Ueber eine von ihnen ſetzt der Kaltwaſſerbach mit einem kleinen Waſſerfall hinweg, oder vielmehr er verſucht es, denn der Froſt ergriff den Wildfang mitten im Sprung und legte ihn erbarmungslos in harte Eisfeſſeln. Nun iſt das Hotel Bellevue auf Simplon-Kulm erreicht, das ſeit der elementaren Vernichtung des ſechſten Schutzhauſes der Wegewärterfamilie während des Winters als ſichere Wohnung dient. Im Hoſpiz gibt der Kondukteur ſeine Poſtſachen ab, und nach einer erneuten Stärkung fahren wir mit nur einem Pferde — die Vorpferde, wenn ich ſo ſagen darf, ſind abgeſpannt und raſen frei voraus — „mit verhängtem Zügel“ in Windeseile durch die weißen Schluchten, über den vom Schnee gleichſam mit dem Mantel der Liebe zugedeckten Gletſcherſturz hinweg nach Simpeln, wo wir um Mittag in der Poſt eintreffen. Nach trefflichem Imbiß ſauſen wir mit friſchen Pferden der Gondoſchlucht zu. Einen beſonderen Reiz bilden die kleinen Sturzbäche und Waſſerfälle, an denen die Simplonſtraße ſo reich iſt, in ihrer teilweiſen Erſtarrung. Wie verſchlungene Zweige, wie Aeſte, ja wie Baumſtämme hängen die Eiszapfen von den feuchten Bergwänden herab. Die Oeffnungen der Straßentunnels ſind oft durch dieſe Eisgebilde verſperrt, und bei der Schnelligkeit der Fahrt müſſen die Kutſcher auf ihrer Hut ſein. Freilich genügt ein kräftiger Hieb, um die Eiswächter der Tunnelportale zu Boden zu werfen und zugleich ein ſchönes Bild zu zerſtören.

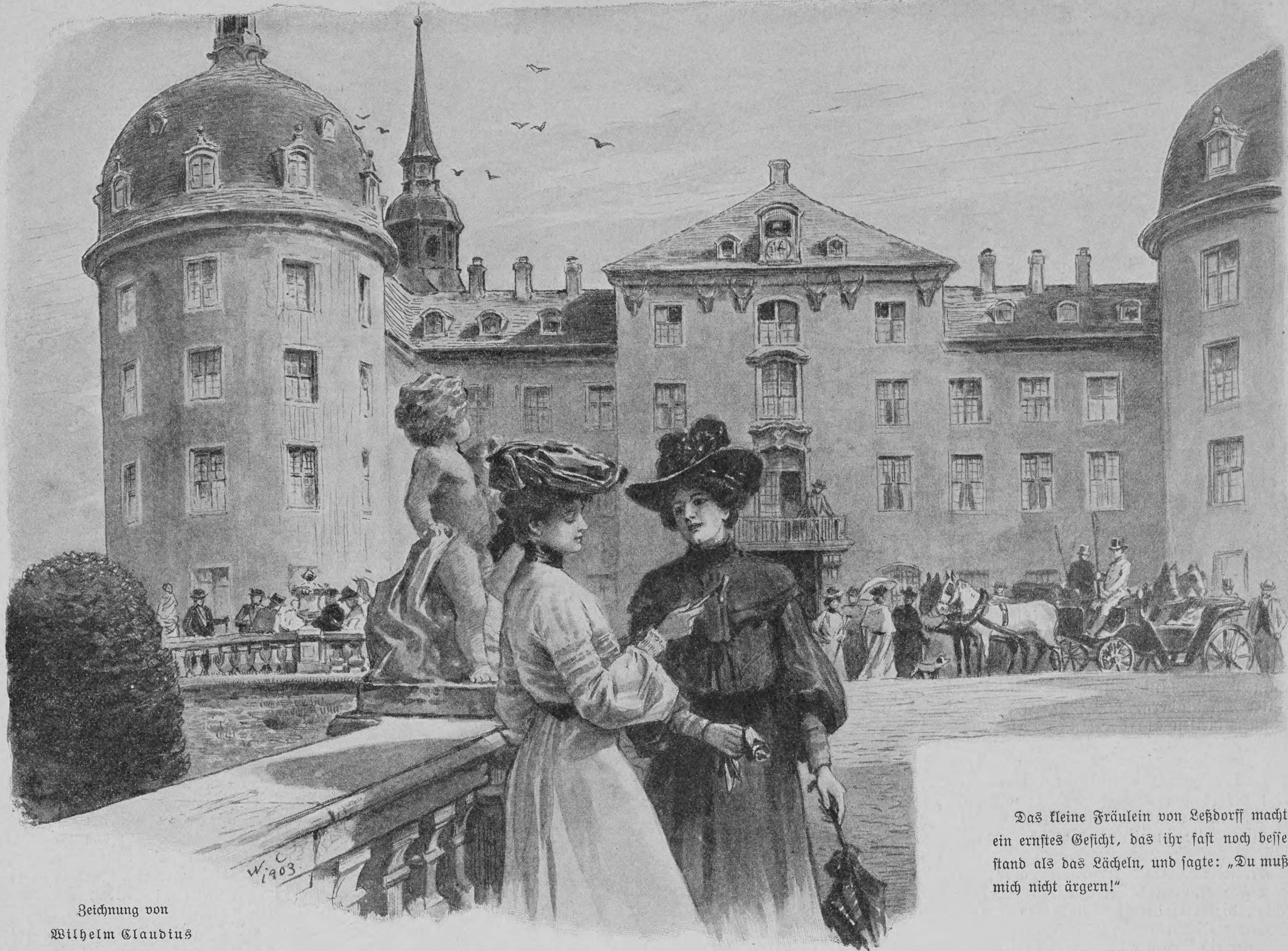
Nun ſind wir glücklich in Iſelle und bald in dem tief verſchneiten „Nante“, welch ſchönen Namen die Gruppe der Holzhäuſer der deutſchen Ingenieure führt, die mit ihrem Tunnel der Simplonſtraße das Grab graben.



Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, München

Auf Urlaub im Elternhauſe

Nach dem Gemälde von Franz von Defregger



Zeichnung von Wilhelm Claudius

Das kleine Fräulein von Leßdorff machte ein ernſtes Geſicht, das ihr faſt noch beſſer ſtand als das Lächeln, und ſagte: „Du mußt mich nicht ärgern!“

Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter!

Novelle von **Georg Freiherrn von Ompteda**

I

Es war einer jener frühzeitigen Frühlingstage, da die Natur noch im Winterſchlaf liegt und plötzlich erwacht, wie ein Tier in ſeiner Höhle, das den Kopf hinausſteckt und, weil die Sonne warm ſcheint, auskriecht vor der Zeit. Die Bäume begannen ſich mit Grün zu umkleiden, erſt ein leichter Farbenhauch, den man nur bei gewiſſer Beleuchtung wahrnahm.

Der Raſen, der braun geweſen von der Feuchtigkeit und der Schneedecke, die auf ihm geruht, veränderte mit einemmal die Farbe, kleine, hellgrüne Halme ſproßten empor, überall an den großen Bäumen begannen die Knoſpen zu ſpringen, daß aus den dicken braunen Kugeln, die am Ende der Zweige ſaßen, mit einemmal das Grün lachte.

Die Sonne ſchien wie im Sommer, durchtränkte die Luft mit ihrem Schein, wärmte die Mauern der Häuſer, ſcheuchte die Winterkälte aus ihnen. Die Leute erinnerten ſich plötzlich ihrer Sommerüberzieher, hellere Farben tauchten auf, und als es tagelang ſo fortging, zog man die Ueberkleider aus, ein paar Kecke wagten ſich ſommerlich zu kleiden, und nur abends ward es kühl und erinnerte daran, daß es alles nur ein vorzeitiger Frühling ſei.

Er machte müde, läſſig. Eine ſehnende, dehnende Faulheit kam über einen, von kurzem Spaziergang kehrten die Menſchen erſchöpft heim; es ward ihnen ſchwer, die Treppen zu ſteigen; unterwegs blieben ſie in den Anlagen auf den Bänken ſitzen, und überall ſonnten die alten Leute ihre mürben Glieder und ihr weißes Haar.

Die junge Welt, die den Winter hindurch nur auf dem Fußboden herumgerutſcht war, ſaß mit einemmal im Sand, die Straßenjungen hockten auf dem warmen Pflaſter, die Kinder, die mit ihren Erzieherinnen ſpazieren gingen, wollten es ihnen gleichtun, liefen voraus, ſtocherten und wühlten im Kies der Wege, und irgend ein unbändiges Ding wälzte ſich ſogar auf dem friſchen Raſen.

Und dies erſte Wehen des Frühlings zauberte ein Lächeln auf die Geſichter, ſchien zufriedene Menſchen zu machen, wo man nur düſtere Mienen geſehen. All der Drang der Kreatur nach Licht und Luft und Sonne brach hervor, all das ſchlummernde Bedürfnis des Städters nach der Natur.

Man begann Ausflüge zu machen in die Umgebung, fuhr die weiteſten Strecken der elektriſchen Bahnen, wagte ſich ſogar auf die Elbdampfer, wo es doch noch etwas kühl wehte, fuhr mit der Eiſenbahn in die Sächſiſche Schweiz. In all die Menſchen ſchien eine Unruhe gekommen zu ſein, ein ſeltſamer Trieb, das Winterjoch abzuſchütteln, die Kultur der Städte zu verlaſſen, die Enge der Straßen.

Ueberall ſtanden die Fenſter offen, alle wollten die junge Luft hineinziehen laſſen in die Räume, daß ſie über die Teppiche huſchte, emporſtrich an den Vorhängen, hinausfegte, was unter den Decken ſich angeſammelt an ſtockigem Wintersodem.

Es war, als griffe der Lenzesbeginn auch in die Herzen hinein, enthüllte Geheimniſſe, öffnete das Verborgene, gäbe denen Mut zu ſprechen, die bis dahin die Lippen verſchloſſen. Man ſchien intimer zu werden, man legte die Steifheit und Zugeknöpftheit ab, es war, als ſänke das ganze deutſche Land um viele Breitengrade hinab, als würden die Stimmen lebhafter, das Leben mehr hinausgezogen auf die Straßen, als käme man zu ſüdländiſch-romaniſcher Kultur.

Unter dem ſtrahlenden Sonnenſchein, in der eben erwachenden Natur fuhr eine ganze Reihe von Wagen die lange Kaſtanienallee hinunter, deren Bäume noch grau und kahl ihre Zweige in den Himmel ſtreckten, an denen ſich kaum die dicken Knoſpen zu erſchließen begannen. Rechts und links grünte die junge Saat, dunkler Wald umſäumte die Felder, und ein Dorf mit roten Ziegeldächern kam eben links in Sicht.

Es war lachende Frühlingsſtimmung in all den Wagen. Die ſechs Gefährte gehörten zuſammen, und die Verbindung ward hergeſtellt, indem man ſich von einem zum andern übermütig etwas zurief. Es waren beinahe nur junge Leute, Herren und Damen, wenige mittelalterliche und ein paar ältere, ſich jung fühlende, dazwiſchen.

Man dachte es ſich köſtlich, dieſen Ausflug nach Moritzburg, dem Luſtſchloſſe, das da mitten in den Seen lag, wie man die großen Teiche nannte, die es umgaben. Von wem die Idee ausgegangen, wußte keiner, aber alle hatten das gleiche Bedürfnis: hinaus, hinaus ins Freie! Denn der Lenz war da, der böſe Winter vorüber, kein trüber Tag, kein Schnee, kein Regen, kein Unwetter würde mehr kommen, und man wollte den Frühling auskoſten vom erſten bis zum letzten Tage; auch der Sommer ging vorüber, und wieder bräunten ſich die Blätter und fielen ab, und abermals rieſelten von dem grauen Himmel die Schneeflocken über das ſchlafende Land.

Jugend und Jugendluſt, Frühling und Frühlingswehen ſchienen über dem kleinen Zug zu liegen. Es waren junge Damen, junge Offiziere, Ehepaare, die hier und da eine Schweſter, eine Schwägerin, eine Freundin aufgefordert. Ein paar fuhren in eigner Equipage, andre hatten Mietwagen genommen. Man lachte, man rief, die Damen begeiſterten ſich: „Nein, wie ſchon alles grün iſt! Ach und wie die Sonne ſcheint!“

Da rief einer von vorn, und es ward weitergegeben von Wagen zu Wagen:

„Man ſieht das Schloß!“

Nun ſtanden ſie in den Wagen auf, alles reckte die Hälſe, und man ſah erſt jetzt die ſommerlichen Toiletten, die hellen Kleider, die bunten Schleifen, die blumenbedeckten Strohhüte, denen nun endlich der dunkle Filz und die Federn Platz gemacht. Da blühten in der Sonne auf den Hüten der Damen Veilchen und Roſen. Und die Blumen nickten und wogten hin und her, während es enttäuſcht von

Mund zu Mund ging: „Man ſieht ja gar nichts!“

Aber von neuem rief der ganz vorn, Rittmeiſter von Saalfeld, der ſeine Pferde ſelbſt lenkte:

„Man ſieht das Schloß!“

Dann nahm er ſeine Peitſche und ließ ſie in der Luft kreiſen, daß die Schnur eine ſeltſame Figur beſchrieb, etwa wie eine rieſige Mandarine. Nun lachte man in den Wagen: „Er macht ſich luſtig. Man ſieht ja noch gar nichts!“

Doch Graf von der Lenken mit ſeinem grauen Kopf, der aber Lebensluſt hatte für zehn, meinte, ſeine Damen im hinteren Wagen beruhigend:

„Er hat ganz recht, man ſieht's!“

„Sehen Sie's?“

„Nein, ich weiß es aber, von dieſer Stelle aus ſieht man es.“

Die Wagen rollten weiter, auf bald ſteigender, bald fallender Straße, langſam und ſchwer hinauf, ſchneller wieder hinab. Nun kam Eiſenberg in Sicht, der Ort, der rechts und links von der Straße lag und wie eine Art Feſtdekoration nach dem Schloſſe leitete.

Jetzt ſah man wirklich das Schloß mit ſeinen gelben Mauern und ſeinen vielen Fenſtern, dem hohen roten Dach in der Mitte und rechts und links die gewaltigen Türme. Man ſah es aufſteigen auf ſeiner Terraſſe von grauem Sandſtein mit dem langhingezogenen Barockgeländer, auf dem Putten und Nymphen und Göttinnen und Herren in Jagdröcken ſtanden, die auf ihren großen Hörnern Horrido und Fanfare zu blaſen ſchienen.

Das Schloß wuchs aus den Teichen heraus, auf denen die Sonne glitzernd ſpielte, als wären es gewaltige Brillantflächen mit Millionen und Millionen Facetten, die augenblendend die Strahlen zurückwarfen. Der rotbraune Kies, der zum Beginn des Frühlings neu geſchüttet war, knirſchte unter den Rädern, man fuhr über die Brücke, die Wagen hielten auf der Inſel, auf der das gewaltige Jagdſchloß ſtand.

Die Herren halfen den Damen aus den Wagen, überall zeigten ſich jetzt die hellen Kleider, man ließ die Jacken und Ueberzieher auf den Polſtern zurück, und nun ging die Geſellſchaft, die jungen Offiziere alle in Zivil, die Damen die Sonnenſchirme aufgeſpannt, die Rampe hinauf. Es war von weitem für einen Augenblick, als wüchſen da auf dem grauen Grund der Steinplatten lauter farbige Pilze, die nach dem letzten Regen durch die junge Sonne zwiſchen den Fugen emporgewuchert ſeien.

Nur ein Teil der Geſellſchaft ſah ſich das Schloß an, das faſt alle ſchon kannten, die andern blieben draußen und gingen langſam ſpazieren. Paare hatten ſich auf der großen Terraſſe gebildet, zu Gruppen taten ſie ſich ab und zu zuſammen, einmal wechſelten die Herren und gingen dorthin, dann begaben ſich zwei Damen abſeits, teilten ſich etwas mit, Frauen, die mit ernſter Miene ſich nach ihren Kindern befragten, junge Mädchen, die irgend etwas zu wiſpern hatten und die Köpfe zuſammenſteckten.

Auch Ida von Leßdorff ſtand dort, dicht unter einem niedlichen dicken, pausbäckigen Jungen, deſſen einer Sandſteinabſatz fehlte, ſo daß man ein verroſtetes Stück Eiſen, die Figur zuſammenhaltend, daraus hervorſchauen ſah. Sie war klein und ebenmäßig, ſie hatte ein friſches, offenes Geſicht und blondes Haar. Sie trug ein helles Sommerkleid und einen lila Gürtel; die gleiche Farbe wiederholte ſich an Hals und Hut.

Sie lehnte ſich auf die Steinbrüſtung, und während ſie mit ihrer Freundin Nelly von Reeſe ſprach, ſah ſie immer hinüber zu den andern, die auf der breiten Terraſſe um das Schloß gingen, die in einiger Entfernung ſtanden, nahekamen, die Stellen wechſelten, lachten, auf das Waſſer deuteten, dann zum Fenſter hinaufſahen. Mit einemmal ſchaute auch Ida zum Schloſſe hinauf. Sie nahm ihre Freundin beim Arm:

„Sieh mal dort, ſieh doch mal!“

Auf den erſten Blick war nichts Erſtaunliches zu ſehen, aber dann gewahrte Nelly oben am Fenſter ein lachendes Geſicht: Rittmeiſter von Saalfeld ſtand dort oben. Er ſah zum Bankettſaal hinaus, deſſen Geweihe und Trinkbecher drinnen eben der Geſellſchaft gezeigt wurden, und als er die beiden gewahrte, verneigte er ſich lächelnd ein paarmal. Ida ſtarrte noch lange hinauf, als die Geſtalt oben ſchon längſt verſchwunden war, dann fragte ſie eifrig ihre Freundin: „Haſt du ihn geſehen?“

Die andre lächelte: „Gewiß, aber das iſt ja gleich.“

„Wieſo?“

„Nun, wenn du ihn nur geſehen haſt.“

Das kleine Fräulein von Leßdorff machte ein ernſtes Geſicht, das ihr faſt noch beſſer ſtand als das Lächeln, und ſagte: „Du mußt mich nicht ärgern!“

Doch die Freundin legte ihren Arm um die Schulter der andern und ging mit ihr ein Stück die Terraſſe hinauf, denn ſie waren an dieſer Stelle jetzt allein: „Ich will dich ja nicht ärgern.“

Das junge Mädchen meinte, indem allmählich wieder ein halbes Lächeln um ihre Lippen trat: „Nein, ihr müßt nicht ſchlecht ſein! Du nicht!“

Doch die andre, die ſchwarze Nelly, deren Mutter eine Amerikanerin geweſen und die von ihr, der früh Verſtorbenen, den Namen und auch die nußbraunen Augen geerbt, fragte ruhig:

„Aber Ida, wer ärgert dich denn?“

„Gott, ich kann doch nichts dafür!“

Nelly tat erſtaunt: „Was denn?“

Aber Ida gab nur zurück: „Ach, tu nicht ſo, du weißt ſchon, es iſt doch nichts Schlechtes dabei, es iſt nun mal ſo!“

Dann ging ſie plötzlich ſchneller, und Nelly blickte lächelnd ihre Freundin an. Nun miſchten ſie ſich mit den andern. Ein paar junge Frauen kamen dazu, Frau von Ilberg, die Ida zu der heutigen Partie mitgenommen, der alte Graf von der Lenken, der den Damen weitläufig vom Schloßgarten erzählte. Sie erblickten ihn jetzt auf der andern Seite der beiden Teiche. Sie ſahen ſeine ſteife Pracht der beſchnittenen Hecken und Bäume, und der Graf, der Altertumsſtudien gemacht, gab den Damen ein Bild aus jenen vergangenen Zeiten, wo noch bezopfte Herren und Damen dieſen Garten belebten, wo man mit Degen und Stock ſpazieren ging, mit gepudertem Haar und Fächer, wo man ſich zierlich neigte und vielleicht noch zierlicher küßte.

Denn die Liebe lag um dieſes Schloß gebreitet, die Liebe hatte hier gewohnt, die Liebe, wie ſie jener Zeit eigen geweſen, an jenem prunkenden Hof, der hier ſein Spiel getrieben. Und der Graf zog die andre Seite ſeines Weſens auf, wie er ſelbſt manchmal ſpaßhaft ſagte, von der hiſtoriſchen kam er auf die Liebe.

Die Damen hörten ihn gern reden, ſie wußten manchmal nicht, war es Scherz oder Ernſt, meinte er es wirklich ſo, wenn er in verzückten Ausdrücken ſprach? Es war zu ſonderbar und zu reizend, wenn er die Liebespaare der vergangenen Jahrhunderte heraufbeſchwor und heimliche Geſchichten von ihnen erzählte, die die Damen ruhig anhören konnten, denn alles, was der Graf begann, hatte etwas Niedliches und Zierliches, wie ſeine kleine Figur, die ausſah, als käme ſie eben aus jenen bezopften Zeiten! Glatt war ſein Geſicht, an dem man kaum eine Spur von Schnurrbart merkte, weiß war ſein Haar, das in kleinen Löckchen den Kopf umſtand.

Er verſammelte bald eine Menge Damen, um die ein paar Herren einen zweiten Kreis bildeten. Er ſprach von Mondſcheinnächten, wo man hier Kahn gefahren, er deutete auf die Inſel hinüber, die dort lag mit einem kleinen verlaſſenen Tempel darauf, er erweckte mit leiſen Worten die ganze Poeſie der vergangenen Zeit.

Es ſchien, als hätte es damals nur Courmacher gegeben: wie der Geſchäftsmann von Geſchäften ſpricht, der Kavalleriſt von ſeinen Pferden, der Juriſt vom trockenſten Bücherſtaub, ſo hatten eben vormals jene Menſchen von Liebe geſprochen. Das war wenigſtens des Grafen Theorie.

Da ſagte Frau von Ilberg, die, wie man wußte, nicht ſehr glücklich verheiratet war, vielleicht deshalb nicht, weil ſie eben Dinge erträumte, die es nicht gab: „Ach, muß das ſchön geweſen ſein! Ja, ſo etwas gibt es eben heute nicht mehr.“

Ein junger Leutnant flüſterte einem Kameraden neben ſich ins Ohr: „Na, das wird damals auch nicht anders geweſen ſein wie heute!“

Und der andre antwortete etwas noch leiſer. Dann kicherten die beiden, ja der eine ward vor Lachen ſo rot, daß er faſt zu platzen ſchien. Der Graf aber ließ ſich nicht ſtören und meinte mit einem Lächeln: „Nun, warum ſoll heute ſo etwas nicht mehr geſchehen? Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß es Liebe noch heute gibt?“

Eine Rittmeiſtersfrau ſagte:

„Ach Gott, ja, aber unſre lieben Männer ſprechen heute lieber untereinander. Wir von Klatſch und Häuslichkeit und die vom Dienſt und all den Sachen, die uns eigentlich gleichgültig ſind! Da iſt für die Liebe keine Zeit.“

Damit gingen ſie langſam weiter, der weißgelockte Graf in der Mitte, während die Leutnants in einigem Abſtand folgten. Der eine fragte leiſe Nelly: „Gnädiges Fräulein, glauben Sie, daß er recht hat?“

Der Graf aber ſagte, indem er ſich immer ab und zu rechts oder links zu den Damen wandte:

„Sehen Sie, warum ſoll es ſo etwas heute nicht geben? Man iſt nur ſo albern, man will es nicht ſagen. Damals dachte man anders darüber, heute lacht einen womöglich jeder aus. Und warum ſoll man nicht für jemand ſchwärmen? Nehmen wir doch mal dieſes Wort. Haben wir das nicht auf der Schule getan? Und Sie alle, gnädige Frau, Gräfin, gnädiges Fräulein, was meinen Sie, Sie nicht alle in der Penſion?“

Plötzlich kam er auf einen Gedanken, er blieb ſtehen, und es war, als ſähe er Ida von Leßdorff direkt an: „Nun und gibt es nicht welche, die's noch heute tun? Glauben Sie das nicht? Was meinen Sie, gnädiges Fräulein?“

Alle blickten Ida an, alle hatten verſtanden, alle lächelten. Das junge Mädchen ward langſam rot und meinte:

„Bitte, Graf Lenken, fragen Sie mich doch nicht. Warum fragen Sie mich denn?“

Der Graf zuckte die Achſeln und ſagte ſehr ernſt:

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, es iſt ein Zufall, aber warum ſoll ich Sie nicht fragen?“

Nun ſchloſſen die andern einen Kreis um die beiden, und alles zeigte die gleichen lächelnden Geſichter, mit denen man das blutübergoſſene junge Mädchen anſah. Ida ſagte noch einmal: „Nein, bitte, fragen Sie jemand anders.“

Da rief die ſchwarze Nelly trotz ihrer Freundſchaft, denn ſie machte gern einen Spaß: „Nein, nein, Ida, du mußt antworten!“

Leutnant von Borcht legte die Hand aufs Herz und meinte, indem er ſeinen vorzeitigen Strohhut mit dem bunten Bande abnahm und verſuchte, wie ein Schauſpieler mit Pathos und In-die-Höhe-ziehen des Satzendes zu ſprechen: „Glauben Sie wirklich, daß es Liebe gibt?“

Da ſchoſſen Ida die Tränen in die Augen, und ſie rief: „Das iſt nicht hübſch, Herr von Borcht!“

Frau von Ilberg begann von etwas anderm zu ſprechen, fragte, wo das Landſtallamt läge, nur um etwas zu reden, obgleich ſie es wußte, und jetzt taten alle, als wäre gar nichts geſchehen, als hätte man das junge Mädchen nicht in Verlegenheit geſetzt.

Der Graf begann wieder zu erklären, zu erzählen, und während die Geſellſchaft nach der Rampe zurück ging, über die ſie heraufgekommen, ſagte Leutnant von Borcht zu ſeinem Kameraden:

„Der Lenken iſt eigentlich ein ſchrecklich ſüßlicher Kerl!“

Inzwiſchen waren die übrigen aus dem Schloß zurückgekommen, alles vereinigte ſich auf der Terraſſe, ſchritt wieder im Sonnenſchein die Rampe herab, man ſtieg in die Wagen und fuhr in den Ort.

Rittmeiſter von Saalfeld hatte alles vorbereitet. In „Adams Gaſthaus“ ſtanden im Saal Tiſche gedeckt, und man trank den Kaffee. Die Damen hätten gern im Freien geſeſſen, aber draußen ſchien noch nicht alles hergerichtet. Man wollte auch nicht lange bleiben, denn das Programm war ſo gedacht, daß man nach kurzer Zeit die Wagen wieder beſteigen ſollte, um nach der Faſanerie hinauszufahren und dann zur Fütterung. Hinterdrein aber würden ſie zurückkehren; als Ueberraſchung hatte der Rittmeiſter Muſik beſtellt, und es ſollte getanzt werden.

Bald darauf dampfte der Kaffee, und ſolche Berge von Kuchen waren gekommen, daß die Damen laut auflachten jedesmal, wenn ein neuer Teller voll Streußel-, Butter- oder Pfannkuchen auf den Tiſch geſtellt ward.

Man hatte ſich geſetzt, wie es gerade kam. Diejenigen, die das Schloß noch nicht geſehen, erzählten den andern, die übrigen ſchwärmten dafür von der Faſanerie und von der Fütterung. Die älteren Leute hatten ſich zuſammengefunden, die mittelalterlichen gleichfalls, und die Jugend, die Leutnants, die jungen Damen, die ganz jungen Frauen kamen mit einemmal auf einen Gedanken. Alles ſtand auf, man ſchob die Stühle beiſeite, und während die übrigen erſtaunt zuſahen, was denn geſchehen ſollte, wurden die Tiſche zuſammengerückt, und dann ſaßen mit den jungen Mädchen und Frauen in bunter Reihe die jungen Herren in ihren Sommeranzügen mit den hohen Kragen, den leuchtenden Krawatten, den hellen Schuhen, alle mehr oder weniger wie junge Engländer, nur daß die verbrannten Geſichter und die ſchneeweißen Stirnen darüber die Offiziere andeuteten, die jetzt beim Schwadronsexerzieren ſich täglich dem Sonnenbrand ausſetzten.

Man erzählte von der Szene mit der Liebesfrage vorhin auf der Terraſſe, und ohne daß Ida von Leßdorff es merkte, war plötzlich überall von ihr die Rede. Man ſah ſie an, und man blickte zum Rittmeiſter von Saalfeld hinüber, als beſtände eine Verbindung zwiſchen beiden.

Ein junges Ehepaar, ein Diplomat mit ſeiner Frau, die erſt ſeit kurzem in der Stadt waren, fragten erſtaunt, was denn eigentlich los ſei, ſie begriffen nicht. Man lachte wieder, indem man das Mädchen anſah und dann wieder den Offizier. Endlich wurde es ihnen erklärt. Es war allgemeines Geheimnis, es gab keinen Menſchen beinahe, der es nicht gewußt hätte: Ida von Leßdorff liebte den Rittmeiſter.

Sie liebte ihn in ihrer naiven, faſt kindlichen Art, ſie hatte es nie verbergen können, man hatte es von Anfang an gewußt, man ſprach darüber, man rechnete damit wie mit etwas in der Geſellſchaft ganz Bekanntem: Ida von Leßdorff liebte den Rittmeiſter. Jeder andern hätte man es übel genommen, man hätte es unweiblich gefunden, die Damen hätten ſich empört, die Herren vielleicht Scherze darüber gemacht, die der Sache bald ein Ende bereitet hätten, aber dieſem kleinen Mädchen nahm man es nicht übel.

Es war, als ob man von jemand wüßte, er würde einmal ein Gut erben, er beſaß es noch nicht, man ſprach auch nicht darüber, um nicht auf den Tod des Verwandten, von dem er es bekam, anzuſpielen, aber jeder Menſch wußte es. So wußte auch jeder: Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter.

Sie hatte es niemals jemand geſagt, ſie hätte ſich eher die Zunge abgebiſſen, aber ſie ſah ihn immer an, naiv, ohne Keckheit, wie etwas Selbſtverſtändliches, ſo wie ſie zum Fenſter hinaufgeſchaut, als er oben in dem Saal erſchien. Sie folgte ihm mit den Blicken, wenn er mit einer andern Dame tanzend durch den Saal glitt. Beim Rennen wußte man, daß ſie ſich verfärbte bei jedem Hindernis, das er nahm. Wenn er irgendwo zu finden war, ſuchte ſie es ſo einzurichten, daß ſie auch dorthin kam.

Sie ſprach von ihm mit Begeiſterung, ſie machte ihre Freundinnen aufmerkſam, er hätte dies und das getan, und wenn die dann kicherten, ſo hatte das kleine Mädchen nur die einzige Waffe, zu ſagen, wie ſie es vorhin getan: „Aber was habt ihr denn nur mit mir, laßt mich doch!“

Und man wußte, Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter.

Von den Herren, die bei der Schwadron des Rittmeiſters von Saalfeld ſtanden, erfuhr ſie, wie es dort beim Dienſt zuging, die Herren waren nett und mitleidig mit ihr. Sie lächelten wohl untereinander, und vielleicht machte dieſer oder jener einen Scherz, aber man verzieh es ihr, und man verzog ſie.

Es war wie ein ſtilles Einverſtändnis. Die Herren erzählten ihr, wo der Rittmeiſter geweſen, was er getan; ſie nahm es dankbar entgegen, ſie war nett mit den andern, wie ein guter Kamerad, dankbar dafür, daß ſie von dem ſprachen, den ſie eben liebte.

Keine andre hätte das wagen dürfen, an jeder wäre etwas hängen geblieben, man hätte ſich aufgeregt, Böſes geſprochen, hätte es unglaublich gefunden, aber bei Ida war es etwas andres, alle Welt hatte ſie gern, und man wußte eben: Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter.

Der einzige, der es nicht zu ahnen ſchien, war der Rittmeiſter ſelbſt. Freunde hatten wohl einmal im Scherz vor längerer Zeit, denn das ſpielte ſchon über ein ganzes Jahr, eine Andeutung gemacht, aber er antwortete mit dem ruhigſten Geſicht, er verſtände nicht, was man meine, mit einem Ausdruck, der zu ſagen ſchien: „Verehrteſter, ich verbitte mir das!“

Hindern konnte er es nicht, daß, wenn er mit ihr ſprach, man auf ſie aufmerkſam ward, daß dieſe und jene die Köpfe zuſammenſteckten, als wollten ſie ſagen: „Ja, ja, Ida von Leßdorff liebt eben den Rittmeiſter!“ Und ſo war es dahin gekommen, daß er nicht unbefangen gegen ſie war, wie er es einſt geweſen, obgleich das Mädchen ſelbſt keine Schuld daran trug. Sie war mit ihm ſo natürlich, ſo einfach, als regte ſich nichts in ihrem Herzen. Sie ſah ihn nur an, ſie freute ſich, mit ihm zu ſprechen, ſie war glückſelig, wie ein treuer Hund, der in der Nähe ſeines Herrn ſein darf, dem es genügt, zu ſeinen Füßen zu liegen, vielleicht nur in einem Winkel, ein Stück entfernt, der aber immer auf ihn achtet, jede ſeiner Bewegungen verfolgt und, wenn er aufſteht und das Zimmer verläßt, aufſpringt und ihm folgt, um im nächſten Raum ſich ruhig wieder niederzulegen.

(Fortſetzung folgt)

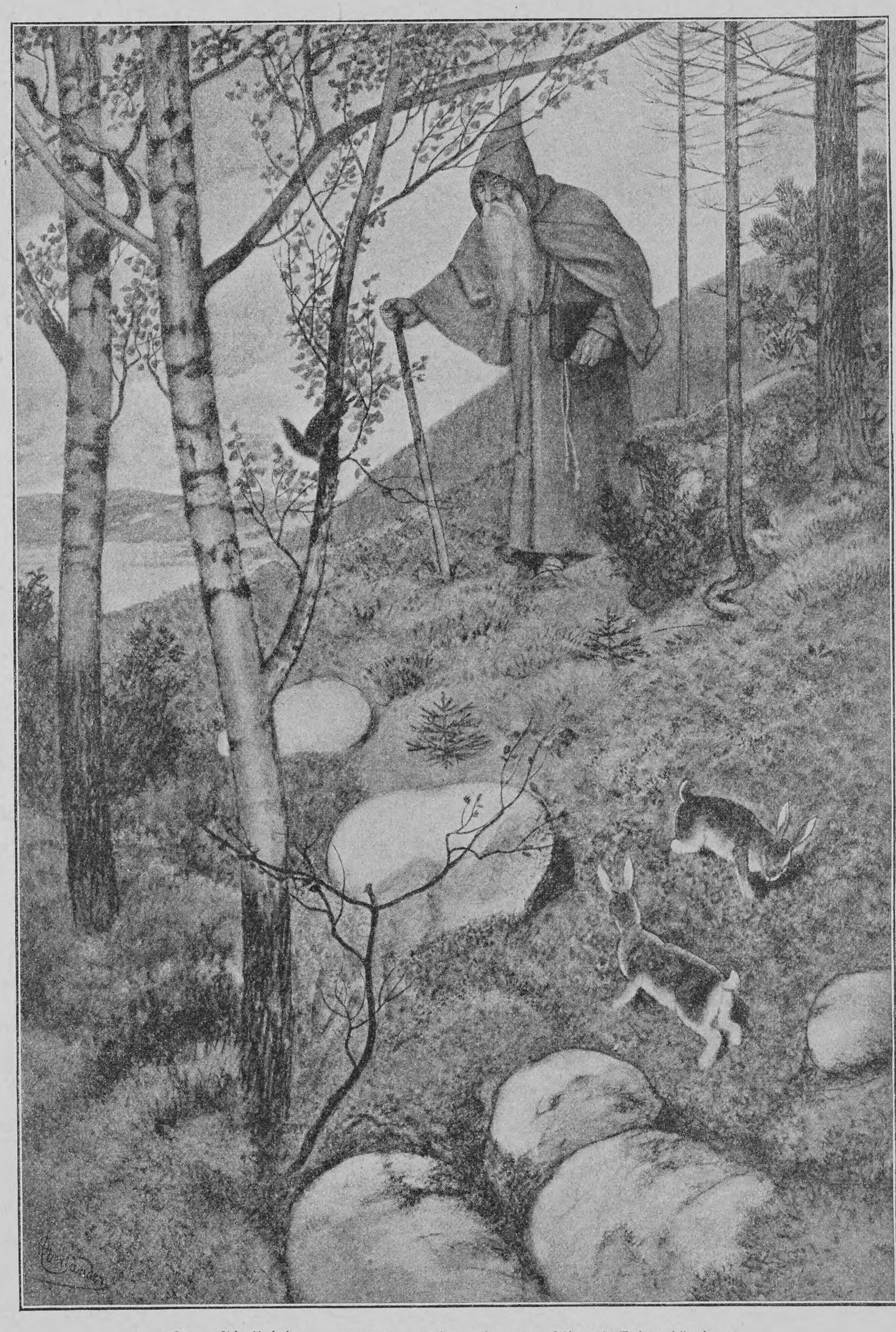
Spruch

Will lieber, daß man mir ſchuldig bliebe,
Als daß ſie mir zahlen mit falſchem Geld,
Wie Haß und Undank mir beſſer gefällt,
Als wenn ſie mir kommen mit falſcher Liebe.

Aug. v. Plinke

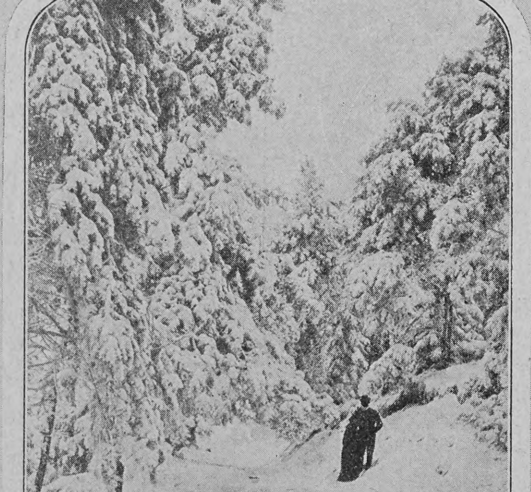
A. Oberländer als Maler

Wenn eine neue Nummer der „Fliegenden“ erſcheint, dann iſt die erſte Frage der meiſten Leſer: „Iſt ein ‚Oberländer‘ drin?“ Und wenn einer ‚drin iſt‘, dann freut ſich männiglich, und dieſe gehobene Stimmung kommt auch dem übrigen Inhalt der Nummer zugute. In einem ſo intimen, herzlichen Verhältnis wie zu Oberländer ſteht das deutſche Publikum — nein, wir dürfen ruhig ſagen: das deutſche Volk nur noch zu einem ſeiner Humoriſten: dem herrlichen Wilhelm Buſch. Aber während der Einſiedler von Wiedenſahl Feder und Zeichenſtift leider ſchon lange beiſeite gelegt hat und, im friedlichen Umgang mit ſeinen Klaſſikern und ſeinen Bienenſtöcken, die Muße ſeiner alten Tage von der Sonne ſeines Ruhmes beſcheinen läßt, iſt Oberländer noch in voller Tätigkeit, und wie der Dichter der „Frommen Helene“ zuletzt durch ein paar kleine, aber klaſſiſche Proſabücher, ſo führt der Zeichner des „kleinen Moritz“ jetzt durch Gemälde ſeinen lieben Deutſchen die alte Wahrheit wieder einmal zu Gemüt, daß ein Humoriſt nicht bloß ein Spaßmacher und Jongleur luſtiger Einfälle zu ſein braucht, ſondern daß gerade der echte Humoriſt ein Mann mit einem tüchtigen Fond ſeeliſchen Ernſtes iſt und ſein muß. In den letzten Jahren iſt A. Oberländer auf Ausſtellungen mit Bildern, teils Aquarellen, teils Oelgemälden vertreten geweſen, und wenn auch in dieſen oft die humoriſtiſche Note teils mehr, teils minder vernehmbar durchklang, ſo überraſchte und feſſelte doch nicht weniger, beſonders im Landſchaftlichen, ein feines Naturgefühl, eine zarte elegiſche Stimmung. Und man lernte raſch auch dieſen Oberländer verſtehen und lieben: ſeine Gemälde haben ihm nicht weniger wie ſeine Zeichnungen Freunde geworben und feſtgehalten. So war es nur recht und zeitgemäß, daß die Verleger der „Fliegenden Blätter“, Braun & Schneider in München, dem Oberländer-Album, von dem jetzt ſchon eine ganze Reihe Bände in immer neuen Auflagen erſchienen iſt, eine Oberländer-Mappe zur Seite gaben: Photogravüren nach Gemälden von A. Oberländer. Außer dem prächtigen Oberländer-Porträt von Lenbach enthält die Mappe ſechzehn vorzüglich ausgeführte Reproduktionen in Photogravüre. Der Betrachter wird in den 16 Blättern eine ganz unerwartete Mannigfaltigkeit des Stoffs und der Stimmung finden: rein Humoriſtiſches, wie den „Schenkkellner vor dem Femgericht“, leicht Allegoriſierendes, wie „Humor und Schwerfälligkeit“, ein famos erzähltes Anekdotenbild „Der Trinker und der Teufel“, dem man auch in der einfarbigen Wiedergabe die feinen maleriſchen Qualitäten anſieht, Landſchaftliches von romantiſchem Zauber („Fauchenſchlucht“) und von verhaltener Schwermut („Reſignation“). Wir freuen uns, unſern Leſern eines dieſer Bilder in verkleinerter Wiedergabe vorführen zu können, den „Einſiedler“, ein fröhlich-ſchlichtes Frühlingsidyll, das ſo recht von des Künſtlers herzlichem Naturgefühl durchleuchtet und durchwärmt iſt.



Der Einſiedler. Nach dem Gemälde von Adolf Oberländer

Weihnachten überall



Spielwarenverkauf in den Straßen von Paris
In der Heimat des Chriſtbaums (Harz)

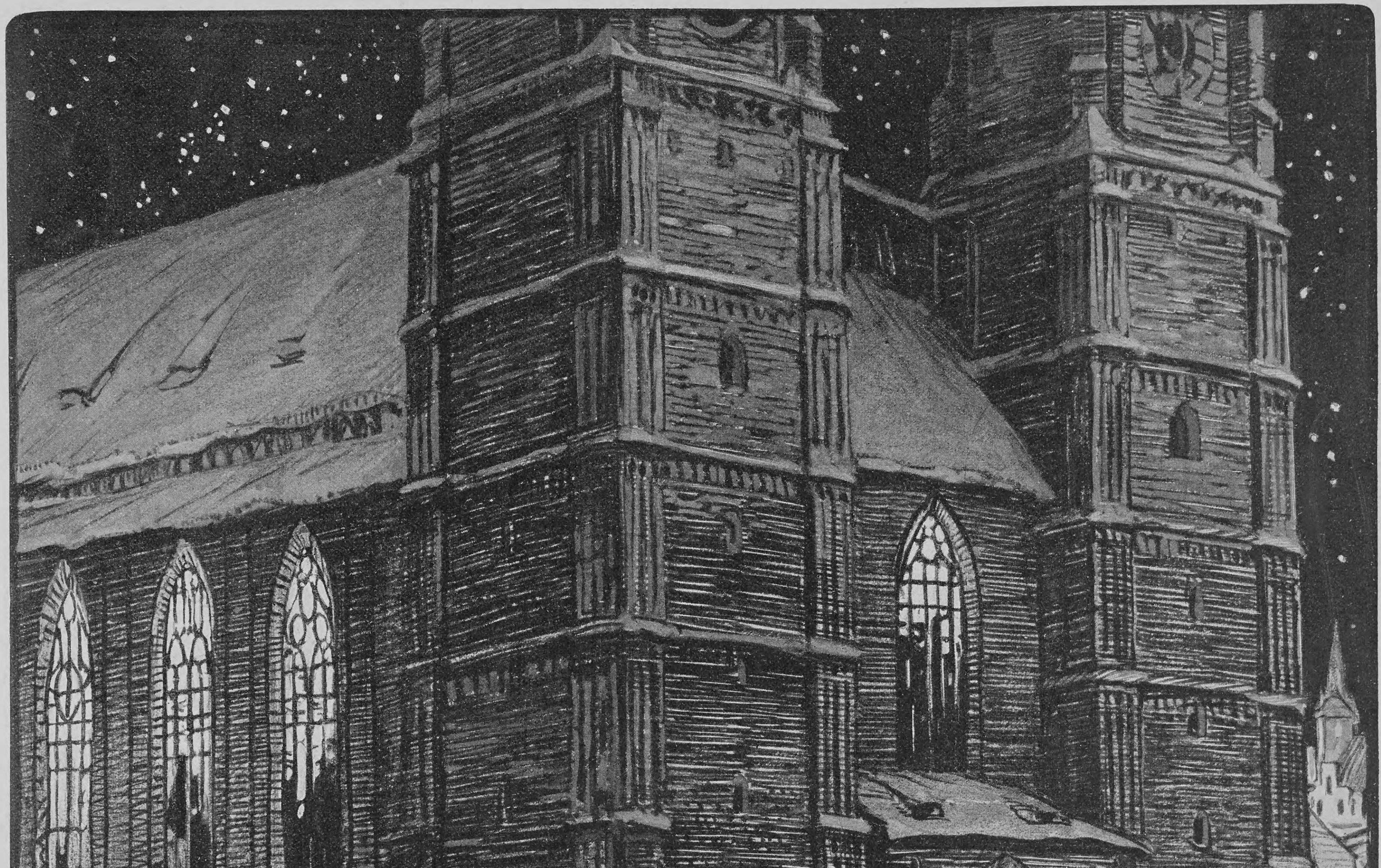
Weihnachtsarbeiten in einem engliſchen „Puppenheim“
Straßenverkäufer vor Weihnachten in Berlin

Straßenſzene vor Weihnachten in Rom
Der natürliche Schmuck des Chriſtbaums

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 12



Christnacht

Nach einer Zeichnung von Walter Püttner in München

Notizblätter

Bühne

Hundert Jahre nach dem Tode Carlo Goldonis, des berühmten italieniſchen Luſtſpieldichters, gab ſein Stück „Le donne curiose“ ſeinem Landsmann Luigi Sugana den Stoff zu einem Operntexte, den Ermanno Wolf-Ferrari, Direktor der ſtädtiſchen Muſikſchule zu Venedig, in Muſik ſetzte. Unter dem Titel „Die neugierigen Frauen“ (deutſcher Text von Hermann Teibler) errang das heitere Werk, das in ſeiner luſtigen Führung an die alten italieniſchen Buffo-Opern erinnert, im Reſidenz-Theater zu München einen vollen Erfolg. Freundliche Aufnahme fand auch im Münchener Volkstheater das Schauſpiel „In zwölfter Stunde“ von Seraphine Detſchy. Es iſt zwar ein Stück hergebrachter Schablone, aber von geſchickter Mache. — Das Stadttheater in Nürnberg brachte das Drama „Die Komödianten des Königs“ von M. Fumagalli und J. Mager zur erſten Aufführung. Das auf einer altengliſchen Legende aufgebaute Stück, deſſen Entwicklung, ähnlich wie im „Hamlet“, von einem Schauſpiel im Schauſpiel ausgeht, iſt in den erſten Aufzügen zu gedehnt, im letzten Akte jedoch von hoher dramatiſcher Wirkung.

— Große Heiterkeit erweckte im Athenäum-Theater zu Paris der Schwank „Der Prinzgemahl“ von Xanrof und Chancel. Das Stück ſpielt „in einem Balkanſtaate“, doch ohne naheliegende politiſche Anſpielungen, und es wäre zu wünſchen, daß alle orientaliſchen Wirren ſich ſo glücklich löſen, wie es hier geſchieht.

— Stürmiſche Kundgebungen veranlaßte im flämiſchen Theater zu Antwerpen die Vorführung des Schauſpiels „Ein Hirt“ von Jan Bruylants. Der „Hirt“ iſt ein alter milder Dorfpfarrer, zu dem ſein eifriger Vikar in ſchroffem Gegenſatz ſteht. Aber auch dieſer junge Fanatiker erliegt der allbezwingenden Liebe, und der greiſe Prieſter ſegnet den Bund der beiden Sündigen als die beſte Sühne für ihre Schuld. Das Stück hatte bei dem Wettbewerb für flämiſche Bühnenwerke einen erſten Preis davongetragen, eine Entſcheidung, die ſchon damals in klerikalen Kreiſen übel vermerkt wurde. Bei der Aufführung nun machte ſich dieſer Unmut in heftiger Oppoſition Luft, und es kam zu tumultuariſchen Auftritten.

— „Die verſunkene Glocke“, von A. Davidoff zur Oper umgeſtaltet, fand in Petersburg eine begeiſterte Aufnahme.

Totenschau

Prof. Dr. A. Th. Almén, bed. Phyſiologe, Chef des ſchwediſchen Medizinalweſens, 71 J., † 25. Nov., Stockholm. — Kunſthändler Theodor Graf, Entdecker der unter dem Namen Papyrus Rainer bekannten Papyri, 64 J., † 25. Nov., Rodaun bei Wien. — Geſchichtsmaler Joſef Stallaert, 79 J., † 25. Nov., Brüſſel. — Prof. Achille Adrien Prouſt, ber. Hygieniker, Generalinſpektor des franz. Sanitätsweſens, 69 J., † 26. Nov., Paris. — Muſikſchriftſteller Dr. Auguſt Reißmann, 79 J., † 26. Nov., Berlin. — Senator Dr. Emil von Oven, einſt Bürgermeiſter der freien Stadt Frankfurt, 87 J., † 27. Nov., Frankfurt a. M. — Geh. Hofrat Prof. Dr. Ottmar Schmidt, bed. Chemiker, 68 J., † 28. Nov., Stuttgart. — Hofrat Ludwig von Ullmann, Direktor der Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft, 57 J., † 30. Nov., Wien. — Joſef Mayr, Bürgermeiſter von Oberammergau, einſt gefeierter Chriſtusdarſteller bei den Paſſionsſpielen, 61 J., † 1. Dez., München.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.
10 Stück 30 Pfennig.

C. Maquet, G. m. b. H.
Berlin W. 35, Lützowstrasse 89/90. — Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle**, verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle**, verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.

UM **SCHLANK** ZU **WERDEN** ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **"Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt **übermässigen Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz **Mk. 5,30** franko. RATIÉ, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. HADRA, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, TÖRÖK, Königsg. 12, Budapest.

Zaren-Chocolade
zum Rohessen
per Tafel M. 0 40 und 0.75.
Franz Sobtzick
Königl. Hoflieferant
Fabriken in Ratibor und Breslau.

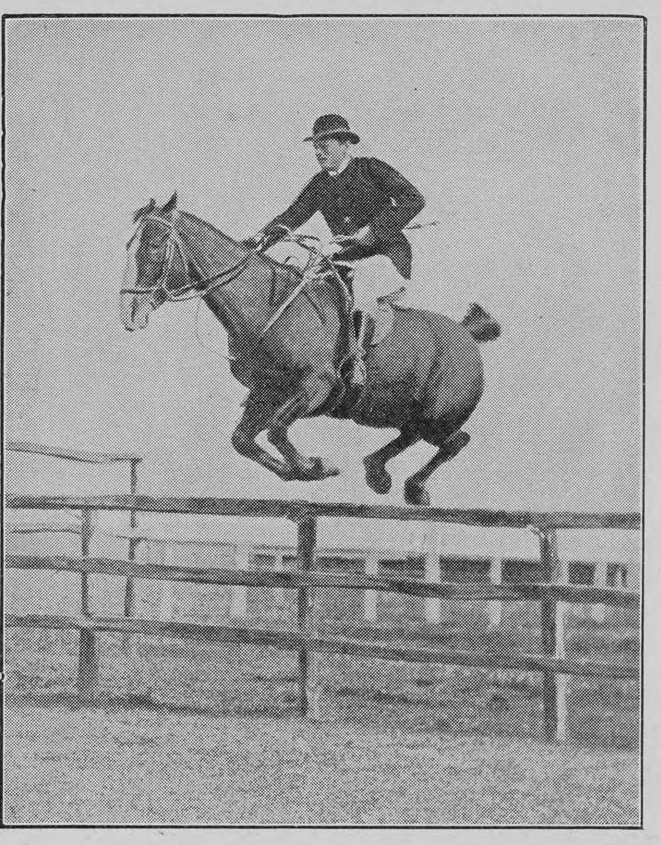
Pensionnat de Demoiselles, *1er ordre.* **Hæussler-Humbert, pasteur, Beau-Séjour,** *Neuchâtel; fondé 1874. — Villa avec jardin magnifique. Demandez prospectus.*

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt. Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S. Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

Hohenzollernkranz
je älter — je besser
ein sehr beliebter Kuchen, passend für Wein, Tee, Kaffee etc. Viele Anerkennungen und Dankschreiben. Ein Versuch führt zu dauernder Kundschaft. **3,50 Mk.** franko Nachnahme. Tadellose Ankunft garantiert. **Otto Carl Boehme,** Hohenzollernkonditor, **Cassel 27.**

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle
fabriziert
Rich. Maune, Dresden-Löbtau.
Katalog gratis.

Leichten Nebenverdienſt
verſchaffen ſich Damen durch Verkauf ſehr ſchöner billiger Stoffe in Bekanntenkreiſen. Muſter und Bedingungen auf Verlangen unter **K. S. 5647 durch Rudolf Moſſe, Cöln.**



Moment-Aufnahme mit Goerz-Anſchütz-Klapp-Camera (Objektiv: Goerz-Doppel-Anaſtigmat), welche Augenblicksbilder bis zu $1/_{1000}$ Sekunde, ferner Portraits, Gruppen, Landſchaften, Architekturen ꝛc. aus der Hand und vom Stativ zu machen geſtattet. Goerz-Doppel-Anaſtigmat, vorzügliches Univerſal-Objektiv für alle Zwecke der Photographie. Goerz-Photo-Stereo-Binocle: Combination von Doppelfernrohr und Stereoſkop-Camera. Die Apparate ſind zu beziehen durch alle photographiſchen Handlungen oder direkt durch die Optiſche Anſtalt C. P. Goerz, Aktiengeſellſchaft, Berlin-Friedenau 54. Filialen: New-York, 52 Eaſt Union Square. London, 1/6 Holborn-Circus. Paris, 22 Rue de l'Entrepôt. Reich illuſtrierte Kataloge koſtenfrei.

Ergänzung der täglichen Nahrung
mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**
*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!

PETER'S UNION PNEUMATIC
Mitteldeutsche Gummi-Waaren-Fabrik, Louis Peter. Frankfurt a/M.

Weihnachtsliteratur

Lexicon Generum Phanerogamarum. Bearbeitet von Direktor Tom von Poſt und Dr. Otto Kuntze. 49 Druckbogen (LXVIII und 718 Oktavſeiten). Stuttgart und Leipzig, 1903 (1904), Deutſche Verlags-Anſtalt. Ein unvergleichlich wertvolles Orientierungs- und Nachſchlagebuch über alle phanerogamiſchen Pflanzengattungen mit ihren Untergattungen oder Sektionen und allen Nebennamen (Synonymen) liegt vor uns! Den Kryptogamen (Farnen, Mooſen, Pilzen u. ſ. w.) ſind auch noch zehn Seiten kritiſcher Berichtigung von Namen gewidmet. Die Verfaſſer haben ein Werk geſchaffen, wie es die botaniſche Literatur der ganzen Welt nicht aufzuweiſen hat; ein Werk, deſſen überaus ſchwierig zu behandelnder Inhalt, auf nur 718 Druckſeiten zuſammengedrängt, von ſtaunenswertem Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit zeugt, dabei doch ſo überſichtlich und leichtverſtändlich gehalten iſt, daß es jedem Sachkenner Bewunderung abzwingt. Ein ſolches Lexikon war ſchon 1867, als auf dem Pariſer Internationalen Botanikerkongreß die Geſetze der botaniſchen Namengebung feſtgelegt wurden, eine unabweisbare Notwendigkeit geworden, an das ſich aber kein einziger Gelehrter wegen der überaus mühſamen, langwierigen und auch undankbaren Arbeit herangewagt hat. Wegen ſolcher mangelnder bequemer Grundlage wurden die Geſetze vielfach läſſig oder auch gar nicht befolgt. So riß denn ſchließlich in der Pflanzenbenennung eine Konfuſion ein, die unerträglich wurde, bis endlich der völlig unabhängig daſtehende, mit ſcharfem Blick und praktiſcher Auffaſſung begabte Privatgelehrte Dr. Otto Kuntze nach mehreren Weltreiſen, vielen umfaſſenden Studien und praktiſchen Unterſuchungen ganz ausſchließlich nur der Reform der Pflanzenbenennung in uneigennützigſter Weiſe ſich widmete und dann 1891/92 durch ſeine zweibändige „Revisio Generum Plantarum“ eine kaum geahnte Revolution unter den Botanikern der ganzen Welt hervorrief. Alle ſachlichen Einwände der zuerſt nicht wenigen Gegner wurden nun genau geprüft und 1893 bis 1898 in dem Bande III 1, 2 der „Revisio Generum“ eingehend erörtert. Als reife Frucht dieſer für die Nomenklaturreform faſt zwei Jahrzehnte hindurch geleiſteten Rieſenarbeit, an deren Sichtung und Reifeförderung zuletzt Direktor Tom von Poſt in Upſala (des großen Linné früherem Wirkungsorte) ſehr gewiſſenhaft mitgearbeitet hat, iſt nun 1903 dies „Lexikon“ erwachſen: eine muſtergültige Norm für alle ordnungsliebenden Botaniker, Lehrer der Naturwiſſenſchaften, gebildeten Gärtner, paſſionierten Pflanzenfreunde, größeren Samenhandlungen u. ſ. w. Die Pariſer internationalen Beſchlüſſe von 1867 wurden von Dr. Kuntze zu einem, dem „Lexikon“ vorangeſtellten „Codex brevis maturus“ redaktionell gekürzt, ſinngemäß verbeſſert und klarer geſtaltet, auch zum beſſeren internationalen Verſtändnis in drei Sprachen (deutſch, franzöſiſch, engliſch) abgefaßt. Als grundlegender, feſter Anfang ſind in dem Werke bezüglich der Familien und Unterfamilien logiſcherweiſe Adanſons „Familles des Plantes“, alſo das Jahr 1763 angenommen. Für die Gattungen wird mit Linnés „Genera Plantarum“ von 1737 als wiſſenſchaftlich wie praktiſch allein brauchbarer Grundlage begonnen. Bezüglich der Arten und Unterarten wird von Linnés „Species Plantarum“ 1753 an gerechnet. Der Inhalt des epochemachenden Werkes iſt wie folgt geordnet: 1. Die Geſetze der Pflanzenbenennung. 2. Einheitlich geſtaltete Abkürzung der üblicherweiſe abgekürzt gegebenen Autorennamen. 3. Alphabetiſche Aufführung der etwa 60000 Gattungsnamen, gültige durch Fettdruck deutlich hervorgehoben, mit genauer Angabe der richtigen Autoren, der Jahreszahl der Namensaufſtellung der Synonyme, der Anzahl und der Heimat der Arten, der Familie und deren Nummer zum bequemen Auffinden im ſyſtematiſchen Teile; alles geradezu klaſſiſch bezüglich Korrektheit, Klarheit und praktiſcher Anordnung des Stoffes wie der Raumausnutzung. 4. Zehn Seiten Kryptogamengattungen-Reviſion. 5. Syſtematiſche Anordnung aller Phanerogamenfamilien und aller gültigen Gattungen als ein wiſſenſchaftlicher, ſehr dankenswerter Ausgleich der zurzeit herrſchenden Syſteme. 6. Alphabetiſches Verzeichnis aller Familien, Unterfamilien und Gruppen. Schließlich noch einige Addenda, ſo daß alle bis Ende März 1903 bekannt gewordenen Namen Aufnahme gefunden haben. Der Deutſchen Verlags-Anſtalt gebührt dafür der Dank aller, nicht minder aber auch den Seite XI genannten Herren Profeſſor Dr. R. Fries-Upſala, Profeſſor Dr. Lundſtroem-Upſala und Profeſſor Dr. M. Fünfſtück-Stuttgart, die mit je 1000 (zuſammen 3000) Mark das Werk unterſtützten und dadurch noch mehr verbilligten, ſo daß es nun weiten Kreiſen zugänglich iſt.

Kupferberg Gold
KUPFERBERG
KUPFERBERG GOLD

PFAFF-Nähmaschinen

für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.

Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit,** mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**

Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.

Niederlagen in fast allen Städten.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

3 Ärzte
Prospecte frei
Bilz
Naturheilanstalt
Dresden Radebeul.
Gute Heilerfolge.

Bilz' Naturheilbuch. 1 Million Expl. verkauft. Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

Ihr Kind hat Recht

wenn es die Puddings, welche mit **Dr. Oetkers** Puddingpulver à 10 Pfg. bereitet sind, jeder anderen Nachspeise vorzieht. Nur die besseren Geschäfte führen **Dr. Oetkers** Fabrikate!

"KODAK" SELBSTTONENDES SOLIO-PAPIER

Eine grosse Wohltat für Amateur-Photographen. Kein Goldbad notwendig. Keine komplizierten Lösungen. Wunderbare Tönungen mit grösster Leichtigkeit.

In M. 1.– und 60 Pfg. Packeten.
187 *Preisliste gratis.*
KODAK GES. m. b. H. BERLIN.

Ein wirklicher Genuss

ist die an Wohlgeschmack unübertroffene

Edda-Chocolade

Fabrikanten:
Petzold & Aulhorn A.-G., Dresden.

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

Elektrische Klingelanlagen

fertig z. Selbstanlegen M. 4, desgl. Telephone, kleine Lichtanlag. für Minutenlicht, Glühlampen, elektr. leucht. Shlipsnadeln etc., Elemente, Accumulatoren, Vernickelungseinrichtungen, kleine Dynamo-Elektromotoren, Elektrisir-Appar., Elemente, Leitungsdrähte u. alle elektr. Bedarfsartikel.
O. H. Meder's Institut, Leipzig,
Abtheilg. f. Elektrotechnik. Gegründ. 1850.
Jll. Kataloge „E“ gegen 10 Pfg. Briefm.

Das Spezialmittel zur Heilung der Constipation (Stuhlverstopfung)

Cascarine Leprince

ist der wirksamste Bestandteil der Cascara-Rinde, aus welchem die schädlichen Stoffe entfernt wurden. Dasselbe ist in der ganzen Welt vorteilhaft bekannt und darf mit den gewöhnlichen Cascarapräparaten nicht verwechselt werden. Bestandteile: Cascarine Extract 0,1, Pillenmasse 0,1, Ueberzug m. Süssholzpulver. Preis per Schachtel à 50 Pillen in Frankreich Frs. 3.–. In allen Apotheken erhältlich.
Engros-Versand: Dr. **E. Bloch, St. Ludwig** i. E.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Kaloderma- Gelee Seife Puder.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Sirolin

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.–, ö. Kr. 4.– per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Kauft nur Rondholz Frankft. Würstchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)

HOTEL GALLIA, CANNES.
Neu erbaut 1900. — Neues Haus allerersten Ranges in bester Lage von Cannes.
— Jeglicher moderner Comfort. —
Zimmer mit Toilettenraum und Bad.
Zweim. tägl. Concert im gross. Wintergarten.
Ausgedehnter Park. — Lawn-Tennis — Croquet.
Gleiche Besitzer „Hotel Kursaal Maloja“.
Ed. Smart, Director.

— Den Kleinen wie den Größeren widmet der Verlag von Levy & Müller in Stuttgart ſeine diesjährigen Weihnachtsnovitäten, die alle mit hübſchen Illuſtrationen tüchtiger Künſtler geſchmückt ſind und ſich auch äußerlich ſchon durch ihre geſchmackvollen Einbände als Feſtgaben kennzeichnen. Pauline Schanz vereinigt unter dem Titel „Kinder und Tiere“ 22 unterhaltende Erzählungen für Knaben und Mädchen, die mit feinem pädagogiſchen Verſtändnis in den Kleinen die Liebe zu ihren Schützlingen wecken und das Verwerfliche der Tierquälerei klar machen. — Zwölf „Luſtige Geſchichten“ erzählt die erfindungsreiche und ſtets den rechten Ton für die Jugend treffende Eliſabeth Halden ihren kleinen Freunden und Freundinnen, die an dem köſtlichen Humor dieſer Geſchichten eine rechte Freude haben werden. — Zwei Erzählungen bekannter Jugendſchriftſtellerinnen ſind jungen Mädchen zugedacht: „Dorfprinzeßchen“ von Elſe Hofmann, die darin den ſchweren Exiſtenzkampf ſchildert, den drei Schweſtern, die als Töchter eines reichen Fabrikbeſitzers in Wohlleben aufgewachſen ſind, ohne etwas Rechtes zu lernen, nach dem Tode des Vaters führen müſſen, um ſich ihr Brot ſelber zu verdienen. Für die erſchütternd wirkenden ernſten Szenen bilden die heiteren Epiſoden einen erwünſchten Gegenſatz. In Carola von Eynattens eigenartigem Mädchenbuche „Student Annchen“ begleiten wir die Titelheldin nach abſolviertem Gymnaſium auf die Univerſität, wo ſie Chemie ſtudiert, um ſpäter die Farbwerke ihres Vaters zu übernehmen. Die Verbeſſerung der ſozialen Lage der Arbeiter liegt ihr beſonders am Herzen, und die jungen Mädchen werden mit lebhafteſter Teilnahme leſen, wie Annchen ſich auch auf dieſem Gebiete trefflich bewährt. — An Coopers packende Darſtellungsweiſe erinnert die auf der geſchichtlichen Grundlage des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges aufgebaute Erzählung „Der Freund des Delawaren“ von Carl Matthias, ein für Knaben und Jünglinge ebenſo unterhaltendes wie lehrreiches Buch. — Als Fortſetzung ihres ſo beifällig aufgenommenen „Turm-Engele“ bringt Frau Tony Schumacher diesmal eine Erzählung für Kinder und Erwachſene: „Ein Wunderkind“, worin ſie in ihrer anſprechenden, gemütvollen Weiſe die rührenden Schickſale des kleinen hochbegabten Geigers Gottlob Lindenmeier berichtet.

— In munteren Verſen ſchildert Adolf Thiele die mannigfaltigen Abenteuer des „Kater Mauz“ (Roſtock, C. J. E. Volckmann). Mit dem Text ſtehen die vielen Bildchen in gutem Einklang.

Schachbriefwechſel

G. B. in München, J. K. in Ansbach. Nr. 4 (verſehentlich als „40“ bezeichnet) haben Sie beide im allgemeinen richtig gelöſt; nur überſieht der eine von Ihnen, daß die ſchwarze Dame den Turm mit Schach ſchlägt, der andre, daß ſie den Th1 ſchlagen kann, ſowie daß die Wegnahme des Sb1 dem ſchwarzen König das Feld d2 freimacht. Die Mattzüge ſind daher ſtellenweiſe andre, als Sie ſie angeben.

Richtige Löſungen ſandten ferner ein: Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 2; Albrecht Friedrich in Meißen zu Nr. 4; Senglier in Bulgrin und E. L. in Graz zu Nr. 5.

Berichtigung. In der letzten Wendung der Löſung der Aufgabe 2 (Nr. 9, Seite 219) iſt ſtatt „Tg5—g4“ zu leſen: „Dh1×h4“.

Ball-Seiden

reizende Neuheiten in weiß, ſchwarz und farbig in allen Preislagen. Verſandt in jedem Maß porto- und zollfrei. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

! Frauen seid gewarnt!

Die ächten **Herkules-Spiralfeder-Corsets** tragen alle entsprechenden Stempel oder Etiquette. Alle anderen weise man, weil minderwertig, zurück.

Serravallo's

Vino di China Serravallo
Ferruginoso
Farmacia Serravallo

China-Wein mit Eisen.

Unentbehrlich für Schwächliche, Blutarme und Reconvalescenten.
Appetit anregendes. — Nerven stärkendes.
Blut verbesserndes Mittel.
Vorzüglicher Geschmack.
Ueber 2000 ärztliche Gutachten.
J. SERRAVALLO, Trieste-Barcola.
Nur in Originalflaschen zu ½ Liter à M. 3.— oder zu 1 Liter à M. 5.50.
Käuflich in den Apotheken.

Gewonnener Erfolg.

Den Tag, an dem wir etwas Wichtiges unternehmen und glücklich vollenden, betrachten wir als einen guten Tag, und jeder gute Tag bedeutet Erfolg und Fortſchritt im Leben. Wer ein Mittel findet, das ein Leiden erleichtert, deſſen Weiterentwicklung aufhält und es ſchließlich heilt, kann auch von einem guten Tag, ja von einem Glückstag reden. Hier iſt ein diesbezüglicher Fall:

Köln-Lindenthal, Thereſienſtraße 102, den 11. Juni 1903.

Meiner Ueberzeugung nach hat Ihre Scotts Emulſion allein unſere kleine Frieda, die jetzt 4 Jahre alt iſt, zu einem geſunden kräftigen Kinde gemacht. Ich hätte nie geglaubt, daß die Kleine, die ſo ſchwach und durch die Engliſche Krankheit ſehr zurückgekommen war, daß ſie mit 2½ Jahren noch nicht allein laufen konnte, ſich jemals ſo erholen würde. Die Beine waren vollſtändig verkrümmt und außerdem hatte das Kind eine ſogenannte Hühnerbruſt. Durch eine Bekannte auf Ihre Scotts Emulſion aufmerkſam gemacht, ließ ich die Kleine das Präparat längere Zeit nehmen, und der Erfolg iſt ein vorzüglicher. Das Mittel machte ihr ſofort beſſeren Appetit und hat derart kräftigend gewirkt, daß ſie die Krankheit nun völlig überwunden hat. Sie iſt jetzt ein munteres, kräftiges Kind, die hohe Bruſt hat ſich verloren, und die Beinchen haben ſich ausgewachſen. Ich werde Ihnen ein Bild der Kleinen zuſenden, damit Sie ſich überzeugen können, wie ſie jetzt ausſieht. Mit herzlichſtem Dank grüßt Sie freundlich Ihre (gez.) Frau Phil. Perſch.

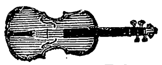
Mit wenig Erfolg hat man verſucht, für den jetzt ſo ſchwer erhältlichen Lebertran einen Erſatz zu finden. Für Scotts Emulſion, bei deren Herſtellung ausſchließlich nur der reinſte und beſte Lebertran zur Verwendung kommt, gibt es keinen Erſatz! Ihre Wirkſamkeit, welche die des gewöhnlichen Lebertrans bei weitem übertrifft, ihre Leichtverdaulichkeit und ihr Wohlgeſchmack machen Scotts Emulſion zu einem Präparate, das ſich nicht durch billige Miſchungen erſetzen läßt.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, **feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.**

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt
Arthur Seyfarth,
Köstritz, Deutschland.
Weltbekanntes Etablissement.
Gegründet 1864.

Lieferant vieler europäischer Höfe.
Prämiiert m. höchsten Auszeichnungen.
Versand divers. Spezialitäten modern. Renommier-, Luxus-, Salon-, Jagd- u. Sporthunde! Jagd- u. Vorstehhunde, Pointer, Setter, Schweisshde., Bracken, Dachshde., Russ. Windhde., Bernhardin., Neufundländer, Wolfshunde, Mastiffs, Kolossal-Doggen, Dänische Doggen, Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudel, Rattler, Affenpintscher, Möpse, Zwergpintscher, Spitzer, Malteser, Wachtelhunde, Colleys, Schäferhunde.
Gar. erstkl. Qual. **Pracht-Album u. Katalog Mark 2.** Das interess. Werk **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten“** — Mark 6 franko.
Export nach allen Weltteilen!



Vorzügl. Musikinstrum. jed. Art bezieht man am billigsten direkt aus d. grössten württbg. Hof-Musikinstr.-Fabr. v. **Rob. Barth, Stuttgart.** Preisl. grat. Bitte anz. f. welch. Instrum.

Rotkäppchen-Sekt

Kloss & Foerster

Zimmerluft-Befeuchter D.R.P.
von ärztlichen Autoritäten warm empfohlen.
lindert Nasen-, Rachen- u. Kehlkopfleiden!
Preise je nach Grösse Mk. 12.65, Mk. 13.75, Mk. 15, Mk. 16.
Jll. Prospekt gratis durch **Dr. A. KATZ,** Waiblingen 18 (Württ.)

HARBURGER GUMMISCHUHE
Bestes deutsches Fabrikat
Nur
mit Rhombus-Stempel versehene
Schuhe bieten Garantie für
VEREINIGTE GUMMIWAAREN-FABR. HARBURG-WIEN GEGR. 1856
VGF
HARBURGER PARA QUALITÄT
Prima
Qualität und
Haltbarkeit.
In allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.

Polyphon-Musikwerke

Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

Phonographen, Grammophone

PHONOGRAPH

nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

Photogr. Apparate

aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Illustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND in Breslau II.
ges. gesch.

Teppiche

Prachtſtücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelſtoffe, Steppd. ꝛc.
billigſt im Spezialhaus Berlin Oranienſtr. 158
Katalog (600 Illſtr.) grat. u. fr. Emil Lefèvre.

Weihnachts-Wechselrätsel

Benzin, Ruckſack, Stachel, Allee, Blattgold, Vorrecht, Lager, Thora, Baumſchlag, Robbe, Karzer, Welle, Baſis, Ammer, Anton, Birma, Nervi, Wachtel, Mitra, Oper, Scherge, Galen, Paris, Tölpel, Mailand, Commis, Lage, Schweſter, Bergen.

In jedem der obigen Wörter iſt die Anfangsſilbe durch eine andre zu erſetzen, ſo, daß neue Bedeutungen entſtehen. Nach richtiger Löſung ergeben die Anfangsbuchſtaben der neuen Wörter einen zeitgemäßen Wunſch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 244:

Des Worträtſels: Odeſſa — Ode, Aß.
Des Rätſels: K—an—t.
Der dreiſilbigen Charade: Hartleben.

Rätsel

Ich trat aus einem Vorratshaus —
Da wurde eine Waffe draus. E. S.

Rätsel

Verſteck im Eiſe noch der Zeichen vier —
Du kennſt gewiß das kleine flinke Tier. E. S.

Richtige Löſungen ſandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg; Louis P. Oppenheim aus New York, zurzeit in Caſſel (da noch zu viel Vorrat vorhanden iſt, müſſen wir dankend ablehnen. D. Red.); F. K. in St. Ingbert (3. — Durch Ihre gewöhnliche Bezugsquelle zu beſtellen! D. Red.); Frau Margarete Broſig in Stuttgart (4); L. Meyer in Hannover (3); Baron Charles Reislin jun. in Wien; Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg-St. Georg; Frau Roſa Hechinger in München (3); Hans und Anna in Innsbruck (4); P. Richter in Baſel (2); Frau Olga Kühn in Wien; „Oedipus“ in Emden (3).

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

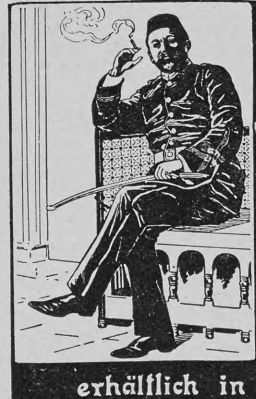
Der chemiſchen Induſtrie iſt es gelungen, ein Mittel von großer Wirkung gegen Lungenkrankheiten zu finden. Dieſes Mittel, Sirolin genannt, vermag in Fällen beginnender Lungentuberkuloſe Heilung und in ſchweren Fällen weſentliche Beſſerung herbeizuführen. Ohne daß der Kranke ſich ſeiner gewohnten Beſchäftigung zu entziehen braucht, bloß durch Einnehmen von drei bis vier Teelöffeln dieſes angenehm riechenden und ſchmeckenden Sirups verſchwinden die Krankheitserſcheinungen allmählich.

Deutsche Romanbibliothek.
Die ſoeben erſchienene Nr. 12 enthält: Profeſſor Unverfähr. Roman von Georg Wasner. — Forſthaus Wolfgang. Roman von Ferdinand Runkel. — Troſt. Gedicht von Alb. Roderich.
Vierteljährlich M. 2.—
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke
für feine Sorten

Aug. Spangenberg, Berlin SO., Neanderstr. 3.
Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss. z. Schlafen i. 20 v. Lag. Tragstühle.

Wittwen
können ihr Einkommen leicht erhöhen durch Empfehlung und Verkauf an Private von Stoffen für Hausbedarf. Anfragen unter **K. R. 5646** beſorgt **Rudolf Moſſe, Cöln.**



Mohamed Cigaretten
Die Perle des Orients
Carton à 10 Stück:
Nº 2 = 20 Pf. Nº 4 = 40 Pf.
Nº 2½ = 25 " Nº 5 = 50 "
Nº 3 = 30 " Nº 6 = 60 "
Nº 8 = 80 "
Nº 10 = 100 Pf.
erhältlich in den Cigarrengeschäften
nur aecht mit Firma auf jeder Cigarette.
Oriental. Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, Dresden.
Über siebenhundert Arbeiter.
Auch erhältlich in Kartons von 50 bezw. 100 Stück,
zu Weihnachtspräsenten ganz besonders geeignet.

Versenden gratis Katalog
alter Violinen,
Violen, Celli
mit Original-Illustrationen berühmter italienisch. Meister.
Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.
Tausch. Gutachten.
Atelier für Reparaturen
Hamma & Co.,
Grösste Handlung alter Meister-Instrumente,
Stuttgart.

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer
Hausfrauen ersparen daher
Zeit u. Geld.
Bedeut. Verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. Reinlichhaltung, die bei Kochk. unmöglich ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. E. Blasberg & Co., Düsseldorf oder deren Niederl. Berlin, Schützenstr. 36.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Cléry,**
53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Tilit
ist nach übereinstimmendem Urteile hervorragender Kenner und Fachleute das feinste antiseptische **Mundwasser** der Gegenwart!
„Tilit“ verhindert Fäulnis und die Bildung von Zahnstein, befestigt die Zähne, erhält sie weiss und gesund!

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER
REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural 1.0
Extr. rhei spin sicc.
" " chinae reg frig. par. aa 2.0
" " Aloes 0.10
" " cascar. sagr. am. sicc. 2.0
Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Solv. in Aqu. Marienb. .... q. s.
Evapor. ad. mass. pil. adde:
Natr. Taurocholic 0.60
Solve in aquae.
Fiat pilul. Nº 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.
Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.
General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20a

Die allein echten Marienbader Reductions-Pillen.

Unübertroffen
ſind meine neuen, beſond. präpariert. **Holzwollebinden** für Damen u. Hämorrhoidalleidende à 1 M. p. Dtzd., gewöhnl. Konkurrenzware zu 70 ₰ p. Dtzd., einf. Gürtel dazu 40 ₰, verbeſſerte 60 ₰ p. St., alle and. Gürtelſorten (n. Dr. Fürſt, Dr. Credé ꝛc.) billigſt. **Moosbinden** à M. 1.25 p. Dtzd. **Bei 12 Dtzd. Binden 30% Rabatt.** — Sämtliche Artikel z. Geſundh.- u. Krankenpflege nach Preisliſte. **Emil Schäfer,** Verbandſtofffabr., Chemnitz 1.

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von **W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5.** Preisliſten gratis und franko.

Abonnements auf „Ueber Land und Meer“ in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Bildschön
ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt. Radebeuler
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

Orient-Fahrten

Unter Levante-Flagge nach
Lissabon, Algier, Tunis, Malta,
Piräus, Smyrna, Alexandrien
bezw. Konstantinopel
alle 20 Tage ab Hamburg
mit den Expreßdampfern
„THERAPIA“
„STAMBUL“
„PERA“
Fahrpreis einschließlich Verpflegung I. Klasse von Hamburg
nach Konstantinopel / nach Alexandrien . . } von Mk. 300.— an
Auf Wunsch Führung an Land und Prospekte durch
Carl Stangens Reise Bureau, Berlin W
Prospekte und Auskünfte durch
Deutsche Levante-Linie
Hamburg 11.

Neue, epochemachende Broſchüren von Dr. A. Prinz, Badearzt in Marienbad, u. a. über die rationelle Behandlung von
Gicht,
Podagra,
Rheumatismus,
Nierengries,
Steinleiden u. deren ſchädliche Folgen (Nieren- und Blaſenſteine, acut. u. chron. Gelenkrheumatismus, rheumatiſche Leiden [Lumbago, Iſchias] ꝛc. ꝛc.). Zahlreiche lobende, zum Teil geradezu begeiſterte Dankſchreiben von Profeſſoren, Aerzten, u. a. Prof. Dr. Schweninger, Leibarzt des Fürſten Bismarck, Prof. Dr. Ebſtein, Geh. Rat Dr. Volmer, Privaten ꝛc. ꝛc.
Ausführliche Proſpecte gratis und franco durch den Verlag von
C. M. L. Seeger,
Berlin SO. 16,
Michaelkirchplatz 14.

Musikinstrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernst Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Richters Anker-Steinbaukaſten
und Anker-Brückenkaſten
ſind noch immer der Kinder liebſtes Spiel.

Warum? — Weil ſie, wie die meiſten Eltern aus ihrer eignen Jugendzeit wiſſen, den Kindern dauernd feſſelnde und anregende Unterhaltung bieten und nicht wie andre Spiele ſchon nach einigen Tagen unbeachtet in der Ecke liegen. Weil ſie durch Ergänzungskaſten **jederzeit planmäßig vergrößert werden können** und dadurch für die Kinder immer **wertvoller und geiſtig anregender werden;** denn jeder Ergänzungskaſten bringt den kleinen und großen Baukünſtlern immer Neues und Beſſeres! Darum ſollte unter keinem Weihnachtsbaum ein Anker-Steinbaukaſten oder Anker-Brückenkaſten fehlen! Näheres über die verſchiedenen Anker-Kaſten und über die beſte Art der Ergänzung findet man in der neuen illuſtrierten Baukaſten-Preisliſte, die auf Verlangen franko zugeſandt wird. **Wer gut wählen und gut kaufen will,** der leſe vorher dieſe, intereſſante Gutachten enthaltende, Preisliſte.
Richters Anker-Steinbaukaſten und Anker-Brückenkaſten ſind in allen feineren Spielwarengeſchäften zum Preiſe von 1 M., 2 M., 3 M. und höher vorrätig. Der vielen Nachahmungen wegen ſei man aber beim Einkauf ſehr vorſichtig und weiſe jeden Kaſten **ohne** die berühmte Fabrikmarke **Anker als unecht zurück;** denn es wäre unklug, ſein gutes Geld für eine **minderwertige Nachahmung zwecklos auszugeben,** um ſo mehr, als die Kinder doch nicht eher Ruhe laſſen, **bis ſie einen der berühmten Anker-Kaſten erhalten.**
F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt, Nürnberg, Wien, Olten, Brüſſel, Rotterdam, New-York, St. Petersburg.

In **9. Auflage** erschien:
E. BOREL, Album lyrique de la France moderne. Revue et remaniée par Marc-A. Jeanjaquet. Avec 31 portraits. Gebunden M. 7.—
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Wem es darum zu tun ist, die französischen Lyriker von ihrer feinsten und edelsten Seite kennen zu lernen, der wird nach Borels Anthologie greifen.
Schwäbischer Merkur.

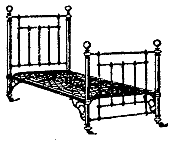
KÖHLER Nähmaschine
ANERKANNT BESTES FABRIKAT DER GEGENWART.
Käuflich in allen besseren Geschäften des IN- und AUSLANDES.
Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.
Hermann Köhler Altenburg S/A.
NÄHMASCHINENFABRIK.

Älteste Deutsche Versand- und Ausstattungs-Häuser

Julius Henel vorm. C. Fuchs, Breslau

(Gegründet 1780) Kaiserl.-Kgl., Kgl., Kgl.-Prinzl., Herzogl. u. Fürstl. Hoflieferant ++ Am Rathhause 24–27. (Gegründet 1780)

Metall-Bettstellen



mit einmontierter verzinkter Stahlfeder-Matratze von **22,50** Mk. an; mit reicher Messing-Verzierung von **57,50** Mk. an.

Messing-Bettstellen

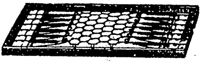
mit verzinkter Stahlfeder-Matratze von **87,50** Mk. an.

Moderne Schlafzimmer-Einrichtungen

in gediegener Ausführung und reichhaltigster Auswahl.

Eiche oder **Satin-Nussbaum**, engl. Styl	Garnitur bestehend aus 2 Bettstellen 2 Nachttischen 1 Wasch-Toilette 1 Schrank	von **295** Mk. an
Satin-Nussbaum mit Mahagoni und Gold-Gravierung		**510** „
Satin-Nussbaum mit grau Ahorn u. Gold-Gravierung		**520** „
Massiv Eiche mit Anataruen		**860** „
Massiv Eiche, grün gebeizt, im Jugendstyl		**880** „

Verzinkte Stahlfeder-Matratzen



zum Einlegen in Holz- und Eisen-Bettstellen von **16** Mk. an

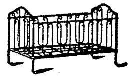
Stahlspringfeder-Matratzen mit Gegendruck-Federung von **22,50** Mk. an.

Indiafaser-Matratzen von **9** Mk. an.

Woll-Matratzen von **20** Mk. an.

Rosshaar-Matratzen von **50** Mk. an

Kinder-Betten.



massiv Eisen, bruchsicher von **10** Mk. an

do. mit dopp. abklappbaren Seiten . . .	**20** „ „
do. mit doppelt Spiral-Matratzen	**27** „ „
do. mit Schnurgeflecht .	**32** „ „

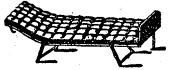
Hochelegante Ausführungen englischen Styls, weiss-gold **37,50**, **42,—**, **51,50** etc. Mk.

Bettfedern, garantiert neu, doppelt gereinigt.

Rupffedern . ½ Ko. von **1** bis **1,50** Mk.	Daunen . . ½ Ko. **6,50** bis **10** Mk.
Schleissfedern ½ „ . **2** bis **6,50** Mk.	Eiderdaunen . ½ „ **24** bis **33** Mk.

Imitiert seidene Decken	von **1,75** Mk. an	Waschtische	von **1,50** Mk. an
Wolldecken	**3,25** „ „	Nachttische.	**11,50** „ „
Mailänder Decken . . .	**6,—** „ „	Bidets.	**9,—** „ „
Steppdecken	**3,—** „ „	Nachtstühle	**25,—** „ „
Satin-Steppdecken . . .	**8,75** „ „	Spanische Wände 3 teilig	**16,50** „ „
Seidene Steppdecken . .	**26,—** „ „	Rollschutzwände . . .	**18,75** „ „
Daunen-Steppdecken . .	**30,50** „ „	Triumphstühle	**2,75** „ „

Feld-Betten. Zusammenlegbar.



mit buntem Jutebezug . .	**12,50** Mk.
mit Leinen-Atlas-Drellbezug .	**15,25** bis **25,—** „
mit Möbel-Crêpe-Bezug . . .	**27** bis **37,50** „

Neu! Patent-Sofa „Unikum“

ohne Veränderung des Standplatzes bequem und leicht in ein Bett, Diwan, oder Sofa zu verwandeln, mit Sprungfeder-Polsterung u. dauerhaft. Crêpe-Bezug. von **160** Mk. an.

Reich illustrierte Preislisten kostenfrei.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

NEU. SOEBEN ERSCHIENEN.

KLASSIKER DER KUNST

IN GESAMTAUSGABEN

I	II
RAFFAEL	**REMBRANDT**
DES MEISTERS GEMÄLDE	DES MEISTERS GEMÄLDE
IN 202 ABBILDUNGEN	IN 405 ABBILDUNGEN
Vornehm gebunden 5 Mark	Vornehm gebunden 8 Mark

Jeder Band mit biographischer Einleitung, chronolog. u. alphabet. Register.

In der Kunst ist die Beschreibung nichts, die Anschauung alles; *dazu gehört der Besitz der Werke unserer grossen Meister, der jetzt durch diese billigen Gesamtausgaben jedermann ermöglicht ist. Wie heute keine deutsche Hausbibliothek ohne die Klassiker der Literatur, ohne Goethe, Schiller, Lessing denkbar ist, so sollen künftig die Klassiker der Kunst, Raffael, Rembrandt, Dürer u. a., in den neuen Gesamtausgaben ihrer Werke in jeder gebildeten Familie zur Hand sein.*

Täglich 9000 Uhren

Wanduhren und Wecker

liefert die grösste Uhrenfabrik der Welt:

Die vereinigten Uhrenfabriken von
Gebr. Junghans und Th. Haller, A.G., Schramberg.

Marke Junghans

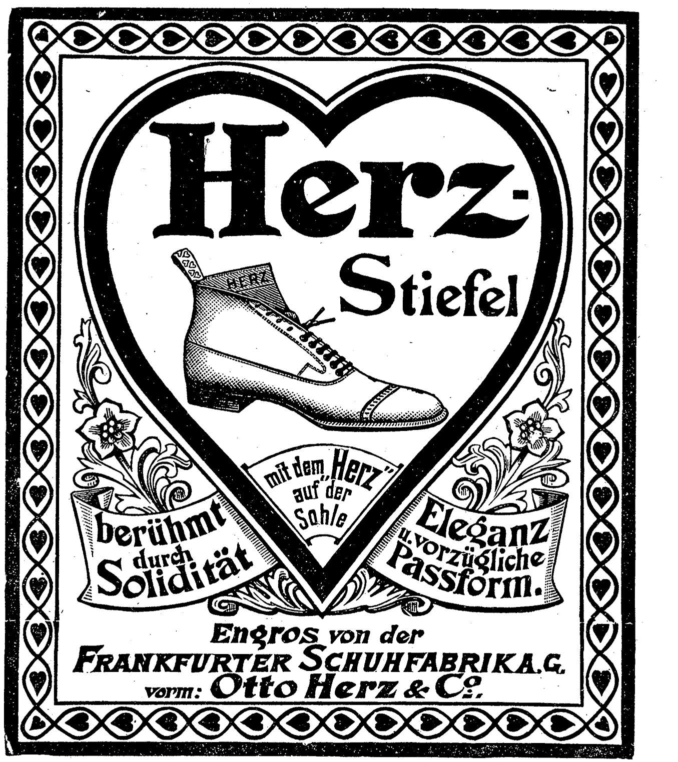
ist anerkannt die beste.

Lehruhr „Tick-Tack“

das reizendste und lehrreichste Weihnachtsgeschenk für Kinder.

Die regulierbare, gutgehende Lehruhr wird zerlegt geliefert u. kann nach der beigegebenen Anleitung leicht von Kindern zusammengesetzt u. wieder auseinander genommen werden.

Verkauf nur durch die Geschäfte der Branche.


Herz-Stiefel
HERZ
mit dem „Herz“ auf der Sohle
berühmt durch Solidität
Eleganz u. vorzügliche Passform.
Engros von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
vorm: Otto Herz & Co.

Um eine **SCHÖNE BÜSTE** zu erhalten, gebrauchen Sie die **PILULES ORIENTALES** welche in zwei Monaten die hervortretenden Schulterknochen verschwinden lassen, den Busen entwickeln, festigen und wiederherstellen und der Büste ein graziöses Embonpoint verleihen. — Von den medizinischen Autoritäten anerkannt, gesundheitsfördernd und deshalb auch bei zartestem Temperamente zu empfehlen.- Leichte Behandlungsweise. Dauerndes Resultat.- Weltrenommee. Per Schachtel mit Anweisung M. 5.30 franko (gegen Nachnahme M. 5.50).

J. RATIÉ, Pharmacien, 5, Passage Verdeau, PARIS (9e).
Depot in BERLIN: **B. HADRA**, Apotheker, Spandauerstrasse, 77.
In Oesterr.-Ungarn: **J. V. TÖRÖK**, Apoth., Königsgasse, 12. BUDAPEST

Jede sparsame Hausfrau

BILLIG! NAHRHAFT!

kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten

Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.

Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Aus dem Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Werke von Ludwig Richter:

Für's Haus.
60 Holzschnitte nach den vier Jahreszeiten geordnet.
Folio. Eleg. in Leinwand geb. 20 M.

Dasselbe in vier einzelnen Abteilungen:

a) **Winter.** 15 Holzschnitte. In Mappe 6 M.	b) **Frühling.** 15 Holzschnitte. In Mappe 6 M.
c) **Sommer.** 15 Holzschnitte. In Mappe 6 M.	d) **Herbst.** 15 Holzschnitte. In Mappe 6 M.

Unser tägliches Brod in Bildern.
15 Holzschnitte.
Folio. In Mappe 7.50 M.

Gesammeltes.
15 Bilder fürs Haus.
Folio. In Mappe 7.50 M.

Altes und Neues.
15 Originalzeichnungen in Lichtdruck ausgeführt. Folio. In Mappe 10 M.

Aus der Dichtung und Sage.
Scherz und Ernst in Holzschnitten.
Herausgegeben von Georg Scherer.
Quart. Eleg. kart. 1.25 M.

Der Sonntag in Bildern.
10 Holzschnitte in Tondruck.
Folio. In Mappe 3 M.

Schillers Lied von der Glocke in Bildern.
16 Holzschnitte. Folio. In Mappe 8 M.

Vater Unser in Bildern.
9 Holzschnitte. Folio. In Mappe 6 M.

Bilder und Vignetten.
15 Holzschnitte. Folio. In Mappe 5 M.

Christenfreude in Lied und Bild.
Gr. Okt. Eleg. geb. in Leinwand mit Goldschnitt 4.50 M.

Naturstudien.
10 Vorlegeblätter für Landschaftszeichner In Lichtdruck ausgeführt.
Folio. In eleg. Mappe 5 M.

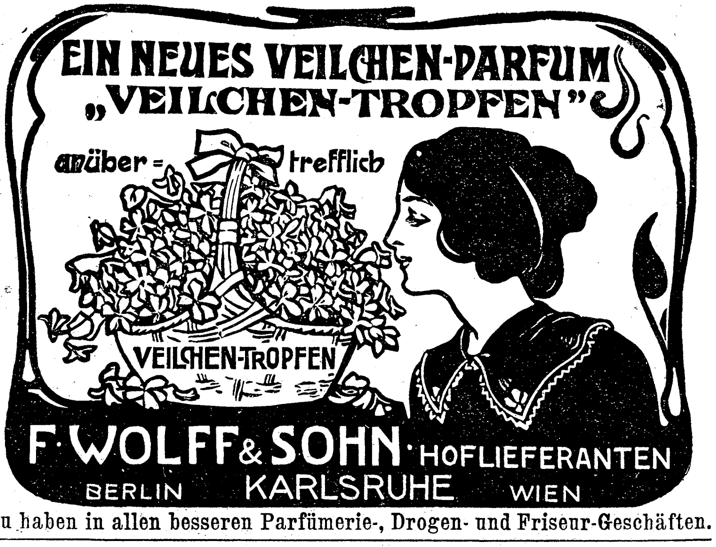
Aus der Jugendzeit.
Scherz und Ernst in Holzschnitten.
Herausgegeben von Georg Scherer.
Quart. Eleg. kart. 1.25 M.

Illustrierte Kinderbücher.

Es war einmal.
Ein Bilderbuch von Dresdner Künstlern. Märchen und Kinderlieder mit Bildern von **Ludwig Richter**, **O. Pletsch** und **A. Zeh.** Oktav. Eleg. kart. 2 M.

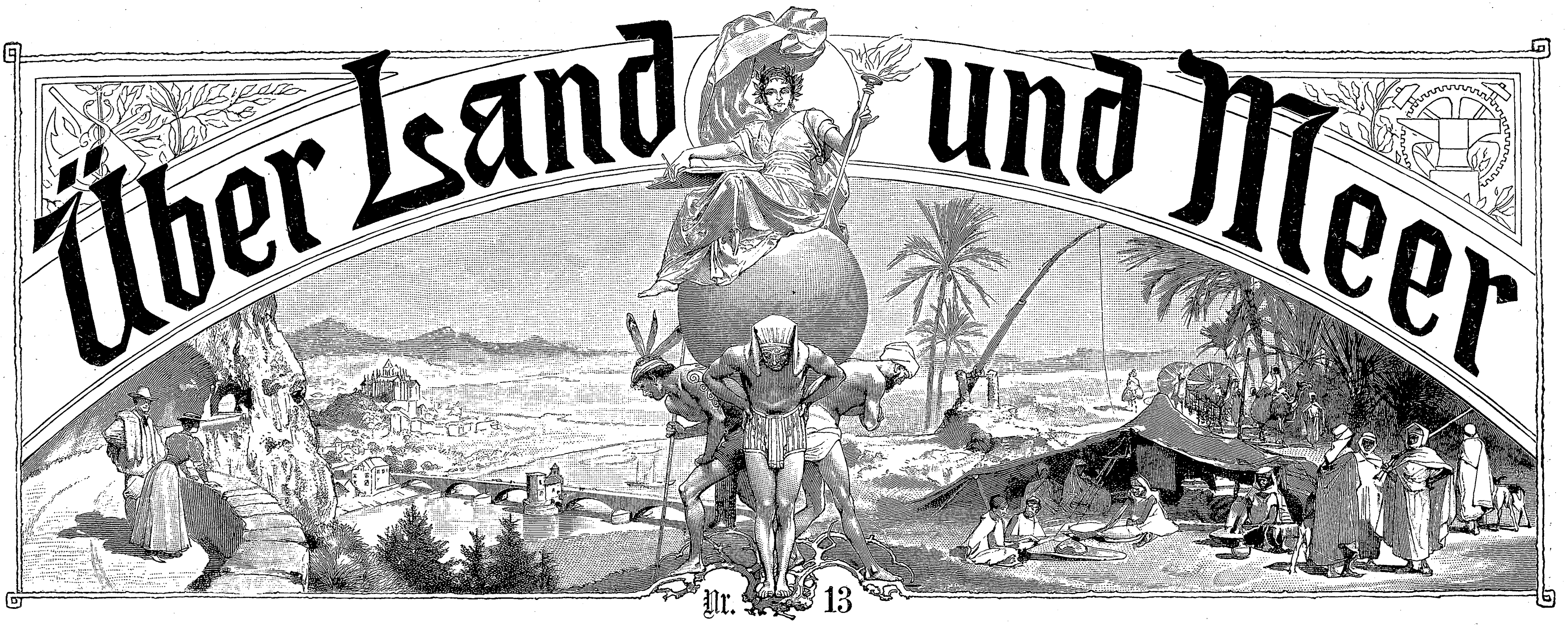
Der Kinderengel.
Spruchbüchlein für Kinder mit Bildern von **C. Peschel** und **L. Richter.**
Oktav. Eleg. kart. 1.50 M.

Willkommenes Weihnachtsgeschenk.



Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

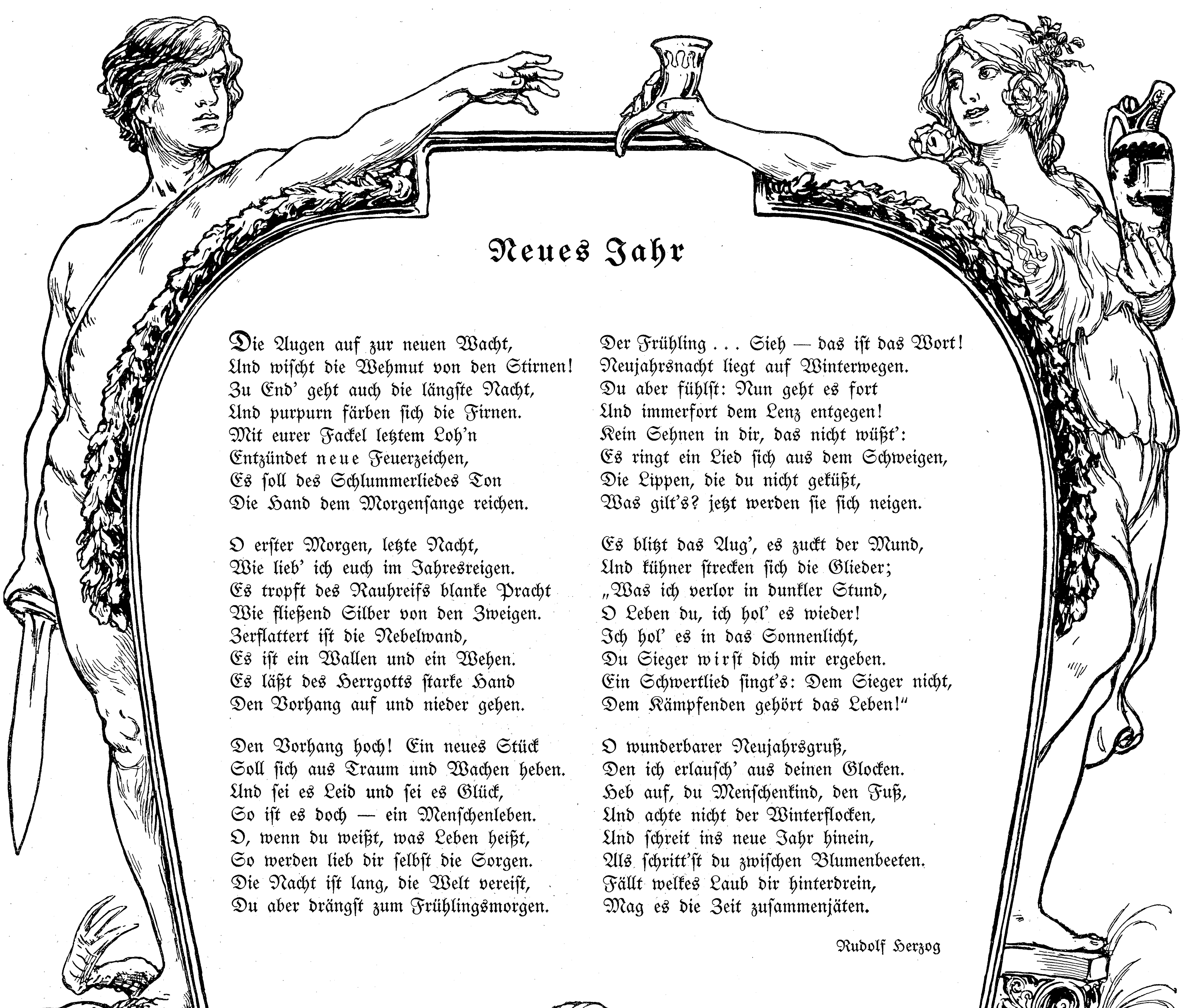


Nr. 13

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld



Neues Jahr

Die Augen auf zur neuen Wacht,
Und wiſcht die Wehmut von den Stirnen!
Zu End' geht auch die längſte Nacht,
Und purpurn färben ſich die Firnen.
Mit eurer Fackel letztem Loh'n
Entzündet neue Feuerzeichen,
Es ſoll des Schlummerliedes Ton
Die Hand dem Morgenſange reichen.

O erſter Morgen, letzte Nacht,
Wie lieb' ich euch im Jahresreigen.
Es tropft des Rauhreifs blanke Pracht
Wie fließend Silber von den Zweigen.
Zerflattert iſt die Nebelwand,
Es iſt ein Wallen und ein Wehen.
Es läßt des Herrgotts ſtarke Hand
Den Vorhang auf und nieder gehen.

Den Vorhang hoch! Ein neues Stück
Soll ſich aus Traum und Wachen heben.
Und ſei es Leid und ſei es Glück,
So iſt es doch — ein Menſchenleben.
O, wenn du weißt, was Leben heißt,
So werden lieb dir ſelbſt die Sorgen.
Die Nacht iſt lang, die Welt vereiſt,
Du aber drängſt zum Frühlingsmorgen.

Der Frühling . . . Sieh — das iſt das Wort!
Neujahrsnacht liegt auf Winterwegen.
Du aber fühlſt: Nun geht es fort
Und immerfort dem Lenz entgegen!
Kein Sehnen in dir, das nicht wüßt':
Es ringt ein Lied ſich aus dem Schweigen,
Die Lippen, die du nicht geküßt,
Was gilt's? jetzt werden ſie ſich neigen.

Es blitzt das Aug', es zuckt der Mund,
Und kühner ſtrecken ſich die Glieder;
„Was ich verlor in dunkler Stund,
O Leben du, ich hol' es wieder!
Ich hol' es in das Sonnenlicht,
Du Sieger wirſt dich mir ergeben.
Ein Schwertlied ſingt's: Dem Sieger nicht,
Dem Kämpfenden gehört das Leben!"

O wunderbarer Neujahrsgruß,
Den ich erlauſch' aus deinen Glocken.
Heb auf, du Menſchenkind, den Fuß,
Und achte nicht der Winterflocken,
Und ſchreit ins neue Jahr hinein,
Als ſchritt'ſt du zwiſchen Blumenbeeten.
Fällt welkes Laub dir hinterdrein,
Mag es die Zeit zuſammenjäten.

Rudolf Herzog

Zeichnung von Arpad Schmidhammer

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Lange hatte Valentin die Förſterei umkreiſt und ſich nicht hineingetraut. Recht erbärmlich war das Häuschen von außen, ziemlich verwahrloſt; ein großes Einkommen mußte die Stelle nicht abwerfen. Doppelt anzuerkennen, daß die Staſia immer ſo ſauber ging!

Acht Tage waren verſtrichen ſeit jenem Abſchied von ihr beim Dornbuſch am Moorrand; Valentin hatte ſie noch immer nicht wiedergeſehen. Aber die Erinnerung an ſie verließ ihn nicht; die neckte ihn, verfolgte ihn, zerrte ihn immer wieder zum Moorrand, daß er daſtand und hinüberguckte, wo hinter den Kuſſeln der dünne Rauch der Förſterei ſich kräuſelte. Endlich hatte er ſie wieder getroffen — ob durch Zufall, ob durch Abſicht? Jedenfalls hatte ſie ſich gefreut, ihn zu ſehen. Sie hatte gelächelt, daß die Grübchen in ihren Wangen tief wurden. Als ſie lange miteinander gekoſt und geplaudert, hatte ſie ihm beim endlichen Lebewohl feſt die Hand gedrückt: „Komm doch zu uns, wenn du magſt! Ich werde meinen Eltern von dir ſagen!“ Und er war gekommen.

*

„Wenn ich nur wüßt', wie ich dich zur Frau kriegen kann,“ ſprach Valentin zu Staſia, als ſie miteinander von der Oſtermeſſe zurückkehrten. Es war ſehr ſchlechtes Wetter. Sie hatte einen Schleier um ihren Hut gebunden und duckte ſich unter ihrem Regenſchirm dicht an ihn. Er ließ das Pferd gehen, wie es wollte. Tief aufſeufzend ſchlang er den Arm um ihre Schultern: „Wie krieg' ich dich nur!“

„Biſt du noch nicht mündig?“ ſagte ſie und lächelte.

„Dat wohl — grad eben, aber“ — er ſchob den Hut, den er keck auf ein Ohr geſetzt, nach hinten und ließ den Wind die erhitzte Stirn kühlen — „mer will doch nit uneins mit ihnen werden! Wat ſollt ich auch machen, wann der Vater de Hand von mir abzieht?“

Sie, die ſich eben noch ſo innig an ihn geſchmiegt, zog ſich langſam zurück: „Da müßt' ich auch danken,“ ſprach ſie kühl. „Ich ſchwöre dir, ich werde nicht eher unter dein Dach eingehen, als bis dein Vater mich willkommen heißt! So müſſen wir eben warten.“

„Aber ich kann nit warten!“ Trunken vor Liebe riß er ſie an ſich und küßte ſich ſatt und wurde doch nicht ſatt. Er war ganz unglücklich, all ſein Frohmut hatte ihn verlaſſen. „Ich muß dich zur Frau kriegen,“ ſtöhnte er, „un dat bald, ſonſt — och, ſonſt lauf' ich weg von hier, weit weg!“

Da bekam ſie doch einen kleinen Schreck: nein, fort durfte er nicht, hier bleiben mußte er, ein ſolch hübſcher Freier war ſo bald nicht wieder bei der Hand! Pan Sziulc war wohl eben ſo hübſch, — ach nein, der war doch noch hübſcher! Sie fühlte ihr Herz klopfen, wenn ſie an den gedachte und an die luſtigen Stunden, die ſie mit ihm verlebt, und ſchloß die Augen, ganz ſchwach, in einer ihr ſonſt nicht eignen Willenloſigkeit. Aber den bekam ſie ja jetzt gar nicht mehr zu ſehen, ſeit ſie beide Gwiadliborczyce verlaſſen, und — heiraten, nein, heiraten wollte ſie der nicht!

Ihre Stimme klang ſehr betrübt: „Wenn du fortgehſt, ſo gehe ich auch. Was werde ich beginnen ohne dich?! O, Walek, bleibe doch bei mir!“ Sie ſchmiegte ſich an ihn, ſo feſt, daß er gelobte bei Gott und allen Heiligen, es durchzuſetzen, daß ſie zuſammen kämen.

„Aber nicht böſe werden mit deinem Vater, o, nicht böſe!“ bat ſie wieder.

Nein, da konnte ſie ruhig ſein, er würde nicht böſe werden mit ſeinem Vater, dazu hatte ihn der viel zu lieb! Und der junge Mann verfiel in ein Nachdenken, in dem er immer wieder und hin und her überlegte, wie es anzuſtellen ſei, den Vater für Staſia zu gewinnen.

Auch ſie dachte nach. Wenn ſie es nur fertig bekam, daß der große Anſiedler ſich mit ihrem Vater ausſöhnte! Wenn es erſt ſo weit war, dann war halb gewonnen, denn der Vater mit ſeinem langen Bart konnte viel ausrichten. Aber wie das zuwege bringen? Da konnte niemand helfen als der Herrgott und der geiſtliche Herr zu Pociecha. Morgen ſchon würde ſie beichten gehen!

Als ſie an die Bozemeka hinters Dorf kamen, lenkten ſie ab, denn durch die Anſiedlung wollten ſie lieber jetzt noch nicht zuſammen fahren, des waren ſie übereingekommen. So kutſchierten ſie ſeitlings über Gwiadliborczyce nach der Förſterei.

Seit ihrer Entlaſſung war Staſia nicht mehr hier geweſen; ſie hatte es vermieden, denn ſchadenfrohe Augen hatten ihr nachgeſchaut, als ſie betränten Geſichtes abgezogen war. Nun fuhr ſie ſtolz wieder ein.

Aus den Hütten der Komorniks guckten neugierige Weiber, als das Wägelchen durchraſſelte. „Fahre langſamer, fahre langſamer,“ bat Staſia ihren Liebſten. Sie wollte den Moment ganz auskoſten.

An der letzten Hütte ſtand Schäfer Dudek auf der Schwelle, ſeinen Urenkel auf dem Arm. Er war barhaupt und ſah nach dem Wetter: drüben überm Lyſagora ſtand ein lichter Streif, es würde ſich hellen, morgen ſchon ſchien die Sonne, daß er die Schafe treiben konnte! Noch peitſchte der Regen; der Wind zerwühlte ſein langes Haar und warf es mit den wehenden Härchen des Kindes untereinander.

Als er die Staſia auf dem Wagen bemerkte, hielt er die Hand über die Augen, daß ihm der Wind nicht das Waſſer hineintrieb und ſo den Blick trübte: he, wo kam denn die her und mit wem?!

Staſia nickte ihm zu, übermütig lachend: „He, weiſer Dudek, guten Tag! Erlaube, daß ich dir meinen Liebſten zeige! Ich werde ihm keinen Erbſenkranz geben, wenn die Druſchbas*) ihn mir zuführen!“

Der Alte trat näher zum Gefährt; ſie hatten angehalten.

„Ackerers Leben iſt allezeit,
Wie der Biene Leben, voll Emſigkeit,
Und der Eheſtand iſt inſonderheit,
Wie der Biene Honig, voll Süßigkeit!

Wer iſt der Burſche, den du dir erkoren haſt? Laß mich ſehen!“ Ehe Valentin wußte, wie ihm geſchah, hatte des Alten hagerer Arm ihm den Hut vom Kopf gezogen. Muſternd ſah ihm Dudek ins Geſicht; ſtarr, faſt durchbohrend wurde der Blick. Mit einem unzufriedenen Murren ſchüttelte der Schäfer den Kopf. „Ich kenne ihn, er iſt ein Niemiec, einer von denen, die da wohnen auf geſtohlenem Acker. Schäme dich, daß du daran denkeſt, dieſen zu freien!“

Aber Staſia lachte leichtfertig: „Aergere dich nicht, Väterchen!“ Schmeichelnd klopfte ſie dem Burſchen, der kein Wort verſtanden hatte, die Wange. „Walek, mein Lieber, ſag, werden wir nicht ein ſchönes Pärchen ſein? Hihi, hihi, er gefällt mir nun einmal! Hihi!“

Zornig ſprühten des Alten Augen. „Lache nur, lache du nur! Ich ſage dir — ich, Kuba Dudek, der vieles ſieht, was andre Augen nicht ſehen —, nicht lange wirſt du lachen!“ Sprach's und ging, das Köpfchen des Kindes an ſich preſſend, als wolle er das bergen vor nahendem Unheil, in ſeine Hütte zurück.

Was der immer faſelte! Ein rechter Wichtigmacher! Staſia ſchrie ihm nach: „Alter Eſel!“ und dann noch eine ganze Menge wenig ſchmeichelhafter Bemerkungen.

Da öffnete ſich das niedrige Fenſterchen, hinter dem der Rosmarinſtock ſtand, und ein brauner Mädchenkopf guckte über den weg: „Wer ſchilt das Großväterchen?“

„He, Michalina!“ Staſia winkte.

„Staſia, du biſt es?!“ Die Braune, die herausgekommen war, guckte ganz verblüfft und wurde dann brennend rot, als ſie auch den Burſchen erkannte. Fragend glitten ihre Blicke von der einſtigen Schulgenoſſin zu dem deutſchen Anſiedlersſohn.

Valentin nickte ihr freundlich zu, und daran denkend, daß er ihr noch vom Kalben der Rotbunten her etwas ſchuldig ſei, zog er einen Roſenkranz von blauen Glasperlen aus der Taſche, den er eigentlich für das Settchen beſtimmt, das nun bald zur Kommunionſtunde ſollte. Mochte die Michalina denken, er habe den extra für ſie mitgebracht!

Mit einem tiefen Knicks nahm ſie die Schnur. „Podam do nog!“ Sie wollte ihm die Hand küſſen.

Als er ihr die haſtig, ganz verlegen, wegziehen wollte, fiel ihm auf einmal ein: bah, die war ja nur eine Dienſtmagd! Aber vielleicht, daß er ſie mieten könnte! Die Mutter hatte noch erſt neulich ſich des hilfreichen Mädchens erinnert, und welch ein Triumph, wenn er, dem man erſt heute morgen Teilnahmloſigkeit und Mangel an Intereſſe vorgeworfen, nun mit einer ſtrammen Magd heimkam! Der Vater hatte keine gekriegt.

Des Burſchen Augen ſprachen bittend. Für ſeinen Mund machte Staſia den Dolmetſcher, die ſich gern der Mutter des Bräutigams gefällig erzeigen wollte.

Man wurde bald handelseinig. Die Polin verlangte nicht zu viel; und da ihre Arme, die die aufgekrempelten Hemdärmel ſehen ließen, voll und ſtark waren, würde ſie ihren Lohn ſchon einbringen. Sehr zufrieden reichte ihr der Sohn ihres zukünftigen Gospodarz*) die Hand zum Abſchied: alſo morgen wurde ſie erwartet, beſtimmt.

Sie nickte und ſtrahlte und legte die Hand aufs Herz — er konnte ſich darauf verlaſſen. —

Als Valentin am Abend heimkam, war er ſelber erſchrocken, wie ſehr er ſich verſpätet, hatte er Staſia doch erſt bis ganz nach Hauſe gebracht, war dort auch noch abgeſtiegen und hatte einen langen Abſchied von ihr genommen im dunkeln Flur. Der Vater empfing ihn mit lautem, heftigem Vorwurf, und die Mutter, die doch ſonſt immer ſo freundlich, ſeufzte nur und ſah ihn gar nicht an. Daß die Eltern beide böſe, tat ihm bitter leid, aber er hoffte, ſie ſchon zu verſöhnen. Und heimlich brannte in ſeinem Herzen der Wunſch, ihnen dann von Staſia zu ſprechen.

Als der Vater ſchrie: „Wo haſte dich dann e ſo lang erumgetrieben? Wir kroſen hier im Dreck, und du fährſt ſpazieren zum Pläſier,“ ſagte er mit dem frohen Bewußtſein, einen guten Hinterhalt zu haben: „Ich hab' der Mutter en Magd gemietet! Dat Mädchen, dat neulich hier geholfen hat, die Michalina vom Schäfer aus Gwiadliborczyce, morgen kömmt ſe.“

„Dunnerkiel! Wie kömmſte dann an die?“ Peter Bräuer ſchmunzelte: ein Teufelsjunge! Was der die Weiber, ſelbſt ſo 'ne dumme polackiſche Viehmagd, im Sack hatte!

Frau Kettchen war hocherfreut. Sie hatte ſich immer vor den buntbebänderten Polenmädchen mit ihrem Singen und Tanzen, das ſie leichtfertig dünkte, gegrauſt; aber zu der braunen Michalina hatte ſie wohl Zutrauen. Die hatte ſo ehrliche Augen, die würde ſicher nicht ſtehlen. Und dankbar kam ſie von ihrem Stuhl beim Ofen, wo ſie fröſtelnd geſeſſen, zum Tiſch heran und drückte Valentin die Hand.

Auch der Vater belobte den Sohn: das hatte er gut gemacht! Hatte er auch den Chiliſalpeter mitgebracht?

Valentin wurde abwechſelnd blaß und rot vor Schreck: den hatte er ganz und gar vergeſſen. Aber das ging ihm heute hin ohne großen Verweis, der Ehemann war viel zu froh, eine Hilfe für ſein Kettchen zu haben.

Ganz einträchtig ſaßen ſie nun beiſammen am Tiſch, auf dem die beſchirmte Lampe friedlich brannte, während draußen die Frühlingsſtürme ums Haus ſchnoben und wie mit begehrlichen Händen an Wand und Läden rüttelten.

Da hielt Valentin nicht länger an ſich, mit brennenden Wangen, wie ein Knabe, der nach etwas giert, fing er an, von Staſia zu ſprechen.

---

*) Trauzeugen.

*) Hausherr.

Wahrhaftig, die Eltern konnten es glauben, ſie war ein liebes Mädchen und klug dazu und ſchön! Was ſchadete es, daß ſie polniſch war und er deutſch — waren ſie nicht alle beide katholiſch? Nein, ohne ſie leben konnte er nicht mehr, die Eltern mußten ein Einſehen haben; nachts träumte er nur von ihr, tags dachte er nur an ſie. Er wollte ſie heiraten, ſie allein war ſein Glück, ſie war ſo ganz anders als alle Mädchen bisher, ſie hatte es ihm angetan — die oder keine!

Der Vater hatte den Sohn ausreden laſſen, aber die Ader auf ſeiner Stirn war mächtig geſchwollen. Alſo ſo weit ging die Geſchichte wirklich? Nicht nur eine Liebelei, eine reelle Heirat ſollte es werden?!

„Da hört doch alles bei auf,“ ſchrie er wütend und ſchlug auf den Tiſch, „biſte geck, Jung? So en Polackenmenſch willſte heiraten? Noch dazu die Tochter von dem Sauferl, dem Frelikowski, der einem ſo tribuliert wegen ’nem erbärmliche Has?! Ne, da wird nix draus, nie und nimmer geb’ ich mein Einwilligung!“ Ganz außer ſich ſprang er auf und rannte mit Rieſenſchritten in der Stube hin und her.

Betroffen ſaß Valentin; ſo ſtark hatte er ſich den Widerſtand denn doch nicht gedacht. Es zuckte in des jungen Menſchen Geſicht, als wollte er weinen, aber dann überkam ihn der Trotz. Was würde Staſia auch ſagen, wenn er ſo ſchwachmütig wäre?! Verachten würde ſie ihn, gar nicht mehr anſehen! Deutlich ſah er ſie unwillig die ſchöne blonde Tolle hintenüberwerfen und den Mund ſtolz kräuſeln. Nie mehr würde er’s zu hören kriegen, das ſchmelzende ‚daj mi buzi‘, das ſo tauſendmal ſchöner klang als das harte ‚gib mir ’nen Kuß‘! Nie mehr würde ſie ſich an ihn ſchmiegen, biegſam gleich den Weiden, die am Rheinufer wachſen — nein, die Staſia war nicht ſo eine wie die in Köln, mit der ſich’s leicht pouſſieren läßt, die man aber auch leicht wieder vergißt! O nein, der Staſia mußte man ſein Wort halten! „Ich muß ſie heiraten,“ ſagte er feſt.

„So — muß! Alſo ſo weit is et ſchon?! No natürlich, wie kann dat auch hier anders ſein,“ höhnte der Vater.

Die Mutter überkam das Mitleid, es war etwas in dem Blick des jungen Mannes, das ſie zu Tränen rührte. „Gott, och Gott, Valentin, Jung, wie konntſte dich nur eſo weit einlaſſen?“ Sie wollte ihm die Hand auf die Schulter legen, aber er ſchüttelte ſie ab:

„Wat fällt euch ein?! So is dat dann doch nit! Die Staſia is en anſtändig Mädchen, en brav Mädchen, nit rühr an! Schämt euch, dat ihr ſo wat von ihr denkt! Ihr kennt ſie ja gar nit, lernt ſie nur erſt emal kennen! Ich muß ſie heiraten — muß, ſag’ ich — muß, muß, muß, weil“ — er ſchnappte nach Luft, eine heiße Blutwelle färbte wieder ſein erblaßtes Geſicht — „weil ich ihr ſo gut bin, dat ich ſterben muß, wenn ich ſie nit krieg’!“

Er hatte es laut herausgeſchrien, nun warf er die Arme lang über den Tiſch und den Kopf darauf.

„Jeſſes Maria,“ ſagte Frau Kettchen ganz erſchrocken, „de is rein wie behext! De arme Jung!“ —

Als Frau Kettchen an dieſem Abend ihr Nachtgebet ſprach, betete ſie inbrünſtig für den Valentin. Mit ihrem Mann wagte ſie heute nicht noch einmal von der Sache anzufangen, kurz hatte er jedes weitere Wort darüber verboten. Taumelnd wie ein Trunkener war Valentin zu ſeiner Kammer hinaufgeſtiegen, ohne das gewohnte ‚Gut Nacht zuſammen‘, ohne ein Nicken. Sie hatte ein herzliches Erbarmen mit dem Stiefſohn. Als ſie ihn als kleinen Schuljungen, der ſeine rechte Mutter kaum gekannt, übernommen, hatte ſie bei der heiligen Jungfrau gelobt, ihm eine gute zweite Mutter zu werden. Des hatte ſie ſich immer aufrichtig bemüht, und das wollte ſie ihm auch fürder ſein. Und ſie nahm ſich vor, wenn ſie nur wieder erſt ein wenig zu Kräften gekommen, nach Pociecha-Dorf zu gehen und in der Propſtei ſich Rat in dieſer ſchwierigen Angelegenheit zu holen. Mit dieſem beruhigenden Vorſatz ſchlief ſie bald ein.

Anders der Mann; er konnte keinen Schlaf finden. Er war wohl müde, hatte er doch den Tag doppelt hart geſchafft, da der Sohn ihn im Stich gelaſſen und die Hauswirtſchaft auch nicht im gewohnten Gange, aber ſeine Gedanken hielten ihn wach die ganze Nacht. Als ob er das Mädchen nicht ſchon geſehen hätte! Der Sohn meinte wohl, der Vater habe ihm nicht längſt nachgeforſcht! Oho, ſo dumm iſt Peter Bräuer nicht! Hübſch war ſie, ja. Er hatte ſie Oſterſonntag aus der Meſſe kommen ſehen, ſtädtiſch gekleidet, faſt wie eine Dame, mit einem Blumenhut auf dem Kopf ſtatt des landesüblichen Mützchens. Ihr Gebetbuch hatte ſie vor ſich gehalten und den Blick darauf geſenkt. Neben ihrem Vater war ſie hergeſchritten, der ganz ſtattlich ausſah in ſeinem Jägerrock, auf den der rötliche Bart fiel — ja, potzdonner, Ehrenzeichen hatte der Förſter auch! Anſtändig hielt ſie ſich, das mußte man ſagen! Sie hatte nicht gedrängelt wie die andern Dirnen, die, ſchnatternd gleich einer Herde Gänſe, aus der engen Holztür gar nicht raſch genug ins Freie kommen konnten zu den Burſchen, die ſich auf dem kleinen Anger vor der Kirche hingepflanzt. Aber wenn ſie auch noch tauſendmal ſittſamer ſich gehalten und das Geld hätte, das ſie nicht hatte, und noch viel hübſcher wäre, zur Schwiegertochter möchte er ſie doch um alles in der Welt nicht. Was ſollte die Polackin hier im Haus? Ein fremder Vogel im Neſt?! Nein, niemals, nun und nimmer dürfte der Valentin ſo eine bringen! Aber der Junge war ſo rabiat!

Dem bekümmerten Vater wurde plötzlich ganz heiß. Er erinnerte ſich ſeiner Jugendzeit; da hatte er auch geſprochen, als er des Valentin Mutter, der ſchlanken Traut mit den roſenroten Wangen nachgeſtiegen: die oder keine! — und ſich keinen Pfifferling darum gekümmert, daß man ihn gewarnt: die iſt ja ſchwach auf der Bruſt! Die ſchöne Traut hatte im Wochenbett die Schwindſucht bekommen, er war bald allein zurückgeblieben mit dem kleinen Jungen; ſeinen Willen hatte er nun gehabt. Ja, wenn man verliebt iſt, hat man eben keine Ohren!

Wenn man nur etwas Näheres über die Förſterstochter wüßte! Ob die wirklich brav war? Da kannte er ſeinen Valentin denn doch; wenn er dem nachweiſen konnte, daß er ſich an einen nichtsnutzigen Racker verplempert, dann war die Geſchichte aus. Der hielt viel zu viel auf ſich, um eine zur Frau zu nehmen, die ſeiner nicht wert war. Man mußte nur etwas in Erfahrung bringen — aber bei wem, wo?!

Raſtlos warf ſich der Mann, bis der Hahn auf dem Hof den Morgen ankrähte. —

Michalina zog früh am Tag auf. Heimlich war ſie vom Großvater fortgegangen, denn der würde zu ſehr ſchelten, wenn er erfuhr, daß ſie zu einem ‚Schwabbe‘ in Dienſt wollte. Aber die Mutter war einverſtanden geweſen: was will man machen, wenn man Geld verdienen muß?! So war ſie doch nicht weit von dem kleinen Jaſio und konnte zu Hauſe immer einmal nach dem Rechten ſehen.

Ihre Habſeligkeiten in ein Bündel geſchnürt unterm Arme — die kleine buntbemalte Lade, die ihren Sonntagsputz enthielt, würde ſie ein andermal holen — ging ſie ſtarken Schrittes auf das Haus der Rheinländer zu. Als ſie den Gospodarz unter der Tür erblickte, beeilte ſie ſich noch mehr und grüßte ihn demütig.

Herablaſſend nickte Peter Bräuer ihr zu; das hatte er ſchon gelernt hier, daß eine große Kluft iſt zwiſchen Herr und Geſinde. Aber Frau Kettchen behielt noch die Sitte von Hauſe bei und reichte der neuen Magd freundlich die Hand.

Da lachte die braune Michalina übers ganze Geſicht, wie eitel Sonnenſchein ging ſie ins Haus ein.

*

Die Bräuers hatten einen guten Griff getan, vielmehr der Valentin, dem mußten ſie’s danken, mit jeder Woche mehr. Frau Kettchen konnte ruhen, die Magd litt nicht, daß ſie viel ſchaffte; ſie zwang die Arbeit ſchon allein. Sie wuſch, ſie ſcheuerte, ſie melkte, ſie fütterte und ging, war das Haus beſchickt, noch zu den Männern hinaus auf den Acker, wo jetzt die Kartoffeln ſchon aufgingen und der erſte ſelbſtgeſäte Roggen der neuen Heimat in die Halme ſchoß.

Es kam der Michalina gar nicht darauf an, auch Männerarbeit zu beſchicken. Peter Bräuer lachte ſich oft eins, wenn er ſah, wie die flinke Dirne den Gaul anſchirrte oder die Ochſen, und wie ſie dann, die Peitſche in der Hand, oben auf dem Rand des Ackerwagens balancierend, mit gewaltigem Knallen zum Hoftor hinauskutſchierte.

Und gelehrig war ſie zum Erſtaunen, ein deutſches Mädchen hätte nicht ſo raſch polniſch gelernt wie ſie deutſch. Den Valentin verſtand ſie am beſten, dem ſah ſie’s an den Augen ab. Es war ihnen allen kein Geheimnis, daß die polniſche Magd den jungen Hausſohn gern ſah; Bräuer machte ſeine Späße darüber, und ſelbſt die Kinder neckten ſie.

Sie nahm’s nicht übel. Kein beleidigtes Rot ſtieg ihr in die jetzt zur Sommerszeit tiefbraun gebrannten Wangen, ſie lachte immer mit und zeigte die weißen Zähne. Froher wie ſie konnte niemand ſein; im Stall, in der Küche, hochaufgeſchürzt, mit nackten Beinen beim Dungauswerfen oder auf den Knien beim Dielenſcheuern, am Rain beim Futterſchneiden oder die Schultern tief geduckt unterm ſchweren Grastuch, mit dem Beſen, mit dem Rechen, mit der Gabel, mit der Sichel, immer ſang die Michalina. Warum ſollte ſie traurig ſein? Sang nicht die Lerche auch am Ackerrand? War nicht die Sonne hell wie ein freundliches Geſicht?

Nach Feierabend, wenn die Arbeit getan, ſaß ſie gern noch vor der Tür. Auf der Schwelle hockend, die Arme um die hochgezogenen Knie geſchlungen, ſang ſie hinein in die ſtille Welt, ſich ſacht hin und her wiegend im eintönigen Rhythmus. Dann kauerten die Kinder bei ihr und hörten ihr zu, und auch Valentin lehnte oft am Türpfoſten, die Arme über der Bruſt verſchränkt, und lauſchte.

Sein Blick irrte verträumt in die dämmernde Unendlichkeit, auf die langſam die Nacht ſank. Fern in den Kornfeldern rief traulich die Wachtel, das braune Mädchen ſang — immer dasſelbe, es klang einſchläfernd —, aber ſeine Seele fand keine Ruhe. Er dachte an Staſia.

Seit er ihr geſagt vom Widerſtand des Vaters, mied ſie ihn. Viele Male war er nach der Förſterei geſchlichen, immer hieß es: die Staſia iſt nicht zu Haus. Ei, wo war ſie denn? Arglos hatte er erſt auf ihre Heimkehr gewartet, aber ſie kam und kam nicht; da merkte er endlich, ſie war wohl da, ſie wollte ſich nur nicht ſehen laſſen. Manchen Abend, wenn alles längſt ſchlief, lief er noch hin bis zur Moorwieſe, aus deren Saftgrün jetzt weiße Dünſte ſtiegen, ſich zu Nebelgeſtalten mit winkenden Armen verdichtend. Drüben, ach drüben, auf Rufweite nah, wohnte das Mädchen! Aber wie er auch lockend pfiff und lauter und immer lauter den geliebten Namen rief, nur das Irrlicht tauchte aus dem Sumpf und zeigte dem Sehnſüchtigen ſein unſtetes Flämmchen.

Naß vom kalten Nachttau ſchlich der enttäuſchte Burſche dann heim; leiſe, die Schuhe in der Hand, ſchlüpfte er an der Stube vorbei, drin die Seinen ſchliefen.

Aber eine im Hauſe hörte ihn doch; die hatte wachgelegen, bis er heimkam. O, daß er nicht immer zu der Sumpfwieſe ginge, zu dem unheimlichen ‚Tupadly‘! Sie ängſtigte ſich darum, wußte ſie doch, daß dort, wo es heißt: ‚Hier iſt untergegangen,‘ einſt ein Haus gelegen mit Garten und Acker. Aber Gottloſe wohnten darin, und zur Strafe ſind ſie verſunken mit Hab und Gut. Da zeigt ſich jetzt die verdammte Seele, die Hexe, das Irrlicht, das nachts auf einem Rade fährt und ſolche, die ihm folgen, zur Hölle lockt.

„Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt!“ Dreimal ſchlug Michalina das Kreuz. „Heilige Mutter, laß ihn nicht folgen!“

Wie ein treuer Haushund ging die Magd dem Sohn ihres Herrn nach.

Jetzt war die Arbeit hart und der Anſiedler oft wenig zufrieden. Bräuer hatte keine guten Ernteausſichten; für den ſchweren Boden war die andauernd trockene und heiße Witterung wohl ganz nützlich, aber für die vielen Sandſtellen, die er im Acker hatte, taugte die Dürre nicht. Auch die Moorſtrecken waren hart wie getrockneter Torf. Er war ganz außer ſich: alſo dafür war man hierher gekommen ans Ende der Welt, um immer noch zuzuſetzen anſtatt zu gewinnen?! Der Valentin war auch ſo faul, ſo läſſig in der Arbeit, als ginge ihn alles gar nichts an. Womöglich würde man noch einen Knecht nehmen müſſen oder fremde Taglöhner, aber man kriegte ja nicht einmal ſolche! Was nur in dem Jungen ſteckte? Mark hatte der gar keins mehr in den Knochen. Die Arbeit, die ihm ſonſt nur ſo von der Hand geflogen, ſchlich; er, der für drei gearbeitet, mußte ſich jetzt überall von der Magd helfen laſſen. Ein Glück, daß die ſo willig war, morgens am früheſten auf, abends am ſpäteſten zu Bett; aber dann ſchlief die auch, nicht zum erwecken, und das Eſſen ſchmeckte ihr, es war ein Spaß! Nur um das Pläſier zu haben, ihre weißen Zähne einhauen zu ſehen, hieß der Gospodarz ſie mit am Tiſche eſſen; ſonſt gehört ſich der Dienſtbote in die Küche.

Michalina empfand es, daß man ſie ſo ehrte. Oft, wenn ſie mit der Frau allein ſchaffte, rührte ſie heimlich, wie liebkoſend, an deren Kleid. Jetzt konnten ſie ſich beide ganz gut verſtändigen, und es geſchah nicht ſelten, daß Frau Kettchen ihrer Sorge um den Sohn der Magd gegenüber Worte lieh. Dann ſchaute die ganz traurig, ſchlug das Kreuz und flüſterte: „Hat er ſich die Hexe geſehen auf dem Rad! Irrlicht böſes, o weh! Muß Pani dem Proboszcz ſagen, daß er lieſt Meſſe!" —

Frau Kettchen war wohl früher ſchon in der Propſtei geweſen, heute ging ſie zum erſtenmal wieder hin ſeit ihrem Krankſein. Die Magd hatte ihr verſprochen, das Haus zu hüten, dann war das gut verſorgt. Es war Sonntag nachmittag. Langſam wanderte ſie durch die reifenden Felder, der Wind ſpielte mit den Bindebändern ihres Hutes und dem Zipfel ihres Umſchlagetuches. Die Sommerlüftchen waren luſtig, aber ihr Herz blieb ſchwer. Sie hatte ſich ſchwarz angetan wie zum feſtlichſten Betgang.

Leiſe Klänge kamen mit dem Wind, ſie hörte ein Rauſchen in der Luft und ein Summen wie von fernen Kirchenglocken. Waren das die Glocken des großen Domes, den man weithin hört im rheiniſchen Land? War es das Rauſchen des Stromes, an dem die glückliche Heimat liegt? Ach nein, es war nur endloſes Korn, das im Wind Wellen ſchlug, und Bienen, die über den Thymian am Wegrain ſurrten. Der Dom und der Rhein waren ſo fern und das Glück auch!

Horch — es waren aber doch Kirchenglocken! Die einſam Wandelnde blieb ſtehen. Uebers Windrauſchen und Inſektengeſumme hinweg rief deutlich die kleine Glocke der ſchwarzen Holzkirche von Pociecha-Dorf, und die Verzagte nahm ihr Herz in beide Hände und trug's eilig zum tröſtlichen Altar. —

Frau Kettchen hatte erſt andächtig der Veſper beigewohnt — daß ſie nicht alles verſtand, daran war ſie jetzt längſt gewöhnt, ſprachen denn nicht auch im rheiniſchen Dom die Prieſter Latein? — Danach klingelte ſie an der Propſtei.

Peter Stachowiak war allein zu Haus, der Vikar war noch nicht aus der Kirche zurück, aber er würde gleich kommen. Er ſelber befaßte ſich nicht mehr viel mit der Seelſorge, ſeine Naſe war ſeit dem Winter entſchieden röter geworden und ſeine Beine ſteifer. Gutmütig, aber ſtumm lächelte er die Beſucherin an; doch auch Frau Kettchen hätte jetzt kein Wort ſagen können — nein, da war der Herr Vikar doch ein ganz andrer!

Aber der kam ſo bald noch nicht. Am Sonntagnachmittag hatten die Weiber Zeit, da paßten ſie ihm auf an der Kirchentür. Und immer war er gewillt, zu hören, ob es ſich nun um ein ungeratenes Kind oder ein krankes Schwein, um einen die Frau prügelnden oder ſie gar zu ſehr liebenden Ehemann handelte, ob es die eheliche Treue betraf oder einen Zank mit dem Nachbar — was es auch ſein mochte, für alles hatte der Herr Vikar Verſtändnis. Das fühlten die Leute, der wußte bei ihnen zu Haus beſſer Beſcheid als ſie ſelber.

Die Ciotka hatte ihn heute am längſten aufgehalten. Ganz außer ſich vor Freude war ſie wie im Rauſch — ob etwa auch von Schnaps? Wer konnte das ſagen. In der Veſper hatte ſie geſchlafen, nun aber hatte ſie den geiſtlichen Herrn draußen auf dem Anger angehalten, und immer wenn er ſich zum Gehen wandte, noch einmal am Rock gepackt. Inbrünſtig küßte ſie deſſen Saum. Sie weinte und lachte: was hatte ihr der Herr Vikar doch für Gutes getan! Nun hatte der gnädige Gerichtshof geſtern ſein Urteil geſprochen — ja, der Löb Scheftel hatte ihr's ſchon heut in der Frühe verkündet, als er fuhr, zum Sonntag eine Rinderlende nach Przyborowo zu bringen — ſie kriegte nun eine Jahresrente vom Niemczycer, von dem guten, dem gnädigen, dem wohltätigen Herrn! Aber freilich, der Herr Vikar war doch noch beſſer — ohne den hätte ſie nichts gekriegt! Nun konnte ſie trinken, ſo viel Durſt ſie hatte, nun hatte ſie den Himmel auf Erden ſchon!

Auf die Knie war ſie gefallen, ſeine Stiefel wollte ſie durchaus küſſen; er hatte ſich ihrer kaum erwehrt.

Ein wenig erſchöpft kam der junge Geiſtliche nun in der Propſtei an. Er wiſchte ſich den Schweiß ab, eine hohe Röte brannte auf ſeiner Stirn.

„Zuzanna, bring ein Gläschen Ungarwein dem Herrn Vikar!" rief Peter Stachowiak.

Aber Gorka lehnte ab: nein, das würde ihn doch nicht laben! In ſeinen Augen, die ganz nach innen zu blicken ſchienen und doch ſo ſcharf auf die Außenwelt ſahen, flackerte etwas wie Unruhe. Die Begegnung mit der Ciotka war ihm unangenehm geweſen — wenn die ſich nun ganz dem Trunk ergab, niemals mehr nüchtern wurde? Aber hatte er nicht das Beſte gewollt? Ja, ja! Und konnte er ſie nicht etwa dazu bringen, das Trinken abzuſchwören, bei der heiligen Muttergottes oder irgend einer andern heiligen Schutzpatronin? Ja, ja, das konnte er!

Und was hatte nun die deutſche Anſiedlersfrau auf dem Herzen? Mit beſonderer Freundlichkeit begrüßte er dieſe.

Frau Kettchen hatte doch immer noch eine gewiſſe Scheu — war es das ein wenig Fremdländiſche ſeines Deutſchſprechens, das ſie einſchüchterte? Verlegen zupfte ſie an ihrem Umſchlagetuch. Aber es half ja alles nichts, wer wußte ſonſt Rat? So hub ſie denn an, ihm die Not mit ihres Mannes Sohn zu klagen. Das Weinen kam ſie an, als ſie erzählte, wie ſehr der Junge verfalle, hohläugig ſei er, ganz ſtill und nichts ſchmecke ihm.

„Jeſus, och Jeſus!" Tief bekümmert ſtarrte ſie auf ihre im Schoß gefalteten Hände. „Er wird doch nit die Schwindſucht kriegen wie ſeine Mutter ſelig, dat Traut?!"

Faſt wollte es ſie bedünken, als wiſſe der geiſtliche Herr ſchon um ihr Leid; erſtaunt war er wenigſtens gar nicht, daß einer, der doch deutſch war, ſich in ein polniſches Mädchen verlieben konnte.

„Warum will denn Ihr Mann durchaus nicht die jungen Leute zuſammen kommen laſſen?" fragte er.

„Ja, eja — no, darum nit, weil — weil —" verlegen ſtotterte ſie; es war ihr ſehr peinlich, dem geiſtlichen Herrn, der doch ſelber Pole war, ins Geſicht zu ſagen: ‚No, darum nit, weil ſie polniſch is!'

Aber als ob der Vikar ihre Gedanken erraten, ſagte er mild: „Wir bieten gern die Hand. Es iſt weder chriſtlich noch klug, nur weil der eine Teil polniſch iſt, der andre deutſch, einer Ehe zu widerſtreben. Das ſagen Sie nur Ihrem Manne!"

„Och, ich darf ja nit riskieren, dat zu ſagen! Sie glauben nit, Hochwürden, wie der dann falſch werden kann!"

Der Prieſter lächelte. „Liebe Frau, Sie verſtehen es eben nicht, den rechten Zeitpunkt abzuwarten. Eine brave chriſtliche Ehefrau hat auch das Recht, ein Wort mitzuſprechen, beſonders in Herzensangelegenheiten und Erziehungsfragen. Hierin haben die Frauen nun einmal das beſſere Urteil. Nicht wahr?" Er nickte ihr freundlich zu.

Da wurde ſie rot vor Stolz über das Lob und bekam Mut. Ja, ſie würde dem Peter nun aber auch gewiß ſagen, daß er lieber nachgeben ſollte. „Wenn dat Mädchen aber auch nur brav is," ſeufzte ſie. „Ne, wenn ich wüßt, dat ſie den Jung nit wert is, nie un nimmer tät ich mein Hand derzu bieten, ich tät mich ja der Sünd fürchten! Der Valentin is ja ſo ene gute Menſch. Un arm is de auch nit, er hat ſein Erbteil von der Mutter ſelig. Et wär zu ſchreckelich, wenn de Malheur hätt', de is wie zum Glück geboren!"

Der Vikar machte ein verweiſendes Geſicht: wie konnte ſie nur ſo mißtrauen! Nach menſchlicher Vorausſicht machte ihr Sohn ſein Glück mit dem jungen Mädchen, das brav, fleißig, geſund und gottesfürchtig war und aus einer wohlbeleumundeten achtbaren Familie. Und liebte die Staſia Frelikowska den jungen Mann nicht ebenſo, wie der ſie liebte?

Der Seelſorger erzählte der Aufhorchenden, wie tief das Mädchen unter der Zurückſetzung, die ihr zuteil werde, leide, daß es aber viel zu viel auf ſich halte, um fürder mit einem Burſchen zuſammen zu kommen, deſſen Eltern ſie durchaus nicht zur Schwiegertochter haben wollten.

Das gefiel der guten Frau wohl. Sie wurde ganz gerührt. Natürlich war es ſchwer für ein anſtändiges Mädchen, ſich ſo behandeln zu laſſen! Sie hoffte es aber nun doch bei ihrem Mann durchzuſetzen, daß er die Staſia wenigſtens einmal kennen lernte. Dann würde ſich das weitere hoffentlich auch finden.

Ja, das hoffte der Vikar auch. Und als er ihr die Hand zum Abſchied reichte, ſprach er ernſt und doch freundlich: „Denken Sie daran, liebe Frau, daß Sie Ihren Mann immer zum Guten beſtimmen! Männer ſind oft ein wenig rauh, aber eine Frau, die ihren Mann lieb hat, kann vieles zum Guten wenden. Und das bedenken Sie auch: was Gott zuſammenfügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden! Ihr Sohn und dieſes Mädchen kannten ſich vor einem Jahre noch nicht, aber ihre Ehe war bereits im Himmel beſchloſſen. Wehe dem, durch welchen Aergernis kommt!"

Ganz erſchrocken ſah ihn Frau Kettchen an, ſeine Stimme hatte plötzlich ſo geklungen, als ob er drohe. ‚Wehe dem, durch welchen Aergernis kommt!' — das hörte ſie in einem fort auf dem Heimweg. Ja, der geiſtliche Herr hatte ganz recht, man darf nicht widerſtreben, wenn Gott geſprochen.

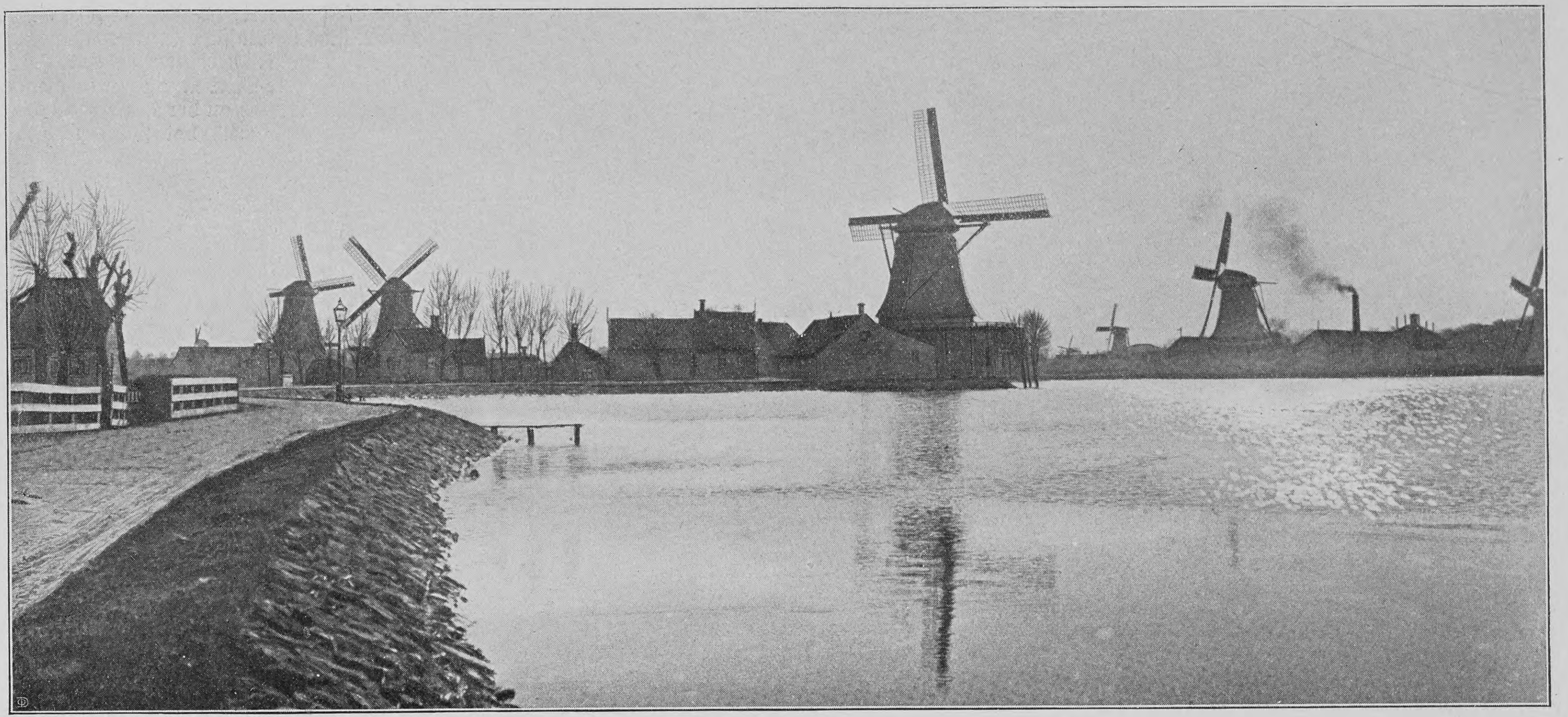
Und ſie ſtärkte ihre bange Seele in einem ſtillen Gebet. Ja, ja, es würde wohl ſchon das Rechte ſein, wenn der Valentin das polniſche Mädchen freite, der Herr Vikar hatte es ja geſagt.

(Fortſetzung folgt)

Waſhingtons Abſchied von der Armee

(Zu dem Gemälde von Andrew C. Gow)

Zwei Namen ſind mit der heroiſchen Jugendgeſchichte der Vereinigten Staaten unlösbar verknüpft: Franklin und Waſhington. Während Franklin, der bürgerlich Kluge, das Ideal des Biedermannes für jene Zeit, als Diplomat der Heimat unſchätzbare Dienſte leiſtete, ſtritt der ritterliche Waſhington mit den Waffen in der Hand gegen die Engländer. Durch manche Gunſt des Schickſals immer wieder gefördert, ſtets aufs neue ermutigt durch ſeine ideale Vaterlandsliebe, ſah Waſhington endlich im Jahre 1783 das Ziel ſeiner Kämpfe, die Unabhängigkeit des Vaterlandes, erreicht. Er konnte den Oberbefehl über das Heer, deſſen erſter und deſſen beſter Soldat er geweſen, niederlegen. Am 4. Dezember 1783 verabſchiedete er ſich in Fraunces Tavern in New York von ſeinen Generalen, dann geleiteten ſie ihn durch ein Spalier ſeiner Soldaten bis zum Landungsplatz, wo er mit einem letzten Händedruck von ihnen Abſchied nahm. In einer, dem Vorgang trefflich entſprechenden, ſchlichten und phraſenlos ernſten Weiſe hat der Maler A. C. Gow dieſe Szene geſchildert. Was ſeinem Bild beſonderes Intereſſe gibt, iſt die Porträtähnlichkeit der Dargeſtellten: wir nennen von ihnen nur den General Knox, deſſen Hand Waſhington ſoeben ergriffen hat, und den zwiſchen dieſen beiden ſichtbar werdenden General Steuben, den alten Offizier des friederizianiſchen Heeres, der ſich unvergängliche Verdienſte in dieſem Kriege erworben.



Abendſtimmung am Waſſer in der Nähe von Zaandam in Holland

Streifzüge eines Lichtbildners

(Mit 9 Originalaufnahmen des Verfaſſers)

Immer noch ſtreitet man ſich weidlich darüber herum, ob denn das Photographieren eigentlich zu den Künſten zu zählen ſei. Man kann es wohl begreifen, daß z. B. der Maler, der tagelang bei einer Skizze im Freien zubringt und dann Wochen zu ihrer Ausarbeitung im Atelier verbraucht, zum Photographen ſagt: „Ja, mein Lieber, ſo abknipſen wie du, das kann ein jeder, das iſt keine Kunſt. Ich aber arbeite doch nicht bloß mit dem Pinſel, ich lege mein ganzes Empfinden mit hinein.“

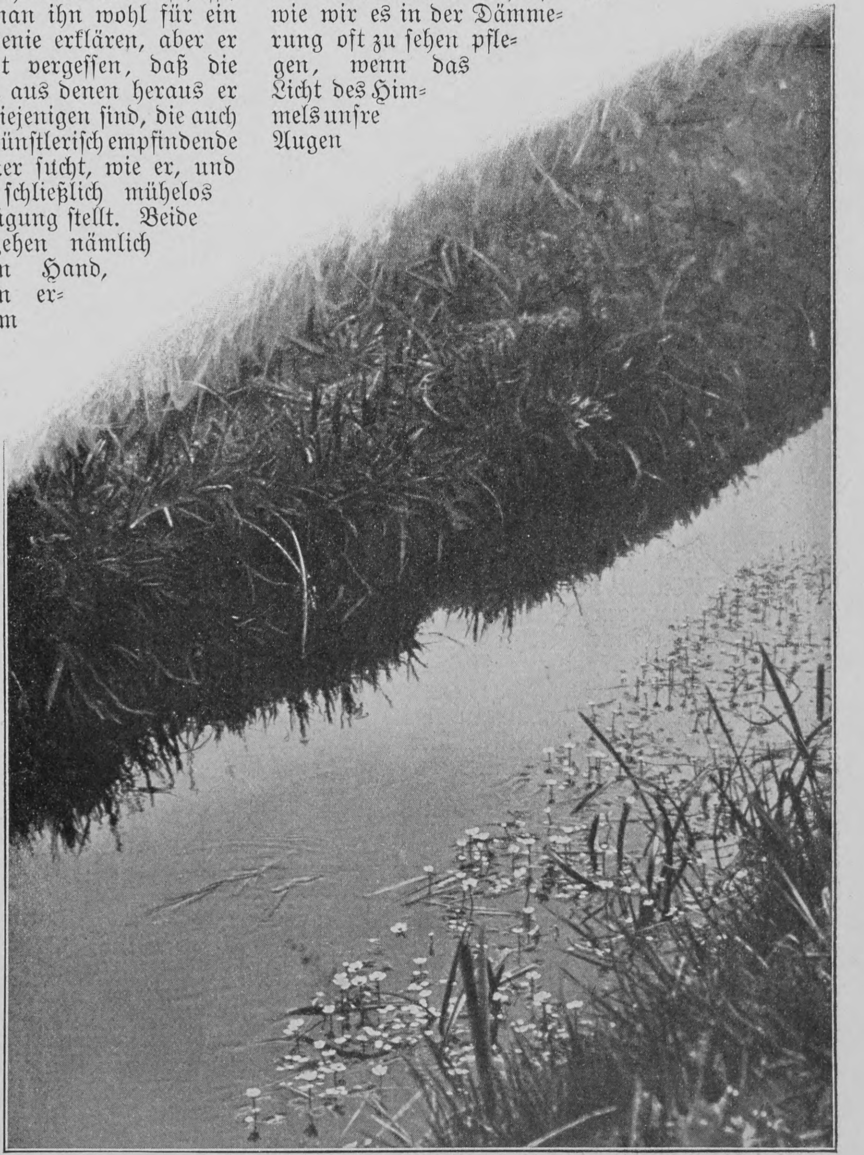
Abfahrendes Boot mit Frauen von der Inſel Stromboli

Der Maler hat völlig recht. Abknipſen kann ein jeder. Aber auch mit dem Pinſel über die Leinwand ſtreichen kann ein jeder. Auf die Empfindung, mit der man das Schöne, das Charakteriſtiſche ſieht und auswählt, kommt alles an. Das Feſthalten iſt dann nur noch Sache der Technik, die jeder lernen kann, die Technik des Pinſelführens wie die des Photographen. Freilich, der letztere hat es ganz weſentlich leichter damit. Deshalb gibt es auch ſo viel mehr Lichtbildner wie Maler, ſchlechte wie gute. Aber auf der andern Seite hat es der Lichtbildner wieder ſchwerer wie der Maler. Der kann ſein Ideal aus vielen verſchiedenen Eindrücken und Studien ſich in ſeinem Geiſte, ſeiner Empfindung zuſammenſtellen, der Photograph muß ſo lange in der Wirklichkeit, in der Natur ſuchen, bis er ſein Ideal gefunden hat, und weil ein leibhaftiges Ideal in der Wirklichkeit bekanntlich nicht exiſtiert, ſo bleibt die Kunſt des Lichtbildners in der Tat unvollkommen. Aber eben weil es für ihn unendlich viel ſchwieriger iſt als für den Maler, das vollkommen Schöne feſtzuhalten, ſo ſteht eigentlich die Kunſt des Lichtbildners höher als die irgend eines andern, denn ſie iſt unerfüllbarer. Die andern Künſtler ſagen, ſie könnten aus ihrer eignen Phantaſie heraus ſchöpferiſch wirken, der Lichtbildkunſt fehlte aber gänzlich dieſes ſchöpferiſche Element. Wirklich ſchöpferiſch aber iſt kein Menſch, und auch nicht die Natur. Auch ſie komponiert nur aus vorhandenen Elementen ſcheinbar Neues. Nicht nur unter der Sonne, ſondern im ganzen weiten Univerſum gibt es nichts wirklich Neues, das aus dem Nichts in die Weſenheit geſprungen wäre. Wenn ein Künſtler ſcheinbar Neues ſchafft, ſo muß man ihn wohl für ein großes Genie erklären, aber er darf nicht vergeſſen, daß die Elemente, aus denen heraus er ſchaffte, diejenigen ſind, die auch heute der künſtleriſch empfindende Lichtbildner ſucht, wie er, und ſie ihm ſchließlich mühelos zur Verfügung ſtellt. Beide Künſte gehen nämlich Hand in Hand, und man erlaube mir nun, im folgenden eine Reihe von Bildern vorzuführen, die das Vorhergehende verſinnlichen ſollen. Nicht etwa, daß ſie als vorbildlich zu betrachten wären. Ich möchte an ihnen nur zeigen, was anzuſtreben iſt, und dann auch in einzelnen Fällen, was, wenigſtens für mich, nicht erreichbar war.

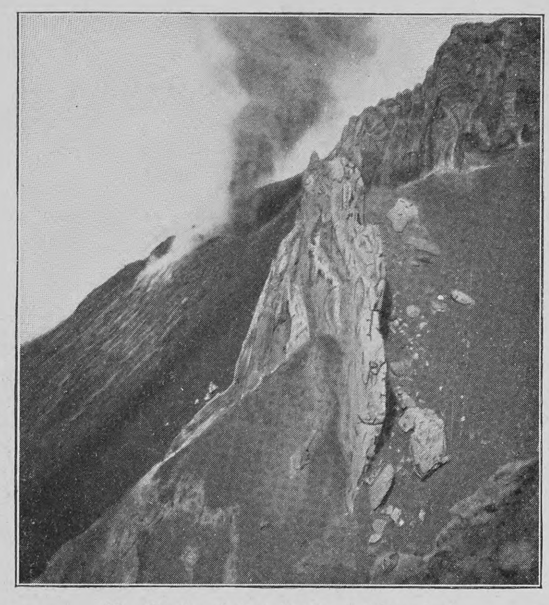
Die erſte Bedingung für ein Kunſtwerk iſt, daß es für ſich ſpricht, es muß keines Kommentars bedürfen. Deshalb ſollte ich auch eigentlich zu den folgenden Bildern nichts hinzuzufügen haben. Aber ich will ja auch als Photograph dabei ein wenig aus der Schule ſchwatzen.

Zu dem Bilde Wieſenbächlein iſt allerdings kaum etwas zu ſagen. Es iſt ein denkbar einfaches Bild: eine fein gekräuſelte Waſſerfläche und eine Schar von Blümlein, die ihre Köpfchen daraus hervorſtrecken in die Frühlingsſonne; ein wenig Schilf, das den Abſchluß macht. Und doch wird, wie ich denke, jeder ſich an dem Anblick erfreuen. Ich bilde mir auf dieſes Bild etwas ein. Es ſind Hunderte von Menſchen mit ihren Apparaten daran vorübergegangen, ohne ſeine ſtille Poeſie zu ſehen.

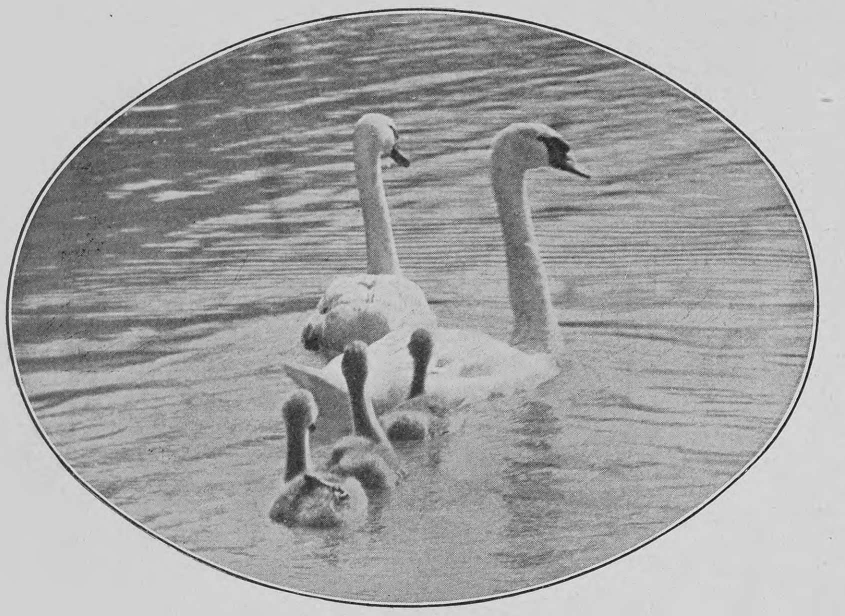
Wem weht nicht aus dem andern Bilde Abendluft über den Weiher herüber, hinter dem die Sonne untergehen will und mit ihren letzten Strahlen noch über die Waſſerfläche hinflimmert! Die Mühlen, die uns ohne weiteres ſagen, daß wir uns am Niederrhein oder in Holland befinden, erſcheinen in der Dämmerung nur noch als Silhouetten. Aber die Luft iſt rein und klar: das feinſte Fachwerk der Flügel hebt ſich vom Himmel in vollkommener Schärfe ab, wie wir es in der Dämmerung oft zu ſehen pflegen, wenn das Licht des Himmels unſre Augen



Ein Wieſenbach mit Frühlingsblumen



Ein Ausbruch des Vulkans Stromboli



Schwanenfamilie auf dem Brienzerſee

nicht mehr blendet. Die Aufnahme iſt „gegen Sonne“ gemacht worden. Die Sonne befand ſich ſogar noch auf der Platte mit abgebildet. Die wenigſten Photographen wagen ſolch ein Experiment, das, wenn techniſch geglückt, immer ein beſonders reizvolles Bild ergibt. Den meiſten „verſchleiern“ aber die Aufnahmen dabei. Es gibt „flaue“, kontraſtloſe Bilder, die nicht zu gebrauchen ſind. Auch wenn wir gerade gegen die Sonne ſehen, verſchleiert ſich in unſern Augen das Bild: wir werden eben geblendet und unterſcheiden nichts mehr deutlich. Wie kann man vom Apparat verlangen, daß er beſſer ſehe wie unſer Auge! Nun, dies Verlangen iſt kein gar ſo exorbitantes. Der photographiſche Apparat kann gegen manche Vorzüge des Auges, deren er nicht bedarf, ſeinerſeits Vorzüge eintauſchen. Die modernen Objekte bringen es bis zu zwölf brechenden Flächen, die mit den Lichtſtrahlen auf die raffinierteſte Weiſe förmliche Jongleurkünſte ausführen. Dieſe Linſenflächen ſind es nun freilich zunächſt, die die Verſchleierung hervorrufen, wenn ſie direkt von der Sonne beleuchtet werden. Die Strahlen gehen zwiſchen den Flächen hin und her und machen ſie für ſich leuchtend. Sie verhalten ſich alſo gerade ſo, als ob der Apparat da vorn Nebellicht hätte. Nun bringen es aber die neuen Objekte zuwege, daß dieſes ſtörende Licht zu einem Ringe geſammelt wird, der größer iſt als die Platte, ſo daß dieſe alſo von jenem Reflexlicht der optiſchen Flächen nicht oder nur in geringem Maße getroffen wird. Die Objektive, mit denen ich arbeite, leiſten in der erwähnten Hinſicht ganz Vortreffliches.

Wenn man nun völlig gegen die Sonne photographiert, erhält man wohl auch eine ſogenannte Mondſcheinſtimmung. Viele machen ſich bei ſolchen Bildern, deren Kopien man dann beſonders dunkel herſtellt, auch noch das Vergnügen, wirklich einen Mond hineinzumalen. Aber ich meine, die Stimmung wird ſo auch erzeugt. Auf der großen Lagune zwiſchen dem Lido und Venedig iſt mir einmal ein ſolches Bildchen gelungen, deſſen Eindruck völlig täuſchend iſt.

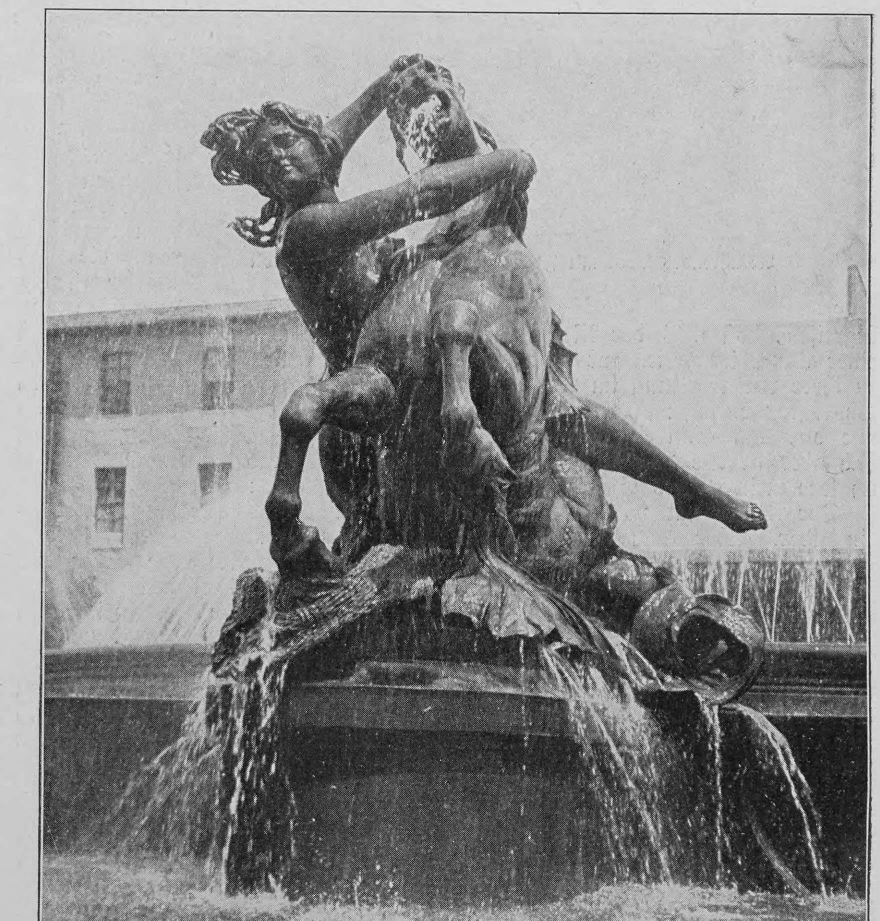
Das Waſſer iſt das Auge der Landſchaft, in dem ihre Schönheit und ihr Leben in den verſchiedenſten Regungen ſich ſpiegelt wie die Seele des Menſchen in ſeinem Auge. Deshalb liebt der Maler, liebt der Lichtbildner ſo ſehr das Waſſer in ſeinen Darſtellungen. Eine große Zahl der verſchiedenſten Waſſerſtimmungen habe ich im Norden und Süden feſtgehalten, hier folgt eine, die mir am liebſten iſt. Ein ſtiller, von Wald umſchloſſener Teich am Rande des Südharzes. Es iſt im Spätſommer. Die Blätter beginnen ſchon von den Bäumen zu fallen. Aber kein Lüftchen weht. Spiegelglatt iſt die Fläche des Waſſers. Es war deshalb möglich, eine Zeitaufnahme mit kleiner Blende zu machen, ſo daß vorn und hinten im Bilde alles gleich ſcharf wurde. Das iſt bei Waſſeraufnahmen und ſolchen, bei denen Laub im Vordergrunde für die Bildwirkung Wert hat, nur ſelten zu erreichen. Selbſt der leiſeſte Windhauch bewegt ja die Blätter. Auf der vorliegenden Aufnahme aber ſieht man jedes Löchelchen, das Inſekten in die Blätter genagt haben, und ebenſo ſcharf ſind die weißen Birkenſtämme im Hintergrunde gezeichnet.

Kein Land bietet ſo vielſeitige Stimmungsbilder, ſo große Gegenſätze dar wie Italien. Hier haben wir eine Erinnerung an ſeine größte Zeit: die Trümmer des griechiſchen Theaters von Taormina ſtehen vor uns, und hinter ihnen erhebt ſich die gewaltige, weitausladende Pyramide des Aetna, ein Feuerberg, zu den größten des Erdkreiſes gehörend, der unter ſeiner tiefen Schneebedeckung glühend flüſſiges Geſtein birgt. Dort arbeitet wie zur Zeit des hehren Griechentums die Natur mit elementarer Gewalt unaufhaltſam weiter an ihrer Vollendung, denn die zwei Jahrtauſende, die ſeither verfloſſen ſind, bedeuten nur eine Minute in ihrer Weltgeſchichte. Aber die ſtolzeſten Bauten der Menſchen zerfielen längſt.

Obwohl der Lichtbildner der Farbe entraten muß, ſo wird es ihm doch bei einiger Schulung des Auges nicht ſchwer fallen, das Charakteriſtiſche einer Landſchaft, einer Jahreszeit deutlich zu veranſchaulichen. Auch das folgende Bild zeigt Ruinen — ſo modern die Kunſt des Lichtbildners auch ſein mag, auch ſie freut ſich an romantiſchen Motiven —, aber wie ganz anders der Eindruck! Auch die Natur liegt hier in ſtarren Banden, und die blätterloſen Bäume, deren Aeſte ſich ſcharf vom kalten Himmel abheben, umgeben die Trümmer vergangener Herrlichkeit. Dort der lachende Süden, deſſen Pracht die Gedanken von der Vergänglichkeit nicht aufkommen laſſen, hier der ernſte Norden. Und doch handelt es ſich hier wie dort um hiſtoriſche Erinnerungen von ergreifender Größe, denn dieſe geſtürzten Säulen, dieſe leeren Bogenfenſter, durch die jetzt der Wind pfeift, gehörten einſt zu einer Kaiſerpfalz Karls des Großen in dem holländiſchen Städtchen Nymwegen.

Doch kehren wir zu Italien zurück! Dort findet man nicht nur eine herrliche Landſchaft, die redenden Zeugen einer verſunkenen Kultur, dort findet der Lichtbildner auch die lebendige Staffage. Das iſt überhaupt ein eignes Kapitel. Der Maler kann ſie ſtellen, wie er will, der Lichtbildner iſt vom Zufall abhängig. Wie oft habe ich ſchon halbe Stunden lang darauf gewartet, daß ſich für ein Bild eine entſprechende Staffage finden möge, denn eine apropos geſtellte hat nur in den ſeltenſten Fällen die gewünſchte Wirkung; es fehlt die Natürlichkeit. Einmal, es war an der Riviera bei Camogli in der Nähe von Nervi, bot ſich eine prächtige Gelegenheit. Ein düſterer Zypreſſenhain umgab mich, ein Bach rauſchte hindurch, und eine alte, moosbewachſene Brücke ſpannte ſich über das ſteinige Bett. Ich ſchwelgte in einer Art von Böcklin-Stimmung. Da zog eine Prozeſſion mit einer Kinderleiche über die Brücke. Und dieſe ſchöne Gelegenheit benutzte ich nicht. Ich fand mich umgeben von den Leidtragenden. Mir ſchien es eine Profanierung des Augenblicks, jetzt eine Aufnahme zu machen. Ich war noch etwas jung im Fach; heute bin ich weſentlich frecher geworden. Als die Prozeſſion vorüber war, hatte es eine Schar von Jungens bemerkt, daß ich eine Aufnahme machen wollte, und die war nun nicht von der Brücke fortzukriegen. Ich mußte ſie wohl oder übel mit auf die Platte nehmen, ein ſchlechter Tauſch. Aber nachträglich hat ſie die Kunſt des Retoucheurs wieder weggebracht. So wird übrigens an manchem Bilde „verbeſſert“. Oft habe ich Wolken, die gar nicht vorhanden waren, von einer andern Aufnahme in das Bild hineinkopiert. Hier macht es alſo der Lichtbildner dem Maler nach, der auch verſchiedene ſeiner Skizzen zu einem Bilde von einheitlicher Wirkung verbindet, wie ich es ſchon oben angeführt habe.

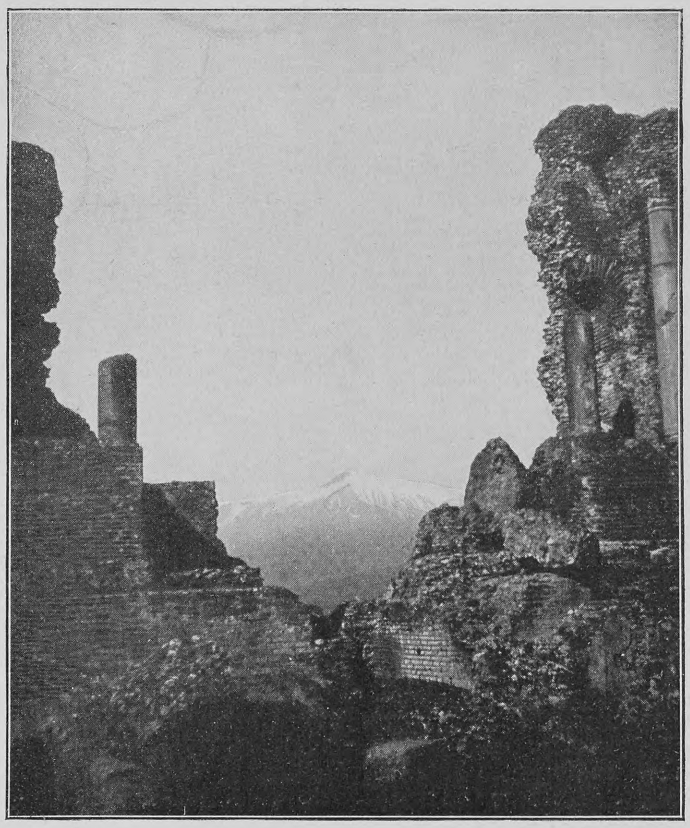
Das nächſte Bild zeigt wieder eine Waſſerwirkung: Waſſerkünſte an einem Prunkbrunnen. Es iſt die vielumſtrittene Fontäne auf der Piazza Termini in Rom, vielumſtritten, weil man die weiblichen Geſtalten zu üppig fand. Wie ſich die Zeiten doch ändern: Rom iſt heute die prüdeſte Stadt der Welt, das kann man in den Muſeen auf Schritt und Tritt beobachten. Die wunderbare Lebensfülle und Kraft der Geſtalten iſt durch das lebendige Spiel des Waſſers herrlich unterſtützt. Es kam darauf an, das Leben dieſes ſprühenden Waſſers im Bilde feſtzuhalten. Alſo war wieder eine Momentaufnahme nötig. Aber eine gewiſſe Tiefe war auch wieder unerläßlich; ich brauchte den allererſten Vordergrund mit dem wieder aufſpritzenden Tropfengewirr und wollte doch zugleich auch die andern Gegenſtände im Hintergrunde einigermaßen deutlich wiedergeben. Es mußte alſo ein ſcharfer Kompromiß geſchaffen werden: die kleinſte Blende, die noch eine gute Durchzeichnung bei einer Momentaufnahme möglich machte, mußte gewählt werden und dazu die gerade rechte Länge der Expoſitionsdauer. Jedes Zuviel und jedes Zuwenig war ſchädlich. Der gewählte Moment war ver-



Brunnengruppe auf der Piazza Termini in Rom hältnismäßig lang, vielleicht eine Zwanzigſtel- oder Dreißigſtelſekunde. Die fallenden Tropfen wurden deshalb nicht mehr ganz ſcharf als Punkte oder Scheibchen dargeſtellt, ſondern als kurze Striche. Aber gerade dadurch drücken ſie die Bewegung eigentlich noch deutlicher aus, als wenn ſie durch einen kurzen Moment ganz feſtgehalten worden wären. Das langweilige Haus im Hintergrunde links iſt ſtörend. Der Maler hätte es weglaſſen können, der Lichtbildner bleibt gebunden.

Ein bewegtes Bild in mehrfachem Sinne iſt auch das folgende. Ein kleines Boot, vollbepackt mit Frauen, liegt noch an einem größeren Schiffe, von dem das Bild aufgenommen iſt, aber die Trennungsminute iſt gekommen. Man ſieht die Frauen weinen und die Hände zum Gebet falten. Wir befinden uns bei Stromboli, der kleinen Inſel, mitten im Tyrrhener Meer auf dem Seewege zwiſchen Neapel und Palermo gelegen. Auf dem weltverlaſſenen Eiland, das nur aus einem einzigen, immerwährend tätigen Vulkankegel beſteht, herrſcht die merkwürdige Sitte, daß die jungen Männer wenige Monate nach ihrer Verheiratung meiſt auf drei Jahre nach Amerika auswandern, um ſich dort das nötige Geld für ein Heim auf ihrer kleinen Inſelwelt zu erwerben, die ſie dann in der Regel nicht wieder verlaſſen. Die jungen Frauen hatten ihre Männer auf das große Schiff begleitet, und es gab dort ſchon manche gar rührenden Szenen, wobei die Männer, die in die weite Welt hinauszogen, weſentlich gefaßter waren als die angehenden dreijährigen Strohwitwen. Zum Teil mit Gewalt mußten ſie von den geliebten Männern getrennt werden, man riß ſie förmlich die ſchwankende Treppe an der Schiffsplanke hinunter, und es iſt ein Wunder, daß kein Unglück dabei geſchah. Aber nun ſtößt das Schiff ab; es gibt keine Möglichkeit mehr. Wie wird es nach drei Jahren ausſehen?

Stromboli iſt der merkwürdigſte Fleck Erde, den ich kennen gelernt habe. In einem Buche „Von St. Pierre bis Karlsbad. Studien über die Entwicklungsgeſchichte der Vulkane“ habe ich ausführlicher von dieſer Inſel und den übrigen Liparen geſprochen. Hier will ich nur ein Bild ſeines vulkaniſchen Gipfels wiedergeben. Wir ſind in dem blühenden Italien. Unten wird der Vulkankegel bekränzt von duftenden Oleanderſträuchern, von Palmen, Feigen und Weinreben. Hier oben iſt alles tot, und das ewige Feuer des Planetenherzens bricht donnernd aus dem ſchwarzen Abhange des Berges hervor. Schon ſeit den Zeiten des Griechentums zeigte der Berg dieſe Ausbrüche, nur wanderte inzwiſchen die Oeffnung, aus der die Gewalt des Erdinnern ſich befreit. Heute liegt ſie etwa 200 Meter unter dem Gipfel am jähen Abhange etwa auf einer Höhe von 700 Metern. Die Abbildung zeigt einen Ausbruch, den ich am 4. Mai 1903 beobachtete. Wir befinden uns etwa 200 Meter von der Ausbruchſtelle entfernt, aus der ein Hagel von glühenden Steinen hundert und mehr Meter in die blauen Lüfte hinausgeſchleudert wird. Die ausgeſtoßene Lava praſſelt weißleuchtend den Abhang hinab. Ein unheimlich düſteres Bild, wie von einer verzehrenden Leidenſchaft redend, die aus üppigſter Lebensentfaltung todbringend hervorbricht.



Ruinen des Theaters von Taormina, im Hintergrund der Aetna

Den Schluß bildet noch eine Waſſeraufnahme: Eine Schwanenfamilie am Brienzerſee. Bei lebenden Objekten, denen man nicht zurufen kann, „bitte, einen Augenblick recht freundlich“, iſt ſelbſtverſtändlich wieder nur eine Momentaufnahme möglich. Hier kommt aber die Schwierigkeit hinzu, daß man auf beſtimmte Entfernung einſtellen und dann nach dem Augenmaße abſchätzen muß, ob das bewegte Objekt im Augenblicke des Abknipſens auch dieſe Entfernung inne hat. Gewöhnlich iſt aber dann die Stellung des Objekts nicht mehr ſo intereſſant als vielleicht kurz vor- oder nachher. Aufnahmen wie dieſe gehören alſo zu den Glücksfällen. Da die Häuſer am Seeufer notwendigerweiſe unſcharf wurden, kommen ſie für die Bildwirkung nicht in Betracht und ſind deshalb bei der Reproduktion fortgefallen. Das Hauptintereſſe ſoll ja auf Monsieur, Madame et Bébés gerichtet ſein.

Hiermit möge unſer Streifzug für heute beendet ſein. In Wirklichkeit iſt ja das Feld für die Eroberungen der Camera völlig unerſchöpflich. Bloß unſerm Können ſind leider nur zu enge Schranken geſetzt.

Dr. M. Wilhelm Meyer

Wiederſehen

Ich ging im Traum durch Gottes Morgenröten
 Und ſah hinab in jedes Menſchen Bruſt,
Und ſah auch dich im Qualm der Erde wandeln,
Die ich geliebt mit ſchnell verglühter Luſt.

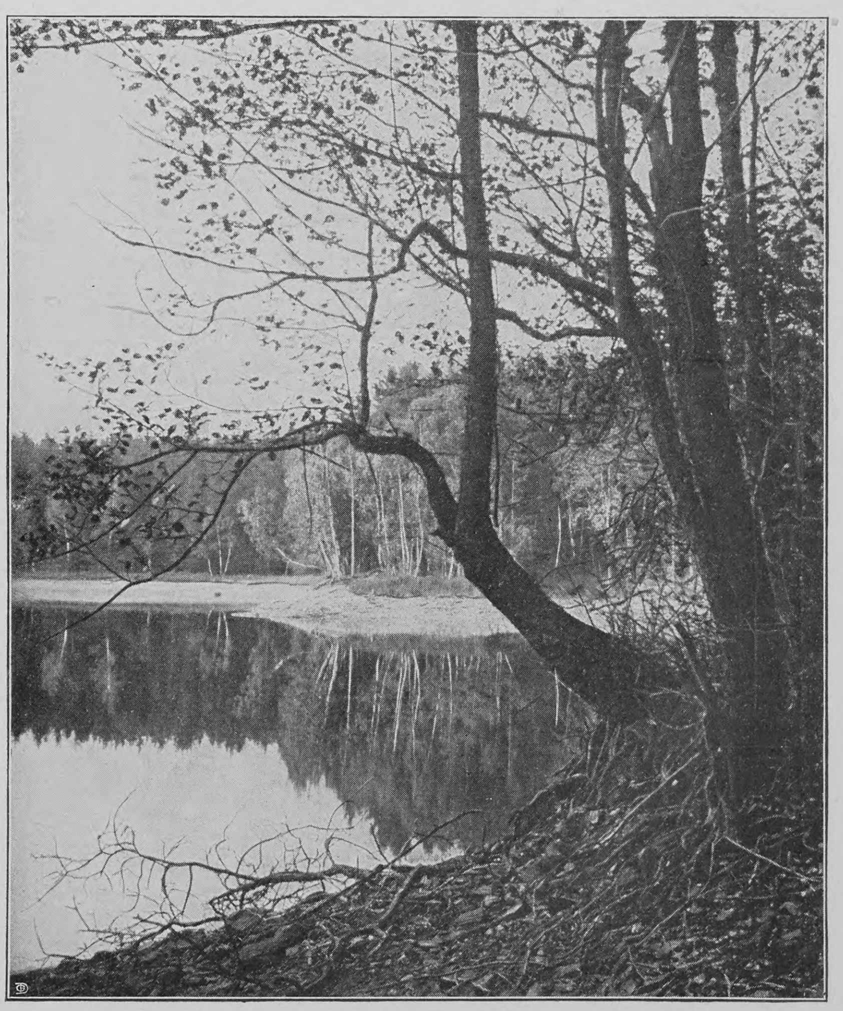
Ein dunkler Streifen blieb auf deinen Spuren,
Der erſt am Weltenende ſich verlor —
O Gott! aus deinem tiefgeſpaltnen Herzen
Quoll unaufhaltſam Blut und Blut hervor.

Und ſieh: mit tränenloſen Augen ſahſt du
Auf mich — durch Weltallsfernen nur auf mich —
Und ſchwiegſt. Doch rief, ja rief dein zuckend Lächeln
Durch Weltallsfernen her: „So liebt' ich dich“ — —

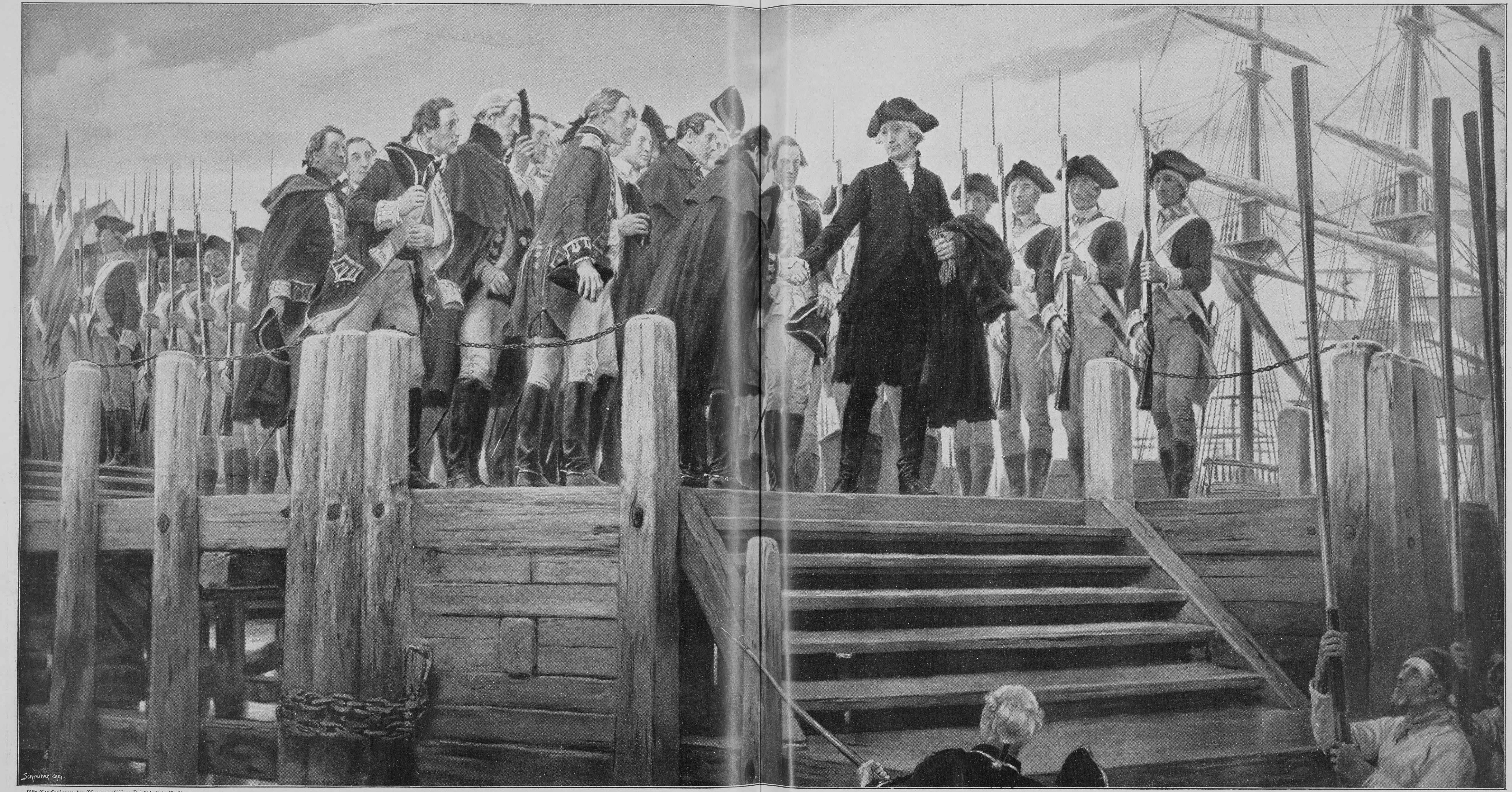
Da ſchwanden Wolkenduft und Morgenröten —
Ich ſtand im Nebeltal der Einſamkeit —
Und alles Glück der lichtdurchrauſchten Himmel,
Ertrunken war's in eines Menſchen Leid.

Otto Ernſt

Trümmer der Kaiſerpfalz Karls des Großen in Nymwegen (Holland)



Waldteich am Fuße des Südharzes

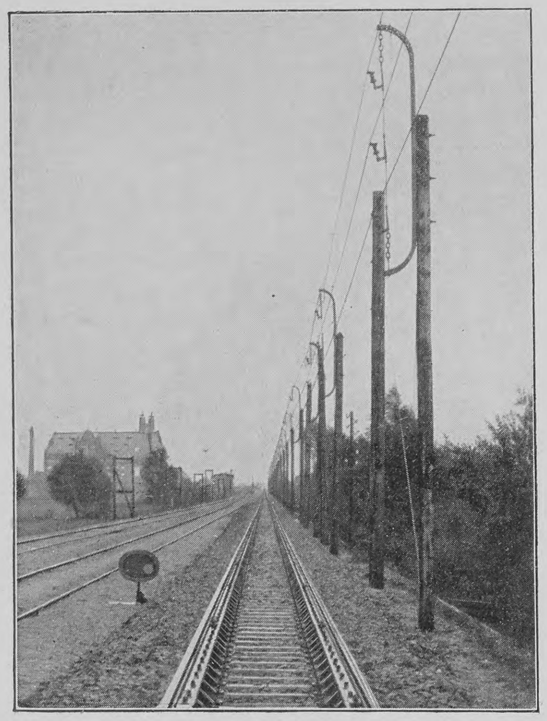

Schreiber chm.

Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin

Copyright 1904 by Photographische Gesellschaft

Waſhingtons Abſchied von der Armee

Nach dem Gemälde von Andrew C. Gow



Der verſtärkte Oberbau der Verſuchsſtrecke

Die elektriſchen Schnellbahnfahrten

Ein Rückblick

von

Otto Jentſch

Die Verſuche, die von der Studiengeſellſchaft für elektriſche Schnellbahnen auf der Militäreiſenbahn Berlin-Zoſſen angeſtellt worden, und deren Reſultate die ſtaunende Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt haben, ſind nun abgeſchloſſen. Wenn ſich auch wohl nicht alle in der erſten ſtolzen Siegesfreude an dieſe neuen Errungenſchaften im Schnellverkehr geknüpften Erwartungen in abſehbarer Zeit erfüllen werden, ſo können wir doch mit Genugtuung auf dieſe Leiſtung der deutſchen Technik zurückblicken, und darum erſcheint es mir angezeigt, die einzelnen Phaſen der ganzen Unternehmung noch einmal Revue paſſieren zu laſſen.

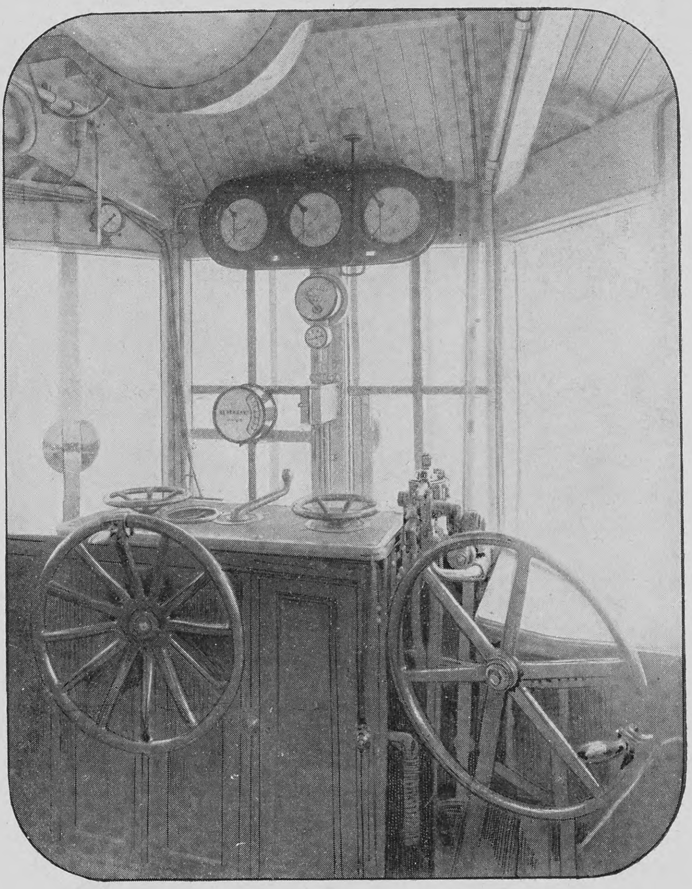
Die von der Studiengeſellſchaft in den Jahren 1901 und 1902 ebenfalls auf der Militäreiſenbahn mit den elektriſchen Schnellbahnwagen der Firma Siemens & Halske und der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft angeſtellten Verſuchsfahrten hatten als zuläſſige Höchſtgeſchwindigkeit für die Verſuchsſtrecke eine Geſchwindigkeit von 130 Kilometern in der Stunde ergeben. Bei dieſer Geſchwindigkeit war der Wagenlauf noch ruhiger als in den ſchnellſten D-Zügen mit 90—100 Kilometer Geſchwindigkeit in der Stunde. Bei 140 Kilometer Geſchwindigkeit in der Stunde traten jedoch unruhige ſeitliche Bewegungen im Laufe der Wagen ein, die man als Schlingern der Wagen bezeichnet. Ueber eine Geſchwindigkeit von 160 Kilometern konnte nicht hinausgegangen werden, weil bei dieſer beträchtliche ſeitliche Ausbiegungen und vertikale Durchbiegungen der Schienen, insbeſondere an den Schienenſtößen beobachtet wurden. Eine eingehende Beſchreibung dieſer Verſuchsfahrten habe ich bereits ſeinerzeit in „Ueber Land und Meer“ gegeben.

Das von der Studiengeſellſchaft geſteckte Ziel einer Geſchwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde konnte alſo bei den erſten Verſuchsfahrten nicht erreicht werden. Bei den Fahrten von 1901 ſtellte ſich ſchon heraus, daß die elektriſchen Einrichtungen der Wagen und der geſamten Stromzuführungsanlage wohl größere Fahrgeſchwindigkeiten geſtatten würden, daß aber der verhältnismäßig ſchwache Oberbau der Militäreiſenbahn ſolchen Geſchwindigkeiten nicht ſtandhalten konnte. Schon die Fahrt mit 160 Kilometern Geſchwindigkeit auf dieſem Oberbau iſt ein recht gefährliches Wagnis geweſen.

Für die Fortführung der Verſuche war daher die Herſtellung eines vollſtändig neuen und den in Frage kommenden Kräften entſprechenden Oberbaus unerläßliches Erfordernis. Hier trat die preußiſche Staatseiſenbahnverwaltung ein, indem ſie einen vollſtändig neuen Oberbau leihweiſe zur Verfügung ſtellte. Dieſer wurde in folgender Weiſe ausgeführt: Die Fahrſchienen von 12 Metern Länge und 42 Kilogramm Gewicht per Meter wurden durch Hartholzdübel und Holzſchrauben auf kräftigen hölzernen Querſchwellen unverrückbar befeſtigt. Die Querſchwellen, von denen 18 Stück auf eine Schiene kommen, ſind in ein ſtarkes Bett von gutem Baſaltſchotter eingelagert. Neben dieſen Fahrſchienen ſind noch beſondere Führungsſchienen auf Gußeiſenböcken angeordnet, wie aus der Abbildung erſichtlich iſt. Die Führungsſchienen haben in erſter Linie den Zweck, das Auftreten von Schlingerbewegungen gleich im Anfang zu unterdrücken, weiterhin tragen ſie auch weſentlich zur Verſteifung des ganzen Oberbaues bei. Die Wagenräder haben bei dieſer Einrichtung des Oberbaus, der jetzt ein Gewicht von 300 Kilogramm für den laufenden Meter gegen 32 Kilogramm des früheren Oberbaus hat, eine zwangsläufige Führung, die nur ganz geringe ſeitliche Bewegungen um einige Millimeter geſtattet

Während der für die Herſtellung des neuen Oberbaus erforderlichen Zeit wurden auch die für die Wagen ſelbſt als erforderlich erkannten Verbeſſerungen vorgenommen. Die wichtigſte dieſer Verbeſſerungen iſt eine Neukonſtruktion der Drehgeſtelle, auf denen die Wagenkaſten ruhen und vor allem die Erhöhung des urſprünglich 3,8 Meter betragenden Radſtandes, d. h der Entfernung der beiden äußerſten Achſen des Drehgeſtells, auf 5 Meter. Die neuen Drehgeſtelle beſtehen aus einem ſehr kräftigen und doch dabei verhältnismäßig leichten Blechrahmen, der auf lange elaſtiſche Blattfedern geſetzt iſt. Die Blattfedern ſind untereinander durch Hebel ſo verbunden, daß die beim Fahren auftretenden verſchiedenen Federſpannungen ſo ausgeglichen werden, daß alle Achſen gleichmäßig arbeiten.

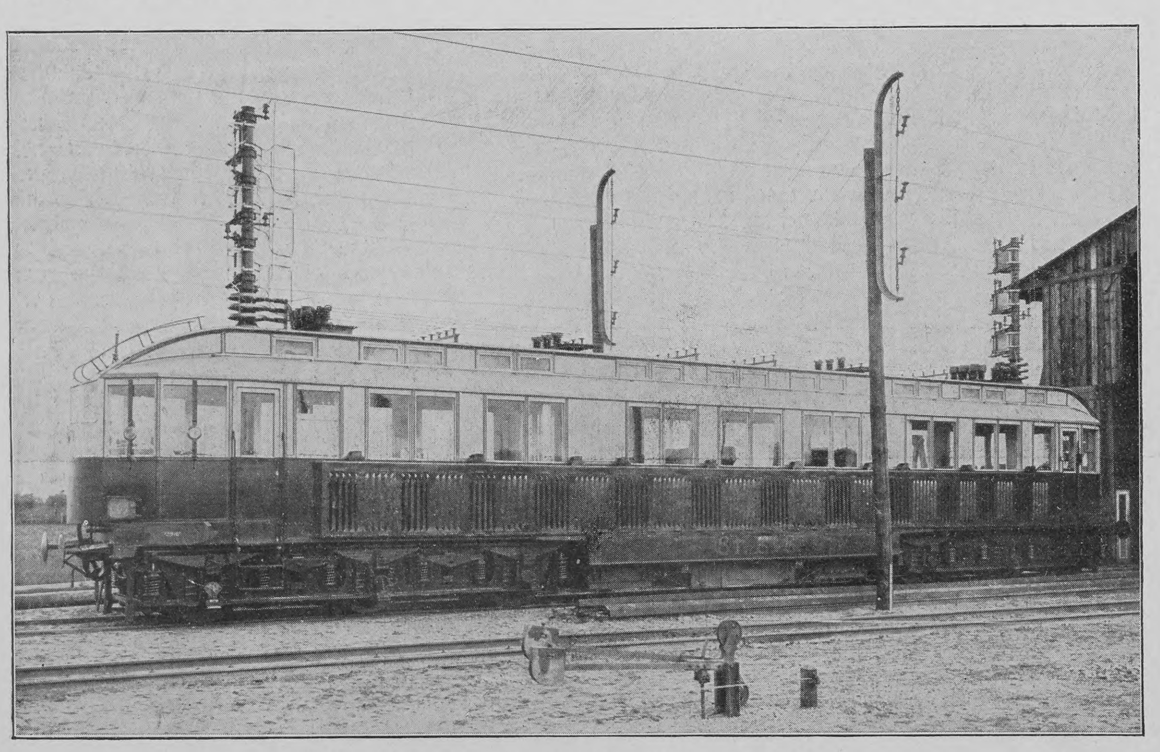
Die wichtigſten Unterſchiede in der elektriſchen Ausrüſtung der beiden Schnellbahnwagen ſind folgende: In dem Wagen von Siemens & Halske ſind die Motoren feſt mit den Triebachſen verbunden, während ſie in dem Wagen der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft in einem beſonderen ſtarken Rahmen aufgehängt ſind, mit ihren hohlen Achſen in geringem Abſtande die Triebachſen umgeben und die Drehung auf letztere durch ein Syſtem von Blattfederpaaren übertragen. Die zur Regulierung der Geſchwindigkeit namentlich beim Anfahren und Halten der Wagen erforderlichen elektriſchen Widerſtände oder Anlaſſer beſtehen in dem Fahrzeug von Siemens & Halske aus einfachen Metallanlaſſern mit trockenen Widerſtänden in Geſtalt von Drahtſpulen. Durch die Zuſchaltung von Drahtſpulen wird ein Teil der elektriſchen Betriebskraft vernichtet, d. h. nutzlos in Wärme umgeſetzt. Werden die Drahtwiderſtände dann aus dem Motorſtromkreis ausgeſchaltet, ſo arbeitet der Betriebsſtrom wieder mit ſeiner vollen Kraft. Der Flüſſigkeitsanlaſſer der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft reguliert den Betriebsſtrom in ähnlicher Weiſe durch Einſchaltung einer kleineren oder größeren Flüſſigkeitsſäule (Sodalöſung) zwiſchen die zu Blechplatten ausgebildeten Enden des Motorſtromkreiſes.



Führerſtand in dem Wagen von Siemens & Halske

Die Anfang Oktober d. J. wieder aufgenommenen und ſoeben endgültig abgeſchloſſenen Verſuchsfahrten haben ergeben, daß die vorgenommenen Verbeſſerungen an den Wagen und der neue Oberbau allen Anforderungen genügen, um Geſchwindigkeiten von 200 Kilometern und darüber zu erzielen. Die Fahrten wurden zunächſt mit einer Geſchwindigkeit von 130 Kilometern in der Stunde begonnen, dann wurde die Geſchwindigkeit ſtufenweiſe geſteigert, nachdem nach jeder Fahrt die Wageneinrichtungen und der Zuſtand des Geleiſes und der Stromleitung unterſucht worden war. Dieſe Unterſuchungen ergaben durchgängig, daß das Geleiſe vollkommen den Anſprüchen genügte, und daß auch die geſamten Einrichtungen der Fahrzeuge, insbeſondere deren elektriſche Betriebsausrüſtung und ebenſo die Stromleitung ſich durchaus bewährten.

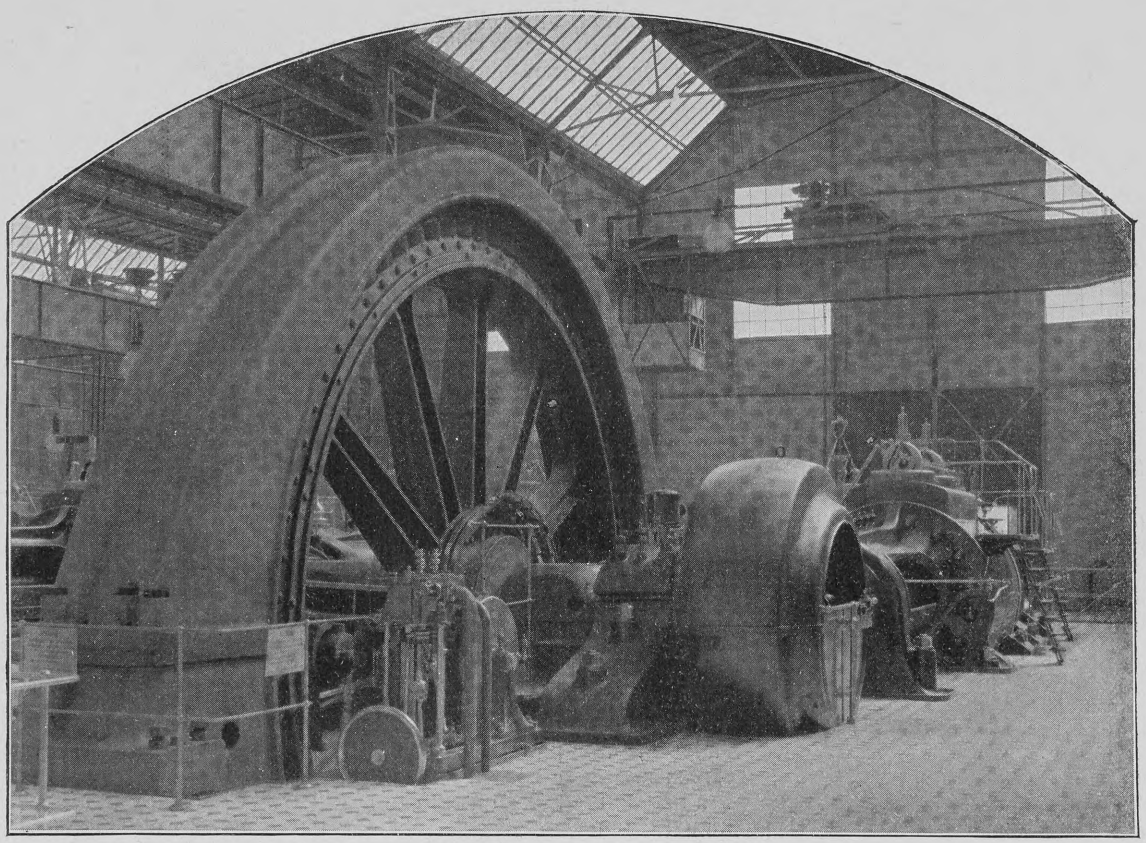
Den für die Verſuchsfahrten erforderlichen Betriebsſtrom — Dreiphaſenwechſelſtrom oder Drehſtrom — von einer Spannung bis zu 14 000 Volt*)



Der Schnellbahnwagen der Firma Siemens & Halske

---

*) 1 Volt = Einheit der elektriſchen Spannung, ungefähr gleich der elektromotoriſchen Kraft eines gewöhnlichen Meidinger Elements.



Drehſtrom-Dynamo der Berliner Elektrizitätswerke in der Zentrale Oberſpree, die Kraftquelle für die elektriſche Schnellbahn

lieferte eine Drehſtromdynamomaſchine des Kraftwerks Oberſpree der Berliner Elektrizitätswerke in Oberſchöneweide, wie ſie die Abbildung veranſchaulicht. Die Maſchine leiſtet 3000 Kilowatt,*) d. h. rund 4000 mechaniſche Pferdekräfte. Der Betriebsſtrom iſt in drei Fahrleitungen aus blankem Hartkupferdraht von 100 Quadratmillimetern Querſchnitt geführt, die — 1,45 Meter ſeitlich von der Geleiſemitte — an 35 Meter voneinander entfernt ſtehenden Holzmaſten mittelſt Porzellaniſolatoren befeſtigt ſind, die von eiſernen Auslegern getragen werden.

Es iſt einleuchtend, daß beim Anfahren des elektriſchen Schnellbahnwagens nicht mit einem Male der Betriebsſtrom in ſeiner geſamten Stärke den Motoren zugeführt werden darf, denn unter der plötzlichen Einwirkung einer ſolchen gewaltigen Kraft würde der Wagen jedenfalls aus den Schienen geworfen werden. Auch die Rückwirkung bei einer ſo plötzlichen ruckweiſen Beanſpruchung auf die Kraftmaſchine ſelbſt würde dieſer verhängnisvoll werden. Bei den Schnellfahrten, deren Ausgangspunkt die Station Marienfelde war, wurde daher mittels der erwähnten elektriſchen Regulierwiderſtände die Fahrgeſchwindigkeit ſo geregelt, daß ſie nach 2 Kilometern Fahrt 120 und nach 3 Kilometern Fahrt 150 Kilometer pro Stunde betrug. Die Geleiſekrümmung von 2000 Meter Radius vor der Station Mahlow wurde mit einer Geſchwindigkeit von 170—175 Kilometern ohne beſonderes Stoßen des Wagens durchfahren und in Station Mahlow, die 7 Kilometer von Marienfelde entfernt iſt, war die Geſchwindigkeit bereits auf 180 bis 185 Kilometer geſtiegen. Das erſtrebte Ziel — 200 Kilometer per Stunde — wurde nach einer Fahrt von etwa 12 Kilometern erreicht. In umgekehrter Weiſe wie beim Anfahren mußte die Geſchwindigkeit allmählig verringert werden, um den Schnellbahnwagen zum Halten zu bringen.

Kurz vor Station Rangsdorf, 14,5 Kilometer von Marienfelde und 8,5 Kilometer von Zoſſen, dem Endpunkte der Verſuchsſtrecke, entfernt, wurde der Betriebsſtrom durch Zuſchaltung von Widerſtänden in den Anlaſſern nach und nach in ſeiner Wirkung auf die Motoren geſchwächt, ſchließlich ganz ausgeſchaltet. Die Geſchwindigkeit des Wagens beim Durchfahren der Station Rangsdorf wurde unter Anwendung der Druckluftbremſe auf 165 Kilometer vermindert. Nach Löſung der Bremſe ſetzte dann der Wagen den Weg bis Zoſſen lediglich durch ſein Beharrungsvermögen, d. h. die in ihm noch aufgeſpeicherte lebendige Kraft fort. Ohne die Bremswirkung würde der Wagen noch über 20 Kilometer auf ebener Strecke bis zum Stillſtand zurückgelegt haben. Spannung, Stromſtärke und Fahrgeſchwindigkeit werden durch die im Führerſtande aufgehängten Meßapparate dauernd ſelbſttätig regiſtriert.

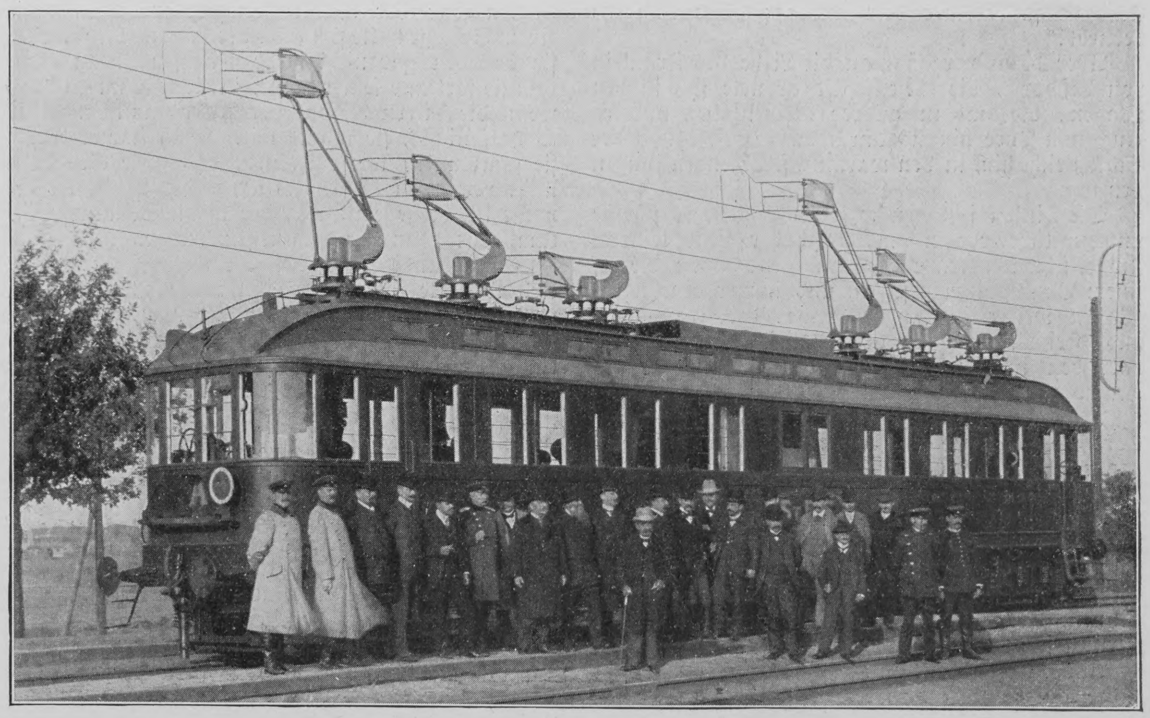
Die Dauer einer Verſuchsfahrt hat zwiſchen Marienfelde und Zoſſen etwa 8 Minuten betragen; gegen die Maximalgeſchwindigkeit von 200 Kilometern hat daher die durchſchnittliche Geſchwindigkeit nur rund 170 Kilometer betragen. Es iſt alſo erſichtlich, daß bei einer elektriſchen Schnellbahn die Bahnſtrecken nicht viele Zwiſchenſtationen haben dürfen, oder dieſe weit auseinander liegen müſſen, denn ſonſt wird durch die erhebliche Anlaufszeit und die langen Bremswege die Maximalleiſtung der Bahnanlage weſentlich herabgedrückt.

Eine Geſchwindigkeit von 200 Kilometern (genau 200,8) wurde zuerſt von dem Siemenswagen am 6. Oktober und eine ſolche von 210,2 Kilometern am 28. Oktober von dem Wagen der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft erreicht. Die Wagen wurden wie bei den vorjährigen Verſuchsfahrten von dem Oberingenieur Dr. ing. Reichel der Firma Siemens & Halske und von dem Ingenieur Otto der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft geführt. Da die elektriſche Betriebskraft bei den Verſuchsfahrten im Maximum erſt mit etwa 2300—2400 Kilowatt beanſprucht worden iſt, und für die Beibehaltung der 200 Kilometergeſchwindigkeit auf horizontaler Bahn nur 1400 Kilowatt erforderlich waren, ſo erſchien es möglich, die erzielten Geſchwindigkeiten noch zu ſteigern. Die nach dieſer Richtung hin fortgeſetzten Verſuchsfahrten ergaben jedoch, daß als Geſchwindigkeitsgrenze für beide Fahrzeuge 210 Kilometer angenommen werden mußte. Bei einer ſolchen Geſchwindigkeit gewährleiſteten beide Wagen noch eine ruhige und ſichere Fahrt.

Die Verſuchsfahrten hatten täglich eine große Menge Schauluſtiger angelockt, die ſich auf den Stationen und an den Wegeübergängen der Militäreiſenbahn aufſtellten und mit fieberhafter Erregung den Moment erwarteten, in dem der elektriſche Wagen in Sicht kam. Dieſe fieberhafte Erregung machte aber bald dem Gefühl einer Enttäuſchung Platz. Man ſah am Horizont einen winzigen weißen oder grauen Punkt auftauchen, er kommt näher und wächſt dabei mit unheimlicher Schnelle an. Ehe man ſich klar geworden iſt, ob das der erwartete Schnellbahnwagen ſein kann, fühlt man ſchon ſeine Wirkung am Luftdruck, man ſchließt unwillkürlich die Augen, merkt aber doch, daß der Wagen vorbeiſauſt, hört einen hellen, laut klingenden Ton, ſieht das Auffliegen eines Schwarmes nußgroßer Steine des Baſaltſchotters gemiſcht mit Staub und Sand und ſchließlich als letztes wieder einen winzigen Punkt, in der entgegengeſetzten Richtung am Horizont verſchwindend. Das iſt alles; das ganze Schauſpiel hat ſich in etwa 30 bis 40 Sekunden abgeſpielt; der Wagen hat mit einer Geſchwindigkeit von 50 bis 60 Metern in der Sekunde unſern Standort paſſiert. Nervenſchwache Perſonen hatten das Gefühl, als ob ſie der Wagen auf das Fahrgeleiſe heranziehen wolle.

Nach dem Ergebnis der abgeſchloſſenen Verſuchsfahrten läßt ſich jetzt ſchon erkennen, daß man ſich in der Praxis bei Schnellbahnen von der Ausführung der Verſuchsanlage mit Maximalgeſchwindigkeiten von 160—170 Kilometern wird begnügen müſſen, um einen vollkommen ſicheren Betrieb zu erhalten. Trotz der ſorgfältigſten Herſtellung der Fahrtleitung und der Stromabnehmer wird nämlich, und zwar vorzugsweiſe in den Geleiſekrümmungen, der elektriſche Kontakt zwiſchen beiden etwas unſicher. Schließlich dürften die Betriebskoſten für Bahnen mit 200 Kilometern Geſchwindigkeit zu hohe werden. Bei Anwendung von Geſchwindigkeiten von 160 bis 170 Kilometern würde dagegen ein wirtſchaftlicher Betrieb von Schnellbahnen möglich ſein. Dr. Reichel berechnet das Erträgnis einer elektriſchen Schnellbahn von 150 Kilometern Länge, z. B. von Berlin nach Leipzig bei einem Anlagekapital von 90 000 000 Mark nach Abzug der Betriebskoſten, die auf täglich 12 600 Mark veranſchlagt werden, auf etwa 3 600 000 Mark. Zugrunde gelegt ſind ein 18ſtündiger Betrieb und eine ſtündliche Zugfolge in beiden Richtungen, alſo zuſammen täglich 36 Züge, die aus einem Motorwagen und 4 Beiwagen mit insgeſamt 180 Plätzen beſtehen ſollen, ferner eine Fahrtaxe von 6 Pfennig für den Kilometer und eine durchſchnittliche Beſetzung von nur 40 Prozent der vorhandenen Plätze.

Die Grundlage für den Bau und Betrieb von elektriſchen Schnellbahnen ſind durch die diesjährigen Verſuchsfahrten nunmehr gegeben. Die Früchte deutſcher Geiſtesarbeit und Tatkraft können jetzt in den Dienſt des Weltverkehrs und der Weltkultur geſtellt werden; hoffentlich wird auch hierbei Deutſchland weiterhin an der Spitze marſchieren.



Der Verſuchswagen der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft

---

*) 1 Kilowatt = 1000 Watt = 1,36 Pferdekräfte; 1 Watt = Einheit der elektriſchen Leiſtung.

Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter!

Novelle

von

Georg Freiherrn von Ompteda

(Fortſetzung)

Der Rittmeiſter war an den langen Tiſch gekommen, der durch Zuſammenrücken gebildet worden. Es wurde Unſinn gemacht, kleine Scherze, die die Mädchen erheiterten. Die Herren nötigten die Damen, recht viel Kuchen zu eſſen, ſie taten ungeheuer beſorgt, daß ſie nicht verhungerten, ſie wollten unausgeſetzt Kaffee und Milch einſchenken. Sie nötigten Zucker, viel Zucker, unendlich viel Zucker zu nehmen, und als Nelly mit dem Aermel unter den Löffel hakte und er in einem Bogen auf den Tiſch ſprang und einen großen Kaffeefleck machte, riefen alle: „O! o! o!“

So laut, daß die an den Nebentiſchen die Hälſe reckten, um zu ſehen, was bei dem jungen Volk wieder mal Luſtiges geſchah. Da bemühten ſich die jungen Offiziere, den Fleck zu beſeitigen, es ward Salz darauf geſtreut, ein wenig Zucker zerrieben, ein Teller darauf geſtellt, und der Rittmeiſter meinte:

„Aller guten Dinge ſind drei, jetzt wollen wir mal aufpaſſen, wer den nächſten Fleck macht.“

Nun nahm ſich alles in acht, ſo in acht, daß man kaum zu trinken wagte, daß man die natürliche Eſſensgeſchicklichkeit beiſeite ſetzte und vor lauter Vorſicht ungeſchickt ward, ſo daß nach einer Minute der zweite Fleck ſchon zu ſehen war.

„O! o! o!“ rief wieder alles, und wieder wurden die verſchiedenſten Mittel angewandt, um den Fleck zu verbergen. Nun war große Aufregung, wer den dritten machen würde. Keine Dame wagte mehr zu trinken, alles ſchwieg, man ſtrengte ſeine ganze Aufmerkſamkeit an, daß nur keiner den Fleck machte und jeder es ſah, wenn es einem andern geſchähe. Da rief der Rittmeiſter plötzlich:

„Meine Herrſchaften, Abfahrt zur Faſanerie!“

Und nun ward, was minutenlang unmöglich geweſen, in einem Augenblick an drei Punkten erreicht, denn in der Eile warf Frau von Ilberg den kleinen Sahnentopf um, Nellys Taſſe tropfte und machte einen großen Fleck, und Ida, die nur immer verſtohlen zum Rittmeiſter hinübergeſehen, ſprang ſo ſchnell auf, in der Befürchtung, ſie könne die Zeit verpaſſen, daß ſie ihre Taſſe umkippte, und der Reſt des Kaffees ſich in einem breiten Strom über das Tiſchtuch ergoß. Nun ſchrie aber alles erſt recht laut: „O! o! o!“

Und da man im Aufbruch war, kamen die von den übrigen Tiſchen heran, ſahen zu, und ein allgemeines „O! o! o!“ durchklang den Saal. Ida ſtand beſchämt da, aber der Rittmeiſter trat an ſie heran und ſagte:

„Gnädiges Fräulein, ich gratuliere, nun haben Sie unſern Aufbruch möglich gemacht, denn drei mußten es ja ſein. Aber was Sie tun, tun Sie gründlich, nehmen Sie immer alles ſo genau?“

Sie meinte, während plötzlich alles ſchwieg und ihre Antwort hörte: „Was man tut, muß man ordentlich tun!“

In dem Lärm des Aufbruchs der ganzen Geſellſchaft ſagte einer dem andern: „Sie iſt ja ſo verliebt!“

Aber dann vergaß man die Liebe des Fräulein von Leßdorff, die Geſellſchaft ordnete ſich in den Wagen, diesmal in andrer Reihenfolge, und es ging zum Tore hinaus durch das Dorf, längs der Schloßteiche hin, in den warmen, ſtrahlenden jungen Lenztag.

Die Finken ſchlugen auf den Aeſten, es piepſte und zwitſcherte rundum, in hoher Luft trillerte etwas, ſchwarze Krähen flogen ächzend davon, die auf einem Baumſtamm geſeſſen, und immer gingen die Wagen weiter in langer Reihe, drei Equipagen und drei Mietwagen, deren Kutſcher ihre Pferde antrieben im Ehrgeiz, mit den andern gleiches Tempo zu halten.

Man kam durch ein altes, moosbewachſenes Tor, zur Faſanerie ging es hinein, und bald hielten davor die Wagen. Ein kleines, im japaniſchen Stil gehaltenes Jagdſchlößchen lag vor den Blicken der Geſellſchaft, die ſich wiederum teilte, indem die einen das Innere anſahen, die andern ſpazieren gingen, um den Blick über die Waſſerſpiegel des Tiergartens hinüber zum Schloß Moritzburg zu gewinnen, das durch einen langen Durchhau in der Ferne teichumgeben erſchien.

Andre wieder ſahen die Forſtmeiſterei an, wieder andre gingen nach dem Frauenteich, wo es einen regelrechten Hafen gab, mit Mole und Leuchtturm. Dorthin begab ſich die Jugend: Rittmeiſter von Saalfeld, Leutnant von Borcht, Ida von Leßdorff, Frau von Ilberg und noch ein paar junge Mädchen und junge Herren, zu denen ſich auch der Graf von der Lenken zählte.

Er hielt einen Vortrag, wie hier im Hafen die große Brigg gelegen, wie König Friedrich Auguſt, als Kaufmann verkleidet, hier ſeltſame Aufführungen und höfiſche Spiele veranſtaltete.

Der Rittmeiſter hörte nicht zu. Er hatte ein Stück Brot aus der Taſche genommen und brockte es langſam ins Waſſer, wo im Sonnenſpiegel kleine Fiſche danach ſchnappten. Ida von Leßdorff ſtand bei der Gruppe, der vergangene Zeiten durch die Erzählung hervorgezaubert wurden, aber ſie blickte nur immer zum Rittmeiſter hinüber, wie er ſich ſtumm mit den Fiſchen unterhielt.

Er hatte heute nur einmal mit ihr geſprochen, und es kränkte ſie eigentlich ein wenig. Es ſchien, als meide er ihren Blick. Er hatte ſie nicht wie ſonſt aufgefordert, mit Frau von Ilberg in ſeinem Break zu fahren.

Da wandte ſich der Rittmeiſter herum, ſein Brot war zu Ende, er ging auf die andern zu, und Ida ſchlug die Augen zu Boden. Der Hafen war beſehen, man kehrte zurück. Zum Staunen der Damen fand man die Wagen nicht vor. Der Rittmeiſter hatte ſie im Schritt vorausgeſchickt, man ſollte ein Stück gehen, nur ein wenig, bis hinunter zum Tor, die Zeit mußte hingebracht werden, ſie wären ſonſt zu früh zur Fütterung gekommen.

Nun ging es wie eine Prozeſſion unter den Bäumen hin, zu zwei und zwei und unwillkürlich etwas ſchneller, denn links ſtand hochragender Wald, der tiefen Schatten warf, man fühlte, daß es doch nur ein Vorlenz war und nicht ſo warm, wie es in der lachenden Sonne ſchien. Von ſelbſt hatte der Zug ſich geordnet, von ſelbſt war es gekommen, daß der Rittmeiſter mit Ida den Beſchluß machte.

Er hatte früher bei einem andern Regiment geſtanden und war erſt im vorigen Jahre hierher verſetzt worden; ſie hatte früher nichts von ihm gewußt, nicht einmal ſeinen Namen gekannt, und ganz jung war ſie doch nicht mehr, ſie ging das vierte Jahr ſchon aus. Aber nie hatte ihr Herz für einen Mann geſchlagen, all die Herren waren ihr nur wie gute Kameraden erſchienen, die nett und artig gegen ſie geweſen. Ihr Vater hatte eine gewiſſe Stellung, war ein wohlhabender Mann, machte ein Haus. Ihr und ihrer Schweſter zu Ehren, die nun verheiratet war, hatte er jedes Jahr zwei Bälle gegeben, kein Wunder, daß es da nie an Tänzern gefehlt.

Ida unterhielt ſich gut, ſie war gern ausgegangen, aber ſie wußte, ebenſo gern ließe ſie das alles hinter ſich, es würde ihr nichts fehlen.

Wenn ſie im Sommer ein Bad aufſuchten, ans Meer gingen oder ins Gebirge, nie hatte ſie auch nur einen Augenblick das Gefühl gehabt, ſie ließe in Dresden etwas zurück, ſie ſchiede ungern. Dort an der See oder in den Alpen gab es ſo viel Schönes zu ſehen, waren die Menſchen ebenſo nett. Wenn die Eltern früh ausgehen wollten, ſo begleitete ſie ſie am Morgen, und wenn ſie nachmittags etwas vorhatten, ſo ſchloß ſie ſich ihnen an. Es war ganz ſelbſtverſtändlich, ſie dachte gar nicht daran, es könnte auch anders ſein.

Da war der Rittmeiſter gekommen und mit einem Schlage hatte ſich alles verändert. Jetzt wollte ſie Dresden gar nicht mehr verlaſſen, denn dann kam ſie fort aus ſeiner Nähe, ja ſie war unglücklich, wenn die Eltern davon ſprachen abzureiſen. Aber es half nichts, ſie mußte mit. Doch immer fragte ſie ganz naiv, wie ein Kind, das ſeine Gedanken nicht verbergen kann, das ſich nichts Schlechtes bewußt iſt, bei jedem Brief, der in die Sommerfriſche kam, was denn der Rittmeiſter mache.

Sie erkundigte ſich bei jedem Menſchen, ob er Urlaub hätte und wie er ihn verbrächte, ſie zeigte, wenn zufällig von ihm die Rede war, die größte Aufmerkſamkeit, ja Neugierde, ſie brach mitten im Geſpräch ab, wenn ſie hörte, daß drüben in einer andern Ecke des Zimmers ſein Name gefallen war, und ſie ging hinüber und ſetzte ſich hin und hörte zu mit ſtrahlenden Augen, mit verklärtem Geſicht.

Das konnte nicht lange verborgen bleiben, die Eltern merkten es, die Geſchwiſter, die Umgebung, man wußte: Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter. Die Eltern waren zuerſt erſchrocken darüber, ſie meinten, das Kind gäbe ſich eine Blöße, es würde ihr übel gedeutet werden, aber ſie ſahen bald ein, daß nichts dagegen zu machen war.

Erſt hatte die Mutter mit ihr geſprochen, ihr auf den Zahn gefühlt, ihr Gewiſſen behorcht. Sie hatte geglaubt, das Mädchen würde ihre Gefühle verſtecken, aber Ida erklärte ſofort, ſie liebe den Rittmeiſter. Sie ſagte es nicht mit dieſen Worten, aber es ging aus ihrem Ausdruck hervor, es war wie eine ſtille Sehnſucht in ihr. Sie war nicht verſchämt, ſie verſteckte nichts, ſie geſtand es ganz offen, wie etwas völlig Natürliches.

Als die Mutter nach dem Geſpräch, in dem ſie ihr den Kopf hatte zurecht ſetzen wollen, ſie verließ, konnte ſie ihrem Kinde nicht böſe ſein. Da begann der Vater dasſelbe Spiel, etwas anders, denn ihm war von ſeiner Frau geſagt worden, wie ſie die Sache auffaßte. Er konnte ganz ruhig und offen mit ihr ſprechen, ſie ging auf alles ein. Er ſagte ihr, ſie möge ſich die Sache aus dem Kopf ſchlagen; wenn der Rittmeiſter ſie haben wolle, würde er kommen, ſolange das aber nicht geſchehen, dürfe ſie ihm nicht nachlaufen.

Da war ſie traurig geworden. Nein, ſie lief ihm nicht nach, ſie hatte ihm doch nie ein Wort geſagt, aber ſie war nun einmal eine offene Natur, ſie konnte es nicht verbergen, und wenn ſie den Rittmeiſter von weitem ſah, mußte ſie ihn anſehen, und wenn von ihm geſprochen ward, mußte ſie zuhören.

Dann ſprach ihr Schwager mit ihr, da war ſie doch etwas verlegen, ſchlug die Augen zu Boden, antwortete nicht viel, aber der Schluß war: ſie liebte den Rittmeiſter.

Und nun gingen die beiden nebeneinander her! Das Mädchen hatte nicht das Bedürfnis zu ſprechen, und auch er ſagte nichts, ſie war glücklich, daß ſie an ſeiner Seite ſchritt, das Knirſchen des Sandes hörte unter ſeinen Tritten. Endlich ſagte er:

„Es iſt kühl hier im Schatten!“

Sie meinte: „Aber es tut wohl nach der Hitze.“

„War es ſo heiß?“

„Es war doch ſehr ſchwül, und das macht müde.“

„Sind Sie müde?“

Sie lächelte, und wenn ſie es auch nicht ausdrückte, ſo klang es doch aus ihren Worten, als meinte ſie: ‚mit dir gehe ich ja bis ans Ende der Welt!‘ während ſie antwortete und dabei ein wenig die Lippen aufwarf:

„O nein, ich bin nicht müde.“

„Aber Sie werden müde werden, denn wir gehen noch ein ganzes Stück.“

Es war wohl nur eine Redensart, doch ihr ſchien es, als hätte ein Anteil an ihr daraus geklungen, und ſchnell ſagte ſie, indem ſie mitten im Satz einſprang: „Ach, das ſchadet mir nichts, ich kann gut gehen. Ich gehe ſehr gern ſpazieren.“

Er ſchien etwas zerſtreut:

„So … Sie gehen gern … ja … ja.“

Dann ſchwieg er wieder und ſpielte mit ſeiner Blume, nur ihre Schritte klangen. Man ſah vor ihnen die übrigen, die ſich wie eine Prozeſſion hinbewegten, von der ab und zu Lachen herüberklang und Stimmengeſumm. Sie kamen dem Tor nahe und immer noch hatten ſie nichts weiter geſprochen als gleichgültige Worte, die doch das Mädchen beglückt hatten.

Nun traten ſie durch das Tor hinaus, und in der Ferne ſah man die Wagen, die Schritt fuhren, ſich einholen zu laſſen und die Geſellſchaft aufzunehmen. Ida fühlte, nun war es vorbei, einen Augenblick darauf ſetzte er ſich wieder auf den Bock, ſie nahm neben Frau von Ilberg Platz, und vielleicht ſpräche er dann mit ihr den ganzen Tag nicht wieder.

Sie überlegte jedes Wort, das er geſagt, und ſie war ſo vertieft, daß ſie erſchrak, als ſie plötzlich laute Stimmen hörte. Er unterhielt ſich mit ein paar der Herren, die vorangeſchritten waren. Sie hatten am Spaziergang Vergnügen gefunden; einer wußte einen Weg quer durch den Wald, der zur Fütterung führte, und man beratſchlagte, ob man die Wagen nicht dorthin vorausſchicken ſollte.

Ida ſah ängſtlich den Rittmeiſter von der Seite an, er ſchien damit nicht einverſtanden zu ſein, und ſie meinte, um es ihm recht zu tun:

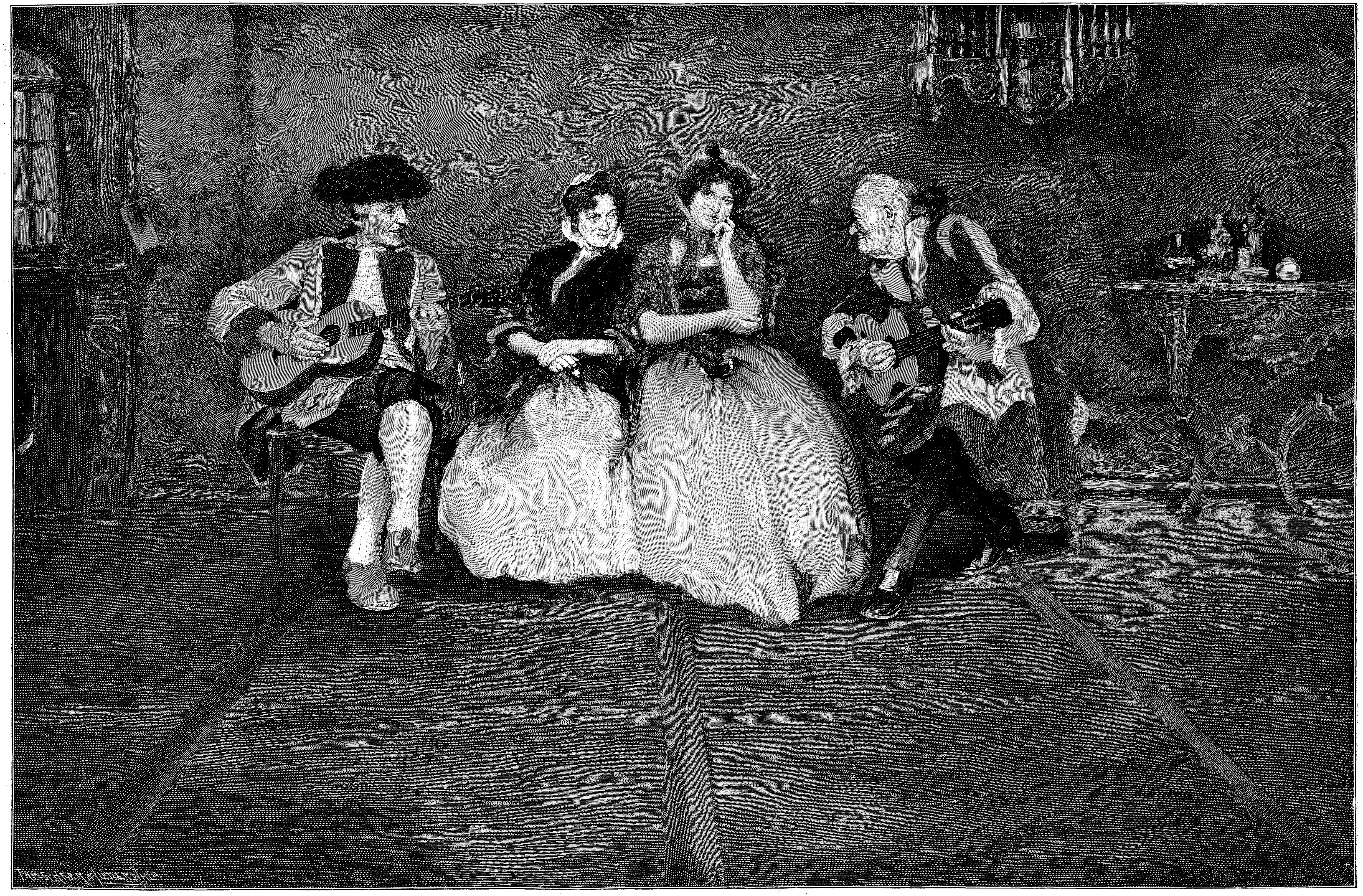
„Aber wir wollen doch fahren!“

Da klang auch ſchon des Rittmeiſters Stimme laut zu den Herrn vorn:

„Sind die Damen nicht müde? Fräulein von Leßdorff möchte lieber fahren.“

Nun blieb man ſtehen, die andern Damen kamen auf Ida zu, es begann eine lebhafte Auseinanderſetzung, ſie erklärten, ſie wollten gern gehen, dieſer Seitenpfad durch den Wald wäre ſo romantiſch, vielleicht könne man ſich verirren, das würde reizend ſein! Ida ward überſtimmt, denn ſchon machten die andern Kehrt und liefen voraus, um die Möglichkeit zum Fahren abzuſchneiden.

Die Wagen wurden fortgeſchickt, und der Rittmeiſter, der mit den Kutſchern geſprochen, während Fräulein von Leßdorff neben ihm ſtehen geblieben war, folgte wieder als letzter. Er meinte:



Leichte Muſik

Nach dem Gemälde von Paul Meyer-Mainz

„Nun, wir werden wahrſcheinlich durch Sumpfſtellen kommen, und da werden die Damen wohl erſtaunte Geſichter machen."

Aber Ida rief: „Ach, das iſt ja ganz gleich."

„So, meinen Sie wirklich?"

„Ja, mir iſt es gleich, ich gehe hin, wohin Sie wollen."

Der Rittmeiſter verlangſamte den Schritt und ſah ſie an: „So, und wenn ich Sie nun ganz querfeldein führte, hier über den Zaun, und wenn ich nun den Wagen ganz fortſchickte und Sie müßten zu Fuß zurück bis Dresden?"

Sie blieb dabei: „Wenn Sie wollen, gehe ich."

Er lachte: „Das würden Sie bald ſatt bekommen."

Sie meinte: „Nein, gewiß nicht."

Er zögerte: „Wollen wir's mal verſuchen? Aber Sie können ja nicht ſo weit gehen."

Doch ſie erklärte ſtolz, im Gebirge wäre ſie mit ihrem Vater ſtundenlang gelaufen. Sie nannte ein paar Jochübergänge, die ſie gemacht. Er fragte, wie viel Zeit ſie gebraucht, ſie ſagte, ſie wären einmal elf Stunden unterwegs geweſen.

Da blickte er ſie erſtaunt an, als hätte er ihr ſo etwas nicht zugetraut, und Ida fragte: „Sie haben wohl geglaubt, ich ſei zu verzärtelt?"

Er rümpfte die Naſe: „Ach Gott, unſre Damen!"

Nun ſtritten ſie ſich darüber. Er meinte, die Damen wären alle ‚pimplich', lägen am liebſten auf dem Sofa. Er entwarf, immer lachend, ein Bild von ihnen, als wären ſie zu nichts zu gebrauchen, ein verzärteltes und verzogenes Geſchlecht.

Sie verteidigte ſich, und ihm kam plötzlich eine Idee: „Alſo gut, wir werden abkürzen. Laſſen wir die andern laufen, nun wollen wir mal ſehen, was Sie können!"

Im ſelben Augenblick ſprang er über einen kleinen Graben, in dem das Sumpfwaſſer braunſchwarz, bläulich-ſumpfig ſchillerte. Auf der andern Seite erhob ſich der Tiergartenzaun. Er ſetzte den Fuß darauf, kletterte darüber, vorſichtig, um ſich an den kleinen abſtehenden, abgeſägten oder abgebrochenen dürren Aſtſtümpfen die Kleider nicht zu zerreißen. Mit einem Satz war er auf der andern Seite, ſtand drinnen in der Umzäunung und rief:

„Nun, gnädiges Fräulein, hier geht der Weg!"

Sie war einen Moment geängſtigt, aber ſofort hob ſie ein wenig das Kleid, daß die kleinen Schuhe darunter hervorſahen, und mit einem Sprung war ſie an derſelben Stelle hinüber, wie der Rittmeiſter. Einen Augenblick darauf kletterte ſie am Zaun in die Höhe und rief nur:

„Bitte, gehen Sie ein Stück weiter!"

Er wandte ſich um, es rauſchte, ein paar Zweige knackten, und mit roten Wangen ſtand das Mädchen neben ihm. Sie war ſchneller hinüber wie er, ſie war von oben herunter geſprungen. Er war erſtaunt, faſt erſchrocken, maß ſie mit den Blicken, als hätte er an ihr eine Entdeckung gemacht, doch er ſagte nur: „Nun gut, das war nicht übel! Aber die Ausdauer tut's! Verſenken wir uns alſo in den Urwald."

Dann ging er voraus, Ida folgte ihm. Er führte ſie weiter und weiter. Sie ging immer hinter ihm drein, ein wenig atemlos, denn ſie war es nicht gewöhnt. Sie ſtreckte den Arm vor, daß zurückſchnappende Aeſte ſie nicht träfen. Ab und zu knackte ein dürrer Zweig und die graue, moosbewachſene kahle Gerte ſank langſam herab von einem Stockwerk der begrünten Aeſte auf das andre, bis ſie den Boden erreichte.

Der Weg wand ſich, der Weg, der keiner war, es ging rechts um ein Gebüſch, ſie eilten links um einen Baum, ſie hörten von drüben die Geſellſchaft rufen. Der Rittmeiſter antwortete: „Horridoh!"

Drüben kreiſchten ein paar Damenſtimmen: „Kommen Sie?"

„Gewiß, gleich!"

Da tönte es zurück: „Wir ſind etwas in den Sumpf geraten!"

Und der Rittmeiſter rief ſo laut er konnte: „Wir nicht, unſer Weg iſt ſehr gut."

Dann hörte man Lachen, und während nun das Paar immer noch durch das Unterholz weiter ſchritt, vernahm man ab und zu in der Entfernung Stimmen. Einmal war es ſelbſt, als ſähe man ein weißes Kleid. Aber je weiter ſie gingen, deſto ſtummer ward es, und als ſchließlich der Rittmeiſter einmal laut rief: „Wo ſeid ihr?" kam keine Antwort zurück. Er ſtrengte die Lunge an, legte beide Hände fächerförmig an den Mund. Keine Antwort. Da wandte er ſich um. Hinter ihm ſtand Ida, die eine Hand unwillkürlich erhoben, ein Stück vor den Augen, um ſich vor den Zweigen zu ſchützen, etwas atemlos von dem ſchnellen Lauf.

Er ſagte: „Nun paſſen Sie auf, jetzt werden wir, da wir abſchneiden, früher ankommen! Die ſollen mal Augen machen, aber allerdings iſt das Wildgatter noch einmal zu überwinden!"

Und er ſah ſie lächelnd an, als hätte er etwas Fürchterliches geſagt. Aber Ida antwortete nur: „Bitte, bin ich etwa nicht 'rüber gekommen?"

„Ja, ja," antwortete der Rittmeiſter und ging eilig weiter. Sie folgte mit immer ſchneller atmender Bruſt, und allmählich färbten ſich ihre Wangen. Der Rittmeiſter hatte lange Beine, ſie mußte immer zwei Schritte machen, wenn er einen tat, und ſie hatte doch etwas Angſt um ihr Kleid und die neuen gelben Schuhe.

Stumm ging der Eilmarſch weiter, der Wald lichtete ſich, und das Gehen wurde leichter. Die roten Stämme der Kiefern leuchteten von allen Seiten. Man mußte ſich in acht nehmen auf dem ſchlüpfrigen Boden, der mit Nadeln bedeckt war, aufpaſſen, nicht über eine Wurzel zu fallen, die die Waldrieſen hinaus über den Boden ſtreckten.

Zwiſchen den Bäumen hatte das Waſſer Höhlungen gebildet; es ging hinunter, auf der andern Seite wieder in die Höhe, talauf und talab, und immer wollte der Wald kein Ende nehmen, und immer noch nicht zeigte ſich das Gatter, das doch nicht ſo entfernt ſein konnte; denn der Rittmeiſter, der ein paarmal ſchon hier geweſen, ſchwor, ihr Weg kürze mindeſtens zehn Minuten ab.

Da blieb er ſtehen, wandte ſich herum, und man ſah unter dem braungebrannten Geſicht die Röte. Er blickte Ida an, deren Backen brannten. Er ſagte etwas außer Atem: „Herrgott, gnädiges Fräulein, Sie ſind ja ganz rot!"

Sie lachte: „Und Sie doch auch!"

„Nein, ich bin braun!"

„Alſo braunrot!"

Aber ſie wollte nicht zugeben, daß es ihr ſchwer geworden, darum meinte ſie: „Ach Gott, es war gar nicht ſo ſchnell!"

Doch er drohte mit dem Finger:

„Warum machen Sie mir etwas vor? Wir ſind ja gelaufen wie verrückt. Nein, nein, im Ernſt, jetzt wollen wir einmal ruhig gehen. Kommen Sie, wir haben Platz nebeneinander, geben Sie das Tempo an, ich will Sie doch nicht ermüden."

Sie brachte keuchend hervor: „Ich bin gar nicht müde!"

Aber er drohte wieder mit dem Finger, und dann gingen ſie Seite an Seite. Sie fühlte ſich wie beſeligt. In ſolchem Ton hatte er noch nie zu ihr geſprochen, es war das erſtemal, daß er einen Scherz gemacht, ſonſt war er ja immer ſo ernſt und ſo zurückhaltend, und ſie hatte doch oft geſehen, daß er mit andern jungen Mädchen lachte.

Ab und zu wurde er einen Moment unaufmerkſam und warf ängſtliche Blicke nach rechts oder links oder voraus auf den Weg, ob denn das Gatter noch nicht bald käme. Die Sonne war tiefer geſunken, ſie ſchien jetzt ſchräg durch die Stämme, die lange Schatten auf den Waldboden warfen.

Sie war glücklich und doch etwas beklommenen Herzens, und darum erzählte ſie allerlei Geſchichten, die ihr oder den Eltern, der Schweſter, dem Schwager geſchehen, während er immer ſie anſah und immer lächelte und ſich immer mehr freute über das Vöglein, das neben ihm zwitſcherte.

Er war eine jener ſtillen Naturen, die klug ſind, aber nicht immer das Herz auf der Zunge haben, und der Gegenſatz zog ihn an, ſo daß er plötzlich ſagte: „Wiſſen Sie, daß ich noch nie einem ſo offenen Menſchen begegnet bin?"

Sie war etwas erſchrocken: „Bin ich zu offen?"

Doch er ſchlug ſich mit der Hand auf den Schenkel, während ſie immer weiter gingen: „Aber nein, nein, gerade recht, ſo ſollen Sie ſein!"

Und nun begann er doch zu ſprechen und ſchüttete ſein Herz aus. Die meiſten Menſchen verſteckten ihre Gedanken, faſt alle, mit denen man zu tun hätte, ſagten einem Artigkeiten ins Geſicht und dächten hinter dem Rücken ganz anders, und es wäre alles Unſinn, was man für gewöhnlich redete, ſie aber ſpräche nicht ſo.

Sie hörte glückſelig zu, ihr klopfte das Herz, ſie nahm das, was er ſagte, hin wie eine Offenbarung, als redeten ſie von den wichtigſten Dingen, und dabei ging ihr Geſpräch nur plätſchernd hin wie ein klarer Bach ohne große Tiefe, aber der doch dem Auge wohltat durch ſein reines Waſſer und durch ſeine unausgeſetzte Bewegung.

Ein wenig hatte der Rittmeiſter ſchlechtes Gewiſſen, er war jetzt überzeugt, daß ſie ſich verirrt hatten. Er blickte ab und zu nach der Uhr, er ſah, wie die Bäume immer längere Schatten warfen, es war ihm ſogar, als ſänke ein wenig die Lufttemperatur, obgleich ihnen warm genug geworden war durch das Laufen. Aber er wollte es nicht eingeſtehen, daß er ſie falſch geführt hätte, und darum erzählte er nun ſo, wie ſie unausgeſetzt geſprochen, von all ſeinen kleinen Intereſſen, von Dingen, von denen er, ſoviel er wußte, noch nie mit einem jungen Mädchen geſprochen.

Er erzählte von ſeinen Pferden, dann kamen komiſche Geſchichten von dummen Burſchen, die er gehabt, und er konnte darüber lachen wie ein Kind; von ihrem Mund kam das Echo wieder. All die kleinen Erzählungen erſchienen ihr ſo köſtlich, daß ſie an ſeinem Munde hing und nicht erwarten konnte, bis eine neue kam.

Nun erzählte er, wie er manchmal die köſtlichſten Stunden verbrächte ruhig mit einem Buch auf dem Sofa oder im Lehnſtuhl, und dann würde gequalmt, ſo gequalmt, daß die Wolken unter der Decke hingen bis tief auf den Boden herab, als ob im Gebirge ſchlechtes Wetter wäre.

Er war ganz eifrig, während er ſprach. Er ſagte, man würde ja immer ganz falſch beurteilt, die Leute dächten, ſo ein Junggeſelle bliebe nie zu Haus, wolle nur immer in Geſellſchaften gehen oder in den Zirkus, ins Varietee, oder ins Theater. Und er ſchloß ganz Feuer und Flamme:

„Denken Sie, wie falſch das iſt. Für mich iſt das ſchönſte ſo ein Abend zu Haus! Dann wird Tee gebraut, o, Sie ſollten mal ſehen, Tee, der manchmal ganz ſchwarz iſt wie Tinte, denn ich laſſe ihn zu ſehr ziehen, und der Burſche wirft gleich zehn Löffel hinein, oder ſo dünn, daß er wie Weißwein ausſieht, iſt das nicht fürchterlich? Dann haben wir nämlich keinen Tee mehr — abends ſind aber die Läden geſchloſſen —, denn bei uns iſt entweder Ueberfluß oder Not! Na, das können Sie nicht wiſſen, das geht bei Junggeſellen ſo zu."

Sie ſagte, ganz Bedauern, mit ernſtem Geſicht: „Aber das darf nicht vorkommen, Vorräte müſſen immer ſein!"

Doch er lachte:

„Ja, das ſagen Sie ſo in Ihrem jugendlichen Leichtſinn, aber wo ſoll denn das bei unſereinem herkommen? Es wird angeſchafft und dann aufgebraucht, und mit einemmal iſt's alle, — o, das iſt ein Elend! Aber hören Sie, ſo ein Abend zu Haus! Es wird alſo Tee gemacht — nehmen wir einmal an, er wäre geglückt —, und dann laufe ich herum und ſehe meine Andenken an. Ich habe nämlich eine große Sammlung Andenken. In der Gardine ſtecken 1687 Kotillonſchleifen und -Orden, wahrhaftig, ich habe ſie gezählt: 1687! Es darf nämlich keiner weggetan werden, da halte ich drauf.

„Aber das iſt nicht die Hauptſache, da gibt es andres, zum Beiſpiel Rennpreiſe, die jeder an einen herrlichen Gewinſt erinnern. Dann habe ich eine Peitſchenſammlung! Wenn ich einen Gaul geritten hatte für einen Pferdebeſitzer, und der wollte mir etwas Schönes ſtiften, ſo bat ich mir immer eine Peitſche aus mit ſilbernem Knopf und einer Widmung. Ferner die andre Sammlung, die Zigarettenetuis! Ich habe — warten Sie mal — ich glaube 27 Zigarettenetuis: Leder, Holz, Silber, Gold, Emaille, was Sie wollen. Ach Gott, Sie ſollten mal meine Sammlung ſehen!"

Sie blickte ihn an, als wollte ſie ſagen: ‚Aber gern, ſofort!' Doch er wurde plötzlich ernſt: „Ach, das geht ja nicht. Aber hören Sie, ich weiß ein Mittel. Ich werde mal einen Tee geben, und dann lade ich Sie und Ihre Frau Mutter oder Frau von Ilberg ein. Nicht wahr, Sie kommen?"

Sie ſah ihn mit ſolchen Augen an, daß er ſofort das Datum beſtimmte, und ſie freute ſich wie ein Kind und rief: „Das wird zu nett!"

Er fuhr fort, immer angeregter: „Und als Belohnung, weil ich Ihnen meine kleinen häuslichen Leiden und Sorgen habe erzählen dürfen, ſollen Sie auch den Tee machen."

Da blieb ſie ſtehen und meinte faſt ängſtlich, indem ſie die Augen aufriß: „Aber es muß auch welcher da ſein!"

Ganz wichtig meinte er: „Ja, ganz beſtimmt! Ich werde vorher Vorräte anſchaffen."

Sie waren immer langſamer gegangen, die Sonne war faſt verſunken, die Schatten fielen beinahe jetzt zuſammen, und es wurde mit einemmal ſehr kühl, aber immer war noch kein Gatter zu ſehen, und immer noch ſchien der Wald kein Ende zu nehmen. Da ſagte er, indem er plötzlich nach der Uhr ſah: „Hören Sie mal, die Fütterung iſt längſt vorbei!"

„Ja, was machen wir denn da? Wiſſen Sie was? Erſtmal müſſen wir überhaupt aus dem Walde heraus, um die Fütterung wollen wir uns jetzt gar nicht kümmern."

Er blickte ſich nach allen Seiten um, als wolle er die Richtung feſtſtellen. Nicht weit von ihnen quälte ſich ein kleines dünnes Wäſſerchen durch den

Wald, wie überall hier von ſchwarzem Sumpfboden umgeben. Es kam kaum vorwärts, es ſchien faſt keinen Fall zu haben. Da ſagte Ida: „Wenn wir dem nun nachgingen? Es muß doch irgendwo einen Teich erreichen, denn hier läuft doch alles in die Teiche.“

Er meinte: „Das iſt eine ſchlaue Idee!“

Nun warfen ſie ein kleines Zweiglein an die breiteſte Stelle des Waſſers und beobachteten, wie es ganz leiſe dahinzog, zuerſt kaum bewegt, aber dann immer ſchneller, gleich einer Barke, die bei flaueſter Briſe eben die Segel aufgeſetzt hat.

„Dorthin geht's!“ ſagte er, und nun folgten ſie dem in fahlem Licht blinkenden, ſich weithin abzeichnenden Waſſerlauf in einiger Entfernung ſeitwärts, dort, wo der Waldboden trocken war. Aber die Dämmerung brach immer ſchneller herein, und es wurde faſt dunkel. Er fragte:

„Fürchten Sie ſich?“

Die Sache war ihm doch unangenehm. Er dachte jetzt daran, daß die Wagen wahrſcheinlich fort wären, höchſtens ſein Wagen noch wartete, aber gewiß an einer falſchen Stelle, und er ihn nie erreichen würde. Er war ein wenig ratlos, er wußte wirklich nicht, wo ſie ſich befanden.

Er überlegte, wie man doch nun ſchon von ihnen geſprochen, wie man ihm oft mit einem Lächeln entgegengetreten, wenn man von Fräulein von Leßdorff redete. Er wußte es ja ganz genau, ebenſo wie alle andern, was man überall naiv und offen ſagte, wie etwas Selbſtverſtändliches: Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter!

Es war ihm fatal. Er war wirklich ein ehrlicher, anſtändiger Kerl geweſen, er hatte dem Mädel, dem er doch offenbar den Kopf verdreht, nie den Hof gemacht. Er war ihr ſogar ein wenig ausgewichen, und nun, würden die Leute nicht reden? Und er war daran ſchuld!

Es war ſchon ganz dunkel geworden, ſie mußten auf den Weg aufpaſſen, um in kein Loch zu treten, nicht über einen Zweig, eine Wurzel, einen Stein zu ſtolpern. So gingen ſie zehn Minuten lang eifrig hin, nur ab und zu drehte ſich der Rittmeiſter, der vorausſchritt, um und fragte:

„Können Sie noch mit?“

„O, ſehr gut!“

Aber ſie mußte alle Kraft zuſammennehmen, denn ſie war eigentlich todmüde, und die angeſpannte Aufmerkſamkeit auf den Weg, den man nicht mehr recht ſah, ſtrengte ſie noch mehr an. Einen Moment blickten ſie auf und blieben zu gleicher Zeit ſtehen:

„Ah!“

„Moritzburg!“

Der kleine Waſſerlauf hatte eine Krümmung gemacht und mündete plötzlich, ſo wie es ſich Ida gedacht, in den großen Abzuggraben, der von der Faſanerie herüberkam. Man ſah in der Ferne über dem fahl ſpiegelnden Waſſer der Teiche gegen den kaum mehr gefärbten Abendhimmel ſich eine gewaltige Maſſe abzeichnen mit runden Türmen, auf denen Dächer ſaßen, die jetzt in der Dunkelheit faſt wie gewaltige, darauf geſtülpte Helme erſchienen.

Einen Augenblick darauf ſtanden ſie an dem Wildgatter. Sie waren gerettet, denn drüben ſchon ſchimmerte die ſtaubig weiße Straße. Sie blieb ſtehen, ſie legte die Hand auf eine Stange des Zaunes und ſagte, während ſie kurz und heftig atmete: „Das war aber ſchnell!“

Unwillkürlich tat er in gleicher Bewegung dasſelbe, faßte auch mit der Hand auf das Holz, und ihre Finger berührten ſich. Er zog die Hand zurück und ſagte: „Pardon!“

Dann blieben ſie zueinander gewendet ſtehen, atmeten nur beide, lachten, atmeten wieder, und dann rief er, indem er ganz ſchlaff tat mit eingeknickten Knien und geſenktem Kopf:

„Donnerwetter noch mal!“

Aber dann erinnerte er ſich des Zaunes: „Ich werde ein paar Stangen herunterwerfen.“

Doch ſie meinte: „Nein, nein, gehen Sie nur 'rüber, ich komme ſchon nach.“

Da kletterte er über den Zaun, wieder vorſichtig, um nicht hängen zu bleiben, und an der andern Seite langſam herunter, denn drüben war der Graben, und in der Dunkelheit mochte er nicht ſpringen. Dann half er ihr mit der Hand ein Stück empor, und als ſie ſich oben darüber ſchwingen mußte, drehte er ſich um und ſah zum Schloß hinüber, deſſen Rieſenſchatten beim längeren Anſtarren in der Dunkelheit ſich zu bewegen ſchien, zu wachſen, zu ſchwellen, auf ihn zuzukommen.

Er dachte an das Abenteuer, er überlegte wieder, was die Leute reden würden. Er ſagte ſich wieder, es wäre doch eigentlich zu dumm, er hatte nie etwas getan, um dem albernen Gerücht Nahrung zu geben, kein Menſch konnte ihm einen Vorwurf machen. Er hatte dem Mädchen nicht die Cour geſchnitten, er hatte ſie faſt ſchlecht behandelt, mit ihr geſprochen wie mit irgend einer andern, und nun paſſierte das.

Eigentlich hätte er ſich ärgern müſſen, und er war erſtaunt über ſich ſelbſt, daß er nicht wütend ward. Seine Grundſätze, die er dem verliebten Ding gegenüber befolgt, waren verſchwunden, er freute ſich über den Gang mit ihr allein im Wald im Finſtern, er freute ſich über dies natürliche Geſchöpf, mit dem er ſich eigentlich zum erſtenmal wirklich unterhalten.

Das Mädchen war ja ganz anders, als er es ſich gedacht, als man ihm erzählt. Er hatte im ſtillen gemeint, es wäre ein ſchmachtendes, albernes Penſionsding, eine von denen, die er haßte, die von einem Schauſpieler ſchwärmten oder den Mallehrer anhimmelten, einen Sänger oder Violinſpieler, einen Kerl mit langen Locken, einen von der Sorte, die ihm widerſtanden, die ſeiner männlichen, derben, kurzen Offizierart ein Greuel waren, von denen er immer den Scherz gemacht: ‚Schneidet dieſen Süßholzraſplern, dieſen Mondſcheinfritzen nur die Haare ab, und dann ſind ein paar Ohren darunter, die abſtehen wie Segel, in die der Wind bläſt.‘

Da hörte er einen leichten Sprung, ein Kleiderrauſchen, und das Mädchen rief: „Da bin ich!“

Er reichte ihr ein paar Finger, half ihr über den Graben, und nun ſagte ſie: „Es iſt ja vollkommen Nacht, Herr von Saalfeld, jetzt müſſen wir aber ſchnell machen.“

Aber er war in einer Stimmung, daß er hätte dieſes Zuſammenſein noch lange, lange hinausziehen mögen, und er meinte gedehnt, während ſie die in der Dunkelheit hell wie ein Kreideſtrich leuchtende Straße hinabſchritten: „Es iſt doch gar nicht ſo eilig.“

Sie lachte: „Doch, doch, die andern ſind ja ſchon im Gaſthaus und tanzen.“

„Ah, Sie möchten wohl gern tanzen — das iſt es! Sie haben ſich wohl ſchon engagieren laſſen?“

Es klang beinahe etwas wie Eiferſucht. Doch das Mädchen rief fröhlich: „Nein, nein, es iſt nur . . . es iſt nur . . .“

Er blieb ſtehen: „Was iſt?“

Sie ſagte: „Ach, es iſt . . . es iſt . . . weiter nichts. Es ſchadet nichts.“

Dann ging ſie ſo ſchnell weiter, daß er ſie mit einem Sprung einholen mußte. Ihm kam plötzlich der Gedanke: ‚Aha, ſie denkt an die andern Leute, ſie iſt um ihren Ruf beſorgt! Na ja, ſo ſind ſie eben alle!‘

Er meinte ſpöttiſch: „Ah ſo, Sie haben wohl Angſt wegen des ‚on-dit‘?“

Sie fragte, während ſie trotzdem ſchnell weiterſchritten: „Wieſo?“

Und dieſes „Wieſo“ klang ſo naiv, ſo einfach, ſo kindlich, daß er ſein Wort hätte zurücknehmen mögen und ſich die Zunge abbeißen, ſo eine Dummheit geſagt zu haben. Während ſie nun ſo eine Weile ſchweigend fortſchritten, kam ihm wie eine Erleuchtung zum Bewußtſein, welche Welt zwiſchen dem Gedankengang des Mannes und dem eines reinen Mädchens liegt. Er fühlte, daß ſie ihn nicht verſtanden, daß ſie gar nicht auf den Gedanken gekommen, und er ſagte ſich: Hatte ſie nicht wie ein törichtes Kind die Meinung der Menſchen herausgefordert? Hatte ſie es nicht ruhig über ſich ergehen laſſen, daß man allgemein ſagte: „Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter!?“ Hatte ſie je ſich geſchämt, hatte ſie ſich nicht offen zu ihm bekannt? Immer wieder klang ihm dieſes „Wieſo“ in den Ohren, dieſes faſt beleidigte, erſtaunte, das zu ſagen ſchien: ‚Komiſcher Mann, was wollen Sie denn? Ich verſtehe Sie gar nicht! Ich habe ganz andre Gedanken wie Sie.‘

Da rauſchte es plötzlich, und ein Schatten fuhr über den Weg, zwanzig, dreißig Schritt vor ihnen. Ida blieb ſtehen, legte die Hände an die Schläfen und ſagte: „Mein Gott, was war denn das?“

Er war ſo in Gedanken verſunken, daß es ihn aufrüttelte. Er blickte dem dunkeln Schatten nach, der ſich jetzt, Aeſte knickend, rauſchend, trottend im Wald auf der andern Seite verlor. Da ſagte er lachend: „Haben Sie keine Angſt! Wiſſen Sie, was das war? Ein einſamer alter Junggeſelle, ein Keiler. Der muß ſich verirrt haben wie wir, denn ſonſt hätte er ſich doch ſchon längſt irgendwo an ſeinem Lieblingsplatz niedergetan.“

Doch die Erklärung genügte Ida nicht, ſie ſah ſich nach allen Seiten um und ſchwieg. Er fragte: „Sie haben wohl Angſt?“

Sie wollte keine Antwort geben, endlich ſagte ſie: „Vielleicht ein ganz klein bißchen.“

Da ſagte er: „Kommen Sie, nehmen Sie meinen Arm. Jetzt gehen wir zuſammen mitten auf der Straße, wo es keine Geſpenſter gibt und keine Schatten und keine Geiſter, und ſagen Sie mir nur, von welcher Seite die Gefahr kommt, dann ſtelle ich mich vor Sie. Aber in Wirklichkeit iſt keine da. Immerhin alſo kommen Sie.“

Er reichte ihr den Arm, ſie hing leiſe ihre Hand hinein, als wagte ſie nicht, ſich feſter aufzuſtützen. Aber er griff mit der andern Hand zu und ſagte: „Na, nun aber feſt anfaſſen, das hilft nichts, ſo verlieren wir uns noch. Und jetzt wollen wir mal einen ordentlichen Schritt vorlegen, aber Sie ſagen mir's, wenn Sie nicht mehr mitkommen.“

Dann gingen ſie mitten auf der Straße in langen Schritten hin, eng aneinander gedrängt, während rechts der Teich lag und links der dunkelnde Wald. Sie ſprachen nichts, ſie hingen beide ihren Gedanken nach. Das Mädchen meinte, es wäre doch ein Unſinn eigentlich, was ſie da getan, er ſtellte ſich vor, was für ein Geſicht die übrige Geſellſchaft machte, wenn ſie kämen.

Dann wechſelten ihre Gedanken: ſie freute ſich über den Zufall, der ſie heute geführt, ſie hing ſich kräftig in ſeinen Arm, ſie war glückſelig durch ſeine Gegenwart, ihn an ihrer Seite zu wiſſen, ſich von ihm beſchützt zu ſehen.

Keinen Laut hörte man als die Schritte der beiden auf der Straße und nur ab und zu einmal ein Quaken der Fröſche im Teich. Der Weg war weit, die Dunkelheit, die immer mehr zugenommen, ward plötzlich durch einen fahlen Schein erhellt. Das Schloß drüben mit ſeinen gewaltigen Mauern zeichnete ſich immer ſchärfer ab.

Und immer heller ward es, in einer ſchwarzen Linie lag in der Ferne der Wald. Plötzlich begann drüben auf dem Teich ein Schillern und Glitzern, als wäre ein Licht aufgegangen, die Helligkeit tanzte auf den Wellen wie tauſend kleine Facetten, ſie ſchwoll und lief auf der Oberfläche hin, ſie kam rechts, ſie kam links, Schatten blieben dazwiſchen, das Ganze ging ineinander, und plötzlich ſah man bei der ſteigenden Helligkeit den Mond, der hinter dem Schloß hervorgetreten war. Die Scheibe wuchs, das Licht nahm zu, und als mit einemmal die volle Scheibe über das Dach lugte, in erſtaunlicher Geſchwindigkeit gekommen, und ringsum die Teiche in weißem Glanz dalagen, blieb das Paar auf der Straße ſtehen und ſah hinüber.

Das Mädchen meinte: „O, iſt das ſchön!“ Und er, der ſonſt nicht für Naturſtimmungen ſchwärmte, der ſie kaum bemerkte, fiel ein: „Das iſt ja prachtvoll!“ Und immer ſahen ſie auf den im Mondlicht glitzernden Teich hinaus, während ſie weiter auf der Straße ſchritten, über die wie gewaltige Hinderniſſe jetzt die nachtſchwarzen Schatten der Kaſtanien fielen, die die Straße rund um den Teich begleiteten.

Der Rittmeiſter fühlte heute zum erſtenmal den Zauber einer Mondnacht. Es war, als würden ihm erſt die Organe erſchloſſen, als hätten ſich ihm die Augen aufgetan. Er ſah immer, während er ging, ohne ein Wort zu ſprechen, hinüber in das tiefe Dunkel der die Teiche umſäumenden Wälder, in die glitzernde Helligkeit auf der Flut, die leicht gewellt war, obgleich man keinen Lufthauch ſpürte, der die Waſſer in Bewegung geſetzt hätte.

Er blickte zum dunkeln Himmel auf, an dem vorhin noch die Sterne geleuchtet, die jetzt nicht mehr ſichtbar waren, ſo blendete die Mondhelle. Hier und da zeichneten ſich dunkle Schatten dort oben ab, die langſam hinzogen wie Schiffe vor dem Wind, und jetzt quakten lauter die Fröſche, es kam wie ein Echo von allen Seiten, und der eintönige Laut klang aus dem Schilf unausgeſetzt wie eine ſeltſame Muſik zu dieſem weiten Abendbilde.

Der Rittmeiſter fühlte ſich bewegt, ihm war, als hätte er noch nie einen ſolchen Abend erlebt. Für ihn hatte das Mondlicht beſonderen Schein, die Schatten hatten eine nie geahnte Tiefe, das Waſſer blinkte heller, als er es je geſehen, und zum erſtenmal ward es ihm offenbar, daß ſich über uns hier unten auf der Erde unausgeſetzt ein hoher, feierlicher Himmel wölbt, an dem ewige Lichter funkeln, an dem der Mond ſeine ſtille Bahn zieht, wo Wolken ſtill zu ſtehen ſcheinen, langſam gleiten oder wild eilen. Wolken in immer ſich verändernder Geſtalt, bald ſich ballend, bald ſich auseinanderziehend.

Er fragte ſich, wie war es möglich, daß er das noch nie entdeckt. War er denn niemals abends ausgegangen? Hatte er denn nie aus einer Geſellſchaft einen nächtlichen Heimweg gemacht? Er erinnerte ſich an einſame, abendliche Ritte, aber er wußte jetzt, er hatte ſich nur um den Gang des Pferdes gekümmert, nur immer die Augen am Boden gehabt und nicht um ſich geblickt, als wäre ihm die Weite verſchloſſen.

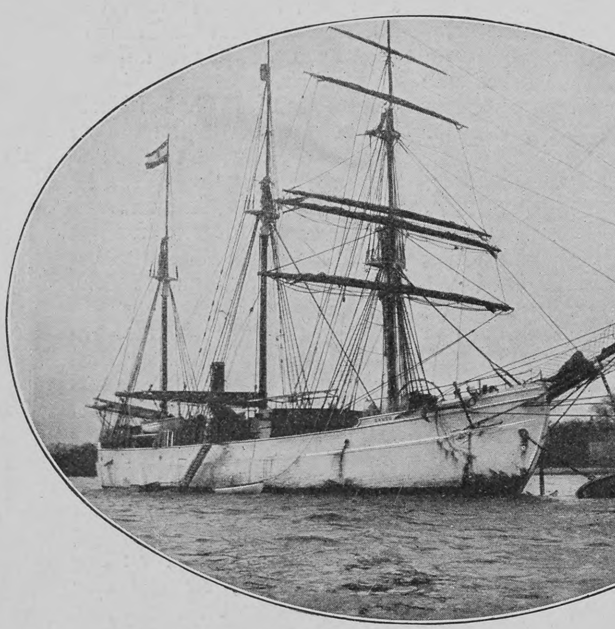
(Schluß folgt)

Notizblätter

Victor Blüthgens sechzigster Geburtstag

Victor Blüthgen

Am 4. Januar 1904 hat Victor Blüthgen ſeinen ſechzigſten Geburtstag. Einer der „Alten“ — und doch ſo jung, ſo herzerquickend friſch in der reichen Fülle von Schätzen, die er dem deutſchen Volke geboten. Victor Blüthgen iſt in Zörbig, Kreis Bitterfeld, als Sohn des dortigen Poſtverwalters geboren. Er wurde zunächſt Zögling der Franckeſchen Stiftungen in Halle a. S. und ſtudierte dann Theologie. Durch Uebernahme der Redaktion eines theologiſchen Nachſchlagewerkes kam er mittelbar in die Publiziſtik. 1876 wurde er Redakteur der Krefelder Zeitung, zog aber bereits im Herbſt des nächſten Jahres zu ſeinem Freunde Julius Lohmeyer nach Leipzig, deſſen „Deutſche Jugend“ in Blüthgen ihren hervorragendſten Mitarbeiter hatte. Es iſt eine ſtattliche Bibliothek, die der Unermüdliche uns ſeither geſchenkt — und wir möchten nicht ein Büchlein davon miſſen! Neben ſeinen Kinderliedern und Märchen hat er im „Friedensſtörer“ wie auch in einer großen Anzahl Novellenbänden köſtlichen Humor geboten; dann wieder Kraft und Tiefe in den Romanen „Der Preuße“ und „Aus gärender Zeit“, modernes Milieu in „Frau Gräfin“ und „Die Spiritiſten“. Und alle dieſe nach Entſtehungszeit und Genre weit auseinanderliegenden Werke haben eins gemeinſam: Er jagt keinen Schemen nach, er ſtellt Menſchen auf die Füße, lebendige Menſchen von Fleiſch und Blut, deren Schickſale man verſtehen und mitleben kann. Und dieſer Trieb zum Einfachen und Natürlichen pulſiert auch in ſeinen Gedichten, von denen viele dem Volke tief in die Seele gedrungen ſind. Möge der Sechzigjährige — an der Seite ſeiner feinſinnigen Gattin, der Schriftſtellerin und Malerin Clara Eyſell-Kilburger — noch weit über das prophetiſche Alter hinaus des frohen Schaffens ſich freuen.



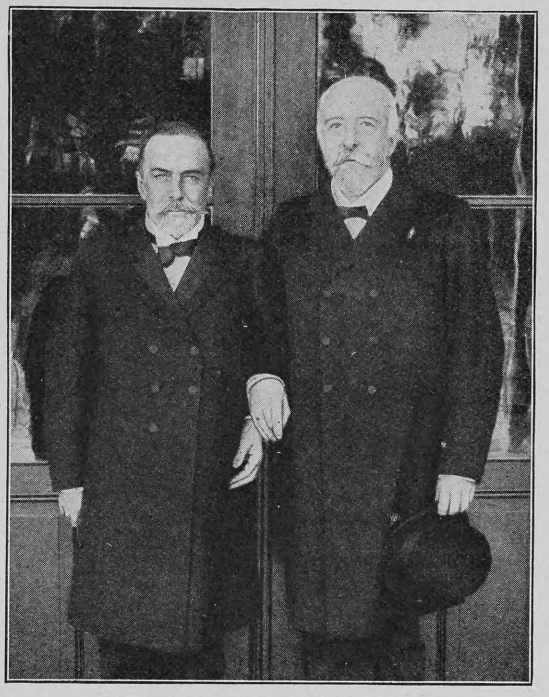
Das Südpolarſchiff „Gauß“ im Kieler Hafen

Die Heimkehr der deutschen Südpolar-Expedition

Das deutſche Südpolar-Expeditionsſchiff „Gauß“ hat noch früher, als man erwartete, die heimatlichen Gewäſſer glücklich wieder erreicht. Planmäßig ſollte es erſt zum 1. Dezember in Kiel eintreffen, während es tatſächlich bereits am Vormittag des 24. November in die Elbmündung bei Brunsbüttel einfuhr. Von dort langte es am Abend desſelben Tages in Holtenau an und nahm dort im Binnenhafen Liegeplatz. Am Morgen des 25. fand auf der Kommandobrücke eine feierliche Begrüßung der Heimgekehrten ſtatt, die als Vertreter des Staatsſekretärs Grafen Poſadowsky der Unterſtaatsſekretär im Reichsamt des Innern Dr. Hopf im Namen des Reiches herzlich willkommen hieß. Der Leiter der Expedition, Profeſſor von Drygalski, dankte und ſprach die Hoffnung aus, daß, wenn die Ergebniſſe der Reiſe ausgearbeitet ſeien, die Mitglieder mit einem glücklich vollendeten Werk vor die Oeffentlichkeit treten würden. Auf dem Deck ließ ſich Prinz Heinrich von Preußen die einzelnen Mitglieder vorſtellen; auch Kaiſer Wilhelm ſandte ein Begrüßungstelegramm. Gegen Mittag machte das Schiff los und ſteuerte durch die Kanalſchleuſe nach dem Kieler Hafen, wo es gegenüber der Marineakademie ankerte. Am Abend fand im Hotel Düſternbrook eine von der Stadt Kiel veranſtaltete Begrüßungsfeier ſtatt. Am Nachmittag des nächſten Tages wurden im Beiſein vieler Neugieriger die „Gauß“-Hunde ausgeſchifft. Die Expedition hatte bei der Ausreiſe auf den Kerguelen 63 Polarhunde aus Kamtſchatka an Bord genommen, die ſich während der Fahrt in den Eisregionen ausgezeichnet bewährten. Auch an Nachkommenſchaft fehlte es nicht, ſo daß zeitweilig ein Beſtand von 105 Hunden zu verzeichnen war. Der größte Teil davon iſt in den Eisregionen geblieben; die meiſten Hunde wurden nämlich beim Antritt der Heimreiſe erſchoſſen, da die Ueberführung nach Deutſchland zu umſtändlich geweſen wäre. 20 ausgewachſene und 21 junge Tiere hat die Expedition aber heimgebracht. Nach einer Abſchiedsfeier an Bord fand die Auflöſung der Südpolar-Expedition ſtatt. Die „Gauß“ wurde hierauf in Geeſtemünde entlöſcht und ſoll, wie es heißt, bei paſſender Gelegenheit in Bremerhaven verkauft werden.

Hamburgs Bürgermeister für 1904

Der Senat der Freien und Hanſeſtadt Hamburg wählte am 5. Dezember den Bürgermeiſter Dr. Hachmann zum erſten und den Senator Dr. J. G. Mönckeberg zum zweiten Bürgermeiſter für das Jahr 1904. Nach der Hamburger Verfaſſung vom 13. Oktober 1879 ſind die Träger der Staatsgewalt der Senat und die aus 160 Mitgliedern beſtehende Bürgerſchaft. Die 18 Senatoren, von denen die Hälfte Juriſten ſein und ſieben von den andern neun dem Kaufmannsſtande angehören müſſen, werden auf Lebenszeit von Senat und Bürgerſchaft gemeinſchaftlich gewählt. Der Senat allein wählt jährlich in geheimer Abſtimmung einen erſten und einen zweiten Bürgermeiſter, die den Senatsverſammlungen zu präſidieren haben. Die durch die diesmalige Wahl an die Spitze ihres vaterländiſchen Gemeinweſens berufenen beiden Herren ſind keine Neulinge in ihren Aemtern, die ſie vielmehr ſchon zu wiederholten Malen bekleidet haben.



Dr. Hachmann und Dr. Mönckeberg,
die neu erwählten Bürgermeiſter von Hamburg

Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Die Vortragenden bei den Muſikabenden des Kaiſers

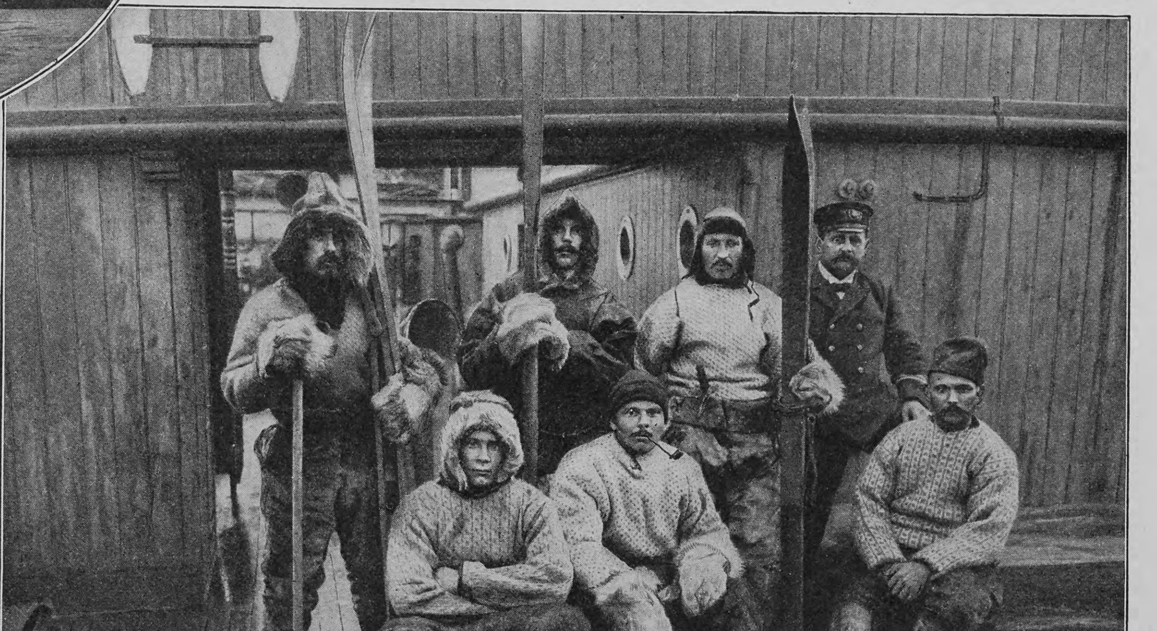
Musikabende beim Kaiser

Obwohl die Rekonvaleszenz des Kaiſers nach der glücklichen Operation einen durchaus befriedigenden Verlauf nimmt und heute ſchon kein Grund mehr zu irgendwelcher Beſorgnis vorliegt, ſo zwang ſie im Anfang doch den Monarchen, ſich allen größeren Veranſtaltungen fernzuhalten. Er erledigte nach wie vor die Regierungsgeſchäfte, arbeitete mit den Miniſtern, ſoweit es eben das Schweigen, das der Arzt ihm auferlegte, zuließ, und lebte im übrigen ganz der Familie. Eine willkommene Zerſtreuung fand er in der Muſik, der er ja bekanntlich ſehr zugetan iſt, hat er ſich doch ſelbſt ſchon als Komponiſt betätigt und hier und dort ſchon ſelber zum Taktſtock gegriffen. Zwei Militärmuſiker waren für dieſe ganz intimen Muſikabende im Marmorſaal des Neuen Palais auserwählt worden: der Hoboiſt Kannewurf vom 1. Gardegrenadierregiment, der ſchon längere Zeit dem Kronprinzen Muſikunterricht erteilt, und der Hoboiſtenmaat Albert Reinhard von der II. Matroſendiviſion in Kiel, der als vorzüglicher Harfeniſt dem Kaiſer ſchon früher bei ſeinen wiederholten Beſuchen in Kiel aufgefallen war. Die Vorträge fanden nur in ganz kleinem Kreiſe ſtatt. Meiſtens waren außer dem hohen Patienten nur noch die Kaiſerin, der Kronprinz und einige wenige Herren und Damen der Hofgeſellſchaft zugegen.

Bühne

Im Hoftheater zu Weimar hatte die Kleinſtadtkomödie „Das Alter“ von Paul Quenſel, ein Stück thüringiſcher Heimatkunſt, freundlichen Erfolg. — Die Operette „Florodora“ von Owen Hall, ein bekanntes Zugſtück der engliſchen Bühne, fand auch in Leipzig großen Beifall.

— Die Komödie „Crainquebille“ von Anatole France, deren wir ſchon nach der Pariſer Aufführung gedacht haben, fand beim Publikum des Joſephſtädter Theaters lebhaften Beifall. Es iſt eine ſchneidige, doch durch Humor gemilderte Satire gegen den alten Zopf der franzöſiſchen Rechtspflege, die den Armen ſchuldlos ſchuldig werden läßt.



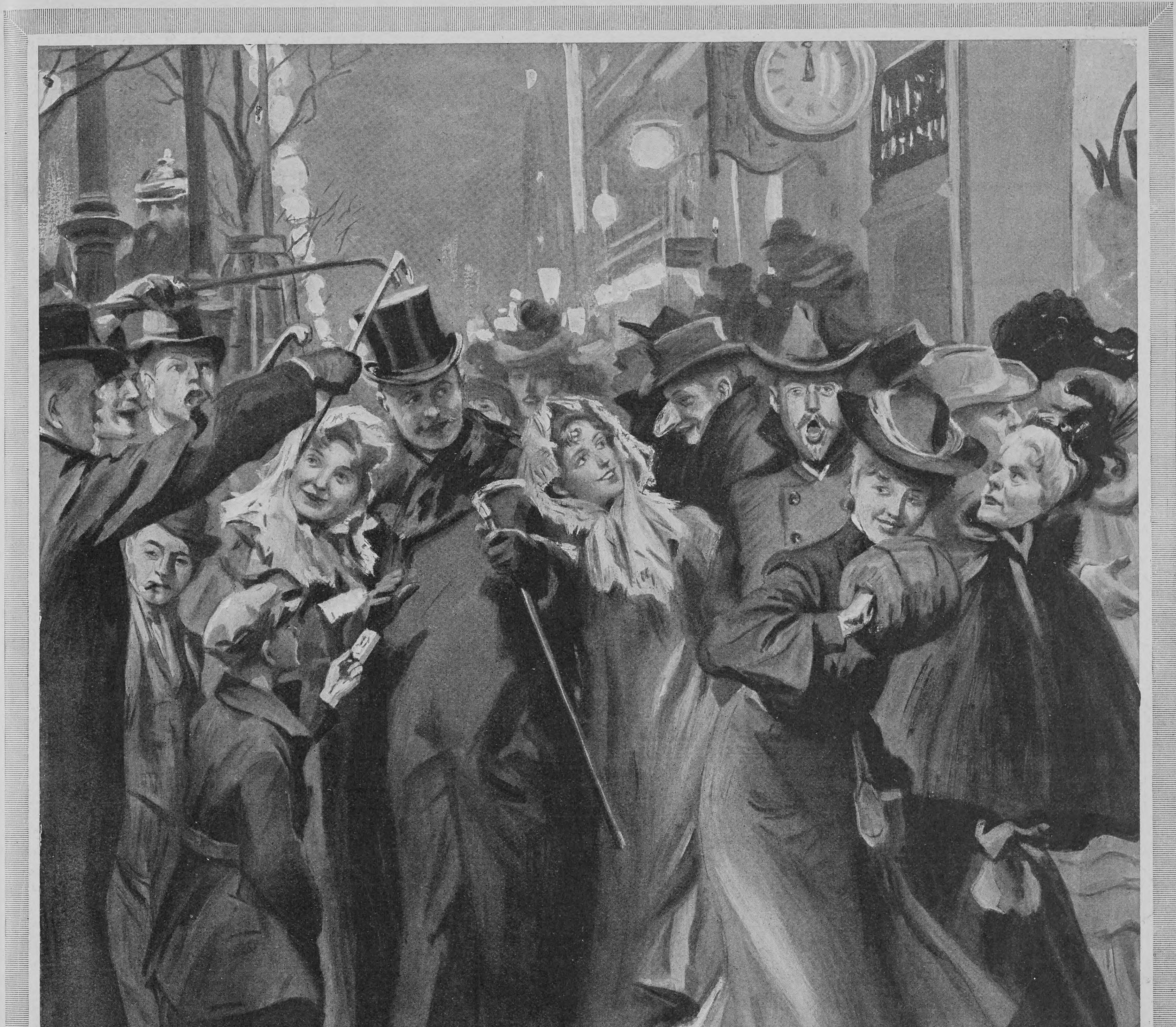
Phot. A. Renard, Kiel

Mannſchaften der „Gauß“ in ihrem Polaranzug

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Ernſt Schubert in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 13



Leben und Treiben in der Sylveſternacht auf der Friedrichſtraße zu Berlin

Nach einer Spezialzeichnung von Emil Roſenſtand

Literatur

Otto Julius Bierbaum hat von jeher zu den Dichtern gehört, die nicht nur Bücher zu ſchreiben verſtehen, ſondern auch darauf bedacht ſind, ihnen für die Reiſe in die Welt ein ſchmuckes Gewand anzulegen. Für die Gabe, die er unlängſt hinausgeſandt, hat er ſich gar um ein ſeidenes Kleid umgetan und ihm ein Dutzend Bilder mit auf den Weg gegeben, die ihm ſein alter verehrter Freund Hans Thoma zu dieſem Behuf anvertraut hat. Und es waren beſondere Gründe für ſolch zierliche und reiche Ausſtattung, denn an die Frauenwelt geht die Miſſion dieſes neuen Buches, eine Miſſion, die ſich nicht mit den Forderungen und Problemen des Tages beladen hat, ſondern den ſchönen und freundlichen Leſerinnen darbieten will, was ſich aus des Dichters Garten zu einem ſchmuck- und ſinnreichen Strauß für den Tiſch des „Frauenzimmers“ eignet. „Das Seidene Buch. Eine lyriſche Damenſpende von Otto Julius Bierbaum. Geſchmückt mit zwölf Bildern von Hans Thoma und Ornamenten von Peter Behrens“ — das iſt der genaue Titel des prächtigen und doch intimen Bandes, der ſoeben von der Deutſchen Verlags-Anſtalt (Stuttgart und Leipzig) herausgegeben wird. In faſt zweihundert Gedichten breitet da der Lyriker Bierbaum ſeinen Reichtum an ernſten und heiteren Klängen, an ſchmerzlichen Viſionen und farbenfrohen Bildern, an ſchlichten und an kunſtvollen Weiſen aus. Das Geſamtbild des Dichters erſcheint darum nicht minder plaſtiſch und lebendig, weil in ihm, dem Zweck dieſer Sammlung gemäß, die allzu derben Töne, der ausgelaſſene und gelegentlich wohl auch grauſame Humor des „Ueberbrettls“ fehlen. Die natürliche Friſche, das Geſunde und Urwüchſige in Bierbaums poetiſchem Empfinden und Schaffen iſt ſtark genug, um das Fehlen jenes Zuges uns nicht als Lücke zum Bewußtſein zu bringen. Von der Reichhaltigkeit des „Seidenen Buches“ können ſchon die Titel der einzelnen Abteilungen, in denen die nahezu 200 Gedichte des Bandes angeordnet ſind, einen Begriff geben. Da iſt zuerſt ein Zyklus, „Gemma“, der die Geſchichte einer innigen und glücklichen Liebe vom erſten Sehnen bis zur glücklichen Vereinigung uns miterleben läßt. Es folgen zarte und friſche „Mädchenlieder“, dann lyriſche Gänge durch die „Vier Jahreszeiten“, vom erſten Weben des Vorfrühlings bis zum Winter mit ſeinem Weihnachtsglanz; paſſend ſchließt ſich daran eine Reihe von Gedichten, die „Feſtliche Tage“ feiern. Dem Adagio der in „Abend und Nacht“ vereinten Stimmungslieder folgt ein abwechſlungsreiches Scherzo: „Ritter, Narren, Schäfer und allerlei Verliebte“. Wie ſchon in dieſem Scherzo, ſo klingen in „Pierrots Herzensfragmenten“ immer ſtärker ſchmerzliche und ſchrille Töne hervor, die zuletzt die Oberhand behalten; der Dichter ſtreift die Pierrot-Maske endlich ab und ſteht dann als „Der Einſame“ vor uns, an dem die beata solitudo allmählich ihre heilende Kraft erweiſt. „Bilder, Träume und Betrachtung“ ziehen dann noch in buntem Wechſel an ſeinem inneren Auge vorbei — mit zwei Huldigungsgaben für Meiſter Thoma und innigen Strophen „Einem ſchönen Mädchen unter ſein Bildnis“ ſchließt dies Buch Lyrik. — Die zwölf Bilder Hans Thomas, die den Band zieren, dürfen als eine klaſſiſche Auswahl aus dem Werk des Meiſters bezeichnet werden, und die Farbe, die den Reproduktionen fehlt, ſcheint auf ſie auszuſtrömen von den Gedichten, zu denen, oft in direkter Anregung, der Maler den Poeten begeiſtert hat. Die zierlichen, einfachen Ornamente, die Peter Behrens gezeichnet hat, beleben angenehm und unaufdringlich die Textſeiten, und der Seideneinband, den gleichfalls Behrens entworfen hat, ſcheint mit ſeinem tiefen und zugleich fröhlichen Farbenklang die Leſerin ſchon, wenn ſie das Buch in die Hand nimmt, für jene Stimmung gewinnen zu wollen, die ihr dann aus den Gedichten entgegenklingt. So iſt denn „Das Seidene Buch“ eine „Damenſpende“, die nichts Geziertes und Verzärteltes an ſich trägt, ſondern nur friſche Grazie und harmoniſche Beſeelung, und es iſt ein poetiſches Werk, das lange Jahre hindurch ſeine Kraft nicht verlieren wird.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
10 Stück 30 Pfennig.
Georg A. Jasmatzi A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.

Sanatogen
zur Stärkung der Nerven
zur Kräftigung des Körpers.
Illustrierte Broschüre auf Wunsch gratis und franko.
BAUER & CIE., Berlin SW. 48.

Jede Docke trägt diese Schutzmarke.
Wm. Hollins & Co. Ld. Nottingham
Hollins'
echt englisches
Vigogne Strickgarn,
für Hand- und Maschinenstrickerei,
sehr haltbar, angenehm und gesund, **läuft nicht ein!**

Pfaff-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.
Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genauigkeit** und **Gediegenheit**, mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine **sichere Gewähr** für ihre **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit.**
Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.
Niederlagen in fast allen Städten
G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, **Kaiserslautern.**
Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural. 1.0
Extr. rhei spin sicc.
" " chinae reg frig. par. aa 2.0
" " Aloes 0.10
" " cascar. sagr. am. sicc. 2.0
Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Solv. in Aqu. Marienb. q. s.
Evapor. ad. mass. pil. adde:
Natr. Taurocholic 0.60
Solve in aquae.
Fiat pilul. No. 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.
Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.
General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20 a
Die allein echten Marienbader Reductions-Pillen.

Meßmer's Thee 1903er
das tägl. Frühstück feinſter Kreiſe. Berühmte Miſchungen M. 2.80 u. 3.50 p. Pfd.

Chocolat Kohler
Weltberühmte Marke für feine Sorten

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Naturwiſſenſchaft und Technik
in gemeinverſtändlichen Einzeldarſtellungen
I
Die Phyſik des täglichen Lebens
Gemeinverſtändlich dargeſtellt von Prof. Leopold Pfaundler. Mit 464 Abbildung. In Leinwand gebunden M. 7.50.
Der Neubearbeiter des bekannten Lehrbuchs der Phyſik von Müller-Pouillet führt durch zahlreiche praktiſche Beiſpiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Induſtrie dem Leſer auf die angenehmſte Weiſe das Maß von phyſikaliſchen Kenntniſſen zu, das heute von jedem Gebildeten erwartet wird.
II
Unter dem Zeichen des Verkehrs
Von kaiſ. Oberpoſtinſpektor Otto Jentſch. Mit zahlreichen Abbildungen. In Leinwand gebunden M. 5.—.
Dampf und Elektrizität im Dienſte des Verkehrs — das iſt der Grundgedanke des Buches, in dem Dampf- und elektriſche Schnellbahnen, Funkentelegraphie und unterſeeiſche Kabel, das geſamte Fernſprechweſen und vieles andre von einem Manne behandelt werden, der ſelbſt mitten in einer der größten Verkehrszentralen der Welt ſteht.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Savon aux Fleurs des Indes
Parfumerie der Familien
Karlsruhe & Baden
E. Ade

Indische Blumenseife
F. Wolff & Sohn
Karlsruhe & Wien.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

— Ein Hauch helleniſchen Geiſtes und helleniſcher Anmut durchzieht Robert Hamerlings in ſechſter Auflage (Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. — vorm. J. F. Richter — in Hamburg) vorliegenden Künſtler- und Liebesroman aus Alt-Hellas „Aſpaſia“, den Profeſſor Seligmann-Wien mit einem ſtilgerechten Bilderſchmuck ausgeſtattet hat. In das Athen des Perikles, den Brennpunkt alles geiſtigen Lebens jener Zeit, verſetzt der Dichter den Leſer zurück; er führt ihn als kundiger Geleitsmann durch die ſchönheitatmende Stadt und die Länder und Küſten mit helleniſchem Leben und läßt ihn den Olympier Perikles und die ſchöne Mileſierin Aſpaſia bewundern, dann aber vor den Greueln der Peſt erſchaudern. Das Athen des Glanzes und der Pracht verſinkt, aber die Idee der Schönheit iſt unvergänglich, und am Schluſſe ziehen Manes und Kora nordwärts, einer neuen Heimat zu, um „das Reich des Guten aufzurichten über den Trümmern der Schönheit“.

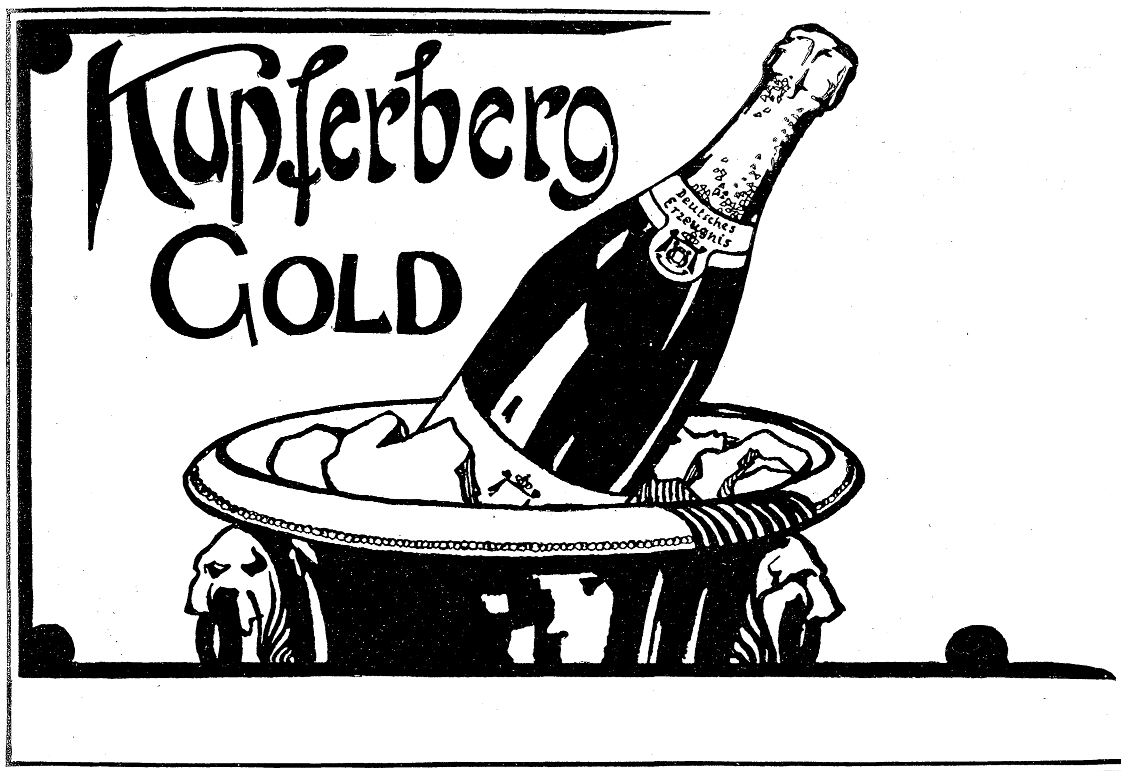
Kalender

Unter den zahlreichen Kalendern heben wir den farbenprächtigen „Deutſchen Wappenkalender 1904“ (Gebr. Vogt in Papiermühle bei Roda, S.-A.) mit ſeinen vorzüglich ausgeführten Städtewappen hervor, der namentlich allen Freunden der Heraldik willkommen ſein dürfte. — Ferner ſei erwähnt aus dem Verlag von Trowitzſch & Sohn, Berlin, zunächſt der ſchon in vielen Häuſern eingeführte „Reichskalender pro 1904“ in eleganter roter Leinendecke, mit vielen Bildern und erleſenen Beiträgen guter Autoren. Dann der in Form eines eleganten Notizbüchleins hergeſtellte niedliche „Damenkalender“ mit Raum für Notizen aller Art, Kalendarium und Genealogie ſowie hübſchen Gedichten, Aphorismen u. ſ. w. Als kleine Beigabe auf den Weihnachtstiſch für Vornehm und Gering endlich empfiehlt ſich der gefällig ausgeſtattete und inhaltlich reichhaltige „Chriſtbaumkalender“ des gleichen Verlages.

— Bereits zum zehntenmal erſcheint Lauterburgs illuſtrierter Abreißkalender (Verlag von J. C. König & Ebhardt, Hannover), der für 1904 wieder in drei Ausgaben: für Deutſchland, die Schweiz und als dreiſprachige internationale Ausgabe vorliegt. Seine 366 illuſtrierten Blätter führen uns durch die bemerkenswerteſten Städte und die anziehendſten Landſchaften, erläutert durch kurze geſchichtliche und geographiſche Notizen. Der gleiche Verlag verſendet den vierten Jahrgang des „Flotten-Abreißkalenders“, der außer den hübſchen und belehrenden, auf die Marine bezüglichen Illuſtrationen auf jeder Seite im Text die Laufbahnen in der Kaiſerlichen Marine, ihre Organiſation, die Uniformen und Gradabzeichen der Offiziere und Mannſchaften, eingehende Angaben über die deutſche Handelsmarine, das Seerettungsweſen, das Kabelweſen, Angaben über die Leiſtungen der Schiffsartillerie, des Schiffsbaues, der Seefiſcherei und viele andre Notizen aus dem maritimen Leben bringt.

— Künſtleriſch vornehm ausgeſtattet ſind der „Jagdkalender“ und der „Sächſiſche Kalender“, beide im Verlag von C. E. Poeſchel, Leipzig, herausgekommen. In dem Jagdkalender, der in Buchformat mit zwölf Monatstafeln von ſteifem Büttenpapier vorliegt, hat Wilhelm Stumpf zu jeder Tafel eine prächtige Zeichnung in der Technik und Malweiſe der Zeit Kaiſer Maximilians geliefert. Allen Jägern wird er eine erwünſchte Gabe ſein. Den Monatstafeln des ähnlich ausgeſtatteten Sächſiſchen Kalenders hat der Leipziger Maler und Graphiker Walter Tiemann in Bleiſtiftzeichnungen feſtgehaltene ſächſiſche Städtebilder (das alte Rathaus in Leipzig, Schloß, Hofkirche und Auguſtusbrücke zu Dresden, Marktplatz zu Chemnitz u. ſ. w.) gegenübergeſtellt, die von ungemein maleriſcher Wirkung ſind.

— In bekanntem elegantem Gewande hat ſich A. Haacks Damenkalender auch wieder für das kommende Jahr eingeſtellt. Die literariſche Beigabe beſteht in einer Novellette: „Schein und Sein“ von M. von Eſchen. Die praktiſche Einrichtung als Notizbuch, Tagebuch, Haushaltungsbuch u. ſ. w. verbunden mit der vornehmen Ausſtattung laſſen den Kalender als eine Zierde jeden Damenſchreibtiſches erſcheinen.



Kupferberg Gold zeichnet sich durch erstklassige Qualität, vorzüglichen Geschmack, durch seine leichte Art und grosse Bekömmlichkeit aus. Nach unserem erfahrenen Urteil muss es als das beste deutsche Erzeugnis angesehen werden.

Sirolin

erhältlich in den Apotheken
zum Preise von M. 3.20, ö. Kr. 4.—, Fr. 4.— per Flasche.

empfohlen von den
hervorragendsten Professoren und Aerzten bei

Lungenkrankheiten, Scrophulose, Katarrhen der Atmungsorgane,

wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten,
und namentlich auch in der
Reconvalescenz nach Influenza.

Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf und bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann, der an länger dauerndem **Husten** leidet. Denn es ist besser Krankheiten verhüten, als solche heilen.
2. Personen mit **chronischen Bronchial - Katarrhen**, die mittels Sirolin geheilt werden.
3. **Asthmatiker,** die durch Sirolin wesentl. erleichtert werden.
4. **Scrophulöse Kinder** mit Drüsenschwellungen, Augen- und Nasenkatarrhen etc., bei denen Sirolin von glänzendem Erfolg auf die gesamte Ernährung ist.

Man achte genau darauf, dass jede Flasche mit unserer Firma versehen ist und weise Nachahmungen zurück.

F. Hoffmann-La Roche & Co.
Fabrik chem.-pharmac. Produkte
Basel (Schweiz) **Grenzach** (Baden).

Briefmappe

Harriet M. in Berlin. Wir danken beſtens, da wir reichlich verſehen ſind.

Anonymus in Bad S. So kurzer Hand laſſen ſich die Fragen hier nicht beantworten; jeder Buchhändler erteilt Ihnen gern genaue Auskunft, ohne daß Sie ſofort zum Ankauf verpflichtet wären.

H. K. in G. Die neueſte Folge der Liebigbilder iſt den Tafelfreuden gewidmet, vom grauen Altertum bis zur neueren Zeit. Die Rückſeite der hübſchen Kärtchen bringt allerlei nützliche Weiſungen für Küche und Haus.

W. v. L. in M. Den Duft der lieblichen Frühlingsblume gibt, ſoweit das eben möglich iſt, das Parfüm Favorit-Maiglöckchen wieder, hergeſtellt von den kgl. Hoflieferanten J. F. Schwarzloſe Söhne in Berlin.

R. L., Schweden. Die Operette iſt nicht in dem von Ihnen bezeichneten Theater aufgeführt worden, das ja nur dem geſprochenen Schauſpiel dient, ſondern auf einer andern Berliner Bühne, auf der die leichtgeſchürzte Muſe herrſcht.

Frau Ch. v. H.-T. in Potsdam. Wuſtmann ſchüttet mitunter das Kind mit dem Bade aus, und wir ſtimmen Ihnen bezüglich des Wortes „fußfrei“ durchaus bei. Sehr zutreffend iſt aber, was er über den zunehmenden Schwulſt in unſrer Schriftſprache, die Sucht, ſich möglichſt breit auszudrücken, bemerkt. Wo für einen Begriff zwei Wörter zur Verfügung ſtehen, da wird gewiß das lange vorgezogen, wenn es auch gar nicht oder viel weniger paſſend iſt. Jedes „auch“ wird durch „ebenfalls“ oder „gleichfalls“, jedes „viel“ durch „zahlreich“, jedes „oft“ durch „häufig“, jedes „nur“ durch „lediglich“ erſetzt u. ſ. w. Ein einfaches Verbum wird unnötigerweiſe durch eine Redensart erſetzt, wie Folge oder Verzicht leiſten; man häuft Präfixe oder Präpoſitionen vor den Zeitwörtern; anlangen und betreffen werden zu anbelangen und anbetreffen verlängert. Als ergötzliches Beiſpiel für das Wuchern des Schwulſtes diene folgendes: Der Fall iſt ſehr verwickelt — der Fall liegt ſehr verwickelt — der Fall iſt ſehr verwickelt gelagert — die Lagerung des Falles iſt eine ſehr verwickelte. Weiter geht's nicht.

Emma in Bonn. Auch wir halten es für eine durchaus unglückliche Idee, den Loreleifelſen durch ein Denkmal verunzieren zu wollen. Hoffentlich wird aus dieſem abenteuerlichen Plane nichts und bleibt wenigſtens der romantiſchſte Fels des ganzen Rheintales von der graſſierenden Denkmalswut verſchont.

E. M. in Straßburg i. E. Der greiſe J. H. Fabre iſt einer der angeſehenſten Inſektenforſcher in Frankreich. Von ſeinen nicht nur an intereſſanten und ganz neuen Beobachtungen reichen, ſondern auch ungemein anziehend geſchriebenen „Souvenirs entomologiques“ iſt ſoeben die achte Serie (Paris, Librairie Ch. Delagrave) erſchienen, die wir Ihnen wie allen, die ſich für das Leben der Inſekten intereſſieren, beſtens empfehlen können.

L. K. in Innsbruck. Sie meinen ohne Zweifel das im Auftrage der Wiener Stadtvertretung durch Prof. A. L. Hickmann hergeſtellte Prachtwerk: „Hiſtoriſch-Statiſtiſche Tafeln aus den wichtigſten Gebieten der geiſtigen und materiellen Entwicklung der k. k. Reichshaupt- und Reſidenzſtadt Wien im neunzehnten Jahrhundert“ (Wien, Alfred Hölder). Es enthält geographiſch-ſtatiſtiſche Tafeln in Farbendruck nebſt einem großen Plan der Kaiſerſtadt 1800—1900. Sie finden auf den meiſterhaft ausgeführten Tafeln hübſche Tableaux von Porträts der Mitglieder des Kaiſerhauſes, der Erzbiſchöfe von Wien, der Statthalter und Regierungspräſidenten von Niederöſterreich im 19. Jahrhundert, ferner graphiſche Darſtellungen der Witterungsverhältniſſe, der Bevölkerungszunahme, der Entwicklung und wichtigſten Verhältniſſe der Volksſchulen, der Zu- und Abnahme der Haustiere, der Preisverhältniſſe und Kaufkraft des Geldes, des Hotel- und Fremdenverkehrs in Wien u. ſ. w., die dies alles auf den erſten Blick anſchaulich machen, erläutert durch eingehende ſtatiſtiſche Angaben im Text.

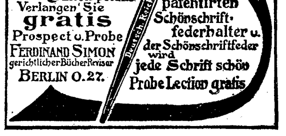
Totenschau

Reg.-Rat **Emanuel Ritter v. Ringhoffer**, emer. Profeſſor des Hochbaues an der deutſchen Techniſchen Hochſchule in Prag, 80 J., † Wien. — Kreisrichter a. D. **Wilhelm Conrady**, namh. Limesforſcher, 74 J., † 1. Dez., Miltenberg. — Geheimrat Dr. **Auguſt Huyßen**, Oberberghauptmann a. D., 79 J., † 2. Dez., Bonn. — Bildhauer und Maler **Alexander v. Wahl**, 64 J., † 2. Dez., München. — Frhr. **Balduin v. Schele**, Reichstagsabg. für Osnabrück-Berſenbrück, 67 J., † 4. Dez., Gut Schelenburg. — **Rudolf Graf Chotek**, erbl. Mitglied des ungar. Oberhauſes, 82 J., † 4. Dez., Fuſtak bei Neuſatz. — Opernkomponiſt **Viktor Roger**, 49 J., † 4. Dez., Paris. — **Robert Beyſchlag**, bek. Genremaler, 68 J., † 5. Dez., München. — Wirkl. Geh. Rat **Albert v. Pommer-Eſche**, der frühere Oberpräſident der Provinz Sachſen, 67 J., † 6. Dez., Berlin. — Muſikdirektor Profeſſor Dr. **Julius Otto Grimm**, namhafter Komponiſt und Dirigent, 76 J., † 7. Dez., Münſter i. W. — **Herbert Spencer**, ber. Philoſoph und Soziologe, 83 J., 8. Dez., London. — Geh. Kommerzienrat **A. v. Hanſemann**, 77 J., † 9. Dez., Berlin.

KODOID-PLATTEN
ERHOHEN DEN WERT EINER GLASPLATTEN-CAMERA UM 100%.
Sie bilden einen vollkommenen Ersatz für Glasplatten mit allen ihren Vorteilen jedoch ohne ihre Nachteile. Sie sind unzerbrechlich, leicht, dünn, hochempfindlich, orthochromatisch, lichthoffrei mässig im Preise.
Bei allen Händlern zu haben. Preisliste gratis. 185
KODAK GES. m. b. H. BERLIN.

Zimmerluft-Befeuchter D.R.P.
von ärztlichen Autoritäten warm empfohlen.
lindert Nasen-, Rachen- u. Kehlkopfleiden!
Preise je nach Grösse Mk. 12.65, Mk. 13.75, Mk. 15, Mk. 16.
Jll. Prospekt gratis durch **Dr. A. KATZ, Waiblingen 18** (Württ.)

Vorbereitung
für Reifeprüfung (auch für Aeltere!), Prima-Examen, Fähnrichs-, Seekadetten- u. Einj.-Prüfung, ſow. für alle Klaſſen höherer Schulen ꝛc. in **Dr. Schusters** Privatinſtit. zu **Leipzig**, Sidonienſtraße 59, am Floßplatz. Proſpekt frei.



Buchführung
Correspondenz
Rechnen
Comtoirpraxis
Verlangen Sie gratis Prospect u. Probe
FERDINAND SIMON gerichtlicher Bücher-Revisor
BERLIN O.27.
Mit dem patentirten Schönschriftfederhalter u. der Schönschriftfeder wird jede Schrift schön
Probe Lection gratis

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Cléry**,
53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Bücher für die Frauenwelt

Otto Julius Bierbaum, Das Seidene Buch

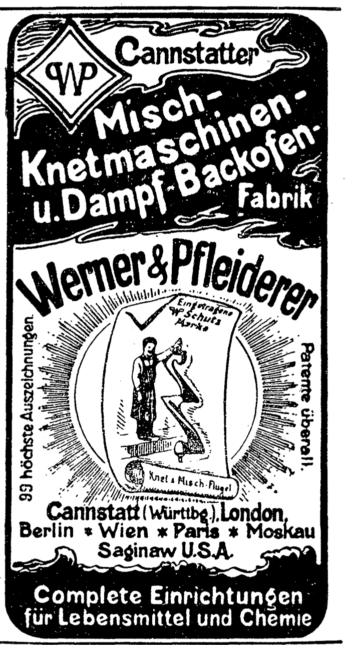
Mit 12 Vollbildern von Hans Thoma und Schmuck von Peter Behrens. In Seide nach einem von Peter Behrens entworfenen Muſter gebunden M. 6.—

„Das Seidene Buch“ iſt eine Ausleſe alter und neuer Lyrik von Otto Julius Bierbaum, die man unbedenklich der deutſchen Frauenwelt in die Hand legen kann. Auch äußerlich präſentiert ſich der Band als ein Damenbuch par excellence, ſo daß er heuer zweifelsohne das Weihnachtsbuch für die deutſche Frauenwelt ſein dürfte. Ganz abgeſehen von ſeinem literariſchen Wert, ſeiner Neuheit und Eigenartigkeit, wird „Das Seidene Buch“ allein ſchon durch ſein Äußeres auffallen.

Des Kindes Chronik

Ein Merkbuch des Lebens, von Mutterhand begonnen, zur ſpäteren eigenen Fortführung, aus praktiſcher Erfahrung zuſammengeſtellt von Helene v. Schrötter. Elegant gebunden M. 5.—

Jedes Kind ſoll in „Des Kindes Chronik“ ein Liebeswerk der Mutter mit hinaus ins Leben nehmen, das es an die Familie, der es entſproſſen, mahnt, es an ſie knüpft mit unlöslichem Band und es erinnert und anſpornt, ihrer wert zu bleiben, ihrer würdig zu werden! Ein ſinnigeres Gelegenheitsgeſchenk für junge Mütter iſt wohl kaum denkbar.



Cannstatter Misch-Knetmaschinen- u. Dampf-Backofen-Fabrik
Werner & Pfleiderer
99 höchste Auszeichnungen.
Patente überall.
Cannstatt (Württbg.), London, Berlin ✱ Wien ✱ Paris ✱ Moskau Saginaw U.S.A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

Vereinigung Cauber Weingutsbesitzer
CAUB a. Rhein
empfehlen ihre reingehaltenen Weine eigener Crescenzen.
Man verlange Preisliste.
Preisgekrönt Ausstellung, Düsseldorf 1902

Jede sparsame Hausfrau
BILLIG! NAHRHAFT!
kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM „VEILCHEN-TROPFEN“
anüber-trefflich
VEILCHEN-TROPFEN
F. WOLFF & SOHN HOFLIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Soeben erſchienen:

Paul Ernſt:
Der ſchmale Weg zum Glück
Roman
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

„Der ſchmale Weg zum Glück“ iſt der Roman des jungen Deutſchlands, des Deutſchlands, das unter dem lebendigen Eindruck der ſiebziger Jahre ſich herangebildet hat. Der Entwicklungsgang des Helden, des Förſterſohnes Hans im Leben und durch das Leben iſt typiſch für viele der Beſten unſerer Tage. Dabei iſt der Roman in einem Stil und einer Sprache geſchrieben, die uns heute in ihrer Einfachheit und Schönheit ſchier ſeltſam berührt. Es liegt in dieſem Werk ein deutſcher Zeit- und Entwicklungsroman großen Stils vor, der einen bleibenden Platz in der deutſchen Literaturgeſchichte ſich erringen wird.

Schweizer Stickerei
für **Wäsche-Ausstattungen** aller Art (Festons und Einsätze).
Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl.
Eigene Fabrik. Billigste Preise.
Directer Versandt an Private. Ware zollfrei.
Bitte Musterkatalog verlangen.
Briefe nach der Schweiz 20 ₰, Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

Kartenſpiele zu **vielen** verblüffenden Kartenkünſten! Hiezu **Anleitung zu 105** Experimenten, leichtfaßlich, mit **Illuſtration!** Alles complet, **ſammt Karten** ℳ 6.—.
Durch die Kunſt dieſer geheimnisvollen **Kartenſpiele** der **Falſchſpieler** gewinnt man in allen Spielen.
K. Husa, Zauberapparate-Fabrikant, **Wien I.**, Spiegelgaſſe 8.

Wenn Sie
wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von
Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5.60
garantirt mit Havana-Einlage.
Andere Sorten von M. 1.75 an.
Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co. Hamburg I.

Photograph. Apparate
von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber Wiesbaden.

HOTEL GALLIA, CANNES.
Neu erbaut 1900. — Neues Haus allerersten Ranges in bester Lage von Cannes.
— Jeglicher moderner Comfort. —
Zimmer mit Toilettenraum und Bad.
Zweim. tägl. Concert im gross. Wintergarten.
Ausgedehnter Park. — Lawn-Tennis — Croquet.
Gleiche Besitzer „Hotel Kursaal Maloja“.
Ed. Smart, Director.

PHOTOGR. APPARATE
Grösste Auswahl in nur erstklassigen Fabrikaten
Verkauf streng zu Original-Fabrikpreisen
Auch bei Teilzahlung keine Preiserhöhung
G. Rüdenberg jun., Hannover
Jll. Preisliste Nr. 1A über phot. Apparate, Nr. 17 über Prismengläser kostenfrei
PRISMEN-FERNGLÄSER

Schach (Bearbeitet von **E. Schallopp**)

Partie Nr. 7

Geſpielt im internationalen Gambitturnier zu Wien im Mai 1903.

Königsspringergambit

Weiß: H. N. Pillsbury-New York.
Schwarz: R. Teichmann-London.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	20. Dc4—b3 [6]	Se7—d5!
2. f2—f4	**e5×f4**	21. c3—c4	Sd5—e3
3. Sg1—f	f7—f5	22. c4—c5 [7]	Ld7—c6!! [8]
4. d2—d3 [1]	d7—d5	23. c5×d6 [9]	Lc6×f3 [10]
5. e4×d5	Sg8—f6	24. Ld2×e3	f4×e3† [11]
6. Lc1×f4	Sf6×d5	25. Kf2—g1	Dh5—g5
7. Lf4—d2	Sb8—c6	26. Db3—c2	c7×d6 [12]
8. Sb1—c3	Lf8—c5	27. h2—h4! [13]	Dg5—g4
9. Sc3×d5	Dd8×d5 [2]	28. Te1×e3	Lf3—c6 [14]
10. c2—c3	0—0	29. Tf1×f8†	Ta8×f8
11. d3—d4	Lc5—d6	30. Ld3—e4	Dg4×h4
12. Dd1—a4 [3]	Dd5—e4†	31. Le4×c6	b7×c6 [15]
13. Ke1—f2	f5—f4!	32. Te3—e4	Dh4—h5
14. Ta1—e1	De4—g6	33. Dc2×c6	Dh5—d1†
15. Da4—c4†	Kg8—h8	34. Kg1—h2	Dd1—h5†
16. Lf1—d3	Dg6—h5	35. Kh2—g3	Dg5—g5†
17. Th1—f1	Lc8—d7	36. Te4—g4	Dh5—e3†
18. b2—b4 [4]	a7—a6	37. Kg3—h2	De3—h6†
19. a2—a4 [5]	Sc6—e7	Als remis abgebrochen.	

---

[1] Dieſer Angriff empfiehlt ſich nicht beſonders.

[2] Schwarz hat nun das beſſer entwickelte Spiel.

[3] Weiß bringt durch Bedrohung der feindlichen Dame ſeine Offiziere in Tätigkeit, bleibt aber doch größeren Schwierigkeiten ausgeſetzt.

[4] Hier verdiente 18. Kf2—g1 den Vorzug. Die Königsſtellung auf f2 ermöglicht den nun folgenden Angriff.

[5] Naheliegend, aber einen ſchwachen Punkt, der des Schutzes bedarf, ſchaffend.

[6] Nun droht der c-Bauer gewaltig zu werden; aber Schwarz hat ſeinen Gegenangriff genügend vorbereitet.

[7] Nicht 22. Ld2×e3 f4×e3† 23. Te1×e3 wegen Dh5×h2.

[8] Ausgezeichnet geſpielt! Ungenügend wäre Se3×f1, da nach 23. Kf2×f1 noch der Ld6 verloren geht.

[9] Auch auf 23. Ld2×e3 folgt nun am beſten Lc6×f3.

[10] Nicht Se3×g2 wegen 24. Ld3—e4!, auch nicht Se3—g4† wegen 24. Kf2—e2!.

[11] Dh5×h2 iſt wegen 25. Kf2×f3! (f4×e3† 25. Kf3×e3! Ta8—e8† 26. Ke3—d2 ꝛc.) minder gut.

[12] Mit e3—e2 27. Tf1×f3 Tf8×f3 28. Dc2×e2 Tf3—f8 29. d6×c7 erobert Schwarz zwar die Qualität, ſteht aber wegen des mehrfachen Bauernverluſtes nicht günſtig.

[13] Dieſer Zug rettet die Partie, da dem gefährlichen Be3 die Deckung entzogen wird. 27. Ld3—e4 ſcheitert an Tf8—c8!!.

[14] Dg4×d4 wäre verderblich wegen 29. Dc2—f2.

[15] Auch jetzt würde Dg4×d4 wegen 32. Dc2—e4 die Partie koſten.

Schachbriefwechſel

Berichtigung. Die Aufgabe 6, von Paul Paſchke in Czarnin, iſt durch einen böſen Fehler arg entſtellt worden. Auf **f7** ſteht nicht die ſchwarze Dame, ſondern der weiße König.

Königs-Marsch

	wegt	be=	du	ter	len=	du	
him=	mels	du	va=	ra=	te	ke	und
ten	des	Zum neuen				wen=	de
ge=	zel=	blau=	Jahr!		die	herr	dir
ſon=	en	an	in	legt	hän=	in	ſei
und	nen	ſei's	ihm	ge=	les	de	an=
de	mon=	gon=	be=	al=	ſei	und	fang
	nen	der			en=	de	

Rätsel

Für fünf der Zeichen ſei ein Bild der Rahmen;
Du findeſt ſo von einer Stadt den Namen. E. S.

Foulard-Seiden

in hochaparten Muſtern von 95 Pf. an per Meter und Seidenſtoffe jeder Art in großartiger Auswahl zu billigſten Preiſen. Verſandt in jedem Maß an Jedermann porto- und zollfrei. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

Projections-Apparate
laterna magica
Kinematographen
für Künſtler u. Private liefert die Fabrik von
W. Hagedorn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5.
Preisliſten gratis und franko.

Rudolph Hamann,
Löwenberg, Schles. 6,
liefert echten, reinen
Blüthen-Honig
in anerkannt feinsten Qualitäten
franco gegen Nachnahme
i. Postdos. von **Netto** **9 Pfd.** Inhalt. { Qualität I. ℳ. 8.40 / „ II. „ 7.25
Reiner Honig ist Medicin!

„Ueberraſchend günſtig."

Den Wert der Geſundheit wiſſen die am beſten zu ſchätzen, die entweder ſelbſt leidend ſind, oder in der eigenen Familie ein krankes Kind haben, ja, es gibt viele, die ihr ganzes Hab und Gut hergeben würden, wenn ſie Geſundheit damit erkaufen könnten. Andererſeits iſt es oft ganz erſtaunlich, wie ein ganz einfaches Hausmittel die Geſundheit zu kräftigen vermag. So hat z. B. Lebertran ſchon manches ſchwächliche Kind zur Geſundheit zurückgebracht, vorausgeſetzt, daß das Kind den widerlichen Lebertran erſtens einnehmen und zweitens auch vertragen konnte. Für ſolche nun, denen der Lebertran Schwierigkeiten bereitet, ganz beſonders auch für ſchwächliche und kränkelnde Erwachſene, gibt es eine ſchmackhafte und leicht verdauliche Form von Lebertran, die ſich unter dem Namen von Scotts Emulſion allerwärts gut eingeführt hat. Scotts Emulſion enthält beſten Medizinal-Lebertran, iſt leicht einzunehmen, regt den Appetit an, befördert die Verdauung und verurſacht ſelbſt bei längerem Gebrauch keine Beſchwerden. Herr Brocks erzählt über ſeine Erfahrungen mit Scotts Emulſion das Folgende:

Düſſeldorf, Bürgerſtraße 17, den 18. Mai 1903.

Unſer kleiner Arnold, der jetzt 3½ Jahre alt iſt, entwickelte ſich bis zu ſeinem erſten Jahre ganz normal, bekam dann aber die Engliſche Krankheit und war außerdem mit einem böſen Ausſchlag und fürchterlichen Geſchwüren geplagt. Das Kind hatte Tag und Nacht keine Ruhe und wurde allmählich ſo ſchwach, daß wir alle Hoffnung aufgaben, ihn jemals zum Laufen zu bringen. Mit 30 Monaten war er nicht weiter als ein geſundes Kind von einem Jahre. Ueberraſchend günſtig wirkte dann der Gebrauch von Ihrer Scotts Emulſion, den wir für längere Zeit fortgeſetzt haben. Der Appetit nahm raſch zu, der Ausſchlag und die Geſchwüre verſchwanden allmählich vollſtändig, und er fing an zu laufen, während er früher ſchon ſchrie, wenn man ihn auf die Füße ſtellen wollte Jetzt iſt er friſch und rotbäckig und völlig wiederhergeſtellt zu unſerer Freude.

Achtungsvoll
(gez.) Wilhelm Brocks.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Hamburg-Amerika Linie
Reisen in die Welt
Orient-Fahrt
Auguste Victoria
Kieler Woche
Nach den Nordischen Hauptstädten
Ferienreise
Segel-Regatten
West-Indien
Riviera-Dienst

In den nächsten Monaten werden nachstehend verzeichnete

19 Vergnügungsreisen zur See veranstaltet:

Nach West-Indien

3 Reisen: Abfahrt von Hamburg Ende Decbr. 1903, zweite Hälfte Januar u. zweite Hälfte Februar 1904 mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork. Abfahrt von Newyork am 9. Januar, 6. Febr. u. 8. März 1904 mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer **„Prinzessin Victoria Luise"**.

106

Von Newyork zurück nach Hamburg mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie. — Reisedauer Newyork—Newyork 26 resp. 29 Tage. — Fahrpreise von Newyork bis zurück nach Newyork von M. 800 bezw. M. 900 an aufwärts.

Die alljährliche, allgemein beliebt gewordene **Orientfahrt**

mit dem Doppelschraub.-Schnelldampf. **„Auguste Victoria"**.

Abfahrt von Genua am 20. Februar 1904; angelaufen werden die Häfen: *Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Syrakus, Malta, Alexandria* (Kairo, Nil, Pyramiden von Gizeh und Sakkarah, Memphis, Luxor, Assuan), *Beirut* (Damaskus, Baalbec), *Jaffa* (Jerusalem, Bethlehem, Jericho, Jordan, Todtes Meer etc.), *Constantinopel* (Fahrt im Bosporus), *Athen* (Piräus), *Kalamaki* (Korinth Akrokorinth Tyrinth, Argos, Mykenä), *Nauplia, Messina, Palermo* (Monreale), *Neapel* (Vesuv, Pompeji, Capri, Sorrento, Rom etc.). Wiederankunft in Genua 3. April 1904. Reisedauer Genua—Genua 43 Tage. Fahrpreise von M. 1000 an aufwärts.

Nordlandfahrten

mit dem Doppelschraub.-Schnelldampf. **„Auguste Victoria"** bis Spitzbergen. Abfahrt von Hamburg am 5 Juli 1904. Wiederankunft in Hamburg 27. Juli 1904. Fahrpreise von M. 500 an aufwärts,

mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise"** 3 Reisen: **1. Reise** bis zum Nordkap, am 4 Juni von Hamburg. Ende der Reise in Kiel am 22. Juni. **2. Reise** bis zum Nordkap, am 30. Juni von Kiel. Ende der Reise in Hamburg am 16. Juli. **3. Reise** bis Spitzbergen, am 19. Juli von Hamburg. Ende der Reise in Hamburg am 10 August. Fahrpreise von M. 650 bezw. M. 800 an aufwärts,

mit der Lustyacht **„Meteor"** 6 Reisen bis Drontheim:

Ab Hamburg am 2. und 17. Juni, 2. und 17. Juli und 2. und 17. August. Jedesmalige Reisedauer 13 Tage. Fahrpreise von M. 250 an aufwärts.

Nach der „Kieler Woche"

mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise."**

Dauer der Fahrt einschliesslich Touren und Begleitung der Regatten, vom 23.—29. Juni 1904. Fahrpreise von ℳ. 250 an aufwärts.

Nach den Nordischen Hauptstädten

mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise."**

Abfahrt von Hamburg 13. August 1904 Angelaufen werden: *Christiania, Gothenburg* (Trollhättan-Fälle), *Wisby, Stockholm* (Mälarsee), *Helsingfors, St. Petersburg* (Kronstadt), *Danzig, Kopenhagen, Kiel.* Wiederankunft in Hamburg 5. September 1904. Fahrpreise von M. 800 an aufwärts.

Nach den Bädern:

Cuxhaven, Ostende, Ryde, Guernsey, Jersey, San Sebastian, Biarritz, Trouville, Brighton, Scheveningen, Helgoland mit der Lustyacht **„Meteor"**.

Abfahrt von Hamburg 3. September 1904. Wiederankunft in Hamburg 20. September 1904. Fahrpreise von ℳ. 325 an aufwärts.

Reisen um die Welt

mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise."**

Erste Reise um die Welt. Abfahrt der „Prinzessin Victoria Luise" **von Hamburg** am 25. September 1904. Angelaufen werden die Häfen. *Dover, Lissabon, Gibraltar, Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Genua, Athen, Constantinopel, Jaffa* (Jerusalem), *Port Saïd*, (Kairo, Nil, Pyramiden), *Ismaïlia, Bombay* (Poona, Khandala, Karli Cave — Landtour durch Indien), *Colombo* (Kandy), *Calcutta* (Darjeeling im Himalaya-Gebirge), *Singapore, Manila, Hongkong* (Canton, Macao), *Shanghai, Tsingtau, Nagasaki, Hiogo* (Kobe), *Yokohama* (Tokio, Nikko), *Honolulu, Hilo* (Vulkan Kilauea), *San Francisco* (Ankunft 17. Januar 1905). Von San Francisco werden die Reisenden per Luxuszug durch Amerika nach Newyork, und von Newyork vermittelst Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Europa befördert. — Dauer der Reise von Hamburg bis zurück nach Hamburg etwa 135 Tage. Fahrpreise von ℳ. 4500 an aufwärts.

Zweite Reise um die Welt. Abfahrt **von Hamburg** Anfang Januar 1905 mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork. Abfahrt **von Newyork** etwa 18. Januar per Luxuszug nach San Francisco. Abfahrt der „Prinzessin Victoria Luise" **von San Francisco** am 24. Januar 1905. Dann Fahrplan wie bei der ersten Weltreise, nur in umgekehrter Richtung. Wiederankunft in Hamburg 15. Mai 1905. Dauer der Reise von Hamburg bis zurück nach Hamburg etwa 135 Tage. Fahrpreise von M. 4500 an aufwärts.

☞ Der Schnelldampfer „Prinzessin Victoria Luise" und die Lustyacht „Meteor" sind für die Zwecke der Vergnügungsfahrten eigens erbaut, die „Prinzessin Victoria Luise" im Jahre 1900, der „Meteor" im Jahre 1904, während der bekannte transatlantische Schnelldampfer „Auguste Victoria" mit einem Aufwand von 2 Millionen Mark vor einigen Jahren einen Umbau erfahren hat, der ihn zur Ausführung von Vergnügungsfahrten besonders geeignet macht.

Alles Nähere enthalten die Prospecte. Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu haben, oder können bestellt werden bei der

Abtheilung Personenverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Soeben erschien:

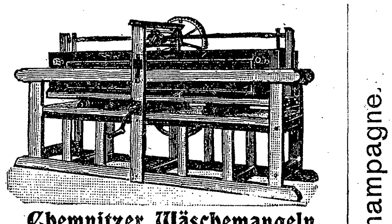
LEXICON GENERUM PHANEROGAMARUM

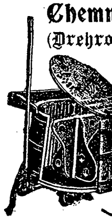
INDE AB ANNO MDCCXXXVII. CUM NOMENCLATURA LEGITIMA INTERNATIONALI ET SYSTEMATE INTER REGENTIA MEDIO. AUCTORE **TOM VON POST.** OPUS REVISUM ET AUCTUM AB **OTTO KUNTZE.** 776 Seiten.

(Lexicon für Gattungsnamen von Blütenpflanzen.)

Elegant gebunden M. 10.—

Unentbehrliches Nachschlagewerk für jeden Botaniker, ferner für **Gärtner, Forstleute, Apotheker** u. s. w.

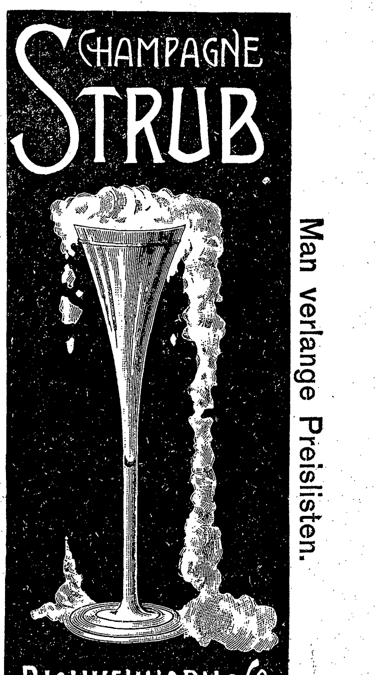




Chemnitzer Wäſchemangeln
(Drehrollen), Wäſchetrocken-, Waſch- und Wringmaſchinen für Haus-, Lohngebrauch und Gewerbe ſind weltberühmt.
Liſten ſendet die größte
Mangelfabrik
Ernst Herrschuh
Chemnitz i. S. 118.

Pensionnat de Demoiselles, *1er ordre.* **Hæussler-Humbert, pasteur, Beau-Séjour,** *Neuchâtel, fondé 1874. — Villa avec jardin magnifique. Demandez prospectus.*

Neue moderne, künstlerische
Brandmalerei-
und Kerbschnitt-Gegenstände
liefert billig **J. Brendel,**
Maxdorf 40 Pfalz. *Grosser Prachtkatalog gegen 40 Pf. Briefmarken franko.*



Garantirt echtes Gewächs der Champagne.

Man verlange Preislisten.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 272:

Des Silben-Bilderrätſels: Man beachte die vier Kreiſe, die der Faden in der Runde umfaßt, und gehe beim Ausgange des Fadens links vom Rad demſelben nach, wobei jede Silbe gegenüber jener Stelle, wo der Faden einen der vier Kreiſe umſchlingt, abgeleſen wird. Im erſten Rundgange geſchieht dies bei allen Schlingpunkten des erſten (innerſten) Kreiſes, dann ebenſo beim zweiten, dritten und vierten Kreiſe. So reſultieren dann die vier Zeilen:

Mei Voter hot's g'ſogt
Und mei Mutter ſogt's aa,
Ich ſöll noch naht (nicht) heiern (heiraten),
Ich wär' noch ze (zu) klaa (klein).

Der dreiſilbigen Charade: Zuſchauer.

Richtige Löſungen ſandten ein: Baron Charles Reislin jun. in Wien (3); Frau Margarete Broſig in Stuttgart (3); Louis Oppenheim aus New York, zurzeit in Caſſel (4); Erich Borchardt in Königsberg i. Pr.; Hans und Anna in Innsbruck (2); Frau Olga Kühn in Wien; „Oedipus“ in Emden (3), Ernſt Zimmermann in Frankfurt a. M.; H. Steinmüller in Breslau (3); P. Richter in Baſel (2).

Bäder und Kurorte

In immer ſteigendem Maße wird Wiesbaden auch als Winterkurort benutzt. Die Kurverwaltung hat deswegen Sorge getragen, daß durch den bevorſtehenden Kurhausneubau weder der Kurbetrieb noch das Kurleben in irgend einer Weiſe beeinträchtigt werden wird. Das in unmittelbarer Nähe des alten Kurhauſes zum interimiſtiſchen Betrieb hergerichtete neue Kurgebäude bietet in bezug auf Lage und Komfort ſo ausgeſprochene Vorzüge, daß der Aufenthalt in den ſehr geräumigen Konverſations-, Spiel- und Leſezimmern, ſowie in den behaglichen Reſtaurationsräumen nichts zu wünſchen übrig laſſen wird. Bei Herrichtung des vollſtändig neu erbauten großen Konzertſaales, der über 1200 Perſonen faßt und ſich durch gute Akuſtik auszeichnet, iſt darauf Rückſicht genommen, daß die abwechslungsreichen muſikaliſchen und geſellſchaftlichen Veranſtaltungen der Kurverwaltung auch im neuen Hauſe in gewohnter Weiſe ihren Fortgang nehmen können.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die Kochkiſte, für deren Einbürgerung beſonders im Arbeiterhaushalt ſich die Großherzogin von Baden lebhaft intereſſiert, ſcheint immer populärer zu werden, und der praktiſche Apparat verdient dies auch. Die von der Firma Eugen Blasberg & Co., Düſſeldorf, unter dem Namen Blasbergs Selbſtkocher in den Handel gebrachten Apparate ſind von einer ſehr gefälligen Form und können vor allem ſtets peinlich ſauber gehalten werden. Sie beſtehen aus einem runden, doppelwandigen Blechgefäß, das aber nicht, wie die alten Modelle, mit Heu oder Holzwolle gefüllt iſt, ſondern innen eine dicke Iſolierung aus einer ganz dicht gepreßten Maſſe zeigt, die ein Entſtrömen der Wärme aus dem in den Apparat geſtellten Topf nicht zuläßt, ſo daß die Speiſen noch nach acht Stunden dampfend dem Kocher entnommen werden können, ohne das Geringſte von ihrem Wohlgeſchmack eingebüßt zu haben Auch in volkswirtſchaftlicher Beziehung iſt die Bedeutung des Selbſtkochers keine geringe, weil durch ſeine Benutzung die ihrem Erwerbe außerhalb des Hauſes nachgehende, ſowie die in einem kinderreichen Haushalte vielbeſchäftigte Hausfrau imſtande iſt, ihrer Familie zu rechter Zeit ein warmes, nahrhaftes und wohlſchmeckendes Mittageſſen vorzuſetzen. Nachdem es bloß 5 bis 20 Minuten gut durchgekocht iſt, ſtellt ſie es in den „Selbſtkocher“ zum Garkochen, ohne fürchten zu müſſen, daß es anbrennt, überläuft oder einkocht; bereits nach drei bis vier Stunden iſt es genußfertig. Auch bedeutet es eine große Annehmlichkeit für die heiße Jahreszeit, in der man bei dem Gebrauche des Blasbergſchen Apparates von der Benutzung des heißen Herdes abſehen kann. Da der Preis des Blasbergſchen Selbſtkochers mäßig iſt (der Kocher mit emailliertem Topf von zwei Litern Inhalt koſtet 7 Mark), ſo ſind wir überzeugt, daß er ſchnell Eingang in die Küche der praktiſchen und ſparſamen Hausfrau finden wird.

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 24. Heft enthält. Der tote Fall. Von Per Hallſtröm. Aus dem Schwediſchen. — Der gute Sohn. Skizze. Von Franz von Herczeg. Aus dem Ungariſchen. — Unterwegs. Von Wladyslaw Reymont. Aus dem Polniſchen. — Loſe Blätter: Altfranzöſiſche Weihnachtsgeſänge (Noëls). — Herder und die deutſche Ueberſetzungskunſt. Von Rud. A. Th. Krauſe (Berlin). — Aus Gorjkis Stromerjahren. — Eine Selbſtbiographie Maxim Gorjkis. — Die ruſſiſche Bücherproduktion. — Literariſche Berichte.

Monatlich erſcheinen 2 Hefte à 50 Pfg.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)

bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**

*schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.*

Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich »Dr. Hommel's« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!

Matador neueste Sekt-Marke von **Kloss & Foerster.**

Zaren-Chocolade
zum Rohessen
per Tafel M. 0 40 und 0.75.
Franz Sobtzick
Königl. Hoflieferant
Fabriken in Ratibor und Breslau.

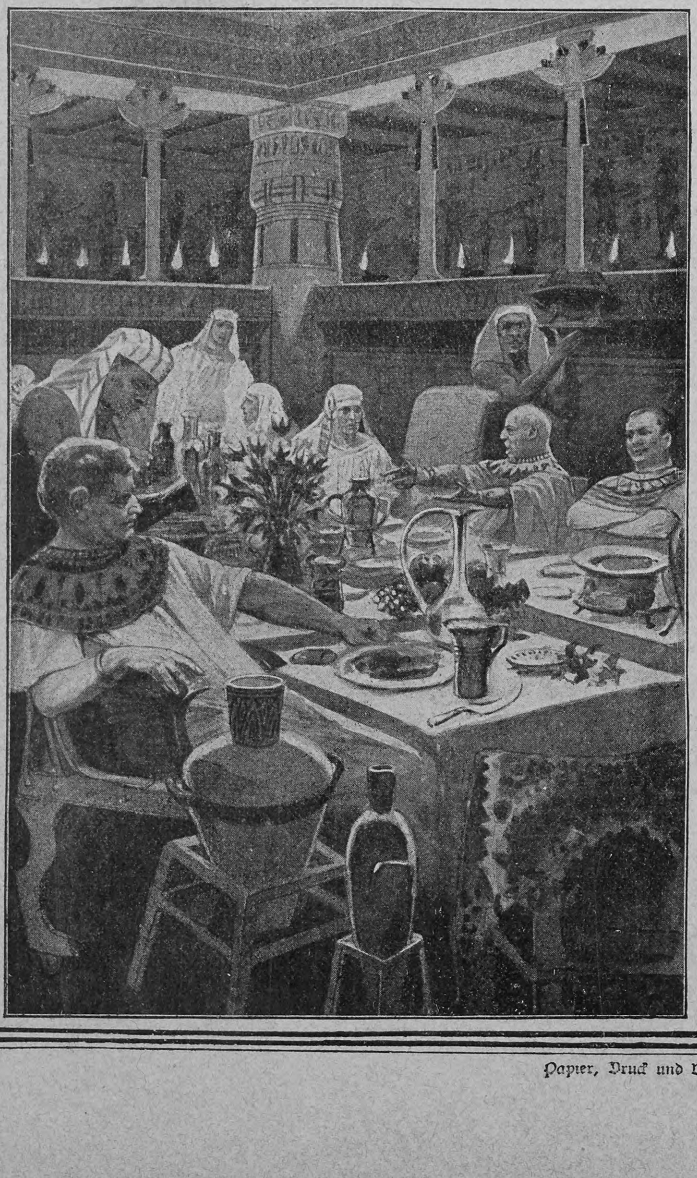
Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die **feinsten Tafelliköre**, wie à la **Chartreuse**, à la **Benédictine**. **Curaçao** etc. **selbst bereiten**, u. zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schraders Likör-Patronen**, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader i. Feuerbach b. Stuttgart 2** bereitet werden. Jede Patrone giebt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von genannter Firma **gratis** u. **franco** deren hübsche Broschüre kommen.

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3**. Prosp. gratis.

**Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

Stellung. Existenz.
Prospect gratis
Gratis Prospect.
Probebrief franco.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.



Deutſche Verlags-Anſtalt
in Stuttgart

Georg Ebers illuſtriert

Uarda

Roman aus dem alten Aegypten
von
Georg Ebers

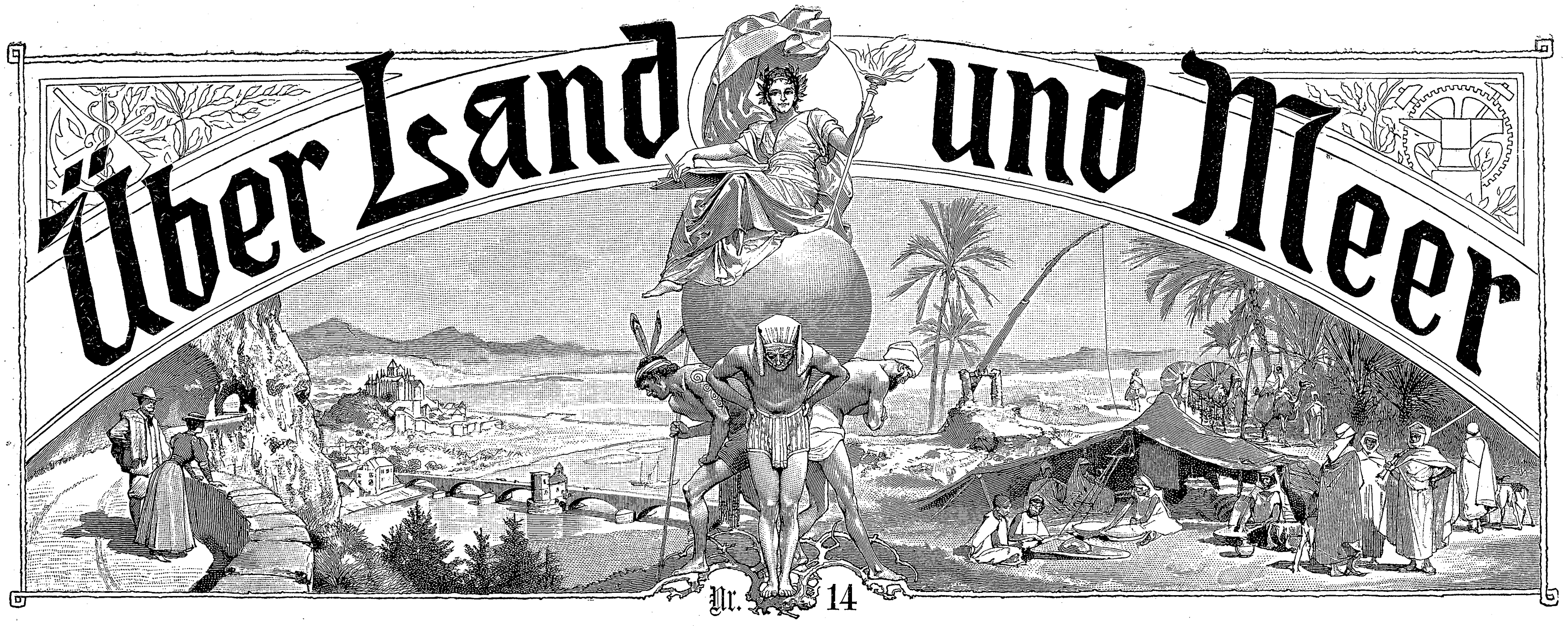
Mit 160 Illuſtrationen von **Richard Mahn**

2 Bände. Gebunden M. 12.—

Eine von Künſtlerhand reich illuſtrierte Ausgabe des bekannten Romans, dem trotz aller neuen literariſchen Strömungen nach wie vor die Gunſt der deutſchen Leſerwelt erhalten geblieben iſt und von dem die Münchner Allgemeine Zeitung ſchrieb: „Er iſt ein Kunſtwerk von bleibendem Wert, das uns eine ſeit Jahrtauſenden verſunkene Kulturwelt bis zur vollſten Gegenſtändlichkeit vor Augen ſtellt.“

Polyphon-Musikwerke
Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben
zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Phonographen, Grammophone
nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten
zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Photogr. Apparate
aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Illustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND in Breslau II.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



Nr. 14

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

XV

„Meine Mutter, Matka,
Poſchla*) in die Stadtka,
Kuptiſch**) Meſſer, Noſa,
Zu ſchlachten alte Koſa***)“

ſangen die drei kleinen Anſiedlermädchen und drehten ſich, einander an den Händen haltend, wirbelnd im Kreiſe.

Auf der Türſchwelle ſaß die Michalina, klatſchte zum Ringelreihen in die Hände und freute ſich: ei, die Kinderlein hatten ſchon brav gelernt! Und ſie rief: „Höret zu, ein neues!“ ſprang mit in den Kreis und lehrte ſie das Liedchen von der Mutter, dem kleinen Rebhuhn, das ſchlägt die Kinderlein, während der Vater — lieber Vater — trinkt ſtets Branntewein!

Feurig war die Sonne hinterm Acker geſunken, die goldreifen Aehren tief beſtrahlend. Nun war der Himmel wie mit Roſen beſteckt, mit lauter ſanften roſigen Roſen. Eine heitere Stille lag über der weiten Flur, die weiche Abendmüdigkeit eines Erntetages.

Der letzte der Halme war heute gefallen auf des Anſiedlers Land; allzudicht hatten ſie nicht geſtanden, und allzuſchwer waren ſie auch nicht, aber man mußte eben zufrieden ſein. Es war ja auch die erſte Ernte, das nächſte Jahr würde ſchon weit beſſer werden.

Die braune Michalina hatte ſich tüchtig gebückt beim Raffen hinter den Männern, nun tanzte die Nimmermüde noch mit flinken Füßen. Sie war ſehr vergnügt; heute hatte der Valentin, als ſie den letzten Schwaden zur Seite gelegt, ſich plötzlich umgedreht, ſie um den Leib gefaßt und geſchwenkt mit einem lauten, jubelnden Juchhe. Sie wußte nicht, warum er ſo froh war, aber froh war ſie nun auch. Ob er jetzt nicht bald heimkommen würde und am Türpfoſten lehnen? Fortgegangen war er zur Feierabendzeit, mit einem friſchweißen Hemde angetan. Drinnen auf dem Tiſch wartete die ſaure, die kühlende Milch ſchon lange auf ihn. Wenn er doch bald käme! Nun, er würde ſchon bald hier ſein, ihr Herz ſagte ihr's.

Luſtig ſchwang ſie ſich mit den Kindern. Da ſah ſie ihn kommen im Abendrot.

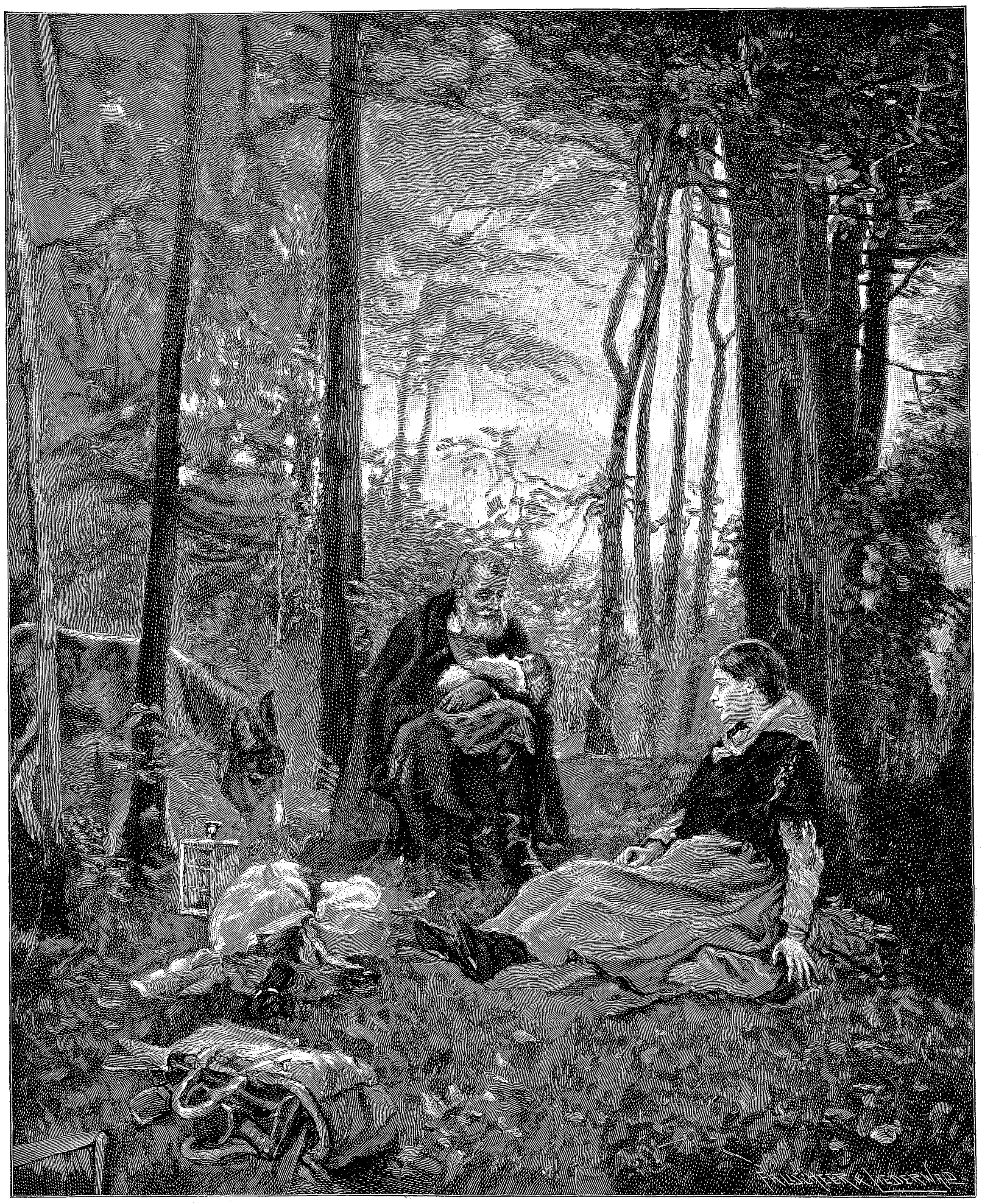
Aber er war nicht allein. Eine ging neben ihm, der hatte er ſeinen Arm um die Schultern gelegt. Dicht gingen ſie nebeneinander, als wären ſie eins. Und das Abendrot war um ſie her wie ein Roſenſchleier, ganz zart und weich.

*

Valentin hatte den Eltern ſeine Braut zugeführt. Nun hatte der Vater es endlich eingeſehen, daß gegen Gottes Fügung kein Ankämpfen iſt.

Es war Peter Bräuer bitter ſchwer geworden, ‚ja‘ zu ſagen, aber was ſollte er machen? Immer ſah er in die bittenden Augen ſeiner Frau, und abends, wenn er müde war und gern Ruhe gehabt hätte, fing ſie an, ihn zu ſtreicheln und unterm Streicheln vom Valentin zu reden.

Frau Kettchen hatte ſich der Sache ihres Stiefſohns ehrlich angenommen. Dieſer hatte es bald gefühlt, daß er an der Mutter einen Hinterhalt


Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Ruhe auf der Flucht. Nach dem Gemälde von Fritz von Uhde

---

*) ging.
**) zu kaufen.
***) Ziege.

hatte, immer kam er zu ihr, und wenn er gar zu unglücklich war, fern von ſeinem Mädchen, ſah ſie ihm tröſtend in die hohlen Augen und ſtrich ihm das wirre Haar aus der umwölkten Stirn. Immer mehr wurde es ihr klar, daß es ihre Pflicht ſei, die Heirat zuſtande zu bringen — ſo hatte ja wohl der Herr Vikar geſagt? Und ſo kam denn auch der Anſiedler nach und nach zu der Einſicht, daß es ihm nichts helfe, nein und wieder nein und dreimal nein zu ſchreien. Mochte denn der Valentin mal die polackiſche Hexe bringen! Aber ſein Gewehr wollte er auch wieder haben — der Polack, der Frelikowski, ſollte ihm den Buckel lang rutſchen!

Staſia, die mit niedergeſchlagenen Augen zum erſtenmal in der guten Stube der zukünftigen Schwiegereltern ſaß, ſagte beſcheiden, daß es dem Vater aufrichtig leid tue, den Herrn Bräuer gekränkt zu haben, und daß er gern bereit ſei, die Hand zur Verſöhnung zu bieten. Wenn der Herr Bräuer geſtattete, würde der Vater am nächſten Sonntag kommen und das Gewehr bringen; der freute ſich auch ſchon gar ſehr, vom großen Krieg und ſo manchem andern zu reden, war er doch auch von deutſchen Eltern, zwar nicht am Rhein geboren, aber in Oberſchleſien.

Was, nicht möglich, der Frelikowski kein Polack? Bräuer riß Mund und Augen weit auf.

Aber die Staſia verſicherte mit einem Lächeln, das ſie allerliebſt kleidete: der Vater ſei ſo gut deutſch wie einer, ‚Fröhlich‘ ſei eigentlich ſein Name; ‚Frelikowski‘ hatten die Leute daraus gemacht, und er hatte das nur beibehalten, müde, immer zu verbeſſern.

No, dann ſah in der Tat die Sache doch einigermaßen anders aus! Der Anſiedler atmete erleichtert auf.

Als Valentin gegangen war, ſeine Braut nach Hauſe zu begleiten — ſtrahlend glückſelig — ſaßen die Eltern noch lange beiſammen. Des waren ſie ſich einig: übel war das Mädchen nicht, und deutſch konnte ſie fließend; wenn der Valentin nun recht auf ſie einwirkte, konnte es am Ende doch gut gehen. Aber wohin nur mit dem jungen Paar? Michaeli hätte die Hochzeit wohl ſchon ſein können — heiraten wollten die beiden gar zu gern bald —, aber hier ins Haus?! Nein, dazu würde ſich Peter Bräuer nie entſchließen, und auch Frau Kettchen hatte Angſt davor.

Sollte der Junge ſich vielleicht ſelber eine Stelle kaufen? Dann fehlte dem Vater wieder die Arbeitskraft. Nein, das ging erſt recht nicht an, ſelbſt wenn die Mittel zum Ankauf ausgereicht hätten.

„Hm, hm — wat mache mir?!“ Bräuer fuhr ſich unwirſch in die Haare und kratzte ſich den Kopf.

Da wußte die Frau Rat. Sie würde zum Herrn Vikar gehen und den fragen; der wußte ſicherlich einen Ausweg; ſie hatte nach und nach ein felſenfeſtes Zutrauen zu ihm bekommen. Und der Mann widerſprach nicht. —

Unweit vom Hauſe der Rheinländer ließ die Kommiſſion dieſen Sommer ein hübſches Haus aufführen mit einer kleinen Galerie, wie eine Veranda rundum, und einer geräumigen Stallung daneben; auch ein Schuppen für Wagen war vorbedacht. Das ſollte ein Wirtshaus werden für Kolonie Augenweide, daß die Anſiedler, wollten ſie einmal ein Glas Bier trinken, nicht nötig hatten, im Pociechaer Dorfkrug einzukehren, wo man das Bild ihres Kaiſers ſo ſchmählich ſchimpfiert. Es konnte überdies nur zu Unzulänglichkeiten führen, wenn das polniſche und das deutſche Element ſo unausgeſetzt aufeinander ſtießen.

Es war Vikar Gorka, der die Anſiedlersfrau auf den neuen Bau aufmerkſam machte. Wenn ihr Mann alſo wirklich nicht das junge Paar in ſein Haus aufnehmen und doch den Sohn bei der Feldarbeit nicht entbehren mochte, konnte dieſer ja die Gaſtwirtſchaft pachten; die junge Frau würde den Ausſchank beſorgen, und er ſelber konnte nach wie vor dem Vater helfen.

Das leuchtete Frau Kettchen ein. Auch Bräuer verwarf den Vorſchlag nicht. Er hatte nichts dagegen, wenn der Junge das Erbteil ſeiner Mutter ſelig da hinein ſtecken wollte, nur warnen wollte er ihn, daß er ſich nicht ſo einſeifen ließ, wie er ſich hatte einſeifen laſſen. Denn das wurde ihm klarer und klarer, daß es hier ſchwer ſei, viel ſchwerer noch als anderswo, es zu etwas zu bringen.

Staſia war mit Freuden dabei, als Valentin ihr von Uebernahme der Gaſtwirtſchaft ſprach. Etwas Netteres konnte es ja gar nicht geben, ſie und Valentin allein in dem ſchönen neuen Haus, das tauſendmal einladender war als dem Eiweih ſeine ſchmutzige Budika! Da würden ſchon welche zuſprechen, und ſie wollte wohl gut die Wirtin machen. Wenn's nur erſt ſo weit wäre! Sie trieb Valentin an, daß er ſich bewarb.

Es waren der Bewerber viele um den neuen Krug. Ein kleiner Handel mit Kolonialwaren ſollte auch dabei ſein, daß die Anſiedler nicht erſt zu laufen brauchten bis Miaſteczko oder, wollten ſie etwas Beſſeres haben, gar bis in die Kreisſtadt. Da war Meïr Götz, eben von daher, der es emſig betrieb, die neue Wirtſchaft zu bekommen; und da er viele Verbindungen hatte, immer gefällig einſprang, wo's galt, und nachher nicht drängte, ſchien er gute Ausſichten zu haben. Sein eifrigſter Konkurrent war Löb Scheftel; zwar nicht für ſich wollte er's Geſchäft, aber für ſeinen Sohn Iſidor, der durchaus nicht mehr in Miaſteczko bleiben wollte. Unermüdlich rannten dieſe beiden Bewerber den maßgebenden Perſönlichkeiten das Haus ein, antichambrierten beim Landrat, paßten ihm auf der Straße auf, bombardierten ihn mit Briefen und ſuchten ſich in gleicher Weiſe der Fürſprache ſämtlicher Beſitzer der Umgegend zu verſichern.

Ohne Sorge, man würde die Pacht an keinen Juden vergeben, wurde der etwas ängſtlich werdenden Frau Kettchen in der Propſtei verſichert; ſie konnte ganz zuverſichtlich ſein! Aber wenn ſie das dem geiſtlichen Herrn auch gern glauben wollte, beſſer wäre es doch, wenn der Valentin ſeinerſeits ſich auch ein wenig rührte. Und ſie ſchlug dem Sohn vor, wenigſtens einmal bei dem Herrn von Doleſchal vorzuſprechen; wenn der Vater auch nicht viel mehr von dem hielt, am meiſten hier zu ſagen hatte der doch!

In Gwiadliborczyce und Przyborowo etwas auszuwirken, hatte ſich Staſia bereitwilligſt erboten; in Przyborowo zumal hatte ſie eine gute Konnexion — war nicht gerade der Herr Rittmeiſter zu Beſuch? Auf den konnte ein hübſches Mädchen immer rechnen.

Valentin machte ſich eines Nachmittags auf den Weg nach Niemczyce. Er hatte den Baron lange nicht geſehen; wohl war deſſen Wagen öfters durch die Kolonie geraſſelt, aber immer auf eiliger Fahrt, ohne anzuhalten.

Doleſchal war in letzter Zeit viel abweſend; er, der ſich ſonſt während der Ernte nicht fortgerührt hätte, fuhr jetzt oft nach der Kreisſtadt. Mit dem Landrat hatte er eingehende Konferenzen, und auch in Poſen an höchſter Stelle ſprach er vor. Wenn er auch nicht mehr die gleiche Zuverſichtlichkeit hatte wie damals, als er unter lauter Deutſchen an der Tafel des Polen ſaß, wenn es ihm auch bei ruhig wägender Ueberlegung klar werden mußte, wie unendlich ſchwer, ja beinahe unmöglich es ſein würde, hier durchzukommen, die Hoffnung gab er doch nicht auf — konnte ſie nicht aufgeben, durfte ſie nicht aufgeben, die ſehnliche Hoffnung, einſt doch noch ſeinen Kreis zu vertreten. Und wenn es nicht dazu kommen ſollte — nun, wenigſtens gehört wollte er werden im Geſchwirr der Parteien, im Durcheinander der Stimmen, deren jede etwas andres ſchrie!

Baron von Doleſchal ſuchte Fühlung zu gewinnen mit den Vertrauensmännern der Reichspartei. Bis zum nächſten Frühſommer, in dem die Neuwahlen in Ausſicht ſtanden, war es ja noch lange hin; wie vieles konnte ſich bis dahin ändern, zum Guten wenden! Und überdies, war man nicht äußerſt entgegenkommend gegen ihn? Es verging faſt kein Sonntag, an dem nicht der Landrat herausgekommen wäre nach Deutſchau, oft mit der ganzen Familie. Und verließ ſich nicht der Regierungspräſident gern auf ſein Urteil? Hatte man ihn nicht geradezu aufgefordert, dies und jenes über die Zuſtände in der Provinz zu Papier zu bringen?! Gott ſei Dank, man hörte ihn bereits!

Daran klammerte er ſich in Stunden, die unabweislich waren, Stunden, denen er nicht entrann — Stunden des Verzagens. Dann trieb es ihn in die Einſamkeit, hinauf zur alleinſtehenden Kiefer auf dem Lyſagora.

Er hatte ſich ein Bänkchen dort zimmern laſſen, ganz einfach aus weißrindigen Birkenſtämmen zuſammengeſchlagen. Man hatte es ihm zerſtört. Er hatte es neu errichten laſſen — vielleicht, daß der Gewitterſturm einer Nacht es über den Haufen geworfen! — aber ſchon am folgenden Tag, als er ſich darauf niederließ, brach es unter ihm zuſammen. Man hatte die Bankbeine zerſägt und ſorglich wieder zuſammengefügt — das war Heimtücke! Er mußte es aufgeben, dort oben, wenn er müde war, einen bequemen Ruheplatz zu finden.

Hart ſitzend auf den holperigen Kiefernwurzeln, die der Regen vom Sand blank geſpült und der Wind, der den Wipfel ſchüttelte, mit ſpitzigen Nadeln überſät hatte, ſaß Doleſchal hier oft Stunden; die Wange in die Hand gelegt, den Arm aufs Knie geſtützt, ſah er hinunter auf ſein Deutſchau. Da ſchwamm der See wie eine perlmutterne Muſchel im tiefen Grün, als köſtliche Perle blinkte das weiße Haus, und eine ſehnſüchtige Liebe zog ihn hinab. Aber kehrte er dieſem engen Rahmen den Rücken, dann ſchaute er offenes Land, dann glänzten die Kornbreiten, unabſehbar, wellig wie ein ſanftes Meer bis hin zum fernſten Horizont. Und ein Gefühl noch ſehnſüchtigerer Liebe quälte ſein Herz — wem würde dieſes Land einſt gehören?!

Keine Antwort — alles ſtill. Doch, horch! Weit über alle Felder getragen vom Wind, kam der Klang der Pociechaer Abendglocke. —

Auch Valentin Bräuer traf den Niemczycer Herrn im Begriff, zum Lyſagora hinaufzuſteigen. Er hatte ihn von ferne gehen ſehen, nun kam er atemlos nachgeſtürzt: „Herr Rittmeiſter, Herr Rittmeiſter!“

Doleſchal wendete ſich um, ein erhellender Strahl war über ſein Geſicht geglitten, als er den Anſiedlersſohn erkannte.

„Herr Rittmeiſter,“ — Valentin ſtand ſtramm, die Hacken zuſammen — „bitte gehorſamſt um Entſchuldigung!“ Die angeborene Zutraulichkeit und der anerzogene Reſpekt kämpften miteinander, aber die Zutraulichkeit ſiegte. „Ich möcht' Sie ſo ſehr gern mal um wat fragen!“

„So — nun, dann fragen Sie doch!“ Des Gutsherrn Ton war freundlich. Sein Wohlgefallen an dem jungen Rheinländer war immer dasſelbe geblieben; heut weidete er ſich förmlich an dem offenen jungen Geſicht. Selbſt der breite, etwas ſingende Dialekt gefiel ihm; es lag ſo viel Gutmütigkeit darin.

„E ja, wat ich dann ſagen wollt'“ — es wurde dem Burſchen, der noch niemals in eigner Angelegenheit jemand um eine Gefälligkeit gebeten, ſchwer, ſein Anliegen zu formulieren. Schwerfällig nur brachte er es vor. Als es kaum heraus war, reute es ihn auch ſchon — was ſetzte denn der auf einmal für eine Miene auf!

Es war Doleſchal, als habe er einen Schlag erhalten. Die Augenbrauen zuſammenziehend, fixierte er den jungen Mann ſcharf:

„Wen — wen wollen Sie heiraten?!“ Er hatte wohl nicht recht verſtanden?

„Die Staſia, die Staſia Frelikowski!“

„Die — Frelikowska?! Der Vater iſt der Förſter auf Gwiadliborczyce?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeiſter, die is et!“

„Menſch, ſind Sie toll?!“ Doleſchal hielt nicht mehr an ſich. Er ſah den andern an, als wolle er ihn durchbohren, eine jähe Röte ſtieg ihm dabei ins Geſicht.

Valentin erwiderte den Blick. Toll ſollte er ſein? Warum denn? Was war denn an der Staſia nicht recht? Trotzig ſtellte er ſich auf.

„Die Staſia Frelikowski iſt meine Braut. Heimlich waren wir ſchon als lang verſprochen. Zu Michaeli heiraten wir!“

„Und Ihr Vater — was ſagt Ihr Vater dazu?“ Doleſchal hatte ſich beſonnen: hatte er denn ein Recht, hier dreinzureden? Sein Ton klang gemäßigter, nur maßlos erſtaunt.

„Och der!" Valentin lachte. „Der hat zuerſt räſoniert, aber nu hat er ſich als drein gefunden."

Alſo ‚darein gefunden' hatte ſich der Anſiedler, und ſo ſchnell ſchon? Ein Schmerz ergriff Doleſchal; ſeine Stimme zitterte — der andre hielt's für Unmut —, als er ſprach: „Sie — Sie — gedenken Sie denn nicht mehr Ihres Fahneneides? Wiſſen Sie denn nicht, daß Sie dieſen Ihren Eid verletzen, wenn Sie eine Polin heiraten? Sie begeben ſich ja Ihres Deutſchtums! Menſch, noch gehen kein halbes Dutzend Jahre ins Land, ſo haben Sie Ihren ehrlichen deutſchen Namen Bräuer in Browar, Browarski oder in Gott weiß was umgewandelt!"

„Oho!" Nun blickte der junge Mann ſchnell erheitert, er ſagte treuherzig: „Och, Herr Rittmeiſter! Wenn dat dat einzige is, wat der Herr Rittmeiſter fürchten! Da können der Herr Rittmeiſter ganz beruhigt über ſein. Meinen guten Namen, den ich dreiundzwanzig Jahr getragen hab', den ſo viel anſtändige Leut' tragen bei uns zu Haus am Rhein, den halt' ich auch. Un wat mein Soldatſein anbelangt, da denk' ich immer an. Ich hab' et geſchworen:

> ‚meinem allergnädigſten Landesherrn, Kaiſer von Deutſchland und König von Preußen, in allen Nöten zu Waſſer und zu Lande und an welchen Orten es auch immer ſei, getreulich zu dienen, allerhöchſtdero Nutzen und Beſtes zu befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden zu wollen und mich ſo zu betragen, wie es ſich für einen rechtſchaffenen und braven Soldaten gebührt — ſo wahr mir Gott helfe' u. ſ. w.

Sehen der Herr Rittmeiſter, wie gut ich den noch weiß!" Er triumphierte. Aber dann wurde ſein lachendes Geſicht plötzlich ernſt, faſt ängſtlich: „Oder wiſſen der Herr Rittmeiſter ſonſt wat über dat Mädchen?"

„Ich kenne das Mädchen gar nicht!"

Sichtlich erleichtert nickte der Burſche: „No, dann wär' et ja all ganz gut. Dann werden der Herr Rittmeiſter auch gewiß für mich ſprechen, dat ich den neuen Krug in Pacht krieg'. Denn ſehen der Herr Rittmeiſter," — zutraulich dämpfte er ſeine Stimme — „ich ſag et ja niemand anders, der Vater is nu mal eſo komiſch, de meint: jeder für ſich. Un ich — ja, dat muß ich ja auch geſtehn, ich möcht' auch hunderttauſendmal lieber mit meiner jungen Frau für mich allein ſein!"

Das Herz floß ihm über, nun er ſeiner baldigen Heirat gedachte, er konnte gar nicht genug davon ſprechen.

Mit trübem Lächeln hörte Doleſchal das alles an, er hätte dem friſchen Jungen gar nicht dieſe Empfindſamkeit zugetraut. Ueberſchwenglich pries Valentin ſeine Staſia: wie gut war ſie, wie klug, wie hübſch, welch fleißige Hausfrau würde ſie abgeben! Ja, alle Welt mochte die Staſia gern, immer fröhlich war ſie. Welchen Zuſpruch würde die Wirtſchaft haben, und wie glücklich würden ſie werden! Immer Staſia, Staſia! Seine Augen glänzten, er atmete raſch. Der Erfahrenere hatte nicht mehr den Mut, dem glücklichen Bräutigam gegenzureden; er ſchwieg.

Sie ſtanden zuſammen auf dem Gipfel des Lyſagora und ſchauten weit übers flache Land.

„Un nit wahr, Sie ſehen zu, daß ich die Wirtſchaft krieg'," bat Valentin.

Doleſchal nickte.

Da ſtrahlte der Burſche. „Och, danke, danke! Jeſes, nee, ich möcht' ſchreien vor Pläſier, wie mer ſchreit, wenn mer en Schanz ſtürmt. Nu krieg' ich den Krug ſicher, wenn Sie davor ſind. Un wenn ich den hab', ſteht der Hochzeit nix mehr im Weg. Herr Gott, nee, bin ich eſo froh! Nu geh' ich aber auch direkt beim Propſt, de kann uns nu aufbieten!"

Man fühlte es, wie es den Glücklichen drängte, davon zu ſtürmen, mit großen Schritten den Sandhügel hinunterzueilen und die Weite zu durchmeſſen bis hin zum Turm von Pociecha, als wäre die weite Entfernung nur eine kurze Spanne. Aber ſich des ſchuldigen Dankes erinnernd, reichte er treuherzig die Hand:

„Vergeſſen werd' ich dat dem Herrn Rittmeiſter nie, dat de ſo gut zu mir war." Sich verabſchiedend nahm er die Hacken zuſammen: „Geſtatten der Herr Rittmeiſter meinen allerbeſten Dank!"

Doleſchal ſah ihn laufen. In ein paar haſtigen Sprüngen war er den Hügel hinuntergeſtürmt, und nun ſtürmte er weiter, ſehr eilig. Nun würde er bald entſchwunden ſein. Nein, ſo durfte man ihn nicht gehen laſſen, man mußte ihn zurückhalten, man mußte ihm die Gefahr klar machen, in die er ahnungslos hineinrannte!

„Bräuer — Valentin — Valentin Bräuer!" Der Ruf kam nicht weit genug. Der Wind trug ihn nicht, ſondern blies dagegen. So ſehr Doleſchal auch ſeine Stimme anſtrengte, ſie reichte nicht bis zum Ohr des in ſeiner Fröhlichkeit laut Pfeifenden.

Am Lug, im Niemczycer Acker, nicht weit von der Przyborowoer Grenze wollte Valentin ſeine Staſia treffen. Am geſtrigen Abend hatte ſie ihm geſagt, daß ſie heute nach Przyborowo gehen und ſehen würde, dort jemand zu ſprechen. Daß ſie in Gwiadliborczyce um Fürſprache erſuchte, dagegen hatte der Bräutigam ſich entſchieden gewehrt. Wenn Staſia ihm zuliebe auch gern das Opfer bringen wollte, nein, dahin ſollte ſie um keinen Preis, wo man ſich ſo unziemlich gegen ſie betragen.

Um die Stunde des Abendläutens hatten ſie ſich an der Grenze verabredet. Nun hatte das Glöckchen längſt ausgeläutet, aber Staſia war noch nicht da. Ach, das gute Mädchen, wie lange mußte das wohl in Przyborowo warten! Der Verliebte ſah im Geiſt deutlich, wie ungeduldig ſie hin und her trippelte, ſehnſüchtig nach dem Stand der Sonne ſpähend, die ſich ſchon neigte. Aber nur Geduld, Geduld, deſto heißer würden nachher die Küſſe ſein!

In verliebtem Träumen lag der Burſche unter den Weiden am Lug und ſtarrte ganz verloren, mit glückſelig-müden Augen in das flimmernde Geſpinſt, das die untergehende Sonne über den Aeckern wob. —

Staſia war am zeitigen Nachmittag von Hauſe aufgebrochen. Das helle, rotgetupfte Sommerkleid ſtand ihr gut, es ließ den Hals ein wenig frei, und ſie hatte, wie zum Schutz gegen die Sonne, mehr aber noch weil es ihrer zarten Haut ſchmeichelte, ein leichtes Mulltüchelchen darübergelegt. Einen Hut trug ſie nicht, wohl aber ſpannte ſie über das wohlfriſierte, im Sonnenlicht wie ſilbrige Seide glänzende Haar den Sonnenſchirm, den ihr einſt die Herrin geſchenkt. Heiter ſummend, den freien Arm luſtig ſchlenkernd, ſchlenderte ſie an den Rainen entlang. Wenn der Herbſtwind hier über die Stoppel wehte und der Altweiberſommer ſeine weißen Fäden ſpann, dann würde ſie ein junges Weib ſein und ein glückliches dazu! Der gute Junge würde ihr ja alles an den Augen abſehen! Sie hob ihre linke Hand und ließ den goldenen Ring, den er ihr ſchon angeſteckt, in der Sonne funkeln. Ein breiter Reif und ganz von maſſivem Gold, der koſtete gewiß ſeine zehn Taler!

Ja, ſie hatte ein ganz gutes Los gezogen, das mußte ſie ſich eingeſtehen. Wenn ſie nun auch nicht nach Paris kam, wie die Herrin ihr einſt verſprochen, der Krug in Pociecha-Kolonie war auch nicht zu verachten. Und langweilig würde es da auch nicht ſein, es würden ſchon welche einkehren, mit denen würde ſie ſchwatzen und lachen, und — eine heiße Blutwelle färbte plötzlich ihre trotz der Sommerhitze ungebräunte weiße Wange — würde nicht auch der neue Inſpektor aus Przyborowo vorſprechen? Der neue Inſpektor! Da mußte ſie doch in ſich hineinlachen — ihr war er nicht neu, ſie kannte ihn ja ſo gut! Und eine Sehnſucht erhob ſich plötzlich in ihr, Pan Sziulc wiederzuſehen. Was würde er wohl ſagen, wenn er hörte, daß ſie ſich verlobt hätte und bald heiraten würde? Ob es ihm nicht ein ganz klein bißchen leid tat? Hoffentlich! Und hoffentlich kriegte ſie ihn auch heut in Przyborowo zu ſehen — o, ſie wollte wohl ſchon ihre Augen umhergehen laſſen! Auf dem Felde würde er ſicherlich ſein beim Schoberſetzen. Daß ſie ihn doch träfe!

Raſcher ſetzte ſie ihre Füße, den Schlendergang aufgebend. Wie dumm, daß ſie ins Herrenhaus hinein mußte! Vielleicht gerade, wenn ſie drinnen ihr Anliegen vortrug, ging er draußen vorbei. Und nachher, wenn ſie ihn nun nachher nicht mehr fand?! Pſiakrew, daß der Teufel die ganze Bittſtellerei, den Valentin ſamt dem Krug hole! Nur den Pan Sziulc mußte ſie ſprechen, wollte ſie ſprechen, und wenn's auch nur ein ganz kleines Viertelſtündchen wär'! Was lag ihr jetzt daran, ob der ſchöne Offizier ihr wieder Augen machte wie damals, als ſie ihm Kaffee präſentiert und Likör in Gwiadliborczyce — nur den Sziulc, nur den!

Haſtiger ſchritt ſie, ſchon perlte ihr der Schweiß in Tröpfchen unter der Naſe, und doch war ſie noch nicht über Gwiadliborczyce hinaus. Ach, war das läſtig, ſo weit wandern zu müſſen, wenn man darauf brennt, jemand zu ſehen!

Da, wo ihr Weg ſich mit dem von Pociecha kommenden kreuzte, nicht weit von Dudeks Hütte, ſtieß Staſia auf die Michalina. Der hatte man erlaubt, jetzt, wo die Arbeit nicht mehr ſo drängte wie zur Zeit des Schnittes, und ſie den vorigen Sonntag, an dem der Förſter Frelikowski zu Beſuch gekommen und ein großartiges Traktament geweſen bei den Bräuers, nicht zu ihrem Kleinen gekonnt, auch am Wochentag einmal nach Hauſe zu gehen.

Die beiden Mädchen begrüßten ſich.

Michalina hatte etwas Gedrücktes in ihrem Blick, als ſie Staſia die Hand reichte. Damals, als ſie miteinander ſchreiben und leſen gelernt und die Religion, war Michalina mit den ſchwarzbraunen Zöpfen die hübſchere geweſen, jetzt war ſie plump, und ihre breiten Hüften erſchienen doppelt breit neben der zierlichen Taille der andern.

„Haſt du ein ſchönes Kleid an," ſagte ſie bewundernd und befühlte mit ihrer rauhen Arbeitshand den rotgetupften lichten Jakonett.

Staſia lächelte geſchmeichelt: „O, ich werde viel ſchönere haben! Wenn ich mich verheirate, werde ich dir dies gerne ſchenken — oder ein andres!"

„Was ſollte ich wohl damit?" Die braune Michalina ſchüttelte den Kopf. „Behalte nur alles!"

Staſia zuckte die Achſeln: ſo ein dummes Mädel, eine recht einfältige Bauerntrulle! Schon wollte ſie weitergehen — was ſollte ſie mit der Gans? — aber dann ſchoß ihr plötzlich ein Gedanke durch den Sinn. Das war ein Einfall! Ganz vertraulich faßte ſie die andre unter den Arm.

„Höre, Michalina, weißt du auch, daß Pan Pawel, der ſchöne Offizier, wieder zu Beſuch iſt in Przyborowo?"

„Ich weiß es nicht, was geht es mich an?"

„Nun, ich meine doch!"

Staſia lachte und gab der Gefährtin einen leichten, ſcherzenden Rippenſtoß: „Tu nicht ſo gleichgültig, weiß doch ein jeder, wie du einmal geſtanden haſt mit dem Herrchen. Sage, willſt du mir einen Gefallen erweiſen, oder noch beſſer, dem Walek etwas zuliebe tun? Ja, ja, dem Walenty, ſieh mich nur nicht ſo ungläubig an."

„Dem — Wa—lenty?!" Michalina ſtotterte, und dann wurde ſie rot, als ſie den Namen vollends ausgeſprochen. „Ich, dem Walenty?!"

„Dem Walenty, ja, etwas ſehr, ſehr Liebes!"

Staſia kannte ſich aus, ſie wußte ſehr genau, wie man die Michalina gewinnen konnte. „Michalina, meine Seele, er wird es dir ewig danken," ſagte ſie eifrig. „Höre! Komme du jetzt mit mir nach Przyborowo, und geh du nach Przyborowo hinein, meine Taube, — ich werde draußen auf dich warten — ſage, du willſt den Herrn Offizier ſprechen, und dann bitteſt du den, daß der Walenty den Krug bekommt in Pociecha-Anſiedlung. Höre, du mußt es recht dringend machen! Bitte ihn, bis er dir gibt ſein Wort! Dann wird er ſich ſicher verwenden!"

„O nein, er wird nicht!" Michalina ſchüttelte den Kopf. „Warum ſollte er mir ſein Wort halten?! Und ich mag auch nicht. Er wird böſe werden. Und ich fürcht' mich auch vor der Pani!"

„Unſinn!“ Staſia wurde ärgerlich. „Du biſt zu dumm! Was haſt du dich zu fürchten? Ein gutes Recht haſt du, zu kommen. Iſt der Herr Offizier nicht Vater zu deinem kleinen Jungen?“

„Das iſt er! Das iſt er!“ Michalina nickte beſtätigend, aber dann kauerte ſie ſich plötzlich am Grabenrand nieder, zog die Knie hoch, ſchlang die Arme darum und legte den Kopf auf die Knie.

„Du willſt nicht, du willſt wahrhaftig nicht?“ Staſia war ganz empört. „Ei, warte, das werde ich dem Walenty ſagen! He, du biſt eine Schöne! Nicht einmal ſo viel kannſt du ihm zu Gefallen tun! Nicht dieſen einzigen kleinwinzigen Gefallen? ‚Ich habe mich ſehr getäuſcht,‘ wird er ſprechen, ‚ich habe geglaubt, ſie iſt eine gute Freundin zu mir, eine gute — o, ich bin traurig!‘“

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Michalina hob den Kopf. Ihr Geſicht war ganz von Tränen überſtrömt; in ihren weinenden Augen war ein verängſtigter, zweifelnder, unglücklicher Ausdruck. „Was ſoll ich tun, heilige Mutter! Ach ja, ich möchte ja ſchon, — ach nein, ich kann nicht, nein! Sage, Staſia,“ — ſie haſchte nach der Hand der Braut —“ wird der Walenty mir wirklich böſe ſein, wenn ich nicht für ihn gehe zu Pan Pawel?“

„Sicherlich!“

„O heilige Mutter — er wird mir böſe ſein! Was tue ich?!“ Traurig ließ das Mädchen wieder den Kopf auf die Knie ſinken.

„Du biſt ſchuld, wenn der Walenty den Krug nicht bekommt,“ ſprach Staſia vorwurfsvoll. „Und er möchte ihn doch ſo gern haben, ſeine Seele hängt daran!“ Sie ſeufzte: „Armer Walenty, wie wirſt du dich grämen!“

Nein, grämen ſollte er ſich nicht! Entſchloſſen ſprang Michalina auf! Mit dem Handrücken wiſchte ſie ſich die Tränen aus den Augen, und dann zupfte ſie ihren Rock zurecht und die Schürze.

„Ich werde gehen. Wiederhole nur noch einmal, was ich ſagen ſoll, daß ich es nicht vergeſſe.“

Staſia ſtudierte ſie ein. Es koſtete einige Mühe, bis die braune Michalina begriff, wie ſie zu bitten hatte, wie ſie drängen ſollte.

„Du darfſt dich nicht abweiſen laſſen,“ lehrte die Klügere, „biſt du erſt draußen, kommſt du nie wieder hinein! Und nicht gar ſo demütig! Auf dein Recht pochen, hörſt du?!“

„Ich höre wohl, aber auf was ſoll ich pochen? Auf mein Recht, ſagſt du? Weiß ich doch nicht, ob ich recht habe! Hätte ich recht, hätte die Pani mich nicht gejagt. Werde ich lieber bitten. ‚Bitte, gnäd’ger Herr, bitte!‘“ Und ſie hob die Hände und ſah mit einem ſo herzbewegenden Ausdruck drein, daß Staſia ihr um den Hals fiel und ſie küßte.

„Dafür muß Walenty dir auch einen Kuß geben — denke nicht, daß ich eiferſüchtig bin — o nein —, er wird dich küſſen!“

Hand in Hand, wie zwei Freundinnen, ſetzten ſie ihren Weg nach Przyborowo fort.

Je näher ſie dem Gutshof kamen, deſto ſchärfer lugte Staſia umher. Richtig, dort auf jener Stoppel kreuzten die Erntewagen, und hoch zu Roß hielt einer dabei. Noch konnte man das Geſicht nicht ſehen, aber Staſia erkannte die Geſtalt von weitem.

„Geh nur, geh,“ ſagte ſie haſtig zu Michalina und gab der noch einen Augenblick Zögernden einen ungeduldigen Puff in den Rücken. „Pſiakrew, ſo geh doch!“

Und als die andre jetzt mit geſenktem Kopf gehorſam davontrottete, rief ſie erleichtert hinter ihr her: „Laß dir Zeit! Uebereile ja nichts — ich werde hier warten!“

Ganz verloren kam ſich Michalina vor, als ſie den ihr bekannten Hof betrat. Ihre Füße waren ſchwer wie Blei. Kaum konnte ſie die heben; aber ihr Herz war ein noch ſchwererer Bleiklumpen. Und ſie hatte auch große Angſt. Scheu ſah ſie ſich um. Wie ſollte ſie ins Haus hineinkommen? Ach, ſie getraute ſich doch gar nicht! Den Weg hinauf würde ſie wohl noch finden zu Herrn Pawels Zimmer, aber wenn ihr unten die Pani begegnete! Wie würde ihr’s dann gehen? O weh! Sie zitterte, und ihr Herz, das ſchwere, ſchlug wie ein Hammer.

Kaum daß ſie ſich ein paar Schritte näher wagte, von Stallwand zu Stallwand drückte ſie ſich. Wenn doch ein Menſch käme, den ſie nach Pan Pawel fragen könnte — vielleicht, daß er einmal herausging über den Hof. Da hieß es warten. Und ſie flüchtete hinter die zurückgelehnte Tür des Schweinekobens und verharrte da regungslos im Winkel zwiſchen Tür und Mauer, kaum wagend, zu atmen.

Eine halbe Stunde mochte ſo vergangen ſein — es erſchien ihr viel länger —, niemand war ihr zu Hilfe gekommen. Ihre Angſt hatte ſich jetzt ein wenig gelegt, denn ſie hatte in einem fort an den Sohn des Gospodarz und ſeinen Wunſch gedacht. Der Walenty wollte den Krug doch nun einmal für ſein Leben gern haben — alſo darum voran, voran! Sie durfte nicht zögern.

Wie ein Stoßgebet den Namen „Walenty“ auf den Lippen, ſchickte ſie ſich an, aus ihrem Verſteck herauszutreten und geradewegs aufs Haus loszugehen, da hörte ſie drinnen im Schweineſtall eine helle Mädchenſtimme.

„He, ihr meine lieben Kinderlein, habe ich ein Schläfchen gehalten, verzeiht der kleinen Marinka! War kleine Marinka ſehr müde, hat ſie nicht geſchlafen die ganze Nacht, hat ſie eurer Mutter aufgepaßt, daß alte Sau nicht frißt ihre lieben Kinderlein. He, dalej, Rozyczka, alte Sau, laß hungrige Kinderlein trinken!“

Marinka — Marinka? Michalina lauſchte erfreut: war das vielleicht die kleine Marinka, die zu ihrer Zeit noch ein Kind geweſen, das niemand angehört, ein Kind, das hier zwiſchen den Ställe aufgewachſen? Vor der fürchtete ſie ſich nicht. Und ſo ſchlüpfte ſie ſchnell hinein in den Koben. —

Der Rittmeiſter, der gegen die Zeit der abendlichen Kühle mit der Gouvernante ſeiner Schweſter im Garten promenierte, war faſt verblüfft, als aus einem dichten Gebüſch im Rücken des verſteckten Bänkchens, auf dem er eben mit Fräulein Wollenberg Platz genommen, ein leiſes „Pſt — pſt“ ertönte, zart wie das zirpende Rufen einer Grasmücke, und eine Weidengerte mit einem mahnenden Tupfen ſeine Schulter berührte. Er drehte den Kopf, da ſtand die kleine Marinka, die Hühner- und Schweinemagd, winkte eifrig und legte dann ihren nicht tadellos ſauberen Zeigefinger zum Zeichen des Schweigens auf die Lippen.

Was, was fiel dem kleinen Wechſelbalg ein? Wollte die auch ſchon kokettieren? Da müßte man ja einen netten Geſchmack haben — aber na! Gutmütig erhob ſich Paul Keſtner. Das Fräulein mußte einen Moment entſchuldigen. Nun, wo ſteckte denn jetzt die kleine Marinka? Der Rittmeiſter bog um das Boskett: „He, kleine Marinka!“ Die war nicht mehr da, wohl aber ſtand auf dem Kiesweg, über den der ſonnige Abendglanz tanzende Lichter warf, ein rundes braunes Mädchen und blinzelte ihn ſcheu an.

„Donnerwetter!“ Das entſchlüpfte dem Rittmeiſter ſo; es war gerade keine angenehme Ueberraſchung, er hatte die Michalina, das einſtige Stubenmädchen ſeiner Mutter, erkannt. Er fuhr in die Taſche — er wollte ihr ja gern etwas ſchenken —, da brachte ſie ſtockend und ſtotternd ihr Anliegen hervor.

Alſo heiraten wollte die Michalina?! Erleichtert atmete er auf. Na, das war ja reizend, ganz famos! Und den neuen Krug wollte ihr Bräutigam gern pachten? Bräuer, Valentin Bräuer — den Namen wollte er ſich merken — ganz famos — nun natürlich, der kriegte den Krug und kein andrer. Da konnte ſie ſich feſt darauf verlaſſen!

Sie küßte ſeine Hand. „Padam do nog!“ Mehr konnte ſie nicht ſtammeln. Ihr Herz war ſo ſchwer, es drückte ihr faſt den Atem aus. —

„Warum weinſt du?“ ſprach die kleine Marinka, als ſie miteinander aus dem Garten ſchlichen. „Er iſt doch ein guter, gnäd’ger Herr, war er nicht gut zu dir?“

„Doch, doch, er iſt ſehr gut geweſen,“ ſchluchzte Michalina und befühlte das große Silberſtück, das er ihr in die Taſche geſteckt. Fünf Mark — was konnte ſie alles dem Jaſio dafür kaufen! Aber die Freude wollte nicht kommen in ihr Herz. Ja, wenn ſie wirklich die Braut geweſen wäre, für die er ſie gehalten! Es war ſüß geweſen, ihn ſo ſprechen zu hören, ſie hätte ſeinen Irrtum nicht verbeſſern mögen, um alles in der Welt nicht. Aber, o — ſie legte die Hand aufs Mieder —, was hatte ſie für einen böſen Schmerz da!

„Weine doch nicht!“ ſprach die kleine Marinka und drückte ihr mitleidig die Hand. „Haſt du Urſache zu weinen? Nein, du haſt keine Urſache, du haſt einen Großvater, den alten Dudek; wenn ich meine Gänſe treibe auf die Stoppel, da“ — ſie ſtreckte den Arm aus und deutete nach dem Lyſagora hinüber, der ſich wie ein Wahrzeichen jenſeits der drei Grenzen hob — „treibt er dort ſeine Schafe auf der Stoppel nebenan, und wir treiben nebeneinander, und ich höre ihm gerne zu. Und ich wünſchte, ich hätte auch ein ſo liebes Großväterchen. Und du haſt eine Mutter — o, wie ich wünſchte, ein Mütterchen!“

„Und ein Bübchen, ein kleines,“ ergänzte Michalina ſchnell und trocknete mit dem Schürzenzipfel ihr beträntes Geſicht.

Die kleine Marinka ſeufzte: „Wünſcht’ ich doch, ich hätte auch ſo ein Bübchen, ein kleines! Mit dem läßt ſich gut ſchwatzen, nicht wahr? Ich habe nur meine Hühnchen und Gänſe, und die Ferkelchen von der alten Rozyczka. Aber alle ſie werden geſchlachtet werden. Das Bübchen nicht. O, du Glückliche!“

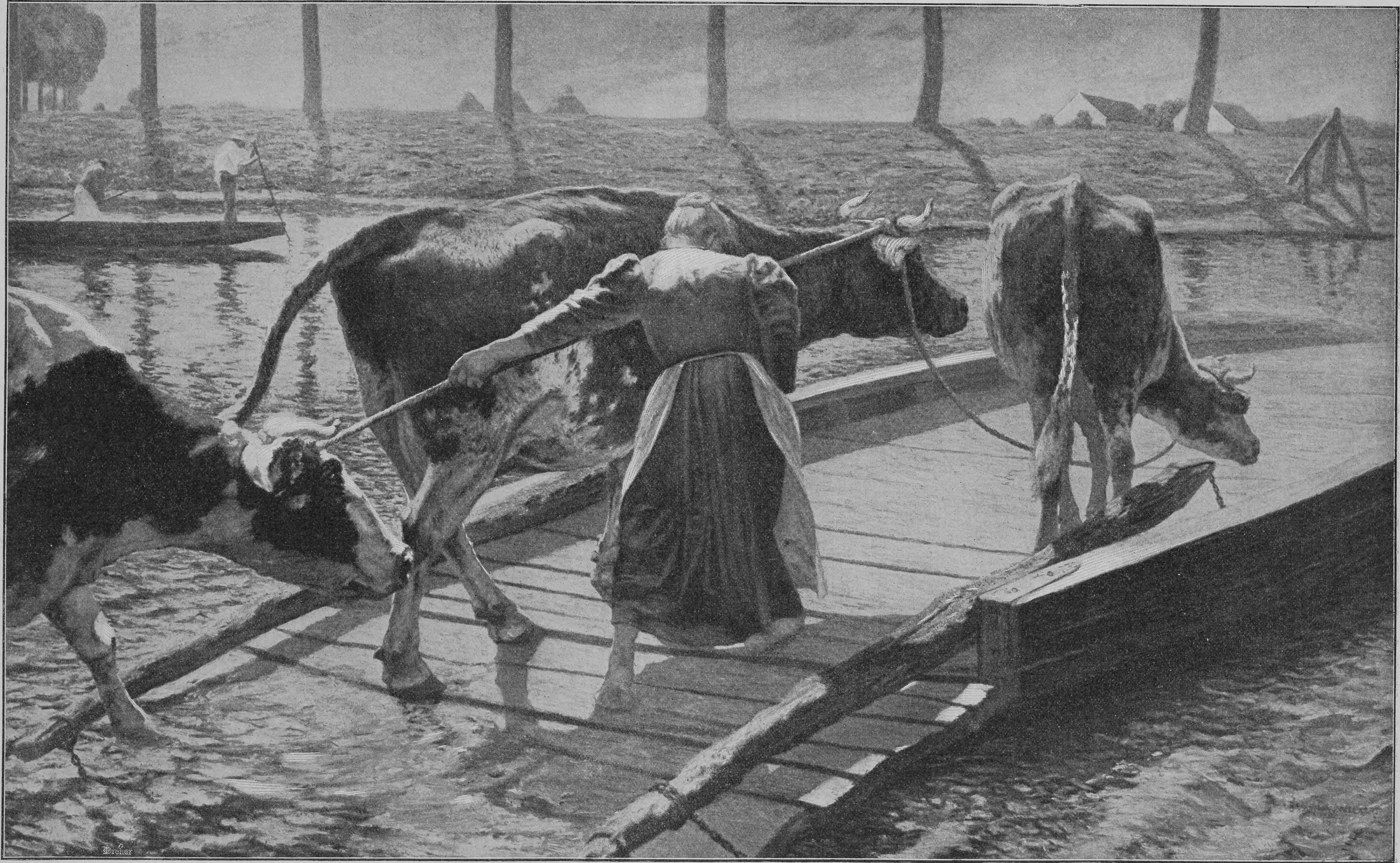
In ihrem kurzen Röckchen, mit ihren bloßen Füßen ſtand die kleine Marinka am Hoftor unter der Akazie und ſah noch lange der Davonſchreitenden nach.

Michalina eilte ſehr, — was würde Staſia ſagen, daß ſie ſo lange hatte warten müſſen?! Aber wie ſie ſich auch umſchaute, nach rechts und links und vor und zurück, keine Staſia war zu erblicken. Der hatte es ſicherlich zu lange gedauert, die war ſchon nach Hauſe gegangen!

Aber Staſia hatte die Zeit nicht lange gewährt; ſie merkte gar nicht, wie die ſo dahinlief. Schon läutete das Abendglöckchen — es war die Stunde, in der ſie am Lug ihren Bräutigam treffen ſollte —, ſie dachte gar nicht an den. Mit Pan Sziulc ſaß ſie unten im tiefen Waſſergraben, den die Sommerhitze ſo ausgetrocknet, daß kein Tröpfchen mehr darinnen war. Aber Gras wuchs da unten, Gras, ſo weich wie ein Pfühl. Sie küßten ſich. Sie hatten ſich unendlich viel zu erzählen und noch viel mehr zu küſſen, und ſo viel zu lachen. Und dann verabredeten ſie, daß ſie ſich öfter hier treffen wollten im Waſſergraben, der wie ein tiefer Schnitt durch die Felder ſchneidet, und in dem man ſitzen kann, ohne daß jemand, der über die Felder geht, eine Ahnung von einem hat.

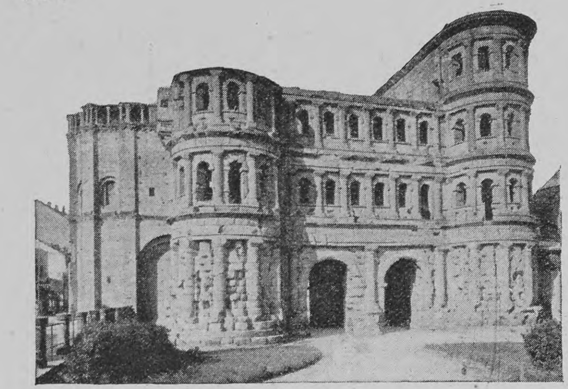
Sie verabſchiedeten ſich auch hier unten. Es war ein langes, heißes Umfangen. Daß ſie des Niemiec Braut war, darauf nahm Pan Sziulc keine Rückſicht — für den war ſie doch eigentlich viel zu ſchade! Mit zerrauften Haaren, das Geſicht glühend, kletterte Staſia endlich, ſich an den Grasbüſcheln hinaufhelfend, zum Rand hinan. Noch einen Blick hinunter, ein Grüßen mit den Augen, ein Spitzen des Mundes, und dann lief ſie fort, während der Inſpektor unten noch erſt eine Strecke weiter ging, um dann am ganz andern Ende des Grabens aufzutauchen. Atemlos näherte ſich Staſia den Weiden am Lug. Was würde ſie nur ſchnell vorbringen, ſich zu entſchuldigen, was ſagen, den ſo lange vergeblich Harrenden zu verſöhnen? Und was die Michalina ausgerichtet, das wußte ſie nun auch nicht — wie dumm! Mit zitternden Fingern ihr verwirrtes Haar zu ordnen verſuchend, hielt ſie jetzt an — da war ſie am Platz —, ganz ſtill lag der, ſo ſtill, daß das leiſe Rauſchen der Schilfhalme im Abendwind wie mächtiges Brauſen klang. Unter einer grünhaarigen, wehenden Weide lag Walenty, die Arme als Kiſſen hinterm Kopf, das klare Geſicht frei nach oben gekehrt.

Friedlich ſchlief er in glückſeligem Behagen, ohne Harm wie ein Kind. Konnte er doch auch ſchlafen, unbeſorgt wie ein Kind, war er doch ſicher bewacht. Neben ihm kauerte die Michalina. Die Knie hochgezogen, die Arme um die Knie geſchlungen, wiegte ſie den Oberkörper hin und her in lautloſem Rhythmus und hielt die Augen unabläſſig auf den Schläfer gerichtet. (Fortſetzung folgt)



Fähre an der Lys

Nach dem Gemälde von Emil E. van Cauwelaert



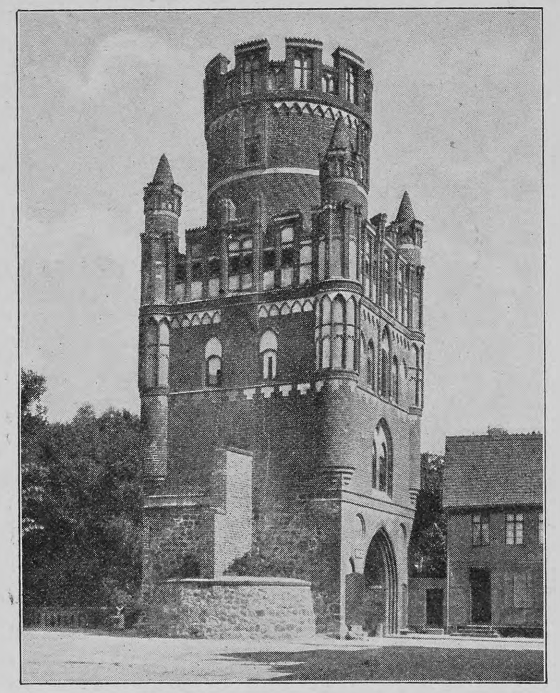
Die Porta nigra in Trier

Deutſche Stadttore

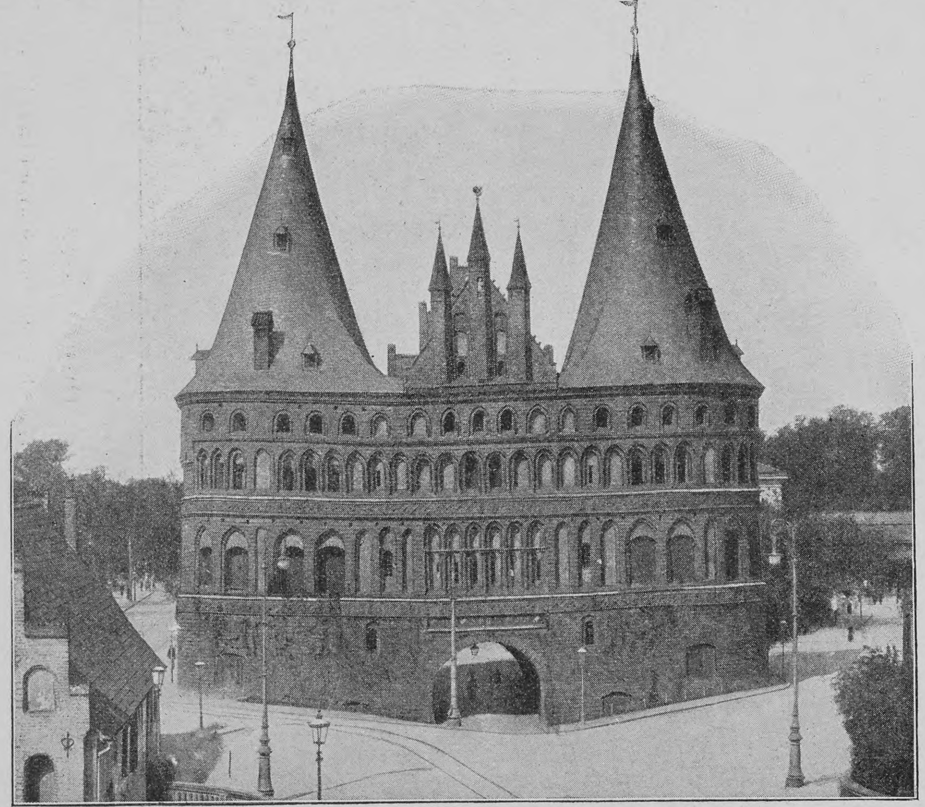
Von

Dr. Th. Hampe

Wenn wir alte Stadtanſichten betrachten, wie ſie uns etwa in den großen Proſpektwerken von Mathäus Merian dem Aelteren, Daniel Meisner, Bodenehr u. a. in ſo reicher Fülle erhalten ſind, ſo ſpringt vor allem der ungemeine Turmreichtum ſelbſt der kleinſten Städte und Flecken in die Augen. Allerdings iſt dabei von vornherein zu bedenken, daß die Hand des Zeichners zumeiſt mehr wiedergegeben hat, als deſſen Auge von dem einmal gewählten Standpunkt aus wahrzunehmen vermochte. Die in Kupferſtich oder Radierung vervielfältigten Blätter ſollten in der Regel weder rein künſtleriſchen noch ſtreng topographiſchen Zwecken dienen, ſondern dem Beſchauer nur ein ungefähres Bild der einzelnen Orte mit möglichſter Wiedergabe oder doch Andeutung aller daſelbſt bemerkenswerten öffentlichen Gebäude vermitteln. Daher bauen ſich denn häufig auch unanſehnliche und in Wirklichkeit ganz flach gelegene Städtchen in dieſen Proſpekten in faſt märchenhafter Pracht vor uns auf, und wir können uns der Annahme nicht erwehren, daß auch geſchäftliche Berechnung beträchtlich dazu beigetragen habe, manche beſcheidene Oertlein in ſolcher Stattlichkeit erſcheinen zu laſſen. War doch bei derartigen Werken gewiß in erſter Linie an die verſchiedenen Obrigkeiten als Abnehmer gedacht.



Das Uenglinger Tor in Stendal

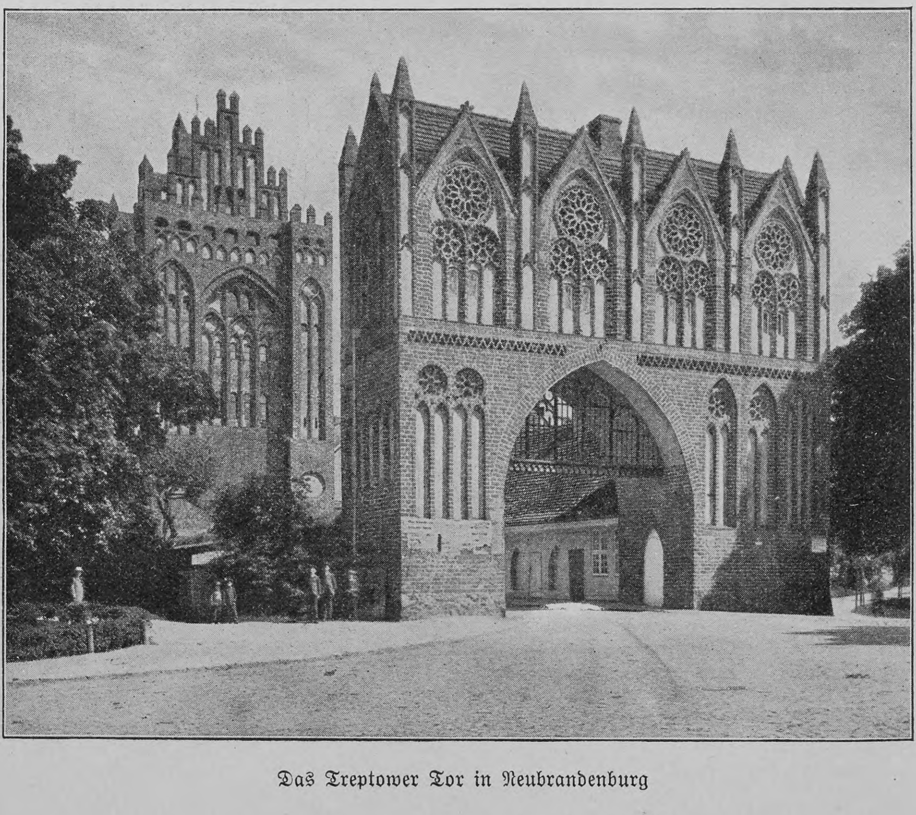


Das Holſtentor in Lübeck

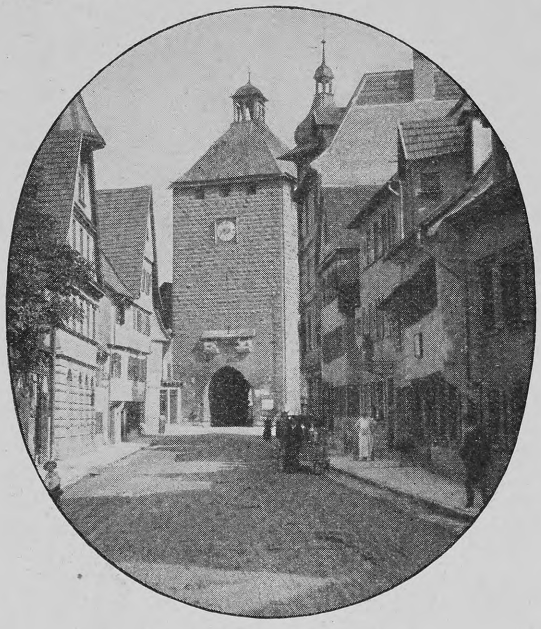
Aber auch wenn wir manches von dem Eindruck, den wir durch jene Proſpekte gewinnen, in Abzug bringen müſſen, bleibt doch eine ganz außerordentliche Vorliebe unſrer Altvordern für Turmbauten als Tatſache beſtehen. Dieſe Turmfreudigkeit, nur in Zeiten überwiegenden Einfluſſes der klaſſiſchen Kunſt gewaltſam zurückgedrängt und heute, wo man ſich der Feſſeln der Antike immer mehr entrafft, wiederum in mächtiger Zunahme, fand ehemals ihren charakteriſtiſchſten Ausdruck vielleicht weniger in der großen Zahl der Mauertürme, die der Befeſtigungsgürtel einer jeden Stadt aufwies, oder ſelbſt in den turm- und türmchenreichen Kirchenbauten des deutſchen Mittelalters, als in den impoſanten Torbauten, deren ſich in allen Gauen unſers Vaterlandes glücklicherweiſe noch viele in ihrer alten Pracht und Großartigkeit erhalten haben. Jene Stadtmauertürme hatten im weſentlichen einen fortifikatoriſchen Zweck, wie das Himmelanſtrebende des gotiſchen Kirchenbaues zum guten Teil in der myſtiſchen Stimmung der Zeit wurzelt, alſo nicht ſo ſehr auf künſtleriſch-äſthetiſchen als auf religiöſen Gründen beruht. Bei den Torbauten dagegen hätte eine geringere Höhe, als wir ſie bei den meiſten antreffen, ihrem praktiſchen Zwecke vielfach beſſer entſprochen, und zugleich zeigt uns die hohe Kunſt, mit der man es verſtand, in der ganzen Anlage wie in der Ausführung mit Anmut gepaarte Kraft zum Ausdruck zu bringen, zeigen uns die reichen und geſchmackvollen Zierformen, mit denen insbeſondere die Städte ihre Tore auszuſtatten liebten, daß hier das eigentlichſte Weſen der Bewohner oder doch der beſte Teil ihres Weſens am Werke geweſen iſt, eine ſtolze Daſeinsfreude und ein hochentwickelter Schönheitsſinn. Mochte auch ein Städtlein noch ſo klein ſein, zum mindeſten ein kunſtvoll und ſtattlich aufgeführtes Tor mußte es ſein eigen nennen. Dabei ward nicht daran gedacht oder fiel doch keineswegs ins Gewicht, daß eben dieſe Bauten weit mehr als andre der Zerſtörung ausgeſetzt waren, daß eine einzige, noch nicht einmal unglückliche Fehde in jener krieg- und fehdereichen Zeit der Herrlichkeit eines ſolchen Torbaues ein raſches Ende bereiten konnte. Die Tore bezeichneten gewiſſermaßen die Burg oder die Stadt ſelbſt, in deren ſchützende Mauern man durch ſie einzog; nach den Toren waren nicht ſelten die verſchiedenen Quartiere benannt, zu ihnen hatte ſich der wehrhafte Bürger in Fällen dringender Gefahr zu Schutz und Schirm der Heimat unverweilt zu begeben. Den hochragenden Torbauten vornehmlich gehörte die Liebe des Volkes, der Erhaltung ihrer maleriſchen Pracht, ihrer ernſten Stattlichkeit, die man ſich gegenüber ihrem heutigen Zuſtande noch gehoben denken muß durch mancherlei ehemals dem Tore etwa vorgelagerte Bollwerke, durch Stadtgraben, Zugbrücke und Fallgatter, war denn auch die unausgeſetzte Sorgfalt der Obrigkeit zugewandt, ohne Rückſicht auf Bedenken praktiſcher Art. Es verlohnt ſich daher nicht nur im künſtleriſchen und kunſthiſtoriſchen, ſondern auch im kulturgeſchichtlichen Sinne wohl, die Geſchichte namentlich des deutſchen Stadttores in großen Umriſſen an uns vorüberziehen zu laſſen und dabei einige der hervorragendſten Denkmäler an der Hand der dieſem Aufſatze beigegebenen Abbildungen etwas eingehender zu betrachten.

Aus dem frühen und hohen Mittelalter haben ſich auf deutſchem Boden Stadttore weder im Original erhalten, noch können wir uns nach gleichzeitigen Abbildungen oder Beſchreibungen ein deutliches Bild von ihrer Bauart und Einrichtung machen. In jenen Zeiten erſt allmählich entſtehender Stadtverfaſſungen, noch unentwickelten Städteweſens und Bürgertums waren die Tore, wie in der Regel auch Mauern und Häuſer, noch von Grund auf aus Holz errichtet. Wir hören von Bränden, die ganze Städte in Aſche legten und ſich in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum mehrmals wiederholten. Dazu gedenke man der Fehden und räuberiſchen Ueberfälle, endlich der nur geringen Dauerhaftigkeit und Widerſtandsfähigkeit des allen Unbilden der Witterung ausgeſetzten Materials. Kein Wunder in der Tat, daß aus den erſten Jahrhunderten des Mittelalters bis tief in die Stauferzeit hinein nicht einmal Reſte ſolcher Denkmäler auf uns gekommen ſind.

Indeſſen darf hier doch ein gewaltiger Torbau nicht unerwähnt bleiben, der aus einer noch viel früheren Zeit ernſt und groß und in mancher Hinſicht rätſelhaft in die Gegenwart hineinragt, die berühmte Porta nigra zu Trier. Allerdings haben wir es hier mit einem römiſchen Bauwerk zu tun, aber der Umſtand, daß uns in der Porta nigra die Antike auf deutſchem Boden entgegentritt, und die im Vergleich mit andern Denkmälern dieſer Art und Zeit, z. B. mit der Porta praetoria zu Regensburg,

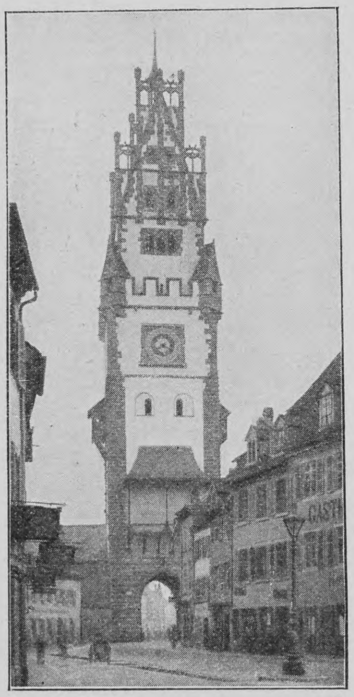


Das Treptower Tor in Neubrandenburg



Das Wolfstor in Eßlingen

ganz vortreffliche Erhaltung des alten Werkes berechtigen uns gleichwohl, es hier in erſter Linie zu nennen. Aus gewaltigen Quaderſteinen, die nicht durch Mörtel, ſondern durch im Innern angebrachte eiſerne Klammern zuſammengehalten werden, iſt das Ganze erbaut, die Außenſeite bei gleichzeitiger ſtarker Betonung der Horizontallinie nur durch rundbogige Fenſter, ſowie Halbſäulen- und Pilaſterſtellungen in derber Ausführung gegliedert. Eigentlicher plaſtiſcher Schmuck iſt nirgends verwendet, und man hat aus dieſem Mangel und der Roheit der Ausführung, die allerdings den Eindruck trotziger Kraft erweckt, wohl ſchließen wollen, daß der Bau nicht ſeine letzte Vollendung erfahren habe.

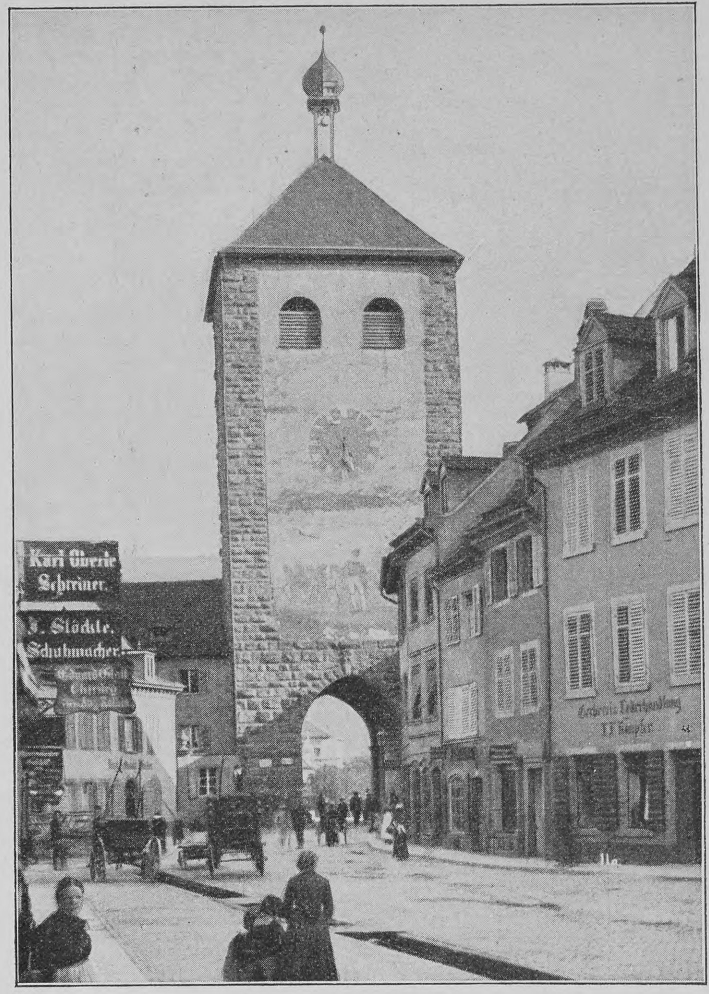


Das Schwabentor in Freiburg i. Br.
(Nach der Reſtaurierung)

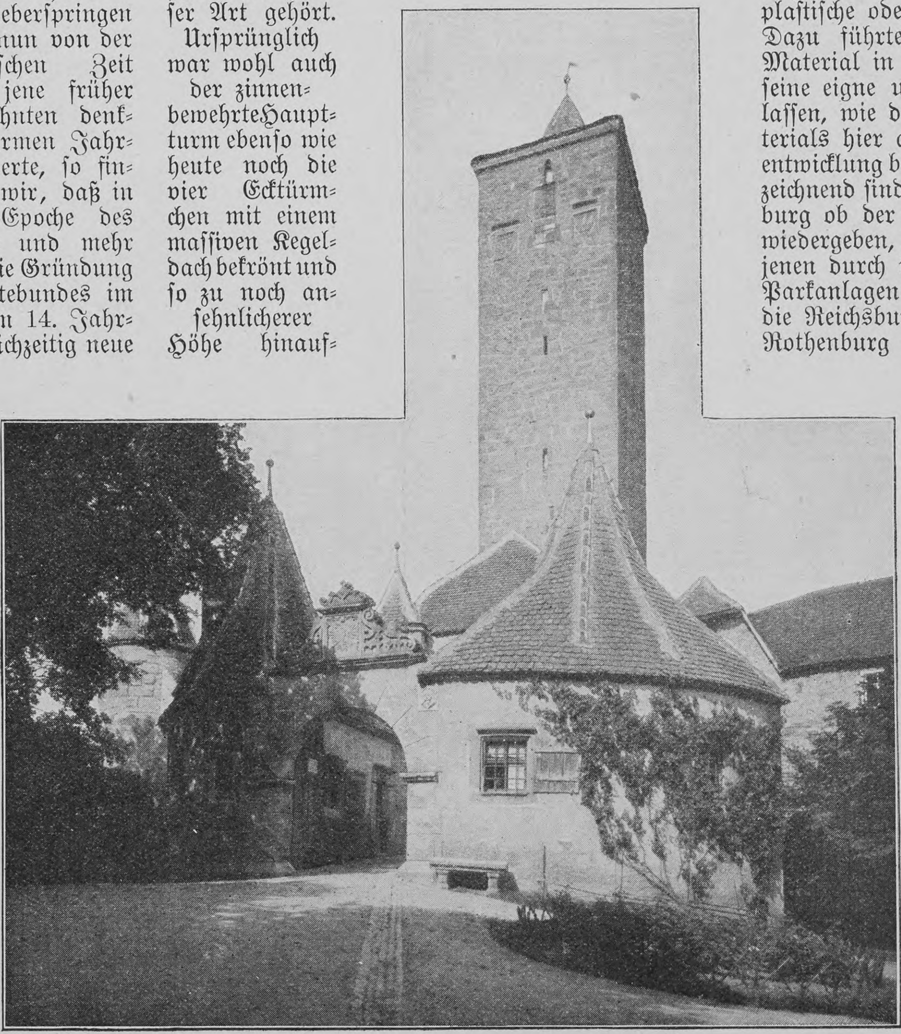
Ueberſpringen wir nun von der römiſchen Zeit aus jene früher erwähnten denkmalarmen Jahrhunderte, ſo finden wir, daß in der Epoche des mehr und mehr erſtarkenden deutſchen Städtetums — die Gründung der Hanſa und des rheiniſchen Städtebundes im 13., des ſchwäbiſchen Städtebundes im 14. Jahrhundert ſind wichtige Etappen und gleichzeitig neue Ausgangspunkte in dieſer Entwicklung — die bis dahin üblichen, aus Holz aufgeführten Tore nach und nach durch Steinbauten erſetzt wurden, deren früheſte vielfach auch den Namen „Steintor“ erhielten. Nach dem dabei verwendeten Material und den durch dieſes bedingten Modifikationen des Stils, vor allem auch der Ornamentik, trennt ſich nun ſogleich, wie in der Geſchichte der Architektur überhaupt, ſo natürlich auch in der Geſchichte des Tores das ſüddeutſche Hauſteingebiet vom norddeutſchen Backſteingebiet.

In den Torbauten des Backſteingebiets feiert die Freude an edlem künſtleriſchen Schmuck und zugleich an farbiger Wirkung ungleich höhere Triumphe als in den Stadttoren Süddeutſchlands. Weite Gebiete Norddeutſchlands mußten, wo nicht etwa eine Waſſerſtraße wie die Elbe half, bei den Verkehrsverhältniſſen der früheren Jahrhunderte auf die Verwendung von Hauſtein ſo gut wie völlig verzichten. In dieſer Beziehung ſtand ihnen nur das namentlich zu plaſtiſchen Zwecken ſchwer zu meiſternde Material der Findlings- oder erratiſchen Blöcke, der Granit, zur Verfügung, aus dem denn auch, wie manche Dorfkirche Norddeutſchlands, ſo auch zumeiſt der Unterbau der Stadttore aufgeführt iſt. Für den Oberbau aber, für den man auf Schmuck keineswegs verzichten wollte, griff man faſt überall zu dem altgewohnten, angeſtammten Material, dem Backſtein. Freilich ließen ſich die ſtarken Ausladungen und maleriſchen Profilierungen, deren der Sandſteinbau fähig iſt, mit ihm nicht erreichen und auch auf das ſchlanke und hohe Aufſtreben des Turmes mußte man verzichten. Dafür aber ward frühzeitig eine überaus reizvolle, ganz eigenartige Dekorationsweiſe ausgebildet, als deren Hauptelemente drei bezeichnet werden können: die farbige Glaſur der Ziegelſteine, die Verwendung von Formſteinen, d. h. aus Formen gepreßter und gebrannter, auch zuſammenſetzbarer Ornamentationsmotive, und die Verwendung weißen oder weißgrauen Mörtels zur Verkleidung gewiſſer Teile der Wand, der darauf berechneten Mauerblenden u. ſ. f. Durch ein harmoniſches Zuſammenwirken dieſer Elemente und natürlich unterſtützt durch eine geſchmackvolle Anordnung der Fenſter, ſowie durch den Hinzutritt fialenartiger und andrer Türmchen, Zinnen, Mauerſtreifen u. ſ. f., endlich durch den hochentwickelten Sinn für eine künſtleriſche Silhouette werden gerade auch in den Torbauten der Mark Brandenburg, Mecklenburgs, Pommerns u. ſ. w. Wirkungen erreicht, die zu den allerbedeutendſten auf dem Gebiete der Architektur gezählt werden dürfen. Daß darunter auch der Eindruck ſelbſtbewußter Kraft und die Großartigkeit des Bauwerkes keineswegs zu leiden brauchen, zeigen vielleicht am beſten das 1469—1476 aus dem Vermächtniſſe des Ratsherrn Johann Broling erbaute pracht- und würdevolle Holſtentor zu Lübeck und das 1440 errichtete Uenglinger Tor in Stendal, das mit dem Tangermünder Tor daſelbſt zu den herrlichſten Bauten dieſer Art gehört.

Urſprünglich war wohl auch der zinnenbewehrte Hauptturm ebenſo wie heute noch die vier Ecktürmchen mit einem maſſiven Kegeldach bekrönt und ſo zu noch anſehnlicherer Höhe hinaufgeführt. Das dritte der hier wiedergegebenen Tore endlich, das Treptower Tor in Neubrandenburg, entſpricht zwar in ſeiner Bauart nicht recht dem fortifikatoriſchen Charakter der Stadttore, lehnt ſich etwas zu ſtark an die Kirchenbaukunſt an, wirkt aber, hiervon abgeſehen, gleichfalls überaus reizvoll.

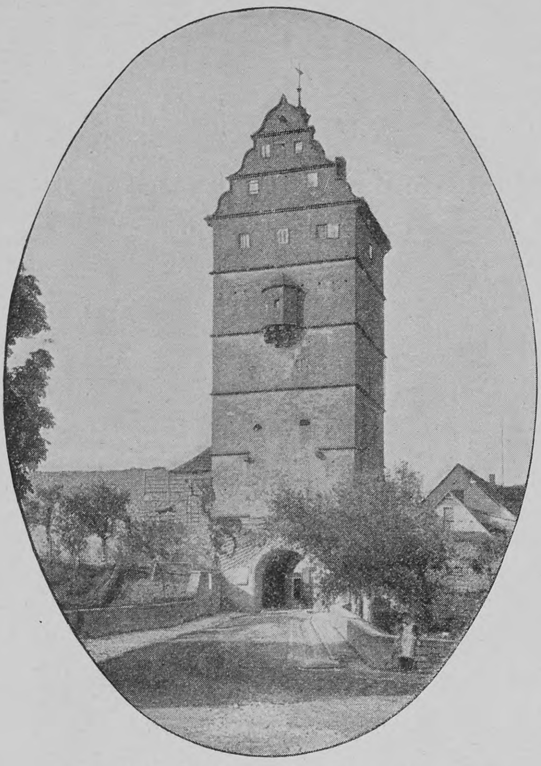


Das Schwabentor in Freiburg i. Br.
(Vor der Reſtaurierung; ſ. d. nebenſtehende Abbildung)



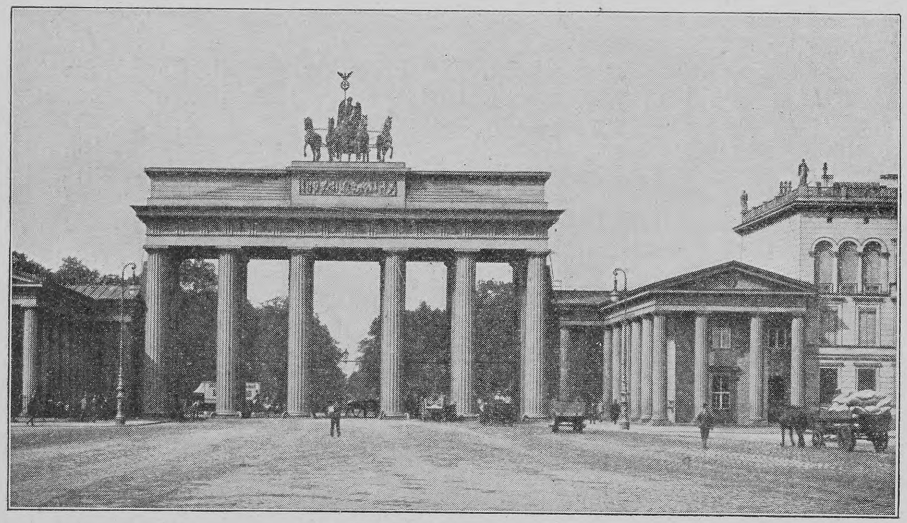
Das Burgtor in Rothenburg o. d. Tauber

In Süddeutſchland, wo namentlich die verſchiedenſten Arten von Sandſtein aus zahlreichen, ſchier unerſchöpflichen Brüchen zur Verfügung ſtanden, finden wir dem Tore vornehmlich den Charakter des Ernſtes und der Kraft, der Gediegenheit und Würde aufgeprägt, während der plaſtiſche oder maleriſche Schmuck mehr zurücktritt. Dazu führte wohl der Gedanke, das treffliche Material in der Hauptſache durch ſich ſelbſt, durch ſeine eigne unverfälſchte Naturſchönheit wirken zu laſſen, wie die Güte und Wetterfeſtigkeit des Materials hier auch der Vorliebe für gewaltige Höhenentwicklung bedeutend Vorſchub leiſtete. Beſonders bezeichnend ſind für dieſe Art mehrere Tore zu Rothenburg ob der Tauber, von denen wir das Burgtor wiedergeben, das heute die Verbindung der Stadt mit jenen durch ihre wundervolle Ausſicht ſo berühmten Parkanlagen vermittelt, an deren Stelle ſich einſt die Reichsburg und der Stammſitz der Vögte von Rothenburg erhob. Faſt durchaus ſchmucklos ſteigt der eigentliche alte, mit einem kurzen Helmdach eingedeckte Torturm bis zu ſehr anſehnlicher Höhe empor. Aber wie wird die Schroffheit ſeines Ausſehens gemildert durch die ihm nach der Seite der „Burg“ vorgelagerten, in ihrer gegenwärtigen Geſtalt allerdings erſt dem 17. bis 18. Jahrhundert angehörenden, grünumrankten Rundbauten mit ihren hohen Ziegeldächern und dem zwiſchen ihnen eingeſpannten reizvoll bekrönten Torbogen! Ueberaus wirkungsvoll in ſeiner mächtigen Erſcheinung iſt auch das Hohetor oder Hohntor, wie es meiſt genannt wird, zu Neuſtadt an der Saale, das indeſſen nur in ſeinem unteren Teile noch dem urſprünglichen Baue von 1578 angehört; der obere Teil wurde 1636 auf Befehl des ſchwediſchen Oberſten Adam von Pfuhl durch Feuer zerſtört und ſpäter in etwas veränderter Form wiederhergeſtellt. Hier wiederum tragen die durch rund herum geführte Steinleiſten



Das Hohetor in Neuſtadt a. S.

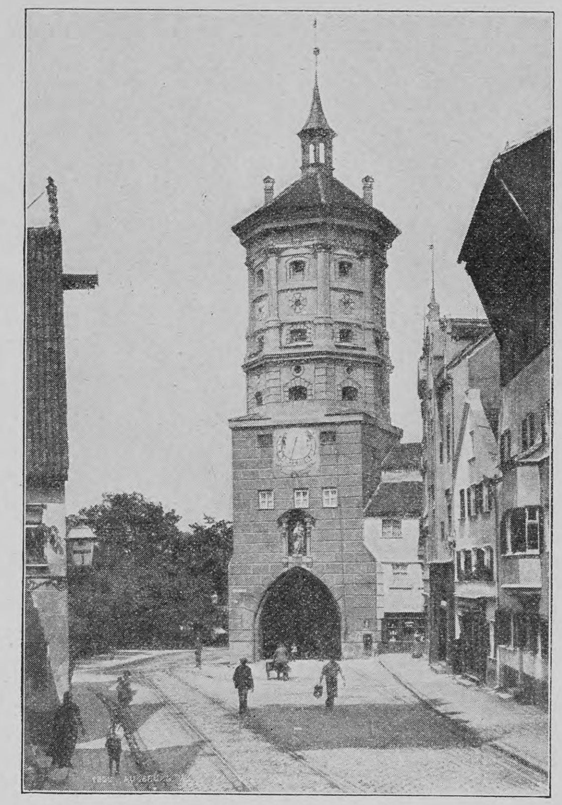
bewirkte horizontale Gliederung, das auf vier kräftigen Konſolen ruhende Erkerchen, urſprünglich wohl eine ſogenannte Pechnaſe zum Begießen andringender Feinde mit ſiedendem Pech, und die Fenſter der Obergeſchoſſe weſentlich nicht nur zur Belebung der Flächen, ſondern auch zur freundlicheren Geſtaltung des Ganzen bei. Einen finſtereren und wegen geringerer Höhe auch nicht ſo majeſtätiſchen Eindruck macht das Ober-, Brot- oder Wolfstor in Eßlingen, das die innere Stadt mit der Obertorvorſtadt verbindet und als einziger von den ehemals ſo zahlreichen Tortürmen der alten Reichsſtadt übrig geblieben iſt. Der Bau iſt jedoch intereſſant durch die beiden über dem Torbogen angebrachten ſteinernen Löwenfiguren aus dem 12. bis 13. Jahrhundert, die hohenſtaufiſchen Löwen, wie ſie nicht ohne Grund genannt werden. Das Turmdach rührt wohl erſt von der Renovierung des Tors im Jahre 1733 her.



Das Brandenburger Tor in Berlin

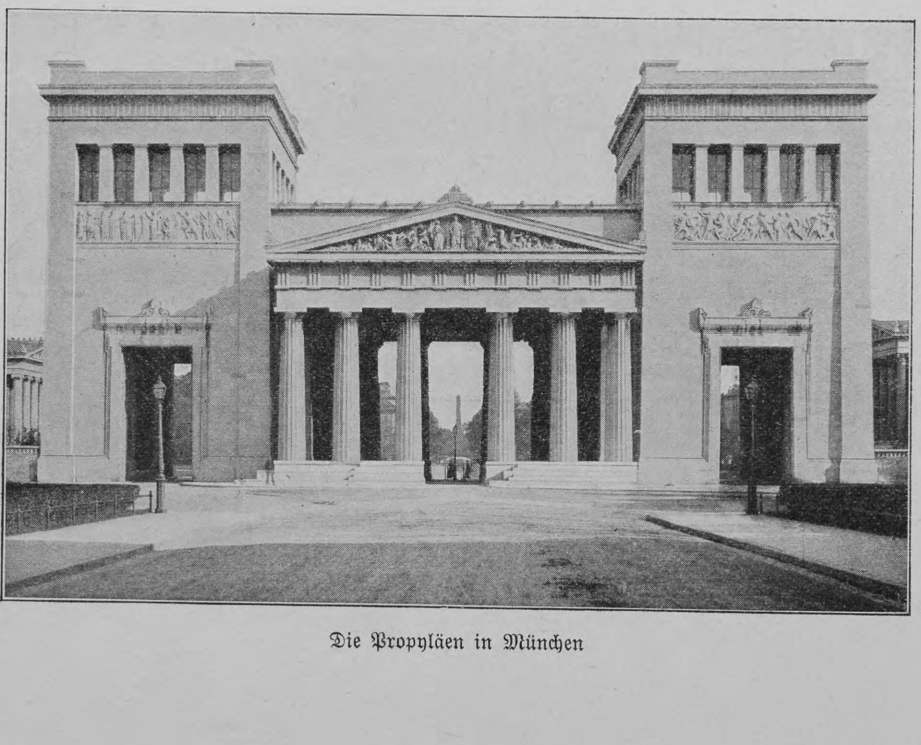
Dagegen begegnen uns nun aber auch in Süddeutſchland, im Gebiet des Hauſteines, gelegentlich ungleich reicher geſchmückte Torbauten, von denen als Beiſpiele hier nur noch zwei beſprochen und gleichzeitig abgebildet ſein mögen, nämlich das Wertachbrucker Tor zu Augsburg und das Schwabentor zu Freiburg im Breisgau. Das erſtere iſt eine Schöpfung des hervorragenden und fruchtbaren Spätrenaiſſance-Architekten Elias Holl (1573 bis 1646), von dem als ſeine bedeutendſten Werke das Augsburger Rathaus und das ehemalige reichsſtädtiſche Zeughaus, dazu auch der Rote Torturm am Südende der Stadt herrühren. Das Wertachbrucker Tor liegt ganz am entgegengeſetzten Ende und iſt von den beiden Hollſchen Toren das reicher geſtaltete und im einzelnen zierlicher durchgebildete. Der auf quadratiſcher Grundfläche errichtete Turm ſpringt etwa in der Mitte ſeiner ganzen Höhe ins Achteck um, und auf den ernſten und ſchwerfälligen Unterbau folgt nun ein anmutiger, faſt graziöſer Oberbau, in deſſen eigenartiger und reizvoller Gliederung namentlich der Einfluß der Kunſt des Andrea Palladio nicht zu verkennen iſt. — Aelter in ſeiner urſprünglichen Anlage iſt das Schwabentor in Freiburg im Breisgau, das ganz neuerdings einer Reſtaurierung unterzogen worden iſt und das wir daher in zwei weſentlich voneinander verſchiedenen Anſichten wiedergeben. Ehemals war es ein ziemlich ſchmuckloſer Bau, deſſen einzige Zier, ein Freskobild, das auch auf unſrer Abbildung einigermaßen zu erkennen iſt, den ſchwäbiſchen Bauern darſtellt, der, wie die Sage erzählt, einſt mit ſeinem in Fäſſer gefüllten Gelde nach Freiburg kam und die ganze Stadt zu kaufen begehrte. Neuerdings hat man nun dem alten Turm an Stelle der früheren, allerdings wenig geſchmackvollen Bedachung eine merkwürdige Bekrönung gegeben und ihn auch ſonſt mit allerlei bunten Zutaten herausgeſtutzt. Ich weiß nicht, ob dieſe Ausgeſtaltung etwa alten Plänen oder Beſchreibungen entſpricht — auf dem Proſpekt von Rudolf Manuel Deutſch in Sebaſtian Münſters Kosmographie (1549) und der „Abcontrafeyung“ der Stadt von Gregorius Sickinger, Formſchneider aus Solothurn, vom Jahre 1589 erſcheint das Tor in ſehr viel einfacheren Formen —, aber an ernſter Würde hat der Bau durch dieſe Reſtaurierung ohne Zweifel ganz weſentlich eingebüßt. Allerdings iſt er ja nicht durchaus Hauſteinbau, und ſeiner Doppelnatur hat man vielleicht Rechnung tragen wollen, indem man den Oberbau an die Formen der Backſteinarchitektur erinnern ließ.

Mit der ſtetigen Verbeſſerung der Angriffswaffen, vor allem der Geſchütze, und der jahrhundertelangen Verarmung, in die der Dreißigjährige Krieg unſer Deutſchland ſtürzte, mußte aber ſchließlich doch der Sinn für ſo glanzvolle, impoſante und natürlich auch ſehr koſtſpielige Torbauten, die ſtets zugleich ein deutliches Zeichen für den Wohlſtand, ja Reichtum der betreffenden Stadt und ihrer Bürger geweſen waren, immer mehr, immer unaufhaltſamer ſchwinden. Und wenn auch den Stadttorbauten eigentlich erſt in unſern Tagen ihre letzte Stunde geſchlagen hat, ſeitdem man ſelbſt bei Feſtungen den umgebenden Befeſtigungswerken nicht mehr traut und den ganzen Nachdruck auf die Entwicklung der oft weitvorgeſchobenen Forts zu legen beginnt, ſo hat doch der mit jener Verarmung naturgemäß Hand in Hand gehende Verfall der Kunſt ſeit dem 17. Jahrhundert kaum noch ein wahrhaft bedeutſames Werk auf dieſem Gebiete entſtehen laſſen. Ein wirkliches Stadttor wenigſtens, wenn auch nicht mehr in dem früheren Sinne, war noch das Brandenburger Tor in Berlin, das 1788 bis 1791 von Karl Gotthard Langhans als eine freie Nachbildung der Propyläen auf der Akropolis zu Athen erbaut wurde, und deſſen erhebliche künſtleriſche und noch mehr kunſthiſtoriſche Bedeutung gleichfalls nicht beſtritten werden kann, wie es denn ja überdies ſamt der es krönenden ehernen Siegesgöttin von Gottfried Schadow in der verhältnismäßig kurzen Zeit ſeines Beſtehens bereits zu einem durch die Geſchichte geweihten Wahrzeichen der nunmehrigen Reichshauptſtadt geworden iſt.

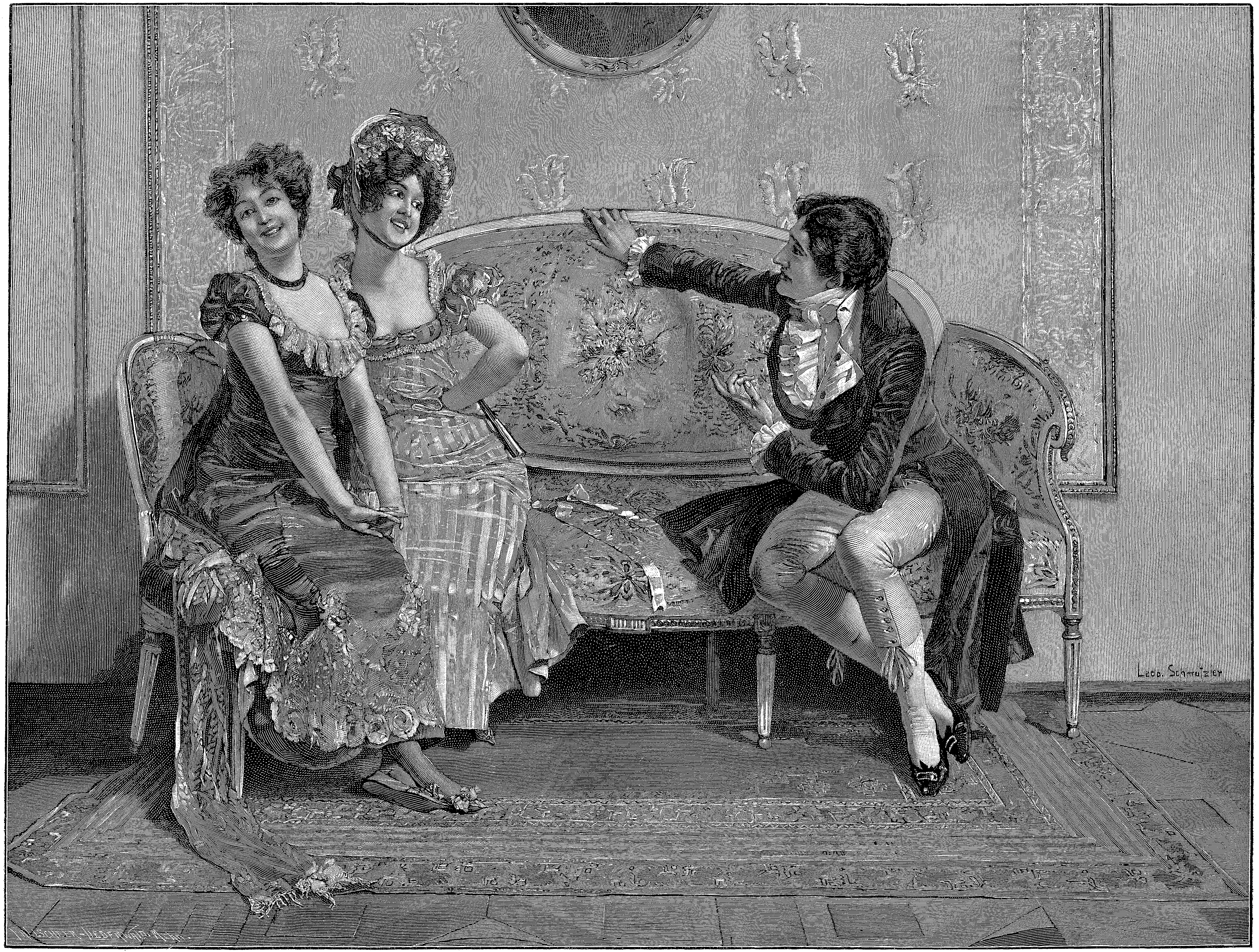


Das Wertachbrucker Tor in Augsburg.
Erbaut von Elias Holl

Eine ſtrengere Nachahmung der Propyläen ließ König Ludwig I. von Bayern am Königsplatz in München zur Verherrlichung der Wiedergeburt Griechenlands mit einem Koſtenaufwande von 700000 Gulden nach Leo von Klenzes Entwürfen erbauen. Schwanthaler ſchuf hierzu die Giebelreliefs mit Darſtellungen aus den griechiſchen Freiheitskämpfen und der Regierung König Ottos I. von Griechenland, des Sohnes Ludwigs I., der am Tage nach der Eröffnung dieſes Prachttores (30. Oktober 1862), nach dreißigjähriger Regierung von den Griechen vertrieben, wieder ſeinen Einzug in München hielt. Dieſer Bau kann nun in keiner Weiſe mehr als ein eigentliches Stadttor bezeichnet werden. Es iſt nichts andres als lediglich eine Reminiszenz, ein Denkmal, und hindert im Grunde den modernen Straßenverkehr mehr, als daß er ihn vermitteln hülfe und förderte. Dieſen letzteren Fehler hat nun Klenzes Werk heutigentags leider mit manchen der altehrwürdigen, maleriſchen und ſtattlichen Torbauten aus früherer Zeit gemein, um deren Fortexiſtenz oder Niederlegung gerade gegenwärtig in verſchiedenen großen und verkehrsreichen Städten ein erbitterter Kampf geführt wird. Um jedoch mit dieſem ſorgenvollen Ausblick in die Zukunft der alten herrlichen Stadttore nicht zu ſchließen, erinnern wir uns freudig, daß vielleicht die köſtlichſten Schätze dieſer Art gerade die kleineren Städte bergen, die das ihnen von der Vergangenheit anvertraute Gut als ihre ſchönſte Zierde gewiß allezeit treu bewahren und behüten werden.



Die Propyläen in München


Leop. Schmutzler

Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Luſtige Unterhaltung

Nach dem Gemälde von L. Schmutzler

Tätigkeit der Pferdevormuſterungskommiſſion:
Reif für den Train!

Der Train in Krieg und Frieden

Von

Karl Auguſt v. d. Pinnau

(Mit neun Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph
O. Tellgmann, Eſchwege)

Mit dem Train hat man ſich in letzter Zeit mehr beſchäftigt, als ihm lieb war. Ueberhaupt hat dieſe ſo wichtige Inſtitution das unglückliche Los, daß meiſtens in etwas ironiſchem Ton von ihr geſprochen wird.

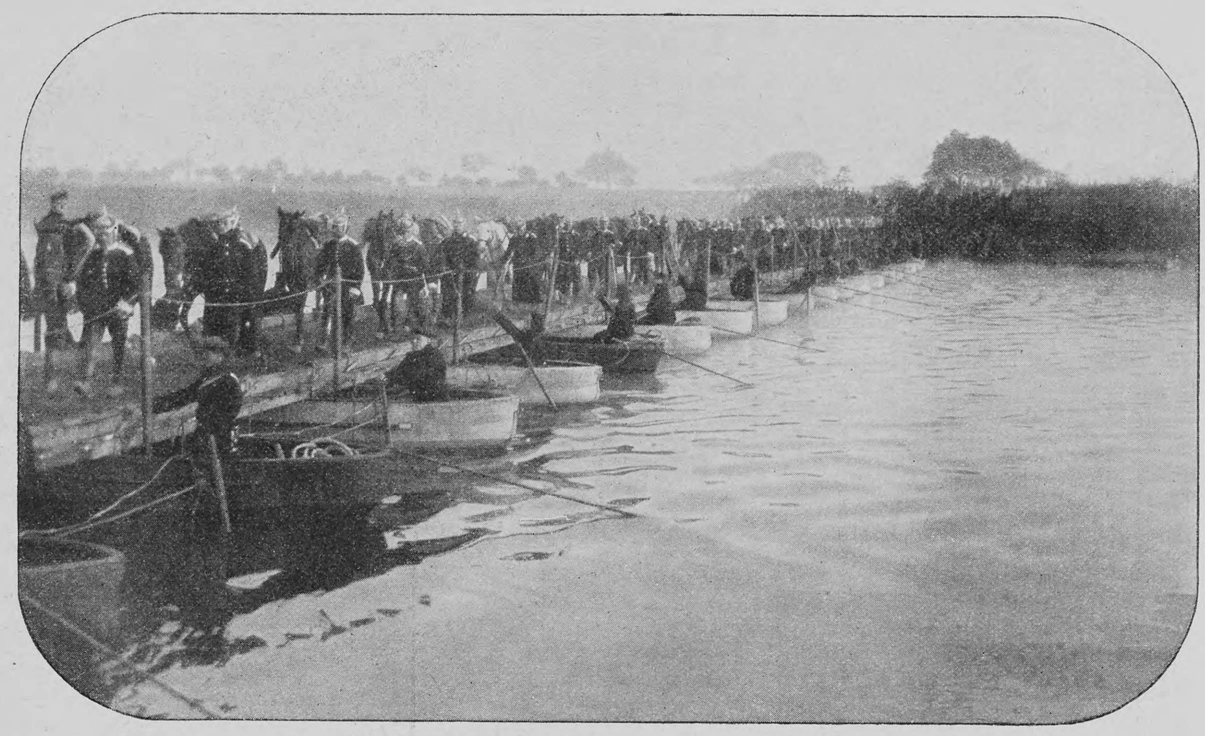
„Nur der Train drillt immerdar
Krummbein'ge Rekrutenſchar;
Daß er nicht die Luſt verliert,
Wird er öfters inſpiziert.“

So ſingt der Dichter der bekannten „Militäriſchen vier Jahreszeiten“ vom Train, der deshalb, weil er nicht dazu beſtimmt iſt, mit dem Säbel in der Fauſt in die Schlacht zu ziehen, leider nicht überall die Anerkennung findet, die er verdient. Im Frieden hat man gut über die „Troßknechte“ zu ſpotten, aber im Kriege werden die Spötter ſchon bald eine andre Tonart anſchlagen, würden doch bald ohne die Tätigkeit des Trains überall Mangel und Entbehrungen eintreten.

Der Dienſt des Trains im Frieden iſt außerordentlich mannigfaltig; neben der eigentlichen Ausbildung im Fahren, Schirren, Beladen der Fahrzeuge, wird der Train zu Fuß mit dem Seitengewehr und dem Karabiner und im Reiten ausgebildet. Selbſtverſtändlich wird Turnen, Unterricht, Wachdienſt nicht vernachläſſigt, alles in allem ein ſehr reichhaltiges Programm, beſonders wenn man bedenkt, daß der größte Teil der Mannſchaften nur ein Jahr und weniger dient. Für das Ausbildungsperſonal iſt der Dienſt außerordentlich anſtrengend, da es Ruhepauſen ſo gut wie gar nicht gibt. Die oben angeführten Verſe haben ſchon ihre Richtigkeit!

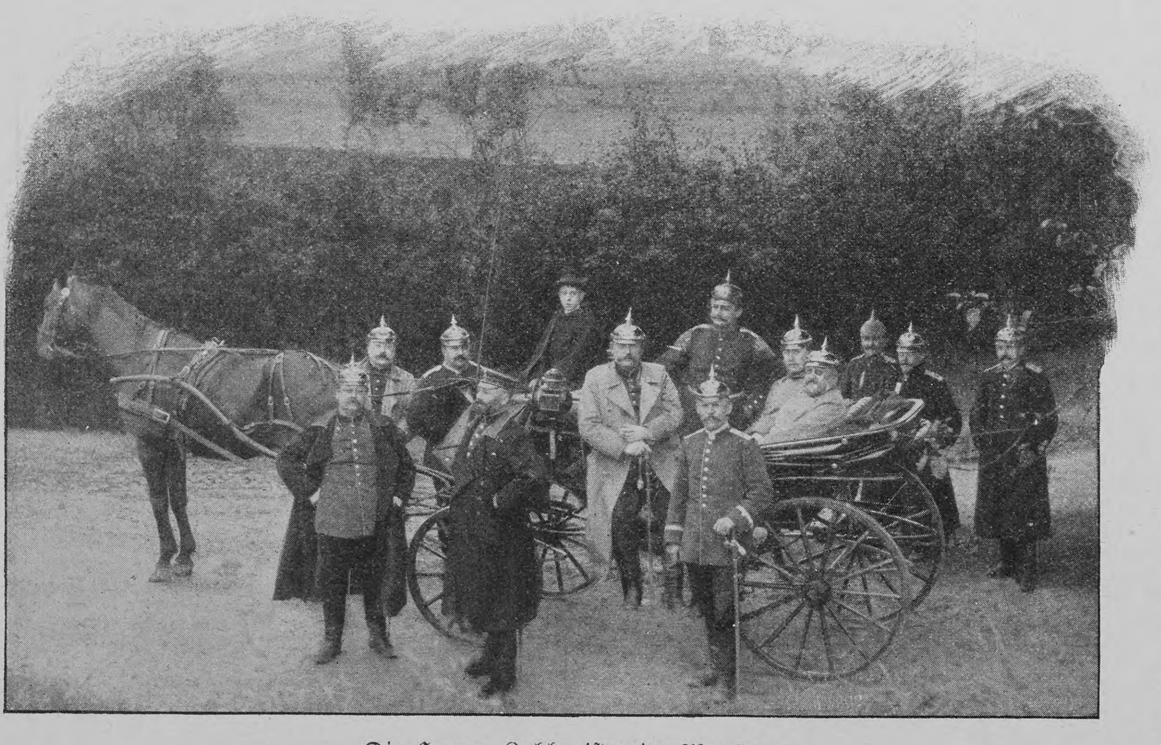
Die einzigſte Erholung iſt ſchließlich das Manöver, doch rückt immer nur ein verhältnismäßig kleines Kommando mit aus, teils aus Sparſamkeitsrückſichten, teils aus Mangel an Perſonal, das der Ausbildung nicht entzogen werden kann. Für den kommandierenden Trainoffizier kann es kaum einen idealeren Zuſtand geben als ſo ein Manöver. Meiſtens noch junger Leutnant, iſt er „Selbſtherrſcher aller Reußen“. Seelenvergnügt fährt er mit ſeinen paar Wagen, von denen niemand etwas wiſſen will, hinter der Kolonne her. Handelt es ſich hierbei doch meiſtens um Fahrverſuche, um irgend ein Wagenſyſtem auszuproben u. dergl. Die einzelnen Wagen, wie Patronen- oder Medizinwagen, intereſſieren ihn nicht, da ſie den betreffenden Truppenteilen direkt unterſtellt ſind. Neu iſt die Einführung von Waſſerwagen, wie wir auf unſerm Bilde S. 330 einen ſehen; ſie ſollen beſonders in waſſerarmen Gegenden bei anſtrengenden Märſchen und großer Hitze ſofort das labende Naß zur Stelle haben, um Hitzſchlägen vorzubeugen. Welch gewaltiger Unterſchied gegen die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren, wo man das Trinken während des Marſches für das allerungeſundeſte hielt und daher ſtrenge verbot.

Schwieriger wird die Aufgabe für den Trainoffizier ſchon, wenn es gilt, die Kolonne fürs Biwak zu dirigieren. Von allen Seiten kommen die gemieteten Fuhrwerke heran. Ebenſo wie die Konſtruktionen der Wagen die verſchiedenſten ſind, ebenſo die Roſſe und ihre Lenker. Neben den tadelloſen Geſpannen des Rittergutes die mannigfaltigſten Gefährte der Bauern und Fuhrleute. Hier der adrette Kutſcher, dem man es anſieht, daß er gedient hat, dort der Bauer im blauen Kittel, die unzertrennliche Pfeife im Munde. Eine Eigenſchaft beſitzen ſie aber alle, die Liebe zur Flaſche, der Urſprung vielen Aergers für den Kolonnenführer. Wenn auch Ortſchaften und in ihnen die Wirtſchaften gemieden werden wie die Peſt, die Flaſche geht doch von Hand zu Hand, iſt doch viel Platz auf den Wagen, um ſie unterzubringen. Da nützt kein Fluchen und Wettern, da hilft kein Galoppieren von einem Ende der Kolonne zum andern, man kann ſich eben nicht zerreißen, und vor allen Dingen — die Fuhrleute ſind keine Soldaten. Das wird im Kriege ja ganz anders, aber vorläufig iſt man ja noch im Frieden.



Der Brückentrain in Tätigkeit: Flußübergang eines Kavallerieregiments

Am Empfangsmagazin haben ſich inzwiſchen die Zahlmeiſter eingefunden — die Herren ſind zu Wagen gekommen, denn es hieß ſchon in der Nacht aufbrechen. Dann hat jeder Truppenteil ſeine Empfangsfouriere und Begleitmannſchaften geſchickt, die die gemieteten Wagen bereits eskortieren. Der Empfang geht ſchnell von ſtatten, und nach der Truppeneinteilung rangiert ſich die Kolonne: vorne für die Vorpoſten, dahinter für das Gros, regimenter- oder bataillonsweiſe geordnet, Gepäck-, Fourage- und Strohwagen. Langſam ſetzt ſie ſich in Bewegung, allmählich kommt alles in Zug im wahrſten Sinne des Wortes, da, ein plötzliches Stopp — die Achſe eines Bauernwagens iſt gebrochen, der Wagen umgeſtürzt. Da liegen nun all die tauſend Sachen und Sächelchen, die das Gepäck zweier Kompagnien ausmachen, im Chauſſeegraben. Jetzt iſt auch ſchon der Führer herangeſprengt, der Schaden iſt im Augenblick nicht auszubeſſern, deshalb ſchnell das Gepäck auf die andern Wagen verteilt; es macht das keine Schwierigkeiten, denn das Offiziersgepäck iſt im Manöver ſo beſchränkt, daß die Wagen gegen früher das Ausſehen haben, als führen arme Leute über Land. Sobald alles wieder in Ordnung iſt, geht es langſam vorwärts in den lachenden Herbſtmorgen hinein. Zwei Stunden Marſch, dann iſt das Ziel erreicht, vorläufig, denn hier gilt es weitere Befehle abwarten, weiß man doch nicht, nach welcher Seite ſich die Schlacht wenden wird. Stunde auf Stunde verrinnt, die Sonne ſendet ſengend ihre Strahlen aus dem blauen Himmel hernieder, Menſch und Pferd werden von der Müdigkeit überwältigt. Nur der Führer reitet ruhelos umher — da, ein Radfahrer, ſicher ein Befehl zum Vorrücken! Doch nein, er ſoll nur ein Taſchentuch für den



Die Herren Zahlmeiſter im Manöver

Herrn Diviſionskommandeur vom Gepäckwagen holen. Alſo warten wir weiter! Endlich übermannt auch den Führer die Müdigkeit, er nickt ſanft in dem ſchwellenden Graſe des Wegerains ein. „Wo iſt der Kolonnenführer?“ ertönt es mit einem Male im ſcharfen Kommandoton, der Diviſionsadjutant iſt perſönlich erſchienen, um den Befehl zum Vorrücken zu bringen. Sofort iſt alle Müdigkeit vergeſſen, und munter geht es dem Ziele zu. Da erſcheint auch ſchon der Adjutant des Vorpoſtenkommandeurs, die Vorpoſtenbagage biegt ſeitwärts aus; jetzt kommen Ordonnanzoffiziere und Radfahrer, um die Wagen auf die Biwakplätze zu dirigieren, die Truppen rücken gerade ein, es hat alles brillant geklappt, und befriedigt läßt ſich der Kolonnenführer ſein Zelt aufſchlagen. Wenn er auch nur ausführendes Organ war, ſo hat er gleichwohl nicht das wenigſte zum Gelingen beigetragen. Kriegsmäßiger ſtellen ſich die Uebungen in den Kaiſermanövern dar. Dann werden tatſächlich Teile von Proviant- und Fuhrparkkolonnen, von Brückentrains und Feldbäckereikolonnen beſpannt. Aber wie viel Bataillone müſſen da herangezogen werden, um dieſe kleinen Abteilungen zu beſpannen und zu bemannen, ein Beiſpiel für das Mißverhältnis zwiſchen den Friedens- und Kriegsſtärken der Trainbataillone.

Wenden wir nun auch noch kurz unſern Blick auf die Kriegsformationen. Zunächſt werden die Truppenfahrzeuge der Fußtruppen, die den einzelnen Truppenteilen direkt unterſtellt ſind, beſpannt. Es ſind dies die Bagagen; ſie erfahren dann, wenn ein Zuſammentreffen mit dem Feinde zu erwarten iſt, eine Trennung in kleine und große Bagage. Die kleine Bagage, zu der bei der Infanterie die Patronen- und Medizinwagen, bei der Kavallerie die Faltbootwagen, bei den Pionieren die Feldmineur- und Schanz- und Werkzeugwagen gehören, bleibt ſtets bei der Truppe, während die große Bagage, die dasjenige enthält, was die Truppe im Quartier und Biwak braucht, abgezweigt wird und in einer ſolchen Entfernung marſchiert, daß ſie die Bewegungen nie hindert, mag die Truppe im Vor- oder Rückmarſch ſich befinden.

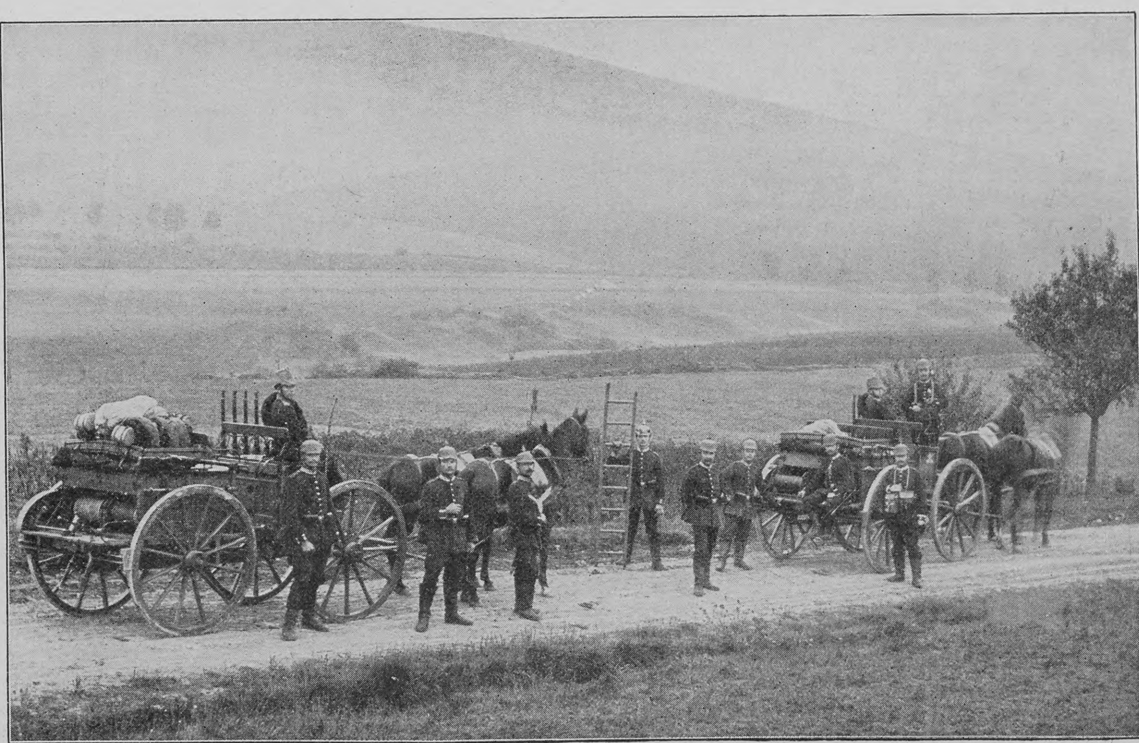
Beſonders nach einem unglücklichen Gefecht wird es der ganzen Energie der Kolonnenführer bedürfen, um die Straße für die Truppe frei zu machen. Die erſten Artilleriegeſchoſſe ſchlagen ein! Mehrere Pferde wälzen ſich verwundet am Boden, die Straße iſt geſperrt. Da heißt es mit Aufbietung aller Kräfte zu arbeiten, um die Bewegungshinderniſſe zu beſeitigen. Aber wie ſchwierig kann die Lage erſt werden, wenn ein ſolcher Unfall in einem Engpaß eintritt, da kann die Exiſtenz ganzer Truppenteile in Frage geſtellt werden. Die Kriegsgeſchichte weiſt manches Beiſpiel hierfür auf. Bedenklicher wird die Sache noch, wenn die ganzen Trains und Kolonnen in ein ſolches Unglück mit hineingezogen werden, denn ſie nehmen eine Länge von 22 Kilometern, d. h. die Strecke eines Tagesmarſches, mit den Abſtänden faſt das Doppelte, ein. Ueber ſie richtig zu disponieren vermag daher auch nur die Zentralſtelle, d. h. das Armeekorps, da nur von hier aus die Verhältniſſe genau überſehen werden können, denn die Hauptaufgabe wird immer bleiben, die Truppe die Wohltaten der Trains und Kolonnen ſo häufig und ſo intenſiv wie möglich genießen zu laſſen, ſoweit es ſich mit der Schlagfertigkeit nur irgend vereinigen läßt.

Da ſind zunächſt die Proviant- und Fuhrparkkolonnen, die die Verpflegungsreſerve nachzuführen beſtimmt ſind, ein Bindemittel zwiſchen den Lebensmittel- und Futterwagen der Truppe einerſeits und den Magazinen und den Etappenformationen anderſeits. Es iſt ganz gewaltig, welch ungeheure Mengen notwendig ſind, um unſre Maſſenheere zu verpflegen. Dieſe Frage gehört zu den brennendſten eines Zukunftskrieges; wer ſie am beſten löſt, wird ſchon von vornherein einen großen Vorteil über ſeinen Gegner haben. Beſonders in den Zeiten kurz vor der Entſcheidung wird die Verpflegung große Schwierigkeiten bieten, da dann alles auf engem Raum ſich zuſammendrängt. Mit welchem Jubel wird da die Kolonne begrüßt werden, die nach ermüdendem Marſche plötzlich im Biwak erſcheint. Schnell ſind die Wagen entladen, ſchnell iſt die Mahlzeit bereitet, für manchen die letzte, aber was tut's, die Hauptſache iſt, die verausgabte Kraft iſt durch neue erſetzt, und mit leerem Magen iſt ſchlecht Schlachten ſchlagen.

Die 6 Proviant- und 7 Fuhrparkkolonnen eines Armeekorps führen den Bedarf an Verpflegung und Futter für ein mobiles Armeekorps und eine halbe Kavalleriediviſion auf 4 Tage mit ſich, d. h. etwa 185 000 Portionen zu 1 Kilogramm und etwa 50 000 Rationen zu 6 Kilogramm. Aus dieſen wenigen Zahlen kann man ſich ſchon einen Begriff

Einfahrt der Gepäckwagen auf den Biwakplatz

Die Bagage im Manöver: ein Marſchhindernis



Die Wagen der Telegraphentruppen

Telegraphenſtation der Luftſchifferabteilung

machen, welcher Aufwand von Kräften dazu gehört, um die Verpflegung für ein Armeekorps nachzuführen, und wir haben 23 Armeekorps, zu denen im Kriege noch zahlreiche Reſervediviſionen und andre Formationen treten werden.

Gleichfalls zur Beſchaffung von Verpflegung ſind die Feldbäckereikolonnen beſtimmt, da wir Europäer auf die Dauer den Brotgenuß nun einmal nicht entbehren können. Je länger die Backöfen in Tätigkeit ſein können, je ſeltener ein Ortswechſel ſtattfindet, deſto größer iſt natürlich ihre Leiſtungsfähigkeit. Das im Frieden allerdings wohl nur von den Mutterſöhnchen geſchmähte Kommißbrot kommt im Felde zu ungeahnten Ehren; wie mancher wäre froh, wenn er ein trockenes Stück ſeinem knurrenden Magen einverleiben könnte.

Wenn die obengenannten Kolonnen für den Verpflegungsnachſchub beſtimmt ſind, ſo ſollen die Munitionskolonnen den Erſatz an Artillerie- und Infanteriegeſchoſſen nachführen. Werden ſie auch nicht vom Train, ſondern von der Artillerie mobil gemacht, und ſind ſie auch ihr unterſtellt, ſo muß ihrer hier doch Erwähnung getan werden, da ſie zu den Trains und Kolonnen gehören. Vier Infanterie- und ſechs bis acht Artilleriemunitionskolonnen faſſen ſo viel Munition, daß ein Erſatz im allgemeinen ſichergeſtellt iſt. Und doch, wie häufig wird es vorkommen, daß einzelnen Teilen die Munition ausgeht oder knapp wird. Aber ausharren heißt es trotzdem, nur nicht merken laſſen, daß man kein Geſchoß mehr zu verſenden hat! Ab und zu wird mit einer Kartuſche das Feuer markiert, — und dabei die immer heftiger einſchlagenden feindlichen Geſchoſſe, wahrlich ein Stück Heldentum, — da raſſelt es mit einem Male heran, es iſt gelungen, Teile der Kolonne in die Feuerlinie hineinzuführen, jetzt, Feind, nimm dich in acht!

Vom Train dagegen werden die ganzen Sanitätsformationen beſpannt: die Medizinwagen, die Wagen der Sanitätskompagnien und die Feldlazarette, während ſelbſtverſtändlich die ärztliche Fürſorge dem Sanitätsperſonal obliegt. Die Schlacht iſt im Gange! Mit Hilfe der Krankentragen und Wagen werden die Verwundeten zu dem Hauptverbandplatz, der von den Aerzten der Sanitätskompagnie möglichſt außerhalb des feindlichen Feuers errichtet iſt, gebracht, um hier der erſten ärztlichen Behandlung teilhaftig zu werden. Von hier werden die Schwerverwundeten den Feldlazaretten überwieſen. Von den 12 Lazaretten, deren jedes Einrichtungen für 200 Betten hat, iſt inzwiſchen ein Teil auf Befehl des kommandierenden Generals vorgezogen und zur Aufſtellung gelangt, die andern folgen, und iſt die Schlacht verluſtreich geweſen, ſind ſie ſchließlich alle in Tätigkeit. Was nun, wenn die Schlacht am nächſten Tage weitergeht? Es muß daher das Streben aller ſein, dafür zu ſorgen, eine Anzahl Feldlazarette möglichſt ſchnell wieder verfügbar zu machen, indem man einen Teil der Kranken in feſtſtehenden Krankenhäuſern, in Schulen, Kirchen in requirierten Betten unterbringt, um ſie dann möglichſt bald nach der Heimat weiterzubefördern.

Zu den eigentlichen Kolonnen ſind noch die Pferdedepots zu rechnen, die den Erſatz an Pferden nachführen und überſchüſſige Pferde in ſich aufnehmen ſollen.

Die Brückentrains und Telegraphenabteilungen werden zwar auch vom Train beſpannt, ſie gehören aber zu den fechtenden Truppen und können ihre Verwendung in vorderſter Linie finden. Ein Fluß iſt zu überſchreiten, der Feind hat die Brücken zerſtört. Trotzdem iſt auf einen nachhaltigen Widerſtand nicht zu rechnen. Die beiden Diviſions- und der Korpsbrückentrain ſind in der Avantgarde vorgezogen. Die Pionieroffiziere ſprengen nach vorn, und gar bald iſt eine günſtige Stellung für den Brückenſchlag gefunden. Die Flußbreite reicht gerade aus, und in fünfſtündiger angeſtrengter Arbeit haben zwei Pionierkompagnien mit den drei Trains des Armeekorps 200 Meter überbrückt. Sofort beginnt das Ueberſchreiten, Truppenteil folgt auf Truppenteil, wie es unſer Manöverbild veranſchaulicht.

Auch die Telegraphenabteilungen werden vom Train beſpannt, rechnen aber nicht zu den eigentlichen Trains. Die Diviſionstelegraphenabteilungen führen bis zu 22 Kilometer Leitung, die Korpstelegraphenabteilung über 160 Kilometer mit ſich. Hierzu gehören auch die Fahrzeuge für die Funkentelegraphie ſowie für ſonſtige Signalapparate. Unſre Bilder führen uns eine Telegraphenſtation in Tätigkeit ſowie Wagen einer Telegraphenabteilung vor Augen.

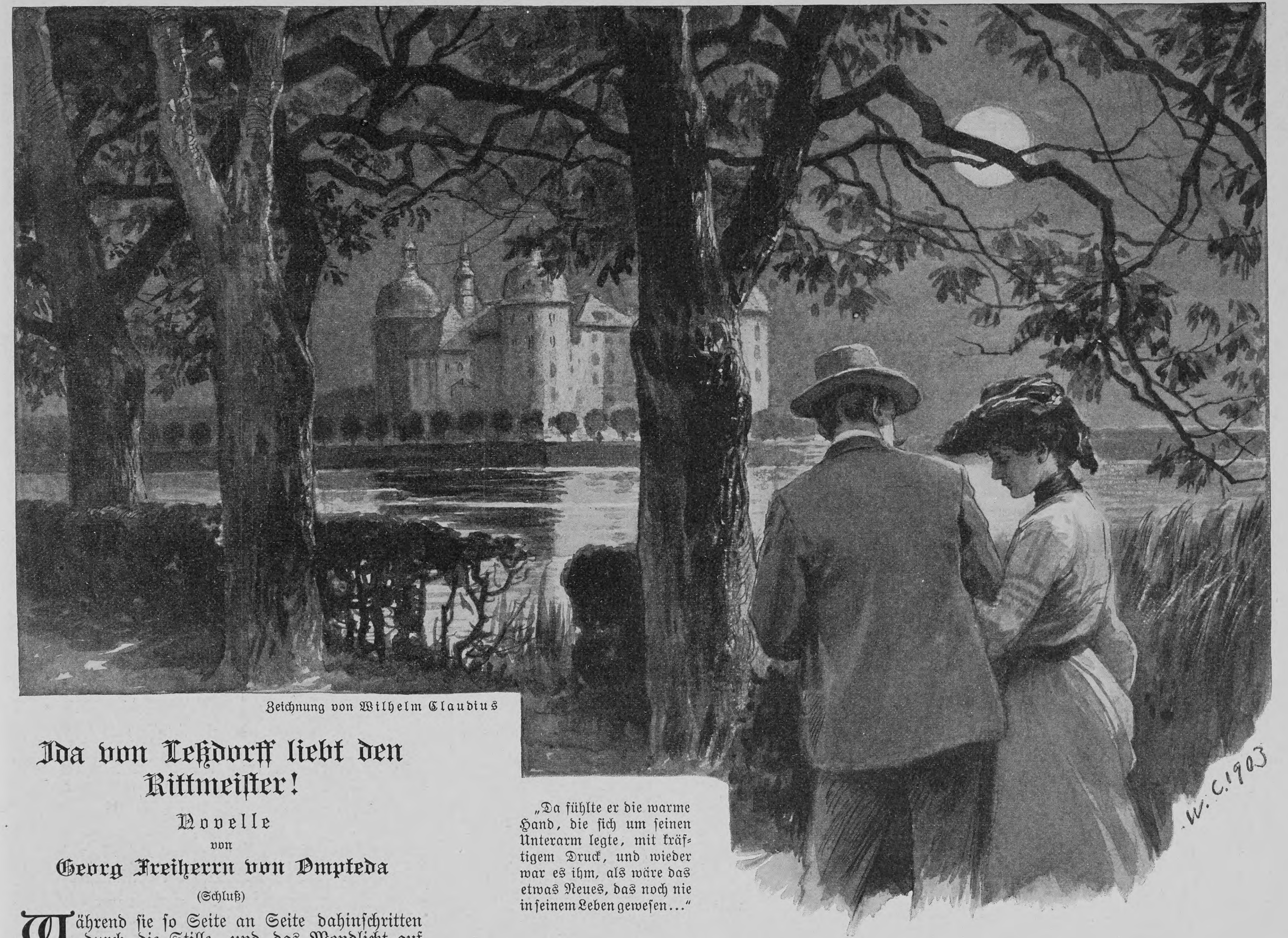
Wir haben vorſtehend kurz angedeutet, welche Formationen jedes Trainbataillon allein für ſein mobiles Armeekorps aufzuſtellen hat. Hierzu kommen noch Reſerve- und Etappen- und ſchließlich noch Erſatzformationen. Der Bedarf an Mannſchaften iſt ſo ſtark, daß er nicht einmal aus dem Beurlaubtenſtande des Trains allein gedeckt werden kann, hier muß ſowohl Artillerie wie Kavallerie, beſonders auch an Offizieren, aushelfen. Die Pferde werden aus den „Zivilbeſtänden", wenn man dieſen Ausdruck gebrauchen darf, ausgehoben. Die Friedensvorarbeiten werden durch ſogenannte Pferdevormuſterungskommiſſare, zur Verfügung ſtehende Offiziere der berittenen Waffen, die den Kavalleriebrigaden unterſtellt ſind, ausgeführt. Da wird gar manche Roſinante vorgeführt, die kaum noch auf den Beinen ſtehen kann, aber ſie muß erſt Revue paſſieren, da ſie bei der letzten Muſterung noch nicht ſo von des Lebens Jammer erfaßt war. Jetzt heißt es natürlich: untauglich. Aber wenn auch manch ſtattlicher Gaul für eine Kriegsverwendung beſtimmt wird, ſo bleibt doch die Frage beſtehen, ob er ſich in den ungewohnten Verhältniſſen des Krieges bewähren wird.

Das iſt ja die große Schwierigkeit, die der Train im Mobilmachungsfalle zu überwinden hat, daß er mit ſo heterogenem Material ins Feld ziehen muß. Dieſe zahlreichen Kolonnen zuſammenzuſchweißen, daß ſie wie aus einem Guß erſcheinen, iſt eine der ſchwierigſten Aufgaben, um ſo ſchwieriger, als ſie während der Mobilmachung ſelbſt erſt erfolgen kann. Aber der Train iſt auch in den früheren Kriegen allen Anforderungen gewachſen geweſen, er wird es jetzt um ſo mehr ſein, als ſeine Organiſation ſtändig ausgebaut, als ſeinen Angehörigen des öfteren Gelegenheit geboten wird, ſich in größeren Verhältniſſen auf den Krieg vorzubereiten. Der Soldat, der zur Verteidigung des Vaterlandes dem Feinde entgegenzieht, kann ſich darauf verlaſſen, daß der Train jederzeit auf dem Poſten ſein wird und daß er auch ſein Leben einſetzen wird, wenn es gilt, bis in die Feuerlinie ſelbſt vorzudringen.

Selbſtfahrer im Kaiſermanöver

Dieſe Behauptung muß auch unbedingt aufrecht erhalten werden, trotzdem der unglückliche Prozeß über die Verhältniſſe beim Trainbataillon Nr. 16 in Forbach zu denken gibt. Eins tut not, das iſt eine gründliche Reorganiſation des Offiziererſatzes beim Train. Mit dem Syſtem muß endgültig gebrochen werden, daß Offiziere, die bei andern Truppenteilen ſich unmöglich gemacht haben, gut genug ſind, um den blauen Kragen der Trainoffiziere zu tragen. Es geht nicht an, in der deutſchen Armee zwei verſchiedene Klaſſen von Offizieren zu ſchaffen, wie in andern Armeen, das widerſpricht der Tradition, auf die wir ſtolz ſein können, in jeder Beziehung. Freiwillig geht jetzt niemand gern zum Train, das wird ſich erſt ändern, wenn das Offizierkorps beim Train ſich aus der Elite der andern Waffen ergänzt. Wenn ihm bei der Mobilmachung zahlreiche Offiziere zur Komplettierung zugeteilt werden, warum befolgt man nicht ſchon im Frieden ähnliche Grundſätze? Man braucht gar keine endgültigen Verſetzungen vorzunehmen, ſondern kann ſich mit mehrjährigen Kommandierungen begnügen. Den Dienſt beim Train kennen zu lernen, wird bei ſeiner ungeheuren Wichtigkeit im Kriege für jeden Offizier von Vorteil ſein. Hoffen wir, daß in dieſer Beziehung bald eine Aenderung eintritt.

Waſſerwagen des Gardetrainbataillons



Zeichnung von Wilhelm Claudius

„Da fühlte er die warme Hand, die ſich um ſeinen Unterarm legte, mit kräftigem Druck, und wieder war es ihm, als wäre das etwas Neues, das noch nie in ſeinem Leben geweſen…“

Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter!

Novelle

von

Georg Freiherrn von Ompteda

(Schluß)

Während ſie ſo Seite an Seite dahinſchritten durch die Stille, und das Mondlicht auf dem Waſſer ſilbern glänzte, war es hauptſächlich ein große Frage, die der Rittmeiſter ſich im Stillen immer wieder vorlegte: Warum mußte es heute gerade ſein, daß ihm eine neue Welt aufging, daß er Dinge in der ſchimmernden Landſchaft ringsumher entdeckte, die er immer geſehen und doch nie geahnt und nie verſtanden? Da fühlte er die warme Hand, die ſich um ſeinen Unterarm legte mit kräftigem Druck, und wieder war es ihm, als wäre das etwas Neues, das noch nie in ſeinem Leben geweſen. Ihm, der immer allein gegangen, der ſich nie um andre gekümmert, ſchien es köſtlich, daß jemand ſich ihm anvertraute. Und er zog leiſe den Arm an, als wolle er den Druck erwidern.

Er ſchielte auf das Mädchen herab, das, ohne ein Wort zu ſprechen, ſchnell an ſeiner Seite hinging. Ihm kamen eigne Gedanken: wenn ſie bei ihm im Haus wäre, würde der Tee kein Spülwaſſer ſein und auch nicht ſchwarz werden wie Tinte. Dann würde er ſeine Ehrenpreiſe herausſtellen können, denn es war jemand da, der dafür ſorgte, daß ſie geputzt wurden.

Und plötzlich geſchah ihm etwas wie eine Viſion: er ſah ſich zu Haus, er erinnerte ſich, als er mal mit dem Pferde geſtürzt, wochenlang auf ſeinem Sofa gelegen und geleſen und geleſen, daß ihm die Augen brannten. Da hatte er immer das Bedürfnis gehabt, ſich zu unterhalten und ſich geärgert, daß niemand da war als der Burſche, der nur immer ſagte: „Zu Befehl, Herr Rittmeiſter!“

Da kam ihm wieder der Gedanke an die, die an ſeiner Seite ſchritt, und abermals zog er feſter den Arm an. Er drückte ihre Hand an ſich. Sie ſchien ihm zu leicht, und er brummte:

„Halten Sie nur feſt! Halten Sie nur feſt!“

Dann gingen ſie abermals ſtumm weiter, immer weiter und weiter an dem Teich hin, in dem lauter und lauter von allen Seiten die Tauſende von Fröſchen im Schilf quakten. Es war ihm wie eine Muſik, daß er den Takt dazu gehen mußte, und er eilte, er lief, er rannte. Er fühlte, daß ſeine Begleiterin nicht mehr mit konnte. Sofort ging er wieder ganz langſam und fragte: „War es zu ſchnell?“

Sie ſah auf: „Ein wenig!“

Er murmelte: „Ich bin's nicht gewöhnt, aber das nächſte Mal!“

Sie gab keine Antwort. Da fragte er: „Warum ſagen Sie nichts?“

Sie blickte auf. Er runzelte die Brauen: „Sie ärgern ſich wohl?“

Aber da kam es ſofort von ihren Lippen, indem ſie ihn anſah mit all ihrer Natürlichkeit, die ſie, ſeit ſie ihn zum erſtenmal erblickt, nicht einen Moment verleugnete, und es klang eine Seligkeit daraus, ein weicher Ton, der ihn traf wie eine Liebkoſung: „Ich bin glücklich!“

Er lächelte: „Weil der Abend ſo ſchön iſt?“

„Ja, das iſt der ſchönſte Abend, den ich je gehabt habe.“

Etwas ärgerlich meinte er: „Ja, der Mond, der Mond!“

Sie meinte: „Der Mond nicht!“

Da war es ihm mit einemmal, als hätte er etwas verſtanden, als hätte er etwas herausgefühlt, und er nahm mit der linken Hand die ihre, die auf ſeinem Arm ruhte, und ſagte kurz, feſt, hart:

„Ich wollte Sie mal was fragen.“

Sie ſagte nichts, aber er fragte auch nicht. Und ſo gingen ſie lange weiter, es ſchien dabei zu bleiben. Aber er begann von neuem, denn von weitem ſahen ſie jetzt ſchon die Lichter im Landſtallamt:

„Ja, ich wollte Sie mal was fragen, ſehen Sie… ja, ich weiß nicht, wie ich es ſagen ſoll, es iſt nämlich eine ſchwierige Sache. Ich habe mich in ſolcher Lage noch nie befunden, es iſt etwas ganz Wichtiges, ja, ja…“

Und wieder ging er weiter, und abermals ſagte ſie nichts. Sie kamen dem Ort immer näher. Das Schloß, das vor ihnen gelegen, war jetzt ſchon zur rechten Hand gerückt. Der Mond ſtand ganz frei in voller Scheibe am Himmel, und der Rittmeiſter fühlte, was er ſagen wollte, mußte er ſchnell ſagen, denn bald kamen Menſchen, bald waren ſie auf der Dorfſtraße. Da fiel er mit der Tür ins Haus:

„Sie wollten mir doch den Tee machen!“

Sie, die Naive, die Einfache, die Kecke, gab keine Antwort. Er redete vor ſich hin, es ſchien, als wolle er gar nichts hören, als erkläre er nur:

„Sehen Sie mal, mit jungen Mädchen iſt das gräßlich, man weiß ja gar nicht, wie ſie eigentlich ſind. Ich habe Sie mir nämlich ganz anders vorgeſtellt, und wiſſen Sie dann, wenn ſo geredet wird. Na, darüber wollen wir lieber nicht ſprechen. Wiſſen Sie übrigens, daß ich Ihnen immer aus dem Wege gegangen bin?“

Sie ſenkte tief den Kopf, er beugte ſich zu ihr nieder und flüſterte, als ob es niemand hören ſollte:

„Ja, das iſt komiſch, nicht wahr, aber ich bin Ihnen immer aus dem Wege gegangen, abſichtlich. Die dummen Menſchen! So eine alberne Rederei. Aber wer weiß, ſonſt hätte ich ja nie gemerkt, wie Sie eigentlich ſind. Ich dachte, Sie wären… mein Gott, ich habe eine Schweſter, die auch ſo iſt! Scheußlich! gräßlich! mir ein Greuel! Ich ſage nur: Locken! Wiſſen Sie, wenn einer ſo einen Lockenkopf hat, raſiert den Kerl, und es iſt aus!“

Nun aber blickte das Mädchen faſt ängſtlich ſcheu von der Seite auf. Es ſchnürte ihr die Kehle zuſammen, ſie hatte mit einemmal ihre Einfachheit verloren, ſie hätte ihn nicht anblicken können, und nun ſagte er ſolchen Unſinn.

Aber da fuhr er ſchon fort und zog ſie von dem Teichesrand dicht in den Schatten eines rieſigen Kaſtanienbaumes. Er lauſchte einen Moment, es war ihm, als hörte man jemand kommen, ein Hund ſchlug an, und aus dem Landſtallamt hörte man deutlich das Wiehern eines Pferdes.

Da beeilte er ſich. Er nahm ihre beiden Hände, und während er mit ihr ſprach, ſenkte ſie plötzlich ſo tief den Kopf, daß er nur immer auf ihren Hut ſah mit irgendwelchen Blumen, die ihm wie ein rieſiges abſonderliches Neſt erſchienen und ihn faſt verwirrten bei dem, was er ſprach. Er ſagte

„Hören Sie mal, ich habe mich geirrt! Sie ſind ganz anders, und ich hätte es ja vielleicht längſt getan, aber wenn einem ſo bange gemacht wird! Dieſe verfluchte Rederei von den Menſchen!“

Er wurde ganz wütend und ſtieß mit ſeinem Abſatz auf, drückte ihre kleinen Finger, daß es ihr faſt weh tat, legte ſie in ſeiner Hand zuſammen und zog ſie an die Lippen, während immer tiefer ihr Kopf niederſank. Dann ſagte er:

„Himmeldonnerwetter noch mal, nun muß ich reden. Alſo wiſſen Sie! Ach was, ich weiß ja, daß Sie wollen, wenn es nämlich wahr iſt, was die Leute immer geredet haben! Alſo, nun will ich auch! Ich habe mir die Sache jetzt überlegt! Alſo wollen Sie? Ich weiß ja nicht, wie man die Geſchichte andreht, wenn es ernſt ſein ſoll. Alſo wollen wir uns verloben, was? Es iſt ja verrückt gemacht, aber was meinen Sie?“

Er konnte keine Antwort bekommen, all ihre Keckheit und Sicherheit, ihre Natürlichkeit und Einfachheit war verſchwunden.

Er nahm ſie beim Kinn, er wollte ſie aufrichten, aber er konnte es nicht dazu bringen, daß ſie ihn anſah. Da beugte er ſich mit einem Ruck nieder und plötzlich ſah er von unten in ihr Geſicht und bemerkte zu ſeinem Schreck, daß ſie weinte.

Er richtete ſie auf, und jetzt ließ ſie es ruhig geſchehen: er küßte ihr die Tränen von den Wangen, er küßte ſie auf den Mund, und dann zog er ſein Taſchentuch wie eine Mutter bei ihrem Kind und wiſchte ihr die Augen, tupfte ihr die Wangen, ſchlang den Arm um ſie und ſagte:

„Na, na, aber nicht weinen. Alſo ja? Nicht wahr? Nur ein Wort!“

Da ſagte ſie ganz heiſer, daß man es kaum vernahm: „Ja!“

Er packte ſie bei der Taille und hob ſie mit ſeinen Bärenkräften ein Stück in die Höhe. Dann ſetzte er ſie vorſichtig nieder und ſagte, indem eine krauſe Idee ſein Gehirn durchfuhr:

„Und der Rittmeiſter liebt Ida von Leßdorff!“

Das ſchien alles in ihr loszulöſn. Sie vergaß ihre Tränen, ſie lachte; er öffnete die Arme, ſie hob ſie auch, ſie hielten ſich umſchlungen, und er küßte ſie. Aber dann ſagte er, nachdem er ihr drei-, viermal in die Augen geſehen, ſie geküßt, wieder in die Augen geblickt, und ſie wieder geküßt:

„So, nun aber Trab! Nun geht's in den Gaſthof, und jetzt habe ich das Recht, nicht wahr? Jetzt ſollen die Leute mal reden, ich werde ihnen ſchon auf den Kopf kommen!“

Dann zog er ihren Arm in den ſeinen, und die beiden rannten wie irrſinnig dem Gaſthof zu über den Weg zum Schloß und die Dorfſtraße hinab, bis Ida endlich innehielt und außer Atem, indem ſie ſich an ihn ſchmiegte, ſagte:

„Aber ſo ſchnell kann ich nicht! Ich kann nicht!“

Als ſie in den Hof des Gaſthauſes traten, hörten ſie ſchon von weitem die Muſik. Sie gingen durch den Flur, um in den Saal zu treten, doch Ida blieb etwas ängſtlich zurück, und der Rittmeiſter raunte ihr zu:

„Nur Mut! Nur Mut!“

Da fiel ihm ein, daß man ja eigentlich unter geſitteten Menſchen doch wohl vorher die Eltern fragte, und er flüſterte zu ihr: „Ja, aber was werden denn die Eltern dazu ſagen?“

Sie ſagte mit glücklich lachendem Geſicht: „Freuen werden ſie ſich!“

Er meinte, etwas nachdenklich geworden: „Iſt das auch ſicher?“

„Ganz ſicher!“

Nun zog er ihre Hand durch ſeinen Arm und ſagte: „Na, dann wollen wir's mal riskieren. Es kommt nun nicht mehr darauf an, die Leute haben ja das ganze Jahr ſchon geredet. Alſo los!“

Er öffnete die Tür, die beiden traten ein.

Im Saal glänzten die Lichter, die Muſik hatte in dem Augenblick aufgehört, und die Herren führten ihre Damen an die Tiſche zurück, als die beiden eintraten. Sie blieben an der Tür ſtehen, alle Augen wandten ſich zu ihnen und ein Leutnant rief: „Ah!“

Ein andrer antwortete: „Ah!“

Drei oder vier ſtimmten ein: „Ah! Ah! Ah! Ah!“

Und nun tönte es mit einemmal unter lautem Gelächter durch den langen Saal von der ganzen Geſellſchaft ein einziges, langgedehntes: „Ah! . . .“

Frau von Ilberg, der das junge Mädchen von den Eltern anvertraut war, ſchüttelte den Kopf, ſie wollte das arme Ding nicht aufziehen laſſen, daß die Leute noch mehr redeten, und ſie ging auf ſie zu, indem ſie eine ärgerliche Handbewegung machte, als möchte ſie die andern zum Schweigen bringen.

Aber der Rittmeiſter ließ den Arm ſeiner Braut nicht los. Frau von Ilberg wandte ſich zu ihm:

„Nein, bitte, Herr von Saalfeld!“

Doch der lachte ſie an: „Bitte, bitte, was wollen Sie denn, gnädige Frau?“ Und dann ſagte er, indem er ſich zu den Nächſtſtehenden wandte und immer noch ſeine Braut am Arm hielt: „Wir haben uns nämlich eben verlobt!“

Frau von Ilberg wußte nicht, was ſie ſagen ſollte, die andern waren ſtill, keiner wollte es glauben. Den ganzen Winter hatte man geredet, und nun, wo aus dem Scherz Ernſt geworden war, ſtanden die Leute faſſungslos da, und niemand ſchien es anerkennen zu wollen.

Da ging der Rittmeiſter — er befand ſich ja unter lauter guten Freunden — mitten in den Saal, und unter dem Kronleuchter ſagte er, während die Entfernteren, die ſeine Eintrittsworte nicht gehört hatten, erſtaunt das Paar betrachteten:

„Meine Herrſchaften, unſer langes Ausbleiben wird Ihnen ſonderbar erſchienen ſein. Es war aber abſolut nötig, denn wir mußten uns verloben und das pflegt man ja nicht in Gegenwart von vierundzwanzig Menſchen zu tun. Alſo, meine Herrſchaften: meine Braut! Haben Sie keine Angſt, die Eltern ſind einverſtanden.“

Er hätte beinahe „ſagt meine Braut“ hinzugefügt, aber er ließ es dabei bewenden und hörte auch nicht mehr ſeine Worte, denn Leutnant von Borcht war bereits zur Muſik gelaufen und hatte einen Tuſch beſtellt, der nun dröhnend den Saal durchbrauſte.

Dann kamen alle der Reihe nach, um zu gratulieren, alle hatten es längſt gewußt, einer vertraute dem andern an, es wäre ja kein Zweifel geweſen, es hätte ja ſo kommen müſſen. Dieſer und jener hatte es im Herbſt bereits geahnt, einzelne waren überzeugt, im ſtillen wäre das Paar überhaupt ſchon längſt verlobt geweſen, daher das Gerede, die Unbefangenheit des Fräulein von Leßdorff. Es hatte nur irgend einen Grund gegeben, weshalb man wartete.

Und als nun der Tanz weiterging und das Brautpaar den Reigen eröffnete, wußte ſchon eine der Damen: es hatte ſich nur um eine pekuniäre Frage gehandelt. Das Paar aber ließ ſich nicht ſtören, ſie tanzten miteinander, und wenn ſie fertig waren, ſetzten ſie ſich in eine Ecke und dort ſprachen ſie, als hätten ſie ſich noch nie geſehen und heute einander erſt kennen gelernt.

Der Rittmeiſter fragte und erzählte und machte Pläne und wußte kein Ende zu finden, als ſollte er alles das nachholen, was er die ganze Zeit über verſäumt, was er nicht mit ſeiner Braut geſprochen, während doch alle Welt rundum in der Geſellſchaft mit einem Lächeln geſagt: „Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter.“

Aber die Wagen waren vorgefahren, ganz zuletzt kam der des Rittmeiſters, denn der Kutſcher war in der Dunkelheit noch umhergefahren, um ſeinen Herrn zu ſuchen. Und jetzt zur Fahrt nach Haus ward eine Aenderung in der Sitzordnung vorgenommen. Frau von Ilberg, die für Ida verantwortlich war, glaubte es erlauben zu dürfen: die Braut ſtieg auf den Wagen des Rittmeiſters, ſie ſetzte ſich an ſeine Seite, wie ſie ihn oft in künftigen Tagen auf ſeinen Fahrten begleiten würde.

Einzeln nacheinander bogen die Wagen in die helle Mondnacht mit ihren leuchtenden Laternen aus der Einfahrt des Gaſthofes hinaus auf die Dorfſtraße, und ſo wie er beim Kommen den Zug eröffnet, ſchloß ihn diesmal der Rittmeiſter.

Es ging die Dorfſtraße hinab, zwiſchen den Häuſern hin, aus deren Giebeln oder Zimmern zu ebener Erde freundlich gelber Lichtſchein herausfiel. Bald kamen ſie wieder am Teich vorüber, nun lag links die gewaltige dunkle Maſſe des Schloſſes, das aus dem Waſſer zu ſteigen ſchien, von den Terraſſen umgeben, auf denen die Putten und Jäger ſtanden, und rundum von der Waſſerflut umfloſſen, auf der das Mondlicht breit lag, und ſchillerte in gewaltigen glitzernden Flächen wie flüſſiges Silber.

Die beiden im letzten Wagen auf dem Bock ſprachen nicht miteinander, ſie ließen den Zauber der Mondnacht auf ſich wirken, den Zauber, der dem Rittmeiſter zum erſtenmal aufgegangen, zugleich mit der Friſche und Reinheit, der Köſtlichkeit eines einfachen unberührten Mädchens.

Nun wandten ſie dem Schloſſe den Rücken, die gewaltige lange Allee fuhren ſie hinab, hinauf und hinunter. Vor ihnen die fünf dunkeln Wagen, die nur rechts und links Lichtkegel gegen die Bäume warfen, gegen die alten, jetzt im Nachtwind rauſchenden Rieſen.

Es war ein langer Zug, wie eine Prozeſſion. Wenn es bergauf ging, ſah man die vorderen Wagen gleich großen ſchwarzen Tieren mit leuchtenden Augen hinaufkriechen, und wenn es bergab ging, erblickte man ſie in der Verkürzung, als rutſchten ſie einen Abhang hinab.

Da verſchwand der Mond, Wolken hatten ſich zuſammengeballt, es ward finſter, und nur die Laternen beleuchteten den Weg, daß man ſcharf aufpaſſen mußte beim Fahren. Der Rittmeiſter ſchwieg, er mußte auf die Straße und auf die Pferde aufpaſſen. Nur ab und zu neigte er ſich zu ſeiner Braut und flüſterte ihr zu, daß Kutſcher und Diener hinten es nicht hören ſollten:

„Hätteſt du das gedacht?“

Sie blickte ihn an, und wieder hatte ſie alle Einfachheit und Naivität, genau wie zu der Zeit, als man noch ſagte: „Ida von Leßdorff liebt den Rittmeiſter.“ Als ſie allem Gerede der Menſchen getrotzt, dieſe tiefe Liebe im Herzen, die ſie herumtrug vor allen Leuten, die ſie nicht verbarg, deren ſie ſich nicht ſchämte. Und ſie ſagte zu ihm: „Ich habe es ja gewußt!“

Er meinte: „Iſt das auch ſicher?“

Sie ſagte: „Einmal mußteſt du doch kommen.“

Da drehte er wirbelnd ſeine Peitſche in der Luft, daß die beiden Pferde die Ohren ſpitzten und in der Dunkelheit die weiße Schnur ſich abzeichnete wie eine gewaltige Mandarine und ſagte: „Wer hätte das geahnt, als wir kamen?“

Sie fragte: „Du biſt doch zufrieden?“

Nun zog er ſchnell die Peitſche heran, daß es laut knallte: „Und ob! Zum Donnerwetter nochmal, bin ich glücklich! Wenn nur die Wagen vor uns nicht wären, Galopp würde ich fahren!“

Er hatte laut geſprochen, nun dämpfte er wieder die Stimme, und dann flüſterte er ihr zu wie ein Geheimnis, denn nun gehörten ſie beide ja zuſammen bis ans Lebensende, nun gab es tauſend Dinge zwiſchen ihnen, die keinen andern Menſchen angingen auf der ganzen weiten Welt:

„Haben ſie's gehört? Sie brauchen nichts zu hören. Und doch: es iſt ja gleich, es iſt ja ſo gleich, denn nun iſt ja alles in Ordnung. Aber nun paß mal auf, was wir für ein Leben führen werden, und der Tee, der Tee!“

Er fragte plötzlich: „Kannſt du auch wirklich Tee kochen?“

Sie lächelte: „Es iſt nicht ſo furchtbar ſchwer!“

„Aber du kannſt es?“

„Ja, ich kann's.“

Er lachte, daß man ſeine weißen Zähne ſah, und neigte ſich ganz nahe an ihr Ohr: „Deswegen habe ich mich ja bloß verlobt!“

Doch ſie machte eine ſchnippiſche Bewegung: „Das mußt du nicht ſagen!“

Er fragte, daß er faſt mit dem Schnurrbart ihr Geſicht ſtreifte und unwillkürlich bei der Bewegung die Pferde einen Bogen machten: „Glaubſt du's wirklich?“

Der Kutſcher hatte ſich ſchon hinter ihm ein wenig erhoben, es war, als wollten ſie direkt in die Bäume hineinfahren und der Rittmeiſter rief: „Hoho!“ Dann lenkte er wieder der Mitte zu, ließ abermals die Peitſche kreiſen, daß ſie eine große Frucht über ihrem Kopf bildete und rief: „Zum Donnerwetter nochmal, bin ich dumm geweſen! Aber ich hab's ja nicht gewußt, ich hab's ja nicht gewußt!“

Er neigte ſich wieder zu ihr:

„Ich habe ja geglaubt, du biſt ein ganz albernes kleines Schippchen. Ja, ſo irrt man ſich eben. Und dann, weißt du, die Locken, die Locken! Raſieren muß man ſolchen Kerl! Nur keine Ueberſpanntheit, ich kann die himmelnden und verliebten Leute nicht leiden!“

Da ſagte ſie vorwurfsvoll: „Und biſt du's nicht ſelbſt?“

Er nahm Zügel und Peitſche in die rechte Hand, griff nach ihren Fingern, zog ſie verſtohlen an die Lippen und rief: „Verrückt könnte ich werden! Verrückt könnte ich werden!“

Und als die jeder leiſen Zuckung gehorchenden feinmäuligen Pferde wieder einen Bogen machten, griff er mit beiden Händen zu, lenkte ſie gerade, richtete ſich hoch auf dem Bock auf, nahm die korrekteſte Stellung ein und ſagte leiſe, mit bitterernſtem Geſicht, wie ein Fatum, etwas Unumſtößliches, in die kühle Frühlingsnacht hinaus, in die Dunkelheit, aus der nur die weiße Straße leuchtete und die glänzenden Augen der vor ihnen fahrenden Wagen:

„Der Rittmeiſter liebt Ida von Leßdorff!“

Herdflammen

Wenn ich hier am flackernden Kamine
Tiefer in ein Träumen mich verlor,
Sprühn wie glühend Gold und Lichtrubine
Längſt entſchwundne Bilder mir hervor:

Bilder ſüßer, ſchwärmeriſcher Liebe,
Wunderbare Märchenmelodien —
In der Welt ernüchterndem Getriebe
Mußten ſie verklingen und verglühn!

Iſt nicht auch das Irdiſche verglommen,
Eh' wir's denken, in die Nacht verzehrt?
Dieſe Träume, die uns überkommen,
Sind vielleicht des Lebens einziger Wert.

Hanns von Gumppenberg

Die neu erbaute Kaiſer Friedrich-Halle in München-Gladbach

Notizblätter

Die Kaiſer Friedrich-Halle in München-Gladbach

In der am 29. November in Anweſenheit des mit der Vertretung des Kaiſers beauftragten Prinzen Eitel Friedrich feierlich eingeweihten Kaiſer Friedrich-Halle hat die induſtriereiche Stadt München-Gladbach (Reg.-Bez. Düſſeldorf) ein ſtolzes Bauwerk von großſtädtiſcher Art und künſtleriſcher Vollendung erhalten. Der nach den Plänen der Wiesbadener Architekten Werz und Huber unter Oberleitung des Stadtbaumeiſters Arendt errichtete Bau erhebt ſich, mit ſeinem hohen Dache weithin ſichtbar, auf einer kleinen Anhöhe im Kaiſerpark. Durch das Hauptportal gelangt man in einen hauptſächlich für Garderobezwecke beſtimmten großen Säulenhallenbau des Sockelgeſchoſſes. Von hier führt der Haupttreppenaufgang zu der Kaiſerhalle, wo in einer Niſche das Standbild des Kaiſers Friedrich Aufſtellung gefunden hat. Das zugleich mit der Einweihung der Halle enthüllte Denkmal iſt ein Werk des Düſſeldorfer Bildhauers G. Rutz und hebt ſich wirkungsvoll von der Goldmoſaik des Hintergrundes ab. Von der Kaiſerhalle gelangt man in den großen Hauptſaal, der mit zwei Nebenſälen. dem Balkon und der Galerie über 2000 Menſchen faßt und trotz ſeiner Größe einen intimen, anheimelnden Eindruck macht. Techniſch vorzüglich iſt die ſchwierige Aufgabe gelöſt worden, den Saal, dem eine geräumige Bühne vorgelagert iſt, in gleich guter Weiſe ſowohl für Theateraufführungen als auch für Konzerte benutzbar zu machen. Für Opernvorſtellungen iſt ein verſenkbares Podium für das Orcheſter angebracht; bei Konzerten nimmt der Chor auf der Bühne Aufſtellung, die ſich durch verſchiebbare Wände zu einer großen Schallmuſchel umwandeln läßt. Ihren Hintergrund nimmt die von Seifert in Köln gebaute Orgel ein, die elektriſchen Antrieb hat und neben einer Echo-Anlage nicht weniger als 4391 Pfeifen aufweiſt. Endlich hat die Halle noch einen ſchönen Gartenſaal mit anſchließender luftiger Veranda, von der ſich ein Ausblick in den Kaiſerpark mit ſeinen reizvollen Baumgruppen und grünen Raſenflächen eröffnet.

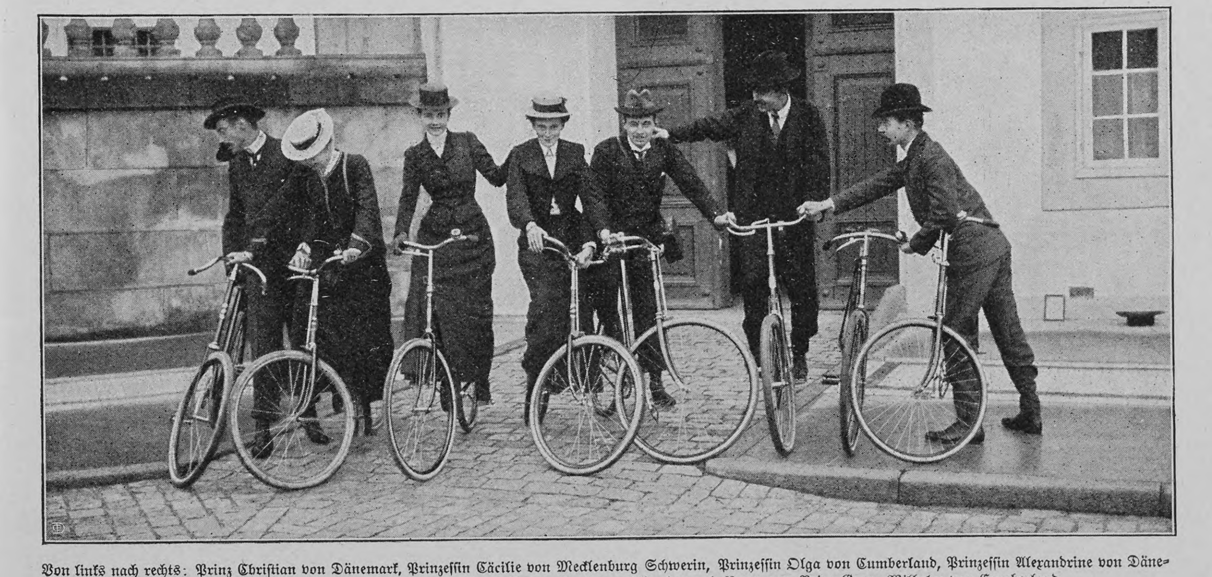
Prinz Luitpold, Bayerns künftiger König

Der künftige Bayernkönig

Der kleine Prinz Luitpold von Bayern, der nach menſchlichem Ermeſſen dereinſt die Krone des Königreichs tragen wird, iſt am 8. Mai 1901 zu Bamberg geboren. Sein Vater, Prinz Rupprecht (geboren 18. Mai 1869), iſt bekanntlich der älteſte Sohn des derzeitigen bayriſchen Thronfolgers Prinzen Ludwig und ein Enkel des greiſen Prinzregenten Luitpold, der ſomit, wie ehedem der alte Kaiſer Wilhelm, ſich an drei Generationen erfreuen kann. Vermählt iſt Prinz Rupprecht ſeit dem 10. Juli 1900 mit ſeiner Couſine, der Herzogin Marie Gabriele, einer der Töchter des Hauptes der herzoglichen Wittelsbacher, des als Augenarzt bekannten Herzogs in Bayern, Karl Theodor. Dieſer Ehe ſind bisher zwei Kinder entſproſſen, der Prinz Luitpold und die am 21. September 1902 geborene Prinzeſſin Irmengard. Während aber Prinz Rupprecht und ſeine Gemahlin auf ihrer gemeinſamen Reiſe um die Erde in dem fernen Oſtaſien weilten, mußten ſie den herben Schmerz erfahren, daß ihnen das in Tegernſee bei den herzoglichen Großeltern weilende Töchterchen durch die heimtückiſche Diphtheritis entriſſen wurde. Um ſo prächtiger iſt ſeither der kleine Prinz Luitpold gediehen, der—ſoweit irdiſche Vorausſicht reicht — dazu berufen ſcheint, dermaleinſt als „Luitpold I.“ die Königskrone der Wittelsbacher ſich aufs Haupt zu ſetzen.

Fürſtliche Radler

Wer einmal nach Kopenhagen kommt, wird erſtaunt ſein, wie allgemein das Fahrrad dort bereits eines der wichtigſten Beförderungsmittel für jedermann geworden iſt. Auf den breiten Avenuen, die den neueren Teil dieſer wunderſchönen Stadt am blauen Sund durchziehen, ſind überall ausgezeichnet gehaltene Radfahrwege angelegt, und auf ihnen tummelt ſich jung und alt, arm und reich. Das an und für ſich ſchon ſehr anziehende Straßenbild der däniſchen Hauptſtadt wird hierdurch ungemein belebt, und es entſteht jene reizvolle Miſchung der demokratiſchen Handelsſtadt und der ariſtokratiſchen Reſidenz. Für beinahe alle europäiſchen Fürſten beſitzt Kopenhagen eine ganz beſondere Anziehungskraft. In der Stadt, deren Regierung beinahe ganz in den Händen der Sozialdemokraten liegt, fühlt ſich ſogar der Selbſtherrſcher aller Reußen am ſicherſten, und ungeniert genießt er und alle fürſtlichen Verwandten die goldene Freiheit, die ihnen die Villeggiatur am däniſchen Königshofe bietet. Der Verkehr zwiſchen den einzelnen Fürſtlichkeiten iſt ſo zwanglos wie möglich, die ſteife Etikette iſt völlig verbannt. Natürlich bildet Spiel und Sport die vornehmlichſte Unterhaltung; in der herrlichen Umgebung Kopenhagens, wo ausgedehnte Parks mit Ausblicken auf den Sund oder ſtille Landſeen ſich meilenweit hinziehen, wo die prächtigſten Kunſtſtraßen reizende Städtchen mit einer Fülle von hiſtoriſchen Erinnerungen verbinden und manch ſtolzes Schloß aufragt, manch beſcheidenes Landhaus der königlichen Familie ſich unter rieſigen Bäumen verſteckt, bietet ſich Gelegenheit genug. Faſt alle Prinzen und Prinzeſſinnen ſind denn auch eifrige Radfahrer, und wenn ein ſchöner Sommermorgen über Seeland lacht, kann man häufig, da keine Schranke den Beſchauer in reſpektvoller Entfernung hält, eine ſolch luſtige Schar von Fürſten, Prinzen und Prinzeſſinnen zu einer Radtour aufbrechen ſehen.



Von links nach rechts: Prinz Chriſtian von Dänemark, Prinzeſſin Cäcilie von Mecklenburg Schwerin, Prinzeſſin Olga von Cumberland, Prinzeſſin Alexandrine von Dänemark, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Guſtav Adolf von Schweden und Norwegen, Prinz Georg Wilhelm von Cumberland

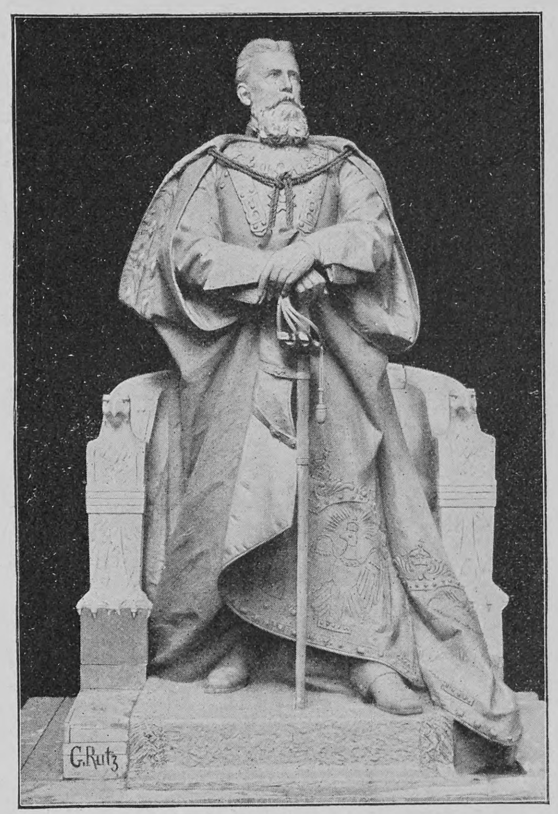
Fürſtliche Radler am Kopenhagener Hofe: Aufbruch zu einer Partie von Schloß Fredensborg

Ein verſchwundenes Wahrzeichen

Unlängſt mußte ein Wahrzeichen der Schlacht bei Großbeeren (23. Auguſt 1813), die alte hiſtoriſche Mühle, von wo aus der Angriff auf das Dorf geleitet wurde, beſeitigt werden, weil ſie dem Wirtſchaftsbetriebe des dortigen Rieſelgutes hinderlich wurde. Dorf und Rittergut Großbeeren, die 20 Kilometer ſüdlich von Berlin liegen, ſind nämlich 1881 von der Hauptſtadt zu Berieſelungszwecken angekauft worden. Auf vielſeitige Anträge hat ſich nun die Verwaltung der Rieſelgüter entſchloſſen, die geſchichtliche Stätte von neuem zu markieren. Der Berliner Magiſtrat hat beſchloſſen, darauf einzugehen und dort einen großen erratiſchen Block aufſtellen zu laſſen, der das Jahr und das Datum der Schlacht enthält, durch die Berlin vor Brandſchatzung und Plünderung bewahrt wurde.

Bühne

Während **Strindberg** mit ſeinem fünfaktigen Schauſpiel „**Guſtav Adolf**“, einer Art Shakeſpeareſchen Hiſtorie mit einer Unmenge von Perſonen, im Berliner Theater eine Niederlage erlitt, fand **Leo Tolſtois** Komödie „**Die Früchte der Bildung**“ dank der guten Darſtellung im Neuen Theater beifällige Aufnahme, die freilich an verſchiedenen Stellen nicht unbeſtritten blieb. Das ſchon früher vom Reſidenztheater gegebene Stück arbeitet durchweg mit komiſchen Elementen und hat auch einen heiteren Ausgang. Als die eine Art der faulen Früchte moderner Bildung geißelt er den ſpiritiſtiſchen Geiſterſpuk und als die andre das gedankenloſe Genußleben der Vornehmen. Den verderbten Städtern werden die Bauern als das einfache, tüchtige und geſunde Element gegenübergeſtellt, eine Theſe, die in dieſer Allgemeinheit natürlich unhaltbar iſt. Aber auch davon abgeſehen, iſt die Komödie, die wohl einzelne luſtige Szenen enthält, gar zu breit angelegt und bringt allzu viele Reden, um das Publikum erwärmen zu können.



Kaiſer Friedrich-Statue in München-Gladbach
Entworfen von **Guſtav Rutz**

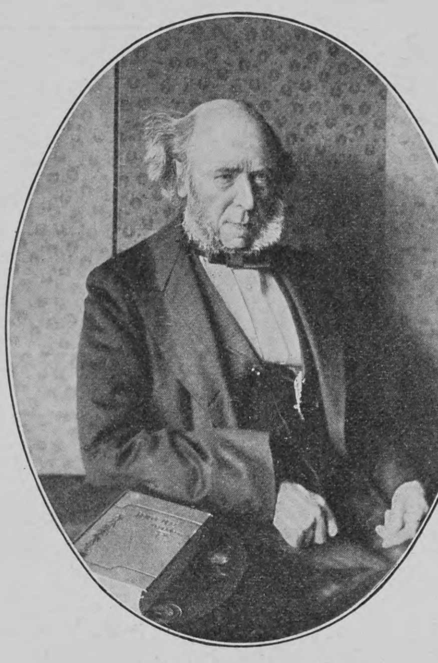
— Im Deutſchen Theater zu **Bremen** erlebte das vieraktige ſoziale Schauſpiel „**Macht**“ von **Johann Wiegand**, einem jungen Bremer, ſeine erſte Aufführung. Der Autor hat darin das Truſtproblem behandelt, und das dramatiſche Geſchick, mit dem er den ſpröden Stoff beherrſcht, verdient alle Anerkennung, ebenſo die ſtraffe und wechſelvolle Szenenführung. Das Publikum bereitete dem Stück, namentlich den beiden letzten Akten, eine warme Aufnahme. — Eine andre Erſtaufführung veranſtaltete das **Elberfelder Theater**, das **Vollmoellers** Schauſpiel „**Katharine, Gräfin von Armagnac, und ihre beiden Liebhaber**“ vor das Licht der Rampen brachte. Es ſpielt in Paris zur Zeit des wahnſinnigen Königs Karl VI. und ſeines erſten Miniſters, des Connétable Grafen Bernhard VII. von Armagnac. Das Bühnengemälde mit ſeinem kraſſen Schluß iſt gar zu ſehr grau in grau gehalten, wird aber trotzdem als eine unleugbar hochſtehende Talentprobe gerühmt.

— „**Ungeheure Heiterkeit**“ allein iſt dagegen der Daſeinszweck des neueſten Kindes der **Rauchenegger-Dreherſchen** Muſe, betitelt „**Der Privat-Detektiv**“. Die Poſſe fand im Münchener Gärtnerplatz-Theater beifällige Aufnahme, wozu Konrad Drehers Spiel weſentlich beitrug.

— Bloß die Zuſchauer zum Lachen bringen will ferner der neue Schwank „**Der müde Löwe**“ von **Bliß** und **Witkowsky**, was bei der Erſtaufführung im Wiesbadener Reſidenztheater auch gelang. — Eine dreiaktige Luſtſpielnovität, betitelt: „**Liebes-Manöver**“ von **Kurt Kraatz** und **Freiherrn von Schlicht** erzielte am Kaſſeler Hoftheater einen durchſchlagenden Erfolg.

— Nicht auf heitere Wirkungen zielt **Erich Korns** Einakter „**Nachtmar**“ ab, ſondern er wendet ſich eher an Leute, die gleich dem Hans im Märchen das Gruſeln lernen möchten. Das Stück wurde im Wiener Deutſchen Volkstheater zuſammen mit Oskar Wildes „Salome“ gegeben; es hat einen ebenſo tragiſchen Ausgang und iſt von denſelben wüſten, ſinnlichen Stimmungen erfüllt. Nachtmar, die Heldin des Kornſchen Stückes, iſt eine Spukgeſtalt, die in einem Theaterſtück vorkommt. Eine junge Schauſpielerin, Roza Rajewska (Fräulein Wallentin), ſoll dieſes Fabelweſen ſpielen, das als böſe Fee auf der Bruſt des ſeiner Braut treulos gewordenen Schläfers kniet, bis er „durch den Alpdruck in den ſtillen Schlaf des Todes ſinkt“. Obwohl Roza, die durch ihr kraftvolles Talent wie durch den fremdartigen Zauber ihrer Erſcheinung zu raſcher Berühmtheit gelangt iſt, mit der dämoniſchen Hexe des Stückes manches gemein hat, macht ihr das Studium jener Rolle doch ungewöhnliche Schwierigkeiten. Der Maler Vitalis (Herr Jenſen), dem ſie ihre Liebe geſchenkt hat, entwirft die Skizzen zu ihren Koſtümen. Auch das „wallende Nebelgewand“ Nachtmars iſt nach ſeiner Zeichnung angefertigt worden. Als der Geliebte von einer kleinen Reiſe zu ihr zurückkehrt, muß Roza von ihm das Geſtändnis hören, daß er ſie verlaſſen will, um ſich mit einer jungen Gräfin zu vermählen. Sie bittet ihn, ihr zum Abſchied noch einmal bei der Anprobe ihres Koſtüms zu helfen, und legt das neue phantaſtiſche Gewand an. In dieſer Verwandlung beginnt ihr Reiz von neuem auf Vitalis zu wirken, aber wie er ſie umarmen will, ſtößt ſie ihm, von plötzlichem Wahnſinn berührt, den im Gürtel getragenen Dolch in die Bruſt.

— Hermann Bahrs neue Komödie „Der Meiſter“ trug im Deutſchen Theater zu Berlin einen ſtarken und verdienten Erfolg davon. Er behandelt darin ein ehepſychologiſches Problem: wie ſtellt ſich ein Mann, der die Verpflichtung zur Treue für ſich nicht anerkennt, zu ſeiner Frau, wenn ſie das Gleiche tut? in ungemein geiſtvoller Weiſe, wenn man es auch mit der Möglichkeit der dargeſtellten Vorgänge im realen Leben nicht ſo genau nehmen darf. Das Stück iſt auf Paradoxen begründet, übertrifft aber an dramatiſcher Durchſchlagskraft die meiſten früheren Arbeiten Bahrs. Die Darſtellung war vorzüglich; beſonders hervorzuheben iſt Rittner in der Hauptrolle des Arztes und „Uebermenſchen“ Cajus Duhr.



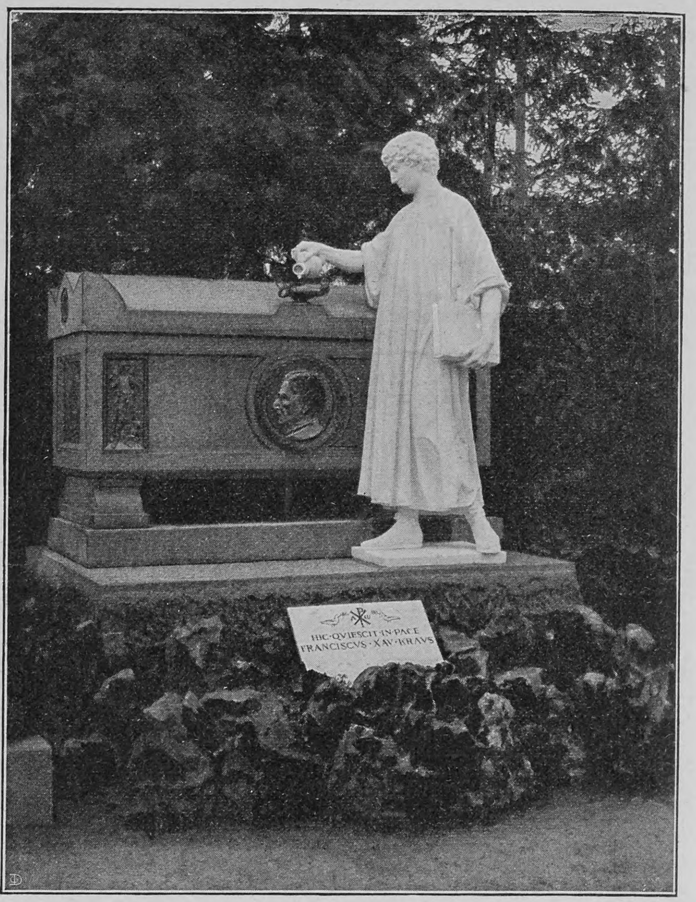
Herbert Spencer †

Herbert Spencer †

Der berühmteſte engliſche Philoſoph des 19. Jahrhunderts, Herbert Spencer, iſt am 8. Dezember in Brighton bei London, 83 Jahre alt, aus dem Leben geſchieden, als der letzte jener kleinen Schar großer Denker, die in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts in England die Maſſe der Zeitgenoſſen hoch überragten. Am 27. April 1820 zu Derby als Sohn eines Mathematiklehrers an einer Mittelſchule geboren, wurde er zuerſt Ingenieur und war acht Jahre lang an dem Bau von Eiſenbahnen tätig, die damals zahlreich in Angriff genommen wurden. Spencer arbeitete neben ſeiner praktiſchen und kaufmänniſchen Wirkſamkeit auch fleißig literariſch; er ſchrieb zunächſt Artikel für Fachzeitſchriften, wandte ſeine Aufmerkſamkeit aber bald auch den politiſchen und vor allem den philoſophiſchen Fragen zu. Bereits 1842 erſchien von ihm im „Nonconformiſt“ eine Folge von Aufſätzen, die er nachher als Flugſchrift unter dem Titel „Ueber den richtigen Wirkungskreis der Regierung“ herausgab und worin ſeine ſpäteren leitenden Grundgedanken über den Einfluß der Umgebung und die natürliche Entwicklung ſchon deutlich zu erkennen ſind. 1848 gab er das Ingenieurfach auf, wurde Mitarbeiter beim „Economiſt“ und ließ 1851 ſein erſtes großes Werk, die „Soziale Statiſtik“, erſcheinen, der 1855 die „Grundlehren der Pſychologie“ folgten. Nach zehnjährigen Vorarbeiten ging Spencer ſodann an die Ausarbeitung eines großen, das Geſamtgebiet des Erkennens umfaſſenden Werkes, des „Syſtems der ſynthetiſchen Philoſophie“ in elf Bänden, das er um 1860 in Angriff nahm und in großen Abſchnitten bis 1896 vollendete. Von ſeinen übrigen Schriften ſei hier nur noch die „Erziehung auf intellektuellem, moraliſchem und phyſiſchem Gebiet“ erwähnt. Eine Kritik der dauernden Bedeutung Spencers richtet ſich in erſter Linie auf das ſein ganzes Lehrgebäude beherrſchende Entwicklungsprinzip von zuſammenhangloſer Gleichartigkeit zu zuſammenhängender Ungleichartigkeit. Ohne Zweifel hat er einen Teil der Vorausſetzungen dieſes Prinzips als vorhanden erwieſen, aber den zureichenden Beleg iſt er doch ſchuldig geblieben. Damit ſoll die Größe und die wiſſenſchaftliche Fruchtbarkeit des Geſichtspunktes keineswegs geleugnet ſein. Ferner bedeutet der Begriff des ſozialen Organismus, obwohl er nicht eine Spencerſche Entdeckung iſt, und der mit ſo außerordentlich reichen, das Geſamtgebiet menſchlichen Wiſſens berückſichtigenden Mitteln unternommene Beweis der Analogie des ſozialen mit dem biologiſchen Organismus eine bedeutſame Bereicherung und Förderung unſrer Erkenntnis. Spencer gebührt das nicht zu unterſchätzende Verdienſt, die enge Beziehung der Sozietät, ihrer Exiſtenz und ihres Gedeihens zu dem Sein und Leben des Individuums in weitem Umfange unanfechtbar begründet und nachdrücklich betont zu haben. Spencer war ein innerlich wie äußerlich freier Denker; er hat nie einen offiziellen Lehrſtuhl beſtiegen und alle akademiſchen Ehren, ſowie die ihm vielfach angetragene Mitgliedſchaft in- und ausländiſcher gelehrter Geſellſchaften ſtets abgelehnt, um als Privatmann in ſtiller Zurückgezogenheit ſich ganz ſeinen philoſophiſchen Arbeiten zu widmen, die ſeinen Namen und ſeine eigenartige Evolutionstheorie berühmt gemacht haben. Der Schwerpunkt von Spencers Leiſtung liegt in der Soziologie und Ethik; ſeine Moralphiloſophie betrachtete er als die Krönung ſeines Syſtems. Er hat einen mächtigen Einfluß auf die geiſtige Entwicklung ſeiner Zeitgenoſſen geübt, und Mit- und Nachwelt verdanken ihm eine Fülle dauernder Wahrheiten und fruchtbarer Anregung für Wiſſenſchaft und Leben.

Das Grabdenkmal für Franz Xaver Kraus

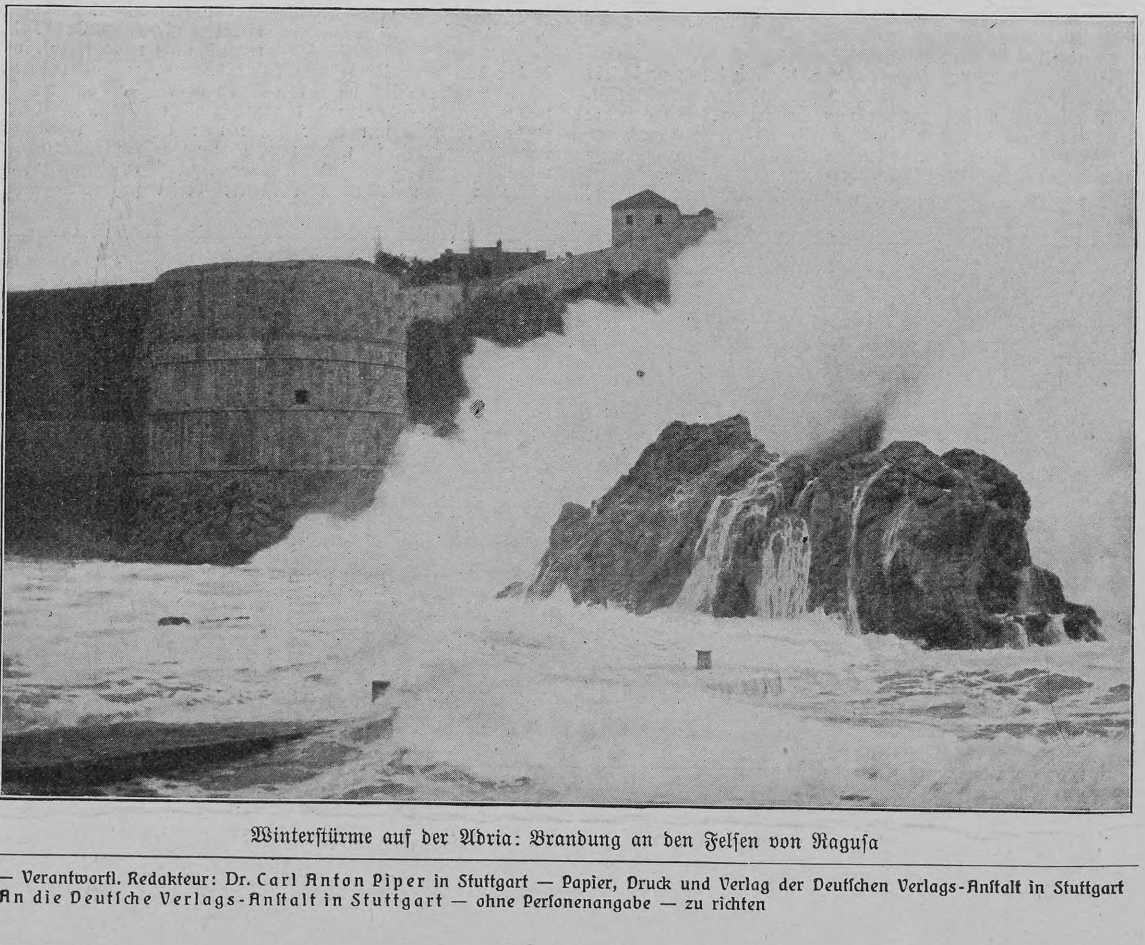
Als ſich das Grab über Franz Xaver Kraus ſchloß, mochte wohl ſo mancher ſeiner Freunde und Schüler ſeinen Schmerz zuſammenfaſſen in die Worte des Dichters: „Ach, ſie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!“ Dieſe anhängliche Liebe iſt aber auch über das Grab hinaus tätig geweſen, und jetzt ſchmückt den Hügel, unter dem dieſer liebenswürdige Gelehrte und Lehrer den langen Schlaf ſchläft, ein einfach ernſtes Denkmal, das von ſeinen Freunden errichtet wurde und das in ſeiner ſchlichten Vornehmheit dem Weſen des Mannes gerecht wird. Ein in einfachen, wuchtigen Formen gehaltener Sarkophag aus Granit trägt das bronzene Porträtrelief des Verſtorbenen und mehrere andre Reliefs, die auf ſein Leben und Wirken Bezug haben. Neben dem Steinſarge ſteht die Idealgeſtalt eines jungen Diakonen, der, einen Folianten unter dem Arm, Oel auf die Lampe gießt als Zeichen nie verlöſchender Dankbarkeit und Liebe. Das Grabdenkmal, eine Hauptzierde des Friedhofs der ſchönen Breisgauſtadt Freiburg, iſt ein Werk des Bildhauers Seitz. Sich ſelbſt aber hat Kraus ein Denkmal geſetzt, das auch denen gegenwärtig iſt, die nicht ihre Schritte zu ſeiner Grabſtätte lenken können, in ſeinen Werken. Weiteſten Kreiſen iſt er bekannt geworden als der Biograph des größten Florentiners, Dante. Obwohl Kraus einen großen Teil ſeiner Bildung Italien verdankt, obwohl er mit inniger Liebe an dem Land jenſeits der Berge hing, ſo iſt er doch ſtets ein echt deutſcher Mann geblieben, deutſch in ſeinem Empfinden, deutſch in dem innigen Verſtehen andrer Meinungen. In dem zunehmenden Streit der Konfeſſionen eine ruhige, verſöhnliche Erſcheinung. Ein Hauch von dieſem Weſen hat ſich auch ſeinem Grabdenkmal mitgeteilt.



Grabdenkmal für Franz Xaver Kraus in Freiburg i. B.
Entworfen von Julius Seitz

Winterſtürme auf der Adria

In den letzten Wochen des vergangenen Jahres herrſchte der Sturmgott über das Mittelmeer. Die ſonſt ſo zahme Adria, die meiſtens ſo ſtill, ſo friedlich daliegt, wenn man vom Lido aus ſeine Blicke über die blauen Fluten ſchweifen läßt oder von den Abhängen von Miramare, wo die Bäume ſich bis auf die äußerſte Kante der Felſen vorwagen und Schlingpflanzen ſich faſt bis zur Brandung herniederranken, war plötzlich wie verwandelt. Das alte ehrwürdige Venedig mußte die veränderliche Laune der Meergötter über ſich ergehen laſſen. In früherer Zeit, da die Republik noch die See beherrſchte, fuhr der neu gewählte Doge in der Prachtbarke, dem „Bucentoro“, auf die Höhe des Meeres hinaus und vermählte ſich feierlich mit dem Element, indem er einen wertvollen Ring in die Fluten verſenkte. Diesmal erwiderte das Meer dieſe prunkvolle Viſite auf ſeine Weiſe. Bis auf den Markusplatz ſtieg das Waſſer, und wenn auch gerade Venedig auf den Gondelverkehr eingerichtet iſt, ſo war man doch über die Zudringlichkeit des freundlichen Elements keineswegs erbaut. Auch an der dalmatiniſchen Küſte tobte der Sturm. Mögen auch ſolche Sturmfluten in unſern nordiſchen Gewäſſern gefährlicher ſein und mehr Opfer fordern, maleriſcher ſind ſie dort unten. In der Nordſee muß „der blanke Hans“ ſeine erſte Wut meiſtens draußen an vorgelagerten Sandbänken und Untiefen austoben, im Mittelmeer aber geht das Waſſer überall in beträchtlicher Tiefe bis unmittelbar an das Feſtland heran, das vielfach in ſchroffen Wänden ins Meer abfällt. Unvermittelt platzen ſo die feindlichen Gewalten aufeinander. Unſer Bild zeigt den wilden Anſturm der Brandung auf die Felſen von Raguſa, der früheren Republik und Gegnerin der meerbeherrſchenden Venetia.



Winterſtürme auf der Adria: Brandung an den Felſen von Raguſa

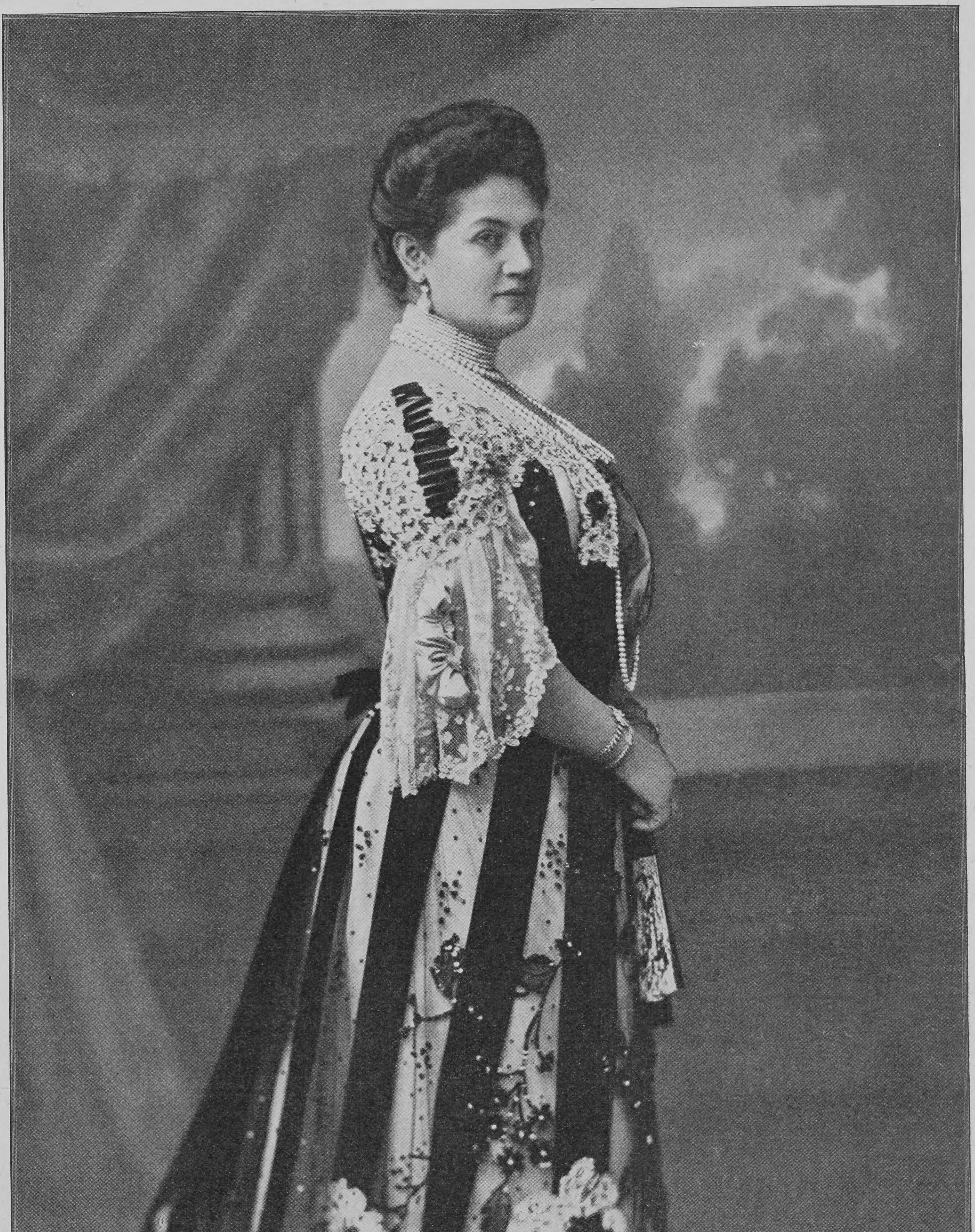
Totenſchau

Generalſuperintendent a. D. Dr. theol. Karl Fuchs, 76 J., † 8. Dez., Fulda. — Frau Laure de Maupaſſant, Mutter des ber. Schriftſtellers, 70 J., † 8. Dez., Nizza. — Kardinal Herrero, Erzbiſchof von Valencia, † 9. Dez., Madrid. — Feldmarſchalleutnant Prinz Lamoral von Thurn und Taxis, Inhaber des 9. Huſaren-Regts., 72 J., † 9. Dez., Preßburg. — Schriftſteller Joſef Wimmer, bel. Wiener Lokaldramatiker, 70 J., † 9. Dez., Wien. — Baron Arthur v. Rothſchild, 72 J., † 10. Dez., Monaco. — Gräfin Hedwig Brühl, ehem. Palaſtdame der Kaiſerin Friedrich, 68 J., † 10. Dez., Berlin. — Frau Karoline Peucer, geb. Wieland, die letzte Enkelin Wielands, 84 J., † Weimar. — Aug. Freiherr v. Bonnet zu Meautry, bayr. Generalmajor z. D., 58 J., † Staudach am Chiemſee. — Freiherr Karl v. Wendt, ehem. Vertreter des Zentrums im preuß. Abgeordnetenhaus und im Reichstag. 71 J., † Beſtwieg.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 14



Charlotte, Königin von Württemberg

Spezial-Aufnahme von Hofphotograph H. Brandſeph in Stuttgart

Literatur

Der 18. Dezember dieſes Jahres hat die Geſtalt eines Dichters und Denkers, der zu den Beginnern und Führern des neueren deutſchen Geiſteslebens gehört, in den Vordergrund der Betrachtung gerückt: die 100. Wiederkehr des Todestages Johann Gottfried Herders, die auf jenen Tag fiel. Gerade jetzt erleben wir eine Art Renaiſſance der Herderſchen Ideen, ſeiner Weltanſchauung und Kulturauffaſſung, und ſo iſt es mehr als eine rein äußerliche Feſtgabe, was das Bibliographiſche Inſtitut (Leipzig und Wien) dem deutſchen Volk in der ſoeben erſcheinenden Auswahl ſeiner Werke bietet (Herders Werke. Mit Herders Leben, Bildnis und Fakſimile, Einleitungen und Anmerkungen, herausgegeben von Profeſſor Dr. Theodor Matthias. 5 Bände, in Leinen gebunden 10 Mark). Die Auswahl iſt knapp, aber mit feinem Gefühl für das Wichtige und Weſentliche getroffen; ſie gibt charakteriſtiſche Proben oder, was mehr ſagen will, unvergänglich Lebendiges und Fruchtbringendes aus allen Hauptgebieten der unendlich vielſeitigen Tätigkeit Herders; der Pädagoge, der Theolog, der Aeſthetiker, der Wiedererwecker des Sinnes für die Kraft und Schönheit natürlicher und volkstümlicher Poeſie ſpricht zu uns, und auch der Dichter kommt mit ſeinen beſten Leiſtungen zu Worte. Eine gute biographiſche Einleitung, Einführungen und Erläuterungen zu den einzelnen Werken, ſorgfältige Behandlung des Textes, ſchöne Ausſtattung ſind weitere Vorzüge dieſer Ausgabe, die als eine würdige Darbietung zum Herdertag bezeichnet werden darf und bei dem verhältnismäßig niedrigen Preis weite Verbreitung finden wird.

— Von dem in den Kreiſen der Sportsleute und Pferdefreunde ſo berechtigtes Aufſehen erregenden Prachtwerk „Pferderaſſen“ erſcheint binnen kurzem die vierte Lieferung. Das ſtets wachſende Intereſſe für die Pferdezucht und die nationale Bedeutung der fortſchreitenden Veredlung der Pferderaſſen ließen es als eine zeitgemäße Aufgabe erſcheinen, dem hippologiſch gebildeten Pferdeliebhaber in einem einheitlich angelegten Werke die bemerkenswerteſten Pferderaſſen vorzuführen. Der Kunſtverlag E. Eggebrecht, Berlin SW., Beſſelſtraße 21, hatte in dieſer Erkenntnis den Mut gefunden, dieſes großartig angelegte, neue hippologiſche Prachtwerk erſcheinen zu laſſen, deſſen Plan und Ausführung die einſtimmige Anerkennung und Bewunderung erſter Fachmänner der Pferdekunde gefunden hat. Zur Ausgabe gelangen 40 Chromographien in muſtergültiger Ausführung (Bildgröße 45:60 Zentimeter) nach Oelgemälden von dem Maler O. Eerelmann und Major a. D. Rich. Schoenbeck, deren künſtleriſche Geſtaltung in Auffaſſung, Form und Farbe die charakteriſtiſchen Eigenſchaften jeder der dargeſtellten Pferderaſſen in lebendiger Wirkung hervortreten laſſen. Dieſes und das imponierende Format — der begleitende Text iſt ebenfalls durch den auf dem Gebiete der Pferdekunde als Autorität genügend bekannten Major a. D. Rich. Schoenbeck bearbeitet —, ſowie die vornehme Ausſtattung laſſen dieſe Neuerſcheinung auf hippologiſchem Gebiete für den fachgebildeten Pferdeliebhaber nicht nur als ein Sammelwerk, ſondern auch — unter Glas und Rahmen — als unübertroffen prächtigen Wandſchmuck für Privatzimmer, Klubs, Offizierkaſinos u. ſ. w erſcheinen.

— Daß die Kunſt nur dadurch populär gemacht werden kann, indem man ihre Erzeugniſſe möglichſt weiten Kreiſen vor Augen führt und bequem zugänglich macht, darüber iſt jetzt wohl alle Welt einig. Ein vortreffliches Mittel dazu bietet Spemanns Kunſt-Kalender (Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann), von dem der zweite Jahrgang vorliegt, nachdem der erſte ſo allgemeinen Beifall gefunden. Jedes der Oktavblätter bietet in guter Reproduktion die Abbildung irgend eines bemerkenswerten Kunſtwerkes nebſt den nötigen erklärenden Notizen. So geſtaltet ſich ganz von ſelbſt das tägliche Abreißen der Blätter zu einem angenehmen und faßlichen Kurſus der Kunſtgeſchichte. — Derſelbe Verlag hat ſeinen bisher herausgegebenen „goldenen Büchern“ nun auch ein „Goldenes Buch der Geſundheit“, eine Hauskunde für jedermann, zugeſellt, worin erſtaunlich viel des für jedermann Wiſſenswerten und Nützlichen vom hygieniſchen Gebiet durch bewährte fachmänniſche Mitarbeiter zuſammengeſtellt iſt. Zahlreiche Porträts ſind dem handlichen Buche beigegeben, ferner eine Anweiſung für Hausgymnaſtik und für die erſte

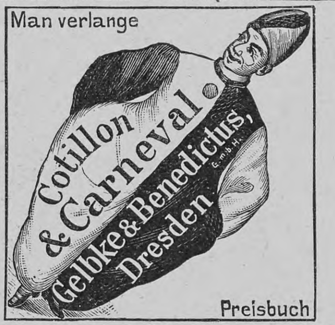
Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.
10 Stück 30 Pfennig.

Moment-Aufnahme mit Goerz-Anſchütz-Klapp-Camera (Objektiv: Goerz-Doppel-Anaſtigmat), welche Augenblicksbilder bis zu $^1/_{1000}$ Sekunde, ferner Portraits, Gruppen, Landſchaften, Architekturen ꝛc. aus der Hand und vom Stativ zu machen geſtattet. Goerz-Doppel-Anaſtigmat, vorzügliches Univerſal-Objektiv für alle Zwecke der Photographie. Goerz-Photo-Stereo-Binocle: Combination von Doppelfernrohr und Stereoſkop-Camera. Die Apparate ſind zu beziehen durch alle photographiſchen Handlungen oder direkt durch die Optiſche Anſtalt C. P. Goerz, Aktiengeſellſchaft, Berlin-Friedenau 54. Filialen: New-York, 52 Eaſt Union Square. London, 1/6 Holborn-Circus. Paris, 22 Rue de l’Entrepôt. Reich illuſtrierte Kataloge koſtenfrei.

Orient-Fahrten

Unter Levante-Flagge nach
Lissabon, Algier, Tunis, Malta,
Piräus, Smyrna, Alexandrien
bezw. Konstantinopel
alle 20 Tage ab Hamburg
mit den Expreßdampfern
„THERAPIA“
„STAMBUL“
„PERA“

Fahrpreis einschließlich Verpflegung I. Klasse von Hamburg nach **Konstantinopel** *nach* **Alexandrien** . . } *von* **Mk. 300.—** *an*
Auf Wunsch Führung an Land und Prospekte durch
Carl Stangens Reise Bureau, Berlin W
Prospekte und Auskünfte durch
Deutsche Levante-Linie
Hamburg 11.



Gegen schädliche **Korpulenz** und deren Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „Amiral“, ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren **(äußerlich) von abſoluter Unſchädlichkeit** und bequemſter und angenehmſter Anwendungsweiſe. „Amiral“ **verſchönt** und **verjüngt** und iſt einzig in ſeiner Art. Keine Diät, **ſicherer und raſcher Erfolg.** Ausführliche Broſchüre mit zahlreichen ärztlichen Gutachten und Dankſchreiben gegen Einſendung von 20 Pfg. in Marken von **Hoock & Co.,**
Hamburg, Knochenhauerſtraße No. 98.

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernſt Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Wenn Sie
wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von
Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5.60
garantirt mit Havana-Einlage.
Andere Sorten von M. 1.75 an.
Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co., Hamburg I.

! Frauen seid gewarnt!
Die ächten **Herkules-Spiralfeder-Corsets** tragen alle entsprechenden Stempel oder Etiquette. Alle anderen weise man, weil minderwertig, zurück.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Kaloderma- GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Bildſchön
ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt. Radebeuler
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden**
allein echt mit Schutzmarke: **Steckenpferd.**
à St 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

Zur Beachtung.

Allen mit Neujahr **neu hinzugetretenen Abonnenten** wird auf Verlangen das **erſte Vierteljahr** (Nro. 1—13) des laufenden 46. Jahrgangs, der mit dem 1. Oktober 1903 ſeinen Anfang nahm, zum Abonnementspreiſe von M. 3.50 (bei der Poſt M. 3.75) auf demſelben Wege nachgeliefert, auf dem ſie jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten ſtoßen, ſo iſt die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, dieſes erſte Quartal von „Ueber Land und Meer“ gegen Franko-Einſendung von M. 3.50 direkt zu übermitteln.

Auch von der **„Deutſchen Romanbibliothek“** kann das **erſte Quartal** des laufenden Jahrgangs (Nro. 1—13) für M. 2.— noch vollſtändig nachbezogen werden, entweder von derſelben Bezugsquelle, von der das **zweite** Quartal geliefert wird, oder auch direkt gegen Franko-Einſendung von M. 2.—.

Stuttgart, Neckarſtraße 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Hilfe bei Unglücksfällen und Vergiftungen. Die einzelnen Abſchnitte behandeln u. a. Stoffwechſel und Ernährung, Arbeit und Muße, die Verſchiedenheit der Geſchlechter, die Hygiene aller Körperteile und beſonderer Zuſtände, klimatiſche Kurorte u. ſ. w. in wahrhaft muſtergültiger Weiſe. — Als ein Jahrbuch für alle Gebildeten bezeichnet W. Spemann das nun bereits zum drittenmal erſcheinende „Große Weltpanorama", deſſen Einzelabteilungen größere Erzählungen, Reiſen, Länder- und Völkerkunde, Naturkunde, Abenteuer, Jagd, Sport und Militär, Technik und Kurioſitäten in buntem Wechſel bieten. Viele der Artikel des reich illuſtrierten ſchönen Buches bringen Neues, alle ſind lehrreich und intereſſant, gar keine langweilig, deshalb mag dies im beſten Sinne weltbürgerliche Buch allen empfohlen ſein, die ihr Wiſſen auf unterhaltende Art zu bereichern ſtreben.

— Braun & Schneider in München, der bekannte Verlag der „Fliegenden Blätter", bringen allerlei hübſche, erheiternde und trefflich illuſtrierte Gaben Da iſt zunächſt der für 1904 beſtimmte „Münchener Fliegende Blätter-Kalender" mit ſeinen köſtlichen Witzen und den meiſterhaften Illuſtrationen der bekannten Mitarbeiter der „Fliegenden" dazu. — „Wenn's regnet!" empfiehlt zwar ſeine Bilder und Scherze in Proſa und Reimen vorzugsweiſe „zur Unterhaltung in der Sommerfriſche", doch werden ſich Freunde des Humors „im Winter auch, wenn's friert und ſchneit," daran ergötzen. — Im Zeichen heiterſten Humors ſtehen Verſe und Illuſtrationen in „Der junge Künſtler" von Hans Probſt; es iſt „ein Bilderbuch für kleine Maler", das aber auch Großen, ohne Unterſchied des Berufes, Spaß machen wird. — Von den niedlichen Bändchen, die unter dem Titel „Kleine luſtige Bilderbücher" erſcheinen, liegen fünf Stück vor: Nr. 1 Die Staren und die Spatzen. Der Frühling kommt. Nr. 2 Was das Mäuschen wiſſen muß. Der dumme Bär. Nr. 3 Die beiden Hexenmeiſter. Ein Tag bei Maus und Igel. Nr. 4 Der Taler im Waſſerſchaff. Der Mann im Faß. Nr. 5 Rotkäppchen. Staberls Reiſeabenteuer in München.

Briefmappe

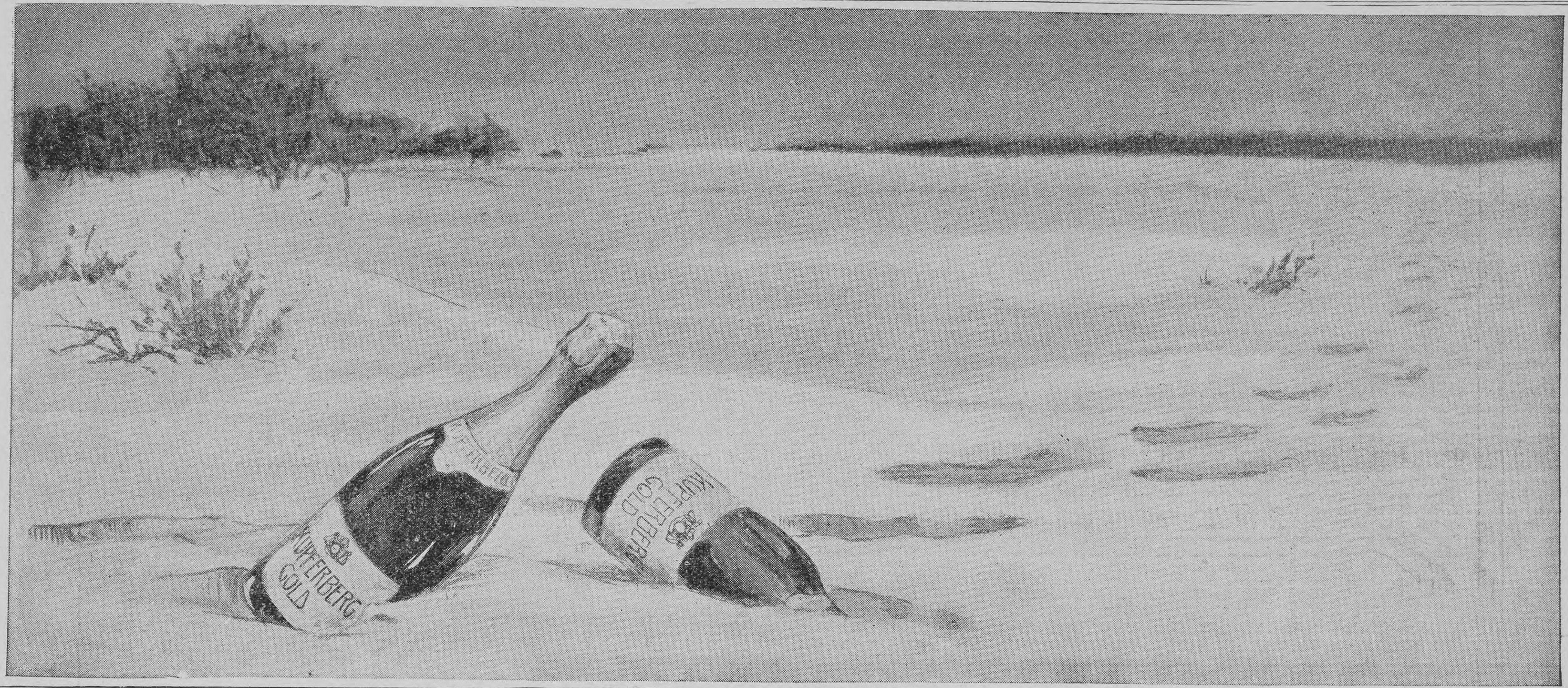
Frl. Henriette D. in Wien. Verbindlichſten Dank! Leider ſind wir jedoch ſo reichlich verſehen, daß wir auf abſehbare Zeit hinaus keinen Gebrauch von der freundlichen Zuſendung machen können.

Herm. T. in Leipzig. Der Wert des in England eingeführten Weihnachtsſpielzeuges „made in Germany" hat in drei Jahren um über zwölf Millionen Mark zugenommen. Ehemals war dort die Puppenfabrikation eine ziemlich bedeutende Induſtrie, die jetzt aber tatſächlich verſchwunden iſt, da Deutſchland ſie an ſich geriſſen hat. Ein Importeur erklärte, daß die in Deutſchland hergeſtellten Spielſachen beſſer gearbeitet ſeien, obwohl die Löhne in Deutſchland niedriger ſind als in England.

E. St. in R. Das Geſchlecht der Fürſten und Grafen von Lynar ſtammt aus Toskana. Die Einwanderung in die Mark Brandenburg erfolgte gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Der berühmteſte Träger des Namens war Graf Rochus L., ein tüchtiger Kriegsmann und Feſtungsbauer, der 1596 als Gouverneur von Spandau ſtarb. Der Poet in dem alten Adelsgeſchlecht war Fürſt Otto zu Lynar, geb. 1795, geſt. 1860. Seine Gedichte erſchienen 1843 bei Brockhaus in Leipzig.

Otto v. G. in H. bei Dresden. Den intereſſanten Aufſatz von Th. Zell über das Okapi brachten wir in Nr. 45 von Band 88. Neuerdings hat übrigens Dr. Heſſe darauf hingewieſen, daß der Engländer Johnſton nicht der erſte Entdecker dieſes großen innerafrikaniſchen Säugetieres geweſen iſt, ſondern ein Deutſcher. Schon vor zwanzig Jahren erwarb Wilhelm Junker in Zemio im Uellebecken einen vollſtändigen Balg dieſes merkwürdigen Tieres, das er für eine Art des Waſſerſchweines hielt. Aus ſeiner Beſchreibung, nach der das von den Eingeborenen Makapi genannte Tier die Größe einer Zwergantilope beſaß, geht jedoch mit großer Wahrſcheinlichkeit hervor, daß jene Haut die eines jungen Okapi geweſen ſei.

Frl. Ida Z. in Wien. In Paris werden jetzt auch Muffe aus Maulwurffellen Mode. Eine dortige Modehändlerin ſah einen derartigen Muff bei der Königin von England und beeilte ſich, dieſe Neuheit auch an der Seine einzuführen. Wie erzählt wird, habe die Königin auf die Kunde, die Ernte in Wales habe durch Maulwürfe ſehr gelitten, einen Muff aus Maulwurffellen beſtellt, wohl wiſſend, daß alsbald zahlreiche Damen dem Beiſpiel folgen würden. In Wales wurde infolgedeſſen auch eine verheerende Treibjagd abgehalten. Die Bauern werden aber dort, wie überall, wo man dem harmloſen Wühler der Mode halber den Krieg erklärt hat, das Verſchwinden des als Inſektenvertilger ſehr nützlichen Maulwurfs bald beklagen.



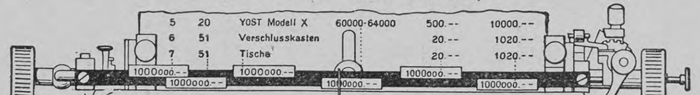
Um eine **SCHÖNE BÜSTE** zu erhalten, gebrauchen Sie die **PILULES ORIENTALES** welche in zwei Monaten die hervortretenden Schulterknochen verschwinden lassen, den Busen entwickeln, festigen und wiederherstellen und der Büste ein graziöses Embonpoint verleihen. — Von den medizinischen Autoritäten anerkannt, gesundheitsfördernd und deshalb auch bei zartestem Temperamente zu empfehlen.-Leichte Behandlungsweise. Dauerndes Resultat.-Weltrenommee. Per Schachtel mit Anweisung M. 5.30 franko (gegen Nachnahme M. 5.50).
J. RATIÉ, Pharmacien, 5, Passage Verdeau, PARIS (9e).
Depot in BERLIN : **B. HADRA**, Apotheker, Spandauerstrasse, 77.
In Oesterr.-Ungarn: **J. V. TÖRÖK**, Apoth., Königsgasse, 12, BUDAPEST.
Ges. Gesch.

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

Aug. Spangenberg, Berlin SO., Neanderstr. 3.
Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss. z. Schlafen i. 20 v. Lag. Tragstühle.

Kauft nur Rondholz Frankft. Würstchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)

Hochwichtige Neuheit!
Beyerlen's Reihen-Steller
(Reform-Tabulator)


5 20 YOST Modell X 60000-64000 500.-- 10000.--
6 51 Verschlusskasten 20.-- 1020.--
7 51 Tische 20.-- 1020.--
1000000.--

für alle Schreibmaschinen.
Apparat zum bequemen und schnellen Schreiben von Fakturen, Tabellen etc. Preis 15 Mk.
A. Beyerlen & Co., Stuttgart.

Gedanken sind zollfrei

und Niemand kann den Hausfrauen verbieten sich über **Dr. Oetkers** Backpulver à 10 Pfg. ihre eigenen Gedanken zu machen. Einmal probiert wird jede Hausfrau es loben!

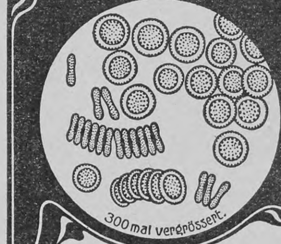
Nebelbilderapparate SCIOPTICON
Laterna magica, Wunder-Megaskop, Kinematograph, Lichtbilder,
Vortrags Serien
für Vereins- und Gemeinde-Unterhaltung
Neuheiten Liste VIIa frei.
Gebr. Mittelstrass, Hoflieferanten, **Magdeburg 6.**

Zucker-, Magen-, Darm-Kranke verlangen Prospect
Von ärztl. Autoritäten empfohlen.
Rademann's Nährmittelfabrik Frankfurt a/M. S. & Berlin S.W.

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

— Sehr billige — Unterhaltungslektüre. Verzeichnis unſrer wohlfeilen Roman-Ausgaben für die Reiſe u. Daheim koſtenlos durch jede Buchhandlung oder direkt von der **Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.**

Als leicht bekömmliches, rasch wirkendes Eisenmittel ist
E. MECHLING's CHINA-EISENBITTER


300 mal vergrössert.

aerztlich aufs Wärmste empfohlen bei **BLUTARMUT** & deren Begleit- u. Folgeerkrankungen.
• 10 goldene Medaillen. •
Ausgezeichnet bei Appetitlosigkeit, in der Reconvalescenz nach schweren Krankheiten u. Blutverlusten, nach der Influenza
Intensives, nervenbelebendes Kräftigungsmittel.
In allen Apotheken
PROBEFLÄSCHCHEN kostenfrei.
Man achte auf Namen und Schutzmarke „Arm mit Hammer"
Nur echt mit dieser Schutzmarke.
E. Mechling, Fabrik pharmac. Präparate, **Mülhausen i. Els.**

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

In **neuen Auflagen** ſind erſchienen:

Ricarda Huch,
Von den Königen und der Krone.
Roman.
4. Auflage. Geh. M. 4.—. Geb. M. 5.—

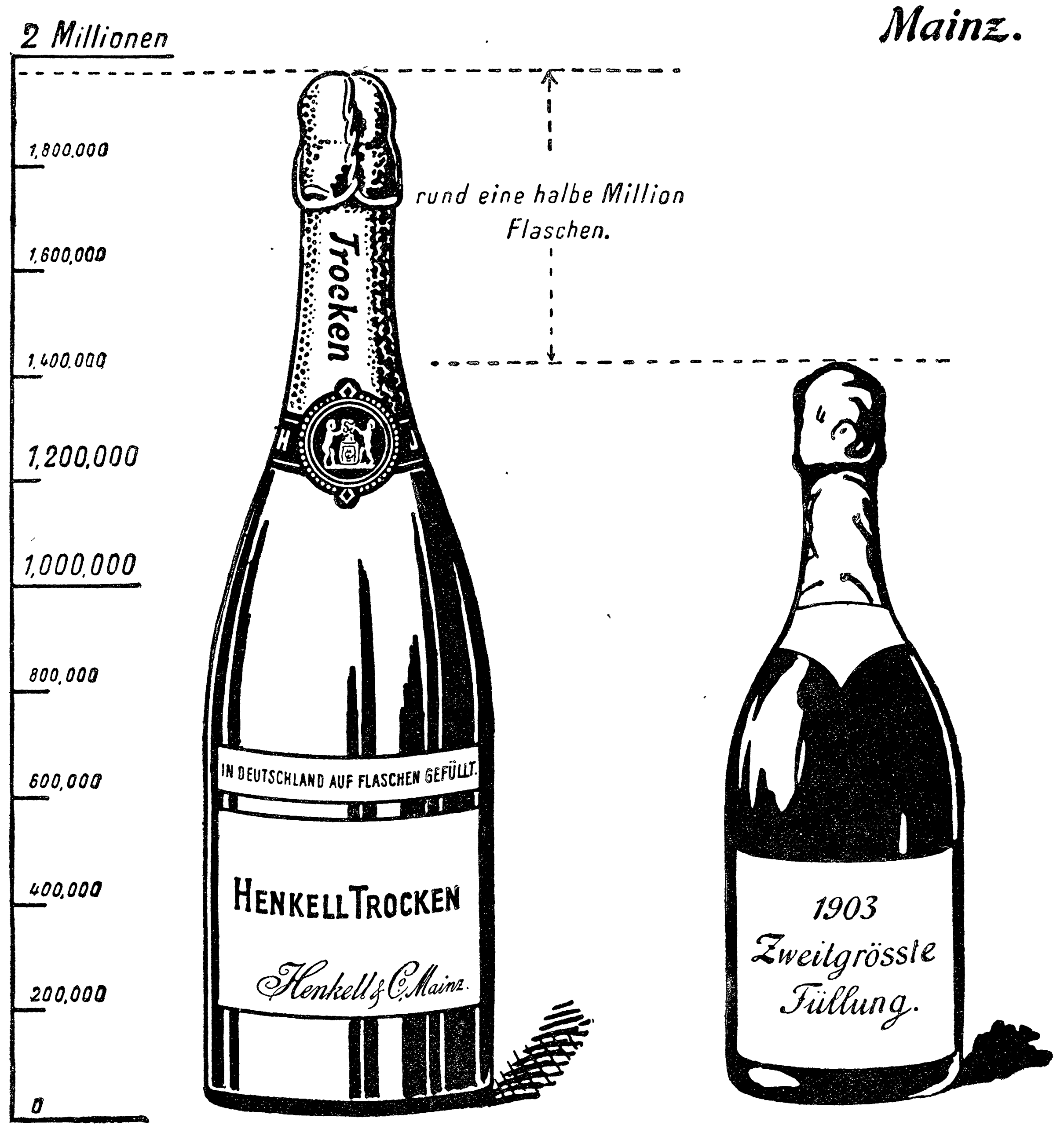
Dieſes neue Werk offenbart in jeder Zeile die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Geſtaltungskraft; es iſt ganz und gar perſönlichſte Kunſt und feſſelt ebenſoſehr durch die Kraft der Charakteriſtik wie durch die Feinheit der pſychologiſchen Beobachtung.

Ernſt Zahn,
Schattenhalb. Drei Erzählungen.
6. Tauſend. Geh. M. 4.50. Geb. M. 5.50

Deutſche Zeitung, Berlin: „Mit derber, oft grauſamer Wahrhaftigkeit ſind die Menſchen und ihre Schickſale gezeichnet. Aber zu dem düſteren Schatten fehlt nicht das Licht: trotz aller Enge und Gebundenheit, welch urſprüngliches ſittliches Empfinden, welche Sehnſucht nach reinerem Leben und welche Kraft, Berglaſten von Sorgen zu tragen."

Unsere Production im Jahre 1903
von fast
zwei Millionen Flaschen
(genau 1,905,241 Köpfe.)
Henkell Trocken etc.
überragt als grösste Füllung in Deutschland die zweitgrösste um
rund eine **halbe Million Flaschen.**

Henkell & Co gegr. 1832.
Mainz.


2 Millionen
1,800,000
1,600,000
1,400,000
1,200,000
1,000,000
800,000
600,000
400,000
200,000
0
rund eine halbe Million Flaschen.
Trocken
IN DEUTSCHLAND AUF FLASCHEN GEFÜLLT.
HENKELL TROCKEN
Henkell & Co. Mainz.
1903
Zweitgrösste
Füllung.

Handſchriften-Beurteilung

Wilhelm in Eislingen. Sie gehören nicht zu jenen, die hundert Dinge auf einmal erledigen wollen, ſondern vielmehr zu denen, die langſam, aber gründlich und gewiſſenhaft arbeiten. Was Sie in die Hand nehmen, führen Sie gut durch und machen Sie ordentlich und genau mit ziemlicher Ausdauer und Beharrlichkeit. Sie haben Gemüt und warmes Empfinden, möchten aber den Verſtand mehr zur Geltung bringen und geraten dabei leicht in innere Konflikte. Sie ſind ſparſam und einteilſam und vermeiden gern alle unnötigen Ausgaben.

Friedrich. Im Gegenſatz zu „Wilhelm“ raſch, tätig und immer eilig. Hält ſich nicht lange bei Nebenſächlichem auf und fliegt gern mit den Gedanken der Gegenwart voraus. Hat ein bewegliches Naturell. Setzt ſich leicht über Unangenehmes hinweg und iſt wenig ſkrupulös. Begeiſterungsfähig, umgänglich, leicht zu beeinfluſſen. Nicht ſtreng wahr und gewiſſenhaft. Materiell.

Mutter. Schließt ſich ſchwer an und erwärmt ſich langſam, iſt aber treu und ausdauernd. Sie nimmt ihre Pflichten ernſt und iſt gründlich in dem, was ſie tut. Momentan wird ſie heftig, aber im Grund genommen iſt ſie gutherzig. Häuslich veranlagt, einfach, ſparſam.

Theo S., Oeſterreich. Material ungenügend und wenig geeignet (ſiehe meinen jedermann franko und gratis zur Verfügung ſtehenden Proſpekt). Sie ſind etwas erregbar und heftig und wiſſen Ihrem Willen Beachtung zu verſchaffen. Sie ſind ein Widerſpruchsgeiſt, der die Diskuſſion nicht ſcheut und hartnäckig auf ſeiner Meinung beſteht.

Café Habsburg. Ein reſoluter, beſtimmter, feſter Charakter, der genau weiß, was er will, und wenig geneigt iſt, ſich fremdem Willen zu fügen. Immerhin iſt eine gewiſſe Anpaſſungsfähigkeit vorhanden. Sie empfinden ſtark und gleichmäßig, kennen keine Schwankungen in Ihren Gefühlen und ſind überhaupt ein zuverläſſiger, reeller Charakter. Beſondere geiſtige Gewandtheit, ſtark ausgeprägte Eigenart beſitzen Sie dabei nicht.

Gg. Sch., Osnabrück. Denkt in allererſter Linie an ſeinen eignen Vorteil. Dabei verſchloſſen und ſchwer zugänglich, tritt ſchwer aus ſich und ſeinem Intereſſenkreis heraus. Er hat Sinn für Beſitz und Erwerb, iſt fleißig und ſtrebt vorwärts. Nicht reich an neuen Ideen und Einfällen, aber recht praktiſch u. ſ. w.

Wilh. A., Osnabrück. Sie ſind gewohnt, alles, was Sie tun, pünktlich, genau und gewiſſenhaft zu machen und entwickeln dabei viel Energie und Beſtimmtheit. Sie ſind gleichmäßig im Weſen und in der Stimmung und der Treue und Anhänglichkeit fähig. Sie haben Feingefühl und Takt und ein oft inſtinktiv richtiges Urteil. Sie ſind nicht groß angelegt und ſtreben auch nicht nach Großem und Erhabenem, aber Sie ſind verſtändig und im kaufmänniſchen Fach, dem Sie zweifellos angehören, brauchbar und leiſtungsfähig. Etwas Eitelkeit und Geſuchtheit macht ſich da und dort geltend.

Fuchs, J. C., Ruſtſchuk. So Ihre Braut die richtige Art hat, mit Ihnen umzugehen, wird ſie finden, daß es ſich gut mit Ihnen lebt. Sie haben wohl einen lebhaften und momentan deſpotiſchen Willen, aber doch nicht die nötige Ausdauer und Energie, auf einer Sache auch dann noch zu beſtehen, wenn ſie ſich in die Länge zieht oder wenn ſich Schwierigkeiten bei der Ausführung bieten. Zudem haben Sie überhaupt die Art, leicht über Dinge hinwegzukommen, beſitzen ein wohlwollendes Herz und Feingefühl. Sie ſind nicht anſpruchsvoll, ſchätzen aber eine behagliche Häuslichkeit und ſind ſehr empfänglich für einen beſcheidenen Komfort. Daß Sie etwas ſelbſtgefällig und gar nicht geneigt ſind, Ihre eigne Perſönlichkeit zu vernachläſſigen und hintanzuſetzen, wird Ihre Braut auch ſchon herausgefunden haben?

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz)

Eingegangene Bücher und Schriften

(Beſprechung einzelner Werke vorbehalten. Rückſendung findet nicht ſtatt)

Bechtolsheimer, Hch., Zwiſchen Rhein und Donnersberg. Roman aus der Franzoſenzeit. *M.* 3.—. Gießen, E. Roth.

Bleibtreu, Carl, Spicheren. Illuſtriert von Chr. Speyer. 2. Aufl. *M.* 1.—. Stuttgart, C. Krabbe.

v. **Egéd**, Erwin, Der alte Schimmel und Anderes. Ernſte und heitere Skizzen aus dem Militärleben. *M.* 2.—. Dresden, E. Pierſon.

Feldigl, Ferd., Maria Magdalena. Epiſche Dichtung. *M.* 2.—. Bruck bei München, A. Sighart.

Hegeler, Wilh., Paſtor Klinghammer. Roman. *M.* 6.—. Berlin, E. Fleiſchel & Co.

Holthuſen, Ludwig, Erinnerungen eines verfloſſenen Sommerleutnants. *M.* 1.50. Dresden, E. Pierſon.

Hübner-Juraſchek, Geogr.-ſtatiſt. Tabellen für 1903. *M.* 1.50. Frankfurt a. M., Hch. Keller.

Jenſen, Wilh., Unter heißerer Sonne. 2. Aufl. *M.* 3.—. Braunſchweig, G. Weſtermann.

Klotz, Karl, Friſcher Sang. Gedichte. *M.* 1.50. Dresden, E. Pierſon.

Kuhn, Dr. F., Die Verhütung und operationsloſe Behandlung des Gallenſteinleidens. Gemeinverſtändl. Darſtellung. *M.* 1.40. München, Aerztl. Rundſchau.

v. **Leitgeb**, Otto, Die ſtumme Mühle. Roman. *M.* 5.—. Berlin, E. Fleiſchel & Co.

Liſt, Guido, Das Goldſtück. Liebesdrama in 5 Aufzügen. *M.* 2.—. Wien, Literaturanſtalt „Auſtria“.

Martens, Kurt, Kaſpar Hauſer. Drama. *M.* 2.—. Berlin, E. Fleiſchel & Co.

Meyer, Dr. Hans, Das deutſche Volkstum. 2. Aufl. Lieferung 1 (16 Liefg. à *M.* 1.—). Leipzig, Bibliograph. Inſtitut.

Absolut bestes Mundwasser der Welt!
Odol

Zimmerluft-Befeuchter D.R.P.
von ärztlichen Autoritäten warm empfohlen.
lindert Nasen-, Rachen- u. Kehlkopfleiden!
Preise je nach Grösse Mk. 12.65, Mk. 13.75, Mk. 15, Mk. 16.
Jll. Prospekt gratis durch Dr. A. KATZ, Waiblingen 18 (Württ.)

Gütermann & Co. fabriciren die anerkannt beste, im Gebrauch die vortheilhafteste Schappe-Näh-Seide. Man verlange ausdrücklich
GÜTERMANN's Näh-SEIDE
Rollen-Seide
DIE BESTE SCHAPPESEIDE Gütermann & Co. Gutach-Breisgau.
Jdeal-Seide.
Peloton-Seide.
NÄHSEIDE 50 Meter

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM
„VEILCHEN-TROPFEN"
unübertrefflich
VEILCHEN-TROPFEN
F. WOLFF & SOHN HOFLIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke
für feine Sorten

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART
Soeben erschienen:
LEXICON GENERUM PHANEROGAMARUM
INDE AB ANNO MDCCXXXVII. CUM NOMENCLATURA LEGITIMA INTERNATIONALI ET SYSTEMATE INTER REGENTIA MEDIO. AUCTORE TOM VON POST. OPUS REVISUM ET AUCTUM AB OTTO KUNTZE. 776 Seiten.
(Lexicon für Gattungsnamen von Blütenpflanzen.)
Elegant gebunden M. 10.—

LIEBIG'S
FLEISCH-EXTRACT
verbessert
Suppen, Saucen, Gemüse etc.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der „Pilules Apollo" auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt übermässigen Embonpoint unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von Fettleibigkeit beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz Mk. 5,30 franko. RATIÉ, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. HADRA, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, TÖRÖK, Königsg. 12, Budapest.

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Versenden gratis Katalog
alter Violinen,
Violen, Celli
mit Original-Illustrationen berühmter italienisch. Meister.
Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.
Tausch. Gutachten.
Atelier für Reparaturen
Hamma & Co.,
Grösste Handlung alter Meister-Instrumente,
Stuttgart.

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höh. Lehranstalt f. Masch.- u. Elektro-Ingenieure. Techn. Werkm. Prog. fr.
Direktor: E. Boltz.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an Dr. Cléry, 53 Boulevard St. Martin, Paris.

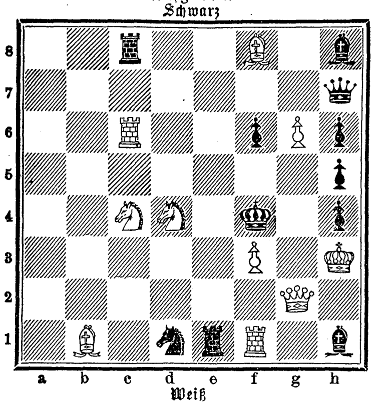
Polyphon-Musikwerke
Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Phonographen, Grammophone
nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
PHONOGRAPH
Photogr. Apparate
aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Jllustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND in Breslau II.
ges. gesch.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 7

Von Samuel Loyd in New York

Aus der kürzlich von Max Weiß in Bamberg herausgegebenen Sammlung Loydſcher Aufgaben.



Weiß zieht an und zwingt Schwarz, mit dem dritten Zuge mattzuſetzen. (Selbſtmatt.)

Auflöſung der Aufgabe 4

W. 1. Lb1—f5
S. 1. Kc5—b5, ×c4
W. 2. Dd1—a4†
S. 2. K×a4, d5, c3, —c5
W. 3. Lf5-d7, Da4-b5, d4, c6 matt.

A.

S. 1. a7—a6
W. 2. Dd1—d4†
S. 2. Kc5—b5
W. 3. Lf5—d7 matt.

B.

S. 1. Lg8—h7
W. 2. Lf5—d7 und
W. 3. Dd1—d4 matt.

C.

S. 1. beliebig anders
W. 2. Dd1—a4
S. 2. Kc5×d5 oder beliebig and.
W. 3. Da4-b5, c6 matt.

Schachbriefwechſel

G. E. in O. Die uns angebotene Aufgabe müſſen wir dankend ablehnen; der erſte Zug iſt keineswegs problemgemäß. Er beraubt den Gegner nicht nur eines ſeiner wenigen verteidigenden Steine, ſondern er benimmt auch dem König ein Fluchtfeld. — Honorierung eingeſandter Schachaufgaben iſt unſers Wiſſens nirgends üblich.

S. in Bulgrin. Sie haben vollkommen recht; Nr. 6 iſt verdruckt, und es muß anſtatt der ſchwarzen Dame auf f7 der weiße König ſtehen. Wir haben das auch bereits berichtigt. Die Löſung, die Sie fanden (1. Sd7×b8 Kd4—e5, c5 2. Sd8—b7(†) und 3. Sb8—c6 matt), iſt leider eine Nebenlöſung, zu deren Beſeitigung wir einen weißen Bauern auf b7 hinzufügen würden, wenn nicht noch eine zweite, von H. M. in Hamburg mitgeteilte Nebenlöſung durch 1. Sd7×f8, 2. Sd8—e6(†) und 3. Ld2—f4 exiſtierte. Die Aufgabe bedarf einer vollſtändigen Umarbeitung.

Richtige Löſungen ſandten ein: Lambert Einſpieler in Laibach, H. Menzel in Hamburg-Borgfelde und Oswald Lungwitz in Hamburg-Eimsbüttel zu Nr. 5.

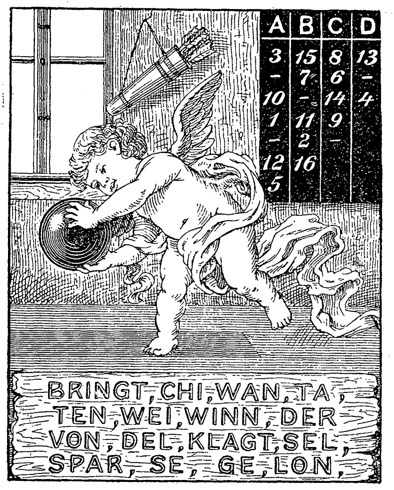
Rätſel

Mein Wort mit M iſt Stadt, mit K ein Mann,
Der ſich als Bühnenkünſtler Ruhm gewann. E. S.

Rätſel

Ein Vogel, der vom Raube lebt,
Der deckt ſich zu zwei Dritteln
Genau mit einer großen Stadt;
Kannſt du ihn wohl ermitteln? E. S.

Bilderrätſel



ROM ROM

ROM
Gd Hotel Quirinal.

Vornehmes Haus, im höchsten und gesundesten Theile Roms, an der Via Nazionale, der schönsten Strasse der ewigen Stadt gelegen. In sämmtlichen, nach dem prächtigen Hotelgarten zu gelegenen Zimmern, in voller Südfront, finden Ruhebedürftige geräuschlose Wohnungen, fern von allem Strassenlärm. Dampfheizung in allen Zimmern. Grossartiger Wintergarten. Aufzüge.

Restaurant français.

PEGLI PEGLI

PEGLI bei GENUA.

Italiens mildester, gleichmässigst temperirter u. mit den schönsten und zweckentsprechendsten Spaziergängen ausgestatteter Winter-Kurort.

Prospekte und Broschüren.

Gd Hôtel Méditerranée

(Aufenthalt S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1880.)
I. Ranges mit grossartigstem Park. Lift. Dampfheizung u. elektr. Licht. Casino am Meer. Hydrotherapie, Elektrotherapie und elektr. Bäder. Spezieller Kurtisch für Magen- und Zuckerkranke.
Kurarzt: Dr. Th. Heusser (Sommer: Rigi-Kaltbad).

MILAN MILAN

Bei absolut gleichen Mitteltemperaturen tägl. 5—7° geringere Schwankungen als überall, daher vorzügl. Winterklima d. Riviera.

MAILAND
Palace-Hotel.

Haus allerersten Ranges, in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofes gelegen und mit allem modernen Comfort ausgestattet. Wohnungen mit Privat-Bade- und Toilettezimmer. Elektrisches Licht und Centralheizung in allen Räumen.

Restaurant français.

LUGANO LUGANO

LUGANO
Grand Hôtel
(früher Hotel du Parc)

Vom neuen Besitzer vollständig umgebaut, neu möbliert und mit modernstem Comfort ausgestattet. 250 Betten.

Wiedereröffnung Frühjahr 1904.

Bucher-Durrer, Besitzer.

Zweiggeschäfte:
in Luzern: Hôtel de l'Europe
bei „ : „ Bürgenstock
„ „ : „ Stanserhorn
in Basel: „ Euler.

LUGANO LUGANO

Pensionnat de Demoiselles, 1er *ordre*. Hæussler-Humbert, pasteur, Beau-Séjour, *Neuchâtel; fondé 1874. — Villa avec jardin magnifique. Demandez prospectus.*

Lysoform
unentbehrlich in jeder gebildeten Familie

ein Antiseptikum für den Haushalt. Ausgezeichnet für Wundreinigung. Spülungen u. Waschungen schützen vor Ansteckung jeder Art, beseitigen jeden üblen Geruch. Wichtig für Frauen! Es ermöglicht ungefährliche Desinfektion, und zwar im Gegensatz zu Lysol ohne üblen Geruch zu hinterlassen. Erzeugt keine Flecke. Eingeführt in ersten Krankenhäusern. Bestens bewährt in der Kinder-Krankenpflege.
Flasche 65 Pf., 1.30, 2.20 in den Apotheken, Drogerien etc.

BESTE ZAHN-CRÊME
60 Pf.
KALODONT
F. A. Sarg's Sohn & Co. Wien.
erhält die Zähne rein, weiss u. gesund.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik (Reisingerianum) seit Jahren fortwährend in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben ist das neunte bis elfte Tauſend erſchienen.

In Preussen von der Zensur verboten!

Max Dreyers
historiſcher Schwank
Das Tal des Lebens
Mit Bildern von Lyonel Feininger.

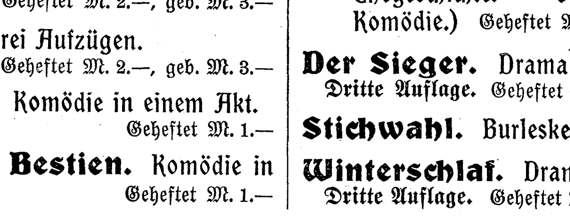
Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Gleichzeitig empfehlen wir die übrigen in unſerm Verlag vereinigten Dramen von

Max Dreyer:

In Behandlung. Komödie in 3 Aufzügen. Vierte Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—
Drei. Drama in drei Akten. Zweite Ausgabe. Geheftet M. 2.—, geb. M. 3.—
Eine. Hiſtoriſcher Schwank in zwei Aufzügen. Zweite Auflage. Geheftet M. 2.—, geb. M. 3.—
Grossmama. Ein Junggeſellenſchwank in vier Aufzügen. Zweite Auflage. Geheftet M. 2.—, geb. M. 3.—
Hans. Drama in drei Aufzügen. Dritte Auflage. Geheftet M. 2.—, geb. M. 3.—
Liebesträume. Komödie in einem Akt. Geheftet M. 1.—
Unter blonden Beſtien. Komödie in einem Akt. Geheftet M. 1.—
„Liebesträume“ u. „Unter blonden Beſtien“. Zuſ. in einen Band geb. M. 3.—
Der Probekandidat. Drama in vier Aufzügen. Fünfte Auflage (Neuntes bis zehntes Tauſend). Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—
Schelmenſpiele. (Puss. Eine Kindergeſchichte. — Ecclesia triumphans. Eine Ehegeſchichte. — Volksaufklärung. Eine Komödie.) Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—
Der Sieger. Drama in vier Aufzügen. Dritte Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—
Stichwahl. Burleske. Geheftet M. 0.75
Winterſchlaf. Drama in drei Akten. Dritte Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.



Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Dreisilbiges Scherzrätsel

Ob von der Wolga der Kaviar,
Ob aus der Elbe Reich,
Der erſten iſt er nimmer bar,
So wenig ſonſt er gleich.

Die zweite der Najaden Haupt
Zur Stätte ſich erwählt,
Und oft ſie auch recht unerlaubt
Fragt, droht und treibt und quält.

Die dritte hilft beim Suchen dir,
Zu binden ſie auch weiß,
Und eine Dame wird ſich ihr
Entziehn um keinen Preis.

Wenn auch des Mutterlandes Macht
Das Ganze feſt ſich wahrt,
Iſt es doch ſorglich ſtets bedacht
Auf ſeine Eigenart.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 295:

Des Weihnachts-Wechſelrätſels: **Varzin, Eiſack, Rachel, Gelee, Nagold, Utrecht, Eger, Gera, Totſchlag, Ebbe, Walzer, Erle, Iſis, Homer, Newton, Alma, Calvi, Hotel, Tara, Souper, Flagge, Elen, Iris, Erpel, Roland, Themis, Auge, Ginſter, Eugen.**

Des Rätſels: Speicher, Spree.

Des Rätſels: **Eidechſe.**

Richtige Löſungen ſandten ein: „Süddeutſche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (6); Frau Roſa Hechinger in München (4); „Maus und Muki und das vierblättrige Kleeblatt" in Hamburg-Uhlenhorſt (2); Staſio Behr in Hamburg (2); Frau Margarete Broſig in Stuttgart (2); Fritz Maier in Nürnberg (3); Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg-St. Georg (3); Erich Borchardt in Königsberg i. Pr.; „Hans und Anna" in Innsbruck (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frau Olga Kühn in Wien (3); P. Richter in Baſel; „Oedipus" in Emden (5); Frl. Ida G. in Salzburg (2); „Moſelblümchen" in Coblenz (5); „Stammtiſch" in G.; „Sphinx" in Szegedin (3).

Deutsche Romanbibliothek.

Die ſoeben erſchienene Nr. 14 enthält: Profeſſor Unverfähr. Roman von Georg Wasner. — Hahnenkampf. Eine Emigrantengeſchichte von Lotte Gubalke. — Der Pflüger. Gedicht von Hans M. Grüninger. — Forſthaus Wolfgang. Roman von Ferdinand Runkel.

Vierteljährlich M. 2.—

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Anzeigen

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

In unſern Verlag iſt übergegangen und nunmehr wieder durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schloſſers Weltgeſchichte
für das deutſche Volk.

Von neuem durchgeſehen und ergänzt von
Dr. **Oskar Jäger**

25. Jubiläums-Auflage ◎ 5. reich illuſtrierte Prachtausgabe

in 100 Lieferungen à M. 1.— oder 20 Bänden geh. à M. 5.—, in Leinen geb. à M. 6.25, in Halbfranzband geb. à M. 7.50

Schloſſers Weltgeſchichte für das deutſche Volk, ſeit länger denn zwei Menſchenaltern unerreicht durch Friſche, Klarheit der Darſtellung, ungeſchminkte Wahrheit, Reichtum und Vielſeitigkeit des Materials ſowie eine muſtergültige Schreibart, ſteht in der neuen Bearbeitung und Fortführung bis auf unſre Tage durch den bekannten Hiſtoriker

Geheimrat Profeſſor Dr. Oskar Jäger

wieder vollkommen auf der Höhe moderner populärer Geſchichtsſchreibung.

In der neuen Ausgabe liegen vor Band 1–13. Die weiteren Bände werden in raſcher Folge erſcheinen, ſo daß der ganze Schloſſer in neuer Bearbeitung binnen Kurzem wieder vollſtändig zu haben ſein wird.

Neben der reichausgeſtatteten Jubiläums-Prachtausgabe erſchien gleichzeitig eine nicht illuſtrierte ganz beſonders wohlfeile

Volks-Ausgabe in 19 Bänden

ſolide in Leinen gebunden zum Preiſe von à M. 2.—, alſo 38 Mark insgeſamt.

Oskar Jäger, Geſchichte der neueſten Zeit
Vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart

Drei Bände mit zahlreichen geſchichtlichen Abbildungen, Karten in Farbendruck und einem ſorgfältig gearbeiteten Namen- und Sach-Weiſer.

Geheftet M. 20.—, in vornehmem Halbfranzband gebunden M. 26.—

Werktätig teilzunehmen an dem Kampf der Gegenſätze, die ſich auf dem Boden der ſtaatlichen, kirchlichen und volkswirtſchaftlichen Anſchauungen befehden, iſt Pflicht jedes deutſchen Staatsbürgers. Dazu iſt es unerläßlich, daß man über die Geſchichte der neueſten Zeit, über die Entwicklung der europäiſchen Welt und der vaterländiſchen Dinge in dieſem an gewaltigen Umwälzungen ſo reichen Zeitabſchnitt gründlich unterrichtet iſt. Im Dienſte dieſes Gedankens iſt das Jägerſche Buch geſchrieben; es bietet den Stoff in einer Vollſtändigkeit, die den Leſer inſtand ſetzt, aus den Tatſachen ſelbſt ſich ein unabhängiges Urteil zu bilden.

Der Schutz ſeltener Pflanzen.

Jeder Gärtner, der ſein ganzes Intereſſe auf Roſenzucht oder zarte Lilien oder andere empfindliche Gewächſe konzentriert, kennt und fürchtet die Gefahr von Fröſten und richtet ſein ganzes Augenmerk darauf, denſelben auf alle Art vorzubeugen. Auf in der Tat wenig Erfolg könnte er rechnen, wollte er dieſe Vorſichtsmaßregeln vernachläſſigen.

Ihre eigene Geſundheit gleicht in vieler Beziehung der ſeltener Gewächſe. Sie bedarf einer Menge Vorſichtsmaßregeln, beſonders während des Winters, gegen die fortwährend drohenden Krankheiten. Nicht nur hier zu Lande, ſondern ſozuſagen in aller Herren Ländern hat man gefunden, daß Scotts Emulſion ein vorzügliches Mittel iſt, aller Krankheit dadurch vorzubeugen, daß ſie die Geſundheit auf einer hohen Stufe erhält. Viele Aerzte haben ſogar beſtätigt, daß Scotts Emulſion weſentlich wirkſamer iſt, als der übliche Medizinal-Lebertran, der ihren Hauptbeſtandteil bildet. Sie iſt von angenehmem Geſchmack und hat ſchon vorzügliche Reſultate gezeitigt nicht nur in Fällen von Kinderkrankheiten, ſondern auch bei Kehlkopf- und Lungenleiden Erwachſener. Ihre drei Hauptbeſtandteile ſind Medizinal-Lebertran, wie ſchon erwähnt, und Kalk- und Natron-Hypophosphite.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

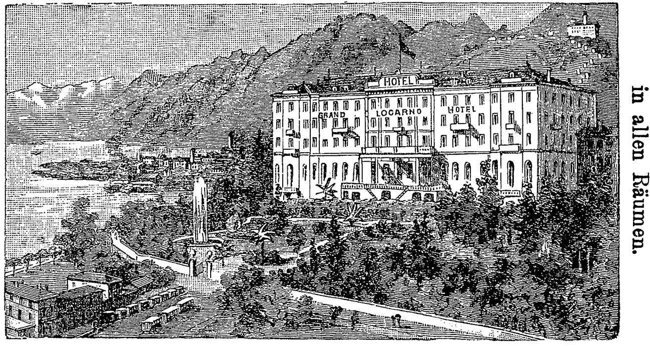
Jede sparsame Hausfrau

BILLIG! NAHRHAFT!

kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt **reichen Nutzen** ziehen, indem sie die von der **D. D. G. „Nordsee", Nordenham a. d. Weser** aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee" in Nordenham IV a. d. Weser.**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875. Mit Aktiengarantie.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung
Militärdienst- u. Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtreserven über 30 Millionen Mark. Gesamtversicherungsstand 570 000 Versicherungen.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- und portofrei.
☛ Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht. ☚

Locarno **Gd. Hôtel Locarno**
am Lago Maggiore.
Kopfstation der Gotthardbahn. Direkte Wagenverbindungen.



Dampfbootstation nach den Borromeischen Inseln.

Elektr. Licht u. Centralheizung in allen Räumen.

Das **vollendetste Etablissement** für den **Winteraufenthalt** im **prächtigsten Winterklima Europas,**
von allen ärztlichen Autoritäten und speziell vom Kgl. Bayr. Medizinal-Rat **Professor** Dr. Martin proklamiert.
Die vorzüglichste und nächste Herbst-, Winter- und Frühlingsstation.
Deutsche Kirche, deutscher Arzt. Prospekt u. Mediz.-Rat Martins Beschreibung gratis durch **Balli,** Besitzer.

Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster

Reform-Werkmeisterschule
Masch., Elektr., Chem. Indust. Apolda.
Technikerklasse für befähigte Absolventen.

HOTEL GALLIA, CANNES.
Neu erbaut 1900. — Neues Haus allerersten Ranges in bester Lage von Cannes.
— **Jeglicher moderner Comfort.** —
Zimmer mit Toilettenraum und Bad.
Zweim. tägl. Concert im gross. Wintergarten.
Ausgedehnter Park. — Lawn-Tennis — Croquet.
Gleiche Besitzer „Hotel Kursaal Maloja".
Ed. Smart, Director.

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemaglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0; chemisch reines Glycerin 20,0; Wein 10,0 (incl. Vanillin 0,001)

bewirkt bei

Kindern jeden Alters wie Erwachsenen

schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Nachstehend einige ärztliche Aeusserungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franco zur Verfügung.

„Haematogen Hommel bewährte sich auch in der diesjährigen Ferienkolonie **als ganz unvergleichliches Kräftigungsmittel** von hervorragend blutbildender Wirkung. Die Zöglinge nahmen Ihr Haematogen sehr gerne. Die günstige Wirkung auf den Organismus trat nach kurzer Zeit deutlich zu Tage, indem die Esslust wuchs und das Allgemeinbefinden sich bedeutend besserte. — Auch heuer konnten wir mit Freuden nach Schluss der Koloniezeit sehr namhafte Gewichtszunahme und vorzügliches Aussehen bei den mit Haematogen Hommel bedachten Zöglingen feststellen."

Für die Brünner Ferienkolonien
der Section Brünn des mähr.-schles. Sudeten-Gebirgs-Vereins
Der Vereinsobmann: **Dr. Krumpholz.**
Der Koloniearzt: **Dr. Lorenz.**

Dr. med. Grekow, Merv (Transkasp. Gebiet) schreibt am Schlusse eines längeren Gutachtens: „**Daher begrüsse ich in Haematogen Hommel mit Freuden ein Präparat, das für unsere Gegenden, wo in Folge Malaria viel Blutarmut und Appetitlosigkeit vorkommt, ganz unschätzbaren Wert besitzt.**"

„Ich habe Dr. Hommel's Haematogen einem 7-jährigen Mädchen verordnet, das ein **Jahr lang an Malaria** gelitten hatte und durch die häufigen Fieberanfälle sehr entkräftet und blutarm geworden war. **Der Erfolg der Kur war glänzend.** Der Appetit stellte sich wieder ein, Patientin wurde lebhafter und kräftiger. **Die Haut und die Schleimhäute nahmen eine rötere Färbung an.**"

(**Dr. med. Meisel,** Oberarzt am Lazaret von **Sakataly.**)

„Ich habe Hommel's Haematogen mit sehr gutem Erfolge bei **meinen beiden Kindern** (Zwillingen im Alter von 5/4 Jahren) angewandt. **Namentlich** das eine von ihnen, das erheblich in der Entwicklung zurückgeblieben war, **blühte unter dem Gebrauche des Präparates förmlich auf** und nahm innerhalb eines Monats 2 Pfund zu." (**Dr. med. H. Goldschmidt, Breslau.**)

„Mit Dr. Hommel's Haematogen bin ich äusserst zufrieden. Ich habe von diesem Mittel **ausgezeichnete Erfolge gehabt** und gesehen. In einem schweren Falle von Blutarmut, Scrophulose und Rhachitis, wo der Appetit und die Ernährung ganz darniederlagen **und durch die neueren Nährpräparate nicht zu heben waren, erwies sich Haematogen Hommel geradezu lebensrettend.** Gleich nach der ersten Flasche hob sich der Appetit und die Kräfte nahmen rasch zu."

(**Dr. med. Bartels, Friedewald,** Hessen-Nassau.)

„Hommel's Haematogen **ist** ein Präparat, welches ganz der modernen Generation angepasst ist und der modernen Nerven- und Blutbildungs-Absicht der Aerzte und Laien zu statten kommt. Vom klinischen Standpunkt kann man der Verwertbarkeit des Hommel'schen Haematogens das Recht geben, das es in den Tagesblättern für sich beansprucht. **Bei Kindern sowohl wie Erwachsenen, nach allen den heutigen subakuten Erschöpfungszuständen, Influenza, bei Blutarmut, Rhachitis, Scrophulose, bei allen nervösen und menstruellen Verstimmungen,** ist Hommel's Haematogen am Platze." (**Dr. med. A. Rahn, Krippen** i. Sachsen.)

„Ich habe Hommel's Haematogen bei meinen 2 Knaben in Anwendung gebracht, die **2½ und 1 Jahre** alt **durch eine vorausgegangene Influenza** sehr geschwächt waren und deren Appetit zu heben mir nicht gelingen wollte. Beide nahmen das Haematogen ungemein gerne; der grössere zitterte förmlich darnach und bat fortwährend um dasselbe. Der Erfolg stellte sich prompt ein, der Appetit nahm von Tag zu Tag zu, **die blasse Gesichtsfarbe schwand** und **nun sehen — nach kaum 2 wöchentlichem Gebrauch des Haematogen — die Kinder so blühend aus wie vorher.**" (**Dr. med. Démeter R. v. Bleiweiss, Laibach.**)

„Dr. Hommel's Haematogen hat sich in meiner Praxis insbesondere bei **blutarmen Wöchnerinnen** und **Tuberkulosen, sowie bei Nervenkranken auf's Beste bewährt.** In einem Falle von Nervenschwäche war es mir möglich, selbstverständlich bei geeigneten sonstigen diätetischen Vorschriften, das Körpergewicht binnen 2 Monaten um ca. 13 Pfund zu heben. Ich werde nicht verfehlen, das Präparat auch fernerhin bei Ernährungsstörungen jeglicher Art anzuwenden."

(**Dr. med. Mayer, München.**)

„Ich wendete Dr. Hommel's Haematogen in einem Falle hochgradiger Bleichsucht **an**, wo vollständige Appetitlosigkeit, ja geradezu Widerwillen gegen jede Speise vorhanden war und wo selbst Eisen-Arsenwässer nicht vertragen wurden. **Gleich nach der ersten Flasche erwachte der Appetit und nach 3 Wochen war sowohl blühendes Aussehen eingetreten, als auch Herzklopfen, Athemnot und rasches Ermüden verschwunden.**"

(**Dr. med. Ernst Schlichting,** Distriktsarzt, **Eggersdorf,** Steiermark.)

„Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nervenstärkungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain-fag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. **Ich werde es meinen Collegen auf's Wärmste empfehlen.**"

(Prof. **Dr. Gerland** in **Blackburn,** England.)

„Dr. Hommel's Haematogen hat mir ganz vorzügliche Dienste geleistet. Ich war bei meinem Alter von 65 Jahren durch die Anstrengungen des Dienstes sehr heruntergekommen und hatte den Appetit vollständig verloren. **Ihr Haematogen hat mich aber (ohne nebenher etwas anderes zu gebrauchen) wieder völlig auf die Beine gebracht.**"

(Sanitätsrat **Dr. A. Nicolai, Greussen** in Thüringen.)

„Haematogen Hommel hat sich bei meiner **90 Jahre alten Mutter sehr gut bewährt.**"

(**Dr. med. E. Liedtke,** Kreisarzt, **Insterburg,** Ostpr.)

„Besonders möchte ich eines Falles erwähnen; es handelte sich um eine nach vorausgegangenen Unterleibsentzündungen sehr heruntergekommene, blutarme, völlig appetitlose Dame; diese hat nach **zweimonatlichem Gebrauch von Hommel's Haematogen 14 Pfund an Körpergewicht zugenommen.**"

(**Dr. med. Emil Meyer** in **Bad Grund** i. Harz, Prov. Hannover.)

„Ich habe Dr. Hommel's Haematogen bei meinem eigenen 9-jährigen, sehr blutarmen Sohne angewendet und **schon nach den ersten paar Löffeln einen so überraschenden Erfolg** in Bezug auf den Appetit gesehen, wie bei keinem andern derartigen Mittel." (**Dr. med. Ad. Hippelein, München.**)

„Seit Jahren kenne ich Ihr Haematogen Hommel und von allen Seiten höre ich es nur loben. Ich habe **ganz vorzügliche** Erfolge damit erzielt und verordne es seit langem. Es leistet brillante Dienste bei Schwächezuständen, wo der Appetit darnieder liegt, in der Rekonvaleszenz, bei Blutarmut und bei nervösen Zuständen, die mit Mattigkeit und Appetitmangel einhergehen. Das Präparat habe ich für **meine eigenen Kinder** verwendet, die eine Zeit lang nicht recht essen wollten. Sie verlangten stets von selbst danach und ihr Appetit und ihre Blutverhältnisse besserten sich sofort."

(**Dr. med. Behrens, Mieste,** Prov. Sachsen.)

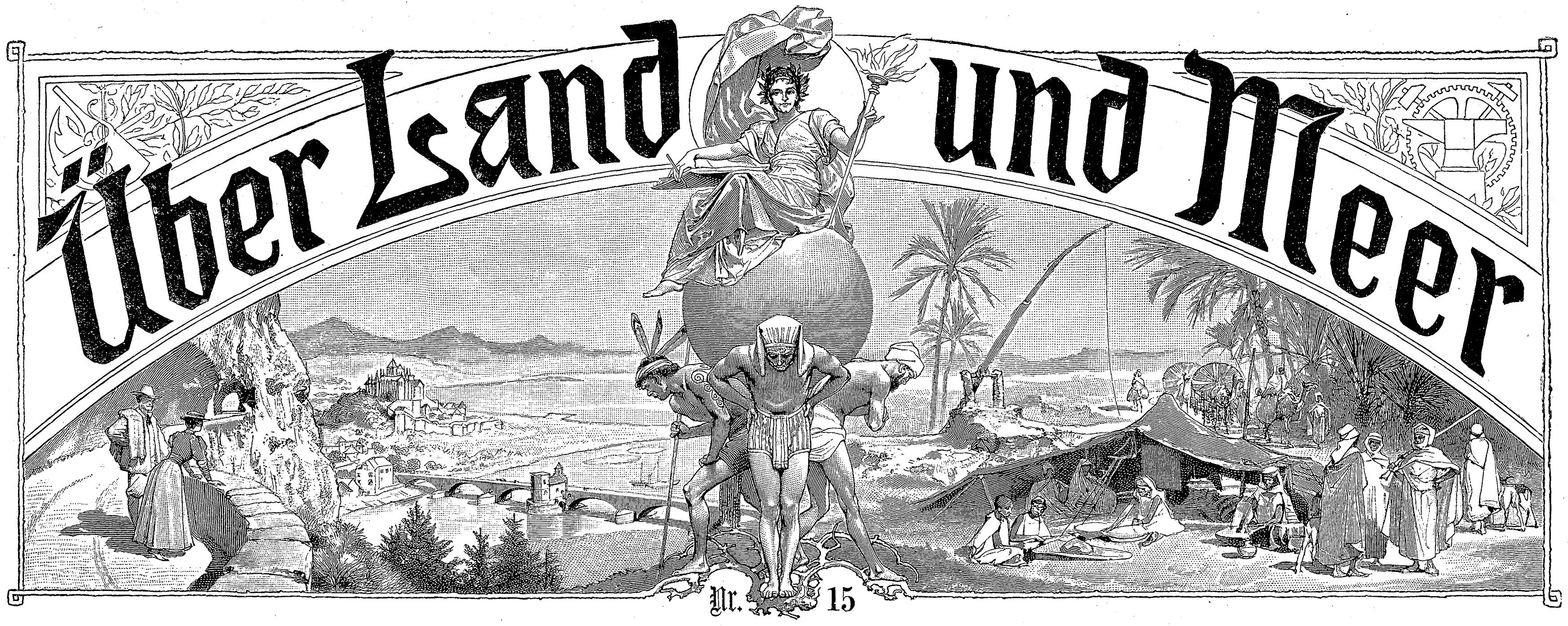
☞ **Warnung vor Fälschung!** Weder in Pillen noch in Pulverform noch mit Cacao gemischt, sondern **nur** in Flaschen mit eingeprägtem Namen ist **Dr. Hommel's Haematogen** echt. ☜

Nicolay & Co.,

Hanau a. Main.
Zürich.
London, E. C., 36 & 36a, St. Andrew's Hill.

Vertretung für **Nordamerika:** Lehn & Fink, William Street 120, **New-York.**
Haupt-Depôt für **Russland:** Apotheke Gross-Ochta in **St. Petersburg.** „Abteilung Haematogen".

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman von C. Viebig

(Fortſetzung)

XVI

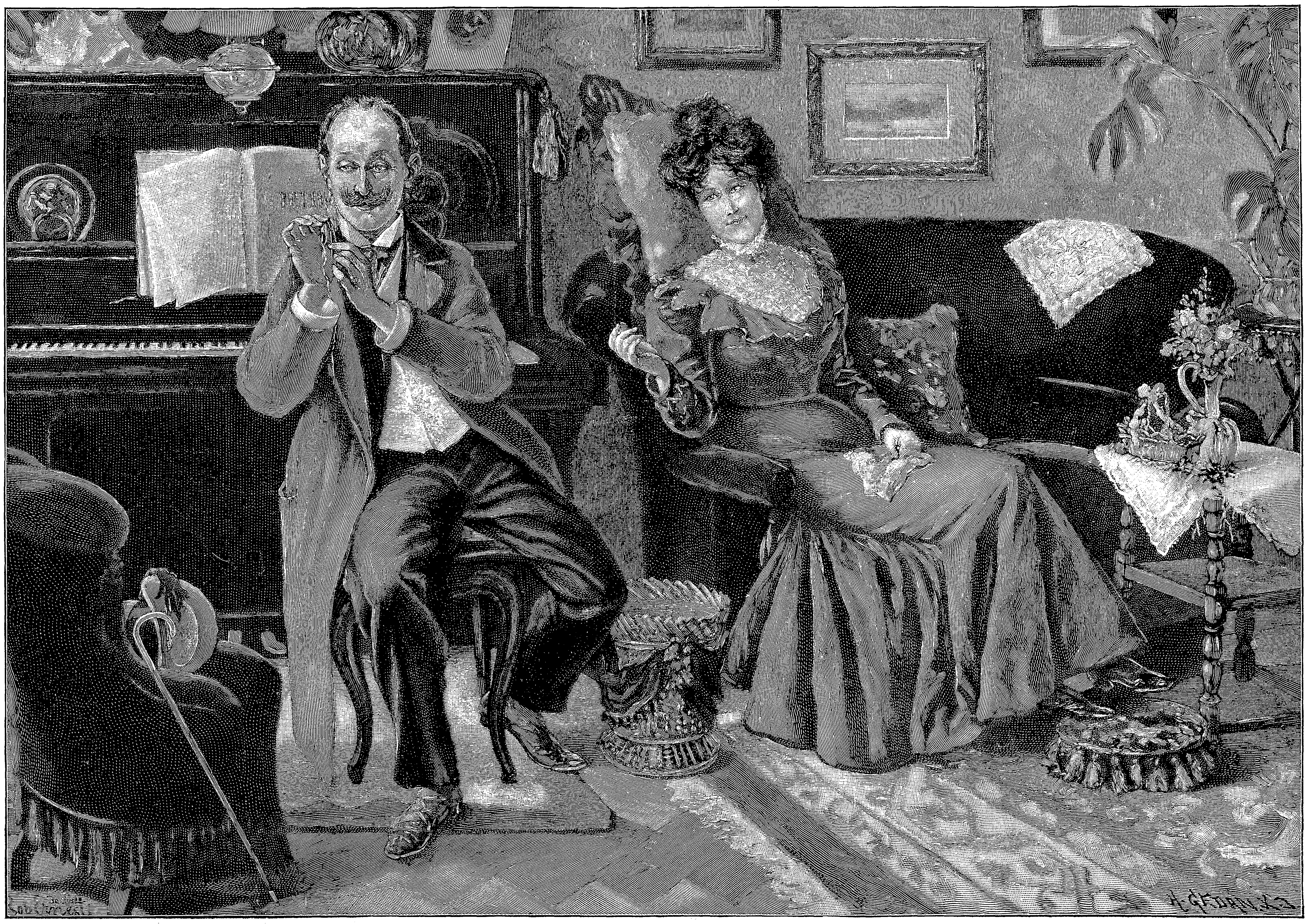
Doleſchal hatte ſich die Sache überlegt — nein, unter keinen Umſtänden würde er die Hand fördernd bieten zum Wunſch des jungen Anſiedlers. Es tat ihm leid, wenn der ſein Verſprechen zu haben glaubte — mochte er ihm zürnen und ſeine Dankbarkeit ſich in Unmut verkehren, es war jedes Mannes Pflicht, dieſen Knaben von einem unbeſonnenen Schritt zurückzuhalten. Wenn die Pacht des Kruges ihm nicht zugeſprochen wurde, hatte die Heirat noch gute Wege.

Aber nichts Heimliches wollte er unternehmen, und ſo fuhr er, ungefähr eine Woche nach dem Beſuch des jungen Rheinländers, hinüber zur Kolonie. Da hatte der Bau des neuen Wirtshauſes große Fortſchritte gemacht, ein friſchrotes, leuchtendes Ziegeldach war aufgeſetzt, und die Sonne ſpiegelte ſich ſchon in den Fenſterſcheiben. Bei den am Neubau Beſchäftigten trieb ſich Valentin Bräuer herum; Doleſchal vermied es, den ganz in Anſpruch Genommenen zu begrüßen, er fuhr gleich beim Alten vor. Sowie der Wagen hielt, kam die Frau herausgeſtürzt, ſtreckte beide Hände in den Wagen und drückte und ſchüttelte Doleſchals Hand.

„Nee, Herr, wat Sie doch eſo gut ſind! Nee, Herr, wir danken Jhnen auch eſo vielmals! Wat is der Valentin eſo glücklich! Nu hat er die Wirtſchaft — die andern mußten alle abziehen — geſtern haben ſe mit ihm den Kontrakt gemacht!“

Was — Kontrakt? Doleſchal war ganz konſterniert — wie war das nur ſo raſch gekommen? Vor acht Tagen ſchien der junge Mann doch noch gar keine beſtimmte Ausſicht zu haben!

„Gott, och Gott, is dat en Glückſeligkeit!“ Man ſah Frau Kettchen die frohe Teilnahme an. „Mer wird ſelber noch emal jung derbei, wenn



Ungewohnte Arbeit. Nach dem Gemälde von Robert Erneſti mer dat Pläſier mit anſieht! Dat vergeſſen wir Ihnen nie, Herr von Doleſchal!"

„Ich — nein, ich bin ganz unſchuldig daran, ich — ich habe keinen Schritt dafür getan," wehrte Doleſchal ab.

„Sie hätten nix dafür getan?" Die Frau blieb dabei. „Wat Sie ſagen! Ach nee, dat reden Sie mir nit vor, Herr Baron, dat Sie ſich nit für den Jung verwendet haben!"

„Nein, mein Wort! Ich bin nicht derjenige!"

Und als Frau Kettchen ihn noch immer anſah, ſo ungläubig, ſo zweifelnd wie ein Kind, mit dem man ſeinen Spaß treiben will, ſagte er ernſt: „Ich werde mich hüten, meine Hand zu ſo etwas zu bieten. Ich halte es geradezu für ein Unrecht, für einen Unfug, Ihrem Sohn die Pachtung zu übertragen, wo man doch weiß, daß er ſich mit einem polniſchen Mädchen verehelichen will."

„Och, Herr!" Gekränkt zog die Mutter ihre Hand zurück. „Dat is doch kein Unfug, wenn der Valentin die Wirtſchaft kriegt! De is ne ordentliche Jung, und ſeine Braut is auch en ſehr ordentlich Mädchen, ſe wird uns alle Tage lieber. Un in drei Wochen, auf Michaelis Tag, is die Hochzeit!"

So — alſo die Hochzeit war ſchon feſtgeſetzt, und der Pachtkontrakt war ſchon unterſchrieben?! Was war da noch zu tun? Gar nichts! Da konnte er nur wieder fortfahren. Eine Unterredung mit dem Vater, dem alten Bräuer, hatte jetzt auch keinen Zweck mehr.

Doleſchal fühlte die plötzliche Kühle deutlich, mit der ſich Frau Kettchen von ihm verabſchiedete. Er hatte das freundliche, ſaubere Weib immer gern gehabt, nun tat's ihm leid, daß er ihr hatte ſo ſchroff erſcheinen müſſen. Eine plötzliche Verzagtheit kam über ihn — ach, er machte es ja eben keinem Menſchen recht! Da waren doch ſo viele, die nicht halb das Intereſſe hatten für die Koloniſation wie er, und doch wurden ſie freundlicher gegrüßt und mehr angeſehen wie er. Da flogen die Hüte — vor ihm, der jetzt den Kutſcher langſamer fahren hieß durch die Anſiedlung, wurden die Hüte läſſig gezogen. Oder dünkte ihm das nur ſo? Mit einem gewiſſen Mißtrauen flogen ſeine Blicke rechts und links, er gierte förmlich nach einem treuherzigen, fröhlichen „Grüß Gott" der Schwaben, an deren Häuschen er jetzt vorbei fuhr. Aber das „Grüß Gott" des Mannes, der vor ſeiner Tür Holz ſägte, klang gedrückt. Warum war der nicht heiter? Nun, natürlich auch der hatte etwas gegen ihn — wie alle — alle!

Den Grübelnden überlief plötzlich ein Schauer. Sich ganz in ſeine Wagenecke drückend, hieß er den Kutſcher Trab fahren. Er wollte nach der Kreisſtadt zum Landrat — der war ſein Freund! Schneller — warum denn dieſe Schneckenpoſt? Schneller! Der Kutſcher hieb auf die Pferde.

Als ſie durch Pociecha-Dorf raſten, war gerade die Religionsſtunde der Kinder aus, die nächſte Oſtern zur heiligen Kommunion gehen ſollten. Mit ihrem Katechismus unterm Arm ſtanden die Knaben und Mädchen am Pfuhlrand, zwiſchen Schule und Propſtei, und ließen den Wagen paſſieren.

Keines der Kinder grüßte; ſie glotzten nur. Aber als der Wagen vorbeigeſauſt war, kam ein Stein hinter ihm her, und eine Knabenſtimme kreiſchte gellend:

„Niemiec, Niemiec, Hundeblut!"

*

Die drei Wochen bis zum Michaelistag waren ſchneller dahingegangen, als ſelbſt Valentin Bräuer, der ungeduldige Bräutigam, es geahnt. Mit den Schwalben, die fortzogen, waren auch die Tage geflogen. Nun war die Staſia ſein Weib, ſie hatte ihm Treue geſchworen fürs ganze Leben vor Gott, der Prieſter hatte ihren Bund geweiht.

Valentins Bruſt hatte ſich gehoben unter ſchwellendem Atemzug des Glückes: nun war ſie ſein — ſein, die hier ſo ſchön, ſo zierlich neben ihm ſtand! Es fiel ihm darüber gar nicht auf, daß er eigentlich kein Wort verſtand von dem, was da am Altar geſprochen wurde.

Peter Stachowiak, der Propſt, lag an einem neuen Gichtanfall, ſo hatte der junge Vikar ſie getraut. Aber er hielt die Traurede polniſch. Nur als er ſich direkt an den Bräutigam wandte: „Ich frage dich, Valentin Bräuer, Junggeſelle, willſt du dieſe hier anweſende Jungfrau Anaſtaſia Marianna Frelikowska als dein chriſtliches Eheweib hochhalten und lieben dein ganzes Leben lang, ſo antworte: ja" — hatte er deutſch geſprochen. Aber er hatte es raſch gelispelt, leiſe, und wie man eine fremde Sprache ſpricht, die man nicht ganz meiſtert.

Deſto lauter war des Bräutigams „Ja!" durch die Kirche erklungen. Valentin hatte es herausgerufen aus voller Bruſt, ſo ehrlich zuverläſſig, daß ſelbſt die Neugierigen, die ſich aus dem Dorf eingefunden, dieſes „Ja" verſtanden.

Staſia hatte „Tak" geſagt.

Unterm Brautmützchen mit Rosmarinzweigen beſteckt, das ſie heute, wie alle polniſchen Landbräute, trug, ſchaute ſie beharrlich zu Boden. Es war ihr nicht ſo gar leicht zu Mute. Geſtern war ſie noch einmal zur Beichte gegangen, und mit weinenden Augen hatte ſie den Beichtſtuhl verlaſſen. Es war doch eine nicht ſo leichte Aufgabe, der ſie entgegenging, des war ſie ſich da erſt ſo ganz bewußt geworden.

Sie machte ein ernſtes Geſicht. Es hellte ſich auch nicht auf, als der Kutſcher des Hochzeitswagens, ein wehendes, buntſeidenes Tuch ins Knopfloch geknüpft, kunſtvoll mit der langen Peitſche knallte, daß es klang wie Piſtolenſchüſſe. Sie lächelte nicht, als der Wind ſie mit den vielen flatternden Bändern vom Rosmarinſträußchen ihres Hochzeiters kitzelte, als beim Hochzeitsſchmauſe der Vater und der Schwiegervater, die beide kräftig getrunken, Brüderſchaft ſchloſſen und plötzlich draußen vorm Haus die Muſikanten von Pociecha-Dorf, die man nicht beſtellt, aber die ſich doch eingefunden hatten, den Krakowiak zu ſpielen anfingen, ſo flott, daß der nimmermüden Michalina, die den ganzen Tag Kuchen und Braten aufgetragen und Bier und Wein eingeſchenkt, die Füße juckten. Staſia ſchaute erſt zuverſichtlicher drein, als ihr die Brautjungfern um Mitternacht das Brautmützchen abgenommen und ihr als Zeichen der Würde die Frauenhaube aufgeſetzt hatten. Die würde ſie nicht immer tragen, bewahre! Auf das beſorgte Flüſtern ihres Ehemannes, ob ſie denn von nun ab ihr ſchönes blondes Haar verſtecken wolle, ſchüttelte ſie lächelnd den Kopf: o nein, nein! Man hielt eben nur feſt an den alten Hochzeitsbräuchen!

Dagegen ließ ſich nichts ſagen. Das hatten auch die Eltern Bräuer eingeſehen, wenngleich Frau Kettchen an dieſem Tage oftmals recht unſicher blickte. Es kam ihr alles ſo ſehr fremd vor, und ſie, die die Hochzeit eifrig betrieben, konnte ein paar leichte Seufzer nun doch nicht unterdrücken.

Schon daß die Braut keinen Myrtenkranz trug, wollte ihr nicht in den Sinn — war ſie denn ein Mädchen, dem die Myrte nicht mehr zukam? Doch, doch, freilich, aber der Rosmarin war nun einmal hier Sitte anſtatt der Myrte.

Verſtohlen ſuchte ihr Blick überm Sofa das Glaskäſtchen, darinnen ihr eigner Brautkranz gerahmt — ach, den hatte ſie immer ſo hoch gehalten! Und ſehnſuchtsvoll flogen ihre Gedanken zurück in jene Zeit, da in der kleinen Dorfkirche am Rhein ihr Glück begründet worden. Und eine Sorge kam ſie an: ob die hier denn auch glücklich werden konnten?!

Vater Bräuer war es auch nicht einerlei geweſen, daß der Sohn aus dem Hauſe ging, aber darüber nachzudenken, dazu kam er vor der Hand nicht. Es war nun vor Winter noch eine Menge Arbeit zu erledigen, und auf den neugebackenen Ehemann war in der erſten Zeit nicht viel zu rechnen. Der mußte ja erſt einmal die eigne Wirtſchaft begründen, — und hatte man je ſo etwas erlebt, wie der ſeiner jungen Frau am Schürzenzipfel hing?! Seine Blicke hingen nur an ihr; er war kaum einmal weg vom eignen Herd, ſo ſaß er auch ſchon wieder daran.

Das würde ſich ja hoffentlich legen mit der Zeit! Ein Glück, daß die Schwiegertochter nichts Unbilliges verlangte, denn wahrhaftig, — Vater Bräuer ſchüttelte oft genug mißbilligend den Kopf — der Junge ließ ja alles mit ſich machen! —

Nun war der Winter gekommen. Weiß lagen die unabſehbaren Flächen; wie Schneehaufen, kaum ſich hebend vom Boden, die niedrigen Hütten der Komorniks.

Der Ackerbau ruhte, die Pflugſchar roſtete. Tief unterm Schnee ſchliefen die winzigen Hälmchen — wer konnte jetzt ſagen, ob ſie einſt hoch und kräftig emporſchießen würden, reife, wiegende Aehren, ſich neigend unter der eignen Fülle, oder ob ſie verkommen würden, erſticken unter der Laſt, die der Himmel mit jedem Tag auf ſie herunterſenkte?

Von November an fiel der Schnee ſtetig. Kein Sonnenwetter gab's. Auch kaum einen Wind. Ruhig blieb der weiße Mantel liegen, kein Aſt, kein Aeſtchen der Akazien von Przyborowo, der Pappeln von Gwiadliborczyce war nackt, jeden Morgen das gleiche Weiß, dieſelbe weiche, fleckenloſe, jeden Schall dämpfende Hülle. Lautloſer Friede überm Lyſagora.

Auf dem platten Lande machte ſich die Langeweile breit. Zu Sommerzeiten wurde nie ſo geklatſcht. Löb Scheftel brauchte, wenn er jetzt mit ſeinem Wägelchen herumfuhr, immer länger und länger zur Tour; das war aber nicht die Schuld des Schnees allein, der ſich den Rädern anklebte, auch nicht, daß er nun alles allein zu beſorgen hatte, denn ſein Sohn Iſidor half ihm nicht mehr, der war im Herbſt fortgezogen — das Schwatzen machte es, das ihn in jeder Küche feſtbannte, beim kleinen Mann ſowohl wie in der Herrſchaftsküche.

„Gott der Gerechte und Weh geſchrien!" — der Händler hatte viel zu jammern. Wie ſollte es werden, wenn die neuen Zölle durchgingen?! Wie teuer würde man dann 's Fleiſch erſt einkaufen! Gott ſoll hüten!

Wie man in der Zeitung las, die der Herr Keſtner ſich hielt — der Briefträger, den Scheftel auf ſeinem Wägelchen täglich ein Stück Wegs mitnahm, ließ ihn zum Dank dafür immer ins Kreuzband gucken —, war Zollerhöhung auf die Einfuhr vom Ausland das einzige Mittel, die heimiſche Landwirtſchaft zu heben.

Klug geſprochen! Mochten ſie nur immer die Einfuhrzölle erhöhen, hierzulande wuchs ja auch Getreide, und Kälber wurden auch geboren und Lämmer und Ferkel, aber nun wollten die großen Herren auch gleich denſelben Preis für ihre Produkte machen, wie der für die auswärtigen war, die den hohen Zoll auf ſich hatten. Ja, ſo verdienten die großen Herren wohl, aber andre. O weh!

Wenn die Futtergerſte, der Mais, die Oelkuchen, überhaupt alle Futtermittel ſo teuer waren, wie ſollte da der kleine Beſitzer die Aufzugskoſten erſchwingen? Dann mußte er ein Stück Vieh faſt ſo teuer verkaufen, wie früher zwei, und hatte doch noch keinen großen Profit. Und der Händler, der 's Rind und Schweinchen und Hämmelchen ſo hoch bezahlen muß, kann das Fleiſch nun auch nicht mehr ſo billig weggeben.

Schlechte Zeiten! Teure Zeiten! Löb Scheftel rechnete es denen, die ihm mit beſorgten Mienen zuhorchten, an allen zehn Fingern vor, warum er auf alles Fleiſch zehn Pfennig pro Pfund aufſchlagen müſſe. „Wenn der Iſidor würde noch hier ſein, würde das Fleiſch gewiß um fünfzehn Pfennig aufſchlagen, denn der konnte beſſer rechnen, und" — Scheftel zog die Achſeln hoch und machte ein bedauerndes Geſicht — „wer konnte wiſſen, ob's nicht zu Oſtern ſchon war um zwanzig Pfennige geſtiegen das Pfund?"

Alſo nicht einmal zu den Feſttagen ſollte der kleine Mann mehr Fleiſch eſſen! In der Woche hatte man ja ſo wie ſo nie Fleiſch im Topf. Da war der Lehrer in Pociecha-Dorf, der hatte, ſeitdem er krank gelegen und aus der Propſtei geſpeiſt worden, keinen Braten mehr gerochen, und nötig hätte der's wahrlich, denn Doktor Wollinski hatte Schwindſucht feſtgeſtellt.

Und ſo waren viele wie der, die gerne Fleiſch gegeſſen hätten und es nicht bezahlen konnten, denn zehn Pfennig mehr fürs Pfund iſt zu viel.

War das jemals früher hier ſo geweſen? Nein, niemals! Es gab noch Leute, die ſich erinnern konnten, wie man das Rindfleiſch um zwei ‚Groſze' gekauft, ein ganzes Ferkel für einen halben polniſchen Gulden, und kriegte noch eine gute Legehenne zu.

Ja dazumal, dazumal! Schäfer Dudek, der am liebſten von dazumal erzählte, deutete ernſthaft mit ſeinem Finger auf ihre Stirnen. Hatten ſie denn ganz vergeſſen, daß dazumal nicht heut war? Dazumal, ach, da war das Land noch gut polniſch, und wenn einer Hunger hatte, da ging er zum Nachbar und ſagte: „Du, gib mir zu eſſen!“ Und wenn der Nachbar nichts hatte, ſo ging er mit dem zuſammen zum zweiten Nachbar, und wenn der nichts hatte, ſo ging man zu dritt wieder zum nächſten Nachbar, und ſo fort, bis man endlich zu einem kam, der was hatte. Und der ſpeiſte dann alle, und ſie blieben alle bei ihm, ſolange es reichte.

Ja, dazumal war noch Gaſtfreundſchaft in Polen, und Liebe und Treue und Gutherzigkeit und Mildtätigkeit! Wo waren die Zeiten hin?

Traurig ſchüttelte der alte Schäfer den Kopf. Aber dann richtete er den verlorenen Blick ſeiner Augen auf den kleinen Urenkel, der am Boden ſpielte, und der Blick wurde hoffnungsvoll: Jaſio, der Knabe, das kleine Hänschen da, der würde wieder leben in dem gelobten Land, in dem Polen, wie es einſt geweſen, in dem großen Polen! Noch lag der Lyſagora unterm Schnee, aber wenn der Schnee ſchmolz und das Waſſer heruntertroff in die Ebene, dann ſchmolz auch die Erde, die die Schläfer deckte, und herauf ſtieg das Heer aus dem Berg mit klirrenden Schwertern und blinkenden Senſen. „Es lebe Polen!“ Und die Niemcy flohen wie Hunde, wenn der Wolf heult.

„Ich ſage euch,“ ſprach Schäfer Dudek, „wenn die böſen Leute auch reden, daß Polen tot ſei, es iſt nicht wahr! Es liegt nicht im Grabe, es liegt nur und ſchläft wie ein Kind in der Wiege. Und es zählt im Traum die vielen langen Frühlinge, die es ſchon geſchlafen hat, es hört die Fichten rauſchen an ſeinen Flüſſen und die Aehren in ſeinen Feldern, es hört ſeine Kinder in den Spinnſtuben klagen über die blaſſen Eindringlinge mit den blutigen Händen und ſich ſehnen, und es erwacht und ſchüttelt ſich: ‚Die Stunde iſt da!‘“

„Werden wir dann das Fleiſch billiger haben und immer Brot genug?“ fragten die Weiber, die ſich allabendlich, wenn das Licht angezündet war, beim alten Schäfer einfanden, um die Wolle der Schafe zu zupfen.

„Ihr werdet alles genug haben, ihr werdet glücklich ſein,“ ſagte der Alte. „Betet, daß das Reich komme!“

Und ſie beteten alle eifrig und freuten ſich ſchon. —

Es war im Spätherbſt geweſen, ſchier das letzte Mal, daß der Schäfer und die kleine Marinka ihre Herden geweidet, unfern des Berges, an dem entlang Telegraphendrähte ſich ſpannten.

Da hörten ſie ein ſeltſames Surren, ein Klingen über ſich, ein Wehen, wie von geiſterhaften Tönen.

„Was iſt das?“ hatte die kleine Marinka geſagt und die Kinderaugen aufgeriſſen in abergläubiſcher Neugier.

Auch der Schäfer ſah nach oben, aber er merkte nicht, daß es der Wind war, der in der Telegraphenleitung ſauſte, ſein halbtaubes Ohr unterſchied nicht den Klang; ſein ſehnendes Auge ſah nur die Kiefer oben auf dem Berge wie eine Flagge winkend wehen, und er kauerte ſich nieder und legte das Ohr auf den Boden und winkte dem Kinde, das gleiche zu tun.

Alſo lauſchend verharrten ſie lange.

Aber wenn ſie auch damals nichts weiter gehört, das erſte Zeichen war doch gegeben. In der Nacht des 24. Dezember, wenn der erſte Schlag der Mitternacht anhebt und in der heiligen Stunde die Bäume grünen, die Blumen blühen, wenn alle Tiere zu reden beginnen, alle Weſen, die ſonſt ſtumm ſind, dann wollte Kuba Dudek wieder zum Berge gehen, dann würden die, die da unten ſchliefen, das zweite Zeichen geben.

Und der taube Alte tat alſo und ging zum Berge und hörte, was er hören wollte, und bald ging ein Gerücht um in den Hütten und lief von Stube zu Stube, von Mund zu Mund. „Der Dudek hat in der geweihten Nacht das ſchlafende Heer im Berge gehört! Es hat ihm ein Zeichen gegeben, das zweite Zeichen!“

Und das war ganz ſicher, wenn Oſtern herankam, dann gaben die Ritter im Berge das dritte Zeichen und ſtanden auf wie ein Mann.

Aber noch jemand außer Schäfer Dudek hatte in der geweihten Nacht die Zukunft ergründet, und das war die Michalina.

Sie war noch immer bei den Bräuers.

Die Hausfrau war zwar geſünder und konnte wieder ihre Wirtſchaft beſchicken, jetzt im Winter beſonders, da die ſtille Zeit, aber ſie hatten ſich alle an die Michalina gewöhnt.

Und wenn die zu Hauſe nichts mehr zu tun fand, lief ſie hinüber zum neuen Krug und half dem jungen Ehepaar. Da war immer etwas zu tun.

Die junge Frau war nicht an derbe Hausarbeit gewöhnt; ihre Hände hatten ſtets weich ſein müſſen und fein, der Herrin aufzuwarten. An Geſchick fehlte es ihr freilich nicht; niemand konnte ſo zierlich wie ſie in der Gaſtſtube bedienen. Wenn ſie das Glas am Bierkranen voll laufen ließ, daß es eine Haube trug, friſchgewaſchen, weiß, wie eine Frau am Feſttag, und es mit einem „Na Zdrowie“ vor den Gaſt hinſtellte, dann ſchmeckte es dem beſſer als irgendwo anders, und er bemerkte nicht, daß der Holztiſch nicht geſcheuert war und noch die Kringel der übergelaufenen Biergläſer und die verſchütteten Schnapsneigen von vor acht Tagen zeigte. Wenn ſie das Schnapsgläschen übervoll goß, mit einem Haufen ſchier, und dann mit ſpitzen Lippen davon nippte, mußte ſchon einer ein Stockfiſch ſein, der dieſe roten Lippen nicht gern hätte plappern hören. Aber das Fegen in Stube und Flur, das auf den Knien im Naſſen Liegen und die Dielen weiß Scheuern mit Lauge und Sand, das ſtand Staſia nicht an. Läſſig wiſchte ſie einmal darüber hin, ſie ſah gar nicht einmal, daß der Schmutz in den Ecken wuchs.

Dagegen machte ſich die Michalina ein Feſt daraus, im Kruge zu ſcheuern; Valentins zufriedenes Kopfnicken und das behagliche Lächeln, das über ſein Geſicht zog, ſobald er den Geruch des friſchen Scheuerns in der Wirtsſtube roch, machte ſie glücklich.

Staſia haßte den Scheuergeruch. In Gwiadliborczyce war niemals geſcheuert worden, wenigſtens niemals, daß man davon etwas bemerkte. Das taten nur die „Schwabbe“, alles mit Waſſer überſchwemmen und dann ſagen, ſie machen rein. Der Scheuergeruch, der ihre Naſe beleidigte, war auch der erſte Anlaß zu einem Zank zwiſchen ihr und ihrem Walenty. Was fiel ihm denn ein, ihr den Vorwurf zu machen, daß ſie's nicht ſauber halte?! War ſie eine Magd, die er geheiratet? Dann hätte er ſich eine ſolche heiraten müſſen, vielleicht die da!

Und ſie hob die Fußſpitze und deutete nach Michalina, die eben auf den Knien unterm Tiſch herumrutſchte und die achtlos hingeworfenen, halb zertretenen Zigarrenſtummel zuſammenlas, die des jungen Wirts Aerger erregt. Die hatte Pan Sziulc, der Inſpektor, geſtern, als er hier ein Stündchen geſeſſen und geraucht, fallen laſſen — lagen die nicht gut da? Und ſtörten die etwa jemand?! Nein, die ſtörten gar nicht!

Das fand auch die Michalina; aber trotzdem las ſie eifrig zuſammen — wenn der Walenty es nun doch ſo wollte! Der war's eben von ſeiner Mutter gewöhnt, die konnte kein lächerliches Stäubchen liegen ſehen, und die hatte ihr erzählt, daß ſie zu Hauſe, wo der Rhein ſo viel Waſſer gibt, ſogar die Straße ſcheuerten!

Drollig genug, aber warum ſollte man den Leuten, die gut zu einem ſind, nicht etwas zuliebe tun?

Michalina hatte die braunen Augen gehoben und das Geſicht des jungen Ehemannes geſucht. Aber der ſah den Blick nicht, der ſuchte nur den ſeiner Frau.

Jedoch Staſia ſchmollte.

Sich den Armen, die ſie reuig umſchlingen wollten, entziehend, ſchlüpfte ſie zur Tür hinaus. Draußen hörte man ſie gleich darauf hell lachen und dann des Förſters rauhen Baß.

Frelikowski kam heut wie alle Vormittage und wie alle Abende auch, ſeinen Schnaps trinken; der neue Krug lag ihm viel bequemer wie der in Pociecha-Dorf. Ueberhaupt, wer würde zu einem Juden gehen?

Wenn man beim „Eiweih“ ein Gläschen anſchreiben ließ, machte der Gauner gleich drei daraus! Der Förſter führte der Tochter eine gute Kundſchaft zu: die meiſten Leute der Umgegend kehrten jetzt im neuen Krug ein; wenn die Anſiedler Sonntag abends, wo man doch gern vom Einerlei des Tages ſeine Zerſtreuung hat, einen Tiſch ſuchten, fanden ſie keinen, ſie mußten ſchon Platz nehmen zwiſchen den andern. Und warum auch nicht?

„Ein Wirtshaus iſt für alle da!“ ſagte die Staſia. Wenn's ihnen nicht paßte, Polniſch zu hören, konnten ſie ja zu Hauſe bleiben. Daheim konnten ſie deutſch reden mit ihren Hühnern und Gänſen. Hier mußten ſie's ſchon machen wie der Vater, der konnte ſprechen halb polniſch, halb deutſch — verſtand den nicht ſo ein jeder?

Es war Valentin nicht recht, daß polniſch der Trunk begehrt wurde, polniſch kredenzt und polniſch angekreidet. Wenigſtens das ſetzte er durch, daß nicht mehr ſo viel angekreidet wurde. Das auf Rechnung Schreiben hätte Frelikowski gern eingeführt, aber es gelang ihm nicht, der Schwiegerſohn war pünktlich; was getrunken wurde, wurde auch bar bezahlt.

Staſia war darin gutherziger, wenn einer nicht genug Geld mit hatte und doch noch gern trinken wollte, ſtundete ſie — eine Wirtsfrau muß gefällig ſein. Das bewies ſie ihrem Valentin auch klipp und klar — wo hätte er ſo viel Kunden her, wenn ſie nicht wäre — von den paar Anſiedlern konnte der Krug doch unmöglich beſtehen. So aber kam die Pacht ganz gut heraus, und darum ließ auch Valentin mit der Zeit mehr nach; mochte er doch ohnehin ſeiner Staſia nicht gern widerſprechen.

Es war ganz natürlich, daß Staſia die war, an die ſich alle wendeten, beherrſchte ſie doch Polniſch und Deutſch und verſtand die Anſiedlersfrauen ebenſo gut, die Salz und Zucker und Griesmehl verlangten, wie die kleinen Buben, die ſich für ein paar Pfennige „Cukierek“ und „Lakrycya“ holten. Und die Anſiedler, die Bier begehrten, verſtand ſie ebenſo gut wie diejenigen, die „Piwo“ riefen. Aber bald riefen ſie alle „Piwo“, es macht Spaß, ſich gelehrig in einer fremden Sprache zu zeigen. Auch der Wirt, der ſo oft das Wort „Piwo“ hörte, eignete es ſich an — warum auch nicht?

„Es macht mir Freude,“ ſagte Staſia, „ich höre es gern. Kein Menſch ſpricht ſo hübſch polniſch wie du, Walenty! Walek!“ Und ſie lehnte ſich an ihn und rieb ihre blonden Haare an ſeiner Wange: „Daj mi buzi!“

„Ein ganzer Polack biſt du ſchon geworden,“ ſagte Peter Bräuer zu ſeinem Sohn, aber es war ihm nicht Ernſt darum, er ſagte es nur aus Spaß. Zum Spaß brauchten ſie ja alle polniſche Brocken, vielmehr, man wußte es eigentlich gar nicht, daß man ſie brauchte — war's anders möglich? Die Michalina ſchwatzte einem ja den ganzen Tag die Ohren voll, und die Kinder hingen ihr immer am Schürzenzipfel.

Wer mochte es der fleißigen Magd wehren, daß ſie auch das Weihnachtsfeſt herrichtete ganz nach ihrer Weiſe?

Sie war voll Freude darauf und die Kinder mit ihr. Auch vorigen Weihnachten hatte man keinen Lichterbaum gehabt — das war ja auch nicht überall Sitte am Rhein —, jetzt aber faſtete man den ganzen 24. Dezember, und erſt als der Abendſtern am Himmel aufzog, trug die Michalina das Mahl auf, — neun Speiſen nach der Reihe, wie es die Sitte erheiſcht, und die Ueberbleibſel jedes Gerichts kamen in die Eimer zum Freſſen fürs Vieh. Und ein Bund Stroh hatte die Michalina unter den Tiſch gelegt zum Andenken, daß das Jeſuskindlein in der Krippe gelegen auf Heu und auf Stroh, das machte den Kindern viel Freude.

Gegen zwölf Uhr nachts machte ſich Bräuer auf mit den wohlvermummten Seinen, nach

Pociecha-Dorf; die Frau hatte ihm keine Ruhe gegeben, der Herr Vikar hatte aufgefordert, in die Paſterka zu kommen — nein, die Hirtenmeſſe durften ſie nicht verſäumen! So gingen ſie durch die ſternklare Winternacht dem Läuten der Glocke nach, und die Kinder guckten beſtändig hinauf zu den Sternen: ſo viele Sterne am Himmel ſtehen, ſo viel Eier werden die Hühner legen künftiges Jahr, — das hatte ihnen die Michalina geſagt.

Michalina war allein zu Hauſe geblieben. Aber ſie ſchleuderte nicht den Pantoffel vom Fuß rückwärts über den Kopf, um zu ſehen, ob ſie bald Hochzeit mache. Wenn der auch noch ſo weit geflogen wäre, ſie würde doch nicht Hochzeit machen!

Und am Schweineſtall klopfen und horchen, ob ſich zuerſt ein junges oder ein altes Schwein meldet, das tat ſie auch nicht, — ob's ein junger oder ein alter Mann war, was ſcherte ſie das?

In den Garten lief ſie und ſchlang vom Strohbund, das unter dem Tiſch gelegen, kleine Bänder um die jämmerlichen Obſtbäume — nun würde der Gospodarz keinen Aerger mehr haben, wachſen und brav Früchte tragen würden die jetzt, ihm zur Freude! Und dann ging ſie, immer mit feierlichem Schritt und ernſtem Geſicht, zum Stall.

Jetzt war die heilige Stunde — die ungeheure Stille der Winternacht hatte ihr den erſten Klang der fernen Glocke zugetragen — ſie bekreuzte ſich fromm und bewegte betend die Lippen: jetzt ward Chriſt geboren! Jetzt tat ſich auf, was bis dahin gebunden war; jetzt ſprachen die Tiere!

Unterm ſchneebleichen Nachthimmel, der ſich wie die Kuppel eines heiligen Doms, von goldenen Kerzen erhellt, über den ſtillen Hof wölbte, ſtand ſchauernd in Andacht und Furcht das einſame Mädchen. Es hatte die gefalteten Hände gegen das pochende Herz gedrückt. Horch, rührte ſich drinnen noch nichts?

Michalina neigte das Mützchen an die Tür des Kuhſtalls, ſie preßte das Ohr feſt an die Spalte. Alle Wunder der heiligen Nacht waren nichts mehr für ſie, nur das eine wollte ſie wiſſen, mußte ſie wiſſen, und wenn ſie auch ihr Leben drum laſſen müßte, weil ſie gehorcht — was brachte das künftige Jahr dem Sohn des Gospodarz, ihrem jungen Herrn? Ward es ein glückliches für den Walenty oder ein trauriges? Welche Antwort würden die Kühe geben? Ach, ſein Blick war jetzt manchmal ſo trüb — plagte ihn die Staſia, plagten ihn Schulden, plagte ihn Krankheit? Ach, heilige Mutter, Allerbarmerin! Was plagt ihn denn?

Was niemand ſah, das ſah die braune Michalina. Valentins Geſicht war nicht immer froh, ſeine Stirn nicht immer frei. Wenn er in Staſias Armen lag, wenn die Welt draußen ſtumm war und dunkel und nichts da, als er und ſie, dann war er glücklich, ſo glücklich, wie er ſich's geträumt. Aber am Morgen im nüchternen Licht war's nicht mehr ſo. Mit dem Kehricht in den Ecken, den Staſias Röcke, die ſie lang wie eine Dame trug, aufwirbelten, flog die Verſtimmung auf.

Schon der Schwiegervater mit dem roten Bart, der ſich pünktlich jeden Tag einfand und ungezählte Gläſer leerte — was kümmerte es ihn, er war ja zu Hauſe! — war ihm nicht lieb. Der erzählte jetzt nicht mehr vom großen Krieg und von ſeiner Militärzeit, ſondern er ſchimpfte auf Kaiſer und Reich und war wilder auf Polen verſeſſen als die Polniſchen ſelber.

Und der Inſpektor, der bald nach dem Förſter eintraf, war Valentin noch weniger lieb. Der war gut Freund mit dem Förſter. Sie ſpielten mitſammen Karten. Und wenn der Anſiedler, der Szleger, hier aus der Provinz, der die polniſchen Weiber im Hauſe hatte, Frau und Schwiegermutter und Schwägerin — derſelbe, der gleich nach den Bräuers eingetroffen —, ſich noch dazu fand, dann war das ein Gerede, eine lebhafte Unterhaltung, von der der Wirt kein Wort verſtand.

Valentin ſah ein, es ging nicht anders, er mußte polniſch lernen. Er mußte verſtehen, was in ſeinem Hauſe geſprochen wurde, er mußte verſtehen, was Staſia ſagte, worüber die Männer eine ſolche Lache aufſchlugen. Wenn der Förſter und der Inſpektor anweſend waren, dauerte es nicht lange, daß Staſia ſich auch an den Tiſch zu ihnen geſellte. Mochte dann in der Küche die Suppe überbrodeln oder mochten die Gläſer mit den Neigen noch unabgewaſchen in der Ecke ſtehen, die junge Wirtin ſaß, die Arme über die Bruſt gekreuzt, nachläſſig hintenüber gelehnt auf ihrem Stuhl und plauderte lächelnd.

Sie waren immer ſo eifrig. Wenn ſie alle drei die Köpfe zuſammenſteckten, trat Valentin wohl auch an den Tiſch; er wollte auch teilnehmen an ihrer vertraulichen Unterhaltung, aber dann traf ihn ein Blick Staſias, ſo fremd, ſo kalt, daß ihn fror. Sie war wohl ſeine Frau, vor Gott und den Menſchen ihm angetraut — aber war ſie ganz ſein? Er fühlte es dumpf, ohne es ſich ſelber recht bewußt zu werden, ihre Seele war nicht ſein. Die war zu Hauſe hier auf dieſer großen Ebene, die wie ein Teller unter der Glasglocke des Himmels liegt — die war polniſch.

Und eine jähe Trauer kam in ſein Herz. Haſtig riß er dann ihren Kopf an ſich und küßte ſie und ſah ihr tief in die Augen; ſie ließ ſich's gefallen, aber ſchaute er auf, ſo traf er auf den ſpöttiſchen Blick des Sziulc und hörte das Lachen des Förſters. Dann war ihm der Kuß verleidet, und er ging aus der Wirtsſtube hinaus auf den Hof in den Schnee; kälter dünkte ihn der nicht wie die Stube. Er machte ſich draußen zu ſchaffen mit dem Gefühl, innen ein Fremder zu ſein, nur ein Geduldeter im eignen Haus.

Was die nur immer zu ſchwatzen hatten?

Merkwürdig, die Michalina konnte er verſtehen, obgleich die das Deutſch ſo verſchimpfierte, daß das eine Schande war. Aber die gab ſich viel Mühe. Oft wenn er draußen allein ſtand, das Beil in der Hand, um Brennholz zu ſpalten, aber nicht zuhieb, ſondern wie verloren auf den Hauklotz ſtarrte, trat ſie zu ihm.

Sie zupfte ihn am Aermel, zeigte ihm lachend die Zähne und ermunterte ihn.

„Dalej, dalej, daß junge Frauchen ſich nicht friert in Kuchenna!"

Dann ſchlug er zu, daß die Scheite flogen, und ſie ſammelte ſie in ihre Schürze und half ſie ihm ins Haus tragen. Er war oft unwirſch dabei, und ſagte ihr nicht „Danke", aber das merkte ſie nicht — heilige Mutter, liebreiche Mutter, wenn er nur wieder froh werden wollte! Was hatte er nur, daß ſeine Wangen nicht mehr ſo rot waren wie früher und ſeine Augen nicht mehr ſo blank?

Michalina hatte ihn ſchon viele Male in ihr Gebet eingeſchloſſen, ihn hundertmal der Mutter Gottes ans Herz gelegt — was ſollte ſie ſonſt für ihn tun? Würde er glücklicher werden im nächſten Jahr?

Das ſollten die Kühe ihr jetzt ſagen in der heiligen Nacht.

Aber wie ſie auch begierig harrend auf dem einſamen Hof ſtand, der totenſtill war, ſo ſtill, daß das leiſeſte Wörtchen würde vernehmbar ſein, wie ſie auch jetzt das Ohr an die Tür des Stalles preßte, daß ihr nichts, ja nichts entgehe — kein Ton wurde drinnen laut. Nicht einmal das gewohnte Schnaufen. Wie verſteinert ſtanden die Kühe, wie erſtarrt.

Da wurde die Horchende plötzlich von Grauen geſchüttelt — o weh, o weh, die Kühe ſprachen heute nicht in der heiligen Nacht! Denen hatte die Mutter Gottes den Mund verboten, die ſollten gewiß nichts ſagen, weil es gar ſo etwas Trauriges war?!

Und ſie gab, von Angſtſchauern gerüttelt, Ferſengeld, ſtürzte hinein ins Haus und auf ihren Strohſack, verſteckte den Kopf in den Pfühl und weinte. Weinte angſtvolle Tränen in der heiligen Nacht. —

Von nun ab wußte es die Michalina ganz genau: dem Walenty drohte etwas! Ach, das kam davon, daß er ſo oft nach dem Tupadly gegangen; wäre er doch fortgeblieben vom Sumpf, dann hätte das böſe Irrlicht, die Mora auf dem Rade, nicht ſeine Seele behexen können! Das ſich ängſtigende Mädchen beſchloß, einmal den Großvater zu fragen; der war ja ſo klug, beinahe allwiſſend. (Fortſetzung folgt)

Das deutſche Hoſpital in New York

Das Deutſchtum in New York

Von

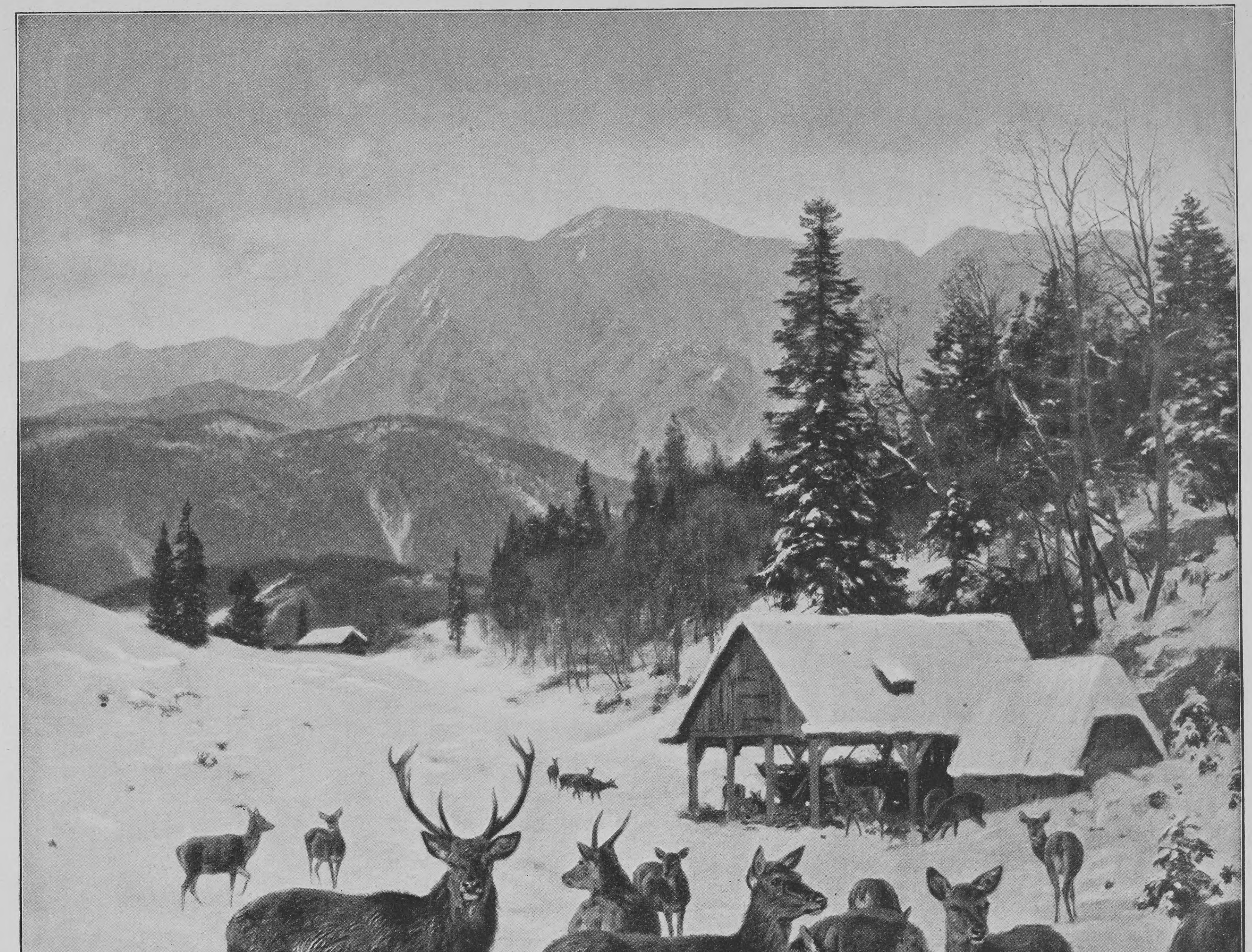
Emil Klaeſſig

(Mit neun Spezialaufnahmen für „Ueber Land und Meer" von Enrique Muller in Brooklyn)

Vielfach verläſtert und getadelt und nur bei ganz beſonderen Gelegenheiten einmal mit einem Worte der Anerkennung bedacht, befindet ſich das Deutſchtum in den Vereinigten Staaten und ſpeziell in New York meiſt in der wenig beneidenswerten Lage, es keinem recht machen zu können, außer vielleicht ſich ſelbſt. So heterogene Elemente wie die Alldeutſchen und die amerikaniſchen Nativiſten und „Nichtswiſſer" ſchlagen um die Wette auf die Amerikaner deutſcher Herkunft los, und jeder, dem die Gabe der Rede verliehen oder eine Feder anvertraut iſt, glaubt ſich hinreichend legitimiert, das Deutſchamerikanertum höchſt abfällig zu kritiſieren. Profeſſor Münſterberg erhob die Anklage der geiſtigen Indolenz, des ſchlaffen Zufriedenſeins mit den oberflächlichen Künſten der Sängerei und Turnerei. Nativiſten zeterten, deutſche Eindringlinge ſuchten das Amerikanertum durch fremdländiſche Sitten und Gebräuche zu verſeuchen. Und in Deutſchland ließen ſich ſchrille Stimmen vernehmen, die mit einem verſchwenderiſchen Aufwande ſittlicher Entrüſtung beteuerten, das Verhalten ſeiner transatlantiſchen Landsleute treibe dem Deutſchen die Schamröte ins Antlitz. Mit beklagenswerter Leichtigkeit ſtreiften die nach den Vereinigten Staaten ausgewanderten Söhne und Töchter der Mutter Germania ihre Nationalität ab; ſie verabſäumten es, der heranwachſenden Generation die deutſche Sprache zu erhalten, und ſie machten ſich verächtlich durch den Mangel an Intereſſe für die hohen Beſtrebungen des Vaterlandes.

Die widerſpruchsvollen Vorwürfe ſind hart, aber nicht gerecht; ſie imponieren auch den Deutſchamerikanern, die ſich ihres wirklichen Wertes und ihrer wahren Aufgabe wohl bewußt ſind, nicht im geringſten. Mit wenigen Worten deutete Prinz Heinrich von Preußen während ſeines noch in friſcher Erinnerung ſtehenden Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten durchaus zutreffend die allein richtige Stellung der Deutſchen in Amerika an, indem er ihnen riet, der neuen Heimat treue Bürger zu ſein, ohne das alte Vaterland ganz zu vergeſſen. Des Deutſchen Kaiſers Bruder wußte wohl, daß der weiſe Rat ſchon befolgt wurde, noch ehe er ihn erteilte, betrachteten die Deutſchamerikaner doch ſtets, wie es einmal ſo poetiſch ausgedrückt worden iſt, Germania als ihre Mutter und Columbia als ihre Braut. Er wollte damit jedenfalls auch nur vor aller Welt feſtſtellen, was jeder Unbefangene weiß, daß Deutſchland nichts ferner liegt als der Gedanke, durch die Deutſchamerikaner auf die Vereinigten Staaten irgendwelchen politiſchen Einfluß ausüben zu wollen.

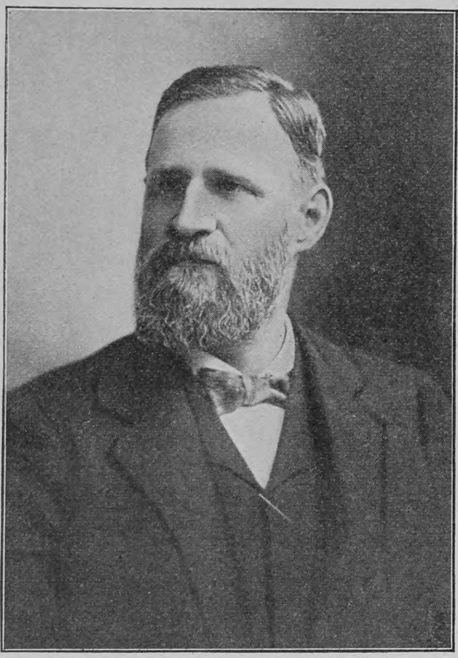
Als Kulturdünger hat man das Deutſchamerikanertum verächtlich bezeichnet. Gerade als ob es ſich vom Yankeetum völlig aufſaugen ließe und lediglich dazu diente, den Boden vorzubereiten, aus dem eine fremde Kultur emporſprießt. Aber die amerikaniſche Kultur iſt für den Deutſchen gar keine fremde, denn ſie iſt zu einem großen Teile ſein ureigenſtes Werk, trägt ſein Gepräge für jeden


Schreiber, chm.
J. Schmitzberger
München

Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl, München

Am Futterplatz

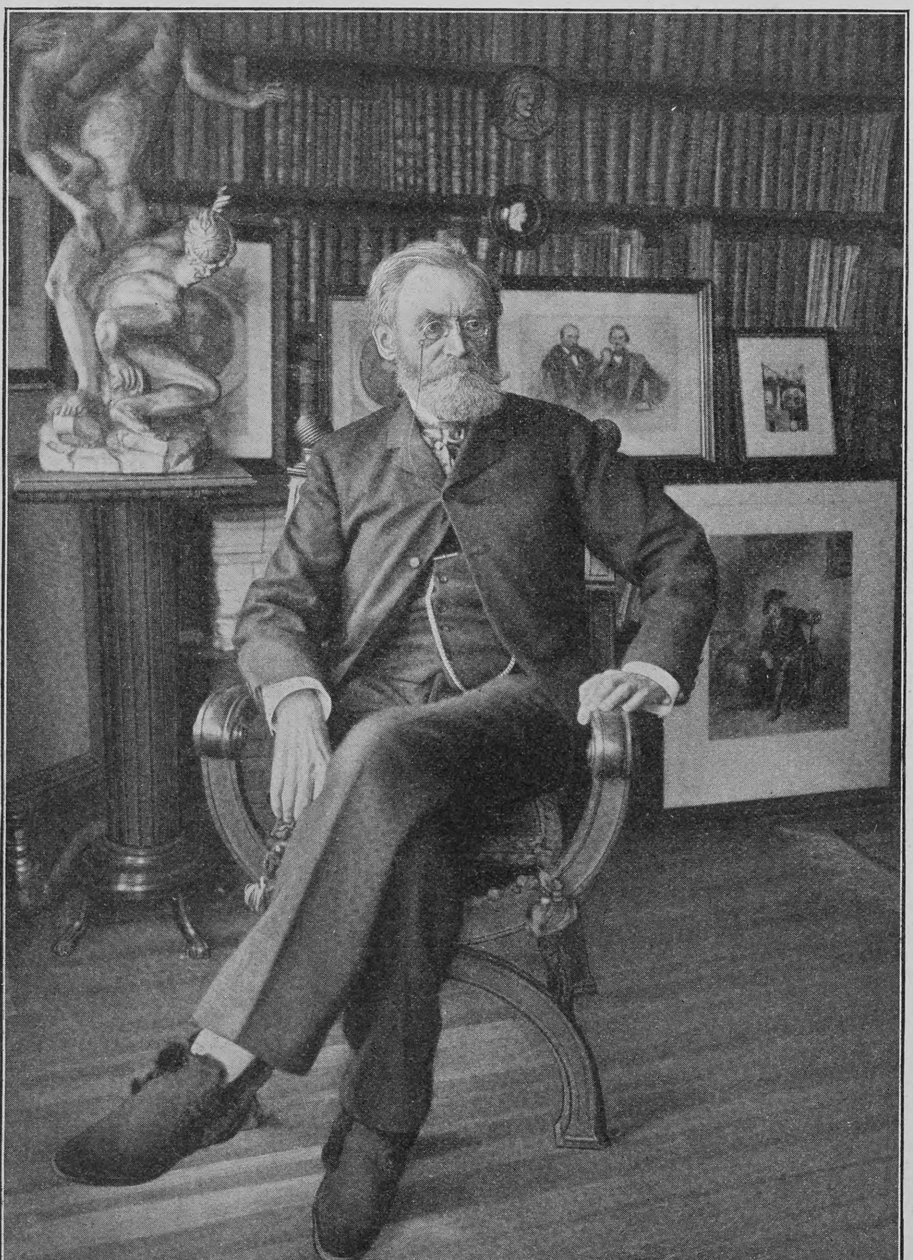
Nach dem Gemälde von Joſef Schmitzberger



Otto Wißner

deutlich erkennbar, der nicht abſichtlich die Verdienſte und Errungenſchaften des Deutſchamerikanertums überſehen will, das bei dem Verſchmelzen zuſammengewürfelter Teile vieler Völker zu einer Nation dieſer ſeinen Stempel ſo kräftig aufdrückt, daß ſein anſehnlicher Anteil an dem Aufbau des mächtigen Staatenbundes ſo leicht von keinem überſehen werden kann. Wer künftig die Urheber der amerikaniſchen Kultur nennt, wird auch die Deutſchen nennen müſſen. Angloamerikaniſche Schriftſteller, die jeden Helden und ſelbſt den lieben Gott als Engländer anſehen möchten, zeigten früher allerdings unverkennbare Neigung, die Verdienſte und Heldentaten der Deutſchamerikaner unerwähnt zu laſſen oder wenigſtens deren Herkunft unrichtig anzugeben oder zu verſchweigen. Amerikaniſche Geſchichtswerke ſtrotzen von Beweiſen hierfür. Neuerdings aber beginnt ſich in dieſer Beziehung eine erfreuliche Wandlung zu vollziehen. Das iſt wohl in erſter Linie dem Deutſchamerikaniſchen Nationalbunde zu verdanken. Ihm gebührt das Verdienſt, unter Heiſchung gebührender Anerkennung auf die hervorragenden Leiſtungen der Deutſchen in Amerika im öffentlichen und Privatleben, in Krieg und Frieden, auf den Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft, des Handels und der Induſtrie bei jeder Gelegenheit hinzuweiſen, beſonders aber bei der jährlichen Feier des „Deutſchen Tages“, die begangen wird zur Erinnerung an die Landung der erſten dreizehn deutſchen Einwandererfamilien, die mit dem Schiffe „Concord“ am 6. Oktober 1683 unter der Führung des wackeren Franz Daniel Paſtorius eintrafen und Germantown gründeten, das heute einen Teil Philadelphias bildet. Die Wortführer des Bundes, der ſich bereits über einige zwanzig Staaten der Union ausdehnt, erinnern mit berechtigtem Nachdrucke immer wieder daran, daß die Deutſchen weſentlichen Anteil am Aufbau der glänzenden Republik hatten; daß ſie ſchöpferiſch anregend auf allen Lebensgebieten wirkten; daß ſie in Amerika das erſte Schulbuch und die erſte Bibel druckten, den erſten Hochofen, die erſte Glashütte, Textilfabrik, chemiſche Fabrik und Papiermühle, ſowie manchen andern Erſtling ins Leben riefen, ihr Erziehungsweſen vom Kindergarten bis zur Univerſität einbürgerten; daß Deutſche (1688 in Germantown) den erſten Proteſt gegen die Negerſklaverei erhoben; daß die von Deutſchen beſiedelte Grafſchaft Mecklenburg im Staate Nordkarolina ſich zuerſt (ſchon am 7. Mai 1775) unabhängig von England erklärte; daß Deutſche die pennſylvaniſchen Kohlenlager ſowie das Gold Kaliforniens entdeckten und den erſten Kanal anlegten; daß ſie den Vereinigten Staaten die zweite Landesſprache gaben und das Turnen, die deutſche Muſik, einſchließlich des deutſchen Liedes, und den Chriſtbaum, das Skatſpiel, das Sauerkraut und die Frankfurter Würſtchen, Bier und vieles andre über das ganze Land verbreiteten. Durch das beſtändige und ſcharfe Betonen der Verdienſte der Deutſchen in Amerika will der Deutſchamerikaniſche Nationalbund das Einheitsgefühl der amerikaniſchen Bevölkerung deutſchen Urſprungs wecken und nähren, den andern Bevölkerungselementen Achtung abringen, nativiſtiſche Uebergriffe abwehren, die Aufhebung mit den Lebensgewohnheiten der Deutſchen im Widerſpruch ſtehender Geſetze anbahnen und die guten Beziehungen zwiſchen Deutſchland und den Vereinigten Staaten fördern.

Beſonders das Deutſchamerikanertum New Yorks nimmt auf allen Gebieten menſchlicher Tätigkeit eine ganz hervorragende Stellung ein. Nur in der Politik übt es noch nicht den ihm ſchon ſeiner numeriſchen Stärke wegen gebührenden Einfluß aus. Das kommt wohl zumeiſt daher, daß die Deutſchen auch in der amerikaniſchen Politik, die von den übrigen weſentlichen Beſtandteilen der kosmopolitiſchen Bevölkerung der Viermillionenſtadt rein geſchäftsmäßig betrieben wird, ihre ideale Veranlagung nicht verleugnen können und dabei noch immer darüber einig ſind, daß ſie ſich nicht zu einigen vermögen, obwohl ſie alle genau wiſſen, daß Einigkeit ſtark macht. Politiſche Läſſigkeit und weitverbreitete Gleichgültigkeit, ganz unangebrachte übergroße Beſcheidenheit, ſtarke Abneigung gegen jedes Vordrängen und die mangelnde Luſt zur Aemterjägerei tragen das ihrige dazu bei, etwa 23 Prozent der 700000 Stimmgeber New Yorks der günſtigſten Gelegenheit zu berauben, bei allen Wahlen den entſcheidenden Machtfaktor darzuſtellen. Wäre das Deutſchtum New Yorks politiſch geeint, dann hätte es die nativiſtiſch angehauchte Schulbehörde nicht wagen können, die ſtürmiſchen Proteſte gegen die Beſchränkung des deutſchen Sprachunterrichts in den Volksſchulen unbeachtet zu laſſen.



Karl Schurz in ſeinem Arbeitszimmer
Spezialaufnahme für „Ueber Land und Meer“

Hermann Ridder,
Geſchäftsführer der „New Yorker Staats-Zeitung“

New York genießt, wenigſtens im Winter, den Vorzug, den größten aller Deutſchamerikaner innerhalb ſeiner Mauern zu beherbergen: Karl Schurz, der als Greis von 74 Jahren all den jüngeren politiſchen Führern des Deutſchtums noch immer in jeder Beziehung überlegen iſt. Hervorragend als Journaliſt, Schriftſteller, Staatsmann und Militär, bildet Schurz als Redner geradezu ein Phänomen, denn er, Deutſcher von Geburt, der die Stürme von 1848/49 als Jüngling mit durchlebte, Gottfried Kinkel aus der Gefangenſchaft in Spandau befreite und erſt im Alter von 23 Jahren (1852) nach Amerika kam, brachte es dahin, daß man ihn als einen der erſten, wenn nicht als den erſten engliſchen Redner des Rieſenlandes anerkannte. Schurz diente ſeinem Adoptivvaterlande 1861 als Geſandter in Spanien, brachte es im Bürgerkriege zum Generalmajor, vertrat den Staat Miſſouri im Bundesſenat und bekleidete unter dem Präſidenten Hayes den Poſten des Sekretärs des Innern, der einzige in Deutſchland Geborene, der je ein amerikaniſches Miniſterportefeuille inne hatte.

Politiſcher Erbe Oswald Ottendorfers, des langjährigen genialen Leiters der „New Yorker Staats-Zeitung“, iſt Hermann Ridder, ein abſolut unabhängiger Demokrat, der als Präſident des Deutſchamerikaniſchen Reformbundes ſo viel Einfluß ausübt, wie das unter der Herrſchaft der deutſchen Uneinigkeit überhaupt möglich erſcheint. Herr Ridder, 1851 in New York als Sohn deutſcher Eltern geboren, legte den weiten Weg von der Mietskaſerne, in der er das Licht der Welt erblickte, zum Marmorpalaſt der „Staats-Zeitung“ in 39 Jahren zurück. Seine Karriere geſtaltete ſich zu einer echt amerikaniſchen im beſten Sinne des Wortes. Als Knabe von elf Jahren wurde er Ausläufer in einem Hutladen, ſpäter Bote bei einem Börſenmakler. Im Alter von 13 Jahren erhielt er Beſchäftigung bei einer Verſicherungsgeſellſchaft und als Zwanzigjähriger war er Verſicherungsagent. Sieben Jahre ſpäter entſchloß er ſich, ins Zeitungsgeſchäft überzugehen. 1878 gründete er das „Katholiſche Volksblatt“, 1886 die „Catholic News“ und 1890 wurde er Aktionär, Schatzmeiſter und

Die Mitglieder des Deutſchen Kriegerbundes in New York, aufgeſtellt im Fort Greene Park bei Brooklyn

Vorſtandsmitglieder und Inhaber des Eiſernen Kreuzes in der vorderſten Reihe

Geſchäftsführer der „Staats-Zeitung“. Sein ſchönſter Lebenstag war wohl der, an dem er im Waldorf-Aſtoria-Hotel den Prinzen Heinrich von Preußen und die Vertreter der geſamten amerikaniſchen Preſſe als Gäſte der „Staats-Zeitung“ begrüßen konnte.

Hunderte von deutſchen Namen haben im öffentlichen Leben und in der Geſchäftswelt New Yorks einen ganz vorzüglichen Klang. Keine andre Nationalität hat tüchtigere Männer aufzuweiſen als das Deutſchtum, das mit berechtigtem Stolze Perſönlichkeiten an ſeiner Spitze marſchieren ſieht wie z. B. Arthur von Brieſen, Präſident des Rechtsſchutzvereins und Vorſitzender der von Präſident Rooſevelt mit der Unterſuchung der Verwaltung der Einwandererſtation im Hafen von New York betrauten Kommiſſion; den Großinduſtriellen und früheren Brooklyner Bürgermeiſter Charles A. Schieren; den Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie Emil Boas; den Repräſentanten des Norddeutſchen Lloyd Guſtav H. Schwab, den Enkel des Dichters; den Vizepräſidenten der Germania-Lebensverſicherungsgeſellſchaft und früheren Liederkranzpräſidenten Hubert Cillis; den Bankier Jakob H. Schiff von der Firma Kuhn, Loeb & Co.; Ralph Trautmann, Louis Windmüller und Otto Wißner, einen der drei von den Vereinigten Sängern Brooklyns abgeordneten Delegierten, die dem deutſchen Kaiſer auf dem Tempelhofer Felde den Dank für das Stiften eines Sängerpreiſes ausſprechen durften. Herr Wißner, ein Selfmademan, geboren 1853 in Gießen, ſteht heute in der allererſten Reihe der Pianofabrikanten Amerikas. Die Stellung, die William Steinway bis zu ſeinem Tode als Förderer der Kunſt und Freund der Künſtler inne hatte, nimmt jetzt Otto Wißner ein, dem als Geſchäftsführer Edward H. Colell, ein Sohn Hermann Colells, der mit Karl Schurz übers Meer kam, treu zur Seite ſteht.

New York verdankt Deutſchen mehr, als ſelbſt viele New Yorker ahnen. Es war ein Deutſcher, Peter Minnewit aus Weſel, der die Manhattan-Inſel, den Hauptteil des heutigen Groß-New York, von den Indianern für 60 holländiſche Gulden käuflich erwarb und dadurch erſt die rechte Baſis für die Anſiedlung der europäiſchen Eindringlinge ſchuf. Minnewit, wohl der erſte Deutſche in Nordamerika, landete am 4. Mai 1626 an der Hudſonmündung, von der Holländiſch-Weſtindiſchen Compagnie als Gouverneur der holländiſchen Niederlaſſung geſandt. Bei ſeinem Eintreffen wies Neu-Amſterdam, das ſpätere New York, erſt 30 Häuschen

Der New Yorker „Liederkranz“ bei einer Muſikprobe in ſeinem Vereinslokal

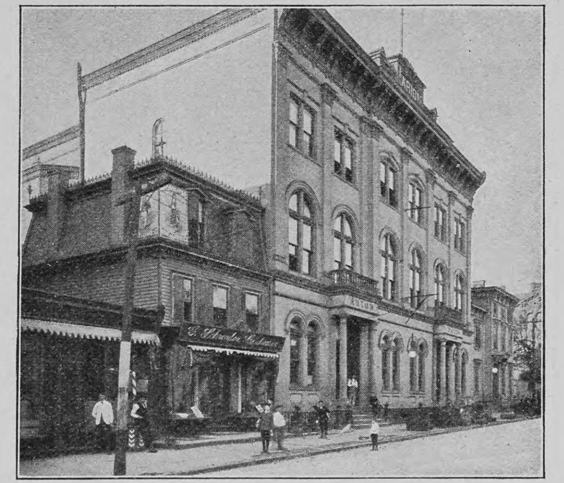
Spezialaufnahmen für „Ueber Land und Meer“

Das Haus des New Yorker Turnvereins

auf. Was die Deutſchen für das heutige Groß-New York getan ſeit den Tagen Minnewits und den Tagen des Vizegouverneurs Jakob Leiſler, jenes unglücklichen Landsmannes, der nach den ſpäteren Feſtſtellungen des engliſchen Parlamentes am 16. April 1691 mit ſeinem Schwiegerſohne unſchuldig den Rebellentod am Galgen erlitt, das würde Bände füllen.

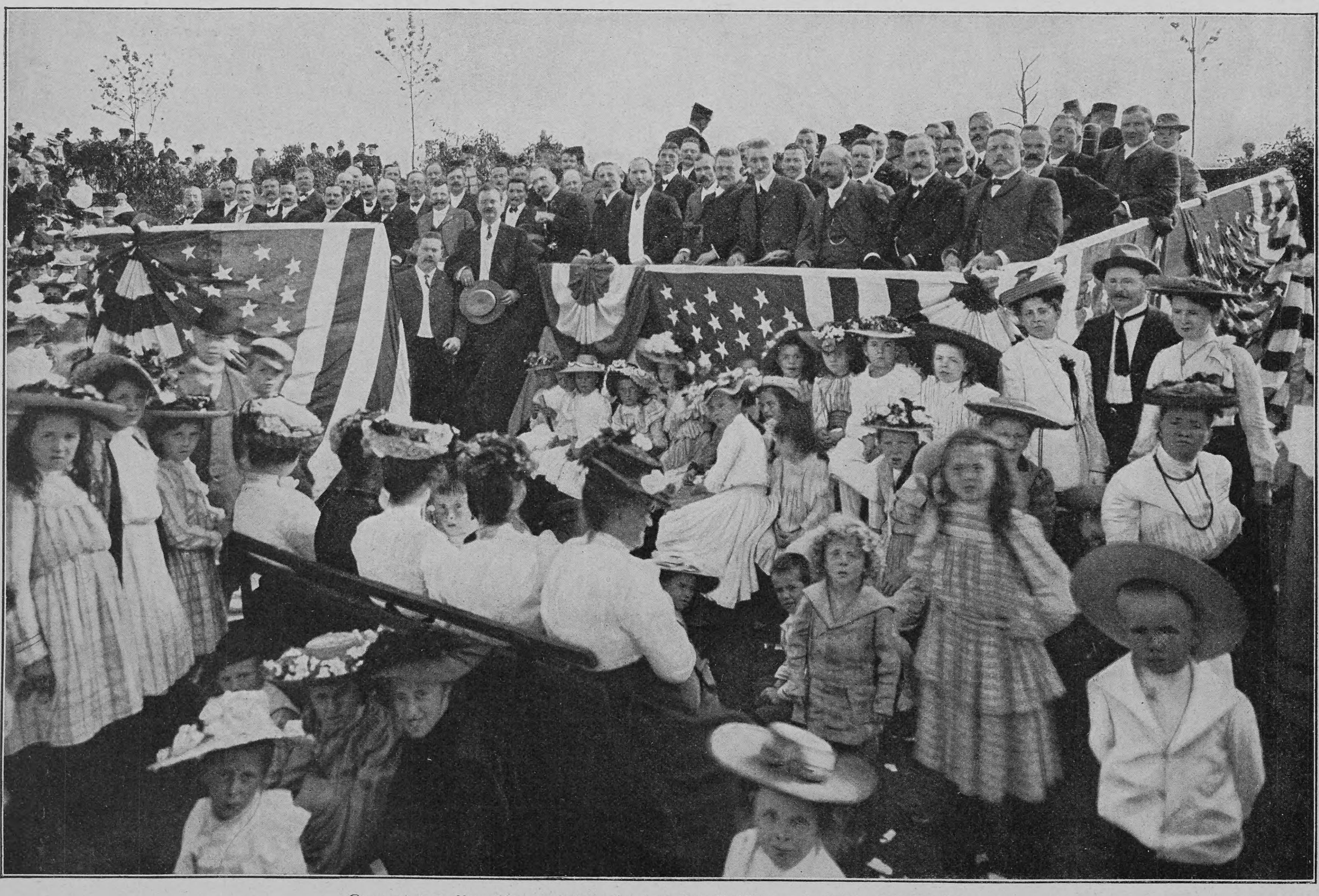
An der Induſtrie und dem Handel New Yorks ſind Deutſche ſtark beteiligt. Einige Gewerbe, wie die Bierbrauerei, Schankwirtſchaft, Bäckerei, Schlächterei und der Beruf der Muſiker und Kellner liegen vorwiegend in deutſchen Händen. Deutſche Aerzte ſind beſonders geſucht. Als qualifizierte Arbeiter ſtehen die Deutſchen obenan. Auch in der Preſſe ſpielt das Deutſchtum eine beachtenswerte Rolle, obwohl die deutſchen Blätter ſeit dem bedeutenden Rückgange der Einwanderung aus der alten Heimat ihren Leſerkreis ſchwerlich noch zu erweitern vermögen, der überhaupt nie recht im Einklang ſtand mit der Stärke der deutſchen Bevölkerung New Yorks, die über 600 000 Seelen beträgt. So mancher Deutſche hört leider auf, in ſeiner Mutterſprache erſcheinende Blätter zu leſen, ſobald er den Inhalt einer engliſchen Zeitung einigermaßen zu erfaſſen vermag. Neben der von Herrn Georg von Skal redigierten „Staats-Zeitung“ und deren Abend-, Wochen- und Sonntagsblatt erſcheinen in New York der „Herold“, die „Groß-New Yorker Zeitung“, das „Morgen-Journal“, die (ſozialdemokratiſche) „Volks-Zeitung“ und die „Brooklyner Freie Preſſe“, ſämtlich täglich, und eine Reihe von Wochenblättern. Immerhin eine ganz ſtattliche Liſte, der gegenüber ſich die Tatſache eigentümlich ausnimmt, daß gegenwärtig nur ein einziges deutſches Theater beſteht, das Irving Place-Theater des Herrn Direktor Heinrich Conried, der gleichzeitig an der Spitze der Metropolitan Oper ſteht. Das einzige Theater kann jedoch den Bedürfniſſen des Deutſchtums leicht ſo ziemlich entſprechen, denn viele Deutſche beſuchen lieber engliſche Theater oder begnügen ſich mit den Darbietungen der zahlreichen deutſchen Dilettantenbühnen.

Glänzend bewährt ſich der Wohltätigkeitsſinn des Deutſchtums, das Hoſpitäler in Manhattan und Brooklyn, Kliniken, Altenheime, ſowie zahlreiche andre Anſtalten unterhält. Dafür, daß es dem Neuankömmling nicht an guten Ratſchlägen für ſeine erſten Schritte auf dem Boden der Neuen Welt fehle, ſorgt die ſchon 1784 gegründete Deutſche Geſellſchaft, als deren Präſident augenblicklich Herr Guſtav H. Schwab fungiert Aber die Deutſche Geſellſchaft erteilt nicht nur guten Rat, ſie wendet auch jährlich Tauſende von Dollars auf, um in dringenden Fällen kleine Barunterſtützungen zu gewähren, Notleidende mit Kohlen, ärztlicher Hilfe, Mahlzeiten und vor allen Dingen Beſchäftigung zu verſchen. Durch die von Angeſtellten der Deutſchen Geſellſchaft geleitete deutſche Abteilung des mit der Einwandererſtation in Verbindung ſtehenden Arbeitsvermittlungsbureaus wurden im Jahre 1902 nicht weniger als 9107 Männer und 1646 Frauen untergebracht, Frauen deshalb verhältnismäßig wenige, weil dieſe leichter Stellung finden und daher die Dienſte des Vermittlungsbureaus weit ſeltener in Anſpruch nehmen. Für die Zwecke der Deutſchen Geſellſchaft ſteuert der Deutſche Kaiſer jährlich 250 Dollars bei, und die württembergiſche, ſowie andre deutſche Regierungen ſpenden ebenfalls Beiträge.



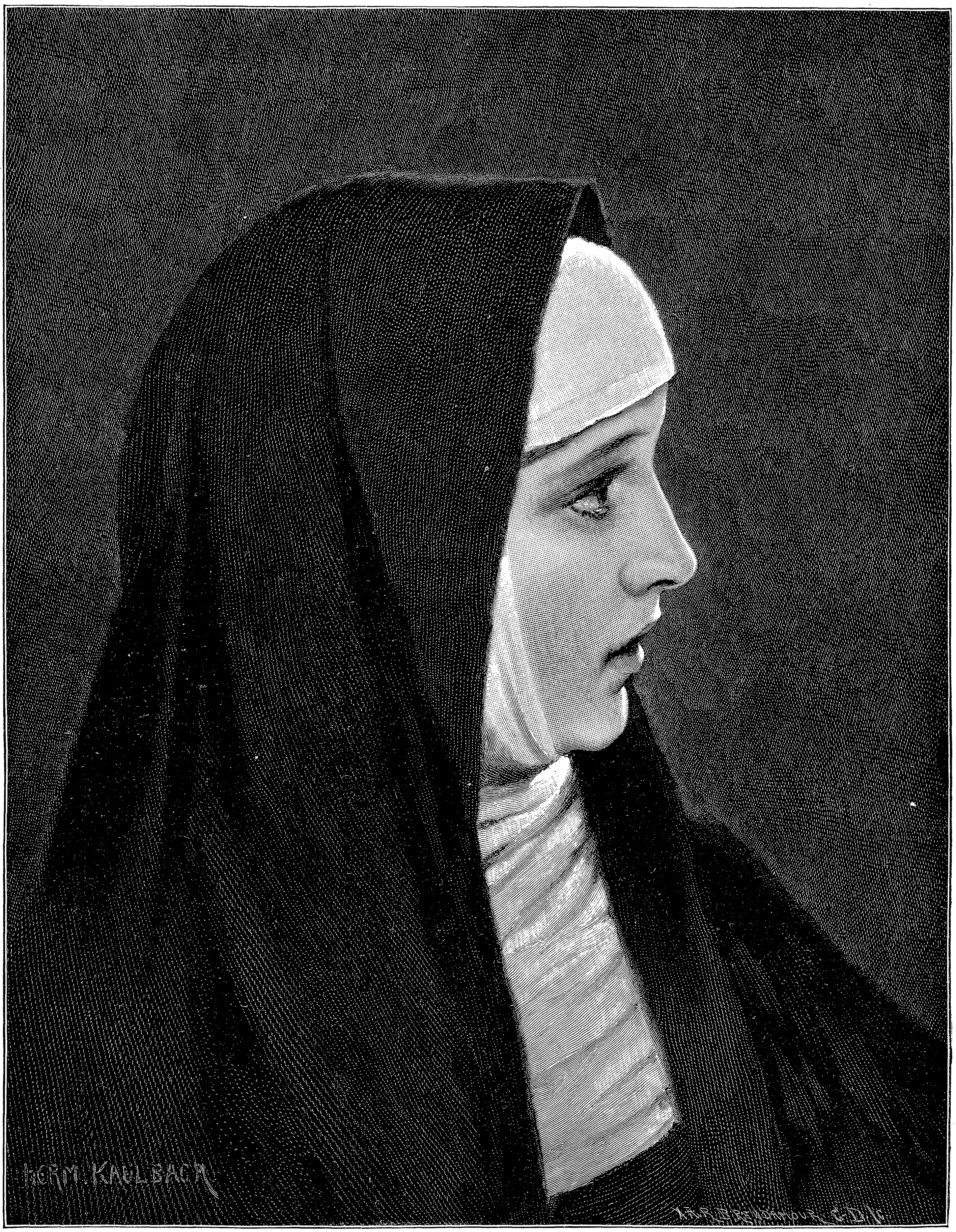
Die Arion-Halle in Brooklyn

Eine hohe, manchen unheimlich erſcheinende Entwicklung erreichte das von der Preſſe mit allen Mitteln geförderte deutſche Vereinsweſen. Nörgler reden von einer alles überwuchernden, die Kräfte zerſplitternden „Vereinsmeierei“. Hinſichtlich der Zahl der deutſchen Vereine ſtellt New York ſelbſt Berlin weit in den Schatten. Geſangs-, Turn-, Landsmannſchafts-, Volksfeſt-, Veteranen- und Krieger-, Schützen-, Kegel-, Skat-, „Pinochle“-, Liebhabertheater-, Krankenunterſtützungs-Vereine, Sterbekaſſen, Klubs, Logen der verſchiedenſten Orden, Berufsgenoſſenſchaften, Arbeiterfachvereine und Gewerkſchaften gehen in die Tauſende. Perſönlichkeiten, die gleichzeitig einem Dutzend oder mehr Vereinen angehören, trifft man häufig genug. Zu den Geſellſchaften, die unter der Unmenge von Organiſationen eine Sonderſtellung einnehmen, gehören der Geſellig-Wiſſenſchaftliche Verein, der Kapazitäten wie Brehm, Holub, Büchner, Heſſe-Wartegg, von Holſt u. a. als Vortragende vor ſich ſah, und der Deutſche Liederkranz, der vornehmſte Geſangverein in den Vereinigten Staaten, deſſen Aktive noch unter der Präſidentſchaft des Herrn F. A. Ringler in der „Singſtunde“ für „Ueber Land und Meer“ photographiſch aufgenommen worden ſind. Dirigent des Liederkranzes iſt Arthur Claaſſen, auch einer der Kaiſerdelegierten der Vereinigten Sänger Brooklyns, der auf dem



Konzert des Brooklyner Sängerbundes bei Eröffnung des Sunſet-Parkes

Spezialaufnahme für „Ueber Land und Meer“



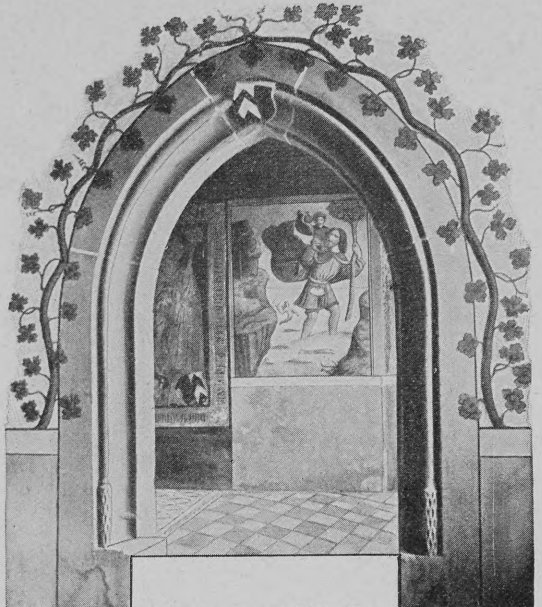
Photographie=Verlag der Photographiſchen Union in München

Die Nonne. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach

Brooklyner Sängerfeſt den Brooklyner Arion beim Ringen um den vom Deutſchen Kaiſer geſtifteten Preis zum Siege führte. Auch der Deutſche Kriegerbund, deſſen Delegierte, mit dem Bundespräſidenten Herrn Richard Müller an der Spitze, vor einigen Jahren in Potsdam vom Deutſchen Kaiſer empfangen und zur Tafel zugezogen wurden, erfreut ſich einer Sonderſtellung und ungewöhnlichen Anſehens. Von ſeinen 1100 Mitgliedern folgte am 11. Oktober eine ſtattliche Anzahl mit den Fahnen der einzelnen Kompagnien, den auf der Reiſe durch Deutſchland geſammelten, von dortigen Kriegervereinen geſtifteten Fahnenbändern und dem Sternenbanner der Einladung, ſich in Brooklyn im Fort Greene Park, wo die auf engliſchen Schiffen geſtorbenen gefangenen Kämpfer um die amerikaniſche Unabhängigkeit im ewigen Schlafe ruhen, für „Ueber Land und Meer“ photographieren zu laſſen. Bundesvorſtandsmitglieder und Inhaber des Eiſernen Kreuzes ſtehen in der Front. Vielleicht findet einer oder der andre Leſer ein befreundetes Geſicht in den Reihen der alten Krieger und fühlt ſich den Stammesgenoſſen wieder nahe, wenn auch der Ozean ſie von dem alten Vaterlande trennt.

Viele der deutſchen Vereine beſitzen eigne Hallen, ſo z. B. der Deutſche Liederkranz in der Oſt 58. Straße; der N. Y. Arion an der Park Avenue und 59.Straße; der Deutſche Preßklub, der rund 100 ordentliche und ebenſo viele außerordentliche Mitglieder zählt, am City Hall Place; der N. Y. Turnverein, der im Bürgerkriege ſchwere Opfer brachte und kürzlich zwei ſeiner Mitglieder preisgekrönt vom Nürnberger Turnfeſte zurückkehren ſah, an der 85. Straße und Lexington Avenue; der Brooklyner Sängerbund an der Smith- und Schermerhorn-Straße, und der Brooklyner Arion, der eingeladen iſt, das deutſche Lied auf der Weltausſtellung in St. Louis erſchallen zu laſſen, am Arion Place.

Die Deutſchen in Amerika, und namentlich die als Vereinsmeier verſchrienen, bemühen ſich redlich und nach Kräften, ihre Pflichten gegen alte und neue Heimat zu erfüllen. Sie weihen ihr Herz der Mutter Germania, Kopf und Hand aber dem Onkel Sam. Politiſch und wirtſchaftlich unzertrennlich mit den Vereinigten Staaten verbunden, ſuchen ſie ſprachlich und kulturell Fühlung zu behalten mit der alten Heimat. Glückt ihnen das nicht immer, dann verurteile man ſie nicht zu hart, denn Verhältniſſe ſind oft mächtiger als Menſchen.



Stein am Rhein

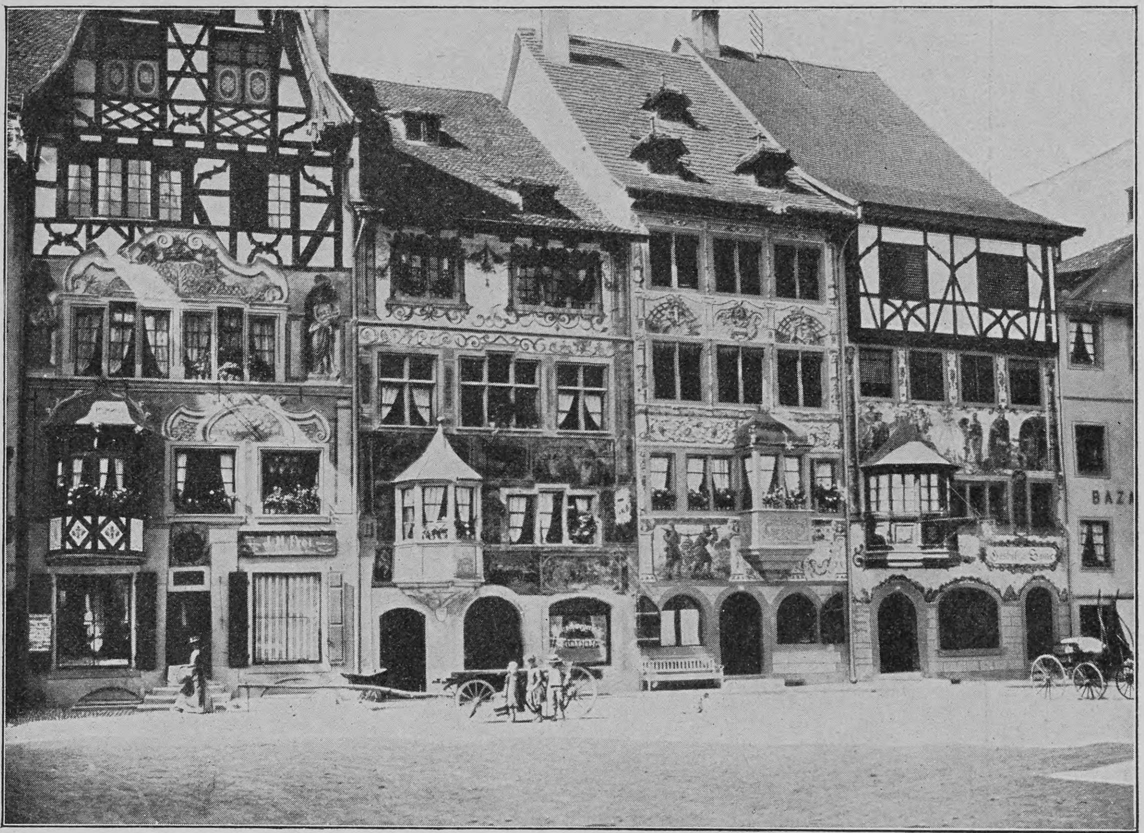
Von

Ludwig Holthof

(Mit neun Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen von A. Krenn in Zürich)

Wenn man von den landſchaftlichen Schönheiten des Rheinlandes ſpricht, hat man dabei in der Regel einen verhältnismäßig nur kleinen Teil der von dem herrlichſten Fluſſe Deutſchlands durchſtrömten Gegend im Sinne, die etwa von Mainz bis Bonn reichende Strecke des Flußlaufes, die an maleriſchem Reize ihrer Uferlandſchaft allerdings nicht ſo leicht übertroffen werden dürfte. Auf dieſer Strecke konzentriert ſich denn auch alles, was ſeit alter Zeit zum Lobe und Preiſe des Rheins geſagt und geſungen worden iſt, und nur ſie bildet das Ziel für die vielen Tauſende von Ausflüglern, die alljährlich aus aller Welt herbeiſtrömen, um den großen Waſſerlauf zu bewundern, den das ſtolze Dichterwort als „Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze“ gekennzeichnet hat. Und doch entbehrt weder die niederrheiniſche noch die oberrheiniſche Landſchaft der feſſelnden Eigenart; wenn jene mehr und mehr den ſpezifiſch niederländiſchen Charakter annimmt, ſo zeigt dieſe uns das anheimelnde Bild des mitteldeutſchen Stufenlandes in ſeinem Uebergange zum Vorlande der großen, gewaltigen Alpenwelt. Vielleicht iſt es aber gerade der Charakter des Vermittelnden, Ueberleitenden, was die Wirkung dieſer Landſchaften beeinträchtigt; das, was ſie nur andeuten, haben die anſtoßenden Gebiete in voller Entfaltung und ausgeſprochener Eigenart darzubieten. Daher mag es kommen, daß die niederrheiniſchen wie die oberrheiniſchen Gegenden, wenn ſie nicht ganz vernachläſſigt werden, nur ſelten als das Ziel ſelbſtändiger Wanderungen dienen. Man nimmt ſie gelegentlich mit, wenn man gerade in ihre Nachbarſchaft geführt wird, und widmet dieſem oder jenem Punkte, der als beſonders „ſehenswert“ gilt, einen Abſtecher, ohne ſich weiter in ſeinem vorgefaßten Reiſeplan ſtören zu laſſen.

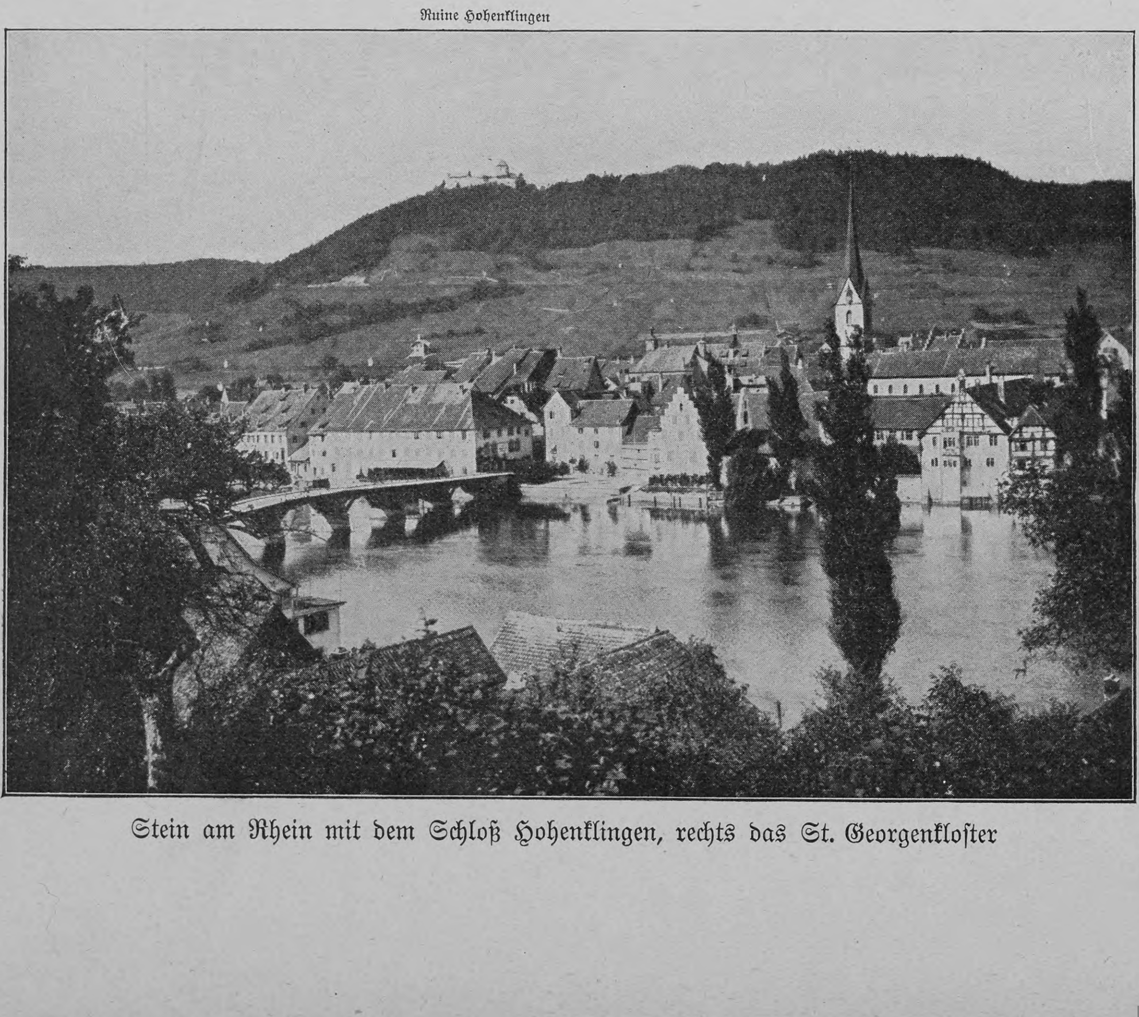
Das Schickſal, nur gelegentlich und nur auf einem Abſtecher beſucht zu werden, teilt namentlich die Strecke des jungen Rheinlaufs von ſeinem Austritt aus dem Bodenſee bis zu dem berühmten Waſſerfalle von Schaffhauſen. Das impoſante Schauſpiel des über die haushohe Felſenbarre abſtürzenden Stromes wird ſo leicht keiner ſich entgehen laſſen, aber dazu genügt der flüchtige Beſuch Schaffhauſens auf der Abzweigung von irgend einer Schweizertour. Daher kommt es, daß von vielen Tauſenden von Reiſenden nur ganz wenige Gelegenheit erhalten, ein Stückchen rheiniſches Land kennen zu lernen, das, ſo klein es iſt, doch in jeder Hinſicht ſowohl wegen ſeiner landſchaftlichen Reize wie wegen der Fülle ſeiner Erinnerungsſtücke an vergangene, zum Teil weit über die Schwelle der Geſchichte zurückreichende Zeiten zu den intereſſanteſten ſeiner Art gehört.



Alte Häuſer auf dem Marktplatz von Stein am Rhein

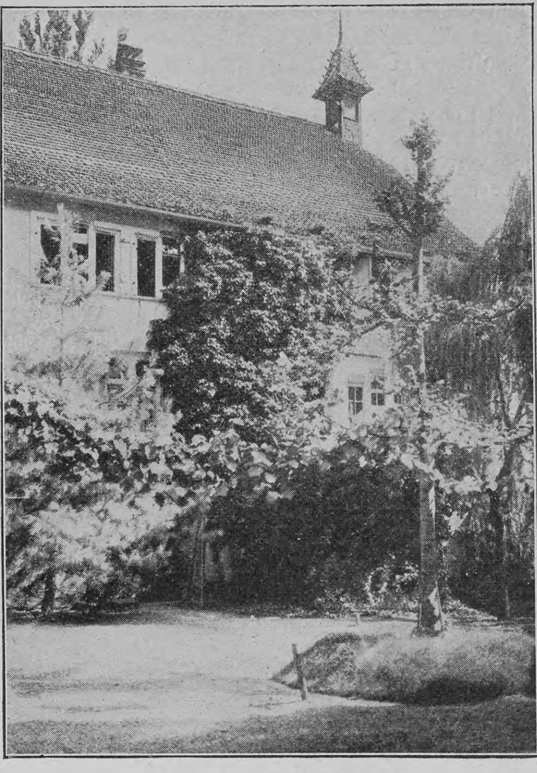
Wer die ſchöne Bodenſeegegend beſucht und auch nur für kurze Friſt Raſt in der alten Biſchofsſtadt Konſtanz macht, der ſollte unter keinen Umſtänden verſäumen, von dort die Fahrt über den Rhein nach Schaffhauſen zu machen, zunächſt um auf dieſe Weiſe zu der berühmten Stromſchnelle zu gelangen, dann aber auch, um unterwegs für einige Stunden wenigſtens dem am rechten Flußufer ungefähr in der Mitte der Fahrſtrecke gelegenen Städtchen Stein einen Beſuch abzuſtatten. Er wird dabei nicht nur ein ganz reizendes Fleckchen Erde kennen lernen, ſondern auch Gelegenheit erhalten, in der denkbar angenehmſten Weiſe ohne jede Erinnerung an den trockenen Ton des Lehrſaales einen praktiſchen Kurſus in der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit von den Tagen der primitiven Pfahlbauanſiedlungen an bis zu den machtvollen Regungen der beginnenden Renaiſſance durchzumachen und darüber hinaus noch einen Blick in eine jener denkwürdigen Fundſtätten naturwiſſenſchaftlicher Altertümer zu werfen, von deren Erforſchung die wiſſenſchaftliche Erdgeſchichte ihren Ausgangspunkt genommen hat.

Etwas Anziehenderes läßt ſich nicht leicht denken, als die Abfahrt von Konſtanz an einem ſchönen Sommer- oder Herbſtnachmittage. Vom Schiffe aus ſchweift zunächſt der Blick noch einmal über die in zarten grünlichen und bläulichen Tönen ſpielende Fläche des „ſchwäbiſchen Meeres“ hinüber zu den über den grünen Matten der Vorberge in nebelhafter Ferne verdämmernden Vorarlberger und Schweizer Höhenzügen, aus denen der Brandner Ferner auf der rätiſchen Sceſaplana mit ſeinem in ſteter Weiße verharrenden Gletſcherhaupte hervorragt. Dann wenden wir uns in weitem Bogen und biegen in den Unterſee ein, das heißt in den Rhein, der, nachdem er in enger Straße das mächtige Bett des oberen Sees verlaſſen hat, ſich abermals zum breiten Waſſerbecken erweitert. Aus den Fluten dieſes Waſſerbeckens taucht vor uns das „läutende Eiland“, die kirchengeſegnete Reichenau auf, die gleich den in der Ferne erſcheinenden Höhen des Hohentwiel und des Hohenkrähen lange unſern Blick feſſelt, bis der Rhein allmählich ſeinen ſeeartigen Charakter verliert und, ganz in das Schweizergebiet eintretend, als prächtiger, tiefgrüner Strom zwiſchen lachenden Ufern dahinfließt. An den Charakter des Sees gemahnen nur noch drei kleinere felſige Eilande, die ſich mit ihrer Pflanzendecke friedlich in dem breiten Bett zu wiegen ſcheinen. Bei dem größeren von ihnen iſt unſer Fahrziel erreicht, denn ihm gegenüber erhebt ſich am rechten Ufer in anmutigem Landſchaftsbilde das Städtchen Stein. Mit ihm betreten wir eine Stätte alter Kultur, kriegeriſcher und friedlicher, geiſtlicher und weltlicher Anſiedelungen, deren

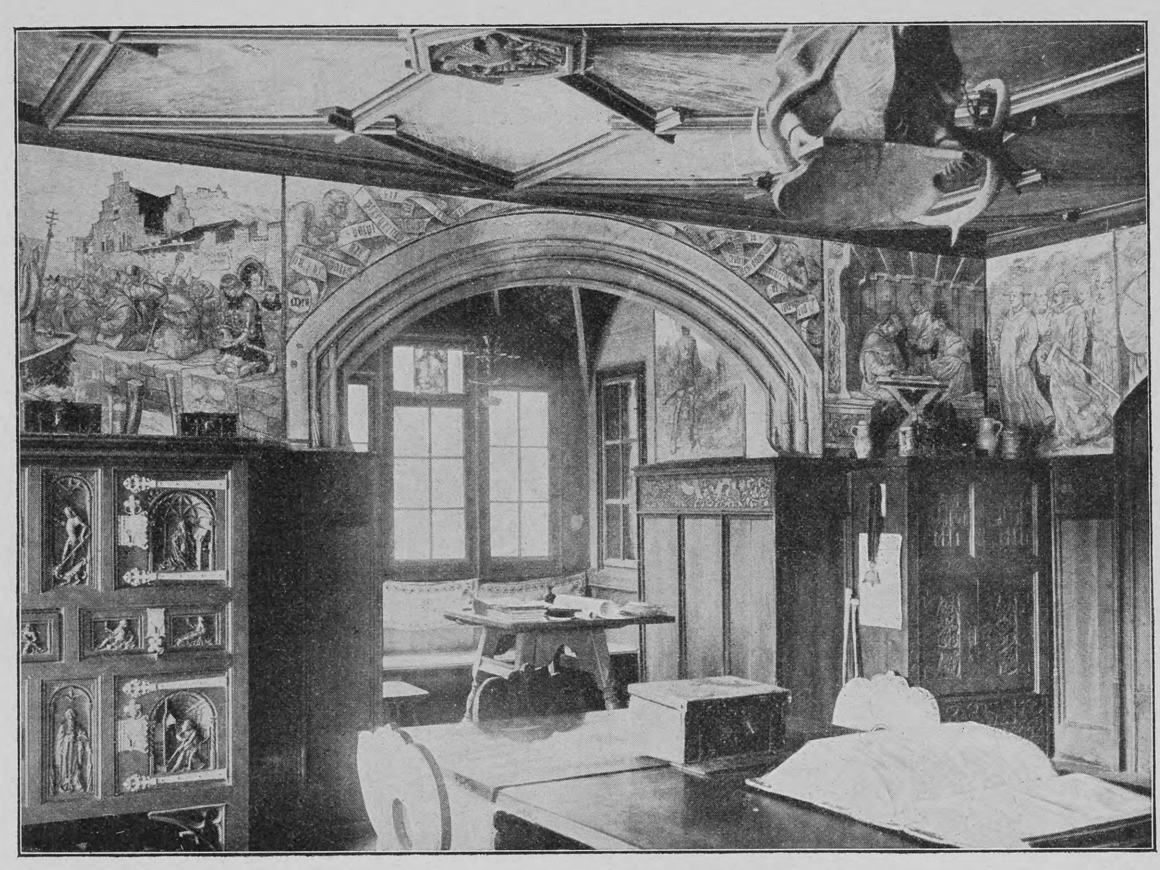


Stein am Rhein mit dem Schloß Hohenklingen, rechts das St. Georgenkloſter

Spuren in einer Anzahl der intereſſanteſten Ueberbleibſel erhalten ſind. Bevor wir indes ihnen unſre Aufmerkſamkeit zuwenden, empfiehlt es ſich, der einige Kilometer ſtromaufwärts unweit des Ufers gelegenen Ortſchaft Oeningen einen Beſuch abzuſtatten. In ihrer unmittelbaren Nähe befinden ſich zwei Steinbrüche, durch deren Abbau die im Schirnenberge, das heißt der Landzunge zwiſchen Stein und Radolfszell am Unterſee, eingebettete Fundſtelle geologiſcher Altertümer, wohl die großartigſte aller vorhandenen, erſchloſſen worden iſt. Von hier aus ſind, wie wir getroſt annehmen dürfen, alle naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen Europas auf das reichlichſte bedacht worden, und es gibt wohl keinen Punkt der Erde, deſſen einſtige Tier- und Pflanzenwelt wir ſo genau kennten, wie die der Umgebung dieſes kleinen und unſcheinbaren Ortes. Schon im 17. Jahrhundert waren den Mönchen von Oeningen die Verſteinerungen eines dieſer Steinbrüche bekannt, berühmt aber wurden ſie als „Sündflutreſte“ erſt im 18. Jahrhundert durch die Werke des bekannten Züricher Arztes und Mathematikers Joh. Jak. Scheuchzer, der in einem drei Fuß langen Salamanderſkelett das Beingerüſte eines in jener großen Flut umgekommenen Menſchen, „ein recht ſeltſames Denkmal jenes verfluchten Menſchengeſchlechts der erſten Welt“, erkannt haben wollte. Die wiſſenſchaftliche Bewertung der Ausbeute dieſer in ihrer Art einzig daſtehenden Fundſtelle erfolgte erſt im abgelaufenen Jahrhundert durch eine Reihe hervorragender Fachgelehrten wie Lavater, Oken, H. von Meyer, O. Heer, Agaſſiz und andre. Im ganzen ſind bis jetzt aus den Oeninger Schichten 475 Pflanzen- und 925 Tierarten feſtgeſtellt worden, und es dürfte wohl der Schluß gerechtfertigt ſein, daß die Geſamtflora der Gegend einſt mindeſtens 2000 Arten umfaßt habe. Daß aber gerade die Gegend von Oeningen zu einem ſo gewaltigen Grabe pflanzlicher und tieriſcher Organismen werden konnte, erklärt ſich aus ihren geographiſchen Verhältniſſen während der Erdepoche, die wir die Tertiärzeit nennen. In dieſer Zeit, in der auch die jetzigen großen Kettengebirge der Erde ſich bildeten, fand hier eine ſtetige Hebung des Landes ſtatt, wo ein und derſelbe Platz bald von Waſſer überſchwemmt, bald wieder Land war, bald ſtagnierender Sumpf, bald klarer, ruhiger Landſee, bald Flußbett, bald kahle Sandfläche, bald wieder üppiger Urwald.



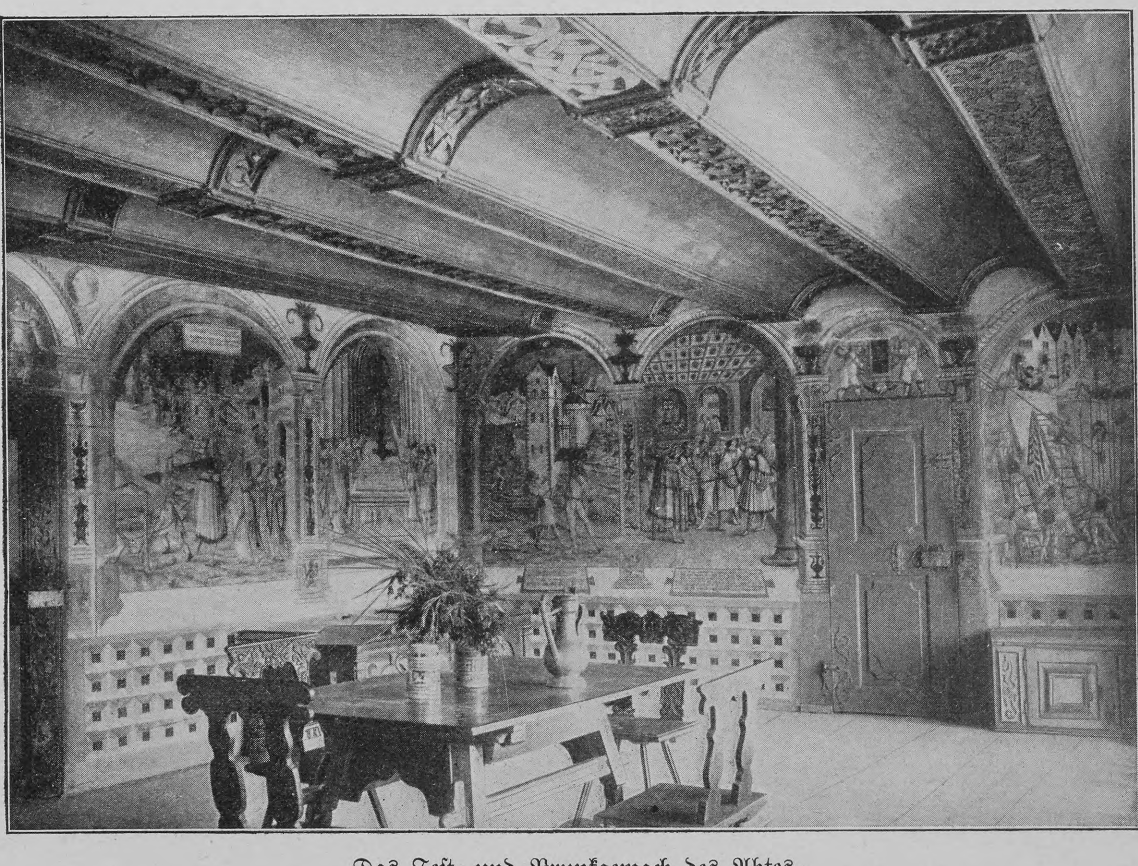
Ein Blick in den Kloſterhof



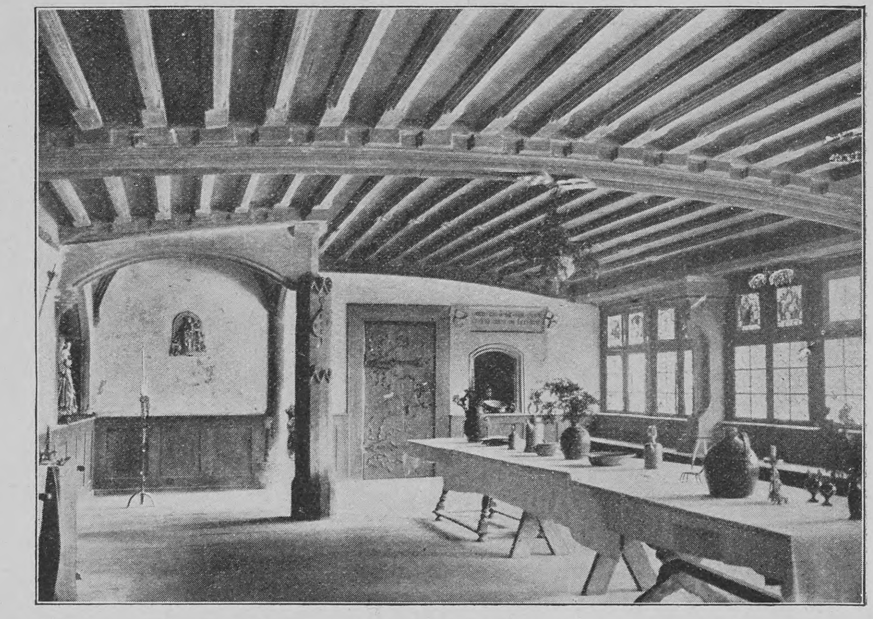
Speiſezimmer des Abtes David von Winkelsheim

Daß wir auf unſrer Fahrt von Konſtanz aus uns beſtändig auf „hiſtoriſchem“ Boden im engeren Sinne bewegt haben, daran haben uns ſchon die Inſel Reichenau, die Baſaltkuppen des Hohentwiel und des Hohenkrähen und das von Konſtanz aus noch deutlich zu gewahrende Säntis-Maſſiv erinnert. Wir haben auf unſrer Bootfahrt einen großen Teil des Schauplatzes durchquert, deſſen geſchichtliche Verhältniſſe zur Zeit der verheerenden Ungarneinfälle uns Scheffel in ſeinem „Ekkehard“ ſo meiſterlich veranſchaulicht hat. Die aus ſeiner Dichtung bekannten Geſtalten haben direkt und indirekt nicht unweſentlich in die Geſchicke des Städtchens Stein eingegriffen. Herzog Burkhard II umgab den Ort mit Mauern und verlieh ihm Stadtrechte, und ſeine Witwe Hadwig gründete auf dem Hohentwiel mit dem heiligen Waltfrid, einem Grafen von Nagold und Calw, als erſtem Abte das Benediktinerkloſter, deſſen 1005 erfolgte Verlegung nach Stein nicht unweſentlich auf das Aufblühen des Ortes einwirkte. Aber vor Begründung des Herzogtums Schwaben und den Ungarneinbrüchen hatten ſich denkwürdige Ereigniſſe in Stein und ſeiner nächſten Umgebung abgeſpielt. Daß ſich hier eine Pfahlbauanſiedlung befand, zeigen heute noch deutlich wahrnehmbare Spuren. Die Anweſenheit der Kelten iſt durch vier hinterlaſſene Gräber verbürgt, ebenſo eine römiſche Lageranlage durch Mauerreſte auf der benachbarten Anhöhe vor Burg. Auch die Zeit des Ringens zwiſchen Alemannen und Franken ging nicht ſpurlos an dem Orte vorüber der inzwiſchen vom linken auf das rechte Rheinufer verlegt worden war; fränkiſche Kammerboten haben hier die Steuern für die Schatzkammern ihrer Herren eingezogen. Während des Mittelalters vollzog ſich in Stein, was auch in einer Reihe andrer deutſcher Städte geſchah: die Bürgerſchaft erwehrte ſich der Herrſchaft, die die Schirmvögte des 1005 nach der Stadt verlegten Benediktinerkloſters, die auf der benachbarten Burg Hohenklingen angeſeſſenen Herren von Klingen und ſpäter von Klingenberg über ſie ausübten, und erwarb ſich Freiheit und Reichsſtandſchaft. Im Jahre 1484 trat die freie Reichsſtadt in ein näheres Verhältnis zu Zürich und zugleich in die Eidgenoſſenſchaft ein. Die wichtigſte Folge dieſer Verbindung war im Jahre 1524 die Einführung der Reformation. Ihre Glanzzeit erlebte die Stadt, die damals großen Wohlſtand beſaß und weithin bedeutenden Einfluß ausübte, im 16. Jahrhundert. Im Jahre 1803 kam ſie bei Gelegenheit der Mediationsverfaſſung an den Kanton Schaffhauſen.

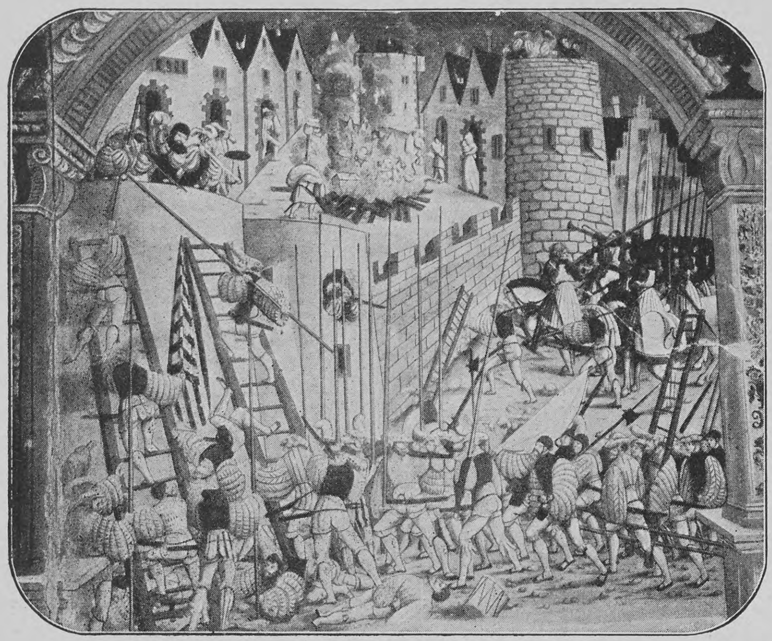
Die von Herzogin Hadwig gegründete Benediktinerkongregation war ſchon auf dem Hohentwiel dem heiligen Georg geweiht. Auch als das Kloſter von dem unwirtlichen Berge nach der milderen Gegend an dem Ausfluſſe des ſchwäbiſchen Meeres verlegt wurde, behielt es dieſen Schutzheiligen bei und wurde nach ihm das St. Georgenkloſter zu



Das Feſt- und Prunkgemach des Abtes


Das Refektorium des Abtes Johannes I. aus dem Jahre 1444

Stein am Rhein genannt. Seine Geſchichte unterſcheidet ſich nicht weſentlich von der andrer Klöſter des gleichen Ordens; Könige und Kaiſer nahmen das Gotteshaus in ihren Schutz und beſtätigten ihm ſeine wirklichen und vermeintlichen oder vorgeblichen Rechte; vornehme Herren der Umgegend gehörten dem Konvente als Brüder an; als Kaſſenvögte ſtanden ihm die Mächtigen der Gegend zur Seite, anfangs, wie es ſcheint, die Vorfahren der Herzöge von Zähringen, die damaligen Landgrafen im Thurgau, und ſpäter, wie erwähnt, die Herren von Klingen. Von dem geiſtigen Leben zu St. Georgen in der wiſſenſchaftlich tätigen Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts wiſſen wir wenig, doch wohl nur infolge der Wechſelfälle, die das Kloſter ſpäterhin betrafen; erhalten iſt uns nur ein einziges literariſches Denkmal jener Epoche, das ſogen. „Schachzabelbuch“ des Mönchs und Leutprieſters Konrad von Ammerhauſen, ein gutgemeintes, poetiſch aber herzlich unbedeutendes Werk, das in mittelmäßigen Verſen eine Beſchreibung und allegoriſche Auslegung des Schachſpiels gibt. Die Stadt fand ſich durch das Kloſter anfangs inſofern beeinträchtigt, als letzteres die Gemeindekirche zu St. Nikolaus ſamt ihren Einkünften an ſich gezogen hatte. Anderſeits haben aber der Bau des Kloſters, deſſen Unterhalt und die vielen Beſuche, die es anzog, der Stadtgemeinde mancherlei Vorteile gebracht. Entſchieden günſtig beeinflußt wurde die Stadt durch die letzte, künſtleriſche Blüte des Kloſters in der Renaiſſancezeit, die allerdings erſt kurz vor deſſen Fall eintrat, nicht wenig aber zu der heutigen Bedeutung Steins beigetragen hat, da ſie durch günſtige Umſtände in ihren weſentlichen Schöpfungen bis auf den heutigen Tag erhalten worden iſt.


Wandgemälde aus dem Feſtſaal: Die Eroberung von Sagunt durch Hannibal
(in der Manier des 16. Jahrhunderts dargeſtellt)

Veranlaßt wurde dieſe Blüte durch den Abt David von Winkelsheim, den letzten, dem es beſchieden war, den Stuhl des heiligen Waltfrid zu beſteigen. Er ſtammte von dem benachbarten Schloſſe Girsberg und war ein Sproß des alten, hochangeſehenen ſchaffhauſenſchen Geſchlechts derer von Winkelsheim, von Winkels oder im Winkel. Im Jahre 1460 geboren, hatte er eine ſorgfältige Erziehung erhalten und war von entſchieden humaniſtiſchem Geiſte beſeelt. Eine ausgeſprochene Künſtlernatur, ſchwankte er gleichwohl zwiſchen den beiden Kulturen, die damals miteinander rangen, der alternden Gotik und der jungen Renaiſſance, doch wurde dieſer Zwieſpalt verhängnisvoll nur für ſein Lebensſchickſal; als Künſtler trug er kein Bedenken, ſich an die Spitze der Bewegung der neuen Zeit zu ſtellen. In einer von Kriegsſtürmen bewegten Zeit zu ſeinem Amte berufen, ſuchte er zunächſt die materiellen Verhältniſſe des Kloſters auf eine neue, feſte Grundlage zu ſtellen und ging dann an die Verwirklichung ſeiner wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Ideale im Geiſte der neuen Zeit. Er entfaltete eine rege Bautätigkeit; der ganze Südflügel des Kloſters wurde neu hergeſtellt oder wenigſtens umgebaut zu einer behaglichen und würdigen Abtswohnung. Vor und nach wurden dann der Kreuzgang und die Außengebäude des Kloſters erneuert, nachdem unter einem ſeiner Vorgänger der Konventsſaal und die anſtoßende Kapelle ihre jetzige Geſtalt erhalten hatten. Ueberall wurden die architektoniſchen Formen der reich entwickelten Spätgotik beibehalten, das Ornament und namentlich der Innenſchmuck dagegen ganz im Geiſte der neuen Kunſt gehalten. Das Speiſezimmer mit dem freundlichen Erker über dem Rhein, ſowie die kunſtreiche Schnitzerei in dem darüber gelegenen Feſt- und Prunkſaal und den anſtoßenden Räumen zeigen in glücklicher Weiſe die Zierformen der frühen Zeit neu belebt, während in den von einem unbekannten, wahrſcheinlich Augsburger Maler ausgeführten Fresken in der Darſtellung antiker Stoffe in neuzeitlichem Gewande (u. a. die Einnahme Sagunts durch Hannibal im Kriegskoſtüm der Landsknechtszeit) ganz den Renaiſſancecharakter atmen. Dieſer tritt auch in der zykliſchen Anordnung der Bilder (je drei Darſtellungen aus der römiſchen und karthagiſchen Geſchichte) hervor, ebenſo in der Reihe von Einzelfiguren, die Helden und Heldinnen aus der Geſchichte Roms, Griechenlands und des Morgenlandes vergegenwärtigen.

Leider vermochte Abt David den Gegenſatz zwiſchen alter und neuer Zeit, den er in der Kunſt ſo glücklich vermittelte, im Leben nicht miteinander zu verſöhnen. Der Sieg der reformierten Partei führte am 5. Juli 1525 zur förmlichen Aufhebung der Abtei. Zwiſchen dem ſeines Amtes entſetzten Abt und ſeinen Gegnern konnte es nicht zu einer Verſtändigung kommen, wie ſie der beiderſeitigen Würde entſprochen hätte. David von Winkelsheim ſtarb, zum Schein ſeine ehemalige kirchliche Stellung wahrend, als müder, abgelebter Mann am 11. November 1526 zu Radolfszell.

Der Einfluß, den der ſeltene Mann auf das Kunſtleben ſeiner Zeit ausgeübt, wirkte lange noch fort, und ihm iſt es zu danken, daß das Städtchen Stein zu einem wahren Schatzkäſtchen kunſtgewerblicher Altertümer geworden iſt. Erhielten ſich in der Architektur auch die gotiſchen Grundformen, ſo zeigt die Schmuckkunſt ſich doch vollſtändig von dem Geiſte der Renaiſſance durchdrungen, namentlich auch in der monumentalen Faſſadenmalerei. Von den Werken der Kleinkunſt, die zu David von Winkelsheims Zeiten entſtanden, iſt leider nur wenig erhalten geblieben; ſeine Kirchenzierden wurden eingeſchmolzen, und wir wiſſen nicht, wo ſein berühmter Becher und wo von der Reichenau oder von Radolfszell aus das geblieben iſt, was er von Kunſtſchätzen dorthin gerettet hatte. Beſſer iſt es mit einer Anzahl von Werken der Glasmalerei ergangen, die in Stein nachweisbar zuerſt im Kloſter und dann auch in der Stadt eifrig gepflegt worden iſt. Eine Anzahl prächtiger Scheiben, die zum Teil noch unter David von Winkelsheim für ſein Kloſter geſtiftet wurden, zum Teil in ſpäterer Zeit in Stein entſtanden ſind, iſt in den Sammlungen des Städtchens, ſowie in denen einiger andrer Schweizer Orte unſrer Zeit erhalten geblieben.

Der Giebel des Kloſters an der Rheinſeite

Grauen im Walde

Ich kam an tiefes Waldgeheg,
Die Wipfel flammten wunderlich.
In hellem Gold begann ein Weg,
In dunklem Gold verlor er ſich.

Das Schweigen hing von Baum zu Baum,
Wie vor ſich ſelber bang und ſchwer.
So groß war Stille hier und Traum,
Als ob der Wald verwunſchen wär’.

Gedämpftes Licht floß fahl und matt.
Und nichts, das ſich im Rund geregt,
Hätt’ manchmal nicht ein ſterbend Blatt
Zu ſchon geſtorbnen ſich gelegt.

Da brach mir jäh den jungen Mut
Ein Bangen, das die Bruſt beklemmt:
Hier kannt’ ich jeden Baum ſonſt gut,
Heut war mir jeder ſeltſam fremd!

Kaum wagt’ ich’s noch, mich umzuſehn,
Und trug’s in mir wie Furcht und Laſt:
Als müßt’ noch einer nach mir gehn,
Unheimlich ſchnell, ein ſtummer Gaſt.

Ein Gaſt, der niederwärts ins Moos
Aus Wipfeln zwingt das goldne Blatt,
Ein Gaſt, der kühl und körperlos
Mir meinen Wald verwandelt hat.

Der bald mit ſeiner ſtillen Hand
Auch mich wohl an der Schulter rührt,
Wenn dieſer Weg nicht bald ins Land,
Nicht bald in offne Weiten führt . . .

Und raſcher ſtrebt der Fuß voran,
Wie auf der Flucht vor Tod und Graun,
Bis hellre Strahlen mählich dann
Ins fahle Licht des Waldes ſchaun.

Herſchwimmt ein Ruf — da liegt das Feld!
Der Spaten blitzt bei Lied und Scherz —
Und in die neu geſchenkte Welt
Stürmt jubelnd mein befreites Herz!

Carl Buſſe

Sonntag eines Deutſchen

Von

Otto Ernſt

Als Knabe kannte ich einen armen Mann, der aus freien Stücken jeden Sonntag arbeitete und dafür am Mittwoch Feiertag hielt. Ich hab' es nie verſtanden und nie geglaubt, wenn er mir lachend verſicherte, das komme doch auf eins heraus.

Bildet ihr euch wirklich ein, ihr könntet aus jedem ruppigen Montag oder Mittwoch einen Sonntag machen, indem ihr ihm den Arbeitskittel auszieht und einen ſchwarzen Gehrock anlegt? Habt ihr's wirklich nicht bemerkt, daß der Mittwoch auch im Frack und Zylinder ein Plebejer bleibt und der Sonntag auch in einer Maurerbluſe als ein ſchöner, feiner Mann daſteht? Nein, meine Freunde, der Sonntag hat ſein lichtes Angeſicht nicht nur daher, daß er nicht arbeitet. Gewiß geb' ich euch mit Freuden zu, daß jeder Tag ein andres Geſicht zeigt, wenn er mit Muſik und Fahnenwinken an unſer Bett tritt und ruft: „Auf, zur fröhlichen Fahrt in die Maienflur!“ als wenn er morgens um 4 Uhr in der Geſtalt eines Unteroffiziers die Kaſernenſtubentür aufreißt und brüllt: „Auffffſtehn!!! In zehn Minuten feldmarſchmäßig auf dem Kaſernenhof!“ und uns mit einer achtſtündigen Felddienſtübung bei 24 Grad Reaumur winkt. O, dieſer Unterſchied iſt mir ſehr klar, ſo klar, daß mir daraus eine Lebensregel aufgeleuchtet iſt. „Wie,“ ſagte ich eines Morgens zu mir, „wie! In brennender Hitze einen ausgereckten Tag lang über Berg und Tal laufen, tanzen, ſpringen, ſchreien, erſchlaffenden Alkohol trinken und dabei ſchwitzen wie eine fette Gans am Bratſpieß — das kannſt du! Warum? Weil es eine Vergnügungstour iſt! Aber wenn du nur die Hälfte davon im Dienſte deiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit tun ſollſt, dann ziehſt du ein Maul und haſt dich wie ein armes, geplagtes Menſchenkind! Spitzbube, hab' ich dich?“ Und von nun an, wenn es mit voller Bepackung in Staub und Sonne über Hecken und Gräben dahinging, ſagte ich zu mir: „Denk, es wär' eine Vergnügungstour!“ Und dann ging es. Und ſo in weiterer Ausdehnung: wenn es heiß und ſchwer wurde auf dem Lebensmarſche, dann ſagte ich zu mir: „Denk, es wäre eine Luſtfahrt, dann kannſt du's, du Schlingel!“ Und dann konnt' ich's.

Alſo das weiß ich ſehr genau, daß ein Raſt- und Luſttag anders ausſieht als ein Arbeitstag. Aber deshalb iſt ein Ruhetag noch lange kein Sonntag.

Seht, ich kann es euch ja auch aus dem Gegenteil beweiſen. Ich mußte als Jüngling ſo viel arbeiten, daß ich des Sonntags zur Arbeit nicht entraten konnte. An den Sonntagnachmittagen, bis in den Abend hinein, ſchrieb ich meine Schulaufſätze. O heilige Tage, heilige Zeit! Nie hab' ich reineren Feierglanz getrunken als damals! Meine Gedanken ſtiegen wie Säulen um mich empor, meine Schlüſſe wuchſen wie Kuppeln daraus hervor, mein Gefühl ſchwebte wie Orgelweiſen, und mein Anſchauen war wie Licht, das durch bunte Fenſter brach. Wenn der Lehrer mir meinen Aufſatz zurückgab, ſagte er wohl: „Gut, gut, nur mitunter zu feierlich, zu hochfliegend, zu pathetiſch.“ Das war der Sonntag in meiner Arbeit.

Durch Arbeit iſt er nicht zu verſcheuchen. Ernſte Arbeit, an der das Hirn und das Herz und alle Sinne mit feurigem Geiſte wirken, liebt er ſogar. Denn ſie iſt heilig wie er. Ernſte Arbeit, die nach Hohem ringt, und Werke der Liebe macht er zum Gottesdienſt. Und ich weiß, daß er ſelbſt Arbeit aus Not und Mangel zuweilen mit einer milden Heiterkeit beglänzt. Aber eine Sorte von Arbeitern verträgt er freilich nicht. Das iſt die, von der Th. Storm erzählt:

> „Am Weihnachtsſonntag kam er zu mir,
> In Jack und Schurzfell, und roch nach Bier,
> Und ſprach zwei Stunden zu meiner Qual
> Von Zinſen und von Kapital;
> Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!
> Hat keinen Feſttag im ganzen Jahr.“

Vor ſolchen Kerls verfliegt der Sonntag wie Roſenduft vor altem Käſe.

Aber vor Tod und Krankheit flieht er nicht. Haſt du einmal auf dem Krankenbette gelegen und die freundlich ſtreichelnde Hand des Sonntags auf deiner Stirn gefühlt? „Haha, kein Wunder!“ wird der blanke Rationaliſt rufen, „das geputzte Zimmer, die reine Wäſche, der Beſuch der Freunde und die Blumen, die ſie bringen, oder die Erwartung alles deſſen, die ſtimmen den Kranken heiterer.“ Natürlich tun ſie das. Aber zu Haus oder im Hoſpital kannſt du das alles auch an andern Tagen haben; frag einmal den Kranken, ob darum aus einem Mittwoch ein Sonntag wird. O, es gibt Schrecken und Schmerzen der Krankheit, denen der Sonntag weichen muß; denn er iſt ein zarter Geſelle, und wenn an einem Sommerſonntag Muſik und Singen fröhlich wandernder Scharen ins Krankenzimmer herüberwehen, wie ſollte ich leugnen, daß dann das Herz doppelt weh tun kann? Aber wenn du die große Geduld zum Leben erfaßt haſt, dann wirſt du erkenntlich ſein für allen Troſt, den Schönheit gibt, und der Sonntag iſt ein ſchöner Genius. Wenn alle Beſucher ausbleiben — dieſer kommt, deſſen ſei gewiß. Als du noch ſchliefſt, iſt er leiſe hereingetreten, und wenn du erwachſt, ſitzt er ſchon an deinem Bette. Und er bleibt bis zum Abend, bis deine Seele in ſanfteren, ſtilleren Gedanken zur Ruhe geht. Denn der Sonntag iſt die Freude, der Friede, die Geneſung, die nach ſechs Tagen der Hoffnung kommt. Er iſt der Genius der Erfüllung; denn nach ſechs Tagen der Sehnſucht und des Ringens iſt er da.

Und nicht vor dem Tode flieht er. Nein, er wandelt den widrigen Knochenmann in einen ſchönen, ernſten Knaben mit geſenkter Fackel, in einen Bruder des Schlafes. Ein Begräbnis am Sonntag iſt troſtreicher als eines am Alltag, wie ein Begräbnis an einem Tage voll Sonnenſchein und Vogelſang dem Herzen ſanfter iſt als eines in Regen, Sturm oder Schnee. Warum kleidet ihr Menſchen den Tod nicht in freundliche Farben ſtatt in ein hämiſch-gehäſſiges, menſchenfeindliches, erbarmungsloſes Schwarz? Feiert der Herbſt nicht Sterben und Vergehen mit einem flammenden Farbenopfer und kleidet der Winter nicht den Tod in ein lieblich flimmerndes Weiß, zu dem die Kinder jauchzen?

Sterben iſt der Anfang des großen Feiertags. Das ſingt der Sonntag leiſe an alten und friſchen Gräbern. Am Sonntag geht es auch zerriſſenen Herzen ſanfter ein, daß der Friedhof ein Hof des Friedens und der Tod ein großer Sabbat iſt.

Ein zarter Geſell iſt der Sonntag, ſagt' ich. Du mußt ihm helfen, ihn ermuntern, ihm die Stätte bereiten, ihm offene Arme ausbreiten und lächelnd ihn locken, damit er ſeine ganze Liebenswürdigkeit entfalte, wie denn alle Freuden des Lebens inniger und heller dir entgegenlachen, wenn über deinem Herzen ſteht: „Willkommen, Freude!“ Da verſehen es nun viele Menſchen gleich am frühen Morgen. Wenn ſie erwachen und den Sonntag am Bett ſtehen ſehen, ſtöhnen ſie: „Gott ſei Dank!“ drehen ſich nach der Wand, kehren alſo dem holden Genius die ausgeſprochene Rückſeite zu und genehmigen ſich noch zwei oder drei Stunden Schlafs. Da hatte ich einen intimen Freund, der es ganz anders machte. Wenn er wochentags um 8 Uhr erwachte, dachte er: ‚Ich muß aufſtehen, wenn ich noch rechtzeitig ins Bureau will,‘ drehte ſich nach der Wand und ſchlief weiter. Wenn er Sonntags um 6 Uhr die Augen aufſchlug, rief er: „Donnerwetter, höchſte Zeit!“ fuhr in die Hoſen und bald darauf ins Gebirge. Ich will ja nun dieſen Mann nicht gerade als Muſter hinſtellen, wenigſtens ſechs Siebentel von ihm nicht, und ich ehre mit frommer Scheu den Sonntagsſchlaf des ſechsmal in der Woche geplagten und gehetzten Arbeitsſklaven; aber das muß ich doch ſagen: wer den Sonntagmorgen ohne Not verſchläft, der iſt ein Sabbatſchänder von der Wurzel aus. Jeder Morgen iſt heilig; denn der Morgen iſt die Unſchuld des Tages, iſt unberührtes Leben. Aber der Sonntagmorgen iſt dreimal heilig.

Otto Ernſt

Gibt es ein verdrießlicheres Geſchäft als die Morgentoilette, ausgenommen für junge und alte Mädchen? Und wenn ſie in zehn Minuten erledigt iſt, ſo währt ſie eben zehn Minuten zu lang. Aber am Sonntag iſt ſie ein Kultusakt; denn du legſt mit dem Feſtgewand einen feſtlichen, reineren Menſchen an. Das Wort „Kleider machen Leute“ iſt in einem viel tieferen Sinne wahr, als man es gewöhnlich braucht. Kleider machen nicht nur Leute nach außen hin, ſie wirken auch nach innen. Hängt einem Schneiderlein einen Mantel von einem Meter Weite um, und er ſpricht wie ein Kerl von einem Meter Durchmeſſer. Zieht dem reich gewordenen Metzgermeiſter eine weiße Weſte an, und er verſucht ſich auf dem Gebiete der Ariſtokratie. Als ich konfirmiert wurde, bekam ich einen Rock mit Schößen, und während ich ſonſt mein Sacktuch aus der Hoſentaſche geholt hatte, zog ich es jetzt hinten aus dem Rockſchoß. Ich zog es hundertmal am Tage und fühlte mich hundertmal ein Mann. Der Handwerksmeiſter, der den Th. Storm beſuchte, ſcheint freilich ein ganz verfilzter Alltagsmenſch geweſen zu ſein; aber wenn ſeine Frau ihm einen Sonntagsrock angezogen hätte — wer weiß, ob er das Geſpräch von Zinſen und Kapital nicht auf den Montag verſchoben hätte. Selbſt der ungebildetſte Hausvater, wenn er nicht ganz verroht und verwildert iſt, verfährt ſäuberlicher mit Weib und Kindern, wenn er, mit der Hand über den Aermel fahrend, ein weicheres Tuch fühlt als Blauleinen und engliſch Leder.

Und wenn auch deinem „Lever“ ein Erdenreſt von Chlorgeruch und eingelaufenen Strümpfen anhaftete, — reine Freude taut herab auf dein erſtes Frühſtück. Wenn du auch noch ſo eifrig Arbeit und Pflicht liebſt, es iſt doch zweierlei, ob dein Nachtiſch „Arbeit“ oder „Ruhe“ heißt, ob du mit den Augen auf der Uhr einſam deinen Morgentrunk tuſt, oder ob du dich mit den Blicken ruhig in den Augen deiner Lieben niederläßt und denkſt: ‚Wir haben Zeit, uns anzuſchauen und uns aneinander zu erfreuen.‘ Zu einem richtigen deutſchen Sonntag gehören Mann, Weib und Kinder, zum mindeſten Mann und Weib. Ich will beileibe nicht leugnen, daß auch ein begabter Junggeſelle oder dergleichen Jungfrau herrliche Sonntage feiern könne; aber zu einemz vollſtändigen Sonntage gehört Familie.

Auch durch Trank und Speiſe müßt ihr ihn aus der Reihe der grauen Erdentage herausheben, er lohnt es euch durch ein helleres Lächeln. Denn wie die Kleider Leute machen, ſo machen die Speiſen Feſte. Am Sonntag, wenn nach dem Fleiſch eine ſüße Speiſe zu erwarten ſteht, brennen von Anfang bis Ende ſechzehn Feierkerzen um meinen Tiſch. Das ſind die ſechzehn Augen meiner Tiſchgemeinde. Zu den Zeiten, da auch in den Patrizierfamilien Hamburgs noch plattdeutſch geſprochen wurde, pflegte wohl am Sonntagabend eine Bowle auf den Familientiſch zu kommen, und angeſichts dieſer Bowle wurde hochdeutſch geſprochen. Auch kannte ich einen alten Schiffszimmermann, der viele Jahre nach China gefahren war und hauptſächlich drei Sprachen redete: Plattdeutſch, Matroſen-Engliſch und norddeutſches Hongkong-Chineſiſch. Alle dieſe Sprachen waren ihm geläufiger als Hochdeutſch. Und nun höre man: jeden Sonntagnachmittag, wenn er auf ſeinem Sofa ſaß, aß dieſer Mann, der den ſtärkſten Tabak kaute und ſich eine Handvoll Pfeffer in die Suppe zu werfen pflegte, ſüße Kringel und ſprach dabei zu Weib und Kindern hochdeutſch. Es war ein Opfer, das er brachte; vor jedem hochdeutſchen Satze öffnete er dreimal lautlos den erſtaunlichen Mund, als wenn zum Hochdeutſchen ſehr viel Luft gehöre; aber durch die feſtliche Speiſe der ſüßen Kringel entlockte die Kraft des hehren Tages auch dieſem rauhen Herzen das andächtige Opfer eines frommen Sinnes.

Um nun aber „vollends ſchlagend darzutun,“ daß ich den ſonntäglichen Speiſezettel nicht um materieller Lüſte willen empfehle — denn ich merke wohl, daß die reinen Spiritualiſten, die heimlich Beefſteaks mit Spiegeleiern eſſen, mir nicht trauen — will ich noch einen Beweis aus meinem eignen Leben anführen. So gewiß die Tangente eines Kreiſes die mittlere Proportionale zwiſchen den Abſchnitten der ſchneidenden Sekante iſt, ſo gewiß gab es in meinem Elternhauſe am Sonntag Fleiſchſuppe mit Fleiſchklößen und dicken Reis mit Roſinen. Und nun iſt es ganz klar, daß nicht die Fleiſchbrühe mir das Heilige am Sonntag war; denn als Kind mochte ich gar keine Fleiſchbrühe. Aber wenn um zehn Uhr des Morgens der Geiſt des Herrn Juſtus v. Liebig ſich erhob und durch die Räume des Hauſes wandelte, wenn der altvertraute liebliche Duft hinaufſtieg in die Dachbodenkammer, wo ich zwiſchen alten Büchern und Bildern kramte, dann hob der würzige Hauch mein Herz empor, und ohne daß es an Fleiſch und Fleiſchesluſt gedachte, ſchwamm es friedeſelig in feſtlichen Düften wie ein frommes Kirchenkind im Weihrauch. Noch heute genügt ein Achtel Näslein voll von dieſem Dufte, um mir einen ganzen Kindheitsſonntag zurückzurufen mit allem ſtillen Klang und aller ſtillen Freude, wie denn ja Düfte mit ganz beſonderer Kraft Erinnerungen aus dem Dunkel ziehen. Wohl weil die Erinnerung ſelbſt ein Duft iſt, der nachbleibt, wenn unſer Leben an der Sonne „Zeit“ verdampft.

Freilich, das muß ich ſagen, um ganz ehrlich zu ſein, daß ich dicken Reis mit Roſinen für mein Leben gern aß. Aber wer ſagt denn auch, daß der Weg zu weihevollem Geiſtesweben nie und nimmer durch das Materielle gehen dürfe? Ein Philoſoph hat ſogar unumſtößlich behauptet, daß nichts im Geiſte ſei, was nicht zuvor in den Sinnen geweſen wäre. Es war ein Mann aus dem Lande des Plumpuddings und des Sommernachtstraumes.

Wenn du nun mit den Deinen das Frühſtück gefeiert haſt, ſo geh, wie das Herz dich treibt, in Feld und Wald oder in die Kirche oder ins Land der Kunſt oder in dich ſelbſt oder irgendwohin, wo Stille des Herzens iſt. Sammle mit deinen Kindern einen Blumenſtrauß für die Mittagstafel, lehre ſie Flug und Geſang der Vögel, Geſtalt und Weiſe alles bewegten und unbewegten Daſeins kennen; aber vor allem lehre ſie das ruhige Angeſicht ſchauen, das aus Wald und Weide, Berg und Gebüſch mit ewigen Augen blickt. Dann werden ſie ſich in den Jahren der Vernunft und des Leidens erinnern, daß einem zerriſſenen Herzen in den Armen der großen Mutter auch an Werktagen Ruhe und Feier bereitet iſt. Vor meinem Geiſte wird, ſolange ich lebe, ein Sonntagmorgen aus meiner Kindheit ſtehen. Glaubt nicht, ich hätte eine Geſchichte erlebt. Ich wanderte allein hinaus ins Freie, bis die Glocken der Dorfkirche nur noch ſo leiſe klangen, daß ihr Schall mit dem Summen der Bienen verſchwamm. Und nun ſtand ich auf einem einſamen Feldweg zwiſchen hohen Hecken ganz allein. Es war nur ein ſchmales Grasfleckchen zwiſchen Haſelhecken und war doch ein Erlebnis. In dieſem Augenblick war die Welt und mein Leben rein von allem, von allem, was traurig und häßlich iſt. Die höchſten Zweige der Haſelſtauden ſtanden in wonnigem Bangen ſtill und blickten unverwandt und immer zum Himmel hinauf, immer zum Himmel hinauf. Am Himmel war Sonntag. Und im Gewirr und heimlichen Schatten der Büſche war Sonntag. Um mich auf dem Raſen war Sonntag; im Kelch der Anemonen und Ranunkeln war Sonntag. Damals habe ich den Sonntag geſehen. Und wenn ich in meinem Leben ſonſt nichts Gutes erfahren hätte, um jenes Morgens willen könnt' ich mit Kindern und Kindeskindern aus vollem Herzen ſingen:

„O, wunderſchön iſt Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu ſein.“

Wenn du aber in die Kirche gehſt, dann höre nicht nur auf die Rede des Predigers, ſondern auch auf die ragenden Worte der Säulen und Wölbungen, ſieh das Sonntagsmorgenlicht, das durch farbige Fenſter auf Eſtrich und Altardecke fällt, und folge mit den Augen dem Sturmesflug und Engelreigen des Orgelklanges. Denn Sonntag iſt das Feſt der Stille, und die Stille iſt dir gegeben, damit du in deinem Herzen alle Schönheit des Lebens ſammeln kannſt. Wenn du zu Hauſe in der Bibel lieſt, ſo lies die Erzählung von Elieſers Werbung am Brunnen, oder das Buch Ruth, oder die Bergpredigt, oder den Gang nach Emmaus, oder die Geſchichte vom See Genezareth, da Jeſus den Petrus dreimal fragte: „Simon Johanna, haſt du mich lieb?“ und der Jünger endlich wie aus ſchluchzendem Herzen rief: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe!“ In ſolchen Geſchichten iſt ewiger Sonntag. Welches Buch du aber auch am Sonntag hernehmen magſt: wenn du es aufſchlägſt, liegt ein beſonderes Licht auf ſeinen Blättern, und wär' es auch ein Rechenbuch oder eine Pandektenſammlung. Denn der Sonntag leuchtet hell auf vor Freuden, wenn er ſieht, daß du nicht vom Brot allein lebſt, ſondern auch ein Leben im Geiſte führſt. Und wenn du einen üppigen Sonntag feiern willſt, wenn du ſchwelgen, ſchlemmen und verſchwenden willſt, dann lies am Sonntag Goethe. Die Werke dieſes Mannes ſind Sonntag an ſich; ſie machen jeden Wochentag zum Feiertag, jede Arbeit zum Feſte; wenn man ſie daher am Sonntag lieſt, ſo iſt es wie Sonntag und Pfingſtfeſt an einem Tage. Das macht: auf dem Seelengrunde dieſes Sonntagskindes lag wie ein Blumenteppich der Sonntag einer neuen, freien und ſchönen Menſchenwelt, die einmal für alle kommen ſoll und kommen wird.

Ja, Sonntag iſt das Feſt der Stille. Darum iſt es kein übler Gedanke der Engländer, die rauſchenden Feſte und Vergnügungen auf den Sonnabend zu verlegen, ſchon um deswillen nicht übel, weil ein halber Feiertag mehr dabei herauskommt. Nur wollen Gott und ſeine Heerſcharen unſern deutſchen Sonntag vor Muckerheiligkeit und Zwangsfeierlichkeit in allen Gnaden bewahren! Der Sonntag iſt kein Mucker, der alltags Whisky und Sonntags angeblich Soda trinkt; ich hab' ihn oft genug in geſelliger Runde fröhlich mit den Fröhlichen geſehen und aus Liedern des Uebermuts und der überſchäumenden Lebenskraft ſeine reine, klare Stimme herausgehört. Aber das ſollen wir wiſſen, mein' ich, daß der Sonntag ſolcher Dinge nicht braucht, um ſchön und heiter zu ſein, nein, daß er ſchon ein herrliches Feſt iſt, wenn wir ganz ruhig auf einem Stuhle ſitzen und uns ſchweigend und regungslos am Glanz und Frieden der Stunde freuen.

Das ſollen wir wiſſen, daß er vor allem ein Tag der Stille iſt, der Stille, in der wir die Menſchen unſrer Umgebung wieder erkennen. In Kampf und Haſt des Alltags ſchwirrt und flimmert unſrer Lieben und Getreuen Bild an uns vorüber; in der Ruhe des Sonntags ſehen wir ſie wieder. Am Wochentage ſpricht Mund zu Mund, Auge zu Auge, Hand zu Hand — am Sonntag, wenn die Oberfläche unſers Weſens ſich geglättet hat, ſehen wir bis zum Grund, und Seele ſpricht zur Seele. Am Werktag verdrängen und beherrſchen die Dinge zu oft nur den Menſchen; am Sonntag beſinnt ſich der Menſch auf ſeine Hoheit und hängt ſich den Purpur um. Am Sonntag erkennen wir den wunderreichen Schatz, den wir in der liebenden Güte unſrer Lebensgenoſſen und Freunde beſitzen, empfinden wir Hand in Hand und Aug' in Auge die Schönheit des Menſchen in der Ruhe.

Schaff ſonntägliche Stille um dich und ſammle das hundertfältige Glück einer Sekunde in ein Gefühl. Lehne dich zurück in deinen Stuhl und fühle die weiche Hand deines Kindes in der deinen, ſieh dein Weib gegenüber am Fenſter ſitzen und merke, wie eure Blicke ſich auf dem Haupte des Kindes begegnen und umſchlingen, ſieh, wie der Sonnenſchein von der Wand des Nachbarhauſes rötlich glüht gleich wildem Wein im Herbſte, ſieh die leuchtenden und ſanften Farben des Teppichs zu deinen Füßen, ſieh den göttlichen Adel um die Lippen des belvederiſchen Apoll, der auf deinem Schreibtiſch ſteht, denk, wie das Werk deiner Arbeitstage ſich ründet und wächſt, fühle den ruhigen, warmen Fluß deines Blutes und das leichte Spiel deiner Muskeln und hör aus einer ſchönen Stunde der Vergangenheit eine ſonnige Stimme ſingen:

„Unter blühnden Mandelbäumen,
An der Loire grünem Strand —“

halte den Atem zurück, und laß alles, alles Glück des Augenblicks vereint in deine Seele ſtrömen. Das iſt das Unglück der Menſchen, daß ſie aus alter, furchtſamer Gewohnheit ihr Herz ſelbſt dem Glücke nur fingerbreit öffnen und es nicht weit und willig auftun wie zwei zum Himmel erhobene, ausgebreitete Arme, daß ihr ungeübtes Ohr nur Melodien des Glückes, nur verwehte Töne des Glückes erhaſcht. Oeffne der Stille des Sonntags weit und weiter das Herz, und du hörſt die Harmonien des Glücks.

Und ſieh, in der Stille des Sonntags ſteigt ſelbſt die tiefſte Frage unſers Herzens empor, die Frage: „Lohnt es ſich? Lohnt ſich das Werk deiner Wochen? Lohnt ſich dies Haſten und Ringen und Mühen deines Alltags?“ O wir würden weiſer ſein, wenn wir öfter und inniger dieſen Tag der Beſinnung feierten. Er iſt ein Tag des Rückblicks und Umblicks, und ſonderlich ſind die Sonntagsſtunden zwiſchen Tag und Abend beſinnliche und nachdenkſame Stunden. Einſamkeit am Sonntag iſt von lichten Gedanken begnadet. Wandle in deinem Zimmer auf und ab, und wenn du Cajus heißeſt, ſo werden die Cajuſſe deiner vergangenen Sonntage aus den Wänden hervortreten wie eine Ahnengalerie und wunderſame Zwieſprach mit dir pflegen. Wehe dem, der der Welt den Sonntag nimmt! Und wehe der Welt, die den Sonntag verloren hat! Wehe der Welt ohne Raſt und Andacht!

Und nun will ich auch noch das Allerſchönſte vom Sonntag nennen. Wißt ihr, was das Allerſchönſte am Sonntag iſt? Das Allerſchönſte am Sonntag iſt der Sonnabend. „Sonnabend“ — hier iſt das norddeutſche Wort einmal ſchöner als das ſüddeutſche „Samstag“. „Samstag“ heißt einfach Sabbatstag, Ruhetag. Aber „Sonnabend“, das iſt wie ein ſtilles Ineinanderlegen der Hände und ein lächelndes Schauen in die zur Ruhe gehende Sonne. Und der ganze Tag wird Abend genannt, wie der Weihnachtsabend, der Faſtelabend, der Oſterabend. Den ganzen Tag fühlt der Deutſche als einen großen Abend, der einem großen Morgen vorangeht. Das iſt nun einmal dem Menſchen beſtimmt, daß ihn Erfüllung ſelten ſo tief erfreut wie Hoffnung. Nichts iſt reiner als dieſe Abendfeier vor dem Sonntag, dieſer kaum gefühlte, aber tief geglaubte Anhauch nahender Düfte, dieſer Traum der Augen von kommendem Licht. Wie klar ſteht vor meinem Blick das ſonnabendlich geputzte, „gründlich gereinigte“ Elternhaus mit dem friſch geſtreuten, gelben Sand auf den Dielen. Wie gern ſetzt' ich mich dann mit einem Buch ans Fenſter und ſchaute doch mehr in die blinkende Stube, die ich tauſendmal geſehen, und mehr in den dämmernden Himmel als in das Buch. Das geliebteſte Buch war dann nicht ſo ſtark wie dieſe Gewalt der mich ganz umfangenden Erwartung. Die Blumen draußen ſtanden ſtillbereit, der Sonne des Sonntags ihre Kelche zu öffnen, eine Droſſel übte mit heiligem Eifer ein ſonntägliches Lied, und die ſcheidende Sonne ſtand im Zauber dieſer Stunde ſtill, als zögerte ſie nach ſolchen Seligkeiten ſelbſt vor der Erfüllung …

Laßt ſiebzigtauſend kalte Vernünftler kommen und ſagen: „Die Welt ſieht am Sonntag und Sonnabend genau ſo aus wie an jedem andern Tage; was ihr Beſonderes, Feierliches, Heiliges ſeht, das ſeht ihr hinein, das iſt eure Einbildung!“

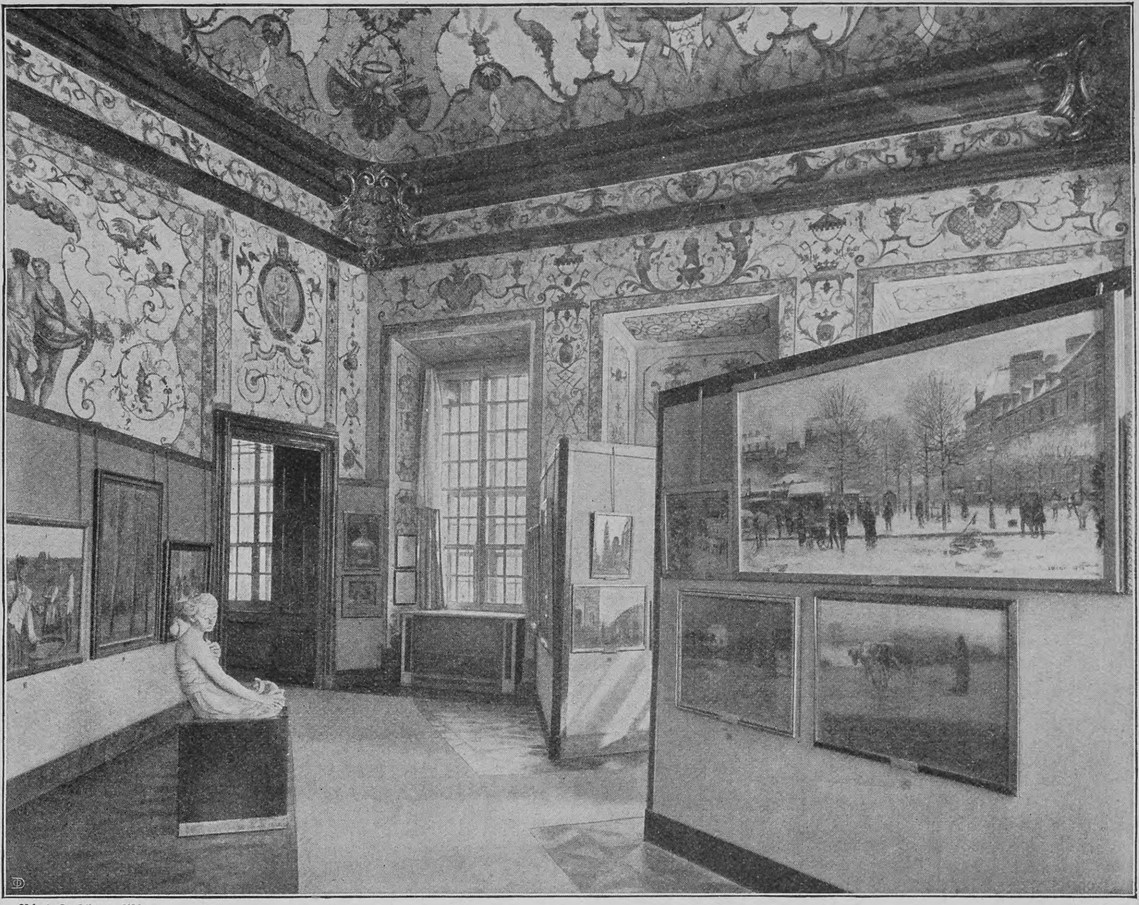
Ja? Iſt's wahr? —

Dann ſtaunende Bewunderung dem unſichtbaren Stäubchen im Auge, das das weiße Licht des Tages in Millionen Farben bricht, die der Regenbogen nicht kennt! Dann grenzenloſer Dank und Anbetung dem holden Genius der Menſchheit, der das Meer zur Wohnſtatt der Nereiden, den Wald zur Stätte der Dryaden, die ganze Körperwelt aber zur Wohnung der Seelen macht! Jeden Sonntag und Sonnabend ſoll die Flamme unſers Herzens ſtark und ſtill emporſtreben, ihm zu einem freudigen Opfer.

Notizblätter

Die moderne Galerie in Wien

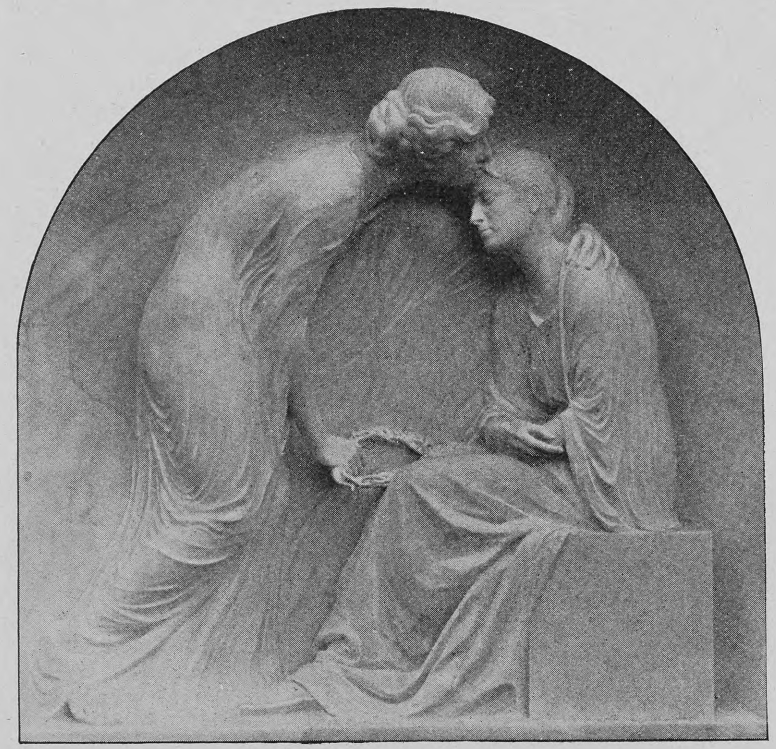
Die Kaiſerſtadt an der Donau, die ſo reiche Schätze an Gemälden alter Meiſter in ihren Mauern birgt, war bis vor ganz kurzer Zeit ohne eine Galerie oder Pinakothek für die zeitgenöſſiſche Kunſt. Erſt als das moderne Kunſtſchaffen ſelbſt in Wien wieder erwachte, als zum erſtenmal nach langem Wiener Künſtler die Augen der Welt auf ſich zogen, wurde man ſich dieſes Mangels recht bewußt. Da ein paſſender Bau für die Unterbringung der Gemälde, die teilweiſe bereits geſammelt waren und gerade in letzter Zeit in überraſchender Zahl zuſammenſtrömten, nicht vorhanden war, mußte man ſich mit einem Proviſorium begnügen bis zur Erbauung eines ſtädtiſchen Muſeums. Der Unterrrichtsminiſter erwirkte die Ueberlaſſung der Belvedereräume, in denen früher die Ambraſer Sammlung untergebracht war. So prächtig dieſe Säle auch ſein mögen, die im 18. Jahrhundert von Hildebrandt erbaut wurden, ſo wenig paßt ihre wuchtige Barockarchitektur zu den auf eine intime Wirkung abzielenden modernen Gemälden. Man mußte ſich daher mit Einbauten helfen und die prunkvolle Wanddekoration durch einfarbigen Behang in ihrer Wirkung dämpfen. Jedenfalls war man darauf bedacht, die Bilder ſo gut wie möglich und den Beleuchtungsverhältniſſen entſprechend aufzuhängen, und ſo hat Wien endlich eine Heimſtätte der modernen Kunſt, in der auch der Beſchauer gern zu längerem Genuſſe weilt. Die Sammlung umfaßt das ganze zeitgenöſſiſche Kunſtſchaffen. Da man das organiſche Werden der Kunſt unſrer Tage zeigen wollte, mußte man naturgemäß über die Landesgrenzen hinausgreifen und epochemachende Werke kaufen, wo man ſie fand. So beherbergt die Sammlung denn Meiſterwerke aus verſchiedenen Ländern, und man gewinnt einen lebendigen Eindruck, wie innig ſich das Kunſtſchaffen unſrer Zeit verzweigt und wie eine auftauchende Richtung, eine neue Idee heute mit Windeseile von Land zu Land, von Stadt zu Stadt läuft. Unter den Meiſtern, die die moderne Galerie beherbergt, ſeien beſonders folgende hervorgehoben. Von den Alt-Wiener Meiſtern Schwind, Amerling, Dannhauſer ſind mehrere Werke vorhanden. Dem erſten öſterreichiſchen Freilichtmaler Waldmüller iſt ein ganzes Zimmer eingeräumt. Makart iſt durch die „Fünf Sinne“ und andre Bilder, Segantini durch die „Böſen Mütter“, Böcklin durch ein „Spiel der Wellen“ vertreten. Die beiden Monumentalbilder Klingers „Das Urteil des Paris“ und „Chriſtus im Olymp“ ſind in beſonderen Räumen aufgeſtellt. Die Plaſtik, die im Vordergrund unſers Bildes ſich befindet, iſt die „Judith“ des Münchner Bildhauers Hahn.



Phot. J. Löwy, Wien

Ein Blick in die moderne Galerie in Wien

Fritz Klimsch



Grabrelief. Bildwerk von Fritz Klimſch

Der Bildhauer, aus deſſen Schaffen wir heute unſern Leſern einige kleinere Werke vorführen, gehört zu den wenigen Plaſtikern, die ſich der Berliner Sezeſſion angeſchloſſen haben. Die große Schar der Berliner Bildhauer hält ſich ſonſt von dieſer Vereinigung fern, deren Werke allerhöchſtens auf Umwegen in den klaſſiſchen Ruhmestempel auf der Berliner Muſeumsinſel gelangen können und denen ſehr, ſehr ſelten ein offizieller Auftrag zu teil wird. Tuaillon, Gaul und Klimſch ſind beinahe die einzigen Bildhauer, deren Werke auf den Ausſtellungen der Sezeſſion neben den Ausländern wie Rodin, Minne, Troubetzkoy die Plaſtik vertreten. Klimſch, der 1870 in Frankfurt a. M. geboren wurde und an der plaſtiſchen Ausſchmückung des Reichstagsgebäudes und der Reichspoſt mitgearbeitet hat, hat ſich in letzter Zeit überraſchend ſchnell entwickelt. Die kleine Porträtſtatuette „Mutter und Kind“ zeigt ihn noch abhängig von den Ausländern, ſpeziell von Troubetzkoy; während aber der ruſſiſche Bildhauer, durchaus impreſſioniſtiſch ſchaffend, mit ſtarker Verwendung von Licht und Schatten beſonders maleriſche Wirkungen erzielt, iſt Klimſch mehr Plaſtiker geblieben. Sein Werk iſt dadurch glätter, einſchmeichelnder geworden, es zeigt eine überraſchende Porträtähnlichkeit, aber es entbehrt der perſönlichen Note, des ſtarken künſtleriſchen Akzents. Eine ausgezeichnete Schöpfung von Klimſch iſt aber eine Porträtbüſte des verſtorbenen Finanzminiſters von Miquel. Es war keine leichte Aufgabe, das zerfurchte Geſicht, die von ſcharfem Denken gerunzelte Stirn des Staatsmannes, die ganze Erſcheinung, die in nie ruhender Bewegung, die Augen, die ſtets auf der Lauer waren, in die ruhende Monumentalität des weißen Marmors umzuſetzen. Klimſch ſah bewußt von dem momentanen Eindruck ab und, in den Bahnen Hildebrands wandelnd, vereinfachte er die Linien und goß über das Ganze Ruhe und Klarheit. Manche behaupten, daß er in dieſem Streben zu weit gegangen ſei. Seine hervorragendſte Schöpfung iſt aber eine Statue der Salome. Der Künſtler hat einen vollendet ſchönen weiblichen Akt in reizvoller Stellung geſchaffen, mit einem ausdrucksvollen Kopf, der an die ſchwülen Frauengeſtalten Roſſettis erinnert. Allerdings wird die Wirkung des Werkes beeinträchtigt dadurch, daß das reine Weiß des Marmors mit der Erſcheinung des blutgierigen Weibes lebhaft kontraſtiert. Max Klinger wußte ganz gut, warum er gerade dieſe grauſame Geſtalt mit gleißenden Farben umkleidete und ſo den faszinierenden Eindruck ſeiner Büſte gewaltig ſteigerte.

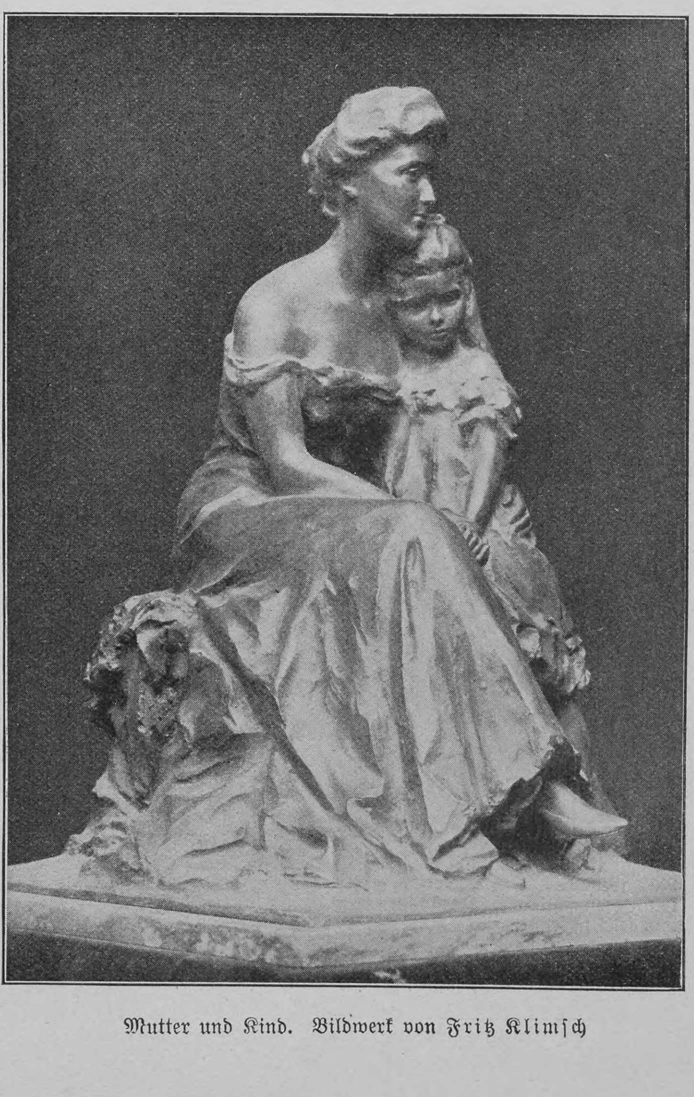
Bühne

Um den öſterreichiſchen Dichter Ferdinand von Saar, der vor kurzem ſeinen ſiebzigſten Geburtstag gefeiert hat, nachträglich zu ehren, führte das Wiener Burgtheater ein noch unbekanntes Stück von ihm auf, das vieraktige Volksdrama „Eine Wohltat“. Das Stück iſt bereits 1861 geſchrieben worden und war damals das erſte öſterreichiſche Bauernſtück auf realiſtiſcher Grundlage, das ein Jahrzehnt vor Anzengruber den Schönfärbereien Auerbachs, Moſenthals und der Birch-Pfeiffer Wirklichkeitsbauern gegenüberſtellte. Damals war das unaufgeführt gebliebene Stück ſeiner Zeit voraus, heute mutet es in mancher Hinſicht veraltet an und erzielte daher trotz guter Darſtellung nur einen Achtungserfolg.

— Im Nürnberger Intimen Theater fand die Erſtaufführung der dreiaktigen Komödie „Die kleine Reſidenz“ des Münchener Hofſchauſpielers Alois Wohlmuth vielen Beifall. Es iſt eine ſcharfe, aber ergötzliche Satire, wenngleich dramatiſch nicht immer einwandfrei, und ſchildert in grellen Farben den vergeblichen Kampf einer hochſtrebenden Künſtlernatur gegen die Ränke der Hofgeſellſchaft einer kleinen Reſidenz. — „Der Richter“, ein dreiaktiges Schauſpiel von dem Wiener Schriftſteller Oskar Bendiner, das im Stuttgarter Reſidenztheater ſeine erſte Aufführung in Deutſchland erlebte, geißelt in der Hauptſache die zweierlei Moral, nach der der Mann, und mit ihm die Geſellſchaft, die ſittlichen Vergehungen des eignen und des weiblichen Geſchlechts zu bemeſſen pflegt. Dank der guten Darſtellung erwies ſich das Publikum der Neuheit als gnädiger Richter, wenn auch die Kritik dies Verdikt nicht durchaus beſtätigen kann, da die dramatiſche Geſtaltung und Durchführung in mancher Hinſicht noch als unfertig und unreif bezeichnet werden muß.

— Ueber die Bretter des Dresdener Kgl. Schauſpielhauſes ging Heinrich Lees Luſtſpiel „Der ſiebzigſte Geburtstag“, eine zum Teil wenigſtens recht gelungene Satire auf die Zeitkrankheit, lang vergeſſene oder nie gekannte Dichter bei ihrem ſiebzigſten Geburtstage zu „entdecken“ und ſie wie die Mitwelt auf acht Tage glauben zu machen, ſie ſeien wirklich berühmt. Der Verfaſſer hatte die Lacher auf ſeiner Seite. — Im Leipziger Schauſpielhaus vermochte F. A. Beyerleins Einakter „Der Kaufmann“ nicht durchzudringen. Der Verfaſſer des „Zapfenſtreichs“ bringt darin zwei Aſſociés auf die Bühne, von denen der eine verwegen alles auf eine Karte ſetzt und dadurch den Zuſammenbruch der Firma verſchuldet; als er ſich dann den betrogenen Gläubigern durch die Flucht entziehen will, ſchießt der Kompagnon ihn über den Haufen. — Großen Erfolg dagegen erzielte ebendort der von dem Leipziger Rechtsanwalt Welcker verfaßte „Robespierre“. — Im Battenberg-Theater zu Leipzig gab es wieder einmal ein neues Offiziersſtück. „Die Ovenbecks“, ein vieraktiges Drama von O. v. Gontard und H. Loſch, das lebhaften Beifall erntete, übt eine ſcharfe, aber nicht ungerechte Kritik an Verhältniſſen im aktiven Offizierskorps, ſowie an der ſchlimmen Lage der verabſchiedeten Offiziere.

— Im Züricher Stadttheater ward Konrad Frankes einaktige Tragödie „Francesca da Rimini“ freundlich aufgenommen.



Mutter und Kind. Bildwerk von Fritz Klimſch

Eine fürstliche Verlobung

Phot. C. Jagerspacher, Gmunden

Prinzeſſin Alexandra von Cumberland

Was ſeit geraumer Zeit die geſchwätzige Fama zu erzählen wußte, hat ſich beſtätigt: der junge Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin wird die zweite Tochter des Herzogs von Cumberland, Alexandra, in ſein ſtolzes Inſelſchloß zu Schwerin heimführen. Der junge Herrſcher — er wurde am 9. April 1882, und zwar in Palermo, geboren — iſt nur wenige Monate älter als ſeine Braut. Früh verlor er ſeinen Vater, der zeit ſeines Lebens ein kranker Mann war und nur ſelten in ſeinem Heimatland, meiſtens im Süden weilte. Da er noch nicht großjährig war, trat ſein Onkel Johann Albrecht als Herzogregent an die Spitze der Regierung, während der junge Großherzog ſich auf der Univerſität Bonn für ſeinen hohen Beruf vorbereitete. Am 9. April 1901 übernahm er dann ſelber die Regierung. Er gehört zu den Herrſchern in Deutſchland, auf deren Entwicklung das Vorbild Kaiſer Wilhelms II. bereits von maßgebendem Einfluß war. Er liebt es, ähnlich dem Kaiſer aufzutreten; bei der Jubelfeier der Stadt Wismar im vergangenen Jahr erſchien er hoch zu Roß, und noch vor kurzem präſidierte er einem Kommerſe der Roſtocker Studentenſchaft. Der Kopenhagener Hof hat auch diesmal ſeinen Ruf, daß dort die meiſten fürſtlichen Heiraten geſtiftet werden, glänzend bewährt. Der Großherzog, deſſen älteſte Schweſter die Gemahlin des Prinzen Chriſtian von Dänemark iſt, hatte dort reichlich Gelegenheit, mit den Cumberlandſchen Prinzen und Prinzeſſinnen zuſammenzukommen, und er hat dieſe Gelegenheit wacker ausgenutzt.

Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin

Der neue bayrische Verkehrsminister

In Bayern wurde durch Abtrennung der Verkehrsanſtalten vom Miniſterium des Aeußern ein Verkehrsminiſterium gebildet, das am 1. Januar in Wirkſamkeit getreten iſt. An ſeine Spitze wurde der bisherige Miniſterialrat Heinrich von Frauendorfer berufen. Am 27. Sept. 1855 zu Höll, einem kleinen oberpfälziſchen Orte, als Sohn eines Volksſchullehrers geboren, widmete er ſich der Rechtswiſſenſchaft. Nachdem er ſeine urſprüngliche Abſicht, ſich in Metz als Rechtsanwalt niederzulaſſen, aufgegeben hatte und 1882 nach München zurückgekehrt war, trat er beim Fiskalat der bayriſchen Verkehrsanſtalten ein. 1886 in das Miniſterium des Aeußern berufen, bewährte er ſich in der Folge in allen Gebieten des Verkehrsweſens und erhielt 1899 die Leitung der Miniſterialverkehrsabteilung. In den letzten zehn Jahren gab es keine wichtige Konferenz der deutſchen Regierungen in Eiſenbahn- und Poſtangelegenheiten, an der er nicht teilgenommen hätte, wie er auch zu den deutſchen Delegierten bei der 1896 in Paris abgehaltenen Konferenz zur Reviſion des internationalen Frachtverkehrs gehörte. Mit dem bayriſchen Kronenorden wurde ihm der perſönliche Adel verliehen. Der neue Verkehrsminiſter genießt ſeit langem weit über Bayern hinaus den wohlverdienten Ruf eines hervorragenden Fachmannes. Mit gründlichem Wiſſen und Können verbindet er eiſernen Fleiß, durchgreifende Energie und eine großzügige Auffaſſung ſeiner Aufgaben, des Verkehrsweſens und der Verkehrspolitik. Perſönlich ein ſchlichter, wohlwollender, gerader Charakter, fehlt ihm jede bureaukratiſche Anlage und Neigung. Heinrich von Frauendorfer iſt, was an dieſer Stelle intereſſieren wird, mit einer der beſten Münchner Künſtlerinnen, der namentlich als Paſtellmalerin hochgeſchätzten Helene Mühlthaler, verheiratet.

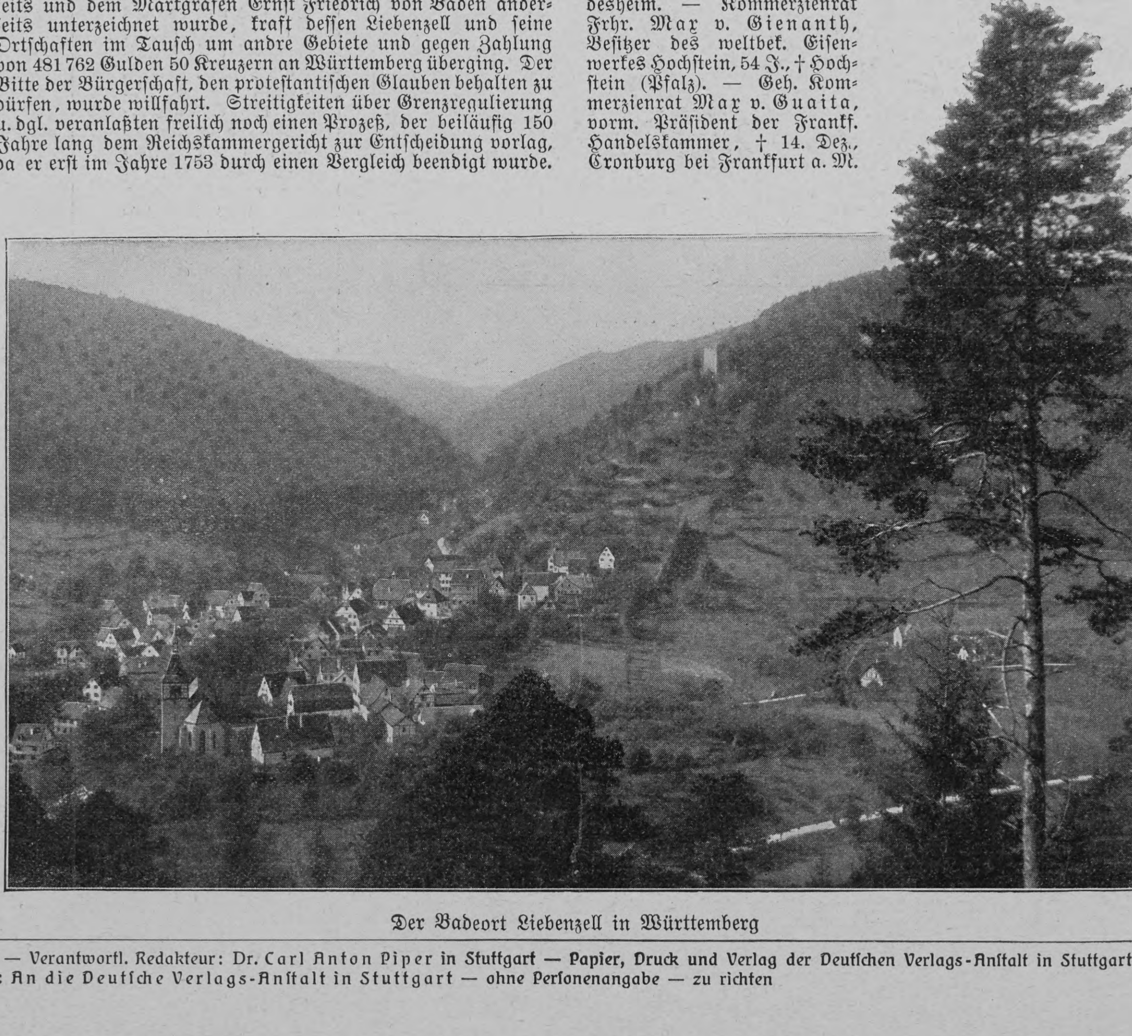
Th. S.

Phot. Gebr. Lützel, München

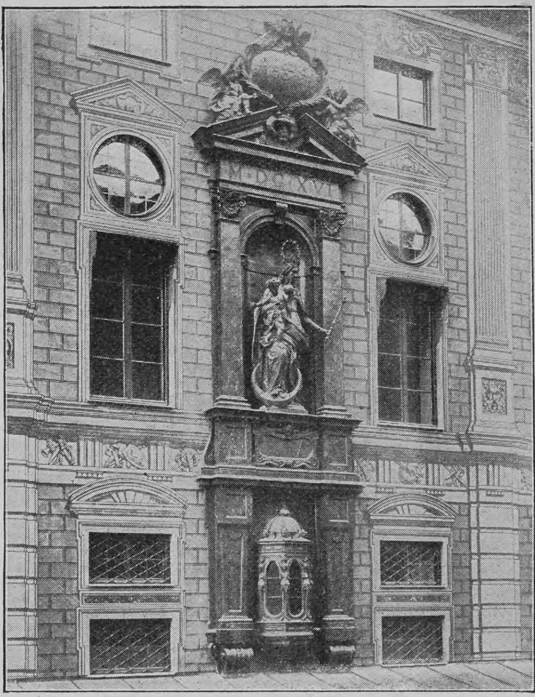
Heinrich von Frauendorfer,
der neue bayriſche Verkehrsminiſter

Zur dreihundertjährigen Jubelfeier von Liebenzell

Der im württembergiſchen Schwarzwald gelegene Badeort Liebenzell feiert in dieſem Jahr eine eigenartige Jubelfeier: Am 14. Januar 1904 ſind es dreihundert Jahre her, daß die Einverleibung des Städtchens mit den umliegenden Ortſchaften in das württembergiſche Landesgebiet erfolgt iſt. Liebenzell liegt in einer Landſchaft von einſchmeichelndem Reiz; grüne Matten breiten ſich ringsumher, und ein Kranz von Bergen, die bis zu 300 Meter Höhe anſteigen und teils mit Nadel-, teils mit Laubholz bewachſen ſind, ſchließen den Ort ein. Hinter ihm, auf Zweidrittelhöhe des Berges, ragen die Ruinen einer alten Ritterburg empor und ſehen in melancholiſchem Schweigen auf das Tal hernieder, durch das die Nagold ihren Lauf nimmt und das gerade dort ſich breiter ausbuchtet durch den Längenbach, der von Weſten her in das Flüßchen einmündet. Durch die „Nagoldtalbahn“ Pforzheim-Horb iſt das Städtchen dem Verkehr erſchloſſen. Liebenzell nimmt unter den Städten und Ortſchaften des Nagoldtales eine bevorzugte Stellung ein, da drei Bäder mit naturwarmen Quellen von 19—21° R. auf ſeiner Markung liegen, deren zwei, das „Obere Bad“ und das „Untere Bad“, ſchon in alter Zeit bekannt und viel beſucht waren, indes das dritte, „Kleinwildbad“, erſt in neuerer Zeit eingerichtet worden iſt. Der Name „Liebenzell“ iſt neueren Datums; urſprünglich hieß das Städtchen nur „Zell“, und heißt im Volksmund auch heute noch ſo. Von dem einſtigen Nonnenkloſter, dem es ſeinen Namen verdankt, iſt aber nichts mehr übrig als der Name „Kloſterbuckel“, die Höhe, auf der es einſt ſtand; es war in ſpäteren Zeiten dem Kloſter zu Hirſau einverleibt, das 40 Minuten talaufwärts liegt und deſſen ausgedehnte maleriſche Ruinen heute noch das Ziel vieler Wanderer ſind. In politiſcher Hinſicht teilte Liebenzell mit gar manchen kleineren und größeren Gebietsteilen des jetzigen Württemberg das nicht eben beneidenswerte Los, daß es durch Tauſch oder Kauf des öfteren ſeinen Gebieter wechſeln mußte. Urſprünglich in der Hand der Grafen von Calw, fiel es ſpäter an die Herren von Waldeck und dann an die Grafen von Eberſtein. Von den letzteren wurde das Gebiet an den Deutſchherrnorden abgetreten, und zwar von einem Grafen Ludwig, der ſelbſt in dieſen Orden eintrat und als „Herr von Liebenzell“ gegen die heidniſchen Litauer in Oſtpreußen kämpfte, von denen er auch eine Schar von 1600 Mann „durch ſeine außerordentliche Ueberredungskunſt“ — ob dieſe auch handgreiflicher Art war, wird nicht berichtet — zum Chriſtentum bekehrt haben ſoll. Aber ſchon im Jahre 1283 verkaufte der Deutſchherrnorden das Ganze an die Markgrafen von Baden, in deren Beſitz es blieb bis zum 14. Januar 1604, an welchem Tag ein Vertrag zwiſchen Herzog Friedrich I. von Württemberg einerſeits und dem Markgrafen Ernſt Friedrich von Baden anderſeits unterzeichnet wurde, kraft deſſen Liebenzell und ſeine Ortſchaften im Tauſch um andre Gebiete und gegen Zahlung von 481 762 Gulden 50 Kreuzern an Württemberg überging. Der Bitte der Bürgerſchaft, den proteſtantiſchen Glauben behalten zu dürfen, wurde willfahrt. Streitigkeiten über Grenzregulierung u. dgl. veranlaßten freilich noch einen Prozeß, der beiläufig 150 Jahre lang dem Reichskammergericht zur Entſcheidung vorlag, da er erſt im Jahre 1753 durch einen Vergleich beendigt wurde.



Der Badeort Liebenzell in Württemberg



Die reſtaurierte Faſſade der Münchener Reſidenz

Die Renovierung der Münchener Residenz

Der ehrwürdige Bau der Münchener Reſidenz hat kürzlich ein neues Gewand angezogen. Die der Reſidenzſtraße zugekehrte Faſſade, der älteſte Teil des bayriſchen Königsſchloſſes, präſentierte ſich ſchon ſeit Jahrzehnten recht unſcheinbar und düſter. Der prächtige Renaiſſancebau, deſſen Portale und namentlich deſſen plaſtiſcher Schmuck, die Muttergottes als Bayerns Schutzherrin, herrliche Meiſterwerke ſind, war in einer Zeit entſtanden, da die bemalten Faſſaden mit fingierter Architektur beliebt waren. Wer das Münchener Klima kennt, weiß, wie wenig Wandmalereien ihm ſtandzuhalten vermögen. Die graue Mauer der Reſidenz und die nackten Wände der Neuen Pinakothek, die ehemals die Kaulbachſchen Malereien ſchmückten, waren dafür ein beredtes Zeugnis. Erſt die Technik der letzten Zeit hat Farbenmiſchungen hergeſtellt, die allen Wettereinflüſſen zu trotzen verſprechen. Nachdem an mehreren Münchener Gebäuden bereits derartig beſtändige Wandmalereien angebracht waren, entſchloß man ſich zu einer Wiederherſtellung der Reſidenzfaſſade, die jetzt vollendet iſt.

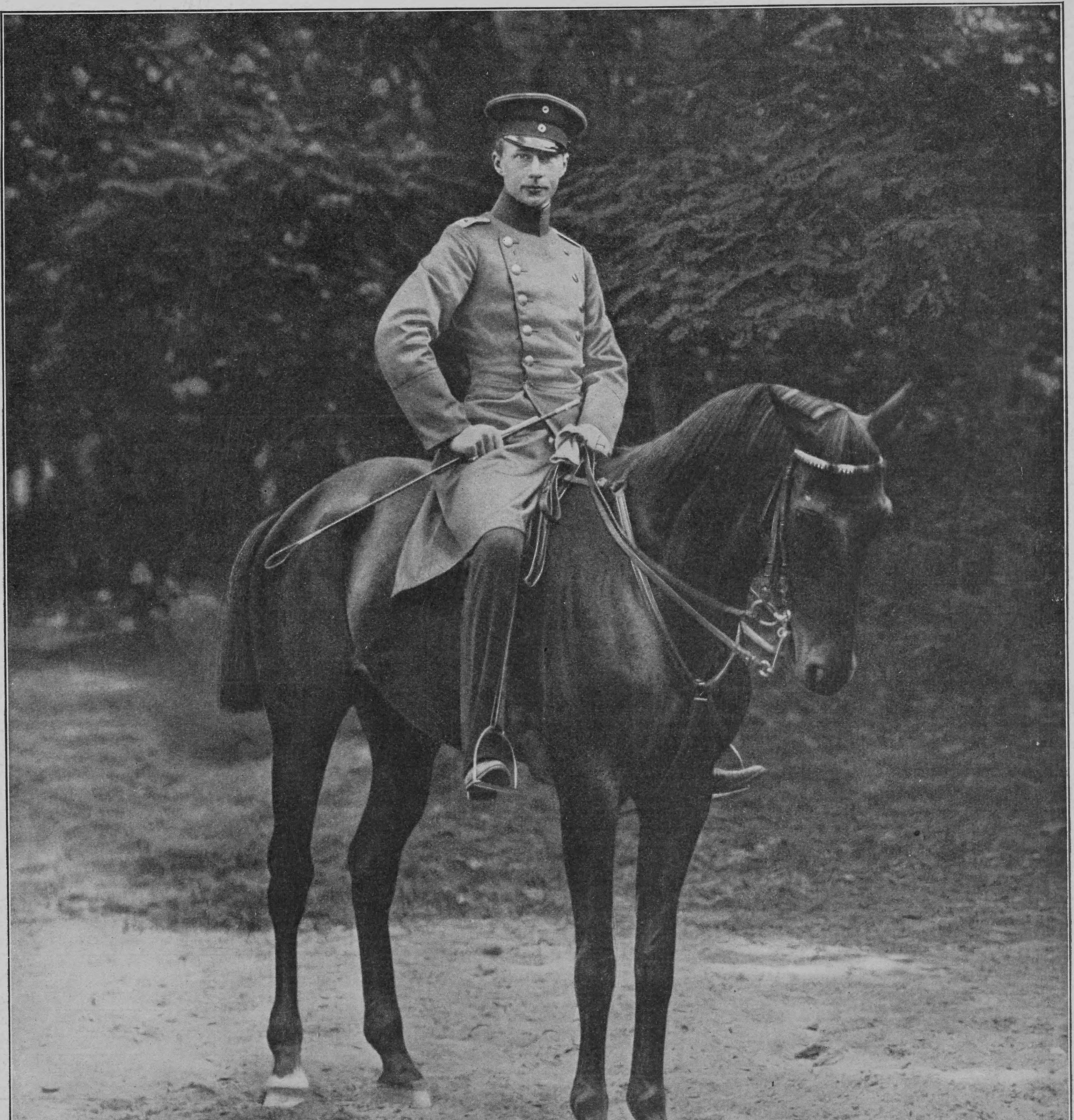
Totenschau

Theaterdirektor Jul. Auguſt Grube, ehem. Hofſchauſpieler, 55 J., † 12. Dez., Berlin. — Guſtav Zimmermann, früher Regierungspräſident von Schleswig-Holſtein, 74 J., † 12. Dez., Oberurſel im Taunus. — A. Lüthi, Direktor der Züricher Kunſtgewerbeſchule, † 12. Dez., Frankfurt a. M. — Berghauptmann Siegfried v. Ammon, Direktor des Bonner Oberbergamts, 68 J., † 13. Dez., Bonn. — Wirkl. Geh. Rat v. Charpentier, zuletzt Abteilungsdirektor im ſächſiſchen Miniſterium des Innern, 80 J., † 13. Dez., Dresden. — Erzherzogin Klotilde Maria von Oeſterreich, jüngſte Tochter des Erzherzogs Joſef, 20 J., † 14. Dez., Alcſuth (Ungarn). — Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Dieckerhoff, Profeſſor an der Berliner tierärztlichen Hochſchule, 68 J., † 14. Dez., Berlin. — Generalkonſul a. D. Ludwig Dyes, 72 J., † 14. Dez., Hildesheim. — Kommerzienrat Frhr. Max v. Gienanth, Beſitzer des weltbek. Eiſenwerkes Hochſtein, 54 J., † Hochſtein (Pfalz). — Geh. Kommerzienrat Max v. Guaita, vorm. Präſident der Frankf. Handelskammer, † 14. Dez., Cronburg bei Frankfurt a. M.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 15



Unſer Kronprinz

Nach der neueſten Aufnahme von Selle & Kunze, Hofphotographen in Potsdam

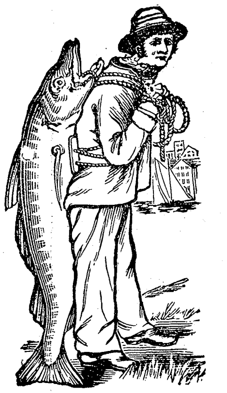
Literatur

Ein von Intereſſenten längſt als praktiſch erkanntes Handbuch, das „Adreßbuch von bildenden Künſtlern der Gegenwart“, herausgegeben von Adolf Bothe (Selbſtverlag des Herausgebers, Stuttgart, Weraſtr. 50) iſt unlängſt in einer Neuausgabe für 1904 erſchienen. Das Buch wird trotz ſeines hohen Preiſes (25 Mark), der, relativ betrachtet, doch nicht unverhältnismäßig iſt, gekauft werden, denn es iſt, wie eben auch ſchon das fortgeſetzte Neuerſcheinen beweiſt, tatſächlich unentbehrlich für alle diejenigen, die in der Kunſtwelt zu tun haben oder irgendwie geſchäftlich mit ihr in Verbindung ſtehen. Auch für jeden andern Geſchäftsmann, der durch direkte Offerte auf eine Erweiterung ſeines Kundenkreiſes bedacht iſt, kann ſich das hier vereinigte Adreſſenmaterial, gerade ſeines ſpeziellen Charakters wegen, als wertvoll erweiſen. Die Zahl der Adreſſenangaben dürfte 12000 überſteigen, herangezogen iſt auch das Ausland, ſoweit der Bedeutung der Künſtler nach ein Bedürfnis dafür vorhanden war; abgekürzte Bezeichnungen weiſen für jeden vertretenen Maler, Bildhauer, Zeichner, Kupferſtecher, Kunſtgewerbler ꝛc. ꝛc. die Art ſeiner künſtleriſchen Betätigung nach. In dem, was es zu bieten anſtrebt, erfüllt das Buch, wie Referent ſich aus zahlreichen Stichproben überzeugen konnte, nicht nur billige, ſondern ſogar hochgehende Anſprüche.

— Otto Ernſt hat den früher erſchienenen Sammlungen ſeiner kleineren Proſa-Arbeiten eine neue unter dem Titel „Vom geruhigen Leben. Humoriſtiſche Plaudereien über große und kleine Kinder“ folgen laſſen. Genannt iſt das Buch, das bei L. Staackmann in Leipzig erſchienen und von Max Daſio mit ſehr anſprechendem zeichneriſchen Schmuck verſehen iſt, nach dem erſten der darin enthaltenen Aufſätze: „Die Gemeinſchaft der Brüder vom geruhigen Leben“. Die lachende Weisheit dieſes Aufſatzes, der ſo köſtliche Lehren für den zuerſt von Fr. Th. Viſcher ſozuſagen wiſſenſchaftlich feſtgelegten „Kampf mit dem Objekt“ gibt, verdient in unſrer Zeit der Nervoſität, der Aeußerlichkeit und Ruheloſigkeit nicht nur lachende, ſondern auch nachdenkliche Zuhörer. Und wie in den Statuten der Gemeinſchaft der Brüder vom geruhigen Leben, ſo tritt auch in all den andern Gaben des ſchmucken Bandes jene für Otto Ernſt ſo bezeichnende Miſchung ſonniger Heiterkeit und begeiſterten Ernſtes dem Leſer entgegen. Ob er uns an die unermeßliche Bedeutung Schillers für unſer nationales Leben und Weſen erinnert, ob er ein hohes Lied häuslichen Behagens auf den Pudding ſingt, immer verſteht er es, das Große und Allgemeine mit goldenen Fäden ans Perſönlich-Menſchliche anzuknüpfen und wiederum aus dem Engen, ſpießbürgerlich Vertrauten Blick und Seele ins Weite, Unvergängliche zu führen. Und auf ſeinem eigenſten Gebiet bewegt ſich Otto Ernſt, vielleicht der „kinderliebſte“ unſrer Dichter, wieder in den „Appelſchnut“-Plaudereien, die den Band abſchließen. So wie er verſteht wohl kein andrer, kindliches Plaudern wiederzugeben.

— Wie reich und vielgeſtaltig die Kunſt unſrer Tage iſt, zeigt uns die Ueberſicht der modernen deutſchen Malerei, die in dem Werke „Hundert Meiſter der Gegenwart“ (Leipzig, E. A. Seemann) niedergelegt wird. Dieſe Veröffentlichung, die von hundert deutſchen Malern je eine charakteriſtiſche Probe ihrer Kunſt in fakſimilierter Nachbildung von höchſter Treue darbietet, iſt ſozuſagen ein Dokument deutſcher Kunſt. Die letzterſchienenen drei Lieferungen 8 bis 10 enthalten Bilder von Slevogt, Kallmorgen, Joſef Block, O H. Engel, W. Leiſtikow, Defregger, Franz Stuck, F. von Uhde, A. von Keller, K. Küſtner, K. Bantzer, Richard Müller, Emilie Mediz, Hermann Prell, G. Müller-Breslau. Die virtuoſenhafte Pinſelführung Slevogts, das friſche Kolorit Leiſtikows, Stucks Originalität ſind aus den frappanten Reproduktionen ebenſo gut erkennbar wie Defreggers Eigentümlichkeit und Richard Müllers peinliche Sauberkeit der Durchführung. Das Werk beſteht aus 20 Heften von je 5 Blatt; jedes Heft koſtet im Abonnement 2 Mark. Jedes Blatt iſt aber auch einzeln (zu 1 Mark) käuflich und wird auf Wunſch eingerahmt für 3 Mark geliefert. Es kann ſich alſo jedermann ſeine Lieblinge ausſuchen und zu dauerndem Genuſſe in ſeiner Behauſung aufhängen.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
10 Stück
30 Pfennig.
GEORG A. JASMATZI A.G.
Grösste deutsche Cigarettenfabrik.


Schutzmarke.

Im XX. Jahrhundert,

einer Zeit, wo an jedermann, ſei es in Hinſicht auf Körper oder Geiſt, ſo außergewöhnliche Anforderungen geſtellt werden, bedarf das Syſtem auch einer außergewöhnlichen Ernährung. Gerade dieſe läßt leider oft ſehr zu wünſchen übrig, da mit den ſo häufig auftretenden Schwächezuſtänden, an denen nervöſe und geiſtig überanſtrengte Perſonen leiden, ſich meiſt Appetitloſigkeit, Blutarmut, Kopfſchmerz, Magen- und Verdauungsbeſchwerden u. ſ. w. verbinden, die das körperliche Unbehagen ſolcher Leidenden bis zur Unerträglichkeit ſteigern. Als ein Mittel, dem geſchwächten Körper in Kürze wieder neue Lebenskraft zu verſchaffen, das Gefühl der geiſtigen Friſche und Spannkraft wieder herzuſtellen, hat ſich Scotts Emulſion einen guten Ruf erworben. Die Zuſammenſetzung dieſes Präparates iſt von ärztlichen Autoritäten des In- und Auslandes als vorzüglich anerkannt worden. Scotts Emulſion bietet feinſten Medizinal-Lebertran in einer Form, die faſt ausnahmslos mit Vorliebe genommen wird. Durch die Emulgierung iſt die Schwerverdaulichkeit des fetten Oeles gehoben, ſo daß ſelbſt bei längerem Gebrauch auch dem ſchwächſten Magen keine Schwierigkeiten durch die Verdauung desſelben bereitet werden. Im Gegenteil, die Verdauung wird geregelt durch die in der Emulſion enthaltenen Hypophosphite, die auch das Nervenſyſtem günſtig beeinfluſſen.

Es empfiehlt ſich noch, beim Einkauf darauf zu achten, daß jede Flaſche die nebenſtehende Schutzmarke trägt; wir bürgen nur für Emulſion mit unſrer Schutzmarke.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Jede sparsame Hausfrau

BILLIG! NAHRHAFT!

kann aus dem ungeheueren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten Delikatess-Fisch-Kottelettes (Schlüsselmarke) zu M. 2.—
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht.
Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellungen erbeten an die **Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weser.**

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3.** Prosp. gratis.

Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.

Fröbelſtiftung in Dresden.

Der neue Kurſus für **Kindergärtnerinnen** beginnt zu Oſtern 1904. **Penſionat** für auswärtige Schülerinnen. Anmeldungen an das Kuratorium. Baroneſſe von Bülow-Wendhauſen (Vorſitzende), Lüttichauſtraße 10 I, Fräulein von Fromberg, Sedanſtraße 8, Schulrat Dr. Prietzel, Reißigerſtr. 50, Paſtor von Seydlitz-Gerſtenberg, Hoſpitalplatz 9.

Backt mit
Dr Oetker's
Backpulver

Wenn Sie

wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von
Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5.60
garantirt mit Havana-Einlage.
Andere Sorten von M. 1.75 an.
Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co., Hamburg I.

100 ſeltene Briefmarken! v. China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Perſ., Siam, Sudan ꝛc. — alle verſch. - gar. echt - nur 2 Mk. Preisl. grat. E. Hayn, Naumburg a/S.

Stellung. Prospect gratis
Existenz. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

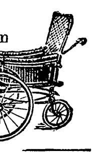
Sanatogen
für die Nerven

Broschüre auf Wunsch gratis und franco durch
BAUER & CIE., Berlin SW. 48.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die **feinsten Tafelliköre,** wie à la **Chartreuse,** à la **Benédictine, Curaçao** etc. **selbst bereiten,** u. zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schraders Likör-Patronen,** welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader i. Feuerbach b. Stuttgart 2** bereitet werden. Jede Patrone giebt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma **gratis** u. **franco** deren hübsche Broschüre kommen.

Braut- und Hochzeit-

Seidenſtoffe in großartiger Auswahl. Hochmoderne Genres in weiß, ſchwarz u. farbig zu billigſt. Preiſ. meter- u. robenweiſe, porto- u. zollfr. an Jedermann. Wundervolle Foulards ſchon von 95 Pf. an. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)



C. Maquet, G. m. b. H.
Berlin W. 35, Lützowstrasse 89/90. — Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle,** verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle,** verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.

Import **Schülke & Mayr,** Hamburg.
Neues Fleisch Extract mit der Flagge.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
macht keine Reklame wie die Liebig-Company, sondern bietet dafür den Konsumenten volles deutsches Gewicht und nicht wie Liebig's Extrakt englisches, welches nur ca. 450 gr. pr. Pfd. beträgt.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
giebt auch keine Liebig-Bilder, kommt dafür aber in schönen Kruken mit Aluminium-Schrauben-Verschluss in den Handel, die nach Gebrauch noch einen reellen Wert für Speisekammer und Küche haben.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
garantiert beste Qualität durch ständige Kontrolle seitens des chemischen Laboratoriums des Geheimen Hofrats Dr. R. FRESENIUS.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
ist trotz der wertvolleren Töpfe und 10% mehr Gewicht nicht teurer als Liebig's Extrakt, und daher wird jede praktische Hausfrau gebeten,

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
im eigenen Interesse wenigstens einmal zu probieren,
denn das Selbst-Probieren geht über — jede Reklame!
Überall käuflich.

PHOTOGR. APPARATE
Grösste Auswahl in nur erstklassigen Fabrikaten
☞ Verkauf streng zu Original-Fabrikpreisen ☜
Auch bei Teilzahlung keine Preiserhöhung
G. Rüdenberg jun., Hannover
Jll. Preisliste Nr. 1A über phot. Apparate / Nr. 17 über Prismengläser kostenfrei
PRISMEN-FERNGLÄSER

Eingegangene Bücher und Schriften

(Beſprechung einzelner Werke vorbehalten. Rückſendung findet nicht ſtatt)

Müller, Ottilie (Schweſter), Anleitung zur häusl. Krankenpflege. ℳ 1. 20. Berlin, M. Harrwitz.
Rekittke, Helene, Das Leben gab's. Gedichte. ℳ 1.50. Dresden, E. Pierſon.
Rötter, Henr., Bildung und Anſtand für Schule, Haus u. Leben. 2. Aufl. ℳ 1.—. Nürnberg, Fr. Korn.
Schiller, Karl, Handbuch der deutſchen Sprache. 2. Aufl. Liefg. 2—10 à 50 ₰. Wien, A. Hartleben.
Schneideck, G. Hch., Neue Berliner Märchen. Mit Bilderſchmuck von Wilh. Weimar. 5. Aufl. ℳ 3.—. Berlin, Frz. Grunert.
Sperl, Auguſt, Herzkrank. Eine heitere Badegeſchichte. Mit Illuſtr. v. O. Meyer-Wegner. 4. Aufl. ℳ 3.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.
Uxkull, Gräfin, Sonnenflug. Roman. ℳ 6.—. Berlin, F. Fontane & Co.
Wiegand, J., Macht. Soziales Schauſpiel. ℳ 2.—. Berlin, E. Fleiſchel & Co.
Wickenhagen, H., Das Rudern an den höheren Schulen Deutſchlands. Leipzig, R. Voigtländer.
Zahn, Ernſt, Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrh. 3. Aufl. ℳ 4.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſt.

Briefmappe

G. Th. in Hildesheim. Sie finden eine große Anzahl einſchlägiger Werke aufgeführt in dem neueſten Katalog von Ludw. Roſenthals Antiquariat, München, Hildegardſtr. 16, der Ungarn, Transſylvanien und die ſüdſlawiſchen Länder, die Türkenkriege, Paläſtina, Cypern, Malta, Rhodus und die Ritterorden umfaßt.

Ph. G. in Hannover. Allerdings iſt die Veranſtaltung einer Lotterie ohne obrigkeitliche Genehmigung ſtrafbar, wenn ſie ſich nicht auf einen ganz beſtimmten Perſonenkreis beſchränkt, wie z. B. einen Verein und deſſen anweſende eingeladene Gäſte.

H. A. in Düſſeldorf. Das rheiniſche Bad Bertrich (Reg.-Bez. Coblenz) wurde vielleicht ſchon von den alten Trevirern, zweifellos aber ſtark von den Römern benutzt. Die dortige Therme iſt die ſtärkſte aller warmen Glauberſalzquellen Deutſchlands.

Fr. D. in Spandau. Leſſing wohnte 1749 in der Spandauerſtraße Nr. 68 zu Berlin, ſpäter bei ſeinem zweiten Aufenthalt Nikolaikirchhof 10, dem jetzigen Hinterhauſe eines Gebäudes am Molkenmarkt.

Miß A. P. in Leipzig. Das iſt ganz richtig; der Bundesſtaat Kolorado hat Frau Leonel Roß Anthony aus Kolorado zum vollberechtigten Regierungskommiſſar für die Weltausſtellung in St. Louis ernannt.

O. v. G. in Wien. Dieſe Anſchauung iſt längſt als vollſtändig irrtümlich widerlegt worden. Weder das Gewicht noch der Umfang eines Schädels beſagt etwas für ſeinen geiſtigen Inhalt. Beiſpielsweiſe hatten Raffael, Shelley und Gambetta, um nur einige Berühmtheiten anzuführen, Gehirngrößen, die unzweifelhaft geringer waren als beim Durchſchnitt ihrer Zeitgenoſſen. Dagegen verfügen die bekanntlich nicht ſehr begabten Lappen und Eskimos über einen ganz ungewöhnlich großen Schädelinhalt.

Frau Ida H. in Weimar. Dergleichen Gegenſtände ſind erheblich koſtſpieliger, als Sie anzunehmen ſcheinen; Ihre Angaben ſind jedoch viel zu ungenau, als daß wir Ihnen beſtimmte Angaben machen könnten. Es iſt eine alte Erfahrung, daß Steckenpferde den meiſten Hafer freſſen; das laſſen Sie ſich von vornherein geſagt ſein.

Schachbriefwechſel

K. H. in Budapeſt. Beide Poſtkarten erhalten. Verbindlichen Dank. Eingehendere Prüfung vorbehalten.

W. Ch. in London. Wir werden verſuchen, Ihrer dankenswerten Anregung Folge zu geben.

Richtige Löſungen ſandten ein: H. Menzel in Hamburg-Borgfelde und J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 4.

1.

Die Notwendigkeit einer geregelten Zahnpflege iſt dringend. Täglich die Zähne reinigen iſt wichtiger als täglich das Geſicht waſchen.

2.

Eine unſaubere Mundhöhle iſt die beſte Brutſtätte für viele Krankheitserreger (Tuberkuloſe, Diphtherie u. ſ. w.) und bildet deshalb eine ernſte Gefahr für die Geſundheit. Schlechte, ungepflegte Zähne ſind eine ſtändige Ausgangsſtätte für allerlei Beſchwerden, namentlich für Magenleiden. Reinhaltung und Erfriſchung der Mundhöhle fördern ungemein das ſubjektive Wohlbefinden.

3.

Ein jeder Menſch iſt dem Arzte oder Freunde, der ihn zur Zahnpflege angeregt hat, zeitlebens dankbar.

4.

Alle hervorragenden Forſcher auf dem Gebiete der Zahnhygiene ſind ſich darüber einig, daß die in erſter Linie nötige mechaniſche Reinigung (Zahnbürſte, Zahnſtocher) allein nicht ausreicht. Die gleichzeitige Anwendung antiſeptiſcher Mundwäſſer iſt unbedingt erforderlich.

5.

Ein gutes Mundwaſſer ſoll folgende Eigenſchaften beſitzen:

a. Vollkommene Ungiftigkeit und Unſchädlichkeit ſowohl für die Zähne als auch für die Mundſchleimhaut.
b. Genügende bactericide Wirkung.
c. Guten Geſchmack und Geruch.

6.

Mittel, welche die Mundſchleimhaut ätzen, wie übermanganſaures Kali, Formaldehyd, Seife und andere, ſind für die regelmäßige Mundpflege eben ſo wenig geeignet, wie ſaure Mundwäſſer, welche die Zähne entkalken.

7.

Nach den übereinſtimmenden Angaben hervorragender Forſcher*) entſpricht Odol zur Zeit den obigen drei Bedingungen am vollkommenſten und muß daher als das beſte von allen gegenwärtig bekannten Mundwäſſern bezeichnet werden.

8.

In Anbetracht deſſen, daß zu Odol nur der denkbar reinſte Alcohol ſowie die feinſten und teuerſten ätheriſchen Oele verwendet werden, muß der Preis des Mittels (85 ccm = Mk. 1.50) als ein mäßiger bezeichnet werden.

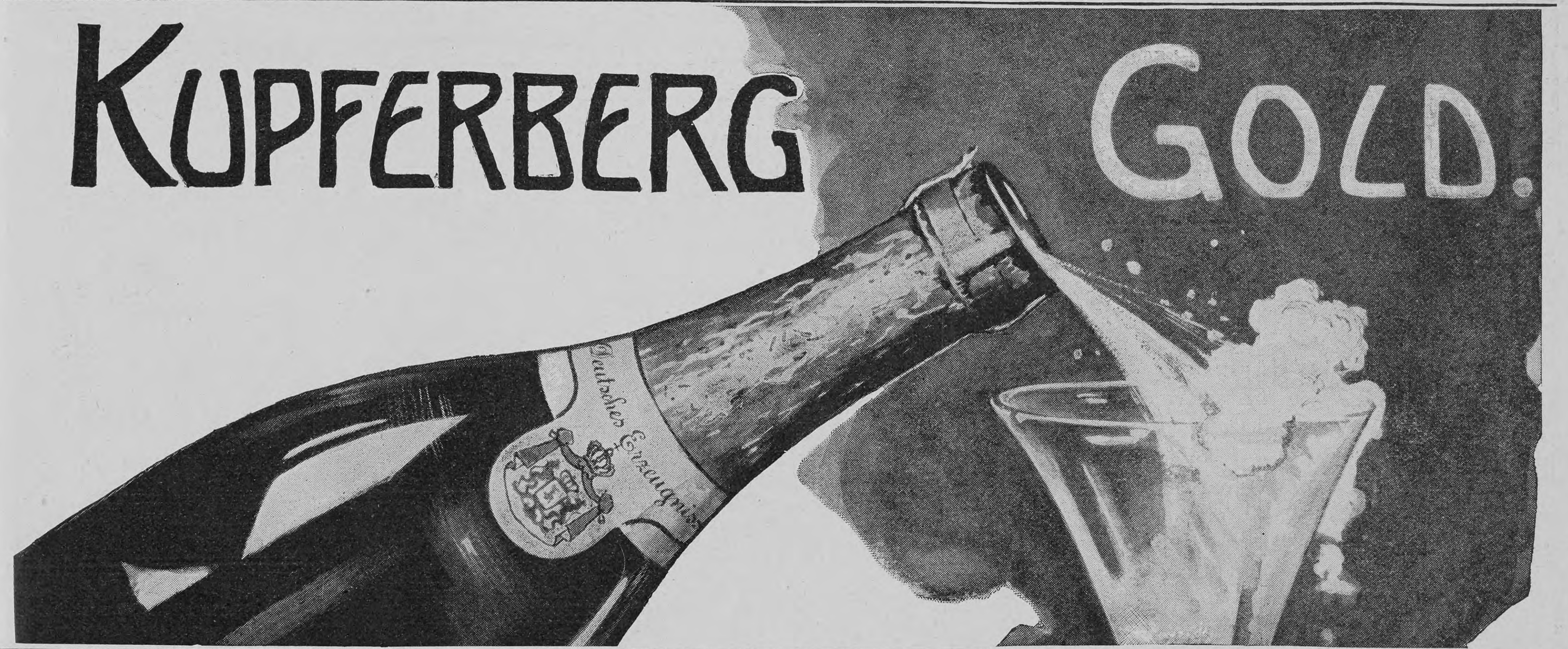
9.

„Wer Odol konſequent täglich vorſchriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft denkbar beſte Zahn- und Mundpflege aus.“

10.

*) Abdrücke von einigen dieſer Publikationen ſenden wir Jedem, der ſich dafür intereſſiert, gerne koſtenfrei zu.

**Dresdener Chemiſches Laboratorium
Lingner.**



Zimmerluft-Befeuchter D.R.P.
von ärztlichen Autoritäten warm empfohlen.
lindert Nasen-, Rachen- u. Kehlkopfleiden!
Preise je nach Grösse Mk. 12.65, Mk. 13.75, Mk. 15, Mk. 16.
Jll. Prospekt gratis durch **Dr. A. KATZ, Waiblingen 18 (Württ.)**

Rath für Korpulente.

Verlangen Sie gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken **Broschüre** (5. Aufl.) mit zahlreichen ärztl. und privaten Anerkennungsschreiben über „Amiral“ äusserlich, **keine Diät,** bequem anwendbar und **absolut unschädlich. Sicherer Erfolg.** „Amiral“ verschönt und verjüngt. *(Krankenpflegerin Schwester Anna Guth schreibt: „Amiral“ verdient noch mehr empfohlen zu werden, damit noch Vielen geholfen wird. Ich kann mit Bestimmtheit sagen, dass es mir vorzügliche Dienste geleistet hat.)*
Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstrasse No. 98.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke
für feine Sorten

ENGELHARD'S
ANTISEPTISCHER
Preis 70 ₰
DIACHYLON-
WUND-PUDER

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders:

„Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden: in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen.“
Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.
Zu beziehen durch die Apotheken.

Neue, epochemachende Broſchüren von Dr. A. Prinz, Badearzt in Marienbad, u. a. über die rationelle Behandlung von
Gicht,
Podagra,
Rheumatismus,
Nierengries,
Steinleiden u. deren ſchädliche Folgen (Nieren- und Blaſenſteine, acut. u. chron. Gelenkrheumatismus, rheumatiſche Leiden [Lumbago, Iſchias] ꝛc. ꝛc.). Zahlreiche lobende, zum Teil geradezu begeiſterte Dankſchreiben von Profeſſoren, Aerzten, u. a. Prof. Dr. Schweninger, Leibarzt des Fürſten Bismarck, Prof. Dr. Ebſtein, Geh. Rat Dr. Volmer, Privaten ꝛc. ꝛc.
Ausführliche Proſpecte gratis und franco durch den Verlag von
C. M. L. Seeger,
Berlin SO. 16,
Michaelkirchplatz 14.

Sirolin

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei
Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich
auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf,
bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, **Basel & Grenzach** (Baden).

Rätsel

Welchen Ländernamen mein' ich, bitte?
Er iſt, Leſer, ganz genau die Mitte. E. S.

Dreiſilbige Charade

In ungezählten Exemplaren
Wird meiner erſten reines Bild,
Nicht ſtets um Weisheit zu bewahren,
Mit ſchwarzen Zeichen angefüllt.

Die andern, rückſichtslos getreten,
Sie fühlen ſich nicht mal verletzt,
Und werden in gar manchen Nöten
Als Hilfe ſpendend hoch geſchätzt.

Im glücklichen Studentenleben,
Nicht im Kolleg, bei Paukerei'n,
Wird's Grund fürs Ganze immer geben,
Sich heilſam ſeinem Zweck zu weihn. M. Sch.

Rätſel

Schieb du drei Zeichen ein in das, was mein iſt:
Du haſt, was Kunſt und Wiſſen im Verein iſt. E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 317:

Des Königs-Marſches:

In ihm ſei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du Vater, du rate!
Du lenke und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt! (Eduard Mörike)

Des Rätſels: **Bielefeld.**

Richtige Löſungen ſandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg-St. Georg (es empfiehlt ſich, die Rätſellöſungen an die Redaktion, nicht an eine beſtimmte Perſönlichkeit zu adreſſieren. D. Red.); Fritz Heuſer in Köln a. Rh. (3); Georg Kerner in Dresden (4); Frl. E. König in Berlin; Adolf Kampe in Minden (2); Frau Agnes Fiedler in Wien (3); „Hans und Anna" in Innsbruck; Frl. Anna Koch in München (3); Ernſt Zimmermann in Frankfurt a. M.; Richard Günther in London (5); Frau Clara Tiſchler in Potsdam; „Oedipus" in Emden (3); Otto Scherer in Budapeſt (2); Frau Margarete Broſig in Stuttgart (3. — Beſtens dankend erwidert. D. Red.).

Deutsche Revue. Herausgegeben von **Richard Fleischer.**

Das ſoeben erſchienene Januar-Heft enthält: Hermann Oncken: Aus den Jugendbriefen Rudolf von Bennigſens. — Prof. Wilhelm Foerſter (Berlin): Mitteilungen über die internationalen wiſſenſchaftlichen Organiſationen. — Wilhelm Cahn: Aus Carl Tweſtens Nachlaß. Eine biographiſche Skizze. — W. Wien: Die Grundlagen der modernen Phyſik und ihre Beziehung zu den neueſten Ergebniſſen der Forſchung. — Carl Bonſen: Die Wahrheit über Herzog Friedrich. Eine biographiſche Skizze. — Miniſter a. D. Graf Schönborn: Begegnungen. — Carl Pelman: Ueber die Eheverbote unter Blutsverwandten. — Friduhelm v. Ranke: Vierzig ungedruckte Briefe Leopold v. Rankes. Herausgegeben von ſeinem Sohne. — Prof. Dr. Laband in Straßburg i. E.: Rechtsaltertümer in der Gegenwart. — Die Wahrheit über das deutſche Volk. Von einem Diplomaten. — Julius Franz, Direktor der Univerſitäts-Sternwarte in Breslau: Auf dem Monde. — Theodor Mommſen und die Slawen. Ein Brief von Prof. Dr. Jagic in Wien. — Franz Adam Beyerlein: Der Urhaß. Novelle. — Paſchen: Die Vereinigte Staaten-Marine und die deutſche Flotte.

Monatlich ein Heft von 128 Seiten. Vierteljährlich M. 6.—.
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)
bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**

schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.

Warnung vor Fälschung! *Man verlange ausdrücklich »**Dr. Hommel's**« Haematogen. Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes glänzend begutachtet!*

Matador neueste Sekt-Marke von **Kloss & Foerster.**

Polyphon-Musikwerke
Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum *Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.*

Phonographen, Grammophone
nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten *zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.*

Photogr. Apparate
aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.

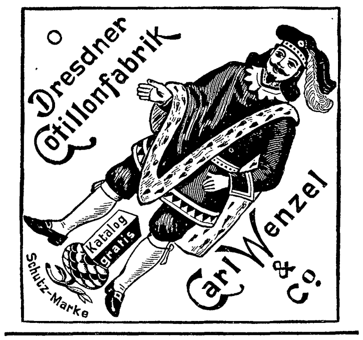
Illustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.

BIAL & FREUND in Breslau II.

Töchter-pensionat Thale a. Harz. Wiſſenſchaften, Sprachen, Haushalt, Muſik 2c.
Proſpekte. **Frau Profeſſor Lohmann.**

Jede Schrift wird schön mit Patent-federhalter
Buchführung. Comtoir-Praxis
Correspondenz-Rechnen
Brieflich
Probebrief gratis
F. SIMON
Gerichtl. Sachverständiger. BERLIN, O. 27

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.


Dresdner Cotillonfabrik
Carl Wenzel & Co.

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

Graue Haare
erhalten ihre ursprüngl. Farbe von Blond, Braun od. Schwarz sofort, dauernd waschecht wieder d. mein unschädl. u. untrügliches Mittel „Kinoir" (gesetzl. gesch.) à 4 M. — 1 Jahr ausreich. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 (Kolonnaden) bei **Franz Schwarzlose.**

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM „VEILCHEN-TROPFEN"
unübertrefflich
VEILCHEN-TROPFEN
F. WOLFF & SOHN HOFLIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften

Schweizer Stickerei für **Wäsche-Ausstattungen** aller Art (Festons und Einsätze).
Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl.
Eigene Fabrik. Billigste Preise.
Directer Versandt an Private. Ware zollfrei.
Bitte Musterkatalog verlangen.
Briefe nach der Schweiz 20 ₰., Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

ODONTA unübertroffenes MUNDWASSER F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE
ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- & FRISEUR-GESCHÄFTEN

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Cléry,**
53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Alles
für Dilettantenarbeiten.
Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien und Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge f. 30 Pf.)
Mey & Widmayer, München 3.

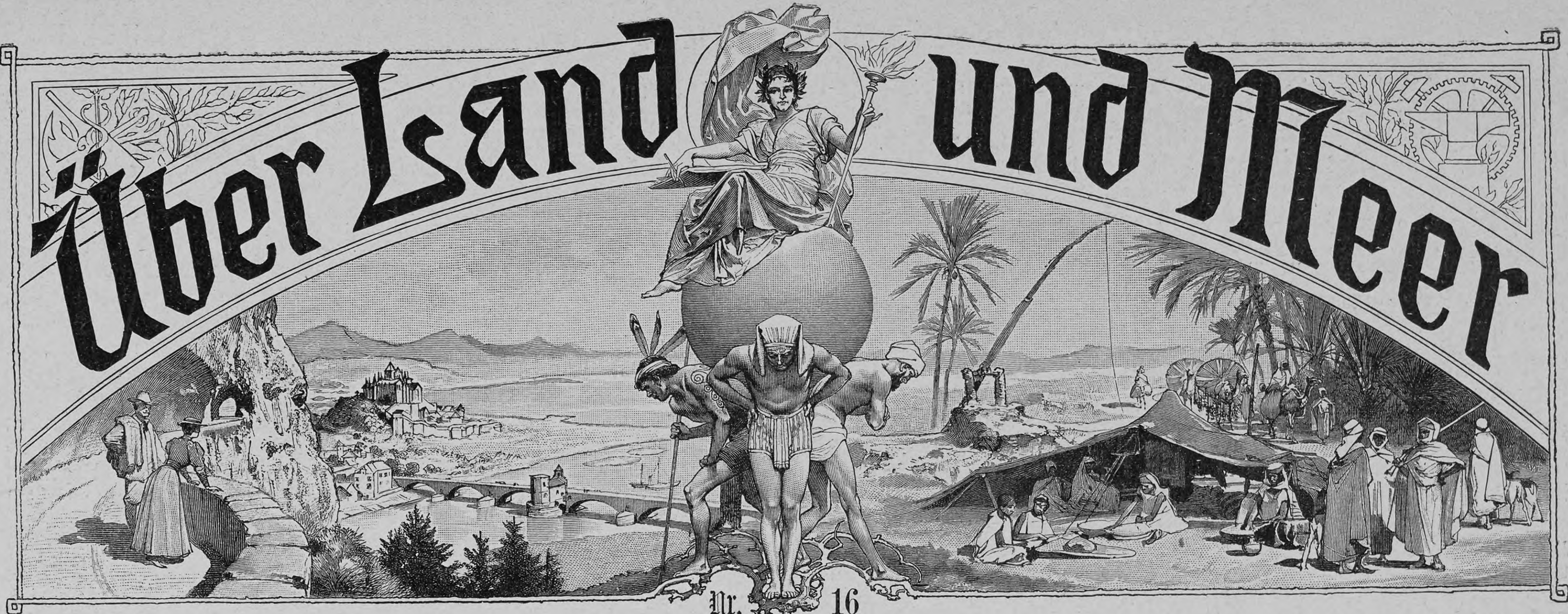
Photograph. Apparate
Von einfacher aber solider Arbeit bis zur feinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber Wiesbaden.

Neue moderne, künstlerische
Brandmalerei- und Kerbschnitt-Gegenstände liefert billig **J. Brendel,** Maxdorf 40 Pfalz. *Grosser Prachtkatalog gegen 40 Pf. Briefmarken franko.*

Elektrische Klingelanlagen
fertig z. Selbstanlegen M. 4, desgl. Telephone, kleine Lichtanlag. für Minutenlicht, Glühlampen, elektr. leucht. Shlipsnadeln etc., Elemente, Accumulatoren, Vernickelungseinrichtungen, kleine Dynamo-Elektromotoren, Elektrisir-Appar., Elemente, Leitungsdrähte u. alle elektr. Bedarfsartikel.
O. H. Meder's Institut, Leipzig,
Abtheilg. f. Elektrotechnik. Gegründ. 1850.
Jll. Kataloge „E" gegen 10 Pfg. Briefm.

PETER'S UNION PNEUMATIC
Mitteldeutsche Gummi-Waaren-Fabrik, Louis Peter. Frankfurt a. M.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



Nr. 16

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Der alte Dudek zürnte ſeiner Enkelin noch immer: was hatte ſie bei den „Schwabbe“ zu ſuchen?! Er machte auch keine freundliche Miene, als ſie ihm den Tabak, den ſie für ihn gekauft, und den er ſo gern ſchnupfte, mitgebracht, ſah auch kaum hin, als ſie dem Jaſio ein ſchönes Kleidchen anzog, das Frau Kettchen ihr gegeben von ihrem jüngſten Kind. Und wenn ſie erzählte, wie gut es ihr gehe, wie freundlich die deutſche Frau ſei, nicht ſchlage und nicht ſchelte, ſo hatte er auch dafür kein anerkennendes Wort.

Aber als ſie ihm angſtvoll ſprach vom jungen Sohn des Gospodarz, daß er bleiche wie das junge Gras, das zu heiß in der Sonne ſteht, da erhellte ſich ſeine finſtere Miene. So mußten ſie alle dahin gehen, die Niemcy — was hatten ſie hier zu ſuchen?!

Als ſie ihn bat, ihr ein Mittel für ihn zu geben, das ihm helfe, ſchüttelte er den Kopf:

„Ich könnte dir wohl ein Mittel geben, aber ich gebe ihm keines. Laß ihn krepieren!“

Michalina bat flehentlich: was hatte der arme Walenty dem Großvater denn getan? Warum war der ſo hartherzig?

„Ich bitte dich, Großväterchen, ſage mir, iſt es der Wind, der über unſre Felder ſtreicht und den ſeine Bruſt nicht ertragen kann? Iſt es der Staub unſrer Aecker, der ſeine Augen trübt? Iſt es unſer kalter, langer Winter, der ihn ſo traurig macht? Du weißt doch ſonſt alles; ich bitte dich, ſage mir!“

„Nimm das alles zuſammen,“ ſagte der Schäfer gewichtig. „Ich ſage dir, er iſt nicht hier geboren, er iſt hier eingedrungen, darum muß er ſterben. Und wenn ich drei gequollene Erbſen nehmen würde, am Morgen, Mittag und Abend, und ſie für ihn in den Brunnen würfe, und wenn ich das Wort ‚Kalas‘ auf ein Stück Papier ſchreiben würde und ließe ihn das verſchlucken, es würde ihm doch nichts helfen. Das ſind Mittel, die das Fieber heilen, ihn heilen ſie nicht!“

„Aber ich glaube, er hat das Fieber,“ verſicherte Michalina raſch. „Ich ſehe zuweilen, daß in ſeinen Augen ein Licht brennt, es brennt, wenn ſeine Frau mit den Männern am Tiſch ſitzt und ſchwatzt — ſie lacht ſo viel — und ich ſehe, daß auf ſeinen Backen ein Rot brennt, und das Rot ſteigt ihm in die Stirn, und dann ſehe ich, daß er die Hand krampft, als ſchmerze ihn das. Und geſtern — ach, Großväterchen! — geſtern habe ich ihn geſehen im Schnee hinter der Stallwand! Da ſtand er und weinte. Großväterchen, o du mein liebes Großväterchen“ — ſie fiel vor ihm nieder und umfaßte ſeine Knie — „ich bitte dich, hilf ihm!“

Aber der Alte war hart: aufſtehen ſollte ſie, ſich ſchämen! Was ging ſie der Niemiec an?! Hat denn ein Niemiec Barmherzigkeit mit den Polen? Nein, keiner von den Deutſchen hat Barm-

Ein guter Kamerad
Nach einer Naturaufnahme von Hofphotograph Hans Hildenbrand in Stuttgart

herzigkeit! Nicht der, der da hinterm Lyſagora am See wohnte, der Ober-Teufel, der die Ciotka in den Rücken geſchoſſen, den Schulkindern ihre Sprache genommen, den Lehrer krank gemacht — und auch nicht der Anſiedlersſohn, der dreiſte Knabe, der ein gut polniſches Herz geſtohlen hatte, daß es ihm gefolgt zum Altar!

„Tauſend helle Blitze zucken, die Senſen ſind ſchon geſchliffen, ſie, die da mähen das Hundeblut!“

Mit rollenden Augen ſtand der Alte. Der Enkelin grauſte es — nein, ſo liebte ſie den Großvater gar nicht! Wenn er betrunken geweſen wäre, wär' er noch zu begreifen, aber ſo! Ach, er war ja grauſam! Mit einem Gefühl der Entfremdung ſchied ſie von der Hütte; es war ihr, als wohnten gar nicht mehr die Ihren darin.

Raſchen Schrittes eilte ſie zur Anſiedlung zurück. Sie eilte ſehr, aber ihr Herz flog ihr noch vorauf: die Frau würde ſchon auf ſie warten, die Kinderlein ihr entgegeneilen! Würde nicht auch Walenty, der blaſſe Walek, harren, daß die Michalina ihm fegte in Stube und Küche? Ach, und würde nicht, wenn der Winter vergangen, wenn die Sonne den Schnee vom Lyſagora leckte und die Saaten grünten, alles, alles froh und glücklich werden?

XVII

Der Winter war vergangen, ſchon grünten die Saaten friſch im Feld, aber froh war niemand.

Löb Scheftel hatte recht gehabt, das Fleiſch war aufgeſchlagen. Noch war Oſtern nicht ganz herangenaht, aber ſchon koſtete das Kälberne zwanzig Pfennige mehr das Pfund, und das Rindfleiſch, wenn es nicht lauter Knochen waren, auch; von dem fetten Schweinernen gar nicht zu reden. In Miaſteczko murrten die Leute — lauter kleine Leute, Ackerbürger und Handwerker, die von der Hand in den Mund lebten — wie leicht die Brote waren und wie klein die Semmeln! Die Kinder aus Pociecha-Dorf, die ſonſt für einen Groſchen eine Reihe von fünf Wecken für den Sonntag kaufen durften, mußten jetzt ihre Augen anſtrengen: fünf Wecken ſollten das ſein? Ei, es waren ja eigentlich nur vier! Davon konnten ſie nicht ſatt werden.

Im Religionsunterricht hatte der Herr Vikar erzählt von den ſieben fetten und den ſieben mageren Kühen — o weh, o weh, jetzt war die Zeit der mageren! Und der Herr Vikar hatte ihnen auch erklärt: warum.

Weinend kamen die Kleinen nach Hauſe; und nun wußten es die Großen auch bald: das kam daher, weil Gott der Allmächtige die Menſchen ſtrafte. Man war zu läſſig im Gebet, man hielt nicht genug auf ſeinen Glauben. Warum riefen die Kirchenglocken immer ſo laut? Sie riefen, damit man nichts andres hörte, nichts, was nichts nützt fürs zeitliche und ewige Heil.

Vikar Gorka hatte in der Karwoche viel zu tun, da waren unzählige, die zur Beichte gehen wollten vorm heiligen Oſterfeſt. Männer und Frauen, alle ſchlugen an ihre Bruſt: ja, ſie hatten viel geſündigt, ſie hatten ihr Vaterland vergeſſen und das Brot der Niemcy gegeſſen, ſie hatten ihren Glauben verraten und deutſch geſprochen!

Wer jetzt nach der Meſſe deutſch mit ſeinen Mägden geſprochen hätte, wäre nicht verſtanden worden.

Herr Keſtner auf Przyborowo verſuchte es auch gar nicht erſt, er ſprach gleich polniſch. Wenn es ihm auch nicht ſo fließend glückte wie ſeiner Frau — der Frauen Zunge iſt gewandter — er verſtand ſich doch mit ſeinen Leuten. Uebrigens half Pan Sziulc nach, wo es fehlte. Es war, als ſei der polniſche Inſpektor immer in Przyborowo geweſen; jetzt war ein Regiment, wie man es ſich nur wünſchen konnte. Inſpektor Sziulc beſaß nicht die Sentimentalität des alten Hoppe; er verſtand das Volk zu nehmen: ordentlich mit der Ledergeknoteten eins übergezogen — wo's trifft, trifft's — aber dann auch einen Schnaps, und das Volk iſt ein fleißiges und ein artiges Kind.

Alle Tage freute ſich Keſtner des Tauſches. Auch Frau Keſtner nannte den neuen Inſpektor einen tüchtigen und dazu artigen und wohlerzogenen Menſchen. Es war ja geradezu entſetzlich geweſen, dieſes ſtete Knauſern des alten Hoppe mit den Pferden, als wenn ſie ihm ſelber gehört hätten; und wollte man eine Kiſte an die Jungen ſchicken, immer dieſer Aerger wegen eines Boten! Jetzt waren ſtets Pferde zu haben und auch Boten vorhanden: was die etwa an Arbeitszeit verſäumten, mußten ſie nachher ſchon wieder einbringen.

Alle Welt in Przyborowo war zufrieden mit dem neuen Inſpektor. Wahrhaftig, der war doch was andres als der ‚olle Knopp‘! Die junge Tochter des Hauſes hatte das gleich am erſten Sonntag, als der Inſpektor mit bei Tiſche aß, konſtatiert.

Als Cornelia nach dem Kaffee einen Spazierritt unternommen — ſie hatte an ihrem fünfzehnten Geburtstag mit Unterſtützung des Vaters bei der Mutter durchgeſetzt, von nun ab in Reitkleid und Herrenhütchen den kleinen Schecken reiten zu dürfen — hatte ihr der neue Inſpektor ſo elegant wie ein Kavallerieoffizier in den Sattel geholfen. Was für ein allerliebſtes Schnurrbärtchen hatte er!

Als ſie am andern Tag in der Studierſtube des Vaters, in der Fräulein Wollenberg ihr den Unterricht erteilte, beim franzöſiſchen Aufſatz an der Feder kaute, ſah ſie, wenn ſie den langgeſchoſſenen Hals ein wenig reckte, über die Scheibengardinchen weg, den neuen Inſpektor auf den Hof reiten. Wie gewandt er abſprang, dem Pferd einen Klaps auf den Bug gab, und der kleinen Marinka, die ſtatt des Pferdeknechts dienſtbefliſſen herbeieilte, die Zügel an den Kopf warf!

„Pſiakrew!“ — es entfuhr ihr unwillkürlich laut — was hatte der für famoſe Beine in den enganliegenden gelben Reithoſen!

Die junge Cornelia träumte in der folgenden Nacht von dem neuen Inſpektor, und als ſie bald danach in der deutſchen Literaturſtunde Goethes ‚Torquato Taſſo‘ durchnahmen, fragte ſie Fräulein Wollenberg, ob es denn unpaſſend wäre, einen Untergebenen zu lieben?

Fräulein Wollenberg war ziemlich verblüfft über dieſe Frage — natürlich war es unpaſſend! Aber als die Stunde zu Ende und ſie dem Poſtboten entgegeneilte, um einen Brief in Empfang zu nehmen, deſſen Adreſſe, wie Cornelia ganz genau wußte, von Bruder Rittmeiſters Hand geſchrieben, lachte die Schülerin hinter der Erzieherin drein: unpaſſend?! Was die ſagte! Haha, dann wäre es ja auch unpaſſend, daß Pawel die Wollenberg pouſſierte!

Eine große Langeweile lag winters über dem verſchneiten Gut, deren ſich ſelbſt der junge Backfiſch, der doch Zeitlebens nichts andres gewohnt geweſen, nicht erwehren konnte. An den Morgen ging es noch an, da hatte man die Stunden und Klavier zu üben, aber dann — hu — die Abende, gräßlich langweilig! Schon die Nachmittage waren wie die Abende. Fräulein Wollenberg korreſpondierte, Papa und Mama ſchliefen im Winter nach Tiſch ausgiebig, Beſuch hatte man nicht, denn die Wege waren im Wagen ganz unpaſſierbar, junge Mädchen, mit denen man hätte befreundet ſein können, gab's überdies nicht in der Nachbarſchaft — womit wollte man ſich unterhalten? Die junge Cornelia hatte Ohren wie ein Luchs, was auch in der Geſindeſtube geſprochen wurde, hörte ſie; das war noch das einzige Amüſement, durch den langen dunkeln Gang nach der Küche zu ſchleichen und die Mägde zu überraſchen. Die Knechte ſaßen jetzt auch viel im Warmen.

Wenn Cornelia das Geſinde alſo belauſchte, mit angehaltenem Atem, den Rock dicht an den ſchlanken Körper ziehend, im Winkel des Flurs hinter der Küchentür, hörte ſie oben Pan Sziulc hin und her trappeln. Der wohnte gerade über der Küche. Ob er ſich auch ſo langweilte?!

Seine meiſte freie Zeit, die der Inſpektor jetzt trotz der allmählich beginnenden Frühjahrsbeſtellung noch übrig hatte, verbrachte er im neuen Anſiedlungskrug. Es war angenehm, während der Ehemann draußen herumwirtſchaftete, gemütlich drinnen bei der jungen Frau zu ſitzen.

Valentin zog ſich jedesmal zurück, wenn Pan Sziulc erſchien. Wenn er auch ſchon manche Redewendung gelernt hatte — Staſia hatte ſich alle Mühe mit ihm gegeben und er auch aufgepaßt, als gelte es ſein Leben — das Polniſch war doch ſo ſchwer, zu ſchwer, er würde es nie ganz begreifen! Nicht ſprechen können, weil ſeine Zunge zu ungelenk, nicht verſtehen können, weil er nicht polniſch dachte. Und wenn gar die zwei Landsleute ſich unterhielten, ſo raſch, ſo fließend, ſo alert, dann ſummten ihm Kopf und Ohren. Er verſtand nichts, gar nichts, und er fühlte ſich wie beleidigt.

Pan Sziulc lachte über den nichtsverſtehenden Ehemann — Staſia lächelte. Ja, der war wirklich dumm, ſehr langſam im Begreifen! Ungeniert rückten ſie näher zueinander; vor wem ſollten ſie ſich Zwang auferlegen?

Am Tag von Mariä Verkündigung wollte Staſia gern zum Ablaß gehen. Es ſtand eine kleine Kapelle, keine Meile weit von Pociecha-Dorf, mitten im Ackerfeld — die Schnitter ſuchten im Sommer Schutz darin vor Ungewittern — ſie ſtand ſchon da ſeit vielen hundert Jahren, und viele Hunderte waren dort ſchon hingewallfahrtet. Ein Blitz war einſt niedergefahren und hatte die wundertätige Muttergottesfigur überm Altar geſchwärzt, aber verbrennen hatte er ſie nicht können. Und unter der Kapelle — man ſagte, unter den Füßen der heiligen Mutter entſpringe ſie — kam eine Quelle gefloſſen: wer kranke Augen hatte oder blind war und wuſch mit dieſem Waſſer die Augen, der ward ſehend.

Die junge Frau verſprach ſich ein beſonderes Feſt vom Gang zum Ablaß. Pan Sziulc würde auch hingehen, und ſie würden ſich treffen und danach würden ſie tanzen!

Auch Frau Kettchen hegte die Abſicht, zum Ablaß zu gehen. Nun waren ſie ſchon über ein und ein halbes Jahr hier im Land, und ſie hatte noch immer ihr erſtes Gelöbnis, daß ſie, wenn es ihr einſt beſſer gehen würde in der neuen Heimat, wallfahren wolle, nicht erfüllt.

Aber nun war es an der Zeit. Gefiel es ihr denn nicht ſchon beſſer hier? Ja, ja — wenigſtens meinte das der Herr Vikar. Hatte ſie nicht alle Urſache, zufrieden zu ſein? Einen guten Mann, gute Kinder — der Herr Vikar lobte das Settchen, das nun zu ihm in den Vorbereitungsunterricht ging, ſehr — und war die Schwiegertochter nicht auch ganz nach Wunſch? Ja, ja, das ſchon, aber . . . Frau Kettchen ſprach vor ſich ſelber den Satz nicht zu Ende. Sie hätte es ja auch eigentlich nicht in Worte faſſen können, was ihr nicht gefiel. Es war eine Gedankenſünde, die durfte ſie nur in der Beichte flüſternd ahnen laſſen. Aber der Prieſter ſtärkte ſie durch ſein mahnendes und zugleich tröſtendes Wort. Und ſie wurde ſtark genug, den Argwohn, der ſie beſchleichen wollte, wenn ſie Valentins trüben Blick ſah, von ſich zu weiſen — täte ſie denn damit nicht der freundlichen Schwiegertochter bitteres Unrecht? Und unrecht würde es auch ſein, darüber zu klagen, daß das Settchen den heiligen Religionsunterricht empfing zuſammen mit den polniſchen Kindern. Es war ja auch wirklich ganz gleich, ob man die Gebote Gottes aus dem Katechismus auf polniſch hörte oder auf deutſch. Gottes Gebote bleiben immer dieſelben, darin mußte ſie dem Herrn Vikar wieder recht geben. Und daß das Settchen jetzt ganz gut polniſch verſtand, war ja auch wahr; man konnte es von dem Herrn Vikar, der ohnehin ſo unendlich viel zu beſchicken hatte, nicht verlangen, daß er um eines einzigen Kindes willen den ganzen ſelben Unterricht auch noch einmal deutſch wiederholte.

Das alles ſah Frau Kettchen ein; und daß ſie nicht alles und jedes ihrem Mann zutragen dürfe, das war ihr auch klar. Herzensſachen und Kindererziehung, das ſind Angelegenheiten, die die Frau am beſten verſteht — hatte ſo nicht der Herr Vikar zu ihr geſagt, als ſie ſich Rats holen gegangen in die Propſtei? Es war ihre Pflicht, immer zum Guten zu wirken. So durfte ſie davon beileibe nichts verlauten laſſen, daß das Settchen jetzt betete: „Ojcze nasz, ktorys jest w niebiesiech!“ anſtatt: „Unſer Vater, der du biſt im Himmel!“

Aengſtlich wachte ſie darüber, daß ihrem Peter nichts hiervon zu Ohren kam. Aber etwas Unruhiges kam dafür in ihre Seele, etwas Scheues in ihr Auge, das, früher ſo licht und offen, jetzt den Blick ihres Mannes mied.

Peter Bräuer empfand das veränderte Weſen ſeiner Frau wohl, aber er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken; er hatte der Sorgen jetzt ſo viele. Es waren ihrer noch immer nicht weniger geworden, im Gegenteil: es wurden ihrer immer mehr und mehr! Und wenn er ganz aufrichtig gegen ſich ſein wollte, mußte er ſich’s eingeſtehen, daß es ihn ſchon längſt reute, die rheiniſche Heimat verlaſſen zu haben. War’s nicht ein Uebermut geweſen? Mochte ſein, aber gerade deshalb nun: Zähne aufeinander und ſich durchgebiſſen! Mit wahrer Wut warf ſich der Mann auf die Ackerbeſtellung. Er kaufte neues Saatgetreide — Herrgott, war das teuer! Das vom Niemczycer bezogene mußte nichts getaugt haben, ſonſt wäre die vorjährige Ernte beſſer geweſen. Natürlich die, die großen Herren, was liegt denen daran, ob der kleine Beſitzer zuſchanden geht! Wenn die nur Geld in ihren Säckel kriegen und wie die Fürſten auf ihren Gütern ſitzen, alles andre iſt denen ja egal!

Der Anſiedler warf einen rechtſchaffenen Haß auf den Großgrundbeſitz. Da ſind ſie erſt immer ſo herablaſſend, die vornehmen Herren, tun wie auf „du und du“, und wenn man’s glaubt, und wenn man denkt, man kann „du“ ſagen, dann auf einmal ſind ſie zugeknöpft bis an den Hals.

Wie Kettchen nur glauben gekonnt, daß der von Doleſchal dem Valentin die Wirtſchaft zugeſchanzt! Ja wohl, der! Bräuer lachte bitter. Selbſt der eigne Inſpektor mochte den ja nicht gern; das heißt, geſagt hatte der Hoppe kein Wort über ſeinen Prinzipal, das zu behaupten, wäre eine Lüge, aber man hatte es doch gemerkt, warm war dem noch nicht geworden auf Deutſchau.

Bräuer und Hoppe hatten ſich eines Tages im Anſiedlungskrug getroffen. Der Anſiedler hatte ein Schnäpschen dort hinuntergegoſſen, gerade als der alte Inſpektor eintrat. Geſehen hatten ſie ſich wohl ſchon früher, nun aber kamen ſie ins Geſpräch. Sie vertieften ſich, denn da war ſo vieles, in dem ſie gleicher Anſicht waren.

Die junge Wirtin ſaß derweil in einem Eckchen und druſelte über einer Häkelarbeit, aber unter ihren halb geſchloſſenen Lidern flog ab und zu ein ſchneller, ſchlau-neugieriger Blick zu den beiden deutſchen Männern.

Die ſchalten wacker auf die hieſigen Verhältniſſe: war’s nicht eine Schande, daß der Polack ſich ſo duckte? Wären die Herren nicht von altersher an die Kriecherei ſo gewöhnt, ſo hätte der freie Mann jetzt eine beſſere Exiſtenz!

„Da ſollten Sie mal bei uns kommen, am Rhein, da is et doch wat anders,“ prahlte der Rheinländer, „en ganz ander Werk als hier in der lauſigen Oſtmark!“

Trübe nickte der Poſener: Herren und Knechte, da hatte der Herr Anſiedler wohl ganz recht. Aber nein, auf die Provinz ſelber durfte er nichts ſagen, das Land war gut — ach, das Land war ſo dankbar! Hatte man je ſo ſchöne Felder geſehen wie die von Przyborowo?

Und mit Augen, die von Liebe leuchteten, erzählte der alte Inſpektor von dem Weizen, den er da geerntet, von dem Hafer, der tief die ſchweren Fahnen geneigt, von der Roggenſtoppel, dicht wie eine Bürſte, und von den Rüben — „ſolche Stücke!“ Er zeigte mit beiden Händen einen Umfang, dick wie ein Kinderkopf.

„Ich hab’ ihrer noch kein’ ſolche gehabt!“ ſagte der Anſiedler trübe.

Das wollte Hoppe wohl glauben. Betriebskapital gehörte dazu, und nicht nur ein kleines, und Kenntnis der Bodenbedingungen, genaue Kenntniſſe der wirtſchaftlichen Verhältniſſe. Er war geboren hier in der Provinz, immer hier geweſen, er wußte ganz genau, was der Boden verlangte.

„So, hm!“ Der Anſiedler ſah ihn zweifelnd an. „Un doch, Herr Inſpektor — nix für ungut — un doch haben Sie et nich zu recht wat Extra’m gebracht, wie ich mir hab’ erzählen laſſen!“

Des alten Mannes Geſicht, das eben noch von einem faſt zärtlichen Lächeln erhellt geweſen, wurde finſter. Er fuhr ſich über die Stirn, die durchfurcht war von vielen Sorgenfalten wie gepflügtes Ackerfeld.

„Das liegt nicht am Boden,“ ſagte der Alte, „das liegt an was ganz andrem. Hören Sie mal“ — er legte Bräuer die Hand auf die Schulter und ſah ihn beſchwörend an — „machen Sie, daß Sie hier weg kommen, auch Sie bringen es hier zu nichts! Sehen Sie zu, daß Sie Ihre Stelle wieder los werden! Sie ſind ja noch jung genug, auch kräftig genug, fangen Sie lieber in Ihrer Heimat wieder von vorne an!“

„Den Kuckuck wer’ ich tun! Herr, Sie ſind wohl geck?“ Grob ſchrie der Rheinländer und ſchlug auf den Tiſch, daß die Gläſer tanzten und Staſia, in ihrer Ecke auffahrend, die Ohren ſpitzte. „Dafor bin ich ja grad hierhin gekommen, um in kürzerer Zeit wat vor mich zu bringen. Dann wer’ ich ſchon wieder gehen. Meinen Sie,“ — er lachte auf — „ich möcht’ mein Leben zu End führen hier in Ihrer Provinz? No, ſo dumm bin ich doch nit!“

„So denken ſie alle“. Traurig nickte der alte Mann. „Das Land ausnutzen und dann in die Städte ziehen — ſo denken ja die Polen ſelber!“

„Och, gehen Sie mir weg mit Ihren Pollacken!“ Geringſchätzig zuckte Bräuer die Schultern.

„Die Polen ſind gut,“ ſagte der Inſpektor raſch, „das polniſche Volk meine ich damit, die Männer, die Weiber, die den Acker beſtellen im Schweiß ihres Angeſichts. Die kennen Sie ja gar nicht, wie ich ſie kenne. Kindgut ſind ſie, ſag’ ich, fleißig, anhänglich, dankbar, treu, wie ein Hund ſeinem Herrn.“

„Och, hören Sie auf!“ Bräuer machte eine ungläubig-abwehrende Bewegung. „Spitzbuben ſind ſie, ſtehlen wie die Raben. Un boshaft ſind die Kanaillen! Denken Sie an,“ — der Zorn überkam ihn, er ſprang auf und ſchüttelte drohend die Fauſt — „haben ſie letzthin in einer Nacht all meinen Obſtbäumchen die Kronen abgebrochen. Vierzig Obſtbäumchen, all eingeknickt, all kaput! Un ich dacht’ ſchon, dies Jahr wat zu ernten.“

Die Erinnerung überwältigte ihn, mit einem Laut des Schmerzes und der Wut ließ er ſich auf einen Stuhl fallen und ſtierte, die geballten Fäuſte an die Stirn gedrückt, finſter auf den Tiſch.

„Ja, ja, ſo was kommt hier ſchon vor!“ Der Inſpektor nickte. „Und doch ſag’ ich noch einmal: der Boden iſt gut, und das Volk iſt auch gut. Man hat nur zu viel an ihm geſündigt. Das ewige Gebete macht’s nicht, das auf den Knien Rutſchen, zur Meſſe Laufen und in die Beichte Gehen. Und — was glauben Sie wohl, Herr Anſiedler, wenn dazu noch einer, der auf ſeinem Herrenhof ſitzt, wenn dazu noch ſo einer ſagt: ‚Wozu Schulen, wozu Bildung? Dumm müſſen ſie bleiben, je weniger ſie wiſſen, deſto beſſere Arbeiter ſind ſie‘ — Herr Gott, begreifen Sie doch, wenn ein Herr ſo was ſagt, was kann man dann vom armen Volk verlangen?“

„Hm, ja, — no ja!“ Bräuer ſtrich ſich das Kinn. „Donnerwetter, Sie ſind ja ein Sozialdemokrat!“

„Bin ich das?“ Der alte Mann lächelte verlegen und ſtrich ſich ganz verwirrt über das ſtopplige Geſicht. „Das weiß ich nicht, das weiß ich wahrhaftig nicht!“

„No un ob!“ Der Rheinländer lachte dröhnend. „Aber Sie brauchen ſich deswegen nit zu genieren. Weiß Gott, man kann hier derzu kommen! Staſia“ — er drehte ſich nach ſeiner Schwiegertochter um — „bring mir noch ens en Flaſch Bier un zwei Gläſer! Darauf müſſen wir emal anſtoßen, Herr Inſpektor!“

Staſia brachte das Gewünſchte, mit einem „Na zdrowie“ ſtellte ſie es ihrem Schwiegervater hin. Lächelnd ging ſie dann hinaus. Sie hatte genug gehört — pſiakrew, was würde der Herr Vikar ſagen, wenn ſie ihm das erzählte?!

Die beiden Männer hatten dann auch bald den Krug verlaſſen. Sie gingen miteinander fort bis herüber zu Bräuers Haus. Dort trennten ſie ſich mit einem Händedruck. ‚Ein ſchnurriger alter Kerl‘, dachte der Anſiedler. ‚Dumm, daß der ſo wenig auf ſeinen eignen Profit Bedacht nahm; hätte er das getan, hätte er’s auch wohl weiter gebracht im Leben, aber ſo, — no, ganz bieder war er jedenfalls, und man konnte von ihm ſich ſchon mal beraten laſſen!‘

Hoppe hatte, als er über die jungen Saatfelder in der Richtung des Lyſagora hinwanderte, ein ſeit langer Zeit nicht empfundenes befriedigtes Gefühl: da hatte er endlich einmal einem ſeines Herzens Meinung ſagen können! Ach, wie tat das gut! Man war doch ſonſt gar zu ſehr vereinſamt hier. Der Prinzipal war zwar immer höflich, auch gerecht, — aber gemütlich, nein, gemütlich war’s mit dem nie! Und war Doleſchal wirklich von aufrichtiger Geſinnung, oder ſchaffte er im geheimen nur aus Ehrgeiz, wollte eine Rolle ſpielen, ſich hervortun? Seine Standesgenoſſen, zum Beiſpiel Herr Keſtner auf Przyborowo, ſagten ſo. Nun, ein Ehrenmann war er durchaus, das glaubte Hoppe doch behaupten zu können, im übrigen aber — warum ſprach er ſich denn nie aus? Damals, als das Plakat gehangen am Tore der Katrynka — man hatte es ihm angeſehen, wie ihn das wurmte — aber bewahre, kein Wort hatte er gehabt auf den ehrlichen Ausdruck flammender Entrüſtung, nur ein kühl ablehnendes „Ich danke“. Er war eben trotz allem ein hochmütiger Ariſtokrat!

Und der alte Inſpektor vergaß, als er, den Kopf ſchüttelnd, die ſchmalen Fußpfädchen quer durch die Saatfelder ſtapfte, was er dieſem Hochmütigen eigentlich zu danken hatte.

*

Doleſchal hatte ſich zu einer Reiſe nach Berlin entſchloſſen; ſein Freund, der Landrat, hatte ihm auch dazu geraten. Hatte er doch noch viele Verbindungen dort von früher her, von jener Zeit, da er als ſchneidiger Küraſſier auf den Hofbällen getanzt und bei allen Feſtlichkeiten der vornehmen Welt, bei Bazaren und Wohltätigkeitsfeſten eine gute und beliebte Figur abgegeben. Man würde ihn noch nicht ganz vergeſſen haben. Er würde herumfahren und ſeine Karte hereinſchicken, und die Gelegenheit finden, bei maßgebenden Perſönlichkeiten ſich und ſeine Kandidatur zu empfehlen.

Er war voll der beſten Hoffnungen. Den ganzen Winter hatte er ſich in trüben Tagen mit Sorgen gequält, nun kam ihm mit der grünenden Saat eine frohere Stimmung. Vom Lyſagora herunter ſah er auf lauter hoffendes Land. Und er tadelte ſich: hatte er nicht unrecht gehabt, mitunter ſo zu verzagen? Schlimme Elemente ſind überall, aber wenn man ſie erkennt, iſt es nicht ſchwer, ihnen zu begegnen. Das Deutſchtum beſitzt eine ſo große, ſo überzeugende Kraft, ſeine Segnungen liegen ſo auf der Hand, daß es mit der Zeit auch die verſtockteſte Gegnerſchaft überwinden muß. Nur Zeit, Zeit, eine Maſſe Zeit muß man haben! Man muß die Zeit haben, zu warten, bis in allen Schulen nur deutſch gelehrt wird, bis deutſche Kinder von deutſchen Eltern, hier geboren, den Acker beſtellen, bis das polniſche Mädchen, das der deutſche Burſche geheiratet, ſein Vaterland da findet, wo ſeine Liebe iſt.

Doleſchal, den Valentin Bräuers Hochzeit mit ſo viel Unwillen erfüllt, hörte Gutes von dem Paar, und er hatte die jungen Leute auch ſchon ſelber einmal mitſammen geſehen. Er war am Krug vorbei gefahren, da hatten ſie auf der Haustreppe geſtanden; ſie fütterte die Hühner, die emſig pickten, mit eifrig lockendem „Put, put,“ und er hatte ihr den Futterkorb gehalten. Sie ſchienen ſo recht einträchtig; die hübſche Frau, zierlich angetan, mit ihrem glänzenden Haar, gab ein freundliches Bild. Und die Fenſter des Hauſes waren ſo blank, weiße Gardinchen ſchimmerten daran; ſelbſt die Straße vorm Krug war ſauber gehalten, eine derbe Magd war eben dabei, mit Schaufel und Beſen den Schmutz von Roſſen und Kühen beiſeite zu ſchaffen. Alſo dies ſchien doch nicht ſo übel zu geraten! Es erfüllte Doleſchal mit einer wahren Freude, des jungen Anſiedlers ſchlanke Geſtalt zu ſehen — die ſchien ihm heute wie die junge Saat — verheißungsvoll.

Helene freute ſich der heitereren Stimmung ihres Mannes — Gott ſei Dank, er konnte doch noch lachen. Oft hatte ſie geglaubt, er hätte es ganz verlernt.

Aber ihn nach Berlin zu begleiten, hatte ſie abgelehnt. Was ſollte ſie da? Seine Intereſſen konnte ſie nicht unterſtützen, und — ſagen durfte ſie's ihm ja nicht — ſie wollte ſie auch gar nicht unterſtützen. Wenn er mit ihr über ſeine Pläne, die ſie ja doch längſt erraten, geſprochen hätte, würde ſie ihm geſagt haben, wie ſchwer die Befürchtung einer Enttäuſchung für ihn auf ihr laſtete. Wie konnte er nur denken, hier durchzudringen? War denn ſein Auge ſo ganz umſchleiert, daß er nicht ſah, was ſo deutlich zu ſehen war, ſo zum Greifen nah, wie vom Lyſagora aus der ſchwarze Turm von Pociecha-Dorf? Er würde hier nicht ſiegen — noch war die Stunde nicht da!

Er war doch enttäuſcht, daß ſie ihn nicht begleiten wollte, aber er ſah es ja ein, wenn er ging, war es eine Beruhigung, ſie blieb hier. Er würde nun ſeine Berliner Beſuche ſo ſehr als möglich zuſammendrängen; zu den Oſterfeiertagen war er jedenfalls wieder bei den Seinen. Die Knaben quälten ihn um Oſtereier — ja, ja, er würde ihnen welche mitbringen, viele! Voller Freudigkeit verſprach er es ihnen; er hätte noch ganz andres verſprochen, er war wie neu belebt.

Helene brachte ihren Mann zur Eiſenbahn. Die Kinder empfahl ſie der Obhut der Gouvernante und der alten Pelaſia; es würde ziemlich ſpät am Abend werden, bis ſie zurückkam, denn ihren Mann, der mit dem Nachtzug fuhr, wollte ſie bis zum Coupé begleiten. (Fortſetzung folgt)

Fahrſtuhlkrankheit

Von

Dr. med. Paul Schütte

Bei der ganzen Bauart und Einrichtung unſrer modernen Wohn- und Warenhäuſer iſt unzweifelhaft der Fahrſtuhl eine äußerſt zweckmäßige Einrichtung, aber wie jedes Ding ſeine zwei Seiten hat, ſo hat auch er neben ſeinen vielen praktiſchen Vorzügen mancherlei Eigenſchaften, die Geſundheit und Leben der Menſchen gefährden können. Abgeſehen von den vielfachen Unglücksfällen, die durch das Reißen des Aufzugſeiles oder ſonſtige äußerliche Momente ſich hier und dort ereignen, ſpielen eine Menge andrer Faktoren, die bei der Benutzung und Handhabung des Fahrſtuhles ſich von ſelbſt ergeben, eine nicht unbedeutende Rolle. Jeder, der einmal in einem Fahrſtuhl ſich hat befördern laſſen, weiß aus eigner Erfahrung, daß die eigenartige ſchnelle Bewegung nach oben und der ſchroff hintereinander folgende Wechſel der Luftdruckverhältniſſe ihre Wirkungen auf den Organismus nicht verfehlen. Bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, machen ſich infolge des rapiden Aufſtieges zur Höhe allerhand eigenartige Symptome bemerkbar, die, ähnlich wie bei der Seekrankheit, ſich durch Schwindel, Ohnmachtsgefühl, Herzſchwäche, Uebelkeit und Brechreiz charakteriſieren.

Wenn derartige Erſcheinungen ſchon bei vorübergehender Benutzung des Fahrſtuhles in unangenehmer Weiſe auftreten, um wie viel mehr müſſen die Organismen mitgenommen werden bei Leuten, die gewohnheitsmäßig auf den Fahrſtuhl als Beförderungsmittel angewieſen ſind, wie dies in den vielſtöckigen Wohnhäuſern der amerikanikaniſchen Großſtädte der Fall iſt, oder bei ſolchen Individuen, die berufsmäßig zur Bedienung des Fahrſtuhles angeſtellt ſind.

Amerikaniſche Aerzte, die in ihrem Heimatlande hinreichend Gelegenheit haben, in dieſer Beziehung Beobachtungen zu machen und Erfahrungen zu ſammeln, haben zuerſt auf die Symptomatologie des Krankheitsbildes, die ſie als „Fahrſtuhlkrankheit“ bezeichnen, hingewieſen. Als Urſachen dafür machen ſie den ſchnell hintereinander folgenden Wechſel im Luftdruck, dem der Organismus während des Aufzuges im Fahrſtuhl ausgeſetzt iſt, verantwortlich, der wiederum auf die Regelmäßigkeit der Atemzüge und die Blutdruckverhältniſſe im Gefäßſyſtem und Herzen ſeine Rückwirkungen ausübt. Lunge und Herz ſtehen bekanntlich ſo enge im Zuſammenhang, daß von außen her auf das eine Organ wirkende Einflüſſe ſtets auch das andre in Mitleidenſchaft ziehen. Infolge der durch die ſchnelle Hochbeförderung mittels eines Fahrſtuhles veranlaßten Luftdruckſchwankungen ſtellt ſich eine gewiſſe Unregelmäßigkeit in der Lungenatmung ein, die Atemzüge werden kurz, ſchnell und oberflächlich. Die Folge davon iſt, daß während dieſer Zeit den Lungen und in zweiter Linie auch dem Blute nur geringe Mengen von Sauerſtoff, dem wichtigſten Lebensfaktor, zugeführt werden. Durch dieſe Sauerſtoffverarmung, die ſich dem ganzen Organismus mitteilt, wird eine Verlangſamung der Herztätigkeit hervorgerufen, was wiederum eine Blutleere im Gehirn zur Folge hat. Auf dieſe Weiſe erklären ſich die Empfindungen von Schwindel und Ohnmachtsgefühl, das Schwarzwerden vor den Augen, das Gefühl von Uebelkeit und Schwäche.

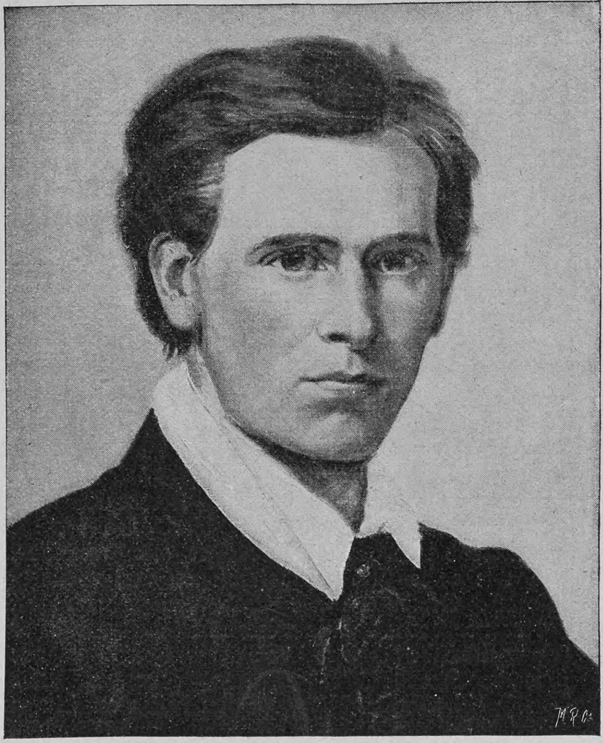
Mit dem Verlaſſen des Fahrſtuhls verſchwinden allerdings dieſe Erſcheinungen nach kurzer Zeit und kehren nicht wieder, ſolange der Fahrſtuhl nicht wieder betreten wird. Auch iſt nicht jedermann disponiert für die Erſcheinungen, die die Benutzung des Fahrſtuhles im allgemeinen mit ſich zu bringen pflegt; bei manchen geht ſogar die Fahrt auf einem ſolchen vollkommen ſpurlos vorüber. Anders geſtaltet ſich jedoch die Sache bei Individuen, die gezwungen ſind, den Fahrſtuhl entweder gewohnheitsmäßig oder in Ausübung ihres Berufes fortwährend zu benutzen. In ſolchen Fällen ſind die Symptome nicht vorübergehende, ſondern nehmen mit der Zeit einen ernſteren Charakter an.

Wenn Individuen, die berufsmäßig in den Dienſt eines Fahrſtuhles geſtellt ſind, oder ſolche, die an Stelle der Treppen gewohnheitsmäßig den Fahrſtuhl benutzen müſſen, eine Zeitlang unter den durch die Luftdruckſchwankungen bedingten Einwirkungen geſtanden haben, ſo macht ſich nach und nach eine gewiſſe Abgeſtumpftheit gegen dieſe äußeren Einflüſſe geltend, inſofern als die Betreffenden glauben, ſich nunmehr an die unangenehmen Seiten des gewiſſermaßen mit ihnen verwachſenen Beförderungsmittels gewöhnt zu haben, — ebenſo wie der Lokomotivführer oder ein andrer Eiſenbahnfahrbedienſteter ſich mit der Zeit an die ſtarken Erſchütterungen und dröhnenden Geräuſche des fahrenden Eiſenbahnzuges gewöhnt und dieſe kaum mehr als ein unangenehmes Uebel empfindet. So können bei einem Fahrſtuhlbedienſteten Monate und Jahre vergehen, ohne daß in ſeinem Geſundheitszuſtande weſentliche Veränderungen ſich bemerkbar machen. Erſt ganz allmählich, von dem Patienten und ſeiner Umgebung kaum beachtet, treten die erſten Zeichen einer beginnenden Krankheit ein. Die Kranken bekommen ein blaſſes, fahles Ausſehen, klagen über Appetitloſigkeit und magern in auffallender Weiſe ab. Zu dieſen Symptomen geſellt ſich ein mit der Zeit ſich ſteigerndes Schwindelgefühl, ein Gefühl vollſtändiger Leere im Schädelinnern, gewiſſermaßen in einer Weiſe, als ob mittels eines Saugapparates der ganze Inhalt aus dem Schädel herausgezogen würde. Auch Schlafloſigkeit ſtellt ſich mit der Zeit ein. Den Kranken beängſtigen unruhige Träume, die vornehmlich darin gipfeln, daß der Träumende von einer enormen Höhe mit raſender Geſchwindigkeit herunterzuſtürzen wähnt.

Alle dieſe Symptome ſind Folgeerſcheinungen eines chroniſchen Sauerſtoffmangels im Blute. Die Blutflüſſigkeit erleidet infolge dieſer Sauerſtoffverarmung in ihrer Beſchaffenheit und Zuſammenſetzung krankhafte Veränderungen. Dies hat wiederum ſeine Rückwirkung auf die Ernährung des Geſamtorganismus und ſeiner Teile. In den lebenswichtigen Organen, dem Herzen, der Lunge, im Gehirn und Rückenmark ſtellt ſich Blutarmut ein, ſie verlieren dadurch ihre normale, für das Gedeihen des Organismus erforderliche Funktionsfähigkeit. Die Lungen büßen ihre urſprüngliche Elaſtizität und Reſpirationskraft ein, der Herzmuskel erſchlafft und verbleibt in einem dauernden Zuſtande der Schwäche, es entſteht dadurch Verlangſamung der Herztätigkeit und eine folgenſchwere Störung in der Blutzirkulation. Zunächſt wird von dieſen Zirkulationsſtörungen das Gehirn betroffen. Aus den ſich dort geltend machenden Blutdruckſchwankungen und Ernährungsſtörungen ergeben ſich das Schwindel- und Drehgefühl, die Schlafloſigkeit, die quälenden Träume und die ſonſtigen Kopfſymptome. Die Zirkulationsſtörungen im Blutkreislauf ziehen aber auch noch andre Folgen nach ſich. Die bereits erwähnten Ernährungsſtörungen des Herzmuskels und die ſich daraus ergebende Erſchlaffung ſeiner Wandungen können den durch die Blutkreislaufſtörungen herbeigeführten unausbleiblichen Blutſtauungen im Herzinnern auf die Dauer nicht Widerſtand leiſten. Da nun an den Stellen, wo das Blut ſich ſtaut, eine erhöhte Spannung eintreten muß, ſo wird die Wirkung auf die Herzwandungen nicht ausbleiben und eine Erweiterung der Herzwände an den betreffenden Stellen ſtattfinden. Weiterhin entwickeln ſich infolge der zunehmenden Strömungshinderniſſe auch Störungen im Schluß der Herzklappen, und ſo ergibt ſich uns ein weiteres Krankheitsbild, das ganz beſonders für die Fahrſtuhlkrankheit charakteriſtiſch iſt. Faſt in jedem einzelnen Falle der Fahrſtuhlkrankheit macht ſich mit der Zeit dieſer typiſche Herzfehler bemerkbar, den man analog ähnlichen typiſchen Herzerkrankungen mit dem Namen „Fahrſtuhlfahrerherz“ belegen könnte.

Für die Entſtehung der Fahrſtuhlkrankheit macht man alſo verantwortlich in erſter Linie die durch den ſchnellen Luftdruckwechſel veranlaßte mangelhafte Aufnahme von Sauerſtoff in die Lungen. Hierzu kommen noch die direkten Einwirkungen der Luftdruckſchwankungen auf die die Blutgefäße regulierenden Nerven der Peripherie, d. h. der Körperoberfläche, wodurch ebenfalls raſch hintereinander folgende Steigerungen und Herabſetzungen des Blutdruckes im Gefäßſyſtem und im Herzen hervorgerufen werden. Als weitere rein mechaniſche Reize kann man die Temperaturwechſel des Luftzuges betrachten, die bei dem rapiden Durchſchneiden der übereinander liegenden und verſchieden temperierten Luftſchichten ſich ergeben und in höherem oder geringerem Grade die Körperoberfläche berühren. Auch infolge der Temperaturſchwankungen wechſeln Zuſammenziehungen mit Erweiterungen im Blutgefäßſyſtem ab, und ſomit machen auch Schwankungen im Blutdruck ſich geltend. Inwieweit das Rückgrat oder das Rückenmark durch das ſchroffe, kurze Abbrechen der geſchwinden Fahrt beim Halten des Fahrſtuhles zu leiden hat, iſt durch weitere Erfahrungen und Beobachtungen noch zu ergründen. Jedenfalls ſteht es feſt, daß eine ſich immer wiederholende kurze Körpererſchütterung, wie ſie bei dem kurzen Ruck des Anhaltens eines in geſchwinder Fahrt befindlichen Fahrſtuhles auf das meiſt in ſtehender Stellung befindliche Individuum einwirkt, nicht ſpurlos für das Rückenmark und deſſen nervöſe Elemente vorübergehen kann.

Zur Bekämpfung und Verhütung der Fahrſtuhlkrankheit iſt es in erſter Linie erforderlich, die urſächlichen Momente zu beſeitigen. Sobald bei Leuten, die gezwungen ſind, den Fahrſtuhl gewohnheits- oder berufsmäßig zu benutzen, ſich irgend welche verdächtigen Symptome zeigen, die man betreffs ihrer Entſtehungsurſachen mit dieſem Beförderungsmittel in Zuſammenhang bringen kann, ſo iſt ihnen eine fernere Benutzung des Fahrſtuhles ſofort zu unterſagen. Sind die Krankheitserſcheinungen noch im Anfangsſtadium, ſo werden unter der nötigen Ruhe, Diät und Schonung die Gefühle des Schwindels, der Kopfleere und der Schlafloſigkeit mit der Zeit von ſelbſt verſchwinden. Ernſter ſind dagegen die chroniſchen Erkrankungen zu nehmen, bei denen bereits Schwächezuſtände im Geſamtorganismus, Unregelmäßigkeiten der Herztätigkeit, Kopfbeſchwerden, Schlafloſigkeit und ſonſtige nervöſe Störungen vorhanden ſind. In ſolchen Fällen hat man das Augenmerk zunächſt auf Hebung der Kräfte des Geſamtorganismus zu richten. Der Blutarmut muß durch kräftige Ernährung, durch Darreichung ſtärkender Weine und Biere, längeren Aufenthalt in reiner, ozonreicher Waldluft oder an der See, mehrwöchentliche Brunnen- und Badekuren entgegengearbeitet werden. Die Lungen- und Herzſchwäche iſt durch gemäßigte Terrainkuren, durch eine ſyſtematiſche, von ſachverſtändiger Seite vorzuſchreibende Lungen- und Herzgymnaſtik, ferner auch durch körperliche Uebungen im Freien, Turnen, Schwimmen, Rudern — keinesfalls Radfahren! — kalte Abreibungen von Bruſt und Rücken, und ähnliche Manipulationen zu heben. Bei ſchon vorhandenen Herzfehlern iſt die größte Schonung angezeigt, Vermeidung aller ſeeliſchen Erregungen und körperlicher Ueberanſtrengung, Mäßigkeit im Genuſſe geiſtiger und ſtark aromatiſcher Getränke und im übrigen eine rein ſymptomatiſche Behandlung. Mit dem Schwinden der übrigen Symptome wird auch die Schlafloſigkeit mit der Zeit einem geſunden und nervenſtärkenden Schlafe wieder Platz machen, die ſchreckhaften Träume werden ausbleiben, und mit leichterem Herzen kann der Kranke wieder in die Zukunft blicken, voll des frohen Bewußtſeins, eine Kriſe hinter ſich zu haben, deren Folgen zu ermeſſen er wohl ſelbſt kaum imſtande war.



Selbſtbildnis Moritz von Schwinds
im Alter von 18 Jahren

Moritz von Schwind

(Zum hundertſten Geburtstag des Künſtlers)

Nicht immer lacht eine freundliche Sonne dem Tage, da ein Jahrhundert ſich rundet, ſeitdem ein großer Mann ins Leben trat oder wieder von dieſer Erde Abſchied nahm. Als das Jahr 1849 den hundertſten Geburtstag Goethes heraufführte, da hatte die Nation im geſchäftigen Treiben einer politiſch bewegten Zeit kaum Muße, ſich ihres größten Genius zu erinnern. Zehn Jahre ſpäter durchbrauſte ein Jubelſturm alle deutſchen Lande, als es galt, den hundertſten Geburtstag des großen Freundes, Schiller, feſtlich zu begehen, denn man fühlte ſich eins mit ihm im hohen idealen Streben. Das kommende Jahr ſchon bringt uns die hundertſte Wiederkehr des Tages, an dem er ſo früh von ſeinem Schaffen abberufen wurde, und wie viel ferner ſtehen wir ihm jetzt! Als vor ein paar Wochen aus gleicher Urſache die allgemeine Aufmerkſamkeit ſich wieder auf einen der größten Lehrmeiſter und Anreger, auf Herder, richtete, da konnte man wohl dankbar noch einmal ſein Lebenswerk anerkennen. Aber keine Brücke lebendiger geiſtiger Verwandtſchaft verband noch die Lebenden mit dem Toten.

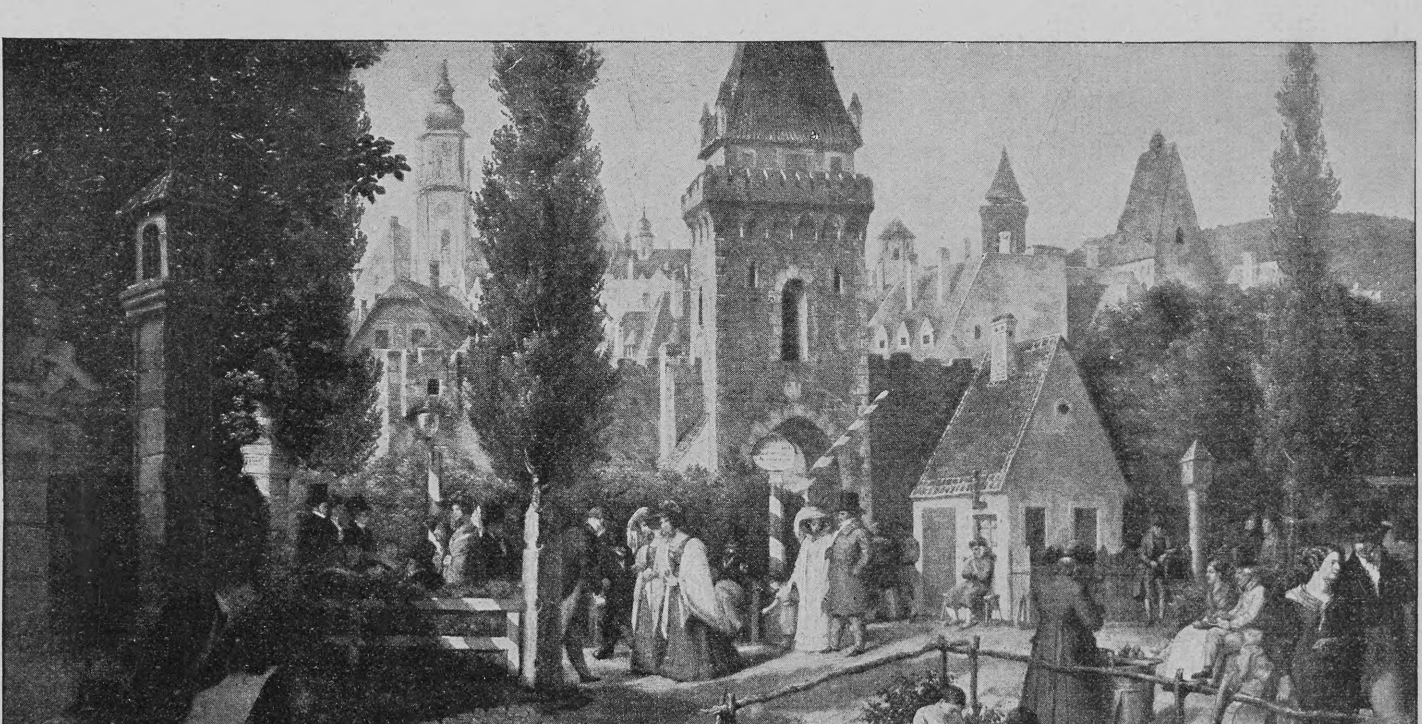
Wenn aber am 21. Januar Moritz von Schwind, der Meiſter aus dem Märchenlande, gleichſam wieder lebendig in unſre Mitte tritt, dann ſtrecken ſich ihm alle Hände entgegen, alle Herzen ſchlagen ihm zu, denn er iſt unſer. Er ſteht heute unſerm Fühlen und Denken vielleicht näher als damals, da er den harten Kampf um die Exiſtenz gegen Unverſtand und künſtleriſche Ueberhebung führte, und ſeine Werke wirken auf uns ſo herrlich wie am erſten Tag.

Wer das Lebenswerk Schwinds kennt — und wer hat nicht ſchon als Kind den Zauber ſeiner Kunſt ahnungsvoll auf ſich wirken laſſen? —, der fühlt beim Klange des Namens um ſich das Rauſchen des deutſchen Waldes, der Alltag mit ſeinen drückenden Sorgen weicht von ihm, und noch einmal erlebt er die ſonnenhellen Tage ſeliger Kinderzeit. Vor ihm breitet ſich die deutſche Landſchaft, Burgen thronen ſtolz auf den Felſen, und die heimlichen Gaſſen altertümlicher Städte laden zu traulichem Verweilen. Weiter und weiter über Berg und Tal führt uns der Meiſter, die Wurzeln der Eichen kriechen wie Schlangen über den Weg, aus den Weihern tauchen die Nixen empor und winken uns zu, aber kein ſpukhafter Schreck lähmt den Schritt, das Schweigen laſtet nicht auf der Bruſt, denn ringsumher leben und weben gute Geiſter, und wir gehen durch all den Märchenzauber, als führte uns der getreue Eckart an ſicherer Hand. In den Felshöhlen wohnt nicht der Drachen alte Brut, gar freundliche Einſiedler hauſen dort an der klaren Quelle und laben friedlich Mann und Tier nach der langen Fahrt. Auch wenn der Abend herniederſinkt, die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“, ſich über Wald und Hügel ausbreitet, verlieren wir uns nicht ſelbſt in der großen Stille, Schwind zieht gleichſam um uns einen Zauberkreis von Heimlichkeit, Friede und Glück.

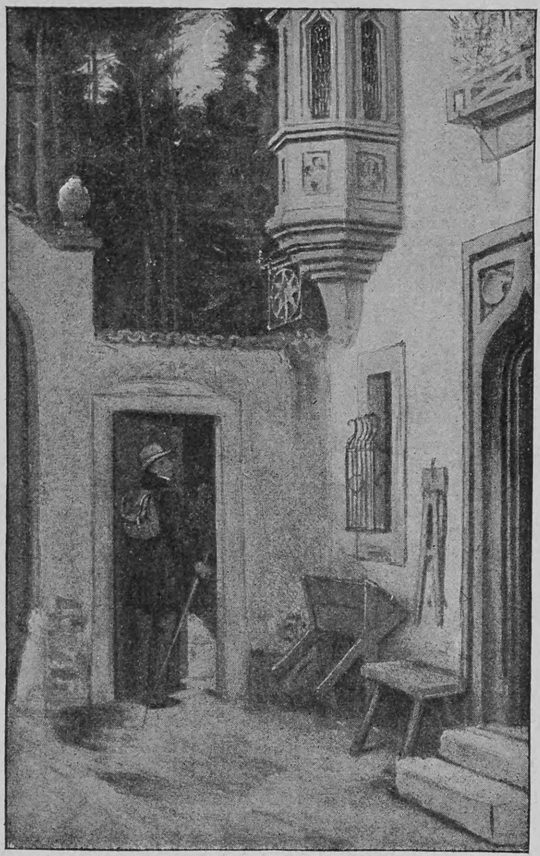
Iſt es allein die wieder erwachte Romantik, die auch das heutige Geſchlecht unwiderſtehlich in den Bann dieſes ſo einzigen Künſtlers ſchlägt? Es geht ein bebendes Sehnen durch die ganze Zeit, den hemmenden Schranken der Wirklichkeit zu entfliehen und in der Kunſt eine Freiſtatt zu ſuchen vor dem Anſturm des alltäglichen Lebens. Aber wäre dieſe Sehnſucht allein ſtark genug, uns blind zu machen gegen die Schwächen und Fehler der Schwindſchen Kunſt? Mit uns iſt ja eine Kunſt geboren, die ebenfalls den Sinn weit entrückt, und den Blick in die Gefilde einer erträumten Schönheit öffnet, und dabei iſt unſer Auge für rein maleriſche Feinheiten wunderbar geſchärft. Was iſt es ſchließlich, daß uns dieſe techniſch vielfach unbeholfenen Bildchen in ihren harten bunten Farben menſchlich ſo nahe bringt? Andre haben die Geiſter des Waldes elementarer dargeſtellt, mit größerer Kraft den Mächten des Naturlebens Form und Geſtalt verliehen und ihre Träume mit allen Reizen einer verführeriſchen Farbenpracht ausgeſtattet. Aber Böcklin bewundern wir, Schwind müſſen wir lieben.

Der Mann mit dem breiten, behäbigen Ausſehen, mit kleinen, blitzenden Augen, um deſſen Mund beinahe immer ein leiſes, ironiſches Lächeln ſpielte, war aber nur mit halber Seele Romantiker. So zarte, duftige Geſtalten auch unter ſeinem ſicheren Stifte erwuchſen, ihn ſelbſt konnten ſie nicht berücken, er ſtand mit ſoliden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Ihm fehlte die zerſetzende Ironie, der Rauſch, die verzehrende Sehnſucht, die die andern auf der Suche nach der blauen Blume ruhelos umhertrieb, bis ſie wegmüde am Portal der Kirche zuſammenbrachen. Schwind brauchte auch nicht mehr zu ſuchen.

Nachdem Herder zuerſt auf den unerſchöpflichen Born der Volkspoeſie hingewieſen und Goethe im Elſaß nach flüchtigen Liedern gehaſcht und ſtaunend vor Erwins Münſter geſtanden, erſchloß ſich einem Wackenroder in Nürnberg die ganze Poeſie des deutſchen Mittelalters. Brentano und Arnim hoben dann den Stein völlig von der Liederquelle, die nun das ganze Land durchrieſelte. Die Gelehrten ſtellten ſich in den Dienſt der Poeſie, und die Gebrüder Grimm ſammelten unſre Märchen. Zum Lied fand ſich bald die Melodie, Karl Maria von Weber und Schubert eroberten alle Herzen. Dieſe Ueberfülle von Kunſt ergoß ſich auf eine Generation, die bereit war, ſie aufzunehmen. Von hohem politiſchem Streben erfüllt, aber nicht beherrſcht, ſonnte ſie ſich an der Größe der Altvordern und trachtete danach, ihrer wert zu werden. Der Kampf um die Exiſtenz war noch nicht ſo hart wie heute und ließ den einzelnen Zeit zum Aufatmen. So kam es, daß in jener Zeit, die trotz aller Stürme wohl eine der größten und glücklichſten des deutſchen Vaterlandes geweſen iſt, Poeſie und Leben eins wurden, ein romantiſcher Schimmer vergoldete auch die Alltäglichkeit, und Schwind wurde der künſtleriſche Interpret dieſer Epoche. Alles, was wertvoll iſt in unſerm deutſchen Volksleben, hat er geſchildert: das ſtille Glück des Familienlebens, heitere Geſelligkeit, Kindes Luſt und Leid, und friſches Wandern durch Feld und Wald. Seine ganze Kunſt iſt ein hohes Lied auf die deutſche Frau, und ſeinen Freunden ſind ſeine ſchönſten Blätter gewidmet. Wie man bei den Schwindſchen Waldbildern an Altdorfer und Cranach erinnert wird, ſo müſſen wir hier an Albrecht Dürer denken. Deutſch iſt alles, was er malte, deutſch bis ins Mark! Wem quillt nicht ein Hauch unſers innerſten Weſens entgegen, wenn er die kleinen unſcheinbaren Bilder betrachtet, wo das junge Mädchen nur halb angekleidet das Fenſter öffnet und, ſehnſüchtig nach dem fernen Gebirge ausſchauend, den Morgen in ihre Kammer einläßt, oder da Schwind ſelber auf der Hochzeitsreiſe zu ſeiner jungen Frau in die altertümliche Kutſche ſteigt, der Wirt den Wagenſchlag hält und ringsumher ein heller Tag auf die Giebel und Dächer eines alten Bergſtädtchens ſcheint, oder ferner, da er ſelber wieder als Wandersmann, das Ränzel auf dem Rücken, in der ſchweigenden Helle des Morgens vorſichtig zum Tor hinaus wandert. Deutſch iſt aber nicht nur, was er malte, deutſch iſt auch, wie er es malte. Schlicht und einfach gibt er ſich, er verzichtet auf jede monumentale Wirkung, die den Beſchauer plötzlich gefangen nimmt, leiſe, allmählich zieht er ihn heran, er hat ihm ja ſo viel zu erzählen, daß er manchmal nicht



Der Spaziergang. Nach einem Gemälde von Moritz von Schwind weiß, wo anfangen und wo aufhören. Es bedarf ſchon der ganzen Klarheit Schwindſcher Zeichenkunſt, um alles unterzubringen, was er auf dem Herzen hat; in den ſeltenſten Fällen reicht ein Bild aus, es entſtehen Zyklen, Schwind dichtet Vorreden dazu, und damit auch der Erzähler zu ſeinem Rechte kommt, ſtellt er ſich, ſeine Lieben, ſeine Freunde ſelbſt auf den Bildern dar. Wie der Erzähler ſich wohl hier und dort ſelber unterbricht, um nachzuholen oder Entlegenes einzuflechten, ſo weiß Schwind auch die kleinſte Nebenſächlichkeit mit eignem Leben zu erfüllen. Ueberall neckiſche Einfälle und hinter harmloſem Spiel ſtets ein tieferer Sinn! Schwinds Bilder muß man aus nächſter Nähe ſtudieren, und immer mehr Feinheiten wird man finden; man muß ſie leſen, wie man ein liebes Buch lieſt. Alles das ſind Züge, die dem eigentlichen Maler fern liegen. Aber Schwind iſt mehr als das, nicht ein Könner ſpricht zu uns, ſondern ein Künſtler. Wie er ſelbſt ſein ganzes Weſen in ſeine Werke hineinlegte, ſo ergreift er auch den ganzen Menſchen; und was an Schönheit nicht ſchon im Bilde iſt, das ſteigt unſichtbar ſichtbar vor unſrer Seele auf. Weil in ihm alles klang und ſang, ſo müſſen auch in unſrer Bruſt alle Saiten mitſchwingen, und weil er das ſagt, was ganze Generationen unſers Volkes vor ihm geträumt, ſo haben wir ſelber lebendigen Anteil daran. Er iſt wie ein Stück unſers eignen Ich. Mag ſeiner Kunſt auch manchmal etwas Geſchwätziges innewohnen, unſer Herz jubelt doch, wenn wir gleichſam mit dem Finger, ſo wie die junge Braut auf einem ſeiner reizendſten Bilder die Landkarte ſtudiert, allen Einzelheiten der Bildchen nachgehen und bald hier, bald dort Schönheiten finden, die der Meiſter verſteckt hat wie Sankt Nikolas am Weihnachtsabend. Schwind iſt der beweiskräftigſte Zeuge, daß auch die Malerei, ſofern ſie echte Kunſt iſt, nicht nur von Auge zu Auge, ſondern auch von Herz zu Herzen ſpricht.



Moritz von Schwind Abſchied im Morgengrauen

Schwinds Leben war wie ſeine Kunſt ein Idyll. Unter mütterlicher Fürſorge ſeiner Schweſtern verlebte er ſeine Jugend in herrlicher Freiheit in der Kaiſerſtadt an der Donau. Eine Schweſterkunſt, die Muſik, löſte gleichſam die erſten ſchüchternen Verſuche in der Malerei bei ihm aus. Muſiker waren ſeine erſten künſtleriſchen Freunde, und er ſelber iſt zeit ſeines Lebens ein treuer Freund der Muſik geblieben. Das Muſikaliſche — mit dem man wohl manchmal das Unbeſtimmbare, den feinen Duft, der gerade Schwinds Kunſt ſo reizvoll macht, bezeichnete — nahm er als Geſchenk ſeiner Vaterſtadt mit auf den Weg. In Wien iſt das Gemälde „Der Spaziergang“ entſtanden, das recht deutlich zeigt, was für ein Maler eigentlich in Schwind ſteckte, und daß erſt die vorherrſchend zeichneriſchen Tendenzen ſeiner Zeit dieſe Keime frühzeitig erſtickten. Es iſt das einzige Gemälde von Schwinds Hand, das auch durch den Zauber ſeiner Farbe wirkt. Es ſcheint, als ob der „Oſterſpaziergang“ in Goethes Fauſt den jungen Malerpoeten angeregt hat, aber die ganze Szenerie iſt ins Biedermeieriſche überſetzt. Schwind hat gerade in dies Bild gar manches aus ſeinem Jugendleben hineingelegt. Der kleine Mann mit dem Zylinder hinter der Pappel in der Mitte des Bildes iſt Schubert, und ſein langer Begleiter der Schubert-Sänger Vogl. Im Vordergrunde links ſitzt Schwind ſelbſt, als Wanderer, in eine Landkarte vertieft. Da das Bild im Jahre 1827 gemalt wurde, können wir unſchwer vermuten, was der junge Wanderer, dem damals außerdem der erſte Liebeskummer den Aufenthalt in der Vaterſtadt verleidete, auf der Landkarte ſuchte. München war das Ziel ſeiner Sehnſucht und dort fand er ſeine zweite Heimat, wenn er auch mannigfach zu größeren Arbeiten auswärts weilte. In Karlsruhe, in Frankfurt hat er gemalt. Der ſchönſte Schmuck der — leider — reſtaurierten Wartburg ſind Fresken von ſeiner Hand. Obwohl er 1847 Profeſſor an der Münchener Akademie wurde, war gerade dort die Stimmung ſeiner Kunſt nicht eben günſtig. Cornelius ſtand im Zenith ſeines Ruhmes, König Ludwig I. ließ keine „romantiſchen Genies“ gelten und kaufte ihm niemals etwas ab. Die „Sinfonie“, lange Zeit das einzige Bild Schwinds in der Neuen Münchener Pinakothek, kam durch Zufall und auf Umwegen über König Otto von Griechenland dorthin. Unbekümmert ging er aber ſeinen Weg; erſt mit 38 Jahren geſtattete ihm ſein wachſender Ruhm, einen Hausſtand zu gründen, aber er fand ein reiches, ſicheres Glück. Während die meiſten andern Bilder Schwinds ſo bekannt und leicht verſtändlich ſind, daß wir ſie hier nicht erſt aufzuzählen brauchen, bedarf die Sinfonie einer Erklärung. Das reizende Bild iſt eine maleriſche Paraphraſe des Beethovenſchen Muſikſtückes Phantaſie für Klavier, Orcheſter und Chor in E, und gliedert ſich, den ſtereotypen Teilen einer Sinfonie: Allegro, Andante, Scherzo, Finale, entſprechend, in vier Bilder: Probe des Muſikſtückes, bei der eine Soloſängerin die Aufmerkſamkeit eines jungen Mannes erregt, Begegnung ohne Ausſprache, Erklärung auf einem Maskenball, ſchließlich die Hochzeitsreiſe. Wie der Chorgeſang, ſo begleiten und umranken kleinere Bilder und ornamentale Schmuckſtücke das Ganze. Auch dies Bild enthält eine Reihe von Freundesporträts. Lachner dirigiert, in der linken Ecke ſtudiert Schubert ein Notenblatt. Ihm zur Seite ſein Interpret Vogl. Schwind hat ſich ſelber eine beſcheidene Rolle zuerteilt: er blättert der Klavierſpielerin die Noten um. — Fremden Einflüſſen hielt Schwind ſich fern. „Die Malerei, der ich folge, iſt die deutſche!“ ſagte er von ſich, und in treuer Befolgung dieſes Grundſatzes zog er in Italien den Aufenthalt in den Oſterien dem Beſuch der Galerien vor. Ueberhaupt hatte die Erſcheinung des Meiſters beſonders in ſeinem ſpäteren Alter nichts von der zarten Anmut ſeiner Geſtalten. Breit und behaglich, die Tabakspfeiſe ſtets zwiſchen den Zähnen, empfing er die zahlreichen Beſuche in ſeiner holzgetäfelten Klauſe. Mit prächtigen, von ſaftigem Humor ſtrotzenden Bemerkungen charakteriſierte er die damals in München herrſchenden Kunſtrichtungen, und für König Ludwig I. hatte er eine draſtiſche Bezeichnung, die nur die Gemütlichkeit der damaligen Zeit nicht als eine Majeſtätsbeleidigung empfand. Die politiſchen Umwälzungen berührten ihn wenig. Nach den Ereigniſſen von 1866 meinte er trocken: „Na, der Mozart wird doch das ganze preußiſche Königtum überdauern!“ Aber kurz vor ſeinem Tode konnte er noch ein letztes Glas Champagner auf das einige Vaterland leeren. Seitdem iſt ſein Ruhm ſtändig im Wachſen. So oft die künſtleriſche Mode in unſrer Zeit auch wechſelte, und wie viele ſind nicht ſchon an uns vorübergezogen, Schwind blieb. Alle Zeitgenoſſen faſt hat er überdauert. Wie wird es in Zukunft ſein? Eine geiſtreiche Frau unſrer Tage hat die kommende Zeit „das Jahrhundert des Kindes“ genannt. Wenn dem ſo iſt, wird wohl kein Stern heller an ſeinem Himmel ſtrahlen als der von Moritz von Schwind.

Carl Anton Piper

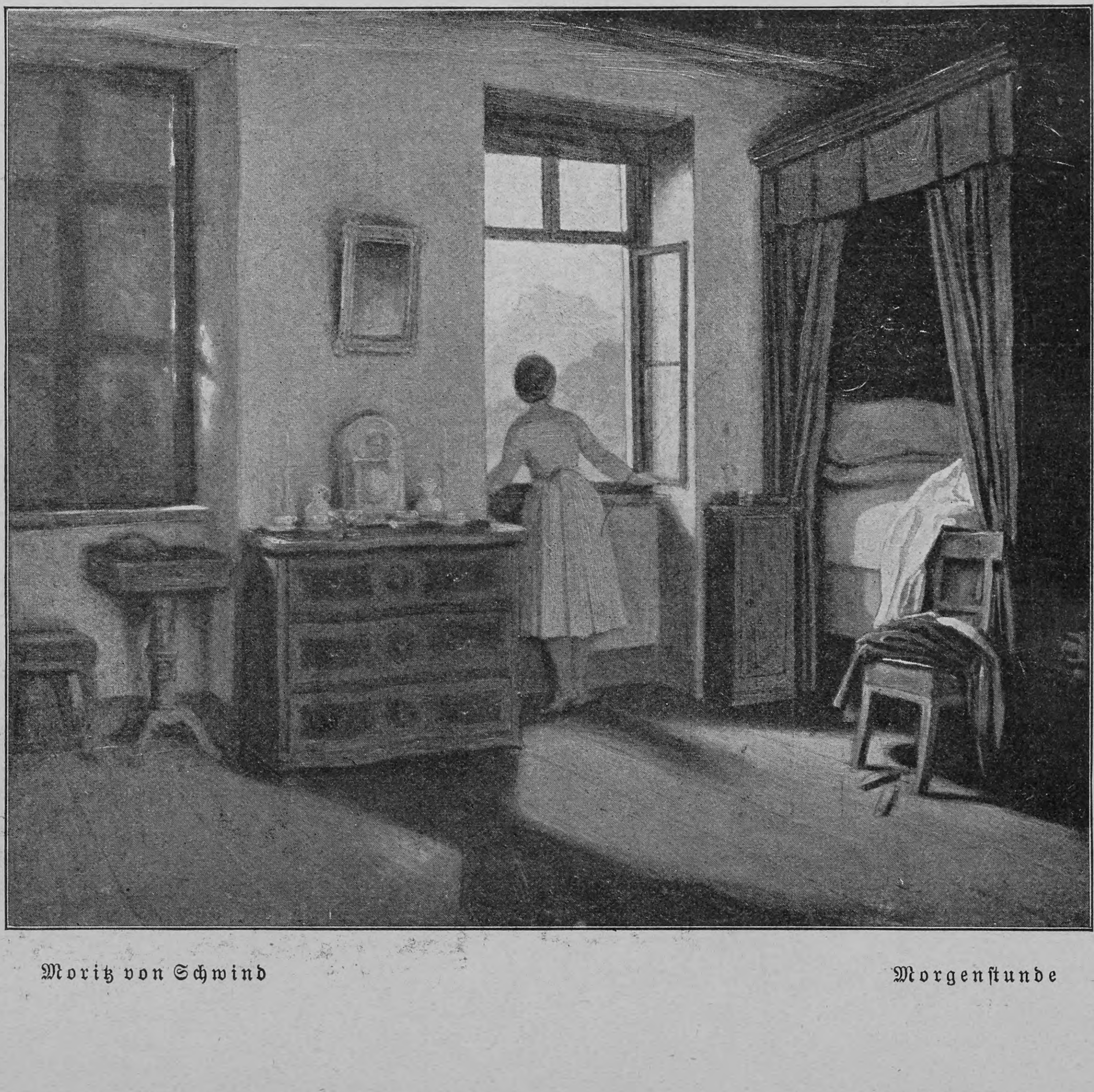
Unter der Bürde

Drückend hing der Sonnenbrand
Ueberm goldnen Aehrenmeer,
Durch den tiefen braunen Sand
Schritt ein armer Bub daher.

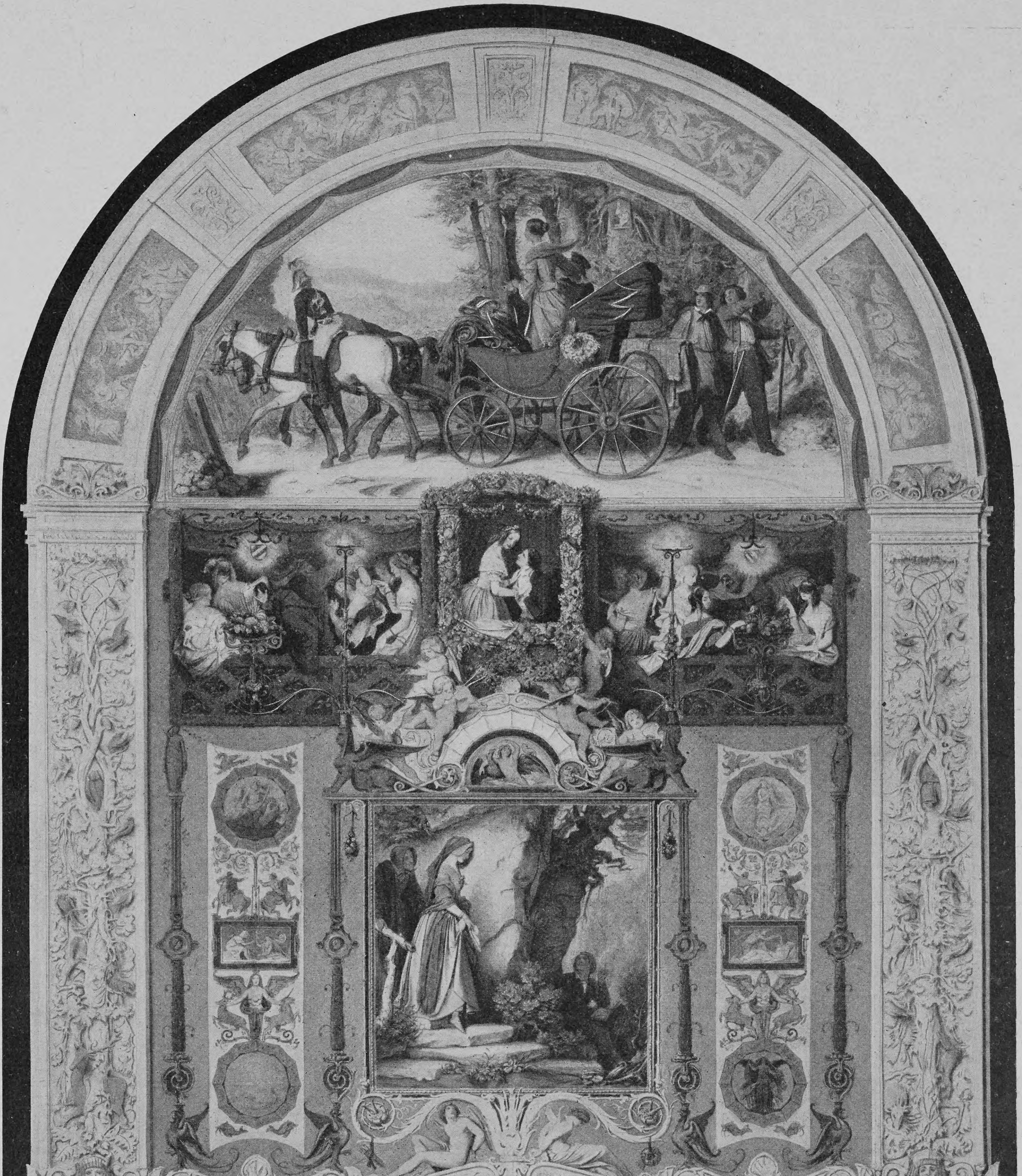
Barfuß ging er, heißbeſtaubt,
Und ein ſchweres Bündel lag
Auf dem zarten Kinderhaupt —
Doch der Bub ſang in den Tag.

Sang vom reichen Blütenmai,
Wenn die kalten Winde fliehn,
Und der Lerche Lieder frei
Durch den blauen Aether ziehn.

Elſe Nonne

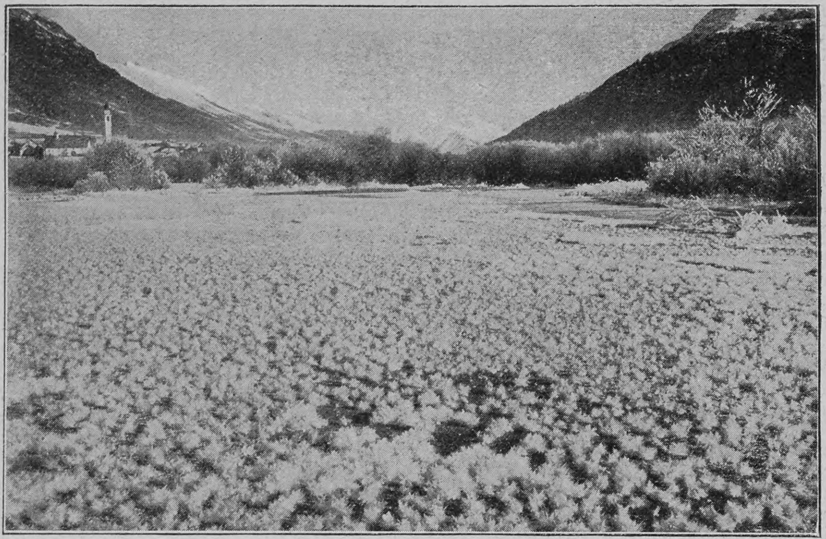


Moritz von Schwind Morgenſtunde

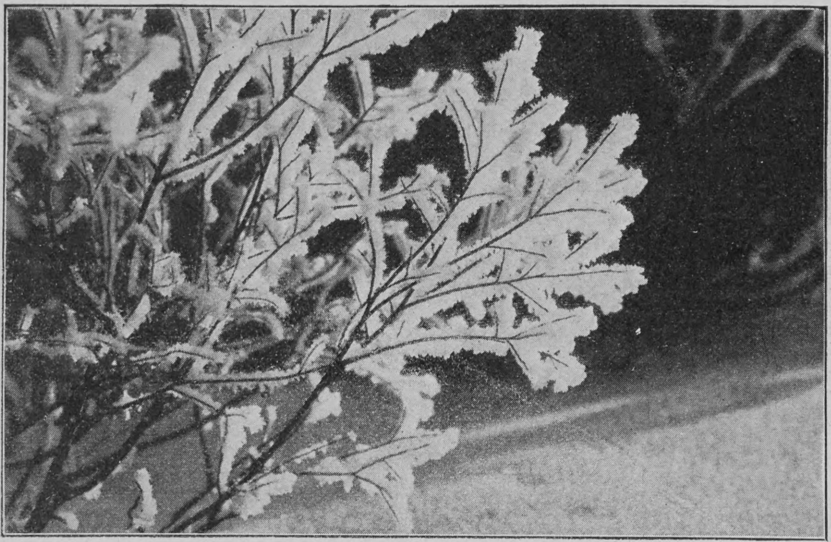


Eine Symphonie

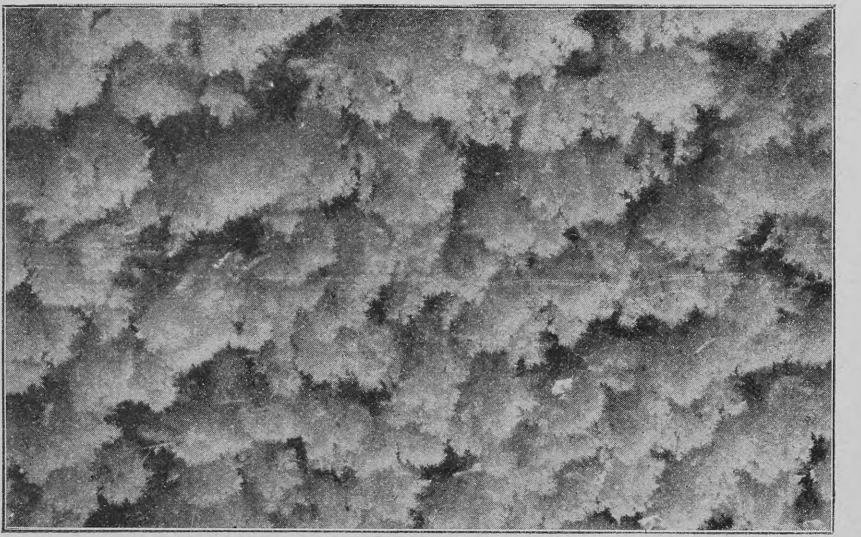
Nach dem Gemälde von Moritz von Schwind



Rauhfroſt auf den Höckern der Eisdecke eines Gebirgſees



Kahles Gebüſch im Schmucke des Winters



Oberfläche der Schneedecke nach einer Rauhfroſtnacht

Kunſtwerke des Winters

Von

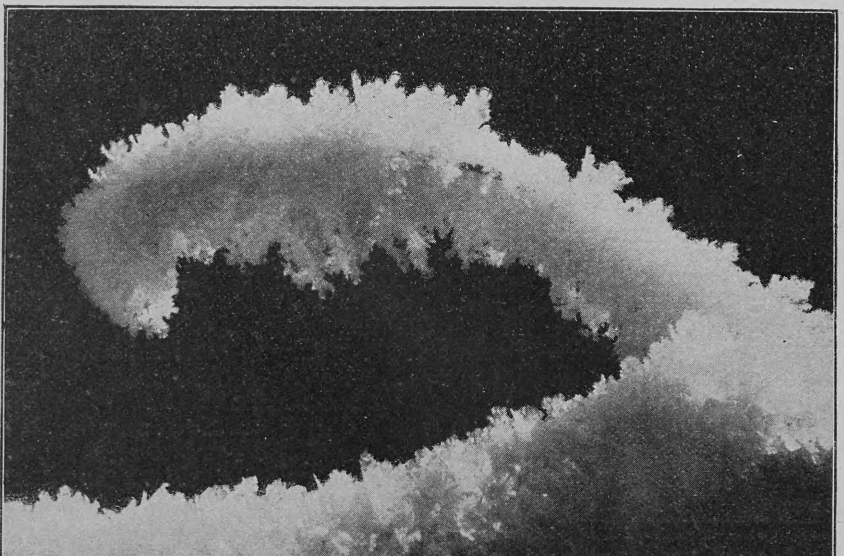
Theodor Haller

(Hierzu elf Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

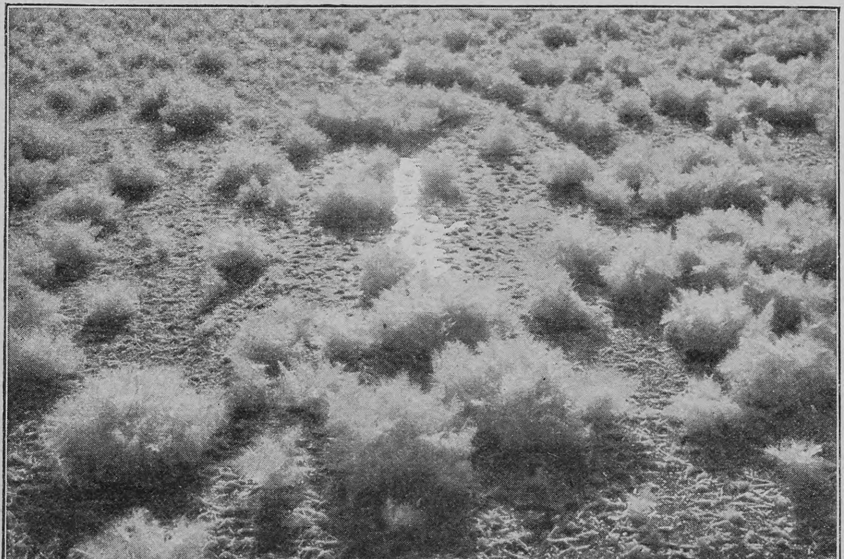
Der Winter iſt eine Künſtlernatur. Unberechenbar in ſeinen Launen, bald froſtig und hart, bald heiter und mild, bewahrt er ſich doch immer den Grundzug, ſein künſtleriſches Empfinden zu betätigen und ſein Schönheitsgefühl zum Ausdruck zu bringen. Er formt aus winzigen Sternchen die duftigen Schneeflocken, webt aus ihnen die weichen, ſchwellenden Teppiche, die er über das ſchmuckloſe Erdreich breitet, häuft auf das dürre Gezweig zarte Tupfen und Ballen, zieht von Aſt zu Aſt ſchwebende Girlanden, belegt Fluß und Teich mit kriſtallenem Getäfel, befeſtigt blinkende Stalaktiten an Sims und Firſt und zaubert üppiges Blattwerk auf unſre Scheiben. So kunſtvoll er auch ſonſt iſt, in dem feinen Nadelgeflirr des Rauhfroſtes und in den Eisblumen bezeugt er ſeine höchſte Meiſterſchaft. Und wie ein echter Künſtler will er in ſeiner Arbeit nicht geſtört und belauſcht ſein. In der heiligen Stille der Nacht vollführt er ſeine Schöpfungen, um uns im Morgendämmer mit ihnen zu überraſchen. Unbegrenzt iſt ſeine Phantaſie. Zweig und Stamm, Turmknauf wie Ackerkrume beſetzt er mit blinkenden Ornamenten von Rauhfroſt; Schilfhalme, Palmwedel, Kallakelche und Lilienblüten, ſie alle läßt er an unſern Fenſtern in regem Wechſel und drängender Fülle emporſtrahlen.

Die Vorbedingung des Rauhfroſtes iſt Nebel. Noch bei Temperaturen von 10° C. Kälte und darunter vermögen die winzigen Waſſertröpfchen des Nebels, deren Durchmeſſer $^1/_{50}$ bis $^1/_{170}$ Millimeter beträgt, ihre flüſſige Form zu bewahren. Sie überkalten nur ſtark, um ſich, ſobald ſie geeignete Anheftungspunkte vorfinden, niederzuſchlagen und ſofort zu Eiskörperchen zu erſtarren. So ähnlich der Rauhfroſt dem Reif erſcheint, ſo iſt der Vorgang ihrer Bildung doch ein verſchiedener. Reif ſetzt ſich nur in klaren Nächten ab, ebenſo wie der Tau. Für das Auftreten des Reifes iſt es nötig, daß die Temperatur freiliegender Gegenſtände der Erdoberfläche unter dem Einfluß der nächtlichen Wärmeausſtrahlung mehr oder weniger tief unter den Gefrierpunkt ſinkt. Sie ſind die eigentlichen Kälteträger, die den Waſſerdampf der Luft, der mit ihnen in Berührung kommt, erſt ſo weit abkühlen, daß er ſich verdichtet und in Eiströpfchen an ihnen ablagert. Bei der Rauhfroſtbildung iſt das Verhältnis umgekehrt. Die Kältemagazine, um es ſo zu nennen, ſind die flüſſigen Nebelkügelchen, die zu ihrer Erſtarrung nur eines äußeren Anſtoßes bedürfen. Die Eigentemperatur der Anſatzſtellen iſt nur inſofern von Bedeutung, als beſonders ſtark abgekühlte Oberflächen die Umwandlung der überkalteten Nebeltröpfchen erleichtern. Das iſt der Grund, warum der Rauhfroſt an Ecken und Kanten, Aeſten und Zweigen, ſowie Unebenheiten des Bodens zur üppigſten Entfaltung gelangt, da ſie naturgemäß wegen ihrer freien Lage eine tiefere Temperatur annehmen. Der Rauhfroſt iſt daher auch der häufige Begleiter beſtimmter Witterungslagen. Wenn im Oſten von Europa große Kälte und höherer Luftdruck herrſcht, während im fernen Weſten bereits milderes Wetter eingezogen iſt, in Mitteleuropa aber bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt leichte Südoſtwinde wehen, die dichte Nebelſchleier weben, dann iſt die Hochſaiſon des Rauhfroſtes gekommen.

Die Elemente, aus denen ſich die Federn und Spieße des Rauhfroſtes aufbauen, ſind vorwiegend formloſe Eisklümpchen. Nur wenn die Temperatur ſehr niedrig iſt, treten auch kriſtalliniſche Gebilde, Nädelchen mit Seitenſtrahlen und ſechseckige Platten auf. Immer wächſt der Rauhfroſt dem Wind entgegen. Befeſtigt man ein feines Wollhaar auf dem Objektträger eines Mikroſkops, ſo kann man die Entſtehung der Federn Schritt für Schritt verfolgen. Auf der dem Wind zugekehrten Seite des Haares legen ſich die erſten fallenden Nebeltröpfchen an die winzigen Vorſprünge an und erſtarren zu Eisklümpchen. Sie werden zu Grundſteinen der ſpäteren Eisſäulchen. Jedes neue heranſchwebende Tröpfchen kettet ſich, wie Perlchen an Perlchen, an das vorherige und ſo ſchieben ſich dünne, fadenförmige Reihen vor, deren Spitzen dem Winde entgegenſtreben. Es hat faſt den Anſchein, als zögen die ſchon entſtandenen Eiskügelchen geheimnisvoll die neuen, nahenden Nebeltröpfchen an, um ſich mit ihnen zu verbinden und zu vereinen. In Wirklichkeit iſt die Luftſtrömung die Lenkerin, die hurtig das Baumaterial an die nach ihr ausgeſtreckten Fädchen anfügt. Was ſich hier im kleinſten Raum an dem einzelnen Nädelchen abſpielt, wiederholt ſich an den Schöpfungen des Rauhfroſtes im großen. Friſcher Rauhfroſt bildet nie eine feſte, lückenloſe Maſſe, vielmehr iſt er



Ein trockener Aſt vom Rauhfroſt umhüllt

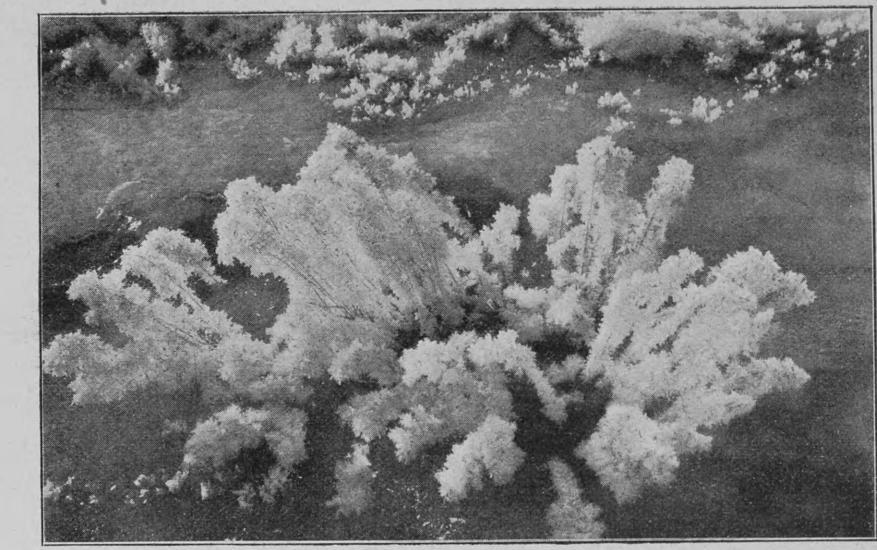


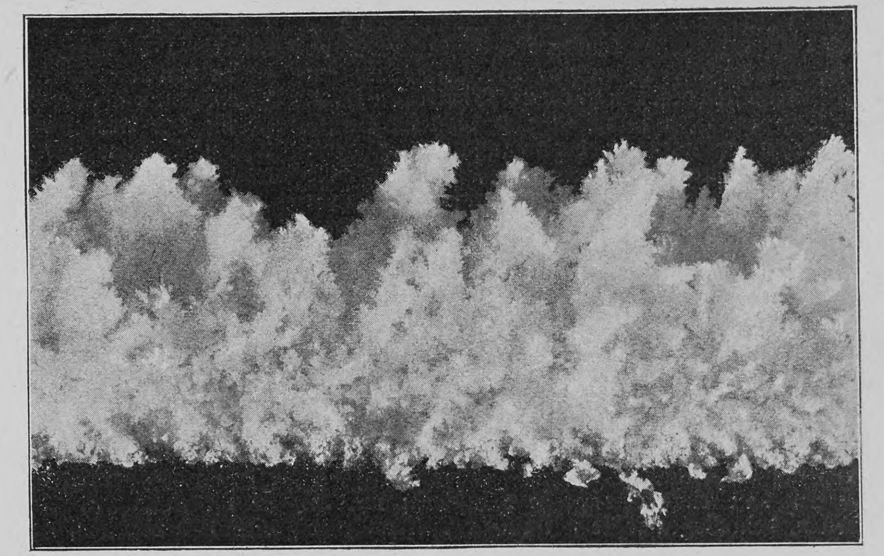
Die Rauhfroſtblumen einer Eisfläche bei ſinkender Sonne ſtets aus feinen Eisfädchen und Eisſäulchen zuſammengeſetzt, die von ihren Nachbarſäulchen durch Zwiſchenräume getrennt ſind. Dort, wo ſie zu Büſcheln zuſammentreten, weiſt ihre flache und breite Vorderkante immer in ſtrengſter Regelmäßigkeit nach dem Winde hin, ſo daß man an allen Gegenſtänden, die mit Rauhfroſt bemooſt ſind, mit der größten Genauigkeit die feinſten Ablenkungen des Windes erkennen kann. An einem auf einem Abhang gelegenen Hauſe ſieht man an der dem Winde zugekehrten Fläche alle Rauhfroſtfedern bis zu einer gewiſſen Höhe über dem Erdboden nach unten zeigen, ein Beweis für die aufſteigende Richtung des anwehenden Windes. In der Mitte der Mauer ſitzen die Nadelchen ſenkrecht auf, da hier der Wind rechtwinkelig anprallt. Höher hinauf zieht ſich ein Streiſen entlang, in dem die Eisſpießchen nach aufwärts ragen, weil der Wind von der Dachkante zurückgeworfen wird. An den Ecken des Hauſes entſtehen die wunderbarſten Figuren, Federn, die vollſtändig im Winkel um die Ecke herumgebogen ſind und ſich wagerecht erſtrecken. Ein in der Nähe der Wand liegender Steinblock lenkt den Wind örtlich wieder in beſondere Bahnen ab und zeichnet dies in unfehlbarer Treue an der Wandfläche ab, indem die Rauhfroſtfedern die leiſeſten Abſtufungen der Windrichtungen kopieren. Aber auch eine jede einzelne Feder ſtößt den Wind von ſich ſelbſt ab, ſo daß auch ſie einen Einfluß auf die Richtung ihrer Nachbarinnen ausübt. So bildet ſich dieſes wunderſame Gewirr von Faden und Nadeln, das dem Uneingeweihten als ein Spiel des Zufalls erſcheint, in Wahrheit aber ein ausgeprägtes Abbild der vollſten, bis in das kleinſte gehenden Geſetzmäßigkeit iſt. Eine jede Feder iſt in ihrer Form und Richtung eine untrügliche Regiſtrierung der ihr Entſtehen veranlaſſenden Luftſtrömung.

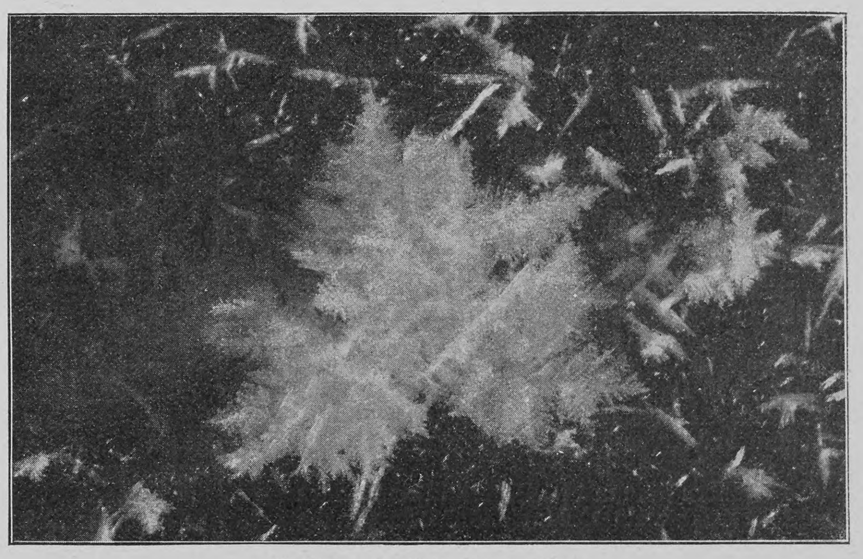
Sein höchſtes künſtleriſches Können bezeugt der Rauhfroſt am Gezweig und Geäſt von Baum und Strauch. Jedes Fäſerchen hat er mit feinſten Federchen umſäumt, jeden Zweig mit durchbrochenen Spitzenbordüren umkleidet und jeden Aſt mit bauſchigen Mullpuffen umwunden. Es iſt eine märchenhafte Winterlandſchaft, die die Sonne beleuchtet, nachdem ſie den Nebel zerriſſen und verſcheucht hat. Wie das glitzert und blinkt und flirrt und flimmert, wenn ein leiſer Lufthauch die Baumwipfel wiegt, und wie ſich der ſchneeige Duftbehang in wunderbarer Keuſchheit abhebt vom blauenden Himmel! Doch oben in der Bergwelt, auf dem Brocken und der Schneekoppe, wird der Rauhfroſt ein gewalttätiger Mann. Die letzten Ausläufer der Fichten umſchnürt er mit einem klirrenden Panzerhemd, verwandelt er in ſtarrende Eisklötze und modelt ſie zu bizzaren Götzenbildern um. Seufzend ſenken ſich die Zweige unter der Laſt der gewaltigen Eisbürde. Und mit gleich wuchtiger Fauſt greift er die Schöpfungen des Menſchen an. Die Träger der Telegraphenleitungen formt er zu rieſigen Eispilzen, deren Schafte zu einem Durchmeſſer von faſt drei Metern anſchwellen.

Eine weite Kluft trennt dieſe ragenden Rauhfroſtbauten von der Eisblumendecke am Fenſterglas. Wer ſich gewöhnt hat, der zierlichen Pflanzenwelt der Scheiben eine ſorgfältigere Beobachtung zu widmen, wird bemerkt haben, daß die Feinheit im Aufbau und in der Ausgeſtaltung des Blattſchmuckes zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Fenſtern erheblich ſchwankt. Während das eine Mal die Blattmuſter von einer unübertrefflichen Sauberkeit der Ausführung ſind, ſind ſie das andre Mal ziemlich plump, formlos und verſchwommen. Man kann beide Arten an demſelben Froſttag beobachten, wenn man das Fenſtereis eines ungeheizten Raumes mit demjenigen eines geheizten Zimmers vergleicht. Dort ſind die Eisgebilde wunderbar zart und ſtreng ſtiliſiert gemodelt, hier ſprießen von einem wulſtigen, glaſigen Stamm nur einige wenige grobgeformte, lange Blattſcheiden und kümmerliche Büſchel hervor. Das Material und die äußeren Arbeitsbedingungen waren es, die die Künſtlerhand lenkten und beeinflußten. Die Formmaſſe iſt der Waſſerdampf der Luft, der ſpärlicher oder reichlicher in ihr enthalten iſt, und das Werkzeug iſt die Kälte, die, je nach dem Temperaturgrad, fördernd oder hemmend eingreift.

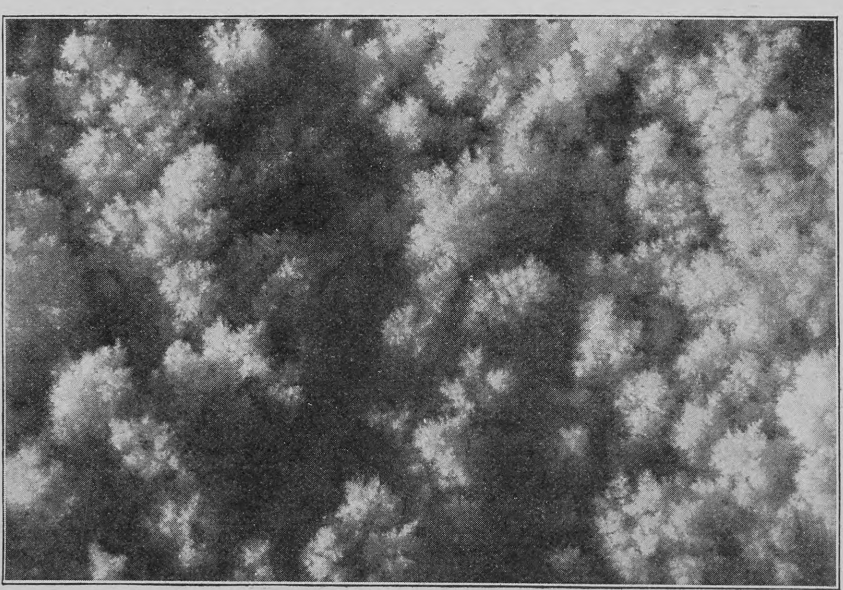
Die Fülle der Rauhfroſtgewebe und Eismoſaiken iſt überreich. Wer ſie liebevoll betrachtet, wird immer neue Wunderſchöpfungen entdecken. Den Rauhfroſt hat die zarteſte Filigranarbeit von Eisſilber Helmholtz genannt. Die Eisblumen hat mit den Augen des Dichters Gottfried Keller in ſeiner Novelle „Die mißbrauchten Liebesbriefe“ geſchaut. In der Einſiedelei ſind die Scheiben herrlich gefroren. „Jedes der runden Gläſer,“ ſchildert er, „zeigte ein andres Bild, eine Landſchaft, eine Blume, eine ſchlanke Baumgruppe, einen Stein oder ein ſilbernes Damaſtgewebe; es waren wohl hundert ſolcher Scheiben, und keine glich der andern, gleich dem Werk eines gotiſchen Baumeiſters, der einen Kreuzgang baut und für die hundert Spitzbogen immer neues Maßwerk erfindet.“

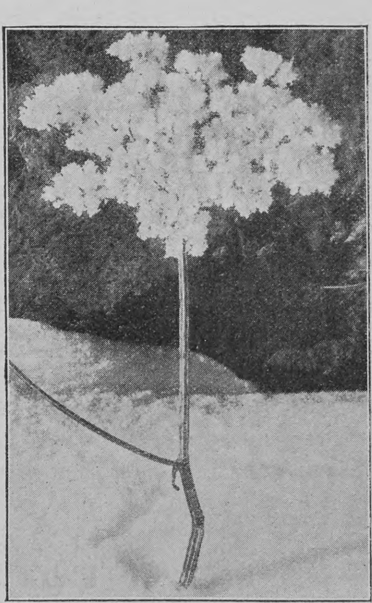

Trockene Gräſer bei Rauhfroſt


Drei Tage alter Rauhfroſt in der Höhe von 12,5 Zentimetern


Eisblume, im Entſtehen begriffen

Die Winterblüten des Waſſerſchierlings


Rauhfroſtbildungen auf einem Stein


Eine Prachtdolde

Unterm Apfelbaum

Eine Skizze aus dem Leben

von

Maria Janitſchek

Maria Janitſchek

Zwei flugmüden Vögeln, die erſchöpft auf einer Oaſe niederſinken, glichen ſie. Nicht die Jugend, nicht die Freude, die Angſt vor den einſamen, langen Abenden, das drohende Geſpenſt der Verlaſſenheit war’s, was ſie zuſammengeführt hatte. Sibylle von Eigner, das vornehme,zurückhaltende Mädchen, dem langſam Roſe um Roſe im dunkeln Haar verblüht war, und Anna Heiden, die mit dreißig Jahren den geliebten Gatten verloren und ſich nicht entſchließen konnte, ihm einen Nachfolger zu geben, ſie beide legten die Hände ineinander zum Freundſchaftsbund, den nur der Tod zerreißen ſollte.

Daß der Efeu ſo willig und dicht ihr kleines Häuschen umſpinnt, er, der ſonſt jahrelang zögert in ſeinem ſtillen, beſonnenen Wachstum! Daß die Geranien und Fuchſien ſo freudig auf den kleinen Fenſterborden gedeihen! Daß die Schwalben mit Vorliebe über der alten, grüngeſtrichenen Flurtür bauen! Iſt das nicht ein Zeichen von Bevorzugung? Hält Gott, der Schirmherr der Einſamen, ſeinen blauen Sternenmantel mit beſonderer Liebe über dieſe Zufluchtsſtätte zweier Menſchenkinder geſpannt?

Sibylle, lache doch und freue dich! Laß deine Augen nicht mit ſo brennender Sehnſucht den Wolken folgen, wenn ſie golden werden. Sieh, dem Aufglühen folgt das Erlöſchen. Nicht nur am Himmel, auch auf der Erde.

Du haſt einſt eine große Künſtlerin werden wollen, dein Bogen ſollte wie ein ſiegreicher Ritter die ſchlummernden Geiſter in deiner Geige erwecken. Er hat es nicht gekonnt. Er blieb dir viel ſchuldig. Er weckte nur kleine Geiſterlein, das, was du in dir hörteſt, den rauſchenden Geiſt, den vermochte er nicht in die Welt der Sinne zu tragen. Da warfſt du zornig Bogen und Geige weg und weinteſt dir die Augen wund, bis Annas weiche Hand ſie dir trocknete. Sibylle, jetzt wäre auch dein Ruhm verrauſcht. Wie alt wird er denn, dieſer ſchwer geborene Sohn raſtloſer Eltern? Zwanzig, wenn’s hoch kommt, dreißig Jahre. Dann gleicht die gefeierte Künſtlerin einer ſchönen Sage, die man zwiſchen die Seiten eines Konverſationslexikons begräbt. Sibylle, hohe, ſchlanke Frau mit dunkelm Scheitel und herben Zügen, lache doch und freue dich. Ohne allzu ſchmerzhafte Erfahrungen biſt du in den Hafen der Ruhe eingelaufen. Deine kleine Lebensrente und Annas Penſion vereinigt, ermöglichen es, daß ihr beide ſorglos leben könnt.

Laß die Abendwolken glühen und brennen, ſie verlöſchen bald. Am Himmel geht es wie auf der Erde ...

Es befanden ſich nur drei Stuben in dem kleinen Chalet, das ehemals wohl die Beamtenwohnung des Herrenſitzes geweſen ſein mochte, den ſpäter die Schulſchweſtern erwarben und in eine Mädchenpenſion verwandelten. Anna Heiden hatte den mittleren Raum als Wohnzimmer eingerichtet, die beiden andern dienten als Schlafſtuben. Anna, die ſich auf alle jene kleinen Künſte verſtand, durch die man trotz beſcheidener Mittel das Leben verſchönern kann, hatte die Wände mit fein abgetönten Leimfarben geſtrichen, den Oefen ihr grinſendes Weiß genommen und die Fußböden dunkel geölt, ſo daß die paar hübſchen Teppiche ſich vorteilhaft abhoben. Sibylle holte alle Wochen Kiefernzweige aus den nahen Waldungen und befeſtigte ſie über Türen und Fenſtern, was außer dem köſtlichen Geruch den Stübchen noch ein beſonders feſtliches Ausſehen verlieh. Sibylle war es auch, die ab und zu ein Stück alten Stoffes oder irgend eine kleine Antiquität für ihren gemeinſchaftlichen Salon einkaufte. Dann gab’s freilich Schelte. Anna führte die Kaſſe und ärgerte ſich, wenn die Freundin für einen kleinen, dickbauchigen Buddha oder eine Schnupftabaksdoſe aus dem ſiebzehnten Jahrhundert Geld ausgab. „Ich kann dich nicht allein in die Stadt gehen laſſen, immer machſt du Dummheiten.“ Man würde ja nichts ſagen, wenn ſie irgend einen ſchönen Gebrauchsgegenſtand kaufte, aber ſo unnützes Zeug.

Sibylle zuckte dann die Schultern.

„Du kannſt ja für dein Geld Kochlöffel kaufen.“

„Natürlich, ich proſaiſches Geſchöpf, die nur da iſt, um für dich zu kochen, dir die Wäſche zu flicken.“

„Laß mich doch kochen, ich habe es dir ja ſchon angeboten.“

„Ich mag mir keinen Magenkatarrh zuziehen.“

Sibylle geht bei ſolchen häuslichen Szenen zum Piano und beginnt einen lauten Marſch zu ſpielen, worauf Anna mit tiefgekränkter Miene das Wohnzimmer verläßt. Wenn der Streit beſonders ſcharf war, ſchleicht Anna nach Tiſch in die kleine, entzückend ſaubere Küche, kocht den Nachmittagskaffee, ſtellt Sibyllens Portion warm, während ſie die ihre unter Seufzern und dem vergeblichen Bemühen, in irgend einem Journal zu leſen, auf ihrem Schlafzimmer genießt.

Ja, ſie ſtreiten und wörteln miteinander, genau ſo, als ob ſie Mann und Frau wären. Anna greint ein bißchen gern, und Sibylle hört alles lieber als brummen. Anna iſt die praktiſchere von beiden, vielleicht auch die weichherzigere.

Sibylle macht der Freundin bei beſonderen Gelegenheiten hübſche Geſchenke, die ſtark in ihr Beutelchen greifen. Anna kauft billige Geſchenke, ſchenkt dafür aber öfter. Den Armen gibt ſie nie mehr als einen Pfennig, aber kein Bettler geht ohne dieſen von ihrer Tür. Sibylle gibt nie unter fünf Pfennigen, hat aber deshalb bald die Summe, die ſie für ihre Armen beſtimmt, verausgabt und entläßt ſie dann mürriſch und ohne Gabe.

„Du biſt kleinlich,“ ſagt Sibylle.

„Und du biſt eine Verſchwenderin.“

„Weshalb ſoll ich meine Erben fett machen?“

Darauf bricht Anna in ärgerliches Lachen aus.

„Wenn deine Erben nicht mehr als das, was du ihnen hinterläßt, zu verzehren haben, dann ſind ſie zu bedauern. Berechne doch deine Einkünfte und vergleiche ſie mit der Summe, die du für Wohnung, Kleidung u. ſ. w. ausgibſt. Arme Erben!“

Annas Geſicht rötete ſich leicht. Sie war ganz Sibyllens Gegenteil: klein, voll, immer ein wenig erregt. Sie war die ſentimentalere von beiden, die gütigere, opferbereitere. „Wozu lebt man?“ pflegte ſie oft zu ſagen, „doch nur um Nebenmenſchen Liebes zu erweiſen, doch nur für die andern. Zum eignen Vergnügen doch ſicher nicht. Oder gibt’s jemand, der das als Lebensziel anſähe?“

An Frühlingsabenden ſtellten ſie häufig ein Tiſchchen unter den Apfelbaum vor ihrem Häuschen und tranken da ihren Tee. Vom Turm der nahen Dorfkirche klang die Veſperglocke herüber und einige verſpätete Vöglein vereinten ihre zarten Stimmen mit dem Avegruß, dann wurde es ſtill, und das Licht verſickerte in den dunkeln Tiefen des Himmels.

Das war gewöhnlich die Pauſe, in der das Geſpräch der Freundinnen ſtockte. Sibylle ſenkte den Kopf in die feine Hand und träumte, und Anna machte Brotkügelchen und warf ſie einem unſichtbaren Gegenüber zu. Aber dieſes gab ſie nicht ſcherzend zurück, und Anna lächelte traurig. Dann erwachte wohl Sibylle und blickte ſie an. Und Anna ſchämte ſich und lehnte den Kopf an der Freundin Schulter. Aber Sibylle, die jeden Gedanken der Freundin kannte, meinte gelaſſen: „Sieh, jetzt wären ſie groß und erwachſen und ſähen wie die meiſten Kinder von oben herab auf ihre Mutter und würfen ihre Herzen wildfremden Menſchen hin. Wie lange ſind die Eltern den Kindern denn etwas? Nur ſo lange ſie ſie brauchen. Bis ſie auf eignen Füßen ſtehen können. Oder kennſt du nicht jene Frauen, die mit heimlichem Stolz von ihren Söhnen ſprechen, die irgendwo in der Welt eine bevorzugte Stellung einnehmen? Wenn man fragt, weshalb läßt dein Kind dich denn ſo allein, altes Mütterchen, dann begegnet man einem ganz verwunderten Geſicht. Als ob ſich das nicht von ſelbſt verſtünde, daß er, der längſt ihrer nicht mehr bedarf, ſeine Wege von den ihren geſchieden hat.“

Anna ſchüttelt den Kopf zu dieſen Argumenten, denen ihr liebevolles Herz nicht glaubt. Und ſie erheben ſich beide, nehmen ihr Tiſchchen hinein und ſuchen ihre Stuben auf.

Anna aber träumt voll inniger Hingabe von den Kindern, die ſie niemals beſeſſen hat, von dem weißen Kommunionkleid ihrer Tochter und den übermütigen Streichen ihres Jungen.

Sie haben keine Geheimniſſe voreinander. Oder doch, eins, ein einziges. Wenn eine die andre da überraſcht, dann gibt’s mürriſche Geſichter und ſpitze Worte.

An manchem Morgen verweilt Sibylle länger als ſonſt in ihrem Schlafzimmer. Wenn Anna endlich ungeduldig zum Kaffee ruft, antwortet ihr ein: Gleich! aus Sibyllens Stübchen. Das Gleich wiederholt ſich mehrere Male, bis Anna ärgerlich Sibyllens Zimmertür öffnet und — die Freundin vor dem Toiletteſpiegel ſitzend erblickt. Sibylle hat ſich graue Haare ausgezogen, und Anna, die ſehr vergeßlich iſt, macht ſich Vorwürfe, daß ſie das Geheimnis des Zauderns der Freundin abermals entdeckt hat.

Aber hat Sibylle Anna bei der gleichen Handlung nicht auch ſchon überraſcht? Annas kleines Zöpfchen ſchillert ſo verdächtig, und alle Tage zupft ſie und zupft vor dem Schlafengehen, und weiß Gott! in kurzem ſind ſie doch wieder da, dieſe verräteriſchen Fäden, die keinem Menſchen auf der Welt Freude machen.

Eines Tages bei einem Spaziergang beobachtet Sibylle die Freundin, ſtreift ihr etwas aus der Stirn, und als Anna ſie verlegen und hilflos fragend anſieht, bricht ſie in Lachen aus und ſchlingt die Arme um die Freundin. „Anna, wozu eigentlich die Komödie voreinander? Wollen wir es uns gegenſeitig bekämpfen helfen, das zudringliche Unkraut?“ Und dann ziehen ſie einander die grauen Haare aus, und jede lügt der andern vor, daß ſie eigentlich nur ein und das andre finden könne.

Einmal aber ließ Anna entmutigt die Hände von Sibyllens Schläfen gleiten. — Da lächelte Sibylle ſanft und ſagte: „Wir werden uns deshalb nicht weniger lieb haben.“

Nein, ſie hatten ſich nicht weniger lieb.

Als der letzte Glanz der Jugend erloſchen war, da kam der Schutzengel der Menſchheit auf ſie herniedergerauſcht und lehrte ihren Lippen aufs neue das Lächeln. Und ſie öffneten ihm ihr kleines Heim und ſagten: „Bleibe bei uns, heiliger Humor, denn — es will Abend werden!“

Er malte auf ihre Wände die Sonne und goß in Annas allzu weiche Züge Schalkhaftigkeit und Frohmut, und Sibylle begann die Dinge des Lebens anzuſehen, wie nie bisher. „Wir haben alles überwunden, Anna, die Stürme der Sehnſucht und den Trug der Hoffnung, die Wünſche und die Furcht vor ihrem Scheitern. Jetzt erſt ſind wir glückliche Menſchen ...“

„Lüg doch nicht ſo greulich,“ ſagte Anna lakoniſch. Aber ein Blick in Sibyllens ſtrahlende Augen belehrte ſie, daß die Freundin wirklich ſo fühlte, wie ſie ſprach. Beſchämt ſenkte Anna den Kopf. „Du haſt recht. Wir haben einen Apfelbaum vorm Hauſe —“

„Und die Glut auf unſerm Herde iſt noch nie erloſchen —“

„Wir haben unſer tägliches Brot —“

„Und friſche Butter dazu —“

„Und ich beſitze eine Freundin, die, wenn ſie nicht gerade ihre böſe Laune hat, ſehr lieb iſt.“

„Was wollen wir mehr? Gibt’s überhaupt mehr in dieſer Welt? Weißt du, wir haben’s eigentlich unverſchämt gut. Wenn wir einander nicht gefunden hätten oder verlör —“

Anna legte ihr die Hand auf den Mund. „Behalt den Reſt des Satzes.“

Sibylle nickte. „Haſt recht. Es kommt zeitig genug.“

In der heißen Jahreszeit wurden ſie zuweilen übermütig und gingen in die „Sommerfriſche“. Am Ende des Dorfes ſtand eine Hütte in einem großen Obſtgarten, den Wieſen und Felder umſäumten. Dieſe Hütte gehörte Peter, den ſie den Milchpeter nannten, weil er ihnen die für ihren Haushalt nötige Milch lieferte. Er war ein in mittleren Jahren ſtehender Bauer mit einem Rieſenkropf, den er unter ſeinem Halstuch verborgen trug. Auch ſonſt plagte ihn die Schönheit nicht. Aber deſto ſchöner waren ſeine beiden Kühe, denen er ſeine ganze Zärtlichkeit widmete. In Milchpeters Obſtgarten verbrachten die Freundinnen die heißeſten Sommerſtunden, und das nannten ſie „in die Sommerfriſche gehen“. Sibylle natürlich war wie immer von verſchwenderiſchen Gelüſten erfüllt. Eines Tages ging ſie ins nahe Städtchen und kaufte zwei Ruheſeſſel, die ſehr hübſch und bequem waren und nicht wenig Geld koſteten. Die wurden unter eine breitäſtige Kaſtanie geſtellt. Anna blickte auf die Seſſel wie auf zwei Ungeheuer, die den Wohlſtand ihres Hauſes verſchlungen hatten.

„Sind ſie — bezahlt?“ brach ſie endlich los.

„Sogar — überzahlt, wie ich ſchätze.“

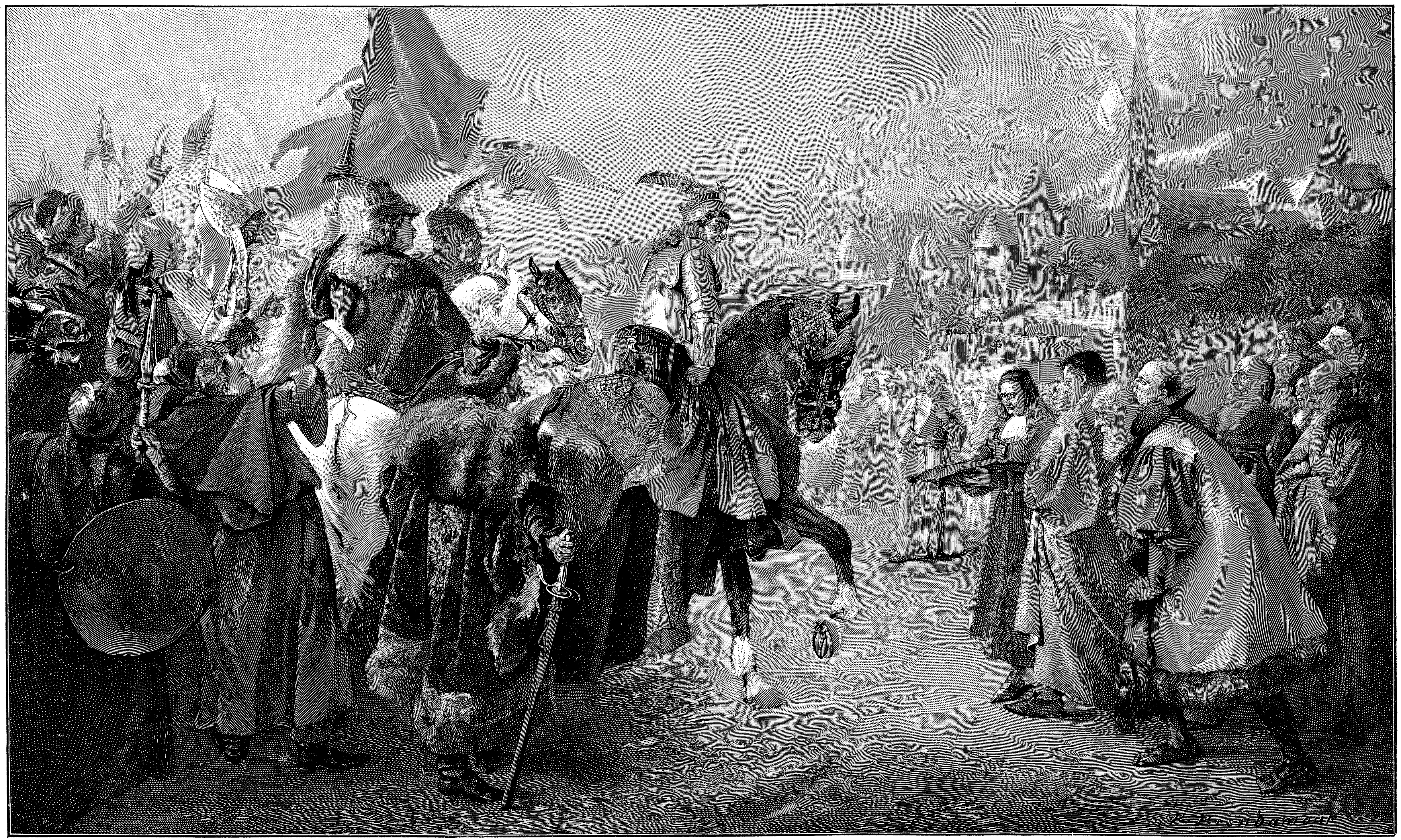
„Und — woher?“ Ihr Geſicht nahm den Ausdruck eines Großinquiſitors an, ſo gut dieſes treue Geſicht das konnte.

„Woher? Nun — ich habe meine Kette ver—“

„kauft, großer Gott!“ Die runden Hände rangen ſich beſtürzt. „Die goldne Halskette, die dir deine Mutter hinterlaſſen hat ...“

„Hätteſt du mich doch ausreden laſſen. Verkauft habe ich nicht ſagen wollen, ſondern verſetzt.“

„Ach!“ Anna ſinkt in den reizenden Seſſel und läßt den Kopf auf die Bruſt fallen. „Wie ſchrecklich! Sibylle von Eigner im Verſatzamt!“


R. Brendamour

König Matthias Corvinus von Ungarn vor Wien im Jahre 1485

Nach dem Gemälde von Otto Koroknyai

„Da finde ich nichts Schreckliches daran. Ich löſe ſie ja wieder aus."

„Sibylle!" Anna kniete vor ihr nieder und umſchlang ſie. „Verſprich mir eins. Wenn du wieder Geld brauchſt, leih dir's von mir aus, ja? Geh nicht zu fremden Menſchen, verſprich's!"

„Na, deine Prozente!"

Sie lachten. Endlich ſchmeichelte Anna ihr den Pfandſchein heraus. „Weißt du, in der chineſiſchen Teetaſſe, die du mir zum letzten Geburtstag geſchenkt haſt, da hab' ich immer ein oder das andre Goldſtück verwahrt, für alle Fälle . . ."

Anderntags unterſuchte Sibylle die bewußte Taſſe, fand aber nichts darin. Hingegen verwahrte Anna einen Gegenſtand ſorgſam in ihrem Schrank, deſſen Schlüſſel ſie ganz gegen ihre Gewohnheit abzog und einſteckte.

Sibylle lachte. „Du haſt die Kette eingelöſt."

„Das geht dich nichts an."

„Oho!"

„In vierzehn Tagen iſt der Erſte, da kannſt du ſie wieder auslöſen."

„Weshalb gibſt du ſie mir nicht?"

„Du verbummelſt ſie ja doch wieder."

„Hm! Na, dann gib mir noch fünf Mark darauf."

Anna ſchnitt eine Grimaſſe. „Wozu?"

„Das ſag' ich ſpäter."

Ein paar Tage darauf paradierte ein Bambustiſchchen in der „Sommerfriſche" zwiſchen den beiden Seſſeln, in denen die Freundinnen ruhten.

„Ich erleb's noch, daß du eine Equipage und einen Livreebedienten anſchaffſt," ſtöhnte Anna.

Sibylle ſchmunzelte. „Gib mir lieber meine Kette zurück, du Mißtrauiſche."

„Nicht bevor du ſie auslöſeſt."

Am Erſten des nächſten Vierteljahres kam dieſer große Moment nun wirklich heran. Sibylle pflegte immer ihr Geld Anna zu übergeben, und Anna begann jedesmal, um Sibyllens „Verſchwendung" zu ſteuern, ein großes Lamento über die Teuerung, über Fleiſch- und Holzpreiſe u. ſ. w. Wie ſollte ſie es anfangen, um bequem mit ihren Einkünften wirtſchaften zu können?

„Laß mich die Haushaltung führen," warf Sibylle ſorglos ein.

„Dich!" Annas runde Augen warfen einen Blick des Mitleids auf die Freundin.

„Du kochſt zu üppig," ſagte Sibylle, innerlich beluſtigt. „Wozu brauchen wir jeden Tag Fleiſch auf dem Tiſch, zweierlei Gemüſe und ein Deſſert. Und abends Tee mit Aufſchnitt. Die Butter iſt auch nicht nötig –"

„Sibylle!" Tränenerſtickt klingt's. „Mir Vorwürfe, daß ich verſchwende, mir!!" Anna ſtürmt zur Tür hinaus, und Sibylle eilt ins Städtchen, um der Freundin ein kleines Geſchenk heimzubringen, das ſie wieder verſöhnen ſoll.

*

Der Apfelbaum hat ein weißes Gewand an. Sibylle und Anna ſitzen am runden Tiſch in ihrer Wohnſtube im Schein der freundlichen Oellampe. Sibylle lieſt vor, Anna ſtrickt. Sibylle lieſt Gedichte von Renatus Münſter — wer kennt ihn noch? Das Buch riecht nach Lavendel und Moder, und ſein Ledereinband iſt verblaßt.

> „Was des Lebens rauhe Stürme bringen,
> Wie die ernſte Woge ſteigt und fällt,
> Was gelingen ſoll, es wird gelingen,
> Kämpft dagegen auch die halbe Welt."

Sibylle hält inne und blickt zu Boden. Alte Stimmungen überkommen ſie. Wozu ein ſo glänzender Aufſtieg, wenn der weitere Weg in eine Sackgaſſe mündet? Wozu wirſt du geäfft, armes, hoffendes Herz? Anna läßt die Arbeit in den Schoß ſinken.

Sibylle hört eine Geige ſingen, und Anna ſieht einen braunen Jungen neben ſich ſitzen und vernimmt ein geflüſtertes: Mutter! an ihrem Ohr.

Und die Nacht guckt durch die kleinen Scheiben herein und ſieht die beiden Frauen verſtummt vor ſich hinblicken. Was wollt ihr zwei? Beſitzt ihr nicht das Größte im Leben? Reicher wie Gott ſeid ihr, denn er iſt einſam und hat keinen Freund.

Ein leiſes Klirren geht vom Fenſter aus. Anna fährt zuſammen, dann gleitet ſie vor die Freundin und legt die Arme um ſie.

Das goldene Kettlein wanderte von Sibylle zu Anna und von Anna zu Sibylle. Die „Verſchwenderin" hatte immer verwegene Pläne im Kopf. Denkt euch, ſo hat ſie Anna zu einer — Schlittenfahrt eingeladen. Welch bodenloſen Leichtſinn das auch enthüllen mag, es iſt doch ſo. Aus dem Städtchen kam der Schlitten mit zwei runden, wohlgenährten Pferden und einem luſtigen Kutſcher, und er führte die beiden Damen in die nächſte Ortſchaft, wo ſie bei dem berühmten Kranzlwirt eine opulente Jauſe, Kaffee und Kuchen — auch der Kutſcher erhielt ſeinen Teil davon — einnahmen. Bei der Heimkehr, als die Schellenglöcklein der Pferde luſtig klangen, meinte er ſchmunzelnd: „Die Damen haben es gerade noch getroffen. Es war wohl der letzte Wintertag. In der Luft liegt Regen, der Schnee wird bald weg ſein."

Der Kutſcher hatte recht. Nach einigen Tagen trat unvermittelt Regenwetter, von einem warmen Wind begleitet, ein. Der Schnee verſchwand wie jemand, der ein böſes Gewiſſen hat, aus der Sehweite der Menſchen. Zwiſchen dahinjagenden Wolken ſah ein tiefblauer Himmel nieder. Und eines Mittags meinte Anna: „Jetzt können wir die Winterfenſter forttun."

Und die äußeren Fenſter blieben wieder den ganzen Tag geöffnet wie in den ſchönen ſanften Zeiten des Blühens. Die erſte Amſel begann zu ſtammeln, der Fink ſchrie frech in den Tag hinein, als ob die Erde und der Apfelbaum nur allein für ihn erſchaffen wären. Auch die Fenſter der Kloſterſchule nebenan ſtanden weit geöffnet, und man hörte Kinderſtimmen innig ſingen: Herr, ich glaube, Herr, ich hoffe, Herr, von Herzen lieb' ich dich! . . . Fromm und ſelig war alles weit und breit geworden. Die Freundinnen ſchloſſen ihre nach Roſenblättern duftenden Schränke auf und hielten Heerſchau über ihre Sommertoiletten. Dann kam eine Zeit fleißigen Nähens. Anna trug ihre Kleider gern eng, und Sibylle liebte alles Weite, Fließende. Sie drehten ſich vor dem Spiegel wie zwei Backfiſche, und jede fand heimlich, daß eigentlich die Hübſchere doch ſie ſei.

Im Juni ſtahl ſich Sibylle, ohne Anna davon zu unterrichten, in Milchpeters Hütte. Sie fand ihn tiefſinnig in der Stube ſitzen, und als ſie ihn fragte, ob ſie nun bald ihre Seſſel ſchicken könnten, machte er ein ratloſes Geſicht und ſeufzte. „Denken S', gnä Fräulein, was mir geſchehen is. Ich hab', ſechs Stunden von hier, im Gebirg', einen Bruder gehabt, und der is neulich geſtorben —," er ſtockte, und Sibylle ſagte teilnahmsvoll: „Das tut mir herzlich leid."

Der Milchpeter ſchüttelte den Kopf. „Dös is es nöt. Der Bruder hat an Buab'n hinterlaſſen —"

„Wie traurig, der iſt jetzt zur Waiſe geworden."

„Dös is es auch nöt." Milchpeter kraute ſich hinterm Ohr. „Der Bua is a Dodl (ſchwachſinnig)." Sibylle ſuchte abermals nach einem tröſtenden Wort.

„Dös is es auch nöt, aber die Gmoan hat den Buab'n nöt ins Siechenhaus nehmen wollen und mir übergeben." Und Milchpeter ſpuckte in großem Bogen durch die Stube. „Der Bua is nämlich a böſer Dodl, und ma is nöt recht ſeines Lebens neben ihm ſicher. I hab' vorgeſtern a ganze Haſelſtaud'n auf ſein Buckl entzweigehauen, aber die Schläg is er ſchon ſo viel gewöhnt."

„Was tut denn aber der Arme ſo Böſes?" fragte Sibylle ängſtlich.

„Fragen S' lieber, was tut er nöt? Augenblicklich ſteckt er hinten beim Steinbruch und ſchmeißt mit Steinen auf die vorübergehenden Leut', mit Rieſenbrocken, er is fürchterlich ſtark."

In dieſem Augenblick ſtreckte ſich ein Kopf zum kleinen Fenſter herein und fuhr beim Anblick des Bauern ſchleunig zurück. Sibylle fühlte ſich unheimlich berührt. Da konnte man freilich nicht gut herauskommen. Aber ihr im Innerſten weiches Frauenherz ſuchte nach Auswegen; vielleicht wenn man dem armen Teufel gut entgegenkam, würde er ſeine Bosheit aufgeben.

Sie erzählte Anna daheim die Geſchichte, und dann machten ſich beide behutſam nach dem Steinbruch auf, wo der Idiot die meiſten Stunden des Tages einſam verbrachte. Sie erblickten ihn. Sein Geſicht glich dem eines alten böſen Zwerges. Zwiſchen den roten Fäuſten hielt er mächtige Steine, die er abwechſelnd in die Höhe warf und auffing. Dabei lallte er unverſtändliches Zeug vor ſich hin.

„Gott bewahre mich!" flüſterte Anna und zog Sibylle mit ſich fort, die plötzlich einſilbig geworden war und einem Gedanken nachzuhängen ſchien.

Anderntags hörte Anna, am Küchenherd ſtehend, über ſich auf dem Speicher ein Geräuſch. Sie lauſcht und ruft dann durch die geöffnete Küchentür: „Sibylle, biſt du oben?" „Ja," tönt's herab. „Was machſt du denn dort?" „Laß mich zufrieden," klingt es zärtlich zurück. Was kann ſie denn nur da oben ſuchen? Anna gießt einen Löffel Fleiſchbrühe auf ihren Kalbsbraten, damit er nicht anbrennt und geht über die Bodenſtiege hinauf. Da ſieht ſie Sibylle tief über ihren großen Koffer geneigt, wie nach etwas ſuchend. Bei Annas Nahen erhebt ſie ſich ungeſtüm. „Ich hab' dir doch geſagt, daß du mich in Frieden laſſen ſollſt." Anna zieht gekränkt ab. Natürlich, es gibt ja wieder Kalbsbraten. Wenn es Kalbsbraten gibt, iſt immer Streit im Hauſe, das hat ſie ſchon ſeit Jahren beobachtet.

Eine Woche darauf, ſie ſind natürlich längſt wieder verſöhnt, gehen ſie an einem beſonders warmen Tag zu Peter hinaus. Anna hat ſonſt immer an Tagen, da ſie ſich draußen aufhielten, in Peters geräumiger Küche ihr Mittagbrot bereitet. Mit einigem Zögern betritt ſie die Küche.

„Er iſt im Steinbruch," ſagt Peter. „Ich hab' ihm Brot und Speck für den ganzen Tag mitgegeben, damit er uns in Ruh' laßt."

Der Tag iſt himmliſch ſchön. Anna hat im Garten unter der Kaſtanie gedeckt, ſie eſſen ihr Mittagbrot, ſchlürfen ihren Kaffee, von Finken und Spatzen umflattert, die um Semmelkrumen betteln.

Milchpeter geht ab und zu, treibt ſeine Rote, die plötzlich Luſt bekommen hat, den Damen eine Viſite zu machen, hinaus auf die Wieſe. Dann und wann tanzen Obſtbaumblüten durch die Luft, eine hat ſich in Sibyllens Haar verirrt. „Dir ſitzt ein Maikäfer hinterm Ohr," ſagt Anna ernſthaft, und wie Sibylle beſtürzt hingreift, erfaßt ſie die Blüte und gibt Anna einen Namen aus der Zoologie. Später beginnt der Himmel rötlich zu glühen, unter den dichtbelaubten Bäumen ein herrliches Schauſpiel. Die beiden Freundinnen verſtummen in ihrem Geplauder und ſehen ergriffen empor.

Da ſchlägt ein zürnendes Lallen an ihr Ohr. Unweit von ihnen erblicken ſie ein rundes, altes Geſicht, das ſtruppiges Haar umgibt. Anna ſtößt einen Schrei aus, unter der Haustür erſcheint finſter der Bauer, eine Peitſche in der Hand. Sibylle neigt ſich haſtig nieder und hebt etwas auf, das bislang unter ihrem Plaid verborgen gelegen hat.

Und auf einmal ertönt eine wunderbare Stimme durch den Garten. Weich und beruhigend, aber nicht wie Froheit Trauer zu beſänftigen ſucht, ſondern wie Leid zu Leid ſpricht. Der Idiot ſtarrt mit aufgeriſſenen Augen auf die ſchlanke Frau, die ſich erhoben hat, das Etwas im Arm, dem ſie ſo wunderſame Töne entlockt. Er blickt in ihr Geſicht, deſſen Augen geſchloſſen ſind, auf die Lippen, die erblaßt ſind unter der eignen Ergriffenheit. Und wie ein ſcheues Tier, das himmliſcher Lockung folgt, wohl bewußt ſeines eignen Unwerts, ſchleicht er näher und näher, bis er ſich endlich dicht vor ihr am Boden niederkauert, das Geſicht zu ihr erhoben.

Sie merkt es lange nicht, als ſie endlich die Wimpern aufſchlägt, begegnet ſie zwei großen, runden Augen. Da iſt keine Bosheit mehr zu finden, da ſtarrt nur ein großes, heißes Weh heraus, ein Weh gleich dem der ſtummen Beſtie, die nicht reden noch klagen kann. Und Sibylle ſenkt den Bogen und legt die weiße Hand auf das Haupt des Hingekauerten. Ganz unbeweglich blickt er zu ihr auf, dann fliegt ein Lächeln über die häßlichen Züge, das Sibylle in ihrer Todesſtunde nicht vergeſſen wird, ſo demütig-dankbar, ſo ſcheu-glückſelig iſt es.

Gebt einen Tropfen Liebe, nicht Almoſen, nicht herablaſſende Gnade, Liebe, Bruderliebe, und ihr erhebt die Sünde zur Tugend, die Häßlichkeit zur Schönheit, die Finſternis zum Licht . . .

Von dieſem Tage an ſpielte Sibylle ihm täglich vor, und er wurde von Stunde zu Stunde umgänglicher und menſchlicher.

Der Bauer konnte ihn nun zu allen möglichen Dienſten verwenden, er weigerte ſich nicht mehr, gehorſam zu ſein. Die Abendſtunde erwartend, vollbrachte er freudig die ſchwerſten Arbeiten, die man von ihm forderte.

Im Winter erlaubte ihm Sibylle, ab und zu bei ihnen einzutreten, um in einer Ecke der Stube ein Stündchen ihrem Spiel zu lauſchen. Dann verklärten ſich die abſtoßenden Züge, und er kämpfte und rang, um ein Wort, eine Geſte hervorzubringen, die ſein Glück ausdrücken ſollte. Die Sprache verſagte, aber in ſeine Augen kam ein Ausdruck ſtiller Ergebung, dankbarer Hingabe, der dieſem Idiotengeſicht ſein Abſchreckendes benahm, ſo daß man nur herzliches Mitleid mit ihm empfand.

„Siehſt du," ſagte Anna eines Abends, an die Freundin geſchmiegt, „nun weißt du doch, weshalb es ſich ſo fügte, daß du nie öffentlich aufgetreten biſt.. Das Schickſal hatte dir eine höhere Aufgabe geſtellt. Eine arme Seele haſt du erlöſen ſollen, das iſt mehr, als verwöhnten Ohren Vergnügen bereiten."

Jahre vergingen. Die Zeit brach an, da jeder Tag den Freundinnen als beſonderes Geſchenk Gottes erſchien, da ſie unter ihrem Apfelbaum ſaßen und den Sonnenſchein auf dem Schnee ihrer Scheitel wohltätig empfanden. Nun war die Sehnſucht ihrer Herzen wirklich verklungen, ſie wünſchten nichts mehr, ſie waren froh und glücklich, daß ſie leben, daß ſie das Aufblühen der Roſenknoſpen auf ihrem Fenſterbord beobachten, daß ſie jeden Morgen den Himmel ſich röten ſehen durften.

Klar zum Gefecht!

Japans Wehrmacht zur See

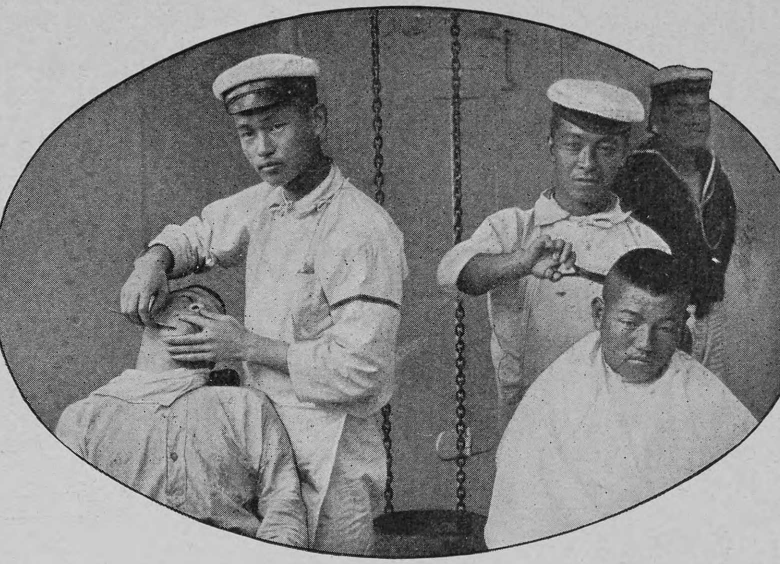
(Mit ſieben Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Die Unſicherheit der gegenwärtigen Lage in Oſtaſien, die Gefahr, die immer noch beſteht, daß es über kurz oder lang zum Kriege zwiſchen Rußland und Japan kommen kann, und die überaus wichtige Rolle, die in dieſem Falle die japaniſche Flotte ſpielen wird, laſſen es angezeigt erſcheinen, einen kurzen Blick auf den Beſtand und die militäriſche Leiſtungsfähigkeit dieſes Teils der Wehrmacht des Inſelreiches zu werfen.

Aus dem ſiegreichen Kampf am Yalufluß haben die Japaner mit Sorgfalt und Verſtändnis ſo viel taktiſche Lehren und techniſche Erfahrungen geſammelt, daß ſie ſich ſeitdem eine Kriegsmarine geſchaffen haben, die, wenn auch noch nicht an Zahl, ſo doch in jeder andern Beziehung erſten Ranges iſt. Die neugeſchaffene japaniſche Flotte beſteht in erſter Linie aus 6 Panzerſchiffen I. Klaſſe, die in ihren neueſten Typen eine Waſſerverdrängung von über 15000 Tonnen und mehr als 18 Knoten Geſchwindigkeit haben. Alle dieſe Schiffe ſind ſeit dem Jahre 1896 von Stapel gelaſſen, haben nur moderne Geſchütze ſchweren Kalibers und ſind in ihren drei neueſten Typen mit Krupp-Panzerung verſehen. Zur Klaſſe der Schlachtſchiffe II. Klaſſe gehören das ehemalige chineſiſche Panzerſchiff „Chin-Yen“, das nach ſeinem vollſtändigen Umbau als Schlachtſchiff Verwendung finden ſoll, wenn es auch ſeiner Größe und Armierung nach hinter den Kreuzern I. Klaſſe rangiert, ferner der alte, im Jahre 1878 gebaute „Fuſo“.

Der Größe und dem Gefechtswert nach folgen den Panzerſchiffen 7 Kreuzer I. Klaſſe, die auf engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Werften gebaut ſind. Dann kommen 9 Kreuzer II. Klaſſe von 3700 bis 4900 Tonnen Waſſerverdrängung und einer Schnelligkeit von 16 bis 23 Knoten. Vier von ihnen ſind auf engliſchen Werften gebaut, während ſich die andern auf japaniſche und amerikaniſche Werften verteilen. Die übrigen japaniſchen Kriegsſchiffe ſtammen mit Ausnahme einiger Kreuzer III. Klaſſe, einiger Kanonenboote und Torpedofahrzeuge aus älterer Zeit, ſind aber teilweiſe moderniſiert und neu armiert worden.

Die beiden wertvollſten Lehren, die Japan dem Kriege mit China entnommen, waren die Erkenntnis von dem hohen Wert der Schnellfeuergeſchütze und der Widerſtandsfähigkeit moderner Panzer. Am Yaluflusse hatte Japan nicht ein einziges Panzerſchiff; nur über Kreuzer verfügte es. Die Hauptarmierung ſeiner Schiffe aber beſtand in Schnellfeuergeſchützen, mit denen es trotz ſeiner ungepanzerten Schiffe der chineſiſchen Flotte zu Leibe ging. Die beiden Panzerſchiffe der letzteren wurde dabei in ihren nicht geſchützten Teilen von den japaniſchen Schnellfeuergeſchützen in kurzer Zeit durchſchlagen, ſo daß ſie bei der Entſcheidung der Schlacht nicht mehr mitſprechen konnten, obgleich ihr Panzer und die Barbettetürme unverſehrt geblieben waren. Auch hatten ihre ſchwere 30 Zentimeter-Geſchütze auf den japaniſchen Schiffen großen Schaden angerichtet. So wurden zum Beiſpiel auf dem Flaggſchiff des Admirals Oto durch ein einziges Geſchoß eines 30 Zentimeter-Geſchützes, das das Zwiſchendeck durchſchlug, 90 Offiziere und Matroſen getötet oder verwundet. Nachdem dann die in dem Kriege gemachten Erfahrungen geſammelt und geſichtet waren, beſtellten die Japaner in England zunächſt 2 Panzerſchiffe I. Klaſſe, die „Yaſhima“ und „Fuji“. Nach dieſen Panzern wurde bei Armſtrong die „Shikiſhima“ gebaut, die im November 1898 zu Waſſer gelaſſen wurde und bereits im Oktober 1899 unter eignem Dampf nach ihrer neuen Heimat fahren konnte. Sie ähnelt dem „Royal Sovereign“-Typ der engliſchen Flotte und iſt ein Schiff von hohem Gefechtswert. Das vierte Schlachtſchiff der japaniſchen Flotte iſt techniſch noch vollendeter als die „Shikiſhima“ und ähnelt ebenfalls dem modernſten Typ der Engländer. Mit einer Waſſerverdrängung von 15443 Tonnen gehört der „Aſahi“, der im Jahre 1899 auf der Werft zu Glasgow vom Stapel lief, immer noch zu den größten Kriegsſchiffen der Welt. Zur ſelben Klaſſe dieſer Schlachtſchiffe zählen als fünftes Schiff die „Hatſuſe“, die ebenfalls 1899 zu Elswick vom Stapel gelaſſen wurde, und als ſechſtes die „Mikaſa“, die im Jahre 1902 an die japaniſchen Marinebehörden abgeliefert worden iſt.

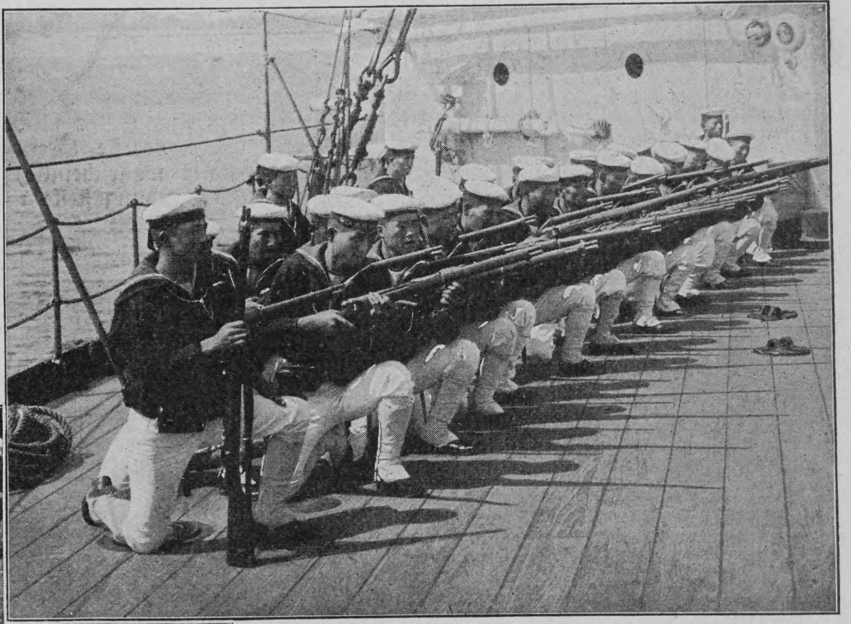


Feiertagstoilette an Bord

Von den 7 Kreuzern I. Klaſſe ſind 5 auf einer engliſchen Werft nach gleichem Typ gebaut; von ihnen wurden „Aſama“ und „Tokiwa“ im Frühjahr und Sommer 1898 vom Stapel gelaſſen und im Februar reſp. Mai 1899 in Dienſt geſtellt, während „Idzumo“ im Jahre 1901, „Iwate“ und „Idzonno“ zu Anfang des Jahres 1902 abgeliefert worden ſind. Von den beiden übrigen Kreuzern dieſer Klaſſe iſt die in Rochefort gebaute „Azuma“ im Herbſt 1898 in Dienſt geſtellt worden, während der in Stettin gebaute „Yakumo“ 1902 die Ausreiſe nach Japan angetreten hat.

Unter den 9 Kreuzern II. Klaſſe ſind geſchichtlich die intereſſanteſten die in Japan in den Jahren 1889, 1890 und 1891 gebauten 3 Schweſterſchiffe „Itſukuſhima“, „Haſhidate“ und „Matſuſhima“, die an der Schlacht am Yalufluß teilnahmen und nach dem Kriege ausgebeſſert und ſtärker armiert worden ſind. Von 2 weiteren Kreuzern dieſer Klaſſe iſt die „Chitoſe“ 1897 in San Franzisko, die „Kaſagi“ 1898 in Philadelphia gebaut worden. Beide Schiffe ſind anfangs des Jahres 1900 abgeliefert worden, und die „Chitoſe“ hatte bei der vertragsmäßigen Probefahrt einen Rekord aufgeſtellt, durch den ſie mit 23,76 Knoten der ſchnellſte Kreuzer ihrer Klaſſe geworden war. Der bei Armſtrong auf der Walcker-Werft gebaute „Takaſago“ gehört derſelben Klaſſe an und iſt im Sommer 1898 in Dienſt geſtellt worden, nachdem er im Sommer 1897 vom Stapel gelaufen war. Die 3 letzten Kreuzer dieſer Klaſſe, „Naniwa“, „Takatſhiho“ und „Yoſhino“ ſind, wie der „Takaſago“, von Armſtrong und nach gleichem Typ gebaut, aber ſchon im Jahre 1893 abgeliefert worden, daher in ihren Maßen und in der Beſtückung etwas vom „Takaſago“-Typ verſchieden.

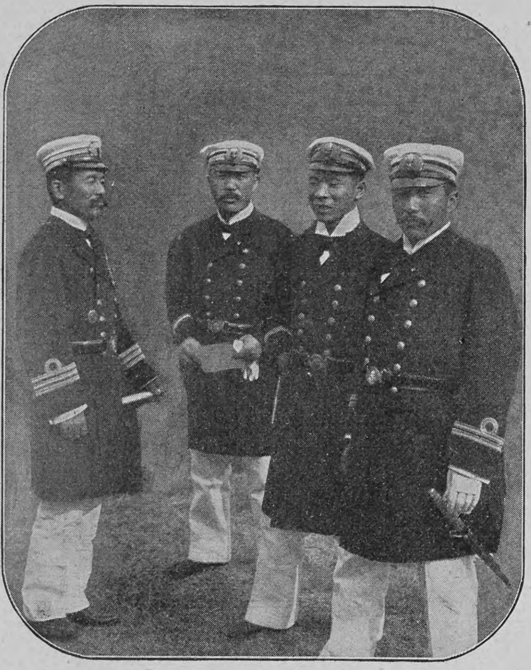
Rechnet man zu den voraufgezählten Schiffen 28 ältere Torpedoboote und 23 Torpedoboote I. Klaſſe, 31 II. Klaſſe und 35 III. Klaſſe, die teils



Ausbildung japaniſcher Matroſen mit dem Infanteriegewehr

Bajonettübungen an Bord eines japaniſchen Kriegsſchiffes in Deutſchland, England und Frankreich gebaut worden ſind, ſowie 6 brauchbare Kanonenboote, die Japan den Chineſen im Kriege abnahm, ſo kommt man zu dem Reſultat, daß Japan heute insgeſamt nahe an 200 Kriegsſchiffe aller Gattungen zur Verfügung hat.

Doch nicht genug mit dieſem anſehnlichen Beſtande maritimer Kraft, beabſichtigt die japaniſche Regierung ihr Flottenmaterial wiederum zu vermehren und im Laufe der nächſten Jahre 3 Schlachtſchiffe, 3 Panzer und 2 Kreuzer II. Klaſſe neu zu bauen. Wie aus dem japaniſchen Marineetat für das Jahr 1903 erſichtlich, wurden für dieſe Neubauten im ganzen 59860304 Yen (à 2 Mk. 9 Pfg.) gefordert und ſollte mit dem Bau der Schiffe noch in dieſem Jahre begonnen werden. Die Schlachtſchiffe ſollen in England, die Kreuzer in Japan gebaut werden; man erfährt von den Konſtruktionsbedingungen bis jetzt, daß die Schlachtſchiffe ein Deplacement von 16000 Tonnen erhalten und mit 16500 Pferdekräften eine Geſchwindigkeit von 18,25 Knoten erreichen ſollen. Der Bau dieſer Schiffe ſoll ſich auf die Jahre 1903 bis 1913 erſtrecken. Die Panzerkreuzer ſollen ein Deplacement von 11000 Tonnen erhalten und mit 24000 Pferdeſtärken eine Geſchwindigkeit von 22,5 Knoten erlangen; dieſe Schiffe ſollen in den Jahren von 1905 bis 1913 fertiggeſtellt werden. Was endlich die Kreuzer II. Klaſſe anlangt, ſo iſt für dieſe ein Deplacement von 5000 Tonnen vorgeſehen, während ihre 17500 Pferdeſtärken den Schiffen eine Geſchwindigkeit von 23 Knoten geben ſollen; als Bauperiode für dieſe Schiffe ſind die Jahre von 1911 bis 1913 beſtimmt.



Gruppe japaniſcher Seeoffiziere

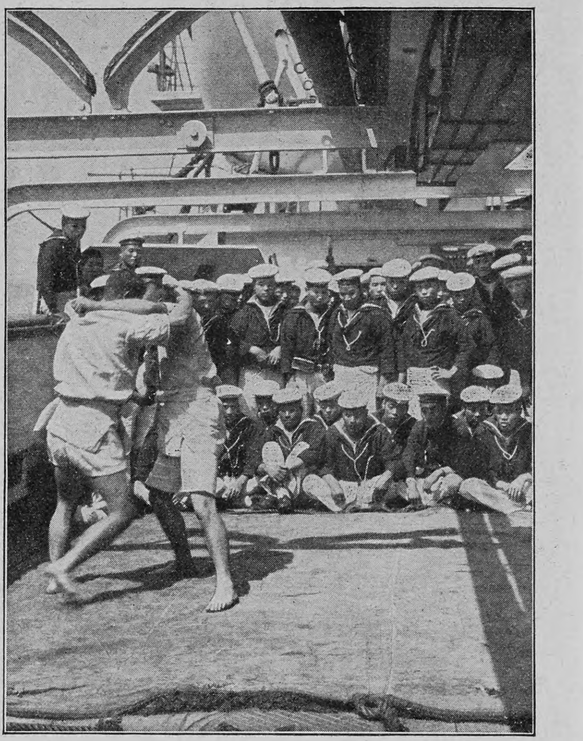
Bei der ſpaniſchen Flotte hatte es ſich im Kriege mit den Vereinigten Staaten gezeigt, daß auch ganz gute Schiffe wertlos ſind, wenn taktiſche und ſtrategiſche Prinzipien fehlen und die Mannſchaft unausgebildet iſt. In dieſe Fehler ſcheint man in Japan nicht zu verfallen, ſondern im Gegenteil danach zu ſtreben, Offiziere und Mannſchaften ſtets auf der Höhe maritimer Anforderungen zu halten.

Zu dieſem Zweck finden alljährlich, oft unter perſönlicher Leitung des Kaiſers, große Flottenübungen ſtatt, bei denen es ſehr geheimnisvoll zugeht und jeder unbefugte Zuſchauer ohne weiteres zurückgewieſen wird. Auch auf Schießübungen verwendet die Marine große Aufmerkſamkeit, und wenn auch Einzelreſultate bisher nicht bekannt geworden ſind, ſo verlautet doch ſo viel, daß der Eifer und das Streben nach Vervollkommnung in bemerkenswerter Weiſe hervortreten. Das erſcheint auch ganz erklärlich, wenn man zurückgreift auf die nahen Beziehungen, in die die japaniſche Marine, ſchon allein durch den Bau ihrer größten Schiffe in England, mit der britiſchen Flotte getreten iſt, und wenn man dazu erwägt, daß das auf dieſem Wege geſchaffene Vorbild ſich allmählich und mit der Zeit in immer ſteigendem Maße auch auf die Ausbildung und die Kriegsvorbereitung der geſamten Flotte übertragen haben wird. Für tüchtige Leiſtungen der japaniſchen Marine ſpricht auch die Tatſache, daß namentlich das Offizierkorps auf hoher Stufe der Intelligenz ſteht und daß Marquis Ito, der, wie es heißt, im Kriegsfall den Oberbefehl zur See übernehmen ſoll, auch im Auslande den Ruf eines erfahrenen Admirals genießt.

Es liegt nahe, einen Vergleich mit der ruſſiſchen Flotte zu ziehen, die in allmählicher Verſtärkung bereits heute 8 Linienſchiffe, 4 moderne Panzerkreuzer, 9 geſchützte Kreuzer und zahlreiche Kanonen- und Torpedoboote in den oſtaſiatiſchen Gewäſſern vereinigt hat und einem in dieſen Tagen erſchienenen franzöſiſchen Blatte zufolge die Abſicht haben ſoll, dieſen Beſtand noch um 5 Schlachtſchiffe, 2 Kreuzer II. Klaſſe und 11 Torpedoboote zu vermehren. Auch ohne dieſen Zuwachs iſt die ruſſiſche Flotte an Zahl der Linienſchiffe dem japaniſchen Gegner überlegen; doch dürfte dieſes Mehr ausgeglichen werden durch die modernere Konſtruktion und die beſſere Beſtückung der Schlachtſchiffe Japans. Zieht aber Rußland noch mehr Schlachtſchiffe heran, dann bleibt das Uebergewicht der Quantität entſchieden auf dieſer Seite, und die japaniſchen Neubauten, die ja erſt im Jahre 1913 fertig ſein ſollen, werden wohl ſchwerlich dazu kommen, in die Entſcheidung bei dem ſcheinbar nahe bevorſtehenden Kampf um die Vorherrſchaft in Oſtaſien eingreifen zu können. Daß dieſer Kampf zuvörderſt zur See ausgefochten werden wird, dürfte nicht zweifelhaft ſein, denn Japan muß ſeine Truppen nach dem Feſtlande hinüberſchaffen, um nicht den Krieg im eignen Lande zu haben, und die Sicherheit dieſer Transporte iſt doch nur dann möglich, wenn die ruſſiſche Flotte aus dem Felde geſchlagen iſt.

Freilich iſt ja von Saſebo aus die koreaniſche Küſte ſchon in 24 Stunden zu erreichen, aber eine Armee von 150000 bis 200000 Mann wird mit allem Zubehör doch mehrere Wochen unterwegs ſein, und wenn man dazu die Unbeholfenheit und faſt völlige Wehrloſigkeit der großen Truppentransportdampfer in Rechnung zieht, wird die Beſorgnis begründet erſcheinen, daß angeſichts einer ſtarken ruſſiſchen Flotte die Seefahrt der japaniſchen Armee auch unter dem Schutze der eignen Kriegsſchiffe nicht unbedenklich iſt. Dazu kommt, daß eine Landung an der Küſte von Korea für den Fortgang der Operationen und die weitere Verwendung der japaniſchen Armee nicht gerade günſtig iſt. Denn einmal führt der Weg durch die Halbinſel über teilweiſe ſehr ſchwieriges Gebirgsgelände und dann laufen die rückwärtigen Verbindungen der Japaner Gefahr, von der feindlichen Haltung der koreaniſchen Bevölkerung ernſtlich bedroht zu werden. Unter ſolchen Umſtänden wird die japaniſche oberſte Heeresleitung im Verein mit der Flotte wahrſcheinlich richtiger handeln, wenn ſie als Landungsſtelle und Operationsbaſis die nordchineſiſche Küſte ins Auge faßt, die in 48 Stunden zu erreichen wäre und den Vorzug hätte, die nahe Verbindung mit der anſcheinend verbündeten oder wenigſtens freundſchaftlich geſinnten chineſiſchen Armee herzuſtellen. Aber auch in dieſem Falle wird es zunächſt darauf ankommen, wie ſich die japaniſche Flotte im Kampf mit dem ruſſiſchen Gegner bewährt.

v. Witzleben

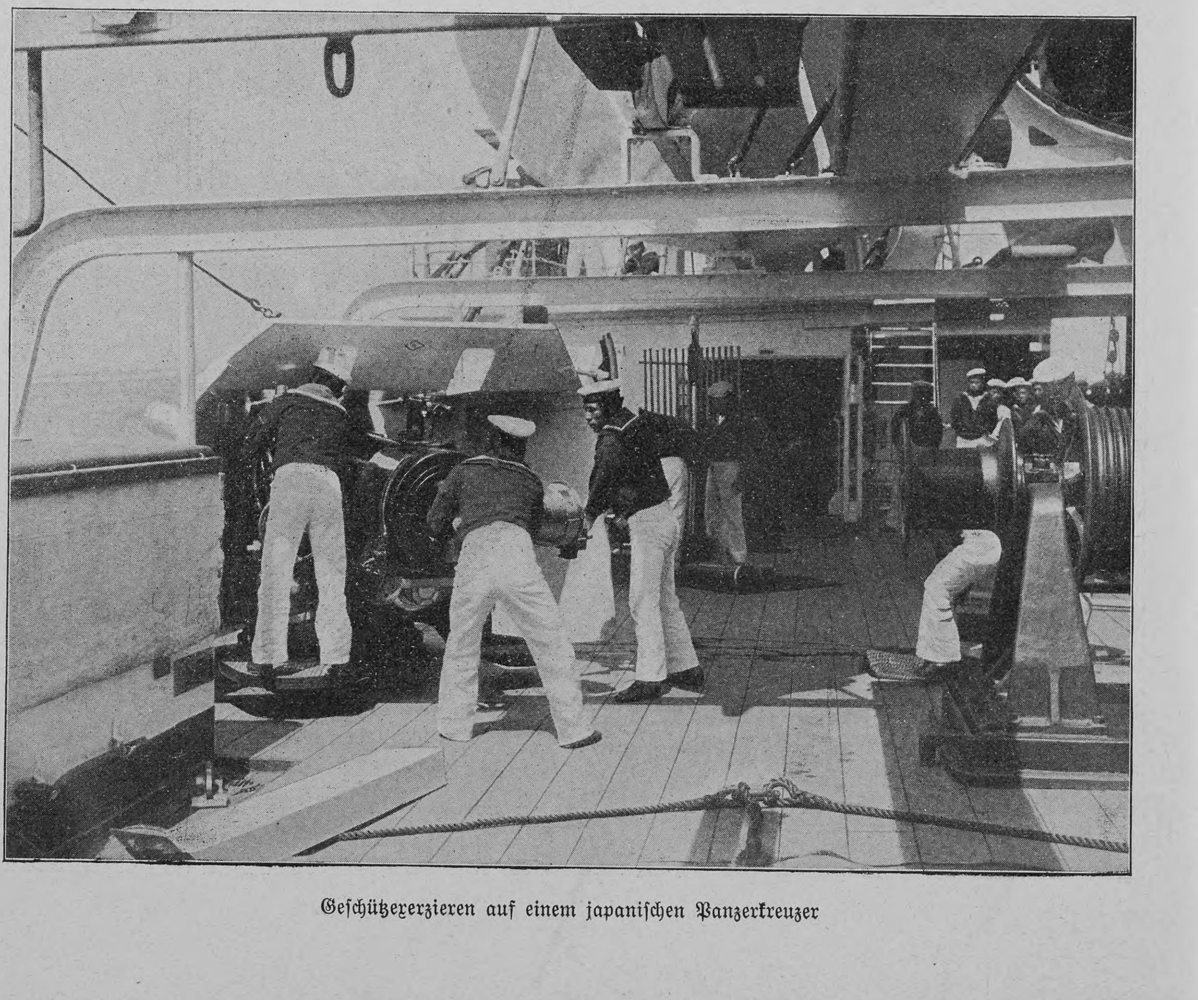


Ringkampf der Matroſen

Matthias Corvinus vor Wien

(Zu dem Bilde von O. Koroknyai S. 373)

Unter den Heldengeſtalten der Blütezeit, die Ungarn im 15. Jahrhundert erlebte, iſt die des Matthias I. Corvinus wohl die glanzvollſte und blendendſte. Mit überraſchender Staatsklugheit wußte Matthias, der fünfzehnjährig (1458) den Thron beſtieg, aller Schwierigkeiten im Innern des Landes Herr zu werden und dann die Kraft ſeines Volkes zum Kampf gegen den immer furchtbarer drohenden Feind, die Türken, zu führen. Ungarns und des ganzen Abendlandes Verhängnis aber ſollte es werden, daß er ſich bald immer mehr nach Weſten wandte, das Ziel ſeines Ehrgeizes war die böhmiſche Königskrone, um die er mit Kaiſer Friedrich III. langwierigen Krieg führte. Auch hier war der Erfolg des Augenblicks auf ſeiner Seite. So fiel am 1. Juni 1485 das ausgehungerte Wien nach langer Belagerung in ſeine Hände. Die feierliche Kapitulation zeigt das Bild des vor einigen Jahren verſtorbenen Malers Koroknyai.



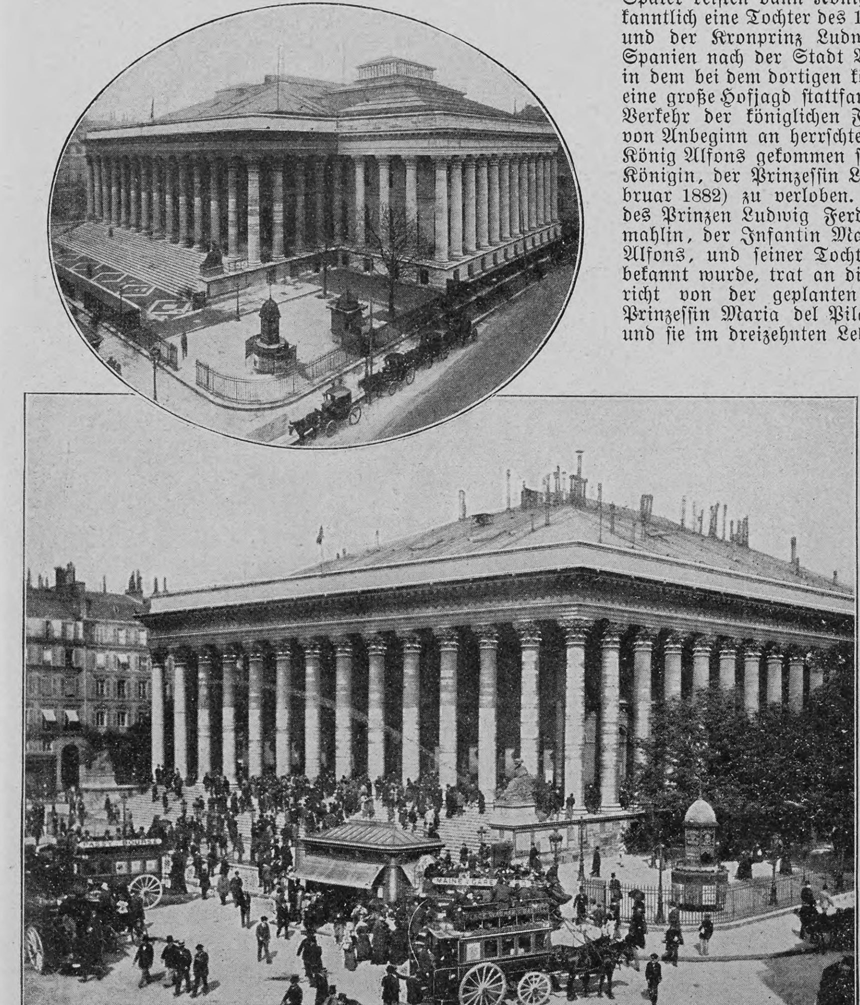
Geſchützexerzieren auf einem japaniſchen Panzerkreuzer

Notizblätter

Giuseppe Zanardelli †

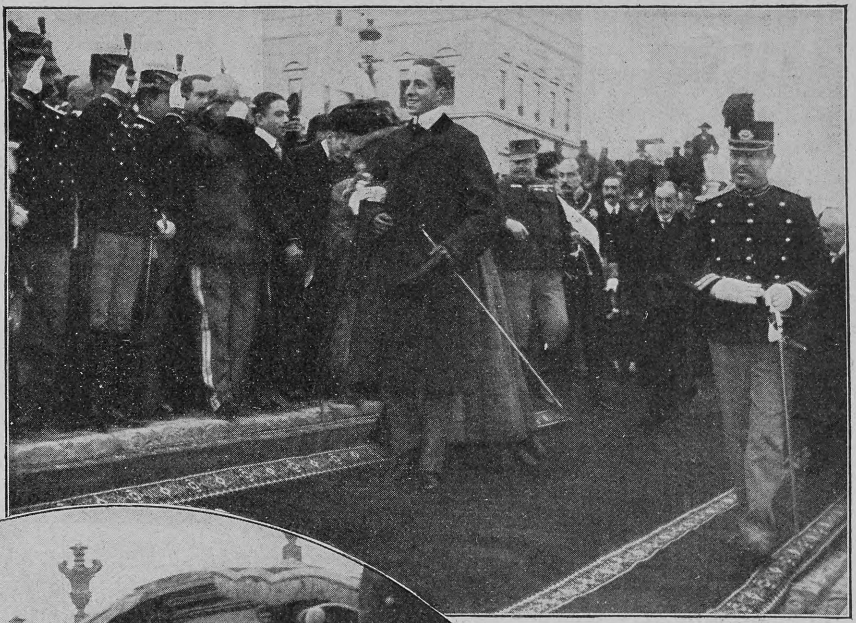
Giuſeppe Zanardelli †

In ſeiner Villa bei Maderno am Gardaſee iſt am 26. Dezember der greiſe Staatsmann Zanardelli geſtorben, der, wenngleich ſchon ſeit langem an Magenkrebs leidend, doch noch bis vor wenigen Monaten als erſter Ratgeber ſeines Königs auf dem Poſten ſtand. Giuſeppe Zanardelli war unter den führenden italieniſchen Politikern der Gegenwart der einzige, deſſen öffentliche Tätigkeit noch in das Revolutionsjahr 1848 zurückreichte; mit ihm iſt dieſe alte Garde ausgeſtorben. Am 29. Oktober 1829 in Brescia, noch als öſterreichiſcher Untertan, geboren, ſtudierte Zanardelli zu Pavia die Rechte, kämpfte als Freiwilliger bei der Erhebung von 1848 mit und ſuchte nach deren Scheitern Zuflucht in Toskana. Nach ſeiner Vaterſtadt auf Grund der Amneſtie von 1851 zurückgekehrt, hielt er rechtswiſſenſchaftliche Vorleſungen und war journaliſtiſch tätig, bis 1859 der Entſcheidungskampf um Italiens Einigung ausbrach. Danach wurde er Rechtsanwalt in Brescia und gehörte ſeit 1860 der italieniſchen Kammer an, immer auf Seite der Linken. Nachdem er 1860 für Garibaldi in Neapel vorgearbeitet hatte, ernannte ihn Ricaſoli zum königlichen Kommiſſar in Belluno. Kaum war 1876 die Linke mit Depretis in den Beſitz der Macht gekommen, ſo wurde auch Zanardelli zur poſitiven Mitarbeit an der Regierung berufen, zuerſt als Miniſter der öffentlichen Arbeiten bis November 1877, dann als Miniſter des Innern vom März bis Dezember 1878 im Kabinett Cairoli. Im Mai 1881 übernahm er das Miniſterium der Juſtiz im Kabinett Depretis, ſchied aber nach zwei Jahren aus, um dieſes Portefeuille im April 1887 aufs neue zu übernehmen, das er auch unter Crispi beibehielt, bis dieſer im Februar 1891 geſtürzt wurde. Die Leitung der Juſtiz durch ihn während dieſer Periode iſt denkwürdig durch die parlamentariſche Annahme des neuen italieniſchen Strafgeſetzbuches. Im November 1892 wurde er zum Vorſitzenden der Kammer gewählt, legte jedoch dieſes Amt im Februar 1894 nieder, beſtieg aber nach den Neuwahlen von 1897 im April abermals den Präſidentenſtuhl. Bei der Umbildung des Kabinetts Rudini im Dezember 1897 übernahm Zanardelli das Juſtizminiſterium. Unter dem jungen König Viktor Emanuel III. wurde er am 14. Februar 1901 Miniſterpräſident und bildete mit Giolitti das demokratiſche Miniſterium, das eine neue Aera des politiſchen und wirtſchaftlichen Fortſchritts herbeiführen ſollte. Erſt am 21. Oktober 1903 zwangen ihn die Fortſchritte des Leidens, dem er nun erlegen iſt, ſich vor den ihm drohenden parlamentariſchen Anfechtungen zurückzuziehen und ſeinem jüngeren Kollegen Giolitti das Feld zu überlaſſen. Perſönlich genoß der als Junggeſelle in ſpartaniſcher Einfachheit lebende Zanardelli, der immer nur das Wohl ſeines Landes im Auge hatte, die größte Hochachtung aller Parteien.

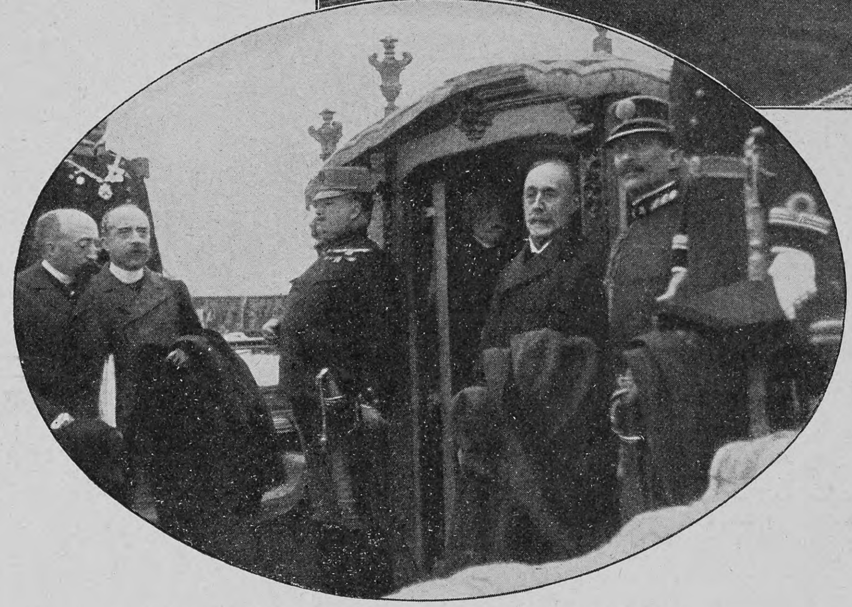


Die Börſe in Paris vor (unten) und nach dem Umbau (oben)

Der Besuch des Königs von Spanien in Lissabon



Begrüßung des Königs Alfons XIII.



Zum Beſuch des Königs Alfons von Spanien in Liſſabon: König Carlos fährt ſeinem Gaſte entgegen

Die beiden ſo eng benachbarten Staaten auf der Pyrenäenhalbinſel ſtanden einander bisher ſeltſam fremd und kühl, ja faſt feindſelig gegenüber, und es hat deswegen beſondere Aufmerkſamkeit erregt, daß der jugendliche König Alfons XIII. ſeine erſte Auslandsreiſe kürzlich gerade nach dem Hofe von Liſſabon unternommen hat. Wenn man gleich von dieſem freundnachbarlichen Antrittsbeſuch gerade keine politiſchen Ergebniſſe zu erwarten braucht, ſo kann er doch immerhin dazu dienen, auch zwiſchen den beiden Nationen etwas wärmere Beziehungen anzubahnen. Als König Alfons in der ſo maleriſch an der vom Tejo gebildeten Bucht gelegenen Hauptſtadt Portugals eintraf, wurde er auf das liebenswürdigſte von dem Könige Carlos I. und der königlichen Familie empfangen. Am Abend fand im königlichen Schloſſe, dem Paço das Neceſſidades, ein Feſtmahl ſtatt, wobei König Carlos einen Trinkſpruch auf ſeinen hohen Gaſt ausbrachte, den Alfons XIII. mit einer verbindlichen Anſprache erwiderte. Später reiſten dann König Carlos, die Königin Amalie, bekanntlich eine Tochter des 1894 verſtorbenen Grafen von Paris, und der Kronprinz Ludwig Philipp mit dem Könige von Spanien nach der Stadt Villa Viçoſa im Diſtrikt Evora, wo in dem bei dem dortigen königlichen Schloſſe befindlichen Forſt eine große Hofjagd ſtattfand. Bei der Herzlichkeit, die in dem Verkehr der königlichen Familie mit ihrem Gaſte erſichtlich von Anbeginn an herrſchte, entſtand alsbald das Gerücht, daß König Alfons gekommen ſei, um ſich mit einer Schweſter der Königin, der Prinzeſſin Luiſe von Orleans (geboren 24. Februar 1882) zu verloben. Als dann die bevorſtehende Reiſe des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern mit ſeiner Gemahlin, der Infantin Maria de la Paz, Tante des Königs Alfons, und ſeiner Tochter Maria del Pilar nach Madrid bekannt wurde, trat an die Stelle des erſten on dit die Nachricht von der geplanten Verbindung des Königs mit der Prinzeſſin Maria del Pilar, obgleich er erſt im achtzehnten und ſie im dreizehnten Lebensjahre ſteht.

Umbau der Pariser Börse

Eines der bekannteſten Bauwerke der franzöſiſchen Hauptſtadt iſt kürzlich umgebaut und erweitert worden. Die Börſe, ein klaſſiſcher Bau mit rieſigen korinthiſchen Säulen, der noch unter dem erſten Napoleon begonnen wurde, konnte den im Laufe der letzten Jahrzehnte gewaltig angewachſenen Bedürfniſſen des modernen Handels und Wandels nicht mehr genügen. Da das eigenartige, beinahe quadratiſche Gebäude aber ſo eng mit der Hauptſtadt und ihrer kommerziellen Entwicklung verknüpft war, ging man ſehr ſchonend zu Werke und ſuchte den hiſtoriſchen Charakter des Säulenbaus nach Möglichkeit zu wahren, indem man an den eigentlichen Kern des Hauſes zwei Flügel in gleichem Stil anbaute. Ohne weitere Feierlichkeiten wurden vor kurzem die neu eröffneten Säle dem Verkehr übergeben, und bald flutete das laute, lärmende Leben, das ſo charakteriſtiſch für die Pariſer Börſe iſt, wieder durch die hohen Hallen. Obwohl jetzt Raum in Hülle und Fülle vorhanden, drängte doch wieder wie früher ein Teil der Börſenbeſucher nach außen, und nach wie vor klingen wieder in lauten Rufen die Kurſe der Goldminen aus den offenen Säulenhallen und von der hohen Freitreppe hinunter in das Straßengetriebe der Stadt.

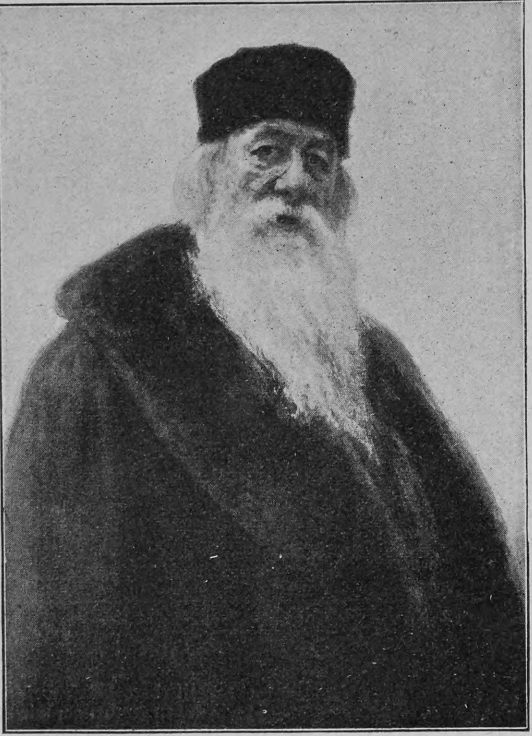
Albert Schäffle †

Am Weihnachtsabend iſt Albert Schäffle geſtorben. Unerwartet riß ihn der Tod aus der Mitte ſeiner Familie, aus dem Kreiſe ſeiner Freunde. Wer dieſe Reckengeſtalt, auf der ein wahrhaft königlicher Kopf ſaß, noch vor kurzem den ſteilen Weg nach ſeiner Stuttgarter Wohnung mühſam, aber ſicher hinaufſteigen ſah, der kann ſich ſchwer an den Gedanken gewöhnen, daß Schäffle jetzt ein ſtiller Mann iſt. Geht man aber in liebevoller, andächtiger Erinnerung die einzelnen Abſchnitte dieſes Lebens Blatt für Blatt durch, ſo iſt man billig erſtaunt vor dem Reichtum innerer wie äußerer Erlebniſſe, vor der harmoniſchen Fülle der Arbeit, die nun abgeſchloſſen iſt. An faſt allen großen politiſchen Ereigniſſen, die Deutſchland und die deutſch ſprechenden Lande im Laufe eines halben Jahrhunderts bewegten, hat Schäffle lebhaften Anteil genommen. Den Jüngling wirft die Begeiſterung des Sturmjahres 1848 aus dem ebenen Geleiſe des theologiſchen Studiums. Begeiſtert eilt er, ſich in die Reihen der badiſchen Aufſtändiſchen zu ſtellen. Glücklich heimgekehrt, findet er Unterſchlupf in der Redaktion des „Schwäbiſchen Merkurs“ und leiſtet zehn Jahre lang journaliſtiſche Fronarbeit. Sein unermüdlicher Fleiß, ſeine eiſerne Willenskraft führen ihn endlich auf den akademiſchen Lehrſtuhl, in das öſterreichiſche Miniſterium. Nach kurzer ſtaatsmänniſcher Tätigkeit kehrt er in ſeine Heimat zurück und ſchafft nun die wiſſenſchaftlichen Werke, die ihn überdauern werden. Sein Hauptwerk „Bau und Organismus des ſozialen Körpers“ iſt ein monumentaler Verſuch, eine Brücke zu ſchlagen zwiſchen Geiſtes- und Naturwiſſenſchaften, zwiſchen Soziologie und Biologie. Zum letztenmal trat er in den Lichtkreis des allgemeinen Intereſſes, als er mit einer glänzend geſchriebenen, von ſouveräner Beherrſchung des gewaltigen Stoffes zeugenden Streitſchrift in den großen zollpolitiſchen Kampf eingriff. Er war nicht nur Gelehrter und Politiker, ſondern vor allem ein Mann, und das wiegt doppelt ſchwer in unſrer Zeit.

C. A. P.

Hofphot. Brandseph, Stuttgart

Albert Schäffle †



Wladimir Staſſow
Nach einem Gemälde von J. Repin

Zum 80. Geburtstag von Wladimir Stassow

In Rußland feiert man am 15. Januar 1904 das 80. Geburtsfeſt eines Mannes, der, mit ſeltenen Kenntniſſen und großer Arbeitskraft ausgerüſtet, ſeit mehr als einem halben Jahrhundert für die nationale Richtung der bildenden Künſte und der Muſik gewirkt und glänzende Erfolge erzielt hat. Jeder, der ſich während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur in Rußland intereſſiert hat, kennt Wladimir Staſſows Namen. Von ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten verdienen die Beiträge zur Geſchichte Kaiſer Nikolaus I., die Geſchichte der Verſuche, den Gregorianiſchen Kalender in Rußland einzuführen, die Geſchichte des Kaiſers Jwan Antonowitſch erwähnt zu werden; beſonders hervorheben muß man aber ſeine „Entſtehung der ruſſiſchen Volksepen (Bylinen)“, ein Werk, das großes Aufſehen erregte und heftige Widerſprüche entfeſſelte. Ferner hat Staſſow eine ganze Reihe von archäologiſchen und kunſthiſtoriſchen Arbeiten veröffentlicht, die jahrzehntelange Forſchungen und Arbeiten erforderten und von bahnbrechender Bedeutung waren. Das größte Verdienſt erwarb er ſich aber um die bildenden Künſte und die Muſik in Rußland, und die jetzt lebenden Repräſentanten dieſer Künſte ſchätzen und verehren ihn als ihren Bahnbrecher und Führer. Staſſow war es hauptſächlich, der die Bewegung veranlaßte und leitete, durch die ſowohl Malerei, Skulptur und Architektur wie auch die Muſik in neue Bahnen geleitet wurden. Noch in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren — mit wenigen Ausnahmen — die bildenden Künſte in Rußland gänzlich vom Auslande abhängig; an der Petersburger Akademie herrſchte ausſchließlich der klaſſiſche Stil. Da begann 1861 Wladimir Staſſow energiſch zu fordern, daß die ruſſiſche Kunſt volkstümlich werden müſſe. Und als dann 1863 eine Anzahl junger Künſtler, die ſoeben ihre akademiſche Lehrzeit beendet hatten, ſich weigerten, das von der Akademie aufgegebene Programm „Ein Feſtmahl in Walhalla“ auszuführen, da zollte Staſſow ihnen Beifall und beſtärkte ſie in ihrem Entſchluß, der Akademie und damit der klaſſiſchen Richtung den Rücken zu kehren. Von dem Exodus dieſer dreizehn Kunſtjünger datiert die nationale Richtung der ruſſiſchen bildenden Kunſt, und Staſſow war es, der durch ſeine ſchriftſtelleriſche und kritiſche Tätigkeit dieſer volkstümlichen Bewegung den Weg bahnte und ihr beim großen Publikum Anerkennung verſchaffte. Wir können hier nicht alle Verdienſte aufzählen, die dieſer unermüdliche Kämpfer den ruſſiſchen Künſtlern geleiſtet hat; viele von dieſen verdanken es ausſchließlich ihm, daß ihre Leiſtungen reifen konnten und Anerkennung fanden. Trotz ſeines hohen Alters iſt W. Staſſow auch jetzt noch tätig, und Rußland darf noch wertvolle Leiſtungen von ihm erwarten.

W. H.

Sicherheitsvorrichtungen moderner Seeschiffe

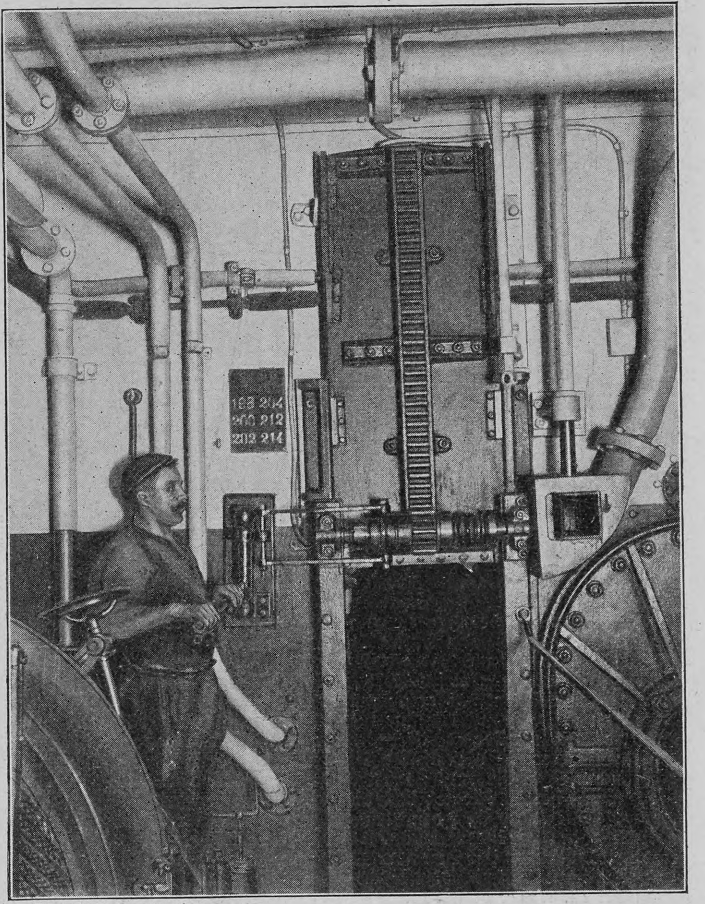
Die hydrauliſchen Sicherheits-Schottentüren ſind bisher der Löſung des Problems, das Untergehen der Schiffe ſo lange wie möglich zu verhindern, am nächſten gekommen. Elektrizität, komprimierte Luft und Dampf boten alle mehr oder weniger Uebelſtände bei ihrer Verwendung für eine ſolche Einrichtung. Im Steuerraum auf Deck iſt ein Hebel, der eine Kontrolle über die hydrauliſche Kraft ausübt, die in Röhren komprimiert iſt; letztere ſtehen in Zuſammenhang mit dem Verſchließen ſämtlicher Schottentüren, die ſenkrecht in Rinnen funktionieren. Längsſeits geht eine elektriſche Verbindung. Wenn dem Schiff ein Zuſammenſtoß oder eine ernſte Gefahr begegnet, ſo ſetzt der dienſttuende Offizier im Steuerraum den elektriſchen Strom in Gang, und ein Gong oder eine elektriſche Glocke ertönt anhaltend in jeder waſſerdichten Abteilung, um jeden Matroſen oder andern Arbeiter, der in ſolch einem Raum arbeitet, zu warnen, damit er flieht. 15 Sekunden darauf läßt die hydrauliſche Kraft die Türen jeder Abteilung herab, ſo daß die Abteilungen völlig waſſerdicht ſind und das Schiff nicht ſinken kann. Im Falle, daß jemand von der Mannſchaft dadurch in einer Abteilung eingeſchloſſen wird, kann er ſich ſelbſt befreien, indem er einen der Hebel in Bewegung ſetzt, die an jeder Seite der Schottentür angebracht ſind. Wenn durch einen unglücklichen Zufall die Türen weder insgeſamt vom Steuermann noch einzeln geſchloſſen worden ſind, ſo hebt die Waſſerflut Bojen auf, die automatiſch die Türen ſchließen.

Ein Seelöwenorchester

Die Vorliebe der Robben für Muſik iſt bekannt. Es gibt vielleicht kein andres Tier, auf das die Töne der Muſik eine ſolche zwingende Gewalt ausüben. Der ſchottiſche Naturforſcher Macgillivray erzählt, er habe auf den Hebriden eine ganze Herde von Seehunden bis auf 30 Meter Entfernung an ſich heranlocken können nur durch einige Töne, die er auf der Flöte blies. Die modernen Tierbändiger haben, der fieberhaften Sucht des Publikums nach etwas Nochniedageweſenem nachgebend, ſich die muſikaliſchen Neigungen der Robben bald nutzbar gemacht. Zuerſt war die Muſik nur ein Mittel, die Aufmerkſamkeit der Robben zu feſſeln, bald aber mußten ſich dieſe ſeltſamen Tiere mit den klugen Augen dazu bequemen, aktiv mitzuwirken. Unſer Bild ſtellt ein ganzes Seelöwenorcheſter dar. Die Klugheit des Seelöwen oder beſſer ſeine Gabe, alles, was man von ihm verlangt, zu verſtehen, übertrifft nämlich die aller andern Tiere, vielleicht mit Ausnahme des Elefanten und des Haushundes. Und ſo kommt es denn, daß dies einzige Orcheſter, wenn es auch keine klaſſiſche Muſik macht, jedenfalls die Aufmerkſamkeit der Hörer in gleicher Weiſe feſſelt wie mancher Virtuoſe.

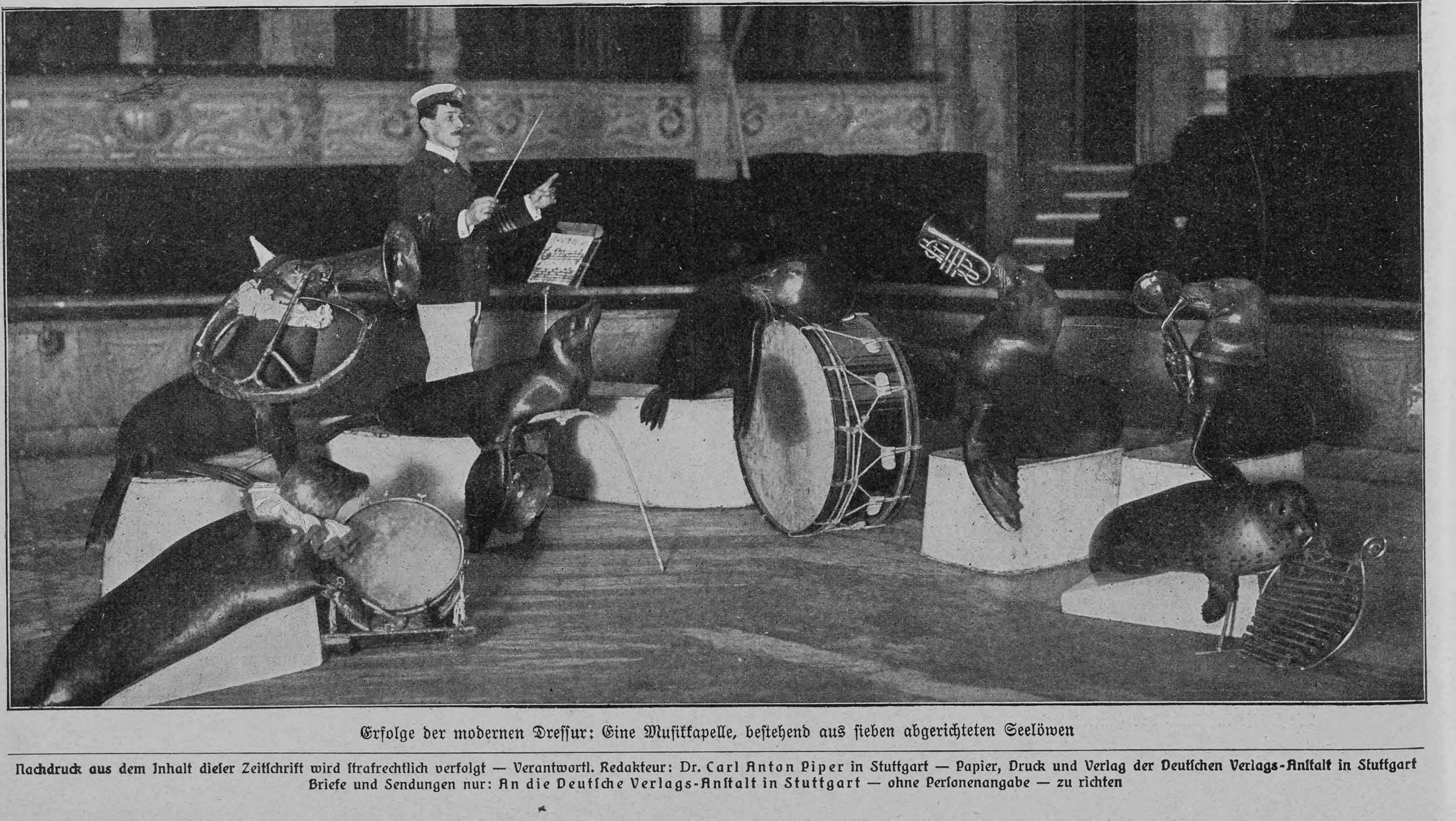
Totenschau

Geh. Reg.-Rat Dr. **Roller**, 55 J., † 15. Dez., Straßburg. — Verw. Gräfin **Marie v. Stolberg-Wernigerode**, geb. Prinzeſſin Reuß, 81 J., † 16. Dez., Giersdorf (Schleſien). — Kammerherr **Oskar v. Arnim-Kröchlendorff**, Schwager des Altreichskanzlers, 91 J., † 18. Dez. — Geh. Kommerzienrat **Georg Jänecke**, Verleger des „Hannov. Courier“, 77 J., † 20. Dez., Hannover. — Komponiſt und Muſikſchriftſteller **Cornel Abranyi** ſen., 81 J., 20. Dez., Budapeſt. — Prof. Dr. **Karl Emmert**, der älteſte Dozent in der Schweiz und in Deutſchland, 92 J., † 22. Dez., Bern. — Fürſtin **Leopoldine von Hohenlohe-Langenburg**, geb. Prinzeſſin von Baden, Gemahlin des kaiſerl. Statthalters von Elſaß-Lothringen, 66 J., † 23. Dez., Straßburg. — Profeſſor **Sophus Ruge**, bek. Geograph und Ethnograph, 72 J., † 24. Dez., Klotzſche bei Dresden. — Wirkl. Geh. Rat Profeſſor **Paul F. Perels**, Direktor des Verw.-Dep. des Reichsmarineamts, 67 J., † 24. Dez., Berlin. — Geh. Regierungsrat Dr. **Otto Hartwig**, Direktor der Univerſitätsbibliothek in Halle, 73 J., † Halle a. S. — Geh. Kommerzienrat **Max Ritter von Wilmersdoerffer**, königl. ſächſ. Generalkonſul, 79 J., † München. — Schriftſteller und Dichter **Theodor Souchay**, 69 J., † 26. Dez., Cannſtatt. — Feldmarſchalleutnant **Joſef Latour v. Thurmburg**, Geheimrat und Mitglied des öſterreichiſchen Herrenhauſes, † 28. Dez., Wien.



Phot. H. Breuer, Hamburg

Hydrauliſch verſchließbare Schottentür auf einem Ozeandampfer

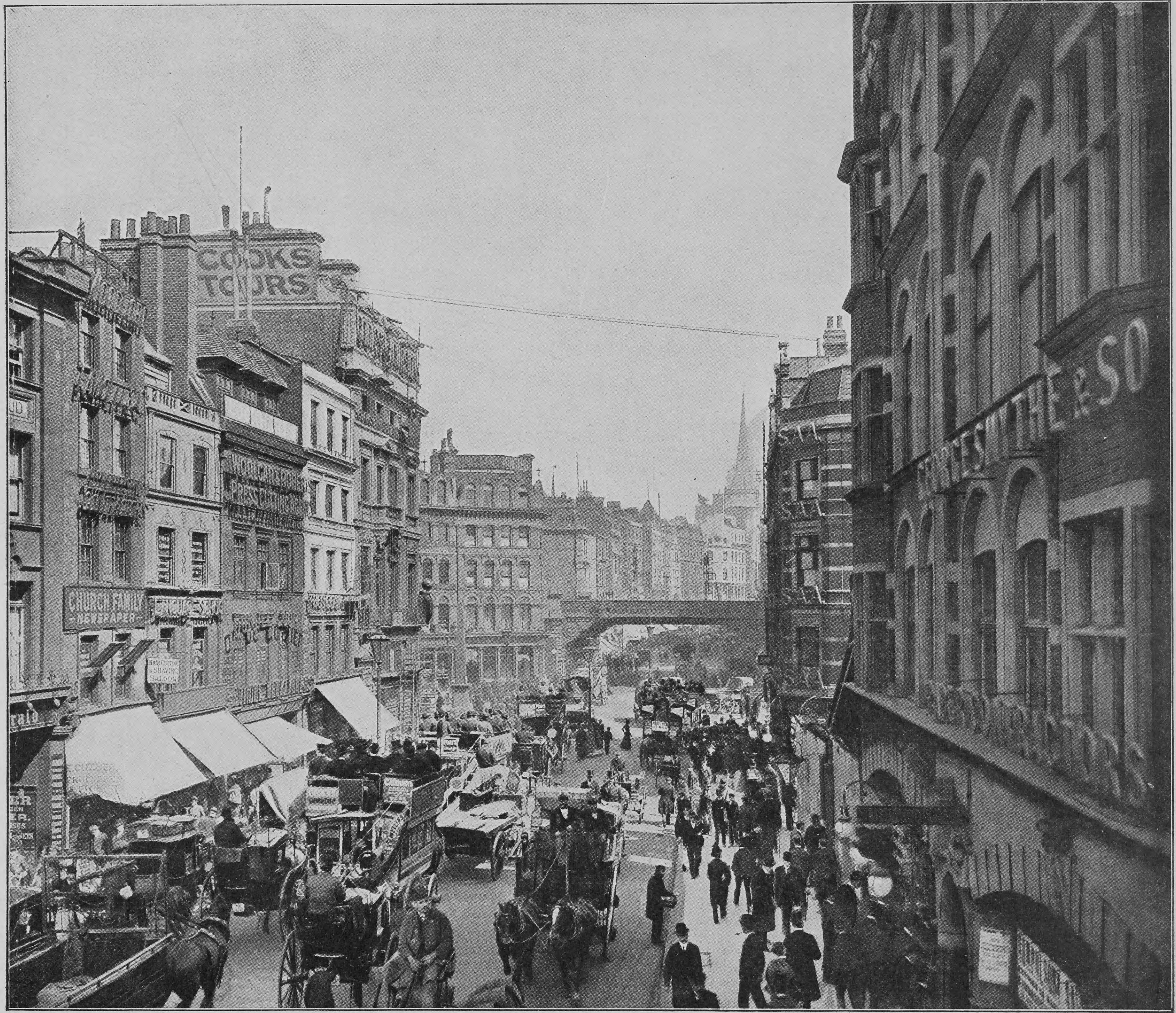


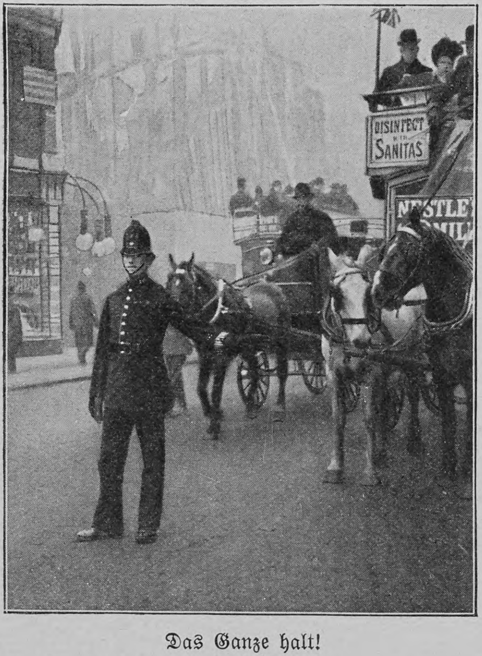
Erfolge der modernen Dreſſur: Eine Muſikkapelle, beſtehend aus ſieben abgerichteten Seelöwen

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 16

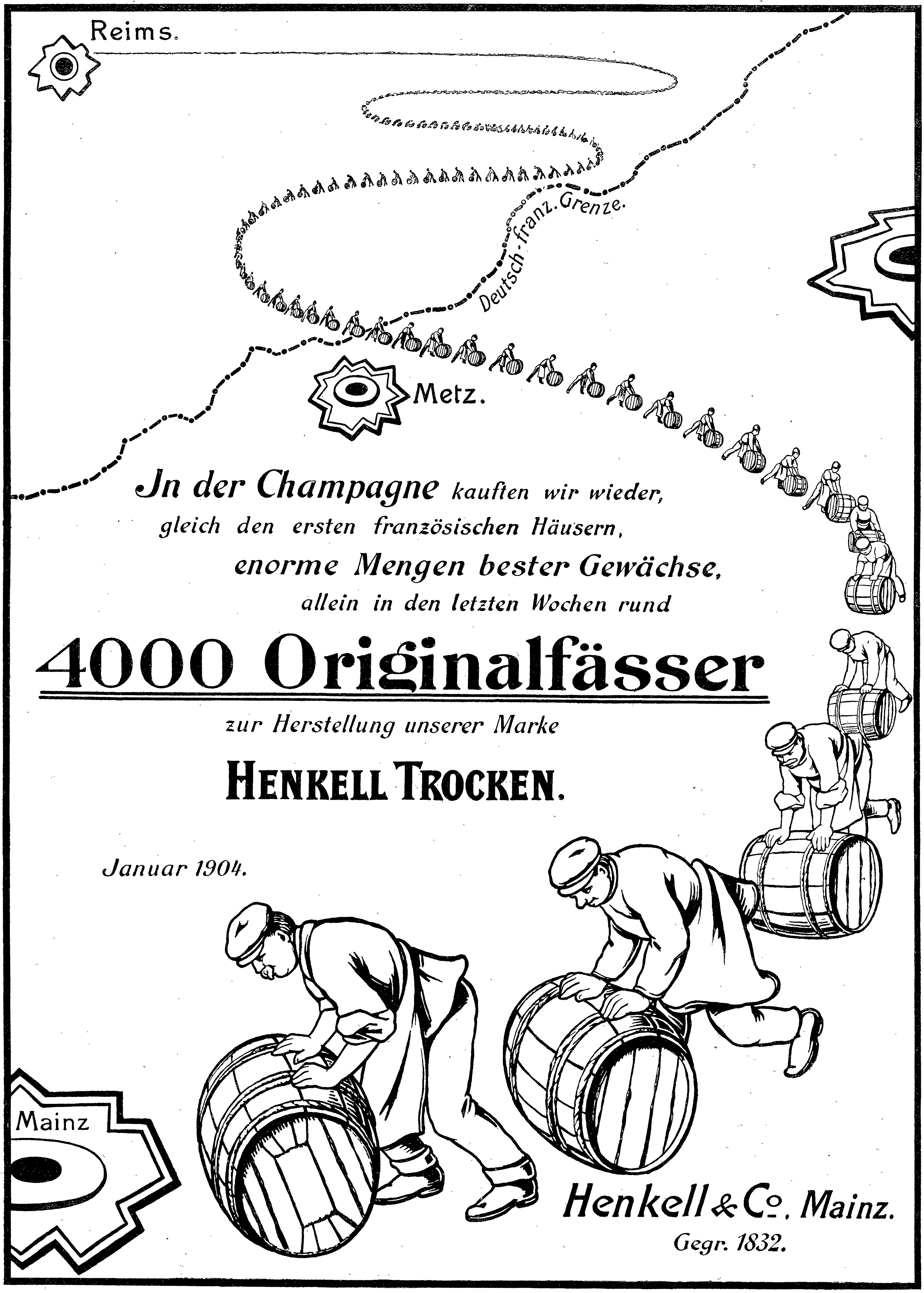




Das Ganze halt!

Moderner Großſtadtverkehr: Leben in einer Hauptſtraße Londons

Die größte Stadt der Erde bietet dem Beſucher, abgeſehen von einigen hervorragenden Monumentalbauten, in architektoniſcher Hinſicht wenig Bemerkenswertes. Die Privathäuſer ſind meiſtens unanſehnlich, die Straßenanlagen nur auf den Nutzen, nicht auf monumentale Wirkung berechnet, und nur ganz vereinzelt findet ſich ein ragender Mittelpunkt, der dieſes unentwirrbare Gewimmel von Häuſern ſich unterwirft und die mächtige Stadt weitausſchauend in äſthetiſcher Beziehung würdig repräſentiert. Dafür bietet aber das Leben und Treiben in den Londoner Straßen eine Fülle anziehender Augenblicksbilder, in ununterbrochener Kette zieht der Verkehr der Rieſenſtadt vorüber, und man fühlt, daß man tatſächlich auf dem „Markt der Welt“ ſteht. Der Konſervativismus der Engländer zeigt ſich allerdings auch im Londoner Straßenbild. Die neueſte Errungenſchaft der Verkehrstechnik, die elektriſche Straßenbahn, ſucht man im Innern der Stadt vergebens, der altmodiſche Omnibus, von deſſen Verdeck man in behaglicher Fahrt auf das wimmelnde Leben hinabſieht, hat das Feld behauptet. Die modernen Verkehrsmittel Londons liegen im Innern der Erde: da dampft die Untergrundbahn, und noch tiefer, ſo daß man im Lift hinabfahren muß, ſauſt in eiſerner Röhre die elektriſche Zentralbahn von Oſten nach Weſten. Der Londoner Straßenverkehr vollzieht ſich in bewundernswerter Ruhe und Ordnung. Von der Haſt und Nervoſität, die das Treiben in Paris und Berlin charakteriſiert, ſpürt man dort nichts. Das Publikum iſt in der eiſernen Disziplin der Notwendigkeit erzogen worden, und der Hüter dieſer Disziplin, der Policeman, genießt eine unbeſchränkte Autorität. Wie eine Mauer ſteht der ganze Verkehr, wenn er die Hand erhebt, und mit ſtoiſcher Ruhe leitet und regiert er dieſen lebendigen Strom. Unſer Bild gewährt einen Blick in die Fleet Street, die Fortſetzung des Strand, einer der großen Verkehrsadern, die die City mit dem Weſten verbinden. Die Fleet Street und eine enge Nebengaſſe der Paternoſter-Row ſind das Hauptquartier der Londoner Preſſe. Im Hintergrund erhebt ſich die Kuppel der St. Paulskathedrale.


Reims.
Deutsch-franz. Grenze.
Metz.
Mainz

Jn der Champagne kauften wir wieder,
gleich den ersten französischen Häusern,
enorme Mengen bester Gewächse,
allein in den letzten Wochen rund

4000 Originalfässer

zur Herstellung unserer Marke

HENKELL TROCKEN.

Januar 1904.

Henkell & Co., Mainz.
Gegr. 1832.

Briefmappe

Frau v. H.-St. in Bl. Der Ausſpruch ſtammt von dem unglücklichen Sohne des erſten Napoleon, dem Herzog von Reichſtadt. Er ſagte zu dem ihm aufrichtig zugetanen Grafen Prokeſch-Oſten: „Meine Geburt und mein Tod ſind meine ganze Geſchichte.“

E. M. in Straßburg i. E. Im Gegenteil: Porträtaufnahmen ſind für Dilettanten ſchwieriger und weniger dankbar als Landſchaftsaufnahmen, einmal wegen der häufigen Unruhe der Objekte und dann wegen der Stellungs- und Beleuchtungsſchwierigkeiten. Die Hauptbedingung zur Erzielung guter Porträts im Freien iſt die richtige Wahl der Aufnahmeſtelle, ferner darf man nie im direkten Sonnenlicht arbeiten, vielmehr ſtets im Schatten oder bei bedecktem Himmel. Bezüglich der Beleuchtung an der Aufnahmeſtelle iſt Ober- und zu viel Vorderlicht zu vermeiden. Sehr wichtig iſt endlich die Sorge für einen paſſenden Hintergrund; niemals darf man die Aufnahme ſo machen, daß die Figuren in den Himmel hineinragen.

Dr. J. G. in Weimar. Ein beſtimmter Zeitpunkt für die Entſtehung der Zünfte als organiſierter, mit Zunftartikeln verſehener und von den Stadtobrigkeiten oder Fürſten beſtätigter gewerblicher Geſellſchaften läßt ſich nicht angeben. Die erſte Erwähnung einer Verbindung zu Handwerkszwecken bezieht ſich auf eine ſolche von 29, namentlich angeführten Fiſchern in Worms, die 1106 durch den Biſchof Adalbert ſanktioniert wurde. Alsdann beſtätigt eine Urkunde des Königs Lothar von 1134 die Tuchmacher und Kürſchner in Quedlinburg als geſchloſſene Geſellſchaften.

P. K. in Hamburg. In dem braſilianiſchen Staate Santa Catharina leben gegen 100000 Deutſche in dem unter dem Namen Hanſa bekannten Gebiete, das ſeinerzeit eine Hamburger Kolonialgeſellſchaft erwarb und mit dem ſpäter zwei bereits beſtehende deutſche Kolonien: Dona Franciſca und Blumenau, vereinigt wurden. Noch bedeutender iſt die Zahl der Deutſchen in Rio Grande do Sul, von deſſen 1 Million Einwohner ungefähr der vierte Teil aus Deutſchen beſteht.

Frau J. T. in Berlin. Als einfaches und praktiſches Mittel zur Desinfizierung der Wohnung haben die Unterſuchungen von Simon die Sodalöſung nachgewieſen. Eine fünfprozentige Löſung, die aber recht heiß in Anwendung gebracht werden muß, genügt, um Diphtheriebazillen in einer Minute zu töten, und ſelbſt die äußerſt widerſtandsfähigen Staphylokokken in einer Viertelſtunde. Zum Reinigen der Fußböden, Türen und Fenſterrahmen ſowie der geölten Wände empfiehlt Simon eine zweiprozentige Sodalöſung von 60 Grad Wärme, vermiſcht mit Schmierſeife.

Frl. Amelia T., Wien. Da wir noch ſehr großen Vorrat haben, müſſen wir beſtens dankend ablehnen.

KUPFERBERG GOLD
KUPFERBERG
KUPFERBERG GOLD

Ein Land-Merkmal.

Wenn ein Schiff von fernen Landen ſich der herrlichen Bai von Neapel nähert, ſchaut der Kapitän oſtwärts nach den Höhen des Veſuvs. Wenn ſich über dem Krater nur eine dünne blaugraue Rauchſäule befindet, weiß er genau, daß vom Veſuv her keine Gefahr droht. Zeigen ſich jedoch dicke ſchwarze Rauchwolken, ſo ſteht ein Ausbruch kurz bevor und der ſorgſame Führer lenkt ſein Schiff vom Lande fort

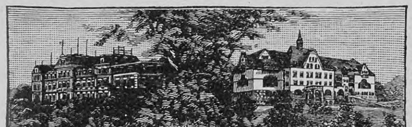
Jeder ſollte ſeine Geſundheit ebenſo genau bewachen, wie der Schiffer den Veſuv beobachtet. Die dicken, ſchwarzen Rauchwolken entſprechen der Warnung drohender Krankheit. Eine ſolche Warnung ſollte nie unbeachtet bleiben, ſondern ſofortige Berückſichtigung finden. Wenn die Vorboten, wie Huſten oder Schnupfen, das Herannahen anderer Krankheiten melden, können Sie bei einem Mittel Hilfe ſuchen, das ſchon vielen anderen geholfen hat und das iſt Scotts Emulſion. Sie befördert die Bildung von geſundem, feſten Fleiſch, hilft das Körperſyſtem zu kräftigen, und auf dieſe Art hält ſie Krankheiten fern.

Scotts Emulſion iſt durchaus ſchmackhaft und nicht im geringſten widerlich, wie der gewöhnliche Medizinal-Lebertran, ja mediziniſche Fachleute haben durch Verſuche beſtätigt, daß Scotts Emulſion ſogar dreimal ſo wirkſam iſt. Außer Lebertran enthält Scotts Emulſion reine Kalk- und Natron-Hypophosphite, die eine vorzügliche Wirkungskraft beſitzen, das Blut zu bereichern und den Knochenbau zu kräftigen.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0. Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den *Teint* und für die *Toilette*
Poudre & Savon SIMON
PARIS

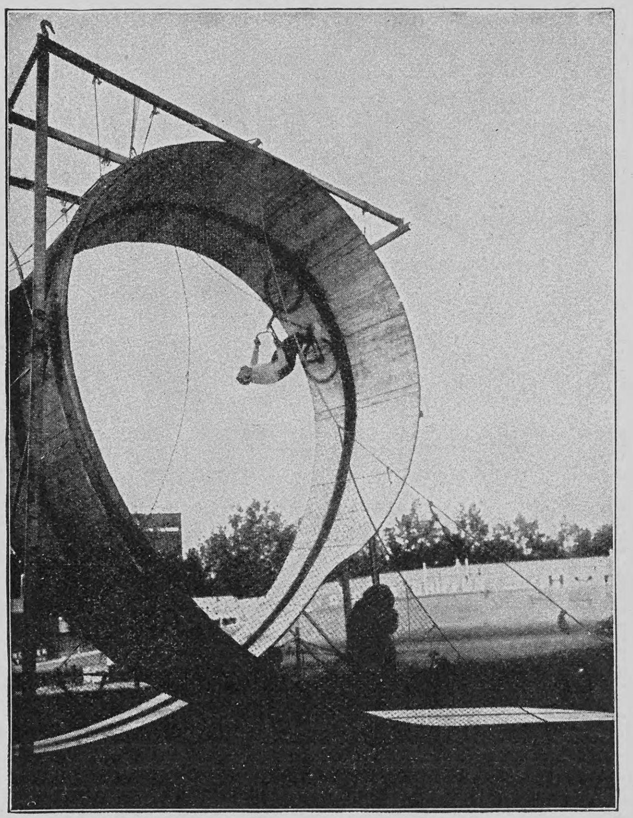


Stiftung v. Zimmermann'sche Naturheilanstalt, Chemnitz. Neues zweites Kurhaus mit den großartigsten, modernsten Einrichtungen. Sanatorium 1. Rg. Zander-Institut. Spez. Behandlg. v. Nerven-, Frauen-, Magen-, Darmleiden etc. Sommer- u. Winterkur. 4 Ärzte, 1 Ärztin. Chefarzt Dr. Disqué. Prosp. fr.

DER ABFÜHRENDE
THEE CHAMBARD
ist das angenehmste und das beste mittel
gegen VERSTOPFUNG
HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark “DER CENTAUR” *wie nebenstehend Reproduzirt trægt.*
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel : 1 MARK.
GENERAL-DEPÔT : ZAHN & SEEGER, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Frauen seid gewarnt!
Die ächten **Herkules-Spiralfeder-Corsets** tragen alle entsprechenden Stempel oder Etiquette. Alle anderen weise man, weil minderwertig, zurück.

Looping the Loop



Goerz-Anschütz-Klapp-Camera
für Aufnahmen aller Art, besonders für schnelle Momentbilder bis 1/1000 Sekunde Belichtung.
Goerz-Photo-Stereo-Binocle
vereinigt: Photographische Camera für Zeit- und Momentaufnahmen, Feldstecher und Theaterglas.
Goerz-Trieder-Binocle
ist ein Prismen-Doppel-Fernrohr von höchster Leistungsfähigkeit. Fürs Theater Spezial-Modell: „Fago“. In allen einschlägigen Geschäften erhältlich. Katalog kostenfrei.
Optische Anstalt C. P. Goerz BERLIN-Friedenau 54.
Aktiengesellschaft.
London Holborn Circ. 1/6. | New-York 52 East-Union-Square. | Paris 22 R. d. l'Entrepôt.

Unübertroffen ſind meine neuen, beſond. präpariert. **Holzwollebinden** für Damen u. Hämorrhoidalleidende à 1 M. p. Dtzd., gewöhnl. Konkurrenzware zu 70 ₰. p. Dtzd., einf. Gürtel dazu 40 ₰., verbeſſerte 60 ₰. p. St., alle and. Gürtelſorten (n. Dr. Fürſt, Dr. Credé ꝛc.) billigſt. **Moosbinden** à M. 1,25 p. Dtzd. **Bei 12 Dtzd. Binden 30% Rabatt.** — Sämtliche Artikel z. Geſundh.- u. Krankenpflege nach Preisliſte. **Emil Schäfer,** Verbandſtofffabr., **Chemnitz 1.**

Dresdner Cotillonfabrik
Carl Wenzel & Co.
Katalog gratis
Schutz-Marke

HOTEL GALLIA, CANNES.
Neu erbaut 1900. — Neues Haus allerersten Ranges in bester Lage von Cannes.
— Jeglicher moderner Comfort. —
Zimmer mit Toilettenraum und Bad.
Zweim. tägl. Concert im gross. Wintergarten.
Ausgedehnter Park. — Lawn-Tennis — Croquet.
Gleiche Besitzer „Hotel Kursaal Maloja“.
Ed. Smart, Director.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
Maschinenb. u. Elektrotechnik. Abteil. f. Ingenieure, Technik. u. Werkmeister.
Lehrfabrik

Versenden gratis Katalog
alter Violinen,
Violen, Celli
mit Original-Illustrationen berühmter italienisch. Meister.
Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.
Tausch. Gutachten.
Atelier für Reparaturen
Hamma & Co.,
Grösste Handlung alter Meister-Instrumente,
Stuttgart.

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

Gegen ſchädliche **Korpulenz** und deren Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „Amiral“, ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren (äußerlich) **von abſoluter Unſchädlichkeit** und bequemſter und angenehmſter Anwendungsweiſe. „Amiral“ **verſchönt** und **verjüngt** und iſt einzig in ſeiner Art. Keine Diät, **ſicherer und raſcher Erfolg.** Ausführliche Broſchüre mit zahlreichen ärztlichen Gutachten und Dankſchreiben gegen Einſendung von 20 Pfg. in Marken von Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerſtraße No. 98.

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

Eingegangene Bücher und Schriften

(Beſprechung einzelner Werke vorbehalten. Rückſendung findet nicht ſtatt)

Anthropos, Ziviliſation und Weltfriede. Impreſſionen zu einer Lehre von Glückſeligkeit und Erkenntnis. ℳ 4.—. Dresden, E. Pierſon.

Antommarchi, Dr. F., Napoleon I. kurz vor ſeinem Tode. 2 Bde. ℳ 7.20. Leipzig, Schmidt & Günther.

Bibliothek der Geſamtliteratur. Nr. 1690/96: Alexis, Iſegrimm. ℳ 1.75. — Nr. 1697: Byron, Mazeppa. — Die Inſel. 25 ₰. — Nr. 1698: Shakeſpeare, Kaufmann von Venedig (Bühnenbearbeitung). 25 ₰. — Nr. 1699: Meyr, Ende gut, alles gut. 25 ₰. — 1700/02: Gorki, Mein Reiſegefährte. 75 ₰. Halle a. S., O. Hendel.

Boetius, A., Die unbegrenzte Möglichkeit organiſierter Volkswirtſchaft. ℳ 2.50. Dresden, E. Pierſon.

Bottermund, W., Dr., Das hyſteriſche Weib in Familie und Geſellſchaft. Sozialpſychol. Studie. 11. Aufl. 75 ₰. Ebd.

Friedemann, Rud., Verlorene Illuſionen — gefundene Wahrheiten. Lebensregeln f. junge Männer. Stuttgart, „Der Lotſe".

Huber, Dr. F. C., Die Kartelle. Ihre Bedeutung für die Sozial-, Zoll- und Wirtſchaftspolitik. ℳ 2.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Krüger, Herm. Anders, Der Weg im Tal. Roman. ℳ 4.—. Hamburg, A. Janſſen.

Leidfried, Von Liebe, Leid und Tod. Gedichte. ℳ 3.—. Berlin, K. Siegismund.

Schmidhuber, **Erwin**, Ans knappen Stunden. Dichtungen. ℳ 2.—. Dresden, E. Pierſon.

Voß, Rich., Ein Königsdrama. Roman aus einem deutſchen Herrſcherhauſe. Gebd. ℳ 1.50. Stuttgart, J. Engelhorn.

Wainſtabl, Wilh., Der Stadtſee und die heil'ge Kirche. Komödie. ℳ 1.50. Dresden, E. Pierſon.

Wichert, Ernſt, Geſchichten im Schnee. Dresden, C. Reißner.

Wolff-Caſſel, **Louis**, Ich. Liedeskunſt. 5. Aufl. ℳ 1.—. Dresden, E. Pierſon.

Zahn, Ernſt, Menſchen. Neue Erzählungen. 3. Aufl. ℳ 3.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Schach (Bearbeitet von **E. Schallopp**)

Partie Nr. 8

Geſpielt im ruſſiſchen Nationalturnier zu Kiew am 9. (22.) September 1903.

(Nach der „Düna-Zeitung".)

Franzöſiſche Partie

Weiß: Snosko-Borowski. — Schwarz: Lebedew.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e6**	28. Lh7—f5	b7—b5 9)
2. d2—d4	d7—d5	29. c5×b6†	a7×b6
3. Sb1—c3	d5×e4	30. Td1—c1	Le7—c5
4. Sc3×e4	Lc8—d7 1)	31. Lf5—g4 10)	Df6—d4
5. Sg1—f3	Ld7—c6	32. De4—f5	Lc5—e7
6. Lf1—d3	Sg8—f6	33. f3—f4	Le7—f6
7. Lc1—g5	Lf8—e7	34. Tc1—c2	Ta8—a5?
8. Lg5×f6	Le7×f6	35. e6—e7! 11)	Ta5—a8
9. c2—c3	0—0	36. e7×f8D	Ta8×f8
10. h2—h4	Tf8—e8	37. Lg4—f3	c6—c5
11. Dd1—c2	Sb8—d7	38. Df5—e6	Dd4—d6
12. 0—0—0 2)	Sd7—f8	39. De6—e4	Tf8—b8
13. Kc1—b1	Lf6—e7?	40. Tc2—c1	b6—b5
14. Se4—g5	g7—g6	41. Tc1—d1	Lf6—d4
15. Sg5×f7 3)	Kg8×f7	42. Td1—g1 12)	Kc7—b6
16. h4—h5	Lc6×f3	43. Tg1—g6	Ld4—f6
17. g2×f3	g6×h5 4)	44. Tg6—h6	Kb6—a5
18. Ld3×h7	Le7—d6	45. De4—e1†	b5—b4
19. Th1×h5	Dd8—f6	46. De1—e3	Tb8—b6
20. d4—d5! 5)	Kf7—e7	47. Lf3—e2	Dd6—d4
21. d5×e6	Ke7—d8 6)	48. De3×d4	Lf6×d4
22. c3—c4! 7)	Kd8—c8	49. Th6—h7	Tb6—b8
23. c4—c5	Ld6—e7	50. Th7—h6	Tb8—b6
24. Dc2—d3	Te8—d8	51. Th6×b6	Ka5×b6
25. Th5—d5	Td8×d5	52. f2—f3 13)	b4—b3!
26. Dd3×d5	c7—c6	53. a2×b3	
27. Dd5—e4	Kc8—c7 8)		

Als unentſchieden abgebrochen.14)

1) Dieſer Zug in Verbindung mit dem nächſten iſt von Mandelbaum in Wien empfohlen worden.

2) Weiß iſt jetzt vorzüglich entwickelt — ein Umſtand, der nicht zugunſten der von Schwarz gewählten Verteidigung ſpricht.

3) Ob das Opfer völlig korrekt iſt, wird ſich ſchwerlich feſtſtellen laſſen; daß es aber ſehr chancenreich iſt, zeigt der Verlauf der Partie.

4) Nach Le7—f6 18. h5×g6† h7×g6 19. Td1—g1 hat Weiß ebenfalls einen ſehr ſtarken Angriff.

5) Angriff und gleichzeitig indirekte Verteidigung des Bf3.

6) Vielleicht war Sf8×e6 vorzuziehen.

7) Mangel an Energie bei der Angriffsführung wird man dem Führer der weißen Steine in dieſer Partie jedenfalls nicht vorwerfen können.

8) Den Be6 darf Schwarz jetzt wegen Lh7—f5 nicht mehr ſchlagen.

9) Auf Le7×c5 wäre die Folge 29. b2—b4 Lc5—e7 (wenn Lc5×b4?, ſo 30. De4—f4†; wenn Lc5×f2?, ſo 30. e6—e7) 30. De4—f4† Kc7—c8 und Turm und Springer bleiben eingeſperrt.

10) Nicht 31. b2—b4? wegen Ta8—a4!.

11) Sehr hübſch geſpielt; wenn Lf6×e7, ſo Matt in 2 Zügen.

12) Mit 42. b2—b4! hätte Weiß die Partie vermutlich gewinnen können. Jedenfalls hätte 42. Td1—h1 geſchehen müſſen.

13) Mehr Chance bot 52. a2—a4!.

14) Von Anfang bis zu Ende eine der ſpannendſten Partien des Turniers.

Schachbriefwechſel

W. H. in Budapeſt. Neue Aufgabe dankend erhalten; Prüfung muß leider krankheitshalber noch aufgeſchoben werden.

Richtige Löſungen ſandten ferner ein: Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 3; Auguſt Höſe in Bialyſtok (Rußland) zu Nr. 3 und 4; Paſtor em. Bauer in Hameln zu Nr. 5.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
10 Stück 30 Pfennig.
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.

BESTE ZAHN-CRÊME
KALODONT
60 Pf.
F. A. Sarg's Sohn & Co. Wien.
erhält die Zähne rein, weiss u gesund.

Die **Delicatess-Fisch-Cotelettes** (Schlüsselmarke)
u. **Delicatess-Bratschellfische** do.
der **Deutschen Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee"** zu **Nordenham IV** a. Weser
sollten auf **keinem Tische** fehlen! Sie sind tafelfertig zubereitet, billig und äusserst **nahrhaft.**
Die Postdose von 9 Pfund Inhalt kostet — von der Gesellschaft in Nordenham bezogen — nur **M. 2.50** bezw. **M. 2.75** einschliesslich Porto und Nachnahmegebühr.

Meßmer 1903er 's Thee
von Kennern bevorzugt, der Name iſt eine Garantie.

SCHÖNE BÜSTE
durch die
"Pilules Orientales"

Gesetzlich geschützt

Das Mädchen mit schwacher Büste, die Frau, deren Brust ungenügend entwickelt ist, und diejenige, bei welcher die Brust ganz verschwunden oder im Verschwinden begriffen ist, allen wird der Gebrauch der "**Pilules Orientales**" wolthun. Diese Pillen besitzen in der That die Eigenschaft, den Busen zu entwickeln oder wiederherzustellen, die Muskeln zu festigen und die hervorspringenden Knochen der Schultern zurücktreten zu lassen, indem sie der ganzen Büste eine graziöse Fülle verleihen, ohne eine starke Taille zu verursachen. Kräftigend und appetiterregend, von ärzlichen Autoritäten empfohlen, sind sie **der Gesundheit**
nur zuträglich.
Die Kur dauert ungefähr zwei Monate und ist leicht zu befolgen und von anhaltender Wirkung. — Die Schachteln der "**Pilules Orientales**" müssen den Namen des Herstellers, J. RATIÉ, Apotheker in Paris, sowie den Stempel der "Union des Fabricants" tragen. Man verwechsele sie nicht mit sogenannten ähnlichen Produkten: sie allein sind weltberühmt und keine anderen kommen ihnen gleich.
BRIEFAUSZUEGE
Frl. Margarete R. in Berlin. — Obgleich sehr wohl beleibt, hatte doch meine Brust sehr abgenommen Dank Ihren Pillen ist ihr ihre frühere Fülle und Festigkeit züruckgekommen. Ich bin sehr befriedigt.
Frl. Berta P. in Mailand. — Ich muss Ihnen gratulieren zu dem guten Resultat, das bei mir in 6 Wochen durch Ihre "**Pilules Orientales**" erzielt wurde Früher blass und blutarm, bin ich jetzt **in voller Gesundheit, und hat sich meine** Brust auch recht entwickelt.
Frau Marcelle B. in Wien. — Ich bin höchst erfreut über Ihre "**Pilules Orientales**" meine Büste, welche infolge einer Niederkunft verschwunden war, stellt sich ganz wieder ein.
Flacon mit Notiz M. 5.30. — *Gegen Nachnahme M.* 5.50
Apotheke **J. RATIÉ, 5,** Passage Verdeau, **PARIS** (IXe).
Dépot in **BERLIN : B. HADRA,** Apotheker, Spandauerstrasse, **77.** — Depot für Oesterr.Ungarn in **BUDAPEST : J.-V. Török,** Apoth., Königsgasse, **12.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
Klassiker der Kunst
in Gesamtausgaben:
I. Band: **Raffael's** sämtliche Gemälde in 202 Bildern. Gebunden mit Goldschnitt **5 Mark.**
II. Band: **Rembrandt's** Schöpfungen in 405 Abbildungen. Gebunden mit Goldschnitt **8 Mark.**
Heute, wo ein neuer Kunstfrühling überall in deutschen Landen erblüht, sollten in der Hausbibliothek jedes Gebildeten neben den Klassikern der Literatur, neben Goethe, Schiller, Shakespeare, auch die Klassiker der Kunst, Raffael, Rembrandt, Dürer, zu finden sein, die wir zum ersten Male in billigen Gesamtausgaben hier darbieten. ● ● Wohl gab es gerade von Raffael und Rembrandt bereits früher Sammelwerke. Aber das waren monumentale Prachtausgaben, die Hunderte von Mark kosteten und deren Erwerbung nur öffentlichen Sammlungen und reichsten Privatleuten möglich war. ● ● **Dem deutschen Volke geben erst unsere erstaunlich billigen Gesamtausgaben Gelegenheit, seinen Raffael und Rembrandt neben seinen Schiller und Goethe zu stellen.**

Cäsar & Minka, Zahna (Preussen)
Racehundezüchterei und -Handlung.

Lieferant vieler kaiserl., königl. u. fürstl. Höfe, prämiirt mit gold. u. silb. Staats- u. Vereinsmedaillen, empfehlen
Racehunde
jeden Genres, als **Ulmer, Dänische** und **Bulldoggen, Berghunde, Neufundländer** und **Windhunde, Affenpinscher, Pudel, Kingcharles** etc., sowie alle Arten **Vorsteh-, Dachs-** und **Braquierhunde**, sowie **Fleischfaser-Hundekuchen** 50 kg M. 18.50, 5 kg M. 2.50. **Süssmilch-Hundekuchen** 50 kg M. 20, 5 kg M. 2.50.
Bei der Hundefütterung ist bisher **viel gesündigt** worden und haben wir durch Erbauung einer **eigenen Fabrik** diesem Uebelstande abgeholfen. Wir stellen auf Grund unserer langjährigen bewährten Erfahrung in obengenannten Marken ein sauberes, nahrhaftes, dem Organismus des Hundes zuträgliches Futter her, mit dem jeder Hundefreund im Interesse seines Lieblings einen Versuch machen sollte.
Der grosse illustr Preiscourant, enth. 40 Racen, gratis und franco.

KÖHLER Nähmaschine
ANERKANNT BESTES FABRIKAT DER GEGENWART.
Käuflich in allen besseren Geschäften des IN- und AUSLANDES.
Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.
Hermann Köhler Altenburg S/A.
NÄHMASCHINENFABRIK.

Dreiſilbige Charade

Dem erſten Paar gib noch ein Zeichen,
Weil es für eine Stadt ihm fehlt,
Die zu den fleißigen und reichen,
Zu den verlockendſten nicht zählt.

Doch wen'ger Freude noch erwecken
Wird ſicher der Gedanke dir
An einen wohlbekannten Recken,
Der gleichen Namen trägt mit ihr.

Wird mit der Dritten Maß gehalten,
Kann löblich ſie und fördernd ſein,
Nur müſſen edle Gründe walten,
Sonſt läßt ſie oft ſich ſchwer verzeihn.

Mag 's Ganze nun freiwillig werden,
Das, was es iſt, ſei es ein Zwang,
Es wird erkennen, daß auf Erden
Ihm nicht der höchſte Wurf gelang. M. Sch.

Scherzrätſel

Die Erſte iſt ein Konſonant.
Kann das wohl ſein? — Brauch den Verſtand!
Die zweite Silbe iſt nicht kalt
Und auch nicht warm. — Du haſt's wohl bald?
Die dritte Silbe biſt du nicht,
Ich auch nicht. — Mach kein bös Geſicht!
Das Ganze iſt — das Ganze eben. —
Wirſt du mir, Leſer, wohl vergeben? F. M.-S.

Auflöſungen der Rätſelaufgaben Seite 340 und 341:

Des Rätſels: Mainz, Kainz.

Des Rätſels: C—ondo—r, L—ondo—n.

Des Bilderrätſels: Die Silben unten werden der Reihe nach mit den Ordnungszahlen 1—16 bezeichnet. Die oben notierten Appoints der vier Spieler A, B, C und D werden nun bei jedem ſeparat von oben nach unten durch die den Zahlen entſprechenden (numerierten) Silben erſetzt. Es vertritt dann: A die Silben: Wan-(3) del (10) bringt (1) ſel-(12) ten (5) B Ge-(15) winn, (7) klagt (11) Chi-(2) lon (16) C der (8) Wei-(6) ſe (14) von (9) D Spar-(13) ta. (4)

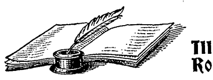
Des dreiſilbigen Scherzrätſels: Kanada.

Richtige Löſungen ſandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frau Margarete Broſig in Stuttgart (2); Hans Fibrand in Lodz (4); „Oedipus" in Emden (3); Guſtav Leidig in Landsberg a. W.; Erwin Schlüter in Magdeburg (2); Georg Ohlig in Prag (3); Otto Scherer in Berlin (2); Frau Agnes Fiedler in Wien (3); P. Wetzolt in Warſchau; Karl Güntter in Dresden (2); Frl. Anna v. G. in Wiesbaden (3); Kurt Maier in Wandsbeck (4); Frau Magda Hagedorn in Budapeſt (2).

Aus Induſtrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Veranlaßt durch die günſtigen Erfahrungen, die bei der Ernährung der Säuglinge mit dem Prof. Dr. Soxhlet-Nährzucker gemacht wurden, ſind aus ärztlichen Kreiſen mehrfach Anregungen laut geworden, ein Präparat herzuſtellen, das die guten Wirkungen des Nährzuckers auch der Ernährung heranwachſender Kinder und ſolcher Erwachſener dienſtbar macht, deren Ernährungszuſtand einer raſchen und kräftigen Aufbeſſerung bedarf. Die Nährmittelfabrik München bringt nun ein Gemiſch von 6 Teilen Nährzucker (ſalzfrei und zu dieſem Zwecke beſonders hergeſtellt) mit 1 Teil Kakaopulver beſtſchmeckender Art unter dem Namen Prof. Dr. Soxhlets Nährzucker-Kakao in den Handel, von dem an Stelle von 1 Kaffeelöffel voll (5 Gramm) gewöhnlichen Kakaos und 5 Gramm gewöhnlichen Zuckers 5 gehäufte Kaffeelöffel voll = 35 Gramm mit 1 Taſſe heißer Milch oder Waſſer verrührt, ein Getränk ergeben, das wie in üblicher Weiſe bereiteter guter Kakao ſchmeckt, aber reichlich ſo viele Kohlehydratmengen mehr enthält, als in 1 Semmel enthalten ſind — d. h. mit einer Taſſe Nährzucker-Kakao, der nicht anders als gewöhnlicher guter (Milch- bezw. Waſſer-) Kakao ſchmeckt, wird eine Semmel in gelöſter Form mitverzehrt und vollſtändig verdaut, ohne daß ein ſtärkeres Sättigungsgefühl hervorgerufen, die Dauer des Sättigungsgefühls verlängert oder mehr Verdauungsarbeit in Anſpruch genommen wird.



Aus fremden Zungen.
Illuſtrierte Halbmonatsſchrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Der eben begonnene neue Jahrgang 1904 hat eine durchgreifende Umgeſtaltung erfahren: durch Einfügung einer **Illuſtrierten Rundſchau**, ſowie dadurch, daß der Inhalt jedes Heftes in drei von einander getrennte und für ſich paginierte Abteilungen: Romane — Novellen — Illuſtrierte Rundſchau — zerfällt, deren jede als ein in ſich abgeſchloſſenes Buch gebunden werden kann. „Aus fremden Zungen" erſcheint ſomit künftig als

Zeitſchrift und Buch zugleich.

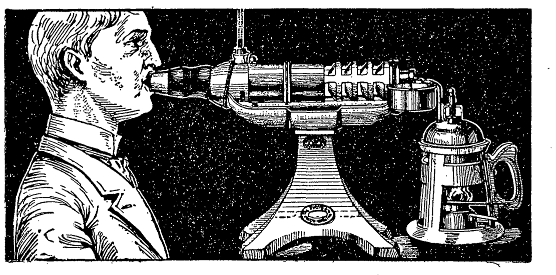
Das 1. Heft hat nachſtehenden Inhalt: Schlaraffenland. Neapolitaniſcher Sittenroman von Matilde Serao. Aus dem Italieniſchen. — Meſſer Guido Cavalcanti. Von Anatole France. Aus dem Franzöſiſchen. — Kinder der Pußta. Erzählungen und Skizzen. Von Stephan Tömörkény. Aus dem Ungariſchen. — Illuſtrierte Rundſchau (mit 14 Illuſtrationen).

Monatlich erſcheinen 2 Hefte à 50 Pfg.
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

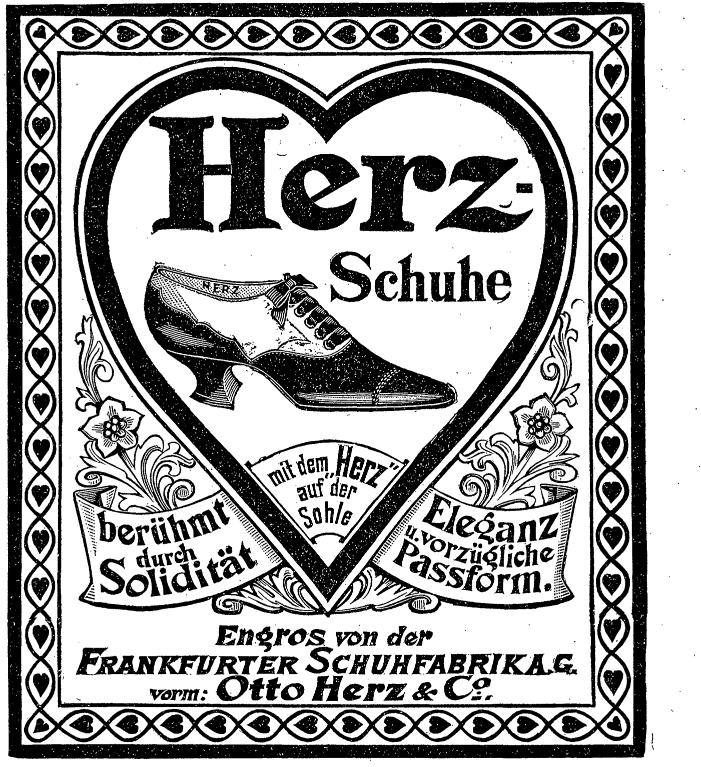
Warnung vor Fälschung!
Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R. Pat. № 81391. 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 (incl. Vannillin 0,001) bewirkt
schnelle Appetitzunahme,
rasche Hebung der körperlichen Kräfte,
Stärkung des Gesammt-Nervensystems,
bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen.
Von Tausenden v. Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!
Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's Haematogen.

Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster

Dr. Bulling-Inhalation



Thermo-Variator, regulierbarer
Apparat für den Hausgebrauch.
Auf dem Madrider Aerztekongreß von Herrn Hofrat Profeſſor v. Schrötter mit großem Erfolg demonſtriert, von ihm und anderen medizin. Autoritäten empfohlen zur Behebung der
Rachen-, Kehlkopf- und Lungenleiden, besonders chronischen Katarrhe, Asthma, Keuchhusten.
Bisher unerreichte feinste Zerstäubung.
Genaue Regulierbarkeit der Temperatur.
Aeusserst hygienisch. Dauerhaft.
Verrostung unmöglich.
Generaldepot für Deutſchland, Rußland, Holland, Dänemark, Spanien, Portugal, Türkei, Balkanſtaaten und Ueberſee:
Leipziger Gummiwarenfabrik, Aktiengeſellſchaft, **Leipzig.**
Erhältlich auch in Apotheken und Sanitätsgeſchäften.
Lizenzen für den Dr. Bulling-Guttafer-Apparat (für Kabinen-Inhalation) und für den Thermo-Variator (der für Inhalatorien und Vermietung lizenzpflichtig, ſonſt lizenzfrei iſt) werden erteilt:
Dr. Bulling-Inhalatorium-Syndikat, Wien IV, Gusshausstr. Nr. 10.


Herz-
Schuhe
HERZ
mit dem „Herz" auf der Sohle
berühmt durch Solidität
Eleganz u. vorzügliche Passform.
Engros von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
vorm: Otto Herz & Co.

Abonnements auf **„Über Land und Meer"** in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Immer jung!
Immer schön!
REGISTERED TRADE MARK
„BEETHAM'S Larola" Regd.
Ein verbessertes Präparat von Glycerin und Gurken zur Conservierung der Haut und Gesichtsfarbe gegen den Einfluss der Sonne, kalter Winde u. hartem Wasser. Es erhält die Haut weich, glatt u. weiss, verhindert u. entfernt Rauheit, Röte, Entzündung, Sprünge etc. Zu haben bei allen erstklassigen Droguerien etc. in Flaschen zu M. 1.—, 2.— und M. 3.50 etc.
In Berlin: Gustav Lohse; **in Hannover:** C. Brulls & Co.; **in Wiesbaden:** Drog. Moebus; **in Cöln:** Jacobine Schlüssel.

Hochfeine Kanariensänger

preisgekrönt mit goldenen Medaillen, i. herrlich. lang. tief. Gesangstour., Hohlrollen, Knorren, Hohlklingeln, tiefen Flöten à 8, 10, 12, 15, 20, 25, 30 M. Nachn., 8 Tage Probezeit. Gar. Wert gesund. Ankunft. Zuchtweibchen 2 M. Preisl. grat. Zuchtbuch 50 Pfg. Briefm. **Brühl's** weltbek. Kanarienzucht, Kötzschenbroda 4.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: **Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.**
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Oléry,**
53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Militär & Marine Vorbildungsanstalt für
verbunden mit Pensionat.
Stuttgart, Hasenbergsteige Nro. 5.
Dirigent: **Osc. Hanke,**
Königl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Aug. Spangenberg, Berlin SO., Neanderstr. 3.

Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss. z. Schlafen i. 20 v. Lag. Tragstühle.

LOCARNO
am Lago Maggiore. — 204 M. ü. M. — Kopfstation der Gotthardbahn. — Direkte Wagenverbindung mit Luzern, Zürich, Basel. — **Klimatischer Kurort für Frühling, Herbst und Winter.**

Der von Jahr zu Jahr sich in bedeutendem Masse steigernde Fremdenzudrang und die Empfehlungen unseres Kurortes von Seite der hervorragendsten Aerzte des In- und Auslandes sind die sprechendsten Beweise für die Vortrefflichkeit unseres Klimas. Med.-Rat Dr. A. von Martin, K. bayer. Univers.-Professor, sagt in seiner hervorragenden Broschüre über Locarno u. a.: Die Luft in Locarno ist rein, völlig staubfrei, milde anregend und mässig feucht. Der Himmel ist meist klar, während der Wintersaison unveränderlich blau und von auffallender Transparenz. Die Zahl der sonnenhellen Tage mit auffallend starker Insolation ist sehr gross, während die Zahl der Regentage verhältnismässig sehr gering ist. Dadurch wird es möglich, sich täglich im Freien zu ergehen, zumal der Boden nach Regen sehr rasch wieder trocken wird. Locarno ist derjenige Ort am Langensee, der am besten gegen Winde geschützt ist, da er ringsum, namentlich gegen Norden, von hohen Bergen umgeben ist, wovon die üppige Vegetation uns den deutlichsten Beweis liefert. Die mittleren Temperaturen der Wintermonate sind (1893—94):

September	Oktober	November	Dezember	Januar	Februar	März	April	Mai
17.62° C.	11.31	7.20	3.62	4.61	3.4	7.41	11.34	16

Prof. Dr. Martin sagt weiter: Somit vereinigt sich in Locarno, bei einer ausserordentlich milden Durchschnittstemperatur (12.74° C.) und bei hygieinisch tadelloser Unterkunft und Verpflegung, sowie einer Fülle grossartiger Naturschönheiten, eine ganze Reihe seltener Vorzüge, die dasselbe **zweifellos zu einem klimatischen Winter-Kurorte ersten Ranges machen.** Locarno zählt 9 Aerzte, darunter 2 Deutsch-Schweizer.

Nachstehende, in alphabetischer Reihenfolge angeführten Hotels und Pensionen werden vom unterzeichneten Verkehrsverein bestens empfohlen.

Restaurant America.
Hôtel-Pension Beau-Rivage & d'Angleterre.
Hôtel-Pension Belvedere.
Hôtel du Lac.
Grand Hôtel Locarno.
Hôtel Métropol & de la Couronne.
Hôtel du Parc.
Pension Quisisana.
Hôtel Reber au lac.
Hôtel Suisse.
Pension Villa Libertà.
Pension Villa Erica.
Pension Villa Rossa.

Der Verkehrsverein Locarno und Umgebung.

Wenn Sie
wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von
Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5.60
garantirt mit Havana-Einlage.
Andere Sorten von M. 1.75 an.
Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co., Hamburg I.

Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernſt Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Lehrfabrik Jlmenau
Ausbild. v. Volontären i. Maschinenbau u. Elektrotechnik. Prosp. gratis

ALLE ANDEREN MARKEN SIND NACHAHMUNGEN.

DIE ERSTE ALLER GALA PETER MILCH-CHOCOLADEN

UNÜBERTROFFEN IN GÜTE UND BEKÖMMLICHKEIT.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bilanz pro 30. Juni 1903.

Aktiva.

	Selbstkosten bis 30. Juni 1903.		Abschreibungen bis 30. Juni 1902.		Abschreibungen per 30. Juni 1903.		ℳ	₰	ℳ	₰
A. Hauptgeschäft Stuttgart mit gemeinsch. Conti.	ℳ	₰	ℳ	₰	ℳ	₰				
Fabrikgebäude	640,709	73	226,311	04	8,287	97	406,110	72		
Wohngebäude	289,200	—	41,912	—	—	—	247,288	—		
Maschinen und technische Einrichtungen	593,625	32	391,261	13	15,177	32	187,186	87		
Inventarien und Elektr. Beleuchtungsanlage	61,565	58	21,400	90	4,616	46	35,548	22		
							876,133	81		
Verlags-Kapital-Conto	648,283	—	600,283	—	—	—	48,000	—		
	2,233,383	63	1,281,168	07	28,081	75				
			ℳ 1,309,249. 82							
Conto für neue Unternehmungen							179,495	28		
Effekten-Conto							2,005,000	—		
Kautionseffekten-Conto							2,060	—		
Kassenbestände in Stuttgart, Salach und Wildbad							19,885	43		
Wechselbestände (darunter ℳ 371,078.02 Bankaccepte)							513,249	53		
Bankguthaben in Stuttgart und Frankfurt a. M.							95,384	37		
Debitoren in Stuttgart, Salach und Wildbad							520,118	25		
Vorräte des Verlags an Manuskripten, Bildern etc.							154,008	67		
Vorräte desselben an Büchern, Drucksachen etc.							821,532	69		
Vorräte an unbedrucktem Papier, Materialien und halbfertigen Arbeiten							187,740	39		
Vorausbezahlte Assekuranzprämien in Stuttgart, Salach-Süssen und Wildbad							11,612	45	5,434,220	87
B. Papierfabrik Salach.										
Areale, Fabrikgebäude, Wohngebäude	789,530	82	148,904	26	11,888	53	628,738	03		
Wasserkräfte, Wasserleitungen	408,235	83	103,095	43	6,102	81	299,037	59		
Maschinen und technische Einrichtungen	856,592	19	446,279	74	31,895	57	378,416	88		
Utensilien, Elektrische Kraftübertragungs- und Beleuchtungsanlage, Reparaturwerkstätte und Feuerlösch-Einrichtung	98,990	44	31,851	99	6,634	66	60,503	79		
C. Papierfabrik Süssen.	2,153,349	28	730,131	42	56,521	57	1,366,696	29		
Areale, Fabrikgebäude, Wohngebäude	171,318	96	46,964	12	2,151	10	122,203	74		
Wasserkräfte, Wasserleitungen	118,542	45	32,889	21	1,713	06	83,940	18		
Maschinen und technische Einrichtungen	174,284	66	106,144	55	5,110	51	63,029	60		
Utensilien und elektrische Beleuchtungsanlage	9,321	63	5,128	26	419	34	3,774	03		
	473,467	70	191,126	14	9,394	01	272,947	55		
Papierfabriken Salach-Süssen zusammen	2,626,816	98	921,257	56	65,915	58	1,639,643	84		
			ℳ 987,173. 14							
Vorräte in Salach-Süssen							297,835	43	1,937,479	27
D. Papierfabrik Wildbad.										
Areale, Fabrikgebäude, Wohngebäude	161,699	67	49,484	70	1,663	02	110,551	95		
Wasserkräfte, Wasserleitungen	60,512	89	16,439	96	881	46	43,191	47		
Maschinen und technische Einrichtungen	189,567	95	145,655	31	3,293	45	40,619	19		
Utensilien und Reparaturwerkstätte	8,720	58	6,217	15	171	16	2,332	27		
E. Holzstofffabriken Wildbad.	420,501	09	217,797	12	6,009	09	196,694	88		
Areale, Fabrikgebäude	119,091	90	30,602	11	1,769	80	86,719	99		
Wasserkräfte	103,772	10	32,598	67	1,423	46	69,749	97		
Maschinen, technische Einrichtungen, Utensilien	92,663	95	62,641	49	2,262	44	27,760	02		
	315,527	95	125,842	27	5,455	70	184,229	98		
Papier- und Holzstofffabriken Wildbad zusammen	736,029	04	343,639	39	11,464	79	380,924	86		
			ℳ 355,104. 18							
Vorräte in Wildbad							37,813	36	418,738	22
									7,790,438	36

Passiva.

		ℳ	₰
Aktien-Kapital		3,000,000	—
Statutenmässige Reserve		300,000	—
Dividenden-Reserve		455,000	—
Obligationen		968,500	—
Verloste, aber noch nicht eingelöste Obligationen		500	—
Unerhobene Obligationen-Zinsen		220	—
Hypothek- und andere fundierte Schulden		1,640,545	—
Creditoren in Stuttgart, Salach und Wildbad		220,473	42
Neues Tagblatt, Aktiengesellschaft hier Conto I	ℳ 560,000. —		
do. do. „ II (Dividenden-Conto)	„ 90,000. —	650,000	—
Hallbergersche Hausstiftung		40,000	—
Separatunterstützungskassen der Papierfabriken		16,749	71
Unerhobene Dividenden		417	50
Allgemeiner Unterstützungs- und Pensions-Fonds		271,254	36
Vortrag vom Vorjahr	ℳ 5,756. 39		
Reingewinn des laufenden Jahres	„ 221,021. 98	226,778	37
		7,790,438	36

Soll. Gewinn- und Verlust-Conto. Haben.

Soll	ℳ	₰	Haben	ℳ	₰
An General-Unkosten	34,360	30	Per Vortrag vom Vorjahre	5,756	39
„ Verlust an Ausständen	16,936	07	„ nachträglich eingegangene, früher abgeschriebene Posten	447	30
„ Abschreibungen pro 1902/1903	105,462	12	„ Brutto-Ertrag der gewerblichen Etablissements	354,821	04
„ Gewinn-Saldo	226,778	37	„ Netto-Mietertrag der Areale und Wohnhäuser	15,539	47
			„ Netto-Ertrag des Zinsen-Contos	6,972	66
	383,536	86		383,536	86

Der Vorstand:
E. Mayer. A. Loewenstein. C. Gossrau.

Der Aufsichtsrat:
M. Stein. Dr. G. Doertenbach. Otto Rosenfeld. Leo Schweyer. A. Nast.
Fr. Irion. Julius Pfander.

Vorstehende Bilanz sowie die vorstehende Gewinn- und Verlust-Rechnung sind den ordnungsmässig geführten Geschäftsbüchern gemäss aufgestellt.

Stuttgart, den 30. Oktober 1903. **Prof. Theodor Huber.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

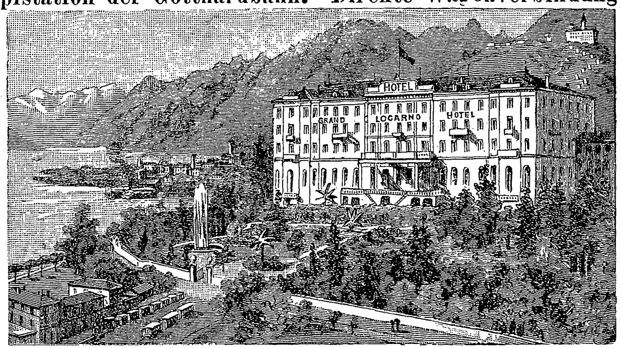
Vom 1. Dezember d. J. ab kann die auf ℳ 25— per Aktie festgesetzte Dividende per 1902/1903 **an unserer Kasse, Neckarstrasse 121/123,** sowie bei den Herren **Doertenbach & Cie.** in **Stuttgart,**
„ **v. Erlanger & Söhne** in **Frankfurt a. M.** und
„ **Gebr. Bethmann** in **Frankfurt a. M.**
erhoben werden.

Stuttgart, den 30. November 1903.

Wir machen gleichzeitig bekannt, dass aus dem Aufsichtsrat unserer Gesellschaft die Herren Verlagsbuchhändler **Adolf Nast** und Privatier **Julius Pfander** ausgeschieden und die Herren Kommerzienrat **Otto Rustige** und Verlagsbuchhändler **Max Schreiber** neu in den Aufsichtsrat gewählt worden sind.

Der Vorstand:
E. Mayer. A. Loewenstein. C. Gossrau.

Locarno Gd. Hôtel Locarno am Lago Maggiore.
Kopfstation der Gotthardbahn. Direkte Wagenverbindungen.


HOTEL
GRAND
LOCARNO
HOTEL
Dampfbootstation nach den Borromeischen Inseln.
Elektr. Licht u. Centralheizung in allen Räumen.

Das vollendetste Etablissement für den Winteraufenthalt im prächtigsten Winterklima Europas,
von allen ärztlichen Autoritäten und speziell vom Kgl. Bayr. Medizinal-Rat Professor Dr. Martin proklamiert.
Die vorzüglichste und nächste Herbst-, Winter- und Frühlingsstation.
Deutsche Kirche, deutscher Arzt. Prospekt u. Mediz.-Rat Martins Beschreibung gratis durch **Balli,** Besitzer.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Kalodermа-Gelee Seife Puder.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Chocolat Kohler
Welt berühmte Marke für feine Sorten

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der „Pilules Apollo" auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt übermässigen Embonpoint unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von Fettleibigkeit beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz Mk. 5,30 franko. Ratié, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, Török, Königsg. 12, Budapest.

Polyphon-Musikwerke
Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Phonographen, Grammophone nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Photogr. Apparate aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Illustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND in Breslau II.

Zucker-, Magen-, Darm-Kranke verlangen Prospect
Von ärztl. Autoritäten empfohlen.
Rademann's Nährmittelfabrik Frankfurt a. M.-S. & Berlin S.W.

Kauft nur Rondholz Frankft. Würſtchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)

Beſte Muſikinſtr. jed. Art. Preisl. umſonſt.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Inſtrument gekauft werden ſoll, bitte anzugeben.

Lysoform
unentbehrlich in jeder gebildeten Familie
ein Antiseptikum für den Haushalt. Ausgezeichnet für Wundreinigung. Spülungen u. Waschungen schützen vor Ansteckung jeder Art, beseitigen jeden üblen Geruch. Wichtig für Frauen! Es ermöglicht ungefährliche Desinfektion, und zwar im Gegensatz zu Lysol ohne üblen Geruch zu hinterlassen. Erzeugt keine Flecke. Eingeführt in ersten Krankenhäusern. Bestens bewährt in der Kinder-Krankenpflege.
Flasche 65 Pf., 1.30, 2.20 in den Apotheken, Drogerien etc.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 17

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman von C. Viebig

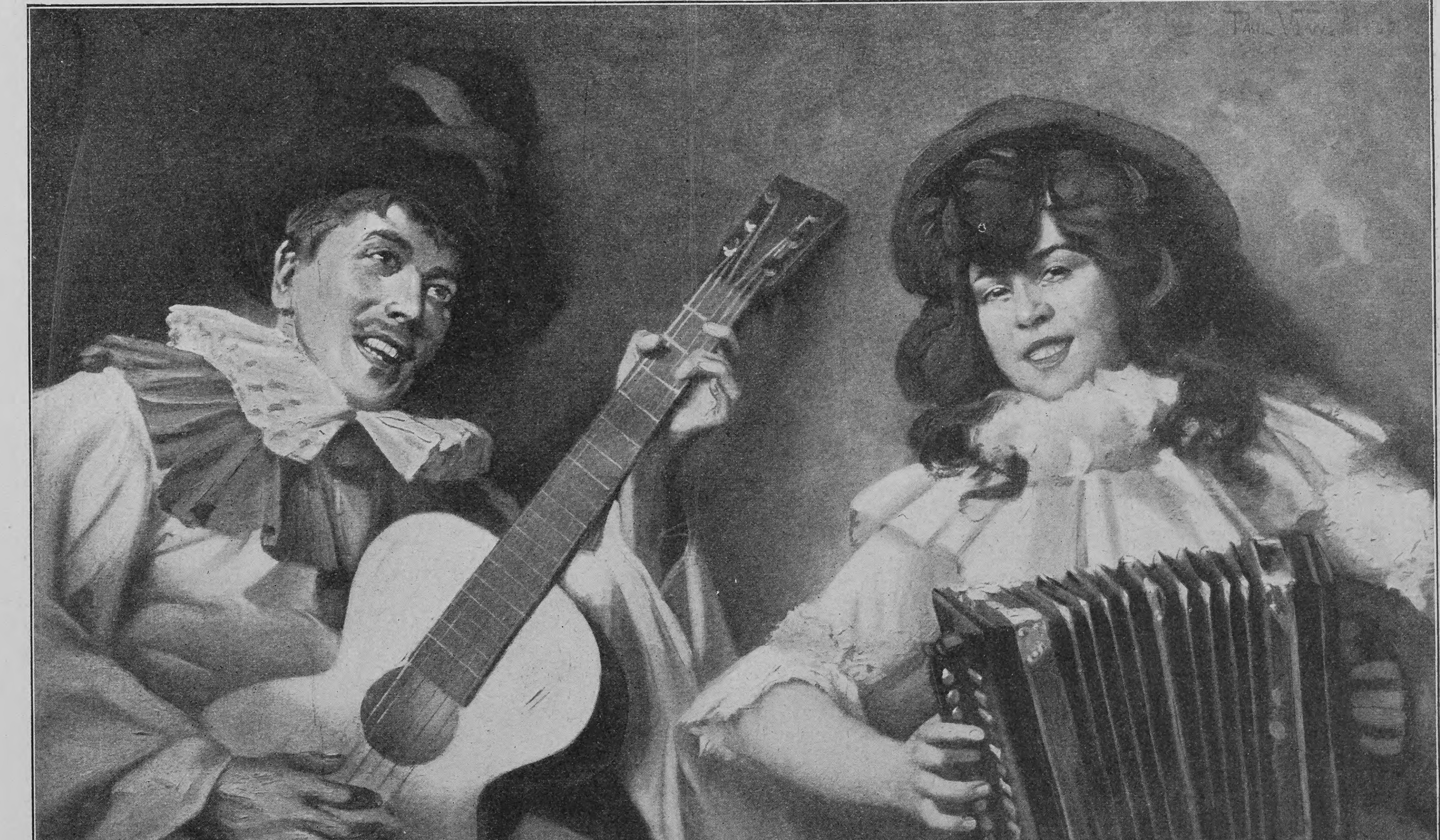
(Fortſetzung)

Doleſchal wußte ſelbſt nicht, was ihn plötzlich überfiel gleich einer jähen Traurigkeit, als er, die Hand ſeiner Frau in der ſeinen haltend, der Kreisſtadt zufuhr. Heute war ein ungewohntes Treiben, Kommen und Gehen auf den ſonſt ſo ſtillen Feldern. Der Märzwind wehte in den Röcken der Weiber, lüftete die langen Rockſchöße der Männer und ließ die vielen rot, blau, grünen, violetten Bänder der Mädchen in der Luft flattern.

Sie waren alle im Sonntagsputz, wie zum Kirchgang gerüſtet, im höchſten Staat. Den Roſenkranz trugen ſie um die Hände geſchlungen, die Frauen hatten am Arm ein Körbchen, in ſcharlachenem Sacktuch trug der Mann ein Bündel. Gleich großen bunten Blumen wehten die Geſtalten über die ſchwachbegrünte Ebene, einzeln oder auch in Trupps geſellt; aus allen Richtungen kamen ſie, alte und junge Männer, alte und junge Weiber, Knaben und Mädchen. Und vom Pociechaer Dorfturm tönte die Glocke in einem fort. Wohin liefen die nur alle? Jetzt war doch nicht ſonntägliche Kirchgangszeit?

„Mariä Verkündigung, gnädiger Herr, Ablaß!“ ſagte der Kutſcher und drehte ſich herum nach den Herrſchaften.

„Fahren Sie heute abend auf dem Nachhauſeweg ſo ſchnell als möglich,“ befahl ihm Doleſchal, und dann wendete er ſich beſorgt zu ſeiner Frau: „Hoffentlich habt ihr keinen Krawall mit Betrunkenen! Fatal!“ Seine Stirn zog ſich kraus, wie mit einem Schlag war ſeine ganze gute Laune dahin. Er faßte die Hand ſeiner Frau noch feſter, eine Sorge packte ihn: „Es wird dir doch nichts paſſieren?“



Mit Genehmigung der Photographiſchen Union in München

In dulci jubilo. Nach dem Gemälde von Paul Vowe

Sie ſah ihn dankbar an: „Mein guter Mann, wie du immer ſorgſt!“

„Ich mag dich gar nicht allein laſſen. Ich möchte lieber bei dir bleiben,“ murmelte er.

Sie nickte lächelnd, aber Tränen waren ihr plötzlich in die Augen getreten: „Es wäre mir auch lieber, du bliebeſt hier! Ach ja!“

Das Scheiden wurde ihr auf einmal ſo unſagbar ſchwer. Wie töricht, es handelte ſich ja nur um kaum eine Woche, aber ihr war, als würde die eine Ewigkeit. Dichter zu ihm rückend, legte ſie ihre zweite Hand auch noch in die ſeine:

„Bleibe,“ flüſterte ſie, „bleibe bei mir!“

„Ich kann ja nicht, ich muß fort!“

„Ja, du mußt fort!“ Traurig nickte ſie. Und dann zog ſie ihre Hände aus der ſeinen, faltete ſie im Schoß und ſah ſtill darauf nieder. Sie wagte jetzt nicht mehr zu ſprechen, denn dann hätte ſie weinen müſſen, und ſie wollte nicht weinen — nein, nicht wehleidig ſein! Und ſie biß die Zähne aufeinander.

Auch er ſchwieg. Ohne zu ſehen, glitten ſeine Blicke über die weiten Felder und die geputzten Menſchen, die alle zum Ablaß eilten. Er wandte den Kopf noch einmal zurück in der Richtung nach Deutſchau, da ſchwand eben der Lyſagora. Es war heut wenig Hoffnungsfreudigkeit in der grauen Luft am Tag von Mariä Verkündigung. —

Auch die Bräuers hatten ſich auf den Weg zum Ablaß gemacht: der Mann, die Frau, das Settchen, der Sohn und die Schwiegertochter. So waren ſie ein ganzer Trupp. Valentin hatte erſt nicht mitgewollt, aber die Mutter hatte ihm zugeredet: warum wollte er ſich ausſchließen, weiß Gott, er kam auf viel beſſere Gedanken, wenn er mitging! Und ein forſchender Blick hatte dabei ſein nachdenkliches Geſicht geſtreift — fühlte er ſich nicht wohl, warum war er jetzt oft ſo ſtill? Aber er hatte ſie beruhigt: nein, er war ganz geſund, ſie brauchte ſich nicht zu ſorgen, er war eben nur nicht mehr der ledige Burſche, er war nun ein Ehemann, der was zu bedenken hatte! So machte es ihm jetzt zum Beiſpiel Unruhe, daß ſie alle weggingen und den Krug allein ließen.

Darüber war Staſia nun ganz ruhig. Allein? Sie lachte. Der Vater führte ja die Oberaufſicht!

Valentin erwiderte nichts hierauf, aber ſein Geſicht zeigte, daß ihn das durchaus nicht beruhigte.

Staſia ſah es, und ihr Ton wurde gereizt: dann hätte er doch zu Hauſe bleiben ſollen, hatte ſie ihn etwa dazu gedrängt, mitzugehen, he?

Das war es ja gerade! Daß ſie ihm ſo wenig zugeredet hatte, das hatte Valentin nun doch beſtimmt, mitzugehen. Er wollte nicht immer der ſein, der beiſeite ſtand, wenn ſie mit Pan Sziulc ſchwatzte. Und daß der ſich einfinden würde, des war er gewiß. Ein dumpfer Groll gegen den Mann erfüllte ihn. Der hatte ihm nie etwas zuleide getan, der war ſtets höflich, aber er mochte es nicht, wenn der die Wirtsſtube betrat, er mochte es nicht, wenn der ſo vertraut mit Staſia ſprach, wenn der mit Staſia lachte, und er nicht mitlachen konnte. Wie er ihn haßte, den — den — Polacken!

Wie hatte er ſich vormals öfter über den Vater gewundert — war's nicht gleich, polniſch oder deutſch? Aber jetzt — ach!

Er ſeufzte, als er Staſia vor ſich hergehen ſah, mit der ganzen Zierlichkeit, die ihr eigen. Wie er dieſes Weib liebte, ſo von ganzer Seele, ſo über alle Maßen, — aber liebte ſie ihn?

Die heißen Blicke ſeiner weit gewordenen Augen hingen ſich an ſie. Ach, wenn ſie doch von Glas wäre, wenn er doch in ſie hinein gucken könnte! Mochte ſie ihn wirklich leiden? Oder war er doch immer noch der Niemiec, der Fremde?

Er wollte ihr ja alles zuliebe tun. So viel Polniſch hatte er ſchon gelernt, aber immer noch nicht genug, immer noch nicht genug, ſie war noch immer nicht ſein!

Gehörte ſie nicht jemand andrem viel, viel mehr? Aber wer war dieſer andre? Wenn er das nur wüßte, nur faſſen könnte! Alle Menſchen, mit denen ſie ſprach, ließ er bei ſich vorüber paſſieren: ihre Eltern, den Vikar, Pan Sziulc — alle, — und er haßte ſie alle!

Aber allein ſchuld waren die nicht!

Mit einer troſtloſen Frage irrte ſein Blick über das weite Land — was trennte ihn denn noch von ihr?

Ach nichts, gar nichts, es war ja nur ſeine eigne Dummheit, die ihn quälte — konnte man wohl eine beſſere, eine ſchönere Frau finden?

Und war's nicht auch ſchön hier in Polen? Auch in Polen ließ ſich's leben, ſo gut wie am Rhein! ‚Valentin, Valentin Bräuer,‘ ſagte er zu ſich ſelber und gab ſich mit der flachen Hand einen Schlag vor die Stirn, ‚ſei doch nit eſo dumm!‘ Und mit einem plötzlichen Entſchluß nahte er ſeinem jungen Weibe leiſe von hinten und drückte ihr einen Kuß auf die Schulter.

Sie ſchrie auf: pſiakrew, was für ein Frecher — aber dann lachte ſie unbändig: ach, der Walek war's, der küßte ja die Schulter, wie einer von hier! Da — da — auch den Kleiderärmel! Sie hielt ihm ihren Ellbogen hin. Und da — da auch! „Padam do nog.“

„Laßt doch die Dummheiten,“ ſagte Vater Bräuer. Es ärgerte ihn, daß der Junge ſich ſo zum Narren halten ließ. „Gebt dat doch auf,“ brummte er.

Aber die Schwiegertochter lachte: „Wenn er doch will!“ Und Valentin an der Hand faſſend, zog ſie ihn mit ſich, ein wenig abſeits von den andern und fiel ihm da, von einem ſtrauchartigen Holzbirnbaum, der am Grabenrand ſtand, gedeckt, um den Hals: „Walek, mein Lieber, o du meine Seele, komm, küſſe mich!“

So liebeheiß war ſie lange nicht geweſen. Es durchrieſelte den jungen Mann wie Feuer. Ach, wenn er nur erſt Vater wäre, wenn ſie nur erſt einen kleinen Jungen kriegten oder ein kleines Mädchen, gleichviel, nur ein Kind, dann würden ſie ſich doch noch ganz anders verſtehen! Ein Licht ging ihm auf am grauen Horizont, eine Hoffnung, leuchtend wie die Sonne — ein Kind, ein Kind mußten ſie nur erſt haben, wenn das in der Wiege lag, dann war alles, alles gut!

Zärtlich ſeine Frau an der Hand behaltend, ging er mit ihr auf die Kapelle zu.

Dort war der Ablaß in vollem Gang. Vikar Gorka, unterſtützt von dem Geiſtlichen eines Nachbardorfes, verſah den Dienſt. Er ſah blaß aus und erſchöpft; die Anſtrengung war groß.

Die Bräuers zogen auch um den kleinen Altar, von dem die ſchwarze Mutter Gottes herunter ſah, in der Reihe mit den andern, feierlichen Schrittes; ſie hatten danach auch gebetet und geopfert und dann den Ablaß bekommen. Nun wollten ſie auch noch aus der als wundertätig geltenden Quelle ſchöpfen. Es waren ihrer viele da, die daran glaubten. Müde und vom Staub des Ackers entzündete Augen hatten ſie alle, und ein paar Greiſe bückten und bückten ſich immer wieder und beſpülten mit der hohlen Hand lange und unabläſſig ihre erloſchenen Augenſterne.

Staſia, die drinnen ein Geſicht gemacht wie das Madonnenbild ſelber, war hier außen übermütig. Auf den ſproſſenden Raſen hatte ſie ſich hingeſetzt. O, ſie wuſch ſich nicht die Augen, ſie ſchöpfte nur zum Trinken und ſpritzte dann ihrem Mann vom Waſſer ins Geſicht: „Auf daß du ſeheſt!“

Er wiſchte ſich lachend mit dem Rockärmel die Tropfen ab, die ihm über Stirn und Lider rannen. Als er wieder um ſich ſchaute, ſah er plötzlich Pan Sziulc ſtehen, — wahrhaftig, hatte der ſich doch eingefunden?! Schon hatte Valentin gehofft, ihm heute wenigſtens nicht zu begegnen.

Der Inſpektor ſchloß ſich den Bräuers an; auf dem Nachhauſeweg ging er mit Staſia. Vergebens ſuchte Valentin bei ihnen zu bleiben — bald waren ſie weit vor, bald allein zurück — er wußte ſich's nicht zu erklären, wie es zugehen konnte, daß ſie ihm immer wieder entſchlüpften.

Zuletzt gab er's auf und ging allein. Er ließ den Kopf auf die Bruſt hängen und brütete vor ſich hin.

Vor ihm her gingen Vater und Mutter und führten das Settchen in der Mitte; andächtig gingen ſie alle drei und ſprachen wenig. Frau Kettchen betete jetzt nicht mehr den Roſenkranz wie auf dem Hinweg, aber es war gewiß, daß ſie noch im Innern betete, ihr Blick war fromm.

Warum war die Staſia nicht auch ſo? Der junge Bräuer hörte ihr Kichern hinter ſich. Warum war die nicht auch ſo? Ach, daß ſie doch der andern da mehr gliche! Valentin hatte ſeine Stiefmutter immer herzlich gern gehabt. Aber heut, jetzt auf einmal hatte er noch ein andres Gefühl für ſie. Es trieb ihn, die Vorangehenden mit ein paar haſtigen Tritten einzuholen und dann neben Frau Kettchen ein Weilchen herzuſchreiten. Als kleiner Junge hatte er ſich gern der Stiefmutter an den Rock gehangen, nun drängte es ihn wieder, ihr Kleid zu berühren. Wie in Ehrfurcht ſtreifte ſeine Hand darüber hin. „Mutter,“ ſagte er leiſe, „gute Mutter!“

Und dann ging er wieder allein hinten nach, bis ſie nach Pociecha-Dorf kamen; da zupfte ihn Staſia am Rockſchoß. Droben beim Ablaß hatte ſie eine der ſauren Gurken haben müſſen, die das ſchmutzige Weib an der Kapellentür feilbot, und von dem Krüppel auf der andern Seite, der Heringe aushökerte, hatte ſie auch gekauft und den Fiſch verzehrt, aus der Salzlake heraus, wie alle taten, jetzt wollte ſie auch tanzen in Pociecha-Dorf.

Heut, heut wollte ſie tanzen?! Und nächſte Woche ſchon Karfreitag? Was würde die Mutter dazu ſagen?! Valentin faßte nach ihrem Kleid, um ſie zu halten.

Sie machte ſich los. Taten das denn nicht alle, und war ſie's nicht gewohnt geweſen immer ſo, an jedem Ablaßtag? So war es Mariä Verkündigung, ſo Mariä Kräuterweih, ſo Mariä Geburt! Wer hieß denn diesmal den Ablaß ſo unglücklich gerade zum Schluß in die großen Faſten fallen?

Ihre Augen blitzten, ſie wurde ganz rot, als ihr Mann verneinend den Kopf ſchüttelte. Dann konnte er ja ruhig weitergehen, ſie würde noch hier bleiben! „So geh doch, geh nur,“ drängte ſie.

Ein raſcher Blick des Einverſtändniſſes flog zwiſchen ihr und Pan Sziulc hin und her, unmerklich faſt; ſie zwinkerten nicht, ſie ſtießen ſich nicht an, ſie ſagten kein Wort und ſie verſtanden ſich doch.

Valentin ſah den Blick. Und plötzlich fiel ihm etwas von den Augen — hatte das geprieſene Waſſer der Quelle ſo raſch ein Wunder gewirkt?! Er ſah, ſah, wie man bei einem Blitzſtrahl ſieht, der durch ſchwarze Nacht fährt, ſah und fühlte mit einem Schmerz, der ihm gleich einem ohnmächtig machenden Stich durch Leib und Seele drang, die Hoffnungsſonne, die er vorhin wie eine goldene Kugel hatte emporſteigen ſehen am Horizont, wieder ſinken. Nichts, nichts, auch ein Kind nicht, konnte ihm helfen! —

Aus dem Krug bei Eiweih ſummten Tanzmelodien; Bratſche und Geige, Dudelſack und Horn mußten an der Wand hängen bis nach Oſtern, aber man durfte wenigſtens ſingen.

Alle Ablaßgänger traten ein in die Schenke.

„Das Mädel iſt mein,
Das Mädel iſt mein —
Im Kopf ſchwarze Augen,
So wie ich, ſo wie ich!

Das Mädel iſt mein,
Das Mädel iſt mein —
Am Schuh goldene Schnallen,
So wie ich, ſo wie ich!

Das Mädel iſt mein,
Das Mädel iſt mein —
Im Sack keinen Groſchen,
So wie ich, ſo wie ich!“

ſang ein Burſche, der aus dem Krugfenſter herauslehnte, und winkte die lachenden Mädchen herein.

Pan Sziulc ſummte mit, auch Staſia ſummte:

„So wie ich, ſo wie ich —“

Unruhig trippelte ſie, ſie konnte die Füße nicht mehr ruhig halten, ihre Hand fingerte nach des Partners Hand.

Da ſtieß Valentin heraus, mit einer verzweifelten Anſtrengung, ſeiner brechenden Stimme Trotz zu verleihen:

„So bleib du, bleib du! Ich geh' nach Haus!“

*

Der Ablaßtag, der grau verhangen über die ſchwach begrünte Ebene gegangen, war zum ſchwarzen Abend geworden. Schwer laſtete ballendes Nachtgewölk.

Die Fenſter von Eliakim Hirſch, die erſt wie helle Sterne geſtrahlt, waren jäh dunkel geworden. Nicht fern war Gründonnerstag, dem der Karfreitag folgte — was würde der Herr Vikar ſagen, wenn er's erfuhr, daß man der vorletzten Faſtenwoche ſo wenig geachtet? Der würde ſehr ſchelten: wie konnte man der Leiden Chriſti ſo wenig gedenken! Tanzen, das war heut, ſelbſt am Ablaßfeſt, eine Sünde, die ſich nicht gut machen ließ durch zehn Roſenkränze. Raſch wurden die Lichter gelöſcht, nun ſaß man faſt im Dunkeln, nur ein ganz erbärmliches Lämpchen überm Schenktiſch warf ein wenig Schein. Aber das hinderte nicht, daß man im Krug ſitzen blieb und, da man nicht tanzen durfte, deſto eifriger trank. Was ſollte man machen?!

Staſia war erſt ſehr enttäuſcht, daß es zu keinem Tanze kam; wie lange, ach, wie lange — ſeit ſie verheiratet war — hatte ſie nicht mehr getanzt! Und ſie beklagte ſich bitterlich.

Nein, glücklich war ſie nicht, der Valentin war ein ganz guter Menſch, aber ach, hatte der eine Ahnung davon, was ſie brauchte?! Nein, keine Ahnung!

Und ſie warf ſich Pan Sziulc an die Bruſt, ſchlang die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn leidenſchaftlich.

Sie waren allein in dem kleinen ſogenannten Herrenſtübchen, das Eliakim neben dem größeren Wirtszimmer hatte; mit einem Schmunzeln hatte er ſie da hineingewieſen. Nun ging Pan Sziulc und drückte leiſe die Tür zu, die bis jetzt nach der Wirtsſtube offen geſtanden.

XVIII

Das Deutſchauer Herrenhaus lag ganz ſtill. Seine Läden waren geſchloſſen, man ſah kein Licht mehr, nur am Hoftor flackerte trübe die Laterne; Frau Helene war noch nicht von der Fahrt nach der Eiſenbahn zurück.

Der alte Hoppe hatte ſich in ſeinem Stübchen im Seitenflügel ſchon zu Bett gelegt. Was ſollte er noch ſo einſam aufſitzen? Morgen mußte er ſo wie ſo doppelt früh heraus, da der Baron in Berlin war und er allein für alles aufzukommen hatte; nun, das würde er ſchon, hatte der Gutsherr ſich doch in letzter Zeit ſo wie ſo nicht viel gekümmert. Merkwürdig, wie der oft zerſtreut war, ganz wie abweſend! Seit der Geſchichte mit dem Plakat an der Katrynka war er förmlich verſtört. Wenn der nun erſt wüßte, wieviel ſolcher Plakate ſein Inſpektor ſeit der Zeit gefunden! Gewiß an die zwanzig. An dieſer Scheune und an jener, am Stall, am Speicher, ſogar an der Haustür, überall auf dem Gehöft. Und letzthin hatte es auch außen an der Hofmauer geſtanden, mit Kreide, ſo recht jedermann ſichtbar: „Hakatiſt, Schwein, Schächer, Hundeblut!“ Die gemeinſten Schmähungen. Immer war es ungefähr derſelbe Wortlaut. In der Tat, wenn das einer immer und immer wieder zu hören kriegte, konnte er ſchon närriſch darüber werden!

Der Inſpektor, bereits im Begriff, ſich niederzulegen, war noch einmal an ſeine Kommode gegangen. Da verwahrte er in einem alten Zigarrenkäſtchen, im wohlverſchloſſenen Schub, die ſchmähenden Zettel. Jetzt ſah er ſie noch einmal durch — pfui, pfui, pfui! Aber dann kam ihm der Gedanke: wie mußte man die Seele eines Menſchen erbittert haben, daß der ſolches ſchrieb?! Wer jener arme Kerl wohl ſein mochte? Ein Mitleid überkam ihn mit dem, faſt mehr wie mit dem Niemczycer. Doch warum nachforſchen? Der Niemczycer war zu hochmütig, um ſich darum zu kümmern, und ihn, den Inſpektor, was ging's ihn denn eigentlich an? Er tat genug, wenn er die Inſulten am frühen Morgen auf ſeinem erſten Rundgang, wenn noch alles ſchlief, abſammelte und ſeinem Herrn ſo den Aerger aus den Augen räumte. Was ſeit Generationen am Volke geſündigt iſt, läßt ſich nicht aus der Welt ſchaffen, nun traf die Rache einen, der vielleicht beſſeren Willen hatte, aber gerade den traf ſie doppelt hart!

Der alte Inſpektor ſchüttelte den Kopf, als er müde vom Tage in ſein Bett kroch: im Grunde waren ſich die Herren doch alle egal, da war nicht viel zu erhoffen. Eine neue Generation mußte erſt auferſtehen, um ein Volk zu erziehen, das jetzt noch ein kleines Kind in Windeln war.

„Unſer Vater im Himmel,“ ſagte der alte Inſpektor und faltete die arbeitsharten Hände über der Bruſt, „der du deine Sonne ſcheinen läßt oben auf den Lyſagora und ebenſogut unten auf den Lug im Feld, willſt du uns nicht einen ſchicken, der da weiß, wie man ſäen muß, um Frieden zu ernten? Amen!“

Mit dieſem ſchlief er ein. Er hatte ſchon ganz feſt geſchlafen, als ihn ein Schrei weckte; ein johlender Schrei war's, wie er ſchon einmal hier erklungen am Abend des Erntefeſtes — ein trunkenes Gröhlen ſinnloſer Freude.

Aus dem Pociechaer Krug hatte ſich eine Schar aufgemacht. Es war ihnen zu langweilig geworden, das Zuſammenſitzen ohne Tanz und Geſang.

Mit Johlen und Pfeifen ſtrömten ſie aus der Schenke und trieben ſich draußen herum. Dicht an der Propſtei trabten ſie vorüber. Wollten ſie wieder hin zum Lehrer Ruda? O nein, der war ja jetzt brav! So machten ſie wieder kehrt. Noch einmal an der Propſtei vorbei mit Lachen und Geſchrei und Pfiffen, die durchs Dunkel ſtiegen wie Alarmſignale.

Wo wollten ſie denn hin? Das wußten ſie ſelber nicht. Nach Hauſe natürlich nicht — kalte Stuben und kein Fleiſch im Topf! Jetzt war's freilich noch Faſtenzeit, aber zu Oſtern würde auch kein Fleiſch da ſein, und das behagte ihnen ſchon lange nicht!

„Pſiakrew!“ Sie ballten die Fäuſte. Wohin mit dem Aerger? Wohin denn nur?

Fern ſchimmerten die Lichtchen von Pociecha-Anſiedelung. Ein Stern flimmerte heller als die andern — he, da war ja auch ein Krug, den mußte man auch mal probieren! Und wenn etwa die „Schwabbe“ ſich breit darin gemacht haben ſollten, ſo wurden die hinausgeſchmiſſen, die nichts darin zu ſuchen hatten!

In hellen Haufen zog man zum deutſchen Krug.

Dort ſaßen in der Tat einige Anſiedler; da die Wirtsſtube heute angenehm leer, hatten ſie ſich an dem großen Tiſch in der Mitte niedergelaſſen, über den die ſchaukelnde Hängelampe das hellſte Licht warf. Aber Frelikowski, der Förſter, ſaß bei ihnen. Da wagten die Dörfler keinen Streit anzufangen; ſie forderten nur ungeſtüm vom ſchweigſamen jungen Wirt einen „Sznaps“, goſſen den hinunter und trabten dann wieder auf die Straße.

Heftig geſtikulierend, mit Fäuſteſchwingen ſtanden ſie noch ein Weilchen draußen. Friedlich lagen die Häuschen unterm ſchwach beſternten Himmel, kein Anſiedler zeigte ſich, wohl aber trat der Förſter, wie nach dem Himmel ſpähend, einen Augenblick unter die Krugtür. Da zogen ſie ab, knurrend zwar, aber ſie zogen doch: was ſollte man denn hier krakehlen? Arme Kerle waren die Anſiedler auch, die ſich quälen mußten um ihr Stückchen Brot! „Betrogen, wie wir betrogen werden. Pſiakrew, laßt ſie leben, die Schwabbe!“

In der ungeheuren Nachtweite, durch die ſie zogen, blinkte ab und zu ein Sternchen auf, und Hundegebell hörte man von ferne, wie Wolfsgekläff in einſamer Wüſte. Das waren Zeichen der Herrenhöfe, von denen ſelber man nichts ſah, ſie lagen verſunken flach in der Fläche. Aber der Lyſagora tauchte auf und reckte ſeine Stangenkiefer wie einen Galgen, dräuend, herausfordernd. Da fingen ſie an, laut zu gröhlen: „Nach Niemczyce! Dem Hundeblut, dem Hundeſohn, dem nichtsnutzigen Hakatiſten das Dach überm Kopfe angeſteckt!“

Und die Schritte, die eben noch ſo unſicher umhergetappt, richteten ſich zielbewußter. Nun wußte man, was man wollte. Hatte nicht der Herr Vikar gerade auf den gezielt, wenn er letzt in der Sonntagspredigt von dem Wolf geſprochen, der in Schafskleidern einhergeht und ſich wählen laſſen möchte, beim deutſchen König das Land zu vertreten. Ei, das wäre! Da wäre man nicht vertreten, verloren wäre man da!

„Schlagt ihn tot!“ heulte einer, und zehn andre griffen den Ruf auf. „Schlagt ihn tot, ſchlagt ihn tot!“

Sie fingen an, zu laufen. Ha, dem drohenden Berg ſpuckten ſie auf den Kopf! Nach Niemczyce hinunter ging die Jagd.

Ahnungslos träumte der See, und das Haus ſchlief auch.

Das Hoftor ſtand offen, die Laterne zeigte den Weg; ſchon waren ſie im Hofe, ſchon vor dem Hauſe, als ihr Schrei des Triumphs ſie erſt ankündigte.

Nun hatten ſie ihn ſicher, den deutſchen Spion, den Verräter, den Polenfeind!

Ein Reißen an der Klingel, und dann ein donnernder Fauſtſchlag vom vorderſten mit aller Gewalt gegen die Tür geſchmettert, weckte ein dröhnendes Echo im ſtillen Haus.

„Pſt, nicht ſo laut!“ Der Häusler Jezierski, der Nachbar von Lehrer Ruda, er, der die neun Kinder hatte und deſſen Weib das zehnte erwartete, hielt ſeinem Vordermann beim zweiten Ausholen die Fauſt: „Bruder, nicht ſo gewaltig, ein Weib ſchläft darinnen und kleine Kinder!“

„Daß dich der Donnerſtein erſchlage!“ ſchrie der alſo Geſtörte; aber der zweite Schlag war nun doch ſchon eher ein Klopfen zu nennen. „He, aufgemacht, wir wollen den Niemczycer ſprechen! He, he! He, Antwort, iſt der Herr zu Haus?!“

Oben das Fenſter im erſten Stockwerk, das gerade über der Tür gelegene, klirrte leiſe.

„Der Herr iſt nicht zu Haus!“ antwortete eine helle Stimme von oben herab.

„Wo iſt er denn?! Pſiakrew!“

„Nach Berlin gefahren!“ ſagte dieſelbe helle Stimme.

„Wir glauben es nicht! He, aufwachen ſoll er! Aufmachen ſoll er! Auf den Hof kommen ſoll er! Der Feigling, der Schächer, das Schwein! He, he, he, aufgemacht! Möge dich der Blitz zerſchmettern! Daß dich der Donner erſchlage! Mögen dich hundert helle Blitze treffen! Möge dich der ſchweflige Blitz anſtecken, Niemczycer, komm heraus!“

Die Tür ächzte unter den Fauſthieben, unter den Fußtritten zitterte ſie.

„He, Niemiec, Niemiec, du Hundeblut!“

Der aus tiefem Schlummer geſchreckte Inſpektor hatte nicht raſch genug ans Fenſter kommen können; ſchlaftrunken taumelnd riß er es auf — was ging da vor am Hauptbau? Träumte er noch, tobte da nicht eine Bande? Betrunkene? Was wollten die?!

Er ſchrie ihnen zu, ſie hörten ihn nicht.

„Niemczycer, Spion, Verräter, verfluchter Niemiec!“

Ein Steinwurf mußte eine Scheibe getroffen haben, Scherben klirrten. Das waren die dicken Milchglasſcheiben der Haustür!

„Leute, ſeid ihr des Teufels?!“ Der Inſpektor war in die Kleider gekommen, er wußte nicht wie; die ſteile Stiege des Seitenflügels war er im Dunkeln heruntergeſtolpert, ſeine alten Füße wollten ihn kaum ſo raſch tragen. Jetzt war er am Platz: „Leute, Leute!“ Er drängte ſich zwiſchen den Haufen, es gelang ihm, die Freitreppe zu gewinnen. Die Arme hob er beſchwörend: „Leute, was fällt euch ein? Ruhe! Was wollt ihr denn vom Herrn?! Der Herr iſt nicht zu Haus!“

„Glauben wir nicht! Der Niemczycer ſoll kommen, hierher, zur Stelle! Niederſchlagen werden wir den Herrn wie einen Hund! Wie einen Hund, den Herrn! Hierher, hierher!“

(Fortſetzung folgt)

Eine neue Tierwelt

Naturwiſſenſchaftliche Skizze

von

Wilhelm Bölſche

Wer jemals unſer ſchönes deutſches Rieſengebirge beſucht hat, dem muß ein Eindruck unvergeßlich ſein. Er iſt in ziemlich ſteilem Anſtieg zum Kamm hinaufgeklettert. Nun iſt er oben, aber vor ihm liegt nicht ſogleich der Steilſturz des böhmiſchen Abhangs. Er kann ſtundenweit jetzt auf einem faſt flachen Plateau wandern. Hat er ſich ein Stück hineingewagt, ſo könnte ihm wohl ſcheinen, als ſei er wieder in die Ebene unten zurückverſetzt. Aber die dürre Grasſteppe, durch die er ſchreitet, nur unterbrochen hie und da von niedrig kriechendem Knieholz und umſäumt von grotesk zerſpaltenen Felsgruppen, die in ihrem bunten Flechtenſchmuck wie Kämme eines Ungetüms über den flachen Horizont dräuen, mahnt ihn, wo er iſt: faſt anderthalb tauſend Meter über der Meereshöhe, jenſeits der Grenze, da noch Bäume fortkommen, auf dem platten Scheitel eines hohen Granitgebirges, wo ſich zwiſchen die letzten Felſenzacken eine kahle Matte einlagert.

An dieſem kleinen, immer noch freundlichen Bilde kann man ſich aber eine Vorſtellung machen von einer der wunderbarſten, rätſelhafteſten Landſchaften der ganzen Erde — einer Landſchaft, ſo wunderbar in der Tat, daß man ſie eher in der tollen Vulkanwüſte des Mondes als auf unſerm Erdplaneten ſuchen möchte. Aus dem größten Erdteil dieſer Erde erhebt ſich auch der Koloß unter ihren Gebirgen, der Himalaja. Nahezu 9 Kilometer hoch ſteigt dieſe Steinmauer in ihren höchſten Kuppen an. Nordwärts an dieſen Gigantenwall aber ſchließt ſich die entſprechend koloſſalſte Gebirgshochebene der Erde an, ein Plateau, das ſich in einer Durchſchnittshöhe von mehr als 4000 Metern hält, und zwar über einen Raum fort, in den das geſamte Deutſche Reich ziemlich viermal hineinginge. 4½ Kilometer Höhe und etwas: das entſpricht dem Gipfel unſers höchſten europäiſchen Berges, des Montblanc. Unter gleichen übrigen Verhältniſſen müßte dieſes ganze Tibet unter Firnſchnee und Gletſcherlaſten begraben liegen, gleich dem weißen Montblanchaupt. In ſeiner Lage bildet es dagegen durchweg nur eine rauhe Steppe, in manchem das wirkliche Rieſenbild zu unſrer kleinen Rieſengebirgsſituation. Auch hier kein Baum, ſondern nur meſſerſcharfes Stechgras, über deſſen Horizont grell gefärbte nackte Bergzüge dräuen. Am Tag eine faſt geſpenſtiſche Klarheit der Luft, die alle Gegenſtände faſt gleichmäßig nah ohne Perſpektive heranrückt. In den Nächten jäh erſtarrender Froſt. Ein ungemütliches Land in allen Zügen, das denn auch der Menſch in ſeinen Hauptteilen ſo gut wie ganz gemieden hat und höchſtens einmal ein kühner Reiſender unter vielerlei Abenteuern und Strapazen durchquert.

Eine Stätte, wo der Pflanzenwuchs durch ſolche blaſenartige Aufwölbung des Terrains aus Tropenfülle faſt zum dürrſten Raſen herabgedrückt, zum regelrechten Dornacker degradiert iſt, — von ihr ſollte man wohl glauben, daß auch die Tierwelt ſie ganz in Verruf erklärt und verlaſſen habe. Iſt es doch ſchon auf unſrer Rieſengebirgsſteppe oben ſo einſam; kaum daß einmal ein Laufkäfer noch dahineilt oder eine Moorlerche zwitſchert. Aber dieſe alte Erde iſt unerſchöpflich an Ueberraſchungen. Dieſes Tibet, das höchſtens dem Kartenzeichner Intereſſe zu bieten ſchien, hat ſich in neuerer Zeit herausgeſtellt als ein wahres Paradies der Tiere. In unglaublichen Schwärmen durchziehen große Säugetiere ſeine dürre Weide, Millionen an Zahl, und dem Zoologen eine ſeltſamſte Beute durch ihre Eigentümlichkeit der Arten. Eine ganz beſondere Welt hauſt da oben, abgeſondert wie auf einem rings vom Ozean umfloſſenen Erdteil. Und wo die Hochebene öſtlich raſch abſteigt gegen die entlegenſten Provinzen des chineſiſchen Reiches, wo die Alpenwieſe mit ihren Primeln und Enzianen jäh übergeht in eine Miſchflora aus Gebirge und Tropen mit Kiefern neben Palmen, mit Alpenroſen, die wie Orchideen ſchmarotzen und daneben noch auf einer Höhe, wie ſie der Aetnagipfel hat (über 3000 Meter), mit dichtem Bambusdickicht, — da erſt recht zeigen ſich Wunder über Wunder einer beſonderen, für unſre Kenntnis ganz neuen Tierwelt, in die wir erſt in neuerer Zeit ſtaunend und unter fortwährenden Ueberraſchungen eindringen.

Das einzige Charaktertier Tibets, das unſre Tiergärten uns längſt vorgeführt und vertraut gemacht haben, iſt zugleich ſein größtes: der Yak oder Grunzochſe. In der Menſchennähe gezähmt, iſt er am Himalaja in den ungeheuren Höhen bis zu 5000 Metern noch ein wildes, ſogar ein gefährliches Tier. Wanderzüge der Kühe und Jungtiere ſollen bis zu tauſend Stück enthalten, gewiß ein überwältigender Anblick bei einem Geſchöpf, das ausgewachſen über 3½ Meter lang wird.

Wilde Ochſen gibt es noch bis über den Polarkreis hinaus, es darf uns alſo nicht wundernehmen, daß dieſes in ſchwerem Haarkleide dahinwandelnde Ochſengeſchlecht Tibets es auch in der kalten Hochebene mit ihrem Stachelgras aushält. Aber kaum ein Tier denken wir uns ſo feſt in die Staffage des heißen Landes hinein wie die Antilope und die zierliche Gazelle, dieſe ſchönen Charaktertiere Afrikas. Und doch iſt ſchon unſre Gemſe nichts andres als auch eine echte Antilope, die irgend ein Schickſal in unſre Hochalpen verſchlagen hat. Und ſo hat denn auch Tibet ſeine Antilopen und Gazellen, ſogar in reicher Zahl. Auf den Plateauflächen treibt ſich in Herden herum die gazellenartige Tſchiru-Antilope, ausgezeichnet gleich der ruſſiſchen Saiga durch dicke Naſenwülſte, und die Kropf-Antilope mit ſtarkem Kehlkropf. Auf den Felſen aber klettern gemſenhaft die Ziegen-Antilopen, die Gorals, ein ſeltſames Miſchgeſchlecht aus Antilope und Ziege. Auch alle dieſe zierlichen Läufer und Kletterer ſind hier oben dicht bepelzt, regelrechte Froſtanpaſſungen. Lange müſſen ſie ſchon kein andres Klima kennen, und unwillkürlich träumt man, ob ſie wohl vor Jahrtauſenden mit dieſem blaſenhaft gewölbten Boden emporgetrieben worden ſind, direkt in die Notwendigkeit einer Anpaſſung an Kälte und Höhenluft hinein. Wir wiſſen heute ganz ſicher, daß ſelbſt dieſer ungeheure Himalaja einſtmals noch nicht da war, und das in gar nicht ſo ganz entfernter Zeit. Erſt Jahrmillionen, nachdem die letzten Ichthyoſaurier von der Erde verſchwunden, in der zweiten Hälfte der ſogenannten Tertiärzeit, hat die ſich faltende Erdrinde ihn ganz langſam an ſeiner Stelle emporgetrieben. Noch wiſſen wir aus ganzen Katakomben von Tierknochen, die in ſeinen ſüdlichen Vorbergen (bei den Sivalikhügeln) entdeckt worden ſind, welche üppige Tierwelt an der Stätte blühte, als er noch nicht da war oder erſt langſam ſich zu heben begann. Damals iſt wohl auch Tibet erſt ganz allmählich mit heraufgekommen, und manche Tierart, die einſt im Palmendickicht zu Hauſe war, mag die Palmen haben erfrieren ſehen, die Landſchaft zur Hochgebirgsſteppe haben veröden ſehen; ſie ſelber aber hat doch tapfer ausgehalten dabei. Die eine oder andre iſt noch ſpät erlegen: ſo das Nashorn, deſſen Gebeine noch in Tibet liegen, aber das lebend nicht mehr vorkommt. Ein recht „urweltliches“ Tier aber, das ſich wohl auch ſo durchgerettet hat, iſt das noch vorhandene Moſchustier, das uns heute noch das allbekannte Parfüm liefert: eine höchſt ſonderbare alte Miſchform des Wiederkäuertypus, die weder echter Hirſch noch echte Ziege noch echte Antilope iſt, ſondern von allem etwas beſitzt und ſicherlich den dunkeln Vorzeiten, da alle dieſe Tiervölker ſich erſt entwickelten, noch als lebendiger Zeuge zugehört. Statt Horn oder Geweih auf dem Kopf wachſen dem Männchen zwei ſcharfe Hauer abwärts aus dem Maul hervor.

Alte, wunderliche Miſchformen, die bald Ziege und Schaf, bald Ziege und Antilope im Sinne Darwins zu verknüpfen ſcheinen, treten uns auch in den zahlreichen Wildſchafen und Wildziegen Tibets entgegen. Dieſes rauhe Stück Welt iſt ja ſo recht das Paradies dieſer Kletterer. Schon der alte Marco Polo, der im 13. Jahrhundert eine erſte, damals oft verlachte Kunde von dieſen Wunderländern Zentralaſiens nach Europa brachte, berichtet von den ungeheuren wilden Schafen dieſer Einöde. Heute bewundern wir in unſern Muſeen das wirklich fabelhafte, radartig eingebogene Rieſenhorn dieſes Ovis Polii, wie es nach Polo benannt iſt, des Katſchgar, wie es einheimiſch heißt. Das Wildſchaf, das dieſe Zier trägt, wird über 2 Meter lang, aber ſelbſt für dieſe Größe ſcheint das Horn noch ein faſt widerſinniger Ballaſt. Sein Seitenſtück, bei dem die Windungen ſteil zur Schraube ausgezogen ſind ſtatt der rundlichen Mondkrümmung, iſt das meterlange Bockshorn des Markhor, der mit Recht ſo getauften „Schraubenziege“. Die kurzgehörnte Tharziege dagegen überraſcht durch eine regelrechte geſträubte Löwenmähne, der man ſchon bei uns im zoologiſchen Garten ſogleich anſieht, welche Winter ihr Träger auszuhalten hat, wenn die Lawinen vom Himalaja donnern.

Vom Menſchen als Jäger leiden dieſe freien Bergvölker nicht viel. Przewalſki, der uns von ihnen bisher das meiſte erzählt hat, erlebte, daß Antilopen und wilde Eſel in Scharen hinter ihm und ſeinen Leuten herzogen, neugierig, was das für eine Sorte „neuer Tiere“ ſei, aber ohne jede Angſt; der Schall der Flinte hatte dieſe reine Gebirgsluft offenbar noch nicht oft in Schwingungen geſetzt. Aber Raubtiere als Jäger gibt es. Zwar nicht den Tiger, der nur an der chineſiſchen Seite die letzten Wälder noch beſucht. Die Kälte würde ſelbſt ihn kaum ſchrecken, wiſſen wir doch jetzt, daß er bis nach Sibirien und hoch in den Altai geht, auch iſt er dann dick bepelzt als Kältetiger. Ehemals ſtreifte er ſogar bis über den Polarkreis hinaus; ſeine Knochen liegen noch auf den neuſibiriſchen Inſeln, wo Nanſen mit ſeinem Schiff ſich dem Eistreiben überließ. Dafür durchräubert Tibet der Schneeleopard, der ſogenannte Irbis. Hell weißgrau mit nur leicht angedeuteten Schattenroſetten iſt ſein Pelz, in der Farbe ein echtes Schneetier verratend. So mögen die Panther ausgeſchaut haben, die in der Eiszeit in den Höhlen Belgiens hauſten. Bis in die Bergöden bei 6000 Metern, alſo ſo hoch, daß man die Schneekoppe beinahe auf den Montblanc türmen könnte, ſtreift dieſer Schneeleopard.

Doch wir ſteigen etwas abwärts am Plateaurande. Noch immer ſind wir faſt auf der Gipfelhöhe der Schweizer Jungfrau. Wetterzerzauſter Fichtenwald hängt in den Felsſchründen, im Winter tief verſchneit. Da aber turnt durch die Zweige das denkbar Unerwartetſte daher: eine Affenſchar. Es iſt der famoſe Semnopithecus roxellanae, zum Schneeleoparden der Schneeaffe. Affe und Tropenurwald — wer hat das nicht ſtets für unzertrennlich gehalten? Vor dieſem äußerſten Kunſtſtück der Anpaſſung (der Schneeaffe hat natürlich hier das dickſte Pelzwams gleich Panther und Gebirgsantilope) begreifen wir, daß einſt in England mit dem Mammut zuſammen Affen an der Schwelle der Eiszeit leben konnten. Dieſe Tierwelt Tibets hat uns hier wie in ſo vielem den Blick befreit für verwickelte Rätſel der Vorwelt.

Gerade für dieſe Seite der verſchneiten Affenwälder, im Abſtieg nach China, wo, wie geſagt, das tropiſche Bambusrohr ſich in Täler wagt, die noch doppelt ſo hoch wie die Schneekoppe liegen, hat ſich uns aber noch das größte Tierwunder dieſes ganzen Gebietes aufgeſpart. Längſt war aus dieſen Gegenden ein kleines, nächtlich kletterndes Raubtier bekannt, das entfernte Beziehungen zu den Bären beſaß: der Katzenbär oder Panda. Viel anzufangen wußte man in der Syſtematik nicht mit ihm, man ſtellte ihn (als Ailurus) in die Nähe der poſſierlichen kleinen Waſchbären, die aber Amerikaner ſind. Da brachte der hochverdiente Jeſuitenmiſſionar David die Kunde, daß es in dieſen Bambuswäldern auch einen großen echten Bären gebe. Er hatte die abſonderlichſte Farbe, die je an einem Bären geſehen worden war: nämlich ausgeſucht Halbpart aus Eisbär und Schwarzbär, die Ohren, ein Ring um jedes Auge, die Beine und ein Rückenring über die Schultern ſchwarz, als ſei er hier in die Tinte gefallen, der Reſt aber blankweiß. Die Größe betrug anderthalb Meter. Ein Angreifer war er nicht, da er ausſchließlich von den Bambusſproſſen ſich nährte, alſo ganz Vegetarier war. Als man nun das Skelett dieſes tibetaniſchen „Weißbärs“ (Peiſſjun heißt er im Lande) prüfte, ſtellte ſich heraus, daß er, wie in der Farbe halb und halb, ſo es auch in ſeinem ganzen Innenbau war. Ein regelrechter „Urbär“ iſt er. Einerſeits ſchließt er ſich nahe an jenes kleine Klettertier ſeines Landes, den Katzenbären Ailurus an. Den ſchwarzweißen katzenbärähnlichen, Ailuropus melanoleucus, hat man ihn danach getauft. Andrerſeits gleicht er doch ſchon in der Größe und auch ſonſt dem echten Bären. Aber noch eine dritte Beziehung verknüpft ihn aufs engſte mit einem ganz ausgeſtorbenen Raubtiervolk, dem Geſchlechte der ſogenannten Hyänenbären (Hyaenarctos), die vor Jahrmillionen, in der mittleren Tertiärzeit, teils auf der Stätte der heutigen ſüdlichen Himalajavorberge, teils aber gar bei uns in Deutſchland (bei Kieferſtädtl in Oberſchleſien) lebten. So haben wir auch hier ſozuſagen ein urweltliches Tier lebendig wiedergefunden, hinaufgerettet in dieſes weltabgeſchiedene Hochland und ſeine zoologiſchen Geheimniſſe.

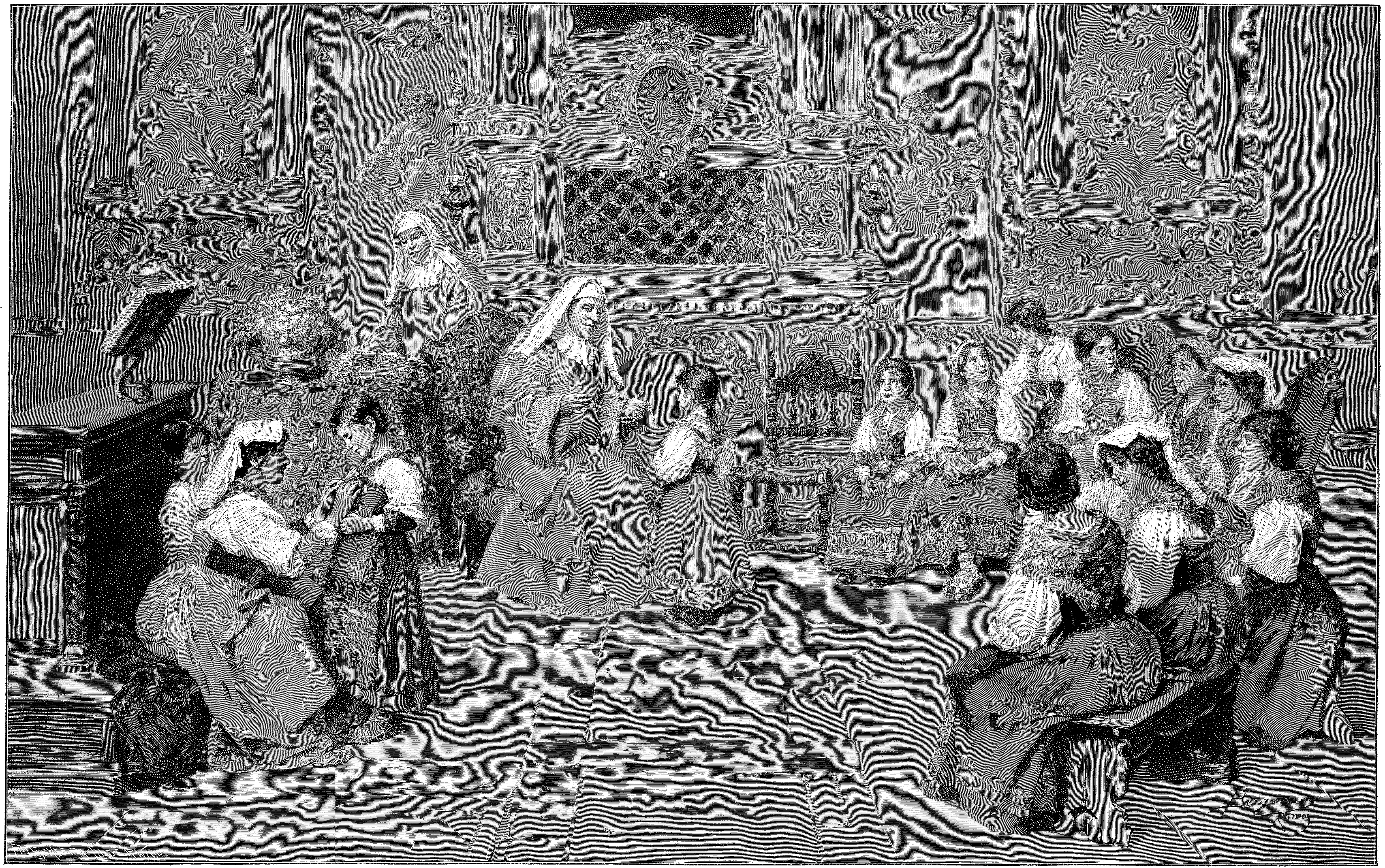
Abreiſe

Ich hab' dir das Kiſſen zurecht gerückt,
Das Licht dir überm Haupte gedämpft,
Noch einen Kuß auf die Stirn dir gedrückt.

Dann eilte der Zug in die Ebne hinaus,
Vom Vollmond beglänzt. — Still ſchreit' ich zurück,
Betrete allein das verlaſſene Haus.

Und müde ſchließ' ich die Augen zu …
Da ſeh' ich lichterhell eilen den Zug,
Und ſtill in die Ecke geſchmiegt ſchläfſt du!

Oskar Anwand



Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Italieniſche Kloſterſchule

Nach dem Gemälde von F. Bergamini

Aller Anfang iſt ſchwer

Sport im Winter

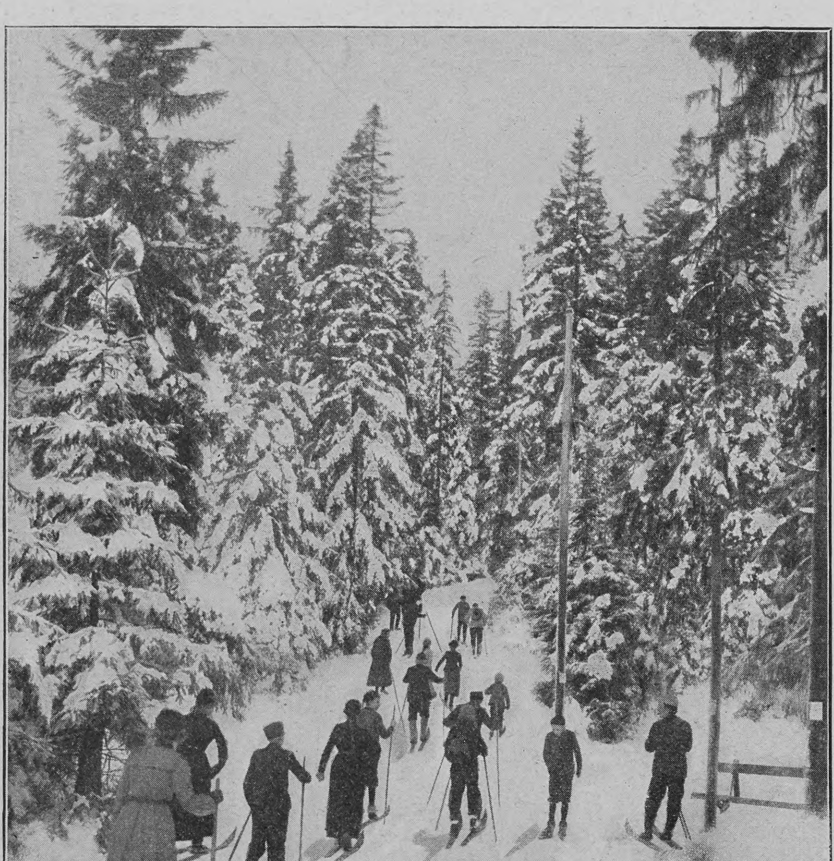
Von

M. Kozak

Wenn man dereinſt vor vierzig oder fünfzig Jahren bei uns in Deutſchland den Leuten von Winterſport geſprochen hätte, ſo würden ſie kaum gewußt haben, was unter dem Wort zu verſtehen iſt. Schlittſchuhlaufen war der einzige Sport, der zur Zeit, da es draußen Schnee und Eis gab, getrieben wurde, und ſtreng genommen galt der auch nur als eine Unterhaltung für Schuljungen. Es exiſtiert zwar ein reizendes Bild von Wilhelm von Kaulbach, das uns den jungen Goethe zeigt, wie er, die Stahlſchuhe an den Füßen, vor den bewundernden Blicken der Frau Rat und mehrerer andrer Frankfurter Damen pfeilgeſchwind über den blinkenden Eisſpiegel gleitet, indes Lilli Schönemann, auf einem Bänkchen ſitzend, ſich ein Paar ziemlich ungefüger Schlittſchuhe anſchnallt, aber genaue Kenner der Goetheſchen Zeit behaupten, daß die dargeſtellte Szene im Grunde ein Anachronismus ſei — wenigſtens, ſoweit die launiſche Lilli als Eisläuferin in Frage kommt. Denn daß Goethe in ſeinen jüngeren Jahren ſich gelegentlich mit Schlittſchuhlaufen vergnügt hat, lehrt uns eine Stelle in „Wahrheit und Dichtung“, auf die ſich das erwähnte Bildchen bezieht, aber anderſeits zeigt gerade dieſe dem aufmerkſamen Leſer, daß die Sache dazumal keineswegs allgemein üblich war, geſchweige denn, daß man von einem regelrechten Schlittſchuhſport etwas wußte.

Jung-Norwegen auf der Schlittenbahn

Wie anders heute! Es gibt gegenwärtig ſo viele Arten des Winterſports, daß man Bände mit ihrer Beſchreibung füllen könnte. Auch bei uns in Deutſchland werden ſie fleißig geübt, aber will man erfahren, welche wichtige Rolle ſie im öffentlichen Verkehrs- und Geſellſchaftsleben ſpielen, ſo muß man doch nach den Nordländern gehen. Dort dreht ſich zur Winterszeit eigentlich alles um den Eis- und mehr noch faſt um den Schneeſport. Wer je in den Monaten Dezember, Januar und Februar zu Schiff von Kopenhagen durch das wildbewegte Kattegab und Skagerrak in den blauſchimmernden Chriſtianiafjord eingefahren iſt, dem wird der Anblick der einzeln und in Zügen über die weiten Schneeflächen zur Seite der Ufer dahinſauſenden Skiläufer unvergeßlich ſein. Da ſind die Mitglieder der zahlreichen Klubs in ſtreng ſportsmäßiger Ausrüſtung — Bergleuten, die in den Schacht ein-



Aufbruch zur Skifahrt in der Nähe von Chriſtiania

Auf der Talfahrt

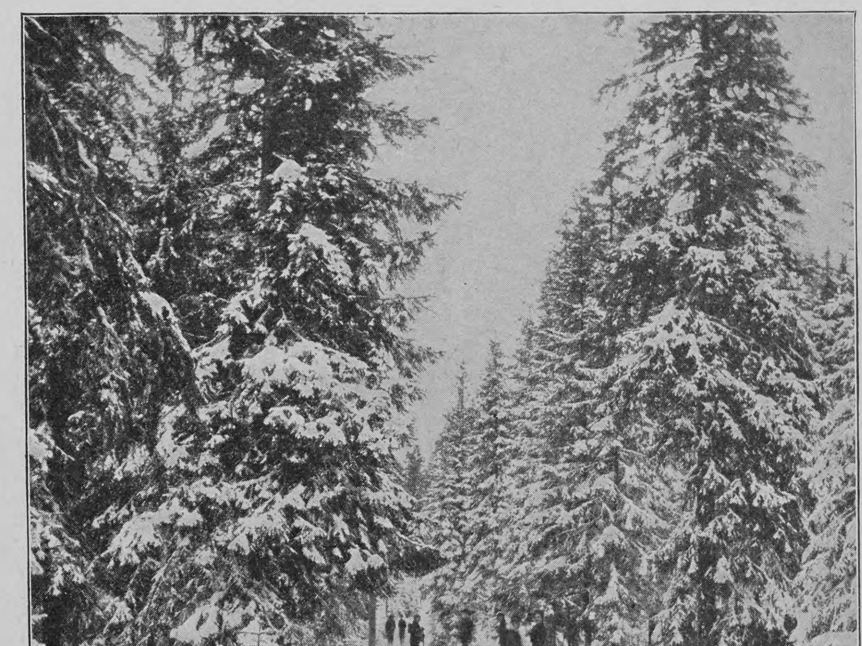
fahren, nicht unähnlich — auf zuweilen drei bis vier Meter langen „Grönländern“, die eleganten Damen und Herren, die, zwei Stangen in den Händen haltend, auf eigentümlich ſchaufelförmigen, ſehr kurzen und breiten Kufen ihre erſten Verſuche in der ſchwierigen Kunſt machen und, last not least die endloſen Trupps von Schülern und Schülerinnen, die unter Aufſicht von Lehrern, bezw. Lehrerinnen, viele Meilen weite Ausflüge auf Schneeſchuhen unternehmen. Allerliebſt und poſſierlich ſehen beſonders die Backfiſche in den beliebten weißen Flanellanzügen, beſtehend aus Pumphoſen, kurzröckigem Kittel und ſpitzer, zuckerhutförmiger Mütze aus; wären nicht die blitzenden Augen und die von der harten, kalten Luft geröteten Wangen, ſo könnte man ſie für lauter Schneemänner halten.

Junge Mädchen auf Schneeſchuhen im nordiſchen Winterwald

Verwegenere und gewandtere Skiläufer als in Chriſtiania wird man kaum anderswo in der Welt ſehen. Schon dem Baby, das eben erſt laufen gelernt hat, werden ein Paar Schneeſchuhe untergeſchnallt, auf denen es ſich im elterlichen Hof oder Garten übt. Allerdings macht ihre breite, nahezu runde Form, die ſich an die der Giljaken anlehnt, ein Fallen faſt unmöglich — auch die zärtlichſte Mutter wird ihren Liebling ohne Sorge auf dieſen plumpen Dingern herumwatſcheln ſehen —, aber ſie haben ja auch nur den Zweck, den Kleinen etwas Sicherheit beim Schneelauf zu geben und ſie ſpielend die dafür erforderliche Körperhaltung ſich aneignen zu laſſen. Im Alter von ſechs bis ſieben Jahren bekommen ſie bereits richtige Skis, und es iſt erſtaunlich, wie raſch ſie ſich auf dieſen fortbewegen lernen. Die norwegiſchen Bübchen und Mädchen ſind aber freilich auch lange nicht ſo verzärtelt wie die unſrigen; ſchon infolge der ſtetig zunehmenden Sitte der Skandinavier, für den ganzen Sommer irgend ein weltabgelegenes Bauern- oder Fiſcherhäuschen hart am Meer zu mieten und mit Kind und Kegel dorthin zu ziehen, lernen die Kinder ſchon frühzeitig den Unbilden der Natur zu trotzen und im fortwährenden Kampf mit ihr Anwandlungen von Furcht und körperlicher Schwäche zu beſiegen. Der Junge, der im Sommer ſich allein über die Meeresbucht bis zum nächſten Dorf hinüberrudert, um Beſorgungen für die Küche der Mutter zu machen, ſchreit auch nicht, wenn er auf ſeinen Skis die Balance verliert und ſich an den eiſenbeſchlagenen, übereiſten Kufen die Hände wundreißt. Und ſchreit er doch, ſo wird er nur ausgelacht — nicht nur von den Gefährten, ſondern auch von den Eltern. Es macht einen gar wunderlichen Eindruck, wenn ſolch ein ſechsjähriger Knirps z. B. auf Segelſchuhen dahinfliegt, über Gräben hinweg, und die furchtbare Gewalt des Windes, der ſich in dem Segel fängt, das Bürſchchen gleich einem aufgewehten Blatt unaufhaltſam forttreibt. Bald liegt es völlig auf der Seite, bald iſt der kleine Körper ſo weit vornübergebeugt, daß er mit dem Erdboden einen ſpitzen Winkel bildet, dann wieder iſt er rücklings nach hinten geriſſen, aber mag dem ſein, wie ihm wolle, der Junge bleibt feſt auf ſeinen Kufen ſtehen — ſeine Muskeln ſind wie Stahl.

Hand in Hand mit der Ausbildung im Skilaufen geht die in den mancherlei andern Arten des Winterſports. Unſre Abbildung (S. 390) zeigt

Ueber Stock und Stein



Schlittenbahn im Wald bei Chriſtiania

Aufgeſeſſen!

Jung-Norwegen auf einem der langen Lattenſchlitten, die neuerdings zu den beliebteſten winterſportlichen Fahrzeugen gehören, und deren Benutzung nichts weniger als gefahrlos iſt. Zur Ausführung von allerhand waghalſigen Kunſtſtücken eignet ſich dies lange und ſchmale Gefährt, auf dem wir auch zwei junge Mädchen in der Fahrt bergab begriffen ſehen, beſonders gut. Mit dieſen Schlitten kann ein Fahrer die kürzeſten und ſchärfſten Drehungen machen, und ſie bieten daher den Vorteil, daß man mit ihnen einem andern Schlitten auszuweichen vermag, was z. B. mit den ſogenannten Hörnerſchlitten kaum möglich iſt. Bis vor wenigen Jahren wurden dieſe ſämtlichen kleinen Schlitten faſt ausſchließlich von dem männlichen Geſchlecht benutzt, neuerdings finden ſich unter den Anhängern dieſes höchſt intereſſanten Fahrſports jedoch ziemlich ebenſo viele Damen wie Herren. Es gibt in Chriſtiana mehr als ein halbes Dutzend Damen- und gemiſchte Klubs, die ihn vorzugsweiſe pflegen. In den letzten Wintern wurden regelmäßig Schlittenrennen für Damen veranſtaltet, bei deren einem ein noch recht jugendliches Fräulein die Weltmeiſterſchaft auf dem Gebiet erwarb.

Im Schwunge bergauf!

Daß der Sport in Chriſtiania zur Winterszeit den geſelligen Verkehr außerordentlich fördert, wurde bereits zu Beginn dieſer Zeilen angedeutet. In der Karl-Johann-Gade — zumal demjenigen Teil, der beim Storthinggebäude beginnt — entwickelt ſich täglich ein außerordentlich lebhafter Schlittenkorſo, an dem die ganze Hautevolee der norwegiſchen Hauptſtadt teilnimmt. Während anderswo der ſogenannte „ruſſiſche Schlitten“ alle andern Schlittenformen längſt ſchon abgelöſt hat, kann man hier allerhand reizvolle phantaſtiſche Formen in bunten Farben mit reicher Vergoldung ſehen. Einzelne vornehme Damen haben ſich ſogar ſolche in Geſtalt von Rokokomuſcheln mit vorn angebrachten Tauben- und Amorettenfiguren, wie ſie der roi soleil und ſein unglücklicher gekrönter Verehrer im Bayernland benutzten, anfertigen laſſen. Der prächtigſte Schlitten gehört freilich König Oskar, der ſich alljährlich zur Zeit der Storthingsſeſſion einige Wochen oder Tage in Chriſtiania aufhält und ein großer Liebhaber vom Schlittenfahren iſt. Wenn das glänzende vierſpännige Gefährt mit den reich galonierten, hinten aufſtehenden Huiſſiers die Anhöhe herabkommt, auf der das königliche Schloß liegt, ſo gemahnt die Karl-Johann-Gade mit der ſie ſchneidenden Frederiks-Gade an ein Bild aus jenen Märchen, die von den alten, ihr Reich auf Schlitten bereiſenden Seekönigen erzählen. Ein hübſches, farbenbuntes Bild gewährt in den Tagen vor Faſtnacht auch die Rennbahn von Chriſtiania, die Einrichtungen für jegliche Art von Winterſport bietet, wie weiterhin die vorzüglich gehaltene Straße nach Holmenkollen und der nach dem Frogneſäter hinaufführende Kaiſer Wilhelmsweg, wo man allenthalben Schlittenzüge mit maskierten Teilnehmern bewundern kann.

Es ließe ſich noch viel über das Kapitel Winterſport in Chriſtiania erzählen, doch mag es an dem Geſagten genug ſein. Die „nordiſchen Spiele“, die dort jetzt alljährlich veranſtaltet werden und die bezüglich ihrer Großartigkeit kaum ihresgleichen in der Welt haben, will ich nur kurz erwähnen, da ſie in den letzten Jahren genugſam beſprochen und geſchildert ſind. Bekanntlich ſind ſie für ähnliche Unternehmungen in Andreasberg im Harz vorbildlich geworden, und wenn die letzteren auch nicht ganz auf der Höhe der norwegiſchen ſtehen, ſo bieten ſie doch außerordentlich viel des Intereſſanten und Rühmenswerten.

Eine engliſche Miß im Fluge

Ein ſehr reges ſportliches Leben hat ſich neuerdings auch in den Alpen entwickelt. Während ſie früher im Winter für unzugänglich galten, werden ſie jetzt auch in den kalten Monaten ſehr ſtark beſucht. An den verſchiedenſten Orten, zuerſt in Davos und Montreux, vor allem aber neuerdings in St. Moritz hat man ſportliche Uebungen für kräftigere junge Patienten dem Kurplan eingereiht und damit überraſchend gute Reſultate erzielt. In Montreux fand ſich bereits vor ungefähr einem Dezennium in den großen Logierhäuſern eine Geſellſchaft ſportsliebender Leute, darunter namentlich viele Engländer, zuſammen, die eigentlich den ganzen Tag mit Schlittſchuhlaufen, Skilaufen, Rodeln und dergleichen mehr verbrachten. Zu den Hauptvergnügungen gehörten die Rutſchpartien, bei denen je auf einem Schlitten ein Herr und eine Dame ſaßen, von denen der erſtere das Gefährt führte. Auch Eiskaruſſells, Schlittſchuhbälle u. ſ. w. waren beliebt. Indeſſen ſchienen dieſe Unterhaltungen doch ausſchließlich für ſehr kräftige und abgehärtete Menſchen berechnet, während man ſie jetzt zum Teil ſo eingerichtet hat, daß auch Leute mit angegriffener Geſundheit an ihnen teilnehmen können. Daß es dabei nicht an ſolchen fehlt, die ihrem Körper das äußerſte zumuten und verblüffende ſportliche Kunſtſtücke zum beſten geben, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Unſre beiden letzten Abbildungen zeigen Reifenſchlitten bergauf fahrend, wie in ſcharfer Wendung. Welche Gewandtheit die Fahrenden beſitzen müſſen, um dergleichen ausführen zu können, weiß nur der, der ſich näher mit dem Gegenſtand beſchäftigt hat.

Zum Schluß möge noch der Partie gedacht werden, die kürzlich in den Weihnachtsfeiertagen von einer Anzahl Jünger des edlen Winterſports auf die bayriſche Zugſpitze — den höchſten Gipfel in Deutſchland — unternommen wurde. Sie erreichten ſie nach neunzehnſtündigem Marſch, während deſſen ſie zweimal — zum letztenmal in der Knorrhütte — raſteten. Der Meteorolog, der auf der Zugſpitze wohnt, kam der fröhlichen Geſellſchaft ein Stück Weges entgegen und ließ es ſich nicht nehmen, ſie auf ſeinem hochgelegenen Quartier zu bewirten.

BUMMEL-
MMEL-Z
MEL-Z

Schlittenfahrten in St. Moritz: der „Bummelzug“ bei einer ſcharfen Biegung

Die Hausfrau und die Sozialpolitik

Eine Plauderei aus Paris

von

Dr. Käthe Schirmacher

Die Frau gehört ins Haus." Nun gut, ſie gehört ins Haus. Damit iſt aber doch nicht geſagt, daß alles, was jenſeits und außerhalb des Hauſes liegt, ihr gleichgültig und verſchloſſen ſein muß. Das Haus, in das unſre Frauen gehören, iſt doch kein orientaliſches Haus mit blinden Mauern nach der Straße, mit Fenſtern nur nach dem Hof. Es iſt ein abendländiſches Haus, deſſen Oeffnungen vornehmlich nach der Straße gehen, das von der Straße Luft, Licht, Lärm und Staub empfängt, das auf „die Welt" hinaus geht, die weite, brauſende, lebende Welt, die durch Fenſter und Türen in das Innere des Hauſes dringt, die mit tauſend Fäden ſichtbarer und unſichtbarer Art das Haus umſpinnt. Nicht nur Telephon und Telegraph, Waſſerleitung und Kanaliſation verbinden das einzelne Haus mit dem Ganzen, dem kommunalen und politiſchen Gemeinweſen. Das Haus und ſeine Inſaſſen werden von jeder Welle des öffentlichen Lebens mitberührt, es gibt kein Ereignis der nationalen Geſchichte, das nicht auch im Haus fühlbar wird. Zwiſchen Haus und Außenwelt beſteht im Abendlande, in modernen Gemeinweſen keine Iſolierſchicht. Und wer da ſagt: die Frau gehört ins Haus, und glaubt damit die Frau wie eine Trichine eingekapſelt und von jeder Berührung mit der Außenwelt abgeſchnitten zu haben, der irrt ſich gewaltig.

Die Frau braucht gar nicht über ihre vier Wände hinauszugehen und nimmt dennoch an allen Ereigniſſen der Zeitgeſchichte Anteil, ſie kann, ohne den Fuß auf die Straße zu ſetzen, ein gewiegter Nationalökonom, ein ausgeſprochener Politiker werden. Zu allen Problemen des modernen Lebens muß die Hausfrau von heute Stellung nehmen.

Das iſt in gewiſſem Maße auch in vergangenen Zeiten der Fall geweſen. Denn niemals war es möglich, den Zuſammenhang von Haus und Welt zu unterbinden. Die Hausfrauen der Vergangenheit ſind ſich dieſes Zuſammenhangs nur wenig bewußt geweſen. Auch heute machen ſich ſehr viele Hausfrauen noch nicht klar, welche bedeutende Rolle ſie im nationalen Leben ſpielen.

Wenn ſie aber näher zuſehen wollen, werden ſie es bald erkennen. Ich habe in der letzten Zeit in Paris ein typiſches Beiſpiel vor Augen gehabt, das typiſche Beiſpiel einer Hausfrau, der nacheinander alle großen Probleme der modernen Wirtſchafts-, Handels- und Sozialpolitik ihre Aufwartung machten, und die ſich köſtlich amüſierte, ihrem Mann, der gern erklärt: „La place de la femme est au foyer" zu beweiſen, daß eine moderne Frau, gerade um eine gute Hausfrau zu ſein, auch Kenntniſſe wirtſchafts- und ſozialpolitiſcher Art haben muß.

Den Anlaß zu dieſem munteren ehelichen Scharmützel gab — die Errichtung eines großen Krämergeſchäfts in der Straße, wo Henriette, ſo wollen wir ſie nennen, wohnte. Bis dahin hatten die Anwohner ſich bei kleinen Händlern verſorgt. Nun kam Herr Renaud und machte ſeinen glänzenden Laden auf. Ein richtiger Pariſer épicier verkauft alles, er iſt ein bon marché auf dem Gebiet der Nahrungsmittel. Von feinem Wein und Konſerven, von Tafelobſt und Gemüſe zu Fiſchen, Auſtern und Hummern, zu Petroleum, Kaffee und Seife, zu Kuchen und Bonbons war nun plötzlich bei Renaud alles zu haben. Die anliegenden Straßen waren natürlich in Aufruhr, und die anwohnenden Kleinhändler waren in großer Kümmernis. Etliche machten ſogleich den Laden zu und ſuchten andre, noch konkurrenzfreie Gegenden auf. Die übrigen, die das bedrohte Gebiet nicht verlaſſen konnten oder wollten (ſie hatten einen Mietskontrakt oder wußten nicht wohin), ſaßen mit betrübten Mienen hinter ihren Ladentiſchen. Renaud, der Hecht im Karpfenteich, würde ihnen ſicher alles wegſchnappen. So war es auch. Am Eröffnungstage — jedem Käufer war eine Prämie verſprochen — wurde die Krämerei faſt geſtürmt. Die Polizei mußte Ordnung ſchaffen, und die Käufer warteten zwei Stunden lang, um ihre Prämie — ein halbes Pfund engliſche Biskuits à 0,60 — zu erhalten.

Henriette war außer ſich: „Die Narren," ſagte ſie, „da ſtehen ſie zwei Stunden und warten, verlieren ihre Zeit und bekommen 60 Centimes als Entſchädigung, lächerlich. Wenn eine Reinmachfrau zwei Stunden arbeitet, hat ſie auch ſo viel verdient."

„Du vergißt, daß ſie dann gearbeitet hat, und die Biskuits bekommt ſie ja geſchenkt, das iſt doch viel ſchöner."

„Aber ſie hat ihre Zeit verloren."

„Das überlegt ſie nicht. Verſprich der Menge ein Geſchenk, und ſie berechnet nie, was es ihr koſtet, dies Geſchenk zu erlangen.

„Der andre große Krämer," ſagte Henriette, „der jetzt mit Renaud in Konkurrenz tritt, hat neulich jedem, der ein Pfund Kaffee kaufte, ein Pfund Schokolade à 1,20 gratis dazugegeben. Wie iſt das möglich?"

„Der Mann ſpekuliert ſo: ich erhöhe meinen Kaffeeumſatz derart, daß ich an der Menge, die ich verkaufe, doch noch verdiene; oder er iſt entſchloſſen, eine beſtimmte Summe Geldes zu verlieren, nur um die Kundſchaft feſtzuhalten, und wird das ſo lange treiben, bis er Renaud oder Renaud ihn aufgefreſſen hat; oder er wird ſchlechte Ware und ſchlechtes Gewicht geben und derart auf ſeine Koſten zu kommen ſuchen. Vielleicht kombiniert er auch all dieſe ſchönen Mittel."

„Was ſteckt eigentlich hinter dieſem ganzen Unweſen?" meinte Henriette, „denn dieſe Prämien, dies den Laden Stürmen, iſt doch ein Unweſen."

„Was dahinter ſteckt? Der Kampf ums Daſein. Haſt du „Au bonheur des dames" von Zola geleſen? Nun, dann entſinnſt du dich, daß dort ein großes Warenhaus den kleinen Händlern des Stadtviertels den Garaus macht. Ganz dasſelbe erlebſt du hier. Vor dir ſteht, verkörpert durch Renaud, der Großbetrieb auf dem Gebiet des Nahrungsmittelverkaufs. Renaud iſt Großkapitaliſt. Seine erſte Einrichtung, die Warenankäufe, Miete, Gehälter, Verſicherungen u. ſ. w. mögen ihn 100000 Franken gekoſtet haben. Das können ihm die kleinen Krämer, Gemüſe- und Obſt-, Milch- und Käſehändler nicht nachmachen. Sie ſind ganz kleine Kapitaliſten, und ſie beſchränken ſich auf einen Zweig des Nahrungsmittelverkaufs. Sie kaufen, da ſie weniger große Quantitäten brauchen, auch teurer ein als ſolch ein großes Krämerhaus, und müſſen daher teurer verkaufen als Renaud."

„Ihre Situation iſt alſo ſehr ungünſtig," meinte Henriette.

„Sehr. Warte nur ein wenig, und du wirſt ſehen, daß viele ſich nicht halten, ſondern ihren Laden zumachen werden."

„Die armen Leute," ſagte Henriette. „Was wird aus ihnen?"

„Allerlei, die einen ſchlagen ſich anderswo durch, bis ein neuer Renaud ihnen auf den Ferſen iſt, die andern ſinken tiefer und tiefer und enden im Armenhaus."

„Muß das denn ſein?"

„Es ſcheint. Alle modernen Unternehmungen gehen ins Große. Wer nicht kapitalkräftig iſt, kann nicht mit im Daſeinskampf. Vor dir ſteht das Problem des kaufmänniſchen Großbetriebs mit ſeiner Vernichtung des Kleinhandels, und zugleich wird dadurch der betriebſame Kleinbürgerſtand, der kleine, ſelbſtändige Kaufmann vernichtet. Ein Teil der ruinierten Kleinhändler tritt vielleicht ſpäter bei Renaud in Stellung."

„Aber warum tun die Kleinen ſich nicht zuſammen? Dann könnten ſie ja auch im großen in den Markthallen einkaufen und billiger verkaufen?"

„Dazu ſind die Kleinen nicht klug und nicht einig genug. Gewiß, ſie hätten den größten Vorteil davon, wenn ſie ſich z. B. Wagen und Pferd gemeinſam nähmen und durch einen von ſich gemeinſam ihre Einkäufe in den Hallen machen ließen, aber . . ."

„Nun, aber?"

„Aber dazu ſind ſie nicht modern, nicht amerikaniſch genug. Sie mißtrauen einander, ſie würden ſich ſofort zanken, an den Waren herummäkeln und ſich zuletzt ihre Eier und Kohlköpfe gegenſeitig an den Kopf werfen. Die ‚Genoſſenſchaftsbewegung', wie man die Vereinigung der Kleinen nennt, verlangt andre Eigenſchaften als das, was man wohl Krämerſinn genannt hat, und das argwöhniſche Mißtrauen dieſer kleinen Händler."

„Wenn Renaud billiger und beſſer verkauft," ſagte Henriette nachdenklich, „hat das Publikum ja auch Intereſſe daran, bei Renaud zu kaufen."

„Anſcheinend. Nur mußt du folgendes überlegen, Renaud, der ſehr große Koſten hat, muß dieſe Auslagen auch wieder einbringen. Er wird daher, ſobald er ſich im Stadtviertel eine Kundſchaft geſichert, mit ſeinen Preiſen auch heraufgehen. Artikel, bei denen er hier keine Konkurrenz findet, Wild z. B., wird er immer teuer verkaufen. Vielleicht gibt er auch ſchlechtes Gewicht und entfremdet ſich dadurch gewiſſe Kunden. Endlich iſt es nicht jedermanns Sache, dort in dem Gedränge ſeine Zeit zu verlieren, und da den Krämern, wenn ſie ſich im Beſitz des Marktes glauben, der Kamm ſchwillt, wird Renaud durch Hochnäſigkeit und Unliebenswürdigkeit die Kunden abſtoßen, die vor allem auf freundliche Formen ſehen."

„Die Kleinen brauchen alſo nicht alle auszuſterben?"

„Nein, es werden diejenigen unter den Kleinen überleben, die ihre Kundſchaft freundlich und gewiſſenhaft, ſelbſt wenn etwas teurer bedienen als Renaud."

„Alſo die Auswahl der Tüchtigſten?"

„Gewiß. Die Renaudſche Konkurrenz aber wird den exorbitanten Forderungen der Kleinen einen Dämpfer aufſetzen. Außerdem werden ſie immer die Kundſchaft der Arbeiter behalten."

„Warum das?"

„Weil die Arbeiter auf Kredit nehmen und erſt am Ende der Woche, am Fabrikzahltag, ſelbſt zahlen."

„Renaud gibt keinen Kredit?"

„Bewahre, das hat ſo ein großer Herr nicht nötig. Die Kleinen ſind anſpruchsloſer, denn ſie müſſen jede Ausſicht auf Gewinn wahrnehmen."

„Wirſt du Renaud deine Kundſchaft zuwenden?" fragte ich dann Henriette.

„Nein," ſagte ſie. Meine Krämervorräte nehme ich ſeit Jahren von Potin[*] und meine Gemüſe und Früchte von dem braven Lunel, der mich auch ſeit Jahren getreulich bedient, mir alles pünktlich ins Haus ſchickt, meinen beſonderen Wünſchen Rechnung trägt — ich ſage ihm am Tage vorher, was ich haben will, und er kauft mir's extra in den Markthallen. Nein, ich bleibe bei Lunel."

„Wenn ihr Hausfrauen alle ſo dächtet und handeltet," ſagte ich, „könntet ihr Renaud unmöglich machen und den Kleinhandel halten, und das wäre immerhin eine Tat von großer, ſozialer Bedeutung, mag man ſich zu dieſem ökonomiſchen Problem ſtellen, wie man will."

„Aber wir gehören ins Haus," lachte Henriette, „was geht uns die ſoziale Entwicklung an?" — —

„Sage mal, lieber Mann," ſo wandte meine Freundin ſich am nächſten Morgen zu ihrem Hausherrn, „ich höre, der Zucker wird billiger?"

„Jawohl, die Zuckerprämien werden aufgehoben."

„Was ſind Zuckerprämien?" fragte Henriette.

„Das verſtehſt du nicht," lautete die Antwort.

„Ach, du kannſt es nur nicht erklären," lachte ſie luſtig.

„Das geht die Frau auch gar nichts an," brummte er, „ſie gehört ins Haus."

„Der Zucker aber auch," entgegnete Henriette, „und wenn er billiger wird, ſo merke ich's im Hauſe, daher will ich in meinem Hauſe wiſſen, warum der Zucker billiger wird."

Und Henriette kam, ſich von mir ein Buch über die Zuckerfabrikation und die Zuckerprämien holen. Wir verbrachten in Geſellſchaft der Zuckerrüben einen ſehr intereſſanten Nachmittag, und am Schluß ſagte Henriette: „Wenn die Regierungen denen, die ihren Zucker wegen der internationalen Konkurrenz im Ausland ſehr billig verkaufen mußten, nun nicht mehr einen Zuſchuß, eine Prämie, geben, wenn der franzöſiſche Zucker jetzt im Ausland nicht vorteilhafter verkauft werden kann als bei uns, ſo haben wir hier natürlich mehr Zucker als ſonſt, und daher wird er billiger."

„Sehr ſchön überlegt, Henriette," rief ich.

„Dann muß aber," folgerte die ſchlaue Henriette, „auch alles billiger werden, was mit Zucker hergeſtellt wird."

„Tu fais mon admiration, Henriette," ſagte ich, „und du haſt völlig recht. Sieh dich nur bei den Krämern in der Stadt um. Du wirſt's ſchon finden."

Bald darauf berichtete Henriette: „Potin und all die andern zeigen mir Preisherabſetzung von 10—20 Centimes pro Pfund Schokolade an . . . die Kinder ſind ſelig, wozu doch die Abſchaffung der Zuckerprämien gut iſt! Und," fügte ſie hinzu, „bei den eingemachten Früchten und Fruchtſäften iſt es ebenſo, denn ob das Pfund Zucker, wie bisher 0,55 oder nur 0,30 Franken koſtet, wie jetzt, das macht ſich ſehr fühlbar."

„Uebrigens," meinte ſie beim Fortgehen, „es iſt höchſt amüſant, zu beobachten, was alles auf den Preis der Waren einwirkt. Neulich war Allerheiligen, da ſtrömte alles nach den Kirchhöfen, und trotz der Rieſenmengen von Blumen, die man auf allen Seiten anſchleppte, waren Blumen ſehr teuer."

„Das machte die große Nachfrage," ſagte ich.

„Gewiß, aber Allerheiligen iſt am 1. November, d. h. am Monatsanfang, und da die Leute am Monatsanfang immer mehr Geld haben als am Monatsende, trägt auch der Umſtand noch dazu bei, die Preiſe zu ſteigern."

„Das iſt wohl möglich."

---

[*] Potin iſt das erſte Krämergeſchäft von Paris.

„Es greift überhaupt alles ineinander," fuhr Henriette fort. „Wir haben ein ſchlechtes Obſtjahr gehabt, es gibt wenig Birnen und Aepfel ... das wirkt nun auf alles andre Obſt, die Trauben koſten jetzt ſchon 1,40 und 1,60 Franken das Pfund, ſelbſt die Bananen, die ſonſt nur 0,15 pro Stück koſten, klettern um 0,005 pro Stück in die Höhe. Es gibt anſcheinend keine iſolierte Erſcheinung im Wirtſchaftsleben."

„Nein, die gibt es nicht, und der Verſuch, die Frau in ihrem Haus von der ganzen Welt zu iſolieren, iſt daher ganz vergeblich, denn die Hausfrau iſt Wirtſchafterin par excellence."

„Das weiß ich lange," antwortete Henriette. „Aber die Sozialpolitik macht uns auch Hausviſite. Doch davon das nächſte Mal. Heute will ich von der billigen Schokolade kaufen gehen. Auf Wiederſehen."

Verlobungsfeier

Von

Adele Gerhard

Eine warme Frühlingsnacht lag über der Erde. Die weißen Kerzen der Kaſtanien in der Bellevueſtraße ſchimmerten in der Dunkelheit. Blütenduft füllte die Luft, drang in die Straßen, und lange hatten die Menſchen an Schlaf und Ruhe nicht gedacht. Nun endlich war es ſtiller geworden. Vom Tiergarten ſtrömte es lau und duftgeſchwängert herein ...

Aus den halb geöffneten Fenſtern einer der Villen der Bellevueſtraße hatte Lachen und Muſik hinausgeklungen. Lange nach Mitternacht öffnete ſich die Tür. Eine kleine Geſellſchaft verließ mit geräuſchvoller Munterkeit das Haus. Verlobung war oben gefeiert worden. Die junge Tochter des Bankdirektors war die Braut.

Willſt du nicht dein Herz erweichen? ... willſt du, willſt du,
daß ich komme? ...

ſummte einer der jungen Männer, dem eben der erſte Flaum um die Lippen zu ſproſſen begann, das Brahmsſche Liebeslied, das zuletzt geſungen worden war, halblaut vor ſich hin.

„Pſcht!" mahnte der ältere Bruder.

Sie hielten einen Augenblick inne und warteten auf den Letzten aus der Geſellſchaft, den Bräutigam. Der hatte ſich nicht losreißen können. Ihre langen blonden Zöpfe hatte die junge Braut ihm beim Abſchied übermütig um den Hals geknüpft. „Nun ſchau, wie du's kannſt!"

Frau von Bargemann, des Bankdirektors Schweſter, hatte leicht mit dem Finger gedroht — ihr ſtrenges Geſicht unter dem grauen Scheitel zeigte würdevolle Mißbilligung. Sie blickte zu ihrer Schwägerin hin — Frieda hatte ſtets ſo viel Haltung beſeſſen, ſie mußte doch die Tochter als Braut etwas dämpfen ...

Aber Frau Bankdirektor ſtand am Fenſter und ſchaute in die Nacht hinaus und ließ das junge Paar toben. Frau von Bargemann ſchüttelte den Kopf — ja Frieda war immer ſchwach gegen die Kinder geweſen ... dann war es leicht, ſo abgöttiſch von ihnen geliebt zu werden. —

Aber endlich mußte ſich der Bräutigam doch trennen. Und nun ging er, die ſchlanke Geſtalt in der modiſchen Kleidung, den Hut ſchief auf dem Kopfe, und ſummte vor ſich hin:

Willſt du, Ueberfromme,
Raſten ohne traute Wonne,
Oder willſt du, willſt du, daß ich komme?

Oben hatte man ſich inzwiſchen gute Nacht gewünſcht, Frau von Bargemann ſich gemeſſen verabſchiedet. Reſpektvoll reichte Lene dem Vater die Stirn zum Gutenachtkuß, und des Bankdirektors imponierende Geſtalt neigte ſich mit leichter Rührung zu der Tochter.

Noch einen Augenblick flüſterte die junge Braut mit ihrem Bruder im Erker.

„Du, Lene! Tante Rike möchte ich ſehen ..." Die Augen des Tertianers leuchteten, während er die „Cour" morgen auszumalen begann.

Lena nickte ſtill. Ja, morgen! Da würde es beginnen, da war die Verlobung in der Stadt bekannt! Und die Blumen und die Gratulanten und das alles würde kommen. Aber was war es im Grunde genommen gegen ihr Glück! Und Lene war noch einmal zur Mutter getreten und hatte beide Arme um ihren Hals geſchlungen. Die Mutter, die wußte es ja, wie lange ſie ſchon Alfons geliebt hatte. Und wie ſie gefürchtet hatte, er würde ſich ſchließlich doch für ihre Couſine Anni, die ſchöne Brünette, entſcheiden, die doch nur mit ihm flirtete wie mit ſo und ſo vielen andern ...

Frau Bankdirektor küßte die Tochter ſanft. „Geh ſchlafen, Liebling. Geh, mein Kind! Du weißt, es wird morgen ein anſtrengender Tag."

„Kommſt noch mit mir ins Schlafzimmer, Mutting?"

„Kind, ich bin ſo müde."

„Ach, verzeih." Das große, blonde Mädchen, das den Vater in jedem Zug des Geſichts wiederſpiegelte, fuhr zuſammen. Daß ſie daran auch gar nicht gedacht hatte! Die Mutter machte wirklich einen erſchöpften Eindruck. Man merkte es bei ihr nicht ſo ſchnell, weil in das ſchmale, bewegliche Geſicht oft ein Zug der Abſpannung trat. Sie ſah noch nicht wie 40jährig aus mit ihrer biegſamen Geſtalt — ach nein, viel jünger, wenn man nicht die leicht ergrauten Haare und die Linien am Munde und an der Stirn beachtete. Lene erinnerte ſich, daß ein Maler ihr einmal ſagte, er würde ihre Mutter niemals für eine Frau gehalten haben — ſie habe etwas ſo Mädchenhaftes in ihrer Erſcheinung. Und wie er ſie dann fragte, ob ihre Frau Mutter ihm wohl zu einer Studie ſitzen würde. Er käme gar nicht recht damit zu ſtande — „Sehnſucht" ſolle ſie heißen — und ihre Mutter habe ſo etwas in den Augen ... Lene war entzückt und ſtolz. Hatte ſie nicht immer zu ihren Freundinnen geſagt, ihre Mama habe etwas Märchenhaftes an ſich? Sie ſah die Mutter ſchon gemalt — in einem, weißen faltigen Kleide mußte ſie am Meere ſtehen, die großen Augen mit dem in die Ferne gehenden Blick in die graue, endloſe Weite gerichtet ...

Aber als Lene der Mutter von der Bitte des Malers ſprach, lächelte dieſe nur abweiſend. Als ob ſie es gar nicht ernſt nähme.

„Was für Torheiten, Kind! Luperchta mag ſich an andrer Stelle Modelle ſuchen!"

Lene ſchämte ſich beinahe, der Mutter von dem Wunſche des Malers erzählt zu haben ...

Frau Bankdirektor war jetzt in ihr Zimmer gegangen. Sie ſchlief allein, ſeit ihr Mann an einem chroniſchen Rachenkatarrh litt und in den Nächten viel huſtete. Der Bankdirektor war zu rückſichtsvoll, um ſeine Gattin, deren Geſundheit ihm oft Sorge machte, zu ſtören.

Die Frau trat auf den großen Gartenbalkon hinter ihrem Schlafzimmer. Ein laues Frühlingswehen kam von den Gärten zu ihr. Sie ſah das Bild des jungen Paares vor ſich. Den ſchlanken Mann, wie ihn die blonden Mädchenzöpfe feſthielten und er ſtrahlend auf ſie blickte ... Junge, glückliche Menſchen! Sie hörte die Töne des Liedes in die Nacht hinaus zittern:

„Raſten ohne traute Wonne ...
Oder willſt du, willſt du, daß ich komme?"

Und plötzlich ging ein Beben durch den Körper der Frau. Als ob mit dem warmen Frühlingsodem ein ſtarkes ſüßes Gift zu ihr gedrungen wäre. Noch einmal ſchweiften ihre Gedanken zu dem Brautpaar. Aber nicht wie ſonſt mit der alles beherrſchenden ſorglichen Zärtlichkeit. Und es war nicht, weil Lene nun glücklich war — auch nicht, weil die harmoniſche Natur ihrer Tochter ſie beruhigte, dieſe Natur ihres Mannes, für die es im Grunde keine unerfüllten Wünſche geben konnte. Nein, Frau Friedas Gedanken waren jetzt nicht bei alledem. Es war etwas andres. Sie ſah das tiefbrünette Geſicht ihres Schwiegerſohnes, die Geſtalt mit den elaſtiſchen und doch läſſigen Bewegungen ... Sie ſah, wie er ſich zu Lene beugte ... Und langſam wachte eine Erinnerung in ihr auf. Ganz anders war er geweſen — beſchriebener das Geſicht und voll dunkler Schwermut. Aber die Läſſigkeit der Bewegungen, der Haltung, aus der oft eine wilde Kraft emporzuckte ...

Gleichaltrig war er ihr. Seine Seele älter und erfahrener als die ihre, die in den zehn Jahren ihrer Ehe nie aufgewühlt worden war. Nur ſeine Erſcheinung hatte ſo jugendlich gewirkt. Und ſchön war er. Und er hatte ſie geliebt. Und mit ſeiner Liebe war noch einmal ein ſtrömendes Gefühl von Jugend über die einunddreißigjährige Frau gekommen. Sie hatte nicht glauben wollen, daß er ſie wirklich reizvoller fände als alle die jungen, blühenden Mädchen. Aber dann, als er ſie bei dem Gartenfeſt traf, als er ſich zu ihr beugte, wie die friſchen Stimmen ſangen: „Willſt du, willſt du, daß ich komme?" und ſie mit den jungen, heißen Augen anblickte ...

Die Erinnerung an jene kurze, tödlich ſchöne Zeit wachte minutenlang in der Frau auf. Die Jahre ihrer Ehe, ihr inniges, ſelbſtloſes Muttergefühl — es war übertönt geweſen. Ihr Ich war erwacht — mit dumpfen Schlägen pochte es an die Mauern, die ihre feſte Hand um es gezogen hatte. Reiche dehnten ſich vor ihr, eine Herrſcherin war ſie ... Als Mädchen hatte ſie dies alles in ahnungsvollen Schauern erhofft, hatten ihr die erwachten Sinne ein Traumland vor die ſehnſüchtig fiebernde Seele gezaubert. Jubelnde Lieder hatten ſie an ihrem Hochzeitstage in die Ehe geleitet:

Leb' wohl, du ſchönes Kind vom Rhein!
Wir ſchwenken dir den Hut —
Wir ſchwenken ihn und denken dein
Bei Rheinlands edlem Blut ...

Später war des Rheines Frohgeſang verhallt, war die geheimnisvoll lockende, geheimnisvoll flüſternde Zukunft voll Tauſenden ſich öffnenden Blütenkelchen entſchwunden, verblaßt ...

Und nun nach langen, ſtillen Jahren breitete Er noch einmal den farbigen Lebensteppich vor ihr aus.

Die Augen der Frau umdüſterten ſich. Was dann kam! Nein, ſie hatte ihm nicht angehören können. Nicht in der Ehe, was er ſelbſt kaum ernſtlich erſtrebte — nicht außerhalb der Ehe, was er ſo heiß begehrt hatte ... Und er war im Zorn von ihr gegangen ...

Dieſe alten, vergrabenen Geſchichten! Die Frau wandte ſich haſtig um und trat in ihr Schlafzimmer. Sie ſchloß die Balkontür und entkleidete ſich ſchnell. Da draußen — da wogte die warme Frühlingsnacht. Aber ſie, ſie wollte ſchlafen. Ihre Tochter war verlobt, ihre liebe, reizende Lene — ihre Tochter war glücklich. Morgen kamen die Gratulanten — es galt zu empfangen, zu repräſentieren ...

Der zarte, noch immer liebliche Körper der Frau lag ſtill in den weichen Kiſſen. — Der Blütenſchnee draußen — der Prunus, die Magnolien, deren Blätter hinunterträuften — was ging es ſie an! Ihr aſchblonder Kopf, dem zahlreiche ergrauende Fäden einen ſeltſamen Hauch gaben, barg ſich tiefer und tiefer in das Pfühl ...

Aber die Melodien, die heute erklungen waren, der ganze Duft junger, glückatmender Menſchlichkeit war zu ſtark geweſen. Aufgewühlt war in ihr vergangene Qual, vergangene Luſt ...

Und wie ſie ihr Geſicht gegen die Hand lehnte, die ſamtartige Weichheit ihres Körpers fühlte, zuckte ſie zuſammen. Wie ſie ſich damals gefürchtet hatte, durch eine zufällige Berührung dieſe ſamtartige Weichheit zu ſpüren! Wie ſie unter dieſer wunderbaren Haut, dieſer Anmut ihrer Formen gelitten hatte! Unter ihrer unvernutzten mädchenhaften Schönheit, die in der Ehe mit dem über zwanzig Jahre älteren Gatten kein Sturmhauch ſengender Leidenſchaft verzehrt hatte! Zu empfinden, was ſie beſaß und in ſich verſchließen mußte! Zu denken, wie er ſie geliebt hätte, wenn ſie ihm nicht verſagt, was er begehrte ...

Aber die Monate, die dieſem Kampf vorangegangen waren! Die Seele der Frau begann zu jubeln, ihr Herz ſchneller zu ſchlagen. Damals!

Und langſam hatten ſie die Träume umfangen, zogen ſie in ihre Netze. Stundenlang. Sie ging an ſeiner Seite über grüne Halden ... Der Sommer ſpielte ſeine tödlich ſtarken Melodien. Sie war jung, ſeine Liebe hatte ſie jung geküßt, ſie war reich. — In bewegten Bildern kam alles zurück ... Bebende Hände berührten ihre Geſtalt, ein junger, wilder Mund preßte ſich auf den ihren ...

Sie fuhr auf. Noch halb im Traum dehnten ſich ihre zarten Glieder. Ein ſüßes, heißes Glücksempfinden war in ihrem Blut. Weit öffnete ſie die ſchlaftrunkenen Augen. —

Was ſpielte da hell von der Seite der Vorhänge durch die Fenſter?

Sie ſprang empor und riß die Jalouſie hoch.

Grelles Licht drang in das Zimmer. Es war Morgen. Sie griff ſich an die Stirn ... Wie? Sie hatte nur geträumt?

Ihr Blick fiel in den Spiegel — ſie ſah das ſchmale, von Linien und Zügen gezeichnete Geſicht, ſah das ergraute Haar ...

Ein furchtbares Schmerzgefühl packte ſie. Ganz klar war ſie mit einem Mal.

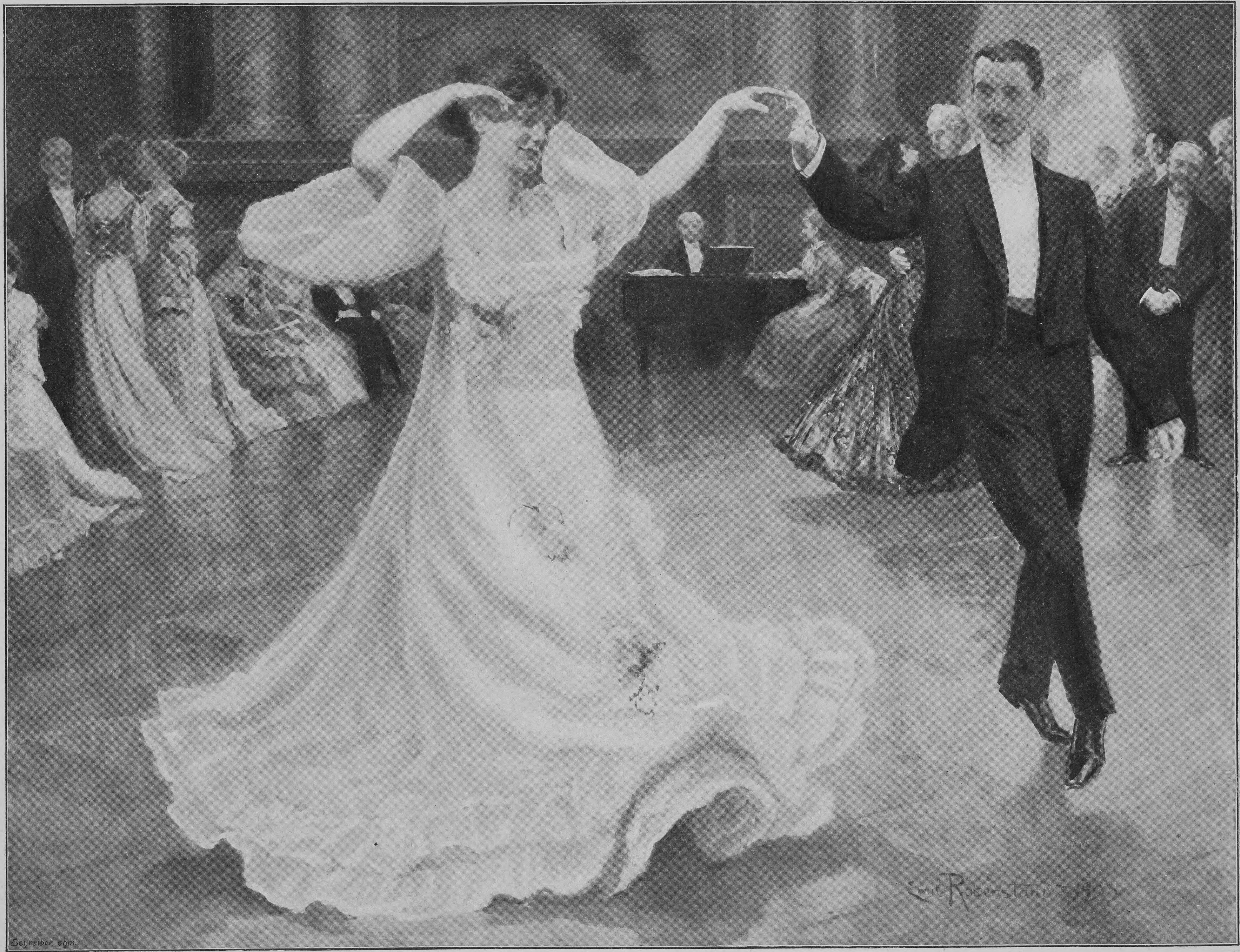
Geſtern?

Ach ſo!

Und heute?

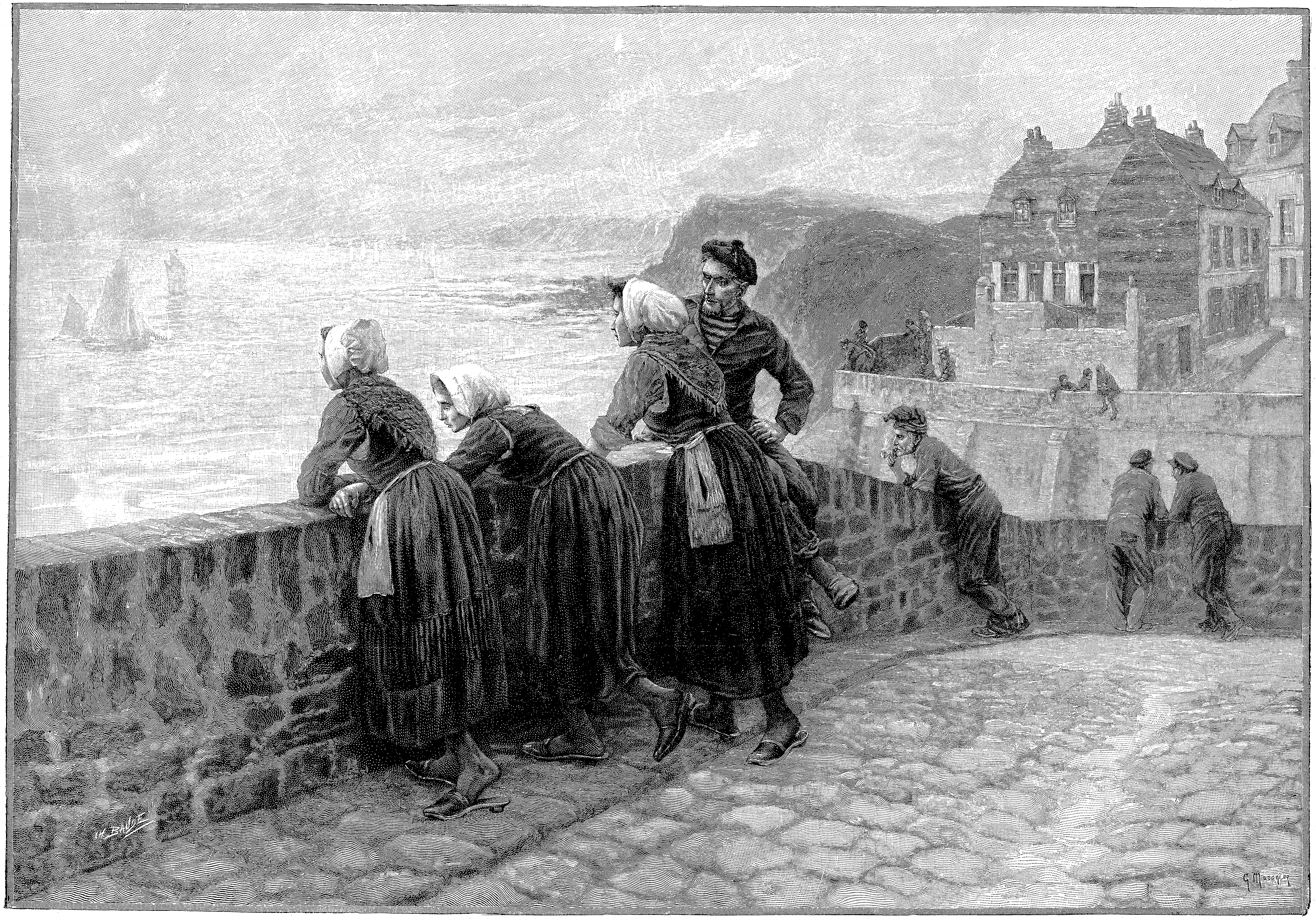
Draußen tönte grell die Entreeklingel — die erſten Blumen für die junge Braut wurden gebracht ...

* * *


Emil Rosenstand 1903
Schreiber chm.

Ballſzene (Cake-walk)

Nach einem Aquarell von Emil Roſenſtand



In der Abenddämmerung

Nach dem Gemälde von Georges Maroniez

HOTEL MARINA
RESTAURANT

Hotel de la Marina in Panama

Das Panamageſpenſt

Von

Otto von Gottberg (New York)

Ein Spuk geht auf der Landenge von Panama um. Zur Geiſterſtunde entſteigt das Geſpenſt der Tiefe und kriecht aus ſeinem Schlupfwinkel unter Sumpf und Moraſt in feuchtwarmer Erde hervor. Moderhauch iſt ſein Atem, der auch bei Tage die Luft über der Landſchaft vergiftet, wenn ſeine Fangarme ſich durch ſie winden. Myriaden von Nebelſchlangen ſind es, die ſich am Boden krümmen. Sie begleiteten auch den Zug, auf dem wir von Colon nach Panama fuhren.

Hagere Geſtalten mit gelben Geſichtern waren unſre Nachbarn und füllten den Wagen mit Zigarettenrauch. Aus hohlen Augen ohne Glanz und über früh eingefallene Wangen hinweg blicken die Leute vom Iſthmus ins kurze Leben. Sie hüſteln viel.

Der Reiſegefährte aus dem Norden wies auf Dämme und Brücken, um die, wie Gewürm ſich ringelnd, die Nebelſchlangen krochen: „Wieviel hat der Bau dieſer Bahn wohl gekoſtet?“

Die Kirche der heiligen Mercedes

Ein welkes Lippenpaar inmitten gelber Haut verzog ſich zu häßlichem Grinſen: „Etwa zwei Menſchenleben für jede Schwelle oder Schiene!“

Die Stimme war ſeltſam klanglos und hohl. Wie aus ſehr weiter Ferne oder tiefer Gruft glaubt man die Worte der Leute vom Iſthmus zu hören. So ſchlagen Laute auf dem Krankenbett ans Ohr, wenn das Fieber ſteigt. Wir fragten nichts mehr.

Panama lag heiß und regungslos mit leeren, vereinſamten Straßen im Mittagsſchlaf. Jedes Fenſterauge war mit Holzläden geſchloſſen. Die Schildwachen vor dem Palaſttor lehnten im Halbſchlummer in ſchattigen Ecken. Hunde blinzelten verdroſſen mit nur einem langſam und läſſig geöffneten Auge uns nach. Kein Lebeweſen rührte ſich. Das Atmen ſelbſt in dieſer brütenden Glut war Qual.

Am Kai ſchlug dick und ölig, zu träge, um ſich in Brandung zu brechen, das Meerwaſſer gegen Steinmauern. Weiter draußen löſchten ein paar Dampfer ihre Ladungen. Das Knarren des Dampfkranes ſchien den fliegenden und überreizten Nerven die Hitze zu erhöhen. Maſte und Schornſteine zitterten in der flimmernden Atmoſphäre. Jeder Sonnenſtrahl brachte Pein. Saugend trinken ſie hier aus Sumpf und Moraſt. Waſſer wandeln ſie in heißen Dampf. Feucht liegt ſein Niederſchlag auf Mauern. Die gelben, blauen und roſigroten Muſcheln, die die Häuſer unter Ziegeldächern bekleiden, glänzen, als wären ſie eben erſt aus naſſer Tiefe gezogen. In den Gärten erſticken ſaftſtrotzende Schlingpflanzen die grellflammende bunte Blütenpracht. Draußen in Wäldern zwingen ihre Ranken Baumrieſen zur Erde. Sie wuchern und wachſen in Stunden — oft nur um im feuchten Grund zu faulen und die ſchwüle Luft mit Verweſung zu ſchwängern. Auch unter den Blumen kauert das Panamageſpenſt. Sein Moderatem miſcht ſich mit ihrem weichen, ſüßlichen Duft. Es riecht wie beim Begräbnis, wenn ſehr viele Kränze den Sarg ſchmücken.

Aus roten Augen unter ſchweren Lidern blinzelnd trat uns der Wirt der Caſa Marina entgegen. Der Gefährte kannte ihn und das Haus noch von früherer Fahrt und meinte launig: „Hallo, Jim Bradley, alſo noch auf dem Poſten — und immer munter geweſen?“

„Es ging ja ſo-ſo, Herr, nur mit dem Sehen wird es nun wohl bald gänzlich vorbei ſein!“

Der andre hub zur Frage an: „War's der gelbe Ja . . .?“

„Huſchſch!“ fiel Jim Bradley mit erhobener Hand ihm ins Wort.

Ungern hören die Leute von Panama den Würgengel des Iſthmus bei Namen nennen. Erbleichend ſchlagen ſie das Kreuz, wenn Beſucher aus dem Norden vom „kriechenden Hans“ ſprechen oder beim Glaſe über den „gelben Jakob“ ſcherzen. Der Wirt, der vor Jim Bradley hier hinter dem Schanktiſch ſtand, freute ſich an ſolchen Späßen. Das Geſpenſt ließ ihn ſpotten und Whisky auftragen, bis das in nordiſcher Heimat begangene Vergehen verjährt war und er zur Heimreiſe rüſtete. Der Dampfer nach New Orleans lag ſchon im Hafen, als es den Spötter mit den Nebelkrallen packte. Es hielt ihn auf dem Iſthmus feſt. Neben Schickſalsgenoſſen ruht er nun drüben bei der Kirche. Auf ihrem Todesacker werden friſch geſchaufelte Grabhügel in einer Nacht von jenen ſaftſtrotzenden Ranken erdroſſelt und mit Grün zugedeckt.

Viele Hunderte ſühnten bislang, vor Auslieferung ſicher, auf dem Iſthmus die in den Vereinigten Staaten begangenen Taten dunkler Stunden. Einige ſehnen ſich in Hitze, Moderhauch und Müßiggang nach kühlen Gefängnismauern. Sie fahren heim. Andre ziehen die Hölle dem Zuchthaus vor. Manche unterſchrieben ſelbſt ihr Todesurteil. Das Panamageſpenſt iſt Nachrichter.

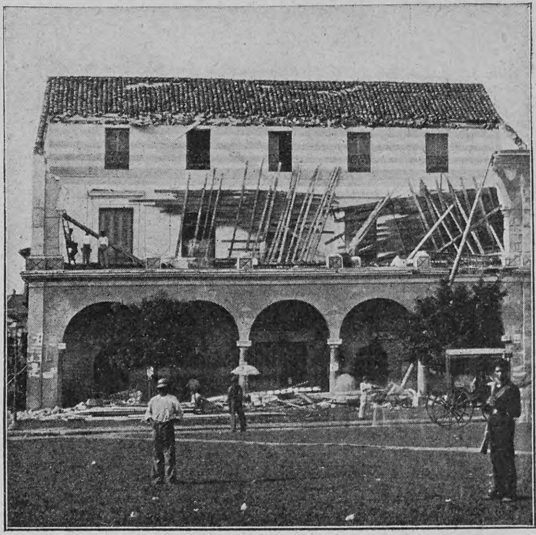
Heimweh verſammelt dieſe Aſylſuchenden am Ufer, ſobald die Flagge mit den Sternen und Streifen am Horizont ſichtbar wird. Landen die Paſſagiere, ſo wenden ſie ſcheu die Geſichter zur Seite. Selten läßt ihrer einer ſich im Grand Central unter den Kaffeehändlern und Handlungsreiſenden aus der Union blicken.

Dieſes Hotel von Panama iſt nach Art des ſpaniſch ſprechenden Amerika um einen Lichthof gebaut. Kühl ſcheint er, wenn man ihn durch die Türen der großen halbdunkeln Zimmer betritt.

Im Schatten der vier Hauswände plätſchert zwiſchen Palmen und Blumen ein Springbrunnen. Tauben gurren auf dem Rand des Waſſerbeckens. An dünne Kettchen gefeſſelt, ſchaukeln kreiſchend bunte Papageien in Meſſingringen. Gelegentlich verirrt ſich ein Kolibri in den oben offenen Raum. Aengſtlich und blitzſchnell ſchwirrt er von Wand zu Wand. Dann hält er im Fluge inne und hält Umſchau. Während er mit den zitternden ſchlanken Flügeln die Luft peitſcht, ſteht der winzige bunte Leib in ihr ſtill. Die Augen gewahren oben das flimmernde Blau. Hinauf und hinaus!

Zur Nachtzeit ſieht man vom Bett aus durch den oberen offenen Türrahmen die Sterne über dem Lichthof funkeln. Selten ſchließen brennende Augen auf den Kiſſen ſich zu erholendem Schlaf. Weder Mitternacht noch Morgen bringen Kühlung. Schwer und ſtickig iſt die Luft. Wie ein Alp lähmt ſie des Halbſchlummernden Lungen. Er glaubt die graubleichen Nebelarme würgend an ſeinem Hals zu fühlen und ſchreckt aus dem Traum: Das Panamageſpenſt!

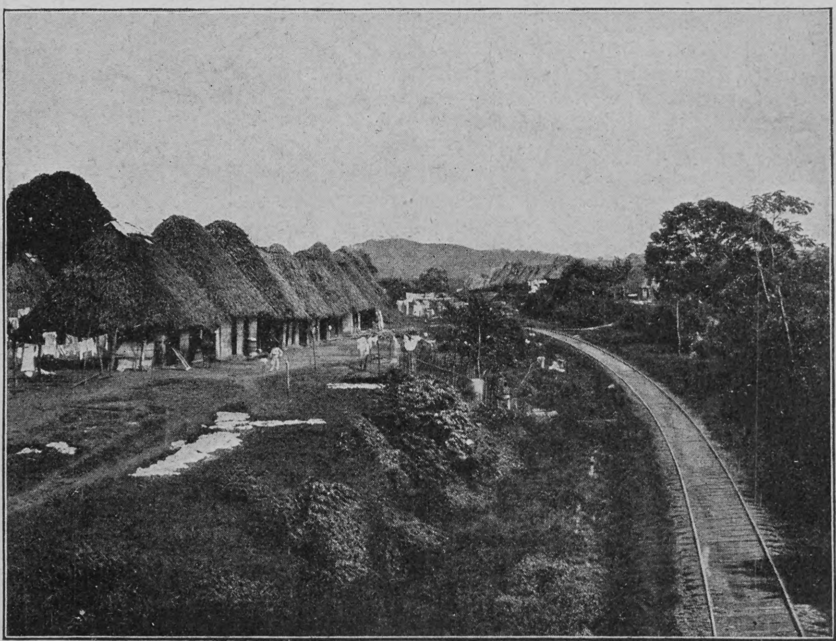
Der Wirt hatte den zur Ruhe Gehenden vor dem Würgengel des Iſthmus gewarnt: „Gehen Sie nicht während der Mittagsſtunden aus, trinken Sie kein Eiswaſſer und bleiben Sie vor allem nicht abends auf dem Balkon ſitzen.“



Haus in Panama nach dem letzten Erdbeben

Im Mondlicht nämlich ſteigt mit dem bleichen Schattenleib der Plagegeiſt des Iſthmus ſelbſt aus der Tiefe. Dichter und dichter wird zunächſt das Gewirr der Nebelſchlangen über der Gruft drüben, die der große Gründer und Gräber — ein Totengräber — für klingende Millionen ſchaufelte. Wie eine rieſige Wolke hängt dann ſchließlich das Panamageſpenſt über dem Leichenfeld. Tauſende begrub man nämlich zu beiden Seiten des Kanalbettes auch an Menſchen. „Zweihundert für jeden ausgehobenen Fußbreit ſeiner Länge“, ſagen die Leute vom Iſthmus. Nicht ungeſtraft reißen fürwitzige Menſchen die Erdrinde auf und wagen ſich in die Nähe des geſpenſtiſchen Würgengels. Mit Maſſenmord rächt er die Ruheſtörung. Das wiſſen die Leute von Panama. Nicht um Kopflänge ſtoßen ſie deshalb den Spaten in das Erdreich ihres Gartens. Nun aber will man einen neuen Kanal graben. Daß Gott verhüte!

Jetzt iſt dank klingender Einwirkung vom Norden Panama ſelbſtändige Republik, morgen wird es eine Provinz der Vereinigten Staaten ſein, damit der Ingenieur, der Drillbohrer und das große Sterben wieder auf dem Iſthmus einkehren können. Unſinn! Sie rebellierten eben dort, weil große



Die Ortſchaft Pueblo in der Nähe von Panama

Vegetationsbild von der Küſte mit einem Blick auf die Reede von Panama

Unbekannte ihnen Geld für Flinten und Patronen gaben. In jedem andern ſüd- oder mittelamerikaniſchen Staat wäre unter gleichen Verhältniſſen eine Revolution ausgebrochen. Warum und zu welchem Zweck, hätte niemand gefragt.

Wenn aber jemand den Leuten von Panama von der Wiederaufnahme des Leſſepsſchen Unternehmens ſpricht, ſo ſchütteln ſie den Kopf. Mit der Stimme, die aus den Grüften drüben unter wallenden Nebeln zu kommen ſcheint, ſagen ſie: der Kanal werde nie gebaut werden!

„Und wer will es verhindern?“

„Huſchſch!“

Indeſſen willig führt man den Beſucher hinaus zu dem geräumigen und einſt weißen Hauſe des großen Totengräbers von Panama. Krankhaftes Fiebergelb liegt heute auf ſeinen Mauern. Seufzend ächzen die Fenſterläden, wenn der Seewind geht. Unheimlich knarrt die Holzſtiege vor der Veranda.

„Nicht hineingehen!“ beſchwört der Begleiter.

„Wer wohnt denn hier?“

„Huſchſch!“

Das Panamageſpenſt allein betritt die Häuſer, die Leſſeps' Leute hier auf Modergrund bauten. In jenem dort ſtarben achtzig Menſchen. In dem dahinter ſchloß ein Oberaufſeher in der gleichen Stunde die Augen, in der die Nebelarme auch ſeinen Vorgänger erwürgt hatten. Manche der Villen ſind metertief ins feuchte Erdreich geſunken. Und doch ruhen ſie auf eiſernem Fundament!

Wilder Taumel tollen Leichtſinns packte die todgeweihten Männer, die hier Spaten oder Pickel führten. Die Hand, die Grabſcheit oder Stift zur Seite legte, griff zur Flaſche. Furcht und Grauen vor dem Panamageſpenſt ſollte ihr Inhalt ertränken. Es war verlorene Mühe! Der bleiche Schemen ſaß mit im Zelt und an der Tafel. Seine Krallen ſchüttelten die Arbeitenden, ſo daß ſie im Fieberſchauer zuſammenbrachen. Sein höhniſch Grinſen ſtarrte ihnen aus den Karten entgegen, zu denen ſie abends griffen. Aufregung ſollte Furcht und Grauen vor dem Panamageſpenſt erſticken. Es war verlorene Mühe! Deshalb trug jeder Spatenträger Sorge, daß ſein Tagelohn vertrunken und verſpielt war, ehe er taumelnd aufs Lager ſank. Denn wer wußte, ob er wieder aufſtehen würde. Rechts und links ſchritt mordend ja das Geſpenſt durch der Kameraden Reihen.

Wie die mit dem Grabſcheit vor ihren Zelten, ſo ſangen und lachten ſchrill im Mondlicht auf den Veranden auch die Bewohner der weißen Häuſer. Dann krochen lautlos die Nebelſchlangen hinauf und zogen ihre Opfer hinab ins Grab. Es gähnte immer offen. Täglich trug man aus den großen weißen Häuſern Männer hinunter in die kleinen — zwei Meter lang und einen halben breit —, die aus Frankreich kamen. In denen würde man die Heimfahrt antreten und lange genug eng zwiſchen vier Brettern und zwei Brettchen liegen. Deshalb vielleicht baute man die Villen für die letzten luſtigen und gezählten Stunden ſo geräumig. Und ſchnell mußten ſie unter Dach kommen! Die Balken verſanken im feuchten Moraſt. Alſo wurde die noch unbenutzte Maſchinerie — Lokomobilen, Keſſel, Kiſten und Kaſten — vom Dampfer nach dem Sumpf geſchafft und hineingeworfen. Das gab ein gutes Fundament und — arme Aktionäre!

Hier und da ragt heute noch, morſch und roſtig, ein Stück Eiſen aus dem ſchwammigen Grund. Es iſt ſo weich, daß man es zertreten oder den Stock hindurchſtoßen kann. Der gierige Würgengel von Panama frißt Dinge wie Menſchen.

Ob die Leute vom Iſthmus mit Recht ſagen, der Kanal werde nie gebaut werden? Wenn Leſſeps' Schaufeln tags ein Loch gegraben, ſo deckten nachts die ſaftſtrotzenden Ranken es wieder zu. Als Wurzeln ſchlugen ſie ihre Krallen in den Boden. Nach kurzen Wochen ſchoſſen Bäume auf. Ein Loch zu graben, iſt auch auf dem Iſthmus leicht. Es offen zu halten, iſt ſchwer. Was blieb als Spur von Leſſeps' Arbeit? Nichts oder ſehr, ſehr wenig! Moderne Drainage und ein Kampf der Chemie gegen den Pflanzenwuchs könnte die Aufgabe der Männer mit Spaten und Pickel heute erleichtern. Aber wer wird die Arbeit tun? Nicht die Leute vom Iſthmus! Sie wiſſen, daß man das Panamageſpenſt nicht ungeſtraft in ſeiner Ruhe ſtört. Sie wollen es in ſeinem Schlupfwinkel begraben wiſſen. Wehe aber den fremden Eindringlingen, die es mit Hacke und Grabſcheit daraus verſcheuchen!

Die gelben Hände deuten auf einen Beſucher aus dem Norden, der, über den Marktplatz ſchreitend, plötzlich zuſammenſinkt. „Narr!“ flüſtern ſie, als er nach dem Doktor ſtatt nach dem Prieſter ruft. „La fiebre,“ meint der weiße Arzt. Die mit den gelben Geſichtern zucken die Achſeln: der junge Doktor von jenſeits des Meeres ſpreche, ſo gut er es verſtehe. Fieber. Nun ja! Geſtern, vielleicht auch vor zwei, höchſtens vor vier Tagen, während das Queckſilber dem Siedepunkt naheſtand, habe den Kranken urplötzlich ein eiſig kalter Schauer geſchüttelt und damals das Panamageſpenſt ihm mit einem der Nebelarme leicht auf die Schulter getippt. Es warnt, bevor es würgt.

Nach der Wanderſchaft

Von

Wilhelm Lobſien

Ich bin durch manche Stadt gegangen
Und trug mein Bündel wohlgemut,
Hab' manches Liedel aufgefangen,
Und manchem Mädel war ich gut.

Bei manchem Wein hab' ich geſeſſen,
Bei manchem Lumpen, ſei's geklagt,
Und hab' der ſtillen Stadt vergeſſen,
Nach ihrem Frieden nicht gefragt.

Nun geh' ich wieder durch die Gaſſen,
Die Heimatgaſſen eng und ſchmal,
Und fühl' mich doch ſo gottverlaſſen
Und trag' ſo tiefe, tiefe Qual.

Mein Bündel drückt, kaum kann ich's tragen,
Hart ſchlägt mein Stock den Straßenſtein.
Ach, keinen weiß ich, ihm zu ſagen:
„Da bin ich wieder, laß mich ein!“

Nun weiß ich erſt, wie leer die Erde,
Und daß ich irrte und verdarb,
Seitdem mir auf dem Heimatherde
Die gaſtlich frohe Flamme ſtarb.

Kaktusgruppe bei einem Dorfe im Innern des Iſthmus

Notizblätter

Die Bildhauermaschine

Der Streit, ob die fortſchreitende Technik der Kunſt förderlich oder ſchädlich ſei, iſt bis auf den heutigen Tag unentſchieden geblieben. Wenn auch kein Zweifel beſteht, daß die ſtetig verbeſſerten Methoden, die Bilder der uns umgebenden Welt, die äußere Erſcheinung unſrer Mitmenſchen auf die Fläche zu bannen, einen großen Teil des Intereſſes von dem „frei“ ſchaffenden Künſtler abgezogen haben, ſo hat auf der andern Seite gerade die Photographie dem Maler manch Hilfsmittel an die Hand gegeben und ſein Auge wunderbar geſchärft. Aber eine Erfindung jagt die andre, und der Zeitpunkt iſt vielleicht nicht mehr fern, wo die Sonne uns nicht nur die Umriſſe, die Gegenſätze von Hell und Dunkel, ſondern auch die Farben ſelbſt feſthalten hilft. Die Bildhauerei hat ſich frühzeitig die Technik dienſtbar gemacht. Seitdem das Handwerkliche der Kunſt mehr und mehr zurückgetreten und der moderne Bildhauer nur ſelten den Meißel noch anrührt, ſondern ſein Modell meiſtens nur im weichen Ton knetet, um es dann untergeordneten Hilfskräften zur Uebertragung in das harte Material zu überlaſſen, wurde die Punktiermaſchine ein unentbehrliches Hilfsmittel, die Maße des Modells auf den Marmorblock zu übertragen. Eine geiſtreiche Erweiterung dieſer Maſchine iſt die neue engliſche Erfindung, die es ermöglicht, eine Büſte direkt nach dem Leben zu formen. Der Kopf des Modells wird in einen hölzernen Rahmen feſt eingeſpannt. Der „Maſchinenbildhauer“ ſitzt vor ihm und führt über die Oberfläche ſeines Geſichtes einen hölzernen Stift; den Bewegungen dieſes Stiftes entſprechend formen dann zwei Stahlbohrer, von mechaniſcher Kraft getrieben, das Geſicht aus dem Marmor. Der Erfinder verſpricht eine photographiſche Aehnlichkeit. Ob er ſehr viele Modelle finden wird, erſcheint jedoch fraglich. Das Photographiertwerden gehört ja ſchon für viele nicht zu den Annehmlichkeiten dieſes Lebens, die Prozedur aber, die auf unſern Bildern vorgeführt wird, ſetzt ſchon eine gute Portion Heroismus voraus. Für die mechaniſche Vervielfältigung von Büſten und Statuen dürfte ſich die neue Erfindung beſſer eignen.

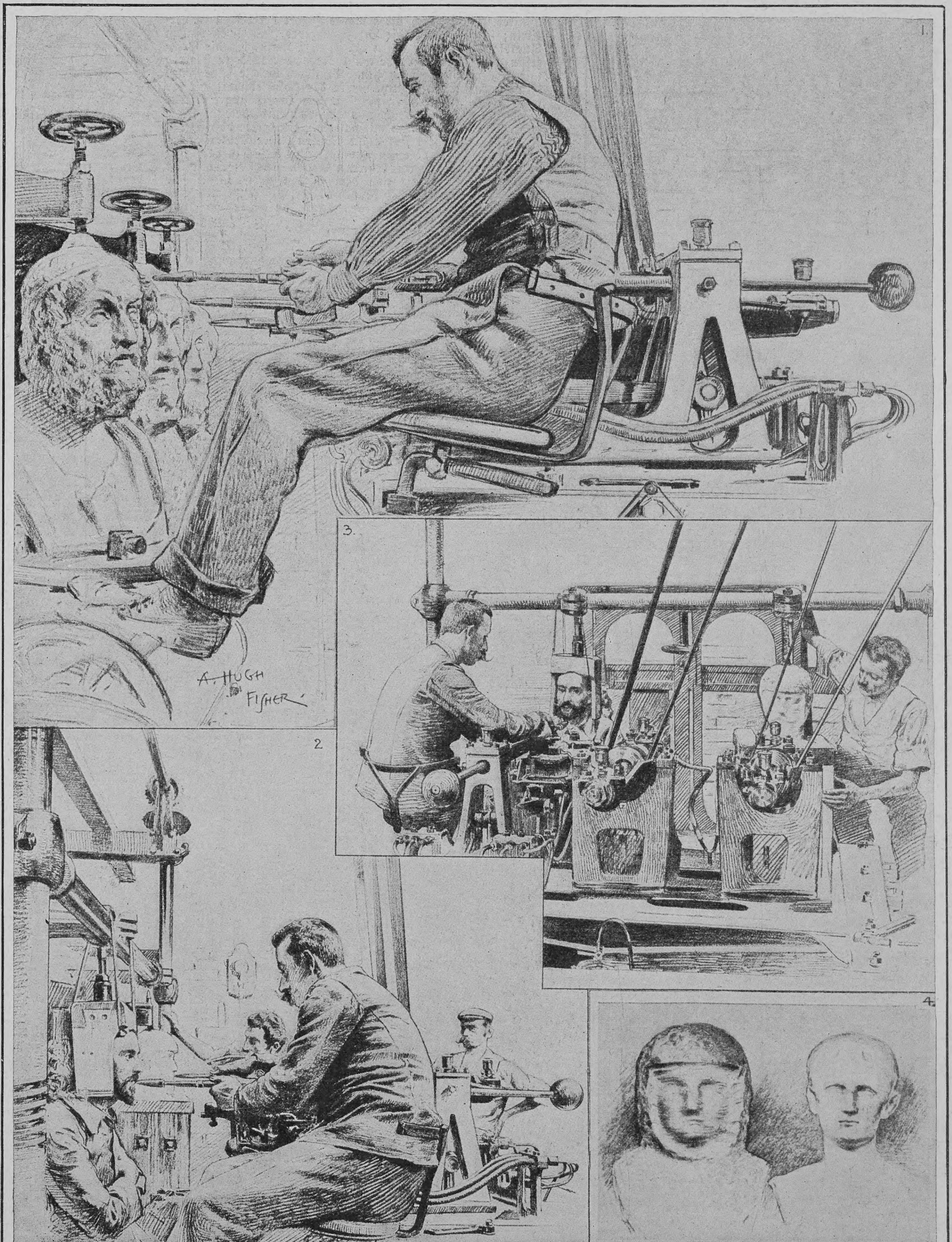
Bühne

Eine durchweg vortreffliche Darſtellung verhalf der Komödie „Die Redaktrice“ von Hanns Bauer im Hamburger Thalia-Theater zu einem ſtarken Erfolg. Der Schwank vermengt in recht luſtiger Weiſe den Journaliſtenberuf mit der Frauenfrage, fördert jedoch auf keinem von beiden Gebieten Neues oder Originelles zutage. Am beſten wirkt der auf einer Redaktion ſpielende Mittelakt. — Im Salzburger Stadttheater gab es jüngſt einen intereſſanten Premierenabend, an dem u. a. zwei Einakter von jungen einheimiſchen Autoren zur erſten Aufführung gelangten: „Heilige Nacht“ von Bruno Sturm, ein mehr lyriſch gehaltenes Stimmungsbild mit feiner Charakteriſtik, und die ſatiriſche Komödie „Patrizierfrauen“ von Hans Seebach, in der die heutige Dekadenz der Ehe und die Verlogenheit mancher geſellſchaftlichen Zuſtände mit ſcharfem Witz gegeißelt wird. Beide Novitäten errangen einen durchſchlagenden Erfolg. — Am Berner Stadttheater wurde zum erſtenmal „Der Julblock“ von dem Waadtländer René Morax, der zu den begabteſten Dichtern der franzöſiſchen Schweiz zählt, in deutſcher Sprache zur Aufführung gebracht und fand eine dankbare Aufnahme.

— Raſch nach der Wiener Uraufführung iſt das vieraktige Luſtſpiel Franz von Schönthans „Maria Thereſia“ auch in der deutſchen Reichshauptſtadt über die Bretter des Berliner Theaters mit freundlichem Erfolg gegangen. Es iſt im Grunde nur eine Poſſe mit hiſtoriſchem Mäntelchen, die recht wenig Handlung und noch weniger Humor oder Witz bietet. Daß das Stück den Berlinern gefiel, bewirkte hauptſächlich die Trägerin der Titelrolle, Jenny Groß, durch ihr graziöſes und temperamentvolles Spiel und — ihre prächtigen Koſtüme. — Kadelburgs neueſter Schwank „Familie Schierke“, den das Leſſing-Theater aufführte, hat zum Mittelpunkt einen ſogenannten Gegenvormund, der alle Paragraphen des Bürgerlichen Geſetzbuchs über Vormundſchaft zu ſeinem Vorteil auszulegen weiß. Mit Georg Engels in der Hauptrolle erregte das dreiaktige Stück große Heiterkeit. Und das iſt ja was Kadelburg will.

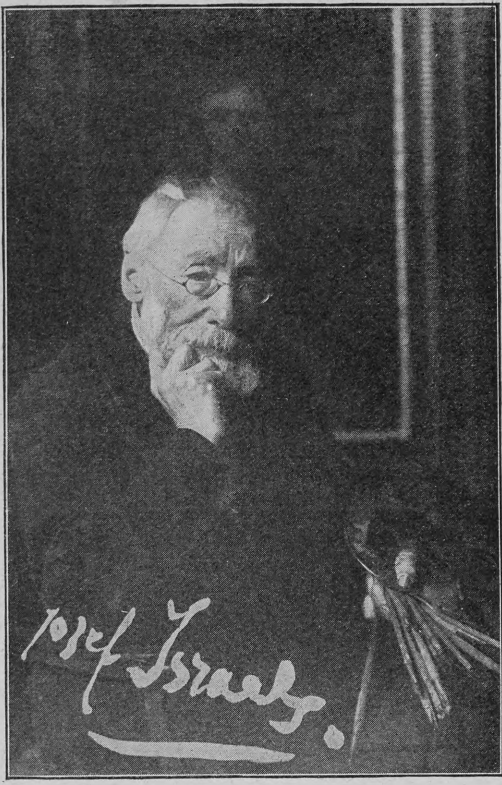
Josef Israels

Am 27. Januar feiert der berühmteſte und beliebteſte unter den holländiſchen Malern der Gegenwart, Joſef Israels, ſeinen achtzigſten Geburtstag. Schon ſeit manchen Jahren wird er in ſeinem kleinen Vaterland und über deſſen Grenzen hinaus von allen, die ſeine Kunſt kennen, wie ein Patriarch verehrt — nicht allein wegen ſeines hohen Alters, ſondern als großer Künſtler und verehrungswürdiger Menſch. Was uns die Höhe, auf der Israel nun ſeit Jahrzehnten ſteht, noch bedeutender erſcheinen läßt, iſt dies, daß er ſie nicht ohne ſchwere Kämpfe erreicht hat. Israels, zu Groningen am 27. Januar 1824 als Sohn eines armen Geldwechſlers geboren, kam 1844 nach Amſterdam, wo er Schüler des damals beliebten Jan Kruſemann wurde, ging dann 1845 nach Paris, wo er unter den Hiſtorienmalern Pirot und Delaroche ſtudierte, und kehrte 1848 in die Heimat zurück. Wie man ſich ſchon bei dem Namen Delaroche denken kann, war der Israels der vierziger und der erſten fünfziger Jahre ein rechter Hiſtorienmaler: „Aaron findet im Zelt die Leichen ſeiner beiden Söhne“; „Der Prinz Moritz von Naſſau vor der Leiche ſeines Vaters“; „Wilhelm von Oranien trotzt den Dekreten Philipps II.“ — das ſind ſo ein paar Titel ſeiner Bilder aus jener Zeit. Das letztgenannte war 1855 auf der Pariſer Weltausſtellung; bei den nächſten, die er (1857) in Paris zeigte, lautete die Unterſchrift ganz anders: „Kinder am Meer“ und „Abend am Strande“. Der heute faſt verſchollene Hiſtorienmaler Israels hatte ſich zu dem Israels durchgefunden, der heute noch lebt und in ſeinen Werken noch lange leben wird: zu dem Genremaler, dem Stimmungspoeten Israels. Eine ſchwere Krankheit hatte den Maler gezwungen, ſich aus der Stadt Amſterdam ins Freie, in das kleine Fiſcherdorf Zantvoort, zu flüchten. Dort, als er mit den verjüngten Sinnen des Geneſenden um ſich ſah, waren ihm der Ernſt des kleinen Lebens, an dem die „Grande peinture“ naſerümpfend vorüberging, und die maleriſchen Schönheiten des Lebens der Fiſcher, der heimatlichen Natur aufgegangen. Aber auch auf dem Weg, den dieſe neue Erkenntnis ihm wies, iſt er ſtetig fortgeſchritten; in ſeinen früheren Genrebildern tritt oft noch das rein Stoffliche hervor, ſei es durch ſentimentale Pointe, ſei es durch ein zu ſtark betontes Pathos. Aber immer energiſcher und klarer arbeitet ſich der Künſtler dahin durch, daß er das Seeliſche, das ſtets in ſeinen Werken beherrſchend vorklingt,



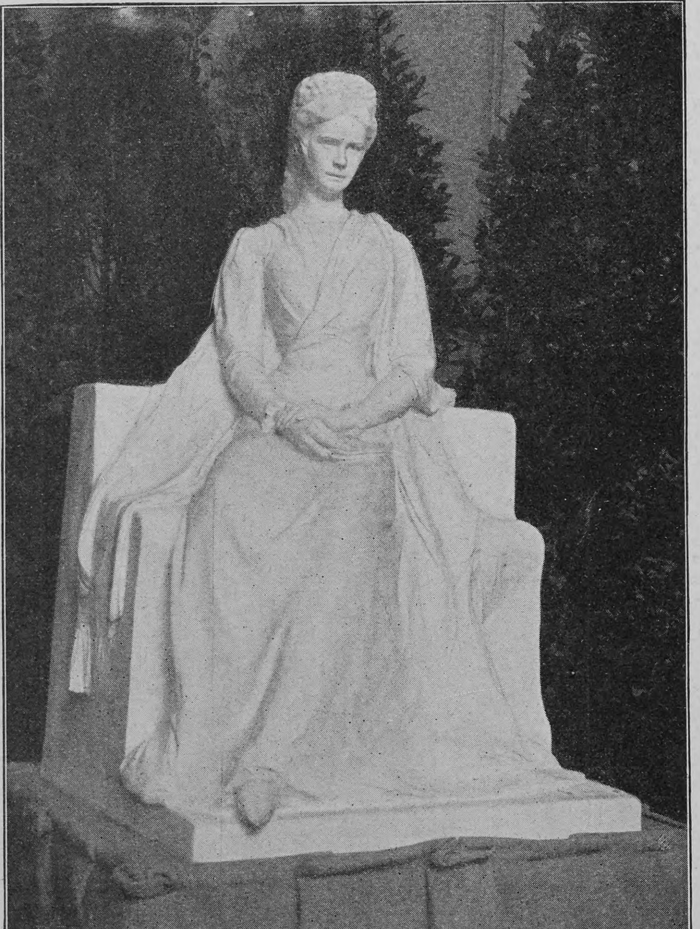
1. Gleichzeitige Herſtellung von mehreren Homerbüſten auf maſchinellem Wege — 2. und 3. Die Maſchine bei der Arbeit nach dem lebenden Modell — 4. Eine im Entſtehen begriffene Auguſtus-Büſte nach halbſtündiger Arbeit

Eine neue Errungenſchaft moderner Technik: die Bildhauermaſchine



Joſef Israels

nur mit rein maleriſchen Mitteln zum Ausdruck bringe — bis er als alter Mann, unbekümmert, ob man ihn mißverſtehen könne oder wolle, die radikalen Worte niedergeſchrieben hat: „Maler ſehen alles nur nach dem äußeren Schein, und das muß auch ſein, denn das allein iſt ihr Gebiet.“ Aber mit dem äußeren Schein, mit der meiſterhaften, immer diskreter werdenden Wiedergabe dämmernder Fiſcherſtuben, ſturmbewegter See, ſternklaren Abendfriedens über den dämmernden Dünen, ſchmerzgebeugter oder kräftig mit der Not des Lebens ringender Menſchen hat er das innere Sein, die Seele der Natur und des Menſchen immer reiner und ergreifender offenbart. Dieſe Bilder in Worten beſchreiben wollen, bliebe ein vergebliches Unterfangen; „nur ein lyriſcher Dichter,“ ſagt Max Liebmann in ſeiner trefflichen Charakteriſtik des holländiſchen Meiſters, „könnte Israels ganz gerecht werden, denn Israels' Malerei iſt ein Farbe gewordenes Gedicht; ein ſchlichtes Volkslied, kindlich, im bibliſchen Sinn einfältig; alles Gemüt, Empfindung und nochmals Gemüt.“ Wer den Menſchen Israels kennen lernen und von Herzen lieben will, der leſe ſein köſtliches Buch: „Spanien. Eine Reiſeerzählung“; die jugendliche Friſche und Liebenswürdigkeit, die dankbare Empfänglichkeit des prächtigen alten Herrn ſprechen da aus jeder Zeile. Möge er noch lange mit gleich klarem Blick und warmem Herzen ſich dieſer Welt freuen, der er ſo viele ernſte und ſtille Schönheiten abgelauſcht! **K.**



Modell zum Denkmal der Kaiſerin Eliſabeth für Wien
Entworfen von Hans Bitterlich

Prinzessin Mathilde Bonaparte †

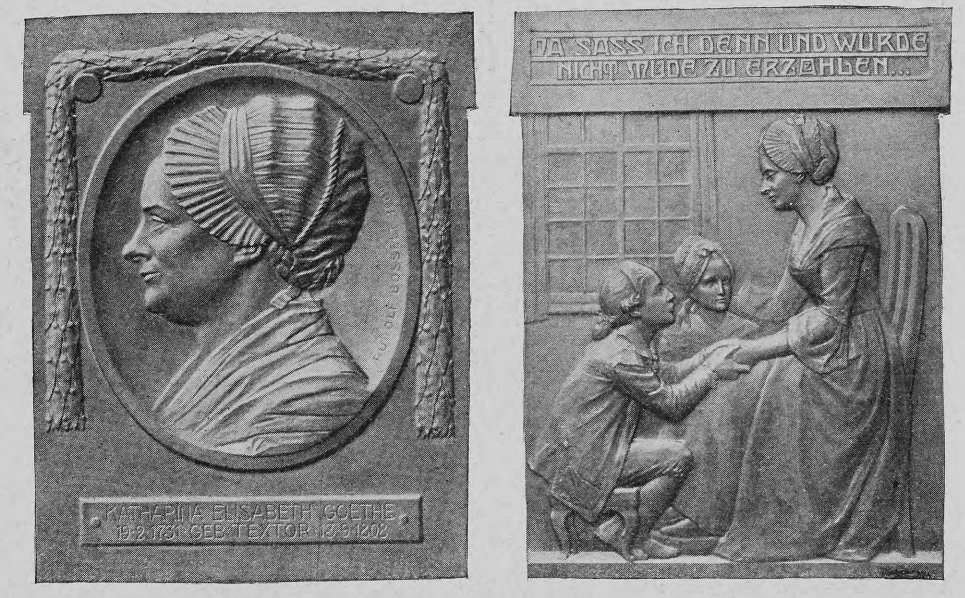
Das letzte Mitglied des Hauſes Bonaparte, das noch aus der Generation des großen Kaiſers ſelbſt ſtammte, die ſchon ſeit geraumer Zeit ihrem Ende entgegenſiechende dreiundachtzigjährige Prinzeſſin Mathilde, iſt am Abend des 2. Januar in Paris geſtorben. Prinzeſſin Mathilde Lätitia Wilhelmine erblickte als die einzige Tochter aus der zweiten Ehe des jüngſten Bruders Napoleons I., Jerome Bonapartes, Königs von Weſtfalen und nach ſeinem Sturze Fürſten von Montfort, mit der Prinzeſſin Katharine von Württemberg am 27. Mai 1820 im Exil zu Trieſt das Licht der Welt. Sie fühlte ſich ganz und gar als eine Bonaparte und war ſtolz darauf, die Nichte des großen Korſen zu ſein. Ihre beiden Brüder waren Jerome Napoleon Charles, Graf von Montfort, geb. 24. Auguſt 1814 in Graz, der am 12. Mai 1847 in Caſtello bei Florenz ſtarb, und der am 9. September 1822 in Trieſt geborene Napoleon Joſeph Charles Paul, gewöhnlich Prinz Napoleon (Plon-Plon) genannt, der nach dem Tode des älteren Bruders den Namen Jerome annahm und am 18. März 1891 in Rom verſchied. Die Erziehung der Prinzeſſin Mathilde lag während ihrer Kinderzeit in den Händen der Mutter, ſpäter mußte ſie mit dem Vater in Florenz leben. Als ſie achtzehn Jahre zählte, weilte ſie kurze Zeit bei der Königin Hortenſe zu Beſuch auf Schloß Arenenberg am Bodenſee, wo ſich Prinz Louis Napoleon, der nachmalige Kaiſer, in die ſchöne Couſine leidenſchaftlich verliebte. Seine Mutter wußte jedoch die geplante Heirat der beiden zu vereiteln; ſie begünſtigte die Bewerbung des ſteinreichen Ruſſen Anatole Demidow, Fürſten von San Donato, um die Prinzeſſin, und die Ehe wurde am 1. November 1840 zu Florenz mit großem Glanze vollzogen. Demidow brachte ſeine junge Frau nach St. Petersburg, um in der Hofgeſellſchaft mit der ſchönen Fürſtentochter zu prahlen. Die Verbindung geſtaltete ſich jedoch ſehr unglücklich, und Demidow entblödete ſich ſogar nicht, ſeine Gemahlin zu mißhandeln. Es heißt, daß ſie auf einem Hofballe dem Zaren die Spuren ſeiner Brutalität gezeigt habe, indem ſie einen Tüllſchleier zurückſchlug, der ihren mit blutroten Striemen bedeckten Nacken verhüllte, mit der flehentlichen Bitte, ſie von dem Gatten zu befreien. Zar Nikolaus I., der zugleich der Onkel der Prinzeſſin Mathilde war, nahm ſich ihrer warm an, bewirkte die Scheidung von Demidow und befahl dieſem, ihr eine jährliche Apanage von einer Viertelmillion Franken auszuſetzen. Nachdem Louis Philipp dem ehemaligen König von Weſtfalen und ſeiner Familie die Rückkehr nach Frankreich geſtattet hatte, ſiedelte Prinzeſſin Mathilde nach Paris über, wo ſie fortan eine hervorragende Stellung in der vornehmen Geſellſchaft einnahm. In ihren mit auserleſenſtem Geſchmack eingerichteten Salons fand ſich die ſchön geiſtige Geſellſchaft der Seineſtadt zuſammen, und hier erblickte ihr zum Präſidenten der Republik gewählter Vetter, bei deſſen Empfängen ſie den Geladenen die Ehren des Hauſes erwies, auch zum erſten Male das ſchöne Fräulein Eugenie de Montijo, die er wenige Jahre darauf zur Kaiſerin der Franzoſen erhob. Bei der Errichtung des Kaiſerthrones erhielt Prinzeſſin Mathilde den Titel „kaiſerliche Hoheit“; ſie wohnte ſtets den Hoffeſtlichkeiten in den Tuilerien, in St. Cloud, Fontainebleau und Compiègne bei, König Eduard war als Kronprinz häufig ihr Gaſt, und die ruſſiſchen Großfürſten, die nach Paris kamen, verſäumten nie, ihr Beſuche abzuſtatten. Wie zur Zeit des zweiten Kaiſerreichs hieß ſie auch nach dem Kriege von 1870/71 in ihrem Salon alle Perſönlichkeiten willkommen, die ſich durch Geſchmack, Talent oder Bildung auszeichneten, und alle glänzenden Namen der Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft waren dort vortreten. Ihre freigebige Hand hat im ſtillen viele Wohltaten geſpendet. An dem Sterbebette der greiſen Prinzeſſin weilte ihre Schwägerin, Prinzeſſin Klothilde; Kaiſerin Eugenie, die ſich in den letzten Tagen unausgeſetzt bei ihr aufhielt, war bei dem Tode nicht zugegen, da ſie kurz vorher wegen Ermüdung das Palais verlaſſen hatte. Prinzeſſin Mathilde hat ihr Patenkind, den in ruſſiſchen Dienſten ſtehenden General Louis Napoleon, zum Erben ihres ziemlich bedeutenden Vermögens eingeſetzt.

Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Wien

Die Vereinigung der Sachverſtändigen, die über die Entwürfe zu einem Kaiſerin Eliſabeth-Denkmal für Wien zu beraten hatten, hat ſich einſtimmig für den Entwurf von Profeſſor Hans Bitterlich ausgeſprochen und ihn als Grundlage für die Ausführung des Monuments empfohlen. Das Modell, das unſer Bild zeigt, ſtellt die Kaiſerin auf einer Bank ſitzend dar. Der Kopf iſt ein klein wenig nach links geneigt, die Hände, die im Schoß ruhen, halten ein Buch. Der Eindruck, den die Figur auf den Beſchauer macht, iſt, als ob die Kaiſerin ſoeben die Lektüre unterbrochen habe, ihren Blick in die Ferne ſchweifen laſſe und nachdenke. Das Haupt der Kaiſerin trägt die bekannte Friſur mit dem Zopf, der kronenartig um den Scheitel gelegt iſt. Der Natur der unglücklichen Kaiſerin, ihrem ganzen Fühlen und Weſen entſprechend, ſoll ihr Denkmal dem Verkehr des Alltags entrückt werden und der ganze Platz eine architektoniſche Ausgeſtaltung und reichen Baum- und Blumenſchmuck erhalten, ſo daß in dem Beſchauer eine ernſte, feierliche Stimmung wachgerufen wird, wenn er dem Monument der unglücklichen Fürſtin ſich naht, die es ſelber liebte, ſich und ihren Schmerz in der Einſamkeit einer blühenden ſüdlichen Natur zu verbergen.

Phot. V. Gribayedoff, Paris

Prinzeſſin Mathilde Bonaparte †


KATHARINA ELISABETH GOETHE
19.2.1731 GEB. TEXTOR 13.9.1808
DA SASS ICH DENN UND WURDE
NICHT MÜDE ZU ERZÄHLEN...

Vorderſeite

Rückſeite

Plakette zur Erinnerung an Goethes Mutter. Entworfen von R. Boſſelt

Goethes Mutter und die bildende Kunst

Vor kurzem iſt der Gedanke aufgetaucht, der ſeltenen Frau, die uns unſern größten Dichter geſchenkt hat, ein Denkmal zu ſetzen. Es wäre ſchade, wenn ſich dieſe Idee verwirklichen ſollte. Wir haben der Denkmäler mehr als genug, in Berlin wachſen faſt täglich neue Marmorgeſtalten aus dem Boden, und die einzige Frau Aja, die ſo lange Jahre das Leben und Treiben ihrer Vaterſtadt Frankfurt a. M. von ihrem Fenſter aus beobachtete, eignet ſich gar nicht dafür, in kaltem Marmor auf feierlichem Sockel an irgend einer Straßenecke oder auf einem freien Platze inmitten der üblichen Blumenbeete zu thronen. Man würde dieſer herzerwärmenden Frauenerſcheinung, die mit ſo heiterem Humor das Leben nahm, wie es war, dadurch, daß man ſie zur feierlichen Denkmalsfigur erhöhte, jeglichen Reiz nehmen. Will man das Bild der Frau Aja weiteren Kreiſen zugänglich machen, muß man zur ſogenannten Kleinkunſt greifen. Das hat auch Boſſelt getan, der in ſeiner Plakette der Frau Rat ein kleines anmutiges Kunſtwerk geſchaffen hat.

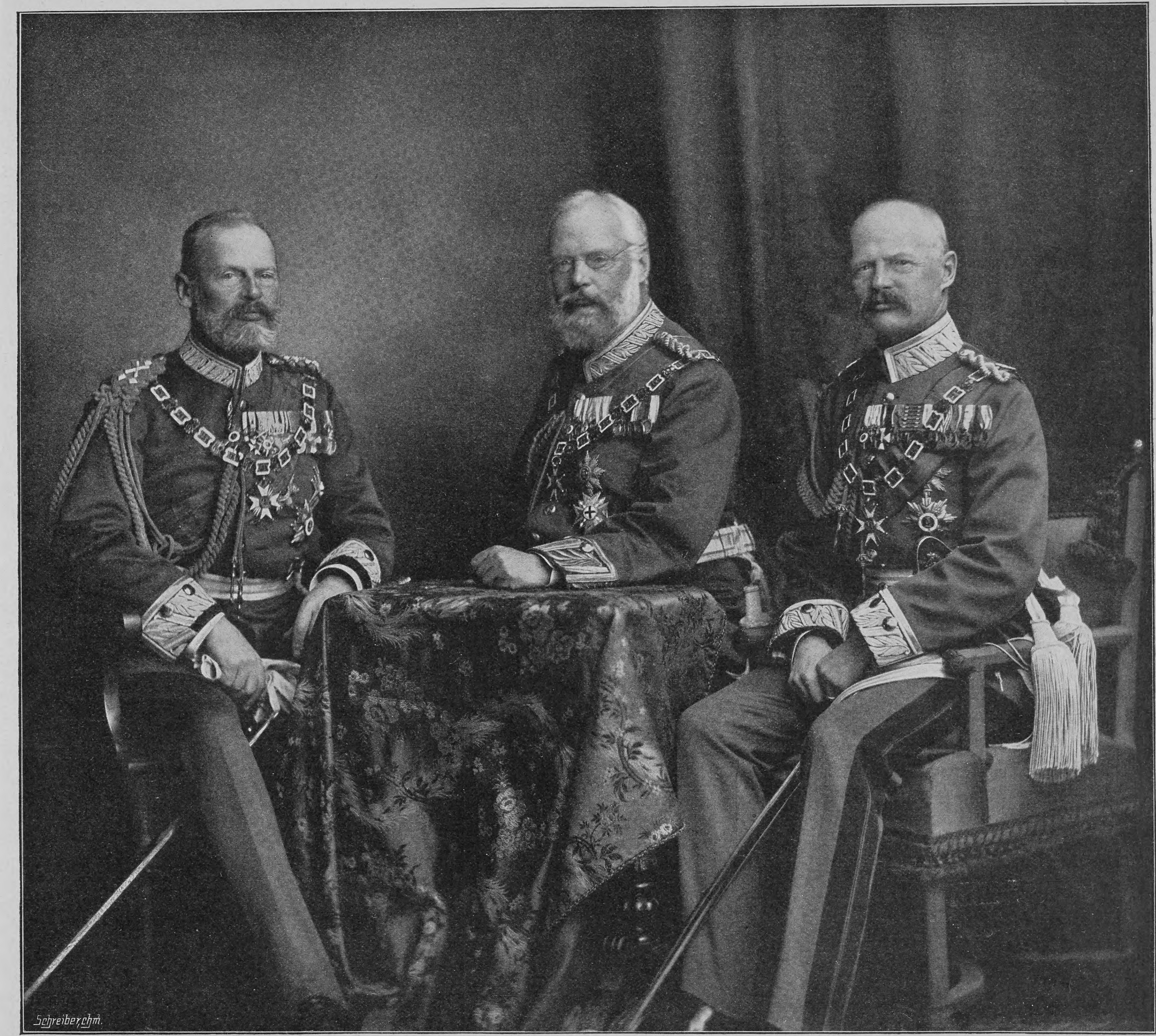
Totenschau

Feldmarſchalleutnant d. R. Oskar Ritter Halecki v. Nordenhorſt, 66 J., 28. Dez., Wien. — Prof. Dr. Karl Gebhard, Privatdozent für Geburtshilfe und Gynäkologie, 43 J., 28. Dez, Berlin. — George Giſſing, bed. engliſcher Romandichter, 46 J., 28. Dez., St. Jean-de-Luz. — Fürſt Hugo Salm, Chef des öſterr. Hauſes Salm-Reifferſcheid-Reitz, 40 J., 31 Dez., Schloß Reitz, Mähren. — Generalarzt a. D. Dr. Ulrich Gaßner, 31. Dez., Würzburg. — Geh. Hofrat Dr. Georg Freiherr v. Liebig, der älteſte Sohn des großen Chemikers, 76 J., München. — Buchdruckereibeſitzer Eugen Trowitzſch, Verleger der „Frankf. Oder-Ztg.“, 50 J., 1. Jan., Frankfurt a. O. — Fürſt Ferdinand Kinsky von Wchynic und Tettau, erbl. Mitglied des öſterr. Herrenhauſes, 70 J., 2. Jan., Schloß Hermanmeſtec. — Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto Karlowa, Ordinarius für deutſches und römiſches bürgerliches Recht an der Univerſität, 67 J., 3. Jan., Heidelberg. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Friedrich Jolly, Direktor der Nervenklinik der kgl. Charité, 59 J., 4. Jan., Berlin. — Geh. Rat Major a. D. Prof. Foß, früher langjähr. Mitglied der preuß. Obermilitärexaminationskommiſſion, 82 J., 5. Jan., Groß-Lichterfelde. — Univerſitätsprofeſſor und Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften K. A. v. Zittel, ber. Paläontologe und Geologe, 65 J., 5. Jan., München.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 17


Schreiber chm.

Prinz Leopold Prinz Ludwig Prinz Arnulf

Die Söhne des Prinzregenten Luitpold als Generaloberſten der bayriſchen Armee

Am 15. Dezember 1903 waren es ſechzig Jahre, ſeitdem der Prinzregent Luitpold, deſſen jüngſtes Unwohlſein erfreulicherweiſe wieder verſchwunden iſt, die bayriſche Generalsuniform trägt. Von dem greiſen Regenten abgeſehen, gehören dem aktiven Dienſtſtande der bayriſchen Armee nach Ausweis der Rangliſten noch ſiebzehn Mitglieder des Wittelsbachſchen Herrſcherhauſes an, unter denen die drei Söhne des Prinzregenten als Generaloberſten obenan ſtehen. Prinz Ludwig, der zukünftige König, geboren am 7. Januar 1845 und ſeit dem 20. Februar 1868 vermählt mit der Erzherzogin Maria Thereſia von Oeſterreich-Eſte, iſt königlich bayriſcher Generaloberſt der Infanterie mit dem Range eines Generalfeldmarſchalls und Inhaber des 10. Infanterieregiments Prinz Ludwig. — Sein nächſtjüngerer Bruder, Prinz Leopold, geboren 9. Februar 1846 und vermählt ſeit dem 20. Februar 1873 mit der Erzherzogin Giſela, einer Tochter des Kaiſers Franz Joſeph, iſt bayriſcher Generaloberſt der Kavallerie mit dem Range eines Generalfeldmarſchalls und ſeit dem 27. Juni 1892 Generalinſpekteur der 4. Armee-Inſpektion des deutſchen Reichsheeres. Der Prinz, der ſich bereits im deutſch-franzöſiſchen Kriege als Hauptmann einer reitenden Batterie ausgezeichnet hat, iſt Inhaber des bayriſchen 7. Infanterieregiments Prinz Leopold, des 1. Schweren Reiterregiments Prinz Karl von Bayern, à la suite des 3. Feldartillerieregiments Königin-Mutter. — Der dritte Bruder, Prinz Arnulf, geboren den 6. Juli 1852 und ſeit dem 12. April 1882 vermählt mit der Prinzeſſin Thereſia von Liechtenſtein, iſt ebenfalls Generaloberſt und ſeit dem 6. Juli 1892 kommandierender General des I. bayriſchen Armeekorps. Er iſt außerdem Inhaber des 12. Infanterieregiments Prinz Arnulf. — Bei Prinz Ludwig ſind die ſoldatiſchen Neigungen nie beſonders ſtark ausgeprägt geweſen; er iſt bereits ſeit einer langen Reihe von Jahren aus dem aktien Heeresdienſt ausgeſchieden und beſchäftigt ſich vornehmlich mit Fragen der Volkswirtſchaft und tätiger Pflege der Landwirtſchaft. Seine beiden Brüder dagegen ſind mit Leib und Seele Berufsmilitärs und betrachten es als ihre Hauptaufgabe, die bayriſche Armee nach Organiſation, Ausbildung und Ausrüſtung vollwertig den übrigen deutſchen Heeresteilen anzugliedern.

Briefmappe

Weidmann in H. Es iſt ſtatiſtiſch erwieſen, daß allein in Deutſchland nicht weniger als 750000 **Rebhühner** alljährlich durch Telegraphendrähte zugrunde gehen, weil ſie in der Dunkelheit dagegen anfliegen und ſich dabei ſo beſchädigen, daß ſie ſofort an Ort und Stelle verenden. Die Berechnung erfolgte nach der Zahl der durch die Streckenbeamten gefundenen toten Tiere. Jene Zahl wächſt ſicherlich auf das Doppelte, wenn man die totgeflogenen Hühner rechnet, die nicht abgeliefert werden.

Alfred H. in München. Der Unterricht an dem Seminar für orientaliſche Sprachen an der Berliner Univerſität erſtreckt ſich auf Chineſiſch, Japaniſch, Arabiſch (Syriſch, Aegyptiſch, Marokkaniſch), Perſiſch, Türkiſch, Suaheli, Kinyamuezi, Hindoſtani, Guzerati, Herero, Hauſſa, Duala, Eghe, Engliſch, Franzöſiſch, Neugriechiſch, Ruſſiſch und Spaniſch.

W. N. in Wien. Das deutſche **Poſtamt in Konſtantinopel** wurde am 1. März 1870 errichtet. Neben dem türkiſchen Poſtamt gibt es dort ferner noch ein engliſches, franzöſiſches, öſterreichiſches und ruſſiſches Poſtamt. Das öſterreichiſche iſt das älteſte; es iſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet worden.

E. G. in Magdeburg. In den ägyptiſchen **Königsgräbern von Theben** iſt die **elektriſche Beleuchtung** für die Gräber von Amenyotep II., Ramſes I., III., V., IX. und Seti I. bereits eingerichtet; es iſt aber im Plane, auch noch an andern ägyptiſchen Altertumsſtätten das elektriſche Licht einzuführen. Die Betriebskoſten werden durch die Eintrittsgelder reichlich gedeckt.

Frl. A. Fr. in Frankfurt a. M. Erwieſenermaßen hat auch der Dichterwald ſeine Wilddiebe, dennoch braucht man in dem von Ihnen angeführten Fall nicht an ein bewußtes Plagiat zu denken. Der Gedanke iſt nicht ſo tief oder originell, daß nicht zwei oder mehr Poeten ganz unabhängig voneinander ihn ausſprechen könnten.

O. Sch. in Mainz. „Es iſt leicht den Haß, ſchwer die Liebe, am ſchwerſten Gleichgültigkeit zu verbergen,“ ſteht in L. Börnes „Aphorismen“.

H. O. in Hannover. Polo iſt ein Ballſpiel für Reiter, wobei zwei mit Polo-Ponys beritten gemachte Parteien kleine weiße Holzbälle durch Schläge mit rechenartigen Stöcken den gegenſeitigen Spielern zuzutreiben ſuchen. Das Spiel erfordert nicht nur gewandte Reiter, ſondern auch ein vorzügliches Pferdematerial.

Frau Pauline K., Gut B. bei M. Eine ungemein wertvolle Einfaſſungspflanze von angenehm ſüßem Duft iſt das Steinkraut (Alyssum); die einjährigen Sorten blühen von Juni bis September weiß, die ausdauernden von April bis Juni gelb. Alles Nähere iſt in dem reich illuſtrierten neueſten **Samen- und Pflanzenkatalog von J. C. Schmidt in Erfurt** angegeben, den Ihnen die bekannte Firma auf Erſuchen gern zugehen laſſen wird. Sie finden in dieſem 160 Seiten umfaſſenden Verzeichnis neben den alten Sorten nicht nur ſämtliche bewährten Neuheiten in Gemüſen, Kartoffeln und Blumen mit genauen Abbildungen und Beſchreibungen, ſondern auch eine große Auswahl von Gartengeräten aufgeführt, ſo daß der Katalog allen Gartenbeſitzern und Blumenfreunden erwünſcht und nützlich ſein wird.

Schachbriefwechſel

H. M. in Hamburg-Borgfelde. Ihr Löſungsverſuch zu Nr. 7 iſt nicht zutreffend. Sie überſehen, daß Bf3 ſchließlich auf g4 ſchlägt.

Richtige Löſung zu Nr. 4 (von A. Klir) ging ferner ein von Wilibald Kühne in Oldisleben.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.
10 Stück 30 Pfennig.

„Wie Milch und Blut.“

Ein Brief, den wir vor einigen Monaten erhielten, berichtet ein Ergebnis in einer Familie in Meiderich, und jedermann, der den Brief lieſt, wird ſich unwillkürlich ſagen, daß die von Herrn Buſch gemachte Erfahrung in jeder anderen Familie ebenſo willkommen ſein würde. Hier iſt, was ſich zugetragen hat.

Meiderich, Bergſtraße 79, den 19. Januar 1903.

Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß unſer 5jähriges Söhnchen Walther nach dem Gebrauch von einigen Flaſchen Scotts Emulſion eine merkliche Steigerung des Körpergewichtes erzielte. Vor dem Gebrauche war das Kind ſehr ſchwächlich und wollte Mittags faſt nichts eſſen. Seitdem ihm Scotts Emulſion eingegeben worden iſt, war die Appetitanregung geradezu frappierend, ſo daß er gut eſſen konnte und alles gut verdaut wurde. Jetzt ſieht das Kind aus wie Milch und Blut, während es früher ein hageres und bleiches Ausſehen hatte, und iſt der Kleine nicht nur körperlich, ſondern auch geiſtig hochentwickelt. Jeder ſchwächlichen Perſon iſt daher Ihre Scotts Emulſion als ein natürliches Heil- und Kräftigungsmittel beſtens zu empfehlen.

Hochachtungsvoll (Unterſchrift) Leopold Buſch.

Es iſt zuweilen geradezu ſtaunenerregend, wie ſchnell ſich durch den Gebrauch von Scotts Emulſion der Appetit und die Körperkräfte bei kränklichen oder ſchwächlichen Perſonen heben. Ein Verſuch iſt jedem zu empfehlen. Ein billiges Erſatzmittel für Lebertran iſt noch kein Erſatz für Scotts Emulſion; man ſollte nicht vergeſſen, daß das wirkſamſte Mittel am Ende doch das billigſte iſt.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3**. Prosp. gratis.

**Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die **feinsten Tafelliköre**, wie **à la Chartreuse**, **à la Benédictine**, **Curaçao** etc. **selbst bereiten**, u. zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schraders Likör-Patronen**, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader i. Feuerbach b. Stuttgart 2** bereitet werden. Jede Patrone giebt **2½ Liter** des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma **gratis u. franco** deren hübsche Broschüre kommen.

Jede Schrift wird schön mit Patent-Federhalter

Buchführung. Comtoir-Praxis
Correspondenz. Rechnen
Brieflich
Probebrief gratis
F. SIMON
Gerichtl. Sachverständiger. BERLIN, O. 27

Backt mit
Dr Oetker's
Backpulver

Dresdner Cotillonfabrik
Carl Wenzel & Co.
Katalog gratis
Schutz-Marke

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höh. Lehranstalt f. Masch.- u. Elektro-Ingenieure. Techn. Werkm. Prog. fr.
Direktor: E. Boltz.

Sarg's feste & flüssige Glycerin-Seife macht die Haut weiss u. zart.

Sarg's Glycerin-Seifen

*bewähren sich sowohl für Erwachsene, als auch bei Kindern im zartesten Lebensalter als **vorzüglichstes Reinigungsmittel.** Mit bestem Erfolge von bekannten Autoritäten, wie Prof. Dr. Hebra, Schauta Frühwald, Carl und Gustav Breus, Schandlbauer etc. etc. angewandt. – Ueberall zu haben.*

Sanatogen

zur **Stärkung der Nerven**

zur **Kräftigung des Körpers.**

Illustrierte Broschüre auf Wunsch gratis und franko.
BAUER & CIE., Berlin SW. 48.

Import **Schülke & Mayr,** Hamburg.
Neues Fleisch Extract mit der Flagge.
S&M

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

macht keine Reklame wie die Liebig-Company, sondern bietet dafür den Konsumenten volles deutsches Gewicht und nicht wie Liebig's Extrakt englisches, welches nur ca. 450 gr. pr. Pfd. beträgt.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

giebt auch keine Liebig-Bilder, kommt dafür aber in schönen Kruken mit Aluminium-Schrauben-Verschluss in den Handel, die nach Gebrauch noch einen reellen Wert für Speisekammer und Küche haben.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

garantiert beste Qualität durch ständige Kontrolle seitens des chemischen Laboratoriums des Geheimen Hofrats Dr. R. FRESENIUS.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

ist trotz der wertvolleren Töpfe und 10% mehr Gewicht nicht teurer als Liebig's Extrakt, und daher wird jede praktische Hausfrau gebeten,

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

im eigenen Interesse wenigstens einmal zu probieren,
denn das Selbst-Probieren geht über — jede Reklame!
Überall käuflich.

Brennabor
Fahrrad-Werke Brandenburg a. H.
(grösste Fahrrad-Fabrik Europas).
Die Werke arbeiten m. 850pferdigem Dampfbetrieb. 30 Elektromotoren, 750 Hilfsmaschinen und beschäftigen über 2000 Arbeiter. — Gegründet 1871.
Brennabor ist die beliebteste Marke. — Kataloge postfrei.
•BRENNABOR•
Fahrrad-Werke Brennabor Brandenburg a. H.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

INDISCHE BLUMENSEIFE
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE & WIEN.
SAVON AUX FLEURS DES INDES.
KARLSRUHE i/BADEN
PARFUMERIE pour FAMILLES
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Silbenrätsel

1. 2.
Ahnt auch ſcharfer Kennerblick
Wie die Fäden ſich verſchlangen,
Kopfzerbrechen und Geſchick
Wird die Löſung oft verlangen.
3.
Mahnt es hier an Pünktlichkeit,
Kann's durch Ausſicht dort erfreuen,
Und wer iſt nicht gern bereit,
Arbeitsſchluß damit zu weihen!
1. 2. 3.
Wichtig iſt's für den Verkehr,
Aber wem die Haſt und Eile
Gegenwärt'ger Tage quer,
Lieber anderswo verweile.

M. Sch.

Wechſelrätsel

Ob ich die Ehrfurcht des Sohnes mit p nun mag ſchulden Poſeidon,
Oder ob Uranos ſich Vaterrecht bei mir erwarb, —
Immer ich rühmen mich kann gewaltiger Kraft mit den Brüdern,
Schürend vulkaniſche Glut oder gar ſchmiedend den Blitz.
Tauſcht ihr das p gegen n, werd' ich zur verheerenden Geißel,
Wie ſie die mächt'ge Natur neben den Schätzen beſitzt.
Grade die Tropen, von ihr mit üppigem Reichtum geſegnet,
Fühlen nicht ſelten dabei auch ihre ſtrafende Hand.

M. Sch.

Buchstabenrätsel

Iſt euch, einſilbig, ein Wort bekannt,
Das oft der Turner nimmt in die Hand?

Wenn man ein i ſchiebt in dies Wort,
Dann wird es zur Leidenſchaft ſofort.

Stellt vor das i man noch ein e,
Schwingt es als Vogel ſich in die Höh'.

Wenn man noch ſ in die Mitte bringt,
Im kalten Norden es heiß entſpringt.

F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 362:

Des Rätſels: P — er — u.
Der dreiſilbigen Charade: Heftpflaſter.
Des Rätſels: Medizin.

Richtige Löſungen ſandten ein: Baron Charles Retslin jun. in Wien (2); Frau Roſa Hechinger in München (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frau Margarete Broſig in Stuttgart (4); „Melchior“ in Kiel (2); Frl. Ida G. in Salzburg; der „runde Tiſch“ bei O. Pf. in Coblenz (4); P. Richter in Baſel; „Oedipus“ in Emden (4); Frau Olga Kühn in Wien (2); Georg Koch in Hannover; „Hans und Anna“ in Innsbruck (3); Otto Knieſe in Königsberg i. Pr.; Karl Weiß in Magdeburg (2); Ferd. Zimmermann in Frankfurt a. M. (3); Frau Amalie Sommer in Dresden (2).

Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Geduld will bei dem Werke ſein;
Ein ſtiller Geiſt iſt jahrelang geſchäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig.
(Göthe, Fauſt I.)

Die Sektbereitung iſt keine Fabrikation in gewöhnlichem Sinne des Worts, die nach der Schablone ſich vollzieht, und bei welcher Art und Folge der Vorgänge nur der Regelung bedürfen. Der Wein ſelbſt iſt eine Materie von endloſer Mannigfaltigkeit, bedingt durch die Art der Rebe, ihren Boden, durch die Witterungsverhältniſſe in allen Stadien der Entwicklung der Frucht, durch die Behandlung der ausgereiften Traube und ihres Saftes zur Zeit der Leſe und endlich durch das Werden des Weines aus dem gärenden Moſte. Ohne genaue Kenntnis jener Mannigfaltigkeit im Charakter des Weines, ohne geſchickte Behandlung aller Einzelheiten bei ſeiner Auswahl und Verwendung zum Sekt, ohne die liebevollſte Fürſorge während der langen Dauer ſeiner Entſtehung läßt ſich kein Schaumwein erzielen, der das Beſte vom Beſten bilden ſoll.

Auf ſolchem Boden und aus ſolchen Prinzipien iſt das deutſche Erzeugnis „Kupferberg Gold“ entſtanden. Es iſt nur natürlich, daß die aufgewendete Mühe ein Produkt ergeben hat, welches allerſeits als unübertroffen an Güte und Geſchmack gilt. Wem „Kupferberg Gold“ einmal die Sinne belebt, wem das Herz erwärmt hat, der wird ſeine herrliche Wirkung nicht vergeſſen und zeitlebens ein treuer Anhänger von ihm bleiben.

Absolut bestes
Mundwasser der Welt!
Odol

Matador neueste Sekt-Marke von Kloss & Foerster.

Schweizer Stickerei für Wäsche-Ausstattungen aller Art (Festons und Einsätze). Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl. Eigene Fabrik. Billigste Preise. Directer Versandt an Private. Ware zollfrei. Bitte Musterkatalog verlangen. Briefe nach der Schweiz 20 ₰., Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

KEIN ASTHMA MEHR. Augenblicklich behoben. Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours. Auskunft gratis u. franko. Man ſchreibe an Dr. Cléry, 53 Boulevard St. Martin, Paris.

Rath für Korpulente. Verlangen Sie gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken Broschüre (5. Aufl.) mit zahlreichen ärztl. und privaten Anerkennungsschreiben über „Amiral“ äusserlich, keine Diät, bequem anwendbar und absolut unschädlich. Sicherer Erfolg. „Amiral“ verschönt und verjüngt. (Krankenpflegerin Schwester Anna Guth schreibt: „Amiral“ verdient noch mehr empfohlen zu werden, damit noch Vielen geholfen wird. Ich kann mit Bestimmtheit sagen, dass mir vorzügliche Dienste geleistet hat.)
Hoo k & Co., Hamburg, Knochenhauerstrasse No. 98.

Sirolin
Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140
erhältlich in den Apotheken
zum Preise von M. 3,20, ö. Kr. 4.—, Fr. 4.— per Flasche.

empfohlen von den hervorragendsten Professoren und Aerzten bei
Lungenkrankheiten, Scrophulose, Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza.

Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf und bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.

Wer soll Sirolin nehmen?
1. Jedermann, der an länger dauerndem Husten leidet. Denn es ist besser Krankheiten verhüten, als solche heilen.
2. Personen mit chronischen Bronchial-Katarrhen, die mittels Sirolin geheilt werden.
3. Asthmatiker, die durch Sirolin wesentl. erleichtert werden.
4. Scrophulöse Kinder mit Drüsenschwellungen, Augen- und Nasenkatarrhen etc., bei denen Sirolin von glänzendem Erfolg auf die gesamte Ernährung ist.

Man achte genau darauf, dass jede Flasche mit unserer Firma versehen ist und weise Nachahmungen zurück.

F. Hoffmann-La Roche & Co.
Fabrik chem.-pharmac. Produkte
Basel (Schweiz) Grenzach (Baden).

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

v. **Adolfi**, Dr. Wilh. Eug., Juriſtiſches Konverſationslexikon für jedermann. 2. Aufl. M. 3.—. Stuttgart, Schwabacher.

Baur, Dr. Alfr., Hygieniſcher Bilder-Atlas für Schule und Haus. 26 Tafeln mit erläut. Text. M. 1.50. Wiesbaden, O. Nemnich.

Haſſert, Dr. Kurt, Landeskunde des Königreichs Württemberg (Sammlung Göſchen Bd. 157). 80 ₰. Stuttgart, G. J. Göſchen.

Hennes, Ernſt, Was bedeutet der Vegetarismus und wie läßt ſich derſelbe einführen? 25 ₰. Dresden, E. Pierſon.

Kohut, Dr. Ad., Juſtus von Liebig, ſein Leben und Wirken. M. 5.—. Gießen, E. Roth.

zur **Megede**, **Joh. Rich.**, Das Blinkfeuer von Brüſterort. 5. Aufl. M. 3.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

v. **Scherer-Boccard**, Th. Graf, Im Zeichen der Jakobinermütze. Erinnerungen aus dem Torniſter eines Soldaten der Revolutionsarmee. M. 5.—. München, Volksſchriftenverlag.

Schulze-Smidt, Im finſteren Tal. Dresden, E. Reißner.

Spielberg, Otto, Der rechte Weg ins Leben oder die neue Ethik. M. 3.—. Dresden, E. Pierſon.

Storck, Dr. K., Das Opernbuch. 3. Aufl. M. 3.—. Stuttgart, Muth.

Viſcher, Fr. Th., Auch Einer! Eine Reiſebekanntſchaft. 2 Bde. 10. Aufl. M. 9.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Aus Induſtrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Von der rühmlichſt bekannten Parfümerie- und Toiletteſeifenfabrik F. Wolff & Sohn in Karlsruhe iſt für die Winterſaiſon ein neues Veilchenparfüm unter der Bezeichnung **Veilchentropfen** in den Handel gebracht worden. Bei dieſem Parfüm iſt die Feinheit und Lieblichkeit friſch gepflückter Veilchen auf das glücklichſte nachgeahmt. Was ihm aber eine beſonders gute Aufnahme bei der Damenwelt erworben hat, iſt die Nachhaltigkeit des Duftes bei Anwendung von nur wenigen Tropfen, weshalb es den Namen Veilchentropfen mit Recht verdient.

Ueber den **Spiritus-Glühlicht-Brenner „Amor“** berichtet Herr Dr. Mohr in der Zeitſchrift für Spiritusinduſtrie aus den Arbeiten der „Abteilung für Unterſuchung von Spiritusapparaten des Inſtituts für Gärungsgewerbe“ zu Berlin: „Auf dem Gebiete der Spiritusbeleuchtung beherrſcht zurzeit der Amorbrenner unbeſtritten das Feld; in kürzeſter Zeit hat ſich dieſe Lampe in den weiteſten Kreiſen Verbreitung zu verſchaffen gewußt. Durchſchnittlich entwickelten die Brenner eine Lichtſtärke von 10 Hefner-Kerzen bei einem Spiritusverbrauch von 80 bis 90 ccm für 1 Brennſtunde, ſo daß ſich daraus ein Verbrauch von 20 bis höchſtens 25 ccm Spiritus für je 10 Hefnerkerzen und 1 Brennſtunde berechnen läßt. Gerade dieſe Zahlen zeigen uns, welchen Fortſchritt der Amorbrenner gegen die früheren Lampenkonſtruktionen bedeutet, da die Brennkoſten der Lampe pro Stunde nur 2—2,5 Pfg. bei einem Spirituspreis von 25 Pfg. für 1 Liter 90prozentigen Spiritus betragen, alſo nicht mehr als die einer beſſeren Petroleumlampe, die aber nur 20 bis 25 Hefnerkerzen Licht entwickelt, ſo daß der Lichtpreis nur etwa halb ſo hoch iſt wie der in Petroleumlampen. Die Geſamtheit der Ergebniſſe unſrer Verſuche läßt ſich wie folgt zuſammenfaſſen: Der Amorbrenner iſt eine für Innen- und Außenbeleuchtung gleich gut geeignete Lampe. Ein Liter Spiritus reicht für 11 bis 12 Stunden aus. Innerhalb von 300 Brennſtunden iſt eine irgendwie erhebliche Abnahme der Leuchtkraft nicht zu beobachten. Irgend welche unangenehmen Nebenerſcheinungen, wie Riechen, Erhitzung der Baſſins, Exploſionsgefahr oder dergl. haben ſich nicht gezeigt.“

Warnung vor Fälschung!
Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R. Pat. № 81391. 70,0. chemisch reines Glycerin 20,0. Wein 10,0 (incl. Vannillin 0,001) bewirkt
schnelle Appetitzunahme,
rasche Hebung der körperlichen Kräfte,
Stärkung des Gesammt-Nervensystems,
bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen.
Von Tausenden v. Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!
Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommel's“ Haematogen.

Ball-Seiden
reizende Neuheiten in weiß, ſchwarz und farbig in allen Preislagen. Verſandt in jedem Maß porto- und zollfrei. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.
Gegen Blutarmut!
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.
München, den 10. Juli 1884.
Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).
Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu **München.**
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

HOTEL GALLIA, CANNES.
Neu erbaut 1900. — Neues Haus allerersten Ranges in bester Lage von Cannes.
— Jeglicher moderner Comfort. —
Zimmer mit Toilettenraum und Bad.
Zweim. tägl. Concert im gross. Wintergarten.
Ausgedehnter Park. — Lawn-Tennis — Croquet.
Gleiche Besitzer „Hotel Kursaal Maloja“.
Ed. Smart, Director.

Wenn Sie
wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von
Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5,60
garantirt mit Havana-Einlage.
Andere Sorten von M. 1.75 an.
Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co., Hamburg I.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
Maschinenb. u. Elektrotechnik. Abteil. f. Ingenieure, Technik. u. Werkmeister.
Lehrfabrik

DER ABFÜHRENDE
THEE CHAMBARD
ist das angenehmste und das beste mittel
gegen **VERSTOPFUNG**
HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark **“DER CENTAUR”** *wie nebenstehend Reproduzirt trægt.*
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel : **1 MARK.**
GENERAL-DEPÔT : **ZAHN & SEEGER,** Hirsch-Apotheke, **Stuttgart.**

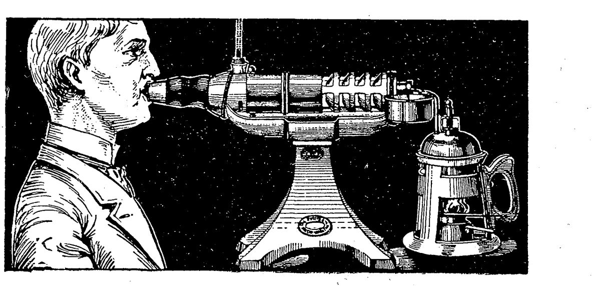
Die **Delicatess-Fisch-Cotelettes** (Schlüssel-marke)
u. **Delicatess-Bratschellfische** do.
der **Deutschen Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“** zu **Nordenham IV** a. Weser
sollten auf **keinem Tische** fehlen! Sie sind tafelfertig zubereitet, billig und äusserst **nahrhaft.**
Die Postdose von 9 Pfund Inhalt kostet — von der Gesellschaft in Nordenham bezogen — nur **M. 2.50** bezw. **M. 2.75** einschliesslich Porto und Nachnahmegebühr.

Matheus Müller
Eltville a/Rh.
HOFLIEFERANT
Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers
Jhrer Majestäten d. Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg etc.
Gegründet 1838.
Germania-Sect.
Extra.
Champagne.
An Qualität u. Preiswürdigkeit unübertroffen.
Jn Deutschland auf Flaschen gefüllt.

Charakter-Beurteilung nach der Handschrift 2.20 M. **G. Alexander,** Graphologe, **Berlin W.,** Goltzstr. 37.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **“Pilules Apollo”** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn RATIÉ, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. HADRA, Apoth., Spandauerstr. 77. Für Oesterr-Ungarn, TÖRÖK, Königsgasse 12, Budapest.

Dr. Bulling-Inhalation



Thermo-Variator, regulierbarer
Apparat für den Hausgebrauch.
Auf dem Madrider Aerztekongreß von Herrn **Hofrat Profeſſor v. Schrötter** mit großem Erfolg demonſtriert, von ihm und anderen medizin. Autoritäten empfohlen zur Behebung der
Rachen-, Kehlkopf- und Lungenleiden, besonders chronischen Katarrhe, Asthma, Keuchhusten.
Bisher unerreichte feinste Zerstäubung.
Genaue Regulierbarkeit der Temperatur.
Aeusserst hygienisch. Dauerhaft.
Verrostung unmöglich.
Generaldepot für Deutſchland, Rußland, Holland, Dänemark, Spanien, Portugal, Türkei, Balkanſtaaten und Ueberſee:
Leipziger Gummiwarenfabrik, Aktiengeſellſchaft, vormals **Jul. Marx, Heine & Co., Leipzig.**
Erhältlich auch in Apotheken und Sanitätsgeſchäften.
Lizenzen für den Dr. Bulling-Guttafer-Apparat (für Kabinen-Inhalation) und für den Thermo-Variator (der für Inhalatorien und Vermietung lizenzpflichtig, ſonſt **lizenzfrei** iſt) werden erteilt:
Dr. Bulling-Inhalatorium-Syndikat, Wien IV, Gusshausstr. Nr. 10.

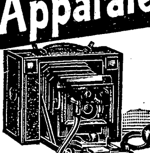
Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert. Verlangen Sie Gratisprospekt.
H. Frisch, Bücherexperte, **Zürich 33.**

Polyphon-Musikwerke
Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben
zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

Phonographen, Grammophone
nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten
zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

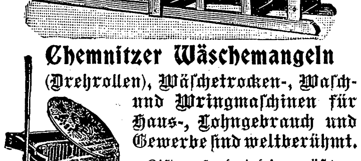
PHONOGRAPH

Photogr. Apparate
aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Jllustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND in Breslau II.
ges. gesch.



Technikum Hildburghausen
umfaßt: **Höhere Maschinenbau- und Elektrotechnikerschule, Baugewerk- und Tiefbauschule.** Programme durch das Sekretariat.
Der Herzogliche Direktor.

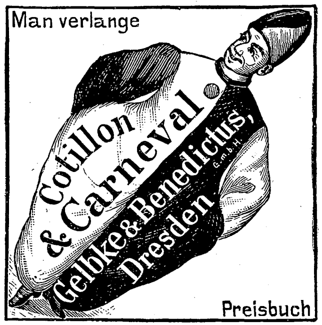
Photograph. Apparate
von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber Wiesbaden.



Chemnitzer Wäſchemangeln
(Drehrollen), Wäſchetrocken-, Waſch- und Wringmaſchinen für Haus-, Lohngebrauch und Gewerbe ſind weltberühmt.
Liſten ſendet die größte
Mangelfabrik
Ernst Herrschuh
Chemnitz i. S. 118.

Neue moderne, künstlerische
Brandmalerei-
und Kerbschnitt-Gegenstände liefert billig **J. Brendel, Maxdorf 40 Pfalz.** *Grosser Prachtkatalog gegen 40 Pf. Briefmarken franko.*

Ein neuer Frauenberuf
eröffnet sich jungen Damen durch die Ausbildung als **Chemikerin.** Prospekte durch **Dr. G. Schneider, Halle a. S.,** Heinrichstr. 1.



Deva-Roman-Sammlung.
Jeder Band 50 Pf., gebunden 75 Pf.
Verzeichnis durch jede Buchhandlung.

Stellung. **Existenz.**
Prospect gratis
Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

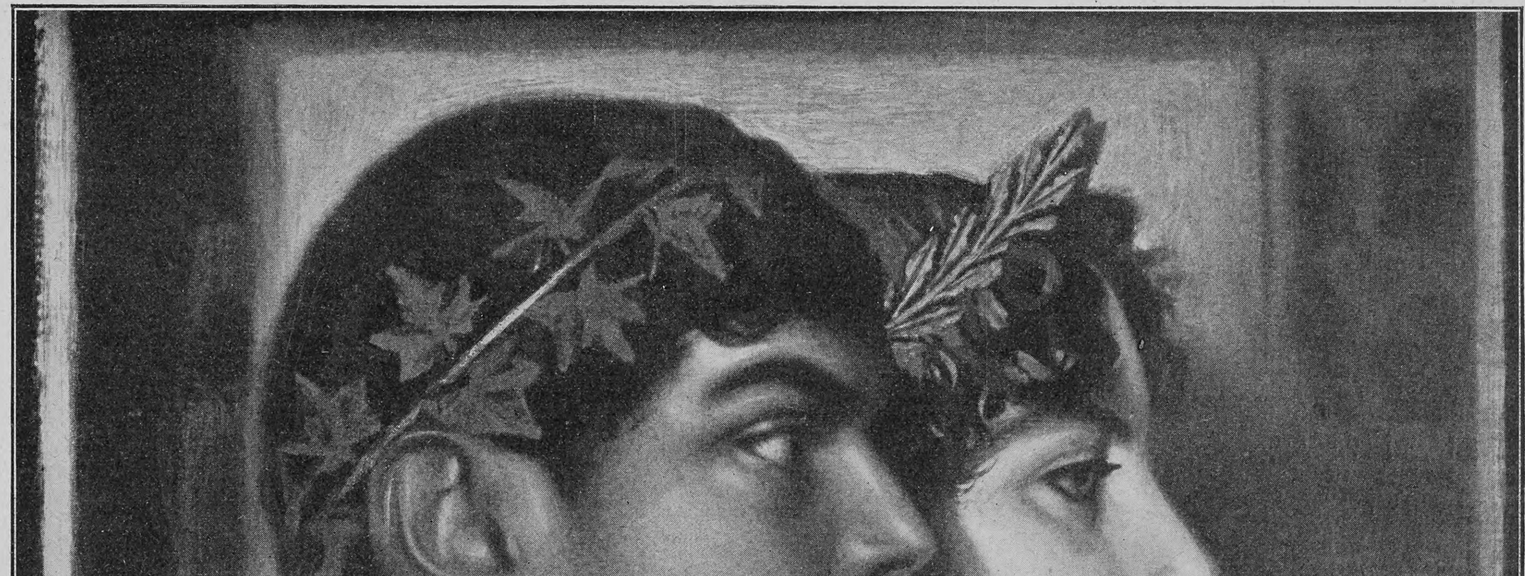
Über Land und Meer

Nr. 18

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld


FRANZ
STVCK
1900
KVENSTLERFEST
MVENCHEN MDCCCCIIC
Dreher

Franz Stuck Der Künſtler und ſeine Frau

Zu dem Aufſatz: „Künſtler und ihre Frauen“ (S. 410)

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Die Angreifer ſtampften mit den Füßen. Durchs Dunkel, nur vom ſchwachen Laternenſchein notdürftig durchzittert, blitzten ihre Augen, wie Augen von Raubtieren, die lange hinter Eiſenſtäben geſeſſen. Ihr Atem dünſtete Alkoholgeruch aus. Aber ſie waren noch nicht völlig trunken, in der Trunkenheit, in der der Geiſt ſchon ſchläft und der Körper ſich nur noch willenlos ſchieben läßt.

Hoppe ſah's mit Schrecken: die hier waren gefährlich! Was tun? Wo ſteckten denn die Knechte? Ließen ſich die denn nicht ſehen zum Beiſtand? Drüben ſchliefen doch die Fornals in den Pferdeſtällen.

„Fornal, Fornal!“ Kein einziger kam.

Und wohnte dort bei der Schmiede nicht der deutſche Stellmacher Krauz?!

„Krauz, Krauz!“ Ließ ſich denn niemand ſehen?!

„Halte dein Maul, du Kaldaunenfreſſer!“ Ein harter Schlag traf ſeinen Mund.

Um Gottes willen, wenn die hier das Haus demolierten! Wenn ſie nur die Fenſter einſchlugen und die Kinder entſetzten — die Knaben waren allein zu Hauſe, die Herrſchaft abweſend! Mit ausgebreiteten Armen ſprang der alte Mann vor die bedrohte Tür:

„Leute, Leute, macht euch nicht unglücklich!“

Er rief es flehentlich.

Sie lachten ſchallend.

Erregt ſtreckte er ihnen abwehrend die Arme entgegen: „Schert euch vom Hof, dalli!“

Ein derber Hieb auf ſeine ausgebreiteten Arme belehrte ihn, daß der Kommandoton heute gar nicht am Platz.

„Pſiakrew, ſcher du dich! Geh zum Teufel!“

Wie eine Welle drängte es gegen ihn an, für einen Augenblick ſah ſich Hoppe ganz umgeben von drohenden Fäuſten; er fühlte ſich von der Freitreppe heruntergezerrt, er verlor den Boden unter den Füßen — ein Lupfen, ein Schwung — weit lag er zur Seite geſchleudert, unten auf dem Pflaſter.

Da ſtieß er einen langgezogenen Schrei aus, der das rauhe Geſchwirr der tobenden, jauchzenden, ſchimpfenden, lachenden, fluchenden Stimmen, das laute Getrampel der vielen ſtampfenden, wie beſeſſen ſpringenden, hüpfenden Beine übertönte: „Zu Hilfe!“

Er verſuchte, ſich aufzuraffen. Um Gottes willen, die Kinder, die Kinder! Alle Glieder ſchmerzten ihn, ſie waren ihm wie zerbrochen; es gelang ihm, einen Ellbogen aufzuſtemmen, aber ſeine Beine verſagten, er kam noch nicht auf die Füße. Einen angſtvoll ſpähenden Blick ſandte er umher — nichts, nur die Nacht! Niemand! Als ſeien die Knechte geſtorben!

Verzweifelt rang er, aber halb aufgerichtet mußte er am Boden bleiben. Ueber ihn weg ſprangen die Raſenden, er fühlte ihre Tritte auf ſeinen Händen. Alle ſtürmten ſie jetzt die Freitreppe hinan; die Tür krachte.

Die Kinder, um Gottes willen, die Kinder! „Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Da öffnete ſich die Haustür.

Ein breiter Lichtſchein fiel heraus auf den Hof.

Sie johlten alle jubelnd auf. Das ſchrumplige, angſtverzerrte Geſicht der alten Pelaſia zeigte ſich; ſie hielt eine Lampe, aber ſie zitterte ſo, daß dieſe faſt ihrer Hand entfiel.

Was?! Herr des Himmels ſteh uns bei, war dieſes Weib denn ganz verrückt?! Aechzend rutſchte der Inſpektor auf allen vieren ein Stückchen näher heran. Statt die Kinder zu verſtecken, ſie zu verſchließen oder mit ihnen herauszuklettern über die Veranda und hinten herum in den Park zu rennen, ſtatt deſſen kam dieſe blödſinnige Alte — da — da —

Die Augen drangen ihm faſt aus dem Kopf.

Da ſtand der Junge, Doleſchals Aelteſter, der Hanns-Martin, auf der Schwelle und ſah ganz unerſchrocken die Bande an.

Es war plötzlich ſtill geworden.

„Papa iſt nicht zu Haus,“ ſagte der Knabe mit ſeiner hellen Stimme; man hörte ſie deutlich bis in den fernſten Winkel. Und man ſah auch die kleine Geſtalt ganz deutlich von überall. Vornehin, auf die oberſte Treppenſtufe war ſie jetzt getreten, nur mit Nachthemd und Höschen bekleidet; der Zugwind fuhr in die blonden Haare und wehte ſie empor über der freien Knabenſtirn. Im zitternden Schein von Pelaſias Lampe ſah man klar das friſche Geſicht.

Sollte man's glauben, ſolch ein kleiner Kerl noch und ſchon ſo viel Courage?!

„Schlagt die Brut tot, ſchlagt ſie tot!“ heulte einer auf. Aber der Ruf wurde nicht wiederholt.

„Warum wollt ihr uns was tun?“ ſagte der Junge. „Wir haben euch ja auch nichts getan!“

„Doch, jawohl, ſchlagt ihn tot, den Hundeſohn!“

„Nein, Pſiakrew, laßt den Bengel in Ruhe!“

„Laßt uns das Hündchen hängen ans Scheunentor! Nagelt es an durch Hände und Füße!“

„Reißt ihm die Kaldaunen aus dem Bauche, dem Herrenſohn!“

„Was fällt euch ein? Sünde wäre das! Wollt ihr ins Fegefeuer kommen?“

„Sünde?! Fegefeuer?! He, ihr ſeid wohl toll! Gott der Herr wird ſich freuen, wenn er vom Himmel ſchaut und ſieht das!“

„Wir leiden es nicht!“

„Aber doch!“

„Nein, niemals!“

Zankend ſchrien die Stimmen untereinander.

„Fürchte dich nicht, kleines Herrchen,“ ſagte jetzt Häusler Jezierski und mühte ſich, deutſch zu ſprechen. „Hab' ich Kinderlein in Domu, zu Hauſe, dürfen ſie dir nicks tun, ſag' ich!“

Für Momente war um den Kindermund ein Zucken gekommen wie von nahendem Weinen, die Wimpern hatten geblinzelt, die Augen wollten ſich zupreſſen angeſichts der drohenden Gefahr. Nicht alles hatte Hanns-Martin verſtanden, aber doch genug; er ſah die wild erhitzten Geſichter und die Arme, die ſich nach ihm ausſtreckten. Aber nun, da er eine gutmütige Stimme hörte, lächelte er.

Vertrauend die Hand des fremden Mannes faſſend, ſagte er: „Sie werden nicht leiden, daß man uns etwas tut, meinen Brüdern und mir, nicht wahr? Mein Vater wird Ihnen Geld dafür geben, aber ich werde Ihnen die ſchönen bunten Oſtereier geben, die er mir mitbringt, und meine Brüder ſollen Ihnen auch von ihren Oſtereiern geben für Ihre Kinder. Bitte, ſagen Sie den Leuten doch, daß ſie nach Hauſe gehen!“

Drinnen im Flur ertönte jetzt ein jämmerliches Gekreiſch. Die kleineren Doleſchals wollten ihrem älteſten Bruder nach, vergebens verſuchten Pelaſia und die jetzt auch zum Vorſchein gekommene, vor Furcht zitternde Gouvernante ſie zu halten.

„Höre!“ ſagte Hanns-Martin. „Wie ſie weinen! Die haben Angſt. Ich habe keine Angſt!“

Er reckte ſich auf den Zehen und warf den Kopf in den Nacken.

„Brauchſt auch keine Angſt zu haben, Herrenſohn!“

Irgend jemand ſagte es, und ehe der Knabe es ſich verſah, hatte ihn ſein Freund, der ein breitſchultriger und ſtattlicher Mann war, emporgehoben. Hanns-Martin ſtrampelte mit den Beinen — nein, auf den Arm wie ein kleines Kind mochte er nicht! Aber es half ihm nichts, auf die Schulter mußte er.

„Paniczek, ſage du ihnen, und ſie werden gehen, ſage du ihnen, daß du geben wirſt deine bunten Oſtereier, und ſie werden dir danken!“

Der Knabe beſann ſich nicht lange, er fühlte ſich nun doch viel ſicherer hoch oben auf der breiten Schulter. Vergnügt lachte er, ein wenig ängſtlich und doch ſtolz zugleich, wie einer, der zum erſtenmal ein feuriges Roß unter ſich fühlt.

„Geht nach Hauſe!“ rief er keck. „Meine kleinen Brüder ſind müde, wir möchten gern ruhig ſchlafen. Ich gebe euch auch die bunten Oſtereier, die ich kriege, ja, ja.“ Er nickte eifrig, als er in die Geſichter ſah, die ihn ungläubig anſtarrten, und legte dann ganz ernſthaft die Kinderhand aufs Herz. Mit einem Ausdruck über ſeine Jahre ſagte er:

„Was ich verſprochen habe, halt' ich auch. Ihr kriegt ſie, auf Ehre!“

Es war ſo ſtill geweſen bei den Worten des Knaben, daß der Inſpektor einen neuen, noch heftigeren Ausbruch von Wut fürchtete; unheimlich dünkte ihn dieſe Stille, die Stille vor dem Sturm. Mit einer gewaltigen Anſtrengung gelang es ihm jetzt, auf die Knie zu kommen; jetzt ſetzte er den erſten Tritt auf die Erde — hin, hin um jeden Preis, ſich hingeſtellt vor den tapferen Jungen! Wenn ſie dem was tun würden, dann —

Er erſchrak faſt. Ein Gelächter war plötzlich losgebrochen; ſo aus allen Kehlen kam es, ſo überraſchend, daß es ihn packte.

Er taumelte und ſank wieder auf die Knie.

„Was, was ſagt das Herrchen?!“

„Bunte Oſtereier will er uns ſchenken, ſagt er!“

„Guter Paniczek!“

„Ein Liebling iſt er, ein Herz von Gold!“

„Oſtereier will er uns ſchenken, das Bürſchchen? Seine Oſtereier, die er geſchenkt kriegt? Daß die heilige Mutter ihn ſegne!“

Wie vorhin, ſo drängte auch jetzt die Rotte die Freitreppe hinan. Wie vorhin, ſo blitzten auch jetzt die Augen, wie vorhin, ſo ſtreckten ſich auch jetzt die Hände aus. Aber Inſpektor Hoppe konnte ruhig auf den Knien bleiben und ſtarren und ſtarren mit weitgeöffneten, erſtaunten Augen. Dieſe Hände da, dieſe heftig geſtikulierenden, ſich reckenden Arme, wollten den Herrenſohn nicht herunterreißen, ſein Blut nicht vergießen am Scheunentor.

„Kleiner Paniczek! Lieber Paniczek! Goldener Paniczek!“ Ein Durcheinander von Zärtlichkeiten ſchwirrte empor.

„Die heilige Dreieinigkeit ſoll ihn hüten!“

„Daß er geſegnet ſei mit goldenen Aehren und langen Jahren!“

„Daß er groß wachſe wie ein Baum und Schatten gebe!“

„Daß er lebe hoch!“

Jezierski hatte das Hoch geſchrien und ſich aufgereckt unter der leichten Laſt, die ſeine ſtarken Schultern nicht ſpürten; den Hut vom Kopf reißend, ſchwenkte er ihn mit gellendem Jauchzen. Und gellendes Jauchzen geſellte ſich dem ſeinen.

Weithin tönte das durch die Nacht. Das mußte Tote erwecken. Ueber den Hof, übers Herrenhaus weg, über den See hörte das der Lyſagora.

„Der junge gnädige Herr ſoll leben, er lebe hoch, hoch, hoch!“

Jetzt knarrten die Stalltüren, jetzt ließen die Fornals ſich ſehen; auch des Stellmachers Stimme wurde laut aus der Schmiede:

„Holla, was iſt denn da los?!“

Nun bedurfte man dieſer Hilfe nicht mehr. Des Inſpektors Augen wurden ſtarrer und ſtarrer, er wußte nicht, wie ihm geſchah. Sah er denn recht, das deutſche Kind hoch auf polniſchen Schultern?! Und ſchwielige Männerhände, hart wie Eiſen vom Lenken des Pfluges, vom Führen der Senſe, reckten ſich liebkoſend nach der weichen Kinderhand.

Ein Schauer überlief den alten Mann. Eine Erregung ſchüttelte ihn, ſo mächtig, daß er aufſchluchzte. Nebel legten ſich vor ſeinen Blick, die Tränen liefen ihm übers Geſicht. —

Als Inſpektor Hoppe wieder ſeiner ſelbſt mächtig war, zog die Rotte eben zum Tor hinaus.

Horch, wie Donner rollte es vom Lyſagora her; aber nein, das Gewitter war abgezogen, das waren nur die Räder der Kutſche, die den Fahrweg längs des Sees holperten. Frau von Doleſchal kam zurück.

Beſorgt eilte Hoppe auf die Straße hinaus: die Trunkenen würden doch der Heimkehrenden keinen Krawall machen?

Dreiſt genug hatten die in den Wagen geſtiert, aber als ſie die Darinſitzende erkannt, waren ſie zur Seite getreten und hatten die Hüte gezogen: „Padam do nog!“

Es war ja die Mutter des gnädigen jungen Herrn, die grüßten ſie ehrerbietig. —

Still lag bald wieder das Herrenhaus von Deutſchau unterm matt geſtirnten Himmel. Wie ein Schatten ſchwand auch der Lyſagora, wie ein Traum. In einem großen Frieden ſchliefen die nächtigen Aecker; die Lichtchen der Anſiedlung, die weithin geblinzelt, blinzelten nicht mehr; ſelbſt die Tierſtimmen von den Herrenhöfen, die verſunken lagen, flach in der Fläche, ſchwiegen.

Aber die Rotte raſtete noch nicht, die zog weiter. Sie hatten etwas in ihren Adern, das floß wie Feuer, das ließ ihnen keine Ruhe.

Erſt tobluſtig, dann voller Zärtlichkeit, jetzt wieder zerſtörungswütig. Die Milchglasſcheiben in der Herrenhaustür hatten ſo luſtig geklirrt, als ſie aufs Pflaſter praſſelten — hei! Mehr, mehr davon! Das war eine Muſik, anfeuernd wie der Krakowiak — immer toller, toller, toller, immer wilder, wilder, wilder! Der kleine Paniczek im weißen Hemdchen und den Höschen, die nackten Beinchen in den kleinen Schuhen, ſchlief jetzt wohl wieder in ſeinem Bettchen, und feſt ſchlief er, man würde ihn nicht ſtören, denn nun war man auch ſchon weit von ihm!

„Pſiakrew, was werde ich nach Hauſe gehen, wo die Kinder ſchreien und mein Weib ſchilt,“ ſagte Häusler Jezierski und zog ſich den Gurt feſter um die heruntergerutſchte Hoſe.

Sie drückten ſich alle die runden Hüte feſter auf die ſtraffhaarigen Köpfe. Der Wind ging lau, die Nacht war lind, recht dazu angetan, draußen verbracht zu werden. Was hat denn der Bauer anders als die Freiheit der Nacht? Iſt er nicht immer leibeigen dem Acker? Am Tage ja, da muß er dem dienen, dienen, dienen, aber jetzt läuft er über ihn hinweg und zertrampelt die junge Saat — wer will's ihm wehren? Jetzt rennt er dem Herrn übers beſtellte Feld und ſpuckt rechts und ſpuckt links und tritt hin, wo er will, und ſchert ſich nicht an Grenzgräben, recht wie ein Herr ſelber. Der Flurwächter ſchläft, und der deutſche Gendarm, den Gott verdammen möge, iſt heut wohl noch nicht daheim in Miaſteczko, dem Städtchen; der iſt noch beim Ablaß, hat wohl noch, wie der Teckel vorm Dachsbau, bei der kleinen Kapelle Poſto gefaßt und kläfft wachſam. Ei, daß er wache bis morgen früh!

„Huch, hoho, huch, hoho!“ Hin wie die wilde Jagd über die Aecker, quer weg, wohin es auch ſei. Einer, der keinen Braten im Bauch hat, der kann ſchon rennen. Ja, die Kaldaunenſchlucker, die Fleiſchfreſſer, die ſich mäſten von andrer Leute Fett, die können nicht nachſetzen. Das wäre ein Spaß, denen die Fenſter einzuſchmeißen! Warum hatten die ſatt?!

Weit dort drüben, hinter Pociecha-Dorf noch weit, lag die Ablaßkapelle; wenn der Teckel lange genug gelauert, keine Laus mehr zum Ablaß kam, dann würde der in den Krug zum Eiweih ſtolpern und hinterm Schnauzbart brummen: „Getanzt wird nicht zur Faſtenzeit! Wo ſind die Spektakler?!“ Such ſie, ſuch ſie doch! Sie ſind nicht im Krug, ſie ſind nicht im Dorf, ſie ſind, wo du nicht biſt! Sie ſind luſtig! „Es lebe Polen!“

Mit lautem Zuruf feuerten ſie ſich an. Um ſich in der tiefen Dunkelheit nicht zu verlieren, hatten ſie ſich an den Händen gefaßt; Mann bei Mann, ſo bildeten ſie eine feſte Kette. Mitunter ſtrauchelte einer, fiel hin, tat ſich weh, hatte nun des Rennens genug und wäre ganz gern nach Hauſe umgekehrt, aber die andern riſſen ihn mit.

Es war wie ein Spiel, wie ein Ringelreigen; aber Ernſt war im Spiel. Furmaniak, der Maurer, fluchte plötzlich laut auf und unterdrückte dabei einen Schmerzensruf. In ein Tellereiſen war er geraten, der Schnepper quetſchte ihm faſt den Fuß ab. Pſiakrew, war man etwa ſchon gar in den Gärten der Miaſteczkoer?! Alſo ſo verwahrten die ſich? Welch eine Gemeinheit! Ein Bubenſtück war's, jetzt, wo in den Gärten noch keine Pflaume, keine Gurke, gar nichts zu holen, Tellereiſen zu legen, in denen man Marder fängt!

Mit Mühe befreiten die andern den Genoſſen. Nun kam der Mond hervorſpaziert hinter Gewölk, aber nur wie ein Schläfriger ſchob er mit zwei Fingern ein wenig den Vorhang der Wolken beiſeite und lugte mal dahinter hervor. Jetzt ward's ſchon wieder dunkel. Aber ſie hatten genug geſehen, nun wußten ſie genau, wo ſie zu gehen hatten. Da, weiter vor, lag der See von Miaſteczko; wenn man den Finger naß machte und emporhielt, fühlte man, woher der Seewind kam, und neigte man das Ohr dorthin, ſo hörte man in der Stille des ſchlafenden Städtchens die Wellen leiſe gluckſen am ſandigen Uferzipfel.

Hier führte der Weg! Einer ging hinter dem andern drein, leiſe traten ſie auf wie Diebe. Unter den Füßen fühlten ſie jetzt Pflaſter, ein Brunnen rauſchte; das war der Brunnen des heiligen Nepomuk mitten auf dem viereckigen Markt, den die Häuſer von Miaſteczko umſtehen. Nur wie dunkle Klumpen zeigten die ſich. He, die Faulenzer drin ſchliefen wohl ſchon?! Was ſollten die auch wachen, die wähnten ſich ja ſo ſicher, hatten ſie doch Tellereiſen gelegt. Aber warte, das ſollte ihnen heimgezahlt werden!

Dem Furmaniak tat der Fuß erbärmlich weh, leiſe fluchend hinkte er. Schon bückte er ſich, einen losgebröckelten Pflaſterſtein, über den er ſtolperte, aufzuheben, da flüſterte ſein Nebenmann ihm eifrig zu: „Schmeiß du, ſchmeiß du zuerſt, dann werde auch ich ſchmeißen!“

Da ſtutzten ſie. Ein Lichtlein war aufgeglommen, dort im Hauſe neben der Bäckerei und Gaſtwirtſchaft von Iſak Prochownik, die heute ausnahmsweiſe keinen ſpäten Gaſt mehr ſitzen hatte hinter ihren geſchloſſenen Läden.

„He, Brüder, ſeht da!“ Sie machten ſich gegenſeitig aufmerkſam.

Brannte das Licht nicht im Hauſe des Löb Scheftel?! Ei, der Halunke, der Jude, der ſaß natürlich noch auf, während alle Chriſtenmenſchen ſchliefen, und zählte ſein Geld. Daß er in die unterſte Hölle fahre! Alle Chriſtenmenſchen, die Uebles getan, ſchickt Gott ins Fegefeuer zur Strafe, aber der Jude iſt auch dafür zu ſchlecht, den muß man ſchon hier ſtrafen.

„Gebt ihm Prügel zu koſten, daß er nicht ſitzen kann auf ſeinem Wägelchen drei Tage, daß er nicht ziehen kann auf den Schacher und uns betrügen!“

„Er hat meiner Annuſia zwei Groſchen zuviel abgefordert für das Pfund Speck zum Backen in Brotteig,“ raunte einer.

Und Furmaniak mit dem gequetſchten Fuß hetzte: „So wird dein Weib nicht backen können, natürlich nicht! Und meines auch nicht, denn ich werde zum Doktor müſſen, daß er mir heilt den Fuß. So werde ich gar kein Geld übrig haben, Fleiſch zu kaufen!“

Der Haufen murrte: kein Fleiſch zu Oſtern, nachdem man ſo lange gefaſtet?! Das wäre! Nein, Fleiſch mußte man haben!

„Es iſt ſo teuer,“ ſeufzte Jezerski, „meine Kinder werden bald nicht mehr wiſſen, wie Fleiſch ſchmeckt. Wie können neun Kinder Fleiſch eſſen, wenn der Jude ſo teuer?!“

„Schlagt ihn tot,“ brüllte Furmaniak, den der Schmerz peinigte.

Sie hielten ihm den Mund zu: „Pſt, nicht ſo laut!“ Aber recht hatte er, ja, ja! „Laßt uns dem Juden tun, wie er Jeſu Chriſto getan hat! Es iſt ſchon lange her, aber die Gotteswunden bluten friſch, wenn die heilige Karwoche naht!“

„So iſt es!“ Sie bekreuzten ſich alle: „Jeſus Chriſtus, Sohn der Maria, um deiner heiligen Wunden willen!“

Mit funkelnden Augen drängten ſie dem beſcheidenen, wie ängſtlich zitternden Lichtlein näher.

Die reine Nachtluft hatte ſie nicht ernüchtert, im Gegenteil, die Freiheit der Felder ſie noch mehr berauſcht, der Lauf übers Unbegrenzte das Blut noch raſcher durch ihre Adern getrieben. Der Jude, der gottverfluchte Jude! War's nicht eine Schweinerei, daß ein Jude Fleiſch verkaufen durfte?! Wer konnte ſagen, ob es auch wirklich Fleiſch vom geſchlachteten Tier war, was er verkaufte? Pfui, wie das auf einmal hier ſtank!

Sie hoben witternd die ſtumpfen Naſen. Ein Dunſt war plötzlich gekommen. Brenzlich und ekelhaft zog ein Geruch von der Abdeckerei her, die nicht fern hinter Löb Scheftels Haus, draußen vorm Eingang des Städtchens lag. Da hatte der Schinder geſtern einen alten Gaul abgeledert und das Fell auf Stangen zum Trocknen ausgeſpannt; nun ſtöberte der Nachtwind darin und trieb jetzt, als er ſich jäh drehte, den Geſtank bis auf den Marktplatz hinein.

„Wie das ſtinkt, wie das ſtinkt,“ flüſterte Jezerski ſchaudernd. „Gott ſoll mich ſtrafen, wenn das nicht Kinderfleiſch iſt, was da geräuchert wird!“

Ein Grauſen rüttelte die Gemüter. Erregt ſtieß einer den andern an: „Bruder, he, haſt du nicht ſchon gehört, daß Juden Kinder ſchlachten?!“ Gewiß, man hatte es gehört. Und wenn der Löb Scheftel nun vielleicht auch nicht gerade ein Kind geſchlachtet, viel zu teuer war er doch mit dem Fleiſch!

„Schlagt ihn tot, ſchlagt die Juden tot! Jeſus Chriſtus haben ſie geſchlachtet! Kinder haben ſie geſchlachtet! Kälber und Lämmer haben ſie geſchlachtet, aber wir bekommen nichts davon!“ Ein Dutzend Stimmen heulten plötzlich laut auf.

Die Bürger, vom Geſchrei aus dem Schlaf geſchreckt, zogen die Bettdecken höher über die Ohren: Betrunkene, nichts Neues! Ablaßtag war's — laßt ſie heulen!

Der Nachtwächter mit Signalpfeife und Spieß drückte ſich feſter in die Niſche der Kirche, wo er zu ſchlafen pflegte: Betrunkene, denen ging er gern aus dem Weg!

„Gott ſoll hüten, haben die geſchickert,“ ſagte auch Löb Scheftel, der nun, da ſein Sohn Iſidor ihn nicht mehr unterſtützte, oft ſpät bis in die Nacht hinein zu ſchaffen hatte. Er war noch im Keller bei ſeinem Fleiſch geweſen, das er ſchon für die Feiertage eingetan; jetzt war er eben mit dem Lämpchen nach oben gekommen ins Lädchen und hatte ſich noch hingeſetzt, Kaſſe zu machen, während ſein Weib und Röschen, ſeine Tochter, hinten heraus in der dunkeln Kammer bereits ſchnarchten. Bekümmert ſein ſpitzbärtiges Kinn in die Linke ſtützend, während die Rechte die Feder hielt, rechnete er. Es war nicht allzuviel an Gewinn einzutragen ins Hauptbuch.

„Gott der Gerechte, teure Zeiten, ſchlechte Zeiten!“

Er ſeufzte und kratzte ſich mit der Feder auf dem Kopf. Wenn die Herren Beſitzer weiter ſolche Preiſe fürs Rindvieh machten, wie ſollte man dann beſtehen?! Von den Schweinen gar nicht zu reden. Und nun war die Grenze gegen Rußland geſperrt, kein Schweinchen kriegte man mehr 'rüber, und keine Speckſeite von Amerika, keine Tonne Schmalz war mehr erlaubt! Nun fehlte bloß noch, daß der Sommer den Rotlauf brachte oder Sperre fürs Rindvieh wegen Maul- und Klauenſeuche, dann war's aus, dann konnte man hier gehen ‚Mechulle‘, wie der Iſidor es prophezeit!

„Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs!“ Der alternde Händler legte die Feder hin und ſchraubte das Lämpchen ein wenig höher, aber wie er auch ſchraubte und rückte, es wurde nicht lichter um ihn. „Gott meiner Väter, haſte denn ganz vergeſſen dein auserwähltes Volk? Wirſte uns nich ſchicken 'nen Meſſias, wie du uns haſt doch verſprochen? 's wär' an der Zeit. Teurer wird's von Tag zu Tag, aber, bei Gott dem Allmächtigen, ich will nich leben und geſund ſein, wenn ich mache en Geſchäft hier —“ er ſtockte plötzlich.

Mitten im betrübten Kopfſchütteln war er erſtarrt; den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, blieb er ſteif ſitzen. Denn draußen vor ſeinem Ladenfenſter, ſo dicht, als tutete es ihm in die Ohren, erklang ein: „Hep, hep!“

Das galt ihm! ‚Hep, hep‘, wer hätte das hier nicht ſchon gehört?! Die Erſtarrung wich von Löb Scheftel, ſein Kaſſabuch hinter den Ladentiſch ſchleudernd und ſich ſelbſt hinter den großen Hauklotz flüchtend, auf dem das ſchwere

Fleiſchbeil blitzte, ſtand er mit vorgequollenen Augen, das verfettete Lederbeutelchen, mit dem er ſtets auf den Handel zog, feſt an die Bruſt gedrückt.

Draußen tappten viele Schritte. Eine Fauſt pochte derb an den vorgelegten Fenſterladen; eine Hand legte ſich auf die Klinke der Haustür und rüttelte daran.

Einen wilden, verängſtigten Blick warf der Jude um ſich: weh geſchrien, die Läden waren nur von Holz und nicht von Eiſen! Die hielten nicht lange dem Rütteln ſtand und die Tür auch nicht. Wo blieb der Gendarm, wo der Nachtwächter mit ſeinem Spieß?

„Jude, Spitzbube, Gauner, wir wollen dich lehren, das Fleiſch ſo teuer machen!“ Unter der Wucht eines ſich dagegen werfenden Körpers erzitterte die Tür, das ganze winzige Häuschen. Von Steinen — oder waren es Fäuſte? — wie mit Hämmern bearbeitet, ächzte der Fenſterladen. Krach, ſchon barſt ein Spalt, und die eiſerne Stange, die von innen vorgelegt, fiel aus ihrer Klammer.

Zu Hilfe, zu Hilfe! Wo blieben die, die den Bürger ſchützen ſollten? Die entſetzten Augen des Juden rollten: weh, die kamen nicht!

„Jude, Spitzbube, Gauner! Du Gottesmörder —“

Da hörte Löb Scheftel nichts weiter mehr. Die ſchlotternden Gliedmaßen in verzweifelter Anſtrengung zwingend, ſprang er in die Kammer, ſchob den Nachtriegel vor, ſchrie den erſchrocken auffahrenden Weibern zu: „Lauft, lauft, die Gojim kommen,“ ſetzte zum Hinterfenſterchen heraus, daß die Blumentöpfe, die das Röschen dort pflegte, in Scherben klirrten, und rannte davon, wie das Wild auf der Jagd, ſinnlos, blindlings, ein gehetztes Tier.

„Hep, hep —“

Er warf die Hacken faſt bis an die Ohren auf eiliger Flucht, die Pantoffeln flogen ihm ab, er ließ ſie fliegen, auf Socken rannte er in die Nacht hinaus.

Nun war er ſchon weit; er hörte nicht mehr das ſchreckliche Pochen an ſeiner Tür, auch nicht das Pochen an der Gaſtwirtſchaft des Prochownik nebenan, auch das nicht am Warenhaus bei ſeinem Schwiegerſohn Leiſer Hirſch, das nicht bei Gedulat Veigel, bei Joel Paſcheles, bei Abraham Schaul, und wie ſie alle hießen. Er hörte aber doch immer noch das ‚Hep, hep‘ — das würde er hören bis an das Ende ſeiner Tage.

Von Schweiß erſchöpft, von Furcht ermattet, ſank Löb Scheftel nieder. Hier war die Abdeckerei. Einſam lag das dunkle Häuschen, ein wenig von den andern abgerückt.

Aber er traute ſich doch nicht zu klopfen — weh geſchrien, jetzt nicht unter eines Chriſten Dach! Da kroch er lieber unter die Pferdehaut, die ſeitwärts am Giebel auf Stangen trocknete. Er kroch auf allen vieren darunter und machte ſich ganz klein. Hier würden ſie ihn nicht finden, die Gojim, und wenn ſie ihn ſuchten die ganze Nacht und die ganze Woche durch! Hier würde er liegen bleiben bis die Karwoche vorüber und das Fleiſch billiger wurde nach dem Feſt.

(Fortſetzung folgt)

Schönheit

„Wie ſchön du biſt!“
Hat er zu mir geſagt,
Und hat mich zärtlich auf die Stirn geküßt.
„Wie ſchön du biſt!“

„Wenn's anders wär',“
Hab' ich da leis geklagt,
„Wo nähmſt du dann wohl deine Liebe her,
Wenn's anders wär'?“

„Das weißt du nicht?“
Hat er erſtaunt gefragt,
„Auch deine Seele hat ein ſchön Geſicht!
Weißt du das nicht?“

Käte Cajetan-Milner

Aus der Bodenreformbewegung

Von

Georg Tiſchert

Ein Vierteljahrhundert iſt es her, daß die Bodenreformidee in die Welt geworfen wurde. Der glänzendſte und begeiſtertſte Vorkämpfer der Bewegung war der Amerikaner Henry George. Vom einfachen Arbeiter hat er ſich durch eigne Kraft zu einem der erſten Nationalökonomen aller Zeiten emporgeſchwungen, und wenn unſre Väter die Selbſtbiographie Benjamin Franklins mit Andacht laſen, ſo dürfen wir unſern Kindern ohne Bedenken die Lebensbeſchreibung Henry Georges in die Hand geben. Sie lernen darin einen Mann kennen, der zeit ſeines Lebens nur für die höchſten Ideale der Menſchheit kämpfte, der die größte Thatkraft mit gewaltigem Geiſte verband und der nur den großen Fehler beſaß, über all ſeiner Arbeit ſeinen eignen Vorteil zu vergeſſen. Als er nämlich mitten im Wahlkampfe um die Würde des Mayors von Groß-New York im Oktober 1897 ſtarb, ließ er ſeine Familie in dürftigen Verhältniſſen zurück.

Sein Ruhm klang aber über ſein Grab hinaus fort. Dieſer beruht hauptſächlich auf ſeinem Buche „Fortſchritt und Armut“. Henry George geht darin von der Beobachtung aus, daß trotz der erſtaunlichen materiellen und geiſtigen Fortſchritte unſrer Zeit die Armut deren unzertrennliche Begleiterin geblieben iſt. Der Löſung dieſes Rätſels, das er für das größte unſrer Zeit erklärt, iſt ſein Buch gewidmet; denn die bisherigen Antworten der Volkswirtſchaftslehre auf dieſe Frage befriedigen ſeinen grübelnden Geiſt nicht. Ohne Rückſicht auf die Autoritäten des Tages, mit großem Scharfſinne und analytiſchem Denkvermögen geht er den herrſchenden Lehren auf den Leib, um ſo das Fundament für ſeine Haupttheorie zu legen.

Die unvermeidliche Begleitung, das ſichere Anzeichen des materiellen Fortſchritts iſt, ſo lehrt Henry George, die Erhöhung der Grundrente und das Steigen der Landwerte. Sowie der Wert des Grund und Bodens zunimmt, erſcheint auch der Kontraſt zwiſchen Reichtum und Armut. Wo der Wert des Grund und Bodens am höchſten iſt, alſo in den großen Städten, zeigt die Ziviliſation neben dem raffinierteſten Luxus auch die ſchauerlichſte Armut. Erhöht wird die Grundrente durch die Bevölkerungszunahme und die Vermehrung der Güterproduktion. Alle Vorteile, die durch den Fortſchritt gewonnen werden, fallen den Grundbeſitzern zu. Der letzte Grund für die Ungleichheit in der Güterverteilung und für alles Elend iſt nach Henry George die Monopoliſierung des Grundbeſitzes. Den landläufigen politiſchen Mitteln mißt George wenig Heilkraft hiergegen bei. Ihm ſcheint die Grundbedingung jeder ſozialen Wiedergeburt in der Ueberführung des Grund und Bodens in gemeinſamen Beſitz zu liegen. Dabei iſt er weder Kommuniſt noch Sozialiſt, ſondern ſeinem ganzen Lebensgange nach amerikaniſcher Individualiſt reinſten Waſſers. Aber das gleiche Recht auf den Gebrauch des Landes ſcheint ihm ſo klar, wie das Recht, die Luft zu atmen. Wer ſind, ſo ruft er aus, die Grundbeſitzer, daß ihnen geſtattet ſein ſoll, zu ernten, wo ſie nicht geſät haben? Die Grundrente iſt eine Schöpfung der ganzen Geſellſchaft, gehört alſo ihr ganz und gar.

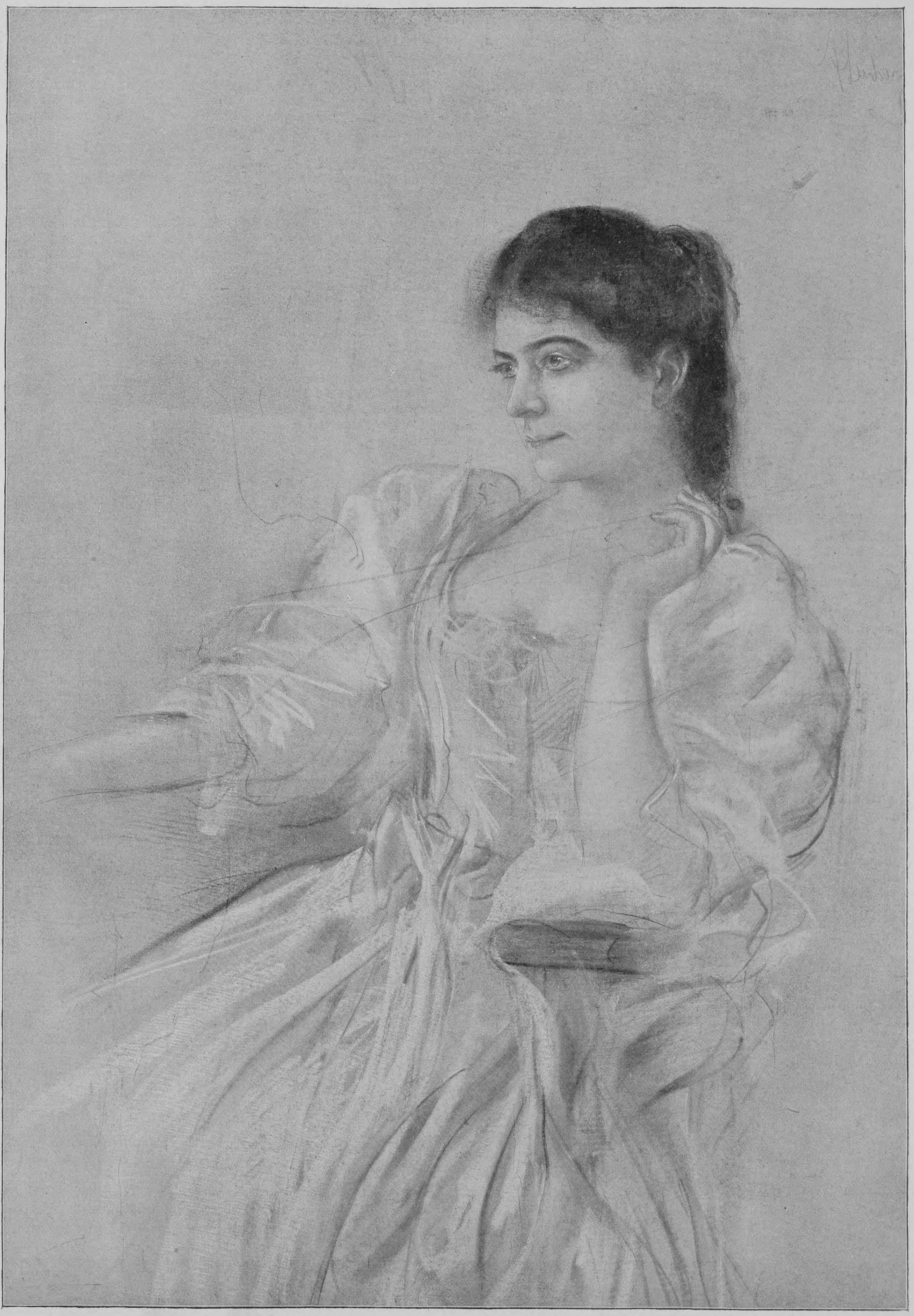
Henry George will aber den Privatbeſitz an Grund und Boden weder auskaufen noch konfiszieren. Die Menſchen, die jetzt Land beſitzen, mögen es behalten, es verkaufen, vererben u. ſ. w. Es genügt, wenn die Rente davon in den allgemeinen Beſitz übergeführt wird. Ein Teil davon wird ſchon jetzt in der Beſteuerung genommen; dieſes Mittel brauche nur verallgemeinert zu werden. Er empfiehlt alſo, die Grundtaxe durch Beſteuerung in den allgemeinen Beſitz überzuführen. Dafür ſollen alle ſonſtigen Steuern abgeſchafft werden.

Das iſt die berühmte single tax, die „einzige Steuer“ der bodenreformeriſchen Uridee. Henry George verzichtet darauf, ſeine Idee im einzelnen an konkreten Beiſpielen durchzuführen. Aber ihre Wirkung ſchildert er mit einer unerreichten Glut der Phantaſie, mit pſychologiſcher Meiſterſchaft und gewaltigem politiſchem Scharfblicke. Die Grundſtücksſpekulation würde den Todesſtoß erhalten. Arbeit und Kapital würden ſich mit ungeahnter Macht entfalten können. Die Grundbeſitzer ſelbſt würden von dieſer neuen Ordnung profitieren, da für ſie ja auch die ſonſtige Steuerlaſt wegfiele. Wegfallen würde mit dem Privatbeſitz an Grund und Boden die Urſache der künſtlichen Ungleichheit. Jeder kann ungehemmt ſeinen Fleiß, ſeine Geſchicklichkeit, Kenntniſſe und Klugheit entfalten. Ein Zuſtand allgemeiner Wohlfahrt und Zufriedenheit bricht an. George verhehlt ſich nicht, daß ſeine Wahrheit keine leichte Aufnahme finden wird. Aber, ſo ruft er begeiſtert und mit ſtarker Zuverſicht aus, ſie wird Freunde finden, die für ſie ſtreben, leiden und auch ſterben; ſie wird ſchließlich ſiegen.

Bodenreformeriſche Ideen ſind ja ſchon vor Henry George verkündigt worden. Der Gedanke, daß der Grund und Boden nicht privates Eigentum ſein dürfe, hat die beſten Köpfe aller Zeiten beſchäftigt. Schon in der Geſetzgebung des Moſes heißt es: „Das Land iſt mein, ſpricht der Herr, ihr ſollt es nicht verkaufen ewiglich.“ Von den neuen bodenreformatoriſch angehauchten Denkern ſeien nur J. Stuart Mill und Herbert Spencer genannt, die denn auch einen ſtarken Einfluß auf Henry George ausübten. In Deutſchland hat der heute faſt vergeſſene Theodor Stamm zuerſt die Bodenreformidee in weitere Kreiſe getragen. Andre wirken noch heute in derſelben Richtung.

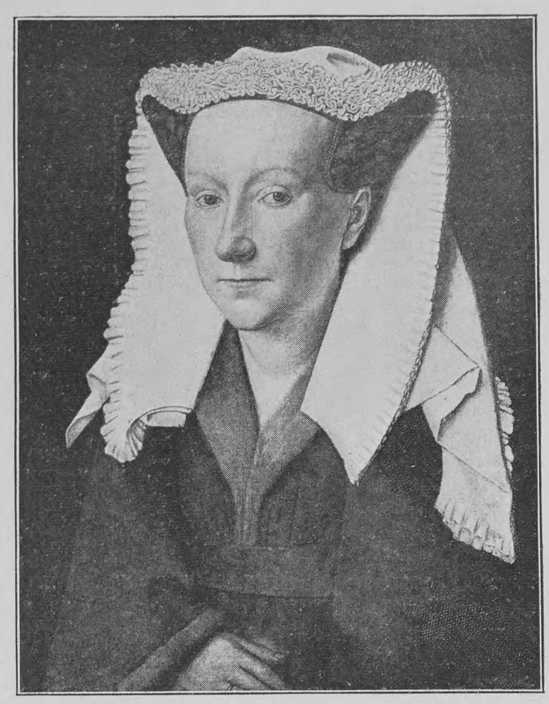
An Vorgängern und zeitgenöſſiſchen Mitkämpfern hat es Henry George alſo nicht gefehlt. Aber es bedurfte ſeiner übermächtigen Perſönlichkeit, um Anſchauungen, die doch gegen ſo feſtwurzelnde Ueberlieferungen anrennen, zur Geltung zu bringen. Heute, alſo ein Vierteljahrhundert nachdem „Fortſchritt und Armut“ erſchienen iſt, hat die Idee der Bodenreform in vier Weltteilen bedeutende Erfolge errungen. Es konnte natürlich keine Rede davon ſein, daß man die alles umwälzenden Grundideen des Meiſters annahm. In weiſer Abmeſſung der thatſächlichen Verhältniſſe hat die politiſche Praxis den bodenreformeriſchen Gedanken umgemodelt. Am entſchiedenſten ſind einige auſtraliſche Staaten vorgegangen, wo Henry George noch perſönlich für ſeine Lehre gewirkt hatte. Einzelne Staaten haben dort ſtarke Landankäufe gemacht, dieſes Land dann verpachtet und auf ſonſtiges Land hohe Steuern gelegt. Aus deren Erträgen ſollen andre drückende Steuern abgeſchafft worden ſein. Die Grundſtückſpekulation ſoll völlig beſeitigt und der Grund und Boden auf ſeinen natürlichen Wert zurückgeführt ſein. In Amerika iſt die Bodenreform als Betterment-Bewegung, als Beſteuerung des unearned increment oder unverdienten Wertzuwachſes in Erſcheinung getreten. Darunter verſteht man die Wertſteigerung, die bei einem Grundſtücke im Laufe der Zeit ohne das Verdienſt des Beſitzers rein durch die Thätigkeit der Geſamtheit, durch die Ausdehnung eines Ortes, durch Anlegung von Straßen, Verkehrsmitteln u. ſ. w. entſteht. Von dieſem Wertzuwachs holt ſich die Gemeinde ihren Anteil dadurch, daß ſie die betreffenden Grundſtücke mit einer beſonderen Abgabe belaſtet. Starke Erfolge hat die Bodenreformbewegung auch in England trotz der allmächtigen Landlords erzielt, und auch in der Schweiz bricht ſie ſich Bahn.

In Deutſchland wird eine eifrige bodenreformeriſche Propaganda getrieben. Die theoretiſchen Zwiſtigkeiten unter den verſchiedenen Richtungen ſind faſt völlig verſtummt. Man iſt mit mehr Nachdruck an den praktiſchen Ausbau der Theorie gegangen. Langſam dringen bodenreformeriſche Anſätze auch in maßgebenden Kreiſen durch. Ein ſehr intereſſantes Experiment zur Beſeitigung der Bodenſpekulation hat die Verwaltung in Kiautſchou gemacht, aber bei den völlig anders gearteten Verhältniſſen der Heimat läßt ſich hier natürlich auf die überlieferten Einrichtungen nur bodenreformeriſches Reis pfropfen. Dies geſchieht durch Einführung von Bauplatz- und Liegenſchaftsſteuern in den Gemeinden. Neuerdings gewinnt unter dem Drängen der Regierung in den preußiſchen Städten die Steuer nach dem ſogenannten gemeinen Werte immer mehr Ausdehnung. Auch giebt es Gemeinden, die an eine beſtändige Vermehrung ihres Grundbeſitzes denken. Die Wohnungsnot und die Mietervereine wirken ebenfalls für Propagierung der Bodenreform. Auf dem Prinzip des Betterment ſteht der „Verein deutſcher Feſtungsſtädte“, der die Grundeigentümer für die Vorteile, die ihnen aus der Aufhebung der Rayonbeſchränkungen erwachſen, mit einer Abgabe belegen will. Auch im Staate zeigen ſich Anfänge moderner Bodenpolitik. Preußen hat z. B. ſelbſt die Verwertung der Domäne Dahlem bei Berlin in die Hand genommen und ebenſo wie Hamburg große Terrains erworben. In der Geſetzgebung ſtellen die lex Adickes (über die Umlegung von Grundſtücken), beſonders aber das Erbbaurecht Uebergänge zu moderner Bodenpolitik dar. Auch in Hamburg hat das Erbbaurecht unter der Regierung Anhänger gefunden. So ſehen wir, wie ſich die Theorie Henry Georges an den verſchiedenſten Orten in den verſchiedenſten Geſtalten durchringt. Allem Anſcheine nach ſtehen wir aber erſt am Anfang dieſer Bewegung.



Frau von Lenbach

Nach einem Paſtell von Franz von Lenbach



Jan van Eyck Des Künſtlers Gattin

Künſtler und ihre Frauen

Von

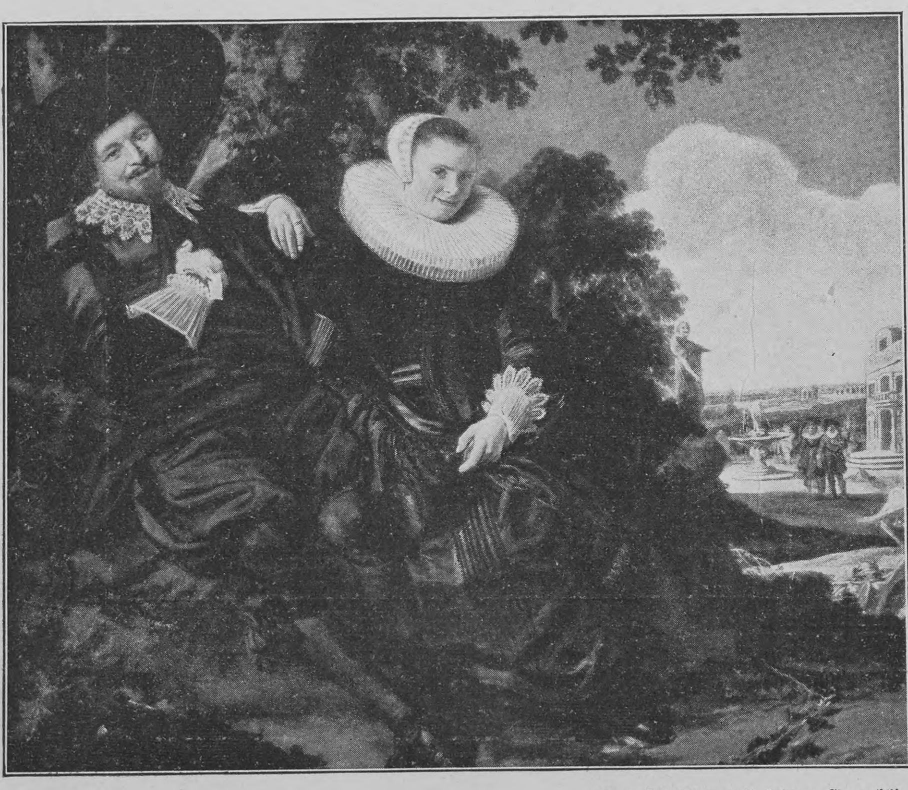
Eduard Engels-München

Man kennt die reizende Geſchichte von Pygmalion. Sie iſt buchſtäblich wahr und trägt ſich noch heute in jeder beſſeren Künſtlerwerkſtatt aufs neue zu. Pygmalion meißelt all ſeine Schönheitsſehnſucht in eine Statue hinein, und die Statue ſteigt von ihrem Sockel herunter, den Künſtler liebevoll zu umarmen. Pygmalion, muß man nämlich wiſſen, kann auch im wirklichen Leben kein andres Frauenideal als dasjenige ſuchen, das er in ſeiner Kunſt ſucht, woraus ſich denn gar leicht die anmutigſte Uebereinſtimmung zwiſchen Leben und Kunſt ergeben mag.

Im Grunde ſind wir ja wohl alle Pygmalions, ſo wenig wir mit dem Meißel in der Hand auf die Freite zu gehen pflegen. Aus unſern angeborenen Neigungen und Bedürfniſſen, den Erfahrungen, die uns das Leben an die Hand gibt, den holden Illuſionen, die wir aus Dichtungen und Kunſtwerken davontragen, formen wir uns unbewußterweiſe ein Frauenideal, deſſen lebendiges Ebenbild wir in dem geſtaltenreichen Schönheitsgarten unſrer näheren oder weiteren Umgebung anzutreffen begehren. Wir ſchaffen uns ſelber das „Modell“ unſrer Göttin und ſind vollkommen überzeugt, daß die Natur die Ausführung des Entwurfs übernehmen werde. Ja, wir finden dieſes Erwachen unſers abſtrakten Ideals zum realen Leben der Wirklichkeit ſo ſelbſtverſtändlich, daß wir nicht einmal beſonders in Staunen geraten, wenn wir dem Gegenſtand unſrer Träume im wirklichen Leben begegnen. Der junge Mann, der in einem ſchönen Mädchen all das vereinigt findet, was ſeine Sehnſucht ihm von der Gefährtin ſeines Lebens vorgegaukelt — er jubelt, ſchwärmt, lacht oder weint vor Glückſeligkeit, aber zu ſtaunen, nein, das kommt ihm nicht in den Sinn.

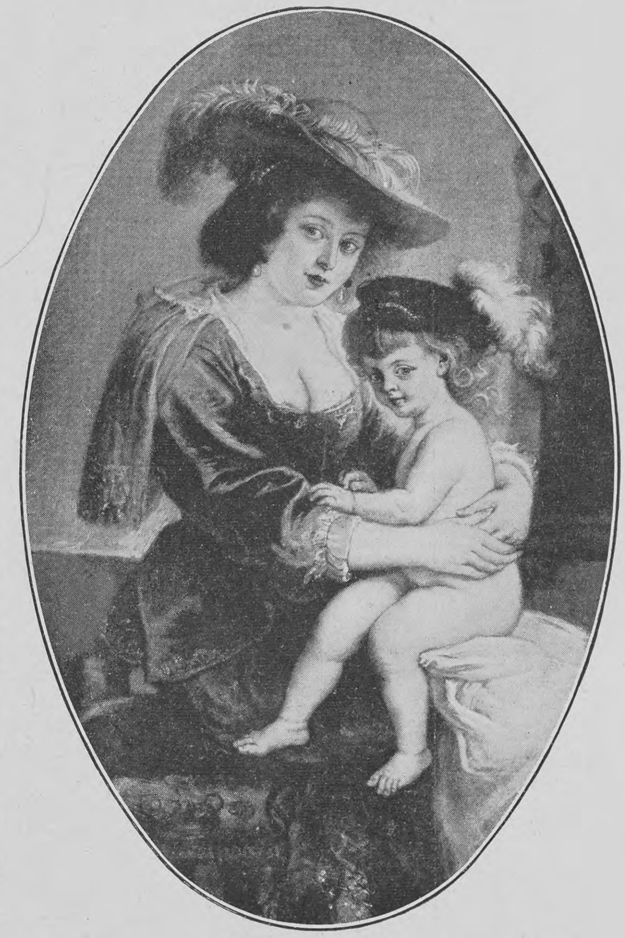
Anders der Künſtler. Solange eines rechtſchaffenen Künſtlers Liebe währt, kommt er aus dem Staunen einfach nicht mehr heraus. In dem Augenblick, wo er zu ſtaunen aufhören würde, würde er auch aufhören, zu lieben. Er würde ſich geradezu eine neue Statue formen müſſen, bloß um wieder ſtaunen, um wieder Künſtler ſein zu dürfen. Denn ein Künſtler ſein, heißt nichts andres, als was überhaupt ein Genie ſein heißt: nämlich „ſtaunen“ können. Mit den Augen eines Kindes, das zum erſtenmal in die Welt blickt, einen Gegenſtand betrachten und das Geſchaute ſo wunderſam erſtaunlich finden, daß man's notwendig nachbilden muß, um ſich aus ſeinem Zauberbann zu befreien, das unterſcheidet den begnadeten Liebling der Muſen von uns andern gnadenloſen Geſchöpfen des Alltags. Pygmalions Statue ſtieg von ihrem Poſtament hernieder, ging in der Werkſtatt umher, ſaß, ſtand, ſprach, tanzte, ſtrählte ſich die Haare, legte ſich beim Schimmer des Mondes zur Ruhe nieder oder pflückte beim Erwachen der Morgenröte bunte Feldblumen auf der tauglitzernden Wieſe — und Pygmalion entdeckte taumelnd vor Entzücken in jeder ihrer Bewegungen, Aeußerungen, Stellungen immer neue, immer erſtaunlichere Wunder der Schönheit, vor deren Andrang er ſich gar keine andre Zuflucht wußte, als bei ſeinen kühlen, weißen Marmorblöcken und ſeinen blitzenden, funkenſprühenden Meißeln. Nicht eine — zehntauſend Statuen der Geliebten formte Pygmalion und wird wohl all ſein Lebtag nichts andres geſchaffen haben, wenn wirklich die von ihm erſchaffene Schöne das höchſte Abbild ſeiner Künſtlerſehnſucht geweſen.

In dieſem Sinne könnte man vielleicht die Behauptung wagen, daß die Rolle, die die Frau in der Geſchichte eines Künſtlers ſpiele, die eigentliche Geſchichte ſeiner Kunſt darſtelle. Dagegen wäre dann allerdings einzuwenden, daß in manchem Künſtlerleben die Frau überhaupt keine, in andren eine ſehr untergeordnete Rolle geſpielt habe. Wie dem aber auch ſei: das Verhältnis eines jeden Mannes zum weiblichen Geſchlecht bleibt der fundamentalſte Ausdruck ſeines Verhältniſſes zum Leben überhaupt, und es hält nicht ſchwer, an dutzenden von Beiſpielen poſitiver wie auch negativer Art den engen pſychologiſchen Zuſammenhang zwiſchen dem Liebesleben und dem Kunſtſchaffen der Künſtler darzutun. Wir wollen im Folgenden einige Beiſpiele dieſer Art etwas näher betrachten.



Frans Hals Der Künſtler mit ſeiner Gemahlin

Schlagen wir zunächſt den alten Vaſari auf, von dem uns Oppermann und Stern eine handliche und amüſante Bearbeitung geſchenkt haben. Da iſt unter den Meiſtern der italieniſchen Frührenaiſſance der unruhige Fra Filippo Lippi: „Sein Gemüt neigte ſo ſehr zur Zärtlichkeit, daß, wenn er Frauen ſah, die ihm wohl gefielen, er all ſein Geld hingegeben hätte, ſie zu gewinnen.“ Wenn wir das leſen, meinen wir den unheiligen Mönch zu ſehen, wie er die Straßen von Florenz durchſchreitet, nach Schönheiten ſpähend, ſie verfolgend, ſich bei Wagenrennen und Umzügen fröhlich beteiligend. Coſimo de Medici verlor eines Tages die Geduld mit ihm und ſperrte ihn in ſein Haus ein. Auf ſolche Art aber war Filippo nicht zur Arbeit zu zwingen: an zerſchnittenen Bettüchern ließ er ſich aus dem Fenſter auf die Straße hinab und trotzte dem Zorn ſeines mächtigen Gönners. Um die Mitte der fünfziger Jahre des Quattrocento erhielt Filippo den Auftrag, für die Nonnen von Santa Margherita eine Altartafel zu malen. Während der Künſtler im Kloſter beſchäftigt iſt, erblickt er bei irgend einer Gelegenheit eine ſchöne Florentinerin, Lucrezia Buti, die Tochter des Franceſco Buti. Von ihrer Schönheit beſiegt, findet er ſofort Mittel und Wege, ſich mit dem angebeteten Mädchen zu verſtändigen. Er bittet um die Erlaubnis, Lucrezia als Modell benutzen zu dürfen und entführt ſie aus dem Kloſter. Da Lucrezia aus angeſehenem Hauſe ſtammte, alle näheren Umſtände des Frevels in der ganzen Stadt die hellſte Empörung hervorriefen, ſo hätte es dem guten Filippo recht übel ergehen können. Der beleidigte Vater wandte alle Mittel auf, die Tochter wieder in ſeine Gewalt zu bekommen. Umſonſt: Lucrezia fühlte ſich bei Filippo außerordentlich glücklich, und nicht lange, ſo fand ſich ſogar eine ihrer ſchönen Verwandten in der luſtigen Werkſtatt des Malers ein. Coſimo de Medici „muß herzlich lachen“, als er das alles vernimmt. — Und nun halte man neben dieſe Art, zu leben und zu lieben, Fra Filippos Art, zu malen. Vaſari ſagt: „Vor allem liebte er die Schönheit, die Anmut, die Lebensfriſche, ſelbſt die Schalkhaftigkeit der Jugend darzuſtellen. Er greift aber auch ſo tief in die einfach menſchliche Empfindung hinein, daß Züge von zarteſter Innigkeit dicht neben ſinnlich friſcher, keck naiver Wirklichkeit ſtehen.“



Peter Paul Rubens Des Künſtlers zweite Frau mit Söhnchen

Aus der italieniſchen Kunſtgeſchichte gäbe es eine ganze Unmenge von Künſtlerromanen zu erzählen und im Spiegel der Werke der betreffenden Künſtler weiter zu verfolgen; es ſei hier bloß an die berühmteſten, wie Raffael und die Fornarina, Michelangelo und Vittoria Colonna, Lionardo da Vinci und die Mona Liſa erinnert. Man leſe folgendes Sonett Michelangelos und frage ſich, ob der Meiſter der Sixtiniſchen Kapelle und der Medicäergräber anders lieben konnte, wie mit dem hoheitsvollen Pathos ſolcher Strophen:

Im Herzen nicht iſt meiner Liebe Leben,
Das Herz, das irdiſch, ſterblich iſt, enthält
Die ew'ge Liebe nicht, ſie lebt geſellt
Dem Wahn, der Sünde nicht, von Schuld umgeben.

Mir hat die Liebe klaren Blick gegeben,
Die Schönheit dir beim Eintritt in die Welt,
So daß ich ſelbſt in dem, was einſt zerfällt,
In deinem Reiz erkenn' der Gottheit Weben!

Vom ewig Schönen trennt in mir ſich nimmer
Die Liebe, wie die Wärme nie vom Feuer;
Was ihm entſtammt und gleicht, das möcht' ich ſchauen!

Du trägſt in deiner Augen ſel'gem Schimmer
Das Paradies, wo du zuerſt mir teuer,
Und ſeine Pforten ſind mir deine Brauen.

oder man leſe das folgende Sonett:

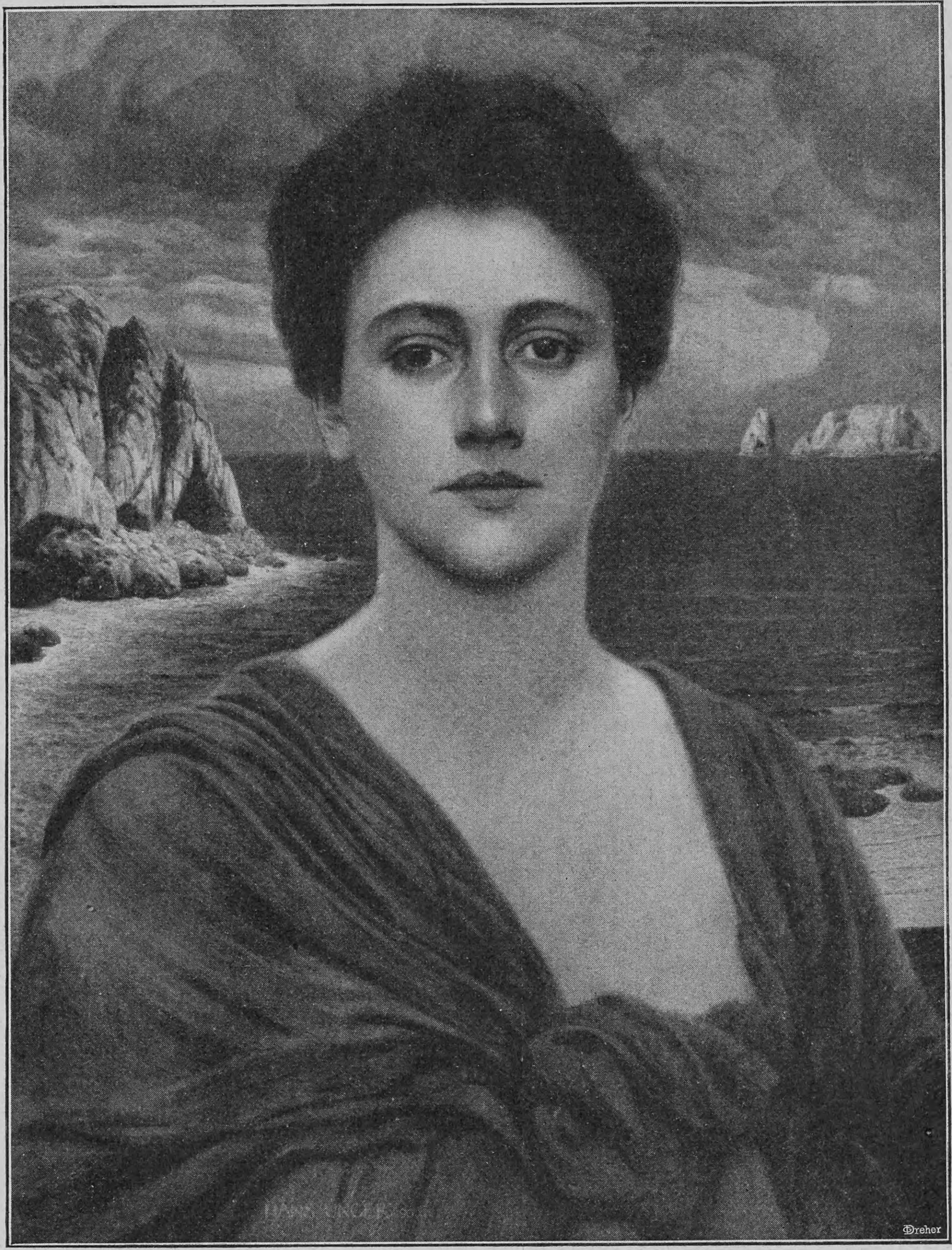
Wenn wahre Kunſt mit Zügen und Gebärden
Des Menſchen Bild erfaßt und aufgenommen,
Dann formt ſie bald, vom Schöpfungstrieb entglommen,
Als Erſtgeburt ein ſchlicht Modell aus Erden.

Doch erſt im Stein wird wahr nach viel Beſchwerden,
Was uns der Hammer einſt verhieß; vollkommen
Erſcheint das Bild, die feinſten Züge kommen;
Unſterblichkeit gibt erſt das zweite Werden.

Auch ich, als mein Modell ward ich geboren,
Und wie der Stein vom Meißel hoff' ich täglich
Vollendung mir durch deine heil'gen Hände.

Doch willſt du füll'n die Lücken, willſt mich Toren
Von Unform läutern, ach, dann muß unſäglich
Ich dulden, eh' gedämpft des Herzens Brände.

In welchen Beziehungen Lionardo da Vinci zu der ſchönen Gattin des Francesco del Giocondo geſtanden, entzieht ſich faſt völlig unſrer Kenntnis, aber der feinſinnige Walter Pater kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Lionardos geſamte Entwicklung von den früheſten Zeiten her auf all das gerichtet geweſen ſei, was in dem Porträt der Mona Liſa ſeinen Ewigkeitsausdruck gefunden habe. Wir können an ſeinen Zeichnungen verfolgen, meint er, wie ſich jenes unergründliche Lächeln, das auch die Gioconda zur Schau trägt, von Kindheit auf in das Gewebe ſeiner Träume miſcht, ſo daß man, ſprächen nicht ausdrückliche Zeugniſſe dagegen, glauben möchte, es ſei ſein endlich gefundenes und verkörpertes Frauenideal. Welche wunderbare Wahlverwandtſchaft beſtand zwiſchen einer lebenden Florentinerin und dieſem Geſchöpf ſeiner Gedanken? Wie waren Wirklichkeit und Traum getrennt und dennoch ſo dicht beieinander aufgewachſen? Die Geſtalt, die hier ſo ſeltſam neben den Waſſern auftaucht, drückt die Erfüllung eines tauſendjährigen Begehrens des Mannes aus. In ihrem Haupt „kommen alle Enden der Welt zuſammen“, und ihre Augenlider ſind ein wenig müde. Es iſt eine Schönheit, die auf das Fleiſch von innen heraus wirkt, gleichſam die Anſammlung, Zelle an Zelle, der allerſeltenſten Wünſche und allerfeinſten Leidenſchaften. Setzen wir ſie in Gedanken neben eine der weißen griechiſchen Göttinnen oder ſchönen Frauen des Altertums — wie würden ſie doch alle tief beunruhigt werden durch dieſe Schönheit, in die die Seele mit all ihrem kranken Sinnenleide hineingefloſſen iſt!“ Alle Gedanken und Erfahrungen der Welt haben an dieſen Zügen mitgeformt, um dem veredelten Ausdruck ſichtbare Geſtalt zu geben: die Lebensfreude von Hellas, die Größe und Grauſamkeit Roms, das Traumleben des Mittelalters mit ſeinem himmelſuchenden Ehrgeiz und der ritterlichen Liebesromantik, das Wiedererwachen der Antike . . .



Hans Unger Bildnis ſeiner Frau

Wenn wir uns von der italieniſchen Kunſtgeſchichte zur nordiſchen wenden, ſo wird uns mit faſt beleidigender Deutlichkeit die Wahrheit jenes berühmten Dürerwortes aus den italieniſchen Reiſebriefen des Meiſters entgegentreten: „O wie wird mich nach der Sonne frieren; hier bin ich ein Herr, daheim bin ich ein Knecht.“ Auch in den Liebſchaften der van Eyck, Holbein, Cranach, Dürer, Holbein ſcheint keine Sonne, auch in ihrer Eigenſchaft als Ehemänner machen ſie vielfach jenen untergeordneten Eindruck, den ſie in ihren Beziehungen zum bilderkaufenden Publikum machen. Man betrachte Jan van Eycks brave Ehefrau und wundere ſich noch darüber, daß Meiſter Jan ungefähr „Kammerdiener“ Philipps des Guten von Burgund war! Alle dieſe nordiſchen Künſtler hatten das ſtolze Selbſtbeſtimmungsrecht der italieniſchen Kollegen noch nicht errungen: ſie kannten und verſtanden die weibliche Schönheit, aber ſie wagten nicht, ſie für ſich zu begehren. Wenn ſie ſchöne Frauen malen, ſo ſtehen ſie gebeugt vor ihnen, wie der ſubalterne Beamte vor der Tochter oder Gattin ſeines Gebieters. Am genießbarſten ſind ſie, wenn ſie zu ihren ſchönen Frauenbildniſſen direkt beten: in ihren Madonnen und Heiligen entfalten ſie eine Andacht, eine Ehrfurcht, eine Demut, die vielleicht noch köſtlicher iſt als die freie und manchmal freche Freude der Italiener.

Allmählich aber dringen auch in die deutſchen Malerkreiſe jene, man möchte ſagen, künſtleriſchen Beziehungen zwiſchen Mann und Weib ein, die der Süden ausgebildet, der Norden zunächſt nur in ſeinen höfiſchen und ritterlichen Beſtandteilen übernommen hatte. Als das deutſche Bürgertum in die Fußſtapfen der Ritter trat, gaben Großkaufleute einerſeits und Landsknechte anderſeits den Ton an. Der Großkaufmann ahmte beſonders das Mäcenatentum der großen Herren, der Landsknecht mehr ihre ſinnliche Genußſucht nach. Jene führten ein großes Haus, dieſe lebten in Saus und Braus. Jene werden in der Künſtlerwelt durch Rubens, dieſe durch Frans Hals beſonders charakteriſtiſch vertreten.

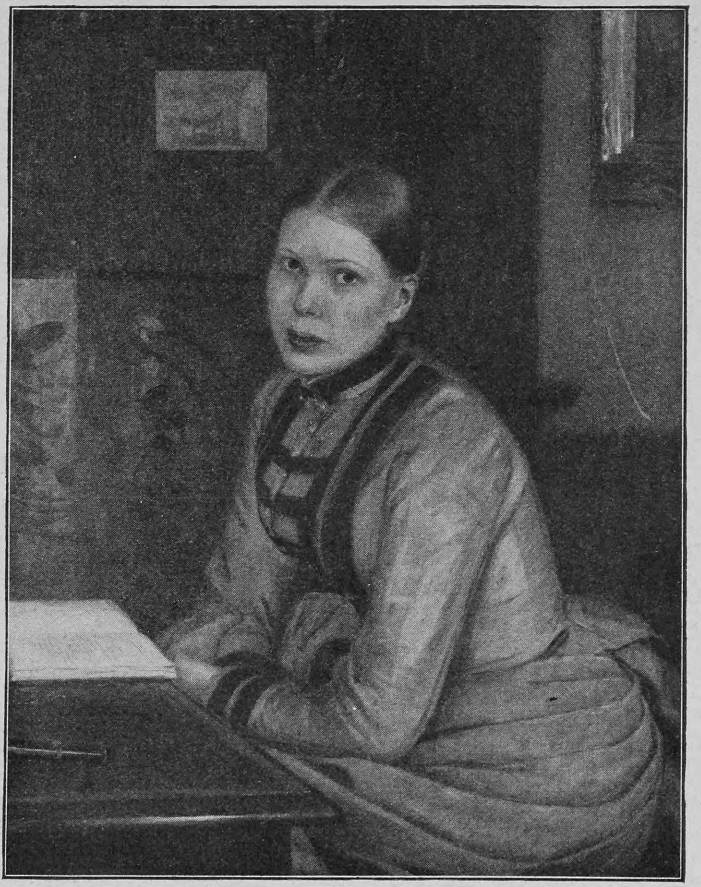
Frans Hals iſt Landsknecht durch und durch. Es iſt ein Sohn jenes kriegeriſchen Holland, das in blutigen Kämpfen das Joch der Fremdherrſchaft abgeworfen, ein Mitglied jener kühnen, feurigen Jünglingsſchar, die während des Kanonendonners der Schlachten aufgewachſen und ſich weder vor Hölle noch Teufel fürchtet. Säbelklirrend, mit herausfordernden Blicken, ſagt Muther, kommen die Burſche daher. In ritterlichem Kriegsſpiel, bei Schmaus und Gläſerklingen verläuft ihr Leben. Frans Hals iſt einer der Tollſten unter ihnen. Noch in hohen Semeſtern führt er ſich wie ein Korpsſtudent, luſtig und leichtſinnig, burſchikos und forſch, ein Antiphiliſter, der das Wort Bourgeois als Beleidigung empfindet. Man kann ihn ſich denken, wie er ſtark angeheitert nachts durch die Straßen von Haarlem ſtreift und Fenſter einwirft oder Nachtwächter prügelt. In Ermangelung eines Nachtwächters prügelt er ſeine Frau. Als dieſes arme Geſchöpf in ein beſſeres Jenſeits eingegangen, verheiratet er ſich, ohne das Trauerjahr abzuwarten, mit Lisbeth Reyniers. Mit Lisbeth ſitzt er zuſammen auf dem berühmten Bild des Louvre. Beide ſind nicht mehr jung, haben manche Stürme erlebt. Hals mag während der Arbeit manchen Witz gemacht, ſein Ehegeſpons oft alte Schachtel genannt haben. Jovial und wurſchtig, als ob er ſelbſt die Komik ſeines Ehelebens fühle, blickt er darein. Trotzdem kann er die gute Lisbeth nicht laſſen. Denn ſie iſt keine Spielverderberin, hält keine Gardinenpredigten, ſondern ſchwingt ſelber den Humpen. Sie verhält ſich zu Jan van Eycks Gattin wie eine Marketenderin zur Kammerfrau einer großen Dame. Und Frans Hals' geſamtes Kunſtſchaffen gleicht der Liebſchaft eines Landsknechtes zu einer Marketenderin: ſo forſch, ſo ſelbſtbewußt, ſo derb, ſo voll draufgängeriſchen Habenichts- und Galgenvogeltums iſt es.

In Rubens wird die nordiſche Kunſt gefürſtet. Rubens iſt in der Malerei, was die Fugger im Kaufmannsſtande ſind. Beide dürfen Könige und Fürſten als ihresgleichen behandeln. Wenn Rubens Bilder malt, ſo hält er Cercle vor ſeinem Hofſtaat aus Edelmännern, Edelfräulein, Göttern, Heiligen und Kobolden. Die ganze Welt alter und neuer Zeit, der antike und der chriſtliche Olymp, die Helden des Morgen- und Abendlandes, der Schönheitsflor ganz Europas, alles ſteht ſeines Pinſels gewärtig, und er übt ſein Herrſcherrecht ohne eine Spur von Befangenheit aus, ein geborener Souverän von Gottes Gnaden. Auch die Frau gehört zu den Attributen ſeiner Herrlichkeit. Hatte noch ſeine erſte Gattin, wie wir auf dem Münchener Bilde ſehen, auf gut bürgerliche Art mit ihm gearbeitet, geſtrebt, gehofft, ſo iſt ſeine zweite Frau ganz Sultanin, ganz regierende Favoritin eines ſchönheittrunkenen Padiſchah. Uebrigens darf man ſich den Meiſter der ſtürmiſchen Leidenſchaften und Handlungen keineswegs als Genußmenſchen vorſtellen, und vielleicht iſt nichts ſo geeignet, Rubens in dieſer Hinſicht zu charakteriſieren, wie gerade die Bildniſſe, die er von ſeiner ſchönen blonden Helene gemalt hat. Schuf er im Atelier, unbekümmert um andre, die Geſtalten ſeiner Phantaſie, üppig, grandios, ſtürmiſch, wie es nun war, ſo war er im häuslichen und öffentlichen Leben ein Muſter guter Sitte und jeder geſellſchaftlichen Tugend. Stattlich, kräftig, heiter, feurig ſchauend, ſagt Lemcke, ein ganzer Mann in jeder Beziehung, lag ihm doch nichts ferner als ſtürmiſcher Exzeß und genialiſche Lebensart, wie ſie damals gerade bei den Malern ſo vielfach im Schwange war. Dem Maler ſo vieler weiblicher Schönheiten iſt nie Frivolität nachgeſagt worden. Selbſt Campo-Weyermann, der Spürhund des Niedrig-Platten, weiß in dieſer Hinſicht nichts wider Rubens vorzubringen.

Mit Rubens beginnt eine neue Zeitrechnung für das Leben der nordiſchen Maler. Er iſt der Schöpfer des modernen Malerateliers geweſen, jener mit den Schätzen aller Künſte und den Koſtbarkeiten aller Zonen angefüllten Prunkſäle, die mehr auf pomphafte Repräſentation als auf Arbeit und künſtleriſches Ringen eingerichtet zu ſein ſcheinen. Was Reynolds in London, Makart in Wien, Lenbach in München geſchaffen, ihre palaſtartigen Werkſtätten gehen in den Anregungen ohne Zweifel auf die Antwerpener Malreſidenz Peter Pauls des Großen zurück. Man hat in der jüngſten Zeit, beſonders ſeit der Gründung unſrer

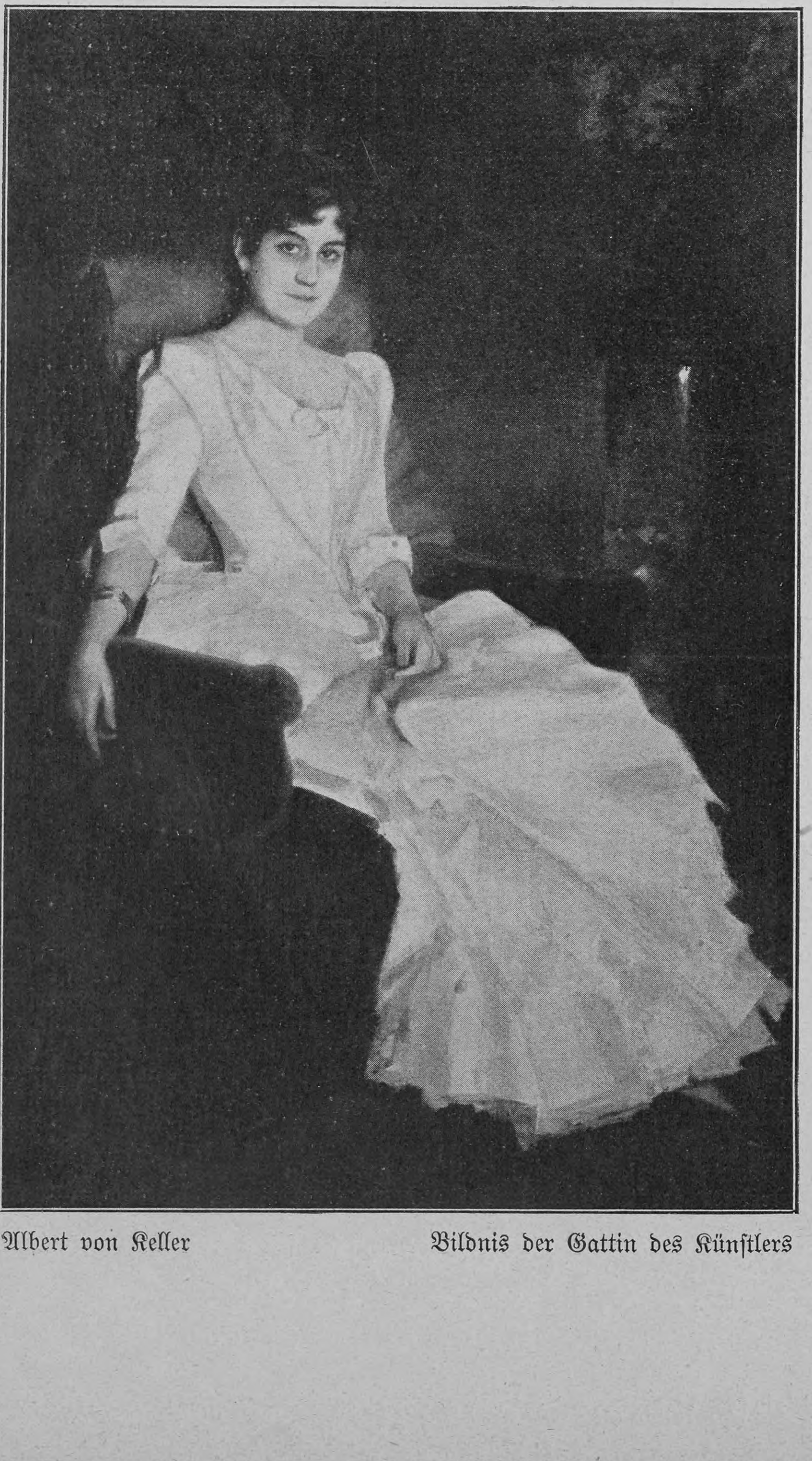
Sezeſſionen, gegen die luxuriöſe Ausſtattung der Ateliers nicht wenig geeifert; allein, ſo berechtigt dieſer Widerſpruch für die Kunſt ſein mag, ſo unerläßlich iſt eine gewiſſe „Hofhaltung“ für den geſellſchaftlichen Rang der Künſtler. Der biedere Malhandwerker der Renaiſſance, der zu den hochmögenden Patriziern und Baronen ſeines Ländchens wie zu überirdiſchen Weſen emporblickte, mochte immerhin in einer kahlen Stube oder auf einem verſtaubten Söller malen; der von der Geſellſchaft gefeierte, mit den höchſten Herrſchaften wie mit ſeinesgleichen verkehrende Malerkönig der Neuzeit kann, ſelbſt wenn er wollte, nicht unter den Anſprüchen derer wohnen und wirken, mit denen er täglichen Umgang pflegt. Für die Künſtlerfrauen aber ergibt ſich aus dieſer Tatſache eine ganz eigentümlich reizvolle Aufgabe. Die prunkvollſte Reſidenz iſt ein ſeelenloſes Ding ohne Anmut und Würde, wenn nicht der feine Geiſt einer Königin in ihr waltet. Die von Gabriel Seidl im Geiſte der Renaiſſance erbaute Villa Lenbach in München als Junggeſellenheim, — brrr, wie ungemütlich wäre das und wie bald wären die ſchönen Räume verlottert und für immer verloren! Aber eine Frau hineinverpflanzt, eine Frau, die dem Beſucher vielleicht niemals zu Geſicht kommt und deren waltende Liebe doch überall diskret bemerkbar wird — das iſt etwas Köſtliches, ich verbürge mich dafür!

Uebrigens birgt das Regiment einer Königin, wo es allzu ſelbſtbewußt in den Vordergrund tritt, auch Gefahren für die Hofhaltung der Künſtler. Man denke nur an die großen Pariſer Modeateliers mit ihrer gewaltſamen, alle wirkliche Kunſt niederhaltenden Gefallſucht, Verſchwendung, Veräußerlichung des Lebens, Strebens und Empfindens. Wo die Frau dem Künſtler die Herrſchaft aus der Hand nimmt, ſich gleichſam zu ſeinem Impreſario macht, ihn ſyſtematiſch in „Szene“ zu ſetzen trachtet, da mag zwar das Malgeſchäft in Blüte geraten, mit der Malkunſt aber wird es reißend bergab gehen. Es iſt ein Glück für unſre deutſche Kunſt, daß ſie von dieſer gewaltſamen Mondainität bisher noch ziemlich verſchont geblieben iſt.



Graf Leopold von Kalckreuth Bildnis der Gattin des Künſtlers

Von unſern deutſchen Künſtlerfrauen, auch jenen der berühmteſten Künſtler, redet man ſo wenig, wie man nach einem bekannten Sprichwort eben von allen wirklich guten Frauen redet. Wir veröffentlichen hier die Bildniſſe der Gattinnen Lenbachs, Stucks, F. A. Kaulbachs, Kalckreuths, Albert Kellers, Hans Ungers; wir kennen die meiſten Damen perſönlich, ſind ihnen oft und oft in der Geſellſchaft, bei Künſtlerfeſten begegnet, kennen ihre Bekannten, haben mit dieſen über ſie geſprochen, und doch — wenn wir nun irgend etwas von ihnen erzählen ſollten, wir wären wahrhaftig in Verlegenheit. Gottlob iſt es ja auch nicht die Abſicht dieſes Aufſatzes, anekdotiſche Züge oder pikante Klatſchereien zu verbreiten. Es genügt, wenn wir dem pſychologiſchen Zuſammenhang zwiſchen dem Schaffen und der Gattinnenwahl der genannten Künſtler ein wenig nachſpüren. Vor allen andern wichtig und intereſſant erſcheint uns da das Bildnis der Gräfin Kalckreuth. Graf Kalckreuth iſt einer der kühnſten und zielbewußteſten Bahnbrecher der ſogenannten Moderne. Jedes ſeiner Bilder iſt ein gewagtes Experiment, man könnte ſagen, ein maleriſches Gegenſtück zu den Nordpolreiſen Nanſens, den Entdeckungsfahrten Sven Hedins in unerforſchtes Land. Und nun ſchaue man das Bildnis der Gattin dieſes Künſtlers an, ob ſie nicht tatſächlich die Lebensgefährtin eines Entdeckers ſein könnte, ſo ſchlicht, ſo ernſt, ſo treu und anſpruchslos, wie ſie aus dem Bilde herausſchaut? — Franz Stuck iſt als Künſtler halb Satyr oder Korybant, halb Gladiator oder Cäſar. Männer ſeines Schlages flüchten aus der dumpfen, wuchtigen, bacchantiſchen Welt ihrer eignen Urwüchſigkeit beinahe immer an die entlegenſten Grenzen raffinierter Kultur und nervöſer Verfeinerung: man kann ſich keinen größeren Kontraſt als die auf dem Doppelbildnis des Stuckſchen Ehepaares vereinigten Köpfe, und doch zugleich keine glücklichere Ergänzung, keinen harmoniſcheren Doppelklang menſchlicher Charaktere denken. — F. A. von Kaulbach kann als der künſtleriſche Antipode des Grafen Kalckreuth bezeichnet werden. Er wandelt gleichſam lautenſchlagend und die Lieder der Troubadoure ſingend zwiſchen den Roſenbüſchen einer gemäßigten Zone. Seine Gattin mag wohl eine der ſchönſten unter den vielen Roſen ſein, die auf ſeiner Wanderung durch die Roſengärten Mitteleuropas ſein Auge entzückt haben. — Von Franz von Lenbach behaupten die Kritiker, daß er beſſer Männer als Frauen malen könne, und Männer von hoher geiſtiger Bedeutung wiederum beſſer als bloß ſchöne Männer. Generalfeldmarſchall von Moltke hat von ihm geſagt: „Der will immer einen Helden aus mir machen.“ Und beſonders an den letzteren Worten ſcheint mir etwas Wahres zu ſein. Meiſter Lenbach will immer aus ſeinem Modell etwas „machen“. Er iſt eine ſo ſtarke, ſelbſtbewußte, zum Herrſchen geborene Perſönlichkeit, daß er notwendig auch über die Perſönlichkeiten ſeiner Bildniſſe zur Herrſchaft gelangen will und muß. Weibliche Schönheit iſt aber ein gar zerbrechlich Ding, und wer über ſie herrſchen, etwas aus ihr „machen“ will, raubt ihr leicht ihren feinſten Zauber, ihre Unbefangenheit, ihre Unſchuld. Lenbach hat ſeine Frau ſehr oft gemalt und manchmal Entzückendes aus ihr „gemacht“, ich erinnere nur an jene wundervolle Zeichnung mit dem Baby, über das die Dame ſich neigt, eines der ſchönſten Bilder auf der Pariſer Weltausſtellung. Frau von Lenbach, die wie kaum eine zweite Frau Gelegenheit hätte, ein ganzes Reich geſellſchaftlicher Beziehungen zu regieren, waltet weiſe im häuslichen Kreiſe und enthält ſich ſelbſt der künſtleriſchen Beeinfluſſung ihres Gatten. — Hans Unger hat bei der Kompoſition des Bildniſſes ſeiner Gattin unzweifelhaft an den Fels- und Seehintergrund der Mona Liſa gedacht. Aber während Lionardo ein außerordentlich kompliziertes Gelände ſchildert, wählt Unger breitere, einfachere, klarere Formen. Und das iſt auch der Unterſchied zwiſchen dem Kopf ſeiner Gattin und demjenigen der Donna Gioconda, der Unterſchied zwiſchen ſeiner Kunſt und jener Lionardos. — Albert von Keller iſt vielleicht der geiſtreichſte und delikateſte Frauenmaler, den wir heute in Deutſchland haben. Beſonders jene zarte und ſcheue Welt weiblicher Empfindungen ergründet er, die ſich der Aufmerkſamkeit naiver Künſtler entziehen: alles Senſitive, Mimoſenhafte, Traumwandleriſche hat in ihm einen gewiegten Interpreten. Von ſeiner Frau hat er mir ſelbſt geſagt, daß ſie ihm manche ſeltene Gebärde, manchen undefinierbaren Geſichtsausdruck, den er für ſeine Bilder brauchte, dargeſtellt habe. Ich hoffe nicht indiskret zu ſein, indem ich das hier mitteile. Man braucht übrigens nur das unſagbare Lächeln zu betrachten, das auf dem vorliegenden Porträt den Mund der Dame umſpielt, um ſich durch eigne Anſchauung über die Kellerſche Kunſt zu unterrichten.



Albert von Keller Bildnis der Gattin des Künſtlers

Albert von Keller äußerte einmal bei Gelegenheit eines Ateliergeſprächs: „Ein Künſtler, der kein Verhältnis zu den Frauen hat, iſt überhaupt kein Künſtler.“ Der Satz mutet im erſten Augenblick paradox an, dürfte aber bei richtiger Interpretation kaum anzufechten ſein. Offenbar beruht alle Künſtlerſchaft auf dem Verhältnis des Künſtlers zur Welt. Von allen Dingen der Welt ſteht uns aber der Menſch am nächſten. Und unter den Menſchen iſt es wiederum die Frau, durch die der Mann am innigſten mit der Welt verbunden wird, durch die er am intenſivſten von der Welt beeinflußt wird und ſeinerſeits die Welt beeinflußt. Item: wer kein Verhältnis zur Frau findet, hat, wenn überhaupt ein Verhältnis zur Welt, ſo doch ganz gewiß kein vollſtändiges, kein erſchöpfendes gefunden. Oder mit Keller zu reden: Ein Künſtler, der kein Verhältnis zu den Frauen hat, iſt überhaupt kein Künſtler.

Lebensmüdigkeit und Altersſchwäche bei Kulturpflanzen

Von A. Schiller-Tietz

Die natürliche Lebensdauer, das Zeitalter der Lebensfähigkeit, iſt für jede Art organiſcher Weſen ſehr verſchieden bemeſſen. Zwar kann das Lebensalter des Einzelweſens durch ungünſtige äußere Daſeinsbedingungen weſentlich verkürzt werden, allgemein aber beſtimmt ſich die Lebensdauer nach Familie und Gattung und insbeſondere auch danach, wie vielmalige Kreuzungen zwiſchen der beſtehenden Art oder Spielart und den Ur-Stammeltern liegen; denn es iſt eine bekannte Erfahrungsthatſache, daß alle Neuzüchtungen gegen ſchädliche Natureinflüſſe um ſo empfindlicher ſind, je größer die „Ahnenreihe“ oder beſſer die Reihe der „Vorläufer“ iſt, aus deren Kreuzung ſchließlich die neue Art oder Sorte hervorgegangen iſt. Endlich aber iſt die Lebensfähigkeit ganzer Pflanzenarten und Spielarten bedingt von der Art ihrer Vermehrung, ein Umſtand, der bisher nicht genügend beachtet worden iſt.

In der freien Natur erfolgt die Vermehrung der Pflanzen in der Regel durch Samen. Dieſe normale Art der Fortpflanzung gewährleiſtet nicht nur eine möglichſt zahlreiche und weite Verbreitung der Pflanzen auf einfache und ſichere Weiſe, ſondern ſie ermöglicht auch die Bildung neuer Spielarten, ſei es entweder als das Spiel des reinen Zufalls (Zufallsſämling), oder ſei es auf dem Wege abſichtlicher Kreuzung durch künſtliche Befruchtung zur Erzielung neuer Abarten mit ganz beſtimmten Eigenſchaften, die zu erreichen im Wunſche des Züchters gelegen iſt. Dieſer Methode verdanken wir die faſt nicht mehr zu überſehende Mannigfaltigkeit in den einzelnen Arten unſrer Kulturgewächſe, gleichviel ob Nutzpflanzen oder Ziergewächſe, und alljährlich zeigen die Preisverzeichniſſe der Groß- und Spezialzüchter und der Samenhandlungen eine Reihe weiterer Neuheiten an. Erſchwert wird aber die Zucht der Spielarten dadurch, daß ſie in ihren erwünſchten neuen Eigenſchaften nicht konſtant, nicht feſt und ſicher ſind; ſie fallen vielmehr bei der Vermehrung durch Samen entweder niemals oder doch nur ſehr ſelten ſortenecht aus und neigen zumeiſt nach Rückſchlägen auf entfernte Stammpflanzen. Einem großen Teile dieſer Kunſtgärtnereiprodukte fehlt ſogar die Fähigkeit, Samen zu erzeugen, wie das bei den gefüllten Blumen der Fall iſt, wo die Staubblätter ſich zu Blumenblättern zurückgebildet haben und die Fruchtblätter meiſt verkümmert ſind.

In allen dieſen Fällen iſt der Züchter genötigt, ſeine Zuflucht zur künſtlichen Vermehrung zu nehmen, und wo die Pflanzen eine ſolche zulaſſen, ſei es durch Wurzelſchößlinge, Ausläufer, Senklinge, Ranken, Stecklinge, Knollen, Zwiebeln oder durch Teilung der Wurzelſtöcke oder durch irgend ein Veredlungsverfahren, da bedient man ſich dieſer Methode, die der Natur einfach abgelauſcht und bekannt iſt, ſeit ſich die Menſchen mit Pflanzenkultur beſchäftigen. Nur fügte der Menſch dem natürlichen Verfahren noch einige ſelbſterfundene Methoden, ſogenannte Veredelungsarten, hinzu und betreibt damit Kunſtgärtnerei.

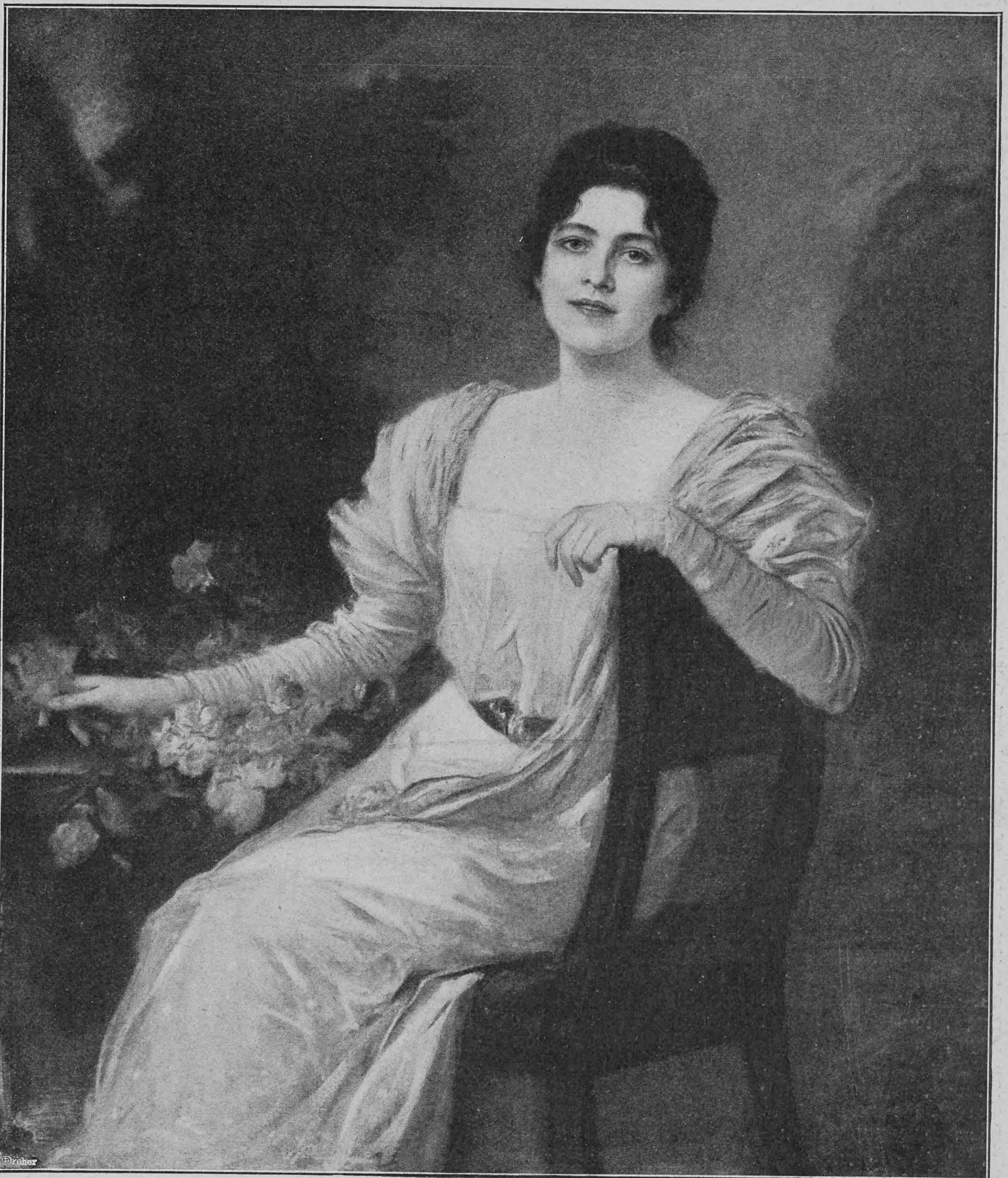
Solange ſich dieſe Vermehrung der Kulturgewächſe noch in mäßigen Bahnen bewegte, hatte man keine nennenswerten Abweichungen in der Beſchaffenheit dieſer Pflanzen gegenüber den nur durch Samen fortgepflanzten Gewächſen beobachtet. Seitdem aber die künſtliche Vermehrung in der Obſtbaumzucht und der modernen Kunſtgärtnerei mit einer förmlichen Raffiniertheit betrieben wird und die Zahl der ſo kultivierten Pflanzenſpielarten in die Tauſende und Abertauſende gewachſen iſt, auch die Vermehrung innerhalb der einzelnen Spielarten oft ins ungeheuerliche getrieben wird, macht man recht häufig die unangenehme Beobachtung, daß einzelne Arten, die früher außerordentlich kräftig und ergiebig waren, allmählich der Schwächlichkeit verfallen; ſie zeigen nicht mehr die Freudigkeit in der Entwicklung und laſſen in den wertvollſten Eigenſchaften, um derentwillen ſie gezüchtet wurden, ſo erheblich nach, daß ſie alsbald durch neue Spielarten erſetzt und aus den Sortimenten ausgemerzt werden müſſen.

Ein geradezu typiſches Beiſpiel für die ſchließliche Entartung der Pflanzen infolge fortgeſetzter Stecklingsvermehrung bietet die Pyramidenpappel. Die ſtolzen Pappelalleen, die noch vor einem halben Jahrhundert in allen Teilen Deutſchlands zu finden waren, ſind längſt verſchwunden, und die noch vereinzelt vorkommenden Pyramidenpappeln machen allenthalben einen kränkelnden Eindruck: ſtatt der ſchönen üppigen Belaubung des hochaufſtrebenden Alleebaumes mit regelmäßigem Wuchſe gewahrt man nur noch dürre oder nur ſpärlich begrünte Aeſte, die wie ſtruppige Beſenreiſer gen Himmel ragen. Gleichviel ob der Baum auf trockener Höhe, auf feuchtem Wieſenboden oder an Chauſſeegräben ſteht, allenthalben kränkelt er, ohne daß ſich die Erſcheinung auf erkennbare Urſachen hinſichtlich Bodenbeſchaffenheit, Inſektenfraß oder dergleichen zurückführen ließe.

Nun weiſt Ochſenius darauf hin, daß alle Pyramidenpappeln Deutſchlands von einem einzigen männlichen Exemplare abſtammen, das, vor etwa 120 Jahren aus dem Orient eingeführt, im Park von Wörlitz angepflanzt wurde. Von dieſem einen Exemplar ſtammen alle Pyramidenpappeln Deutſchlands ab, und zwar einzig und allein durch Stecklingsvermehrung, da die Stecklinge bekanntlich ſehr leicht anwachſen. Infolgedeſſen ſind auch alle Pyramidenpappeln Deutſchlands männlich, und Sämlinge konnte es bei dem Fehlen jedes weiblichen Exemplars nicht geben. In der Heimat der Pyramidenpappel, in der Krim, im Orient und im Himalaja, macht ſich bei ihr weder eine Entartung noch Altersſchwäche und Lebensmüdigkeit bemerkbar, da dort männliche und weibliche Bäume in gemiſchten Beſtänden vorkommen und die Fortpflanzung nur durch Samen erfolgt.

Die ausſchließliche Stecklingsvermehrung erſcheint damit als ein unnatürliches Verfahren der Pflanzenvermehrung, das auf die Dauer nicht haltbar iſt; denn überall, wo wir eine ſeit längerer Zeit fortgeſetzte ausſchließliche künſtliche Fortpflanzung verfolgen können, beobachten wir auch die ſicheren Erſcheinungen bereits beſtehender oder doch die untrüglichen Anzeichen beginnender Altersſchwäche. Die Gartenkunſt macht zwar von der Vermehrung durch Stecklinge u. ſ. w. den ausgiebigſten Gebrauch, aber wir müſſen mit Witt bezweifeln, daß auf dieſe Weiſe die Verbreitung und Vermehrung irgend welcher Pflanzenart bis ins Unendliche fortgetrieben werden kann. Jeder aus Samen gezogenen Pflanze iſt, wie allen Lebeweſen, eine gewiſſe Grenze für ihr Daſein geſetzt, und dieſe kann nach Wochen, Monaten, Jahren, ſogar nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden bemeſſen ſein, wie bei der Eiche, Zypreſſe, Eibe und den Sequoien. Wenn nun vielen Pflanzen die den höheren Tieren abgehende Fähigkeit zukommt, daß Teile von ihnen ſich in einem von der Mutterpflanze losgelöſten günſtigen Zuſtande weiter entwickeln und zu einem ſcheinbar der Mutterpflanze völlig gleichen neuen Geſchöpf auswachſen können, ſo iſt es doch in Wirklichkeit ſehr zweifelhaft, ob wir in zwei derartigen Pflanzen wirklich zwei völlig ſelbſtändige Lebeweſen zu erblicken haben. Es ſcheint vielmehr richtiger zu ſein, anzunehmen, daß die aus dem Steckling oder Ableger entſtandene neue Pflanze ein Teil der Mutterpflanze bleibt, von der ſie entnommen wurde, und daß ihr ſomit unter ſonſt normalen und gleichen Umſtänden dieſelbe Lebensgrenze geſetzt iſt, wie der Stammpflanze. Iſt dieſe Annahme richtig, ſo werden alle durch Stecklinge, Ableger u. ſ. w. gezogenen Pflanzen ungefähr um dieſelbe Zeit abſterben müſſen, um die auch das natürliche, aus Altersſchwäche erfolgende Abſterben der Stammpflanze ſtattfindet.

Aus der Roſenkultur iſt bekannt, daß es vor Jahrzehnten noch beliebte und geſchätzte Roſenſorten gegeben hat, die heute im Handel nicht mehr vorkommen. Nun fällt zwar die Entſcheidung ſchwer, ob dieſe Roſen gewiſſermaßen ausgeſtorben oder der Mode zum Opfer gefallen ſind, d. h. ob das Verſchwinden ſolcher Blumen auf natürlicher Erſchöpfung beruht oder auf die unberechenbaren



Fr. Aug. von Kaulbach Bildnis der Gattin des Künſtlers

Launen des ſehr veränderlichen menſchlichen Geſchmackes zurückzuführen iſt. Anders aber liegt die Sache betreffs der beliebten La France-Roſe, die immer noch ſehr begehrt und geſchätzt iſt und dennoch vom Markte zu verſchwinden droht, weil die Züchter und Gärtner ſie nicht mehr zu erzeugen und zu halten vermögen. Trotz der ſorgfältigſten Pflege will dieſe Roſe nicht mehr recht gedeihen, allenthalben kränkelt ſie und ſtirbt ab, während dicht mit ihr zuſammenſtehende andre Roſen vollkommen geſund ſind. Man pflegt dieſe unliebſame Erſcheinung zwar auf die ſogenannte La France-Krankheit zurückzuführen, ſie iſt aber nichts andres als die natürliche Altersſchwäche dieſer Roſe, die zu den älteſten unter den heutigen Roſenſorten gehört. Zufolge der eigenartigen Vermehrungsweiſe können wir alle La France-Roſen der Welt in ihrer Geſamtheit als einen einzigen großen Roſenbuſch auffaſſen, der in dem einen Sämling geboren wurde, der dieſe beliebte Roſe zum erſten Male lieferte, und der in allen ſeinen Exemplaren zugrunde gehen muß, wenn ſeine natürliche Altersgrenze erreicht ſein wird, und das ſcheint ſchon jetzt der Fall zu ſein, trotzdem dieſe in ihrer Art einzig daſtehende Roſe erſt 1868 dem Handel übergeben wurde.

Aehnliche Verhältniſſe weiſt der Weinſtock auf, der in den meiſten Weinbaugegenden von jeher allein auf künſtlichem Wege durch Senklinge, wobei die Rebe ſich bewurzelt, bevor ſie von der Mutterpflanze getrennt wird, oder durch Stecklinge (ſogen. Setzhölzer) fortgepflanzt wird. Daß unter dieſen Umſtänden mancherorts Rebenmüdigkeit beſteht und die Rebenſchädlinge bei den geſchwächten Pflanzen in erſchreckender Weiſe ihr Zerſtörungswerk betreiben, kann kaum befremden. Die alten Rebenſorten ſind alle „überſtändig“, wie der Fachausdruck heißt.

Aehnliche Beiſpiele laſſen ſich an älteren und alten Kartoffelſorten nachweiſen, deren Fortpflanzung durch Knollen gleichfalls zu den künſtlichen Vermehrungsmethoden gehört. Bekanntlich iſt unſre Kartoffel aus den botaniſchen Gärten hervorgegangen, in die ſie durch den Botaniker Cluſius gekommen war, der ſie über Spanien und Italien bekam und ihre Ueberſiedelung nach Flandern vermittelte. Im Grunde genommen ſtammen alſo alle unſre Kartoffeln von einer einzigen Knolle ab, und die Folgen davon finden in den Klagen unſrer Landwirte ihren Ausdruck, daß die Zuchtraſſen nicht ausdauernd genug ſind; die Kartoffelſorten halten ſich nicht allzulange brauchbar, ſondern entarten ohne Ausnahme in verhältnismäßig kurzer Zeit. Dasſelbe gilt für die Zwiebelgewächſe, insbeſondere die Blumenzwiebeln.

In der Obſtbaumzucht ſind die verſchiedenen Methoden der Veredelung der künſtlichen Vermehrung durch Setzlinge und dergleichen biologiſch gleich zu achten. So iſt der in Norddeutſchland weit verbreitete und beliebte Gravenſteiner Apfel längſt überſtändig, wie auch der pomologiſche Fachausdruck für die bekannte Erſcheinung lautet, wenn eine Pflanzenart allgemein deutliche Anzeichen der Altersſchwäche bekundet. Aehnliche Beiſpiele von Altersſchwäche bei Obſtſorten laſſen ſich in allen Teilen Deutſchlands finden, namentlich bei den alten Sorten, die mehr nur lokale Verbreitung gefunden haben, wie zum Beiſpiel auch die Koprtſcher Birne in der Loboſitzer Gegend, die viel zum Ruhme des böhmiſchen Obſtbaues beigetragen hat und ehedem ſchiffsladungsweiſe nach Deutſchland verfrachtet wurde und die Hauptfrucht des böhmiſchen Obſtmarktes bildete; ſeit langem klagt man, daß dieſe Birnenſorte nicht mehr recht gedeihen will; ſie geht eben an Altersſchwäche ein.

Offenbar ſind dieſe Erſcheinungen bei den durch künſtliche Vermehrung entſtandenen Organismen der Ausfluß eines allgemeinen biologiſchen Geſetzes. Denn wo wir auch bei den niederen Tieren eine der Stecklingsvermehrung in ihrem Weſen ähnliche Fortpflanzung durch die Prozeſſe der Teilung und Knoſpung beobachten, da läßt ſich doch dieſer Vorgang nicht unbegrenzt weiterſpinnen, ſondern es kommt der Moment, wo aufs neue die Paarung zur Erhaltung der Art einſetzen muß. Das iſt ſehr beachtenswert, denn es zeigt uns, daß nur der normale Vorgang der Keimbildung den Impuls zu geben vermag, der zur Bildung eines ſelbſtändigen Geſchöpfes notwendig iſt, und daß trotz aller Vervielfältigung, die nachher noch vorkommen mag, die eigentliche Lebenszeit eines Organismus von dem Moment an gerechnet werden muß, in dem er durch die Entſtehung eines Urkeimes geboren wird, und bis zu demjenigen Moment dauert, in dem er an Erſchöpfung des empfangenen Impulſes, d. h. an Altersſchwäche, zugrunde geht.

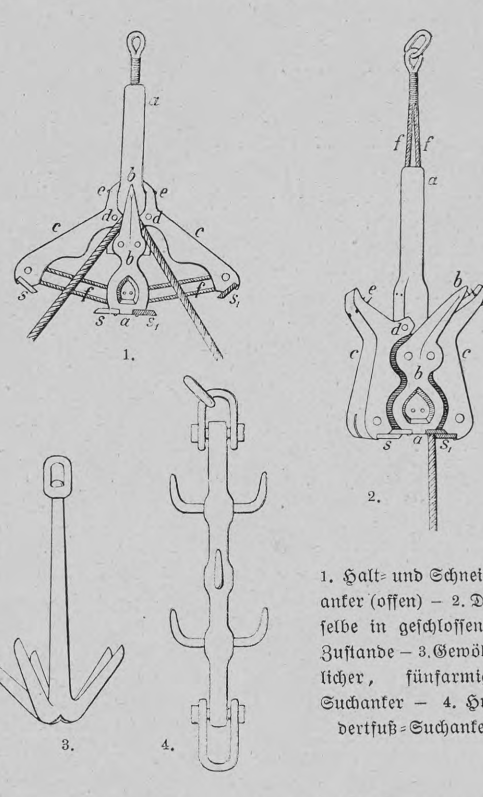
Boje zur Markierung der Lage des Kabels

An Bord eines Kabelſchiffs

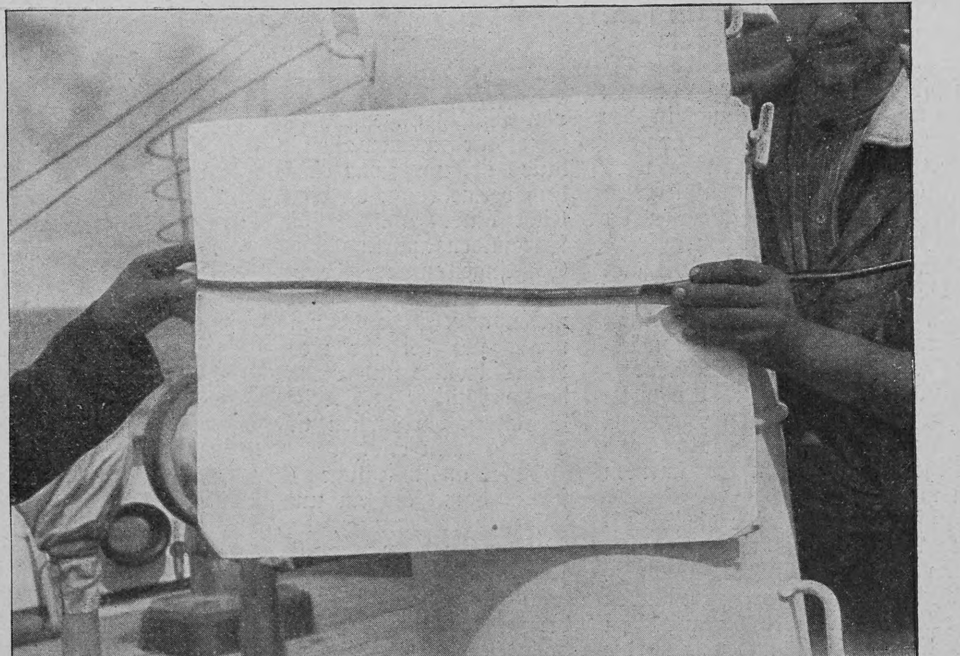
(Hierzu 6 photographiſche Aufnahmen und 4 Skizzen)

Die Legung eines neuen Kabels iſt heute kaum ein Ereignis mehr, das die öffentliche Aufmerkſamkeit längere Zeit zu feſſeln vermag. Wir genießen in Seelenruhe die Früchte der techniſchen Errungenſchaften, leſen in unſern Zeitungen die Schilderung der wichtigſten Ereigniſſe in der ganzen Welt wenige Stunden, nachdem ſie paſſiert ſind, manchmal beinahe früher — natürlich wenn wir den Zeitunterſchied nicht berechnen —, und können uns kaum in die Zeit zurückverſetzen, da die alte und neue Welt in atemloſer Spannung die Nachrichten erwartete von dem größten damaligen Dampfſchiff, dem 1860 erbauten „Great Eaſtern“, der auf der weiten Meereswüſte nach dem erſten Unterſeekabel ſuchte, das zerriſſen war und ſich in die dunkle Tiefe des Atlantiſchen Ozeans zurückgezogen hatte. Die Berichte über dieſe Expedition des „Great Eaſtern“ muten uns heute beinahe an wie Kapitel aus einem Seeroman, und ein romantiſcher Schimmer liegt über den Schilderungen, wie es zum erſtenmal auf dem Rieſenſchiff von Mund zu Mund läuft, der Anker habe das Kabel, den verſunkenen Schatz, in der Tiefe gepackt, und wie dann alles mitten in der Nacht an die Bordwand drängt, als endlich langſam der Anker mit dem Kabel zwiſchen den Zähnen an die Oberfläche emportaucht.

Wir ſind heute nüchterner und praktiſcher. Seit Jahren ſind viele, viele Meilen des koſtbaren Kupferdrahts in ſorgfältiger Umhüllung von Guttapercha und andern Drähten in die See verſenkt worden, und wenn wirklich irgendwo ſich ein Schaden zeigt, ſo braucht man nicht erſt beſondere Schiffe für die Ausbeſſerung zu chartern. Eine ganze Reihe von Dampfern, mit allen nötigen Hilfsmitteln ausgerüſtet, ſteht den großen Kabelgeſellſchaften zur Verfügung. Auch Deutſchland, das ſich eigentlich erſt ſeit kurzem mit Eifer an der Ausbreitung des Kabelnetzes beteiligt, hat im Kabeldampfer „Podbielski“ ein ſolches Fahrzeug.



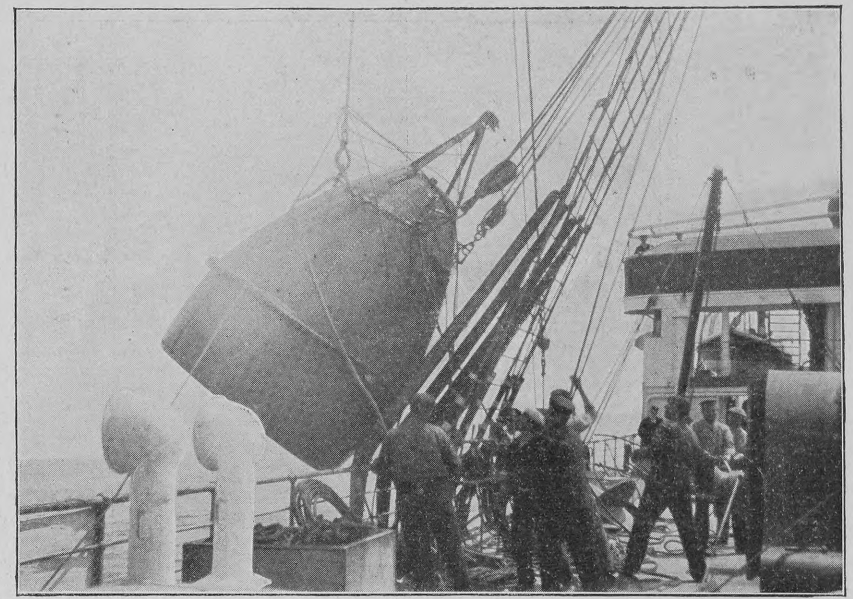
1. Halt- und Schneideanker (offen) – 2. Derſelbe in geſchloſſenem Zuſtande – 3. Gewöhnlicher, fünfarmiger Suchanker – 4. Hundertfuß-Suchanker

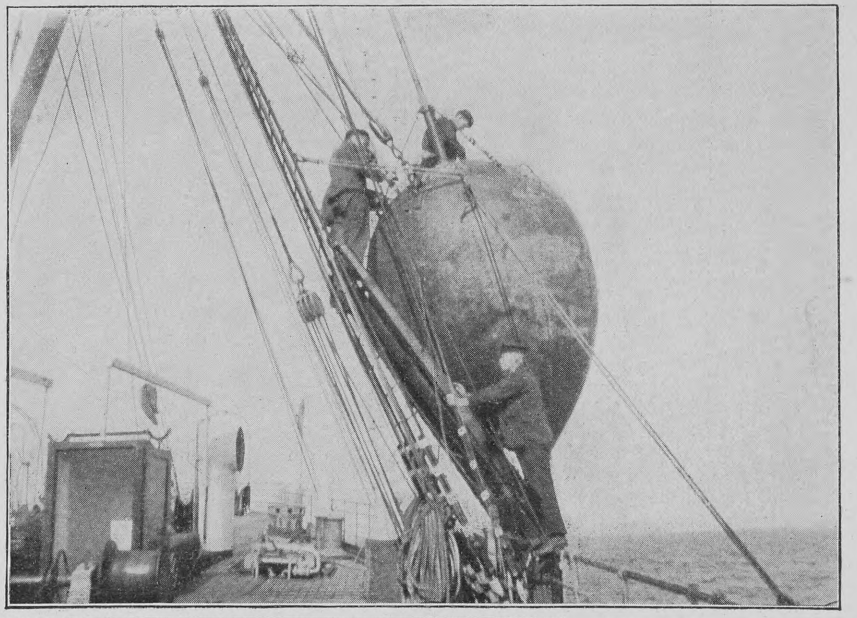


Die ſchadhafte Stelle im Kabel

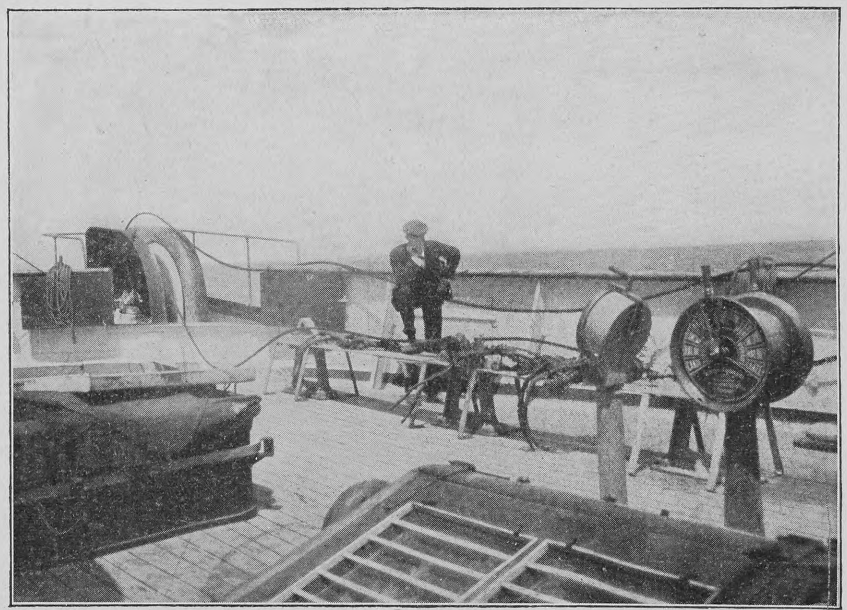
Wie ſieht es nun auf einem Kabeldampfer aus, wie geſtalten ſich die Arbeiten, wenn mal ein Kabel verſagt? Die erſte Frage, die ſich hierbei dem Laien aufdrängt, wird gewiß ſein: wie iſt es möglich, ſich auf der ungeheuren Meeresfläche zu orientieren, und welche Handhaben hat man, um die Stelle, an der das Kabel beſchädigt iſt, feſtzuſtellen? Die Lage eines Kabels wird bereits bei ſeiner Legung in die Seekarten eingetragen. Durch elektriſche Meſſung wird ſodann feſtgeſtellt, ſobald ſich eine Störung des Betriebs bemerkbar macht, in welcher Entfernung von den Endpunkten der Fehler ungefähr zu ſuchen ſei. Danach tritt der Kabeldampfer in Tätigkeit Seine erſte Aufgabe beſteht darin, ſein Arbeitsfeld zunächſt genauer zu begrenzen. Zu dieſem Zwecke führt er eine Anzahl Bojen mit ſich, die dazu dienen, im Meer verankert zu werden, um die einzelnen Punkte, die mit Hilfe aſtronomiſcher Berechnungen gefunden werden, feſtzulegen. Die hier in Betracht kommenden Bojen ſind große Hohlgefäße von Eiſenblech. Ihr Umfang wird bedingt durch die Tragfähigkeit, die notwendig iſt, um die Ankerkette tragen zu können, richtet ſich alſo nach der Waſſertiefe. Die Bojen ſind für gewöhnlich im Laderaum des Schiffes verſtaut. Sobald man ſich aber dem Arbeitsfeld nähert, werden ſie zum Gebrauch bereit geſtellt, ſo daß ſie auf Befehl ſofort fallen können. Das obere Bild auf Seite 415 zeigt uns, wie eine Boje „ins Want“ geſtellt wird, ſo heißt der techniſche Ausdruck. Von dort gleiten ſie an ſogenannten Gleithölzern ins Waſſer hinab. Das andre Bild zeigt uns die Boje zum Fallen fertig. Die Boje trägt oben eine Flagge oder ein andres weithin ſichtbares Zeichen. Nachts wird ſie durch Laternen für vorüberfahrende Schiffe kenntlich gemacht. Hat man ſo auf der weiten Meeresfläche das Arbeitsgebiet begrenzt, kann man daran gehen, das Kabel ſelber anzupacken. Allerdings muß man es erſt haben. Zum Suchen eines Kabels werden ſogenannte Suchanker benutzt, die an langen Suchleinen quer zur Lage des Kabels über den Grund des Meeres geſchleppt werden. Dieſe Suchleinen ſind ſtarke Hanftaue mit Stahldrahteinlage. Sobald der Anker das Kabel gepackt hat, macht ſich das bemerkbar an dem vermehrten Zug, der die Suchleine anſpannt. Alsdann wird die Suchleine mit den Kabelwinden eingeholt; mit ihrem Ende kommt der Suchanker und mit dieſem das von ſeinen Armen erfaßte Kabel vor den Bug des Schiffes. Das iſt der einfache Verlauf, wenn alles glatt geht, aber wie ſelten wickelt ſich der Vorgang ſo einfach ab!

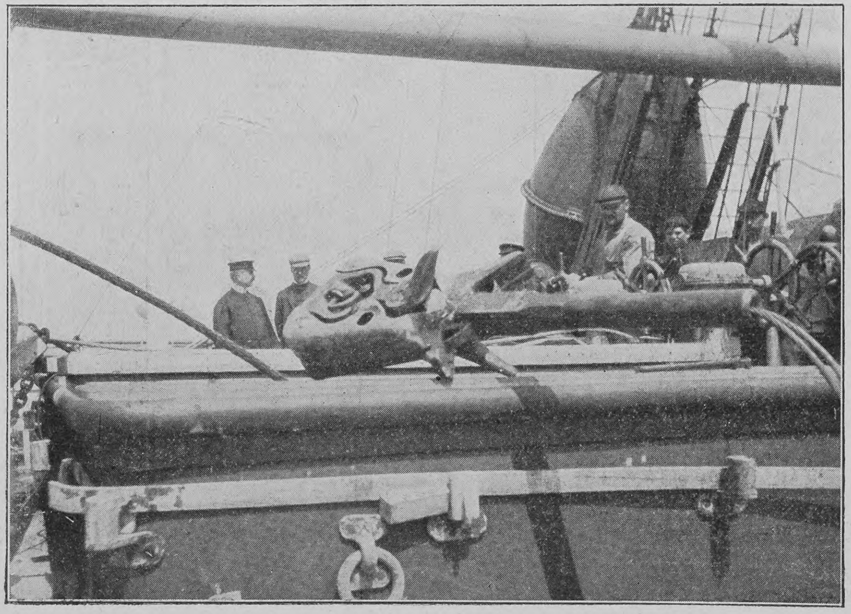
Je nach Beſchaffenheit des Bodens und andern Umſtänden haben die Suchanker gar mannigfache Formen. Der gewöhnlichſte iſt der auf unſrer Skizze leicht erkennbare fünfarmige Suchanker. Er wird meiſt in geringeren Tiefen mit weichem oder ſandigem Boden gebraucht. Ein andrer iſt der Hundertfuß-Suchanker; er wird verwendet meiſt in größeren Tiefen mit gutem Grund. Ein ungleich komplizierteres Werkzeug, das Reſultat techniſchen Scharfſinns, iſt der Schneide- und Halte-Suchanker. Er wird in großen Tiefen in Gebrauch genommen, wenn das zu hebende Kabel nicht loſe genug liegt, um es zur Waſſeroberfläche zu bringen, ohne daß das Kabel oder die Suchleine bricht.


Die Boje wird ins „Want“ geſtellt


Boje, fertig zum Fallen

In ſolchem Falle kann man mit Hilfe dieſes Ankers das Kabel zerſchneiden; dabei läßt er das eine Ende los, das andre hält er feſt und bringt es zur Oberfläche. Der Anker arbeitet wie nachſtehend beſchrieben. Der Schaft a des Ankers iſt hohl. Auf dem Bilde, das dieſen Anker auf Deck liegend zeigt, kann man das unſchwer erkennen. An ihm ſind zwei feſte Arme b; in der Skizze ſehen wir nur den Arm auf der uns zugewendeten Seite. Einer dieſer Arme ſchleift über den Grund und hakt das Kabel. Zwei andre Arme cc ſind loſe um Bolzen d am Schaft drehbar. In der Stellung der einen Skizze werden ſie aufgeklappt gehalten durch Stifte e, die in den Schaft des Ankers hineingreifen. Durch den hohlen Schaft gehen nach den äußeren Enden der Arme cc dünne Drahtleinen f. Oberhalb des Schaftes ſind ſie vereinigt und wird an ihnen die Suchleine angebracht. Sowie das Kabel hinter einem Arm b hakt, hält es den Anker feſt. Dann zieht die Suchleine an den dünnen Leinen f, dieſe ziehen wiederum an den äußeren Enden der Arme cc. Die Stifte e ziehen ſich aus dem Schaft heraus; dann ſchlagen die Arme cc mit großer Heftigkeit nach dem Schaft zuſammen. Das Kabel iſt dann zwiſchen die ausgerundeten Formen der Arme und des Schaftes geklemmt, wie die andre Skizze zeigt. Die Meſſer ss haben das Kabel zerſchnitten; in unſrer Skizze nur auf der linken Seite. Die Meſſer s,s, liegen auf der abgekehrten Seite; ſie würden zur Geltung kommen, wenn der Anker mit der andern Seite über den Grund geholt würde und dabei der abgewendete Arm b das Kabel hakte. Endlich iſt das Kabel an Bord des Dampfers gewunden. Sofort machen ſich die Ingenieure und Elektrotechniker an die Arbeit, um den Fehler zu finden und abzuſtellen. Manchmal iſt es nur eine ganz winzige Beſchädigung, die die Unterbrechung verſchuldet und den Verkehr zwiſchen zwei Erdteilen geſtört hat; unſer Bild zeigt uns den Stein des Anſtoßes, der die ganze Arbeit des Suchens veranlaßt hat, den im Kabel gefundenen Fehler.


Der Kabelingenieur


Der große Halt- und Schneideanker auf Deck des Dampfers

Wir ſehen, von dem weißen Hintergrund ſich abhebend, den innerſten Teil, die Seele des Kabels. Es iſt die Kupferader, die den elektriſchen Strom leitet, umgeben von einer Guttaperchahülle, die die Kupferader iſolieren und eine Ableitung des Stromes verhindern ſoll. Im vorliegenden Fall ſcheint dieſe Hülle beſchädigt worden zu ſein, und damit iſt natürlich auch die gute Leitung des elektriſchen Stromes verloren gegangen. Die Fehler, die an einem gelegten Kabel zutage treten, kommen hauptſächlich in geringeren Tiefen vor und ſind meiſt mechaniſche Beſchädigungen, verurſacht durch Anker von Schiffen, die darauf fallen oder beim Ankerlichten dahinter haken, durch Grundſchleppnetze von Fiſcherfahrzeugen und dergleichen mehr. In den chineſiſchen Gewäſſern iſt es nicht ſelten, daß die Fiſcher große Stücke aus dem Kabel ſchneiden, da der Stahldraht, der die Seele umgibt, eine ſehr begehrte Ware iſt. Die Kabelgeſellſchaften zahlen freiwillig an die in Frage kommenden Mandarinen beträchtliche Summen, um ſich deren Schutz zu verſchaffen gegen dieſe Eingriffe der Eingeborenen. Die Rolle, die die Kabel in der modernen Weltpolitik und Weltwirtſchaft ſpielen, iſt von der größten Wichtigkeit. Wie ſehr eine Partei, die die Kabel beherrſcht, die öffentliche Meinung lenken und, wenn es nottut, auch irreführen kann, haben wir im Burenkrieg geſehen. Darum iſt es dankbar zu begrüßen, daß jetzt auch Deutſchland den Ausbau ſeines Kabelnetzes mit Eifer betreibt.

Tauſend Stirnen . . .

Von

Carl Buſſe

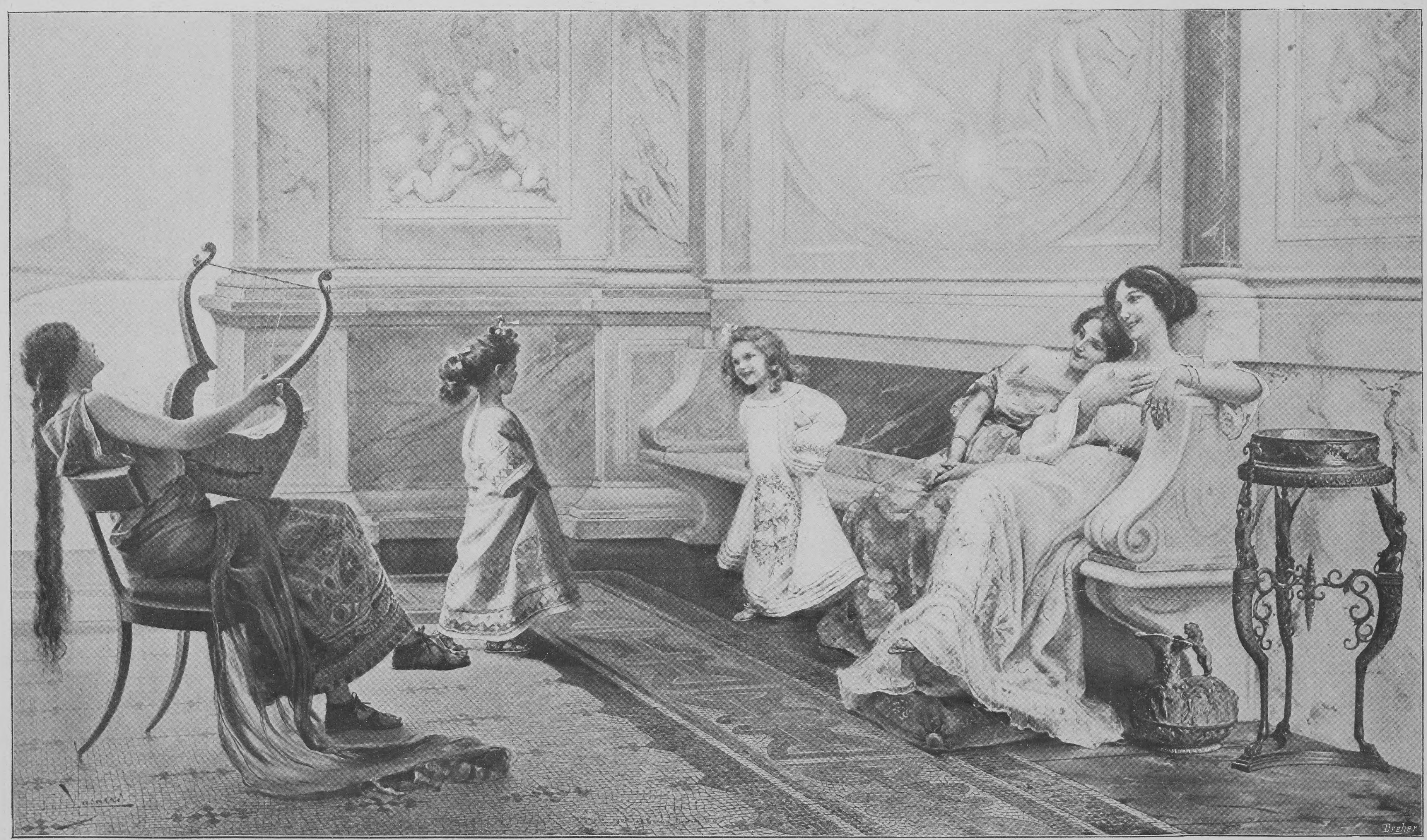
Tauſend Stirnen, glanz- und jugendumwoben,
Sah ich voll Sehnſucht nach ewigen Kränzen erhoben.
Ach, und wie viele
Küßte der Lorbeer am Ziele

Steil iſt der Weg und bitter ſchmeckt hungern und dürſten.
Knechte wurden, die einſt ſich träumten als Fürſten;
Laſſen ſich g'nügen,
Talwärts den Acker zu pflügen.

Manchmal nur zittert die ruhende Fauſt am Sterze,
Weckt ein hallender Ton ihr ſchlummerndes Herze,
Hören ein Singen
Ueber ſich ſchweben wie Schwingen.

Das ſind Gefährten, die einſt mit ihnen gegangen,
Trotzige Sieger, die gläubig das Schickſal bezwangen,
Die nun den Gründen
Wunder der Schönheit verkünden.

Aber die Knechte ſtehn in den Furchen und ſinnen.
Träume der Jugend ſteigen empor und zerrinnen.
Alles war Lüge!
Stumpf ward das Herz —
And weiter furchen die Pflüge!


Vasarri
Dreher

Copyright 1903 by Braun, Clément & Co. in Dornach i. E. Paris und New York

Bei Tanz und Spiel in Pompeji

Nach dem Gemälde von E. Vaſarri

Hühnchen

Von

Roda Roda

Hühnchen war von fünf Geſchwiſtern das jüngſte. Und wie jung ſie war! Man ſollte gar nicht glauben, daß es heutzutage ſo junge Menſchlein gäbe! Als ſie noch im Steckpolſter ſaß, machte Bruno ſchon ſein erſtes Jahr Jus, Willy Ueberſetzungen der Odyſſee, Adele Gedichte auf einen Forſtpraktikanten und Karl allerhand Unfug, zum Beiſpiel aus Tante Annas Bügeleiſen — Torpedos.

Als Hühnchen fünf Jahre alt war, ſtieg ſelbſt Karl, der ihr am nächſten ſtand, in die Kaſte der ernſten Leute auf und ließ ſich zum erſtenmal raſieren. So blieb Hühnchen ganz, ganz allein. Nicht einmal Mama konnte ſich mit ihr befaſſen. Papa war nämlich kurz nach Hühnchens Eintritt in die Welt geſtorben, und das große Holzgeſchäft ruhte auf Mamas Schultern.

Recht peinlich für Hühnchen! Man hat doch ſozuſagen Bedürfnis nach dem Umgang mit teilnehmenden Menſchen, wenn man auch noch ſo jung iſt. Dieſes Bedürfnis wurde aber nie befriedigt. Ach ja, es iſt ein Kreuz, wenn man die Jüngſte iſt!

Hühnchen war zehn Jahre alt. Man ſah jetzt, daß ſie waſſerblaue Augen hatte, was man früher, ſolange ihr die Brauen faſt mit den dicken Bäckchen zuſammengewachſen waren, nie recht gemerkt hatte. Ja, Hühnchen hatte ſogar einen Zopf. Ein boshaftes, kleines Rattenſchweifchen, das gerade knapp über den Nacken reichte. Hühnchen mochte die Arme drehen wie ſie wollte — das Schweifchen ließ ſich nicht faſſen. Und um halb acht Uhr mußte ſie doch zur Schule! Zu Mama ging ſie nicht erſt — die war um dieſe Zeit auf dem Holzlagerplatz eifrig beſchäftigt. Alſo zu Schweſter Adda. Aber Adda war ein ausgewachſenes Fräulein, das „wahrhaftig Beſſeres zu tun hatte“. Wenn Karl juſt nicht mit dem linken Bein zuerſt aufgeſtanden war und außerdem nicht zu ſpät, ſo konnte es geſchehen, daß er Mitleid mit dem Hühnchen fühlte und den Zopf flocht. Er ſorgte aber, daß die Gefälligkeit nicht durch Gewohnheit zur Pflicht werde, indem er den Liebesdienſt öfter, als es nötig war, verweigerte. Dann blieb Hühnchen nichts übrig, als ein Verſuch in der Geſindeſtube. Freilich, der Köchin durfte ſie nicht kommen, aber das Stubenmädchen konnte nicht weinen ſehen und nahm das Hühnchen endlich zwiſchen die Knie, wenn erſt die Erwachſenen gefrühſtückt hatten.

So wuchs Hühnchen auf. Sie wuchs ſo raſch, daß die andern gar nicht merkten, wie ſie allmählich ein Backfiſch wurde. Auch ſie ſelber merkte es nicht, ſo jung und klein und überflüſſig kam ſie ſich vor. Sie zählte ja gar nicht recht mit. Bruno war ſchon längſt Advokat, verheiratet und doppelter Vater, Willy ſollte demnächſt den Holzhandel ſelbſtändig übernehmen und galt in den beteiligten Kreiſen als überreifer Ehekandidat, Adda als hoffnungslos ſpätes Mädchen, ja, es gab Mütter tanzender Töchterchen, die ſchon mit Karl rechneten.

Und Hühnchen war noch immer — das Hühnchen.

Die andern alle ſetzten ſich zuſammen, hielten Rat, entſchieden die Familienangelegenheiten, ſprachen von Kunſt, Politik, geſchäftlichen Konjunkturen — Hühnchen lief mit Brunos viel jüngeren Töchterchen draußen auf dem Lagerplatz um die Wette und flocht ihnen gelegentlich die Zöpfchen. Sie ſagten nicht mal „Tante“ zu ihr, die kleinen Kröten, ſo oft und ſo entſchieden ſie es auch verlangte, ſondern ganz einfach „Hühnchen“. — —

Eines Tages fand Mamas Schweſter, Frau Anna, daß es für Willy und Adda hoch an der Zeit ſei, zu heiraten. Wie ſie alles, was ſie in die Hand nahm, mit wahrem Fanatismus durchzuführen pflegte, ſo verfügte ſie auch jetzt ſofort, daß Willy auf Brautſchau zu fahren und Adda den Beſuch eines Freiers zu Hauſe abzuwarten habe. Sogar Karl wollte ſie mit etwas Weiblichem beglücken, wiewohl ſie ihm das Torpedobügeleiſen noch lange nicht vergeſſen hatte.

Wirklich — vierzehn Tage ſpäter traf zu Hühnchens unausſprechlichem Erſtaunen Beſuch ein: Herr Leo Radner aus Brod, Königlicher öffentlicher Notar und Witwer.

‚Warum der wohl gekommen ſein mag?‘ dachte Hühnchen bei ſich, denn ſeit ſie ſich erinnern konnte, war nie jemand zu Beſuch im Hauſe geweſen.

Der ganze Zuſchnitt des Lebens ward im Nu verändert. Man buk und briet, daß die Butter praſſelte, das feinſte Tiſchzeug wurde hervorgeholt, das Silber blitzblank geputzt. Die entfernteſte Verwandtſchaft ging aus und ein, kam zum Kaffee und Abendbrot und blieb bis ſpät in die Nacht. Hühnchen brauchte nicht lange zu ſinnen. Das Stubenmädchen, mit dem ſie längſt zarte Freundſchaftsbande angeknüpft hatte, verriet alles: Adda wird heiraten.

Adda wird heiraten! Von Stund an geriet Hühnchen in einen Zuſtand, den man ſeither noch nie an ihr bemerkt hatte: ſie wurde nachdenklich. Mit großen, runden Augen ging ſie umher, ſetzte ſich auf die einſamſten Balken des Lagerplatzes und bemühte ſich, die ſchuldloſe Kinderſtirn in die faltigſten Falten zu ziehen. So gelang es ihr, durch emſige, vergleichende Studien in der neueren Familiengeſchichte herauszubringen, daß Addas Heirat eigentlich recht verſpätet komme ... und daß ſie ſelber, Hühnchen, durchaus kein kleines Mädchen mehr ſei, ſondern ein richtiges Fräulein, dem junge Herren die Hand küſſen und den Hof machen ſollten ... ſollten! Hatte doch Erna Schreyer, die in der Schule um einen Jahrgang vorangeweſen war, ſchon ihren Bräutigam, und die jungen Damen ihrer Klaſſe durften ohne Ausnahme Bälle beſuchen!

Als die kleinen Nichtchen kamen, um mit Hühnchen zu tollen, fiel es dieſer nicht im Traume ein, ſich mit ihnen abzugeben. Als Mama für Hühnchen ein neues Kleid — zu Addas Hochzeit — beſtellte, wußte ſie es durchzuſetzen, daß es um eine gute Handbreit länger wurde, als urſprünglich geplant war. Schließlich erklärte ſie entſchieden, ſie heiße Julia und verbat ſich’s, fortan noch Hühnchen gerufen zu werden. Die Szene erntete aber nur einen Lacherfolg.

Das Kommen und Gehen, Beſuchen und Bewirten war bisher das reinſte Kinderſpiel geweſen gegen die große Schlacht, die ſich für den Sonntag vorbereitete. Das Dienſtperſonal wurde durch Anwerbung von Hilfskräften verdoppelt, tagelang roch man Schokolade und Vanille durchs ganze Haus. Adda ſchoß von der Küche ins Empfangszimmer und wieder zurück, verbrannte haufenweiſe getrocknete Blumen und Photographien — Mama war einfach überall.

Mittags ſchon traf eine Karawane unbekannter Angehöriger der Familie Radner aus Brod ein. Dem armen Hühnchen wirbelte der Kopf inmitten all der neuen Geſtalten. Keinem Menſchen fiel es ein, ſie förmlich vorzuſtellen. Bruno oder Mama nahmen ſie einfach beim Arm, zerrten ſie in einen Halbkreis ſitzender älterer Frauen und riefen: „Na — und das hier iſt unſre Jüngſte.“ Die Damen lächelten oberflächlich und ſagten: „So — ſo! Die Jüngſte!“ Dann zog ſich Hühnchen hilflos irgendwohin zurück, wo ſie niemand den Rücken zu kehren brauchte, immer in der Angſt, daß man ſie wieder einer Tante vorſchleifen würde.

In ſolch einer Ecke zwiſchen Vorhang und Pfeilerkaſten entdeckte ſie Fritzi Radner, Leos jüngerer Bruder.

Ihm ging’s in der großen, fremden Verſammlung nicht viel beſſer, wiewohl er als neugebackener Leutnant eigentlich einige Beachtung verdient hätte. Er näherte ſich Hühnchen mit geſenkten Augen. „Fräulein halten ſich immer hier am Orte auf?“ fragte er, um etwas zu ſagen.

„Ja,“ hauchte Hühnchen und wurde rot wie des Herrn Leutnants Scharlachkragen.

„Sie waren auch vorher immer hier?“

„Immer.“

„Hm.“

„Ja.“

Da rief irgend jemand, das Eſſen ſei angerichtet, die Geſellſchaft erhob ſich, und als es Doktor Elias Radner, einem bejahrten Weltmann, einfiel, der Dame des Hauſes den Arm zu bieten, wollten die andern Onkels an Lebensart nicht zurückſtehen und hängten ſich in je eine Tante ein, der Herr Leutnant nach einigem Beſinnen in das Hühnchen. Elias, der Salonlöwe, ſpielte ſich als Zeremonienmeiſter auf und gab die Parole aus: „Jugend voran!“ Hühnchen und der Leutnant mußten zu ihrer unausſprechlichen Verlegenheit den Zug eröffnen.

Beim Braten klopfte Bruno an ſein Glas und hielt eine längere Rede. Hühnchen riß die Augen auf, als Adda mir nichts dir nichts dem Notar aus Brod um den Hals fiel. Die andern ſchrien „hoch“ dazu, Mama zerdrückte etliche Tränen und Elias ſchlug Brüderſchaften vor. Man küßte einander, gratulierte und lachte hüben und drüben.

„Ihr zwei müßt nun auch!“ befahl Onkel Elias kategoriſch. Der Leutnant trank Hühnchen zu und auf Ja und Nein fühlte Hühnchen zwei Arme im Nacken und einen ſprießenden Schnurrbart unter der Naſe.

Hühnchen wäre am liebſten in die Erde geſunken, ſo verlegen war ſie. Das Unglück und Doktor Elias Radners Bosheit wollten es, daß alle auf ſie hinſahen; nun hörte das gutmütige Geſpött gar nicht mehr auf.

Am nächſten Morgen herrſchte wieder tiefe Stille im Hauſe; nur die kalten Schüſſeln des Mittagstiſches erinnerten noch an die Feſtlichkeit von geſtern. Hühnchen träumte im Wachen: eine brennende Liebe, der der Gegenſtand fehlt.

Es vergingen Wochen unaufhörlicher Zurüſtungen zur Hochzeit Addas; Schneiderinnen und Lieferanten gingen aus und ein. Hühnchen ſaß unberührt von dem Trubel draußen in der Sonne auf einem Balken, ſehnte ſich nach etwas und wußte nicht, wonach.

Eines Tages ſchneite wiederum der Leutnant ins Haus. Mama hieß ihn willkommen, im Grunde aber war man froh, als der ſtörende Gaſt mit Hühnchen verſchwand. Sie führte ihn durch die Stadt und in den Park hinaus, zeigte ihm, was es juſt zu ſehen gab, und erzählte dazu, was ſie wußte. Viel war es nicht. In einer ganz beſonders einſamen Allee blickte ſich der Leutnant um, ob niemand in der Nähe ſei, faßte Hühnchen an der Hand, dann aber verlor er wieder den Mut, und ſie gingen weiter. Hühnchen, unbefangen wie zuvor, denn ſie ahnte nichts — und Fritzi im Kampfe mit böſeren Abſichten.

Mit dem Zuge um vier Uhr mußte er weiter nach Brod fahren; Hühnchen brachte ihn zum Bahnhofe. Als er ins Coupé ſteigen wollte, ſahen ſie ſich in die Augen — zum erſtenmal. Durch Hühnchens Körper fuhr ein elektriſcher Schlag. Sie hätte faſt geweint. Er biß ſich auf die Lippen und ſtammelte: „Ich komme bald wieder.“ In Gedanken ſetzte er hinzu: ‚Und werde klüger und kühner ſein.‘ Von da an ging ihm das Hühnchen nicht mehr aus dem Sinn.

*

Hühnchen ſchwärmte. Wenn man ihr nur ein ganz klein wenig Beachtung geſchenkt hätte, würde man die große Veränderung an ihr bemerkt haben. Als die Nichten kamen und wieder einmal verſuchten, ſie zu einer Partie „Kochenſpielen“ zu veranlaſſen, koſtete ihr die Verweigerung der Teilnahme kaum einen Kampf.

„Sie meint, ſie ſei ſchon ein Fräulein,“ höhnten die Nichten. Hühnchen ſchwieg und wußte es beſſer.

Addas Hochzeitstag war in abſehbare Nähe gerückt. Mama, die Braut, Bruno und Willy rechneten die Kränzelpaare zuſammen. So viel ſie nachdachten, immer fehlte noch eins. Hühnchen paßte wie ein Schießhund auf, daß auch ihr Name fiele. Adda ließ ihn zuerſt verlauten, und Hühnchen warf ihr dafür einen unendlich dankbaren Blick zu. Nun fehlte noch ein Herr. Der Leutnant war ſchon vergeben.

Man erinnerte ſich eines Broder ledigen Schwagers und zog ihn und Hühnchen tagelang als drittes Kränzelpaar in Erwägung, bis Willy ein andres Arrangement vorſchlug: Hühnchen und Fritzi. Da jauchzte ſie im Innern auf und konnte die Nacht darauf vor Freude nicht ſchlafen.

Die Freude währte nicht lange. Als Hühnchen einmal von einer träumeriſchen Stunde auf dem Lagerplatz ins Wohnzimmer trat, fand ſie alle Beſchlüſſe umgeſtoßen. Der Leutnant ſollte eine Couſine von Brunos Frau zur Kirche führen, der vielgenannte Broder Schwager aber das arme Hühnchen.

„Nein, das mag ich nicht,“ ſagte Hühnchen mit dem unglücklichen Tonfalle ihrer Kinderjahre. Bruno erwiderte kurz angebunden, ſie werde nicht gefragt. Hühnchen drohte zu weinen, Mama legte ſich ins Mittel, und die frühere Zuſammenſtellung blieb in Kraft.

Acht Tage vor der Hochzeit kam der Leutnant, wie er’s verſprochen, wieder. Nun hatte erſt recht niemand Zeit für ihn, den überflüſſigen Backfiſch ausgenommen. Sie gingen wie damals auf den Stadtgarten zu, beide einſilbig und zögernd.

Im Stadtgarten wandte ſich Hühnchen entſchloſſen nach links, wo es ſo einſam iſt. Je näher ſie der dunkeln Schattenhalle kamen, deſto höher ſchwoll Fritzis freudige Erregung. Da, am Eingange, trafen ihre Augen zuſammen. Hühnchen hatte ſich’s ſo lange gewünſcht, mit Fritzi allein zu ſein, ein Wort der Liebe zu hören — jetzt, da ſie in ſeinem Blicke den Vorſatz der Erklärung las, wich ſie beſtürzt aus.

„Nicht dahin!“ ſagte ſie.

„Bitte, bitte, gehen wir doch,“ bat er herzbeweglich und faßte ſie unter den Arm.

Hühnchen folgte furchtſam der ſanften Führung. „Gott, wenn uns jemand ſähe!“

Beim Fiſchfang. Nach einer Naturaufnahme von Joſeph Valla

Dann ſchritten ſie ſchweigend weiter. Sie traten in eine Niſche, blieben ſtehen, er bog ihr leiſe den Kopf zurück und ſie widerſtrebte nicht.

Hoch beglückte Hühnchen ihr erſtes, teures Geheimnis. Der Gedanke, daß die Geſchichte ihrer Liebe doch viel ſchöner und reicher ſei als die der Schweſter Adda, machte ſie ſtolz. Immerfort verglich ſie ſich mit Adda und Fritzi mit ſeinem älteren Bruder. Der Vergleich fiel in allen Stücken ſehr zu ihren Gunſten aus.

Sie gingen aus dem Stadtgarten nach Hauſe. Fritzi wurde, ſo glücklich es ihn machte, ein wenig unruhig darüber, daß Hühnchen ſich ſo gar nicht ſcheue, Arm in Arm mit ihm zurückzugehen. Als ſie ſich den belebteren Straßen näherten, ließ er ſie ſchüchtern frei. Sie ſagte nichts, wunderte ſich aber ein wenig.

„Und wann — wann ſprichſt du mit Mama?“ fragte ſie plötzlich.

Er war wie aus den Wolken gefallen. Ihm war es gar nicht ſo bitter ernſt geweſen. An was andres, als ſein Hühnchen ſehr lieb zu haben, ſo lieb wie damals in der Akademie die Elly und die Thereſina und — und die andern, hatte er gar nicht gedacht, nicht einmal im Traume. Jetzt griff er die Idee Hühnchens, daß ſie einander wirklich und wahrhaftig heiraten ſollten, mit Begeiſterung auf, fand ſie einfach göttlich und beſchloß, ſie womöglich auszuführen.

„Mit Mama werde ich noch heute ſprechen,“ rief er großartig.

Für Hühnchen war Fritzis Entſchluß das natürlichſte Ding der Welt. Küſſen und Verloben, das war ſo ſelbſtverſtändlich eins, daß ſie ſich’s anders gar nicht vorſtellen konnte. Erna Schreyer, die ihr in der Schule um eine Klaſſe voraus geweſen, war nun ſchon Frau — warum alſo ſie nicht? Reſolut, eine echte Tochter ihrer Mutter, ſetzte ſie gleich feſt, wie die Werbung zu erfolgen habe: ſie würde die Ihren vorbereiten, dann tritt Fritzi ein, erklärt, ohne das Hühnchen nicht leben zu können, und dann ...

„Wenn aber Mama nein ſagt?“ wandte Fritzi ein, dem doch Zweifel aufſtiegen.

„Warum ſollte ſie? Sie hat bei Adda und deinem Bruder auch eingewilligt!“

Nun ward auch der Leutnant wieder zuverſichtlich, und ſie gingen Arm in Arm und freuten ſich, wenn ſie Bekannte erſtaunt grüßten und ſich nach ihnen umſahen.

Es traf ſich herrlich. Daheim tagte wieder einmal der große Familienrat mit allen, auch den entfernteſten Verwandten. Ein Möbelhändler war ebenfalls dabei. Hühnchen bemerkte ihn nicht einmal, als ſie, zum Platzen voll von Wagemut, mit der Tür ins Haus fiel: „Mama, Fritzi iſt draußen und wird gleich hereinkommen.“

„Das Zimmer iſt offen,“ erwiderte Mama gleichmütig.

„Er wird dich um meine Hand bitten.“

Nach einem Augenblick allgemeinen Nichtverſtehens rief der Aelteſte, Bruno: „Biſt du toll, Hühnchen? Fritzi wird um deine Hand bitten?“

„Ja, wozu denn?“ fragte Willy lachend.

„Er will, daß ich ſeine Frau werde,“ gab Hühnchen zurück, ohne ſich im mindeſten aus der Faſſung bringen zu laſſen. Im Gegenteil! Jetzt erſt recht! Sie hatte es ſchon lange ſatt, die Jüngſte zu ſein.

Adda, Willy, Bruno, Mama, die Tanten, die Onkels, der Möbelhändler — alle wechſelten Blicke und wollten vielleicht zu reden beginnen, aber ſie kamen gar nicht dazu. Leutnant Fritzi Radner klirrte herein, als gelte es einen Regimentsrapport, und brachte, indes ihn Hühnchen mit bewundernden Augen anſah, kurz und kernig ſeine Bitte vor.

„Was fällt dir denn ein, Fritzi?“ ſagte Mama. — „Aber keine Spur! Unmöglich!“ rief Bruno. — „Seht mal her! So was!“ lachte Willy. — „Iſt denn heute alles närriſch?“ ſchalt Adda.

Hühnchen überfiel plötzlich die Bangigkeit, ſie ſah ihr liebes Luftſchloß wanken: „Wenn ich ihn aber gar ſo gern habe!“ jammerte ſie, und da flog des Leutnants Kappe in die Ecke, und die unglückſeligen Menſchenkinder umarmten ſich im Angeſichte der Verſammelten — der entfernteſten Verwandtſchaft und des Möbelhändlers.

Tiefes Schweigen. Dem Manne mit den Möbeln winkten neue Beſtellungen. „Warum eigentlich nicht?“ fragte er luſtig.

Das war das erlöſende Wort. Mama hielt Bruno, der dazwiſchenfahren wollte, zurück und Willy wiederholte: „Warum eigentlich nicht?“ Adda zuckte reſigniert die Achſeln: „Warum eigentlich nicht?“

Tante Anna begann zu ſchluchzen — ein deutliches Zeichen für eine herannahende Verlobung. Bruno grollte: „Ihr ſeid doch noch Kinder!“

„O, wir werden warten!“ jubelten die beiden. Man konnte es ja ſchon mit Händen greifen, daß ſie gewonnen hatten.

Literatur

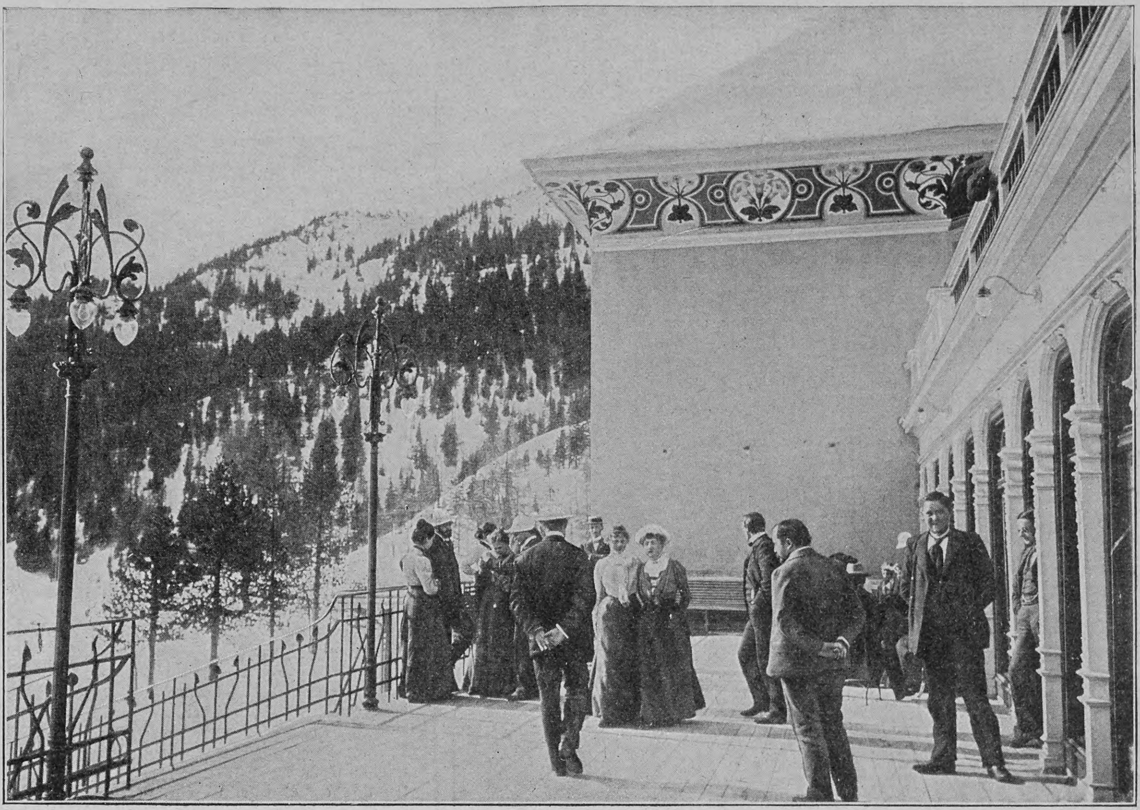
Das Vorjahr, das für „Grillparzers Werke“ den Ablauf der geſetzlichen Schutzfriſt bedeutete, hat begreiflicherweiſe mancherlei Neuausgaben dieſes Klaſſikers gezeitigt, unter denen die von der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart herausgegebene einbändige (Preis 3 Mark) die billigſte genannt werden darf. Auch das Bibliographiſche Inſtitut in Leipzig hat ſeinen mit Recht geſchätzten Klaſſiker-Ausgaben jetzt einen „Grillparzer“ in fünf Bänden eingegliedert, der, von Dr. Rudolf Franz herausgegeben, zum Geſamtpreis von 10 Mark unlängſt zu erſcheinen begonnen hat. Dem Prinzip folgend, das für die Klaſſiker-Ausgaben des genannten Verlagshauſes bislang geltend war, ermöglicht es dieſe neue Grillparzer-Ausgabe durch einen umfangreichen Anhang von Anmerkungen und Lesnoten der Entſtehung und der Weiterentwicklung der einzelnen Werke in den Handſchriften u. ſ. w. nachzugehen. Die 64 Seiten umfaſſende Einleitung des erſten Bandes macht den Leſer unter Berückſichtigung auch erſt jüngſt erſchloſſener Quellen mit den Lebensſchickſalen des Dichters bekannt. Die weiteren Bände ſollen in raſcher Folge erſcheinen.

— In der deutſchen Literatur der letzten Jahre hat ſich eine gewiſſe Abwendung von der Bühne bemerkbar gemacht. Die Kunſtform, an die ſich wirklicher Fortſchritt und echter Erfolg knüpfen, iſt heute nicht mehr das Drama, ſondern der Roman. Freilich iſt auch hier nicht jeder ernſte, ehrliche Verſuch zugleich eine im vollen Sinne künſtleriſche Tat; aber die Zahl der neuen Romane, denen wir echten Kunſtwert und damit ein Fortleben ihrer Wirkung glauben zuſprechen zu ſollen, iſt doch verhältnismäßig keine geringe. Und zu dieſer Zahl gehört auch Wilhelm Hegelers „Paſtor Klinghammer“ (Berlin, Egon Fleiſchel & Co.; Preis 6 Mark). Als eine ſtarke, hochſtrebende Künſtlernatur iſt Hegeler ſchon von ſeinen früheren Werken her bekannt; aber im „Paſtor Klinghammer“ hat er doch wohl ſein Meiſterſtück gegeben. Rein ſtofflich betrachtet, variiert der Roman das uralte Thema der feindlichen Brüder, und auch er läßt den Konflikt gipfeln im Brudermord, den hier freilich Abel an Kain begeht, der jüngere, zart angelegte, viele Jahre lang unterdrückte Bruder an dem älteren, brutal-kräftigen, der ihm, wie einſt den Frieden der Kindheit, nun das Glück der Ehe zerſtören wollte. Aber nach ſeinem eigentlichen Inhalt iſt „Paſtor Klinghammer“ ein Entwicklungsroman: wie die edle, aber ſchwache, mißhandelte, mit düſteren Traditionen belaſtete Seele des Pfarrers durch inneres Irregehen und ſchwere Schuld geneſt zu befreiender Buße und kräftigerem Erfaſſen des Lebens. Mit untrüglicher Sicherheit iſt dieſe Geſtalt, aber nicht minder jede andre der neben ihm auftretenden Perſonen erfaßt und durchgeführt: vor allem Marianne, die Frau des Paſtors, und ſein Freund und Amtsbruder Erbslöh. So rein und edel wirkt die Klarheit und Vertiefung, mit der die Charaktere und Probleme entwickelt ſind, daß das ſtark Naturaliſtiſche mancher Szenen dadurch hoch über das abſtoßend Stoffliche erhoben ſcheint; und in der Schilderung der Gewiſſensqualen, von denen der zum Brudermörder gewordene Pfarrer gefoltert wird, reicht der Dichter an die gewaltige Kraft heran, mit der ein Doſtojewski und Tolſtoj ſolche Seelenzuſtände geſtaltet haben, während uns zugleich das Sichdurchringen zum Geſtändnis und zur Selbſtbefreiung in dem deutſchen Roman vielleicht noch menſchlicher und verſtändlicher anmutet, als die nur aus der ſlawiſchen Pſyche heraus ganz zu begreifenden Buß- und Bekenntnisausbrüche in „Schuld und Sühne“ und den „Mächten der Finſternis“.

Notizblätter

Winter im Hochgebirge

Als Goethe im September 1779 in Begleitung des jungen Herzogs Carl Auguſt eine Reiſe in die Schweiz unternahm, galt es noch für gefährlich, ſich den eisgepanzerten Gebirgsrieſen zu nahen, wenn der kurze Sommer vorübergeflogen und Nebel und Schnee den Eintritt zu den einſamen Tälern zu verwehren ſchienen. Lange Zeit überlegte die kleine Reiſegeſellſchaft in Genf, ob ſie es wagen ſollte oder nicht, einen Vorſtoß in das Chamounixtal zu machen und bis an den Fuß des „Königs der Berge“, des Montblanc, vorzudringen. Man befragte endlich die Autorität der Genfer Univerſität, den Profeſſor Sauſſure, der als erſter 1787 nach dem Führer Balmat ſeinen Fuß auf den höchſten Gipfel der Alpen ſetzte, und erſt als dieſer die Reiſe für völlig ungefährlich erklärt hatte, brachen der Herzog und der Dichter auf, um in der hehren Natur des Hochgebirges ihre Seelen vom Sturm und Drang einer wilden Jugendzeit geſund zu baden. Man darf ſich über dieſe Bedenken nicht wundern, denn jahrhundertelang hatte man überhaupt die Hochgebirge gemieden und nur die Schönheit der Hügellandſchaft gewürdigt. Petrarka war einer der erſten, der bewußt, aber noch mit innerem Zweifel ob ſolch unheiligen Vergnügens, die hehre Landſchaft vom Mont Ventoux aus genoß, und erſt als Rouſſeau mit der Loſung, auf den Bergen wohne die Freiheit, das Waadtland durchwanderte, war die Begeiſterung für die Alpen in weitere Kreiſe gedrungen. Wie anders ſtellt ſich heute das Bild dar! Auch im ſtrengſten Winter werden die Kurorte in der Schweiz nicht leer von Beſuchern, geſunden und kranken, und in manchen Zentren, wie in Davos und im Engadin, entwickelt ſich ein reges Leben und Treiben. Was man im Sommer im Gebirge oft vergebens ſucht, hat man im Winter beinahe ohne Unterbrechung: Sonne und Klarheit. Wenn drunten ſich dichte Nebel über Stadt und Land breiten, lacht in den Höhen die helle Sonne über den weiten Schneeflächen. Die Temperatur iſt zuweilen erſtaunlich hoch und geſtattet einen Aufenthalt im Freien wie in der beſten Jahreszeit. Das iſt das rechte Wetter für ſportliche Uebungen aller Art. Die angegriffene Geſundheit der Erholungsbedürftigen, die früher durch den Aufenthalt im ſüdlichen Klima verweichlicht wurde, ſtählt ſich wieder in der reinen, klaren Winterluft in der Höhe. Aber nur ſo lange dauert das Leben und Treiben, als das Tagesgeſtirn am Himmel ſteht, ſobald es hinter die Felswände hinabtaucht, ſinkt das Thermometer rapide, alles flieht unter Dach und Fach, und Stille und Einſamkeit breitet ſich allmählich wieder über die winterliche Alpenwelt.

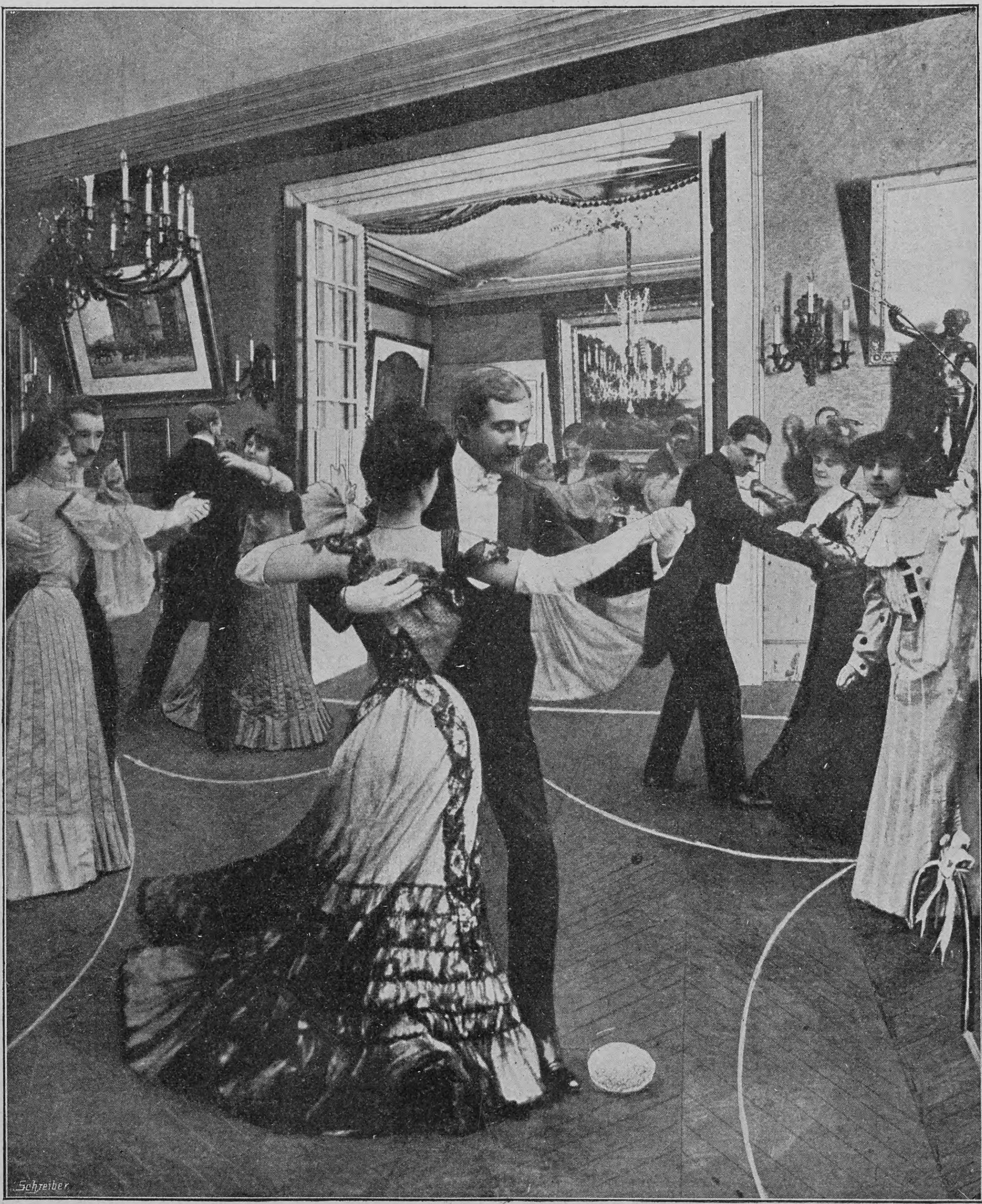


Phot. A. Krenn, Zürich

Winter im Hochgebirge: Ein ſonniger Nachmittag auf einer Hotelterraſſe in Aroſa (Graubünden)

Sport im Ballſaal

Mit den neuen amerikaniſchen Tänzen, die ſchnell bei uns beliebt geworden, da ſie etwas Abwechſlung in die überkommenen Formen unſrer Rundtänze brachten, dringt jetzt auch der Sport in den Ballſaal ein. Wir führen heute unſern Leſern die bildliche Darſtellung einer ſolchen neuen Salonunterhaltung vor, die eine anmutige Verbindung von Spiel und Tanz darſtellt und jetzt von Amerika über Paris ihren Einzug in Europa hält. Was bedeutet nun überhaupt der Boſton-Ball? — Das wird jedenfalls die erſte Frage unſrer Leſer und Leſerinnen ſein, wenn ſie auch den graziöſen Tanz „Boſton“ ſelber ſchon kennen. Die Vorbereitungen für das Boſton-Ballſpiel erfordern keinen großen Aufwand. Ein gewöhnlicher Tanzſaal genügt vollkommen dafür; er braucht gar nicht mal ſo beſonders groß zu ſein. Man zeichnet auf den Fußboden ein Rechteck, ſodann im Innern des Rechtecks ſechs Kreisbögen, die ſich gegenſeitig berühren, und zwar ſo, daß auf die beiden Schmalſeiten des Rechtecks je einer, auf die Langſeiten je zwei Kreisbögen kommen. Im Innern bleibt alſo ein freier Raum. Auf die Mitte der beiden Schmalſeiten ſtelle man einen Bogen oder ein Tor, etwa viermal ſo groß als die Tore, die man gewöhnlich zum Croquetſpiel gebraucht, lege in die Mitte des inneren freien Raumes einen großen Ball, und das Spiel kann beginnen! Sechs Paare bilden zwei feindliche Parteien und ſtellen ſich ſo in den Kreisbögen auf, daß die drei zuſammengehörenden Paare den Kreisbogen vor der Schmalſeite des Rechtecks und die beiden angrenzenden beſetzen. Die Muſik ſetzt ein, und die Paare tanzen in dem ihnen angewieſenen Raum den bekannten Boſton-Tanz. Da ertönt ein Signal des Orcheſters, und zwei Paare, die vorher beſtimmt ſind, verlaſſen ihren Platz und avancieren — natürlich immer im Tanzſchritt — gegen den in der Mitte liegenden Ball. Welches Paar den Ball zuerſt berührt, beginnt die Partie, und das andre kehrt auf ſeinen Platz zurück. Nun hat dies Paar die Aufgabe, den Ball beim Tanze vor ſich her zu treiben und ihn ſchließlich durch das Tor der feindlichen Partei zu ſtoßen. Gelingt ihm das, ſo markiert ſeine Partei einen Point, und das Spiel beginnt von neuem. Natürlich verläuft die Partie nicht immer ſo glatt; wenn nämlich ein ſchlecht gezielter Stoß den Ball in einen Kreisbogen, der einem Paare der feindlichen oder auch der befreundeten Partei gehört, dirigiert hat, ſo übernimmt das betreffende Paar das Spiel und das andre kehrt auf ſeinen Platz zurück. Dabei darf der Tanz ſelbſt keinen Augenblick unterbrochen werden. Vielleicht verſucht ein Leſer oder eine Leſerin dies amüſante und graziöſe Spiel auch in die deutſchen Ballſäle einzuführen.



Ein neuer Sport im Ballſaal: das Boſton-Ballſpiel

Bühne

Das von dem Altonaer Stadttheater zum erſtenmal gegebene vieraktige Studentenſtück „Die Markomannen“ von Arnold Straßmann errang einen ſtarken Erfolg, der auch nicht unverdient war, da der Verfaſſer zweifellos darin ein beachtenswertes Talent bekundet. Daneben zeigen ſich vorläufig allerdings noch mancherlei dilettantiſche Schwächen des Anfängers, auch iſt die Tendenz des Stückes nicht frei von Einſeitigkeit, indem bei der Schilderung ſtudentiſchen Treibens ausſchließlich die Auswüchſe und ſchädlichen Seiten des Korpsſtudententums in grelle Beleuchtung gerückt werden, wogegen der lobenswerte und erzieheriſch wertvolle Grundgedanke dieſer Inſtitution nur flüchtig geſtreift wird.

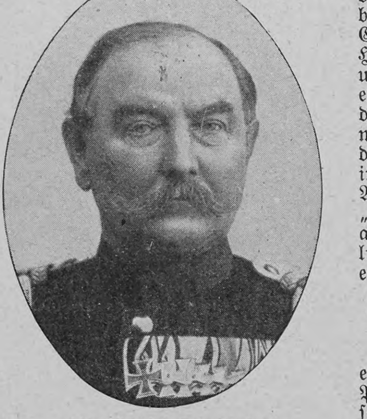
— Im Hamburger Thalia-Theater machte Georg Engels’ fein abgetöntes Milieuſtück „Im Hafen“, bei dem religiöſe Motive den Untergrund der Handlung bilden, bei der Premiere einen tiefen Eindruck. Es ſpielt in einem kleinen Hafendorf an der Oſtſee und verſetzt uns im erſten Akt in die Wohnung des Großfiſchers Clas Drühs und ſeiner Frau Hedwig, deren Pflegebruder und Jugendgeliebter Heinrich nach beſtandenem Ingenieurexamen, ganz von neuzeitlichen Ideen erfüllt, in das ſtille Dorf zurückkehrt. Er ſieht, daß die junge Frau ſich recht unglücklich fühlt an der Seite des ekſtatiſch frommen, beſchränkten und ihr innerlich ganz fernſtehenden Mannes. Clas aber wird von Eiferſucht gefoltert und erzwingt von Hedwig einen Eid bei Chriſtus und dem Haupte ihres Kindes, daß ſie nie etwas mit Heinrich gehabt habe, noch jemals haben werde. Die Liebe iſt aber ſtärker als alle Eidſchwüre, und Hedwig erliegt dem Drängen des Verführers. Als Clas aus Heinrichs Munde, der die Geliebte für ſich reklamiert, den Treubruch ſeiner Frau erfährt, bricht ſein Glaube, der ihm bisher ein feſter Halt geweſen, zuſammen. Halb in geiſtiger Verwirrung, ſtürzt er ſich mit ſeinem Töchterchen ins Meer.

Kaiserin Eugenie in Paris

Phot. F. P. Fiſcher, Paris

Kaiſerin Eugenie beim Begräbnis der Prinzeſſin Mathilde Bonaparte

Bei der Leichenfeier für die Prinzeſſin Mathilde Bonaparte (vergl. Nr. 17), die am 7. Januar in der kleinen Kirche zu St. Gratien ſtattfand, waren u. a. die Prinzeſſin Clotilde, die Herzogin von Aoſta, Prinz und Prinzeſſin Joachim und Eugen Murat, Graf Prinoli, der italieniſche Botſchafter Tornielli und der deutſche Botſchafter Fürſt Radolin zugegen. Vor allem aber erregte allgemeine Aufmerkſamkeit die ehemalige Kaiſerin Eugenie, die neben der Prinzeſſin Clotilde, Mutter der Prinzen Viktor und Louis Bonaparte, auch viele Stunden am Krankenbett ihrer ſterbenden Verwandten zugebracht hatte. Die ſchmerzgeprüfte Witwe des dritten Napoleon, die am 5. Mai 1829 zu Granada geborene Tochter des Grafen von Montijo und Herzogs von Peñeranda, einſt die ſchönſte und ſtolzeſte unter allen gekrönten Frauen ihrer Zeit, iſt ſeit Jahren ſchon eine tiefgebeugte Greiſin mit ſchneeweißem Haar und körperlich wie geiſtig vollſtändig gebrochen. Den Pariſern iſt ſie keine Fremde, da ſie faſt alljährlich im Frühjahr oder im Herbſt auf der Fahrt von oder nach ihrer Beſitzung am Kap Martin einige Tage in der franzöſiſchen Hauptſtadt zu verweilen pflegt. Für gewöhnlich nimmt aber die dortige Preſſe, auch die monarchiſtiſche, nur wenig Notiz von ihrer Anweſenheit, den Wunſch der entthronten Herrſcherin, ſo unbeachtet als möglich zu bleiben, erfüllend. Auf dem halbwegs zwiſchen Monte Carlo und Mentone in das blaue Mittelmeer hineinragenden Kap Martin hat ſie ſich mitten im Walde eine nach Süden zu gelegene Villa erbauen laſſen, die ſie mit dem griechiſchen Namen von Korſika, „Kyrnos", benannte. Hier pflegt ſie ſonſt zu weilen, ſolange die rauhe Jahreszeit ſie aus England und der Nähe ihrer dort in Farnborough Hill ruhenden Toten verbannt. Wer die vereinſamte Frau erblickt, die das launenhafte Geſchick einſt mit allen Herrlichkeiten überhäufte, um ihr dann grauſam und erbarmungslos alles wieder zu entreißen, den gemahnen die faltigen Züge der Greiſin mit den tief in ihren Höhlen liegenden Augen an Dantes Verſe: „Kein größerer Schmerz, als im Unglück ſich glücklich-heiterer Zeiten zu entſinnen!"



Oberſt Liederwald †

Oberst Liederwald †

Vor kurzem verſtarb eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten des deutſchen Heeres, einer der wackerſten Mitkämpfer der letzten Kriege, deſſen Lebenslauf beſonders bemerkenswert iſt, da er zu den wenigen gehört, die als Unteroffiziere ins Feld zogen und vor dem Feind zu Offizieren befördert wurden. Es war vor Düppel im Jahre 1864, als Liederwald, deſſen Bildnis wir heute zu bringen in der Lage ſind, als Feldwebel der 1. Kompagnie des 5. Weſtfäliſchen Infanterieregiments Nr. 53 wahre Heldentaten verrichtete. Durch eine Granate betäubt, ſtürzte er angeſichts der ſtark gelichteten Kompagnie zuſammen, erhob ſich aber bald wieder, rangierte die Mannſchaften, und weiter ging es wie auf dem Exerzierplatze. Für ſeine Kaltblütigkeit, die außerordentlich weſentlich zum Erfolge des Tages beitrug, erhielt er das Militärehrenzeichen I. Klaſſe und wurde zum Leutnant befördert. Im 53. Regiment machte er den Feldzug der Main-Armee mit und zeichnete ſich bei Kiſſingen aus. Später wurde er Bezirksadjutant in Gräfrath und machte im Infanterieregiment Nr. 28 den Krieg von 1870/71 mit, wo er bei Bapaume ſich wiederum ſo auszeichnete, daß er das Eiſerne Kreuz I. Klaſſe erhielt. Später wurde er Hauptmann und Bataillonskommandeur im 4. Grenadierregiment, hierauf Bezirkskommandeur in Braunsberg und erhielt 1895, am Jahrestage von Bapaume, den Charakter als Oberſt. Jetzt iſt mit ihm der Beſten einer dahingegangen.

Das neue Reichstags-Präsidialgebäude in Berlin

In der Sommerſtraße zu Berlin erhebt ſich das neue Reichstags-Präſidialgebäude, das jetzt fertig und bereits von dem Reichstagspräſidenten Wirklichen Geheimen Rat Graf Balleſtrem bezogen worden iſt. Der Bau iſt nach den Plänen Wallots ausgeführt und läßt auch in der Architektur ſeiner vornehmen Fronten monumentale Anklänge an das gegenüberliegende Reichstagsgebäude desſelben Meiſters erkennen. Im Innern ſind die Feſträume im erſten Stock: Empfangszimmer, Bibliothek, Muſikzimmer, Feſtſaal, Speiſe- und Tanzſaal in Verbindung mit dem prächtigen Treppenhauſe von einer großen künſtleriſchen Geſamtwirkung. Auf den gewundenen Stufen der breiten Treppe aus griechiſchem Marmor gelangt man zu dem geräumigen, mit Säulen geſchmückten Vorplatz, auf den das in florentiniſcher Art gehaltene Empfangszimmer ſich öffnet. Die Ecke der Sommerſtraße und des Reichstagsufers nimmt das in hellen Tönen gehaltene Muſikzimmer ein. Den ganz mit Marmor bekleideten Feſtſaal zieren zwei prächtige Kamine aus demſelben Material. Zwei kleinere Kabinette von gleicher Tiefe und Ausſtattung ſind dem Hauptraum angegliedert und mit ihm außer durch je zwei offene Prachttüren durch die volle Durchbrechung der Flächen oberhalb der Kamine verbunden. Der für mehr als hundert Perſonen ausreichende Speiſeſaal iſt durch das ſchöne Getäfel der Wände mit ihren reichen Schnitzereien von harmoniſcher, behaglicher Wirkung, in die durch den feinen Farbenſchmuck der Deckenbalken etwas Feſtliches hineingetragen wird. Der Tanzſaal iſt ein langgeſtreckter, überwölbter Raum, deſſen elektriſche Beleuchtung ſo angeordnet wurde, daß das Mittelfeld der Decke für ein großes Gemälde frei bleibt. Die Wände bekommen hohe Paneele in ausgeſucht ſchönen Hölzern von reicher Maſerung, oberhalb deren dekorative Darſtellungen in Plaſtik oder Malerei ihren Platz erhalten werden. Der Bureaudirektor des Reichstags, Geh. Rat Knak, bewohnt das Erdgeſchoß, während das zweite Stockwerk dem Präſidenten eingeräumt wurde.

Karl Alfred von Zittel †

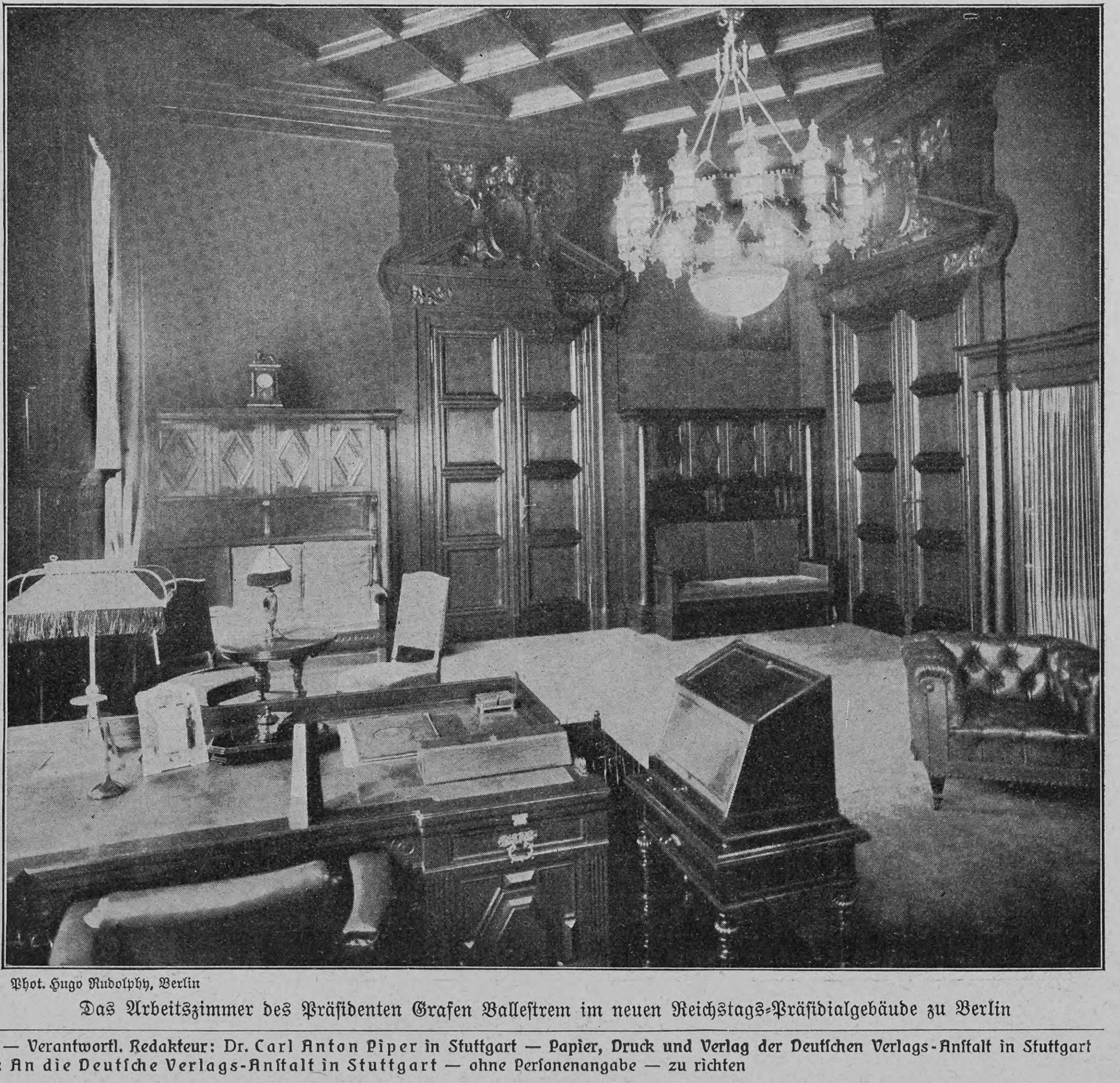
Einen ſchweren Verluſt hat die deutſche Wiſſenſchaft erlitten durch den am 5. Januar erfolgten Tod des berühmten Paläontologen der Münchener Univerſität und Präſidenten der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften, Geheimrat Profeſſor Dr. Karl Alfred von Zittel. Er war am 25. September 1839 zu Bahlingen im ſüdlichen Baden als Sprößling eines bekannten Theologengeſchlechts geboren, ſtudierte in Heidelberg und Paris Geologie und Paläontologie und trat dann zunächſt als Volontär bei der Geologiſchen Reichsanſtalt in Wien ein. 1863 habilitierte ſich Zittel an der Wiener Univerſität und nahm die Stelle eines Aſſiſtenten am Hof-Mineralienkabinett (dem jetzigen Naturhiſtoriſchen Hofmuſeum) an. Noch in demſelben Jahre kehrte er aber, einem Rufe als Ordinarius für Mineralogie, Geognoſie und Petrefaktenkunde am Polytechnikum in Karlsruhe folgend, in ſeine Heimat Baden zurück. Im Herbſt 1866 wurde er nach München berufen auf den durch Albert Oppels Tod erledigten Lehrſtuhl für Paläontologie an der dortigen Hochſchule, der er ſeitdem ununterbrochen angehört hat. Zur vollen Würdigung gelangte Zittels Name in der wiſſenſchaftlichen Welt, als er im Jahre 1873/74 als Teilnehmer der Rohlfsſchen Expedition nach Aegypten und der libyſchen Wüſte deren Ergebniſſe in wahrhaft vorbildlicher Weiſe wiſſenſchaftlich bearbeitete. Gleichzeitig mit ſeiner Berufung an die Univerſität wurde er Konſervator der paläontologiſchen Staatsſammlung in München. Nachdem er einen ſehr ehrenvollen Ruf nach Göttingen abgelehnt hatte, wurde ihm 1880 die Geologie als weiteres Lehrfach übertragen, und 1890 wurde er nach Schafhäutls Tode auch zum Konſervator der geologiſchen Staatsſammlung ernannt. Im Juni 1899 wurde Zittel als Nachfolger Pettenkofers Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, der er ſeit 1869 als außerordentliches, ſeit 1875 als ordentliches Mitglied angehörte, und Generalkonſervator der wiſſenſchaftlichen Staatsſammlungen. Von ſeinen zahlreichen wiſſenſchaftlichen Werken iſt an erſter Stelle zu nennen ſein vierbändiges „Handbuch der Paläontologie", anerkanntermaßen das hervorragendſte Lehrbuch dieſer Wiſſenſchaft; dann die Abhandlungen über die foſſilen Schwämme, Studien über die Grenzſchichten der Jura- und der Kreideformation, über den geologiſchen Bau der libyſchen Wüſte u. ſ. w. Mit gewandter Feder wußte er auch auf weitere Kreiſe belehrend durch populäre Schriften zu wirken, unter denen ſein Buch: „Aus der Urzeit, Bilder aus der Schöpfungsgeſchichte" den erſten Preis verdient. Ferner beteiligte ſich Zittel an der geologiſchen Aufnahme Badens und gab die Fachzeitſchrift „Palaeographica" heraus. Durch ſeinen Einfluß iſt aus der Münchener Hochſchule ein Mittelpunkt der geologiſchen und paläontologiſchen Studien geworden; ebenſo wie als Gelehrter erfreute ſich der Verſtorbene als Menſch der allgemeinſten Hochachtung und Verehrung, und ſein Hinſcheiden hinterläßt eine ſchwer auszufüllende Lücke.

Phot. Friedr. Müller, München

Prof. Dr. Karl Alfred von Zittel †

Totenschau

Felix Kanitz, bekannter Forſchungsreiſender und Ethnograph, 75 J., 6. Jan., Wien. — Ingenieur Dr. Friedrich v. Hefner-Alteneck, Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, 59 J., 7. Jan., Berlin. — Geh. Regierungsrat D. Hermann Polte, Provinzialſchulrat, 69 J., 7. Jan., Poſen. — Hippolyte Marinoni, bekannter Erfinder und Zeitungsverleger, 80 J., 7. Jan., Paris. — Oberſt Guſtav Tivé, letzter Ritter des im belgiſchen Freiheitskriege geſtifteten Eiſernen Kreuzes, 99 J., 8. Jan., Lüttich.



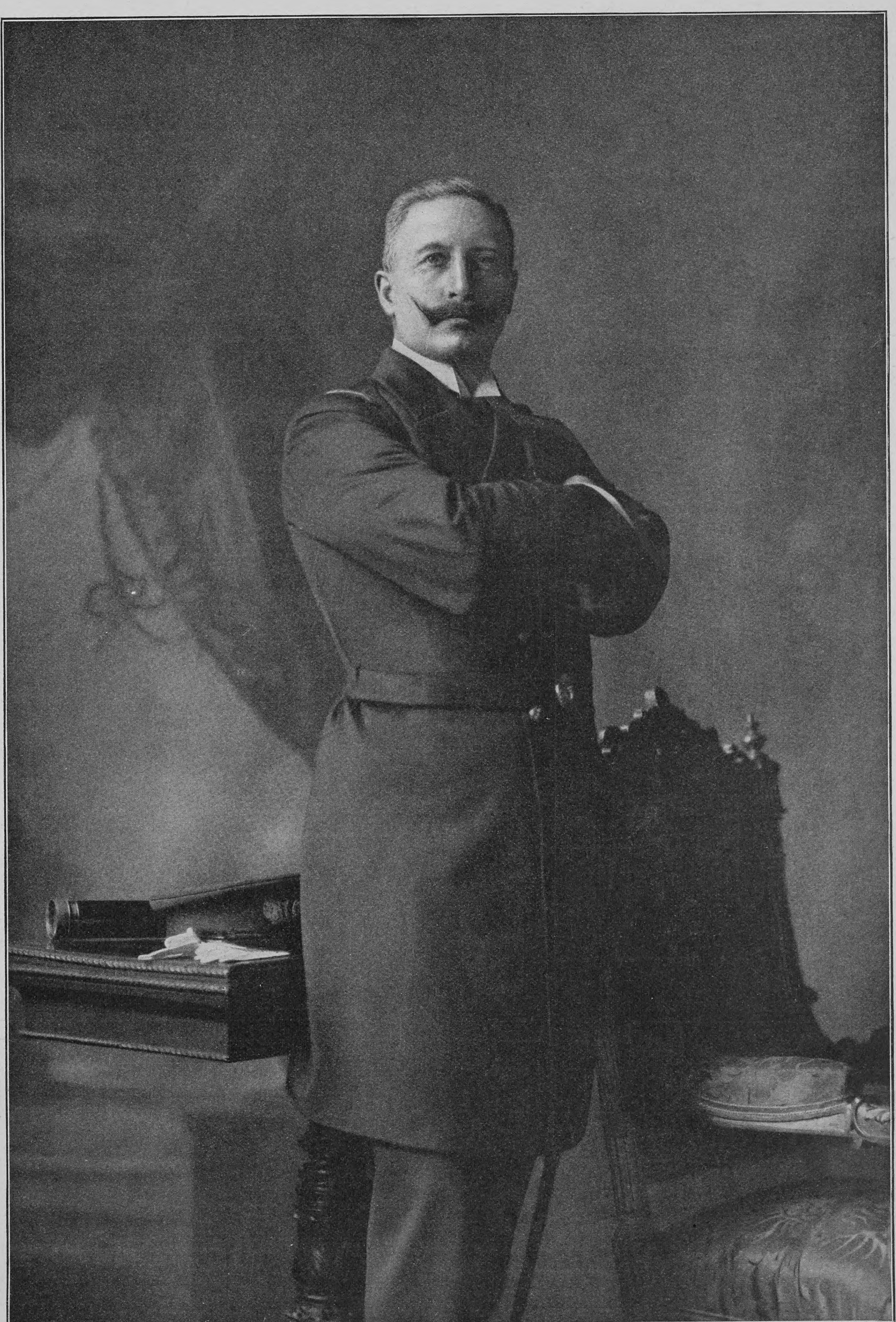
Phot. Hugo Rudolphy, Berlin

Das Arbeitszimmer des Präſidenten Grafen Balleſtrem im neuen Reichstags-Präſidialgebäude zu Berlin

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 18



Kaiſer Wilhelm in der Uniform eines däniſchen Admirals

Nach der neueſten Aufnahme von T. H. Voigt, Hofphotograph in Homburg v. d. H. und Frankfurt a. M.

Literatur

Am Oſtufer eines Sees in einem ausgedehnten Moorgrunde Bayerns, den fern im Süden ein Kranz himmelanſtrebender Berge umzieht, liegt „Das Schloß im Moor“, von deſſen Bewohnern Arthur Achleitner in ſeinem neueſten Roman (Berlin, Gebr. Paetel) erzählt. Dagobert Triſtner hat den ehemaligen Fürſtenſitz Schloß Ried angekauft und in eine große Brauerei umgewandelt. Seine Witwe wird von dem traurigen Geſchick unheilbarer Erblindung heimgeſucht; ihr junger Sohn Theo hat die Leitung des großen Betriebes übernommen, erweiſt ſich dieſer Aufgabe aber noch keineswegs gewachſen, und die Tochter Olga langweilt ſich in der ländlichen Stille und Einförmigkeit. Die Unerfahrenheit und recht weitgehende Argloſigkeit der Geſchwiſter ſuchen zwei Hochſtapler, von denen der angebliche Herr von Wurm-Hohenſteinbach ſich auch noch einer ſehr gewandten weiblichen Hilfskraft bedient, auszubeuten; da der eben Genannte aber ſich natürlich alsbald gegen den unwillkommenen Wettbewerber, den Pſeudobaron Hohenberg, wendet, ſo werden mit Hilfe guter Freunde alle beide unſchädlich gemacht und die drohende Kataſtrophe abgewendet. In der gefälligen Darſtellung des Verfaſſers gewährt das abwechſlungsreiche Buch eine unterhaltende Lektüre.

— Den im bayriſchen Gebirge ſpielenden Roman „Memento mori!“ von Adolf Ott (A. Bonz & Comp. in Stuttgart) hat Hugo Engl mit hübſchen und charakteriſtiſchen Illuſtrationen geſchmückt. In dem durch ſeine Saiteninſtrumenteninduſtrie weithin bekannten Gebirgsmarktflecken Mittenwald zwiſchen Karwendelwand und Wetterſteingebirge ſpielen ſich die Hauptvorgänge ab. Es iſt aber nicht das Mittenwald von heute, ſondern die Geſchichte ſpielt in der „guten, alten Zeit“, als man noch zwei Tage brauchte, um in der gelben Poſtkutſche von dort nach München befördert zu werden. Der Verfaſſer erweiſt ſich als ein kraftvoller Realiſt von hervorragender Geſtaltungskraft, der auch vor dem Kraſſen nicht zurückſcheut, wenn es gilt, die ſchlimmen Seiten der Gebirgler und ihre wilden Leidenſchaften zu ſchildern. Um ſo ergreifender wirkt auf dieſem Hintergrunde die Geſtalt des angehenden jungen Geiſtlichen, des hochherzigen und edelgeſinnten Maxl, den ſeine Mutter einſt dem Herrn gelobt hat, als ihr Mann, beim Schmuggeln verwundet, auf den Tod darniederlag. Die Verkommenheit ſeiner nächſten Angehörigen bringt das herbſte Leid über ihn, bis er endlich, hoffnungslos entſagend, hinter den Mauern eines Trappiſtenkloſters Zuflucht ſucht. Mit pſychologiſcher Feinheit ſind die beiden, in ihrem Weſen den ſchärfſten Gegenſatz bildenden Mädchen, die ſinnlich-leidenſchaftliche Leni und die liebliche Jula, gezeichnet, die das Geſchick des Helden weſentlich beeinfluſſen. Die Feuersbrunſt mit der obligaten heroiſchen Rettung hätten wir lieber in das Magazin verbrauchter Requiſiten verwieſen geſehen; im übrigen verdient der Roman, in dem auch der Dialekt vortrefflich behandelt iſt, alles Lob.

— Der dritten vermehrten Auflage erfreut ſich das Werk „Die Geige“ von Hermann Auguſt Drögemeyer (Berlin, Moritz Warſchauer). Wenn man die ausgedehnte Literatur über die Streichinſtrumente ins Auge faßt, ſo könnte man glauben, es ließe ſich über den Gegenſtand kaum noch etwas Neues ſagen, und in der Tat beſitzen wir in bezug auf die hiſtoriſche Darſtellung manches Werk, beſonders in engliſcher und franzöſiſcher Sprache, das zum vorzüglichſten in dieſer Richtung gehört. Allein nach zwei Seiten hin blieb eine Lücke, die auszufüllen das vorliegende Buch ſich zur Aufgabe gemacht hat. Einmal war es von Intereſſe, die nach der klaſſiſchen Periode des Geigenbaues, d. h. bald nach dem Tode Stradivaris, folgenden ſogenannten Verbeſſerungen bis auf die Gegenwart in ihren Haupttypen zu verfolgen und fachmänniſch auf ihren Wert zu prüfen, viel wichtiger aber war es noch, mit ſtrenger, ſachlicher Kritik auf alle Schäden hinzuweiſen, die dem gewiſſenhaften und reellen Geigenbau in allen Kulturländern durch unlautere Manipulationen andauernd zugefügt werden. Daher wendet ſich das Buch weniger an den praktiſchen Geigenmacher, obgleich auch dieſer manche Anregung und Belehrung darin finden wird, als vielmehr an den großen Kreis von Verehrern der Geige, ſowohl Künſtlern wie Dilettanten. Beſonders wo es ſich darum handelt, ſich bei der Beurteilung eines Inſtruments zu informieren und beim Ankauf einer teuren oder ſogenannten echten Geige mit der gehörigen Vorſicht zu wappnen, wird das Werkchen ein zuverläſſiger Ratgeber ſein.

Odol
Absolut bestes
Mundwasser der Welt!
Odol

Frauen seid gewarnt!
Die ächten **Herkules-Spiralfeder-Corsets** tragen alle entsprechenden Stempel oder Etiquette. Alle anderen weise man, weil minderwertig, zurück.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Kalodezma- GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN. KARLSRUHE.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

K. Konservatorium für Musik in Stuttgart,
zugleich Theaterschule für Oper und Schauspiel.
Beginn des Sommersemesters 15. März 1904.
Vollständige Ausbildung in allen Fächern der Musik. **40** Lehrer, u. a.: **Edm. Singer** (Violine), **Max Pauer, G. Linder, Ernst H. Seyffardt** (Klavier), **S. de Lange, Lang** (Orgel und Komposition), **J. A. Mayer** (Theorie), **O. Freytag-Besser, C. Doppler** (Gesang), **Skraup** (Schauspiel), **Seitz** (Violoncello) etc. Der Unterricht wird in deutscher, englischer und französischer Sprache erteilt. Prospekte frei durch das Sekretariat.
Prof. **S. de Lange,** Direktor.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo“** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt **übermässigen Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz **Mk. 5,30** franko. RATIÉ, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. HADRA, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, TÖRÖK, Königsg. 12, Budapest.

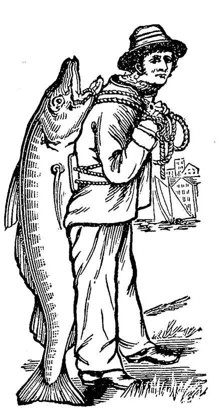
DER ABFÜHRENDE
THEE CHAMBARD
ist das angenehmste und das beste mittel
gegen VERSTOPFUNG
HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark **„DER CENTAUR“** *wie nebenstehend Reproduzirt trægt.*
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel : **1 MARK.**
GENERAL-DEPÔT : **ZAHN & SEEGER,** Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Lysoform
unentbehrlich in jeder gebildeten Familie
ein Antiseptikum für den Haushalt. Ausgezeichnet für Wundreinigung. Spülungen u. Waschungen **schützen vor Ansteckung** jeder Art, **beseitigen jeden üblen Geruch. Wichtig für Frauen!** Es ermöglicht **ungefährliche** Desinfektion, und zwar **im Gegensatz zu Lysol ohne üblen Geruch** zu hinterlassen. Erzeugt keine Flecke. Eingeführt in ersten Krankenhäusern. Bestens bewährt in der **Kinder-Krankenpflege.**
Flasche 65 Pf., 1.30, 2.20 in den Apotheken, Drogerien etc.

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

Photograph. Apparate
Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrierte Preisliste kostenfrei.
G. Rüdenberg jun. Hannover.

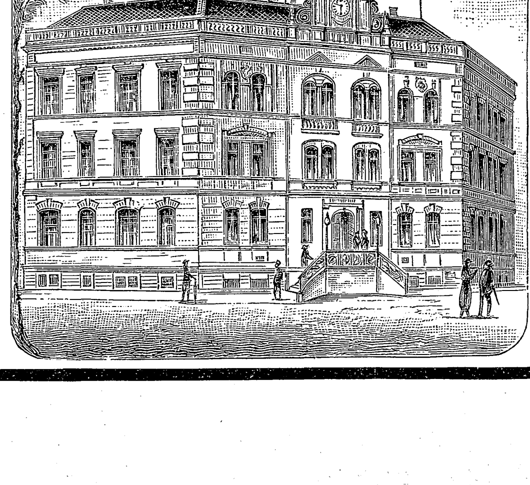
Der größte Dorſch.
Dieſes Bild iſt die Reproduktion einer in Norwegen aufgenommenen Photographie, wo die beſten Dorſche gefangen werden. Dieſer Fiſch wog 73 Kg. und hoch aufgeſtellt war er eben ſo groß wie der Fiſcher. Das nebenſtehende Bild wurde ſpeziell für Scotts Emulſion aufgenommen, gewiſſermaßen als Muſter der Fiſche, deren Tran in der Fabrikation dieſes wohlbekannten Präparates ausſchließlich Verwendung findet. Dank der Kalk- und Natronhypophosphite und des Glycerins, die dem Lebertran beigefügt und dann durch das Scott & Bowne-Verfahren perfekt emulgiert ſind, iſt Scotts Emulſion weſentlich wirkſamer, als der gewöhnliche Medizinaltran. Scotts Emulſion iſt ferner nicht nur leichter verdaulich, ſondern auch von angenehm aromatiſchem Geſchmack. Von den Lebern ſolcher Primafiſche wird der beſte Lebertran gewonnen. Lebertran iſt von Alters her bekannt als äußerſt wertvolles Heilmittel bei Kehlkopf- und Lungenkrankheiten. Keinem andern Oel iſt es bisher auch nur annähernd gelungen, dem guten Ruf des Lebertrans in der Behandlung dieſer Leiden gleichzukommen, es iſt jedoch unbedingt notwendig, daß der Lebertran von allerfeinſter Qualität iſt, die nur von den Lebern der beſten Dorſche gewonnen wird.
Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.
Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.



Schutzmarke.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke
für feine Sorten

Herzogtum Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg.
Ingenieur- und Technikerabteilungen für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Studiendauer 2½ resp. 1 Jahr.
Vorbereitungskursus unentgeltlich.
Lehrwerkstätte.
Elektrotechnisches und chemisches Laboratorium.
Staatlich und städtisch subventioniert.
Ausführliche Programme auf Wunsch kostenfrei durch die Direktion.
Herzoglicher Regierungskommissar: Gewerberat Böhnisch.
Direktoren: A. Nowak und O. Raabe, Ingenieure.



Briefmappe

Frau Anna P. in Mannheim. G. Frenſſen iſt als Sohn eines Tiſchlers in Barlt bei Meldorf im Holſteiniſchen am 19. Oktober 1863 geboren.

Frl. Emma R. in Düſſeldorf. Jungen Damen eröffnet ſich gegenwärtig ein **neuer Frauenberuf** durch die Ausbildung als Chemikerin in der Fachſchule für die Zuckerinduſtrie in Halle a. S. Sämtliche dort ausgebildete Damen fanden Anſtellung. Im Laufe des letzten Jahres wurde die Schule erweitert durch Einrichtung eines Kurſus, in dem auch junge Damen in Nahrungsmitteluntersuchungen ausgebildet werden. Die Teilnehmerinnen an dem erſten derartigen Kurſus wurden ſämtlich vor Beendigung desſelben angeſtellt. Nähere Auskunft über die Schule gibt Dr. G. Schneider, Halle a. S., Heinrichſtr. 1.

A. K. in Leipzig. Es ſind in Deutſchland jetzt 57 **Volksheilſtätten für Lungenkranke** im Betrieb, zu denen demnächſt 23 weitere treten ſollen; dem gleichen Zweck dienen 4 Seehoſpize und 20 Privatheilanſtalten. Nach der dem Reichstag zugegangenen Denkſchrift über die Tuberkuloſe und ihre Bekämpfung ſtarben im Durchſchnitt der Jahre 1892 bis 1900 von je 10 000 Lebenden durchſchnittlich 242 Perſonen an Tuberkuloſe. In den agrariſchen Provinzen iſt die Durchſchnittsziffer weſentlich kleiner. In Oſtpreußen beträgt ſie 146, in Weſtpreußen 149, in Pommern 179, im Regierungsbezirk Düſſeldorf dagegen 335, im Regierungsbezirk Köln 352.

K. R. in Ulm. Nein, dort iſt kein **Krematorium**; es ſind zurzeit deren in Deutſchland acht in Tätigkeit (in Eiſenach, Gotha, Jena, Hamburg, Heidelberg, Mainz, Mannheim und Offenbach). Demnächſt wird das neue Krematorium in Karlsruhe eröffnet, ein weiteres iſt in Koburg in Vorbereitung.

Frau v. G. in Frankfurt a. M. „Je n'en vois pas la necessité“ (Ich ſehe die Notwendigkeit nicht ein) ſoll der Graf d'Argental einem käuflichen Literaten geantwortet haben auf deſſen Ausruf: „Aber ich muß doch leben, Exzellenz.“

O. Ph. in Wien. In England, beſonders in der Londoner Geſellſchaft, wird es immer mehr üblich, daß die **Damen** ſich an dem **Billardſpiel** daheim beteiligen, und die Billardtiſchfabrikation hat infolgedeſſen großen Aufſchwung genommen. Die meiſten Damen ziehen es vor, von Perſonen ihres eignen Geſchlechts im Billardſpiel unterwieſen zu werden; mehrere Damen des Weſtend haben ein ſehr ſchönes Einkommen, indem ſie die Geheimniſſe des Zuſammenhaltens der Bälle im Karambolageſpiel u. ſ. w. lehren. Eine dieſer Damen, die ſich durch ihre Sicherheit den Titel einer „Lady Champion“ erworben hat, zählt viele Mitglieder der „faſhionablen“ Geſellſchaft zu ihren Schülerinnen.

H. Z. in Hamburg. Die amerikaniſchen „employers associations“ ſind **Unternehmerverbände**. Sie haben ſich kürzlich in Chicago zu einem Zentralverband „national federation of employers associations“ zuſammengetan; ihre Deviſe iſt: Schutz der nichtorganiſierten Arbeiter.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Beſprechung einzelner Werke vorbehalten. Rückſendung findet nicht ſtatt)

Aemilius Rheno, Epiſche Dichtungen. *M.* 3.60. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.

Berninger, Johs., Ziele und Aufgaben der modernen Schul- und Volkshygiene. *M.* 2.—. Wiesbaden, O. Nemnich.

Bibliothek der Geſamtliteratur. Nr. 1703/4: Björnſon, Der König. 50 ₰. — Nr. 1705: Aucaſſin und Nicolete. 25 ₰. — Nr. 1706/7: Schiller, Räuber (Bühnenbearbeitung). 50 ₰. — Nr. 1708/9: Aurbacher, Kl. Erzählungen und Schwänke. 50 ₰. — Nr. 1710/11: Byron, Marino Faliero. 50 ₰. — Nr. 1712: Schoeppl, Mozart. 25 ₰. — Nr. 1713/15: Gorki, Der Vagabund ꝛc. 75 ₰. — Nr. 1716/20: Scott, Der Abt. *M.* 1.25. — Nr. 1721: Byron, Kain. 25 ₰. — Nr. 1722/27: Dickens, Bleakhaus. *M.* 1.50. Halle, O. Hendel.

Foral, Hugo, Ende gut, alles gut. Schauſpiel. 85 ₰. Wien, Vergani & Co.

Göbelbecker, L. F., Das Kind in Haus, Schule und Welt. Ein Lehr- und Leſebuch im Sinne der Konzentrationsidee. 2. Aufl. *M.* 1.—. Wiesbaden, O. Nemnich.

Haudering, F. W., Die Praxis des erziehlichen Taubſtummenunterrichts. Guben, Berger.

Herders Werke. Hrsg. v. Dr. Th. Matthias. 5 Bde. geb. *M.* 10.—. Leipzig, Bibliograph. Inſtitut.

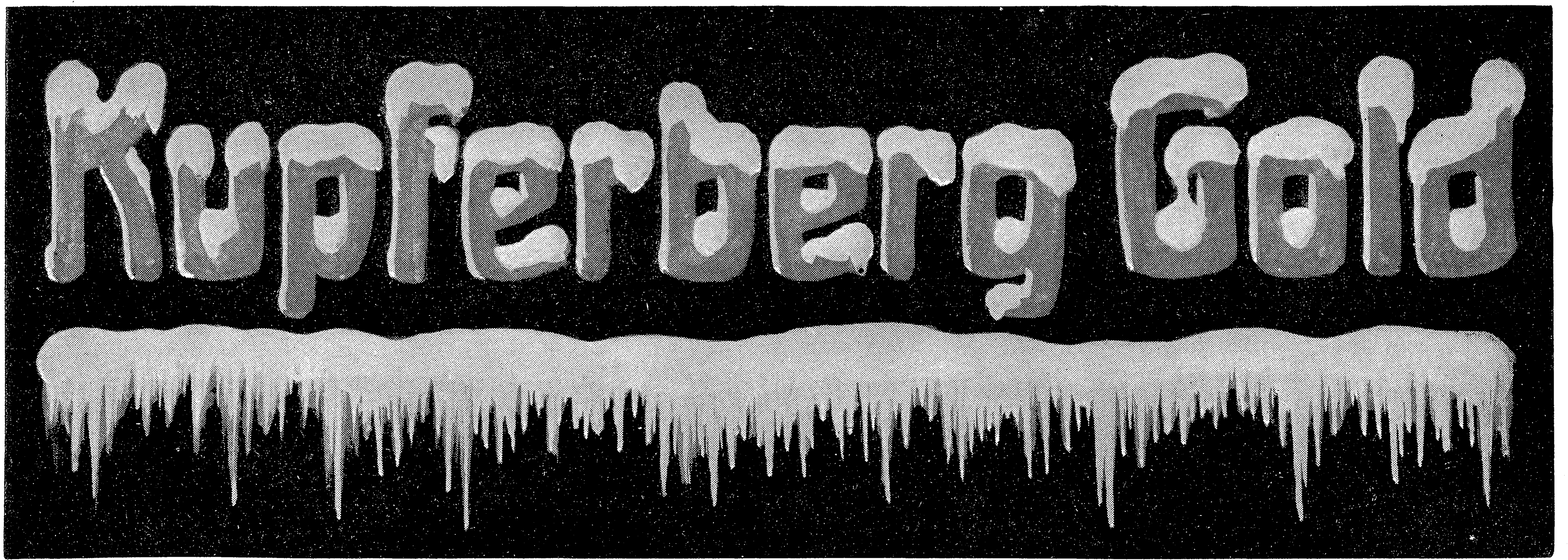
Mackeldey, Johanna, Die kunſtgemäße Garnierung von Schüſſeln. Mit 25 farb. Tafeln. Berlin, Allg. Fleiſcher-Zeitung.

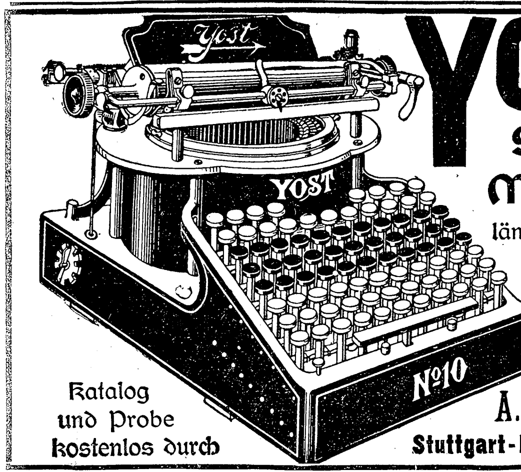
zur Megede, Joh. Rich., Von zarter Hand. Roman in 2. Bdn. 5. Aufl. *M.* 6.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Meyers Volksbücher. Nr. 1359/61: Gerſtäcker, Miſſiſſippi-Bilder. 30 ₰. — Nr. 1362/63: Grillparzer, Diener ſeines Herrn. 20 ₰. — Nr. 1364/65: Grillparzer, Meeres und Liebe Wellen. 20 ₰. — Nr. 1366/68: Grillparzer, Gold. Vlies. 30 ₰. — Nr. 1369/70: Grillparzer, König Ottokar. 20 ₰. — Nr. 1371: Grillparzer, Jüdin von Toledo. 10 ₰. — Nr. 1372/73: Grillparzer, Bruderzwiſt in Habsburg. 20 ₰. Leipzig, Bibliograph. Inſtitut.

Piper, Kurt, Fegefeuer. Gedichte. *M.* 2.—. Berlin, K. Henckell & Co.

Wolzendorff, Dr. G., Geſundheitspflege und Medizin der Bibel (Chriſtus als Arzt). Studien und Betrachtungen. *M.* 1.—. Wiesbaden, O. Nemnich.



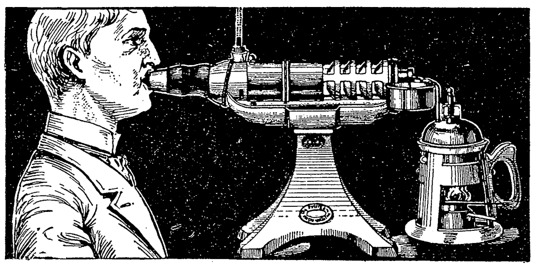


YOST Schreib-Maſchine, längst bewährt, mit den modernsten Neuerungen, übertrifft jede Erwartung.
Katalog und Probe kostenlos durch
A. Beyerlen & Co.
Stuttgart-Berlin-Karlsruhe.

Negergarn
ist das beste baumwollene
Strickgarn,
Häkel- und Stickgarn.
Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den *Teint* und für die *Toilette*
Poudre & Savon SIMON
PARIS

Dr. Bulling-Inhalation



Thermo-Variator, regulierbarer
Apparat für den Hausgebrauch.
Auf dem Madrider Aerztekongreß von Herrn **Hofrat Professor v. Schrötter** mit großem Erfolg demonſtriert, von ihm und medizin. Autoritäten empfohlen zur Behebung der anderen
Rachen-, Kehlkopf- und Lungenleiden, besonders chronischen Katarrhe, Asthma, Keuchhusten.
Bisher unerreichte feinste Zerstäubung.
Genaue Regulierbarkeit der Temperatur.
— Detailpreis: 42 Mark. —
Generaldepot für Deutſchland, Rußland, Holland, Dänemark, Spanien, Portugal, Türkei, Balkanſtaaten und Ueberſee:
Leipziger Gummiwarenfabrik, Aktiengesellschaft, vorm. Julius Marx, Heine & Co., Leipzig.
Erhältlich auch in Apotheken und Sanitätsgeſchäften.
Lizenzen für den Dr. Bulling-Guttafer-Apparat (für Kabinen-Inhalation) und für den Thermo-Variator (der für Inhalatorien und Vermietung lizenzpflichtig, ſonſt **lizenzfrei** iſt) werden erteilt:
Dr. Bulling-Inhalatorium-Syndikat, Wien IV, Gusshausstr. Nr. 10.

In **2. Auflage** iſt erſchienen:
Paul Ernst, Der schmale Weg zum Glück.
Roman. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—
Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Gegen **Korpulenz** und deren ſchädliche Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „Amiral“, ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren **(äußerlich) von abſoluter Unſchädlichkeit** und bequemſter und angenehmſter Anwendungsweiſe. „Amiral“ **verſchönt** und **verjüngt** und iſt einzig **in** ſeiner Art. Keine Diät, **ſicherer und raſcher Erfolg.** Ausführliche Broſchüre mit zahlreichen ärztlichen Gutachten und Dankſchreiben gegen Einſendung von 20 Pfg. in Marken von Hoock & Co.,
Hamburg, Knochenhauerſtraße No. 98.

Töchterpensionat Thale a. Harz. Wiſſenſchaften, Sprachen, Haushalt, Muſik ꝛc.
Proſpekte. **Frau Professor Lohmann.**

PHONOGRAPH
ges. gesch.

Polyphon-Musikwerke
Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Phonographen, Grammophone
nur erstklassige, tadellos funktionirende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Photogr. Apparate
aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Illustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND
in Breslau II.

Sirolin
Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei
Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 9

Geſpielt im ruſſiſchen Nationalturnier zu Kiew im September 1903.

Spaniſche Partie

Weiß: Dus-Chotomirski. — Schwarz: Salwe.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	19. Te1×e5	Le7—f8
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	20. Dd2—f4	Lf8—g7[7]
3. Lf1—b5	a7—a6	21. Te5—e2[8]	d5—d4![9]
4. Lb5—a4	Sg8—f6	22. Df4—g3[10]	Le6—c4
5. 0—0	Sf6×e4	23. Lc1—g5	Dd8×g5![11]
6. d2—d4	b7—b5	24. Dg3×g5	Te8×e2
7. La4—b3	d7—d5	25. Dg5—h4†	Kh7—g8
8. d4×e5[1]	Lc8—e6[2]	26. Lc2—e4	Tb8—e8
9. a2—a4	Ta8—b8	27. f2—f3	d4×c3[12]
10. a4×b5	a6×b5	28. h2—h3	c3—c2
11. c2—c3[3]	Lf8—c5	29. Ta1—c1	Te8×e4!
12. Sb1—d2	0—0	30. f3×e4	Lg7—b2
13. Lb3—c2	Se4×d2[4]	31. Tc1×c2	Te2×c2
14. Dd1×d2	Tf8—e8	32. Dh4—d8†	Kg8—g7
15. Sf3—g5	g7—g6	33. h3—h4	Lb2—e5
16. b2—b4[5]	Lc5—e7	34. h4—h5	Tc2—c1†[13]
17. Sg5×h7	Sc6×e5[6]	35. Kg1—f2	Tc1—f1†
18. Tf1—e1	Kg8×h7	36. Kf2—e3	Le5—f4†

Weiß gibt die Partie auf.

[1] Als ſtärkere Fortſetzung gilt 8. a2—a4.

[2] Anderſſen zog Sc6—e7, um baldigſt c7—c6 folgen zu laſſen und damit die Offiziere frei zu bekommen.

[3] 11. Ta1—a6 hat nicht viel Zweck, da Dd8—d7 folgt und nun Se4—c5 droht.

[4] Auf f7—f5 könnte 14. Sd2—b3 Lc5—b6 15. Sb3—d4 folgen.

[5] Beſſer ſofort 16. Dd2—f4. Der Angriff geht nun allmählich auf Schwarz über.

[6] Hier iſt der Wendepunkt. Bei Kg8×h7 würde Weiß gewinnen: 18. Dd2—h6† Kh7—g8 19. Lc2×g6 f7×g6 20. Dh6×g6† Kg8—h8 21. Dg6—h6† Kh8—g8 22. Dh6×e6† und 23. De6×c6.

[7] Natürlich nicht etwa Lf8—d6 wegen 21. Df4—h6† Kh7—g8 22. Te5—h5 ꝛc.

[8] Beſſer gleich bis e1.

[9] Dies ermöglicht einen ſtärkeren Angriff als Lg7×c3.

[10] Bei 22. c3×d4 Lg7×d4 23. Ta1—a3(a5) Le6—c4 24. Te2×e8† Dd8×e8 25. Df4—d2 Tb8—d8 hat Schwarz einen vorzüglichen Angriff; 23. Df4—h6† Kh7—g8 24. Lc2×g6 iſt in dieſer Wendung ſchwach wegen f7×g6 25. Dh6×g6† Ld4—g7 26. Lc1—g5 Dd8—d7 ꝛc.

[11] Ein weitberechnetes Damenopfer, das den Sieg verbürgt.

[12] Dieſer Bauer ſichert das entſcheidende Uebergewicht.

[13] Dies entſcheidet ſchneller als Le5—g3 25. Dd8—d4† Kg7—h7 36. h5×g6† Kh7×g6 37. Dd4—d1 Tc2—e2.

Schachbriefwechſel

K. P. in Grunewald. Sie ſcheinen den Begriff des „Matt" noch nicht ganz klar erfaßt zu haben. In Aufgabe 6 wollen Sie durch 1. S.8—c6 ſofort mattſetzen. Sehen Sie denn nicht, daß der ſchwarze Springer auf b8 den weißen auf c6 einfach ſchlägt?

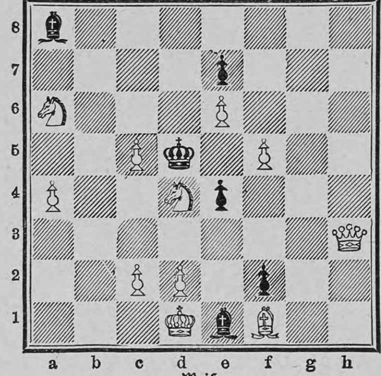
Richtige Löſungen ſandten ferner ein: C. H. Mentzel in Hamburg-Hoheluft zu Nr. 4 und 5; Auguſt Höſe in Bialyſtok zu Nr. 5; Senglier in Bulgrin zu Nr. 7.

Aufgabe 8

Von G. Heathcote in Manchester

In einem engliſchen Problemturnier preisgekrönt

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflöſung der Aufgabe 5

W. 1. Lf2—e1
S. 1. Ke6×e5
W. 2. Tc7—e7†
S. 2. Ke5—d6, f6, d4, f4
W. 3. Le1—b4, h4, f2, d2 matt.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
10 Stück 30 Pfennig.
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.

BESTE ZAHN-CRÊME
60 Pf
KALODONT
F. A. Sarg's Sohn & Co. Wien.
erhält die Zähne rein, weiss u gesund.

Cäsar & Minka, Zahna (Preussen)
Rassehundezüchterei und -Handlung

Lieferant vieler kaiserl., königl. u. fürstl. Höfe, prämiiert mit goldenen und silbernen Staats- u. Vereinsmedaillen, empfehlen

Rassehunde

jeden Genres, als Ulmer, Dänische und Bulldoggen, Berghunde, Neufundländer und Windhunde, Affenpinscher, Pudel, Kingcharles etc., sowie alle Arten Vorsteh-, Wind-, Dachs- und Braquierhunde. Ill. Preiscour., enth. 40 Rassen, grat. u. franco.

Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernſt Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
Maschinenb. u. Elektrotechnik. Abteil.
f. Ingenieure, Technik. u. Werkmeister.
Lehrfabrik

Dresdner Cotillonfabrik
Carl Wenzel & Co.
Katalog gratis
Schutz-Marke

Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert. Verlangen Sie Gratisprospekt.
H. Frisch, Bücherexperte, **Zürich 33.**

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

LEXICON

für Gattungsnamen von Blütenpflanzen	for generic names of flowering plants	pour les noms génériques des plantes à fleurs

von **Tom von Post,** Upsala, und **Otto Kuntze,** San Remo.
768 Seiten. Elegant gebunden 10 Mark.

Der Deutsche Gartenrat, Berlin, nennt T. v. Post und O. Kuntzes Lexicon:

„Ein **Rocher de bronze** für die internationale Ordnung in der Pflanzen-Benennung und eine mustergültige Norm für alle ordnungliebenden Botaniker, gebildeten Gärtner, Lehrer der Naturwissenschaften, passionierten Pflanzenfreunde, Samenhandlungen u. s. w."

NOMENCLATURÆ BOTANICÆ
CODEX BREVIS MATURUS

sensu codicis emendati aux lois de la nomenclature botanique de Paris de 1867 linguis internationalibus: anglica, gallica, germanica quoad nomina latina auctore **Otto Kuntze.** Anhang: Zur Vorgeschichte des Wiener Nomenklatur-Kongresses 1905. Geheftet M. 3.—

So klein

ist das Gesichtsfeld

eines alten Fernglases.

So gross

dasjenige eines
Goerz-Triëder-Binocle
von gleicher Vergrösserung.
Bezug durch alle optischen Handlungen.
Broschüre 54 kostenfrei durch:
Optische Anstalt **C. P. Goerz** Berlin-Friedenau.
Aktien-Gesellschaft.
London. New-York. Paris.

Gütermann & Co. fabriciren die anerkannt beste, im Gebrauch die vortheilhafteste **Schappe-Näh-Seide.** Man verlange ausdrücklich
Rollen-Seide
DIE BESTE Gütermann & Co. Gutach-Breisgau SCHAPPESEIDE
GÜTERMANN's Näh-SEIDE
Jdeal-Seide.
NÄHSEIDE 50 Meter
Peloton-Seide.

Wenn Sie
wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von
Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5.60
garantirt mit Havana-Einlage.
Andere Sorten von M. 1.75 an.
Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co., Hamburg I.

Handſchriften-Beurteilung

Walter S. in C. Sie beſtreben ſich, im Verkehr liebenswürdig und entgegenkommend zu ſein und vermeiden deshalb auch gern Schroffheit, umgehen möglichſt alles, was Anlaß zu Reibereien und Wortgefechten gäbe. Sie betreiben alles mit einer gewiſſen Umſtändlichkeit, ſind dafür aber auch pünktlich, genau, faſt pedantiſch in manchen Punkten. Nicht frei von Eitelkeit; prätentiös, auch ſelbſtbewußt, und dabei geben Sie ſich manchmal beſcheidener als Sie wirklich ſind.

Neue Abonnentin, Wr. Neuſtadt. Ihre Schrift zeigt viel Streben nach Klarheit und Korrektheit, und zwar ſteigert ſich dies Bedürfnis bis zur Umſtändlichkeit und birgt die Gefahr in ſich, über den Details die Hauptſache zu vergeſſen und ſich zu zerſplittern. Sie ſind eitel und lieben das Beſondere und Bizarre. Hieran, auch wenn es unſchön iſt, haben Sie mehr Gefallen wie an einfacher, gediegener Schlichtheit. Das eigne Ich beſchäftigt Sie ſtark; große perſönliche Opfer zu bringen, wären Sie noch nicht fähig; ich ſage „noch“, da der ganze Duktus einen jungen, in mancher Hinſicht unfertigen Charakter verrät. Trotzdem Sie reell, ehrenhaft und wahr ſind, muß man doch etwas vorſichtig in der Wahl der Dinge ſein, die man Ihnen anvertraut: Sie ſind unklug offen und mitteilſam.

Jenny. Wohl etwas nervös und innerlich erregbar, infolgedeſſen wechſelnd in der Stimmung, bald zuverſichtlich, bald gedrückt, aber redlich bemüht, ein heiteres Antlitz zur Schau zu tragen. Sie ſind eine fleißige, tätige Hausfrau, die in ihrem Reich zu dominieren verſteht und auf Ordnung und Pünktlichkeit hält. Sie empfinden warm und tief, obſchon Sie im Alltagsleben nicht viel davon merken laſſen und oft knapp und „kurz angebunden“ ſind in Ihrer Sprechweiſe. Eine gewiſſe Anpaſſungsfähigkeit iſt da, im ganzen gehen Sie aber gern Ihre eignen Wege.

A. F., Hbg. Bei Ihnen haben wir es mit einer feinfühligen, ſenſiblen Frauennatur zu tun, die weniger durch Objektivität und Schärfe des Urteils als viel eher dank ihrem oft inſtinktiv richtigen Gefühl den Nagel richtig auf den Kopf trifft. Sie ſind empfindlich, in Ihrem Selbſtgefühl und Ihrer Eitelkeit leicht verletzt und dann kühl abweiſend. Sie haben zu wenig eigne Initiative, ſind zu ſchnell entmutigt einerſeits, zufrieden mit Ihren eignen Leiſtungen andrerſeits, um Großes zu erreichen im Leben. Ihr Empfindungsvermögen iſt lebhaft, warm und gleichmäßig, aber nicht wirklich tief und ſtark.

H. F. in N. U. Das richtige „deutſche Gretchen“! Echt weiblich im Fühlen und Denken. Einteilſam und ſparſam. Ordentlich und pflichtgetreu. Hat Sinn für Häuslichkeit. Maßvoll und korrekt. Noch etwas ſchablonenmäßig in allem, was ſie tut, etwas ſchüchtern und leicht ängſtlich.

L. Meyer, Matenfeld bei Ragaz (Schweiz)

Warnung vor Fälſchung!
Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D.R.Pat. № 81391. 70,0. chemisch reines Glycerin 20,0. Wein 10,0 (incl. Vannillin 0,001) bewirkt
schnelle Appetitzunahme,
rasche Hebung der körperlichen Kräfte,
Stärkung des Gesammt-Nervensystems,
bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen.
Von Tausenden v. Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!
Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's Haematogen.

Die **Delicatess-Fisch-Cotelettes** (Schlüsselmarke)
u. **Delicatess-Bratschellfische** do.
der **Deutschen Dampffischerei-Gesellschaft**
„Nordsee“ zu **Nordenham IV** a. Weser
sollten auf **keinem Tische** fehlen! Sie sind tafelfertig zubereitet, billig und äusserst **nahrhaft.**
Die Postdose von 9 Pfund Inhalt kostet — von der Gesellschaft in Nordenham bezogen — nur **M. 2.50** bezw. **M. 2.75** einschliesslich Porto und Nachnahmegebühr.

Rudolph Hamann,
Löwenberg, Schles. 6,
liefert echten, reinen
Blüthen-Honig
in anerkannt feinsten Qualitäten franco gegen Nachnahme
i. Postdos. von **Netto** **9 Pfd.** Inhalt. Qualität I. ℳ 8.40
„ II. „ 7.25
Reiner Honig ist Medicin!

Kauft nur Rondholz Frankft. Würſtchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)

Ein neuer Frauenberuf
eröffnet sich jungen Damen durch die Ausbildung als **Chemikerin.** Prospekte durch Dr. G. Schneider, Halle a. S., Heinrichstr. 1.

Ferien-Bilderbuch von „**Ueber Land und Meer**“.
Mit 150 Abbildungen von **L. Wain.** Kartoniert M. 1.50.
— Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart. —

Hamburg-Amerika Linie
Reisen um die Welt
Orientfahrt
Nordlandfahrten
Kieler Woche
Auguste Victoria
Prinzessin Victoria Luise
Meteor

In den nächsten Monaten werden nachstehend verzeichnete
17 Vergnügungsreisen zur See veranstaltet:

Nach **West-Indien**
Abfahrt von Hamburg zweite Hälfte Februar 1904 mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork. Abfahrt von Newyork am 8. März 1904 mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer **„Prinzessin Victoria Luise“.**
Von Newyork zurück nach Hamburg mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie. — Reisedauer Newyork—Newyork 26 Tage. — Fahrpreise von Newyork bis zurück nach Newyork von M. 800 an aufwärts.

106

Die alljährliche, allgemein beliebt gewordene **Orientfahrt**
mit dem Doppelschraub.-Schnelldampf. **„Auguste Victoria“.**
Abfahrt von Genua am 20. Februar 1904; angelaufen werden die Häfen: *Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Syrakus, Malta, Alexandria* (Kairo, Nil, Pyramiden von Gizeh und Sakkarah, Memphis, Luxor, Assuan), *Beirut* (Damaskus, Baalbec), *Jaffa* (Jerusalem, Bethlehem, Jericho, Jordan, Todtes Meer etc.), *Constantinopel* (Fahrt im Bosporus), *Athen* (Piräus), *Kalamaki* (Korinth, Akrokorinth, Tyrinth, Argos, Mykenä), *Nauplia, Messina, Palermo* (Monreale), *Neapel* (Vesuv, Pompeji, Capri, Sorrento, Rom etc.). Wiederankunft in Genua 3. April 1904. Reisedauer Genua—Genua 43 Tage. Fahrpreise von M. 1000 an aufwärts.

Nordlandfahrten
mit dem Doppelschraub.-Schnelldampf. **„Auguste Victoria“** bis Spitzbergen. Abfahrt von Hamburg am 5. Juli 1904. Wiederankunft in Hamburg 27. Juli 1904. Fahrpreise von M. 500 an aufwärts,
mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise“** 3 Reisen: **1. Reise** bis zum Nordkap, am 4. Juni von Hamburg. Ende der Reise in Kiel am 22. Juni. **2. Reise** bis zum Nordkap, am 30. Juni von Kiel. Ende der Reise in Hamburg am 16. Juli. **3. Reise** bis Spitzbergen, am 19. Juli von Hamburg. Ende der Reise in Hamburg am 10. August. Fahrpreise von M. 650 bezw. M. 800 an aufwärts,
m. d. Doppelschr.-Dampf. **„Meteor“** 6 Reisen bis Drontheim: Ab Hamburg am 2. und 17. Juni, 2. und 17. Juli und 2. und 17. August. Jedesmalige Reisedauer 13 Tage. Fahrpreise von M. 250 an aufwärts.

Nach der **„Kieler Woche“**
mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise.“**
Dauer der Fahrt einschliesslich Touren und Begleitung der Regatten, vom 23.—29. Juni 1904. Fahrpreise von ℳ 250 an aufwärts.

Nach den **Nordischen Hauptstädten**
mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise.“**
Abfahrt von Hamburg 13. August 1904. Angelaufen werden: *Christiania, Gothenburg* (Trollhättan-Fälle), *Wisby, Stockholm* (Mälarsee), *Helsingfors, St. Petersburg* (Kronstadt), *Danzig, Kopenhagen, Kiel.* Wiederankunft in Hamburg 5. September 1904. Fahrpreise von M. 800 an aufwärts.

Nach berühmten Badeorten:
Cuxhaven, Ostende, Ryde, Guernsey, Jersey, San Sebastian, Biarritz, Trouville, Brighton, Scheveningen, Helgoland mit dem Doppelschrauben-Dampfer **„Meteor“.**
Abfahrt von Hamburg 3. September 1904. Wiederankunft in Hamburg 20. September 1904. Fahrpreise von ℳ 325 an aufwärts.

Reisen um die Welt
mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise.“**
Erste Reise um die Welt. Abfahrt der „Prinzessin Victoria Luise“ **von Hamburg** am 25. September 1904. Angelaufen werden die Häfen: *Dover, Lissabon, Gibraltar, Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Genua, Athen, Constantinopel, Jaffa* (Jerusalem), *Port Saïd*, (Kairo, Nil, Pyramiden), *Ismaïlia, Bombay* (Poona, Khandala, Karli Cave — Landtour durch Indien), *Colombo* (Kandy), *Calcutta* (Darjeeling im Himalaya-Gebirge), *Singapore, Manila, Hongkong* (Canton, Macao), *Shanghai, Tsingtau, Nagasaki, Hiogo* (Kobe), *Yokohama* (Tokio, Nikko), *Honolulu, Hilo* (Vulkan Kilauea), *San Francisco* (Ankunft 17. Januar 1905). Von San Francisco werden die Reisenden per Luxuszug durch Amerika nach Newyork, und von Newyork vermittelst Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Europa befördert. — Dauer der Reise von Hamburg bis zurück nach Hamburg etwa 135 Tage. Fahrpreise von ℳ 4500 an aufwärts.
Zweite Reise um die Welt. Abfahrt **von Hamburg** Anfang Januar 1905 mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork. Abfahrt **von Newyork** etwa 18. Januar per Luxuszug nach San Francisco. Abfahrt der „Prinzessin Victoria Luise“ **von San Francisco** am 24. Januar 1905. Dann Fahrplan wie bei der ersten Weltreise, nur in umgekehrter Richtung. Wiederankunft in Hamburg 15. Mai 1905. Dauer der Reise von Hamburg bis zurück nach Hamburg etwa 135 Tage. Fahrpreise von M. 4500 an aufwärts.

☞ Der Doppelschrauben-Schnelldampfer „Prinzessin Victoria Luise“ und der Doppelschrauben-Dampfer „Meteor“ sind für die Zwecke der Vergnügungsfahrten eigens erbaut, die „Prinzessin Victoria Luise“ im Jahre 1900, der „Meteor“ im Jahre 1904, während der bekannte transatlantische Schnelldampfer „Auguste Victoria“ mit einem Aufwand von 2 Millionen Mark vor einigen Jahren einen Umbau erfahren hat, der ihn zur Ausführung von Vergnügungsfahrten besonders geeignet macht.

Alles Nähere enthalten die Prospecte. Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu haben, oder können bestellt werden bei der
Abtheilung Personenverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

AUS FREMDEN ZUNGEN
Illustrierte Halbmonatschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands

Der Jahrgang 1904 hat eine durchgreifende Umgestaltung erfahren, einesteils durch Einfügung einer **illustrierten Rundschau,** andernteils durch Verkleinerung des Formats und Zerlegung des Inhalts in drei von einander getrennte und für sich paginierte Abteilungen: Romane — Novellen — Illustrierte Rundschau. Diese
zeitungstechnische Neuerung,
die **in Deutschland zum erstenmal** zur Ausführung gelangt, ermöglicht es, den vollständigen Jahrgang in verschiedene für sich abgeschlossene Buchbände (keine Zeitschriftenbände) zu binden. „Aus fremden Zungen“ erscheint sonach als
Zeitschrift und Buch zugleich.
Zunächst kommt zur Veröffentlichung der Neapolitanische Sittenroman
Schlaraffenland von **Matilde Serao,**
dem sich Romane, Novellen etc. von: *Thomas Hardy* (aus dem Englischen) — *Stephan Tömörkény* (aus dem Ungarischen) — *A. Kuprin* (aus dem Russischen) — *Anatole France* — *Paul Desjardins* (aus dem Französischen) u. v. a. anreihen werden.

Monatlich erscheinen 2 Hefte • • Preis jedes Heftes 50 Pfennig
Probeheft ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten, wie auch direkt von der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

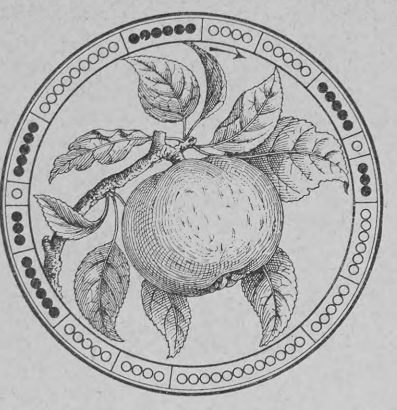
SCHÖNE BÜSTE
durch die
"Pilules Orientales"

Gesetzlich geschützt

Das Mädchen mit schwacher Büste, die Frau, deren Brust ungenügend entwickelt ist, und diejenige, bei welcher die Brust ganz verschwunden oder im Verschwinden begriffen ist, allen wird der Gebrauch der " **Pilules Orientales** " wolthun. Diese Pillen besitzen in der That die Eigenschaft, den Busen zu entwickeln oder wiederherzustellen, die Muskeln zu festigen und die hervorspringenden Knochen der Schultern zurücktreten zu lassen, indem sie der ganzen Büste eine graziöse Fülle verleihen, ohne eine starke Taille zu verursachen. Kräftigend und appetiterregend, von ärzlichen Autoritäten empfohlen, sind sie **der Gesundheit**
nur zuträglich.
Die Kur dauert ungefähr zwei Monate und ist leicht zu befolgen und von anhaltender Wirkung. — Die Schachteln der " **Pilules Orientales** " müssen den Namen des Herstellers, J. RATIÉ, Apotheker in Paris, sowie den Stempel der "Union des Fabricants" tragen. Man verwechsele sie nicht mit sogenannten ähnlichen Produkten: sie allein sind weltberühmt und keine anderen kommen ihnen gleich.

BRIEFAUSZUEGE
Frl. Margarete R. in Berlin. — Obgleich sehr wohl beleibt, hatte doch meine Brust sehr abgenommen. Dank Ihren Pillen ist ihr ihre frühere Fülle und Festigkeit zurückgekommen. Ich bin sehr befriedigt.
Frl. Berta P. in Mailand. — Ich muss Ihnen gratulieren zu dem guten Resultat, das bei mir in 6 Wochen durch Ihre **"Pilules Orientales"** erzielt wurde Früher blass und blutarm, bin ich jetzt in voller Gesundheit, und hat sich meine Brust auch recht entwickelt.
Frau Marcelle B. in Wien. — Ich bin höchst erfreut über Ihre **"Pilules Orientales"** meine Büste, welche infolge einer Niederkunft verschwunden war, stellt sich ganz wieder ein.
Flacon mit Notiz M. 5.30. — Gegen Nachnahme M. 5.50
Apotheke **J. RATIÉ, 5,** Passage Verdeau, **PARIS** (IXe).
Dépot in **BERLIN** : **B. HADRA,** Apotheker, Spandauerstrasse, **77.** — Depot für Oesterr.-Ungarn in **BUDAPEST** : **J.-V. Török,** Apoth., Königsgasse, **12.**

Bilderrätsel



Homonym

Was tut der Fechter, wenn mit ſcharfem Schlag
Er das Rapier des Gegners Hand entwindet?
Was tut der Koch, wenn er mit Ei und Mehl
Die dünne Fleiſchbrühſuppe ſchlau verbindet?
Was tut der Goldſchmied, wenn des Kupfers Brei
Er Silber zuſetzt in des Feuers Gluten?
Was tut der Onkel, wenn im Teſtament
Den Neffen er bedenkt, den lieben, guten? F. M.-S.

Dreiſilbige Charade

Wenn mit der Erſten du gegangen,
Daheim vielleicht dir's nicht gefiel,
Und wer zur Steuer ſie empfangen,
Erreichte oft der Wünſche Ziel.

Was ſich mit Recht der andern beiden
Auf unſerm Sterne rühmen kann,
Gehört wohl häufiger den Leiden
Als ihren Gegenſätzen an.

Erfolg wird dem Talent ſelbſt fehlen,
Das wenig von dem Ganzen hält,
Doch ſicher darf es auf ihn zählen,
Wenn ſeinem Schaffen es geſellt. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 383:

Der dreiſilbigen Charade: Hageſtolz.
Des Scherzrätſels: Kalauer.

Richtige Löſungen ſandten ein: Frau Roſa Hechinger in München (4); Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg-St. Georg (3. — Beſtens dankend erwidert! D. Red.); Frl. Wally Ehard in Heidenheim, Mittelfr.; „Süddeutſche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (6); Erich Borchardt in Königsberg i. Pr.; „Hans und Anna" in Innsbruck (2); Fritz Menne in Leipzig (3); Frau Olga Kühn in Wien; P. Richter in Baſel (3); Ernſt Zimmermann in Frankfurt a. M.; Frl. Ida G. in Salzburg (2).

Geſchäftliche Mitteilungen

Die von Zimmermannſche Naturheilanſtalt bei Chemnitz iſt eines der größten Sanatorien Deutſchlands. Ein neu erbautes, mit den großartigſten modernſten Einrichtungen verſehenes zweites Kurhaus wurde im verfloſſenen Sommer in Betrieb genommen. Von den Neueinrichtungen ſind beſonders hervorzuheben die neuen Sonnenbäder, die auch während des Winters im Betrieb ſind und die neuen Sandbäder mit Elektromotorbetrieb (bei Gicht, Rheumatismus, Iſchias). Eine Spezialität des Sanatoriums iſt ferner die Behandlung von Nerven-, Magen- und Frauenleiden.

Aus Induſtrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Ein äußerliches Entfettungsmittel „Amiral", das abſolut unſchädlich und bequem anwendbar iſt, hat in letzter Zeit überraſchende Erfolge erzielt. Die Herren Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerſtraße 98, die gegen 20 Pfg. in Marken ausführliche Broſchüre verſenden, erhielten von einem der erſten Aerzte ein anerkennendes Schreiben, das von einem hamburgiſchen beeidigten Notare beglaubigt worden iſt, der Abdruck wird ebenfalls auf Wunſch zugeſandt.

Deutsche Romanbibliothek.

Die ſoeben erſchienene Nr. 18 enthält: Profeſſor Unverfähr. Roman von Georg Wasner. — Forſthaus Wolfgang. Roman von Ferdinand Runkel.
Vierteljährlich M. 2.—
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

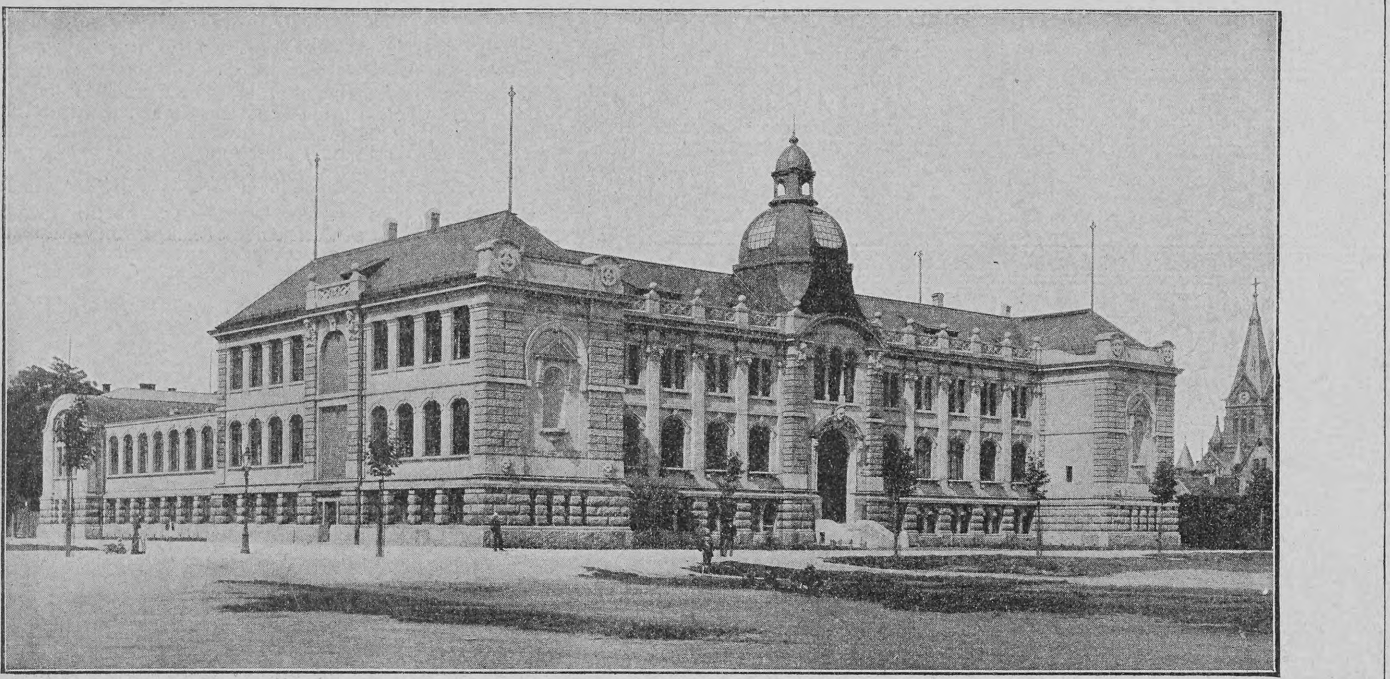
Anzeigen

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

Ingenieurschule Zwickau.



Unter den technischen Mittelschulen nimmt die im Jahre 1897 gegründete **Ingenieurschule Zwickau** einen hervorragenden Platz ein. Am 7. Juli 1903 vollzog sie unter Anwesenheit Sr. Majestät des Königs Georg von Sachsen die Einweihung ihres neuen monumentalen, mit allen Einrichtungen der Neuzeit versehenen Gebäudes.
Die Schule umfasst besondere Kurse für

Maschineningenieure, Elektroingenieure
in der Ingenieurschule,
Maschinentechniker, Elektrotechniker
in der mittleren Fachschule.

Die Kurse für Ingenieure erfordern 5 bis 6 Semester, die Kurse für Techniker erfordern 2 bis 3 Semester, entsprechend dem Grade der Vorbildung. Das Unterrichtsgeld beträgt 130 Mark für das Semester, Aufnahmegebühr 4 Mark, Lesezimmer 6 Mark für die Zeit des Studiums. 2 Semester elektrotechnisches Praktikum à 20 Mark für Abnutzung der Instrumente. Honorar für die Schlussprüfung 20 Mark.

Aufnahmen im April und Oktober.

Programme erhält man kostenlos von der **Direktion der Ingenieurschule Zwickau.**

Cannstatter
WP
Misch-Knetmaschinen- u. Dampf-Backofen-Fabrik
Werner & Pfleiderer
Eingetragene Schutz Marke
Knet & Misch-Flügel
93 höchste Auszeichnungen
Patente überall.
Cannstatt (Württbg.). London.
Berlin * Wien * Paris * Moskau
Saginaw U.S.A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

Elektrische Klingelanlagen

fertig z. Selbstanlegen M. 4, desgl. Telephone, kleine Lichtanlag. für Minutenlicht, Glühlampen, elektr. leucht. Shlipsnadeln etc., Elemente, Accumulatoren, Vernickelungseinrichtungen, kleine Dynamo-Elektromotoren, Elektrisir-Appar., Elemente, Leitungsdrähte u. alle elektr. Bedarfsartikel.
O. H. Meder's Institut, Leipzig,
Abtheilg. f. Elektrotechnik. Gegründ. 1850.
Jll. Kataloge „E" gegen 10 Pfg. Briefm.

Zucker-, Magen-, Darm-Kranke verlangen Prospect
Von ärztl. Autoritäten empfohlen.
Rademann's Nährmittelfabrik
Frankfurt a/M. S. & Berlin S.W.

Deutſche Revue

Eine Monatſchrift. Herausgegeben von Richard Fleischer.
Monatlich 1 Heft — Vierteljährlich (3 Hefte) 6 Mark.
Der Jahrgang 1904 bringt u. v. a. Mitteilungen aus den hinterlaſſenen Papieren von
Rud. von Bennigsen — Staatsminiſter Dr. **von Miquel**
— ferner Artikel von General **von der Goltz** über „Der ewige Frieden und der nächſte Krieg".
Das Januarheft liefert jede Buchhandlung zur Anſicht, auch die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Abonnements

auf „Ueber Land und Meer" in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten,

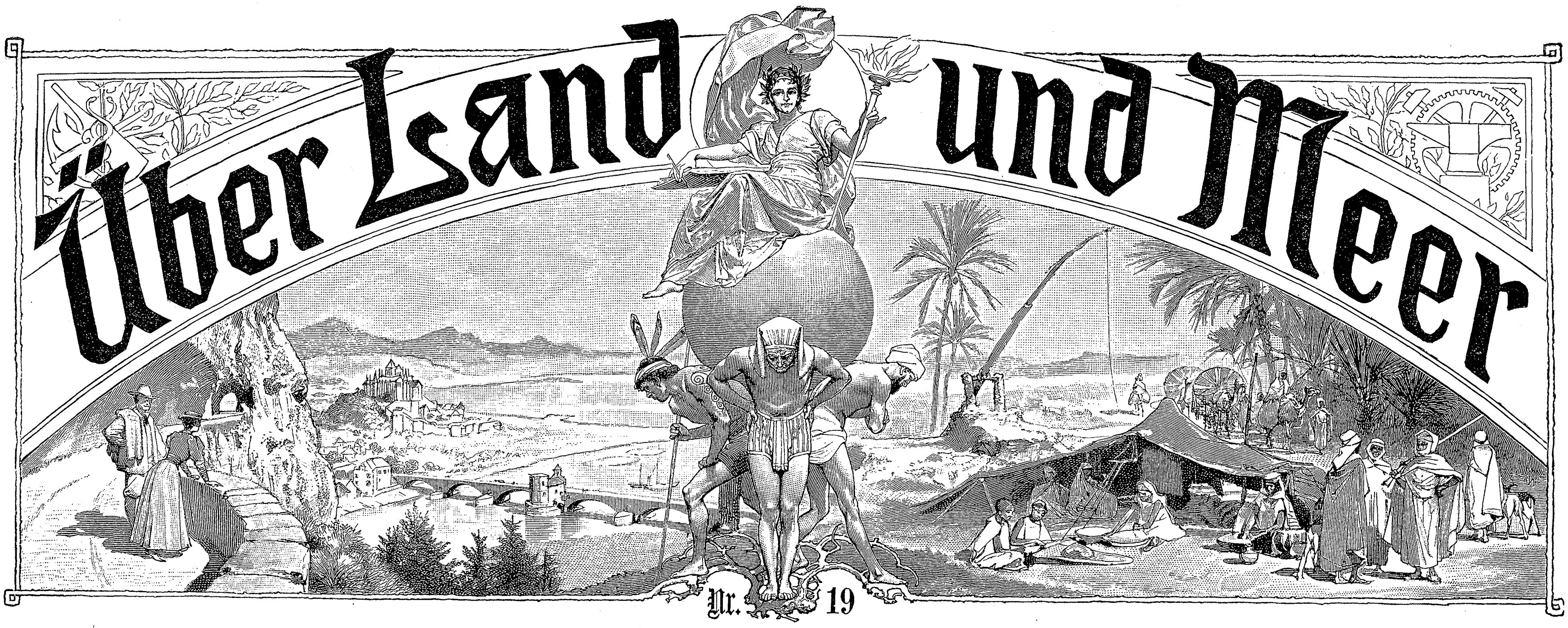
Neue, epochemachende Broſchüren von **Dr. A. Prinz**, Badearzt in Marienbad, u. a. über die rationelle Behandlung von

Gicht,
Podagra,
Rheumatiſmus,
Nierengries,
Steinleiden u. deren ſchädliche Folgen (Nieren- und Blaſenſteine, acut. u. chron. Gelenkrheumatiſmus, rheumatiſche Leiden [Lumbago, Iſchias] ꝛc. ꝛc.). Zahlreiche lobende, zum Teil geradezu begeiſterte Dankſchreiben von Profeſſoren, Aerzten, u. a. Prof. Dr. Schweninger, Leibarzt des Fürſten Bismarck, Prof. Dr. Ebſtein, Geh. Rat Dr. Volmer, Privaten ꝛc. ꝛc.

Ausführliche Proſpecte gratis und franco durch den Verlag von
C. M. L. Seeger,
Berlin SO. 16,
Michaelkirchplatz 14.

Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

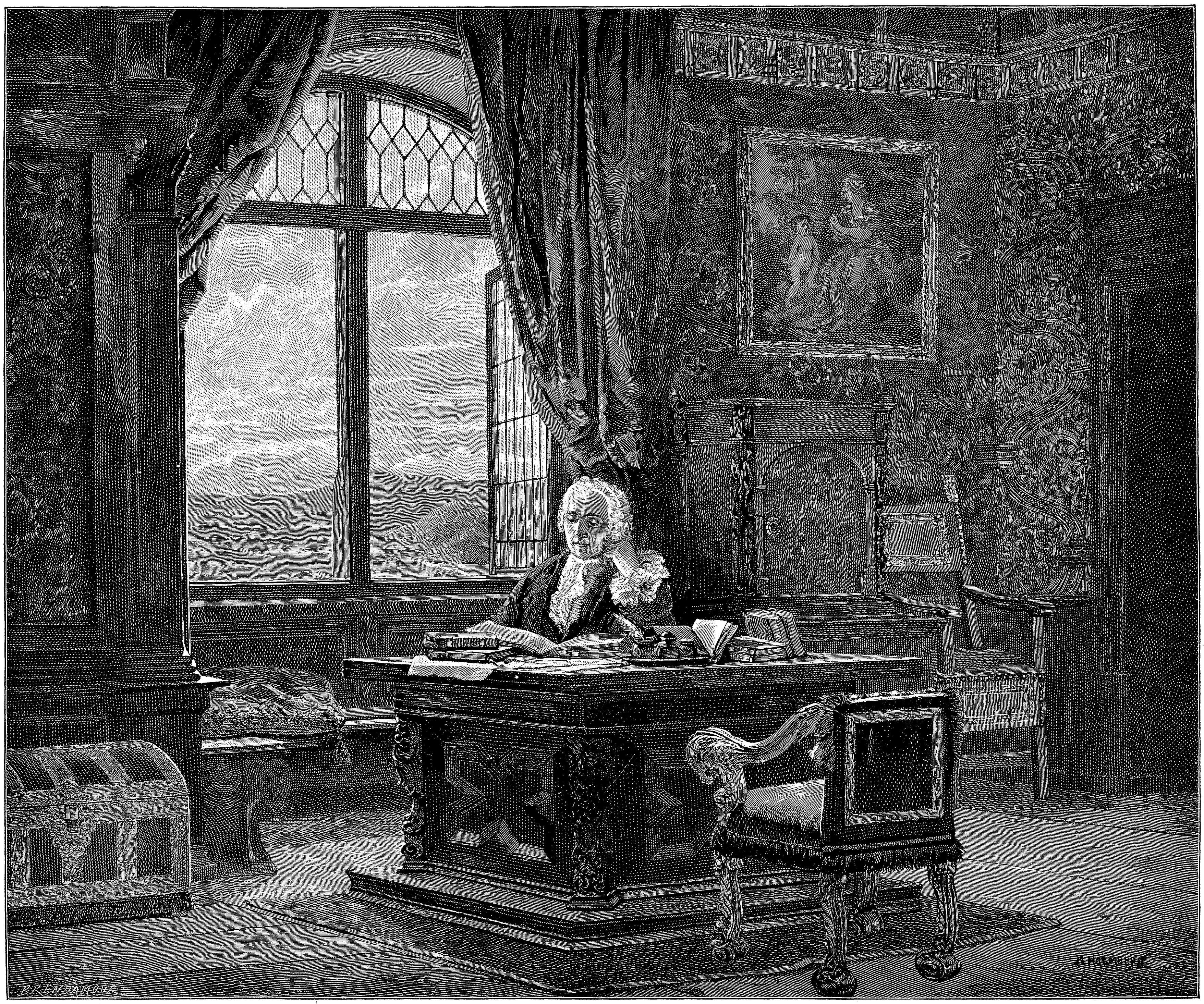

Über Land und Meer

Nr. 19

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erſcheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld


A. HOLMBERG
BRENDAMOUR

Abendſtille

Nach dem Gemälde von Auguſt Holmberg

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

XIX

Oſtern war vorüber, Doleſchal war aber nicht zum Feſt zu den Seinen zurückgekehrt, wie er ſo feſt beabſichtigt. Er hatte Helene geſchrieben, es ſei ihm nicht möglich, ſich ſchon ſo bald loszumachen; man war in Berlin ungeheuer entgegenkommend gegen ihn. Er bat ſie, es ihm nicht zu verübeln, daß er das Feſt nicht mit ihr und den Kindern verlebe; ſein Herz hinge daran, das könne ſie ihm nur glauben, aber dürfe er ſeinem Gefühl, einem Wunſch, der rein privater Natur, ſo viel nachgeben? Nein, das durfte er nicht. Er mußte fern bleiben in Tagen, an denen er ſeinen Knaben ſonſt immer ſelber die Oſtereier verſteckt im erſten friſchtreibenden Buchsbaum der Gartenrabatten. Er mußte ein Diner beſuchen, das einer der Hauptführer der hakatiſtiſchen Bewegung, Großgrundbeſitzer und Parlamentarier, am erſten Oſterfeiertag gab.

„Das iſt zu wichtig für mich," ſchrieb er. „Geliebte Frau, verſtecke Du unſern Kindern die Oſtereier, morgen wird ein Kiſtchen ankommen, ich ſchicke die ſchönſten, die ich in Berlin bekommen konnte, und denke Du dabei an mich.

„Sage auch den Knaben, daß ſie an mich denken. Euer Vater mußte noch in Berlin bleiben, ſage ihnen, aber er iſt doch bei euch, im Geiſte um euch, für euch bedacht. Daß einmal ein Oſtern komme, wie der Lyſagora noch keines geſchaut, daran arbeitet er. Das werden ſie natürlich nicht verſtehen, können es ja auch noch nicht verſtehen, wenn ich zwar doch glaube, daß unſern Hanns-Martin eine Ahnung davon überkommen wird, was es heißt: vom Lyſagora auf deutſches Land blicken, auf lauter ganz deutſches Land, wenn Du, gute Mutter, ihm das in Deiner Weiſe erklärſt.

„Geliebte Frau, ich ſchreibe in einer gehobenen Stimmung; die Worte fließen mir nur ſo zu. Geſtern abend traf ich mit mehreren famoſen Leuten beim Landwirtſchaftsminiſter zuſammen; natürlich war es keine Geſellſchaft, nur eine zwangloſe Teeſtunde. Es tut doch wohl, unter Geſinnungsgenoſſen zu ſein, es erquickt an Leib und Seele. Heute morgen beim Raſieren ſah ich mich in dem Spiegel, ich war erſtaunt. Du kannſt es glauben, mir iſt, als wäre ich um zehn Jahre jünger geworden —"

Helene lächelte, als ſie dieſen Brief las. Sie freute ſich für ihren Mann, — wie voll von Hoffnungsfreudigkeit war der! Aber doch war Wehmut in ihrem Lächeln, und die Wehmut wurde Herr über das Lächeln. Die Hände, die den Brief hielten, in den Schoß ſinken laſſend, neigte ſie das Haupt: wie würde Hanns-Martin die Enttäuſchung ertragen? Denn die würde kommen. Die ſchien ihr ſo unausbleiblich, wie heute auf den grellen Sonnenſchein, der jetzt, Ende März, faſt ſommerlich ſengend niederſtach, ein Regenſchauer. Gewitterig dünkte ſie der Himmel, ſie ſah eine gefährliche Wolke dort überm Lyſagora geballt. Ach, wenn doch Hanns-Martin ſich nicht zu ſicher in Hoffnungen wiegen wollte!

Hätte Helene es begründen ſollen, woher ihr jetzt oft die trüben Gedanken kamen, ſo hätte ſie es nicht gekonnt; ihr liebendes Herz ängſtigte ſich eben um ihn. Es würde ihn treffen bis in die tiefſte Seele, wenn man den Polen ihm vorzog. Wenn er es ihr auch ſelber geſagt hatte, daß ſeine Kandidatur durch Garczynski ſtark gefährdet ſei, überzeugt von ſeiner Niederlage war er doch keineswegs. Und auch wenn er nun wirklich gewählt werden ſollte, war er denn der Berufene, das Ziel zu erreichen?

„Deutſches Land, ganz deutſches Land, ach, lieber Gott!"

Die blonde Frau faltete die Hände über dem Brief und ſchaute träumeriſch durchs Fenſter über die Fläche des Sees hinüber zum ragenden Lyſagora. Der ſchaute noch in polniſches Land, in ganz polniſches Land. Und konnte denn auch ein einzelner Mann, einer allein, ſo viel ausrichten, ſo großes erreichen?

Wie in banger Frage hingen ihre Augen am Berge; lange ſann ſie, dann ſchüttelte ſie den Kopf: ach nein, ein einzelner konnte das nie, niemals! Da mußte ſchon ein Heer auferſtehen, wie das polniſche Volk ſich eines erhoffte dort aus dem Schoße des Lyſagora. Pelaſia, die alte Amme, hatte die polniſche Sage den Knaben erzählt.

Aber ſie — entſchloſſen ſtand Helene raſch auf — ſie, als Mutter, würde jetzt zu den Knaben gehen und ihnen auch etwas erzählen: vom Vater, vom deutſchen Land, und von — ſie zögerte noch einen Augenblick und überlegte: wie ſollte ſie es ihnen denn verſtändlich machen, den jetzt noch unmündigen Kindern? — nun, von der Verpflichtung würde ſie ihnen ſagen und immer wieder ſagen, von der Verpflichtung, die jedem von ihnen einſt oblag, und die er kennen lernen mußte ſchon von klein an.

Helene lächelte. Ihr eben noch ſo trübes Geſicht war überſonnt von dieſem Lächeln, wie von Frühlingsſchein die Flur:

... Uns iſt ein Sohn gegeben, ein Kind iſt uns geboren, welches Herrſchaft trägt auf ſeiner Schulter, und er heißet: Rat, Kraft, Wunderbar, Held, Ewig-Vater, Friedefürſt ...

Es war etwas Strahlendes um die Mutter, die zu ihren fünf Söhnen ging.

*

„Bleibe," hatte Helene von Doleſchal ihrem Mann auf ſeinen Brief geantwortet. „Bleibe ruhig noch in Berlin, wenn Du meinſt, daß es von Nutzen iſt. Die Kinder gehorchen mir, und wir denken Deiner allezeit."

So war er ſogar noch ein paar Tage über das Feſt fortgeblieben. Das hatte er wirklich nicht erwarten können, daß man ihm ſo viel Freundlichkeit in Berlin entgegenbringen, überhaupt dort ſo viel Intereſſe zeigen würde für die Verhältniſſe in der Provinz.

Er, der ſo lange einſam auf ſeiner Inſel geſeſſen, hatte doch davon keine Ahnung gehabt, wie die Wellen, die am Lyſagora brandeten, auch in der Reichshauptſtadt anſpülten. Man drückte ihm warm die Hand und glaubte verſichern zu dürfen, daß man alles daran ſetzen werde, ſeiner Wahl nachzuhelfen. Er hetzte ſich unendlich ab in dieſen Berliner Tagen. Dahin — dorthin — immer gab es noch einen Weg, einen Beſuch, eine Konferenz, aber er fühlte nichts von jener Müdigkeit, die ihm auf ſeinen Feldern ſo oft die Füße gelähmt und den Mut auch. Elaſtiſch überwand er die Anſtrengung, und als er endlich im Coupé ſaß, um wieder nach Hauſe zu fahren, hatte er ſchon das beſeligende Gefühl eines halben Sieges.

Er hatte Helene nicht beſtimmte Nachricht über ſeine Ankunft zukommen laſſen, in der Abſicht, noch zu telegraphieren. Aber dann hatte er auch dieſes nicht getan — wozu, er würde in der Kreisſtadt einen Wagen beordern, und während der angeſpannt wurde, die Gelegenheit wahrnehmen, zu ſeinem Freund, dem Landrat, heranzugehen. Es drängte ihn, dieſem ſofort von der erfolgten Reiſe zu berichten.

Es war in Berlin ſchon recht frühlingsmäßig geweſen, der Winterpaletot war läſtig geworden; auf allen Schmuckplätzen und in der Siegesallee hatten die Ziersträucher gegrünt, aus den Körben der Händlerinnen waren Wolken von Veilchenduft geſtiegen.

Doleſchal war ſchon am frühen Morgen, am geöffneten Fenſter ſitzend, abgefahren, aber noch war er nicht drei Stunden unterwegs, als er das Fenſter ſchloß. Je weiter nach Oſten, deſto niedriger die Temperatur. Ein ſcharfer Wind wehte erkältend. Noch hatte man Poſen nicht erreicht, als Doleſchal den als läſtig oben ins Netz geſchleuderten Winterpaletot wieder anzog; ihn fröſtelte, und ein Unbehagen kroch ihm über den Rücken. War denn die Temperatur wirklich ſo erheblich kühler hier, oder ließ nur plötzlich die Angeregtheit, in der er ſich befunden, nach? Der Blick, der bald durchs Fenſter links, bald durchs Fenſter rechts ſchweifte, ſah nichts als Felder, Felder, Felder. Wenig Bäume, wenig Häuſer, wenig Menſchen. Die große Monotonie des Oſtens war da. Und wo der Zug hielt, fremdartige Stationsnamen — das Reich des Oſtens war da.

Die Stirn runzelnd, ſaß der deutſche Mann, und die lähmende Traurigkeit, die er ſo ganz abgeſchüttelt gewähnt, war auch plötzlich wieder da. O, wie grau war der Himmel! Und jetzt, war's möglich? Wahrhaftig, hier ſchneite es noch! Regen mit Schnee untermiſcht ging in dichten Schauern nieder, und der Wind, der ungehindert über die weite Fläche ſchlug, peitſchte ihn gegen das Fenſter. Ein Gefühl grenzenloſer Vereinſamung überkam den ganz allein im Coupé erſter Klaſſe Sitzenden. Wie dumm war es von ihm geweſen, nicht Paul Keſtner nach Rathenow wiſſen zu laſſen, daß er in Berlin ſei; vielleicht wäre der auf ein paar Tage mit nach Hauſe gekommen! Und wie töricht, Helene nicht zu benachrichtigen! Nun würde kein Wagen an der Bahn ſein, und ſonſt wäre Helene ſicher dageweſen, ihn abzuholen; er hätte ihre Hand ein paar Stunden früher in der ſeinen halten können!

Die Sehnſucht, die bis jetzt zurückgedrängt geweſen, ſcheinbar geſchlafen hatte, regte ſich. Hätte er ihr doch telegraphiert! Aber nun war's zu ſpät, auch wenn er es von Poſen aus noch tat, konnte ſie doch auf den ſchlechten Wegen nicht mehr zur rechten Zeit mit dem Wagen an der Bahn ſein. Allein mußte er ankommen, wieder allein ſein, wie immer. In einem Gefühl der Verbitterung, ſo weggeſetzt zu leben, ſo fern ab der Kultur, ſchloß er die Augen und drückte die von einem dumpfen Schmerz befallene Stirn gegen das Polſter. So fuhr er in der Kreisſtadt ein; den Paletot zugeknöpft, den Kragen hochgeſchlagen, ſchritt er vom Bahnſteig.

Bekannte Laute grüßten ihn wieder; alles polniſch: „Was befiehlt der gnädige Herr? Dem gnädigen Herrn zu dienen! Falle zu Füßen, gnädiger Herr!" Ueber den beſpuckten Flur ſchritt er durchs Bahngebäude hindurch auf die Straße.

Dort ſaß eine Hökerin mit einem Fäßchen vor dem Eingang, ein triefäugiges, ſchmutziges Weib, und eine Frau in polniſcher Haube ſtand bei ihr und feilſchte um einen Hering. Das alte Weib fuhr mit den ſchwarzen Fingern in die Tonne, die Salzlake troff, und die andre nahm den Hering auch in die Hand und fraß ihn auf, ſtehenden Fußes, mit Kopf und Schwanz, mit Schuppen und Salzlake, nur die Gräte des Rückgrates ſpie ſie vor ſich hin.

Ihn ekelte. Tief verſtimmt ſchritt er in die Stadt hinein.

Kein einziges deutſches Firmenſchild, alles polniſche Namen und jüdiſche. Polniſch-jüdiſch! Er dachte an Löb Scheftel und was ihm Helene davon geſchrieben hatte, daß Betrunkene einen Krawall gemacht haben ſollten in der Nacht nach dem Ablaß vor den jüdiſchen Häuſern in Miaſteczko. Nun, Löb Scheftel würde ſchön gezetert haben, als ſie ‚hep, hep' ſchrien und ſeine Fenſter einwarfen. Jetzt aber machte er wohl, als ſei gar nichts geſchehen, längſt wieder ſein Handelchen. Keiner konnte den Juden austreiben! Es war Doleſchal auf einmal, als ſeien auch ſeine Beſtrebungen, lang Beſtehendes auszumerzen, fruchtloſes, kindiſches Bemühen. Polniſch und jüdiſch und die Provinz und Polen — wer trennte die?

Er ſah nicht mehr rechts und links, ihn ärgerten die Schilder der Läden, ihn ärgerte der Dom, der, uralt, mit ſeinen wie von Zyklopen gebauten Mauern, auf den Platz herunterſah. Hier an den eiſernen Buckeln der Domtür zeigte man die Spuren der Axthiebe, mit denen einſt heidniſche Feinde die Kirche des weißen Adlers zu erſtürmen gedacht; die Beile waren zerſplittert, die Tür hatte jedem Anprall getrotzt.

Den Beſuch beim Landrat gab Doleſchal auf, ihm war die Luſt vergangen.

Was er dem eigentlich ſo Freudiges mitzuteilen gehabt, wußte er nicht mehr. Leere Verſprechungen deuchten ihn plötzlich die Berliner Verſicherungen, die ihn geſtern noch mit ſolcher Ermutigung erfüllt, nichtige Redensarten ſchienen ſie hier auf dem Platz, an dem rechts der Dom, links das Palais des Kirchenfürſten und dicht dabei das Prieſterſeminar gelegen.

Ganz ohnmächtig kam er ſich plötzlich vor.

Hier, hier an der Ecke der Gaſſe, die ihn nun der Wagen, in den er am Domplatz geſtiegen, hinabführte, war in großer Schrift, recht deutlich, der Straßenname auf Polniſch zu leſen, und ganz klein ſtand darunter, wie ſcheu, die deutſche Bezeichnung. Herrgott, Herrgott! Er fuhr ſich über die Augen, als müſſe er's fortwiſchen, das Trugbild, das die geſehen: hier war noch ganz, ganz polniſches Land!

In einer Betrübnis, die auch die Ausſicht, bald ſein Deutſchau wiederzuſehen, bald Helene, bald die Knaben ans Herz zu drücken, nicht lindern konnte, fuhr er dahin. Regen und Schnee, die an die Eiſenbahnfenſter geweht, hatten nachgelaſſen; aber er ſaß noch in eine Ecke des Wagens gedrückt, den Kragen hochgeſchlagen, die Reiſedecke, die auszuſchnallen zu müſſen er gar nicht mehr gedacht, bis zur Bruſt hinaufgezogen. Er fühlte nicht, daß ihn jetzt eine lindere Luft umwehte; Aprilſchauer waren vorübergerauſcht, nun lachte Aprilſonne. Im blanken Sonnenſchein wogten grüne Saaten. Er ſah das alles nicht. Das Kinn auf die Bruſt gedrückt, die Augen niedergeſchlagen, verharrte er unbeweglich. Er grüßte nicht, als in der Nähe des erſten Dorfes, das man paſſierte, ein Sämann am Ackerrand den Hut bis zur Erde zog: „Dobry wieczor!“ Er erwiderte auch den Gruß des Mädchens nicht, das, hübſch und leichtfüßig, trotz einer ſchweren Laſt, die ſeinen Rücken beugte, eine Weile neben dem Wagen herſchritt. Er ſah alles nicht, nicht das Wachſen der Saaten, nicht den Fleiß der Leute, auch nicht die helle Sonne; er fühlte nicht den erdigen Duft, der von der Scholle aufſtieg und mit belebendem Hauch um ſeine Stirn ſtrich. Um ihn her war es finſter.

Er hörte auch nicht das leiſe Trillern einer Lerche am benäßten Grabenrain. Aber er hörte jetzt das Läuten der Glocke von Pociecha-Dorf. Das Sechsuhrläuten. Weithin über die Felder wehte der Klang. Die Leute, die vereinzelt da und dort arbeiteten, verneigten ſich, er ſah, wie ſie ſich bekreuzten und dann ſchleunigſt, ihr Arbeitsgerät zuſammenraffend, ſich anſchickten zum Heimweg. Die hatten genug geſchafft, die Feierabendglocke rief. Ach, wann, wann würde ſie ihn rufen?! Würde auch er bald Feierabend machen können nach vollendetem Tagewerk? Nein, aber Feierabend machen müſſen nach nicht vollendetem, nach fruchtloſem Ringen!

Schwermütig nickte er vor ſich hin. Feierabend nach fruchtloſem Ringen! Und dann durchfuhr es ihn jäh mit einem Schrecken: das war ja ſchon faſt Melancholie!

Sich einen Ruck gebend, richtete er ſich aus ſeiner Ecke auf; die Hände zuſammenballend, biß er die Zähne aufeinander: nein, ſich nicht unterkriegen laſſen, den ſchwarzen Vogel ſcheuchen, der die Flügel ſenken will! Da fühlte er plötzlich den Hauch der Scholle. Gott ſei Dank! Er riß den Paletot voneinander und atmete tief. Gott ſei gedankt für dieſen Duft der Felder! Der tat gut! Den Hut von der Stirn zurückſchiebend, ſah er freier um ſich. In ſeinem zerquälten Herzen wachte die Liebe auf; ſo groß auch die Qual, die Liebe war doch größer. Nein, dieſe Felder hier waren ſchön, ſchöner als alle andern in weiter Welt! Wie hatten ſie ihm nur monoton dünken können? Und ihre Dankbarkeit mußte verſöhnen für vieles, was ſonſt verſtimmte.

Doleſchals Stirn glättete ſich: waren hier nicht Tau und Sonnenſchein, nicht Wachſen und Gedeihen? Ja, ja und dreimal ja.

Sein Landmannsherz tat ſich auf, als er jetzt die Saaten betrachtete: ſo friſch, ſo dicht, ſo regennaß, ſo ſonnenbeſchienen ſtanden ſie im Feld! So weit das Auge reichte, bis dorthin zum Lyſagora, nichts als grüne, grüne Breiten, ein ganzes Heer von junger Saat, eine Welt von Hoffnung. Und da wollte er verzagen? Er atmete wie befreit auf.

Seine müden Züge belebten ſich, ſein blaſſes Geſicht rötete ſich, und jetzt, ſiehe da — ein freudiges Aufleuchten kam in ſeine Augen, — das ſchönſte Wunder der Ebene! Ueber die große Fläche ſpannte ſich der Regenbogen. Hier ſtand er auf hinter der ſchwarzen Holzkirche von Pociecha-Dorf, wölbte ſich über Anſiedlung Augenweide und über Gwiadliborczyce, über den Lyſagora und Deutſchau, und ſtellte dort jenſeits ſein andres Ende auf Przyborowoer Grund. Unter dem Bogen des Friedens lagen ſie alle miteinander. Und dort, ganz im Geflimmer der ſich neigenden Sonne, hinterm Lyſagora ſich zeigend wie ein Traum, ſtrahlte ein Abglanz der ſiebenfarbenen Herrlichkeit wieder.

Die Weite war ſtill, wie erſchauernd in Bewunderung; nur die Glocke ſchwieg nicht, ſie läutete dazu: Friede, Friede!

*

„Dobry wieczor! Doleſchal, verehrteſter, guten Abend!“ Doleſchal fuhr zuſammen, eine Stimme, die ihm weh tat, hatte ihn geweckt. Mit einem Ruck ſtand der Mietswagen, ein bequemer Landauer hielt neben ihm. Wie ſchon einmal hier unweit der Kolonie, war der Deutſchauer mit den Gwiadliborczycern zuſammengeſtoßen. Wie der Wind waren ſie dahergekommen und leiſe auf dem noch regenfeuchten, heute weichen Grund. Blaß wurde Doleſchal bis in die Lippen, ſo erſchreckte ihn dieſe Begegnung in ſeiner Verſunkenheit.

„Herr Nachbar, außerordentlich erfreut! Ich bin entzückt, Ihnen noch Adieu ſagen zu können,“ rief Garczynski. „Ich bedauerte unendlich, Sie geſtern nicht angetroffen zu haben. Wir verreiſen!“

„So?“ Doleſchal wußte nichts zu tun, als ſich zu verneigen. „Empfehle mich der gnädigen Frau!“

„Leben Sie wohl!“ Läſſig nickte die Garczynska, und dann ſandte ſie ihm einen raſchen Blick zu, ſo voll von Zorn, Anklage, Haß, Vorwurf, Wut und Verachtung, daß er ihn ſich nicht zu erklären wußte. Was hatte er dieſer Frau getan, daß ſie ihn ſo anblitzte? Ewig lange hatte er ſie ja gar nicht geſehen!

„Werden gnädigſte Frau länger fortbleiben? Zum Vergnügen?“ Sie hatte ihn nicht gehört — oder war er etwa nicht da für ſie? Faſt ſchien es ihm ſo. Sie hatte den Kopf nach der andern Seite gewendet und ſtarrte gleichgültig in die Luft.

Garczynski beantwortete die Frage durch ein Achſelzucken: „Vergnügen? Mein Lieber, Verpflichtungen, Verpflichtungen! Und Einladungen, unendliche! Ich denke, vier Wochen werden daraus werden!“

„So.“ Es war Doleſchal ganz gleichgültig, was die Gwiadliborczycer machten, mochten ſie hier ſein, reiſen oder fernbleiben; nur aus höflicher Gewöhnung fragte er: „Und wohin reiſen die Herrſchaften?“

Garczinski lächelte malitiös und winkte zugleich verbindlich mehrmals hintereinander zum Abſchied mit der Hand:

„Wir fahren, woher der Herr Nachbar eben kommen. Wir reiſen nach Berlin. Kutſcher, dalej, es iſt Zeit!“

Nach Berlin? Die Stirn runzelnd, ſah Doleſchal dem raſch davonrollenden Landauer nach; jetzt ſah er: ein Rieſenkoffer vorne beim Kutſcher, ein Rieſenkoffer noch hintenauf. Die fuhren nach Berlin. Verpflichtungen, Einladungen, Toiletten für die ſchöne Frau in Rieſenkoffern — warum verſtimmte ihn das nur ſo? Warum ſollte Garczynski denn nicht nach Berlin reiſen? Er war ja ſelber auch nach Berlin gereiſt!

Horch, Peitſchengeknall, der Kutſcher feuerte die Pferde an. Da jagten ſie hin, der liebenswürdige Pole und ſeine ſchöne Frau!

Als Doleſchal den Kopf wendete, ſah er ſie ſchon weit; nun ja, ſie mußten eilen, wenn ſie den Nachtzug treffen wollten, mit dem auch er nach Berlin gefahren. Aber er glaubte ein Lachen zu vernehmen, das ihn höhnte. Ein ſpöttiſches Lachen, das ihm im Ohr blieb, wenn auch die wachſende Entfernung zwiſchen ihm und jenem Wagen längſt jeden Laut verſchlungen. Er hörte nichts mehr von ihnen und ſah auch nichts mehr von ihnen, aber der Bogen des Friedens war auch verſchwunden.

Mit einer jener Vorahnungen, die unabweislich Unangenehmes künden und wie Froſtſchauer die Seele überhauchen, drückte ſich Doleſchal wieder feſt in ſeine Wagenecke. Schatten krochen über die Ebene, das Grün der Saaten wurde grau, der farbige Zauberſchein hinterm Lyſagora hatte ſich zu Wolken verdichtet, die, zerfetzt vom Abendwind, dräuend gleich Ungetümen mit Schwertern und Spießen, das verlöſchende Sonnenrot des Himmels umſtanden.

Horch! Wer konnte hier noch ſo lachen? Wer hatte hier den Mut dazu?!

Ein fröhliches Mädchenlachen war's, das Doleſchal aufmerken ließ. Langſam war ſein Wagen weitergekrochen; nun war man unweit des Luges, wo die Grenze ſich zieht zwiſchen Przyborowo und Niemczyce. Wer hätte in der rumpligen Mietskutſche den Niemczycer vermutet? Aus der Richtung von Przyborowo galoppierten zwei Pferde heran, ein kleiner Schecke voran, ein großer Brauner hinterdrein. Das war wie eine Jagd. Lang ſtreckten ſich die Pferdeleiber, die Hufe flogen. Und nun erſcholl wieder das Mädchenlachen, übermütig, hell. Vor dem Mietswagen her, ſo dicht, daß deſſen Gäule zurückprallten, ſetzten die beiden ſich jagenden Pferde über die Straße. Ein Reitkleid flatterte um eine ganz jugendlich ſchlanke Geſtalt, blonde Zöpfe flogen wild, und da — da — war das nicht der Inſpektor Schulz, der hinter dem Fräulein drein hetzte, vornüber auf den Hals ſeines Pferdes gelegt, die Hand ausgeſtreckt, das flatternde Reitkleid zu faſſen?! Auf die Weiden am Lug, die wie eine Wand am Acker ſtanden, ging's zu.

„Pſiakrew,“ ſagte der Kutſcher, hielt an und deutete ſchmunzelnd mit dem Peitſchenſtiel.

Das helle Lachen ging in einen hellen Aufſchrei über; war der ängſtlich oder —? Der große Braune hatte den kleinen Schecken eingeholt. Was ſollte das heißen? Warum dieſer Aufſchrei? Und jetzt — die Mauer der Weiden hielt die Geſtalten verdeckt, das Pferdegetrappel war verſtummt, die Mädchenſtimme ließ ſich nicht wieder hören — es war ganz ſtill geworden.

„Voran!“ herrſchte Doleſchal ſeinen Kutſcher an, das Schmunzeln des Mannes ſchien ihm auf einmal ganz infam. Er wurde rot darüber. Was dachte ſich dieſer Kerl? Wagte er ſich vielleicht gar etwas zu denken zwiſchen dieſem, dieſem Inſpektor und dem gnädigen Fräulein? Unverſchämt! Das durfte nicht ſein! Ein Zorn überkam jäh den Herrn von Deutſchau, und zugleich eine Scham. Waren ihm nicht ſelber Gedanken aufgeſtiegen, die —

„Pfui!“ Er ſagte es laut, ein Unwille gegen ſich ſelber überkam ihn. War er auch wie der gemeine Mann, der ſofort Niedriges vorausſetzt? Nein, hier war nur ein ganz ausgelaſſenes junges Mädel, das, froh, der Gouvernante entronnen zu ſein, ſich einmal austobte. Das Lachen war ſo unbefangen geweſen, ſo kindlich hell. Aber der Aufſchrei — dieſer Aufſchrei?! Grübelnd ſchloß Doleſchal die Augen. Ach was, der war ja auch völlig unbefangen geweſen!

Aber in dieſer Einſamkeit, bei dieſem Aufwachſen unter der Kreatur, dieſem täglichen Sehen von Knechten und Mägden, die ſich wahrhaftig nicht genierten — ach, Torheit, Kinderaugen ſehen eben nichts! Aber dann dieſer Inſpektor! Lag nicht etwas Brutales in deſſen hübſchem Geſicht? Ein Mißtrauen hielt Doleſchal gepackt und ließ ihn nicht los. Wie konnte man ſein Kind dieſem Menſchen anvertrauen? Alle Antipathie abgerechnet, und wenn da auch nichts, gar nichts irgendwie Bedenkliches vorlag, ſo ſchickte es ſich doch nicht. Man darf ſeine Tochter nicht einem Blick ausſetzen, wie der ihr heute geworden von dem Kerl da auf dem Bock, und auch nicht ſolchem Schmunzeln!

Das mußte er Keſtner ſagen. Freilich, eine angenehme Miſſion war es nicht. Aber trotzdem, das junge Mädchen, noch ein halbes Kind, war ſeines Freundes Paul Schweſter und die Tochter ſeines Nachbars, die Tochter eines Standesgenoſſen, die Tochter eines Deutſchen! Er mußte dem Vater ſagen von dieſem Ausritt mit dem Inſpektor. Keſtner konnte ihm ja nur dankbar ſein! Vielleicht daß er gar keine Ahnung davon hatte? Nun, dann um ſo nötiger! —

(Fortſetzung folgt)

Radium, der gefundene Stein der Weiſen

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

Der Stein der Weiſen iſt gefunden! Der Talisman iſt in unſern Händen, mit dem man nicht nur Gold aus unedlen Stoffen einmal muß erzeugen können, ſondern der alle Kraft und Wirkung der Welt enthält, mit dem man alles hervorzaubern kann, was unſre kühnſten Wünſche träumten: das Radium. Dieſer Wunderſtoff ſtrahlt beſtändig, ohne irgend welcher Kraftzuführung zu bedürfen, Elektrizität, Licht und Wärme aus und zerfällt dabei allem Anſchein nach in den lang geſuchten Urſtoff, aus dem alle Elemente aufgebaut ſind, aus dem alſo Gold und alles, was Menſchenbegehr, im Innerſten beſteht. So ein Stück Radium iſt eine immerwährend laufende Dynamomaſchine, die keiner Heizung bedarf, es bringt Körper zum Leuchten, ohne daß die Körper ſich dabei verzehren, und erwärmt beſtändig ſeine Umgebung, wieder völlig gratis. Das Radium bringt uns das goldene Zeitalter zurück, es wird fortan für uns arbeiten, und wir werden endlich das laſtbeladene Tier von uns ganz abſtreifen und in die höhere Stufe der Entwicklung emporſteigen können, zu der der Geiſt uns ſchon ſo lange den Weg wies, während der träge Stoff uns immer wieder den Weg verſtellte.

Schade nur, daß das Gramm von dieſem alles vermögenden Stoff einige tauſendmal teurer iſt als Gold, und alſo das Anlagekapital zu dieſer ohne Betriebskoſten fortdauernd arbeitenden Maſchine ganz und gar unerſchwinglich iſt. Und dieſer Preis iſt nicht etwa aus irgendwelchen ſpekulativen Machinationen entſtanden, ſondern entſpricht durchaus der Arbeit beim Herſtellen. So ſehr wie bei dieſer Entdeckung hat uns die Natur eigentlich noch niemals geäfft. Sie ſagt uns offenkundig: Schau her, ich kann wirklich alles; unendliche Kräfte ſtehen mir ſelbſt in jedem Körnchen aller der Stoffe zu Gebote, die dich umgeben, aber dir, der du dich quälſt im Schweiße deines Angeſichtes und erdrückt wirſt von Sorgen um dein täglich Brot, dir gebe ich nur Spuren davon in die Hände, damit du deutlich ſiehſt, daß ich dich befreien könnte, und ich zeige dir das Paradies nur durch ein kleines Löchlein in der unüberſteigbaren Mauer, damit du alle die Wunder ſehen könneſt, die nicht für dich ſind.

Aber nein! So grauſam iſt die gute Mutter Natur doch nie zuvor geweſen. Es iſt vielleicht nur Fürſorge angeſichts unſrer Unmündigkeit, die noch nicht imſtande ſein würde, den rechten Gebrauch von ſolchem allvermögenden Talisman zu machen. Sobald es an der Zeit ſein wird, wird ſie uns auch den rechten Weg zeigen.

Was alſo hat es für eine Bewandtnis mit dieſem Wunderſtoff, dem Radium? Seine Geſchichte iſt noch jung. Es war 1896, als der franzöſiſche Phyſiker Becquerel die erſten Spuren davon in den Händen hatte, und doch könnten Bände damit gefüllt werden, was über ihn und die andern „radioaktiven“ Stoffe, von denen in der ganzen Welt bisher nur Gramme im Menſchenbeſitz ſind, beobachtet, geſchrieben und gedacht iſt.

So ein Spürchen Radiumſalz, etwa Radiumchlorid, wie es zuerſt von Madame Curie, einer genialen Chemikerin in Paris, im Verein mit ihrem Gemahl, der Profeſſor der Phyſik iſt, rein dargeſtellt wurde, unterſcheidet ſich zunächſt nur bei ganz genauer Unterſuchung von bekannten Elementen. Es gibt verſchiedene radioaktive Stoffe. Die einen gleichen dem Barium, andre dem Wismut, dem Thorium, dem Blei, alles ſehr ſchwere Körper. Man kann nun dieſen Stoff einkapſeln, ſo daß er von allen Außenwirkungen abgeſchloſſen iſt; er übt durch alles hindurch ſeine Wunderwirkung. Erkannt hat man dieſe zuerſt daran, daß andre Stoffe, von denen man ſchon früher die Eigenſchaft kannte, unter gewiſſen Umſtänden im Dunkeln ſelbſtleuchtend zu werden, z. B. unter der Wirkung der Röntgenſtrahlen zu leuchten begannen, ſobald man dieſe Kapſel mit jenen winzigen Spuren von Radium in ihre Nähe brachte. Das Leuchten geht ohne Unterlaß weiter; bei dem erſten Präparat Becquerels, das er in ſeine Bleikapſel einſchloß, ſeit nunmehr acht Jahren, ohne daß das Gewicht des Stoffes ſich inzwiſchen vermindert oder ſeine ſonſtigen Eigenſchaften ſich verändert hätten. Dieſes Wunder, unſichtbares Licht auszuſtrömen, haben alſo die „Becquerelſtrahlen“ mit den Röntgenſtrahlen gemein, nur daß die letzteren ihre Kraft aus einer ſtarken Elektrizitätsquelle beziehen, während die erſteren gar keiner Kraft dazu bedürfen. Vom Radium gehen regelrechte Röntgenſtrahlen aus, und man kann alſo auch Röntgenbilder dadurch herſtellen.

Aber nicht nur Licht, ſondern auch Elektrizität erzeugt das Radium aus ſich ſelbſt. Unſre Kapſel erfüllt die ganze Luft rings um ſich her mit verhältnismäßig großen Mengen von negativer Elektrizität. Zuerſt zeigte ſich das an der wunderbaren Tatſache, daß mit einem Male die Funken einer in Tätigkeit gehaltenen Elektriſiermaſchine aufhören überzuſpringen, ſobald in dem betreffenden Experimentierſaale irgendwo Radium zugegen iſt. Es tritt alſo dann dieſelbe Erſcheinung ein, wie wenn bei Gewittern die Luft von Elektrizität erfüllt iſt; die Entladung der Elektriſiermaſchine erfolgt dann nicht mehr zwiſchen den Spitzen ihrer Pole, ſondern direkt in die Luft, um deren Elektrizität auszugleichen. Das Radium, ſagt man, macht die Luft, die ſonſt ein vorzüglicher Iſolator iſt, durch ſeine bloße Gegenwart leitend. Dieſe Wirkung iſt ſo bedeutend und nachhaltig, daß in einem Experimentierraum, in dem man viel mit Radium gearbeitet hat, überhaupt die Elektriſiermaſchinen dauernd ſtreiken, auch ohne daß erkennbare Spuren von Radium zugegen ſind. Das rührt wieder von einer andern, ganz fabelhaften Eigenſchaft dieſes Stoffes her, daß er nämlich fähig iſt, ſeine Eigenſchaften für eine längere oder kürzere Zeit ſeiner ganzen Umgebung mitzuteilen. Es geht von ihm ein an ſich unſichtbarer und unwägbarer Stoff aus, der ſich an alle Dinge der Umgebung haftet, etwa ſo wie ein Riechſtoff, und dieſe nun auch radioaktiv macht. Wenn man z. B. ſolch ein Radiumpräparat mit Waſſer auswäſcht, ſo wird letzteres ſelbſtleuchtend, elektriſch u. ſ. w., ohne daß das Präparat von ſeiner Wunderkraft das mindeſte einbüßt. Dieſe Kraft iſt überhaupt durch keinerlei Mittel zu zerſtören; ſie kann nur zeitweilig latent werden durch Feuchtigkeit, durch Wärme, aber der Stoff gewinnt dann immer nach einiger Zeit ganz von ſelbſt ſeine frühere Kraft wieder.

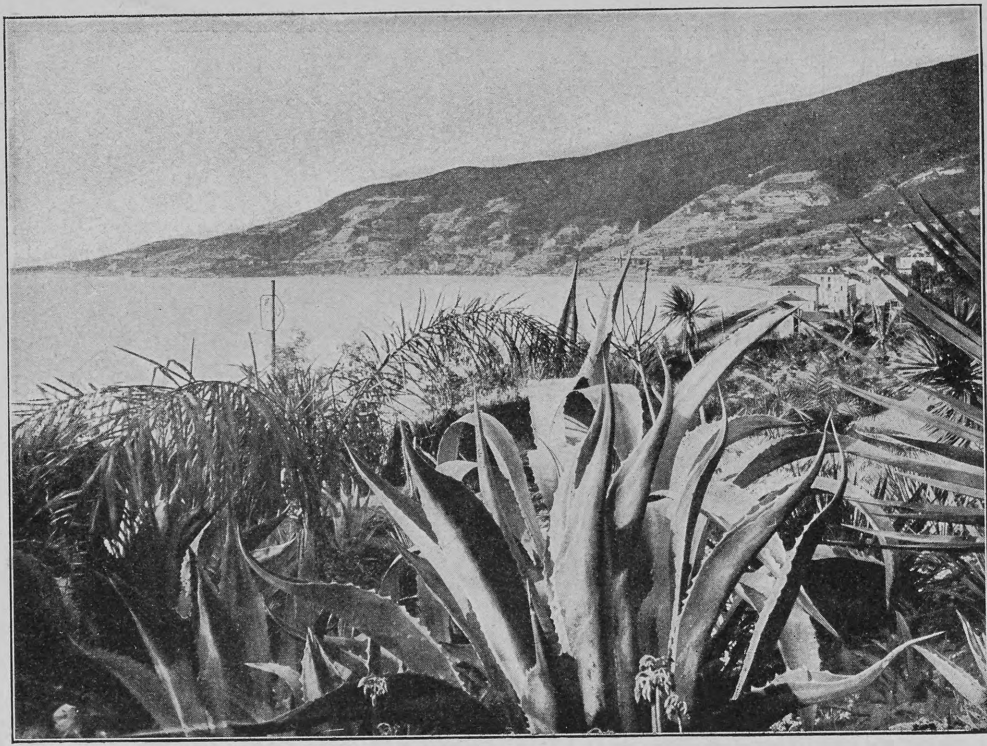
Zu dem allen hat nun Frau Curie im vergangenen Jahre noch entdeckt, daß das Radium beſtändig um anderthalb Grad wärmer iſt als ſeine Umgebung. Da alle Wärme ſich notwendig ausgleichen muß, ſo iſt kein Zweifel, daß dieſer Ueberſchuß beſtändig in den Raum ausgeſtrahlt, aber gleichzeitig aus dem Innern des Körpers auch wieder erſetzt wird. Das Radium heizt alſo beſtändig die Luft, ohne Brennmaterial zu verbrauchen.

Schließlich hat Ramſay, der Entdecker der neuen Gaſe in der Luft, gleichfalls erſt vor kurzem unzweifelhaft konſtatiert, daß das Element Radium ſich, ohne etwas hinzuzutun oder davon zu nehmen, wieder ganz von ſelbſt in ein andres Element, Helium, verwandelt. Er ſchloß Radium in eine Glasröhre ein und ſchmolz ſie zu. Durch das Spektroſkop, in dem Radium ganz charakteriſtiſche, nur ihm zukommende Linien zeigt, konnte er nachweiſen, daß ſich eben nur Radium in der Röhre befand. Aber nach einer Reihe von Tagen ſah er, wie im Spektroſkop die Radiumlinien mehr und mehr verblaßten, während dagegen langſam, aber immer deutlicher die von jenen ganz verſchiedenen Heliumlinien auftraten, die ſchließlich nur noch allein da waren. Gerade das Helium iſt ſpektroſkopiſch ſehr leicht nachzuweiſen. Man hat es bekanntlich erſt durch das Spektroſkop auf der Sonne entdeckt, noch weit bevor man es auf der Erde auffand, wo es nur in Spuren vorhanden iſt, eben wie das Radium auch. Letzteres iſt, wie ſchon oben geſagt, ein außerordentlich ſchwerer Stoff; ſein Atom iſt 225mal ſchwerer als ein Waſſerſtoffatom, bekanntlich das leichteſte unter allen bekannten. Helium dagegen iſt nach letzterem der leichteſte Stoff, deſſen Atomgewicht nur 4 iſt gegen Waſſerſtoff gleich 1. Wir können uns jene Umwandlung des Radiums in Helium nur ſo erklären, daß die Radiumatome langſam in Heliumatome zerſplittern. Das bedeutet aber, daß die Atome der chemiſchen Elemente ihrerſeits wieder zuſammengeſetzt ſind und man deshalb eines aus dem andern machen kann; denn was hier in einem einzelnen Fall vor Augen tritt, beſtätigt nur eine lange gehegte Vermutung, daß es einen einzigen Urſtoff gibt, aus dem alle andern Stoffe der Welt aufgebaut wurden.

Nun zeigen die Unterſuchungen der Phyſiker an den Ausſtrahlungen des Radiums, daß ſie nur von Partikelchen von ſo ungemeiner Kleinheit herrühren können, daß das Waſſerſtoffatom ſie noch um etwa 2000mal an Maſſe übertrifft. Dieſe Partikelchen, „Elektronen“ genannt, ſind alle elektriſch geladen und werden mit voller Lichtgeſchwindigkeit ausgeſchleudert. Was dies beſagen will, davon kann man ſich gar keine Vorſtellung machen: 300 000 Kilometer in der Sekunde! Wegen dieſer ganz ungeheuren Schleuderkraft üben dieſe ſo faſt völlig verſchwindend kleinen Bomben doch eine ſo deutliche Wirkung. Jene Elektronen ſind alſo wohl der eigentliche Urſtoff, und es würde demnach dem Chemiker einmal möglich werden, aus jenen ſekundär radioaktiven Subſtanzen, die ſich in der Umgebung des Radiums und ſeiner Verwandten abſetzen, überhaupt alle chemiſchen Elemente durch Zuſammenſetzung dieſer allerkleinſten Uratome zu erzeugen.

Wie aber erklärt ſich jene gewaltige Schleuderkraft dieſer Uratome? Das iſt eigentlich zunächſt die praktiſch wichtigſte Frage für uns. Denn die Nutzbarmachung dieſer unverſiegbaren Kraftquelle macht uns ja allen andern Beſitz entweder wertlos oder leicht zu realiſieren, auch auf den uns bereits bekannten Wegen. Man kann dieſe Frage noch nicht beantworten, aber doch eine Anſchauung davon geben, wie es wohl zugehen müſſe, wenn unſre Begriffe von Kraft und Materie hier noch zutreffen. Da müſſen wir nun zum Begriff der Atome und Moleküle zurückgreifen. Alle phyſikaliſchen und chemiſchen Vorgänge zwingen uns zu der Ueberzeugung, daß die Materie keineswegs, ſo wie es den Anſchein hat, ein zuſammenhängendes Ganzes bildet, ſondern aus für unſre Begriffe unendlich vielen kleinſten Teilen, den Molekülen, beſteht, die zwiſchen ſich weite Räume laſſen. Jedes dieſer Moleküle beſteht wieder aus Einzelkörpern, den Atomen, und dieſe bewegen ſich im Molekül um deſſen Mittelpunkt, ganz ebenſo, wie die Planeten um die Sonne kreiſen und der Mond um die Erde, freilich ſo ſchnell, daß ſolche Umläufe ſich Billionen von Malen in einer einzigen Sekunde vollziehen. Man kann zwiſchen den Bewegungen der ungeheuern Himmelskörper, die wir direkt beobachten, und den ewig unſichtbaren Atomen in den Molekülen überall genaue Parallelen ziehen. Am Himmel gibt es nun neben den ſtabilen, in ſich gefeſtigten Syſtemen, wie unſerm Sonnenreiche, auch werdende und zerfallende Weltſyſteme. Man kann ſich denken, daß das Atom des Radiums ein langſam zerfallendes Weltſyſtem iſt, aus dem jene allerkleinſten Weltkörper, die Elektronen, hinausgeſchleudert werden. Da das Radiumatom doch 225 mal ſchwerer iſt als das des Waſſerſtoffs, ein Elektron aber noch 2000 mal leichter als dieſes, ſo müßte alſo jedes Radiumatom aus 225 mal 2000 oder rund einer halben Million von umſchwingenden Einzelkörpern beſtehen, von denen einzelne in ihrem raſenden Laufe zuſammenſtoßen mögen und dadurch aus dem allgemeinen Verbande hinausgeworfen werden. Ganz ebenſo ſchleudert bisweilen die Sonne Kometen aus ihrem Bereiche dauernd hinaus, und anderſeits kommen zu uns Kometen, deren hyperboliſche Bahn uns verrät, daß eine andre Kraft als die von unſrer Sonne ausgehende ſie uns entgegentrieb. Aber dieſer Austauſch an Maſſe zwiſchen den Sonnenſyſtemen durch dieſe ſehr vereinzelt auftretenden hyperboliſchen Kometen iſt ſo ungemein gering, daß er wohl mit jener Radiumausſtrahlung verglichen werden kann, von der man ausgerechnet hat, daß unter den angewandten Verſuchsbedingungen ein Gramm davon ſich erſt in einer Milliarde von Jahren verbraucht haben würde.

Da alles in der Welt, wenn auch oft im wildeſten Kampfe, einen Gleichgewichtszuſtand anſtrebt, in dem ruhige, lange beſtandfähige Verhältniſſe walten, ſo ſind auch am Himmel die Sonnenſyſteme, die ſich gegenſeitig nicht beeinfluſſen, zwiſchen denen alſo große, faſt leere Räume liegen, die bei weitem häufigſten. Sie entſprechen den Molekülen, die in unſern feſten Körpern ruhig nebeneinander beſtehen, ohne eine Wirkung aufeinander zu üben, die ihre innere Konſtitution verändert, während ſie jedoch durch eine allgemeine Kraft ebenſo zuſammengehalten werden wie die Sonnen des Milchſtraßenringes zu dieſem größten Ganzen, das wir im Univerſum kennen. Dieſer vorhandene Ausgleich der Bewegungen bedeutet nun aber keineswegs eine Verminderung der urſprünglich vorhandenen Kraft. Nach den herrſchenden Anſchauungen muß die überall uns umgebende, unter gewöhnlichen Umſtänden wirkungsloſe Materie eine ganz ungeheure Summe ſolcher inneren, latenten Kräfte beſitzen, die man als Molekularkräfte bezeichnet. Es iſt uns ſchon längſt möglich, einen Teil dieſer Molekularkräfte frei zu machen, aber bisher gehörte immer eine mindeſtens ebenſo große Kraft, wie man erhielt, zu ihrer Befreiung. Die Expanſionskraft des Dampfes in unſern Maſchinen gehört hierher. Das Radium hat uns nun unzweifelhaft gezeigt, daß die Natur auch aus ſich ſelbſt heraus dieſe molekularen Spannkräfte frei machen kann. Die Natur zeigt uns alſo hier die Möglichkeit, aus dem Stein, aus jedem wertloſeſten Material die unerſchöpflichen Kräfte für unſern Gebrauch zu entnehmen, die darin notwendig vorhanden ſind und dort auch beſtändig intern arbeiten. Es kommt nur noch darauf an, dieſe innere Arbeit in äußere zu verwandeln. Das iſt das große Geheimnis des Radiums.



Vegetationsbild am Golf von San Remo

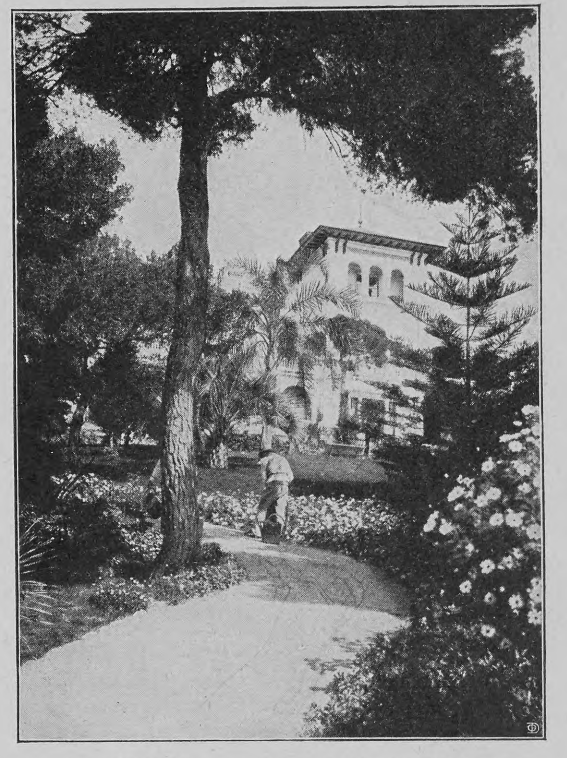
Saiſon an der Riviera

Von

G. A. Maſche

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Aus dem ſonnigen Lande, in dem die Natur ſich und alles, was ſie umgibt, in ſtrahlende Lichtfluten taucht, kommen dieſe Zeilen und dieſe Bilder, die nur ein kleines und ſchwaches Abbild jenes paradieſiſchen Stückchens Erde zu geben vermögen, das in der Alten und Neuen Welt ſeinesgleichen vergebens ſucht. Die Nizzaer Promenade des Anglais, einer endloſen, ſchillernden Eidechſe vergleichbar, die im Glanze goldiger Sonnenſtrahlen ſich ſonnt, der Champ du Var mit ſeinen, beſonders an Sonntagen, originellen und ſtets wechſelnden Typen aus aller Welt, dieſe Fülle eleganter weiblicher Geſtalten, intereſſanter Köpfe, Uniformen und Strandanzüge, blaſierter Lebemänner, hyperchiker Pariſerinnen, Ariſtokratinnen in diſtinguierteſter Einfachheit, die gehoben wird durch koſtbares Pelzwerk, goldenes Haar und duftige Roben, das alles bildet ein herrliches, farbenreiches Bild, deſſen Erinnerung ſich ſelbſt unter dem grauen heimatlichen Himmel niemals aus der Erinnerung verliert. Beſonders jetzt, zur beginnenden Karnevalszeit, wo der warme Duft von Veilchen, Heliotrop und Roſen die Luft erfüllt und ſich mit dem flüchtigen Rauch ägyptiſcher Zigaretten zu einem kombinierten Parfüm von unſagbarem Reiz verbindet, bietet vor allem Nizza mit ſeiner Promenade, ſeinen Dejeuners auf befreundeten Jachten, ſeinen Tennis, ſeinen five-o'clocks mit berühmten Sängern und Sängerinnen, den Diners in Monte Carlo, vor allem aber im Hinblick auf die kommenden Blumenſchlachten einen Anziehungspunkt von magnetiſcher Wirkung für Tauſende. Seitdem Roms karnevaliſtiſche Vergnügungen jährlich ſchwächer werden, haben ſich jene Nizzas nicht nur durch den enormen Fremdenzufluß gehoben, ſondern auch durch die raſtloſen Vorarbeiten der Bewohner Nizzas, die ſich bereits zehn Monate vorher auf dieſes Feſt, das ſie zu ihrem Nationalfeſt erhoben haben, vorbereiten. Und doch bedarf dieſes paradieſiſche Stück Erde nicht des Hagels von Veilchentuffs und Tuberoſen, Levkoyen und Narziſſen, die, aus Wagen, Fenſtern und von Tribünen geſchleudert, hinüber und herüber durch die Luft ſchwirren, nicht der ungeheuren Konfettimengen, die nicht immer von „zarter Hand“ geſchleudert, als ein jedenfalls „kraftvolles“ Zeichen des Intereſſes bezeichnet werden können. Als ob die Riviera dieſer Lockmittel bedürfe! Als ob dieſer Märchenzauber, der von dem azurnen Himmel auf die blauen Fluten des leichtbewegten Meeres herniederlacht, auf die Magnolien und die Palmen, unter denen man ungeſtraft wandelt, nicht alle Wünſche vollauf erfülle! Die Wünſche der Naturfreunde jedenfalls, gleichviel ob ſie ſich auf der luxuserfüllten Terraſſe des Kaſinos in Monte-Carlo oder auf der ſo viel einfacheren Promenade in Ospedaletti befinden, jenem kleinen Orte bei San Remo, der die gleiche üppige Vegetation, das gleiche allen Leidenden ſo ſegensreiche milde Klima beſitzt wie jener ſeit den Leidenstagen Kaiſer Friedrichs vielgenannte Kurort am Golf von Genua. Aber es gibt nicht nur Naturfreunde auf dieſer Welt. Die Mehrzahl der Rivierabeſucher verlangt nach Natur „mit allem Komfort der Neuzeit“ und ſehnt ſich noch angeſichts des Meeres und der Blumen, inmitten dieſer dufterfüllten Luft und des ſtillen Friedens, nach den Zerſtreuungen Pariſer Boulevards und nach den Aufregungen des grünen Klubtiſches. Sie empfinden kein Intereſſe für all das, was das ſchönheitsdurſtige Auge eines Malers mit Entzücken erfüllen würde: für umgeſtürzte und zerfallene Säulen, zwiſchen denen duftendes Heidekraut wuchert, für die leuchtenden Schwertlilien, die ihre blauen Häupter über den Rand der Ziſternen neigen, deren Waſſerſpiegel ihnen ihr Blumenantlitz zurückſtrahlt, für die Steinhaufen, auf denen dichte Büſche großer Sternblumen ſtehen, für dieſes Leuchten und Strahlen, das in der Seele der Träumer ein Meer glücklichſter Empfindungen, das Gefühl völliger Wunſchloſigkeit angeſichts ſolcher Pracht der Mutter Erde auslöſt.

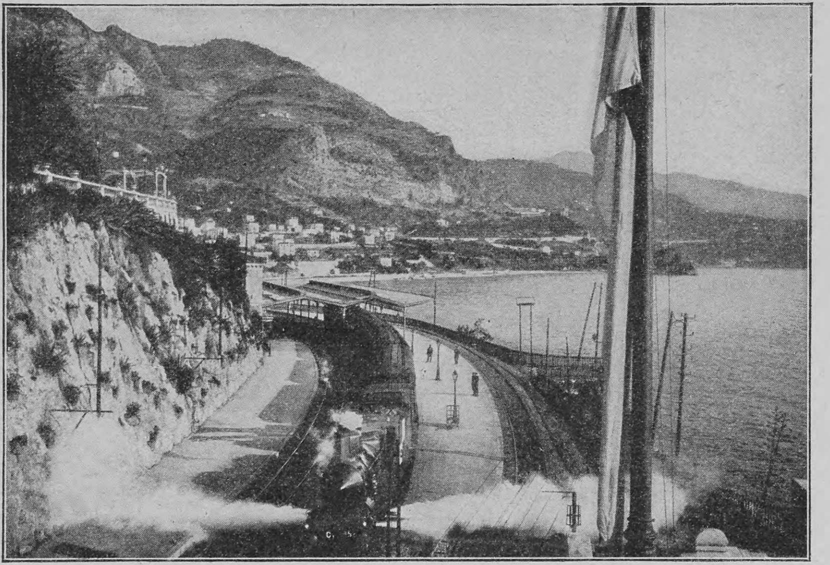


Die Villa Cyrnos der Kaiſerin Eugenie

Südfront des Kaſinos von Monte Carlo

Die „Kinder der Welt“ wandeln andre Bahnen. Sie hüllen ſich in unſchuldsvolles Weiß, ſie entledigen ſich. ſofern ſie männlichen Geſchlechtes ſind, ihrer Röcke, „krempeln“ ſich die Beinkleider etwas in die Höhe, und begeben ſich zum Lawn-Tennis-Spiel inmitten von Mauern, während eine neugierige Menge zu beiden Seiten des Spielplatzes, ſitzend, ſtehend, plaudernd und mediſierend, die wechſelnden Chancen des Spieles verfolgt. Inmitten dieſes Lärmens, Rufens, Laufens, dieſes Konglomerates verſchiedenſter Sprachidiome, tönt von fernher ein ſeltſamer Singſang, ein Murmeln und Gebeteſtammeln, das immer näher und näher heranzukommen ſcheint. Es iſt eine Prozeſſion, die, von der Umgebung Monacos zurückkehrend, wieder den Heimweg nach dem an Schönheit und Sünde ſo überreichen Ländchen nimmt. Chorknaben in weißen Gewändern, mit der Sorgloſigkeit ihrer Jugend, ihrer Würde wenig bewußt, laſſen ihre Blicke zur Rechten und zur Linken ſchweifen, in die blaue Luft, durch die das Zwitſchern der Vögel ſchallt, nach dem Automobil, das vor der Villa eines Bühnenſterns ſeiner ſeidenrauſchenden Beſitzerin harrt, nach den Weihrauchwölkchen, die luſtig und flatternd in alle Winde verfliegen, wie die Frömmigkeit der kleinen braunen Burſchen. An die Gartengitter gelehnt, laſſen die Promenierenden, ſich bekreuzigend, die Prozeſſion an ſich vorüberziehen, unter Vorantritt der Geiſtlichkeit in ihren ſeidenen, mit Spitzen überdeckten Gewändern, das Gebetbuch in Händen, aus dem ſie, leiſe Gebete murmelnd, den Blick geſenkt, ihres Weges ziehen. Mehr zur Zierde als zum Schutze, deſſen dieſe fromme, wallfahrende Menge nicht bedarf, begleitet ſie eine Abordnung der monegaskiſchen Truppenmacht, die bekanntlich nicht zu den umfangreichſten dieſer Erde zählt. Man wird uns nicht der Verleumdung zeihen, wenn man ſich ins Gedächtnis zurückruft, daß die Armee des Fürſten Albert aus 70 Mann und 50 Karabiniers beſteht, die von insgeſamt 5 Offizieren befehligt wird. Und da

Das fürſtliche Palais in Monaco



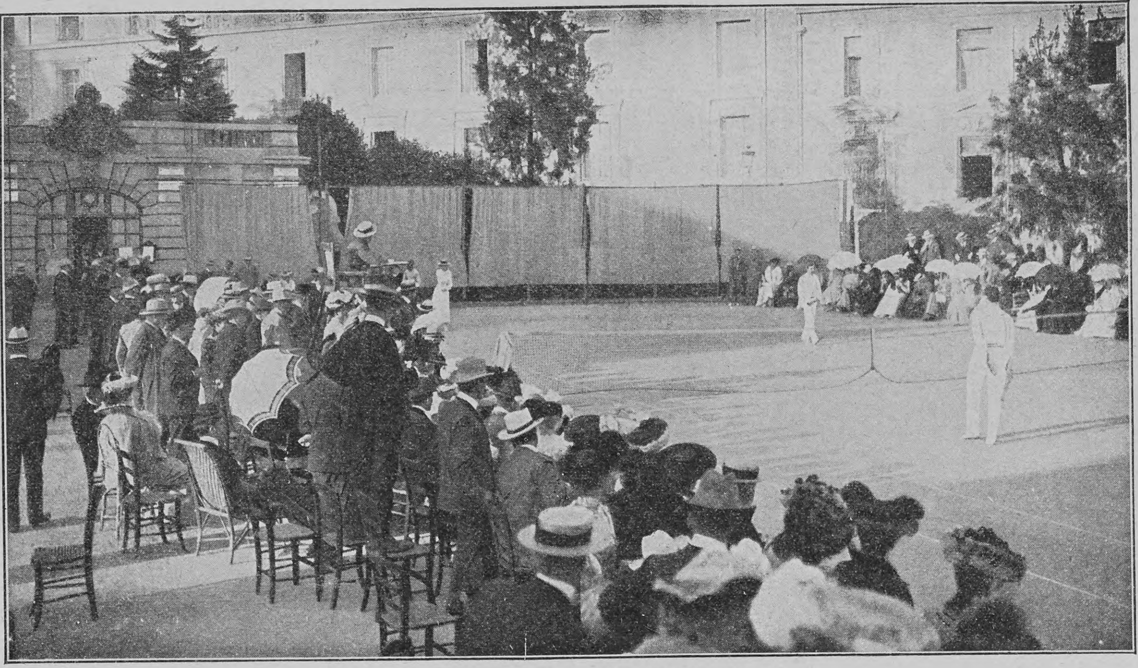
Einfahrt in den Bahnhof von Monte Carlo

dieſe niemals durch den Gedanken an feindliche Invaſionen und Manöverübungen zu deren wirkſamer Abwehr beſchwert werden, flieht ihr Daſein wie ein friedlicher, ſonnenumglänzter Traum dahin, den ſie im Hofe des fürſtlichen Palais von Monaco in ſeligem Nichtstun verdämmern, während ihr fürſtlicher Gebieter an der Nordküſte von Spitzbergen ſeinen ozeanographiſchen Forſchungen lebt. Das Heer von Monaco ſoll übrigens am 1. Juli d. J. völlig aufgelöſt und der Schutz von Monaco und Monte Carlo ausſchließlich 80 Gendarmen übertragen werden. Die Wiſſenſchaft iſt die einzige Lebensfreude des Fürſten Albert, dieſes milden und liebenswürdigen Grandſeigneurs, der ſein ganzes Denken dem Leben der Tiere in der Meerestiefe, der Sicherheit der Seefahrer und Arbeiten hydrographiſcher Natur weihte und es den Abenteurern zweier Welten überläßt, ſich in ſeinem märchenhaft ſchönen, vom zauberiſchen Licht der ſüdländiſchen Sonne umfluteten Fürſtentum auf der Jagd nach dem Glück zu begegnen. Und während er wiſſenſchaftliche Reiſen nach den arktiſchen Gegenden unternahm, hielt in den prunkvollen Sälen des originellen Schloſſes zu Monaco die liebenswürdige und geiſtvolle Fürſtin Alice Hof, einen Hof, der ihr zuweilen etwas zu einſam ſchien und in dem ſie die Gegenwart des fürſtlichen Hausherrn vermißte. Dieſes Gefühl der Vereinſamung, das die Fürſtin beſeelte, wird durch den Lebensgang verſtändlich, den ſie durchlaufen. Sie war ſiebzehn Jahre alt, als ſie, eine in New Orleans im Staate Louiſiana geborene Angehörige der Familie Heinrich Heines, die Gattin Herzog Armands von Richelieu, eines Nachkommen des größten Staatsmannes des alten Frankreich, wurde. Nur fünf Jahre währte dieſer Ehebund, dem ein Sohn und eine Tochter entſproſſen, dann ſtarb der Herzog und ließ ſeine Gemahlin als Witwe in einem Alter zurück, das eigentlich erſt als ein heiratsfähiges bezeichnet werden kann. Mit ihrer amerikaniſchen Erziehung, ihrer großen Jugend, zwei kleinen Kindern und dem doppelten Reichtum, den ihr ihr eignes und das Vermögen des verſtorbenen Gemahls bot, blieb ſie in Paris neun Jahre lang, ohne ihr Herz zu entdecken. Und ſo entſchloß ſie ſich, da es nicht gut ſein ſoll, daß Herzoginnen allein ſeien, ihre Krone mit der einer abſoluten Monarchin zu vertauſchen. Zwar war ihr Fürſtentum keine halbe Quadratmeile groß und Ihre Hoheit mußte auf der Hut ſein, um nicht, anläßlich eines allerhöchſten Spazierganges, von monegaskiſchem Boden unverſehens nach Frankreich hineinzuſtolpern, aber es war doch immerhin ein Fürſtentum, das, um ein bekanntes Wort zu variieren, nicht nur eine Meſſe, ſondern auch etwas Langeweile wert war. Und ſo langweilte ſich denn Fürſtin Alice zwölf Jahre lang, von 1889 bis 1901, und wurde in dieſer Zeit, in dem Beſtreben, ihre geſchmackvollen Phantaſien in Taten umzuſetzen, eine eifrige Protektorin der Kunſt. Ihrer Initiative verdankt Monte Carlo ein Theater, das in ſeiner inneren und äußeren Ausſtattung und ganz beſonders durch die Mitwirkung weltbekannter Künſtler, nächſt den Spielſälen zu einer der größten Attraktionen des Fürſtentums wurde. Aus der nahen Berührung mit der Kunſt ergab ſich auch die mit Künſtlern, und eines Tages hielt ein mit einer Löwenmähne begnadeter Portugieſe, Mr. de Lara, ſeinen Einzug als Komponiſt in den kleinen Muſentempel. Die Fürſtin hatte ihn in London kennen gelernt, wo er ſein verwundetes Künſtlerherz in ſo baritonalen Tönen vor ihr ausgeſchüttet hatte, daß ſie der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, den Opern des bisher unverſtanden gebliebenen Muſikers Gaſtfreundſchaft in ihrem Theater zu bieten. Sie ſchuf für ihn einen Intendantenpoſten, der ihm 25 000 Franken Monatsgehalt eintrug, und ſtattete ſeine Werke mit einer Munifizenz aus, wie ſie Mozart und Roſſini in ihren kühnſten Träumen wohl niemals erdacht. Deſſenungeachtet blieben die Tonwerke des fürſtlichen Schützlings andauernd unverſtanden, und wenn die monegaskiſche Armee, deren größerer Teil vor dem Eingangstor des Schloſſes Wache hielt, dem portugieſiſchen Biedermann fürſtliche Ehren erwies, ſo geſchah dies nicht ſeiner künſtleriſchen Popularität wegen, ſondern jener, die er der weiteſtgehenden Freundſchaft der Fürſtin verdankte. Doch mag man auch damit beſchäftigt ſein, das Seelenleben der Tiere in der Meerestiefe zu ergründen und einen Weg durch Eismaſſen nach der Straße von Hinlopen zu ſuchen, man kehrt ſchließlich auch aus arktiſchen Gegenden nach ſeinem kleinen Reich im Mittelmeer zurück, allwo die Mediſance nicht geringer ſein ſoll als in nördlicher gelegenen Landen. Und eines ſchönen Tages, vor nicht langer Zeit, verkündete das Zivilgericht in Monaco in geheimer Verhandlung die Trennung der Ehe und die Aufhebung der Gütergemeinſchaft des fürſtlichen Ehepaares. Fürſt Albert Honorius Carl zog aufs neue in das unbeſtimmte Land der Forſchungen, Fürſtin Alice nach ihrem ihr von ihrem erſten Gemahl, dem Herzog von Richelieu, überkommenen Schloß Le Haut Buiſſon im franzöſiſchen Departement Sarthe, und hoflos liegt nun das kleine Fürſtentum, das um einen ſeiner intereſſanteſten Unterhaltungsſtoffe ärmer geworden.

Auf der Promenade von Oſpedaletti

Aufziehen der Wache vor dem fürſtlichen Palais in Monaco

Doch im Lande der Roulette haften die Gedanken nur vorübereilend an andern Dingen als an dem herrlich ſchönen Kaſino, dieſem Tempel des Goldes, vor deſſen lichtumfloſſener Faſſade die Toren und Törinnen der Alten und Neuen Welt ſich zuſammenfinden, in angſtvoller Hoffnung. Während von den goldſtrotzenden, mit königlicher



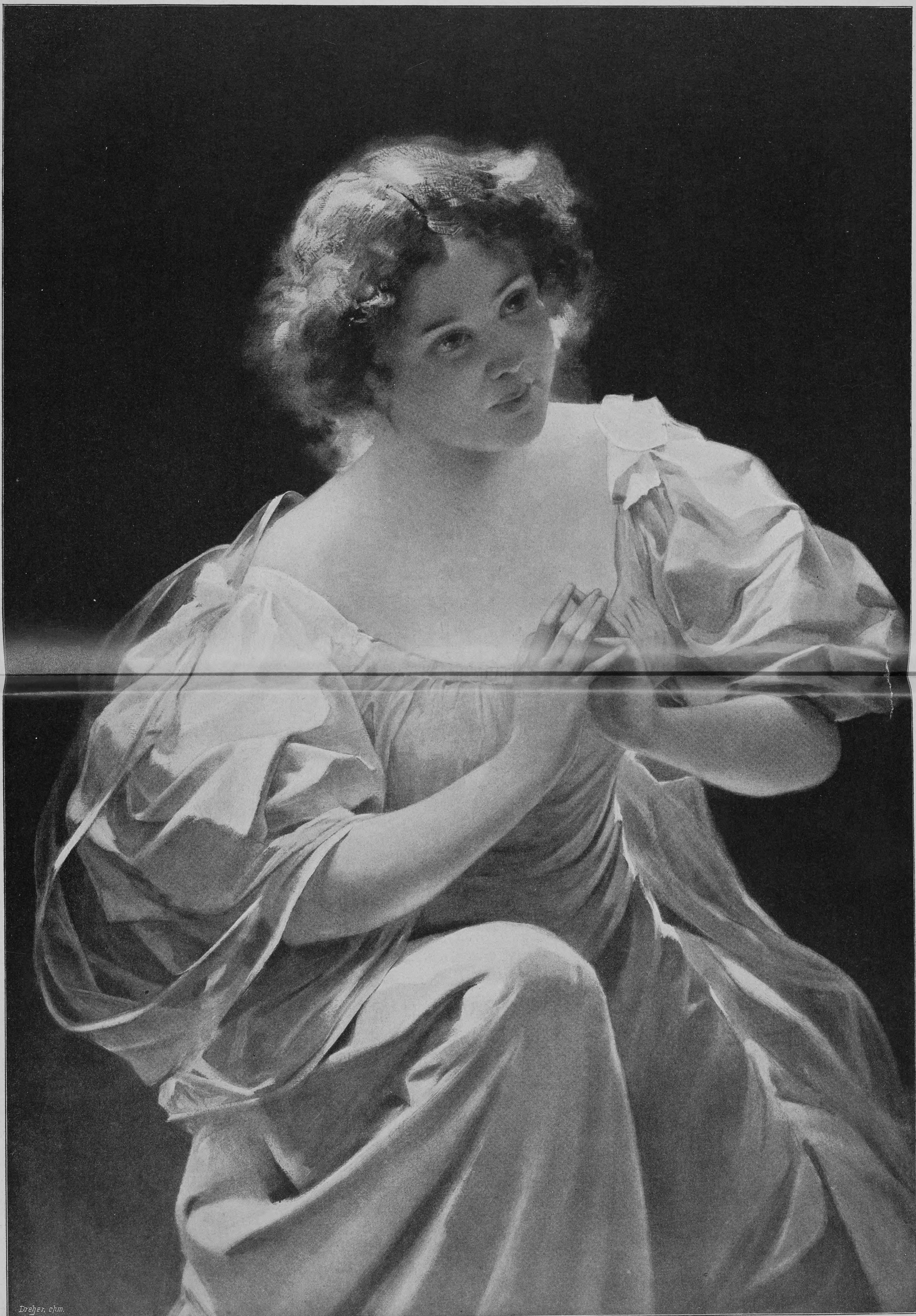
Lawn-Tennis-Turnier in Monte Carlo

Pracht ausgeſtatteten Wänden des Kaſinos Fortuna von Meiſterhand gemalt, auf rollendem Rad, unerreichbar hoch in den Wolken ſchwebend, aus ihrem Füllhorn die Gaben des Glücks achtlos verteilt, rollt auf den grünen Tiſchen das Gold, von der zierlichen Schaufel des Croupiers geſcharrt, und zitternde Hände, blaſſe Mienen und fieberhaft glänzende Augen verfolgen das Glück — das Glück des Augenblicks, das ſich nicht feſſeln läßt. Und draußen, hinter den ſorgſam verhängten Fenſtern, lacht die Frühlingsſonne, die Blumen duften, und in den dichten Lorbeer- und Myrtenbüſchen zwitſchern die Vögel. Ein Märchentraum voll von Duft und Glanz, durch deſſen idylliſchen Frieden oft jäh und grell wie der letzte Aufſchrei einer zu Tode gemarterten, verzweifelten Seele der Schuß eines Selbſtmörders hallt …

Gleich dieſer Hölle des Glücks in Palmen, Aloen und Mimoſen gebettet, ruht Nizza, das einſtige italieniſche Nizza und das heutige franzöſiſche, die alte und die neue Stadt, die ſich beſonders nach der Richtung gegen Cannes in ungeahnter Weiſe entwickelte. Als zwei der ſchönſten Karawanſereien der Welt ragen dort das Regina-Hotel, in dem Königin Viktoria von England mit großer Suite zu wohnen pflegte, und der Riviera-Palace empor, deren Hauptkontingent der Gäſte hauptſächlich Franzoſen ſtellen, ſeitdem nach dem Tode der Königin und bei dem geringen Reiſebedürfnis Eduards VII. die Zahl der Nizza beſuchenden Engländer erheblich abgenommen hat. Und doch haben die Nizzaer ihr möglichſtes getan, um die engliſche Klientel dauernd an ſich zu feſſeln, ja ſie ſind in dieſem Beſtreben für unſern Geſchmack darin zu weit gegangen. Im Cercle Maſſéna und im Cercle de la Méditerannée, zwei Klubs, von denen der erſtgenannte wohl ſchon ſeit drei Jahrzehnten exiſtiert, findet ſich die fine fleur der Geſellſchaft zuſammen, ſofern ſie ſelbſt am Geſtade des blauen Meeres den Klubgewohnheiten nicht entſagen kann. Von den Salons der Villen iſt derjenige der Gräfin Branicka, der Mutter der mit dem Prinzen Georg von Radziwill, dem Sohn des Generaladjutanten des Deutſchen Kaiſers, Fürſten Anton Radziwill, vermählten Gräfin Maria Branicka, einer der meiſt beſuchten, in dem auch ſtets einer der hier abwechſelnd weilenden ruſſiſchen Großfürſten zu finden iſt. In einem der in Grün gebetteten kleinen Landhäuſer, verborgen und einſam wie die Frau, die es bewohnte, iſt vor mehreren Wochen eine Unglückliche verſchieden, die greiſe Mutter Guy de Maupaſſants, die in der Rue de France, in der Villa des Raveuelles, den Tod ſehnſuchtsvollen Herzens ſeit dem Tage erwartete, der ihr ihr Kind, ihren über alles geliebten Sohn, entriß. Unweit davon liegt das beſcheidene Häuschen, in dem Gounod ſeine Partitur von Romeo und Julia ſchrieb, und jenſeits Saint Raphael, inmitten kleiner Birken, bezeichnet eine Miniaturpyramide die Stelle, an der Bonaparte, von Aegypten zurückkehrend, landete. Erinnerungen an entſchwundene Größe, verklungenen Glanz, deſſen dieſe herrliche Natur zu ſpotten ſcheint, in ihrer ewigen, ſich gleichbleibenden märchenhaften Schönheit. Ein paradieſiſches Stück Erde, wie geſchaffen, um Kinder des Glücks zu beherbergen, und in das ſich auch jene zurückflüchten, denen ein neidiſches Geſchick den Becher menſchlicher Leiden bis zur Neige zu leeren nicht erſparte. Dort weilt alljährlich für lange Monate die frühere morganatiſche Gemahlin Kaiſer Alexanders II. von Rußland, Fürſtin Jurjewskaja, in deren Armen der unglückliche Zar, wenige Stunden nach dem Bombenattentat, am 13. März 1881 verſchied. Und auf Kap St. Martin, abſeits von allem, was an Luſt und Leben gemahnt, wandelt in den duftigen, einſamen Wegen ihres Parkes in der Villa Cyrnos der in ſchwarze Schleier gehüllte Schatten einer glanzvollen Vergangenheit — Eugénie, die einſtige ſchöne Kaiſerin der Franzoſen. Eine vom Schickſal gebeugte, gebrochene, greiſe Frau, eine Königin ohne Land, deren halberloſchene, einſt ſo ſtrahlende Augen keine Tränen mehr haben, um den Traum der Vergangenheit zu beweinen, und deren zitternde Hände nur noch liebkoſend über das Bild ihres Kindes gleiten, das unter den Aſſagais der Zulus ſein junges Leben aushauchte. Politik und Liebe, Haß und Eiferſucht — ſie liegen längſt hinter der Unglücklichen, die den Tod erſehnt. In den Kriegsflammen von Sedan iſt das zweite Kaiſerreich in Aſche verſunken, und zwiſchen Farnborough Hill und der weißen Villa Cyrnos vertrauert das einſame Daſein die Frau, der einſt eine Welt bewundernd zu Füßen lag.

Rückkehr einer Prozeſſion nach Monaco

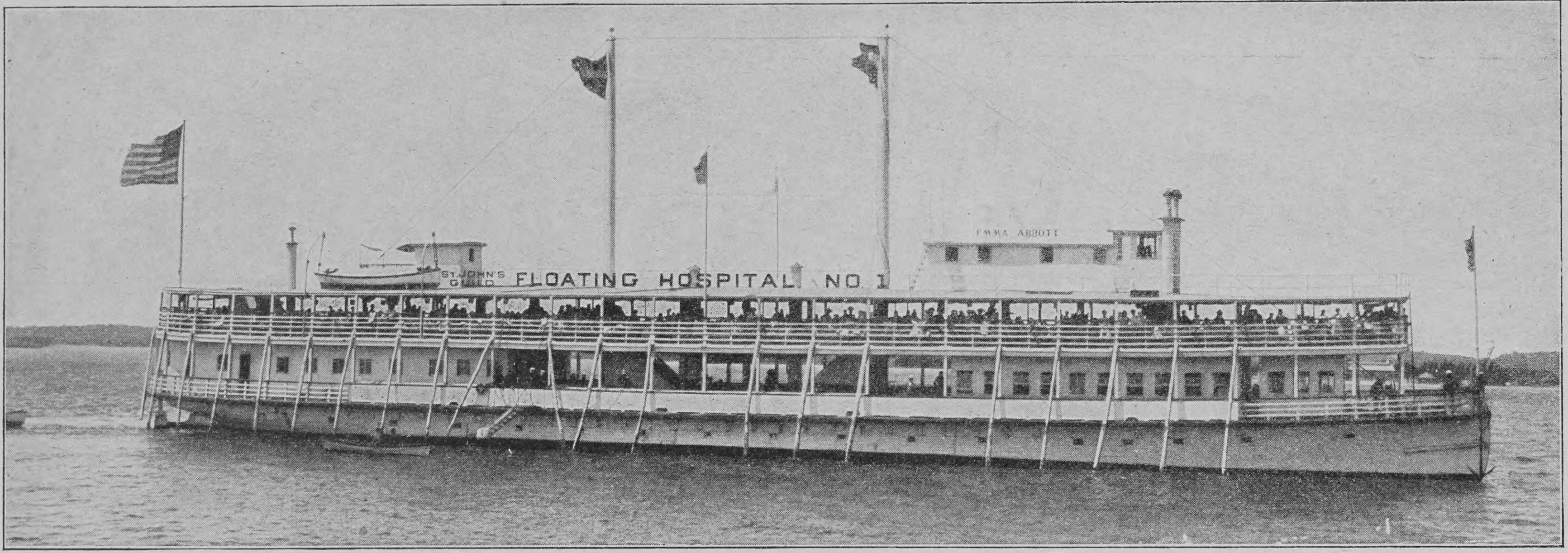
Ein Wintertag auf der Terraſſe des Kaſinos in Monte Carlo



Heliogravüren=Verlag von S. Czeiger in Wien

Eine ſtumme Frage

Nach dem Gemälde von Alois Hans Schram



Das älteſte Hoſpitalſchiff im Hafen von New York, auf dem ſchon beinahe eine Million Kinder gepflegt wurden

Ein ſchwimmendes Kinderhoſpital

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

New York, die Metropole der Neuen Welt, die die Auswanderer mit ſo magiſcher Kraft anlockt wie das Licht der ragenden Freiheitsſtatue in ihrem Hafen die ziehenden Vogelſchwärme, iſt wohl die Stadt, wo die Gegenſätze am ſchärfſten aufeinanderplatzen. Hart neben märchenhaftem Reichtum hauſt die bitterſte Armut, neben ſchimmernden Paläſten Zerfall und Verwahrloſung! Auch die Natur ſcheint hier auf Gegenſätze geſtellt zu ſein. Die Hitze des Sommers, die das Volk in heißen Nächten zu Tauſenden aus der Stickluft ihrer engen Wohnungen auf die Straßen, an den Meeresſtrand treibt, löſt im Winter eine ungemein ſtrenge Kälte ab. Das ſoziale Elend iſt denn auch gerade in dieſer Stadt, die ſo viele mit hochgeſpannten Hoffnungen betreten, erſchreckend groß, und verhältnismäßig ſpät, dem ſpartaniſch harten Wahlſpruch des Amerikaners „Hilf dir ſelber“ entſprechend, hat ſich eine umfaſſende ſoziale Wohlfahrtspflege entwickelt. Unter allen ſanitären Einrichtungen, die den ärmeren Klaſſen zugute kommen, ſind die Hoſpitalſchiffe in New York am beliebteſten und populärſten. Sie dienen dazu, die Kinder der ärmeren Klaſſen, die ihr Leben in den unfreundlichen engen Gaſſen der Arbeiterviertel beginnen, hinauszuführen in die friſche Seeluft, ſie für ein paar Tage den blauen Himmel, die klare Sonne genießen zu laſſen und ſie zu kräftigen für den grauſamen Kampf um die Exiſtenz, der vor ihnen liegt. Ihre Tätigkeit beginnt, wenn das Thermometer bis zur „Fieberhitze“ ſteigt, wenn die ganzen Familien nachts im Freien kampieren, nur den Himmel über ſich als Dach. Unter der Hitze pflegen die Kinder beſonders zu leiden, mancherlei Krankheiten treten auf, denen der von der Hitze geſchwächte Körper nicht widerſtehen kann, und oft hängt das Leben von hundert kleinen Erdenbürgern nur davon ab, daß ſie möglichſt ſchnell in friſche, kühle Luft gebracht werden. In dieſer Notlage ergab ſich die Idee, die Hoſpitäler auf die Schiffe zu verlegen, eigentlich von ſelbſt.

Ein kleiner farbiger Patient

Das älteſte dieſer Hoſpitalſchiffe, auf das wir heute unſre Leſer führen, war einſt ein ſtolzes Klipperſchiff, das im Schmucke ſeiner vier Maſten zwiſchen New York und Liverpool fuhr, bis die ſtetig fortſchreitende Entwicklung der Dampfſchifffahrt es von dieſer Route verbannte und zu einem Kohlenleichter degradierte. Die letzte Etappe ſeiner Entwicklung ging wieder aufwärts, denn jetzt trägt es, völlig umgebaut und mit freundlichen Farben verziert, junge Menſchenleben, und beinahe eine Million von Kindern, teilweiſe im Verein mit ihren Müttern, haben auf ſeinen alten Planken Geſundheit und Lebensluſt wiedergefunden. Alle dieſe Schiffe haben ſpeziell breit und geräumig gebaute Verdecke, wo die Kinder nach Herzensluſt ſpielen und tollen können. Vor dem Ueberbordfallen — welche Mutter wird nicht zuerſt daran denken? — ſind ſie durch Netze geſchützt, die ſich um das ganze Schiff ziehen. Unter dieſem „Spieldeck“ liegt ein andres, wo in langen Reihen ein Hoſpitalbett neben dem andern ſteht. Hier werden die „ernſteren Fälle“ untergebracht, und es iſt wunderbar, wie oft ein Tag auf dem Waſſer, wenn die friſche Luft über die kleinen Patienten in ihren ſchmalen Betten dahinſtreicht, das Krankheitsbild ändert und den Aerzten neue Hoffnung gibt.

Jedes Schiff iſt mit allem verſehen, was zur Pflege und auch zur Unterhaltung der Kinder nötig iſt. Kühlräume ſind eingerichtet, um die Milch in den heißen Tagen friſch zu erhalten. Die Operationszimmer ſind mit den modernſten Inſtrumenten verſehen, für den Fall, daß ein chirurgiſcher Eingriff nötig wird. Desgleichen iſt für ſchwediſche Heilgymnaſtik wie für elektriſche Maſſage geſorgt. Der beliebteſte Raum auf dem ganzen Schiffe iſt die große Badekabine, in die unſer Bild einen Einblick gewährt. Sie liegt mittſchiffs, wo in andern Fahrzeugen die Maſchine ihren Platz hat: die Hoſpitalſchiffe bewegen ſich nämlich nicht mit eigner Kraft, ſie werden von Schleppern gezogen. Sechzig Badewannen ſtehen zum Gebrauch bereit, und jedes Kind, deſſen Geſundheit es irgend erlaubt, erhält ein warmes Salzwaſſerbad täglich. Nach den Erfahrungen der New Yorker Aerzte ſind die Wirkungen dieſer Bäder ganz hervorragend. Das Waſſer wird direkt aus dem Meer entnommen und dann durch Wärmezylinder geleitet. Für kräftigere Kinder ſind auch kalte Bäder vorgeſehen, doch erfreuen ſie ſich bei dem kleinen Volke begreiflicherweiſe nicht der gleichen Beliebtheit. Lange, lange Reihen von Kindern ſtehen morgens am Strande bereit, wo die Hoſpitalſchiffe anlegen. Jedes Kind wird erſt einer genauen ärztlichen Unterſuchung unterzogen. Auch der geringſte Verdacht einer anſteckenden Krankheit ſchließt naturgemäß von der Zulaſſung zum Hoſpitalſchiffe aus. Ganz kleine Kinder kommen im Arme

Der Arzt des Hoſpitalſchiffs in Tätigkeit

Die Pflegerinnen des ſchwimmenden Kinderhoſpitals

ihrer Mütter, denen der Aufenthalt in der kräftigen Luft nicht minder gut tut. Wenn auch die Zahl der Pfleglinge in jedem Jahr nach Zehntauſenden zählt, ſo bleiben doch noch viele, viele kleine Patienten unberückſichtigt und müſſen ſich damit begnügen, vom Strand aus zuzuſehen, wie die ſeltſame Flotte, eher Vergnügungsbooten als Krankenſchiffen ähnlich, unter dem Jubel und Lachen der Kleinen langſam hinauszieht auf die blaue, weite See.

Auf falſcher Fährte

Humoreske

von

Teo von Torn

Baroneß Hella Rüterbuſch war bei der Morgentoilette. Während das ſonſt bei jungen Damen eine mit Sorgfalt, oft ſogar mit zeitraubender Umſtändlichkeit bewirkte Einleitung der Tagestätigkeit iſt, behandelte das die kleine Baroneß derart oberflächlich, daß Miß Boye wohl oder übel ſich hatte entſchließen müſſen, dem Lever ihres Schützlings beizuwohnen.

Schließlich fällt es doch immer auf die Gouvernante bezw. Geſellſchafterin zurück, wenn ein junges Mädchen von reichlich ſiebzehn Jahren — Nichte und Mündel eines der angeſehenſten Grandſeigneurs der Provinz — notwendige Kleidungsſtücke verkehrt anzieht, von den zehn Haken einer Taille durchſchnittlich nur drei Prozent wirklich ſchließt, oder alle Augenblick ein Strumpfband verliert.

Dabei war Hella Rüterbuſch nicht eigentlich unordentlich. In ihren beiden Stübchen, in die die Herbſtſonne neckiſch durch die Vorhänge blinzelte, herrſchten muſterhafte Ordnung und Sauberkeit. Daß ſie ſich ſelbſt ein wenig vernachläſſigte, geſchah auf Grund einer ganz eigenartigen herben Reflexion. Iſt jemand ſchön, ſo hat er nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht, dieſe Schönheit zu pflegen und ins rechte Licht zu ſetzen; iſt jemand aber häßlich — ſo häßlich wie Hella Rüterbuſch zu Schloß Bolanken — dann iſt es vollkommen Wurſcht, was und wie er ſich anzieht.

Dieſe Rechnung ſtimmt natürlich nicht. Sie iſt ebenſo falſch wie ihre Vorausſetzung. Die kleine Baroneß war allerdings keine blendende Schönheit. Sie hatte etwas jungenhaft Eckiges in der Figur. Das Geſicht war unregelmäßig, der Mund — mit der vorgeſchobenen Oberlippe, die die weißen Schneidezähne nur zum Teil bedeckte — nicht allzu klein. Das nervöſe, flügelzuckende Näschen, an deſſen Wurzel die dunklen ſtarken Brauen ſich faſt berührten, ſaß keck und eigenſinnig im Geſicht. Dennoch hatte letzteres einen feinen pikanten Reiz, namentlich in ſeiner maſſigen Umrahmung von braunem Haar und in den wirklich ſchönen Augen, deren Blick alle Welt zu ironiſieren ſchien.

Hella Rüterbuſch gähnte, wobei ſie mit beiden Handrücken zwar nicht den Mund, aber die Augen bedeckte und dieſe geſchäftig rieb. Dann ließ ſie die Arme ſinken und ſeufzte auf wie jemand, der es unſinnig ſchwer hat auf der Welt und nicht weiß, wo er zuerſt anfangen ſoll.

„Wiſſen Sie, Miß Boye — jener Mann hat recht; jener, der ſich neulich aufgehängt hat, weil es ihm zu fad geweſen iſt, ſich ewig an- und auszuziehen.“

„O —“

„Tatſächlich. Es iſt was Gräßliches. Jeden Morgen und jeden Abend, den der liebe Gott werden läßt! Die Eskimos haben es beſſer. Vier Monate Nacht oder noch länger. Da lohnt es ſich doch. Eventuell möchte ich auch in Zentralafrika leben, wo die Leute mit der Toilette gar keine Umſtände haben. Eine Garnitur Palmblätter und ein Schlips. Fertig. Fein — was?“

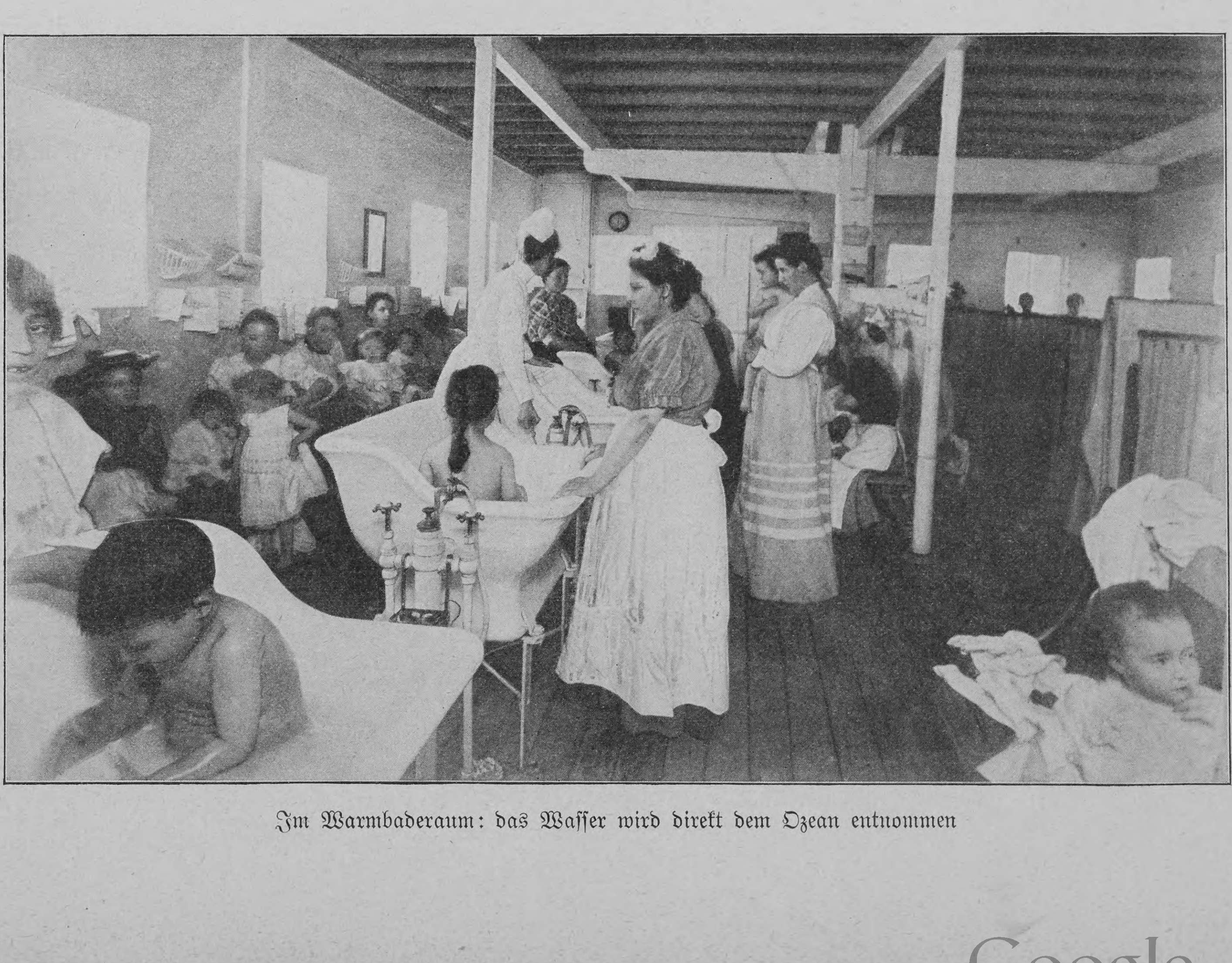
„Ooooh —“

Das klang entrüſtet und ungeduldig zugleich. Aber die Baroneß achtete nicht im geringſten darauf. Sie ſprach überhaupt wie zu ſich ſelbſt. Während ſie ſprach und dabei auf der breiten Marmorplatte des Waſchtiſches hantierte, ſchaute ſie unverwandt in den Spiegel — und es war wie ein Reſultat dieſer Betrachtung, als ſie unvermittelt ſagte:

„Wiſſen Sie, Miß Boye, was ich möchte —? Tot ſein möcht' ich! Dann hat man ſeine Ruh und — überhaupt.“

„Ooooh —“

Bei dieſer dritten, auf den einen Vokal geſtimmten Interjektion muß zur Erklärung eingeſchaltet werden, daß Miß Ingeborg Boye — eine überlebensgroße Schwedin, glatt wie ein Exerzierplatz — im Verkehr mit ihrem Schützling meiſt nur unter verſchiedentlicher Anwendung und Betonung des Buchſtabens o ſich äußerte. Einmal genügte das zum Ausdruck der Entrüſtung oder des Befremdens



Im Warmbaderaum: das Waſſer wird direkt dem Ozean entnommen vollkommen. Des weiteren war die Miß nur der ſchwediſchen und engliſchen Sprache mächtig. Von der erſteren kannte Hella Rüterbuſch nicht viel mehr als „utan svafel och fosfor“ und gegen letztere hatte ſie eine entſchiedene Abneigung. Sie behauptete zwar, daß das ſeit dem engliſch-ſüdafrikaniſchen Kriege ſei — aber wer die kleine Baroneß kannte, der wußte, daß ſie vorher auch ſchon keine Vokabeln gelernt hatte. Da Miß Boye nur höchſt ſelten dazu gereizt werden konnte, ſich mit ihrem Deutſch zu blamieren, ſo geſtaltete ſich die Verſtändigung zwiſchen den beiden etwas einſeitig. — Nach einer Pauſe, während welcher die Baroneß wiederum nachdenklich und aufmerkſam in den Spiegel geſchaut, fuhr ſie fort:

„Und wenn ich ſchon nicht tot ſein kann, dann möchte ich wenigſtens etwas dicker ſein. Der Menſch iſt doch ſozuſagen kein Kleiderhaken. Ich möchte bloß wiſſen, ob die Magerkeit vom vielen Reiten kommt oder davon, daß ich Sie immer um mich ſehe — — nein, bitt’ ſchön, Miß Boye, bleiben Sie noch ein bißchen hier. Zur Schnitzeljagd müſſen Sie mich anziehen helfen. In den roten Frack komme ich nicht allein. Außerdem weiß ich nicht, was Sie wollen. Meine Annahme hat ihre wiſſenſchaftliche Berechtigung. Ich hab’ kürzlich darüber geleſen. Man paßt ſich in manchen Aeußerlichkeiten ſeiner Umgebung an. Von Onkel Woldemar habe ich die Naſe angenommen, von Tante Paſſow, die ſich immer ſelbſt was ins Ohr ſagt, den Mund, und —“

„Und von Miſter Eduin das Ungeßogenheit!“

Hella ſchüttelte mißbilligend den Kopf.

„Erſtens heißt es die ‚Ungeßogenheit‘, Miß Boye; und dann iſt das auch nicht richtig. Vetter Edwin iſt zu jung, als daß ich etwas von ihm annehmen könnte.“

„Ooooo —!“

Darin lag ſo viel Hohn und lauernde Herausforderung, daß die Baroneß das feuchte Geſicht aus dem Waſchbecken hob, die überfallenden Haarmaſſen mit dem Arm aus der Stirn ſtrich und ſich umſchaute.

„Na was denn ‚o‘! Ein kleiner Fähnrich, der nur alle Vierteljahr mal auf ein paar Tage zu Beſuch kommt —“

„Ye—es! Und die viele love-letters, wo Sie von das kleine Fänritſch in Ihre Sſreibtiſch haben —!?“

Miß Boye hatte ſich bei dieſem ſcharfen Ausfalle erhoben, um die Nähe der Tür zu gewinnen. Und es hatte einen Moment auch den Anſchein, als wenn dieſe Vorſicht durchaus angebracht geweſen wäre. Die Baroneß ſtand zunächſt wie verdonnert. Dann überflog eine heiße Röte ihr Geſicht. Impulſiv griff ſie nach dem großen Schwamm — um ihn gleich darauf ins Waſſer zurückplumpſen zu laſſen. Unter einem verächtlichen Achſelzucken wandte ſie ſich ab.

„Ich will nicht fragen, Miß Boye, wie Sie in meinen Schreibtiſch kommen. Wer das Schnüffeln aus Beruf und Neigung betreibt, findet ſeinen Weg auch durch Schlöſſer und Bretter. Na — ſchließlich iſt’s egal. Mach’ mir nichts draus. Da Sie aber die Entdeckung wohl nicht bloß zu Ihrem eignen Spaßvergnügen gemacht haben, ſondern auch, um Onkel Woldemar oder Tante Paſſow damit zu erfreuen, ſo erkläre ich Ihnen, daß ich die Briefe zwar erhalten, aber nicht einen einzigen davon beantwortet habe —“

„Ooooo —“

„Nicht einen davon beantwortet! Utan svafel och fosfor noch einmal — wenn ich was ſage, dann iſt’s ſo! Ich erlaube Ihnen nicht, in meine Worte Zweifel zu ſetzen!“

„Dann wicklet man nicht ſo rote Bändſen rum“, warf Miß Boye mit ſüffiſantem Lächeln ein.

„Rote Bändſen!“ rief die Baroneß, indem ſie in hellem Zorn das breite Liſpeln nachäffte. „Was iſt denn mit roten Bändſen bewieſen, he!? Nichts, gar nichts iſt damit bewieſen! — Oder doch —“ fügte ſie mit zuckendem Munde hinzu, indem ſie die Miß aus feuchtfunkelnden Augen anblitzte, „etwas vielleicht doch! So dumm und albern das iſt, was Vetter Edwin ſich da zuſammengeſchrieben und zuſammengedichtet hat — Gott, was für ein Stiefel von Gedichten! — verdienen die Briefe ſehr wohl ihr rotes Bändchen. Dieſes beweiſt einzig und allein, daß es mir nicht gleichgültig iſt, wenn wenigſtens ein Menſch auf Gottes weiter Welt mich lieb hat oder es wenigſtens vorgiebt — und wenn’s ſo ein Schafskopf iſt wie Vetter Edwin! Können Sie ſich denn gar nicht denken, daß mir das wohltut? Wer hat mich denn ſonſt lieb! Sie etwa —? Oder Tante Paſſow, die immer was an mir herumzumäkeln hat? Oder Onkel Woldemar — weil er mich im zärtlichſten Falle Fratz nennt? Oder gar dieſer — dieſer“ — ſie ſchluckte ein paarmal heftig, als wenn es ſie im Halſe würgte — „dieſer Onkel Rolf, für den ich immer noch das Baby bin, das er täglich, ſtündlich mit ſeiner baumlangen Ueberlegenheit töten darf!? Der geht nun fort — morgen — und das iſt ein Glück! Sonſt wäre ich gegangen.“ — Die Stimme ſtockte wie in einem Aufſchluchzen; gleich darauf aber ſammelte ſie ſich wieder zu der ihr eignen temperamentvollen Energie. — „Das ſind ſie alle, die eigentlich die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit haben, mir gut zu ſein. Kein Menſch tut’s — und ich weiß weshalb! Weil ich häßlich bin und zu eckig, um bei Hofe mit mir Staat zu machen! Wenn der Vetter mich trotzdem anhimmelt, ſo iſt das lieb von ihm, ſehr lieb — was mich allerdings nicht abhalten wird, ihm heute, falls er zur Schnitzeljagd kommt, den Marſch zu blaſen.“

Miß Boye war von dieſer längeren Auseinanderſetzung um ſo peinlicher berührt, als ſie knapp die Hälfte davon verſtanden hatte. Nur den Schlußpaſſus hatte ſie kapiert, weil er eine jener draſtiſchen Wendungen enthielt, deren Sinn ſie ſich bei dem häufigen Gebrauch ſeitens ihres Schützlings nach und nach zurechtgelegt hatte. Aeußerte eine deutſche girl den Wunſch oder die Neigung, auf die Akazien zu klettern, ſo bedeutete das ungefähr to lose one’s patience; wünſchte ſie ſich einen gebratenen Storch, ſo erſchien ihr irgend etwas surprising; ſollte dieſer Storch auch noch recht knuſperige Beine haben, dann very surprising; und den Marſch blaſen, hieß ſoviel wie to scold. Die deutſche Sprache iſt eben nicht nur eine ſchwere, ſie iſt auch eine umſtändliche Sprache.

„Das iſt nicht nötik“, bemerkte Miß Boye in Anknüpfung an den letzten Paſſus, „das Fänritſch iſt angekommen und iſt ihm der Marſch ſchon geblaſtet geworden wegen der love-letters —“

„Natürlich! Ich konnte mir wohl denken, daß Sie keine Minute zögern würden, die greuliche Entdeckung an den Mann zu bringen. Das wäre Ihnen auf die edlen Teile geſchlagen und Sie hätten möglicherweiſe daran erſticken können. Jedenfalls mache ich mir gar nichts daraus. Onkel Woldemar iſt viel zu vernünftig, um ſo was aufzumutzen!“

Ganz ſo gleichgültig, wie ſie es hinſtellte, ſchien der Baroneß die Sache doch nicht zu ſein. Das ergab ſich aus der zornig abgehackten Art, in der ſie ſprach, und aus ihren heftigen Bewegungen. Sie bürſtete und kämmte ſich mit einer Energie, als wenn ſie nicht das eigne prächtige Haar, ſondern die dürftigen Selleriezöpfchen der Miß unter dem Striegel hätte. Plötzlich ließ ſie den Kamm ſinken und fuhr herum.

„Oh no —“ hatte Miß Boye mit Nachdruck ſich vernehmen laſſen, „Miſter Onkel Woldemar — o no! Der ſein ßu indulgent for ſolche impropriety. Das einzige Menß, wo Sie Reſpekt haben, ſein Miſter Rolf —“

„Allmächtiger Gott —“ hauchte die Kleine entgeiſtert in ſich hinein. Dann wie ein Aufſchrei: „Und Sie — haben dem — dieſem Menſchen —!“

„Erßählt von die love-letters“, nickte Miß Boye triumphierend. „Oooooo — all right — werde ich auch erßählen, daß Sie mir mit der Kamm ſmeißen — und —“

Den Reſt verſchlang die Tür, die die Enteilende mit großer Beſchleunigung zwiſchen ſich und ihren Zögling geſetzt hatte.

Wenn junge Mädchen nicht wiſſen, was ſie in faſſungsloſer Zornſtimmung anſtellen ſollen, dann weinen ſie. Auch hierin unterſchied ſich Hella Rüterbuſch von der Mehrzahl ihrer Mitſchweſtern. Sie brach zunächſt von einem zierlichen elfenbeinernen Handſpiegel den Griff ab. Während ſie darauf die Haltbarkeit einer Stuhllehne auf eine harte Probe ſtellte, durchzuckte ſie der Verdacht, daß man ihr die Briefe — ihr Eigentum, an dem niemand ſonſt ein Recht hatte! — vielleicht überhaupt genommen. Sie ſtürzte an den Schreibtiſch — die Schublade flog auf —: Gott ſei Dank, nein! Da lagen ſie — dieſe albernen Dinger — mit ihrem roten Bändſen! Erſt nachdem ſie das corpus delicti mit bedeutender Raſanz in einen Winkel geſchleudert, machte Hella Rüterbuſch es genau ſo wie andre junge Mädchen, wenn ſie nicht wiſſen, was ſie in faſſungsloſer Zornſtimmung anſtellen ſollen . . .

*

Ungefähr zur ſelben Stunde wurde die Angelegenheit der love-letters auch im Familienrate behandelt. Baron Woldemar von Rüterbuſch-Hanſen und ſein jüngerer Bruder Rolf — ein breitſchulteriger Hüne mit dem ernſten blonden Jörn Uhl-Typus — waren bereits im roten Dreß. Der Angeklagte, Fahnenjunker Edwin von Paſſow, trug den Dragonerwaffenrock mit aufgehakten Schößen. Er kaute verlegen an einer Zigarette, und ſein ſonſt ſo durchtriebenes Jungensgeſicht hatte den Ausdruck melancholiſchen Mißbehagens — nach und nach auch einiger Ungeduld.

„Aber Edwin —“ beſchwor ihn Frau von Paſſow nun ſchon zum dritten Male in dem zärtlichſten Tremolo eines beſorgten Mutterherzens, „du mußt dir doch etwas dabei gedacht haben! Ich bitte dich! So rede doch —“

Der Junker ſchaute noch angelegentlicher als bisher nach dem Hofe hinab, wo die aufgezäumten Pferde bereits herumgeführt wurden.

„Was iſt denn da noch zu reden!“ ſtieß er endlich hervor. „Onkel Rolf hat ja die Sache bereits erörtert — und in einer Form, wie ich ſie mir als angehender Offizier wohl von keinem andern gefallen laſſen dürfte!“

„Es iſt dein Glück, mein Junge, daß du deine Mannesſeele bezwungen haſt!“ grollte der Zitierte. „Im übrigen biſt du in Formfragen nicht kompetent. Wenn du ſo weit wärſt, dann müßteſt du wiſſen, daß es in hohem Grade ungehörig iſt, ſich mit ſeiner Mutter und älteren Angehörigen über die Schulter hinweg zu unterhalten. Alſo mal dalli Front ’n bißchen! Sonſt kehre ich deinen geweſenen Rittmeiſter heraus und hol’ dich herum!“

„Aber Rolf —!“ rief Frau von Paſſow ängſtlich und verletzt in ihrem Sohne. Letzterer hatte die gewünſchte Frontbewegung, wenn auch zögernd, ausgeführt. Mit ſeinem früheren Rittmeiſter war eben nicht zu ſpaßen. Das wußte er ganz genau.

Frau von Paſſow hatte ſich erhoben und beſchwichtigend die Hand ihres Einzigen ergriffen.

„Sage mir nur eins, Edwin: Liebſt du denn Hella?“

„Weshalb ſoll ich ſe denn nich lieben!“

Rolf Rüterbuſch lachte hart auf.

„Na gewiß doch! Für den königlichen Dienſt hat er nie eine beſondere Leidenſchaft gehabt — Pralinés mag er auch keine mehr — alſo weshalb ſoll er ſe nich lieben!“

„Beſter Rolf, ich — die Mutter ſpricht jetzt mit ihrem Sohne,“ bemerkte Frau von Paſſow ſteif und hoheitsvoll. Und wie zur Bekräftigung deſſen wandte ſie ſich ſofort wieder an ihren maßlos gereizten Filius. „Du weißt, daß ich keinen andern Gedanken habe als dein Glück, mein lieber Sohn. Und deshalb frage ich dich: haſt du dir das auch überlegt? Sieh mal — ſeit unſer lieber Papa dahingegangen, ſind wir auf die opfervolle Güte Onkel Woldemars angewieſen —“

Der Majoratsherr, der bisher hinter ſeiner Morgenzeitung geſchwiegen hatte — geſchwiegen mit der behaglichen Ruhe eines Mannes, der ſehr viel fremden Streit aushalten kann —, dankte für die ehrenvolle Erwähnung mit einer Verbeugung. Dann kniffte er die Zeitung um und vertiefte ſich weiter in deren Inhalt.

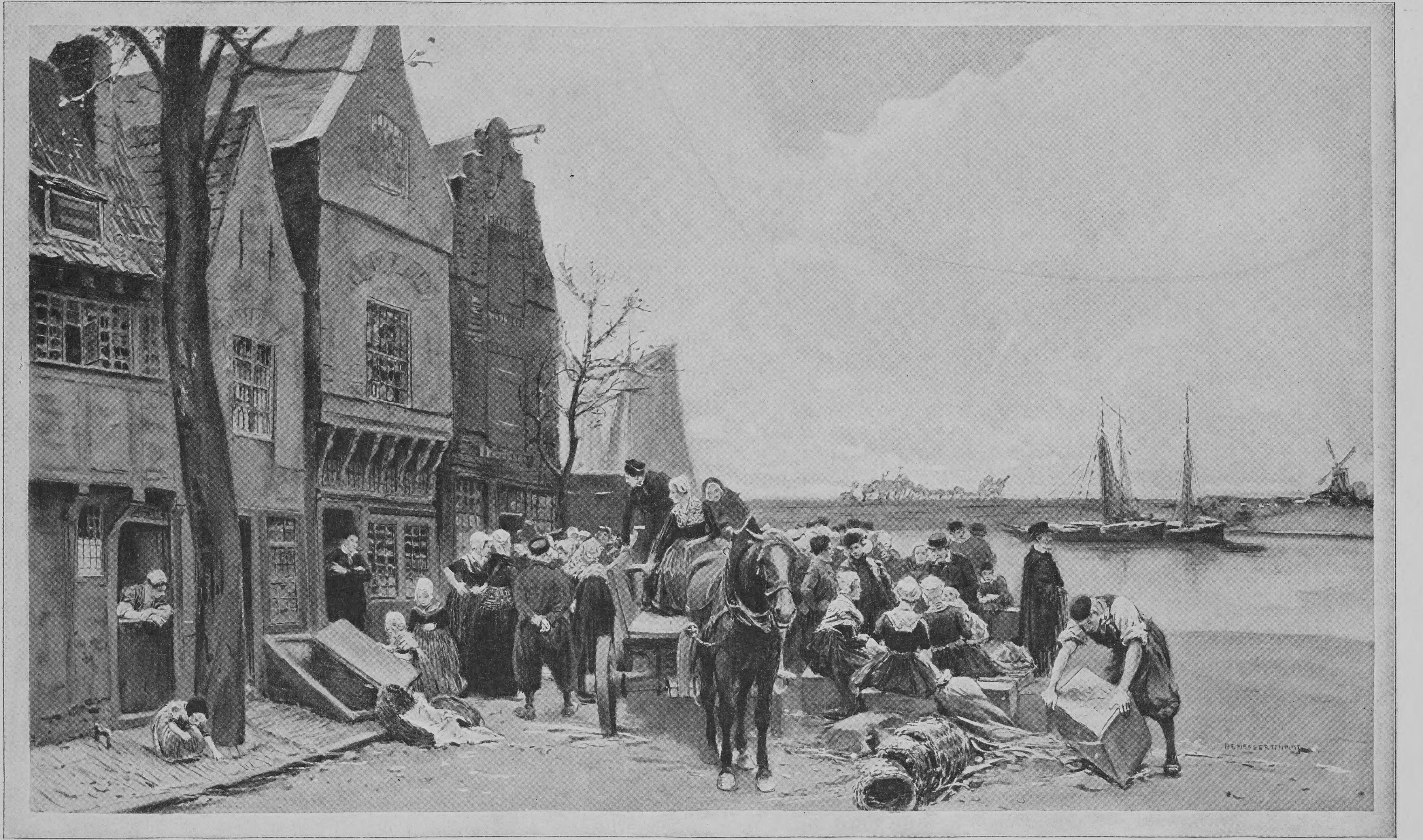
„Genau dasſelbe iſt bei Hella der Fall,“ fuhr Frau von Paſſow eindringlich fort. „Sie beſitzt nicht einen Pfennig eignes Vermögen, und außerdem —“

„Alſo ſchön!“ rief der in ſeiner Feuerſeele gekränkte Fähnrich, indem er ſich von der Mutter loszappelte und die langen Arme wild emporwarf. „Dann lieb ich ſe meinetwegen nicht! Herrgott, wie kann man ſo’n Sums aufſtellen wegen ein paar lumpiger Schreibebriefe! Gedichte hat doch mal jeder gemacht, nicht wahr! Na und wenn man ſchon welche macht, will man ſie doch auch irgendwo unterbringen! Iſt denn da was bei!? Wenn ich nicht mal meiner leibhaftigen Couſine ein paar Verſche ſchicken kann — wem ſoll ich denn welche ſchicken! Hella hat mir bei meinem letzten Urlaub geſagt, daß es hier zum Auswachſen ſei, daß Onkel Rolf immer gröber werde — jawohl, das hat ſie geſagt! — und daß ſie ſich kreuzunglücklich fühle. Da habe ich mir gedacht, es würde ſie aufheitern, wenn ich mal ’n bißchen nett ſchriebe — und ſo! Jetzt wird da eine Kiſte ’von gemacht, als wenn ich Kupferdraht geſtohlen oder meinen Oberſt erwürgt hätte! Das paßt mir nicht! Ich huſte auf eure ganze Schnitzeljagd und reiſe ab! Mor’n!“ — Raus war er.

„Woldemar —!“ flehte Frau von Paſſow, indem ſie die kummervoll gerungenen Hände dem Bruder über das Zeitungsblatt ſtreckte. „Haſt du kein Wort für ihn —“

„Hab’ ich, Tinchen, hab’ ich!“ nickte der Schloßherr freundlich. „Lauf ihm mal nach und — zwei Worte nenne ihm inhaltsſchwer: ‚Zweihundert‘ und ‚Em‘ — aber deutlich, Tinchen, ſonſt verſteht der Bengel wieder Dahler. Außerdem ſoll er anblaſen laſſen, ſobald die Klingenhofer und die von Baasdorf in Sicht ſind.“

Frau von Paſſow drückte ihr Foulard an Mund, Naſe und Augen und ſchwirrte hinter ihrem Sohne her.


P. F. MESSERSCHMITT

Nach dem Markte

Nach dem Gemälde von P. F. Meſſerſchmitt

Nachdem die Tür ſich geſchloſſen, faltete Woldemar von Rüterbuſch ſein Blatt zuſammen und angelte ſich aus einem Blechkiſtchen eine Zigarette.

„Mein lieber Rolf —,“ ſagte er, indem er das duftende Kraut umſtändlich in Brand ſetzte und das Streichholz ausſchlenkerte, „Kinder und Narren reden die Wahrheit — und der Jung hat uns die nach zwei Richtungen hin gegeigt. Erſtens iſt von der Choſe viel zu viel hergemacht. Auf ſeiner Seite eine Kinderei, auf ihrer Seite ſo ungefährlich wie nur möglich. Oder glaubſt du wirklich, daß der Fratz in Edwin Paſſowſchen Verſchen ſein Herz entdeckt? Ich wundere mich bloß, daß ſie mir von dem Gemalme noch nichts vorgeleſen hat —“

„Ein Grund mehr, meine ich, die Sache doch nicht ſo leicht zu nehmen,“ warf der andre ein, indem er, ohne aufzuſehen, ſeine Zimmerpromenade fortſetzte. „Das eigenartige Weſen des Mädels und deine Verantwortlichkeit erheiſchen beſondere Vorſicht!“

„Und Rückſicht vor allem, mein Lieber, — Rückſicht! Da wir gerade davon ſprechen, möchte ich dir meine Anſicht nicht vorenthalten, daß du die kleine Deern doch recht lieblos behandelſt. Edwin hat dir das ja ebenfalls mit erfreulicher Courage aufs Butterbrot geſchmiert. Und in der Tat — wenn auch das Mädel dem ganzen Weſen nach einen handlichen Jungen abgegeben hätte, ſo iſt es doch immer ein Mädel und kein kaſchubiſcher Rekrut, der nur mit Buff und Knurr zu meiſtern iſt. Dabei will ich mich ſelbſt keineswegs rein waſchen. Ich bin eine ganz unpädagogiſche Natur, die ſpeziell von Mädchenerziehung ſo viel verſteht wie der Eſel vom Harfe ſpielen. Es iſt überhaupt ein Elend, mein Lieber! Zwei verbiſſene Junggeſellen wie wir — dann die Tine, bei der jeder Gedanke Edwin heißt, — und ſchließlich dieſe Spinatwachtel von Miß, die immer ein Geſicht macht, als wenn ſie ſich ſelber nicht gut wäre! Da lebt nun ſo'n armes Wurm mitten mang. Das iſt ſeine Welt! Kannſt du's ihr verdenken, wenn ſie widerborſtig wird in dem Milieu? Ich nicht.“

„Na, ich gehe ja morgen. Vielleicht wird es dann beſſer.“

Woldemar Rüterbuſch hob die Schultern und ließ ſie dann mit einem leichten Seufzer ſinken.

„Kann ſein, kann auch nicht ſein. Du biſt der einzige, dem ſie wenigſtens zur Not mal pariert — früher wenigſtens; in den letzten Monaten auch nicht mehr. Da iſt der Fratz überhaupt vollſtändig aus der Tüte! Das rührt ſeit deinem Geburtstag her — ich glaube mich genau zu erinnern. Die dicke Komteß Kernwart hatte dir in der Sektlaune einen Kuß aufgeſchmatzt. Ihr Bruder verlangte dafür als Familienentſchädigung einen ſolchen von Hella. Es war ſo übermütig fidel; wir redeten ihr alle zu, und du kommandierteſt. Aber ich denk', ſie mordet den Menſchen! Schlägt ihm die Handſchuhe in die Augen und verläßt das Lokal.“

„War auch nicht richtig damals —“

„Unſinn! Im engen Kreiſe. Sind doch ſchließlich mehr oder minder verwandt mit all den Leuten. Tine meinte, das wäre wegen des Nemerower Selbitz geweſen, den Hella zum Tiſchherrn hatte und mit dem ſie ſich ganz manierlich unterhalten. Ich glaube aber grade deshalb nicht, daß ſie ſich beſonders für ihn intereſſiert. Eher für Fritz Hankau, der neulich den famoſen Hürdenſprung machte und ihr den ‚Waldvogel‘ zugeritten hat. Sie hat ihm rein den Arm aus dem Gelenk geſchüttelt. Dann fällt mir eben ein — der Zweitälteſte von den Reichenhofens wäre auch ein Mann! Oder der Aſſeſſor von Schädler. Von dem ſagte ſie noch geſtern, er wäre zwar ein bißchen ‚ehtepethete‘, aber ſonſt ein ‚netter Knopp‘. Das will doch ſchon was ſagen! — Ja, du läufſt herum, ſchüttelſt den Kopf und machſt ein grimmiges Geſicht! Damit iſt es doch nicht getan, mein Gutſter! Du ſchiebſt morgen ab und ich kann mit der Spinatwachtel weitererziehen. Das geht nicht. Der Fratz muß heiraten! Und zwar werde ich mir daraufhin ſchon heute das Feld ein wenig anſehen. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich da nicht auf eine Fährte komme.“

*

Hella Rüterbuſch hatte es mit indianerhafter Geſchicklichkeit einzurichten gewußt, daß ſie ziemlich unbemerkt zu Pferde kam. Sie hatte das aus drei Gründen angeſtrebt: Einmal ihrer verheulten Augen wegen, die ſie gräßlich genierten; dann wegen der Briefe, die ja oben nicht mehr ſicher waren und ihr in der Taſche brannten, und vor allem des — jenes Menſchen wegen, der imſtande war, ihr vor Gott weiß wem die Leviten zu leſen.

Der Maſter war abgeritten, die Meute entlaſſen. Den Moment, wo das Feld ſich über die Chauſſee und die Wieſen hinweg ausbreitete, hatte ſie abgepaßt. Dann war ſie ſeitlich abgebogen, um an der Meierei vorbei den Waldweg zu gewinnen. Hier fühlte ſie ſich geborgen.

Sie atmete tief auf und ſtrich die Haare von den Schläfen feſter unter das Sammetmützchen. Dann ſetzte ſie ſich bequem und dachte nach, was unter den obwaltenden Umſtänden für ſie nun eigentlich zu tun ſei.

Die Gedanken gingen ihr kraus genug durch das Köpfchen. Zwiſchen allerhand Schabernacks, die ſie der Miß noch ſpielen konnte und ſpielen mußte — wenn es überhaupt eine Gerechtigkeit auf der Welt gab —, kam ſie auf den ihr neuerdings beſonders geläufigen Gedanken, tot zu ſein, mauſetot, mit weißen Blüten im Haar und auf der Bruſt. Wenn ſie dann — natürlich nur ganz wenig und vorſichtig — aus dem rechten Winkel des linken Auges hervorzwinkerte, würde ſie ſehen, wie die andern ſich härmten. Und das wäre ihnen recht! Weshalb waren ſie ſo. Onkel Woldemar würde ſie wahrſcheinlich leiſe ins Ohrläppchen ziepen, wie er das immer tat, und ein paarmal ganz traurig ‚Fratz‘ ſagen; Edwin würde ſein dämlichſtes Geſicht und nachher ein Gedicht machen, wobei ihm Tante Paſſow egal weg troſtreich über den Kriſel ſtreichen würde. Na und der andre — der würde zunächſt mal ſpionieren, ob irgendwo ein Haken nicht geſchloſſen iſt, und dann losbölken. Dann würde ſie ſich aber ganz gewiß auf die andre Seite umkehren und mit tiefer Grabesſtimme ſagen: Du kannſt mir jetzt den Buckel 'nauffſteigen! Ich bin tot — und für dich noch töter!

Hella Rüterbuſch lachte laut auf. Aber es war ein eignes Lachen, das ſo klang, als wenn Tränen dazu gehörten. Und es waren auch wirklich welche da. Nur zwei allerdings. Dafür aber ganz große funkelnde Tropfen. Der eine perlte auf den roten Frack, den andern ließ ſie nicht ſoweit kommen — ſie holte ihn ärgerlich mit dem Handſchuh von der Wimper.

Plötzlich ſchrak ſie derart zuſammen, daß der ‚Waldvogel‘ ſich auf die Hinterhand ſtellte. Sie hatte es ganz deutlich gehört:

„Hella —!!“

Ein Blick nach rückwärts — in derſelben Sekunde erhielt der Gaul die Peitſche, daß er zunächſt wie unſinnig hinten und vorn auskeilte, um dann mit geſpannten Nüſtern wie ein Pfeil davonzuſchießen.

Er —! Was wollte er! Sie zur Rede ſtellen — was ſonſt! Natürlich — er konnte die Zeit nicht erwarten, bis er ſie wieder geſcholten und gedemütigt! Und die Briefe! Allmächtiger Gott — wenn er wußte, daß ſie ſie bei ſich trug — er würde ſie verlangen! Ja, er war imſtande, ſie ihr mit Gewalt zu nehmen! — Das nicht! Nur das nicht!

Mit Sporn und Druck brachte ſie das Pferd in eine Pace, die fürs erſte nicht zu überholen war. Dann nahm ſie die Peitſche zwiſchen die Zähne, die Zügel in die Linke, und mit der Rechten ſuchte ſie das Paket aus der Taſche zu holen. Das war ſchwer — aber es gelang. Endlich!

Fortwerfen? Nein. Er würde es aufnehmen. Sicher! Alſo Stück für Stück. Sie klemmte das Bündel unter den Arm und riß kleine Fetzen davon ab, ſoviel ſie faſſen und in dieſer ſchwierigen Haltung mit einem Male loskriegen konnte. Das ſchaffte zunächſt wenig. Allmählich aber bekam ſie Uebung. Die Schnitzel ſtoben wie Flocken hinter ihr her und rieſelten auf den Weg.

Sie ſah ſich nicht um, aber ſie hörte, daß er ihr folgte — daß er näher kam.

Muskeln und Nerven ſpannten ſich zu äußerſter Anſtrengung. Der parkartige Wald, nach dem die Rüterbuſch ihren Namen führten, lag bereits hinter ihr. Als ſie das freie Feld gewonnen, hatte ſie eine Schwenkung gemacht — über Wieſen und Brache nach der Nemerower Chauſſee hin. Jetzt über die Chauſſee hinweg, daß Kies und Funken ſtoben — und hinter ihr rieſelten weiße Fetzen auf den Weg.

Der ‚Waldvogel‘ hielt ſich fabelhaft. Aber ſie ſelbſt ließ allmählich nach — das fühlte ſie mit heißaufquellender Erbitterung. Die Hilfen waren matt und wurden immer ſchwächer. Sie ritt gegen den Wind, und dieſer ſchnitt ihr in die Augen. Dazu ein atembeklemmendes Stechen in der Bruſt. In ihren Ohren klang und ſummte es wie die anſchwellenden und verhauchenden Akkorde einer Aeolsharfe. Lange konnte ſie es nicht mehr machen — namentlich bei dieſer fieberhaften Vernichtungsarbeit, die ſie gleichzeitig zu beſorgen hatte.

Glücklicherweiſe war ſie damit zu Ende — eben! Mit einem hellen Schrei warf ſie die letzten Fetzen in die Luft, juſt als ſie einer mannshohen Koppeleinzäunung ſich näherte. Der Arm war frei und vor allem die rechte Hand. So ſehr die Finger auch ſchmerzten von dem Zerren und Zupfen, gab ihr die freiere Bewegung doch wieder ein gewiſſes Kraftgefühl. Außerdem ſtachelte ſie ein Ruf hinter ihr auf — ein unartikulierter wilder, angſtvoller Ruf, der die Mitte hielt zwiſchen Keuchen und Brüllen.

Sie nahm die Gerte aus dem Munde — und ein pfeifender Hieb peitſchte den ausgepumpten Gaul zum Sprunge. Der ‚Waldvogel‘ nahm die unſinnige Zumutung an — aber zu kurz. Ein dumpfes Brechen — ein Poltern und Kollern . . . Die Baroneß hatte das Empfinden eines tiefen Falles in lichter, flammender Umgebung. Dann ſprangen rote Flecke aus der dröhnenden Erde — immer mehr und mehr —, und einer von ihnen legte ſich über ihren ſchmerzenden Kopf. Da war ihr gut. Sie ſah ſich tot, mauſetot, mit weißen Blüten im Haar und auf der Bruſt . . .

Hinter Rolf war auch ein großer Teil des roten Feldes herangepretſcht. Von der Chauſſee her hatte man nicht den Maſter, ſondern jene falſche Spur verfolgt, die Hellas Schnitzel gegeben. So geſchah es, daß Woldemar Rüterbuſch, der kleine Paſſow und noch vier, fünf andre der Jagdteilnehmer gerade recht kamen, um den wahnwitzigen Sprung mitanzuſehen — und dann die befremdliche Art, in der der jüngere Oheim ſich um ſeine Nichte bemühte. Befremdlich inſofern, da Küſſe nicht zu den Vorſchriften gehören, die man als ‚erſte Hilfe bei Unglücksfällen‘ zu beachten hat.

Sie ſchienen aber ſehr gut zu tun in dieſem Falle. Die bleichen Wangen der Kleinen röteten ſich — und nun erſt ließ ſich Rolf auf die ihn beſtürmenden angſtvollen Fragen vernehmen.

„Gott dem Herrn ſei Dank! Sie atmet, ſie lebt! Nur eine leichte Kontuſion am Kopf —“

Das war wie ein Schluchzen und Jauchzen zugleich — was ſich wiederum befremdlich machte bei einem ſonſt ſo rauhen und empfindungsloſen Menſchen.

Auf dem jovialen Geſichte des älteren Bruders aber malte ſich eine Welt von Begreifen. Er pfiff leiſe durch die Zähne und nickte ebenſo zufrieden wie verſtändnisvoll vor ſich hin: ‚Ich hab's doch geſagt, daß ich noch heute auf eine Fährte kommen würde — und nun ſogar durch eine falſche auf die richtige!‘

Hella Rüterbuſch zwinkerte ein wenig und ganz vorſichtig aus dem rechten Winkel des linken Auges hervor. Onkel Woldemar ziepte ſie richtig am Ohrläppchen und ſagte ein paarmal ‚Fratz‘ — aber ſo lieb, wie ſie das noch nie von ihm gehört hatte. Edwin hatte einige der umherliegenden größeren Fetzen aufgenommen — und machte dabei tatſächlich ſein dämlichſtes Geſicht. Na und der andre —?

Da er ſie an ſich gedrückt hielt, konnte ſie ſich beim beſten Willen nicht umkehren. Und daß er ihr den Buckel 'nauffſteigen ſolle, konnte ſie auch nicht ſagen, weil er ihr eben wieder den Mund verſchloß. Deshalb ließ ſie es dabei bewenden und kuſchelte ſich feſter an ſeine Bruſt.

Rumpelſtilzchen

Ich ſaß als Mädel, vierzehn kaum,
Tagsüber im Holunderbaum
Und blickte aus meinem grünen Haus
In eine wonnige Wildnis hinaus.
Durch die zitternden Zweige huſchte das Licht,
Ich wußte, die andern, die finden mich nicht!
Die Vögel ſangen, und durch den Sinn
Zog mir's wie leiſes Jauchzen hin:
„'s iſt doch gut, daß keiner weiß,
Daß ich Rumpelſtilzchen heiß'!“

Die Jahre gingen. Nun bin ich groß,
Ich trage mein Haar nicht kurz mehr und los,
Verlaſſen und ſtill liegt mein luſtiges Haus,
Meine Träume, die flogen mit mir hinaus.
Wie dehnt ſich die Welt mir, wie lockt ſie mich weit!
Ich lauſche hinaus in die grauende Zeit,
Die Vögel ſingen, und durch den Sinn
Zieht mir's wie leiſes Jauchzen hin:
„'s iſt doch gut, daß einer weiß,
Daß ich Rumpelſtilzchen heiß'!“

Elſe Nonne

Notizblätter

Die Entdecker des Radiums

An andrer Stelle dieſes Blattes hat der bekannte wiſſenſchaftliche Schriftſteller Dr. W. M. Meyer die Wunder des neu entdeckten Elementes eingehend geſchildert. Kehren wir hier für einen Augenblick bei dem liebenswürdigen Ehepaar ein, dem dieſe große Entdeckung gelungen. Herr Curie iſt eine ſympathiſche, ſchlanke Erſcheinung im Beginn der vierziger Jahre, die hohe Stirn, die ſcharfen Züge ſeines Geſichts zeugen von intenſiver geiſtiger Arbeit. Er iſt ein Gelehrter, für den kaum etwas andres als ſeine Wiſſenſchaft exiſtiert. Daß er das von allen Franzoſen ſo heiß erſehnte rote Band der Ehrenlegion ausgeſchlagen hat, paßt ganz zu dem Charakterbild dieſes Mannes. Das Hauptintereſſe konzentriert ſich naturgemäß auf ſeine Frau. Die mit einem Schlage berühmt gewordene „Gelehrte“ — man wird ſich nach und nach auch an das Femininum gewöhnen müſſen — iſt eine ſchlanke blonde Frau mit klugen, blauen Augen. Ueber ihren Lebensgang wollen wir ſie ſelber plaudern laſſen: „Ich bin am 7. November 1870 in Warſchau geboren,“ berichtet Frau Curie. „Mein Vater iſt der dortige Lyzealdirektor Sklodowski. Mit meiner Schweſter zuſammen habe ich das Mädchengymnaſium meiner Vaterſtadt beſucht. Dann bezogen wir 1891 gleichzeitig die Univerſität Paris, ich um Mathematik und Phyſik, meine Schweſter um Medizin zu ſtudieren. Ich habe als Studentin in dem Laboratorium gearbeitet und dabei meinen Mann kennen gelernt. Im Jahre 1897 haben wir geheiratet. Meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten habe ich gemeinſam mit meinem Mann fortgeſetzt. Ich bin Doktorin der Naturwiſſenſchaften, habe die Lizenzen für Phyſik und Mathematik erworben und bin Agrégée de l'université.“

Die Entdecker des Radiums, Herr und Frau Curie, im Garten ihres Pariſer Heims

Eine Temperenzfurie

Unſer Bild zeigt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen des heutigen Amerika, die „berühmte“ amerikaniſche Temperenzfanatikerin Frau Carrie Nation aus Topeka, im Staate Kanſas. Sie verdankt ihre „Berühmtheit“ ihrem Kreuzzuge gegen die Bierwirtſchaften und Schnapskneipen in Kanſas, indem ſie von einem Lokal zum andern zog und mit einem Handbeil alles kurz und klein ſchlug. Jetzt zieht ſie als „Stern“ einer Theatertruppe durch das Land, die ein Stück aufführt mit dem Titel „Zehn Nächte in einer Kneipe“. Das Stück iſt natürlich eine Tirade gegen den Genuß von Bier und Wein und für Temperenz. In der Hauptſzene zertrümmert Carrie Nation das Innere der Kneipe, Gläſer, Flaſchen, Spiegel, Bilder und Fäſſer mit ihrem geliebten Beil. In den Pauſen wird im Theater ihr Bild verkauft, das ſie darſtellt, wie ſie in der einen Hand ihr Beil, in der andern die Bibel hält. Außerdem verkauft ſie ſelbſt zum Schluß kleine Schlipsnadeln in Form eines Beils, das die Inſchrift trägt: „Tod dem Alkohol!“ Sie ſpielt ſtets vor brechend vollen Häuſern. Das Publikum faßt jedoch das Stück ſowie Carries Spiel als einen rieſigen Ulk auf.

Carrie Nation

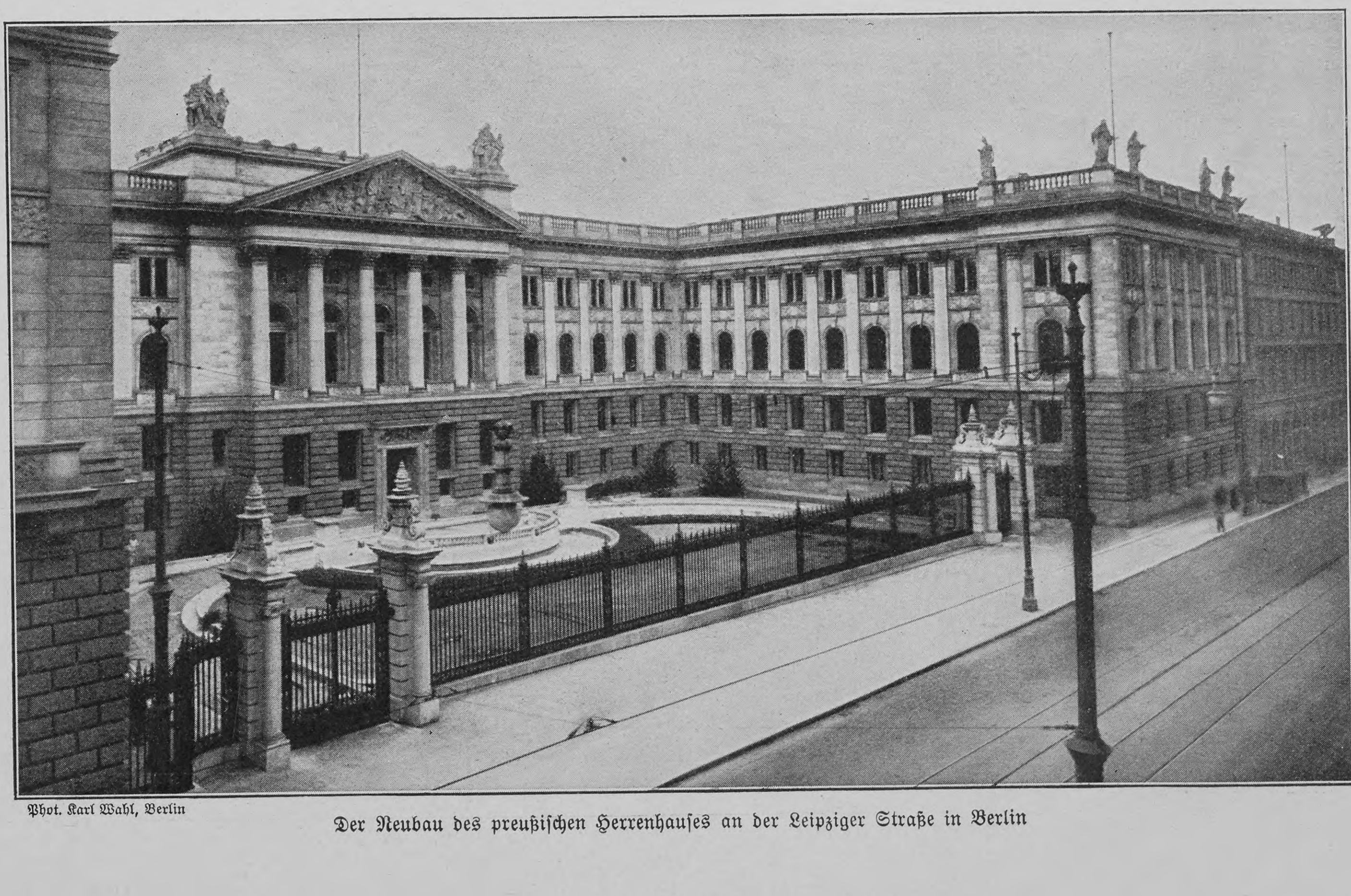
Das neue preussische Herrenhaus in Berlin

Vor kurzem hat die erſte preußiſche Kammer, das Herrenhaus, ihr neues Heim an der Leipzigerſtraße in Berlin bezogen. Seitdem der Bauzaun gefallen, präſentiert ſich der ſtolze Bau, deſſen Mitteltrakt von der Straße zurückſpringt, ſo daß Raum für einen Vorgarten ähnlich der Anlage des Reichskanzlerpalais entſteht, nicht übel. Die wuchtige Architektur der beiden Flügel mit ihrer kräftigen Ruſtika, das prunkvolle Eiſengitter bringen gleichſam einen vornehmen Ton in das geſchäftige Leben und Treiben der Leipzigerſtraße. Dem Kunſtfreund aber, der ſchärfer ſieht, kann es nicht entgehen, daß auch bei dieſem Monumentalbau mehr Geld als Talent aufgewendet worden. Der ganze Bau — ein Werk des Geh. Oberbaurats Schulz — hält ſich ängſtlich an überkommene Muſter und läßt auch jeden Funken eigner ſchöpferiſcher Kraft vermiſſen. Die Fenſterreihen wirken wenig monumental, der Säulenportikus verkriecht ſich, anſtatt machtvoll nach oben zu ſtreben. Auch bei der Auswahl der Künſtler für die plaſtiſche und maleriſche Ausſchmückung des Gebäudes im Innern wie im Aeußern ſcheint man weniger die Fähigkeiten als die Geſinnung berückſichtigt zu haben. Der plaſtiſche Schmuck des Giebelfeldes iſt ein recht ſchwaches Werk des Profeſſors Otto Leſſing. In der Luſt des Komponierens hat der Künſtler viel zu viel Figuren dort oben verſammelt, ſo daß ein gefährliches Gedränge entſteht, und dieſer Fülle im ganzen entſpricht wiederum die entſetzliche Leere und Hohlheit der einzelnen Allegorien. Im Innern ſind eigentlich nur die Reliefs des Profeſſors Wiedemann wirkliche Kunſtwerke. Gegenüber dieſem Palaſte, in dem ſich Preußens Feudaladel. die Bürgermeiſter der größeren Städte, die Vertreter der Univerſitäten u. a. zu ihren gemeſſenen und würdevollen Beratungen zuſammenfinden, erhebt ſich ein andrer Palaſt, der von Meſſel entworfene Prachtbau des Wertheimſchen Warenhauſes. Während dort der Baumeiſter ſich ängſtlich an das Hergebrachte klammerte, hat hier ein echter Künſtler einen originellen, wirklich modernen Bau geſchaffen, durch deſſen hohe Hallen der Strom des Großſtadtverkehrs vom Morgen bis Abend ohne Unterbrechung hin und her flutet. So berühren ſich dort an der Leipzigerſtraße in ſozialer wie künſtleriſcher Hinſicht zwei Zeitalter.

Eduard Lassen †

Im Alter von 73 Jahren iſt Eduard Laſſen am 15. Januar in Weimar geſtorben, wo er mehr als vier Jahrzehnte als Dirigent eine rühmliche, auch kunſthiſtoriſch bedeutſame Tätigkeit entfaltet und als Komponiſt ſich einen weit über die Grenzen ſeines beruflichen Wirkens hinaus klingenden Namen geſchaffen hat. Vor allem ſind es ſeine Lieder, durch die Laſſen populär geworden iſt; man kann ſagen, daß ſein „Allerſeelen“ (Stell auf den Tiſch die duftenden Reſeden) zu den meiſtgeſungenen Schöpfungen der ganzen neueren Muſikliteratur zählt. Und doch wäre es völlig falſch, dem Komponiſten allein nach dieſen Liedern ſeine Stellung in der Muſikgeſchichte anweiſen zu wollen: er gehört ihr in noch höherem Maße an als einer der treueſten, überzeugteſten Vorkämpfer der Wagner-Liſztſchen Richtung, und er hat ſicher der guten Sache dadurch noch beſonders gute Dienſte geleiſtet, daß er nie in Einſeitigkeit verfallen iſt, ſondern neben dem Großen und Schönen, das die neue Richtung gebracht, auch das gute Alte pietät- und liebevoll gepflegt hat. Laſſen, am 13. April 1830 zu Kopenhagen geboren, kam als zweijähriger Knabe mit ſeinem Vater nach Brüſſel, trat ſchon mit zwölf Jahren ins dortige Konſervatorium und errang hier als Klavierſpieler und Komponiſt glänzende Erfolge. Mit einem großen Stipendium ausgezeichnet, ging er 1850 auf Reiſen, die ihn vor allem durch Deutſchland und nach Rom führten, in deren Verlauf er aber auch ſo ganz für die neue Kunſt gewonnen wurde, daß die Heimat ihn fallen ließ, während Liſzt ſeine Erſtlingsoper „Landgraf Ludwigs Brautfahrt“ 1857 in Weimar aufführte. Von da an, ſeit 1858 als Liſzts Nachfolger am Dirigentenpult, hat er die Weimarer Oper mit weiſer Umſicht und künſtleriſcher Hingebung geleitet, durch Kompoſitionen von Opern, Symphonien, Chorwerken und Liedern ſich als ſelbſtſchaffender Künſtler betätigt.

Eduard Laſſen

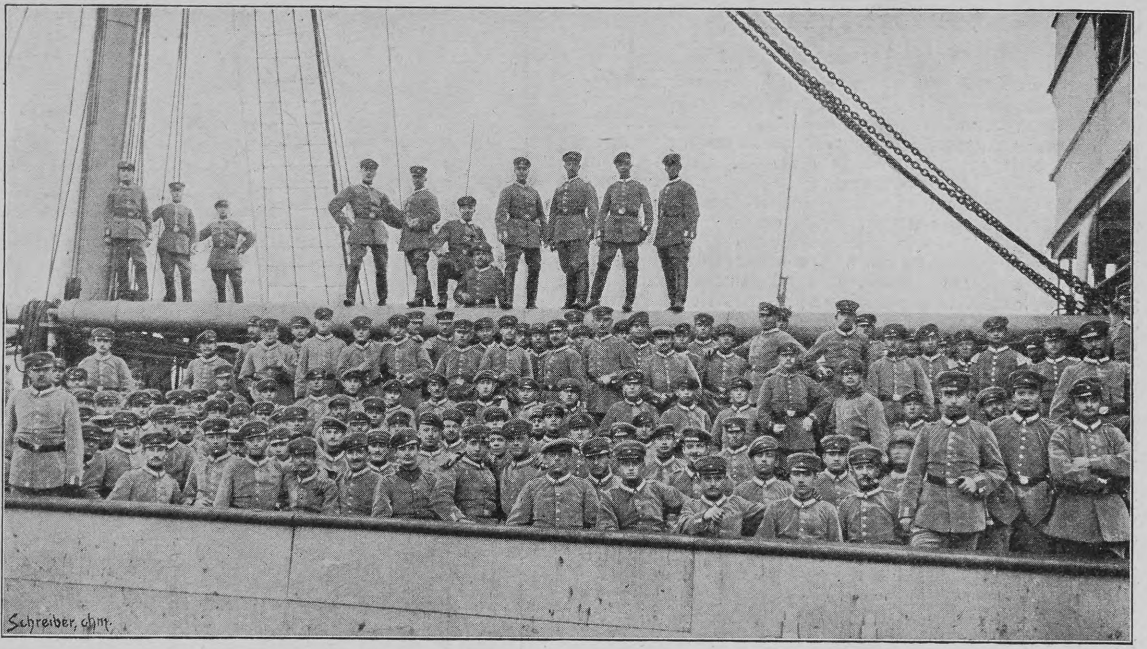


Phot. Karl Wahl, Berlin

Der Neubau des preußiſchen Herrenhauſes an der Leipziger Straße in Berlin

Die Abfahrt eines Schutztruppen-Ersatztransportes nach Südwestafrika

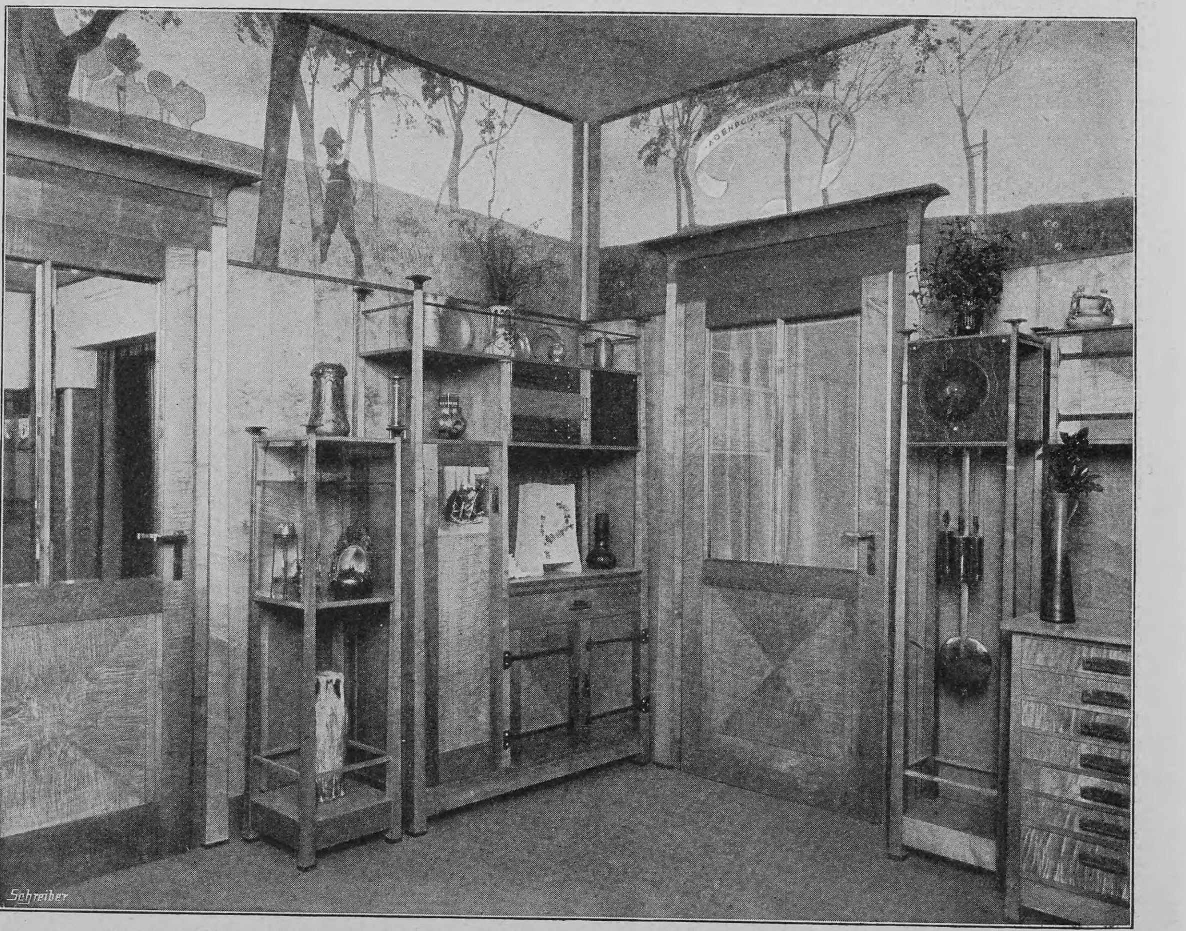
Kaum iſt es gelungen, den Aufſtand der Bondelzwarts in Deutſch-Südweſtafrika (vergl. Nr. 9) niederzuwerfen, da kommt bereits die Kunde von ernſten Unruhen unter den Hereros und eröffnet die Ausſicht auf einen Krieg, der in Anbetracht der Stärke dieſes Stammes nicht ganz leicht ſein dürfte. Die Herero ſind ein den Kaffern nahe verwandter Bantuſtamm und vor etwa hundert Jahren von Norden her in das heutige Schutzgebiet eingewandert. Später wurden ſie von den nachfolgenden Ovambo ſüdwärts in das Gebiet der Bergdamara, ihren heutigen Sitz, gedrängt. Ihre Anzahl wird auf etwa 65000 Köpfe geſchätzt; ihre Krieger ſind mit Wurfkeule (Kirri) und Aſſagai bewaffnet, doch haben viele, namentlich im Süden, auch Gewehre. Die aktive deutſche Schutztruppe in Südweſtafrika beſteht aus gegen 60 Offizieren und Militärbeamten, 151 Unteroffizieren, 620 weißen und 187 farbigen Soldaten. Zu ihrer Unterſtützung iſt ſofort der Landſturm im Schutzgebiet aufgeboten worden; außerdem ſchwimmt bereits eine Verſtärkung auf See, nämlich der am 6. Januar vom Neuen Hafen in Cuxhaven aus in See gegangene Schutztruppen-Erſatztransport. Er beſteht aus 5 Offizieren und 230 Unteroffizieren und Mannſchaften; Transportführer dieſer Erſatztruppen, die ſich auf 3½ Jahre für Südweſtafrika verpflichtet haben, iſt Oberleutnant von Winckler, der bereits ſechs Jahre im Schutzgebiet tätig war. Der in Berlin zuſammengeſtellte Transport traf über Hamburg am Morgen des 6. gegen 9 Uhr 20 Minuten mittels Sonderzuges in Cuxhaven unter den Klängen der am Neuen Hafen aufgeſtellten Marinekapelle ein. Der ſtellvertretende Stadtkommandant, Major Brohm, und mehrere Marineoffiziere der Garniſon begrüßten die Ankömmlinge, deren kleidſame neue Uniform das beſondere Intereſſe des Publikums erregte. Das vorherrſchende Grau der Uniformierung wird jetzt durch die blauen Aufſchläge und die gelbe Säbelkoppel, ſowie die hohen gelben Stiefel belebt. Um 10 Uhr begaben ſich die Truppen an Bord des am weſtlichen Kai liegenden Wörmanndampfers „Ernſt Wörmann“, der, nachdem ein zweiter Sonderzug die Zivilpaſſagiere gebracht hatte, um 3½ Uhr ſeine Ausreiſe nach Afrika antrat. Dieſer Truppentransport war überhaupt der erſte, der von Cuxhaven aus in See ging: er wird am 3. Februar die Truppen in dem ſüdweſtafrikaniſchen Hafen Swakopmund landen. Zur Mobiliſierung und ſchleunigen Abſendung weiterer Verſtärkungen wurden ſofort die nötigen Befehle erlaſſen. Der Reichskanzler ſelbſt begründete die Notwendigkeit dieſer Maßnahmen vor dem Reichstag, der ſeine Ausführungen mit lebhaftem Beifall begleitete.


Schreiber, chm.

Zum Aufſtand in Deutſch-Südweſtafrika: Einſchiffung von Erſatzmannſchaften in Cuxhaven

Vom österreichischen Kunstgewerbe

Die modernen Ideen in den bildenden Künſten ſind in Oeſterreich und ſpeziell in Wien auf beſonders fruchtbaren Boden gefallen, und man läßt es ſich auch an der Donau — im Gegenſatz zu Berlin — recht angelegen ſein, dieſe Keime zu pflegen und zu weiterer Entfaltung zu bringen. Die öſterreichiſchen Künſtler haben ſich namentlich dem Kunſtgewerbe zugewandt und in der Ausſchmückung von Innenräumen bisher ihr Beſtes geleiſtet. Davon gaben die öſterreichiſchen Abteilungen auf den Ausſtellungen von Paris, Düſſeldorf und an andern Orten Kunde, wo die Räume eigentlich in höherem Grade die Aufmerkſamkeit feſſelten, als die an den Wänden hängenden Kunſtwerke. Die Winterausſtellung des unter der zielbewußten Leitung des Hofrates A. von Scala ſtehenden Oeſterreichiſchen Muſeums für Kunſt und Induſtrie geſtattet auch diesmal einen intereſſanten Ueberblick auf das geſamte Wiener Kunſtgewerbe. Unſer Bild zeigt uns ein beſonders gelungenes modernes Interieur. Die Möbel ſind in hellem, graugebeizten Ahornholz ausgeführt, die Beſchläge und Metallfelder, ſowie das Zifferblatt der Uhr ſind von Künſtlerhand in Kupfer getrieben. Der oberhalb der Wandvertäfelung laufende anmutige Fries iſt ein Werk des Wiener Malers Gottlieb von Kempf.



Aus der Winterausſtellung des Oeſterreichiſchen Muſeums in Wien: Moderne Zimmereinrichtung

Das fünfzigjährige Jubiläum der Semmeringbahn

Die von Gloggnitz bis Mürzzuſchlag ſich erſtreckende Semmeringbahn, die die Verbindung zwiſchen Wien und Graz und des weiteren zwiſchen der Kaiſerſtadt und der Adria herſtellt, iſt die älteſte in der Reihe der Alpenbahnen. Im Jahre 1848 wurde mit ihrem Bau begonnen und am 17. Juli 1854 konnte der bis dahin kühnſte und großartigſte Eiſenbahnbau dem Verkehr übergeben werden. Für die Wiener bildet die ſo leicht zu erreichende Bergwelt des Semmering ein beliebtes Ausflugsziel, aber auch für die allgemeine Entwicklung des Verkehrs iſt die Semmeringbahn von hoher Bedeutung geworden. Es iſt daher ſehr erklärlich, daß man das fünfzigjährige Jubiläum dieſes Schienenweges in feſtlicher Weiſe begehen will. Eine große Zahl von Freunden und Liebhabern des „öſterreichiſchen Rigi“ fand ſich am 10. Januar im Südbahnhotel des Semmering ein, wo dann in feierlicher Weiſe die konſtituierende Verſammlung des vom Landesverbande für Fremdenverkehr einberufenen großen Komitees für das Jubiläum ſtattfand. Ungefähr 400 Perſonen waren anweſend, darunter der Wiener Bürgermeiſter Dr. Lueger, Peter Roſegger, zahlreiche hohe Beamte, Vertreter der Eiſenbahnen und der Handelswelt, Architekten, Künſtler, Vertreter der Preſſe, Abordnungen der Semmeringgemeinden, der lokalen und touriſtiſchen Verbände u.ſ.w. Um zwölf Uhr wurde die Feſtverſammlung durch den Obmann des Komitees, Dr. Guſtav Fall, mit einer Begrüßungsanſprache eröffnet. Er teilte darin u. a. mit, daß die geplante offizielle Feier am Semmering in einer Feldmeſſe, in Anſprachen, in der Enthüllung einer Votivtafel nächſt dem Denkmal des Bahnerbauers Karl v. Ghega († 1860) am Semmeringer Bahnhof und in einem Feſtbankett beſtehen ſoll. Daran ſoll ſich ein mehrere Tage währendes Volksfeſt ſchließen und durch eine Reihe von Tagesausflügen den Fremden Gelegenheit geboten werden, die Naturſchönheiten des Semmeringgebietes in bequemer Weiſe kennen zu lernen. Als Zeitpunkt des Feſtes wurde der Monat Juni in Ausſicht genommen. Nach Beendigung der geſchäftlichen Verhandlungen fand ein Feſtmahl ſtatt, das in ſehr angeregter Stimmung verlief. Um 6 Uhr wurde die Heimfahrt in einem von der Südbahn zur Verfügung geſtellten Sonderzuge angetreten, mit dem die Geſellſchaft um 8 Uhr abends in Wien wieder anlangte.

Bürgermeiſter Lueger

Verſammlung zur Vorbereitung der Jubiläumsfeier der Semmeringbahn

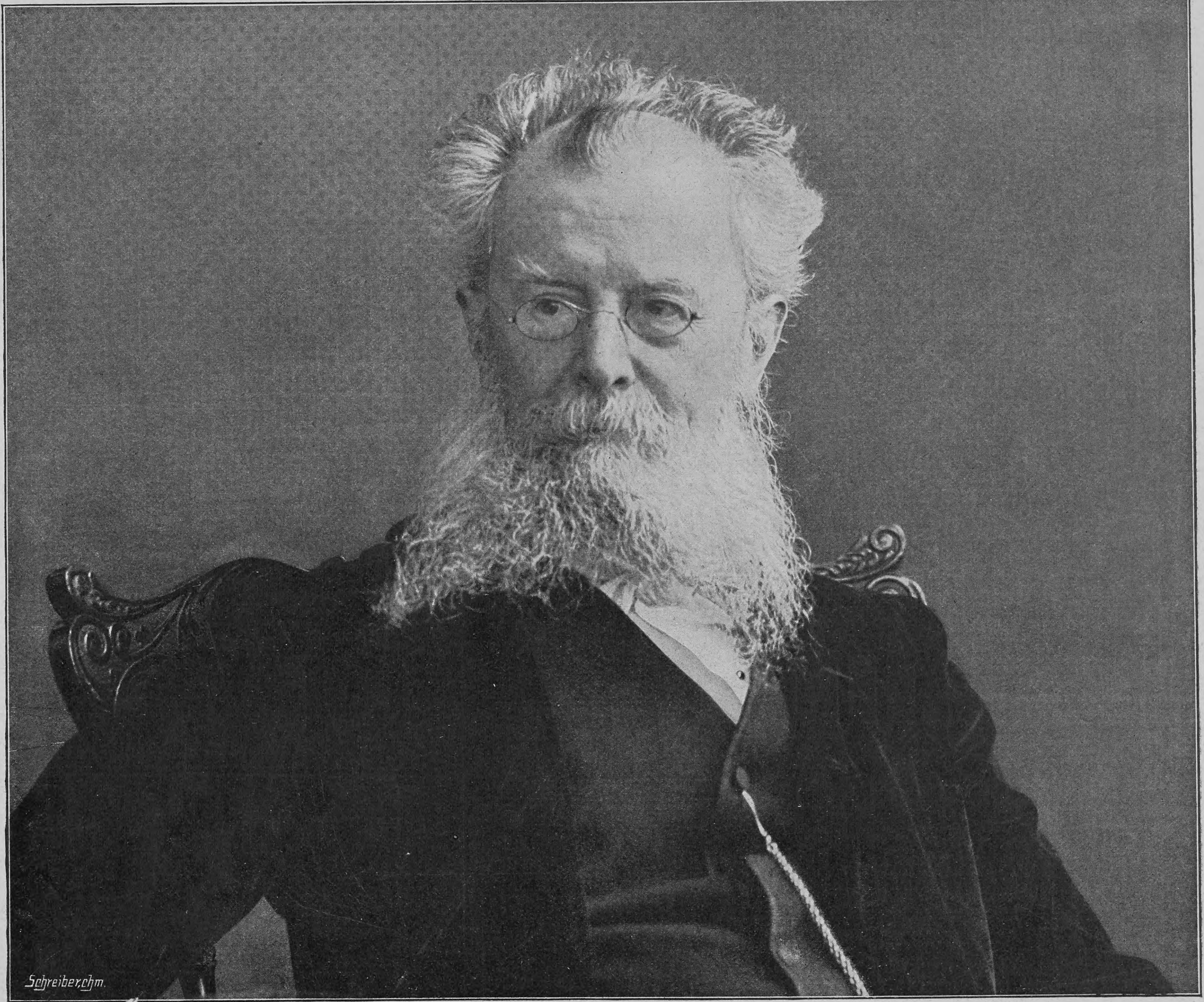
Bühne

Im Königlichen Schauſpielhauſe zu Berlin hatte das Schauſpiel „Der grüne Zweig“ von Felix Philippi trotz vorzüglicher Darſtellung einen Mißerfolg. Alles darin iſt höchſt moraliſch und erbaulich, aber auch klein und gewöhnlich im literariſchen Sinne; die beiden erſten Akte fanden trotzdem mäßigen Beifall, allein nach dem dritten, in dem den Verfaſſer auch ſeine ſonſt nie verſagende Technik im Stich gelaſſen hat, wurde das Stück entſchieden abgelehnt. — Nicht viel beſſer erging es der „Doppelgänger-Komödie“ von Adolf Paul im Kleinen Theater, einem Königsmärchen, deſſen Grundzüge dieſelben ſind wie in Rudolf Lothars „König Harlekin“. Das Stück hat eine Fülle von Geiſt und von meiſterhaften Einzelheiten aufzuweiſen, ermangelt jedoch leider zu ſehr der einheitlichen Durchführung und ſchwankt in ſeiner inneren Tendenz unentſchloſſen zwiſchen Satire und Poſſe hin und her. Namentlich der Schlußakt fiel ſtark ab. — Das dreiaktige Schauſpiel „Ein Duell“ von dem Wiener Schriftſteller Franz Wolff erzielte bei ſeiner Uraufführung am Berliner Schiller-Theater einen ſtarken Erfolg. Es iſt ein Bühnenplaidoyer gegen den „ehrenreinigenden“ Zweikampf mit flottem Dialog und gewandter Mache, die das Publikum über manches Unmögliche in den Vorausſetzungen des Stückes hinwegtäuſchte. Auch das dieſem Werk folgende einaktige Schauſpiel „Ein Sonnenſtrahl“ von Robert Wach, das aus der Stimmung von Dreyers „Winterſchlaf“ herausgewachſen iſt und den Schluß durch einen unvermuteten Unglücksfall herbeiführt, fand beifällige Aufnahme.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 19


Schreiber.chm.

Phot. Marie Müller, Breslau

Zum ſiebzigſten Geburtstag von Felix Dahn

Am 9. Februar d. J. begeht Felix Dahn ſeinen ſiebzigſten Geburtstag. Die Volkstümlichkeit ſeines Namens knüpft ſich vor allem an ein Buch: an den „Kampf um Rom“, der neben Scheffels „Ekkehard“ und Ebers’ „Königstochter“ zu den populärſten unſrer hiſtoriſchen Romane gehört. Und doch iſt dieſer Roman nur eines aus einer langen Reihe von Werken, die der Dichter Dahn geſchaffen und denen eine nicht minder umfangreiche und bedeutende Reihe wiſſenſchaftlicher Arbeiten zur Seite ſteht. Aber der Gelehrte und der Künſtler leben nicht als zwei getrennte, einander bekämpfende Seelen in der Bruſt dieſes ſchaffensfrohen Mannes, herüber und hinüber, von dem einen Tätigkeitsgebiet zum andern, gehen in regem Wechſel die Gedanken und Anregungen; die Forſchung führt der Phantaſie immer neuen Stoff zu, die dichteriſche Anſchauung erhellt dem Forſchenden manch dunkle Wegſtrecke. Das Künſtleriſche mag dabei ſogar das Primäre in Dahns Natur ſein: ſtammt er doch (geboren 1834 in Hamburg) aus einer Schauſpielerfamilie, deren Name noch heute einen vortrefflichen Klang hat. Aber ſeine äußere Laufbahn iſt durchaus die des Gelehrten: nachdem er ſeine Studien in München und Berlin vollendet, habilitierte er ſich 1857 in München, wurde 1863 in Würzburg außerordentlicher, 1865 ordentlicher Profeſſor, ging dann 1872 als Profeſſor für deutſches Recht, Staatsrecht und Rechtsphiloſophie nach Königsberg und wurde 1888 in der gleichen Eigenſchaft nach Breslau berufen, wo er noch heute in voller Rüſtigkeit als beliebter und verehrter Lehrer wirkt. Die juriſtiſche Fachliteratur hat Dahn um zahlreiche wertvolle Beiträge bereichert, als Hiſtoriker vor allem zur Kenntnis deutſchen Altertums beigetragen, und durch breit angelegte Werke wie „Die Könige der Germanen“ und die „Urgeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker“, dann aber auch durch die gemeinſam mit ſeiner hochbegabten Gemahlin (einer Nichte der Annette von Droſte-Hülshoff) verfaßte dichteriſch-populäre Darſtellung altgermaniſcher Götter- und Heldenſagen „Walhall“ und durch Dichtungen wie „Odhins Troſt“, „Ein Kampf um Rom“ u ſ. w. das Intereſſe und die Liebe für germaniſche Vorzeit in weiteſten Kreiſen wiedererwecken helfen. Aber über dem Schaffen des Gelehrten und des Dichters, der in Roman, Drama und Lyrik Bedeutendes hervorgebracht, ſoll auch nicht vergeſſen werden, wie Felix Dahn im politiſchen Leben öfter als treuer Berater und Warner ſeine Stimme erhoben hat, wenn es galt, für bedrohte geiſtige Güter und für gute, lebenweckende Tradition einzutreten. Zwei Schriften, eine über den preußiſchen Volksſchulgeſetzentwurf von 1891, die andre, „Moltke als Erzieher“ betitelt, ſind Zeugniſſe dieſer patriotiſchen Teilnahme des Hiſtorikers an der Politik des Tages. — So ſteht Felix Dahn als ein tüchtiger, kernhafter Mann, als Perſönlichkeit von reicher, vielſeitiger Produktivität vor uns; ſo überſchreitet er in Rüſtigkeit und Friſche die Schwelle des achten Lebensjahrzehnts, in das ihn die herzlichen Wünſche einer großen Verehrergemeinde begleiten.

Literatur

Das Türmer-Jahrbuch, herausgegeben von Freiherrn J. E. von Grotthuß, bringt auch in der Ausgabe für 1904 einen ſehr reichen Inhalt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Zu Erzählungen und Skizzen, von denen wir diejenigen von Hieronymus Lorm und Paul Quenſel hervorheben, geſellen ſich Gedichte bedeutender Poeten, wie Paul Heyſe, Martin Greif, Eduard Paulus und Guſtav Falk, und daran ſchließen ſich, ebenfalls aus der Feder hervorragender Autoren, Aufſätze aus verſchiedenen Gebieten des Wiſſens und der Kunſt. In der Rubrik „Am Webſtuhl der Zeit“ geben anerkannte Fachgelehrte einen Ueberblick über die bemerkenswerten Erſcheinungen des öffentlichen Lebens. Die farbigen Kunſtbeilagen veranſchaulichen muſtergültig Schöpfungen bedeutender Meiſter.

— Der Raſſen- und Adelsſtolz der alten Araber hat die Stammeltern der Menſchheit nicht nur auf ihrem heimatlichen Boden weilen laſſen, ſondern ihnen auch ebendort ihre Ruheſtätten angewieſen. Bei der Hafenſtadt Dſchidda, wo ſich die Pilgerzüge nach Mekka ſammeln, befindet ſich nach ihrer Verſicherung das Grab Evas, deſſen Größe die uralte Vorſtellung von der Rieſenhaftigkeit der erſten Menſchen kennzeichnet. Das von Mauern eingefriedete und von einem Teppich wohlriechender Pflanzen bedeckte Grab mißt nämlich 200 Schritt in der Länge und 6 Schritt in der Breite. Am Kopfende erhebt ſich eine Palme, während ein kleiner Kuppelbau die Nabelſtelle bezeichnet. So berichtet der hervorragende Orientkenner A. Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld in der 1. Lieferung ſeines bei A. Hartleben, Wien, erſcheinenden Werkes: „Die Frauen des Orients in der Geſchichte, in der Dichtung und im Leben.“ Es iſt aus jahrzehntelangen Quellenſtudien und auf vielfachen Reiſen gewonnener eigner Kenntnis der Bewohner des ſonnigen Morgenlandes hervorgegangen und ſoll in ſeinen vier Hauptabteilungen die Frauen der Araber, Perſer, Inder und Türken von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart, ihre Rolle in der Sage und Dichtung und ihre wechſelnde kulturhiſtoriſche Stellung vorführen. Das Werk wird in 25 Lieferungen abgeſchloſſen vorliegen und als illuſtrativen Schmuck, deſſen in der erſten Lieferung vorliegende Proben das Beſte erwarten laſſen, gegen 350 Textabbildungen, 11 farbige und 14 ſchwarze Vollbilder enthalten. Da ſowohl in textlicher wie in illuſtrativer Beziehung alles Anſtößige ſtreng ausgeſchloſſen bleiben ſoll, ſo dürfte dies eigenartige Prachtwerk namentlich der gebildeten Frauenwelt als anregende und lehrreiche Lektüre willkommen ſein.

— Die Gebirgsphotographie war bisher in der photographiſchen Literatur nur durch ein kleines Büchlein des Photographen Emil Terſchak in Cortina vertreten, der vorzugsweiſe praktiſche Zwecke verfolgte. Jetzt iſt ein umfaſſendes Lehrbuch über dieſen Zweig der Lichtbildkunſt unter dem Titel Künſtleriſche Gebirgsphotographie von dem Schweizer Dr. Anton Mazel in einer Ueberſetzung von Dr. E. Hegg in Bern erſchienen, das in zwölf Kapiteln alle wichtigen Einzelgebiete behandelt, die in erſter Linie für die Gebirgsphotographie in Frage kommen (mit zwölf Tondrucktafeln, Berlin, Guſtav Schmidt). Der Verfaſſer iſt gleich Terſchak ein hervorragender Gebirgsphotograph und Alpiniſt, legitimiert ſich ſomit als ein Berufener zur Abfaſſung eines ſolchen Buches. Den Schwerpunkt legt er auf die künſtleriſche Seite des Themas, und er gibt hier hervorragend wertvolle Fingerzeige, die allen denen, die mehr als flüchtige Zufallsbilder aus den Bergen heimbringen wollen, von unſchätzbarem Werte ſein dürften. Auch die techniſche Seite des Themas wird auf Grund eigner reicher Erfahrungen des Verfaſſers erörtert, und zahlreiche nützliche Ratſchläge werden in dieſer Richtung gegeben. Das Buch dürfte eine willkommene Ergänzung zu Horsley Hintons Buche „Künſtleriſche Landſchaftsphotographie“ ſein, das nur die Flachlandſchaft behandelt.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
10 Stück
30 Pfennig.
Georg A. Jasmatzi A.G.
Grösste deutsche Cigarettenfabrik.

„Wieder in der Schule.“

Es iſt immer ſehr bedauerlich, wenn ein Kind infolge von Krankheit von der Schule wegbleiben muß, von Krankheit, der es in vielen Fällen hätte widerſtehen können, wenn ſein Körperſyſtem kräftiger geweſen wäre. Meiſtens iſt auch nach überſtandener Krankheit das Körperſyſtem ſchwach und bedarf neuer Kräftigung. Der Brief des Herrn M. Schultze berichtet, worin er für ſeinen Sohn eine Quelle neuer Kraft gefunden hat. Denn in erſter Linie von allen Mitteln, mit denen man erfolgreich einen Verfall der allgemeinen Kräfte, Schwächezuſtände bei Rekonvaleszenten, zehrende Krankheiten u. ſ. w. bekämpft, ſteht unzweifelhaft Lebertran. Scotts Emulſion iſt beſter Medizinal-Lebertran mit Kalk- und Natron-Hypophosphiten, der durch ein beſonderes Verfahren ſo emulgiert iſt, daß die Schwerverdaulichkeit, die den größten Nachteil des gewöhnlichen Lebertranes bildet, gehoben iſt. Dadurch iſt ſelbſt in Fällen, wo die Verdauungsorgane geſchwächt ſind, die Möglichkeit geſchaffen, dem Syſtem die heilkräftigen Nährſtoffe des Lebertranes zuzuführen. Sehr wohlſchmeckend und appetitanregend. Herr Schultze ſchreibt wie folgt:

Inowrazlaw, Alexanderſtraße 10, den 19. Nov. 1902.

Herren Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Anfang März d. J. erkrankte mein jetzt 13jähriger Sohn Friedrich heftig. Es wurde chroniſcher Darmkatarrh feſtgeſtellt und der Zuſtand des Kindes als ein ſehr bedenklicher bezeichnet. Die angewandten Medikamente erzielten keinen Erfolg, im Gegenteil, der Knabe wurde immer ſchwächer und magerte in erſchreckender Weiſe ab. Als wir ſahen, daß alle unſere Bemühungen vergebens waren, fügten wir uns ſchon ins Unvermeidliche und machten meinem älteſten Sohne, der z. Zt. in Mannheim war, von dem hoffnungsloſen Zuſtande ſeines Bruders Mitteilung. Dieſer ſchickte nun in größter Eile eine Flaſche Scotts Emulſion, und nach Verbrauch dieſer einen Flaſche trat bereits eine ſichtliche Beſſerung ein. Der Appetit nahm in wunderbarer Weiſe zu, und nach weiterem Gebrauch hoben ſich ſeine Kräfte derart, daß er das Bett verlaſſen konnte. Jetzt iſt das Kind dank Ihrem vorzüglichen Präparate völlig wiederhergeſtellt und beſucht die Schule wieder. Wir haben Scotts Emulſion in Freundeskreiſen empfohlen und dieſelbe wurde ſchon viel mit Erfolg angewandt.

Hochachtungsvoll

(gez.) Otto Schultze.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Meßmer's Thee 1903er

der beliebteſte u. verbreitetſte. Die plomb. Packete tragen Firma u. Preisaufdruck.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke
für feine Sorten

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Soergel, Rechtsprechung
zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O., R. F. G. und Zw. V. G.
4. Jahrgang. 1903.

1 Band von 35 Bogen 8°. Gebunden M. 5.20

Ermöglicht durch fortlaufende Verweiſe auf die früheren Jahrgänge deren bequeme Benutzung und gibt einen raſchen Ueberblick über den Stand der geſamten Rechtſprechung 1900—1903. Soergels Rechtſprechung ſchützt jeden Kommentar vor dem Veralten, iſt ein

Repertorium zu jeder Zeitschrift und bietet ein vollständiges Bild der Judikatur.

Die früher erſchienenen Bände: 1. u. 2. Jahrgang 1900/1901. 1 Band von 642 Seiten. Gebunden M. 6.—, 3. Jahrgang 1902. 1 Band von 504 Seiten. Gebunden M. 4.80 ſind auch jetzt noch vorrätig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Unentbehrlich für jeden Juristen.

Die Delicatess-Fisch-Cotelettes (Schlüsselmarke)
u. Delicatess-Bratschellfische do.
der Deutschen Dampffischerei-Gesellschaft
„Nordsee“ zu Nordenham IV a. Weser
sollten auf keinem Tische fehlen! Sie sind tafelfertig zubereitet, billig und äusserst nahrhaft.

Die Postdose von 9 Pfund Inhalt kostet — von der Gesellschaft in Nordenham bezogen — nur M. 2.50 bezw. M. 2.75 einschliesslich Porto und Nachnahmegebühr.

Matheus Müller
Eltville a. Rh.
Hoflieferant
Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers
Jhrer Majestäten d. Könige
von Bayern, Sachsen, Württemberg etc.
Gegründet 1838.
Germania-Sect.
Extra.
Champagne.
An Qualität u. Preiswürdigkeit unübertroffen.
Jn Deutschland auf Flaschen gefüllt.

Brennabor
das Ideal aller Radler!
Die von keiner anderen deutschen, französischen oder englischen Fabrik auch nur annähernd erreichte Anzahl verkaufter Fahrräder (gegen 40tausend in jedem der letzten Geschäftsjahre) bestätigt zur Genüge, dass kein Fahrrad so beliebt und begehrt ist, wie die berühmte Marke „Brennabor“.
Fahrrad-Werke Brennabor Brandenburg a/H.

Technikum Hildburghausen
umfaßt: Höhere Maschinenbau- und Elektrotechnikerschule, Baugewerk- und Tiefbauschule. Programme durch das Sekretariat.
Der Herzogliche Direktor.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Gesamtreserven Ende 1903 über 34 Millionen Mark.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung
Militärdienst- u. Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtversicherungsstand 570 000 Versicherungen. Monatl. Zugang ca. 6000 Mitglieder.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- und portofrei.

Totenschau

Maler und Bildhauer Jean Léon Gérôme, bekannt durch ſeine Orientbilder, 80 J., 10. Jan., Paris. — Hauptmann a. D. Richard v. Hirſch, ehem. Redakteur der „Kreuzztg.“, 10. Jan., Tempelhof. — Feldmarſchalleutnant d. R. Iſidor Freiherr v. Ripp, 64 J., 10. Jan., Wien. — Auguſt Garcke, Prof. der Botanik an der Berliner Univerſität, 85 J., 11. Jan., Berlin. — Maler und Herzoglicher Rat Heinrich Vogel, 11. Jan., Hildburghauſen. — General der Kavallerie z. D. Auguſt Freiherr v. Leonrod, 85 J., 11. Jan., München. — Geh. Sanitätsrat Dr. Peter Dettweiler, langj. Leiter der Heilanſtalt Falkenſtein, 67 J., 12. Jan., Cronberg i. T. — Frau Apotheker Hauſer, geb. Schneckenburger, einzige Schweſter des Dichters der „Wacht am Rhein“, 82 J., Meßkirch. — Dr. Otto Rüdiger, bek. hamburg. Geſchichtsforſcher und Dichter, 59 J., 12. Jan., Hamburg. — Maler Adolf Ditſcheiner, hervorr. Landſchafter, 58 J., 12. Jan., Wien. — Geh. Oberjuſtizrat Johow, ehem. Mitglied der Kommiſſion zur Ausarbeitung des Bürgerlichen Geſetzbuchs, 81 J., 12. Jan., Berlin. — Landtagspräſident Oberbürgermeiſter Dr. Pockels, 72 J., 13. Jan., Braunſchweig. — Dr. phil. Chriſtian Heinzerling, bek. Chemiker, 53 J., 13. Jan., Frankfurt a. M. — Profeſſor Joſeph Seeger, Neſtor der öſterr. Balneologen, 82 J., 14. Jan., Wien. — Prof. Dr. Conrad Clar, Balneolog der Wiener Univerſität, 14. Jan., Wien. — Wirkl. Geh. Rat Dr. Otto v. Oehlſchläger, früherer Reichsgerichtspräſident, 73 J., 14. Jan., Charlottenburg. — Geh. Reg.-Rat Adolf v. Schübler, hervorr. Techniker, 74 J., 14. Jan., Stuttgart. Prof. Dr. Ferd. Aſcherſon, früherer Oberbibliothekar der kgl. Univerſitätsbibliothek, 72 J., 15. Jan., Berlin. — Ingenieur Alex. Peſchel, Autorität auf dem Gebiete des elektriſchen Beleuchtungsweſens, 50 J., 15. Jan., Frankfurt a. M. — Geh. Oberreg.-Rat Wilhelmi, Präſident des Kaiſerl. Statiſt. Amts, 49 J., 16. Jan., Blankenburg i. H.

Briefmappe

Frl. Anna Sch. in Wien. Auf eine Rückſendung von einzelnen Rätſeln u. dgl., die uns unverlangt eingeſchickt werden, können wir uns zu unſerm Bedauern nicht einlaſſen. Sie verfallen, wenn nicht verwendbar, ohne weiteres dem Papierkorb.

Dr. K. G. in Magdeburg. Neuerdings hat Max Wien intereſſante Verſuche über die Empfindlichkeit des Ohres für Töne verſchiedener Höhe angeſtellt, bei denen er ſich des Telephons bediente, um feſtzuſtellen, welche Tonſtärke erforderlich iſt, um eine noch eben wahrnehmbare Empfindung im Ohr zu erregen. Es ergab ſich, daß die Empfindlichkeit für das Ohr des Beobachters am größten iſt bei Tönen, deren Schwingungszahlen zwiſchen 700 und 3000 liegen. Für einen Ton von 64 Schwingungen iſt die Empfindlichkeit über eine Million mal geringer als für einen ſolchen von 1500 Schwingungen. Für normale Ohren ſind die Empfindlichkeitsverhältniſſe gewöhnlich ziemlich gleich, nur bei Tönen von über 8000 Schwingungen werden ſie merklich ungleich.

Frau Ottilie G. in Hannover. Man betrachtet ziemlich allgemein ein Jahr als die Trauerzeit für eine Witwe. Während des erſten Halbjahres tragen die Damen Krepp, ſpäter nur ſchwarze Kleidung, die man gegen den Jahresſchluß hin mit Grau zu vermiſchen pflegt.

Frau A. R. in Münſter i. W. Zur Erinnerung an die jüngſte Papſtwahl vom 4. Auguſt 1903 hat die Stuttgarter Metallwarenfabrik Wilhelm Mayer & Franz Wilhelm eine Medaille hergeſtellt, die als ein Meiſterwerk der Prägekunſt bezeichnet werden darf. Auf der Kehrſeite befindet ſich das päpſtliche Wappen mit entſprechender Umſchrift, auf der Hauptſeite das wohlgelungene Porträt Pius X., umgeben von den trefflich ausgeführten Profildarſtellungen ſeiner ſämtlichen Vorgänger auf dem päpſtlichen Stuhl.

H. W. in Dresden. Die Wehrſteuer beſteht ſeit 1878 in der Schweiz, ſeit 1880 in Oeſterreich-Ungarn und ſeit 1889 in Frankreich. In Deutſchland beſtand dieſe Steuer ſeit 1868 in Württemberg und ſeit 1869 in Bayern; ſie fiel aber mit Begründung des Deutſchen Reiches fort. Der 1881 unternommene Verſuch, ſie im Deutſchen Reiche allgemein einzuführen, ſcheiterte an der ablehnenden Haltung des Reichstages.

Frl. Helene Sch. in Wien. Wir müſſen beſtens danken, da wir reichlich verſehen ſind.

KUPFERBERG,
ICH KENNE DICH, —
DU BIST
GOLD!
KUPFERBERG
GOLD

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die **feinsten Tafelliköre**, wie à la **Chartreuse**, à la **Benédictine**, **Curaçao** etc. **selbst bereiten**, u. zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schraders Likör-Patronen**, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader i. Feuerbach b. Stuttgart 2** bereitet werden. Jede Patrone giebt $2^1/_2$ **Liter** des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma **gratis** u. **franco** deren hübsche Broschüre kommen.

Was sind
„ASTRA“
ROLL-FILMS
???
ASTRA ROLL FILMS
Auskunft ertheilt jede Handlung mit photograph. Artikeln oder direkt die **Deutsche Rollfilms-Gesellschaft** m. b. H. **Köln-Frankfurt a. M.**

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo“** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, weiche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz **Mk 5,30** franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

Schweizer Stickerei
für **Wäsche-Ausstattungen**
aller Art (Festons und Einsätze).
Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl.
Eigene Fabrik. Billigste Preise.
Directer Versandt an Private. Ware zollfrei.
Bitte Musterkatalog verlangen.
Briefe nach der Schweiz 20 ₰., Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

GRAND PRIX
PARIS 1900
PIANOS, HARMONIUM
„SCHIEDMAYER,
PIANOFORTEFABRIK“
vorm. J. & P. SCHIEDMAYER
K.u.K. Hoflieferanten
STUTTGART
Neckarstr. 12.

Charakter-Beurteilung nach der Handschrift 2.20 M. **G. Alexander,** Graphologe, **Berlin W.,** Goltzstr. 37.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

In neuen Auflagen ſind erſchienen:

Paul Ernſt
Der ſchmale Weg zum Glück. Roman.
3. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Ricarda Huch
Von den Königen und der Krone. Roman.
4. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

B. Schulze-Smidt
So wachſen deiner Seele Flügel. Roman.
3. Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 6.—, geb. M. 8.—

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.
IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

HOTEL GALLIA, CANNES.
Neu erbaut 1900. — Neues Haus allerersten Ranges in bester Lage von Cannes.
— Jeglicher moderner Comfort. —
Zimmer mit Toilettenraum und Bad.
Zweim. tägl. Concert im gross. Wintergarten.
Ausgedehnter Park. — Lawn-Tennis — Croquet.
Gleiche Besitzer „Hotel Kursaal Maloja“.
Ed. Smart, Director.

Neue moderne, künstlerische
Brandmalerei-
und Kerbschnitt-Gegenstände
liefert billig **J. Brendel,**
Maxdorf 40 Pfalz. *Grosser Prachtkatalog gegen 40 Pf. Briefmarken franko.*

Stellung. **Existenz.**
Prospect gratis
Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Sirolin
Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei
Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich
auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf,
bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, **Basel & Grenzach** (Baden).

Schach (Bearbeitet von **E. Schallopp**)

Partie Nr. 10

Vor einiger Zeit in Prag geſpielt.[1])

Eröffnung Caro-Kann

Weiß: Ulrich Duras. - Schwarz: H. Brozek und M. Doorſchack.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**c7—c6**	15. 0—0	Db2×c2[3])
2. d2—d4	d7—d5	16. Dd2—b4!	Sb8—d7
3. Sb1—c3	d5×e4	17. Se5×f7!	Ke8×f7
4. Sc3×e4	Lc8—f5	18. Lc4×e6†	Kf7—e8
5. Se4—g3	Lf5—g6	19. Db4×b7	Ta8—b8
6. Sg1—f3	e7—e6	20. Le6×d7†	Sf6×d7
7. h2—h4	h7—h6	21. Ta1—e1†	Lh7—e4
8. Lf1—c4	Lf8—d6	22. Db7—c7	Th8—f8
9. h4—h5	Lg6—h7	23. f2—f3	Tf8—f7
10. Sg3—e2	Sg8—f6	24. Te1×e4†	Ke8—f8
11. Lc1—f4	Ld6×f4	25. Sf4—g6†	Kf8—g8
12. Se2×f4	Dd8—d6	26. Dc7×b8†[4])	Sd7×b8
13. Sf3—e5!	Dd6—b4†[2])	27. Te4—e8†	Tf7—f8
14. Dd1—d2	Db4×b2	28. Te8×f8†	Kg8—h7
		29. Tf8—h8 matt	

[1]) Wir entnehmen die Partie nebſt Anmerkungen der Schachrubrik der „Barmer Schachzeitung“, und zwar der letzten Nummer (vom 5. Dezember 1903), die der am 9. Dezember verſtorbene Julius Asbeck bearbeitet hat. In dem Verſtorbenen hat der Barmer Schachverein ſeinen Ehrenpräſidenten und eines ſeiner hervorragendſten Mitglieder, das von der Gründung des Vereins an (1865) über 35 Jahre hindurch den Vorſitz führte, und der rheiniſch-weſtfäliſche Schachverband eine ſeiner feſteſten Säulen verloren.

[2]) Das Schach und noch mehr der darauf folgende Bauernraub iſt ein Fehler. Beſſer war Sb8—d7, da bei dem Opfer 13. Se5×f7 dann nichts herauskommt.

[3]) Schwarz hat keine Verteidigung mehr. Auf Db2—b6 ſowohl wie auf Db2—a3 folgt 16. Se5×f7 nebſt 17. Sf4×e6.

[4]) Zu guter Letzt noch ein hübſcher, wenn auch naheliegender Schluß.

Handſchriften-Beurteilung

Anna in Klagenfurt. Ruhm, Ehre, hohe ſoziale Stellung u. dgl. hat wenig Verlockendes für Sie. In keiner Richtung geht Ihr Streben hoch hinaus; Sie ſind zufrieden mit Ihrer Stellung und fühlen ſich am wohlſten in Ihrer eignen Häuslichkeit, in der Sie allerdings dominieren wollen. Sie können recht ſcharf mit Ihrer Meinung herausfahren und ſind wenig geneigt, raſch vor- und nachzugeben und liebenswürdig entgegenzukommen den Wünſchen andrer gegenüber. Es lebt ſich nicht immer leicht mit Ihnen, ſolch ehrenhafte, gerade Natur Sie auch ſind.

R. S. 729. Der ganze Duktus Ihrer Schrift verrät kaufmänniſche Bildung und Intereſſen. Sie ſind verſtändig in Ihren Anſchauungen, ſparſam und einteilſam, ohne „knauſerig“ zu ſein; denn Sie haben guten Einteilungsſinn. Sie ſind gutherzig und wohlmeinend und bemühen ſich, gegen jedermann höflich und zuvorkommend zu ſein. Schärfe und Schroffheit liegen nicht in Ihrem Weſen, aber infolge dieſer gewiſſen Weichheit und Biegſamkeit ſind Sie für fremde Einflüſſe und Eindrücke um ſo empfänglicher.

Georgine W. Mehr ſicher und feſt als ſpeziell gewandt im Auftreten. Wahr in dem, was Sie ſagen, beſtimmt in dem, was Sie wollen, treu, wo Sie ſich angeſchloſſen haben. Gleichmäßig und mehr kräftig als verfeinert in Ihrem Gefühlsleben.

Thereſe in A., Oeſterreich. Eine ſehr wahre, gerade, ehrenhafte Natur von großer Zuverläſſigkeit in Charakter und Weſen. Harmoniſch, korrekt, pünktlich, gewiſſenhaft. Unbeſtechlich. Nicht originell, nicht geiſtreich oder eigenartig, aber praktiſch, verſtändig, tätig. Gewinnt und bewährt ſich im engeren Verkehr.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz)

ROM ROM

ROM

Gd Hotel Quirinal.

Vornehmes Haus, im höchsten und gesundesten Theile Roms, an der **Via Nazionale,** der schönsten Strasse der ewigen Stadt gelegen. In sämmtlichen, nach dem prächtigen Hotelgarten zu gelegenen Zimmern, in voller Südfront, finden Ruhebedürftige geräuschlose Wohnungen, fern von allem Strassenlärm. Dampfheizung in allen Zimmern. Grossartiger Wintergarten. Aufzüge.

Restaurant français.

PEGLI PEGLI

PEGLI bei GENUA.

Italiens mildester, gleichmässigst temperirter u. mit den schönsten und zweckentsprechendsten Spaziergängen ausgestatteter

Winter-Kurort.

Prospekte und Broschüren.

Gd Hôtel Méditerranée

(Aufenthalt S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1880.)

I. Ranges mit grossartigstem Park. Lift. Dampfheizung u. elektr. Licht. Casino am Meer. **Hydrotherapie, Elektrotherapie und elektr. Bäder.** Spezieller Kurtisch für Magen- und Zuckerkranke.

Kurarzt: **Dr. Th. Heusser** (Sommer: Rigi-Kaltbad).

MILAN MILAN

Bei absolut gleichen Mitteltemperaturen tägl. 5—7° geringere Schwankungen als überall, daher **vorzügl. Winterklima d. Riviera.**

MAILAND

Palace-Hotel.

Haus allerersten Ranges, in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofes gelegen und mit allem modernen Comfort ausgestattet. Wohnungen mit Privat-Bade- und Toilettezimmer. Elektrisches Licht und Centralheizung in allen Räumen.

Restaurant français.

LUGANO LUGANO

LUGANO

Grand Hôtel

(früher Hotel du Parc)

Vom neuen Besitzer vollständig umgebaut, neu möbliert und mit modernstem Comfort ausgestattet. 250 Betten.

Wiedereröffnung Frühjahr 1904.

Bucher-Durrer, Besitzer.

LUGANO LUGANO

Zweiggeschäfte:
in Luzern: Hôtel de l'Europe
bei „ : „ Bürgenstock
„ „ : „ Stanserhorn
in Basel: „ Euler.

Rath für Korpulente.

Verlangen Sie gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken **Broschüre** (5. Aufl.) mit zahlreichen ärztl. und privaten Anerkennungsschreiben über „Amiral“ äusserlich, **keine Diät,** bequem anwendbar und **absolut unschädlich. Sicherer Erfolg.** „Amiral“ verschönt und verjüngt. *(Krankenpflegerin Schwester Anna Guth schreibt: „Amiral“ verdient noch mehr empfohlen zu werden, damit noch Vielen geholfen wird. Ich kann mit Bestimmtheit sagen, dass es mir vorzügliche Dienste geleistet hat.)*

Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstrasse No. 98.

Sarg's feste & flüssige
Glycerin-Seife
macht die Haut
weiss u. zart
Überall zu haben.

Dresdner Cotillonfabrik
Katalog gratis
Schutz-Marke
Carl Wenzel & Co.

Reform-Werkmeisterschule
Masch., Elektr., Chem. Indust. **Apolda.**
Technikerklasse für befähigte Absolventen.

Backt mit
Dr. Oetker's
Backpulver

Die schönste Kaufm. Schnell-Schrift durch briefl. Unterricht, in ganz kurzer Zeit. gar. sich. Erfolg.
Buchführung Engl.
Stenografie Prosp. gratis.
H. Ritter, Frankfurt a. M. Zeil 11.

Marke
Tip Top
Grempler & Co.
Grünberg i. Schles.
Gegründet 1826.

LIEBIG'S
FLEISCH-EXTRACT
verbessert
Suppen, Saucen, Gemüse etc.

Prof. Dr. Soxhlet's **Nährzucker**

reine **Dextrin-Maltose** mit Verdauungssalzen; ohne Abführwirkung; rationellster Zusatz zur Kuhmilch für die Ernährung gesunder und kranker Säuglinge, vom frühesten Lebensalter an, klinisch bewährt bei acuten und chronischen Verdauungsstörungen. Preis der Dose von 1/2 Kilo Inhalt **Mk. 1.50.**

Nährzucker-Kakao,

wohlschmeckendes, kräftigendes Nährpräparat für Kinder u. Erwachsene, Kranke u. Genesende. Preis der Dose von 1/2 Kilo Inhalt **Mk. 1.80.**

In Apotheken, Drogerien u. Colonialwaarenhandlungen.

Nährmittelfabrik München G.m.b.H. in Pasing.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben. Belohnungen: **Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen** u. **hors concours.** Auskunft gratis u. franko. Man ſchreibe an **Dr. Cléry,** 53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

100 ſeltene Briefmarken! v. China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Perſ., Siam, Sudan ꝛc. — alle verſch. - gar. echt - **nur 2 Mk.** Preisl. grat. E. Hayn, Naumburg a/S.

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a
kocht Speisen ohne Feuer
Hausfrauen ersparen daher **Zeit u. Geld.**
Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. **Reinlichhaltung,** die bei Kochk. **unmöglich ist.** Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. **E. Blasberg & Co., Düsseldorf** oder deren Niederl. **Berlin, Schützenstr. 36.**

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

In 2. Auflage iſt erſchienen:

Otto Julius Bierbaum

Das Seidene Buch

Eine Damenſpende. Mit 12 Vollbildern von Hans Thoma und Schmuck von Peter Behrens. In Seide nach einem von Peter Behrens entworfenen Muſter gebunden M. 6.—

Der Berliner Börſen-Courier ſchreibt über das Buch:

„Aus Licht und Farbe, aus Klang und Duft ſcheinen dieſe Lieder gewoben. Friſche und Kraft ſtrömt von ihnen aus, und wie ſie aus unbändiger Lebensfülle und Lebensfreudigkeit geboren ſind, ſo erzeugen ſie auch Lebensfreudigkeit und Daſeinsluſt im Hörer wie im Leſer. Das reizvolle Buch wird den Beſitzern zu einer Art Hausapotheke der Lebensfreude werden, und ſie werden zu ihr immer mit Erfolg greifen, wenn ſie gerade am Weltſchmerz leiden.“

Dreiſilbige Charade

Die Erſte ward im Altertum
Von vielen Völkern hoch verehrt,
Und Prunk und Blut zu ihrem Ruhm
Bei Opfergaben nicht entbehrt.

Läßt du mit anderm Laut beginnen
Die nächſten Zwei, nicht ſchwer es fällt
Für ſie den Sinn nun zu gewinnen,
Der wohlbekannt rings in der Welt:

Du ſiehſt ein buntes, reges Leben,
Dem Handel eigentlich geweiht,
Doch ſchöner iſt's, wenn ihm gegeben
Der Stempel der Barmherzigkeit.

Das Ganze ſah ſich beim Gelage
Durch eine Geiſterhand erſchreckt,
Und lebt' den letzten ſeiner Tage,
Als es ihr mahnend Wort entdeckt. M. Sch.

Homonym

Kein Hauptwort iſt's, folgt auch ein Herr vielleicht,
Ein hoher Titel oder ein Kollege;
Zuweilen wird nicht mal dabei erreicht,
Daß rechte Hochachtung leiht ihr Gepräge.

Als Name aber iſt es weltbekannt,
Ein Schriftwerk eines unſrer größten Geiſter,
Und kleinern mancher Irrweg ſich verband,
Dem, was erlöſend Schaffen für den Meiſter.
M. Sch.

Rätſel

Nimm ein Verzeichnis ohne Ende;
Ob ſich nicht eine Schlauheit fände? E. S.

Auflöſungen der Rätſelaufgaben Seite 340 und 403:

Des Silbenrätſels: Knotenpunkt.
Des Wechſelrätſels: Zyklop — Zyklon.
Des Buchſtabenrätſels: Ger, Gier, Geier, Geiſer.

Richtige Löſungen ſandten ein: Frau Ida Rengert in Berlin; „Süddeutſche“ am Klingelpütz in Köln a. Rh. (3); Alfred Goltermann in London (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Frau Margarete Broſig in Stuttgart (5); F. K. in St. Ingbert (3); Frl. Anna v. G. in Wiesbaden (2); Frau Agnes Fiedler in Wien; „Oedipus“ in Emden (4); Erwin Schlüter in Magdeburg; Otto Scherer in Berlin (3); Georg Ohlig in Prag; P. Wetzolt in Warſchau (3).

Warnung vor Fälschung!
Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R. Pat. № 81391. 70,0. chemisch reines Glycerin 20,0. Wein 10,0 (incl. Vannillin 0,001) bewirkt
schnelle Appetitzunahme,
rasche Hebung der körperlichen Kräfte,
Stärkung des Gesammt-Nervensystems,
bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen.
Von Tausenden v. Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!
Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's „Haematogen.“

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Klassiker der Kunst
in Gesamtausgaben:

I. Band:
Raffael's sämtliche Gemälde
in 202 Bildern.
Gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

II. Band:
Rembrandt's Schöpfungen
in 405 Abbildungen.
Gebunden mit Goldschnitt 8 Mark.

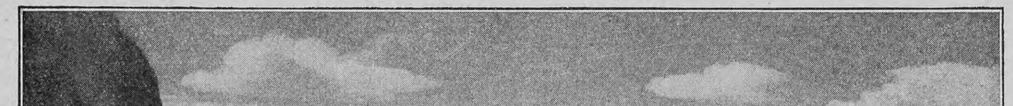
In Vorbereitung: Tizian — Dürer — Schwind — Michelangelo u. s. w.

Einige Stimmen der Presse:

Augsburger Abendzeitung: „Die Reproduktion der Bilder ist tadellos, die sonstige Ausstattung höchst vornehm, und so kann dem Unternehmen nur angelegentlich die warme Aufnahme gewünscht werden, die es tatsächlich verdient. Mit den folgenden Bänden wird hier eine Galerie entstehen, die zu besitzen das Ziel hoher Wünsche, aber auch stolzer Freude sein muss.“

Rheinisch-Westfäl. Zeitung, Essen: „Die Bände gehören zu den hervorragendsten und gediegensten Neuerscheinungen des Jahres.“

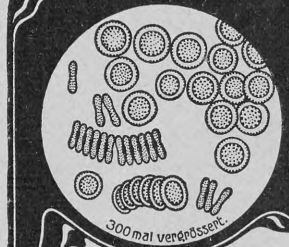
Neue Freie Presse, Wien: „Man kann diese Bibliothek der Klassiker der Kunst getrost zu den interessantesten und willkommensten Erscheinungen des heurigen Weihnachtsmarktes rechnen; aber sie ist selbstverständlich noch etwas ganz anderes, nämlich eine dauernde Bereicherung der Kunstliteratur, und zwar eine solche, an der jeder Kunstfreund seine rechtschaffene Freude haben kann, zumal eine fortlaufende Folge in Aussicht gestellt wird.“



Die Grablegung Christi. Aus „Raffael“

Man lasse sich die erschienenen Bände „Rembrandt“ und den 1. Band „Raffael“ in den Buchhandlungen zur Ansicht vorlegen und verlange kostenfrei „Die Freude am Sehen“, eine Einführung in die Klassiker der Kunst.

Fürstl. Conservatorium der Musik in Sondershausen.
Beginn des Sommersemesters am 14. April.
Vollständige Ausbildung für **Gesang** (Stimmbildung, Konzertgesang und Opernschule). **Clavier, Orgel** (2 Orgeln in der Anstalt), sämmtl. **Streich- u. Blasinstrumente** (grosses Schülerorchester), **Theorie, Partiturspiel** und **Dirigieren** (Ausbildung von Konzert- und Operndirigenten). Prospect und Schulbericht frei.
Der Director:
Hofcapellmeister Prof. Schroeder.



Als leicht bekömmliches, rasch wirkendes Eisenmittel ist
E·MECHLING's
CHINA-EISENBITTER
aerztlich aufs Wärmste empfohlen bei
BLUTARMUT & deren Begleit- u. Folgeerkrankungen.
• 10 goldene Medaillen. •
Ausgezeichnet bei Appetitlosigkeit, in der Reconvalescenz nach schweren Krankheiten u. Blutverlusten, nach der Influenza
Intensives, nervenbelebendes Kräftigungsmittel.
In allen Apotheken
PROBEFLÄSCHCHEN kostenfrei.
Nur echt mit dieser Schutzmarke.
Man achte auf Namen und Schutzmarke „Arm mit Hammer“
E. Mechling, Fabrik pharmac. Präparate, **Mülhausen i. Els.**

Import **Schülke & Mayr,** Hamburg.
Neues Fleisch Extract mit der Flagge.
S&M
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
macht keine Reklame wie die Liebig-Company, sondern bietet dafür den Konsumenten volles deutsches Gewicht und nicht wie Liebig's Extrakt englisches, welches nur ca. 450 gr. pr. Pfd. beträgt.
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
giebt auch keine Liebig-Bilder, kommt dafür aber in schönen Kruken mit Aluminium-Schrauben-Verschluss in den Handel, die nach Gebrauch noch einen reellen Wert für Speisekammer und Küche haben.
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
garantiert beste Qualität durch ständige Kontrolle seitens des chemischen Laboratoriums des Geheimen Hofrats Dr. R. FRESENIUS.
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
ist trotz der wertvolleren Töpfe und 10% mehr Gewicht nicht teurer als Liebig's Extrakt, und daher wird jede praktische Hausfrau gebeten,
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
im eigenen Interesse wenigstens einmal zu probieren,
denn das Selbst-Probieren geht über — jede Reklame!
Überall käuflich.

Institut Scheu-Hörttrich
Bensheim a. d. Bergstr.
Junge Mädchen finden neben gründl. Erlernung des Haushalts, Fortbildung in Wissenschaften, fr. Sprachen, Musik etc. etc. freundliche Aufnahme.
Refer. u. Prosp. durch den Vorstand.

Lehrfabrik Jlmenau
Ausbild. v. Volontären i. Maschinenbau u. Elektrotechnik. Prosp. gratis

DER ABFÜHRENDE
THEE CHAMBARD
ist das angenehmste und das beste mittel
gegen VERSTOPFUNG
HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark "DER CENTAUR" wie nebenstehend Reproduzirt trægt.
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel: 1 MARK.
GENERAL-DEPÔT: ZAHN & SEEGER, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

André, Martha, Wie das ſo iſt — Novellen. ℳ 2.50. Dresden, E. Pierſon.

Birt, Theodor (Beatus-Rhenanus), Gedichte. ℳ 2.50. München, C. H. Beck.

v. der Boeck, Gen.-Leutn. z. D., Ausblicke auf die nächſte Militär-Vorlage. ℳ 1.20. Berlin, Liebel.

Groller, Balduin, Wie man Weltgeſchichte macht. Ein Roman aus der Wiener Geſellſchaft. ℳ 3.50. Dresden, E. Pierſon.

Hanel, Dr. P., Die Beinſchäden und ihre Heilung. ℳ 1.—. Berlin, C. M. A. Müller & Co.

Henſel, Sebaſtian, Ein Lebensbild aus Deutſchlands Lehrjahren. Berlin, B. Behr.

Lübke-Semrau, Grundriß der Kunſtgeſchichte. 12. Aufl. III. Bd. Die Kunſt der Renaiſſance in Italien und im Norden. Gebd. ℳ 12.—. Stuttgart, Paul Neff Verlag.

zur Megede, Joh. Rich., Félicie. Aus den Briefen eines Toren. 4. Aufl. ℳ 4.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Meyer, Ad., Ferdinand von Schill. Hiſtor. Trauerſpiel. Roſtock, C. Hinſtorff.

Meyers Großes Konverſations-Lexikon. 6. Aufl. Bd. IV. ℳ 10.—. Leipztg, Bibliograph. Inſtitut.

Meyer-Förſter, Wilh., Heidenſtamm. Roman. 7. Aufl. ℳ 3.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Rogge, Chr., Ausſichten und Aufgaben. Betrachtungen über die Lage des Chriſtentums in der geiſt. Kriſe der Gegenwart. ℳ 1.—. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

v. Saar, Ferd., Novellen aus Oeſterreich. 2 Bde. Gebd. ℳ 12.—. Kaſſel, Gg. Weiß.

— — Gedichte. Gebd. ℳ 4.20. Ebd.

Thiemann, Aug., Weihnachten im Dichtermund. I. Teil: 88 Weihnachtsgedichte, Lieder und Feſtſpiele. 60 ₰. Düſſeldorf, C. Schaffnit.

Witkowſki, Dr. Gg., Ludwig Tiecks Leben und Werke. Leipzig, Ad. Heſſe.

Wolff-Beckh, Bruno, Gedichte. 2. Aufl. ℳ 1.—. Steglitz, Fr. G. B. Wolff-Beckh.

— — Johann Friedrich Böttger, der deutſche Erfinder des Porzellans. ℳ 1.—. Ebd.

v. Wolzogen, Ernſt Ludwig und Elſa Laura: Eheliches Anſtandsbüchlein. ℳ 2.—. Berlin, F. Fontane & Co.

Zapp, Arthur, Mrs. Carry Redfield. Roman. ℳ 2.—. Berlin, Rich. Taendler.

Deutsche Revue. Herausgegeben von **Richard Fleiſcher.**

Das ſoeben erſchienene Februar-Heft enthält: C. Freiherr v. d Goltz: Der ewige Friede und der nächſte Krieg. — Dr. Hans Blum (Rheinfelden): Begegnungen mit Feldmarſchall Moltke. — Prof. Dr. Heinrich Weber: Der heutige Stand der mechaniſchen Weltanſchauung. — Carl Boyſen: Die Wahrheit über Herzog Friedrich. Eine biographiſche Studie auf Grund bisher ungedruckten Materials. — Wilhelm Cahn: Aus Carl Tweſtens Nachlaß. Eine biographiſche Skizze. — Alberta v. Puttkamer, unter Mitwirkung von Staatsſekretär a. D. Max v. Puttkamer: Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elſaß-Lothringen. — Marquis de Nadaillac (Paris): Nordenſkjöld. — Aus dem Pariſer Tagebuch des Freiherrn v. Cramm-Burgdorf. — Maurice Vernes (Paris): Erneſt Renan als Schriftſteller und ſeine „Geſchichte des Volkes Iſrael“. — v. Falckenſtein, General der Infanterie: Zu dem Aufſatze des Grafen Revertera „Rechberg und Bismarck 1863 und 1864“. — Franz Adam Beyerlein: Der Urhaß. Novelle.

Monatlich ein Heft von 128 Seiten. Vierteljährlich ℳ 6.—.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die **Schweiz, Italien** und **Frankreich** Fr. 2.25.

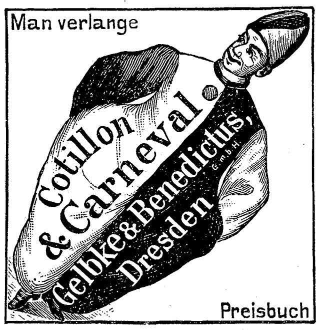
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3**. Prosp. gratis.

*Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.

Kunſtblätter in Stahlſtich, Heliogravüre, farbigem Holzſchnitt u. ſ. w. zum Preis von M. 1.50 bis M. 5.—. Verzeichnis koſtenfrei durch jede Buchhandlung, wie auch direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart**



Ball-Seiden

reizende Neuheiten in weiß, ſchwarz und farbig in allen Preislagen. Verſandt in jedem Maß porto- und zollfrei. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert. Verlangen Sie Gratisprospekt. **H. Frisch**, Bücherexperte, **Zürich 33.**

Ein neuer Frauenberuf eröffnet sich jungen Damen durch die Ausbildung als **Chemikerin.** Prospekte durch **Dr. G. Schneider, Halle a. S.,** Heinrichstr. 1.

Matador neueste Sekt-Marke von **Kloss & Foerster.**

EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Industrie
REICK bei DRESDEN.
KOBOLD
NOVA
NIXE
SIRENE
AFPI
FAVORIT
GERMANIA
EXCELSIOR
ALLES ZUBEHÖR
PLATTEN-CAMERAS
FILM-CAMERAS
UNIVERSAL-CAMERAS
KLAPP-CAMERAS
SCHLITZVERSCHLUSS
REISE-CAMERAS
OBJECTIVE U.S.W.
Durch alle Handlungen zu beziehen
Preisliste kostenlos.
ANSEL

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELÉE ⁂ KALODERMA-SEIFE
Gesetzlich geschützt unter № 12815.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Alles für Dilettantenarbeiten.
Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien und Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge f. 30 Pf.)
Mey & Widmayer, München 3.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
Im Innern Chinas.
Geb. M. 5.— Von **Eugen Wolf.**
„Hochinteressant, belehrend, amüsant“ schreibt die St. Petersb. Zeitung.

Haar-Feind von Franz Schwarzlose entfernt alle hässl. Gesichts- u. Armhaare sicher sofort und unschädlich. Dose 2 M. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 n. Colonnaden.
Enthaarung.

Jede Schrift wird schön mit Patent-federhalter
Buchführung.
Comtoir-Praxis
Correspondenz-Rechnen
Brieflich
Probebrief gratis
F. SIMON
Gerichtl. Sachverständiger. BERLIN, O. 27

Wenn Sie wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von **Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5.60** garantirt mit Havana-Einlage. Andere Sorten von M. 1.75 an. Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co., Hamburg I.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Soeben erſchien die 3. Auflage von:

Stoſch, Denkwürdigkeiten

Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Ulrich v. Stoſch. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—

Der Tag, Berlin: „Es gibt Denkwürdigkeiten, deren Bedeutung vornehmlich in ihrem ſachlichen Inhalt, ihrem hiſtoriſchen Quellenwert beruht, und es gibt Denkwürdigkeiten, die den Leſer feſſeln und anregen, weil in ihnen eine Perſönlichkeit zu Worte kommt und durch ihre Lebensführung ein rein menſchliches Intereſſe erweckt. Von dieſem Buch, das den Namen Albrechts von Stoſch trägt, kann man ſagen, daß es nach beiden Seiten hin ausgezeichnet iſt.“

Weſtermanns Monatshefte, Braunſchweig: „Ein vaterländiſches Geſchichtsdokument erſten Ranges. Dieſe Briefe und Tagebuchblätter voller Friſche und Unmittelbarkeit geben die wertvollſten Aufſchlüſſe über die wichtigſten Perioden der vaterländiſchen Geſchichte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts und werfen überraſchende Streiflichter auf viele diplomatiſche und militäriſche Vorgänge wie auf die daran beteiligten Perſönlichkeiten.“

Photograph. Apparate
von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber Wiesbaden.

Technikum Eutin.
— Maschinen- u. Baufach. —

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

PETER's UNION PNEUMATIC

Mitteldeutsche Gummi-Waaren-Fabrik, Louis Peter, Frankfurt a/M.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 20

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman
von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Doleſchal kam nicht heiter zu Hauſe an. Ein weich behauchter Vorfrühlingsabend lag zwar über Hof und Park, aber er hatte doch die Empfindung, als ob es noch Winter ſei. Helene, durch ſein Kommen aufs freudigſte überraſcht, hatte ihn innig in die Arme geſchloſſen, aber die Küſſe, die ſie ihm warm auf Wangen und Mund, auf Stirn und Augen drückte, entzündeten ihn nicht; auch ſie dünkte ihn kalt. Hatte ſie ihn vermißt, wirklich ſehr vermißt?

„Ja, ja,“ nickte ſie eifrig. Und die Knaben, die mit glühenden Wangen um ihn herumſtanden, nickten ebenſo eifrig mit. Ein Licht glomm ihm entgegen aus den Augen ſeiner Lieben, aber ein Dämon beherrſchte ihn, der befahl: löſche es aus, löſche es aus!

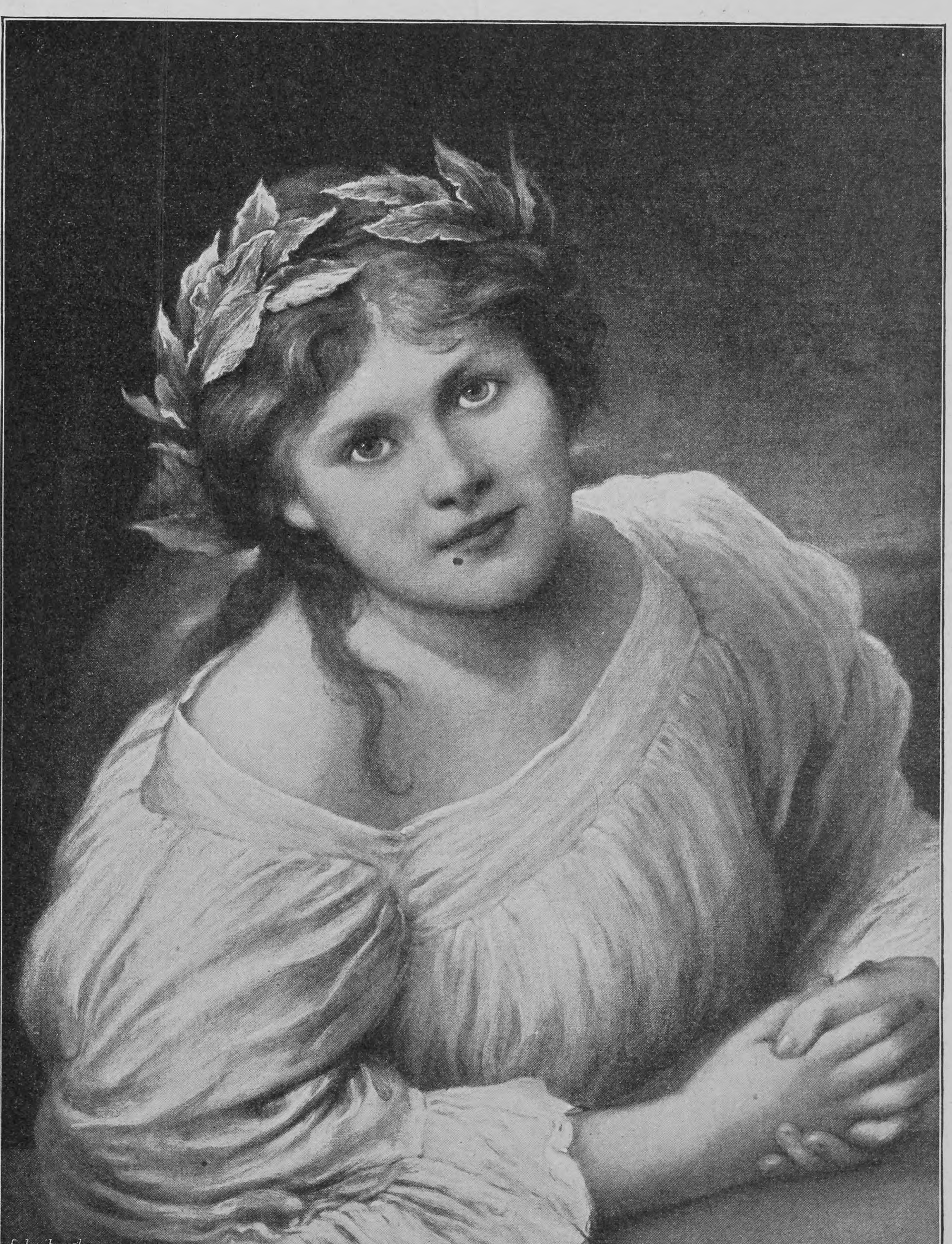
„Ich wünſchte, ich wäre noch fortgeblieben,“ ſagte er ſelbſtquäleriſch, „ihr kommt ja ganz gut zurecht ohne mich, und ich habe hier nichts als Widrigkeiten!“

„Um Gottes willen,“ ſagte Helene langſam. Ihr Blick wurde traurig; hinter ihn tretend und beide Arme um ſeinen Hals legend und ihre Wange auf ſeinen Scheitel, wie ſie ſo gern zu tun pflegte, weinte ſie, und er fühlte ihre Tränen warm auf ſeinen Kopf tropfen. Das alſo war die Heimkehr?! Erſt ihre Tränen brachten ihn zu ſich.

Ja, ſie hatte ganz recht zu weinen, ſie hatte Urſache, es war undankbar von ihm, nach all den guten Tagen in Berlin, nach den Ermunterungen, die ihm dort zuteil geworden, nicht beſſerer Stimmung zu ſein! Sie mußte ihn entſchuldigen, es lag in einer Ueberreizung, er war abſcheulich nervös.

Und er zwang ſich zu einer gewiſſen Fröhlichkeit. Erſt zwang er ſich dazu wie zu etwas Fremdem, aber nach und nach wurde ſie ihm eigen. Für dieſen Abend wenigſtens wollte er vergeſſen, was ihn drückte; heut gehörte er ganz ſeiner Frau.

Helene hatte ihm vorerſt verſchwiegen, was ſich in ſeiner Abweſenheit zugetragen, ſie war mit Hoppe übereingekommen, ihm nicht gleich davon zu erzählen, wie die Rotte hier vors Haus gezogen und gefährlich gelärmt, er würde ſich ja noch nachträglich aufregen, aber nun ſagte ſie's ihm doch. Ein Stolz auf ihren Knaben trieb ſie dazu und zugleich der Wunſch, den Vater zu erfreuen: ſiehe, das iſt dein Sohn!


Schreiber chm.

Mit Genehmigung der Photographiſchen Union in München

Eine Frage
Nach dem Gemälde von Gabriel von Max

Mit einer Rührung, die ſie faſt beängſtigte, nahm er es auf. Er ließ ſich's wieder und wieder erzählen, wie ſein Sohn vor die Leute getreten.

„Alſo ſo ſagte er? Alſo wirklich, erzähle, Helene, ſagte er wirklich ſo? Und nicht geweint, ſagſt du? Ach, mein Junge!“ Er konnte nicht genug davon hören; und morgen würde er ſich's noch einmal von Hoppe erzählen laſſen.

Hand in Hand mit Helene ging er zu den Betten der Kinder und ſtand dann lange an dem Bett, in dem ſein Aelteſter lag. Warmrote Backen hatte ſich der Knabe geſchlafen, und ruhig ging der gleichmäßige Atem der kräftigen Kinderbruſt.

Der Vater konnte den Blick nicht von ſeinem Jungen trennen, als ſähe er ihn heute zum erſtenmal. Das war ſein lieber Sohn, ſein tapferer Sohn, das junge Reis am Stamm der Doleſchals! Liebkoſend ſtrich er immer wieder und wieder über den blonden Kopf.

Helene bat: „Komm, laß uns jetzt ſchlafen gehen!“

Da brach es aus ihm heraus mit einem Atemzug der Erlöſung, ſo wohlgemut, wie er lange nicht geſprochen; einen frohen Blick ſandte er dabei über die Schläfer hin: „Ja, laß uns ſchlafen gehen, geliebte Frau. Und wenn wir einſtmals für immer ſchlafen gehen, dieſe werden wachen!“

XX

Wie einen tiefen Schmerz empfand es Helene, daß die Stimmung jenes erſten ſchönen Abends bei ihrem Manne nicht anhielt. Was hatte er nur ſo vieles zu korreſpondieren? Sonſt lagen die fertig gemachten Briefe immer vorn auf dem kleinen Tiſch im Entree, und der Landbriefträger oder der Bote, der gerade zur Poſt ging, holte ſie ſich von dort heraus — jetzt lag kein Brief da aus, ſie ſah keine Adreſſe, und doch wußte ſie: er ſchrieb. Schrieb bei verſchloſſener Tür, was er ſonſt nie getan; immer hatte ſie ſonſt eintreten dürfen und ihm über die Schulter aufs Papier ſehen, wenn ſie das gewollt hätte. Nicht wie ſonſt ſaß er abends bei ihr in ihrem Wohnzimmer; jetzt ſtand ſie ſeit Tagen allein am Fenſter und ſah über den See hin zum dunkeln Lyſagora, über dem Frühlingsſterne funkelten.

Hatte er denn immer noch zu ſchreiben?! Die im Sommer bevorſtehende Wahl mache ihm ſo viel Wirtſchaft, ſagte er ihr. Aber ſie glaubte das nicht recht; war da nicht noch etwas andres, etwas, was ihm mehr Qual machte, als Arbeit und Wahlunruhe es machen konnten? Ihr war, als habe er jetzt gar nicht das rechte Intereſſe für die Wahl. War er ſeiner Sache ſo ſicher, oder hatte er die Hoffnung bereits aufgegeben? Sie wußte nicht, was ſie wünſchen ſollte.

Doleſchal ſah ſich in einer peinlichen Lage. Er hatte, um das, was er für unbedingte Pflicht hielt, nicht länger hinauszuſchieben, wenige Tage nach ſeiner Rückkehr von Berlin, einen Beſuch in Przyborowo gemacht. Er war nicht hinübergefahren, er war hinübergegangen, am gewöhnlichen Wochentag, im gewöhnlichen Anzug, ſo wie man wohl auf einem Schlendergang bei einem nächſten Nachbar ungeniert vorſpricht; ſo bemühte er ſich, der Sache nicht zu viel Wichtigkeit beizulegen.

Aber er hatte ſich getäuſcht, wenn er geglaubt, ſein Beſuch würde ganz unauffällig ſein. Er war zu lange nicht bei Keſtners geweſen.

Schon als er durchs Przyborowoer Tor trat, glotzten neugierige Blicke. Eine kleine Magd ſtand auf dem Hof und fütterte die Hühner; eine Wolke von Federvieh ſtob um ſie auf, als ſie jetzt, beim Anblick des Niemczycer Herrn, ihren Futterkorb fallen ließ und mit hurtigen Sprüngen der nackten Füße wie der Wind dem Hauſe zueilte.

Als Doleſchal an der Klingel zog, wurde er bereits erwartet. Herr Keſtner trat ihm aus ſeinem Zimmer, rechts bei der Haustür, entgegen, mit Zurückhaltung, aber man ſah ſeiner Miene doch die Genugtuung an: der Niemczycer kam zu ihm! Gewiß wegen ſeiner Wahl?!

Doleſchal hatte gedacht, bei Keſtner in dieſes ſogenannte Studierzimmer, das den Blick über den Hof hatte, und deſſen Tür im ſteten Ein und Aus klappte, ganz ungeniert eintreten zu dürfen. Er wandte ſich auch ſofort dorthin, aber Keſtner wehrte ihm, die Arme ausgebreitet, den Eintritt: „O, ich bitte Sie — nein, das würde meine Frau nicht verzeihen —, bitte, hier herein!“

Er ſtieß die Tür zum Salon auf, den gegen jeden Sonnenſtrahl und jeden Fliegenſchmutz verwahrten, mit wohlerhaltenen Plüſchmöbeln ausſtaffierten Raum, in dem Kornelia am Flügel ſaß und übte.

„Meine Tochter Kornelia!“ ſtellte Keſtner vor, „meine Jüngſte!“

Der hochaufgeſchoſſene Backfiſch knickſte und wußte nicht, ob er die Hand reichen ſollte.

„Meine Frau wird gleich kommen. Entſchuldigen Sie, ſie war gerade dabei, an Paul zu ſchicken, wird aber ſofort erſcheinen. Darf ich bitten?“ Er wies auf einen Plüſchſeſſel und ſetzte ſich ſelber ſteif gegenüber.

Doleſchal biß ſich auf die Lippen. Wie fatal, ganz als ſteifer Beſuch wurde ſein ungezwungenes Vorſprechen aufgefaßt! Die ganze Angelegenheit bekam dadurch ein andres Geſicht. Nun würde auch gleich die Dame des Hauſes erſcheinen, und die Tochter ſtand auch noch da. Uebrigens ein hübſches Mädchen! Er hatte die Schweſter Pauls lange nicht geſehen, letzthin nur ſo flüchtig, daß ſie ihn jetzt überraſchte. Zwar war der Rock noch halblang bis zu den Knöcheln, aber was ihm im Reitkleid nicht aufgefallen, die Formen waren ſchon ſehr entwickelt. Heute hingen ihr auch die Zöpfe nicht kindlich lang herunter wie neulich, halb gelöſt auf wildem Ritt; ſittig zu einem Kranz um den Kopf gelegt war das blonde Haar. Die Wimpern niedergeſchlagen auf die leicht beſommerſproßte, blühende Wange ſtand ſie da — nein, das war kein Kind mehr!

Eine Befangenheit überkam ihn — wenn das ſeine Tochter wäre, wie peinlich würde es ihm ſein, das zu hören, was er jetzt dem Vater hier ſagen wollte, — ſagen mußte! Er gab ſich einen Ruck. „Ich — ich — dachte — ich wollte — ich möchte Sie gern einen Augenblick allein ſprechen, Herr Keſtner!“ Er ſtotterte, es war ihm zu unangenehm. Immer aufgebauſchter wurde ſo die Sache, und ſo ganz gegen ſeinen Willen! Aber er konnte nicht mehr zurück. Mit einer leichten Verbeugung wandte er ſich gegen Kornelia: „Gnädiges Fräulein entſchuldigen!“

„Geh mal 'raus,“ ſagte Keſtner und ſetzte ſich erwartungsvoll in Poſitur. Aha! Allein ſprechen wollte ihn alſo der Niemczycer?! Und es ſchien ihm viel daran zu liegen. Welch ein Triumph! Nun kam er doch, der Niemczycer, mußte er doch kommen und ſich um die Gunſt des Przyborowoers bewerben! Wenn doch Amalie jetzt zugegen wäre!

„Geh, rufe mal Mama,“ rief er ſeiner Tochter nach, die ihre Noten zuſammengerafft und nun mit einem Knicks das Zimmer verlaſſen wollte.

„O, bitte!“ Doleſchal legte ihm die Hand auf den Arm, „ich möchte Sie allein ſprechen einen Augenblick!“ Er betonte das ‚allein‘.

„Alſo —?“ ſagte Keſtner, als ſich die Tür hinter Kornelia geſchloſſen hatte. Er war neugierig, aber gewiſſermaßen auch ein wenig ſchadenfroh; dem Baron ſchien es nicht leicht, ſein Anliegen vorzubringen. Ja, das kommt davon, warum ſtellt man ſich ſo mit ſeinem Nachbar?! Er tat nichts, gar nichts, dem andern entgegenzukommen, mochte der ihm nur kommen.

Es half nichts! Sich vorbeugend zu ſeinem Gegenüber und die Hände ineinander ſchlingend, daß die Gelenke knackten, ſagte Doleſchal in möglichſt leichtem Tone: „Geſtatten eine Frage, Herr Nachbar! Wie alt iſt Ihr Fräulein Tochter?“

„Na — fünfzehn, wird nächſten Monat ſechzehn,“ ſagte Keſtner ein wenig erſtaunt; er hatte etwas andres erwartet, aber zugleich lächelte er auch geſchmeichelt: „Schon ſtattliches Mädel, nicht wahr?“

„Hm — ſehr!“ Doleſchal beugte ſich noch weiter vor, und ſeine Stimme klang anders, als er eigentlich beabſichtigt, leiſer und doch gewichtiger: „Jedenfalls kein Kind mehr! Ich würde ſie jedenfalls nicht mehr allein ausreiten laſſen, Herr Keſtner, und jedenfalls nicht mehr mit dem — mit dem — nun, mit dem Inſpektor!“

„Mit dem Inſpektor? Wieſo, warum?“ Man ſah's an des Vaters weit aufgeriſſenen Augen unter hochgezogenen Brauen, daß er keine Ahnung von dieſem Ritt hatte.

Alſo richtig, Keſtner wußte nichts, hatte gar keine Ahnung! Wie dankbar würde er ihm ſein! Und raſch, ohne ſich zu beſinnen, erzählte nun Doleſchal von der neulichen Begegnung. Er hatte ſehr vorſichtig ſein wollen, ſehr ſchonend, aber nun betonte er doch, wie ſehr er davon verletzt worden ſei in die Seele des Vaters, in die Ehre des Bruders hinein.

„Welchen Mißdeutungen iſt ſolch ein junges Mädchen ausgeſetzt! Ich muß geſtehen, ich ſelber würde, wenn ich nicht ſehr genau wüßte, daß —“

Erregt unterbrach ihn Keſtner: „Sie wollen doch etwa nicht ſagen, daß meine Tochter imſtande wäre, etwas — etwas —“ Er ſchnappte nach Luft; ihm war, als ſollte ihn der Schlag rühren. Dieſer Schreck, und dann dieſe Enttäuſchung! Nicht wegen der Wahl kam der — wegen Kornelia, Kornelia?! „Da muß ich doch ſehr bitten!“ Er war aufgeſprungen und rannte mit großen Schritten im Salon auf und ab.

Erſchrocken verbeſſerte Doleſchal: „Nein, ich — von mir iſt ja gar nicht die Rede, ich ſage ja gar nichts, ich trete ja gerade für das Fräulein ein! Aber andre könnten —! Lieber Keſtner,“ er war auch aufgeſtanden und legte dem Erregten die ſchlanke Hand mit dem Wappenring der Doleſchals auf die Schulter, „Sie kennen die Verhältniſſe in der Welt, auf dem Lande ſo gut wie ich. Das Reinſte iſt nicht rein genug. Und dann in unſern hieſigen Verhältniſſen — wir müſſen doppelt Bedacht nehmen. Dieſer polniſche Inſpektor —“

„Erlauben Sie, der Mann iſt nicht polniſch,“ unterbrach Keſtner wiederum, „er heißt Schulz!“

„Aber polniſch geworden. ‚Sziulc‘ ſchreibt er ſich, Sie geſtatten,“ ſagte Doleſchal jetzt etwas ſcharf. Daß Keſtner jedes Rühran ſeiner Tochter übel vermerkte, war natürlich, aber wie man ſo gereizt werden konnte bei Erwähnung dieſes Inſpektors! Ueberhaupt, war es nicht unerhört, daß ein deutſcher Gutsherr ſich einen polniſchen Inſpektor hielt?!

Das hatte ihn ſchon lange geärgert.

„Ich traue dem Menſchen nicht,“ ſagte er mit einem Achſelzucken. „Den Renegaten iſt erſt recht nicht zu trauen.“

Keſtner fing an zu lachen: „Das hat Ihnen wohl Hoppe eingeblaſen, der alte Eſel! Nichts wie Eiferſucht! Eiferſucht, daß er nicht mehr hier in Przyborowo iſt!“

„Ich laſſe mir von meinem Inſpektor nichts einblaſen. Uebrigens hat er das auch nie verſucht.“

„So — na, wenn Sie mit ihm zufrieden ſind! Ich hätte mir an Ihrer Stelle dieſen alten Stoppelhopſer nicht engagiert. Sozialdemokrat iſt er auch noch dazu — das verträgt ſich nicht mit meiner Stellung.“

Doleſchal ſtieg das Blut zu Kopf. Schärfer, als er es eigentlich wollte, ſagte er's: „Und ich finde es mit meiner Stellung nicht vereinbar, mir einen polniſchen Inſpektor zu halten! Uebrigens,“ — er beſann ſich, was ſollte er mit dem hier noch diſputieren? — „wir ſind von unſerm Thema abgekommen, Herr Keſtner. Es war lediglich das Intereſſe für Pauls Schweſter, das mich hierher geführt hat.“

„Intereſſe — Intereſſe?!“ grämelte Keſtner und lief mit hochgezogenen Brauen in der Stube hin und her. In dieſem Augenblick kam die Frau des Hauſes. Sie war noch im Morgenrock geweſen — ſehr ſauber —, aber dem Baron im Morgenrock entgegentreten? Nie. Sie hatte ſich mit der Toilette beeilt, und ſo rauſchte ſie, etwas erhitzt, in einem ſchweren Wollenkleid mit Seidenbeſatz einher. Doleſchal küßte ihr die Hand mit dem lebhaften Wunſch, bei der Mutter mehr Verſtändnis zu finden. Er wußte, Frau Keſtner galt als ſehr gute Mutter.

Es war ihm ſo unbehaglich in dieſem, nicht immer bewohnten, nur bei beſonderen Gelegenheiten benutzten Salon. Ein erkältender Hauch legte ſich von dieſen Wänden nieder auf ſeine

Seele. So ſteif war er kaum je geweſen, er fand keinen gemütlichen Ton. Konnte er ſich wundern, daß die Keſtners auch ſteif waren?

„Ein ſeltnes Vergnügen!“ ſagte die Hausfrau ſpitz, wenn ſie auch verbindlich dabei lächelte.

„Er kommt wegen Kornelia,“ ſagte Keſtner. „Unſre Tochter ſoll ſich nicht paſſend benommen haben!“ Die ganze Verletztheit des eitlen Vaters brach jetzt heraus, nichts liebte er ſo wie dieſe Tochter, er bekam einen roten Kopf, und die Stimme zitterte ihm: „Man ſagt dem Kinde Abſcheuliches nach! Man verdächtigt ſie — womöglich eine Liebſchaft mit dem Inſpektor —, Herrgott, Herrgott!“ Er faßte ſich an den Kopf.

„Aber ich muß doch ſehr bitten, beſter Herr Keſtner! Nichts habe ich hiervon geſagt, gnädige Frau, gar nichts, ich verſichere Sie!“

Der beſtürzte Beſucher erhob die Stimme, aber der Hausherr erhob die ſeine dagegen: nein, auf ſeine Kornelia ließ er nichts kommen! Und wenn es etwa galt, auf Pan Sziulc zu hetzen, der ja, verhaßt wie alles Polniſche — allbekannt war das und diente wahrlich nicht zur Förderung des allgemeinen Intereſſes — dem Herrn Baron ein Dorn im Auge war, ſo mußte er ſich's doch ganz entſchieden verbitten, ſeine Tochter als Deckmantel einer Intrige benutzt zu ſehen!

Dieſen Ton konnte er ſich nicht gefallen laſſen. Doleſchal erhob ſich mit einer ſteifen Verbeugung gegen die Frau des Hauſes. Sie hielt ihn nicht zurück. Auch ſie war empört — in die Stille ihres Hauſes hatte dieſer adelsſtolze Prinzipienreiter einen Funken zu werfen gewagt wie überall, wohin er auch kam. Was hatte er denn eigentlich geſagt? Was war denn eigentlich los?! Aber Keſtner rannte wie unſinnig durch die Stube, gab ihr keine Antwort und hielt ſich den Kopf mit beiden Händen. Dieſer Doleſchal, dieſer verfluchte Hakatiſt — ein Hetzer, ein Stänker! Was miſchte er ſich in alles, in Sachen, die ihn gar nichts angingen?

„Rufe mir den Inſpektor, den Pan Sziulc — ſofort!“ Was er ſonſt nie getan haben würde, er beſtimmte, daß man ihn hole, vom Felde, aus der Scheune, wo er auch ſei, mitten von der Arbeit weg. Er mußte ihn ſprechen. Und dann würde er an Paul ſchreiben — Paul mußte her, und zwar ſofort — das ließ er ſich nicht gefallen, das war eine Beleidigung, eine ungeheure Beleidigung!

Der ſonſt ewig grämelnde, nie ganz ernſthaft zu nehmende Mann wuchs jetzt in der Empörung über die Kränkung ſeiner Tochter über ſich ſelbſt hinaus. Es war Würde in dem Brief, den er ſofort an ſeinen älteſten Sohn ſchrieb. —

Ungeleitet war Doleſchal zur Haustür hinausgegangen. Ganz benommen, wie betäubt. Alſo das war der Erfolg?! Er kam ſich vor wie ein dummer Schuljunge. Hatte er denn noch immer nicht ausgelernt? Wie anders hatte er ſich ſein Herausgehen aus dieſem Hauſe gedacht! Er hatte geglaubt, Keſtner würde ihm die Hand drücken, und er hatte gehofft, durch dieſen wirklichen Freundſchaftsdienſt wieder gut zu machen, was er einmal in unbedachter Empfindlichkeit dem alten Herrn Unliebenswürdiges angetan. Gehofft — gehofft —! Er lachte bitter auf. Wieder einmal auf Unmögliches gehofft! Warum hofft man eigentlich immer wieder — für was — für wen?!

Die ganze Qual ſeines Daſeins hob ſich vor ihm auf und die Fruchtloſigkeit ſeines Ringens. So wie Keſtner, ſo waren ſie alle, alle. Ein wenig beſſer, ein wenig ſchlimmer, aber alle ohne Verſtändnis! Das ganze Volk. Was man ihnen auch gutes tun wollte, ſie ſtießen es von ſich. Ueberall Nichtverſtehen, Stupidität, Trotz — und noch viel Schlimmeres: Tücke, Haß! War es dieſes Land wert, daß man es auf blutendem Herzen trug wie ein Vater ein geliebtes Kind, das ihn oft kränkt und ihm doch ſo teuer iſt?!

Eine ungeheure Bitterkeit wallte in Doleſchal auf. Dieſer unangenehme Zuſammenſtoß mit dem Nachbar hatte Quellen aufgerührt, die bis jetzt noch zugedeckt geweſen. Der kleine Vorfall wurde ein großer Zufall. Nein, nun war es ihm deutlich gezeigt, hier war nichts zu machen! Er war am Ende; ihn ging's nichts mehr an, mochte geſchehen, was da wollte, er würde keine Hand mehr heben, kein Wort mehr dazwiſchenrufen! Mochten ſie polniſch werden bis in die Knochen und mochten ſie ſamt den Polacken ſelber verkommen in Schmutz und Suff und Verdummung! Mochte dieſes Land ausgenutzt, ausgeſogen, ganz unter die Füße kommen! Wer war beſſeres wert?! Sich ganz zurückziehen würde er, ſich ganz auf ſich ſelbſt beſchränken — aber da dünkte ihn plötzlich der ſonnige Frühlingsvormittag dunkel und kalt, ihn fröſtelte.

Als er ſo, ohne zu ſehen, über den Hof ſtolperte, den Blick finſter geſenkt, hörte er ein Weinen — das hörte er doch. Es klang ſo jämmerlich wie ein hilfloſes Kinderweinen. Und nun konnte er doch den Blick nicht zur Erde geſenkt laſſen. Er ſah ſich um — dort kauerte, wenig Schritte von ihm entfernt, beim Hofpfuhl ein junges Ding auf den Hacken —, war das nicht das gleiche Hühnermädel, das ihn vorhin wie der Wind im Herrenhaus angekündigt? Jetzt ſaß es hier wie eine Trauernde. Neben dem Pfuhl war eine Mulde im ſchlammigen Grund ausgeſchaufelt, darin lag auf der Seite, bis an die Ohren mit Schlamm bedeckt, ein junges, noch nicht ausgewachſenes Schwein. Es war häßlich betupft, ganz blaurot angelaufen, und ſo regungslos lag es, als wäre es ſchon tot, nur die Ohren zuckten noch. Die Magd war ſo verſunken in ihren Gram, daß ſie nicht merkte, wie nun jemand zu ihr trat. Den Kopf auf die Knie gelegt, ſtöhnte ſie herzbrechend.

War das Mädel krank? Doleſchal tippte auf die zuſammengeſunkene Schulter. Dies war ja ein Elend im Lumpenröckchen!

Die kleine Marinka hob das vom Weinen verſchwollene, ganz erhitzte Geſicht. Mit großen, erſchrockenen Augen ſtarrte ſie den gnädigen Herrn von Niemczyce an: was hatte ſie dem getan? Er ſah ſo ſtreng aus wie Pan Keſzner, wie Pan Sziulc — wie alle, alle! Unwillkürlich duckte ſie ſich.

„Iſt das Schwein krank?“ fragte Doleſchal. „O weh, Rotlauf!“ Er bückte ſich. „Schade um das Tier, es krepiert!“

Die kleine Marinka horchte auf: war der nicht mitleidig? O ja! O ja! Auf ihre Füße ſpringend und dann tief einknickſend und nach dem Aermel ſeiner Joppe haſchend, ſtammelte ſie: „Mein Schweinchen, Ringelſchwänzchen, mein beſtes Schweinchen! Kann ich aber nicht dafür, daß ſtirbt. Werd' ich doch nicht ſchlecht paſſen auf Ringelſchwänzchen, mein beſtes Schweinchen, wenn ſich Mamſell auch ſo ſagt. Pſiakrew —“ den Kindermund aufwerfend, machte ſie ein kläglich trotziges Geſicht, und ein Strahl von Tücke blitzte in ihren ſcheuen Augen — „mag ſie, macht ſich kleine Marinka nix draus, aber Schweinchen, Schweinchen, liebes Freund von kleine Marinka — darum weine ich!“

„Wem gehörſt du?“ fragte Doleſchal. „Biſt du des Kuhhirten Tochter oder vielleicht von einem der Fornals?“

„Iſt ſie dem Herr Keſzner ſeine,“ ſagte ſie unſchuldig und ſtieß ſich mit dem Zeigefinger vor die Bruſt. „Weiß ſie nicht, wer Eltern waren, ſind ſich lange tot. O weh, kleine Marinka, armes Waiſenkind, ſieht ſterben liebes Freund!“ Die Hände ringend, fing ſie von neuem an, bitterlich zu weinen.

„Da!“ Doleſchal faßte in die Hoſentaſche, in der er das Geld loſe trug.

Was er herauszog, beſah er nicht — es war wirklich gleichgültig, ob es vielleicht zu viel war, — mochte das arme Ding ſich einen guten Tag machen! So viel Tränen um ein Schwein, um ein Schwein! Herr Gott, dieſe Armſeligkeit! Beſaß ſie denn weiter nichts auf der Welt zum Lieben als ein unvernünftiges Stück Vieh?! Es ſchwoll ihm etwas im Herzen und ſtieg ihm in die Kehle; kurz wendete er ſich ab.

Sie blieb zurück wie betäubt vor Erſtaunen, ſie hatte ihm noch das Knie küſſen wollen, den Segen aller Heiligen auf ihn herabwünſchen — nun war er ſchon gegangen, nun würde er gewiß denken: kleine Marinka iſt undankbar. „O nein, o nein! Hat ſie ein Herz, die kleine Marinka!“

Wie der Wind war ſie hinter ihm drein. Draußen an der Akazie vorm Hoftor ereilte ſie ihn noch — ſieh, wie traurig er daſtand! Vor ihm niederſtürzend, umfing ſie ſein Knie; atemlos ſtammelte ſie: „Gnädiger Panie, guter Panie! Daß heilige Mutter ihn ſegne, millionenmal! Hat er ſehr freundlich geſprochen mit arme Marinka, wird ſie ihm dankbar ſein ihr Leben lang! O!“ Sieh da, lächelte er nicht ſchon ein wenig? Sie küßte und drückte ſtürmiſcher ſein Knie. „Iſt er ſehr gut geweſen, wird ſie das nie vergeſſen, kleine Marinka! War nie jemand gut gegen arme Marinka, ihr Leben lang!“ Lachend und weinend rutſchte ſie vor ihm.

Armes Kind! Von einem tiefen, weichen Gefühl erregt, ging Doleſchal nach Hauſe. Ueber den Aeckern ſchwebte Duft, der ganze Zauber des Frühlings. Jetzt empfand er ihn. Ach, dieſes Land, ausgenutzt, ausgeſogen, zertrampelt von vielen Füßen, war doch noch jungfräulich, doch noch fähig, zu empfangen und Frucht zu bringen dem Liebenden. Wie konnte er daran denken, den Kampf aufzugeben? Nein, noch einmal ans Werk!

Wie durch einen Zauber neu belebt ward Doleſchals Seele faſt heiter. Dieſe ſchüchternen, geſtammelten, geſchluchzten Worte des armen Kindes, was hatten ſie nicht alles in ſich an beſchwörender Kraft! — —

In der dieſem Tag folgenden Nacht hatte Doleſchal ſehr ſanft geſchlafen. Und auch den nächſten Tag war er noch heiter, er dachte gar nicht mehr an jenen unangenehmen Beſuch bei Keſtners. Aber dann! — Was ſollte er jetzt nur Helene ſagen?! Ihr Blick ging immer mit ihm, fragend, forſchend — nein, vorderhand durfte ſie nichts erfahren! Es war ja ſo unglaublich von Keſtner, faſt albern, ſo über alle Maßen unverſtändig! Warum ſollte er ſeine arme Frau ſchon jetzt mit Dingen ängſtigen, die ſie ja, ſchlimmſten Falles, doch immer noch früh genug erfuhr?! Keſtner hatte ihm einen Brief geſchrieben, ihm, ihm, dem Freiherrn von Doleſchal, und er, er, der Freiherr von Doleſchal, der nie einen Flecken auf ſeiner Ehre gehabt, ſollte ſich den ruhig einſtecken? Beleidigungen fordern eine Sühne — freilich, ſo hatte Keſtner auch geſchrieben. Lag nicht eine verſteckte Drohung hinter dieſen Zeilen?!

Doleſchal grübelte viel. „Ich ſchreibe, habe ſehr viel zu ſchreiben,“ ſagte er zu Helene. Aber er ſchrieb nicht; auf Keſtners Brief hatte er noch gar nicht geantwortet. Aber ihn vielmals geleſen. Am Schreibtiſch ſitzend, auf die grüntuchene Platte den Arm geſtützt und hinausſtarrend durchs blanke Fenſter auf den blanken See, verbrachte er Stunden. Selbſt die jauchzenden Stimmen ſeiner Kinder, die von den Terraſſen unten am See zu ihm herauftönten, ſcheuchten ihn nicht auf. In Worten ſagen, was ihn ſo niederdrückte, was langſam, langſam, aber ſtetig wie mit ſchweren Flügeln ſich auf ihn niederſenkte, ſich wohl einmal wieder lüftete für Minuten, Stunden, ſogar für Tage — das hätte er nicht gekonnt. War es wirklich nur das Zerwürfnis mit Keſtner, das ihn ſo quälte? O nein! Darüber mußte er faſt lächeln, das war den Kummer nicht wert, das gab jetzt nur den Anlaß. Aber wenn der alte, kindiſche, eitle Mann ihn vor die Piſtole fordern wollte, — nun warum nicht? Ein Knall — und ſo vieles kann vorbei ſein — würde vorbei ſein! Dort unten am See, vom Lyſagora geſchützt gegen die Winde des offenen Landes, ſchlief ſich's gut.

Nun, und wenn ſie ihn nicht wählen würden? Ach ja, das hatte er jetzt ganz vergeſſen, nächſte Woche mußte er doch in die Kreisſtadt und dann in verſchiedene andre Orte, Ackerſtädtchen, Dörfer, Wahlreden halten, ſich den Wählern vorſtellen! „Ae!“ Ungeduldig ſprang er auf: ach, er war zu müde, zu müde! Nein, er mochte nicht mehr, er konnte nicht mehr, er hatte es ſatt! Sollte er ſich etwa von Löb Scheftel und Genoſſen ihrer Stimmen verſichern laſſen? Ein Ekel packte ihn. Und jemand anders würde wohl kaum für ihn ſtimmen trotz all der Liebenswürdigkeiten in Berlin, trotz der anerkennenden Verſicherungen maßgebender Kreiſe — was wußten die, ſo weit ab, ſo fern, was wußten die darum, wie es eigentlich hier ſtand?! Was man nicht im täglichen Leben ſo nah vor ſich ſieht, ſo nah fühlt, ſo Bruſt an Bruſt, ſo wie der keuchende Ringer den Gegner im Fauſtkampf, das kennt man nicht. Aber er — er, der täglich, ſtündlich, immer, all die großen und kleinen Stöße parieren gemußt, die dem Deutſchtum drohten, er kannte wohl, was hier nottat! Aber —! Und zum erſten Male ſtieg in ihm ein Zweifel auf, ein Zweifel, der ihn erſchütterte: war er, er nicht der nur, der geſandt, andern den Weg zu bereiten?! — —

(Fortſetzung folgt)

Immanuel Kant

Zu ſeinem hundertſten Todestage

Von Dr. Ph. Münch

(Hierzu das Bild S. 465)

Am 12. Februar 1904 iſt der Todestag Immanuel Kants zum hundertſten Male wiedergekehrt. Und der Mann, deſſen Wege zu hoch und einſam waren, als daß er jemals ſich einer wirklichen Popularität erfreut hätte, tritt wieder in den Lichtkreis des allgemeinen Intereſſes einer Generation, die ſich jahrzehntelang von dem Königsberger Philoſophen abgewandt, um dann in der letzten Zeit um ſo ſtürmiſcher zu ihm zurückzukehren. Dankbar gedenken wir jetzt der großen und bleibenden Verdienſte, die ſich Kant um die Menſchheit erworben hat. Zunächſt und zu allererſt verdanken wir ihm die Möglichkeit, uns ein adäquates Bild zu entwerfen von der Welt, die jenſeits unſers Bewußtſeins liegt, alſo von der Welt, wie ſie tatſächlich und unabhängig von unſrer Vorſtellung exiſtiert, und von ihr aufzuſteigen zu den höchſten dem Geiſte noch zugänglichen Regionen, zum Weſen dieſer Welt, d. h. zu Gott, ohne doch je wieder in einen unkritiſchen Dogmatismus zu verfallen. In der Tat, A. Drews hat recht, wenn er in ſeinem Buche: „Die deutſche Spekulation ſeit Kant" unter anderm ſagt: „Hinter dem Bollwerk der Kantiſchen Erkenntnistheorie befindet ſich kein Trümmerhaufe, ſondern ein hehrer, ſäulengetragener Tempel, deſſen heilige Tore jedem offen ſtehen, der nur die Kraft und den guten Willen hat, in dieſelben einzutreten." Wohl wahr, unmittelbar nach Kant hatte die romantiſche Spekulation in den Syſtemen eines Fichte, Schelling und Hegel ihr phantaſtiſch verzerrtes Haupt nur um ſo mächtiger erhoben, und die Gerechtigkeit gebietet es, zu ſagen, daß Kant dieſes zum Teil ſelbſt mit verſchuldet hat. Aber das war doch hauptſächlich nur dadurch möglich geweſen, daß Kant das Wertvolle ſeiner Leiſtungen dort ſuchte, wo man Gefahr lief, entweder auf jene phantaſtiſchen Abwege zu geraten oder überhaupt das Spekulieren aufgeben zu müſſen, während er die eigentliche Löſung des Problems, obgleich er ſie ſelbſt gefunden hatte, gar nicht beachtete und infolgedeſſen auch nicht weiter betonte und hervorhob.

Dem Irrtum, als könnten wir unſre eignen Anſchauungen und Gedanken überſpringen und die Dinge, unſer Ich mit eingeſchloſſen, ſo erkennen, wie ſie außer unſerm Bewußtſein an und für ſich exiſtieren, dieſem Irrtum hat Kant in hinlänglicher Weiſe vorgebeugt in ſeiner berühmten Kritik der reinen Vernunft, die im Jahr 1781 zum erſtenmal erſchienen iſt. Hier hat er unwiderleglich nachgewieſen, daß unſre Anſchauungen und Begriffe ſich lediglich zuſammenſetzen aus den Empfindungen, die die äußeren Gegenſtände durch die Eindrücke, die ſie auf uns ausüben, in uns hervorrufen, und aus den Anſchauungs- und Denkformen, die direkt unſrer Seele entſpringen, d. h. Funktionen unſers Geiſtes ſind und erſt die von außen verurſachten Empfindungen zu den betreffenden Gegenſtänden oder Objekten umgeſtalten und umformen, wie ſie uns in unſern Anſchauungen und Begriffen gegeben ſind. Hierdurch iſt Kant zum Begründer der modernen Erkenntnistheorie geworden und hat in gewiſſem Sinne den Grund zu einer jeden künftigen Metaphyſik gelegt. Mit Recht durfte er daher in den Prolegomenen von ſeiner Kritik ſagen, daß ſie ſich zur gewöhnlichen Schulmetaphyſik verhalte wie Chemie zur Alchemie oder wie Aſtronomie zur wahrſagenden Aſtrologie. Wir müſſen uns nur immer gegenwärtig halten, daß Kant niemals die tranſzendental-realiſtiſche Annahme aufgegeben hat, daß unſern ſubjektiven Vorſtellungen von Dingen auch wirkliche Dinge an ſich entſprechen. Er ſagt ausdrücklich in der erſten Auflage ſeiner Vernunftkritik: „Es folgt natürlicherweiſe aus dem Begriffe einer Erſcheinung überhaupt, daß ihr etwas entſprechen müſſe, was an ſich nicht Erſcheinung iſt, weil Erſcheinung nichts für ſich ſelbſt und außer unſrer Vorſtellungsart ſein kann, mithin, wo nicht ein beſtändiger Zirkel herauskommen ſoll, das Wort Erſcheinung ſchon eine Beziehung auf etwas anzeigt, deſſen unmittelbare Vorſtellung zwar ſinnlich iſt, was aber an ſich ſelbſt auch ohne dieſe Beſchaffenheit unſrer Sinnlichkeit etwas, das iſt ein von der Sinnlichkeit unabhängiger Gegenſtand ſein muß." Damit überragte Kant turmhoch den dogmatiſchen Standpunkt eines Berkeley, der das Daſein der Außenwelt nicht nur für unerweislich, ſondern ſogar für unmöglich und falſch erklärt.

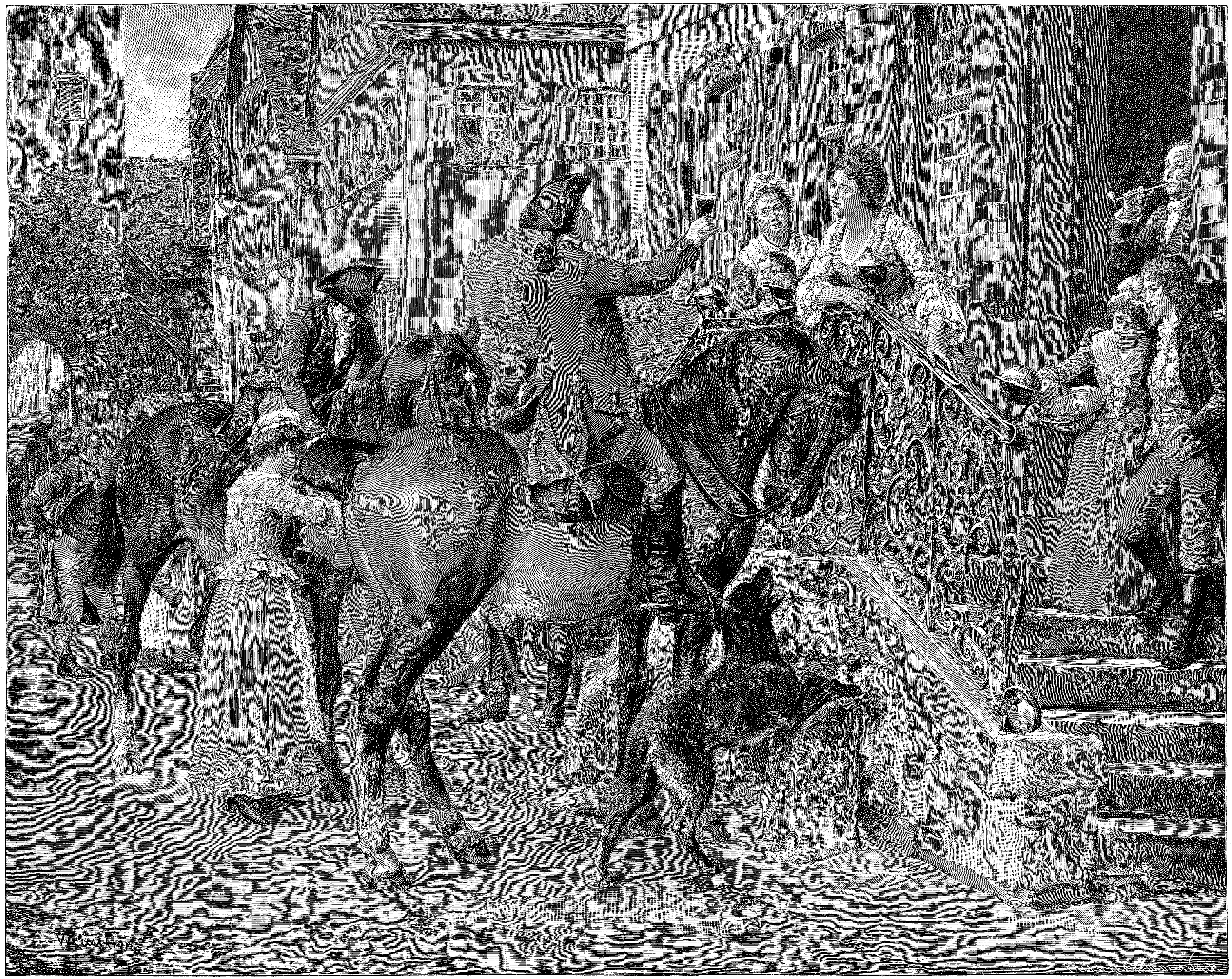
Kant geht aber nun noch weiter und kommt zu dem Ergebnis, daß jenes unbekante X, alſo der von der Sinnlichkeit, von unſerm Bewußtſein unabhängige Gegenſtand, jede ſubjektive Willkür bei der Verknüpfung unſrer Vorſtellungen ausſchließt und daß der unabhängige Gegenſtand, das Ding an ſich, dem vorſtellenden Subjekte „vielleicht ſo ungleich nicht ſein dürfte", ja daß es „doch auch zugleich das Subjekt der Gedanken ſein könnte". Hiermit hat Kant nicht nur den wahren, echten Pantheismus erreicht, ſondern es folgt hieraus nun auch ganz von ſelbſt, daß bei gleichem Subjekte höchſt wahrſcheinlich Uebereinſtimmung zwiſchen den objektiven Seinsformen und ſubjektiven Denkformen obwalten werde. Jedenfalls kann nur unter dieſer Vorausſetzung allein wirkliche Erkenntnis möglich ſein, allerdings eine Erkenntnis von nicht apodiktiſcher Gewißheit, ſondern nur von höchſter Wahrſcheinlichkeit, die nahezu an Gewißheit grenzt. Eine ſolche Erkenntnis aber hielt Kant für unter der Würde der Philoſophie, und deshalb ging er an jener allein richtigen Schlußfolgerung achtlos vorüber, bezeichnete ſie ſogar, da ſie nichts andres als eine „präſtabilierte Harmonie" ſei, als „das Ungereimteſte", was man nur wählen könne, und machte ſich damit jener berüchtigten „Lücke" in ſeinem Syſtem ſchuldig, wie ſie dann ein Trendelenburg von neuem aufgedeckt hat. Kant aber redete ſich ein, wirkliche Erkenntnis von apodiktiſcher Gewißheit dadurch erlangt zu haben, daß er annahm, die Vorſtellung mache allererſt den Gegenſtand möglich. Denn hier ſtimme ſowohl die objektive Welt mit den Formen des vorſtellenden Subjekts überein, als auch ſeien die Anſchauungs- und Denkformen des vorſtellenden Subjekts ſynthetiſch, a priori und unabhängig von aller Erfahrung, alſo von apodiktiſcher Gewißheit. Wenn jedoch angenommen wird, daß die Vorſtellung allererſt den Gegenſtand, d. h. die objektive Welt, möglich mache, ſo kann hier nur der Gegenſtand im immanenten, d. h. vorgeſtellten Sinne gemeint ſein, und dann iſt es eine Tautologie, zu ſagen, das objektiv Vorgeſtellte ſei der ſubjektiven Vorſtellung konform. Und was die Anſchauungs- und Denkformen anbetrifft, ſo ſind dieſe allerdings ſynthetiſch und a priori, doch nur ſoweit ſie nicht im Bewußtſein, ſondern vor ihm ſind. Denn ſoweit ſie im Bewußtſein ſind, ſind ſie gerade nicht a priori, ſondern a posteriori erſt durch Abſtraktion gewonnen. Glaubt Kant ſie dennoch a priori in ihrem ſynthetiſchen Zuſtande vor dem Bewußtſein belauſchen zu können, ſo iſt das eine offenbare Selbſttäuſchung, denn er hätte dann gewiſſermaßen eine Spalte in ſeinem Bewußtſein haben müſſen, durch die er auf die ſynthetiſchen Seelenfunktionen blicken konnte, da doch das Bewußtſein nicht aus ſeiner eignen Haut fahren kann.

Das zweite Hauptverdienſt, das ſich Kant um die Menſchheit erworben hat, beſteht darin, daß er eine negative wie poſitive Begründung der wahren und echten Sittlichkeit aufgeſtellt hat. Zunächſt weiſt er nach, daß Sittlichkeit, die wirklich dieſen Namen verdient, ſich niemals mit dem Streben nach Glückſeligkeit vereinbaren läßt, aus dem einfachen Grunde, weil das Streben nach Glückſeligkeit bereits in der Natur des Menſchen liegt, dasjenige aber, wozu der Naturinſtinkt allein ſchon antreibt, nicht noch beſonders durch ein moraliſches Geſetz gefordert zu werden braucht. Iſt alſo die Sittlichkeit etwas abſolut Verſchiedenes vom Streben nach Glückſeligkeit, ſo darf auch niemals eine Vermiſchung beider Gebiete eintreten. Das kann aber nur dann geſchehen, wenn die Glückſeligkeit in keiner Weiſe, auch nicht als pragmatiſche Folge des religiös-ſittlichen Lebens, erreichbar iſt. Die Unerreichbarkeit poſitiver Glückſeligkeit iſt alſo unumgänglich notwendiges Poſtulat der Sittlichkeit, ganz gleichgültig, ob dieſe Unerreichbarkeit auf induktivem Wege feſtgeſtellt werden kann oder nicht. Da natürlich nur in erſterem Falle das Zuſtandekommen der wahren Sittlichkeit verbürgt iſt, läßt ſich Kant nicht die Mühe verdrießen, wenigſtens die praktiſche Begründung des Peſſimismus zu erbringen, und wird dadurch der Vater des modernen Peſſimismus überhaupt.

Da nun freilich die negative Begründung der Moral allein noch nicht hinreicht, um poſitive Sittlichkeit hervorzubringen, ſo weiſt Kant in ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft vom Jahre 1788 nach, daß in jedem Menſchen das moraliſche Geſetz ſchlummert, d. h. der kategoriſche Imperativ, der da gebietet, daß man ſeine Pflicht tue, gleichviel, ob einem daraus Glückſeligkeit erwächſt oder nicht. Erſt hiermit iſt dem Menſchen die Möglichkeit gegeben, ſein eigner Geſetzgeber zu werden und die vollſtändige Wucht der Verantwortung für ſein Tun und Laſſen auf ſich zu nehmen. Freilich vergißt Kant, daß die praktiſche Vernunft hierzu allein auch noch nicht imſtande wäre, wenn nicht ihr ſowohl wie auch dem Pflichtgefühl, das dem moraliſchen Vernunftgeſetz erſt die unbedingte Verbindlichkeit zuerkennt, ein Vernunft- reſp. Pflichttrieb zugrunde läge, der nun auch für die tatſächliche Verwirklichung des Sittengebotes ſorgt, und daß es dann ungerechtfertigt iſt, andre ſittliche Triebfedern beim Zuſtandekommen des Sittlichen auszuſchließen mit der Begründung, daß dann das Sittliche aus Neigung vollbracht werde und mit dem Streben nach Glückſeligkeit zuſammenfalle.

Mit Recht bezeichnet Kant dieſe ganze moraliſche Anlage, die es uns ermöglicht, zu neuem Leben aufgerüttelt zu werden und gleichſam eine geiſtige Wiedergeburt an uns zu erleben, mit Gnade. Ihr können wir nicht genug Bewunderung zollen. Denn in der Tat, „daß wir auch das Vermögen dazu haben, der Moral mit unſrer ſinnlichen Natur ſo große Opfer zu bringen, daß wir das auch können, wovon wir ganz leicht und klar begreifen, daß wir es ſollen — dieſe Ueberlegenheit des überſinnlichen Menſchen in uns über den ſinnlichen, desjenigen, gegen den der letztere, wenn es zum Widerſtreit kommt, nichts iſt, ob dieſer zwar in ſeinen Augen alles iſt, dieſe moraliſche, von der Menſchheit unzertrennliche Anlage in uns iſt ein Gegenſtand der höchſten Bewunderung, die, je länger man dieſes wahre (nicht erdachte) Ideal anſieht, nur immer deſto höher ſteigt." Auch in folgende Anerkennung dieſer Beſchaffenheit unſers Selbſt müſſen wir mit einſtimmen, wenn Kant an andrer Stelle ſagt: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender ſich das Nachdenken damit beſchäftigt: der beſtirnte Himmel über mir und das moraliſche Geſetz in mir." Treffend bezeichnet nun Kant dieſes letztere als den „überſinnlichen Menſchen", deſſen Wurzeln im unſichtbaren Grunde der Perſönlichkeit, in einer Welt zu ſuchen ſind, „die wahre Unendlichkeit hat". Freilich denkt Kant hier nicht an den Pantheismus, wie er ihn bereits bei ſeinen theoretiſchen Unterſuchungen erreicht hatte. Ihm iſt jener „überſinnliche Menſch in uns" nicht gleichbedeutend mit den Funktionen des einen abſoluten Weſens, deſſen Erſcheinung wir ſind, er verurteilt vielmehr diejenigen, „welche, durch die Unbegreiflichkeit desſelben (nämlich des Sittengeſetzes) verleitet, dieſes Ueberſinnliche in uns für übernatürlich, d. i. für etwas, was gar nicht in unſrer Macht ſteht und uns als eigen zugehört, ſondern vielmehr für den Einfluß von einem andern und höheren Geiſte halten, weil die Wirkung dieſes Vermögens alsdann nicht unſre Tat ſein, mithin uns auch nicht zugerechnet werden könnte, das Vermögen dazu alſo nicht das unſrige ſein würde."

Dies kann natürlich alles nicht hindern, daß wir dem reichen und vielſeitigen Geiſte Kants die höchſte Bewunderung und Anerkennung zollen und ſeiner auch jetzt noch mit tiefſter Ehrfurcht und Hochachtung gedenken. Denn wir müſſen uns nur immer gegenwärtig halten, wie zahlreiche und wie ſtarke Bollwerke von Vorurteilen es galt zunächſt erſt einmal in Trümmer zu legen, bevor man daran gehen konnte, den Grund zu legen zu einem neuen, herrlichen Gedankenbau. Was nun das erſtere betrifft, ſo hat wohl kein zweiter den Namen des „Alleszermalmers" mehr verdient als gerade Kant. Und wenn er im übrigen über das Grundlegen im großen und ganzen nicht viel hinauskam, ſo iſt das für uns nur noch ein Anſporn mehr, dieſe ſtaunenerregende Rieſenarbeit nicht ungenutzt liegen zu laſſen, am allerwenigſten ſie als Aushängeſchild zu benutzen zur Rechtfertigung unſrer Gedankenfaulheit, um uns ſo bald als möglich einer bequemen Gefühlsduſelei hinzugeben, wovor doch gerade Kant am nachdrücklichſten gewarnt hat. Nein, wollen wir Kant aufrichtig ehren und zugleich ſeiner herrlichen Ideenkeime, die er in verſchwenderiſcher Fülle ausgeſtreut hat, ſo recht froh werden, ſo müſſen wir verſuchen, dieſe Ideenkeime zur vollen Reife zu bringen und ſie zu einem einheitlichen Syſteme organiſch miteinander zu verbinden.



Kurzer Beſuch. Nach dem Gemälde von Wilh. Räuber

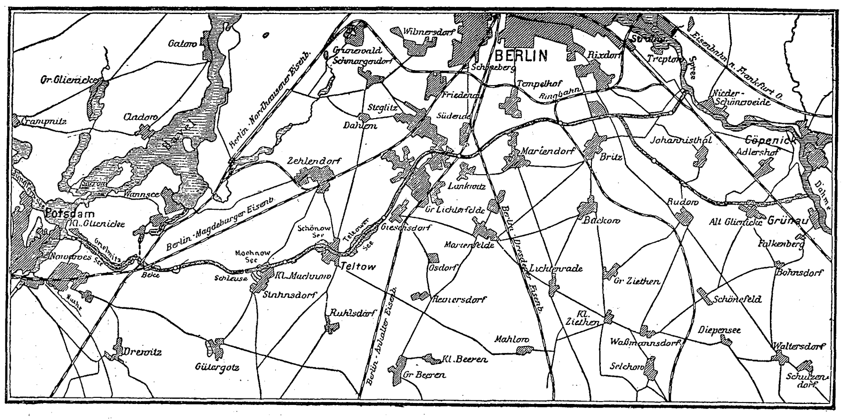
Der Teltow-Kanal

Von

Otto Jentſch

(Hierzu acht Abbildungen und eine Planſkizze)

Am 22. Dezember 1900 wurde im Schloßpark von Babelsberg bei Potsdam unter Teilnahme des Kronprinzen der erſte Spatenſtich am Teltow-Kanal, der künſtlichen märkiſchen Waſſerſtraße getan, die den jetzigen durch Berlin führenden Schiffahrtsweg von der Elbe zur oberen Oder um 16 Kilometer und von der Elbe zur oberen Spree um rund 13,5 Kilometer abkürzen wird. Das Rieſenwerk hat trotz der vielfachen unvorhergeſehenen Schwierigkeiten einen ſolchen Fortgang genommen, daß deſſen Vollendung zum Spätſommer 1905 in Ausſicht ſteht. Die durch den Kanal hergeſtellte ſüdliche Umfahrt um Berlin iſt lediglich der Initiative des Landkreiſes Teltow, alſo eines verhältnismäßig kleinen Verwaltungskörpers und Intereſſengebietes der preußiſchen Monarchie, und insbeſondere auch der Beharrlichkeit und Rührigkeit des an der Spitze des Kreiſes ſtehenden, wegen ſeiner Energie allgemein bekannten, in manchen Kreiſen auch wohl gefürchteten Landrats v. Stubenrauch zu verdanken. Die von dem Kreiſe zu tragenden Koſten des Kanals ſind auf $25^{1}/_{4}$ Millionen Mark veranſchlagt, ſo daß ſich ängſtliche Gemüter fragten: durfte ein ſolches Wagnis ohne Staatszuſchuß lediglich auf Koſten des Kreiſes unternommen werden? Heute ſind ſolche Fragen bereits verſtummt. Die Ueberzeugungstreue, mit der dieſes zur Nachahmung nicht genug zu empfehlende Werk der Selbſthilfe auf Grund des von den königlichen Bauräten Haveſtadt und Contag in Wilmersdorf bei Berlin bis in die kleinſten Einzelheiten ausgearbeiteten Entwurfs begonnen und bisher fortgeführt worden iſt, nötigt ſelbſt den Kanalgegnern Achtung ab. Immer mehr bricht ſich die Anſicht Bahn, daß der Kanal wohl in der erſten Zeit nach Inbetriebnahme noch eine Zubuße ſeitens des Kreiſes erfordern wird, daß aber nach kurzer Zeit die Einnahmen und der Verkehr ſo ſteigen werden, daß ſie eine angemeſſene Verzinſung des Anlagekapitals gewährleiſten werden.



Ueberſichtsplan des neuen Teltow-Kanals und ſeiner Umgebung

Der Kanal beginnt bei Klein-Glienicke an der unteren Havel, durchſchneidet die kleine Höhe zwiſchen Babelsberg und Glienicke, benutzt den Griebnitzſee und tritt nach Kreuzung der Berlin-Nordhauſener und Berlin-Magdeburger Eiſenbahn in das Tal der Bäke oder Bake und verfolgt dieſes bis nach Steglitz. Unterhalb Klein-Machnow befindet ſich die einzige Schleuſe des Kanals, der von hier aus in den Machnower See eintritt und die obere Stromſtufe des Bäketals erreicht. Weiterhin im Bäketal benutzt der Kanal noch den Schönow- und den Teltowſee. Bei Lankwitz durchbricht er den Tempelhof-Mariendorfer Höhenzug bis öſtlich von Britz und tritt hierauf in die Oberſpreeniederung, um dicht unter Grünau in die Wendiſche Dahme zu münden. Ein bei Britz abzweigender Verbindungskanal führt zur ſogenannten Kanne bei Niederſchöneweide an der Oberſpree. Er ſoll dem Verkehre der zahlreichen induſtriellen Anlieger zwiſchen Berlin und Cöpenick dienen, während der Hauptkanal die Durchgangsſchiffahrt nach und von der Oder aufzunehmen hat. Der Teltow-Kanal ſoll aber nicht allein als Schiffahrtsſtraße erſten Ranges gebaut werden, ſondern er ſoll gleichzeitig eine muſtergültige Entwäſſerungsanlage des Spreetalgeländes, insbeſondere des bis in große Tiefen hinein verſumpften Bäketals bilden.

In geologiſcher Beziehung zerfällt das vom Teltow-Kanal durchſchnittene Gebiet in vier Abſchnitte; danach geſtaltet ſich auch die Bauausführung recht verſchiedenartig.

Die erſte Strecke führt von der Mündung in die Havel durch ſandiges mit reichem Waldſtande bedecktes Gebiet bis in die Gegend von Kleinmachnow. Die zweite Strecke von Kleinmachnow bis zum Ausgang des Bäketals bei Steglitz enthält zum größten Teil Lehmboden. In beiden Abſchnitten wird für das Kanalbett die vorhandene natürliche Rinne benutzt, die früher ein einziger langgeſtreckter See geweſen ſein muß und heute nur noch den Kleinmachnow-, Schönow- und Teltowſee enthält. Dieſe Rinne iſt durch Kalkſchlamm und Torfbildung verlandet und mit Vegetation bedeckt. Trotzdem die Kalkſchlamm- und Torfablagerungen ſich bis zu 17 Meter Tiefe erſtrecken, haben ſie ſich ſo wenig tragfähig erwieſen, daß die Einſchneidung des Kanalbettes großen Schwierigkeiten begegnete. Es mußte hier durch breite bis auf den feſten Untergrund geſchüttete Sanddämme geſichert werden: eine ſchwierige, koſtſpielige und gefährliche Arbeit, da der zur Durchſchüttung dieſer Leinpfaddämme erforderliche Sand herbeigeſchafft und der ausgetriebene Schlamm- und Moorboden weggeſchafft werden mußte.

Der Machnowſee erfährt durch den Kanal eine Abſenkung ſeines Spiegels um 55 Zentimeter, der Teltowſee, der nunmehr lediglich ein verbreitertes Kanalbecken bildet, eine ſolche um 3 Meter. Die Bäke geht von Großlichterfelde bis zur Mündung ganz in dem künſtlichen Waſſerwege auf.

Der dritte Kanalabſchnitt von Steglitz bis Britz erfordert die bedeutendſten Erdarbeiten, da hier einerſeits die Hochfläche des hügeligen Teltower Plateaus für das Kanalbett durchbrochen werden muß, anderſeits aber auch keſſelartige Einſenkungen in Geſtalt verſchlammter und vertiefter Pfuhle teilweiſe aufgefüllt werden mußten.

Die vierte Kanalſtrecke von Britz bis zur Mündung liegt im Spreetal, das in voller Breite mit mächtigen Sandmaſſen angefüllt iſt. Die oberen Schichten, die man als „Talſand" bezeichnet, ſind bis auf etwa 5 Meter feinkörnig, dann folgen grobkörnige bis grobkieſige Schichten. Da das Kanalbett durchweg im Talſande eingeſchnitten iſt, ſo konnten zu ſeiner Herſtellung die auf S. 455 dargeſtellten Trockenbagger Verwendung finden.

Um den Anforderungen der Großſchiffahrt zu entſprechen, erhält der Kanal eine Sohlenbreite von 20 Metern und eine Schiffahrtstiefe von $2^{1}/_{2}$ Metern in der Mitte und 2 Metern an den Seiten. Es können ſomit Schiffe von 1,75 Meter Tiefgang und bis zu 600 Tonnen Tragfähigkeit den Kanal befahren. Zu beiden Seiten der Fahrrinne verlaufen 2 Meter breite Leinpfade.

Nicht weniger als 8 Eiſenbahnen, 14 Chauſſeen ſowie 26 andre Wege und Straßen kreuzen den Kanal. Die Ueberführung erfolgt mittels 42 eiſerner und 6 maſſiver Brücken, deren Bauart dem Gelände und den Verkehrsverhältniſſen angepaßt wird. Die lichte Weite der Brücken beträgt größtenteils 36 Meter und die lichte Höhe über dem Höchſtwaſſerſtande 4 Meter. Der Schiffverkehr wird ſomit durch die Brücken in keiner Weiſe beeinträchtigt. Bei Kohlhaſenbrück, am Ausgange des Griebnitzſees, werden auf einer Kanallänge von nur 400 Metern 5 Brücken, darunter 3 Eiſenbahnbrücken, hergeſtellt.

Zur Ausgleichung des Höhenunterſchiedes von etwa $2^{3}/_{4}$ Metern zwiſchen der oberen Spree und der unteren Havel wird bei Kleinmachnow eine große Schleuſenanlage eingebaut; ſie vermittelt den Auf- und Abſtieg der Schiffe. Dieſe Schleuſe iſt das einzige Schiffahrtshindernis des Teltow-Kanals; bei der Durchfahrt durch Berlin haben dagegen jetzt die Schiffe die Eiſenbahnbrücken in Spandau und die Schleuſen in Charlottenburg und Berlin zu paſſieren. Die Schleuſenanlage, das wichtigſte Bauwerk des Kanals, beſteht aus zwei nebeneinander liegenden, durch eine 12 Meter breite Zwiſchenmauer — Mittelmauer — getrennten Kammern, die miteinander derart in Verbindung ſtehen, daß eine jede der andern als Sparbecken dient. Eine ſolche Anordnung bedingt, daß ſtets zu gleicher Zeit ein Schiff in der einen Kammer bergauf und eines in der andern bergab die Schleuſenanlage paſſiert. Die Abmeſſungen der Schleuſenkammern ſind derartige, daß ſie zwei nebeneinander gekuppelte große Finowkähne, die eine Geſamtbreite von 9,2 Metern aufweiſen, bequem aufnehmen können. Die Verbindung jeder Kammer mit dem Ober- und Unterwaſſer geſchieht durch ſogenannte Umläufe, die in den beiden Längsmauern untergebracht ſind. Von dieſen Umläufen zweigen auf jeder Kammerſeite neun Stück ab, ſo daß ſich das einſtrömende Waſſer auf deren ganze Länge verteilt und die Schiffe in ruhiger Bewegung hebt. Die Verbindung beider Kammern unter ſich erfolgt durch einen im oberen Teile der Schleuſenmauer liegenden Querkanal, der ſich an die ſeitlichen Umläufe anſchließt. Gegen das Ober- und Unterwaſſer werden die Schleuſenkammern durch Hubtore abgeſchloſſen. Damit der Kanal auch zur Abführung des Hochwaſſers der Spree nutzbar gemacht werden kann, erhielt die Schleuſenanlage zwiſchen beiden Kammern ein Freigerinne mit einer lichten Weite von 3,8 Metern, das den Durchlauf von 25 Kubikmetern Waſſer in der Sekunde geſtattet.

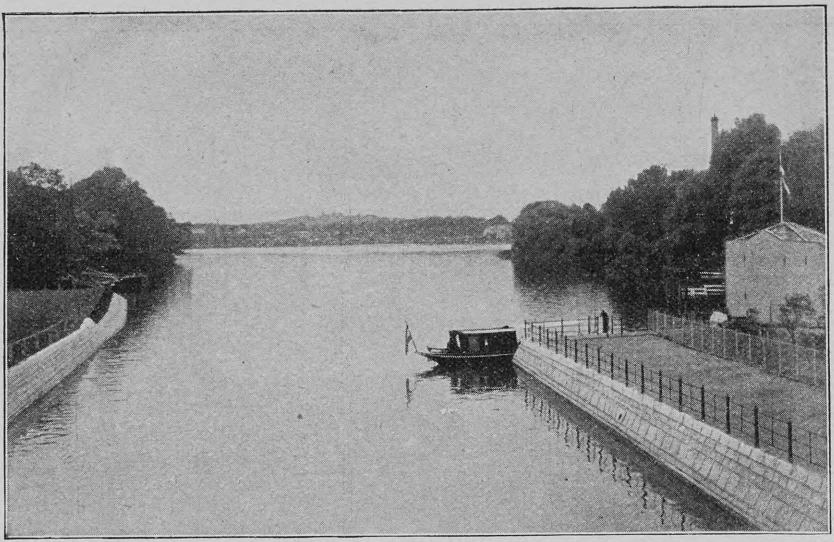
Die zahlreich vorgeſehenen Hafenanlagen und Ablagen dienen vorwiegend den örtlichen Verkehrsbedürfniſſen; ſie werden zumeiſt durch Verbreiterung des Kanalbettes gebildet. Größere geſchloſſene Hafenanlagen in Geſtalt von neben dem Kanal liegenden Hafenbecken erhalten die Hauptumſchlagsplätze Großlichterfelde, Steglitz, Tempelhof und Britz. Sie werden mit Dampf- und Handkranen ſowie mit allen ſonſtigen modernen Einrichtungen zur Erleichterung der Schiffahrt und des Ladegeſchäftes ausgerüſtet. Im Hafen von Großlichterfelde können z. B. zehn große Kähne von 65 Metern Länge und 8 Metern Breite gleichzeitig löſchen und laden, und außerdem noch vier Kähne in einer einſchiffigen Kanalverbreiterung liegen.

Die Hafeneinfahrt iſt bei den vier genannten Häfen ſo geſtaltet, daß die Kähne von beiden Richtungen nach dem Liegeplatz ein- und ebenſo in beliebiger Richtung wieder ausfahren können; zur Durchführung des Leinpfades ſind leichte Bogenbrücken vorgeſehen. Eiſenbahnanſchlüſſe werden in Teltow an die Anhalter- und die Magdeburger, in Tempelhof an die Mittenwalder und in Grünau an die Görlitzer Bahn hergeſtellt. Eine große Anzahl von Ablagen durch Verbreiterung des Kanals um eine oder zwei Schiffsbreiten werden auf Koſten induſtrieller Intereſſenten ausgeführt.

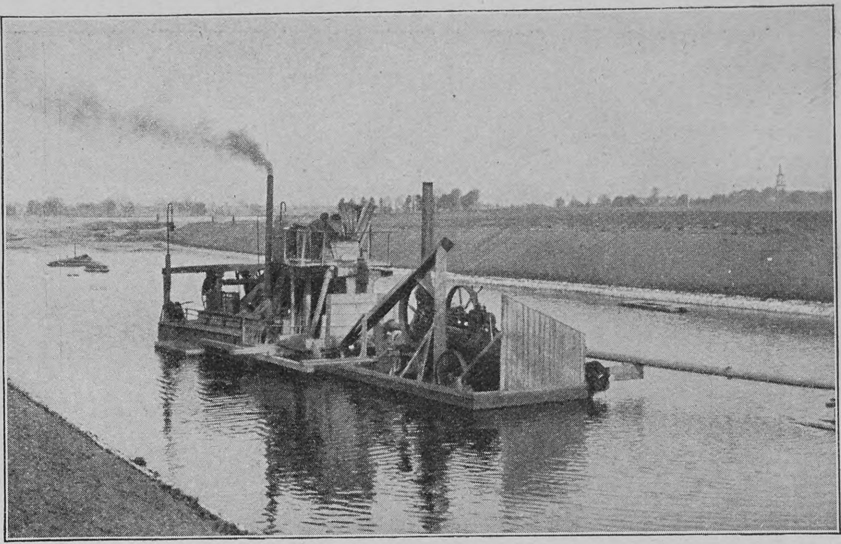
Der Kreis Teltow hat die Pflicht übernommen, den Kanalbetrieb einheitlich zu regeln. Dies iſt nur durch eine mechaniſche Treidelei mit feſten Fahrzeiten möglich. Vorausſichtlich wird der Treidelbetrieb auf elektriſchem Wege erfolgen und zu dieſem Zwecke auf beiden Leinpfaden des Kanals eine Bahn für die elektriſchen Schlepplokomotiven angelegt werden. Bei dem 1902 von dem Kreis Teltow und der bauausführenden Firma Haveſtadt & Contag für den elektriſchen Schiffszug erlaſſenen Preisausſchreiben haben die Siemens-Schuckert-Werke in Berlin den erſten Preis erhalten. Mit dem prämiierten Schleppſyſtem finden gegenwärtig praktiſche Verſuche auf einer anderthalb Kilometer langen fertigen Kanalſtrecke bei Kohlhaſenbrück ſtatt.

Zur Ueberwindung der Schwierigkeiten hat die elektriſche Schlepplokomotive eine eigenartige Bauart erhalten. Sie läuft mit ſechs durch zwei Elektromotoren angetriebenen Rädern auf Schienen längs des Treidelpfades und iſt derartig unſymmetriſch konſtruiert, daß ihr Hauptgewicht weit vom Angriffspunkte des Zugſeils entfernt liegt. Bei dieſer Anordnung iſt trotz des geringen Geſamtgewichts der Lokomotive von ſechs Tonnen ein Umkippen ſelbſt dann nicht zu befürchten, wenn das Zugſeil ſo hoch an der Lokomotive angreift, daß es über dicht am Ufer liegende Kähne hinweggeführt werden kann, ohne dieſe zu berühren. Bei der normalen Fahrt iſt der Treidelmaſt der Lokomotive niedergelegt; es liegt dann der Angriffspunkt des Zugſeiles nur etwa ein Meter über der Schienenoberkante. Stellt ſich ein Hindernis in den Weg, ſo richtet der Lokomotivführer durch einen einfachen Handgriff den Treidelmaſt auf, wodurch das Seil bis zu dreieinhalb Metern über die Schienenoberkante gehoben wird. Nach Paſſieren des Hinderniſſes wird der Treidelmaſt wieder niedergelegt. Durch ebenſo einfache Handgriffe kann der Lokomotivführer das Zugſeil auf einer Trommel auf- und abwickeln und dadurch beliebig den Abſtand zwiſchen Lokomotive und Schiff ohne Fahrtunterbrechung ändern, das Seil alſo ſpannen und lockern und bei Gefahr ganz fallen laſſen.

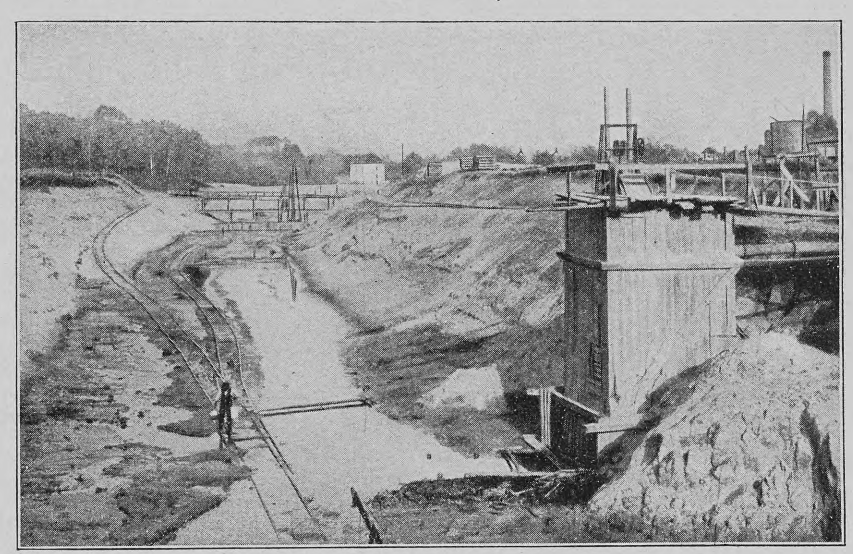
Durchgängig ergab ſich eine ſo geringe Waſſerbewegung beim Schleppen, daß die ſonſt ſehr koſtſpielige Inſtandhaltung der Kanalböſchungen und der Kanalſohle beim elektriſchen Treidelbetrieb auf dieſe Weiſe nur einen geringen Aufwand erfordern wird.



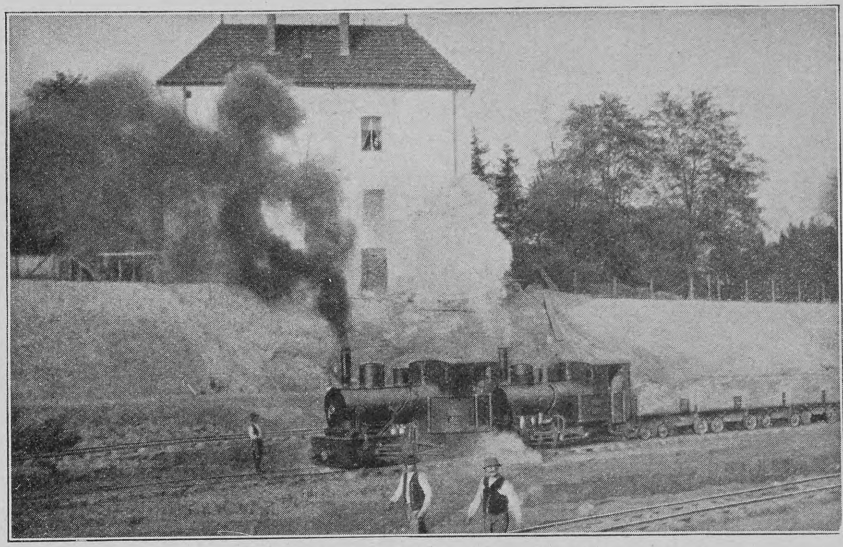
Mündung des Kanals in die Havel bei Klein-Glienicke



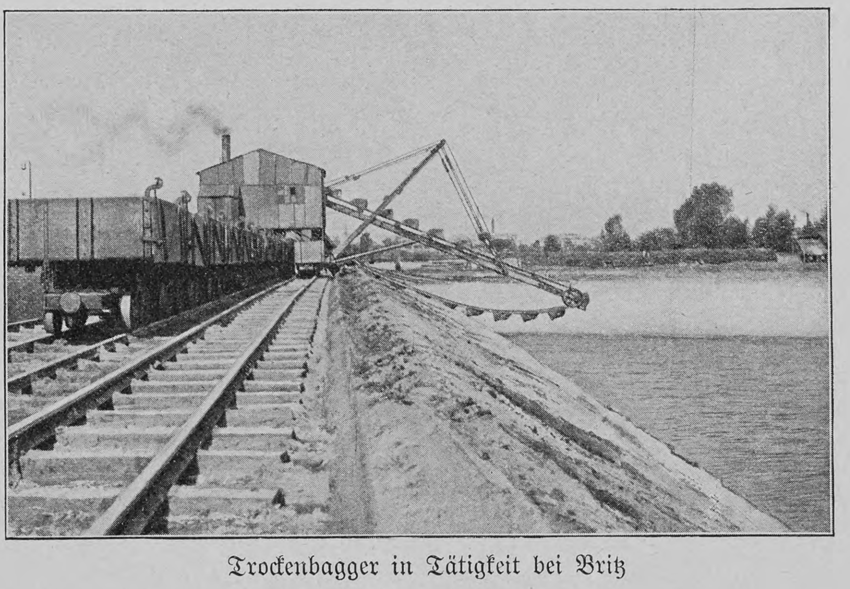
Ein Naßbagger in Tätigkeit im früheren Schönow-See



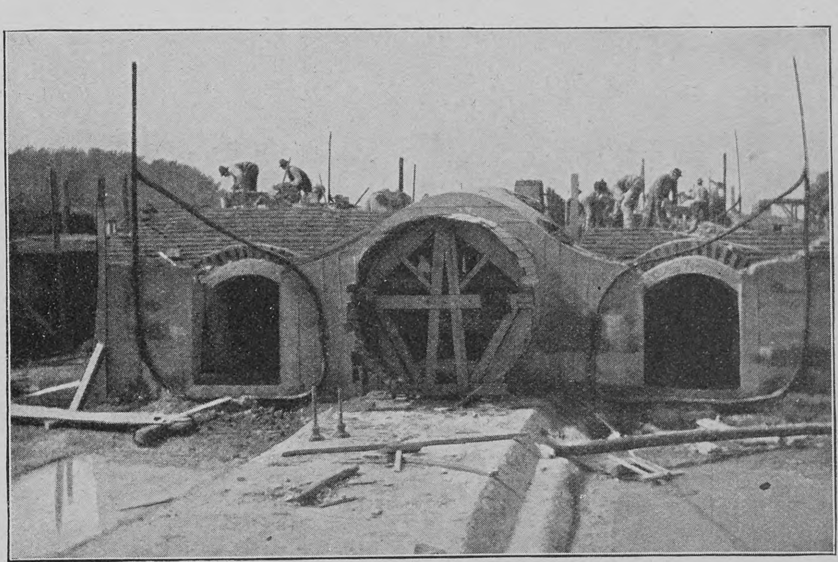
Ausſchachtung des Kanalbettes bei Steglitz



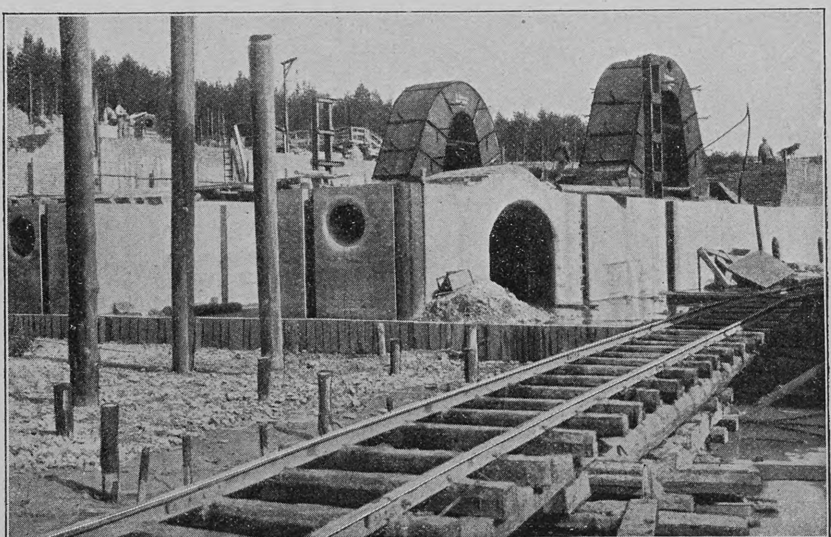
Erdtransport durch Lokomotiven im Kanalbett



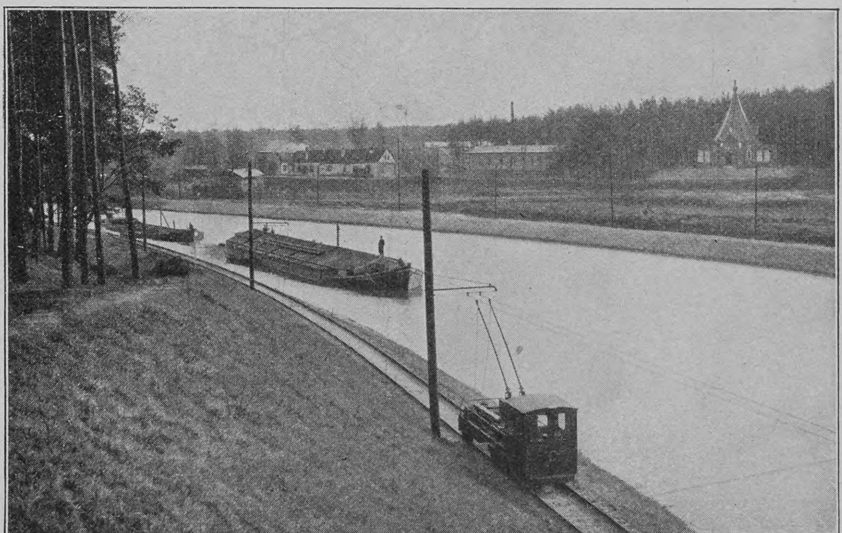
Trockenbagger in Tätigkeit bei Britz



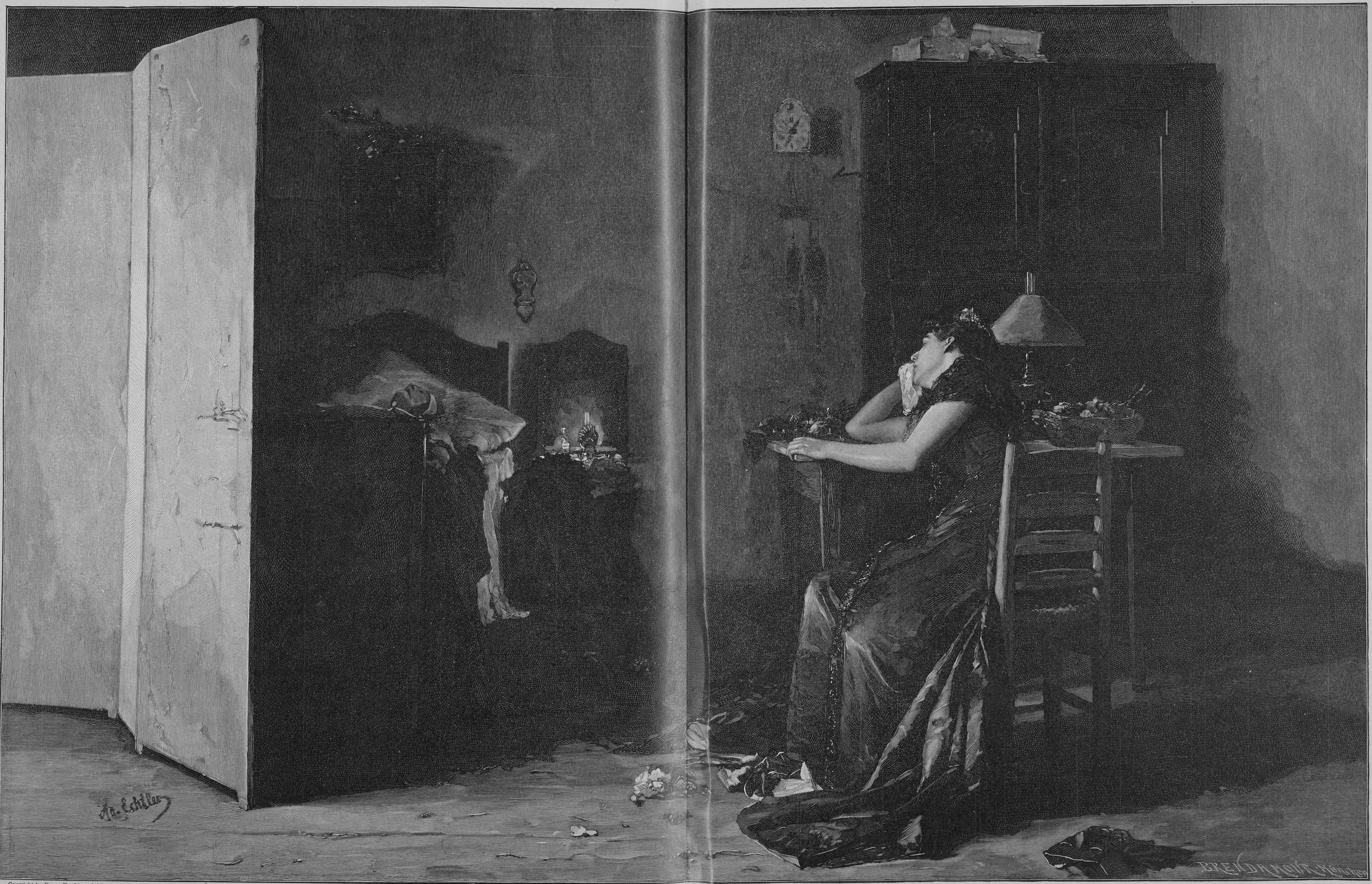
Die Kanalſchleuſe bei Klein-Machnow im Bau



Mittelmauer der Kanalſchleuſe mit den Waſſerumläufen



Elektriſche Treidelei auf der fertigen Kanalſtrecke


Ad. Echtler
BRENDAMOUR München

Copyright by Franz Hanfstaengl, München

Nach dem Maskenball. Nach dem Gemälde von Profeſſor Adolf Echtler

Bei der Lektüre der Morgenzeitungen

Das Tagewerk einer Pariſer Journaliſtin

(Hierzu 6 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Daß Damen ſich nicht nur der Literatur, ſondern ſpeziell auch dem Dienſte der Tagespreſſe widmen, iſt eine Erſcheinung, die faſt überall wahrzunehmen iſt. Hervorragende Erzählerinnen und Feuilletoniſtinnen hat faſt jedes Land aufzuweiſen, doch kommt es verhältnismäßig nur ſelten vor, daß weibliche Kräfte ſich an der journaliſtiſchen Arbeit im engeren Sinne beteiligen. Eine Ausnahme macht vielleicht nur Amerika, wo Damen in größerer Anzahl nicht nur regelmäßig an der Herſtellung von Tagesblättern mitarbeiten, ſondern auch das beſchwerliche und anſtrengende Amt des „Reporters“ auf ſich nehmen. Man darf mit dieſem Worte nur nicht den Begriff verbinden, der uns in Deutſchland dafür geläufig iſt. Der amerikaniſche Reporter nimmt nicht die untergeordnete Stellung des bloßen Sammlers der lokalen Tagesereigniſſe ein, ſondern er iſt ein Bruchteil des Geiſtes, der das Preßgetriebe in Spannung und Atem erhält. Ihm liegt es ob, das ganze große Gebiet des Tageslebens mit ſcharfem Blick zu durchdringen, wie im Fluge alle ſeine hervorragenden Erſcheinungen zu fixieren und womöglich Rechenſchaft von den ihnen zugrunde liegenden Urſachen zu geben. Neuerdings tauchen auch in der Pariſer Tagespreſſe derartige weibliche Reporter im höheren und beſſeren Sinne auf, und es iſt namentlich eine junge Dame, Mademoiſelle Marie Laparcerie, die augenblicklich in dieſer Hinſicht viel von ſich reden macht. Sie iſt eine geſchätzte Mitarbeiterin vor allem der „Preſſe“, dann aber auch des „Gil Blas“, der illuſtrierten Frauenzeitſchrift „Femina“ und der „Nouvelle Revue“. Sie hat kürzlich in einem lebendig und geiſtvoll geſchriebenen Artikel geſchildert, wie das Tagewerk eines weiblichen Journaliſten verläuft, und es ſei ihrer Darſtellung das Folgende entnommen:

„Halb acht! Ich ſpringe mit gleichen Füßen aus dem Bett; es iſt noch ſtockfinſter und eiskalt... brrr... Da ſoll man früh aufſtehen, wenn man bis ein Uhr nachts einer Generalprobe im Theater hat anwohnen müſſen... Pah! Jeder Stand hat ſeine Plagen; ich werde morgen etwas länger ſchlafen, das heißt, wenn ich Zeit dazu habe, denn unſer Leben iſt nichts als fieberhafte Haſt und Aufregung. Heute bin ich ganz beſonders ſtark in Anſpruch genommen, und ich habe keine Zeit zu verlieren... Raſch einen Blick in die Zeitungen... Zeitungen zu leſen, iſt das erſte, was ein Journaliſt nach ſeinem Erwachen zu tun hat. Sehen wir zu, „Theater und Konzerte“... Schön! Morgen noch einmal eine Generalprobe... Senſationsnachricht der erſten Seite: „Entführung einer Prinzeſſin“... Schade, daß man nicht da hingehen kann, um zu interviewen... Sieh da, „Eine pikante Enthüllung“... wetten wir, daß ich keine Zeit finden werde, ſie zu leſen... Da kommt aber etwas, das mich intereſſiert: „Agentur Maſchens... Drei Stunden genügen, um ſingen zu lernen; für Engagement wird garantiert.“

Schneiden wir uns dieſe Annonce aus... Wie mag es wohl auf dieſer Agentur zugehen? Bevor es Abend iſt, wird dieſe Sorge mich nicht mehr plagen...

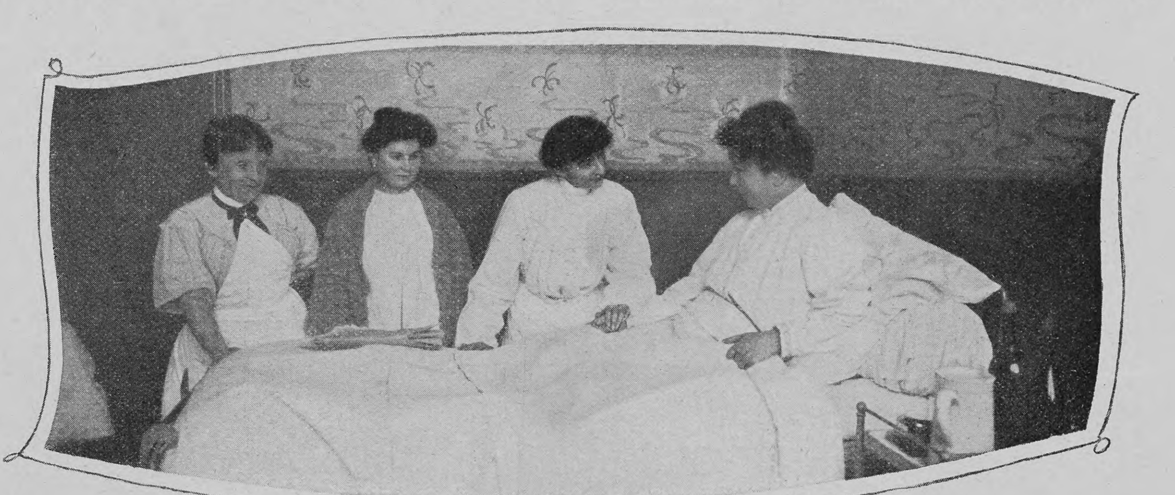
Mein Gott, ſchon halb neun, und um neun Uhr ſoll ich im Hoſpital Pascal ſein, um eine kleine Akrobatin zu interviewen, die dort in Pflege liegt. Raſch, Hut und Mantel... aha, einen Bleiſtift, bald hätte ich meinen Bleiſtift vergeſſen. Was ſollte wohl ein Reporter bedeuten ohne Bleiſtift! Nun fort! „Fahren Sie zu, Kutſcher!“ Während der Fiaker dahinrollt, ſetze ich die Lektüre der Zeitungen fort. Ein plötzlicher Ruck, und die Pferde ſtehen; ich befinde mich vor dem Hoſpital. Ich ſpringe aus dem Wagen und trete durch den großen Torweg ein.

„Wohin wollen Sie, Fräulein? Heute iſt kein Beſuchstag.“

Man hatte mir geſagt, ich ſolle nur keck ſein; ich antworte daher ohne langes Beſinnen: „Ich bin Studentin.“ — „Dann gehen Sie nur durch.“

Mit derſelben Keckheit dringe ich in den Saal des Klinikers Alphonſe Guérin vor, der ganz mit kleinen weißen Betten beſetzt iſt; ich durchſchreite ihn der ganzen Länge nach, von den neugierigen Blicken der Kranken verfolgt. Das heißt, ich bilde mir das letztere nur ein, da meine Augen ganz davon in Anſpruch genommen ſind, die Nummern von den einzelnen Betten abzuleſen: 3, 4, 6, 7, 8.. halt, ich bin zur Stelle; ich neige mich zu der Kranken, und nachdem wir unſern Gruß ausgetauſcht, beginnen wir zu plaudern. Ich frage ſie über ihren Beruf aus, über ihre Lage Aber, wird man ſagen, ich habe mir Zeit und Ort zu meinem Geſchäft ſehr ſchlecht ausgewählt. Durchaus nicht. Ein Hoſpitalbett, das iſt ſehr maleriſch und wird meiner Unterſuchung über die „Pariſerin“ einen ganz eigenartigen Reiz verleihen.

Die Journaliſtin ſingt Probe



Die Journaliſtin, als Studentin verkleidet, in einem Krankenhaus

Die Journaliſtin macht Studien unter den Modiſtinnen der Rue de la Paix

Nachdem ich die Kranke verlaſſen, irre ich abſichtlich wie ziel- und planlos in den Gängen des Hoſpitals umher; überall befinden ſich Aufſchriften in großen Lettern an den Wänden; ſie lauten alle: „Zu Pozzi.“ Plötzlich leſe ich über einer kleinen Tür das Wort „Operationsſaal“. Ganz erregt bleibe ich ſtehen, von dem Gedanken erfüllt, daß ſich hinter dieſer Tür vielleicht ein Drama abſpielt. Die Tür öffnet ſich; eine Studentin in weißer Bluſe erſcheint; wie wäre es, wenn ich mich an ſie wendete, ich könnte vielleicht aus ihr etwas über das Leben der Pariſer Studentin herausbringen.

Wie es kam, daß ſie mir nach einem kurzen Geſpräch den Vorſchlag machte, ich ſolle mich mit ihr in den Operationsſaal begeben, weiß ich nicht mehr... Von Neugierde getrieben, ſage ich zu: „Ja, bringen Sie mich hin!“ Aber eine furchtbare Angſt befällt mich... werde ich die Kraft haben, einer Operation beizuwohnen?... „Sie müſſen zunächſt den dazu erforderlichen Anzug anlegen!“ Damit nötigt ſie mich in eine Bluſe hinein, wie ſie ſelbſt eine trägt. Mein Herz ſchlägt mir bis zum Zerſpringen ..wir machen uns auf den Weg... meine Knie zittern... Wir ſtehen vor der Tür; unwillkürlich halte ich den Atem an, und langſam, auf den Zehenſpitzen, als ob ich Angſt hätte, ich könnte eine Schlafende aufwecken, ſchreite ich in den Operationsſaal hinein.

Ein fader Geruch in laulicher Atmoſphäre wirft ſich mir auf die Bruſt und greift mir die Nerven an. Auf einem ſchräg geneigten Tiſch liegt eine Frau. Es legt ſich mir ſchon wie ein trüber Schleier vor die Augen, und doch gewahre ich unklar, daß überall mit Pinzetten hantiert wird. Die Hände in Kautſchukhandſchuhen, reicht ein Aſſiſtent dem berühmten Operateur die Inſtrumente dar,

Das Interview

Scharpie und Wattetampons ... Alles beginnt ſich um mich her zu drehen ... Ich lehne mich gegen die Wand, um nicht umzufallen ... die Studentin ſchiebt ihren Arm unter den meinigen und führt mich hinaus, wo die friſche Luft mich bald wieder zu mir ſelbſt bringt.

Zehn Uhr. Ich ſtehe vor dem Bureau meines Verlegers Bailly ... eines meiner Verleger, wie ich eigentlich ſagen müßte, denn „Gil Blas“, „Femina“ und die „Nouvelle Revue“ zählen mich gleichfalls zu ihren ſtändigen Mitarbeiterinnen; da aber die „Preſſe“ ſich meiner angenommen hat, als ich noch ganz in den Anfängen des Journalismus ſteckte, iſt der liebenswürdige Herausgeber der „Preſſe“ für mich ſtets — und viel ausſchließlicher als die andern — „mein Verleger“. Mit zwei Worten kläre ich ihn über das Ergebnis meines Streifzugs auf, und indem ich ihn verlaſſe, lege ich mir in meinem Kopfe ſchon den Bericht, den ich darüber verfaſſen werde, zurecht.

Elf Uhr. Ich befinde mich in dem Atelier der Modiſtin Felix in der Rue de la Paix ... Durch eine Liſt iſt es mir gelungen, mich dort als Arbeiterin einführen zu laſſen. Man hat keine Ahnung davon, wer ich bin; man plaudert, ich beteilige mich an dem allgemeinen Geſpräch und ſtelle hier und da eine Frage. Ich hätte gern von den kleinen Arbeiterinnen etwas über ihr Lebenselend, über die Anforderungen ihrer Dienſtherrinnen, über die Strenge der Disziplin herausgebracht ... Aber ich ſollte damit kein Glück haben. Das Haus iſt gut, man verdient dort ausreichend, was man zum Leben braucht, und es wird mit Luſt gearbeitet.

Nachdem ich raſch etwas gefrühſtückt, eile ich zu dem Fürſten Kaſtrioti, dieſer ſo intereſſanten und in Paris bekannten Perſönlichkeit, die ich gelegentlich der in Mazedonien vorgekommenen Greueltaten über die Lage der Frauen in Albanien interviewen ſoll und die mich in der liebenswürdigſten Weiſe empfängt. Und dann im Fluge zu der Agentur Maſchens, zu der hinzugehen ich dieſen Morgen beſchloſſen hatte.

Ich ſteige fünf Treppen empor und wende mich nach rechts, ich trete ohne Anklopfen ein und befinde mich in einem Raume, in dem, um ein Piano geſchart, junge Mädchen ein Liedchen ſingen, zu dem ein Klavierſpieler die Begleitung ſpielt. Dieſe Damen ſingen alle zugleich, mehr oder minder richtig, mehr oder minder ſcharf, ſo gut es geht, dem Takte folgend, den Herr Maſchens, der Inhaber des Etabliſſements, ihnen vorſchlägt, indem er ihnen zugleich die anzubringenden Nuancen angibt. Die Lektion iſt in vollem Gange; ich mache mir das zunutze, um mich an eine der Schülerinnen heranzumachen und die eine oder andre von ihnen zum Reden zu bringen ... und ich erfahre, daß die Agentur, indem ſie dieſen Unglücklichen durch das Verſprechen eines Engagements in der Provinz die Augen verblendet, ſie ſchamlos ausbeutet und ſie ſchließlich dem Hunger und dem Elend entgegentreibt ... Aber plötzlich fährt Herr Maſchens mich an: „Was wollen Sie denn hier?“ — „Ich will ſingen lernen.“ — „Dann laſſen Sie mich ihre Stimme einmal probieren.“

Ganz erregt lege ich los: „Zwanzig Lenze zählt' ich kaum“, „Im wunderſchönen Monat Mai“, „Das iſt des Lebens Plag' und Müh'“.

„Das geht ja ſehr gut ... kommen Sie nur alle Tage in die Stunde von drei bis fünf Uhr.“

Begierig, der Sache ein Ende zu machen, ſuche ich nach einem Vorwande, mich ſo bald wie möglich zu entfernen.

„Ich wünſche ſofort ein Engagement.“ — „Unmöglich.“ — „Dann bedaure ich ſehr, aber ich werde Sie nicht mehr bemühen.“

Und drei bis fünf Treppenſtufen auf einmal nehmend, ſtürze ich die fünf Etagen des Hauſes hinab.

Neun Uhr ... Ich befinde mich im Chatelet, wo ich dieſen Abend bei einer Probe ſtatieren will, um mich ein wenig mit den Sitten der Figurantinnen vertraut zu machen.

Ich höre eine Stimme, die ruft:

„Die Tänzerinnen, die Tempelwächterinnen und die indiſchen Weiber auf die Bühne!“

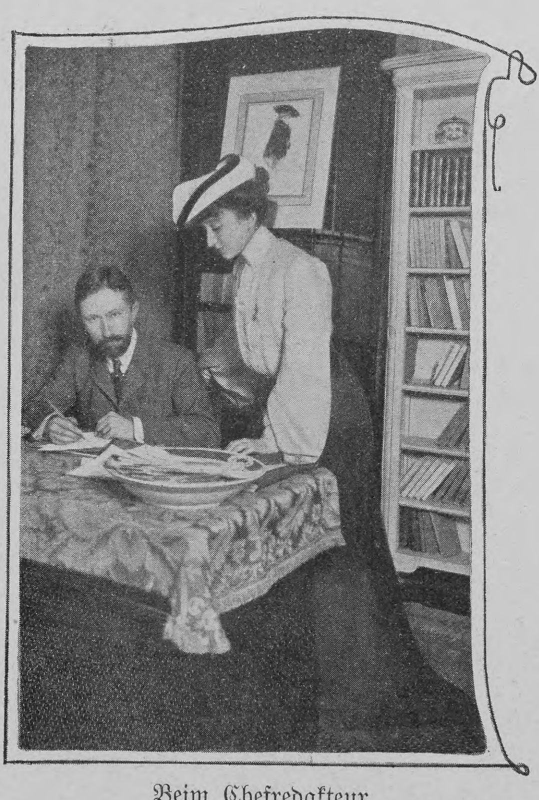
Ich frage: „Und ich, was ſoll ich denn tun?“

„Sie ſollen eine Statue machen!“

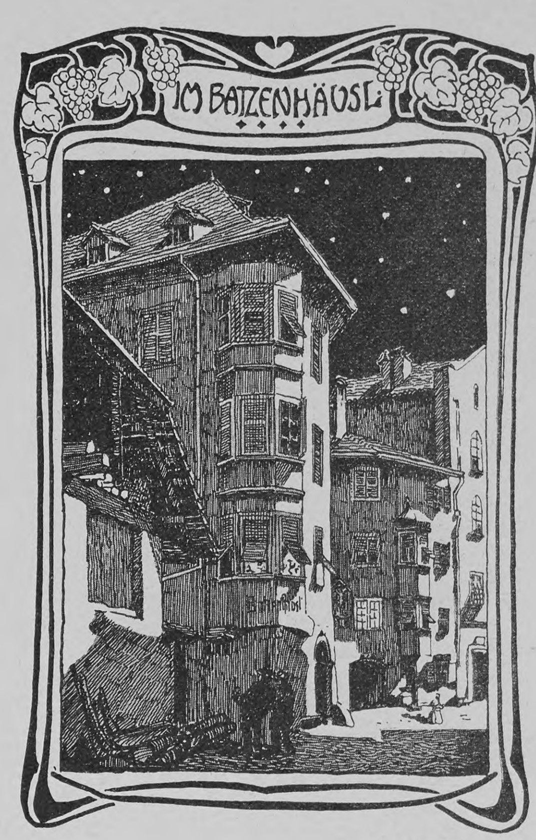
Eine Statue! Und ich hatte davon geträumt, mit Blumen und Schleiern in den Händen zu tanzen.

Eins, zwei, drei, vier ... Das Klavier ſpielt ... Tänzerinnen und Figurantinnen ſetzen ſich in Bewegung. Sie ſchreiten anmutsvoll dahin, graziös lächelnd, reizvoll in jeder Bewegung ... Da fühlte ich mich mächtig von Mitleid ergriffen, und wie ich ſie jetzt in ſo hübſchem Wirbel ſich drehen ſehe, finde ich ſie faſt alle ſchön! Aber mir iſt nicht gut zumute, und es kommt etwas wie Angſt über mich ... ich benutze einen Augenblick, wo niemand mich ſieht, und verlaſſe das Chatelet; ich drücke mich eiligſt an der Conciergeloge vorbei, verwirrt und erregt, als ob ich etwas Unrechtes begangen hätte, und ich atme endlich erſt wieder auf, als ich mich in meiner Wohnung finde, inmitten von Weſen und Gegenſtänden, die mir vertraut ſind.“ — — —

Es iſt ein ſtürmiſch bewegtes Bild, das Marie Laparcerie von ihrem Tagewerk entwirft. Nicht alle Tage mögen ſo turbulent ſein, und daß gerade die Pariſer Journaliſtinnen neben ihrem Beruf noch Zeit fanden, die Geſelligkeit zu pflegen, davon konnte man ſich leicht überzeugen, als die leider jetzt entſchlafene Frauenzeitung „La Fronde“ noch ihren kleinen, geſchmackvollen Salon zu einem gemütlichen Teeſtündchen öffnete. In andern Städten ſind die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Tagespreſſe weſentlich verſchieden. Nicht überall herrſcht der Journaliſt ſo unumſchränkt wie an der Seine, wo die Mehrzahl der Miniſter als Zeitungsſchreiber ihre politiſche Laufbahn begannen. Jedenfalls hat die moderne Frau in ihrem zielbewußten Kampf um die Erlangung der Gleichberechtigung im Erwerb neben dem Manne ſchon heute in Frankreich, England und Amerika einen Teil der Tagespreſſe erobert. In Deutſchland merkt man von der Mitarbeiterſchaft der Frauen nicht ſo viel, weil die allgemeine Anonymität die Autoren der einzelnen Aufſätze nicht erkennen läßt. Wir ſtehen hier aber ebenfalls im Anfang einer Bewegung von weittragender Bedeutung.



Beim Chefredakteur



W. Strich-Chapell gez.

So ſteh' ich denn zum andernmal
An der vertrauten Stelle!
Des Abendlichts beſchwipſter Strahl
Tanzt taumelnd um die Schwelle,
Gedämpft vom blauen Nebelmeer
Unzähliger Zigarren
Geht Luſt und Schwatzen hin und her
Der Weiſen und der Narren.

Manch trunkfeſt biederer Kumpan
Blinzt von der Wand hernieder;
Mit blauem Fürtuch angetan
Und wohlverſchnürtem Mieder
Bringt Meiſter Trebos Töchterlein
Den Ehrentrunk getragen,
Und weiß zum Magdalenerwein
Manch gutes Wort zu ſagen.

Rings löſt der Wein die Zungen ſacht
Und weckt in Herzenstiefen
Gefühle, die, ſo klug bewacht,
So feſt darinnen ſchliefen.
Es wiegt ſich auf des Glaſes Rand
Der Jugend ſüße Dirne,
Spitzbübiſch löſt ſie Band um Band
Von der Philiſterſtirne.

Mir iſt, als höb' ein Flüſtern ſich
Im Winkel der Poeten,
Zu dem ich nun beſcheidentlich,
Wie ſich's gebührt, getreten.
Als tät' ſich's auf geſchnitztem Sitz
Behaglich dehnend regen,
Als flöge um mein Haupt der Witz
Beſäuſelter Kollegen.

Ich neige mich der edeln Zunft
Mit hingegebnen Mienen,
In lyriſch froher Unvernunft
Dem Augenblick zu dienen —
O Jugend, pries dich mancher Mund
Beredter als der meine:
So närriſch liebt von Herzensgrund,
So zärtlich liebt dich keine!

Anna Ritter

Meditza und Mledina

Morlakkiſches Sittenbild

von

S. Barinkay

Ein Roſenhain ſcheint der weſtliche Himmel; in Maſſen liegt der Purpur hingelagert an den Rand; roſige Girlanden zweigen ſich davon ab und ziehen ſich graziös über das dunkelnde Firmament, das in ſeinen Farben einem mächtigen matten Opal gleicht. Leiſe hört man das Meer rauſchen.

Die Morlakkenmädchen wandern armverſchlungen durch die Weingärten. Süßer Duft ſteigt aus dieſen; es iſt die Blume des Weins, die jetzt ſchon in den heranſchwellenden Trauben reift. Fernher vom Gebirge vernimmt man das Geheul eines hungrigen Schakals, der die anrückende Nacht begrüßt.

Meditza und ihre Freundinnen ſind nicht ſangesluſtig. Jene hat ihr ſonnverbranntes, von einer wilden Schönheit belebtes Geſicht geſenkt und flüſtert und wiſpert emſig auf die an ihren beiden Armen hängenden Mädchen ein. Ihre Mutter hat heute vom Vater Schläge erhalten. Damit bedenkt jeder Morlakke ſein Weib beizeiten. Aber hier waren ſie völlig ungerecht und zu wuchtig geweſen. Die darob erbitterte und gereizte Frau gab in ihrem Zorn der heranwachſenden Tochter alle Myſterien, Nachteile und Laſten der Ehe preis. Sie ſtellte ihr eine Heirat mit einem Einheimiſchen als abſchreckend hin, der jede andre Lebensſituation vorzuziehen ſei. Mit gierigen Ohren horchen die Mädchen.

„Ja, ja, ein morlakkiſches Weib iſt das Aermſte, was der Erdboden trägt!“ fährt Meditza in wichtigem Tone fort. „Es iſt die Magd des Mannes, und nicht umſonſt muß es ihn ‚Herrn‘ nennen! Es muß arbeiten ſchlimmer als ein Tier, denn dieſem gönnt man Raſt, um es lange zu erhalten. Der ‚Herr‘ aber ſchmauſt und zecht, raucht und ſingt, faulenzt und verachtet das bedauernswerte Geſchöpf, das ihm eigen ſein muß mit Leib und Seele!“

„Aber er liebt es doch auch,“ wendet Mledina mit ſcheuem Flüſtern ein.

„Nun ja, wenn er halb betrunken iſt.“

„Es gibt Ausnahmen.“

„So wenig als eine Feige auf einem Olivenbaum wächſt. Die Mutter ſagt's, und ſie hat recht. Weiß ſie es ja nicht nur von ſich, auch von den andern Weibern. Schaut ſie alle an, wie ſie ausſehen! Die Geſichter furchendurchzogen, die Haare zerzauſt und verwildert, verwahrloſt, abgehetzt von der harten Arbeit und Knechtſchaft, ſtumpfſinnig geworden, häßlich von den vielen Kindern, der ſchlechten Behandlung, der Freudloſigkeit. Sie haben keinen ſchönen Tag mehr nach der Hochzeit. Ich weiche einem ſolchen Schickſal weit aus. Dumpf lag's mir ſchon immer im Sinn, — jetzt tu' ich's gewiß. Ich geh' nach der Stadt und vermiete mich in einen Laden oder anderswo hin. Dort iſt ein andres Leben! Mutter ſagt's, und ich ſelbſt hab's einmal geſehen. Der Glanz und die Pracht und die Luſtigkeit überall! Die ſchönen, hohen Häuſer, die glänzenden Fenſter voll freundlicher Blumen, das fröhliche Treiben in den Straßen! Und die Frauen lachen und ſchäkern wie bei uns nur die jungen Mädchen, ſchmücken ſich und ſind tauſendmal ſchöner als wir, denn ſie pflegen ſich, arbeiten nicht ſchwer und laſſen ſich's gut ſein. Und die Männer ehren ſie, als ob ſie Königinnen wären, ſprechen ſanft, ja zärtlich mit ihnen, lächeln freundlich ſie an! O, das iſt eine andre, iſt eine himmliſche Welt! . . . Vielleicht bekomm' auch ich einen Mann in der Stadt, und wenn nicht, dann genieße ich doch das ſchöne Leben dort! Ich geh' hin! Ich tu's! Tu's ganz gewiß! Geht keine von euch mit?

Das Mädchen zur Linken ruft heftig: „Ich, Meditza! Ich bin dabei! Das erbärmliche Leben meiner Mutter hat mir ſchon manchen Schauder verurſacht! Doch dacht' ich über weiteres nicht nach. Aber nun ſchüttelt's mich bei dem Gedanken, ein morlakkiſch Eheweib zu werden. Ich geh', heimlich, wenn es ſein muß!“

„Und du, Mledina?“

Die Nacht hat mit ſüdlicher Behendigkeit die ſchwarzen Schleier über die Gegend geworfen. Sterne funkeln am Himmel; der Mond hängt am Rande wie eine rieſige flammende Orange. Noch gibt er kein Licht; das Erbleichen und Erröten Mledinas, das Preſſen ihrer Lippen und Flimmern ihrer Augen kann man nicht ſehen. Doch ihre Stimme zittert, als ſie ſpricht, nachdem die Frage noch einmal geſtellt wurde: „Ich bleibe in der Heimat! Meine Mutter iſt Witwe und braucht mich!“

Eine Weile Schweigen, dann helles Gelächter.

„Die Mutter, die dich in der Heimat hält, kennen wir! Hat Ringellocken, einen pechſchwarzen Bart über den korallfarbenen Lippen und heißt — heißt —“

Eine Hand legt ſich wild auf Meditzas Mund. Aber die Worte brechen doch durch die zuckenden Finger. „— heißt — Svano — Svano! Meinſt wohl, ich hab' vergeſſen, wie du ſchon vor Jahr und Tag behaupteteſt, er ſei der ſchönſte Burſche des Dorfes?! Meinſt, ich hab' nicht geſehen, daß deine Lippen beben, wenn ſie von ihm ſprechen, daß in deine Wangen die Flammen ſteigen, wenn andre von ihm reden, und deine Blicke ihm nachlaufen wie Küchlein der Henne! Wirſt wohl nicht Ruhe haben, bis er deine Sehnſucht totſchlägt mit ſeiner brutalen Zärtlichkeit, bis du ſeine Magd biſt und die Reſte ſeiner Mahlzeit genießeſt, ſein Arbeitseſel, der bald an keine Schönheit und Liebe mehr denkt, der für einen anſpruchsvollen Mann und eine Herde kreiſchender Kinder ſich halbtot rackern muß! Mit einem Wort: ſein Weib, von dem er nie ſpricht, ohne das verächtliche ‚da prostite‘*) voranzuſchicken! Törin, komm mit zur Stadt! Dort bewahrſt du deine Anmut, führſt ein leichtes Leben und biſt glücklich!“

Längſt iſt die Hand von Meditzas Mund gewichen. Stumm und wie gehetzt flieht Mledina von den Mädchen weg und verſchwindet zwiſchen den Weinbergen. Hinter ihr drein tönt ſpöttiſches Lachen. — —

Bald darauf ſind Meditza und die andre bei Nacht und Nebel davongegangen, ſehr zum Verdruſſe ihrer Väter, die allerdings in ihnen die Arbeiterinnen mehr vermiſſen als die Töchter. Die Mutter Meditzas triumphiert, obgleich nun die Mühen ihre Schultern doppelt drücken werden.

„Das Mädchen will mehr werden als das Haustier eines rohen Morlakken. Sie will glücklich werden und ſie wird es!“ ſagt ſie und erträgt mit Gleichmut die Fauſtſchläge ihres Mannes.

Um dieſe Zeit kommt der Vater Svanos mit zwei Freunden vor das Haus von Mledinas Mutter. Das Mädchen weiß, was das zu bedeuten hat, und flüchtet pochenden Herzens in ihre Kammer.

Viermal klopft er an die Haustür, dann erſt wird ihm aufgetan. „Guten Tag, Hauswirt,“ begrüßen die Gekommenen den Oheim Mledinas, der an dieſem Tage Vaterſtelle bei ihr vertritt. „Gott gebe Gutes,“ antwortet der und geleitet die Gäſte ins Haus.

Nun folgt ein Geſpräch, in dem die beiden Männer die Eigenſchaften der Kinder ins beſte Licht ſetzen, ihre Vorzüge preiſen und endlich über Ausſtattung und Mitgift einig werden. Alles geht vortrefflich, denn Svanos Vater iſt, gedrängt von ſeinem Sohn, aufs äußerſte entgegenkommend.

Dann wird Mledina gerufen. Im rotgeſtickten Feſtkleide erſcheint ſie, blaß vor Erregung, denn ihre innigſten Wünſche gehen der Erfüllung zu. Demütig neigt ſie ſich nach Brauch und Sitte. Der werbende Vater reicht ihr einen Apfel hin, in dem ein Oelzweig ſteckt und mehrere Münzen verborgen ſind. Nach unten hängt ein Ring, der ſie binden ſoll für Leben und Ewigkeit. Er hält ihr eine Rede, in der er davon ſpricht, daß er da ſei, um für ſeinen Sohn, für einen Helden, zu freien. Ihre Eltern hätten eingeſtimmt, nun möge auch ſie „ja“ ſagen, indem ſie den Apfel hinnehme.

In Mledina freilich jauchzt ein tauſendfaches „Ja!“ Aber erſt hat ſie ausweichend zu antworten, daß ſie der hohen Ehre nicht wert ſei, daß ihre Schönheit zu gering ſei u. ſ. w. Endlich nimmt ſie doch den Apfel, nimmt ihn mit zitternden Händen, und küßt den Vater des Mannes, der in dieſem Augenblick ihr Verlobter wurde. Entzückt faßt ſie jener, dreht ſie dreimal um ſich herum und ſtürzt dann haſtig vor das Haus. Zum Zeichen, daß die Werbung zu einem guten Ende gelangt iſt, gibt er aus ſeiner Piſtole, die er allzeit im Gürtel trägt, einen Schuß ab. Svano hat mit Spannung und fiebernder Unruhe darauf gewartet. Jetzt weiß er, daß er eine Braut hat, das Mädchen, nach dem ihm ſchon ſeit langem der Sinn ſtand.

*

Drei Jahre ſind vergangen. Von den beiden Durchgängerinnen hat man im Dorfe nicht mehr viel gehört. Nach Hauſe kamen ſie niemals. Ritt einer bisweilen in Geſchäften zur Stadt, brachte er hie und da die Nachricht mit, daß er dieſe oder jene geſehen, geputzt wie eine Städterin, in fröhlicher Geſellſchaft, ſtrahlend und lachend und hochmütig an ihm vorbeiblickend.

Nach dieſer Zeit aber dringt die Kunde nach Hauſe, daß Meditza zu heiraten gedenke. Einen ſteinreichen Mann. Sie wird eine gnädige Frau werden und in Gold und Wohlleben ſchwimmen. Nach der Hochzeit will ſie ſich im Dorf ſehen laſſen, doch es bleibt beim Verſprechen. Sie macht mit ihrem Gatten eine Reiſe über die Adria nach Italien.

Nach wenigen Jahren aber kommt ſie einmal heim. Die Mutter iſt krank und hat Sehnſucht nach der Tochter.

In Seide und Samt, nach allen Seiten Geſchenke mit vollen Händen verteilend, erſcheint ſie wie eine Feenkönigin, auch ebenſo ſchön. Die armen, häßlichen Morlakkenweiber ſtaunen ſie wie ein Wunder an. Freilich, ſie hat keine Kinder, aber immerhin —

„Und ihr Mann iſt ja ſchier ſo alt wie ihr Vater. Iſt grau wie ein Spatz. Tut's nimmer lang, dann braucht er einen Stock. Darum bringt ſie ihn wohl nicht her. Mein Marko (oder mein Janko) hat ihn kürzlich in der Stadt an ihrer Seite bemerkt,“ flüſtern ſpöttiſch und hämiſch diejenigen unter den Frauen, die ihr nicht hold geſinnt ſind aus Neid oder einem andern Grunde.

Meditza beſucht auch Svanos Frau, ihre Jugendfreundin Mledina: „Will doch ſchauen, wie es um ſie ſteht!“

Im vollen Staate, hocherhobenen Hauptes und ſtolzen Ganges macht ſie ſich auf den Weg. Am Ende des Dorfes iſt Svanos kleines Steinhäuschen, das nicht ganz ſo ſchmutzig iſt, wie die der Nachbarn.

Als Meditza in die Nähe gelangt, reitet Svano eben auf ſeinem Maultier fort. Wie ſchlank und hochgewachſen ſitzt er oben! Die ſcharlachfarbene Mütze leuchtet über den Ringellocken, unter dem pechſchwarzen Bart blühen die roten Lippen, blitzen die weißen Zähne, als er ihr lächelnd zuwinkt.

Ein ſchöner, friſcher, jugendlich-kräftiger Mann! Ueber Meditzas Herz läuft ein Zucken. Sie beißt die Zähne zuſammen. ‚Aber ſie!‘ denkt ſie, ‚ſie wird doch elend ſein!‘

Im Wohnraum findet ſie Mledina zwiſchen Kindern, Ziegen, Lämmern und jungen Schweinen, mitten unter den verſchiedenen Lebeweſen mit feuchter Stirn arbeitend.

Wohin iſt in dieſen kurzen Jahren Mledinas Anmut entſchwunden? Wie gealtert ſieht ſie aus! Wie welk ſchon in der Jugendblüte! Wie nachläſſig iſt ihr Anzug! Unter dem weißen Kopftuch quellen die Haare in ſtruppigen Strähnen vor, die Geſichtshaut iſt farblos, ſchlaff und matt. Nur der Mund iſt heiter und die Augen leuchten wie Lichter.

Beim Anblick der ſchönen, vornehmen Erſcheinung überfällt Mledina heftige Verlegenheit. „Gnädige Frau!“ ſtammelt ſie.

„Laß das! Meditza heiß' ich für dich! Ich bin gekommen, um zu erforſchen, ob du glücklich biſt?“

„Aber recht glücklich!“

„Sind die Kinder alle dein?“ fragt ſie mit leichtem, zweifelndem Lächeln weiter und muſtert die braunen, ſchmutzigen, faſt nackten Bälge, die mit offenen Mäulern die Fremde anglotzen.

„Alle mein, Meditza. Es ſind Zwillinge darunter.“

„Du haſt keine Hilfe? Mußt für die ganze Geſellſchaft allein ſorgen?“

Mledina reißt weit die Augen auf. „Natürlich, Für alle! Und für das Getier, den Weinberg, den Garten, das Haus und für den Herrn! Darum ſeh' ich auch ſo aus! Hab' keine Zeit, mich zu putzen!“

Das leichte Lächeln um Meditzas Mund wird ſpöttiſch. „Nun, läßt er dir genug zu eſſen übrig, dein ſchöner Svano?“

„Ich werde ſatt!“

„Prügelt er dich fleißig?“

„Zuweilen!“ antwortet ſie errötend.

„Und da behaupteſt du, glücklich zu ſein!?“

„Ja, recht glücklich!“

„Ich begreife dich nicht! Warum nur? Warum?“

Mledina richtet ſich auf und heftet die Augen auf die Fragende, und die Augen ſchimmern nun wie mächtige Sterne.

„Weil ich ihn liebe, Meditza! Verſtehſt du?!“

Ein zweites Mal zuckt Meditzas Herz, diesmal noch heftiger.

Die einſtige Freundin tritt an ſie heran. „Du kennſt nicht Not, nicht Sorge, nicht ſchwere Arbeit, biſt noch ſchön am Leibe, ſchöner als einſt, biſt gekleidet wie eine Fürſtin, ißt an reichbeſetztem Tiſche in Geſellſchaft deines Mannes — er ſchlägt dich nie — und er wird dir treu ſein — gewiß iſt er das — und er liebt dich wohl, ſonſt hätte er das arme Dorfkind nicht geheiratet — und ſage, Meditza, biſt du glücklich?“

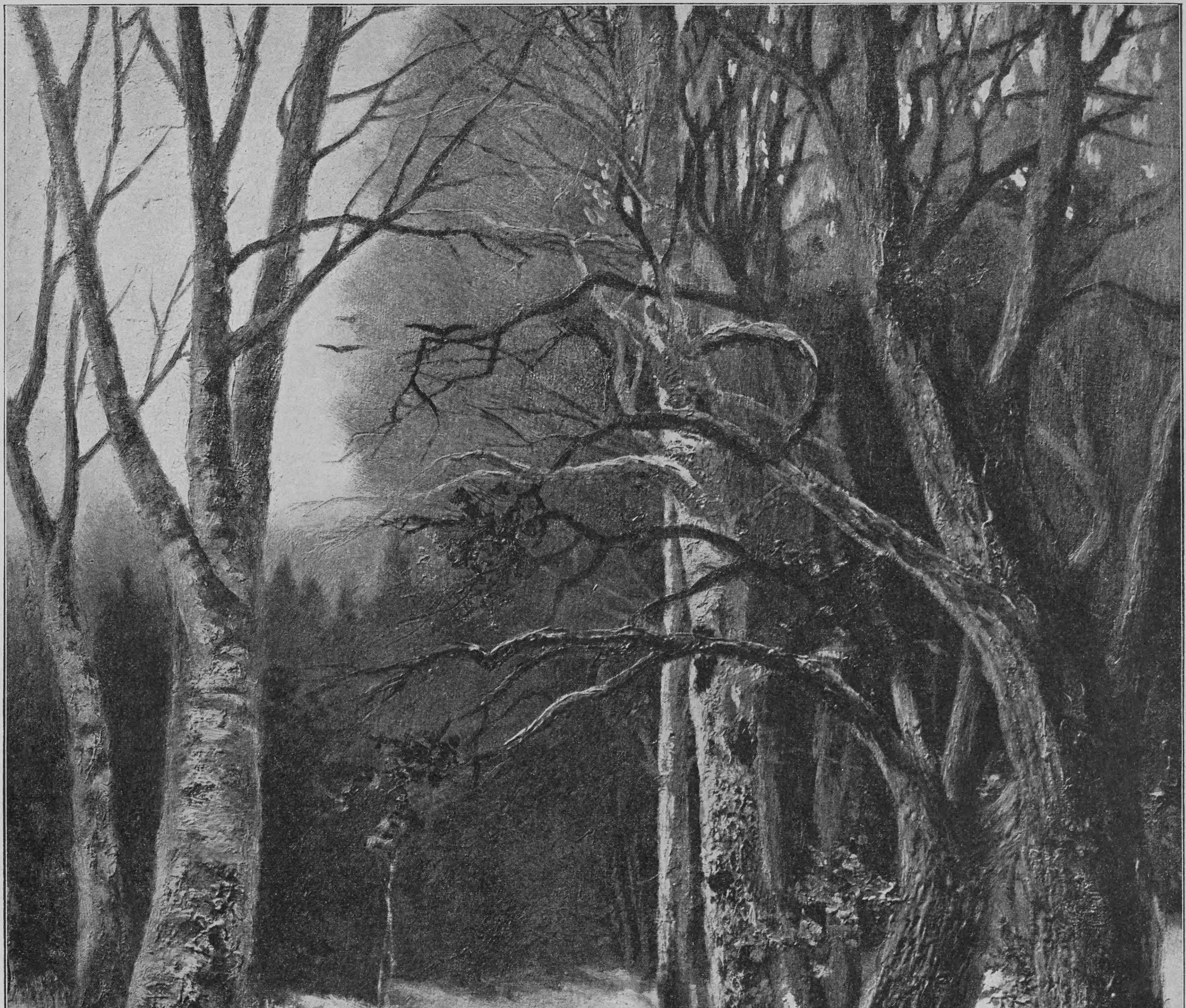
Die ſchöne Frau erbleicht. Um ihre Lippen, wo ſonſt der Spott ſitzt, bohren ſich ſchmerzliche Falten.

„Es iſt beſeligender, zu lieben, als geliebt zu werden!“ flüſtert das Morlakkenweib leiſe.

Meditza ſenkt den Kopf und ſchweigt. Und ſo, geneigten Hauptes und ſtumm geht ſie mit müden Schritten von dannen.

---

*) Mit Reſpekt zu ſagen.


F. KRAUSS-HALBERG
1901
C. ANGERER & GÖSCHL

Wintertag im Würmtale

Nach dem Gemälde von F. Krauß-Halberg

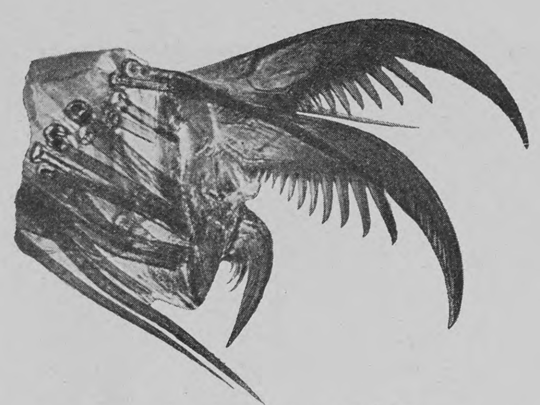


Abb. 1. Eine Spinnenklaue

Mikro-Photographien

Von

M. Dankler

(Mit 7 Originalaufnahmen von C. Ittner, Aachen)

Mikro-Photographien entſtehen durch die Verbindung der photographiſchen Kammer mit dem Mikroſkop; es ſind Aufnahmen mikroſkopiſch vergrößerter Objekte, Photographien von Gegenſtänden, die dem unbewaffneten Auge nicht oder doch nur undeutlich ſichtbar ſind.

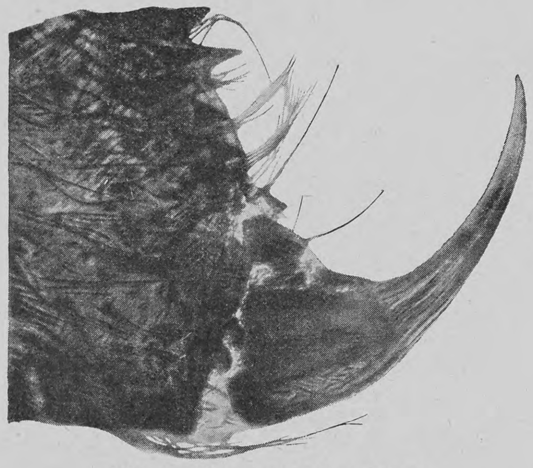


Abb. 2. Giftzahn der Kreuzſpinne

Die Mikro-Photographien ſind von hohem Intereſſe für jedermann, ganz beſonders aber für wiſſenſchaftliche und Unterrichtszwecke. Sie erſchließen die hochintereſſante Welt des Kleinen auch denjenigen, die ſelbſt das Mikroſkop nicht zu handhaben verſtehen. Sie vermitteln aber nicht nur die Kenntnis von neuen Tier- und Pflanzenformen, ſondern auch viele der Tiere, die man recht gut zu kennen glaubte, erſcheinen nun in einem ganz andern Lichte, werden jetzt erſt wirklich bekannt und vertraut.

In welchem Grade das letztere der Fall iſt, dürften die beigegebenen Mikro-Photographien beſtens erläutern.

Die drei erſten Bilder veranſchaulichen Teile des Spinnenkörpers, die ſo recht geeignet ſind, die Aufmerkſamkeit auf eine Tiergattung zu lenken, die trotz ihres großen Nutzens allgemein verachtet und verfolgt wird. Daß jede Spinne, die in Bereich von Hand und Fuß kommt, getötet werden muß, iſt ja für viele Kulturmenſchen ſelbſtverſtändlich. Ihre Nützlichkeit im Kampfe gegen ſchädliche Inſekten wird nicht beachtet, und höchſtens wundert man ſich, daß ſo ein dummes Spinnentier ſo kunſtvolle Gewebe herſtellen kann. Noch mehr zur Verwunderung hinreißen aber dürften die wunderbaren Apparate, die die Natur den verachteten Spinnen ſchenkte und ſie ſo zu ihren künſtlichen Arbeiten befähigte. So iſt z. B. der Spinnenfuß ein Kunſtwerk in des Wortes vollſter Bedeutung, er bildet eine Webemaſchine im kleinen, eine Maſchine von ſolcher Kleinheit und Zweckmäßigkeit, daß auch der geſchickteſte Künſtler ſie in gleichem Maßſtabe nicht herſtellen kann. Dieſe Maſchine vereinigt alle Teile, die zum Weben notwendig ſind, nämlich zwei gewaltige, kammartig gezähnte Einſchlagsklauen, eine nach unten gerichtete Trittklaue und einen Kranz von Webeborſten. Der in Abbildung 1 in vielfacher Vergrößerung photographierte Spinnenfuß iſt der Webefuß einer Kreuzſpinne.

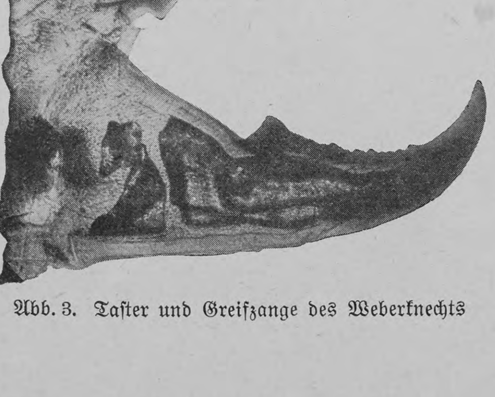


Abb. 3. Taſter und Greifzange des Weberknechts

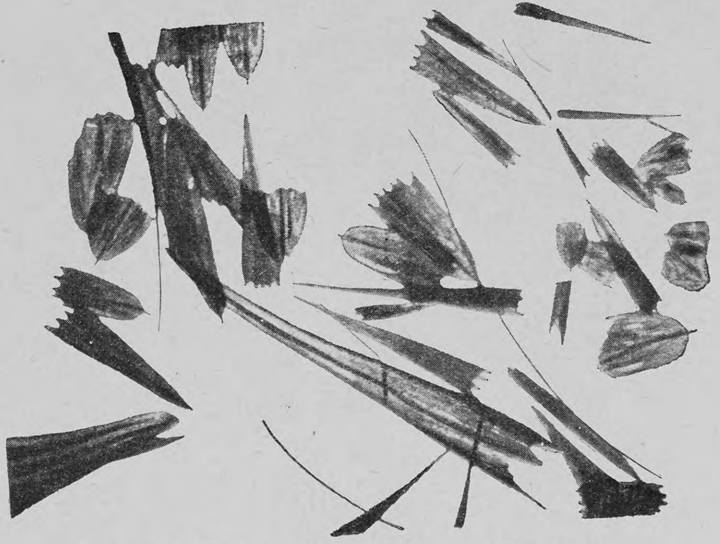


Abb. 4. Schuppen von den Flügeln eines Nachtfalters

Es wurde oben ſchon bemerkt, daß die Spinnen ſehr nützlich ſind, ſie ſind unerſättliche Inſektenvertilger; ja ohne ihre Hilfe würde es um manche Kulturen ſchlecht beſtellt ſein. Sie greifen hierbei vielfach Inſekten an, die ihnen an Kraft gleich oder noch überlegen ſind, und ſie können dieſes auch wagen, weil ſie mit furchtbaren Angriffswaffen ausgerüſtet ſind. Ein kräftiges Gebiß mit ſtarken Zähnen droht dem Gegner entgegen, und aus dem hohlen Hauptzahne (Bild 2) fließt ein lähmendes Gift in die Wunden der Beute, das ſie zu kräftiger Gegenwehr unfähig macht. Sehr bekannt ſind auch die Afterſpinnen, von denen der langbeinige Weberknecht (Phalangium opilio), deſſen mächtige Greifzange (Bild 3) faſt wie eine Krebsſchere ausſieht, und der von ihr auch weitgehenden Gebrauch zu machen verſteht, der bekannteſte iſt. „Staub“ von einem Schmetterlingsflügel wurde bei Bild 4 auf die Platte gebannt. Er wurde den Flügeln eines bekannten Abendſchmetterlings, des Wolfsmilchſchwärmers, entnommen. Die einzelnen Farbteilchen ſind, wie die Aufnahme deutlich zeigt, Schuppen von verſchiedener Größe, die je nach dem Sitze der Schuppen auf Körper und Flügeln wechſelt. Die einzelnen Schuppen liegen auf dem Flügel dachziegelartig übereinander. Abbildung 5 bringt den Hinterleib eines Blaſenfußes (Trips) zur Darſtellung; dieſes kleine Inſekt, deſſen verſchiedene Arten in Garten, Wieſe und Feld leben, findet ſich zu Millionen und Millionen im reifenden Korn, und an heißen, gewitterſchwülen Tagen iſt die ganze Luft mit dieſen kleinen Lebeweſen erfüllt. Als Schweiß- oder Donnertierchen plagen ſie dann die ſchwer ſchwitzende Menſchheit, indem ſie mit Vorliebe Hände und Geſicht als Tummelplatz ihrer Sommerluſt erkieſen und ein unausſtehliches Jucken hervorrufen. Wie dieſes entſteht, iſt aus dem Bilde leicht zu erſehen.

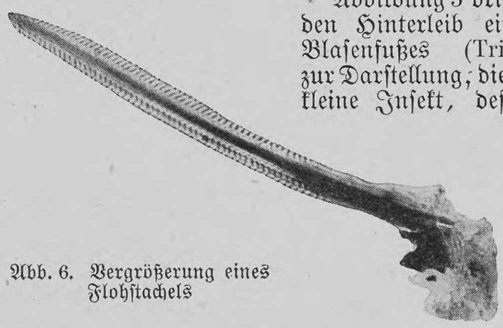


Abb. 6. Vergrößerung eines Flohſtachels

Unſre Abbildung 6 bringt einen Teil des Körpers von einem ebenſo bekannten als verhaßten Tiere, nämlich von dem gemeinen Floh (Pulex irritans), zur Anſchauung. Als eine fürchterliche Waffe erſcheint dieſer Flohſtachel oder „Stechrüſſel“. Nicht als ſpitziger, haarſcharfer Dolch tritt er vor unſre entſetzten Blicke, ſondern als grobſchartiges Meſſer, als eine Kombination ſtumpfzähniger Sägen. Durch das Eindringen dieſes Stachels in die Haut entſteht eine größere Zerreißung der Gewebe, und die Folge hiervon iſt das bekannte blutunterlaufene Stichzeichen. Der Stachel erſcheint auf unſrer Abbildung 6 etwa 400mal vergrößert. Das letzte Bild (7) endlich vereinigt eine Anzahl von Strahltieren (Gorgonien) in 600facher Vergrößerung.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Mikro-Photographien den direkten Blick durch das Mikroſkop nicht erſetzen können, denn es fehlt vor allem die Farbe. Wie herrlich aber gerade Mutter Natur die Farben aufgetragen hat, davon kann ſich jeder überzeugen, wenn er in irgend einem Muſeum für Naturkunde Schmetterlings- und Käferflügel unter dem Mikroſkop erblickt. Der muß ſchon ein ganz empfindungsarmer Menſch ſein, den dabei nicht das helle Entzücken packt. Wie Dachziegel ſchließen ſich die Schuppen des erſten aneinander, wie eine Decke von koſtbaren Diamanten glitzern die Farbkörperchen auf den Chitinpanzern der andern.

Die hier vorgeführten Mikro-Photographien ſind dem Tierreich entnommen, doch bietet auch das Pflanzenreich hochintereſſante Beobachtungsobjekte. Hier iſt es eine vollſtändig „unſichtbare“ Welt, die von den Mikrophotographien feſtgehalten wird, eine Welt, deren Einzelweſen kaum mehr als „Nichts“ bedeuten und die doch in ihrer Geſamtheit eine Macht ausüben, deren Grenzen wir heute erſt ahnen können. Ich denke hier an die Kleinpilze oder Bakterien, deren Geſtalt und Ausſehen lange Jahre hindurch nur durch mehr oder minder phantaſtiſche Zeichnungen vermittelt werden konnten. Die Mikro-Photographie zeigt uns eine ganze Anzahl der unheimlichen Krankheitserreger, die Cholera-, Peſt-, Typhus-, Tuberkuloſe-, Diphtheritis- und Milzbrandbakterien in ihrer charakteriſtiſchen Geſtaltung, und gibt ſo einen Begriff von der Art und Weiſe, wie dieſe in den ihnen zuſagenden Nährſäften leben, ſich bewegen und fortpflanzen.

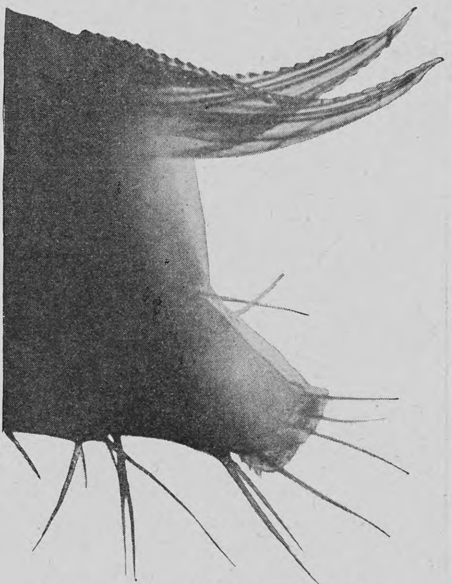


Abb. 5. Hinterleib eines Blaſenfußes

Alles in allem ſind die Mikro-Photographien berufen, der Allgemeinheit viele Wunder zu enthüllen, die ohne ſie verborgen geblieben oder doch nur wenigen bekannt geworden wären.

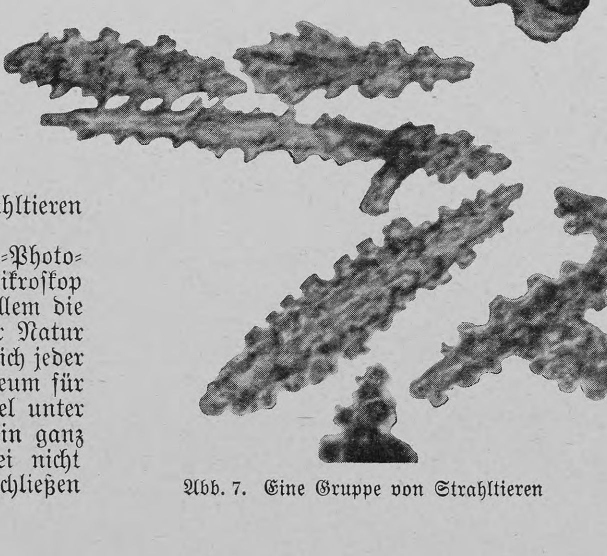
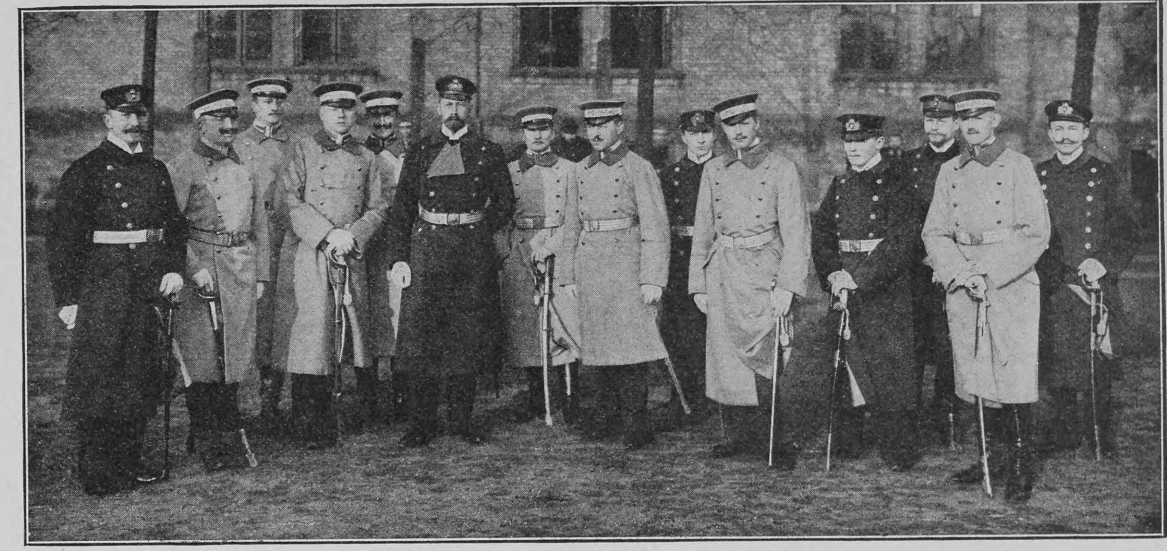


Abb. 7. Eine Gruppe von Strahltieren

Notizblätter

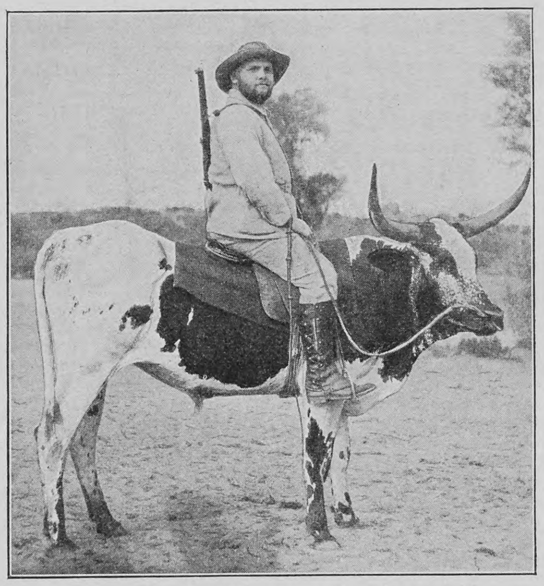
Der Aufſtand der Herero

Soldat vom Eiſenbahndetachement in der neuen Uniform für Südweſtafrika

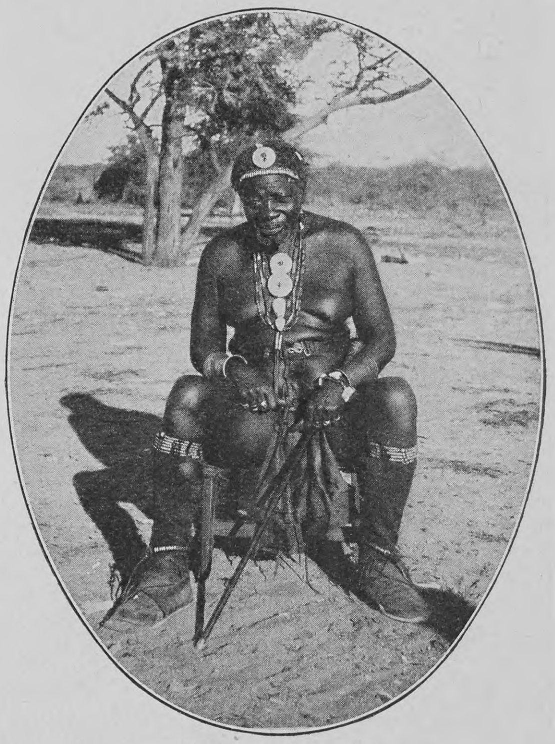


Prinz Heinrich im Kreiſe der Offiziere der Südweſtafrika-Expedition

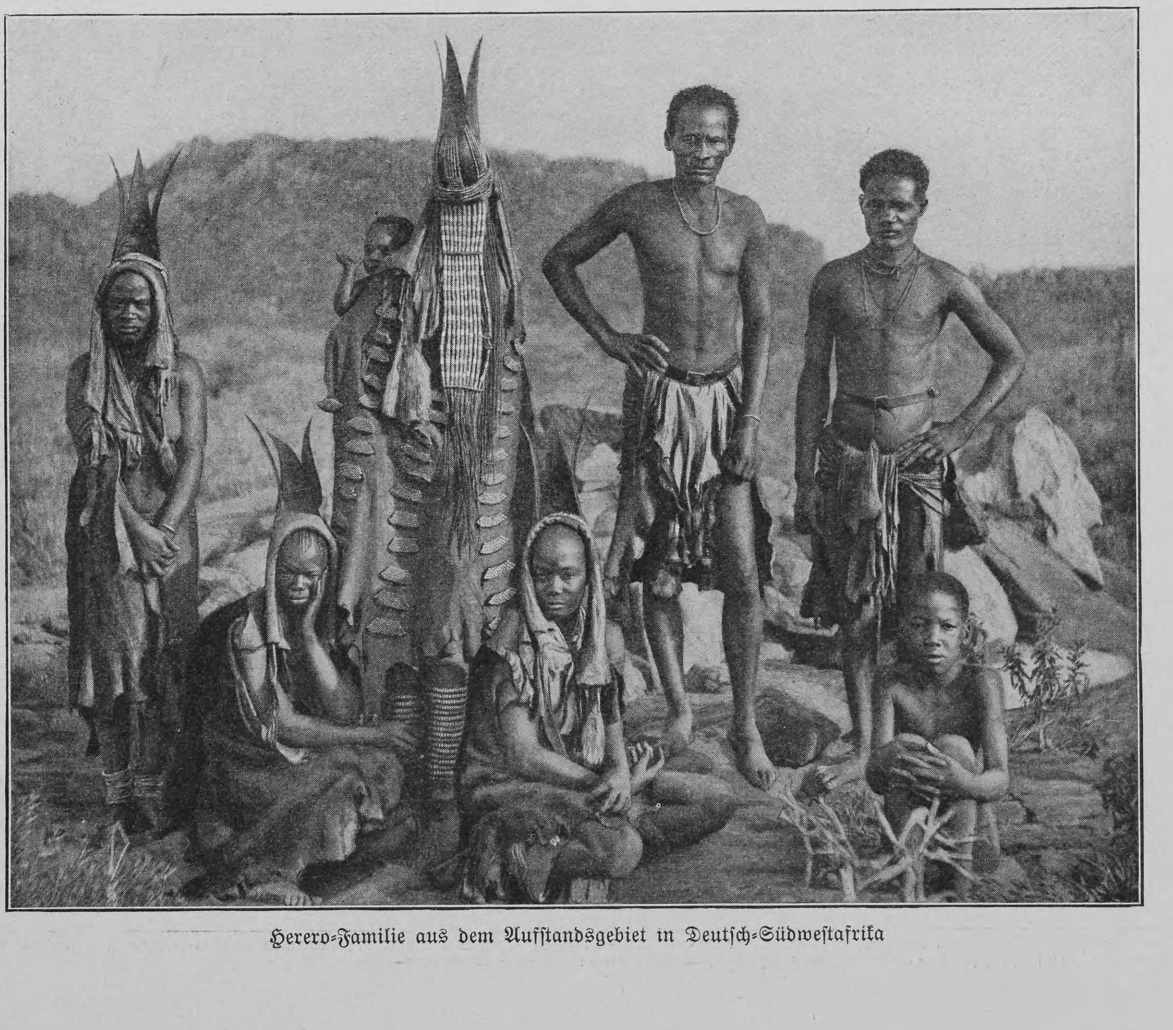
Wie der Reichskanzler Graf Bülow am 18. Januar im Reichstage mitteilte, iſt der bedrohliche Aufſtand der Herero in Deutſch-Südweſtafrika gerade in einem Zeitpunkte ausgebrochen, als ſich der Gouverneur, Oberſt Leutwein, mit der Hauptmacht der Schutztruppe infolge der mittlerweile gedämpften Erhebung der Bondelzwarts im Süden des Schutzgebietes befand, mehr als 20 Tagemärſche vom Schauplatz der gegenwärtigen Kataſtrophe entfernt. So konnte es geſchehen, daß der unerwartete Aufſtand der Herero ſich binnen wenigen Tagen über den von der Eiſenbahn Swakopmund-Windhuk durchzogenen und von Weißen am dichteſten beſiedelten Teil der Kolonie ausdehnte, wodurch die Früchte des Fleißes und der Ausdauer eines Jahrzehnts in dieſem Gebiete vernichtet worden ſind. Der Aufſtand begann in Okahandja, 78 Kilometer nördlich von Windhuk; die etwa 150 Kilometer nordweſtlich von der Hauptſtadt entfernte Bahnſtation Otjimbingwe, eine Station der Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft, geriet, wie Okahandja ſelbſt, in ſchwere Bedrängnis. Dadurch, daß ſich die Herero in die Mitte zwiſchen Windhuk, Omaruru und Swakopmund ſchoben, wurde ferner die Miſſionsſtation Groß-Barmen ernſtlich bedroht. Auch die Eiſenbahn, das einzige und daher ganz beſonders wichtige Verkehrsmittel Deutſch-Südweſtafrikas, wurde teilweiſe zerſtört und ein Hilfszug von Swakopmund bei Waldau an der Weiterfahrt behindert. Inzwiſchen iſt die Expedition Zülow glücklich in Okahandja eingetroffen und dieſer Platz in einen Verteidigungszuſtand geſetzt worden, der vorläufig als uneinnehmbar bezeichnet werden kann. Jedenfalls iſt eine ſtrenge Beſtrafung der Herero zur Herſtellung der deutſchen Autorität gegenüber der einheimiſchen Bevölkerung unerläßlich. Angeſichts der bedrohlichen Lage im Aufſtandsgebiet, wo die von ihren Farmen nach den Stationen geflüchteten Weißen einen Verzweiflungskampf gegen eine Uebermacht von Eingeborenen zu führen haben, iſt es allgemein mit Freude begrüßt worden, daß am 6. Januar bereits ein Truppentransportdampfer von Cuxhaven abgegangen iſt (vgl. Nr. 19). Am 18. Januar iſt dann das Kanonenboot „Habicht" in Swakopmund eingetroffen und hat ſofort ein Landungskorps nach Karibib geſchickt, das auch baldmöglichſt die Wiederherſtellung der Bahnlinie jenſeits dieſer Station in Angriff nehmen ſoll. Dies war die einzige ſchnelle Hilfe, die man unſern bedrängten Landsleuten zu bringen vermochte. Mit der Abfahrt des Marine-Expeditionskorps, die am Nachmittag des 21. Januar auf dem Lloyddampfer „Darmſtadt" von Wilhelmshafen erfolgte, iſt dann der nächſte Schritt, der von der Heimat aus unternommen werden konnte, geſchehen. In Kiel richtete Prinz Heinrich im Auftrage des Kaiſers an die Truppen eine kurze Abſchiedsanſprache, während in Wilhelmshaven Staatsſekretär von Tirpitz und Stationschef Admiral von Bendemann bei der Einſchiffung des im ganzen 813 Köpfe zählenden Transports zugegen waren. Die Ausrüſtung dieſes Expeditionskorps iſt außerordentlich ſchnell und glatt vor ſich gegangen, und man konnte dabei deutlich wahrnehmen, daß die im Chinafeldzuge gemachten Erfahrungen nicht ohne Nutzen geblieben ſind. Daß die Abreiſe der „Darmſtadt" aber genau zu der von Anfang an feſtgeſetzten Zeit vor ſich gehen konnte, iſt ein Verdienſt des Norddeutſchen Lloyd geweſen, der die nötigen Proviantvorräte aus ſeinen eignen Beſtänden geliefert und den Dampfer mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit (in 72 Stunden) ausgerüſtet und expeditionsfertig gemacht hat. Es iſt damit ein glänzendes Zeugnis für die Leiſtungsfähigkeit der deutſchen Schiffahrt erbracht worden Die „Darmſtadt" wird vorausſichtlich in zwanzig Tagen ihr Ziel Swakopmund erreichen. Es dürfte ſich im Aufſtandsgebiet zunächſt um die Vertreibung der Rebellen aus dem Gebiete von Okahandja (303 Kilometer von Swakopmund entfernt) handeln. Okahandja iſt eine der fünf wichtigſten ſogenannten Kapitänſchaften des Hereroſtammes; die andern ſind Waterberg, Omaruru, Otjimbingwe und Okandjoſe. Eine beſondere Kapitänſchaft bilden die um Gobabis anſäſſigen Ovambandieru. Das Hererogebiet nimmt den ſüdlichen Abſchnitt der Nordhälfte des Schutzgebietes ein, liegt unmittelbar nördlich von dem Gouvernementsſitze Windhuk und wird von der Eiſenbahn durchquert. Die zu dem großen Stamm der Bantuvölker gehörenden Herero (Mehrzahl: Ovaherero) oder Damara genannt, ſind Viehzüchter und leben als Nomaden, ihre Wohnſitze je nach der Jahreszeit wechſelnd. Das politiſche Gefüge dieſes Volkes iſt äußerſt loſe. Der Einfluß des Oberkapitäns Samuel Maherero in Okahandja reicht nicht weit über die nächſte Umgebung hinaus, und die in den oben genannten Orten ſitzenden Häuptlinge oder Hauptkapitäne fügen ſich ihm ebenſowenig, wie ihnen ſelbſt wiederum die zahlreichen Kapitäne. Gleich dem ihm nahe verwandten Zulu iſt der Herero von hoher, ſchlanker Figur und ſehnigem Körperbau. Das ſchmale Geſicht mit der gebogenen, feinrückigen Naſe, den dünnen Lippen, der gewölbten Stirn und dem bald ſtolz, bald lauernd blickenden Auge hat wenig von dem gewöhnlichen Negertypus. Man findet häufig unter ihnen Männer, die 1,75 bis 1,80 Meter groß ſind, auch die Frauen ſind meiſt von ſtattlichem Wuchs. Ihre Kleidung beſteht, wie es einem Volk von Viehzüchtern geziemt, faſt ganz aus Leder und ähnelt nach Ratzel, mit Ausnahme des Kopfputzes der Frauen, dem der Namaqua. Männer und Weiber tragen als Hauptkleidungsſtücke ein oder zwei Schaf- oder Ziegenfelle um die Lenden. Die Weiber haben darunter eine Schmuckſchürze aus zahlloſen Lederſtreifen, worauf Stückchen aus Straußeneierſchalen oder bei den Wohlhabenderen auch Perlen aufgereiht ſind, während die Männer endloſe dünne Lederſtreifen in Form eines lockeren Gurts um die Lenden ſchlingen, worin der Kirri und unter Umſtänden auch andre Geräte getragen werden. Die Länge dieſes Lederſtreifens deutet die Wohlhabenheit des Beſitzers an. Dieſe Felle ſind, wie der Herero ſelbſt, meiſt mit dicken Maſſen von rotem Ocker und Fett beſchmiert; eigentliche Bemalung und Tätowierung iſt aber nicht gebräuchlich. Als Kopfbedeckung tragen die Männer nur bei ſchlechtem Wetter ein Stück Fell, dem ſie die verſchiedenſten Geſtalten geben können, außerdem Muſcheln im Haar; aber die Frauen bieten in ihrer gewöhnlichen Kopfbedeckung eines der originellſten Stücke der ſüdafrikaniſchen Trachten. Sie tragen von der Verheiratung an einen helmartigen ledernen Aufputz, mit Perl- oder Muſchelſchnüren geſchmückt, von deſſen hinterem Teil drei eſelsohrartige Zipfel ſteif in die Höhe ragen. Schnüre von Elfenbein- oder Eiſenperlen bis zu 10 Kilogramm ſchwer hängen hinten bis auf die Ferſen herab.



Deutſcher Farmer auf einem Reitochſen



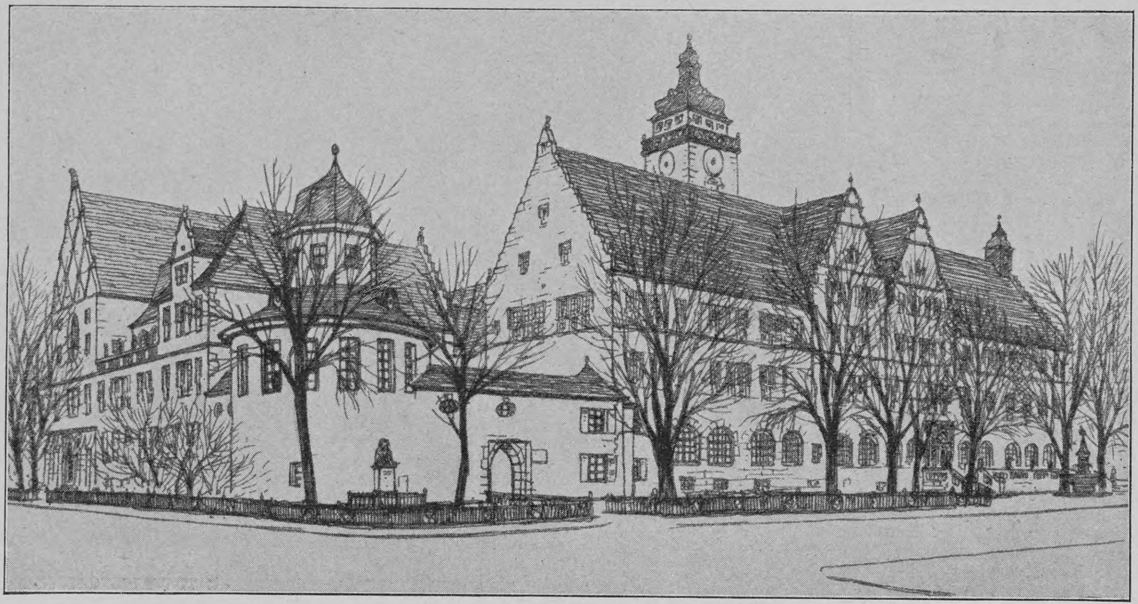
Ein Herero-Häuptling



Herero-Familie aus dem Aufſtandsgebiet in Deutſch-Südweſtafrika

Der Neubau der Univerſität Jena

Die Univerſität Jena gehört nicht zu den älteſten Hochſchulen Deutſchlands; aber was ihren Anteil an der bedeutungsvollſten Epoche deutſchen Geiſteslebens, ihre Volkstümlichkeit betrifft, ſo können es wenige andre mit ihr aufnehmen. Weimars klaſſiſche Zeit warf ihr hellſtes Licht auf Jena; Karl Auguſt und Goethe ſahen eine ihrer Lebensaufgaben darin, die Hochſchule durch ausgezeichnete Lehrkräfte und durch Ausgeſtaltung ihrer wiſſenſchaftlichen Sammlungen zu heben, und ſie haben damit eine Tradition geſchaffen, die heute noch kräftig fortwirkt. Wenn jetzt die Univerſität den dringend notwendig gewordenen Neubau erhalten ſoll, ſo erſcheint es naturgemäß, daß man dabei mit beſonderer Sorgfalt und Umſicht zu Werke geht. Vier der bekannteſten und erprobteſten Architekten Deutſchlands wurden zu einer Konkurrenz eingeladen, aus der Profeſſor Theodor Fiſcher in Stuttgart als Sieger hervorgegangen iſt. Sein Entwurf, deſſen Eigenart durch die hier wiedergegebene Teilanſicht veranſchaulicht wird, zeigt, daß hier in der Tat dem rechten Mann die rechte Aufgabe übertragen iſt. Der Künſtler hat nicht einen nüchternprunkvollen Amtsbau „nach Schema F" ſchaffen wollen, wie er überall ſtehen könnte (und leider auch überall zu finden iſt), ſondern ein reich gegliedertes, maleriſch belebtes Ganzes, das in ſeiner Formenſprache, nicht durch ſklaviſches Kopieren von Einzelheiten, ſondern vielmehr durch die Geſamtſtimmung, an die Zeit der Entſtehung der Univerſität erinnert und das dabei in ſeiner Anlage durchaus praktiſch und zweckentſprechend durchgeführt iſt. Vergleicht man den Fiſcherſchen Entwurf mit andern Univerſitätsneubauten, wie etwa dem Würzburger oder Straßburger, ſo erſcheint er als ein Muſterbeiſpiel für die organiſche im Gegenſatz zur ſchematiſchen Bauweiſe. Er iſt „von innen heraus" geſchaffen und wird eben darum ſich dem traulichen Bild der alten lieben Stadt, der eigentümlichen Schönheit der ganzen Landſchaft harmoniſch einfügen. Der wuchtige Turm, der der Geſamtanlage einen ſo wirkungsvollen Akzent gibt, iſt ein Teil des „Alten Schloſſes" (an deſſen Stelle ſich der Neubau erheben ſoll), den Fiſcher pietätvoll erhalten will.



Der preisgekrönte Entwurf zum Neubau der Univerſität Jena von Theodor Fiſcher (Stuttgart)

Phot. Jul. Goebel, Ems

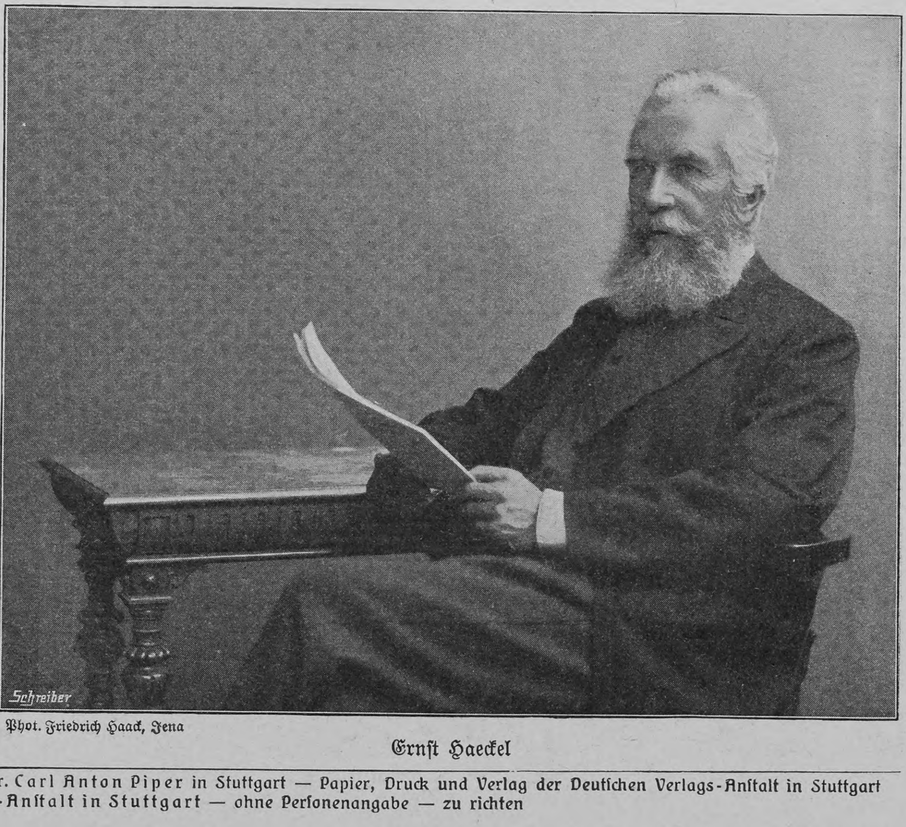
Herzog Friedrich von Anhalt

Ein neuer Bundesfürſt

Nach dem am 24. Januar erfolgten Tode des Herzogs Friedrich von Anhalt, des Hauptes des alten askaniſchen Hauſes, der am 29. April 1831 geboren wurde, hat ſein Sohn, der ebenfalls den Namen Friedrich führt, die Regierung des Herzogtums übernommen. Der jetzige Herzog, der am 19. Auguſt 1856 geboren wurde und als Oberſt à la suite der preußiſchen Armee ſteht, iſt der zweite Sohn des Verſtorbenen. Erſt der Tod ſeines älteren Bruders Leopold öffnete ihm den Weg zum Throne des ſchönen Anhaltiner Ländchens. Da ſeine Ehe mit der Prinzeſſin Marie von Baden aber kinderlos geblieben, ſo wird vorausſichtlich die Regierung von ihm wiederum auf ſeinen Bruder Eduard übergehen, der mit der Prinzeſſin Luiſe von Sachſen-Altenburg vermählt iſt. Aus dieſer Ehe ſind drei Kinder — zwei Prinzen und eine Prinzeſſin — entſproſſen. Der jüngſte Bruder des Herzogs iſt der häufig genannte Prinz Aribert, deſſen Ehe mit der Prinzeſſin Luiſe Auguſte von Schleswig-Holſtein im Jahre 1900 geſchieden wurde. Die beiden Schweſtern des Herzogs werden auch dereinſt regierende Bundesfürſtinnen werden. Die ältere, Eliſabeth, iſt die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz, und die jüngere, Alexandra, hat den Prinzen Sizzo von Schwarzburg, den Erben des Fürſtentums Schwarzburg-Rudolſtadt, geheiratet.

Zum ſiebzigſten Geburtstag Ernſt Haeckels

Zwei Eigenſchaften ſind auch beim Vertreter der Wiſſenſchaft die Bedingungen wahrer Größe, die Kraft des Erkennens und der Mut der Ueberzeugung, das Erkannte auszuſprechen. Weitere Kreiſe pflegen vielfach erſt auf den Forſcher aufmerkſam zu werden, wenn das Reſultat ſeiner Forſchung den Kampf der Geiſter entfacht und ihn zwingt, aus der Stille und Einſamkeit herauszutreten und für ſein Werk und Wort einzuſtehen. Beide Eigenſchaften beſitzt der Gelehrte, der am 16. Februar das Alter des Pſalmiſten erreicht, in hohem Maße, und gerade darum haben ſein Auftreten, ſeine Lehren ſtets die öffentliche Aufmerkſamkeit gefeſſelt und einen erregten Sturm der Meinungen hervorgerufen. Eine Kämpfernatur war Haeckel ſein Leben lang, das ſpricht aus den Zügen ſeines Geſichtes, die auch jetzt, wo die Jahre Haar und Bart gebleicht haben, nicht den Hauch friſcher Jugendlichkeit verloren haben, das ſpricht auch aus den hellen, blitzenden Augen, die ſo unerſchrocken in die Welt ſehen. Haeckel hat ſich zu allen Zeiten ſeines Lebens einer großen Anzahl unbedingter Anhänger zu erfreuen gehabt, und der Reiz ſeiner Perſönlichkeit hat ſie vielleicht nicht weniger an ihn gefeſſelt als ſeine Lehre. Wie die Nachwelt einmal über Haeckels wiſſenſchaftliche Bedeutung urteilen wird, darüber wollen wir heute nicht nachſinnen, wo es gilt, den Lebenden zu feiern. Haeckel kann auf ein reiches Leben zurückblicken. In Potsdam, der ſchönen Havelſtadt, wurde er geboren. Nach einer kurzen Tätigkeit als Arzt in Berlin widmete er ſich bald ausſchließlich den Naturwiſſenſchaften; 1861 habilitierte er ſich dann an der Univerſität Jena, der er noch heute als ordentlicher Profeſſor angehört. Sein Studium aber führte ihn weit umher, er gehört zu den Gelehrten, die am allerweiteſten gewandert ſind. Haeckel trat bereits im Jahre 1863 rückhaltslos für die Darwiniſtiſchen Lehren ein. Daß die Theorien dieſes großen Bahnbrechers allmählich wiſſenſchaftliche, ſyſtematiſche Formen annahmen, iſt vor allen andern Haeckels Werk. In ſeinen Schriften drangen die Darwiniſtiſchen Lehren allmählich in die weiteſten Kreiſe und wurden ſo für viele Gebildete das Material für das Fundament einer eignen Weltanſchauung. Die „Anthropogenie, Entwicklungsgeſchichte des Menſchen" iſt wohl ſein am meiſten geleſenes Werk.



Phot. Friedrich Haack, Jena

Ernſt Haeckel

Bühne

Einen ſtarken Erfolg hatte die Neuheit des Wiener Raimund-Theaters, eine fünfaktige Komödie von Rudolf Hawel: „Die Politiker" Ein ſatiriſches Zeitbild, das mitten in das politiſche Getriebe des Wiener Lebens hineingreift und deſſen Mittelpunkt der Kampf um die Schule bildet. — Um ſo harmloſer iſt das dreiaktige Militärluſtſpiel „Die Jakobsleiter" von Guſtav Davis, dem die Ehre einer Uraufführung am Wiener Hofburgtheater zuteil wurde. Es wird darin das in einer öſterreichiſchen Provinzſtadt garniſonierende Offizierkorps eines Feldartillerieregiments auf die Bühne gebracht, — jedoch ohne alle Anklänge an Hartleben, Beyerlein oder Bilſe. Ein Oberleutnant ſoll auf Wunſch ſeiner Braut und ihrer hochmütigen und ehrgeizigen Familie die Kriegsſchule abſolvieren, um Generalſtäbler zu werden, weil es auf der Jakobsleiter, das iſt auf den Sproſſen des normalen Avancements, nach ihrer Anſicht nicht raſch genug vorwärts geht. Er iſt zwar mit Leib und Seele Frontoffizier, nimmt aber, dem Drängen nachgebend, doch Unterricht bei einem bärbeißigen penſionierten Hauptmann, der die jungen Krieger für die Generalſtabsprüfung vorbereitet und dem dabei ſein Töchterchen — eine militäriſche Parallelfigur zu Ludwig Fuldas Novella d'Andrea — redlich aushilft. Schließlich entdeckt natürlich der Held ſein Herz, entſagt dem Generalſtab und der eleganten, mondänen Braut und heiratet die ſchlichte und beſcheidene Hauptmannstochter. Der Beſuch dieſes Stückes wird ſicherlich keinem Offizier verboten werden. Geſpielt wurde ſehr gut, trotzdem aber vermochte nur der zweite Akt lebhafteren Beifall auszulöſen. — Im Hoftheater zu Karlsruhe erlebte das dreiaktige Luſtſpiel von Friedrich Bartels: „Die ſchiefmäulige Almuth" ſeine Premiere. Das Stück ſpielt in Oſtfriesland zur Zeit des ausgehenden Mittelalters und veranſchaulicht in lebendiger Weiſe das frieſiſche Bauernleben jener Epoche. Die Heldin des Stückes, Almuth, iſt die älteſte Tochter des Land- und Strandvogts Bolko und in Wirklichkeit durchaus nicht ſchiefmäulig, ſondern ſie wird nur von dem boshaften Geſinde ſo genannt. Ihr ſorgliches Weſen hat ſie zum Liebling des Großvaters gemacht, allein einen Freier hat ſie noch nicht gefunden, obwohl ſie bereits 26 Jahre zählt. Außer ihr ſind noch zwei gleichfalls unverſorgte Schweſtern da, was der Mutter Imma oft nachdenkliche Stunden macht. Der Jungherr Harold Lüning von Wyburg verſucht nun nach der üblen Sitte jener gewalttätigen Zeit ſeinen Verhältniſſen dadurch aufzuhelfen, daß er die Ochſenherde des Vogts forttreibt, wird jedoch dabei mit ſeinem Waffenknecht Hinnerk gefangen und nach frieſiſchem Recht zum Galgen verurteilt. Auf Veranlaſſung der Frau Imma läßt jedoch der Vogt dem Jungherrn die Wahl zwiſchen dem Galgen und der Hand ſeiner älteſten Tochter Almuth. Entrüſtet weiſt Harold dieſen unwürdigen Vorſchlag zurück; Almuth hat aber den Jungherrn über die Maßen lieb gewonnen und ſucht durch Liſt zum Ziele zu gelangen. Als angebliche Hausmagd kommt ſie zu ihm in das Verließ und weiß dann durch ihr anmutiges Weſen ſein Herz zu gewinnen, ſo daß am Schluſſe alle Teile befriedigt ſind. Auch die Zuſchauer waren es bei der ausgezeichneten Regie Dr. Kilians und der glücklichen Beſetzung der Hauptrollen. Handlung und Charakteriſtik ſind zwar ſehr einfach, und die Technik verrät den Anfänger, allein es iſt geſunde Kraft in dem Stück und ein herzerfriſchender Humor.

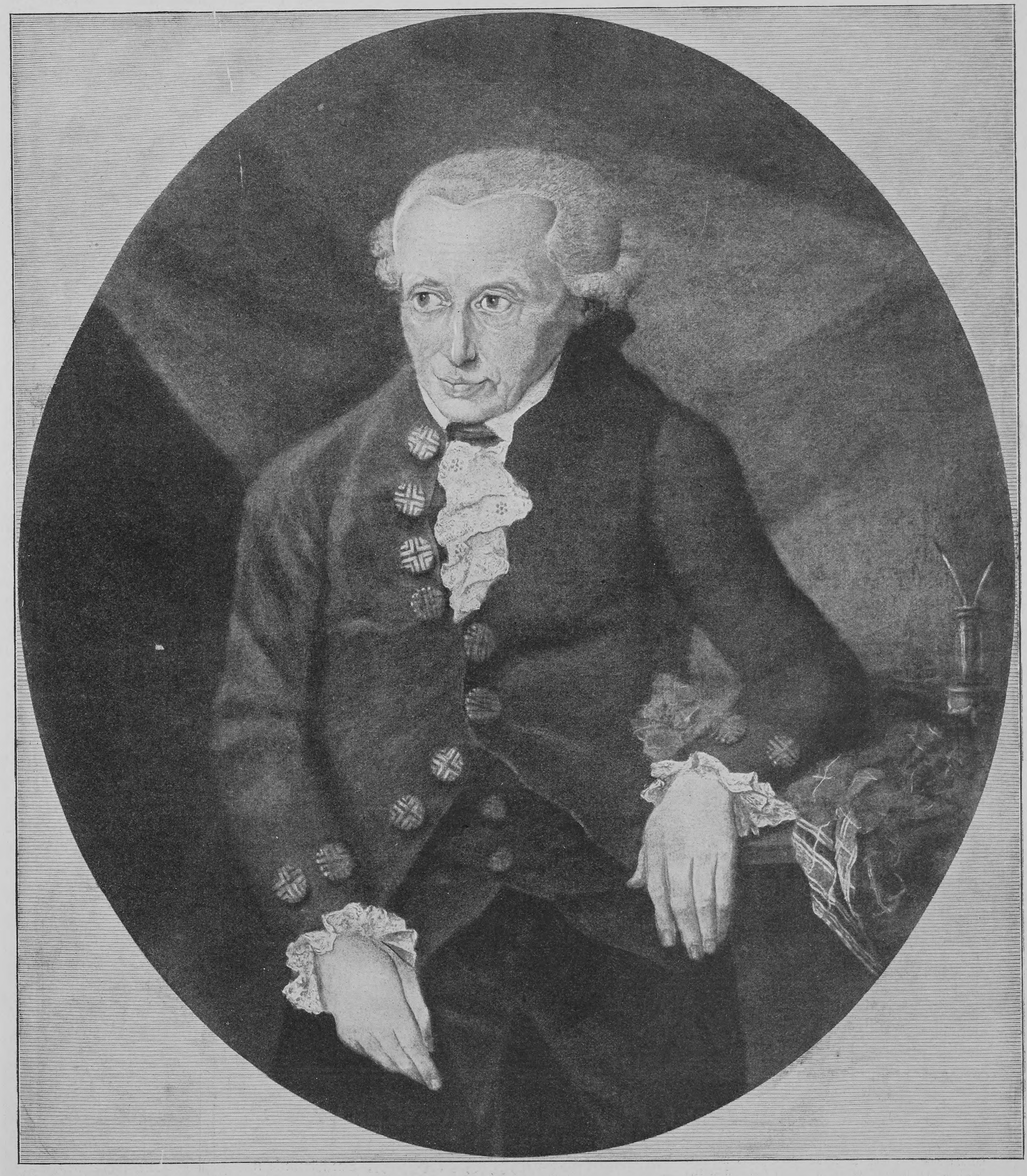
Totenſchau

Ferdinand Ritter v. Mannlicher, Erfinder des Mannlichergewehrs, 56 J., 20. Jan., Wien. — Spitalpfarrer Geiſtlicher Rat **Joſeph Tappeiner**, Direktor des „Johanneums", 20 Jan., Meran. — Profeſſor der Geſchichte Dr. **Hermann Eduard Holſt**, 63 J., 20. Jan., Freiburg i. Br. — Staatsminiſter **Albert v. Maybach**, ehem. preuß. Eiſenbahnminiſter, 81 J., 21. Jan., Berlin. — Wirkl. Geh. Rat **Otto Graf v. Dönhoff, Frhr. v. Krafft**, früher preuß. Geſandter am heſſ. Hofe, 69 J., 23. Jan., Darmſtadt. — Kommerzienrat **Geo Ehni**, ehem. Mitglied des Reichstags und der Stuttgarter Handelskammer, 75 J., 24. Jan., Stuttgart. — Profeſſor Dr. **Ferdinand Detter**, ordentl. Profeſſor der älteren deutſchen Sprache und Literatur der Prager deutſchen Univerſität, 40 J., 24. Jan., Prag. — Senator **Emile Deschanel**, Profeſſor am Collège de France, 85 J., 26. Jan., Paris. — Geh. Rat Dr. **Heinrich O. Lehmann**, Profeſſor für deutſche Rechtsgeſchichte, deutſches Privat-, Handels- und Wechſelrecht, 52 J., 27. Jan., Marburg.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 20



Zum hundertſten Todestag von Immanuel Kant

Das Bildnis nach dem Gemälde von Döbler im Beſitz der Totenkopfloge zu Königsberg i. Pr.

1904 (Bd. 91)
14. Februar 1904

Literatur

Unſre Kriegsflotte wie die Handelsmarine ergänzen ihren Bedarf an Perſonal keineswegs nur aus den Küſtenbezirken, die für den jährlich ſteigenden Bedarf gar nicht ausreichen würden, vielmehr ſtellt das Binnenland einen ganz bedeutenden Prozentſatz der Beſatzung für beide Flotten. Nun herrſcht aber im Binnenlande nicht nur vielfach große Unkenntnis bezüglich des Seeweſens und vor allem über die Ausſichten, die ſich in dieſem Berufe einem jungen Mann eröffnen, ſondern man macht ſich meiſt ſogar ganz falſche und irrige Vorſtellungen. Um hier berichtigend, ratend und helfend einzutreten, hat H. de Méville unter dem Titel: „Die Handelsmarine und ihre Laufbahnen“ im Verlag von C. J. E. Volckmann (Volckmann & Witte) in Roſtock ein Werk erſcheinen laſſen, das wir allen Intereſſenten beſtens empfehlen können. Es iſt ein durchaus zuverläſſiges und ſehr ſorgfältig abgefaßtes Handbuch alles Wiſſenswerten über die deutſche Kauffahrteiflotte, das nicht nur einen vertrauenswürdigen Ratgeber für junge Leute, die ſich dem Seemannsberufe widmen wollen, und für ihre Eltern und Vormünder, denen es manche Enttäuſchung und Sorge erſparen wird, abgibt, ſondern auch von allen Laien, namentlich im Binnenlande, die ſich für Schiffahrt und Seeweſen intereſſieren, geleſen zu werden verdient. Vom Schiffsjungen angefangen, beſpricht der wohlunterrichtete Verfaſſer alle Dienſtfragen und erörtert alle Ziele des ſeemänniſchen Berufes. Auch die Schiffsmaſchiniſtenlaufbahn, Handwerker an Bord u. ſ. w., die Schulſchiffe und ihre Eintrittsbedingungen, Lotſen-, Signal- und Seerettungsweſen u. a. m. werden in dem mit 5 Farbendrucken, zahlreichen Voll- und Textbildern, techniſchen Zeichnungen, Tafeln u. ſ. w. ausgeſtatteten Buche beſprochen.

— „Man erlebt in Seeſtädten mehr als im Binnenlande; man muß nur die Augen aufmachen,“ heißt es in der „Von Haff und Hafen“ betitelten Sammlung von Skizzen Hans Hoffmanns (Berlin, Gebr. Paetel), die oben an unſrer nordiſchen Seeküſte ſpielen. Da nun der Verfaſſer nicht nur trefflich die Augen aufzumachen verſteht, ſondern auch mit köſtlichem Humor wiederzugeben weiß, was ſeine Dichteraugen geſchaut haben, ſo leſen ſich die hier vereinigten ſechs Geſchichten höchſt unterhaltſam. Das Buch führt den Untertitel „Neues von Tante Fritzchen“, und wer dieſe von Hoffmann geſchaffene köſtliche Allerweltstante, eigentlich Frau Kapitän Düſig, mit ihrem trockenen Humor und ihrem goldenen Herzen noch nicht kennt, der ſäume nicht, ihre Bekanntſchaft zu machen und nach ihrem Ableben das Geheimnis ihres wackeren Faktotums Rieke, ſowie die Einzelheiten des originellen Teſtaments der Verblichenen zu erfahren.

Herren

Kloss & Foerster

Freyburg a. U.

Ich bestätige Ihnen gerne, dass die der Deutschen Südpolar-Expedition gelieferten Sekte* sich vorzüglich gehalten haben, und in den Tropen, wie im Polareis gleich gut gewesen sind. Wir haben in der 2½jährigen Abwesenheit keine Abnahme in der Güte des Geschmacks bemerkt, obgleich wir noch bis zuletzt davon gebraucht haben, und wird Ihnen auch die wieder zurückgesandte Probekiste zeigen, dass die Sekte* nicht gelitten haben.

In vorzüglicher Hochachtung

v. DRYGALSKI

(Leiter der Deutschen Südpolar-Expedition)

**Cabinet-Sekt, Rotkäppchen, Wappen.*

18 56

SCHUTZ-MARKE

ALLE ANDEREN MARKEN SIND NACHAHMUNGEN.

DIE ERSTE ALLER

GALA PETER

MILCH-CHOCOLADEN

UNÜBERTROFFEN IN GÜTE UND BEKÖMMLICHKEIT.

Die Wunder der fernen Gangesländer

werden uns nach dem Urteil von Weſtermanns Monatsheften in Braunſchweig vor Augen gezaubert in dem Werke: **Durch den Indischen Archipel.** Eine Künstlerfahrt

Reich illuſtriert.
In Prachteinband 25 Mark.

von **Hugo V. Pedersen.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Photograph. Apparate

Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrierte Preisliste kostenfrei.

G. Rüdenberg jun.
Hannover.

Briefmappe

W. H. jr. in Hamburg. Bei der Bildung der phantaſtiſchen Figuren des Fenſtereiſes wirkt vor allem der Umſtand mit, daß Waſſer und Waſſerdampf beim Gefrieren demſelben Kriſtalliſationsgeſetz folgen wie die Schneeflocken, deren Formen ausſchließlich dem hexagonalen oder ſechsſeitigen Kriſtalliſationsſyſtem angehören. Weshalb nun meiſt gerade pflanzenähnliche Formen an unſern Fenſterſcheiben ſich bilden, das finden Sie in dem von Ihnen angeführten Aufſatze „Kunſtwerke des Winters“ (Nr. 16) ja gegen den Schluß hin eingehend erklärt. Uebrigens entſtehen neben den Froſtblumen und -landſchaften auf den Scheiben auch gar nicht ſelten Menſchen- und Tiergeſtalten, wie Sie bei längerer Beobachtung bald gewahren werden.

F. v. G. in Dresden. Alle Arbeiten für die bevorſtehende Automobilausſtellung in Frankfurt a. M. werden rüſtig gefördert. Die Anmeldungen von den allerſten Firmen ſind ſo zahlreich eingelaufen, daß die Halle abermals, zum dritten Male, um 450 Quadratmeter vergrößert werden muß. Am 19. März, 11 Uhr vormittags, wird die Ausſtellung vor geladenen Gäſten, in Anweſenheit des hohen Protektors, Prinzen Heinrich von Preußen, des Großherzogs von Mecklenburg, des Herzogs von Ratibor, andrer hoher Fürſtlichkeiten, der ſtädtiſchen Vertreter und der Ehrengäſte durch eine Anſprache des Ehrenpräſidenten, Generalleutnants z. D. von Chappuis, an Prinz Heinrich eröffnet werden. Nach dem offiziellen Empfang wird die Ausſtellung um 1 Uhr für das große Publikum eröffnet. Für einige Tage der Ausſtellung ſind auch Tage mit billigem Entree, ſogenannte 50 Pfg.-Tage vorgeſehen. Weitere Feſtlichkeiten werden von dem Vergnügungsausſchuß vorgeſehen.

Frl. A. H. in München. Es ſind die Schlußverſe aus Uhlands Ballade „Bertran de Born“, in denen der König zu dem gefangenen Sänger ſpricht:

> „Nimm die Hand, du Freund des Toten,
> Die verzeihend ihm gebührt!
> Weg die Feſſeln! Deines Geiſtes
> Hab' ich einen Hauch verſpürt.“

Alfred J. in Salzburg. In Paris macht der Franzoſe Toni Mathieu ſeit einiger Zeit Propaganda für den planmäßig organiſierten internationalen Austauſch von Kindern beiderlei Geſchlechts. Zweck ſoll in erſter Linie größere, allgemeine, ſprachliche Ausbildung ſein. Die Anknüpfung von perſönlichen Beziehungen zwiſchen den Familien der ausgetauſchten Kinder ſoll indes auch in politiſchem Sinne aufklärend und den Frieden fördernd wirken. Jedes Geldintereſſe muß bei dem Austauſch ausgeſchloſſen ſein. Bei dem erſten Verſuch während den Herbſtferien meldeten ſich 135 Familien, 69 vom Auslande und 66 in Frankreich. Unter letzteren befanden ſich 65 Knaben und nur 1 Mädchen. Verſchiedene dem Gründer zugegangene Dankſchreiben beweiſen, daß die Eltern mit dem Verſuche ſehr zufrieden waren.

Norwegiſches Mädchen in Ski-Ausrüſtung

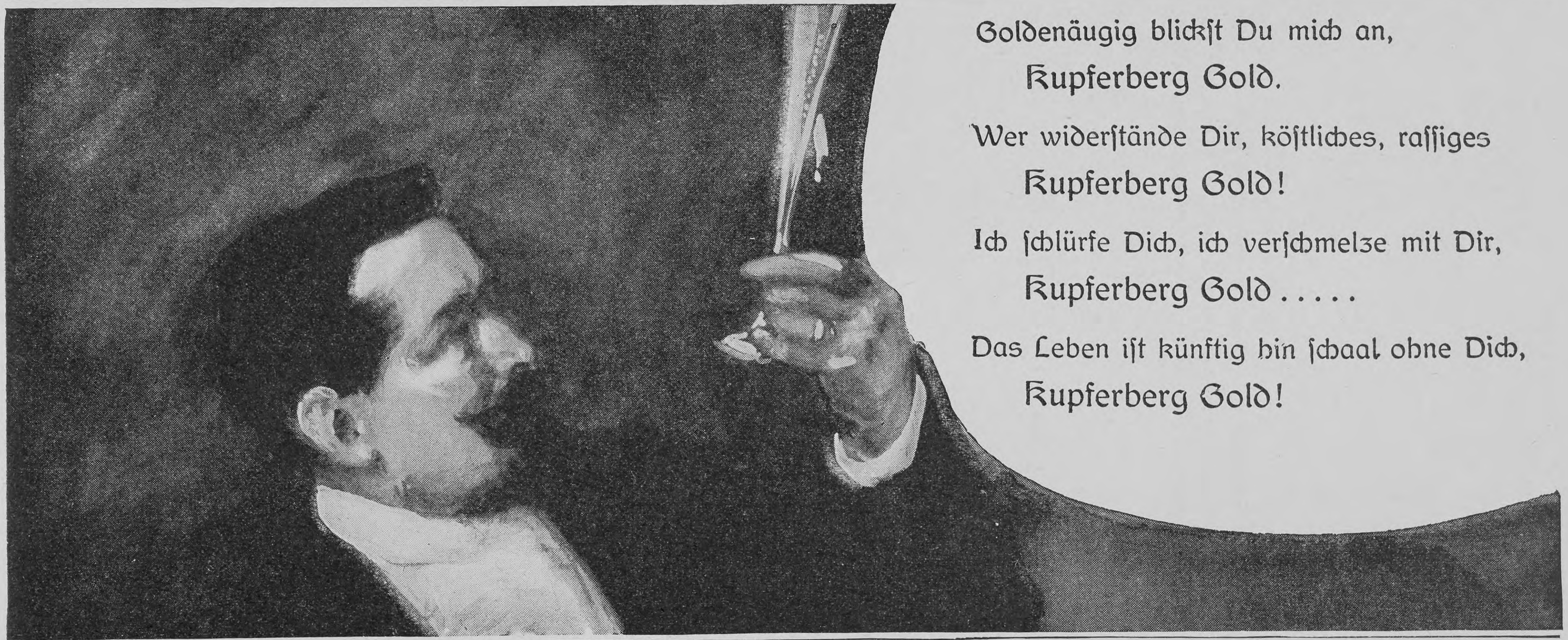
A. Th. in Innsbruck. Ihr Freund hat ganz recht; 1904 iſt ſeit acht Jahren das erſte Schaltjahr, da Anno 1900, wie in allen Jahren mit nicht durch vier teilbarer Jahrhundertziffer, der Schalttag — ausgeſchaltet bleibt. Man hat ſchon darauf hingewieſen, daß der ſogenannte „Jahresregent“ diesmal Mars iſt, der gefürchtete Kriegsgott, für abergläubiſche Leute ein böſes Omen! Was das Firmament anbelangt, ſo verſpricht 1904 ein recht „heiteres“ zu werden; dort nämlich wird der Mond ſtets in ungetrübter Reinheit erſtrahlen und nicht ein einzigesmal vom Erdſchatten verdunkelt werden. Auch die beiden Sonnenfinſterniſſe, eine ringförmige am 17. März und eine totale am 8. und 9. Sept., werden in unſerm Erdteil gar nicht ſichtbar ſein.

Frau J. Sch. in Reichenberg. Das Gold iſt auf der Erde weit mehr verbreitet, als gewöhnlich angenommen wird; nur deckt ſeine Gewinnung in manchen Formen, worin es auftritt, nicht die Koſten. So hat z. B. die Chemie in der Tonne Meerwaſſer etwa 50 Milligramm Gold ermittelt, was für die Waſſermaſſe aller Ozeane einen Goldgehalt von annähernd 10 250 Millionen Tonnen ergibt. Leider muß dieſer Meeresſchatz vorläufig ungehoben bleiben, da man trotz vielfacher Verſuche bisher noch kein Verfahren, dieſes Gold aus dem Meerwaſſer zu gewinnen, hat ausfindig machen können, bei dem die Koſten nicht den gewonnenen Ertrag bei weitem überragten.

H. Th. in Straßburg i. E. Allerdings gibt es auch in Amerika Nachkommen der Familie Bonaparte. Als Jerome, der ſpätere König von Weſtfalen, noch Marineleutnant war, heiratete er Elizabeth Patterſon, die Tochter eines Kaufmanns aus Baltimore, die ihm einen Sohn, Jerome Bonaparte, ſchenkte. Als Napoleon ihn aber zum König machte, beſtand er darauf, daß Jeromes Ehe für ungültig erklärt wurde, damit dieſer die Prinzeſſin Katharina von Württemberg heiraten konnte. Der Sohn aus der amerikaniſchen Ehe heiratete eine reiche Frau; Napoleon III. bot deſſen beiden Söhnen Titel und Reichtum an, wenn ſie Franzoſen werden wollten und die Ehe ihrer Großmutter als illegitim anerkennen würden. Zu ihrer Ehre ſei es aber geſagt, daß beide die geſtellten Bedingungen ablehnten. Der eine von ihnen, Charles Joſef Bonaparte, iſt ein tüchtiger Rechtsanwalt in Baltimore. Sein Vater und Napoleon III. waren Vettern, die jetzt verſtorbene Prinzeſſin Mathilde war ſeine Stiefſchweſter.

Fr. M. in Hannover. Die Ergebniſſe der neueſten Expeditionen ſprechen in der Tat für das Vorhandenſein eines antarktiſchen Kontinents, der dort liegt, wo unſre Atlanten im äußerſten Süden die Worte „Südliches Eismeer“ zu verzeichnen pflegen. Wir kennen ſeinen Küſtenverlauf vorläufig allerdings erſt ſtellenweiſe, allein zweifellos iſt dieſer ſiebente Erdteil ſehr groß, wahrſcheinlich ſogar größer als Europa.

Ph. T. in Nürnberg. Die kürzlich in London um 29 000 Mark verſteigerte Briefmarke war eine von der Inſel Mauritius aus dem Jahre 1847, zwei Pence, blau. Sie iſt ungeſtempelt und nie im Kurs geweſen, da irrtümlich die Worte Post Office ſtatt des richtigen Post Paid darauf zu leſen ſind. Nur wenige Exemplare dieſer Marke gelangten ſeinerzeit zur Ausgabe


Goldenäugig blickſt Du mich an,
Kupferberg Gold.
Wer widerſtände Dir, köſtliches, raſſiges
Kupferberg Gold!
Ich ſchlürfe Dich, ich verſchmelze mit Dir,
Kupferberg Gold .....
Das Leben iſt künftig hin ſchaal ohne Dich,
Kupferberg Gold!

Hochelegante Neuheiten in Juwelen, Gold- u. Silberwaaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus den **Pforzheimer Gold- und Silberwaaren-Fabriken** bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. Todt, Pforzheim.

Versandt direct an Private gegen baar oder Nachnahme.
Spezialität: Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen.

Nr. 3303. Nadel, 14 k. Gold, mit gross. echter Perle u. 2 Diamant. **M. 40.50.**

Nr. 3059. Ring, 14 kar Gold, mit echtem Brillant, **M. 60.—.**

Nr. 331. Brosche, 14 kar. Gold, 1 echte Perle und Ia. Brillanten **M. 175.—.**

Nr. 176. Ring, 14 kar. Mattgold, mit echtem Saphir u. 2 Brillanten **M. 70.—.**

Nr. 334. Ohrringe, 14 k. Gold, 8 echte Brillant. u. 2 Perl. **M. 100.—.**

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis u. franko. Firma besteht über 40 Jahre; auf allen beschickten Ausstellungen prämiirt. Alte Schmucksachen werd. modern umgearbeitet, alt. Gold, Silber u. Edelsteine werd. in Zahlung genommen.

C. Maquet, G. m. b. H.
Berlin W. 35, Lützowstrasse 89/90. — Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle,** verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle,** verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.

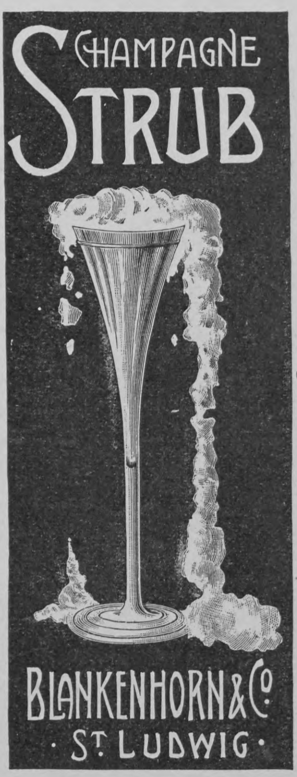
Sanatogen

kräftigt den Körper
stärkt die Nerven
regeneriert das Blut

Erhältlich in Apotheken und Drogerien
Broschüre gratis und franko von
BAUER & CIE.
BERLIN
SW. 48

Geistig zurückgebliebene od. nervöse Kinder find. in uns. am Walde gel., ganz den Anford. d. Neuzeit entsprech. **Erziehungsheim** liebev. Aufn., Erzieh. u. indiv. Unterricht. Geschw. **Georgi, Hofheim i. Taunus.** Staatl. konz., beste Ref. u. Prosp.

Garantirt echtes Gewächs der Champagne.



Man verlange Preislisten.

Sirolin

Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, **Basel & Grenzach** (Baden).

Zweiſilbige Charade

Die Erſte iſt mit der Natur
Verwandt in keiner Weiſe,
Doch um ſo ſichrer der Kultur
Folgt ſie in ihre Gleiſe.

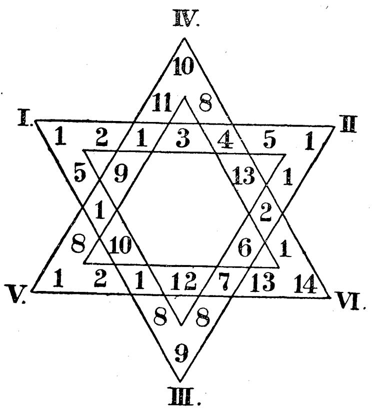
Als Zwilling ſtellt ſie meiſt ſich dar,
Wie's ihrem Zwecke eigen,
Und früher ſie ein Prüfſtein war,
Geduld und Fleiß zu zeigen.

Es kann als Werk der Induſtrie
Die Zweite nützen, ſchmücken,
Doch ſchöner iſt's, wenn Liebe ſie
Gewebt, um zu beglücken.

Oft iſt auch an Gelehrſamkeit
Ein Schatz darin enthalten,
Obgleich ſie ſich nicht minder weiht
Phantaſtiſchem Geſtalten.

Das Ganze ſucht die Erſte feſt
Mit ihrer Pflicht zu einen,
Und wenn es ſie entſchlüpfen läßt,
Ward's untreu auch der ſeinen. M. Sch.

Sternrätſel



Die Zahlen ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß auf den ſechs Leiſten die Wörter bezeichnen:
I.—II. eine Stadt in Kalifornien;
II.—III. eine Stadt in Dänemark;
III.—I. eine Provinz in Spanien;
IV.—V. einen Waſſerfall;
V.—VI. einen Stern im Sternbilde des Fuhrmanns;
VI.—IV. eine Stadt in Weſtfalen.
F. P.

Palindrom

Auf einer Werft in Holland
Ein Schiff gezimmert ward,
Und als es fertig, lenkte
Gen Oſten es die Fahrt.

Durch Wogen und durch Stürme
Zog ſtolz es ſeine Bahn,
Es kam an ferner Küſte
Im ſichern Hafen an.

Wenn dieſes Hafens Namen
Man rückwärts ſich beſchaut,
Nennt er den Ort, an welchem
Das Schiff ward aufgebaut. F. M.-S.

Rätſel

Ein Ziſchen und dann eine Fläche —
Ein Herrſcher iſt's, von dem ich ſpreche. E. S.

Wechſelrätſel

Mit mm bedrückt es
Manchen Menſchen ſchwer,
Mit tt dagegen
Schwimmt es auf dem Meer. F. M.-S.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.
10 Stück 30 Pfennig.

Gegen ſchädliche **Korpulenz** und deren Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „Amiral", ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren **(äußerlich) von abſoluter Unſchädlichkeit** und bequemſter und angenehmſter Anwendungsweiſe. „Amiral" **verſchönt** und **verjüngt** und iſt einzig in ſeiner Art. Keine Diät, **ſicherer und raſcher Erfolg.** Ausführliche Broſchüre mit zahlreichen ärztlichen Gutachten und Dankſchreiben gegen Einſendung von 20 Pfg. in Marken von Hoock & Co.,
Hamburg, Knochenhauerſtraße No. 98.

Institut Scheu-Hörttrich
Bensheim a. d. Bergstr.
Junge Mädchen finden neben gründl. Erlernung des Haushalts, Fortbildung in Wissenschaften, fr. Sprachen, Musik etc. etc. freundliche Aufnahme.
Refer u. Prosp. durch den Vorstand.

GLAFEY-NACHTLICHTE
beste Beleuchtung f. Schlaf-, Kranken- u. Kinderzimmer.
G. A. GLAFEY NÜRNBERG.

Wenn Sie
wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von
Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5.60
garantirt mit Havana-Einlage.
Andere Sorten von M. 1.75 an.
Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co., Hamburg I.

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den *Teint* und für die *Toilette*
Poudre & Savon SIMON
PARIS

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben. Belohnungen: **Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.** Auskunft gratis u. franko. **Man ſchreibe an Dr. Cléry,**
53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

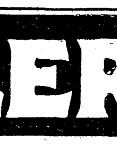
Zucker-, Magen-, Darm-Kranke verlangen Prospect
Von ärztl. Autoritäten empfohlen.
Rademann's Nährmittelfabrik Frankfurt a/M. S. & Berlin S.W.

DER ABFÜHRENDE
THEE CHAMBARD
ist das angenehmste und das beste mittel
gegen VERSTOPFUNG

HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark **"DER CENTAUR"** *wie nebenstehend Reproduzirt trægt.*
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel : **1 MARK.**
GENERAL-DEPÔT : **ZAHN & SEEGER**, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

Unübertroffen
ſind meine neuen, beſond. präpariert. **Holzwollebinden** für Damen u. Hämorrhoidalleidende à 1 M. p. Dtzd., gewöhnl. Konkurrenzware zu 70 ₰ p. Dtzd., einf. Gürtel dazu 40 ₰, verbeſſerte 60 ₰ p. St., alle and. Gürtelſorten (n. Dr. Fürſt, Dr. Credé 2c.) billigſt. **Moosbinden** à M. 1,25 p. Dtzd. **Bei 12 Dtzd. Binden 30% Rabatt.** — Sämtliche Artikel z. Geſundh.- u. Krankenpflege nach Preisliſte. **Emil Schäfer,** Verbandſtofffabr., Chemnitz 1.

Krankenfahrstühle,

Krankenmöbel
jeder Art fertigt
Rich. Maune,
Dresden-Löbtau.
Catalog gratis.

Karl Heinrich
Erzählung von
W. Meyer-Förſter
21. Tauſend
geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—
(Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt)
bildet bekanntlich die
Urform des Schauſpiels
Alt-Heidelberg.

KÖHLER Nähmaschine
ANERKANNT BESTES FABRIKAT DER GEGENWART.
Käuflich in allen besseren Geschäften des IN- und AUSLANDES.
Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.
Hermann Köhler Altenburg S/A.
NÄHMASCHINENFABRIK.

Büstenhalter u. Gesundheits-Corsets
auch speciell solche unter Reformkleider — in jeder Preislage.
Specialität:
Reform-Corset
„Gesundheit u. Schönheit".

Verleiht eine schöne, tadellose Taille, trotzdem es der geringsten Bewegung nachgiebt. Bleibt selbst bei längerem Tragen unverändert. — Kein Gummi, sondern dehnbare, in jeder Beziehung sich bewährende Messingspiralfedern.
Tausende von Anerkennungsschreiben aus Damenkreisen aller Gesellschaftsklassen.
Namhafte Frauenärzte, wie die Herren. Sanitätsrat **Dr. med. Bilfinger, Dr. med. Böhm, Dr. med. Prager, Dr. med. Eckstein,** die Naturheillehrerin Frau **Clara Muche** u. A. empfehlen dieses Reformcorset als das zweckmässigste und beste. Solches wurde in vielen ärztlichen Werken und in Frauenzeitschriften äusserst lobend erwähnt. — **Moderne Corsets** in den **feinsten Ausführungen** und in den verschiedensten Formen. — **Anfertigung und Lieferung nur nach Mass.** — **Katalog auf Verlangen umsonst und frei.**
A. B. Meschke, —Corset-Atelier,— Lieferant fürstlicher Höfe,
Rosswein 28, Königreich Sachsen.

Seide porto- & zollfrei
verſenden wir direkt an Jedermann in wundervoller Auswahl unter Garantie für gutes Tragen. Wundervolle Neuheiten in ſchwarz, weiß u. farbig in allen Preislagen ſchon von 95 Pf an. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

! Frauen seid gewarnt!
Die ächten **Herkules-Spiralfeder-Corsets** tragen alle entsprechenden Stempel oder Etiquette. Alle anderen weise man, weil minderwertig, zurück.

CHOCOLAT KÖHLER
Welt berühmte Marke für feine Sorten

Stiftung v. Zimmermann'sche Naturheilanstalt, Chemnitz.
Neues zweites Kurhaus mit den **großartigsten, modernsten Einrichtungen. Sanatorium 1. Rg. Zander-Institut.** Spez. Behandlg. v. **Nerven-, Frauen-, Magen-, Darmleiden etc.** Sommer- u. Winterkur. 4 Ärzte, 1 Ärztin. Chefarzt Dr. **Disqué.** Prosp. fr.

Die **Delicatess-Fisch-Cotelettes** (Schlüsselmarke)
u. **Delicatess-Bratschellfische** do.
der **Deutschen Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee"** zu **Nordenham IV** a. Weser
sollten auf **keinem Tische** fehlen! Sie sind tafelfertig zubereitet, billig und äusserst **nahrhaft.**
Die Postdose von 9 Pfund Inhalt kostet — von der Gesellschaft in Nordenham bezogen — nur **M. 2.50** bezw. **M. 2.75** einschliesslich Porto und Nachnahmegebühr.

ENGELHARD'S
ANTISEPTISCHER
Preis 70 ₰
DIACHYLON-
WUND-PUDER
Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.
Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders:
„Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen."
Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.
Zu beziehen durch die Apotheken.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 426:

Des Bilderrätſels: Bezeichnet man die Buchſtaben des Alphabets von A—M (I und J = 2 Buchſtaben) mit den Zahlen 1—13, ebenſo die Buchſtaben N—Z mit 1—13, ſo repräſentieren die lichten Perlen die erſte Hälfte, die dunklen Perlen die zweite Alphabethälfte. Je nach der Anzahl Perlen ergibt ſich dann der betreffende Buchſtabe der bezeichneten Alphabethälfte. Es reſultiert dann, in Buchſtaben umgeſetzt:

Der Apfel des Paris.
4 5 5 1 3 6 5 12 4 5 6 3 1 5 9 6

Des Homonyms: Er legiert.

Der dreiſilbigen Charade: Ausdauer.

Richtige Löſungen ſandten ein: Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg (3); Frau Roſa Hechinger in München (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frau Margarete Broſig in Stuttgart (3); Ferd. Zimmermann in Frankfurt a. M.; Otto Knieſe in Königsberg i. Pr.; Frl. Ida G. in Salzburg; Georg Koch in Hannover (5); Frau Amalie Sommer in Dresden (2); P. Richter in Baſel (3); Frau Olga Kühn in Wien; „Hans und Anna“ in Innsbruck (4).

Handſchriften-Beurteilung

Robert der Teufel in Goldingen. Nicht mehr jung und biegſam, vielmehr ein fertiger Charakter, ein Mann, der gelernt hat, ſich ſeine eignen Anſichten zu bilden und, da er den Kampf und die Diskuſſion nicht ſcheut, ſie gelegentlich mit unangenehmer Schärfe zu verteidigen weiß. Er kümmert ſich wenig um die Wünſche und Meinungen andrer und kann, wo es ihm nötig erſcheint, recht ſchroff und rückſichtslos vorgehen. Sein Wille iſt nicht nur energiſch und beſtimmt, ſondern auch deſpotiſch. Es lebt ſich nicht leicht und nicht immer angenehm mit ihm, ſo achtbar und reell er auch iſt. Er hat Temperament und tiefes, ſelbſt leidenſchaftliches Empfinden.

Grete R. in L. Der Kern Ihres Seins wäre gut, und Sie hätten das Zeug in ſich, Tüchtiges zu leiſten und dank Ihrer Energie viel zu erreichen, wenn Sie nicht ſo ſehr viel Wert auf Aeußeres legen wollten, nicht ſo auf den Effekt ausgingen. Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit trüben vielfach Ihr Urteil und Ihren Blick. Dabei ſind Sie unbiegſam, entbehren der Weichheit und Schmiegſamkeit und ſind wenig empfänglich für gute Ratſchläge und Ermahnungen. Es iſt ſchwer, einen leitenden Einfluß auf Sie zu gewinnen. Sie ſind fleißig, tätig, durchaus reell, aber ohne Milde und Schonung im Urteil über andre und eine ſtarke Egoiſtin.

Charlotte L., Wien. Allerdings eine ausgeſprochene, aber auch eine exzentriſche, ſchwierige Individualität, dabei faſt krankhaft ſenſibel und ſenſitiv. Sie ſind ſich deſſen bewußt und tun ſich Zwang an, geben ſich oft anders, wie Sie eigentlich ſind und ſtreben nach Zurückhaltung und Reſerve. Nichtsdeſtoweniger können Sie heftig werden, ſind erregbar und empfindlich. Sie haben Sinn für Hohes und Ideales, ſind begeiſterungsfähig, lebhaften Geiſtes und lebhaft in den Gefühlen.

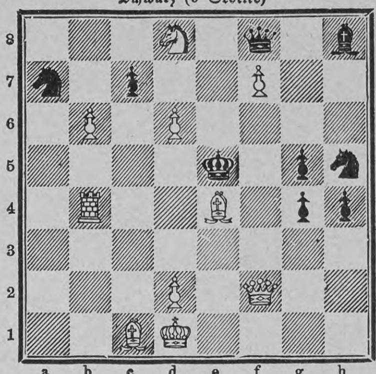
L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz)

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 9

Von Dr. F. Binder in Weimar (Neu)

Schwarz (9 Steine)



Weiß (10 Steine)

Weiß zieht an u. ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflöſung der Aufgabe 6

W. 1. Kf7—g7
S. 1. Sb8×d7 (-c6†)
W. 2. Sd8(×)c6†
S. 2. Kd4—c5
W. 3. Ld2—b4 matt.

A.

S. 1. Sf8×d7 (-e6†)
W. 2. Sd8(×)e6†
S. 2. Kd4—e5
W. 3. Ld2—f4 matt.

BESTE ZAHN-CRÊME KALODONT 60 Pf
F. A. Sarg's Sohn & Co. Wien.
erhält die Zähne rein, weiss u gesund.

Altes Hausmittel.

Eins der älteſten und bewährteſten Hausmittel, Lebertran, bietet ſich heute in einem neuen Kleide, in moderner, verbeſſerter Form und unter dem neuen Namen von Scotts Emulſion, die ſich jedoch ſchon in aller Welt eingebürgert und einen guten Ruf erworben hat. Scotts Emulſion iſt aus reinem beſten Medizinal-Lebertran hergeſtellt und enthält außerdem Zuſätze, die ihn ſchmackhaft und leichtverdaulich machen, die den Appetit anregen und ſeine Wirkſamkeit ſogar erhöhen. Es ſind dies die Kalk- und Natron-Hypophosphite, und die Emulgierung des fetten Oeles verhindert alle Verdauungsbeſchwerden. Wir erhielten nachſtehenden Brief aus

Plötzenſee bei Berlin, Evang. Johannesſtift, den 17. Nov. 1902.

Es drängt mich, Ihnen meine Anerkennung und aufrichtigſten Dank für die Wohltat, die Sie uns durch Scotts Emulſion an unſerer kleinen Johanna erwieſen haben, auszuſprechen. Unſer Kind konnte mit 14 Monaten noch nicht gehen, ja ſie machte ſelbſt wenig Verſuche, aufzuſtehen; auch hatte ſie bis dahin noch kein Zähnchen, war jedoch ſonſt wohl und munter. Da wir aber bei ihr den Ausbruch der Engliſchen Krankheit befürchteten, entſchloſſen wir uns zu einem Verſuche mit Scotts Emulſion, und wir ſind mit dem Erfolge ſehr zufrieden. Unſere Kleine hat ganz weſentliche Fortſchritte gemacht in der Entwicklung. Sie hat nun im Laufe von 5—6 Monaten 10 Zähne ohne jede Schwierigkeit bekommen und kann auch bereits frei gehen.

Achtungsvoll (gez.) Carl Bach.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Adam Rackles Hoflieferant Frankfurt a/Main.
Aepfelwein naturrein. glanzhell. haltbar.
alkoholarm.

SCHÖNE BÜSTE
durch die
"Pilules Orientales"

Gesetzlich geschützt

Das Mädchen mit schwacher Büste, die Frau, deren Brust ungenügend entwickelt ist, und diejenige, bei welcher die Brust ganz verschwunden oder im Verschwinden begriffen ist, allen wird der Gebrauch der "**Pilules Orientales**" wolthun. Diese Pillen besitzen in der That die Eigenschaft, den Busen zu entwickeln oder wiederherzustellen, die Muskeln zu festigen und die hervorspringenden Knochen der Schultern zurücktreten zu lassen, indem sie der ganzen Büste eine graziöse Fülle verleihen, ohne eine starke Taille zu verursachen. Kräftigend und appetiterregend, von ärzlichen Autoritäten empfohlen, sind sie der Gesundheit

nur zuträglich.

Die Kur dauert ungefähr zwei Monate und ist leicht zu befolgen und von anhaltender Wirkung. — Die Schachteln der "**Pilules Orientales**" müssen den Namen des Herstellers, J RATIÉ, Apotheker in Paris, sowie den Stempel der "Union des Fabricants" tragen. Man verwechsele sie nicht mit sogenannten ähnlichen Produkten: sie allein sind weltberühmt und keine anderen kommen ihnen gleich.

BRIEFAUSZUEGE

Frl. Margarete R. in Berlin. — Obgleich sehr wohl beleibt, hatte doch meine Brust sehr abgenommen. Dank Ihren Pillen ist ihr ihre frühere Fülle und Festigkeit zurückgekommen. Ich bin sehr befriedigt.

Frl. Berta P. in Mailand. — Ich muss Ihnen gratulieren zu dem guten Resultat, das bei mir in 6 Wochen durch Ihre "**Pilules Orientales**" erzielt wurde Früher blass und blutarm, bin ich jetzt in voller Gesundheit, und hat sich meine Brust auch recht entwickelt.

Frau Marcelle B. in Wien. — Ich bin höchst erfreut über Ihre "**Pilules Orientales**" meine Büste, welche infolge einer Niederkunft verschwunden war, stellt sich ganz wieder ein.

Flacon mit Notiz M. 5.30. — *Gegen Nachnahme M.* 5.50

Apotheke **J. RATIÉ, 5,** Passage Verdeau, **PARIS** (IXe).

Dépot in **BERLIN : B. HADRA,** Apotheker, Spandauerstrasse, **77.** — Depot für Oesterr.-Ungarn in **BUDAPEST : J.-V. Török,** Apoth., Königsgasse, **12.**

Immer jung!
Immer schön!
REGISTERED TRADE MARK

"BEETHAM'S Regd Larola"

Ein verbessertes Präparat von Glycerin und Gurken zur Conservierung der Haut und Gesichtsfarbe gegen den Einfluss der Sonne, kalter Winde u. hartem Wasser. Es erhält die Haut weich, glatt u. weiss, verhindert u. entfernt Rauheit, Röte, Entzündung, Sprünge etc. Zu haben bei allen erstklassigen Droguerien etc. in Flaschen zu M. 1.—, 2.— und M. 3.50 etc.

In Berlin: Gustav Lohse; in Hannover: C. Brulls & Co.; in Wiesbaden: Drog. Moebus; in Cöln: Jacobine Schlüssel.

HOTEL GALLIA, CANNES.

Neu erbaut 1900. — Neues Haus allerersten Ranges in bester Lage von Cannes.
— Jeglicher moderner Comfort. —
Zimmer mit Toilettenraum und Bad.
Zweim. tägl. Concert im gross. Wintergarten.
Ausgedehnter Park. — Lawn-Tennis — Croquet.
Gleiche Besitzer „Hotel Kursaal Maloja“.
Ed. Smart, Director.

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

Musikinstrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernſt Reinh. Voigt, Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Technikum Sternberg (Meckl.)
Maschinenb., Elektrotechn., Baugew. u. Tiefbauschule. Innungsber. Einj. Kurs

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.
Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

Berlin W. 30, Zietenſtr. 22,
Vorbereitungsanſtalt
von Dir. Dr. Fiſcher,
1888 ſtaatl. konzeſſ. f. alle Milit.- u. Schulexamina. 1903 beſtanden 21 Abiturienten, 103 Fähnriche, 13 Primaner, 22 Einjährige, 5 f. andere Schulklaſſen

Technikum Strelitz, Meckl.
Eintritt Austritt täglich
Ingen.-, Meister-, Technikerkurse.
Masch. u. Elektrotechn.
Hoch- u. Tiefbau.
Eisenkonstr. Tischlerei.
Abgekürztes Studium
Programm gratis. Bennewitz, Direktor.

Goerz-Anschütz-Klapp-Camera

leistungsfähigste Hand-Camera für Aufnahmen aller Art, besonders für Momentaufnahmen bis zu 1/1000 Sekunde. Ausgestattet mit dem sehr lichtstarken

Goerz-Doppel-Anastigmat

Goerz-Fabrikate sind durch alle einschlägigen Geschäfte zu beziehen. Katalog kostenfrei.

Optische Anstalt C. P. Goerz BERLIN-Friedenau 54.
Aktiengesellschaft.
London Holborn Circ. 1/6. | New-York 52 East-Union-Square. | Paris 22 R. d. l'Entrepôt.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.
Gegen Blutarmut!
In der Münchener Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik (Reisingerianum) seit Jahren fortwährend in Anwendung.
München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, 1/2 Fl. 1.60 M.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Kaloderma- GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Beſprechung einzelner Werke vorbehalten. Rückſendung findet nicht ſtatt)

Bölſche, Wilh., Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Leipzig, M. Heſſe.
Dahlmann, Ernſt, Imme. Roman. *M.* 3.—. Leipzig, Alwin Schmidt.
Deckert, Dr. E., Nordamerika. 2. Aufl. Lfg. 1 (14 Lfg. à 1 *M.*). Leipzig, Bibliogr. Inſtitut.
Dieſener, Helene, Gedichte. *M.* 1.50. Dresden, E. Pierſon.
Goldberger, Ludwig Max, Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. *M.* 5.—. Berlin, F. Fontane & Co.
Hanſen, Carl, Henrik Ette. Geſchichte eines Lebens. *M.* 3.50. Dresden, E. Pierſon.
Hatton, Thomas, Skizzierende Aquarell=Malerei. Anleitung für Anfänger. *M.* 1.50. Ravensburg, O. Maier.
Koehler=Hauſſen, Galgenſtricks Lieder. Illuſtr. von Hanns Schlicht. *M.* 1. 50. Dresden, E. Pierſon.
Kriegstagebuch (1870—71) des Füſilier Fiſcher vom Regiment 36. *M.* 2.50. Berlin, H. Walther.
Kunſt des Jahres, die. Deutſche Kunſtausſtellungen 1903. *M.* 5.—. München, Verlagsanſtalt F. Bruckmann.
Lahmann, Joh. Fr., Aegyptiſche Gedichte. *M.* 2.50. München, C. H. Beck.
Leiſt, Arthur, Das georgiſche Volk. *M.* 5.— Dresden, E. Pierſon.
Liſt, Guido, Alraunenmären. Kr. 3.60. Linz, Oeſt. Verlagsanſt.
v. **Manteuffel**, Urſula Zöge, Helmuth von Loyſen. Roman. 2 Bde. *M.* 6.—. Dresden, E. Pierſon.
zur **Megede**, J. R., Quitt! 9. Tauſend. *M.* 5.—. Stuttgart, Deutſche Verlags=Anſtalt.
v. **Meerheimb**, Henriette, Treue. Hiſtor. Roman a. d. J. 1810 bis 1814. *M.* 2.50. Dresden, E. Pierſon.
Meyer=Förſter, Wilh., Karl Heinrich. Erzählung. Illuſtr. v. Ad. Wald. 17.—21. Tauſend. *M.* 3.—. Stuttgart, Deutſche Verlags=Anſtalt.
Roſegger, P., Das Sünderglöckel. *M.* 4.—. Leipzig, L. Staackmann.
Rübezahl, Kuno, Aus der Ferienkolonie. 60 ₰. Leipzig, Rich. Lipinski.
v. **Schreibershofen**, H., Mira. Roman. *M.* 4.—. Berlin, Rich. Taendler.
Schafheittlin, Ad., Ginevra. Dramat. Gedicht. *M.* 2.—. Zürich, Verlags=Magazin.
— — Die Götterfarce. Ein reichsdeutſch. Faſtnachtstraum. 50 ₰. Ebd.
Theden, Dietrich, Leben um Leben. Rom. *M.* 2.25. Berlin, A. Schall.
Wolters, Wilh., Siebenſchön. Erzählung. *M.* 2.50. Dresden, E. Pierſon.
Wappenkalender 1904, deutſcher. *M.* 1.50. Papiermühle b. Roda, Gebr. Vogt.

Aus fremden Zungen.
Illustrierte Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 3. Heft hat nachſtehenden Inhalt: Schlaraffenland. Neapolitaniſcher Sittenroman von Matilde Serao. Aus dem Italieniſchen. — S. Cohn & Sohn. Novelle von Iſrael Zangwill. Aus dem Engliſchen. — Kinder der Pußta. Erzählungen und Skizzen. Von Stephan Tömörkény. Aus dem Ungariſchen. — Das Gericht über eine Seele. Von Paul Desjardins. Aus dem Franzöſiſchen. — Illuſtrierte Rundſchau (mit 8 Illuſtrationen).

Monatlich erſcheinen 2 Hefte à 50 Pfg.
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Alleinige Inſeraten=Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen=Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile *M.* 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich

Warnung vor Fälschung!

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R. Pat. № 81391. 70,0. chemisch reines Glycerin 20,0. Wein 10,0 (incl. Vannillin 0,001) bewirkt
schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesammt-Nervensystems,
bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen.
Von Tausenden v. Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's Haematogen

„METEOR"
Elektrische Taschenlampe
prima Qualität.

Unsere Meteorlampe ist wirklich brauchbar, wir garantieren für schönes helles Licht. Nicht mit der ganz billig angebotenen Ware zu verwechseln, die schon nach kurzem Gebrauch verdorben

Grösse 10×6½ cm.

Von Damen und Herren bequem in der Tasche zu tragen.
Preis Mark 2.— gegen Nachnahme, Porto 20 Pfg.
Ersatzbatterie 0.75 per Stück
Lampe mit Ersatzbatterie 50 Pfg Porto
Hauptkatalog mit Neuheiten-Nachtrag, ca. 3000 Abbildungen, versenden umsonst und portofrei.
Stahlwarenfabrik und Versandhaus I. Ranges
E. von den Steinen & Cie., Wald-Solingen 5.

Vereinigung Cauber Weingutsbesitzer
CAUB a. Rhein empfehlen ihre **reingehaltenen** Weine **eigener Crescenzen.** Man verlange Preisliste.
Preisgekrönt Ausstellung, Düsseldorf 1902

UM **SCHLANK** ZU **WERDEN** ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt übermässigen **Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz **Mk. 5,30** franko. Ratié, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, Török, Königsg. 12, Budapest.

Unentbehrlich für jeden Juristen!

Neu! Soeben erschienen: **Neu!**

Soergel, Rechtsprechung

z. B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O., R. F. G. u. Zw. V. G.

4. Jahrgang 1903 Geb. M. 5.20, ermöglicht durch fortlaufende Verweise auf die früheren Jahrgänge deren bequeme Benutzung,

gibt ein Bild der gesamten Rechtsprechung aus den Jahren 1900—1903

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Hochfeine Kanariensänger preisgekrönt mit goldenen Medaillen, i. herrlich. lang. tief. Gesangstour., Hohlrollen, Knorren, Hohlklingeln, tiefen Flöten à 8, 10, 12, 15, 20, 25, 30 M. Nachn., 8 Tage Probezeit. Gar Wert gesund. Ankunft. Zuchtweibchen 2 M. Preisl. grat. Zuchtbuch 50 Pfg. Briefm. **Brühl's** weltbek. Kanarienzucht, Kötzschenbroda 4.

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer
Hausfrauen ersparen daher Zeit u. Geld.
Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. Reinlichhaltung, die bei Kochk. unmöglich ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. **E. Blasberg & Co., Düsseldorf** oder deren Niederl. **Berlin, Schützenstr. 36.**

Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert. Verlangen Sie Gratisprospekt. **H. Frisch,** Bücherexperte, **Zürich 33.**

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höh. Lehranstalt f. Masch.- u. Elektro-Ingenieure. Techn. Werkm. Prog. fr.
Direktor: E. Boltz.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
Maschinenb. u. Elektrotechnik. Abteil. f. Ingenieure, Technik. u. Werkmeister.
Lehrfabrik

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Kauft nur Rondholz Frankft. Würstchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in d. Delik.-Handlg.)

Hamburg-Amerika Linie

Reisen um die Welt
Hamburg-Amerika Linie
Orientfahrt
Auguste Victoria
Abfahrt von Genua 20 Februar 1904
Amerika Linie
Nordlandfahrten
Auguste Victoria
Prinzessin Victoria Luise
Meteor
Hamburg-Amerika Linie
Nach den Nordischen Hauptstädten
Kieler Woche
Kiel-Regatten
Ferienreise
West-Indien
Riviera-Dienst

In den nächsten Monaten werden nachstehend verzeichnete

17 Vergnügungsreisen zur See veranstaltet:

Nach West-Indien

Abfahrt von Hamburg zweite Hälfte Februar 1904 mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork. Abfahrt von Newyork am 8. März 1904 mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer **„Prinzessin Victoria Luise".**

Von Newyork zurück nach Hamburg mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie. — Reisedauer Newyork—Newyork 26 Tage. — Fahrpreise von Newyork bis zurück nach Newyork von M. 800 an aufwärts.

106

Die alljährliche, allgemein beliebt gewordene **Orientfahrt**

mit dem Doppelschraub.-Schnelldampf. **„Auguste Victoria".**

Abfahrt von Genua am 20. Februar 1904; angelaufen werden die Häfen: *Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Syrakus, Malta, Alexandria* (Kairo, Nil, Pyramiden von Gizeh und Sakkarah, Memphis, Luxor, Assuan), *Beirut* (Damaskus, Baalbec), *Jaffa* (Jerusalem, Bethlehem, Jericho, Jordan, Todtes Meer etc.), *Constantinopel* (Fahrt im Bosporus), *Athen* (Piräus), *Kalamaki* (Korinth, Akrokorinth, Tyrinth, Argos, Mykenä), *Nauplia, Messina, Palermo* (Monreale), *Neapel* (Vesuv, Pompeji, Capri, Sorrento, Rom etc). Wiederankunft in Genua 3. April 1904. Reisedauer Genua—Genua 43 Tage. Fahrpreise von M. 1000 an aufwärts.

Nordlandfahrten

mit dem Doppelschraub.-Schnelldampf. **„Auguste Victoria"** bis Spitzbergen. Abfahrt von Hamburg am 5. Juli 1904. Wiederankunft in Hamburg 27. Juli 1904. Fahrpreise von M. 500 an aufwärts,

mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise"** 3 Reisen: **1. Reise** bis zum Nordkap, am 4. Juni von Hamburg. Ende der Reise in Kiel am 22. Juni. **2. Reise** bis zum Nordkap, am 30. Juni von Kiel. Ende der Reise in Hamburg am 16. Juli. **3. Reise** bis Spitzbergen, am 19. Juli von Hamburg. Ende der Reise in Hamburg am 10. August. Fahrpreise von M. 650 bezw. M. 800 an aufwärts,

m. d. Doppelschr.-Dampf. **„Meteor"** 6 Reisen bis Drontheim: Ab Hamburg am 2. und 17. Juni, 2. und 17. Juli und 2. und 17. August. Jedesmalige Reisedauer 13 Tage. Fahrpreise von M. 250 an aufwärts.

Nach der „Kieler Woche"

mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise."**

Dauer der Fahrt einschliesslich Touren und Begleitung der Regatten, vom 23.—29. Juni 1904. Fahrpreise von *M.* 250 an aufwärts.

Nach den Nordischen Hauptstädten

mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise."**

Abfahrt von Hamburg 13. August 1904. Angelaufen werden: *Christiania, Gothenburg* (Trollhättan-Fälle), *Wisby, Stockholm* (Mälarsee), *Helsingfors, St. Petersburg* (Kronstadt), *Danzig, Kopenhagen, Kiel.* Wiederankunft in Hamburg 5. September 1904. Fahrpreise von M. 800 an aufwärts.

Nach berühmten Badeorten:

Cuxhaven, Ostende, Ryde, Guernsey, Jersey, San Sebastian, Biarritz, Trouville, Brighton, Scheveningen, Helgoland mit dem Doppelschrauben-Dampfer **„Meteor".**

Abfahrt von Hamburg 3. September 1904. Wiederankunft in Hamburg 20. September 1904. Fahrpreise von *M.* 325 an aufwärts.

Reisen um die Welt

mit dem Doppelschr.-Schnelld. **„Prinzessin Victoria Luise."**

Erste Reise um die Welt. Abfahrt der „Prinzessin Victoria Luise" **von Hamburg** am 25. September 1904. Angelaufen werden die Häfen: *Dover, Lissabon, Gibraltar, Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Genua, Athen, Constantinopel, Jaffa* (Jerusalem), *Port Saïd,* (Kairo, Nil, Pyramiden), *Ismaïlia, Bombay* (Poona, Khandala, Karli Cave — Landtour durch Indien), *Colombo* (Kandy), *Calcutta* (Darjeeling im Himalaya-Gebirge), *Singapore, Manila, Hongkong* (Canton, Macao), *Shanghai, Tsingtau, Nagasaki, Hiogo* (Kobe), *Yokohama* (Tokio, Nikko), *Honolulu, Hilo* (Vulkan Kilauea), *San Francisco* (Ankunft 17. Januar 1905). Von San Francisco werden die Reisenden per Luxuszug durch Amerika nach Newyork, und von Newyork vermittelst Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Europa befördert. — Dauer der Reise von Hamburg bis zurück nach Hamburg etwa 135 Tage. Fahrpreise von *M.* 4500 an aufwärts.

Zweite Reise um die Welt. Abfahrt **von Hamburg** Anfang Januar 1905 mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork. Abfahrt **von Newyork** etwa 18. Januar per Luxuszug nach San Francisco. Abfahrt der „Prinzessin Victoria Luise" **von San Francisco** am 24. Januar 1905. Dann Fahrplan wie bei der ersten Weltreise, nur in umgekehrter Richtung. Wiederankunft in Hamburg 15. Mai 1905. Dauer der Reise von Hamburg bis zurück nach Hamburg etwa 135 Tage. Fahrpreise von M. 4500 an aufwärts.

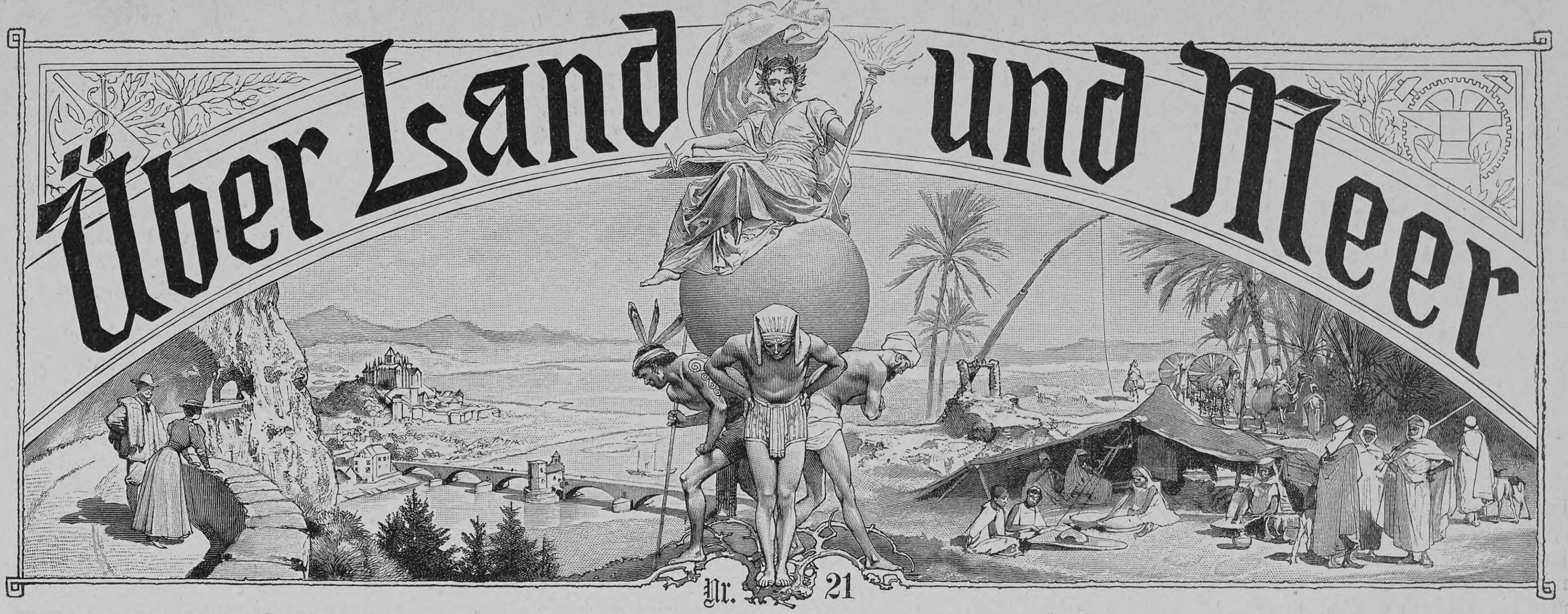
☛ Der Doppelschrauben-Schnelldampfer „Prinzessin Victoria Luise" und der Doppelschrauben-Dampfer „Meteor" sind für die Zwecke der Vergnügungsfahrten eigens erbaut, die „Prinzessin Victoria Luise" im Jahre 1900, der „Meteor" im Jahre 1904, während der bekannte transatlantische Schnelldampfer „Auguste Victoria" mit einem Aufwand von 2 Millionen Mark vor einigen Jahren einen Umbau erfahren hat, der ihn zur Ausführung von Vergnügungsfahrten besonders geeignet macht.

Alles Nähere enthalten die Prospecte. Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu haben, oder können bestellt werden bei der

Abtheilung Personenverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags=Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Herr Keſtner auf Przyborowo hatte ſo ziemlich die Beſinnung verloren. Vergebens ſuchte ihm ſein älteſter Sohn klar zu machen, daß es unmöglich in Doleſchals Abſicht gelegen haben könne, Korneliens Mädchenehre anzutaſten, dies ebenſowenig, wie abſichtlich den Vater zu kränken. So empfindlich der Rittmeiſter ſelbſt auch von der Sache berührt war — Teufel nochmal, wie kam Hanns-Martin dazu, das harmloſe Kind zu verdächtigen?! —, da glaubte er doch ſeinen Freund freiſprechen zu müſſen.

„So — ſo —, aber wenn er ſich nun in den Kopf geſetzt hat, mir den tüchtigen Inſpektor wegzubeißen, koſte es, was es wolle?“

„Aber Papa!“ Jetzt mußte der Rittmeiſter doch laut lachen, wenn ihm auch ſo fatal zumute war wie kaum je in ſeinem Leben. „Wie kannſt du nur ſo was denken?“

„Du kennſt dieſe Hakatiſten nicht,“ grämelte der Vater. „Was die Kerle alles ſtänkern! Nie haben wir früher ſo viel Krakehl in der Provinz gehabt! Deutſch, deutſch — als ob der Sziulc nicht zehnmal beſſer mit Land und Leuten Beſcheid wüßte! Wir gehen zugrunde, aber nur an dieſen Wühlereien. Ich hab's ſatt.“ Er ſtieß mit dem Fuß. „Ich ziehe nach Poſen!“

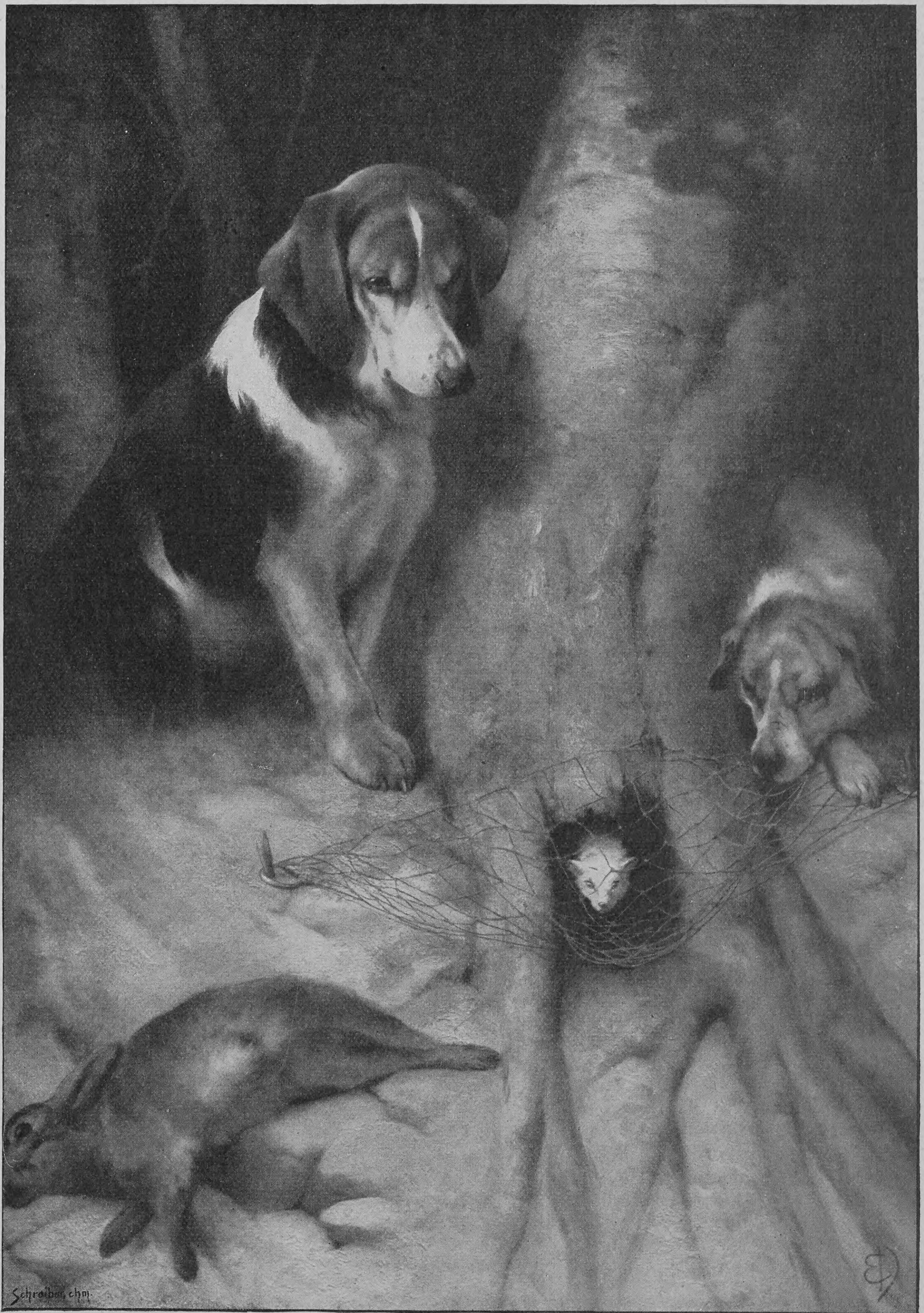
„Wenn du verkauft haſt, Moritz,“ ſagte Frau Keſtner, die mit tief verſtimmtem Geſicht am Kaffeetiſch ſaß, trotzdem ihr Liebling, der Rittmeiſter Paul, heute, vor einer Stunde erſt angekommen.

„Nein, auch wenn ich nicht verkaufe,“ beharrte Keſtner eigenſinnig. „Seit dieſer Geſchichte mit dem da“ — er warf einen Nicker über die Schulter nach der Richtung von Niemczyce — „iſt mir's nun ganz hier verleidet. Ich werde doch mein einziges Kind —“

„Bitte, Papa, wir ſind doch auch noch da,“ bemerkte trocken der Rittmeiſter.

„Ach, du weißt ja ſchon —“ ärgerlich fuhr der Vater auf — „Tochter, meine einzige Tochter meine ich! Ich werde doch Kornelia nicht ſolchen Brutalitäten ausſetzen! Hier iſt's mir nicht mehr reinlich genug, alle Verhältniſſe unſauber, ich will wenigſtens auf meine alten Tage meine paar ſauer erworbenen Groſchen in reinlichen Umgebungen verzehren.“

Der Rittmeiſter, der ſeine langen, glänzend polierten Fingernägel betrachtet, ſah jetzt doch auf: „So, alſo nach Poſen? Iſt auch ein ſchöner Ort. Na, wie du meinſt, Papa, wenn ich nur meine Zulage kriege!“


Schreiber, chm.

Frettchen auf der Kaninchenjagd
Nach dem Gemälde von E. Douglas

„Ja—a“ — der Vater zog bedenklich die Augenbrauen in die Höhe — „lieber Sohn! Aber du kannſt ja Przyborowo übernehmen!“

„Den Deibel werde ich!“ Ganz empört ſprang Paul auf. „Eher ſchieße ich mir eine Kugel durch den Kopf, ehe ich hier auf der Klitſche Kartoffeln buddle. Ne, Papa, alles kannſt du von deinem Sohn verlangen, nur das nicht!“

„Du wirſt dem Niemczycer gründlich die Wahrheit ſagen!“ rief Keſtner raſch, und etwas wie Haß ſprühte in ſeinen Augen auf.

„Ich? Aber, Papa!“ Paul guckte etwas betroffen. „Ich denke, Papa, das haſt du ſelber ſchon beſorgt. Und haſt du ihm nicht noch dazu einen ganz gehörigen Brief hingepfeffert, wie Mama mir ſagte?“

„Hab' ich, hab' ich! Aber glaubſt du, der hat mir geantwortet? Einmal ſchon — es iſt ſchon eine Weile her, auf dem Jagddiner bei Garczynski — hat der hochnäſige Menſch ſich umgedreht und mich ſtehen laſſen ohne ein Wort! Zum zweitenmal paſſiert mir's nicht mehr! Wozu habe ich denn Söhne? Mein Gut will keiner übernehmen, aber für meine Ehre wird doch wohl einer eintreten! Oder nicht?“ Aufgeregt war Keſtner aufgeſprungen, die Hände auf den Tiſch ſtützend, ſah er ſich mit tränenfunkelnden Augen um.

„Aber, Papa, Papa, ihr ſeid hier alle ſo ſchrecklich aufgeregt, rein choleriſch; weiß der Himmel, woher das kommt! Beruhige dich doch! Natürlich, wenn du's wünſcheſt, werde ich mit Doleſchal reden und —“

„Du wirſt ihn fordern!“ ſtieß der Alte heraus; die Wut, die ihn überkam, erſtickte ſeine Stimme, er zitterte.

„Moritz, Moritz!“ Frau Keſtner ſprang beſorgt auf. „Um Gottes willen, errege dich doch nicht ſo!“

„Aber, Papa!“ Des Rittmeiſters friſches Geſicht zeigte plötzlich einen ihm fremden Ernſt; er runzelte die Stirn, und dann ſagte er gehalten: „Du ſcheinſt dir das ‚Fordern‘ doch etwas leichter vorzuſtellen, als es iſt, Papa! Ein Duell iſt kein Kinderſpiel, man bricht es heutzutage, ſelbſt bei uns, nicht mehr ſo vom Zaun. Und noch dazu in dieſem Fall; Doleſchal iſt mein guter Freund geweſen, als ich noch ein dummer Junge war!“

„Mich rührt der Schlag,“ ächzte Keſtner und griff mit den Händen um ſich.

„Ich werde ja zu ihm hingehen und mit ihm ſprechen, Papa! Wenn du es wünſcheſt gleich. Ich bin überzeugt, daß —“

„Warte, warte nur bis morgen!“ Die Mutter zog den Sohn, der ſich erhoben hatte, mit einer gewiſſen Beſorgnis wieder nieder. „Wir wollen die Sache erſt noch überlegen. Ich bitte dich, Keſtner, du kannſt doch wirklich von Paul nicht verlangen, daß er ſein ſchönes, junges Leben ſo aufs Spiel ſetzt, einem Nichtswürdigen — ja, lieber Moritz, da bin ich ganz deiner Anſicht — einem Nichtswürdigen ſich ausliefert!“

„Und Kornelia, Kornelia! Und keine Antwort, nicht einmal eine Antwort hat er mir geſchrieben! Kein Wort der Entſchuldigung! Dieſer Hakatiſt, dieſer Hochnäſige! Was hat der hier ſchon alles verbrochen! Längſt hätte die Kommiſſion mir abgekauft, wenn der nicht wäre! Aber ſo werden nur die Polen ihre Güter los; 'raus ſollen die um jeden Preis — und Preiſe kriegen die, Preiſe! Wir Deutſche bleiben einfach ſitzen, wir ſollen ja bleiben! Lauter deutſche Beſitzer, nur Deutſche. Als wenn das Land dadurch deutſch würde! Lächerlich!“ Er lachte zornig auf und hatte die Stimme ſo laut erhoben, daß Pan Sziulc, der gerade von draußen hereinkam und einen Bericht in der Studierſtube abſtatten wollte, aufhorchend der erregten Stimme ſeines Prinzipals lauſchte. „Dieſer Hakatiſt, dieſer Polenfreſſer, verdreſchen ſollte man ihn, ihm eins auf den Mund geben, daß er ſtill würde wie ein Mäuschen. Dann erſt wird es hier wieder beſſer, wenn der zum Schweigen gebracht iſt. Pſiakrew!“

„Aber, Papa!“ Das war nun heute ſchon das ſoundſovielte Mal, daß der Sohn das ſagte.

Verſtimmt ſtand der Rittmeiſter auf: mit dem alten Herrn war wirklich kein vernünftiges Wort zu reden, der war ſo gereizt, wie der Stier, dem man ein rotes Tuch vorgehalten! Aber von der Mutter ließ er ſich in ein ſtilles Eckchen ziehen. Da flüſterte ſie mit ihm.

*

Es war am folgenden Mittag zur Beſuchsſtunde, daß Rittmeiſter Paul Keſtner dem Herrn Baron von Doleſchal ſeine Karte hereinſchickte.

Warum ſo ſteif?! Doleſchal, der an ſeinem Schreibtiſch geſeſſen, tief in Gedanken verloren, mit der Feder, in der doch keine Tinte war, allerhand krauſe Schnörkel auf die grüne Tuchplatte ziehend, blickte verwundert auf. Sonſt war Paul nach flüchtigem Anklopfen gleich hereingeſtürmt — der alte, friſche Junge! — und hatte ihn auf die Schulter geſchlagen mit einem lachenden: ‚Da bin ich mal wieder.‘ Warum ſchritt er heut ſo gemeſſen durch die Tür, die der Diener vor ihm aufwarf?

Verſtört ſah Doleſchal ihn an.

Der Rittmeiſter erſchrak: Donnerwetter, hatte ſich der Niemczycer verändert! Das Geſicht ſo blaß trotz der Gebräuntheit, faſt fahl, die Augen tiefliegend, die Stirn düſter und die Mundwinkel unter dem blonden Schnurrbart herabgezogen. Ein warmes Gefühl wallte in ihm auf, er wollte dem alten Freund beide Hände hinſtrecken: ‚Wie geht's dir, Hanns-Martin, du biſt doch nicht krank?‘ Aber er beſann ſich: nein, er mußte ſich zurückhalten, heut kam er nicht in alter Freundſchaft! Aber es wurde ihm ſchwer, ſo ſteif zu ſein, noch ſchwerer, als ſich jetzt des andern beſchatteter Blick, faſt mißtrauiſch fragend, trübe auf ihn richtete.

„Was willſt du?“ ſagte Doleſchal. Und dann lachte er hart auf: „Du biſt ja außerordentlich erfreut, mich zu ſehen, das muß ich ſagen!“

Auch er ſtreckte nicht die Hand hin; der andre hatte die ſeine auch nicht gereicht. „Willſt du nicht Platz nehmen? Bitte!“

Die Arme feſt an den Leib gedrückt, als hielte er den Pallaſch, blieb der Rittmeiſter ſtehen. Er ſchien den Stuhl nicht zu bemerken, den der Hausherr ihm hinſchob; eine flammende Röte war in ſeinem hübſchen, trotz der Rittmeiſterwürde und der Jahre noch immer jungenhaften Geſicht. Er räuſperte ſich und ſuchte nach einem Anfang. Das war ſchwerer wie vor der Schwadron zu halten und zu ſchreien: ‚Abgeſeſſen!‘

Doleſchal half ihm. „Ich weiß nicht, du biſt ſo merkwürdig, Paul?! Habe ich dir etwa auch etwas zuleide getan? Aller Welt tue ich ja was. Weiß Gott“ — er ſtützte den Arm auf und den Kopf in die Hand —, „ich bin es müde!“

„Hanns-Martin!“ Da halte ſich ein andrer zurück! Man iſt doch kein Stock, wenn man einen leiden ſieht, zumal einen, mit dem man im Niemczycer See gebadet, in der Przyborowoer Allee Habichte gejagt und den Lyſagora gegen die Rotznaſen, die Polackis, verteidigt hat! Herzlichkeit und Vorwurf ſtritten in Paul Keſtners Stimme: „Donnerwetter, was haſt du für eine Geſchichte angezettelt, 'ne nette Stänkerei, das muß ich ſagen!“

„Was denn, was denn?“ Doleſchal blickte wieder ſo ſeltſam verſtört. „Ach ſo — die mit deinem Vater! Darum kommſt du? Ah, darum!“ Er atmete auf wie einer, der noch viel Schlimmeres erwartet. „Ich konnte nicht ahnen, daß der alte Herr meine Warnung — auf Ehre, Paul, es war nur eine Warnung! — ſo übelnehmen würde. Es iſt mir ſehr fatal!“ Er ſeufzte. „Ich hatte es ſehr gut gemeint.“

„Das glaube ich, das glaube ich!“ Raſch ſagte Paul Keſtner es. Unbehagen ſchlich ihm über den Rücken in dieſem Zimmer, in dem er doch oft recht behaglich bei der Zigarre geſeſſen. „Ich konnte mir ja ſchon denken, daß du nicht aus Abſicht meinen alten Herrn ſo gekränkt!“

„Aus Abſicht, aus Abſicht?“

„Na ja, das meint er! Am liebſten hätte er geſehen, ich hätte dich gefordert. ‚Komiſcher oller Knopp‘, wie meine kleine Schweſter ſagt — nicht wahr?“ Er lachte leichtſinnig auf. Aber dann wurde ſein Ton ernſthaft: „Wir werden uns doch nicht ſchlagen, Hanns-Martin! Aber willſt du mir nicht zu wiſſen tun, warum du zu meinem Vater gegangen, warum du meine Schweſter verdächtigt, warum du, wie ſie doch alle ſagen, dich immer in Sachen miſcheſt, die dich doch eigentlich nichts, gar nichts angehen?“

„Das weiß ich nicht.“ Doleſchals Stimme war tonlos, und dann hob er plötzlich beide Arme in die Höhe mit einer Gebärde tiefſten Schmerzes: „Glaube du mir wenigſtens, wenigſtens du!“

„Ja, ja! Selbſtverſtändlich, natürlich glaube ich dir,“ ſagte Paul Keſtner erſchrocken; merkwürdig, wie ſich Hanns-Martin verändert hatte, er, der früher immer ſo gehalten geweſen, jetzt ſo, ſo — er war ſich ſelbſt nicht klar, wie der alte Freund jetzt eigentlich war. Aber er tat das beſte, was er tun konnte, er rückte ſeinen Stuhl neben den eichengeſchnitzten Seſſel am Schreibtiſch, legte ſeinen Arm um des Freundes Schultern und ſagte, ihnen einen ſanften und doch kräftigen Druck gebend: „Na, nun erzähle du mal! Eines Mannes Rede iſt keines Mannes Rede, man muß ſie hören alle beede!“

Was war da zu erzählen? Es gibt Geſchichten, die ſich eben nicht erzählen laſſen, man muß ſie ahnen, fühlen, und dann verſtehen. Aber ſo viel wurde Paul Keſtner doch klar, er hatte ſich in ſeinem alten Hanns-Martin nicht getäuſcht.

Vergnügt auflachend, ſchlug er herzhaft auf deſſen ganz nach vorn gebeugten Rücken: „Weißt du was, ſchreibe meinem alten Herrn einen feinen Brief — du haſt's ja immer losgehabt, zehnmal beſſer wie ich — ein paar nette Worte der Entſchuldigung: du haſt's gut gemeint, aber nicht richtig angefangen, es tut dir leid u. ſ. w. Donnerwetter, wer macht nicht mal was verkehrt in ſeinem Leben? Und ich verſichere dich, die Geſchichte iſt beigelegt. Willſt du?“ Sein Geſicht nahe zu dem des Freundes bringend, ſah er ihm in die Augen.

„Ich kann ja, gewiß, ich werde ſchreiben.“ Wie entſetzlich müde das klang! Aber dann, ſich aufraffend, drückte Doleſchal Paul Keſtner die Hand: „Du ſollteſt hier bleiben, Paul! Du biſt treu, du biſt ehrlich, wir brauchen ſolche Männer. Und du biſt friſch!“ Ein Bitten lag in ſeinem Ton, ein dringendes Erſuchen: „Bleibe!“

„Ne, mein alter Junge!“ Das war wieder ganz des flotten Rittmeiſters leichtherziges Lachen. „Papa möchte mir auch gern Przyborowo andrehen; ich werde mich hüten, hier, wo Haſen und Füchſe einander gute Nacht ſagen; man hat zu lange draußen gelebt, man paßt nicht mehr auf die Klitſche. Höre mal, mein alter Junge“ — den lachenden Ton dämpfend und wieder ernſthafter werdend, ſagte er überredend, indem ſein Blick muſternd über das fahle Geſicht mit dem zergrübelten Ausdruck glitt — „du ſollteſt auch lieber machen, daß du hier fortkämeſt!“

„Ich?“

„Na ja, du! Meinſt du vielleicht, du ſiehſt aus wie ein Vierzigjähriger? Nein, ebenſoviel in die Fünfzig hinein. Das denkt doch kein Menſch, daß du nur fünf Jahre älter biſt als ich! Hier verſauert man ja. Mach, daß du fortkommſt, verkaufe! Niemczyce verkauft ſich ſchon — ſchön gelegen, herrſchaftlich — das wirſt du los zu einem Liebhaberpreis, glänzend!“

„Ich verkaufe nicht. Schande über mich, wenn ich's täte!“ Der Deutſchauer Herr ſtand auf.

„Ne, aber“ — ganz verblüfft ſah der Huſar zu ihm auf —, „wenn ich du wäre, hätte ich längſt verkauft. Macht denn nicht ein jeder, daß er hier fortkommt, ſowohl Herr als Knecht? Die Beſitzer wollen verkaufen — alle! — lieber heut als morgen. Das Volk ſieht auch zu, daß es wo anders ankommt. Jetzt wird übrigens die Ausrückerei bald wieder losgehen, mein alter Herr hat ſchon Angſt, er kriegt keinen in die Ernte. Gerade als ich in Berlin abfuhr, kam bereits ein Schub an, alles Pollacken, wie die Heringe eingepökelt im Viehwagen, aber kreuzfidel. Nur weg, 'raus! Ich an deiner Stelle würde mich doch auch nicht lange mehr hier ärgern! Dank haſt du doch nicht davon!“

„Wer weiß!“ Ein eigentümliches Lächeln zuckte für einen Augenblick über des Niemczycers

Geſicht, es leuchtete in ſeinem Blick auf. „Es hat mir doch ſchon einmal jemand gedankt — wenn auch nur eine in Lumpen.“

„Ach,“ der Offizier lachte auf, „du meinſt wohl die Ciotka, die alte Baßgeige! Haha, die lebt ja einen guten Tag auf deine Koſten, höre ich. Wie ich vorhin herkam, trodelte ſie gerade auf den Hof, wollte ſich vom gnädigen Herrn, vom zuckerſüßen, goldnen gnädigen Herrn, die Monatsrente holen, fragte mich, ob ſie tanzen ſolle? ‚Podkoziolek, dziewcze moje‘! Sternhagelvoll — na, ich danke!“

„Die meine ich nicht!“ Der Niemczycer machte ein Geſicht, wie jemand, der auf einen hohlen Zahn beißt. Das Licht in ſeinem Auge erloſch.

„Nein, du mußt von hier fort,“ ſagte der Freund drängend. „Menſch, ich habe ja einen Schrecken bekommen, wie ich hier 'rein kam! Tu mir den Gefallen, Hanns-Martin!“ Er war aufgeſtanden und vor den Freund tretend, ihm beide Hände auf die Schultern legend, rüttelte er ihn eifrig: „Geh!“

„Ich verkaufe nicht!“ Eine unbeugſame Entſchloſſenheit lag in Doleſchals Ton. „Unterm Stein am See werde ich bei meinen Vätern ſchlafen. Helene hat einmal geſagt: ‚Es muß einem im Grabe doch noch ein ſchönes Gefühl ſein, im eignen Grund und Boden zu liegen‘. Das habe ich mir gemerkt. Und der Berg, auf dem ich ſo oft geſtanden bei Sonnenuntergang und ins weite Land geſehen, wird über mir ſein. Ich verkaufe nicht!“

„Na, du mußt ja nicht gerade verkaufen!“ Paul ließ nicht nach. „Dann gehſt du wenigſtens eben eine Weile fort, eine kurze Zeit, auf ein paar Jahre, ein Jahr, auf ein halbes Jahr! Du mußt mal 'raus! Es wird dir ſo gut tun!“

Doleſchal zuckte die Achſeln: „Es geht nicht!“

„Menſch, ſei doch nicht ſo umſtändlich! Warum denn nicht? Du haſt 'nen ordentlichen Inſpektor — unſern alten Hoppe habe ich immer gern gehabt — ein Grobian, aber 'ne ehrliche Haut! Und die Kinder läßt du ſo lange bei den Schwiegereltern, und deine Frau geht mit dir. Du haſt ſo viele Konnexionen — ſprich mit dem Miniſter! Man ſchickt jetzt gern einen landwirtſchaftlichen Beirat zu Geſandtſchaften, dazu biſt du gerade der Mann, mit deiner Tüchtigkeit, mit deinen Kenntniſſen! Geh nach Amerika, nach Konſtantinopel, nach Rumänien — was weiß ich, wohin ſie dich ſchicken — nur fort! Und wenn du's auch ſelbſt ohne Gehalt tuſt, nur fort, fort!“ Er hatte ſich heiß geredet. „Ich bitte dich, Hanns-Martin, ich bitte dich herzlich, ich habe ſolche Sorge um dich, ich — ich — ich bin direkt in — ja, in Angſt um dich,“ ſtieß er heraus.

Man ſah es Paul Keſtner an, er war in Angſt, das war keine Redensart. Sein blühendes Geſicht war ganz blaß geworden. Und nun biß er die Zähne aufeinander, er konnte nicht weiterſprechen, er hielt nur den Freund bei beiden Schultern gepackt und rüttelte ihn ſtumm.

„Alter guter Junge! Mein lieber Paul!“ ſagte Doleſchal.

„Wirſt du fortgehen, verſprich es mir, wirſt du für eine Weile gehen?“

„Nein, ich gehe nicht“! Des Niemczycers Geſicht, das eben heller geworden bei den beſorgten Worten des Freundes, auf kurze Augenblicke von einem freundlichen Schein geklärt, wurde wieder düſter. „Fortgehen, hieße feige ſein. Sie würden denken, ich hätte Angſt!“

„Sie, ſie — wen meinſt du denn damit? Sie? Wer würde denken, daß du feige biſt?“

„Nun, ſie, die —“ Doleſchal machte eine vage Handbewegung — „alle! Aber ich habe keine Angſt. Man bleibt auf ſeinem Poſten, ſo lange man Ehre hat! Nein, mein Guter,“ er lächelte flüchtig, und ſein Blick, der ſtarr geradeaus geſehen in einer finſteren Entſchloſſenheit, wurde milder — „ich danke dir für deine freundſchaftliche Beſorgnis. Aber die iſt nicht nötig, wirklich nicht! Ich —“ er wiſchte ſich über die Stirn, und ein zerſtreuter Ausdruck kam in ſein Geſicht — „ich fühle mich hier am wohlſten. Wirklich, Paul, ganz wohl! Ich könnte auch gar nicht wo anders leben. Man ſteckt hier doch ſo tief drin, man iſt zu feſt eingewurzelt. Du verſtehſt mich nicht, auch du nicht, du meinſt es wohl gut mit mir — aber, nein, ſprich kein Wort mehr, nein, ich gehe nicht fort, ich kann hier nicht fortgehen!“

Paul wollte noch etwas einwenden, da hob der andre gebieteriſch die Hand: „nein!“ Und dann ſich zu einem leichteren Ton zwingend, klopfte er den Freund auf den Rücken: „So, nun geh aber auch, geh zu Helene, damit ſie ſich nicht wundert, daß du nicht gleich zu ihr gekommen biſt! Ich bitte dich, laß ſie nichts von unſrer Unterhaltung wiſſen. Sie iſt ganz ahnungslos. Und du, alter Junge, beruhige dich! Du weißt wohl nicht, daß ich mich zum Reichstag habe aufſtellen laſſen? Und wenn ich durchkomme, na, ſiehſt du, dann müßte ich ja doch ab und zu eine Weile fort. Alſo geh jetzt ruhig, geh! Ich komme nach. Ich will nur jetzt gleich an deinen Vater ſchreiben. Daß ich's nicht vergeſſe. Und dazu muß ich allein ſein — allein!“ Er lachte plötzlich unvermittelt auf, aber dann, den verwundert-beſtürzten Blick des Freundes bemerkend, faßte er ihn in die Arme und drückte ihn kräftig an die Bruſt.

Was ſie ſonſt noch nie getan hatten, ſie küßten ſich.

Als der Rittmeiſter den Gang hinunterſchritt, ſah er ſich noch einmal nach Doleſchals Tür um, die ſich raſch hinter ihm geſchloſſen. Ueber die Schwelle hatte ihn der geſchoben — eins, zwei, drei — förmlich herausgeworfen.

„Hm, hm!“ Den Kopf ſchüttelnd, ſah er ſich noch einmal um. Und ſein Geſicht blieb ernſt, ſelbſt jetzt, da er zu der Frau ging, die ihm vielleicht von allen Frauen auf der Welt am beſten gefiel. Sein Herz war und wurde heut nicht wieder leicht — war das ein Willkommen?! Ihm war es, als ſei's ein Abſchied geweſen.

(Fortſetzung folgt)

Der gerechte Gevatter

Ein Pilger ſchritt durchs Tal bergan,
Zu ſuchen den Gevattersmann,
Dem ſich ein Herz vertrauen kann,
Weil er gerechten Sinns.

Im Sonnenglaſt auf hoher Hald'
Erſah er eine Lichtgeſtalt,
Die ſprach: „Dein Suchen endet bald,
Ich bin der Herre Gott.“

Doch jener rief: „Ach nein, ach nein,
Du kannſt mir nicht Gevatter ſein;
Dem ſchenkſt du Luſt und jenem Pein,
O, du biſt nicht gerecht.“

Durch öden Hohlweg klomm er fort,
Da ſaß ein Mann an düſtrem Ort,
Der ſprach zu ihm mit leiſem Wort:
„Nimm mich. Ich bin der Tod.“

Der Sucher ſprach: „Du biſt gerecht,
Den Herren ſchlägſt du wie den Knecht,
Kein Stand iſt dir zu gut und ſchlecht —
Es gilt, Gevattersmann!“

Und plaudernd ſchritten ſie fürbaß.
Der Sucher ſprach: „Noch künd mir das:
Warum verſinkt ins Grabgelaß
Der ſpät und jener früh?“

Darauf der Tod: „Ein Lämpchen glüht
Für jeden, der dem Staub entblüht;
Bald früh, bald ſpät ſein Licht verſprüht,
Allwie das Oel gereicht.“

Und jener: „Sag mir dies zuletzt,
Wie viel des Oels mein Lämpchen netzt;
Sprich, wann iſt mir das Ziel geſetzt?“
Da ſprach der andre: „Jetzt.“

„So gib mir zu, des haſt du G'walt!“
Des Todes Hand erfaßt ihn kalt:
„Du ſtirbſt allhier und alſobald,
Wie wär' ich ſonſt gerecht?“

Otto Ernſt

Wie arbeiten unſre Nerven?

Von

Theodor Haller

Pflanzenwelt und Tierwelt unterſcheiden ſich in ihrem organiſchen Aufbau durch das Nervenſyſtem. Der Pflanzenkörper ſetzt ſich ebenſo aus zahlloſen winzigen Gebilden, den Zellen, zuſammen wie der Tierkörper; beide durchfließt ein Säfteſtrom, beide nehmen Nahrungsſtoffe auf und ſetzen ſie um, beide wachſen durch Zellenvermehrung, aber das Nervenſyſtem kommt nur dem tieriſchen und menſchlichen Körper zu. Das Nervenſyſtem iſt es, das die einzelnen Organe untereinander verkettet und ihre Leiſtungen regelt, die Bewegungen auslöſt, die Eindrücke der Außenwelt vermittelt; es ſtellt das Subſtrat dar, durch das die empfangenen Sinnesmeldungen in das Bewußtſein treten, die Anordnungen des Willens weitergegeben werden und in dem die Gedankenwelt in ihrem ewigen Wechſel und ihrer tauſendfältigen Verknüpfung entſteht und ſchafft. Alles, was ſich auf unſer Geiſtesleben mittelbar oder unmittelbar bezieht, alle Regungen, die ſich unbewußt oder bewußt in der geiſtigen Sphäre abſpielen, ſind an das Nervenſyſtem gebunden. Es iſt das Inſtrument, deſſen Saiten durch den Anſchlag von außen und innen in Schwingungen verſetzt werden und die Gedankenakkorde ertönen laſſen. Suchen wir in die Vorgänge, die in unſrer Sinnestätigkeit und in unſerm Geiſtesleben zum Ablauf kommen, einen Einblick zu gewinnen, ſo werden wir uns demgemäß die Frage vorlegen müſſen: wie arbeiten unſre Nerven?

Ein ſtärkerer Nervenſtrang, wie etwa der Hüftnerv, läßt ſich äußerlich vergleichen mit einer glashellen Schnur. Aber wie die Schnur nicht aus einer einzigen Geſpinſtfaſer beſteht, ſondern aus einer ganzen Anzahl von dünneren Schnüren zuſammengedreht iſt, von denen man eine jede in ſeine Faſern auflöſen kann, ſo iſt auch der Nervenſtrang eine Zuſammenſetzung von dünneren Fäden oder von Bündeln feiner Faſern. Dieſe Faſern ſind der Länge nach nicht ſtraff ausgeſpannt, ſondern in lockeren Spiralen wellenförmig nebeneinander angeordnet. Sie veräſteln ſich ferner nicht miteinander, verlaufen vielmehr auf ihrer ganzen Bahn unverzweigt. Eine Veräſtelung eines Nervenſtranges entſteht nur dadurch, daß von den vielen parallel nebeneinander liegenden Faſern ſich ein Bündel ablöſt und ſeitwärts abtritt. Von dieſen Seitenäſten können ſich dann abermals ſchwächere Zweige ablöſen, die von neuem Faſerſproſſen nach den Seiten hin ausſenden, ſo daß ſchließlich der letzte Ausläufer nur aus einer einzigen Faſer beſteht. Wie die Faſern nicht, obgleich ſie dicht aneinander liegen, unter ſich verwachſen ſind, ſo ſind ſie auch in ihrer Wirkſamkeit voneinander getrennt. Die Erregung, die ſich in einer Faſer fortpflanzt, bleibt innerhalb des Nervenſtranges ausſchließlich auf ſie allein beſchränkt und geht nie auf die daneben gelegenen Faſern über. Will man ſich einen Nervenſtrang verſinnbildlichen, ſo muß man ſich ihn als ein Kabel vorſtellen, in dem die einzelnen Faſern als iſolierte Leitungsdrähte nebeneinander verlaufen.

Aber dieſes Bild bedarf noch verſchiedener Abänderungen. Verfolgt man eine Nervenfaſer von ihrem äußerſten Endpunkt nach dem Rückenmark oder Gehirn zu, ſo trifft man früher oder ſpäter auf ein kugeliges, ſpindel- oder birnförmiges Gebilde von $^{1}/_{100}$ bis $^{1}/_{5}$ Millimeter Größe, die Nervenzelle. Von der Seite der Nervenzelle, die der Eintrittsſtelle der Faſer in die Zelle entgegengeſetzt iſt, gehen feine, kurze Aeſtchen aus, die man als Endbüſchel bezeichnet. Eine Faſer mit ihrer Nervenzelle und deren Endbüſcheln ſtellt eine Nerveneinheit oder ein Neuron dar. Man kann ſich ein Neuron gut dadurch veranſchaulichen, daß man einen Wollfaden nimmt, in der Nähe des einen ſeiner Enden einen Knoten ſchürzt und nun das über den Knoten hinausſtehende kurze Stück auseinanderfranſt. Das lange Stück des Fadens iſt die Faſer, der Knoten die Nervenzelle, und die kurzen Ausfranſungen ſind die Endbüſchel. Eine Nervenbahn, die von der Körperoberfläche oder einem inneren Organ zum Rückenmark und von da zum Gehirn geht, iſt nun nicht eine ununterbrochen fortlaufende, einfache Leitung, ſondern ſie ſetzt ſich aus einer Anzahl von Neuronen zuſammen, indem dieſe eine Kette bilden, bei der ſich die Endbüſchel des erſten Neurons an die Faſer des zweiten Neurons, die Endbüſchel des zweiten Neurons an die Faſer des dritten Neurons und ſo fort ſchließen. Denken wir uns jetzt noch einmal den Nervenſtrang als ein Kabel und eine einzelne Faſer als einen

Leitungsdraht, ſo würden die Nervenzellen in dieſem Leitungsdraht die Stellen von Zwiſchenſtationen einnehmen. Stellen wir uns vor, wir wollen durch ein Telephonkabel von Köln nach Berlin ſprechen, ſo muß die Leitung erſt in Frankfurt a. M., in Kaſſel und vielleicht in Halle verbunden werden. Das ſind die Zwiſchenſtationen. In ganz ähnlicher Weiſe muß erſt zwiſchen den Teilſtrecken der Neuronen mit ihren Zwiſchenämtern, den Nervenzellen, die Verbindung hergeſtellt ſein, bis ſich irgend ein Reiz, beiſpielsweiſe ein Nadelſtich in einem Fingerglied, durch den Nerv bis zum Gehirn fortpflanzt. Denn die einzelnen Neuronen, die ſich in der Nervenbahn aneinanderſchließen, ſind an ihren Berührungspunkten nicht miteinander verwachſen, ſondern die Endbüſchel eines vorhergehenden Neurons legen ſich nur an den Faſeranfang des folgenden Neurons u. ſ. w. an und umſpinnen ihn bloß. Welche Bedeutung dieſe Zerlegung der Nervenbahn in Teilſtrecken mit Zwiſchenſtationen für die Fortleitung der Nervenerregung hat, wird noch erörtert werden.

Man unterſcheidet bekanntlich zwiſchen Empfindungsnerven und Bewegungsnerven. Jene vermitteln die auf die Körperoberfläche einwirkenden Reize nach dem Rückenmark und Gehirn, durch dieſe gehen in umgekehrter Richtung die Befehle vom Rückenmark und Gehirn zu den Muskeln und andern Organen und löſen hier die entſprechenden Bewegungen aus. In ihrem Bau gleichen ſich beide Nervenarten. Die einzelnen Nervenſtränge, wenigſtens diejenigen für den Rumpf und die oberen und unteren Gliedmaßen, enthalten Empfindungsnervenfaſern und Bewegungsnervenfaſern zugleich. Verfolgt man die Nervenſtränge in das Rückenmark hinein, ſo ſieht man einen jeden mit zwei Wurzeln entſpringen: mit einer vorderen, nach der Bauchhöhle zu gelegenen ſchwächeren, und einer hinteren, nach dem Rücken zu gelegenen, dickeren. Die vordere Wurzel eines jeden Nervenſtranges umſchließt diejenigen Faſern, die die Bewegungen einleiten, die hintere dagegen diejenigen Faſern, die die Empfindungen vermitteln. Die vom Rückenmark links ausgehenden Nervenſtränge verſorgen die linke, die vom Rückenmark rechts ausgehenden Nervenſtränge die rechte Körperhälfte.

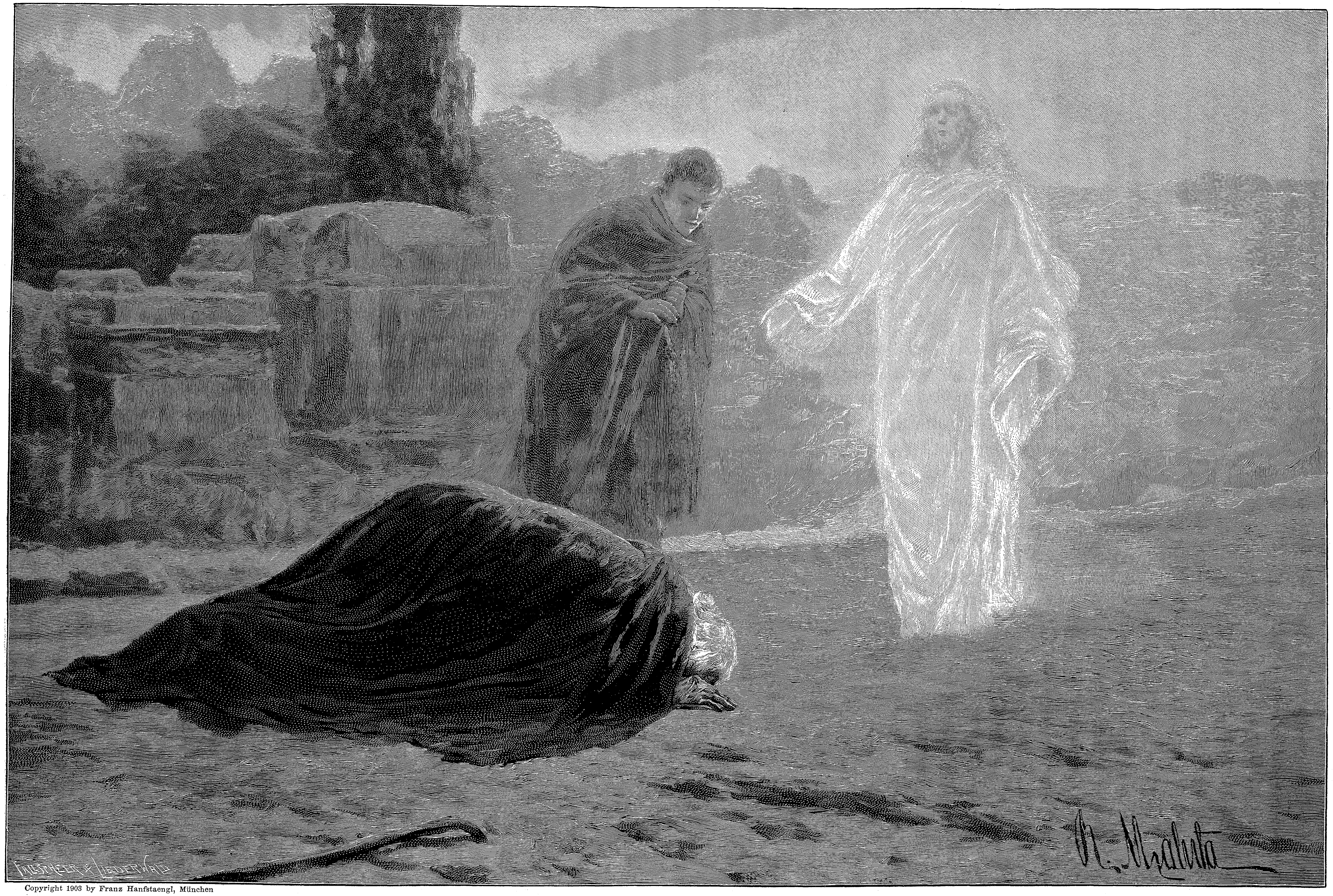
Unter den Zwiſchenſtationen, auf die bei der Darlegung der Aneinandergliederung der Neuronen hingewieſen wurde, nimmt das Rückenmark den erſten Rang ein. Es iſt, um in dem Bilde der Kabelverbindung zu bleiben, ein Hauptvermittelungsamt. Denn es regelt die ſogenannten Reflexbewegungen, d. h. diejenigen zweckmäßigen Bewegungen, die ohne Zutun des Willens und ohne Mitwirkung des Gehirns mechaniſch ausgeführt werden. Beiſpielsweiſe iſt eine Reflexbewegung der unwillkürliche Schluß des Lides, ſobald ſich irgend ein Gegenſtand ſchnell dem Auge nähert. Für dieſe Reflexbewegungen, deren es eine ganze Anzahl gibt, iſt das Rückenmark das ſelbſtändig anordnende Zentralorgan. Hier ſtoßen nämlich Nervenzellen der Empfindungsfaſern mit Nervenzellen der Bewegungsfaſern zuſammen, indem unter beiden Nervenzellenarten Faſerabzweigungen hinübergehen, die ſie miteinander in Verbindung ſetzen. Wird ein Reiz durch die Empfindungsfaſern zum Rückenmark fortgepflanzt, ſo tritt dieſer von der Empfindungszelle zur benachbarten Bewegungszelle hinüber, und nun durchläuft die Erregung die zugehörige Bewegungsfaſer bis zu ihrem äußeren Endpunkt und löſt hier die entſprechende Bewegung aus. Da das Rückenmark in vielfachen Beziehungen ſelbſtändig und zweckmäßig anordnet, ſo hat man ſogar von einer Rückenmarksſeele geſprochen.

Daß die Erregungen, die vom Rückenmark ausgehen, nicht in bloße Zuckungen einzelner Muskeln, ſondern in geordnete Bewegungen der betreffenden Muskelbezirke ausklingen, hat ſeinen Grund in dem Vorhandenſein von ſogenannten Zentren, die an verſchiedenen Stellen im Rückenmark gelegen ſind. Man verſteht unter einem Zentrum eine Gruppe von Nervenzellen, die behufs der Erzielung einer beſtimmten geordneten Bewegung inniger miteinander verknüpft ſind, indem, ſobald auch nur eine einzige Nervenzelle der Gruppe erregt wird, die Erregung auf alle benachbarten fortſchreitet. Von ſolchen Zentren ſeien genannt das in der Höhe des zweiten Wirbels gelegene Zentrum für die Beugung der Arme, ferner das Zentrum für die Streckung der Arme in der Gegend des dritten Wirbels, das Zentrum für die Beugung der Beine in der Höhe des fünften Wirbels, und endlich das für die Streckung der Beine, das noch tiefer und zwar in der Gegend zwiſchen dem ſechſten und ſiebenten Wirbel liegt.

Eine zweite Hauptzwiſchenſtation, die aber auch ſelbſtändig tätig ſein kann, iſt das Kopfmark. Das Kopfmark bildet den Uebergang vom Rückenmark zum Gehirn. Und zwar nicht bloß hinſichtlich ſeiner Lage. Vielmehr ſtellt es auch in ſeinem inneren Bau, in der Anordnung der in ihm verlaufenden Faſern und der in ihm liegenden Nervenzellen eine Art Zwiſchenſtufe zwiſchen Rückenmark und Gehirn dar. Vom Kopfmark entſpringt ein Teil der Hirnnerven, während ein andrer Teil, von dem nur die beiden Sehnerven, die beiden Gehörnerven und die beiderſeitigen Riechnerven hervorgehoben ſeien, unmittelbar vom Gehirn ausgeht. Wie das Rückenmark, ſo enthält auch das Kopfmark Reflexzentren. Hier liegen die Reflexzentren für den Schling- und Schluckakt, das Nieſen und Huſten, die Kaubewegungen und für die Speichel- und Tränenabſonderung. Dazu treten aber noch ſogenannte automatiſche Zentren. Dieſe ſind dadurch von den Reflexzentren verſchieden, daß, während die letzteren von außen her durch Empfindungsreize erregt werden müſſen, bei erſteren die Erregung direkt und unmittelbar in ihnen ſelbſt erfolgt. Meiſt iſt die automatiſche Erregung auf eine veränderte Beſchaffenheit des das Zentrum umſpülenden Blutes zurückzuführen. So iſt eine Zunahme des Blutes an Kohlenſäure oder eine ungewöhnliche Steigerung der Bluttemperatur ein Reiz für den Tätigkeitsbeginn der automatiſchen Zentren, die alle von hoher Lebenswichtigkeit ſind. Ein ziemlich anſehnlicher, von Nervenzellen durchſetzter Nervenſtrang des Kopfmarks bildet das automatiſche Atemzentrum, das man auch als Lebensknoten bezeichnet. Von ihm gehen Leitungen nach dem Atmungsapparat. Eine Zerſtörung des Lebensknotens durch den ſogenannten Nackenſtich zieht bei Warmblütern den augenblicklichen Tod nach ſich. Etwas entfernt davon liegen die beiden automatiſchen Herzzentren, von denen das eine durch ſeine Nervenverbindungen den Herzſchlag zu hemmen, das andre ihn zu beſchleunigen vermag. Ebenſo enthält das Kopfmark auch noch ein den Schweißausbruch des ganzen Körpers automatiſch anregendes Schwitzzentrum. Da von der Atemtätigkeit, dem Herzſchlag und Blutumlauf und von der Schweißabſonderung die Entlaſtung des Blutes von den dem Körper ſchädlichen Kohlenſäuregaſen, ſowie die Temperaturhöhe abhängen, dieſe ſelben Faktoren aber, wie erwähnt wurde, die automatiſchen Zentren gerade in Wirkſamkeit ſetzen, ſo ſind dieſe Einrichtungen als Selbſtregulierungsvorkehrungen anzuſehen, durch die ſich der Organismus vor einer übermäßigen Bereicherung mit Kohlenſäure und vor einer unzuträglichen Ueberhitzung bewahrt. Endlich iſt das Kopfmark dadurch ausgezeichnet, daß in ihm eine Kreuzung der vom Rückenmark kommenden Bewegungsfaſern und Empfindungsfaſern ſtattfindet. Alle im Rückenmark links verlaufenden Faſern für die Bewegungs- und Empfindungsleitung gehen im Kopfmark nach der rechten Seite des Gehirns hinüber, und umgekehrt: alle rechtsſeitigen Faſern des Rückenmarks wenden ſich nach der linken Gehirnhälfte. Sehr deutlich tritt dieſe Kreuzung bei einem Gehirnſchlag hervor, wenn durch einen Bluterguß in die eine der beiden Großhirnhälften die betreffenden Gehirnteile gedrückt und funktionsunfähig werden. Erfolgte der Bluterguß in die rechte Großhirnhälfte, ſo iſt die linke Körperhälfte gelähmt und empfindungslos, und ergoß ſich das Blut in die linke Großhirnhälfte, ſo zeigen ſich die genannten Störungen auf der rechten Körperhälfte.

Wiederholt iſt im Vorſtehenden von Reizen und Erregungen und ihrer Fortleitung durch die Nervenbahnen geſprochen worden. Wie hat man ſich dieſe Vorgänge vorzuſtellen? Gewichtige Gründe machen es wahrſcheinlich, daß die Erregung und ihre Fortleitung auf chemiſchen Veränderungen im Nerven beruhen. Wie bei allen chemiſchen Prozeſſen, muß auch bei denjenigen im Nerven eine Umlagerung der feinſten Teilchen, alſo eine Bewegung dieſer, nebenher gehen. Aber auch elektriſche Erſcheinungen verknüpfen ſich mit der Erregung. Man kann mit Hilfe eines Galvanometers, das man mit der Längsoberfläche und einem künſtlichen Querſchnitt eines noch lebenden Nerven in Verbindung bringt, feſtſtellen, daß, ſobald der Nerv in Tätigkeit gerät, ein Aktionsſtrom entſteht und ſich das elektriſche Verhalten der Nervenſubſtanz Schritt für Schritt in dem Maße ändert, wie ſie in den erregten Zuſtand übergeht. Dieſe elektriſchen Erſcheinungen ſind allen Nerven eigen, mögen nun die Erregungen von außen her oder mögen ſie von den Zentralorganen her ausgelöſt werden. Gleichwohl können ſie nur als Begleiterſcheinungen der chemiſchen Veränderungen angeſehen werden. Bei dem Geſchmacksſinn und Geruchsſinn, auf deren Endapparate chemiſche Stoffe einwirken, ſowie auch beim Geſichtsſinn, wo der Sehpurpur der Netzhaut durch die Lichtſtrahlen zerſetzt wird, ſind fortſchreitende chemiſche Veränderungen im Nerven verſtändlich. Schwieriger dagegen iſt die Vorſtellung, wie beim Gehörſinn und Gefühlsſinn die Schallwellen und Berührungsreize in den Endapparaten der betreffenden Nerven chemiſche Umſetzungen hervorrufen, die ſich dann bis zum Gehirn fortpflanzen. Aber auch hier muß an einer Uebertragung auf Grund chemiſcher Vorgänge feſtgehalten werden. Die umgekehrte Richtung in der Fortleitung der Erregung, vom Gehirn durch die Bewegungsnerven nach den Muskeln und andern Organen, iſt leichter erklärbar. Die Gehirnteilchen, in denen ſich der Wille bei Abfaſſung ſeiner Befehle betätigt, erfahren Umlagerungen und zugleich chemiſche Veränderungen, die durch die Nervenbahnen hindurch Abſchnitt für Abſchnitt die gleichen chemiſchen Prozeſſe hervorbringen, bis endlich die feinſten nervöſen Ausläufer dieſe chemiſchen Umſetzungen auf die einzelnen Muskelfaſern übertragen und in ihnen diejenigen chemiſchen Vorgänge auslöſen, durch deren Einwirkung dann jene kleinen Zuckungen der Muskelfaſern entſtehen, die insgeſamt die Bewegung der betreffenden Gliedmaßen nach ſich ziehen. Hier, bei der Uebertragung des Nervenreizes auf den Muskel, iſt die Natur des chemiſchen Prozeſſes ſogar erkennbar, indem ſich nachweiſen läßt, daß es die Bildung von freier Säure iſt, die die Wechſelwirkung bedingt. Die Geſchwindigkeit, mit der ſich die Erregung im lebenden Nerven fortpflanzt, kann man auf verſchiedene Weiſe meſſen. Sie beträgt 30 bis 40 Meter in der Sekunde. Schon aus dieſem Befund geht hervor, daß es ſich bei der Fortpflanzung der Erregung im Nerven nicht um einen einfachen Leitungsvorgang eines elektriſchen Stromes handeln kann, denn die Geſchwindigkeit der Elektrizität beläuft ſich auf mehr als 46 Millionen Meter in der Sekunde.

Auf die Geſtaltung der in ihnen fortgeleiteten Erregung üben die Nervenbahnen ſelbſt keinen Einfluß aus. Nach der herrſchenden wiſſenſchaftlichen Auffaſſung leiten vielmehr die einzelnen Nervenarten die verſchiedenen Erregungen alle in der gleichen Weiſe, und ſie ſind demgemäß als bloße Verbindungsdrähte zu betrachten, die bei der Beſchaffenheit der Erregung nicht mitwirken. Wenn wir beiſpielsweiſe mit den Empfindungsnerven eine Berührung, mit den Sehnerven Lichteindrücke und Farben, oder mit den Hörnerven Töne und Geräuſche wahrnehmen, ſo liegt dieſes einerſeits an der Einrichtung der äußeren Endapparate dieſer Nerven, die ſtets nur ſolche Reize aufnehmen und fortpflanzen, für die ſie gebaut ſind, anderſeits an den betreffenden Gehirnzentren, zu denen die Nerven hinführen und die die ihnen zugeleitete Erregung immer nur zu Wahrnehmungen des Gefühls, des Geſichts oder des Gehörs umzuſetzen und zu verarbeiten vermögen. Der Aufgabeapparat und der Empfangsapparat ſind es alſo allein, die das Weſen der Erregung und ihre Deutung als Sinnesempfindung beſtimmen. Wie wir durch einen Kupferdraht, der in den Aufgabeapparat und Empfangsapparat eines Telephons eingeſchaltet iſt, ſprechen, ſingen, ein Muſikſtück übertragen oder ein Klingelzeichen geben können, mit demſelben Draht aber auch, wenn er mit den üblichen telegraphiſchen Apparaten verbunden würde, die telegraphiſchen Zeichen zu befördern vermögen, ja mit Hilfe von eingeſchalteten Selenzellen früher oder ſpäter Bilder oder Schriftſtücke auf weite Entfernungen hin vom Aufgabeort nach dem Empfangsort werden vermitteln können, ſo kann auch ein und dieſelbe Nervenbahn die Erregung für die Gefühls-, Geſichts- oder auch Gehörsreize weitergeben, wenn ſie nur mit den dafür eingerichteten äußeren nervöſen Endapparaten und den betreffenden Gehirnzentren verbunden iſt. Gelänge es, bei einem Tier oder Menſchen ein Stück eines Geſchmacksnerven auszuſchneiden und dafür ein Stück eines Bewegungsnerven einzuſetzen, und jede Faſer des erſteren mit einer des letzteren zur Verheilung zu bringen, ſo würde jetzt durch das Stück Bewegungsnerven die Geſchmackserregung fortgepflanzt werden und im Gehirn als ſolche zur Wahrnehmung gelangen. Oder könnten bei einem Menſchen die Hörnerven zwiſchen Augen und Sehzentren des Gehirns, und dafür die Sehnerven zwiſchen den Gehörapparaten und den Hörzentren des Gehirns eingeſchaltet werden, ſo würde dieſer Menſch mit den eingefügten Hörnerven den Blitz ſehen und mit den eingeheilten Sehnerven den Donner hören. Daß die Nerven die Erregung nur einfach weiterbefördern, aber an der Hervorbringung ihrer Eigenart und ihrer Endwirkung nicht beteiligt ſind, iſt durch eine ganze Reihe von Beobachtungen und Forſchungen feſtgeſtellt.



Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl, München

„Quo vadis, domine?“ Nach dem Gemälde von R. Maluta

Hubert Netzer

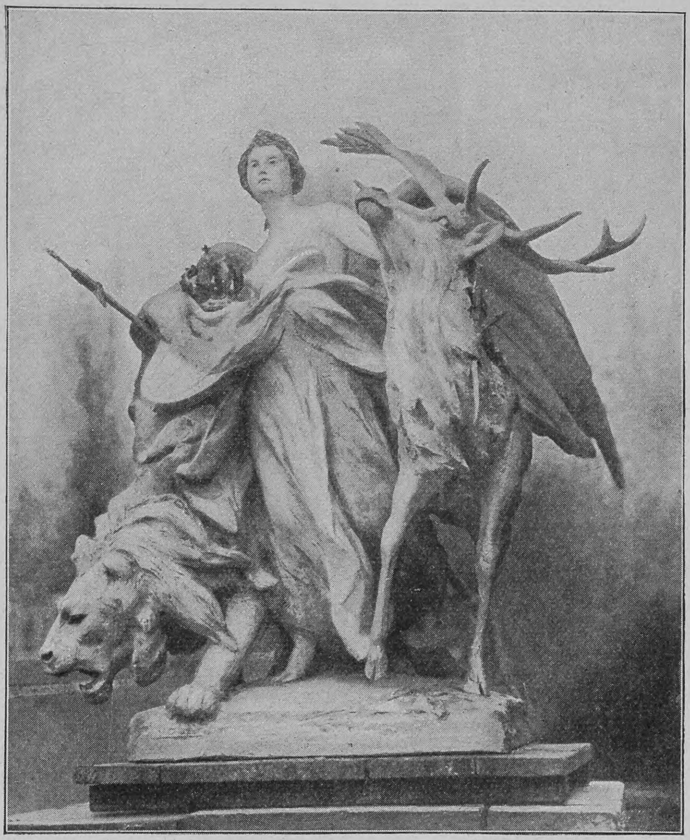
Ein moderner Brunnenkünſtler

Von

Georg Habich

Unter den vielen Herrlichkeiten alter Kunſt und Kultur, die das Bayriſche Nationalmuſeum in München birgt, entgeht auch dem aufmerkſamen Beſucher leicht ein Werk der neueren Kunſt, das hier in der abgelegenen Stille einer Renaiſſancegartenanlage ein idylliſches Daſein führt. Von der ſonnigen Terraſſe, die Gabriel Seidls vollendetes Stilgefühl mit Skulpturen mancherlei Art ſo reich wie erleſen geſchmückt hat, lockt an der dunklen Schattenmauer eine in luftiger Bogenſtellung aufgeführte Laube. Hier iſt es auch in der Mittagsſtunde, wenn die gelben Kieswege unter der italieniſchen Sonne Münchens das Auge blenden, kühl und dämmerig. Zwiſchen blühenden Oleandern rauſcht ein Waſſer, und über dem Rande des Brunnens, der ſich in zwiefachem Becken erhebt, lehnt die ſchlanke Geſtalt eines ſchönen Jünglings, der ſein lockenumrahmtes Antlitz im dunklen Waſſerſpiegel zu erblicken trachtet. Das iſt ein Ort, von dem die Alten geſagt hätten, er ſei den Nymphen und Charitinnen heilig. Und ein Abglanz antiker Schönheit liegt auch auf der bronzenen Geſtalt des jungen Hirten, der zu ſchön iſt, um gleich andern Sterblichen zu altern, und der dem alten Märchen nach darum hingerafft wird, der Waldblume vergleichbar, von der er ſeinen Namen hat, in der Blüte der Jugend. „Narkiſſos“ nannten ihn die Hirten und Hirtinnen Arkadiens und wußten von ſeiner Liebe zu der holden Waldnymphe Echo ein traurig Stück.

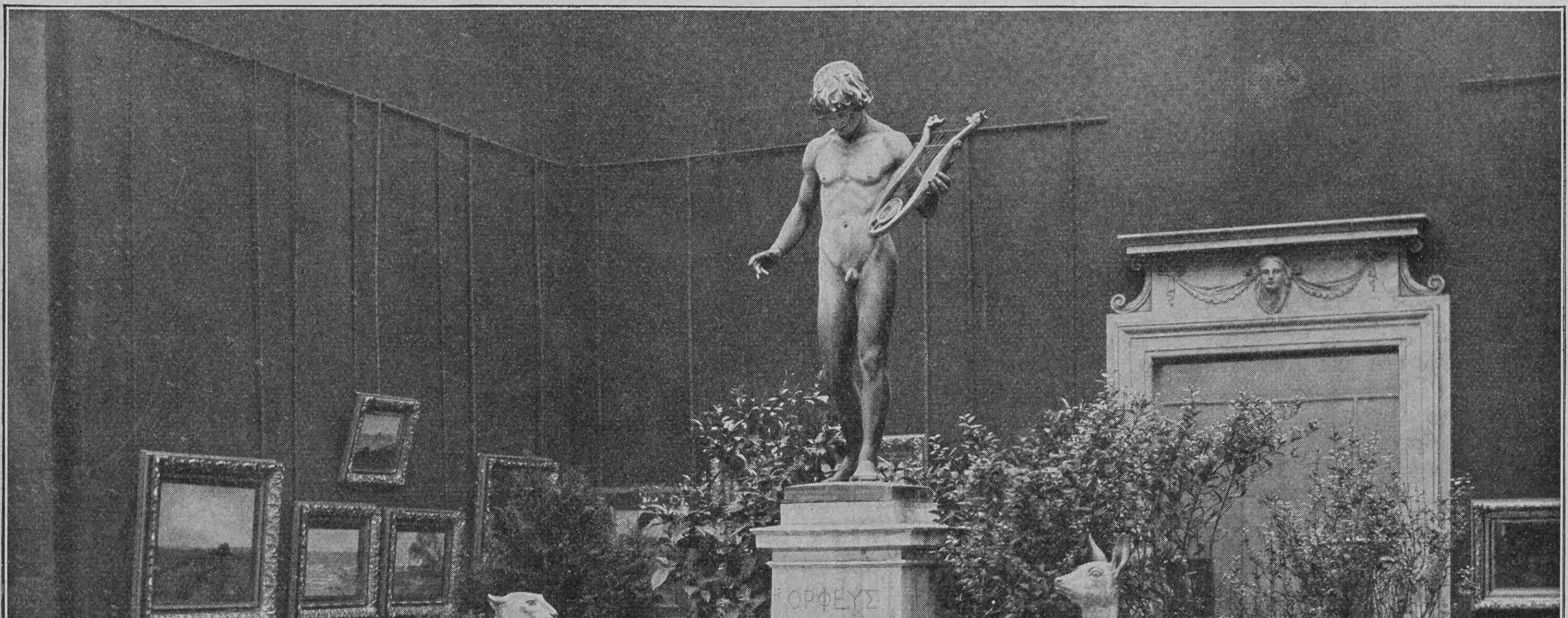
Man ſteht von einem eignen Zauber gebannt vor dieſem Werk, der ſtärker iſt, als rein formale Vorzüge ihn der Plaſtik zu verleihen vermögen. Es iſt der Hauch vom Geiſte der alten Idyllendichter, den man hier zu ſpüren vermeint, und wer möchte ſich aus ſo wunderſamen Träumen durch verſtandesmäßige Fragen nach Zweck und Mitteln der plaſtiſchen Kunſt erwecken laſſen. Verſuchen wir ſtatt deſſen lieber den Schöpfer des liebenswerten Bildwerkes kennen zu lernen: immer der ſicherſte Weg, auch in die Entſtehungsbedingungen ſeiner Arbeit einzudringen.



Entwurf zu einem König Karl-Olga-Denkmal für Stuttgart

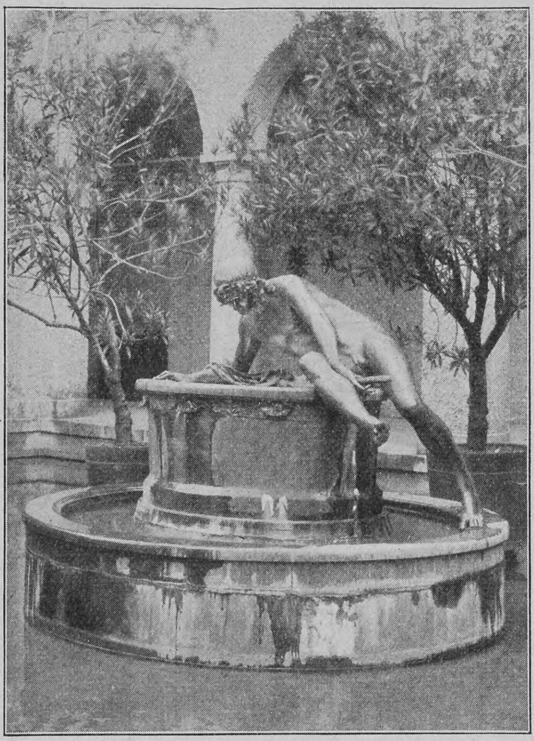
Hubert Netzer, obwohl er heute bereits im achtunddreißigſten Lebensjahre ſteht und auf eine ebenſo vielfältige wie erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken darf, gehört nicht zu den Vielgenannten der jüngeren Münchener Bildhauergeneration. Der Narziß-Brunnen, der auf der großen Glaspalaſtausſtellung des Jahres 1897 Aufſehen erregte, bedeutete für Netzer den erſten Erfolg; das Werk ging in den Beſitz des bayriſchen Staates über. Aber erſt im vorigen Jahre wurde der Name des Künſtlers, der übrigens in einem engeren Kreiſe Münchener Künſtler und Kunſtfreunde längſt die verdiente Hochſchätzung genießt, wieder in der großen Oeffentlichkeit genannt, als der Kaiſer an dem Narziß-Brunnen ein ſolches Wohlgefallen fand, daß die bayriſche Staatsregierung nicht umhin konnte, einen Nachguß der Figur zu geſtatten, der in den privaten Beſitz des Kaiſers überging.

Im Jahre 1865 in der alten Reichsſtadt Isny im Allgäu geboren, kam Netzer frühzeitig in die Lehre des trefflichen Mannheimer Bildhauers Hoffarth. Von dieſem ſeinem erſten Lehrer, dem Schöpfer des großen Monumentalbrunnens in Mannheim, rührt die rein maleriſche, gänzlich auf dekorative Wirkungen ausgehende Auffaſſung ſeiner Erſtlingsarbeiten her, und als er dann nach München kam, wo er in den Jahren 1890 bis 1893 auf der Akademie in der Schule Rümanns ſeine Lehrjahre beendigte, fand er auch hier die auf lebhafte Bewegung und reichen Schwung der Linien gerichteten plaſtiſchen Anſchauungen des Neubarock, die der geniale Wagmüller ſo hinreißend vertreten hatte, noch in voller Geltung. Unter dieſen Eindrücken entſtand die prächtige Skizze zu einem König Karl-Olga-Denkmal für Stuttgart, von dem wir hier die Gruppe der Landesgöttin inmitten der beiden württembergiſchen Wappentiere in Abbildung wiedergeben. Das in Bronze



Der Orpheus-Brunnen

gedachte Bildwerk ſollte den maſſigen, nur mit den Reliefbildniſſen des Königspaares geſchmückten Sockel bekrönen. Der großartige Fluß der Linien, das ſtarke Rauſchen der Falten und die impoſante Bewegung der Maſſen verfehlten ihren Eindruck nicht; man erkennt den ungeheuren Einfluß, den der bewegte Wiener Stil Makarts auf ſeine Zeit, ſogar auf die ſtarre Bildhauerei geübt hat. Aber auch die guten Geiſter der Münchener Kunſt, die Manen des temperamentvollen Wagmüller, des phantaſievollen Gedon haben bei der Entſtehung dieſes Werkes gütig gelächelt. Netzers Entwurf erhielt bei der Konkurrenz den erſten Preis, und die Akademie der bildenden Künſte zu München verlieh ihrem Schüler auf dieſe ſeine Arbeit hin die Große Medaille, aber als man in Stuttgart vernahm, daß es ſich um einen Akademieſchüler handle, trug man Bedenken, dem jungen Mann die Ausführung des Denkmals anzuvertrauen. Es blieb alſo bei dem Entwurf.

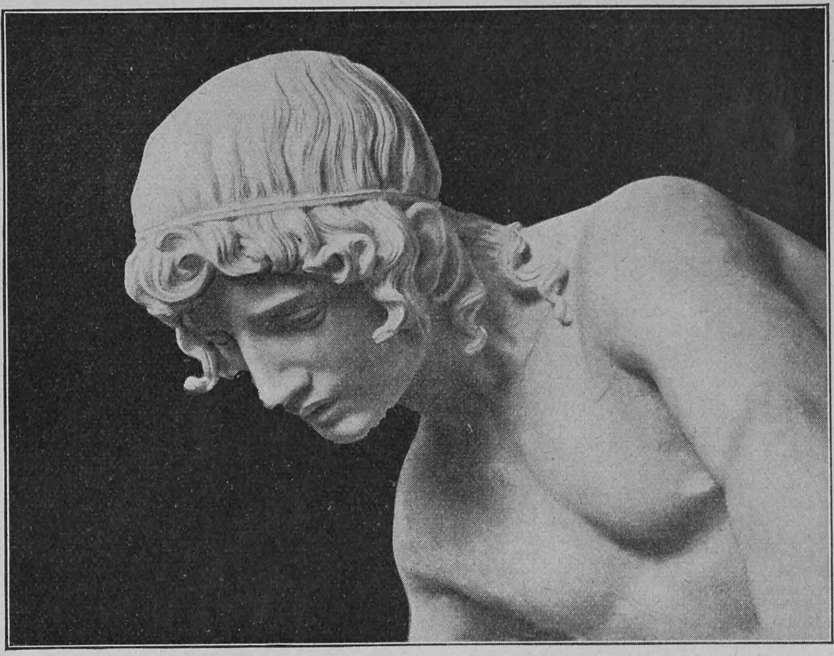


Narziß-Brunnen im neuen National-Muſeum zu München

In einem Wettbewerb um zwei Gruppen für die plaſtiſche Ausſchmückung des Landesgewerbemuſeums in Stuttgart trug Netzer den zweiten Preis davon, dagegen gelang ihm der große Wurf in einer Konkurrenz um eine Koloſſalgruppe für die Giebelbekrönung des neuen Univerſitätsgebäudes in Würzburg. Die für ein Steingebilde faſt allzu kühn konzipierte Idee, „Prometheus, vom Himmel herabſchwebend, bringt den Menſchen das Licht“, führte ſeinen Entwurf zum Siege, auch gegen den Widerſpruch einiger konſervativ geſinnter Männer, die ſtatt deſſen eine Darſtellung der Ausgießung des heiligen Geiſtes in Vorſchlag brachten, wie ſie über dem Portal des alten Univerſitätsgebäudes angebracht war. Netzers gewaltiges, vielfiguriges Werk kam 1898 an ſeinem erhabenen Standort glücklich zur Aufſtellung.

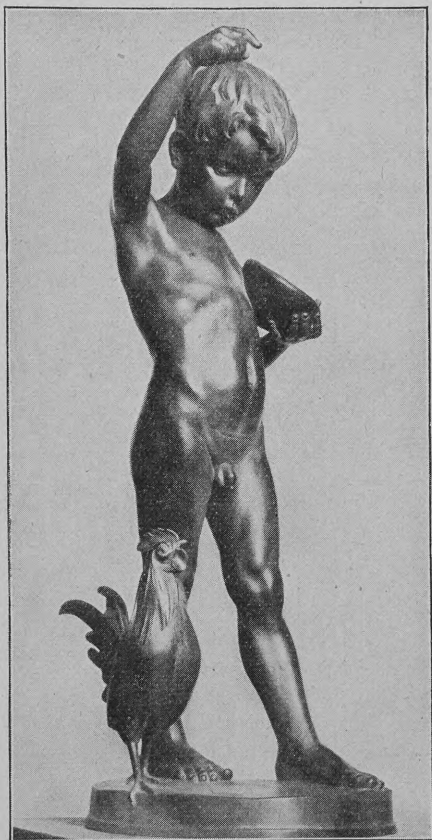
Die letzten fünf Jahre bezeichnen bei unſerm Künſtler einen allmählichen Umſchwung. Kündigte ſich ſchon in dem fein umriſſenen Haupte des „Narziß“ eine ſtrengere Auffaſſung der plaſtiſchen Form an, ſo ſehen wir unſern Künſtler in ſeinen nächſtfolgenden Arbeiten ſich mehr und mehr von den barocken Tendenzen der Wagmüllerſchen Tradition entfernen und ruhigen ſtatuariſchen Motiven ſich zuwenden, ohne indes von dem geſunden Sinn für die lebendige Form etwas einzubüßen. Ohne in Stiliſierungskünſte zu verfallen, ſtrebt er nunmehr einem ſtilvollen Realismus zu, der ſich vorzugsweiſe in der Bildung des nackten menſchlichen Körpers, wie auch namentlich in mancherlei Tierbildungen bewährt. Gleichzeitig und damit Hand in Hand gehend beginnt eine klarere Ausgeſtaltung des architektoniſchen Elements in der Denkmalskunſt.

Wohl jeder Beſucher der Münchener Kunſtausſtellung 1900 erinnert ſich des reizenden Orpheusbrunnens, den Netzer hier ausgeſtellt. Orpheus, als jugendſchöner Knabe gedacht, ein Bruder des „Narziß“, ſchreitet, die ſchön geſchnitzte Leier im Arm, in tiefem Sinnen einher. Melodien durchſtrömen den rhythmiſch bewegten Körper und in der halb erhobenen Hand zuckt es, in die Saiten zu fallen. Die Figur ſteht auf erhöhtem Poſtament, während auf dem ſeitlich anſteigenden Rand des elliptiſch geſchwungenen Waſſerbeckens — vielleicht ein wenig zufallsmäßig — zwei Tierfiguren, ein Panther und ein Reh, als dankbares Publikum des gottbegeiſterten Sängers Platz gefunden haben. Leider iſt das ſympathiſche Werk nicht in ſeiner deutſchen Heimat geblieben; es gelangte nach New York in Privatbeſitz.



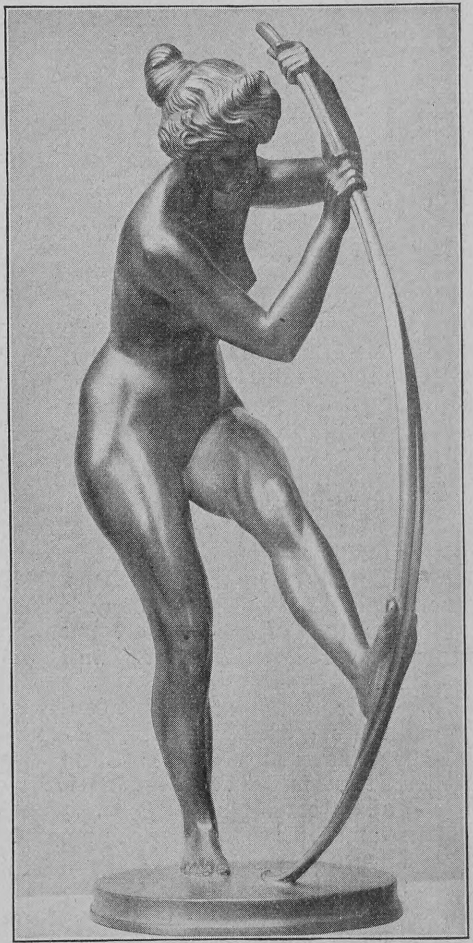
Kopf des Narziß

Bei uns zu Land gehört ja ein Zierbrunnen in privatem Auftrag, ſo naheliegend für Garten- oder Parkbeſitzer der Wunſch ſein ſollte, ein von Künſtlerhand gefaßtes und geſchmücktes Waſſerwerk zu beſitzen, leider zu den ſeltenſten Aufgaben für den Bildhauer. Und wie viel koſtbare und poetiſche Künſtlereinfälle für Brunnenſchmuck zerfallen unbeachtet im Staube der Ateliers! Gab doch von jeher der murmelnde Quell, die rauſchende Kaskade, die plätſchernde Fontäne dem phantaſievollen Bildhauer die dankbarſten Motive. Auch Hubert Netzer hat im Laufe der letzten Jahre ſo manchen köſtlichen Entwurf als ſolchen ſtehen und vergehen laſſen müſſen, kleine Zierbrünnlein und große Monumentalbrunnen, beſonders fein ein Rotkäppchen mit dem Wolfe, großartig in der Konzeption eine weitläufige Waſſeranlage für eine Parklichtung mit zwei rieſenhaften, zu den Seiten eines breit ſtrömenden Waſſerfalls gelagerten Flußgöttern. Ein dritter, nicht minder anſprechender Entwurf gelangte dagegen, dank der Munifizenz eines Berliner Privatmannes, zur Ausführung. Eine richtige liebenswürdige Großpapa-Idee war es, die der Künſtler hier auszuführen hatte. Das kindliche Spiel ſeines hübſchen Enkels wollte der Beſteller im Bildwerk verewigt ſehen. Netzer gewann mit Geſchick der Aufgabe die plaſtiſche Seite ab. Unſre Abbildung zeigt den Kleinen porträtähnlich bei ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, wie er ſich mit dem lieben Federvieh zu ſchaffen macht. Die hübſche Kinderfigur des futterſtreuenden Knaben mit dem kleinen humoriſtiſchen Gockel zur Seite (in Bronze gegoſſen) ſteht erhöht auf einem originell ornamentierten Pfeiler inmitten eines runden — für alle Fälle — nicht zu tiefen Waſſerbeckens. Ein Flor von Blumen umgibt das Baſſin und ringsum läuft eine niedere Steinbank, auf der zwei in Stein gehauene Bruthennen Platz gefunden haben.



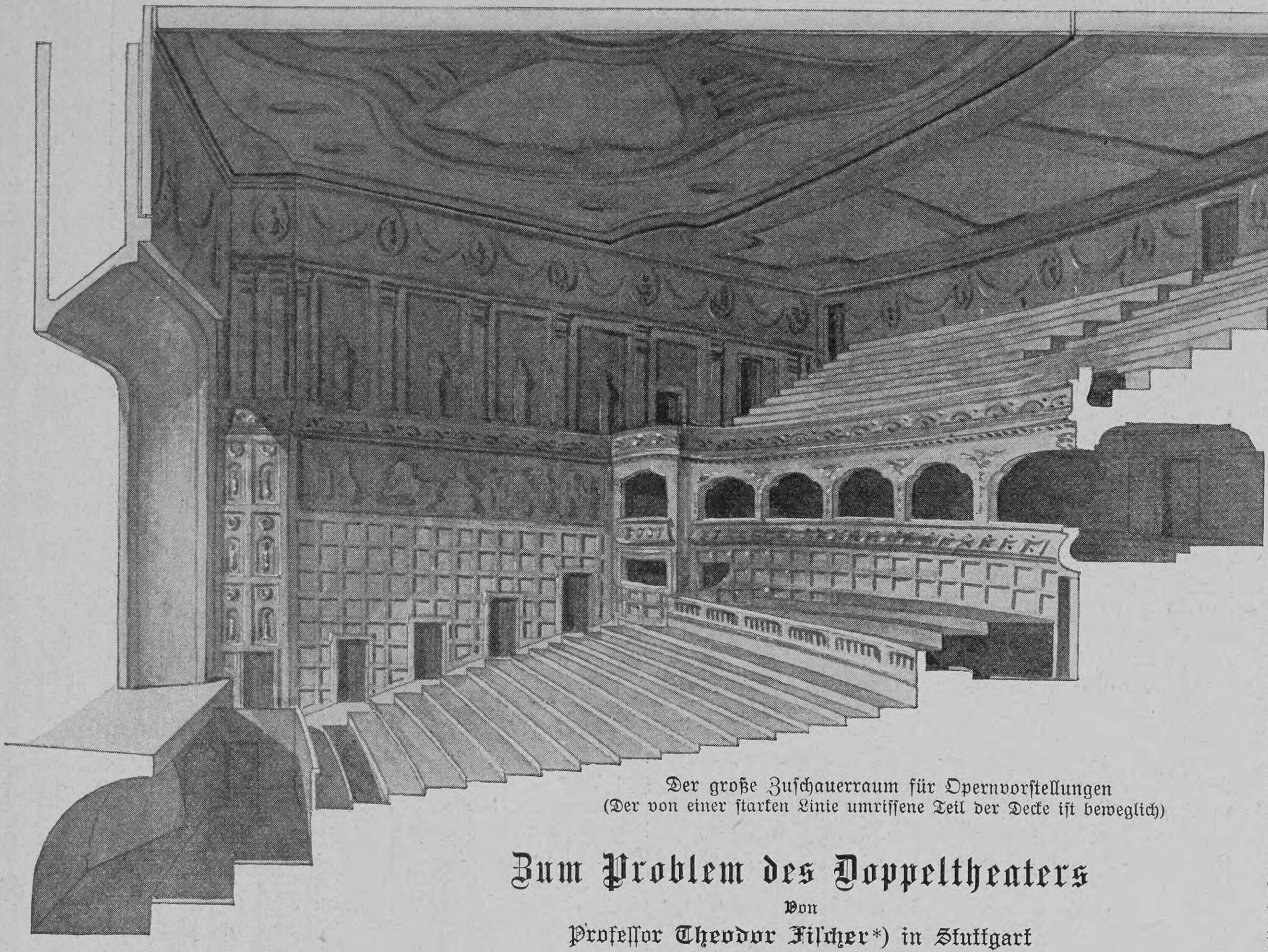
Knabe mit Hahn. Lebensgroße Porträtſtatue

Die liebenswürdige Auffaſſung der Knabenfigur läßt es faſt bedauern, daß unſer Künſtler ſich nicht häufiger auf dem dankbaren Gebiet des „Genre“ verſucht. Auch ſeine außerordentliche Begabung für die Tierbildung weiſt ihn darauf hin. Neuerdings übrigens hat Netzer in der Statuette einer bogenſpannenden Amazone eine Kleinbronze geſchaffen, die, was Feinheit der Silhouette und Straffheit der Form betrifft, nichts zu wünſchen übrig läßt. — Gegenwärtig bereitet ſich der Künſtler zur Ausführung eines großen Brunnendenkmals vor, das in München auf einem öffentlichen Platz — hoffentlich nicht im Gewühl des Geſchäftsverkehrs, ſondern in ſtiller Abgeſchiedenheit unter grünen Bäumen — ſeine Aufſtellung finden wird. Denn hierauf weiſt die architektoniſche Anlage ſowohl wie die Idee des Ganzen. Die Nornen am Brunnen des Lebens — dieſen bedeutenden Vorwurf hat ſich der Künſtler ſelbſt zur Aufgabe geſtellt. Eine Abbildung des Modells zu dieſem Brunnen brachten wir in Nr. 5 des laufenden Jahrgangs Seite 116.



Bogenſpannende Amazone

So ſehen wir hier den Widerſtreit der modernſten Beſtrebungen in der deutſchen Plaſtik: die Forderung nach architektoniſcher Obſervanz einerſeits und anderſeits den gebieteriſchen Ruf des alten Großmeiſters der deutſchen Kunſt, in allem und vor allem nur der Natur zu folgen, mit jenem ſicheren Takte in Einklang gebracht, den nur ein unbeirrbares künſtleriſches Empfinden, niemals der wägende Verſtand allein verleiht. Ein Künſtler aber, der, wie Hubert Netzer, nur ſeinem eignen Gefühl folgt, wird auch durch den Wirrwarr der Tagesmeinungen und das Getriebe der Parteien ſeinen Weg machen.



Der große Zuſchauerraum für Opernvorſtellungen
(Der von einer ſtarken Linie umriſſene Teil der Decke iſt beweglich)

Zum Problem des Doppeltheaters

Von

Profeſſor **Theodor Fiſcher***) in Stuttgart

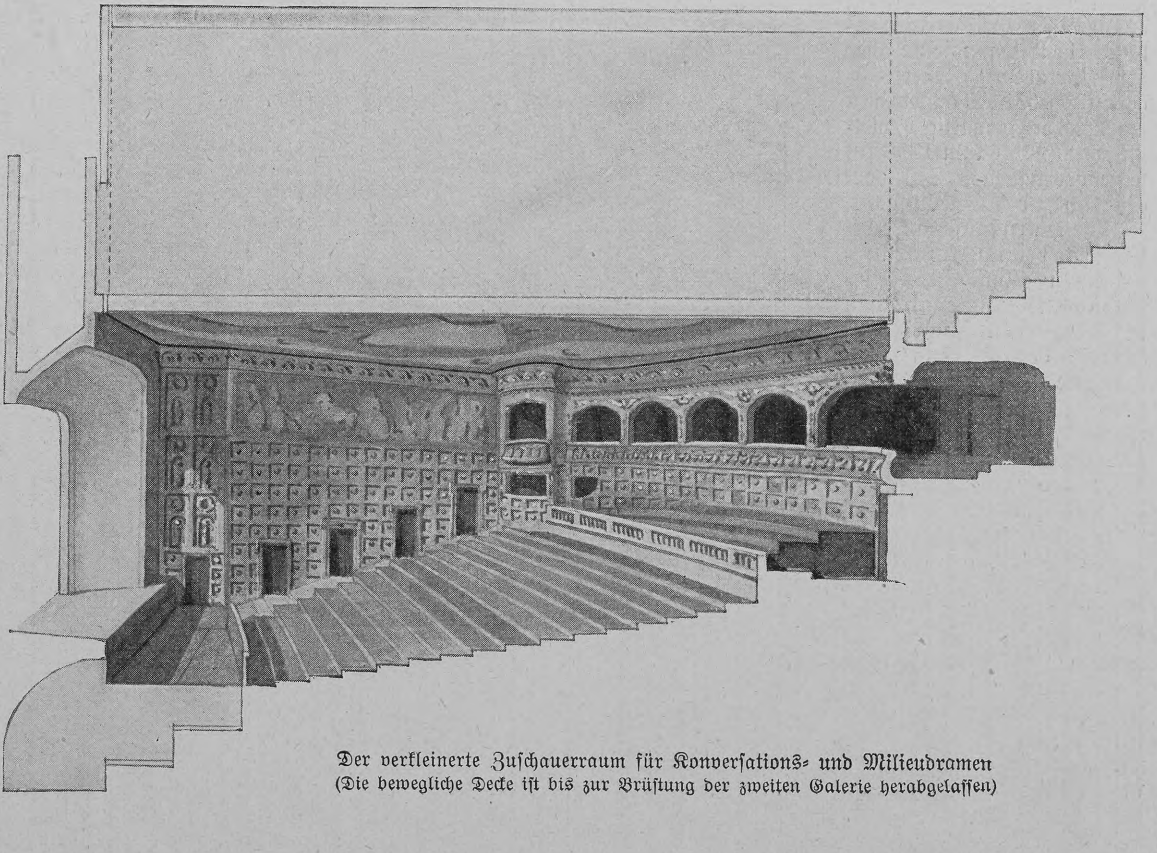
Durch den Theaterbrand in Chicago iſt das Intereſſe für Theaterbau zurzeit faſt ausſchließlich der Feuerſicherheit zugleitet worden. Nach einiger Zeit werden aber Fragen wieder auftauchen, die ſchon vor dem großen Unglück in Chicago die Gemüter bewegt haben. Mit den Wagner-Dramen und ihrem gewaltigen Aufwand an Maſchinerie und Perſonal auf der einen Seite und dem ſogenannten intimen Schauſpiel, der Ibſenſchen Milieuſchilderung z. B., anderſeits ſind die Grenzen zweier Gebiete bezeichnet, die ſich faſt zu Gegenſätzen ausgebildet haben. Dort das Bedürfnis nach großen Bühnen, nach gewaltigen Klangwirkungen und damit nach ungeheuren Räumen; hier die Neigung zu möglichſter räumlicher Einſchränkung, die nicht nur durch die Stoffe der Schauſpiele gegeben iſt, ſondern auch durch die Notwendigkeit, die feine mimiſche Arbeit und das ohne Pathos geſprochene Wort des Schauſpielers nicht in einem übermäßig großen Raum verloren gehen zu laſſen. Dort die ſtiliſtiſche Notwendigkeit, Szene und Akteurs vom Zuſchauerraum zu trennen durch den myſtiſchen Abgrund des Orcheſters; hier der Wunſch, den Kontakt zwiſchen Bühne und Publikum ſo eng wie möglich herzuſtellen. Kurz Dinge, innerlich ſo verſchieden wie nur möglich. Das alles aber iſt in den meiſten Fällen bisher in ein Theater gebannt geweſen. Nur ſehr große Städte haben für jeden Zweck eine eigne Bühne.

Der Gedanke, den weit auseinander liegenden Bedürfniſſen der großen Oper einerſeits und des Konverſationsſtückes anderſeits in einem einzigen Hauſe gerecht zu werden, drängt ſich ſomit ganz von ſelbſt auf. Aber wie könnte das erreicht werden? Die Bühne kann keine Schwierigkeiten machen. Da die Dekorationen, Proſpekte und Kuliſſen unter Umſtänden ſowohl für den einen Zweck wie für den andern verwendet werden müſſen, dürften die Breitenabmeſſungen der Bühne im Opernhaus und im kleinen Haus ohnedies nicht ſehr verſchieden ſein; und die Bühnenöffnung läßt ſich leicht verkleinern. Aber der Zuſchauerraum!

Mit dem Syſtem unſrer Rangtheater wird nichts zu machen ſein, und einen Gedanken, die Wände des Zuhörerraumes zuſammenſchieben zu wollen, wird man auch bald als allzu abenteuerlich aufgeben müſſen. Im Wagnertheater, jenem aus dem antiken Theater abgeleiteten Typus, der in Bayreuth geſchaffen und in München kürzlich wiederholt worden iſt, liegen vielleicht Keime, aus denen ſich die Idee eines teilbaren Zuhörerraumes entwickeln könnte. Dem Wagner-Theater wird als ein wichtiger Vorzug nachgerühmt, daß die Aufmerkſamkeit aller Zuhörer notwendig auf die Bühne gelenkt ſei, daß alſo alles gegenſeitige Bewundern oder Bekritteln unter ihnen ſein Ende habe. Darin allerdings können manche, die lieber geſehen werden, als ſehen und hören wollen, eine grobe Verletzung ihrer Anrechte erblicken, und in der Tat iſt die reine Form des Wagner-Theaters etwas zu kunſtpuritaniſch, als daß ſie für alle Hof- und Stadttheater als Muſter aufgeſtellt werden dürfte. Auch die demokratiſche Einrichtung, daß alle Plätze, obwohl ſie ja nicht alle ganz gleichwertig ſind, was Sehen und Hören anbelangt, doch vom Kaſſier ganz gleich gewertet werden, iſt etwas, was außer in Bayreuth und in Kunſtinſtituten, die dieſem ähneln, ſchlechterdings nicht durchzuführen iſt. Wir verlangen alſo für unſre Hof- und Stadttheater eine Anzahl von Plätzen, die ſowohl für das Auge als auch für den Inhalt des Geldbeutels eine beſondere Anziehungskraft ausüben. Das aber iſt gerade der Weg, auf dem wir zum teilbaren Zuhörerraum kommen.

Während in Bayreuth vom Orcheſter bis zum oberen Säulenumgang eine gleichmäßig anſteigende Folge von Sitzreihen ſich findet, teilen wir dieſe Folge etwa in der Mitte und geben der vorderen Hälfte eine ziemlich flache Neigung, die hintere aber wird um ein Stockwerk hochgehoben und dann etwas ſteiler als in Bayreuth angelegt. Zwiſchen beiden aber findet ſich Platz für eine Galerie, welche die teuerſten Plätze aufzunehmen hat, und hinter dieſer, etwas über ſie erhoben, eine die ganze Breite des Hauſes einnehmende Logenreihe mit der Hofloge in der Mitte. Die Logenreihe befindet ſich ſchon unter dem zweiten Teil des Amphitheaters, das nun den Charakter einer zweiten Galerie trägt. Die Brüſtung dieſer zweiten Galerie iſt aber wichtig für die Verkleinerung des Raumes, und das hängt folgendermaßen zuſammen. Die Decke des Saales iſt wagerecht und beſteht aus zwei Teilen, einem feſten und einem beweglichen, der genau ſo groß iſt, wie die vordere Hälfte des Raumes einſchließlich der erſten Galerie. Durch eine mechaniſche Vorrichtung, etwa Schraubenwellen mit elektriſchem Antrieb, kann dieſer Teil der Decke herabgeſenkt werden auf die Brüſtung der zweiten Galerie: das intime Schauſpielhaus iſt fertig. Im großen Hauſe fänden bei der Annahme, die den Skizzen zugrunde gelegt iſt, etwa 1500 Perſonen Platz, im kleinen 800. Sehr beträchtlich können dieſe Ziffern nicht wohl geſteigert werden, da ebenſo wie beim Wagner-Theater die Entfernung von der Bühne zur Rückwand ſonſt zu groß würde. Auch die Breite iſt nicht unabhängig, da ſie auf die verkleinerte Bühne Rückſicht zu nehmen hat. Die Größe dieſes teilbaren Theaters iſt alſo keine unbeſchränkte, aber die genannten Zahlen werden für die Verhältniſſe der in Betracht kommenden Städte annähernd das Richtige treffen.

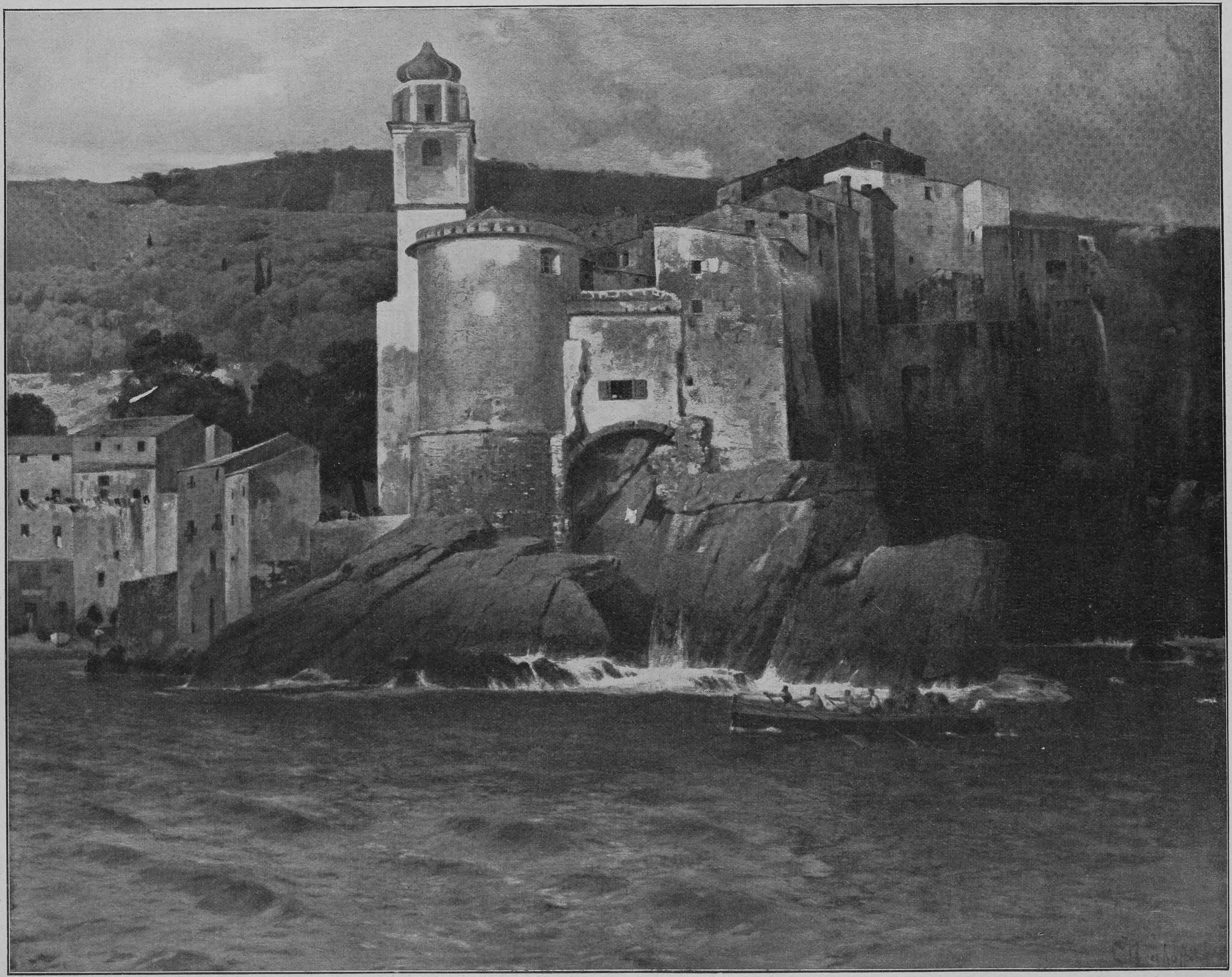
Bedenklich könnte erſcheinen, ob denn dieſelben architektoniſchen Formen der Wände und der Decke für die beiden Raumabmeſſungen paſſen werden. Darin liegt allerdings eine künſtleriſche Schwierigkeit; unlöslich iſt ſie gewiß nicht. Damit aber kein Unberufener, über die Schwierigkeiten ſtrauchelnd, die Idee in Mißkredit bringe, hat der Erfinder und Schreiber dieſer Zeilen um das Patent nachgeſucht. Mancher ſtößt ſich vielleicht auch daran, daß bei der Verkleinerung des Hauſes mit dem Wegfall der zweiten Galerie und des oberſten Amphitheaters die billigen Plätze alle verſchwinden. Wenn man aber bedenkt, daß die mittleren Plätze tatſächlich die beſten ſind, kann es mit Hilfe der Seſſelausſtattung und andrer Mittel nicht ſchwer fallen, das Publikum daran zu gewöhnen, daß die Plätze von den Orcheſterſitzen gegen die Logen ſich im Werte ſteigern. Zwei Abteilungen des Parketts werden dann genügen, um die nötigen Preisunterſchiede herzuſtellen. Wie aber iſt's mit der Akuſtik? Jedenfalls inkeinem von beiden Räumen ſchlimmer als in irgend einem andern Theaterſaal. Beleuchtung, Ventilation und Heizung bedarf neuer Löſungen; was aber könnte die heutige Technik nicht löſen?



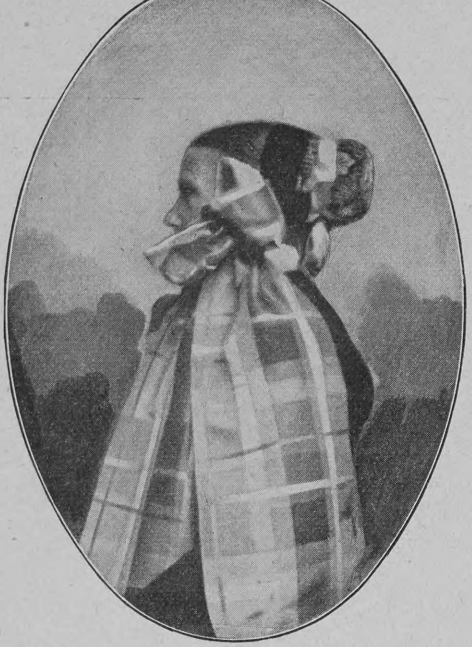
Der verkleinerte Zuſchauerraum für Konverſations- und Milieudramen
(Die bewegliche Decke iſt bis zur Brüſtung der zweiten Galerie herabgelaſſen)

---

*) Der obige Beitrag zur Löſung dieſes Problems, der gewiß das allgemeine Intereſſe erregen wird, wurde uns von Herrn Prof. Th. Fiſcher auf unſer Erſuchen in liebenswürdigſter Weiſe zur Verfügung geſtellt. Die Red.



Ein Felſenneſt. Nach dem Gemälde von Ludwig Neuhoff



Nebelkappe mit Rieſenſchleife

Elſäſſiſche Frauentrachten

Von

Roſe Julien

(Hierzu 11 Illuſtrationen nach photographiſchen Aufnahmen)

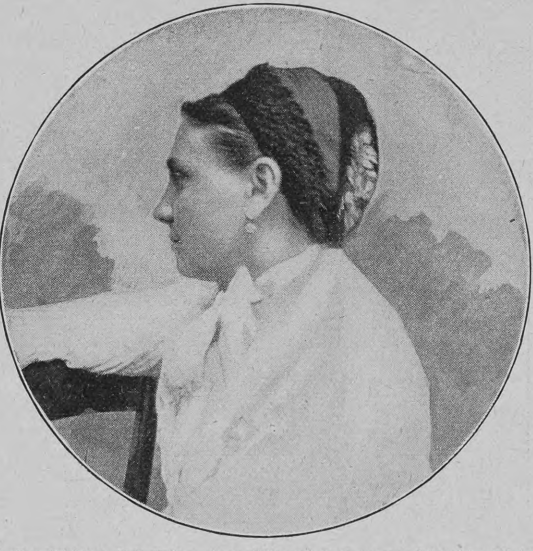
Wer inmitten moderner Kultur, die Völkereigenart mit den gleichmäßig abgetönten Farben ihrer Palette übermalt, ſich Intereſſe für charakteriſtiſches Volkstum bewahrt hat, braucht nicht in weitem Reiſefluge gen Oſten oder Süden zu ziehen, es findet ſich noch genug davon innerhalb der ſchwarz-weiß-roten Grenzpfähle des Vaterlandes. Man muß es nur zu ſuchen verſtehen. Noch ſind ſie zu finden, die alten Bräuche und Trachten für den, der abbiegt vom ausgetretenen Pfade moderner Touriſtik und „zum Volke“ geht. Nicht in jenem human-ſozialen Sinne, wie es neuerdings anglo-amerikaniſche Philanthropie angeregt — nein, zum Bauernvolke. Eine wahre Fundgrube für ſolches Forſchen bietet ſich heute noch in den Reichslanden, vor allem im Elſaß, das ſeine germaniſche Art in der politiſchen Geſchicke Wandel ungleich treuer bewahrte als das Schweſterland Lothringen. Ich ſpreche immer vom Bauernvolke, wohlgemerkt, und vor allem von jenem Teil, der in der Ebene das Feld bebaut. Denn ſeltſamerweiſe hat ſich im Elſaß der Völker Tracht und Sitte im flachen Lande ungleich länger erhalten als in den Gebirgstälern, während ſonſt faſt überall naturgemäß das Gegenteil der Fall iſt. Der Grund hierfür mag in dem Umſtande zu ſuchen ſein, daß die Gebirgsgegenden vorwiegend Induſtriebezirke geworden ſind, während auf der üppig fruchtbaren Scholle der Niederung ſich ein reiches, trutzig ſtolzes Bauernvolk behauptet hat. Ja, trutzig ſind ſie und ein wenig rauh, aber bieder; nicht leicht beweglichen Geiſtes, aber treu hängend an dem, was ſie einmal ſchätzen gelernt. Zwei Jahrhunderte franzöſiſcher Herrſchaft haben nicht vermocht, den glatten Schliff galliſcher Anmut zu vererben, und wunderlich mutet es an, wenn ſolch alemanniſcher Bauer in ſeinem Gehaben plötzlich ein franzöſiſches Fähnlein aufhiſſen will. Es paßt nicht recht zu ihm, es ſteht ihm nicht zu Geſicht, aber leider tut er es heute in den Gegenden, wo der Einfluß größerer Städte einwirkt, nur zu oft.

Das Elſaß iſt ein reiches Land, das kommt auch allerwärts in der Tracht zum Ausdruck. In den Trachten, muß man ſagen, denn ihre Mannigfaltigkeit iſt außerordentlich groß. Ueber die Landesgrenze hinaus iſt eigentlich nur die „Schleife“ bekannt, die man aber durchaus nicht etwa für einen Beſtandteil „alter“ Tracht anſehen darf, denn in ihrer heutigen Verfaſſung iſt ſie nicht älter als 30 bis 40 Jahre. Die Philoſophie der Trachtenkunde hat längſt feſtgeſtellt, daß allerorten die menſchliche Kleidung dem „Schutze“, dem „Schmucke“ und dem „Unterſcheidungsbedürfniſſe“ entſpricht. So entſtand auch im Elſaß für die Frauenkopftracht zunächſt zum „Schutz“ die Haube oder „Kappe“, deren Form und Material das „Unterſcheidungsbedürfnis“ variierte, und aus deren um den Kopf geſchlungenen, über der Stirn geknoteten beſcheidenen Haubenbändern mit der Zeit das Schmuckbedürfnis die heutige Ueberſchleife ſchuf, deren Dimenſion längſt die Grenze des Anmutigen überſchritten hat. Am Häubchen der Hunſpacherin ſehen wir noch den beſcheidenen Anfang. Aber der neueſte dörfliche Modebericht beſagt: „daß de riche Buretöchter,“ deren Bänderluxus die Mode aufgebracht, „jetzt anfange, klänre Schlupfe (kleinere Schleifen) zu trage.“ So wird wohl mit der Zeit eine Rückbildung des Schleifenungetüms zur Anmut zu verzeichnen ſein.

Die andern Trachten ſind ſchon ſeltener geworden, man findet ſie häufig nur noch in Truhen und Schränken, wo ſie ſtimmungsvoll, wie ein Hauch der Vergangenheit, leiſer Lavendelduft umſchwebt. So wird die Tracht der Oberehnheimer Gegend nur noch von alten Frauen bei hohen Feſten getragen. Sie iſt äußerſt originell, die Haube aus ſtarrem Goldbrokat, unter deren Rand man urſprünglich als Rahmung fürs Geſicht ein Spitzenrüſchchen heftete, das ſich unter dem Einfluß des Schmuckbedürfniſſes dehnte und dehnte, bis es ſchließlich als runder „Sonnenſchein“ das Geſicht umſtarrte. Sein Maximum erreichte dieſer im reichen Krautergersheim, das ſeinen Namen nach den großen Krautköpfen führt, die ſeit Menſchengedenken dort gebaut werden. Es ſoll ein originelles Bild geweſen ſein, wenn dieſe „Sonnenſcheine“ am Sonntag die Kirchenbänke füllten und die Frauen meiſt ſteif und unbeweglich wie die Götzenbilder ſitzen mußten, weil bei raſchen Kopfwendungen die „Sonnenſcheine“ kollidierten. Hoffart muß Zwang leiden. Die übrigen Beſtandteile der Tracht entſprachen durchaus dem Goldbrokat- und Spitzenreichtum. Rock und Schürze ſtarrten von Seide, und ein Schal türkiſcher Webart umhüllte die Schultern.

Alte Bauernhäuſer im Kanton Buchsweiler (Kreis Zabern)

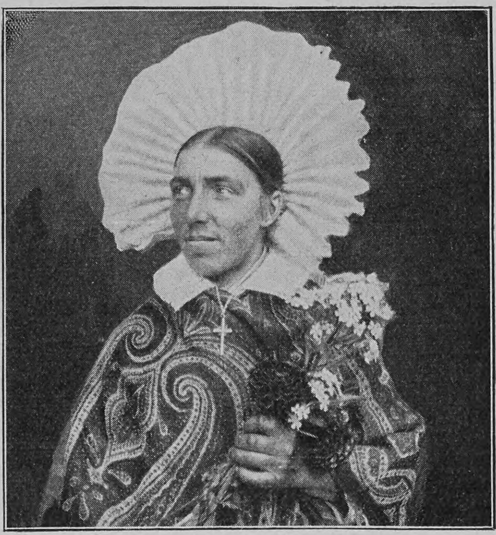
Nicht minder originell, aber anmutiger zeigt ſich die Tracht von Hunſpach, deren Anfertigung ſtets in den Händen des bewährten Dorfſchneiders liegt. Aus ſchwerem Tuch iſt ſie hergeſtellt und trotz der kurzen Taille wirkt ſie gar ſtattlich, iſt doch der „Tailleur“ meiſt ein Künſtler, der den Zwiſchenraum zwiſchen dem hochſitzenden Rockbund und dem natürlichen Taillenabſchluß mit genau nach der Figur gearbeiteten Wattierungen füllt. Von der Hunſpacherin wäre noch ein andres Toilettengeheimnis zu verraten: das der Friſur Keine der ländlichen Schönen kann dieſe eigenhändig herſtellen, Mutter, Schweſter oder Freundin müſſen Hilfe leihen. Das Haupthaar wird im Genick feſt zuſammengebunden und der Strähn mit großem Aufwand von Waſſer und Geduld breit auseinandergekämmt und wieder aufwärts über den Kopf gelegt, wo das Ende ſich unter einem kleinen ſchleifengeſchmückten Häubchen verbirgt. Für Frauen mit hübſcher Kopfform iſt das kleidſam genug, aber leider nicht praktiſch, denn die Glätte des Strähns, der „clou“, iſt nur allzu vergänglich. So kommt’s, daß die Hunſpacherin nie ohne einen oder mehrere Kämme zum Tanzboden geht. Und in jeder Tanzpauſe — huſch! huſch! — eilt die Mädchenſchar mit raſchen Sprüngen zum Bachesrand. Da werden hurtig die Kämme ins kühle Naß getaucht und dann wird gekämmt und geſtrählt, bis kein widerſpenſtig Härlein mehr flattert und alles wieder fein ſäuberlich ſpiegelt und blinkt. Leider ſoll viel neuralgiſche Kopfqual die Folge dieſer Sitte ſein.



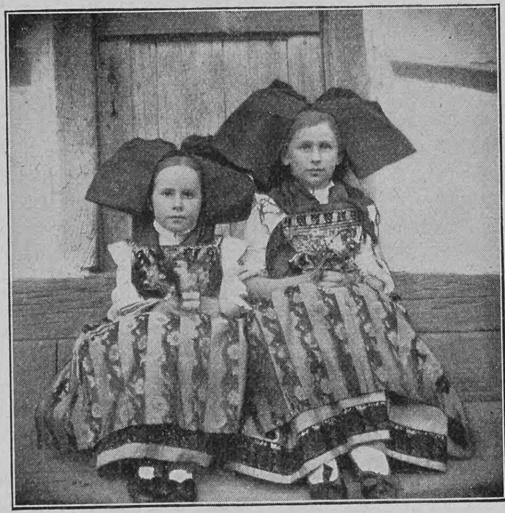
Goldgeſticktes Häubchen der Bäuerinnen von Truchtersheim

Bemerkenswert iſt es, daß das Unterſcheidungsbedürfnis im Elſaß nicht nur eine Differenzierung nach „Clanen“ geſchaffen, ſondern daß innerhalb desſelben Bezirkes die katholiſche Bäuerin ſich weſentlich anders trägt als die proteſtantiſche. Die Katholikinnen haben allezeit längere und dunklere Röcke getragen, die heute ſchon ganz zum ſtädtiſchen Schnitt übergehen. So z. B. im berühmt fruchtbaren, unweit Straßburg gelegenen Kochersberger Gebiet, wo das proteſtantiſche Dorf Reitweiler noch eine zierliche Tracht mit kurzem grünem Rock und Mieder kennt, während im benachbarten Truchtersheim die Frauen nur die Kopfbedeckung bewahrten, ein goldgeſticktes Samtkäppchen im Hauſe, um das beim Ausgang das Band des großen „Schlupfs“ (Schleife) gewunden wird. Dieſe „Schlupfkappen“ ſind typiſch in vielen Gegenden des Elſaß, doch bemerkt man in Truchtersheim beſonders hübſche Goldſtickerei. Aus dem Schwarzwald bezieht man den vielfach verbreiteten „Roſehuet“, der bei der ſonnigen Feldarbeit getragen wird. Rote Rieſenpompons, die ihn rückwärts zieren, geben ihm den Namen, und die breite, über den Rücken fallende Schleife erzählt davon, wie auch hier das anſpruchsloſe Hutband, das dem Bedürfnis entſprach, mit der Zeit ein Vorwand der Luxusentfaltung geworden.

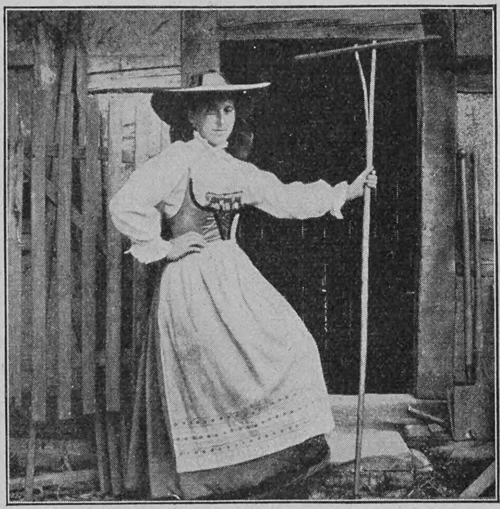
Allerorts treffen wir heute noch bei älteren Frauen eine charakteriſtiſche Haube, die den ſeltſamen Namen „Nebelkappe“ führt und mit feſtem Samtrande ſich um den Kopf ſchließt. Die Grundform iſt die gleiche überall, wenn auch die diverſen Gegenden ſich unterſcheidende Merkmale geſtatten. So iſt der Haubenboden der katholiſchen Bäuerin des ärmeren Breuſchtales nur ſchlichte ſchwarze Seide, und keine Schleife ziert das Kinn, während die reiche Bewohnerin der üppigen Krautgegend ſich’s nicht verſagen kann, an der linken Seite ihrer ſpitzer geſchnittenen Kappe einen „Schlupf“



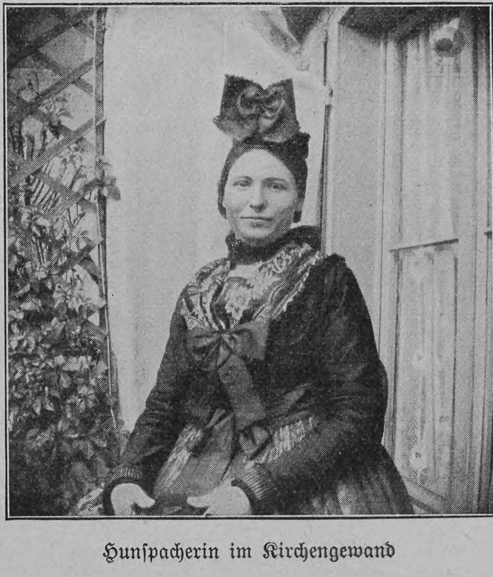
Sonnenſcheinhaube von Krautergersheim



Mädchen aus Mietesheim



Bäuerin aus Reitweiler

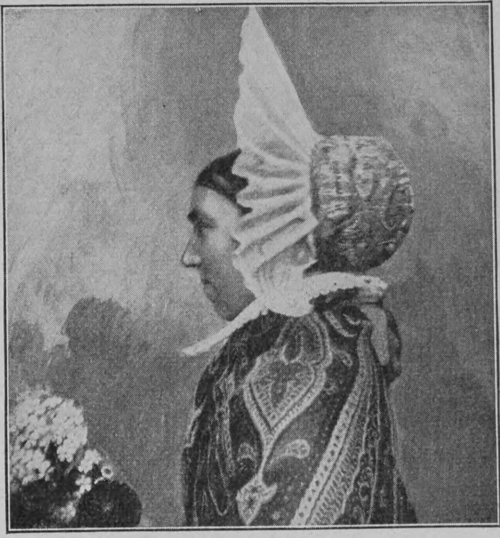


Hunſpacherin im Kirchengewand

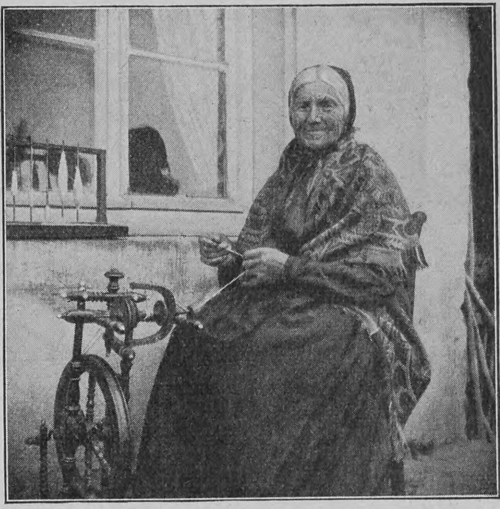
anzubringen, deſſen Dimenſionen wiederum Gelegenheit zu ſonderlicher Prachtentfaltung geben. Die abgebildete Rieſenſchleife dürfte in dieſer Hinſicht wohl den Rekord ſchlagen. Die Haube ſelbſt beſteht aus koſtbarem, buntem Samt, die Schleife aus ſchwerem Seidenband. Und Madame beſitzt nicht etwa nur dieſe eine Staatshaube. O, bewahre! Sie hat Garnituren, jene für die gewöhnlichen Feiertage, dieſe für die höheren und höchſten, und alle zuſammen koſten ein kleines Vermögen, ſind ſie doch direkt aus Paris bezogen! Madame beſitzt auch feingedruckte Viſitenkarten, darauf ſteht zu leſen: „Monsieur et Madame Muller, menuisier à Meistratzheim.“ „Die ſind auch aus Paris,“ verſichert ſie ſtolz.

Mietesheim! Wem, der das Elſaß kennt, zaubert dies Wort nicht ſogleich ein charakteriſtiſches Bild unterelſäſſiſchen Volkstums vor Augen! Es iſt ein herrliches, fruchtbares Stückchen Erde, das Gelände dort im einſtigen „Hanauer Ländel“, und manche ſtolze Familie hauſt auf der ſeit Jahrhunderten von den Vätern ererbten Scholle. Die traditionelle „Elſäſſer Tracht“ hat ſich dort bis zum heutigen Tage beſonders reich und ſchön erhalten. Wie ſtattlich und feierlich ſie am Sonntag zur Kirche wandeln, die hübſchen, gutgewachſenen Frauen in leuchtend grünen oder lila Röcken aus feinem Wollenſtoff, den ein Streifen aus gemuſtertem Samt ziert. Der „Vorſtecker“ am Mieder glänzt von Stickerei und Flitterpracht, und ſchon die kleinſten „Maidele“ balancieren voll Würde den Rieſenſchlupf auf dem Kopfe. Sogar die Männertracht mit der vielknöpfigen Jacke iſt dort noch zu finden, die an vielen andern Orten zu den Dingen gehört, von denen nur die älteſten Leute noch zu ſagen wiſſen. Wem es gar vergönnt war, eine Bauernhochzeit dort zu ſchauen, der wird Mietesheim gewiß nicht vergeſſen. Da zeigt ſich noch bäuerlicher Wohlſtand ein wenig protzig in ungemeſſener Gaſtlichkeit, da wird tagelang geſchmauſt und gezecht, und für tanzluſtiges Volk tönt die Fiedel vom Abend zum Morgen. Denn obzwar der Elſäſſer ein ziemlich nüchterner, trockener Geſell, iſt er doch dem Feſtefeiern durchaus nicht abhold — wiederum ein echt germaniſcher Zug. Wenn die Feldfrüchte eingebracht, heben ſie allerwärts an „Meßti“ zu feiern, und hoch her geht's dabei; bei der „Kilbe“ nicht minder, und die „feinſte“ unter dieſen, der einſtige „Pfeifertag“ in Rappoltsweiler, iſt quaſi ein nationaler Feſttag, zu dem auch die „Stadtlüt“ von weit und breit zuſammenſtrömen. „Pfeifertag“ heißt's auch heute noch, und die „drei Burgen auf einem Berg“ ſchauen wie einſt ſtimmungsvoll hernieder auf das luſtige Treiben, aber wer denkt an die hiſtoriſche Vergangenheit dieſes Feſtes unter all den fröhlichen Leuten. Denen blüht nur die lebendige Gegenwart, und auf dem im Freien etablierten, mit Fähnchen gezierten Tanzboden dreht ſich hoch und nieder, arm und reich drei Tage lang vom Nachmittag bis in die Nacht im Reigentanz. Wer im im Sommer elſäſſiſch Volk bei Feſtluſt belauſchen will, der ziehe am Pfingſtmontag hinauf zur Bloß, dem gewaltigen Bergrücken, dorthin, wo Kloſter Ottilienberg, einer ſtolzen Burg vergleichbar, auf ſteiler Höhe weithin die Lande überſchaut, zu dieſem ſchönſten Punkt im ſchönen Elſaß. Ottilienberg iſt längſt kein Kloſter mehr, obgleich noch viele Gläubige zur Stätte pilgern, da Herzog Ettichos fromme Tochter ihr gottſelig Leben verbracht, dieſe „heilige Eliſabeth“ des Elſaſſes, deren Gedächtnis durch all der Jahrhunderte Wandel im Herzen des Volkes weitergelebt, ob auch kritiſche Forſchung energiſch an der Ueberlieferung zu rütteln gewagt, weil es ein ſchöner Zug germaniſcher Völker iſt, die Begriffe hoher Tugenden in einer edeln Frauengeſtalt zu verkörpern.

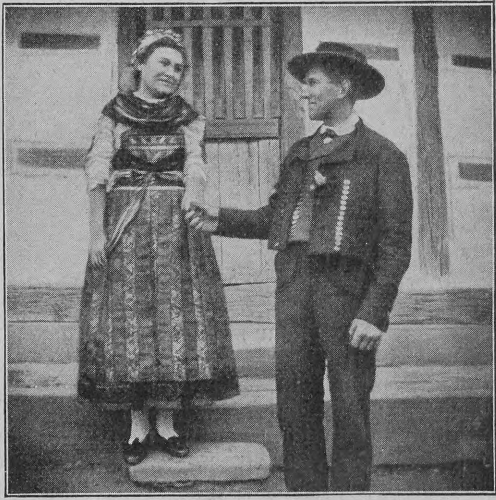
Am Pfingſtmontag wird es lebendig hier droben, da ſtrömt das Volk heran aus der näheren und ferneren Umgegend, wimmelnd, in Scharen, Proteſtantiſche und Katholiſche, ohne Unterſchied der Konfeſſion, als gälte es ein Frühlingsfeſt zu feiern. Seit Menſchengedenken war es ſo, niemand weiß heute, wer den Brauch erſonnen hat. Früher noch als die Sonne ſelbſt ziehen ſie ſingend herbei, Maienzweiglein am Hute oder in der Hand, und lagern droben auf den bebuſchten Halden des weiten Plateaus der Bloß, das die gewaltige Heidenmauer einhegt, dieſes geheimnisvolle gigantiſche Wahrzeichen einer prähiſtoriſchen Kultur, das noch keinem Forſcher das Geheimnis ſeines Urſprung verraten hat. Manches bunte Bild fröhlichen Volkslebens entwickelt ſich da droben, und der ernſte Wald widerhallt von heiterem Stimmenklang, bis Mond- oder Sternenſchein den Frühlingsgäſten heimleuchtet über Felſenpfade und durch das Blöckelabyrinth der zyklopiſchen Mauer.



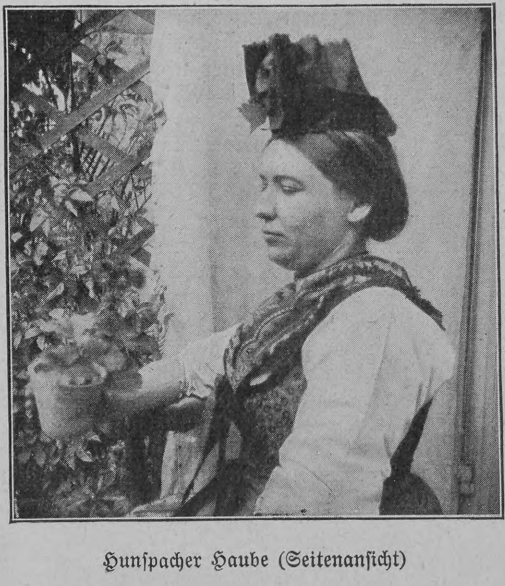
Sonnenſcheinhaube (Seitenanſicht)



Alte Frau aus dem Breuſchtal



Brautpaar aus Mietesheim



Hunſpacher Haube (Seitenanſicht)

Sein Syſtem

Erzählung

von

A. Supper

Der Schulmeiſter Michael Schloſſer von Neudorf hat ſeine Weltanſchauung in ein Syſtem gebracht. Er ſagt, die Welt im allgemeinen und die Erde im beſonderen ſei wie eine der großen Pappſchachteln, die man auf den Jahrmärkten kauft, und bei denen in der größeren immer eine kleinere ſtecke. Nur komme bei dieſen Pappſchachteln jedesmal ein allerletztes Schächtelchen; in der Welt aber gehe es fort ohne Ende.

Die Doktoren und Profeſſoren jeder Richtung und Fakultät, ſagt der Schulmeiſter, ſeien gewiß gelehrte und gründliche und inſonderheit fleißige Herren, aber die ehrlichen von ihnen müſſen bezeugen, daß jederzeit aus einer herausgeſchälten Schachtel nur wiederum eine Schachtel herausgeſchält worden ſei.

Wenn dann und wann einer auspoſaune, er ſei jetzt auf den Kern des Schachtelwerks gekommen, ſo ſpringe ein andrer hinzu und lege mit Sicherheit dar, daß der vermeintliche Kern nur abermals ein Schächtelchen ſei.

Der Schulmeiſter nennt dieſe Auffaſſung ſein „Schachtelſyſtem“. Die Neudorfer Bauern ſagen, der Schulmeiſter habe „einen Sparren“, der Pfarrer nennt's „einen ſchwachen Punkt“.

Einmal, beim Beginn ſeiner ſeelſorgerlichen Wirkſamkeit zu Neudorf hat ſich der Pfarrer mit dem Schulmeiſter näher auf das Schachtelſyſtem eingelaſſen.

In der „Krone“ war's an einem Mittwochabend, beim erſten gemütlichen Zuſammenſitzen mit den Männern von Neudorf. Schultheiß und Gemeinderat ſpitzten damals die Ohren.

„Und Sie, lieber Schloſſer, wie denken Sie ſich den eigentlichen Kern?“ fragte zum Schluß mit mildem Lächeln der Pfarrer.

„Der Kern muß doch der Herrgott ſein,“ rief laut, faſt grob der Schultheiß vom unteren Tiſchende herauf und ſchlug auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten.

Der ſtarkknochige Mann war ein Realpolitiker, der alle Syſteme klappen machte, je nachdem es not tat.

Der alte Schulmeiſter aber zuckte die Achſeln. Ein klein wenig hilflos blickte er über den Tiſch und ſagte leiſe: „Der Herrgott iſt eine Sache ganz für ſich.“

Das mit dem Kern ließ er unentſchieden.

Seither mied der Pfarrer das Schachtelſyſtem und ließ dem Alten ſeinen ſchwachen Punkt.

Ueber fünfzig Jahre iſt Michael Schloſſer Schulmeiſter zu Neudorf. Das iſt Zeit und Grund genug, um ſich ein Syſtem zu bilden. Bisweilen ſagt der Alte zu einem ſeiner meiſt barfüßigen Schulkinder: „Deine Mutter und deine Großmutter haben ihre Sprüche beſſer gelernt als du!“ Sonſt aber findet der Mann, daß alles immer das gleiche iſt.

Die Eiſenbahn iſt wohl in die Nachbarſchaft gekommen, die Neudorfer Mädchen gehen nach der Stadt in alle möglichen Dienſte, und zwei Metzger ſind jetzt im Dorf, wo früher keiner war. Wenn die Maria noch leben würde, die Schulmeiſterin, dann könnte ſie doch bisweilen geſottenes Rindfleiſch eſſen, das hatte ſie ſich ſo oft gewünſcht. Alle Vierteljahr einmal hat ſie welches bekommen. Die Stadt war ſo weit und des Schulmeiſters Beutel ſo leer damals. Darüber iſt ſie geſtorben, und die Wendung zum Beſſeren nützte ſie nichts mehr.

War es denn überhaupt eine Wendung zum Beſſeren? Der Schulmeiſter ſchüttelte den Kopf: „Ein neues Schächtelchen! Nichts weiter.“

Keine geeignetere Stunde zum ſtillen Sinnieren, als wenn der Tag ſich neigt und die wunderſamen Schleier über Nähe und Ferne ſinken.

Der Schulmeiſter ſchaute Abend für Abend in die beginnende Dämmerung und probierte ſein Syſtem durch.

Wie er auch ſuchte, er fand keine Lücke. Das machte den ſtillen Mann oft ſtolz, aber niemals froh. Oft wollte ihm ſcheinen, als mache dieſes Syſtem mit ſeiner ſtarren, endloſen Folgerichtigkeit ſo müde, daß das Leben kaum mehr zu tragen ſei. Dann ſchaute er hinüber auf das braungeſtrichene Tor, das vor den Schulhausfenſtern lag und hinter dem drei Stufen hinaufführten auf den alten, graſigen Teil des Kirchhofs, wo die Schulmeiſterin lag.

‚Iſt nur gut, daß das Schachtelwerk ein Ende nimmt, ſobald man einmal ſo weit iſt wie die Maria,‘ dachte er dann. Oft aber kam ihn ein großer Schrecken an, auch dies könnte nicht das Letzte ſein! Dann ſchaute er ganz ſtarr hinaus in die Dämmerung und legte den alten Kopf an die kühlen Scheiben.

Wie eine große Erlöſung fiel ihm dann ein, daß der Herrgott wenigſtens eine Sache für ſich ſei, ein Allerletztes, hinter dem und über das hinaus es nichts mehr gebe.

Tief atmete der Greis und griff zum Schlüſſelbund. Betläuten drüben in der Kirche, das war des Schulmeiſters Sache. Gott ſei Dank!

Er drückte das runde Käppchen aufs ſtarkgelichtete weiße Haar und ſchritt über die ſchmutzige Dorfgaſſe zu dem braunen Tor, über dem in zerwaſchenen Lettern geſchrieben ſtand: „Selig ſind die Toten, die in dem Herrn ſterben.“

So oft er hinaufſah, dachte er: ‚Man muß die Schrift neu übermalen laſſen, ſonſt verwittert ſie ganz und gar.‘ Aber dann war es ihm im geheimen doch wieder recht, daß alles beim Alten blieb, weil ja die Maria, weil dieſer und jener, den er gekannt und der auch ihn gekannt, unter der verwaſchenen Inſchrift hindurchgetragen worden war.

Immer ſeltener wurden die, die ihn kannten. Er, der Schulmeiſter, der jetzt teilweiſe ſchon die dritte Generation zu Neudorf unter der Obhut hatte, er kannte ja dieſe Menſchen, die eigentlich nur die Fortſetzung waren von den vorhergegangenen. Aber ſie kannten ihn nicht mehr.

Langſam ſchritt er die drei Stufen empor. Auf die unterſte ſetzte er den rechten Fuß, auf die zweite den linken, auf die dritte wieder den rechten. Unweigerlich tat er ſo, Abend für Abend. Dreißig Jahre waren es her, ſeit die Stufen neu gelegt wurden. In der unterſten war rechts ein Kieſel in das grobe Korn des Sandſteins eingeſprenkt, die zweite zeigte links eine brüchige Ader, die dritte rechts einen beginnenden Riß.

Dieſe Fehler im Geſtein zeigte am erſten Tage der achtſame Schulmeiſter dem arbeitenden Maurer. Der Mann wurde grob und meinte, die Toten ſtolpern nicht darüber, und die Lebendigen ſollen die Füße darauf ſetzen, dann ſähen ſie die paar Schrammen nicht.

Der erſte, den man kurz danach über die Stufen trug, war der Maurer geweſen. Er ſtolperte richtig nicht, und der Schulmeiſter, der hinterher ſchritt, ſetzte die Füße auf die Fehler der Steine. Seither tat er es Abend für Abend.

Wenn er ſo viele tauſend Male den Fuß auf den gleichen Fleck ſetzen würde, dachte der Alte, dann müſſe die Staffel hinter dem braunen Tor die Spur von Michael Schloſſers Daſein tragen, wenn er ſchon lange oben lag neben der Maria. Der Stein müſſe in drei Fußabdrücken Kunde geben von einem Mann, der immer und immer wieder zum Beten geläutet und den Neudorfern das Ausruhen vom Tagewerk ans Herz gelegt habe. Aber des Schulmeiſters Tritt war nicht wuchtig genug.

Gleichmäßig verwitterte der Stein. Die zielbewußten Schritte des Alten ſchufen keine andre Spur als die gleichgültigen Schritte der andern. Bald würde man die Stufen erneuern müſſen, und von den drei bedeutungsvollen Stellen würde niemand wiſſen als ein alter Mann, der tauſend und abertauſendmal ſeinen Fuß darauf geſetzt und nichts erreicht hatte.

Ueber den alten Teil des Kirchhofs ſchritt der Schulmeiſter. Schneebeerenbüſche und verwilderte Roſenſträucher zeigten an, daß der Acker Gottes ſchon ſeit langer Zeit beſtellt ſei da unten. Der weißgetünchten Mauer entlang wuchſen windſchiefe Pflaumenbäume. Nirgends gediehen die Früchte größer und ſüßer als hier, nirgends lag ſo zart und bläulich der Duft der Unberührtheit darüber.

An der Kirchentüre ſteckte der Alte den ſchweren Schlüſſel ins Schloß, nahm demütig ſein Käppchen ab und trat leiſe ins dunkelnde Heiligtum.

Dann zog er die Glocke und betete: „Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt, weil es nun Abend worden iſt.“

Fünfzig Jahre ſchon tat er ſo, und alle Abend war ihm, als verſinke der Tag, der zwiſchen jetzt und dem letzten Läuten lag; als ſchließe der Glocke erſter Ton an den letzten von geſtern.

In der dunkelnden Kirche, wo die ſeltſamen Schatten im Gebälk lagen, wo das Glockenſeil knirſchte und das Erz dröhnte, war ihm vor vielen, vielen Jahren zum erſtenmal der Gedanke gekommen, den er in der „Krone“ dazumal vor dem neuen Pfarrer und den Bauern preisgegeben hatte. Der Gedanke, daß der liebe Herrgott eine Sache für ſich ſei, daß er mit dem endloſen, ruheloſen Schachtelwerk alles Irdiſchen gar nicht in einem Atem genannt werden dürfe.

Ach, wie das wohltat, ſo zu denken! Wie das wohltat, bei Gott und beim Abendläuten ausruhen zu dürfen von allem, auch vom Syſtem, das oft ſo müde machte, wenn man es in der Dämmerſtunde durchprobierte. Die Glocke gab immer den gleichen Klang. Nur wenn der Sturm im Frühjahr und Herbſt durch den Dachſtuhl heulte, tönte das Erz anders als ſonſt. Unruhig, zerfahren, ohne Zuverſicht gellten dann die abgeriſſenen Schläge durch die Dämmerung.

Der Schulmeiſter ſchüttelte den weißen Kopf; aber er konnte nichts ändern. Auch er kannte ja Stürme, die ihm zuzeiten die Stimme verſchlagen hatten, daß kein guter Klang war im Abendgebet. Dazumal zum Beiſpiel, als die Maria ſtarb.

Aber alles ging vorüber, alles! Der Schmerz wie der Sturm war auch nur wieder ein Pappſchächtelchen, das in einem andern ſteckte, ein andres umhüllte, mehr nicht!

Bis über die Grenzen der Markung drang das Läuten; aber am ſtärkſten ſtrich es über Hans Krämers Hof, der an den Kirchhof ſtieß. Jedes einzelne Anſchlagen des Schwengels hörte man da als hartes Dröhnen. Man fühlte den Ruf zur Ruhe und zum Beten entſtehen unter des Küſters Händen.

Der Hofhund in ſeiner Hütte fing jammernd zu heulen an, hinter den Stalltüren klirrten die Ketten der Rinder und Pferde.

Oben am Kirchturmdach ſah man die Käuzlein, die ſeit unvordenklichen Zeiten in immer erneuten Generationen dort hauſten, ihren Horſt verlaſſen und ruhelos um die Schallöcher ſtreichen.

„Daß die Bieſter nicht gehen, wenn ſie doch das Läuten nicht mögen,“ ſagte Hans Krämers neue Magd, als ſie hinaufſchaute zu dem unguten Gevögel.

„Das wäre ein Sauberer,“ entgegnete der Großknecht, „der die Heimat gleich ließe, weil ihm etwas nicht daran gefällt.“

Das grünbemooſte Brett legte er als Deckel über den Brunnentrog neben der Stalltüre, und mit dem breiten Rücken gegen das Haus gelehnt ſaß er und ſchaute hinüber zum Turm, deſſen plumpe Maſſe kaum mehr aus der grauen Dämmerung ragte. Läuten konnte der Alte, bei dem der Großknecht ſchon das ABC gelernt hatte und ſonſt noch mancherlei! Jawohl, noch mancherlei! Zuweilen mitten im Tag, in der heißen Arbeit fiel dem Knecht etwas ein, was er einmal aus des Schulmeiſters Mund gehört hatte. Und jetzt, da es ihm durch den Sinn ging, was morgen zu tun ſei in Feld und Hof, da rief eine Stimme mitten aus den Glockenſchlägen heraus: „Laß, laß, laß! Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigne Plage habe!“ Und die Stimme gehörte dem Schulmeiſter. Und dann, als die neue Magd neben dem Knecht auf dem Brunnentrog ſaß, dieſe Neue, die von dem Schulmeiſter und von ſeinem Läuten nichts wußte und nichts verſtand, die ſo nahe herrückte an den Mann, daß dieſer ihres Körpers Wärme ſpüren mußte, da war wieder eine Stimme da, die rief: „Laß, laß, laß!“ — Und die Stimme gehörte dem Schulmeiſter.

In der rußigen Schmiede, rechts drüben im Hof, verſtummten die Hammerſchläge, ſobald der erſte Glockenton vom Turme kam. In der Fremde hatte der Schmied nicht gelernt, auf Kirchenglocken zu lauſchen. Aber ſo läuteten ſie draußen auch nicht, wie der alte Schulmeiſter läutete.

Wie altmodiſcher Firlefanz ohne Sinn, der zum lärmenden Leben nicht paßte und nicht gehörte, ſo lautete in der großen Stadt der Abendglockenklang. Ihm zulieb ſchwieg kein Hammer, verſtummte kein Lärm, ruhte keine Hand und kein Herz.

Aber wenn der Schulmeiſter zu Neudorf läutete, dann klang jeder Glockenſchlag wie ein „Ruh aus“. Die Schmiede, Hans Krämers Hof, die ganze ſtille, dunkelnde Welt war erfüllt vom hallenden Ruf: „Ruh aus!“

Schreiben, leſen und rechnen lehren, das konnten die Schulmeiſter der Stadt vielleicht beſſer als der Alte zu Neudorf; ſie waren wohl auch ſonſt geſcheiter als dieſer, dem immerfort „ſein Syſtem“ im Kopfe ſpukte; aber läuten, Betglocke läuten, das brachte keiner fertig wie der Neudorfer.

Des Schmiedes rußige Hände legten ſich ineinander, faſt unvermerkt. Da, wo er ſtand unter dem hängenden Kaminſchoß, auf den ſchwarzen, zerriſſenen Steinfließen, da war ſchon ſein Vater geſtanden, der vierſchrötige, zornige Mann, der die ſeltſamen Flüche ſeiner Zunft den klingenden Hammerſchlägen nur allzugern zum Geleit gab. Aber wenn der Abend dämmerte und der Schulmeiſter läutete, legte auch er den Hammer weg, ſtand lauſchend, wie jetzt ſein Sohn, und hielt die rußigen Hände gefaltet.

Und der kleine Andreas, des Schmieds Erſtgeborener, der die blanken Aeuglein nicht vom Ambos wendete, ſolang die Flammen ums Eiſen ſprühten, er hob ſchon den kleinen, rußigen Finger beim erſten Glockenſchlag: „Vater, pſt! der Schulmeiſter!“

Zu hinterſt im Hof, da wo dieſer an den Pfarrgarten anſtößt, lag ein Häuslein, deſſen weißer Kalkbewurf noch ſichtbar war, wenn ſonſt der ganze Hof in Nacht und Dunkel lag.

Seit langer Zeit drang kein Lampenſchein durch die Fenſterladen. Das achtzigjährige Taglöhnersweib, das dort wohnte, ſparte Oel und Kerzen; ſie war ſeit Jahren beinahe blind. Vom Morgen bis zum Abend ſaß ſie und ſpann. Ihre graugelben, runzeligen Hände griffen Flachs und Faden fein und gleich und regelmäßig wie eine Maſchine. Aber außer Kunkel und Spinnrad gab es nichts mehr im Leben, nichts mehr auf Erden für dies Weib.

Der Lärm des Hofes und der Gaſſe, die klingenden Schläge aus der Schmiede, der Wind, der durch die Bäume im Pfarrgarten ſtrich, das Schnattern der Dorfgänſe, das Zanken der Nachbarn, das Bellen des Hofhundes — alle die Geräuſche des arbeitsvollen Tages gingen an der Greiſin vorüber, ohne daß ſie acht darauf hatte. Sie ſagten ihr, die den hellen Tag nicht ſah, nichts mehr, lagen abſeits von ihrem Wege, der einſam in der Dämmerung hinlief. Selbſt die Schläge der Turmuhr, dieſe aufblitzenden Wellenkämmchen in der ſtrömenden Zeit, beachtete die Alte nicht mehr.

Nur eines hörte ſie noch, auf eines wartete ſie: auf des Schulmeiſters Abendläuten.

Dieſe ſchweren Klänge vom Kirchturm drüben, ſie kamen aus der Welt, die das krumm- und lahm- und blindgearbeitete Weib verſtand, als alles andre längſt unverſtändlich für ſie geworden war.

Die welken Hände ließen den Faden in zitternder Haſt, die Finger krampften ſich ineinander, als wollten ſie ſich nie wieder zu ermüdender Erdenarbeit löſen. „Ruh aus, ruh aus!“ rief durch der Glocke Mund der Schulmeiſter.

Bis der letzte Ton verhallt war, ſtand das Spinnrad. Dann taſtete des alten Weibleins Linke nach dem verlorenen Faden, die Rechte brachte das Rad in Schwung, leiſe klapperte die ausgeleierte Spule, knarrte das Triebwerk, und der Flachs am Wocken ſchmolz dahin unter den alten Händen.

Leichter, müheloſer als am Tage lief jetzt dem Weibe die Arbeit. Der Gedanke, daß die Nacht über das Dorf ſank, tat ihr wohl. Sie fühlte ſich minder einſam, weniger abſeits, wenn ſie wußte, daß für alle die bunte Welt verſank, wie ſie ihr ſchon lang verſunken war.

Lautlos, mit kaum bewegten Lippen, im Rhythmus der Glockenklänge ſprach Michael Schloſſer ſein Gebet. Mit dem Amen tat er den letzten Schlag. Dann lauſchte er dem zitternden Nachhall, der leiſe ſchwingend das dunkle Kirchlein füllte und langſam ſich verlor.

Des Alten Geſicht mit ſeinen tauſend Rinnen und Falten war nicht mehr zu unterſcheiden im raſch ſterbenden Licht; aber die hagere Geſtalt ſchritt weniger müd über den Kirchhof zurück. Er hatte ſich die Gedanken vom Halſe geläutet, der Schulmeiſter, die bohrenden Gedanken, die kein Ende fanden und keinen andern Troſt ließen als den: der liebe Herrgott iſt eine Sache für ſich! Wenn immer wieder ein Pappſchächtelchen herauskommt, nur ein Pappſchächtelchen — er iſt die Ruhe nach allem Suchen.

Die Nacht lag jetzt über dem Dorf, über dem Kirchhofstor mit ſeiner verwitterten Inſchrift und über den drei Stufen, die ſich weigerten, des alten Glöckners Spur zu tragen. Die andre Spur, die des Großknechts heißes Blut dämmte, den werktägigen Sinn des Schmieds zur Feierſtunde zwang und die müde Seele der Achtzigjährigen auf den Heimweg leitete, dieſe Spur kannte der Schulmeiſter nicht.

Seltener und immer ſeltener ſpricht der Alte von ſeinem Syſtem. Daß die Leute es für ein Stückchen verbohrter Narrheit halten, das ſchließt ihm nicht den Mund.

Das ABC, denkt er, und das Einmaleins, das ſind die Syſteme, die ein Schulmeiſter lehren kann. Das andre aber, das mit den Schächtelchen ohne Ende, das lehren die Jahre, die über den Menſchen gehen. Die einen begreifen’s, die andern verlachen’s — das Einmaleins lernt ja auch mancher zeit ſeines Lebens nicht.

Vollmondzauber

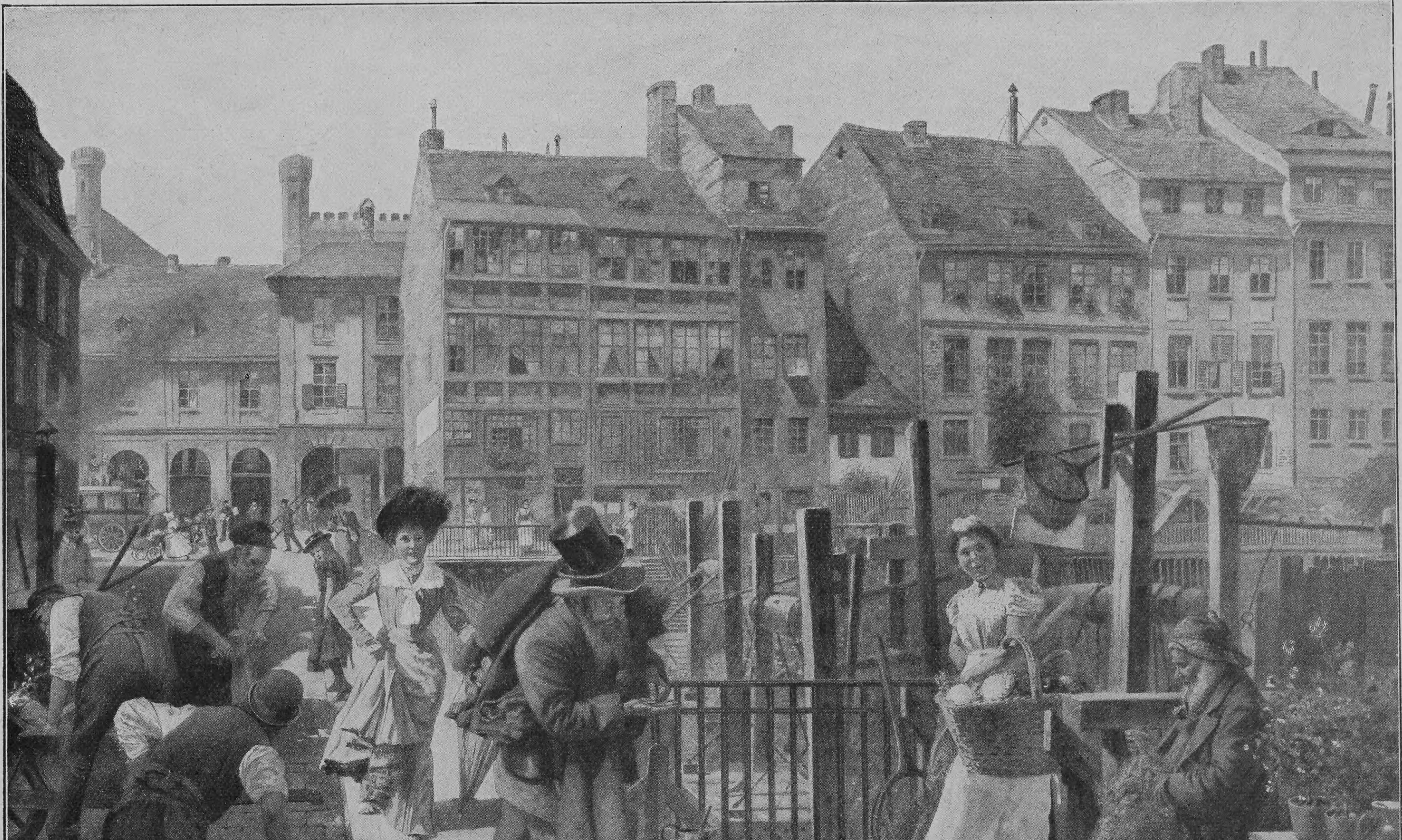
Was war das, was mir geträumet hat?
Ich kann den Traum nicht faſſen.
Der Vollmond lag auf den Gaſſen
Der Vaterſtadt.

Und plötzlich ſah ich verlaſſen ganz
Das Haus mit verwitterten Ziegeln,
Und in den Scheiben ſpiegeln
Den kühlen Glanz.

Wer jetzt wohl im alten Hauſe wohnt,
Im ſtillen Giebelgemache? —
Es glitzerte auf dem Dache
Der alte Mond.

Da ward mir das Herz, das Herz ſo ſchwer!
Es dufteten die Syringen.
Und leiſe hört’ ich es klingen:
Lang, lang iſt’s her.

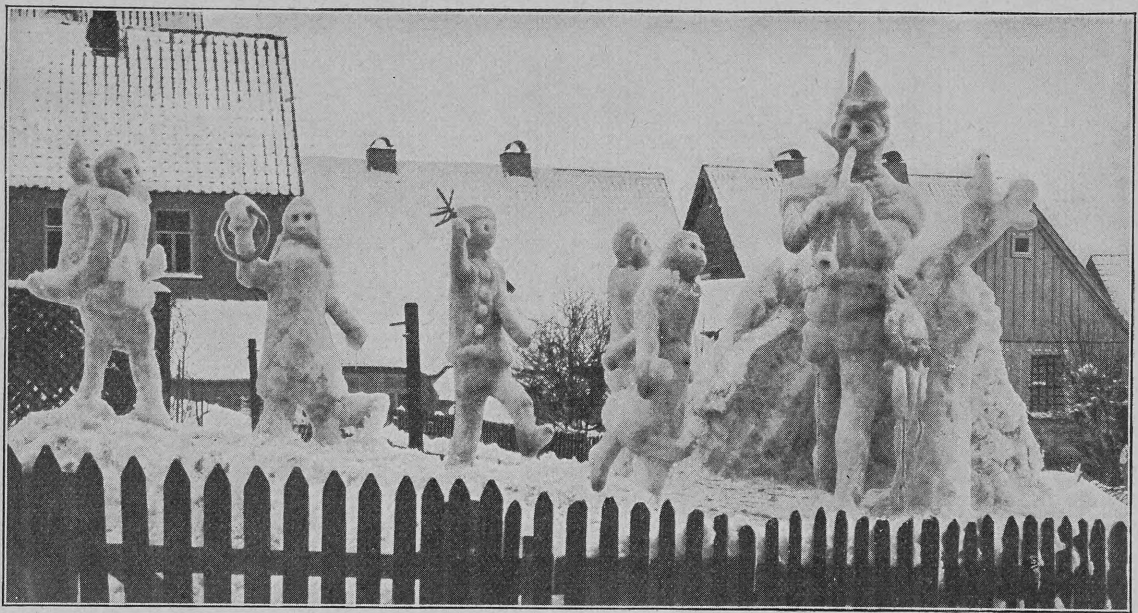
Maurice von Stern


Schreiber, chm.

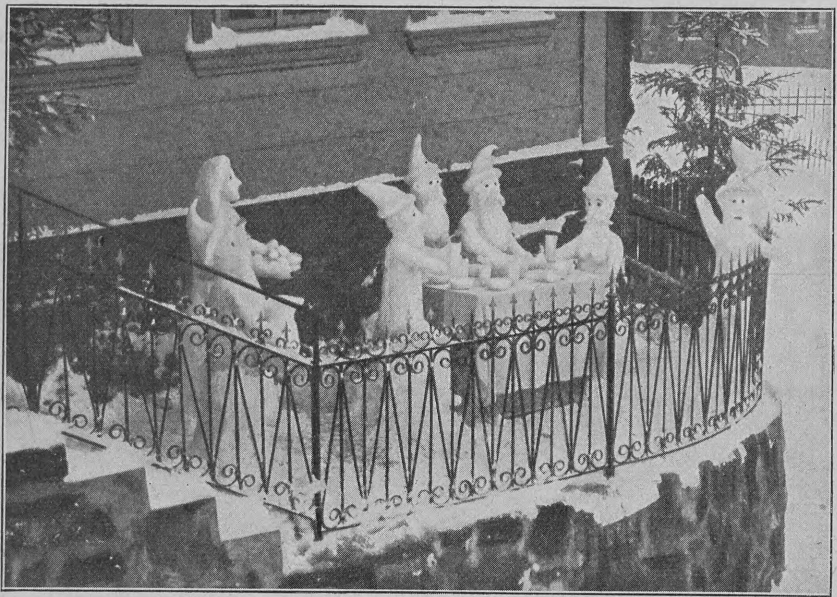
An der Fiſcherbrücke in Alt-Berlin. Nach einem Aquarell von Georg Schöbel

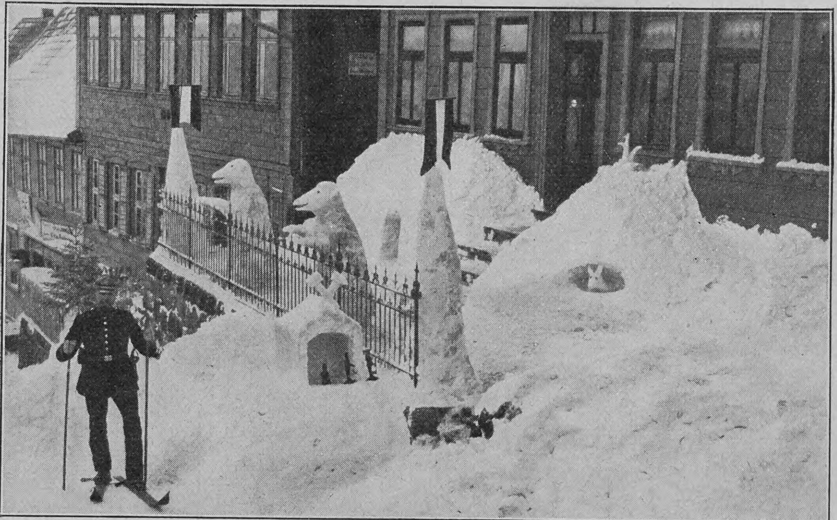
Winterfeſte im Harz

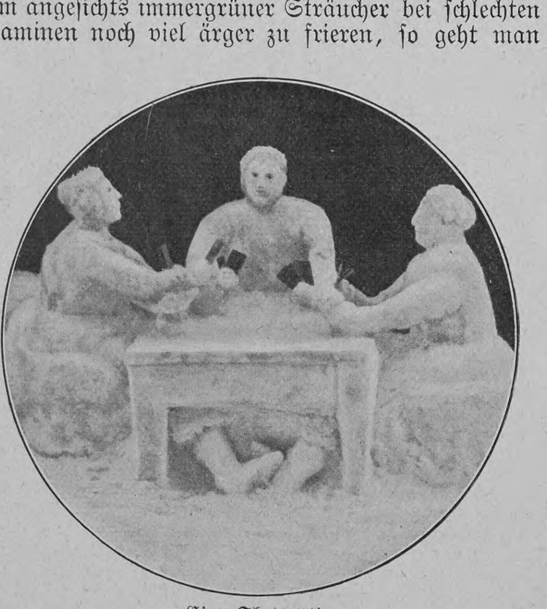
(Hierzu fünf Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen von F. Petz, Duderſtadt)

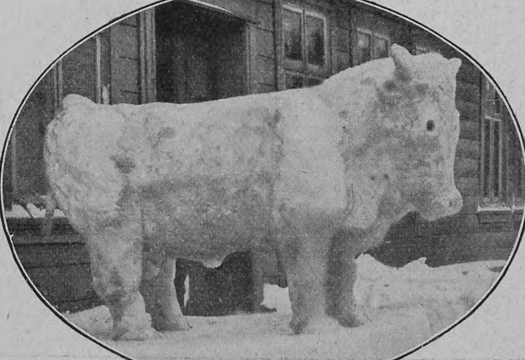

Straßendekoration vom Winterfeſte in Andreasberg: Der Rattenfänger von Hameln

Man ſoll den Winter nicht ſchelten. Iſt er auch meiſtens ein rauher, unwirſcher Geſelle, er hat doch ſeine guten Seiten. Man darf nur nicht ängſtlich vor ihm ausreißen und ſich in der wärmſten Ofenecke verkriechen, wenn er einmal etwas derb an den Fenſterläden rüttelt oder die Flocken gegen die gefrorenen Scheiben wirbelt. Je mehr man ſich mit ihm abgibt und auf alle ſeine Launen eingeht, deſto lieber wird man ihn gewinnen Man kann es nicht leugnen: in der letzten Zeit iſt der Winter auch bei uns ſogar zu hohen Ehren gekommen. Die Norweger und Ruſſen hatten ſich wohl oder übel ſchon früher mit ihm auf einen guten Fuß geſtellt. Dort regiert er zu unumſchränkt und ſein Regiment dauert zu lange, als daß man ihn hätte einfach ignorieren können. Aber bei uns in Deutſchland, wo Froſt- und Tauwetter gar plötzlich und unvermutet einander ablöſen, und der Schnee nur zu ſchnell die weiße Farbe verliert, wenn die Flocken den Boden berühren, da ſtand man eigentlich noch bis vor wenigen Jahren auf dem Standpunkt Walthers von der Vogelweide, der mit der ganzen Inbrunſt des fahrenden Mannes die Worte ausruft: „Könnt' ich verſchlafen des Winters Zeit.“ Erſt der ſiegreiche Einzug aller möglichen Sportübungen in das deutſche Vaterland ließ mit einemmale eine wahre Begeiſterung für Winter, Schnee und Eis entſtehen, und war man früher vor ihm geflohen, hatte man ſich, wenn Zeit und Geld es irgend geſtatteten, hinter den ſchützenden Wall der Alpen zurückgezogen, um angeſichts immergrüner Sträucher bei ſchlechten Kaminen noch viel ärger zu frieren, ſo geht man jetzt dem Winter entgegen, begrüßt ihn mit Jubel, ſobald er ſich kalendermäßig einſtellt, und reiſt ihm wohl gar meilenweit nach, wenn er ſich notgedrungen in „rauhe Berge zurückzieht.“ Alles dem Sport zuliebe! Ueberall feiert man Winterfeſte. Die Kurorte in der Schweiz, wo ſich ſchon ſeit Jahren die ſportliebenden Engländer eingeniſtet, waren die erſten, dann folgte Tirol, und jetzt werden auch im deutſchen Mittelgebirge Sportfeſte an allen Orten abgehalten. Auf dem Feldberg im Schwarzwald, im Rieſengebirge und zumal im Harz entwickelt ſich dann ein reges Leben und Treiben. Der Harz liegt beſonders günſtig für ſolche Veranſtaltungen. Eine Schlittenfahrt durch ſeine Täler, wenn der Schnee auf den Tannen liegt und die Waſſerfälle zu Rieſeneiszapfen erſtarrt ſind, hat ſo viel Verlockendes, daß ſich auch mancher Bewohner der weiten norddeutſchen Tiefebene aufmacht, um dem Nebel der Stadt zu entfliehen und ein paar ſonnige Wintertage im Gebirge zu verleben. In dieſem Jahre wurden an zwei Stellen im Harz derartige Winterfeſte abgehalten: in dem hochgelegenen Bergſtädtchen Altenau und in Andreasberg, dem „Mineralienkabinett des Harzes“, wie man die betriebſame Stadt mit ihren ſteil anſteigenden Straßen wohl manchmal genannt hat. Die Bewohner beider Städte hatten für die Feſttage eine eigenartige Dekoration ihrer Straßen und Häuſer geſchaffen. Der Schnee war das Material, und es zeigte ſich wieder mal, daß gerade der Winter die Künſtlernatur in mancherlei Menſchen zu wecken weiß. Wer im Mondlicht durch die Straßen von Andreasberg ging, der konnte ſich beinahe in eine ſeltſam verzauberte Welt verſetzt glauben, ſo viel geſpenſtiſche Geſtalten hockten da vor den Türen, ſtarr und unbeweglich, obwohl das Thermometer bedeutend unter Null ſtand. Meiſtens Märchenfiguren, denn der Harz iſt der Schauplatz vieler Märchen und Sagen, und noch heute werden an langen Winterabenden viele erbauliche Geſchichten erzählt. Aber auch der Humor fehlte nicht, und an launigen Darſtellungen aus dem Tierreich war kein Mangel. Unſre Bilder zeigen einige der gelungenſten „Schneemänner“, wenn man dieſen Ausdruck noch auf die kunſtvoll komponierten Gruppen anwenden darf, aus den Straßen von Andreasberg. Gar ſeltſam nimmt ſich der Hüter des Geſetzes auf ſeinen Schneeſchuhen zwiſchen dieſen weißen Schneegeſtalten aus. In jenen Gegenden iſt der Ski vielfach ſchon ein ſehr beliebtes Beförderungsmittel geworden, das den Verkehr in ſchneereichen Wintermonaten ſehr erleichtert. Es iſt ſehr zu begrüßen, daß dieſer Sport immer mehr Eingang bei uns findet. Darum möge auch ein begeiſterter Lobeshymnus auf den Skiſport dieſe Zeilen beſchließen, den kein Geringerer als Nanſen geſchrieben: „Nichts ſtählt die Muskeln ſo ſehr, nichts macht den Körper elaſtiſcher und geſchmeidiger, nichts verleiht eine größere Umſicht und Gewandtheit, nichts ſtärkt den Willen mehr, nichts macht den Sinn ſo friſch, wie das Schneeſchuhlaufen. Kann man ſich etwas Friſcheres und Belebenderes denken, als ſchnell wie der Vogel über die bewaldeten Abhänge dahinzugleiten, während die Winterluft und die Tannenzweige unſre Wangen ſtreifen, und Augen, Hirn und Muskeln ſich anſtrengen, bereit, jedem unbekannten Hindernis auszuweichen, das ſich uns jeden Augenblick in den Weg ſtellen kann? Iſt es nicht, als wenn das ganze Kulturleben auf einmal aus unſern Gedanken verwiſcht wird und mit der Stadtluft weit hinter uns zurückbleibt? Man verwächſt gleichſam mit den Schneeſchuhen und mit der Natur. Der Skilauf entwickelt nicht allein den Körper, ſondern auch die Seele, und hat eine tiefere Bedeutung für ein Volk, als die meiſten ahnen.“


Schneewittchen bei den ſieben Zwergen


Der Hüter der Ordnung auf Schneeſchuhen


Eine Skatpartie


Ein Schneeochſe

Notizblätter

Karl Emil Franzos †

Kein großer Poet, aber ein ſcharf beobachtender Schriftſteller, deſſen Seele ein beinahe ſtürmiſches Mitleid erfüllte für ſeine Stammesgenoſſen, die er als die Stiefkinder des Schickſals betrachtete, iſt in Karl Emil Franzos dahingegangen. Lange bevor das Schlagwort „Heimatskunſt“ in Deutſchland geprägt wurde, betrachtete es Franzos als ſeine Lebensaufgabe, ſein fernes Heimatland gleichſam als Pionier der Feder literariſch und künſtleriſch zu erſchließen. Für Galizien und die Länder der unteren Donau, wo germaniſche und ſlawiſche Kultur hart aufeinandertreffen, erfand er die Bezeichnung „Halb-Aſien“. In ſeinen Schriften verbanden ſich künſtleriſche Ideen mit ſozialreformeriſchen Tendenzen. Er wollte das Licht der Kultur unter die in ihren uralten Traditionen erſtarrten Juden ſeiner Heimat tragen. Der Gegenſatz jüdiſcher und chriſtlicher Weltanſchauung iſt auch das Thema der meiſten ſeiner rein künſtleriſchen Werke, worunter die größere Novelle „Judith Trachtenberg“ wohl das bedeutendſte iſt. Franzos wurde als Sohn eines jüdiſchen Arztes 1848 im Podoliſchen Walde geboren und erhielt auf dem Gymnaſium von Czernowitz in der Bukowina ſeine Schulausbildung. So war er mit jeder Faſer jenem Lande verwachſen, deſſen traurige Zuſtände er zum erſtenmal der ganzen gebildeten Welt enthüllte, und deſſen melancholiſche Schönheit ſeinem ganzen Schaffen die charakteriſtiſche Note gab. Ueber Wien kam er nach Berlin, und hier hat er neben ſeiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit auch als Redakteur erfolgreich gewirkt. In der von ihm gegründeten Zeitſchrift „Deutſche Dichtung“ hat manch junger Poet, deſſen Name ſpäter einen guten Klang bekam, ſich zum erſtenmal gedruckt geſehen. In dem literariſchen Leben der Reichshauptſtadt war Franzos auch in den letzten Jahren, wo ſeine Schriften durch die moderne Bewegung mehr in den Hintergrund gedrängt waren, eine ſehr bekannte Perſönlichkeit.

Karl Emil Franzos †

Der neue Präsident der Kgl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften

An Stelle des vor wenigen Wochen dahingegangenen K. v. Zittel iſt jetzt der Hiſtoriker Karl Theodor v. Heigel zum Präſidenten der Bayriſchen Akademie der Wiſſenſchaften ernannt worden. Geheimer Rat v. Heigel, 1842 in München geboren, iſt ſeit 1885 ordentlicher Profeſſor der neueren und bayriſchen Geſchichte an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt; der gelehrten Körperſchaft, an deren Spitze er jetzt geſtellt worden iſt, gehört er ſchon ſeit 1876 als Mitglied an. Auf ſeinem Spezialgebiet, der bayriſchen Geſchichtsforſchung, hat er ſich durch eine Reihe von Einzelunterſuchungen und Ausgaben beſondere Verdienſte erworben, in weiten Kreiſen ſich durch zahlreiche, in mehreren Bänden geſammelte Vorträge und Eſſays bekannt gemacht, die in ungemein friſcher, feſſelnder Darſtellung die Ergebniſſe gewiſſenhafteſten Fachſtudiums dem gebildeten Publikum vermitteln. Ein groß angelegtes, glänzend geſchriebenes Werk iſt ſeine „Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflöſung des alten Reiches“, von der der erſte Band vollendet vorliegt. Als akademiſcher Lehrer genießt K. Th. v. Heigel bei ſeinen Schülern eine Beliebtheit und Verehrung, die ſich nicht allein auf ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte, ſondern auch auf ſeine vortrefflichen menſchlichen Eigenſchaften gründet. Mit glänzenden Rednergaben ausgeſtattet, wird der neue Präſident auch den repräſentativen Aufgaben ſeiner Stellung vollauf gerecht werden.

Von links nach rechts: Herr Pennarini (Friedrich) — Frl. Schloß (Gräfin) — Herr Mohwinkel (Trutz) — Herr vom Scheidt (Kümmel) — Frl. v. Artner (Jeannette) — Kapellm. Gille — Siegfried Wagner — Regiſſeur Felix Ehrl — Herr Lorent (Knorz) — Frl. Neumayer (Gertrud) — Frau Fleiſcher-Edel (Verena) — Herr Lohfing (der alte Ekhart) — Herr Weidmann (Fink) — Knieend: Frl. Ida Salden (Seelchen)

Zur Erſtaufführung von Siegfried Wagners neuer Oper „Der Kobold“ in Hamburg

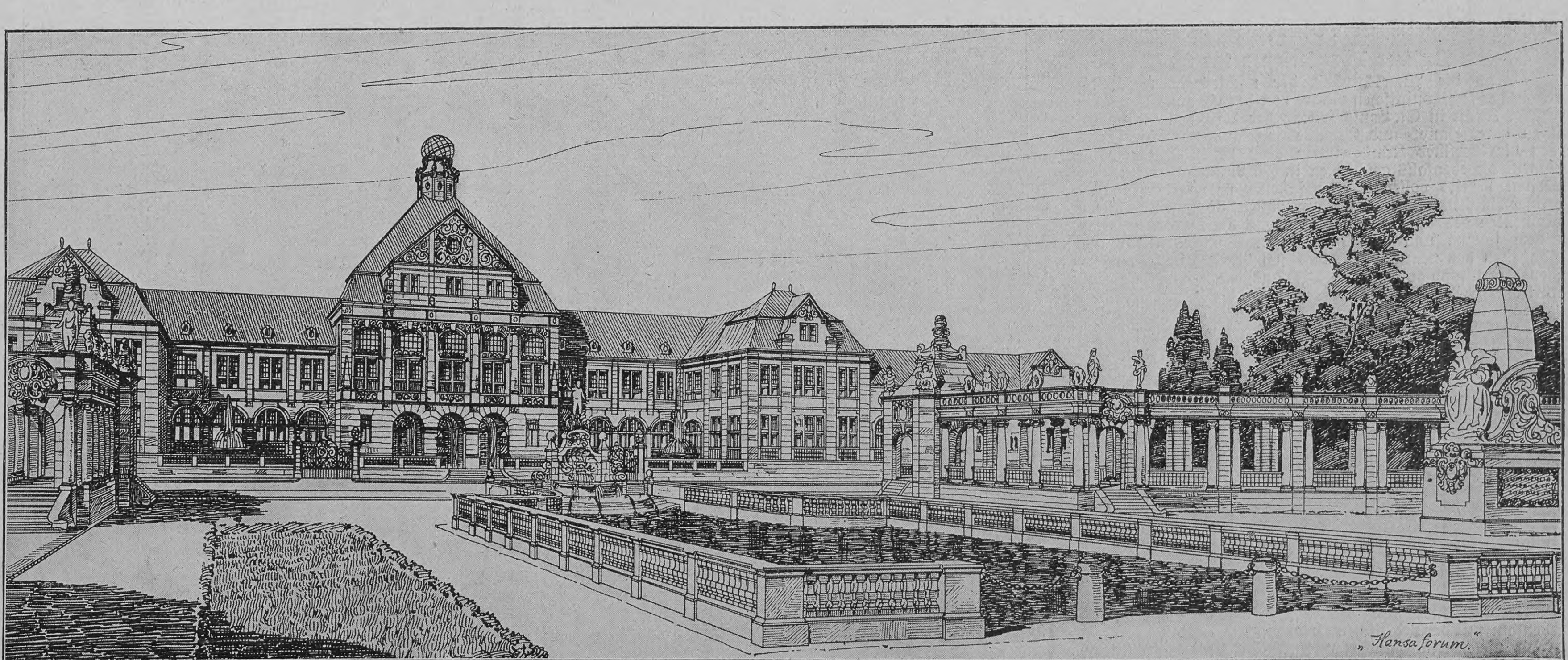
Bühne

Bei der Uraufführung im Hamburger Stadttheater hatte Siegfried Wagners neueſtes, drittes Bühnenwerk „Der Kobold“ einen großen Erfolg. Wie ſein großer Vater, dichtet auch der „Erbe von Bayreuth“ ſeine Textbücher ſelbſt; zugrunde liegt diesmal, der Wahnfried-Tradition entſprechend, ein Erlöſungsmotiv, das, weil es allein für die Form des Muſikdramas nicht ergiebig genug ſein würde, durch allerlei Beiwerk, realiſtiſche und phantaſtiſche Epiſoden, darunter auch wirkungsvolle humoriſtiſche Szenen, ausgeweitet iſt. Nach der Sage ſind die Kobolde die Seelen von Kindern, die keines natürlichen Todes ſtarben, und die erſt Erlöſung und die erſehnte Ruhe im Grabe finden können, wenn das letzte Glied des Stammes, dem ſie angehörten, für ſie aus dem Leben ſcheidet. Ein ſolcher Kobold, der den Koſenamen „Seelchen“ führt, erſcheint zu Beginn der Handlung ſeiner Schweſter, der Wirtstochter Verena, im Traum, und fleht ſie um Erlöſung an, indem er ihr im Verſchwinden einen Talisman, der eine Art Liebesamulett iſt und als allgemeines Symbol des Glückes verſtanden ſein will, in den Schoß wirft. Verena liebt Friedel, den Stern einer wandernden Komödiantentruppe, den eine frivole Gräfin ihr abſpenſtig macht, nachdem ſie ihr den Talisman entwendet hat. Ihr Gemahl dagegen ſucht Verena durch Liſt und Gold zu erringen und wird von ihr, als er im Schloßpark Gewalt anwenden will, in der Notwehr mit einem Dolche tödlich verwundet. Um ſie zu retten, nimmt Trutz, ein wackerer Genoſſe Friedels, die Blutſchuld auf ſich und verſenkt fliehend den Stein des Kobolds in den See. Friedel aber gerät beim Handgemenge mit den gräflichen Knechten in Lebensgefahr, da wirft ſich die von dem getreuen Ekhart über die Kobolde und das ihnen ewigen Frieden bringende Erlöſungswerk unterrichtete Verena dazwiſchen, mit ihrem Körper den Geliebten deckend. Sie wird niedergeſtochen und erlöſt durch ihren Opfertod den armen Kobold, den Geiſt ihres Brüderchens. Die Muſik erreicht ihren Höhepunkt im Orcheſtralen und in den Szenen, die das Lyriſche und Volkstümliche hervortreten laſſen; wunderſchön iſt Verenas madrigalartiges Lied, ergreifend wirkt der ganze (3.) Schlußakt. Darſtellung und Inſzenierung waren vortrefflich; Hervorragendes boten namentlich Frau Fleiſcher-Edel (Verena) und die Herren Pennarini (Friedel), Dawiſon (Graf) und Lohfing (Ekhart).

Prof. Dr. Karl Theodor v. Heigel, der neue Präſident der bayr. Akademie der Wiſſenſchaften

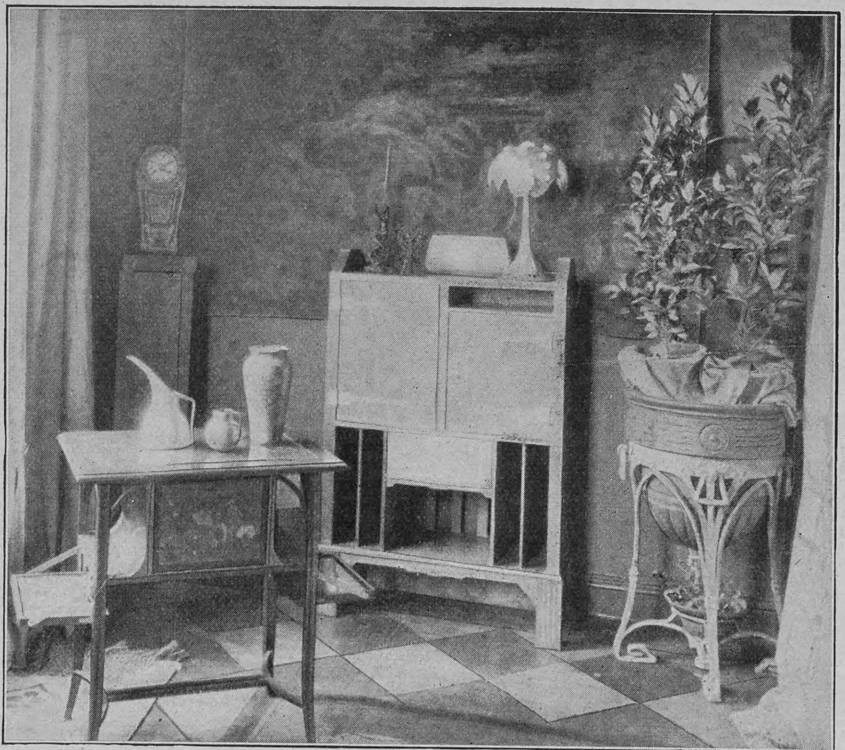
Die neue Handelshochschule in Köln

Als zu Oſtern 1900 die Kölner Handelsakademie, die erſte preußiſche Hochſchule dieſer Art, ins Leben gerufen wurde, erhielt dieſe in dem eben vollendeten Handelsgymnaſium, einem immerhin recht ſtattlichen gotiſchen Schulpalaſt, nur ein proviſoriſches Heim, das indes bei der damals noch beſcheidenen Frequenz der Hochſchule auf abſehbare Zeit genügen konnte. Angeſichts der ſtetig wachſenden Zahl der Studierenden und

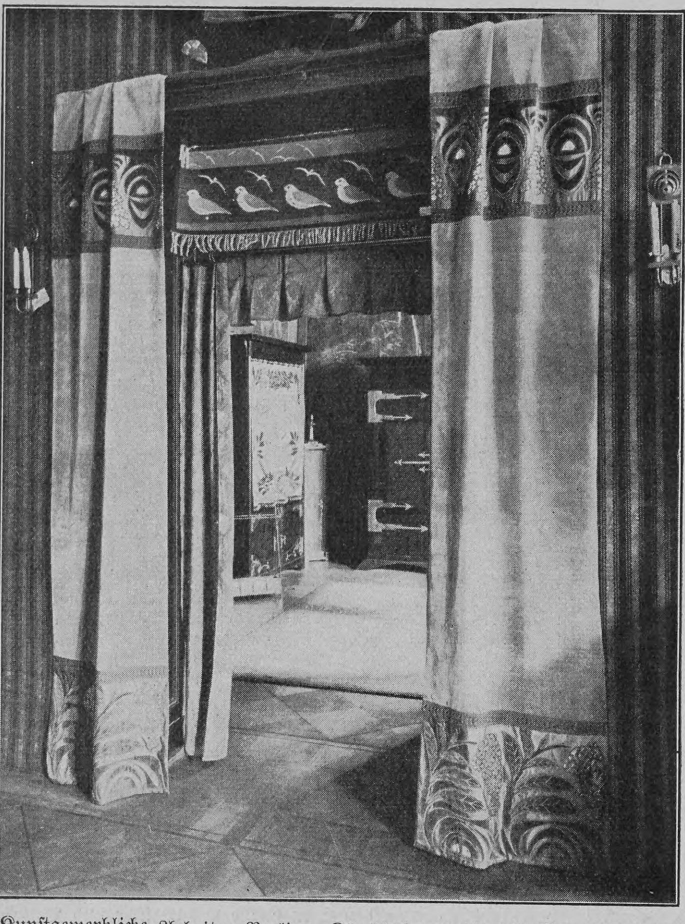


Der mit dem erſten Preis gekrönte Entwurf für die neue Handelshochſchule in Köln von Profeſſor Vetterlein in Darmſtadt

Hoſpitanten, die ſich zurzeit ſchon auf mehr als 1200 beziffert, wurde die Frage eines umfaſſenden Neubaues immer dringender. Nachdem ſtädtiſcherſeits eine Bauſumme von 2½ Millionen Mark bewilligt und ein großes Terrain an der Rheinuferſtraße feſtgelegt worden war, erfolgte ein allgemeines Preisausſchreiben unter den Architekten Deutſchlands, das eine große Zahl teils prächtiger und wohlgelungener, teils überaus phantaſtiſcher und minderwertiger Entwürfe zutage förderte. Durch die Auszeichnung des Vetterleinſchen Entwurfs mit dem erſten Preiſe haben die Preisrichter nicht nur das Urteil der Fachleute, ſondern auch das des großen Laienpublikums ratifiziert. Obſchon der am Darmſtädter Polytechnikum als Dozent wirkende Baukünſtler durch ſeine bisherigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten vornehmlich als Gotiker angeſehen wurde, zeigt Vetterlein ſich in ſeinem Entwurf zum Neuban der Kölner Handelsakademie als ein meiſterhafter Beherrſcher des Barockſtils; der impoſante Mittelbau, deſſen Dachkonſtruktion von der Weltkugel überragt wird, lehnt ſich an die Formen der alten Stadtſchlöſſer an; zwei vorgeſtreckte Flügel finden hofwärts ihre Fortſetzung in kolonnadenartigen Anlagen, die, in Pavillons auslaufend, einen monumentalen Brunnen bogenförmig umſchließen. Mit dieſer Kolonnade hat der Architekt nicht nur der äſthetiſchen Wirkung des Geſamtbaues auf den Zuſchauer, ſondern auch der Vorliebe der akademiſchen Bürger, ſich im Schatten der Alma mater luſtwandelnd und plaudernd zu ergehen, Rechnung getragen. Einen Hauptvorzug des Vetterleinſchen Entwurfs bildet fernerhin die konzentriſche Anlage des Ganzen, indem ſich alle einzelnen Bauteile um das Hauptgebäude als Mittelpunkt gruppieren, wodurch die bei weitläufigen Anlagen vielfach vorherrſchende Einförmigkeit vermieden wird. Mit ſeiner Hauptfront dem mächtigen Rheinſtrom zugewandt, im Mittelpunkt des gewaltig pulſierenden Hafenverkehrs, mit ſeiner Rückſeite an den lauſchigen Römerpark ſich anlehnend, wird die neue Kölner Handelshochſchule ſich neben den zahlreichen Monumentalbauten der Domſtadt in Ehren behaupten können. **g.**



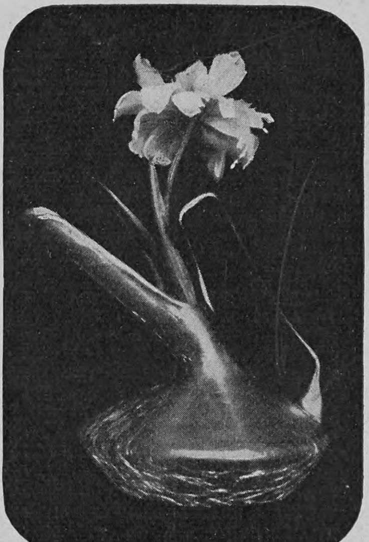
Moderne Möbel, entworfen von Berliner Künſtlerinnen für die Weltausſtellung von St. Louis



Kunſtgewerbliche Arbeiten Berliner Künſtlerinnen für die Weltausſtellung von St. Louis

Arbeiten Berliner Künſtlerinnen für St. Louis

Während die Angelegenheit der nachträglichen Zurückweiſung der ſezeſſioniſtiſchen Maler von der Geſamtausſtellung deutſcher Kunſt in St. Louis ſeitens der deutſchen Regierung ſich zu einer Haupt- und Staatsaktion auszuwachſen droht, haben die Berliner Künſtlerinnen oder beſſer Kunſtgewerblerinnen, die ebenfalls geſchloſſen in St. Louis auftreten, ihre Arbeiten bereits vollendet und führten ſie vor kurzem dem Berliner Publikum vor. Man kann ſich ehrlich freuen an dieſen Dokumenten des Schaffens und Könnens der modernen Frau, an dem ſtarken und doch gemäßigten Empfinden für alle Schönheiten des neuen Stils, das ſich beinahe in jedem einzelnen Gegenſtand offenbart. Die ausgeſtellten Stücke ſind natürlich eine Ausleſe des Beſten, was die Berliner Künſtlerinnen ſeit Jahren geſchaffen. Darum iſt es beſonders intereſſant, zu konſtatieren, mit welchem ſicheren und tiefen Gefühl hier jede neue Technik angewendet iſt, wie die Eigenart jedes Materials, der Glanz und die Wärme oder die Stumpfheit jeder Farbe dem Zwecke dienſtbar gemacht iſt. Was die Damen Kirſchner, Lehnert, Schlieder, Lobedan und viele andre hier zeigen, kann ſich mancher Leiſtung ihrer männlichen Kollegen an die Seite ſtellen und hält ſich namentlich von vielen Uebertreibungen mit weiblichem Feingefühl fern. Es iſt nicht die kleinſte Bedeutung dieſer Ausſtellung, daß ſie ebenfalls einen Beitrag zur Löſung der ſozialen Frage, und beſonders der Frauenfrage, liefert! Selbſt ein Gegner jeder künſtleriſchen Betätigung der Frau wird geſtehen müſſen, daß die Weiblichkeit der Frau wohl kaum darunter leiden kann, wenn ſie, wie es hier geſchehen iſt, mit ſtarken und doch zarten Händen das Schöne in das Heim der Familie hineintragen hilft, wenn ſie jeden Gegenſtand des täglichen Gebrauchs zu einem Kunſtwerk umſchafft und ihren natürlichen Formen- und Farbenſinn mit der praktiſchen Erfahrung in häuslicher Tätigkeit ſeit vielen Jahrhunderten eint. So iſt ein prächtiger, grün gebeizter Leinen- und Kleiderſchrank von Fräulein Marie Kirſchner, der Leiterin der ganzen Ausſtellung, der auf unſrer Abbildung rechts neben dem Türbehang ſichtbar wird und der mit ſeinen ſoliden, blanken, glatten Beſchlägen einen vornehmen und dauerhaften Eindruck macht, bemerkenswert durch ſeine innere Einrichtung, die breite, in einen Falz greifende Leiſte, die den Inhalt des Schrankes vor dem Einſtauben bewahrt, die Vorrichtung zum beſonderen Aufhängen der Taillen u. ſ. w. Es iſt ſofort zu merken, hier hat eine Frau mit der intimſten Kenntnis für alle praktiſchen Notwendigkeiten gearbeitet. Eine wunderbare teegrüne Flügeldecke, ebenfalls von Fräulein Kirſchner, beſticht durch den Farbenreiz und das ebenſo einfache als vornehme Empiremuſter, kleine, ſymmetriſch angeordnete Kränze aus dunkelgrüner Chenille und aufgenähtem Flitter. Die Gläſer und Schalen Fräulein Kirſchners ſind bekannt. Sie bringt diesmal beſonders ſolche in einem klaren, zarten Blau, die von ſehr vornehmer Wirkung ſind. Der Wandbehang auf derſelben Abbildung iſt von Fräulein Emmy Luthmer.

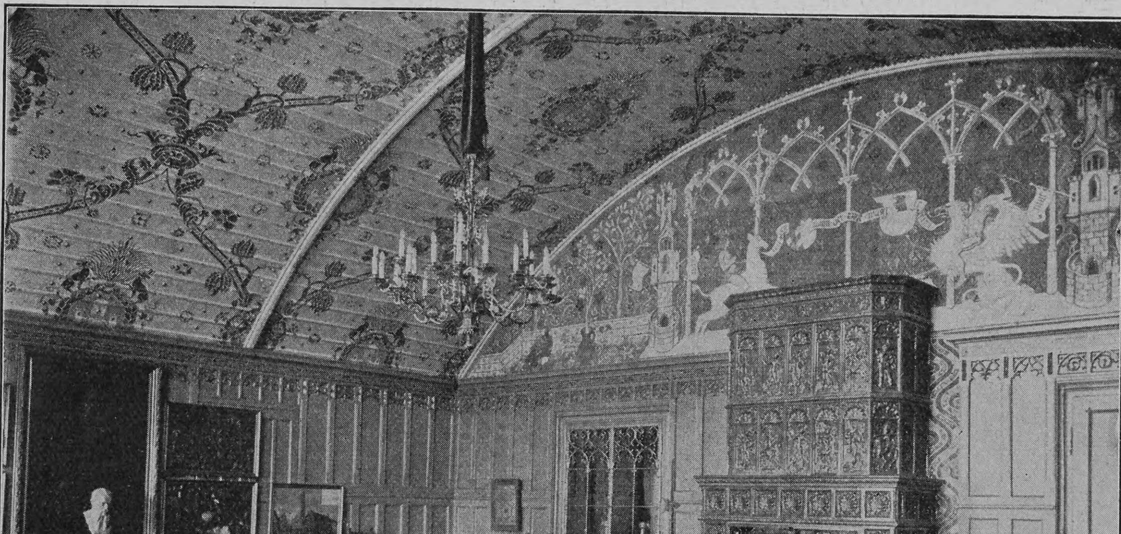


Moderne Blumenvaſe
Entworfen von Marie Kirſchner

Dem ſteinfarbenen Grundſtoff ſind etwas dunkler nuancierte Ornamente appliziert, die durch diskrete Goldſtickerei belebt werden. Sogar die farbloſe Reproduktion läßt einen Teil der reizvollen Wirkung deutlich erkennen. Der kleine Schrank links im Hintergrund hat einen ſehr fein nuancierten graublauen Vorhang mit einer Stickerei mit dem Lorbeermotiv. Fräulein Hildegard Lehnert bringt eine vornehme Wandbekleidung in grünlichgrau gebeiztem Holz, zu dem die mattgeätzten rötlichen Kupferplatten als Einlagen beſonders glücklich wirken. Ein Sofa aus ähnlich getöntem Holz hat Fräulein Schlieder entworfen, die originelle Form der Kiſſen, die mit mattrötlichem lila Plüſch überzogen und ſehr vornehm mit alten Goldborten und Spitzen dekoriert ſind, verheißt behagliches Ruhen. Der Umbau hat eine Verglaſung in derſelben Nuance, ſeidene, matter getönte Vorhänge und eine ſehr praktiſche Ausnutzung des unteren Teils als Regal. Prächtige Poterien der Damen Lehnert und Lobedan zeigen, daß auch dies Gebiet der Frau völlig erſchloſſen iſt. Auf unſrer andern Abbildung iſt ferner ein allerliebſter Teetiſch von Fräulein von Buddenbrock und ein Schrank von Frau Baronin von Falkenſtein wiederum bemerkenswert durch die geſchickte Anordnung der verſchiedenen Gefache und Platten. Eine Kollektion feinſt ausgeführter Miniaturen von Fräulein Clara Burger entzieht ſich leider der Wiedergabe, geſtickte Decken, Kiſſen, hundert Kleinigkeiten von intimſtem Reiz und ſubtilſter Ausführung, prächtige Arbeiten in getriebenem Metall, Spiegel, Rahmen, Ständer vervollſtändigen das Ganze.

Franz von Lenbach und ſeine Vaterſtadt

Mit ſtolzer Genugtuung kann Lenbach auf ſeinen Lebensweg zurückblicken, der ihn aus der kleinen oberbayriſchen Bezirksamtsſtadt Schrobenhauſen, wo er die Maurerkelle ſchwang, bis in die ſtolze Renaiſſancevilla in unmittelbarer Nähe der Propyläen in München geführt hat. Es iſt einer der liebenswürdigſten Züge des Künſtlers, daß er auch auf der Höhe des Lebens ſeine Vaterſtadt und ſeine Landsleute nicht vergißt, und in echt künſtleriſcher Weiſe betätigt er ſeine Anhänglichkeit. Vor kurzem hat er den Rathausſaal von Schrobenhauſen neu ausſchmücken laſſen. Wieder ſtand ihm der bekannte feinſinnige Münchener Architekt Profeſſor Gabriel Seidl zur Seite, und beide im Verein haben einen Rathausſaal geſchaffen, der viele mit weit höheren Koſten erbaute Beratungszimmer auch größerer Stadtgemeinden an künſtleriſcher Bedeutung übertrifft. Das Bildnis des Prinzregenten an der Wand iſt von Lenbachs eigner Hand. Davor ſteht die Büſte des Künſtlers.

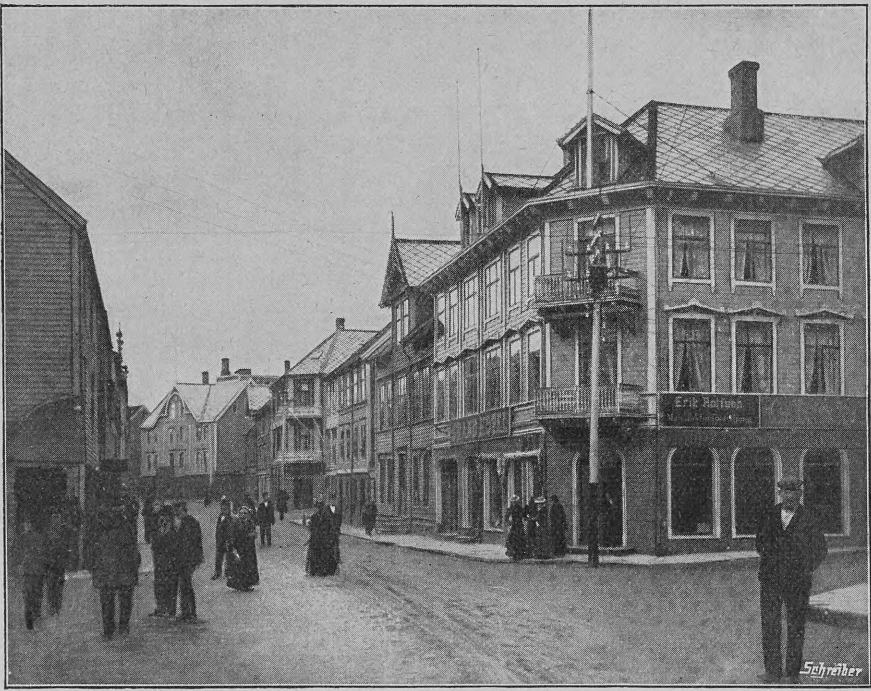


Die von Franz von Lenbach geſchenkte neue Ausſtattung des Rathausſaales ſeiner Vaterſtadt Schrobenhauſen

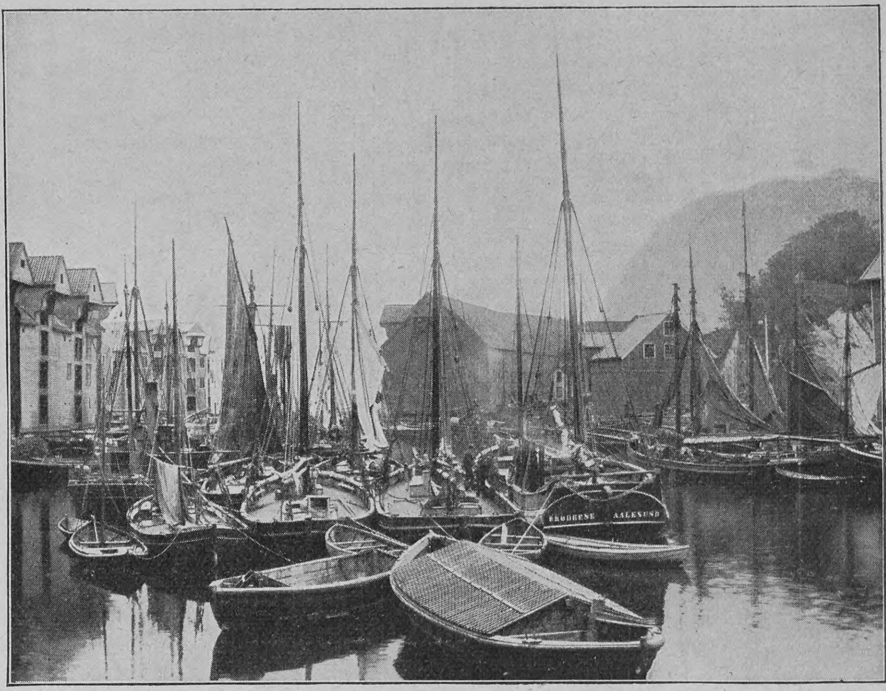
Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

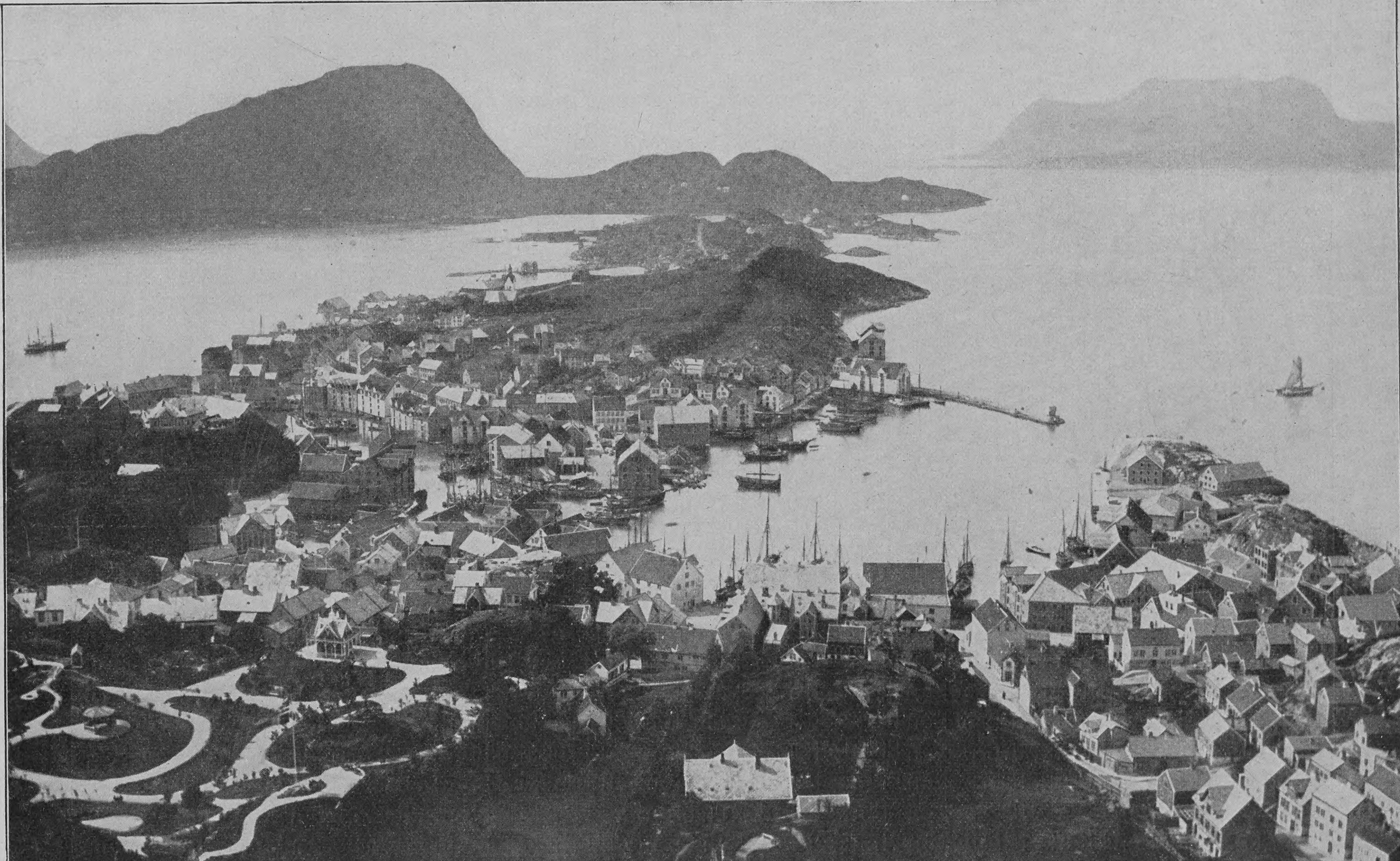
Nr. 21



Eine Straße in Aaleſund

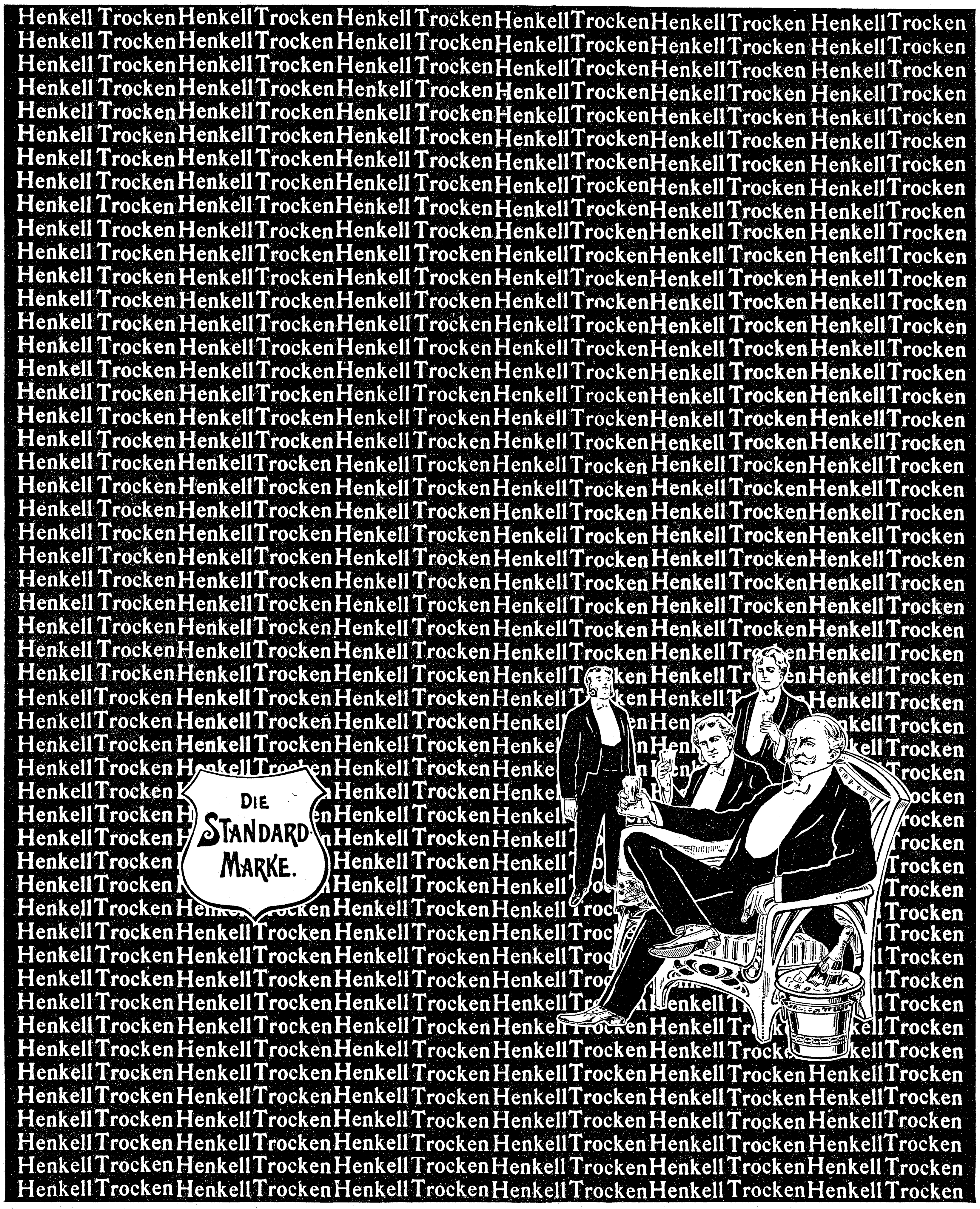


Der Hafen von Aaleſund



Zur Brandkataſtrophe von Aaleſund: Geſamtanſicht der Stadt

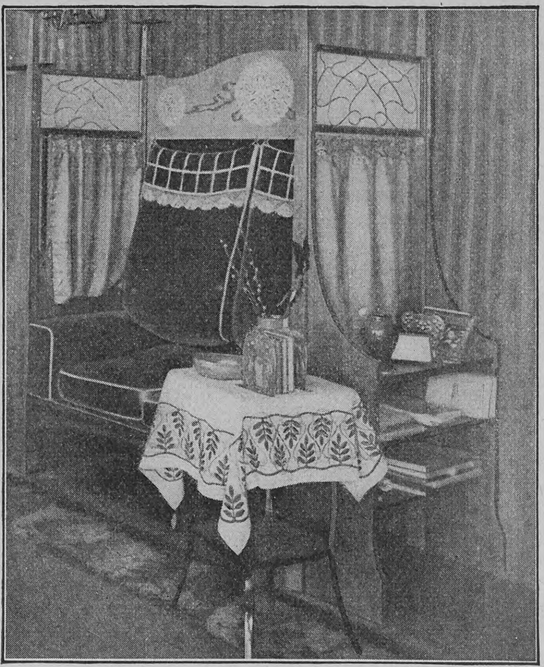
Die furchtbare Feuersbrunſt, die in der Nacht zum 23. Januar die norwegiſche Stadt Aaleſund beinahe völlig in Aſche legte und in eine Stätte des Unglücks und der bitterſten Not verwandelte, hat überall das Mitleid wachgerufen. Am ſchnellſten wurde dieſes Gefühl in werktätige Hilfe umgeſetzt in Deutſchland durch die hochherzige Initiative des Kaiſers, der bereits am Morgen des 24. den Kreuzer „Prinz Heinrich“ nach Aaleſund abſchickte, dem die mit bewunderungswürdiger Raſchheit organiſierten Hilfsexpeditionen der Hamburg-Amerika-Linie (Dampfer „Phönicia“) und des Norddeutſchen Lloyd (Dampfer „Weimar“) unmittelbar folgten. — Aaleſund iſt — oder vielmehr „war“, denn von ſeinen faſt ausſchließlich aus Holz hergeſtellten Häuſern blieben nur wenige unbeſchädigt, während 700 völlig zerſtört wurden — eine größere Handelsſtadt in dem zum Stifte Bergen gehörigen Teile des Amtes Romsdal an der Weſtküſte Norwegens (62° 30′ nördl. Br.). Sie hieß bis zum Jahre 1823 Borgundſund und wurde 1848 zur Kaufſtadt erhoben. Der vielen Deutſchen von ihren Nordlandfahrten bekannte Ort liegt auf den drei Inſeln Nervö, Aſpö und Heſö, die durch den Nervö-, Aale- und Steevagſund voneinander getrennt ſind, um den geräumigen, durch einen Damm geſchützten Hafen herum. An der engſten Stelle des Aaleſundes, von dem die Stadt den Namen hat, verband eine ebenfalls dem Feuer zum Opfer gefallene Brücke die beiden Hauptſtadtteile. Die Einwohnerzahl belief ſich vor dem Brande auf etwa 13000, von denen gegen 11000 obdachlos geworden ſind.


Henkell Trocken
Die Standard-Marke.

Literatur

Der als erfahrener Weidmann bekannte und als Jagdſchriftſteller längſt bewährte **Oberländer** bietet in ſeinem von dem tüchtigen Jagdmaler C. Schulze mit 104 trefflichen Abbildungen ausgeſtatteten „**Jägerhaus am Rhein**“ (Neudamm, J. Neumann) dem „jägeriſchen Nachwuchs“, wie er die Jugend derjenigen Familien nennt, in denen das Weidwerk zu Hauſe, ſeine Jugenderinnerungen dar. Er will kein Lehrbuch der Jägerei geben und vermeidet deswegen vollſtändig den doktrinären Ton, aber ſeine friſch, lebendig und anſchaulich geſchriebenen Schilderungen enthalten des Lehrreichen und Intereſſanten ſo viel, daß nicht nur Knaben und angehende Jäger, ſondern auch alterfahrene Weidmänner ſie gern und mit Nutzen leſen werden.

— Das Problem der künſtleriſchen Jugenderziehung, die Frage, wie man am beſten das heranwachſende Geſchlecht mit der Kunſt vertraut machen könne, iſt in neuerer Zeit vielfach erörtert worden. Eine im Frühjahr 1901 in Berlin unter dem Namen „Die Kunſt im Leben des Kindes“ eröffnete Ausſtellung, die dann weiterhin durch eine Reihe deutſcher und öſterreichiſcher Städte gewandert iſt, hat nach verſchiedenen Richtungen hin klärend und anregend gewirkt; andrerſeits aber wurde jene Bezeichnung auch mißverſtanden und mißbraucht. Die Veranſtalter der Ausſtellung haben ſich zu einer Vereinigung gleichen Namens zuſammengethan, in deren Auftrag zur Klarſtellung der Ziele jener Bewegung **Lili Droeſcher**, **Otto Fels**, **Max Osborn**, **Wilhelm Spohr** und **Fritz Stahl** gemeinſam ein bei Georg Reimer in Berlin erſchienenes Buch herausgegeben haben. Es iſt ebenfalls „**Die Kunſt im Leben des Kindes**“ betitelt, ſoll ein Handbuch für Eltern und Erzieher ſein und umfaßt folgende Abhandlungen: Erziehung und Kunſt, Naturbeobachtung, Künſtleriſcher Wandſchmuck in Schule und Haus, Künſtleriſche Bilderbücher, Spiel und Spielzeug, die ſich gegenſeitig ergänzen. In allen findet man viel Treffendes und Beherzigenswertes und iſt der Standpunkt feſtgehalten, nicht zu viel prinzipielle Erörterungen zu bringen und ſich in die luftigen Höhen der Theorie zu verlieren, ſondern vielmehr „auf dem feſten Boden des Lebens fußend, von den tatſächlichen Verhältniſſen der Gegenwart ausgehend, als ein praktiſcher Ratgeber allen denen zu dienen, die ſich und andern die Frage vorlegen: Was ſollen wir tun?“ Es handelt ſich in dem Buch vornehmlich um eine künſtleriſche Erziehung der Kinder im Hauſe, weniger um eine ſolche in der Schule, und es iſt daher ſehr zu wünſchen, daß Eltern und Erzieher von ſeinem Inhalt, dem auch zahlreiche erläuternde Illuſtrationen beigegeben ſind, Kenntnis nähmen.



Ausſtellungsgegenſtände Berliner Künſtlerinnen für St. Louis

Totenschau

Oberbibliothekar Dr. **Heinrich Detmer**, 51 J., 25. Jan., Münſter i. W. — Dr. jur. **Tak van Poortvliet**, Führer der niederl. liberalen Partei, 65 J., 26. Jan., Haag. — Genremaler **Adam Siegen**, ohne Arme geboren, malte mit dem linken Fuße, 53 J., 27. Jan., Düſſeldorf. — Landgerichtspräſ. Dr. **Emil Fieſer**, langj. Führer der nationallib. Partei Badens, 69 J., 28. Jan., Freiburg i. Br. — Journaliſt **Hubert Leon Lavedan**, bek. Mitarbeiter des „Figaro“, 78 J., 28. Jan., Paris. — Generalmajor a. D. **Auguſt Müller v. Wandau**, der älteſte General der öſterr.-ungar. Armee, 93 J., 28. Jan., Wien — Geh Hofrat Dr **Guſtav Richter**, Gymnaſial- und Seminardirektor, 28. Jan., Jena. — **Albin Gottſchalk**, Mitinhaber der bek. Firma Mey & Edlich, 28. Jan., Leipzig. — Opernkomponiſt **Adam Münchmeier**, der Neſtor der poln. Muſiker, 74 J., 28 Jan., Warſchau. — Dr. **Louis P. Betz**, Prof für vergl. Literaturgeſchichte an der Hochſchule, 43 J, 29. Jan., Zürich — Staatsminiſter a. D. Dr. **Jakob Finger**, ehem. heſſ Miniſter des Innern und der Juſtiz, 80 J., 30. Jan., Darmſtadt. — Maler **Joſeph Hoffmann**, bek. durch ſeine idealen Landſchaften und als Theatermaler, 74 J., 31. Jan., Wien. — Geh. Sanitätsrat Dr **Alexander Spieß**, langj. Stadtarzt, 71 J., 1. Febr., Frankfurt a. M.

Willſt du, o Menſch, vor quälendem Schmerz und vor Schaden dich wahren,
So gedenk' deines Munds, brauch', zum Heil ihm, Odol!
Willſt du, o Menſch, im Glanz der Geſundheit und Reinheit erſtrahlen,
So gedenk' deines Munds, brauch', ihm zur Schönheit, Odol!

Matheus Müller Eltville a. Rh.
HOFLIEFERANT Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers Jhrer Majestäten d. Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg etc.
Gegründet 1838.
Germania-Sect. Extra. Champagne.
An Qualität u. Preiswürdigkeit unübertroffen.
Jn Deutschland auf Flaschen gefüllt.

Koch & Haushaltungsschule Gesundheitsstation Schloss Ralligen am Thunersee. Prospect d. Christen, Bern (Schweiz)

Beginn der nächsten Kurse: 23. März, 18. April, 8. Juli.

Ball-Seiden
reizende Neuheiten in weiß, ſchwarz und farbig in allen Preislagen. Verſandt in jedem Maß porto- und zollfrei. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

Charakter-Beurteilung nach der Handschrift 2.20 M. G. Alexander, Graphologe, Berlin W., Goltzstr. 37.

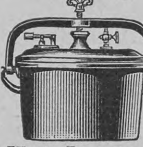
Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

JNDISCHE BLUMENSEIFE
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE & WIEN.
SAVON AUX FLEURS DES JNDES.
PARFUMERIE der FAMILIEN
KARLSRUHE / BADEN.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

„Astra“ Rollfilms
hervorragendes deutsches Fabrikat!
In allen Handlungen photogr. Artikel oder direct ab Fabrik
Deutsche Rollfilms-Gesellschaft m. b. H
Köln-Frankfurt a. M.

Sparsame Hausfrauen kochen nur mit
Umbach's Dampftöpfen
Halbe Kochzeit. Erhöhte Schmackhaftigkeit aller Speisen.
In allen einschlägigen Geschäften; sonst direkt v. Fabrikanten
Chr. Umbach, Bietigheim 8 (Württemberg).



Illustr. Prosp. grat.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke für feine Sorten

Neue, epochemachende Broſchüren von Dr. A. Prinz, Badearzt in Marienbad, u. a. über die rationelle Behandlung von
Gicht,
Podagra,
Rheumatismus,
Nierengries,
Steinleiden u. deren ſchädliche Folgen (Nieren- und Blaſenſteine, acut. u. chron. Gelenkrheumatismus, rheumatiſche Leiden [Lumbago, Iſchias] ꝛc. ꝛc.). Zahlreiche lobende, zum Teil geradezu begeiſterte Dankſchreiben von Profeſſoren, Aerzten, u. a. Prof. Dr. Schweninger, Leibarzt des Fürſten Bismarck, Prof. Dr. Ebſtein, Geh. Rat Dr. Volmer, Privaten ꝛc. ꝛc.
Ausführliche Proſpecte gratis und franco durch den Verlag von
C. M. L. Seeger,
Berlin SO. 16,
Michaelkirchplatz 14.

Sirolin
Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140
Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Photograph. Apparate
von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber Wiesbaden.

Briefmappe

Frau O. G. in Bingen. Bezüglich des Wertes der Suppe hat ſchon Henriette Davidis, die bekannte Autorität der Kochkunſt, darauf hingewieſen, daß alle Feinheiten, die uns die Natur in Kräutern, Wurzeln, Blüten und Frucht bietet, in der Suppe die durchdringendſte Anwendung finden; ſie war auch eine eifrige Fürſprecherin des Liebigſchen Fleiſch-Extrakts. Auf Erfahrung fußend, hatte nämlich Frau Davidis dieſelben Beobachtungen gemacht wie die moderne Ernährungslehre mittels einer Reihe der intereſſanteſten wiſſenſchaftlichen Experimente: Gute Fleiſchbrühe, ſowohl an ſich wie als Zutat andrer Speiſen, namentlich Gemüſe, iſt ein Appetitanreger erſten Ranges, der betreffs der Aufnahme der Nahrung in den menſchlichen Organismus die wichtigſten Dienſte leiſtet. Liebigs Fleiſch-Extrakt iſt aber nichts andres als eingedickte Fleiſchbrühe und ermöglicht die Herſtellung einer ſolchen Zutat auf die leichteſte, bequemſte und billigſte Weiſe.

Baron H. v. K. in O. bei P. Die Organiſation des Johanniter-Ordens in England iſt eine weſentlich andre als in Deutſchland. Die Krankenpflege beſchränkt ſich auf die Unterhaltung eines einzigen großen Krankenhauſes in Jeruſalem für Augenkranke. Dagegen fällt ein großer Teil der Aufgaben, die bei uns von den Vereinigungen des Roten Kreuzes übernommen ſind, in England den Organiſationen des Johanniter-Ordens zu. Ferner übt der Orden in England eine Tätigkeit aus, die bei uns zu den Prärogativen des Monarchen gehört, nämlich die Belohnung hervorragend mutigen und ſelbſtverleugnenden Verhaltens bei Rettung Verunglückter, Abwendung von Gefahren u. ſ. w. durch Verleihung von Medaillen und Diplomen.

O. G. in Altona. „Köſtlich“ bezieht ſich nach dem heutigen Sprachgebrauch nicht auf hohen Koſten- oder Geldpreis, ſondern vielmehr auf den inneren Wert, und kann daher ſelbſt als Gegenſatz zu „koſtbar“ erſcheinen. So ſchreibt z. B. Börne: „Hat ſich das Schauſpiel verbeſſert, iſt es ein Fünfteil mehr wert als ſonſt? Nein, nein, es iſt koſtbarer, aber nicht köſtlicher geworden.“

Umgebung von Aalesund

R. F. in Stettin. Dieſer Streit dürfte wohl nicht ſo bald entſchieden werden. Tilak verlegt in einem neu erſchienenen Buche die Heimat der Arier in die Gegend des Nordpols und nimmt den Beginn der ariſchen Ziviliſation zu einer Zeit von etwa 8000 Jahren v. Chr. oder faſt 3½ Jahrtauſende vor dem Zeitalter der früheſten vediſchen Ueberlieferungen an, vorausgeſetzt, daß in der Periode zwiſchen den Eiszeiten das Klima am Polargebiet milde genug geweſen ſei, um Menſchen einen dauernden Aufenthalt zu geſtatten. Den Grund für dieſe Theorie entnimmt Tilak aus gewiſſen ſonſt unerklärlichen Stellen in den indiſchen Veden, die davon ſprechen, daß in der Urheimat der Arier die Sonne nur einmal im Jahr aufging.

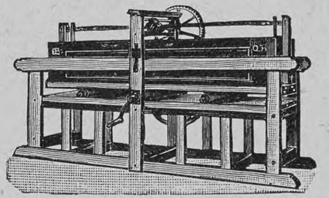
„Raucher“ in Harburg. Nach den jüngſt in der Chemikerzeitung veröffentlichten Unterſuchungen von J. Habermann iſt der Nikotingehalt von Zigaretten, der ſich bei den geprüften Sorten im Mittel zwiſchen 2,10 und 3,08 Prozent bewegte, durchweg beträchtlich höher, als bei den unterſuchten Zigarren. Der Nikotingehalt des unterſuchten Pfeifentabaks (Knaſter) war nicht unweſentlich geringer als jener aller unterſuchten Zigarren und Zigaretten.

Schachbriefwechſel

E. P.-M. in Frankfurt a. M. Beſten Dank für Ihre Beiträge, die demnächſt zum Abdruck gelangen werden

Richtige Löſungen ſandten ferner ein: E. L. in Graz und Sanglier in Bulgrin zu Nr. 8.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
10 Stück 30 Pfennig.
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.



Chemnitzer Wäſchemangeln (Drehrollen), Wäſchetrocken-, Waſch- und Wringmaſchinen für Haus-, Lohngebrauch und Gewerbe ſind weltberühmt.
Liſten ſendet die größte
Mangelfabrik
Ernſt Herrſchuh
Chemnitz i. S. 118.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben. Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours. Auskunft gratis u. franko. Man ſchreibe an Dr. Cléry, 53 Boulevard St. Martin, Paris.

Sarg's feste & flüssige Glycerin-Seife macht die Haut weiss u. zart
Überall zu haben.

Bei schlaflosen Nächten
sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch Storch-Apotheke, Dresden-A. 3. Prosp. gratis.
*Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.

Fürstl. Conservatorium der Musik in Sondershausen.
Beginn des Sommersemesters am 14. April.
Vollständige Ausbildung für Gesang (Stimmbildung, Konzertgesang und Opernschule), Clavier, Orgel (2 Orgeln in der Anstalt), sämmtl. Streich- u. Blasinstrumente (grosses Schülerorchester), Theorie, Partiturspiel und Dirigieren (Ausbildung von Konzert- und Operndirigenten). Prospect und Schulbericht frei.
Der Director:
Hofcapellmeister Prof. Schroeder.

Stottern
heilt grdl. Prof. Rudolf Denhardt's Anstalt Eisenach
Honorar nach Heilung. Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. Einzige Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. Kaiser Wilhelm II.

Töchter-pensionat Thale a. Harz. Wiſſenſchaften, Sprachen, Haushalt, Muſik ꝛc.
Proſpekte. Frau Profeſſor Lohmann.

Die Delicatess-Fisch-Cotelettes (Schlüsselmarke)
u. Delicatess-Bratschellfische do.
der Deutschen Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ zu Nordenham IV a. Weser
sollten auf keinem Tische fehlen! Sie sind tafelfertig zubereitet, billig und äusserst nahrhaft.
Die Postdose von 9 Pfund Inhalt kostet — von der Gesellschaft in Nordenham bezogen — nur M. 2.50 bezw. M. 2.75 einschliesslich Porto und Nachnahmegebühr.

Wer etwas Gutes in Unterkleidern haben will, kaufe die seit 1886 bewährten Heyge's Zweiseitig aus vorzüglichem Material hergestellt, mit weisser Rückseite.
Ist und bleibt weich, elastisch, porös.
Es gibt eine Sommer- und eine Winterware.
☞ Wo keine Niederlage, nennt die Fabrik
E. Heyge & Cie., Stuttgart auf gefl. Anfrage die nächste Verkaufstelle.
Schutz-Marke
INTERNATION. AUSSTELLUNG LEIPZIG 1892

Frühjahrs-Kur: Soden am Taunus.
Geschützte Lage. Mildes Klima.
Beginn: 15. April.
Prospecte durch die Kurdirection.

☞ Rath für Korpulente. ☜
Verlangen Sie gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken Broschüre (5. Aufl.) mit zahlreichen ärztl. und privaten Anerkennungsschreiben über „Amiral“ äusserlich, keine Diät, bequem anwendbar und absolut unschädlich. Sicherer Erfolg. „Amiral“ verschönt und verjüngt. *(Krankenpflegerin Schwester Anna Guth schreibt: „Amiral“ verdient noch mehr empfohlen zu werden, damit noch Vielen geholfen wird. Ich kann mit Bestimmtheit sagen, dass es mir vorzügliche Dienste geleistet hat.)*
Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstrasse No. 98.

Berlin W. 30, Zietenſtr. 22,
Vorbereitungsanſtalt
von Dir. Dr. Fiſcher,
1888 ſtaatl. konzeſſ. f. alle Milit.- u. Schulexamina. 1903 beſtanden 21 Abiturienten, 103 Fähnriche, 13 Primaner, 22 Einjährige, 5 f. andere Schulklaſſen.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die feinsten Tafelliköre, wie à la Chartreuse, à la Benédictine, Curaçao etc. selbst bereiten, u. zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit Jul. Schraders Likör-Patronen, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma Jul. Schrader i. Feuerbach b. Stuttgart 2 bereitet werden. Jede Patrone giebt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von genannter Firma gratis u. franco deren hübsche Broschüre kommen.

Brennabor
ist nicht das billigste, aber das beste Rad!
Wunderbar leichter Lauf
Gewissenhafte Präzisionsarbeit
Vornehmes Aussehen
Garantie für Haltbarkeit
Brennabor-Fahrrad-Werke Brandenburg a. d. Havel
Fahrrad-Werke Brennabor Brandenburg a. H.

Schweizer Stickerei für Wäsche-Ausstattungen aller Art (Festons und Einsätze).
Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl. Eigene Fabrik. Billigste Preise. Directer Versandt an Private. Ware zollfrei.
Bitte Musterkatalog verlangen.
Briefe nach der Schweiz 20 ₰., Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

Montreux, Hôtel Eden.
In allerbester Lage am Südquai, neben dem Kursaal. Mod. Komfort. Lift. Elektrisches Licht. Zentral-Warmwasserheizung. Bäder. Garten.
Fallegger-Wyrsch,
zugl. Bes. Schimberg-Bad, Entlebuch b. Luzern.

Rätsel

Vereine du zwei Wörter, und du nennſt
Das Kleid des zweiten Worts, wenn du ſie trennſt. E. S.

Homonym

Zu meinem Freunde wollt' ich gehn,
Der war es!
Beim Händler wollt' ich Ware ſehn,
Die war es!
Mein Ueberzieher blau und fein,
Der war es!
Das Feuer in dem Stübchen mein,
Das war es! F. M.-S.

Silbenrätsel

Es kommen die erſten beiden
Auf Roſenwolken daher,
Auch ſind ſie in alten Zeiten
Gefallen ins wilde Meer.

Einſt ſang zu der Götter Preiſe
Das zweite Silbenpaar;
Wild wehte dem würdigen Greiſe
Im Winde das wallende Haar.

Einſt ſah man glänzen und gleißen
Das Ganze in blutiger Schlacht,
Jetzt liegt es beim alten Eiſen
In der Rumpelkammer Nacht. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 447:

Der dreiſilbigen Charade: Bel, Bazar — Belſazar.
Des Homonyms: Werther.
Des Rätſels: Liſte, Liſt.

Richtige Löſungen ſandten ein: Alfred Gollermann in London (5), Frau Grete Broſig in Stuttgart (3); Hans Fibrand in Lodz (2); Guſtav Leidig in Landsberg a. W.; Erwin Schlüter in Magdeburg (3); P. Wetzold in Warſchau (4); Frau Agnes Fiedler in Wien (3); „Oedipus" in Emden (5), Georg Ohlig in Prag; Otto Scherer in Berlin (2); Greta und Mathilde in Hannover (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2).

Mein Geschmack.
Trinkt, was Ihr wollt! -
Ich lob mir den Sect,
Der am herrlichsten schmeckt:
Kupferberg Gold!

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, weiche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

Technikum Mittweida (Kgr. Sachs.)
Direktion: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.
Elektrotechn. u. Maschinenbau-Laboratorien. Lehrfabrik-Werkstätten.
Im 36. Schuljahr 3610 Besucher.
Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Herz-
Stiefel
HERZ
mit dem „Herz" auf der Sohle
berühmt durch Solidität
Eleganz u. vorzügliche Passform.
Engros von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
vorm: Otto Herz & Co.

Neues Leben für Asthmatiker
Staunen erregende Wirkung! des Vixol-Heilverfahrens, einer epochemachenden Entdeckung. Heilung sofort, leicht und angenehm. Erleichterung augenblicklich, auch in den schwersten und veralteten Anfällen. Versuch kostenlos, **da Zahlung nach Heilung.**
THE VIXOL SYNDICATE • RESPIRARE POTESTAS (VIRC) • VIXOL • LAMBETH HILL LONDON, E.C.
Aerztliche Kontrolle. Referenzen Geheilter. Näheres durch
The Vixol B. Syndicate, 304 Brixton Hill, London SW.

Jede Schrift wird schön mit Patent-Federhalter
Buchführung. Comtoir-Praxis
Correspondenz-Rechnen
Brieflich
Probebrief gratis
F. SIMON
Gerichtl. Sachverständiger. BERLIN, O. 27

Geistig zurückgebliebene od. nervöse Kinder
find. in uns. am Walde gel., ganz den Anford. d. Neuzeit entsprech. **Erziehungsheim** liebev. Aufn., Erzieh. u. indiv. Unterricht. Geschw. **Georgi, Hofheim i. Taunus.** Staatl. konz., beste Ref. u. Prosp.

Technikum Sternberg (Meckl.)
Maschinenb., Elektrotechn., Baugew. u. Tiefbauschule. Innungsber. Einj. Kurs.

Soergels Rechtsprechung
4. Jahrgang 1903. Gebunden M. 5.20
Unentbehrlich für jeden Juristen
Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart
Der 1./2. Jahrgang 1900/01, geb. M. 6.—, und der 3. Jahrgang 1902, geb. M. 4.80 sind auch jetzt noch zu haben.

Stellung. Prospect gratis
Existenz. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Elektrische Klingelanlagen
fertig z. Selbstanlegen M. 4, desgl. Telephone, kleine Lichtanlag. für Minutenlicht, Glühlampen, elektr. leucht. Shlipsnadeln etc., Elemente, Accumuiatoren, Vernickelungseinrichtungen, kleine Dynamo-Elektromotoren, Elektrisir-Appar., Elemente, Leitungsdrähte u. alle elektr Bedarfsartikel.
O. H. Meder's Institut, Leipzig,
Abtheilg. f. Elektrotechnik. Gegründ. 1850.
Jll. Kataloge „E" gegen 10 Pfg. Briefm.

Institut Scheu-Hörttrich
Bensheim a. d. Bergstr.
Junge Mädchen finden neben gründl. Erlernung des Haushalts, Fortbildung in Wissenschaften, fr Sprachen, Musik etc. etc. freundliche Aufnahme.
Refer. u. Prosp. durch den Vorstand.

Backt mit
Dr. Oetker's
Backpulver

Teppiche
Prachtſtücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelſtoffe, Steppd. ꝛc.
billigſt im **Spezialhaus** Berlin Oranienſtr. **158**
Katalog (600 Illſtr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

Die Wunder der fernen Gangesländer
werden uns nach dem Urteil von Weſtermanns Monatsheften in Braunſchweig vor Augen gezaubert in dem Werke: **Durch den Indischen Archipel.** Eine Künstlerfahrt von **Hugo V. Pedersen.**
Reich illuſtriert. In Prachteinband 25 Mark.
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Bachmann, Franz, Lucifer. Drama. Dresden, C. Tittmann.
Biſchoff, Hch., Richard Bredenbrücker, der ſüdtiroliſche Dorfdichter. Eine literar. Studie. M. 1.—. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Dix, Anna, Pſyche. Novelletten und Skizzen. M. 2.—. Dresden, E. Pierſon.
Fiſcher, Wilh., Dr.., Jungmutterſorgen. Anleitung zur Pflege des geſunden Säuglings für Mütter und Pflegerinnen. M. 1.20. Stuttgart, Schwabacher.
Hauſer, Otto, Ein abgeſetzter Pfarrer. Erzählung. M. 3.60. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Heyſe, Paul, Romane. Liefg. 34—42. à 40 ₰. Stuttgart, Cotta Nchf.
Hochland. Monatsſchrift für alle Gebiete des Wiſſens, der Literatur und Kunſt. Hrsg. v. Karl Muth. I. Jahrg., 2. Heft. M. 1.50 (vierteljährlich M. 4.—). Kempten, Joſ. Köſel.
Kerrl, Fr. A., Siebeneichen. Poetiſche Erzählung aus der Zeit Friedrichs I. Barbaroſſa. M. 4.—. Berlin, K. Siegismund.
Lohde, Clariſſa, Einſam im Purpur. Roman. München, Carl Koch.
Meinhardt, Adalbert, Mädchen und Frauen. Berlin, Gebr. Paetel.
Meyers Hiſtoriſch-geographiſcher Kalender 1904. VIII. Jahrgang. M. 1.75. Leipzig, Bibliograph. Inſtitut.
Ordemann, Ludwig, Aus dem Leben und Wirken von Katharina Klafsky. Hameln, Th. Fuendeling.
Popper, W., Fratres sumus. Novellen. M. 2.—. Dresden, E. Pierſon.
v. Schoenaich, A., Loſe Skizzen aus dem Zarenreiche. M. 3.—. Berlin, K. Siegismund.
Thoreau, Henry D., Walden. Deutſch von Emma Emmerich. 2. Aufl. M. 6.60. München, Verlag Concord.
Wolf, Karl, Sixt und Hartl. M. 3.—. Innsbruck, A. Edlinger.

Deutsche Romanbibliothek.

Die ſoeben erſchienene Nr. 21 enthält: Profeſſor Unverfähr. Roman von Georg Wasner. — Remigius. Erzählung von Marie Schlumpf.
Vierteljährlich M. 2.—
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Warnung vor Fälschung!
Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D.R.Pat. № 81391. 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 (incl. Vannillin 0,001) bewirkt
schnelle Appetitzunahme,
rasche Hebung der körperlichen Kräfte,
Stärkung des Gesammt-Nervensystems,
bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen.
Von Tausenden v. Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!
Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's Haematogen

Matador neueste Sekt-Marke von **Kloss & Foerster.**

Import **Schülke & Mayr,** Hamburg.
Neues Fleisch-Extract mit der Flagge.
S&M

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
macht keine Reklame wie die Liebig-Company, sondern bietet dafür den Konsumenten volles deutsches Gewicht und nicht wie Liebig's Extrakt englisches, welches nur ca. 450 gr. pr Pfd. beträgt.
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
giebt auch keine Liebig-Bilder; kommt dafür aber in schönen Kruken mit Aluminium-Schrauben-Verschluss in den Handel, die nach Gebrauch noch einen reellen Wert für Speisekammer und Küche haben.
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
garantiert beste Qualität durch ständige Kontrolle seitens des chemischen Laboratoriums des Geheimen Hofrats Dr. R. FRESENIUS.
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
ist trotz der wertvolleren Töpfe und 10% mehr Gewicht nicht teurer als Liebig's Extrakt, und daher wird jede praktische Hausfrau gebeten,
Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge
im eigenen Interesse wenigstens einmal zu probieren,
denn das Selbst-Probieren geht über — jede Reklame!
Überall käuflich.

DER ABFÜHRENDE
THEE CHAMBARD
ist das angenehmste und das beste mittel
gegen **VERSTOPFUNG**

HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark "DER CENTAUR" wie nebenstehend Reproduzirt trægt.
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN — Die Schachtel : **1 MARK.**
GENERAL-DEPÔT · **ZAHN & SEEGER,** Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Technikum Hildburghausen
umfaßt: Höhere Maschinenbau- und Elektrotechnikerschule, Baugewerk- und Tiefbauschule. Programme durch das Sekretariat.
Der Herzogliche Direktor.

Marienbader
RUDOLFSQUELLE
Natürliches Gichtwasser
Bleibend haltbar und tadellos exportfähig
RUDOLFSQUELLE
Zu beziehen von der Marienbader Mineralwasser-Versendung und den meisten Apotheken, Droguerien u. Mineralwasserhandlungen
Brochuren und Gebrauchsanweisungen KOSTENFREI durch die Marienbader Mineralwasser-Versendung.

Indicationen: Gicht, Harnsaure Diathese, Harngries, Nierensteine, Blasensteine, Chronische Nierenentzündung u. Blasenkatarrh, auch besonders wirksam als diätetisches Getränke zur Verhütung dieser Leiden bei allen dazu erblich Veranlagten oder durch Ernährung u. Lebensweise disponirten Personen.

EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Industrie
REICK bei DRESDEN.
KOBOLD
NOVA
NIXE
SIRENE
AFPI
FAVORIT
GERMANIA
EXCELSIOR
ALLES ZUBEHÖR
PLATTEN-CAMERAS
FILM-CAMERAS
UNIVERSAL-CAMERAS
KLAPP-CAMERAS
SCHLITZVERSCHLUSS
REISE-CAMERAS
OBJECTIVE U.S.W.
Durch alle Handlungen
Preisliste
zu beziehen
kostenlos.
ANSEL

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
In **9. Auflage** erschien:
EUGÈNE BOREL
Album lyrique de la France moderne.
Revue et remaniée par Marc-A. Jeanjaquet Avec 31 portraits.
In Original-Einband M. 7.—

Wenn Sie
wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von
Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5,60
garantirt mit Havana-Einlage.
Andere Sorten von M. 1.75 an.
Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co., Hamburg I.

Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert. Verlangen Sie Gratisprospekt.
H. Frisch, Bücherexperte, **Zürich 33.**

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer
Hausfrauen ersparen daher **Zeit u. Geld.**
Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. **Reinlichhaltung**, die bei Kochk. **unmöglich** ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. **E. Blasberg & Co., Düsseldorf** oder deren Niederl. Berlin, Schützenstr. 36.

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.
Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

„Ein erfolgreicher Verſuch.“

Um eine Sache beurteilen zu können, muß man das Beweismaterial prüfen. Was dem Söhnchen des Herrn Hapke fehlte, iſt in dem folgenden Briefe beſchrieben. Wenn Herr Hapke ſeinem Kind das erwähnte Mittel gab, war die Veranlaſſung dazu wahrſcheinlich die ſeit vielen Jahren anerkannte Tatſache, daß es kaum ein geeigneteres Mittel gibt, als Lebertran, um Abmagerung ſowie weiterer Abnahme der Körperkräfte Einhalt zu tun.

Scotts Emulſion, die feinſten Medizinal-Lebertran in leicht verdaulicher Form enthält, iſt von vorzüglichem Geſchmack und beſitzt alle die heilkräftigen Eigenſchaften des Tranes in erhöhtem Maße. Sie hebt den Appetit raſch, befördert die Bildung von neuem Blut, kräftigen Muskeln und macht den Körper widerſtandsfähig. Leſen Sie jedoch, was Herr Hapke darüber ſagt:

Lindhorſt (Schaumburg-Lippe), den 13. November 1902.

Ich kann Ihnen zu meiner großen Freude mitteilen, daß Scotts Emulſion an meinem Walter ſichtbaren Erfolg gezeigt hat. Als der Kleine etwa 1 Jahr alt war, erkrankte er nach den Maſern zweimal heftig an Lungenentzündung. Er konnte ſich ſchlecht wieder erholen Dazu machte ihm das Zahnen große Schmerzen und ein böſer Huſten quälte ihn oft furchtbar. Da kam ich durch die Zeitung auf Scotts Emulſion und bereits nach kurzem Gebrauch derſelben verſchwand der Huſten, das Zahnen ging vortrefflich vonſtatten, und der Junge hat ſeitdem einen ausgezeichneten Appetit. Er iſt jetzt geſund wie ein Fiſch im Waſſer, kann laufen und iſt ſo lebhaft, daß es eine Luſt iſt, ihn zu beobachten. Ich werde bei jeder Gelegenheit dieſes prächtige Kraft- und Appetitmittel empfehlen. Mit vorzüglicher Hochachtung

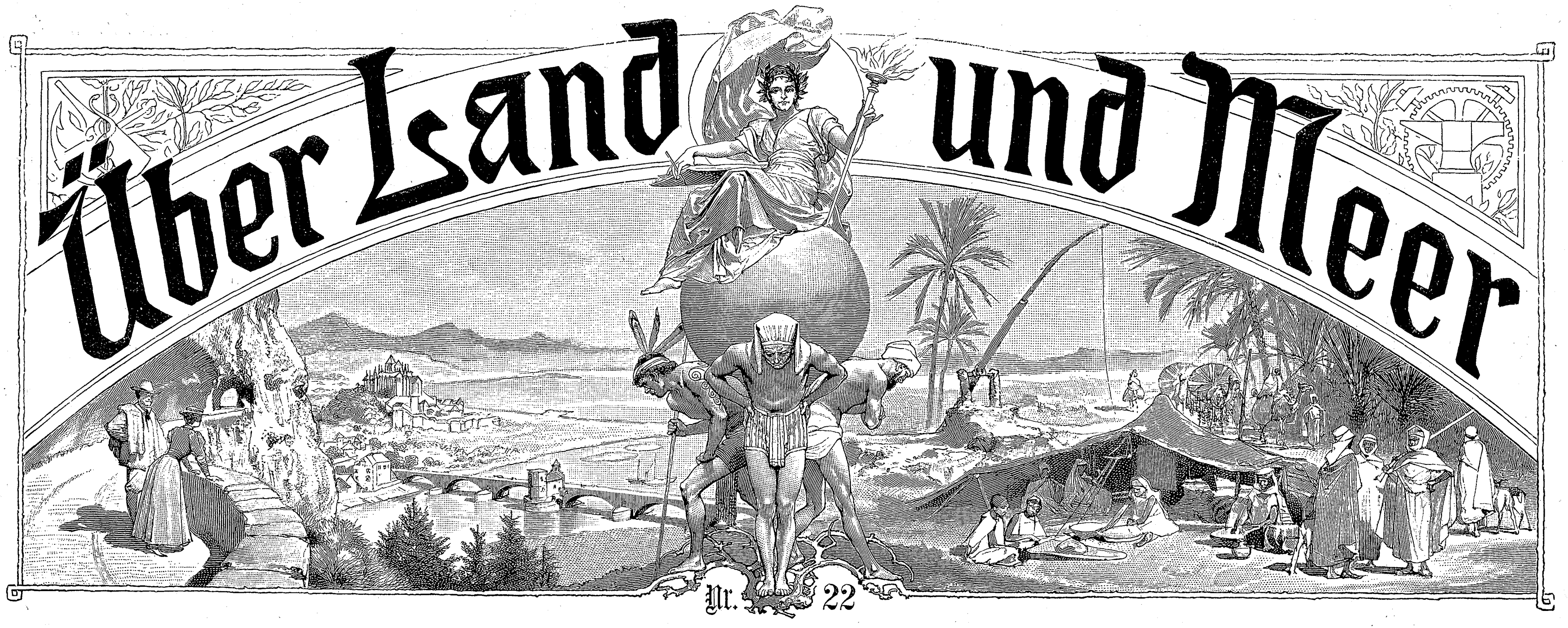
(gez.) T. Hapke, Lehrer.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Eine unabhängige in durchaus nationalem Geiſte geleitete Monatsſchrift
iſt die
Deutſche Revue
Herausgegeben von
Richard Fleiſcher.
Monatlich ein Heft. Vierteljährlich M. 6.—
Der neue Jahrgang bringt u. a.
Mitteilungen aus den hinterlaſſenen Papieren von
Rud. von Bennigſen
Staatsminiſter **Dr. von Miquel**
ferner Artikel von General **von der Goltz**
über „Der ewige Friede und der nächſte Krieg“.
Das Januarheft liefert jede Buchhandlung zur Anſicht, auch die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman
von

C. Viebig

(Fortſetzung)

XXI

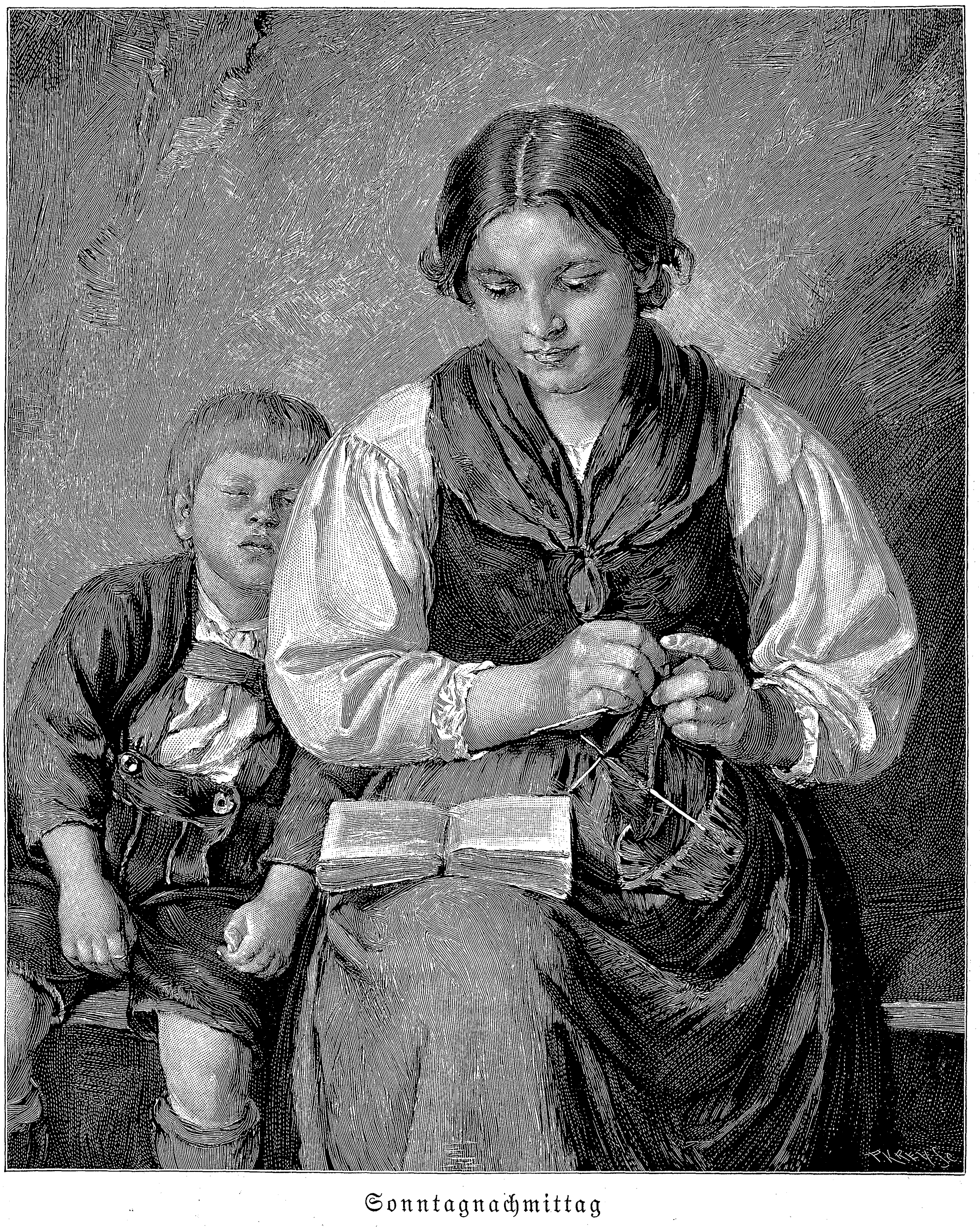
Auch eine andre dachte an Abſchied. Das war die braune Michalina. Oft ging ſie um den Sohn ihres Gospodarz herum und ſah ihn an mit bangen Augen. Was fehlte ihm? Seit dem Tage des Ablaſſes war's ganz ſchlimm mit ihm geworden, ſo ſchlimm, daß ſie oft dachte: Ob er wohl ſterben muß? Heilige Mutter, war er verhext? Hatte die Mora ihn nachts gedrückt? Wenn er doch erwachen möchte und die feſthalten in der Nacht! Michalina wußte ein Mittel. Es war einmal ein Mann geweſen, nicht weit von Pociecha-Dorf, der war auch zuſehends verfallen wie der Walenty, und auch immer herumgegangen finſter und in ſich gekehrt, das machte, den drückte die Mora. Aber eine treue Seele hatte ob ihm gewacht. Und die ſah, als der Mann ſchlief, daß ein ſchönbackiger Apfel ſich über ſeine Bettdecke kullerte; weich und zart war der, wie aus Wachs geboſſelt, recht zum Anbeißen. Und da rief ſie ſo laut: „Helfe dir Gott," daß der Mann erwachte, und als er den ſchönbackigen Apfel kullern ſah, die Hand ausſtreckte, ihn beim Stiel ergriff und ihn aufaß, bis zum Kerngehäuſe, und das warf er den Schweinen vor. Und da war die Mora auf einmal weg. Und der Mann wurde von Stund' an beſſer.

Wo Walenty auch ſein mochte, die braune Michalina wachte über ihm. Nun war die Zeit, da er mit ſeinem Vater viel im Feld ſchaffte. Die blonde Staſia blieb zu Haus, aber die braune Michalina ging mit hinaus. Es war ihre beſte Zeit, mit dem Walenty allein zu ſein im blühenden Korn. Der Gospodarz legte ſich mittags, wenn die Sonne gar zu ſehr ſtach, unter einen Buſch, zog die Jacke über das Geſicht und brummte darunter, bis ein Schläfchen ihn tröſtete. Sie aber ſchaffte weiter — ihr tat die große runde Sonne nicht weh, die kannte ſie ſchon, von da an, als ſie noch mit Bruder Jendrok im bloßen Hemdchen über die Flur gelaufen — ſie arbeitete unverdroſſen weiter, und Walenty ſtand bei ihr, wie damals, als er noch ein lediger Burſch geweſen, und hielt die Arme über die Bruſt gekreuzt. Damals war ſein Blick in die Ferne gegangen, er hatte geſchaut wie ein recht Verliebter ſchaut, jetzt ſtarrte er wieder in die Ferne, aber wie ein recht Betrübter ſchaut. Da lächelte ſie ihn an aus ihren braunen Augen, wenn er ſie auch nicht anſah; und ſie ſang, ihn zu erheitern, alle Lieder, die ſie wußte, ſang ſie hell und zart, ſo gut ſie nur konnte. Sang traurige und luſtige, Tanzlieder und Wiegenlieder, und auch das Liebesliedchen vom Bürſchchen im Schornſtein:

„Ich ließe mich gern herunter durch den Schlot, —
Ich käme zerſchlagen herunter, beinahe tot.
Ich ließe mich gern herunter durchs Eſſenrohr —
Ich käme geſchwärzt herunter, wie ein Mohr.
Ich ſchliche zu dir, mein Liebchen, ganz ſacht mich —
Ich höre, ach leider, mein Liebchen verlacht mich!"

Das hatte er früher immer ſo gern gehört. Aber jetzt — ach, was war ihm denn jetzt? Heilige Mutter, er weinte ja! Erſchrocken blickte die Magd.

Er aber hatte ſich abgewendet; mit unnatürlicher Stimme ſtieß er heraus: „Arbeite du, arbeite nur weiter, ich komme gleich wieder!" Und rannte davon, ins Feld hinaus, und rannte ſo weit, bis ihn das Mädchen nicht mehr ſehen



Sonntagnachmittag
Nach dem Gemälde von Franz von Defregger

konnte, und auch der Vater nicht, wenn der erwacht wäre. Da warf er ſich hin, ſo lang wie er war, an den blumigen Rain, ſchloß die Hände zu krampfhaften Fäuſten um die fetten Stengel zweier großer Maßlieben und weinte.

Eine dumpfe Schmerzahnung laſtete ſchwer auf Valentin. Schwereres Leid trägt nicht der, der ſtumm geboren iſt, und auch nicht der, dem Hände und Füße geknebelt werden mit einſchneidenden Feſſeln. Er ſchluchzte wie ein Knabe ins grüne Gras und konnte lange nicht zu ſich kommen. Und als er endlich aufſtand vom Rain, war er ſo mürb und zerſchlagen, als hätte er Jahr und Tag auf Steinen gelegen, auf lauter Steinen. Zur Michalina zurück mochte er nicht — ſollte er ſich auslachen laſſen von der? Die war immer ſo fröhlich, was wußte die von tiefem Leid?

Sollte er ſich vor dem Vater zeigen mit verweintem Geſicht? Nein, da ging er lieber heim, recht leiſe, daß die Staſia ihn nicht merkte, und legte ſich in der Schlafkammer aufs Bett, denn ihm war wie krank.

Und als er nun ganz verſtohlen in ſein Haus ſchlich, in dem er ſo leiſe auftrat, als wäre es gar nicht ſeines, hörte er plötzlich durch die mittägliche Stille, durchs verzauberte ‚Sumſum‘ ſchläfriger Fliegen ein leiſes Gekicher. Und dann ein Geflüſter — wer war denn drinnen? Saß die Staſia ganz allein in der um dieſe Zeit immer leeren Schenkſtube und lachte ſich eins? Oder wer war bei ihr? Nun, gleichviel, wer es auch ſein mochte! Gleichgültig, müde, wollte er an der Tür vorbeiſchleichen — halt! Nun ſtutzte er doch auf einmal, und der trübſelige, matte Blick ſeines Auges funkelte auf in Zorn: das war ja des polniſchen Inſpektors Stimme! War der jetzt nicht nötig draußen auf dem Felde, ſaß der ſchon wieder drinnen und noch dazu allein bei ihr? Und wie eifrig ſie ſich erzählten! Hurtig ging das Geſpräch; aber ſo viel Polniſch verſtand er jetzt doch, um ein wenig zu folgen. Sie ſprachen von der Wahlverſammlung, die heut abend hier abgehalten werden ſollte. Der Name des Niemczycers fiel. Da fuhr der Lauſcher zuſammen, ſo hart lachte Staſia jetzt plötzlich auf. Und der Inſpektor fluchte und ſchlug auf den Tiſch: ‚Der deutſche Hund — niemals, niemals!‘ Und dann wurde das Geſpräch leiſe, ſo tuſchelnd, daß Valentin nichts mehr verſtand, bis er Staſia ſagen hörte: „Ach Unſinn, der wird ja nicht gewählt. Das wird der Herr Vikar ſchon nicht leiden!“

„Pſiakrew, das wäre auch! Der Hetzer, der Zuträger! Niemiec, Niemiec —“ jetzt lachte auch der Inſpektor auf — „warte mein Bürſchchen, du wirſt ſchon kriegen, was dir gebührt! Ueberſchreien ſollten ſie ihn, ihn gar nicht erſt zu Worte kommen laſſen, den albernen Schwätzer! In den Dreck mit ihm!“

Pfui, der gemeine Polack! In Valentins ehrlichem Geſicht zeigte ſich Entrüſtung — wahrhaftig, das hatte ſich der Herr Rittmeiſter doch nicht verdient! Aber dann machte die Entrüſtung, die ihm das Blut in die Wangen getrieben, einer jähen Bläſſe Platz, er hatte plötzlich den eignen Namen nennen gehört.

„Ach, der Walenty,“ ſagte Staſia jetzt hell, recht leicht hin, wie abfällig — „was der ſagt!“ Obgleich Valentin draußen ſtand, glaubte er doch, ſie mit den Fingern ſchnippen zu ſehen. „Was glaubſt du wohl, mein Lieber, als ob man auf den hörte?! Haha, ſo ein biederer deutſcher Junge!“ Sie lachte laut auf, und der Mann lachte mit ihr. Jeſus, wie ſprach ſie verächtlich! Und nun das ſpöttiſche Lachen — das Lachen! Sie hörten gar nicht auf damit. Und ‚du‘ nannte ſie ihn, und ‚mein Lieber‘ — Herr im Himmel, Herr im Himmel, was war das?!

Des jungen Ehemanns Geſicht verzerrte ſich: lachte ſie ihn aus? Ja, ſie lachten ihn aus mitſammen! Das ertrage ein andrer! Deutſche Fäuſte wollte er ihn kennen lehren, den polackiſchen Schweinigel! Die Wut übermannte Valentin, Eiferſucht, Zorn, Scham, Haß; die Tür aufreißend, ſtürzte er in die Schenkſtube.

Da ſaßen Pan Sziulc und die junge Frau recht gemütlich nebeneinander auf der Bank hinterm Tiſch, und Staſia paffte mit von des Inſpektors Zigaretten; ein beißender, widerlich ſüßlicher Qualm erfüllte die ganze Stube.

Staſia hatte hell aufgeſchrien, als ihr Mann ſo mit Gekrach hereinplatzte, aber nun hatte ſie ſich ſchon wieder gefaßt. Sie ſetzte ſich ruhig wieder nieder auf die Bank, von der ſie im erſten Schreck der Ueberraſchung aufgeſprungen, dreiſt ſah ſie ihn an; nur am leichten Schielen ihrer ſchmalen, weichgrauen Augenſterne konnte man merken, daß ſie erregt war. Schwer atmend ſtand Valentin ihr gegenüber am Tiſch; er rang nach Worten.

Da kam ſie ihm ſchnell zuvor: „Walenty, mein Lieber, ſpektakle nicht ſo! Hab' ich mich erſchrocken! Man meint ja, die Tür fällt ein — was willſt du?“

„Ich, ich?“ Die Fäuſte auf die Tiſchplatte geſtemmt, und ſich nach Pan Sziulc hinüberbeugend, ächzte er: „Heraus, heraus! Will er wohl gleich machen, dat er hier herauskömmt?!“

„Was ſagt er — er iſt wohl verrückt?“ ſagte Pan Sziulc und ſtieß die neben ihm Sitzende an. „Was ſagt er, ich verſtehe ihn nicht!“

„Ich will dich wohl Deutſch verſtehen lehren, du polackiſcher Schweinigel,“ ſchrie Valentin. Seine Rechte reckte er über den Tiſch weg, nach dem Kragen des Verhaßten.

Staſia kreiſchte laut auf. Sie wollte ihren Mann zurückreißen, aber ſchon war Pan Sziulc aufgeſprungen.

Die Zähne zuſammenbeißend, tief erblaßt, ſtand Valentin und erwartete den Gegner. Aber er wartete vergebens. Ein Achſelzucken und ein ‚Sie ſind wohl nicht recht bei Troſt‘ — ſchon hatte Pan Sziulc ſeine Mütze gegriffen, ſchon war er in der Tür. Als der vollſtändig Verblüffte, ganz wie erſtarrt Daſtehende, ſich aufraffen wollte, packte ihn Staſia am Kittel. Sie hielt ihn feſt.

Und Pan Sziulc war fort. Wutbebend kehrte ſich Valentin gegen ſeine Frau: „Unterſteh dich, — laß mich los!“

Aber ſie hielt ihn feſt.

„Läßt du mich los?“ Er wand ihr den Zipfel ſeines Leinenrockes aus den Händen, nicht gerade ſanft. Es tat ihr weh, ſie ſah ihn an mit böſen Augen.

„Ja, guck mich nur an, guck mich nur an! Sei nur falſch! Ich kenn' dich jetzt — wat, wat haſt du mit dem Kerl, mit dem Polack immer zu lachen? Is dat en Art? Deinen — deinen Mann — eſo auszulachen?“ Er ſchluckte.

„Ich weiß nicht, warum du ſo böſe biſt?“ Sie beſann ſich, daß es wohl das Klügſte ſei, einzulenken. Und dann — ſo hatte ſie ihn noch nie geſehen, ſo gefiel er ihr. „Walenty,“ ſchmeichelte ſie, „beruhige dich doch. Pan Sziulc iſt mein alter Freund. Ich kenne ihn länger als dich; als ich noch ein blutjunges Mädel war in kurzem Rock und zur Herrin kam nach Gwiadliborczyce, die Religion zu lernen und Sticken, habe ich ihn ſchon gekannt. Was willſt du, was iſt unrecht? Darf ich da nicht lachen mit ihm?“ Sie machte Miene, ſich an ihn zu ſchmiegen, aber er ſtieß ſie zurück.

„Du Katz,“ ſchrie er grob, „polniſche Hex!“

Da tat ſie beleidigt. Den Kopf zurückwerfend, aber ſich dabei wiegend, wie eine Bachſtelze, die auf ihren zierlichen Beinchen wippt, ging ſie zur Tür; krachend warf ſie die hinter ſich ins Schloß.

Er blieb allein zurück in der Stube, die erfüllt war vom beißenden, widerlich ſüßlichen Zigarettenqualm. Laut ſtöhnte er auf; zum Tiſch taumelnd, ſank er auf der Bank nieder, wo das Paar eben geſeſſen.

Staſia, Staſia, was hatte ſie ihm angetan? — War ſie die Liebſte von dem Kerl, dem Polacken? Oder war ſie es nicht? ‚Mein Lieber — du‘ — ei, genügte das nicht? Ja, ja, ſie war ſeine Liebſte! Kein Zweifel! Alſo nicht nur polniſch, auch noch nichtsnutzig dazu war ſie?! Nein, er mochte ſie nicht mehr ſehen — nie mehr wollte er ſie wiederſehen! Sie, mit ihren falſchen Augen und dem geſchmeidigen Leib, ſie hatte ihn betrogen! Jeſus, betrogen! Wie konnte ſie das nur tun? Er hatte ſie doch ſo lieb, wahrhaftig, ſo lieb gehabt!

Jetzt ſchluchzte er nicht im dumpfen Schmerzgefühl wie draußen im Feld, wie ein Knabe, der unbändig iſt, — jetzt ſaß er da wie ein geſchlagener Mann, preßte die Fäuſte gegen die heißen Augen und ſtöhnte aus tiefſter Seele.

So ſaß er, bis es vom Turm Feierabend läutete. Da kam die Michalina. Wie, noch nichts zurecht gemacht?! He, heute abend ſollte doch hier Verſammlung ſein, viele ſollten kommen, und der gnädige Herr von Niemczyce würde eine Rede halten für ſie. Da hieß es die Tiſche beiſeite rücken und Platz ſchaffen und Biergläſer bereit ſtellen und friſchen Sand auf die Dielen ſtreuen. Würden nicht viele Füße kommen? Alle von Pociecha-Anſiedlung und die Männer vom Pociecha-Dorf auch? Waren nicht Zettel geworfen worden in alle Häuſer und große Plakate angeklebt an den Mauern, an Bäumen, ſogar an der Holzwand der Kirche von Pociecha-Dorf:

‚Wählt den Rittergutsbeſitzer
Hanns-Martin von Doleſchal
Wählt! auf Niemczyce! Wählt!‘

Und hier am Anſiedlungskrug, an der Haustür hing auch ein großes Plakat, hellgelb wie der liebe Mond und weithin ſichtbar:

‚Heute Wahlverſammlung!
Anſprache des einzigen Kandidaten
aller nationalen ſtaatserhaltenden
Parteien, des Rittergutsbeſitzers
Baron von Doleſchal
auf Deutſchau.
Deutſche Männer, Anſiedler von Augenweide, kommt alle!
Anfang 8 Uhr. Anfang 8 Uhr.‘

Einen Blick des Bedauerns warf Michalina auf ihre ſo blank geputzten Fenſter: da hatte man auch ſolch gelbe Wiſche angekleiſtert. War's nicht genug, daß ſo ein Gelber in der Wirtsſtube innen hing, mußten auch noch die klaren Scheiben verſchmiert werden? Kein Wunder, daß die von Pociecha-Dorf die Zettel nicht leiden wollten! Michalina erzählte es eifrig dem jungen Wirt: ſie hätten gedroht, die Plakate abzureißen!

Aber Valentin zuckte nur die Achſeln ohne ein Wort; das war ihm ganz gleichgültig. Seine Gedanken waren bei Staſia. Ob ſie jetzt wohl hinten in der Küche ſaß und trotzte? Oder ob ſie ſich in der Schlafkammer eingeſchloſſen hatte, wie ſie es ſchon manchesmal getan und ihm erſt nach vielem Pochen und Rufen und dann Bitten geöffnet? Nun, heute würde er nicht pochen; er wollte ſie nicht mehr ſehen. Valentin ging nicht aus der Schenkſtube. Nur für kurze Minuten hatte ihn die Magd aufgeſtört; jetzt ſaß er wieder hinterm Tiſch auf der Bank, die Ellbogen aufgeſtemmt, die Fäuſte gegen die Stirn gedrückt. Für Michalina, die ſich um ihn herum zu ſchaffen machte, hatte er keinen Blick. Er hörte nicht ihren geſchäftigen Tritt, auch nicht ihr inniges: „Helfe dir Gott!“ Er hörte immer nur:

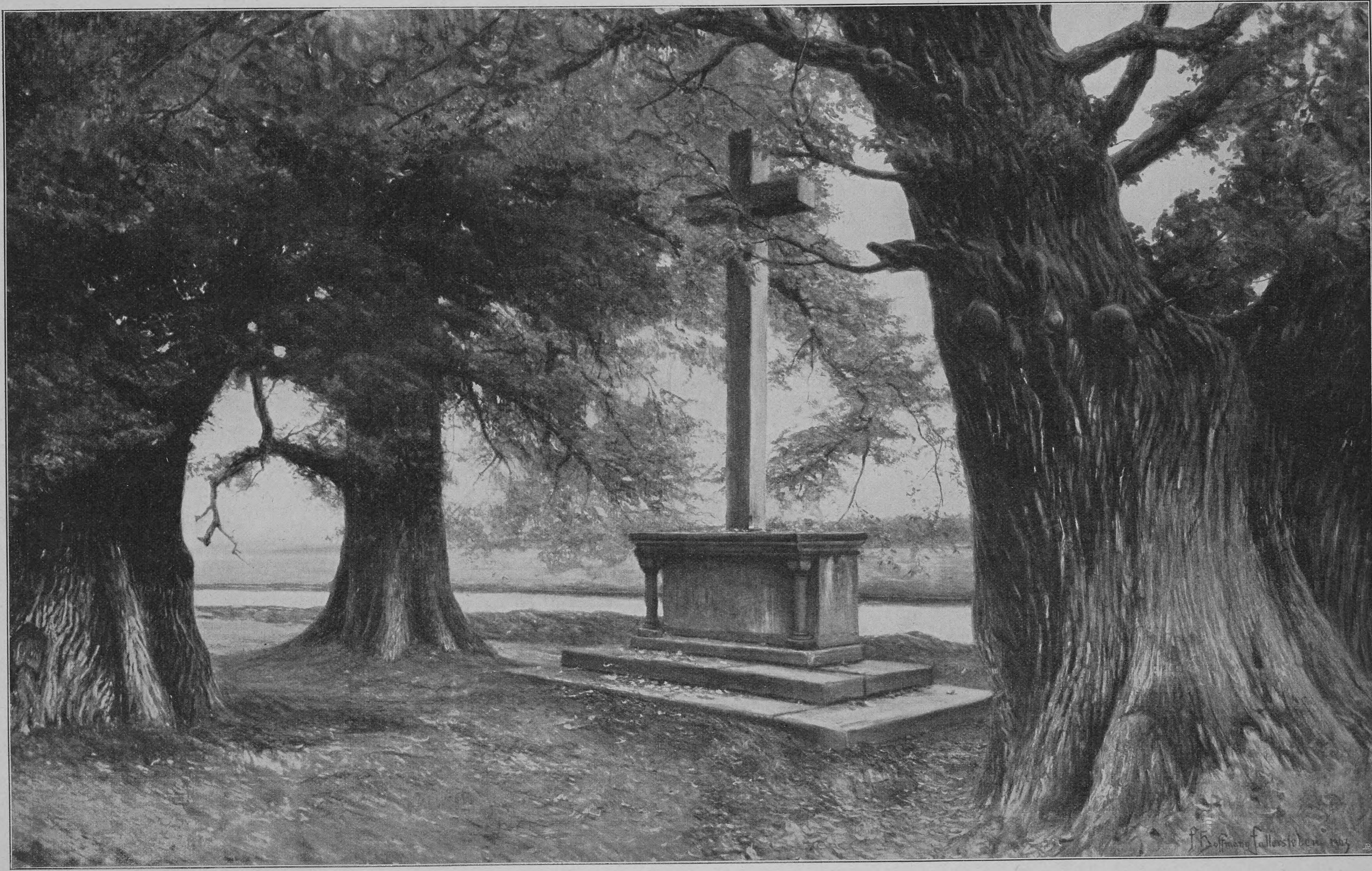
„Ich ſchliche zu meinem Liebchen ganz ſacht mich, —
Ich höre, ach leider, mein Liebchen verlacht mich!“

Das brach ihm das Herz.

So ſaß er noch ganz verſunken, als die erſten Anſiedler kamen: der Schwabe hinten aus der Kolonie und der Amerikaner, der die ſeltſame Scheune gebaut, rund, wie ein Zirkus.

Die zwei hatten ſich pünktlich eingefunden, aber die andern zögerten. Verwundert gingen die Pünktlichen vor die Tür, um zu ſchauen: kamen denn die andern nicht, hatten die's denn nicht auch geleſen, wie ſie es geleſen: ‚Deutſche Männer, kommt alle?‘ Langſam kamen ſie endlich an, einer nach dem andern, vereinzelt wie Tropfen, die ſchwer ſickern. Und gleich würde ſchon der Niemczycer hier ſein.

Aber der junge Wirt ſchlich jetzt aus der Schenkſtube. Michalina hatte ihm ein ‚Pſt‘ gemacht und ihn herausgewinkt in den Flur. Dort ſtand ſie ganz verſtört. „Is ſich Frau nich mehr da!“ ſtieß ſie heraus und zitterte. „Is ſich


F. Hoffmann-Fallersleben 1903

Das Kreuz von Dreizehnlinden bei Schloß Corvey an der Weſer

Nach dem Gemälde von Franz Hoffmann-Fallersleben

Staſia fortgemacht. Türe von Schlafkammer ſteht ſich auf, ſeh' ich hinein, ſtehn ſich Schrank und Kommode auch auf — liegt ſich vieles an Erde, und Kleider, Hemden, Strümpfe von Frauchen zuſammengepackt in Lade, wo ſie mitgebracht. Und wie ich noch ſtehe, kommt ſich Staſia von Küche her, ſagt, ſoll ich ſchicken die Sachen ihr morgen. Geht ſie zu ihre Eltern, kommt nicht mehr wieder zurück. Iſt ſie zu weh geſchehen von ihrem Mann. O weh, o weh!" Jammernd rang das Mädchen die Hände.

Staſia fort — zu ihren Eltern — kam nicht mehr wieder — zu ſchwer gekränkt! „Staſia, Staſia!" Valentin ſchrie laut auf, er taumelte zurück, wie einer, der einen Hieb bekommen; die treue Magd ſtützte ihn.

Die Tränen liefen ihr übers Geſicht, aber unter den Tränen lächelte ſie ihn tröſtend an: „Wird ſich ſchon wiederkommen, wird ſich ſchon wiederkommen Frauchen, bin ich gewiß, kommt ſie ſich morgen. Man muß nicht ängſtigen ſich, er muß nicht ängſtigen ſich, wer könnte verlaſſen ihn, den Walenty?"

Valentin ſagte kein Wort hierauf, ſtumm ging er in die Kammer und riegelte hinter ſich zu. Michalina aber mußte in die Wirtsſtube laufen, da verlangten die Leute Bier.

Allzu viele waren nicht gekommen, mancher fehlte. Auch Peter Bräuer war nicht dabei; Doleſchal, deſſen Blick die Verſammlung überflog, vermißte ihn gleich. Warum blieb der Mann fern, wie gern hätte er deſſen breite Schultern die andern überragen geſehen? War es möglich, ſollte der ſo kleinlich ſein, weil er ſich einmal perſönlich geärgert, ihm das vielleicht noch nicht vergeſſen, darum auch ſein Deutſchtum zu vergeſſen, darum nicht die Verſammlung zu beſuchen?

Das war eine Enttäuſchung. Es war auch ferner eine Enttäuſchung, daß ſie nicht alle gekommen. Doleſchal hatte erwartet, daß kein einziger fehlen würde und auch auf welche vom Dorf hatte er gerechnet. Und wenn ſie nur gekommen wären, um von dem Bier zu trinken, das er auf ſeine Koſten verſprochen. Wenn er ſie nur erſt hier hatte, wollte er ſchon auf ſie wirken. War's nicht ſo geweſen in den andern Orten auch? Gleichgültig waren ſie erſchienen — na, wir können's uns ja mal anhören — enthuſiasmiert hatten ſie das Lokal verlaſſen. In der Kreisſtadt, und geſtern in Miaſteczko hatten ſie ihm einen wahren Triumph bereitet. Es wäre ja auch zu traurig, ſollte ſich von dem liebenden Eifer, in den er jedesmal geriet, wenn er erſt warm geworden, nichts, gar nichts den Zuhörern mitteilen! Das Herz ſchwoll ihm, wenn er des geſtrigen Abends gedachte. In der Wirtsſtube des Prochownik hatte er eine ſchöne Stunde verlebt. Sie hatten gerufen: „Bravo," und in die Hände geklatſcht.

Freilich, die Honoratioren hatte er vermiſſen müſſen, den Doktor Wollinski, den Apotheker, den Bürgermeiſter, den Poſtverwalter, den Steuerkontrolleur und ſo manche andre.

Naſen, ähnelnd der Naſe des Löb Scheftel, waren dagegen reichlich vertreten geweſen, aber in ſeinem Eifer hatte er des nicht ſonderlich acht, und als am Schluß Löb Scheftel ſich herandrückte und devot flüſterte· „Haben ſie mir zwar eingeſchmiſſen 's Ladenfenſter und mir genommen heraus das Kälberviertel, die Speckſeite und 's pikfeine Geſchlinge, was ſollte für Oſtern, — hab' ich aber doch keine Angſt gekriegt und bin ich doch gekommen, zu reichen dem Herr Baron die Hand — en freiſinniger Mann, en aufgeklärter Mann, wer' ich ihm geben doch meine Stimme!"

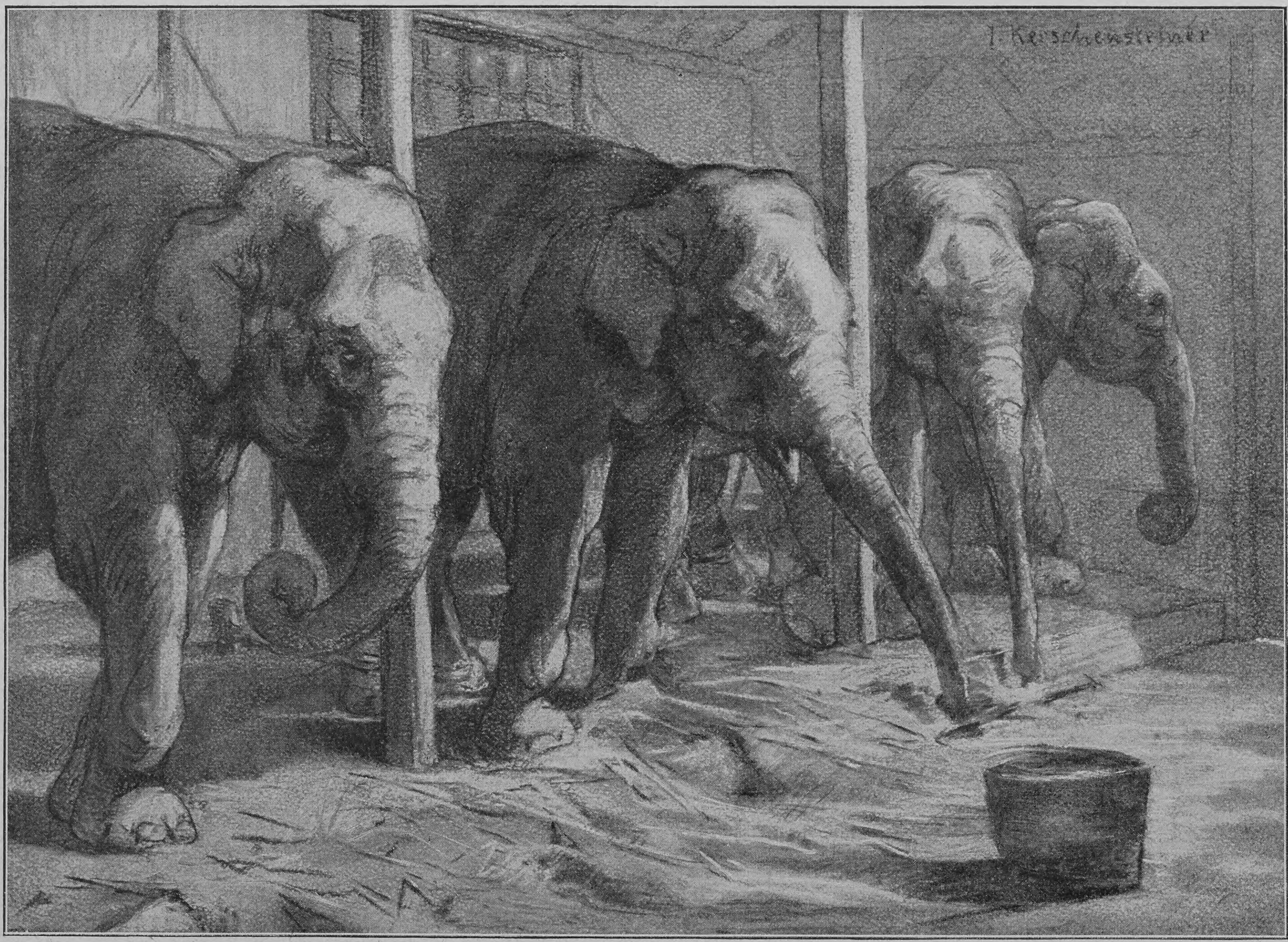
Und der Baron hatte keinen Ekel empfunden, wie noch vor nicht allzu langer Zeit, ſondern die Hand des jüdiſchen Schlächters gedrückt — war es doch eine Hand.

Und hier, unter lauter deutſchen Männern, alle Idiome des Vaterlandes faſt waren vertreten, ſollte es da nicht ein leichtes ſein, Hingabe zu erwecken, Liebe, Eifer, zur deutſchen Sache?

Doleſchal vergaß, daß Peter Bräuer ihn durch ſein Fehlen enttäuſcht, und ſo noch dieſer und jener, ſeine erſt ſtotternd begonnene Anſprache wurde flüſſig. Die Worte ſtrömten ihm zu, Gedanken, an die er vorher nicht gedacht, Vergleiche, Bilder; er bemühte ſich, volkstümlich zu ſein, einem doch immerhin beſcheidenen Denkvermögen ſich anzupaſſen. Lieber Gott, das wenigſtens mußten ſie doch verſtehen — erfuhren ſie's nicht täglich am eignen Leibe? wenn er ihnen ſagte, daß ſie hier ſtänden, einſam wie der Soldat auf der Wacht — ebenſo gefährdet und auch ebenſo verantwortlich — und daß er ſie jetzt aufforderе, ihrem Deutſchtum Ehre zu machen, deutſch zu wählen, regierungstreu, allen Machinationen von Polen und Klerus zum Trotz!

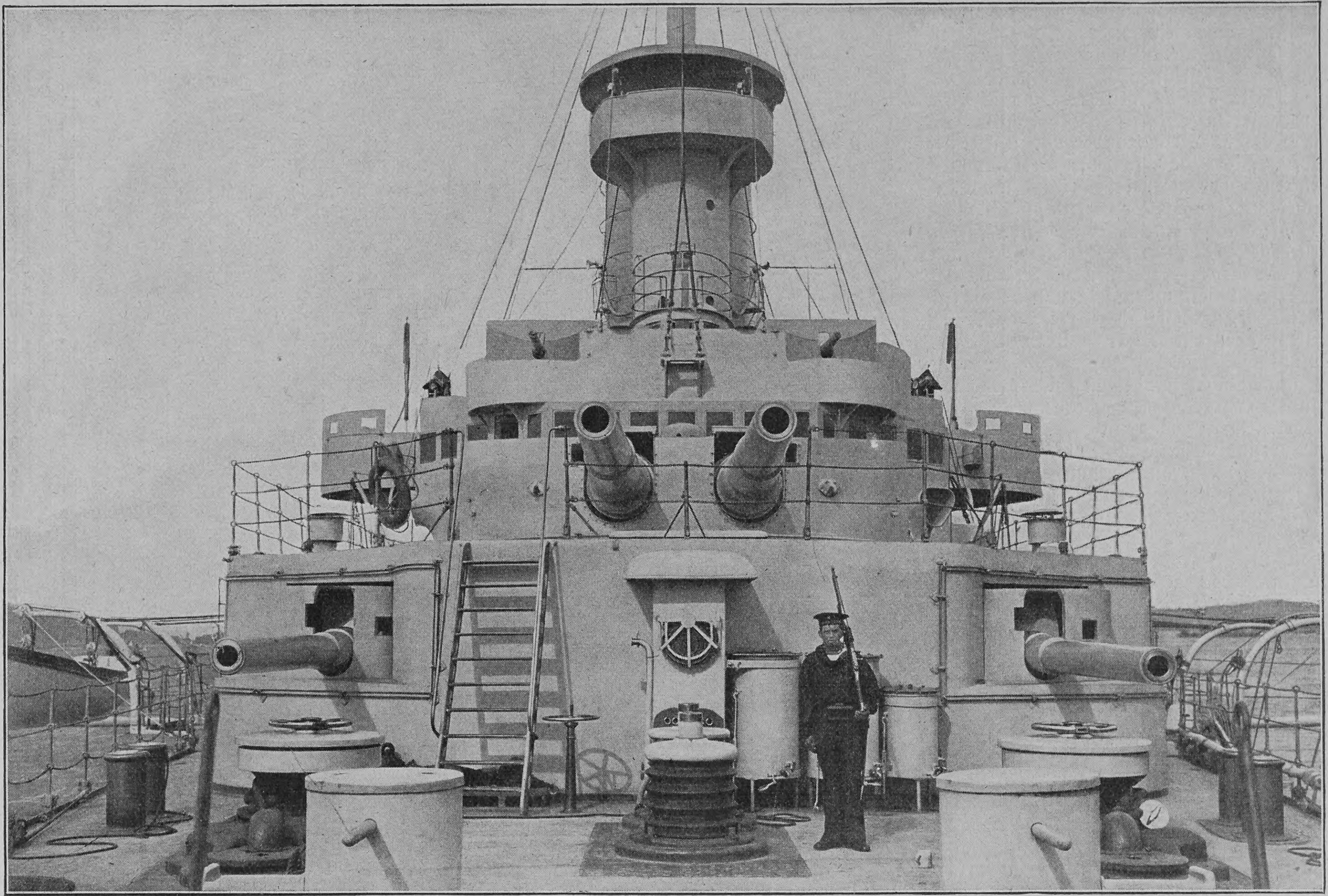
Es war ihm eine Wohltat, einmal frei heraus ſprechen zu können, ohne die Rückſichtnahme, die doch immerhin an andern Orten bedingt geweſen, wo die Zuhörerſchaft eine gemiſchte geweſen. Hier waren ja lauter deutſche Männer, eine kleine Zahl zwar nur, aber tüchtige Pioniere, Pioniere des Deutſchtums, Pioniere der Kultur. Und ſie ſcharten ſich um ihn. Er ſah nicht, daß im Hintergrunde einige Geſtalten, die ſich gedeckt gehalten hinter dem breiten Rücken der Vordermänner, ſich jetzt leiſe hinausſtahlen; daß Pan Sziulc, der polniſche Inſpektor, und Förſter Frelikowski ſich hier einfinden würden, hatte er ja auch nicht erwarten können. Ebenſowenig den Lehrer Ruda, der demnächſt penſioniert werden ſollte, da ſeine heiſere Stimme die Klaſſe nicht mehr füllte, und ſeine Kraft nicht mehr ausreichte, die wilde Schar in Zaum zu halten. Das war ja eine heilloſe Wirtſchaft in der Schule! Er, Doleſchal ſelber, hatte ſich deswegen bei der Behörde verwendet — der arme Menſch war ja eigentlich bettlägerig, der gehörte in ein Spital.

(Fortſetzung folgt)



Im Zirkusſtall

Nach dem Leben gezeichnet von Joſef Kerſchenſteiner



Die Bugarmierung eines Linienſchiffs der „Kaiſerklaſſe“
Unten zwei 15 Zentimeter-, in der Mitte zwei 24 Zentimeter-Schnelladegeſchütze; darüber leichte Artillerie

Die Schiffsartillerie und ihre Tätigkeit in der Schlacht

Von

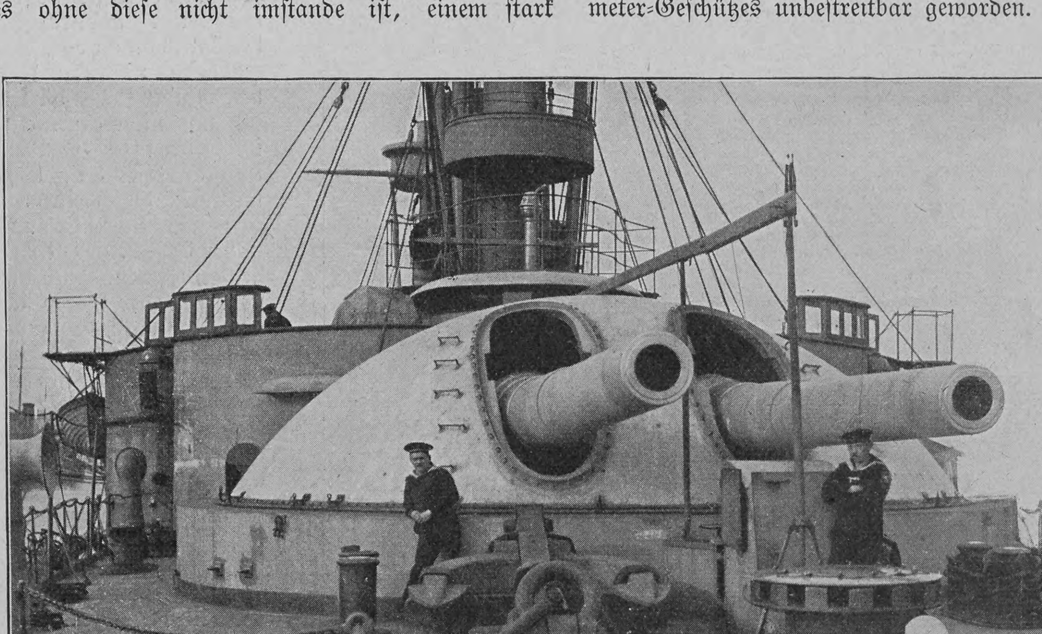
Graf E. Reventlow

Als im Winter 1902 die Schiffbautechniſche Geſellſchaft in Charlottenburg tagte, ergriff der Kaiſer das Wort und führte in längerer Rede aus, daß heuzutage die Schiffsartillerie, die Aufſtellung und Anordnung der Geſchütze nicht nur für den Bau der Kriegsſchiffe und ihren Typ, ſondern auch für ihre Verwendung in der Schlacht, alſo die Taktik, maßgebend ſei. Er hat damit in ſchlagender Weiſe das Geſchütz als den allein ausſchlaggebenden Faktor gekennzeichnet, als der es praktiſch nunmehr in allen Marinen anerkannt wird. Lange Zeit war man andrer Anſicht, und noch heute gibt es in andern Marinen Fachmänner, die glauben, daß Torpedoſchüſſe und Stöße mit dem Rammſporn die eigentlichen Entſcheidungswaffen ſeien, während das Geſchütz nur den Gegner ſchwächen, nicht aber kampfunfähig machen könne. Wir ſind dagegen der Anſicht, daß die Torpedowaffe an Bord des gepanzerten Schlachtſchiffs wegen der geringen Tragweite der Torpedos nur eine Gelegenheitswaffe iſt und der Rammſtoß noch in erhöhtem Maße, da er, abgeſehen von der verhältnismäßig ſelten eintretenden Möglichkeit ſeiner Ausführung, auch das rammende Schiff ſelbſt infolge des gewaltigen Stoßes jedenfalls ſchwer beſchädigen wird. Wir glauben ferner, daß lediglich durch die zerſtörende und verheerende Wirkung der Granaten und der den Panzer durchſchlagenden Vollgeſchoſſe ein feindliches Linienſchiff ſo weit gebracht werden kann, daß es nicht mehr imſtande iſt, weiter zu kämpfen; wenn es dann auch noch ſchwimmt, ſo wird es doch bald die Flagge ſtreichen müſſen, und wenn es das nicht will, ſo können Rammſporn und Torpedo ihm den Reſt geben.

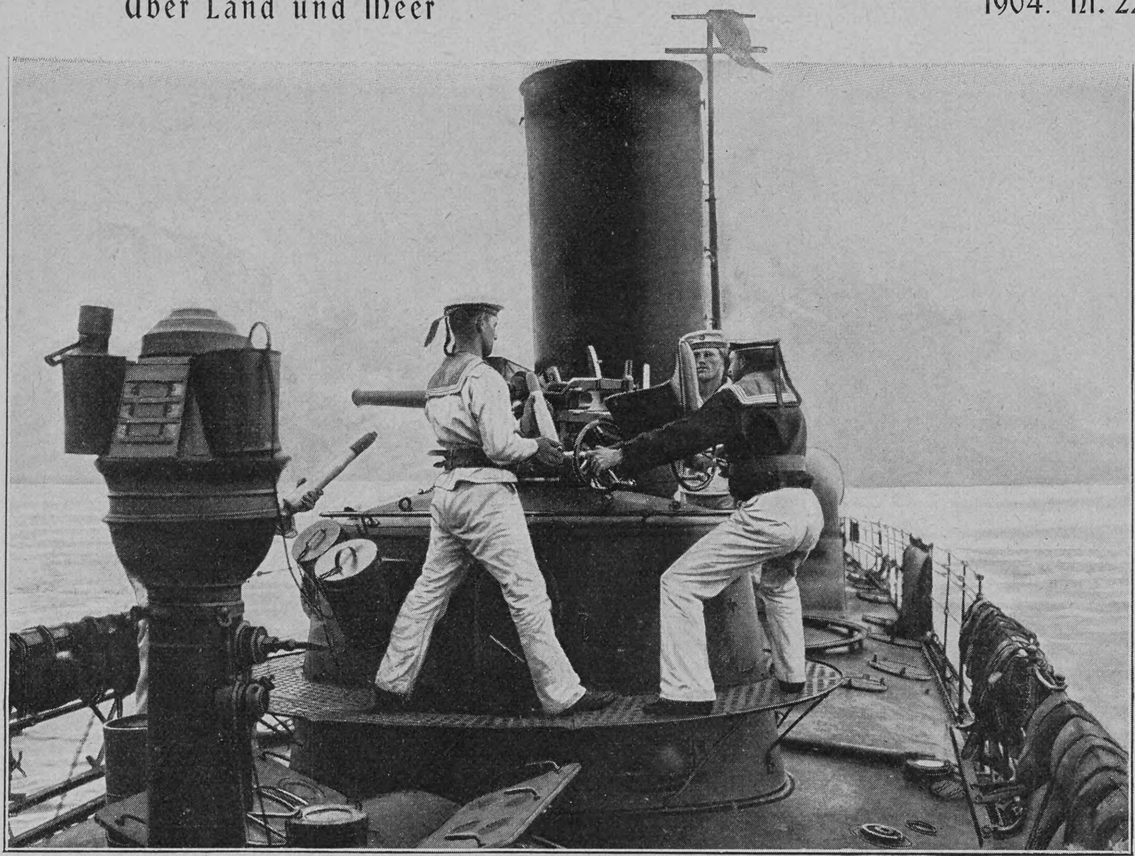
Dieſe beherrſchende Wichtigkeit der Artillerie muß nun ſchon bei der Aufſtellung der Konſtruktionspläne für ein neu zu erbauendes Schiff in vollem Maße berückſichtigt werden. Sorgfältig haben ſich die Techniker und Seeoffiziere, durch deren vereinigtes Wirken ein Kriegsſchiff entſteht, zu überlegen, welche Arten von Geſchützen, wieviele jeder Art, und vor allem wie die einzelnen Kanonen aufzuſtellen und in welcher Weiſe ſie durch Panzer zu ſchützen ſind.

Was die Arten anlangt, ſo haben ſich mit der Zeit durch Erfahrung und Ueberlegung drei ganz beſtimmte Kategorien als notwendig für jedes große Schlachtſchiff herausgeſtellt: die ſchwere Artillerie, die mittlere und die leichte. Die ſchwere Artillerie beſteht aus den rieſigen Geſchützen mit einem Kaliber von 30, 28 und 24 Zentimetern, deren wir auf den modernen Schlachtſchiffen aller Nationen beinahe ſtets vier aufgeſtellt finden. Sie ſchleudern Granaten, die mit einer verheerenden Sprengladung angefüllt ſind, und Stahlvollgeſchoſſe, die den ſtarken Panzer der Waſſerlinie und der Geſchütztürme des feindlichen Schiffes durchſchlagen ſollen.

So werden dieſe ſchweren Geſchütze recht das eigentliche Kennzeichen des Linienſchiffes, und ein Schiff mag noch ſo groß ſein und die ſtärkſte Panzerung aufweiſen, es iſt doch kein Linienſchiff, wenn die ſchwere Armierung fehlt, weil es ohne dieſe nicht imſtande iſt, einem ſtark panzerten Feinde derartig zuzuſetzen, daß er ſeine Flagge ſtreichen muß. Wir ſind in Deutſchland mit den neuen Linienſchiffen der Kaiſer- und Wittelsbachklaſſe bis an die äußerſte Grenze gegangen, als ſie ſchwere Geſchütze von nur 24 Zentimetern Kaliber erhielten. Der Grund dazu lag in der Rückſicht auf die Gewichtserſparnis, da mit dem Kaliber das Gewicht in einer ganz überraſchenden Weiſe wächſt und dieſe Schiffe verhältnismäßig nur klein ſind; ein kleines Schiff kann naturgemäß weniger Gewicht tragen und hat weniger Raum zur Verfügung als ein größeres. Man glaubte außerdem, daß die große Geſchwindigkeit, mit der dieſe an und für ſich ausgezeichneten Kanonen einen Schuß nach dem andern abgeben können, die geringere Größe und Wirkung der einzelnen Granate durch die Maſſe auszugleichen vermöge. Seitdem haben aber auch die andern Nationen ſchwere Geſchütze, die ſehr ſchnell feuern, und dadurch iſt eine Unterlegenheit des 24 Zentimeter-Geſchützes unbeſtreitbar geworden. Es war,

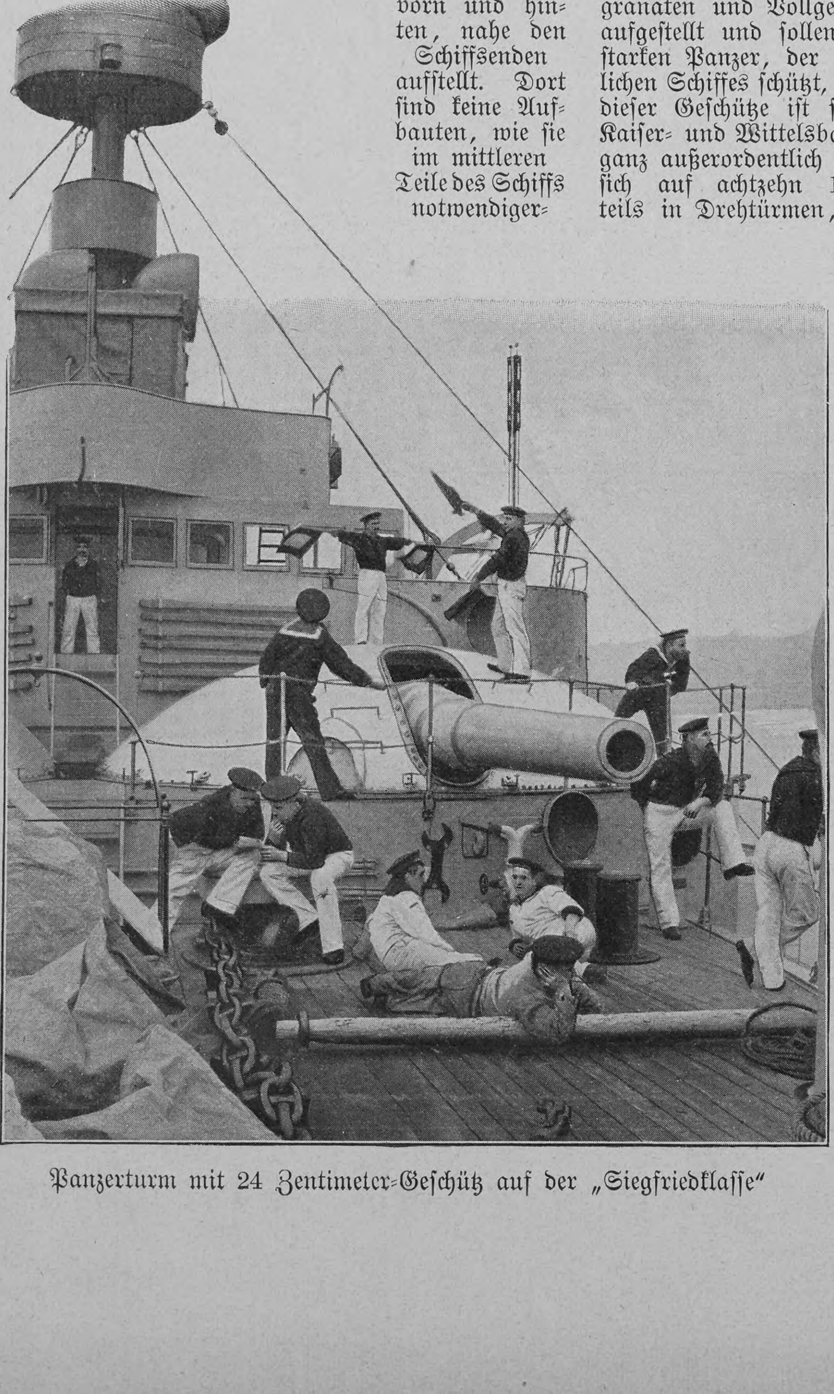


Panzerturm mit zwei 28 Zentimeter-Geſchützen älterer Konſtruktion auf der „Brandenburgklaſſe“



Exerzieren am 5 Zentimeter-Schnelladegeſchütz eines Torpedoboots

wie geſagt, ein Notbehelf, geboten durch die Kleinheit der Schiffe, und dieſe wiederum begründeten nur finanzielle Rückſichten, denn je größer das Schiff, deſto höher die Koſten. Jetzt ſind aber für die deutſche Flotte bereits mehrere Schlachtſchiffe eines ſehr verbeſſerten Typs von Stapel gelaufen, deſſen ſchwere Geſchütze ein Kaliber von 28 Zentimetern haben. Was das für die Berechnungen des Konſtrukteurs bedeutet, erhellt aus der Tatſache, daß dieſe Kanone mit der Laffetierung doppelt ſo viel wiegt wie das 24 Zentimeter-Geſchütz. Ferner muß man bedenken, daß die Munition: Granaten und Pulverladungen — Kartuſchen genannt — in derſelben Anzahl vorhanden ſein müſſen wie für das kleine Kaliber, daß ſie viel mehr wiegen und einen bedeutend größeren Raum zu ihrer Lagerung in den Munitionsräumen beanſpruchen. Es iſt alſo ganz unmöglich, wie ſchon bisweilen von Flottenfreunden vorgeſchlagen worden iſt, aus einem fertiggeſtellten oder in vorgeſchrittenem Bauſtadium befindlichen Schiffe die anfänglich vorgeſehenen Geſchütze herauszunehmen und größere darauf zu ſetzen. Eine ſolche Maßnahme würde nicht nur mit ungeheurem Zeitaufwand und ganz erheblichen Mehrkoſten verknüpft ſein, ſondern auch eine vollſtändige Aenderung der Konſtruktionspläne bedingen. Das geflügelte Wort „hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen“ trifft nirgendwo mehr zu als auf einem Linienſchiffe, wo Gewicht und Raum für Panzer, Geſchütze, Kohlen, Maſchinen, Keſſel, Munition und endlich die Wohnräume auf das ſorgfältigſte erwogen und verteilt werden müſſen. Aendert man einen einzigen dieſer ſämtlich ſo notwendigen Faktoren, ſo wirkt das auf alle andern zurück. Aus demſelben Grunde iſt auch eine Beſchränkung in der Zahl der ſchweren Geſchütze notwendig. Auf den erſten Blick mag es ſcheinen, als ob die Anzahl der ſchweren Geſchütze gar nicht groß genug ſein könnte, aber die Wichtigkeit der mittleren und leichten Armierung belehrt uns darüber eines Beſſeren. Eben dieſe Beſchränkung verlangt naturgemäß, daß man die zuläſſigen ſchweren Geſchütze ſo aufſtellt oder vielmehr einbaut, daß ſie möglichſt nach allen Richtungen ſchießen können und aufs beſte durch Panzer geſchützt ſind. Beides wird dadurch erreicht, daß man je zwei in runden und gepanzerten Drehtürmen unterbringt und letztere, je einen vorn und hinten, nahe den Schiffsenden aufſtellt. Dort ſind keine Aufbauten, wie ſie im mittleren Teile des Schiffs notwendigerweiſe vorhanden ſein müſſen, und drei Viertel des Horizonts können die Geſchütze mit ihrem Feuer beſtreichen. Nach den Breitſeiten ſind demnach alle vier verwendbar, nach vorn und hinten immer ein Turm, alſo zwei Geſchütze.



Panzerturm mit 24 Zentimeter-Geſchütz auf der „Siegfriedklaſſe“

Während die ſchweren Geſchütze durch Wirkung des einzelnen Geſchoſſes wirken ſollen, liegt der Wert und die Aufgabe der mittleren und leichten Armierung in der Maſſenwirkung. Die Zahl der hierunter zählenden Geſchütze muß alſo weſentlich größer, ihre Feuergeſchwindigkeit viel beträchtlicher ſein. Die mittleren Geſchütze auf unſern heutigen Linienſchiffen beſitzen ein Kaliber von 15 Zentimetern, die unſrer Zukunftsſchiffe ein ſolches von 17 Zentimetern. Sie feuern ebenfalls mit Sprenggranaten und Vollgeſchoſſen, ſind hinter Panzern aufgeſtellt und ſollen imſtande ſein, den mittelſtarken Panzer, der die Mittelartillerie des feindlichen Schiffes ſchützt, zu durchſchlagen. Die Anzahl dieſer Geſchütze iſt ſehr verſchieden. Auf unſrer Kaiſer- und Wittelsbachklaſſe iſt die Mittelartillerie ganz außerordentlich ſtark ausgebildet und beläuft ſich auf achtzehn 15 Zentimeter-Kanonen, die teils in Drehtürmen, teils in kleinen gepanzerten Räumen (Kaſematten) aufgeſtellt ſind. So feſte Grundſätze für die Aufſtellung, wie bei der ſchweren Artillerie, ſind hier nicht vorhanden, und das „Je mehr, deſto beſſer“ wird nur dadurch beſchränkt, daß die einzelnen Kanonen nicht zu dicht beieinander ſtehen dürfen, um ſich nicht gegenſeitig im Feuern zu behindern und anderſeits nicht zu mehreren durch eine einzige feindliche Granate außer Gefecht geſetzt werden zu können. Auch hier iſt neben der Frage des Gewichts die des Raumes zu berückſichtigen, denn jedem Geſchütz muß die vorſchriftsmäßige Munitionsmenge zur Verfügung ſtehen. Die leichten Geſchütze ſetzen ſich zuſammen aus 8,8-Zentimeter-Schnelladekanonen und zahlreichen Maſchinengewehren und Maſchinenkanonen. Dieſe ſollen im Gefecht hauptſächlich die auf dem feindlichen Schiffe ungeſchützt ſich bewegenden Menſchen töten, außerdem die Angriffe von Torpedobooten abwehren.

Wer in der Armee gedient hat, weiß, was das Wort „Feuerleitung“ und „Feuerdisziplin“ bedeutet; er weiß auch, wie ſchwierig es oft iſt, beim Feuern mit Platzpatronen das Kommando der Offiziere und Unteroffiziere zu verſtehen, die dem Feuer der Schützenlinie die Richtung, Entfernung und die Art des Feuers (langſam, lebhaft u. ſ. w.) angeben. Nun denke man ſich das Getöſe in der Seeſchlacht, wo nicht nur auf einem einzigen Schiff ungefähr fünfzig Kanonen brüllen, ſo laut und ununterbrochen ſie können, ſondern wo auch die Granaten des Feindes gegen die Panzerplatten donnern, die ungepanzerten Schiffswände zerſtören, im Innern krepieren und furchtbare Verwüſtungen anrichten. Die Feuerleitung liegt in den Händen des Artillerieoffiziers, der aber in der Schlacht ſich an einem Orte des Schiffs aufhalten muß, wo er vor allem die Geſamtlage dauernd gut überſehen kann; bei dem ſchnellen Fahren der beiden Flotten, ihrem häufigen Richtungswechſel ändert ſich dieſe Lage aber beinahe in jeder Sekunde. Der Artillerieoffizier kann ferner ſeine eignen Geſchütze perſönlich durchaus nicht überſehen, geſchweige denn mit deren Bedienungsmannſchaft perſönlich in Verbindung treten, denn erſtlich ſind es ihrer zu viele, ferner ſind ſie in verſchiedene Etagen über das ganze Schiff verſtreut, und endlich ſind beinahe alle Geſchütze durch ihren Panzer völlig voneinander getrennt und iſoliert. Trotzdem muß unbedingt in der Schlacht eine einheitliche Leitung vorhanden ſein, um die ganze artilleriſtiſche Kraft des Schiffs in richtiger Weiſe zur Geltung zu bringen und ſie vor allen Dingen auf einen Punkt konzentrieren zu können. Den Geſchützmannſchaften ſelbſt, wie den ſie leitenden Offizieren iſt es ganz unmöglich, aus ihren engen Türmen oder Kaſematten die Geſamtlage zu überſehen, die Entfernungen zu taxieren. Da wird ſich dann im Ernſtfalle zeigen, ob die Uebungen im gemeinſamen Exerzieren und Schießen ſachgemäß und ſorgfältig ausgeführt worden ſind, ob die Mannſchaften und Offiziere aller Geſchütze ſich ſo miteinander eingearbeitet haben, daß ſie ſich auf halbe Winke verſtehen und es nichts ausmacht, wenn der Tod Lücken in ihre Reihen reißt. Freilich ſind Sprachrohre, Telegraphen und Telephone vorhanden, die in Friedenszeiten bei wohlgeübtem Perſonal ein einheitliches Zuſammenwirken unter der Leitung des Artillerieoffiziers verbürgen. Eine einzige feindliche Granate kann aber dieſen Zuſammenhang zerreißen, dann wird die Lage weit ſchwieriger, und das alte Wort, daß nicht die Schiffe, ſondern die Menſchen fechten, tritt voll in ſeine Rechte.

Die Seeſchlacht der Zukunft getreu zu ſchildern, iſt heutzutage ganz unmöglich, denn die beiden einzigen modernen Seekriege, die zwiſchen den Amerikanern und Spaniern, zwiſchen den Japanern und Chineſen, konnten wegen der zu ungleichen Gegner und der teilweiſe ganz unmodernen Schiffe kein richtiges Bild geben. So viel ſteht aber feſt, daß das Geſchütz ſie beherrſchen und entſcheiden wird; das Geſchütz wird auch die Bewegungen der

Flotten, ihr Manövrieren, alſo kurz die Taktik beſtimmen. Schon auf Entfernungen von 6000 Metern und darüber, ſo meinen wenigſtens die Franzoſen, werden die erſten Schüſſe fallen.

Verſuchen wir, uns die Einleitung und den Gang einer modernen Seeſchlacht in großen Zügen vorzuſtellen!

Die Aufklärungsſchiffe haben durch ihre Signale die Entfernung, Anmarſchrichtung und Stärke der feindlichen Flotte dem Admiral gemeldet; ſie kommt kurz darauf in Sicht, und bald darauf iſt auch zu erkennen, welche Formation der feindliche Führer für ſeine Schiffe gewählt hat. Dies iſt von großer Wichtigkeit, denn aus der Formation kann man ſchließen, welche Kampfesweiſe der Feind beabſichtigt, ob er es vorzieht, den Kampf vorläufig auf große Entfernungen zu führen, oder ob er gleich zur Entſcheidung auf nahe Entfernungen hindrängt. Je nachdem beſtimmt nun auch der andre Admiral die Gefechtsformation. Er ordnet ſeine Schiffe ſo, daß ſo viele Geſchütze wie irgend möglich auf den Feind gerichtet werden, und darin beſteht in erſter Linie die ſchwierige Kunſt der Flottenführung, daß der Admiral während der ganzen Dauer des Gefechts ſeine Schiffe in einer ſolchen vorteilhaften Stellung dem Feinde gegenüber hält. Letzterer trachtet natürlich nach demſelben Ziel, und ſo entſteht dann ein fortwährendes gegenſeitiges Manövrieren, und derjenige Admiral iſt der geſchicktere Manövrierer, der den Feind immer mit allen ſeinen Schiffen beſchießen kann, während dieſer nur einen geringen Teil der ſeinigen zur Geltung zu bringen vermag.

Langſam fallen auf große Entfernungen die erſten Schüſſe; man will ſich einſchießen, was notwendig iſt, da ſich dieſe ungeheuren Entfernungen nur ungenau abmeſſen laſſen und ſich außerdem infolge der ſchnellen Bewegung der beiden Flotten raſch verändern. Hohe Waſſergarben zeigen die Stelle an, wo die Fehlſchüſſe einſchlagen, wogegen es wohl ſchwer ſein wird, einen wirklichen Treffer wahrzunehmen, es ſei denn durch den Rauch einer außen an der Schiffswand platzenden Granate. Sicher aber werden gerade die erſten Treffer auf große Entfernungen einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß auf die moraliſche Haltung der Beſatzung ausüben, und ſo zeigt ſich auch hier wieder die ganz außerordentliche Wichtigkeit der Schießausbildung im Frieden. Wenn auf viele tauſend Meter eine Granate einſchlägt und die unglaublichen Verheerungen anrichtet, die wir von den modernen Sprengſtoffen kennen, dann wird die Mannſchaft des Schiffes, der es nicht gelingen will, den Gegner zu treffen, ohne Zweifel ein Gefühl der Entmutigung verſpüren; den Leitern wird ſich der Gedanke aufdrängen, daß ſich im Nahgefecht noch weit mehr eine Ueberlegenheit des Gegners zeigen werde, obgleich tatſächlich gerade im Nahgefecht ſich ſolche Unterſchiede der Ausbildung eher ausgleichen.

Langſam nähern ſich die Flotten, das Feuer wird allgemeiner und ſchneller, denn auch die mittlere Artillerie beginnt ſich zu beteiligen. Ihr Ziel bilden vor allem die oberen Teile der Schiffe und deren hohe Aufbauten, die gar nicht oder nur leicht gepanzert ſind, während man mit den Geſchoſſen der ſchweren Kanonen den Panzer in der Waſſerlinie zu durchſchlagen trachtet, um die Keſſel und Maſchinen zu zerſtören und dadurch Geſchwindigkeit und Manövrierfähigkeit zu lähmen. Schon ſieht man auf einigen Schiffen die Oberbauten ſiebartig durchlöchert, ſchon geht das eine oder andre langſamer und muß die Schlachtlinie verlaſſen. Auf unſerm Schiffe — ſo nehmen wir an — durchſchlägt eine gewaltige Granate die Panzerwand des Kommandoturms, tötet den Kommandanten und den Mann am Ruder. Der erſte Offizier tritt an ſeine Stelle, die Reſerverudervorrichtung wird benutzt. Es herrſcht ein Getöſe, daß kein mündlicher Befehl zu verſtehen iſt, Winke und Zeichen müſſen an ſeine Stelle treten. Die auf den Panzer ſchlagenden Granaten machen das Schiff in allen Verbänden erzittern, und ziſchend ſauſen die Geſchoſſe durch die ungepanzerten Wände hindurch, Blechſtreifen und Eiſenſtücke umherſchleudernd, ebenſo gefährlich und tödlich wie die Geſchoſſe ſelbſt. Die Augen des Kommandanten oder ſeines Stellvertreters ſind ſtarr auf das Admiralsſchiff gerichtet, alles andre kümmert ihn nicht. Die Geſchütze, Torpedoausſtoßrohre, kurz alles, was auf ſeinem Schiffe vorgeht, muß er ſeinen Offizieren überlaſſen, denn ſeine Aufgabe iſt, den Befehlen und Bewegungen des Admirals zu folgen und ſein Schiff genau auf dem ihm zugewieſenen Poſten in der Schlachtlinie zu halten. Signale können auf den meiſten Schiffen ſchon nicht mehr gegeben werden, da die Maſten und Signalleinen zerſchoſſen ſind und die drahtloſe Telegraphie verſagt. „Dem Führer folgen“, heißt es, und mitten in dieſem beiſpielloſen Drunter und Drüber darf der Kommandant ſich durch nichts beirren laſſen, ſich um nichts andres kümmern; das erfordert Entſchloſſenheit und eiſerne Nerven, die ohne lange Friedensſchule ſolchen Aufgaben nicht gewachſen ſein können. Die Flotten dampfen nun, auf weniger als tauſend Meter einander genähert, nebeneinander her, ſämtliche Geſchütze ſind unaufhörlich in Tätigkeit, und gar manches Schiff liegt ſchon abſeits wie eine lahme Ente auf dem Waſſer. Die Mannſchaften und Offiziere ſind durch die raſenden Anſtrengungen zum Tode erſchöpft, die Unverwundeten müſſen doppelte und dreifache Arbeit tun, denn beinahe keine Geſchützmannſchaft iſt mehr vollzählig. Jetzt tritt auch der Torpedo in Tätigkeit; ziſchend ſauſt das unheimliche Geſchoß durch das Waſſer gegen die Schiffswand, hochauf ſpritzt das Waſſer, und eine gewaltige, ſchlagartige Erſchütterung durchzittert den Schiffskörper. Die Heizer in den Keſſelräumen ſtürzen zu Boden, teilweiſe mit gebrochenen Beinen; den meiſten ſpringen die Trommelfelle, und alle ſind für längere Zeit leiſtungsunfähig, in einem Zuſtande der Betäubung. Stromweiſe ergießt ſich das Waſſer durch das zwanzig Quadratmeter große Loch in mehrere Abteilungen, bald iſt ein Keſſelraum unter Waſſer, und das Schiff legt ſich um dreißig Grad nach der Seite über. Auch oben zeigen ſich Wirkungen; das Schiff gehorcht dem Ruder beinahe gar nicht mehr, und wegen des ſtarken Ueberliegens nach der Seite gelingt es nicht mehr, die ſchweren Türme zu drehen, die Geſchwindigkeit muß um mehr als die Hälfte vermindert werden, der Kommandant verläßt die Schlachtlinie, um abſeits zu beſſern, was noch zu beſſern iſt, umſchwärmt von feindlichen Kreuzern, die dem ſchwerverwundeten Rieſen den Gnadenſtoß geben möchten.

Die Schlacht tobt weiter auf nächſte Entfernungen, ſolange die Kräfte reichen, und wenn ſchließlich die Ueberreſte der beſiegten Flotte das Weite ſuchen, dann wird auch der Sieger kein einziges intaktes Schiff und ſchwere Verluſte aufzuweiſen haben. Wenn dieſe Zeilen in den Händen der Leſer ſind, iſt das, was ich hier in einem Phantaſiebilde vorgeführt habe, vielleicht ſchon grauſame Wirklichkeit geworden. Die diplomatiſchen Verhandlungen zwiſchen Rußland und Japan ſind abgebrochen; wenn nicht noch etwas ganz Außergewöhnliches geſchieht, haben jetzt zunächſt die ehernen Mündungen der Schiffsgeſchütze zu ſprechen, und die Welt erlebt das Schauſpiel, daß zum erſtenmal zwei ebenbürtige Flotten, ausgerüſtet mit den verheerendſten Waffen moderner Technik und den beſten Schutzpanzern, ſich in offener Seeſchlacht meſſen. Wie viele Anſchauungen und Einrichtungen ſich bewähren, wie viele einer Korrektur bedürfen, wird der Ausgang lehren.

Einſamkeit

Werde nicht irre,
Laß dich nicht täuſchen!
Nicht in der Menſchen buntem Gewirre,
Nicht in des Marktes lauten Geräuſchen
Hörſt du der Harfe ſchwingende Töne,
Schauſt du das Große, das Hohe, das Schöne!

Nur aus der Stille
Des Ganz-Verſenkens
Fließt dir die quellende, wogende Fülle
All deines heiligen Fühlens und Denkens;
Nur in den großen Einſamkeiten
Rauſcht dir das Lied aus den goldenen Saiten.

Und die blaſſen
Wundergeſtalten
Kannſt du mit deinem Auge nur faſſen,
Kannſt du nur bannen, kannſt du nur halten,
Wenn du fern von dem lauten Reigen
Knieeſt im heiligen Tempelſchweigen.

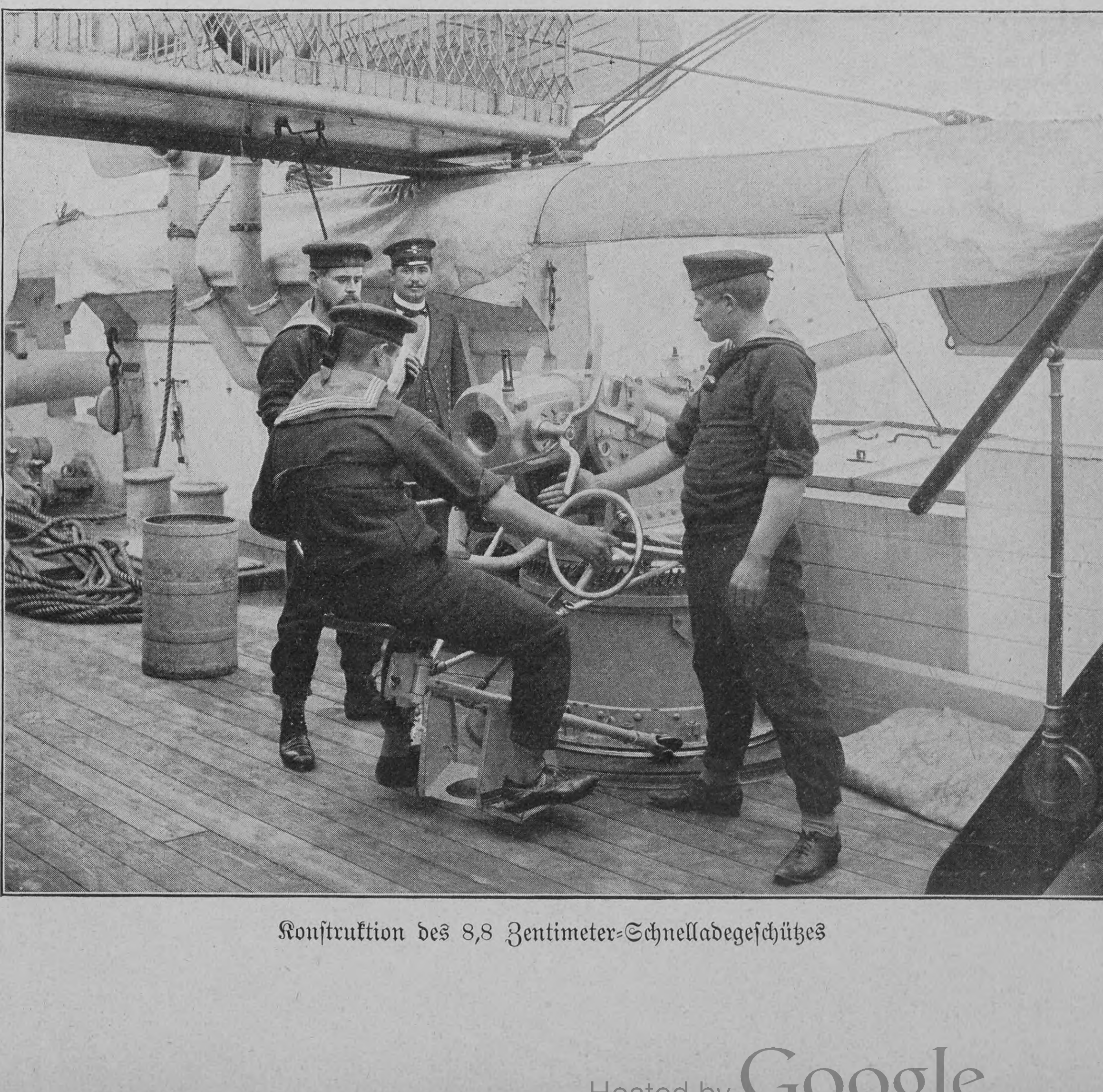
Wächſt doch die blaue
Märchenblume
Nicht auf der blütenbeſäeten Aue,
Nicht auf des Ackers bewegter Krume, —
Sie erblüht nur in ſtiller Stunde
Einſam im tiefſten Waldesgrunde.

Aug. H. Plinke

Das Kreuz von Dreizehnlinden

(Zu dem Gemälde von Franz Hoffmann-Fallersleben)

Auf den Boden von F. W. Webers bekanntem Epos „Dreizehnlinden“, in den Bereich des altberühmten Kloſters Corvey verſetzt uns das eindrucksvolle Bild, in dem der Maler eine der erſten Anregungen, die ſeine Jugend aus der umgebenden Natur empfing, feſtgehalten hat. Auguſt Hoffmann von Fallersleben, der treffliche Gelehrte und Dichter, war von 1860 bis zu ſeinem Tode Bibliothekar auf Schloß Corvey, und ſo hat ſein Sohn, der Landſchaftsmaler Franz Hoffmann, ſchon als Knabe oft das mächtige Kreuz unter den ehrwürdigen Linden angeſtaunt, die nach der Sage von Ludwig dem Frommen gepflanzt ſein ſollen. Noch jetzt wird alljährlich einmal auf dieſem ſchönen, das Gemüt andachtsvoll ſtimmenden Fleckchen Erde Gottesdienſt gehalten: am 15. Juni, dem Tage des Schutzpatrons von Corvey, des heiligen Vitus, verſammelt hier eine feierliche Meſſe die katholiſche Bevölkerung der Gegend. Wie ernſt und erhebend ein ſolcher Gottesdienſt im Freien, unter der grünen Wölbung der uralten Bäume, zwiſchen denen das ſommerliche, von der lieblichen Weſer durchzogene Land hereinglänzt, auf jeden Teilnehmer wirken muß, das läßt uns auch Hoffmanns Bild ahnen, auf dem um die Linden und das Kreuz das nicht minder feierliche Schweigen der Einſamkeit ruht.



Konſtruktion des 8,8 Zentimeter-Schnelladegeſchützes

Winterkuren im Hochgebirge

Von

Theo Seelmann

(Hierzu ſieben Bilder nach photographiſchen Aufnahmen von
Siegriſt Herder und Kühner & Wieck in Davos)

Wenn des Hochſommers drückende Schwüle auf dem Tieflande laſtet, dann erwacht in den Herzen der Stadtmenſchheit die Sehnſucht nach den ragenden Gipfeln der Alpenwelt mit ihrem dunkeln Wäldergürtel, ihren friſchen Matten, ihren Schroffen und Steilwänden und ihren rauſchenden Wildbächen. Und ſie alle, die in das Hochgebirge hinauszogen, um ſich körperlich und geiſtig zu ſtählen und zu verjüngen, ſie alle kehren in ihr Heim zurück voll des Preiſes der Naturſchönheiten, die ſich ihren bewundernden Blicken in unerſchöpflichem Wechſel darboten. Aber wer möchte im Winter im Hochgebirge weilen? Wer denkt nicht an grimme Kälte, eiſige Winde und wogende Nebelſchwaden, wenn er ſich das Winterbild im Hochgebirge ausmalt? Und doch lenken auch im Winter viele Hunderte ihre Schritte zu den alpinen Bergrieſen. Es ſind nicht Touriſten und Bergſteiger, nicht Menſchen im Vollbeſitz der Geſundheit, die Wanderluſt und Wagemut hinaustreibt, ſondern Geſchwächte und Kranke, die von dem Wunſch beſeelt ſind, in den ſtillen Hochgebirgstälern von ihren Leiden Geneſung und Heilung zu finden.

Der Flüela-Waſſerfall im Winter

Den Hauptteil der Leidenden, die eine Winterkur im Hochgebirge gebrauchen, ſtellen Lungenkranke, Tuberkulöſe, bei denen ſich der Krankheitsprozeß noch in den Anfängen der Entwicklung befindet, erblich mit dieſer Krankheit Belaſtete oder ſonſtwie dazu Veranlagte. Dazu treten Perſonen mit chroniſchem Bronchialkatarrh, nervös Aſthmatiſche, Nervenſchwache, Skrofulöſe und Rekonvaleszenten. Das Bemühen, gegen die Lungentuberkuloſe ein wirkungsvolles Heilmittel aufzufinden, hat zuerſt die Aufmerkſamkeit der Wiſſenſchaft auf das Hochgebirge hingezogen. Schon Humboldt und Bonpland berichteten von ihren Reiſen in Zentral- und Südamerika, daß ſich die Bewohner der von ihnen durchforſchten Hochebene, wo die tropiſche Wärme noch eine Beſiedelung bis zu 4000 Metern geſtattet, durch einen auffallend breiten Bruſtkorb, gut entwickelte Lungen, langen Rumpf, kurze Gliedmaßen und Fettmangel vor ihren Nachbarn in der Tiefebene auszeichneten und daß das Vorkommen von Lungenſchwindſucht in dieſem Gebiet zur äußerſten Seltenheit gehöre. Aehnliche Beobachtungen wurden ſpäter an andern hochgelegenen Orten geſammelt. Wie immer, wenn man in der Verfolgung eines Fortſchritts begriffen iſt, ſchoß man auch hier zunächſt über das Ziel hinaus. Es bildete ſich alsbald die Vorſtellung von dem Geſetz einer regelmäßigen allmählichen Abnahme der Lungentuberkuloſe mit zunehmender Höhe aus, und es machte ſich ſogar die Verfechtung einer ſchwindſuchtsfreien Zone innerhalb der höheren Gebirgslagen geltend. Es iſt heute feſtgeſtellt, daß es eine völlig ſchwindſuchtsfreie Zone nicht gibt. Anderſeits iſt aber jetzt auch ſicher nachgewieſen, daß tatſächlich dem Gebirge und vornehmlich dem Hochgebirge natürliche Bedingungen eigen ſind, die der Einniſtung, der Uebertragung und Verbreitung der Lungentuberkuloſe machtvoll entgegenwirken. Auch auf der Suche nach dem beſonderen Heilfaktor des Hochgebirges ging man anfänglich fehl. Bald glaubte man ihn in dieſer, bald in jener Eigenart der klimatiſchen Verhältniſſe des Hochgebirges erkannt zu haben. Gegenwärtig hat ſich die Auffaſſung mit Recht Bahn gebrochen, welche die Hebung und Beſſerung des Geſundheitszuſtandes nicht einem einzelnen Faktor zuſchreibt, ſondern ſie auf das Hochgebirgsklima in ſeiner Geſamtheit zurückführt.

Die untere Grenze des Hochgebirgsklimas wird durchſchnittlich auf 1500 Meter ü. M. angenommen. Es iſt bekannt, daß ſich mit der ſteigenden Erhebung eine Verminderung des Luftdruckes verbindet. Beträgt der Barometerdruck im Meeresniveau 760 Millimeter, ſo beläuft er ſich in 1500 Metern Höhe nur noch auf 629,5 und bei 2000 Metern Höhe auf 591 Millimeter. Der Druck der auf dem Körper laſtenden Luftſäule iſt für das Meeresniveau auf 15500 Kilogramm, für 1500 Meter Höhe auf 12828 und für 2000 Meter Höhe auf 12083 Kilogramm berechnet worden. Dieſe Abnahme des Luftdrucks bedingt eine entſprechende Luftverdünnung und ihr wiederum entſpringt eine Verminderung des Sauerſtoffgehaltes. Zunächſt üben die Luftdruckverringerung und Luftverdünnung eine rein mechaniſche Rückwirkung auf den Organismus aus. Unter dem ſchwächeren Luftdruck wächſt die Elaſtizität der Lunge, die Muskulatur des Atmungsapparates leiſtet die ihr obliegenden Atmungsbewegungen leichter, die Einatmung vollzieht ſich kräftiger und der einzelne Atemzug wird tiefer und ausgiebiger. Allmählich wird hierdurch eine Erweiterung des Bruſtkorbes und eine Erhöhung des Faſſungsraumes der Lunge erreicht. In ähnlicher Weiſe wird auch die Herztätigkeit angeregt. Die Saugkraft des Herzens ſteigert ſich, es füllt ſich ſtärker mit Blut, und der Blutumlauf wird beſchleunigt. Dieſer wohltätige Einfluß wird äußerlich gekennzeichnet durch die Zunahme der Pulsſchläge. In den erſten Tagen des Aufenthaltes im Hochgebirge iſt die Zahl der Pulsſchläge auch bei völliger Ruhe beträchtlich vermehrt. In der Folgezeit geht ſie zwar wieder auf den normalen Stand zurück, aber die Spannung des Pulſes bleibt ſtets erhöht. In demſelben Sinne wirkt zugleich die Sauerſtoffarmut der Hochgebirgsluft. Sie wird gleichſam dem Herzen ein Anſporn, das Blut um ſo reichlicher und raſcher die Lunge durchfluten zu laſſen, damit der Sauerſtoffbedarf in zulänglichem Maße gedeckt wird. Die Begleiterſcheinung dieſer kräftigeren Blutdurchlüftung iſt eine Vermehrung der Waſſerausſcheidung durch die Lunge und eine Erleichterung der Kohlenſäureausſcheidung, die den gewöhnlichen Betrag ungefähr um zwanzig Prozent überragt.

Aufbruch zu einer Schlittenpartie

Das Schulſanatorium in Davos-Platz

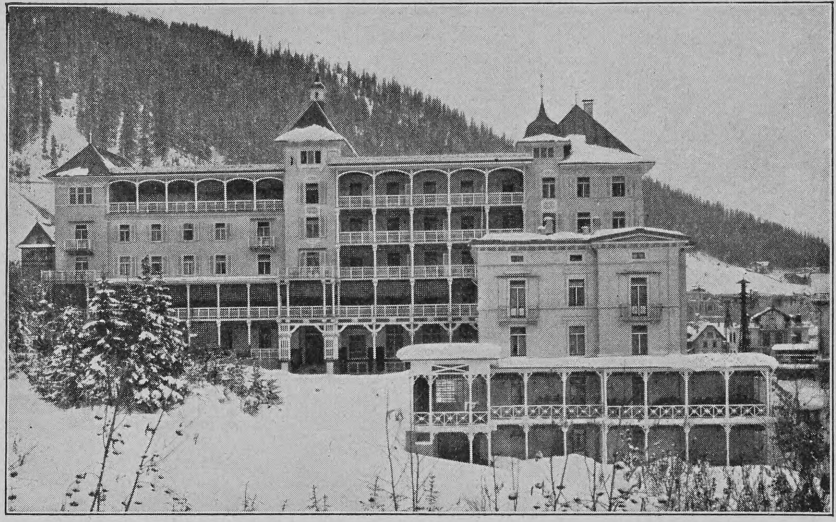
Die Reinheit der Luft im Hochgebirge iſt das weitere Moment, das ſich der Luftverdünnung ebenbürtig an die Seite ſtellt. Die Erkenntnis, daß gute Luft im Freien ein nicht hoch genug einzuſchätzendes Unterſtützungsmittel im Kampf gegen die Lungentuberkuloſe iſt, iſt heute Beſitztum der ganzen ärztlichen Welt. Welche Eigenſchaften der friſchen Luft es ſind, die ihre Heilſamkeit mit ſich bringen, iſt noch nicht völlig ſichergeſtellt. Doch liegt es auf der Hand, daß Reinheit der Luft, d. h. möglichſtes Freiſein von mechaniſchen und chemiſchen Schädlichkeiten, ſowie von Mikroorganismen nützlich ſein muß. Ebenſo wie das Eindringen von Staub, gasförmigen Giften und krankheitserregenden Mikroorganismen die Anſiedelung von Tuberkelbazillen begünſtigt, ſo werden dieſe Einflüſſe in noch höherem Grade auch die Vermehrung der Bazillen herbeizuführen imſtande ſein. Vor allen Dingen ſind jene krankmachenden Bakterien als beſonders gefährlich anzuſehen, die, mit der Einatmungsluft in die Lunge gelangend, zu der tuberkulöſen Erkrankung noch katarrhaliſche Prozeſſe und Eiterungen hinzufügen und ein Krankheitsbild hervorrufen helfen, das man als Miſchinfektion bezeichnet. Werden die Gefahren ſchlechter Luft von den Kranken ferngehalten, ſo werden für das dem tuberkulöſen Leiden innewohnende Heilungsbeſtreben die günſtigſten Bedingungen geſchaffen. Die Reinheit der Luft iſt am geringſten in geſchloſſenen, engen, bewohnten Räumen, größer bei guter Lüftung, noch größer außerhalb geſchloſſener Räume, und ſie wächſt weiterhin mit der Entfernung von menſchlichen Wohnungen und der Stärke der natürlichen Luftreinigung durch den Witterungsverlauf. Schon aus dieſer Stufenfolge läßt ſich entnehmen, wo der größtmögliche Schutz vor den Verunreinigungen der Luft zu finden iſt. Die unvergleichliche Reinheit der Hochgebirgsluft haben aber auch, wenigſtens was den Bakterien-

Geſamtanſicht von Davos im Winter

Abſtieg auf Schneeſchuhen

gehalt anbetrifft, die experimentellen Unterſuchungen ergeben. Während ſich in 10 Kubikmetern Luft aus einer Großſtadtſtraße 55000 Bakterien verſchiedener Art vorfanden, enthielt die gleiche Luftmenge eines Hotelzimmers in einem 560 Meter hoch gelegenen Alpenkurorte nur 600, die Luft im Freien ſogar nur 25 Bakterien. In 2000 Metern Höhe war die Luft frei von Bakterien. Die friſche Luft bietet aber nicht ausſchließlich die bloße Verhütung von Schädlichkeiten. Bei reichlichem Aufenthalt in friſcher Luft ſtellen ſich, wie beim Geſunden, ſo auch beim Lungenkranken größeres Wohlbefinden, Zunahme des Appetits, Beſſerung der Ernährung und Zurückgehen der Krankheitserſcheinungen ein, was kaum allein auf die Fernhaltung der Verunreinigung der Luft von dem kranken Organ bezogen werden kann. Das Fehlen gewiſſer, unſerm Geruchsſinn in geſchloſſenen Räumen auffallender Gerüche im Freien deutet darauf hin, daß auch hierbei möglicherweiſe chemiſche, noch nicht näher bekannte Vorgänge unmittelbar einen förderlichen Einfluß auf den Krankheitszuſtand ausüben.

Neben dieſen Faktoren treten die übrigen Eigentümlichkeiten des Hochgebirgsklimas, die Temperaturabnahme mit ſteigender Höhe und die verhältnismäßig beträchtliche Trockenheit, mehr zurück, wenn ſie auch an der Geſamtwirkung nicht völlig unbeteiligt ſind. Dieſe Geſamtwirkung ſich an den Kranken in ausgedehnteſtem Maße betätigen zu laſſen, iſt gegenwärtig Richtſchnur der ärztlichen Fürſorge bei der Durchführung der Winterkuren im Hochgebirge. Sie hat praktiſch ihre Verkörperung gefunden in der Einrichtung von Liegekuren im Freien. Es war zuerſt Brehmer, der dieſer Behandlungsweiſe das Wort redete. Sein Schüler Dettweiler hat ſie dann näher ausgeſtaltet und in jene Form gebracht, in der ſie in allen Kurorten zur Anwendung gelangt. Die Liegekur verbindet den ausgiebigen Genuß friſcher Luft mit den Vorteilen der Ruhe, durch die alle Ermüdung des Kranken, wie ſie beim Gehen, Stehen und Sitzen unausbleiblich iſt, aufs beſte vermieden wird. Auf der Chaiſelongue, in der Hängematte, in geeigneten Patentſtühlen und Rohrſeſſeln nehmen die Kranken, unbeeinträchtigt durch die niedere Temperatur, ſtundenlang ihren Platz ein. Die nötige Erwärmung wird je nach der Witterung durch Umhüllung mit wollenen Decken, mit bis zum Leib heraufreichenden Pelzfußſäcken, Pelzmänteln und Bekleidung der Hände mit Pelzhandſchuhen erzielt. Dazu iſt vielfach die Verabreichung von warmer Milch üblich. Im Beginn freilich ſtoßen ſich verzärtelte Kranke mitunter an dieſer ihnen ungewohnten Behandlungsweiſe. Aber ſchon nach kurzem wiſſen auch ſie ihre Vorzüge zu würdigen. Sie fühlen, wie ſich ihr Körper infolge des andauernden Aufenthaltes in der erfriſchenden Luft abhärtet, und wie dieſe Abhärtung mit dazu beiträgt, die Beſſerung ihres Leidens zu beſchleunigen. Vor allen ſonſtigen Unbilden der Witterung, wie Regen, Schnee und Wind, ſind die Kranken in den auf ſonnigen Terraſſen erbauten Liegehallen vollkommen geſchützt. Windſchirme, Vorhänge und andre Vorrichtungen ermöglichen es jederzeit, von den Ruhenden alle Störungen und Schädigungen fernzuhalten.

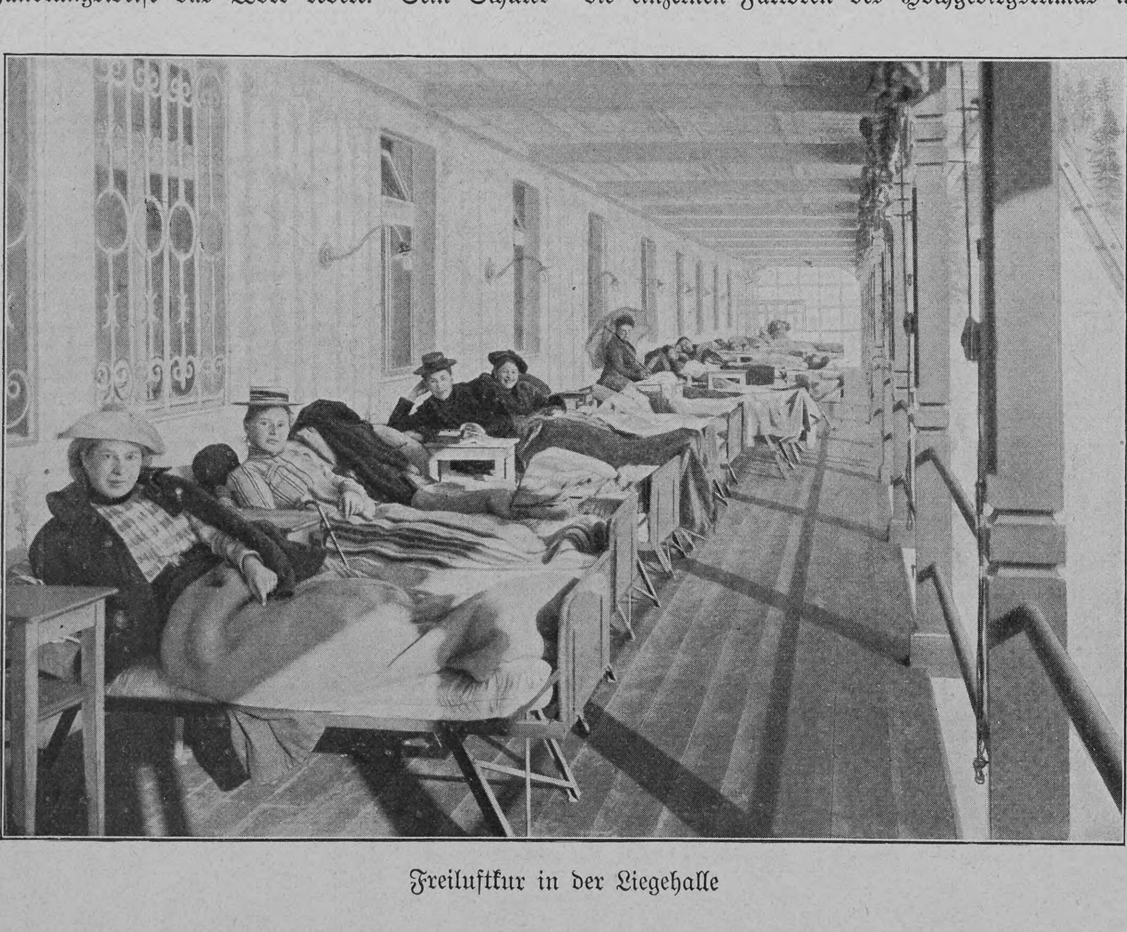


Die neue Heilſtätte für Lungenkranke der mittleren Stände in Davos

Die Frage, warum gerade die Winterszeit zum Gebrauch der Kur gewählt wird, kann mit wenigen Worten beantwortet werden. Selbſtverſtändlich ſind die einzelnen Faktoren des Hochgebirgsklimas im Sommer im allgemeinen die gleichen wie im Winter. Aber dem Sommer fehlt ein Moment: die Schneedecke. Die Schneedecke, die ſich mit ihrem hohen Daunenlager über die Flanken und Hänge der Berge breitet, iſt ein vorzüglicher Staubfänger und Staubbanner. Die Reinheit der Hochgebirgsluft wird durch ſie noch weſentlich geſteigert. Aber der Schnee iſt zugleich auch ein Windverſcheucher. Indem er weite Strecken mit ſeinen Flocken gleichmäßig bedeckt, verhindert er eine verſchieden ſtarke örtliche Erwärmung einzelner Teile durch die Sonnenbeſtrahlung und beugt ſo der Entſtehung lokaler Winde, die ſich im Sommer oft recht unangenehm bemerkbar machen, vor. Die kälteſte und ſchneereichſte Zeit des Winters iſt daher durchgängig auch die windſtille. Außerdem zeichnet ſich die winterliche Jahreshälfte durch eine außerordentlich große Lichtfülle aus. Im Winter rückt auf dem Hochgebirge die Wolkenbildung tief in die Täler hinab. Während in den unteren Regionen kalte Nebel wallen und graue Wolken ziehen, wölbt ſich über die Hochgebirgsgipfel ein reiner blauer Himmel und durchflutet die Luft goldener Sonnenglanz. Die Inſolation, die direkte Erwärmung durch die Sonnenſtrahlen, iſt denn auch im Winter ſehr bedeutend. Zuweilen ſteigt die Temperatur vom Morgen bis zum Nachmittag auf den ſonnenbeſchienenen Plätzen von 20° C. bis auf mehr als 40° C., während im Schatten noch mehrere Grad Kälte herrſchen. Der mächtige Anreiz, den das Sonnenlicht für den Organismus in ſich ſchließt, wird daher den Kranken gerade im Winter in reichſter Fülle zuteil.

Bildet auch die Liegekur den Kern der jetzigen Heilmethode, der in der Mitte des ganzen Heilverfahrens ſteht, ſo iſt ſie doch nicht das einzige Mittel, mit dem die Herbeiführung der Geſundung der Kranken erſtrebt wird. Eine kräftige, zweckdienliche Ernährung nebſt regelmäßiger Milchkur, eine vorſichtige Kaltwaſſerbehandlung, Maſſage, ſchwediſche Heilgymnaſtik und Mineralwäſſer ergänzen je nach dem Zuſtand des Kranken die Freiluftbehandlung. Solange der Leidende in dem Kurort weilt, ſteht er ununterbrochen unter der Obhut ſeines Arztes, der all ſein Tun und Laſſen auf das genaueſte regelt und ihn dadurch zugleich die Geſichtspunkte kennen lehrt, nach denen er, wenn er in die Heimat zurückgekehrt iſt, ſeine Lebensweiſe zu geſtalten hat. Aber es ſind nicht nur Kranke, die mit hektiſchen Wangen, mit den großen fragenden Augen hinaufkommen in die weißen Alpentäler, um dort oben in der klaren Winterluft Heilung zu ſuchen. Gar manchen Geſunden lockt die ſtrahlende Winterſonne hinauf zu ſtählender Sportsübung. So treffen denn dort die ſchroffſten Gegenſätze aufeinander, ſtrotzende Kraft und welkes Siechtum; eine blendende Geſelligkeit entfaltet ſich dort oben mit weltſtädtiſchem Luxus und allen Raffinements einer modernen Kultur hart neben der ſtill ſorgenden Tätigkeit der Aerzte.

Die Erfolge der Winterkuren im Hochgebirge ſind die allererfreulichſten. Die Krankheitserſcheinungen gehen erheblich zurück oder ſchwinden völlig, das Allgemeinbefinden des Körpers hebt ſich, und Mut und Zuverſicht treten an die Stelle von Zaghaftigkeit und Bedrückung. Nicht zum letzten ſind die Reſultate der Winterkuren im Hochgebirge ein Beweis für die Wahrheit des alten Wortes: der Arzt behandelt, die Natur heilt.



Freiluftkur in der Liegehalle

Fridas Verlobung

Von

Marie von Bunſen

I

Phot. E. Bieber, Berlin

Marie von Bunſen

Ein kleines, ſehr nettes Haus in einer kleinen, netten, auf der Inſel Rügen gelegenen Stadt. Es iſt acht Uhr morgens. Ein junges Mädchen kommt die Treppe herunter, nimmt die Poſtſachen aus dem Flurkaſten und ordnet ſie nach dem Empfänger, während ſie nach dem Eßzimmer geht. Zwei für ſie; die Karte lächelt ſie an, den Brief mit einer unbekannten Handſchrift dreht ſie neugierig um. An den Herrn Major a. D. Bergmann ſchicken ein Tabakfabrikant und ein Lotteriekollekteur „Zum guten Glück“ umfangreiche Druckſachen, für die Frau Majorin iſt ein Brief von der Tante in Stettin, für das Mädchen Lotte eine Anſichtskarte mit ſcherzhafter Widmung.

Während Frida Bergmann den Kaffee abmißt und behutſam in den Trichter ſchüttet, lieſt ſie die vorhin angelächelte Karte.

„Liebſte F. Der Gutmeyer macht neue Schwierigkeiten, hoffe aber doch, die Sache endgültig zu regeln und Wohnung zum 1. Januar feſtzunageln. Wetter hier ſcheußlich, bei euch wohl ebenſo. Geſtern Liebesmahl für mit der „Baden“ abfahrende Kameraden. Prinz H. und Alldorf zugegen. Dienſt andauernd ſchwer. X. Y. unſympathiſcher als je. Stets Dein Otto Haſſe.“

Befriedigt ſteckte ſie das Schriftſtück in die Taſche und öffnete während des langſamen Kaffeedurchguſſes den unbekannt ausſehenden Brief. Nach dem erſten Blick fuhr ſie zuſammen, ihre Hände zitterten ſo, daß etwas kochendes Waſſer auf das rot und weiße Tiſchtuch ſpritzte. Sie warf einen verſtörten Blick auf die letzte Seite des Bogens; die Unterſchrift lautete: Ein ehrlicher Freund von Otto Haſſe. Da kamen Schritte die Treppe hinunter, bebend ſteckte ſie dies Unheilſchreiben in die Taſche und ſtellte den Kaffee warm.

Der Vater küßte ſie auf die Stirn, klagte, daß die Milch nicht heiß genug wäre, und nahm ſich das Kreisblatt. Die Mutter vertiefte ſich in den Stettiner Brief, die ältere Schweſter, Helene, zählte an einem Stickereimuſter, keines von ihnen bemerkte, daß Frida ſtarr vor ſich hinſah. Als nach beendetem Frühſtück die andern unter lebhafter Meinungsverſchiedenheit die Küchenherdreparatur erörterten, ſagte Frida, ſie wolle den Geburtstagsſtrauß für Fräulein von Sehkt binden und entwich in den Garten.

Im Schutz der Pfeifenkrautlaube las ſie klopfenden Herzens den Brief.

„Verehrtes Fräulein Bergmann. Weil ich es gut mit meinem Freund Haſſe meine, ſchrecke ich vor einem anonymen, Sie notwendigerweiſe kränkenden Brief nicht zurück.

Sehen Sie doch ein, daß Sie ihn freigeben müſſen, daß er Sie ſeit langem nicht mehr liebt, daß er nur aus Anſtands- und Ehrgefühl ſein Wort einlöſen will. Ich zweifle nicht im geringſten daran, daß er damals, vor neun Jahren, in Sie verliebt war, er achtet und ſchätzt Sie noch immer, aber, glauben Sie mir, ein Stein fiele ihm vom Herzen, wenn Sie die Verlobung aufhöben, wenn er wieder unbehindert und frei daſtände, vor ſich das reiche Leben.

Wir, ſeine Kameraden, beobachten ſchon lange, wie unruhig und gedrückt er iſt, wie dieſe ſeeliſche Verſtimmung immer zunimmt, wie ſelten und dann wie nüchtern und gefaßt er ſeine Verlobung oder die bevorſtehende Heirat erwähnt. Haſſe kann ſich nicht verſtellen, es liegt nicht in ihm; auch Sie hätten dieſe Wandlung ſehen müſſen. Aber Sie wollten die Augen nicht öffnen.

Wenn Sie feinfühlend, mutig und im höchſten Sinne des Wortes ehrenhaft ſind, müſſen und werden Sie die veränderte Sachlage einſehen und danach handeln.

Es tut mir aufrichtig leid, Ihnen dieſen Schmerz zu bereiten. Ich habe es für meine Pflicht gehalten.

Ein treuer Freund von Otto Haſſe.“

Kraftlos, vernichtet ſaß ſie da; in ihrer Betäubung vermochte ſie nicht zu denken, empfand nur den dumpfen Schmerz. Dann ſtand ſie auf, um pflichttreu die Blumen zu pflücken, aber unaufhaltſam rannen Tränen auf die lila und weißen Aſtern hernieder.

Sie mußte ſich zuſammennehmen, niemand durfte hiervon wiſſen, niemand ſie bemitleiden wollen. So trocknete ſie die Augen, band die Blumen mit hellem Pampasgras zu einem gefälligen Strauß und beauftragte Lotte, ihn dem gnädigen Fräulein in das Adlige Damenſtift hinzutragen. Dann rief die Mutter aus der Speiſekammer, ſie möge ihr bei dem Aufſtellen des diesjährigen Eingemachten helfen. Es wurde viel, reichlich viel über die innezuhaltende Reihenfolge der verſchiedenen Gläſer geſprochen; endlich war die Sache erledigt.

„Ich will nach der Bötzower Mühle, um nachzuſehen, wann Minchen wieder zum Ausſteuernähen kommen kann,“ ſagte ſie darauf der Mutter, die immer genau von ihrem Tun und Treiben unterrichtet werden mußte. „Helene bitte ich, ſich um das Mittageſſen zu kümmern.“ (Es war Fridas „Woche“.) Darauf ging ſie in ihr Schlafzimmer und auf den Spiegel zu.

Mitleidlos betrachtete ſie ſich. Ein rundes Geſicht, rote Backen, eine leicht gerötete Naſe; gewöhnliche, etwas breite Züge, graue, alltägliche Augen, dunkelblondes, unkleidſam glatt zurückgeſtrichenes Haar. Die runde Gedrungenheit der Geſtalt wurde unvorteilhaft durch die zweckmäßige, aber wenig kleidſame weibliche Uniform von Rock und Bluſe hervorgehoben, kräftige Hände und Füße. Nicht häßlich, nicht unangenehm, nicht oder kaum älter als ihre ſiebenundzwanzig Jahre, aber reizlos! Gänzlich reizlos! Dabei wurden in dieſer Herzensnot ihre Züge immer gezogener, verunſchönende Tränen quollen hervor.

Bitter lächelnd wandte ſie ſich weg, ſetzte den üblichen Matroſenhut auf, ergriff den üblichen praktiſchen, dunkeln Sonnenſchirm und eilte fort. Unangenehm empfand ſie die Belebtheit einer anſcheinend ſo ſtillen kleinen Stadt. In Berlin könnte man einſam ſein, auch auf dem Land, nun und nimmer in Burgen. Hier nickte Frau Paſtor vom Fenſter, hier knickſte die Tochter der Waſchfrau, hier grüßte der Glaſer. Von Bekannten wurde ſie ein halbes Dutzend Mal angeredet, wollte ſie nach kurzen Worten weitergehen, hieß es: „Aber warum ſo eilig, was haben Sie denn vor?“

Endlich war ſie im Freien.

Graues Septemberwetter, alſo beinah die farbloſeſte Zeit des Jahres. Die Bäume zeigten noch kein gelb und rot, zeigten nur fahle, ſtumpfe, manchmal geradezu graubraune Töne. Kaum denkbar, daß vor kurzem der Wald noch in vollſaftigem Grün prangte, daß binnen kurzem er in brennender Glorie vergehen würde. Die aufgepflügten Felder lagen in ihrer braunen Oede da, noch gab ihnen die Winterſaat nicht den freundlichen, täuſchenden Frühlingsſchein, der den Oktober und November verklärt. Nur zerknitterte und feuchte Kartoffelpflanzen waren in Menge zu ſehen. Frida ſchritt den Feldweg entlang; zerſchlagene Findlingsblöcke rahmten ihn ein, von halbverwelkten, hellblauen Wegwartblüten — wie ſie wußte ſind ſie das Symbol hoffnungsloſer Mädchentreue — wurde er umſtanden. Die Baumreihe hörte auf, der Wind pfiff über das platte Land.

War ihr dieſer Brief eine überraſchende Enthüllung, ſagte er ihr Ungeahntes? Oder hatte ſie ſich, feige, nur nie an die Tatſache herangewagt?

Ja, Otto war freudlos geworden, war leicht niedergeſchlagen und gereizt. Dieſe Stimmungen hatte er dann auf den Dienſt geſchoben. „Du kannſt dir nicht denken, wie nervös der einen macht.“ Liebte er ſie noch? Sie ſprachen noch oft von Liebe, Liebe wurde in ihren Briefen noch oft erwähnt. War es nicht am Ende eine überkommene Form? Natürlich lieben ſich Brautleute, natürlich! In den letzten Jahren war auch noch ſehr viel von „unſrer unverbrüchlichen Treue“ die Rede geweſen, von „unſerm durch die lange Warte- und Prüfungszeit nur vertieften und geläuterten Glück“. So etwas kam allerdings nur noch in Briefen vor. Waren die beiden zuſammen, ſo waren es, bis zu einem gewiſſen Grad, die gleichen Worte, die gleichen Küſſe, die gleichen Beteuerungen wie früher. Bis zu einem gewiſſen Grad.

Dabei hatte mit jedem Jahre Fridas angſterfüllte Dankbarkeit, ihre leidenſchaftliche Anhänglichkeit zugenommen; ſie klammerte ſich an ihn, an ſeine Ehrenhaftigkeit, an ſein einmal gegebenes Wort. Dies alles mußte er merken; er war nicht nur ungleichmäßig, ſondern nahm weit weniger oft ihm unbequeme Rückſichten, ließ ſich weit öfter unterwürfige Gefälligkeit, faſt Liebedienerei von ihr gefallen.

So weit war es gekommen, jetzt ſah ſie es mit kraſſer Deutlichkeit ein. Troſtlos fragte ſie ſich: Kann Liebe ſo enden? Es war doch die reinſte, zarteſte, echteſte geweſen?

Während ſie halb ſchluchzend im Wind den Landweg zwiſchen den endloſen Stoppelfeldern und Sturzäckern verfolgte, trat ihr jene goldene Vergangenheit wieder vor Augen.

*

Sie war achtzehn Jahre alt; ſie hatte eine ſchlanke, biegſame Geſtalt, eine durchſichtige und doch friſch blühende Haut, feuchtrote Lippen. Ihre Augen lachten und leuchteten, ihr Haar fiel ihr bis faſt zu den Knien herunter. Ja, ſo war ſie damals geweſen.

Als ihr Vater, an der Majorsecke ſcheiternd, den Abſchied erhielt, nahm es ihn körperlich und geiſtig ſo mit, daß er von Stettin aus ſchleunigſt aufs Land geſchickt werden mußte. Es war noch ſehr früh, Anfang Mai, in Stubbenkammer war jedoch das Gaſthaus geöffnet, ſo zogen ſie dorthin, die Eltern, Frida und eine achtjährige kleine erholungsbedürftige Tochter von Bekannten. Bei der Ankunft war ſtrahlender Himmel und tiefblaues Meer. Hier und da grünte bereits das Gebüſch, zu Füßen der glattgrauen Buchen des unabſehbaren Waldes leuchtete ein Blumenteppich hervor, blühten verſchwenderiſch viele, märchenhaft viele mattgoldene Himmelſchlüſſel, blaue Leberblümchen und weiße Windanemonen. Es kam unerwartete Wärme, die Knoſpen ſchwollen, aber die Baumrieſen bildeten noch ein graubraunes, rötlichbraunes Gewirr. Dann aber — über Nacht — fielen die dürren Hülſen und Deckblätter zu Boden, und es prangte der endloſe Wald im zarteſten, berauſchendſten Grün. Es war eine überwältigende Pracht. Frida liebte und verſtand die Natur, aufgeregt, hingeriſſen ſchwelgte ſie in dieſen Farben, in dieſer Fülle, in dieſem reinen Jubel und Glanz. Die Eltern fanden ihr ekſtatiſches Entzücken etwas übertrieben, ſie aber behauptete, noch nie habe ſie etwas ſo Schönes erlebt, nie werde ſie Schöneres erleben.

Wieder ein warmer, ſonniger Tag. Sie zog ſich ein weißes Kleid an, ſetzte einen hellen Hut auf und wanderte, diesmal ohne ihre ſonſtige kleine Begleiterin in den Wald hinein, immer am Klippenufer entlang. Da kam eine Schlucht, und dort ſetzte ſie ſich auf den beſonnten Abhang und genoß den Zauber. Deutlich ſah ſie alles wieder vor Augen. Ueber ſich die Frühlingszweige, rings herum ſaftig grüne Grastupfen mit blühenden hellgelben Primeln, dann blaſſer Sand, fahles Dünengewächs, Felsblöcke, weißgebleichte Wurzeln alter, hierher in Winterſtürmen verſchlagener Bäume, und dann das blaue, glänzende Meer. Einſam, abgeſchloſſen, aber nicht lautlos; die Vögel ſangen, die Bäume rauſchten, unaufhörlich rieſelte in munterm Geplätſcher der Waldbach vorbei, um am Strand verängſtet und leiſe dahinſchleichend, unaufhörlich, unerbittlich von den tief aufſchlagenden, langen Meereswellen verſchlungen zu werden. Ach es war ſo fremdartig, geheimnisvoll ſchön in der Schlucht, und ſie ſaß da auf dem beſonnten blumigen Abhang, vom weichen Seewind umweht, und lauſchte in der verzauberten Stille.

Da hörte ſie Schritte, wer könnte kommen — noch waren ſie die einzigen Gäſte auf der ganzen Inſel — wohl ein Schiffer aus Lohne. Trotzdem pochte ihr Herz. Die Schritte näherten ſich, raſche, jugendliche Schritte; zwiſchen dem grünen Buchenlaub kam ein junger ſtattlicher Marineoffizier hervor, den Abhang herunter, grade auf ſie zu. War ſie im Märchenwald, war dies der Märchenprinz?... Himmel! Den hatte ſie ja einmal im vorigen Sommer bei Bekannten geſehen! Um keinen Preis hätte ſie als erſte ein Wiedererkennungszeichen gegeben, mit gleichgültiger Miene, wenn auch mit ſchlagenden Pulſen, ſah ſie zu Boden. Und er ging vorbei! Die Schritte führten hart neben ihr her und dann weiter den Abhang herauf; dann aber zögerten ſie — was war das? — ſie näherten ſich wieder. Er ſtand vor ihr, frug ob er nicht in Stettin das Vergnügen gehabt hätte, und nannte ſeinen Namen. Sie plauderten zuſammen, ſchließlich ſetzte er ſich auch in das Gras, inmitten der gelben Primeln. So blieben ſie längere Zeit. Nachher hatte er ihr oft erzählt, wie ſchwermütig glücklich er dieſe Frühlingspracht empfunden habe, da ſei ihm plötzlich das roſige, weißgekleidete Mägdlein, allein, beim Vogelſang, unter Blumen am Meere ſitzend, wie eine Offenbarung, wie eine Verkörperung all der ſtumm empfundenen Poeſie jener Tage erſchienen. Was ſie zuſammen ſprachen, über gemeinſame Bekannte, über Rügen und den Stubnitzer Wald, war ihm gemütlich und ſympathiſch; ihr Lächeln, ihre Stimme, ihre frühlingsfriſche Erſcheinung jedoch riß ihn hin. So wie ſo hatte er nach Stubbenkammer gewollt, nun begleitete er ſie dorthin zurück, um ihre Eltern zu begrüßen. Er blieb dort den Abend; als die beiden jungen Menſchenkinder ſich trennten, ſahen ſie ſich tief in die Augen, nachher dachte ſie nur an ihn und er nur an ſie.

Von Kiel aus war er nach Saßnitz kommandiert worden, um dort Seevermeſſungen vorzunehmen. Nachmittags war ſeine Arbeit beendet, konnte er Ausflüge machen, nachmittags, während die Eltern ſich ausruhten, wurde auch Frida mit der Kleinen in den Wald geſchickt. So trafen ſie ſich oft.

Zurückhaltender iſt nie ſelbſt eine norddeutſche, wohlerzogene Tochter aus guter Familie geweſen. Bei dem bloßen Gedanken, daß es ausſehen könnte, als liefe ſie dem ſchönen Offizier nach, erglühte ihr Geſicht feuerrot. Trotzdem trafen ſie ſich oft. Sie wurde immer mehr verlegen, immer mehr und mehr jungfräulich erhaben; er war zaghaft beſorgt, ihr aufdringlich zu ſcheinen, doch unermüdlich beſtrebt, ihr jeden Wunſch an den Augen abzuleſen, jede Gefälligkeit, jede Dienſtleiſtung zu erweiſen. Wie eine junge Königin ſchritt ſie unter den Buchenzweigen, die er, der Ritter, beiſeite hielt; wie eine junge Königin nahm ſie die Vergißmeinnicht, die erſten Maiglöckchen entgegen, die er, der Ritter, ihr brachte.

Am Sonntag verlebte er den ganzen Tag in Stubbenkammer, widmete ſich den Eltern, hatte aber nur Augen für die Tochter. In der Dämmerung gingen alle heraus zum Uferrand. Es ſtürzten die geſpenſtig blaſſen, vierhundert Fuß hohen Kreidefelſen ſenkrecht auf den Strand hernieder. Nach Weſten ſchimmerte ein letzter rötlicher Schein über dem Meer, dann ſtieg der Mond über den Waldrand auf und fahl leuchteten die weißen Ufer. Das Elternpaar ging bald herein, die beiden ſtanden allein unter den ſchweigſamen Frühlingsbäumen. Da flüſterte er, leidenſchaftlich, Worte der Liebe und bat ſie, ſein Weib zu werden.

Sie hatte es bebend geahnt — jetzt graute ihr vor dem Glücke, jetzt überkam ſie Zaudern und Zagen. Er flehte ſie an, ihm ein klein wenig Hoffnung zu geben, ſeine Stimme war ſo beweglich, ſo traurig. Wohl wußte ſie, daß ſie, berauſcht, beſeligt, ihn liebe, aber mädchenhaft ſchauderte ſie vor der Hingabe an den Mann, wagte nicht die Schwelle des Paradieſes zu überſchreiten.

Die Eltern nahmen ſeinen Antrag mit kaum verhüllter Begeiſterung entgegen. Sie hatten nach der allererſten Begegnung ſich nach ihm erkundigt; bei dieſen Zeitverhältniſſen wäre es töricht, auf einen wohlhabenden, geſchweige reichen Schwiegerſohn zu hoffen, und einen tüchtigeren, mehrverſprechenden Freier konnte man ſchwerlich finden.

Jedoch wagte Otto Haſſe noch nicht zu hoffen; wenn er in ſie einredete, errötete ſie tief, ſah zu Boden und ſchüttelte das Haupt. Er verzweifelte an ſich, an ihren Gefühlen, ſeine Augen wurden immer ſprechender, immer mehr demütig verlangend. Da, am ſagenumwobenen Waldſee, von Frühlingsblumen und vom Frühlingslaub umgeben, reichte ſie ihm zitternd ihre Hand, küßte er ſprachlos, von dankbarer Rührung überkommen, ſeiner Märchenerſcheinung den erſten Kuß auf die Lippen.

Sie glaubten vor Seligkeit zu vergehn.

Die nächſten Tage vergingen wie im Traum. Allerdings ſtellte es ſich heraus, daß ſie noch warten müßten. Er entſtammte einer kinderreichen Beamtenfamilie, die ſeine bisherige Zulage nur unter Opfern ermöglichte; vorderhand konnten Fridas Eltern nichts verſprechen, wären aber die beiden Juriſtenſöhne weiter, ſo würde es ſich machen.

Die Brautleute fühlten ſich ſo jung, wollten gern ſich noch etwas gedulden. Nach zwei Jahren, zwei ungetrübt ſchönen Jahren, war alles noch am nämlichen Fleck, mußte er das große, dreijährige Kommando nach Aſien antreten. Gleich nach der Rückkehr würde man dann Hochzeit feiern. Die lange Zeit verſtrich, aber die Brüder hatten ſchlimme Schulden gemacht, nur eben konnten ſie über Waſſer gehalten werden, von Fridas Heirat konnte nicht die Rede ſein. Als Otto zurückkehrte, war ſie nur 23 Jahre alt — ihr Reiz war jedoch verflogen. Sie hatte ſelber, zagenden Herzens, den Unterſchied befürchtet; ſein Weſen lieferte den Beweis. Er konnte liebevoll, ja zärtlich zu ihr ſein — die Schwärmerei war vorüber. Bitter dachte ſie an Damen der großen Welt, von denen ſie gehört hatte, die faſt ihre Mutter ſein konnten und ihren Zauber bewahrten. Otto hatte von der Prinzeſſin Waldemar erzählt, die in Kiel einmal mit ihrem Gemahl das Kriegsſchiff beſucht hatte — 44 Jahre alt —, und vom Admiral bis zum Kadetten hatte alles ihr zu Füßen gelegen. Und ihr bißchen Anmut und Reiz konnte ſie nicht einmal die Brautzeit über bewahren! Ach Gott, hätten ſie damals im erſten Jahre heiraten können! Das verfluchte Geld! Von vielen ſo nutzlos aufbewahrt, von vielen ſo zwecklos vergeudet; ihnen hätte es das tiefſte, herrlichſte Glück bereitet.

Seither war es ſo weitergegangen. Sie wurde mit jedem Jahr runder und röter, er dagegen ſah womöglich noch beſſer als ehedem aus. Bald wurde ihnen klar, daß bis zum Kapitänleutnant gewartet werden mußte, dann war die übliche „Kommißheirat“ — das greuliche Wort — ja möglich. Auch dieſe erſchien ihr wie die Krone des Daſeins, andern Ehrgeiz hatte ſie nicht, als ſeine Frau zu werden. Aber nun kam dieſer ſchreckliche Brief; nun verſuchte man ihr alles, alles zu rauben.

Verzweifelnd ſah ſie auf; die Mühle ragte in ſchwarzer Hagerkeit aus der Ebene; höhniſch, unerbittlich wie das Schickſal ſchienen ihr die Flügel in der naßkalten Luft herunterzuſauſen. Immer größer wuchſen die dunkeln Flügel an, immer dröhnender fielen ſie nieder.

Sie betrat das Häuschen, verabredete ſich mit der verwachſenen Näherin für die kommende Woche, beantwortete gewohnheitsgemäß alle Fragen der teilnehmenden Müllersfrau über die Ausſteuer, über den Hochzeitstermin.

II

Am Nachmittag gab das Geburtstagskind, Fräulein Adela von Sehkt, einen Kaffee im Stift. Ein altmodiſch-reizvolles Gebäude, mit altmodiſch-reizvollem Garten. Ueber zwölf Damen im Alter von 40 Jahren und aufwärts waren verſammelt, Frida als das einzige junge Mädchen und noch dazu als eine Braut, erweckte ein beſonderes Intereſſe. Allerdings hatte ſich all dieſes genau ſo zu Fräulein Adelas neun letzten Geburtstagsfeiern abgeſpielt, ſympathiſch blieb es aber doch.

„Nun erzählen Sie mal von Ihrem Herrn Bräutigam. Dieſes Jahr war er alſo auf der Hohenzollern!“

Gern und gewiſſenhaft berichtete ſie, was der Kaiſer ihm geſagt hatte, über die Herren und Damen des Gefolges, ihr Aeußeres, ihre Eigentümlichkeiten, das Geſpräch bei Tiſch — er war zweimal zugezogen worden —, über die Kleider der Kaiſerin, den Gottesdienſt und die Ausflüge. Atemlos lauſchte man ihren Worten. In die entlegene Welt der Burgener Damen erklangen Fanfarentöne, überkam ſie das ſtiliſierte Gepränge eines hiſtoriſchen Dramas. Befriedigt breitete ſich die Frau Majorin Bergmann auf dem Sofa aus, ſprach ihrerſeits vom lieben Schwiegerſohn und von ſeiner vermutlichen Karriere.

Plötzlich überlief es Frida kalt; ſollte ſie übers Jahr, am ſechzehnten September, als Entlobte hier erſcheinen? Dort in der Fenſterecke ſäße ſie mit ihrer älteren Schweſter, mit den anſpruchsloſen, mageren Töchtern des Rektors, während die Stiftsdamen ſich teilnehmend neugierig um eins ihrer Nichtchen gruppieren würden, um ſich vom erſten Ball, vom Tennis, von der Schweizerreiſe erzählen zu laſſen. Gedrückt, vielleicht verbittert würde ihre gute Mutter den Kaffee trinken — die Enttäuſchung der ganzen Familie war ja nicht auszudenken! So würden die Jahre verlaufen, ſie würde immer beſcheidener, immer ſtiller in der Ecke ſitzen. Sie hatte keine beſonderen Kenntniſſe, noch Begabungen, nie würde es ihr gelingen, da draußen im raſtloſen Kampf ſich Arbeit zu verſchaffen. Lisbeth, die zweite Schweſter, die talentvollſte der drei Töchter, malte ſeit langem in Berlin, hatte ſich glücklich eine etwas kümmerliche Anſtellung als Zeichnerin an einem Modeblatt erworben. (In Burgen durfte dies natürlich nicht verlauten.) Jetzt war ihr gekündigt worden; vergebens ſuchte ſie nach irgend einem Wirkungskreis — auf allen Gebieten die gleiche Ueberfüllung. So würde ſie wohl bald nach Hauſe zurückkehren, enttäuſcht, entmutigt, ſie, die mit ſo kühnen Hoffnungen, einer ſo reſoluten Energie die Erlaubnis zum Studium durchgeſetzt hatte! Frida konnte alle Pflichten der Hausfrau gewiſſenhaft übernehmen, würden die ihr nicht zuteil, ſtand ihr nichts Tüchtiges, nichts Wichtiges bevor, mußte jedes kommende Jahr ihr nehmen, ohne ihr zu geben. Sie würde ſich an den ohnehin überreichlich mit weiblichen Kräften verſehenen Wohltätigkeitseinrichtungen des Städtchens beteiligen; immer ſtiller, immer beſcheidener würde ſie in der Fenſterecke ſitzen.

Spät brach man auf; zu Hauſe angelangt, mußte ſie eiligſt das Abendeſſen beſorgen. Darauf wurde die Zeitung vorgeleſen, nachher die übliche Partie Sechsundſechzig geſpielt, um halb zehn ging alles zu Bett. In wie vielen Familien verlaufen ſolche ſtillen Abende zur ungetrübteſten Befriedigung, bleiben in ſanft rührender Erinnerung haften. Aber weder Fridas Eltern noch ihre Schweſtern beſaßen die Gabe, ſich und andre zu beglücken. Brave Menſchen, aber immer ſich in Kleinlichkeiten verbeißend, ſich in Auseinanderſetzungen aufreibend. Sie liebten ſich, hingen eng zuſammen, und gegenſeitig quälten ſie einander.

Ruhelos ging Frida in ihrem Schlafzimmer auf und nieder.

Wer durfte wagen, ihr den Inhalt des Lebens zu rauben! Sie wollte glücklich ſein, ſie wollte Ottos Gattin werden. Gewiß wäre es nicht nur großherzig, ſondern einfach anſtändig geweſen, Verzicht zu leiſten. Trotz ihrer robuſten roten Backen war ſie eine ſenſitive, zartempfindende Natur. Auf das deutlichſte, auf das zwingendſte erkannte ſie, was hier geboten ſei; ſie hätte es allen andern ſchwer verargt, hätten dieſe nicht danach gehandelt. Das war ja ſo namenlos bitter, das war ja die kraſſeſte Härte, daß ſie den Abſtand zwiſchen heute und ihrer einſtmaligen ſtolzen, mädchenhaften Würde haarſcharf erkannte, daß ſie ſich tief verachtete, daß ſie ſich in den Grund ihrer Seele ſchämte.

In dem ſchrecklichen Brief hatte es geheißen: ‚Wenn Sie mutig, feinfühlend und ehrenhaft ſind, müſſen Sie ihn freigeben.‘ So wäre ſie denn alſo feig, ehrlos und gemein.

Sie entkleidete ſich, ging zu Bett, preßte ſich krampfhaft in die Kiſſen. Alles andre war ihr gleich, nur nicht auf die Heirat verzichten! Nur nicht die langausgeſponnene Schattenexiſtenz der Stiftsdamen, der Schweſtern, der Rektorstöchter. Leben und lieben, arbeiten und genießen, darauf hatte auch ſie ein Recht. Ihr Daſein erfüllen, Gattin eines tüchtigen, ſtattlichen Mannes werden, Mutter von warmen, weichen Kindern, für dieſe ſorgen, ſich ihnen mit ganzem Herzen, mit aller Kraft widmen.

„Ihr braucht ihn nicht zu bemitleiden, ich werde ihn glücklich machen, er ſoll und wird es gut bei mir haben. Und ich laſſe nicht von ihm, ich kann und will nicht von ihm laſſen.“

III

Es war am Abend vor Sylveſter; der Saßnitzer Expreßzug war recht leer, im Speiſewagen befanden ſich nur vier Reiſende. Es waren Marineoffiziere, gemütlich rauchend ſaßen ſie um einen Grog.

„Immerhin bleibt jede Hochzeit eine Zumutung,“ meinte der älteſte, der behaglich breite Kapitänleutnant Reuter.

„Na, auf einem großen Landhaus, ſo bei uns in Weſtpreußen, wo auf jedem Gut Gäſte untergebracht werden, und man nachher von einem zum andern herumfährt, da kann es doch ganz ſpaßhaft zugehen,“ verſetzte gerechten Sinnes Herr von Hagenau.

„Allerdings in einer kleinen Stadt und im Winter!“

„Die Bergmanns haben einen ja überaus freundlich empfangen, und alles verlief ſehr nett,“ bemerkte Stellenthin.

„O gewiß, ſehr zuvorkommende Leute,“ verſicherten die andern.

„Das kleine Fräulein von Sehkt, die mit der Stiftsdamentante ankam, war ſogar niedlich.“

„Gar nicht übel.“

Eine kleine Pauſe.

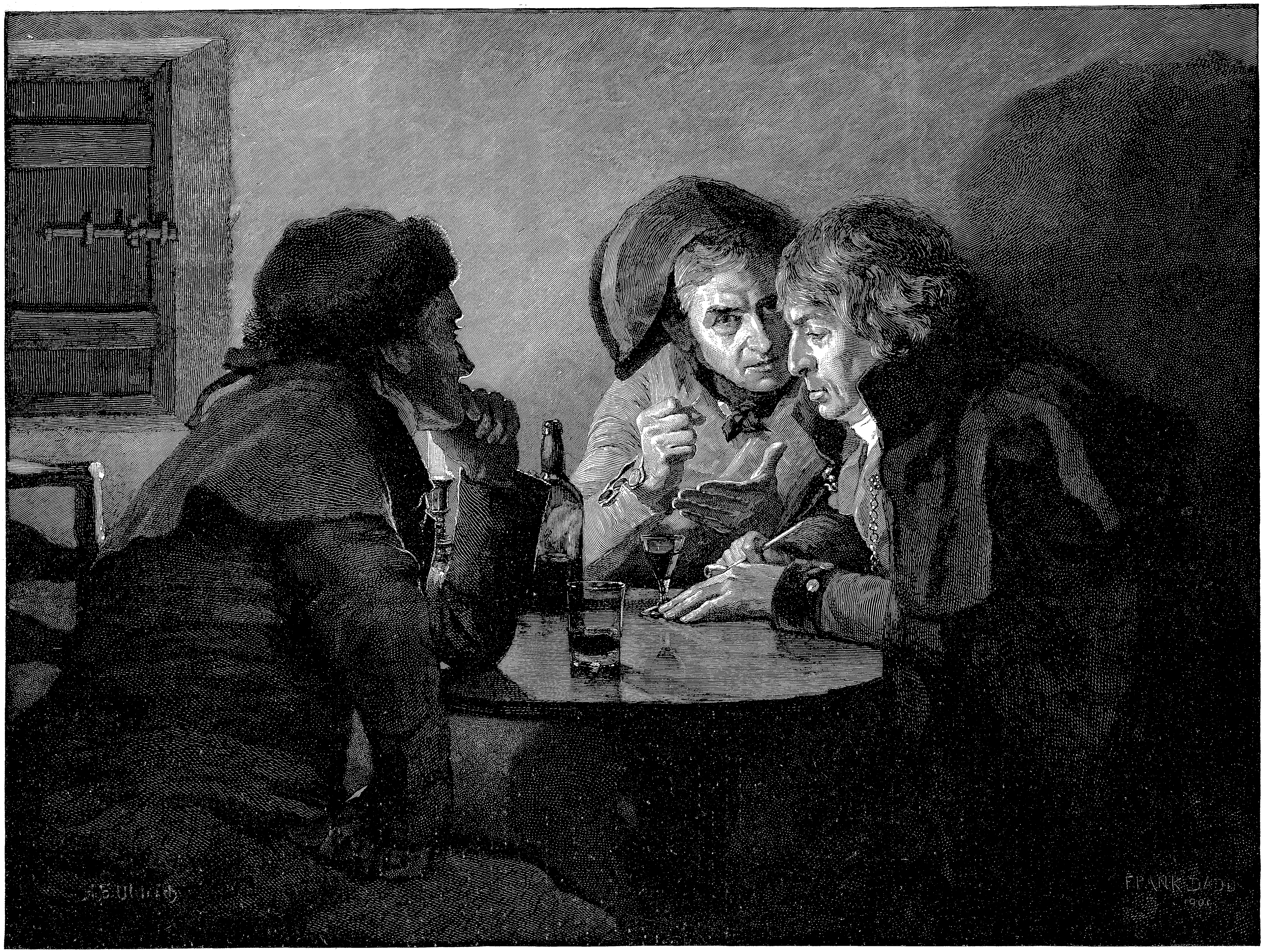
„Er hat ſie alſo doch geheiratet!“

Eine kleine Pauſe. Sie leeren nachdenklich ihre Gläſer.

Etwas vorwurfsvoll unterbricht Stellenthin das Schweigen. „Eine vortreffliche kleine Frau.“

„Sie lebe hoch!“ rief mechaniſch nach all dem Hochleben des Hochzeitmahls der Kapitänleutnant und ſtieß mechaniſch mit ſeinen Nachbarn an.

„Ja, ja, ich weiß ja natürlich, was Sie alle denken,“ fuhr Stellenthin fort. „Aber, Hand aufs Herz, machen unſre Durchſchnitts-Offiziersdamen denn einen ſo viel berückenderen Eindruck? Natürlich nehme ich die kleine Schultzen aus.“ (Alle Geſichter hellten ſich auf, während das Bild der Gefeierten an ihnen vorbeihuſchte.) „Allenfalls auch die Bernſtorff, die Bäſeler und ... und vielleicht noch die Naumann. Abgeſehen von dieſen jedoch iſt Frau Kapitänleutnant Haſſe genau ebenſo reizvoll als die andern, dazu geſünder und vielleicht gutmütiger als unſer übriger Damenflor.“


FRANK DADD
1901

Eine wichtige Beſprechung

Nach dem Gemälde von Frank Dadd

„Schön, meinetwegen,“ verſetzte Hagenau. „Nach vieljähriger Ehe iſt man natürlich in ein andres Stadium getreten, iſt nüchterner, alltäglicher geworden, verlangt und gibt andres als während der Flitterwochenzeit. Aber man iſt doch zuſammen einmal jung geweſen, man hat voller Illuſionen angefangen, man hat Poeſie, Leidenſchaft, Rauſch gemeinſam genoſſen, kann ſpäter noch daran zehren. Dies alles entbehren! Ich würde es mir nicht zumuten mögen.“

Ein zuſtimmendes Gemurmel.

„Dieſer braven Frida iſt wohl niemals aufgegangen, welches Opfer er ihr bringt. Eigentlich mußte es ihr irgendwie nahegelegt werden.“

„Hätte die liebende Braut ſich daran gekehrt? fragte ironiſch der Vierte.

Der Kapitänleutnant ſchlug mit der Hand auf den Tiſch und meinte energiſch: „Auf jeden Fall habe ich einen ungeheuren Reſpekt vor Haſſe. Ein Mann, ein Wort. Nicht nach rechts, nicht nach links ſehen, aber ſeine Pflicht erfüllen! Was nahm er ſich in der Kirche gut aus, hätte der glänzend heiraten können!“

Alle durcheinander: „Ein Prachtmenſch!“ — „Ein famoſer Charakter!“

Die arme Frida hat niemand bedauert.

Das Pflücken der halbreifen Früchte

Frauen und Mädchen beim Verpacken der Apfelſinen

Von der Apfelſinenernte

(Hierzu drei Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Alljährlich kommen die leuchtenden runden Früchte in vielen Millionen auf unſre Märkte als die erſten Boten des Frühlings aus milderen Himmelsſtrichen. In keinem Haushalt fehlen ſie. Auf den Tafeln der Reichen prangen ſie in ausgeſuchten Rieſenexemplaren, aber ſie finden auch den Weg zu den Minderbegüterten, denn ihr Preis iſt häufig niedriger als der unſrer eignen Obſtſorten. Die Apfelſine, oder wie ſie in Süddeutſchland poetiſcher genannt wird, die Orange, nebſt ihrer herben Schweſter, der Zitrone, ſie beide gehören heute ganz notwendig zur Befriedigung unſrer gewohnten Lebensbedürfniſſe, und doch iſt es noch nicht gar zu lange her, daß dieſe ſchöne Frucht auf ihrer jahrhundertelangen Wanderung aus dem fernen Indien und China über Vorderaſien und Nordafrika nach Europa gelangte. Die Portugieſen waren es, die zuerſt die eigentliche Apfelſine importierten. Lange wurde das Jahr 1548 genannt, in dem die erſten Früchte aus China gelandet ſein ſollten. Jedenfalls ſtand der europäiſche Urbaum noch lange im Hauſe des Grafen von St. Laurent in Liſſabon. Andre Citrusarten waren teilweiſe ſchon den Alten bekannt. Als die Römer nach der Befeſtigung ihrer Weltherrſchaft nach und nach eine ungeheure Anzahl von Pflanzen aus dem Orient nach Italien brachten und ſich im Laufe der Jahrhunderte das Landſchaftsbild, die Vegetation und ſchließlich auch das Klima der apenniniſchen Halbinſel änderte, da ſchlug auch zum erſtenmal der Citrusbaum in Europa Wurzel, lange Zeit eine Zierde für die Villen und Landhäuſer der weltbeherrſchenden Stadt. Die eigentliche Zitrone kam durch die Kreuzfahrer nach Europa.

Heute wächſt die Apfelſine in allen Mittelmeerländern, in Nordafrika, auf den Azoren, in Südamerika und am Kap, wo der Baum, der gewöhnlich nur 6 bis 12 Meter hoch iſt, manchmal die Höhe unſers Eichbaumes erreicht. Die Blätter ſind eiförmig, länglich, die Blüten weiß und außerordentlich wohlriechend. Wenn die Orangen blühen, liegt der Duft wie eine ſchwere Wolke über den Feldern. Der Orangenbaum lohnt ſeinem Pfleger die aufgewandte Mühe reichlich. In guten Jahren bringt ein in vollem Ertrag ſtehender Baum 4000 Früchte. Vom Zitronenbaum kann man ſogar 6000 ernten. Die Apfelſine aber pflegt immer ein Jahr der Ruhe, und nur alle zwei Jahre liefert ſie den vollen Ertrag. Die Ernte beginnt hier und dort ſchon im Oktober — der Hauptmonat iſt der Dezember — und zieht ſich bis in das Frühjahr hin. Sollen die Früchte aber einen längeren Seetransport aushalten, ſo müſſen ſie halbreif vom Baum genommen werden. Danach werden ſie in Körbe geſammelt und von Frauen und Mädchen in ungeleimtes Papier gewickelt, worauf ſie in den bekannten dünnwandigen Kiſten ihre Reiſe in die Welt antreten. Die Zahl dieſer ſüßen Früchte, die alljährlich vertilgt werden, iſt denn auch ganz ungeheuer. England allein importiert jährlich 650 Millionen Stück. Dabei ſtammt dieſe Statiſtik bereits aus früheren Jahren, und die Zahl iſt ſeitdem gewiß noch geſtiegen. Jedenfalls iſt die Orange einer der nützlichſten Bäume, nicht nur die Früchte, auch Blüten und Blätter werden verwertet, und es wird nicht viele Pflanzen geben, die Nutzen und Schönheit in ſo vollendeter Harmonie vereinen.

Schelmenlied

Vieledle Frauen, ich muß es euch ſagen,
Ich hab' es zu lange ſchon bei mir getragen.

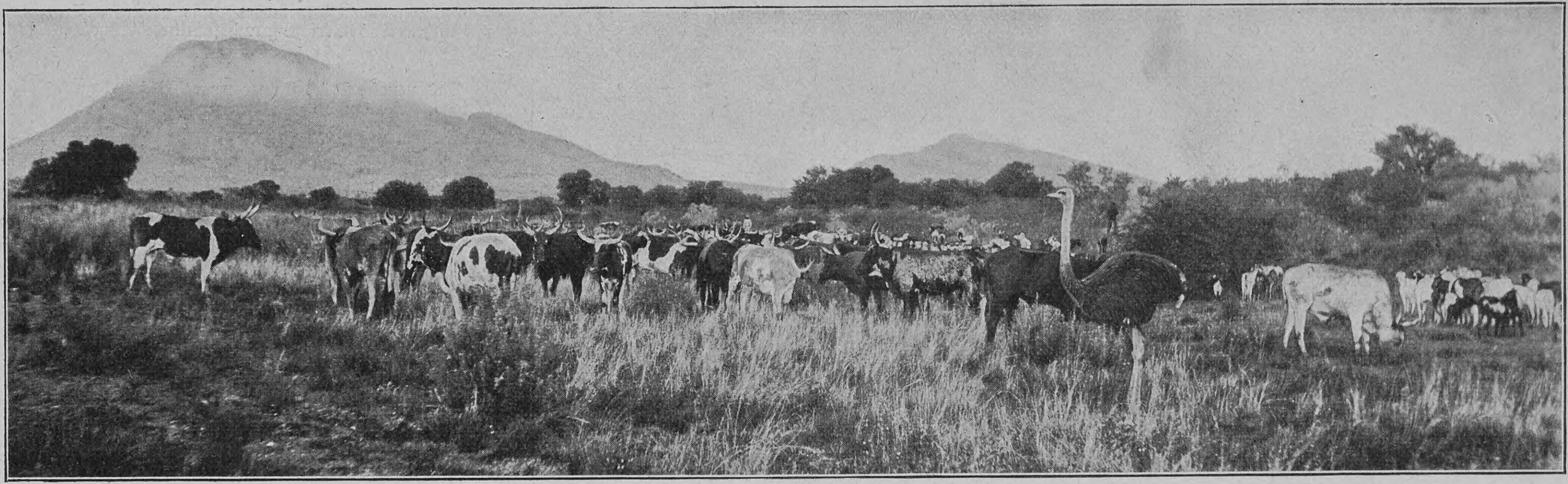
Vieledle Frauen, auf daß ihr es wißt
Ich hab', ich hab' eine andre geküßt!

Vieledle Frauen! O helfet mir ſchnell,
Befreit mich von meinen Sünden zur Stell',

Auf daß mir nicht Leib und Seele verdorrt:
O! Küßt mir den Kuß von den Lippen fort!

Carl Anton Piper

Fertig zum überſeeiſchen Transport



Zum Aufſtand in Deutſch-Südweſtafrika: Tierleben auf den Weiden der jetzt verwüſteten deutſchen Farm Voigtland

Notizblätter

Der Nachrichtenverkehr mit unsern Truppen in Deutsch-Südwestafrika

Die Wiederherſtellung eines geordneten Nachrichtenverkehrs im Schutzgebiet, die natürlich abhängig von dem Vordringen unſrer Truppen iſt, hat das Reichspoſtamt zunächſt dem Oberpoſtpraktikanten Thorun aus Hamburg übertragen. Dieſer hat ſich mit dem Telegraphenleitungsaufſeher Block aus Hamburg ſowie dem geſamten Material und den Betriebsgerätſchaften für die Einrichtung einer Feldpoſtexpedition und einer Feldpoſtſtation dem Truppentransport des Lloyddampfers „Darmſtadt“ angeſchloſſen. Gleichzeitig iſt auch neues Telegraphenleitungsmaterial zur Wiederherſtellung der zerſtörten Linien nach dem Schutzgebiete abgegangen. Thorun iſt dem Befehlshaber der vereinigten deutſchen Land- und Seeſtreitkräfte unterſtellt worden. Der für die mobilen Truppen des Heeres, der Schutztruppen und der Marine eingerichtete Feldpoſtverkehr ſieht folgende Erleichterungen vor: 1. Gewöhnliche Briefe bis zum Gewicht von 50 Gramm und gewöhnliche Poſtkarten werden portofrei befördert. 2. Briefe von mehr als 50 Gramm bis zum zuläſſigen Meiſtgewicht von 250 Gramm koſten 20 Pfg. Porto. Dieſes Porto iſt vom Abſender zu entrichten; werden dieſe Briefe in Deutſchland unfrankiert oder ungenügend frankiert aufgeliefert, ſo gelangen ſie nicht zur Abſendung. 3. Poſtanweiſungen an die mobilen Truppen ſind bis zum Betrage von 100 M. zuläſſig. Die Gebühr beträgt 10 Pfg. und iſt vom Abſender zu entrichten. 4. Poſtanweiſungen von den mobilen Truppen nach der Heimat werden bis zum Betrag von 800 M. portofrei befördert. 5. Die Nachſendung von im Poſtwege bezogenen Zeitungen erfolgt gegen Entrichtung einer Umſchlaggebühr, die vierteljährlich 30 Pfg. für nur einmal wöchentlich oder ſeltener erſcheinende, 60 Pfg. für zwei- oder dreimal wöchentlich erſcheinende, und 1 M. 20 Pfg. für öfter als dreimal wöchentlich erſcheinende Zeitungen beträgt.

Zur Vermeidung unliebſamer Verzögerungen u. ſ. w. ſind bei der Abſendung von Feldpoſtſendungen folgende Vorſchriften genau zu beachten: 1. Die Briefe müſſen in der Aufſchrift mit dem Vermerk „Feldpoſtbrief“ verſehen ſein. 2. Zu den Feldpoſtkarten und Feldpoſtanweiſungen an die Truppen u. ſ. w. ſind gewöhnliche ungeſtempelte Formulare zu benutzen, die bei den Poſtanſtalten zum Preiſe von 5 Pfg. für 10 Stück käuflich ſind. Die Bezeichnung „Poſtkarte“ und „Poſtanweiſung“ auf dieſen Formularen iſt in „Feldpoſtkarte“ oder „Feldpoſtanweiſung“ abzuändern. 3. Die Aufſchrift ſämtlicher Feldpoſtſendungen muß Name, Dienſtgrad oder Dienſtſtellung des Empfängers ſowie die genaue Bezeichnung des Truppenteils oder Kriegsſchiffs, dem der Empfänger angehört, enthalten.

Poſtgebäude in Groß-Windhuk

Für den gewöhnlichen, keine beſondere Eile erheiſchenden Nachrichtenverkehr wird alſo durch die Feldpoſt beſtens und auch recht billig geſorgt. Wo jedoch Eile geboten iſt, muß der Telegraph eintreten. Das kann doch auch leicht geſchehen, wird man denken, denn Swakopmund iſt ja an das Welttelegraphennetz angeſchloſſen, und die Reichstelegraphenlinien, ſowie Heliographenlinien nach dem Innern des Schutzgebietes werden wohl auch bald wiederhergeſtellt ſein. Das iſt alles richtig, aber nun kommt die Gebührenfrage. Die Taxe für 1 Wort beträgt im Verkehr zwiſchen dem Schutzgebiet und der Heimat oder umgekehrt 2 M. 75 Pfg.; für ein kurzes Telegramm von 10 Wörtern wären alſo 27 M. 50 Pfg. zu entrichten. Ein ſolcher Betrag geht ſelbſt über den Feldetat der Offiziere, geſchweige denn über den der Mannſchaften hinaus. An eine Gebührenermäßigung iſt nicht zu denken, da die Beförderung zum weitaus größten Teil auf engliſchen Kabeln, nur zwiſchen Vigo und Emden auf einem deutſchen Kabel erfolgt. Hier macht ſich wieder der Mangel eines deutſchen Weltkabelnetzes recht fühlbar.

Lili Hartog Mary Jonas Liſette Heintze Elſe Guilbert
Helene Voll

Krankenſchweſtern für Deutſch-Südweſtafrika

Für den Telegrammverkehr in der Richtung nach der Heimat tritt die Reichstelegraphenverwaltung mit der ſinnreichen Einrichtung der „Schlüſſeltelegramme“ ein, die ſich auch im Chinafeldzuge als äußerſt ſegensreich erwieſen hat.

„Schlüſſeltelegramme“ — die offizielle Bezeichnung iſt „Feldtelegramme“ — werden diejenigen Telegramme genannt, die nur Nachrichten enthalten, die in einem „Schlüſſel für Feldtelegramme“ enthalten ſind, von denen die erſten zehn wie folgt lauten:

01. Vollkommen geſund. Gruß.
02. Gefecht mitgemacht. Vollkommen geſund. Gruß.
03. Gefahrlos erkrankt. Im Lazarett in guter Pflege. Gruß.
04. Falls Krankheit gefährlich werden ſollte, telegraphiere ich. Gruß.
05. Befinden zufriedenſtellend. Gruß.
06. Befinden unverändert. Gruß.
07. Befinden fortgeſetzt gut. Gruß.
08. Alle Sorge unnötig. Herzlichen Gruß.
09. Erwartet kein weiteres Telegramm, da bald wieder ganz hergeſtellt. Gruß
10. Werde in nachſten Tagen geſund aus Lazarett entlaſſen. Gruß.

Zur Auflieferung der Schlüſſeltelegramme ſind alle nach Deutſch-Südweſtafrika beorderten Angehörigen des Landheeres der Schutztruppen und der Marine berechtigt; die Telegramme können jedoch nur an eine beſtimmte, im voraus bezeichnete Perſon in Deutſchland befördert werden. Die Gebühr für ein ſolches Telegramm iſt im Einvernehmen mit den Militär- und Marinebehörden von der Reichstelegraphenverwaltung auf 3 M. für Offiziere und im Offiziersrang ſtehende Beamte und auf 1 M. 50 Pfg. für alle übrigen Militärperſonen feſtgeſetzt worden. Die in einer zweiten Abteilung des Schlüſſels enthaltenen Nachrichten, die ſich auf Verwundungen, Erkrankungen u. ſ. w. beziehen, werden gebührenfrei befördert, ſofern das Bedürfnis zu ihrer Abſendung von der zuſtändigen Kommandoſtelle anerkannt wird.

Für den Feldtelegrammverkehr ſind die mobilen Truppen in Serien eingeteilt deren jede durch einen Buchſtaben, z. B. K, L, M u. ſ. w., gekennzeichnet wird. Der einzelne Angehörige eines Truppenteils erhält außer dem Serienbuchſtaben eine vierſtellige Nummer als Telegraphennummer, z. B. führt der Schutztruppenſoldat Müller die telegraphiſche Bezeichnung K 0071. Will er z. B. die Schlüſſelnachricht 02 nach Hauſe telegraphieren, ſo füllt er ein Telegrammformular wie folgt aus und übergibt es ſeinem Korporalſchaftsführer zur Weitergabe:

Bar bezahlt: 1,50 M. ~~Marken umseitig~~

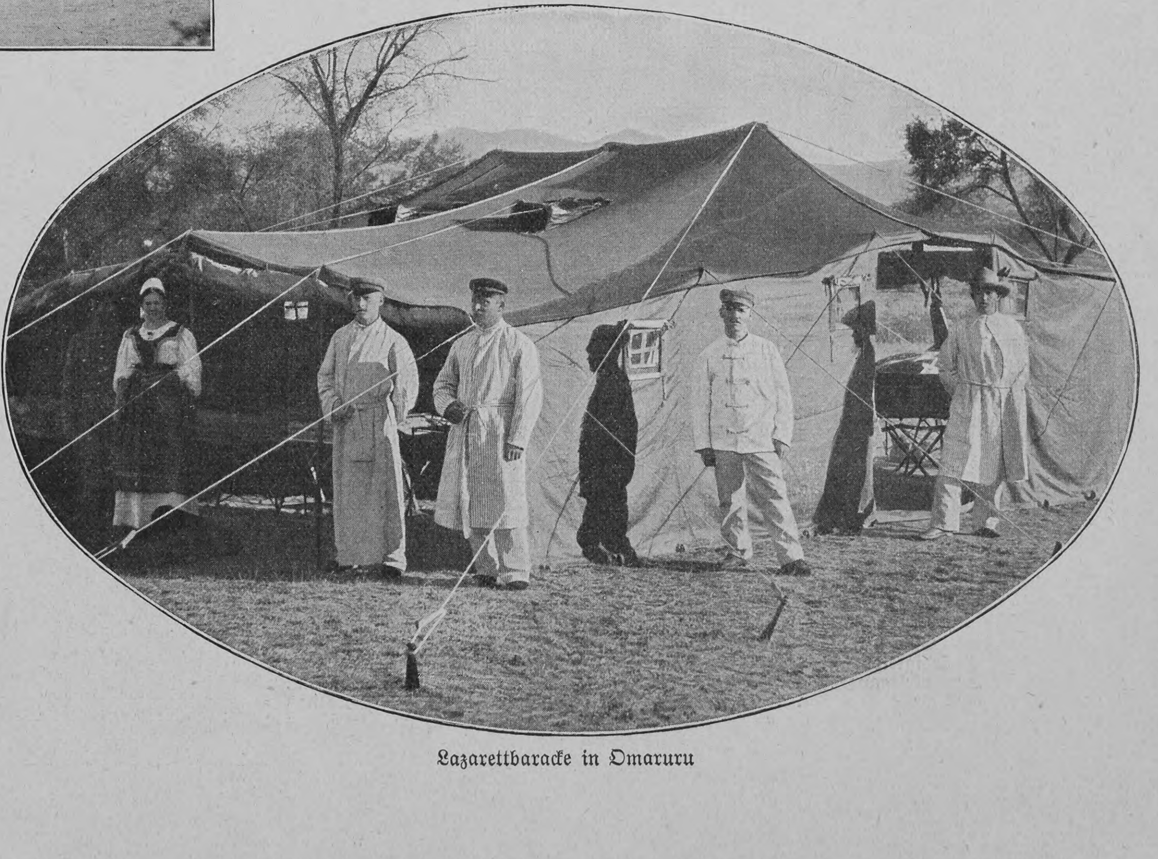
Feldtelegramm

Serie	Telegraphen-Nummer	Nummer der Nachricht
K	0071	02

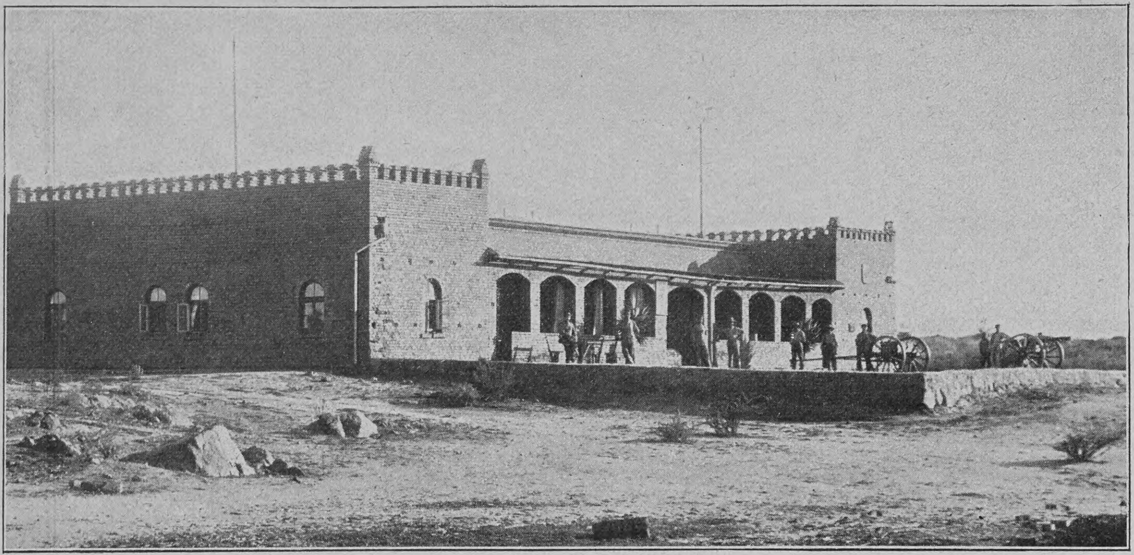
Absender: **Müller**
Schutztruppe, 2. Feldkomp.

Recht deutlich ſchreiben!

Die Telegrammgebühr kann bar entrichtet oder in Marken auf der Rückſeite des Feldtelegramms aufgeklebt werden. Die Telegramme werden von den Truppenteilen der nächſten deutſchen Poſtanſtalt, Feldpoſtanſtalt oder Schiffspoſt überwieſen und von dieſer auf ſchnellſtem Wege der nächſten Telegraphenanſtalt zugeführt; als ſolche wird fürs erſte Swakopmund in Betracht kommen. Hier werden die eingehenden Telegramme täglich einmal oder nach Bedarf mehreremal zu einem Sammeltelegramm in verabredeter Sprache nach Serienbuchſtaben geordnet zuſammengeſtellt und telegraphiſch befördert. Für jeden



Lazarettbaracke in Omaruru



Das von der Schutztruppenkompagnie Franke entſetzte Fort in Omaruru

Serienbuchſtaben wird ein beſtimmtes Serienſtichwort, z. B. für C „Cartridge“, für H „Highly“, für S „Serioſo“, in die Telegrammausfertigung eingeſetzt. Die Nummern der Schlüſſelnachrichten werden den Telegraphennummern angehängt und an Stelle der ſo gebildeten ſechsſtelligen Zahlen werden die ihnen entſprechenden Wörter des „Amtlichen Wörterbuchs für die Abfaſſung der Telegramme in verabredeter Sprache, Bern 1894“ in das Telegramm eingeſetzt. Die acht Einzeltelegramme:

C 1217 04 1583 18 H 0087 55 0935 55
1761 63 2013 19 S 0008 59 1842 04

ergeben nach Einfügung des Beſtimmungsortes Berlin hinter dem erſten Serienſtichwort folgendes beförderungsfertige Telegramm:

Cartridge
Berlin
Manresana Puzzling Highly Agniturae Hermocreon Scipolla Unendeared Serioso Abducing Spanleder

Hofburgſchauſpieler Ernſt Hartmann

Die Beförderungsgebühren für dieſes Telegramm betragen 2,75 × 12 = 33 M. Rechnet man nur zwei Wörter für die Adreſſe jedes der in dieſem Telegramm enthaltenen Einzeltelegramme, ſo werden, da die übermittelten Schlüſſelnachrichten 04, 18, 55, 55, 63, 19, 59 und 04 nebſt den Unterſchriften 69 Wörter betragen, für dieſe Gebühr von 33 M. rund 85 Wörter übermittelt, für die ſonſt eine Telegraphengebühr von 233 M. 75 Pfg. zu entrichten wäre. Es bedeutet dies eine Erſparnis von rund 200 M.

Die Schlüſſeltelegramme werden bei dem Haupttelegraphenamte in Berlin ſofort nach Eingang in die offene Sprache überſetzt und in die Einzeltelegramme zerlegt. Die Einzeltelegramme erhalten die Bezeichnung „Feldtelegramme“ und werden durch den Telegraphen, die Rohrpoſt oder die Telegraphenboten ſchnellſtens an die aus den Liſten beim Haupttelegraphenamte zu erſehenden Empfänger befördert. Beſondere Vorkehrungen ſind getroffen, um die richtige Uebermittlung und Ueberſetzung der Feldtelegramme ſicherzuſtellen, damit die Empfänger nicht durch falſche Nachrichten beunruhigt werden. Bezweifelt jemand dennoch die Richtigkeit eines ihm zugegangenen Feldtelegramms, ſo kann er auf telegraphiſchem Wege Aufklärung erhalten, wenn er dies baldmöglichſt, ſpäteſtens 72 Stunden nach Empfang des Telegramms, bei der Anſtalt beantragt, die ihm das Telegramm zugefertigt hat. Gleichzeitig mit dem Antrag iſt eine Gebühr von 20 M. zu zahlen, die jedoch zurückerſtattet wird, wenn bei der Telegrammbeförderung und Ueberſetzung tatſächlich ein Verſehen vorgekommen iſt, das zu der Rückfrage Anlaß gegeben hat.

Der Schlüſſeltelegrammverkehr iſt bereits in Kraft getreten, nachdem der Truppentransport auf dem Lloyddampfer „Darmſtadt“ Swakopmund erreicht hat, bezw. die Truppennachſchübe dort angelangt ſind. Für die im Schutzgebiete bereits vorhandenen Truppen müſſen erſt die Nummerliſten aufgeſtellt werden; ſobald dieſe beim Haupttelegraphenamte eingegangen ſind, kann auch dieſen Truppen die Wohltat des Schlüſſeltelegrammverkehrs zuteil werden. Ich möchte mit dem Wunſche ſchließen, daß die Schlüſſeltelegramme vorwiegend die Nachrichten 01: „Vollkommen geſund“ und 07: „Befinden fortgeſetzt gut“ enthalten möchten.

Otto Jentsch

Ein vierzigjähriges Bühnenjubiläum

Einer der Lieblinge des Wiener Theaterpublikums, der Hofburgſchauſpieler Ernſt Hartmann, konnte vor kurzem das ſeltene Feſt ſeiner vierzigjährigen Zugehörigkeit zur „Burg“ feiern. Er iſt neben Sonnenthal der hauptſächliche Vertreter der alten Burgtheatertradition. Eine herrliche äußere Erſcheinung, die gewinnende Liebenswürdigkeit ſeines Weſens wußte er mit großer Vornehmheit und Eleganz des Auftretens zu vereinen. Seine Begabung wies ihn auf das große Stildrama, und in ſeinen jugendlichen Rollen feierte er die größten Triumphe. Als die moderne Literatur die Bühne eroberte, trat für Hartmann eine Kriſe ein. die noch dadurch verſchärft wurde, daß es zu perſönlichen Mißhelligkeiten zwiſchen dem Künſtler und dem einflußreichſten Vertreter der Wiener Kritik kam. Als er aber allmählich in das ältere Fach überging, erlebte ſeine Kunſt gleichſam eine Nachblüte. Die Vielſeitigkeit und die Intenſität ſeines ſchauſpieleriſchen Talents trat um ſo klarer hervor, je mehr Rollen er ſeinem Repertoire einverleibte, bei denen ſeine großen natürlichen Vorzüge in den Hintergrund treten mußten. In älteren Rollen hat er auch in modernen Stücken große Erfolge errungen. — Am 8. Februar 1864 trat Ernſt Hartmann, der einen Monat vorher erſt 20 Jahre alt geworden, zum erſtenmal auf der Bühne des Burgtheaters auf, nachdem er vorher nur kurze Zeit an kleinen Bühnen tätig war. Und dieſes erſte Auftreten verdankte der junge Künſtler einem Zufalle. Lewinſky, der den Ludwig XIV. in Brachvogels „Prinzeſſin Monpenſier“ ſpielen ſollte, wurde am Tage vor der Vorſtellung krank. Laube gab die ziemlich umfangreiche Rolle an Hartmann mit der Frage, ob er ſie bis zum nächſten Tage lernen könnte. Der junge Künſtler bejahte freudig, und nach vier Stunden hatte er die Rolle völlig inne und ſpielte ſie nach einer einzigen Probe am nächſten Tage bei der Premiere. Er hatte durchſchlagenden Erfolg. Das Burgtheater gab an Hartmanns Ehrentage „Der Widerſpenſtigen Zähmung“, in der der Jubilar eine ſeiner früheren Glanzrollen, den Petruchio, ſpielte.

Die neueste Erwerbung des Alten Museums in Berlin

Die Direktion des Alten Muſeums in Berlin hat bei ihren Ankäufen aus der letzten Zeit eine beſonders glückliche Hand bewieſen. Nachdem vor kurzem bereits die berühmte heilige Familie von Lucas Cranach, mehrere ſehr intereſſante Bilder des großen Spaniers Goya, eine ganze Anzahl von Renaiſſanceplaſtiken der Sammlung einverleibt worden, hat jetzt auch ein weiteres Bild des Venezianers Giovanni Bellini „Die Auferſtehung Chriſti“ ſeinen Weg in die deutſche Reichshauptſtadt gefunden. Giovanni Bellini iſt einer der führenden Geiſter der venezianiſchen Malerei, der den großen Meiſtern der Hochrenaiſſance den Weg bahnte. Von den gleichzeitigen Malern hatte Mantegna den meiſten Einfluß auf ihn, doch machte er ſich bald von dem Ernſt und der Formenſtrenge des Meiſters von Mantua frei. Nachdem er bei Antonello da Meſſina die Technik der Oelmalerei erlernt hatte, nehmen ſeine Bilder ein prächtiges Kolorit an, das bereits auf die ſpätere Entwicklung der venezianiſchen Malerei hinweiſt. An die Erwerbung des Bildes ſchloß ſich übrigens ein intereſſanter Prozeß an, der vor dem Gericht in Bergamo verhandelt wurde. Angeklagt waren der Graf Francesco Roncalli aus Bergamo, der Kunſthändler Profeſſor Luigi Graſſi aus Florenz und der Vermittler Marinelli. Graf Roncalli war beſchuldigt, „Die Auferſtehung“, die ſich in ſeinem Beſitz befand, heimlich an ein ausländiſches Muſeum verkauft zu haben, obwohl er wiſſen mußte, daß die italieniſchen Geſetze derartige Verkäufe ſtreng verbieten. Außerdem habe er durch den heimlichen Verkauf den italieniſchen Staatsſchatz geſchädigt, da er weder den Ausfuhrzoll von 1 Prozent des Wertes des ausgeführten Gegenſtandes (der Wert des Bildes iſt ſchätzungsweiſe auf 24000 M. feſtgeſetzt worden) bezahlte, noch die bei derartigen Verkäufen erhobene beſondere Steuer von 5 Prozent des Wertes. Kläger war der Staat, vertreten durch den Miniſter der ſchönen Künſte. Daß das Bild ſich ſeit September 1902 in Berlin befindet, iſt durch den italieniſchen Botſchafter in Berlin feſtgeſtellt worden. Graf Roncalli führte zu ſeiner Verteidigung an, daß er das Bild nicht an das Berliner Muſeum verkauft habe, ſondern an Profeſſor Graſſi; was weiter mit dem Bilde geſchehen ſei, intereſſiere ihn nicht. Das Gericht ſprach ſämtliche Angeklagte frei.

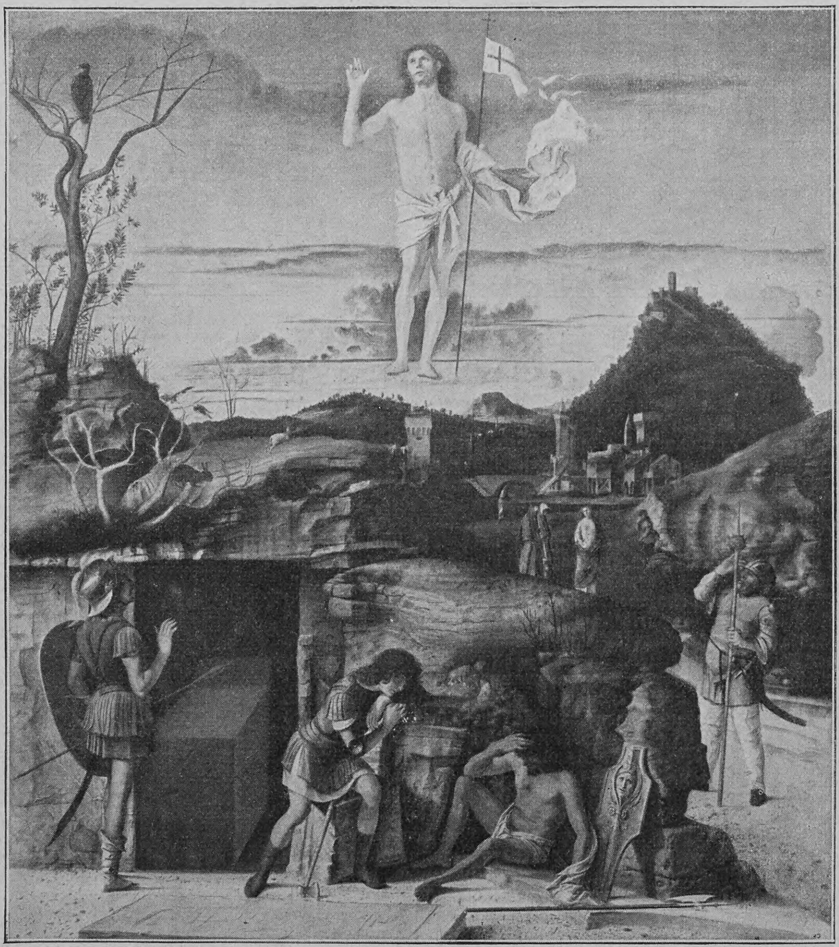
Bühne

Das neueſte Stück Ernſt von Wildenbruchs, die vieraktige „Hauskomödie“: „Der unſterbliche Felix“, erlebte auf der Hofbühne in Weimar mit ſtarkem Erfolg ſeine Uraufführung. Den Mittelpunkt der Komödie bildet der von Heltzig ausgezeichnet verkörperte Profeſſor Felix Mannhardt, ein ſechzigjähriger Dichter und Schriftſteller, der ſich einbildet, als Aeſthetiker ein neuer, als Menſch ein Jüngling zu ſein. Sein Privatſekretär Liederitz, den der gutmütige Dichter aus der Bohême emporgezogen, weiß ihn zu eigennützigen Zwecken in den Wahn zu verſetzen, er ſei berühmt bis zur Unſterblichkeit, und Mannhardt nimmt die Ovationen, die Liederitz in Szene ſetzt, und die Schmeicheleien ſeiner Clique für bare Münze. Er verſenkt ſich in den Wahn, daß er in dem traulichen Heim, das ihm ſeine brave, hausbackene Frau bereitet, verkomme, daß er nicht mehr zu ſeiner Laura paſſe, und als dieſe ihm gar zum Geburtstag einen warmen Schlafrock und Hausſchuhe ſchenkt, beſchließt er, ſich von ſeinem Hauſe loszuſagen und ſeine vermeintliche Jugend auf einer Reiſe durch Italien mit einer von modernen Ideen erfüllten jungen Dame, Erika Weſt, auszuprobieren. Dieſe iſt aber Liederitz' Braut, und dadurch kommt es zum Konflikt zwiſchen dieſem und dem verblendeten Aeſthetiker Mannhardt gehen durch verſchiedene, zum Teil etwas weit hergeholte Umſtände die Augen auf; er merkt endlich, wie ſeine Umgebung ihn belogen und betrogen hat, und dieſe Kriſis bringt ihm die Rettung. Er findet, befreit von den Schlacken der Großmannsſucht und Eitelkeit, ſein Menſchentum wieder; ſein ganzes Leben und Lieben gehört fortan ſeinem Heim, ſeiner wackeren Frau und allen, die er liebt und die ihn wirklich lieben. Der zweite Teil, der reich iſt an ſtimmungsvollen Szenen und echter Empfindung, wirkte auch am ſtärkſten

— Ein fünfaktiges Trauerſpiel: „König Saul“ von Eberhard König fand bei ſeiner erſten Aufführung im Königlichen Schauſpielhauſe zu Dresden großen Beifall. Die Dichtung behandelt den Kampf zwiſchen Prieſtertum und Königtum, ſie iſt bühnengerecht aufgebaut und durch eine markige und bilderreiche Sprache ausgezeichnet. Bedenklich iſt dagegen der ganz epiſche Schluß und die Breite, mit der ſich das innere und äußere Geſchehen in dem Drama vollzieht.

Totenschau

Oberſt a. D. Eugen Leo, zeichnete ſich als Batteriechef im deutſch-franzöſiſchen Kriege aus, zuletzt Kommandeur des 2. Hannoverſchen Feldartillerieregiments Nr. 26, 71 J., 31. Jan., Florenz. — Schriftſteller Karl v. Ujfalvy, bek. Geograph und Ethnograph, 62 J., 31. Jan., Florenz — Prof. Dr. Paul Alberdingk-Thijm, Prof. der niederländiſchen Literatur an der kath. Univerſität Löwen, 76 J., 1. Febr., Keſſel-Loo. — Dr. Antonino Labriola, Prof. der philoſoph. Fakultät an der Univerſität Rom, 61 J., 2. Febr., Rom. — William Collins Whitney, bek. amerik. Staatsmann und Finanzier, 63 J., 2. Febr., New York. — Frl. Sofie Arndt, Nichte Ernſt Moritz Arndts, 92 J., 2. Febr., Lüneburg. — Dr. phil. Ludwig Nix, Privatdozent für ſemitiſche Sprachen an der Bonner Univerſität, 39 J., 3. Febr., Bonn. — Prof. Adolf Socin, Erfinder der Socinſchen Stenographie, 45 J., 6. Febr., Baſel. — Julius Frhr. v. Horſt, ehem. Landesverteidigungsminiſter, 75 J., 6. Febr., Graz. — Frau Bertha Cornelius Witwe des Dichterkomponiſten Peter Cornelius, 70 J., 6. Febr., Rom. — Feldzeugmeiſter a. D. Geh. Rat Karl Fiſcher, Oberſtinhaber des Korpsartillerieregiments Nr. 1, 72 J., 7. Febr., Wien. — Redakteur Emil Roſenow, ſozialdemokrat. Reichstagsabg., Verf. der Komödie „Kater Lampe“, 32 J., 7. Febr., Berlin. — Graf Hermann Droſte zu Viſchering v. Neſſelrode-Reichenſtein, preuß. Herrenhausmitgl., 68 J., 7. Febr., Schloß Herten.



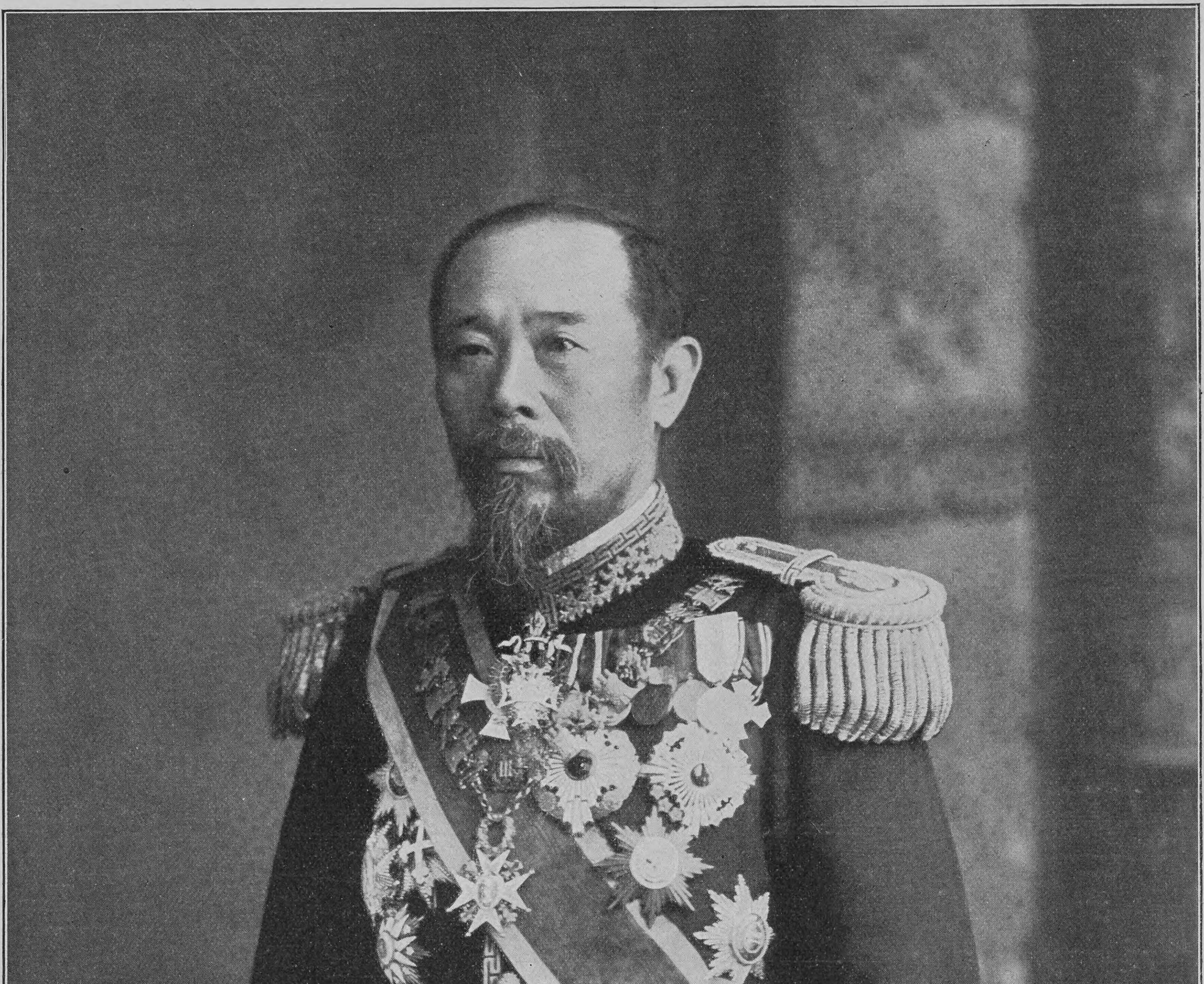
Nach einer Photographie der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin

Eine Neuerwerbung des Berliner Muſeums: „Auferſtehung Chriſti“ von Giovanni Bellini

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 22


Schreiber phm

Marquis Ito, Japans größter Staatsmann

Nach einer phot. Aufnahme von W. & D. Downey (London)

Briefmappe

Frl. Emma v. G. in Wien. Wenn Pflanzen von der Kälte gelitten haben, ſo muß man ſie möglichſt langſam auftauen laſſen. Topfpflanzen bringt man daher, wenn man ſie in dem Lokal, wo ſie ſtehen, nicht vor weiterer Kälte ſchützen kann, vorſichtig und ohne die Pflanzen ſelbſt zu berühren, in einen möglichſt dunkeln, kühlen Raum, z. B. in einen Keller, wo es nicht gefriert, aber beſſer iſt es, wenn man ſie ſtehen läßt, die Fenſter gut ſchließt und mit dunkeln Tüchern behängt, das Lokal aber mit heißem Waſſer, das man in irgend einem Gefäß ins Lokal ſtellt, etwas erwärmt. Erwärmung mit Waſſer iſt viel beſſer als Heizung mit Holz und Kohlen, bis die Pflanzen langſam aufgetaut ſind. Langſames und feuchtes Auftauen rettet die meiſten Pflanzen. Im Freien bedeckt man die Pflanzen einfach mit Tüchern u. ſ. w. und ſtülpt ein Faß oder eine Kiſte u. ſ. w. darüber.

Kunſtliebender Arzt in Oeſterreich. Des Sujets erinnern wir uns wohl, in unſrer Zeitſchrift iſt aber das Bild nicht reproduziert geweſen.

Frau Adele F. in Kiel. Gegen die Ueberſchätzung der Schönſchreibkunſt wendet ſich G. Hirth in der „Jugend“. Er ſagt u. a.: „Schönſchreiben ſollte keinesfalls das Ziel ſein, nach dem man in den Schulen zu ſtreben hätte, ſondern lediglich das leſerliche Schreiben. Anſtatt der endloſen Uebungen im Schönſchreiben ſollten Uebungen im ſchnellen und zugleich leſerlichen Schreiben vorgenommen werden. Das wäre nützlich fürs Leben und würde dem ſchlechten Schreiben ſo vieler Gelehrten und Berufsmenſchen, die viel und ſchnell zu ſchreiben haben, vorbeugen. Durch das Schönſchreiben wird eine charakterloſe Glätte als Ideal hingeſtellt, die ja auch ſonſt leider vielfach für ſchön gehalten wird: im Ornamentenzeichnen, in der Bildnisphotographie, in den Kunſtvereinsausſtellungen u. ſ. w. Iſt nicht eine charakteriſtiſche Handſchrift weit ſchöner als eine glatte Handſchrift, die möglichſt ſauber dem Duktus gerecht wird und keine Spur perſönlicher Eigenart aufweiſt?“

O. Ph. in Heidelberg. Aus einer Aufſtellung des Kaiſerl. Statiſtiſchen Amtes geht hervor, daß im Jahre 1900 mehr als ein Viertel der Geſamtoberfläche des **Deutſchen Reiches**, nämlich 14000000 Hektar, mit Wald bedeckt war. Weit überwiegt, mit 9500000 Hektar, der Nadelwald; auf den Laubwald, der in den letzten zwei Jahrzehnten in Deutſchland arg ſich verringert hat, entfallen nur 4500000 Hektar; das Verhältnis iſt alſo etwa 68:32. Der größte Teil des deutſchen Waldes = 46 Prozent iſt noch im Privatbeſitz; 33 Prozent gehören dem Staate, etwa 16 Prozent Gemeinden. An Holz lieferte der deutſche Wald im genannten Jahre für rund 20000000 Mark Nutzholz, für rund 18000000 Mark Brennholz und für rund 10000000 Mark Reiſig.

Schachbriefwechſel

A. H. in Bialyſtok. Ihre vermeintliche Löſung zur Aufgabe 7 iſt gänzlich unrichtig. Sie ziehen 1. g6—g7 Dh7—g8 2. g7×h8D Dg8×g2† 3. Kh3×h4 Dg2—h2 matt. Das wäre ganz ſchön, wenn Schwarz dazu gezwungen wäre; aber er hat ja an jeder Stelle ungezählte andre Züge zur Verfügung. Sie überſehen gänzlich, daß Weiß den Gegner zum Mattſetzen **zwingen** ſoll, wie dies unter der Stellung klar ausgeſprochen iſt. Wie beim direkten Matt,

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
10 Stück 30 Pfennig.
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.

BESTE ZAHN-CRÊME
60 Pf.
KALODONT
F. A. Sarg's Sohn & Co. Wien.
erhält die Zähne rein, weiss u. gesund.

Negergarn
ist das beste baumwollene
Strickgarn,
Häkel- und Stickgarn.
Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke für feine Sorten

Geistig zurückgebliebene od. nervöse Kinder
find. in uns. am Walde gel., ganz den Anford. d. Neuzeit entsprech. **Erziehungsheim** liebev. Aufn., Erzieh. u. indiv. Unterricht. Geschw. **Georgi, Hofheim i. Taunus.** Staatl. konz., beste Ref. u. Prosp.

GLAFEY-NACHTLICHTE
einmal gekauft, immer verlangt.
G. A. GLAFEY NÜRNBERG

Kauft nur Rondholz Frankft. Würstchen
Fabrik Egelsbach - Frankfurt a. M.
(Zu bez. in a. Delik.-Handlg.)

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den *Teint* und für die *Toilette*
Poudre & Savon SIMON
PARIS

Sirolin
Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140
erhältlich in den Apotheken
zum Preise von M. 3,20, ö. Kr. 4.—, Fr. 4.— per Flasche.

empfohlen von den
hervorragendsten Professoren und Aerzten bei
Lungenkrankheiten, Scrophulose,
Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten,
und namentlich auch in der
Reconvalescenz nach Influenza.

Hebt den Appetit und das Körpergewicht,
beseitigt Husten und Auswurf und bringt den
Nachtschweiss zum Verschwinden.

Wer soll Sirolin nehmen?
1. Jedermann, der an länger dauerndem **Husten** leidet. Denn es ist besser Krankheiten verhüten, als solche heilen.
2. Personen mit **chronischen Bronchial - Katarrhen**, die mittels Sirolin geheilt werden.
3. **Asthmatiker**, die durch Sirolin wesentl. erleichtert werden.
4. **Scrophulöse Kinder** mit Drüsenschwellungen, Augen- und Nasenkatarrhen etc., bei denen Sirolin von glänzendem Erfolg auf die gesamte Ernährung ist.

Man achte genau darauf, dass jede Flasche mit unserer Firma versehen ist und weise Nachahmungen zurück.

F. Hoffmann-La Roche & Co.
Fabrik chem.-pharmac. Produkte
Basel (Schweiz) **Grenzach** (Baden).

ſo iſt auch beim Selbſtmatt Weiß die zwingende Partei; Schwarz ſoll beſtrebt ſein, wie dort dem Mattgeſetztwerden, ſo hier dem Mattſetzen tunlichſt entgegenzuarbeiten, aber nicht — wie Sie es ihn tun laſſen — ſeinerſeits darauf ausgehen. Es wird ſich empfehlen, daß Sie in das Weſen des Selbſtmatt, auf das viele Schachfreunde einen ganz beſonderen Wert legen, tiefer einzudringen ſuchen.

Richtige Löſung zu Nr. 8 ging ferner ein von H. Menzel in Hamburg-Borgfelde.

Rätſel

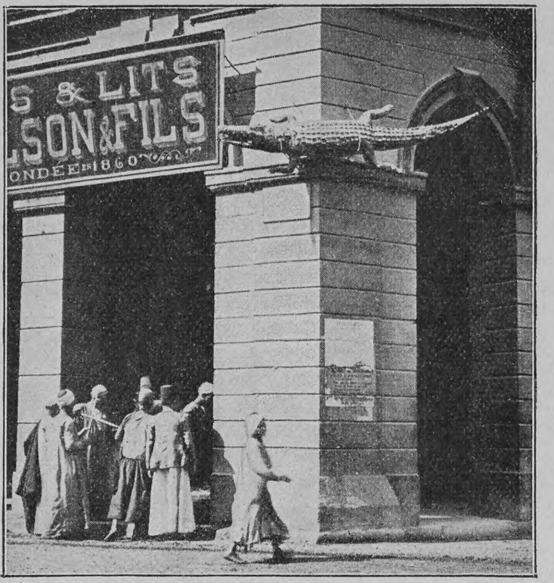
Ich liebe des Mittags verſengende Glut
Und bin doch dem Licht und der Sonne nicht gut;
Nie hab' ich auf rege Bewegung verzichtet
Und ſehe mich feſt ins Gebirge geſchichtet.

Geheimniſſe hüte ich treu jederzeit
Und finde mich niemals zum Plaudern bereit;
Wohl werd' ich bei Sorgen mich nicht verleugnen,
Mir aber Geduld und Ergebung aneignen.

Den Kön'gen und Herzögen diene ich gern,
Halt eigentlich ich mich von Fürſten auch fern;
Nicht ſcheue ich Kriegszeit und Blutvergießen,
Kann ich mich zum Kämpfen auch nicht entſchließen,

Gedankenflug ehre ich, hoch und gering,
Und nie mir verloren Erinnerung ging;
Vergangenheit, Gegenwart mich umfangen,
Nicht trag' ich nach dunkler Zukunft Verlangen.

Wer glänzende Glücksgüter eifrig erſtrebt,
Der weiß, daß mit ihnen ich ſtändig verwebt,
Nur ſollte er dabei nicht minder erkennen,
Daß ich von Seligkeit nimmer zu trennen. M. Sch.



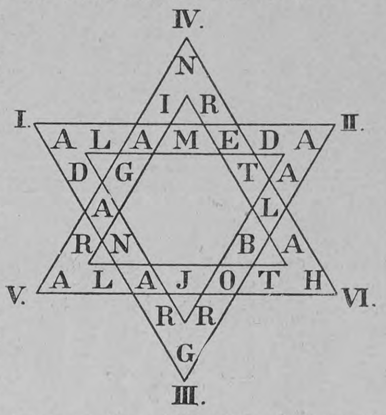
Ein „glückbringendes Krokodil" an einem Hauſe in Kairo

Rätſel

Wird einem Künſtler Kopf und Fuß genommen,
Wie kann da ein Getränk zum Vorſchein kommen? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 468:

Des Sternrätſels:



Der zweiſilbigen Charade: Strumpfband.

Des Palindroms: Madras, Sardam.

Des Rätſels: Z — ar.

Des Wechſelrätſels: Kummer, Kutter.

Richtige Löſungen ſandten ein: Frl. Jenny Rohen in Dresden (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Frau Margarete Broſig in Stuttgart (3); „Süddeutſche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (3); Frau Berta Mündel in Kandern (4); Frl. Ida G. in Salzburg; Ernſt Zimmermann in Frankfurt a. M. (2); Frau Olga Kühn in Wien; P. Richter in Baſel (4); „Oedipus" in Emden (3); Fritz Menne in Leipzig; „Hans und Anna" in Innsbruck (3); Erich Borchardt in Königsberg i. Pr.

Erst dann befindet sich der Sekt auf der Höhe seiner Entwickelung, wenn er die völlige Reife besitzt. Um diese zu erlangen, ist es notwendig, dass der Sekt nach seiner Fertigstellung noch einige Monate lagert, bevor er zum Versand kommt. Nur **ganz ausgereifte** Ware und **vorzüglichste** Qualität wird von uns in den Handel gebracht. Daher hat sich „Kupferberg Gold" einen achtunggebietenden Ruf erworben, und erfreut sich ständig zunehmender Beliebtheit.

Sektkellerei Kupferberg, Mainz.

Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert.
Verlangen Sie Gratisprospekt.
H. Frisch, Bücherexperte, **Zürich 33.**

Technikum Eutin.
— Maschinen- u. Baufach. —

Momentaufnahme mit

Goerz-Anschütz-Klapp-Camera.

Leistungsfähigste Hand-Camera für Aufnahmen jeder Art, besonders für Momentbelichtungen bis zu 1/1000 Sekunde. Zu beziehen durch alle photographischen Handlungen. Kataloge kostenfrei durch:

Optische Anstalt **C. P. Goerz** BERLIN-Friedenau 54.
Aktiengesellschaft.

London
1/6 Holborn Circus.

New-York
52 East Union Square.

Paris
22 Rue de l'Entrepôt.

Zucker,- Magen,- Darm-Kranke verlangen Prospect
Von ärztl. Autoritäten empfohlen.
Rademann's Nährmittelfabrik
Frankfurt a/M. S. & Berlin S.W.

Gegen ſchädliche **Korpulenz** und deren Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „Amiral", ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren **(äußerlich) von abſoluter Unſchädlichkeit** und bequemſter und angenehmſter Anwendungsweiſe. „Amiral" **verſchönt** und **verjüngt** und iſt einzig in ſeiner Art. Keine Diät, **ſicherer und raſcher Erfolg.** Ausführliche Broſchüre mit zahlreichen ärztlichen Gutachten und Dankſchreiben gegen Einſendung von 20 Pfg. in Marken von **Hoock & Co.,**
Hamburg, Knochenhauerſtraße No. 98.

HOTEL GALLIA, CANNES.
Neu erbaut 1900. — Neues Haus allerersten Ranges in bester Lage von Cannes.
— Jeglicher moderner Comfort. —
Zimmer mit Toilettenraum und Bad.
Zweim. tägl. Concert im gross. Wintergarten.
Ausgedehnter Park. — Lawn-Tennis — Croquet.
Gleiche Besitzer **„Hotel Kursaal Maloja".**
Ed. Smart, Director.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: **Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.**
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Cléry,**
53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernſt Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Excelsior-Roman-Kollektion.
Zum unglaubl. bill Preiſe v. **Mk. 7.50** verſenden wir eine kompl, tadell., neue Bibliothek, beſtehend aus **30 großen ſtarken Bänden,** ausgez. Romane von Ganghofer, Ebner-Eſchenbach, Spielhagen, Heyſe, Björnſon, Kipling, Gerſtäcker, Sienkiewicz, Tſchechow, Böhlau, Telman, Maupaſſant, Winterfeld, Anzengruber, Schubin, Jenſen, Zola u. a. ausgez. erſtkl. Aut. Tadellos neu, ſtatt ca. Mk. 100.— nur **Mk. 7.50.** Schon 2 bis 3 Romane koſten z. Ladenpreis gekauft mehr als dieſe ganze Sammlung. Gegen Nachnahme oder vorh. Caſſaſendg. überallhin zu beziehen v. d. **„Bibliographiſchen Anſtalt" in Budapeſt** IV/2, **Karlsring 24.**

Wenn Sie
wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von
Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5.60
garantirt mit Havana-Einlage.
Andere Sorten von M. 1.75 an.
Versand gegen Nachnahme.
Jenckel & Co., Hamburg I.

Billige Seiden-Preise
lohnen den direkten Bezug von Seidenſtoffen jeder Art. Wundervolle Neuheiten. Foulards von 95 Pf. an per Meter. Verſandt porto- und zollfrei an Jedermann. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich G 61
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Kaloderma- GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Technikum Mittweida (Kgr. Sachs.)
Direktion: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.
Elektrotechn. u. Maschinenbau-Laboratorien. Lehrfabrik-Werkstätten.
Im 36. Schuljahr 3610 Besucher.
Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Gesetzlich geschützt

SCHÖNE BÜSTE
durch die
"Pilules Orientales"

Das Mädchen mit schwacher Büste, die Frau, deren Brust ungenügend entwickelt ist, und diejenige, bei welcher die Brust ganz verschwunden oder im Verschwinden begriffen ist, allen wird der Gebrauch der "**Pilules Orientales**" wolthun. Diese Pillen besitzen in der That die Eigenschaft, den Busen zu entwickeln oder wiederherzustellen, die Muskeln zu festigen und die hervorspringenden Knochen der Schultern zurücktreten zu lassen, indem sie der ganzen Büste eine graziöse Fülle verleihen, ohne eine starke Taille zu verursachen. Kräftigend und appetiterregend, von ärzlichen Autoritäten empfohlen, sind sie **der Gesundheit**
nur zuträglich.

Die Kur dauert ungefähr zwei Monate und ist leicht zu befolgen und von anhaltender Wirkung. — Die Schachteln der "**Pilules Orientales**" müssen den Namen des Herstellers, J. RATIÉ, Apotheker in Paris, sowie den Stempel der "Union des Fabricants" tragen. Man verwechsele sie nicht mit sogenannten ähnlichen Produkten: sie allein sind weltberühmt und keine anderen kommen ihnen gleich.

BRIEFAUSZUEGE

Frl. Margarete R. in Berlin. — Obgleich sehr wohl beleibt, hatte doch meine Brust sehr abgenommen. Dank Ihren Pillen ist ihr ihre frühere Fülle und Festigkeit zürückgekommen. Ich bin sehr befriedigt.

Frl. Berta P. in Mailand. — Ich muss Ihnen gratulieren zu dem guten Resultat, das bei mir in 6 Wochen durch Ihre "**Pilules Orientales**" erzielt würde Früher blass und blutarm, bin ich jetzt in voller Gesundheit, und hat sich meine Brust auch recht entwickelt.

Frau Marcelle B. in Wien. — Ich bin höchst erfreut über Ihre "**Pilules Orientales**" meine Büste, welche infolge einer Niederkunft verschwunden war, stellt sich ganz wieder ein.

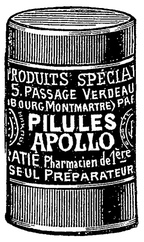
Flacon mit Notiz M. 5.30. — Gegen Nachnahme M. 5.50
Apotheke **J. RATIÉ, 5,** Passage Verdeau, **PARIS** (IXe).
Dépot in **BERLIN : B. HADRA,** Apotheker, Spandauerstrasse, **77.** — Depot für Oesterr.-Ungarn in **BUDAPEST . J.-V. Török,** Apoth., Königsgasse, **12.**

ALLE ANDEREN MARKEN SIND NACHAHMUNGEN.

DIE ERSTE ALLER GALA PETER MILCH-CHOCOLADEN

UNÜBERTROFFEN IN GÜTE UND BEKÖMMLICHKEIT.

Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster



KORPULENZ FETTLEIBIGKEIT

Wer beginnt stark zu verden und wer schon fettleibig ist, der magert ohne Fehl durch den Gebrauch der " PILULES APOLLO ".

Man Magert Sicher

Die übermässige Korperfülle und die Fettleibigkeit widerstehen nicht dieser Behandlung, die, mild und doch wirksam, die Fettansammlung zerstört und die Gesundheit kräftigt, indem sie den Stoffwechsel anregt.

Keine Herzreaction

Die PILLEN APOLLO, aus pflanzlichen Stoffen bestehend (Vesiculosin), haben eine sozusagen schmelzende und entfettende Wirkung und üben keine nachteiligen Einflüsse auf das Herz aus, wie andere Erzeugnisse.

Anhaltende Wirkung

Sie sind dem Manne, dem sie die Beweglickeit und die Kraft zurückgeben, ebenso zuträglich wie der Frau, für die sie ein sicheres Mittel zur Wiedererlangung der schlanken, eleganten Körperform bedeuten.

Die Kur ist leicht zu befolgen und erzeugt ein anhaltendes Resultat.

Die Flasche mit Gebrauchsanweisung Mk. 5.30 franko; gegen Nachnahme Mk. 5.50. Man wende sich an : **J. RATIÉ**, apotheker, **5, passage Verdeau, PARIS**, oder an seine Niederlage : Apotheke **zum Weissen Schwan, BERLIN**, Spandauerstrasse, 77. Für Osterr-Ungarn. Allein-Depot. Apotheke J. V. Török, Budapest, Königsgasse, 12.

Montreux, Hôtel Eden.

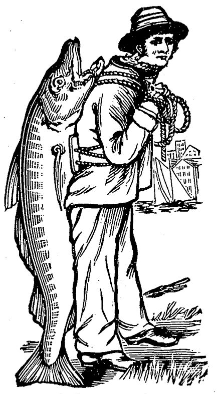
In allerbester Lage am Südquai, neben dem Kursaal. **Mod. Komfort.** Lift. Elektrisches Licht. Zentral-Warmwasserheizung. Bäder. Garten.
Fallegger-Wyrsch,
zugl. Bes. Schimberg-Bad, Entlebuch b. Luzern.

! Frauen seid gewarnt!

Die ächten **Herkules-Spiralfeder-Corsets** tragen alle entsprechenden Stempel oder Etiquette. Alle anderen weise man, weil minderwertig, zurück.

Die Lebertran-Saiſon.

Die Zeit für das Einnehmen von Lebertran iſt wiederum herangekommen, und in vielen Familien fangen die Kinder die Lebertrankuren wieder an, um den Körper zu kräftigen, denn den Körper abzuhärten und widerſtandsfähig zu machen, iſt eine der erſten Aufgaben der Hygiene. In je höherem Maße der Körper dieſe Eigenſchaften beſitzt, um ſo weniger können Krankheitskeime in ihm Wurzel faſſen, um ſo beſſer iſt er befähigt, ein auftretendes Uebel im Keime zu erſticken. Daß der Lebertran in erſter Linie berufen iſt, dem menſchlichen Körper dieſe Fähigkeit zu verleihen, darüber iſt man ſich einig. Leider mußte jedoch früher oft von der Verordnung von Lebertran abgeſehen werden, da es in vielen Fällen außerordentlich ſchwierig, ja zuweilen unmöglich ſchien, dem Patienten das widerlich ſchmeckende, fette und ſchwerverdauliche Oel beizubringen. Ein Präparat wie Scotts Emulſion ſollte demnach eine hochwillkommene Erſcheinung auf dem Gebiete der modernen Therapie ſein. Scotts Emulſion beſteht in der Hauptſache aus beſtem Medizinal-Lebertran mit Hypophosphiten von Kalk und Natron, welch letztere ſehr günſtig auf Knochenbau und Nervenſyſtem einwirken. Dieſe Emulſion iſt nicht nur von ausgezeichnetem Geſchmack, ſondern regt auch den Appetit an und regelt die Verdauung.



Schutzmarke.

Es empfiehlt ſich, genau darauf zu achten, daß jede Flaſche die nebenſtehende Schutzmarke trägt; wir bürgen nur für Emulſion mit unſerer Schutzmarke.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

MARQUE DE FABRIQUE
Canfield

Canfield Schweissblatt.

Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unübertreffl. Schutzmittel für jed. Kleid.
Canfield Rubber Co., Hamburg, Grosse Bleichen 16.
☞ Nur echt mit unserer Schutzmarke **„Canfield“**. ☜
Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigefügt.

DER ABFÜHRENDE THEE CHAMBARD

ist das angenehmste und das beste mittel

gegen VERSTOPFUNG

HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark "DER CENTAUR" wie nebenstehend Reproduzirt trægt.
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel : **1 MARK.**
GENERAL-DEPÔT : **ZAHN & SEEGER**, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Prospekt u. Leitsätze von Dr. med. Wiedeburg's Thüringer **Waldsanatorium** Schwarzeck bei Blankenburg-Schwarzatal, eine 48 Seiten starke illustrierte Broschüre, werden gratis und franko verschickt. Das gut eingeführte Sanatorium verfügt über sämtliche moderne physikalische Heilmittel, u. a. auch elektrisches Vierzellenbad (Dr. Schnee), kohlensaure und Licht-Bäder etc.
Aufnahme von Patienten nur mit Auswahl!

Immer jung!
Immer schön!
REGISTERED TRADE MARK

"BEETHAM'S Larola"

Regd.

Ein verbessertes Präparat von Glycerin und Gurken zur Conservierung der Haut und Gesichtsfarbe gegen den Einfluss der Sonne, kalter Winde u. hartem Wasser. Es erhält die Haut weich, glatt u. weiss, verhindert u. entfernt Rauheit, Röte, Entzündung, Sprünge etc. Zu haben bei allen erstklassigen Droguerien etc. in Flaschen zu M. 1.—, 2.— und M. 3.50 etc. — In **Berlin**: Heinr. Simon; in **Königsberg i. Pr.**: F. Gottwald; in **Hamburg**: J. S Douglas Söhne; in **Dresden**: G. Baumann, Pragerstr. 40.

Blasberg's Selbstkocher

D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer

Hausfrauen ersparen daher Zeit u. Geld.
Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. Reinlichhaltung, die bei Kochk. unmöglich ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. **E. Blasberg & Co., Düsseldorf** oder deren Niederl. **Berlin, Schützenstr. 36.**

Technikum Altenburg S.-A.

für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Königreich Sachsen

Ingenieurschule Zwickau

Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum

für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

Berlin W. 30, Zietenstr. 22,

Vorbereitungsanſtalt

von **Dir. Dr. Fiſcher,**
1888 ſtaatl. konzeſſ. f. alle Milit.- u. Schulexamina. 1903 beſtanden 21 Abiturienten, 103 Fähnriche, 13 Primaner, 22 Einjährige, 5 f. andere Schulklaſſen.

Thüringisches

Technikum Jlmenau

Maschinenb. u. Elektrotechnik. Abteil. f. Ingenieure, Technik. u. Werkmeister.
Lehrfabrik

Gildemeister's Institut,
Hannover, Leopoldstr. 3.

Erziehungs- und Vorbereitungs-Anſtalt. Anerkannt gut. Kleine Klaſſen. Möglichſt individuelle Behandlung. Erfahrene und gediegene Lehrkräfte. Penſion und gewiſſenhafte Beaufſichtigung. Die Anſtalt umfaßt die Klaſſen von **Sexta** bis **Oberprima** mit **gymn.** und **realgymn.** Lehrplan und führt ihre Schüler bis zur **Maturitätsprüfung.** Beſondere Klaſſen für die Vorbereitung zum **Einj.-Freiw.** und **Fähnrichs-Examen. Michaelis 1903** beſtanden **50** Zöglinge der Anſtalt ihre Prüfungen, darunter **8** die Reifeprüfung an einem Gymnaſium und **5** die an einem **Realgymnaſium** bezw. einer **Oberrealſchule.** Proſpekt und nähere Mitteilungen d. d. Direktor des Inſtituts **Blumberg.**

Photograph. Apparate

Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrierte Preisliste kostenfrei.
G. Rüdenberg jun.
Hannover.

Die Wunder der fernen Gangesländer

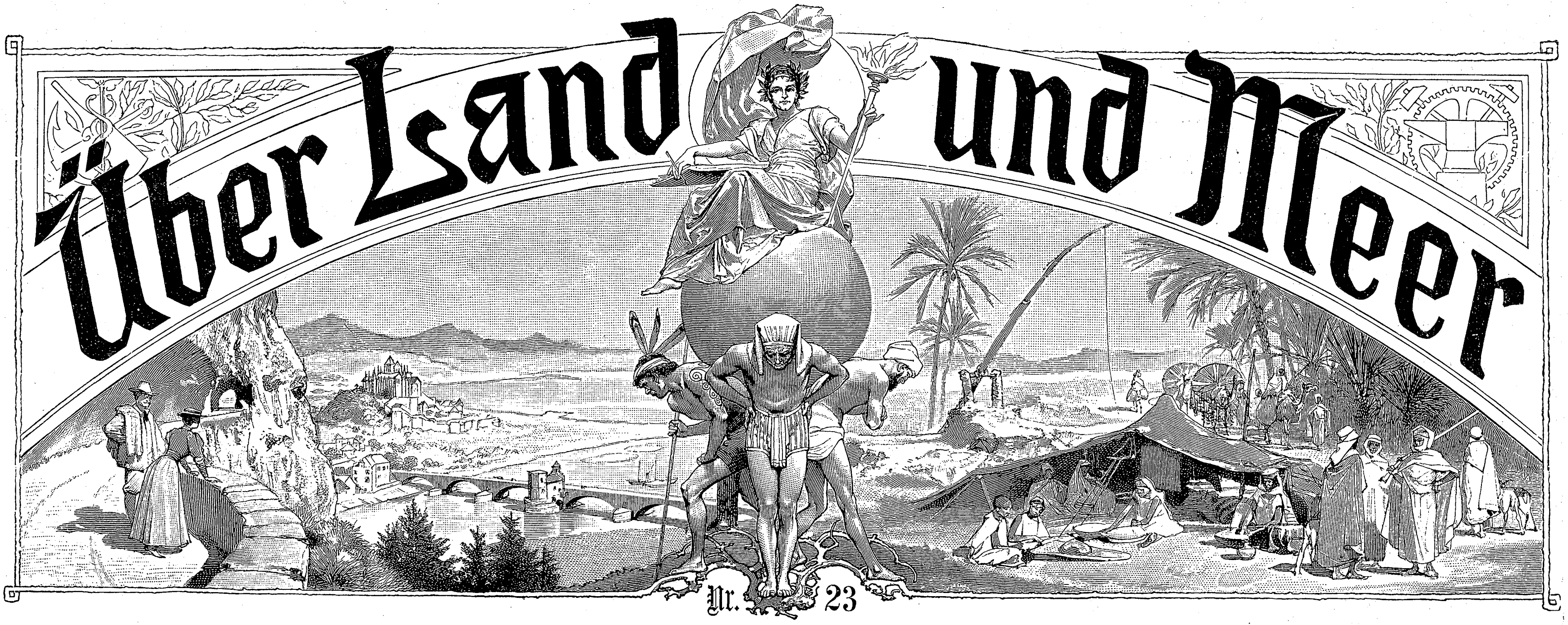
werden uns nach dem Urteil von Weſtermanns Monatsheften in Braunſchweig vor Augen gezaubert in dem Werke: **Durch den Indischen Archipel.** Eine Künstlerfahrt von **Hugo V. Pedersen.**

Reich illuſtriert.
In Prachteinband 25 Mark.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



Über Land und Meer

Nr. 23

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

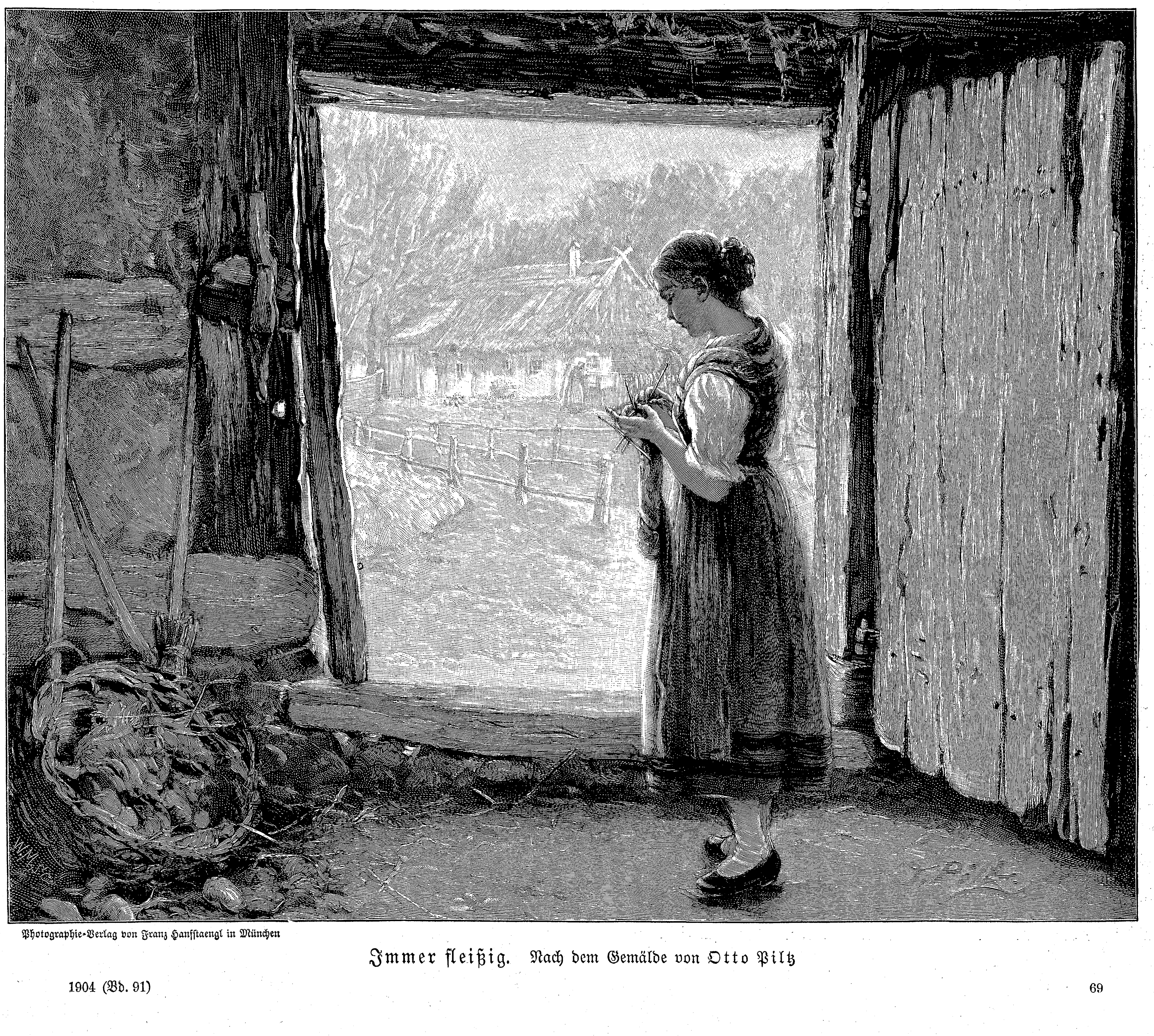
Roman von C. Viebig

(Fortſetzung)

Der Abend war ſchon weit vorgeſchritten, als die Verſammlung ſich auflöſte. Doleſchal war noch nie ſo lange da geblieben im Lokal. Aber heute war es ihm eine Freude, unter den Leuten zu ſitzen, unter deutſchen Männern, in einem deutſchen Krug. Wo ſteckte nur der junge Wirt? Zuerſt hatte er deſſen Fehlen nicht bemerkt, jetzt aber fiel es ihm auf. Warum war der nicht zur Stelle? Er fragte die braune Magd, die geſchäftig hin und her rannte und die Gläſer füllte. Da ſpiegelte es in den blanken Augen der Braunen wie von Tränen, und ſie antwortete, betrübt den Kopf ſchüttelnd: „Is ſich krank junge Gospodarz, is ſich ſehr krank, arme Walenty!“ — —

Der Mond war auf ſeiner Bahn tief hinabgerutſcht, als endlich der Deutſchauer Herr aus der Anſiedlung hinausritt. Sein Pferd hatte ihm das braune Mädchen vorgeführt; da hatte er den Valentin Bräuer grüßen laſſen und ihm gute Beſſerung gewünſcht.

Schade, er hätte den hübſchen Jungen gern einmal wiedergeſehen! Daß der ſich auch gar nicht mehr in Deutſchau meldete! Aber ſeine Wirtſchaft hatte er gut im Zug, trotz der polniſchen Frau,



Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Immer fleißig. Nach dem Gemälde von Otto Piltz das mußte man anerkennen. Selbſt die Magd war gut gezogen; obgleich des Herrn Auge nicht über ihr, tat ſie ihre Pflicht!

Hinter dem nun einſam unterm faſt lichtloſen Himmel Dahinreitenden ragte der Turm von Pociecha-Dorf, und vor ihm ragte der Lyſagora. Das waren die beiden Pole ſeines nächtlichen Ritts. Durch das endloſe Meer der Felder, wie dahergeblaſen vom Nachtwind der endloſen Ebene, trabte der Gaul. Sein Hufſchlag klang hart auf dem vom Sonnenbrand getrockneten Boden. Man hörte ihn weit.

Die Bruſt des einſamen Reiters weitete ſich. Heut empfand er das Alleinſein nicht als Qual, war es doch kein Alleinſein mehr auf einer Inſel, umflutet von einem wilden Meer. Heute waren die Wogen glatt, man konnte ſie durchſchiffen, man war nicht abgeſchnitten, verlaſſen; willige Hände ſtreckten ſich aus, ſchwielige, arbeitstüchtige Fäuſte.

Er hatte beim Fortgehen allen der Reihe nach die Hand geſchüttelt — das waren biedere, kräftige, urdeutſche Händedrücke! Was ihm bis jetzt nie recht möglich geſchienen: das Zuſtandekommen ſeiner Wahl, heute dünkte es ihm nicht mehr unmöglich. Zutraulich hatten ſie ihn gefragt: nach ſeinen Ernteausſichten, ſeiner Frau, ſeinen Kindern; und er hatte ſich nicht ablehnend verhalten wie früher. Er ſah es jetzt ein, es tat not, daß die auch von ihm etwas wußten, er nicht nur allein von ihnen. Das reichlich geſpendete Bier hatte ihnen die Zungen gelöſt, und bei ihm hatte ein warmes, ein ihn mächtig überkommendes Gefühl der Zuſammengehörigkeit — vielleicht zum erſtenmal in ſeinem Leben — das Junkertum über den Haufen geblaſen. ‚Deutſch, deutſch,‘ das ging vor allem! Deutſche, hoch das Panier! Schwarz-weiß-rot, in dieſem Zeichen wollen wir ſiegen!

Er gab ſeinem Pferd den Sporn und galoppierte auf den Lyſagora zu. Raſch heim! Was würde Helene ſagen? In die Arme wollte er ſie preſſen: ‚Mein liebes, mein treues Weib, vergib! Ich habe dich viel gequält! Aber wer kann für die ſchwarzen Gedanken, die da kommen, krächzend wie die Raben, und ſich frech niederlaſſen? Wer kann dafür, daß ihn der Unmut übermannt, die ohnmächtige Wut, die zage Furcht, ja, die Verzweiflung, wenn er ſieht, daß all ſein Streben vergebens, daß fünfzehn Jahre des Schaffens in Sorgen und Mühen nur ſind wie ein Tag — ja, daß das ganze Leben, nicht nur das eigne, auch das des Vaters, des Großvaters, daß all die Zeit, die Deutſchau ſteht, ein Nichts iſt?! Daß eine einzige Minute die Fahne nieder in den Kot reißt, die ſtundenlange Arbeit dem Lyſagora aufs Haupt gepflanzt?!

„Aber jetzt, Helene, ich ſchwöre es dir, jetzt wird es beſſer werden!“

Doleſchal lächelte. Er hob ſich im Sattel und wiegte ſich leicht. Er dünkte ſich wieder jung. Nur ein bißchen Freude, nur ein bißchen Hoffnung, nur ein bißchen Genugtuung, wie tut das gut! Es war doch kein Traum, der Traum vom deutſchen Land. Hier dieſe Felder würden deutſch ſein, deutſcher wie die am Rhein, deutſcher wie die längs der Vogeſen, denn ſie waren noch ſchwerer errungen. Schwerer, viel ſchwerer iſt ja der heimliche Kampf, als der offne — und ſo viel langwieriger. Wo das Leben aus offnen Wunden dahinſtrömt, iſt der Kampf bald entſchieden, aber wo ein Leben verhaucht in heimlich blutenden Herzenswunden, dauert er lange, ach ſo lange!

Aber nun würde es gewiß nicht lange mehr währen, daß der deutſche Herr reiten konnte über deutſche Felder und ſein Haupt konnte legen getroſt jedem Untertan in den Schoß!

Mit einer faſt übermütigen Handbewegung grüßte der von Phantaſien Erhitzte den Lyſagora, der näher und näher rückte: deutſcher Berg, ich grüße dich auf deutſcher Wacht! Ah — Doleſchal empfand es wie eine Erlöſung, heute flohen ihn die ſchwarzen Gedanken. Was ſind all die Unannehmlichkeiten und Widrigkeiten, die man durchgemacht? Sie ſchrumpfen zuſammen, werden winzig klein vor einem großen Gedanken.

Es kam Doleſchal vor, als habe er ſich verſündigt all die Zeit. An Helene, an den Kindern, an ſich ſelber. Gleich morgen wollte er an Freund Paul ſchreiben — der gute alte Junge war ſo beſorgt geweſen — ‚alles in Ordnung‘, wollte er ſchreiben, ‚alles ruhig am Lyſagora!‘

„Voran, Hektor, zu Frauchen!“ Doleſchal trieb ſein Pferd, deſſen Trab unter dem in Träumereien verſunkenen Reiter zum Schritt geworden, von neuem an. Das Roß, den Stall witternd, wieherte laut in die Nacht. Da war ſchon die Deutſchauer Grenze — dort, rechts, der Lug! Geſpenſtiſch ſchimmerten die ſilbernen Weiden an ſeinem Rand, in ihrem Verſteck flüſterte es leis — tat das der Nachtwind?

Und jetzt, ein Laut: „He!“

Das Pferd prallte zur Seite und bäumte ſich wild, eine Fauſt hatte ihm ins Zaumzeug gegriffen. Zitternd ſtand es.

Sechs, ſieben Geſtalten verſperrten den Weg; ein achter kroch aus dem Graben.

Doleſchal gab den Sporn. Das Pferd ſtand wie angefeſſelt. Da nahm er die Reitgerte verkehrt. Wegelagerer, Strolche! Denen haut man eins über mit dem ſilbernen Knopf.

Keine Angſt erfaßte ihn, wohl aber ein jähes Stutzen. Wer waren die, was wollten die? Er ſah ſich umringt. Wild hieb er drein — hier galt's, ſich wehren!

Er ſah kein Geſicht. Sie waren alle vermummt, hatten die Mützen tief über die Ohren gezogen, die Hüte tief in die Stirn gedrückt. Und dazu das unſichere Licht des Himmels.

„Platz da!“ Er ſchrie es, in der ſtillen Nacht hallte der Kommandoton; der Lyſagora fing den Hall auf und verſchluckte ihn, Deutſchau war weit, kein Beiſtand in der Einſamkeit.

Ein unterdrücktes, höhniſches Lachen antwortete dem ‚Platz da‘. Sie wußten wohl, hier galt nur Fauſtrecht.

Doleſchal wehrte ſich verzweifelt. Hier, hier auf eignem Grund und Boden vergewaltigt werden?! Wenn nur das Pferd gehorchen wollte dem wahnſinnigen Schenkeldruck — er preßte es ächzend — die Wegelagerer niedertrampeln würde mit ſeinen Hufen! Aber es gehorchte nicht Sporn und Peitſche. Und die Peitſche ward jetzt dem um ſich ſchlagenden aus der Hand gewunden — knick, da war ſie zerbrochen — ein derber Knüttel fuchtelte bedrohlich, der Reiter fühlte ſich an den Beinen gepackt, aus dem Sattel geriſſen.

„Ich bin Doleſchal — ihr irrt euch — Baron Doleſchal auf Deutſchau!“

Wieder das Hohngelächter. Dazwiſchen auch ein heiſeres Huſten, beim heiſeren Lachen die Bruſt faſt erſtickend.

„Hakatiſt, Schwein, Schächer erſter Klaſſe!“

Jemand ſpuckte ihn ins Geſicht. Er riß die Augen weit auf in jähem Entſetzen — das waren keine Wegelagerer, keine, die die Uhr wollten, die Börſe, Wertſachen! Hakatiſt, Schwein, Schächer erſter Klaſſe —?! Feinde, Feinde!

Da war er überwältigt.

Er fühlte furchtbare Schläge. Sie hielten ihn nieder mit Uebermacht. Was half ſein Sichbäumen? Auf je einem Bein kniete ihm einer, ſeine Handgelenke ſaßen wie in Schraubſtöcken. Tritte von derben genagelten Schmierſtiefeln — Tritte in die Seite, in den Rücken, Bauch, Bruſt, Schultern — wo es traf. Er wurde gewälzt im Staub. Und Schläge, Schläge auf die Kehrſeite. Und jetzt ein Schlag auf den Kopf mit dem Knüttel — oder war es der Knopf der eignen Reitgerte? Ein Hieb, der durch die Luft ſauſte, und den Schädel traf wie ein Hammer. Auf, zum letztenmal auf!

Doleſchal raffte ſich noch einmal unverſehens empor; ſie wichen zurück vor dem ſchon überwältigt Geglaubten. Das Blut ſtrömte ihm übers Geſicht, aber — „Polniſche Halunken!“ ſtöhnte er noch auf, ballte die Fäuſte, ſtürzte auf ſie los mit letzter Kraft — da:

„Hakatiſt! Schwein! Du deutſcher Hund!“

Taumelnd brach er vornüber zur Erde. Die Hände vorgeſtreckt, das Geſicht im Staub vergraben, ſo lag er regungslos.

Und das Pferd, das bis dahin zitternd gehalten, hob jetzt entſetzt mit einem faſt menſchlichen Angſtſchrei den Kopf in die Höhe, warf die Hufe und jagte davon, als ſeien die Wölfe hinter ihm — —

Ueber die Felder zog die Nacht wieder ſtill. Ueber das unabſehbare Meer der im Nachtwind brandenden Wogen noch unreifen Korns. Zwei Pole nur in der Nacht der Ebene für das ſuchende Auge des irren Wanderers: der Lyſagora und der Turm von Pociecha-Dorf. Einſam lag der ſchwarze Lyſagora, keine Seele rundum; der zerſchlagene Menſch unten am Lug zählte ja nicht mehr mit. Aber der ſchwarze Turm ward nun umwimmelt wie von Glühwürmchen.

Die Pociechaer hatten ſich kurz entſchloſſen in dieſer Nacht: nun der Gendarm nicht mehr darüber wachte, herunter mit den Plakaten von Mauern und Bäumen! Vor allem von der Holzwand der Kirche das Schandblatt des Verfluchten abgeriſſen! Was ſollte das hier? Hier galt das nicht. Morgen in aller Frühe ſchon würden aus der Kreisſtadt die andern Zettel eintreffen, die beſſern, die wahren, die einzig richtigen, wie der Herr Vikar geſagt.

‚Wählt den Polen, den wahren Chriſt, den
Ritter vieler Orden, Alekſander Boleslaw,
Edlen von Garczynski auf der Herrſchaft
Wählt! Gwiadliborczyce! Wählt!‘

Johlende Rufe tönten durchs Dorf. Im Krug quiekte der Duda*), im Rauſch gröhlten die Männer. Kein Menſch dachte an Schlaf. Im deutſchen Krug hatten die Deutſchen geſeſſen — pſiakrew! — im polniſchen drum die Polen.

Jetzt, ſpät noch nach Mitternacht, reges Leben um die Kirche. Laternengeflimmer und Pechfackelſchein um den Pfuhl herum. Und nun ein Geſchrei, ſo anhaltend laut, ein Geheul, wie Gebell der Meute, die den Hirſch umſtellt. Das Werk war getan, heiſſa! In Fetzen zerriſſen die verhaßten Wahlaufrufe. Im ſchlammigen Pfuhl ſchwammen ſie.

„Es lebe Polen!“

Ohrenbetäubendes Schreien. Und nun mit Geſang ordnete ſich raſch ein Zug; um den Pfuhl ging's herum und dann im Dorf hin und her. Wild wogte es auf und ab; wild drangen die Stimmen in die Nacht hinaus, über die niedrigen Hütten weg, in die Nacht der Felder. Nichts hemmte die Töne; ſie fanden keinen Widerſtand, weit hörte man ſie, bis nach Pociecha-Anſiedlung, und noch viel weiter hinaus, bis zum Lyſagora. Die Nacht war erfüllt von ihnen. Die Ebene war ein Lied, ein Lied des Triumphs, ein Lied des Jubels:

„Brüder, nehmt die Senſen in die Hände,
Auf, zum Kampfe laßt uns eilen!
Polens Knechtſchaft hat ein Ende,
Länger wollen wir nicht weilen.
Sammelt ſcharenweiſ' euch alle,
Unſer Feind, der Deutſche, falle!
Plündert, raubet, brennet, ſenget,
Laßt die Feinde qualvoll ſterben!
Wer die deutſchen Hunde hänget,
Wird ſich Gottes Lohn erwerben.
Ich, der Propſt, verſpreche euch
Feſt dafür das Himmelreich!“

XXII

Ein paar Tage nach der Wahlverſammlung im deutſchen Krug hatte ſich der junge Wirt aufgemacht zu einem Gang; er ſagte nicht wohin. Der Michalina, die ſich alle Augenblicke eine Ausrede machte, von den Bräuers hinüber zu ihm zu laufen, übergab er den Schlüſſel; mochte ſie auf die Wirtſchaft paſſen, lange würde er ja auch nicht ausbleiben. Aber es wurde doch länger, als er gedacht. Vergebens ſchaute Michalina alle Stunde nach ihm aus — er kam noch immer nicht! Wohin war er gegangen? Ach, gewiß nach dem Tupadly, wo jetzt in der ſmaragdgrünen Wieſe die Roſen des Sumpfes blühten, ſchneeweiße reine Blumenkelche mit goldnen Staubgefäßen. Aber die Stengel, die tief unten im Grunde feſtgewurzelt, waren wie Schlangen, lang und dehnbar, und zäh wie Leder; ſie riſſen nicht ab, ſie zogen herunter.

Daß ihm nur kein Leides geſchah! Am liebſten wäre Michalina ihm nachgelaufen, aber das ging doch nicht an, ſie mußte ja auf ſein Haus paſſen. So hockte ſie ſich auf die Schwelle wie ein treuer Hund, ſchlang die Arme um die Knie, wiegte hin und her und ſang ſich eins. Eintönig traurig das Lied, obgleich es ein Tanzliedchen war, monoton wie die Felder, in die ihr Blick ſtarrte.

---

*) Dudelſack.

Michalina hatte recht vermutet: Valentin war nach dem Tupadly gegangen, führte doch daran vorbei der Weg ins Forſthaus. Er mußte Staſia ſehen, mußte ſie ſprechen. Die Nächte, ſeit ſie fort, hatte er keinen Schlaf gefunden, rot waren ſeine Augen, ganz überwacht. Mit offenen Lidern hatte er gelegen und ins Dunkel geſtiert und gedacht und gedacht, ſo viel, ſo eindringlich, wie noch nie in ſeinem Leben. War ſie denn wirklich ſo ſchuldig? Ja, ja! Er hatte die Fäuſte geballt und mit den Füßen geſtoßen. Aber wenn er's dann ſo recht bedachte, wußte er doch eigentlich nicht zu nennen, was ſie ihm angetan. Daß ſie mit Pan Sziulc gut Freund war, zu gut Freund für ſeinen Geſchmack, das war ſicher, aber, wenn es ihm auch nicht behagte, war es darum ein Unrecht? ‚Du‘ hatte ſie zu dem geſagt! Sagen die Polen nicht immer ‚du‘? Und ‚mein Lieber‘ hatte ſie zu dem geſagt — Jeſus, ſie kannte ihn ja ſchon ſo lange, als ſie noch ein blutjunges Ding mit kurzem Rock war, ſchon. Es war abſcheulich, ganz unerträglich, daß ſie immer miteinander tuſchelten und lachten, recht wie dem Ehemann zum Tort — aber eine Untreue war das doch noch nicht?! Nein, er hatte ſich übereilt! Wenigſtens anhören ſollen hätte er ſie, ſie nicht von ſich ſtoßen, als ſie ſo lieb ſich anſchmiegen wollte. Die arme kleine Frau! Wie hatte er ihr wohl weh getan mit ſeinen groben Fäuſten? Ein Bedauern hob ſich in Valentin. Aber dann dachte er an Vater und Mutter: der Vater war auch oft ſehr grob, aber die Mutter nahm's weiter nicht übel — wie ging das nur zu?

Zwiſchen ihm und Staſia war eben immer gleich ein Mißverſtehen. Und ſie hatten ſich doch auch ſo lieb, wie ſich die Eltern hatten — o nein, noch viel tauſendmal lieber, denn ſie waren ja jung! Noch kein Jahr, noch kein einziges Jahr miteinander verheiratet! Es war noch dasſelbe Begehren, das in ihm brannte, als da er ſie zum Altar geführt.

„Staſia, Staſia!“ Er ſtöhnte auf in der Nacht und ſchlug die Fäuſte gegen ſeine Stirn, auf der Schweißtropfen ſtanden. Was hatte er angerichtet?! Nun war ſie böſe mit ihm auf immer! Sie hatte der Michalina geſagt, man ſolle ihr andern Tags ihre Kleider und Sachen ſchicken. Er hatte ſie zurückbehalten; dann mußte ſie doch darum kommen, oder ihr Vater würde drum kommen, oder ein Bote, ein Brief. Aber niemand, nichts kam! Nein, ſie wollte wirklich nichts mehr von ihm wiſſen, es war nicht eine Rederei bloß! Nun ſaß ſie drüben bei ihren Eltern, und er ſaß hier! Zwiſchen ihnen lag das Tupadly.

Ob ſie ſich wohl grämte um ihn, wie er um ſie? Ja, das hätte er gern gewußt. Aber das wußte er nie. Oft hatte er in ihre Augen geguckt, aber ſie hatte immer weggeguckt. Vater und Mutter verſtanden ſich mit einem Blick; die Mutter brauchte nur hinzugucken nach dem Vater, da wußte ſie ſchon. Der Staſia hatte er erſt immer ſagen und ſagen müſſen, und dann hatte ſie doch noch oft den Kopf geſchüttelt: „Nierozumiem niemiecku!“

Wer wollte ihr einen Vorwurf daraus machen?! Sie verſtand eben wirklich nicht deutſch, wohl die Sprache, — o, die Sprache ganz gut! — aber das andre, all das andre nicht!

Sich im Bett aufſetzend, den Kopf zwiſchen beide Hände nehmend, hatte der arme Junge ganz verwirrt um ſich geſchaut. Wenn er nur wüßte, woran das lag, daß ſie nicht zum Glück kommen konnten, zu einem friedlichen Glück? Hatte er ihr nicht gern was zuliebe getan? O, ſo vieles! Hatte ſie ihm nicht was zuliebe getan? O, auch! Bekreuzten ſie ſich nicht vor'm ſelben Gott? Gewiß! Und waren ſie nicht verliebt miteinander? Das ſicher! Und trotz allem und allem — eins waren ſie drum doch nicht!

Und das peinigte ihn. Das hatte ihn gepeinigt faſt vom erſten Ehetag an, das peinigte ihn auch jetzt noch mehr als die Eiferſucht auf Sziulc. Die Eiferſucht war ja töricht — begreiflich zwar, aber zu töricht doch — die Staſia ſollte ihrem Walenty untreu ſein?!

Und Staſia tauchte vor ihm auf im Dunkel: ſilbrig und ſeidig glänzte die blonde Tolle, darunter ihr weißes Geſicht. Mit brennenden Augen ſtarrte er ſie an: Sei doch gut, komm wieder, wir wollen nun glücklich ſein! Sie lächelte und nickte. Da ſprang er aus dem Bett. Wenn es nicht noch Nacht geweſen, die Hähne in den Höfen erſt zum erſtenmal gekräht hätten, ſo wäre er hingelaufen. Ja, er wollte ſie holen! Das miteinander Böſeſein war ja all dummes Zeug! Sie ſollte wiederkommen, mußte wiederkommen, dann wurde alles beſſer!

Und er hatte ſich aufgemacht am nächſten Morgen. Wie ein Liebender ging er, der um die Braut werben will. Beim Tupadly fing er an Trab zu laufen; hier machte der Weg einen Bogen, und er ärgerte ſich, daß er den Umweg machen mußte rund herum, ſtatt quer durch. So kam er lange nicht raſch genug voran. Drüben winkte ſchon ganz nahe der Rauch der Förſterei hinter den Kuſſeln — hundert Schritt wären's vielleicht, aber man konnte nicht hin. Smaragdgrün und freundlich zwar glänzte die Wieſe dazwiſchen, von den weißen Roſen durchwirkt — ein weicher Teppich — aber wer traute dem jetzt in der Sommerzeit? Wer kannte die Furt, die trockene und ſichere? Nur die Torfgräber vielleicht, die Torf hier geſtochen vergangenes Jahr für den Gwiadliborczycer — er nicht!

Und ſeufzend gab er ſich drein, dem Umweg zu folgen.

Vor der Förſtereitür ſchon traf er den Schwiegervater. Freundlich war die Begrüßung nicht!

„Wo iſt Staſia?“ rief er atemlos.

„Nicht da!“

„Sie iſt doch da!“ Das ſollten ſie ihm nicht wieder vormachen wie damals, als ſie noch nicht ſein war! „Ich will meine Frau holen,“ ſagte Valentin trotzig. „Sie ſoll nach Haus kommen!“ Er wollte am Schwiegervater vorbei in die Tür.

Aber der ſtellte ſich breit vor: Das wäre! Pſiakrew! Frech ſein wollte der ‚Schwabbe‘ jetzt noch, nachdem er ſeine Tochter ſo gekränkt? Die blieb vor der Hand hier. Später würde ſich's finden. Da mußte der Ehemann erſt ganz andre Saiten aufziehen, bis die verſöhnt war. Beleidigt war die — o! Und Frelikowski hatte die Hände abweiſend erhoben, und ſich dann den langen Bart geſtrichen mit unnahbarer Miene.

Da hatte ſich der Schwiegerſohn aufs Bitten gelegt, treuherzig die Hand des Vaters ergreifend: es tat ihm ja ſo leid, daß er die Staſia gekränkt, bitter leid! Ja, er hatte unrecht gehabt, er wollte auch gerne alles, ja alles tun, ſie zu verſöhnen! Nur verſprechen mußte ſie ihm, nicht mehr mit dem Inſpektor, dem polackiſchen Sziulc, zu tuſcheln — nicht, daß er was Böſes dabei dachte, nein, er vertrug's nur nicht! Das war doch ein Kleines, daß ſie ihm das verſprach!

Aber Frelikowski hatte die Achſeln gezuckt: vorſchreiben ließ ſich die Staſia nichts. Aber mit der Zeit würde ſchon wieder Einigkeit kommen zwiſchen ſie zwei, das wollte er hoffen. Die Staſia war ja fromm, ſie ging oft zur Beichte.

So tröſtete er den Betrübten. Und dann verſicherte er ihm, daß er bald kommen würde, nach ihm zu ſehen, und um ihm Kunde zu bringen, wie die Staſia jetzt dächte.

Damit mußte ſich der junge Ehemann vorderhand begnügen. Peter Bräuer ſchalt mit dem Sohn, daß der ſich ſo gedemütigt und dem Weibsbild nachgelaufen: ‚kein' Sorg',‘ die Katz' findet ſchon wieder int Haus, wo die Milch ſüß is‘! Hatte er als Vater nun nicht recht gehabt, daß er ſo geeifert und gewehrt gegen die Heirat?! Es kränkte Valentin, wie der Vater ſprach — der hatte eben die Staſia doch nie recht leiden gekonnt!

Und auch mit der Mutter, der ſonſt ſo milden, war er nicht zufrieden; die tadelte es hart, daß Staſia davongelaufen. „Dat is doch kein Mod', dat ſind mir nit gewöhnt, wahr, Peter? Un nachlaufen hätt'ſte ihr nit ſollen, mein Jung'! Die Frau muß der erſte Schritt tun, nit der Mann — wahr, Peter?“

Was verſtanden die, wohin ſein Sehnen ging! Konnte er denn dafür, daß es ihn zog, ſtärker wie hänfene Seile? Da war einzig die Michalina; mit der konnte er ein Wort reden. Sie, die Nimmermüde, hatte noch Zeit für ihn. Früh morgens, wenn er ſeine Kammer verließ, hatte ſie ſchon Feuer angezündet und die Stube gefegt, und die Gläſer gewaſchen und den Kaffee gekocht. Er ſah ſie nicht mehr, aber er merkte es wohl, ſie war da geweſen. Und dann, wenn die Dämmerung ſank, und Feierabendruh über die Felder, dann kam ſie geſchlichen. Sie wäre nicht ſpröde geweſen gegen den jungen Mann; ſie hätte ihm alles zuliebe getan, aber das merkte er nicht. So eine Magd, mit 'nem Buben daheim, Gott bewahre! Aber um von Staſia zu reden, darum verlangte ihn nach ihr. Und ſie hatte allzeit ein williges Ohr. Und ſie tröſtete ihn: Geduld, nur Geduld! Wenn das Korn gehauen wurde, war auch der Staſia Trotz geknickt, dann würde die kommen. Und ſie würde ſprechen: ‚Walenty, mein Geliebter, meine Seele, meine Taube, mein Stern, der einzig mir am Himmel ſtrahlet, küſſe mich!‘ Mit bebender Stimme, recht aus Herzens Grund, hauchte die braune Michalina dieſe Worte. Sie wagte es, dabei des Trauernden Aermel zu ſtreicheln: „Geduld, Walenty, Geduld!“

Aber er hatte keine Geduld. Wenn Michalina von ihm gegangen, und die Lichtlein der Anſiedlung alle erloſchen, machte er ſich auf. Er ging durch die dunkle Sommernacht, immer nur den einen Weg — zum Tupadly. Stimmen waren in der Nacht der reifenden Felder, die ihn riefen; Sterne zogen über dem Geheimnis der wiſpernden Ebene, die ihn führten. Immer zum Tupadly. Da kreiſte er herum wie ein Verlorener.

„Staſia, Staſia!“

Wie einſt als lediger Burſch', dem die junge Verliebtheit im Blut, rief er immer den geliebten Namen. Beim Dornbuſch am Sumpf ſaß er ſtundenlang. Der Buſch trug jetzt Blüten, flache, zart roſige, Flatterblumen, die davon flogen, wenn man ſie pflücken wollte. Geheimnisvoll ſchimmerten die Roſen im Sumpf; am Tage waren ſie geſchloſſen geweſen, jetzt öffneten ſie ſich zu leuchtenden, weißen Sternen. Ein Duft ſtieg auf, berauſchend wie Jasmin. Und doch ſollen Sumpfroſen nicht duften, denn ſie haben keine Seele; ihn aber rochen ſie ſüß. Und ſeine Seele verging vor Sehnſucht. Alles, alles wollte er ihr ja zuliebe tun, wenn ſie nur wieder zu ihm kam!

Aber noch war ſie böſe, ſo hatte ihm ihr Vater geſagt. Der kam jetzt alle Tage. Aber konnte ihn das tröſten? O nein, im Gegenteil! Es ärgerte ihn, wenn der ſich in der Wirtsſtube breit machte, als ſei er der Herr. Genau ſo wie in der erſten Zeit ihrer Ehe; da hatte der Ehemann ſich mit Not und Mühe von dem alltäglichen Gaſt frei gemacht — Staſia mochte ihm das nicht wenig verübelt haben — nun war's wieder ſo. Noch ſchlimmer, denn der Förſter brachte Kumpane mit. Gaſtfrei zu ſein, wäre gut-polniſche Sitte, ſagte er. Wenn er nichts hatte, hatte eben ein andrer was. Er fragte gar nicht erſt den Schwiegerſohn: Iſt dir's auch recht? Geſtern war ſchon wieder das Bier aufgebraucht geweſen. Valentin ſelber hätte ſich darüber kaum gewundert, auf nichts hatte er recht mehr acht, aber die Michalina hatte die Hände zuſammengeſchlagen: „Pſiakrew, ſo viel Bier vertrunken?“ Und wo war all der Schnaps hin? In die Stiefeln müſſen ſie den gegoſſen haben, behauptete ſie. Und wo war das Geld dafür? Aber ‚pſt‘, hatte Valentin gemacht und die Hand erhoben. Was ſollte er tun? Sagte er etwas, ſo kam der Förſter am Ende nicht wieder, und er hörte nichts, gar nichts mehr von Staſia. Aber ein Ekel hatte ihn doch erfaßt vor dem Mann, deſſen roter Bart auf drei Ehrenzeichen niederwallte. Als wäre die Zeit von 70 und da der bei den Breslauer Jägern geſtanden, nie geweſen! Polniſch wurde geſchwatzt, polniſch geflucht, polniſch bramarbaſiert, auf den Tiſch geſchlagen und der Herr von Gwiadliborczyce, Edler von Garczynſki, leben gelaſſen.

Valentin konnte es nicht mit anhören. Morgens um zehn ſchon, oft auch ſchon um neun, ging das in der Wirtsſtube los und dauerte bis gegen Mittagläuten; und abends, ſowie die Sonne ſank, hub es wieder an und dauerte bis in die halbe Nacht. Vertrieben ward er ſo aus dem eignen Haus. Und das würde auch nie, nie mehr wohnlich werden. Es war ihm verleidet. Was ſollte er noch hier, wo nur polniſch geſprochen, polniſch geſungen, polniſch gedacht wurde? Gern wäre er bei ſeinen Eltern eingekehrt — ach, mit einer ſtillen Trauer gedachte er jener Tage, da er noch kein Wort hier verſtanden, da er hierher gekommen, voller Begier aufs neue, da er ſich Wunder vom weiten Acker verſprochen, da er ſich geneckt mit den braunen, lachenden Mädchen am Weg, und das ‚daj mi buzi‘ noch nicht gelernt!

Wenn er jetzt zu ſeinen Eltern kam, fühlte er's: er war ihnen fremd geworden. Freundlich waren ſie wohl zu ihm, jetzt auch wieder gut wie ehedem — die Mutter ſah ihn mitleidig an, der Vater machte ein bekümmertes Geſicht — ſie litten mit ihm unter ſeinem Kummer, aber fremd waren ſie ſich doch. Etwas hatte ſich zwiſchen ſie gedrängt, Vertrauen, Herzlichkeit, Verſtehen geſtört — das war die Staſia. Er redete nicht von ihr; und ſie redeten nicht von ihr; da trieb es ihn auch endgültig aus dem Elternhaus.

Raſtlos, freudlos ging der Einſame umher. Her und hin — hin und her — aus und ein — ein und aus. Die Türen klappten in einem fort; es litt ihn nicht in der Stube, nicht in der Kammer, nicht in der Küche, nicht im Stall, nicht im Schuppen, nicht auf dem Hof. Es zerrte ihn immer und zog ihn und ſtieß ihn voran wie mit Fäuſten — er mußte zum Tupadly. Da fand er einzig Ruhe. Wußte er doch, drüben wohnte ſie. Wenn er ſie nun nicht ſehen, nicht ſprechen ſollte, wenn ſie noch immer trotzte und nicht zu ihm kam, wenigſtens nahe ſein wollte er ihr. Ging ſie denn nicht aus, würde ſie denn nicht einmal hier vorüber kommen?!

Oft glaubte er im ſchwimmenden Abendlicht ihr helles Kleid drüben hinter den Kuſſeln zu ſehen — mit wem ging ſie da? Ging ſie allein? Oder war wohl gar Pan Sziulc drüben, ſie zu beſuchen? Eine wahnſinnige Eiferſucht ergriff ihn jäh; nun lag er lauernd hinterm Dornbuſch: der ſollte nur kommen! Aber auch der kam nicht.

Ganz menſchenleer die ſelten befahrene Straße zum Forſt. Wer zu ſchaffen hatte, ſchaffte in den fruchttragenden Feldern; hier am Moor knarrte kein Ackerwagen, kein Ochſengeſpann brüllte. In träger Ruhe lag das Tupadly, ſchwermütig bei Sonnenſchein, ſchwermütiger noch beim Mondenlicht. Wenigſtens der Sehnſüchtige fand es ſo.

Die braune Michalina ſah mit Schrecken, wie mager der Walenty wurde. Noch waren es keine drei Wochen her, daß Staſia ihm davongelaufen, und ſchon ſchlotterten ihm die Kleider am Leib. Sie redete ihm herzlich zu, daß er doch eſſen möchte. Wenn man auch Kummer hat, eſſen muß man doch, wie ſoll man denn ſonſt arbeiten?!

Und ſie ſchlug ſich auf die volle Bruſt und zeigte ihm ihre dicken Arme.

Er aber lächelte trüb: das wollte er wohl glauben, daß es ihr ſchmeckte. Was wußte ſie von Kummer?!

Da ſeufzte ſie aus Herzens Grund und ſah ihn beweglich an.

Er aber merkte es nicht. Wenn die Staſia wiederkäme, ja, dann würde auch er wieder eſſen! Dann ſollte Baszcz gekocht werden, die Suppe von roten Rüben, die ihm eigentlich zuwider war, die er aber dann ſo gern eſſen würde, und Schaſchlik, und alle die Gerichte, die ſie liebte. Er würde kein Wort mehr dagegen ſagen; alles würde ihm ja recht ſein, was ſie mochte. Nur den Pan Sziulc — nein, den Pan Sziulc wollte er nicht an ſeinem Tiſche haben, und auch nicht immer den Förſter!

Valentin vermied den Schwiegervater jetzt ganz; ſelbſt um den Preis, von Staſia zu hören, konnte er ſich nicht entſchließen, ihm freundlich zu ſein. Ein Widerwille erfüllte ihn, deſſen er ſich nicht erwehren konnte. Der würde ihm ja doch nicht die Wahrheit ſagen, der log! Sie logen alle hier! Selbſt Staſia, die über alles geliebte Staſia, war die immer ganz wahr geweſen?

Es war ein furchtbarer Zweifel, der ihn anfiel wie ein biſſiger Hund. Wenn ſie ihn nun belogen, wenn ſie nun doch mit Pan Sziulc geliebelt? Wenn der nun lachte, jenſeit mit ihr, und er, als der Betrogene, hier diesſeit ſaß?!

Er hätte ſich am liebſten gar nicht mehr vom Tupadly fortgetraut, er mußte ja aufpaſſen. Aufpaſſen, aufpaſſen! In ſeinen Augen brannte es und in ſeinem Herzen auch. Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Strenge, Sehnſucht und Widerwille ſtritten miteinander. Aber die Sehnſucht war doch die größeſte unter ihnen.

„Er iſt verhext, er hat die Mora geſehen, weh,“ jammerte Michalina und ſchlich nachts hinter ihm drein zum Tupadly. Sie ſah, wie er ging, gleich einem, der nicht mag und doch muß, der gezogen wird an einem Seil; ſah, wie er niederſank beim Buſch, auf die Knie fiel, die Arme ausſtreckte, verlangend, begehrend. Ein züngelndes Flämmchen rollte über das Moor — huh, fuhr da nicht auf dem Rade die Hexe, die Mora, die — —?!

„Helfe dir Gott!“ ſchrie ſie laut.

Da bemerkte er ſie. Und er ward zornig: was lief ſie hinter ihm her? Er wollte allein ſein! „Mach, daß du nach Haus kommſt!“ Da ſchlich ſie weinend fort.

Das Irrlicht war untergetaucht. Aber nun ging der Mond auf hinter dem Nachtgewölk; er überſchauerte Buſch und Gras. Lange, ſilberne Strahlen warf er über die Wieſe, daß die beſponnen ſchien wie von ſeidigem Haar. Tauperlen blitzten in den Sternen der weißen Roſen, daß ſie glänzten und glitzerten wie Sterne am Firmament. Schimmernd blau ward der beſchattete Grund, dem ſie entſtiegen — der Himmel war niedergeſunken in den Sumpf. Eine Brücke von Strahlen wob ſich über den tückiſchen Boden. So klar konnte man ſehen, ſo ſicher konnte man gehen, hier war keine Gefahr! Und nah, ganz nah, nur an die hundert Schritt, und man war drüben beim ſchlafenden Haus! Nur die Hand ausgeſtreckt und auf die Klinke gelegt, und ſie wich leiſem Druck! Verſchloſſen war die Tür nicht, das wußte Valentin wohl; zu ſtehlen hätte ſich hier auch keiner getraut, böſe Hunde machten die Runde. Horch, ihr Gebell! Sie heulten den Mond an. Aber ihn, den Valentin, kannten ſie ja, ſie würden ihn nicht feſtpacken und feſthalten mit grimmigen Zähnen, leis winſelnd würden ſie ſich an ſeine Füße ſchmiegen und die Hand lecken, die ſie oft freundlich geklopft! Die Hunde waren kein Hindernis, Schloß und Riegel waren es auch nicht, und der Förſter ſchlief. Drum ſacht, ſchnell hinauf die wacklige Stiege — die Kammertür ſtand offen in der ſchwülen Nacht — Mondſchein fiel auf ein buntes Kiſſen — Mondſchein auf ein blondes, ſilbriges Haar, auf ein geliebtes weißes Geſicht — —

„Staſia, Staſia!“

Er ſchrie auf in der Mondſcheinnacht, wie der Hirſch ſchreit nach der Hindin — — und dann, wie die Seele ſchreit in Todesnot.

*

Als Valentin Bräuer am Morgen nicht zu Hauſe war, ſchlug Michalina Alarm. Sie warteten auf ihn den ganzen Tag, und als er nicht kam, fingen ſie an ihn zu ſuchen. Am Tupadly war er zuletzt geſehen worden, da ſuchten ſie auch zuerſt. Peter Bräuer ſetzte 300 Mark Belohnung aus; dieſe Summe ging faſt über ſeine Kraft, aber der Sohn war ihm tauſendmal mehr wert — nein, gar nicht zu erſetzen! Er wollte mit dem Kopf durch die Wand: der Junge ſollte, der Junge mußte wiederkommen! Aber als der nicht kam, brach ihm der Wille. Er ſchluchzte wie ein gebrochener Mann. Die Mutter hoffte immer noch: konnte es denn nicht ſein, daß der Junge davongelaufen, vom Aerger über das Weibsbild fortgetrieben? Man mußte am Rhein Nachforſchung halten, vielleicht, daß er heimgelaufen in einer plötzlichen Sehnſucht — wäre das denn ſo ganz unmöglich, hatten ſie denn nicht alle Sehnſucht dorthin?! Vielleicht auch, daß ihn die alte Braut gezogen, daß er ſie doch lieber gehabt, als die polniſche Hexe! Frau Kettchen hatte die unmöglichſten Vermutungen, ſie ſuchte mit ihnen ſich und ihren Peter zu tröſten; auch zur Michalina ſprach ſie ſo. Aber dieſe ſchüttelte den Kopf und rang ſtumm die Hände, wußte ſie's doch beſſer, wußte ſie's doch ganz genau: und ob ſie auch ſtießen mit Stangen und das Moor durchforſchten von hüben und drüben, von rechts und links — ‚hier iſt er untergegangen‘, ſo war's!

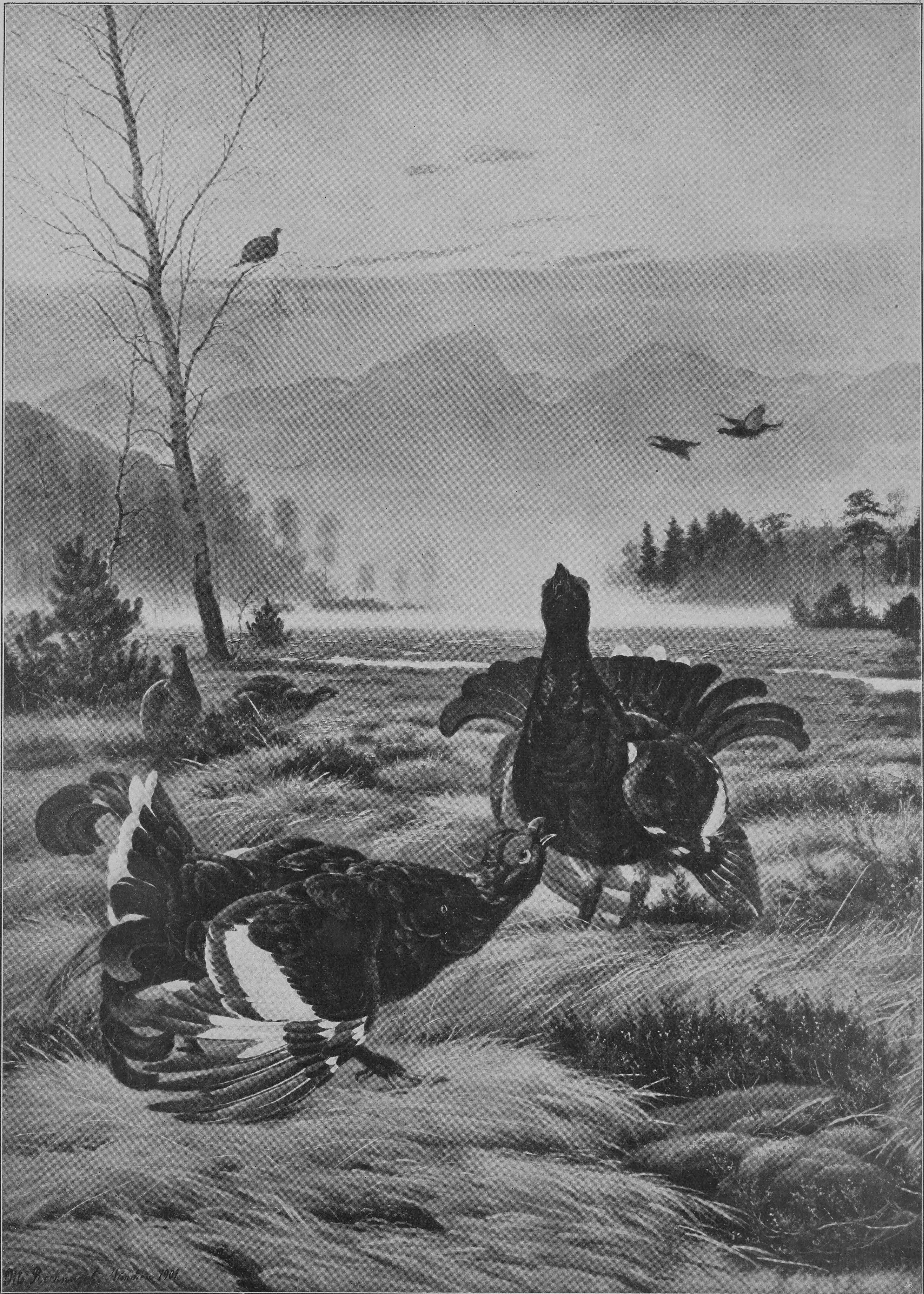
*

Das plötzliche Verſchwinden und der mutmaßliche Tod des jungen Anſiedlers erregten die Gemüter auf das lebhafteſte. In der Anſiedlung warnten die Eltern ihre Kinder: um Gottes willen nur nicht weit von den Häuſern fortgelaufen auf fremden Wegen, wer konnte ſagen, ob ihnen da nicht auch ein Leides geſchah, wenn der junge Bräuer, dieſer urkräftige Menſch, keck und unerſchrocken, ſo, aller Vermutung nach, zu Schaden gekommen?! Der jungen, verlaſſenen Frau, die zufällig bei ihren Eltern auf Beſuch geweſen, als ihr Mann verſchwand, galt das tiefſte Mitleid. Pociecha-Anſiedlung und Pociecha-Dorf — in dieſem Mitleid waren ſie eins.

Helene von Doleſchal war eine der erſten auf Deutſchau, die von des jungen Anſiedlers Verſchwinden hörte und von den Verſionen, die ſich daran knüpften. Sie ging gerade an der Küche vorbei, wohin Löb Scheftel eben eine Hammelkeule geliefert, als ein lauter, entſetzter Aufſchrei der Mamſell ſie belehrte, daß etwas Schreckliches geſchehen. Schon wieder?! Sie fing an zu zittern.

Noch waren es kaum drei Wochen her, daß der Braune, auf dem ihr Mann zur Anſiedlung geritten, ſpät in der Nacht ledig zurückgekommen war und mit erregten Hufſchlägen ſo gegen das Tor gedonnert hatte — es ſtand jetzt nie mehr offen, wie früher immer, ſondern ward bei Dunkelheit pünktlich geſchloſſen — daß der Wächter nicht raſch genug hatte herbeieilen können, in der Meinung, der gnädige Herr poche ungeduldig mit dem Peitſchenknopf. Aber kein Herr hatte auf dem Gaul geſeſſen. Und der alte Hoppe, in Todesangſt — noch ehe man's ihr, der Frau, gemeldet — hatte ſich ſofort aufgemacht mit dem Wächter, den Herrn zu ſuchen. Unweit des Lyſagora, da, wo der Weg vom Lug kommt, war er ihnen begegnet. Aber er war dahergewankt gekommen, wie ein Betrunkener; ſie hatten ihn führen müſſen, kaum, daß ſie ihn nach Hauſe gebracht. Der Hektor, das ſonſt ſo ſichere Tier, wäre geſcheut vor den Weiden, ſo ſagte er. Die mochten wohl im Nachtwind geflüſtert und ſich ſeltſam bewegt haben, aber faſt unglaublich war's doch, daß das Tier, das ſo oft dieſen Weg gemacht, ſo ſchreckhaft geweſen! ‚Ein Haſe ſprang auf, ein Haſe,‘ hatte Hanns-Martin mit verlöſchender Stimme gehaucht.

O, barmherziger Gott, wie war der arme Mann zugerichtet! Blaue, faſt ſchwarze, blutunterlaufene Stellen überall, die Kleidung zerriſſen; tagelang war er lahm geweſen, und das ſchlimmſte war die Kopfwunde. Der Gaul mußte ihn furchtbar geſchlagen haben. Weinend hatte Helene dieſe Wunde gekühlt; es ſchien ihm gut zu tun, er ſagte gar nichts, ſtumm überließ er ſich ihrer Sorgfalt, aber als ſie anſpannen hieß, Doktor Wollinſki zu holen, ward er unruhig: nein, der nicht, nicht der! Seine Hände, die ſchlaff auf der Decke gelegen, todesmatt, hatten ſich geballt. Es zuckte in ſeinem, faſt bis zur Unkenntlichkeit verſchwollenen, blutrünſtigen Geſicht. Und als ſie, unſicher geworden, ob man ihn ſo beunruhigen dürfe, fragend den alten Hoppe angeſehen, der, unaufgefordert, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, mit hier hereingekommen, und unten am Bette ſtand, ſchüttelte der den Kopf: „Nein, nicht!“ Und der Geſtürzte, mit geſchloſſenen Augen wie gefällt Daliegende, ſtöhnte: „Nicht — den — Polacken — nicht!“ (Fortſetzung folgt)


Otto Recknagel München 1901

Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Spielhahnbalz im Moos

Nach dem Gemälde von Otto Recknagel

Die militäriſche Bedeutung der Eiſenbahnen

Wir erleben zurzeit das Schauſpiel eines Krieges, deſſen Ausgang zum größten Teil von der Leiſtungsfähigkeit und Betriebsſicherheit einer einzigen Eiſenbahn abhängt. Es wäre müßig, heute, wo die Ereigniſſe täglich die Prophezeiungen überholen können, ſpeziell Betrachtungen über die militäriſche Bedeutung der ſibiriſch-mandſchuriſchen Linie anzuſtellen, aber der Zeitpunkt ſcheint mir gut gewählt, die Aufmerkſamkeit auf den ſtrategiſchen Wert der Eiſenbahnen im allgemeinen zu lenken. Wer noch darüber im Zweifel ſein ſollte, welch hervorragende militäriſche Rolle im Kriege die Eiſenbahnen ſpielen können, der braucht nur das kürzlich erſchienene Buch des Miniſters Budde „über die franzöſiſchen Eiſenbahnen im deutſchen Kriegsbetriebe 1870/71“ zur Hand zu nehmen und ſich durch einen Blick davon zu überzeugen, in wie engem Zuſammenhange der glückliche Ausgang kriegsmäßiger Operationen und der gute Beſtand und der ſorgfältige Betrieb rückwärtiger Eiſenbahnverbindungen miteinander ſtehen. Auch in dieſer Hinſicht ſind jene Kriegsjahre vortreffliche Lehrmeiſter geweſen und haben u. a. die Baſis gelegt zur vollſtändigen Umgeſtaltung des deutſchen Militäreiſenbahnweſens und des geſamten Dienſtes auf den rückwärtigen Verbindungen der Armeen. Vor allen Dingen verdanken in dieſer Hinſicht die Eiſenbahntruppen ihr Entſtehen den Erfahrungen der Jahre 1870/71, denn die damals an ihrer Stelle vorhandenen fünf Feſtungspionierkompagnien waren den zahlreichen Anforderungen, die an ſie in bezug auf den Bau von Bahnen und die Wiederherſtellung zerſtörter Strecken herantraten, nicht gewachſen und mußten manch wichtige Arbeiten unbegonnen oder unvollendet laſſen. Das wird in künftigen Kriegen vorausſichtlich nicht mehr der Fall ſein, nachdem die deutſche Armee nunmehr über eine Eiſenbahnbrigade zu drei Regimentern verfügt, deren vornehmſte Aufgabe in der Aufrechterhaltung der Verbindung zwiſchen den operierenden Truppen und der Operationsbaſis beſteht und die zu dieſem Zweck neue Verbindungen herſtellen, zerſtörte Anlagen wieder in Betrieb ſetzen und dabei Hand in Hand gehen muß mit allen Direktiven, die ſeitens der oberſten Heeresleitung für den Gang der Ereigniſſe vorgeſchrieben werden.

Tritt man nun der Frage etwas näher, wie ſich im Kriege Eiſenbahntruppen und Eiſenbahnbehörden in den Dienſt der Armee ſtellen und die militäriſche Bedeutung der Bahnen ins Praktiſche übertragen können, ſo findet man, daß dazu in erſter Linie der Bau und der Betrieb von Feld- und Vollbahnen gehören, und daß ebenſo der Brückenbau und die Sprengtechnik Gebiete ſind, auf denen ſich die hohe Leiſtungsfähigkeit insbeſondere der Eiſenbahntruppen betätigen wird. Ganz beſonders notwendig wird der Bau von Feldbahnen als Erſatz für dauernd oder vorübergehend unbrauchbar gemachte Vollbahnen ſein, denn wie ſollten ſonſt wohl alle Lebensmittelbedürfniſſe oder Gegenſtände der Ausrüſtung, ſowie anderweitiger Heeresbedarf herangeſchafft werden können, wenn nicht ſolche Bahnen vorhanden wären, die gleichen Schritt halten können mit den Vorwärtsbewegungen einer ſiegreichen Armee. Deshalb richtet ſich auch die Friedensausbildung der Eiſenbahntruppen des deutſchen Heeres in hohem Maße auf die Herſtellung von Feldeiſenbahnen, und eine erſt im Sommer 1903 vorgenommene Uebung, bei der eine 93 Kilometer lange Bahn von Mellen nach Jeſſen gebaut wurde, hat Zeugnis davon abgelegt, welch hoher Grad von Vollkommenheit in dieſem für den Krieg ſo überaus wichtigen Dienſtzweig erreicht worden iſt.

Aber nicht nur der Bau neuer Bahnlinien, ſondern beſonders auch ihr Betrieb und ihr Anſchluß an das vorhandene Eiſenbahnnetz nach rückwärts gehören zu den Aufgaben der Eiſenbahntruppen und bilden das Bindeglied für letztere mit den Militäreiſenbahnbehörden und den verſchiedenen Inſtanzen des heimatlichen Eiſenbahnnetzes. Denn das darf niemals außer acht gelaſſen werden, daß der Endzweck jedes Eiſenbahnbaus der Betrieb iſt, und daß nur deſſen Leiſtungen für die Heeresleitung von dauerndem Intereſſe ſind.

Die Franzoſen kamen durch die Kriegserfahrung der Jahre 1870/71 zu der Erkenntnis, daß die Schuld an dem Verſagen der Eiſenbahnen lediglich bei der Militärverwaltung gelegen, die für die Mobilmachung der Armee am 15. Juli 1870 keinerlei Vorbereitungen getroffen und es verſäumt hatte, den Eiſenbahnverwaltungen die nötigen Anweiſungen zu geben, die für den Transport ſolch großer Truppenmaſſen ins Aufmarſchgelände abſolut unerläßlich waren.

Schon bald nach dem Kriege hatte Frankreich erkannt, daß dieſe Zuſtände unhaltbar wären, und daß ähnliche Dinge ſich in einem künftigen Kriege nicht wiederholen dürften. Trotzdem ja in Frankreich im Gegenſatz zu Deutſchland eine Verſtaatlichung der Eiſenbahnen nicht ſtattgefunden hat und die Hauptlinien des dortigen Eiſenbahnnetzes ſich in den Händen von ſechs großen Aktiengeſellſchaften befinden, ſind dieſe bei dem Ausbau der Bahnen nicht ſelbſtändig oder nach eignem Gutdünken vorgegangen, ſondern haben im Zuſammenhang mit dem Landesverteidigungskomitee gearbeitet und deſſen Vorſchläge bei ihren Entſcheidungen mitwirken laſſen. Es beſteht daher heute in Frankreich ein feſter Zuſammenhang zwiſchen der Eiſenbahn- und der Militärbehörde, wodurch ſich im Kriegsfalle die Benutzung der Schienenwege durch die Truppen unter ganz andern Bedingungen vollziehen wird, als dies im Jahre 1870 der Fall war.

Auch Rußland hat neuerdings durch Einrichtung einer beſonderen Eiſenbahnabteilung bei dem reorganiſierten Hauptſtabe, ſowie durch Aufſtellung von zwölf Bataillonen Eiſenbahntruppen zum Ausdruck gebracht, daß es dem Militäreiſenbahnweſen mehr Beachtung ſchenken will als bisher, und daß es ſich auch in dieſer Hinſicht den Fortſchritten anſchließen will, die die verbündete franzöſiſche Nation im Intereſſe der Kriegsbereitſchaft der Armee durchgeführt hat.

In auffallendem Gegenſatz zu dem großen Werte, den man allenthalben den Eiſenbahnen in militäriſcher Hinſicht zuerkennt und den man auch dadurch kenntlich zu machen ſucht, daß die verſchiedenen oberſten Heeresleitungen dem Eiſenbahnweſen nach jeder Richtung ihre volle Aufmerkſamkeit ſchenken, ſteht die augenſcheinliche Geringſchätzung, mit der man in Italien dies ſo überaus wichtige Verkehrsmittel für den Kriegsfall behandelt. Der Unglücksfall bei Beano während der vorjährigen Königsmanöver iſt hierfür der ſprechendſte Beweis und hat mit betrübender Deutlichkeit vor aller Welt die zahlreichen Mängel bloßgeſtellt, mit denen die italieniſchen Bahnen zum Nachteile des großen Publikums wie für ihre militäriſche Benutzbarkeit behaftet ſind. Auch iſt bei dieſer Gelegenheit zur Sprache gekommen, daß Italien in bezug auf rollendes Material weit hinter Frankreich und Deutſchland zurückſteht, denn bei einem Geſamtbeſitz von 2812 Lokomotiven, 8200 Perſonenwagen und etwas über 50 000 Güterwagen kommt in Italien eine Lokomotive auf 6 Kilometer des Bahnnetzes, in Frankreich eine auf 4 Kilometer und in Deutſchland eine auf 3 Kilometer. Für Perſonenwagen ſtellt ſich das Verhältnis in Italien einen auf 2 Kilometer, in Deutſchland und Frankreich dagegen einen auf 1⅓ Kilometer; für Güterwagen in Italien drei auf jeden Kilometer, in Deutſchland ſieben und Frankreich acht. Daß ſich ſchon allein aus dieſen Gründen der Aufmarſch der italieniſchen Armee an den Landesgrenzen erheblich verzögern dürfte, bedarf keiner weiteren Erläuterung. v. Witzleben

---

Neueſte Fortſchritte der Frauenbewegung im Ausland

Der Beſchluß des norwegiſchen Staatsrates, dem Storthing demnächſt einen Geſetzentwurf über die Zulaſſung von Frauen zu den Staatsämtern zugehen zu laſſen, hat allenthalben das größte Aufſehen erregt. Iſt es doch der erſte Fall in Europa, daß ein Entwurf von ſo weittragender Bedeutung für die wirtſchaftliche Stellung der Frau, auf Grundlage von Gutachten der einzelnen Miniſterien ausgearbeitet, mit einem Schlage den Wirkungskreis der Frau in den ſozial höher ſtehenden und beſſer bezahlten Berufen in dieſem Maßſtabe erweitert.

Für Norwegen iſt es allerdings der naturgemäße Fortſchritt auf einer mit Erkenntnis und Verſtändnis betretenen Bahn. In den letzten zwei Jahrzehnten, ſeit die Frauenbewegung in Norwegen eingeſetzt hat, hat ſie auch einen förmlichen Siegeszug angetreten. Ganz überraſchend ſind ihre Erfolge. Ob dies dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß die nordiſche Kühle der Skandinavierin ſie zuerſt abhielt, ſich der Frauenbewegung anzuſchließen, bis dieſe ſie durch die Macht der Verhältniſſe eroberte, und die Frau nun ihrerſeits nach langem Widerſtand und innerlichen Kämpfen mit größerem Nachdruck und größerer Energie ihre Forderungen ſtellte und durchſetzte? Ob durch die wunderbare Unterſtützung, die ſie in ihren zwei größten Dichtern, Ibſen und Björnſon, fand? —

Thatſache iſt, daß Norwegen zu den erſten europäiſchen Ländern gehörte, das ſeine Univerſitätspforten unter denſelben Bedingungen wie den Männern den Frauen öffnete (1882 bezw. 1884), die Frauen zur Ausübung der Zahnheilkunde (1872), des Apothekergewerbes (1884), und zwar mit der Erlaubnis zur Leitung von Apotheken, zur Ausübung der ärztlichen Praxis zuließ; ferner gehört es zu den wenigen europäiſchen Staaten, die Schulärztinnen und weibliche Gefängnisdirektoren, beſitzen, die Frauen in die Schulbehörde und in den Ausſchuß des Aufſichtsrats wählen und wo in die Vormundſchaft und in den Ausſchuß des Aufſichtsrats der Armenverwaltung ſogar Frauen gewählt werden müſſen.

Die bedeutendſte Errungenſchaft der Norwegerinnen aber iſt das kommunale Wahlrecht, das ſie am 25. Mai 1901 erhalten haben, und zwar ſind diejenigen Frauen, die ſelbſt oder deren Ehemänner 400 Kronen in der Stadt oder 300 Kronen auf dem Lande verſteuern, infolgedeſſen ſtimmberechtigt und innerhalb der Kommune auch wählbar.

Es handelt ſich bei der letzten Erweiterung des Wirkungskreiſes der Frau um die Eröffnung des Gebietes der Rechtſprechung. Der Richterberuf ſoll ihnen geöffnet werden. Das iſt ein ſehr bedeutſamer Schritt, wenn man in Erwägung zieht, daß gerade auf dieſem Gebiet den Frauen überall das größte Widerſtreben entgegengebracht wird. Selbſt die Ausübung der Rechtsanwaltſchaft wird ihnen noch vielfach verweigert, ſo beiſpielsweiſe ſogar in dem ſonſt in feminiſtiſcher Hinſicht ſo fortgeſchrittenen England, wo die Frauen nicht wie die Skandinavierinnen ſeit drei, ſondern ſeit 35 Jahren bereits das kommunale Wahlrecht beſitzen, wo ſie für alle Lokalverwaltungen das aktive Wahlrecht und das paſſive für Pariſh und Diſtrict Councils (Kirchen- und Kreisrat) beſitzen, wo ſie in den letzteren ſeit einem Dezennium auch an leitender Stelle eine rege und bedeutſame Tätigkeit entfalten.

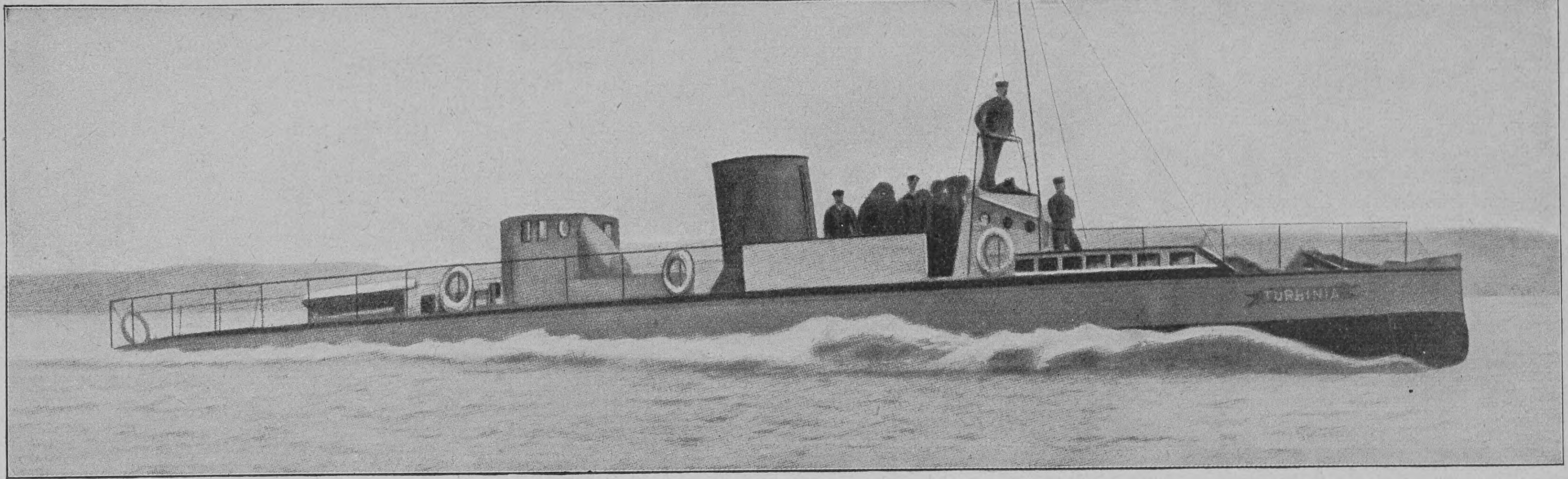
Bahnbrechend war in der Rechtsanwältinnenfrage Amerika. Im Juni 1869 wurde Arabella A. Monsfield zum Oberſten Gerichtshof des Staates Jowa zugelaſſen; 1878 folgten dieſem Beiſpiel Utah und Maine, und dieſen nach und nach eine große Anzahl von Staaten.

Am 25. Februar 1899 nahm der Kongreß der Vereinigten Staaten ein Geſetz an, demzufolge jede Frau, die vor dem Oberſten Gerichtshof ihres Staates drei Jahre lang plädiert hat und ſich durch Charakter und Fähigkeit die Achtung des Gerichtshofes errungen hat, zum Oberſten Gerichtshof der Vereinigten Staaten zugelaſſen wird.

Nächſt den Vereinigten Staaten war es Hawai, das noch als Königreich im Jahre 1899 eine Frau zur Advokatur zuließ. Drei Jahre ſpäter errang ſich Fräulein Bilcesco das Recht, in Rumänien am Gerichtshof zu Bukareſt die Rechtsanwaltſchaft auszuüben. Am 14. April 1892 folgte Nevada, 1893 Japan und Finnland, am 2. Februar 1897 der Kanton Zürich, 1898 Schweden und Mexiko und 1900 Frankreich.

In Europa iſt es mithin nur eine ſehr kleine Anzahl von Staaten, die die Frauen zur Advokatur zugelaſſen haben, im Vergleich zur Ausübung der Medizin ſogar nur eine ganz minimale, denn die Aerztin hat gegenwärtig ſo ziemlich alle Kulturſtaaten erobert und behauptet ſich allen gegneriſchen Prophezeiungen zum Trotz glänzend. Das liegt wohl zum größten Teile daran, daß bei der Medizin der Beweis der Notwendigkeit ihrer Ausübung durch Frauen leichter zu führen war.

Anders auf dem Gebiete der Rechtſprechung, wo die Bedürfnisfrage nicht ſo klar erwieſen werden kann. Es liegt ja auf der Hand, daß in gewiſſen heiklen Dingen ein weiblicher Rechtsbeiſtand für Frauen angenehm wäre, aber es wird dann meiſt entgegengehalten, daß, wenn Frauen in dieſen Dingen die gerichtliche Verhandlung nicht ſcheuen, ſie auch in bezug auf den Rechtsbeiſtand nicht ſo penibel zu ſein brauchten. Der Einwand iſt zwar nicht berechtigt, klingt aber plauſibel. Da, wo die Bedürfnisfrage viel klarer bewieſen werden kann, in der Richterkarrière — denn es iſt offenbar nicht ganz logiſch, daß nur Männer über Frauen richten ſollen, da ihnen in vielen Fällen die Fähigkeit, ſich in die weibliche Pſyche zu verſetzen, fehlt —, da kann ſich die Welt noch viel ſchwerer zu einer ſo umwälzenden Neuerung, wie die Zulaſſung der Frauen ſie herbeiführen würde, entſchließen. Bis jetzt ſind es nur einige amerikaniſche Staaten, und zwar vornehmlich diejenigen, in denen die Frauen das Stimmrecht beſitzen, die Frauen zum Richteramt zugelaſſen haben. Es iſt daher ſehr erfreulich, daß auch ein europäiſcher Staat einen Verſuch von ſo weittragender Bedeutung machen will, ich zweifle nicht, daß er ſich bewähren wird. Eliza Ichenhaeuſer



Nr. 1. Das erſte durch Dampfturbinen bewegte Schiff „Turbinia“ mit einer Schnelligkeit von faſt 33 Knoten in der Stunde

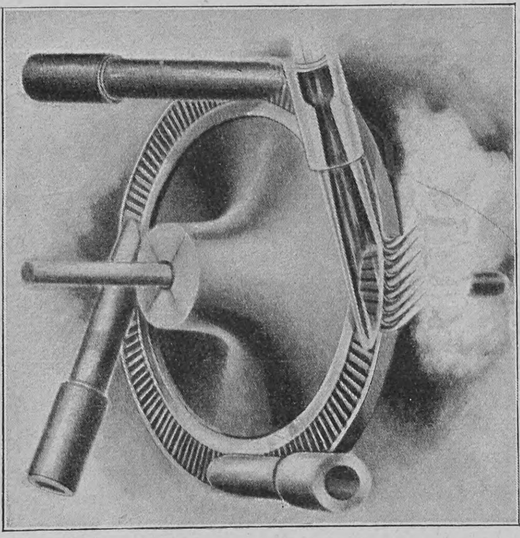
Die Dampfturbine

Von

Franz Bendt

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen und Zeichnungen)

Im Mittelpunkt der neueren Technik ſteht zweifellos die Dampfmaſchine, die vor etwa 150 Jahren aus den Händen des Mechanikerkönigs James Watt ſo gut wie vollendet hervorging. Faſt die ſämtlichen Vorrichtungen, die das verfloſſene Jahrhundert, das man mit Recht als das techniſche zu bezeichnen pflegt, hervorbrachte, hängen mit Watts Maſchine, der ſogenannten Kolbendampfmaſchine, zuſammen oder bedürfen wenigſtens ihrer. Es erſcheint daher nur natürlich, daß ſie zu hoher Vollendung vorgeſchritten iſt. Dennoch haftet ihr ein bemerkenswerter organiſcher und wirtſchaftlicher Uebelſtand an, der es wahrſcheinlich macht, daß ſie von ihrem Herrſcherſitze im Reich der Technik wird herabſteigen müſſen, um einer Rivalin Platz zu machen.

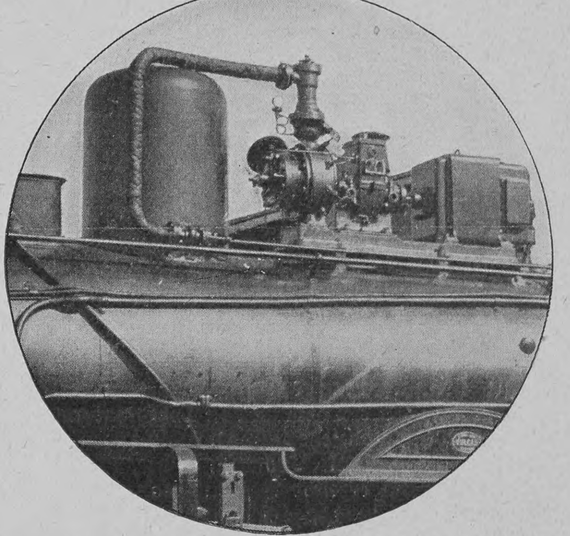


Nr. 2. Rad und „Düſen“ der De Laval-Turbine

Der Mangel der Kolbendampfmaſchine, der auch leicht von einem Laien wahrgenommen werden kann, beſteht in folgendem: der kraftgeſpannte Dampf des Keſſels ſtrömt bald vor, bald hinter den in einen Zylinder eingeſchloſſenen Kolben der Maſchine und veranlaßt ihn dadurch zu einer hin und her gehenden Bewegung. Dieſes „Hin und Her“ muß dann durch recht komplizierte Einrichtungen in eine drehende Bewegung verwandelt werden. Iſt es doch faſt immer die Aufgabe der Dampfmaſchine, drehende Bewegungen herbeizuführen. Die Technik kennt ſeit faſt zwei Jahrtauſenden eine Vorrichtung, in der der Dampf direkt die drehende Bewegung veranlaßt. Dieſe „Urahne“ der Dampfmaſchine wurde bereits 150 Jahre vor unſrer Zeitrechnung von Heron von Alexandrien in ſeinem Werke „Spiritalia seu Pneumatica“ beſchrieben. Man pflegt jetzt die ehrwürdige Erfindung als „Dampfturbine“ zu bezeichnen.

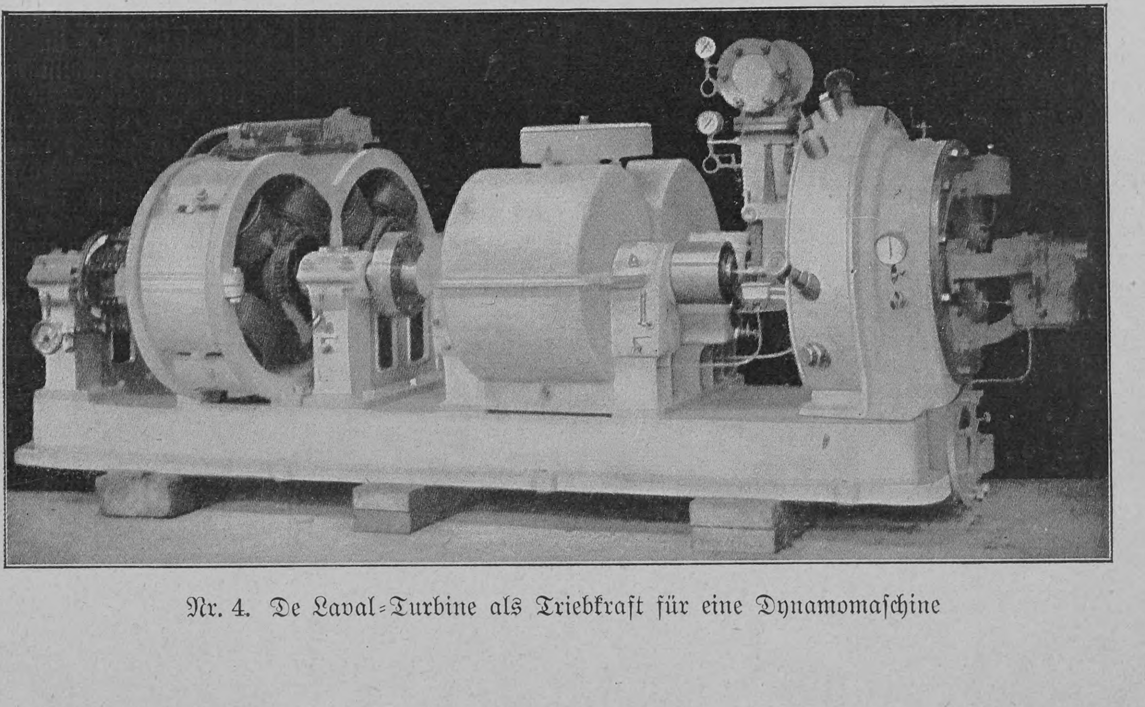
In der „Waſſerkunſt“ iſt die Turbine ein weltbekannter und viel verwendeter Mechanismus. Sie beſteht im einfachſten Falle aus einem Rad, das ſich um eine Achſe drehen kann, deſſen Umfang mit mannigfaltig geſtalteten Schaufeln verſehen iſt. Stößt das Waſſer eines Fluſſes gegen die Schaufeln, dann wird Bewegung und Arbeit veranlaßt. Erſetzt man die Stoßkraft des Waſſers durch den Druck des ſtrömenden Dampfes, dann erſteht die Dampfturbine. Sie wird direkt zur drehenden Bewegung und Arbeit gezwungen und bedarf nicht der komplizierten Vorrichtungen der Kolbendampfmaſchine. Es bereitete aber trotzdem den Technikern große Schwierigkeiten, die Dampfturbine, die augenblicklich in der Technikerwelt eine Revolution vorzubereiten ſcheint, ſo zu organiſieren, daß ſie befähigt iſt, ihre Miſſion ganz zu erfüllen. Die Geſchwindigkeit des Waſſers, das eine Turbine antreibt, iſt ſelten eine größere als etwa 50 Meter in der Zeiteinheit der Sekunde, und man erzielt dadurch eine gut zu überſchauende Bewegungsgröße. Ganz anders der kraftgeſpannte Dampf, der aus unſern Dampfkeſſeln herausdringt. Es wurde feſtgeſtellt, daß ihm eine zwanzigmal ſo große Geſchwindigkeit zukommt. Die Dampfturbine empfängt ſomit den Antrieb, ſich im raſenden Wirbel um ihre Axe zu drehen. Dieſe Kraftwirkung gibt des Guten zu viel. Die Technik beſitzt faſt keine maſchinelle Einrichtung, die mit ſolchen Geſchwindigkeiten zu arbeiten vermag. Die Techniker begannen ſich erſt für die Dampfturbine zu intereſſieren, als die Elektrotechnik anfing, elektriſche Maſchinen — ſogenannte Dynamomaſchinen — zu bauen, die eine verhältnismäßig ſehr hohe Drehungsgeſchwindigkeit beſitzen. Man bemühte ſich daher, die Umdrehungsgeſchwindigkeit der Dampfturbinen ſo weit zu vermindern, daß ſie ſich zum Antrieb elektriſcher Maſchinen brauchbar erweiſen.

Die erſten Erfolge auf dem Gebiet wurden von dem Engländer C. A. Parſons und von dem Schweden Dr. Guſtav de Laval erzielt. Parſons übergab ſeine erſte Dampfturbine im Jahre 1884 dem praktiſchen Betrieb, die allerdings damals noch 18000 Umdrehungen in der Minute machte, eine Zahl, die aber wenige Jahre ſpäter bereits auf 4000 Umdrehungen gemäßigt ward. De Lavals Turbine erſchien 1889 auf der Pariſer Weltausſtellung und erzielte ſofort einen außerordentlichen Erfolg.

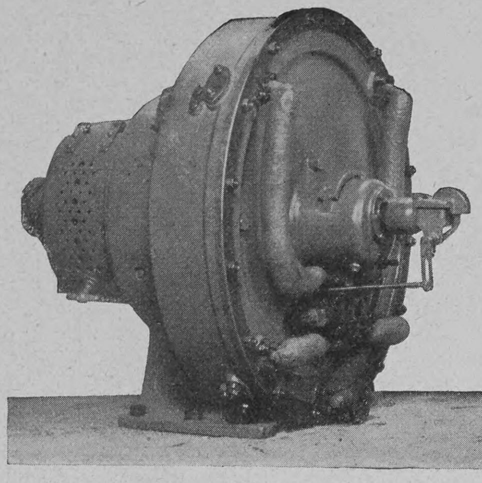


Nr. 3. De Laval-Turbine auf einer Lokomotive als Kraftquelle für die elektriſche Beleuchtung des Zuges

Die Einrichtung der de Lavalſchen Dampfturbine iſt ſo außerordentlich einfach und überſichtlich, daß es angezeigt erſcheint, uns an der Hand unſres Bildes Nr. 2 zuerſt mit ihr zu beſchäftigen. Entſpricht ſie doch auch ſo recht dem, was man ſich unter einer Turbine vorſtellt. Wir erblicken ein mit Schaufeln verſehenes Turbinenrad, deſſen Schaufeln man ſich aber ganz in ein feſtes kranzförmiges Gehäuſe eingeſchloſſen denken muß. Zu dieſem führen geeignete Röhren (ſogenannte Düſen), die den geſpannten Dampf auf die Schaufeln direkt leiten. Man verſteht ſofort, daß durch den eintretenden Dampf das Rad in äußerſt ſchnelle Umdrehung verſetzt werden wird. Obgleich es uns fernliegt, unſre Ausführungen mit trockenen techniſchen Erklärungen belaſten zu wollen, möchten wir doch noch auf eine höchſt geniale Einrichtung der de Laval-Turbine hinweiſen. Bei



Nr. 4. De Laval-Turbine als Triebkraft für eine Dynamomaſchine

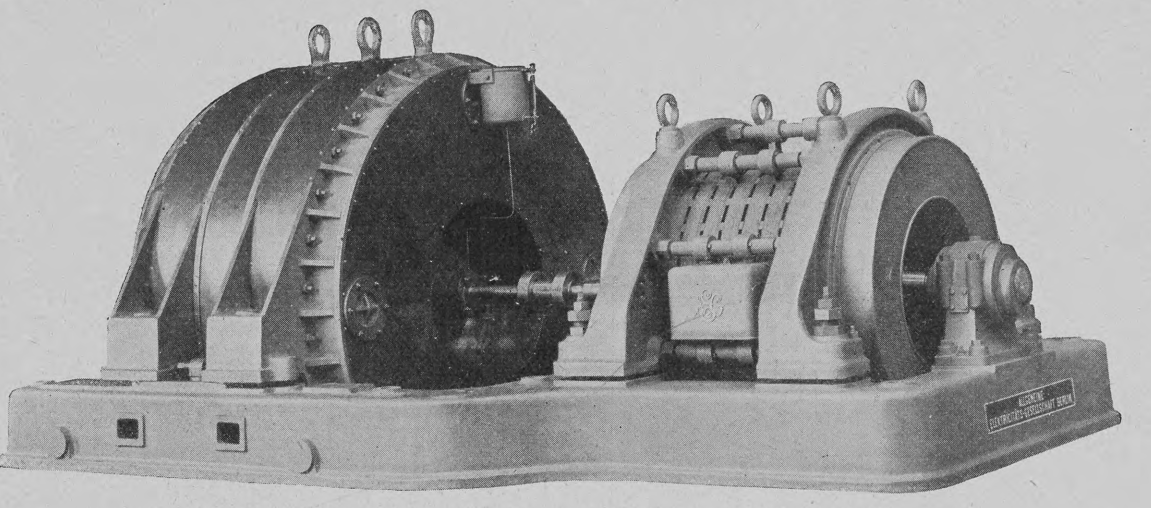


Nr. 5. Detail der Riedler-Stumpf-Turbine

ſo außerordentlich hohen Geſchwindigkeiten iſt es ſchwer, die Achſe des Rades ſo zu lagern, daß keine Verſchiebungen erfolgen. die verhängnisvoll werden könnten. De Laval hat das dadurch erreicht, daß er das Turbinenrad auf eine äußerſt feſte, elaſtiſche, ſehr dünne Stahlachſe ſetzt, die während der Rotation ohne weiteres und unbedenklich geringe Ausbiegungen macht; ſie ermöglichen es der Vorrichtung, in jedem Augenblick die Stellung einzunehmen, die die Geſetze der Mechanik fordern. Um die hohe Umdrehungsgeſchwindigkeit der Turbine auf ein praktiſch zuläſſiges Maß zu vermindern, führte de Laval ein kleines Räderwerk aus beſtem Stahl ein, das durch Radübertragung eine Ermäßigung der Umdrehungsgröße erzielte. In dieſer Uebertragung liegt allerdings ein Uebelſtand, der veranlaßte, daß de Lavals Turbine nur für kleinere Maſchinengrößen, bis zu etwa 300 Pferdekräften, ſich den Weltmarkt erobert hat. Wie außerordentlich einfach und vorteilhaft aber innerhalb dieſer Grenze de Lavals Meiſterkonſtruktion wirkt, ſchildert das Bild Nr. 3. Auf dem Rücken einer Lokomotive reitet die de Lavalſche Turbine. Vom Dampf der Lokomotive geſpeiſt, betreibt ſie eine mit ihr verkuppelte Dynamomaſchine, die wiederum dazu dient, das für die Zugbeleuchtung nötige elektriſche Licht zu erzeugen. In unſrer Abbildung Nr. 4 ſehen wir übrigens ein größeres Zwillingspaar von Dampfturbine und Dynamomaſchine, wie ſie in den elektriſchen Zentralen im Intereſſe der Beleuchtung oder des Verkehrs vielfach Aufſtellung gefunden haben.

Die Verminderung der ſehr hohen Rotationsgeſchwindigkeit der Turbine von de Laval auf ein zuläſſiges Maß vollzieht ſich, wie wir ſahen, durch rein äußerliche Mittel. Techniſch höher, wenn auch nicht ſo einfach, erreicht Parſons das mehr durch innere Mittel, in der Turbine ſelbſt. Parſons Turbine (Abbildung Nr. 7) erſcheint als ein langer Zylinder, auf dem eine ſehr große Zahl von ſogenannten Laufrädern verſchiedenen Durchmeſſers angeordnet ſind. Indem der geſpannte Dampf den Raum zwiſchen den Rädern durchläuft, vermindert er nach und nach ſeine Geſchwindigkeit und veranlaßt dadurch eine Rotationsſchnelligkeit, wie die Technik ſie braucht. Maſchinen von großer Kraft erhalten allerdings eine recht beträchtliche Anzahl von Laufrädern. Parſons' Dampfturbine gedieh im Laufe des letzten Jahrzehnts zu einer hochvollendeten Maſchine, die ſich weiter Verbreitung und vieler Freunde erfreut. Im Gegenſatz zu de Lavals Turbine eignet ſie ſich für die allergrößten Kraftwirkungen. So iſt z. B. eine Parſons-Dampfturbine in Verbindung mit einer Dynamomaſchine im ſtädtiſchen Elektrizitätswerke zu Frankfurt a. M., die etwa über 5000 Pferdeſtärken gebietet.

In die neueſte Zeit fällt die Konſtruktion von Dampfturbinen, die auch in weiteſten Kreiſen ein lebhaftes Intereſſe für dieſes techniſche Gebiet erzeugt haben. Die Dampfturbine wurde zu einer Senſation, zu einem Ereignis! Veranlaſſung gaben dazu die Unterſuchungen und Experimente des genialen deutſchen Ingenieurs Profeſſor Riedler von der techniſchen Hochſchule zu Charlottenburg ſowie der Bau neuer Turbinen in Amerika durch Curtis. Beide Konſtrukteure verfolgen ähnliche Ideen: ſie vereinigen in zweifellos geſchickter Weiſe die Methoden de Lavals und Parſons' miteinander. Ohne auf das Techniſche hier näher eingehen zu können, ſei nur ſoviel erwähnt, daß Riedler, in Gemeinſchaft mit ſeinem Kollegen Stumpf, den Turbinenrädern einen ſehr viel größeren Durchmeſſer erteilte als de Laval den ſeinigen. Das war nur möglich auf Grund der praktiſchen und theoretiſchen Unterſuchungen Riedlers an ſehr ſchnell laufenden Rädern mit ſehr großem Durchmeſſer. Verwendet er doch Räder von 2—3 Meter Durchmeſſer, die etwa 3000 Umdrehungen in der Minute vollführen. Der Hauptſache nach verfügt die Technik im Augenblicke über vier vortreffliche Dampfturbinen, von denen die Parſons-Turbine die am meiſten erprobte, die Riedler-Stumpf-Turbine wohl als die intereſſanteſte zu bezeichnen iſt. Die letztere wird von der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft in Berlin gebaut; in ihr iſt die Dampfturbine zum erſtenmal als deutſches Fabrikat auf den Markt gebracht worden (Abbildungen Nr. 5 und 6).

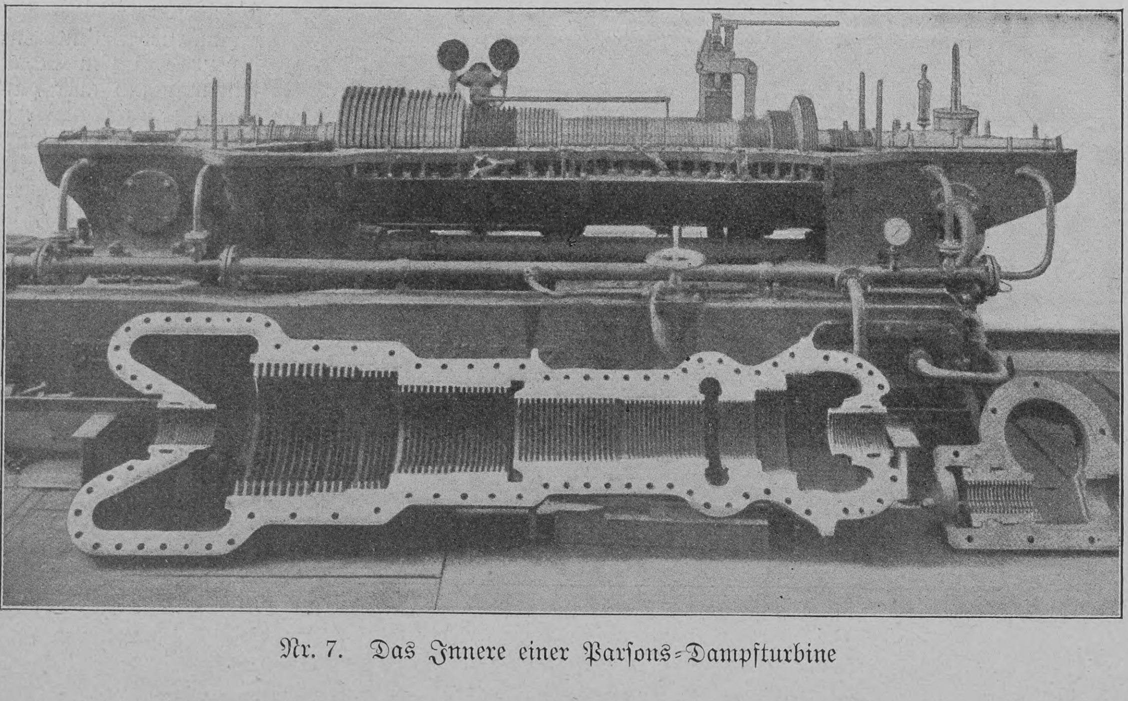


Nr. 6. Die neueſte deutſche Dampfturbine von Riedler und Stumpf

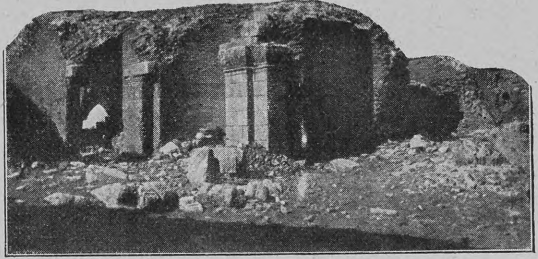
Der ſo außerordentlich einfache Aufbau der Dampfturbine verurſacht eine ſehr große Zahl wirtſchaftlicher und techniſcher Vorteile ihrer lang erprobten Rivalin, der Kolbendampfmaſchine, gegenüber, die wir kurz darlegen wollen. Da die Kraftübertragung des geſpannten Dampfes bei der Turbine direkt erfolgt, ſo fallen alle die vielfachen mechaniſchen Uebertragungsglieder fort, die den Witz der Techniker bei der Ausgeſtaltung der Kolbenmaſchine während eines Jahrhunderts beſchäftigt haben. Dieſe Vereinfachung wiederum erlaubt es, die Turbine ſo zu bauen, daß ſie einen geringeren Raum erfordert und durch ihr ſehr vermindertes Gewicht den Ingenieur erfreut.

Wie wir ſchon oben bemerkten, hat man zuerſt die Dampfturbine nur für ſchnellaufende Maſchinen verwendet. Der fortſchreitenden techniſchen Kunſt gelang es, die verhältnismäßig hohe Umdrehungszahl der Dampfturbinen auf ein geringes Maß herabzuzwingen. Sind doch bereits Dampfturbinen im Gebrauch, die nur noch etwa 500 Umdrehungen in der Minute vollführen. Die Ingenieure ſind jetzt beſtrebt, dieſe Zahl noch weiter zu ermäßigen. Die Dampfturbinentechnik ſtrebt danach, auch das Gebiet der langſam rotierenden Maſchinen zu erobern! Eine ſehr wertvolle Verwendung ſcheint der Dampfturbine im Schiffsbetrieb zukommen zu ſollen. Ihre Leichtigkeit, ihr geringer Raumverbrauch, ihre Sparſamkeit in der Kohlenverzehrung weiſen geradezu auf ſie für dieſen Zweig des Verkehrs hin. Die Vertreter der Parſons-Turbine in England haben auch bereits mit Glück in dieſem Sinne gearbeitet und können auf praktiſche Erfolge zurückblicken. In Deutſchland wirkt die Geſellſchaft „Turbinia“ ſeit kurzem in ähnlicher Weiſe. In der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde, zunächſt rein zu Zwecken des Verſuchs, ein mit Parſons-Turbinen ausgeſtattetes Schiff von 30 Metern Länge und 44 Tonnen Inhalt, die „Turbinia“ (Abb. Nr. 1), erbaut. Nach vielfachen Verbeſſerungen und Umkonſtruktionen hat die „Turbinia“ die kühnſten Hoffnungen der Schiffskonſtrukteure weit übertroffen. Man darf in ihr das Fahrzeug bewundern, dem die größte Geſchwindigkeit zukommt, die je ein Schiff erzielte. Die „Turbinia“ beſitzt eine mittlere Geſchwindigkeit von faſt 33 Knoten. Sie kann vorwärts und rückwärts operieren und während einer Fahrgeſchwindigkeit von 30 Knoten in 36 Sekunden „ſtoppen“. Dieſe Tatſachen, die ſelbſt in Technikerkreiſen nur wenig bekannt ſind, dürften auch manchen Fachmann intereſſieren. Von derſelben Geſellſchaft ſind auf Grund dieſer Erfahrungen eine Anzahl größerer Dampfer gebaut worden, die ſich gleichfalls bewährten. In der Tat ſcheinen die Bedingungen für die Verwendung der Dampfturbinen auf ſchnellen Paſſagier- und Ozeandampfern, Kreuzern und Schlachtſchiffen die denkbar günſtigſten zu ſein. Neben den großen wirtſchaftlichen und techniſchen Vorteilen, die die Dampfturbinen aller Syſteme mit ſich führen, mag endlich noch auf einen für die Schiffahrt außerordentlich wichtigen Faktor hingewieſen werden. Die Dampfturbinen laufen durchaus ruhig und erteilen den Schiffen daher nicht die eigenartigen vibrierenden Bewegungen, welche die bisher gebrauchten großen Schiffsmaſchinen erzeugen. Das Fortfallen jeglicher inneren Vibration dürfte nicht allein für die Bequemlichkeit der Paſſagiere von Bedeutung ſein, ſondern auch auf Kriegsſchiffen es ermöglichen, beim Richten der Geſchütze noch beſſere Reſultate zu erzielen.

„Deutſchland, welches auf mehreren techniſchen Gebieten an der Spitze der Nationen ſchreitet und ſich behauptet hat, iſt in der Entwicklung der Dampfturbinen leider im Rückſtande geblieben. Es wird mehrere Jahre angeſtrengter Arbeit bedürfen, um das Verſäumte nachzuholen. Es handelt ſich daher nicht um eine wichtige Frage der Zukunft, ſondern um eine brennende Frage der Gegenwart.“ Mit dieſen Worten ſchloß Riedler ſeinen berühmten Vortrag „Ueber Dampfturbinen“.



Nr. 7. Das Innere einer Parſons-Dampfturbine



Oſthälfte des Zentralbaues

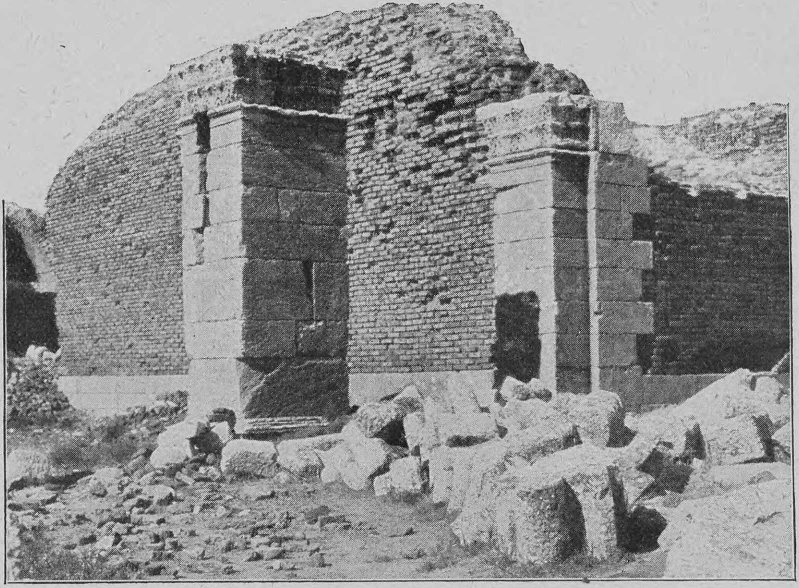
M'ſchatta

Ein Geſchenk des Sultans an den Deutſchen Kaiſer

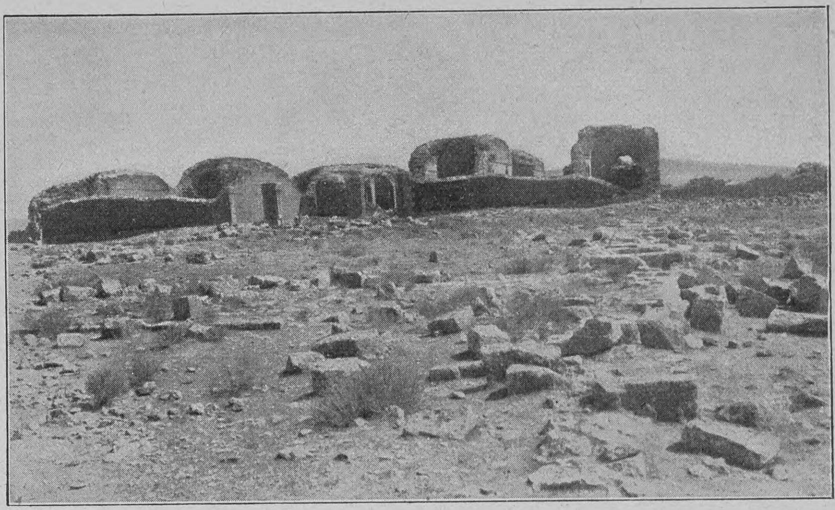
Wenn man von Jeruſalem nach Oſten zieht, talwärts zum Jordan, dieſen überſchreitet, ſeine Ebene quert und mit dem aufſteigenden Gebirge das Hochplateau erreicht, ſo ſteht man auf dem hiſtoriſchen Boden des alten bibliſchen Moab. Da iſt der Berg Nebo, von wo Moſes zum erſten und letzten Male das Land der Verheißung überblickte, da zeugen aber auch alte Römerſtraßen von der weiten Macht dieſes Reiches. Heute jedoch iſt alles anders — öde und verlaſſen breitet ſich die Wüſte aus, und nur wenige Anſiedelungen geben Zeugnis von dem neuerlichen Vordringen der Kultur auch in dieſe Gebiete. Eine der jüngſten Anſiedelungen, vor wenigen Jahren erſt von einem Miſſionar gegründet, iſt der aufblühende Ort Madaba. Inmitten fruchtbarer Felder erheben ſich dort die Schutthügel der gleichnamigen alten Stadt, die ſchon in bibliſcher Zeit eine bedeutende Rolle geſpielt hat als wichtige Grenzfeſte.

Zieht man von Madaba nordoſtwärts — anfänglich zwiſchen fruchtbaren Feldern, die langſam zur Steppe übergehen, ſo erreicht man nach ca. fünfſtündigem Ritte ein Gewirre ſtark ausgetretener Pfade, die von Nord nach Süd führen. Das iſt der Dab el Hadſch, die Pilgerſtraße, auf der die gläubigen Moslims von Damaskus nach Mekka ziehen. Dieſe Straße bildet gleichzeitig auch die natürliche Grenze des türkiſchen Gebietes gegen Oſten, wo der freie Beduine alleiniger Herrſcher iſt und mit ſeinen Kamelen von Weide zu Weide zieht. Das Terrain iſt kaum gewellt und geht zu einer Ebene über, die, im Oſten von einer Hügelkette geſäumt, ſich viele Kilometer weit nach Süden erſtreckt. An ihrem Nordrande liegt ein rätſelhafter Bau, M'ſchatta. Es iſt eine umfangreiche, ausgebreitete, faſt quadratiſche Anlage, die von vier je ungefähr 120 Meter langen, 1,5 Meter dicken, in regelmäßigen Abſtänden durch vorſpringende Türme verſtärkten Mauern umſchloſſen iſt. Ein einziger Eingang inmitten der Südmauer führt in ihr Inneres.

Anſchließend an die Nordmauer, beiläufig ein Fünftel der ganzen Innenfläche bedeckend, erheben ſich mächtige, mit Tonnen überwölbte Ziegelbauten, die in von großen Höfen getrennten Hauptgruppen einen in der Achſe des Einganges gelegenen Zentralbau umſchließen. Dieſer iſt aus drei halbkreisförmigen Teilen zuſammengeſetzt und war vermutlich mit einer Kuppel überwölbt. Gegen Süden iſt ihm ein großer Hof vorgelagert, deſſen Zugang von drei mächtigen, auf Pfeilern ruhenden Steinbogen gebildet war. Die Bogen ſind umgeſtürzt, ihre Stücke liegen, faſt noch die Bogenform bildend, vor den ſtehen gebliebenen Pfeilern.



Pfeiler im Vorhof des Zentralbaues; am Boden der eingeſtürzte Bogen



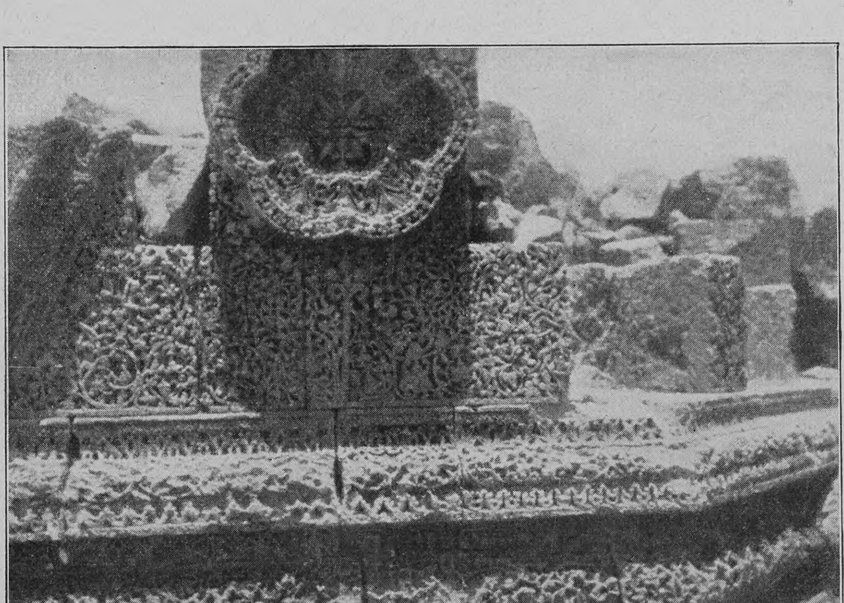
Geſamtanſicht der Bauten von M'ſchatta von Südoſten

Wenn auch die architektoniſch großzügige und techniſch vollendet durchgeführte Anlage inmitten der Wüſte, weitab von jeder Anſiedelung, in ihrer ruhigen Einſamkeit einen überwältigenden Eindruck hervorruft, ſo iſt dieſer doch nicht entfernt mit dem Erſtaunen zu vergleichen, mit dem man im Glanze der Wüſtenſonne den reichen plaſtiſchen Schmuck der Eingangsmauer betrachtet. Zu Seiten des Eingangstores, deſſen oberer Abſchluß fehlt, ſpringt je ein achteckiger Turm vor, an den ſich ein ungefähr 5 Meter hoher und 13 Meter langer Mauerteil anſchließt. Beide Faſſadenhälften aber ſind im Rahmen einer gleichen architektoniſchen Gliederung mit plaſtiſchem Schmucke wie mit einem Spitzengewebe überdeckt. Während an der weſtlichen Hälfte Ornamente von Laub und Wein in ſinnreicher Weiſe mit Figuren und Gegenſtänden wechſeln, durch die Darſtellung alſo ein mehr naturaliſtiſcher Zug geht, zeigt die Oſthälfte, ſoweit ſie erhalten iſt, nur ſtreng ſtiliſierte Ornamente, ſo daß die in Aufbau und Gliederung vollkommen gleichen Teile in der Ausſchmückung weſentlich verſchieden ſind. Die techniſche Durchführung iſt die denkbar vollendetſte und zeugt von einer Sicherheit der Meißelführung, die geradezu bewunderungswürdig iſt. — Wer hat M'ſchatta erbaut? Das iſt eine Frage, die vorläufig kaum zu löſen ſein dürfte. Denn wie heute die Zeitbeſtimmung für die Entſtehung dieſes Baues um Jahrhunderte ſchwankt, wie mit gleichem Rechte und logiſcher Begründung von einer Seite für römiſchen, von der andern für orientaliſchen Urſprung plädiert wird, ebenſo auseinandergehend ſind die Meinungen über den Zweck der Anlage und ihren Schöpfer.

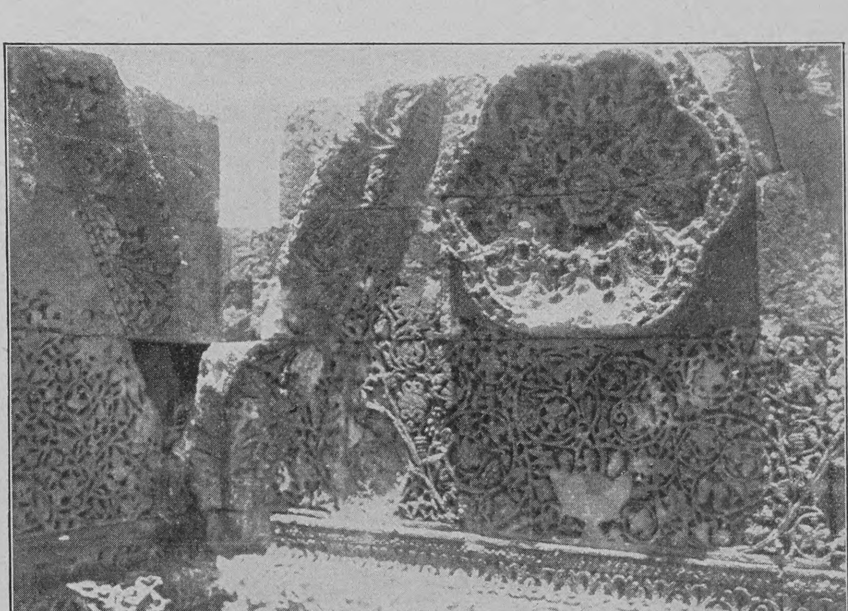
Betrachtet man M'ſchatta ſpeziell auf den Zweck hin, den dieſe Anlage zu erfüllen gehabt hätte, ſo iſt es ein völliges Rätſel! War es ein Nutz- oder Luxusbau? Sollte M'ſchatta Kriegszwecken dienen, wofür wohl die ausnehmend feſten, durch Türme verſtärkten Umfaſſungsmauern ſprechen würden, warum dann aber der Aufwand an feinem künſtleriſchen Schmuck und gerade an der Außenſeite? Sollte es Luxuszwecken dienen? Warum dann ſo abſeits jeden Verkehrs, ſo abſeits vom Waſſer, dem Wichtigſten in jenen Gebieten, und warum dann dieſer Aufwand an Baumaterialien?

Nun iſt der ſchönſte Teil dieſes rätſelhaften Baues, ſeine Faſſade, nach Deutſchland gebracht worden.

Welche Bedeutung die Erwerbung M'ſchattas aber für Kunſt und Wiſſenſchaft hat, wird man wohl erſt ſpäter im vollen Umfange erkennen, jedenfalls aber iſt ſie als eine beſondere Leiſtung zu bezeichnen, die in erſter Linie wohl der impulſiven Tatkraft des Kaiſers zu danken iſt.



Ornamente an der Stirnſeite des öſtlichen Turmes



Details von der Faſſadendekoration

Der letzte Schnee in der Avenue des Champs Elyſées

Vorfrühling in den Pariſer Champs Elyſées

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu 8 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen von C. Chuſſeau-Flaviens in Paris)

Ein echtes rechtes Winterbild bietet Paris nur ſehr ſelten. Kaum einmal in zehn Jahren bedeckt ſich die Seine mit Eis, daß man ſie ohne Brücke und Schiff überſchreiten könnte, und ſelbſt ein ordentlicher Schneefall gehört hier zu den Seltenheiten. Oder wenn die weißen Flocken einmal fallen, dann bleiben ſie doch nicht liegen, ſondern verwandeln ſich kaum nach Berührung des Erdbodens in einen ſchmutzigen Brei, und tun ſie es unter dem Einfluß der milden Temperatur nicht von ſelbſt, ſo erſcheinen die ſtädtiſchen Arbeiter mit großen Karren voll Salz, das ſie ſchaufelweiſe über die weiße Decke ausſtreuen. Das Salz bringt den Schnee alsbald zum Schmelzen, und daß es nebenbei das Schuhwerk der Fußgänger ruiniert, kümmert die Omnibusgeſellſchaften nicht, denen in Paris recht eigentlich die Straßen gehören. Schlitten ſieht man alſo in Paris nie, und ſelbſt die Schlittſchuhe zeigen ſich mehr auf der künſtlichen Eisbahn des Palais de Glace als auf dem nur ſelten und auch dann immer nur für wenige Tage zugefrorenen See im Gehölz von Boulogne. In gewöhnlichen Jahren kann der Pariſer faſt die ganze Zeit vom erſten Januar- bis zum letzten Dezembertag, wenn er ein wenig abgehärtet iſt, ſeinen Kaffee im Freien einnehmen, und doch geht es wie ein elektriſcher Schlag durch die ganze ungeheure Stadt, wenn zum erſtenmal ein warmer Frühlingswind über die Boulevards ſtreicht und die aufſteigende Feuchtigkeit der erwachten Erde die ganze Luft mit jenem ſilbernen Dunſt erfüllt, der ſeinen flimmernden Schleier um die Türme von Notre-Dame webt, um die Kuppel des Invalidendoms, um die maleriſchen Kais des Stromes und weiter, weiter über das ganze Häuſermeer der Stadt. Das Farbenſpiel der Sonne iſt an ſolchen Tagen von bezaubernder Schönheit, und die Menge ſtrömt hinaus in die großen Gärten, die wie grüne Oaſen inmitten der Straßen liegen, um das herrliche Schauſpiel zu genießen. Keine Großſtadt der Welt beſitzt ſo ſchöne Gärten wie Paris. Die Londoner Parks ſind ausgedehnter, man kann ſich in ihnen leichter verlieren und der Lärm der Großſtadt klingt dort ferner, der Berliner Tiergarten zeigt einen ſchöneren Baumbeſtand — aber wo fände man dieſe Vereinigung von Kunſt und Natur, dieſe landſchaftliche Abwechſlung von Tal und Hügel und dieſen ſtolzen architektoniſchen Rahmen, der die grünen Bilder einſchließt, wie in der Lichtſtadt an der Seine?

An ſolchen Tagen bieten die Champs Elyſées die meiſte Anziehungskraft, und es verlohnt ſich ſchon, den Schreibtiſch zuzuſchließen und mit offenen Augen auf dieſer herrlichen Promenade auf und ab zu ſchlendern, denn man trifft auf dem Wege nicht nur den Frühling, ſondern auch die Jugend.

Beginnen wir unſern Spaziergang am Eintrachtsplatz, wo der Obelisk von Luxor und die durch die Wallfahrten der Patrioten berühmt gewordene Statue von Straßburg ſtehen. Die Perſpektive iſt hier wunderbar und wird wohl von keiner andern Straße der Welt erreicht. In einer geraden Linie geht es von der im Mittelpunkt der Place du Carrouſſel ſtehenden Statue Gambettas durch den dem Zuſammenbruche des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation gewidmeten kleinen Triumphbogen nach dem elſäſſiſchen Monument „Quand même“, das eine elſäſſiſche Bäuerin darſtellt, die mit heroiſcher Entſchloſſenheit einem verwundeten franzöſiſchen Soldaten das Gewehr abnimmt, um ſich nunmehr ſelbſt zu verteidigen, durch den Tuileriengarten auf den inmitten des Eintrachtsplatzes ſtehenden Obelisken. Von dort läuft die breite Avenue des Champs Elyſées bis zu dem auf der Höhe eines nach allen Seiten abfallenden Hügels errichteten gewaltigen Triumphbogen der Place de l’Etoile. Dann führt ſie dich ſchnurgerade die Avenue de la Grande Armée bis zum Tore von Neuilly, geht als Avenue de Neuilly weiter bis zur Seine, überſchreitet den Fluß und endet erſt auf dem jenſeitigen Hügel an dem Denkmal der Verteidigung von Paris. Im ganzen iſt dieſer großartige Straßenzug etwa 8 Kilometer lang, und es iſt ein Genuß, auf den großen Triumphbogen zu ſteigen und ihm auf und ab zu folgen, auf der einen Seite bis zum Louvre, auf der andern bis zum Denkmal der Verteidigung von Paris.

Vom Eintrachtsplatze bis zu dem etwa einen Kilometer entfernten Rond Point ziehen ſich auf beiden Seiten Anlagen hin, und hier finden wir im Sommer wie im Winter die Scharen des kleinen Volkes mit ſeinen Beſchützern und Freunden. Zwar haben ſich da auch einige größere Gartentheater angeſiedelt, die beſonders im Sommer ſtark beſucht werden, und außerdem haben die beiden Kunſtpaläſte von der letzten Weltausſtellung, die nachmals erhalten wurden, um den jährlichen Salons zu dienen, einen Teil der bisherigen Anlagen weggenommen, aber da iſt immer noch Platz genug für die Kleinen und die ihnen geltenden Veranſtaltungen.

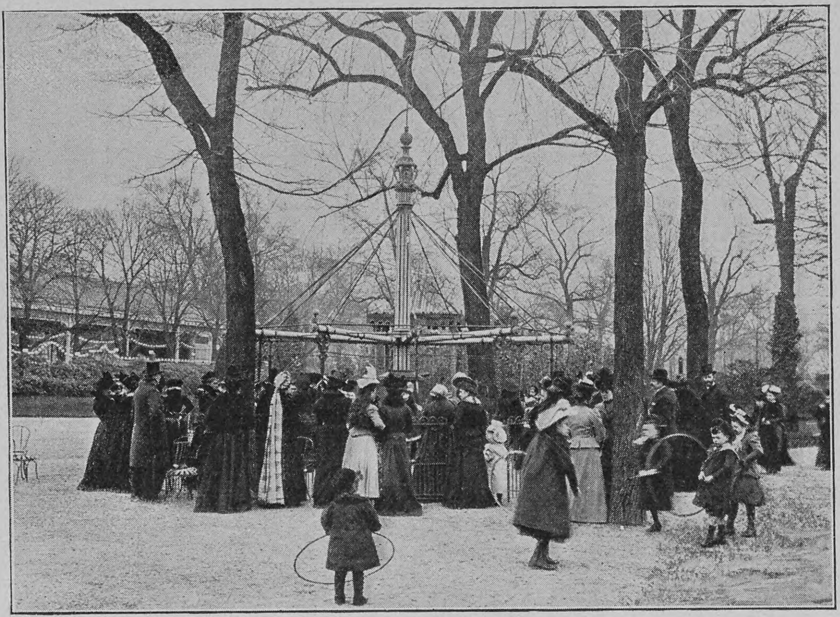
Unter dieſen nimmt das Puppenſpiel die erſte Stelle ein. Wie es ſich ziemt für dieſes vornehme Viertel, haben wir es hier nicht mit den treuherzig ungeſchickten und ungefügen Holzpuppen zu tun, die mit ſtarken Knüppeln aufeinander losſchlagen und ſich gegenſeitig gräßlich ſchallende Ohrfeigen geben. Solche plumpe Scherze ſind gut für die Kleinbürger im Luxemburggarten und für die Arbeiterkinder in Belleville und auf dem Montmartre. In den Champs Elyſées tragen nicht nur die Bonnen und Ammen reiche und vornehme Livree, ſind nicht nur die Kinder herausgeputzt wie Zirkusprinzeſſinnen, ſondern auch das Puppenſpiel iſt vornehm und ariſtokratiſch. Die Puppen ſind zierliche Geſchöpfe mit koſtbaren Koſtümen, und während man auf dem Montmartre die kleinſte gangbare Münze, einen Sou, für einen Sitzplatz zahlt, koſtet ein Platz in der vorderſten Reihe des Guignol der Champs Elyſées gleich einen ganzen Franken. Kurz, das Guignol der Champs Elyſées iſt ſo verſchieden vom Guignol von Belleville wie die Große Oper vom Théâtre de Belleville.

Vor der Limonadenbude

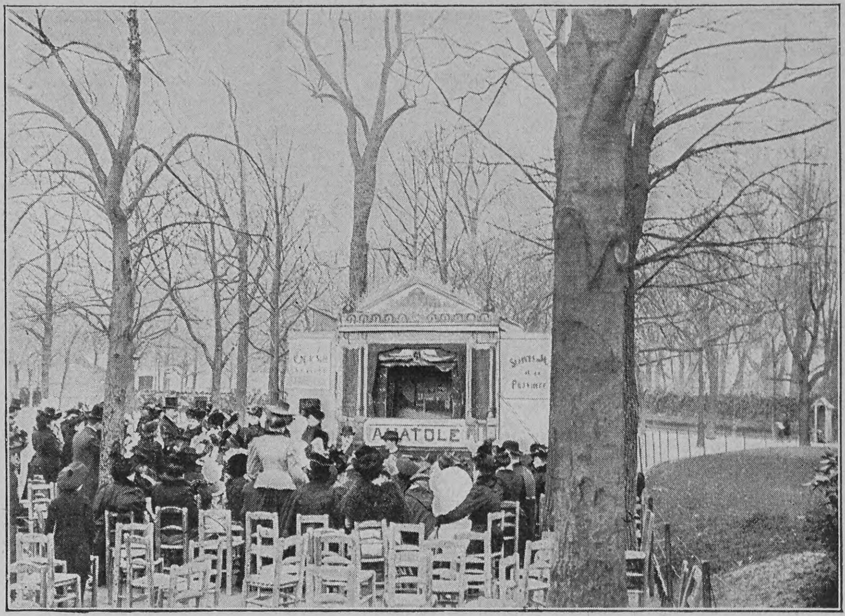
Das einzige, was nicht verſchieden iſt, das mag wohl die Aufmerkſamkeit und Spannung ſein, womit hier wie dort die Kinderſchar den bald luſtigen, bald wunderbaren Vorgängen auf der Bühne folgt. Hier wie dort iſt für das Kind alles wahr, was ihm die Puppen vormachen. Wie für den Don Quixote bei der Begegnung mit den Komödianten, ſind für die Kinder die Puppen wirkliche Könige, Ritter, Biſchöfe, Böſewichter und edle Helden. Wie Don Quixote ergreifen ſie Partei für die verfolgte Tugend und Unſchuld und toben gegen den Böſewicht. Sie rufen dem ſchlafenden Helden laut zu und ſuchen ihn zu wecken, damit er ſich vor dem heranſchleichenden Schurken in acht nehme, ſie empfangen den Halunken mit vorwurfsvollen, tadelnden und ſtrafenden Rufen, ſie belohnen den wackeren Helden mit dem aufrichtigſten Beifall. Darin iſt kein Unterſchied zwiſchen dem vornehmen und dem einfachen Puppenſpiel, und wer ſehen will, wie Theater auf naive und unverdorbene Gemüter wirken kann, der muß das Puppenſpiel aufſuchen, wo für uns Alte die Zuſchauer ein intereſſanteres Schauſpiel bieten als die Bühne.

Ganz beſondere Freude, vielleicht noch mehr als das Puppentheater, erregt das Karuſſell, das in der Heimat dieſes franzöſiſchen Wortes gar nicht Karuſſell heißt. Hier nennt man dieſe Vorrichtung ſehr paſſend einfach die Holzpferde, ſelbſt wenn, wie es bei den neueren, für erwachſene Perſonen beſtimmten Karuſſells der Fall iſt, keine Pferde,

Der Präſident fährt aus

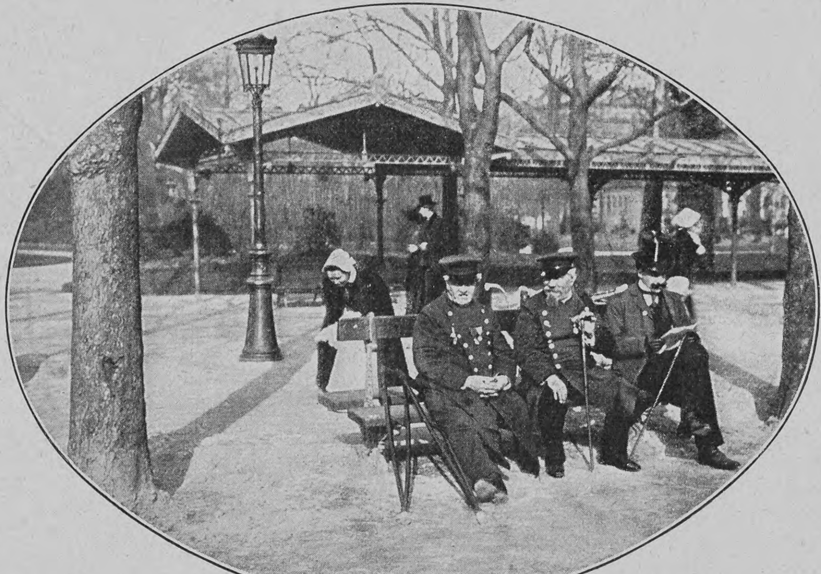


„Les chevaux de bois“ (Karuſſell) in den Champs Elyſées



Eine Vorſtellung des „Guignol“ im Freien

ſondern Schweine, Kühe und ſonſt allerlei häusliches oder wildes Getier zum Reiten benutzt werden. Die „chevaux de bois“, die man ſonſt an den der Kinderwelt gewidmeten Orten ſieht, ſind ſo primitiv und einfach wie möglich. Sehr oft ſteht der ganze Apparat auf einem kleinen, von einem Eſelchen gezogenen Karren, enthält nur ſechs oder acht Plätze und wird durch einen Griff, der gleichzeitig die Drehorgel zum Singen bringt, in Bewegung geſetzt. Aber ein ſolches armſeliges Karuſſell wäre an den Elyſäiſchen Feldern, wo Millionärskinder ſpielen, nicht am Platze. Dort ſteht ein mit luſtigen bunten Fähnchen geſchmücktes Gerüſt feſt gemauert in der Erden, ein ſtarker, feſter Maſt, von dem wie Rahen die wagerechten Balken ausgehen, die an ihren Enden die Pferde oder Wagen tragen. Aber auch hier genügt ein kurbeldrehender Mann, um die Sache mitſamt der Orgel in Bewegung zu ſetzen. Damit die Kleinen nicht von ihren Reittieren fallen, werden ſie gehörig feſtgeſchnallt, ſo daß die zuſchauenden Wärterinnen keine Angſt auszuſtehen brauchen. Endlich gibt es in den Champs Elyſées noch ein Kindervergnügen, das man in ganz Paris nur hier findet: die Ziegenequipage, womit die Kleinen, den im Automobil zum Bois de Boulogne fahrenden Eltern nacheifernd, ihre Fahrt durch die Anlagen der Elyſäiſchen Felder machen können. Die Ziegenequipage der Champs Elyſées iſt beſonders berühmt, weil in dem Wagen die Enkel des verſtorbenen Präſidenten der Republik Felix Faure öfters geſeſſen haben, und weil mitunter der Präſident ſelbſt die Beſitzerin des Fuhrwerks einer Anſprache gewürdigt hat, was bei Herrn Faure nicht wenig bedeutete.



Einige Inſaſſen des Invalidenhotels

Doch die Sonne ſinkt. Hinter den orientaliſchen Türmen des Trocadero und dem Eiſengewirre des Eiffelturmes glüht der Himmel in prächtigen Farben. Langſam ſteigen die Nebel von der Seine auf und ſchlängeln ſich in die Anlagen. Das kleine Volk iſt ſchon zu Hauſe, und auch wir beeilen uns, denn nachts ſoll es nicht ganz geheuer ſein in den Anlagen der Champs Elyſées, wenn man ſich etwas weiter von der Avenue entfernt. Bald liegt die prächtige Straße wieder ſtill und verlaſſen da, man kann die Doppelreihe der Laternen überſchauen bis zum großen Triumphbogen hinauf, und auf dem glatten Pflaſter rollt eine Equipage nach der andern, die die vornehme Welt aus den eleganten Vorſtädten zu den Vergnügungen der Boulevards bringen.

Der Vogel Spuk

Von

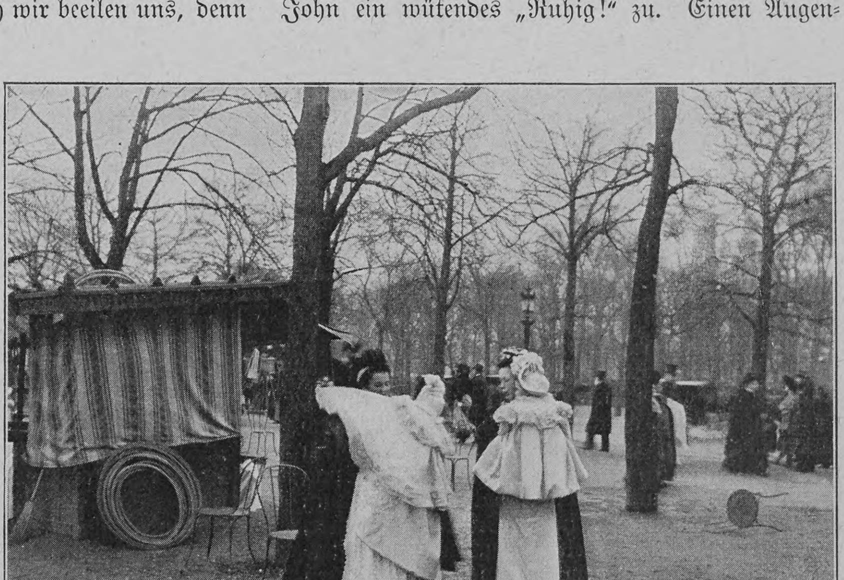
Henry F. Urban

Es war einmal ein kleiner Kanarienvogel, der ſaß ganz in der Frühe in ſeinem goldenen Käfig und machte immerfort „Schniep!“ Der Käfig ſtand auf der Kommode und die Kommode ſtand im Schlafzimmer des Junggeſellen John und der Junggeſelle John lag im Bett und ſchlief, und ſein glattes, blaſſes Napoleonsgeſicht ſah ſehr dumm aus, wie die Geſichter aller Schlafenden. Die Morgenſonne aber ſchien auf die ſchöne, grüngoldene Tapete, daß ſie leuchtete und funkelte. Immer lauter, immer ſchriller ſchniepſte der Kanarienvogel und turnte an ſeinen Stangen hin und her, ’rauf und ’runter. Plötzlich riß der Junggeſelle John mit einem Ruck die Augen auf und horchte verwundert. Dann richtete er ſich im Bett auf, fuhr ſich über die feinen, ſträhnigen Haare und das beginnende Glätzchen und ſagte:

„Ach, der verwünſchte Vogel von der Couſine Berna. Sie hätte mir lieber ein Paar Hoſenträger zum Geburtstag ſchenken können oder ein Paar Handſchuhe!“

Da er nicht aufhörte zu ſchniepſen, ſo rief ihm John ein wütendes „Ruhig!“ zu. Einen Augen-

„Sammelpauſe“ vor dem Kaſperletheater



Pariſer Ammen in ihrer charakteriſtiſchen Tracht blick war der Vogel ſtill, dann begann er von neuem. John ſagte ſich: Vielleicht hat er nicht genug Futter und iſt hungrig. John erhob ſich ſeufzend, ſtapfte mit zwei haarigen, dünnen Beinen ins Zimmer und trat an den Käfig. Er wühlte mit dem langen Zeigefinger in dem Futternapf herum und bemerkte: „Futter hat er genug!“ Dann fügte er hinzu: „Ich werde verſuchen, mich mit ihm anzufreunden.“ Zu dieſem Zweck pfiff er ungefähr ſo, wie ein Kanarienvogel ſingt und ſteckte ſeinen Zeigefinger durch die Drahtſtäbe in den Käfig. Der Vogel rückte ſofort auf das äußerſte Ende der Stange und ſah John mißtrauiſch von der Seite an. Der lachte und beſah ihn ſich näher. Der Vogel war merkwürdig gezeichnet. Sein Kopf war braun. Um den Hals zog ſich ein Streifen weißgelber Federn. Die Flügel waren wieder braun. Alles übrige war gelb. Das gab ihm das Ausſehen, als hätte er ein braunes Käppchen auf und einen hellen Kragen um ſowie ein braunes Mäntelchen.

„Er ſieht aus wie ſo ein Operntenor im Koſtüm!“ ſagte John. „Uebrigens, wie nenne ich denn eigentlich den kleinen Sputz?“ Er dachte nach, und da ihm kein beſonderer Name einfiel, fügte er nach einer Weile hinzu: „Ich nenne ihn einfach Sputz!“

John war gerade kein Tierfreund. Aber da er Sputz nun einmal hatte, beſchloß er, dem Tierchen das Leben ſo angenehm wie möglich zu machen. Das entſprach völlig ſeinem Grundſatz „leben und leben laſſen“. Zunächſt beſorgte er Sputz einen kleinen Tiſch mit einer weißen Wachstuchdecke. Darauf ſtellte er den Käfig ſowie einen Badenapf. Die Tür des Käfigs ließ er offen, damit Sputz frei herumfliegen konnte und zahm wurde. Einen Vogel im Käfig einzuſchließen, hatte John immer als Grauſamkeit und Barbarismus bezeichnet. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo kam Sputz heraus und flog erſt etwas ängſtlich, dann zuverſichtlicher im Zimmer umher. Ferner kaufte John einen vieläſtigen Gummibaum und ſtellte ihn vor eins der Fenſter, damit Sputz darin herumſpringen könnte und etwas Grünes um ſich hätte, das ſein Vogelherz erfreute. Er wählte gerade einen Gummibaum, weil deſſen Blätter zu hart waren, um von Sputz zerpickt zu werden. Anfangs war Sputz noch etwas ſcheu; aber er gewöhnte ſich raſch an ſeinen „Papa“. So bezeichnete ſich John ſelbſt. Der Papa war von Beruf Muſterzeichner für Dekorateure und arbeitete zu Hauſe. So konnte er ſich in den Pauſen, die er ſich in ſeiner Arbeit gönnte, mit Sputz beſchäftigen. Der wurde immer zahmer. Erſt kam er auf den ausgeſtreckten Zeigefinger und ließ ſich im Zimmer herumtragen. Wenn John ſagte: „Einen Kuß, Sputz!“ ſo pickte er zart ſeine Lippen. Wenn er ſagte: „Singe mal, Sputz!“ ſo ſang er, und John pfiff dazu die zweite Stimme. Das nahm ſich ſehr komiſch aus. Sobald John an ſeinem Arbeitstiſch ſaß, kam Sputz auf den Tiſch geflogen, ging darauf ſpazieren und beſah ſich alles ſehr aufmerkſam. Später ſprang er auf Johns Schulter und machte ſich's da bequem, oder er ſprang in ſeinem Gummibaum von Aſt zu Aſt und pickte in der Erde des Topfes herum, oder er hüpfte von einer Glasglocke des Kronleuchters zur andern und ſchmetterte von dort mit einem merkwürdig feinen Stimmchen ſein Lied herunter. Er ſang unermüdlich, als ob er damit ſagen wollte: „Nein, was iſt das für ein herrliches Leben, das ich führe!“ War er hungrig, ſo flog er nach ſeinem Käfig und knackte geräuſchvoll ſeine Körnchen auf oder tunkte die trocken gewordenen Reſte ſeines Salatblattes ins Waſſer, um ſie wieder weich zu machen. So über die Maßen klug war er. Allemal, wenn John von einem Ausgang nach Hauſe kam, begrüßte ihn Sputz mit einem Freudenlied. Abends, wenn es dämmerte, ging er ganz von ſelbſt in ſeinen Käfig zurück. Dann deckte John ein ſchwarzes Tuch über den Käfig, und Sputz ſchlief den Schlaf des Gerechten.

John behandelte ſeinen Sputz zuletzt genau ſo wie andre Leute ihr Baby behandeln. Wahrhaftig, er war ganz vernarrt in ihn und machte einen kleinen Götzen aus ihm. Wenn er mit ihm ſprach, ſo gebrauchte er das Kauderwelſch der Mütter und Kindermädchen. „Will mein Söhnchen heute kein kleines Badchen nehmen?“ fragte er, wenn Sputz am Morgen noch nicht gebadet hatte. Hatte Sputz gebadet und trocknete ſich in der Sonne am Fenſter, ſo ſagte John: „Sitzt mein Söhnchen am Fenſterchen und läßt ſich von dem lieben kleinen Sonnchen das Bäuchlein trocknen?“ Und wenn John nach Hauſe kam und Sputz empfing ihn mit dem üblichen Lied auf der Glaskuppel des Kronleuchters, ſo ſagte er: „Ei, was für ein feines Trillerliedchen ſingt mein Tenorchen!“ Es kam auch vor, daß Sputz auf dem Zeichenpapier herumlief und ſeine Viſitenkarte darauf zurückließ. Dann drohte ihm John mit dem Bleiſtift und meinte: „O, du Mutzfinkchen, hattu mich wieder ein Kleckschen auf Vaterchen ſein Papierchen demacht?“

Verſchiedene Bekannte fanden das albern. Aber John ſah etwas ganz Natürliches darin. Dieſer Sputz war ja wirklich ſein Sohn. Alſo mußte er doch dementſprechend mit ihm reden! Dabei war dieſes drollige Verhältnis zwiſchen Menſch und Vogel keineswegs ein einſeitiges, etwa derart, daß Sputz immer nur empfing und nichts dafür als Entgelt gab. Ohne Zweifel brachte dieſer unſcheinbare kleine Vogel das Kunſtſtück fertig, auf Johns Junggeſellencharakter einen wohltätigen Einfluß auszuüben. Er gewöhnte ihn daran, nicht mehr ausſchließlich an ſich ſelbſt zu denken, und dämpfte damit ſeine Selbſtſucht. Des Morgens in aller Herrgottsfrühe begann Sputz zu ſchniepſen, zum Zeichen, daß er ſein ſchwarzes Tuch abgenommen und „aufzuſtehen“ wünſchte. Dann mußte John wohl oder übel aus dem Bett, das Tuch abnehmen, friſches Waſſer und Futter herbeiſchaffen und Sputzens Badewanne füllen. Darauf machte er die Käfigtür auf und ließ Sputz heraus. Sputz nahm dann entweder erſt ein Bad oder flog auf den Bettrand und begann zu ſingen, während John ſich wieder ins Bett legte. Er kam auf Johns Finger geflogen und ſprang von da auf die Bettdecke, wo ihn John hinter ſeinem Zeigefinger herlaufen und hineinpicken ließ. Das war ein beliebter Zeitvertreib für Sputz. Oder er ſetzte ſich auf das Kopfkiſſen und ſang dort. Nicht minder vorteilhaft war der Einfluß, den Sputz auf Johns Stimmung ausübte. Aus einem reizbaren und ſäuerlichen Junggeſellen machte er durch ſeine Zutraulichkeit und ſeinen vergnügten Geſang einen fröhlichen Junggeſellen. Vor allen Dingen aber hatte John nicht mehr dieſes troſtloſe Gefühl des Alleinſeins. Er hatte ein Weſen um ſich, das ihm Geſellſchaft leiſtete und dem er zugetan war und das ohne Frage dieſe Zuneigung erwiderte, ſo klein und unbedeutend es auch war.

Der Vater John war alſo durch ſeinen Sohn Sputz zu einem neuen Menſchen geworden. Aber das war beileibe nicht Sputzens letzte und größte Leiſtung. In der Wohnung über John waren neue Leute eingezogen, gleich ihm deutſche Leute, eine Mutter und ihr ſechsjähriges Söhnchen. Das Söhnchen war ein wahrer Ogalallaindianer an Wildheit. Wenn das Söhnchen zu Hauſe war, ſchien über John eine Felsſprengung im Gange zu ſein, ſo fürchterlich war der Lärm, den dieſes Söhnchen verurſachte. John forſchte nach und erfuhr, das Söhnchen heiße Charlie, ſtehe im Alter von ſechs Jahren und ſei die Verzweiflung ſeiner Mutter, einer jungen Witwe Namens Olga Hanſen. Ihr Mann ſei vor kurzer Zeit bei einem Eiſenbahnunglück in Maſſachuſetts ums Leben gekommen und habe ihr gerade genug hinterlaſſen, daß ſie ein knappes Auskommen hatte. Wenige Tage nach ihrem Einzug traf John, als er nach Hauſe kam, Mutter und Charlie auf der Treppe. Frau Hanſen war noch jung und hübſch obendrein: eine ſanfte, weiche Blondine, ſo von der Art, die dazu beſtimmt ſcheinen, ſich in eines Mannes Arm zu ſchmiegen. Dem Charlie ſah man den Ogalalla auf hundert Schritte an: er hatte ſchwarze, dicke Borſten auf dem Kopf, eine freche Stumpfnaſe und zwei kleine funkelnde Augen, die fortwährend nach Möglichkeiten zur Verübung von Unfug ausſchauten. John grüßte und bemerkte freundlich:

„Alſo das iſt der kleine Charlie, der den großen Lärm macht?“

Da ſagte die ſanfte und weiche Frau Hanſen: „Siehſt du, Charlie, was für ein ungezogener Junge du biſt?“ Und zu John gewandt, meinte ſie: „Ja, eine Mutter hat's ſchwer, wenn dem Kinde der Vater fehlt. Wenn ich nur wüßte, was ich mit dem Jungen anfange.“

„Wir wollen ihn zu Sputz in die Lehre geben!“ meinte John lachend. „Da kann er lernen, was ein artiger Sohn iſt. Sputz iſt nämlich mein Sohn, müſſen Sie wiſſen, wenn er auch nur ein Kanarienvogel iſt. Willſt du einmal Sputz kennen lernen?“ fragte er Charlie. Der nickte.

„Ach, wir haben ſchon gehört, was für einen reizenden kleinen Vogel Sie haben!“ ſagte Frau Hanſen.

So lud John ſie ein, in ſeine Wohnung zu kommen, und Frau Hanſen nahm mit Dank an. Als ſie in Johns Arbeitszimmer traten, ſaß Sputz auf einer der Glaskuppeln und ſang. John ſtreckte den Finger aus, und ſofort kam Sputz auf den Finger geflogen. Er ſagte ihm, er ſolle ſingen, und Sputz ſang, und John pfiff die zweite Stimme dazu. Frau Hanſen war entzückt. Charlie aber ſtand mit offenem Munde und aufgeriſſenen Augen regungslos und ſtarrte auf Sputz wie auf ein Wunder. Dann nahm John Charlies Finger und ſagte zu Sputz: „So, nun hops auf Charlies Finger!“ Sputz beſah ſich Charlies Finger prüfend, erſt mit dem rechten, dann mit dem linken Auge, und ſprang dann auf den Finger. „Nun ſinge Charlie etwas vor!“ befahl John, und Sputz begann zu ſingen. Als er fertig war, flog er davon. Da erwachte Charlie, klatſchte in die Hände, ſtieß ein indianiſches Freudengeheul aus und begann einen Kriegstanz. Aber John hielt ihn am Kragen feſt.

„Siehſt du,“ ſagte er, „ſo artig iſt der Sputz. Wenn du verſprichſt, auch artig zu ſein und keinen Lärm zu machen —“

„Und deine Schularbeiten zu machen —“ ergänzte Frau Hanſen.

„Darfſt du öfter den Sputz beſuchen und mit ihm ſpielen. Verſprichſt du das?“

Charlie verſprach das. Dann ließ John ſeinen Sputz noch auf die Zeitung fliegen, die er in der Linken hielt, und ihn ein Abſchiedslied für Charlie ſingen. Darauf empfahl ſich Frau Hanſen mit vielem Dank. Charlies Kopf blieb nach rückwärts gedreht, bis ſich die Tür hinter ihm ſchloß.

Man ſollte es nicht glauben, aber von nun an ging eine völlige Verwandlung mit Charlie, dem wilden Ogalalla, vor ſich. Er fragte unausgeſetzt, wann er wieder zu Sputz dürfte.

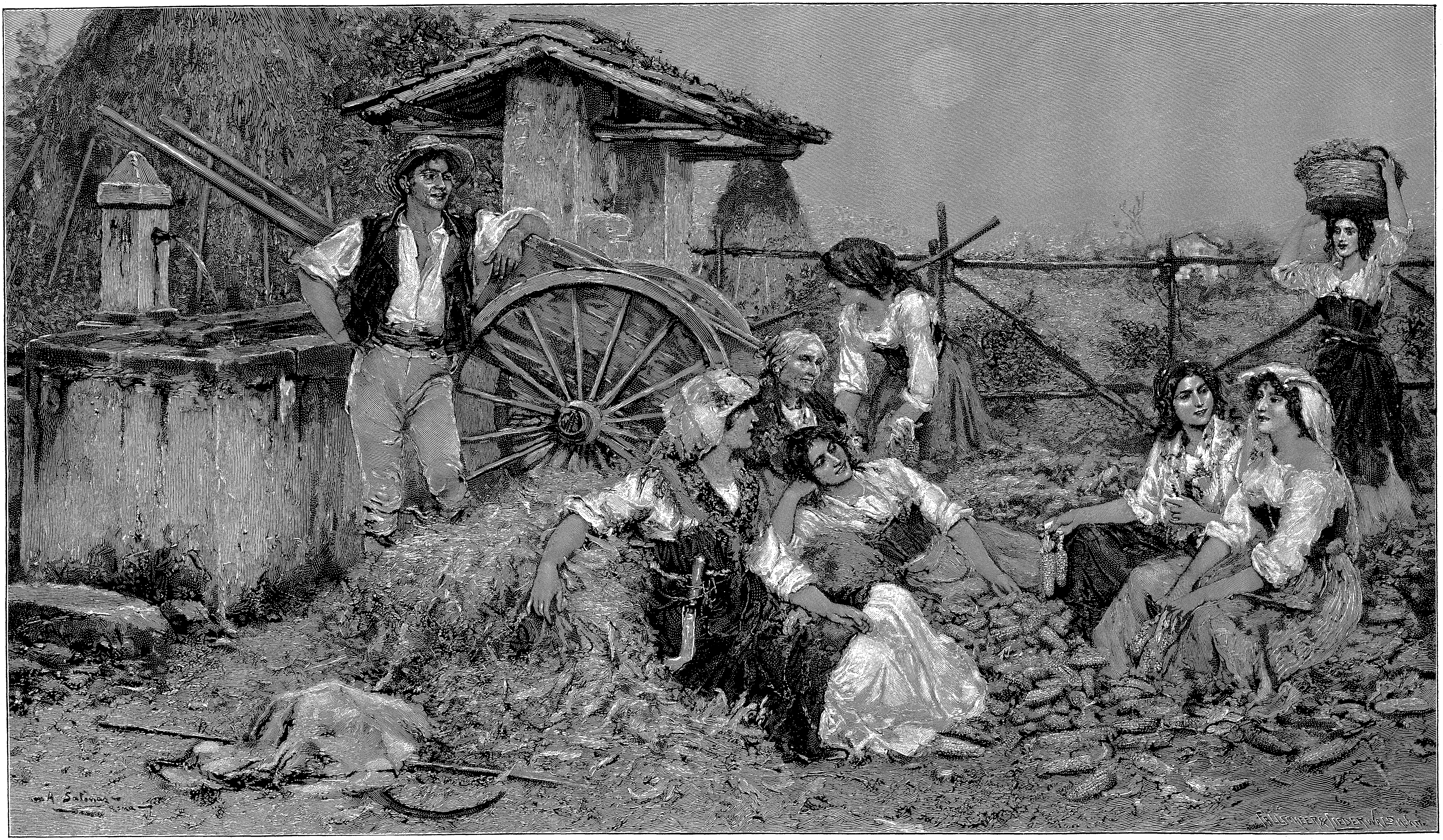
„Wenn du artig biſt und deine Arbeiten machſt!“ ſagte Frau Hanſen, und Charlie war artig. John hatte Montag und Donnerstag nachmittag um drei Uhr als die Zeit feſtgeſetzt, wo Charlie den Sputz beſuchen dürfte. Mit unheimlicher Pünktlichkeit klopfte Charlie an Johns Tür. Sputz und Charlie waren im Handumdrehen die beſten Freunde geworden. Alle die kleinen Kunſtſtücke, die John mit Sputz machte, konnte auch Charlie mit ihm machen. Die größte Wonne für Charlie war es jedoch, wenn John ſich raſierte. Alsdann kam nämlich Sputz auf den Handſpiegel geflogen, den John in der Linken hielt, kämmte die Federn mit dem Schnabel, ſtrich die Flügel bald mit dem einen Fuß, bald mit dem andern, und blies ſich auf und ſchüttelte ſich, als ob er ſich ebenfalls raſierte. Währenddem ſaß Charlie und ſtrampelte vor Vergnügen mit den Beinen. Das Wort Sputz wurde für ihn ein Zauberwort, mit dem die Mutter ihn von nun an mühelos regierte. Wenn er einmal einen ſeiner indianiſchen Anfälle bekam, ſo hob Frau Hanſen den Finger und ſagte nichts als „Sputz!“ und Charlie ward vernünftig. Charlie, den zügelloſen Ogalalla, hatte Sputz über Nacht in einen geſitteten, manierlichen Knaben verwandelt. Charlies wonnevollſte Zeit kam aber erſt, als John auf drei Wochen verreiſte und Sputz während ſeiner Abweſenheit Charlie anvertraute. Sputz wanderte in Frau Hanſens Wohnung und wurde dort Charlies Pflegebefohlener. Frau Hanſen überließ ihm Sputzens Wartung vollkommen. Charlie erwies ſich des hohen Amtes in jeder Beziehung würdig. Er pflegte ihn mit einer Zärtlichkeit ohnegleichen und hatte ihn ſtändig um ſich, ſogar beim Arbeiten. Dann kam Sputz auf Charlies Tiſch, ſaß auf dem Tintenfaß oder lief hinter der über das Papier eilenden Feder her, zum unendlichen Ergötzen Charlies. Oder er flog auf die Stuhllehne und ſprang von dort auf Charlies Schulter und wieder zurück, ohne Aufhören. Manchmal blieb er auch längere Zeit auf Charlies Schulter ſitzen und zwickte mit dem Schnabel ſein Ohr. Es war herrlich, wirklich herrlich! Als Sputz nach Johns Rückkehr wieder in deſſen Wohnung zog, war Charlie untröſtlich. Und doch — er war nur noch artiger, noch fleißiger, nur um zu ſeinem geliebten Sputz gehen zu können.

Und da kam Sputzens Meiſterleiſtung, die Großtat ſeines Lebens. Freilich, Monate waren darüber vergangen. Es geſchah ganz plötzlich an einem ſonnigen Nachmittag im Winter. Frau Hanſen war in Johns Wohnung gekommen, um ihm mitzuteilen, daß Charlie heute nicht zu Sputz kommen könnte, weil er beim Zahnarzt wäre.

„Er war ganz unglücklich!“ ſagte Frau Hanſen. „Um ſo mehr, als er Sputzens täglichen Umgang ſo vermißt. Denken Sie ſich, er wollte Sie fragen, ob Sie ihm nicht Sputz ſchenken wollten. Aber das habe ich ihm ausgeredet.“

„Hm!“ meinte John und ſtrich lächelnd in ſeinem Napoleonsgeſicht herum. „Das könnte ich wirklich nicht, ſo gern ich Charlie habe. Ließe ſich denn aber nicht irgend ein Ausweg finden? Ließe es ſich nicht einrichten, daß — hm — daß Charlie und ich zu gleicher Zeit den Sputz haben?“

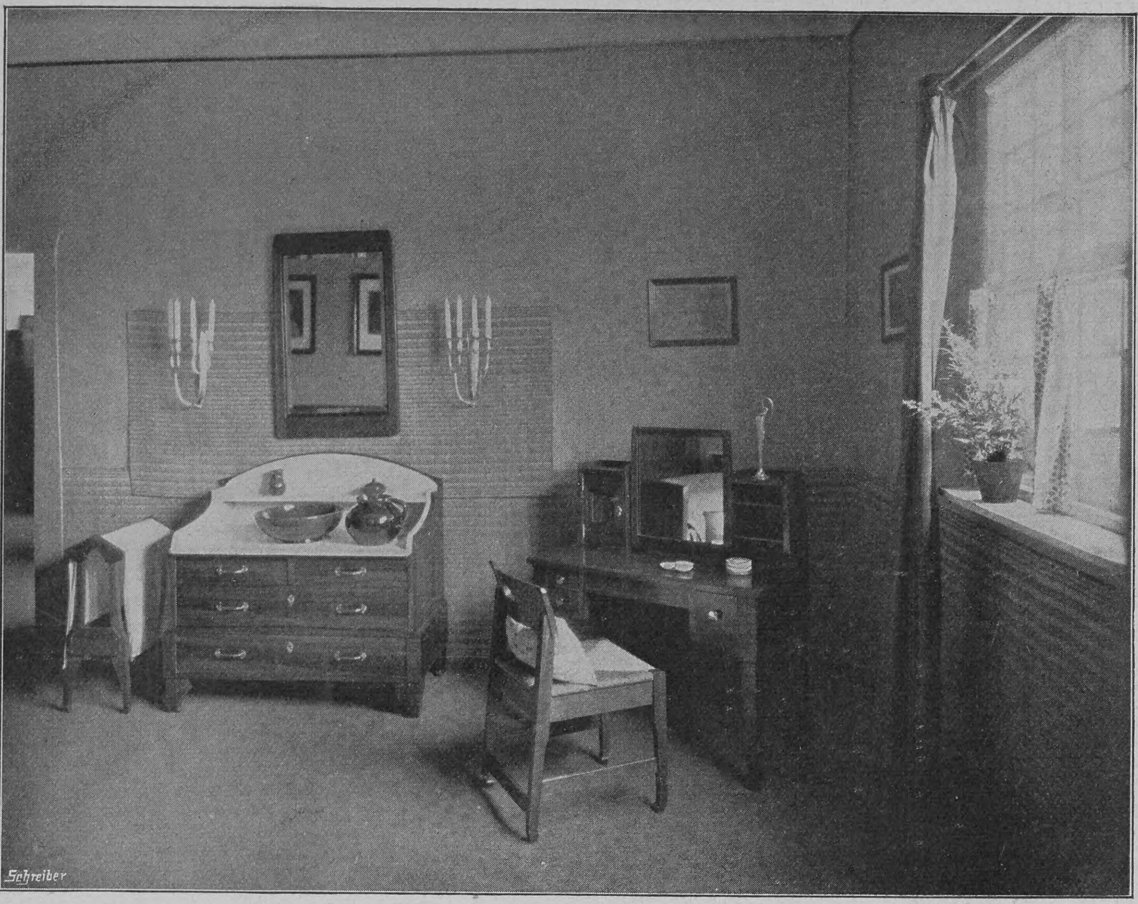
„Ja, aber wie?“ fragte Frau Hanſen. In dieſem Augenblick kam Sputz auf Frau Hanſens Schulter geflogen.



Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl in München

Maiſernte

Nach dem Gemälde von Agoſtino Salinas



Modernes Schlafzimmer, entworfen von Richard Riemerſchmid

„Sehen Sie," ſagte John, „Sputz intereſſiert ſich für die Sache und gedenkt ein Wort mitzureden. Nun, Sputz, wie wäre es, wenn Frau Hanſen, dieſe reizende, liebe, brave Frau Hanſen mit dem Charlie zu mir zöge und wir alle zuſammen eine glückliche Familie bildeten und du zueinander ſagten? Was ſagſt du?"

„Schniep!" ſagte Sputz gleichſam aus vollem Herzen und pickte Frau Hanſen in das roſige Oehrchen.

„Da haben Sie's, Frau Hanſen!" meinte John, ſah ihr tief in die Augen, ergriff ihre Hand und fuhr fort: „Was ſagen Sie dazu?"

Frau Hanſen hatte einen roten Kopf bekommen und ſah John mit einem ſeltſamen Lächeln an. Das übrige ergab ſich von ſelbſt. Aber da die Umarmung gar zu ſtürmiſch war, flog Sputz auf die Gaskuppel und gab ſeinen Segen in Form eines ſchmetternden Liedes, das heller und luſtiger klang denn je. Da wandte ſich John nach Sputz um und ſagte:

„O, du Rackerchen, hattu das Vaterchen nu endlich mit dem lieben, ſüßen Olgachen verheiratet?"

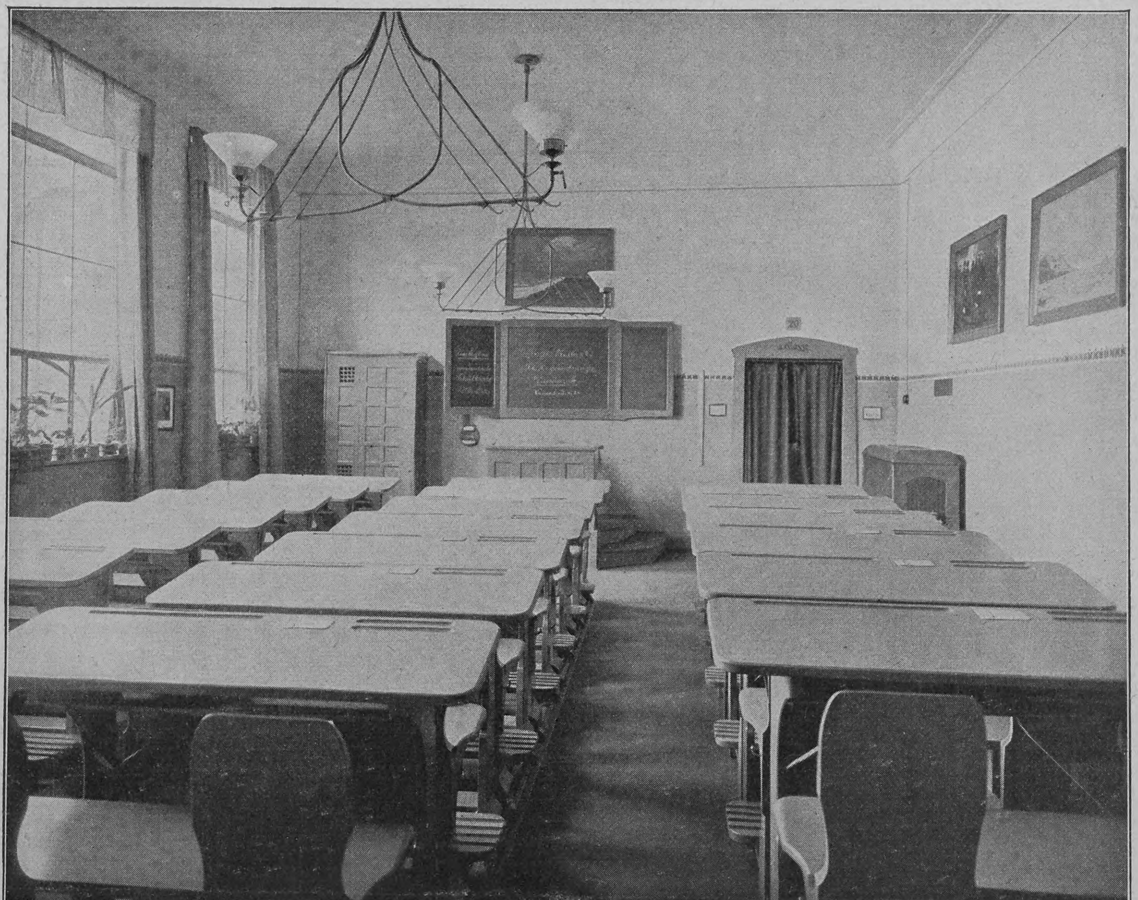
Das iſt die wunderbare Geſchichte vom Vogel Sputz. Was der es von nun an gut hatte, glaubt kein Menſch. Wenn er nicht von zuviel Liebe geſtorben iſt, lebt er heute noch.

Neue Zimmereinrichtungen von Richard Riemerſchmid

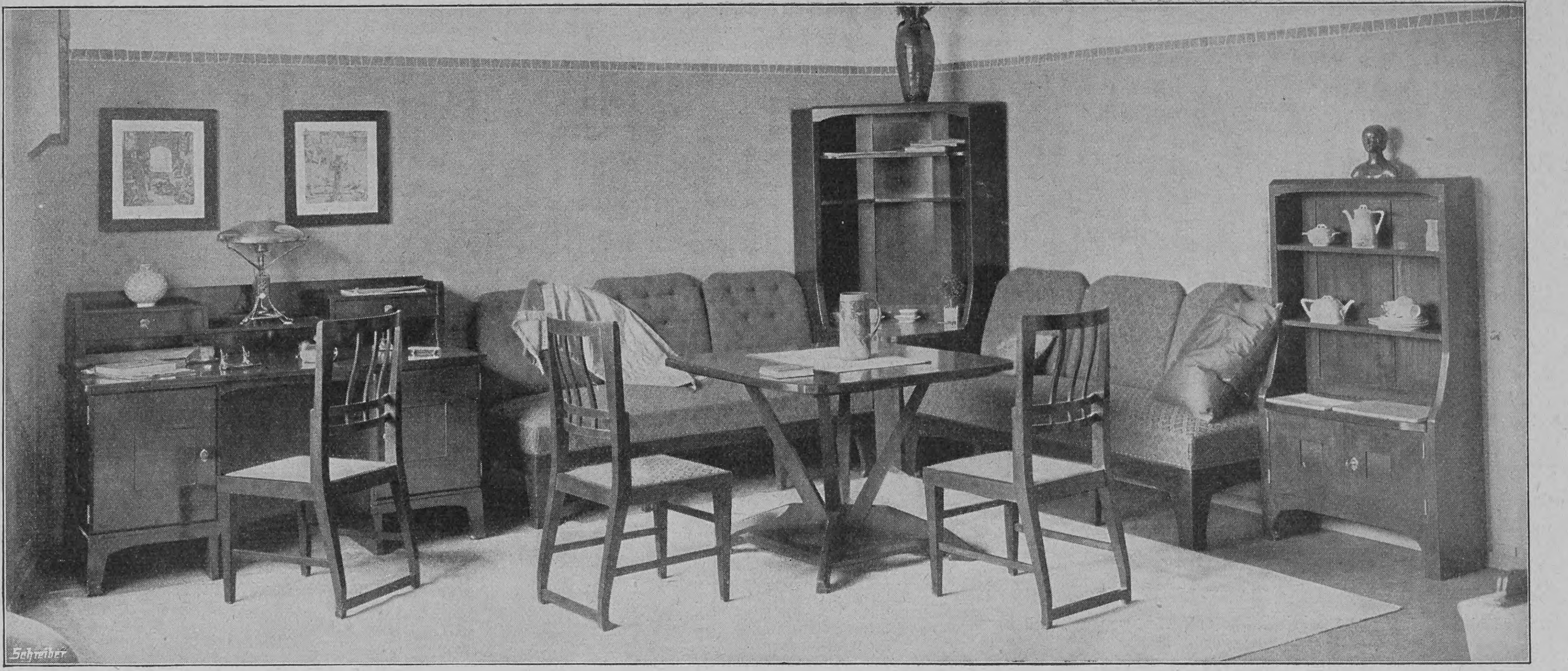
(Hierzu drei Abbildungen nach photograph. Aufnahmen)

Zwei Faktoren haben hauptſächlich das ſiegreiche Vordringen des neuen Stils in der Handwerkskunſt gehemmt: das einſeitige Aeſthetentum der Künſtler und das gedankenloſe Nachahmen der von ihnen geſchaffenen Formen durch die Fabrikation, die die herrſchende Modeſtrömung nach Möglichkeit ausnutzen wollte. Die Mitglieder der Darmſtädter Künſtlerkolonie, denen die Liebhaberei eines kunſtſinnigen Fürſten die Sorge um die praktiſche Verwendbarkeit und Verwertbarkeit ihrer kunſtgewerblichen Produkte größtenteils abgenommen, ſchufen zunächſt nur für ſich und dann für eine ſehr kleine Auswahl Bevorzugter, denen es ebenſo wenig an Geld wie an Begeiſterung fehlte, um jenen Künſtlerträumen folgen zu können. Die bekannte geſchwungene Linie aber, die der geniale Van de Velde bei uns einführte, brachte in maſſenhafter und mißverſtandener Nachahmung die ganze Richtung in Mißkredit. Derjenige unter den deutſchen Kunſthandwerkern, aus deſſen Werken wir heute unſern Leſern eine kleine Probe vorführen, Richard Riemerſchmid, hat es jedoch meiſterhaft verſtanden, dieſe Klippen zu umſchiffen. Er iſt modern, ohne daß ſeine Möbel ihre Modernität gleichſam marktſchreieriſch und aufdringlich zur Schau tragen. Er iſt aber auch weit davon entfernt, das Ornament für das alleinſeligmachende Prinzip der Moderne zu halten, ſeine wechſelnden ſubjektiven Stimmungen in Stuhllehnen und Türdrücker umzuſetzen und die Konſtruktion eines Bücherſchranks für eine kulturelle Großtat zu halten. Während viele unſrer Kunſtgewerbler im Widerſtreit zu den ſtarken demokratiſchen Tendenzen unſrer ganzen Zeit, die doch wohl in der Handwerkskunſt beſonders ſtark zum Ausdruck kommen ſollten, recht ariſtokratiſche Allüren zur Schau tragen, kommen die kunſtgewerblichen Arbeiten Riemerſchmids den Wünſchen der Maſſe entgegen. Sie ſind einfach, jeder unnütze unorganiſche Schmuck iſt vermieden, ſie wirken nur durch ihre Form, die ſich dem Gebrauche völlig anpaßt. Der Künſtler folgt nicht ſeiner freien Phantaſie, ſondern indem er bei jedem einzelnen Stück den Grundbedingungen ſeines Daſeins nachgeht und es dann gleichſam aus ſeinen Elementen wieder aufbaut, kommt er zu Formen, die ihm ganz eigen ſind und die doch ſo ſelbſtverſtändlich anmuten. Ein glückliches Geſchick hat es ihm vergönnt, daß er ſein Meiſterſtück im Bau ſeines eignen Hauſes leiſten konnte. Zwiſchen den bunten und bizarren Häuſern auf der Darmſtädter Mathildenhöhe, die wie nur dazu gebaut ſcheinen, um angeſehen, aber nicht um benutzt zu werden, und dem Riemerſchmidſchen Wohnhauſe in Paſing iſt ein ungeheurer Unterſchied. Dort mußte man eine Menge geſchmackvoller Einzelheiten bewundern, hier wird man von der allgemeinen Wohnlichkeit und Traulichkeit beinahe unmerkbar eingeſponnen. Die umfangreichſte Schöpfung Riemerſchmids auf kunſtgewerblichem Gebiet iſt die Inneneinrichtung des Münchener Schauſpielhauſes. Hier verſtand der Künſtler es auf das beſte, ſich den gegebenen Verhältniſſen auch in ökonomiſcher Hinſicht anzupaſſen, und dieſen Vorzug haben faſt ſeine ſämtlichen kunſtgewerblichen Erzeugniſſe vor ſo vielen ſeiner Kollegen voraus. Seine Kunſt kann wirklich ins Volk dringen. Sie iſt billig — hat er doch ſchon eine ganze Kücheneinrichtung für den Preis von 300 Mark hergeſtellt — und ſie iſt einfach, ſo daß ſie auch bei der Nachahmung verſtanden wird. — Die hier abgebildeten Interieurs ſind von den Dresdener Werkſtätten für Handwerkskunſt hergeſtellt. Das Schulzimmer beanſprucht beſondere Aufmerkſamkeit. Es iſt ja eine der eifrigſten Beſtrebungen unſrer Zeit, die Kunſt auch in das Leben des Kindes zu tragen. Da muß man natürlich mit der Ausſtattung des Schulzimmers beginnen, wo die Kleinen — leider — den größten Teil ihrer ſonnigen Jugend zubringen müſſen.

Ein Blick auf unſre Abbildung zeigt, mit wie geringen Mitteln es Riemerſchmid verſtanden hat, dem Klaſſenzimmer das Triſte, Freudloſe zu nehmen, das ihm ſo oft anhaftet. Eine geſchmackvolle Türumrahmung, ein paar Vorhänge, Blumen vor den Fenſtern und an den Wänden ſtatt der Landkarten ein paar künſtleriſche Steinzeichnungen: das iſt alles und doch genügt es, um dem Zimmer einen unleugbaren Reiz zu verleihen. Den Bänken und Tiſchen (Syſtem Rettig) hat er natürlich ebenfalls eine praktiſche wie angenehme Form gegeben. Je zwei Schüler ſitzen auf einer Bank, die blaugrau geſtrichen, mit dem Tiſch zu einem Ganzen verbunden und zum Umklappen eingerichtet iſt, um das Reinigen der Böden in keiner Weiſe zu behindern. Wie gemütlich wirken die beiden andern Interieurs! Das Wohn- und Arbeitszimmer iſt in Kiefernholz ausgeführt von ſchwarzbrauner Färbung. Die Bezüge ſind grauer gemuſterter Gobelin. Der Preis des ganzen Zimmers ſtellt ſich auf nicht ganz 1100 Mark. Die Möbel des Schlafzimmers ſind in hellbraunem Satin-Walnuß ausgeführt, die Wände mit einer blauen Tapete ebenfalls von Riemerſchmid bekleidet.



Schulzimmereinrichtung, entworfen von Richard Riemerſchmid



Moderne Möbel für ein Wohn- und Arbeitszimmer, entworfen von Richard Riemerſchmid (Paſing bei München)

Notizblätter

Der Krieg in Oſtaſien

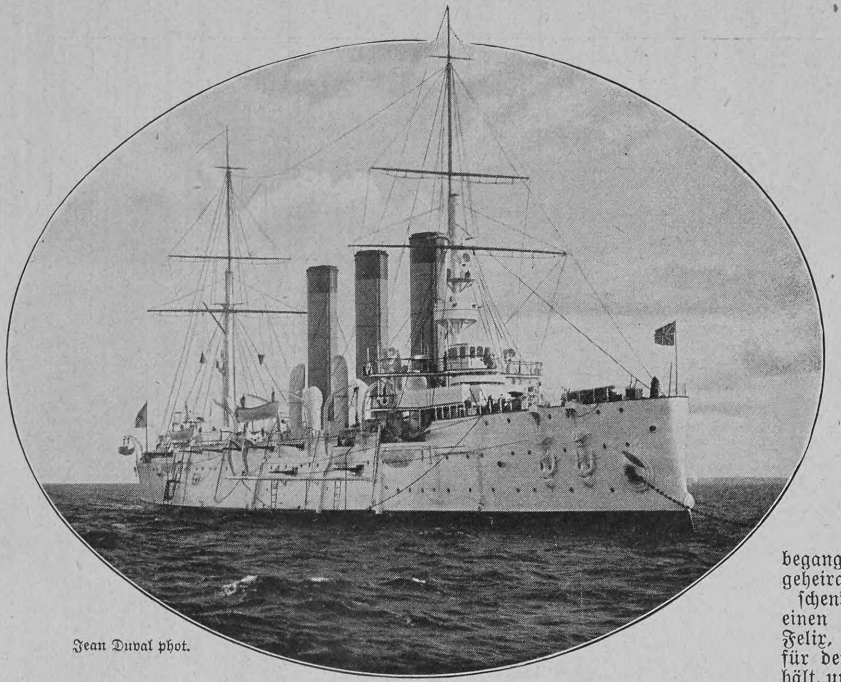
Am 6. Februar übergab der japaniſche Geſandte in St. Petersburg, Kurino, dem ruſſiſchen Hofe eine Note, durch die die kaiſerliche Regierung von der Entſcheidung Japans in Kenntnis geſetzt wurde, weitere Verhandlungen einzuſtellen und den Geſandten und ſein ganzes Perſonal von der Newa abzuberufen; dieſer Mitteilung folgte die Abberufung der ruſſiſchen Geſandtſchaft aus Tokio und damit der gegenſeitige Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen auf dem Fuße. Ohne förmliche Kriegserklärung ſind die Japaner dann ſofort zum Angriff übergegangen, mit kühner Entſchloſſenheit das ruſſiſche Verzögerungsſyſtem durchkreuzend. Die japaniſchen Staatsmänner ſcheuten nicht davor zurück, ſich hierdurch formell ins Unrecht zu ſetzen, nachdem ſie auf Umwegen von der in der Form zwar verbindlichen, dem Inhalt nach aber die japaniſchen Forderungen zurückweiſenden Antwortnote Kenntnis erhalten hatten. Sie war ruſſiſcherſeits in London und Waſhington bereits acht Tage früher, ehe ſie in Tokio überreicht werden ſollte, mitgeteilt worden, und die dortigen Vertreter der japaniſchen Regierung beeilten ſich, dieſe davon zu verſtändigen. Japaniſcher Geſandter in Waſhington iſt gegenwärtig Takahira Kogoro, während in London das Land der aufgehenden Sonne durch den Vicomte Hayaſchi Tadaſu vertreten wird. Dieſer gewandte Diplomat, der in den fünfziger Jahren ſteht, iſt ein Schüler des in ganz Japan berühmten Pädagogen Inhuſawa und mit deſſen Tochter verheiratet; er bekleidete mehrere Jahre hindurch den Poſten eines Vizeminiſters des Aeußern. Der Abſchluß des engliſch-japaniſchen Bündniſſes iſt hauptſächlich den Bemühungen Hayaſchis zuzuſchreiben.

Bagage der ruſſiſchen Truppen

Es war von vornherein anzunehmen, daß die erſten Kämpfe in dem Kriege zwiſchen Rußland und Japan den beiderſeitigen Flotten zufallen würden, und in der Tat machten bereits in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar japaniſche Torpedoboote einen plötzlichen Angriff auf das auf der äußeren Reede Port Arthurs liegende ruſſiſche Geſchwader, wobei die Panzerſchiffe „Retwiſan“, „Zäſarewitſch“ und der Kreuzer „Pallada“ nicht unerhebliche Verletzungen erhielten. Ueber die japaniſche Flotte brachten wir bereits in Nr. 16 einen Aufſatz aus fachmänniſcher Feder, auf den wir verweiſen. Es ſei nur zur Erläuterung unſrer Illuſtration angeführt, daß auf ihr in der Richtung von links nach rechts dargeſtellt ſind: das Linienſchiff „Schikiſchima“, der kleine Kreuzer „Matſuſchima“, das Linienſchiff „Figi“, der große Kreuzer „Adzuma“ und das Flottenflaggſchiff „Mikaſa“, das größte Linienſchiff der Welt. „Schikiſchima“ hat eine Waſſerverdrängung von 15100, „Figi“ von 12600 und „Mikaſa“ von 15440 Tonnen. Alle drei ſtellen je einen beſonderen Typ dar, ſie ſind in England gebaut und 1898, 1896 und 1900 vom Stapel gelaufen. „Mikaſa“ und „Schikiſchima“ beſitzen eine gleiche Beſtückung von je vier 30,5-Zentimeter-, vierzehn 15-Zentimeter-, zwanzig 7,6-Zentimeter-, acht 4,7-Zentimeter-, und vier 4,2-Zentimeter-Geſchützen. Der Schiffsrumpf hat einen Gürtelpanzer, der eine Stärke von 229 Millimetern erreicht, Kommando- und Geſchützturm der ſchweren Artillerie erreichen eine Stärke von 356 Millimetern. Ihre Maſchinen indizieren 16000, bezw. 15000 Pferdeſtärken, die eine Fahrtgeſchwindigkeit von 18,6 Seemeilen (33 Kilometer) in der Stunde bewirken. Ein eigenartiges Schiff iſt der kleine Kreuzer „Matſuſchima“, der ſchon im japaniſch-chineſiſchen Kriege von 1894 eine Rolle geſpielt hat. Er iſt in Frankreich gebaut und zeichnet ſich durch das rieſige 32-Zentimeter-Geſchütz auf dem Achterſchiff aus. Der große Kreuzer „Adzuma“ entſpricht mit ſeinem 9500-Tonnen-Deplacement etwa unſerm „Prinz Heinrich“ Er iſt im Jahre 1899 erbaut und ein erſtklaſſiges Kriegsſchiff, das den beſten in England gebauten Panzerkreuzern mindeſtens ebenbürtig iſt.

Ruſſiſcherſeits hätte man ſich darüber klar ſein müſſen, daß man nur bei einer Vereinigung aller in Oſtaſien befindlichen Streitkräfte der japaniſchen Marine gewachſen ſei, trotzdem befand ſich bei der Eröffnung des Krieges bloß das Gros der ruſſiſchen Schiffe im Hafen von Port Arthur, während eine kleinere Gruppe in Wladiwoſtok und eine dritte nach Tſchemulpo entſandt war. Noch dazu blieb die Hauptgruppe ohne jede genügende Aufklärung und Sicherung dem nur wenig entfernten Gegner gegenüber, und dieſe Sorgloſigkeit hat das Mißgeſchick der ruſſiſchen Flotte verſchuldet, deren beſte Schiffe dort beſchädigt wurden. Der „Zäſarewitſch“ iſt ein Kreuzer von 13300 Tonnen Waſſerverdrängung mit 19 Knoten Geſchwindigkeit. Der „Retwiſan“ hat 12880 Tonnen Waſſerverdrängung, ſtarke Panzerung und Armierung und 732 Mann Beſatzung. Der große Kreuzer „Pallada“ hat bei 6740 Tonnen Waſſerverdrängung 20 Knoten Geſchwindigkeit und iſt in der Waſſerlinie nicht gepanzert. Die Beſtückung weiſt acht 15-Zentimeter-, zweiundzwanzig 7,5-Zentimeter-, ſechs 4,7-Zentimeter- und zwei 3,7-Zentimeter-Geſchütze auf; die Beſatzung beträgt 422 Mann. Was nun die ruſſiſche Seefeſtung Port Arthur ſelbſt angeht, ſo liegt ſie an der Südſpitze der Liaotunghalbinſel und iſt durch den Pachtvertrag mit China in den Beſitz der Ruſſen gelangt, die dort durch ihre Ingenieure ſtarke Befeſtigungsanlagen haben aufführen laſſen. Sie umfaſſen drei große Forts, einige kleinere Werke und eine Anzahl von Anſchlußlinien. Ferner befindet ſich in Port Arthur ein gewaltiges Trockendock mit den modernſten Einrichtungen für die Reparatur größter Kriegsſchiffe, und ein zweites, noch größeres Dock dürfte der Vollendung nahe ſein. Port Arthur iſt bekanntlich auch der Sitz der „Statthalterſchaft des fernen Oſtens“, die dem Admiral Alexejew mit ausgedehnten Vollmachten übertragen worden iſt. Die Garniſon, die im Vorjahr 14000 Mann ſtark war, iſt ſeither noch verſtärkt worden; ferner wurden in Port Arthur gewaltige Vorräte aufgehäuft, und auch eine Niederlaſſung des Roten Kreuzes fehlt dort nicht. Der Hafen beſteht aus dem geräumigen Weſthafen und dem kleineren Oſthafen, um den ſich die ſchmutzige und unwirtliche Stadt gruppiert. — Neben Port Arthur iſt in letzter Zeit Tſchemulpo am meiſten genannt worden, auf deſſen Reede die Ruſſen die beiden Kreuzer „Warjag“ und „Korejetz“ nach hartem Kampfe eingebüßt haben, worauf ihre Gegner dann ungehindert ihre Truppen zur Beſetzung von Korea und ſeiner Hauptſtadt Söul landen konnten. Tſchemulpo iſt der wichtigſte unter den Vertragshäfen Koreas; es liegt auf ſeiner Weſtküſte am ſüdlichen Mündungsarm des

Die Ruſſen in Aſien: Eine Kompagnie Grenadiere, eine Brücke paſſierend



Jean Duval phot.

Der von den Japanern beſchädigte ruſſiſche Kreuzer „Pallada“

Hanfluſſes, 40 Kilometer weſtlich von Söul, ſo daß es als eigentlicher Hafen dieſer Stadt betrachtet werden kann. Die Stadt Tſchemulpo beſteht aus einem einheimiſchen, einem japaniſchen, einem chineſiſchen und einem Fremdenviertel. Die Geſamtbevölkerung beträgt gegen 15000 Seelen, darunter etwa 6000 Ausländer, worunter aber 4432 Japaner und nur 76 Europäer ſich befinden. Den Japanern verdankt die Stadt ihren glänzenden Aufſchwung; ſie haben aus einem elenden Fiſcherdorf im Laufe von 17 Jahren dort eine Muſterniederlaſſung geſchaffen, ſauber, praktiſch, voll Leben und Fleiß und mit allem verſehen, was zum Betriebe eines geordneten Gemeinweſens nötig iſt. Es gibt dort nicht weniger als drei große Banken, in ſtattlichen Steinhäuſern untergebracht, zwei Vertretungen bedeutender Dampfſchiffgeſellſchaften, elf Segelſchiffreedereien, ſiebzehn große Ausfuhrhändler, zwei Theater und vor allem eine Reisbörſe und eine Handelskammer. Nach Söul führen von der Stadt eine Eiſenbahn und eine Telegraphenlinie.

Die erſten Erfolge Japans zur See haben im eignen Lande natürlich eine gewaltige Stärkung des kriegeriſchen Geiſtes zur Folge gehabt und im Auslande der Marine des Mikado mit einem Schlage ein erhöhtes Anſehen verſchafft. Doch iſt es zum mindeſten verfrüht, auf Grund jener Siege von einer durch Japan erlangten Bewegungsfreiheit zur See zu ſprechen. Die Entſcheidung kann jedenfalls nur zu Lande erfolgen, wo ſich die zu erwartenden Kämpfe in Korea und in der Mandſchurei abſpielen dürften. Von beiden Seiten ſucht man möglichſt viele Truppen dorthin zu werfen, wobei Japan naturgemäß den großen Vorteil der Nähe des Kriegsſchauplatzes hat, während Rußland die Nachſchübe für Heer und Flotte aus Europa auf einer einzigen, nicht allzu leiſtungsfähigen Bahnlinie heranſchaffen muß und ungeheure Entfernungen zu überwinden hat. Für die Beförderung der europäiſchen Truppenkörper nach Oſtaſien iſt nur der eine Strang der ſibiriſchen Eiſenbahn frei, von der nicht vorauszuſagen iſt, wie lange ſie vollkommen in Betrieb bleibt. Aber ſelbſt wenn keine Unterbrechung eintritt, dauert es vom Mobilmachungstage bis zur Ankunft der Truppen im Aufmarſchgelände gegen 110 Tage. Nach den letzten Ausweiſen hatte das Zarenreich im Gebiet des „Fernen Oſtens“ im Frieden etwa 150000 Mann (zwei ſibiriſche Armeekorps, dazu zahlreiche Schützenbrigaden und Formationen an Kavallerie und Artillerie außer Korpsverband). Nach der Verſtärkung dieſer Truppen durch die an Ort und Stelle zu mobiliſierenden Reſerven (beſonders Koſaken), ſowie durch die militäriſch organiſierte Grenz- und Eiſenbahnwache ſteigt die Geſamtzahl für den Krieg auf 230000 Mann. Außerdem ſind aber die ſeit Monaten aus Europa nachgeſandten Erſatztransporte hinzuzurechnen, über deren Stärke indeſſen keine zuverläſſigen Angaben vorliegen. Demgegenüber verfügt Japan über eine in 13 Diviſionen gegliederte Feldarmee, die im Kriegsfall durch Reſerven und Landwehr auf 640000 Mann gebracht werden kann, von denen natürlich die für Beſatzungszwecke im Inlande erforderlichen Truppen in Abzug zu bringen ſind.

НОЧЛЕЖНЫЙ ПРІЮТЪ

Baracke des ruſſiſchen Roten Kreuzes in Port Arthur

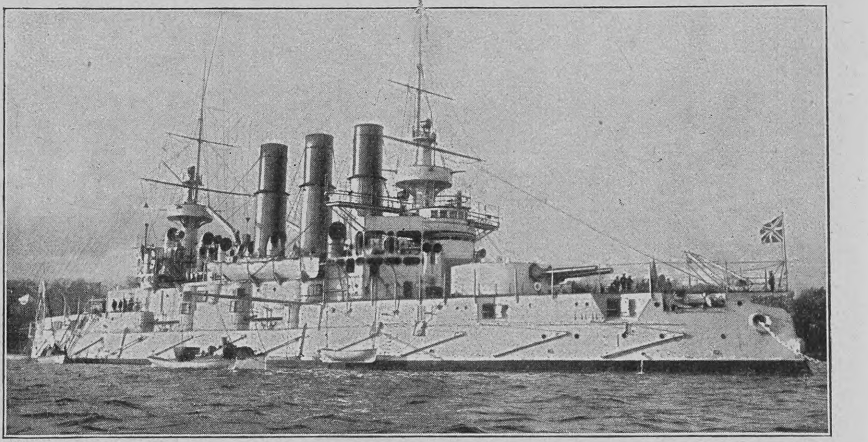
Bühne

Im Deutſchen Theater zu Berlin erlebte **Arthur Schnitzlers** neues Schauſpiel „**Der einſame Weg**“ ſeine erſte Aufführung. Die Vorgeſchichte des Stückes liegt um mehr als zwei Jahrzehnte zurück; ſeine fünf Akte bilden nach Art vieler Ibſenſchen Dramen ein großes Finale. Damals hat der junge geniale Maler Julian Fichtner, dem alle weiblichen Herzen zufliegen, die Braut ſeines wackeren Freundes und Kollegen Stephan Wegrath kennen gelernt, die ſeiner ſtürmiſchen Leidenſchaft nicht zu widerſtehen vermag. Sie will dann mit ihm fliehen, aber Fichtner ſelbſt flüchtet, da der Egoismus ſeiner Künſtlernatur vor allen Feſſeln zurückſchreckt. Wegrath, nichts von dem an ihm begangenen Verrat ahnend, hat Gabriele geheiratet; ſie ſchenkt ihm einen Sohn, Felix, den er für den ſeinen hält, und ſpäter noch eine Tochter, Johanna, die wirklich ſein Kind iſt. Das Stück beginnt kurz vor dem Tode Gabrielens, als Felix bereits Offizier iſt und 23 Jahre zählt. Wegrath iſt Profeſſor und Akademiedirektor, aber man nennt ihn nur einen Kunſtbeamten; der ſelbſtſüchtige Weltmann Fichtner aber, der bisher wie in einem Rauſch von Zärtlichkeit und Leidenſchaft gelebt hat, fühlt jetzt das Alter nahen und möchte ſich vor der drohenden Einſamkeit retten. Er enthüllt deswegen Felix das Geheimnis ſeiner Geburt, allein dieſer ſieht in ihm nur den Mann, der ſeine argloſe Mutter verraten hat, und will auch fernerhin der Sohn Wegraths bleiben, der ihn erzogen hat und vor der Welt als ſein Vater gilt. Ein andrer alternder Junggeſelle, Stephan von Sala, der die zweite Hauptrolle in dem Stück ſpielt, verführt Johanna Wegrath, und als dieſe ſich das Leben nimmt, geht auch er, deſſen große Entwürfe ein ſchweres Herzleiden nicht zur Ausführung gelangen läßt, und tötet ſich. Das Wort von dem „einſamen Weg“, das dem Stück den Namen gegeben hat, fällt in einer Unterredung zwiſchen Fichtner und Sala. Als Fichtner ſich über die Zurückweiſung von ſeiten ſeines Sohnes beklagt und ſein Grauen vor der ihn erwartenden Einſamkeit ausſpricht, entgegnet ihm Sala: „Den Weg hinab gehen wir alle allein, wir, die ſelbſt niemandem gehört haben. Das Altern iſt nun einmal eine einſame Beſchäftigung für unſereinen, und ein Narr, wer ſich nicht beizeiten darauf einrichtet, auf keinen Menſchen angewieſen zu ſein.“ Das Werk iſt die Schöpfung eines echten und feinen Poeten; es iſt reich an pſychologiſchem Gehalt und an Tiefe der Gedanken; dramatiſch hat es jedoch manche Mängel. Es bietet zu viel Reflexion an Stelle der Handlung, und iſt für die Bühnenwirkung auch vielfach zu unklar und verſchwommen. Der erſte Akt intereſſierte, der zweite und dritte fanden lebhaften Beifall, nach dem vierten und fünften aber vernahm man auch Ziſchen.

— Im Münchener Schauſpielhauſe wurde **Felix Dörmanns** dreiaktige Komödie „**Die Mama**“ abgelehnt. In Wien lebt die verwitwete Baronin Hattenbach, eine Kaffeeſiederstochter aus der Vorſtadt, mit zwei erwachſenen Söhnen, einem braven und einem liederlichen, ſowie einer tugendhaften Tochter Julia. Die Familie gerät durch die Schuld der leichtſinnigen, koketten Mutter in fortgeſetzte finanzielle Schwierigkeiten, denen ſich die Baronin durch die bedenklichſten Mittel, wie gefälſchte Wechſel und die Verkuppelung ihrer Tochter, zu entziehen ſucht. Der plumpe Zynismus des dritten Aktes brachte das Stück zu Fall und weckte energiſchen Widerſpruch.

— Der Hamburger Humoriſt **Albert Roderich** hat im dortigen Thalia-Theater mit ſeinem neuen Schwank „**Die Menſchenfalle**“ nur in den beiden erſten Akten Glück gehabt, die kräftig einſchlugen und viel Heiterkeit wachriefen; dann flaute das Intereſſe der Zuſchauer bis zum Schluſſe mehr und mehr ab. Zur Erklärung des Titels nur ſoviel, daß die „Menſchenfalle“ ein Gaſthaus in einer Sommerfriſche iſt, das ein fröhliches Künſtlerpaar binnen wenigen Tagen mit Gäſten zu füllen weiß, indem der eine von ihnen für einen heiratsluſtigen amerikaniſchen Millionär ausgegeben wird, worauf zahlreiche Frauen, die gern Schwiegermütter werden möchten, mit ihren Töchtern herbeiſtrömen.

— „**Die andere Gefahr**“ (l'autre danger) betitelt ſich ein neues Schauſpiel von **Maurice Donnay**, deſſen erſte deutſche Aufführung im Frankfurter Schauſpielhauſe ſtattfand. Claire Jadain hat als junge Frau den Rechtsanwalt Jacques Freydières, einen Freund ihres Gemahls, geliebt, und als ſie nach Jahren abermals mit ihm zuſammentrifft, wird ſie von neuem in den Bann ſeiner Liebe gezogen. Ihre mittlerweile herangewachſene Tochter Madeleine entdeckt aber gleichfalls ihr Herz dem intereſſanten Hausfreund gegenüber, und dieſem gefällt das blühende Mädchen nun auch beſſer als die abgeblühte Mutter. Als Madeleine auf einem Balle erfährt, was man ſich über das Verhältnis ihrer Mutter zu Jacques erzählt, verfällt ſie in eine ſchwere Gemütskrankheit; Claire jedoch ſchwört ihr, daß jenes Gerede unwahr ſei, und vereint die Tochter mit dem früheren Seladon — ein widerwärtiger und unnatürlicher Schluß.

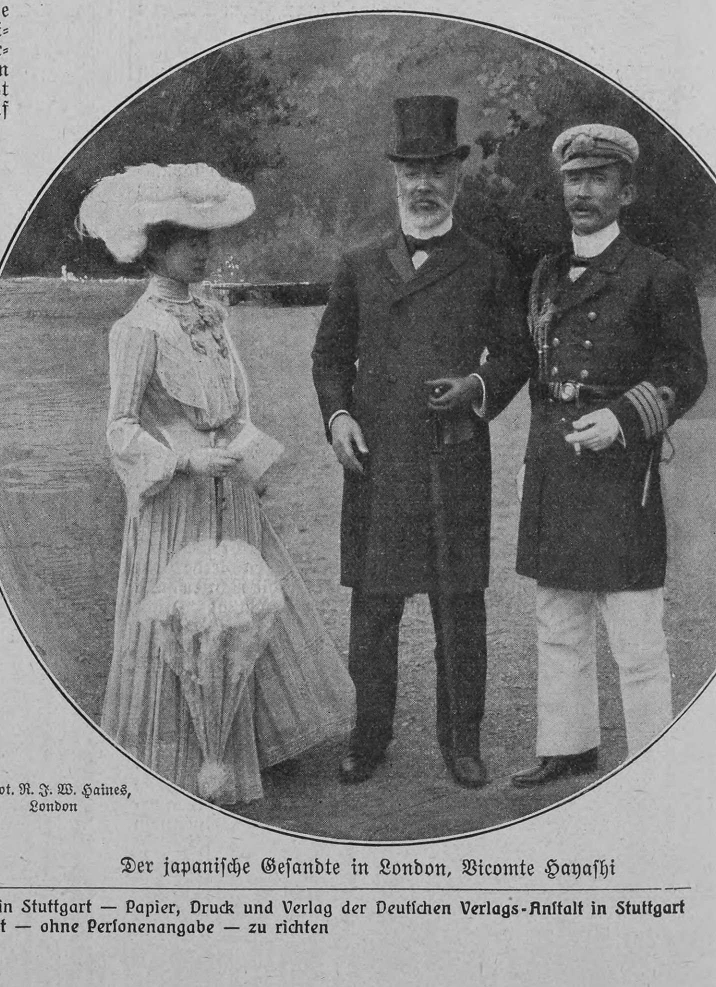


A. Renard phot.

Das durch japaniſche Torpedos havarierte ruſſiſche Linienſchiff „Retwiſan“

Totenschau

Leutnant a. D. Graf **Kurt Pückler-Limpurg**, Stationschef, 29 J., 5. Febr., Baſſo (Kamerun). — Dr. **Adolf Socin**, Univerſitätsprof. der Germaniſtik, 45 J., 6. Febr., Baſel. — General der Infanterie z. D. **Karl Ludwig Barnim v. Zeuner**, 73 J., 7. Febr., Berlin. — **Malwina Schnorr v. Carolsfeld**, geb. Garrigues, ehem. gefeierte dramatiſche Sängerin, die „erſte Iſolde“, 8. Febr., Karlsruhe. — Württemb. Kammerſängerin **Adele Löwe**, einſt vielgefeierte dramatiſche Sängerin, 58 J., 8. Februar, Stuttgart. — Wirkl. Geh. Rat Dr. **Eduard Droop**, ehem. Direktor im Juſtizminiſterium, 73 J., 8. Febr., Berlin. — Diviſionsgeneral d. R. **Léopold Davout**, Herzog von Auerſtädt, ehem. Großkanzler der Ehrenlegion, 75 J., 9. Febr., Paris. — Prof. für Religionsgeſchichte **Elie Reclus**, bek. Ethnologe, Bruder des großen Geographen, 77 J., 11. Febr., Brüſſel. — Prof. **Rudolf Maiſon**, berühmter Bildhauer, 50 J., 12. Febr., München. — Dr. **Karl Guſtav Odermann**, ehem. Direktor der Leipziger Handelsſchule, 89 J., 13. Febr., Dresden. — Präſident Dr. **Karl v. Koch**, langj. Vorſtand des württemb. Medizinalkollegiums, 75 J., 15. Febr., Stuttgart. — Senator **Markus Hanna**, hervorr. Politiker, 67 J., 15. Febr., New York.



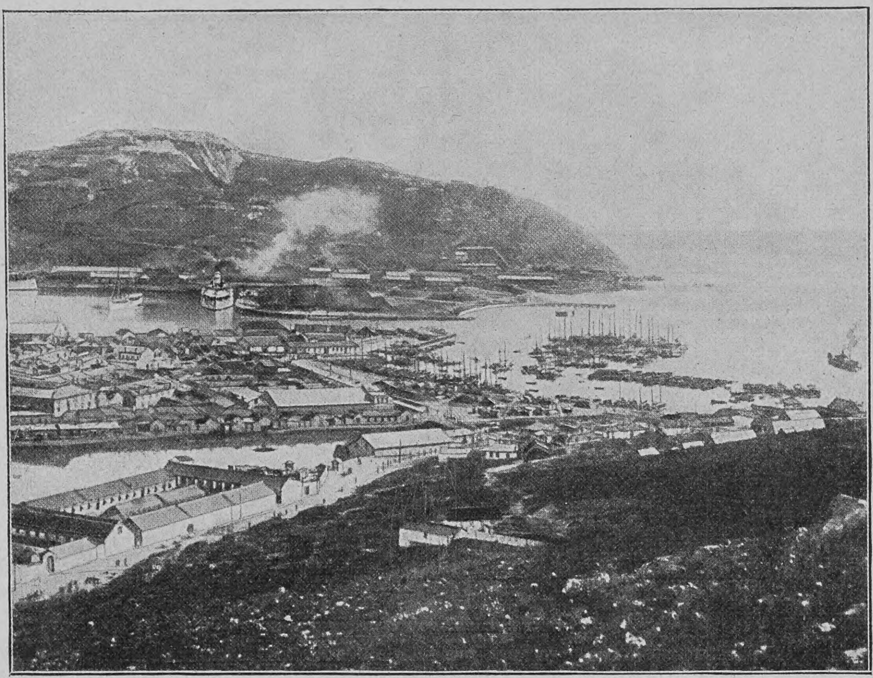
Phot. R. J. W. Haines, London

Der japaniſche Geſandte in London, Vicomte Hayaſhi

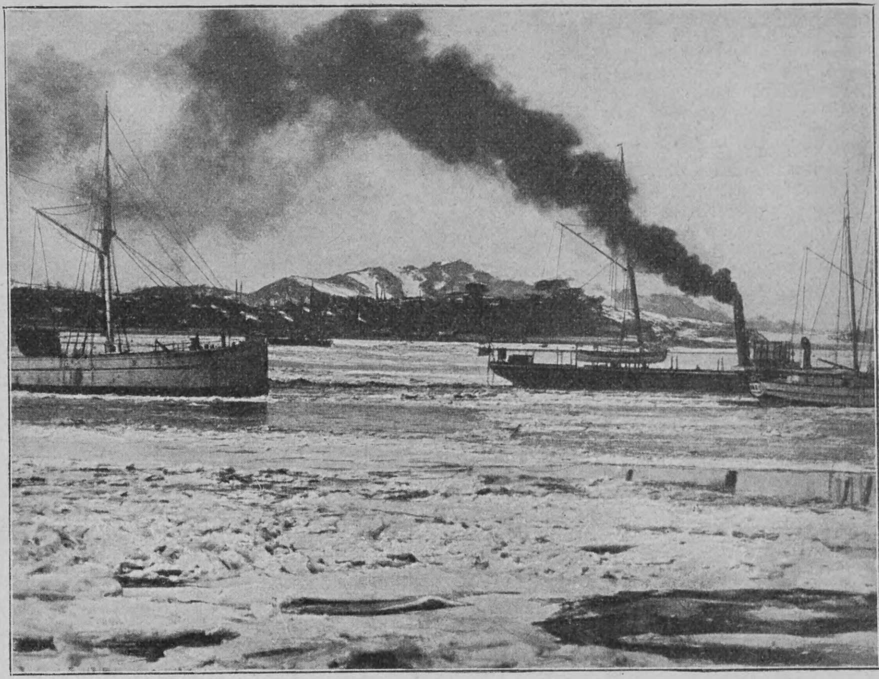
Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

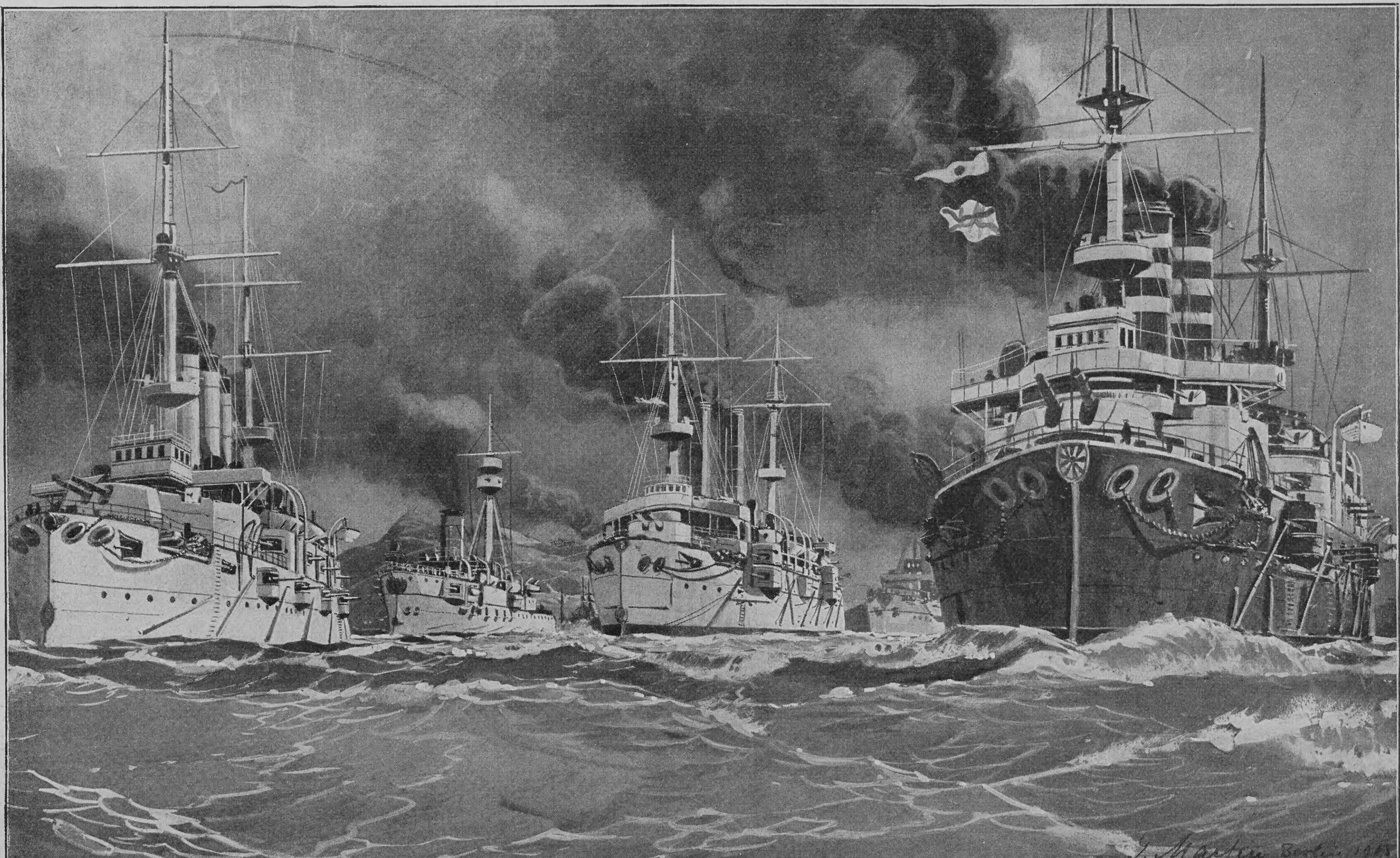
Nr. 23



Der ruſſiſche Kriegshafen Port Arthur,
Schauplatz des erſten kriegeriſchen Zuſammenſtoßes in Oſtaſien



Der Hafen von Tſchemulpo im Winter,
Landungsplatz der japaniſchen Armee



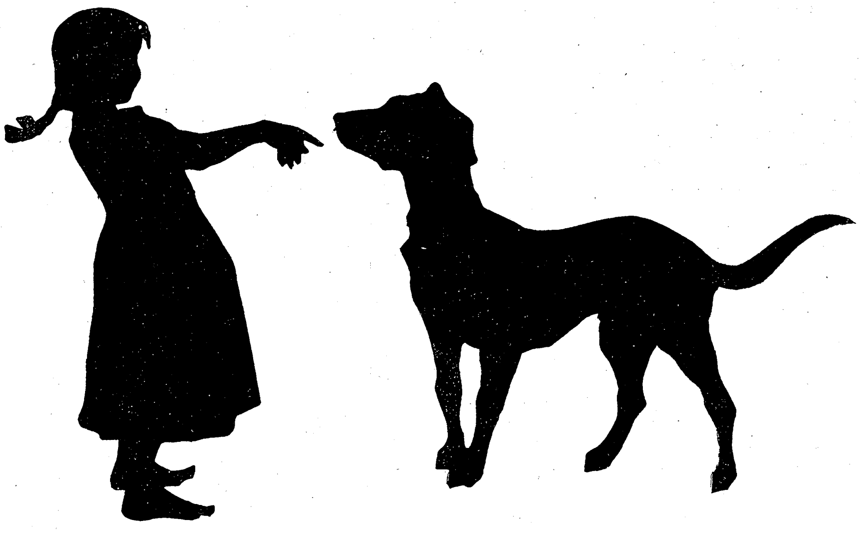
Die Linienſchiffe und Panzerkreuzer der japaniſchen Flotte in Gefechtsformation dampfend
Nach einer Zeichnung von G. Martin

Bilder vom Krieg zwiſchen Rußland und Japan in Oſtaſien

(Der Text zu den Bildern befindet ſich unter den Notizblättern S. 527)

Literatur

Von der ſechſten, gänzlich neu bearbeiteten und vermehrten Auflage von **Meyers Großem Konverſations-Lexikon** (Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts, Leipzig und Wien) iſt der vierte Band erſchienen. Er umfaßt auf über 18240 Text die Stichworte Chemnitzer bis Differenz und enthält mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Pläne im Text und auf über 1400 Illuſtrationstafeln (darunter 190 vorzüglich ausgeführte Farbendrucktafeln und 300 ſelbſtändige Kartenbeilagen), ſowie 130 Textbeilagen. Um ſich von der Gediegenheit des in dieſer großartigen Enzyklopädie Gebotenen zu überzeugen, braucht man nur die zahlreichen Artikel durchzuſehen, die alles behandeln, was ſich auf Deutſchland und das deutſche Volk bezieht. Die koloniale Ausbreitung der letzten Dezennien beleuchten die Artikel „Deutſch-Oſtafrika“ und „Deutſch-Südweſtafrika“; der letztere iſt ja gegenwärtig von beſonderem Intereſſe. Dazu zeigen die Artikel „Dampfſchiffahrt“ mit der Weltverkehrskarte und der Beilage der Dampfſchiffreedereien, wie die deutſche Flagge in der ganzen Welt jetzt achtunggebietend weht. Für das Verſtändnis der Vorgänge unſrer oſtaſiatiſchen Politik iſt der Artikel „China“ mit den beiden Karten, namentlich der zweiten der Provinzen Tſchi-li und Schantung, ſowie die Karte vom Unterlauf des Peiho, dem Kriegsſchauplatz der letzten Jahre, von größtem Intereſſe. Aber auch in die Geſchichte und in die Literatur dieſes bis jetzt ſo geheimnisvollen Landes werden wir genau eingeweiht. Die Errungenſchaften der Technik im Dampfmaſchinenweſen und im Dampfſchiffbau finden in größeren Aufſätzen eine treffliche Behandlung. Auch hier ſind eine Reihe ganz neuer Tafeln dazugekommen, die auch den Laien mit der ſonſt ſchwer verſtändlichen Materie vertraut machen. — Die Erwähnung dieſer aus dem Reichtum des Wiſſens, der in dem Band aufgeſtapelt iſt, herausgezogenen Artikel wird genügen, um erkennen zu laſſen, daß wir es in dem vierten Bande wieder mit einer ganz hervorragenden Leiſtung zu tun haben, die inhaltlich und in der Ausſtattung ihresgleichen ſucht. Der ſeit Jahren auf dem Gebiet der Maltechnik, insbeſondere der Wandmalereitechnik tätige Chemiker **Adolf Wilhelm Keim**, der Erfinder der nach ihm benannten Mineralmalerei, hat ſeine reichen Erfahrungen in einem umfangreichen Buche „**Ueber Mal-Technik**, ein Beitrag zur Beförderung rationeller Malverfahren“ (Leipzig, A. Foerſter) niedergelegt, worin er ſich die Aufgabe geſtellt hat, die auf dem Gebiete der Maltechnik immer noch herrſchenden Mißſtände und Irrtümer an der Hand von Tatſachen und eines umfangreichen Aktenmaterials für alle Intereſſenten in erſchöpfender Weiſe klar zu legen und das für die erfolgreiche Durchführung dieſer Beſtrebungen notwendige Intereſſe in den weiteſten Kreiſen zu erwecken. Keim beſpricht die heute noch in ganz außerordentlichem Maße übliche Verfälſchung der Farben und Malmittel, erörtert die Urſachen der bezüglich



Gute Freunde.

Schattenriß von E. Baron Cedercrantz.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.
10 Stück 30 Pfennig.

Meßmer's Thee

in 100,000 Familien und an deutſchen Hofhaltungen tägl. getrunken. Probepackete 60 u. 80 Pfg.

Wer etwas Gutes in Unterkleidern haben will, kaufe die seit 1886 bewährten

Heyge's Zweiseitig

aus vorzüglichem Material hergestellt, mit weisser Rückseite.

Es gibt eine Sommer- und eine Winterware.

☞ Wo keine Niederlage, nennt die Fabrik auf gefl. Anfrage die nächste Verkaufstelle.

E. Heyge & Cie., Stuttgart

Schutz-Marke

Ist und bleibt weich, elastisch, porös.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neu! Soeben erschienen: **Neu!**

Prof. Friedrich Delitzsch

Babel und Bibel

Ein Rückblick und Ausblick

Geheftet M. 1.—, kartoniert M. 1.50.

In dieser neuesten Schrift setzt der berühmte Assyriologe sich mit seinen Kritikern auseinander und erweist sich dabei als ein schneidiger Polemiker, der die einmal eingenommene Position in einer sachlich und formell meisterhaften Weise verteidigt. Zugleich aber gibt er einen Ausblick auf die weiteren Ziele der Forschung, die sich an das Problem „Babel und Bibel“ knüpft, und deutet die Wege an, die zu diesen Zielen führen. So ist die neue Publikation zugleich eine **Einleitung für den Schlussvortrag über „Babel-Bibel“**, den Professor Delitzsch in Aussicht gestellt hat.

Von demselben Verfasser sind früher in unserem Verlage erschienen:

Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. 41.—45. Tausend. Geh. M. 2.—, kart. M. 2.50.

Im Lande des einstigen Paradieses. 16.—18. Tausend. Geh. M. 2.—, kart. M. 2.50.

Büstenhalter u. Gesundheits-Corsets

auch speciell solche unter Reformkleider — in jeder Preislage.

Specialität:

Reform-Corset

„Gesundheit u. Schönheit“.

Verleiht eine schöne, tadellose Taille, trotzdem es der geringsten Bewegung nachgiebt. Bleibt selbst bei längerem Tragen unverändert. — Kein Gummi, sondern dehnbare, in jeder Beziehung sich bewährende Messingspiralfedern.

Tausende von Anerkennungsschreiben aus Damenkreisen aller Gesellschaftsklassen.

Namhafte Frauenärzte, wie die Herren: Sanitätsrat **Dr. med. Bilfinger, Dr. med. Böhm, Dr. med. Prager, Dr. med. Eckstein**, die Naturheillehrerin Frau **Clara Muche** u. A. empfehlen dieses Reformcorset als das zweckmässigste und beste. Solches wurde in vielen ärztlichen Werken und in Frauenzeitschriften äusserst lobend erwähnt. — **Moderne Corsets** in den **feinsten Ausführungen** und in den verschiedensten Formen. — **Anfertigung und Lieferung nur nach Mass. — Katalog auf Verlangen umsonst und frei.**

A. B. Meschke, — Corset-Atelier, — Lieferant fürstlicher Höfe,

Rosswein 28, Königreich Sachsen.

→: Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900. :←

ODONTA unübertroffenes MUNDWASSER F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- & FRISEUR-GESCHÄFTEN

Rudolfsquelle

Marienbader Rudolfsquelle

Natürliches Gichtwasser

Bleibend haltbar und tadellos exportfähig

Brochuren und Gebrauchsanweisungen KOSTENFREI durch die Marienbader Mineralwasser-Versendung.

Zu beziehen von der **Marienbader** Mineralwasser-Versendung und den meisten **Apotheken, Droguerien u. Mineralwasserhandlungen**

Indicationen: Gicht, Harnsaure Diathese, Harngries, Nierensteine, Blasensteine, Chronische Nierenentzündung u. Blasenkatarrh, auch besonders wirksam als diätetisches Getränke zur Verhütung dieser Leiden bei allen dazu erblich Veranlagten oder durch Ernährung u. Lebensweise disponirten Personen.

Sparsame Hausfrauen kochen nur mit

Umbach's Dampftöpfen

Halbe Kochzeit. Erhöhte Schmackhaftigkeit aller Speisen.

In allen einschlägigen Geschäften; sonst direkt v. Fabrikanten

Chr. Umbach, Bietigheim 8 (Württemberg).

Illustr. Prosp. grat.

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3.** Prosp. gratis.

**Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

dieſer Materialien und ihrer Eigenſchaften noch allgemein herrſchenden Widerſprüche, die Unſicherheit und die Unklarheit, unter denen Künſtler und Kunſtwerke vielfachen Schaden leiden, und zeigt jene Mittel, die bisher von der „Deutſchen Geſellſchaft zur Beförderung rationeller Malverfahren" geſchaffen wurden, um dieſe Mißſtände endlich zu beſeitigen und eine ſichere rationelle Maltechnik auf geſunder Baſis zu begründen. Das Buch iſt für alle Kunſtbehörden und Lehranſtalten, für den Künſtler wie für den Kunſtfreund, für den Praktiker wie für den Theoretiker, für den Handwerker, den Chemiker und Techniker wie für den Farbenfabrikanten, für den Lehrer wie für den Schüler von gleicher Wichtigkeit.

Seit Einführung des neuen Bürgerlichen Geſetzbuches bricht ſich in immer weiteren Kreiſen die Erkenntnis Bahn, daß es auch für den Laien unbedingt nötig iſt, das Recht, unter dem er lebt und das für ihn wie für ſeine Familie und ſein Vermögen maßgebend iſt, wenigſtens in ſeinen Grundzügen zu kennen. Eine vorzügliche Anleitung dazu bietet das von dem Roſtocker Profeſſor Dr. jur. Franz Bernhöft verfaßte Werk: „Das neue bürgerliche Recht in gemeinverſtändlicher Darſtellung mit Beiſpielen aus dem praktiſchen Leben", deſſen I. Abteilung den 5. Band der im Verlag von E. H. Moritz, Stuttgart, erſcheinenden „Volksbücher der Rechts- und Staatskunde" bildet. Das ungemein klar und lichtvoll geſchriebene Bändchen behandelt zunächſt die Entwicklung unſers Rechtsweſens und gibt alsdann in drei Abſchnitten (die Perſonen; die juriſtiſchen Tatſachen; Weſen und Ausübung der Rechte) die allgemeinen Erklärungen, die für das volle Verſtändnis des Bürgerlichen Geſetzbuches erforderlich ſind. Der Verfaſſer verſteht es vortrefflich, den auf den erſten Blick dem Laien vielleicht trocken erſcheinenden Stoff durch ſeine Darſtellung zu beleben und intereſſant zu machen. Man braucht nur beliebige Abſchnitte herauszugreifen, z. B. die über Reichsangehörigkeit und Staatsangehörigkeit, über geſetzwidrige und unſittliche Rechtsgeſchäfte, über Spiel und Wette, über den Begriff der unerlaubten Handlungen u. ſ. w., um ſich zum Leſen des Ganzen angeregt zu fühlen. Sehr geſchickt ſind überall Beiſpiele aus dem praktiſchen Leben eingeſchaltet, um die theoretiſchen Auseinanderſetzungen dem Verſtändnis des Laien zugänglicher zu machen. Ein alphabetiſches Sach- und Wortregiſter erleichtert die Benutzung des Bändchens, deſſen billiger Preis (1,50 Mark) dem anerkennenswerten Zweck der ganzen Sammlung entſpricht, einen jeden, der danach Verlangen trägt, mit den wichtigſten Gebieten der Rechts- und Staatswiſſenſchaften vertraut zu machen.

— Als Verfaſſer vortrefflich geſchriebener realiſtiſcher Romane, wie „Der Büttnerbauer", „Der Grabenhäger" u. ſ. w., hat ſich Wilhelm von Polenz zuerſt bekannt gemacht. Das bei F. Fontane & Co. erſchienene Werk des leider zu früh verſtorbenen Verfaſſers, „Das Land der Zukunft", entwirft ein ebenſo anziehendes wie wahrheitsgetreues und umfaſſendes Gemälde von den Verhältniſſen, Sitten und Gebräuchen der Landwirtſchaft, Induſtrie u. ſ. w. der heutigen Neuen Welt als Frucht einer Studienreiſe durch die Union. Polenz will keine landläufigen Reiſeeindrücke ſchildern, ſondern ſeine Landsleute darüber aufklären, was Amerika und Deutſchland voneinander lernen können. „Es iſt Mode geworden," ſagt er in der Einleitung, „amerikaniſche Einrichtungen zu bewundern und uns als nachahmungswert vorzuhalten. Aber es wäre das Unſinnigſte, was wir tun könnten, wollten wir amerikaniſches Weſen gedankenlos bei uns einführen. Daß jenſeits des Ozeans in einem jungen Volke mit einer demokratiſchen Verfaſſung freiere Sitten und zeitgemäßere Einrichtungen entſtehen konnten als in dem beengten Europa, iſt klar. Von Europa verlangen, daß es ſich amerikaniſieren ſolle, iſt ebenſo verkehrt wie den Amerikanern Rückkehr zu unſern Anſchauungen zuzumuten. Jede Art hat ihre Berechtigung, wenn ſie nur organiſch entſtanden iſt." Und weiterhin: „Was Amerika für uns werden mag in Zukunft, wird in erſter Linie von uns ſelbſt abhängen. Sollten die beiden großen Nationen wirklich dazu auserſehen ſein, einander zu bekämpfen, ſo würde es erſt recht wichtig für uns ſein, den Gegner zu kennen, denn Unterſchätzung wäre im Kriegsfalle noch ſchlimmer als Ueberſchätzung. Aber ich hoffe mit vielen diesſeits und jenſeits des Atlantiſchen Ozeans, daß die Zukunft nur friedlichen Wettbewerb um die Palme hoher Kultur zwiſchen den ſtammverwandten Völkern bringen möge." Aus ſolchen Anſchauungen heraus, die von allen Einſichtigen und Vorurteilsloſen hüben und drüben geteilt werden, iſt dieſes Buch erwachſen, das zu den beachtenswerteſten und lehrreichſten zählt, die wir über amerikaniſche Verhältniſſe beſitzen. Da es einen bleibenden Wert beſitzt und vorzüglich geeignet erſcheint, zu einem beſſeren gegenſeitigen Verſtändnis beider Nationen beizutragen, ſo iſt ihm ein recht ausgedehnter Leſerkreis zu wünſchen.

— Als ein in ſeiner Eigenart ſehr verdienſtvolles Werk iſt Friedrich v. Boettichers „Malerwerke des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, K. F. Koehler, 2 Bde. gebd. 46 M.) zu bezeichnen. Es ſtellt den Verſuch dar, das künſtleriſche Schaffen der namhafteſten Vertreter der deutſchen Malerei des abgelaufenen Jahrhunderts in einem Verzeichnis ihrer Hauptwerke zu regiſtrieren; auch eine Reihe von auswärtigen Künſtlern, deren Namen dem Publikum durch ihre ſtändige Beteiligung an deutſchen Ausſtellungen mehr oder minder bekannt geworden ſind, iſt zu gleicher Behandlung herangezogen worden. Dazu werden ſodann biographiſche Daten gegeben, es finden ſich Angaben darüber, wo die betreffenden Originale, den Ermittelungen v. Boettichers nach, zum erſtenmal ausgeſtellt worden ſind, in welch öffentlichen oder Privatbeſitz ſie eventuell gelangten, und, was ganz beſonders wertvoll iſt, es bieten ſich dem Benutzer der beiden, je zirka 1000 Seiten umfaſſenden Bände in großer Fülle Nachweiſe über die in Ausſtellungskatalogen, Kunſtzeitſchriften und Unterhaltungsjournalen erſchienenen graphiſchen Wiedergaben der betreffenden Sujets. Daß eine Vollſtändigkeit in all dieſen Angaben nicht beabſichtigt war und als Arbeit eines Einzelnen auch wohl kaum hätte erzielt werden können, läßt ſich denken; auch macht ſich, je weiter das Alphabet fortſchreitet, eine gewiſſe Ungleichheit in der Bearbeitung geltend, dennoch aber iſt uneingeſchränktes Lob ſchon dem zu zollen, was der Herausgeber mit ungeheurem Fleiß und emſigem Spürſinn zu Nutz und Frommen aller derer zuſammengebracht hat, denen es um ein poſitives Wiſſen in der behandelten Materie zu tun iſt. Als Nachſchlagebuch bildet das Boetticherſche Werk eine wertvolle Ergänzung der Künſtlerlexiken, da es das bietet, was in dieſen, ihrer andern Beſtimmung wegen, notwendigerweiſe vermißt werden muß.

Kupferberg Gold
KUPFERBERG GOLD MAINZ
KUPFERBERG

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer
Hausfrauen ersparen daher
Zeit u. Geld.
Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. **Reinlichhaltung**, die bei Kochk. unmöglich ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik **E. Blasberg & Co., Düsseldorf** oder deren Niederl. **Berlin, Schützenstr. 36.**

Wer ſich bei der Verwaltung ſein. **Vermögens** vor **Verluſt** ſchützen will, verlange grat. u. frk. Proſpekt vom **Verlag** des **Vermögensverwaltungsblattes Magdeburg**, Breiteweg 183.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: **Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.**
Auskunft gratis u. franko.
Man ſchreibe an **Dr. Cléry,**
53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Jede Schrift wird schön mit Patent-Federhalter
Buchführung.
Comtoir-Praxis
Correspondenz-Rechnen
Brieflich
Probebrief gratis
F. SIMON
Gerichtl. Sachverständiger. BERLIN, O. 27

Lehrfabrik Jlmenau
Ausbild. v. Volontären i. Maschinenbau u. Elektrotechnik. Prosp. gratis

Schwerhörige,
Ertaubte. Allen geſicherte Hilfe. Reich illuſtriertes Buch **gratis** u. **frco.** Ingenieur **Drebusch, Berlin** N., Jasmunderſtr. 22.

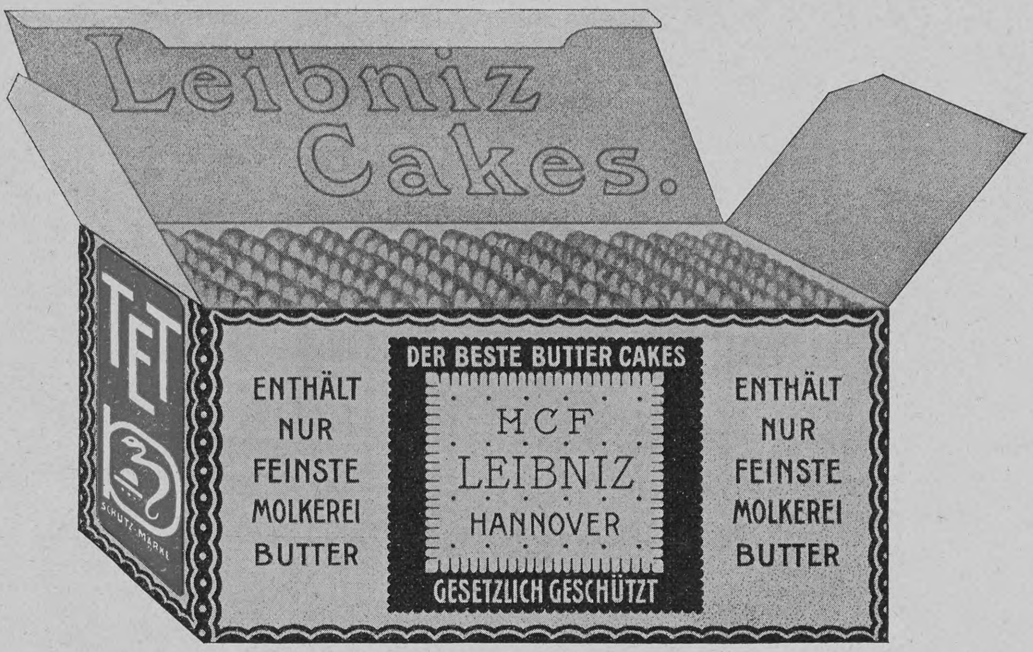
MODERNE
KÜNSTLER VORHÄNGE
Waschbar.
Grosses Spezial-Sortiment.
Katalog und Farbtafeln zu Dienst.
CONRAD MERZ
STUTTGART

Seit Jahrzehnten bewährt. Man verlange **ausdrücklich**
GÜTERMANN's Näh-SEIDE
Rollen-Seide
DIE BESTE Gütermann & Co. Gutach-Breisgau SCHAPPESEIDE
Jdeal-Seide.
NÄHSEIDE 50 Meter
Peloton-Seide.

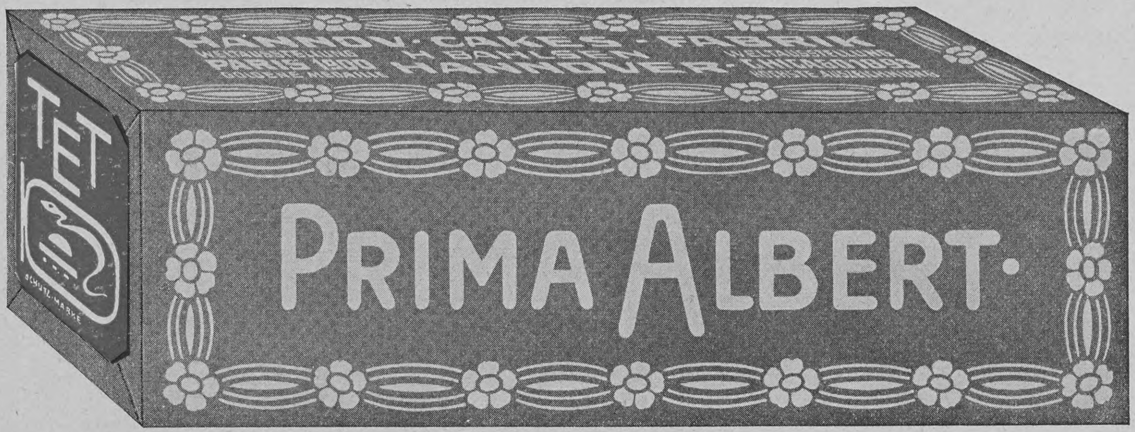
Die Wunder der fernen Gangesländer
werden uns nach dem Urteil von Weſtermanns Monatsheften in Braunſchweig vor Augen gezaubert in dem Werke: **Durch den Jndischen Archipel.** Eine Künſtlerfahrt von **Hugo V. Pedersen.**
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Reich illuſtriert.
In Prachteinband 25 Mark.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Photograph. Apparate
von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber
Wiesbaden.

TET-PACKUNG
DEUTSCHES REICHS-PATENT
SCHÜTZT VOR LUFT, STAUB, FEUCHTIGKEIT
UND ERHÄLT DIE WARE FRISCH UND KNUSPERIG
HYGIENISCH TET PRAKTISCH
DAS GEBÄCK WANDERT DIRECT VOM OFEN IN DIE PACKUNG


Leibniz Cakes.
TET
SCHUTZ-MARKE
ENTHÄLT NUR FEINSTE MOLKEREI BUTTER
DER BESTE BUTTER CAKES
HCF
LEIBNIZ
HANNOVER
GESETZLICH GESCHÜTZT
ENTHÄLT NUR FEINSTE MOLKEREI BUTTER

Packet ca. 125 Gramm Inhalt 30 ₰
Doppelpacket ca. 250 Gramm Inhalt 60 ₰


HANNOV. CAKES-FABRIK
H. BAHLSEN
HANNOVER
TET
SCHUTZ-MARKE
PRIMA ALBERT·

Packet ca. 125 Gramm Inhalt 25 ₰
Doppelpacket ca. 250 Gramm Inhalt 50 ₰

Theater-Mischung

ca. 180 Gramm 1.—.

TET
NI-O-NE Biscuits

ca. 150 Gramm 50 ₰

MARKE
LEIBNIZ
EIWEISS-CAKES

ca. 100 Gramm 25 ₰

TET
NI-O-NE Kinder-Mischung

ca. 150 Gramm 25 ₰

HANNOV. CAKES-FABRIK
H. BAHLSEN
HANNOVER

WELTAUSSTELLUNG
PARIS 1900
GOLDENE MEDAILLE.

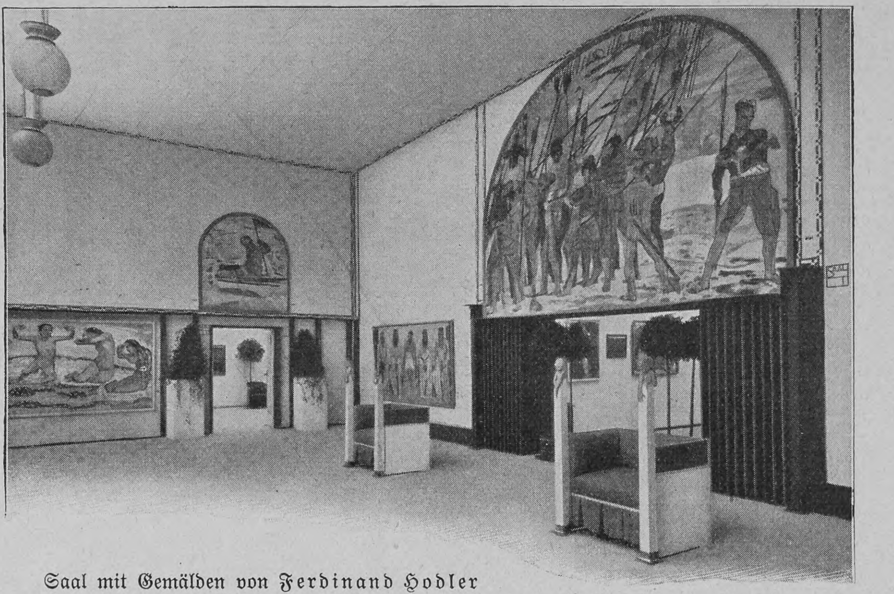
WELTAUSSTELLUNG
CHICAGO 1893
HÖCHSTE AUSZEICHNUNG.

Filialen: BERLIN S. W. Puttkamerstr. 10 u. Kurfürstendamm 243, geg. Haupt-Eing. Zool. Garten.
FRANKFURT a. M. Neue Zeil 22.

BRENDAMOUR, SIMHART & Co ph.

Die Wiener Sezeſſion

führt in ihrer zurzeit ſtattfindenden 19. Ausſtellung eine große Kollektion von Werken des Schweizer Malers **Ferdinand Hodler** dem Wiener Publikum vor. Hodler iſt eines der eigenartigſten, aber auch eigenwilligſten Talente der modernen Malerei; in einer herben, oft wilden und befremdenden Formenſprache ſchafft ſich ſein tiefinnerliches, leidenſchaftlich bewegtes Naturell Ausdruck und Geſtaltung. In unſrer Zeit, die eben erſt beginnt, auch in der Praxis dem Künſtler das Recht ſeiner Individualität zuzugeſtehen, iſt es kein Wunder, daß der Beſchluß, Hodler mit der Ausführung künſtleriſchen Wandſchmuckes im Landesmuſeum zu Zürich zu betrauen, lebhaften Widerſpruch fand; deſto anerkennenswerter, daß ſchließlich der Künſtler doch die Bilder malen durfte, Schilderungen aus den Kämpfen der alten Schweizer, voll barbariſcher Größe und gewaltiger Wucht. Die Kartons zu zweien dieſer Wandmalereien erblickt man auf der nebenſtehenden Abbildung des Wiener Hodler-Saales als Supraporten angebracht; das große Bild am weiteſten links iſt „Frühling“ betitelt und ſymboliſiert das Erwachen der Natur; in der Ecke der rechten Seitenwand ſieht man das auch in Deutſchland bekannt gewordene Bild „Die Weiſen“.



Saal mit Gemälden von Ferdinand Hodler

Von der diesjährigen Winterausſtellung der Wiener Sezeſſion

Briefmappe

B. H. in M. Sicherlich gibt es auch in der Nähe von Heidelberg *Naturheilanſtalten*. Vielleicht hat einer unſrer dortigen Leſer die Güte, uns einige Adreſſen namhaft zu machen, die wir Ihnen dann an dieſer Stelle mitteilen werden.

Frl. Bertha M. in Breslau. Mit Rückſicht auf den großen Vorrat, den wir noch haben, müſſen wir mit verbindlichſtem Dank ablehnen.

Frau Paula W. in Minden. Eines zahlreichen Beſuches erfreuen ſich die vom Verein Frauen-Bildungs-Reform ins Leben gerufenen *Real-Gymnaſial-Kurſe für Mädchen in Hannover*. Von Oſtern ab werden in den unteren drei Klaſſen die Schülerinnen nach dem Stundenplan des Real-Gymnaſiums unterrichtet, und nur die oberſte Klaſſe hat noch rein gymnaſialen Unterricht, ſo daß allmählich in allen fünf Klaſſen der Anſtalt die Real-Gymnaſial-Kurſe gehalten werden. Der Unterricht wird von 18 an öffentlichen Schulen angeſtellten und akademiſch gebildeten Oberlehrern erteilt. Proſpekte durch den Direktor der Sophienſchule Dr. Schmidt, der zugleich die Leitung der Gymnaſialkurſe hat.

Ph. F. in R. (Großh. Luxemburg). *Durchſchlagskraft eines Geſchoſſes* hängt ab von ſeinem Gewicht und von ſeiner Endgeſchwindigkeit. Die Angabe bezieht ſich auf die Stärke des von der Granate durchſchlagenen Panzers bei rechtwinkligem Auftreffen.

G. v. L. in Dresden. Wie kürzlich gemeldet wurde, ergab der *Rekord der Schnellzugslokomotiven* auf der für dieſe Verſuchsfahrten vorbehaltenen Strecke bei Kaſſel bisher 127 Kilometer für die Stunde. Dieſes Reſultat verſteht ſich jedoch nur für die Lokomotive; bei Beſpannung mit fünf Wagen ergab der Rekord 105 Kilometer in der Stunde. Die elektriſchen Verſuchsfahrten der Studienbahn dürften erſt im Jahre 1905 wieder aufgenommen werden. Ein Projekt für den elektriſchen Betrieb einer Schnellbahn Berlin-Hamburg dürfte demnächſt ſo weit gefördert ſein, daß es der preußiſchen Regierung eingereicht wird.

Odol

Matador neueste Sekt-Marke von Kloss & Foerster.

Sonntags-Ausgabe.
Berliner Tageblatt.
Nummer 68. Berlin, Sonntag, den 7. Februar 1904. XXXIII. Jahrgang.
Hierzu die Illuſtrierte Halbwochen-Chronik „Der Welt-Spiegel“ Nr. 11.
Politiſche Wochenſchau. Von Arthur Levyſohn.

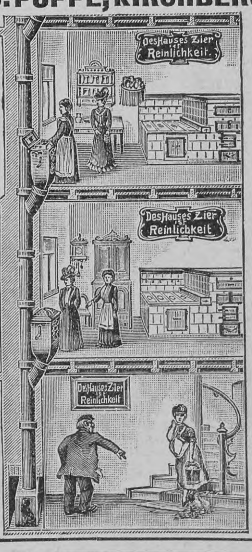
mit seinen
6
wertvollen Beiblättern:
Jeden Montag Zeitgeist wissenschaftliche und feuilletonistische Zeitschrift
Jeden Mittwoch Technische Rundschau ill. polytechn. Fachzeitschrift
Jeden Donnerstag Der Weltspiegel illustrierte Halbwochen-Chronik
Jeden Freitag ULK farbig illustriertes . . . satirisch-politisches Witzblatt
Jeden Sonnabend Haus Hof Garten illustr. Wochenschrift für Garten u. Hauswirtschaft
Jeden Sonntag Der Weltspiegel illustrierte Halbwochen-Chronik
Abonnementspreis bei allen Postanstalten Deutschlands M. 1.92 pro Monat.
Mehr als 84000 Abonnenten

EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Industrie
REICK bei DRESDEN.

KOBOLD	PLATTEN-CAMERAS
NOVA	
NIXE	FILM-CAMERAS
SIRENE	UNIVERSAL-CAMERAS
AFPI	KLAPP-CAMERAS
FAVORIT	SCHLITZVERSCHLUSS
GERMANIA	REISE-CAMERAS
EXCELSIOR	
ALLES ZUBEHÖR	OBJECTIVE U.S.W.
ATELIER	CAMERAS

Durch alle Handlungen zu beziehen
Preisliste kostenlos.

O. POPPE, KIRCHBERG i. Sa.


Des Hauses Zier ist Reinlichkeit.
Des Hauses Zier ist Reinlichkeit
Des Hauses Zier ist Reinlichkeit

Asche- u. Kehricht-Schlucker Pat.
Für moderne Wohnung unentbehrlich.
Prospekt O. gratis und frei.

Graue Haare erhalten ihre ursprüngl. Farbe von Blond, Braun od. Schwarz sofort, dauernd waschecht wieder d. mein unschädl. u. untrügliches Mittel „Kinoir“ (gesetzl. gesch.) à 4 M. — 1 Jahr ausreich. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 (Kolonnaden) bei **Franz Schwarzlose.**

Cannstatter Misch- Knetmaschinen- u. Dampf-Backofen-Fabrik
Werner & Pfleiderer
WP
Eingetragene WP Schutz Marke
Knet & Misch-Flügel
99 höchste Auszeichnungen.
Patente überall.
Cannstatt (Württbg.), London, Berlin * Wien * Paris * Moskau Saginaw U.S.A.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

GENF. Grand Hôtel Bellevue.
Haus I. Ranges in unvergleichlicher Lage am See, modernster Comfort. Bescheidene Preise. Eröffnet 1903. **Jean Sutterlin.**

Sirolin
Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, **Basel & Grenzach** (Baden).

J. Z. in Bozen. Der nächſte Weltpoſtkongreß wird nach einem Beſchluſſe des Waſhingtoner Kongreſſes in Rom ſtattfinden. Als Zeitpunkt für die Eröffnung war der 21. April d. J. in Ausſicht genommen; auf Wunſch der italieniſchen Regierung iſt jedoch der Eröffnungstermin im Einvernehmen mit den dem Weltpoſtverein angehörenden Staaten nunmehr auf den 21. April 1905 verſchoben worden.

B. H. in Bern. Das iſt freilich gleichfalls ein Verdienſt Herders. Dr. Ernſt Götzinger ſagt darüber in ſeinem Entwurf einer Geſchichte der oberalemanniſchen Mundart: „Herder hat auch für unſer ſchweizeriſch dialektiſches Volkslied Tür und Tor geöffnet; ‚Es het e Buur e Töchterli‘ war das erſte altſchweizeriſche Volkslied, das durch ſeine Sammlung zum erſtenmal auf den literariſchen Markt geworfen wurde.“

Adolf Br. in Frankfurt a. M. Ein bewährter Führer und Ratgeber für alle Inſerenten iſt der ſoeben in 37. Auflage erſchienene Zeitungskatalog der Annoncen-Expedition Rudolf Moſſe. In geſchmackvollſter äußerer Ausſtattung enthält er, aufs ſorgfältigſte nach dem neueſten von den Verlegern der Zeitungen und Zeitſchriften gelieferten Material bearbeitet, die Zeitungen und Zeitſchriften, für welche die Annoncen-Expedition Rudolf Moſſe Anzeigen entgegennimmt. Bei den Blättern finden ſich alle Angaben, die für die Inſerenten in erſter Linie wiſſenswert ſind, wie Zeilenpreiſe, Spaltenbreite, Erſcheinungsweiſe, Auflage, politiſche Richtung u. ſ. w. Wie früher iſt auch diesmal Rudolf Moſſes Normal-Zeilenmeſſer, der es jedem ermöglicht, die Inſertionsgebühren für eine Anzeige ſelbſt zu berechnen, dem Kataloge wieder beigegeben. Von der Beigabe von Anzeigen und Kliſchee-Entwürfen iſt dagegen Abſtand genommen, und zwar im Hinblick auf den von der Firma Rudolf Moſſe für ihre Kunden hergeſtellten beſonderen Kliſchee-Katalog, der zirka 1200 der wirkſamſten Kliſchees zu effektvoller Ausſtattung von Anzeigen enthält. Als Separatbeilage bringt der Katalog eine textliche und illuſtrative Beſchreibung des monumentalen Neubaues, den die Firma Rudolf Moſſe auf dem ausgedehnten Eckgrundſtück Jeruſalemer- und Schützenſtraße von 1900 bis 1903 errichtet und im Laufe des letzten Jahres bezogen hat.

O. v. Th. in Magdeburg. Die vom Deutſchen Flotten-Verein veranſtaltete Geſellſchaftslotterie ſoll die Mittel zur Betätigung auf dem Gebiet der Seewohlfahrtspflege ſchaffen. Da Loſe nur an Mitglieder des Flotten-Vereins abgegeben werden dürfen, ſo ſind dieſe gebeten, ſich für den Abſatz der Loſe in ihrem Kreiſe zu intereſſieren. Die Lotterie umfaßt 200000 Loſe mit guten Gewinnausſichten (Hauptgewinn 20000 Mark, überhaupt nur Geldgewinne). Auch der billige Preis von 1 Mark pro Los (10 Loſe 9 Mark) ermöglicht allen Mitgliedern die Beteiligung. Beſtellungen auf Loſe ſind an die Ortsgruppen oder an die Präſidialgeſchäftsſtelle des Deutſchen Flotten-Vereins, Berlin NW. 7, Dorotheenſtraße 42, zu richten.

Frl. Ottilie H. in Koburg. Der Vergleich findet ſich in Alfred de Muſſets „Ballade an den Mond“. Ferdinand Freiligrath hat die Strophe folgendermaßen überſetzt:

„Den Mond durch Nebel ſcheinen
Hoch überm Turme ſieh,
Wie einen
Punkt über einem i!“

Anna T. in Bremen. Wir müſſen verbindlichſt danken, da wir noch reichlich verſehen ſind.

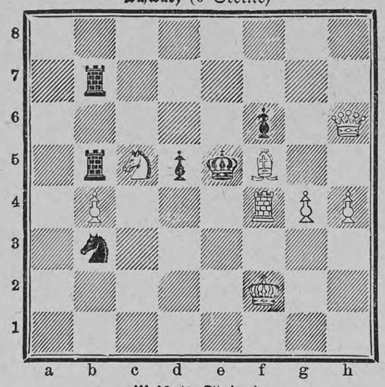
A. K. in Braunſchweig. Die japaniſche Tagespreſſe hat eine großartige Entwicklung erlangt; Arbeitslöhne und Papierpreiſe ſind dort ſehr niedrig, was die Verbreitung der Literatur ungemein fördert. Die erſte Tageszeitung in Japan erſchien 1872, und ſchon 1890 war die Zahl der Zeitungen und Zeitſchriften 716 mit 2000000 Exemplaren Geſamtauflage. Nominell iſt Preßfreiheit gewährleiſtet, indes erfolgt die Unterdrückung einer mißliebigen Zeitung ohne viele Umſtände. Von ſonſtigen Druckſachen erſchienen in Japan im Jahre 1890 18720, davon 7476 ſelbſtändige, 10580 Sammelwerke und 223 Ueberſetzungen. Seitdem hat die Literatur einen gewaltigen Aufſchwung genommen. Von 1895 bis 1899 ſollen durchſchnittlich jährlich etwa 23450 Werke erſchienen ſein.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 10

Von **Robert Braune** in Gottschee
(Aus einem ſchwediſchen Problemturnier)

Schwarz (6 Steine)



Weiß (8 Steine)

Weiß zieht an u. ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflöſung der Aufgabe 7:

W. 1. Kh3×h4
S. 1. Lh1×g2
W. 2. Lf8×h6†
S. 2. Dh7×h6
W. 3. Tc6×f6†
S. 3. Lh8×f6 matt.

A.

S. 1. Dh7×g6
W. 2. Lf8—d6†
S. 2. Te1—e5
W. 3. Dg2—g3†
S. 3. Dg6×g3 matt.

B.

S. 1. Te1×f1
W. 2. Lf8×h6†
S. 2. Dh7×h6
W. 3. Dg2—g4†
S. 3. h5×g4 matt.

C.

S. 1. Sd1—f2
W. 2. Lf8×h6†
S. 2. Dh7×h6
W. 3. Dg2—g5†
S. 3. D(B)×g5 matt.

D. S. 1. belieb. anders W. 2. Sd4—e2† S. 2. T(D)×e2 W. 3. Dg2—h2† S. 3. T(D)e2×h2 matt.

Eine Erfindung für das Haus.

Drahtloſe Telegraphie, gleichviel ob Marconis oder ein anderes Syſtem, hat in der letzten Zeit ſolche Rieſenfortſchritte gemacht, zu Waſſer ſowohl, wie zu Land, daß ſie ſchon eine ganz bedeutende Rolle in unſerem gewöhnlichen Alltagsleben ſpielt. Jedermann iſt heutzutage darüber unterrichtet, daß ſich Botſchaften über Tauſende von Meilen über den Ozean telegraphiſch ſenden laſſen ohne Benutzung der üblichen Kabel. Im menſchlichen Körper gibt es nun auch eine Art drahtloſer Telegraphie, die ſehr raſch meldet, wenn irgendwo ein krankhafter Zuſtand beſteht. Die Warnung beſteht in der Regel in einem Gefühl von Mattigkeit und Schwäche, und wenn dieſer Warnung nicht Gehör geſchenkt wird, kann ſich leicht eine gefährliche Krankheit entwickeln.

Sofort nach Empfang einer derartigen drahtloſen telegraphiſchen Warnung ſollte man ſich nach Hilfe umſehen, und dieſe findet man in Scotts Emulſion, die ſich nach 30jähriger Laufbahn in allen Teilen der Welt einer ſtets wachſenden Anzahl von Freunden und Gönnern erfreut. Sie liefert deutlich ſichtbare Erfolge in Fällen von Blutarmut, Bronchitis, Keuchhuſten, Engliſcher Krankheit, Skrofeln, Maſern und ähnlichen Leiden. Sie enthält als Hauptbeſtandteile die drei folgenden die Geſundheit kräftigenden Elemente: Medizinal-Lebertran und Kalk- und Natron-Hypophosphite.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

's feste & flüssige
Sarg
Glycerin-Seife
macht die Haut
weiss u. zart
Überall zu haben.

LIEBIG'S
FLEISCH-EXTRACT
verbessert
Suppen, Saucen, Gemüse etc.

Frühjahrs-Kur.
Soden am Taunus.
Geschützte Lage.
Mildes Klima.
Beginn: 15. April.
Prospecte durch die Kurdirection.

Invalidenräder,
Kranken-selbstfahrer,
Krankenfahrstühle.
Solides Fabrikat.
Katalog gratis.
Rich. Maune,
Dresden-Löbtau.

Seit dem Jahre 1868 in Verwendung.
Berger's Theer-Seife
durch Wiener medicinische Capacitäten empfohlen, wird in den meisten Staaten Europas mit glänzendem Erfolge angewendet gegen
Hautausschläge aller Art,
insbesondere gegen chronische und Schuppenflechten, parasitäre Ausschläge sowie gegen Kupfernase, Frostbeulen, Schweissfüsse, Kopf- und Bartschuppen. Berger's Theerseife enthält 40 Percent Holztheer und unterscheidet sich wesentlich von allen übrigen Theerseifen des Handels.
Bei hartnäckigen Hautleiden wendet man auch an die sehr wirksame
Berger's Theerschwefelseife.
Als mildere Theerseife zur Beseitigung aller Unreinheiten des Teints, gegen Haut- und Kopfausschläge der Kinder sowie als unübertreffliche kosmetische Wasch- und Badeseife für den täglichen Bedarf dient
Berger's Glycerin-Theerseife,
die 35 Percent Glycerin enthält und parfümirt ist.
Preis per Stück jeder Sorte 60 Pfg. oder 70 h sammt Broschüre.
Schutz-Marke A.B. & Cp.
Zu haben in allen Apotheken und besseren Droguerien des deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns.
Begehren Sie in den Apotheken und Detailgeschäften ausdrücklich Berger's Theerseifen und sehen Sie auf die hier abgebildete Schutzmarke.
Da aber auch Fälschungen mit dem Namen Berger vorkommen, so beachten Sie ausser der Schutzmarke auch den Ursprung: Fabrik G. Hell & Comp., Troppau.
Ehrendiplom der intern. pharm. Ausstellung und Goldene Medaille Paris 1900.

Die Korpulenz durch Abführ- oder Entziehungskuren zu bekämpfen iſt falſch, da dieſe die Geſundheit ſchädigen, den Organismus ſchwächen und zu neuer Fettanbildung immer geneigter machen. Auch die bedeutenden Nachteile der Schilddrüſenfütterung ſind bekannt. Die Broſchüre
Zu korpulent
16. Aufl. giebt Aufſchluß über die einzige rationelle Entfettungskur, durch welche die Korpulenz ohne Einſchränkung und ohne Abführen, auf chemiſchem Wege in ganz naturgemäßer Weiſe beſeitigt wird.
Dieſe Kur, welche ein Arzt im verein mit einem Chemiker entdeckt hat, übertrifft alle bis jetzt gegen Korpulenz angewandten Kuren u. zeichnet ſich aus durch bequemſte Gebrauchsweiſe, garantirt vollſtändige Gefahrloſigkeit u. Hebung der Geſundheit u. Körperkraft, dabei nur ca. 36 Pfg. tägliche Kurkoſten.
Fürſtliche Perſönlichkeiten, hohe Kreiſe und Aerzte ſelbſt haben ſich dieſer Kur bedient, die Erfolge ſind vorzüglich u. durch zahlreiche Anerkennungen bezeugt. Preis d. Broſchüre 80 Pfg. zu bez. v. L. Pietsch, Chemisches Laboratorium, Leipzig-Lindenau 4.

100 ſeltene Briefmarken! v. China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Perſ., Siam, Sudan ꝛc. — alle verſch. - gar. echt - nur 2 Mk. Preisl. grat. E. Hayn, Naumburg a/S.

Die schönste Kaufm. Schnell-Schrift durch briefl. Unterricht, in ganz kurzer Zeit. gar. sich. Erfolg.
Buchführung Engl.
Stenografie
Prosp. gratis.
H. Ritter, Frankfurt a. M. Zeil 11.

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.
Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

Vorbereitung
für Reifeprüfung (auch für Aeltere!), Prima-Examen, Fähnrichs-, Seekadetten- u. Einj.-Prüfung, ſow. für alle Klaſſen höherer Schulen ꝛc. in Dr. Schusters Privatinſtit. zu Leipzig, Sidonienſtraße 59, am Floßplatz. Proſpekt frei.

PETER's UNION PNEUMATIC
Mitteldeutsche Gummi-Waaren-Fabrik, Louis Peter, Frankfurt a. M.

Partie Nr. 11

Turnierpartie, geſpielt zu Hilverſum im Auguſt 1903.
(Nach der „Deutſchen Schachzeitung“)

Italieniſche Partie

Weiß: A. Neumann-Wien
Schwarz: W. B. Meiners-Antwerpen

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	15. Lb5×a6†	Kc8—b8
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	16. e4×d5	Sf6×d5
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	17. Sc3×d5	c6×d5
4. 0—0	Sg8—f6	18. a2—a4	Lb6×d4
5. c2—c3	d7—d6 [1]	19. Dd1—b3†	Ld4—b6
6. d2—d4	e5×d4 [2]	20. a4—a5	Lh5×g4
7. c3×d4	Lc5—b6	21. a5×b6	a7×b6
8. Sb1—c3	Lc8—g4	22. Le3—f4	Lg4×h3
9. Lc1—e3	Dd8—d7? [3]	23. Tf1—c1	Td8—d7
10. Lc4—b5!	d6—d5 [4]	24. Lf4—g3	d5—d4
11. h2—h3	Lg4—h5	25. La6—b5	De6×b3
12. g2—g4	0—0—0 [5]	26. Lb5—c6	Aufgegeben.
13. Sf3—e5	Dd7—e6		
14. Se5×c6	b7×c6		

Eine von Weiß ſchneidig geſpielte Partie.

[1] Ueblicher iſt Sf6×e4.

[2] Damit entwickelt Schwarz das Spiel ſeines Gegners. Beſſer war Lc5—b6, z. B.: 8. d4×e5 d6×e5 9. Dd1×d8† Sc6×d8 10. Sf3×e5 Sf6×e4 mit gutem Spiel, oder 8. Lc4—b5 0—0 9. Lb5×c6 (am beſten iſt 9. Tf1—e1) b7×c6 10. d4×e5 Sf6×e4.

[3] Schwarz überſieht wohl den folgenden ſtarken Zug des Gegners. Am beſten war 0—0.

[4] Erzwungen!

[5] Hübſch gedacht; aber Weiß langt nicht ſofort zu.

Schachbriefwechſel

S. in Bulgrin. Nr. 9 löſten Sie richtig; nur in der Hauptwendung Ke5×d6 trafen Sie nicht die geeignete Fortſetzung. Ihr Zug 2. Df2—f5 wird durch den Rückzug des Königs nach e7 widerlegt, worauf ein Mattzug nicht gegeben iſt.

Worträtſel

1.
Den Erdenkindern hold zu ſein,
Wie ließ ſich das von mir erzwingen?
Ich kann es ihnen nicht verzeihn,
Daß in mein Waſſerreich ſie dringen.

2.
Nicht lange iſt's, ſeit ich geb' an,
Die Art, ein Rittergut zu meſſen,
Doch freute ſich wohl auch daran
Nicht minder, wer's vorher beſeſſen.

1. 2.
Es ſpiegeln ſich in meiner Flut
Verfallne Burgen, blühnde Städte,
Und ſcheint dir's nicht, als ob man's gut
An meinen ſchönen Ufern hätte?

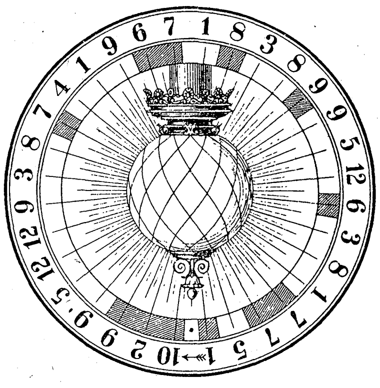
3.
Hier wertlos und dort Koſtbarkeit,
Ein edler Name und ein Leiden —
Ließ ſich nur wählen jederzeit,
Es fiele leicht das Unterſcheiden.

4.
Entringend ſich gepreßter Bruſt,
Verratend eine Herzenswunde,
Klingt oft daraus auch frohe Luſt,
Mit Ueberraſchung wohl im Bunde.

1. 2. 3. 4.
Suchſt du die ſchönſten Gauen auf
In einem deutſchen Landesteile
Und folgſt des klaren Fluſſes Lauf,
So ruf' auch ich dir zu: „Verweile!“

M. Sch.

Zahlen-Bilderrätſel



Auflöſungen der Rätſelaufgaben Seite 491:

Des Rätſels: Einband, ein Band.
Des Homonyms: Ausgegangen.
Des Silbenrätſels: Hellebarde.

Richtige Löſungen ſandten ein: Fritz Maier in Nürnberg (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); P. Wetzold in Warſchau; Georg Ohlig in Prag (2); „Oedipus“ in Emden (4); Otto Scherer in Berlin (2); Erwin Schlüter in Magdeburg; Frau Agnes Fiedler in Wien (3); Frl. Anna v. G. in Wiesbaden; H. Schroeder in Mainz (3); O. Rechling in Straßburg i. E. (2); Frederik Schumacher in Amſterdam (4); Markus Schäfer in Danzig (3); Frl. Irene v. H. in Baden (3); Ferdinand Jacobs in Düſſeldorf (2).

!WARNUNG!

Wir erneuern hiermit unsere frühere Mitteilung, dass das Kaiserliche Patentamt in Berlin uns den Schutz für die von uns zuerst als „Dr. Hommel's Haematogen“ in den Handel eingeführte Wortmarke „Haematogen“ wegen verspäteter Anmeldung definitiv versagt hat. Das Wort „Haematogen“ ist damit zum Freizeichen geworden und kann von Jedermann für irgendwelche Zubereitung (trocken oder flüssig) benutzt werden. Bei der Güte und der dadurch bedingten grossen Beliebtheit unseres Original-Präparates ist die Zahl der Nachahmungen naturgemäss **beständig** im Wachsen begriffen und es befinden sich darunter solche, die mit Haemoglobin, welches wir nach D. R.-Pat. No. 81391 in völlig gereinigter Form darstellen, gar nichts zu tun haben. **Gegen eine** derartige Konkurrenz haben wir leider keinen anderen Schutz als die öffentliche Warnung und die dringende Bitte, stets **ausdrücklich** das bewährte **„Dr. Hommel's“ Haematogen zu** verlangen und sich **Pseudo**-Haematogene **nicht aufreden** zu lassen. Dazu machen wir wiederholt darauf aufmerksam, dass die Originalmarke weder in Pillen noch in Pulverform, **noch mit** Cacao oder Chocolade gemischt, sondern nur in Flaschen mit dem **eingeprägten** Namen „Dr. Adolf Hommel's Haematogen“ echt ist.

Nicolay & Co., Hanau a. M.

Man verlange ausdrücklich **„Dr. Hommel's“** Haematogen.

Matheus Müller
Eltville a. Rh.

HOFLIEFERANT
Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers
Jhrer Majestäten d. Könige
von Bayern, Sachsen,
Württemberg etc.
Gegründet 1838.

Germania-Sect.
Extra.
Champagne.

An Qualität
u. Preiswürdigkeit
unübertroffen.
Jn Deutschland
auf Flaschen gefüllt.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders

Ludwigs-Apotheke zu München.

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, 1/2 Fl. 1.60 M.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Oſter- und Konfirmationsgeſchenkwerke.

Tauſend-Bilder-Bibel. Die Heilige Schrift Alten und Neuen Teſtaments, verdeutſcht von D. Martin Luther. Mit 1015 Bildern, worunter zahlreiche nach Meiſterwerken chriſtlicher Kunſt. Preis M. 21.— bis M. 30.— je nach Wahl des Einbandes.

A. Baiſch, Aus der Töchterſchule ins Leben. Ein allſeitiger Berater für die jungen Mädchen. 11. Auflage. Geb. M. 6.—

A. Baiſch, Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben. 3. Auflage. Geb. M. 3.—

E. Borel, Album lyrique de la France moderne. Avec 31 portraits. 9. Auflage. Geb. M. 7.—

G. Scherer, Deutſcher Dichterwald. Lyriſche Anthologie. Mit zahlreichen Porträts, ſchwarzen und mehrfarbigen Illuſtrationen. 20. Auflage. Geb. M. 7.—

L. Wallace, Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Chriſti.
Ausgabe in 2 Bänden: 16. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—
Volksausgabe in einem Band: 89. Auflage. Einfach geb. M. 2.—, in Geſchenkband M. 3.—
Illuſtrierte Ausgabe: 2. Auflage. Mit 170 Illuſtrationen von Ant. C. Baworowski. In Original-Einband M. 12.50

FANGO
vulkanischer Badeschlamm
stark **radioactiv** wirksam
Fango-Import-Gesellschaft Walter & Co.,
BERLIN W., Behrenstrasse 58.

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert. Verlangen Sie Gratisprospekt.
H. Frisch, Bücherexperte, **Zürich 33.**

Backt mit
Dr. Oetker's
Backpulver

Teppiche
Prachtſtücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelſtoffe, Steppd. ꝛc.
billigſt im Spezialhaus Berlin Oranienſtr. 158
Katalog (600 Illſtr.) grat. u. fr. Emil Lefèvre.

GRAND PRIX
PARIS 1900
PIANOS, HARMONIUM
„SCHIEDMAYER,
PIANOFORTEFABRIK“
vorm. J. & P. SCHIEDMAYER
K. u. K. Hoflieferanten
STUTTGART
Neckarstr. 12.

Charakter-Beurteilung nach der Handschrift 2.20 M. **G. Alexander,** Graphologe **Berlin W.,** Goltzstr. 37.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke
für feine Sorten

Rath für Korpulente.

Verlangen Sie gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken **Broschüre** (5. Aufl.) mit zahlreichen ärztl. und privaten Anerkennungsschreiben über „Amiral“ äusserlich, **keine Diät,** bequem anwendbar und **absolut unschädlich. Sicherer Erfolg.** „Amiral“ verschönt und verjüngt. *(Krankenpflegerin Schwester Anna Guth schreibt: „Amiral“ verdient noch mehr empfohlen zu werden, damit noch Vielen geholfen wird. Ich kann mit Bestimmtheit sagen, dass es mir vorzügliche Dienste geleistet hat.)*

Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstrasse No. 98.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Gesamtreserven Ende 1903 über 34 Millionen Mark.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung
Militärdienst- u. Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtversicherungsstand 570 000 Versicherungen. Monatl. Zugang ca. 6000 Mitglieder.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- und portofrei.

Abonnements auf „Ueber Land und Meer“ nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, wie auch die Poſtanſtalten jederzeit entgegen.

Brennabor

Fahrrad-Werke Brandenburg a. H.
(grösste Fahrrad-Fabrik Europas).
Die Werke arbeiten m. 850pferdigem Dampfbetrieb, 30 Elektromotoren, 750 Hilfsmaschinen und beschäftigen über 2000 Arbeiter. — Gegründet 1871.
Brennabor ist die beliebteste Marke. — Kataloge postfrei.

Fahrrad-Werke Brennabor Brandenburg a. H.

Vereinigung Cauber Weingutsbesitzer
CAUB a. Rhein empfehlen ihre reingehaltenen Weine eigener Crescenzen. Man verlange Preisliste.
Preisgekrönt Ausstellung, Düsseldorf 1902

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Bödiker, C., Familien-Telegraphenſchlüſſel. 2. Aufl. Gebd. *M.* 5.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Delitzſch, Prof. Fr., Babel und Bibel — Ein Rückblick und Ausblick. *M.* 1.— Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Diehm, Fritz, Schneeflocke. Neue humoriſt. Gedichte in mittelbad. Mundart. *M.* 1.20. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Eckſtein, Ernſt, Der ſchwarze Engel. Novellen. *M.* 2.40. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Engel, Alex., Protektion. Roman. *M.* 2.40. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Freimut, Ernſt, Spitzwegerich. 200 vierzeilige Geſchichten. *M.* 1.20. Dresden, E. Pierſon.

Flemmings Karten: Oſtaſien (Japan, Korea, Oſt-China und ſüdöſtl. Teil des aſiat. Rußland. 1:4 500 000. 29. Aufl. *M.* 1.—. Deutſch-Südweſtafrika. 1:3 000 000. *M.* 1.—.
Korea, Nordoſt-China und Süd-Japan. 1:4 500 000. 50 ₰. Glogau, C. Flemming.

Huber, Dr. F. C., Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für Württ. u. Hohenz. Im Auftrage des Württ. Handelskammertags herausgeg. Gebd. *M.* 4.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Jäger, Dr. Oskar, Geſchichte der neueſten Zeit. Vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart. 3 Bde. mit zahlr. Abbildungen und Karten. *M.* 20.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Kaſtropp, Guſtav, König Elfs Lieder. Eine lyriſche Rhapſodie. 4. Aufl. *M.* 1.50. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Lehmann-Schiller, Paul. Aus großer Zeit. Bilder aus dem Kriegsleben eines pommerſchen Jägers. *M.* 4.—. Neudamm, J. Neumann.

Lirſch, Eugen, Gedichte. Berlin, Concordia.

Lutz und **Kohler**, Kurze Anleitung zum Sammeln und Beſtimmen ſowie zur Beobachtung der Pflanzen und zur Einrichtung eines Herbariums. 2. Aufl. *M.* 1.20. Ravensburg, O. Maier.

Meyer, Dr. Hans, Das deutſche Volkstum. 2. Aufl. II. Teil. Mit 23 Tafeln. Gebd. Leipzig, Bibliogr. Inſtitut.

Niemann, Aug., Gwendolin. Roman. *M.* 3.—. Stuttgart, A. Bonz & Co.

v. **Perfall**, Ant. Frhr., Kraft und Liebe. Roman. *M.* 4.50. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Pfalz, Franz, Fritz Spalteholz, der junge Volksſchullehrer. Plauderei aus der Sturm- und Drangperiode. *M.* 3.—. Leipzig, Rich. Wöpke.

Roſen, Franz, Jungfrau Königin. Roman. *M.* 5.—. Dresden, E. Pierſon.

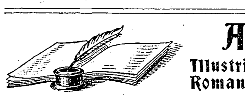
Schloſſers Weltgeſchichte für das deutſche Volk. Von neuem durchgeſehen und ergänzt durch Dr. Oskar Jäger. 25. Jubil.-Aufl. in 20 Bänden (5. reich illuſtr. Prachtausg. in 100 Liefg. à 1 *M.* oder 20 Bdn. à 5 *M.*, Volksausgabe [nicht illuſtriert] in 19 Bdn. geb. à 2 *M.*). Bd. 1—13. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Schubart, Arthur, Erinnerungen aus meiner Heimat. *M.* 2.60. Stuttgart, A. Bonz & Co.

v. **Suttner**, A. G., Die Nixe. Roman. *M.* 3.50. Dresden, E. Pierſon.

Vogt, Dr. Fr., und Dr. M. **Koch**, Geſchichte d. deutſch. Literatur. 2. neu bearb. u. verm. Aufl. I. Band. Mit zahlr. Abbildg. und Tafeln. Gebd. *M.* 10.—. Leipzig, Bibliograph. Inſtitut.

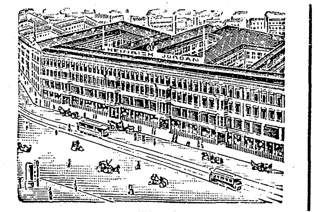
Vöglin, Ad., Liebesdienſte. Novellen und Geſchichten. *M.* 2.60. Stuttgart, A. Bonz & Co.



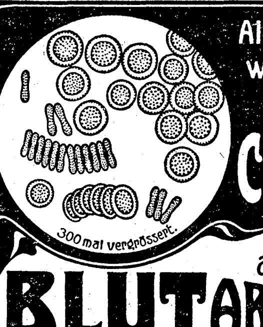
Aus fremden Zungen.
Illustrierte Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 4. Heft hat nachſtehenden Inhalt: Schlaraffenland. Neapolitaniſcher Sittenroman von Matilde Serao. Aus dem Italieniſchen. — Erzählungen. Von A. Kuprin. II. Nachtdienſt. Aus dem Ruſſiſchen. — Kinder der Pußta. Von Stephan Tömörkény. IV. Hühü. Aus dem Ungariſchen. — Illuſtrierte Rundſchau (mit 15 Illuſtrationen).
Monatlich erſcheinen 2 Hefte à 50 Pfg.
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.
Anzeigen
Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile *M.* 1.80 Reichswährung, für die **Schweiz, Italien** und **Frankreich** Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S. Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg Prag, Stuttgart, Wien, Zürich



BERLIN SW. **Heinrich Jordan** Markgrafen-Straße 102–107.
Goldene Staats-Medaille
Königl. Preuss. Hoflieferant
Wäsche jeder Art, Trikotagen, Konfektion, Kleiderstoffe, Hüte, Putz, Handschuhe, Schirme, Korsette, Schürzen.
Geschäftshaus.
Leinen- und Baumwollwaren, Inletts, Möbel-Stoffe, Gardinen, Dekorationen, Teppiche, Betten, Möbel.
Der neu erschienene reich illustrierte Haupt-Katalog mit allen Saison-Neuheiten auf Wunsch postfrei.



Als leicht bekömmliches, rasch wirkendes Eisenmittel ist
E. MECHLING'S CHINA-EISENBITTER
300 mal vergrössert.
aerztlich aufs Wärmste empfohlen bei **BLUTARMUT** & deren Begleit- u. Folgeerkrankungen.
10 goldene Medaillen.
Ausgezeichnet bei Appetitlosigkeit, in der Reconvalescenz nach schweren Krankheiten u. Blutverlusten, nach der Influenza
Intensives, nervenbelebendes Kräftigungsmittel.
In allen Apotheken
PROBEFLÄSCHCHEN kostenfrei.
Nur echt mit dieser Schutzmarke.
Man achte auf Namen und Schutzmarke „Arm mit Hammer“
E. Mechling, Fabrik pharmac. Präparate, **Mülhausen i. Els.**

Gildemeister's Institut,
Hannover, Leopoldstr. 3.
Erziehungs- und Vorbereitungs-Anſtalt. Anerkannt gut. Kleine Klaſſen. Möglichſt individuelle Behandlung. Erfahrene und gediegene Lehrkräfte. Penſion und gewiſſenhafte Beaufſichtigung. Die Anſtalt umfaßt die Klaſſen von **Sexta** bis **Oberprima** mit **gymn.** und **realgymn.** Lehrplan und führt ihre Schüler bis zur **Maturitätsprüfung.** Beſondere Klaſſen für die Vorbereitung zum **Einj.-Freiw.** und **Fähnrichs-Examen. Michaelis 1903** beſtanden **50** Zöglinge der Anſtalt ihre Prüfungen, darunter **8** die Reifeprüfung an einem Gymnaſium und **5** die an einem **Realgymnaſium** bezw. einer **Oberrealſchule.** Proſpekt und nähere Mitteilungen d. d. Direktor des Inſtituts **Blumberg.**

K. Techniſche Hochſchule in Stuttgart.
Die **Vorleſungen des Sommerſemeſters** beginnen am 18. April. Das Programm iſt vom Sekretariat für 50 ₰ (Ausland 60 ₰) zu beziehen.

Gewerbe-Akademie, Friedberg i/H. bei Frankfurt a. M.
Neu projektirtes Studien-Gebäude
Polytechnisches Institut für **Maschinen; Electro- und Bau-Ingenieure,** sowie für **Architekten.**
Semesterbeginn: Mitte April u. Ende Oktober. – Programm durch das Sekretariat.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis
Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Technikum Mittweida (Kgr. Sachs.)
Direktion: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.
Elektrotechn. u. Maschinenbau-Laboratorien. Lehrfabrik-Werkstätten.
Im 36. Schuljahr 3610 Besucher.
Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Technikum Hildburghausen
umfaßt: Höhere Maschinenbau- und Elektrotechnikerschule, Baugewerk- und Tiefbauschule. Programme durch das Sekretariat.
Der Herzogliche Direktor.

Schweizer Stickerei für **Wäsche-Ausstattungen** aller Art (Festons und Einsätze).
Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl.
Eigene Fabrik. Billigste Preise.
Directer Versandt an Private. Ware zollfrei.
Bitte Musterkatalog verlangen.
Briefe nach der Schweiz 20 ₰, Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo“** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth, 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

Handels-Lehranstalt Rolshoven,
Bonn a. Rh.
Sommersem. Beg. 8. April. ½j.- u. Jahres-Klassen. Ausländer-Klassen. Prosp. etc. kostenfr. Pens.-Nachw. in den fashionabl. Familien der Stadt. Gewissenh. Ausbild. u. Aufsicht.

DER ABFÜHRENDE THEE CHAMBARD
ist das angenehmste und das beste mittel
gegen **VERSTOPFUNG**
HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark **„DER CENTAUR“** *wie nebenstehend Reproduzirt trægt.*
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel : **1 MARK.**
General-Depôt : **ZAHN & SEEGER**, Hirsch-Apotheke, **Stuttgart.**

Literariſche Erſcheinungen von bleibendem Werte
aus dem Verlage der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Klaſſiker der Kunſt in Geſamtausgaben. I. Band: Raffael. Des Meiſters Gemälde in 202 Abbildungen. In vornehmem Leinenband M. 5.— II. Band: Rembrandt. Des Meiſters Gemälde in 405 Abbildungen. In vornehmem Leinenband M. 8.—
„Die Reproduktion der Bilder iſt tadellos, die ſonſtige Ausſtattung höchſt vornehm, und ſo kann dem Unternehmen nur angelegentlich die warme Aufnahme gewünſcht werden, die es tatſächlich verdient. Mit den folgenden Bänden wird hier eine Galerie entſtehen, die zu beſitzen das Ziel hoher Wünſche, aber auch ſtolzer Freude ſein muß.“ Augsburger Abendzeitung.

Schillers Briefe. Kritiſche Geſamtausgabe. Herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von Fritz Jonas. Mit zahlreichen Porträts. Neue Ausgabe. 7 Bände. Geh. M. 10.50, geb. M. 17.50.
Kein Geringerer als Goethe ſagte über Schillers Briefe: „Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seine letzten Briefe bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen“.

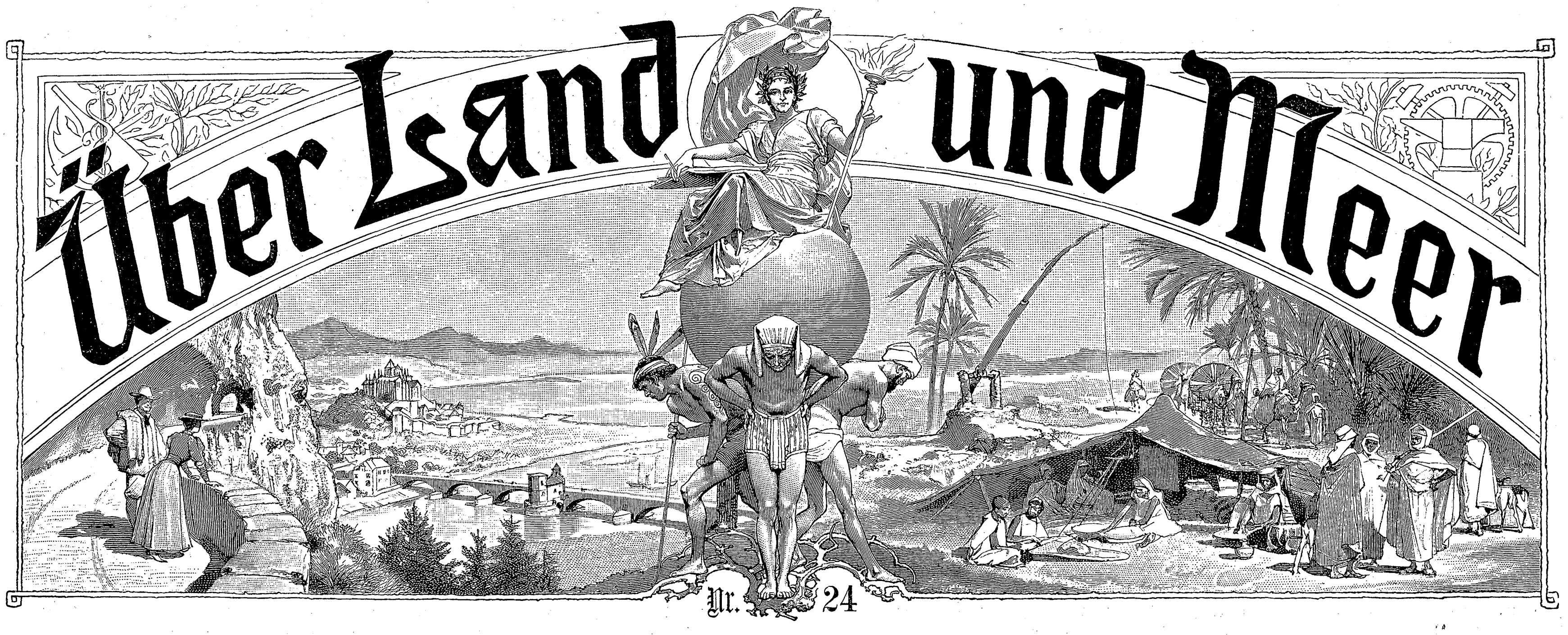
Albrecht von Stoſch, General u. Admiral, Denkwürdigkeiten. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeb. von Ulrich von Stoſch. 3. Auflage. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—
„Es gibt Denkwürdigkeiten, deren Bedeutung vornehmlich in ihrem ſachlichen Inhalt, ihrem hiſtoriſchen Quellenwert beruht, und es gibt Denkwürdigkeiten, die den Leſer feſſeln und anregen, weil in ihnen eine Perſönlichkeit zu Worte kommt und durch ihre Lebensführung ein rein menſchliches Intereſſe erweckt. Von dieſem Buch, das den Namen Albrechts von Stoſch trägt, kann man ſagen, daß es nach beiden Seiten hin ausgezeichnet iſt.“ Der Tag, Berlin.

G. Ebers, Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Mit 160 Illuſtrationen von R. Mahn. 2 Bde. Geb. M. 12.—
„Der Roman entrollt ein farbenprächtiges Bild jener glanzvollen Zeit, als der große Ramſes, der Seſoſtris der Griechen, auf dem Thron ‚beider Aegypten‘ ſaß, und verſetzt den Leſer mitten hinein in das reiche, in der Ammonſtadt Theben pulſierende Leben. Ebers' ‚Uarda‘ iſt eine dichteriſche Schöpfung, die nicht veraltet, und die man deswegen in ihrer jetzigen neuen Ausſtattung mit dem reichen Illuſtrationsſchmuck gern wieder willkommen heißen wird.“ Voſſiſche Zeitung, Berlin.

Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faißt. Im Auftrag des Hugo Wolf-Vereins in Wien herausgegeben von Dr. M. Haberlandt. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.
„Aus den unzähligen Büchern des Jahres heben ſich wenige ſo bedeutſam hervor, wie die kürzlich erſchienene Sammlung ‚Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faißt‘. Ein erſchütterndes Schickſal hat den Briefſchreiber, unſern größten neueren Liederkomponiſten, vor kaum einem Jahre in geiſtiger Umnachtung ſterben laſſen, in einer Zeit, da ſeine Kunſt ſich allenthalben ſiegreich durchſetzte. Aus dieſen Briefen lernen wir den tiefen, ſelbſtloſen Künſtler ebenſo verſtehen und lieben, wie den äußerlich oft ſchroff und ſeltſam ſcheinenden, aber ſtets hochherzigen und goldechten Menſchen.“ General-Anzeiger, Frankfurt a. M.

W. Jordan, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. 3. Auflage. 2 Bände. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—
„In tauſende von Familien wird dies Buch eine Fülle ſchöner, lichtvoller, dem Heil der Menſchheit förderlicher Gedanken tragen. In dieſem Sinne können wir das deutſche Volk nur beglückwünſchen zu dieſer Gabe eines ſeiner bedeutendſten Lieblingsdichter.“ Bund, Bern.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123



Über Land und Meer

Nr. 24

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Fortſetzung)

Helene hatte ſpäter ihr Befremden darüber ausgeſprochen, war doch Doktor Wollinski bisher ihr Arzt geweſen — warum denn nun auf einmal ihn nicht?

„Er würde mich vielleicht vergiften!“ hatte Hanns-Martin geſagt. War das ein Scherz geweſen? Dazu ward es mit einem zu bitteren Auflachen geſagt. War es ihm ernſt geweſen? Eine ſolche Ungeheuerlichkeit konnte nur ein Spaß ſein, aber ein ſchlechter!

Helene fand ſich nicht zurecht in ihrem Mann, jetzt noch weniger, als ſchon in der ganzen letzten Zeit. Wo war das Vertrauen hin, das ſchöne unbegrenzte, innige Vertrauen, das auch, ohne daß einer von ihnen nur ein Wort geſagt, ein ſo feſtes Band zwiſchen ihnen gewoben?!

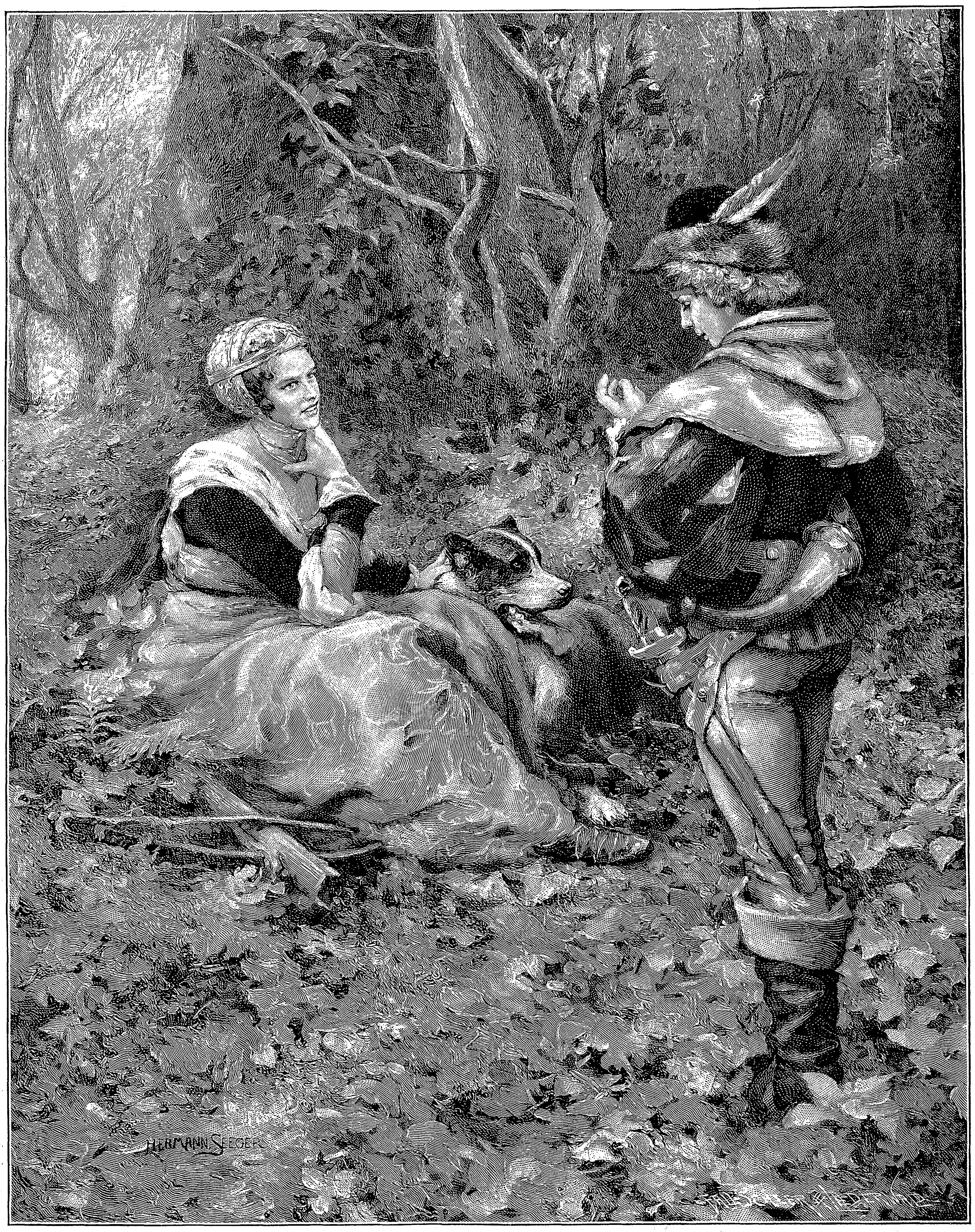
Seufzen hätte ſie mögen und weinen. Unwillkürlich rückte ſie dem alten Hoppe näher. Der ging auch ſo, wie ſie um den Gatten, um den Herrn herum und ſchaute beſorgt. Sie wachten beide. Und oft glitt ein raſcher Blick zwiſchen ihnen hin und her, fuhr der Gutsherr ſo unvermittelt drein, wenn man doch geglaubt, er habe weder gehört noch geſehen, was um ihn her vorgegangen.

‚Er muß fort, er muß für eine Weile fort,‘ ſagte ſich Helene. Seine Geſundheit, die ſchon lange angegriffen, hatte der böſe Sturz ganz erſchüttert. Sie beratſchlagte mit dem Inſpektor, und dieſer verſprach ihr in die Hand: ſorgen würde er ſchon für Deutſchau, als ſei es ihm eigen. Und dem rauhen Mann war dabei, als er das junge Weib vor ſich ſo in Angſt vergehen ſah, ein Geſtändnis über die Lippen gekommen, deſſen er ſich jetzt nicht mehr ſchämte. Jetzt erinnerte er ſich, was er dieſem ‚hochmütigen Ariſtokraten‘, wie er ihn in Gedanken oftmals murrend genannt, zu danken hatte. Wie Doleſchal einſt ein Gefühl für ihn gehabt, hatte er jetzt hundert Gefühle für den, ſchon um der Frau und um der Knaben, ja um der Knaben willen. Dieſe ſuchten ihn jetzt oft auf in ſeiner Inſpektorſtube, denn: „Sſt, Papa iſt krank,“ ſagte der Aelteſte, und ſein fröhliches Kindergeſicht wurde ernſt dabei.

„Sſt, euer lieber Vater iſt krank,“ wie oft hatte die Mutter das in letzter Zeit geſagt und, den Finger auf den Lippen, Ruhe geboten.

Ja, ihr Mann war krank, viel kränker vielleicht, als Helene ſelber es wußte; eine Todesbangigkeit ergriff oft die liebende Frau: nur ihn ruhig halten, nur keine neue Erſchütterung! Auch ſie ſelber glaubte ſich keiner mehr gewachſen — ſie zitterte, als der Aufſchrei des Entſetzens aus der Küche gellte — aber ſie legte doch ſofort die Hand auf die Klinke, und, entſchloſſen eintretend, fragte ſie: „Was iſt geſchehen?“

Löb Scheftel neigte ſich tief bei ihrem Eintritt: „Gott ſoll hüten, die gnädige Herrſchaft! Gott der Gerechte, was ſchreit die Mamſell! Nu, was wird ſein, gnädige Frau Baronin? Verzeihen



Schön Rohtraut. Nach dem Gemälde von Hermann Seeger

… Einſtmals ſie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was ſiehſt mich an ſo wunniglich?
Wenn du das Herz haſt, küſſe mich! …
Eduard Mörike.

die gnädige Frau Baronin gnädigſt, daß ich hab' gebracht in Ihre Küche 'ne Hiobspoſt mit der Hammelkeule!“

„Was iſt denn geſchehen? So redet doch ſchon!“

„Nu, wenn die gnädige Frau Baronin wünſchen, nu, wenn die gnädige Frau Baronin es denn durchaus wünſchen!“ Löb Scheftel erzählte nur zu gern, was ihm als größte Neuigkeit auf der Seele brannte: vom Verſchwinden Valentin Bräuers, des Krugwirts, in Pociecha-Anſiedlung.

„Alſo ertrunken — im Tupadly?!“ Helene ſchloß erbleichend die Augen in einem jähen, ſie lähmend überkommenden Schreckensgefühl.

„Untergegangen?!“ Sie ſchauderte.

„Weiß ich's?!“ Der Händler zuckte die Schultern und lächelte dann ſchlau. Sich umſehend, ob auch keiner horche, als Mamſell Julchen und die gnädige Herrſchaft, drängelte er ſich dicht an Helene heran und tuſchelte ängſtlich hinter der vorgehaltenen Hand: „Gott ſoll hüten, daß ich tue meinen Mund zum Böſen auf! Aber die gnädige Frau Baronin können dem gnädigen Herrn Baron nur ſagen, daß es geht nich zu mit richtigen Dingen, daß der Valentin Bräuer is nich geſtorben, wie man ſtirbt 'nes natürlichen Todes. Vielleicht, daß der Herr Baron wird zur Anzeige bringen die Sache — es wird's keiner hier ſonſt tun, wenn er nich hat die Kourage — vielleicht, daß er kann ſprechen im Reichstag darüber, wenn er kommt nach Berlin! Ich wer' nicht laſſen den Herrn Baron im Stich, kann er mich nur berufen als Zeuge. Sie, ſie“ — er rückte noch näher heran, tuſchelte noch leiſer und machte ein zugleich noch pfiffigeres und noch entſetzteres Geſicht — „ſie haben ihn beiſeite geſchafft — die! Ei weih!“

„Beiſeite geſchafft? Wen? Wer?“ Helene prallte zurück. „Umgebracht meint Ihr hat man ihn? Warum?!“

Aufkreiſchend klammerte ſich Mamſell Julchen, allen ſchuldigen Reſpekt beiſeite laſſend, an die Herrin.

Löb Scheftel hob die Hände: „Gott der Gerechte, was en Geſeire! Nu, die —,“ er zeigte mit dem Daumen über die Schulter — „die Nierozumiemniemiecku haben ſchuld. Haben ſie mir nich auch eingeſchmiſſen 's Ladenfenſter, als meine Seele hatte kein Arg, und meine Frau und Röschen, meine Tochter, haben geſchnarcht in der Kammer? Haben ſie mir nich weggeſchleppt das Kälberviertel — 'n Staat war's! Und 'ne Speckſeite, mindeſtens fünfunddreißig Pfund ſchwer, und 's Geſchlinge, was ſollte ſein für Oſtern? Gott meiner Väter, en geſchlagener Mann, en ruinierter Mann!“ Er hob jammernd die Hände.

„Habt Ihr ſie denn nicht angezeigt?“

„Ei weih!“ Löb Scheftel duckte ſich, als fühle er ſchon Schläge auf dem Buckel. „Wer' ich mer doch nich mengen in ſo was! Fort is nu mal das Kälberviertel, genau wie der deutſche Krugwirt; der kommt auch nich wieder. Aber wenn der nu nich täte liegen an einem geheimen Ort, wo ſie ihn haben hinverſchleppt bei Nacht, und täte nich faulen bereits bei der Hitze, ſo täte der ſprechen: verflucht ſoll'n ſe ſein bis ins dritte und vierte Glied!“

„Aber Scheftel, Scheftel!“ Unglaube, Schrecken, Empörung ſtritten in Helenens Stimme. „Wie könnt Ihr ſo etwas ſagen, Löb Scheftel? Eure Phantaſie iſt ſehr lebhaft!“

„Was tu' ich mit 'ner Phantaſie — Phantaſie, wie heißt?! Hier is keine Phantaſie, hier is, mit Erlaubnis zu ſagen, die nackte Wahrheit!“ Der Händler wiegte betrübt den Kopf. „'Ne traurige Wahrheit, 'ne garſtige Wahrheit! Ne, ne, gnädiges Madamchen, mein Sohn Iſidor, ein geſcheiter Menſch, ein Menſch mit Chochme, hat geſprochen: ‚Vater‘, hat er geſagt, ‚was tu' ich in Miaſteczko? Bin ich 'n Chammer, 'n Schlemihl, daß ich ſoll bleiben ſitzen hier? Ich zieh nach Berlin!‘ Ei weih, was 'n Chochum!“ Des alten Händlers Geſicht ſtrahlte plötzlich vor Stolz, nun er ſeines Sohnes gedachte. „Hat er doch geſchrieben, daß er ſitzt nich im Dalles, daß er hat ſchon zu leben in Berlin. Iſt er getreten ein in Geſchäftsverbindung mit 'nem Agenten, ſo einem, der ſchafft die Leute per Schub vom Oſten nach'm Weſten. 'n feines Geſchäft, 'en rentables Geſchäft! Wird er ſich ſtehen gut dabei mit der Zeit. Und mir wird er kommen laſſen nach, nach Berlin. Und wenn es auch dauert noch mehr als ein Jährchen — Gott ſoll hüten, was kann da paſſieren alles noch hier?!“ Abwehrend hob der Jude ſeine beiden Hände, ſeine Augen waren aufgeriſſen, wie im grauſigen Entſetzen, aber dann lächelte er: „Nu, mer hofft doch!“ —

Als Helene die Küche verließ, ſtand es bei ihr feſt, ſie mußte ihrem Mann von des jungen Anſiedlers Verſchwinden erzählen, lieber, als daß er es auf ſolche Weiſe erfuhr, wie ſie es eben erfahren hatte. Nur nicht von andern es hören! Schonend würde ſie ihm das Schreckliche beibringen, ohne all die Verdächtigungen und gräßlichen Einzelheiten, in denen Löb Scheftel ordentlich gewühlt. Dieſe Kunde würde ihm ſo wie ſo ſchon erregend genug ſein, doppelt erregend in ſeiner jetzigen Gemütsverfaſſung, und da ſein Wohlwollen ganz beſonders dem jungen blonden Bräuer gegolten.

Zögernden Schrittes, über den blonden Brauen eine nachdenkliche Falte, ſtieg Helene langſam die Treppe vom Souterrain herauf und ging langſam den Flur entlang, der zum Zimmer ihres Mannes führte. Dort ſaß Doleſchal am Schreibtiſch, genau ſo, wie er oft geſeſſen, vor ſich ein weißes Blatt. Aber er ſchrieb nicht. Den rechten Arm auf die Platte geſtützt und den Kopf in die Hand gelehnt, ſah er zur Linken hinaus durchs jetzt geöffnete Fenſter. Im Sonnenlicht ruhte der See; wie eine glänzende Metallplatte gleißte ſein Spiegel. Auch der Lyſagora gegenüber ruhte flimmernd und ſtrahlenumwoben. Warme, ſatte, reifende Sommerluft drang in die Stube, und Blumenduft von den Terraſſen des Gartens.

Alles blühte, Holunder und Jasmin, Roſen und Federnelken, Heliotrop und Geißblatt, die ganze bunte, luſtige, düftereiche Frühſommerpracht. Aber er ſah ſie nicht. Die Stirn zuſammengekrampft, einen müden und zugleich doch erregten Zug um den Mund, ſtarrte er. Ach, wie tat ihm der Kopf ſo weh — eine unerträgliche Schwüle war's heute! Die laſtete auf ihm. Hatte ſchon geſtern gelaſtet — vorgeſtern auch — hatte ſchon immer gelaſtet und würde weiter laſten — immer, immer! Torheit, daß er geglaubt, er würde ſich friſcher fühlen, wenn er erſt wieder in der Arbeit! Er war auf ſeine Felder gerannt — kaum acht Tage, daß er ſich Ruhe gegönnt nach ſeinem Unfall — aber dort ging's ohne ihn, alles war in Ordnung, der Inſpektor hatte gut disponiert, pünktlich konnte die Ernte beginnen. Wie ein Atemholen vor einer ſchweren Kraftanſtrengung lag's über der Flur, noch war die Ruhe vor dem Sturm. Aber dieſe Ruhe war ſo ſchwer zu ertragen, dieſe Ruhe, die doch keine Ruhe war!

Und er war in die Kreisſtadt gefahren. Die Augen hatte er zugekniffen, und der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten, als ſie die Stelle am Lug paſſiert. Der Landrat, den er ſprechen wollte — einen Freund, ach, nur einen Freund! — war nicht zu Hauſe.

„Zu Herrn von Garczynski gefahren, nach Gwiadliborczyce!“ ſagte der Bureauchef, der, die Feder hinterm Ohr, von ſeinen Akten, über denen er gebeugt geſeſſen, aufgeſtanden.

Was, zu Garczynski?! War denn der wieder zu Hauſe?!

„Jawohl, geſtern waren der gnädige Herr hier! Und heute ſind der Herr Landrat zu ihm heraus. In dieſen Tagen wird ja Herr von Garczynski hier ſprechen!“

„So, danke!“ Mit einem kurzen Nicken hatte der Niemczycer das Landratsamt verlaſſen. Er war wieder ſchleunigſt nach Hauſe gefahren, glaubte er doch ſicher, daß der Landrat, der ſo in der Nachbarſchaft war, ihn aufſuchen würde. Als aber die Pferde ſchweißbedeckt in den Hof einfuhren, war kein Beſuch dageweſen; und es kam überhaupt keiner.

Doleſchal, der ſich nie nach Beſuch geſehnt, hatte in dieſen letzten Wochen nach ſolchem verlangt. Warum kam kein Menſch? Mieden ihn die Leute? Ja, ſie mieden ihn! Auf einmal ward ihm das klar. An einem Sonntag kam ihm die Offenbarung.

Alle vierzehn Tage hielt der Hilfsprediger aus der Kreisſtadt für die proteſtantiſchen Beſitzer der Umgegend einen Gottesdienſt ab, zu Miaſteczko im angebauten Tanzſaal des Prochownik. Doleſchal war, wie immer, mit Helene hingefahren; bei dem freundlichen Wetter hatten ſie auch ihre älteſten Knaben mitgenommen. Es fehlte heute faſt keiner aus dem bekannten Kreiſe. Die Doleſchals kamen als die letzten, da richteten ſich aller Augen auf ſie. Warum gafften die Leute ſo?! In Doleſchals Schädel, in dem die noch kaum verharſchte Wunde ſchmerzte, ſtieg das Blut. Helene, die ſich neben Frau Keſtner ſetzen wollte, beim Arm zurückziehend, daß es ſie faſt ſchmerzte, raunte er: „Nicht dahin, nicht dahin!“

Auf der letzten Bank hatte ſie neben ihm Platz nehmen müſſen, und die Knaben hatte er dicht an ſeiner andern Seite behalten. Merkte Helene denn nicht, daß niemand neben ihnen ſitzen wollte? Gott ſei Dank, ſie bemerkte es nicht! Sie war ganz unbefangen — aber er, er merkte es. Nur zu gut! Sie brauchten ſich gar nicht ſolche Mühe zu geben, es ihm deutlich zu machen. Drehten nicht alle den Kopf weg? Zog es ihnen nicht in ſeiner Nähe plötzlich ſo ſcharf, daß ſie den Platz wechſeln mußten? Pah, das bißchen Zugluft durch die Lücken der undicht gefügten Bretterwände, das war's nicht, das ſie vertrieb! Ihn mieden ſie, ſie wollten ihn ſchneiden, das war's!

Ein Argwohn hatte in ſeiner Seele Wurzel gefaßt, ein Mißtrauen, das ſich nicht mehr herausreißen ließ. Ja, ſie wußten es, daß man ihn geſchlagen hatte am Weg, und getreten und ihm ins Geſicht geſpien! Sie erzählten ſich's, daß er Prügel bekommen, Prügel, wie ein Schuljunge, dem man die Hoſen ſtramm zieht, weil er noch keine Ehre zu verlieren hat. Er aber hatte ſeine Ehre verloren.

Doleſchal ſcheute ſich jetzt vor jedes Menſchen Auge — Gott ſei Dank, daß keiner kam, er hätte ſich ſonſt verleugnen laſſen müſſen! Er mochte niemand ſehen, konnte niemand ſehen. Selbſt Helenens helles und doch ſo tiefes Auge war ihm eine Qual. Es ſtieß ihn aus ihrer Nähe fort.

Und doch liebte er ſie heißer denn je. Liebte ſie, die ihm nur Gutes getan, ebenſo heiß wie das Land, das ihm nur Bittres getan. Sie waren beide für ihn eins — er hatte ihnen beiden Leib und Seele gegeben. Aber er war nicht der Mann, ſie beide zu beglücken. Wäre es nicht beſſer, er wäre nicht mehr da?! Vielleicht, daß ſie ſpäter, ohne ihn, beide glücklich wurden. Wenn ihre Knaben groß waren — Jünglinge, Männer — dann würden die aufſtehen und ſie ſelig preiſen; Helene, die treue Mutter, würde jung ſein mit ihnen und glücklich, und das Land, das weite, im Schmuck ſeiner Aehren, würde auch jung werden und glücklich.

Dieſe Hoffnung war die einzige, an die er ſich hielt, ſein einziger Gedanke. Er konnte nichts anders mehr hoffen. —

„Mein lieber Mann,“ ſagte Helene, als ſie zu ihm ins Zimmer trat, und legte den Kopf des Zuſammenſchreckenden an ihre Bruſt. „An was dachteſt du eben wieder?“

„An dich, an dich, ich denke immer an dich!“

„Und an unſre Kinder!“ Sie lächelte ihn troſtreich an.

„Ja, an die auch!“ Mit einem tiefen Atemzug kam es aus ſeiner Bruſt, wie Befreiung, wie Erlöſung; aber er lächelte doch nicht.

Sie ſah's mit Angſt, wie finſter er war. „Wollen wir nicht ein bißchen ſpazieren gehen oder fahren, Hanns-Martin? Ich habe noch nicht deinen Weizen an der Grenze geſehen!“

„Nein, nicht dahin, nicht dahin!“ Wie kam ſie darauf? Wußte ſie was? Gerade dahin, an die Przyborowoer Grenze! Er fuhr auf und ſtreckte abwehrend die Hand ins Leere, als ſei da etwas Schreckliches. „Am Lug — was willſt du da? Nein, dahin nicht! Ich will auch nicht ſo in die Nähe von Przyborowo! Haſt du nicht gemerkt, wie ſie letzthin grüßten, am Sonntag in der Predigt, ſo ſteif, zurückhaltend, faſt verächtlich?! Ja, verächtlich!“

Sie hatte etwas erwidern wollen, er ſchnitt ihr das Wort ab. Er ſtampfte mit dem Fuß: „Verächtlich! Es iſt ſo!“

„Ich habe das nicht bemerkt, Hanns-Martin!“

„Wenn du’s nicht bemerkt haſt, wohl dir!“ Seine Stimme nahm einen weicheren Ton an, ſtatt des herben, klangloſen.

„Meine geliebte Frau!“ Zart, faſt ſcheu, nahm er ihre Hand und legte ſie ſich auf den heißen Kopf. „Laß ſie da liegen, ſie iſt ſo angenehm kühl! Kühl wie die Erde!“

Lange blieben ſie ſo. Er, am Schreibtiſch ſitzend, die Stirn tief geneigt über das leere, unbeſchriebene Blatt — ſie, wieder über ihn geneigt, ihre Hand auf ſeinem Scheitel. Sie wagte nicht zu ſprechen; ſie fühlte es zucken unter ihrer Hand, fühlte alle Pulſe vibrieren in ſeinem armen geplagten Kopf. Nein, das ging ſo nicht länger fort! Sie mußte an ihren Vater ſchreiben, ihn bitten, ſofort herzukommen — an Paul ſchreiben — an den Landrat, an alle die Leute, die Einfluß auf ihn hatten! Er mußte hier fort, er mußte ſich ſchonen! War es wirklich die Wahl, die Wahl nur, die ihn ſo aufregte?

Zweifel, Befürchtungen, Ahnungen ſtiegen in Helene auf, die ſie nicht mehr zurückdrängen konnte. Da mußte etwas mit Przyborowo nicht in Ordnung ſein. In der Tat, Hanns-Martin hatte recht, die Przyborowoer waren ſeltſam! Als ſie ſich neben Frau Keſtner ſetzen gewollt an jenem Sonntag, war dieſe da nicht zuſammengezuckt und raſch abgerückt, viel weiter als nötig?

Was ihr damals nicht gleich aufgefallen, jetzt fiel’s ihr nachträglich auf. Das Mißtrauen ihres Mannes ſteckte ſie an. Sie empfand es unbeſtimmt, und doch deutlich: da war etwas, was nicht ſein ſollte. Keſtner hatte ſteif gegrüßt, ſo ſteif, als kenne er ſie kaum, als ſeien ſie nicht ſeine Gutsnachbarn, als ſeien ſie vor allem nicht die guten Freunde ſeines Sohnes. Und andre hatten ebenſo ſteif gegrüßt: Klinkor auf Uſtaszewo, Müller auf Wilhelmshöh, die Bismarcksauer, Amtmanns, auch der Laskowoer und Frau von Libau von Michalcza. Mit ebenſo ſeltſamen Blicken, Blicken, von denen man nicht ſagen konnte, was ſie enthielten, hatten die ſie geſtreift.

Jetzt ſtand es Helene feſt: da war etwas! Darum war auch ihr armer Mann ſo verſtört, ſo in ſich gekehrt, ſo elend, ſo ganz anders als in früheren Tagen.

‚Ich werde ſie fragen, ſie müſſen’s mir ſagen!‘ Der jungen Frau weiches Geſicht wurde ſtraff in Energie. Wenn man erſt weiß, was geſchehen, dann kann man ja auch helfen — und ſie würde ihm helfen, gewiß und wahrhaft helfen, mit Liebe, mit Treue! Helfen mit ihrem feſten Glauben an einen Gott, der über allem iſt, über dieſen Weizen- und Rübenfeldern, über dem See und dem Lyſagora, über Deutſchau und Przyborowo, über Gwiadlyborczyce und Pociecha — ach, da fiel ihr auf einmal wieder der arme junge Krugwirt aus der Anſiedlung ein! Wie brachte ſie das nur Hanns-Martin bei?

„Ich kann nicht mit dir fahren, ich muß jetzt allein aufs Feld gehen,“ ſagte er plötzlich aufſpringend. Helene empfand es mit Schmerz: er wollte ſie abſchütteln. Aber zugleich auch befiel ſie ein Schreck: nun würde die Neuigkeit ihm draußen zu Ohren kommen, roh und unvermittelt, dieſe gräßliche Neuigkeit, die heut in aller Munde! Beſſer, ſie erzählte ihm ſelber raſch vom armen Valentin Bräuer.

Und ſie gab ſich einen Ruck, und mit ihrer von Mitgefühl vibrierenden Stimme ſagte ſie: „Ich wollte dir auch noch etwas erzählen. Denk mal an, Hanns-Martin — mein lieber Hanns-Martin!“ Mit einem Ruf, der wie ein Aufſchluchzen klang, fiel ſie ihm plötzlich um den Hals. Er hatte ſeine düſteren Augen ihr zugekehrt, und ſie hatte da hineingeſehen, in eine Welt von Leid. Sie hing ihm am Halſe. „Hanns-Martin,“ flüſterte ſie, und Tränen, wie ſie ſie kaum je geweint, heiße, ſchwere, ahnungsbange Tränen floſſen über ihn und ſie.

„Der arme junge Valentin Bräuer iſt tot! Im Tupadly ertrunken — verſunken — untergegangen!“

„Untergegangen — ſo!“ Weiter ſagte Doleſchal nichts. Er faßte ſich nur an die Stirn.

Helene war faſt erſchrocken, wie ruhig er’s aufnahm.

„Armer Kerl! Das Land koſtet Opfer,“ ſagte er dann nur noch. Nach den näheren Umſtänden fragte er nicht, aber er wiſchte ihr die Tränen ab, die ihr ſo heiß aus den Augen gelaufen, und verhieß ihr mit einer unendlichen Liebe im Ton, es ſolle alles, alles beſſer werden.

Was ſollte ſie tun, was darauf ſagen?! Nur nach ſeiner Hand greifen konnte ſie und die umſchließen mit ihren beiden Händen, als wolle ſie die feſthalten mit aller Kraft. —

Helene hörte nach einer halben Stunde von Hoppe, ihr Mann ſei eben durch den Park hinaus gegangen. Drüben, links vom See, dort drüben konnte ſie ihn jetzt auftauchen ſehen, wie er, das Parkgrün verlaſſend, in ſeinem weißen Sommerrock, den Stock in den Händen auf dem Rücken, den Fahrweg erreichte, und kräftigen, weit ausholenden Ganges die von den ſchweren Ackerwagen durchfurchte Straße dahinſchritt. Aber der Anblick der hohen, weithin leuchtenden, ſo rüſtig zuſchreitenden Geſtalt, ſchaffte ihr doch keine Ruhe, ebenſo wenig wie die Verſicherung des Inſpektors, daß der Herr Baron ganz heiter geweſen ſei, heiterer, als in der letzten Zeit, und ſo freundlich. Das konnte ſie jetzt alles nicht mehr täuſchen. Da war etwas, da war etwas! Das peinigte ſie. Und ſo hieß ſie ſchleunigſt anſpannen und ließ ſich hinüberfahren nach Przyborowo, aber rechts herum vom See, um dem Gatten nicht zu begegnen.

Im leichten Korbwägelchen, in dem ſie ſo manche frohe Fahrt mit Hanns-Martin unternommen, ſaß Helene allein. Heute war die Fahrt nicht froh, obgleich der Traber trabte, ſo flott wie nur je, und ein loſer Wind luſtig mit dem Schleier auf ihrem Hut ſpielte.

Eine ſeltene Heiterkeit lag jetzt, im Frühſommer, auf der im Hochſommer ſo lechzenden, tagtäglich von neuem ausgebrannten Weite. Jetzt war noch alles frühlingsfriſch, und doch ſchon ernteverheißend. Hoch ſtand das Korn, mannshoch die Aehren; der Weizen war noch grün, aber der Roggen ſchon gebleicht, ſanft gelb wie blondes Haar. Süßer Akazienduft ſchwebte in der Luft, und ein Schwarm von Bienen, der vom wilden Thymian am Wegrain aufſummte und mit dem eilenden Gefährt nach Przyborowo flog. Es blühten die dornigen Akazien in der Allee von Przyborowo. Die Mißform der alten, knorrigen, von Wind und Wetter verkrüppelten Bäume, war nun ganz verdeckt vom zartgefiederten Laub; ſchwere Trauben von weißen Blüten ſchütteten nieder und mengten ihren berauſchenden Duft mit dem Geruch rotblühenden, ſaftigen Klees. Auch die gelbe Lupine ſandte einen Gruß, ſo ſüß wie Honig und doch kräftig, irgend woher kam noch ein Geruch friſchen Heues dazu; in einem Meer von Düften ſchwamm die Flur, und ein immerwährend traulich-heitres Geſumme durchſegelte die Luft.

Blau war der Himmel, zart und licht, von einem freudigen, hellen Blau, das noch nicht den Stahlglanz der Erntezeit hat. Aber Helene ſah nicht hinauf, ſah auch nicht umher auf die Heiterkeit, in der die Erde lächelte, wie das Angeſicht eines Mädchens, das den Hochzeiter erwartet. Sie ſah unverwandt auf ihre Hände, die ſie im Schoß gefaltet, und tat ſich Gewalt an, Ruhe zu halten, nicht aufzuſpringen, nicht in Haſt dem haſtenden Wagen noch vorauf zu eilen, zu rufen, zu ſchreien: was iſt geſchehen, o ſagt mir doch, was iſt geſchehen?!

Keine Erinnerung kam ihr an vergangene Jahre, in denen ſie mit Hanns-Martin all dieſer Blüten und der duftenden Luft ſich ſo innig gefreut; ihre Gedanken gingen jetzt immer nur vorwärts: was kam nun, was kam nun, was würde ſie hören müſſen?!

Ah endlich, da war ja das Gutshaus! Es tauchte auf, aber man war noch nicht da. Kroch denn das Pferd im Schneckenſchritt? Barmherziger Gott, nur endlich hören, wiſſen, was geſchehen!

Sie rang die Hände ineinander; in verzehrender Unruhe ſtreifte ſie die Handſchuhe ab und ſchleuderte ſie in die Wagenecke.

All ihre Ruhe, all ihre Selbſtbeherrſchung, alles, was man ihr anerzogen von frühester Kindheit an, war plötzlich verſchwunden. Ihre Unruhe ſteigerte ſich noch von Minute zu Minute. So erregt war ſie noch nicht fortgefahren von Deutſchau, aber ſo kam ſie in Przyborowo an; jede Drehung der Räder hatte ſie weiter hineingebracht in ſinnloſe Aufregung. Nur das eine hatte noch Sinn, Wert, Intereſſe: was war geſchehen, was hatte man ihrem Mann angetan? Mit einem Sprung war ſie vom Wagen; ſie war nichts mehr, als ein liebendes, angſtverzehrtes, ahnungsdurchrütteltes Weib.

„Wo iſt Frau Keſtner?“

Das junge Mädchen im weißen Kleid, das beim Rollen des Wagens neugierig an die Tür gekommen, knickſte: „Ich werde es Mama ſagen,“ und lief dann kichernd in die große Schrankſtube, wo Frau Keſtner beim Erdbeereinmachen beſchäftigt war, von der Mamſell, verſchiedenen Mägden und unzähligen Fliegen umgeben, und ſehr ärgerlich auffuhr, als man ſie ſtörte. „Mein Gott, konnteſt du denn nicht ſagen, ich wäre nicht zu Hauſe?“

„Sie lief aber doch gleich ins Haus ’rein, ſie wartete gar nicht erſt ab!“

„Unerhört! Geh du, geh du einſtweilen! Ich käme gleich!“

Frau Keſtner fuhr ſich mit beiden, vom Fruchtſaft rot betropften Händen über den glatten Scheitel. „Soſia, wirf doch nicht immer die kleinen Erdbeeren zwiſchen die großen! Habe ich nicht geſagt, die großen apart? Ich muß mich doch wenigſtens waſchen. So geh doch ſchon, Kornelie, geh doch ſchon! In den Salon laß ſie, hörſt du? Ach, iſt das läſtig! Kommt einem die hier mitten ins Einmachen! Hanuſia, was ſoll denn das heißen?“ Schon im Fortgehen, das Geſicht bereits abgewendet, hatte Frau Keſtner doch noch geſehen, wie eins der Mädchen eine Beere in den Mund ſchob. „Naſchkatze du, ich werde dich lehren!“ Ein raſcher Schlag brannte auf dem naſchhaften Mund, dann eilte die Hausfrau in ihre Schlafſtube.

Kornelie, mit linkiſcher Höflichkeit, hatte den Beſuch in den Salon gebeten. Alſo ſo ſah die für ſchön geltende Frau von Doleſchal, Pauls Angebetete, von nahe beſehen aus? Von weitem in der Kirche, und im Hut, entſchieden beſſer! Die Augen der Sechzehnjährigen funkelten neugierig: ‚Donnerwetter, hölliſch paſſee!‘

Da Helene kein Wort ſagte, ſondern ungeduldig im Zimmer auf- und abſchritt, hatte der Backfiſch Muße, ſie zu muſtern. Und er tat es gründlich, vom Schleier des Hutes bis hinab zur Schuhſpitze; nichts entging dem neugierigen, unbarmherzigen, ſpottluſtigen, jungen Blick: hu, ſah die aus, nicht ein bißchen ſchick, da war die Garczynska doch eine ganz andre! Kornelia hatte eine geheime Schwärmerei für die elegante Frau, die ſie immer mit ſchneidigen Pferden fahren geſehen, und die ſchon viele Verehrer gehabt haben ſollte. Wie intereſſant! Die hier ſah rieſig ſimpel aus! Und wie ihr das Haar um den Kopf hing, ganz verweht, und Falten hatte ſie auf der Stirn, Falten — na, wie Paul ſagen konnte, die wäre …

Kornelia ſchreckte aus ihren Betrachtungen auf.

„Kommt Ihre Mutter noch nicht bald?“ hatte Helene gefragt, und war dann dicht vor dem jungen Ding ſtehen geblieben, das auf dem Taburett vorm Klavier hockte. Mit krampfigem Griff umfaßte ſie den ſchlanken Mädchenarm in der weißbetupften Mullbluſe: „Bitte, ſehen Sie doch zu, daß Ihre Mutter bald kommt, ich …“ eine plötzlich von neuem auflodernde Angſt erſtickte ihr faſt die Stimme —, „ich muß ſie ſprechen!“

Na, ſo eilig hatte die’s? Kornelia trödelte den Korridor herunter, der vom Salon nach dem Schlafzimmer am andern Ende des Hauſes führte. Im Vorbeigehen naſchte ſie noch ein paar

Erdbeeren in der Schrankſtube, trotz des ängſtlichen Proteſtes der Mamſell.

„Ae was, als ob ſie das merkte!“ Und pfiff ſich dann eins.

„Die iſt aber hölliſch abgetakelt!“ Damit platzte ſie in die Schlafſtube, wo die Mutter nun doch, trotz des Einmachens, ein wenig Toilette gemacht. „Nu, geh doch man ſchon 'rein, Mama, ſie iſt aus'm Häuschen wie 'n Hund, den die Flöhe beißen!“

„Aber Kornelie, um Gottes willen, woher haſt du ſolche Ausdrücke?!“ Frau Keſtner konnte nicht umhin, ſie mußte der Tochter noch eine Strafpredigt halten – auf die paar Minuten kam's nun wirklich nicht mehr an — mochte die Doleſchal nur warten! Man muß auch zeigen, daß man nicht gleich tanzt, wenn die pfeifen!

Wenn ſie doch bald käme, wenn ſie doch bald käme! Ungeduldig wie ein eingeſperrtes Tier rannte Helene im Zimmer hin und her, her und hin. So leer, ſo kalt war's hier! Dort hing der Klingelzug bei der Tür — perlengeſtickt, eine lange Blätterranke, grün auf blauem Grund — wenn ſie da nun anfaßte, daran riſſe, daß es durch's Haus gellte: Hilfe, zu Hilfe — —?! Wenn ſie doch nun endlich käme! Um den Hals fallen wollte ſie ihr, die Arme um ſie ſchlingen — war ſie doch auch eine Gattin, eine Mutter —, ſie umklammern: ‚Sagen Sie mir, ach, ſagen Sie mir, was iſt geſchehen? Helfen Sie, verſchweigen Sie nichts — ja, Sie wiſſen's, ich ſehe es Ihnen an!‘ Ihr zu Füßen fallen: ‚ach, ſagen Sie mir doch, ſagen Sie mir, was ich tun ſoll? Sie ſehen mich in Angſt — in Todesangſt — mein Mann, ach, mein Mann — er — ich —‘

Da öffnete ſich die Tür. Frau Keſtner trat ſtattlich ein, hinter ihr die aufgeſchoſſene Kornelia.

„Was verſchafft mir die Ehre?“

Helene hatte die Arme ausgeſtreckt gehalten, ſie ſanken ihr jetzt herab. Blaß werdend bis in die Lippen, ſchloß ſie einen Moment die Augen, und dann öffnete ſie ſie weit und ſtarr: nein, ſie mußte ſich zuſammennehmen, hier mußte ſie ſich zuſammennehmen. ‚Was verſchafft mir die Ehre —?‘ das war wie kaltes Waſſer — ſehr kalt!

Und ſie nahm neben Frau Keſtner auf dem Sofa Platz.

Drüben auf dem Taburett ſaß die Tochter und hielt die Füße nicht ruhig.

„Kornelie!“ Ein verweiſender Blick der Mutter. Dann war's für ein paar Augenblicke verlegen ſtill.

„Gnädige Frau,“ ſagte Helene. Sie ſah es ein, es war an ihr, ſie mußte ſprechen, die andre würde nicht aus ihrer reſervierten Höflichkeit herausgehen. Aber war ſie nicht Freund Pauls Mutter, eine gute Gattin, eine gute Mutter? So ſagte ſie denn raſch, ohne ſich Zeit zum Ueberlegen zu laſſen: „Liebe gnädige Frau — grade heraus, ſagen Sie mir, was haben Sie gegen uns? Darum bin ich gekommen. Es drückt mich. Wollen Sie nicht die Güte haben, mir zu ſagen, was Sie und Ihr Herr Gemahl gegen uns haben? Es tut mir ſo leid! Ich würde es gern wiſſen — gern ändern!“ Das klang wie eine auswendig gelernte Lektion, in einer angelernten Sprache.

„Ich — gegen Sie haben?“ Frau Keſtner lächelte verbindlich. „Sie irren, Frau Baronin, ich wüßte nicht, was wir gegen Sie haben ſollten!“

„O doch, o doch! Ich fühle es, Sie haben etwas gegen uns — alle haben etwas gegen uns!“ Es fiel nun doch ſchon etwas ab von dem angelernten Ton. Und nun wurde es ein Schrei des Herzens, ein Schrei aus tiefſter Herzensnot: „Was hat man gegen uns, gegen meinen Mann beſonders?! Liebe Frau Keſtner, ſagen, ſagen Sie es mir doch!“

Helene hatte die Hand der neben ihr Sitzenden ergriffen. Frau Keſtner machte ihre Hand nicht frei, ſie ließ ſie ruhig, wo ſie war, aber ſie fühlte gar nicht die zuckende Angſt, das verzweifelte Preſſen der Finger, die die ihren umſchloſſen. „Meine liebe Baronin,“ ſagte ſie kühl, „es wäre beſſer, wir Frauen miſchten uns nicht in Sachen, die nur unſre Männer angehen. Ich perſönlich habe Sie immer ſehr hoch gehalten — mein Paul hat mir immer viel Schönes und Gutes von Ihnen erzählt. Darf ich fragen, was machen Ihre lieben Kinder? Sind die Knaben alle munter?“

„Nicht ſo, nicht ſo!“ Helene hatte murmelnd die Hand erhoben. Und dann tat ſie doch, was ſie nicht hatte tun wollen, was ihr noch eben wie ein Vergeſſen ihrer ſelbſt, wie eine Herabwürdigung erſchienen, vor dem eiſigen ‚Was verſchafft mir die Ehre?‘ Sie ſank in ihrer tödlichen Herzensangſt der andern an die Bruſt und ſchluchzte faſſungslos: „Ich bin ſo in Angſt um meinen Mann! Er iſt ſo ſeltſam. Da iſt etwas geſchehen, ich weiß es! Frau Keſtner, erbarmen Sie ſich — um Gottes willen — um Pauls willen — um dieſes jungen Mädchens willen!“ Sie ſtreckte die Hand aus, auf Kornelia weiſend: „Möge die nie das Leid erfahren, das ich jetzt erfahre! Sagen Sie mir, Frau Keſtner, ſagen Sie es mir doch, was haben alle gegen uns, was haben wir verbrochen?!“

„Aber, meine liebe Baronin!“ Frau Keſtner war einigermaßen beſtürzt, und zugleich ſchmeichelte es ihr, daß die Baronin zu ihr gekommen — hätte die nicht ebenſo gut zur Garczynska nach Gwiadliborczyce fahren können, oder zur Landrätin, oder zur Frau von Libau, oder nach Uchorowo? Die wußten doch auch alle darum. Ob ſie es ihr ſagte, wie ſcheußlich ihr Mann ſich benommen?!

„Kornelia, geh mal 'raus!“ herrſchte ſie die Tochter an. Und als dieſe ſich widerwillig hinausgeſchoben — ſie hätte jetzt gern zugehört — nahm Frau Keſtner, einem mütterlichen Inſtinkt folgend, die junge, zitternde Frau in den Arm: „Beruhigen Sie ſich, beruhigen Sie ſich, liebſte Seele, gegen Sie hat kein Menſch etwas! Wie ſollte man wohl — nein, Sie ſtehen ganz hors de concours!“

„Aber mein Mann, mein armer Mann!“ Helene rang die Hände. Und dann machte ſie ſich los aus dem ſie umfaſſenden Arm und richtete ſich auf, während ihr blaſſes Geſicht von einer tiefen Röte gefärbt ward. „Was meinen Mann trifft, trifft auch mich! Sagen Sie mir, was hat er getan?“

„O, ſehr vieles, was nicht in der Ordnung!“ Frau Keſtner ſprudelte los. Wenn auch Paul ihren Gatten ſeinen Freund nannte, darum der Wahrheit doch die Ehre — alſo, was ihr Mann getan, wollte ſie wiſſen, wirklich wiſſen?!“

Helene nickte ſtumm.

Und Frau Keſtner kramte alte Sachen aus, eine ganze Menge. Vom Jagddiner bei Garczynski erzählte ſie, von dieſem und jenem — Reibereien, Meinungsverſchiedenheiten — aber dann vom ſchlimmſten: von der Verleumdung Kornelias. Und dann von dem noch ſchlimmeren: von der feigen Umgehung eines eigentlich unabweisbaren Duells.

„Mein Mann wird ihm das nie verzeihen,“ ſchloß ſie mit entrüſteter Stimme. „Er kann ihm das auch nie verzeihen. Und ſogar ich, ich perſönlich, muß geſtehen — ſo bitter es mir auch angekommen wäre, meinen Paul der feindlichen Piſtole gegenüber zu ſehen, ſo ſage ich doch —“

Helene ließ ſie nicht ausreden — alſo das, das war alles?

Paul und Hanns-Martin ſich duellieren?! Welch eine Idee! Unſinn! Das war ja hirnverbrannt. Wie konnte ſich Hanns-Martin darüber nur einen Augenblick Gedanken machen?! O Gott, Gott ſei gedankt, das war kein Grund, um zu ſterben! Aber dann fiel ihr plötzlich etwas andres ein.

„Die andern,“ ſagte ſie ängſtlich, „aber die andern! Sie ſahen uns doch ſo ſeltſam an? So böſe?!“

„Nun, kann Sie das vielleicht wundern, Frau Baronin!“ ſagte Frau Keſtner ſpitz. „Mein Mann hat ſeinem Herzen Luft gemacht. Und dieſe andern Leute haben ebenſolche Ehrbegriffe wie wir! Man iſt allgemein auf ſeiten meines Mannes, um ſo mehr, da man am — gelinde geſagt — unbeſonnenen Vorgehen Ihres Herrn Gemahls viel zu tadeln findet. Sagen Sie mal,“ — jetzt wurde ſie heftig — „iſt er denn ganz von Gott verlaſſen? Hat er denn gar keine Liebe zur Provinz, gar kein Zuſammengehörigkeitsgefühl? Wie kann er ſich nur zum Reichstag aufſtellen laſſen? Es iſt doch ausgemachte Sache, daß Garczynski gewählt wird. Und mit Recht! Warum nun ſolche unzeitgemäßen Manipulationen? Angenommen, es wäre nur eine unſchuldige Eitelkeit — es hätte ihm vielleicht Freude gemacht, im Reichstag zu ſitzen — aber wie konnte er nur ſo töricht ſein, dieſem Wunſche Ausdruck zu verleihen? Man lacht ihn ja aus. Schlimmer: man iſt empört! Sehen Sie, meine Liebe,“ — ſie nahm freundſchaftlich der jungen Frau Hand und ſtreichelte ſie — „Ihnen kann man's ja ruhig ſagen, Sie können ja nichts dafür. Ihr Herr Gemahl hat ſämtliche Beſitzer der Gegend, große wie kleine, vor den Kopf geſtoßen. Daß ein deutſcher Kandidat nicht durchkommt, weiß man doch längſt, und daß ſolch ein deutſches Kandidieren die Polen nur reizt, weiß man auch. Die Folge davon iſt bereits, daß Herrn von Klinkor auf Uſtaczewo — Sie wiſſen doch: dem Nachbarn vom alten Boguſzynski, dem früheren Abgeordneten — der Vogt Krach gemacht hat. Und bei Riedemanns, und in Wilhelmshöh und Laskowo, in Michalcza, in Zajezierce — überall ſpukt es. Auch unſer Inſpektor ſchimpft; und die Leute ſind empört, ganz fanatiſch, in ihren alten Rechten gekränkt, ſie ſind obſtinat, ſie werfen die Arbeit hin. Nichts als Aerger hat man davon, nichts als Schaden! Meine Liebe,“ — ſie beruhigte ſich wieder ein wenig — „es mag ja ſein — es gibt auch einige wenige, die das zur Entſchuldigung anführen, — daß Ihr Herr Gemahl geglaubt hat, Gutes ſtiften zu können. Aber er hat nur gehetzt. Ja, das hat er, meine Liebe!“

Frau Keſtner nickte bekräftigend. Sie war zufrieden; nun hatte ſie ihrem Herzen Luft gemacht und konnte zugleich ſtolz darauf ſein, ſich von perſönlicher Antipathie nicht haben fortreißen zu laſſen, ſondern gerecht geblieben zu ſein. „Tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Ihnen das geſagt habe, ſagen mußte,“ bat ſie jetzt und küßte die junge Frau. „Mein Mann iſt auf dem Felde, er dürfte vielleicht nicht ganz einverſtanden mit mir ſein. Aber — Sie haben mich offen gefragt, ich habe Ihnen offen geantwortet. Ich bin immer für Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Ich,“ — ſie ſah ſich ſuchend um, ſie hatte vergeſſen, daß ſie Kornelia hinausgeſchickt — „ich habe das auch meinen Kindern mit Erfolg eingeprägt.“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau,“ ſagte Helene und erhob ſich. Sie war wie erlöſt — alſo das war's? Wohl ſehr ernſt — es war hart für Hanns-Martin, ſehr hart, ſo verkannt zu werden — aber das war doch zu verwinden! Wenn es weiter nichts war?! Gott ſei geprieſen!

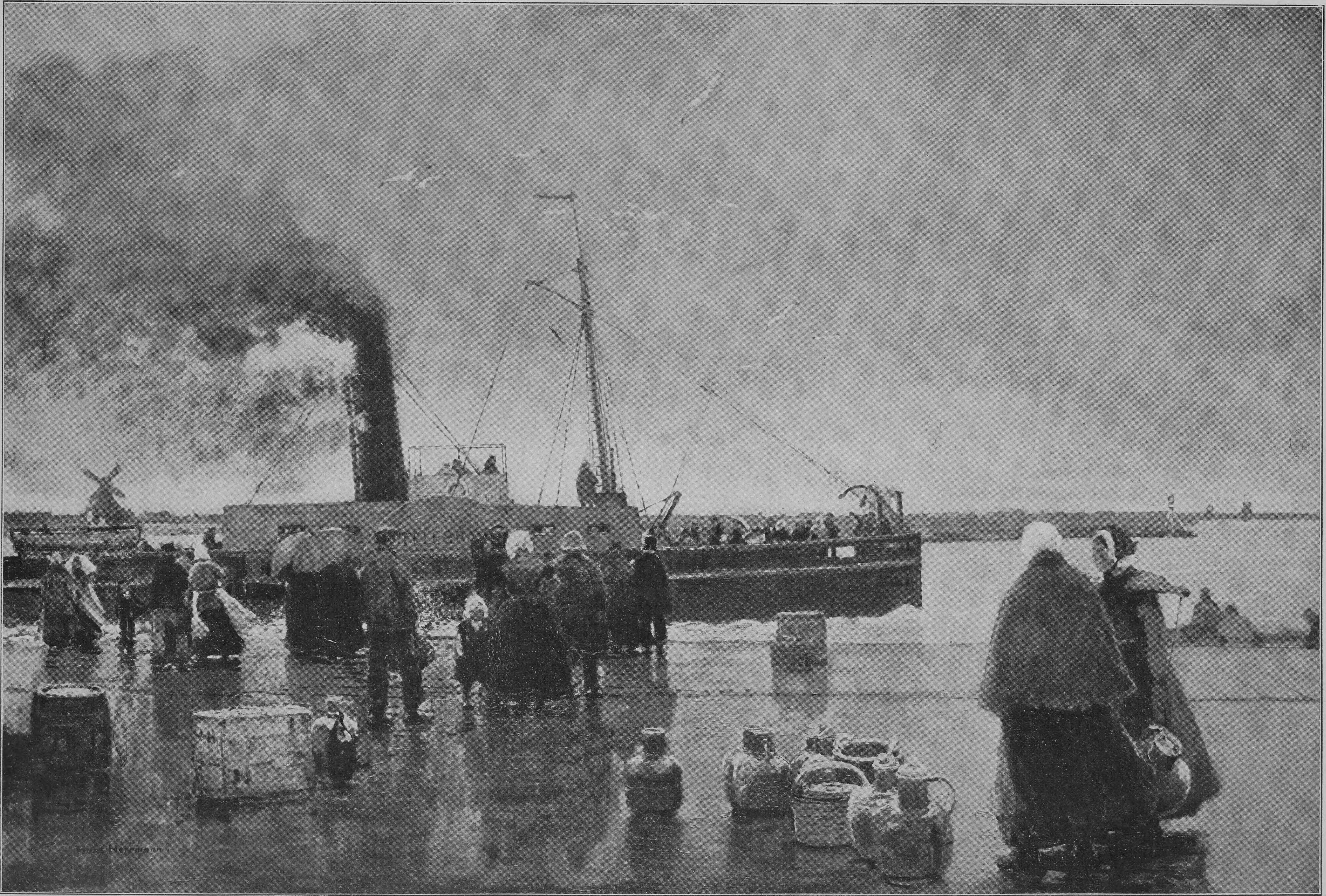
Ganz anders, wie ſie aus dem Wagen geſtiegen, ſtieg ſie nun wieder in ihn ein. „Gottlob,“ ſagte ſie laut, als ſie zum Hoftor hinaus war. Sie hieß den Kutſcher recht ſchnell fahren. Es drängte ſie jetzt ſo unbeſchreiblich von hier fort, wie es ſie vorher hergedrängt hatte.

Und der Kutſcher brauchte die Peitſche und ſchnalzte mit der Zunge. Und der Wagen flog hin unter den blühenden Akazien, deren duftende Trauben jetzt ein Abendwindchen ſchüttelte, und flog weiter durch die blühenden Klee- und Lupinenfelder, vorbei an mannshohem Roggen. Schnell, recht ſchnell auf den Lyſagora zu! Um den wob die Abendſonne einen Strahlenflimmer, und der Stamm der einſamen Kiefer glänzte wie Blut.

Nun würde ſie bald zu ihrem Mann kommen! Und ſo ganz anders, wie ſie ihn verlaſſen! Fort war das Zagen, die ahnungsſchwere Furcht; jetzt war ſie voll Sicherheit, Entſchloſſenheit, voll feſten Mutes, jetzt wußte ſie ja, was man gegen ihn hatte. ‚Mein lieber Mann,‘ würde ſie jetzt ſagen, ‚was die Leute reden, iſt das wohl wert, daß du darob ſo verdüſterſt? Die Blinden! Sie verſtehen dich ja nicht. Sieh, und wenn alle dich nicht ſehen, wie du biſt, ich aber ſehe dich. Und was du auch tun magſt, ich glaube an dich. Und unſre Söhne — jetzt ſind ſie noch Kinder, aber ſie werden aufwachſen — werden auch an dich glauben ihr Lebenlang. Du kannſt dich doch freuen. Hanns-Martin, freue dich!‘

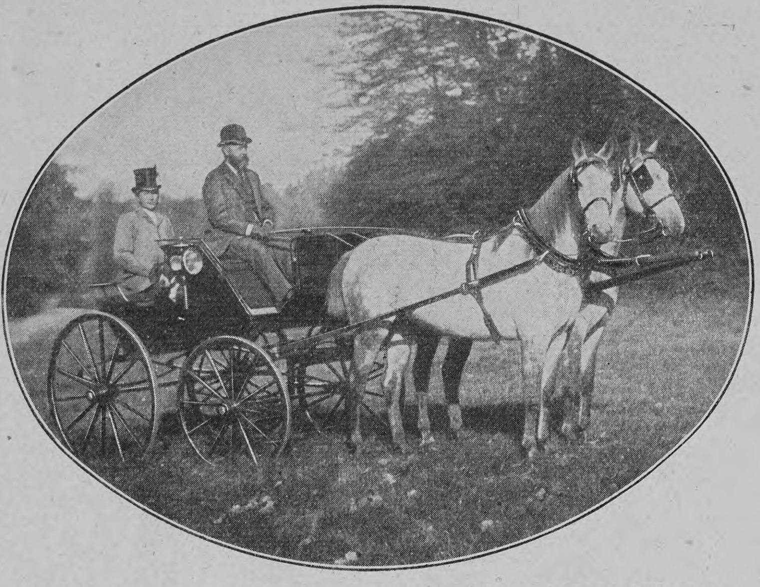
Mit einem faſt heiteren Lächeln auf dem ernſten Geſicht fuhr Helene von Doleſchal dem Lyſagora entgegen.

Dort krachte ein Schuß. (Schluß folgt)


Hans Herrmann

Abfahrt des Dampfers

Nach dem Gemälde von Hans Herrmann



Kutſcherphaeton mit Pferden mittleren Wagenſchlags beſpannt

Vom Fahrſport

Ein Brief

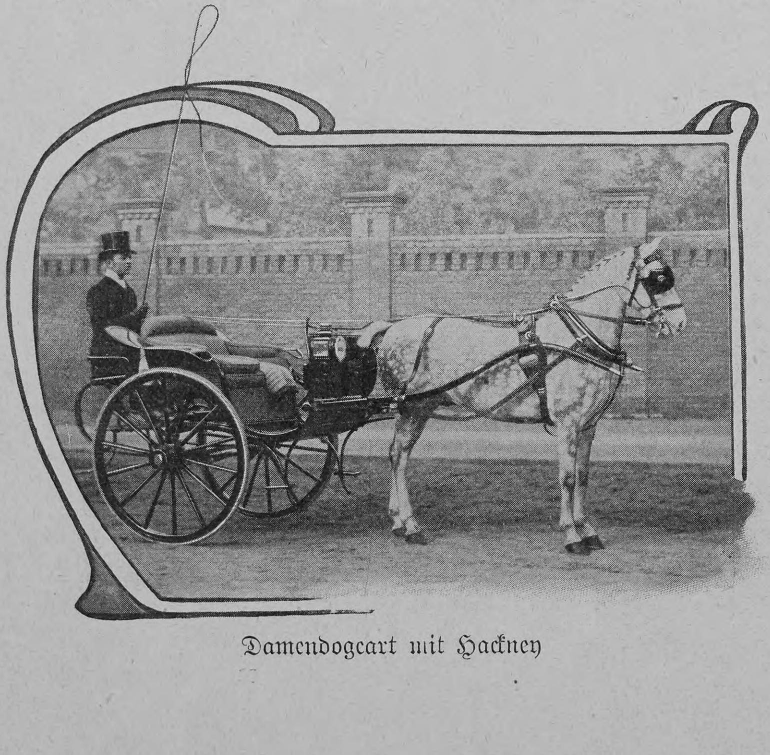
von

Rich. Schoenbeck

Mein lieber Freund!

Du ſiehſt mich untröſtlich, daß ich Deiner liebenswürdigen Aufforderung, der Einweihung Deines neuen Schloſſes beizuwohnen, nicht entſprechen kann. Die Folgen meines Rumplers auf der Carlshorſter Bahn, der meiner ſchönen Liddy Great das Leben koſtete, ſind noch immer nicht überwunden. Teplitz hat allerdings Wunder getan, und ich hoffe doch, bald ganz geſund zu werden, damit ich Dir wenigſtens im Frühjahr nicht abermals einen Korb zu geben brauche, wenn Du Deine reizende Braut als glückliche Gattin in das feenhafte Heim führſt. Du Glücklicher — na, aber nur keine Reflexionen! Meine augenblickliche Abweſenheit wäre ja weiter kein großes Unglück, wenn Du mir nicht gleichzeitig den ehrenvollen Auftrag erteilt hätteſt, Deinen Marſtall einzurichten. Siehſt Du, lieber Freund, das wäre meine Paſſion geweſen! Da ich aber doch nichts weiter unternehmen kann, ſo will ich Dir das Opfer bringen und in das Tintenfaß ſteigen, um Dich wenigſtens auf einige Punkte dabei aufmerkſam zu machen, denen Du Deine Beachtung ſchenken mußt.

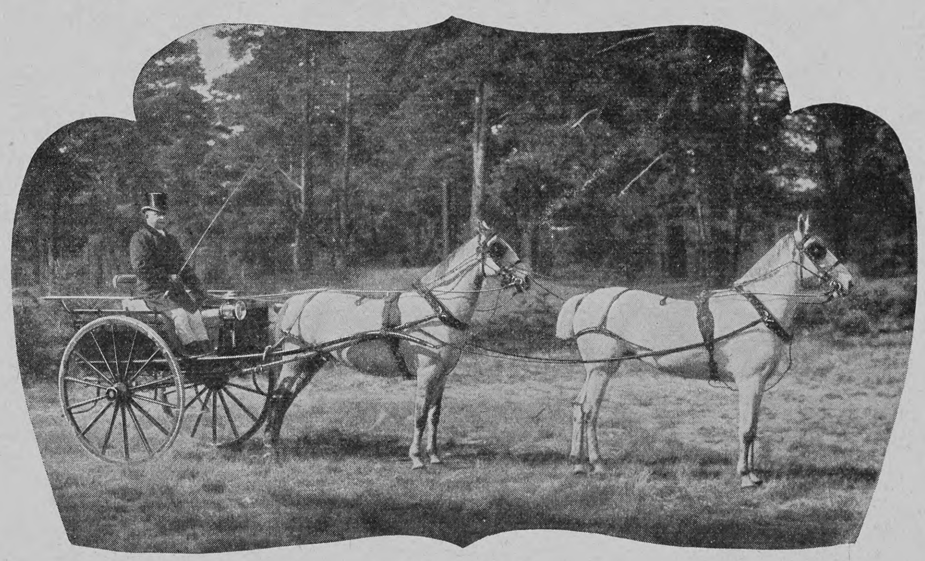
Dein alter Friedrich, das Stallfaktotum von Deines ſeligen Vaters Zeiten her, iſt zweifellos eine treue und zuverläſſige Seele, dem Du ja im Stallrayon auch irgend einen Vertrauenspoſten übertragen kannſt — aber weißt Du — ſo ehrwürdig ſein weißer Vollbart auch ausſieht und ſo geſchmackvoll er vielleicht die hinten auf dem Rockkragen aufſtoßenden Haare auch findet — absolument impossible! „Nicht zu machen“, wie der Berliner ſagt. Wir ſind hier nämlich ſeit einigen Jahren in bezug auf den Fahrſport ziemlich kritiſch geworden, d. h. ſeitdem der deutſche Sportverein, dem als Vorſtandsmitglied anzugehören ich die Ehre habe, es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, durch Abhaltung jährlicher Concours hippiques nach dem Beiſpiel unſrer ſämtlichen ausländiſchen Nachbarſtaaten, den Berlinern zu zeigen, wie man eigentlich anſpannen ſoll. — Du, das war ſehr nötig — aber ſchon machen ſich die Erfolge dieſes „Anſchauungsunterrichts“, der in den allerdings leider bald wieder entſchlafenen Promenadenfahrten auf der wunderbaren Siegesallee gleichſam eine Fortſetzung fand, ſehr angenehm bemerkbar. Man kennt Berlin gar nicht wieder, man ſieht tatſächlich jetzt ſchon recht ſchicke Equipagen jeden Genres, was doch darauf ſchließen läßt, daß das gute Beiſpiel Schule macht.



Damendogcart mit Hackney

Alſo um auf Dich und Deinen zukünftigen Marſtall zurückzukommen, ſo muß ich geſtehen, daß 16 beſetzte Stände immerhin eine recht achtbare Leiſtung darſtellen — Notabene, wenn ſie gut beſetzt ſind. Von vornherein gehen vier Reitpferde, zwei für Dich und zwei für Deine zukünftige Frau Gemahlin, davon ab — natürlich muß ſie ſie vorfinden, wenn ſie ihren Einzug hält —, ſo bleiben für den Fahrdienſt noch zwölf Stände — gratuliere! Iſt mir aber lieb, daß ich ſie nicht aus eigner Taſche zu beſetzen und zu unterhalten brauche. Aber Du kannſt es ja!

Nun kommt die Frage: wie ſollen ſie beſetzt werden? Wenn Du erſtmals Deine junge Frau anſtändig in ihr neues Heim führen willſt — es ſind doch gut immerhin zwei Meilen von der Bahnſtation —, ſo kann das nur mit vier anſtändigen Coachhorſes geſchehen, die Du auch in die Roadcoach, den Drag oder den Char-à-bancs ſpannen kannſt. Die Farbe dieſer Pferde würde keine hervorragende Rolle ſpielen, aber die Raſſe! Die Stangenpferde müſſen ſtark, tief und kurzbeinig ſein, die Vorderpferde gleicher Art, etwas leichter, beſonders aber edel und ſehr gängig. Ich bin ein großer Patriot, auch in bezug auf unſre deutſchen Zuchten, ſoweit ich aber Gelegenheit hatte, Vergleiche anzuſtellen — und ich fand ſolche vielfach — konnten unſre deutſchen Pferde wenigſtens in bezug auf Gang keinen Vergleich aushalten mit den engliſchen im Huntertyp gezogenen oder auch den größeren Hackneys, die z. B. in Deutſchland das Geſtüt Zieverich am Rhein, Herrn Rittmeiſter Gottlieb Langen gehörig, in beſonderer Güte produziert. Unter den deutſchen Pferden, die natürlich billiger zu acquirieren ſind, ſtände Dir die Wahl frei zwiſchen Oldenburgern — die eine ſehr anſehnliche Figur machen —, großen Oſtpreußen aus der Memeler Gegend, Holſteinern, Mecklenburgern, Oſtfrieſen und Hannoveranern, letztere beſonders aus der Kehdinger Gegend. Das muß ich natürlich Deinem Geſchmack und dem überlaſſen, was Du für eine Summe anzulegen gedenkſt. Gut ausſehende Ruſſen werden ja vielfach importiert; ich ſchwärme nicht für ſie, weil ſie, wenn auch ſchnell, meiſt „bügeln“, auch vielfach nicht genügende Tiefe beſitzen. Dagegen würden die großen ungariſchen Pferde, die allerdings ihren guten Preis haben, wohl mit in Betracht zu ziehen ſein.



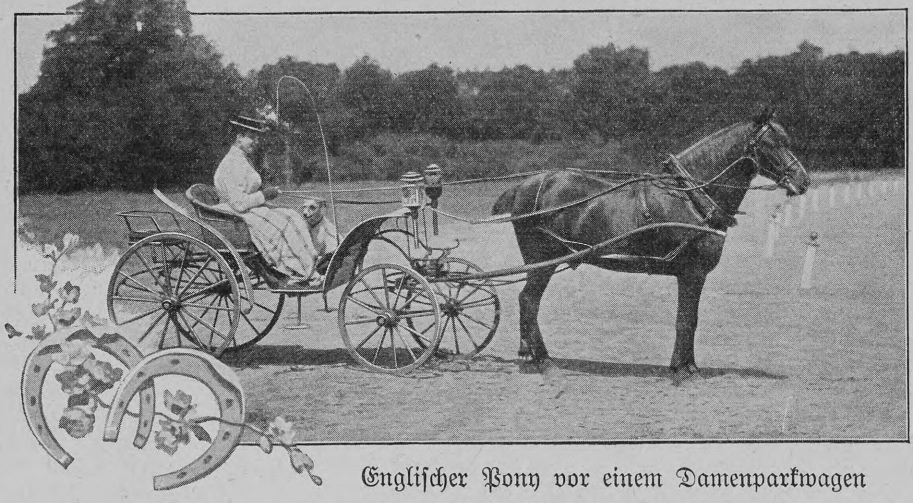
Ein Tandem

Dieſe Pferde würden geſpannweiſe natürlich auch in der Viktoria und im Landau gehen, auch im Coupé, falls Du nicht vorziehſt, dieſes einſpännig mit einem hervorragend gängigen großen Pferde zu beſpannen — ſehr ſchick!

Dabei möchte ich gleich etwas erwähnen, was Du nicht außer Betracht laſſen ſollteſt. Du weißt, daß heutzutage, wie vor 150 Jahren ſchon einmal, eine ebenſo geſchmackloſe wie tierquäleriſche Mode, das Coupieren der Pferdeſchwänze, platzgegriffen hat, ein direkter, gänzlich unmotivierter Eingriff in die Struktur des Knochengebäudes. Wenn man ſo einen Viererzug köſtlicher und teuerſter, edler Pferde ſieht, daß einem das Herz im Leibe dabei lacht, und der Blick fällt dann auf die elenden, armen, in die Luft gereckten Stummelchen, denen man mit Raffinement auch noch die wenigen Haare abgeſchnitten hat, die noch übrig waren, dann möchte man heulen! Ich wenigſtens habe immer dieſe Empfindung! Ich kenne Dich ja lange genug, mein lieber Alter, um zu wiſſen, daß Du ein offenes Auge für alles Schöne haſt — die Wahl Deiner Braut iſt ja wieder ein Beweis dafür. Du haſt auch nie Deinen Körper durch die modernen, vielfach unſchönen, bummeligen Gigerlmoden verunziert, alſo wirſt Du vielleicht auch bei der Wahl Deiner Pferde möglichſt nicht coupierte Tiere zu kaufen ſuchen — Notabene, wenn Du ſolche bekommſt —, um dadurch das hohe Verdienſt zu haben, einer der wenigen zu ſein, die gegen dieſe elende Mode energiſch Front machen. Nebenbei ſollen die in den teilweiſe ſchon genannten Voitüren — Barouche, Victoria, Vis-a-vis, Landau — eingeſpannten Pferde überhaupt nicht coupiert ſein, ſondern volle Schweife haben, die man etwa 5 Zentimeter unter der Rübenſpitze ſtumpf — innen etwas kürzer wie außen — abſchneidet.

Außer dieſem Vierſpänner, bezw. beiden Zweiſpännern von Karoſſiers wirſt Du nicht umhin können, Dir einen Viererzug, oder aber zwei Einzelgeſpanne von ſchneidigen Juckern hinzuſtellen, die Du gar nicht entbehren kannſt, um ſelbſt zu kutſchieren, bezw. um in die Stadt oder zur Jagd zu fahren. Daß Du zu dieſem Zweck die ungariſchen, ſchnittigen, edlen, kleineren, aber ſehr ſchnellen Pferde wählſt, brauche ich Dir wohl kaum zu ſagen. Allerdingſt wirſt Du zur Erlangung hervorragenden Materials nach Wien oder Budapeſt fahren müſſen, und beſſer noch zu den Züchtern ſelbſt, von denen ich Dir verſchiedene Adreſſen angeben kann. Stelle Dir einen ſolchen Juckerzug möglichſt bunt zuſammen, und kaufe Dir gleich noch ein Reſervepferd, das Du auch als fünftes Pferd zwiſchen den beiden Vorderpferden mit einſpannen kannſt. Mit dieſen fünf Pferden, die hauptſächlich für Deinen eignen Gebrauch beſtimmt ſind, kannſt Du in vielen Variationen fahren. Du haſt den Vierer- und Fünferzug, Du wirſt Dir einen eleganten leichten Tandemzug daraus zuſammenſtellen können, und endlich werden dieſe Pferde zweiſpännig Dienſt tun, um zur Station zu fahren, Gäſte abzuholen, Einkäufe aus der Stadt nach Hauſe zu bringen, Deine Jagdgäſte ins Terrain zu fahren u. ſ. w. Alſo an Verwendung für dieſe Jucker fehlt's nicht, ſelbſt einſpännig in einer leichten Dogcart ſind ſie zu empfehlen, während die Karoſſiers mehr für die Ausfahrten Deiner Gattin, bezw. mit Dir zuſammen beſtimmt ſind. Allerdings werden die Stangenpferde auch ein vorzügliches Material für Deinen Mailphaeton abgeben, während Du die leichteren Vorderpferde ſehr paſſend in einen leichten Kutſchierwagen einſpannen kannſt.

Nun haben wir nur noch drei Stände zu beſetzen. Da mir bekannt iſt, daß Deine künftige Gattin beſondere Paſſion für Pferde hat — ſie iſt auch eine famoſe Reiterin — ſo würdeſt Du ſie unzweifelhaft damit außerordentlich erfreuen, wenn Du ihr zum Selbſtkutſchieren ein Paar kleinere,



Engliſcher Pony vor einem Damenparkwagen

edle und gängige, abſolut ſichere — Pardon, bei Pferden kann man nur von „relativ“ ſicher ſprechen — alſo ſichere Pferde, nicht über 1,55 Meter groß, hinſtellteſt. Die wird ſie einſpännig oder zweiſpännig mit großem Vergnügen ſelbſt ſteuern, wenn ſie eben ſicher ſind und leicht am Gebiß ſtehen — für kleinere Spazierfahrten, zu Vormittagsbeſuchen in der Nachbarſchaft u. ſ. w. Selbſt Du wirſt es nicht verſchmähen, Dich hin und wieder von dieſem reizenden Kutſcher fahren zu laſſen und dabei über Dein Glück nachzudenken. In dieſem Falle würde ich Dir raten, wieder unter den engliſchen Pferden, und zwar den ſo vorzüglichen Ponies, die für jeden Gebrauch geeignet ſind, Umſchau zu halten. So nützlich dieſe Pferde in England ſind, bei uns wollen ſie ſich nicht einbürgern. Wir wollen immer nur große Pferde, was ganz falſch iſt — ſie füttern ſich ſchlechter und leiſten ſchließlich doch nicht mehr wie jene auch ihrem Temperament nach ausgezeichnete Raſſe. Und nun gar im Luxuszug! Noch eine Pferderaſſe, die, was Leiſtungsfähigkeit anbelangt, ſich auch eines beſonders guten Rufes erfreut, könnte eventuell dabei mit in Betracht kommen. Es ſind dies die beſonders in der Gegend von Radautz gezogenen Huzulen, die auch nur klein, aber beſonders als Gebirgspferde ſehr geſchätzt ſind.

Alſo dieſe beiden, ſpeziell der Hausherrin gehörigen Pferde können, wie ich ſchon anführte, ein- und zweiſpännig benutzt werden. Einſpännig in einer niedrigen Dogcart oder in einem leichten Parkwagen, zweiſpännig im Damenphaeton, Spider Duc u. ſ. w.

Jetzt iſt nur noch ein Stand zu beſetzen. Dieſen hatte ich für einen ganz kleinen Shetlandpony beſtimmt, allerdings erſt in vier oder fünf Jahren. Darin wirſt Du mir recht geben. Inzwiſchen mag er frei bleiben, wenn Du es nicht vorziehſt, noch ein beſonders großes, ſchön aufgeſetztes und ſteppendes Kabriolett- oder Coupépferd hineinzuſtellen. Damit wäre alſo Dein Marſtall eingerichtet — leider vorläufig erſt auf dem Papier. Nun kommen wir zu den dafür erforderlichen Wagen. Von dieſen iſt das Beſte gerade gut genug — auch das billigſte. Bei der Auswahl der Wagen rate ich Dir, ruhig in Deutſchland zu bleiben. Wir haben auch hier Firmen, die den engliſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen durchaus ebenbürtig ſind, und wenn Du es wünſcheſt, ſo kann ich Dir auch derartige Firmen nennen.

Für Deinen Marſtall brauchſt Du allerdings auch eine ziemlich große Remiſe, in der zehn bis zwölf Wagen untergebracht werden können, ſelbſtverſtändlich mit den nötigen Nebenräumen zum Waſchen der Wagen u. ſ. w. Ich möchte hier nur die Wagen anführen, die Du unbedingt haben mußt, um — Deinem Marſtall und Deiner Stellung als Grand Seigneur entſprechend — anſtändig aufzutreten.

Wir haben da alſo die Wagen, die der Kutſcher vom Bock fährt, und die Selbſtkutſchierwagen. Von den erſteren brauchſt Du in erſter Linie eine Viktoria und ein Coupé, vielleicht auch zwei dieſer letzteren Art, ein ſchwereres für euch beide bei ſchlechtem Wetter oder in der kälteren Jahreszeit, und ein leichteres, in dem Deine Frau oder Du mal zu Empletten eventuell allein nach der Stadt fahren können. Betreffs der Viktoria, ſo beherrſcht augenblicklich der Mylord Bateau die Mode, und wenn man im allgemeinen auch etwas leichter zu bauen beginnt, ſo behält man trotzdem die runden ſteilen Formen bei und richtet den Wagen im Innern komfortabel zu. Ich will betreffs der Lackierung u. ſ. w. nicht allzuſehr ins Detail gehen, möchte aber doch bemerken, daß dieſe Wagenſpezies nur vorn Druckfedern, hinten aber C-Federn haben muß. Als höchſter Luxus der Gattung Viktoria gilt die Konſtruktion des Wagens auf acht Federn mit Langbaum; letzterer iſt auf dem Lande ſehr praktiſch, beſonders bei ſchlechten Wegen — alſo eine Barouche —, doch halte ich eine ſolche nicht für beſonders notwendig. Auch von dem Familienfuhrwerk par excellence, dem Landau, bin ich kein beſonderer Freund, wenngleich er für den Gebrauch von vier Perſonen ja ganz praktiſch iſt, beſonders und am eleganteſten in der Variation als Vis-a-vis oder Halbkaleſche.

Trakehner Pferde vor einer Viktoria (Kaiſerliche Equipage)

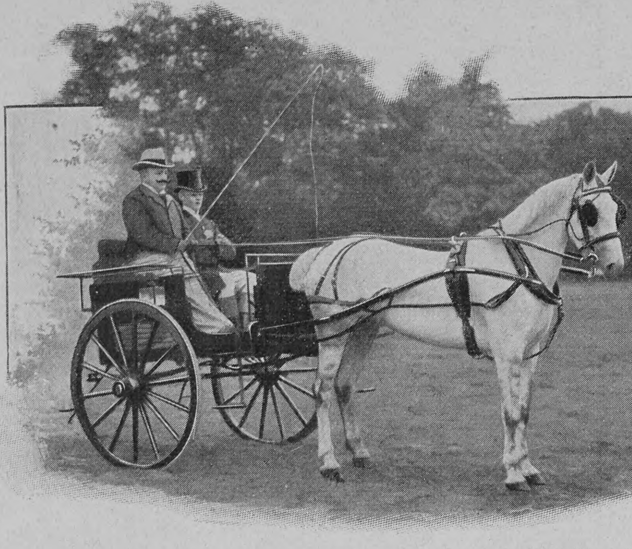
Ein gedeckter leichter Omnibus zur Abholung von Gäſten von der Bahn u. dgl. mehr iſt ein höchſt nützliches Vehikel und kaum zu entbehren, bezw. auch ein offener, die Charette-Wagonnette. Alle dieſe Wagen werden natürlich zweiſpännig gefahren. A double usage, d. h. zwei- und vierſpännig, iſt ein offener Pürſchwagen, bezw. auch ein ſogenannter Sandſchneider oder Neutitſcheiner erforderlich — Arbeit für Deine Jucker. Deine Coachhorſes aber gehen in der Mailcoach, bezw. im Drag — wenn Du zu den Rennen fährſt — auch die offenen Coaches (Char-à-bancs) und die Herrenbreaks ſind für dieſen Zweck ſehr vornehme Fahrzeuge. Natürlich muß ich es Dir und Deinem Geſchmack überlaſſen, welchem von dieſen Fahrzeugen Du den Vorzug gibſt.

Danach kommen wir zu den Wagen, bei denen Du bezw. auch Deine Gattin ſelbſt die Zügel in die Hand nehmen, und zwar mit zwei Pferden beſpannt. Um wie immer mit den Damen zu beginnen, ſo brauchen wir einen Parkwagen mit niedrigen Rädern, ohne Kutſchbock, aber mit Bedientenſitz für den Groom. Zieht Deine Gattin jedoch den Damenkutſchierwagen (Duc) vor, ſo wirſt Du Dich damit abzufinden haben. Er hat hohe Räder, hinten aber ebenfalls den Sitz für den Groom. Für Dich ſelbſt empfehle ich entweder den Mail-Phaeton mit Langbaum oder Parallelogrammfeder oder den ebenſo beliebten Spider. Beide Fahrzeuge ſind gleich vornehm. Um auch einmal einſpännig zu fahren, empfehle ich Dir eine Dogcart, die man in ſehr verſchiedenen Nuancen hat. Die Hauptſache aber iſt, daß das Ding in richtigem Verhältnis zur Größe des Pferdes ſteht. Nichts ſieht miſerabler aus als ein großes Pferd, das eine Dogcart mit niedrigen Rädern hinter ſich herſchleift. Das richtige Maß wirſt Du ſtets erkennen, wenn die Gabelbäume parallel dem Erdboden liegen; demnach iſt die Höhe der Räder maßgebend.

Willſt Du Tandem fahren — und ich zweifle keinen Augenblick, daß Du dieſe eleganteſte und vornehmſte Art des Herrenfahrſports wirſt ausüben wollen —, ſo brauchſt Du dazu ein beſonderes zweirädriges Gefährt, ſo man mit dem Namen Tandemcart belegt hat. Auch bei dieſem müſſen die Räder ſehr hoch ſein, weil man ein großes Pferd in die Gabel ſpannt, der Kutſcher ſitzt dos-à-dos mit Dir, wie meiſt bei der Dogcart. Nur die mit Verdeck verſehene Charette führt einen beſonderen Dienerſitz hinten, beim Tilbury, der Matinale und der Cabcart ſitzt der Kutſcher neben Dir. Alſo, um auf die Tandemcart wieder zurückzukommen, ſo führt dieſe gerade Gabelbäume, keine geſchweiſten wie die Dogcarts. Sie muß ſo hoch ſein, daß man vom Bockkiſſen aus über Kopf und Hals des Scherenpferdes diejenige Stelle der Straße ſehen kann, über die das linke Wagenrad gehen wird. Selbſtredend müſſen beſonders hier die Gabelbäume parallel dem Erdboden liegen, außerdem muß die Tandemcart ein bewegliches Ortſcheit beſitzen, das am beſten durch Haken an der Achſe zieht.

Und nun ſchnell noch etwas über die Einſpannung. Das Gabelpferd trägt ſchwarzes oder braunes Kummet-Sellette-Geſchirr. Das Spitzpferd kann auch im Bruſtblatt gehen, aber niemals im halben Zweiſpänner mit Kammdeckel. Die Vorderſtränge werden an den Strangſchnallen des Scherenpferdes eingehakt, können jedoch auch an einem beſonderen Ortſcheit befeſtigt werden, das vermittels eines zweiten Ortſcheites am Kummet des Gabelpferdes befeſtigt iſt. Wenn der Wagen keine Bremſe hat, ſo muß das Gabelpferd mit Umgang, ſtets aber mit Strangträgern verſehen ſein. Die Gabelbäume ruhen, wie beim einſpännigen Gig, in geräumigen Scherenträgerſtrippen. Die Kammdeckelſchlüſſelringe ſind zur Trennung der Leinen ſichelförmig geteilt. Der Ring zum Durchführen der Leinen des Spitzpferdes iſt entweder in einem Schnallſtück befeſtigt, das auf der Schnalle des Kehlriemens

Ein Viererzug engliſcher Coachhorſes vor einem Drag



Dogcart mit einem engliſchen Coupépferd beſpannt

angebracht wird, oder es befindet ſich an einem Ringe ein metallener Stiel, durch den die Schnallenenden des Kopfſtückes durchgezogen werden. Aufſetzzügel ſind nicht unbedingt, beim Spitzpferd überhaupt nicht erforderlich, und als Kandare bedient man ſich des Liverpool- oder Elbowgebiſſes.

Nun aber fürchte ich Deine Geduld auf eine etwas harte Probe geſtellt zu haben, und beeile mich, zu ſchließen. Ja — ehe ich es vergeſſe — einen Einfahrwagen mußt Du unbedingt haben. Der iſt auch ſehr nützlich zum Transport von Gepäck u. dgl. von und nach der Bahn. Gern hätte ich Dir auch noch etwas über die Beſchirrung für die verſchiedenen Arten der Einſpannung geſagt — ich verſpare mir das für ein andres Mal.

Nun aber Schluß für heute, ich kann wirklich nicht mehr. Willſt Du die Güte haben, mich Deiner reizenden Braut angelegentlichſt zu empfehlen, ſo wird mich das ſehr erfreuen. Du ſelbſt ſei herzlichſt gegrüßt von Deinem alten Freunde und einſtigen Regimentskameraden

Konrad.

Zwei Karoſſiers vor einem Mailphaethon

Das Grab der Julia

Novelle

von

Karl Herold

Das Zimmer Nummer 10 der Colomba d'Oro zu Verona lag in halber Dunkelheit, obgleich draußen die Septemberſonne noch über der Stadt leuchtete. Die Vorhänge des einzigen großen Fenſters waren zugezogen, und in einem der beiden Betten lag eine ältere Dame mit bleichen, ſchmerzverzogenen Zügen.

Sie richtete ſich ein wenig auf und ſagte nach ihrer jüngeren Geſellſchafterin hinüber: „Du ſollteſt dir etwas friſche Luft und Zerſtreuung gönnen, Eugenie. Du biſt ganz blaß geworden in dieſen Tagen, da du für mich barmherzige Schweſter geweſen biſt.“

„Barmherzige Nichte!“ lachte die jüngere Dame. „Aber du darfſt dir darüber keine Gedanken machen, Tantchen, ich fühle mich ſo wohl wie ein Fiſch im Waſſer. In meinem Alter hat man überhaupt nicht mehr die roſigen Wangen der Backfiſche.“

Die Tante ſeufzte leiſe. „Du verſuchſt luſtig zu ſcheinen, Kind, und doch wirſt du mich und dich ſelbſt nicht darüber hinwegtäuſchen können, daß du nicht glücklich biſt. Seit mehreren Tagen bin ich durch mein tückiſches Leiden wieder an das Bett gefeſſelt, und wenn auch für diesmal die Gefahr beſeitigt iſt, ſo kann ich doch leicht und bald einem neuen Anfall erliegen. Dann wirſt du ganz allein in der Welt ſtehen!“

„Aber, Tante, weshalb immer wieder davon ſprechen? Du biſt da und wirſt in wenigen Tagen wieder geſund ſein. Weshalb darüber hinaus denken? Iſt denn das Unglück ſo ſehr groß, daß ich keinen Mann gefunden habe? Ich meine, man kann auch als alte Jungfer ganz glücklich ſein.“

„Das einzige Glück für das Weib liegt doch darin, daß es ſich an den Mann anlehnen kann. Ich habe erſt nach dem Tode meines Mannes recht empfunden, was er mir geweſen, wie glücklich ich geweſen bin.“

Eugenie zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe. „Du magſt recht haben, Tante, ich finde es, genau wie du, als das richtige für ein Mädchen, zu heiraten — notabene, wenn ein Mann, der ihr nicht gleichgültig iſt, ſie mag. Ich habe Freier gehabt, Tante; nun, du kennſt ſie ſelbſt. Einen von denen — nein! Mein Herz ſoll doch auch ein bißchen mit dabei beteiligt ſein! Und da wir jetzt allein ſind und das Zimmer ziemlich dunkel, kann ich dir auch geſtehen, daß es einen Tag gegeben hat, da ich wünſchte, einem Manne zu gefallen. Er hat mir indeſſen nicht die Ehre angetan, mich beachtenswert zu finden, und du würdeſt wohl kaum von mir verlangt haben, daß ich ihn darauf aufmerkſam machte, er ſei mir nicht ganz gleichgültig.“

Die alte Dame ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Willſt du nicht das Fenſter öffnen, Kind?“

Eugenie trat in die Niſche, und die Gardinen von ſchwerem gelbem Damaſt verdeckten nun zur Hälfte ihre hohe, ſchlanke Geſtalt. Sie zog die Vorhänge zurück und öffnete.

Es lag ein ſtiller Sonntagnachmittag über Verona. Der Vicolo Disciplina, die dort unter dem Fenſter in die Via Colomba einmündende Gaſſe, brütete öde in der Sonne. Gegenüber in dem kleinen Gärtchen war eine Katze über die Roſenbüſche und Reben emporgeklettert und hatte ſich oben auf dem Staket ein nicht gerade bequemes Plätzchen ausgeſucht. Sie blinzelte träge in die Strahlen und ließ ſich weder durch die Rufe noch durch die kleinen Steinchen, die ein dunkeläugiges Kind aus einem Fenſter zu ihr herabſandte, in ihrer Ruhe ſtören.

Der Sonnenglanz und die heilige Sonntagsſtille flatterten auch hinein in das Gemach zu den beiden Damen. Eugenie lehnte im Fenſter und ſchaute hinüber nach der Tante. Dieſe atmete tiefer auf, es kam wie ein Anflug von Röte in ihr Geſicht.

„Du biſt zu ſtolz, Eugenie, zu zurückhaltend!“ begann ſie leiſe. „Gerade die Männer, die dein Wiſſen, die dich ſelbſt, wie du in Wirklichkeit biſt, zu ſchätzen verſtänden, laſſen ſich davon abſchrecken. Sie fürchten, daß du nicht ihre Frau, ſondern ihre Herrin werden möchteſt. Davor hüten ſie ſich. Ich weiß es, daß du ein weiches, gutes Gemüt haſt, daß du eine dankbare Frau ſein würdeſt. Aber laß es auch die ſehen, die es intereſſiert! Und es iſt ſchließlich keine Schande, einen Mann merken zu laſſen, daß man ihn ſchätzt und gern ſieht. Es wird keinem Menſchen einfallen, einem Mädchen zuzumuten, dem Manne ihrer Wahl eine Liebeserklärung zu machen; ſie hat jedoch ſehr viele Mittel, ihm zu zeigen, daß er ihr nicht gleichgültig iſt, ohne dadurch im geringſten unweiblich zu werden, und du ſollteſt dieſe Mittel nicht verſchmähen. Du biſt jetzt dreißig Jahre alt, vielleicht iſt es noch nicht zu ſpät.“

Eugenie runzelte ein wenig die Stirn. „Weshalb ſagſt du mir jetzt das alles?“

„Weil ich ein wenig ruhen möchte. Weil ich dich bitten möchte, unten dein Diner einzunehmen und dann einen Spaziergang zu machen. Weil unten —“ ſie hielt inne und ſchaute Eugenie bittend an.

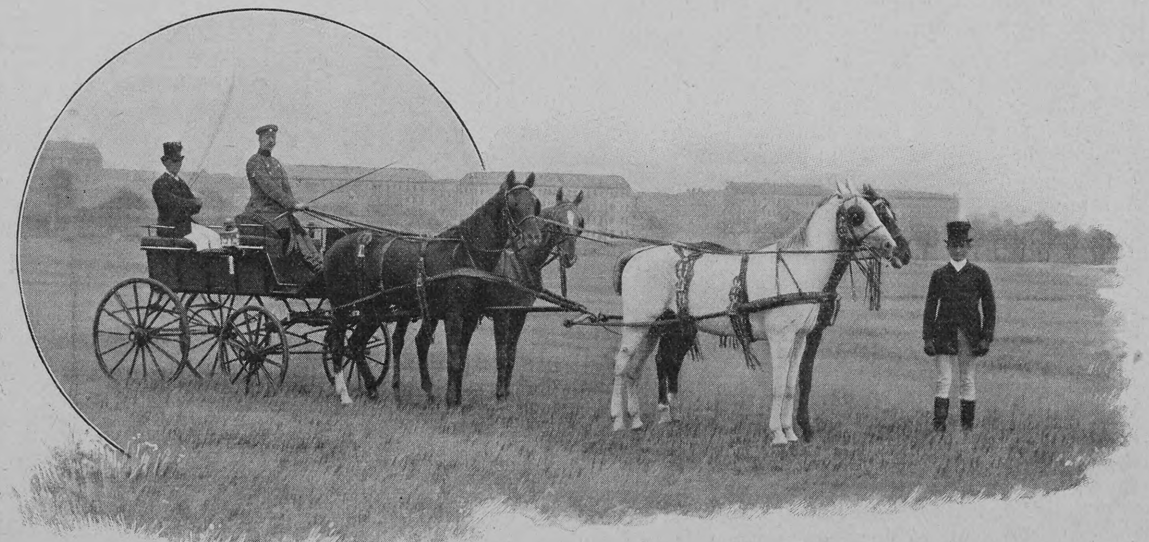
Das Mädchen ſeufzte. „Es iſt umſonſt, Tante, indes will ich dir den Gefallen tun.“ Sie nahm den Hut und einen Spitzenkragen und verließ, der Kranken einen Gruß zunickend, das Zimmer.

Auf der Treppe kam ihr die Cameriera entgegen. „Wie gut, Signorina, daß Sie da ſind. Wir haben ein Unglück gehabt, und ich wollte Sie um etwas bitten. Geſtern abend iſt Bernardo mit dem Rad hinaus auf das Landgut des Herrn gefahren, um ihm Bericht zu erſtatten, und unterwegs geſtürzt. Nun liegt er oben in ſeiner Kammer, der Kopf iſt ihm ganz zerſchlagen, und der Arme muß Eisumſchläge machen. Aber unten iſt der deutſche Herr, den wir nicht verſtehen, da nur Bernardo deutſch ſpricht. Wollen Sie uns nicht ſagen, was er wünſcht?“

Eugenie war errötet. Sie folgte dem Mädchen hinab in den Speiſeſaal und ließ ſich an einem der Tiſche nieder. Außer dem Herrn war niemand da. Er hatte finſter zu Boden geblickt, bei ihrem Eintreten jedoch kam ein freundlicherer Ausdruck in ſein Geſicht.

Einen Moment hatte Eugenie noch gezögert. Als ſie vor drei Tagen hier angekommen, hatte ſie den Fremden bereits geſehen, und ſeine ſtattliche Erſcheinung, die lebhaften Augen, die aus ſeinem ſonnengebräunten Geſicht blitzten, flößten ihr ein unwillkürliches, ſelbſt von der Tante bemerktes Intereſſe ein. Um ſo ſchwerer kam es ihr nun bei ihrem ſeltſam gearteten Naturell an, die Bekanntſchaft mit ihm einzuleiten. Doch mit plötzlichem Entſchluß wandte ſie ihm ihr Geſicht zu. „Sie haben Unbequemlichkeiten mit den Leuten hier? Darf ich Ihnen meine Vermittlung anbieten?“

„Gnädigſte ſind zu gütig. Ich nehme dankbar an.“ Sein Geſicht war dabei ganz heiter geworden;



Ein Viererzug ungariſcher Jucker

Eugenie ſah, wie es ihm Freude machte, deutſch ſprechen zu können. Seine Angelegenheit mit dem Kellner war dann ſchnell geordnet, und während ſie bei Tiſche ſaß, ſprach er zu ihr herüber. Er erzählte von ſeiner Reiſe und von ſeiner Heimat, und wie er doch trotz aller Schönheit und Eigenartigkeit, die Italien ihm gezeigt habe, recht oft eine lebhafte Sehnſucht nach Hauſe empfinde.

Sie hatte ihm darauf geantwortet, daß ſelbſt der ödeſte Ort, wo man einen lieben Menſchen habe, größere Anziehungskraft beſitzen könne als die ſchönſte Fremde, in der man allein ſei.

„Aber ich bin dort auch allein!“ verſetzte er darauf. „Es iſt ein kleines Schlößchen in Oberöſterreich, meine Gnädige, und ich liebe es ſo, weil es mir, dem Heimatloſen, eine Heimat gegeben hat.“ Dann nannte er ihr ſeinen Namen, Emmerich von Sandorf, und erzählte ihr weiter von ſeiner Beſitzung, die nördlich der Donau in einem grünen Tale eingebettet liege.

Eugenie hatte inzwiſchen ihr Mahl beendet, und er trug ihr für den Spaziergang ſeine Begleitung an.

An der Piazza Brà ſchlug er ihr vor, einen Kaffee im „Vittorio Emanuele“ zu nehmen, und ſie ſaßen dort am Fenſter und ſchauten hinaus in das Auf- und Abwogen des Volks, das durch ein Konzert der Militärkapelle hergelockt worden war.

„Möchten gnädiges Fräulein einen größeren Spaziergang unternehmen?“

„O,“ ſagte ſie darauf, „ich will nur der Tante den Willen tun und zwei Stunden fortbleiben. Ich kann dabei etwas anſchauen — drei Tage in Verona und noch nichts geſehen als die Via Colomba!“

Er ſchlug vor, mit ihr nach dem Dom zu gehen, indes lehnte ſie dies ab, und auch in der Arena umherzuklettern hatte ſie keine Luſt. „Wenn Tante wieder wohl iſt, muß ich das alles ja doch noch anſehen. Ich will heute gar keine Kunſt!“

Er lachte dabei. „So degoutiert von der Kunſt? Dann beſitzt dieſe Stadt allerdings etwas, was Ihren Beifall finden wird — das Grab der Julia.“

„Ja, ja,“ ſagte ſie eifrig, „gehen wir dahin. Iſt es weit?“

„Die Zeit reicht dafür vollkommen aus. Sollten gnädiges Fräulein vielleicht einen Kranz dort niederlegen wollen?“

„Einen Kranz?“ wiederholte ſie.

„Es iſt dies das Opfer liebender Mädchen, das heißt — unglücklich liebender,“ verbeſſerte er ſich ſchnell, „und ich hoffe, daß Sie in dieſer traurigen Lage nicht ſein werden.“

„Nein, nein,“ verſicherte ſie energiſch, „ich bin ſogar in der glücklichen Lage, noch nie geliebt zu haben und, offen geſtanden, ich finde die Aufregung, die ich an verliebten Perſonen bemerkt habe, weder für ſie behaglich noch für andre angenehm.“

Ein Blumenmädchen trat an die beiden heran, und Emmerich reichte ſeiner Begleiterin ein Sträußchen Roſen, das ſie in ihrem Gürtel befeſtigte. Als ſie wieder aufſah, bemerkte ſie, daß er ein zweites Sträußchen in der Hand trug.

„Aber mir ſcheint, Sie wollen am Grabe der Julia eine duftige Gabe niederlegen! Lieben Sie vielleicht unglücklich?“

„Gewiß,“ ſagte er mit lachendem Geſicht, „ſehr unglücklich. Selbſtverſtändlich — wenn man die Dame ſeines Herzens ſeit achtundzwanzig Jahren nicht geſehen hat!“

Eugenie blickte ihn zweifelnd an. „Seit achtundzwanzig Jahren? Ich ſehe wohl, daß Sie kein Jüngling mehr ſind, aber ſeit achtundzwanzig Jahren — das iſt doch nicht möglich!“

„Aber gewiß, gnädiges Fräulein. Ich habe jetzt vierzig Jahre, und damals, als wir für ewig Abſchied nahmen, war ich wenig über zwölf Jahre alt.“

„Alſo eine ſehr unſchuldige Jugendliebe!“

„Sehr unſchuldig? Ich bitte, ſie hat mich beinahe zum Verbrecher gemacht!“

„Sie ſollten mir das erzählen, die Straße hier iſt ohnehin nicht beſonders intereſſant.“

„Mit größtem Vergnügen!“ hatte er geantwortet, und während ſie nun in die Via Pallone einbogen, begann er: „Mein Papa lag in einer kleinen ungariſchen Grenzſtadt in Garniſon und ich war nach der nächſten größeren Stadt in Kroatien geſandt worden, um dort die Schule zu beſuchen, denn drüben in unſerm Neſte war es damit ſchlecht beſtellt. Es war noch goldene Zeit damals, das Geld noch etwas wert, und ich habe bei einem Taſchengeld von zwei Kreuzern die Woche ſtolz und zufrieden gelebt.“

„Zwei Kreuzer?“ fragte Eugenie ſtaunend.

„Ich war reich dabei. Ich bekam für einen Kreuzer fünfzehn geröſtete Kaſtanien, und dieſes Vergnügen zweimal in der Woche genügte. Aber dann trat eine Wendung ein. Ich wurde in die Tanzſtunde geſchickt, und die Liebe zog ein in mein zwölfjähriges Herz. Nun mußte ich alle Gelüſte auf Kaſtanien ſchwinden laſſen. Die kleine Julia Zambor war aber auch ein zu ſchönes Mädchen, und alle die Jungens, die mit mir die Tanzſtunde beſuchten, beneideten mich darum, daß ich ihr Ritter ſein durfte. Dieſe Ritterwürde koſtete mich allwöchentlich mein Taſchengeld. Bevor ich zum Tanzmeiſter ging, riß ich allemal ein weißes Blatt Papier aus einem meiner Hefte, machte ein kleines Tütchen daraus, und darin präſentierte ich ihr dann die beſten Bonbons. Zweimal wöchentlich für einen Kreuzer. Und ſie griff mit ihren kleinen, roſigen Fingernchen in die Tüte und naſchte, bis ſie leer war.

„Eines Tages wurde ich von dem alten Profeſſor, bei dem ich wohnte, in auffallend feierlicher Weiſe nach ſeinem Zimmer beſchieden. Ich folgte dem alten Herrn in nicht beſonders angenehmer Stimmung. Es iſt ein eigenes Gefühl, vor einem bedeutenden Moment in ſeinem Leben zu ſtehen, ohne noch zu wiſſen, worin ſeine Bedeutung liegt. Für mich lag ſie damals bei den Zitationen in das Allerheiligſte des Profeſſors gar oft in einem ſpaniſchen Röhrchen.

„Für diesmal hatte ich mich getäuſcht. Das ſpaniſche Rohr ſpielte keine Rolle, ſondern der Profeſſor las mir aus einem Briefe vor, daß ſich meine Großmama aus Anlaß eines freudigen, mir jetzt nicht mehr erinnerlichen Vorfalls in der Familie bewogen gefühlt habe, ihrer Enkel zu gedenken, und dieſer Gedanke war für mich fünf Gulden wert. Haben Sie eine Ahnung, was das beſagen wollte? Mir war das Blut zu Kopfe geſtiegen, und meine Hände zitterten ſo heftig, daß ich an dieſem Tage in dem kleinen Buche, in dem ich allwöchentlich die zwei Kreuzer quittierte und in das jetzt dieſer große Poſten eingetragen wurde, die ſchlechteſte Unterſchrift geliefert habe, die je aus meiner Feder gekommen iſt.

„Mit zwei Sprüngen war ich zur Tür, verfehlte draußen eine Stufe und fiel faſt die halbe Treppe hinab. Aber dann ſtand ich mit meiner Fünfguldennote vor den Freunden. Dieſer Neid!

„Dann kam die Sorge, was mit dem ſchnöden Mammon beginnen. Meiner Meinung nach konnte er gar nicht alle werden. Ich hielt mich für ſo reich, daß es mir ganz ſelbſtverſtändlich erſchienen wäre, wenn mir die Grafen Palffy oder Feſtetics ihre Herrſchaften zum Kaufe angeboten hätten. Unglückſeligerweiſe habe ich mir jedoch keine Herrſchaft gekauft, ſondern ein Piſtol. Ich meinte, wenn man ſchon eine Geliebte hat, müſſe man notwendigerweiſe auch eine Schießwaffe haben. Auch meine Freunde waren dieſer Anſicht. Ich erhandelte die Mordwaffe bei einem Gemiſchtwarenhändler für drei Gulden und für einen halben Gulden Munition dazu. Daß das Ding hartnäckig verſagte, machte mir dann viel Kummer, aber der Krämer vertröſtete mich auf ſpäter, es fehle mir eben noch die Uebung. Bei dem Kauf des Piſtols hatte ich einen Spritzring beſtellt, aus dem ich zu Weihnachten und Neujahr die Damen mit Parfüm anſpritzen wollte. Dieſes meiner Meinung nach für einen Kavalier höchſt notwendige Requiſit war nicht vorrätig und mußte erſt aus Wien kommen. Es ſollte vierzig Kreuzer koſten, die ich in einem Seitentäſchchen meines Beutels reſervierte. Dann war die Genußſucht in mir erwacht, ich ſchaffte für mich und meine Freunde für zehn Kreuzer Kaſtanien an.

„Als wir in die nächſte Tanzſtunde kamen, kündigte uns der Lehrer an, daß wir in vierzehn Tagen ein Kränzchen haben würden, bei dem unſre erworbenen Künſte von Freunden und Verwandten bewundert werden ſollten. Mein Papa ſtiftete mir dazu einen ſchwarzen Anzug, die weißen Handſchuhe ſollte ich mir dagegen aus dem Fonds der Großmama beſchaffen. Gut, daß dieſer Brief nicht einen Tag ſpäter ankam, ſonſt hätte ich die dafür nötigen vierzig Kreuzer wahrſcheinlich auch nicht mehr gehabt. Auf dieſe Weiſe waren die fünf Gulden untergebracht.

„Der Ballabend kam heran, ich war der tadelloſeſte unter all den jungen Kavalieren. Nur ſchade — der Geldbeutel in der Taſche enthielt nichts außer den vierzig Kreuzern, die für den Spritzring zurückgelegt waren. Und Julia Zambor ſah ſo entzückend aus! Freilich, ſie war reicher Leute Kind, und die Mama hatte ſie für dieſen Ball ganz beſonders herausſtaffiert. Aber ich wollte mich panzern gegen ihren Reiz.

„Wir tanzten und tanzten, wurden ſehr warm, und bei dieſem ewigen Drehen werden die guten Vorſätze auch wankend. Dort am Büfett paradierten auf kleinen Glasſchalen ganz verlockende Sachen. Beſonders das Gefrorene zog meine Blicke immer wieder auf ſich. Julia atmete tief und fächelte ſich Luft zu. ‚Iſt Ihnen heiß, gnädiges Fräulein?‘ — ‚Ja, ſehr.‘ — ‚Darf ich Ihnen ein Gefrorenes anbieten?‘ — ‚O, Sie ſind zu galant, Herr von Sandorf!‘ Ich eilte zum Büfett, und zwanzig Kreuzer waren fort. Dieſelbe Szene wiederholte ſich ſpäter noch einmal, und mein Beutel war völlig leer. Glücklicherweiſe wurde mir die Tragweite dieſes Umſtandes an dieſem Abend nicht recht klar.

„Am andern Tage brach jedoch das Unheil über mich herein. Als nach Beendigung des Unterrichts die Teilnehmer am Balle ſich mit müden und abgeſpannten Geſichtern vor dem Schulhauſe verſammelten, da ging ein Gewitter über mich nieder, das geſtern abend ungeahnt heraufgezogen war. Man überſchüttete mich mit Vorwürfen. Ich, der reiche, habe gut mit meinem Gelde prahlen und Gefrorenes kaufen; es ſei aber meine Pflicht geweſen, zu bedenken, daß die andern Herren nicht über ſo bedeutende Mittel verfügten, und ſie nicht in den Schatten zu ſtellen. Alle die kleinen Dämchen hatten ihre Tänzer darauf aufmerkſam gemacht, welch ein galanter Herr ich ſei, denn ich habe Fräulein Zambor ſchon zweimal Eis präſentiert.

„Wenn ſie gewußt hätten, mit welchen Schmerzen ich dieſen Ruhm erkauft hatte! Als ich am Morgen mit wüſtem Kopfe zur Schule geſchlichen war, rief mich der Gemiſchtwarenhändler an, der Ring ſei da, ich möge ihn mitnehmen. Ich war wie zu Boden geſchmettert und ſtammelte darauf, ich habe augenblicklich keine Zeit, werde aber ſpäter wieder vorüberkommen.

„Während des Unterrichts hatte ich nur den einen Gedanken: woher die vierzig Kreuzer nehmen! Aber wie ich auch überlegte, es ließ ſich nirgends eine rettende Geldquelle entdecken. Ich hatte nach der Schule die Entrüſtung meiner Kameraden willenlos über mich ergehen laſſen — was lag mir noch daran! Ich fühlte nur, daß ich, ein Kavalier, der eine Geliebte hatte, Schulden beſaß, die ich nicht tilgen konnte, daß ich ein Ehrloſer ſei, und ich fand in dieſem Dilemma keinen andern Ausweg, als mich zu erſchießen. Zum Profeſſor konnte ich unmöglich gehen und die vierzig Kreuzer verlangen. Wie würde er mich, entrüſtet ob des leichtſinnigen Verſchwendens, angeſehen haben! Vor vierzehn Tagen erſt fünf Gulden erhalten und jetzt Schulden — nein. Die Piſtole mußte mich aus dieſem Jammer befreien. Ein einziges Mal würde ſie doch wenigſtens zum Losgehen zu bringen ſein?

„Am Abend ſollte der große Sprung ins Jenſeits gewagt werden. Vorher jedoch mußte ich zu Julia gehen, mich erkundigen, wie ihr der Ball bekommen, und ihr Lebewohl ſagen. Das konnte ſie als mein Ideal doch verlangen.

„Am Nachmittag ſprach ich bei ihren Eltern vor. Sie waren alle hinaus nach dem Garten vor der Stadt gegangen. Mir war das ganz recht. Von da konnte ich gleich hinüber in den Wald laufen und mich dort erſchießen.

„Draußen im Garten tat man alles, um mir den Abſchied vom Leben recht ſchwer zu machen. Der Herr Hauptmann Zambor ſaß mit ſeiner Familie am Kaffeetiſch. Man brachte mir eine Taſſe, ich mußte Backwerk nehmen, ein ſehr ſchönes, ſüßes Gebäck, das ich ſo gern aß. Es war zwar ſchon im Oktober, aber um uns blühten noch die Roſen, und in den Beeten hingen die großen Aſternbüſche noch voll der ſchönſten roten, weißen und goldfarbenen Blüten. Ach, die Welt war ſo ſchön!

„Vier Stück Kuchen hatte ich gegeſſen — etwas viel, aber ich hielt es für mein Henkersmahl, deshalb genierte ich mich nicht. Und dann bat ich Julia, mit mir einen Gang durch den Garten zu machen.

„Wir waren zwiſchen den wehenden Aſternbüſchen dahingegangen, einige Minuten ſchweigend, dann begann ich: ‚Du‘ — außerhalb der Tanzſtunde nannten wir uns du —, ‚ich möchte dir Lebewohl ſagen.‘

„‚Willſt du ſchon fort?‘ entgegnete ſie darauf. ‚Das iſt ſchade. Weshalb haſt du denn das aber nicht drüben im Sommerhaus geſagt?‘

„‚Ich will nicht in die Stadt.‘

„‚So? Wohin denn?‘

„‚In den Wald.‘

„‚Alſo auf morgen!‘

„‚Nicht auf morgen. Du ſiehſt mich nicht wieder. Ich werde mich erſchießen.‘

„Sie ſah mich einen Augenblick ganz entſetzt an. Dann brach aber ihre Entrüſtung los. ‚So — erſchießen? Und daran denkſt du gar nicht, daß

Herr Marcheſani in fünf Wochen wieder einen Ball angeſetzt hat und ich dann keinen Tänzer habe? Weshalb willſt du dich eigentlich erſchießen?‘

„Ich zögerte einen Augenblick. Aber dem geliebten Mädchen kann man ſchließlich ſein Leid vertrauen, und ſo bekannte ich, daß ich vierzig Kreuzer Schulden habe.

„‚Ich habe Geld in meiner Sparbüchſe, aber Mama hat die Büchſe eingeſchloſſen. Ich will mal ſehen, ob ich ſo viel herausbekommen kann.‘

„Als ich mich am andern Tag in der Nähe ihrer Wohnung herumtrieb, brachte ſie mir das Geld, ſo daß ich den Spritzring einlöſen konnte. Ich bin nicht zu lange ihr Schuldner geblieben, denn mein Papa hatte zu jener Zeit den guten Gedanken, mein Taſchengeld auf fünf Kreuzer zu erhöhen, ſo daß ich wöchentliche Abzahlungen leiſten konnte. Als Julia die letzten Kreuzer erhielt, da habe ich ihr bei meiner Ehre verſprochen, daß ſie meine Frau werden würde.“

„Und Sie haben ſie nicht geheiratet!“

„Der gute Wille iſt dageweſen, ohne zur Tat werden zu können. Ich wurde 1882 in Bosnien ſchwer verwundet und mußte den Dienſt verlaſſen. Lange bin ich an das Siechenlager gefeſſelt geweſen, und als ich geneſen war, fehlte es wieder am Nötigſten, eine Familie zu erhalten. Eine knappe Penſion, ein ſehr kleiner Zinſenertrag genügten nur notdürftig für einen einzelnen Menſchen. Vor mehreren Jahren nun machte ich eine größere Erbſchaft von einem entfernten Verwandten, an den ich niemals gedacht, und nun habe ich mich bemüht, Julia wiederzufinden, indes vergeblich. Der Vater war verſetzt worden, dann geſtorben, die Witwe nach Wien verzogen, auch geſtorben, und wo die Tochter hingekommen, konnte mir niemand ſagen.“

Sie waren indes in den Vicolo delle Franceſchine gekommen, und nun warf ſich eine Schar bettelnder Kinder auf ſie. „Dieſe Rangen ſind der beſte Beweis, daß hier in der Nähe eine Sehenswürdigkeit iſt!“ ſagte Emmerich lächelnd. Sie ſchritten durch ein graues Tor, einen Gartenweg entlang, und dann kam ihnen ein dickes Weib entgegengeſtürzt und öffnete das Eiſengitter, durch das die beiden in die Kapelle eintraten — das Grab der Julia.

Sandorf hatte recht gehabt, hier gab es gar keine Kunſt. Eugenie ſtarrte den Sarg an, dieſen völlig abgenutzten Steintrog, den man aus einem Viehſtalle geliehen zu haben ſcheint.

„Ich habe mir vor einigen Tagen ‚Romeo und Julia‘ gekauft, um es hier, in der Stadt dieſer wunderbaren Liebestragödie, wieder zu leſen,“ ſagte ſie dann, „aber es iſt wohl beſſer, ich verſchiebe die Lektüre etwas, bis ich den üblen Eindruck dieſes Grabes wieder losgeworden bin.“

Sie beugte ſich und nahm einige der Trauerkarten heraus, die gefühlvolle Engländerinnen zu Hunderten in dem Trog niedergelegt hatten, und reichte ſie Emmerich hin. Und während ſich die beiden noch über die ſeltſame und nutzloſe Marotte der biederen Britinnen unterhielten, traten drei Damen in eleganten Reiſetoiletten ein. Eine große, korpulente, die Mutter, mit ihren beiden Töchtern, die ſich neugierig umſahen.

„Ich hatte mir das ganz anders gedacht!“ ſagte eines der lebhaften Mädchen lachend. „Sieh nur, Mama, wie dieſer Kranz hier zerzauſt iſt.“

Der Führer der Damen miſchte ſich in die Unterhaltung. „Davon nehmen ſich die Engländerinnen Reliquien mit. Der Kranz iſt vor einigen Jahren von einer Nichte Shakeſpeares aufgehängt worden.“

Die beiden Mädchen brachen in ein lautes Gelächter aus und machten allerlei Bemerkungen, die für den Führer nicht gerade ſchmeichelhaft waren.

Eugenie und Emmerich hatten ſich zum Gehen gewandt. In der Tür blickte ſie plötzlich auf zu ihm und ſagte, ihn zurückhaltend: „Und Ihre Blumen?“

„O, die hätte ich beinahe vergeſſen.“

Sie traten wieder an den Sarg, und Emmerich ließ das Sträußchen hineinfallen. „Dem Andenken an Julia Zambor geweiht.“

In der Kapelle war es plötzlich ſtill geworden. Die beiden Mädchen lachten nicht mehr und ſahen mit ſeltſamem Staunen auf den Herrn, und die große, korpulente Dame, die mit der Schließerin um einige Photographien feilſchte, fuhr herum und ſtarrte ihn an. Dann ließ ſie die Photographien fallen und ſtreckte ihm beide Hände entgegen: „Emmerich, Emmerich von Sandorf — ſind Sie es denn wirklich?“

„Julia, Julia Zambor!“

„Nicht mehr Zambor!“ ſagte ſie lachend. „Ich habe ſchon vor zwanzig Jahren geheiratet. Mein Mann hat eine große Ziegelbrennerei oben in Schleſien, und ich bin jetzt mit meinen beiden Töchtern nur mal heruntergefahren nach Ungarn und Kroatien, damit ſie ſehen, wo ich als Kind gelebt habe. Nun geht es über Venedig, Verona und durch Tirol zurück. Wie mich dies Wiederſehen freut! Das iſt ſo — auf der Reiſe trifft man allerlei alte Bekannte wieder.“ Und dann, ſich zu Eugenie wendend, fuhr ſie fort: „Und dies iſt wohl Ihre Frau Gemahlin? Es freut mich ſehr, Sie kennen zu lernen.“

In Eugeniens Geſicht war eine tiefe Röte getreten, und Sandorf ſagte abwehrend: „Nein, wir ſind nur Reiſegefährten und durch Zufall hierher zuſammen gegangen.“

„Sie ſind noch nicht verheiratet?“ fragte Julia lachend. „Dann wird es Zeit dazu. Und ſagen Sie doch, was war das mit meinem Andenken?“

„Sie ſehen, gnädige Frau, welch tiefen Eindruck Sie auf mich gemacht hatten, daß ich noch jetzt meiner Jugendliebe hier gedachte!“ ſagte er ſcherzend.

Die beiden Mädchen ſteckten die Köpfe zuſammen und fanden ihn reizend. Viel netter als den Papa. Die Mama aber hob den Finger und drohte ihm: „Schöne Worte, ſchöne Worte, da haben die Herren etwas los darin.“

Sie waren dann alle fünf aufgebrochen, und vorn an der Tür beſtiegen die Damen den Wagen, nachdem Sandorf noch eine Einladung für den Abend zu Fratelli Cola empfangen hatte.

Emmerich und Eugenie legten den Weg zum Hotel ſchweigend zurück. Auf der Treppe ſagte er ihr gute Nacht. Seine Stimme klang gedrückt, im Geſicht lag ein eigner wehmütiger Zug.

„Auf morgen!“ ſagte Eugenie.

„Ich werde morgen mittag abreiſen. Mir iſt ganz ſeltſam geworden, als ob ich in dieſer Stadt nicht mehr bleiben könnte. Ich hoffe, gnädiges Fräulein morgen vormittag noch einmal zu ſehen, um mich empfehlen zu können!“

Dann war er fortgegangen, und Eugenie ſaß im Zimmer neben dem Bett der Tante. Sie fühlte ſich ſo müde und ſo abgeſpannt, als ob ſie heute eine lange, lange Reiſe gemacht hätte. Frühzeitig ſuchte ſie das Lager auf. —

Am nächſten Morgen fühlte ſich die Tante ganz wohl. Sie hatte ſich erhoben, und die beiden ſaßen nun am Fenſter, nahmen das Frühſtück und ſchauten hinab in den Vicolo.

Die Tante machte ein ſehr ernſtes Geſicht: „Mir ſcheint, Frau Mab hat dich heut nacht beſucht.“

Eugenie fuhr aus ihrem Sinnen auf. „Wer? Wer iſt Frau Mab?“

„Als du geſtern gegangen warſt, beſchlich mich etwas Langeweile, und ich habe mir aus dem Koffer ‚Romeo und Julia‘ hervorgeſucht.“ Sie nahm das Buch vom Tiſch auf und fuhr fort: „Da ſteht auf Seite 20 deine Frage:

Romeo: Frau Mab, wer iſt ſie?
Mercutio: Sie iſt der Feenwelt Entbinderin,
Sie kommt, nicht größer als der Edelſtein
Am Zeigefinger eines Aldermans,
Und fährt mit 'nem Geſpann von Sonnenſtäubchen
Den Schlafenden quer auf der Naſe hin.
Die Speichen ſind gemacht aus Spinnenbeinen,
Des Wagens Deck' aus eines Heupferds Flügeln,
Aus feinem Spinngewebe das Geſchirr,
Die Zügel aus des Mondes feuchtem Strahl;
Aus Heimchenknochen iſt der Peitſche Griff,
Die Schnur aus Faſern; eine kleine Mücke
In grauem Mantel ſitzt als Fuhrmann vorn,
Nicht halb ſo groß als wie ein kleines Würmchen,
Das in des Mädchens müß'gem Finger niſtet.
Die Kutſch' iſt eine hohle Haſelnuß,
Vom Tiſchler Eichhorn oder Meiſter Wurm
Zurecht gemacht, die ſeit uralten Zeiten
Der Feen Wagner ſind. In dieſem Staat
Trabt ſie dann Nacht für Nacht, befährt das Hirn
Verliebter, und ſie träumen dann von Liebe.“

„Aber, Tante!“

„Alte Leute haben wenig Schlaf, aber junge ſollten mehr haben als du in letzter Nacht.“

Eugenie hatte ſich erhoben. „Ah, da kommt der Arzt!“ ſagte ſie verlegen.

Der Doktor verordnete der Tante eine Spazierfahrt, und als die beiden Damen hinabſtiegen, ſtießen ſie unten im Flur auf Sandorf, der dort auf und ab ſchritt. Er rief einen Wagen heran und wollte dann Abſchied nehmen.

„Ich hatte gehofft, Sie würden uns begleiten!“ ſagte Eugenie. Da nahm er auf dem Rückſitz Platz.

Da die Damen kein Ziel anzugeben wußten, befahl er dem Kutſcher, nach dem Giardino Giuſti zu fahren, und der Wagen donnerte hinaus, über die alte Brücke, durch Veronetta dahin. Am Palazzo Giuſti traten ſie ein in den Garten. Eine wunderbare, warme Luft lag zitternd rings umher.

Die Tante war mit Sandorf vorausgeſchritten durch die Wege, in denen ſich aus dichtem Lorbeer- und Orangengebüſch die düſteren Zypreſſen zum Himmel ſtrecken. Eugenie hielt ſich mit dem Gärtner etwas auf, dann folgte ſie den beiden. Dort, wo das Terrain anſteigt, erklärte die alte Dame, ſie wolle unten bleiben. Herr von Sandorf möge mit Eugenie allein den Berg beſteigen, das ſei nichts mehr für alte Füße.

Nun ſchritten ſie ſchweigend miteinander in dem Turm empor, der das Treppenhaus des Berges bildet, und in den kleinen Tempel oben hinein. Dort lehnten ſie dann an der Brüſtung und ſchauten hinaus in das Sonnenfunkeln, das über Verona lag. Welch ein Blitzen und Leuchten überall! Unten auf den blauen Fluten der Etſch, die von den blauen Gletſchern, denen ſie entſtammen, murmelnd vorüberziehen, beginnt es und pflanzt ſich über all die Dächer und Kirchtürme fort, bis es weit draußen, wo die Berge in violetten Tinten den Horizont ſäumen, verglitzert.

Sie hatten beide eine lange Zeit in all dieſe Schönheit hineingeſchaut, ohne zu ſprechen, und doch fühlten ſie es nicht voll, wie ſchön das Bild war, das da vor ihnen ausgebreitet war. Die Tante hatte recht gehabt: Frau Mab war in dieſer Nacht ſehr fleißig geweſen.

Dann weckte ein harter Schritt die beiden Träumer. Es war der Gärtner, der mit einem Lorbeerkranz herankam. „Signorina, die andre Dame weiß nichts von dem Kranz, ich ſoll ihn zu Ihnen bringen.“

Sie ſtreckte ihre Hand danach aus. „Es iſt recht ſo!“ ſagte ſie tonlos.

Sandorf ſah mit einem ſeltſamen Blick zu ihr herüber. „Haben Sie ein Grab hier in Verona, gnädiges Fräulein?“

Es war einen Moment ſtill, nur das Schrillen der Zikaden klang aus den Zypreſſen rings umher.

„Ja,“ ſagte ſie dann zögernd, „das Grab der Julia.“

„Aber Sie ſagten doch geſtern —“

Es war wieder ſtill, nur der Kranz zitterte in Eugeniens Hand und raſchelte an ihrem Kleide. Dann fiel er zu Boden, und ſie ſchlug die Hände vor die Augen, aus denen die Tränen drangen.

„Das kommt manchmal über Nacht!“ ſagte ſie leiſe.

Dann war der Gärtner weggegangen, denn es hatte ihn empört, daß der Herr den ſchönen, kunſtreichen Kranz unachtſam mit Füßen getreten hatte. Aber es war wirklich nicht anders gegangen, denn über den alten, ernſten Emmerich war ein Rauſch gekommen, der ihn trieb, alles andre überſehend, das Mädchen in ſeine Arme zu ſchließen und ſie zu küſſen, immer und immer wieder.

Dann ließ er ſie endlich los, aber er legte ſeinen Arm um ſie, und wie ſie nun ſo daſtanden, aneinander gelehnt, und über die goldglänzende Stadt hinausſchauten, da ſagte er: „Iſt Verona ſchön?“

Sie nickte nur.

„Und haſt doch ein Grab da.“

„Nein,“ ſagte ſie, „es war nur in meinem eignen Herzen.“

„Aber ich,“ ſagte er lächelnd, „ich habe eins da.“

„Du?“ kam es zögernd von ihren Lippen.

„Ja,“ ſagte er, ernſthaft werdend, „das Grab der Julia. Wenn ſie auch noch lebt und ſehr korpulent iſt, und wenn ihr Mann ein noch ſo reicher Ziegeleibeſitzer in Oeſterreichiſch-Schleſien iſt — für mich iſt ſie doch geſtern geſtorben und begraben zu Verona.“

Eugenie lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt, und wie ſie ſo hinausſchauten, wortlos, nur mit dem tiefen Glücksgefühl im Herzen, war ihnen, als ſei das Paradies auf die Erde herabgefallen.

Aphorismen

von

Carl Bulcke

Es gibt Augen, die deshalb immer traurig ſind, weil der Kopf, zu dem ſie gehören, ſie nicht verſteht.

*

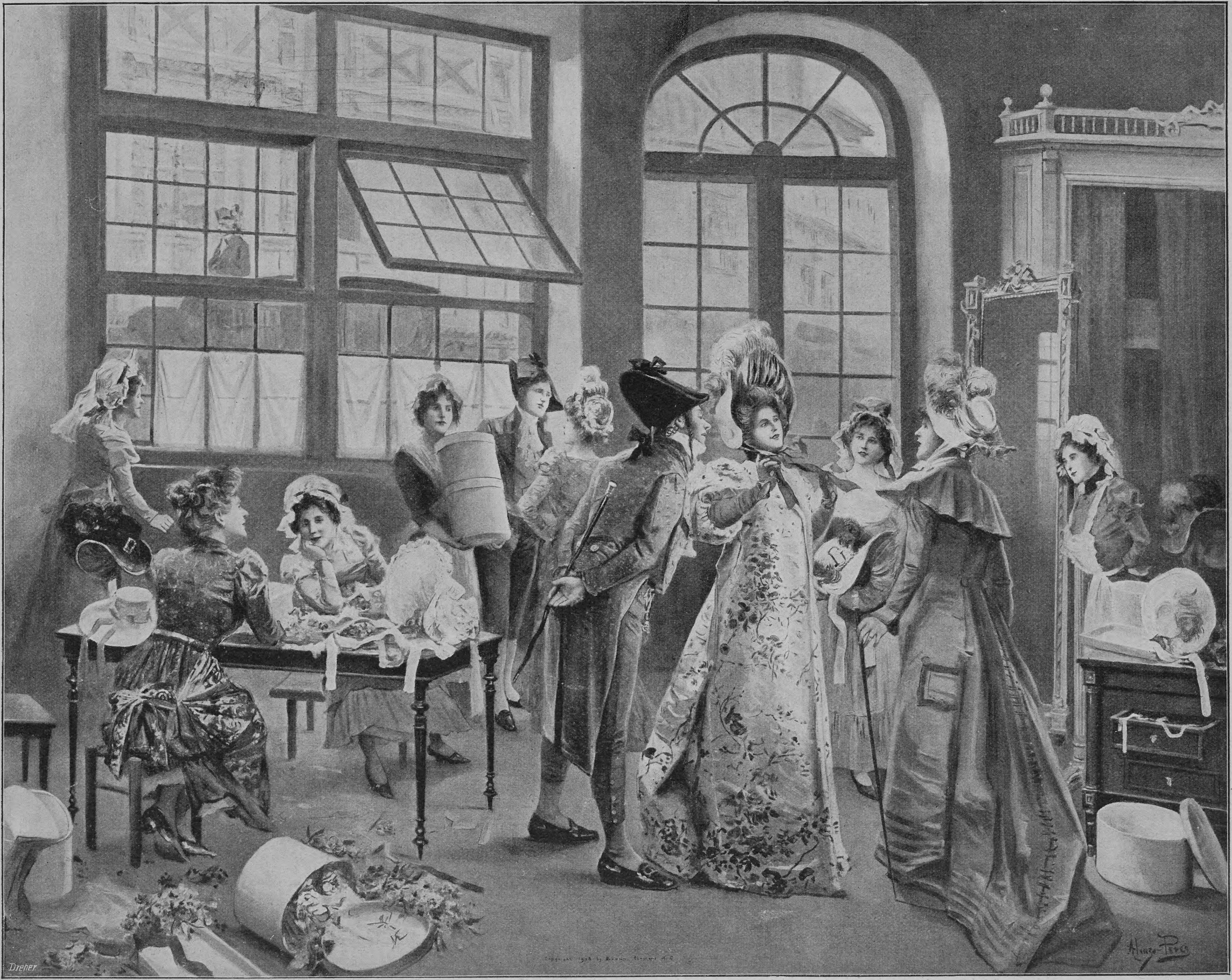
Alle Wege führen nach Rom, — aber auch alle Wege nach Krähwinkel.

*

Es iſt das Große und Geheimnisvolle an der Kunſt, daß ſie über unſer Können hinaus für uns ſchafft, wenn wir zu ſchaffen glauben.

*

Ich komme, und weiß nicht woher,
Ich fahre und weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich — traurig bin.


Dreher
Alonso Perez

Copyright 1903 by Braun, Clément & Co., Dornach i. E., Paris und New York

Bei der Modiſtin

Nach dem Gemälde von Alonſo Perez

Das deutſche Luſtſpiel

Von

Heinrich Hart

Wie es ſcheint, darf Deutſchland heiteren Tagen entgegenſehen. Zu gleicher Zeit iſt in der Reichshauptſtadt ein Verein „Luſtſpielbühne“ begründet worden, der durch Aufführungen und Preisausſchreiben eine Blütezeit der Komödie herbeiführen will, und Martin Zickel kündet an, daß das neue große Theater, das er erbauen läßt, den Namen Luſtſpielhaus führen ſoll. Bedeutet dieſer Luſtdrang, daß das Reich der Freude, von dem Dichter und Propheten träumen, nahe herbeigekommen iſt, oder will man ſich mit einem großen Faſchingsrauſch über alles leibliche und geiſtige Elend der Zeit hinwegtäuſchen? Wer weiß es?

Auf den erſten Blick ſcheint es kaum etwas Ueberflüſſigeres zu geben als den Verſuch, durch beſondere Maßnahmen das deutſche Luſtſpiel fördern und beleben zn wollen. Sind wir überhaupt ſchon mit Theaterei mehr als nötig geſegnet, ſo macht wiederum das Luſtſpielhafte unter den Darbietungen zweifellos achtzig Prozent aus. Schwänke, Poſſen, Scherzſpiele aller Art bilden im Geſamtrepertoire der deutſchen Bühne den großen Haufen, die breite Truppenfront; die ganze andre Dramatik liefert höchſtens die Flügelmänner und Offiziere. Natürlich ſoll hiermit nur das Zahlen-, nicht das Wertverhältnis gekennzeichnet werden. Daß die Bühnenleiter mit der Bevorzugung des Komiſchen den Wünſchen des Publikums entgegenkommen, ſteht außer Frage. Unter hundert Theaterbeſuchern ſind vielleicht zehn, die den wunderlichen Einfall haben, im Theater geiſtige und künſtleriſche Erbauung zu ſuchen, andre zehn — meiſtenteils Weiblein — ſind auf milde Rührung erpicht, andre zwanzig kommen ohne beſondere Gelüſte, ſie ſind für alles Gebotene gleich dankbar, wenn es nur was zu ſehen und zu beſtaunen gibt, der große Reſt aber, die Mehrzahl, will lachen. Lachen um jeden Preis. Die Bühnenleiter wiſſen das und ſorgen dafür. Infolgedeſſen laſſen auf dem Gebiete des Luſtſpielhaften Nachfrage wie Angebot nichts zu wünſchen übrig. Mit der Maſſenhaftigkeit der Produktion aber ſteht die innere Güte in böſem Mißverhältnis. Billig und ſchlecht — viel und ſchwach. Ramſchbazar-Komik, Pfennigwitz, Bleichhumor, der die Dinge verhunzt, ſtatt vergoldet. Immer noch iſt's der Hanswurſt, der Clown, der die Bühne beherrſcht, der Hanswurſt in tauſenderlei Geſtalt; er wackelt mit den Ohren und das Publikum jauchzt, er ſchreit Mäh! und alles kreiſcht vor Vergnügen. An Lachſtücken iſt kein Mangel, aber die Literatur geht leer aus, oder was dasſelbe ſagen will, der Kulturmenſch. Das Lachſtück iſt noch kein Luſtſpiel im äſthetiſchen Sinne; es geht einzig und allein auf den Effekt des Lachens aus, unbekümmert um die Mittel, mit denen es ſeine Wirkung erreicht. Für den äſthetiſchen Menſchen aber kommt alles darauf an, daß die Heiterkeit durch Mittel entfeſſelt wird, die im Einklang ſind mit künſtleriſcher und geiſtiger Kultur. Wäre das Lachen Selbſtzweck, ſo könnte ſchließlich auch die Erregung durch körperlichen Kitzel als „Luſtſpiel“ gelten. Es läßt ſich darum nur in ſehr bedingter Weiſe der Satz billigen, den Molière in einer ſeiner Komödien ausſpricht: „Ich möchte wohl wiſſen, ob nicht die Regel aller Regeln die ſei, zu *gefallen*, und ob ein Theaterſtück, das ſeinen Zweck erreichte, nicht einen guten Weg eingeſchlagen hat. Soll denn ein ganzes Publikum ſich täuſchen über dieſe Dinge und nicht ein jeder Richter ſein über das Vergnügen, das er daran findet?“ Selbſtverſtändlich — ein Luſtſpiel ohne Wirkung, das iſt wie eine Rakete ohne Satz. Aber darum kann die Wirkung noch nicht den einzigen Maßſtab abgeben. Beſonders nicht die Wirkung auf die Maſſe, die oft wie ein Kind iſt, das ſchon ein Betrunkener zum Lachen bringt. Es gäbe gar keine Entwicklung, wenn es nicht eine Verfeinerung der Mittel gäbe; beides iſt im Grunde gleichbedeutend. Und es iſt eben die Sache der Kunſt, des Künſtlers, das Publikum zu einer Verfeinerung des Genuſſes zu erziehen.

Alſo noch einmal: Lachſtücke zeugt jedes Jahr in Ueberfülle, Luſtſpiele ſind ſelten wie weiße Raben. Was unſre Literatur von heiteren dramatiſchen Kunſtwerken im Laufe von ſechs Jahrhunderten, ich ſage von Kunſtwerken, zutage gefördert hat, das läßt ſich beinahe an den Fingern abzählen. Kaum ein andres Volk iſt in dieſer Hinſicht ſo arm wie das deutſche. In den meiſten andern Literaturen iſt eine innere Entwicklung der Komödie genau ſo wie des ernſten Dramas nachweisbar. Wir in der unſern haben wohl Luſtſpiele, aber kein Luſtſpiel, keinen Geſamtkörper, der organiſches Wachstum, lebendigen Zuſammenhang der einzelnen Glieder zeigt. Wir ſind ein ernſtes Volk, das die Dinge möglichſt ſchwer nimmt und das, wenn es einmal Heiterkeit ſucht, gewaltſamer Anreizungen bedarf; alles Lachen hat ja etwas Konvulſiviſches, nur das Lächeln bedeutet wahre Befreiung. Vielleicht haben die Jahrhunderte religiöſer und politiſcher Verbitterung unſer Volk ſo ſchwerſinnig gemacht. So iſt es denn auch zu verſtehen, daß faſt alle Meiſter unſrer Poeſie ſich mit der Komödie nur ganz flüchtig und nebenbei eingelaſſen haben; ihre Stärke liegt im Pathetiſchen und Tragiſchen. Und doch bedeutet das letztere in gewiſſem Sinne einen niedrigeren Standpunkt dem wahrhaft Komiſchen, dem Humor gegenüber. Man nimmt die Dinge dieſer Welt pathetiſch und tragiſch, wenn man noch mitten darin ſteht, ſie als Druck und Laſt empfindet, ſich von ihren Wirrungen und Beklemmungen noch nicht befreit hat. Eine freudige, heitere Weltbetrachtung erhebt ſich über die Dinge, und ſie braucht keineswegs eine oberflächliche zu ſein; ſie kann durch das Leid hindurchgegangen ſein und es überwunden haben.

Es ſind im weſentlichen drei Urſachen, in denen der Drang nach dem Komiſchen, Heiteren, Humoriſtiſchen, nach Lach- und Luſtſpiel wurzelt. Man ſucht das Heitere wie einen Rauſch, der für Augenblicke über die Alltagsſorgen hinweghelfen ſoll; dieſem Rauſchbedürfnis iſt natürlich jedes Mittel recht, das zum Ziele führt. Eine zweite Urſache iſt der Schadenfreude nah verwandt, hängt eng mit ihr zuſammen. Meiſt iſt ſie harmlos, dieſe Luſt an den Torheiten, Verkehrtheiten, Dummheiten der andern, aber das Neckiſche kann ſich auch ins Ironiſche und Boshafte ſteigern, und dann äußert die Luſt ſich als Satire. Die dritte Urſache tritt nur in Verbindung mit höchſter Kulturreife zutage: eine ſonnige Weltanſchauung, die alle Dinge in richtigem Verhältnis ſieht, weder durch Furcht noch Hoffnung beirrt wird, über all die Gegenſätze von gut und bös, groß und klein, Himmel und Hölle ſich hinweggehoben hat und alles Irdiſche nicht ſchwerer nimmt, als das flüchtig Vergängliche verdient. Erſt aus einer ſolchen Weltanſchauung, aus überlegener gleichmäßiger Heiterkeit heraus kann eine Komödie höchſten Stils erwachſen. Aber ſelbſt ein Molière und Ariſtophanes haben ſich zu dieſer Höhe nicht emporgerungen, und wenn ein deutſcher Dichter ſie erreicht hat, wie etwa Wilhelm Raabe, ſo lockt ihn ſo leicht die Bühne mit ihren Kämpfen und Erregungen nicht mehr.

Aber wir brauchen gar nicht erſt die äußerſten Gipfel, die allerletzten Ziele ins Auge zu faſſen, auch die näherliegenden Höhen, die andern Kulturen längſt zugänglich ſind, hat die deutſche Komödie noch zu gewinnen. Weder der franzöſiſchen, noch engliſchen, noch italieniſchen Komödie hat ſie bisher etwas Ebenbürtiges entgegenzuſetzen, allenfalls in dieſer und jener Einzelleiſtung, aber nicht in einer größeren Geſamtleiſtung. Unter den deutſchen Poeten von jetzt und ehemals iſt niemand, den wir mit Goldoni, Marivaux, Holberg, Sheridan, geſchweige denn mit Menander, Ariſtophanes, Terenz, Molière in Vergleich ſtellen könnten. Immer hat es unſre Komödie nur zu Anſätzen gebracht, zu Knoſpen, nie zu einer Blütezeit. Anſätze in den Tagen der Nürnberger Hans Sachs und Ayrer; ihre Schwänke zeigen die Tendenz, ein Bild der Zeit mit all ihren Beſtrebungen und Wirrungen, mit der ganzen Fülle ihrer Geſtalten und Erſcheinungen zu geben, aber in Form und Ausführung kommen dieſe Knittelreimereien über ein bloßes Stammeln nicht ſonderlich hinaus. Im 17. Jahrhundert macht Gryphius einen neuen Anſatz, aber die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und eine Nationalkomödie — der Widerſpruch iſt zu grell, als daß die Sache mehr als ein ſchüchterner Verſuch ſein konnte. Das 18. Jahrhundert beſchert uns endlich ein Luſtſpiel, das nicht mit dem Tage vergeht und als erſtes Zeugnis daſteht, daß auch in Deutſchland eine Komödie möglich iſt, daß auch hier Geiſt, Kunſt und Komik nicht ewig getrennte Wege zu gehen brauchen. Dieſes Luſtſpiel iſt Leſſings „Minna von Barnhelm“. Ein Löwenjunges, aber auch nur ein einziges. Vier Jahrzehnte ſpäter bringt es unſre Literatur wieder einmal zu einer verheißungsvollen Einzeltat, zu Kleiſts „Zerbrochenem Krug“, und wiederum eine Verheißung ohne Erfüllung. Die Romantiker verlieren ſich in literariſchen Spielereien, und Kotzebue, der vielleicht ein Berufener war, ihm fehlte zum Talent das ernſte, große Wollen. Mit einem Einzelwerk — „Weh dem, der lügt“ — begnügt ſich auch Grillparzer; es hat faſt den Anſchein, als ob unſre Meiſter die Komödie nicht ganz für voll genommen hätten; mehr als einen Anſtandsbeſuch hat ihr keiner vergönnt. Etwas feuriger hat um die Schöne das Junge Deutſchland geworben, doch ohne viel Erfolg; nur Gutzkow hat in „Zopf und Schwert“, ſowie im „Urbild des Tartuffe“ etwas geſchaffen, was ſich als lebenskräftig erwies. Anſätze zu einer wahrhaft nationalen Komödie ſtecken ſowohl in der Wiener Poſſe der Neſtroy und Raimund wie in der Berliner Poſſe, die mit dem Namen Kaliſch verknüpft iſt, aber es ſteht damit ähnlich wie mit den Schwänken unſers Hans Sachs, formell und geiſtig bleibt dieſe Poſſe zu tief in den literariſchen Niederungen. Immerhin bedeutet ſie für die Entwicklung mehr, als die zahme, ſaftloſe Art der Bauernfeld und Benedix. Einzeltaten der ſechziger und ſiebziger Jahre ſind Freytags „Journaliſten“, Wilbrandts „Maler“, Anzengrubers „Kreuzelſchreiber“, immer wieder Einzelerſcheinungen, die uns einer nationalen Komödie mit eigenartigem Stil und ſtrotzendem Blütenreichtum kaum näher bringen. Die Gegenwartsbühne aber wird von den Schnurrpfeifereien der Moſer, Blumenthal und Genoſſen beherrſcht. Schnurrpfeifereien, deren einziger Zweck der Lacheffekt iſt, das Lachen um jeden Preis, die mit den plumpſten Mitteln auf die gröbſten Inſtinkte der Maſſe ſpekulieren. Hauptrolle ſpielt das „Requiſit“. Ehemals war es der Prügel, der vorzugsweiſe für den Spaß, für den Knalleffekt zu ſorgen hatte; heute pflegt das Kaffeegeſchirr, das die Dienſtmaid jählings am Aktſchluß zu Boden klirren läßt, die Gießkanne, die mitten in eine Liebesſzene hineinplumpſt, ein naturgetreuer Regenguß, der eine Landpartie auseinanderjagt, dieſelben Dienſte zu leiſten. Es hat für den beiſeiteſtehenden Beobachter etwas Unglaubliches, daß derartige Kindereien ſtatt mit Widerwillen mit Jauchzen aufgenommen werden, aber es iſt ſo. Ein Kochtopf, den ſich der Liebhaber ſtatt des Hutes überſtülpt, kann den Erfolg eines modernen „Luſtſpiels“ entſcheiden.

Auch die jungliterariſche Bewegung hat mit der Komödie vorläufig noch wenig Fühlung gewonnen. Unſre Jüngſten hatten viel zu viel zu reformieren, zu viel ernſte Probleme zu löſen, zu viel Grimm und Wut loszulaſſen, als daß es ihnen möglich geweſen wäre, ſich zu einer freien, überlegenen, lichten und heiteren Weltanſicht zu erheben. Im „Kollegen Crampton“ und im „Biberpelz“ hat Hauptmann einige humoriſtiſche Charaktere geſchaffen, die jeden Vergleich aushalten können, aber in dieſen Zeichnungen erſchöpft er ſich, zu einer Vollkomödie großen Stils hat er es auch nicht gebracht.

Anſätze überall, in Schwank, in Poſſe, im Luſtſpiel. Der Molière jedoch, der dieſe Anſätze zur Entwicklung bringt, in umfaſſender, allſeitiger Weiſe zur Entwicklung, iſt immer noch ein Poſtulat der Kritik, keine Wirklichkeit. Eine nationale Komödie, die denſelben Reichtum entfaltete, wie bisher das ernſte Drama, eine Komödie großen Stils, volkstümlich ſaftig und zugleich künſtleriſch, ideell dem pathetiſchen Drama unſrer Klaſſiker ebenbürtig, ſie könnte die Krönung unſers Literaturgebäudes bilden. Aber ſie wird nur erwachſen, wenn unſre Zuſtände freier und leichter werden, unſre Kultur ſonnenhafter wird. Sicherlich kann der neue „Luſtſpielverein“ manches Förderliche leiſten, aber er wird ſchließlich doch zur Unfruchtbarkeit verdammt ſein, wenn nicht Dichter erſtehen — Dichter, keine Bühnenhandwerker —, die der Komödie ihre ganze Kraft widmen und nicht nur gelegentlich bei Frau Thalia flüchtig einkehren. Auf guten Empfang können ſie rechnen.

Lied

Ich war ein junger Knab',
Der Sträuße band mit Mädchenhaar,
Der manches Kränzel pflückte,
Das ſein nicht war.

Die eine hat geweint,
Die andre zog die Lippen ſchief
Die dritte hob die Arme
Und ſeufzte tief.

Nun ſind die Freuden aus,
Nun quäl' ich mich ums liebe Brot,
Und manchmal muß ich denken
An Nacht und Tod.

Wie kurz iſt doch der Weg,
Der Sarg und Wiege binden mag!
Schon will es Abend werden —
O blieb' es Tag!

Carl Buſſe

Grabmal des Fürſten Otar

Im ſwanetiſchen Hochgebirge

(Kaukaſus)

Von

Heinz von Ficker

(Hierzu 9 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

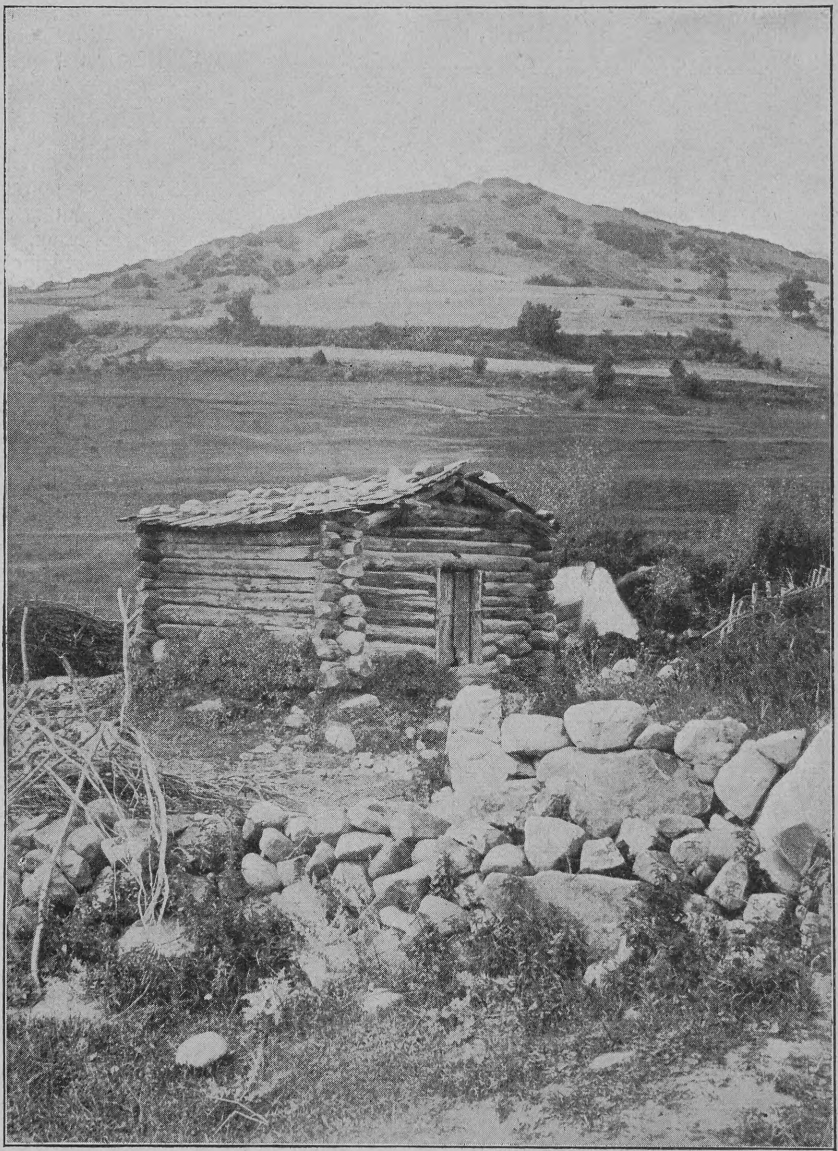
Zu bekannt ſind die Alpen dem modernen Bergſteiger geworden, zu begangen ihre Pfade! Sein Auge ſpäht nach neuen Zielen, an neuen Aufgaben will er ſeine Kraft erproben, eine leicht erklärliche Erſcheinung für denjenigen, der den Beweggrund des Bergſteigens in der Sehnſucht nach dem Unbekannten ſieht. Den Hochgebirgen andrer Länder, andrer Erdteile gilt heute des Alpiniſten Sinnen und Trachten, es lockt ihn zu Reiſen, die nicht nur neuartige Bergformen ſeiner Kenntnis vermitteln, ſondern die ihn auch in eine ganz und gar ungewohnte Umgebung, in Berührung mit einem fremden Lande und mit fremden Leuten bringen, kurz geſagt, zu Reiſen, die noch den Charakter von Expeditionen haben.

Kein fremdes Hochgebirge, an Schönheit den Alpen ebenbürtig, an Höhe und Wucht der Bergformen ihnen überlegen, liegt uns ſo nahe, wie der gewaltige Grenzwall zwiſchen Europa und Aſien, der Kaukaſus, das Sagengebirge der Alten. Der Geologe Abich vermittelte uns zuerſt eine genauere Kenntnis des Gebirges, deſſen landſchaftliche Schönheit lange unbekannt blieb. Nur die gruſiniſche Heerſtraße, die von Wladikawkas im Norden nach Tiflis im Süden des Gebirges den Verkehr vermittelte, fand begeiſterte Schilderer und galt geraume Zeit nahezu als Weltwunder. Engliſchen Bergſteigern blieb es vorbehalten, den Schleier zu lüften, der über den Hochregionen lag. Unter Schwierigkeiten mannigfacher Art bereiſten ſie die Täler, überſchritten neue Päſſe, erſtiegen die höchſten Gipfel, wie den Elbrus (5629 Meter) und den Kasbek. Spät erſt erſchienen Deutſche auf dem Plan. In dem Münchener Merzbacher fand ſich ein Mann, der die ſyſtematiſchen Forſchungen der Engländer auf das glücklichſte fortſetzte.

In zweifacher Hinſicht erregten die Expeditionen des Jahres 1903 die Aufmerkſamkeit alpiner Kreiſe. Erſtens verblüffte die große Anzahl glänzender Erfolge, die eine Schar Führerloſer ſich erkämpfte. Wurden ja doch Probleme gelöſt, an denen früher die erprobteſten Alpiniſten mit ausgezeichneten Schweizer und Tiroler Führern vergebens ſich verſucht hatten. Wichtiger noch ſchien aber der Umſtand, daß dieſe ſchönen Erfolge mit Aufwand geringer Mittel erreicht wurden, daß der Beweis erbracht wurde, die Reiſe, das Kennenlernen des merkwürdigen Landes, die Ausführung großartiger Hochtouren ſei mit verhältnismäßig wenig Geld zu ermöglichen. Auf dieſen doppelten Erfolg kann der Expeditionsleiter, Herr W. R. Rickmers aus Radolfzell, mit Recht ſtolz ſein.

Vor allem jener Teil des Gebirgslandes, in dem die Expedition Rickmers ſo erfolgreich gewirkt hat, der Gau Swanetien im Tale des Ingur, lohnt ob ſeiner unvergleichlichen landſchaftlichen Schönheit reichlich die Reiſe, ſelbſt für jenen, den es nicht nach der Beſiegung gewaltiger Hochgipfel gelüſtet. Naturgemäß ſind die Beſchwerden einer ſolchen Reiſe weit größer als die Mühſale, die wir auf Alpenwanderungen ſelbſt in den entlegenſten Tälern auf uns nehmen. Wer ſich nicht mit einem Blick auf das Hochgebirge begnügen will, für den ſind Zelt und Schlafſack unentbehrliche Dinge. Denn wir reiſen in Gegenden, wo wir noch keine Wirtshäuſer, keine Kramläden finden, wo ſelbſt in den Dörfern dem Fremden nur die kahle Canzellaria (eine Art Amtsgebäude) Unterkunft bietet. Doch hierdurch wird ſich kein Bergſteiger abſchrecken laſſen. Selbſt Damen -- Fräulein Cenzi von Ficker und früher ſchon Frau M. R. Rickmers — haben willig die kleinen Leiden einer Kaukaſusreiſe ertragen.

Der Beginn, die Reiſe bis zum Hochgebirge, iſt ſchon Genuß. Dies wird mancher beſtreiten, der die ſechsunddreißigſtündige Schnellzugfahrt von Wien bis Odeſſa am Schwarzen Meer, durch Galizien und Podolien, glücklich abſolviert hat. Er mag ſich aber tröſten. Denn eine Fülle des Schönen und Intereſſanten bietet dafür die fünf- bezw. dreitägige Fahrt über das Schwarze Meer: Sebaſtopol mit ſeinem Hafen und ſeinen hiſtoriſch denkwürdigen Befeſtigungswerken, die Krim mit ihren pittoresken Felsufern, das herrlich gelegene Jalta, ein faſhionabler Badeort reicher Ruſſen. Bei Sſuchum-kale glänzen die erſten Schneegipfel des Kaukaſus. Batum in prächtiger Lage, einer der Hauptorte des Petroleumexportes, iſt der Endpunkt der Schiffahrt. Die ſommerliche Hitze verſtärkt freilich die Sehnſucht nach dem Hochgebirge, das an ſchönen Abenden herüberleuchtet zur Strandpromenade.



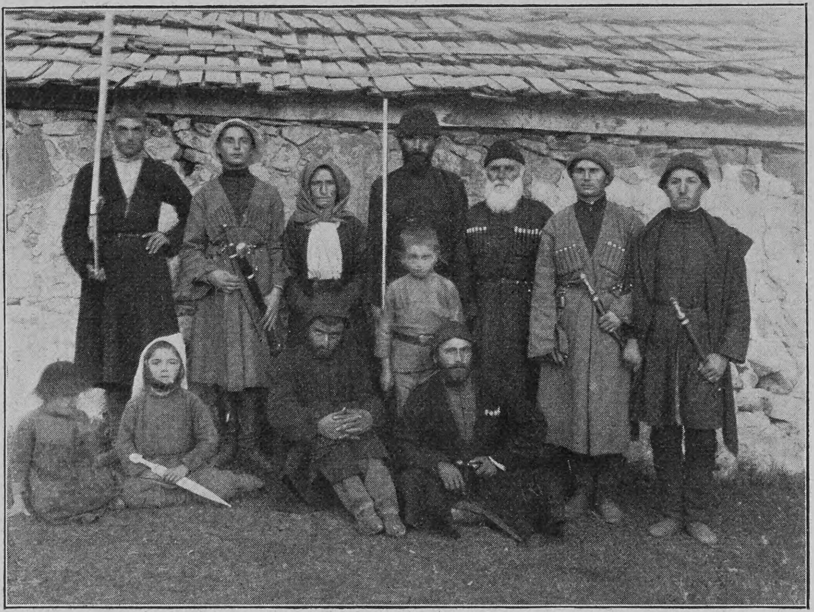
Mühle bei Ezeri

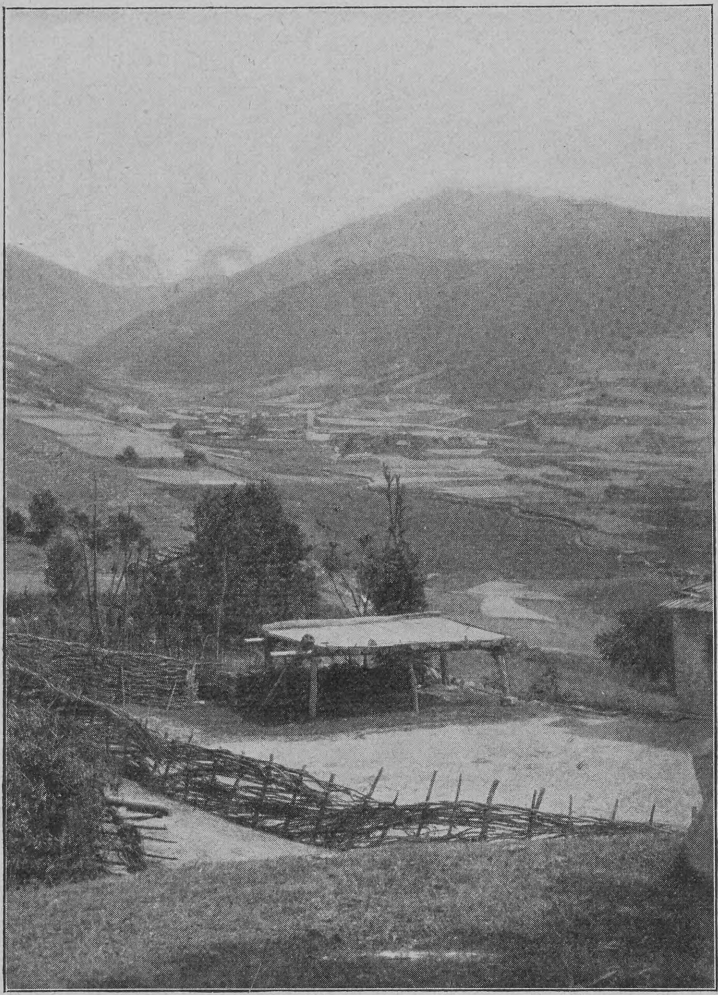
Fürſt Tatarchan Dadeſchkeliani im Kreiſe ſeiner Dienerſchaft

Wir beſteigen die transkaukaſiſche Bahn (Batum-Tiflis-Baku), nicht für lange Zeit, ſo daß uns der Genuß ſo mancher ruſſiſchen Bahneinrichtung, die unſern Behörden zum Studium zu empfehlen wäre, entgeht. Eine Zweigbahn entführt uns von Rion nach dem nahen Kutais an den Pforten des Gebirges. Einen Raſttag wollen wir der Beobachtung des Lebens und Treibens in dieſer rein georgiſchen Stadt widmen. Dann nehmen wir Abſchied von der glutzitternden Ebene, nachdem wir uns hier (oder beſſer ſchon in Batum) mit einem Dolmetſch verſehen haben. Wer ruſſiſch ſpricht, mag ſeiner entraten, obwohl Swaneten nur ſelten dieſe Sprache ganz beherrſchen.

Einem engen Felſentore, der Porta swanetica, entringt ſich der ſchäumende Skenis-ſkali, während von ſchroffer Höhe das Stammſchloß der Fürſten

Dadian (der Herren in dem ſüdlich der Lailakette gelegenen Swanetien) winkt. Noch trifft der Blick auf keine großen Höhen. Sanfte Hügel, Felder und Wieſen umſäumen das breite Talbecken, das an Südtiroler Landſchaften erinnert. Für des Leibes Notdurft ſorgen Duchane (Kramläden mit Bewirtung). Zum erſten Male ſehen wir Swaneten aus dem Ingurtale, große, ſchlanke Geſtalten in der bekannten kaukaſiſchen Tracht. Nur tragen ſie ſtatt der Pelzmützen Lodenhüte. Schon an jedes Knaben Gürtel hängt die landesübliche Waffe, der ſcharfgeſchliffene Kindſchal.

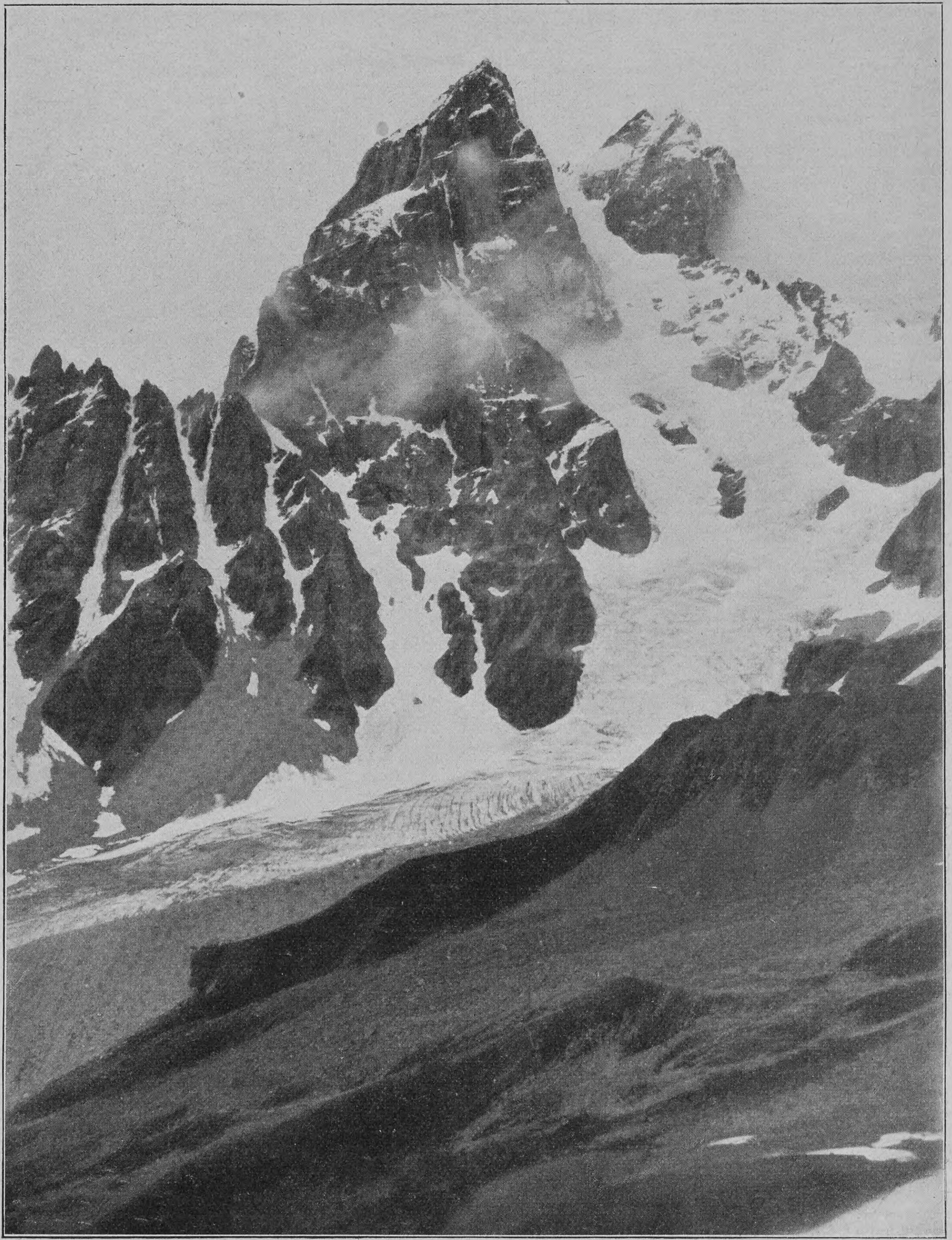

Gruppe von Swaneten


Dreſchtenne und Worfelbühne bei Ezeri

In Orbeli haben wir uns bereits mit Reitpferden und Trägern verſehen. Doch bis in ein paar Jahren wird die Fahrſtrecke bis Zageri ausgebaut werden. Es beginnt der Ritt durch das Tal des Skenis-ſkali, durch das ſogenannte Dadianſche Swanetien. Ein maleriſches, waldreiches Tal, deſſen herrlicher Baumbeſtand freilich in abſehbarer Zeit der Habgier eines ruſſiſchen Unternehmers zum Opfer gefallen ſein wird. Zuweilen hemmt ein Wildbach den raſchen Trab der Pferde, bald windet ſich der ſchmale Pfad hoch über dem Fluſſe am ſteilen Gehänge dahin. Ehrlich müde erreichen wir abends Lentechi. Zum erſtenmal grüßen uns hohe Berge. Der Mauerwall der Lailakette trennt uns noch vom Ingurtale und Swanetien. Denn nur über das Gebirge iſt das Ingurtal auf Reitwegen zugänglich. Der Unterlauf des Ingur führt durch eine mehrere Tagereiſen lange, faſt wegloſe Schlucht. Es gibt nicht viele Täler, die gegen die Außenwelt ſo abgeſchloſſen ſind wie Swanetien. Der faſt ausſchließlich benutzte Uebergang iſt der Latparipaß (2840 Meter). Auf bequeme und müheloſe Weiſe, auf dem breiten Rücken berggewandter Pferde können wir ihn erreichen. Der Aufſtieg iſt herrlich. Kaum haben wir hinter Tſcholuri das Tal des Skenis-ſkali verlaſſen, ſo treten wir ein in eine Zone üppigſter alpiner Vegetation mit rieſenhaft entwickelten Alpenpflanzen. Swanetiens Makroflora iſt berühmt geworden bei den Botanikern. Die erſte große Ueberraſchung aber erwartet uns auf der Höhe des Paſſes: der erſte Blick auf den eisſtarrenden Zentralkamm vom Elbrus (5629 Meter) bis zum Schkara Tau (5138 Meter). Ich glaube, daß nur wenige Bergpanoramen der Erde mit der Ausſicht vom Latparipaß wetteifern können. Das Ingurtal, Swanetien, liegt tief unter uns. Ein bequemer Pfad leitet uns hinab nach Kal, der erſten Landſchaft Swanetiens, die wir erreichen. Wer aber vielbegangene Pfade meiden und über die Gletſcher den vielgeprieſenen Gau erreichen will, dem ſei ein Weg verraten, den Rickmers als erſter Europäer begangen und auf dem er auch im Sommer 1903 ſeine Expedition nach Swanetien geleitet hat. Wir verlaſſen in Lentechi das Tal des Skenis-ſkali und die gewöhnliche Latparipaßroute und wandern hinein in das Tal des Kheledula. Doch auch dieſes Tal verlaſſen wir nach wenigen Stunden und arbeiten uns durch die herrlichen Urwälder eines Seitentales, ſowie durch deſſen prachtvollen Talſchluß, Skimuneri genannt, empor bis zur Firnregion des Lailapaſſes (ca. 3400 Meter), um über dieſen oder über die Lailagipfel (4000 Meter) Swanetien zu erreichen. Die Bewohner der Täler benutzen dieſen Paß ſehr häufig, und hoffentlich wird dieſer großartige Zugang in Zukunft recht oft von fremden Alpiniſten benutzt. Für Reiter iſt er freilich nichts. Aber dem Bergſteiger kann es ja nur erwünſcht ſein, ſo raſch als möglich in die Hochregion zu kommen, ſich vorzubereiten für die größeren Anforderungen, die Bergtouren im Zentralkamm an den Hochtouriſten ſtellen. Während der Latparipaß in das obere, ſogenannte „freie Swanetien“ führt, erreichen wir über den Lailapaß das fürſtliche, dem Fürſten Tatarchan Dadeſchkeliani gehörige Swanetien, eine Einteilung des Landes, die ſeit Beginn der ruſſiſchen Herrſchaft nicht mehr recht zutrifft. Im erſten Dorfe des fürſtlichen Landes, in Zehomari, winkt das gaſtliche Haus des Fürſten Beckerbi dem Reiſenden, und des Fürſten Söhne, wahre Prachtgeſtalten, bedienen beim Mahle zu nächtlicher Stunde den hungrigen Fremdling. Wie auf nebenſtehendem Bilde zu ſehen iſt, befindet ſich bei jedem Hauſe ein ebener, feſtgeſtampfter Platz. Hier wird das Getreide ausgebreitet und mit dem „Dreſchſchlitten“ von den Hülſen befreit. Daneben befindet ſich meiſt die Worfelbühne. Allzu groß iſt zwar der Fleiß des ſwanetiſchen Bauern nicht. Ackerbau und Viehzucht könnten in viel erheblicherem Maßſtabe betrieben werden. Der größte Teil der Arbeit entfällt auf die Frauen, deren Schönheit im allgemeinen raſch verwelkt. Mitunter treffen wir freilich prachtvoll gewachſene Frauen mit intelligenten Zügen und anmutigen, würdevollen Bewegungen, zu denen das ärmliche Gewand nicht recht paſſen will.

Ein Blick über ſwanetiſche Kornfelder

In Betſcho quartieren wir uns in dem Amtsgebäude, in der armſeligen Canzellaria, ein. Der ſenſationellſte Gipfel des Kaukaſus, der Uſchba (4698 Meter), der „Fürchterliche“, blickt auf uns nieder und weckt ſtets von neuem unſre Bewunderung. Merzbacher ſchreibt, daß kein Gipfel des Tiënſchan und des Himalaja ihm an Kühnheit des Aufbaues gleichkommt. Seit Bergſteiger den Kaukaſus beſuchen, iſt die ſchroffe Südſpitze des Berges das meiſtumworbene alpine Objekt geweſen. Lange Jahre haben ſich ausgezeichnete engliſche und deutſche Bergſteiger mit und ohne Führer vergeblich mit dem gewaltigen Gegner gemeſſen. Nur die niedrigere Nordſpitze (auf dem Bilde der Gipfel rechts) mußte ſich im Jahre 1888 dem Engländer Cockin und ſeinen Führern ergeben. Lange Zeit galt der Uſchba als eines der bedeutendſten alpinen Probleme, bis auch ſeine Stunde kam. Die letzten Julitage des Jahres 1903 brachten die Entſcheidung. Da kein Erfolg der Expedition Rickmers mehr Aufſehen erregt hat, als die erſte Erſteigung des Uſchba-Südgipfels, ſo iſt eine kurze Schilderung vielleicht nicht unerwünſcht. Am erſten Verſuche nahmen der Expeditionsführer Rickmers, cand. ing. Adolf Schulze



Der Uſchba im Kaukaſus (4700 Meter), von Oſten geſehen

(München), Fräulein Cenzi von Ficker (Innsbruck) und der Schreiber dieſer Zeilen ſowie ein einheimiſcher Steinbockjäger, namens Muratbi, teil. Entgegen den meiſten früheren Verſuchen wurde die Südſeite zum Angriffe ausgewählt. Das Lager befand ſich im Gultale, einem kleinen Seitenaſt des Betſchotales, hart am Gulgletſcher. Nach langem Aufſtiege durch ſteile, ſteinſchlaggefährliche Schneecouloirs in der Südoſtſeite wurde in einer Höhe von über 4100 Metern biwakiert, nahe unter der Gipfelwand, an der bisher jeder Verſuch geſcheitert war. Am folgenden Morgen galten die erſten, ſtundenlangen Verſuche der Südoſtecke des Gipfels. Aber die größten Anſtrengungen konnten hier nicht zum Ziele führen. Erſt in ſpäter Nachmittagſtunde wurde auf der Südweſtſeite ein äußerſt ſchwieriger Durchſtieg durch die faſt ſenkrecht abſtürzende Gipfelwand gefunden. Schulzes Klettertüchtigkeit ſchien den Erfolg zu verbürgen. Doch nahe dem Ende aller Schwierigkeiten zwang ein Unfall, der Sturz eines der Teilnehmer, die Partie zur Umkehr. Unter größten Schwierigkeiten wurde jetzt nachts der Biwakplatz wieder erreicht, und erſt nach einem zweiten Freilager konnte der Abſtieg zum Lager im Gultale angetreten werden. Aber der Anſtieg war gefunden. Schulzes Energie verhalf wenige Tage ſpäter einer zweiten Partie, die außer ihm noch aus den Herren Dr. Helbling (Baſel), Dr. Reichert (Straßburg), A. Weber (Bern) und Dr. Schuſter (Dresden) beſtand, zum völligen Siege.

Wer aber in Zukunft mit dem Uſchba ſich mißt und ſeinen ſchimmernden Eisrinnen, ſeinen trotzig ſtarrenden Felswänden wieder heil entronnen iſt, der gönne ſich einige Tage wohlverdienter Ruhe und folge unſern Spuren, die hinüberleiten von Betſcho in die paradieſiſch ſchöne Landſchaft Ezeri, zum Stammſitze des gaſtfreundlichen Fürſten Tatarchan Dadeſchkeliani, des Hauptes dieſer weitverzweigten Familie. In Silberſchüſſeln kreiſt feuriger kaukaſiſcher Wein aus Kachetiens ſonnigen Gefilden an der fürſtlichen Tafel und läßt der Entbehrungen droben im Hochgebirge vergeſſen. Des Fürſten Diener aber begleiten jeden Trinkſpruch mit volltönenden Geſängen, und wenn die letzte Schüſſel abgetragen iſt, ſo tanzen ſie dem Gaſte zu Ehren mit den Mägden im Reigen. Und während draußen der Silberkamm der Laila im vollen Lichte des Mondes glänzt, erzählt der Fürſt von ſeinen Waffentaten im Kampfe gegen die Türken (er war ruſſiſcher Offizier) oder unheimlich düſtere Epiſoden aus der Geſchichte ſeines Hauſes, erzählt von Raubzügen hinüber in die Täler der Bergtataren oder von Bluttaten ſeiner Ahnen. Dem wißbegierigen Gaſt aber erklärt er die merkwürdigen Rechtsverhältniſſe des Landes und ſpricht geheimnisvoll von einer längſt vergangenen Herrſchaft der Frauen — wir ſind ja nicht weit vom alten Kolchis mit ſeinen Amazonen. Stolz weiſt er unter der uralten Eſche nahe bei ſeinem Hauſe, einem alten Gerichtsbaume, das Grabmal ſeines Ahnherrn, Otars des Starken, der vom hohen Dagheſtan gezogen kam, um Swanetien zu unterwerfen. Der Querbalken des Steinkreuzes ſoll die Schulterbreite des fürſtlichen Rieſen andeuten, von deſſen unglaublicher Kraft die Swaneten heute noch voll Ehrfurcht ſprechen.

Schwer nur nimmt der Reiſende Abſchied von dem gaſtlichen Hauſe, um talaufwärts zu wandern, dem freien Swanetien zu, wo der Sagenberg Tetnuld ſtarrt in eiſiger Pracht, wo Schkara- und Dſchanga-Tan ſich niederſenken zum Bezingigletſcher und ſo das größte Bergwunder des Kaukaſus ſchaffen.

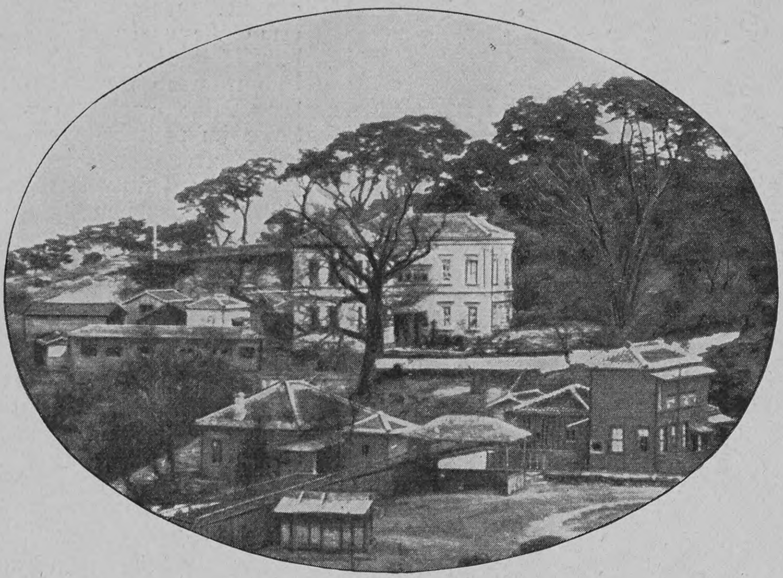
Das Lager der Expedition im Gultale am Uſchba

Auf dem Wege zum Uſchba: Alte Brücke im Bergwald

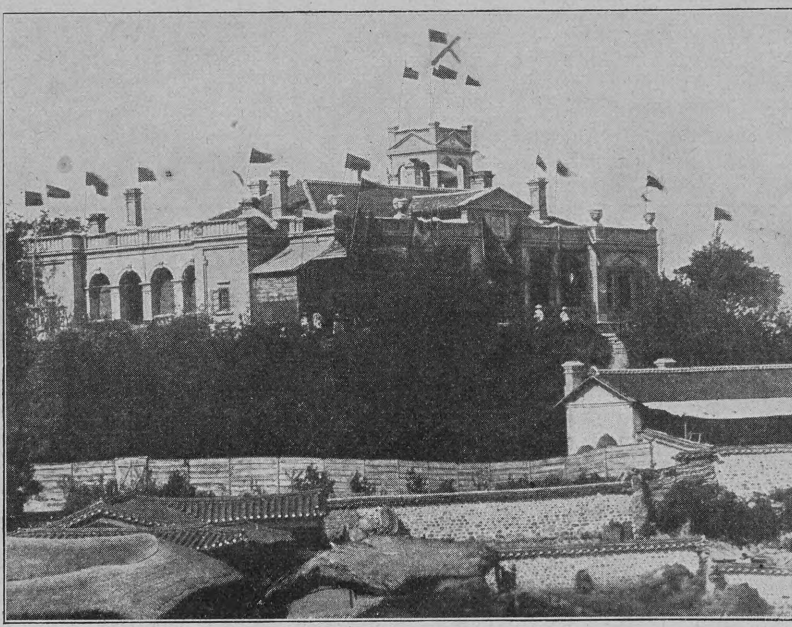
Notizblätter

Die Landoperationen im oſtaſiatiſchen Krieg

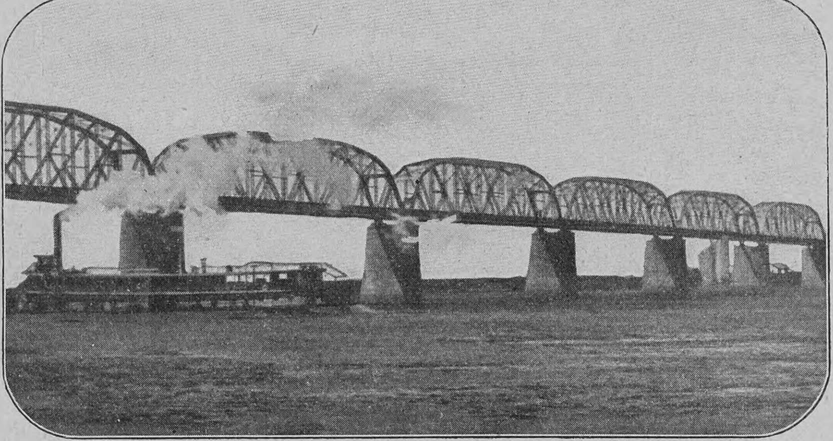
Der Zar hat den bisherigen Kriegsminiſter, General Kuropatkin, zum Kommandierenden der aktiven Armee in der Mandſchurei ernannt. Es herrſcht in Rußland allgemeine Befriedigung darüber, da Kuropatkin als Militär das größte Anſehen, viel mehr denn als Verwaltungschef, genießt. Er hatte oft Gelegenheit, ſich im Felde hervorragend auszuzeichnen, und war im ruſſiſch-türkiſchen Kriege der Generalſtabschef des volkstümlichen Siegers vom Schipkapaß, Skobelew. Inzwiſchen haben der Statthalter, Admiral Alexejew, und der Generalſtab ihr Standquartier von Port Arthur (ſiehe die Karte auf Seite 557) nach Charbin verlegt. Die Japaner haben bereits verſucht, den Ruſſen im eignen Gebiete Schwierigkeiten zu bereiten, wogegen energiſche Gegenmaßregeln getroffen wurden. Sie wollten namentlich die ſibiriſche Eiſenbahn durch Sprengung der eiſernen Sungaribrücke gefährden, die jedoch mißlang. Jene Brücke liegt ſüdlich von Charbin, dem jetzigen Hauptquartier Alexejews, und iſt erſt im Jahre 1901 von den Ruſſen gebaut worden. Auch die Tſchunguſenbanden, von denen die Bahn mehrfach bedroht wurde, ſollen unter japaniſcher Führung ſtehen. Die Verfolgung dieſer Banden iſt aufgenommen worden, die Japaner, die jene Brückenſprengung verſuchten, wurden hingerichtet. Strenge Bewachung der Bahnſtrecke wurde angeordnet, wofür dem Kommandeur der Grenzwache, Generalleutnant Tſchitſchagow, etwa 30000 Mann zur Verfügung ſtehen. Mittlerweile vollzieht ſich ruſſiſcherſeits in Parallelkolonnen der Truppenaufmarſch nach dem Yalufluſſe, woran das 9., 10., 11. und 12. ſibiriſche Regiment beteiligt ſind.



Die japaniſche Geſandtſchaft in Söul

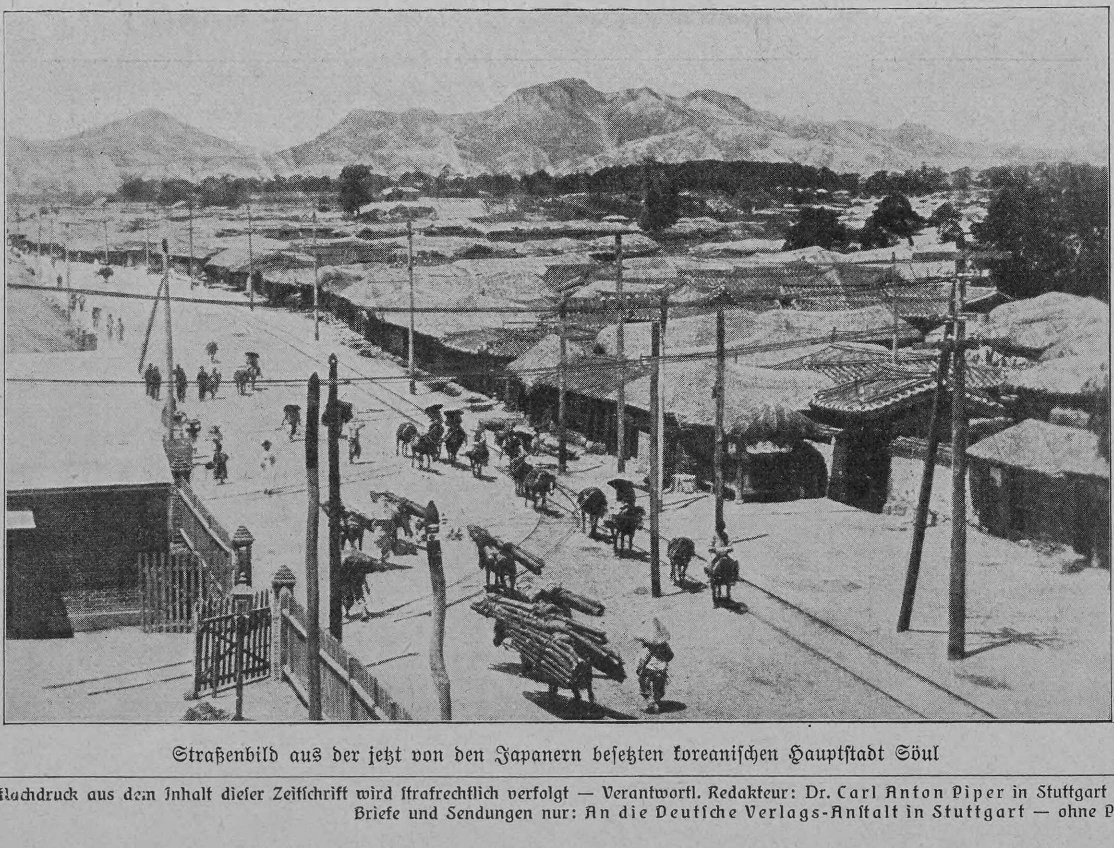


Das Gebäude der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Söul (Korea)



Brücke über den Sungarifluß, welche die Japaner vergeblich zu ſprengen verſuchten

Die Japaner haben mit Ausbruch der Feindſeligkeiten die Landung von drei Diviſionen in Korea begonnen, und zwar in Fuſan und Maſampo, in Tſchemulpo (vgl. Nr. 23) und in Genſan. Die Hauptſtadt Söul wurde von ihnen beſetzt, und der japaniſche Geſandte eröffnete dem Kaiſer von Korea, daß Korea bis auf weiteres unter japaniſcher Verwaltung ſtehe. Dieſes Reich iſt geographiſch dem nordöſtlichen China angegliedert und erſtreckt ſich zwiſchen dem Gelben und dem Japaniſchen Meer nach Süden. Die Südküſte der Halbinſel, die früher mit dem chineſiſchen Reich als Vaſallenſtaat verbunden war, liegt dem Südende Japans gegenüber. Der Flächeninhalt Koreas beziffert ſich auf 22000 Quadratkilometer, die Einwohnerzahl auf etwa 10½ Millionen. In der Mitte des Landes liegt Söul, die Haupt- und Reſidenzſtadt, eigentlich Tſchan-Han, „Feſtung am Fluſſe Han“, genannt, in einem von Bergen umrahmten Keſſel. Die Stadt hat eine Bevölkerung von ca. 250000 Köpfen und iſt von einer hohen, zinnengekrönten Stadtmauer umgeben. Die Wohnſtätten der Eingeborenen ſind höchſt armſelig, dabei herrſcht überall eine Unreinlichkeit, die jeder Beſchreibung ſpottet. Unter den Gebäuden ſind zu bemerken das alte und das neue königliche Schloß, der Ahnentempel des Herrſcherhauſes, der Tempel des Konfuzius und die Reisſpeicher. Sehr ſtattliche Bauten ſind die jetzt von den Ruſſen verlaſſene ruſſiſche Geſandtſchaft und die japaniſche Geſandtſchaft. Zwei Hauptſtraßen durchſchneiden die Stadt von Norden nach Süden und von Oſten nach Weſten, im übrigen vermitteln nur enge und winklige Gaſſen den Verkehr. Mit dem unanſehnlichen Aeußern und dem unverfälſcht oſtaſiatiſchen Charakter von Söul ſteht in einem eigentümlich wirkenden Gegenſatz die elektriſche Beleuchtung und die vorzügliche elektriſche Tramway, von einer amerikaniſchen Geſellſchaft eingerichtet. An Sehenswürdigkeiten ſind außer den Schlöſſern des Herrſchers nur drei vorhanden: eine alte ſteinerne Pagode, die auf Koreaniſch „Tekap“ heißt, eine große Schildkröte, gleichfalls aus Stein, und eine große Glocke, die bei Sonnenauf- und -untergang das Zeichen zum Oeffnen und Sperren der Stadttore gibt. Die fußlangen gewaltigen Torſchlüſſel bleiben die Nacht über im Palaſte verwahrt und werden vor Tagesanbruch nicht herausgegeben.



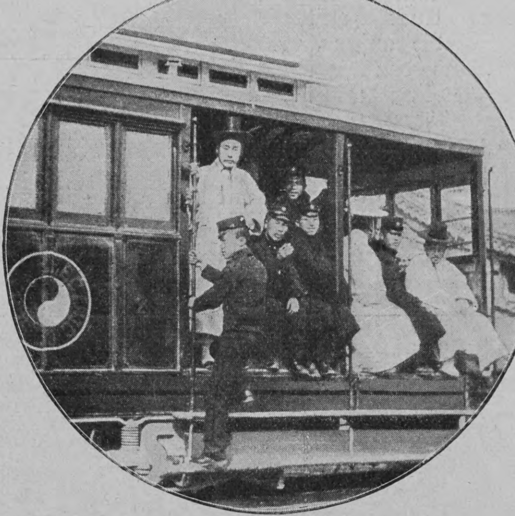
Straßenbild aus der jetzt von den Japanern beſetzten koreaniſchen Hauptſtadt Söul

Bühne

Von neuen muſikdramatiſchen Werken, die in jüngſter Zeit ihre Uraufführung erlebten, hatte im Neuen deutſchen Theater zu Prag **Baron Erlangers** nach Heines bekannter Romanze bearbeitete zweiaktige Oper „**Ritter Olaf**“ großen Erfolg. Man rühmt ihr kunſtvolle, nicht überladene Inſtrumentation und zahlreiche Geſangsſtellen von dankbarem Melodienreiz nach.

— Einen Operneinakter „**Die weiße Flagge**“, Szenen aus dem Burenkriege von **Pierre Maurice**, brachte das Neue Kölner Stadttheater mit freundlichem Erfolg. Das gleichfalls vom Komponiſten herrührende Textbuch iſt mit Ausnahme der etwas unklaren Vorgeſchichte recht geſchickt gemacht. Die Muſik läßt den feinen, in franzöſiſcher Schule erzogenen Muſiker nicht verkennen; vornehm in der Erfindung und nicht ohne poetiſchen Reiz, iſt ſie doch nicht immer ſelbſtändig genug; die Orcheſtrierung iſt geiſtvoll, die Charakteriſtik treffend.

— In Elberfeld fand „**Die Zauberglocke**“, Oper in vier Akten von Barbier und Carré, Muſik von **Camille Saint-Saëns**, bei ihrer Uraufführung in Deutſchland ſo lebhaften Beifall, daß angeſichts des Mangels an wirkſamen Opernnovitäten ihre Weiterverbreitung zu erwarten ſein dürfte. Das Textbuch hat den Fluch des Goldes zum Thema, das nach Art eines Traumes, wie in Grillparzers „Der Traum ein Leben“, vorgeführt wird. Die bereits im Jahre 1875 geſchriebene Muſik (erſte Aufführung: Paris, 1877) iſt namentlich in allen phantaſtiſchen Teilen der Oper eindrucksvoll und eigenartig; am wertvollſten ſind der erſte und vierte Akt ſowie der Schluß des dritten.



Amerikaniſche Trambahn in Söul

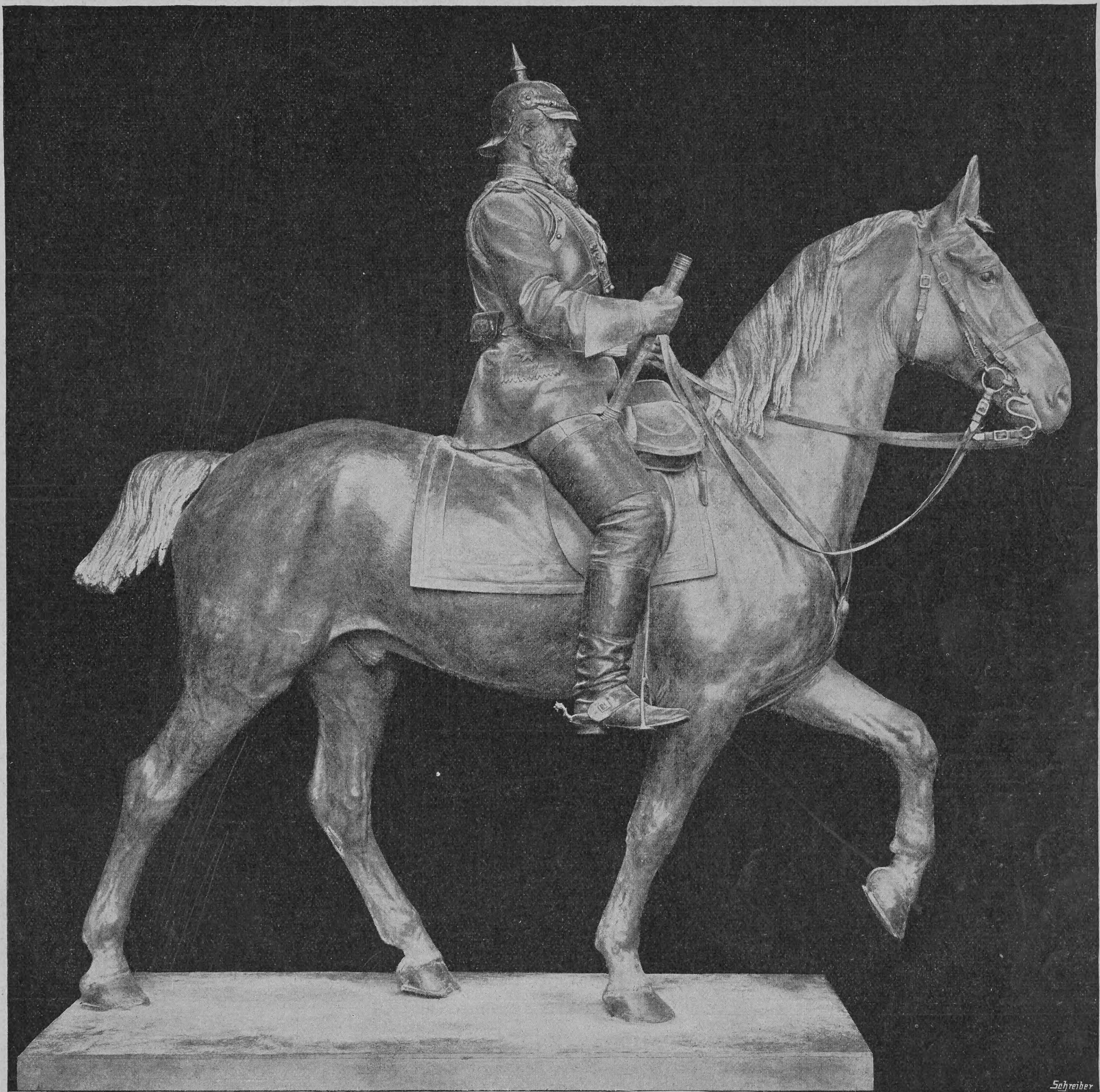
— Im Königlichen Theater zu Wiesbaden fand **Heinrich Spangenbergs** einaktiges Muſikdrama „**Korſiſche Hochzeit**“ bei der Uraufführung einen warmen, ehrlichen Erfolg. Der von J. Hoch verfaßte Text baut ſich auf einer Erzählung Konrad Telmanns auf. Die Muſik verrät Einflüſſe der neuitalieniſchen Schule und wirkt in den lyriſchen Partien beſonders anziehend. Ein Zwiſchenſpiel und die Tarantella ſind ungemein dankbare Orcheſterſtücke.

— Dem Hoftheater in Mannheim iſt nun auch das Münchner Hof- und Nationaltheater mit einer aufs ſorgfältigſte vorbereiteten Aufführung von **Hans Pfitzners** romantiſcher Oper „**Die Roſe vom Liebesgarten**“ gefolgt, die einen ſchönen, wenngleich nicht unbeſtrittenen Erfolg davontrug. Die Dichtung von James Grun, durch das Gemälde von Meiſter Thoma „Der Hüter vom Liebesgarten“ angeregt, hat zur poetiſchen Grundidee den Sieg des Lenzes über die ſtarren winterlichen Gewalten. Die Kompoſition offenbart eine ganz hervorragende Begabung für die Stimmungsmalerei und eine ſeltene muſikaliſche Geſtaltungskunſt großen Stiles. Die ganze Partitur trägt den Stempel muſikaliſcher Einheitlichkeit und Selbſtändigkeit.

Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 24



Das letzte große Werk Rudolf Maiſons: Kaiſer Friedrich-Denkmal für Berlin

Zum Tode des Bildhauers Rudolf Maiſon

Rudolf Maiſon †

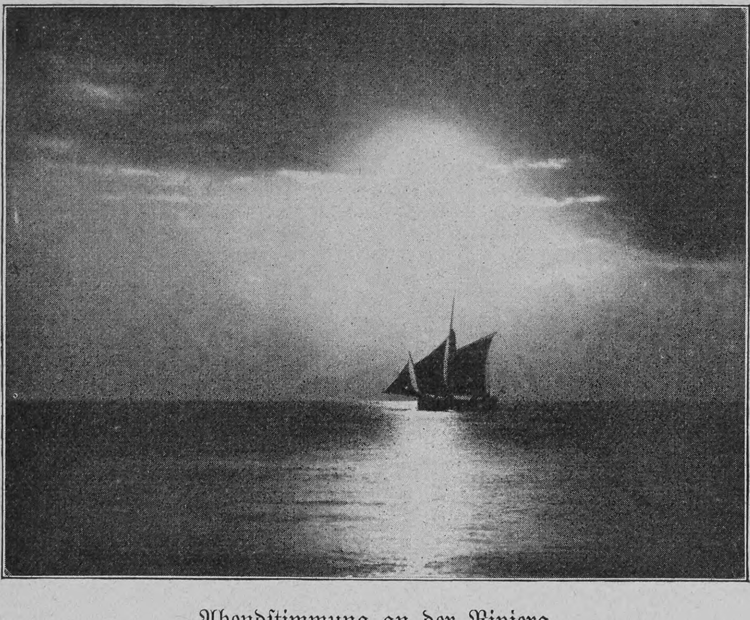
Am 12. Februar ſtarb in München im Alter von 50 Jahren der Bildhauer Rudolf Maiſon. 1854 in Regensburg geboren, iſt er ſein Lebenlang ſeinem Vaterland Bayern und der Hauptſtadt München treu geblieben. Den Weg zur Künſtlerlaufbahn hat er ſich unter manchen Mühen erkämpfen müſſen; aber den idealen Sinn, die zähe Energie, den raſtloſen Fleiß, mit denen er ſich den Zutritt zu ſeinem eigentlichen Beruf erzwang, hat er auch behalten und bewährt, ſolange ihm zu wirken und zu ſchaffen vergönnt war. Maiſon iſt beſonders bekannt geworden durch ſeine lebhaft bewegten, maleriſch empfundenen Brunnengruppen (für Fürth und Bremen) und durch ſeine plaſtiſchen Arbeiten für den Reichstag, die zwei reitenden Herolde und die Statue Kaiſer Ottos des Großen, nicht minder aber durch zahlreiche Kleinplaſtiken von virtuoſer Durchbildung und lebendigſter Geſamtwirkung: wir erinnern an den humorvollen „Eſelreiter“, an den derben „Augur“, den ruhig-feinen „Philoſophen“. Alle dieſe Arbeiten ſind zugleich intereſſante Verſuche, durch farbige Behandlung die Wirkung des plaſtiſchen Gebildes noch zu ſteigern. Nicht groß im Maßſtab, aber von monumentaler Würde und Größe iſt ſein „Tronender Wotan“. Maiſons letztes großes Werk iſt das koloſſale Reiterdenkmal Kaiſer Friedrichs III., das ſeinen Platz in Berlin vor dem Kaiſer Friedrichs-Muſeum finden ſoll und von dem wir hier eine Reproduktion geben, die den edeln Ernſt und die geſchloſſene Vornehmheit, dabei auch die faſt dokumentariſche Porträttreue des ſchönen Bildwerks gut erkennen läßt. Mitten aus ſeinem reichen, kräftigen Schaffen, das für ihn ſtets ein Ringen nach weiterer Vertiefung und Vervollkommnung war, iſt Ruodlf Maiſon abgerufen worden. Er hinterläßt das Andenken eines hochbegabten, ſtreng gewiſſenhaften Künſtlers und eines aufrechten, tüchtigen, ſympathiſchen Menſchen.

Briefmappe

Oberſtlt. a. D. v. F. in Potsdam. Derartige Berichte älterer Zeit über heroiſch ertragene Verwundungen in der Schlacht ſind bezüglich ihrer Zuverläſſigkeit freilich ſchwer zu kontrollieren. Richard von Percival, der Richard Löwenherz nach Paläſtina gefolgt war, blieb angeblich, als er in einer Schlacht ein Bein verlor, nichtsdeſtoweniger zu Pferde; ein andrer Säbelhieb raubte ihm einen Arm, und dennoch blieb er feſt im Sattel und hielt den Zaum ſeines Schlachtroſſes mit den Zähnen. Wenn dies wahr iſt, ſo braucht man an der Mitteilung Lamartines nicht zu zweifeln, daß General Leſourd in der Schlacht von Waterloo, nachdem er ſchon ſechs Säbelhiebe empfangen, vom Pferde geſtiegen ſei, um ſich den Arm abnehmen zu laſſen. Dann ſei er wieder aufgeſtiegen und habe an der Spitze ſeiner Truppen von neuem angegriffen.

K. Z. in Lübeck. Das iſt ein Irrtum; die Zahlen ſind erheblich höher. Im verfloſſenen Jahre erreichten die Geſchenke amerikaniſcher Kröſuſſe für gemeinnützige Zwecke „nur“ den Betrag von 76 834 978 Dollars gegen 77 397 167 Dollars im Jahre 1902 und den Rekordbrecher auf dieſem Felde, das Jahr 1901, in dem nicht weniger als 123 888 732 Dollars geſtiftet wurden. In den erſten drei Jahren dieſes Jahrhunderts wurden alſo in den Vereinigten Staaten mehr als 278 Millionen Dollars oder beinahe 1200 Millionen Mark freiwillig dem Gemeinwohl geopfert. Dabei iſt noch zu beachten, daß in dieſe 1200 Millionen Mark die Zuwendungen an einzelne, alſo die privaten Geſchenke und Vermächtniſſe, nicht eingeſchloſſen ſind, ſondern daß es ſich bei der Statiſtik nur um Geſchenke an Korporationen und öffentliche Anſtalten handelt.

Frau Dora v. B. auf Schloß H. Da die bereits vorgerückte Jahreszeit die Niederlegung des alten Kurhauſes in Wiesbaden ohne erhebliche Störungen der bevorſtehenden Hauptſaiſon nicht mehr geſtattet, ſo beſchloß der dortige Magiſtrat, mit dem Abbruch des Gebäudes bis zum 1. Oktober zu warten. Es finden ſomit alle Veranſtaltungen der Kurverwaltung noch während der ganzen diesjährigen Sommerſaiſon im alten Kurhauſe und dem zugehörigen Kurgarten in der herkömmlichen Weiſe ſtatt.



Abendſtimmung an der Riviera

Nach einer Liebhaberphotographie

Frau E. v. Pf. in Wien. Das Neueſte auf dieſem Gebiete, was in dem ſportliebenden Paris zu Tage gefördert wurde, iſt ein Töff-Koſtüm für Hunde. Die vielen Fälle von Augenerkrankungen, denen die auf Automobilfahrten vom Staub ſo arg mitgenommenen Tiere ausgeſetzt waren, haben den Anlaß zu dieſer zweckmäßigen „Erfindung“ gegeben. Das Hauptſtück des Töffkoſtüms iſt eine mit Brillengläſern verſehene Maske, mit der die Foxln ebenſo ſchön ausſehen wie ihre Herrſchaft, wenn ſie in full dress ſind für den edlen Autoſport.

Eberh. Fr. in Meiningen. Sie beginnen Ihre ausgerechnet 17 Strophen umfaſſende „Klage“ über die Herzenshärte Ihrer Angebeteten mit den Verſen:

> „Jetzt, da der Flieder
> Blühet wieder,
> Hauch' ich Aermſter meine Lieder
> In den blaſſen Mond.“

Daß Sie den Flieder bereits in jetziger Jahreszeit blühen laſſen, wollen wir einem Verliebten als poetiſche Lizenz noch hingehen laſſen; das Hauchen in den Mond aber wird Ihnen niemand glauben, da nach den Verſicherungen der Aſtronomen die mittlere Entfernung dieſes Trabanten von der Erde doch immerhin 385 000 Kilometer betragen ſoll.

Fr Sch. in Wetzlar. Im Jahre 1636 kam der erſte Tee nach Paris, 1660 durch die Oſtindiſche Kompanie nach Holland und England. Er fand, ähnlich wie der Kaffee und der Tabak, in Europa viele begeiſterte Lobredner, während andre Stimmen ihn für höchſt ſchädlich erklärten. König Friedrich III. von Dänemark gab ſeinem gegen den Tee eifernden Leibarzt Simon Paulli ein hübſches Wortſpiel zum Beſcheid. Er ſagte nämlich mit Doppelſinn: „Credo te (Tee) non esse sanum,“ was man überſetzen kann: „Ich glaube, daß der Tee nicht geſund iſt,“ oder auch. „Ich glaube, du biſt verrückt.“

H. O. in Pirna. Bei Clausthal befindet ſich der tiefſte Schacht in Deutſchland mit 902 Metern, der zweittiefſte in Lugau (Sachſen): 799 Meter. Den tiefſten Schacht auf der ganzen Erde haben die Nordamerikaner im Staate Michigan; ſeine Tiefe beläuft ſich auf nahezu 1500 Meter.

Frl. Margarete Sch., W. in Hannover, Carl B. in Harburg. Da wir noch reichlich verſehen ſind, müſſen wir beſtens dankend ablehnen.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
10 Stück 30 Pfennig.
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.

Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert. Verlangen Sie Gratisprospekt.
H. Frisch, Bücherexperte, **Zürich 33.**

GLAFEY-NACHTLICHTE
rauch- und geruchlos,
nicht feuergefährlich.
G. A. GLAFEY, NÜRNBERG.

Wer ſich bei der Verwaltung ſein. **Vermögens** vor **Verluſt** ſchützen will, verlange grat. u. frk. Proſpekt vom **Verlag** des **Vermögensverwaltungsblattes Magdeburg,** Breiteweg 183.

Bad Salzbrunn i/Schles.

407 m über dem Meere. **Bahnstation der Strecke Breslau—Halbstadt, Saisondauer vom 1. Mai bis 15. October,** ist durch seine **altberühmte, alkalische** Quelle, den **Oberbrunnen,** weitgedehnte **Anlagen** in herrlicher **Gebirgslandschaft, Gebirgsluft,** bedeutende **Milch- und Molkenanstalt (sterilis: Milch, Kefir, Eselinmilch, Schafmilch, Ziegenmilch),** das **pneumatische** Kabinet u. s. w., angezeigt bei Erkrankungen des **Halses,** der **Luftröhren** und **Lungen,** bei **Magen- und Darmkatarrh,** bei **Leberkrankheiten** (Gallensteinen), bei **harnsaurer Diathese (Gicht),** bei **Diabetes.** Die **neuerbaute Badeanstalt** bietet ausser **Bädern jeder Art (auch kohlensaure** und **elektrische** Bäder) Einrichtungen für **Massage** und **hydrotherapeutische Behandlung;** sie enthält eine **medico-mechanische Abtheilung (Original Zander)** und ein **Inhalatorium (Heyer).— Versand des Oberbrunnens** durch die Herren **Furbach & Strieboll** in **Bad Salzbrunn.**
Fürstlich Plessische Bade-Direction Bad Salzbrunn.

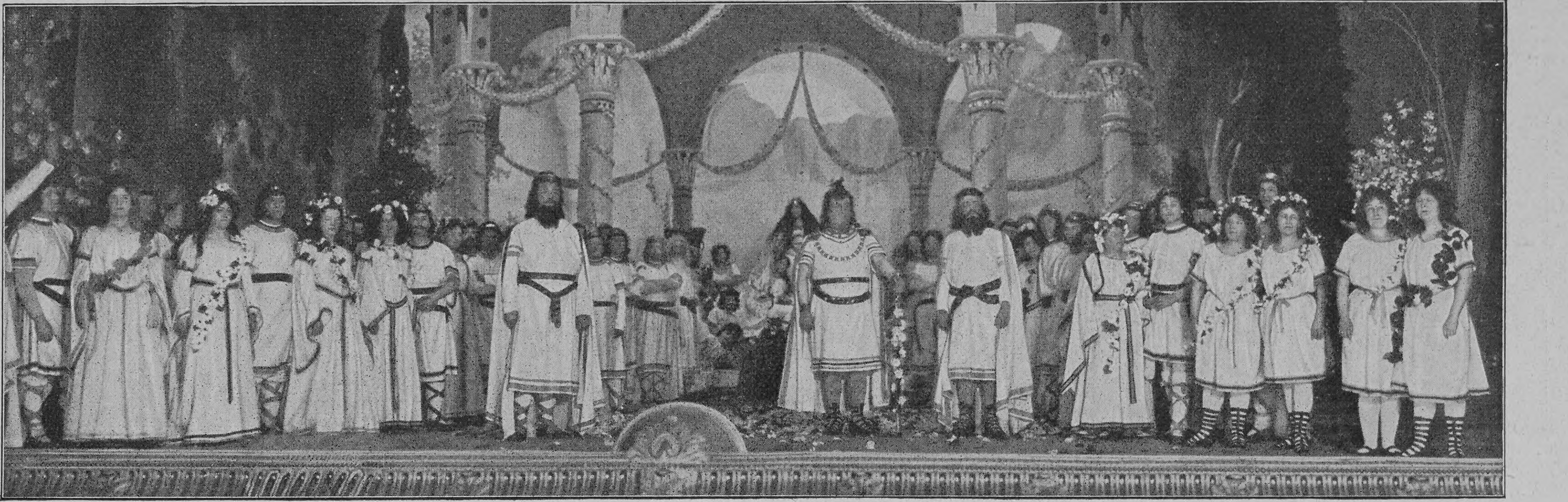
Dem Verdienste
Ehren Medaille

Kieler Koch-Schule
mit
wirtsch. Töchter-Pensionat
besserer Stände.
Ländlicher Aufenthalt im Eigenbesitztum:
„Heuer-Adler's Ruh“
Ellerbek bei Kiel.
Vorsteherin: **Frau Sophie Heuer.**
Während des langjährigen Bestehens der Anstalt von **1881** bis **1904** wurde eine **grosse Schülerinnenzahl** ausgebildet.
Lawn Tennis- und Spielplätze. — Bootfahrt.
Erste Referenzen. **Alles Nähere durch den Lehrplan.**

KÖHLER Nähmaschine
ANERKANNT BESTES FABRIKAT DER GEGENWART.
Käuflich in allen besseren Geschäften des IN- und AUSLANDES
Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.
Hermann Köhler Altenburg S/A.
NÄHMASCHINENFABRIK.

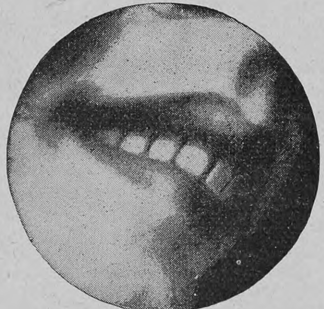
BESTE ZAHN-CRÊME
60 Pf
KALODONT
F. A. Sarg's Sohn & Co. Wien.
erhält die Zähne rein, weiss u. gesund.

Momentaufnahme mit
Goerz-Anschütz-Klapp-Camera.
Leistungsfähigste Hand-Camera für Aufnahmen jeder Art, besonders für Momentbelichtungen bis zu 1/1000 Sekunde. Zu beziehen durch alle photographischen Handlungen. Kataloge kostenfrei durch:
Optische Anstalt **C. P. Goerz** BERLIN-Friedenau 54.
Aktiengesellschaft.
London 1/6 Holborn Circus.
New-York 52 East Union Square.
Paris 22 Rue de l'Entrepôt.

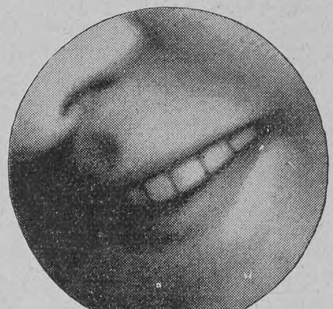


Sangesmeiſter (Junior) Siegnot (Carlén) Waffenmeiſter (Fenten)

Vorſpiel der Romantiſchen Oper „Die Roſe vom Liebesgarten“ von Hans Pfitzner in der erſten Aufführung am Hof- und Nationaltheater in Mannheim



Im Dienſt der Kunſt, der Wiſſenſchaft, des Lebens,
Brauchſt Du den Mund zu Deiner Mitwelt Wohl;
Drum acht’ es als Dein Hauptziel Deines Strebens
Ihn rein zu halten — mit „Odol“!



Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster

Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart.

Das deutſche Vaterland
im neunzehnten Jahrhundert
von
Albert Pfiſter.
Mit 6 Karten. Gebunden M. 8.—

„Luſtig und mutwillig.“

Wer dies von ſeinem Kinde ſagen kann, bezeugt, daß ſich dasſelbe der beſten Geſundheit erfreut. Wenn die Kinder geſund, luſtig und guter Dinge ſind, ſo herrſcht Freude am häuslichen Herd, wie ſie durch nichts erſetzt werden kann. Herr Ritter iſt auch dankbar für dieſes ſein Glück und gibt in dem folgenden Briefe die Erklärung:

München, Landsbergerſtraße 148, den 3. Juni 1902.

Es iſt uns eine große Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß unſere Kleine durch Ihre Scotts Emulſion von der Engliſchen Krankheit gerettet worden iſt. Dieſelbe war ein ſehr ſchwächliches Kind und bekam mit 6 Monaten auch noch Maſern und Lungenentzündung. Nachdem wir ſtärkende Bäder und anderes ohne Erfolg angewendet hatten, hörten wir von Ihrer heilkräftigen Emulſion und haben nun nach kurzer Zeit ſchon einen ſehr günſtigen Erfolg damit gehabt. Trotzdem das Kind erſt 12 Monate alt iſt, ſchickt ſie ſich ſchon an zu gehen, hat zwei Zähne ohne alle Schmerzen bekommen und iſt über alle Maßen luſtig und mutwillig Bei einem andern unſrer Kinder hat ſich übrigens auch durch den Gebrauch von Scotts Emulſion ein ſkrofulöſes Augenleiden verloren.

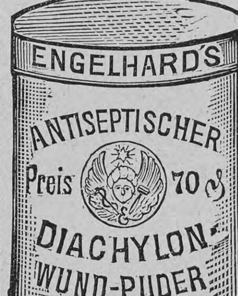
Ihr dankſchuldiger (gez.) Joſ. Ritter

Die Kalk- und Natron-Hypophosphite, die neben dem heilkräftigen Lebertran in Scotts Emulſion enthalten ſind, ſpielen eine wichtige Rolle bei Engliſcher Krankheit, da ſie zu einem kräftigen Knochenbau verhelfen und das Zahnen erleichtern. Scotts Emulſion befördert außerdem die Bildung von geſundem, feſten Fleiſch und gibt dem Körper Lebenskraft und Widerſtandsfähigkeit. Dabei iſt ſie ſo ſchmackhaft und leicht verdaulich, daß man nicht vermutet, daß Lebertran den Hauptbeſtandteil bildet.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **“Pilules Apollo”** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt **übermässigen Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz **Mk. 5,30** franko. Ratié, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77; für Oesterr-Ungarn, Török, Königsg. 12, Budapest.



ENGELHARD’S ANTISEPTISCHER Preis 70 ₰ DIACHYLON-WUND-PUDER

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders:

„Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen.“

Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Zu beziehen durch die Apotheken.

C. Maquet, G. m. b. H.
Berlin W. 35, Lützowstrasse 89/90. — Mit 24 gold. **Medaillen** prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle,** verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle,** verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.

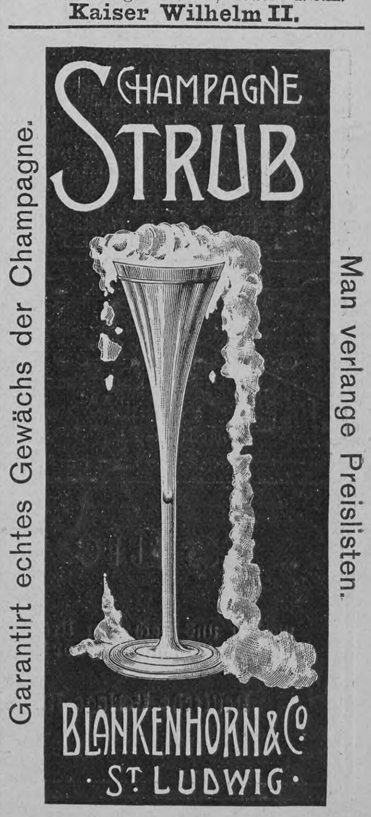
Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Kaloderma-Gelee Seife Puder.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Handels-Lehranstalt
Rolshoven,
Bonn a. Rh.
Sommersem. Beg. 8. April. ½j.- u. Jahres-Klassen. Ausländer-Klassen. Prosp. etc. kostenfr. Pens.-Nachw. in den fashionabl. Familien der Stadt. Gewissenh. Ausbild. u. Aufsicht.

Stottern
heilt Prof. Rudolf Denhardt’s Angrdl. Anstalt **Eisenach** Honorar nach Heilung. Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, wiederh. d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**



Garantirt echtes Gewächs der Champagne.
Champagne Strub
Blankenhorn & Co.
St. Ludwig
Man verlange Preislisten.

Sirolin
Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

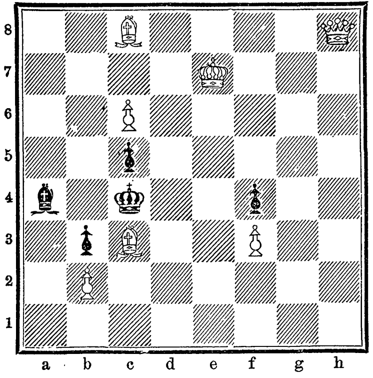
Aufgabe 11

Von

Karl Hoffmann in Lutzmannsburg (Ungarn)

(Neu)

Schwarz (5 Steine)



Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an u. ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 8:

W. 1. Sd4—c6
S. 1. Kd5×c6
W. 2. Dh3—d3!
S. 2. e4×d3, Kc6—d7 od. beliebig
W. 3. Lf1—g2, Dd3—d7 (event. auch ×e4) matt.

A.

S. 1. La8×c6
W. 2. Dh3—c3
S. 2. e4—e3 oder beliebig
W. 3. Lf1—g2, Sa6—b4 matt.

B.

S. 1. La8—b7
W. 2. Dh3—b3†
S. 2. Kd5×c6
W. 3 Lf1—b5 matt.

C.

S. 1. Le1×d2
W. 2. Dh3—h8!
S. 2. Kd5×c6, e4—e3, La8×c6, Ld2—g5 oder belieb. anders
W. 3. Dh8×a8, —h1, c2-e4, Sc6-b4, ×e7 matt.

Schachbriefwechſel

F. Schneider in Neunkirchen. Aufgabe 6 war leider durchaus verunglückt und wurde von uns bereits in Nr. 14 durch entſprechende Mitteilung erledigt. — Nr. 8 löſten Sie tadellos.

W. Th. in Stephansfeld-Brumath. Nr. 7 iſt ein Selbſtmatt, wie aus der unter der Aufgabe gedruckten Forderung erſichtlich. Zu Nr. 8 ſcheitert Ihr Verſuch 1. Dh3—g3 an Kd5×d4, da nach 2. c2—c4 Lc1×d2! der ſchwarze König (bei 3. Dg3—g7†) das Fluchtfeld e3 erhält.

C. B. Sch. in Hamburg. Die neue Aufgabe ſcheint recht hübſch zu ſein und wird, wenn ſie der genaueren Prüfung ſtandhält, demnächſt veröffentlicht werden.

H. M. in Hamburg-Borgfelde. Wegen Nr. 9 vergleichen Sie gefälligſt den Briefwechſel in voriger Nummer.

Richtige Löſungen ſandten ferner ein: F. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 8; E. L. in Graz zu Nr. 9.

Doppelsilbenrätsel

Des Erſten erſte — zähl nur wen'ge Laute! —
Bringt oft Erlöſung uns aus Zweifelspein,
Und ſpricht errötend ſie das Lieb, das traute,
Schließt vollends ſie der Wonnen höchſte ein.

Die zweite, hehr und groß und urgewaltig,
Entſchleiert täglich neue Wunder dir,
Ein Gott den Alten, iſt ſie — zwiegeſtaltig —
Für uns die Welt. Du biſt ein Teil von ihr.

Wo Holz und Torf und Gas und Kohle brennen,
Dort ſuch des Zweiten erſte Silbe auf —
Auch mag ſie dir ein Ort in Preußen nennen
An eines gleichbenannten Fluſſes Lauf.

Die letzte iſt der Hort des Potentaten,
Iſt, was dich grüßt, wenn du der Stadt enteilt,
Iſt, was da prangt im Schmuck der goldnen Saaten,
Was fern dir, wenn dein Schiff die Wogen teilt!

Die beiden Ganzen — art- und klangverſchieden —
Und doch ſo oft zuſammen jetzt genannt,
Sie nennen ein Bereich, aus dem der Frieden
Vorm gift'gen Hauch der Zwietracht jäh entſchwand.

Triſt. Mend.

Logogriph

1234567 — ein Vogel, ſonderbar geſtaltet,
5612332 — ein kleiner Bau, drin Friede waltet,
726123 — ein Ort, des Lage jeder lobt,
534112 — wird von der Brandung wild umtobt,
652324 — blüht auf der Wieſe dunkelblau,
361127 — wird oft gebraucht von Magd und Frau.
5676122 — ſteht meiſt gemütlich an der Wand,
5611237 — ein kleiner Ort am Oſtſeeſtrand. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 511:

Des Rätſels: Der Buchſtabe G.
Des Rätſels: Maler, Ale.

Richtige Löſungen ſandten ein: „Süddeutſche am Klingelpütz" in Köln a. Rh. (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Frau Elſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg (3); Frau Margarethe Broſig in Stuttgart (8); Karl Veithen in Magdeburg; Frau Roſa Hechinger in München (2); Georg Ohlig in Prag (3); Otto Scherer in Berlin; „Hans und Anna" in Innsbruck (4); Alfred Schröder in Wiesbaden; „Oedipus" in Emden (3); Erich Borchardt in Königsberg i. Pr. (2); Frau Agnes Fiedler in Wien (3).

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Akademie für Sozial- und Handelswiſſenſchaften zu Frankfurt a. M. a) Bericht des Rektors über die zwei erſten Studienjahre WS. 1901/2 SS. 1903. Jena, G. Fiſcher. b) Vorleſungen des SS. 1904. Frankfurt a. M., C. Adelmann.

v. Beaulieu, Heloiſe, Höhenluft. Novellen. ℳ 3.—. Dresden, H. Minden.

v. d. Elbe, A., Frau Leonis Geheimnis. Roman. ℳ 3.50. Dresden, E. Pierſon.

Ernſt, Otto, Vom geruhigen Leben. Humoriſtiſche Plaudereien über große und kleine Kinder. 8. Tauſend. Leipzig, L. Staackmann.

German, Wilh., Jeſus von Nazareth in der Form des hiſtoriſchen Romans. ℳ 2.—. Schw. Hall, W. German.

Jordan, Wilhelm, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Neue Ausgabe. 2 Bde. ℳ 5.—. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Kraft, Rob., Ein moderner Lederſtrumpf. Roman. Mit 3 Illuſtr. von C. Arriens. Berlin, Verlagsanſtalt „Strauß".

Mayr, M., Das Formen und Modellieren. ℳ 1.—. München, Luxuspapier-Zeitung.

Meyer-Förſter, Wilh., Alltagsleute. Roman. 2. Aufl. ℳ 3.50. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Touſſaint-Langenſcheidt, Spaniſch. Brief 35/36 (Schluß) à ℳ 1.—. Berlin, Langenſcheidtſche Verlagshandlung.

Verne, Julius, Reiſe-Stipendien. 2 Bde. ℳ 1.50. Wien, A. Hartleben.

Wie man in Berlin zur Zeit der Königin Luiſe kochte. Nach den im J. 1795 niedergeſchriebenen Aufzeichg. v. Frau F. C. Fontane. ℳ 3.—. Berlin, F. Fontane & Co.

Warnung vor Fälschung!
Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von
Dr. Hommel's Haematogen
(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin. D. R. Pat Nº 81391. 70.0. chemisch reines Glycerin 20.0. Wein 10.0 (incl. Vannillin 0.001) bewirkt
schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesammt-Nervensystems, bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen.
Von Tausenden v. Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!
Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's" Haematogen

Chemnitzer Wäschemangeln (Drehrollen), Wäſchetrocken-, Waſch- und Wringmaſchinen für Haus-, Lohngebrauch und Gewerbe ſind weltberühmt.
Liſten ſendet die größte
Mangelfabrik
Ernst Herrschuh
Chemnitz i. S. 118.

DER ABFÜHRENDE
THEE CHAMBARD
ist das angenehmste und das beste mittel
gegen VERSTOPFUNG
HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark "DER CENTAUR" *wie nebenstehend Reproduzirt trægt.*
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel : 1 MARK.
GENERAL-DEPÔT : ZAHN & SEEGER, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Bildschön
iſt ein zartes, reines **Geſicht,** roſiges, jugendfriſches **Ausſehen,** weiße, ſammetweiche **Haut** und blendend ſchöner **Teint.** Alles dies erzeugt:
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
v. Bergmann & Co., Radebeul
echte Schutzmarke: Steckenpferd
à St. 50 Pfg. in allen **Apotheken, Drogen-, Parfüm.- u. Seifen-Geſchäften.**

Photograph. Apparate
Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrierte Preisliste kostenfrei.
G. Rüdenberg jun. Hannover.

Gegen ſchädliche **Korpulenz** und deren Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „Amiral", ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren **(äußerlich) von abſoluter Unſchädlichkeit** und bequemſter und angenehmſter Anwendungsweiſe. „Amiral" **verſchönt und verjüngt** und iſt einzig in ſeiner Art. Keine Diät, **ſicherer und raſcher Erfolg.** Ausführliche Broſchüre mit zahlreichen ärztlichen Gutachten und Dankſchreiben gegen Einſendung von 20 Pfg. in Marken von Hoock & Co.,
Hamburg, Knochenhauerſtraße No. 98.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen: Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours. Auskunft gratis u. franko. Man ſchreibe an **Dr. Cléry,** 53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Alles
für Dilettantenarbeiten.
Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien und Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge f. 30 Pf.)
Mey & Widmayer, München 3.

Unübertroffen
ſind meine neuen, beſond. präpariert. **Holzwollebinden** für Damen u. Hämorrhoidalleidende à 1 ℳ p. Dtzd., gewöhnl. Konkurrenzware zu 70 ₰ p. Dtzd., einf. Gürtel dazu 40 ₰, verbeſſerte 60 ₰ p. St., alle and. Gürtelſorten (n. Dr. Fürſt, Dr. Credé ꝛc.) billigſt. **Moosbinden** à ℳ 1,25 p. Dtzd. **Bei 12 Dtzd. Binden 30% Rabatt.** — Sämtliche Artikel z. Geſundh.- u. Krankenpflege nach Preisliſte. **Emil Schäfer,** Verbandſtofffabr., Chemnitz 1.

Elektrische Klingelanlagen
fertig z. Selbstanlegen M. 4, desgl. Telephone, kleine Lichtanlag. für Minutenlicht, Glühlampen, elektr. leucht. Shlipsnadeln etc., Elemente, Accumulatoren, Vernickelungseinrichtungen, kleine Dynamo-Elektromotoren, Elektrisir-Appar., Elemente, Leitungsdrähte u. alle elektr. Bedarfsartikel.
O. H. Meder's Institut, Leipzig,
Abtheilg. f. Elektrotechnik. Gegründ. 1850.
Jll. Kataloge „E" gegen 10 Pfg. Briefm.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Oſterfeſtgeſchenke vornehmſter Art.
Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben:
I. Band. **Raffael.** Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Gebunden M. 5.—
II. Band. **Rembrandt.** Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Gebunden M. 8.—
Hauffs Lichtenſtein. Romantiſche Sage. Mit zahlreichen Abbildungen von Carl Häberlin, G. A. Cloß und Walter Zweigle. In Original-Prachteinband M. 4.—
H. Sienkiewicz, Quo vadis? Erzählung aus dem Zeitalter Neros. 6.—10. Tauſend. 776 Seiten. Indiſches Papier. Kurioſität. Gewicht nur 225 Gramm. Feinſter Ledereinband M. 4.—
A. Sperl, Hans Georg Portner. Eine alte Geſchichte. 5. Auflage. Geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—
A. Sperl, So war's. Ernſt und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geheftet M. 4.50, Gebunden M. 5.50.

Immer jung! Immer schön!
"BEETHAM'S Larola" Regd.
REGISTERED TRADE MARK
Ein verbessertes Präparat von Glycerin und Gurken zur Conservierung der Haut und Gesichtsfarbe gegen den Einfluss der Sonne, kalter Winde u. hartem Wasser. Es erhält die Haut weich, glatt u. weiss, verhindert u. entfernt Rauheit, Röte, Entzündung, Sprünge etc. Zu haben bei allen erstklassigen Droguerien etc. in Flaschen zu M. 1.—, 2.— und M. 3.50 etc. — In **Berlin:** Heinr. Simon; in **Königsberg i. Pr.:** F. Gottwald; in **Hamburg:** J. S. Douglas Söhne; in **Dresden:** G. Baumann, Pragerstr. 40.

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

Die Korpulenz durch Abführ- oder Entziehungskuren zu bekämpfen iſt falſch, da dieſe die Geſundheit ſchädigen, den Organismus ſchwächen und zu neuer Fettanbildung immer geneigter machen. Auch die bedeutenden Nachteile der Schilddrüſenfütterung ſind bekannt. Die **Broschüre**
Zu korpulent
16. Aufl. giebt Aufſchluß über die einzige **rationelle** Entfettungskur, durch welche die Korpulenz ohne Einſchränkung und **ohne** Abführen, auf chemiſchem Wege in ganz naturgemäßer Weiſe beſeitigt wird.
Dieſe Kur, welche ein Arzt im verein mit einem Chemiker entdeckt hat, **übertrifft** alle bis jetzt gegen Korpulenz angewandten Kuren u. zeichnet ſich aus durch bequemſte Gebrauchsweiſe, garantirt vollſtändige Gefahrloſigkeit u. Hebung der Geſundheit u. Körperkraft, dabei nur ca. 36 Pfg. tägliche Kurkoſten.
Fürſtliche Perſönlichkeiten, hohe Kreiſe und Aerzte ſelbſt haben ſich dieſer Kur bedient, die **Erfolge** ſind **vorzüglich** u. durch zahlreiche Anerkennungen bezeugt. Preis d. Broſchüre 80 Pfg. zu bez. v.
L. Pietsch, Chemisches Laboratorium, Leipzig-Lindenau 4.

Die Wunder der fernen Gangesländer
werden uns nach dem Urteil von Weſtermanns Monatsheften in Braunſchweig vor Augen gezaubert in dem Werke: **Durch den Indischen Archipel.** Eine Künstlerfahrt von **Hugo V. Pedersen.**
Reich illuſtriert. In Prachteinband 25 Mark.
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Totenſchau

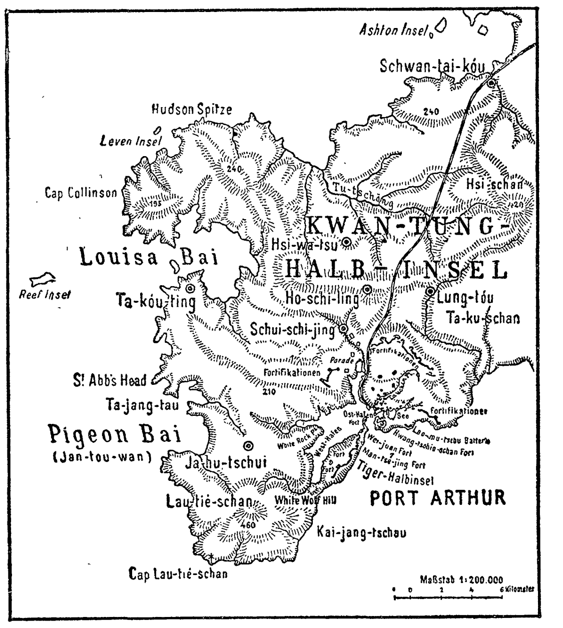
Franz Joly, Direktor der ſtädt. Gas-, Elektrizitäts- und Waſſerwerke in Köln, 51 J., 15. Febr., Wiesbaden. — Generalleutnant z. D. Albrecht Karl v. Wittich, 81 J., 15. Febr., Zoppot. — Prof. Ludwig Bühring, Vorſteher der agrikultur.-chem. Kontrollſtation, 59 J., 16. Febr., Halle a. S. — Kaufmann Salomon Forchheimer, der größte bayriſche Holzinduſtrielle, 56 J., 16. Febr., Nürnberg. — Hofrat Prof. Dr. Hermann Emminghaus, früherer Direktor der pſychiatr. Klinik, 59 J., 17. Febr., Freiburg i. Br. — Baurat Lauenſtein, bek. durch ſeine Lehrbücher über graphiſche Statik, 57 J., 17. Febr., Karlsruhe. — Maler Joſé Frappa, Genre und Porträts, 50 J., Paris. — Profeſſor Boris Nikolajewitſch Tſchitſchorin, der bedeutendſte Staatsrechtslehrer Rußlands, 73 J., 17. Febr., Moskau. — Dr. Wilhelm Blum, ehem. Reichstags- und bad. Landtagsabg., langj. Ehrenbürger der Stadt Heidelberg, 72 J., 17. Febr., Heidelberg. — Abt Benedikt Zenetti, Vorſteher des Benediktinerſtifts, 82 J., 18. Febr., München. — Hofbildhauer Julius Steiner, 41 J., 19. Febr., Wien. — Dr. Adolf Buchenberger, bad. Finanzminiſter, 56 J., 20. Febr., Karlsruhe.

Aus Induſtrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Das ſtaubfreie Entleeren der Aſchekaſten, die bekanntlich von ſehr verſchiedener Größe ſind, iſt neuerdings durch die Konſtruktion des ſogenannten Aſche- und Kehrichtſchluckers ſehr erleichtert worden, bei dem der gefüllte Aſchekaſten in einen dicht verſchloſſenen Behälter ausgeſchwenkt wird. Der Behälter iſt an eine durch alle Stockwerke reichende Fallrohrleitung angeſchloſſen, die über Dach von einem gutziehenden Dunſtrohr bekrönt iſt und unten in einen feſten oder tragbaren Behälter ausmündet. Durch eine Sperrvorrichtung wird die Ausſchwenkung durch Drehen der außen befindlichen Kurbel erſt dann möglich, wenn der Deckel ſtaubdicht geſchloſſen iſt. Die Reinigung des Aſcheſchluckers kann durch eine an die Waſſerleitung oder ſonſtige Waſſerquelle angeſchloſſene Vorrichtung erfolgen.

Der neue Frühjahrskatalog des Kaufhauſes Heinrich Jordan, Berlin SW. 12, Markgrafenſtraße 102—107, iſt erſchienen. Fertige Wäſche jeder Art, hergeſtellt im eignen Großbetriebe und Hauptſpezialität der Firma, eröffnet mit ihren neueſten Schöpfungen die Preisliſte. Was Kleiderſtoffe und Konfektion in ihrer großen Vielſeitigkeit an Saiſonneuheiten bieten, zeigen die nächſten Seiten, und zwar in ſo geſchmackvollen und anſchaulichen Bildern, daß man glaubt, eine reich illuſtrierte Modezeitſchrift vor ſich zu haben. Dieſe ſeltene Reichhaltigkeit und die Preiswürdigkeit des Gebotenen dürften dem Katalog dieſer altrenommierten Firma, der auf Wunſch koſtenfrei verſandt wird, überall eine warme Aufnahme ſichern.



Ueberſichtskarte von Port Arthur, auf deſſen Reede die ruſſiſche Flotte blockiert wird

(Text ſiehe Notizblätter Seite 552)

Deutſche Revue.

Herausgegeben von **Richard Fleiſcher.**

Das ſoeben erſchienene März-Heft enthält: Valois, Vizeadmiral z. D.: Betrachtung über die Kriegsausſichten im fernen Oſten. — Freiherr v. Schleinitz: Die Urſachen des Herero-Aufſtandes und die aus ihm zu ziehenden Lehren. — Friduhelm v. Ranke: Vierzig ungedruckte Briefe Leopold v. Rankes. Herausgegeben von ſeinem Sohne. — Prof. van der Waals: Das Prinzip der Korreſpondenz in der Phyſik der Materie. — Wilhelm Cahn: Aus Carl Tweſtens Nachlaß. Eine biographiſche Skizze. — Vizeadmiral z. D. Paſchen: Skizzen aus meiner Dienſtzeit in der öſterreichiſchen Marine. — H. Dieck, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Eiſenbahndirektionspräſident a. D. in Bonn: Luxus im Beamtentum. — Erinnerungen an Giuſeppe Zanardelli. Von einem langjährigen Freunde.. — Dr. Max B. Weinſtein: Belebungen. — Sir C. C. P. Fitz Gerald, Vizeadmiral: Die Flottenlage im fernen Oſten. — Wirkl. Geheimrat Rothe, früher Unterſtaatsſekretär im Reichsamt des Innern: Vom Reichsamt des Innern. — Dr. Schrameier: Das deutſche Kiautſchougebiet. — Graf Rudolf Waldburg-Zeil: Das Intereſſe Oeſterreich-Ungarns und Rußlands an der Erhaltung des Status quo am Balkan. — Balduin Groller: Andors goldene Venus. — Prof. Dr. R. v. Lendenfeld (Prag): Ueber die Abſtammung des Pferdes.

Monatlich ein Heft von 128 Seiten. Vierteljährlich ℳ 6.—.
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

ALLE ANDEREN MARKEN SIND NACHAHMUNGEN.

DIE ERSTE ALLER
GALA PETER
MILCH-CHOCOLADEN

UNÜBERTROFFEN IN GÜTE UND BEKÖMMLICHKEIT.

Sanatogen
kräftigt den Körper
stärkt die Nerven
regeneriert das Blut
Erhältlich in Apotheken und Drogerien
Broschüre gratis und franko von
BAUER & CIE.
BERLIN
SW. 48

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den Teint und für die Toilette
Poudre & Savon
SIMON
PARIS

Technikum Sternberg (Meckl.)
Maschinenb., Elektrotechn., Baugew. u. Tiefbauschule. Innungsber. Einj. Kurs.

Reform-Werkmeisterschule
Masch., Elektr., Chem. Indust.
Apolda.
Technikerklasse für befähigte Absolventen.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
Maschinenb. u. Elektrotechnik. Abteil. f. Ingenieure, Technik. u. Werkmeister.
Lehrfabrik

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höh. Lehranstalt f. Masch.- u. Elektro-Ingenieure. Techn. Werkm. Prog. fr.
Direktor: E. Boltz.

Neue, epochemachende Broſchüren von
Dr. A. Prinz, Badearzt in Marienbad, u. a. über die rationelle Behandlung von
Gicht,
Podagra,
Rheumatismus,
Nierengries,
Steinleiden u. deren ſchädliche Folgen (Nieren- und Blaſenſteine, acut. u. chron. Gelenkrheumatismus, rheumatiſche Leiden [Lumbago, Iſchias] 2c. 2c.). Zahlreiche lobende, zum Teil geradezu begeiſterte Dankſchreiben von Profeſſoren, Aerzten, u. a. Prof. Dr. Schweninger, Leibarzt des Fürſten Bismarck, Prof. Dr. Ebſtein, Geh. Rat Dr. Volmer, Privaten 2c. 2c.
Ausführliche Proſpecte gratis und franco durch den Verlag von
C. M. L. Seeger,
Berlin SO. 16,
Michaelkirchplatz 14.

Schwerhörige,
Ertaubte. Allen geſicherte Hilfe. Reich illuſtriertes Buch gratis u. frco. Ingenieur Drebusch, Berlin N., Jasmunderſtr. 22.

Altes Tragen
Asbest-Sohle

Schützet Eure Füsse!
Hühneraugen, Beulen, Nässe, Kälte, Fussschweiss, Sohlenbrennen beseitigen Dr. Högyes Patent-Asbestsohlen p. Paar 70 ₰, ℳ 1.—, ℳ 2.—, Asbestschweissblätter ℳ 1.— Nachnahme-Versandt. Vor Nachahmgen. gewarnt! Centrale: Wien I., Dominikanerbastei 21. Wiederverk. hoh. Rab. Prosp. grt.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Einbändige Klaſſiker-Ausgaben.
Elegant in Leinen gebunden.
Goethes Werke (1304 Seiten) . . . . M. 4.—
Grillparzers Werke (856 Seiten) . . M. 3.—
Hauffs Werke (864 Seiten) . . . . . M. 3.—
Heines Werke (1056 Seiten) . . . . M. 3.—
Körners Werke (463 Seiten) . . . . M. 2.—
Lenaus Werke (397 Seiten) . . . . . M. 2.—
Leſſings Werke (901 Seiten) . . . . M. 3.—
Schillers Werke (959 Seiten) . . . M. 3.—
Shakeſpeares Werke (955 Seiten) . M. 3.—
Uhlands Werke (1139 Seiten) . . . M. 4.—
Eignen ſich ganz beſonders zu
Oſterfeſt- und Konfirmationsgeſchenken.

GRAMMOPHON H. WEISS & Co. BERLIN W. Friedrichstr. 189. s.

GRAMMOPHON

Gesetzlich geschützt!
Grösstes Spezial-Geschäft für den Einzel-Verkauf von:
GRAMMOPHON-Apparaten
GRAMMOPHON-Automaten
GRAMMOPHON-Platten und Bestandteilen.
GRATIS u. franko: Illustrierte Kataloge und Internationale Plattenverzeichnisse
TRADE MARK "GRAMMOPHON"
Filialen: Hamburg, Neuerwall 17. Dresden-A., Wilsdrufferstrasse 7.
Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. Grammophon nur echt mit obiger Schutzmarke.

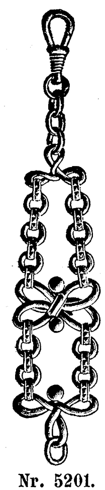
Versand-Geschäft **MEY & EDLICH** Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

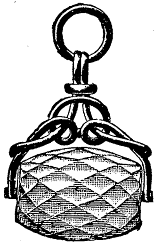
Abteilung: Schmuckgegenstände.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

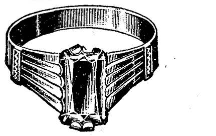
Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.



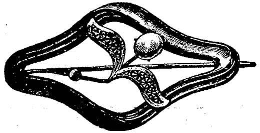
Nr. 5201. Châteleine, amerik. Gold-doublé. M. 3.50.



Nr. 1231. Anhänger, Bergkristall in Doubléfassung. M. 2.25.

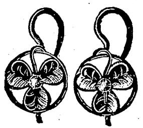


Nr. 1843. Ring, 585/1000 Gold, mit 1 Kaprubin. M. 12.50.

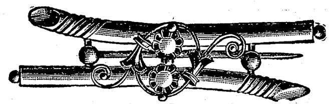


Nr. 1469. Brosche, 560/1000 Gold, mit Doublé-Boden, 1 Opal. M. 5.—.

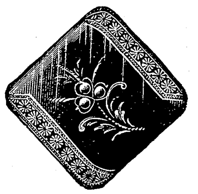
Nr. 6356. Halskette, 333/1000 Gold, mit 11 Perlen, 42 Cm. lang, mit 2 Schlösschen. M. 34.50.
Nr. 6357. Dieselbe Kette mit 11 Opalen und 1 Schlösschen. M. 40.—.



Nr. 6362. Ohrringe, 333/1000 Gold, mit Perlen. Paar M. 3.75.

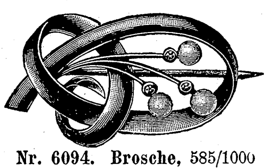


Nr. 6259. Brosche, 333/1000 Gold, mit 2 Perlen. M. 10.—.

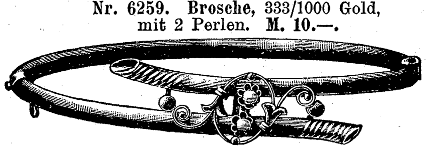


Nr. 4705. Mansch.-Knöpfe, 333/1000 Gld., graviert, mit echten Perlen. Paar M. 18.50.

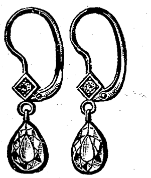
Nr. 4706. Chemis.-Knopf, 333/1000 Gold. Stück M. 3.—.



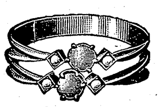
Nr. 6094. Brosche, 585/1000 Mattgold, mit 3 feinen Perlen und 3 Diamanten. M. 46.—.



Nr. 6204. Armband, 333/1000 Gold, mit 2 Perlen, eng M. 16.25, mittel M. 16.75, weit M. 17.25.



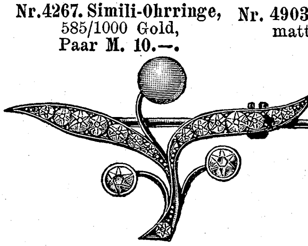
Nr. 4267. Simili-Ohrringe, 585/1000 Gold, Paar M. 10.—.



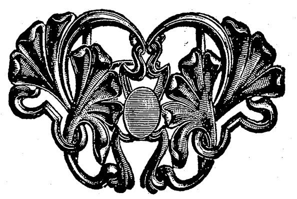
Nr. 4559. Ring, 333/1000 Gold, mit 2 Opalen und 4 Perlen. M 6.75.

Nr. 1248. Anhänger, 800/1000 Silber. M. 0.75.

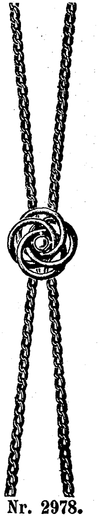
Nr. 4903. Rocknadel, amerik. Gold-doublé, matt, mit Email-Türkis. M. 0.40.



Nr. 4285. Simili-Brosche, 900/1000 Silber vergoldet, mit 1 imit. Perle. M. 9.50.



Nr. 4964. Gürtelschloss, vergoldet und modern gefärbt, mit blauem Stein, 4 Cm. M. 1.40.



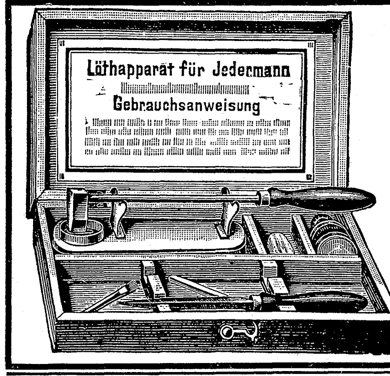
Nr. 2978. L. D. Uhrkette, mattvergold. m. rot. Stein. M. 14.75.

Wir bitten, unseren reichhaltig ausgestatteten Katalog zu verlangen.

„ASTRA“ ROLL-FILMS

Ganz famos!

In allen Handlungen photogr. Artikel oder direkt ab Fabrik
Deutsche Rollfilms-Gesellschaft m. b. H.
Köln-Frankfurt a. M.



Löthapparat für Jedermann
Gebrauchsanweisung

Löthapparat

für alle im Haushalt vorkommenden kleinen Reparaturen in diesem Fache, sehr solid und praktisch (Gebrauchsanweisung liegt bei), Kasten fein lackiert, 27½×14×6½ cm, 7 Stück Inhalt komplet **per Stück 3 Mk.** Porto 50 Pfg.

E. von den Steinen & Cie.
Wald bei Solingen 5
Stahlwarenfabrik und Versandhaus.

Haupt-Katalog ca. 3000 Abbildungen über unsere sämtliche Waren **gratis u. franko.**

Montreux, Hôtel Eden.

In allerbester Lage am Südquai, neben dem Kursaal. **Mod. Komfort.** Lift. Elektrisches Licht. Zentral-Warmwasserheizung. Bäder. Garten.
Fallegger-Wyrsch,
zugl. Bes. Schimberg-Bad, Entlebuch b. Luzern.

Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilanstalt, Chemnitz.

Neues Kurhaus mit den großartigsten, modernsten Einrichtungen. 4 Ärzte, 1 Ärztin. Dirig. Arzt Dr. **Disqué.** Neue illustrierte Prospekte gratis.

Franz Christoph's
Fuſsboden-Glanzlack
in gelbbraun, mahagoni, nuſsbaum, eichen und grauer Farbe,
Sofort trocknend,
geruchlos,
von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meiſten Städten, ſonſt direkter Verſandt. **Poſtkolli,** ausreichend zum Anſtrich zweier Zimmer **à 9 Mk. 50 Pfg.** franko ganz Deutſchland. Farbenmuſter und jede weitere Auskunft bereitwilligſt durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelſtraße 11.

Gildemeiſter's Inſtitut,
Hannover, Leopoldſtr. 3.

Erziehungs- und Vorbereitungs-Anſtalt. Anerkannt gut. Kleine Klaſſen. Möglichſt individuelle Behandlung. Erfahrene und gediegene Lehrkräfte. Penſion und gewiſſenhafte Beaufſichtigung. Die Anſtalt umfaßt die Klaſſen von **Sexta** bis **Oberprima** mit **gymn.** und **realgymn.** Lehrplan und führt ihre Schüler bis zur **Maturitätsprüfung.** Beſondere Klaſſen für die Vorbereitung zum **Einj.-Freiw.** und **Fähnrichs-Examen. Michaelis 1903** beſtanden **50** Zöglinge der Anſtalt ihre Prüfungen, darunter **8** die Reifeprüfung an einem Gymnaſium und **5** die an einem **Realgymnaſium** bezw. einer **Oberrealſchule.** Proſpekt und nähere Mitteilungen d. d. Direktor des Inſtituts **Blumberg.**

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer

Hausfrauen ersparen daher
Zeit u. Geld.
Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. Reinlichhaltung, die bei Kochk. unmöglich ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. **E. Blasberg & Co., Düsseldorf** oder deren Niederl. Berlin, Schützenstr. 36.

SCHÖNE BÜSTE
durch die
„Pilules Orientales“

Gesetzlich geschützt

Das Mädchen mit schwacher Büste, die Frau, deren Brust ungenügend entwickelt ist, und diejenige, bei welcher die Brust ganz verschwunden oder im Verschwinden begriffen ist, allen wird der Gebrauch der „**Pilules Orientales**“ wolthun. Diese Pillen besitzen in der That die Eigenschaft, den Busen zu entwickeln oder wiederherzustellen, die Muskeln zu festigen und die hervorspringenden Knochen der Schultern zurücktreten zu lassen, indem sie der ganzen Büste eine graziöse Fülle verleihen, ohne eine starke Taille zu verursachen. Kräftigend und appetiterregend, von ärzlichen Autoritäten empfohlen, sind sie **der Gesundheit**

nur zuträglich.

Die Kur dauert ungefähr zwei Monate und ist leicht zu befolgen und von anhaltender Wirkung. — Die Schachteln der „**Pilules Orientales**“ müssen den Namen des Herstellers, J. RATIÉ, Apotheker in Paris, sowie den Stempel der „Union des Fabricants“ tragen. Man verwechsele sie nicht mit sogenannten ähnlichen Produkten · sie allein sind weltberühmt und keine anderen kommen ihnen gleich.

BRIEFAUSZUEGE

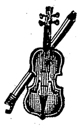
Frl. Margarete R. in Berlin. — Obgleich sehr wohl beleibt, hatte doch meine Brust sehr abgenommen. Dank Ihren Pillen ist ihr ihre frühere Fülle und Festigkeit zurückgekommen Ich bin sehr befriedigt.

Frl. Berta P. in Mailand. — Ich muss Ihnen gratulieren zu dem guten Resultat, das bei mir in 6 Wochen durch Ihre „**Pilules Orientales**“ erzielt wurde Früher blass und blutarm, bin ich jetzt in voller Gesundheit, und hat sich meine Brust auch recht entwickelt.

Frau Marcelle B. in Wien. — Ich bin höchst erfreut über Ihre „**Pilules Orientales**“ meine Büste, welche infolge einer Niederkunft verschwunden war, stellt sich ganz wieder ein.

Flacon mit Notiz M 5.30. — *Gegen Nachnahme M.* 5.50
Apotheke **J. RATIÉ, 5,** Passage Verdeau, **PARIS** (IXe).
Dépot in **BERLIN : B. HADRA,** Apotheker, Spandauerstrasse, **77.** — Depot für Oesterr.-Ungarn in **BUDAPEST. J.-V. Török,** Apoth., Königsgasse, **12.**

Zucker-, Magen-, Darm-Kranke verlangen Prospect
Von ärztl. Autoritäten empfohlen.
Rademann's Nährmittelfabrik Frankfurt a/M. S. & Berlin S.W.



Muſikinſtrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernſt Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Hochfeine Kanariensänger

preisgekrönt mit goldenen Medaillen, i. herrlich. lang. tief. Gesangstour., Hohlrollen, Knorren, Hohlklingeln, tiefen Flöten à 8, 10, 12, 15, 20, 25, 30 M. Nachn., 8 Tage Probezeit. Gar. Wert gesund. Ankunft. Zuchtweibchen 2 M. Preisl. grat. Zuchtbuch 50 Pfg. Briefm. **Brühl's** weltbek. Kanarienzucht, Kötzschenbroda 4.

Töchterpenſionat Thale a. Harz. Wiſſenſchaften, Sprachen, Haushalt, Muſik ꝛc. Proſpekte. **Frau Profeſſor Lohmann.**

Literariſche Erſcheinungen von bleibendem Werte

aus dem Verlage der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Paul Ernſt, Der ſchmale Weg zum Glück. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

„Der ſchmale Weg zum Glück“ iſt ein Entwicklungsroman. Ich glaube, es iſt im Laufe der letzten 10 Jahre keiner geſchrieben worden, der ſympathiſcher und deutſcher wäre! Klaſſiſch geradezu möchte ich das erſte Buch des Romans nennen, das die erſte Kindheit und die erſten Schuljahre des Hans bis zu ſeinem Uebergang zu den Univerſitätsſtudien — natürlich fängt es mit Theologie an — gibt. Ich muß ſagen, daß mir unter dieſer Lektüre mehr wie einmal eine Rührung angekommen iſt.“
Die Zeit, Wien.

Max Eyth, Hinter Pflug und Schraubſtock. Skizzen aus dem Taſchenbuch eines Ingenieurs. 2 Bände. 6. Auflage. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

„Max Eyths Skizzen muß man das Zeugnis erteilen, daß ſie zu dem ſtiliſtiſch wie inhaltlich Bedeutendſten gehören, was überhaupt auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur in den letzten Jahren aus einer deutſchen Feder hervorgegangen iſt.“
Hamburger Nachrichten.

Ricarda Huch, Von den Königen und der Krone. 4. Auflage. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

„Die Romane der Huch ſpielen in der Gegenwart und erzählen vom Menſchenſchickſal, von einfachem, allgemeinem Schickſal, — aber ſie leſen ſich wie wunderbare, geheimnisvolle Märchen, wie alte Chroniken, wie verſchollene Legenden und Sagen. Die Dichterin verſteht die Kunſt, nahe und alltägliche Dinge mit dem verklärenden Schimmer der Ferne zu umgeben. Jener Duft täuſchender Ferne, die meiſterliche Form, der Glanz einer reinen, ruhevollen Sprache, endlich auch ein neckiſches Sonnengeflimmer ſchelmiſcher Launen, das alles läßt Oede oder Häßlichkeit nicht aufkommen.“ Tägliche Rundſchau, Berlin.

J. R. zur Megede, Quitt! Roman. 9. Tauſend. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

„Eine Fülle von Einzelſzenen in dem Buche ſind mit einer Kraft und Anſchaulichkeit geſchildert, daß man dabei zu ſein glaubt und lange, nachdem man ſie in ſich aufgenommen, den Eindruck lebhafter, farbenreicher Bilder behält.“
Münchner Allgemeine Zeitung.

Friedrich Th. Viſcher, Auch Einer. Eine Reiſebekanntſchaft. 10. Auflage. 2 Bände. Geh. M. 9.—, geb. M. 11.—

„Eines der eigenartigſten Bücher, die in deutſcher Sprache geſchrieben ſind; in ſeinem Durcheinander von Erzählung und Tagebuch unendlich kunſt- und formvoll.“ Leipziger Zeitung.

Ernſt Zahn, Schattenhalb. Erzählungen. 6. Tauſend. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50

„Der dichteriſchen Entwicklung Ernſt Zahns zu folgen, iſt eine wahre Freude. Mit jedem Buch, das er in die Welt ſchickt, arbeitet er ſich ein paar weitere Stufen in die Höhe, das will etwas heißen bei Einem, der gleich beim erſten Gang eine ſo beachtenswerte Stelle errang. Wie er einen Stoff ergreift, wie er ihn aufquellen läßt und ſichtet, wie er die Zeitmaße handhabt, hier verweilt, dort vorwärts drängt, wie er das Weſentliche eines Milieus herausholt, Natur und Menſchen als Einheit ſieht, ſtellt ihn an die Seite der beſten deutſchen Erzähler.“ Schwäbiſcher Merkur, Stuttgart.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 25

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Sylvia

Roman

von

Emmi Lewald (E. Roland)

I

Sylvia ſank ihrer Freundin Irene lächelnd in die Arme. Der Berliner Zug, der nur eine Minute Zeit für Weimar hatte, war bereits weitergeſauſt, und noch immer löſten ſich die beiden Geſtalten nicht aus ihrer Umſchlingung. Natürlich! Viele Wiederſehen ſind ſchön, aber beſonders ſchön jene von jungen Weſen, die einmal etliche Winter gemeinſam in einer Garniſon durchtanzt haben und ſo viele Leutnants gemeinſam kennen. Briefe genügen nachher doch nicht, das „Schlimmſte und das Dümmſte“ behält man ja immer für ſich . . .

„Wie famos du dich konſerviert haſt!“ ſagte Irene, die Freundin endlich loslaſſend und ſie mit ein wenig Neid betrachtend, „noch gerade ſo friſch wie damals, als Carlos dir ſo den Hof machte — das Scheuſal! Reich zu heiraten! Es iſt einfach gemein!“

Sylvia zuckte die Schultern: „Ich kann dich verſichern — mir war's vollkommen gleichgültig.“

Der Diener, der mit abgezogenem Hut dicht dabei ſtand und alles hören konnte, bat ſich den Gepäckſchein aus. Die beiden Mädchen ſchritten zum Ausgang. Jenſeits der trivialen Durchgangshalle öffnete ſich ein weiter Ausblick. Unter dem zartblauen Schimmer eines Frühlingstages, von weißen Wolken überſchwebt, lag die Stadt an den ſanften Berglehnen, von jungem Grün umſäumt, die ſeltſame kleine Stadt mit dem großen Nimbus . . .

Rechts vor dem Bahnhof hielt ein Krümperwagen, aus dem gerade zwei Offiziere ſprangen. Irene muſterte ſie mit raſchem Blick. Auch Sylvias Augen wendeten ſich nach der gleichen Richtung.

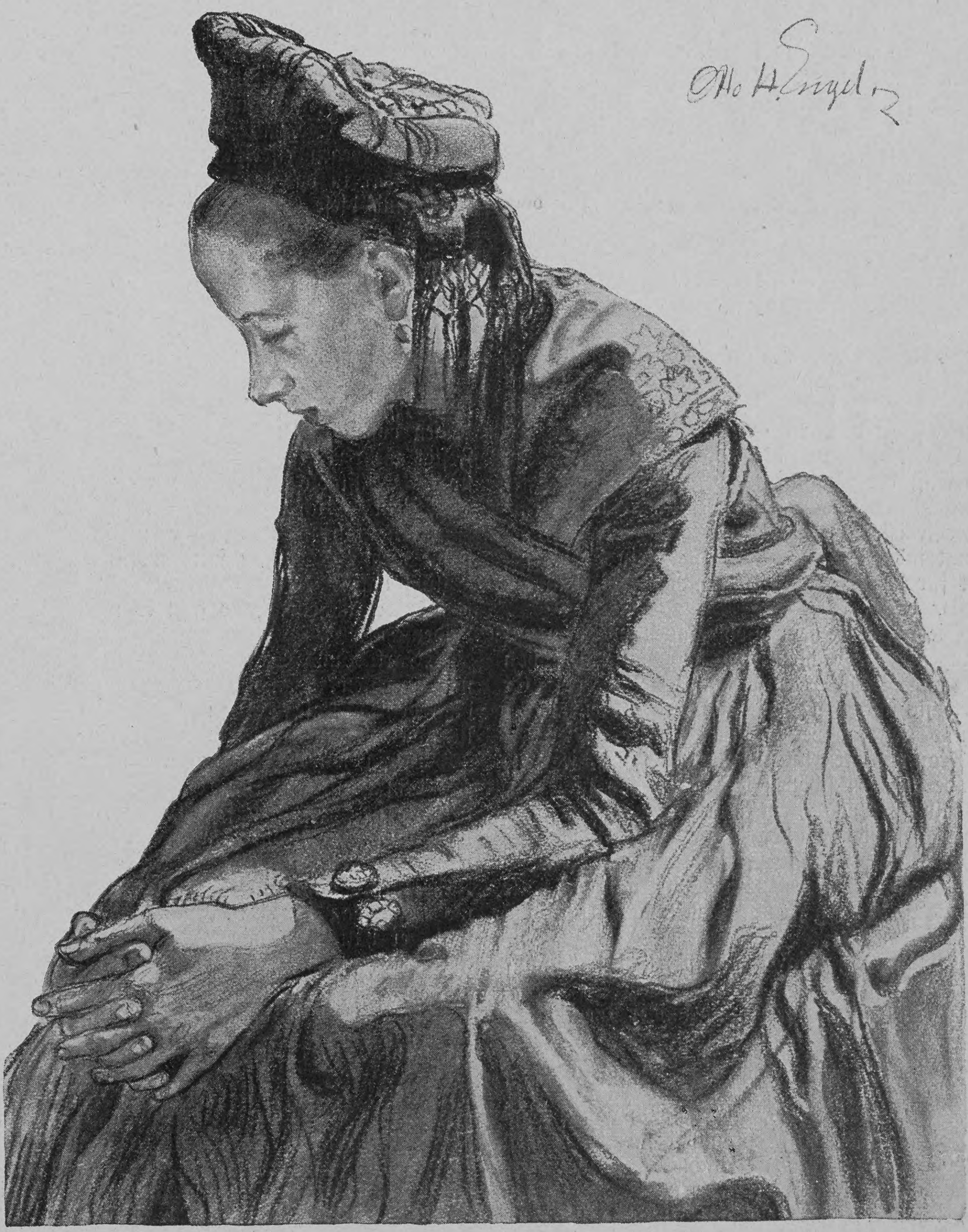
„Es iſt Brankenberg,“ erläuterte Irene, „weißt du, der mit der Emailnaſe; die rechte iſt ihm mal im Duell abgeſchlagen. Der andre junge Dachs iſt bloß Reſerve. Man ſieht es gleich. So ganz das Wahre iſt es doch nie.“

Sylvia fand, daß Weimar ſehr intereſſant ſei — gleich an der Schwelle ein ſo beachtenswerter Anblick!

Der Diener erſchien und öffnete die Tür des hübſchen Landauers. „Bloß ein gemieteter,“ ſagte Irene. „Zu mehr reicht's nicht. Sonſt müßten wir das Reiſen laſſen, und ein bißchen Schweiz alljährlich iſt doch zu ſchön. Sieh mal, da links kommt das Muſeum. Na, damit ſollſt du nicht geplagt werden. Muſeen von außen, iſt mein Grundſatz. Aber weißt du: ins Goethehaus mußt du! Mama wird's verlangen. Doch ängſtige dich nicht — wir machen's raſch — einmal 'rum und dann wieder 'raus.“

Sylvias ſchöne Züge nahmen bei dieſer Eröffnung einen etwas gelangweilten Zug an; ſie ſtarrte gleichgültig auf die Straßen und Bauten, die an den Dahinfahrenden vorüberflogen.

„Vor allem müſſen wir uns ordentlich ausſprechen!“ plauderte Irene weiter. „Ich ſage dir: ich habe enorm viel erlebt in dieſen vier Jahren,



Frieſiſches Mädchen

Studie von Otto H. Engel

ſeit wir uns nicht ſahen. Noch ſommers in Mürren. Einen Engländer haben wir da kennen gelernt — alle Achtung! Nein, ſo was in Stiefeln! Prima! Solch braunes Leder in dieſer Vollendung gibt's auf dem Kontinent gar nicht! Und zum Diner hatte er Lackſchuh, ausgeſchnitten, mit Agraffen darauf — wie ein Traum — jeden Tag andre —" Und Irene lächelte verklärt in der Erinnerung.

„Ich glaub' ſchon, daß ſolche Reiſen intereſſant ſind!" ſagte Sylvia. „Mich mopſt es nachgerade, daß wir jedes Jahr zu Onkel aufs Land müſſen. Als Fettweide iſt's ja ganz gut. Aber weißt du, die Gegend da bei Neutomiſchel iſt grauenhaft. Es iſt überhaupt gar keine Gegend."

„Aber letztes Jahr warſt du doch in Pyrmont mit deiner Mama?"

„Damenbäder kann man doch nicht rechnen."

„Na freilich — ſieh mal! Da ſind übrigens Goethe und Schiller."

Der Wagen rollte über den Theaterplatz. Sylvia warf einen verlorenen Blick auf die beiden Großen, deren bläuliche Schatten ſcharf auf den ſtillen Platz fielen. Irene fügte hinzu: „Papa ſagt immer, Goethe würde doch ſehr überſchätzt."

„Das mag wohl ſein," erwiderte Sylvia.

„Aber ſieh mal, die netten Läden. Konfektion doch wirklich ganz anſtändig. Ich nehme auch zuweilen hier — alle drei Jahre ſpendiere ich mir aber ein tailor-made von Jurait-Frankfurt, weißt du, mit dem übrigen paſſe ich und bezieh' es fromm aus Weimar."

„Das Graue, das du anhaſt, iſt ſehr hübſch," ſagte Sylvia, „und die ſchönen Straußenfedern auf deinem Hut!"

„Ja, und trotzdem ſehe ich nicht halb ſo gut aus wie du!" klagte Irene. „Du brauchteſt gar nicht mit Straußenfedern und Jurait nachzuhelfen. Du biſt ſo hübſch! Papa ſagt immer, du wärſt exquiſit."

Sylvia zuckte die Achſeln. „Ich find' es nicht mehr," ſagte ſie aufrichtig, „ich ſeh' doch viel zu blaß aus. Das Leben iſt auch ſo angreifend. Immer dieſe Tanzwinter! Und ſommers ruiniert man ſich mit Tennis."

Die Belvedere-Allee warf ihre Schatten über den Wagen. „Siehſt du, da iſt unſre Villa," rief Irene und deutete auf ein etwas ſtilloſes, doch recht behaglich ausſchauendes Haus. „Da kommt Papa auch ſchon über den Kies geſtiefelt, und Mama gießt den Tee auf."

Oberſt a. D. von Reifenſtein, früher ein Beau und einſt der längſte und beſtausſehende Offizier ſeines Regiments, Prinzeſſinnentänzer und mehrfacher Fürſtenadjutant, klemmte das Monocle geſpannt ins Auge. Er hatte ſtets ein Faible gehabt für die kleine blonde Sylvia! ‚Si jeunesse savait,' dachte er.

Sie quittierte ſein Wohlgefallen mit ſehr unbefangener Herzlichkeit und ließ ſich ruhig von ihm auf Schulter und Backen klopfen. Er führte ſie ins Haus, nahm ihr den Reiſemantel ab und rieb ſich vergnügt die Hände.

Frau von Reifenſtein hatte nicht ganz die reine Freude an dem ſchönen Gaſt. Sie ſah nicht ein, weshalb ihre Tochter, ein ſo vermögendes Mädchen, ſo viel ſchlechter von der Natur behandelt war als die kleine unbemittelte Offiziersgöre aus Gneſen. Aber trotz dieſer wehmütigen Betrachtung hatte ſie das Mädchen gern und drückte ſie zärtlich ans Herz.

„Komm, ich zeig' dir dein Zimmer," ſagte Irene und zog Sylvia mit ſich fort.

Reifenſtein rieb ſich noch immer die Hände. „Daß das Mädchen noch keinen Mann hat!" ſagte er dann. „Sie muß jetzt wenigſtens vierundzwanzig ſein."

„Aber lieber Alfred, das iſt doch ganz natürlich! Drei Kinder ſind da, und es war doch eine Liebesheirat. Wenn ich nicht irre, war der Schwiegeralte ſogar verkracht."

„Ach was, zuweilen findet ſich doch immer noch einer, der den Geldpunkt überſehen will oder kann. Nein, da liegt's nicht allein. Das Schlimme iſt, daß ſich ſolche ausgeſprochenen Schönheiten ſo leicht zwiſchen zwei Stühle ſetzen. Da ſind dann drei Courmacher, zwei, die weniger als nichts haben — das heißt Schulden — und ein dritter, ein handfeſter Ehrenmann mit ſoliden Abſichten — vielleicht nicht ſo feſch wie die andern, kein Blender. Und ſolch ein dummes kleines Gör tanzt ſtrahlend mit den beiden Windhunden und ſchneidet ein reſigniertes Geſicht, wenn der Solide ſie engagiert. Ich hab' immer geſagt, an ſolch reſigniertem Fratzenſchneiden kann zuweilen ein Mädchenlos hängen, und es ließe ſich gewiß ſtatiſtiſch nachweiſen, daß ein hoher Prozentſatz aus ſolchen Gründen zwiſchen zwei Stühlen ſitzen bleibt. So kann's auch mit der Sylvia gehen. Nun ſchiebt die jüngere Schweſter von unten nach, will nächſten Winter auftreten — ganz in der erſten Blüte iſt Sylvia auch nicht mehr — kurzum, ich beurteile ihre Chancen ſehr peſſimiſtiſch."

„Nicht mehr ganz jung? Vierundzwanzig? Da taxierſt du Irene auch wohl ſchon aufs alte Regiſter?"

„Ach was! Irene kann warten. Die kann ſich noch immer einen ausſuchen. Das weiß ſie ganz genau, und darum iſt ſie auch wähleriſch. Dann iſt ſie auch weit geſcheiter als Sylvia. Sylvia hat doch wohl den echten, rechten Hohlkopf — nichts drin, außer etwa die neueſte Militärrangliſte. Und die Irene, wenn ſie auch gar nicht hübſch iſt, wird ſich viel beſſer halten. Solch zarte, wie in Paſtell gemalte Blondinen à la Sylvia, die ſind wie Blumen, die rapide welken. Irene iſt mehr Dauerapfel."

„Ich glaube, du unterſchätzeſt Sylvia. So hohl iſt ihr Kopf gar nicht; ſie hat bloß enorm wenig gelernt. Ich finde auch gar nicht, daß ſie verblüht ausſieht."

„Na, na! Ein biſſel ſchon! So was Müdes um die Augen. Etwas enttäuſcht und etwas abgetanzt. Kenne die Miſchung."

„Ja, du Frauenkundiger!" ſeufzte Frau von Reifenſtein. Sie hatte nie Grund gehabt, einer einzelnen wegen eiferſüchtig zu ſein — aber ihr Mann war in das ganze weibliche Geſchlecht verliebt; und dieſe Schwäche erforderte Geduld.

„Aber ſtill, die Mädels kommen!"

Zwei Stunden ſpäter ſaßen Sylvia und Irene in der Rammerſchen Konditorei und aßen Nußeis. Eigentlich hatten ſie den Park durchwandern und berühmte Stätten beſuchen ſollen, aber Rammer war doch ein ſtärkerer Magnet.

„Es iſt wirklich nicht recht von Mama," ſagte Irene, „nun hat ſie uns ſo mit ihrem Königskuchen vollgepfropft, daß ich für mein Teil nichts Feſtes mehr vertragen kann. Bloß Flüſſiges geht noch. Willſt du Schlagſahne?"

„Nein — ich mag keine Schlagſahne mehr."

Irene ſah ſie ſtaunend an: „Keine Schlagſahne mehr? Du haſt ſatt, wofür du einſt ſo geglüht haſt?"

Sylvia lächelte. „So geht es wohl mit jeder Leidenſchaft!"

„Carlos und Schlagſahne — beide entthront und vergeſſen? Damals, vor vier Jahren, waren's doch deine Ideale? Sag mal offen, gab's ſchließlich eigentlich einen regelrechten Krach mit Carlos?"

Sylvia wurde rot und ſah etwas befangen aus dem Fenſter. „Ich rede nicht gern davon," verſetzte ſie. „Ich hab' ſeinethalben zuviel Schelte bekommen. Weißt du, es wurde das daraus, was man eine ‚Hinhängerei' nennt — eine durch vier Jahre! Und dann ſolch kleines Neſt wie Gneſen, wo man Tag für Tag zuſammenkam. Mama ſagt, er hätte alle andern Partien von mir abgeſchreckt und mich ‚am ſteifen Arm verhungern laſſen'. Du erinnerſt dich wohl noch — Mama kann recht draſtiſch werden, wenn ſie ſich ärgert. Denkſt du denn noch oft an eure Jahre im Oſten?" fügte ſie ablenkend hinzu.

„O ja! Zum Beiſpiel an Reinhardt III. Nein, wie ich für den ſchwärmte! Das war aber auch eine Verirrung. Er ſoll jetzt in New York Oberkellner ſein. Siehſt du, Papa will immer mal nach Amerika. Aber darum möchte ich nicht hin — wenn ich mir dächte, er brächte mir plötzlich in einem Café eine Limonade — das überlebte ich nicht. Dazu hab' ich ihn doch zu ſehr geliebt. Ach ja, die Probepfeile! Was die oft für merkwürdige Carriere machen —"

„Aber ich dächte, deinen Poſener Vetter hätteſt du noch mehr geliebt," erinnerte Sylvia. „Weißt du noch, wie der mal zu euch geritten kam? Totenkopfhuſar — Achmed mit dem braunen Fell. Wie famos er zu Pferde ſaß —"

„Ach ja, Kavallerie!" ſeufzte Irene. „Ich will ja nicht leugnen, Weimar hat allerhand Nettes, aber daß keine Ulanen oder Huſaren hier liegen, entbehre ich doch furchtbar. 's iſt nun doch mal nicht dasſelbe, ob einer Parade läuft oder reitet. Schuſters Rappen iſt immer etwas kommun. Und wird hier mal einer Adjutant und reitet dann — na, dann iſt der Gaul auch danach."

Beide löffelten nachdenklich im Eis und ſannen über die Mängel der irdiſchen Verhältniſſe nach.

„Weißt du, Aſta ſchwärmte ja auch für Reinhardt III. Nachher, wie er um die Ecke war, hat ſie Reinhardt II. genommen, einen ganz kleinen Affen mit roten Haaren."

„Was es doch für Mädchen gibt!" ſagte Sylvia. „Wo mag wohl Hochfeld hingekommen ſein?"

„Mörchingen. Strafverſetzt. Er hat ſeinen Burſchen mit einem Regenſchirm geprügelt. Aber Landeck, der hat Carriere gemacht — tanzte ſo furchtbar, weißt du noch, konnte nicht mal Galopp und hat ſich nun doch als Springer entpuppt. Den liebte ja die Ellen Schmidt hoffnungslos — die Nichte vom General zur Löwen. Nein, wie die doch damals geſchimmelt hat — wie altes Brot. Wo mag das Wurm nur hingekommen ſein?"

„Das kann ich dir ganz genau ſagen. Sie ſtudiert in Zürich Philoſophie. Weißt du, mit der ging's mir ſonderbar. Sie war doch ziemlich häßlich und muckſch dazu, und niemand mochte ſie recht. Aber wenn ſie ſo verlaſſen im Ballſaal ſaß, da hab' ich ihr zuweilen Tänzer angeſchleppt, weil ſie mir leid tat — denn häßlich ſein iſt doch auf Bällen 'ne üble Zugabe. Und als zur Löwens verſetzt wurden, machte Ellen Schmidt bei keinem Abſchiedsbeſuch, weil ſie niemanden hatte leiden können. Nur zu mir kam ſie und bedankte ſich; ich ſei immer ſo nett mitleidig gegen ſie geweſen, ſagte ſie, nun würfe ſie ihre Exiſtenz als Mauerblümchen endgültig von ſich; ſie hätte es ſatt, den Kampf um Leutnantsgunſt und Kotillonbuketts weiterzufechten, bloß aus Gehorſam für Onkel und Tante, wie ſie's bisher getan. Auf dem Parkett blühten ihre Lorbeeren doch nicht; ſie wolle ſich frei machen und nach Zürich gehen und ihren philoſophiſchen Doktor machen. Philoſophie ſei immer ihr Steckenpferd geweſen, aber das hätte in Gneſen niemand verſtanden — höchſtens Landeck, aber für den ſei weiblicher Geiſt nur dann anziehend, wenn er in einer ſchönen Hülle ſtecke. Ganz ruhig ſagte ſie das alles, und ordentlich hübſch ſah ſie dabei aus."

„Hübſch? Mit dem Naſenerker? Ich danke!"

„Ja, es hatte doch was Merkwürdiges, wie ſie ſo ganz ruhig ſagte, ſie wolle ſich frei machen."

„Nein, die Ellen Schmidt! Und ſo etwas entpuppt ſich in Gneſen. Ich bin bloß neugierig, ob noch mal ein großer Schopenhauer aus ihr wird. Sag mal, bleibt ihr wohl noch lange in Gneſen?"

„Bis Papas Bezirkskommando abläuft, und nachher —"

„Zieht doch nach Weimar!"

Sylvia ſchüttelte den Kopf. „Nein, Mama hat andre Pläne. Dann ziehen wir nach Delft. Mama iſt ja aus Delft und hat noch ein Haus dort. Da wohnt man dann gratis."

„Nach Delft? In die Porzellanſtadt? Das iſt ja ſchaudervoll! Und wie ſoll ſich da dann Ella verheiraten?"

„Ella gehört zu den Reellen. Ein paar Tanzwinter werden ja noch für ſie herauskommen. Die iſt nicht wie ich; die iſt für Sperlinge in der Hand."

„Sie iſt wohl ſehr hübſch?"

„Ja, ſo ähnlich wie ich. Etwas derber und darum blühender. Ziemlich frech iſt ſie — auch gegen mich. Sie tut immer, als hätte ich mit meinen vierundzwanzig Jahren gar kein Recht mehr, mich zu amüſieren."

„Na, ich danke meinem Schöpfer," rief Irene, „daß da bei uns nicht ſo'n kleiner Balg iſt, der hinter mir nachdrängt. Das könnte mir grad' paſſen! Dann biſt du wohl froh, daß du Reiſeurlaub haſt? Sag mal, wer iſt das denn eigentlich, den du in Jena beſuchen ſollſt?"

„Eine Jugendbekannte von Mama, mit der wir uns letztes Jahr in Pyrmont trafen. Eine Bremer Dame."

„Wohl klotzig reich? Was ſo in Bremen ſitzt, wühlt ja alles Reichtümer zuſammen. Aber was will die Dame in Jena? Studiert ſie auf ihre alten Tage?"

„Ihr Sohn iſt dort Kunſtprofeſſor, den beſucht ſie."

Irenes und Sylvias Blicke kreuzten ſich. Sie ſchwiegen einen Augenblick. Jede balancierte eine Eiswaffel zwiſchen den Lippen.

„Ach ſo," ſagte dann Irene leiſe.

„Ja," verſetzte Sylvia.

„Kennſt du ihn ſchon?"

„Ich ſoll ihn eben kennen lernen."

„Das haben die beiden alten Ladies wohl zuſammen ausgeklügelt? Wirſt du ihn nehmen?"

„Wenn er mir gefällt. Andernfalls werde ich Hausdame oder Diakoniſſin, denn eine Gneſener Saiſon mach' ich nicht wieder mit. Uebrigens hat Onkel auch geſagt, daß er mich jederzeit aufs Gut nehmen würde."

„Iſt denn der Onkel irgendwie — na, attraktiv?"

„Nein, aber auch nicht das Gegenteil. Er iſt ſo mittel."

„Sonſt können Onkels recht nett ſein. Mamas Bruder zum Beiſpiel. Du weißt ja, Mama war Seife, als Papa ſie heiratete. Onkel hat die Fabrik noch. Seife iſt ſo was Sicheres. Mit andern Gegenſtänden iſt's oft ſchlimm, da wird dann plötzlich was Neues erfunden — aber Seife iſt was Bleibendes. Die hat die Menſchheit immer nötig. Wenigſtens hoffentlich! Dabei fällt mir ein: famos rein ſehen doch alle Engländer aus! Ja, ich möchte behaupten, ein gut gewaſchener Engländer iſt noch viel reiner als ein gut gewaſchener Deutſcher. Die Raſſe hat ſo was aus dem Ei Gepelltes. Da war einer in Mürren —"

„Ja, der mit den Lackſchuhen — du erzählteſt ſchon —"

„Ach ſo — na ja — und dann einer in Zermatt. So etwas an vollendetem Smoking gibt's nicht wieder. Und eine Krawatte! ſelbſtgebunden, ganz wie Marmor. Sie binden alles ſelbſt. Papa bildet ſich auch ein, ſchick zu gehen, aber neben dieſem jungen Mann verblaßte er ganz. Geſicht taugte übrigens nicht viel — der Mund ſtand ihm vor Dummheit halb offen ... Aber du, wir müſſen zahlen."

Die Dämmerung war bereits angebrochen, als die Freundinnen Rammer verließen. Auf der Schillerſtraße herrſchte abendliches Flanieren. Wie viele Köpfe auf jungen und alten Schultern drehten ſich nach Sylvia um! Im Zwielicht und dem Schein der vereinzelten Laternen ſah ſie wie ſechzehn aus, ſo ſanft und erfahrungslos, die ſüße Dummheit der Jugend im Geſicht.

Irene bemerkte jeden Blick. „Na, ich finde, Carlos müßte doch eigentlich alle Tage die Wand herauflaufen vor Aerger, daß er dich nicht gekriegt hat," ſagte ſie.

Sylvia zuckte die Achſeln. „Er hat dafür andres. Er iſt jetzt nach Berlin kommandiert. Nun kann er täglich im Savoy-Hotel lunchen, was er immer ſo verlockend fand, und ſich Pferde halten und ſeine Stiefel aus Wien beziehen."

„Ja — und Kaviar pfundweiſe eſſen," fügte Irene tadelnd hinzu. „O dieſe Leutnants, die im Kadettenalter zu viel gehungert haben — das rächt ſich!"

II

Sylvia war auf keine Andeutung in betreff Carlos' näher eingegangen, aber um Mitternacht, als ganz Weimar im Schlafe lag, nur ſie noch nicht, und Irene auf ihrer Bettkante ſaß, da redete ſie ſich ihr Leid doch von der Seele, das typiſche Leid der höheren „ausgehenden" Tochter.

„Ach Gott," begann ſie, „Carlos war immer ſo rieſig nett. Mal ſtarb ihm eine alte Tante und er erbte was. Aber für die Kaution reichte es natürlich nicht. Da pumpte er ſeine ſämtlichen Onkels an, um die Summe zu vermehren. Der eine ſchickte vierzig Mark, die andern bloß ſalbadrige Briefe. Und ſchließlich ſchrieb er die ganze Geſchichte an ſeinen Bruder und fragte den um Rat. Halb verlobt waren wir ja ſchon; nur geküßt hatten wir uns noch nicht. So auf Vorſchuß — na, das fiel mir nicht ein. Dann kam der Kaſinoball, und ganz unerwartet — ſo auf zufälliger Dienſtreiſe — der Bruder. Ich merkte gleich, er ſollte mich beſehen. Dieſer Bruder! Ich ſage dir — einen Kopf größer als Carlos. Schnurrbart fünf Zentimeter länger. Augen doppelt ſo groß. Dazu Garde! Und nun denke dir, was mir Merkwürdiges paſſierte! Ich bildete mir doch immer ein, ich ſchwärmte für Carlos; aber was Rechtes kann's doch nicht geweſen ſein, denn dieſer Bruder ſtach ihn ganz bei mir aus. Ich war einfach weg in den. Andre auch, zum Beiſpiel die Lili Eſchenmark. Er tanzte zwei Tänze mit mir. Er ſah mich immer an — ſo merkwürdig."

„Unverheiratet?" rief Irene geſpannt.

„Bewahre. Feſt verheiratet. Na, alſo der Ball verging. Nächſten Nachmittag, wie ich aus der Stickſtunde komme, begegnet mir Carlos. Er redet mich an; er hätte ein Kommando in Jüterbogk bekommen und wolle mir Lebewohl ſagen. Zwei Wochen ſpäter trifft ſeine Verlobungsanzeige ein — Häuſerbeſitzerstochter in Schöneberg. Na, das Faktum ging mir gar nicht ſo nah — ich war überhaupt ſchon ein bißchen abgekühlt. Aber eins boſte mich. Das war Mamas Empörung, Lilis ſichtliche Verachtung, das Mitleid der ganzen Stadt. Aber das boſte mich bloß. Eins jedoch machte mich völlig mürbe. Du erinnerſt dich doch noch an meinen kleinen Bruder Alack? Der war damals noch nicht im Korps und hatte alles miterlebt. Und er guckte mich immer ſo an mit ſo großen braunen, merkwürdigen Augen. Und ich fühlte es, der kleine Bengel verſtand die ganze Geſchichte — trotz ſeiner zwölf Jahre. Der hatte regelrechtes Mitleid. Der hatte mich lieb, und es ärgerte ihn, daß mein Verehrer abgeſchnappt war."

Sylvia brach in Tränen aus. Irene beugte ſich zu ihr nieder. „Nein, du armes Wurm," ſagte ſie, „das Mitmachen iſt wirklich oft mehr Durchmachen."

„Und bald darauf," ſchluchzte Sylvia weiter, „erſchien einer und hielt um mich an, einer, der Mut gekriegt hatte durch mein Fiasko, der es vorher nie gewagt haben würde — ein ganz gewöhnlicher Koofmich in Woll- und Strickwaren ..."

Sie ſchluchzte lauter.

„Infam!" rief Irene.

„Und natürlich ſagte ich nein, und Mama redete zu, und Lili auch, und nachher mukſchten ſie mit mir. Und eines Abends, wie ich ganz allein auf meinem Zimmer ſitze, kommt jemand. Es war Alack. Ganz leiſe ſchob er ſeine kleine, weiche Hand in meine und ſtreichelte mich und ſagte: ‚Du darfſt dich nie verheiraten, Sylvia, du mußt ſpäter zu mir ziehen.' Und ſiehſt du, Irene, das tat mir ſo wohl und auch ſo weh."

„Nein, der kleine Alack!" rief Irene. „Ich ſehe ihn noch ſo deutlich vor mir, damals in Gneſen. Er mußte doch immer einheizen bei euch, weil ein Dienſtmädchen geſpart werden ſollte, und wie wir da einmal vom Ball wiederkamen — weißt du, Papa hatte ſchon ſeinen Abſchied genommen, und ich wohnte noch bei euch. Alſo ſo um drei Uhr morgens war's — ſchon fahles Frühlicht — wir taſteten die Treppe herauf, und da kam eine kleine Geſtalt im Hemd mit Kohlenkaſten und Schaufel über den Vorplatz —, das war Alack, der zeitig einheizen wollte, damit es dann zum Frühſtück warm ſei. Und wir ſchrien auf vor Schreck, nervös vom Tanzen, wie wir waren — und davon bekam er ſolche Angſt und fing an zu brüllen. Na, ſo acht Jahre war er damals — und nun ſchon ſo reif! Ja, das kommt wohl ſo in Häuſern vor, wo eine Tochter ausgeht."

„Alack hatte immer Intereſſe für ſo was. Er begoß mir die Kotillonbuketts und war auch ſo geſchickt im Pappen. Alle Tanzkarten hat er mir in ein Buch geklebt; ich glaube scrap-book heißen ſolche Dinger. Und wenn jemand am Haus vorbeiritt, ſo ſagte er's immer zeitig an, und kam Carlos um die Ecke, ſo brachte er mir gleich das Opernglas ..."

„So was bildet natürlich," lächelte Irene.

Sylvia ſchluchzte noch einmal auf. Die Erinnerung an Alacks Teilnahme überwältigte ſie.

„Na, und dieſer Filou von einem Bruder," ſchalt Irene, „hat der Kerl ihm denn wohl die Häuſerbeſitzersſache eingerührt?"

„Laß doch! Der Bruder iſt ſoweit ganz gut. Der hat's eben mit geſundem Menſchenverſtand beurteilt. Und er kannte Carlos auch, und wußte, daß der nicht gut ſparen kann. Er hat dann einen langen Brief an Carlos geſchrieben, in dem ich ſehr gut wegkam. Da ſtand auch drin, daß Carlos ſo einer wie ich, die von Rechts wegen auf Sammetteppichen ſchreiten müßte — ja, ſo ſchrieb er — nicht zumuten könne, das Los einer Kautionsehe auf ganz knapp zu teilen. Carlos gab mir nachher den Brief auch auf der Straße, wie ich aus der Stickſtunde kam."

„Hör mal, dieſe Stickſtunden ſcheinen ein ſehr geſchicktes Unternehmen geweſen zu ſein!"

„Ich hab' ſie dann aufgegeben. Lili iſt jetzt in den Zyklus eingetreten."

„Haſt du den Brief noch? Haſt du ihn vielleicht mit?" fragte Irene begierig.

Sylvia ſchüttelte den Kopf. „Ich hab' ihn verbrannt. Niemand hat ihn geleſen — nur Alack. Er meinte auch, der Bruder hätte ganz recht. Immer platt liegen und Erbswurſt zu Mittag oder Bouillon von aufgelöſten Tafeln — das mag ja auf die Dauer ermüdend ſein."

„Na und ob!"

„Alack und ich haben alles verbrannt, was an die Zeit erinnerte, auch die Kotillonſträuße. Es iſt vielleicht ganz gut. Am Ende wären doch nur Würmer hereingekommen."

„Weißt du, wie Papa das nennt, aufbewahrte Buketts und ſo was? Sentimentales Gemüſe!"

Sylvia lächelte, indem ſie ſich die Tränen aus den Augen rieb. „Dann beſteht eben der ganze Zauber der Jugend und des Mitmachens aus ſentimentalem Gemüſe," ſagte ſie philoſophiſch.

Irene kreuzte nachdenklich die Arme. „Und wen hat denn dieſer Bruder zur Frau?"

„Eine Kohlenwerkstochter aus Weſtfalen, Overbeck, glaube ich."

„Was? Die Milliardärin? Na, hör mal, da hätte der wohl Erbarmen fühlen und Carlos was abgeben können! Wie oft hört man doch ſo ſchöne Geſchichten erzählen, wo ſo jemand — Krupp oder Stumm oder was weiß ich — bei geldloſen Neigungsheiraten großmütig was auf den Tiſch des Hauſes legt. 'ne Million mindeſtens. Gleich ganz, um auch noch das jährliche Dankenmüſſen zu erſparen. Na, erlaube, den Bruder find' ich ruppig."

Sylvia wehrte ab. „Das Geld wird wohl wie immer bei ſolchen Heiraten feſtgelegt ſein, daß er nicht 'ran kann. Und dann hat er ein paar Töchter, und die Frau iſt ſehr kränklich und verreiſt eine Menge. Viel Taſchengeld zu freier Verfügung mag er wohl nicht haben — und von den alten Overbecks war's doch nicht zu verlangen, daß ſie Carlos und mich auch noch ſo nebenbei mit ernähren ſollten."

„Und bei Carlos' Appetit! Iſt ſie denn wohl hübſch, die Overbeck?"

„Nein. Ich wundere mich, daß du von der Heiratsgeſchichte nichts gehört haſt, ſie iſt doch eigentlich ſo bekannt. Weißt du, ſie liebte ihn, und er wollte nicht, obwohl ihr Vater ihm die größten Avancen machte. Er hatte wohl irgend wen ſonſt im Kopf. Schließlich ließ er ſich verſetzen. Und ſie bekam Bleichſucht vor Liebe, und faſt wurde Schwindſucht draus. Und der alte Overbeck, der ſeiner Tochter immer alles gekauft hatte, was ſie ſich nur irgend wünſchte, ſchrieb an ihn und trug ihm die Tochter ganz formell an. Und er — na, halb rührte es ihn wohl, daß eine ſich ſeinetwegen ſo abrackerte. Na — und dann der Mammon! Es war wohl ſtärker wie er — und da hat er's denn getan —"

„Sich kaufen laſſen — pfui!"

„Vielleicht aus Gutmütigkeit gegen das Mädchen —"

„Na, er hätte euch doch was abgeben können,“ beharrte Irene.

„Ich glaube, Geld, ſo recht klotzig viel Geld wirkt immer demoraliſierend,“ ſagte Sylvia nachdenklich. „Wer nicht viel hat, iſt ſtets weit eher bereit, von ſeinem Bißchen noch etwas abzugeben. So mag's wohl auch hier ſein.“

„Hoffentlich iſt dein Kunſtgelehrter nicht auch ſo!“ ſagte Irene. „Wenn er nachher mit dem Taſchengeld knauſert!“

„Aber Irene!“ rief Sylvia. „Gelehrte denken ja gar nicht an ſo was.“

„Woher willſt du das wiſſen? Haſt du denn jemals ſchon einen geſehen? Paß auf, das wird eine ganz neue Nummer für dich ſein, wie ſie in Gneſen nicht wächſt. Na, Profeſſor iſt gar kein leichter Fall. Da muß man ſchon rieſig geſcheit tun, wenn's einem glücken ſoll.“

„Er wird mich wohl raſend ungebildet finden.“ Sylvia blickte ſinnend ins Leere.

„Ich will dir mein kleines Lexikon mitgeben, damit du dich nicht zu ſehr blamierſt. Na, unter dieſen Umſtänden wollen wir aber doch ordentlich ins Goethehaus. Solche Leute quetſchen einen nach ſo was immer am erſten.“

Sie gähnte, küßte Sylvia und ging.

Sylvia ſtarrte noch lange ins Licht. Ihr graute vor dieſem Beſuch in Jena.

*

Die beiden Freundinnen durchwanderten das Goethehaus.

„So einfach, nicht?“ ſagte Irene. „Man ſollt' es kaum glauben! Und damals fand man das ſchon elegant. Wie beſcheiden doch der alte Goethe war! Sieh mal, das iſt hübſch, das Salve auf dem Fußboden. Das macht Stimmung; das betone nur recht, wenn der Bremer Sohn dich fragt; ſo was macht ſich. Gott, ſo viele Mineralien! Ueberhaupt, was für Zeit er ſo mit Sammeln vergeudet haben ſoll! Wenn er doch ſtatt deſſen lieber mehr geſchrieben hätte!“

„Aber er war doch ganz fleißig?“

„Wie lang hat er aber auch gelebt! Na, wenn er ſich beſſer drangehalten hätte, würde noch mehr dabei 'rausgekommen ſein.“

„Man redet hier wohl noch immer ſehr viel von ihm?“

„Und ob! Das heißt, Papa nicht. Der ſagt, Thema wäre genau ſo abgetreten wie das vom Wetter. Bei uns zu Haus darf es gar nicht aufs Tapet der Unterhaltung.“

„Ja, das hab' ich angenehm empfunden,“ ſagte Sylvia. „Offen geſtanden, fürchtete ich, dein Papa würde mich etwas examinieren. Darum las ich auf der Herreiſe Iphigenie noch mal durch, die ich total vergeſſen hatte. Aber wenn ich offen ſein ſoll, da iſt mir Ekkehard oder ein recht guter Tauchnitz doch zehnmal lieber — wenn man's auch wohl anſtandshalber nicht bekennen darf.“

„Mir kannſt du alles ſagen; ich vertrage ſchon einen Puff. Papa erzählt immer von jenem preußiſchen König, der in der Iphigenie war und nachher ſagte, ‚der alte Goethe ſei ihm ſo langweilig, daß ihm die Knochen knackten‘. Und Papa knacken ſie auch, und darum geht er nie ins Theater, ſondern lieber in den ‚Elefanten‘ zum Dämmerſchoppen. Papa ſagt überhaupt, die wahre Vornehmheit beſtände darin, von möglichſt wenig Dingen etwas zu wiſſen. Na, ich denke darin anders, denn ohne Neugier bin ich auch nicht.“

„Dann muß ich ſehr vornehm ſein,“ ſagte Sylvia. „Was ich in der Schule lernte, davon weiß ich nichts mehr. Ich glaube manchmal, ich habe mir mein ganzes Gedächtnis fortgetanzt.“

„Siehſt du, das iſt Aldobrandinis Hochzeit.“

„Weſſen Hochzeit?“

„Ja, ich weiß nicht. Wohl von einem Ehepaar Aldobrandini. Das hat Goethe wohl auch geſchenkt gekriegt. Ja, was er ſo alles bekam! Sehr oft Eßbares. Einer aus Berlin ſchickte ihm immer Teltower Rüben, und eine bei Frankfurt gar Artiſchocken. Das war damals was ſehr Seltenes. Und Münzen ließ er ſich ſchenken, und wenn er ſie nicht geſchenkt bekam, nahm er ſie ſich ſo. Sehr ſympathiſch iſt mir der ganze Goethe überhaupt nicht. Und dann ſo unpatriotiſch!“

„Und immer ſo viel gewiſſenloſe Courmachereien,“ ſagte Sylvia. „Das weiß ich doch noch aus der Literaturſtunde. Ja, wenn ein Leutnant ſo iſt, redet die ganze Stadt darüber, und ſtrafverſetzt wird er auch noch. Und der bracht's richtig zum Miniſter. Na, in Weimar müſſen die Verhältniſſe ſehr anders geweſen ſein als jetzt in Preußen.“

„Sieh mal, ein Bild von ihm!“ rief Irene. „Ach ja, die Augen, die haben ſo was ... da begreift man ſchon, daß Fürſtinnen, Hofdamen, Schauſpielerinnen und Köchinnen ſich darein verliebten.“

Emmi Lewald,
die Verfaſſerin unſres neuen Romans „Sylvia“

„War die Bora denn eine Köchin?“ fragte Sylvia erſtaunt.

Irene lachte hell auf. „Gerechter Himmel, das war ja Luther ſeine! Laß das den Profeſſor nicht merken. Der kriecht die Wand herauf vor Schreck, und die Mutter mit!“

Sylvia errötete. Hätte der alte Goethe ſie ſo geſehen in ihrem ganzen jungen Reiz, trotz ihrer geiſtigen Mängel wäre er bezaubert von ihr geweſen.

„Am Ende nehme ich dein kleines Lexikon doch mit nach Jena,“ ſagte ſie.

Sie verließen das Haus, Sylvia bedrückt und etwas verängſtigt.

„Wenn ich nur wüßte, was in Jena alles paſſiert ſein mag, ſo Geſchichtliches, und wer da Denkmäler hat?“

Irene ſah auch etwas ratlos drein. „Na, die große Schlacht war da, wo die Franzoſen ſiegten —“

Sylvia blieb ſtehen. „Weißt du auch ganz beſtimmt, Irene, daß die Franzoſen ſiegten?“

Irene wurde unſicher. „Ja, wer denn ſonſt?“ meinte ſie nachdenklich. „Weißt du, den Kopf kann ich mir natürlich nicht drauf abſchlagen laſſen. Wir wollen mal Papa fragen — das heißt, der iſt vielleicht zu vornehm, es zu wiſſen. Mußt du denn wirklich heut ſchon fort?“ ſetzte ſie ablenkend hinzu.

„Ja, aber ich komme wieder. Wenn Mutter und Sohn mir geiſtig zu ſehr auf den Kopf ſteigen ... Vermutlich ſind ſie auch nach zwei Tagen ſchon total enttäuſcht von mir. Verdenken wollte ich's ihnen abſolut nicht. So ein Logierbeſuch ohne jedes Wiſſensfundament ...“

„Na, ich bin bloß neugierig,“ murmelte Irene.

III

Als Sylvia mit dem Nachmittagszug von Weimar abfuhr und die winkende Irene bei der erſten Biegung des Zuges ihren Blicken verſchwand, wurde ihr ſo ſeltſam beklommen zu Mut. All das Neue dieſer Reiſe beängſtigte ſie. Ja, wenn es ſich um Lanciers oder Tennis gehandelt hätte, aber es war eine abſolute Unſicherheit, in die ſie da hineinfuhr — ſo, als trete ſie auf ein ſchwankes Brett hinaus, das kein ſicheres Geländer hatte, ſondern eine rätſelvolle Tiefe unter ſich, wer ahnte, wie tief?! ... eine von jenen Tiefen, in die kein Senkblei hinabreicht, die unzugänglich ſind für irdiſche Meſſungen, die man nur begreifen kann, wenn man ganz in ſie hinabtaucht — und für immer.

Sie erinnerte ſich, wie Frau Thomſen ſie letzten Sommer in Pyrmont oft ſo ſeltſam angeſehen hatte mit jener liebenswürdigen Verliebtheit, wie alte Damen ſie zuweilen für junge Mädchen fühlen können. Sie wußte, wie hübſch Frau Thomſen ſie fand, und ahnte dunkel, daß ſie von der ſonſt ſo klugen Frau überſchätzt werde, liebevoll überſchätzt dank der freundlichen Illuſion, daß das Innere auch dem Aeußeren entſprechen müſſe.

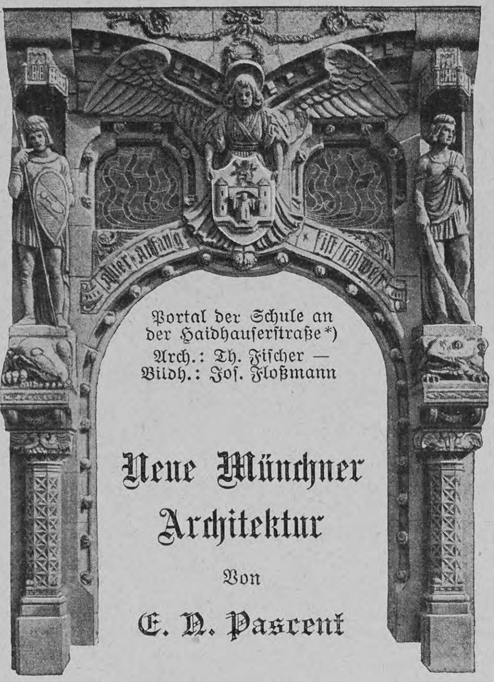
(Fortſetzung folgt)

Emmi Lewald,

Verfaſſerin unſres Romans „Sylvia“

An Clara Viebigs Roman „Das ſchlafende Heer“, deſſen Abdruck in dieſer Nummer unſrer Zeitſchrift zu Ende geht, laſſen wir den Roman „Sylvia“ von Emmi Lewald ſich reihen: an das ernſte, ja düſtere Bild aus den nationalen Kämpfen von der deutſchen Oſtmark die Geſchichte eines Frauenherzens, die mit feinem Humor und leiſer Satire die Oberflächlichkeit mancher Geſellſchaftskreiſe in köſtlichen, mannigfach wechſelnden Szenen ſchildert, zugleich aber auch an dem Heranreifen einer tief angelegten, zarten und ſtarken Menſchenſeele uns teilnehmen läßt. In Offiziers- und in Profeſſorenkreiſe, nach „Weimar-Jena, der großen Stadt“, und in die Millionenſtadt Berlin führt uns der mannigfach bewegte Gang der Handlung, holländiſches Stilleben und großgeſehene Bilder aus dem alten Wunderland am Nil ziehen an uns vorüber; und alles ſehen wir geſpiegelt in dem Blick und in der Seele der Frau, die durch all den Wechſel hindurch den ſchweren, läuternden Weg zu ihrem beſſeren, ihrem wahren Ich findet.

Die Verfaſſerin dieſes ſympathiſchen und feſſelnden Romans iſt unſern Leſern durch manche Beiträge kleineren Umfangs, die ſie unter dem Namen Emil Roland veröffentlichte, ſchon früher bekannt geworden. Sie wurde zu Oldenburg als Tochter des großherzoglichen Staatsminiſters Janſen geboren und verlebte Kindheit und Jugend im Elternhauſe. Auf zahlreichen Reiſen erweiterte ſie ihren Geſichtskreis und bereicherte ihre Anſchauung mit vielfachen Eindrücken von Landſchaft und Menſchenſchickſal. Im Jahre 1888 gab die Schriftſtellerin ihr erſtes Buch „Unſre lieben Leutnants“ heraus, dem weiterhin mehrere Gedicht- und Novellenbände, der Roman „Sein Ich“ und ein Reiſebuch „Italieniſche Landſchaftsbilder“ folgten. 1896 vermählte ſie ſich mit dem Geheimen Oberfinanzrat Dr. Lewald in Berlin, einem Neffen Fanny Lewalds.



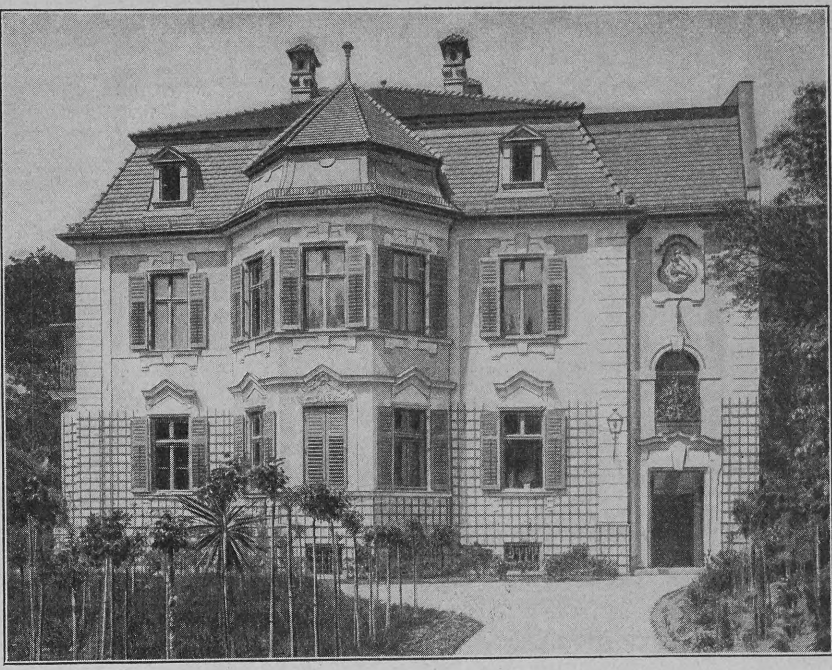
Portal der Schule an der Haidhauſerſtraße*)
Arch.: Th. Fiſcher — Bildh.: Joſ. Floßmann

Neue Münchner Architektur

Von

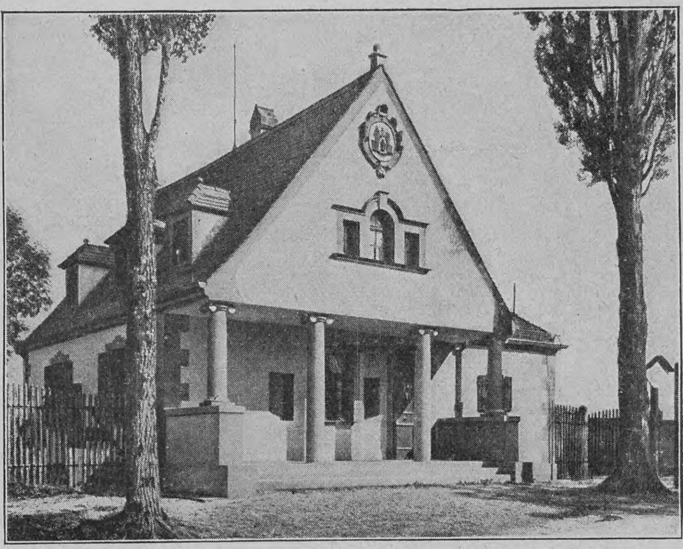
E. N. Pascent

Worin liegt das Geheimnis, dem es München verdankt, eine der beliebteſten, ja aufrichtigſt geliebten Städte Deutſchlands und des Kontinents zu ſein? Man hat die Frage ſchon oft aufgeworfen und auch zu löſen verſucht. Die Antwort fällt manchmal, ja in den meiſten Fällen recht einfach aus: „Na, halt das Bier!“ ſagen die in München anſäſſigen wie die ortsfremden Spießer. Seitdem München, dank dem unvergeßlichen Pettenkofer, ſeine herrliche Waſſerleitung hat, könnte man ebenſogut ſagen: „Das Waſſer!“ Andre wieder ſagen: „Die Luft!“ und ſie dürfen ſich dabei auf die Aerzte berufen, die dem Münchner Klima mit Recht einen für die Nerven ſehr wohltuenden Einfluß zuſchreiben. Vom Klima iſt nur ein Schritt zur Landſchaft: „Die Landſchaft, natürlich!“ erſchallt es in ſtarkem Chorus: „Die Hochebene mit dem weiten Himmel, der an heißen Sommertagen in tiefer Bläue leuchtet, deſſen Sonnenuntergangsgluten Claude Lorrain begeiſtert haben! das prachtvolle Iſartal! und die Berge! die Berge, die man ſo bequem in ein paar Stunden erreicht!“ Aber kann die Natur allein eine moderne Großſtadt, wie es München nun einmal iſt, ſo anziehend machen? Nein, das muß auch an den Menſchen liegen! „Aber gewiß, die Menſchen!“ Alfred Lichtwark, ein feiner und ſcharfer Beobachter, hat die hübſche Bemerkung gemacht, daß man in den Straßen keiner andern deutſchen Stadt ſo viel vergnügte, lachende Geſichter ſähe wie in München. Leben und leben laſſen iſt die treulich befolgte Deviſe für Männlein und Weiblein dieſer Stadt, deren Wappenfigur, den asketiſchen Mönch, das Volksempfinden ſich in das pausbackige, von Behagen ſtrahlende Münchner Kindl umgeformt hat; in das Münchner Kindl, das nun freundlich herniederlacht auf ſeine Stadtgemeinde, auf die etwas phlegmatiſchen, etwas verſchloſſenen, aber innerlich wohlwollenden Männer, auf die kräftig-anmutigen Frauen, in deren Art oft ſchon etwas von der Wärme des Südens und ein Hauch von alter Reſidenzſtadtkultur und von immer jugendlicher Kunſtſtadtkultur liegt.



Architekt: H. Kronenberger Gartenhaus an der Kaulbachſtraße

Die Kunſtſtadt! Nicht aus jenen Zweifeln heraus, die in den letzten Jahren einen ſo lebhaften Streit entfeſſelt und wachgehalten haben, nenne ich das Wort zuletzt. Sondern weil es auf den Kern der Frage hinweiſt. Bei allen Wandlungen, die ſie ſeit Cornelius und Wilhelm Kaulbach durchgemacht, trotz all der verſchiedenen Richtungen, die in ihr neben- und gegeneinander ſich bewegen, deckt ſich mit der Bezeichnung „Münchner Kunſt“ eine einheitliche Vorſtellung. Die Kunſt, die Ludwig I., der letzte wirklich große Mäcen, in München wachrief, war urſprünglich dort nicht einheimiſch, aber ſie iſt bodenſtändig geworden, ſie hat München zur Kunſtſtadt und München hat ſie zur Münchner Kunſt gemacht.

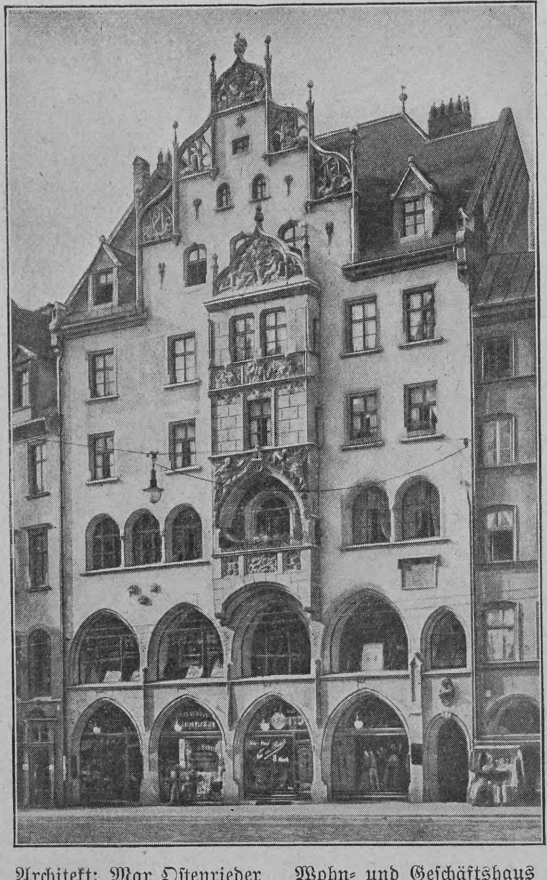


Architekt: Hans Gräſſel Städtiſches Zollhaus bei Harlaching

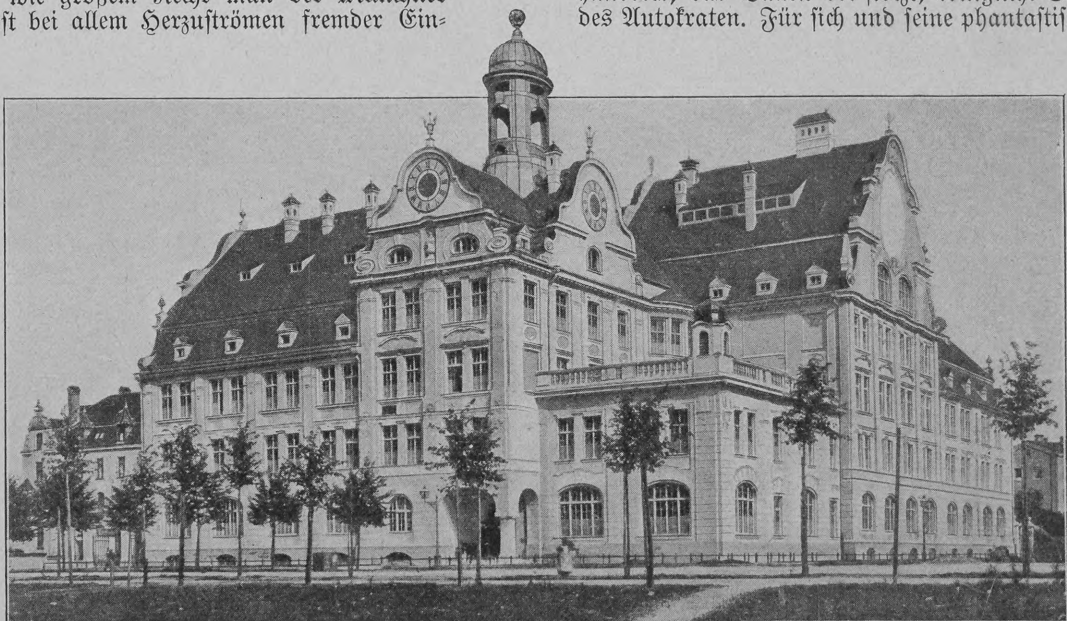
Wie ſtark die aſſimilierende Kraft des Münchner Milieus, wenn auch in langſamer Entwicklung, wirkt, mit wie großem Recht man der Münchner Kunſt bei allem Herzuſtrömen fremder Einflüſſe und Begabungen eine gewiſſe Art der Bodenſtändigkeit zuſprechen darf, das zeigt ſich vielleicht am deutlichſten auf dem Gebiete der Architektur. Und wenn in dem harmoniſchen, unlösbaren Ineinandergreifen der vorhin aufgezählten Faktoren, in der Stimmungseinheit des ganzen Lebens und Seins die eigentliche Anziehungskraft Münchens liegt, ſo ſehen wir gerade heute die Baukunſt am Werke, jene Einheit auch im äußeren Bilde der Stadt ſo rein und beſtimmt, wie es in einer modernen, gar in einer modernen deutſchen Großſtadt nur irgend möglich, zum Ausdruck und zur Anſchauung zu bringen.

Als Ludwig I. den Thron beſtieg, war ſeine Reſidenz im großen und ganzen eine Stadt des Barock und des Rokoko. Er machte ſie, wie männiglich bekannt, zu einem Atlas der Baugeſchichte. Griechiſche Tempel und altchriſtliche Baſiliken, romaniſche Tore und gotiſche Kirchen, römiſche Triumphbogen und Florentiner Paläſte — alles wurde kopiert, nur, wie immer, das unmittelbar zurückliegende Jahrhundert verachtet und geächtet.

König Max II., Ludwigs Sohn, beſchloß bekanntlich, der „babyloniſchen Stilverwirrung“, unter der die Architekten ſelbſt ſchon in den vierziger Jahren zu ſeufzen anfingen, ein Ende zu machen, indem er Auftrag gab, einen neuen Bauſtil zu erfinden. Lange, ehe Maximilianeum und Maximiliansſtraße fertig waren, hatte man eingeſehen, daß der hier erzeugte Baſtardſtil keiner Fortdauer und Weiterentwicklung fähig ſei. Max II., durch und durch ein konſtitutioneller Herrſcher, hatte in dieſem verunglückten Stil nur Gebäude errichtet, die dem Staat und dem allgemeinen Wohl dienen ſollten; für ſeinen Sohn, den ſchwärmeriſchen Ludwig II., war, wie für die Fürſten des 17. und 18. Jahrhunderts, das Bauen der ſtolze, königliche Sport des Autokraten. Für ſich und ſeine phantaſtiſchen



Architekt: Max Oſtenrieder Wohn- und Geſchäftshaus am Marienplatz



Architekt: Karl Hocheder Schulhaus am Bavariaring

---

*) Die Mehrzahl der Abbildungen zu dieſem Artikel iſt mit freundl. Erlaubnis des Verlegers entnommen dem Sammelwerke: „Münchner Bürgerliche Baukunſt der Gegenwart“ (München, L. Werner). Bisher liegen acht Serien der ſehr empfehlenswerten Publikation vor.

AUGUSTINER-BRÄU-AUSSCHANK
RESTAURANT

Architekt: Emanuel Seidl

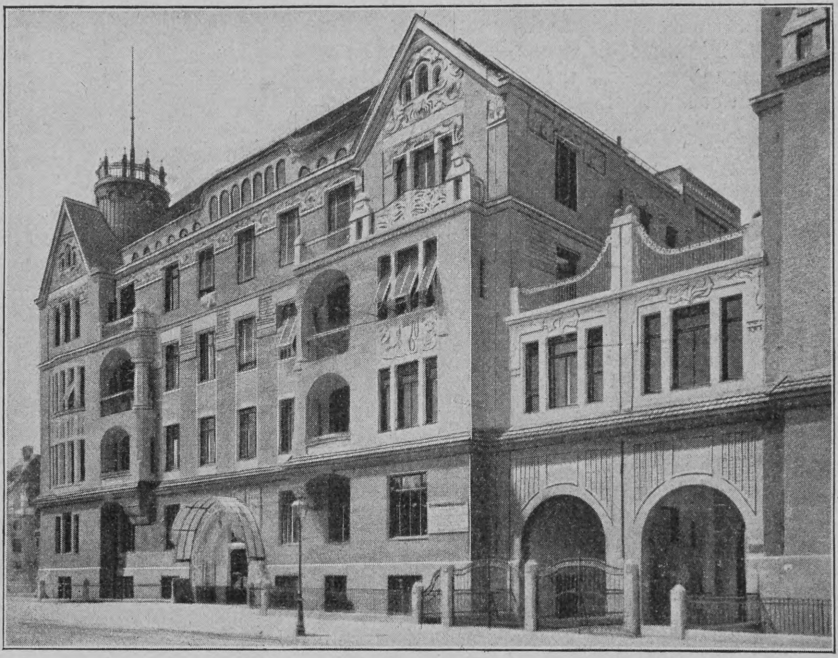
Reſtaurant „zum Auguſtiner“ in der Neuhauſerſtraße

Träume nur baute er einen Barockpalaſt, ein Rokokoſchloß, eine romaniſche Burg.

Aber unter ſeiner Regierung und großenteils in direkter wie in indirekter Folge der gewaltigen Aufträge, die er für ſeine Bauten gab, kam jene Richtung zum ſiegreichen Durchbruch, deren Feldgeſchrei war: „Unſrer Väter Werke“. So lautete das Motto der Münchner Kunſtgewerbe-Ausſtellung von 1876, durch die das Münchner Kunſtgewerbe die Führung in Deutſchland erhielt und die deutſche Renaiſſance, die ſtrotzende, üppige, raſch entartende Kunſt des Deutſchlands vor dem Dreißigjährigen Krieg, ſich noch einmal das neu geeinte, zu neuem Wohlſtand heranblühende Deutſche Reich eroberte. Dieſe „neudeutſche“ Renaiſſance und was ihr an weiteren Stilimitationen folgte, hat viel Unheil angerichtet. Trotzdem hat endlich das Gute, was in dem Wort „Unſrer Väter Werke“ ſteckt, ſich doch in reiner Form herausentwickelt; und auch dieſer Prozeß vollzog ſich auf dem Boden Münchens, in dem Schaffen der Männer, die zuerſt jene Parole ausgegeben hatten. Lorenz Gedon und Franz von Seitz, die Führer, waren freilich ſchon wenige Jahre nach der 76er Ausſtellung aus dem Leben geſchieden. Unter dem Nachwuchs ſtand Gabriel Seidl an erſter Stelle; er war 1876 mit einer „altdeutſchen“ Stube, die begeiſterten Beifall fand, zum erſtenmal vors größere Publikum getreten, im Jahre 1900 hat er den Neubau des Nationalmuſeums vollendet, ſein umfang- und inhaltreichſtes Werk, vielleicht das Schönſte und Feinſte, was die „retroſpektive“ Architektur, der das nun abgeſchloſſene Jahrhundert gehört hatte, überhaupt geleiſtet hat. In dieſem Vierteljahrhundert eignen Schaffens hat Gabriel Seidl die Weiterentwicklung der Münchner Architektur nicht nur begleitet, ſondern geleitet. Er ſteht den alten Stilen nicht mehr wie die Architekten Ludwigs I. und Maximilians II. als Gelehrter gegenüber, ſondern als Künſtler, als innerlich erlebender Menſch. Für ihn ſind Barock und Rokoko nicht Dinge, die man aus Vorlagewerken und auf Studienreiſen kopiert und erlernt; ſie gehörten für den durch einen kunſtſinnigen Vater früh geweckten Sinn des Knaben und Jünglings zum Bilde der Heimat, der eignen Jugend wie der vaterländiſchen Vergangenheit. Nicht als ſeien nun dies die einzigen Stile, deren Ausdrucksmittel er beherrſcht und verwertet; aber entſcheidend wurde für die Architekturgeſchichte ſeiner Vaterſtadt ſein Zurückgreifen auf die lokale Tradition des Barock und Rokoko, auf die alt einheimiſche, durchs Material bedingte Pflege des Putzbaues.

Wo der Backſtein das durch die natürlichen Verhältniſſe gegebene Baumaterial iſt, da kann der Kalkbewurf und die Stuckornamentierung der Faſſade unmöglich als unedler und unechter Behelf angeſehen werden. Kommen zum hellen Verputz der Wand noch der grüne Anſtrich der Fenſterläden und das luſtige Rot eines Ziegeldaches, ſo iſt ein farbiges Ganzes beiſammen, das in die lärmenden, rußigen Straßen der modernen Großſtadt einen anheimelnden, friedlichen Zug bringt und das im Grün eines Vorſtadtgartens oder weiter draußen „am Land“, wo über Wieſen und Wäldern die fernen Bergeshäupter hereinſchimmern, ſich den Farben und Formen der umgebenden Natur in wohltuender Harmonie einfügt. Oede Mietskaſernen und überladene Zinspaläſte werden nun freilich auch heute noch in München in reicher Zahl gebaut. Trotzdem: die Geſamttendenz geht aufs Einfache, gegen den aufdringlichen Prunk, gegen dasjenige, was man Klebe-Architektur getauft hat. Das zeigt ſich auch darin, daß die Stile, an die man heute mit Vorliebe anknüpft, an ſich ſchon einen Zug zum Einfachen haben. Neben dem „ſüddeutſchen bürgerlichen Barock“, wie man jetzt den eigentlich lokalen Bauſtil, der ſich aus Barock, Rokoko und Zopf heraus entwickelt hat, ſozuſagen offiziell nennt, ſind es jener graziöſe, ſchmiegſame Uebergangsſtil, der die profane Gotik in die Renaiſſance hinüberleitete, und die deutſche Frührenaiſſance ſelbſt. In der Altſtadt bildete für Neubauten dieſer Art das in den ſechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zurückgotiſierte Alte Rathaus und das von Hauberriſſer ſogleich in gotiſchem Stil erbaute Neue Rathaus gleichſam den Ausſtrahlungspunkt. In unmittelbarer Nähe der beiden Stadthäuſer, am Marienplatz, ferner im „Tal“ und in der Sendlingerſtraße treffen wir eine Reihe ſolcher Neubauten, von Hans Gräſſel, Hans Oſtenrieder, Gabriel Seidl ausgeführt, und das „Platzl“ hat ſich, ſeitdem hier der von Heilmann und Littmann erſtellte Neubau des Hofbräuhauſes ein architektoniſches Zentrum geſchaffen, an das ſich Korpshäuſer von Gräſſel u. ſ. w. anſchloſſen, in ein überraſchend reiches und harmoniſches Bild altertümlicher Bauſchönheit verwandelt.

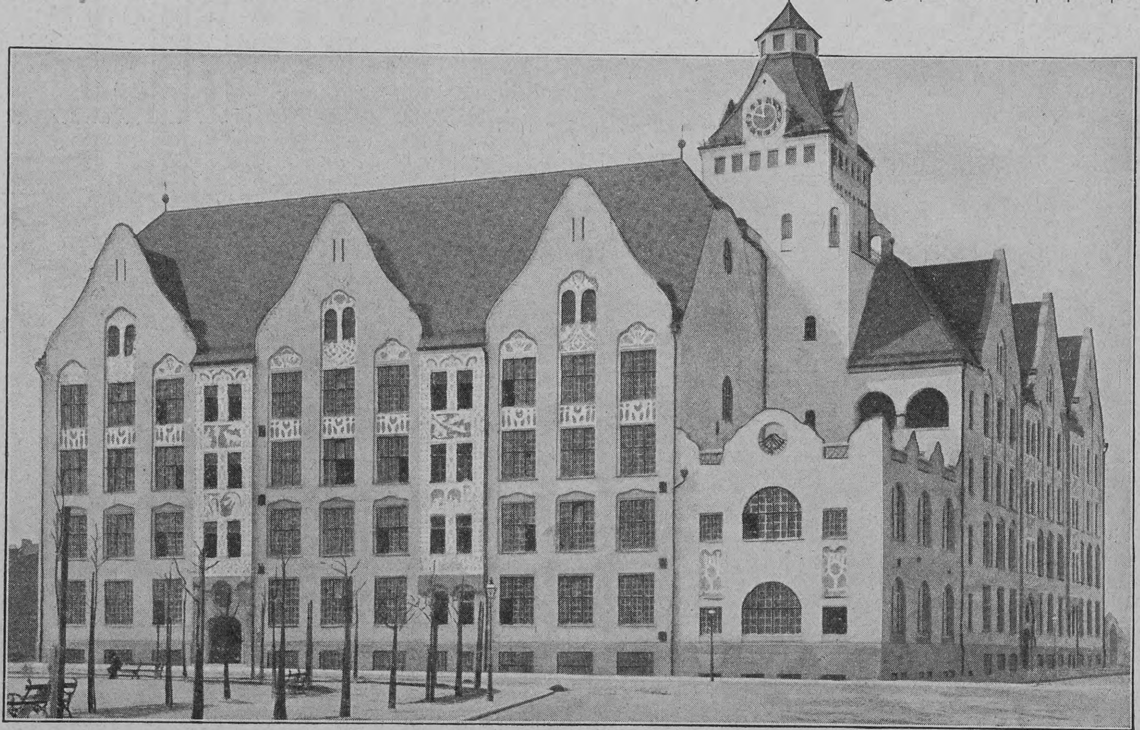
Wenn hier ſchon recht ſtark, wenn auch mit viel Geſchmack und Liebenswürdigkeit, archaiſiert wird, ſo fehlt es anderſeits nicht an Architekten, die von der zwangloſen Anknüpfung an die uns zeitlich am nächſten liegenden hiſtoriſchen Stile, Empire und Biedermaier, ſich die Entwicklung eines wirklich modernen und doch nicht traditionslos in der Luft ſtehenden Bauſtiles verſprechen. Der Hervorragendſte in dieſer Gruppe iſt wohl Martin Dülfer. Vom bürgerlichen Barock ausgehend, das, ſchon mit viel Freiheit behandelt, einem ſeiner bekannteſten früheren Werke, den „Kaimſälen“, noch die beſtimmende Note gibt, iſt er in der Heranziehung andrer Ausdrucksmittel, z. B. auch aus der modernen amerikaniſchen Architektur, und in der Verwendung ſelbſterfundener Motive immer unabhängiger und origineller geworden.



Architekt: Martin Dülfer

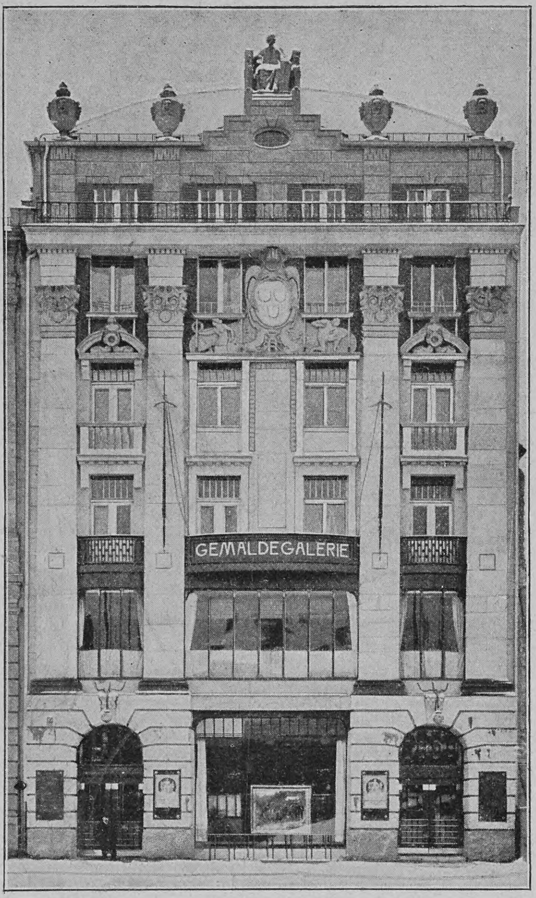
Häuſergruppe in der Friedrichſtraße

Für ein ſchwieriges Problem des modernen Nutzbaues, das „Stelzenhaus“, hat Dülfer mit ſeinen Mitteln eine glückliche Löſung gefunden. Stelzenhäuſer nennen wir jene unorganiſchen Gebilde, die im unterſten oder den beiden unteren Geſchoſſen ausſchließlich Laden- und Magazinräume, in den oberen Stockwerken noch Mietwohnungen enthalten. Das praktiſche Bedürfnis, das immer größere Ladenfenſter forderte, ließ allmählich, unterſtützt von der modernen Eiſentechnik, dieſe Ungetüme entſtehen, die überrieſigen Glasflächen und auf dünnen Eiſenpfeilern hoch in der Luft noch Steinwände von ein paar Etagenhöhen tragen. Wenn uns der Verſtand auch zehnmal darüber beruhigt, daß das Eiſen jene Laſten ohne alle Mühe trägt, für das Auge bleibt es ſchauderhaft, wie die ſteinernen Oberteile der Faſſade ſcheinbar faſt in der Luft ſchweben. Die Verkleidung der eiſernen Träger durch wuchtige Steinpfeiler (die bei ſolchen Neubauten jetzt von der Behörde direkt gefordert wird) genügt nicht; es müſſen auch die Flächen der oberen Etagenwände fürs Auge entlaſtet, ja aufgelöſt werden. Und das hat Dülfer bei dem

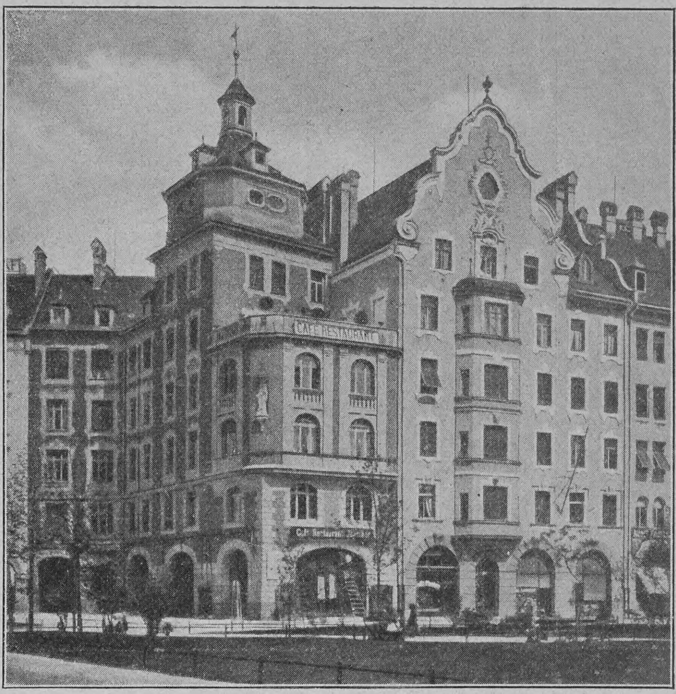


Architekt: Theodor Fiſcher

Schulhaus am Eliſabethplatz



Architekt: Emanuel Seidl Die Galerie Heinemann



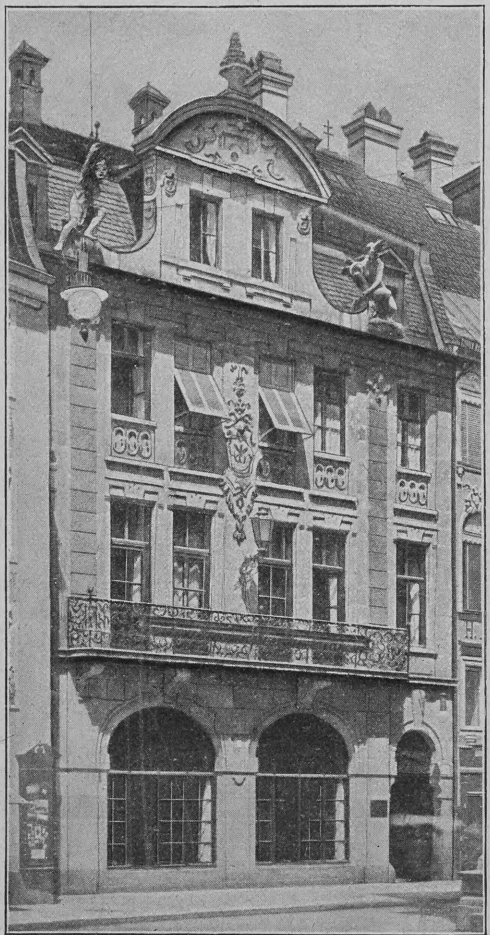
Architekten: Karl Hocheder und Eugen Drollinger Wohn- und Geſchäftshäuſer am Iſartorplatz

ſtattlichen Neubau der „Allgemeinen Zeitung“ in glänzender Weiſe durch reiche und kontraſtierende farbige Behandlung der Wandteile zwiſchen den Fenſtern und durch ein leichtes Zurückſchieben der „bewohnten“ Stockwerke in überraſchend glücklicher Weiſe fertig gebracht. Mit ganz andern Mitteln, aber nicht minder originell und glücklich, haben Heilmann und Littmann im Hauſe eines großen Tapetengeſchäfts das Problem gelöſt ſie gaben der Front eine ſymmetriſch geſchwungene Grundrißlinie, die ſich an den Ecken ſtark einzieht, in der Mitte ſich wieder etwas, aber nicht bis an die Straßenflucht, herauswölbt. So wurde nicht nur Raum für ein wie ein Glaskaſten weit vorſpringendes mächtiges Schaufenſter gewonnen, ſondern die ganze Faſſade erhielt eine rhythmiſche Belebtheit, die für unſer Empfinden die Schwere des Steins völlig überwindet und die ſich außerdem trefflich der noch nicht ganz verwiſchten Rokokoſtimmung der Theatinerſtraße einfügt.

Das Stelzenhaus iſt nur ein, aber ein recht beredtes Beiſpiel von den ſchwierigen Aufgaben, die das moderne Leben an den Architekten ſtellt, der ſeine Aufgaben in künſtleriſchem Sinne löſen will. Wie die private, iſt auch die öffentliche Bautätigkeit an ſolchen Aufgaben überreich. Für die Kunſtſtadt München war es ein hohes Glück, daß die Stadtgemeinde in ihrem Bauamt nun ſchon ſeit manchem Jahr immer wieder Männer zu finden (wenn auch nicht immer würdig) zu behandeln und feſtzuhalten) gewußt hat, die jene Aufgaben in ihrer ganzen künſtleriſchen und kulturellen Bedeutung erfaßten und ſich ihnen gewachſen zeigten. Drei Namen müſſen da vor allem genannt werden: Karl Hocheder, Hans Gräſſel, Theodor Fiſcher. Von ihnen gehört nur Gräſſel noch dem Stadtbauamt an; Hocheder iſt jetzt Profeſſor an der Techniſchen Hochſchule in München, Fiſcher, der in Bertſch einen trefflichen Nachfolger erhalten hat, wurde an die Stuttgarter Techniſche Hochſchule berufen.

Hocheder iſt neben Gabriel Seidl der eigentliche Meiſter des Münchner Neu-Barock. Ein prächtiges Bauwerk in dieſem Stil iſt das St. Martins-Spital, ein Pfründnerhaus, das ſich in ſeiner architektoniſchen Schönheit und Würde neben manchem modernen Schloßbau ſehen laſſen darf; ferner das Müllerſche Volksbad, das als äſthetiſches und praktiſches Vorbild in ganz Deutſchland anerkannt iſt. Aber am dankbarſten muß man dem ausgezeichneten Mann vielleicht dafür ſein, daß er uns für das moderne Schulhaus eine künſtleriſche Form gefunden hat. Wie ſind hier, durch die detaillierten Gebote der Sicherheit und der Hygiene, dem Architekten heute ſcheinbar die Hände gebunden! Und wie hat ſich gerade in dieſer Beſchränkung Hocheder als Meiſter gezeigt! Stattlich und freundlich zugleich, aus altheimiſcher Art erwachſen und doch allen heutigen Lebensbedingungen und Forderungen angepaßt, müſſen dieſe Schulpaläſte, deren Pracht nicht in der Koſtbarkeit, ſondern in der Vornehmheit liegt, den unverbildeten Sinn der Kinder unmerklich und darum deſto ſicherer für geſchmackvolle und ſchöne Erſcheinung empfänglich machen, wie ſie zugleich ein rühmliches Zeugnis an die Nachwelt überliefern, welch hohe Bedeutung unſre Gemeinweſen der Volksbildung beilegen.

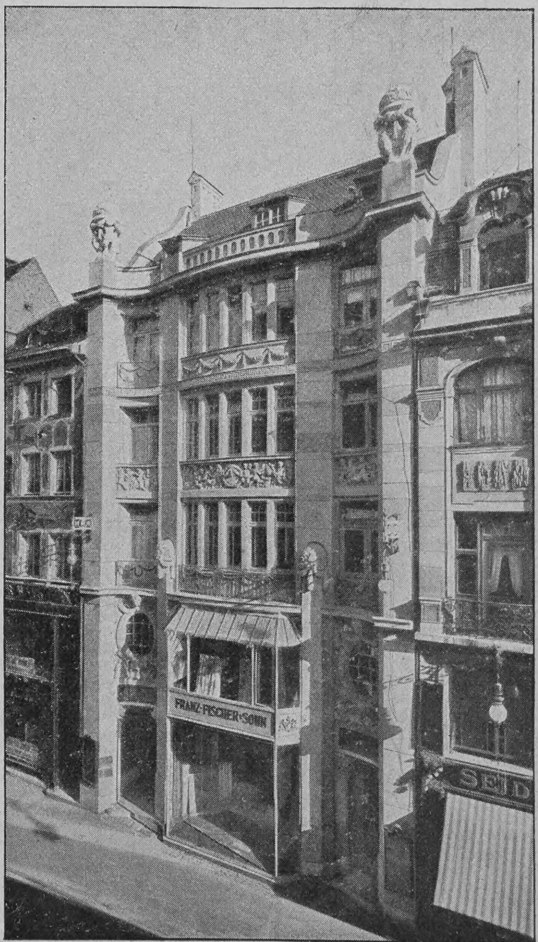
Der andre Klaſſiker des Neumünchner Volksſchulbaues iſt Theodor Fiſcher. Unter all den Architekten, die in den letzten Jahrzehnten in das „Steinerne Buch“ der wachſenden Großſtadt ihren Namen eingeſchrieben, hat er vielleicht die markanteſte, wuchtigſte Handſchrift. Zu wirklich monumentaler Wirkung erhebt ſich ſeine Art, die immer ſicherer auf einfache, große Flächenentwicklung und -kontraſtierung losgeht, in der Eliſabeth-Schule. Mit ihren mächtigen Giebeln und dem maſſigen Turme beherrſcht ſie die ganze Umgebung. Dabei verzichtet Fiſcher nicht auf ſchmückende Belebung der Faſſaden; doch dieſe Zieraten, in verſchieden behandeltem Stuck ausgeführt, zerreißen die Fläche nicht, und der plaſtiſche Schmuck beſchränkt ſich auf einen oder wenige Punkte, beſonders den Haupteingang. Was gibt z. B. das Tor der Haidhauſerſchule den Kindern alles zu beſchauen und zu bedenken! Bei aller Steigerung ins Einfach-Große bleibt Fiſcher doch immer im Zuſammenhang mit den Traditionen altbayriſcher Bauweiſe; ſo hat er in der Schwabinger proteſtantiſchen Kirche den alten romaniſchen Typus der einheimiſchen Dorfkirche weiterentwickelt. Auch ſeine — wenigſtens zum Teil ausgeführten — Entwürfe für die künſtleriſche Ausgeſtaltung der neu zu erbauenden Brücken zeigen den monumentalen Zug, dabei ſind ſie durchaus der landſchaftlichen Eigenart der Umgebung angepaßt.



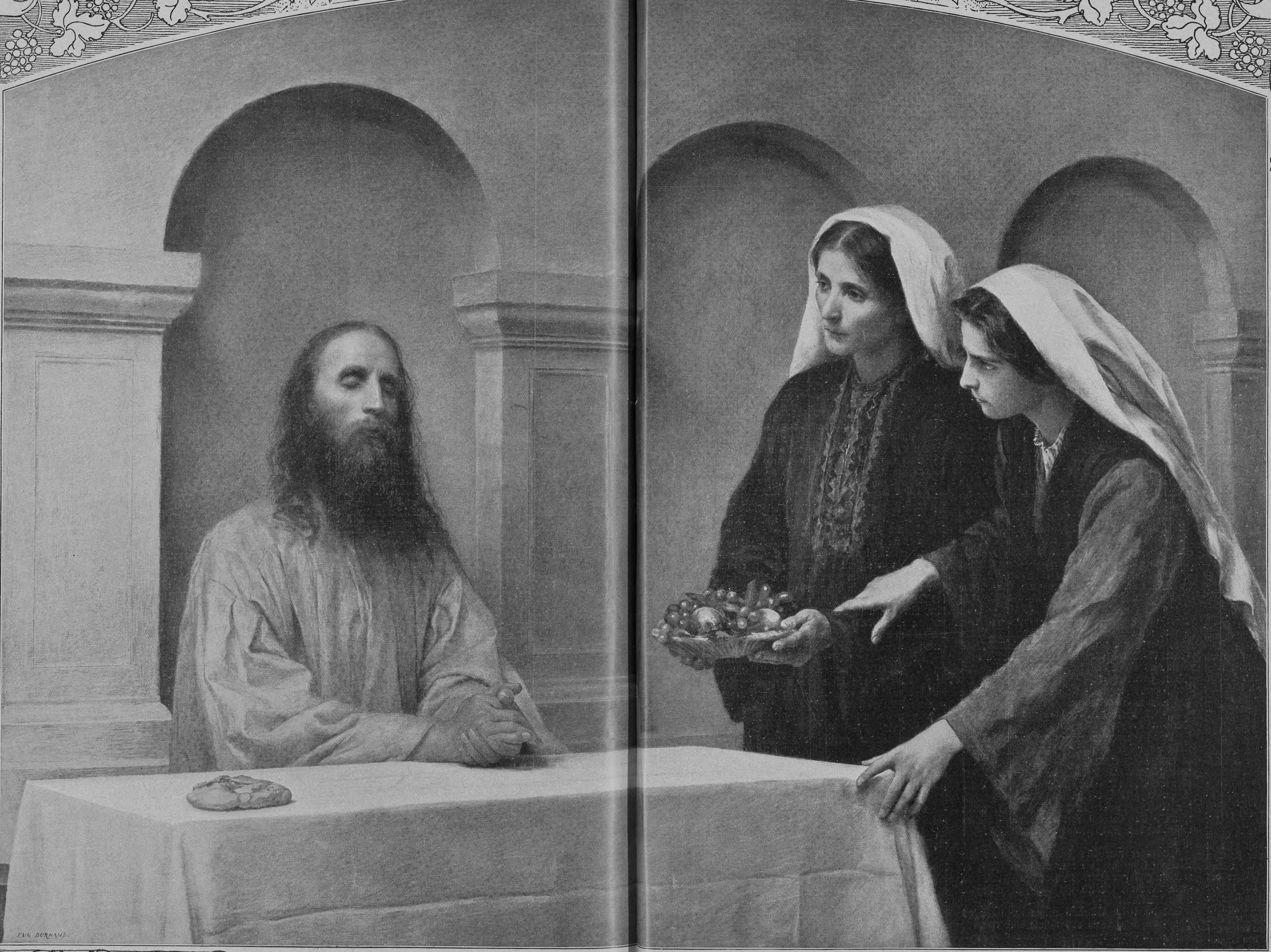
Architekt: Gabriel Seidl Gaſthaus „zum Bauerngirgl“ in der Reſidenzſtraße

Von der Mannigfaltigkeit der baulichen Aufgaben, die einer modernen Großſtadtgemeinde obliegen, beſonders einer ſolchen, die ſich als Bauherrin gewiſſer Ehrenpflichten bewußt iſt, gibt auch das Schaffen Hans Gräſſels einen guten Begriff. Er hat u. a. in der Nähe des Nymphenburger Schloſſes den prächtigen, an eine reiche Kloſteranlage des 18. Jahrhunderts erinnernden Neubau des ſtädtiſchen Waiſenhauſes errichtet und endlich noch weiter draußen, am Weichbild der Stadt, mit gleicher Liebe und Glück die kleinen Zolleinnehmerhäuschen, die ein Stück Spitzwegſcher Biedermaier-Romantik aufs anmutigſte verkörpern, und die großen, feierlich ſchönen Anlagen neuer Friedhöfe geſchaffen.

Sollte davon ein vollſtändiges Bild gegeben werden, welch gewaltigen Fortſchritt die Münchner Architektur vom nüchtern Verſtandesmäßigen, ſchematiſch Erdachten zum echt künſtleriſch Konzipierten, Ausdrucks- und Stimmungsvollen gemacht hat, ſo wäre noch auf gar viele öffentliche und private Gebäude, Baudenkmäler weltlichen und kirchlichen Charakters einzugehen, noch eine ganze Reihe vortrefflicher Architekten zu nennen. Friedrich von Thierſchs majeſtätiſcher Juſtizpalaſt, der reiche, ſtattliche „Bernheimerbau“ von demſelben Meiſter, außer Seidls St. Anna-Kirche und Th. Fiſchers Erlöſerkirchlein noch mehrere neuerbaute Gotteshäuſer, und wie viele Privathäuſer von verſchiedenſtem Charakter und Zweck verdienten noch in Bild und Wort herangezogen zu werden! Wer ſich über dieſe Seite des Münchner Lebens und Wirkens genau unterrichten will, dem ſei vor allem das große Sammelwerk empfohlen, dem die Abbildungen zu dieſem Artikel entnommen ſind. Hier konnte und ſollte nur am Beiſpiel der Architektur gezeigt werden, welch kraftvolle Eigenart noch heute dem Boden und der geiſtigen Lebensluft Münchens innewohnt, nicht ſich abſchwächend und nivellierend mit dem Wachſen der Großſtadt, ſondern eher noch ſich verſtärkend und vertiefend.



Architekten: Heilmann und Littmann Geſchäftshaus in der Theatinerſtraße


EUG. BURNAND.

Chriſtus in ethanien

Nach dem Gemälde von ugène Burnand

Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin

Copyright 1903 by Photographische Gesellschaft

Georg Waltenberger,

der Maler unſers Reichstagsbildes

Es war keine leichte Aufgabe, die ſich der Münchner Maler Georg Waltenberger ſtellte, als er daran ging, die bemerkenswerteſten Perſönlichkeiten, die intereſſanteſten Köpfe aus unſerm parlamentariſchen Leben zu einem großen Reichstagsbilde zuſammenzufaſſen. Mehrere Jahre hat er an dem umfangreichen Gemälde, deſſen Maße 3 : 5,30 Meter ſind, gearbeitet, und wie es nicht anders ſein konnte, iſt mancher, der einſt eine große Rolle im Parlament geſpielt, ſeitdem von der politiſchen Bühne abgetreten oder überhaupt aus dem Leben geſchieden. Der Maler hatte mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Wenn er auch als Künſtler eigentlich über den Parteien ſtand und politiſche Gegenſätze nicht in Frage kamen, ſo ſtieß er doch auf ſtarke Oppoſition, als es galt, die Abgeordneten zum Sitzen zu bewegen. Eugen Richter, der bekannte Führer der Freiſinnigen Volkspartei, beharrte lange Zeit auf ſeinem gewohnten „Nein“, und erſt zu allerletzt ließ er ſich zum Modellſtehen herbei. Der Maler hat den Augenblick gewählt, da der Reichskanzler Graf Bülow zu dem hohen Hauſe ſpricht, während die Reichsboten und Bundesratsbevollmächtigten ſich um ihn drängen, um keines ſeiner Worte zu verlieren. Das iſt aber mehr ein natürlich durchaus berechtigtes und völlig einwandfreies künſtleriſches Mittel, dem Bilde Leben und Bewegung zu verleihen, als daß es der Wirklichkeit durchaus entſpräche. Denn tatſächlich ſpricht der Reichskanzler ſo laut und deutlich, daß jeder Abgeordnete im ganzen Saale und auch die Beſucher der Tribünen ihm Wort für Wort folgen können, wenn er von ſeinem berühmten Platz aus zur rechten Hand des Präſidenten ſpricht. Der Ausdruck des Grafen Balleſtrem iſt auf unſerm Bilde beſonders gut getroffen. Aufmerkſam folgt er den Ausführungen des Leiters unſrer Politik, obwohl er weiß, daß er die Präſidialglocke höchſtens gegen etwaige Zwiſchenrufe in Bewegung zu ſetzen braucht. Ruhig, unerſchütterlich ſitzt Graf Poſadowsky da, den der Sprachgebrauch des Parlaments kurz „Poſa“ zu nennen pflegt. Hinter ihm ſteht der frühere Staatsſekretär des Reichsſchatzamts, Freiherr von Thielmann. Auf der Treppe, die von der rechten Seite des Hauſes zur Bundesratstribüne hinaufführt, ſteht der frühere Reichstagspräſident, der inzwiſchen verſtorbene konſervative Abgeordnete von Levetzow. Auf der andern Treppe drängt ſich dagegen die Oppoſition, kampfgerüſtet wie immer. Der Maler hat gerade die intereſſanten Köpfe von Eugen Richter, Bebel und Auer ausgezeichnet charakteriſiert. Das breite behäbige Geſicht Singers, das ariſtokratiſche Profil von Vollmars werden im Hintergrunde ſichtbar. Unter den Reichsboten, die die Mitte des Bildes einnehmen, finden wir den einſtigen Führer des Zentrums Dr. Lieber, der ebenſo wie das Haupt der Freiſinnigen Vereinigung, der neben ihm ſtehende Abgeordnete Rickert, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Beide haben aber einſt im Reichstag eine hervorragende Rolle geſpielt und durften daher auf einem Bilde nicht fehlen, das nicht für den Augenblick berechnet iſt, ſondern als bedeutendes künſtleriſches Dokument auch ſpäteren Zeiten von dem parlamentariſchen Leben unſrer Tage berichten ſoll.

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

(Schluß)

Oben auf dem Lyſagora, im Schoß der kleinen Marinka, lag mit zerſchmettertem Haupt der Deutſchauer Herr. Das rote Blut des Abends, das am Stamm der einſamen Kiefer niedertroff, miſchte ſich mit dem roten Menſchenblut.

Finſter ſtand der alte Schäfer dabei, hochragend, ſehnig und hager, auf ſeinen Stab geſtützt. Lang fiel ihm das Haar auf den ſtrickgegürteten Schafpelz; er hatte das Haupt entblößt im Angeſicht des Todes, frei ſpielte der Wind mit ſeinen weißen, vom Wetter mißfarbigen Strähnen.

Sie hatten ihre Herden geweidet, die Schafe und die Gänſe, unten am Lyſagora, und der ſchlafende Berg und die Stille rundum waren plötzlich erſchüttert worden von ſcharfem Knall. Da waren ſie neugierig herzugeeilt, der alte Dudek und die Marinka, und ſie hatten den Niemczycer gefunden. Zwiſchen den Wurzeln der Kiefer lag die Piſtole, aus der er ſich die Kugel in die Schläfe gejagt; er ſelber war zuſammengeſunken am Fuß des einſamen Baumes. Vorſichtig hob die kleine Marinka das verwundete Haupt — ſie trug keine Scheu — und bettete den Sterbenden auf ihren Lumpenrock.

Der Herr von Deutſchau ſah nicht mehr, ſein Auge war ſchon gebrochen; er ſah nichts mehr von dem weiten Land, über das er ſo oft geſchaut, ſehnſüchtig, traurig, verzagend, und doch immer der Liebe voll. Unabſehbar breiteten ſich die Fluren, golden bis zum fernſten Horizont, verklärt vom Abendlicht und ſtill im Scheiden des Tages. Nur aus dem Turm von Pociecha-Dorf rief laut die eherne Zunge der Glocke.

Schäfer Dudek bekreuzte ſich und hob dann feierlich ſeinen Stab mit der Eiſenſpitze wie beſchwörend:

„Feinde Polens müſſen alle verderben — dieſer ſtarb, und andre werden folgen ihm. Jahre ſind gekommen und gegangen, wir haben Sommer und Winter gezählet, immer in Trauer, immer in Sehnen, immer in Hoffen — aber jetzt hat Polen genug geſchlafen, jetzt ſteht es auf!“

Wie entrückt breitete der Alte ſeine Arme weit — den Stock ließ er fallen — das Geſicht gegen die ſinkende Sonne gekehrt, rief er laut: „Sie iſt geſunken, aber morgen ſteigt ſie neu. Polen, mein Polen, ſo ſtehſt auch du auf! Freue dich, Land, mit deinen Wogen des Korns, mit deinen blinkenden Senſen! Freut euch ihr Männer, freut euch ihr Weiber! Ihr Kinder des großen Polen, freuet euch!“

„Horch!“ ſagte die kleine Marinka und neigte das Ohr nach der Ebene.

„Was hörſt du, — hörteſt du etwas?!“ Der Alte lauſchte begierig.

Von ferne war ein Rollen gekommen. Schon klang es näher und raſch immer näher. War es das Rollen eines heranjagenden Wagens auf hartem Weg? Oder grollte die Tiefe des Berges oder mahnte ein Donner mitten aus heiterer Luft?

„Gott geht durch ſeinen Himmel,“ jauchzte der Alte, „und die in der Tiefe ſind, hören ſeinen Tritt. Er hat eine Kugel herunterfallen laſſen, die hat unſern Feind getroffen. Die Stunde iſt da!“

„Aber er war kein Feind,“ ſagte die kleine Marinka traurig. „Er war ein guter Herr, er war ein gnädiger Herr. Er war der Freund von arme Marinka. Wird ihn vergeſſen nicht die kleine Marinka!“

Und die kleine Marinka neigte ihr kindliches Haupt auf den Toten und weinte über ihm.

XXIII

Die Ernte des Sommers war beendet und der Schnee des Winters hatte angefangen. Er war gefallen und auch wieder geſchmolzen, und nun grünten die Winterſaaten aufs neue friſch. Unabſehbar wogend, Wellen ſchlagend im Wind wie ein grünes Meer, breitete ſich die große Ebene. Przyborowo, Gwiadliborczyce, Niemczyce, Pociecha-Dorf und Pociecha-Kolonie, — überall ſtrotzende, frühlingsſchwellende, zu Hoffnungen berechtigende junge Saat.

Der Ackermann ſchritt pfeifend die Furchen auf und ab, blitzend riß die Pflugſchar der Erde ins Herz; unermüdlich bückten ſich die Weiber im Feld und ſetzten Kartoffeln und Rüben in der Scholle wohlvorbereiteten, empfänglichen, warmen Schoß.

Ueberall Werden, überall Hoffen. Das Abgetane im alten Jahr ward wieder neu im neuen Jahr. Kein Keim in der Erde, der ſich nicht geregt hätte, ſich nicht gezeigt hätte am Frühlingslicht.

Auf dem Lyſagora hatte die einzelne Kiefer, die wie ein Merkzeichen ins Land hineinragt, wetterzerzauſt, die dunklen Aeſte von bärtigem Moos umlappt — ein preisgegebener, einſam geſtellter Baum auf der Wacht — neue Kerzen aufgeſteckt, hellgrün und ſaftig. Die ſtreckten ſich luſtig hinein ins Sonnenlicht und badeten ſich frei in der Frühlingsluft und ſchienen ſich zu freuen ihres jungen Lebens. Die ganze Natur freute ſich.

Um die Herrenhöfe, die da ſchwimmen wie kleine baumbeſtandene Inſeln im alles beſpülenden Meer der endloſen Felder, knoſpten Pappeln und Akazien; an den nackten Aeſten zeigten ſich die erſten Blätter, und unter den Hecken der Gärten, in Bosketts und Rundellen dufteten Veilchen.

Im Park von Deutſchau wanden die Kinder Sträuße und Kränzchen von den kleinen blauen Blumen und legten ſie ihrem Vater aufs Grab. Der lag jetzt bei dem Großvater und Urgroßvater am See unterm Stein.

„Euer lieber Vater iſt ſchlafen gegangen,“ hatte Helene ihren Kindern geſagt. Mehr nicht. Noch konnte ſie nicht mehr ſagen, die Stimme wäre ihr gebrochen; aber die Zeit würde kommen, da ſie zu ihren Söhnen ſprechen würde und ſtark dabei ſein: ‚Erwachet, nun iſt es an euch!‘ —

Still ſpann ſich das Leben auf Deutſchau weiter. Man begegnete der Witwe mit viel Freundlichkeit, und Hoppe diente ihr treu.

„Gott ſei Dank!“ In einem tiefen Gefühl des Dankes legte die Witwe ihre Hände zuſammen: ſie würde den Knaben das Erbteil ihres Vaters erhalten! Und hier bleiben wollten ſie — nein, nicht wie Paul ihr geraten, als er am Grabe des Freundes geſtanden und die Tränen ihm in den zuckenden Schnurrbart gelaufen, nicht ins Kadettenkorps und dann ins Heer, o nein! — hier, hier ſollten ſie aufwachſen. Arbeiten lernen mußten ihre Hände, damit ſie kräftig wurden, wie die des Volkes. Damit ſie dereinſt auch ſtark genug waren, feſtzuhalten, was in ſie gelegt war!

„Wie Sie meinen, Helene,“ hatte Paul Keſtner geſagt. „Und Sie mögen recht haben! Wenn mein Vater gedacht hätte wie Sie, ginge jetzt vielleicht nicht das ewige Lied von ‚Przyborowo verkaufen, Przyborowo losſchlagen, Przyborowo losſchlagen à tout prix‘. Dann würde ich's vielleicht lieben!“

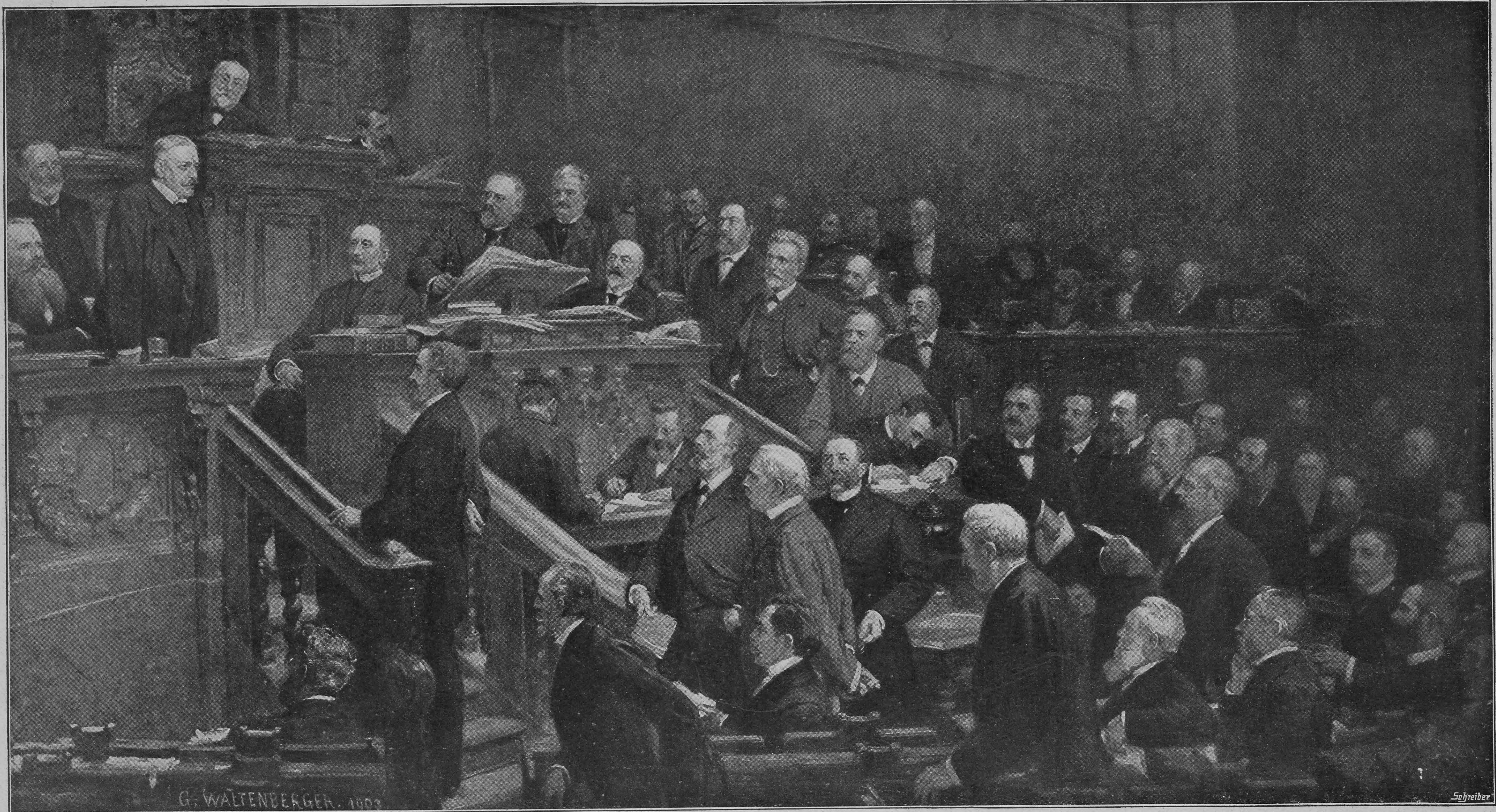
„Unſre Kinder werden das Land lieben,“ ſagte Helene feſt.

Es war dem Rittmeiſter eigentümlich durch und durch gegangen, als er ſah, wie die verehrte Frau im tiefen Schmerz ſich über die Grabſtätte neigte. ‚Unſre Kinder werden das Land lieben‘ — war es nicht, als gelobte ſie es dem da unten wie etwas, was er zu verlangen hatte?! Sie ſtand und hatte ihre Hand auf die Steinplatte geſtützt.

So ſtand ſie noch, ſo lange er ſie ſehen konnte, mitten im treibenden Grün. Und er hatte ſich noch oftmals umgedreht. Der Abſchied war ihm ſehr ſauer geworden. Eigentlich hätte er ſchon auf dem Wege zur Bahn ſein müſſen; ſein Urlaub, den er zum Oſterfeſt genommen, ging heut abend zu Ende, er mußte ſchleunigſt den Nachtzug benutzen, zurück in die Garniſon.

Der am Vormittag noch ſo heitere Himmel hatte ſich umzogen, als Paul Keſtner jetzt zur Eiſenbahn fuhr. Ein bleiernes Grau ſpannte ſich über die Weite, in farbloſer Monotonie

Frhr. v. Thielmann, fr. Staatsſekretär des Reichsſchatzamts — Reichstagspräſident Graf Balleſtrem — Früh. Schriftf. Braun, Zentr. — Graf Lerchenfeld, bayr. Geſandter — Graf Hohenthal, ſächſ. Geſandter — Prinz Schönaich-Carolath, nat. — Büſing, nat. (nicht wiedergewählt) — Eug. Richter, freiſ. Vp. — Bebel, Soz. — Freiherr v. Varnbüler, württ. Geſandter — Auer, Soz. — Singer, Soz. — Baſſermann, nat. — Herzfeld, Soz. — Frhr. v. Heyl, nat. — v. Vollmar, Soz. — Schädler, Zentr.



Staatsſekretär Graf Poſadowski — Reichskanzler Graf Bülow — v. Levetzow †, konſ. — Graf Arnim, Reichsp. — Graf Kanitz, konſ. — v. Frege, konſ. (nicht wiederg.) — Fürſt Radziwill, Pole — Fürſt Bismarck, wildkonſ. — v. Kardorff, Reichsp. — Rickert †, freiſ. Vg. — Lieber †, Zentr. — Gamp, Reichsp. — Gröber, Zentr. — Spahn, Zentr. — Prinz Arenberg, Zentr. — v. Hertling, Zentr. — Bachem, Zentr.

Graf Bülow ſpricht im Reichstag

Nach dem ſoeben vollendeten Gemälde von Georg Waltenberger lagen die Felder; Himmel und Acker, nichts wie Acker und Himmel, alles grau, und ein paar kaum ſichtbare graue Hütten darin. Und dieſes Grau beſchlich auch ſein Herz. So weit der Himmel und ſo weit die Erde! Eine Melancholie ſondergleichen, ein Armſein an Schönheit, das er nicht mehr vertrug. Er gähnte und zündete ſich dann eine Zigarre an: Gott ſei Dank, daß er nun wieder in die Garniſon kam! Nein, auf die Dauer war's hier nicht auszuhalten! Unmutig ſchleuderte er die eben angezündete Zigarre aus dem Wagen und ſchrie dem Kutſcher zu: „Schneller, fahre ſchneller, du Schlafmütze!" Wahrhaftig, auch den armen Hanns-Martin hatte das hier geliefert! Armer Kerl! Der Rittmeiſter ſchüttelte den Kopf und verſank in Gedanken. Er hatte nicht acht, daß eine Bryzka (Ackerwagen) hinter ihm drein raſſelte — nein, nicht eine, ihrer drei, vier.

Von Pociecha-Dorf ab waren die Karren der Räderſpur des Herrſchaftswagens gefolgt. Auch ſie wollten zur Eiſenbahn; auch ſie jagten, als ſei jede Minute Aufſchub ein Schaden, als ſeien ſie gar nicht raſch genug zu paſſieren, dieſe tief ausgefahrenen Gleiſe und hier dieſe aufgeſchütteten Schotterdämme. Zuſammengedrängt fuhren Burſchen und Mädchen, dicht aufeinandergepfercht mit Sack und Pack. Auf ihren Bündeln kauerten innen im Karren die Weiber, die Tücher tief in die Stirnen gezogen, blöd und ſtumm wie das Vieh, das verladen wird. Aber die Burſchen, die vorne und hinten aufhockten, johlten laut. Sie hatten noch wacker getrunken im Krug beim Einweih, der Agent hatte ſpendiert. Heißa, mochten andre daheim bleiben im armſeligen Neſt! Wenn ſie nun wiederkamen, Geld in der Taſche, neue Kleider auf dem Leib, bunte Tücher im Knopfloch, dann würden ſie ſpendieren, dann hatten ſie ja was, dann würden ſie auch etwas draufgehen laſſen: Gulden und Taler, Scheine und Gold — es kam gar nicht darauf an — und trinken, tanzen und von der Welt erzählen, der bunten, luſtigen, reichen Welt. Da muß man wohl arbeiten, aber lange nicht ſo ſchwer wie hier! Und man wußte doch auch: wofür. Draußen war alles viel beſſer, alles tauſendmal beſſer wie hier!

„Heißa!" ſchrien ſie aus voller Kehle und pufften jubelnd die blöden Mädchen an. Und dieſe erhoben auch ihre Stimmen: „Heißa!" Und ein Singen war auf den Wagen, ein Lachen und Schreien, daß der Agent, der, in ſtädtiſchem Paletot, die erſte Bryczka lenkte, ſich ſchmunzelnd umdrehte: 's erſte Geſchäft auf eignes Riſiko, 'n feiner Schub, 'n feines Geſchäft! Nun, ſollte er, der Iſidor Scheftel, der Sohn des Löb Scheftel aus Miaſteczko, nicht kennen ſeine eignen Landsleute? Wenn die kamen morgen ſo luſtig zur Ablieferung — friſche Ware, gute Ware — was verdiente er da?

Er rechnete und ſchmunzelte in ſich hinein, und ſchmunzelte und rechnete wieder, und ſchnalzte mit der Zunge und rief zwiſchendurch:

„He, noch ſo 'n Lied, noch ſo 'n ſchönes Liedchen! 'n feines Lied, 'n luſtiges Lied! Werdet ihr kriegen 'ne Gurke, 'nen Hering! Soll mer's nich kommen drauf an, euch zu ſpendieren 'n Schnäpschen in Poſen! Wer' ich euch geben laſſen 'nen Kaffee, wenn wir werden ſein in Berlin! He, ſingt!"

Ein Schnäpschen, einen Hering, eine Gurke, einen Kaffee in Berlin! Heißa!

Und ſie ſangen alle und ſchauten vorwärts.

Nur eine ſang nicht, und die hatte doch eine gute Stimme, hatte früher ſo hell geſungen wie die Lerche am Ackerrain, wie die Wachtel im Korn. Das war die Michalina. Auf dem letzten Wagen ſaß ſie, ganz zu hinterſt, und hatte ihr Bübchen auf dem Schoß. Auf ihrer Lade kauerte ſie, aber verkehrt herum: den Rücken nach der Fremde, das Geſicht zurück in die Heimat gewendet. Durch den Schleier, den Regenſchauer vor ihre Blicke hingen, ſah ſie fern den Lyſagora wie einen Schatten ſchwinden. Und Großvater Dudeks Hütte bei den Pappeln von Gwiadliborczyce, und die Akazien von Przyborowo ſah ſie, und dort — noch nicht weit und doch ſchon ſo ewig weit — das Haus der Anſiedlung, darin ſie gewohnt. Und den neuen Krug mit dem Ziegeldach ſah ſie wie einen brennendroten Fleck, und die Saatfelder und Kleebreiten, die Kartoffelfelder und grünen Raine, und den Turm, den ſchwarzen Turm von Pociecha-Dorf, und den Kirchhof im Acker, drauf Großmutter Nepomukena ſchlief; ſah die Heiligenbilder und Meilenſteine, und alle, alle Wege, über die ſie oftmals gehüpft. Und da — wie einen Strich, tiefblau, dort, ganz hinten, wo Himmel und Erde eineinander fließen — den Wald, die Kiefern von Gwiadliborczyce! Und davor, ach, davor —?!

Tief aufſeufzend ſchauderte Michalina, und dann weinte ſie plötzlich laut auf und ſtreckte ihre Hände zurück: dort war er verſunken, untergegangen! Helfe ihm Gott!

„Daß Gott uns allen helfe!" Und ſie bekreuzte ſich und das Bürſchchen und dachte daran, was der Jendrok ihr geſchrieben, ihr guter Bruder, daß er ihr entgegenkommen werde bis Berlin, und ſie und das Kind mit ſich nehmen werde, dahin, wo er Arbeit habe und es ihm ſehr gut gehe, und wo es ihr auch gut gehen werde, ihr und dem Bübchen. Freuen mußte ſie ſich doch: zum Jendrok, zum Jendrok! Warum trauern? Was ließ ſie denn hier? Nicht viel. O, nicht viel! Eigentlich gar nichts, denn die Bräuers würden nun auch bald fortziehen, der Goſpodarz hatte ſeine Stelle verkauft; an den Rhein würden die zurückziehen, woher ſie gekommen. Und die Ihren waren ihr fremd geworden — was ſollte ſie dann hier noch ſo allein?!

Und doch weinte die treue Michalina und ſtreckte ihre Hände verlangend zurück — alles ſchwand, alles ſchwand wie ein Traum und blieb doch im Herzen ewig lebendig!

*

Ueber ſingende Auswanderer praſſelten Regenſchauer nieder, und dann ſtach wieder die Sonne, und der Himmel lachte hell, grau und blau in ewigem Wechſel.

Nur der Turm von Pociecha-Dorf ragte gleich ſchwarz, ob bei Sonne, ob bei Regen. Und ſchwarz auch, wie ein Schatten mitten im umflutenden Licht, ſtand der Vikar vor der Tür der Propſtei. Da war kein Vorüber, das er nicht hörte.

Ob nun die Garczynskis zur Bahn rollten — Herr von Garczynski ſaß im Reichstag und Frau von Garczynska beſuchte oft die Reſidenz, auf dem Rückſitz der Equipage, dem jungen Herrn gegenüber, ſaß wieder wie einſtmals die blonde Staſia — oder ob Pan Sziulc mit Fräulein Keſtner vorüberritt — oder ob die Herren von der Kommiſſion gen Gwiadliborczyce raſſelten, die dort bereits in Angriff genommene Parzellierung zu beaugenſcheinigen — oder ob Lehrer Ruda vorüberwankte — oder die Ciotka vorbeitrollte, hinter der die Schulkinder johlten — oder ob Löb Scheftel handeln ging — der geiſtliche Herr kannte ſie alle.

Und er ſah den Auswanderern nach und den Einwanderern entgegen. Die holprigen Wege, über die um Oſtern die Jugend des Landes auszog, fremde Ernten zu beſchicken, zogen fremde Schnitter ein, die heimiſche Ernte zu ſchneiden. Neue Anſiedler kamen. Und in Staub und Sonnenglut und Dürre, ſo wie ſie einſtmals eingezogen, zogen die Bräuers wieder aus.

Ein Tag war's, wie ehedem, und doch war's nicht ſo. Einer fehlte bei ihnen. Und das war ſchlimmer, als daß die Sonne unbarmherzig brannte und kein Schatten am Wege war.

Peter Bräuer ſaß ſtumm in der Bryczka, hielt die Hand ſeines Weibes in der ſeinen und ließ den Kopf auf die Bruſt hängen. Er ſah nicht einmal zurück nach dem Haus, das er gebaut, das er drei Jahre bewohnt — drei Jahre zwar nur, aber Jahre, die doppelt und dreifach zählten an Erfahrung und Leid. Er hatte keinen Blick mehr für die im Sonnenglanz ſo golden ſchimmernden Felder. Er hatte zuviel hier verloren — würde ſein Blick je wieder heiter werden?!

Frau Kettchen ſann ſtill vor ſich hin; langſame Tränen tropften ihr übers Geſicht, aber ihr Mund lächelte doch ein wenig. Plötzlich ſtieß ſie ihren Mann an: „Peter! Peterken!" und ſtreckte ihren Finger aus wie: ſieh da! Die Mädchen der Bräuers reckten neugierig die Köpfe.

Aus dem wogenden Kornfeld — dort an der Ecke, am Kreuzarm des Weiſers, wo ſich die vielen Wege verzweigen — dort war eine Frau aus den Aehren getreten, hell ihr Geſicht, hell ihr Haar, golden wie reifer Weizen. Sie ſagte:

„Guten Tag!"

Und Frau Kettchen ſtreckte die Arme aus und verlangte anzuhalten: der Frau da mußte ſie die Hand doch noch reichen. Und wenn die auch eine vornehme Dame war, vornehmer als alle hier ringsum, ein ‚Adjüs' mußte ſie ihr ſagen!

Helene von Doleſchal trat an die Bryczka.

„Sie wollen auch fort?" fragte ſie und muſterte den Wagen mit allerlei Gepäckſel, der der Bryczka nachfuhr.

„Ich hab' meinen Sohn hier verloren," ſagte Peter Bräuer finſter und runzelte die Stirn, „et is mich verleidt hier. Gott ſei Dank, dat ich los bin!"

Und Frau Kettchen, mit einem mitleidigen Blick das ſchwarze Gewand der Dame ſtreifend, ſagte leiſe: „Wer hätt' hier nix verloren! Adjüs, Madam! Wir gehen fort, Sie bleiben hier — Gott tröſt' Sie!"

Helene nahm die Hand der Anſiedlersfrau und drückte ſie: „Gott tröſte auch Sie!" Da ſah ſie, die Frau war in Hoffnung. Da drückte ſie noch einmal warm deren Hand und reichte dann auch dem Mann ihre Rechte: „Leben Sie wohl!"

Und ſie ſah der davonrollenden Bryczka und dem nachpolternden Leiterwagen nach, bis beide verſchwunden waren hinter einer Wehe von Staub, hinter einer Woge von goldenen Aehren.

Ihr Geſicht war ernſt, aber nicht traurig: auch die zogen fort, alle zogen fort — nur ſie blieb hier, mußte hier bleiben! ‚Sie bleiben hier' — wie mitleidig das die Frau geſagt hatte!

Warum?! Blieb ſie nicht gern hier?

O ja! Und doch — ein Schatten zog über ihr Geſicht — ſo allein zu bleiben, war ſchwer!

Ihre Brauen ſchoben ſich zuſammen, wie ſuchend ſah ſie ſich um: allein! Ringsum nichts als die große Weite, ſchlafend im Mittagszauber. Aber war ſie denn wirklich allein geblieben?! Sie fühlte ihr Herz bang klopfen — doch horch, da plötzlich ein jauchzender Ruf, helles Lachen, die Stille durchſchmetternd wie Trompetenfanfare!

Gott ſei Dank, da waren die Knaben, ihre Knaben!

„Kinder, wo ſeid ihr?"

In den Aehren rauſchte es, raſch kamen die fünfe geſprungen und umringten blühend und friſch ihre Mutter: „Mutter, hier ſind wir!"

Da lächelte die Witwe Hanns-Martins von Doleſchal. Und inmitten ihrer jungen Schar ging ſie durch reifende Aehren der Ernte entgegen.

Alte Sterne

Von

Fritz Erdner

Und biſt du lieb und ſüß und gut zu mir —
Ein altes Glück ſteht zwiſchen mir und dir.

Ich lächl', und wieder freundlich lächelſt du —
Ein leiſes Weinen trägt der Wind mir zu.

Hand taſtet ſcheu nach Hand — da drängt ſich warm
Und feſt ein treuer Arm in meinen Arm.

Und wie ich ſprechen will ein heißes Wort,
Küßt mir's ein heißer Mund vom Munde fort.

Und ob berauſchend lockt die weiche Nacht,
Das alte Glück, es hält bei mir die Wacht.

Aus ſtillen Augen ſchaut's mich innig an,
Daß ich dem Blick nicht widerſtehen kann.

Leb wohl! Und liſcht ein Goldgeſtirn auch aus —
Die alten Sterne leiten mich nach Haus.

Ein Bild von der engliſchen Oſtküſte: Flotte von Heringsfiſchern im Hafen beim Trocknen der Netze

Vom Hering und Heringsfang

Von

C. Lund

(Hierzu 9 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Seit Jahrhunderten iſt der Hering derjenige Fiſch geweſen, dem ſeines maſſenhaften Auftretens, ſeiner Schmackhaftigkeit und ſeines Nährwertes wegen von den Küſtenbewohnern des nördlichen Europa am meiſten nachgeſtellt wurde, und kein zweiter hat für die Ernährung breiter Volksſchichten eine auch nur ähnliche Bedeutung erlangt wie er. Dennoch war bis in die neueſte Zeit die Lebensweiſe des Herings außerhalb der Laichperiode wenig bekannt, und erſt ſeit einigen Jahren iſt es der Forſchung gelungen, das über den Daſeinsbedingungen dieſes Fiſches ruhende Dunkel einigermaßen zu lichten. Die heutige Forſchung unterſcheidet zwei Hauptſtämme, die See- und die Küſtenheringe. Erſtere bewohnen die offene See von den ſchottiſchen Inſeln und den Gewäſſern Großbritanniens an durch die ganze Nordſee, das Skagerrak, Kattegat und einen beträchtlichen Teil der weſtlichen und mittleren Oſtſee. Sie ziehen im Sommer und Herbſt von der offenen See zum Laichen auf die ſandigen und ſteinichten Bänke, die aus der tieferen Umgebung aufſteigen. Ihr Rumpf iſt verhältnismäßig ſchlank, der Kopf gedrungen, der Schwanz kurz. Die Küſtenheringe dagegen bewohnen die geſamten Küſtengewäſſer der Nord- und Oſtſee ſowie die norwegiſchen und isländiſchen Fjorde und Buchten. Sie laichen vorwiegend im Winter und Frühjahr und dringen dabei ſelbſt in Flußmündungen und ähnliche Gewäſſer ein, wie denn zum Beiſpiel der Kaiſer Wilhelm-Kanal mit ſeinen brackigen Binnenſeen nach Hinkelmanns Unterſuchungen ein wichtiges Laich- und Fangrevier dieſes Fiſches zu werden verſpricht. Die Geſtalt der Küſtenheringe weicht inſofern von derjenigen der Seeheringe ab, als ihr Rumpf verhältnismäßig gedrungen iſt, Kopf und Schwanz aber lang und ſchlank erſcheinen. Allerdings iſt nicht außer acht zu laſſen, daß je nach dem Charakter der Gewäſſer innerhalb der Hauptſtämme mancherlei Lokalformen auftreten, die ſich wenigſtens in der Größe nicht unweſentlich unterſcheiden. So erreicht beiſpielsweiſe der isländiſche Hering eine Länge bis zu 40 Zentimetern, während die Lokalform der öſtlichen Oſtſee, der ſogenannte Strömling, nur 20 Centimeter mißt. Noch vor einem Jahrzehnt war man ziemlich allgemein der Anſicht, daß der Hering ein Fiſch der Tiefſee ſei, der eben nur zur Laichzeit zu den ſeichteren Gebieten aufſteige, obwohl ſeine Form und Farbe wenig für dieſe Annahme ſprachen. Heute weiß man, daß von den zahlloſen Schwärmen des Herings jeder ſeinen Ausgang von einem der zahlreichen, über das ganze Gebiet verſtreuten Laichplätze nimmt und ſich von ihm auf ſeinen Wanderungen verhältnismäßig nicht weit entfernt. Heincke ſagt: „Die Schwärme miſchen ſich, nachdem ſie jeder an einem beſtimmten Orte entſtanden ſind, nicht planlos und unbeſchränkt durcheinander zu einer ſchließlich unterſchiedsloſen Maſſe, vielmehr werden die Schickſale jedes einzelnen Schwarmes von ſtrengen Geſetzen geregelt, die durch die phyſiſch verſchiedenen Verhältniſſe der einzelnen

Der Hafen von Lowestoft an der Oſtküſte von England

Frauen beim Einſalzen friſchgefangener Heringe

Eine Pauſe in der Arbeit

Heimkehr vom Fiſchfang

Kapitän und Mannſchaften eines „Heringsloggers“

Meeresteile gegeben ſind. Dieſe Geſetze wirken in der Regel ſo, daß die einzelnen Schwärme keine Veranlaſſung haben, ſich übermäßig weit von ihrer Geburtsſtätte zu entfernen und ſich auf ihren Wanderungen mit zahlloſen andern Schwärmen zu kreuzen. Sie finden vielmehr alle Bedingungen zu ihrem Wachstum und ſchließlich wieder zu ihrem Fortpflanzungsgeſchäfte in einem verhältnismäßig engen Heimatsgebiete.“

Die außerhalb der Laichperiode ſtattfindenden Wanderungen der Heringe werden durch das örtliche Auftreten der ihnen zur Nahrung dienenden, oft in ungeheurer Zahl erſcheinenden Ruderfußkrebschen veranlaßt, die ihrerſeits wieder vom Auftreten winziger Stäbchenalgen abhängig ſind, die von den Strömungen hier- und dorthin geführt werden, bald ſich ſtauen, bald weniger dicht über eine große Fläche ausbreiten. Stets aber ſchwimmen die Heringe in mehr oder minder großen Schwärmen, woraus ſich nicht nur die Methode des Fanges, ſondern auch der Umſtand erklärt, daß ein Netz bisweilen eine ſchier unerſchöpfliche Menge von Fiſchen erbeutet, während ein dicht daneben ſtehendes vielleicht völlig leer bleibt. Gefolgt werden ſolche Heringszüge von Scharen von Raubfiſchen und Möwen, von denen namentlich letztere den Fiſchern das Herannahen der Schwärme anzukündigen pflegen.

Herſtellung der „handelsüblichen“ Packung des Fanges

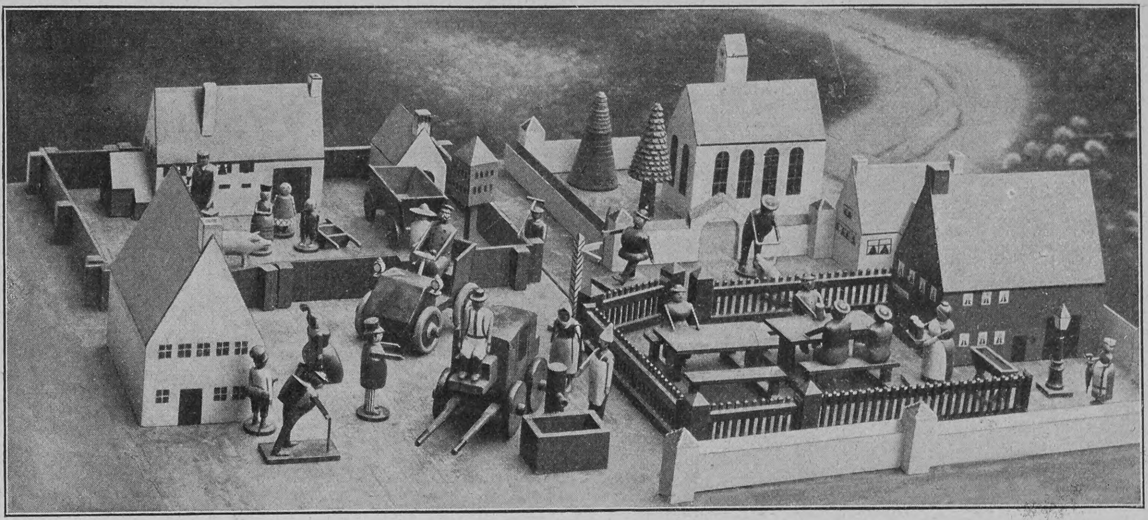
Während der Heringsfang in der Oſtſee überwiegend als Zweig der Küſtenfiſcherei betrachtet werden muß, hat er ſich in der Nordſee beſonders durch das Vorgehen der Engländer ſeit mehr als einem Jahrzehnt zum Hochſeebetriebe ausgeſtaltet und iſt in Deutſchland mehr und mehr zum Monopol einer Reihe von Fiſchereiaktiengeſellſchaften geworden, von denen die wichtigſten und kapitalkräftigſten beſonders in Emden, Bremerhaven-Geeſtemünde, Bremen-Vegeſack, Elsfleth, Glückſtadt u. ſ. w. ihr Domizil haben. Dieſe Geſellſchaften verfügen ſämtlich über eine anſehnliche Flotte von Loggern, Dampfloggern, Dampfern u. ſ. w., ſo daß im Jahre 1903 der Hochſeefang insgeſamt mit 132 Loggern, 8 Dampfern, 4 Dampf- und einem Motorlogger betrieben werden konnte und eine Vermehrung gegen das Jahr 1902 um 14 Segel- und 3 Dampflogger zu verzeichnen war. Der Beteiligung des Auslandes und namentlich Großbritanniens gegenüber wollen dieſe Zahlen freilich wenig beſagen, was daraus erſehen werden mag, daß allein auf den Bänken von Yarmouth im November 1902 600 Hochſeefahrzeuge unter britiſcher Flagge mit dem Heringsfang beſchäftigt waren, von denen die überwiegende Zahl ebenfalls aus Segelloggern beſtand. Unter Loggern verſteht man kutterartige, beſonders ſeetüchtig gebaute Segelfahrzeuge von 20 bis 25 Metern Länge, die außer dem Großmaſt (mit Großſegel, Toppſegel, Fock und Klüver) noch einen Beſanmaſt (mit Beſan- und Toppſegel) führen und deren Großmaſt meiſtens zum Niederlegen eingerichtet iſt. Die Beſatzung beſteht aus 13 Perſonen, die zum Teil jedoch nur im Sommer dem Loggerdienſt obliegen, im Winter dagegen einem Handwerk nachgehen oder ſonſt Schiffsdienſte nehmen. Alle Logger ſind mit einem Motor ausgerüſtet, der jedoch nur bei Motorloggern das Fahrzeug ſelbſt treibt, ſonſt aber nur zum Einholen der Netze dienen ſoll.

Als Fanggeſchirre dienen etwa 30 Meter lange und 7 Meter tiefe Treibnetze, die, von langen Bojenleinen getragen, ca. 13 Meter unter der Oberfläche im Waſſer ſenkrecht ſtehen. Jeder Logger führt 80 bis 100 ſolcher Netze, die beim Ausſetzen miteinander verknüpft werden und ſo eine mehr als 2000 Meter lange Wand bilden. Die Maſchen ſind ſo bemeſſen, daß ein ausgewachſener Hering

Die Heringstonnen werden für den Bahntransport fertiggemacht

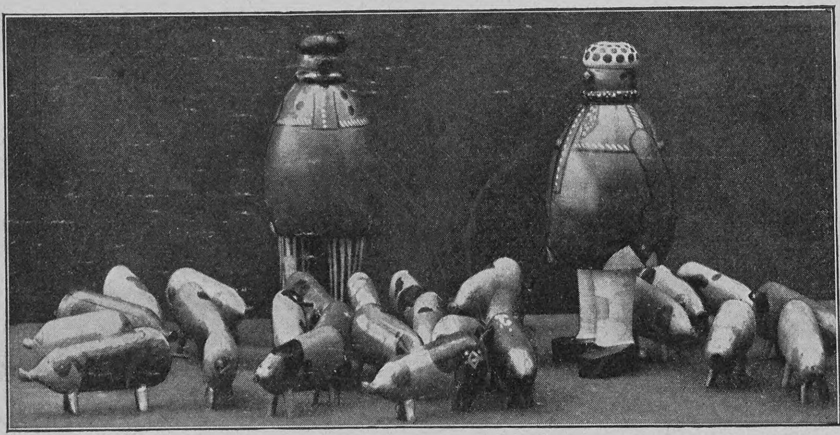
GREAT EASTERN RAILWAY OFFICE

Auf dem Bahnhof von Loweſtoft nach einem guten Fang



„Dorfidyll“, bemalte Holzſpielſachen, entworfen von Eugen Kirchner (München)

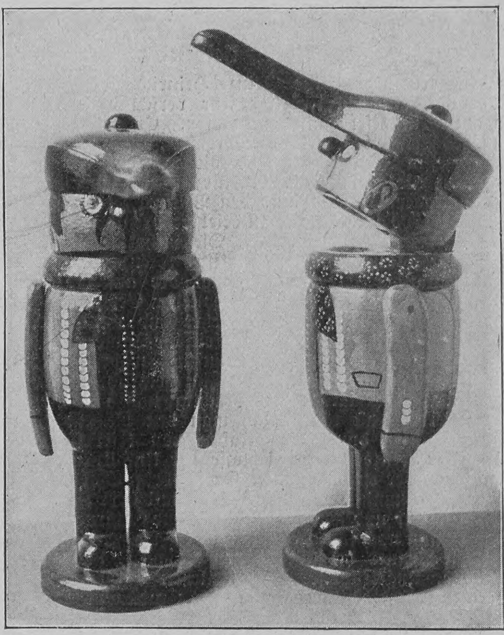
zwar mit dem Kopfe, nicht aber mit dem ganzen Körper hindurch kann. Beim Verſuch, das Netz zu durchdringen, bleiben die Fiſche mit den Kiemendeckeln in den Maſchen hängen und vermögen ſich nicht mehr zu befreien. Die ſchwierigſte Arbeit für die Beſatzung beſteht im Ausſetzen der Netzwand, wozu regelmäßig 9 Mann erforderlich ſind, von denen jeder nach der Anweiſung durch den Schiffer ſeinen beſtimmten Platz einzunehmen, ſeine beſtimmte Handreichung zu leiſten hat und auf das genaueſte aufpaſſen muß. Das Ausſetzen geſchieht in der Regel gegen Abend, worauf das Netz die Nacht hindurch ſtehen bleibt und ſamt dem Schiffe mit dem Flut- oder Ebbeſtrom dahintreibt. Soll es andern Tags gehoben und entleert werden, ſo wird das die Bojenleinen verbindende „Reep“ (Seil), das durch einen „Puller“ (Oeffnung in der Reeling) beim Vorderſteven führt, an dem auf dem Hinterſchiffe ſtehenden „Spill“ (Winde) befeſtigt und das „Spill“ durch den Motor in Bewegung geſetzt. Um ein Abtreiben des Schiffes zu verhüten, läßt man das Beſanſegel ſtehen, während die übrigen Segel feſtgemacht werden müſſen. Das Netz wird nur ſtückweiſe mittſchiffs gehoben. Bei reichlichem Fange gewährt das Emportauchen der Netzwände einen hochintereſſanten Anblick, denn ſie glänzen im Sonnenſchein von den zappelnden Fiſchen wie flüſſiges Silber. Hunderte von ſchreienden Möwen und Seeſchwalben pflegen bei dieſem Vorgang das Schiff zu umgaukeln. Die Entleerung der Netze ſetzt alle verfügbaren Hände in eine fieberhafte Tätigkeit. Iſt das Netz ganz eingeholt, entleert und zum Wiederausſetzen klar gelegt, ſo beginnt die Bearbeitung des Fanges. Sämtliche Heringe werden zuerſt „gekaakt“, d. h. durch einen unterhalb der Kehle erfolgenden Einſchnitt der Eingeweide beraubt (dieſe ſelbſt den Vögeln überlaſſen), dann ſauber geſpült und den Salzern übergeben, von denen 4 Mann ununterbrochen beſchäftigt ſind, die Heringe in Tonnen zu packen und mit Salz zu bedecken. Dieſe erſte „Seepackung“ wird ſpäter am Lande zur „handelsüblichen“ Packung der Tonnen erneuert. Solange das Wetter gut bleibt, wird der Fang Tag für Tag fortgeſetzt, bis der Laderaum gefüllt iſt; ein Sturm aber zwingt die Fiſcher, ihre Tätigkeit zu unterbrechen bezw. ganz einzuſtellen, weil ſonſt die Netze unfehlbar verloren gehen würden. Für Netzverluſte aber hat der Schiffer aufzukommen.



„Schweinetreiber“, entworfen von Erich Kleinhempel

Die Dauer der Fangreiſen iſt recht verſchieden; ſie richtet ſich nach den Fangergebniſſen und ſchwankt zwiſchen 18 und 36 Tagen. Im Laufe einer Saiſon pflegen die einzelnen Logger 4 bis 6 Reiſen, die Dampfer deren 7 bis 8 auszuführen. Der durchſchnittliche Ertrag der Reiſen im letzten Jahre belief ſich pro Logger auf zirka 355 Tonnen, während die Dampfer pro Reiſe durchſchnittlich 100 Tonnen mehr erzielten. Die Geſamtausbeute in der Nordſee bezifferte ſich deutſcherſeits im letzten Jahre auf rund 200 000 Tonnen handelsüblich gepackter Salzheringe, deren Wert auf 4 Millionen Mark anzuſetzen iſt.

Die Zahl der alljährlich gefangenen Heringe überhaupt iſt zwar nicht genau zu ermitteln, wird jedoch auf rund 10 000 Millionen Stück geſchätzt. Wer aber glaubt, daß bei ſolchen Maſſenfängen eine vorzeitige Entvölkerung der Meere eintreten müſſe, der irrt, denn nach den Schätzungen Sachverſtändiger bedeutet dieſe Zahl kaum 1 Prozent der Geſamtmaſſe. Im Jahre 1900 wurden amtlichen Feſtſtellungen zufolge in den verſchiedenen nordeuropäiſchen Staaten Salzheringe im Werte von 67 Millionen Mark gefangen. Deutſchlands Anteil an dieſer Ausbeute aber bezifferte ſich auf nur 3 Millionen, während für nicht weniger als 30 Millionen Mark Heringe in Deutſchland eingeführt wurden. Zwar hat ſich die deutſche Heringsfiſcherei ſeitdem gehoben, allein das Verhältnis zwiſchen dem eignen Fang und der fremden Einfuhr iſt im weſentlichen das gleiche geblieben. Demnach zahlt alſo Deutſchland eine Summe, die zehnmal größer iſt als der Ertrag ſeiner eignen Fiſcherei, an das Ausland für Heringe, die zum größten Teil in der Nord- und Oſtſee gefangen werden. Dieſe Ziffern reden gewiß eine deutliche Sprache. Die deutſche Heringsfiſcherei hat noch nicht annähernd den Umfang erreicht, den ſie erreichen kann und muß, wenn die gewaltigen Summen, die bisher für den wichtigſten aller Fiſche ins Ausland floſſen, dem Vaterland direkt zugute kommen ſollen.

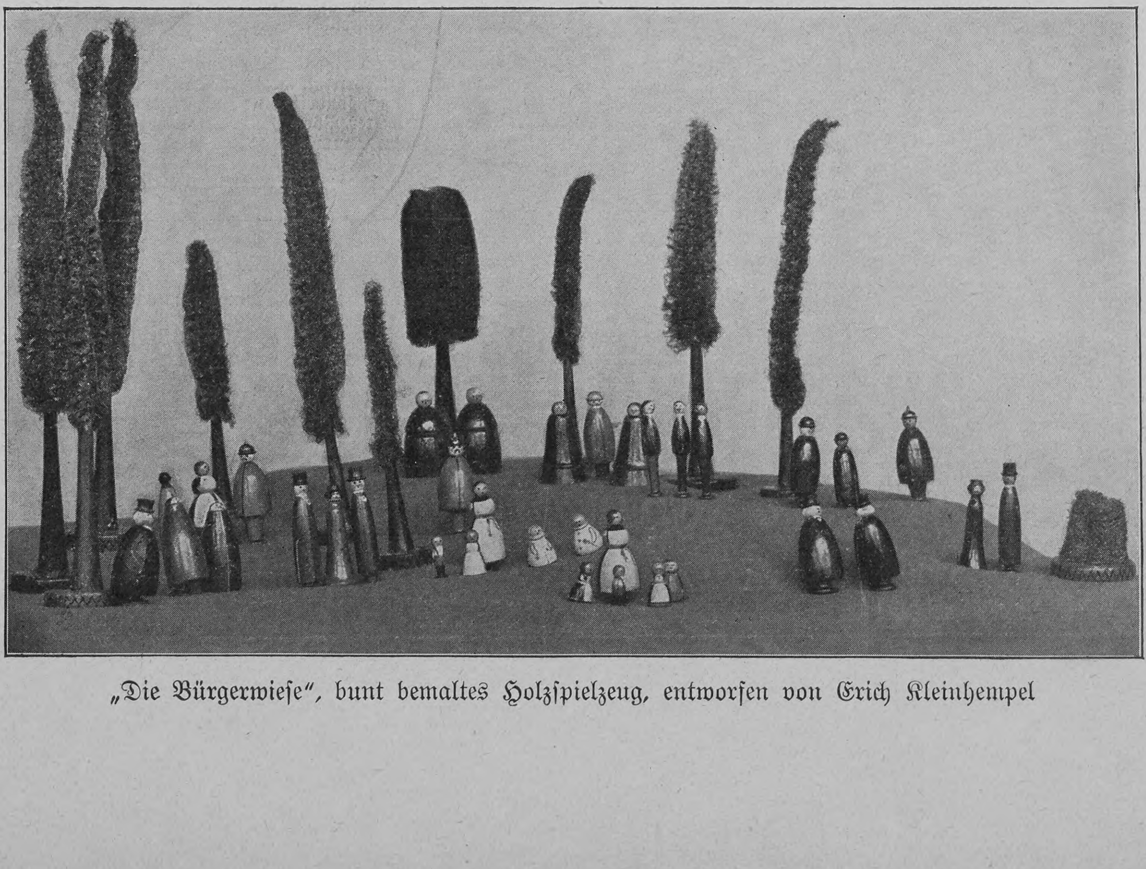


Nußknacker, von Erich Kleinhempel

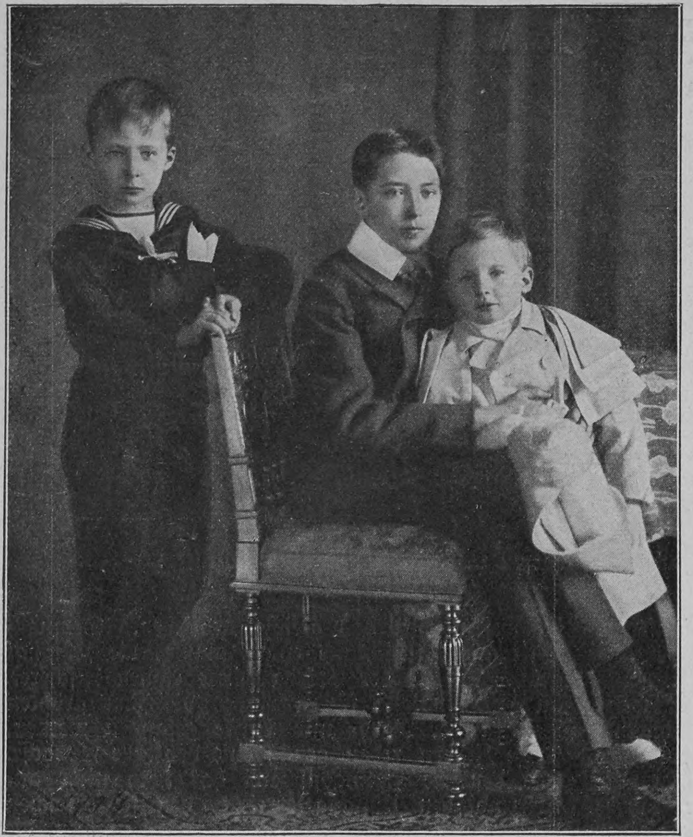
Künſtleriſches Spielzeug

(Hierzu 4 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Nach dem Grundſatz „Für das Kind iſt das Beſte gerade gut genug“ haben ſich die Künſtler, denen unſer ganzes modernes Kunſtgewerbe ſeine Verjüngung verdankt, auch angelegen ſein laſſen, das Spielzeug unſrer Kleinen, das zum erſtenmal die erwachende Seele des Kindes beſchäftigt und ſeine Phantaſie belebt, nach künſtleriſchen Geſichtspunkten umzugeſtalten. Die Tradition der bäuerlichen Spielwareninduſtrie wurde feinſinnig aufgenommen und ſo allerlei Figuren hergeſtellt, an denen auch der Erwachſene ſeine helle Freude haben kann. Beſonders erfolgreich haben ſich auf dieſem Gebiete der Dresdner Erich Kleinhempel und der bekannte Zeichner der „Fliegenden Blätter“, Eugen Kirchner, betätigt. Die „Bürgerwieſe“ mit einer Fülle treffend charakteriſierter Typen und das „Dorfidyll“ ſind beſonders bemerkenswert. Die „Dresdner Werkſtätten“ und die „Werkſtätten für deutſchen Hausrat“ ebenda ſtellen dieſe künſtleriſchen Spielwaren her, die, wie manche Eltern wohl gleich beim erſten Blick geſehen, keineswegs kompliziert ſind, der kindlichen Phantaſie Anregung zu eignem Schaffen geben und — last not least — nicht ſo leicht der kindlichen Zerſtörungswut zum Opfer fallen.



„Die Bürgerwieſe“, bunt bemaltes Holzſpielzeug, entworfen von Erich Kleinhempel



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Sigismund Waldemar Heinrich †

Die drei Söhne des Prinzen Heinrich von Preußen

Notizblätter

Die Söhne des Prinzen Heinrich von Preussen

Der erkrankte kleine Prinz Heinrich, deſſen Zuſtand ſich bereits am 25. Februar ſehr verſchlimmert hatte, iſt nun am 26. in Kiel ſanft entſchlafen. Er war der jüngſte Sohn des Prinzen Heinrich von Preußen, dem ſeine Gemahlin, die Prinzeſſin Irene von Heſſen, bisher drei Söhne geſchenkt hat: Prinz Waldemar (geb. 20. März 1889), Prinz Sigismund (geb. 27. November 1896) und den Prinzen Heinrich, der am 9. Januar 1900 im Schloſſe zu Kiel geboren wurde, als ſein Vater noch in Oſtaſien weilte. Dieſer hatte am 4. Januar den Oberbefehl über das oſtaſiatiſche Kreuzergeſchwader abgegeben und bereitete ſich in Singapore auf die Heimreiſe vor, wo er die frohe Botſchaft von der Geburt des dritten Sohnes erhielt. Nach der Heimkehr fand am 15. März im Kieler Schloß mit großer Feierlichkeit die Taufe ſtatt, bei der der Kaiſer als erſter Pate den Täufling während des Aktes hielt, um ihn dann an die Prinzeſſin Heinrich zurückzugeben. Der Kleine wuchs und gedieh prächtig und war die Freude ſeiner Eltern. Faſt täglich ſah man den blühenden, pausbackigen Prinzen durch die Straßen von Kiel fahren. Am 10. Februar ereilte ihn im Schloſſe der Unfall, von dem er ſich nicht wieder erholen ſollte. Er fiel beim Spiel mit ſeinem Bruder Sigismund vom Stuhl, ſchlug mit dem Kopf auf der Stuhlkante auf und zog ſich dadurch eine Gehirnerſchütterung zu, der er nun nach faſt dreiwöchigem Schmerzenslager erlegen iſt. Tiefe Trauer herrſcht in den Räumen, die bisher das glücklichſte, ungetrübteſte Familienleben bargen. Auch die Kieler Bürgerſchaft nimmt aufrichtigen Anteil an dem Schmerze des ſehr beliebten Prinzenpaares.

Eugène Burnand

Der Maler, deſſen Bild „Chriſtus in Bethanien“ die vorliegende Nummer unſrer Zeitſchrift ſchmückt, ſteht heute unter den Künſtlern der franzöſiſchen Schweiz in erſter Reihe. In Deutſchland wurde er vor allem bekannt durch ſein wuchtiges Koloſſalgemälde „Die Flucht Karls des Kühnen nach der Schlacht bei Murten“. Herman Grimm hat das Bild durch einen mit Wärme, ja Begeiſterung geſchriebenen Eſſay, der in der „Deutſchen Rundſchau“ erſchien (Dezember 1897) beim deutſchen Publikum eingeführt. Seine Charakteriſtik gibt zugleich einen Begriff von der großen Vielſeitigkeit, die Burnand in der Wahl ſeiner Stoffe zeigt; und wer die wichtigſten deutſchen Ausſtellungen der letzten ſechs oder acht Jahre beſucht hat, weiß nun auch aus eigner Anſchauung von dieſer Vielſeitigkeit, die nicht nur der Wahl, ſondern glücklicherweiſe auch der Behandlung der Stoffe nachzurühmen iſt. Wie das wild vorüberbrauſende Schrecknis paniſcher Flucht, ſo hat Burnand das ruhige, friedliche Leben und Arbeiten des Landvolkes geſchildert, mit nicht geringerer Wahrheit und überzeugender Kraft in der Darſtellung des Inhaltlichen, oder ſagen wir beſſer des Menſchlichen, mit derſelben ſicheren und gehaltenen Meiſterſchaft im Techniſchen. Wieder auf ein andres Gebiet führt uns ſein „Chriſtus in Bethanien“; und hier bewundern wir die tief innerliche Auffaſſung, die ſich im Antlitz des in Beten und inneres Schauen verſunkenen Heilands, in Mienen und Gebärden der häuslich beſorgten wie der dem Geiſtigen zugewandten Schweſter ausſpricht, und die vornehme Originalität, die edle Größe der Form, durch die der Künſtler nicht ein Genrebild bibliſchen Inhalts, ſondern ein wirklich religiöſes Werk geſchaffen hat.

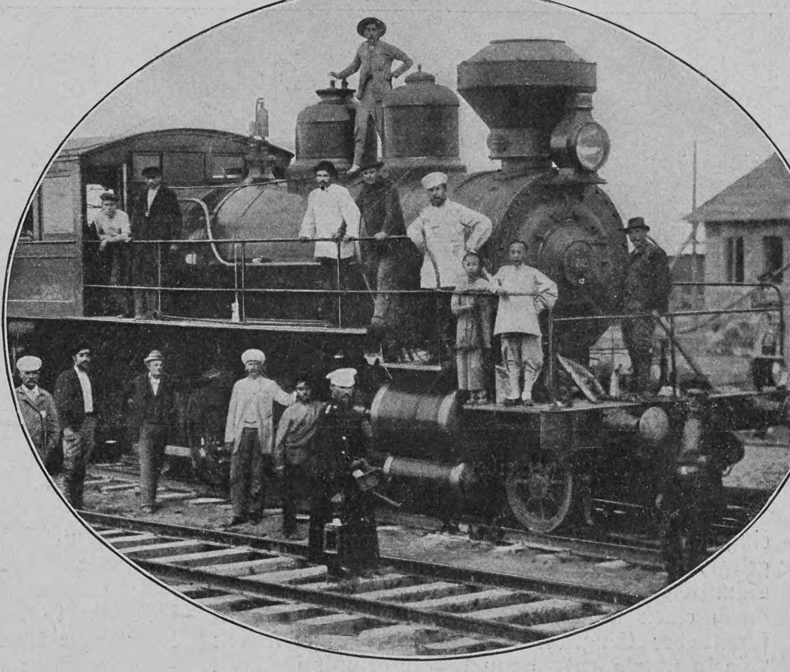
Der Krieg in Oſtaſien

Seine hohe militäriſche Bedeutung dankt Port Arthur der vorzüglichen ſtrategiſchen Lage, die gleichzeitig die Küſten von China, der Mandſchurei und Korea zu beherrſchen geſtattet, falls eine genügend ſtarke Kriegsflotte ſie auszunutzen in der Lage iſt. Dieſes Vorteils iſt Rußland durch die Teilung ſeiner maritimen Streitkräfte in Oſtaſien vor dem Ausbruch des Krieges und durch die Erfolge der kühnen japaniſchen Flotte verluſtig gegangen, trotzdem aber darf die Seeherrſchaft Japans noch durchaus keine unbedingte genannt werden. Die wiederholten Vorſtöße gegen Port Arthur haben übrigens offenbar auch nur bezweckt, die ruſſiſche Flotte von einem Angriff auf die japaniſchen Truppentransporte nach Korea fernzuhalten. Nicht die auf der Südſpitze der Halbinſel Liaotung gelegene Feſtung ſelbſt war das eigentliche Ziel der japaniſchen Maßnahmen, ſondern die Deckung der Ueberführung des Feldheeres nach dem Feſtland. Port Arthur ſtellt aber nicht nur die am weiteſten nach Süden vorgeſchobene Feſtung Rußlands in Oſtaſien dar, es iſt zugleich auch der Endpunkt der großen ſibiriſchen und mandſchuriſchen Bahn, auf der nun unabläſſig die ruſſiſchen Truppenzüge von Weſten nach Oſten eilen. Dieſe Linie bildet die einzige Verbindungslinie der Ruſſen mit der Heimat, nachdem ihnen der Seeweg verſchloſſen worden iſt. Bisher wurde die Leiſtung der ſibiriſchen Bahn ſtark beeinträchtigt durch ihre Unterbrechung am Baikalſee, wo die Umgehungsbahn um die Südſpitze des Sees noch nicht fertig iſt und der Verkehr daher durch Eisbrecher vermittelt werden mußte. Jetzt iſt die Verbindungsbahn quer über die Eisoberfläche fertiggeſtellt, ſo daß bereits am 1. März der erſte aus 25 Wagen beſtehende Zug über das Eis des Baikalſees fahren konnte. Die ſibiriſche Bahn gabelt ſich bei Charbin, bis wohin das ruſſiſche Hauptquartier von Port Arthur zurückverlegt wurde. Von dort führt die eine Linie in ſüdöſtlicher Richtung quer durch die Mandſchurei nach Wladiwoſtok (600 Kilometer), die andre in ſüdweſtlicher über Mukden und Niutſchwang nach Port Arthur (900 Kilometer). Die ſibiriſche Querbahn iſt bis zur mandſchuriſchen Grenze ruſſiſches Staatseigentum, von da ab bilden die beiden vorhin genannten Zweiglinien unter der offiziellen Bezeichnung Chineſiſche Oſtbahn ein Privatunternehmen, deſſen Finanzen jedoch hauptſächlich der ruſſiſche Fiskus beherrſcht. Wenn die Bahn täglich 4000 bis 5000 Mann befördert, ſo dürfte bis Ende März die ruſſiſche Feldarmee in der Mandſchurei um etwa 100000 Mann verſtärkt ſein und gleichzeitig ihren erſten Aufmarſch vollzogen haben. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird dieſer ſüdlich von dem Knotenpunkt Charbin ſtattfinden, und die mit der Bahn beförderten und für die Operationsarmee am Yalufluß beſtimmten ruſſiſchen Streitkräfte werden die Bahn dann entweder in Mukden oder in Niutſchwang verlaſſen, um öſtlich zu marſchieren. Der zurückzulegende Marſch iſt nicht länger als 250 bezw. 200 Kilometer, aber da es keine Straßen dort gibt, wohl hingegen Gebirgspäſſe und Schluchten in Menge zu paſſieren ſind, ſo bietet er große Schwierigkeiten, zumal hinſichtlich der Verpflegung. Der Schutz der Bahnen in der Mandſchurei und im Küſtengebiet iſt einer eignen, 30000 Mann ſtarken Truppe, der Transamur-Grenzwache, anvertraut; die Wachtdetachements ſind längs der ganzen Linie in feſtungsartigen Wohnhäuſern untergebracht, die Perſonenwagen ſind bis zur Fenſterhöhe gepanzert.

Was das Verhältnis zu China angeht, ſo ſteht die Mandſchurei gleich der Mongolei, Oſtturkeſtan und Tibet zum „Reiche der Mitte“ im Verhältnis eines Nebenlandes. Sie umfaßt, nachdem in den Verträgen von Aigun (1858) und Tientſin (1860) bereits 650000 Quadratkilometer an Rußland abgetreten wurden, noch 942000 Quadratkilometer mit etwa 15 Millionen Einwohnern. Das Land wird eingeteilt in die Provinzen Holungkiang im Norden, Kirin in der Mitte, mit dem gleichnamigen Hauptort, und Schingking im Süden, mit der Hauptſtadt Mukden, dem Stammſitz der jetzigen chineſiſchen Dynaſtie. Von dieſen Provinzen iſt Schingking mit dem fruchtbaren Liaotale die wohlhabendſte und bevölkertſte, dann folgt das vom Sungari bewäſſerte Kirin. Ein Tatarengeneral ſteht an der Spitze einer jeden Provinz, und der Befehlshaber in Mukden hat zugleich die bürgerliche Verwaltung der ganzen Mandſchurei in Händen. Das Klima des Landes iſt ungemein rauh, was man bei der Beurteilung der militäriſchen Operationen nicht aus den Augen laſſen darf.

Bühne

Von Neuheiten auf dem Gebiete des rezitierenden Dramas brachte das Berliner Neue Theater Maurice Maeterlincks dreiaktige Legende „Schweſter Beatrix“ in der Ueberſetzung von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Der Stoff gehört zu den Schätzen der Weltliteratur und hat in Gottfried Kellers Erzählung „Die Jungfrau und die Nonne“ eine ungemein glückliche Geſtaltung gefunden. Die Nonne Beatrix erliegt dem ſündigen Liebesſehnen; nach einem inbrünſtigen Gebet vor der Statue der Muttergottes verläßt ſie das Kloſter und zieht mit einem Ritter in die Welt hinaus. Damit ihr Vergehen nicht entdeckt wird, ſteigt die heilige Jungfrau vom Altar herab und verrichtet nun 25 Jahre lang die Dienſte der Schweſter Schließerin. Beim Wiedererſcheinen der ſterbend ins Kloſter zurückkehrenden Sünderin nimmt das Madonnenbild die urſprüngliche Statuenſtellung wieder ein. Nach Maeterlincks Art bietet das mit einleitender und begleitender Muſik von Max Marſchalk verſehene Stück keine zuſammenhängende Handlung, ſondern eine Zuſammenreihung von Bildern; ſeine von echter Poeſie getragene Myſtik wirkte ſtellenweiſe ſehr ergreifend, zumal das Neue Theater einen prächtigen Rahmen für ſie geſchaffen hatte. Eine volle Harmonie konnte aber nicht erzielt werden; das Stück wirkt zu ſehr als Melodrama.



Auf der ruſſiſchen Mandſchurei-Bahn

In der nächſten Nummer beginnen wir mit der Veröffentlichung einer größeren Erzählung

„Der Obriſt“

von

August Sperl

Das neue Werk des beliebten Erzählers iſt in ſeiner ernſten Männlichkeit und ergreifenden Tragik eine harmoniſche Ergänzung zu dem liebenswürdigen Plauderton und der feinſinnigen Schilderung der weiblichen Seele in unſerem ſoeben begonnenen Roman „Sylvia“ von Emmi Lewald.

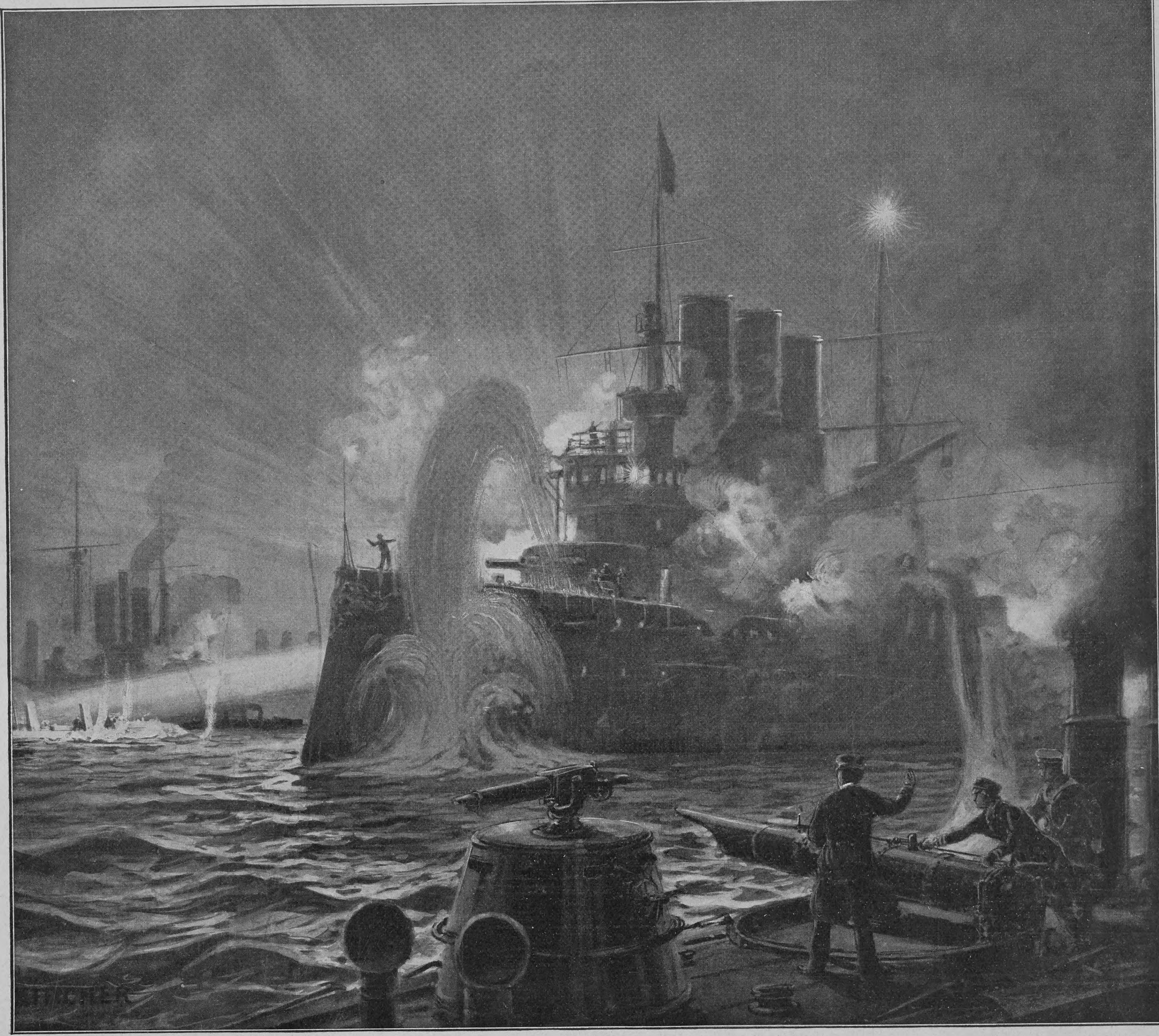
Die Redaktion.

Straßenſzene in Mukden, der Hauptſtadt der Mandſchurei

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

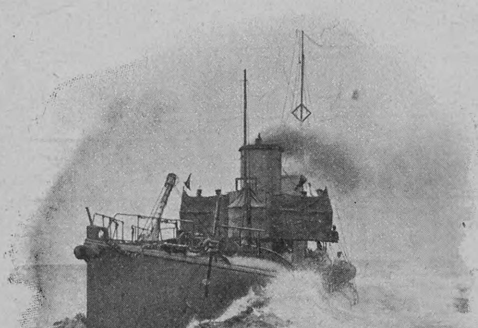
Über Land und Meer

Nr. 25



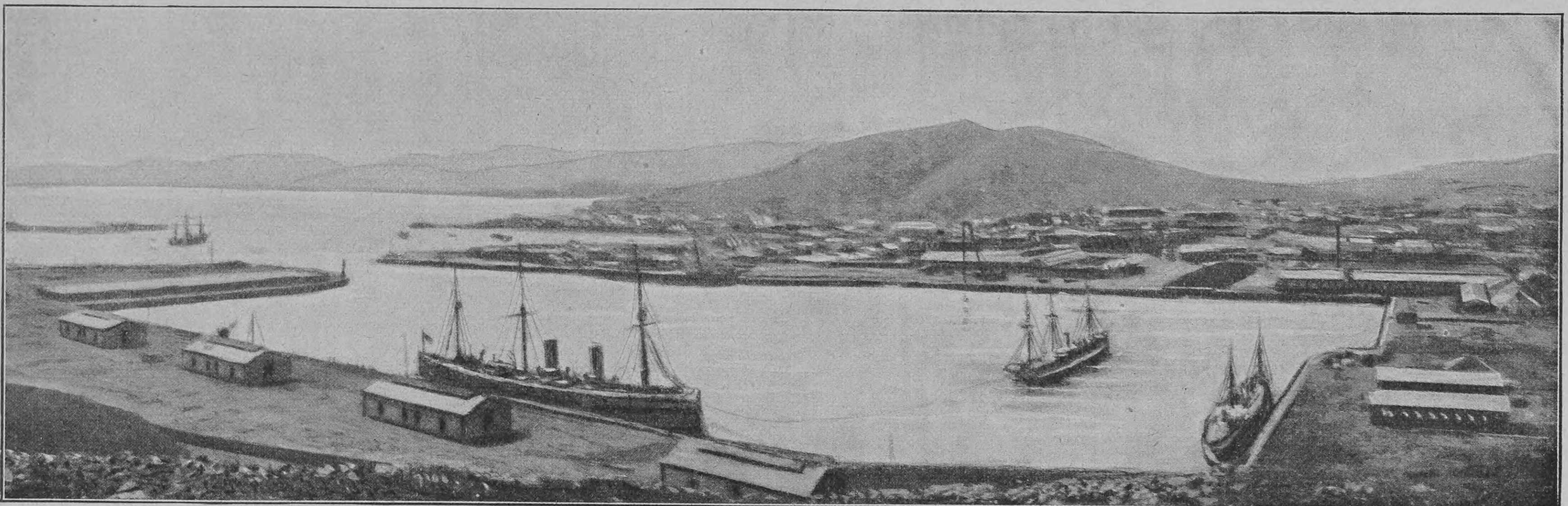
Angriff japaniſcher Torpedoboote auf die ruſſiſche Flotte im Hafen von Port Arthur

Nach Berichten von Augenzeugen gezeichnet von Alex. Kircher



Nach gelungenem Angriff

Der überraſchende Erfolg des Angriffs der japaniſchen Torpedoboote auf die ruſſiſche Flotte im Hafen von Port Arthur in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar iſt geeignet, die herrſchenden Anſchauungen über den Gefechtswert der Torpedoboote weſentlich zu modifizieren. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die beinahe unerklärliche Sorgloſigkeit der ruſſiſchen Seeleute das Unternehmen des kühnen Feindes weſentlich begünſtigt hat, ſo iſt doch die vielfach verbreitete Meinung, daß das Torpedoboot nach der Einführung der Schnellfeuerkanone beim direkten Angriff auf ein mit dieſer furchtbaren Waffe beſtücktes Schiff unbedingt den Kürzeren ziehen müſſe, heute nicht mehr berechtigt. Auch die blendende Helle der elektriſchen Scheinwerfer hat die japaniſchen Angreifer nicht daran gehindert, ihre vernichtenden Geſchoſſe zu verſenden. Gewiß läuft das Torpedoboot oder der Torpedobootszerſtörer (Destroyer) — ſo nennt man die größeren Boote, die man heute faſt ausſchließlich noch baut, und nur ſolche führten die Japaner ins Gefecht — immer die Gefahr, von dem Geſchoßhagel des mächtigeren Gegners vernichtet zu werden, aber der Verluſt eines oder auch mehrerer Boote fällt nicht beſonders ſchwer in die Wagſchale gegenüber dem Schaden, den eventuell ein gut gezielter Torpedoſchuß dem Gegner zufügt; kann doch dadurch, wie der jetzige Krieg zeigt, mit einem Schlage die ganze Kriegslage weſentlich geändert werden.



Der Innenhafen von Port Arthur, deſſen Eingang zu ſperren bisher vergeblich von den Japanern verſucht wurde.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.
10 Stück
30 Pfennig.

Sarg's Glycerin-Seife feste & flüssige macht die Haut weiss u. zart.

Sarg's Glycerin-Seifen

bewähren sich sowohl für Erwachsene, als auch bei Kindern im zartesten Lebensalter als ***vorzüglichstes Reinigungsmittel.*** *Mit bestem Erfolge von bekannten Autoritäten, wie Prof. Dr. Hebra, Schauta, Frühwald, Carl und Gustav Breus, Schandlbauer etc. etc. angewandt. – Ueberall zu haben.*

„Hurra!"

endlich ein billiges, alcoholfreies Getränk, von pikantem Geſchmack und vortrefflichen Eigenſchaften: ſofort fertig, wenn man ein Glas Zuckerwaſſer mit 5 Tropfen Ricqles Pfeffermünzgeiſt verſetzt. Originalflaſchen, nur echt mit dem Namen **H. de Ricqlès,** in Parfümerien, Drogerien und Apotheken zu M. 1.25, 1.80 und 3 30 erhältlich Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M.

Altes Tragen
Asbest-Sohle

Schützet Eure Füsse! Hühneraugen, Beulen, Nässe, Kälte, Fussschweiss, Sohlenbrennen beseitigen Dr. Högyes **Patent-Asbestsohlen** p. Paar 70 ₰, ℳ 1.—, ℳ 2.–, Asbestschweissblätter ℳ 1.—Nachnahme-Versandt. Vor Nachahmgen. gewarnt! Centrale. **Wien I.,** Dominikanerbastei 21. Wiederverk. hoh. Rab. Prosp. grt.

Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert. Verlangen Sie Gratisprospekt.
H. Frisch, Bücherexperte, **Zürich 33.**

Photograph. Apparate

von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.

Christian Tauber
Wiesbaden.

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Blasberg's Selbstkocher

D. R. P. a. kocht Speisen ohne Feuer

Hausfrauen ersparen daher **Zeit u. Geld.**

Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. **Reinlichhaltung,** die bei Kochk. **unmöglich** ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. **E. Blasberg & Co., Düsseldorf** oder deren Niederl. **Berlin, Schützenstr. 36.**

Hochſtämmige und niedrige
Rosen
empfiehlt billigſt
Otto Schwarz
Roſenſchulen
Bad-Kissingen.

Man verlange ausdrücklich

„ASTRA" ROLL-FILMS

In allen Handlungen photogr. Artikel oder direct ab Fabrik
Deutsche Rollfilms-Gesellschaft m. b. H.
Köln-Frankfurt a. M.

Schwerhörige,

Ertaubte. Allen geſicherte Hilfe. Reich illuſtriertes Buch **gratis** u. **frco.** Ingenieur **Drebusch**, **Berlin N.,** Jasmunderſtr. 22.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben. Belohnungen: **Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen** u. hors concours. Auskunft gratis u. franko. Man ſchreibe an **Dr. Cléry,** 53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Vorbereitung

für Reifeprüfung (auch für Aeltere!), Prima-Examen, Fähnrichs-, Seekadetten- u. Einj.-Prüfung, ſow. für alle Klaſſen höherer Schulen ꝛc. in **Dr. Schusters** Privatinſtit. zu **Leipzig,** Sidonienſtraße 59, am Floßplatz. Proſpekt frei.

Matador neueste Sekt-Marke von **Kloss & Foerster.**

Brennabor

das Ideal aller Radler!

Die von keiner anderen deutschen, französischen oder englischen Fabrik auch nur annähernd erreichte Anzahl verkaufter Fahrräder (gegen 40tausend in jedem der letzten Geschäftsjahre) bestätigt zur Genüge, dass kein Fahrrad so beliebt und begehrt ist, wie die berühmte Marke „Brennabor".

Fahrrad-Werke Brennabor Brandenburg a. H.

Charakter-Beurteilung nach der **Handschrift** 2.20 M. **G. Alexander,** Graphologe **Berlin W.,** Goltzstr. 37.

Sommersprossen

beseitigt **in 7 Tagen** vollständig mein altbewährtes, ausgezeichnetes, unschädliches Mittel. Jährlich hunderte von Danksagungen. Preis 4 Mark franko und zollfrei.
Theodor Lehky, diplom. Apotheker in **Prag 655-II.**

Handels-Lehranstalt Rolshoven,
Bonn a. Rh.

Sommersem. Beg. 8. April. ½j.- u. Jahres-Klassen. Ausländer-Klassen. Prosp. etc. kostenfr. Pens.-Nachw. in den fashionabl. Familien der Stadt. Gewissenh. Ausbild. u. Aufsicht.

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Progr. frei.

Technikum Sternberg (Meckl.)

Maschinenb., Elektrotechn., Baugew. u. Tiefbauschule. Innungsber. Einj. Kurs.

Briefmappe

Langjährige Leſerin. Sie wünſchen zu erfahren, ob und wo es einen Verein gibt, der es ſich zur Aufgabe macht, armen Beamten- und Offizierstöchtern behilflich zu ſein zur Erlangung von Stellen als Geſellſchafterin, zur Führung eines Hausſtandes oder als Erzieherin. Sie fügen hinzu: „Letteverein, Hannoverſcher Frauenbund und Verein für Hausbeamtinnen können faſt nur ſubalterne Stellen vermitteln.“ Vielleicht erhalten wir durch die Freundlichkeit unſrer Leſer eine Auskunft, die wir Ihnen alsdann an dieſer Stelle übermitteln werden.

Fr. v. K. in München. In dieſem Jahre nimmt die deutſche Rennſaiſon in Straußberg am 20. März ihren Anfang. In Berlin wird die Saiſon am 4. April (Oſtermontag) mit den Rennen in Karlshorſt eröffnet.

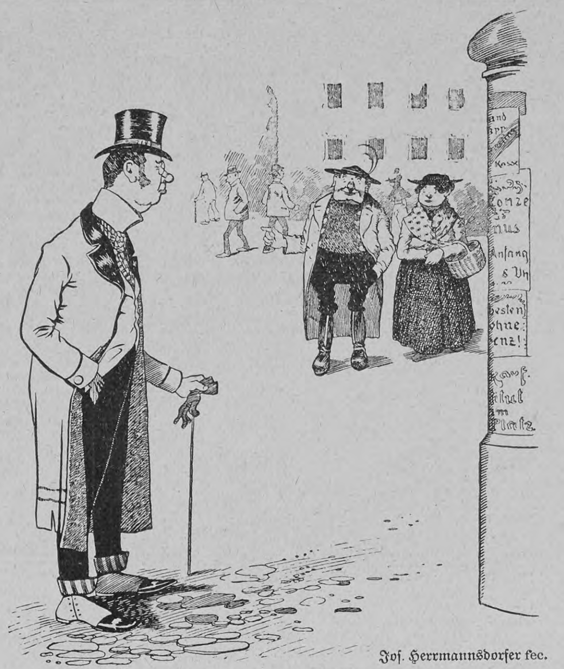
Frau A. B. in Reval. Solcher ſprachlichen Widerſprüche gibt es auch im Deutſchen viele, und man hat ſchon häufig in Ernſt und Scherz mehrere davon zuſammengeſtellt. So wird z. B. einem Franzoſen folgende Bemerkung in den Mund gelegt: „O, 'ökſt ſeltſamer, widerſpreckender Gebrauk 'haben die Deutſche Erſt gießen er Rum in Bowl' ſu maken es ſtark, dann tun er Waſſer 'inein, ſu maken es ſwack, dann geben er Zitron, ſu maken es ſauer, und wieder Suker, ſu maken es ſüß Und dann 'eben er die Glas 'ok und ſagen: Ick bringe es Ihnen, und dann — trinken er es ſelber!“

Frau v. Th. in Wiesbaden. Nein, das holländiſche Wörtchen „van“ beweiſt an und für ſich noch nichts für den Adel ſeines Trägers; es wird allerdings von adligen, jedoch auch von ſehr vielen bürgerlichen Familien geführt.

Aus Induſtrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Laut einer von dem Leiter der deutſchen Südpolar-Expedition, Herrn Profeſſor Dr. von Drygalski, erhaltenen Mitteilung ſind die für die Epedition im Jahre 1901 gelieferten Kakes und Biskuits der Hannoverſchen Kakesfabrik H. Bahlſen bis zum Schluß der Reiſe von durchaus zufriedenſtellender Güte geweſen. An Friſche und Geſchmack hat das Fabrikat nicht im geringſten gelitten. Der wieder zurückgebrachte Proviant, worunter ſich auch eine Anzahl Doſen Kakes und Biskuits befindet, ſoll in St. Louis ausgeſtellt werden.


Joſ. Herrmannsdorfer fec.

Das verkannte Monocle

„Da ſchau her, Kathl, dem habn's d' Glasſcherben von der letzten Rauferei no net aus'm Geſicht rausgeſchnitten.“

Palindrom

Von vorn geſehen berg' ich manchen Schatz,
In Schreib- und Arbeitsräumen iſt mein liebſter Platz.

Verkehrt geleſen kennt mich jedermann,
Weil niemand dauernd mich entbehren kann.

Faſt niemals bin ich an zwei Orten gleich,
Hier hart und ſchmal, dort warm und weich,

Hier reich an Schmuck, dort bar der Zier,
Doch meiſt am härteſten — in mir. Triſt.-Mend.

Anagramm

Leg einem Tier, das man zu Memphis ehrte,
Das Haupt zu Füßen ſicher und gewandt,
So wird der Name einer Stadt dich grüßen,
Die durch ein ſeltnes Bauwerk weltbekannt. L. J.

Auflösungen der Rätſelaufgaben Seite 535:

Des Worträtſels Neckarſteinach.

Des Zahlen-Bilderrätſels: Die Buchſtaben des Alphabets von A—M bezeichnet man mit den Zahlen 1—13, die von N—Z mit 1—13. Jene Zahlen im Kreiſe, bei denen dunkle Stellen ſind, gehören der zweiten Alphabethälfte an, die andern der erſten Hälfte. Man beginnt rechts vom Hängepunkte der Lampe und lieſt alle Strahlen in der Runde gegen links ab. Es ergibt ſich der Spruch: „Wo viel Licht, da iſt auch viel Schatten.“

Richtige Löſungen ſandten ein: P. Barby in Hamburg (2); L. Meyer in Hannover (2); F. K. in St. Ingbert (3); Frau Eliſe Riebow, geb. Kruſe, in Hamburg (2); Frl. Frida Lenteritz in Neubrandenburg i. Meckl.; Frau Marie Altner in Dresden; „Süddeutſche“ am Klingelpütz in Köln a. Rh. (7); Otto Scherer in Berlin; Frau Agnes Fiedler in Wien (3); P. Wetzold in Warſchau (4); „Oedipus“ in Emden (2); Georg Ohlig in Prag; Erwin Schlüter in Magdeburg (3); Hans Fibrand in Lodz (3); Greta und Mathilde in Hannover (2).

KUPFERBERG GOLD
KUPFERBERG GOLD

Das Leben des Kindes.

Daß für Eltern dies jederzeit die wichtigſte Frage iſt, ſteht außer Zweifel. Iſt das Leben des Kindes gegen Krankheit geſichert, ſo ſteht ihm auch eine geſunde Zukunft bevor, eine wichtige Bedingung für das Kind ſowohl wie für die Eltern, ja nicht minder für den Staat ſelbſt. Herr Menke beſchreibt ſeine Erfahrung in ſeinem Briefe wie folgt:

Barmen, Schloßſtraße 20a, den 11. Dezember 1902.

Scotts Emulſion habe ich bei dreien meiner Kinder, welche ſehr ſchwächlich waren, angewendet und es war geradezu frappant, wie ſchnell ſchon eine Wirkung nach dem Gebrauch der Emulſion bemerkbar war. Die Kinder wurden munter, es entwickelte ſich ſtarker Appetit und ſie ſind heute nach ſehr kurzer Zeit friſch und geſund. Auffällig war aber der Erfolg beſonders bei einem der Kinder, welches durch Engliſche Krankheit, verbunden mit Brechdurchfall dermaßen abgemagert und kümmerlich war, daß ich für das Leben des Kindes fürchtete. Alle möglichen anempfohlenen Mittel richteten gar nichts aus und habe ich alsdann auf Anraten eines Freundes auch Scott's Emulſion eben nur verſucht, um nichts unverſucht zu laſſen, wobei ich mich eines gewiſſen Mißtrauens nicht mehr erwehren konnte

Jedoch ſchon nach 2—3 Tagen war eine merkwürdige Veränderung zum Beſſern deutlich wahrzunehmen, und das Kind iſt innerhalb einiger Wochen derart geſundet daß es wie von neuem geboren ſchien. Eine originelle Wahrnehmung war noch die, daß, wenn die Emulſion unvorhergeſehen erſchöpft war und eine neue Sendung einige Tage auf ſich warten ließ, das Kind ganz traurig und niedergeſchlagen wurde Das Kind iſt heute 2¾ Jahre und iſt es der Mühe wert zu ſehen, wie es von Geſundheit ſtrotzt.

Hochachtend
(gez.) Th. Menke, Buchdruckereibeſ

Scotts Emulſion iſt in allen Fällen anwendbar, wo früher gewöhnlicher Lebertran verordnet wurde, wie bei Blutarmut, Engliſcher Krankheit, Skrofuloſe, Huſten, Lungenleiden u. ſ. w. Während ſonſt häufig von der Verordnung von Lebertran abgeſehen werden mußte wegen deſſen widerlichen Geſchmacks, der ſchweren Verdaulichkeit und anderer unangenehmer Nachwirkungen, bietet derſelbe ſich nun in der Form von Scotts Emulſion als ein Präparat, das von großem Wohlgeſchmack und großer Bekömmlichkeit iſt und auf Appetit und Verdauung anregend wirkt

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Angelgeräte

32 mal preisgekrönt. Netze aller Art. Reich illustrierte Preisliste.
H. Stork, Residenzstrasse 15, München K.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der „Pilules Apollo“ auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Parizer ärztlichen Autoritäten für gut befunden Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt übermässigen Embonpoint unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von Fettleibigkeit beiderlei Geschlechts. Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will. Preis per Flacon mit Notiz Mk 5,30 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Pass. Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr., 77. Für Oesterr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

INDISCHE BLUMENSEIFE
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE & WIEN.
SAVON AUX FLEURS DES JNDES.
PARFUMERIE der FAMILIEN
KARLSRUHE / BADEN.
E. ADE Nfg. Stutt

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

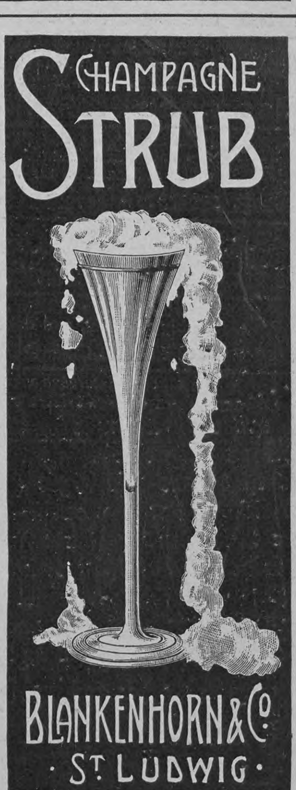
Herz-
Schuhe
HERZ
mit dem „Herz“ auf der Sohle
berühmt durch Solidität
Eleganz u. vorzügliche Passform.
Engros von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
vorm: Otto Herz & Co.

Asche- u. Kehricht-Schlucker

Für moderne Wohnung
unentbehrlich gleich der Waſſerleitung.
Erſpart Treppenſteigen.
Verhütet Anſammlung der Fäulnißſtoffe.
Verhütet Staub.
Verhütet Beſchmutzen der Treppen.
Verhütet Verbrennen der Hände und Kleiderärmel.
Erſpart Dienſtboten.
Ziert jede Küche. Patentirt.
Proſp. O. gratis u. frei.

Otto Poppe, Kirchberg Sa.

Jede Schrift wird schön mit Patent-
federhalter
Patent
Buchführung.
Comtoir-Praxis
Correspondenz-Rechnen
Brieflich
Probebrief gratis
F. SIMON
Gerichtl. Sachverständiger. BERLIN, O. 27



Garantirt echtes Gewächs der Champagne.

Man verlange Preislisten.

Sirolin

Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.20, Frs. 4.—, ö. Kr. 4.— per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).

Adam Rackles Hoflieferant
Frankfurt a/Main.
Aepfelwein naturrein. glanzhell. haltbar.
alkoholarm.

DER ABFÜHRENDE

THEE CHAMBARD

ist das angenehmste und das beste mittel

gegen VERSTOPFUNG

HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN

Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark **"DER CENTAUR"** *wie nebenstehend Reproduzirt trægt.*

Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2. ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel : **1 MARK.**

General-Depot : **ZAHN & SEEGER**, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Franz Christoph's Fussboden-Glanzlack
in gelbbraun, mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meiſten Städten, ſonſt direkter Verſandt. **Poſtkolli**, ausreichend zum Anſtrich zweier Zimmer **à 9 Mk. 50 Pfg.** franko ganz Deutſchland. Farbenmuſter und jede weitere Auskunft bereitwilligſt durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.**, Mittelſtraße 11.

Stellung. **Existenz.**
Prospect gratis
Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Wer ſich bei der Verwaltung ſein. **Vermögens** vor **Verluſt** ſchützen will, verlange grat. u. frk. Proſpekt vom **Verlag** des **Vermögensverwaltungsblattes Magdeburg**, Breiteweg 183.

Wer **Korpulenz** nicht durch naturwidrige innere Mittel, sondern durch naturgemässes **äusserlich** bequem anwendbares Verfahren, ohne Diät und schädliche Nebenwirkungen **beseitigen** will, verl. üb. **„Amiral"** ärztlich empfohlen und 100fach erfolgreich bewährt, ausführl. Broschüre gegen 20 Pfg. in Marken Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstrasse No. 98. Krankenpflegerin Schwester Anna Guth schreibt: *„Amiral" verdient noch mehr empfohlen zu werden, damit noch Vielen geholfen wird. Ich kann mit Bestimmtheit sagen, dass es mir vorzügliche Dienste geleistet hat.*

GENF. Grand Hôtel Bellevue.
Haus I. Ranges in unvergleichlicher Lage am See,
modernster Comfort. Bescheidene Preise. Eröffnet 1903. **Jean Sutterlin.**

Frühjahrs-Kur.
Soden am Taunus.
Geschützte Lage.
Mildes Klima.
Beginn: 15. April.
Prospecte durch die Kurdirection.

Import **Schülke & Mayr,** Hamburg.

Neues Fleisch Extract S&M **mit der Flagge.**

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

macht keine Reklame wie die Liebig-Company, sondern bietet dafür den Konsumenten volles deutsches Gewicht und nicht wie Liebig's Extrakt englisches, welches nur ca. 450 gr. pr. Pfd. beträgt.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

giebt auch keine Liebig-Bilder; kommt dafür aber in schönen Kruken mit Aluminium-Schrauben-Verschluss in den Handel, die nach Gebrauch noch einen reellen Wert für Speisekammer und Küche haben.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

garantiert beste Qualität durch ständige Kontrolle seitens des chemischen Laboratoriums des Geheimen Hofrats Dr R. FRESENIUS.

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

ist trotz der wertvolleren Töpfe und 10% mehr Gewicht nicht teurer als Liebig's Extrakt, und daher wird jede praktische Hausfrau gebeten,

Das neue Fleisch-Extrakt mit der Flagge

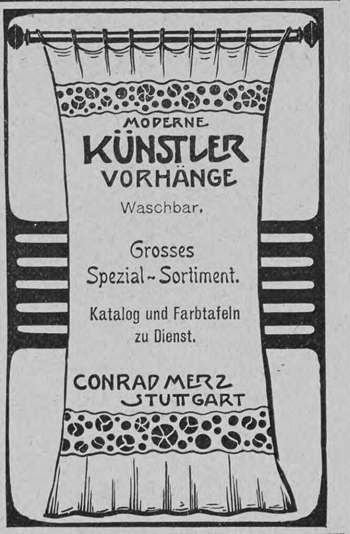
im eigenen Interesse wenigstens einmal zu probieren,
denn das Selbst-Probieren geht über — jede Reklame!
Überall käuflich.

Schönheit

verleiht ein zartes, reines **Geſicht**, roſiges, jugendfriſches **Ausſehen**, weiße, ſammetweiche **Haut** und blendend ſchöner **Teint.** Alles dies bewirkt nur: **Radebeuler**

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul**
echte Schutzmarke: Steckenpferd
à St. 50 Pf. in allen **Apotheken, Drogen-, Parfümerie- und Seifen-Geſchäften.**



EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Jndustrie
REICK bei DRESDEN.
KOBOLD
NOVA
NIXE
SIRENE
AFPI
FAVORIT
GERMANIA
EXCELSIOR
ALLES ZUBEHÖR
PLATTEN-CAMERAS
FILM-CAMERAS
UNIVERSAL-CAMERAS
KLAPP-CAMERAS
SCHLITZVERSCHLUSS
REISE-CAMERAS
OBJECTIVE U.S.W.
Durch alle Handlungen
Preisliste
zu beziehen
kostenlos.
ANSEL

Teppiche

Prachtſtücke 3.75, 6 -, 10 -, 20.- bis 800.- M. Gardin., Portièren, Möbelſtoffe, Steppd. ꝛc. billigſt im **Spezialhaus** Berlin Oranienſtr. **158**
Katalog (600 Jlluſtr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

Die Korpulenz durch Abführ- oder Entziehungskuren zu bekämpfen iſt falſch, da dieſe die Geſundheit ſchädigen, den Organismus ſchwächen und zu neuer Fettanbildung immer geneigter machen. Auch die bedeutenden Nachteile der Schilddrüſenfütterung ſind bekannt. Die **Broschüre**

Zu korpulent

16 Aufl. giebt Aufſchluß über die einzige **rationelle** Entfettungskur, durch welche die Korpulenz ohne Einſchränkung und **ohne** Abführen, auf chemiſchem Wege in ganz naturgemäßer Weiſe beſeitigt wird

Dieſe Kur, welche ein Arzt im verein mit einem Chemiker entdeckt hat, **übertrifft** alle bis jetzt gegen Korpulenz angewandten Kuren u. zeichnet ſich aus durch bequemſte Gebrauchsweiſe, garantirt vollſtändige Gefahrloſigkeit u. Hebung der Geſundheit u. Körperkraft, dabei nur ca. 36 Pfg. tägliche Kurkoſten.

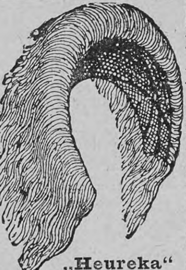
Fürſtliche Perſönlichkeiten, hohe Kreiſe und Aerzte ſelbſt haben ſich dieſer Kur bedient, die **Erfolge** ſind **vorzüglich** u. durch zahlreiche Anerkennungen bezeugt. Preis d. Broſchüre 80 Pfg. zu bez. v **L. Pietsch, Chemisches Laboratorium, Leipzig-Lindenau 4.**

3 Ärzte
Prospecte frei
Bilz
Naturheilanstalt
Dresden Radebeul.
Gute Heilerfolge.

Bilz' Naturheilbuch. **1** Million Expl. verkauft. Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

Schweizer Stickerei für **Wäsche-Ausstattungen** aller Art (Festons und Einsätze). Beste weiche Stoffe; schönste Auswahl. Eigene Fabrik. Billigste Preise. Directer Versandt an Private. Ware zollfrei. **Bitte Musterkatalog verlangen.** Briefe nach der Schweiz 20 ₰., Postkarten 10 ₰.
Aug. Kellenberger, Walzenhausen bei St. Gallen, Schweiz.

Fernsprecher **Städtisches Eisen-Moor-Bad** Elektr. Licht
Bahnstation. **Schmiedeberg** Postbez. Halle.
Preisgekrönt: Sächs.-Thür. Industrie- u. Gewerbe-Ausst.
Vorzügl. Erfolge bei **Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenkrankheiten Gesunde Waldgegend.** Saison: 1. Mai bis Ende Septbr.
Prosp. u. Ausk. d. d. **Städt. Bade-Verwalt.** u. Badearzt Dr. med **Schütz.**



„Heureka" Epochemachende Neuheit D. R.-G.-M. od. vom Brennen zu Haaren. Preis 17 M., mit Scheitel 25 M.

Eine Wohltat für Damen ist „HEUREKA"

Elastische Haarunterlage auf Hohlgestell mit Haardecke, zur Erhöhung des Vorderhaares

Bestes Hilfsmittel zum Selbstfrisieren, mit dem sich jede Dame ohne fremde Hilfe modern und chic frisieren kann.

„Heureka" ist ein sichelförmig gebogener Hohlkörper aus feinem Federstahl, mit Tüll überzogen, in welchen die Haare hineingeknüpft sind. Gesundheitlich ist die Einlage das **Beste,** da sie hohl auf dem Kopfe ruht, die Ausdünstung der Kopfhaut gar nicht behindert und abgebranntes oder dünn gewordenes Haar sich wieder vollständig erholen kann. Im Tragen das **Angenehmste,** da sie federleicht ist, nicht den geringsten Druck ausübt und weder lästiges Jucken noch Schinnenbildung zur Folge hat, Uebelstände, welche sich bei allen Unterlagen aus Krepp bemerkbar machen Preis 15 M. **„Heureka"** vollständige Vorderfrisur mit und ohne Löckchen, obenauf zu tragen in Fällen, wo das eigene Haar zu dünn, sehr gelitten hat, auch zur Deckung von grauen od. verfärbten Haaren. Preis 17 M., mit Scheitel 25 M. **Paul Lange, Berlin C., Königstr. 38.**

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 3.** Prosp. gratis.

**Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1 g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

Gildemeister's Institut,
Hannover, Leopoldstr. 3.

Erziehungs- und Vorbereitungs-Anſtalt. Anerkannt gut. Kleine Klaſſen. Möglichſt individuelle Behandlung. Erfahrene und gediegene Lehrkräfte. Penſion und gewiſſenhafte Beaufſichtigung. Die Anſtalt umfaßt die Klaſſen von **Sexta** bis **Oberprima** mit **gymn.** und **realgymn.** Lehrplan und führt ihre Schüler bis zur **Maturitätsprüfung.** Beſondere Klaſſen für die Vorbereitung zum **Einj.-Freiw.** und **Fähnrichs-Examen. Michaelis 1903** beſtanden **50** Zöglinge der Anſtalt ihre Prüfungen, darunter **8** die Reifeprüfung an einem Gymnaſium und **5** die an einem **Realgymnaſium** bezw. einer **Oberrealſchule.** Proſpekt und nähere Mitteilungen d. d. Direktor des Inſtituts **Blumberg.**

Backt mit
Dr Oetker's
Backpulver

Marienbader RUDOLFSQUELLE
Natürliches Gichtwasser

RUDOLFSQUELLE

Bleibend haltbar und tadellos exportfähig

Zu beziehen von der **Marienbader** Mineralwasser-Versendung und den meisten Apotheken, Droguerien u. Mineralwasserhandlungen

Brochuren und Gebrauchsanweisungen
KOSTENFREI
durch die Marienbader Mineralwasser-Versendung.

Indicationen: Gicht, Harnsaure Diathese, Harngries, Nierensteine, Blasensteine, Chronische Nierenentzündung u. Blasenkatarrh, auch besonders wirksam als diätetisches Getränke zur Verhütung dieser Leiden bei allen dazu erblich Veranlagten oder durch Ernährung u. Lebensweise disponirten Personen.

Matheus Müller „Extra"

Marke:
Unübertroffen an Qualität u. Preiswürdigkeit
Zu beziehen durch den Weinhandel.

Auf fast einstimmigen Wunsch der 58 verehrl. Einsender des von uns zur Prämiierung gewählten Wortes wurde der Preis von 100 Flaschen in 4 Preise zu 25 Flaschen geteilt, die bei der amtlichen Auslosung auf folgende Herren entfielen:
Carl Busch, Oldenburg, **Max Hartung**, Nürnberg, **Carl Sparwasser**, Offenbach a. M., **Swiderski**, Dresden (Villa Swiderski).

Sektkellerei Matheus Müller, Hoflieferant, Eltville a. Rh. Gegründet 1838.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 26

91. Band. Sechsundvierzigster Jahrgang
Oktober 1903—1904
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Sylvia

Roman von Emmi Lewald (E. Roland)

(Fortſetzung)

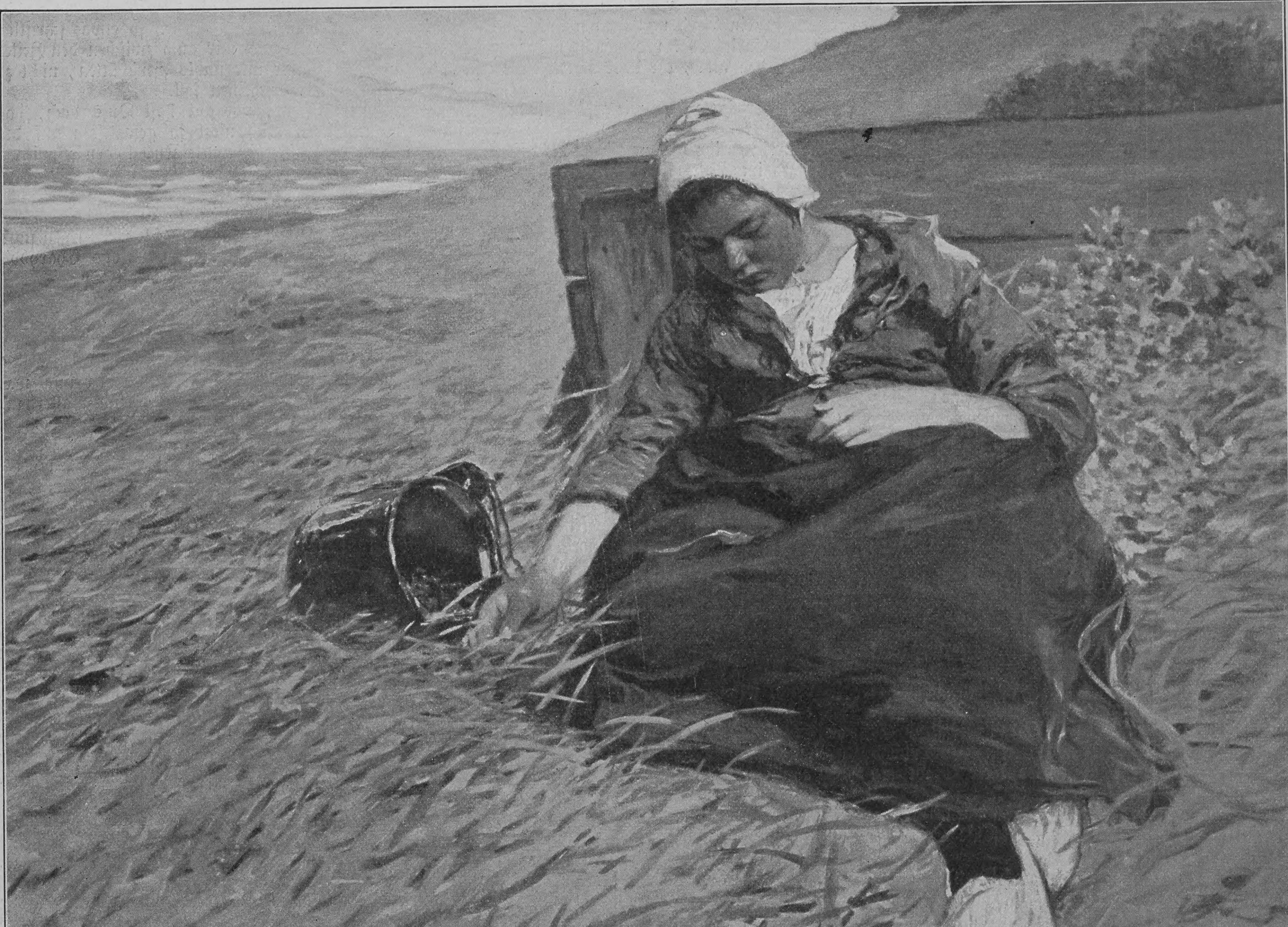
Auf dem Gute von Sylvias Onkel, nahe bei Neutomiſchel, ſtand am Waldrand ein kleiner Sommerpavillon im Empireſtil, hübſch und anmutig, kokett faſt und ſo verwunderlich in der trüben Monotonie der polniſchen Landſchaft.

Dorthin war ſie ſo oft gewandert. Aus der Ferne erſchien das kleine Châlet wie eine romantiſche Viſion. Der elegante polniſche Edelmann, dem das Gut einſt gehört, ein ſchöner Taugenichts mit einem feudalen auf „irsky“ endenden Namen, hatte es dahin gebaut, einer franzöſiſchen Freundin zuliebe, die es an die Pavillons der Tuilerien erinnern ſollte.

Aber wenn man ſich näherte, kam die Enttäuſchung. Dann ſah man durch leere Fenſter in öde Räume, nichts darin, kein Fresko, keine Säule, kein Kamin, harter, weißer Kalkanſtrich — eine verlaſſene Oede . . .

Sylvia hatte bei dieſer plötzlichen Erinnerung die perfide Empfindung, daß ſie auch ein ſolcher Pavillon ſei — hübſch von außen und leer von innen.

Für Leutnantsverkehr und dergleichen hatte das ja genügt Aber wie ſollte es nun werden?! —



Raſt auf der Düne. Nach dem Gemälde von Hans von Bartels

Neben dem ſauſenden Zuge reckten ſich jetzt Tannen empor, an grünen Berghalden und wogenden Feldern. Berge hoben ihr Haupt in die ſommerliche Bläue, und auf tat ſich das ſüße Thüringtal mit ſeinen holden Schattenhängen, mit Mühlen im kühlen Grunde, und der alten, baumreichen Landſtraße, die ſich von Weimar nach Jena wand — jene Straße, auf der einſt der junge Goethe in ſo manchen Sommernächten dahinritt, wenn er von Kochberg kam und der Nachtwind ihm in die Locken fuhr und an ſeinem Mantel zerrte.

Sylvia ſtarrte gedankenlos hinaus. Der alte Pavillon von Neutomiſchel wollte ihr nicht aus dem Sinn.

Und dann ragten blaugraue, duftumzitterte Türme über roten Dächern auf und kahle Bergesſcheitel darüber. Sie ſtürzte vor den halbblinden Spiegel des Coupés, ſchob ihren Schleier zurecht und ihr ſchönes Stirnhaar, warf einen Blick über ihr ganzes Ich und dann hinaus. Der Zug hielt, und da ſtand auch Frau Thomſen ſchon mit ihrem freundlichen, gütevollen Lächeln — und gottlob, noch ohne Sohn.

Und Sylvia atmete auf und ſank der alten Dame mit großer Grazie und der reizendſten Anmut ans Herz. —

Sie tranken zuſammen den Abendtee auf einer Veranda über der Saale, Frau Thomſen und Sylvia. Die Lichter von Jena blitzten aus den Bäumen am jenſeitigen Ufer. Dunkle Umriſſe der Berge zogen ſich durch das tiefe Blau der Nacht. Fernher klang Muſik, tönten Studentenlieder oder Stimmen aus den vorüberziehenden Nachen, melodiſch zuſammenklingend mit dem Schlag der Ruder.

Dazu die Behaglichkeit der verhangenen Lampen, des ſummenden Samowars, die Atmoſphäre von Luxus und Gepflegtheit, die in der ganzen kleinen Villa lag, das harmloſe Geſpräch über Sylvias Mutter, ihre Geſchwiſter, über Pyrmonter Erinnerungen und das beruhigende Gefühl, daß der Sohn mit einem andern Profeſſor über Land gegangen war.

Sylvia empfand es als Wohltat, einmal nicht mehr von Carlos reden zu hören, von abgeſchwenkten Verehrern und vom „Sitzen zwiſchen zwei Stühlen“. Sie fühlte ſich wie in eine andre Welt entrückt.

Und dann kam die Minute, in der der Sohn in dieſe Welt hineintrat, plötzlich in den Bereich der Lampe. Sylvia ſtarrte ihn halb erſchreckt an. Und er ſie mit aufrichtigem Erſtaunen.

„Ich wußte ja gar nicht, daß du einen Gaſt erwarteteſt,“ ſagte er, ſeiner Mutter die Hand küſſend.

„Ja, ich habe immer meine kleinen Ueberraſchungen,“ lächelte Frau Thomſen, „aber ich denke, du weißt, wer mein Gaſt iſt. Sie ſteht ja ſchon lange als Photo auf meinem Schreibtiſch.“

„O gewiß, ich kombinierte es gleich. — Nun, wie gefällt Ihnen die Sommernacht an der Saale?“ wandte er ſich zu Sylvia. „Sie kommen doch direkt aus dem Oſten?“

„Nein, ich war einen Tag bei Freunden in Weimar.“

„Da haben Sie mit dem Studium Thüringens ja ſehr kunſtgerecht angefangen,“ lobte er und ſetzte ſich neben ſie. „Nicht wahr, es iſt doch eine ſeltene Luft, die man dort atmet! Nur muß man ſich immer hüten, wenn man von Weimar redet, nicht in die abgegriffenen Wendungen zu verfallen. Es gibt ſo viel Schlagwörter über Weimar, und etwas Triviales verdient doch gerade dieſe Stadt am wenigſten.“

„Das iſt wahr,“ ſagte ſie ſchüchtern.

„Und über das Goethehaus ſollte man erſt recht nicht reden!“

„Das wäre ſchade,“ widerſprach Frau Thomſen, „dann kämen wir ja ganz um Fräulein Sylvias Erzählungen. Im Gegenteil, man kann nie genug davon reden und hören. Was hat denn Ihnen zum Beiſpiel am beſten im Goethehaus gefallen?“

Sylvia wurde blutrot. Wie ein feindliches Geſchoß ſchwirrte dieſe direkte Frage in ihr Unverſtändnis. Mutter und Sohn ſahen ſie erwartungsvoll an. Die Kunſtpauſe wurde bereits bedenklich lang. Sie konnte ſich nicht recht entſchließen, Irenes Anweiſung zu folgen — ſchließlich ließ ſie den guten Vorſatz fahren.

„Das Salve an der Schwelle,“ ſagte ſie, „es iſt ſolch ſtimmungsvolle Einführung.“

Herr Thomſen lächelte zuſtimmend. Es fiel ihr auf, wie eigentümlich ſein Lächeln war, ſo nachſichtig und ſo ſeltſam ſympathiſch.

„Sie haben vollkommen recht,“ ſagte er.

Frau Thomſen ſtellte ihrem Sohn eine Taſſe Tee hin und ſchaute zufrieden darein.

„Wo wart ihr nur, du und Herrmann?“

„Wir ſind auf der Lobdaburg herumgeſtiegen und haben dort, auf herabgeſtürzten Säulenſchäften ſitzend, lange darüber gegrübelt, ob es Euripides eigentlich Genuß gewährt haben kann — ſchmerzlichen Genuß —, den olympiſchen Göttern in ſeinem Herakles ſo den Text zu leſen, wie er’s getan hat, ob es ihm nicht vielmehr die eigne Seele faſt zerreißen mußte, die höchſten Weſen ſo hart zu kritiſieren — in einer Zeit, die höhere Autoritäten nicht kannte.“

Sylvia ſchwindelte es.

„Nun bitte ich dich nur, dieſe Frage jetzt ad acta zu legen, denn ſonſt bedeutet ſie eine ſchlafloſe Nacht für dich, es iſt ohnehin ſchon ſo ſpät. — Fräulein Sylvia fängt gewiß an, müde zu werden.“

Sylvia ſchnellte dankbar empor. Der Gedanke, Geiſtesblitze von ſich geben zu ſollen, ängſtigte ſie. Sie reichte dem Profeſſor die Hand. Er gab ihr die ſeine — gar nicht „pſchütt“, nicht mit nach oben gezwängten Ellbogen, und doch fiel ihr auf, wie ritterlich er ſich verabſchiedete, obwohl er kein Leutnant, ſondern ein „Zivilgeſicht“ war.

Als Frau Thomſen, nachdem ſie Sylvia fortgeleitet hatte, wieder die Veranda betrat, ſaß ihr Sohn in ein Buch vertieft am Tiſch. Er hatte ſich den Euripides hervorgeſucht und war bereits ganz in den alten, oft durchblätterten Band verſunken.

„Nun,“ ſagte ſie, „wie gefällt dir meine kleine Freundin?“

Er ſah zu ihr auf, mit jener gewiſſen Kinderunſchuld im Blick, die kein Ereignis ſeines Lebens bisher vermocht hatte auszulöſchen.

„Bildhübſch!“ antwortete er aufrichtig.

„Siehſt du, diesmal habe ich doch nicht übertrieben.“

„Ja, Mama, junge Mädchen ſind ja nun einmal von jeher deine Schwäche geweſen.“

„Eine Schwäche, die ich mit allen normal empfindenden jüngeren Männern teile.“

„Mama, ſoll ich wieder eine Standrede über mein ſogenanntes ‚Fiſchblut‘ bekommen, nur, weil ich von ſolcher Schwäche frei bin? Deine Betrachtungen klingen faſt wie die Einleitung dazu.“

„Nein,“ entgegnete ſie. „Ich wollte durchaus keinen Hieb führen. Gegen ‚Fiſchblut‘ würde das ja auch nichts helfen. Dagegen gibt es nur ein Heilmittel: Erlebniſſe!“

Er lächelte. Er kannte ſeine Mutter und wußte genau, was dieſer hübſche Beſuch bedeuten ſollte. Sylvia war ungefähr das fünfte Muſter vom Artikel „junge Mädchen“, das ihm ſo auf dem Präſentierteller entgegengebracht wurde.

*

Jena, Juni 189 . .

„Geliebte Irene!

Nein, wie ſchön war’s mit Dir — dies himmliſche Ausſprechen bis auf den letzten Grund — dieſe köſtlichen Stunden bei Rammer! Und dann abends im Bett! Ich entbehre Dich ſo — aber das muß ich ſagen: nett iſt’s hier! Alles ſo urbehaglich, und die alte Dame ſo rieſig gut. Sie hat den unteren Stock der Villa gemietet, in der oben der Sohn wohnt und die zufällig für den Sommer freiſtand. Die Villa liegt an der Saale. Paradies heißt die Gegend.

Ich brauche gar nichts zu tun. Das iſt ſo angenehm. Wenn ich denke, wie ich zu Haus immer Staub wiſchen mußte, und Wäſche recken, und abends Strümpfe ſtopfen.

Hier lebe ich wie eine Prinzeſſin. Wir fahren täglich ſpazieren, und den Sohn ſehe ich bloß bei den Mahlzeiten. So iſt dieſer einzige Haken auch nicht ſo ſchlimm, als ich dachte. Das heißt, Haken iſt ungerecht, denn er iſt eigentlich ſehr nett. Natürlich willſt Du wiſſen, wie er ausſieht. Ziemlich lang erſtens. Beſinnſt Du Dich noch auf Hadersleben in Gneſen, der am Geſtüt? So ähnlich, das heißt, das Schneidige mußt Du Dir wegdenken, denn er hat natürlich gar nichts Militäriſches, nicht mal gedient, wegen Kurzſichtigkeit. Alſo nicht mal Reſerve! Tanzen mag er nicht, und was Tennis iſt, weiß er, glaub’ ich, nicht mal.

Hadersleben trug den Schnurrbart ja immer ausgezogen. Seiner geht geradehin, aber hübſch blond und dicht wie auch das Haar. Ueberhaupt iſt’s eigentlich ein hübſcher Mann, bloß, daß er ſich nicht recht in Szene zu ſetzen weiß. Und alle Gelehrten, wohl von wegen des Krümmens über Büchern, halten ſich ſchlecht. Er muß enorm gelehrt ſein. Dinge, von denen unſereins keinen blaſſen Schimmer hat, bearbeitet er. Dafür bin ich aber überzeugt, daß er nicht weiß, wieviel Armeekorps das preußiſche Heer beſitzt, oder ob Oberſtleutnant vor Oberſt kommt. Er iſt ein abſoluter Ignorant in militäriſchen Dingen und würde ſicher durch das leichteſte Kriegsſchulexamen durchfallen.

Bloß Augen hat Herr Thomſen andre als Hadersleben; ſie ſind ſehr grau und ſehr klar und forſchend — ſo wie Augen, mit denen einer allzu gründlich in alte Folianten geblickt hat. Aber flirten kann er mit dieſen Augen nicht, wie er überhaupt gar nichts von einem Courmacher an ſich hat und ſicher nicht auf die Idee kommen wird, ſich in mich auch nur eine Spur zu verlieben. Aber das iſt mir gerade recht. Am liebſten würde ich eigentlich Geſellſchaftsdame bei ſeiner Mutter — denn nach Gneſen mag ich ſobald nicht zurück. Sie erhoffen dort natürlich bald ‚was Reelles‘, wie Lili das in ihrer brutalen Art nennt. Mama, die zu fein iſt, ſo etwas ſchriftlich zu berühren, deutet mir auch zwiſchen den Zeilen an, daß ich mir nur nichts ‚verſchütten‘, nicht zu ‚militärblind‘ erſcheinen ſoll.

Ach, Irene, wie gut haſt Du’s doch, daß Deine Eltern Dich nicht ſo gewaltſam auf den Heiratsmarkt ſchieben und keinen baldigen Schwiegerſohn von Dir verlangen! Alle Welt denkt immer, es wäre ſo leicht, junges Mädchen zu ſein, hält es für das angenehmſte Stadium des ganzen Lebenslaufs — ach! und wie ſchwierig ſegelt ſich’s gerade im Geſellſchaftsmeer, da gibt’s Charybdis und Scylla zu Dutzenden. Siehſt Du, ich rede ganz klaſſiſch. Das macht die Luft dieſes Hauſes.

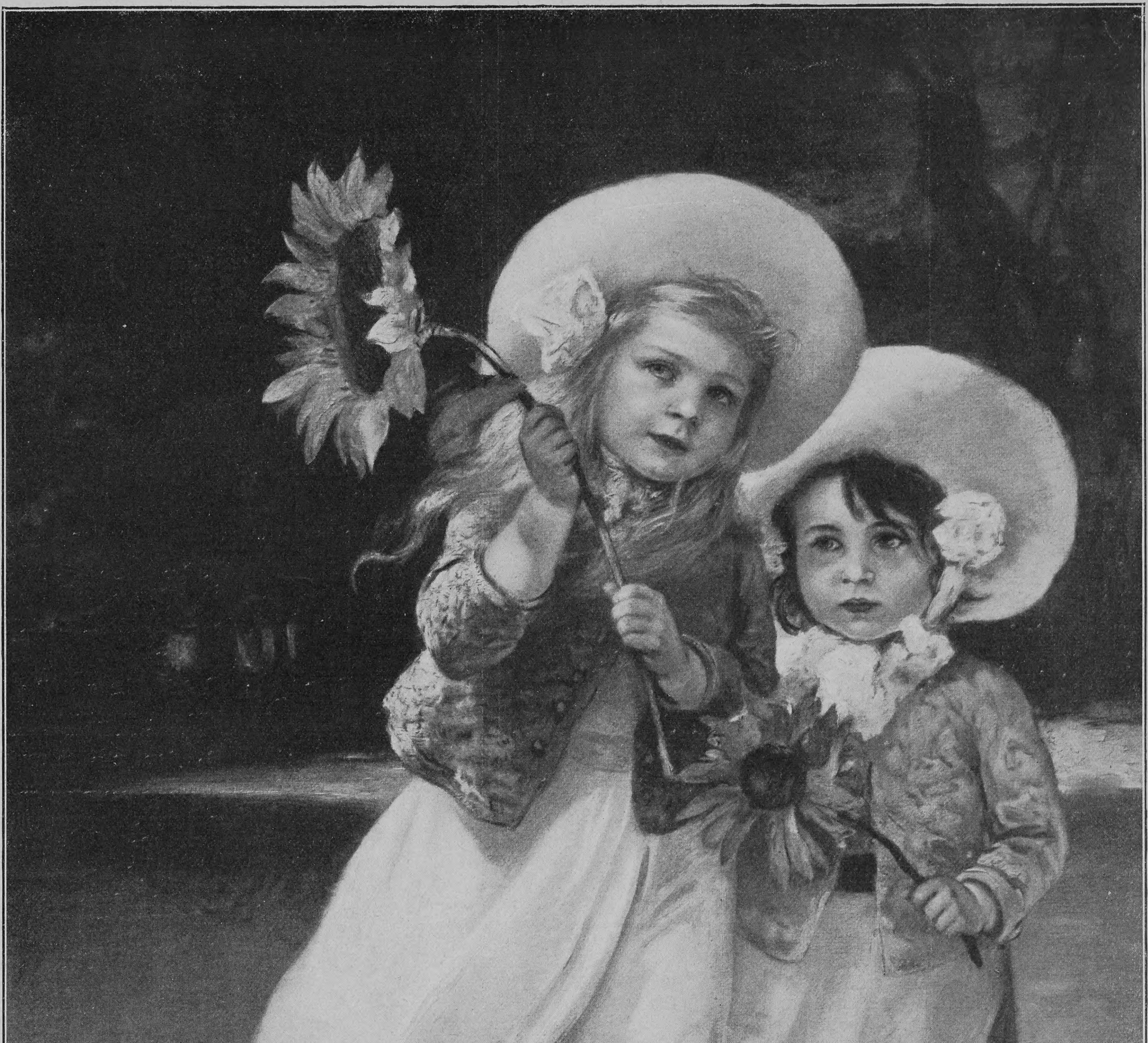
Aber ſehr ſchön iſt’s, mal in andrer Luft zu ſein. Da ſieht man, wieviel Lebensgebiete und Situationen es in der Welt gibt — außer dem Oſten! Man weiß ja eigentlich immer nur, was man ſelbſt kennt. Und dies Gefühl, allerhand unerquicklichen Dingen für eine Zeit entronnen zu ſein, das genieße ich ſo, und in der Hinſicht lebe ich wirklich im Paradies! Im übrigen denke ich an mein altes Motto: ‚Wie’s kommt, ſo kommt’s!‘

Grüß Deine Eltern! Zu nett war Dein Papa!
Es küßt Dich tauſendmal Deine
Sylvia.“

IV

Die Veranda über der Saale wurde Sylvias Lieblingsplatz. Sie liebte es nicht, durch die Stadt geführt zu werden. Für Studententum hatte ſie keinen Sinn, und die vielen Gedenktafeln mit Namen berühmter Männer beängſtigten ſie nur. Der Blick von der Veranda aus wurde durch keinen Gegenſtand unerfreulich gemacht, der zu einem geiſtigen Hereinfall Anlaß geben konnte. Da ſang die Saale, der ſüße Strom. Weiden und Akazien rauſchten am Ufer. Langſam bewegten die Kaſtanien ihre ſchweren, blütenreichen Kronen, und Sonnenduft kleidete die Berge in zitterndes Blau.

Es gefiel ihr, in die Wellen hineinzuſehen und zu träumen. Die Saale war der erſte ſchöne Fluß, deſſen nahe Bekanntſchaft ſie machte. Was da in der Gegend von Gneſen floß und bei Neutomiſchel, das waren dunkle Waſſer, ſchwer und ſchleppend, die melancholiſch durch die Ebenen zogen, deren Rauſchen wie einförmige Klagelieder klang. Und ein Gefühl der Ruhe kam über ſie, ſobald ſie dem Sang der Saale lauſchte, ein



Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl, München

Sonnenblumen

Nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach

Gefühl, als könne ſie ſich hier ganz erholen vom Tanzen und Tennisſpiel und von Leutnantsſchmerzen.

Als Profeſſor Thomſen einige Tage nach Sylvias Ankunft mittags aus einem ſpäten Kolleg kam und in das Zimmer ſeiner Mutter trat, fiel ſein Blick gerade auf die weiße Geſtalt da draußen im Rahmen der hellen Veranda. Er beſaß großen Schönheitsſinn, wenn dieſer auch im ganzen nur an marmornen Göttinnen geſchult war. Seinem äſthetiſchen Gefühl ſchmeichelte daher der liebliche Anblick, und er ſetzte ſich zum erſten Male aus freiem Entſchluß zu Sylvia.

„Wiſſen Sie,“ fragte er, „daß Sie hier ganz gefährlich thronen in dieſem Sonnenlichte? Es iſt jetzt Geiſterſtunde!“

„Ich denke, die iſt um Mitternacht?“

„O nein, die iſt ebenſogut zur Mittagszeit, wenn das Himmelslicht im Zenith ſteht. Aber die Menſchen haben tagüber immer ſo viel zu beſchicken und zu hetzen, und daher keine Zeit, in der Jagd der hellen Stunden auf Geiſterſtimmen zu lauſchen. Um die zwölfte Stunde pflegt man zu eſſen, Beſuche zu machen — was weiß ich —, und den Geiſtern geſteht man nur Berechtigung zu, um Mitternacht zu erſcheinen, wenn man nichts mehr zu tun hat. Die Griechen wußten es beſſer. Die ahnten, daß auch die Tageshöhe ihre Geiſter hat. Denen erſchien das Mittagsgeſpenſt, die bleiche Hekate, in erſchreckenden Verwandlungen plötzlich am Kreuzweg — und die Erde tat ſich auf — und Seelen der Verſtorbenen flatterten ins Licht. Finden Sie nicht, daß ſolche Erſcheinungen weit aufregender ſind als irgend ein nächtlicher Spuk?“

„Ja,“ ſagte Sylvia, „aber es iſt nicht angenehm, ſo etwas zu denken.“

„O doch,“ erwiderte er und ſenkte ſinnend die Augen. „All dieſe Ideen ſind reizvoll, weil ſie ihren Urſprung in etwas ſo Fernem und Hohem haben — im griechiſchen Mythos. Aber verzeihen Sie, ich rede hier mein Kolleg weiter; ich komme nämlich gerade von einer Vorleſung über Sirenen und Harpyien.“

Er ſtützte den Kopf in die Hand. ‚Himmel,‘ dachte ſie, ‚iſt das ſchwer, ſich ſo zu unterhalten! Wenn er mich nur nicht im nächſten Moment auf eine Wiſſenslücke ſtößt!‘

„Ja,“ fuhr er fort, „die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen. Waren Sie einmal im Hochgebirge? Da hab' ich mich letzten Sommer mal verſtiegen. Bei Cortina war's — am Antelao. Ich hatte regelrecht den Weg verloren, keinen Führer mit, war ganz allein. Und die Sonne ſtand ſcheitelrecht über mir. Kein Laut ringsum, denn Tannen waren da oben nicht mehr, die hätten rauſchen können. Und es war ſo furchtbar ſtill, ſo beklemmend . . . und ich wünſchte immer, wenigſtens den Pfiff eines Murmeltiers zu hören — oder daß irgendwo eine Lawine niederginge. Aber nichts . . . die große Einſamkeit war's, die mittägliche Geiſterſtunde. Ich fürchte mich nicht leicht. Aber da graute mir doch. Vor nichts. Und das war das Unheimlichſte.“

Sie horchte geſpannt. Es begann ſie zu intereſſieren, was er ſprach. Wie aus einer geheimnisvollen Welt tönten ſeine Worte zu ihr herüber — aus Gedankenkreiſen, deren Vorhandenſein ſie nicht geahnt.

„Ich war nie in den Bergen,“ ſagte ſie, um nur etwas zu entgegnen.

„Auch nicht in Italien?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Aber Sie möchten wohl hin?“

„O, gewiß!“

„Geſtern ſchlug ich etwas in Goethes Italieniſcher Reiſe nach. Seltſam, wie er doch, in gewiſſen Ideen befangen, über die Alpen kam . . . daß ihm Palladio ſo als die höchſte Vollendung erſcheint — dann, wie er in Aſſiſi nur die griechiſchen Tempelſäulen ſucht und ganz blind bleibt gegen die grandioſen Spuren des Mittelalters und die Wunder von San Franceſco.“

Sylvia glaubte, daß dieſe Worte einen Tadel für Goethe bedeuten ſollten, und ganz harmlos und froh, etwas Eignes vorbringen zu können, ſagte ſie: „Ja, es iſt richtig, Goethe wird wohl überhaupt überſchätzt.“

Zwei erſtaunte Augen ruhten groß auf ihr. „Ja,“ fuhr ſie fort, etwas unſicher werdend, „und ſo ſehr fleißig iſt er auch nicht geweſen — wenn man ſo die Länge ſeines Lebens bedenkt — er hätte noch viel mehr arbeiten können.“

„Goethe, der der Welt den Fauſt gegeben hat, der ſoll nicht fleißig genug geweſen ſein?“

„O, er hat doch ſehr viel Zeit mit Sammeln verplempert.“

Er lachte ein wenig ingrimmig. „Ich weiß jetzt nicht, Fräulein Sylvia, ob Sie mich necken wollen oder ob Sie noch ſehr — jung ſind.“

Sie wurde ganz ratlos. „Er iſt mir überhaupt nicht ſehr ſympathiſch — ſo ſeine Köchin zu heiraten.“

„Seine Köchin?“ rief er. „Glauben Sie, daß Chriſtiane eine Köchin war?“

„Nun — ja doch — ſo was Aehnliches.“

„Ich will Ihnen ſagen, wer Chriſtiane war,“ ſagte er mit erhobener Stimme, „die einzig mögliche Frau für Goethe. Man mag ihr nachſagen, was man will — jeder Menſch hat ſeine dunkeln Punkte. Aber für ihn war ſie gut, war ſie die Rechte. Ihr Literaturlehrer, gnädiges Fräulein, muß keine Leuchte der Wiſſenſchaft geweſen ſein.“ Er war ſehr erregt, und eine leiſe Glut färbte ihm die Wangen. Seine Augen blickten vorwurfsvoll auf das Mädchen — auf das ſchöne Bild, das ihm mit einem Male „ohne Gnade“ erſchien.

Sie erſchrak ordentlich. „Ich habe Sie aber gar nicht kränken wollen,“ beſänftigte ſie ihn. „Warum identifizieren Sie ſich denn ſo mit Chriſtiane? Ich will ja meine Behauptungen auch gar nicht aufrecht erhalten, aber ich kann nur ſagen: in Weimar ſpricht man ſo.“

„Mit der Creme der Goethekenner können Sie dann aber nicht verkehrt haben.“

Sie ſah ihn ängſtlich an. „Ich war bei meiner beſten Freundin,“ ſagte ſie entſchuldigend.

Ulrich Thomſen wurde es in dieſem Moment klar, daß er ein ſchöneres Mädchen nie geſehen habe. Die ſcheue Aengſtlichkeit, mit der ſie zu ihm aufſah, gab ihrem ſonſt etwas leeren Blick ſolch feuchte Tiefe. Und er ſagte ſich, daß ſie in ihrer Art etwas Ideales war — etwas ganz Erleſenes, das anſehen zu dürfen jeder froh ſein konnte.

Der Gong zum Mittageſſen ertönte. Der Bann der Geiſterſtunde war gebrochen. Sylvia atmete auf. —

Am Abend fragte Frau Thomſen ihren Sohn wiederum: „Ulrich, was ſagſt du zu ihr?“

„Sie iſt außergewöhnlich hübſch.“

„Und hat ſie nicht ein merkwürdiges Talent, zuzuhören?“

„Ja, und mit dem Zuhören tut ſie auch viel beſſer als mit dem Reden — denn unwiſſend iſt das Mädchen zum Händeringen.“

„Aber Ulrich, ich bitte dich — Gneſen und Neutomiſchel, wo ſoll's da herkommen! Und Aelteſte von drei Geſchwiſtern — das iſt in knappen Verhältniſſen kein Poſten, der Zeit zu Extraſtudien läßt. Die Mutter kenne ich doch ganz genau — die war in ihrer Jugend auch ſo ſtill und beſcheiden und hatte doch geiſtige Intereſſen, wenn man's ihr auch nicht weiter anmerkte. Aus der Sylvia wäre alles zu machen — das iſt meine feſte Ueberzeugung — und ein unverbildetes Material iſt doch das beſte. Das iſt ja wie eine ſchöne Stimme, an der noch kein mäßiger Lehrer etwas verdorben hat und die man rein in die Hand bekommt. Und ſolch reizenden Charakter hat das Mädchen! Du ſollteſt ſie nur von ihrem jüngſten Bruder ſprechen hören.“

Ulrich ſtand auf und legte ſeiner Mutter die Hände auf die Schultern.

„Mama!“ ſagte er, „ich glaube ſchon, daß dein Gaſt bildungsfähig ſein mag und alles mögliche Gute! Aber ich frage dich: was geht es mich an? Ich habe doch nicht die Abſicht, ſie zu bilden und gottlob auch nicht die Verpflichtung dazu! Hübſch iſt ſie, und wäre ſie ein getöntes Relief, ſo würde ich mir's gleich kaufen und in mein Zimmer hängen. Du weißt ja, ich liebe die grazilen Erſcheinungen mit dem Madonnenanflug. Aber da ſie nicht getönt und kein Relief iſt, habe ich keine Verwendung für ſie. Das bitte ich dich ernſtlich im Auge zu behalten, liebſte Mama! In meiner Seele wohnt ein Wunſch als Alleinherrſcher, und der bezieht ſich auf mein Buch. Und über dieſen Wunſch breite ich ſchützend meine Hände, daß nichts ſonſt ihm Abbruch tut, denn all mein Hoffen und Sehnen ſteht und fällt mit dieſem Buch.“

Frau Thomſen ſah ihn tiefbekümmert an. „Ulrich, du biſt bereits Mitte der dreißig. Denk doch an deinen Bruder, wie ſchwer er ſich entſchloſſen hat, eine Häuslichkeit zu gründen, und jetzt iſt er der aufrichtigſte Verfechter des Eheſtands und hält ihn für das einzig Beglückende.“

Ulrich ſeufzte. „Richard iſt ein Prachtmenſch,“ ſagte er, „aber eine Ehe wie die ſeine wäre nicht mein Geſchmack. Deine Schwiegertochter iſt ja in ihrer Art auch eine Prachtfrau, aber ich würde umkommen neben jemand mit ſolchem Horizont! Sie gehört zu jenen, die mit Scheuklappen durchs Leben gehen, und hätte Dante ſie in der Hölle zu plazieren gehabt, ſo würde er ſie dahin geſetzt haben, wo die Lauen ſitzen. Und die Lauen waren mir ſtets beſonders ſchrecklich. Sie hat den Horizont der Contreſcarpe. Im Kinderwagen iſt ſie dort immer herumgefahren. Sie hat Bremen nie verlaſſen, außer dem einen Schweizer Penſionsjahr. Sommers, ſtatt in fremde Länder zu reiſen, ſitzt ſie in Blumenthal oder Leſum, wovon das Geſichtsfeld auch nicht weiter wird. Einen Vetter hat ſie geheiratet. Nun werden ihre Kinder wieder um die Contreſcarpe gefahren. Hausfrau erſten Ranges — gelbe Johannisbeeren ohne Steine eingemacht — Fenſter holländiſch blank — Zukunftshoffnung, die Kinder wieder mit Vettern zu verheiraten. Ach, Mama, an ſolcher Enge würde ich mir ja die Stirn täglich wundſtoßen! Nein, Richard iſt für mich keine Autorität auf dieſem Gebiet.“

„Du biſt immer ungerecht gegen ihn,“ ſagte Frau Thomſen vorwurfsvoll, „du ſiehſt auf ihn herab, weil er kein Gelehrter iſt, ſondern Geſchäftsmann.“

Ulrich ſeufzte tief. „Mama, ſage doch ſo etwas nicht. Du glaubſt es ja ſelbſt nicht. Ich habe doch Richard zeitlebens genug angeſtaunt, daß er zu werden vermochte, was ich nicht fertig brachte zu werden. Aber der Beruf iſt nun einmal Geſchmacksſache — ich tauge nicht zu Geldgeſchäften, und griechiſche Kultur iſt mir von jeher ein verlockenderes Gebiet geweſen als das ‚ſtockbrokern.‘“

Frau Thomſen ſtrich ihm liebevoll über die Hände. „Ich bin ſo alt ſchon,“ ſagte ſie bittend, „und mich zieht's nun doch mal immer nach Bremen hin, der Enkelkinder wegen — du weißt ſchon . . . Und Thüringen erſcheint mir doch immer wie die Fremde, ſo ſchön es iſt. Aber wenn ich nicht bei dir bin, ſorge ich mich immer um dich, daß du's nicht ordentlich haſt, zu wenig an deine Geſundheit denkſt und zu viel an deine Arbeit. Und das plagt dann ſolch eine arme alte Frau wie mich. O, ich würde ſo beruhigt ſein, wenn jemand um dich wäre, der mir oft Nachricht von dir gäbe, öfter als du es tuſt.“

„Du biſt noch gar nicht alt,“ wehrte er lachend ab. „Du kannſt noch ganz kräftig quälen! Warte nur einſtweilen noch, bis mein Buch fertig iſt, dann verſpreche ich dir auch, die Heiratsfrage einmal ernſtlich ins Auge zu faſſen; und wenn ich dann als gefeierter Autor nach Bremen komme, führſt du mir die neuen Remonten vor, und dann können wir ja weiter ſehen.“

Sie lachte und tröſtete ſich. Er verſtand es immer ſo gut, ſie zur Ruhe zu reden, der Lieblingsſohn, der ſo ganz aus der Thomſenſchen Familienart geſchlagen war.

*

Thomſen entzog ſich der mütterlichen Gewalt, ſo gut es ging. Er hielt ſeine Arbeitsſtunden mit gewohnter Genauigkeit ein und ſah Sylvia eigentlich nur bei den Mahlzeiten. Selbſt die üblichen Abendwanderungen mit ſeinem Freunde, dem Hiſtoriker Herrmann, kürzte er um keine Minute. So ſtörte nichts die ruhige Geſchloſſenheit ſeiner Lebensführung.

Bei Burgau ſchatteten die Kaſtanien am Rand des Wirtshausgartens. Unter ihnen bog ſilbernes

Weidengeſtrüpp ſich hinab zur Flut, die unter der Bogenbrücke dahinſchoß, raſch und jung, und die Ufer von jenſeits abſpiegelte, die holdgeſchweiften Höhen, an die altes Gemäuer ſich lehnte, oder lichtgrüne Wälder von Akazien.

Die Freunde hatten lange ſchweigend nebeneinander geſeſſen, den Sonnenringen zuſchauend, die zwiſchen den Blätterſchatten tanzten.

„Wiſſen Sie, daß ich mich geſtern faſt mit Hauſer gezankt habe?“ ſagte Profeſſor Herrmann. „Wir kamen darauf zu ſprechen, wie wohl Goethes Entwicklung geworden wäre, wenn er Lili Schönemann doch geheiratet hätte? Er meinte: ‚das würde ſeine Natur veredelt haben‘ — und ſehen Sie, das hat mich ſo geboſt, daß ich ihm faſt meinen Krug Lichtenhainer an den Kopf geworfen hätte. Jawohl, die Schönemann! damit er ewig in Frankfurter Familienhalseiſen geſteckt hätte und neben einer hübſchen, eleganten Patrizierstochter als korrekter Salonmenſch hätte einherwandeln müſſen. Und veredeln? Der brauchte doch wahrlich nicht erſt veredelt zu werden, das war doch ein Wein, der keinen Zuſatz irgendwelcher Art nötig hatte, der überhaupt aus Trauben erſter Sorte gekeltert war! Nachher rührte es mich ordentlich, daß Hauſer überhaupt von einer ‚veredelnden Ehe‘ zu reden wagte — bei ſeinen ſpeziellen Verhältniſſen.“

„Ich glaube, Sie unterſchätzen Frau Hauſer,“ ſagte Thomſen; „Menſchen wie er ſollten ja überhaupt lieber im Zölibat bleiben, aber wenn nicht, ſo iſt eine kreuzbrave Wirtſchafterin mit dem Herzen auf dem rechten Fleck doch eigentlich noch das Beſte. Sie ſtört ihn nicht, ſorgt für ihn und kann nicht kündigen — drei große Tugenden.“

Herrmann legte ſeine Zigarre hin. „Die Heiratsfrage iſt ja nun einmal die am ſchwerſten zu löſende,“ ſagte er, „ich meine für Männer wie wir. Ein Landrat oder ein Hauptmann, ja, die wiſſen, was ſie brauchen; die haben auch etwas zu bieten, was einer Frau Spaß macht. Aber wir! Wenn eine uns liebt, kann ſie uns doch nur einen Gefallen tun, nämlich den, möglichſt ſtill durch unſer Haus zu wandeln, uns in nichts hereinzureden und unſre Arbeit zu hüten als das Allerwichtigſte im Leben. Und dieſe platoniſche Selbſtloſigkeit kann man doch eigentlich nur von jemand verlangen, der nicht gebildet iſt. Darum bleibt die Wirtſchafterin doch das Ideal der Ehefrau für unſereinen — ein Ideal, das ſich nebenbei auch noch am beſten mit jenen frühen vernarbten Leidenſchaften verträgt, die doch in jedem Männerſchickſal einmal da waren.“

„Und Sie trauen dieſe Selbſtloſigkeit keiner höheren Tochter zu?“ fragte Thomſen.

„Nein,“ verſetzte er, „die würde ja auch bei denen ganz unmöglich ſein, da die doch alle ſelbſt viel zu viel zu wiſſen glauben. Ich bitte Sie, was pfropft man jetzt alles hinter Mädchenſtirnen!“

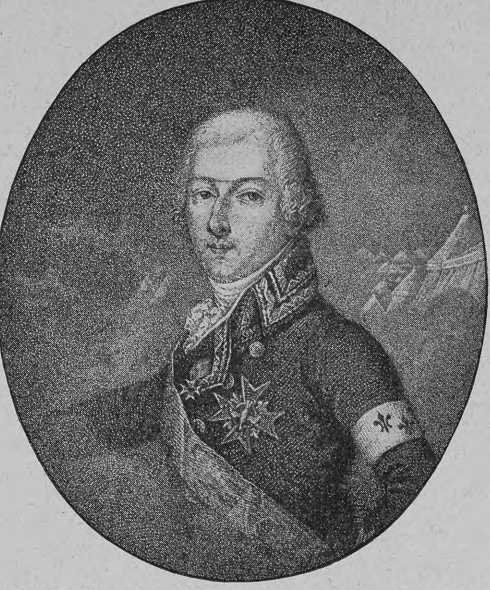
„Aber wenn Sie nun ein Weſen fänden, das mit dem ſozialen Stand der ‚höheren Tochter‘ die Unwiſſenheit einer tieferen Geſellſchaftsklaſſe verbände, würden Sie dann das große Riſiko weniger bedenklich finden?“

„Solch erfreuliche Miſchung gibt's heutzutage gar nicht mehr,“ verſetzte Herrmann. „Ja, wenn ſie 's gäbe — wenn dann auch der eine Punkt wegfiele, der mich bisweilen immer noch vom Fall Wirtſchafterin zurückgehalten hat — —“

„Und der wäre?“

„Es heißt doch: ‚auf daß die Welt ſchön ſei‘ — aber ältere, ſchöne Wirtſchafterinnen, den Artikel gibt's gar nicht. Und ſehen Sie, ich könnte es auf die Dauer nicht ertragen, bei meinen verdammten Anſprüchen an Aeſthetik, wenn dann ſo ein fremdes Weib täglich auf meinem Sofa ſäße, das vielleicht alle Vorzüge der Rückſicht, der Ruhe, der Entſagung hätte und dabei unhübſch wäre — vielleicht mit einer Naſe bewaffnet, die den Illuſionen widerſpricht, die ich mir immer über ſchöne Naſen gemacht habe — oder zu dick — oder zu dünn — oder Fiſchaugen — oder aufgeſprungene Hände. Dagegen ſo eine feine, ſchlanke, mit anmutigen Bewegungen und vollkommenem Profil —“

(Fortſetzung folgt)



Louis Antoine Henri, Herzog von Enghien

Die Ermordung des Herzogs von Enghien

am 21. März 1804

Von

Prof. Dr. Karl Theodor von Heigel

Wenn ich befragt würde, welches von den zahlloſen Büchern über Napoleon I. ich für das beſte hielte, würde ich unbedenklich Lanfreys Werk nennen. Lanfrey ſcheint mir ein anſchaulicheres und vor allem richtigeres Bild vom Leben und Schaffen des großen Kaiſers zu bieten, als das weitſchweifige Werk von Adolf Thiers. Einſeitig iſt aber Lanfrey in nicht geringerem Maße als Thiers. Wie dieſer jedes Mittel anwendet, um den Deſpotismus und Egoismus ſeines Helden zu beſchönigen, ſo wird das Urteil Lanfreys durch den Haß irregeführt; ihm iſt jeder ein „Tor“ oder „Wicht“, der am Bonaparteſchen „Trugwerk“ Anteil hat, und jeder ein Held, der den Tyrannen mit Wort oder Schwert bekämpft hat. Es iſt ungerecht, wenn Lanfrey die Sache ſo darſtellt, als ſei Napoleon Bonaparte nur durch die nackte Gewalt zum Thron emporgekommen, als habe ihm niemals das Volk, das wirkliche Volk, zugejubelt, ſondern immer nur eine von Savary oder Fouché gedungene Menge, als habe er kein Anrecht gehabt, ſich den Erkorenen der Nation zu nennen.

Dagegen iſt durch zahlreiche unverdächtige Zeugniſſe von Zeitgenoſſen aus allen Parteilagern feſtgeſtellt, daß die große Mehrheit des franzöſiſchen Volkes im Staatsſtreich vom 18. Brumaire, der dem Obergeneral die leitende Stelle auch im Staat einräumte, eine Erlöſung erblickte. Und dieſe Stimmung erhielt ſich auch während des Konſulats.

Um ſo leidenſchaftlicher wuchs die Erbitterung der Gegner im royaliſtiſchen, wie im republikaniſchen Lager, und da ſich immer deutlicher kundgab, daß der ſiegreiche Emporkömmling nicht bloß die Macht, ſondern auch die Stellung und den Namen eines Fürſten haben wolle, wendeten ſich die zahlreichen Verſchwörungen gegen des Regenten eigne Perſon.

Der gefährlichſte Anſchlag ging von dem Vendeeiſchen Offizier Georges Cadoudal aus. Er trat mit dem grollenden Pichegru und andern Mißvergnügten und Verbannten in Verbindung; bis zum Fanatismus waghalſig, wollte er über der Leiche Bonapartes die abſolute Monarchie wieder aufrichten; dem durch Bonapartes Ehrgeiz zurückgedrängten Moreau ſollte die Rolle eines Generals Mack zufallen.

Lanfrey meint, der ganze Plan ſei nur von Bonaparteſchen Lockſpitzeln eingefädelt worden. Das iſt eine unerwieſene Behauptung, aber ſoviel ſteht feſt, daß die Polizei alle Fäden der Verſchwörung in Händen hatte und das Netz nur ſolange offen ließ, bis ſie ſich aller Mitſchuldigen bemächtigen konnte. Am 9. März 1804 wurde Cadoudal in ſeinem Pariſer Verſteck aufgehoben, wegen eines Mordanſchlages auf das Staatsoberhaupt zum Tode verurteilt und mit elf Genoſſen der Guillotine überliefert. Pichegru wurde in den Temple gebracht; bald darauf fand man ihn mit ſeinem Halstuch erdroſſelt auf dem Bette liegen. Moreau wurde zu zweijähriger Kerkerſtrafe verurteilt, doch Bonaparte „begnadigte“ den alten Kriegskameraden zur Deportation nach Amerika.

Die wertvollſte Beute, der Graf von Artois und der Herzog von Berry, waren, da ſie, rechtzeitig gewarnt, die beabſichtigte Landung in Frankreich aufgegeben hatten, der Konſularpolizei entſchlüpft. Doch noch ein andrer Bourbon, ſo wird dem Konſul hinterbracht, hat ſich mit Georges Cadoudal eingelaſſen, und dieſer, wenn auch auf neutralem Gebiete ſich ſelbſt für geſichert haltend, iſt der Gewalt des Konſuls erreichbar. Der zweiunddreißigjährige Louis Antoine Henri, Herzog von Enghien, wohnt ſeit einigen Monaten in dem badiſchen Städtchen Ettenheim, das ſich an liebliche Rebenhügel auf dem rechten Rheinufer anlehnt. Der junge Herzog hatte im Emigrantenkorps ſeines Großvaters, des Prinzen von Condé, 1793 am Rhein gefochten, war ſpäter in ruſſiſche Dienſte getreten und hatte ſich beſonders bei der Verteidigung von Konſtanz ausgezeichnet. Seit dem Friedensſchluß von 1801 lebte er als Privatmann von einem kleinen Jahresgehalt, den ihm die engliſche Regierung angewieſen hatte. Nachdem er ſich, einer aufrichtigen Herzensneigung folgend, mit der in Ettenheim wohnenden Prinzeſſin Charlotte von Rohan-Roquefort — der dürftigen Vermögensverhältniſſe wegen insgeheim — vermählt hatte, ſiedelte auch er nach dem badiſchen Städtchen über. Bei Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England bot er dem engliſchen Hofe ſeine Dienſte an. In ſeinem Schreiben an Sir Charles Stuart (15. Februar 1804) bezeichnete er die Franzoſen als „unverſöhnlichſte Feinde“ und den Dienſt in den Reihen der Engländer als „die Bahn der Ehre“. Das ſind für ein franzöſiſches Ohr unerträgliche Worte, und es iſt denn auch von patriotiſchen Franzoſen der Meinung Ausdruck gegeben worden, daß der Herzog ſchon um jener verräteriſchen Kundgebung willen den Tod verdient habe. Bei gerechter Erwägung aller Verhältniſſe wird man aber zugeben müſſen, daß ein Bourbon nicht anders denken und ſprechen konnte; der König weilte im engliſchen Lager, alſo konnte auch der königstreue Enghien in den Leuten der republikaniſchen Regierung nur Rebellen und Feinde erblicken. Dagegen ſteht feſt, daß der Herzog an der Verſchwörung Cadoudals und Pichegrus nicht den geringſten Anteil hatte.

Doch während der Prinz harmlos und unbefangen in den großen Forſten um Ettenheim der Jagd oblag, zog ſich um ihn ſelbſt feſt und feſter das Jagdgarn. Die Agenten Bonapartes wußten allerlei verdächtige Tatſachen ausfindig zu machen. Der verbannte Dumouriez ſollte ſich in Ettenheim aufgehalten haben; ein engliſcher Offizier Smith ſollte erſt kürzlich dort angekommen ſein; der Herzog ſelbſt war wiederholt in Straßburg geſehen worden. Freilich erwieſen ſich bei genauerer Unterſuchung alle dieſe Verdachtsgründe als unhaltbar. Nicht Dumouriez, ſondern ein Herr von Thumery war in Ettenheim geweſen; der engliſche Offizier entpuppte ſich als ein deutſcher Leutnant Schmidt aus dem benachbarten Freiburg; der Herzog war zwar wiederholt in Straßburg geweſen, aber nur um Aufführungen einer franzöſiſchen Schauſpieltruppe beizuwohnen. Trotzdem erhielt ſich bei Bonaparte und ſeinen Leuten der Argwohn, daß vom Wühlerneſt Ettenheim aus die Herrſchaft, ja, das Leben des Konſuls bedroht werde. Ein kleiner diplomatiſcher und militäriſcher Feldzug wurde in Szene geſetzt, um die drohende Gefahr abzuwenden. Dabei iſt vor allen Talleyrand in ſeinem Element. Keiner iſt eifriger bemüht, das Vaterland zu retten, und keiner weiß beſſer dem Konſul begreiflich zu machen, daß der Sieger von Mantua und Marengo ohne ſeinen treuen, klugen Diener ein verlorener Mann wäre.

Am 15. März um Mitternacht brach eine Abteilung Dragoner aus Schlettſtadt auf, ſetzte über den Rhein und umzingelte das Städtchen Ettenheim. Der Ueberfall bedeutete eine gewalttätige Verletzung des deutſchen Gebiets, allein was kümmerte dies Bonaparte, um deſſen Gunſt alle deutſchen Fürſten wetteifernd buhlten! — Dem Herzog waren wiederholt Anzeigen zugegangen, daß ein Anſchlag auf ihn geplant werde; er hatte aber, wie ſein Kammerdiener Canone erzählt, kein Gewicht darauf gelegt; man werde, meinte er, höchſtens ein paar Banditen auf ihn loslaſſen, deren er ſich leicht erwehren könne. Am 15. März frühmorgens wird er geweckt, das Haus iſt auf allen Seiten von Gendarmen und Soldaten umſchloſſen! Den Rat, durch das Fenſter eines Dienerzimmers zu fliehen, weiſt der Herzog zurück; den Plan einer Verteidigung muß er als nutzlos aufgeben; die Türen werden erbrochen, Gendarmen ſtürzen ins Gemach; Enghien muß ſeinen Degen ausliefern; es wird ihm nicht einmal geſtattet, Kleider anzuziehen; in Nachtgewand und Pantoffeln wird er abgeführt, in eine Poſtkutſche geſchleppt, und fort geht's nach Straßburg, wo der Gefangene in der Zitadelle untergebracht wird. Trotz des Ueberfalles war der Herzog guten

Das Haus in Ettenheim (Baden),
in dem der Herzog von Enghien verhaftet wurde

Mutes und ahnte nichts Schlimmes. „Wenn man meine Papiere unterſucht,“ ſchrieb er aus Straßburg an ſeine Gattin, „wenn man die Briefe meiner Eltern und des Königs und die Abſchriften meiner Briefe finden wird, ſo kann mich dies alles nicht in ſchlimmerer Weiſe bloßſtellen, als ſchon mein Name und mein Verhalten im Verlauf der Revolution!“ Als ihm der mitleidige Feſtungskommandant die Erlaubnis gab, im Hausgarten ſich zu beſchäftigen, ſagte der Herzog zu ſeinem Diener: „Morgen iſt Sonntag, da wollen wir die Meſſe hören, am Montag wollen wir zu graben beginnen.“

Doch nicht der Herzog ſollte graben im Straßburger Garten, ſondern für den Herzog ſollte am Wall zu Vincennes gegraben werden — ein Grab!

Als Joſeph Bonaparte in Paris Gerüchte von der Aufhebung eines bourboniſchen Prinzen hörte, eilte er nach Schloß Malmaiſon. Madame Joſephine erzählte ihm, was ſie von der Sache wußte; ſie habe, ſo verſicherte ſie, ihren Gatten flehentlich beſchworen, das Leben des Prinzen zu ſchonen. „Doch dieſen Hinkebein fürchte ich,“ rief ſie, indem ſie auf Talleyrand wies, der mit dem Konſul im Garten wandelte, „laſſen Sie die Unterredung mit dieſem Menſchen nicht mehr länger dauern!“ Joſeph gab ſich nun alle Mühe, den Bruder verſöhnlich zu ſtimmen, indem er ihn daran erinnerte, welche Verehrung ſie beide als Knaben dem Prinzen Condé, dem Großvater Enghiens, gewidmet hätten —, umſonſt! Napoleon erwiderte bündig: „Wenn die Rückſicht auf das Wohl des Staates ſpricht, haben alle andern Stimmen zu ſchweigen!“

Am Vorabend der Kataſtrophe ſpielte Bonaparte mit Frau von Remuſat, der erſten Palaſtdame ſeines konſulariſchen Hofes, eine Partie Schach. Er war offenbar zerſtreut, und plötzlich begann er mit halblauter Stimme allerlei Verſe zu zitieren. Deutlich wiederholte er das berühmte Wort, das Corneille dem Auguſtus in den Mund legt: „Laß uns Freunde ſein, Cinna!“ Dann deklamierte er die Verſe Guzmans aus Voltaires „Alzire“:

„Du ſiehſt den Unterſchied der Götter, die wir ehren:
Die deinen konnten dich nur Mord und Rache lehren,
Doch ob dein Arm den Mordſtreich auch nach mir getan,
So treibt mein Gott mich doch zu Huld und Mitleid an!“

Dabei lächelte der Gewaltige — Frau von Remuſat glaubte nicht anders, als daß der Konſul beſchloſſen habe, eine rührende Verſöhnungsfeier in Szene zu ſetzen. Da trat plötzlich General Hullin ein, der erſte Konſul ſchob das Schachbrett zurück, trat in ein Nebengemach und verbrachte ſodann die Nacht in Beratung mit Hullin, Murat und Savary.

Nach kurzem Aufenhalt in Straßburg war Enghien in einer verſchloſſenen Kutſche nach Vincennes gebracht worden (20. März). Der Name Vincennes wäre dazu angetan geweſen, in einem Bourbon trübe Erinnerungen zu wecken: 1627 hatte Richelieu den Prinzen Heinrich Condé, 1650 hatte Mazarin den großen Condé hier eingekerkert! Der junge Herzog ließ ſich aber durch ſeine Haft die Laune nicht verderben. Er kenne kein höheres Vergnügen als die Jagd, ſagte er zum Kommandanten Havel. „Wenn mir geſtattet würde, in der Umgebung ein bißchen zu jagen, ſo dürften Sie ſich darauf verlaſſen, daß ich niemals durchgehen werde!“ Dann ſchlief er ruhig und feſt, bis er zum Verhör geführt wurde. Das Kriegsgericht beſtand aus ſieben höheren Offizieren unter Vorſitz des Generals Hulin. Der Herzog antwortete auf die an ihn geſtellten Fragen, wie ein Bourbon antworten mußte; er beteuerte, weder an der Verſchwörung Cadoudals, noch an irgendeinem andern Anſchlag gegen die Republik beteiligt geweſen zu ſein, geſtand aber freimütig ein, daß er ſich mit der Abſicht getragen habe, in die engliſche Armee einzutreten und ſich mit dem Degen den Weg ins Vaterland wieder zu erſchließen.

Dieſes Wort genügte. Nach den Geſetzen der Republik war auf Teilnahme eines Bürgers am Krieg in den Reihen der Landesfeinde die Todesſtrafe geſetzt. „Ich gebe zu,“ ſagt Hullin, „ein Condé konnte nicht anders als mit dem Degen in der Hand den Boden Frankreichs betreten, aber für uns Richter gab es nach dieſer Erklärung keine andre Möglichkeit, als über den Unglücklichen das Todesurteil zu fällen.“ Einſtimmig fällten denn auch die Richter das Urteil: Da der Verrat des Louis Antoine von Bourbon offen zutage liegt, ſoll er vom Leben zum Tod befördert werden! Der Spruch des Gerichts erſchien aber den Getreuen des Konſuls in Malmaiſon doch etwas gar zu formlos und wurde deshalb durch einen ausführlicher begründeten erſetzt: dieſe zweite Redaktion wurde im Moniteur veröffentlicht.

Hullin erzählte, er habe nach Schluß der Sitzung, von Mitleid mit dem armen Verurteilten erfüllt, an Bonaparte ſchreiben wollen, daß der Prinz um eine Unterredung mit dem Staatsoberhaupt bitten laſſe, da ſei ein Mann, der ſich ſchon während der Sitzung auffällig im Saal herumgetrieben habe, zu ihm herangetreten mit den Worten: „Was machen Sie da? Ihr Geſchäft iſt beendigt, das übrige iſt meine Obliegenheit!“ Darauf habe er den Saal verlaſſen, da ſei ſchon, während er noch in der Vorhalle auf ſeinen Wagen wartete, ein Schuß gefallen, der alle erſtarren machte! „Ich ſchwöre im Namen meiner Kollegen: an einer ſo übereilten Exekution tragen wir nicht die Schuld; unſer Urteilsſpruch hätte erſt noch dem Kriegsminiſterium, dem Oberrichter, dem Juſtizminiſter, dem Gouverneur von Paris mitgeteilt werden ſollen — da kündigte der Schuß uns an, daß alles ſchon zu Ende ſei!“ Mit dem Manne, der den Vorſitzenden abgehalten haben ſoll, den Verurteilten der Gnade des Konſuls zu empfehlen, iſt Savary gemeint. Dieſer ſelbſt aber beteuert, den Gerichtsſaal ſchon vor der Beendigung der Sitzung verlaſſen und den Urteilsſpruch erſt zwei Stunden ſpäter erfahren zu haben. Es iſt nicht nötig, auf die Widerſprüche in den feierlichen Erklärungen der Selbſtverteidiger näher einzugehen; ihre Ausſagen können um ſo weniger ins Gewicht fallen, als wir heute wiſſen, daß der Befehl, für den nach Vincennes gebrachten Hochverräter ein Grab bereit zu halten, ſchon vor der Entſcheidung des Kriegsgerichts erteilt worden iſt. Es liegen der Bericht Havels und die Angaben der dabei beſchäftigten Arbeiter vor. — Auch das Originalurteil der ſieben Beiſitzer hat ſich erhalten. Es beſteht nur aus ſechzehn Zeilen und ſchließt mit den Worten: „On a appliqué l'article . . . de la loi . . . ainsi conçu . . . et en conséquence l'a condamné à la peine de mort.“

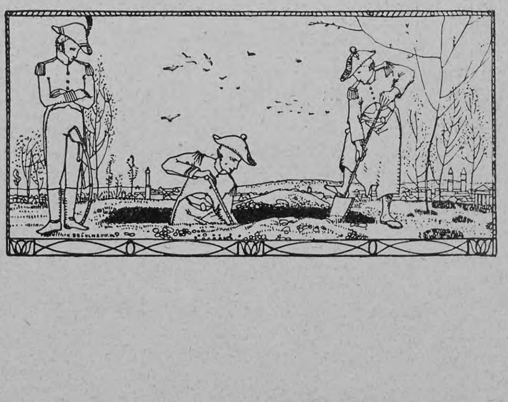
Napoleon verſicherte in St. Helena vor dem Grafen Las Caſes, er bedaure lebhaft, einen Brief des Herzogs von Enghien nicht rechtzeitig erhalten zu haben; das Gnadengeſuch ſei ihm, Gott wiſſe, aus welchen Gründen, von Talleyrand erſt nach dem Tode des Prinzen übergeben worden, ſonſt wäre der Unglückliche ſicher begnadigt worden. Von einem Briefe des Herzogs an den Konſul iſt aber ſonſt nirgend die Rede, ja, die Vorgänge in den wenigen Stunden zwiſchen der Verurteilung und Hinrichtung ſchließen die Möglichkeit, daß Enghien ein Gnadengeſuch geſchrieben habe, faſt völlig aus. Savary weiß ſogar zu berichten, Napoleon habe ſich tatſächlich ſchon für Begnadigung entſchieden und den Staatsrat Real nach Vincennes geſchickt, um mit Enghien nochmals ein Verhör anzuſtellen; Real habe aber ſich verſchlafen und ſei deshalb zu ſpät gekommen. Boulay de la Meurthe maß der Erzählung Savarys Glauben bei; Welſchinger hat jedoch durch genaueſte Unterſuchung aller dafür und dawider ſprechenden Gründe überzeugend nachgewieſen: die Sendung Reals nach Vincennes iſt eine Legende, Bonaparte hat ſich niemals ernſtlich mit der Abſicht einer Begnadigung Enghiens getragen. Uebrigens hat Napoleon ſelbſt nur zeitweiſe verſucht, die Schuld an der Kataſtrophe von Vincennes von ſich abzulenken. Kurz vor ſeinem Tode hat er die volle Verantwortung ſtolzen Sinnes auf ſich genommen. Während er, von entſetzlichen Leiden gepeinigt, zu Bette lag, wurde ihm eine aus engliſcher Feder ſtammende heftige Kritik des Verfahrens gegen Enghien vorgeleſen. Da ließ er ſich nochmals ſein Teſtament reichen und ſchrieb zwiſchen die Zeilen folgende Worte: „Ich habe den Herzog von Enghien verhaften und aburteilen laſſen, weil dies nötig war für die Sicherheit, das Intereſſe und die Ehre des franzöſiſchen Volkes. Es geſchah in jenen Tagen, da der Graf von Artois nach eignem Geſtändnis ſechzig Meuchelmörder in Paris unterhielt. Unter ähnlichen Umſtänden würde ich auf die nämliche Weiſe wieder handeln.“

Auch nach dem Verhör ſtieg im Herzog noch immer nicht der Gedanke auf, daß ſein Leben bedroht ſei. Er unterhielt ſich mit dem Offizier, der ihn in den Kerker zurückbrachte, mit harmloſen Scherzen. Das einfache Abendeſſen teilte er mit ſeinem zärtlich geliebten Hündchen, das man ihn auf dringendes Bitten von Ettenheim hatte mitnehmen laſſen. Plötzlich erſchien der Kommandant Havel in der Zelle und lud, ohne eine weitere Aufklärung zu geben, den Gefangenen ein, ihm zu folgen. Nach kurzer Wanderung durch den Feſtungsgraben ſah ſich der Herzog gegenüber dem von Savary aufgeſtellten Pikett Gendarmen. Es war den Leuten erſt kurz vorher eröffnet worden, daß ſie einen Verräter, der für Frankreich wieder die Zeit Robespierres heraufbeſchwören wolle, durch ihre Kugeln vom Leben zum Tod befördern ſollten. Mit ruhiger Faſſung hörte Enghien der Verleſung des Urteilsſpruches zu. Die Bitte um Beiſtand eines Geiſtlichen wurde abgeſchlagen. Savary ſoll höhniſch gerufen haben: „Wollt Ihr denn wie ein Kapuziner ſterben?“ In ſeiner Rechtfertigungsſchrift erklärt er: „Selbſt wenn es ſich wirklich ſo verhielte, daß geiſtlicher Beiſtand verweigert wurde, ſo konnte das Geſuch des Prinzen nicht an mich gerichtet werden, denn ich hatte hierin weder etwas zu bewilligen, noch zu verſagen.“ Damit iſt aber nicht in Abrede geſtellt, daß jenes abſcheuliche Wort geſprochen, daß ein Braver, der ſchon in zwanzig Schlachten dem Tod ins Auge geblickt hatte, verhöhnt worden ſei. „Wie ſchrecklich iſt es, von der Hand von Franzoſen den Tod erleiden zu müſſen!“ Das waren die letzten Worte des Herzogs. Auf das verabredete Zeichen, der Offizier legte die Hand an ſeinen Hut, gaben die Soldaten Feuer. Der Herzog war ſofort tot. Die Leiche wurde unmittelbar darauf am Fuße des Pavillon de la Reine verſcharrt. Um drei Uhr morgens war alles zu Ende.

Die erſte Kunde von der Bluttat in Vincennes rief in Paris allgemeine Aufregung, wilden Schrecken, ſtumme Entrüſtung hervor. Im Staatsrat erſchien Bonaparte ſelbſt, um das Vorgehen gegen den Bourbon zu rechtfertigen. Die Rückſicht auf das Staatswohl, erklärte er, habe die raſche Hinrichtung des Verräters geboten. „Was die öffentliche Meinung betrifft, ſo muß man ihr Urteil ehren, aber ihre Launen verachten! Im übrigen verfüge ich über fünfzigtauſend Mann, um, wenn es nötig ſein ſollte, den Willen der Nation zur Geltung zu bringen!“

Wenn Einwände gegen die Hinrichtung des Bourbon erhoben würden, ſchrieb Talleyrand ſchon am 19. März, alſo zwei Tage vor der Kataſtrophe, an den Geſandten in Wien, Champagny, und wenn wegen der Verletzung des neutralen Bodens Berufung an das Völkerrecht eingelegt werden ſollte, möge er ſolche Reden „même avec moquerie“ barſch zurückweiſen; wenn das Heil eines Staates auf dem Spiel ſtehe, könne man Schutzvorkehrungen nicht mit dem Zirkel abmeſſen. Es liegt noch das Konzept einer andern Depeſche Talleyrands vor, welche die dreiſte Lüge enthält, daß Enghien „mit den Waffen in der Hand“ ergriffen worden ſei; ſie ſcheint aber nicht abgeſchickt worden zu ſein. Durch Einſchüchterung der europäiſchen Höfe wurde auch tatſächlich erreicht, daß weder in Wien noch in Regensburg, weder in Madrid noch in Neapel ein offenes Wort des Tadels laut wurde.

Um ſo unbedingter und unbeſchränkter hat die Geſchichte das Vergehen gegen Enghien verurteilt. Von einer rechtlichen Begründung kann, wie Welſchinger hervorhebt, gar nicht geſprochen werden. Waren die Richter zuſtändig? Die Frage iſt kaum zu bejahen. War die Verhaftung zuläſſig? Gewiß nicht. Waren die Zeugenausſagen belaſtend? Es gab keine Zeugen. Kam der Verteidiger ſeiner Verpflichtung nach? Es gab keinen Verteidiger. War der Urteilsſpruch nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen gefällt? Er war ſchon vor der Sitzung in blanco abgefaßt. Das Ganze war alſo nicht eine auf Grund gerichtlicher Entſcheidung vollzogene Hinrichtung, ſondern ein Mord.

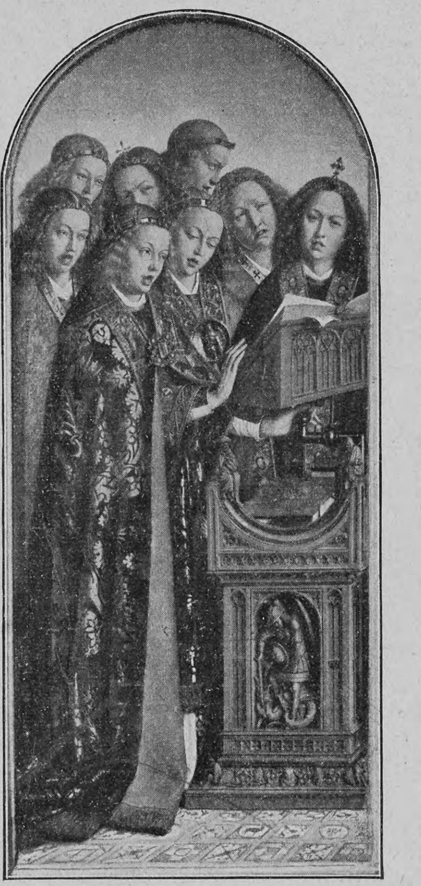


Die Muſik im Bilde

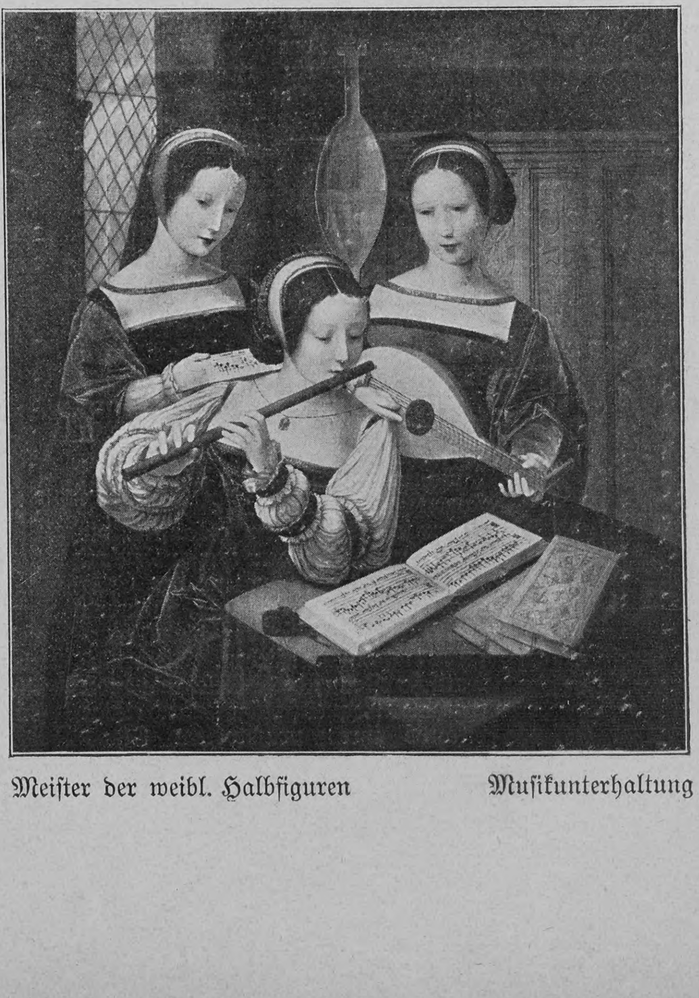
Von

Profeſſor Dr. Oscar Bie

Es gibt zwei Arten von Muſik in der Malerei, eine heimliche und eine offene. Die heimliche Muſik iſt in allen Bildern, die von Farben innerlich klingen und eine Symphonie darſtellen, die von den Augen geſehen iſt. Als Whiſtler und die Impreſſioniſten unter ihre Porträts und Interieurs und Landſchaften keinen Namen mehr ſchrieben, ſondern bloß die Worte „Symphonie in Gelb und Schwarz“, „Akkord von Roſa und Mattgrün“, da übertrugen ſie Wahrnehmungen muſikaliſcher Art auf Bilder, ſo wie wir gern umgekehrt Farbenprädikate auf Töne übertragen. Das Farbenhören und das Tonſehen iſt unſrer Zeit ſo geläufig, wie alle andern Aſſoziationen, die wir zwiſchen den Künſten bilden. Wenn wir im reinen A-Dur des Lohengrin mattblaue Nuancen hören, oder C-Dur in den Meiſterſingern uns weiß, und As-Dur im Triſtan uns grauviolett erſcheint, ſo gibt es ebenſo Monetſche Herbſtlandſchaften an dunſtigen Ufern, die uns mit Verlaine an ein zartes Violinſtück und Klingerſche Phantaſien, die uns an Brahmsſche Lieder erinnern, auch ohne daß ſie geradezu dafür komponiert ſind. Als Klinger die Brahmsſchen Lieder ausſtattete, hielt er ſich von jeder direkten Illuſtration fern. Er ließ nur Aſſoziationen aufklingen, prometheiſche Schickſalszüge, Feldeinſamkeiten und Vogelflug, die ihren ſelbſtändigen greifbaren Ausdruck in den Radierungen fanden. So wirkt ſelbſt das gegebene Muſikſtück im Bilde nur als heimliche Muſik. Lechter ſetzt unter die Fenſter mit ſehnſüchtigem Menſchenpaar die Triſtanmotive, unter ein melancholiſches Landſchaftsſtück das Chopinſche E-Mollprelude, aber es iſt nur eine dekorative Aſſoziation, ſo wie in ſeinem Kölner Glasgemälde die Muſik als unnennbare Göttin thront. Selten verkehrten die Malerei und die Muſik ſtofflich miteinander. Wie es nur wenige Stücke gibt (Liſzts Hunnenſchlacht, Hubers Böcklinſymphonie), die nach beſtimmten Bildern geſchaffen wurden, gibt es nur wenige Bilder nach beſtimmten Muſikſtücken. Und auch dieſe nur aſſoziativ. Denn die Macht der heimlichen Muſik in unſrer Malerei iſt für unſer Geſchlecht, das in allen Dingen muſikaliſcher empfinden lernte, größer als je. Reden wir zufällig ſo viel von den „Tönen“ in der Malerei, wenn eine helle Sonnenlandſchaft die Bäume im Glanze badet, oder der Winterhorizont den Schnee gegen den grauen Himmel abſetzt, die herbſtliche Allee in buntem Farbentanze gegen die tiefblauen Schatten eines Nadelwaldes ſich verliert, um die ſchwach beleuchtete Kaminecke dämmerige Myſtik webt, oder eine Frau in duftigem, ſchillerndem Chiffon vorüberſchwebt? Das iſt die heimliche Muſik in der Malerei, die ich nicht nennen kann und die doch größer iſt als alle offene.



Jan van Eyck Singende Engel

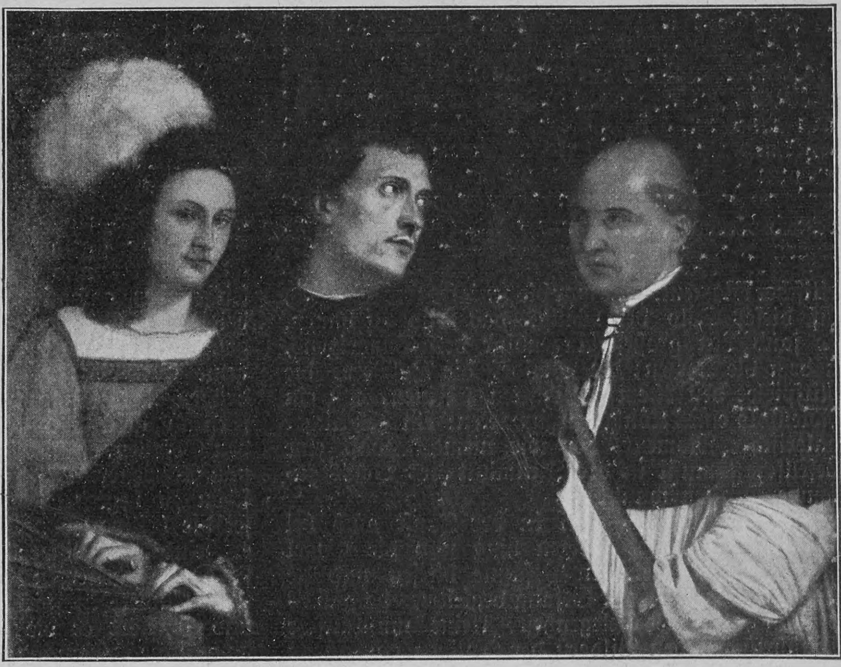


Meiſter der weibl. Halbfiguren Muſikunterhaltung

Die offene iſt eine Zuflucht zur Schilderung muſizierender Menſchen, des muſizierenden Handwerks. Die Malerei ſteht, die Muſik geht. Reale Muſik iſt nur zu malen, indem man die Menſchen malt, die ſie ausführen. Man malt die Träger der Muſik, die Spielenden und Zuhörenden, die Spannung und Begeiſterung des Reproduzierens und Hörens. Und das geſchieht, wie jeder andre Stoff der Malerei, mit feinen Ausſchnitten oder unfeinen Effekten, mit virtuoſen Wirkungen oder intimen Reizen.

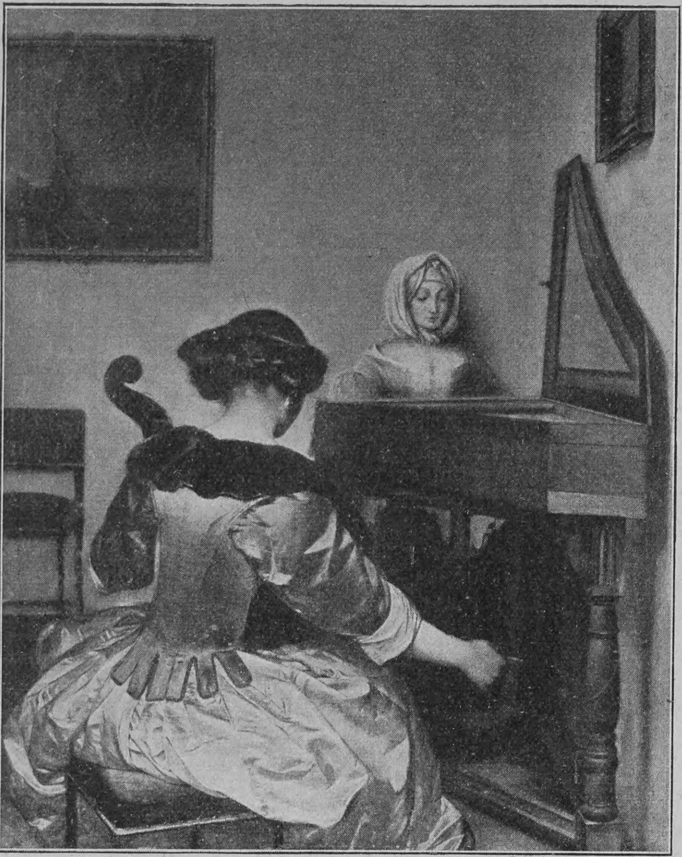
Vallotton beſingt den Selbſtgenuß, den intimſten, der Muſik in einer Reihe berühmter Holzſchnitte. Der Flötenſpieler ſteht verſunken an eine barocke Kommode gelehnt, auf der ihm eine weiße Katze zuhört Der Geiger ſitzt vergraben in einem tiefen Fauteuil am Kamin. Der Celliſt in der romantiſchen Tracht der dreißiger Jahre ſtreicht über die Saiten mit träumenden Mienen vor dem Schrank mit der Pendule. Der Pianiſt ſitzt am kleinen Inſtrument neben der altertümlich geblümten Tapete, um — wie alle andern — ohne Noten zu improviſieren. Nur die Pianiſtin großer Toilette in der Geſellſchaft ſpielt nach Noten, und ſofort finden ſich Zuhörer ein, um ihre viſionären Geſichter aus dem Dunkel des Zimmers auftauchen zu laſſen. Erhöhen ſie die Intimität, indem ſie ſich zeigen? Der Reflex der Muſik auf Zuhörer verdeutlicht, aber ſteigert nicht ihre Wirkung. Es gibt ſchweigſame Landſchaften, die ſofort trivial werden, wenn der Maler ihnen im Vordergrund ſchwärmeriſche Menſchen hinzufügt. Wie ſtill und tief ruht die Seele des Thomaſchen Geigers auf dem Grunde der Muſik, und wie komödiantenhaft benehmen ſich die Zuhörer auf dem ſchmökerhaften Baleſtrieriſchen Beethovenbilde, das die Wirkung der Muſik auf ſchöngeiſtige Menſchen darſtellt, weil es ſie nicht unmittelbar empfindet.

Der Selbſtgenuß der Muſik gibt das Motiv für ihre intimſten Darſtellungen, der geſellſchaftliche Genuß für ihre bewegteſten und figurenreichſten.



Giorgione Ein Konzert

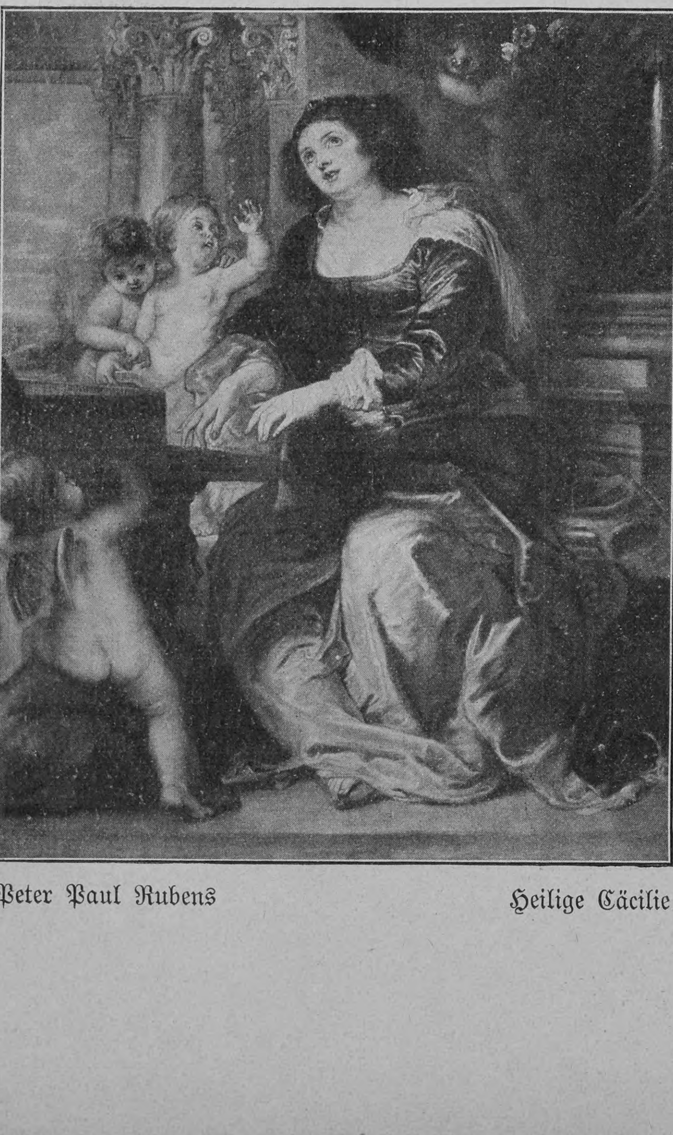
Das muſikaliſche Geſellſchaftsbild iſt in der kulturhiſtoriſchen Malerei ein beſtimmter, vielfach wiederkehrender Typus. Wie auf den alten Feſtblättern gern vorn im größten Maßſtab die Theaterkapelle in voller Tätigkeit geſchildert wird, während rings auf den Eſtraden und in den Logen die klaſſifizierten Zuſchauer ſich zu amüſieren und zu unterhalten ſcheinen, ſo hat man die kleineren Soireen in berühmten Salons zum Gegenſtande porträtähnlicher Gruppenbilder gemacht. Das bekannteſte Stück iſt Oliviers Darſtellung des kleinen Mozart, wie er im Salon des Prinzen Conti, von der erſten Pariſer Geſellſchaft umgeben, ſeine Künſte produziert. Von den Schubertzeichnungen Schwinds iſt der muſikaliſche Abend bei Spaun mit Grillparzer, Schwind, Bauernfeld und andern Notabilitäten dieſem Genre zuzuweiſen. Ganz nach dem Muſter komponierte Jul. Schmid ſein bekanntes Schubertbild, auf dem der Meiſter in einem Bürgerhauſe von Altwien klavierſpielend gezeigt wird. Die Porträtſammlungen reichen von Kriehubers Lithographie der Matinee bei Liſzt, auf der man Berlioz, Czerny und Ernſt Liſzts Spiel lauſchen ſieht, bis zu jenem Papperitzſchen Wagnerbilde, das unter Aſſiſtenz von Niemann, Lenbach, Levi, Richter, Frau Coſima, Gräfin Schleinitz, Liſzt die Nibelungenpartitur ſpielen läßt. Aber während die muſikaliſchen Soloſzenen meiſt durchdrungene künſtleriſche Leiſtungen waren, ſind dieſe Geſellſchaftsmuſikbilder faſt nur von ſtofflichem Intereſſe: eben Geſellſchaftsbilder mit etwas Muſik. Es gibt ein einziges berühmtes, das davon eine Ausnahme bildet, das die Anſprüche der Kunſt erfüllt. Menzels Flötenkonzert Friedrichs des Großen. Geſellſchaft und Zimmer bilden eine Einheit in ihrem goldigen Licht: der König ſpielt gerade eine Kadenz, die Kammermuſiker warten auf den Einſatz, es iſt ein ſpannender,



Gerard Terborch Das Konzert

kritiſcher Moment. Das war die geniale Idee Menzels, auf dieſes Solo des Königs das Bild zu bauen. Er fand den großen Augenblick des Schweigens, in dem die Kerzen, die Wände, die Zuhörer, die Mitſpieler den Atem anzuhalten ſcheinen, um ein Flötenſolo eines Königs abzuwarten; ein glücklicher maleriſcher Moment, der wie niemals ſonſt eine Geſellſchaftsmuſik in der Intimität des Solos zuſammenzufaſſen wußte.

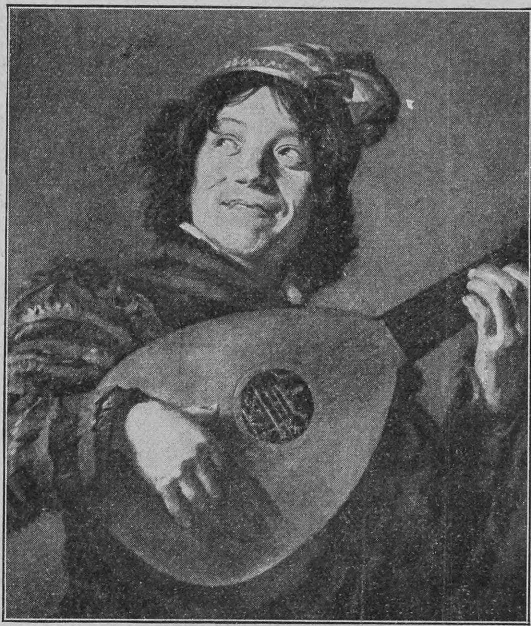
Als noch der Himmel in der Kunſt auch bei Sonnenſchein voller Geigen hing und die Engel offen vor den Menſchen Poſaune blieſen und die heilige Cäcilie ſie zum Geſang begleitete, da gab es ſo manche ſchöne Gelegenheit, kleine muſikaliſche Aufführungen den Bildern der Heiligen einzufügen und etwas Sphärenharmonie von Seraphimhänden erklingen zu laſſen. Auch dies war eine ganze kunſtgeſchichtliche Gruppe von Muſikbildern, in denen die Töne der Kirche ihre reizende Verſinnlichung in den Mitgliedern eines himmliſchen Orcheſters fanden. Der erſte, der dieſe Kapelle reicher beſetzt und ſie unermüdlich zum Lobgeſang des Himmels heranruft, war der fromme und heitere Fieſole. Seine muſizierenden Engel, die ſich auf allen Streich-, Reiß- und Blasinſtrumenten üben, ſind halb erwachſene Perſonen in ſchön wallenden Gewändern, und nicht bloß Gott hörte ſie gern, ſondern die Menſchen fanden ſofort ſolches Wohlgefallen an ihnen, daß ſie ſie zu dekorativen Typen erklärten, was allerorten die höchſte monumentale Anerkennung bedeutet. Wie wenige der helleniſchen Muſen ſpielten ein Inſtrument, wie gering war die Auswahl damals in den Kitharwerkzeugen, die ſich der apolliniſchen Gunſt erfreuten, während Athena, als ſie die leidenſchaftliche Flöte in den Mund nahm und ihre aufgeblaſenen Backen bemerkte, ſofort beſchloß, dieſes dämoniſche Tonwerkzeug den Satyrn zu überlaſſen. Jetzt in der chriſtlichen Zeit hatte man nicht zwei Inſtrumentenklaſſen und nicht die trockene Monodie, ſondern das ganze, reiche, bunte, polyphone Orcheſter, das eine Heerſchar von Engeln beſchäftigte. Und wenn die Engel ihre Pauſen machten, ſo nahmen die kleinen nackten Putten die Lauten und Theorben, ſie ſetzten ſich auf den Rand der ſchönen, großen Madonnenbilder und ſtrichen oder zipſten ſich ein ſonniges Liedchen vor, das allen hoffnungsvoll im Ohre klang. Wir haben ſie nie wieder vergeſſen, dieſe ſüßen Carpaccioſchen und Raffaelſchen und Correggioſchen leicht oder gar nicht bekleideten Weſen, die dem heiterſten Glauben einen klingenden Rahmen gaben. Indeſſen proben die großen Engel weiter, denn Gott iſt unerſättlich an Muſik. Da tut drüben in Flandern ein beſonders ſchöner und fürſtlich gekleideter Engel dem Maler van Eyck den Gefallen, einen vielſtimmigen heißbeſeelten Chor von Schweſtern auf einer reichgeſchnitzten Orgel ſo ſchön zu begleiten, daß man meinen könnte, es ſei die heilige Cäcilie in eigner Perſon. Und dann erſcheint dem Meiſter Rubens dieſe Cäcilie ſelbſt, und ſie hat die geliebten Züge ſeiner eignen Frau, und ſeine Kinderchen ſpielen als Putten um die Orgel, und ſo hört er die beſte aller Hausmuſiken als himmliſchen Klang, und der Himmel iſt ihm auf Erden. Oder iſt das Uebermut? Raffaels Cäcilie ſenkt traumverloren die Handorgel zu Boden und blickt hellſichtig nach oben. Sie hört eine Muſik, die reiner iſt als alle, die auf Erden je gedacht war — was hört ſie, daß ſie unſre Erdenmuſik aufgibt, was iſt noch ewiger als dieſe?



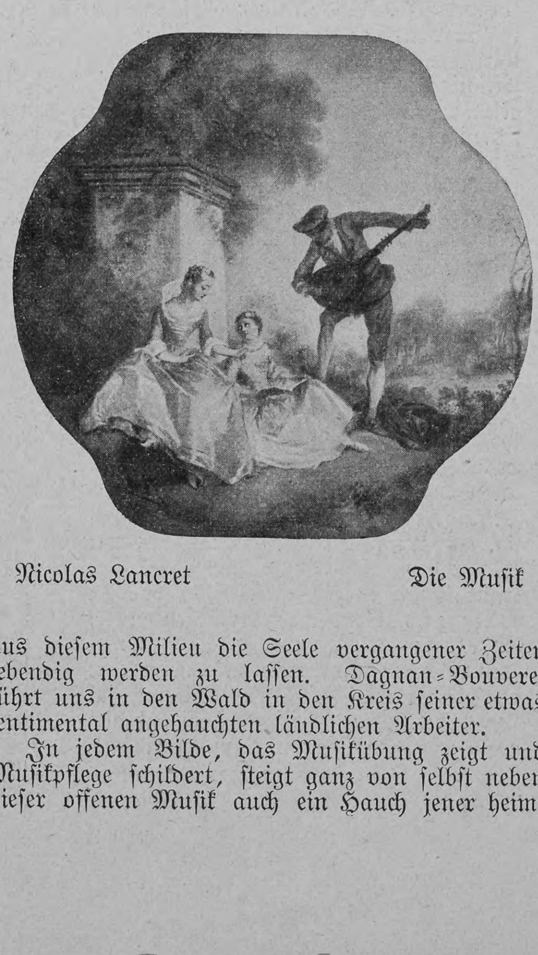
Peter Paul Rubens Heilige Cäcilie

Wir wiſſen es nicht. Wir genügen uns an dieſen kleinen friedſamen irdiſchen Konzerten, welche die Maler um ſo mehr lieben, je nordiſcher ihr Klima, je zimmerlicher ihr Kunſtgefühl iſt. Italiens nordiſcheſte Stadt, Venedig, ſchenkte uns Giorgiones berühmtes Konzert, das die geſchloſſene intime Wirkung des Spiels auf ſeinen klaſſiſchen Ausdruck brachte. Es iſt nichts weniger als ein „Konzert“. Ein feiner Menſch ſitzt am Klavier, er ſchlägt einige Taſten an, er wendet ſich verſtändnisſuchend zu ſeinem Freunde um, und ein dritter, das Publikum, iſt mehr zur Raumfüllung vorhanden, als aus Gründen der inneren Notwendigkeit. In dieſem Blick liegt die ſinnliche Sprache der Muſik. Noch ein wenig nordiſcher — und auch dieſe Symbolik des Muſikverſtehens hört auf. Die Vlamen und Niederländer des 17. Jahrhunderts ſchaffen eine unüberſehbare Reihe von Konzertinterieurs, die vom Unterricht bis zur Repräſentation, von der muſikaliſchen Liebesſzene bis zur ſchweigſamen Kammermuſik alle Stufen dieſer irdiſchen Leiter ablaufen, die am ſicherſten in den Himmel führt. Teniers ſitzt als Amateur des Cello vor ſeinem ſtolzen Hauſe, während die Dudelſackpfeifer vor die Oſtadeſchen Kaſchemmen ziehen. Die ariſtokratiſche Frau des Gelehrten von Gonzales Coques ſchlägt ſtehend einige Akkorde ihres prachtvollen Clavicymbels an, während die zarte und bürgerliche Spinettſpielerin des Terborch in ihr Duo mit der celloſpielenden Freundin ſo verſunken iſt, daß wir die Muſik an den ſtillen Wänden wie in verliebter Sehnſucht aufſteigen fühlen. Dann führt uns das anmutige 18. Jahrhundert hinaus in die Watteauſchen und Lancretſchen Parks, wo die Hecken zu Gardinen, die Lichtungen zu Türen, ſtumme Statuen zu ſicheren Wächtern werden und zu geſelligen und freien Vergnügungen Laute und Flöte erklingt, in deren Muſik die dekorativen Arrangements ländlicher Feſte auszuklingen ſcheinen. Noch einmal entdeckt das Auge des modernen Impreſſioniſten die Reize des Zimmers um ein muſikliebendes Menſchenkind. Wie Renoir haben alle, welche die glücklichen Stunden häuslicher Muſik auch maleriſch anklingen laſſen wollten, in der ſüßen polyphonen Harmonie reflexdurchwebter Farben dieſe trauliche Stimmung gebannt.

Der Muſiker als ſtimmunggebendes Modell iſt dankbar. Er atmet ein Milieu. Auf den Feſtblättern ſind die Muſiker, welche die charakteriſtiſchen Teile der Aufzüge begleiten, ſtets auf ihre Inſtrumente individualiſiert, ſie intonieren augenfällig das Milieu der Gewerbe, der Stände, der Länder, die ſie einleiten. Dürer zeichnet den Dudelſackpfeifer als Volksfigur. Hals malt den Lautenſpieler als fetten vlämiſchen Narren. Andre Niederländer komponieren um einzelne muſizierende Damen den wohligen geſättigten Reichtum des patriziſchen Zimmers. Der moderne engliſche Maler Orchardſon, ein eifriger Sammler alter Inſtrumente, malt dieſe alten Clavicytherien und Giraffenklaviere mit der ganzen Empire-Umgebung und den Sentimentalitäten alter einfacher Muſik, um aus dieſem Milieu die Seele vergangener Zeiten lebendig werden zu laſſen. Dagnan-Bouveret führt uns in den Wald in den Kreis ſeiner etwas ſentimental angehauchten ländlichen Arbeiter.

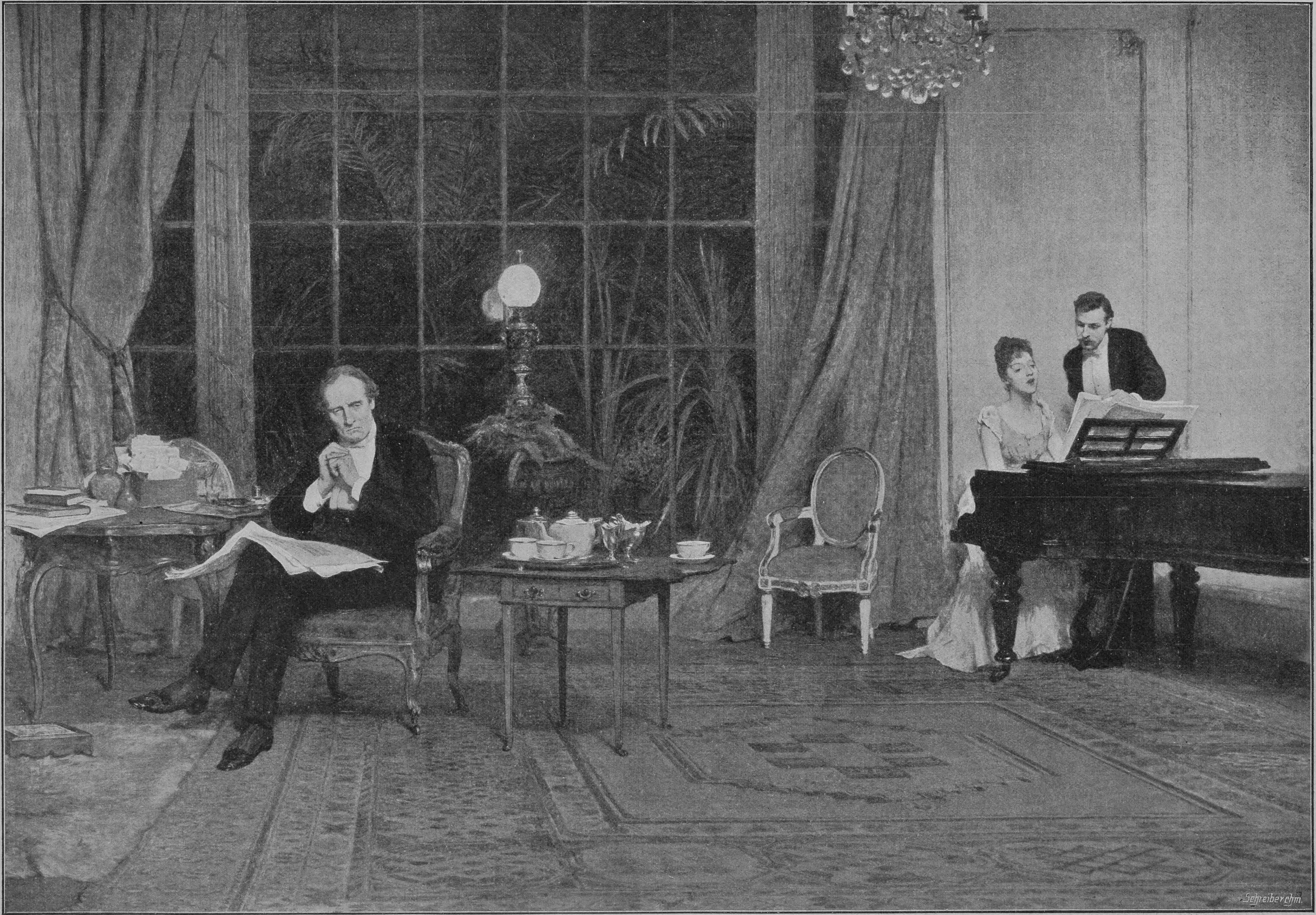


Frans Hals Der Narr



Nicolas Lancret Die Muſik

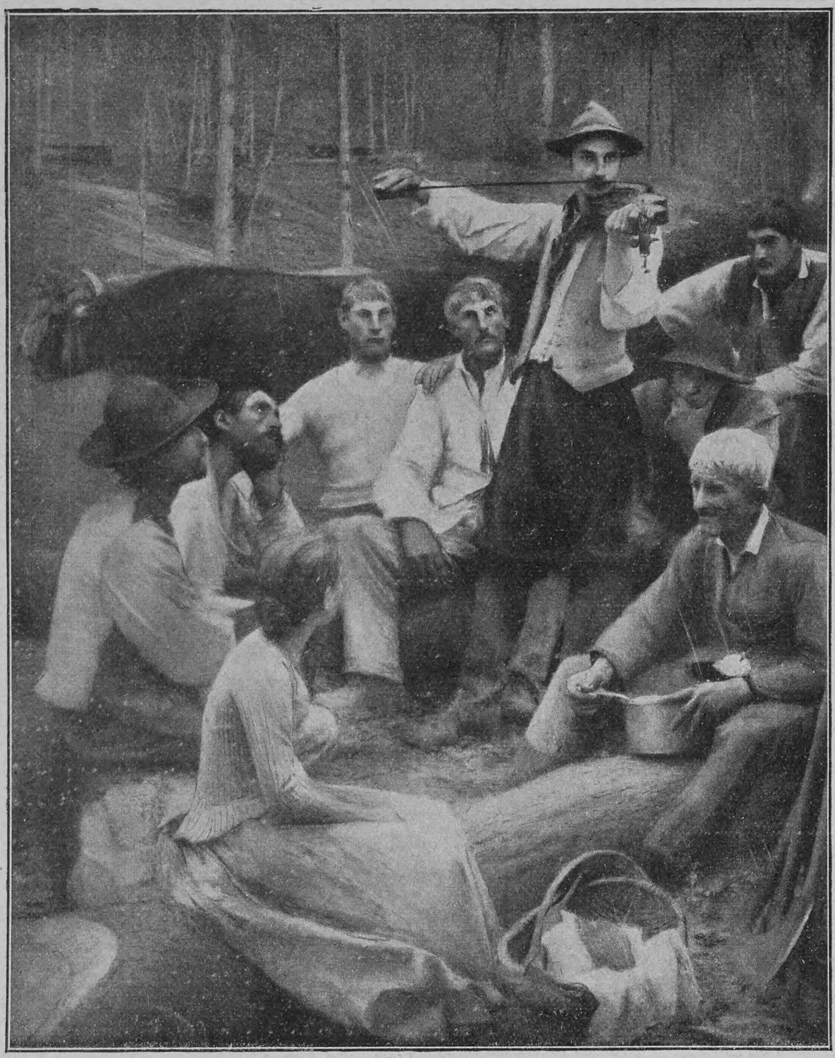
In jedem Bilde, das Muſikübung zeigt und Muſikpflege ſchildert, ſteigt ganz von ſelbſt neben dieſer offenen Muſik auch ein Hauch jener heim-


Schreiber chm.

Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin

Ihrer Mutter Stimme

Nach dem Gemälde von W. Q. Orchardſon



P A. J. Dagnan-Bouveret Im Walde

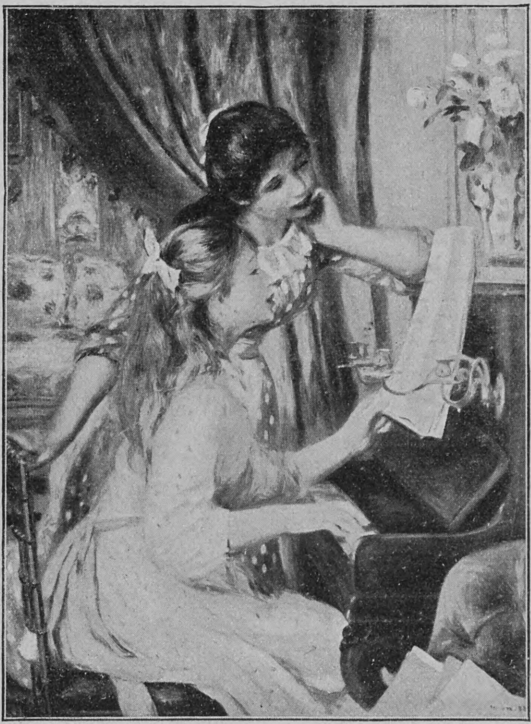
lichen auf, die nicht in Formen gebracht werden kann. Klinger läßt uns mit eignen Augen hinter dem ſchwärmeriſchen Klavierſpieler das weite Meer und die Sirenenmuſe der Natur erblicken, von deren Weſen wir eine ſtille Ahnung haben, wenn der tizianiſche Ritter vor einer ſtiliſierten Landſchaft neben ſeiner unbekleideten Venus in Rüſtung die Orgel ſchlägt, oder dieſer Ritter bei Burne Jones auf dem Graſe liegt, ein verliebter lockiger Held, dem ſeine Dame im Freien den „Chant d'amour“ auf einer kleinen Pfeifenorgel ſpielt, deren Balg der beſcheidene Hirt kniend auf und ab bewegt. Der unhörbare Ton weht melancholiſch durch das Bild, er ſchlingt um den Ritter und ſeine Dame das Zauberband und nimmt auch den Beſchauer gefangen.

Fritz Auguſt von Kaulbach

(Zu dem Bilde „Sonnenblumen“ auf Seite 581)

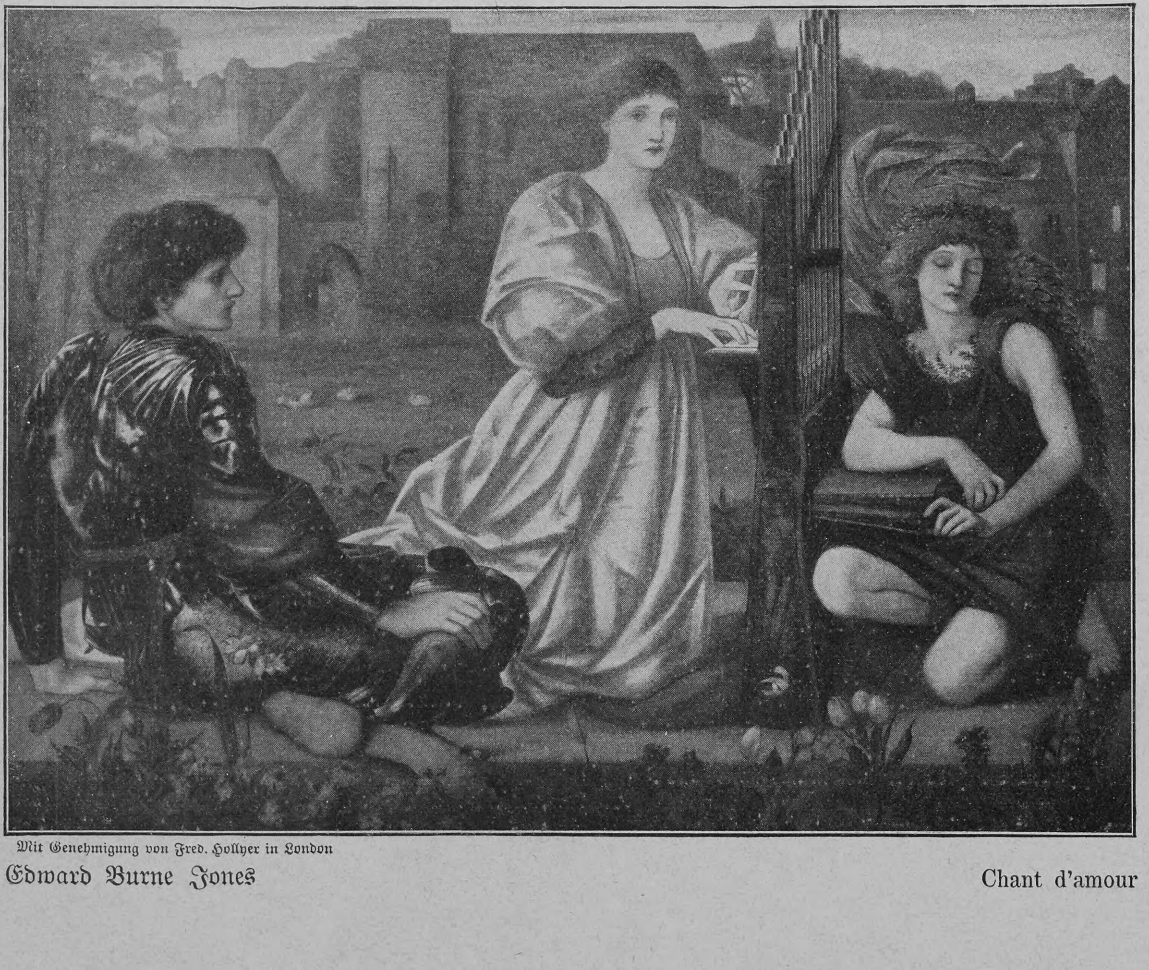
Fritz Auguſt von Kaulbach gehört zu jenen vornehmen Künſtlerperſönlichkeiten, die ſtets eine angeborene Grazie mit urſprünglicher Friſche und einem zarten Blütenhauch des unmittelbaren Lebens zu vereinigen verſtehen. Dieſe harmoniſche Verbindung zeigt ſich auch in unſerm Bilde, auf dem der Künſtler ſeine beiden Sonnenblumen tragenden Kleinen in geſchwiſterlicher Liebe vereint malte. Da eilt die kleinere Dunkelhaarige an der Seite der etwas größeren lichtblonden Schweſter leichtfüßig dahin. Die fragenden großen Augen der beiden leuchten dem Beſchauer in kindlicher Unbefangenheit entgegen. Dieſes ſtumme und doch ſo beredte Schauen, dieſes Lebendige und Flüchtige der Bewegung iſt entſprechend der heiteren, lebenſprudelnden Kindernatur in einer Weiſe vom Meiſter feſtgehalten, wie es nur durch ein ſchnelles, blitzartiges Erfaſſen im günſtigſten Momente möglich iſt. Solcher Natureindruck muß geſehen, vielmehr erlebt ſein und, wie es der Franzoſe richtiger als der Deutſche ſagt, „par cœur“ feſtgehalten werden, wenn alle Starrheit ſchwinden ſoll, die durch bewußtes Modellſtehen geboren wird. Immer muß es in der Kunſt auf die Fähigkeit ankommen, innerlich ein ſelbſtändiges Kunſtwerk zu erzeugen, das das Ergebnis eines eigenartig geſteigerten Seelenlebens iſt. Aus dieſem heraus konnte auch nur dies Werk entſtehen, das zwar in der ganzen maleriſchen Haltung, in dem rein künſtleriſch dekorativen Prinzip mit den alten Meiſtern Verwandtes hat, mehr aber mit einer Liebe des Vaters geſchaffen wurde, dem ſeine beiden Kleinen eine Fülle der Freude in das früher einſame Haus gebracht. Man muß einmal ſelbſt die lieben herzigen Geſchöpfchen geſehen haben, in ihre reinen fröhlich blitzenden Augen geſchaut haben, und man wird den Künſtler verſtehen, dem ein ſolches Thema die ungetrübteſte Quelle des edelſten Genuſſes iſt. Es wird unſre Leſer und ſpeziell unſre Leſerinnen gewiß intereſſieren, wenn wir noch etwas aus dem Leben der beiden Kleinen erzählen, die ihren Vater zu dieſem reizenden Bildchen begeiſtert haben. Die ältere Tochter wird dereinſt wohl den Spuren ihrer Mutter, der genialen Geigenkünſtlerin Kaulbach-Scotta, folgen. Kaum fünfjährig, begann ſie ſchon auf derſelben Geige, auf der einſt ihre Mutter die erſten Griffe geübt, kleine anheimelnde Kinderlieder zu ſpielen. Kaulbach hat ja nicht nur Kinder, ſondern vor allem reizende Mädchen und ſchöne Frauen gemalt. Vielleicht wird es die ſchönſte Aufgabe in ſeiner ganzen Künſtlerlaufbahn, das Leben und den künſtleriſchen Werdegang ſeiner Tochter mit ſeinen Gemälden zu begleiten.

F. W.



Mit Genehmigung von Durand-Ruel in Paris

Auguſt Renoir Am Klavier



Mit Genehmigung von Fred. Hollyer in London

Edward Burne Jones Chant d'amour

Neue Gedichte

von

Chriſtian Morgenſtern

Evas Haar

Als wie ein Feld, das erſtes Licht ereilt,
Sind deines Hauptes wunderblonde Wellen;
Ein ſanfter Morgen ſcheint ihr Gold zu ſchwellen,
Darauf der Sonne Auge zögernd weilt.

Nun flammt es auf, als käm' es Purpur malen, —
Iſt es der Mohn, der heimlich in ihm wohnt?
Doch wann der Abend naht mit kühlern Strahlen,
So ruht es wieder blaß wie keuſcher Mond.

Lied

Wie lang iſt's her, wie lang iſt's her,
Daß ich keine Sonne geatmet mehr,
  Daß ich kein roſiges Kind mehr geſchaut,
  Daß ich vernommen kein's Vögleins Laut,
Daß die durſtige Lippe geküßt nicht mehr —
  Wie lang iſt's her.

Wie lang iſt's her, wie lang iſt's her,
Daß ich keine Wälder durchwandert mehr,
  Daß ich keine Stürme brauſen gehört,
  Daß mich keine flüſternde Quelle betört,
Daß ich zu den Sternen geträumt nicht mehr —
  Wie lang iſt's her.

Der Obriſt

Eine Geſchichte

von

Auguſt Sperl

Auguſt Sperl

Vier Gewappnete, zwei Herren und, in weitem Abſtande hinter ihnen, zwei Knechte, ritten auf ermüdeten Gäulen talaufwärts.

Neben einem breiten Bache lief die erbärmliche Straße. Ueber den roten Weidenbüſchen zur Rechten lag es wie grauſilberner Hauch, die Wellen murmelten im dunkelgrünen Bette, und am Ufer hoben ſich ſchon die runden, goldgelben Blumen aus den ſaftſtrotzenden Blättern.

In kurzen Stößen fuhr der Märzwind einher, und graue Wolken zogen in endloſen Heeren von Norden nach Süden. Nur zuweilen brach die Nachmittagſonne durch, und ſchräg her ſchoſſen ihre ſtechenden Strahlen über das kahle Land. Und immer aufs neue flogen die Wolken heran und dämpften das Licht.

Wortlos zogen die Gewappneten fürbaß.

Das Tal ward breiter und breiter, die tannwaldbedeckten Höhen zur Rechten und Linken wichen mehr und mehr zurück. Wieder einmal zerriſſen die Wolken, und wieder einmal ſchwamm das Land im Lichte.

Nun bogen die Männer um eine Ecke, und vor ihnen verſperrte ein Flecken mit halb zerſtörten Ringmauern und einem ausgebrannten, dachloſen Kirchturme den Weg.

„Ei der Kuckuck, wie ſieht das Neſt aus!“ rief der alte Herr an der Spitze des Zuges und hielt ſtille. Sein Begleiter ritt noch ein paar Schritte, dann hielt auch er: „Nichts Beſonderes, Herr Obriſt — viel Ausgebranntes, zwiſchen drinnen Geflicktes — ich dächte, wir ſind's gewohnt!“

„Grauſig, grauſig!“ murmelte der Alte und ritt weiter. Plötzlich wandte er den Kopf: „Sind wir nun, Brandtner, ſind wir nun eigentlich Anno ſechsundzwanzig ſo weit heraufgekommen?“

„Weiß nicht, Herr Obriſt. Kann ſein, kann ſein auch nicht. Sechzehnhundertſechsundzwanzig — das ſind nun ſiebenundzwanzig Jahre — wer vermag ſich alles zu merken?“

„Schon ſiebenundzwanzig Jahre!“ ſagte der alte Herr in tiefen Gedanken. —

Sie kamen nahe an den Flecken.

„Ei, da ſchau doch Brandtner!“ rief der Obriſt abermals, hielt ſeinen Gaul an und wies mit dem Reitſtocke auf das große Ackerland, das ſich von der Ringmauer bis an den Wald zur Rechten erſtreckte. „So was hab ich denn doch ſchon lang nimmer geſehen.“

„Zwanzigſpännig!“ ſagte der andre und lachte lautlos. Dann rief er ein ſchallendes „Heda“ über den Acker.

Mit Geſchrei erhoben ſich etliche Raben aus den Furchen und flogen dem Walde zu. Mit einem Ruck hielten die zwanzig Menſchen, die den Pflug über die ſchwere Erde zogen, und wandten die Köpfe. Schräg her fielen die Sonnenſtrahlen auf ihre Geſichter. In kurzen Stößen fuhr der Wind einher und zerrte an den Röcken der Weiber und riß an ihren Haaren. „Heda!“ rief der Reiter zum zweiten Male und winkte. Mit Geſchrei liefen kleine Kinder vom kahlen Birnbaume, der ſeitwärts am Raine ſtand, über die Ackerbeete und verkrochen ſich zwiſchen den Menſchen vor dem Pfluge. Und zum dritten Male rief der Gewappnete ſein herriſches „Heda!“ Nun ließ der Mann am Pfluge den Sterz fahren, riß die Mütze vom Kopfe und rannte herzu. Keuchend hielt er in ſicherer Entfernung und blickte ſcheu auf die Reiter.

„Wie weit iſt's noch auf Breitenburg?“

Der Bauer brachte die hohle Hand hinters Ohr und horchte in unterwürfiger Stellung.

„Auf Breitenburg!“ donnerte Brandtner und fuchtelte mit dem Stocke.

„Zwei gute Stund!“ ſchrie nun der Bauer und reckte Daumen und Zeigefinger empor. Und der Wind riß ihm die Worte vom Munde und zauſte ſein Haar.

Der Gewappnete wandte den Gaul und trieb ihn an die Seite des Obriſten.

Langſam ſtapfte der Bauer zurück. Der Sonnenglanz erloſch, und in troſtloſer Oede ragten die brandgeſchwärzten Mauern des Fleckens gegen den grauen, niederen Himmel. Die Kindlein krochen zwiſchen den Röcken der Weiber hervor, und noch eine Weile glotzten die armſeligen Menſchen hinüber auf die Straße. Dann ſpuckte der Alte in die Hände, griff nach dem Pflugſterz und ſagte „Hüh!“ Die zwanzig Menſchen machten kehrt und legten ſich ſtumm wie Zugtiere in die Stränge. „Hüh!“ rief der Alte und drückte die Pflugſchar tief in die ſchwarze Erde. Die Kindlein kletterten wieder über die aufgebrochenen Schollen und balgten ſich zurück zum kahlen Birnbaume. Die Raben flogen herzu, ſtolzierten in der langen Furche hinter dem Pflüger, nickten und pickten, und keuchend lagen die Leute in den Strängen. —

„Ich meine, wir ſind Anno ſechsundzwanzig doch nicht ſo weit heraufgekommen, Brandtner,“ ſagte der Obriſt, als ſie zwiſchen den Häuſern und Ruinen des menſchenleeren Fleckens dahinritten.

Unabläſſig ſpähte der andre in alle Torwege, in alle Seitengäßlein zur Rechten und Linken. „Nein, Herr!“ entſchied er zuletzt, „nein, wir ſind nicht hier oben geweſen.“

*

Der Flecken lag ſchon ſeit Stunden hinter den Reitern. Statt des Baches von vorhin murmelte nun in enger Rinne neben dem Wege ein Bächlein. Der Wind hatte abgeflaut. Noch einmal vor ihrem Niedergange war die Sonne durchgebrochen, ſäumte die ſchwarzblauen Wolken im Weſten mit feurigen Borten und überhauchte das Ackerland zu ſeiten der Straße mit purpurnem Schimmer.

Wieder bogen die Reiter um eine Talecke, da hielt der Obriſt und rief: „Brandtner —!“

Sein Begleiter hob ſich in den Bügeln und muſterte das große Dorf, die plumpe Kirche mit dem neuen, grellroten Ziegeldache und das hochragende fünftürmige Schloß, das abſeits zur Rechten auf einem vorſpringenden Hügel thronte.

„Das, Brandtner, das muß es ſein. Nun pocht aber mein Herz, kann's nicht leugnen.“

„Glaub's wohl,“ ſagte der andre, während ſeine Blicke raſtlos umherfuhren.

„Fünf Jahre nimmer geſehen, das gute Kind, fünf Jahre, Brandtner!“

„Und vordem auch nicht allzuoft, Herr Obriſt!“—

Ueber die Aecker zur Rechten und Linken zogen ſechs, acht Pflüge, alle mit ſtarken Roſſen beſpannt. Auf der Straße, zwiſchen den Fremden und dem Dorfe, hielten zum Schutze der Pflügenden drei Berittene. Von den Türmen des Schloſſes grüßten ſchwarzgelbe Fahnen und blähten ſich im Windhauche des Abends.

„Hier ſieht es anders aus,“ meinte Brandtner, „hier iſt gut wohnen.“

„Das Geld, Brandtner, das Geld, viel harte Taler haben's zuwege gebracht!“ rief der Obriſt und ſetzte den Gaul in Trab.

Einer von den Berittenen ſprengte heran und legte die Hand an die Eiſenkappe: „Euer Gnaden kommen um einen Tag früher!“

Der alte Herr parierte den Gaul und nickte.

„Mit Eurer Erlaubnis, ich will's der gnädigen Frau vermelden.“

Im Galopp ſprengte er von dannen. Im Trabe ritten die Fremden hinter ihm her. Dann klommen ſie Schritt vor Schritt den Schloßberg hinan.

Aus dem Tore rannte eine junge Frau; die trug auf dem Arm einen Knaben. „Herr Vater, Herr Vater!“

Wie ein Jüngling ſprang der Weißbart vom Pferde. „Vater — Lotte — Großvater —!“ klang es durcheinander. Lachend und weinend ſchloß der Obriſt die Tochter und den Enkelſohn an ſein Herz.

*

„Es iſt ja trotzdem alles bereit, Herr Vater!“ ſagte die junge Frau mit Stolz und öffnete hochaufatmend das Gaſtzimmer, die große, runde Turmſtube im zweiten Gaden des Schloſſes. „Seit vierzehn Tagen ſchon iſt es bereit. Aber wahrhaftig, lange haben wir bitten müſſen, ehe ſich der Herr Vater zur Reiſe entſchloß!“

„Der Weg iſt weit, Lotte, und die Knochen ſind mürbe,“ antwortete der Obriſt, trat über die Schwelle, hob die Eiſenhaube ab und ſetzte ſie auf den Tiſch. „Aber wie ſchön du mir alles bereitet haſt, mein Kind!“

„Nur eines fehlt, Herr Vater,“ ſagte ſie traurig. „Mein Eheherr hat's nicht leicht genommen, gerade jetzt nach Speier zu reiten, aber es ging nicht anders, meinte er.“

„Wie ſteht's mit dem Prozeſſe?“

„O gut, Herr Vater, Gott ſei Dank! Und er wird wohl in dieſen Monaten noch zu Ende gehen, aber vorher kann Joſt nicht nach Hauſe kommen.“

„Ich warte Lotte, ganz geduldig will ich warten. Ihr bringt mich nun ſo geſchwinde nicht aus dem Hauſe, und ehe die Blätter fallen —“

„Ihr wolltet bei uns bleiben bis zum Herbſte, Herr Vater?“ jubelte ſie und ſchlang die Arme um ſeinen Panzer. „Soviel hätten wir im Traume nimmermehr gehofft!“

„Ei laß, Lotte, laß, ich bin ſtaubig, und dein ſchönes weißes Kleid wird ſchmutzig, laß!“

„O Herr Vater, was liegt an dem Kleide? Herr Vater, wie habe ich mich geſehnt nach dieſem Tage!“

Da legte der Alte die Hände auf ihre Schultern und blickte forſchend unter den weißen Brauen hervor auf ihr klares Antlitz: „Biſt du glücklich, Lotte?“

„Ganz und gar, Herr Vater,“ ſagte ſie einfach, und dabei lachten ihm ihre Augen entgegen.

„Dann ſei Gott Dank, Lotte!“

„Aber Ihr habt ihn doch drei Jahre um Euch gehabt, Ihr müßtet ihn ja ſchon längſt kennen, Herr Vater?“

„Kennen?“ Der Obriſt lächelte nachdenklich. „Was heißt ‚kennen‘, mein Kind? Wird mit keinem Worte größerer Mißbrauch getrieben, als mit dem Wörtlein ‚kennen‘. Ich kannte ihn, jawohl ich kannte ihn, wie der Soldat den Untergebenen kennt, und ich kannte ihn als treu, tapfer und nüchtern. Und dennoch erſchrak ich, als er dich zum Weibe begehrte, heftig erſchrak ich; denn es ging alles über die Maßen geſchwinde.“

„Ihr kanntet ihn vielleicht genauer als mich, Herr Vater. Doch ſagt, wollt Ihr den Abend in dem ſchweren Krebſe bleiben? Erlaubet —!“

Und mit ein paar Griffen löſte ſie die Riemen des Harniſches.

„Armes Kind, du haſt recht, wir zwei haben freilich im Leben noch nicht viel voneinander gehabt,“ murmelte der Alte. „Im Lager biſt du geboren, die Mutter haſt du kaum gekannt —“

„Ich war ſchon vier Jahre alt, als ſie ſtarb, Herr Vater!“

„Erſt vier Jahre, armes Kind! Und dann biſt du aufgewachſen unter Fremden —.“ Er dehnte ſich, von ſeinem Panzer befreit. „— und als es endlich Friede werden wollte, als ich dich hätte bei mir behalten können —“

„— da kam der andre, und Ihr gabt mich hin. Sollte ich nicht mit beſſerem Rechte ſagen: Armer Vater —?“

„Wenn du glücklich biſt, dann bin ich reich, mein Kind. Aber einſam ſcheint's bei euch zu ſein. Habt ihr gute Nachbarſchaft?“

„Nicht viel, Herr Vater. In unſrer nächſten Nähe liegen drei Güter öde. Auf dem vierten hauſt ein alter, wunderlicher Mann; ich habe ihn kaum zwei- oder dreimal geſehen. Aber der Pfarrer im Dorfe drunten iſt oft unſer Gaſt —“

„Verheiratet?“ fragte der Obriſt.

„Nein, Herr Vater, trotzdem ein großer Kinderfreund, unſer Daniel hängt ſehr an ihm. — Ihr ſolltet, ach, Ihr ſolltet ganz bei uns bleiben, ganz und auf immer; dann wär's nimmer einſam. Das hat mein Herr auch ſchon oft gemeint.“

„Ganz hier oben wohnen?“ der Obriſt lächelte. „Nein, Lotte, in der großen Stadt hab' ich's bequemer.“

„Aber ſagt, Herr Vater, wer iſt denn der ſchreckliche Menſch, Kapitän Brandtner nennt Ihr ihn, nicht?“

„Schrecklicher Menſch, Lotte? Ein alter, tapferer Soldat.“

„O dieſe Augen, Herr Vater?“

„Sie gefallen dir nicht, Lotte?“

„Nein, Herr Vater!“

„Wenn ich dir aber nun ſage, daß dieſe Augen damals bei Nürnberg, du weißt ja, daß es dieſe Augen waren, die damals über deinem Vater wachten —?“

„Er war's, Herr Vater?“ rief ſie lebhaft. „Ja dann! Aber ich habe ihn doch früher niemals um Euch geſehen?“

„Er hatte vor langen Jahren wegen eines leidigen Handels müſſen flüchtig gehen und war auch mir faſt in Vergeſſenheit gekommen. Da klopft es am vergangenen Chriſtabend an meiner Haustüre. Schicke ich hinunter, und ſiehe, mein alter Kapitän ſteht drunten. Seitdem lebt er bei mir, beſorgt meine Schreibereien, tut, was er mir an den Augen abſieht, und, wenn's ihm behagt, mag er bleiben und leben mit mir und den andern Kriegsbrüdern bis an ſein oder mein ſeliges Ende. So hab' ich ihn mitgebracht, und es wird mir lieb ſein, wenn du ihn gut hältſt, um meinetwillen.“

„Er ſoll keine Klage haben, Herr Vater."

Der Obriſt ſtreichelte ihre Wange: „Jetzt aber will ich mir's wohnlich machen bei euch!"

„Herr Vater, es ſoll ein Leben werden, wie's die Englein führen im Himmel!"

„Unberufen, mein Kind!"

*

„Immer könnt Ihr auch nicht vor Eurer Tochter ſitzen von früh bis Nacht, Herr Obriſt!" ſagte Brandtner am dritten Nachmittage. „Ich hätte vorgeſchlagen, wir gehen ein wenig auf die Jagd, aber es iſt nichts mit der Jagd, die Bauern haben alles verwüſtet im Kriege. So denke ich, wir ſchießen mit der Piſtole, wenn's Euch beliebt."

Und ſo knallten ſie im tiefen Schloßgraben den ganzen Nachmittag.

Gegen Abend trat ein kleiner ſchwarzgekleideter Mann auf die Brücke, zog den Hut, verneigte ſich tief gegen den Obriſten und etwas weniger tief gegen den Kapitän und ſah den Schießenden eine Weile zu. Dann ging er ins Schloß.

„Wir hätten ihn einladen ſollen, den Pfarrer," lachte Brandtner.

„Den Pfarrer?" wiederholte der Obriſt, zielte und ſchoß. „Den wollen wir doch lieber damit unbehelligt laſſen."

„Es wäre luſtiger zu dritt!" behauptete Brandtner.

Nach kurzer Zeit kam die Schloßfrau mit dem Pfarrer auf die Brücke; zwiſchen ihnen trippelte der vierjährige Daniel.

„Erlaubet, Herr Obriſt!" raunte der Kapitän. Dann rief er laut: „Wollt Ihr nicht auch etliche Schüſſe abbrennen, ehrwürdiger Herr?"

Der Pfarrer neigte ſich zu dem Knäblein herab und ſtreichelte ihm die Locken. Dann ging er wortlos über die Brücke und ſtieg in den Schloßgraben.

„Nehmt Euch in acht, Herr Vater!" rief Frau Lotte und drohte lachend mit dem Finger, nahm das Knäblein an der Hand und beugte ſich erwartungsvoll übers Geländer.

„Alſo gilt's, Ehrwürden?" fragte der Obriſt höflich.

„Mit Euer Gnaden Verlaub!"

„Bitte, Herr Pfarrer!" ſagte Brandtner und reichte dem kleinen Manne eine geſpannte Piſtole. „Ihr wißt doch, wie man losdrückt?"

„Auf die große Scheibe dort?" fragte der Pfarrer und rührte ſich nicht.

„Gewiß, und auf die Luft ringsumher nach Euerm Belieben!" lachte der Kapitän. „Aber ſo nehmt doch!"

Der Pfarrer lächelte ein wenig, griff unter ſeinen weiten Mantel und zog eine Piſtole hervor.

„Potz —!" rief Brandtner, „Ihr ſeid bewaffnet wie ein Soldat!"

Lächelnd ſchüttete der Pfarrer Pulver auf die Pfanne, hob die Piſtole und zielte. Aber ſeine Hand zitterte ſo heftig, daß die Mündung der Waffe auf und nieder fuhr.

Unverwandt, mit verhaltenem Lachen beobachteten die beiden Soldaten den ſeltſamen Schützen.

„Na, ſo wird's kaum gehen, Ehrwürden!" meinte endlich der Obriſt mit gutmütigem Spotte.

In dieſem Augenblicke krachte der Schuß, und höflich erwiderte der Pfarrer: „Seit fünf Jahren habe ich leider das Zittern; es iſt auf einmal über mich gekommen."

„Dem Schießen tut's keinen Abbruch, Ehrwürden, nur allein dem Treffen," bemerkte Brandtner.

„Um Vergebung Herr Kapitän, habt Ihr ſchon nachgeſehen?" fragte der kleine Mann.

„Die Scheibe gefehlt, Ehrwürden."

„Um Vergebung, ich glaube nicht, Herr."

Lachend ging Brandtner zur Scheibe. Aber ſogleich rief er zurück: „Potz Blitz — welch ein Zufall — ſitzt im Schwarzen!"

„Zielen, fangen und losdrücken, das iſt alles," bemerkte der Pfarrer gleichmütig gegen den Obriſten.

„Reſpekt, Reſpekt!" lächelte dieſer ungläubig.

„Weiter!" ſagte der Kapitän, nahm eine Piſtole aus der Hand des Reitknechts, zielte und ſchoß in den fünften Ring.

„Herr Obriſt?"

Dieſer zielte und ſchoß in den vierten.

„Eine Piſtole für den ehrwürdigen Herrn!" befahl Brandtner dem Reitknechte.

„Um Vergebung, es iſt doch erlaubt?" ſagte der Pfarrer und zog die zweite Piſtole unter ſeinem Mantel hervor.

„Alle Wetter, tragt Ihr eine ganze Waffenkammer mit Euch umher?" rief der Obriſt.

„Nie mehr als zwei, aber auch nie weniger, Euer Gnaden," antwortete der Pfarrer mit Beſcheidenheit.

„Seht nur, ſeht," rief der Obriſt und deutete nach der Scheibe, auf deren Rand ſich ein Spatz niedergelaſſen hatte, „der freche Kerl!"

„Den gilt's, Herr Obriſt!" raunte der kleine Mann.

Und abermals zielte er, heftig zitternd, aber nur ein paar Augenblicke, dann krachte der Schuß.

In Sätzen lief der Kapitän zur Scheibe, ſuchte, hob einen Flügel des zerfetzten Vogels aus dem Graſe und kam langſam heran.

„Zielen, fangen und losdrücken!" ſagte der Pfarrer wie vorher. „Und das Fangen iſt das Wichtigſte bei der Geſchichte," ſetzte er lächelnd bei.

„Reſpekt!" rief der Obriſt mit ehrlicher Bewunderung. „Wie habt Ihr das gelernt?"

„Dreißigjährige Uebung, Euer Gnaden. Wenn nur das beſchwerliche Zittern nicht wäre!"

„Wir wollen öfter miteinander ſchießen!" meinte Brandtner.

„Wird mir eine Ehre ſein, Herr Kapitän." — Mit wichtiger Miene ſtapfte der kleine Daniel durchs dürre Gras und zupfte den Pfarrer am Mantel: „Du — ich muß dir was ſagen, du kommen ſollſt, die Suppe wird ſonſt ſchneekalt, hat die Mutter geſagt."

„Das mußt du dem Herrn Großvater beſtellen," antwortete der Pfarrer und beugte ſich freundlich zu dem Kinde herab.

„Wenn Ihr da ſeid, Ehrwürden, gilt der ganze Großvater nichts mehr; das habe ich ſchon geſtern bemerkt," lächelte der Obriſt. „Aber beliebt's Euch?"

Mit würdigen Schritten gingen die beiden alten Herren zur Abendmahlzeit, und zwiſchen ihnen trippelte der kleine Daniel.

*

Das Knäblein auf den Knien des Großvaters war eingeſchlummert, und regungslos ſaß der alte Mann neben ſeiner Tochter in einem Lehnſtuhle. Vornübergeneigt ſaß Brandtner am Kamine und ſog den Rauch aus einer kurzen Tonpfeife, ſtarrte ins Feuer und hatte die Linke aufs Knie geſtemmt. Von Zeit zu Zeit hob er den Zinnkrug von den Dielen, bog den Kopf zurück, ohne ſich aus ſeiner Stellung aufzurichten, und tat ein paar kräftige Züge. Der kleine Pfarrer ſaß zuſammengeſunken in ſeinem Stuhle auf der andern Seite der Schloßfrau.

„Gebt mir das Kind, Herr Vater, Ihr könnt ja gar nicht rauchen!"

„Laß ihn, Lotte, er ſchläft ſo feſt!"

„Ihr habt recht, Herr Obriſt," ſagte der Pfarrer nach einer Weile, „das ganze Reich iſt ein ſiecher Leib, und ob er wieder einmal geſunden wird, wer kann das überhaupt ſagen?"

„Je nun," meinte Brandtner, „die Krüppel kriechen zu Tauſenden herum, die werden freilich nimmer ganz. Aber das Reich? Zwei Geſchlechter, und man wird alles vergeſſen haben, wie ein altes Märlein."

„Um ſo tiefer ſitzt es uns noch im Herzen," ſagte der Pfarrer. „Wir ſind eigentlich alle ſamt und ſonders Krüppel."

„Oho!" rief Brandtner und ſetzte ſich gerade. „Da ſchaut mich an! Ich habe ſechs Schlachten, fünfunddreißig Treffen und Scharmützel hinter mir, habe vierzig Dörfer und Flecken ſtürmen, zwanzig Schlöſſer brennen und drei Städte erobern helfen, Brandtner heiß' ich!" Er lachte laut auf. „Brandtner! Und aus all den Gefahren bin ich unverletzt entkommen, nicht einen Streifſchuß, nicht eine Narbe trag' ich am Leibe."

„Unverletzt?" fragte der Pfarrer gedehnt. „Da könnt Ihr Gott danken, Herr Kapitän!"

„Er hat immer ein unerhörtes Glück gehabt," ſagte der Obriſt; „ich glaube, er hat einen Pakt mit dem Teufel geſchloſſen, der Brandtner."

„Und dennoch unverletzt?" murmelte der Pfarrer.

„Es muß furchtbar ſein, an all die Greuel zurückzudenken," ſagte Frau Lotte nach einer Weile.

„Der Soldat denkt nicht zurück," erklärte Brandtner mit Stolz und tat einen tiefen Zug.

„Und ſie laufen doch zurück, unſre Gedanken, ob wir wollen oder nicht," warf der Pfarrherr ein.

„Hunde ſind's," murmelte der Obriſt, „Hunde, die alle Wege zehnmal machen."

Das Knäblein lächelte im Traume, dehnte ſich und hob die Aermlein, und das rote Licht aus dem Kamin flackerte gleichermaßen über ſeine roſigen Wangen, wie über das gelbe Geſicht des Alten. Mit einem leiſen „bitte, Herr Vater, nun iſt's genug!" nahm Frau Lotte das Kind und trug es in die Nebenkammer.

„Und unverletzt iſt keiner aus dem dreißigjährigen Brande entkommen!" wiederholte der Pfarrherr.

„Ich ſag's Euch ja, Herr, ich — ich bin ein lebendiges Exemplum!" rief der Kapitän faſt drohend und wandte den Kopf nach dem kleinen Manne.

„Ich meine das gleichnisweiſe," entſchuldigte ſich der Pfarrer.

„Gleichnisweiſe?" Brandtner lachte kurz auf. „Das verſtehe ich nicht. Nun alſo, Herr Pfarrer — Ihr ſelbſt? Ihr ſitzet nun neunundzwanzig Jahre, nicht? — alſo neunundzwanzig Jahre auf dieſer Pfarre, ſeid die ganze Zeit nicht fortgeweſen, ſagt an, habt Ihr auch eine Verletzung?" Er hatte ſich aufgerichtet und blickte dem kleinen Manne voll in die Augen. „Keiner iſt unverletzt aus dem Brande entkommen, ſagt Ihr. Da wäre ich doch neugierig —?"

Der Pfarrer ſprach: „An meiner Verletzung werde ich zu tragen haben, bis ſie mich drüben an der Kirche einbetten, und mein letztes Wort wird ſein, ‚Gott ſei mir armen Sünder gnädig'!"

„Na ja, dieſe Sprüche gehören ſo zu Euerm Amte wie das Rad zum Schubkarren," meinte Brandtner und ſtemmte die Ellbogen wieder auf die Knie. „Das iſt die Geſchichte vom unverletzten Gewiſſen, oder wie man's nennt. Habe vor Zeiten auch Religionsunterricht genoſſen."

„Ja, Herr, das iſt's," ſagte der Pfarrer mit Nachdruck.

Eine Zeitlang wurde nach dieſem kein Wort zwiſchen den dreien gewechſelt. Das Feuer ſank zuſammen. Die Türe der Nebenſtube öffnete und ſchloß ſich leiſe, Frau Lotte kam geräuſchlos zurück.

„Das Gewiſſen?" rief endlich der Kapitän und ſchlug mit der Linken in die Luft.

„Ja, das Gewiſſen, Herr. Und wenn ich Euch nun anvertraue, was kein Geheimnis und vielleicht auch keine Schande iſt: das Gewiſſen quält mich ſeit ſiebenundzwanzig Jahren, es geht mit mir zu Bette, es ſteht mit mir auf, es grinſt mich aus der dunkeln Stubenecke und aus dem Kaminfeuer an, es klingt mir entgegen aus dem Abendglockenläuten — ja, Herr Kapitän, dürft's glauben, ich ſelber bin einer von den Verletzten."

„Aber, Herr Pfarrer, Ihr redet ſonderbar und verwunderlich — habt Ihr am Ende einen umgebracht?" fragte der Obriſt und verſuchte zu lächeln. Aber es gelang ihm nicht, und das Lächeln wurde zum Grinſen.

„Nein, Euer Gnaden, doch Ihr ſeid nahe dabei: Weil ich einen zur rechten Zeit nicht umgebracht habe, deshalb finde ich keine Ruhe mehr auf Erden."

„Ei, da ſoll doch — ſo gottlos Reden hätte ich aus Eurem Munde nimmermehr erwartet!" lachte der Kapitän. „Mich dünkt, Ihr tragt außer den Piſtolen noch mehr Geheimniſſe unter Eurem Mäntelein?"

„Nicht umgebracht habe?" fragte die Schloßfrau entſetzt.

„Umgebracht, wie man einer Viper den Kopf zertritt, umgebracht, wie man einen tollen Hund niederſchlägt," ſagte der Pfarrer und umklammerte mit der Linken die Armlehne ſeines Stuhles.

„Erzählen!" rief der Kapitän und ſpuckte in die Kaminglut.

„Erzählet, Herr Pfarrer!" bat auch Frau Lotte.

„Erzählen?" wandte ſich der Pfarrer zur Schloßfrau. „Ihr wißt, ich habe noch niemals darüber geſprochen, ſo lange wir uns kennen. Aber es kann ja nichts ſchaden. O nein, es kann nichts ſchaden. Und am Schluſſe möget ihr dann ſelbſt urteilen."

Und er begann:

„Eine Wette war's, ſo ſagten die Leute hernach, eine über die Maßen gottloſe Wette. Hernach — was wird nicht alles geredet hernach? Alſo, mag er gewettet haben, der friedländiſche Reiter — —"

„Friedländiſcher Reiter?" unterbrach ihn der Obriſt.

„Ein friedländiſcher Reiter war's, Euer Gnaden, und ich könnte ihn heute noch malen nach ſiebenundzwanzig Jahren."

„Sind die friedländiſchen Anno — wann war's doch —?"

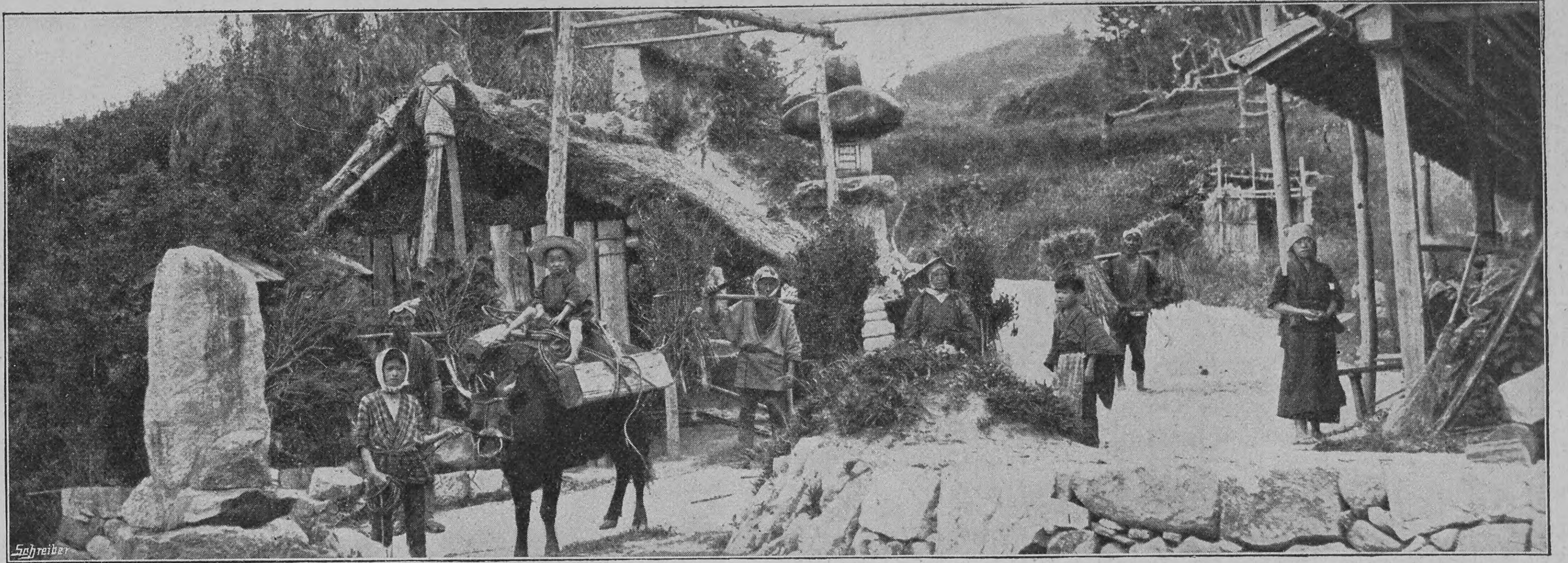
„Anno ſechsundzwanzig, Herr Obriſt."

„Sind die damals ſo weit heraufgekommen?"

„Nicht eigentlich, Herr. Sie waren auf dem Durchmarſch und lagen nur zwei Tage lang drunten im Flecken. — Euer Gnaden haben ihn ja auf der Herreiſe paſſiert. — Alſo, um eine Haarlocke von unſrer gnädigen Frau ſoll die Wette gegangen ſein: noch in der Nacht den unbekannten Weg heraufzureiten, vermaß ſich der friedländiſche Reiter, die Haarlocke abzuſchneiden und bei Sonnenaufgang ſeinen Geſellen zu bringen."

„Friedländiſcher, ſagt Ihr?" fiel der Kapitän ein. „I, das können auch Strotziſche oder Ferrariſche oder Saſſen-Lauenburgiſche geweſen ſein!"

(Fortſetzung folgt)



Japaniſcher Bauer mit ſeinem Laſtochſen auf einer Straße im Innern des Landes

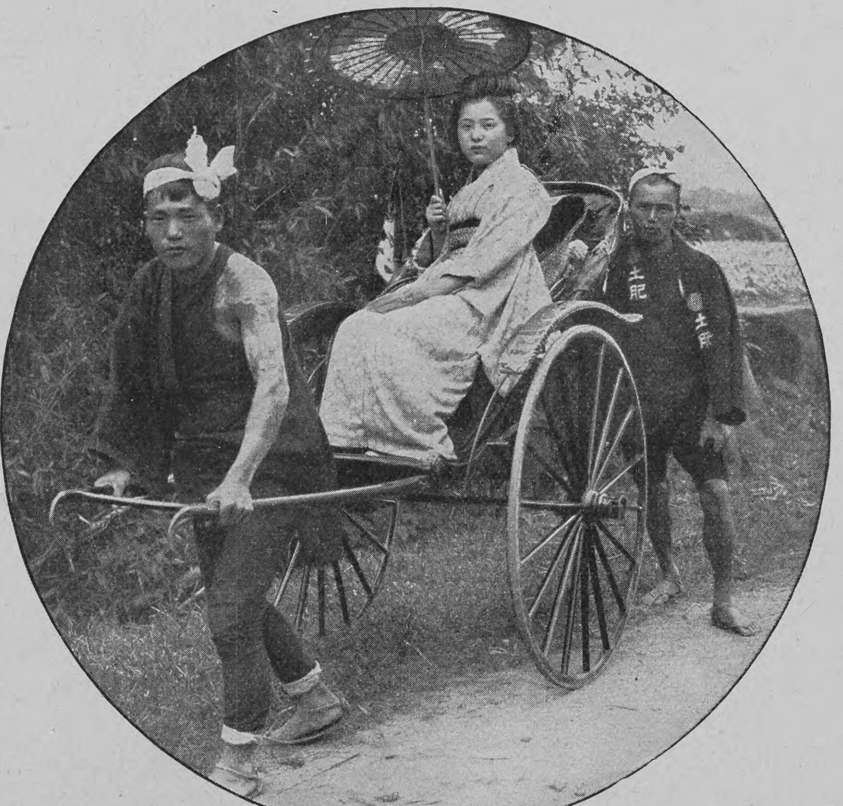
Nationale Verkehrsmittel in Japan

Von

Dr. Carl Wiegand

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Vor Port Arthur haben japaniſche Torpedoboote ihr Werk verrichtet und haben gezeigt, wie weit Japan ſich die Errungenſchaften der modernſten Technik angeeignet hat. Wir wundern uns nicht mehr, wenn wir hören, daß Japan, ein vor fünfzig Jahren noch ſo gut wie unbekanntes, von uns als unkultiviert angeſehenes Land, heute mit den modernſten Kriegsſchiffen, die mit Geſchützen allerneueſter Konſtruktion beſtückt ſind, ſeinen mächtigen Gegner angreift. Wir hören, daß eine große Anzahl von Transportſchiffen, d. h. alſo großer, moderner Seedampfer, zum Transport von Truppen dient, die mit den neueſten Waffen ausgerüſtet ſind und bis an die Einſchiffungshäfen ſelbſtverſtändlich per Eiſenbahn transportiert wurden. Daß dabei der Telegraph eine beſondere Rolle ſpielt, bedarf keines weiteren Hinweiſes. Um ſo intereſſanter dürfte es ſein, dieſen Produkten der internationalen Kultur, deren ſich Japan heute wie jeder europäiſche Staat bedient, eine kurze Betrachtung der nationalen Verkehrsmittel entgegenzuſtellen.



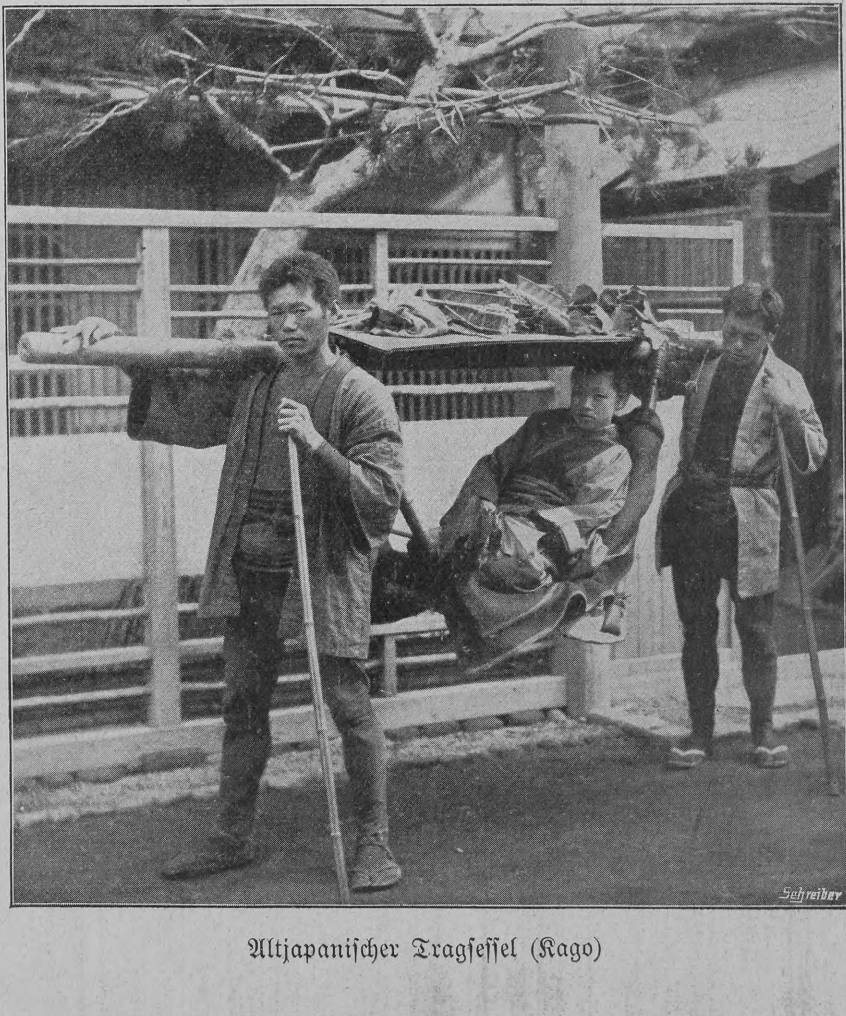
Die von Kulis gezogene japaniſche Droſchke (Rickſchah)

Man kommt dabei zu den ſonderbarſten Gegenſätzen, zu einem höchſt eigenartigen und anziehenden Gemiſch von aſiatiſchen Einrichtungen mit ſolchen der europäiſchen Kulturwelt.

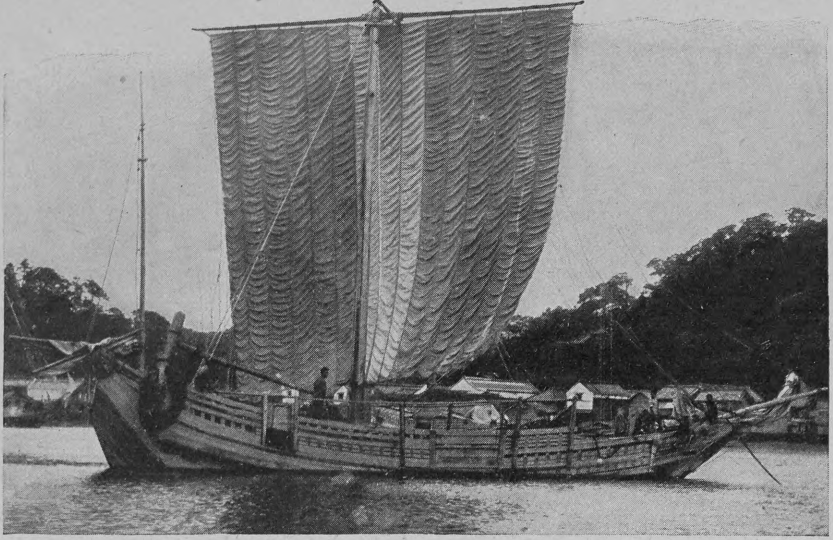
Eine große Anzahl der japaniſchen Kriegsſchiffe iſt dem Leſer aus der letzten Zeit bekannt geworden, ihre Abbildungen und Namen ſind in die weiteſten Kreiſe gedrungen. Man weiß, daß Japan bis kurz vor Ausbruch des Krieges regelmäßige Dampferlinien mit zum Teil ſehr ſchönen Schiffen nach England, Nordamerika u. ſ. w. unterhielt und teilweiſe jetzt noch unterhält. Um ſo eigentümlicher mutet es den Beſchauer an, wenn er dicht neben dieſen modernen Erzeugniſſen des Schiffbaues die plumpen Geſtalten der nationalen Dſchunke in demſelben Hafen erblickt. Unſre Abbildung auf S. 592 veranſchaulicht ein ſolches ſchweres Schiff mit ſeinen bizarren Segeln.

Neben der Eiſenbahn, die Japan nach allen Richtungen durchzieht, findet ſich noch ſtarkes Leben auf den alten Landſtraßen. Der Bauer bringt nach wie vor ſeinen Reis zum Markte und bedient ſich dazu der Verkehrsmittel, die ſeine Vorfahren bereits in ähnlicher Form benutzt haben. Eine unſrer Abbildungen zeigt dieſen zweiräderigen Karren, der mit primitiv hergeſtellten Reisbehältern beladen iſt und vor den ein Ochſe geſpannt iſt. Damit das Tier die langſame Fahrt nicht andauernd durch Stehenbleiben und Abrupfen von Gras an den Wegrändern noch mehr verzögert, iſt ihm ein plump geflochtener Maulkorb umgelegt. Es zieht mit Hilfe eines eigentümlichen Stirnjochs und eines ſattelartigen Gerüſtes, das es auf dem Rücken trägt. Ein andrer Japaner benutzt das Saumpferd zum Transport ſeiner Landesprodukte. Der langhaarige, ſchwermütig dreinblickende Gaul wird durchaus nicht das Entzücken der Pferdekenner erringen. Er trägt jedoch, genügſam in ſeinen Pflege- und Futteranſprüchen, große Laſten. Der Pferdetreiber ſowohl wie ſein Roß benutzen dieſelbe Art von Schuhzeug, geflochtene Strohſandalen, die ſich beſonders merkwürdig bei den Pferden für einen an europäiſche Verhältniſſe Gewöhnten ausnehmen. Hufeiſen ſind in manchen Gegenden von Japan noch heutzutage ein ſeltener Artikel, und man beſchuht die Pferde mit nach den Hufen geformten Sandalen, die dem Tier auch auf dem ſchlüpfrigſten Wege einen ſicheren Tritt geſtatten und im Lande unglaublich billig ſind. Auch der Ochſe auf unſrer umſtehenden Abbildung trägt ſandalenartige Unterlagen an den Vorderhufen.

Aber auch die ſich nicht gerade durch körperliche Schönheit auszeichnenden japaniſchen Vertreter der Gattung „bos“ werden namentlich in gebirgigen Gegenden zum Laſttragen ſtark herangezogen. Zwei unſrer Abbildungen zeigen dies und laſſen die großen Tragſättel, auf die im Gebirge namentlich ſchwere Holzlaſten gepackt werden, erkennen. Der kleine Sohn des Beſitzers thront ſtolz oben auf der Laſt.



Altjapaniſcher Tragſeſſel (Kago)



Alte japaniſche Dſchunke

Zur Perſonenbeförderung bedient man ſich im allgemeinen ſehr wenig der Tiere, hier tritt vielmehr der Menſch ein, um ſchnell und zum Teil auch bequem ſeinen Mitmenſchen von Ort zu Ort zu befördern. Ueber ganz Japan hat ſich der Gebrauch der kleinen zweirädrigen „Rickſchahs“ oder „Jinrinkiſchas“, japaniſch „kuruma“, verbreitet. Unſre Abbildungen laſſen dieſe leichten, eleganten Wägelchen deutlich erkennen. Ein Rickſchah-Kuli ſpannt ſich in die Gabel des leichten Fahrzeuges und befördert ſeinen Paſſagier im ſchnellen Trabe nach dem angegebenen Ziel. Die Straßen der japaniſchen Städte ſind dicht belebt mit Rickſchahs, und es iſt unglaublich, was gut trainierte Kulis an Geſchwindigkeit und Ausdauer leiſten können. In Tokio z. B., wo man eine ganze Menge mit Pferden beſpannter Equipagen von hohen Beamten u. ſ. w. auf der Straße erblickt, und wo man verhältnismäßig flott zu fahren pflegt, halten die Rickſchahs die Reihe ein mit den in ſchlankem Trabe fahrenden, mit Pferden beſpannten Wagen. Dabei iſt es dem Kuli gleichgültig, wie kurz oder wie lang die zurückzulegende Entfernung iſt. Tokio iſt von ſehr großer Ausdehnung, und es dürfte nicht ſchwer fallen, eine Stunde im Trabe in einer Richtung durch die Stadt zu fahren, ohne über das Weichbild hinauszukommen. Auf dem Lande, wo die Wege zum Teil ſchlechter ſind als in der Stadt und namentlich im Gebirge, wo die Steigungen beſonders große Anforderungen an den Rickſchahmann ſtellen, bedient man ſich mit Vorliebe zweier Kulis, von denen der eine in der Schere zieht, der andre durch Schieben nachhilft. Auch ſpannt ſich häufig, à la Tandem, der zweite Mann mit Hilfe eines Strickes vor den erſten. Die in Japan die Rickſchah benutzenden Europäer, die vielfach von höherem Körpergewicht als der Japaner der vornehmen Klaſſe ſind, bedienen ſich, da ſie gern ſchnell fahren, mit Vorliebe namentlich außerhalb der Ortſchaften zweier Kulis. Zwei Rickſchahmänner beförderten den Verfaſſer bei ſeinem Gewicht von 90 Kilogramm in einer Stunde genau 16 Kilometer weit. alſo eine Leiſtung, wie man ſie nicht größer von einem Normalpferd in derſelben Zeit verlangen kann; allerdings war die Straße ſehr gut und eben. An demſelben Tage mußten dieſelben Leute jedoch noch ziemlich hoch in das Gebirge hinauf und hatten ſchließlich alles in allem, auf der geraden Strecke und auf den zum Teil ſteilen und ſteinigen Gebirgswegen ca. 46 bis 50 Kilometer zurückgelegt, eine gewiß ſehr beachtenswerte Leiſtung. Dabei ſchienen ſie abends durchaus nicht erſchöpft zu ſein und trabten auf der letzten guten Strecke im friſcheſten Tempo.

Gewöhnlicher zweirädriger Bauernkarren

Japaniſcher Laſtochſe mit einem Tragſattel

Die Rickſchahs haben in der Stadt vor unſern Droſchken vieles voraus. Ihre Benutzung iſt erheblich billiger, da ja gewiſſermaßen das Pferd zu Hauſe geblieben iſt, und der Kutſcher deſſen Arbeit übernommen hat, und ſie ſind an Beweglichkeit im Straßengewühl einem Wagen weit überlegen. Eine Rickſchah nimmt nur ſehr geringen Raum ein, läßt ſich auf der Stelle umdrehen und kann. falls die Wegverhältniſſe dies erfordern, z. B. beim Paſſieren von Stufen, ſchmalen Fußſtegen, Brücken u. ſ. w., nachdem der Paſſagier ausgeſtiegen iſt, vom Kuli bequem auf der Schulter getragen werden, bis der Weg wieder fahrbar wird. Wenn man auf der Eiſenbahnſtation eintrifft, engagiert man ſich zwei Rickſchahs, eine für ſich ſelbſt und die zweite für das Gepäck, und iſt in kürzeſter Zeit und mit der größten Bequemlichkeit billiger an ſeinem Ziel angelangt als bei Benutzung eines Wagens.

Im Gebirge vermag die Rickſchah, unter Umſtänden ſogar von drei Leuten bedient, noch ziemlich weit vorzudringen. Wenn jedoch der Weg zu ſchmal und ſteil wird, iſt ſie nicht mehr brauchbar, und der alte, ehrwürdige Kago, der japaniſche Tragſtuhl, tritt an ihre Stelle. Der Kago iſt je nach dem Stand und Vermögen ſeines Beſitzers einfacher oder reicher ausgeſtattet. Er kann entweder aus wenigen Bambusſtangen oder aus einer koſtbar verzierten, lackierten, bemalten und mit ſchönen Beſchlägen verſehenen Sänfte beſtehen. Die einfachſte und viel benutzte Form des Kagos ſtellt unſre Abbildung dar. Wir ſehen, daß die beiden Träger eine ſtarke Stange auf den Schultern haben, an der ein einfaches Bambusgerüſt hängend befeſtigt iſt, das oben ein Schutzdach gegen die Sonne trägt. Auf unſerm Bilde ſitzt das junge Mädchen mit untergeſchlagenen Beinen auf dem nur mit einer Decke bedeckten Bambusgeſtell und wird von den beiden kräftigen Kulis mit Leichtigkeit getragen.

Häufig beſitzt der Kago noch an den Seiten geflochtene Schutzwände gegen Sonne und Regen und ähnelt dann einem Vogelbauer. Bei beſonders ſchlechten und ſteilen Wegen im Gebirge oder bei höherem Gewichte des Paſſagiers werden drei oder vier Träger benutzt, und man legt mit dieſer Einrichtung verhältnismäßig große Strecken an einem Tage zurück. Bequem iſt der Kago für den Europäer jedenfalls nicht, da er im allgemeinen für europäiſche Verhältniſſe viel zu klein iſt, ſo daß der Europäer kaum weiß, wo er ſeine Gliedmaßen laſſen ſoll, und da er ferner den Europäer zum Unterſchlagen und Anziehen der Beine zwingt, eine Stellung, die den meiſten Europäern auch nicht gerade von Kindheit an beigebracht zu werden pflegt. Jedenfalls genügt bei einem des Kagoreiſens nicht Gewöhnten ſchon eine Stunde, um die unteren Extremitäten vollſtändig gefühllos und abgeſtorben zu machen, ſo daß häufig kein andres Mittel, den Inſaſſen zum Ausſteigen zu veranlaſſen, bleibt, als den Kago einfach auf die Seite zu kippen, ſo daß der Paſſagier herausfällt.

Es iſt zu befürchten, daß bei dem rieſigen Fortſchritt, den Japan mit ſeiner Aneignung europäiſcher Kulturerzeugniſſe macht, es mehr und mehr von ſeinem höchſt anziehenden und charakteriſtiſchen nationalen Leben verlieren und daß ſich auch das bunte Bild der Straße mehr und mehr ändern wird, wobei wohl einzig die Rickſchah vom Verſchwinden ausgeſchloſſen ſein wird, da ſie ſich ausgezeichnet dem modernen Großſtadtleben anzupaſſen verſteht, dies jedoch aber auch nur ſo lange, wie es Menſchen nicht unter ihrer Würde halten, als Zugtier für ihren beſſer geſtellten Mitmenſchen zu dienen. Vorläufig wird alſo der Rickſchahkuli wohl trotz ſeiner Eigenſchaft als eifriger Politiker und Parlamentswähler noch nicht vom Straßenbild in Japan verſchwinden.

Saumpferd mit Strohſandalen; die Bündel enthalten Reis

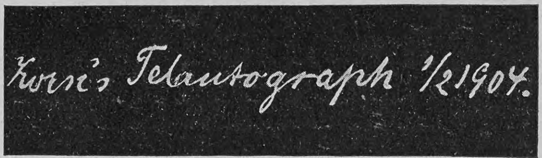
Die Fernphotographie

Von

Ed. Klam-München

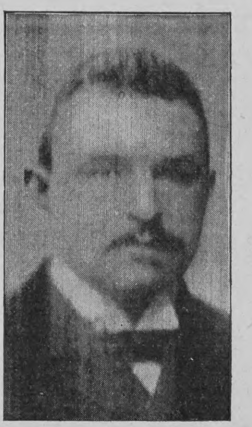
(Hierzu 5 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

In einer der letzten ſtürmiſchen Februarnächte verſammelten ſich einige vermummte Geſtalten an der Eingangspforte der Münchner Univerſität an der Amalienſtraße. Es waren Univerſitätsprofeſſor Dr. Arthur Korn, der Erfinder des im folgenden zu ſchildernden Syſtems der Fernphotographie, ſeine beiden Aſſiſtenten und der Schreiber dieſer Zeilen, dem einige andre Geladene auf dem Fuße folgten. Die ſpäte Stunde war für die Zuſammenkunft gewählt worden, weil es ſich darum handelte, die neue Erfindung auf dem Bayerns Hauptſtadt mit Nürnberg verbindenden Telegraphendraht zu erproben und dieſer zu dieſem Zweck von der Telegraphenverwaltung erſt nach Mitternacht zur Verfügung geſtellt werden konnte. Profeſſor Korn machte den Führer in ſein im zweiten Stockwerk des Phyſikaliſchen Inſtituts der Univerſität gelegenes Laboratorium. Bald war die Geſellſchaft in dem behaglich durchwärmten Raum dieſer modernen Hexenküche vereinigt und lauſchte mit Spannung den ſo außerordentlich intereſſanten Erläuterungen des Erfinders. Das Problem, das ſich Profeſſor Korn geſtellt hatte, war folgendes: In ähnlicher Weiſe, wie mit Zuhilfenahme des elektriſchen Stromes Tonwellen von einem Orte auf weite Diſtanzen an einen andern durch das Telephon übertragen werden, ſollen auch Lichtwellen in der Weiſe transportier werden, daß ein photographiſches Bild, am Ort A vor einem Aufnahmeapparat geſtellt, im Wege des elektriſchen Drahtes an einem entfernten Ort B ein analoges photographiſches Bild erzeugt. In die Sprache der Technik übertragen, lautet das Problem: es ſind die durch ein durchſichtiges photographiſches Negativ als Medium gehenden Lichtſtrahlen durch einen Aufnahmeapparat (den Geber) ihrem Tonwert entſprechend in Intenſitäten elektriſcher Ströme zu verwandeln, die in die Ferne geleitet an einem beſtimmten Orte wieder in Lichtintenſitäten der urſprünglichen Tönung umgeſetzt werden und auf einem ſenſibeln Mittel (auf lichtempfindlichem Papier oder Film) ein dem Negativ am Urſprungsort analoges Bild erzeugen.

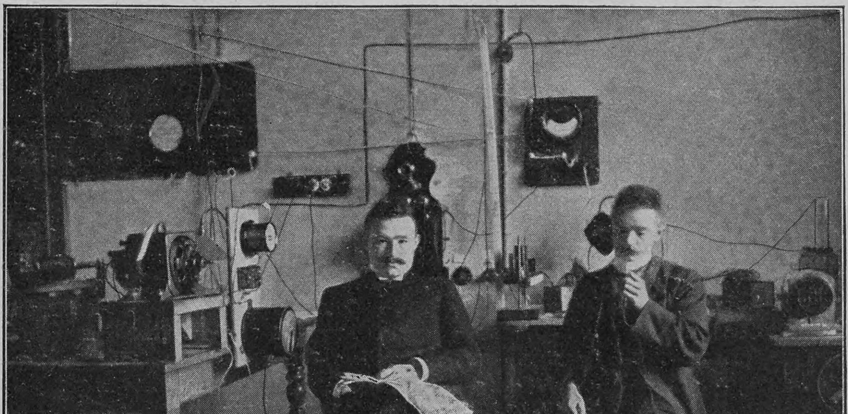

Korn's Telautograph 1/2 1904.

Fernphotographiſch übermittelte Handſchrift

Die Verſuche zur Löſung dieſer Aufgabe ſind ſchon ſehr alt, der erſte ernſt zu nehmende war wohl der von Bakewell im Jahre 1847. Seit der allgemeinen Einführung des Telephons mehrten ſie ſich, beſonders ſeit man im Selen ein ausgezeichnetes Mittel fand, Lichtwellen in elektriſche Wellen umzuſetzen. Dieſes, 1817 von dem großen ſchwediſchen Chemiker Berzelius entdeckte, ſilbergraue, im reinen Zuſtand im Bruch kriſtalliniſche Element, das der Schwefelgruppe angehört, zeigt in ſeinem Verhalten zur Elektrizität eine Reihe beſonderer Eigentümlichkeiten. So fand Hittorf 1852, daß die elektriſche Leiſtungsfähigkeit des Selens von der Temperatur abhängig iſt und May 1873, daß ſich der Widerſtand, den es dem Durchgang des elektriſchen Stromes entgegenſetzt, infolge Lichteinwirkung ändert. Fügt man in einen elektriſchen Stromkreis ein zylindriſches Stückchen Selen, ſo äußert ſich die Wirkung des Stromes größer oder kleiner, je nachdem das Selen ſtärker oder ſchwächer belichtet wird. Es iſt in den letzten Jahren gelungen, ſogenannte Selenzellen von höchſter Empfindlichkeit zu konſtruieren, eine ſolche wendet auch Profeſſor Korn bei ſeinem Syſtem an. In allgemeinen Zügen hat Korns Geber folgende Einrichtung: zwiſchen einer Nernſtlampe von 64 Hefner-Kerzen und einer Selenzelle, die in letzter Zeit von Ruhmer in Berlin geliefert wurden, befindet ſich ein Glaszylinder von 8 Zentimeter Durchmeſſer, auf den die zu telegraphierende Photographie in Form eines durchſcheinenden Films aufgerollt iſt. Dieſer Zylinder läßt ſich mit einem Elektromotor und einer beſonderen Uebertragung ſo bewegen, daß er ſich nach einer jeden in 20 Sekunden erfolgenden Umdrehung um einen Millimeter in der Richtung ſeiner Achſe verſchiebt. Das Licht der Lampe wird durch eine Linſe ſo durch das Negativ geworfen, daß es immer nur einen einen Quadratmillimeter großen Raum des Negativs trifft und, je nachdem dieſe Fläche dunkel oder hell iſt, mit ſtärkerer oder ſchwächerer Intenſität die Selenzelle erreicht. Da ſich der Zylinder mit dem Bild um ſeine Achſe dreht, wird nach der erſten Umdrehung ein millimeterbreiter Streifen nach dem Grade ſeiner Licht- und Schattenpartien das Selen ſukzeſſive in ſeinem elektriſchen Widerſtand ändern; durch die fortgeſetzte Achſenverſchiebung nach einer Richtung kommt jede Stelle des Negativs ſchließlich vor den Lichtpunkt. Die Selenzelle iſt in die Fernleitung eingeſchaltet und der Draht leitet nun die infolge der Lichteinwirkung ſo mannigfach differierenden Stromintenſitäten zu den Apparaten der Empfangsſtation (zum Empfänger). Der wichtigſte Teil des Empfängers iſt eine kleine Glasröhre, die bis auf 0,2 bis 2 Millimeter Druck mittels der Luftpumpe ausgepumpt wurde, eine ſogenannte Crookesſche Röhre. Ihre Anwendung bildet die Grundlage der Erfindung Profeſſor Korns. Dieſe Glasröhre iſt in eine ſekundäre Leitung mit ihren Elektroden eingeſchaltet und kann durch hochgeſpannte Wechſelſtröme zum Aufleuchten gebracht werden. In die Leitung der eigentlichen Teslaſpule ſind vier eigentümlich konſtruierte, kammartige Widerſtandsſyſteme eingeſchaltet, die zur Tönung der Ströme dienen, die das Aufleuchten der Crookesſchen Röhre herbeiführen.

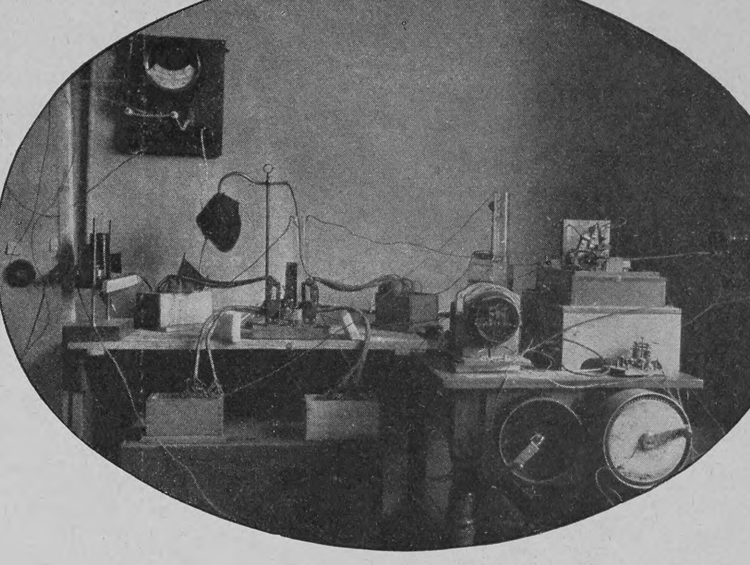


Erſte Photographie, telegraphiert auf der Strecke München-Nürnberg



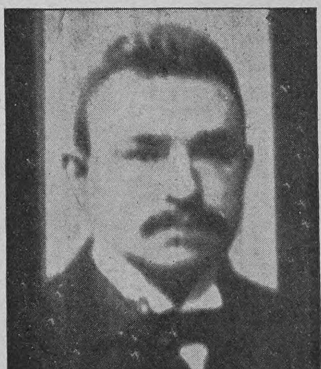
Prof. Dr. Korn und ſein Aſſiſtent Will am Aufgebeapparat

Es handelt ſich nun darum, dieſes Aufleuchten zu den aus der Fernleitung kommenden Stromintenſitäten der Selenzelle im Geber in ein beſtimmtes Verhältnis zu bringen. Dies geſchieht, indem die Fernleitung durch ein aſtatiſches Galvanometer nach der Konſtruktion Desprez-d'Arſonval zur Erde geführt wird. Je nach den die Fernleitung paſſierenden Stromintenſitäten wird der Zeiger des Galvanometers ſtärker oder ſchwächer ausſchlagen und dabei die in die Teslaleitung eingeſchalteten Widerſtandsſyſteme je nach der Stärke des Ausſchlages mehr oder weniger ausſchalten. Dadurch werden aber auch die durch die Funkenſtrecke des Induktoriums erzeugten Teslaſtröme und dadurch das Aufleuchten der Crookesſchen Röhre entſprechend den von der mehr oder weniger belichteten Selenzelle kommenden Stromintenſitäten der Fernleitung beeinflußt.



Der „Empfänger“

Die Crookesſche Röhre iſt im Syſtem längs einer Walze von 2 Zentimetern Durchmeſſer ſo angebracht, daß ſie ſich immer um einen Viertelmillimeter parallel zu ſich ſelbſt in der Richtung der Walzenachſe verſchiebt, während die Walze ſich ſelbſt einmal um ihre Achſe gedreht hat. Dieſe Umdrehung der Walze erfolgt genau ſynchron in 20 Sekunden mit der Umdrehung des Glaszylinders im Geber mit Hilfe des oben beim Induktorium erwähnten Elektromotors und einer Schneckenradtransmiſſion. Um die Walze wird ein lichtempfindliches Medium, Papier oder Film, gewunden. Die Crookesſche Röhre iſt bis auf ein winziges Fenſterchen von einem Viertelquadratmillimeter Durchmeſſer vollſtändig lichtdicht abgeſchloſſen. Wenn ſie nun entſprechend den regulierten Teslaſtrömen ſtärker oder ſchwächer aufleuchtet, ſo wird der durch das Fenſterchen gehende Lichtſtrahl auf dem Film ſtärker oder ſchwächer einwirken und ſchließlich auf dieſem das im Geber befindliche Negativ in einer Verkleinerung von 1:4 wiedergeben.



Das letzte Reſultat auf der vierfachen Strecke München-Nürnberg

Die Uebermittlung einer Photographie erfordert gegenwärtig einen Zeitraum von 30 Minuten. Da es ohne Zweifel gelingen wird, die eine größere Beſchleunigung hindernde Trägheit des Galvanometers zu überwinden und dann eine größere Rotationsgeſchwindigkeit der Träger des Negativs im Geber und des Films im Empfänger anzuwenden, ſo iſt eine raſchere Abwicklung des Prozeſſes ſicher zu erwarten.

Die Bedeutung der Erfindung Profeſſor Korns für das praktiſche Leben bedarf eigentlich keiner Auseinanderſetzung. Die Entſcheidung von wichtigen Angelegenheiten iſt in Hunderten von Fällen von der Vorlage einer Zeichnung, einer Photographie abhängig. Nach Einführung des Syſtems laſſen ſich dieſe Zeichnungen und Photographien auf telegraphiſchem Wege übermitteln. Und welche Perſpektive für die Preſſe! Telegramme über große Schlachten, Haupt- und Staatsaktionen werden künftig ebenfalls illuſtriert erſcheinen.

Phot. Ch. Delius, Paris

Profeſſor Haeckel in Rapallo

Notizblätter

Ernſt Haeckel in Rapallo

In Rapallo, das an dem gleichnamigen Golf und am Fuß der Vorberge der Apenninen gelegen, den maleriſchen Glanzpunkt der ganzen Riviera di Levante bildet. hat Profeſſor Ernſt Haeckel ſeinen ſiebzigſten Geburtstag (vgl. Nr. 20) verbracht. Kaum zu zählen waren die Glückwünſche ſeiner Freunde und Verehrer, die ihm aus dieſem Anlaß zugegangen ſind, und die Telegraphenbeamten in Rapallo haben ſicherlich ſeit langer Zeit nicht ſo viel zu tun gehabt wie am 16. Februar. Auch die Deutſche Zoologiſche Geſellſchaft ließ Haeckel dort eine Glückwunſchadreſſe überreichen, worin des Gelehrten Schaffen kurz und treffend gezeichnet wurde und an deren Schluß es hieß: „Indem Sie aus Ihrer wiſſenſchaftlichen Arbeit eine groß angelegte einheitliche Weltanſchauung ableiteten, ſind Sie ein Lehrer und durch mutiges Bekennen ſowie unermüdliches Verbreiten Ihrer Ueberzeugung ein Vorbild geworden nicht bloß dem deutſchen Volke, ſondern der ganzen freiheitlich denkenden Welt.“ Der greiſe Forſcher erfreut ſich des beſten Wohlſeins und widmet ſich mit jugendlicher Geiſtesfriſche ſeinen Studien; unſre Abbildung ſtellt ihn beim Aquarellieren dar. Er betreibt dieſe Kunſt mit Vorliebe und hat es darin zu anerkannter Meiſterſchaft gebracht.

Le Petit Journal
THEATRE DE LA GUERRE
SIBERIE
MANDCHOURIE
MER DU JAPON
GERMAIN

Phot. Ch. Delius, Paris

Eintreffen neuer Kriegsnachrichten in Paris

Generalfeldmarſchall Graf Walderſee †

In ſeiner Villa in Hannover iſt am Abend des 5. März der Generalfeldmarſchall Graf Alfred v. Walderſee vor vollendetem 72. Lebensjahre zur großen Armee einberufen worden. Als Sohn des damaligen Kommandeurs des Regiments der Gardes du Corps, ſpäteren Generals der Kavallerie Grafen v. Walderſee, wurde der Entſchlafene am 8. April 1832 zu Potsdam geboren, im Kadettenkorps erzogen und 1850 als Offizier dem Garde-Artillerieregiment zugeteilt. Den Krieg von 1866 machte er als Generalſtabsoffizier im Hauptquartier mit, wurde nach der Schlacht von Königgrätz in den Generalſtab verſetzt und ſchon am 28. Juni desſelben Jahres zum Major befördert. Anfang 1870 ging Graf Walderſee als Militärattaché nach Paris, und ſeine von dort erſtatteten Berichte über die Schwächen der franzöſiſchen Armee und ihre Fechtweiſe waren von hohem Werte für die deutſche Heeresleitung. Im Kriege 1870/71 war er zunächſt als Flügeladjutant in der unmittelbaren Umgebung des Königs Wilhelm, erledigte dann im November mit großem Geſchick eine ſehr delikate Miſſion zum Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl und wurde Anfang 1871 Chef des Generalſtabes bei der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. In beiden Fällen trat ſeine Doppeleigenſchaft als hervorragender Militär und taktvoller Diplomat deutlich zutage. Von Juni bis September war Graf Walderſee Geſchäftsträger der deutſchen Regierung bei der franzöſiſchen Republik. 1873 wurde er Generalſtabschef des X. Armeekorps, 1881 Generalquartiermeiſter und 1888 als Nachfolger Moltkes auf deſſen Wunſch zum Chef des Generalſtabs der Armee ernannt. Er ſchied aus dieſem Amte nach drei Jahren, um das Kommando des IX. Armeekorps zu übernehmen; dieſe Stellung verließ er, um 1898 als Generalinſpekteur der 3. Armeeinſpektion nach Hannover überzuſiedeln. Im Mai 1900 zum Generalfeldmarſchall befördert, wurde er nach Ausbruch der chineſiſchen Wirren am 8. Auguſt jenes Jahres zum Höchſtkommandierenden der Truppen der verbündeten Mächte in der Provinz Petſchili ernannt. Nach der Heimkehr übernahm er wieder die 3. Armeeinſpektion. Es iſt ein eigentümliches Zuſammentreffen, daß der „Weltmarſchall“, wie ihn der Volksmund nannte, gerade in einem Zeitpunkt geſtorben iſt, da die Blicke der ganzen Welt wiederum nach Oſtaſien, dem Schauplatze ſeiner damaligen Wirkſamkeit, gerichtet ſind.

Der Krieg in Oſtaſien

Noch vor Ablauf des erſten Kriegsmonats hat auch die zweite der großen ruſſiſchen Seefeſtungen im fernen Oſten, Wladiwoſtok, eine Beſchießung durch die japaniſche Flotte erlebt. Ueberall werden die neueſten Kriegsdepeſchen mit Spannung erwartet; wie in allen Großſtädten, beeilen ſich auch in Paris die Tageszeitungen, ſie in beſonders in die Augen fallender Weiſe zur Kenntnis des Publikums zu bringen, das mit leidenſchaftlichem Eifer die Wechſelfälle der dortigen Kämpſe und die gemeldeten Truppenbewegungen verfolgt.

In Korea drohen innere Wirren, die dem Anſcheine nach auf eine antijapaniſche Stimmung der Bevölkerung zurückzuführen ſind. Aus Söul wurden Bombenattentate auf die Wohnungen des koreaniſchen Miniſters des Aeußern und ſeines Sekretärs und die Entdeckung einer Verſchwörung der im Lande mächtigen Gilde der Hauſierer gemeldet — Aeußerungen eines weitverbreiteten Unwillens über das offenbar von den Japanern erzwungene japaniſch-koreaniſche Bündnis Das eine unſrer Bilder zeigt den gegenwärtigen Premierminiſter des „Reiches der Morgenſtille“, wie er in ſeiner Sänfte durch die Straßen der Hauptſtadt getragen wird. Erſt der Ausgang des Krieges kann darüber entſcheiden, ob Korea Japans Vaſall bleibt oder ob es Rußlands Souveränität anzuerkennen haben wird.

Bühne

Im Berliner Neuen Theater wurde zum erſtenmal das dreiaktige Schauſpiel „**Candida**“ von **Bernhard Shaw**, dem neuerdings auf verſchiedenen deutſchen Bühnen zu Wort gelangten engliſch-iriſchen Dramatiker, aufgeführt. Das eigenartige und geiſtvolle Werk behandelt in einer an Ibſen erinnernden Weiſe den Kampf zweier im Weſen wie in der äußeren Lebensſtellung grundverſchiedenen Männer um eine Frau. Um die ſchöne, kluge und liebenswürdige Candida ringt ihr Gatte, der ſelbſtgefällige und ganz in werktätiger Nächſtenliebe und in dem von ihm überall gepredigten politiſchen Chriſtentum aufgehende Paſtor Jakob Morell, und ein junger, reicher und eingebildeter Schöngeiſt, Eugen Marchbanks. Beide treten in der Schlußſzene vor die Frau hin, damit ſie frei wähle. Candida bleibt bei ihrem Mann, aber nicht, weil ſie ihn höher ſchätzt, ſondern weil er infolge ſeiner Weltunkenntnis die ſchwächere, hilfsbedürftigere Hälfte iſt, und ſie ſich deshalb verpflichtet fühlt, an ſeiner Seite auszuharren. Auf die anfänglich ſehr laue Haltung des Publikums folgte gegen den Schluß hin wärmerer Beifall, an dem Agnes Sorma als Darſtellerin der Titelrolle das Hauptverdienſt hatte.

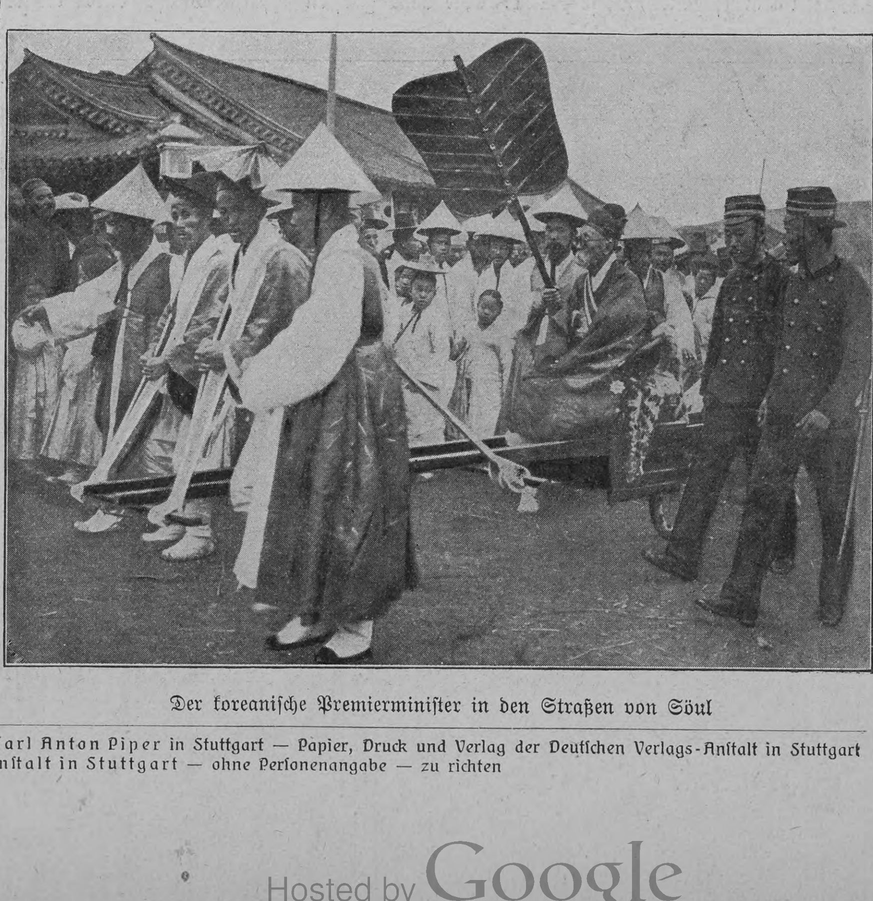
Phot. Eugen Jacobi, Metz

Feldmarſchall Graf Walderſee † (in Ulanenuniform) beim Manöver

— **Hugo v. Hofmannsthals** vieraktiges Drama „**Der Tor und der Tod**“ erzielte bei ſeiner Erſtaufführung am königl. Schauſpielhauſe in Dresden einen großen Erfolg.

Totenſchau

Komponiſt C. H. **Heinze**, Neſtor der niederl. Tonkünſtler, 84 J., 19. Febr., Muiderberg. — Profeſſor Dr. **Ludwig Beushauſen**, Dozent an der Berliner Bergakademie, 43 J., 21. Febr., Berlin. — Profeſſor **Leslie Stephen**, bek. engl. Literarhiſtoriker, 72 J., 22. Febr., London. — Kupferſtecher und Maler **Heinrich Walther**, 77 J., 22. Febr., Nürnberg. — Malerin und Zeichnerin Frl. **Marie Stüler-Walde**, bek. durch ihre Ex libris-Zeichnungen, 36 J., 22. Febr., Berlin. — Geh. Reg.-Rat a. D. **Ernſt v. Bertouch**, Kammerherr Kaiſer Wilhelms I., 23. Febr., Wiesbaden. — Generalleutnant z. D. **Bennow v. Maſſow**, 76 J., 23. Febr., Nieder-Lößnitz. — Gutsbeſitzerin Frl. **Friederike Kempner**, bek. ſchleſ. Dichterin, 23. Febr., Friederikenhof bei Reichthal. — Generalleutnant z. D. **Ernſt v. Prittwitz und Gaffron**, 71 J., 24. Febr., Karlsruhe. — Profeſſor **Friedrich Wilhelm Büſing**, Dozent an der Techn. Hochſchule in Charlottenburg, 70 J., 25. Febr., Charlottenburg. — Dr. jur. **Oskar Götz**, außerordentl. Profeſſor für röm. Recht und Handelsrecht, 80 J., 25. Febr., Leipzig.

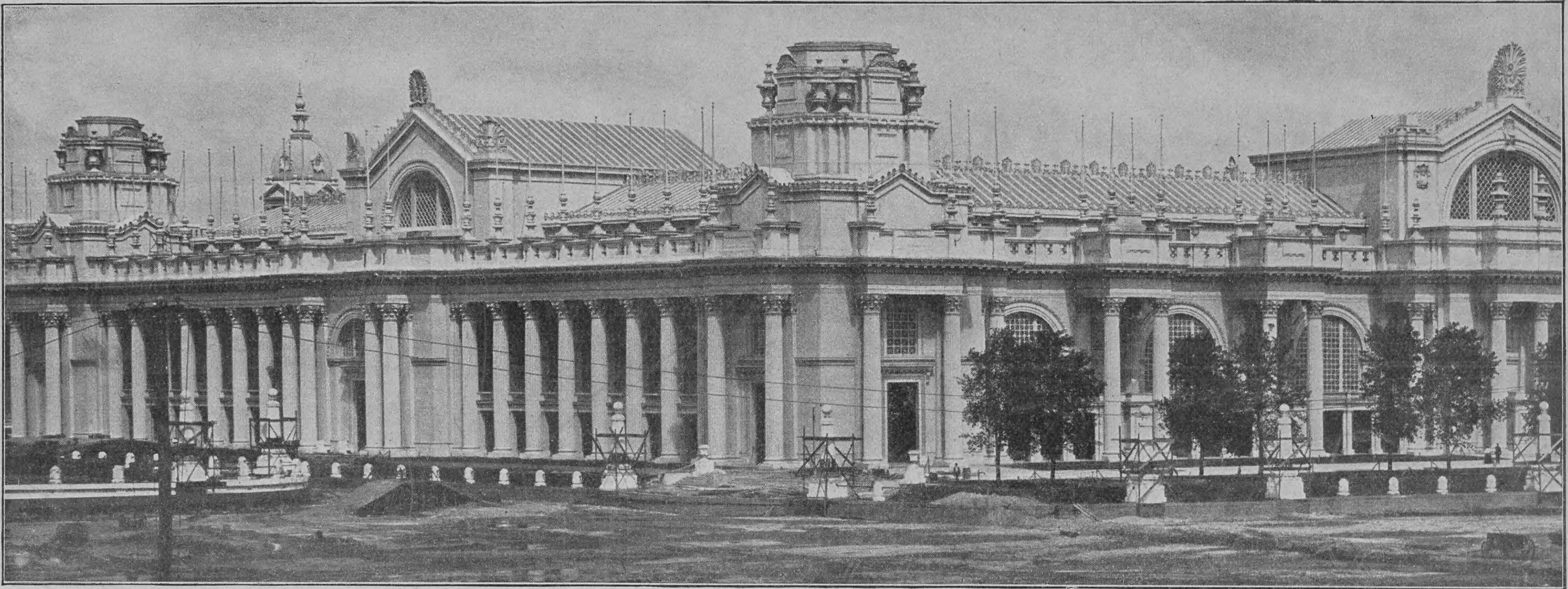


Der koreaniſche Premierminiſter in den Straßen von Söul

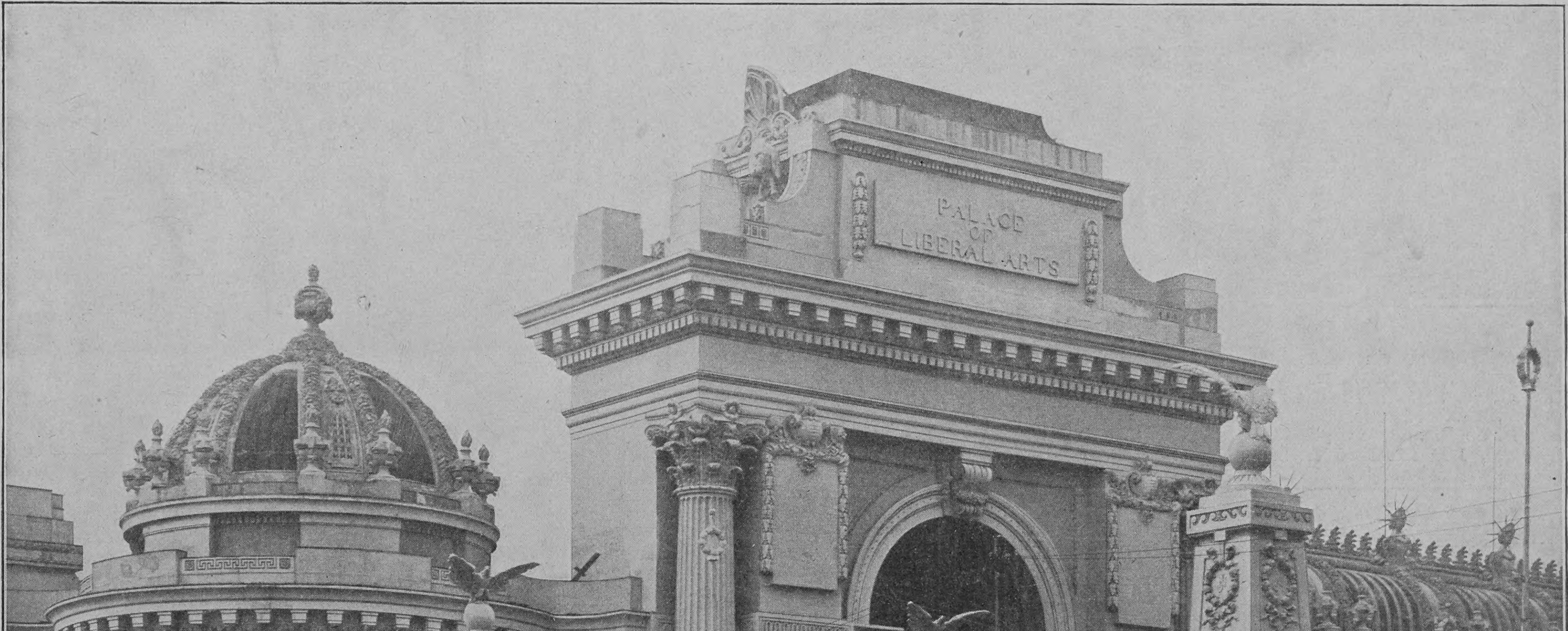
Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart — ohne Perſonenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 26



Der große Elektrizitätspalaſt

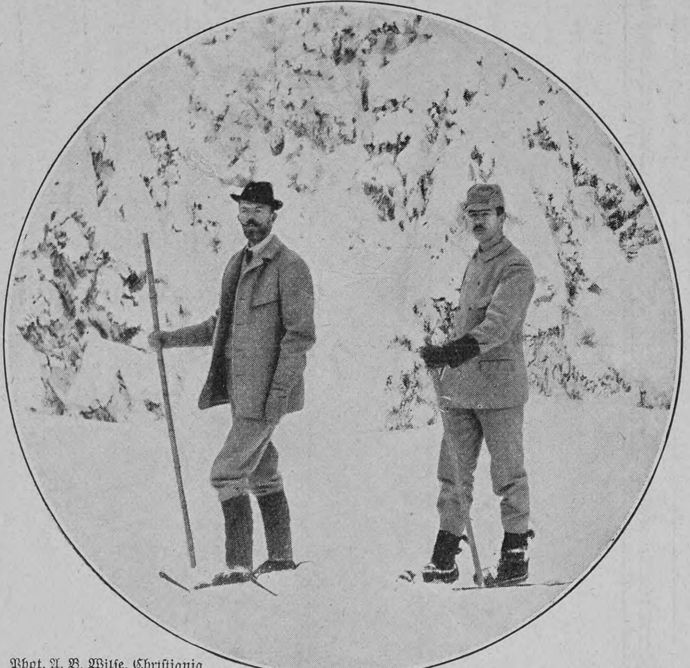

PALACE OF LIBERAL ARTS

Portal am Palaſt der freien Künſte

Von den Ausſtellungsbauten in St. Louis

Literatur

Unſer Wiſſen iſt und bleibt Stückwerk, das wiſſen wir; trotzdem aber regt der fauſtiſche Drang die Menſchen zu immer neuen Verſuchen an, in die geheimen Werkſtätten der Natur einen Einblick zu gewinnen. Eines der myſteriöſeſten Gebiete iſt ohne Frage das des von den Dichtern unzähligemal geprieſenen und von Schmerzgequälten ſo oft vergeblich erſehnten Schlafes und der damit verbundenen rätſelhaften Traumwelt. In dem von Dr. Ludwig Holthof überſetzten Werke des bekannten amerikaniſchen Journaliſten und ehemaligen Diplomaten John Bigelow: „Das Geheimnis des Schlafes“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) ſucht der 1813 geborene und noch immer ſchriftſtelleriſch tätige Autor jenes Problem auf pſychologiſchem Wege zu löſen. Der Hauptzweck ſeines hochintereſſanten Buches, das in Amerika und England das größte Aufſehen erregt hat, beſteht in der Richtigſtellung der ziemlich allgemein verbreiteten Annahme, daß der Schlaf ein Zuſtand abſoluter Ruhe ſei, ein Zuſtand körperlicher und geiſtiger Untätigkeit, von dem für ein Drittel unſrer Lebenszeit niemals Rechenſchaft von uns verlangt werden könne, und von dem wir niemals imſtande ſein würden, Rechenſchaft zu geben. Bigelow will vielmehr nachweiſen, daß es weder eine Funktion des Körpers noch eine ſolche des Geiſtes gibt, die nicht während unſers Schlafes ebenſo reichlich ihre Tätigkeit bekundet, wie zu jeder andern Zeit, wenn dieſe Tätigkeit ſich auch nach einer ganz verſchiedenen Richtung hin erſtrecken mag. Er hegt die feſte Ueberzeugung und ſucht ſie — geſtützt auf zahlreiche Ausſprüche von Gelehrten und Forſchern alter und neuer Zeit ſowie namentlich auch auf Stellen der Heiligen Schrift — ſeinen Leſern gleichfalls mitzuteilen, daß kein Teil des menſchlichen Lebens edleren Zwecken gewidmet und keiner für unſre gleichmäßige geiſtige Entwicklung unentbehrlicher ſei, als der während der Unterbrechung unſers Verkehrs mit der Außenwelt ſchlummernd verbrachte. Bigelow folgert daraus ferner, daß viele der Begebniſſe, die mehr oder minder die wachen Stunden unſers Lebens ausfüllen, unter denſelben Geſetzen zu ſtehen und bis zu einem gewiſſen Grade denſelben verborgenen und geheimnisvollen Zwecken zu dienen ſcheinen wie der Schlaf. Ein Teil ſeiner intereſſanten Theorie bewegt ſich auf dem Boden des Myſtizismus, allein auch diejenigen Leſer, die ihm dorthin nicht folgen wollen, werden ſein Buch dennoch mit Intereſſe und Nutzen leſen; was er über das Verderbliche der Schlafverkürzung, über die Störung des geiſtigen Gleichgewichts durch Schlafloſigkeit ausführt, iſt ungemein beachtenswert, und das auf die bunte Welt der Träume und andre rätſelhafte Erſcheinungen unſers Seelenlebens bezügliche reiche Illuſtrationsmaterial von Beiſpielen und Zitaten bietet anziehende Unterhaltung und vielfache Anregung.



Phot. A. B. Wilſe, Chriſtiania

Kronprinz Guſtav und Prinz Guſtav Adolph von Schweden und Norwegen auf Schneeſchuhen

— Faſt jede Zeitung, die man in die Hand bekommt, bringt heutzutage irgend etwas auf die Marine Bezügliches, Erörterungen über Seemacht und Seeweſen, Nachrichten über eigne oder fremde Kriegsſchiffe u. dgl. mehr. Der Leſer empfindet daher oft das Bedürfnis, über allerlei Gegenſtände und Einzelheiten, die dabei zur Sprache gebracht werden, ſich in zuverläſſiger Weiſe näher zu unterrichten. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel dazu, das ungemein geſchickt für den praktiſchen Gebrauch hergeſtellt wurde, iſt das „Taſchenbuch der Kriegsflotten“ IV. Jahrgang. 1903. Mit teilweiſer Benutzung amtlichen Materials herausgegeben von B. Weyer, Kapitänleutnant a. D. Mit 277 Schiffsbildern und Skizzen (J. F. Lehmann, München). Durch zweckmäßige Anordnung und Einteilung iſt in dieſem handlichen, hübſch ausgeſtatteten Büchlein eine ganz erſtaunliche Menge Material in überſichtlich-klarer Weiſe zuſammengeſtellt. Der erſte Teil behandelt die Kriegsſchiffe aller Nationen in ausführlichen Flottenliſten mit ſehr intereſſanten Bildern und Skizzen der Fahrzeuge, im zweiten findet man einen vergleichenden Ueberblick über die größeren Flotten (Stärkevergleiche, Budgets und Perſonal, Stationsbeſetzungen, Flottenpläne u. ſ. w.), während der dritte die verſchiedenen Marineartillerien beſpricht. Sehr reichhaltig ſind der vierte und fünfte Teil, die u. a. die Organiſation der deutſchen Seeſtreitkräfte, die deutſchen Flaggen und Abzeichen, die deutſchen Werften und Reedereien, eine Ueberſicht der Welthandelsflotte, die Rangbezeichnungen der Seeoffiziere aller Flotten u. dgl. mehr enthalten.

Assim Cigaretten
mit wertvollen Coupons in jedem Carton
GEORG A. JASMATZI A.G. Grösste deutsche Cigarettenfabrik.
10 Stück
30 Pfennig.

Momentaufnahme mit

Goerz-Anschütz-Klapp-Camera.

Leistungsfähigste Hand-Camera für Aufnahmen jeder Art, besonders für Momentbelichtungen bis zu $^1/_{1000}$ Sekunde. zu beziehen durch alle photographischen Handlungen. Kataloge kostenfrei durch:

Optische Anstalt **C. P. Goerz** BERLIN-Friedenau 54.
Aktiengesellschaft.

London 1/6 Holborn Circus.
New-York 52 East Union Square.
Paris 22 Rue de l'Entrepôt.

„Donnerwetter!“

rief ich aus, als ich ein Glas Zuckerwaſſer mit 5 Tropfen Ricqles Pfeffermünzgeiſt gekoſtet hatte. Ein angenehmeres und delicateres Getränk gibt es kaum, auf keinen Fall eines mit ſo vielſeitigen guten Eigenſchaften und dabei ſo billig. Originalflaſchen, nur echt mit dem Namen **H. de Ricqlès,** in Parfümerien, Drogerien und Apotheken zu M. 1.25, 1.80 und 3.30 erhältlich. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M

Gildemeister's Institut,
Hannover, Leopoldstr. 3.

Erziehungs- und Vorbereitungs-Anſtalt. Anerkannt gut. Kleine Klaſſen. Möglichſt individuelle Behandlung. Erfahrene und gediegene Lehrkräfte. Penſion und gewiſſenhafte Beaufſichtigung. Die Anſtalt umfaßt die Klaſſen von **Sexta** bis **Oberprima** mit **gymn.** und **realgymn.** Lehrplan und führt ihre Schüler bis zur **Maturitätsprüfung.** Beſondere Klaſſen für die Vorbereitung zum **Einj.-Freiw.** und **Fähnrichs-Examen. Michaelis 1903** beſtanden **50** Zöglinge der Anſtalt ihre Prüfungen, darunter **8** die Reifeprüfung an einem Gymnaſium und **5** die an einem **Realgymnaſium** bezw. einer **Oberrealſchule.** Proſpekt und nähere Mitteilungen d. d. Direktor des Inſtituts **Blumberg.**

CRÈME SIMON

Unübertroffen
für den *Teint*
und für die *Toilette*

Poudre & Savon
SIMON
PARIS

Zucker,- Magen,- Darm-Kranke verlangen Prospect

Von ärztl. Autoritäten empfohlen.

Rademann's Nährmittelfabrik
Frankfurt a/M. S. & Berlin S.W.

Butterick's Moden-Revue

ist das **beliebteste** und **vornehmste Moden- u. Frauenjournal,** monatlich ein Heft mit Gratis-Schnittmuster. Abonnementspreis für Deutschland u. Oesterreich-Ungarn jährl. M. 7.—, vierteljährl. M. 1.75, für das Ausland M. 8.—, resp. M. 2.— zahlbar im voraus. Abonnements durch jede Postanstalt, Buchhandlung u. Butterick's Agentur oder direkt durch uns.

Actien-Gesellschaft für Butterick's Verlag, Berlin W. 8.

Probehefte gratis nur direkt durch uns. **Butterick's Schnittmuster sind die besten und zuverlässigsten.**

Krankenfahrstühle,
Krankenmöbel

jeder Art fertigt
Rich. Maune,
Dresden-Löbtau.
Catalog gratis.

Rotkäppchen-Sekt
Kloss & Foerster

Stottern heilt Prof. **Rud. Denhardt, Eisenach** i. Th. **Einzige** Anstalt, die mehrf. **staatlich** ausgezeich., wiederh. d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.** Prospekte gratis. Honorar nach Heilung.

Amerik. Buchführung lehrt gründlich durch Unterrichtsbriefe. Erfolg garantiert. Verlangen Sie Gratisprospekt.
H. Frisch, Bücherexperte, **Zürich 33.**

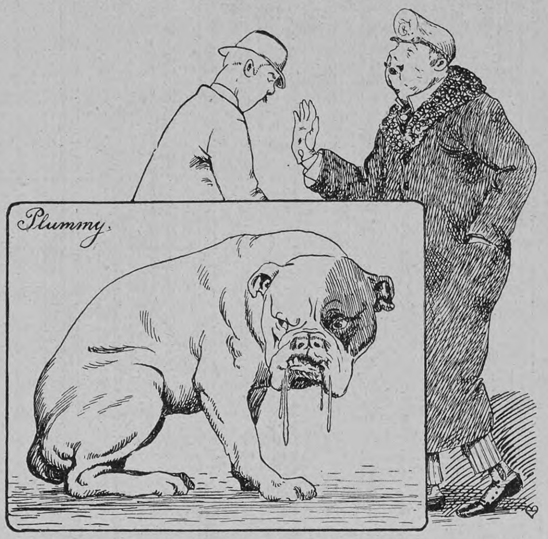
Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höh. Lehranstalt f. Masch.- u. Elektro-Ingenieure. Techn. Werkm. Prog. fr.
Direktor: E. Boltz.

Briefmappe

Alfred H. in Frankfurt a. M. Auch für die Anfänge im Photographieren raten wir Ihnen, nicht erſt einen billigen Apparat zu wählen, ſondern gleich einen möglichſt vollkommenen und leiſtungsfähigen. Es iſt doch ſelbſtverſtändlich, daß man in jeder Technik mit vollkommenen Hilfsmitteln leichter gute Reſultate erzielt, als mit minderwertigen, und gerade der Anfänger wird mit gutem Handwerkszeug am eheſten etwas Brauchbares zuſtande bringen. Der Umſtand, daß Meiſter, die völlig die photographiſche Kunſt beherrſchen, unter günſtigen Verhältniſſen auch mit einfachen Hilfsmitteln künſtleriſch Wertvolles ſchaffen können, iſt nur Ausnahme, die jene Regel beſtätigt. Wir raten Ihnen, ſich zunächſt nur mit Momentaufnahmen zu befaſſen, die am leichteſten gelingen, und empfehlen dafür in erſter Linie den bekannten Goerz-Anſchütz-Klappapparat, deſſen Leiſtungsfähigkeit durch die weltbekannten Aufnahmen von Ottomar Anſchütz hinreichend verbürgt iſt. Proſpekte erhalten Sie koſtenlos durch die Firma C. P. Goerz, Aktiengeſellſchaft, Friedenau-Berlin.

H. W. in Erfurt. Sogar in wiſſenſchaftlichen Abhandlungen taucht mitunter noch die „ozonreiche Waldluft“ auf, tatſächlich iſt dieſe Angabe aber längſt als irrtümlich nachgewieſen worden. Namentlich die Luft in den Nadelwäldern galt lange Zeit als beſonders ozonhaltig; allein in Wirklichkeit iſt kein Ozon in der Waldluft vorhanden, und ſpeziell in Gegenwart von Terpentinöldämpfen kann es gar nicht exiſtieren, da es ſich unter ihrer Einwirkung alsbald zerſetzt. Ueberhaupt enthält die Luft nur dann Ozon, wenn kurz vorher ſtarke elektriſche Entladungen ſtattgefunden haben.

Arnold B. in Zürich. Für dergleichen Humoriſtika haben wir keine Verwendung; zudem ſind die tatſächlich vorkommenden Druckfehler, vor denen bekanntlich kein Blatt ſicher iſt, auch meiſt viel ergötzlicher und uberraſchender als die erfundenen in den Witzblättern. So konnte man z. B. jüngſt in einer weſtfäliſchen Zeitung die Notiz leſen, daß ein Aufruf zur Errichtung eines Denkmals von Verbrechern des chemiſchen Dichters Gottfried Kinkel erlaſſen worden ſei, während natürlich die „Verehrer“ des „rheiniſchen“ Dichters gemeint waren. Und in einem andern Blatte machte ein Setzer, der „Zeile halten“ mußte, aus „Prof. Haſſe, M. d. R.“ (Mitglied des Reichstags): Major der Reſerve.



Ein Raſſekenner

„Ich ſage Ihnen, ich habe jetzt eine Bulldogge, einzig in ihrer Art; ſie iſt geradezu von berauſchender Häßlichkeit.“

Frau K. B. in Leipzig. Allerdings wurde in letzter Zeit die Behauptung verbreitet, daß 90 Prozent der Blinddarmentzündungen auf Emailſplitter zurückzuführen ſeien, die von Kochgefäßen abgeſprungen und mit den Speiſen in die Eingeweide gelangt ſind. Die dadurch hervorgerufene Angſt iſt jedoch unbegründet. Es kann wohl einmal ein Splitter, wie auch bei anderm Geſchirr, abſpringen; aber eine irgendwie beängſtigende Häufigkeit iſt bei einigermaßen guter Qualität ausgeſchloſſen. Tatſächlich ſind bei den jetzt häufigen Blindarmoperationen bisher nach Angabe hervorragender Aerzte noch nie Emailſplitter als Urſache der Erkrankung nachgewieſen worden.

Frau Adele Sch. in Mainz. Es hat ſich ein Ausſchuß gebildet zur Errichtung eines beſcheidenen Gedenkſteines für Ferdinand Freiligrath in Unkel am Rhein. In dem erlaſſenen Aufruf heißt es: „Vom granitenen Sockel herab ſoll der begeiſterte und durch ſeine Schöpfungen begeiſternde Rheinſänger den Einheimiſchen und den Fremden wie auch den Vorüberziehenden grüßen zur Erinnerung an die Tage, da der Dichter ſeine Muſe den wundervollen, poeſieumrankten Fluren des deutſcheſten der Ströme gewidmet hat. Gehört doch der Unkeler Aufenthalt Freiligraths in den Jahren 1838—1840 zu dem Wendepunkte des Dichters; denn hier beugte ſich Freiligraths kecker Wagemut vor dem ſanften Zauber, der aus zwei braunen Mädchenaugen ſprühte. Ida Melos, die als die Geſpielin der Enkel des Dichterfürſten Schiller in einem Kreiſe aufgewachſen war, der noch durch die letzten Strahlen der Goetheſonne verklärt wurde, war es, die auf den Dichter ihren nachhaltigſten Einfluß ausübte, ſo daß Freiligrath den Wüſtenſand von ſich warf, ſich wieder der Heimat zuwandte und jubelnd ausrief: Es rauſcht mir durch die Seele der freie deutſche Rhein! Ihr, die ihm fürs Leben ſeine treffliche, liebende Gefährtin wurde, ſind die ſchönſten Lieder von Liebesluſt und Liebesleid zugeeignet.“ Zugleich ſoll der Denkſtein an jener Stätte ein Dankeszeichen dafür ſein, daß Freiligrath einſt die Wiederherſtellung des Rolandsbogen angeregt hat. Beiträge nimmt Chefredakteur Schriftſteller Kellermann, zurzeit in Obercaſſel bei Bonn, entgegen.

J. S. in Hamburg. Es iſt ganz unerläßlich, daß Sie ſich einem Spezialiſten behufs ſachkundiger Unterſuchung vorſtellen; nur auf Grund einer ſolchen läßt ſich die zweckmäßigſte Behandlungsweiſe feſtſtellen.

Der Dank meines Mundes ergiesset
Sich all in ein einzig Wort,
Das geb ich den lustigen Winden,
Die tragen es lustig fort. –
Odol
Odol
Odol
Odol
Odol

Matheus Müller Marke: „Extra“
Unübertroffen an Qualität u. Preiswürdigkeit
Zu beziehen durch den Weinhandel.

Sirolin

Thiocol „Roche“ 10, Orangensyrup 140

erhältlich in den Apotheken
zum Preise von M. 3.20, ö. Kr. 4.—, Fr. 4.— per Flasche.

empfohlen von den
hervorragendsten Professoren und Aerzten bei

Lungenkrankheiten, Scrophulose,
Katarrhen der Atmungsorgane,

wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten,
und namentlich auch in der
Reconvalescenz nach Influenza.

Hebt den Appetit und das Körpergewicht,
beseitigt Husten und Auswurf und bringt den
Nachtschweiss zum Verschwinden.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann, der an länger dauerndem **Husten** leidet. Denn es ist besser Krankheiten verhüten, als solche heilen.
2. Personen mit **chronischen Bronchial-Katarrhen**, die mittels Sirolin geheilt werden.
3. **Asthmatiker**, die durch Sirolin wesentl. erleichtert werden.
4. **Scrophulöse Kinder** mit Drüsenschwellungen, Augen- und Nasenkatarrhen etc., bei denen Sirolin von glänzendem Erfolg auf die gesamte Ernährung ist.

Man achte genau darauf, dass jede Flasche mit unserer Firma versehen ist und weise Nachahmungen zurück.

F. Hoffmann-La Roche & Co.
Fabrik chem.-pharmac. Produkte
Basel (Schweiz) **Grenzach** (Baden).

Kombinationsrätſel

Ich bin ein Ding, den Frauen unentbehrlich,
Ihr eignes Werk zumeiſt in früherer Zeit;
Zu miſſen mich iſt nicht ganz ungefährlich
Und zeugt faſt ſtets von größter Dürftigkeit.

Streich meinen Anlaut, und in Spielerhänden
Halt' ich das Glück mit einer Karte feſt —
Köpfſt du mich jetzt, muß ich als Torſo enden,
Nach ſolcher Tat der herkömmliche Reſt.

Doch magſt du leicht aufs neue mich beleben,
Fügſt du im Tauſch ein andres Zeichen ein;
Dann ſuche mich, wo Irrlichtzauber weben,
Wo Binſen rauſchen und die Unken ſchrein,

Wo Waſſerjungfern überm Röhricht tanzen —
Nun noch ein t dazu — und ich zeig triſt,
Als dürftig Ueberbleibſel eines Ganzen,
Wie alles Irdiſche vergänglich iſt. L. J.

Anagramm

Der unheimlichen Gottheit Zaubermacht
Hat ängſtlichen Gemütern wohl der Nacht
Friedliche Ruhe ehmals oft geraubt,
Wird Wunderbares doch ſo gern geglaubt.

Vertauſch das Haupt und ſtell zu neuem Sinn
Die Lettern nun in andrer Ordnung hin!
Dann ſprüht's empor mit hellem Feuerſchein,
Ein leuchtend, aber ſchnell verlöſchend Sein. M. Sch.

Des Schiffers Sicherheitsmaßregel.

Wenn ein Kauffahrteiſchiff Waren nach fremden Ländern trägt, wird ein Ladeſchein ausgefertigt, auf dem die Ware deklariert iſt und auf dem ſich die Klauſel „auf Gefahr des Eigentümers“ befindet. Dies bedeutet, daß das Schiff nicht für Verluſt oder Schaden aufzukommen hat und daß der Eigentümer der Ware das Riſiko übernimmt.

Gute Geſundheit iſt das größte Gut, das jemand beſitzen kann und auch dafür muß der Eigentümer jederzeit das Riſiko übernehmen. Niemand anders kann dafür aufkommen, wir müſſen Schaden und Verluſt ſelbſt fernzuhalten ſuchen. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Erreichung dieſes Zweckes iſt Scotts Emulſion, die ſich ſeit 30 Jahren als ein vortreffliches Kräftigungsmittel bewährt hat und die in Fällen von Anämie, Bronchitis, Keuchhuſten, ſowie Maſern, Rheumatismus und Skrofeln regelmäßig eine Wendung zur Beſſerung herbeiführt.

Scotts Emulſion bietet zur Erlangung und Erhaltung von Geſundheit die folgenden Sicherheitsmaßregeln, nämlich: Medizinal-Lebertran, ſowie Kalk- und Natron-Hypophosphite und Glycerin, die bekannten und von der Medizin ſo geſchätzten Mittel zur Beſchaffung von geſundem Blut, geſunden Knochen und einem geſunden Körper, ſie wirken ſtets raſch und dabei zuverläſſig.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Geſellſchaftsreiſen zur Weltausſtellung in St. Louis

Die
Hamburg-Amerika Linie
wird im Laufe dieſes Jahres **11 Reiſen**
zum Beſuche der Weltausſtellung in St. Louis
veranſtalten.

Seefahrt vermittelſt der prächtigen Doppelſchrauben-Poſt- und Schnelldampfer der Hamburg-Amerika Linie ab **Hamburg,** ab **Paris,** oder ab **London.** Denkbar kürzeſte Reiſe.
Landtouren unter alleiniger Leitung der **Hamburg-Amerika Linie** und größter Ausnutzung ihrer unübertroffenen Organiſation in ganz Amerika. Eigene Zweigbureaux in faſt allen auf der Reiſe berührten Plätzen.
Dauer der Reiſen: 38 und 45 Tage.
Fahrpreis: je nach der Reiſezeit u. Dampferart Mk. 1650 bis Mk. 2350, einſchl. aller Koſten für Beförderung, Hotels, Verpflegung ꝛc.

(Die Hamburg-Amerika Linie bietet mit obigen Geſellſchaftsreiſen einzig daſtehende Vortheile, denn ſie verzichtet bei Ausführung derſelben **auf jeglichen Verdienſt aus dem Aufenthalt am Lande und den Ausflügen.**)

Außer mit obigen 11 Geſellſchafts-Reiſen bietet die Hamburg-Amerika Linie jede Woche mit jedem, ihrer nach Newyork abgehenden ſchönen Poſt- und Schnelldampfer zum Beſuche der Weltausſtellung Gelegenheit, wobei die Beſorgung des Nöthigen für den Landaufenthalt von der Firma Thos. Cook & Son, Newyork, übernommen wird.

Nähere Auskunft ertheilt die
Abtheilung Perſonenverkehr der **Hamburg-Amerika Linie**
ſowie deren in- und ausländiſche Agenten.

106

„Astra“ Rollfilms
befriedigen
den anspruchsvollsten
Amateur-Photographen!
In allen Handlungen photogr. Artikel oder direct ab Fabrik
Deutsche Rollfilms-Gesellschaft m. b. H.
Köln-Frankfurt a. M.

Blasberg's Selbstkocher
D. R. P. a.
kocht Speisen ohne Feuer
Hausfrauen ersparen daher
Zeit u. Geld.
Bedeut. verbess. gegenüb. bish. bekannt. Kochkisten, insbes. in Bezug a. Reinlichhaltung, die bei Kochk. unmöglich ist. Grossart. Neuheit! Man verl. dah. ausdr. **Blasberg's Selbstkocher.** In 6 Gr. in all. Haushalt.-Gesch. erhältl. von Mk. 7 an, wo nicht, wende man sich a. d. all. Fabrik. **E. Blasberg & Co., Düsseldorf** oder deren Niederl. **Berlin, Schützenstr. 36.**

Gegen ſchädliche **Korpulenz** und deren Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „Amiral“, ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren **(äußerlich) von abſoluter Unſchädlichkeit** und bequemſter und angenehmſter Anwendungsweiſe. „Amiral“ **verſchönt** und **verjüngt** und iſt einzig in ſeiner Art. Keine Diät, **ſicherer und raſcher Erfolg.** Ausführliche Broſchüre mit zahlreichen ärztlichen Gutachten und Dankſchreiben gegen Einſendung von 20 Pfg. in Marken von Hoock & Co.,
Hamburg, Knochenhauerſtraße No. 98.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
Maschinenb. u. Elektrotechnik. Abteil. f. Ingenieure, Technik. u. Werkmeister.
Lehrfabrik

Technikum Eutin.
— Maschinen- u. Baufach. —

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei

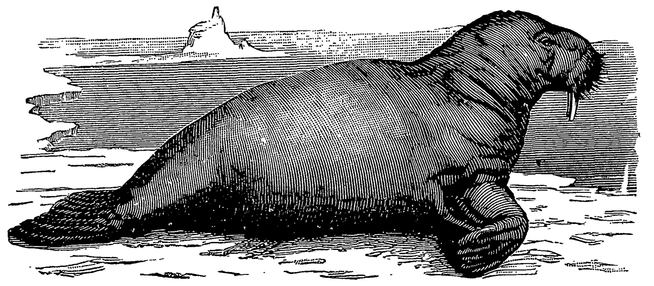
Technikum Neustadt i. Meckl.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule.
Maschinenbau.
Elektrotechn.
Elektrot. Laborat. — Staatl. Prüf.-Commissar
Baugewerk-
Bahnmeister-
Tischler-Fach-
Schule.

Immer jung! Immer schön!
„BEETHAM'S Regd Larola“
Ein verbessertes Präparat von Glycerin und Gurken zur Conservierung der Haut und Gesichtsfarbe gegen den Einfluss der Sonne, kalter Winde u. hartem Wasser Es erhält die Haut weich, glatt u. weiss, verhindert u. entfernt Rauheit, Röte, Entzündung, Sprünge etc. Zu haben bei allen erstklassigen Droguerien etc. in Flaschen zu M. 1.—, 2.— u. M. 3.50 etc In **Berlin:** Max Schwarzlose, Potsdamerstr. 7a; in **Hamburg**· Elfried Lubbers; in **Dresden:** Paul Schwarzlose; in **Erfurt:** C. H. Schmidt Nachf.

Wer ſich bei der Verwaltung ſein. **Vermögens** vor **Verluſt** ſchützen will, verlange grat. u. frk. Proſpekt vom **Verlag** des **Vermögensverwaltungsblattes Magdeburg,** Breiteweg 183.

GLAFEY-NACHTLICHTE
hergestellt u. unübertroffen seit dem Jahre 1808.
G. A. GLAFEY NÜRNBERG.

Sommersprossen
beseitigt **in 7 Tagen** vollständig mein altbewährtes, ausgezeichnetes, unschädliches Mittel. Jährlich hunderte von Danksagungen. Preis 4 Mark franko und zollfrei.
Theodor Lehky, diplom. Apotheker in **Prag 655-II.**



Nach **Norwegen, Spitzbergen** und dem **ewigen Eise**
auf dem eleganten Salondampfer „Oihonna“. Abfahrt von Kiel. Reisedauer vom 5.—31. Juli und vom 5.—31. August.
Prospekte bei
Polarfahrer **Capt. Bade's Söhne, Wismar** i. Meckl.

BESTE ZAHN-CRÊME
KALODONT
60 Pf.
F. A. Sarg's Sohn & Co. Wien.
erhält die Zähne rein, weiss u. gesund.

Montreux, Hôtel Eden.
In allerbester Lage am Südquai, neben dem Kursaal. **Mod. Komfort.** Lift. Elektrisches Licht. Zentral-Warmwasserheizung. Bäder. Garten.
Fallegger-Wyrsch,
zugl. Bes. Schimberg-Bad, Entlebuch b. Luzern.

Fernsprecher **Städtisches Eisen-Moor-Bad** Elektr. Licht
Bahnstation. **Schmiedeberg** Postbez. Halle.
Preisgekrönt: Sächs.-Thür. Industrie- u. Gewerbe-Ausst.
Vorzügl. Erfolge bei **Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenkrankheiten. Gesunde Waldgegend.** Saison: 1. Mai bis Ende Septbr.
Prosp. u. Ausk. d. d. **Städt. Bade-Verwalt.** u. Badearzt Dr. med. **Schütz.**

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke für feine Sorten

Ostseebad Zoppot
Norddeutsche Riviera
bei Danzig.
Prospekte gratis und franko.

3 Ärzte
Prospecte frei
Bilz
Naturheilanstalt
Dresden Radebeul.
Gute Heilerfolge.

Bilz' Naturheilbuch. 1 Million Expl. verkauft. Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

Dr. Georg Greif's Kuranstalt
Serkowitz- *Physikalisch-diätetisches Heilverfahren.* **Dresden.**

— Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900. —
Kalodema- GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut!
F. WOLFF & SOHN. KARLSRUHE.
— Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften. —

Deutsche Lebensversicherung Potsdam a. G.
Lebens-Versicherung. Aussteuer-Versicherung.
Versicherungsbestand am 1. Februar 1904: 130¼ Millionen Mark.
Ausgezahlte Versicherungssumme: 31¼ Millionen Mark.
Activa: 34 Millionen Mark.
Jede Art Versicherung auf Todesfall, Erlebensfall und Rente.
Günstige Bedingungen. — Mässige Prämiensätze.
Der Ueberschuss, welcher seit Beginn 7 Millionen Mark beträgt, kommt den Versicherten zu Gute und gelangt im zweitfolgenden Jahre zur Verteilung.
Militär-Versicherung. Renten-Versicherung.
Prospekte und Auskunft durch alle Vertreter und durch den
Vorstand in Potsdam.
Tüchtige Agenten u. Acquisiteure finden lohnende Beschäftigung.

Dreisilbige Charade

Verächtlich faſt noch mehr als nichtig
Iſt Signatur fürs erſte Paar,
Ob auch vielleicht dem einen wichtig,
Was andern allen Wertes bar.

Die dritte einen Halt ſoll bieten
Und mancher bricht ſie doch ſo leicht!
Dann mag er ſich nur ſelber hüten,
Daß er vom rechten Pfad nicht weicht.

Weh jenen, denen ſchweres Dulden
Das Ganze drückte in die Hand,
Und dreimal wehe, wenn Verſchulden
Das eigne, ſie ihm zugewandt!

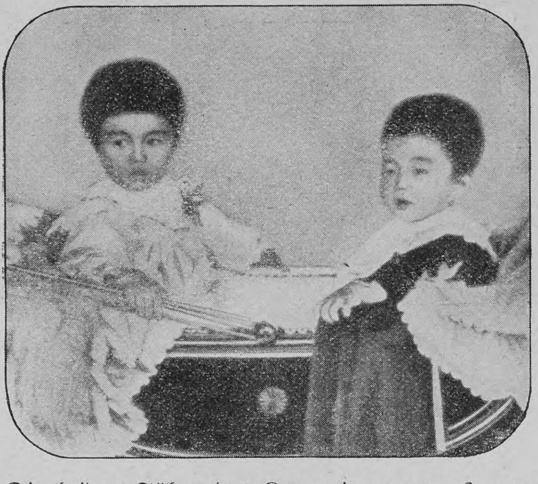
M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 556:

Des Doppelſilbenrätſels: Ja — Pan, Ruß — Land: Japan, Rußland.

Des Logogriphs: Pelikan, Kapelle, Neapel, Klippe, Akelei, Lappen, Kanapee, Kappeln.

Richtige Löſungen ſandten ein: „Süddeutſche“ am Klingelpütz in Köln a. Rh. (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Frau Grete Broſig in Stuttgart (4); „Oedipus“ in Emden (3); Ferd. Keller in Meiningen (2); Frau Anna G. in Kiel; Frl. Irene v. H. in Baden (3); Otto Scherer in Berlin; Erwin Schlüter in Magdeburg (4); H. Schroeder in Mainz; Frau Agnes Fiedler in Wien (3); Frl. Mizzi H. in Salzburg; O. Rechling in Straßburg i. E. (2); Markus Schäfer in Danzig.



Die beiden Söhne des Kronprinzen von Japan

Schachbriefwechſel

B. in Hameln. Mit 1. Df2—f5† Ke5×d6 2. Lc1—a3 wird Nr. 9 nicht gelöſt. Es folgt z. B. Kd6—e7, worauf 3. Tb4—d4† wegen der Entgegnung c7—c5 kein Mattzug iſt.

W. Th. in Stephansfeld. Ihr erſter Zug zu Nr. 9 iſt richtig, aber die Fortſetzung nicht ſorgfältig ausgeführt.

Richtige Löſungen ſandten ferner ein: Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 8; F. Schneider in Neunkirchen zu Nr. 9; Senglier in Bulgrin zu Nr. 9 (Ergänzung) und 10; E. L. in Graz zu Nr. 10.

Aus Induſtrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Ein willkommenes Gelegenheitsgeſchenk für alle beſſeren Kreiſe wird ſtets Schokolade-Kohler bleiben, einerlei, ob es ſich um eine Tafel Schokolade oder eine der vielen Originalpackungen handelt. Die feine Qualität, die nur aus beſten Rohprodukten gewonnen und von Kennern allen andern Marken vorgezogen wird, erklärt am beſten die immer zunehmende Beliebtheit der weltberühmten Marke Kohler.

Aus fremden Zungen.
Illustrierte Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 6. Heft hat nachſtehenden Inhalt: Schlaraffenland. Neapolitaniſcher Sittenroman von Matilde Serao. Aus dem Italieniſchen. — Valle dei Fiori. Von Alvilde Prydz. Aus dem Norwegiſchen. — Kinder der Pußta. Von Stephan Tömörkény. Aus dem Ungariſchen — Illuſtrierte Rundſchau (mit 12 Illuſtrat.).
Monatlich erſcheinen 2 Hefte à 50 Pfg.
Abonnements in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

! WARNUNG !

Wir erneuern hiermit unsere frühere Mitteilung, dass das Kaiserliche Patentamt in Berlin uns den Schutz für die von uns zuerst als „Dr. Hommel's Haematogen“ in den Handel eingeführte Wortmarke „Haematogen“ wegen verspäteter Anmeldung definitiv versagt hat. Das Wort „Haematogen“ ist damit zum Freizeichen geworden und kann von Jedermann für irgendwelche Zubereitung (trocken oder flüssig) benutzt werden. Bei der Güte und der dadurch bedingten grossen Beliebtheit unseres Original-Präparates ist die Zahl der Nachahmungen naturgemäss beständig im Wachsen begriffen und es befinden sich darunter solche, die mit Haemoglobin, welches wir nach D. R.-Pat. No. 81391 in völlig gereinigter Form darstellen, gar nichts zu tun haben. Gegen eine derartige Konkurrenz haben wir leider keinen anderen Schutz als die öffentliche Warnung und die dringende Bitte, stets **ausdrücklich** das bewährte **„Dr. Hommel's“** Haematogen zu verlangen und sich **Pseudo**-Haematogene **nicht aufreden** zu lassen. Dazu machen wir wiederholt darauf aufmerksam, dass die Originalmarke weder in Pillen noch in Pulverform, noch mit Cacao oder Chocolade gemischt, sondern nur in Flaschen mit dem **eingeprägten** Namen „Dr. Adolf Hommel's Haematogen“ echt ist.

Nicolay & Co., Hanau a. M.

Man verlange ausdrücklich **„Dr. Hommel's“** Haematogen.

ALLE ANDEREN MARKEN SIND NACHAHMUNGEN.

DIE ERSTE ALLER
GALA PETER
MILCH-CHOCOLADEN

UNÜBERTROFFEN IN GÜTE UND BEKÖMMLICHKEIT.

Verſicherungsſtand ca. 46 Tauſend Policen.

Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart

Lebens- u. Rentenversicherungsverein auf Gegenseitigkeit.

Gegründet 1833. **Reorganiſiert 1855.**

Aller Gewinn kommt ausſchließlich den Mitgliedern der Anſtalt zu gute. Außer den Prämienreſerven noch bedeutende, beſondere Sicherheitsfonds

Rentenversicherung.

Ueber 2½ Millionen Mark verſicherte Jahresrente.

Für Männer und Frauen gesonderte Rententarife auf neuesten Grundlagen.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Verſicherten oder bis zum Tode des längſt Lebenden von zwei gemeinſchaftlich Verſicherten, ſowie aufgeſchobene, für ſpäteren Bezug beſtimmte Renten.

Hohe Rentenſätze. Alles dividendenberechtigt. Eintrittt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab. Mit Ausnahme der Leibrenten auf das längſte Leben zweier Perſonen können die Verſicherungen auch auf Rückvergütung der Einlagen abzüglich der Bezüge eingegangen werden

Perſonen, welche auf das Erträgnis ihrer Kapitalien angewieſen ſind, haben Gelegenheit, ſich ſichere, bis zu ihrem Ableben fortdauernde und den gewöhnlichen Zinſen gegenüber weſentlich höhere Einkünfte zu verſchaffen.

Nähere Auskunft, Proſpekte und Antragsformulare koſtenfrei durch die Vertreter und durch das Bureau der Anſtalt, Tübingerſtraße Nr. 26 in **Stuttgart.**

SCHÖNE BÜSTE
durch die
"Pilules Orientales"

Gesetzlich geschützt

Das Mädchen mit schwacher Büste, die Frau, deren Brust ungenügend entwickelt ist, und diejenige, bei welcher die Brust ganz verschwunden oder im Verschwinden begriffen ist, allen wird der Gebrauch der "**Pilules Orientales**" wolthun. Diese Pillen besitzen in der That die Eigenschaft, den Busen zu entwickeln oder wiederherzustellen, die Muskeln zu festigen und die hervorspringenden Knochen der Schultern zurücktreten zu lassen, indem sie der ganzen Büste eine graziöse Fülle verleihen. ohne eine starke Taille zu verursachen. Kräftigend und appetiterregend, von ärzlichen Autoritäten empfohlen, sind sie **der Gesundheit**

nur zuträglich.

Die Kur dauert ungefähr zwei Monate und ist leicht zu befolgen und von anhaltender Wirkung. — Die Schachteln der "**Pilules Orientales**" müssen den Namen des Herstellers, J. RATIÉ, Apotheker in Paris, sowie den Stempel der "Union des Fabricants" tragen. Man verwechsele sie nicht mit sogenannten ähnlichen Produkten: sie allein sind weltberühmt und keine anderen kommen ihnen gleich.

BRIEFAUSZUEGE

Frl. Margarete R. in Berlin. — Obgleich sehr wohl beleibt, hatte doch meine Brust sehr abgenommen. Dank Ihren Pillen ist ihr ihre frühere Fülle und Festigkeit zürückgekommen. Ich bin sehr befriedigt.

Frl. Berta P. in Mailand. — Ich muss Ihnen gratulieren zu dem guten Resultat, das bei mir in 6 Wochen durch Ihre "**Pilules Orientales**" erzielt wurde Früher blass und blutarm, bin ich jetzt in voller Gesundheit, und hat sich meine Brust auch recht entwickelt.

Frau Marcelle B. in Wien. — Ich bin höchst erfreut über Ihre "**Pilules Orientales**" meine Büste, welche infolge einer Niederkunft verschwunden war, stellt sich ganz wieder ein.

Flacon mit Notiz M. 5.30. — Gegen Nachnahme M. 5.50

Apotheke **J. RATIÉ, 5,** Passage Verdeau, **PARIS** (IXe).

Dépot in **BERLIN** : **B. HADRA,** Apotheker, Spandauerstrasse, **77.** — Depot für Oesterr.Ungarn in **BUDAPEST** : **J.-V. Török,** Apoth., Königsgasse, **12.**

Musikinstrumente
aller Art in vorzüglichſter Qualität bei billigſter Berechnung.
Ernſt Reinh. Voigt,
Markneukirchen Nr. 514.
Kataloge gratis.

Herzogl. Baugewerkschule
Sr.-Unt. 11. April. **Holzminden.** Wr.-Unt. 31. Oktob.
verbunden mit Maschinenbauschule,
Verpflegungsanst. Dir.: L. Haarmann.

Vorbereitung
für Reifeprüfung (auch für Aeltere!), Prima-Examen, Fähnrichs-, Seekadetten- u. Einj.-Prüfung, ſow. für alle Klaſſen höherer Schulen ꝛc. in **Dr. Schuſters** Privatinſtit. zu **Leipzig,** Sidonienſtraße 59, am Floßplatz.
Proſpekt frei.

Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre „Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete der Heilung sämtlicher Gemüts- und **Nerven**leiden“, wie Nervosität, Schwermut, Schlaflosigk., Angstgefühl, Schwindelanfälle, nervöse Kopfschmerzen, Gehirnschwäche, Epilepsie. Gegen Einsendg. von 20 Pf. in Briefm. franko zu beziehen durch **Apotheker Bässgen in Büsingen a. Rh.** 156 (Baden).

Cannstatter
Misch-Knetmaschinen-u. Dampf-Backofen-Fabrik

Werner & Pfleiderer

Eingetragene WP Schutz Marke
Knet & Misch-Flügel

103 höchste Auszeichnungen. Patente überall.

Cannstatt (Württbg.), London, Berlin * Wien * Paris * Moskau Saginaw U.S.A.

Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders

Ludwigs-Apotheke zu **München.**

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

Städtisches höheres technisches Institut zu Cöthen (Anhalt).

Abteilungen für Maschinenbau, Elektrotechnik, technische Chemie und Hüttenwesen. Keramik, Ziegelei- und Gastechnik.

Beginn der Vorträge und Übungen am **26. April 1904.**

Beginn der Immatrikulationen am **20. April 1904.**

Meldungen und Anfragen sind an das Sekretariat des Städtischen höheren technischen Instituts zu richten, woher auch Studienpläne und Programme kostenlos zu beziehen sind.

Cöthen, den 5. Februar 1904.

Der Magistrat. Schulz, Oberbürgermeister

Der Direktor. Dr. Foehr, Diplom-Ingenieur.

Gewerbe-**Akademie**, Friedberg i/H.
bei Frankfurt a.M.

Neu projektirtes Studien-Gebäude

Polytechnisches Jnstitut
für Maschinen; Electro- und Bau-Jngenieure, sowie für Architekten.

Semesterbeginn: Mitte April u. Ende Oktober. – Programm durch das Sekretariat.

Negergarn

ist das beste baumwollene

Strickgarn, Häkel- und Stickgarn.

Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.

MARQUE DE FABRIQUE
Canfield

Canfield Schweissblatt.

Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.

Unübertreffl. Schutzmittel für jed. Kleid.

Canfield Rubber Co.,
Hamburg, Grosse Bleichen 16.

☞ Nur echt mit unserer Schutzmarke **„Canfield“.** ☜

Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigefügt.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

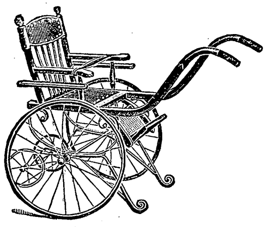
Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

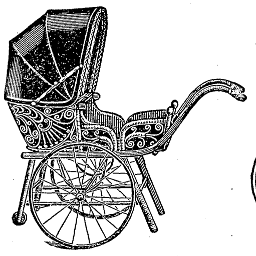
Abteilung: Kinderwagen und Kindermöbel.

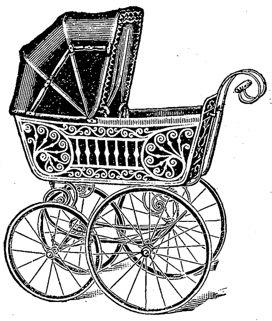
Nichtgefallende Waren
werden
bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

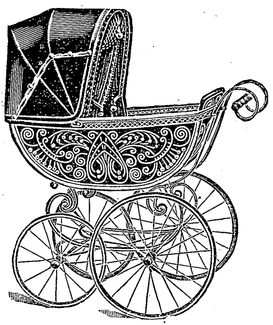
Kinder-Möbel
aus gutem Hartholz.

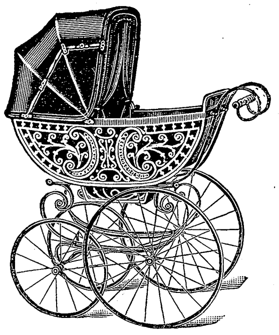
Kinder-Stühle
hoch und niedrig verstellbar.

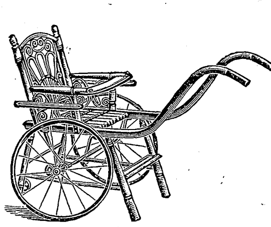

Nr. 1186.

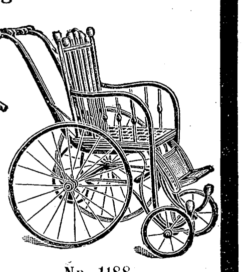

Nr. 1163.


Nr. 1171.


Nr. 1168.


Nr. 1173.


Nr. 1182.


Nr. 1188.

Nr. 1163. **Kinder-Sportwagen,** als Sitz- und Liegewagen zu benutzen, für 1 Kind, mit Ledertuch ausgeschlagen, hell lackiert, Verdeck, Stahlräder, russischgrüne Garnierung, mit Sitzpolster und Sicherheitsgurt . . . . M. 24.—.

Nr. 1168. **Luxuswagen,** moderne Form, feiner Rohrkorb, hell lackiert, mit Ledertuch ausgeschlagen, beigefarbene Gardinen und Garnierung, Stahlräder mit vernickelten Kapseln, Klappverdeck, Porzellangriff . . . . M. 33.—.

Nr. 1171. **Englische Form,** feiner moderner Rohrkorb mit Verzierungen, hell lackiert, mit Ledertuch ausgeschlagen, bordeauxrote Gardinen und Garnierung, Stahlräder mit vernickelten Kapseln, Klappverdeck, Porzellangriff . . . . M. 37.50.

Nr. 1173. **Luxuswagen,** sehr eleganter, fein verzierter Rohrkorb, hell lackiert, m. Ledertuch ausgeschlag., rohrgelbe Gardin. u. Garnierung. Stahlräd. m. vernick. Kapseln, Klappverdeck, Porzellangr. M. 43.—.

Nr. 1182. **Kinder-Sportwagen** für 1 Kind, Buchenholz mit Geflecht, 50 Cm. hohe bronzierte Metallräder, Schutzbrett mit Sicherheitsverschluss, rosafarben lackiert, mit verstellbaren Beinstützen . . M 11.50.

Nr. 1186. **Kinder-Sportwagen** für 1 Kind, Buchenholz, Sitz und Rückenlehne fein gepolstert, Lederschutzriemen, zinnplattiertes Federgestell, 55 Cm. hohe bronzierte Metallräder, verstellbare Beinstütze, fein rohrgelb lackiert . . . . M. 18.50.

Nr. 1188. **Promenaden-Wagen** für 1 Kind, Buchenholz, Sitz mit Rohrgeflecht, Schutzriemen, Federgestell, 55 und 20 Cm. hohe Metallräder, verstellbare Beinstütze und Fussbrett, fein rohrgelb lackiert . . . . M. 19.75.

Unsern mit ca. 5000 Abbildungen ausgestatteten Hauptkatalog versenden wir unberechnet und portofrei.

DER ABFÜHRENDE THEE CHAMBARD

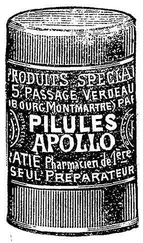
ist das angenehmste und das beste mittel

gegen VERSTOPFUNG

HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN

Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark "**DER CENTAUR**" *wie nebenstehend Reproduzirt trægt.*

Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel : **1 MARK.**
GENERAL-DEPÔT : **ZAHN & SEEGER**, Hirsch-Apotheke, **Stuttgart.**



KORPULENZ FETTLEIBIGKEIT

Wer beginnt stark zu verden und wer schon fettleibig ist, der magert ohne Fehl durch den Gebrauch der " PILULES APOLLO ".

Man Magert Sicher

Die übermässige Korperfülle und die Fettleibigkeit widerstehen nicht dieser Behandlung, die, mild und doch wirksam, die Fettansammlung zerstört und die Gesundheit kräftigt, indem sie den Stoffwechsel anregt.

Keine Herzreaction

Die PILLEN APOLLO, aus pflanzlichen Stoffen bestehend (Vesiculosin), haben eine sozusagen schmelzende und entfettende Wirkung und üben keine nachteiligen Einflüsse auf das Herz aus, wie andere Erzeugnisse.

Anhaltende Wirkung

Sie sind dem Manne, dem sie die Beweglickeit und die Kraft zurückgeben, ebenso zuträglich wie der Frau, für die sie ein sicheres Mittel zur Wiedererlangung der schlanken, eleganten Körperform bedeuten.

Die Kur ist leicht zu befolgen und erzeugt ein anhaltendes Resultat.

Die Flasche mit Gebrauchsanweisung Mk. 5.30 franko; gegen Nachnahme Mk. 5.50. Man wende sich an : **J. RATIÉ**, apotheker, 5, passage **Verdeau, PARIS**, oder an seine Niederlage : Apotheke **zum Weissen Schwan, BERLIN**, Spandauerstrasse, 77. Für Osterr-Ungarn. Allein-Depot. Apotheke J. V. Török, Budapest, Königsgasse, 12.

Franz Christoph
Berlin N.W.
F.C.

Franz Christoph's Fussboden-Glanzlack

in gelbbraun, mahagoni, nussbaum eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meiſten Städten, ſonſt direkter Verſandt. **Poſtkolli,** ausreichend zum Anſtrich zweier Zimmer **à 9 Mk. 50 Pfg.** franko ganz Deutſchland. Farbenmuſter und jede weitere Auskunft bereitwilligſt durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelſtraße 11.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben. Belohnungen: **Hunderttauſend Francs, ſilb. u. gold. Medaillen u. hors concours.** Auskunft gratis u. franko. **Man ſchreibe an Dr. Cléry,** 53 Boulevard St. Martin, **Paris.**

Altes Tragen
Asbest-Sohle

Schützet Eure Füsse!
Hühneraugen, Beulen, Nässe, Kälte, Fussschweiss, Sohlenbrennen beseitigen Dr. Högyes **Patent-Asbestsohlen** p. Paar 70 ₰, ℳ 1.—, ℳ 2.—, Asbestschweissblätter ℳ 1.—Nachnahme-Versandt. Vor Nachahmgen. gewarnt! Centrale: **Wien I.,** Dominikanerbastei 21. Wiederverk. hoh. Rab. Prosp. grt.

Bildschön

iſt ein zartes, reines **Geſicht,** roſiges, jugendfriſches **Ausſehen,** weiße, ſammetweiche **Haut** und blendend ſchöner **Teint.** Alles dies erzeugt:

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul
echte Schutzmarke: Steckenpferd
à St. 50 Pfg. in allen **Apotheken, Drogen-, Parfüm.- u. Seifen-Geſchäften.**

Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart.

Das Haar.

Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege.

Von **Dr. J. Pohl.**

5. Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Photograph. Apparate

Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrierte Preisliste kostenfrei.

G. Rüdenberg jun. Hannover.

Jede Mutter weiss

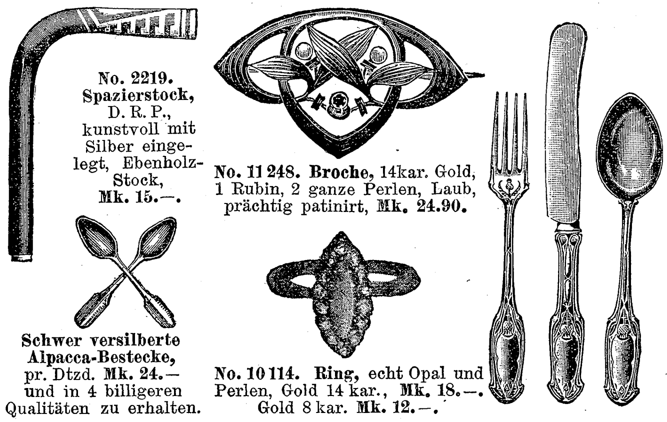
wie ſchwer es iſt, bei ſparſamer Küche unſeren lieben Kleinen eine Auswahl guter und nahrhafter Kinderſpeiſen zu geben. Die vielen Rezepte mit koſtſpieligen Zutaten eignen ſich nicht immer für den zarten Kindermagen. Brown & Polſon, Berlin C. 2, dagegen bieten in ihrem A-Büchlein für warme Mondamingerichte eine gute Auswahl einfacher Rezepte für nahrhafte und doch gern gegeſſene Speiſen. Man ſchreibe ſofort darum und verlange das A-Büchlein Abt. H. U. 1.

ges. geschützt **Mondamin**

Mondamin überall erhältlich in Pak. à 60, 30 u. 15 Pfg.

Gebr. Stark, Pforzheim Bez. 53.

Langjährige Lieferanten Hunderter adeliger und fürstlicher Häuser, empfehlen ihre hochmoderne letzte Neuheiten aller Arten goldener und silberner Schmucksachen, sowie echt silberner und garantiert schwer versilberter Bestecke, Tafelgeräte, Luxuswaren etc. zu allerbilligsten Preisen.



No. 2219. Spazierstock, D. R. P., kunstvoll mit Silber eingelegt, Ebenholz-Stock, **Mk. 15.—.**

No. 11 248. Broche, 14kar. Gold, 1 Rubin, 2 ganze Perlen, Laub, prächtig patinirt, **Mk. 24.90.**

Schwer versilberte Alpacca-Bestecke, pr. Dtzd. **Mk. 24.—** und in 4 billigeren Qualitäten zu erhalten.

No. 10 114. Ring, echt Opal und Perlen, Gold 14 kar., **Mk. 18.—.** Gold 8 kar. **Mk. 12.—.**

No. 22/2500. Silber 800/1000, 12 Gabeln oder Löffel, gramm. 850, **Mk. 90.** 12 Messer, gramm. 280, **Mk. 50.**

Nur tadellose Arbeit unter Garantie für Feingehalt. — Alte Schmucksachen arbeiten wir zu modernsten Stücken und nehmen Gold, Silber und Edelsteine in Zahlung. ═══ Kataloge an Jedermann gratis und franko. ═══

Dr. med. Paul Köhler's Sanatorium Bad-Elster

(Albertparkvilla).
Idyllische Lage; mildes Klima;
Höchster Komfort;
Somm. u. Wint. geöffnet.

- für **Erholungsbedürftige und Blutarme;**
- **Rheumatismus, Gicht;** sonstige **Knochen- und Gelenkleiden** (Entzündungen, Versteifungen, Verkrümmungen);
- **Nervenschwäche, Neuralgien** (Ischias), **Tabes, Lähmungen;**
- Anwendung der natürlichen **Trink- und Badequellen** (alkalisch-salinische Eisensäuerlinge, Glaubersalzquelle, Eisenmoorbäder):
- Wasser- und **Lichtheilverfahren; Elektrizität, Massage;**
- Heilgymnastik nach **Dr. Zander; orthopädische Maßnahmen** (Rückgratsverkrümmungen etc.); **Diät.**

Bes. Abteil. f. Kinder. Prosp. a. Wunsch.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

Dr. Kiefel

1904. Heft 13

Preis 60 Pf.

Über Land und Meer

P. Schnorr.
D.V.A.X.A.

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

1904. XIII. Alle 14 Tage erſcheint ein Heft Gesamtpreis 15 M. 60 Pf. Jährlich 26 Hefte

27. März 1904.

Inhalt des dreizehnten Heftes

Text:

Seite
Sylvia. Roman von Emmi Lewald (E. Roland) 559
Emmi Lewald, Verfaſſerin unſers Romans „Sylvia“. Mit Porträt 562
Neue Münchner Architektur. Von E. N. Pascent. Mit zwölf Abbildungen . . . 563
Georg Waltenberger, der Maler unſers Reichstagsbildes. Mit Porträt 568
Das ſchlafende Heer. Roman von C. Viebig (Schluß) 568
Alte Sterne. Gedicht von Fritz Erdner 570
Vom Hering und Heringsfang. Von C. Lund. Mit neun Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen 571
Künſtleriſches Spielzeug. Mit vier Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen . . 573
Notizblätter. Mit drei Abbildungen 574
Briefmappe. — Aus Induſtrie und Gewerbe. — Rätſel.
Sylvia. Roman von Emmi Lewald (E. Roland) Fortſetzung 579

Seite
Die Ermordung des Herzogs von Enghien am 21. März 1804. Von Prof. Dr. Karl Theodor von Heigel. Mit einem Porträt und zwei Abbildungen . . 583
Die Muſik im Bilde. Von Prof. Dr. Oscar Bie. Mit zehn Abbildungen . . . 585
Fritz Auguſt von Kaulbach 588
Neue Gedichte. Von Chriſtian Morgenſtern 588
Der Obriſt. Eine Geſchichte von Auguſt Sperl. Mit dem Porträt des Verfaſſers . 589
Nationale Verkehrsmittel in Japan. Von Dr. Carl Wiegand. Mit ſieben Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen 591
Die Fernphotographie. Von Ed. Klam=München. Mit fünf Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen 593
Notizblätter. Mit Porträt und drei Abbildungen 594
Literatur. — Briefmappe. — Rätſel. — Schachbriefwechſel. — Aus Induſtrie und Gewerbe.

Illuſtrationen:

Seite
Frieſiſches Mädchen. Studie von Otto H. Engel 559
Chriſtus in Bethanien. Nach dem Gemälde von Eugène Burnand 566. 567
Graf Bülow ſpricht im Reichstag. Nach dem Gemälde von Georg Waltenberger 569
Angriff japaniſcher Torpedoboote auf die ruſſiſche Flotte im Hafen von Port Arthur. Nach Berichten von Augenzeugen gezeichnet von Alex. Kircher. Mit Text . 575

Seite
Raſt auf der Düne. Nach dem Gemälde von Hans von Bartels 579
Sonnenblumen. Nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach (Text S. 588) . . . 581
Ihrer Mutter Stimme. Nach dem Gemälde von W. Q. Orchardſon 587
Von den Ausſtellungsbauten in St. Louis 595

Deutſche Verlags=Anſtalt in Stuttgart.

Tauſend=Bilder=Bibel

Die Heilige Schrift Alten und Neuen Teſtaments

2 Bände. 1559 Seiten Lexikon=Oktav. Mit 1015 Bildern, worunter die hervorragendſten Meiſterwerke der chriſtlichen Kunſt.

Verdeutſcht von D. Martin Luther

Raffael. „Weide meine Schafe.“ Joh. 21, 16. Illuſtrationsprobe aus dem Werk.

a) Ausgabe auf gewöhnlichem Illuſtrationspapier:

gebunden in 2 Bände in ſchwarzer Leinwand mit Goldſchnitt . . . . M. 23.—
gebunden in 2 Bände in ſchwarzem Leder mit Goldſchnitt . . . . M. 26.—
gebunden in 1 Band in ſchwarzer Leinwand mit Goldſchnitt . . . . M. 21.—
gebunden in 1 Band in ſchwarzem Leder mit Goldſchnitt . . . . M. 23.50

Dieſe Ausgabe kann auch in 40 Lieferungen à 40 Pfennig in beliebigen Zwiſchenräumen bezogen werden.

b) Ausgabe auf Kunſtdruckpapier:

gebunden in 1 Band in Kalbleder mit Goldſchnitt M. 30.—
gebunden in 2 Bände in Leinwand mit Goldſchnitt M. 30.—

Dieſe Ausgabe kann nur vollſtändig gebunden, nicht aber in Lieferungen, bezogen werden.

Oberkonſiſtorialrat Dr. Karl Weigelt in Breslau urteilt über die Tauſend=Bilder=Bibel: „Das in trefflicher Weiſe durchgeführte Werk kann

für Feſtgeſchenke, Konfirmationsgaben

u. ſ. w. zu dem für die überaus reiche Gabe außerordentlich billigen Preiſe beſonders warm empfohlen werden.“

Neues aus aller Welt

In einem japaniſchen Reſtaurant

„In Tokio,“ berichtet Karl Pindor in der Wiener N. Fr. Preſſe, „ging ich mit meinem Führer zu Mittag in ein japaniſches Reſtaurant, in das ſich wohl ſelten ein Europäer verirrt. Es war ſogar einſtöckig, und wir bekamen ein ‚Chambre separée‘ im erſten Stock. Eine Wand wurde einfach zur Seite geſchoben, und vor unſern Augen lag Tokio mit ſeinen herrlichen Parks und den im Sonnenſchein glänzenden, ſtilvollen Tempeln und Pagoden. In der Mitte des Zimmers ſtand ein japaniſches Tiſchchen, etwa einen Dezimeter hoch. Wir hockten uns vor dieſer Tafel auf die Knie nieder und ließen es uns ſchmecken. Es war alles ſehr nett und recht gut, und die Bedienung, wie ſie ein Paſcha nicht beſſer haben kann. Ein niedliches kleines Mädchen warf ſich, als wir eintraten, auf die Knie und machte eine tiefe, tiefe Verbeugung. Dann führte ſie uns zu unſerm Tiſch, brachte zwei Holzkohlenbecken und kochte uns das Mahl vor unſern Augen. Es beſtand aus Huhn, Reis, Gemüſe, dazu Tee und Sake (Reiswein). Natürlich mußte ich mit den Eßſtäbchen ſpeiſen, was ſehr die Heiterkeit unſrer kleinen Kellnerin erregte, die uns während des Mahles Geſellſchaft leiſtete, indem ſie an einem Ende des Tiſchchens hockte. Jedesmal, wenn der Führer zu ihr ſprach, machte ſie eine ſchöne Verbeugung und gab dann eine höfliche Antwort. Auch in den europäiſchen Hotels in Japan iſt es allgemein Sitte, daß jeder Gaſt von einem ganz allein für ihn beſtimmten kleinen Mädchen bedient wird, was den erfreulichen Effekt hat, daß man im Speiſeſaal gar keine mürriſchen Mienen ſieht und daß ſelbſt die verwöhnteſten alten Gourmands ſich in einer rührend verſöhnlichen und nachſichtigen Stimmung befinden.“

Die Parfüms der Herrſcherinnen

Wie ein engliſches Blatt zu melden weiß, iſt Königin Alexandra von England verſchwenderiſch im Gebrauch von Wohlgerüchen, und Seifen und duftende Schönheitswaſſer werden in großer Mannigfaltigkeit für ſie fabriziert. Das Parfüm, das die Königin ſtets bevorzugt, iſt eine Miſchung von Blumendüften. Das Geheimnis ſeiner Herſtellung iſt im Beſitze eines Pariſer Parfümfabrikanten; der Wohlgeruch heißt Coeur de Jeanette. Es iſt eine große Gunſtbezeugung, wenn die Königin von dieſem Wohlgeruch verſchenkt, da ſie ſehr darauf bedacht iſt, dieſe Sorte für ſich zu bewahren und zu verhindern, daß ſie allgemein verbreitet wird. Das Parfüm koſtet ungefähr 66 Mark das halbe Liter, was im Verhältnis zu andern Wohlgerüchen keineswegs koſtſpielig iſt. Die Zarin bevorzugt eine beſondere Veilcheneſſenz von friſchen Parmaveilchen, während ſie früher Jonquillen- und Jasminextrakte beſonders liebte, die von einem ruſſiſchen Chemiker für ſie angefertigt wurden. Die Königin von Holland kann keinerlei Art des Wohlgeruchs, mit Ausnahme von Eau de Cologne, vertragen.

Vom koreaniſchen Kaiſerhofe

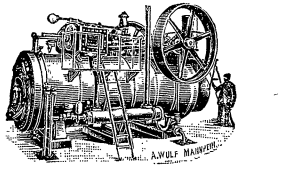
Die Formalitäten des Hofzeremoniells legen jedes Tun und Laſſen des Kaiſers Yi höng in ſtrenge traditionelle Feſſeln. Nach E. v. Heſſe-Wartegg muß ſich der Herrſcher ſelbſt im Eſſen und Trinken an die alten Traditionen halten, die von China nach Korea herübergekommen ſind, denn China ſetzte allen ſeinen Nachbarvölkern das leuchtende Beiſpiel. „Was der Kaiſer ißt und trinkt, ſind Hof- und Staatsaffären, die in der Staatszeitung bei einzelnen Speiſen beſonders verkündet werden. So z. B. hat der Kaiſer allein in Korea das Recht, Kuhmilch zu trinken, ſelbſt Kinder dürfen es nicht tun, bleiben dafür aber auch jahrelang am Born der Natur. Ich habe ſelbſt kräftige Bengel im Alter von vielleicht ſechs Jahren noch an der Mutterbruſt liegen ſehen, acht Jahre ſpäter aber durften ſie ſchon heiraten!“

Neue zoologiſche Entdeckungen

Eine neue Antilopenart iſt in der Umgebung des Kweroſees im nördlichen Rhodeſia entdeckt worden. Das erſte erlegte Exemplar war, als es in die Hände eines Sachverſtändigen gelangte, nicht mehr ganz vollſtändig, und es konnte daher nur vermutet werden, daß das Tier zur Antilopengattung Cobus gehörte. Vorläufig wurde die neue Art nach ihrem Entdecker Cobus Smithemani benannt. Ganz neuerdings ſind einige mehr vollſtändige Exemplare unterſucht worden und haben die vermutete Zugehörigkeit beſtätigt. — Eine andre zoologiſche Nachricht beweiſt, daß es doch noch Leute gibt, die ſich über die Entdeckung von Flöhen freuen. Der Naturforſcher Rothſchild, bekannt als Beſitzer der größten Flohſammlung, hat jüngſt vier neue Arten von Flöhen wiſſenſchaftlich beſchrieben, die auf ägyptiſchen Nagetieren gefunden worden waren. Außerdem hat derſelbe Forſcher noch weitere Floharten als neu feſtgeſtellt und die eine davon „zu Ehren“ des Sammlers Thomas nach dieſem benannt. Man ſieht, es kommt alles auf die Form an. Nicht jeder würde es als eine Ehrung empfinden, wenn ein Floh nach ihm benannt würde. Dem Naturforſcher aber gilt jedes Tier gleich.

Brieftauben als Krankenboten

Amerikaniſche Aerzte haben in neuer Zeit die Brieftauben oder auch gewöhnliche Haustauben, die ſich einige Meilen (engl.) weit ebenſo ſicher wieder nach Hauſe finden, als Krankenboten nutzbar gemacht. Der Arzt Dr. Philipp Arnold in Eliſabeth (Illinois) nimmt bei Beſuchen über Land in einige Entfernung immer Tauben mit. Am nächſten Morgen gegen acht Uhr wird die erſte Taube in Freiheit geſetzt und überbringt in kurzer Meldung dem Arzt das, was ihm zur Beurteilung des Zuſtandes von Wichtigkeit iſt: Temperatur, Puls, Schlaf. Trotz aller Kürze iſt er durch die Mitteilung ſo weit über das Befinden ſeines Kranken unterrichtet, daß er beurteilen kann, ob er an demſelben Tage noch einen Beſuch machen muß oder nicht. Auch die umgekehrten Fälle haben ſich Aerzte zunutze gemacht, indem ſie ſich von Kranken Tauben mit nach Hauſe nahmen und dieſe, wenn die Tauben des Arztes am nächſten Morgen ſchlechte Botſchaft brachten, verſehen mit den nötigen Verhaltungsmaßregeln nach der Wohnung des Kranken ſteigen ließen.



Maschinenfabrik „Badenia“
vorm. Wm. Platz Söhne, A.-G.,
Weinheim (Baden),
empfehlen unter Garantie für vorzüglichste Leistung und geringsten Kohlenverbrauch
Lokomobilen bis 300 Pferdekräfte.
Kataloge und Referenzen zu Diensten.

Einbändige Klaſſiker-Ausgaben
Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Elegant in Leinen gebunden

Goethes Werke (1304 Seiten) . . M. 4.—
Grillparzers Werke (856 Seiten) M. 3.—
Hauffs Werke (864 Seiten) . . . M. 3.—
Heines Werke (1056 Seiten) . . . M. 3.—
Körners Werke (463 Seiten) . . . M. 2.—
Lenaus Werke (397 Seiten) . . . M. 2.—
Leſſings Werke (901 Seiten) . . . M. 3.—
Schillers Werke (959 Seiten) . . M. 3.—
Shakeſpeares Werke (955 Seiten) M. 3.—
Uhlands Werke (1139 Seiten) . . M. 4.—

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Für die Oſterferien!
Ferien-Bilderbuch
von Über Land und Meer.
Mit 150 Abbildungen von L. Wain. Kartoniert M. 1.50

„Dieſe neueſte Idee, den Kindern in den vielen Mußeſtunden der Ferien eine ergötzliche Unterhaltung zu bieten, hat hier eine hübſche Ausführung gefunden. Meiſtens ſind es Tiergeſchichten, die auf die Phantaſie der Kleinen ja ſtets anregend wirken, welche dem Buche den weſentlichen Inhalt geben. Die Illuſtrationen ſind ſehr amüſant.
Berliner Tageblatt.

Werke von Wilhelm Buſch:

Hans Huckebein,
der Unglücksrabe.
Das Puſterohr. — Das Bad am Samstag Abend.
Quart-Ausgabe. 34. Auflage.
Mit ſchwarzen Abbildungen kart. M. 3.—
Mit kolorierten Abbildungen kart. M. 4.—
Oktav-Ausgabe. 6.—10. Tauſend.
Geh. M. 2.50, kart. M. 3.—

Die
kühne Müllerstochter.
Der Schreihals. — Die Priſe.
Quart-Ausgabe. 17. Auflage.
Mit ſchwarzen Abbildungen kart. M. 2.—
Mit kolorierten Abbildungen kart. M. 3.—
Oktav-Ausgabe. 4.—6. Tauſend.
Geh. M. 1.50, kart. M. 2.—

Oſterfeſt- und Konfirmationsgeſchenkbücher

aus der Deutſchen Verlags-Anſtalt, Stuttgart

In den meiſten Buchhandlungen vorrätig oder durch deren Vermittlung in kürzeſter Zeit zu beziehen

Klaſſiker der Kunſt in Geſamtausgaben:

I. Band:

Raffael. Des Meiſters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit einer biographiſchen Einleitung. Geb. M. 5.—

II. Band:

Rembrandt. Des Meiſters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biographiſchen Einleitung. Geb. M. 8.—

„Die Reproduktion der Bilder iſt tadellos, die ſonſtige Ausſtattung höchſt vornehm, und ſo kann dem Unternehmen nur angelegentlich die warme Aufnahme gewünſcht werden, die es tatſächlich verdient. Mit den folgenden Bänden wird hier eine Galerie entſtehen, die zu beſitzen das Ziel hoher Wünſche, aber auch ſtolzer Freude ſein muß.“ Augsburger Abendzeitung.

„Die Bände gehören zu den vornehmſten Geſchenkwerken künſtleriſchen Inhalts, die zum Feſte des Gebens hervorgetreten ſind.“ Voſſiſche Zeitung, Berlin.

Naturwiſſenſchaft und Technik

in gemeinverſtändlichen Einzeldarſtellungen:

I. Band:

Prof. **Leopold Pfaundler,** Die Phyſik des täglichen Lebens. Gemeinverſtändlich dargeſtellt. Mit 464 Abbildungen. Geb. M. 7.50

„Ein Buch, das eine Fülle des Lebens enthält und durch ſeine ſchöne Tatſächlichkeit das Intereſſe des Leſenden von Seite zu Seite fortſchreitend feſſelt.“ Allgemeine Zeitung, München.

II. Band:

Otto Jentſch, kaiſerl. Oberpoſtinſpektor, Unter dem Zeichen des Verkehrs. Mit 180 Abbildungen. Geb. M. 5.—

„Nicht nur ſeiner leicht lesbaren Schreibweiſe, ſcharfen Illuſtrationen, ſondern vor Allem ſeines lehrreichen Inhalts wegen ſehr zu empfehlen, beſonders als Geſchenkwerk.“ Monatsſchrift für Handel, Induſtrie und Schiffahrt, Halberſtadt.

Eugène Borel

Album lyrique de la France moderne. Avec 31 portraits. 9. Auflage. Geb. M. 7.—

„Eine mit umfaſſender Sachkenntnis getroffene Auswahl des Beſten und Eigenartigſten, das die franzöſiſche Lyrik hervorgebracht hat.“ Hamburger Nachrichten.

Ferdinand Freiligrath

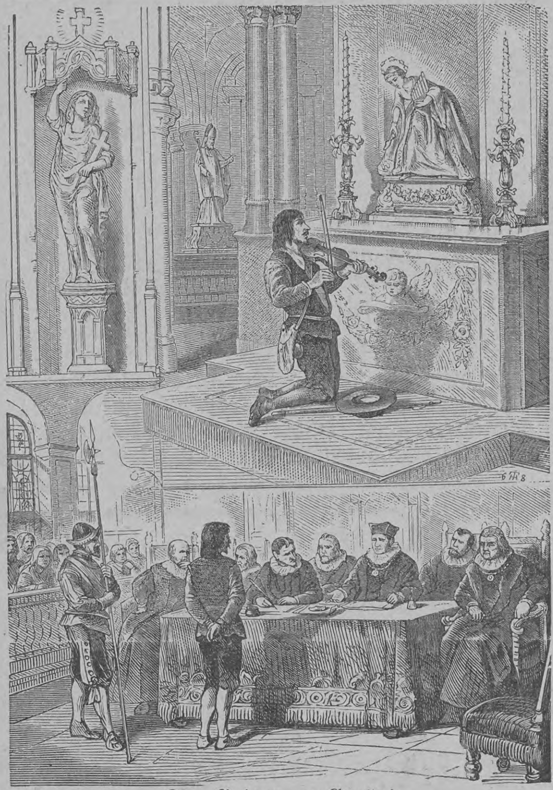
The Rose, Thistle and Shamrock. A Book of English poetry, chiefly modern. With numerous illustrations. 7. Aufl. Geb. M. 7.—

„Mit feinem Geſchmack ſind die ſchönſten Perlen der engliſchen Dichtkunſt ausgewählt. Für heranwachſende Töchter als Feſtgeſchenk warm zu empfehlen.“ Preuß. Lehrerzeitung, Spandau.

Georg Scherer

Deutſcher Dichterwald. Lyriſche Anthologie. Mit zahlreichen Porträts, ſchwarzen und mehrfarbigen Illuſtrationen. 20. Auflage. Geb. M. 7.—

„Ein literariſch wertvolles Buch. Ich ſtehe nicht an, ſie (die Scherer’ſche Anthologie) für die beſte aller vorhandenen zu erklären.“ Die Zeit, Wien.


Th. Hoſemann Der Geiger zu Gmünd
Illuſtrationsprobe aus „Deutſcher Dichterwald“

Tony Schumacher

Vom Schulmädel bis zur Großmutter. Plaudereien. 3. Auflage.
In Leinwand geb. M. 4.—, in Seide geb. M. 5.—

„Die wunderhübſchen Plaudereien ſchildern mit herzigem Humor Schulmädel und Backfiſch, Liebes- und Brautleben, Eheluſt und Eheleid und führen ſchließlich auch in des Lebens Abendröte, in Großmutters Stübchen. Ein Büchlein voll Schalkheit und Innigkeit, voll Ernſt und Poeſie.“ Der Bazar, Berlin.

Tony Schumacher

Spaziergänge ins Alltagsleben. Plaudereien. 3. Auflage. Geb. M. 4.—

„Ein Brevier modernen weiblichen Weltverſtandes, nützlich und leſenswert genug, um rückhaltlos freundliche Empfehlung zu verdienen.“ Neue Freie Preſſe, Wien.

Tony Schumacher

Ueberleg’s! Plaudereien. 3. Auflage. Geb. M. 4.—

„Ein wunderhübſches Plauderbuch. Es ſtecken eine Fülle humoriſtiſcher und fein pſychologiſcher Züge in dieſem Buche, dann aber wieder viel ernſthaft Geiſtreiches, niemals aber lehrhaft Unterrichtendes. Der Bazar, Berlin.

Lewis Wallace, Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Chriſti.
Ausgabe in 2 Bänden: 16. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—
Volksausgabe in einem Band: 91. Auflage. Einfach geb. M. 2.—, in Geſchenkband M. 3.—
Illuſtrierte Ausgabe: 2. Auflage. Mit 170 Illuſtrationen von Ant. C. Baworowski. In Prachteinband M. 12.50

„Der Roman iſt ein Kunſtwerk von vollendeter Schönheit und ſo edel und rein geſchrieben, daß er auch der Jugend als Lektüre warm empfohlen werden kann.“ Allgemeine Modenzeitung, Leipzig.

„Dieſe Erzählung verdient die Krone unter allen Werken der Romanliteratur; das Buch iſt feſſelnd, belehrend, erbauend.“ Literariſche Rundſchau, Freiburg i. Br.

Auguſt Sperl, Hans Georg Portner. Eine alte Geſchichte. 5. Auflage. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—

„Ein wirklich meiſterhaftes Werk! Ueber dem Ganzen weht der Zauber der Poeſie, den nur ein Dichter zu ſchaffen verſteht.“ Münchner Neueſte Nachrichten.

Auguſt Sperl, So war’s! Ernſt und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50

„Zur Familienlektüre hervorragend geeignet. Die neue Gabe Sperls wird ſeinen Freunden hochwillkommen ſein.“ Korreſpondenzblatt für die evangel.-lutheriſche Geiſtlichkeit, Ansbach.

Aus der Töchterschule ins Leben
P.S.
Verkleinerte Abbildung des Einbandes.

Amalie Baiſch, Aus der Töchterſchule ins Leben. Ein allſeitiger Berater für die jungen Mädchen. 11. Auflage. Geb. M. 6.—

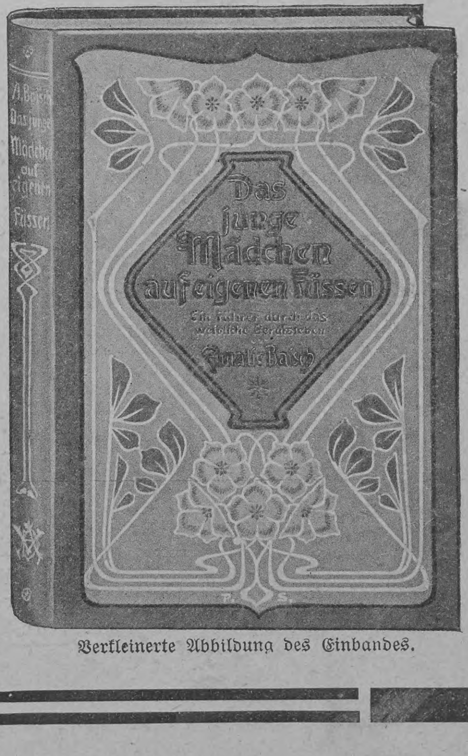
„In reicher Ausſtattung ein Werkchen voll belehrender, nützlicher Winke für junge Mädchen … ein praktiſcher Wegweiſer in allen Lebenslagen.“ Wiener Mode.

Amalie Baiſch, Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben. 3. Auflage. Geb. M. 3.—

„Ein Buch, das vielen ſtrebenden Mädchen ein ſorgſamer Ratgeber ſein wird. Gut geſchrieben, gehaltvoll und praktiſch.“ Berliner Tageblatt.

Hauffs Lichtenſtein. Romantiſche Sage. Mit zahlreichen Abbildungen von Carl Häberlin, G. A. Cloß und Walter Zweigle. In Prachteinband M. 4.—

„Das bunt bewegte Leben, welches der Roman vorführt, veranſchaulicht trefflich der reiche gediegene Bilderſchmuck, womit dieſe Ausgabe ausgeſtattet iſt. Sie eignet ſich vorzüglich zu Geſchenkzwecken.“ Kathol. Schulzeitung, Donauwörth.



Verkleinerte Abbildung des Einbandes.

Papier, Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Neckarſtraße 121/123

BOUND IN LIBRARY.
JUN 15 1906

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04642 9158